

Europa.

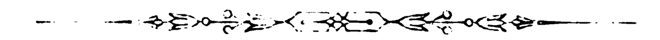
Chronik der gebildeten Welt

für

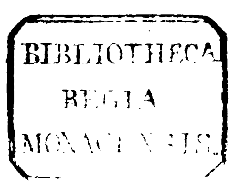
das Jahr

1858.

Herausgegeben von F. G. Kühne.



Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1858.



Inhalt.

I. Größere Aufsätze.

II. Männer der Zeit.

III. Chronik.

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 1. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 2. Januar.

Inhalt.

Emanuel Geibel's Brunhild.

— Der geheimnißreiche Schatz der Nibelungen, vom Drachentödter Siegfried erobert und vom grimmen Hagen aus Rache in den Rhein versenkt, hat Jahrhunderte lang in tiefer Vergessenheit für uns geruht und geschlummert; er mußte für unser Volk erst förmlich wieder entdeckt werden und ward dann stückweis der Verborgenheit enthoben. Goethe und Herder lernten das große Nationalepos erst in sehr spätem Lebensalter kennen; für Schiller fiel es gar nicht mehr in den Bereich seiner Interessen, sonst wäre vielleicht in ihm der neue Siegfried erstanden, um diese Gestalten zugleich mit der idealen Symbolik, die ihm eigen war, vollständig dem nationalen Bewußtsein wiederzugeben. An Formen und Anschauungen der Antike hatte sich unsere Litteratur geschult, und die Nibelungenstrophe kam zu spät auf, um mit dem Hexameter einen Weltlauf zu beginnen. Nachdem der Text des alten deutschen Epos festgestellt war, begann mit F. v. Hagen und Lachmann über seine Aechtheit und Compositionsform der harte philologische Streit, ein Streit der noch nicht zu Ende gefochten ist, obschon Adolf Holtzmann mit seinen neuen Conjecturen über Handschriften und Urtext jene Partei sprengte, die auf ihres Meisters Worte hartnäckiger fast wie der Meister selber schwört. Sinn und Gestalten des großen Liedes sind aber auf unsere bildende Kunst fruchtbringend eingedrungen und haben unserer Freskomalerei unter dem Pinsel eines Cornelius, eines Schnorr jene unerbittliche Kraft eingehaucht, die dazu gehört, um nicht blos den Himmel, sondern auch die Hölle zu schildern, und diese Kraft, Hölle zu schildern mit der ganzen Zügellosigkeit entfesselter Leidenschaft, wohnt unseren Nibelungen wie sonst keiner Dichtung inne, selbst kaum der eines Dante und Shakspeare.

Jetzt beginnt die schöpferische Litteratur sich der Nibelungengestalten zu bemächtigen. Sie fürs Drama zu gewinnen, hieße sie mitten in den Brennpunkt der Interessen stellen, denn wenn eine Kunst: die dramatische, die ihre Stoffe zur dreisten Gegenwart macht, ruft schlummernde Mächte der Vergangenheit zu wahrhaftigem Leben auf. Schon Raupach hatte sich für seine Theaterschablone den Niebelungenschatz nicht entgehen lassen, eine Oper von Dorn in Berlin läßt den hörnenen Siegfried und die grause walkyrische Brunhild süße Arien singen. Gleichzeitig aber faßten zwei Dichter bedeutsamen Ranges den Stoff auf, während Wagner in Zürich darauf sinnt, in einer musikalischen Tetralogie den gesammten Schatz der Nibelungen ex fundamento zu heben und zu erschöpfen. Wir müssen dies ungeheuerlichste Wagniß der Zukunftsmusik erwarten, können uns aber von solchem Monstrum nur eine todte Geburt versprechen. Die beiden Dichter, die den Nibelungenhort dramatisch heben wollen, haben Proben ihres kühnen Unternehmens bereits vor einiger Zeit mitgetheilt. Der Kühnheit gebührt jeder Zeit ein Tribut des Dankes. Sollten wir nach der Natur beider Wettkämpfer die Preisertheilung im Voraus andeuten, so müßten wir für Hebbel das Prognostikon günstig stellen; er, wenn Einer, scheut das Ungeheuerste nicht und hat jene Macht und Kraft, jene herbe Unerbittlichkeit, die der Tragödie mitunter geziemt, den Nibelungengestalten aber vor allem eigen ist. Wer hier dem Stoffe gerecht sein will, muß nicht blos Drachen tödten, er muß auch Drachenzähne säen können. Wir haben es jedoch vorläufig nur mit Geibel's Brunhild zu thun, welche nicht auf den Brettern, sondern im Druck, mit der Bezeichnung „eine Tragödie aus der Nibelungensage" erschienen ist. Wir wiederholen, daß es ein allerhöchstes Problem lösen hieße, diesem Stoff dramatische Gestalt abzugewinnen, und zwar nicht blos in einem Drama, das gelesen, sondern gespielt wird. Damit hätten wir den Gewinn, das Geschlecht von heute wieder an den Gorgonenblick der ächten Tragödie zu gewöhnen, — eine Gewöhnung, zu der sich das Zeitalter in Bezug auf Shakspeare nur versteht, wenn eine glänzende Virtuosität der Darstellung das Schreckliche mildert und gleichsam menschenmöglich macht, davon abgesehen, daß Shakspeare zugleich der Dichter ist, uns das Gewöhnlichste bedeutsam, das Ungeheure aber annehmbar und glaublich zu machen. Wozu wir uns als Menschen wie wir sind, nicht verstehen können, das ist im Drama unwahr und todt. Vielleicht lassen selbst wir Kinder von heute uns das Gewagteste gefallen, aber Dichtung und Darstellung müssen es uns so nahe rücken, daß es uns wenigstens verständlich wird. Friedrich Hebbel blieb bisher bei der Bedeutsamkeit seiner Entwürfe, meist in dem Mißverständniß befangen, daß Größe und Ungeheuerlichkeit

identisch seien. Die Größe, die wir menschlich nicht begreifbar finden, bleibt uns fremd. Wird dieser Dichter bei den Nibelungen nun abermals versuchen, uns zu Recken zu machen, um uns zu diesem Stoffe zu erheben? Oder wird er diese Riesen und Recken zu Menschen machen, um sie uns zugänglich zu machen? — Doch wir haben es jetzt nur mit Emanuel Geibel und seiner Brunhild zu thun.

Es war und ist ein richtiger Griff, aus dem weiten und reichen Stoffe des alten Epos die Eifersucht zwischen den beiden Frauen als Gipfelpunkt herauszuheben, sollte und soll es sich darum handeln, einen dramatischen Conflict zu erreichen. König Gunther befiehlt seinem Weibe, dem Manne seiner Schwester freundlich zu sein und Beiden den Besuch zu machen. Chriemhild ist Gunthers Schwester, mithin ist Siegfried, der Mann vom Niederlande, schon um deswillen ihm ebenbürtig. Aber die wilde Nordlandsmaid trug, schon ehe sie Gunthers Braut ward und ihrer Heimath entsagte, ein geheimes Gefühl für Siegfried im Busen, das bald in Neigung, bald in Haß aufwogte. Schon vor Gunthers Ankunft und Werbung war Siegfried, mit seinem Drachenschiff an des hohen Eislands Küste verschlagen, in ihrer Nähe gewesen, ja hatte drei Jahre lang mit ihr verkehrt. Das Isenland (Island) im Epos hat Geibel in eine Burg Isenstein verwandelt, um Gunthers Brautfahrt weniger fabelhaft zu machen. Brunhild gedenkt im dritten Acte der Zeit so gut wie Siegfried selbst. Sie hat dem Schwäherpaar den Besuch gemacht, Chriemhild neben Siegfried klagend und weinend gefunden, aber spottend diese Thränen für Thränen der Freude erklärt. Auf diese Verhöhnung hin (die von Geibel freilich stärker hätte accentuirt werden müssen) raunt Siegfried seinem Weibe ein Geheimniß in die Ohren, das Dieser später im zornigen Zusammentreffen mit Brunhild entfährt und sehr wohl geeignet ist, die stolze Walkyrie von der Höhe der erträumten Unantastbarkeit in den Staub zu stürzen. Zuvor aber glaubt Brunhild im Drachentödter Siegfried die Erinnerung an jene Zeit aufrufen zu müssen:

O Siegfried, war's
Nicht schön, nicht unsres Angedenkens würdig,
Als wir wie wilde Schwäne dort am Meer
Beisammen hausten, als wir täglich, kühn
Das Leben wagend, zwiefach es gewannen,
Und jauchzten, wenn der Jugend Sturm gewaltig
Durch unsre Herzen, wie durch Harfen, ging?

Darauf Siegfried, der Drachentödter:

Ei, wie vergäß' ich je der frischen Zeit!
Gewiß, noch heute dank' ichs jenem Wetter,
Das dazumal, — drei Jahre sind's nun bald —
Mein Drachenschiff an Deine Küste warf,
Dem frühen Winter, der mich dort gefesselt.
Denn Unerhörtes brachte jeder Tag,
Gefahr und Lust; da griffen wir im Tannicht
Den zott'gen Riesenwolf, da maßen wir
Abgründ' im Sprunge, rangen, wo sich schwindelnd
Der Felshang senkt, die Brut dem Greifen ab
Und kämpften mit der Bärin auf dem Eis.

Das ist alles nicht blos sehr menschlich, sondern sehr wohlgefällig; man könnte es schon fast in einem Drama von Houwald gelesen haben. Der Held im alten Epos thut noch etwas mehr, als daß er mit der Bärin kämpft und Greisennester ausnimmt: er fängt z. B. Bären lebendig und läßt sie tanzen, weil sein gewaltiger Arm sie zwingt. Daß Siegfried hörnen ist, verschweigt Geibel. Der Drachentödter hat sich bekanntlich im Blute Fafners gewaschen und damit seine Haut gehörnt und gefeit, also daß kein Speer sie durchdringt. Nur zwischen den Schultern blieb ihm ein unbenetzter, verwundbarer Fleck, wie weiland dem Homerischen Achilles an der Ferse; sei's daß seine Hand nicht bis zu dieser Stelle reichte, als er sich wusch, sei's daß ein vom Baum gefallenes Lindenblatt sie deckte. Geibel suchte alles Mythische der Art aus dem Stoffe zu scheiden, denn das Drama, das lauter menschenmögliche Gegenwart verlangt, kann das blos Sagenhafte, von welchem das Epos lebt, nicht brauchen. Auch Sophokles läßt seinen Ares nicht wie tausend Rinder brüllen, ob es schon im Homerischen Epos so heißt. Geibel fühlte sehr richtig, daß das Drama Menschen spielen müssen, deren, wenn auch potenzirte Kraft uns Menschen von heute noch glaublich ist und deren Motive wir als homogene anerkennen, wenn uns auch der Schwung ihrer Empfindungen und ihrer Situationen über uns selbst hinweghebt. Geibel thut indeß, indem er die Giganten des alten Epos uns vermenschlicht, beinahe zuviel, wenn er in der oben angezogenen Stelle die Begegnung der beiden Personen in der Vergangenheit allzu elegisch ausmalt. Sein Siegfried fährt fort:

Und Nachts, am Heerdesfeuer, wecktest Du
Mit Harfentönen die gewalt'gen Schatten
Begrabner Helden, oder lehrtest mich
Der Runen Schrift verstehn. So floß die Zeit
Dahin, ich merkt' es kaum.

Brunhild entgegnet: Weil sie beglückt war,
Und ohne Wunsch. — Wer bringt uns heute, Siegfried,
Nur Einen Tag zurück, so frisch und froh,
So reich an Hoffnung! — Warum trieb Dich auch,
Da kaum der Lenz die eis'gen Schollen löste,
Dein Sinn hinaus von mir! Doch nimmer wollt' ich
Dich halten, wo der Ruhm den Helden rief,
Ob ich Dich schwer auch zieh'n sah. — O gedenkst
Du noch der Nacht, der letzten, eh' wir schieden?

Und nun ruft sie ihm in der Elegie beredter Verzückung den Moment vor die Seele, wo er den schuppigen Seewurm, den langgesuchten, am Klippenstrand erlegte und das Ungeheuer im Sternenlicht hinter seinem Hengste zur Burg schleppte. Der Wächter stieß ins Horn, und als wollte der Himmel mitfeiern den Sieg, ergoß ein Nordlicht über Siegfrieds blond Gelock den feurigen Schein. Diese Malerei macht die Scene zwischen Brunhild und Siegfried zu einer schönen Romanze. Das Weib König Gunthers mahnt den Mann, den sie liebte und nun entweder haßt oder verachtet, an die reizenden Momente, wo sie sich früher fanden, sie ihn zu finden geglaubt. Das ist einzeln genommen und als lyrischer Erguß sehr schön. Im Drama aber steht die Scene mitten im dritten Acte. Hätte das Drama die zurückgedrängte und nun in Haß umschlagende Liebe der Heldin zu Siegfried zum Thema: so mußte sie zu Anfang stehen, wenigstens als die Basis des Ganzen uns fühlbar werden. Wir tadeln nicht, daß dies menschliche Motiv sich in den Vorgrund drängen soll; wir schelten den

Dichter nicht, daß der süße Wohllaut seiner Rede uns fast die Helden des alten Epos vergessen läßt; aber er hätte dann, dünkt uns, die neugefundene Basis für seine Auffassung des Stoffes entschiedener hinstellen und alles darauf bauen sollen. Der Fortgang jener Scene zwischen Brunhild und Siegfried verläuft schließlich allzu modern, wenn die Heidin, nach der Erinnerung an ihr Ehedem, das Jetzt so entehrend für ihn findet und seine „große Seele" „im Strom der Alltäglichkeit" untergehen sieht; nur eine Heldin gebühre dem Helden zum Weibe und Chriemhild sei ein tändelndes Kind, — dieselbe Chriemhild, von der wir wissen, sie schlug später mit Siegfrieds Schwert Baldung eigenhändig dem grimmen Hagen den Kopf ab und schonte im Rachegefühl auch des Bruders Gunther nicht! Das heißt den herben Stoff des alten Epos nicht mehr uns nahe rücken und menschlich machen, sondern entkräften. Wer ihn aber modernisirt, ihn unsern weichern Empfindungen opfert, läuft dann auf der andern Seite Gefahr, das Ungeheure, das als Rest doch noch übrig bleibt, statt es uns begreiflich und psychologisch glaublich zu machen, in seiner unüberwindlichen und schreckhaften Nacktheit stehen zu lassen, dergestalt, daß es wie ein Felsen mitten über den anmuthigen Garten, den der Dichter von heute um ihn pflanzt, schroff und unersteiglich hinwegragt. Geibel hat die beiden Frauengestalten im Stoffe mit dem ganzen Zauber seiner Empfindung ausgestattet, aber all dem Wohllaut seiner Rede, all den Reizen seines lyrischen Ergusses gelingt es nicht, das Ungeheure zu bezwingen, das der eigentliche Kern der alten Dichtung bietet. Schöner und inniger sprachen nie Frauen als Geibels Brunhild und Chriemhild. Der Letztern hat Siegfried das Geheimniß mitgetheilt und im Streit über den Vorrang beim Eintritt in den Tempel, wo Brunhild den Helden als einen bloßen Dienstmannen König Gunthers schmäht, enthüllt ihr Chriemhild, welche Erniedrigung ihr angethan, da sie ja vor diesem angeblichen Dienstmann in der Brautnacht zu Boden gesunken, nicht Gunther, sondern statt seiner Siegfried sie bezwungen. Da ras't Brunhild auf und es beginnt in Geibels Gedicht mit Trimetern, die an declamatorischem Wohllaut und schönem tiefem Klang den besten Stellen in den Sophokleischen Tragödien nichts nachgeben, jene Wehklage, die zum Besten gehören, was die musikalische Lyrik aufzuweisen hat. Die Schilderung des Zustandes, in welchen Brunhild nach dieser Entdeckung verfällt, macht das Gedicht wiederum zur Romanze, wenn es sich auch dramatisch gliedert. Daß die Rache an Siegfried, die Hagen auf der Jagd vollzieht, ganz hinter die Coulisse fällt, beweist schließlich, daß es Geibel wohl gelungen, seinen Stoff zu besingen, aber nicht ihn dramatisch zu entfalten.

Geibel hat sich in edler, schöner Begeisterung zugetraut, den Stoff zu bezwingen. Dem Schmelz seiner lyrischen Empfindung, dem musikalischen Zauber seiner Lyrik widersteht auch nicht leicht ein Stoff den er wählt; nur muß er wählen was für seinen Schmelz und seine Innigkeit zugänglich ist. Er hat sich hier in der Wahl des Materials geirrt; Marmor schmiegt sich unter seinem Griffel, aber hier stieß er auf Granit, der sich ihm zu spröde erwies.

Wenn die zwei Weiber allein das Drama spielten, oder so in den Vorgrund träten, daß die Männer nur nebenbei die Zuträger wären, dann ließe sich eher von Geibel ein heroisches Drama erwarten. Aber was mit den beiden Frauen im Nibelungenstoff geschieht und was Motiv ihres Thuns wird, ist so sehr Sache der Männer daß es sich nicht in den Hintergrund drängen läßt. Und dies Thun der Männer im Epos ist vielleicht von der Art daß jede Dichterkraft daran scheitert, es uns dramatisch gegenwärtig zu machen. Geibel hat von den Nibelungengestalten, wie gesagt, möglichst alles Mythische abgestreift, um sie zu Menschen zu machen. Allein indem er sie dem fabelhaften und dem ungeheuerlichen Gebiet entzog, sind sie ihm zu unmöglichen Geschöpfen geworden. Dies wird an den Männern im Drama gleich zu Anfang fühlbar. Das Stück spielt zu Worms am Hofe Gunthers. Es beginnt mit der Erzählung, wie die wilde Nordlandsmaid des Burgunders Braut geworden. Die Amazone vom Isenland hatte gelobt, Niemandes Weib zu werden, der sie nicht im Kampfspiel überwunden. Aber siehe, so erzählen sich Hagen und Volker, ein Held in Gunthers Rüstung bezwang die wilde Jungfrau, besiegte sie im Wettspiel, und so hat sie dem Sieger Hand und Herz geloben müssen. Gleich darauf aber erfahren wir daß Siegfried, der als Gunthers Dienstmann sich an der Brautfahrt betheiligte, dem Freunde den Freundesdienst erzeigte und über Brunhild im Wettkampf triumphirte. An den Besitz dieser Walkyrie war nach altem Schicksalsspruch Tod und Untergang geknüpft. Wenn gegen tückische Schicksalssprüche Zaubermittel aller Art gültig waren, so konnte auch wohl List und Verrath heraufbeschworen werden; selbst in der antiken Welt galt es für erlaubt, ein Orakel zu täuschen und zu betrügen. Je mehr man aber an den Gestalten das fabelhaft Dämonische mildert, je näher man sie in den Kreis unserer, wenn auch allgemein menschlichen Anschauungen rückt, desto mehr verfallen sie unseren Ehrbegriffen. Für diesen ersten, an Brunhild verübten Betrug giebt das alte Epos noch einen menschlichen Beweggrund, den Geibel, wir wissen nicht warum, verschmäht hat. Brunhilds Besitz ist von Gunther als Bedingung gestellt, daß Siegfried Chriemhilds Hand erhält. Alsbald folgt aber der zweite Betrug, der beide Männer — einfach gesagt — zu Schurken macht. Am Morgen nach der Brautnacht wünscht Siegfried dem Könige Glück und Heil:

> Und mag Dir aus dem Schooße dieser Nacht
> Ein freudenreicher Sproß dereinst erblühn,
> Der Erstling eines stolzen Waldgeschlechts!

Gunther ist trüben Sinnes, denn sein Hünenweib hat sich ihm zu Nacht entwunden und ist früh, gegen Sitte und Brauch, in die Wildniß hinaus zur Jagd gestürmt. Gunther hält den Glückwunsch Siegfrieds zur Brautnacht für Spott; er ist elend, fühlt sich ohnmächtig dem Weibe gegenüber. Im Epos hat sie ihn in der Brautnacht, statt ihm zu Willen zu sein, an Händen und Füßen geknebelt und am Bettpfosten aufgehängt. Das verschleiert Geibels Dichtung. Und mit doppeltem Rechte. Erstlich ist diese That nur glaublich, wenn wir in Brunhild die Walkyrie, ein übermenschliches Wesen, sehen, und Geibel zeichnet sie uns als ein Weib, wenn auch als ein amazonenhaft athletisches. Zweitens ist im Drama, das die Figuren dem Nebel des Mythischen entzieht, Jeder verloren, auf den

auch nur ein Streiflicht des Lächerlichen fällt. Gunther, gestände er als Mann solche Erniedrigung, würde sofort allen Credit verlieren. Geibel dämpft die seinem Helden angethane Schmach, allein der Credit dieses Gunther ist um so entschiedener ruinirt, weil er ohne die Grausamkeit solcher Demüthigung zum zweiten Male auf Betrug sinnt. Siegfried hat einmal, im Harnisch, für ihn gesiegt; er soll auch im Dunkel des Brautgemachs sein Weib für ihn überwinden, sie fesseln, ihr aber sonst kein Weh anthun, nur Gürtel und Ring ihr abstreifen, als Symbol, daß ihr jungfräulicher Weibertrotz gebeugt sei. In der Sage und im Epos vollführt Siegfried dies alles in der Tarnkappe, welche die Zauberkraft hat ihn unsichtbar zu machen. Lassen wir, wie Geibel, die Tarnkappe fort, die allerdings im Schlafgemach als Nachtmütze komisch wirken könnte, so tritt Gunthers Vorschlag, sein Weib zu bändigen, um so mehr als eine Schurkerei hin, gegen die es, unter Menschen und von Männern am Weibe verübt, keine Sühne giebt. Brunhild fordert, nachdem sie diese Ehrlosigkeit erfahren, Siegfrieds Tod. Es ist das Wenigste, was darauf erfolgen kann. In Hebbels „Ring des Gyges" führt ebenfalls ein Mann den Freund ins Schlafgemach der Frau. Prahlerei und Ruhmsucht sind dabei das Motiv, denn der König will daß Jedermann sein Weib als das schönste unter Gottes Sonne anerkenne. Hebbel hat sich vergeblich bemüht, dies Mährchen des Orients zum Drama zu machen. Auch Hebbel hat nur das Weib in solchem schändlichen Handel retten können; sie giebt sich den Tod, weil sie die Schmach nicht überleben kann; der Gatte aber bleibt ein Gemisch von Gimpel und Barbar. Das Wagniß, einen mythischen Stoff zu dramatisiren, rächt sich auch an Geibels Nibelungendrama, und wir zweifeln ob Hebbel sich hier glücklicher aus der Schlinge ziehen werde. Das Mythische widerstrebt dem Drama, denn das Drama verlangt helle scharfe klare Gegenwart, und nur die epische Poesie vermag ihre Gestalten und Stoffe in jene Schleier zu hüllen, welche die Sage bietet. Geibel hat das Möglichste gethan, seine Nibelungengestalten des Mythischen zu entkleiden, aber sie gerade dadurch daß er sie unseren Empfindungen nahe rückt, mit ihrem Thun in einen unüberwindlichen Zwiespalt gebracht. Indem das Drama an die Menschheit appellirt, überliefert es seine Gestalten einem Forum, wo nur das Allgemeinmenschliche gilt und Recht hat. Daß die indische Wittwe sich in den Scheiterhaufen des todten Gatten stürzt, kann im Epos wahr und schön, innig und ergreifend geschildert werden. Selbst das jus primae noctis kann im erzählenden Gedicht als Sitte, wenn auch als Barbarei des Mittelalters, vorausgesetzt werden. Allein das Drama darf nichts voraussetzen was unserem Begriff von Ehre widerstreitet. Geibel ist in seinem Drama ein poetisch so beredter Anwalt seiner Frauen, und ihm konnte entgehen, daß Frauen, die so edel und fein empfinden, unmöglich werden im Zusammenhang mit Männern die so ehr- und schamlos an ihnen handeln! Der Handel den Gunther und Siegfried mit einander abschließen, ist dramatisch eine unmögliche Basis, denn auf Grund dessen hin sind Beide zwei Schufte, mit denen sich nicht mehr verkehren läßt. Wir deuteten schon an wie Geibel den Schwung der antiken Tragödie in seinen Trimetern erreicht. Allein die Naivität wie in der antiken Tragödie Helden ganz aufrichtig ihre Niederträchtigkeit eingestehen, kann uns nicht mustergültig sein, weil diese Niederträchtigkeit nach dem Glauben der Alten am Fatum lag, vom räthselhaften Schicksal beschlossen ward, gegen das der Einzelmensch sich vergeblich sträubt. Auch Geibels Gunther macht Versuche, sich aufs Schicksal zu berufen, allein nur schüchtern, und der Dichter verschwendet eine Fülle von Eloquenz, um seine ehrlos gewordene Figur zu retten. Siegfried vollzieht auch den zweiten Betrug so naiv daß er in den Armen seines Weibes, das er wahrhaft liebt und dessen sanfte Schöne er nimmermehr mit dem Mannweib Brunhild vertauschen möchte, darüber scherzen kann, wie er Nachts hingeschlichen und in der Dunkelheit in Gunthers Namen dessen Weibe Gewalt angethan! Wie Chriemhild nach solchem Geständniß noch süße Schmeichelworte für Siegfried haben kann, wird ebenso räthselhaft, und so erweist sich denn das Ganze als ein mit außerordentlichem Aufwand von poetischen Empfindungen unternommener Mißgriff; ein Drama aus mythischen Gestalten zu schaffen und von diesem Stoffe alles Mythische abstreifen zu wollen ohne zu ahnen, daß die Probleme sich damit nur häufen, ja psychologisch fabelhaft und unmöglich werden.

Wir könnten unseren Lesern eine ganze Reihe sogenannter schöner Stellen aus Geibels Drama vorführen und würden uns ihres Dankes für versichert halten, setzten wir nicht voraus daß das Buch in Aller Händen ist, und bedürfte es noch des Beweises, daß Emanuel Geibel zu unseren beliebtesten Lyrikern zählt. Brunhilds Zorn und Chriemhilds Klage können nicht edler laut werden, nicht musikalischer ertönen. Allein in einer dramatischen Dichtung kommt es darauf an, in welcher Situation, an welcher Stelle und welchen Personen gegenüber dieser Zorn und diese Klage ihren Erguß finden. Wie schön und zart und tief auch diese beiden Frauen in Geibels Gedicht sich aussprechen: die beiden Männer dieser Frauen bleiben einfach Schufte, und es ist allzu leicht, gegen Schurken Recht zu haben. Es fehlt in der Wagschaale alles Gegengewicht, und das thut noth, soll eine dramatische Dialektik möglich werden.

Geibels Drama, indem es an unüberwindlichen Widersprüchen scheitert, bietet einen wunderbaren Gegensatz zu jenen Calderonischen Stücken, „der Arzt seiner Ehre" u. a., welche an dem specifisch spanischen Ehrbegriffe und der Tyrannei seines zugespitzten Raffinements kränkeln und unwahr werden. Geibels Nibelungendrama erlahmt und entkräftet sich an dem absoluten Mangel alles Ehrbegriffes, durch den sich die Helden Siegfried und Gunther ganz naiv versündigen, dergestalt daß auch das größte Aufgebot elegischer, zart und tief empfundener poetischer Beredsamkeit sie nicht zu retten vermag. Wir glauben den Grund dieses Mißgriffs zum Theil in der Natur Geibel's, zum Theil aber auch in der Natur des Stoffes gefunden zu haben und sind begierig darauf, ob und wie Hebbel dieselbe Klippe umschiffen wird ohne zu scheitern. Daß wir ein kühnes poetisches Wagniß schon als solches hochhalten, dessen kann Hebbel so gewiß sein wie Geibel. Mit der Größe des Wagnisses steigert sich aber auch der Maßstab der Kritik. Nur bei der Mittelmäßigkeit in der Litteratur ist nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren.

F. G. K.

Die Nichten Mazarin's.*)

Erster Artikel.

Als Katharine von Medicis die Geschicke von Frankreich lenkte, verließ sie sich nicht blos auf die gewöhnlichen Mittel der Politik, so geschickt die schlaue Schülerin Machiavellis in der Anwendung derselben auch war. Sie erkannte sehr bald, daß der unruhige und ehrgeizige Adel Frankreichs nicht blos mit den Waffen zu bezwingen war, und daß schöne Augen und ein holdlächelnder Mund den Gründen der Staatsweisheit keinen geringen Nachdruck verliehen. Sie umgab sich daher mit einer Schaar reizender Damen, deren herzenberückende Künste ihr mehr Anhänger verschafften, und in den Reihen ihrer Gegner größere Lücken rissen, als alle tiefgelegte Intriguen und nächtige Gewaltthaten, welche Katharine von Medicis zur Befestigung ihrer Herrschaft ausübte. Das Beispiel, das sie gegeben, ging ihrem Landsmann, der hundert Jahre später ebenfalls Lenker des französischen Staates wurde, nicht verloren; aber er war mehr als bloßer Copist. Wie er als Staatsmann die intriguante Florentinerin unendlich überragte, so machte er auch einen viel großartigeren Gebrauch von dem Mittel, das er ihr abgelernt hatte. Jene begnügte sich mit vorübergehenden Erfolgen und ihre Nymphen mit flüchtigen Verbindungen; für Mazarin waren die Töchter seiner Schwestern ein Mittel, seinen Einfluß bei Hofe unerschütterlich zu begründen, und den höchsten Adel Frankreichs fest an sich zu knüpfen. So hoch steckte er sich seine Ziele, daß nur wenig gefehlt hätte, und eine Nichte von ihm wäre mit der französischen Krone geschmückt worden. Und wie bunt ist die Reihe der Gestalten, wie mannichfach sind die Charaktere, die wir in den Nichten des Cardinals kennen lernen! Nur in Einem blieben sie sich alle gleich, in der Leidenschaft, mit der Jede ihre Rolle spielt. Frömmigkeit und Galanterie, Politik und Abenteuerei betrieben sie mit der ganzen heißblutigen Energie ihres Vaterlandes. Was ein Zeitgenosse in der gezierten Sprache der Zeit von der schönen und warmherzigen Marie Mancini sagt: „Sie wandelte nicht blos an den Gestaden des Flusses der Liebe, sie stürzte sich kopfüber in dessen Fluth", gilt gewissermaßen von Allen, denn selbst im Guten übertrieben sie, und manches Mißliche möchte man ihnen fast verzeihen, weil das Herz über die schönen Sünderinnen immer mehr Gewalt hatte, als der Verstand.

Der Vollständigkeit wegen müssen wir mit dem Oheim unsere Reihe von Porträts anfangen. In der Geschichte steht sein Ruf als feiner und gewandter Staatsmann, als Fortsetzer der Arbeit Richelieu's in der Aufrichtung des absoluten Königthums und der Vernichtung der Aristokratie fest; uns interessirt er mehr als Charakter. Wie kam es, daß er, der Fremde von niederer Herkunft, binnen sechs Jahren „auf die Schultern des Königs von Frankreichs stieg, allen Prinzen Gesetze vorschrieb, die einen einkerkerte, die Anderen vertrieb, und sich gegen die Fronde behauptete, an deren Spitze ein Condé stand?" Richelieu, sein Vorgänger, hatte seinen Halt in dem Verstand Ludwigs XIII. gefunden; Mazarin suchte den seinigen in dem Herzen der Regentin Anna von Oesterreich, und es war eine seltsame Laune des Schicksals, welche einen Fürsten der Kirche, einen Cardinal, verurtheilte, bei einer Frau von fünfzig Jahren, die ihre Würde und ihre Gewissensscrupel zugleich geschont wissen wollte, die Rolle eines Romanliebhabers zu spielen, der seine Depeschen mit den Worten der heißesten Leidenschaft füllt, und während seiner kurzen Verbannung seine Sehnsucht, wieder in Paris Minister zu sein, als Liebesqualen erscheinen läßt. Man darf sich übrigens den Cardinal nicht gar zu kirchenväterlich vorstellen. Er war damals vierzig Jahr alt, und wie ein Zeitgenosse, der Graf v. Brienne schreibt, „von schönem Wuchs, etwas über Mittelgröße; er hatte einen lebhaften und schönen Teint, feurige Augen, eine große Nase, eine breite und majestätische Stirn, kastanienbraune und ein wenig krause Haare, einen dunkleren Bart, der stets sorgfältig mit dem Brenneisen gekräuselt war, was ihm sehr wohlstand; er pflegte sorgfältig seine Hände, die sehr schön waren ... Er hatte die Gabe zu gefallen, und es war unmöglich, sich nicht von seiner Liebenswürdigkeit hinreißen zu lassen." Diese äußerlichen und innerlichen Gaben waren ihm um so nothwendiger, da er Alles durch eigene Kraft werden mußte. Seine Herkunft war so bescheiden, daß sie seinen zahlreichen Feinden zum beständigen bittersten Spott diente, und selbst seine Freunde nicht für gut fanden, die Verleumdungen durch Thatsachen zu widerlegen, da diese dem spätern Glanz sehr wenig entsprachen. Sein Vater, der Sohn eines einfachen Arbeiters, war in dem Städtchen Mazarino in Sicilien geboren, und ging, um sein Glück zu suchen, nach Rom. Dort kam er in die Dienste des Connetable Colonna, der ihn gut verheirathete und später zum Intendanten machte. Sein Sohn Julius, der spätere Cardinal, ward in Rom geboren und bei den Jesuiten erzogen. In der Schule zeigte er sich als ein wahres Wunderkind, aber als er seine Studien vollendet hatte, gab er sich allen Zerstreuungen des damaligen römischen Lebens hin, unter denen das Spiel obenan stand. Um ihn der Verführung zu entreißen, verschaffte ihm sein Vater eine Stelle als Cameriere bei dem Abbé Girolamo Colonna, der sich an den Madrider Hof begab. Doch die spanische Luft war dem lebhaften Jüngling ebenfalls nicht förderlich. Erst verwickelte er sich in verdrießliche Spielabenteuer, dann verliebte er sich in dir Tochter eines Notars, und hätte sie geheirathet, wenn der Abbé, der ihn dem geistlichen Stande bestimmte, ihn nicht durch eine List von Madrid fort und nach Rom geschickt hätte, wo er Stubenarrest erhielt, bis er seine Leidenschaft vergessen hatte. Giulio Mazarin widmete sich von neuem seinen Studien und zwar mit solchem Eifer, daß er sehr bald Doctor beider Rechte wurde. Darin allein zeichnete er sich jedoch nicht aus. Die Jesuiten kamen auf den Einfall, ein Drama aufzuführen, dessen Held St. Ignatius, ihr Stifter, war. Diesen sollte Mazarin geben; aber er widerstand allen Bitten, und Prinzen und Gesandte mußten sich hineinmischen, ehe er seine Bescheidenheit überwinden konnte. Alsdann aber stellte er den heiligen Ignaz

*) Le Nièces de Mazarin, Etudes de Moeurs et de Caractères au XVII. Siècle, par Amédée Renée. 3me Edition, Paris, Firmin Didot frères, fils et Comp. 1857.

mit soviel Majestät und Beredtsamkeit vor, und in einem so schönen Costüme, daß er das Wunder von ganz Rom war.

Obgleich Mazarin so in mehrfacher Weise seine ausgezeichnete Befähigung zum Geistlichen bethätigte, verließ er doch plötzlich wieder diese Laufbahn und wurde Militär, und zwar Capitän in päpstlichen Diensten. Soldat des Kirchenstaates zu sein, war kein sehr kriegerischer Beruf, denn nur selten verließen die päpstlichen Truppen ihre friedliche Garnison; aber auch hier begünstigte das Glück Mazarin, denn er machte den Feldzug im Veltlin mit, und wäre, wenn er den Krieg nicht in seiner Wirklichkeit kennen gelernt hätte, vielleicht Militär geblieben. Aber so hatte er das Glück, den Feind zu sehen, fühlte sich dadurch in seinen friedlichen Neigungen bestärkt, und so auf den Weg geführt, wo er Cardinal werden sollte.

Schon während dieses kurzen Feldzuges, wo die Diplomatie mehr als die Waffen zu thun hatte, wurde Mazarin zu verschiedenen Sendungen verwandt; und sein Bericht über dieselben zog die Aufmerksamkeit des Papstes so sehr auf sich, daß der Capitän jetzt seinen wahren Beruf erkannte, die Uniform auszog und sich der Diplomatie widmete. Der zwischen Frankreich, Spanien und Savoyen wegen der Erbschaft von Mantua ausbrechende Krieg gab ihm neue Gelegenheit, sich auszuzeichnen, da er den päpstlichen Legaten als Agent begleitete; er erwarb sich das Verdienst, auf originelle Weise den Frieden herbeizuführen. Zum Entsatz der in Casale belagerten Franzosen zog ein französisches Heer unter dem Marschall Caumont la Force herbei, und stand den Spaniern bereits schlachtbereit gegenüber. Da wußte sich Mazarin des Kreuzes des Legaten zu bemächtigen, warf sich dann auf ein Pferd, sprengte mit verhängtem Zügel zwischen beide Armeen, und rief, das Kreuz hoch in die Höhe haltend, mit mächtiger Stimme: „Friede! Friede!" So groß war sein Eifer gewesen, daß auf dem Hinweg mehrere Pferde unter ihm gestürzt waren, und so gewaltig der Eindruck auf die Truppen, daß sie wie mit einer Stimme ebenfalls ausriefen: „Friede! Friede!" Vielleicht glaubten sie, der unerschrockene Friedensstifter sei der heilige Vater selbst. Der Friede wurde durch Ueberrumpelung mitten in der Aufregung geschlossen. Aber es entstand neuer Zwist; und diesmal trat Mazarin nicht blos als Vermittler, sondern als Freund der Franzosen auf. Vielleicht hatten ihn seine häufigen Verhandlungen mit Richelieu in der letzten Zeit auf diese Seite gezogen. Der französischen Armee drohte ein feindlicher Ueberfall. „Als Herr v. Mazarin", erzählt ein Augenzeuge, „unsere Gefahr sah, spielte er den Spaniern einen Italienerstreich, indem er ein Pferd nahm und mitten in der Nacht in unser Lager in Peronne gesprengt kam. Ich hatte gerade die Wache auf der Seite, wo er herkam, und als ihn der Posten angehalten und seinen Namen gehört hatte, rief er mich herbei. Ich kam sogleich und sah Herrn von Mazarin, der mir in großer Bewegung entgegenrief: „Ach, mein Herr, Sie sind verloren! Der Feind ist nur noch eine kleine Stunde entfernt, und will Euch mit seiner ganzen Armee überfallen. Laßt auf der Stelle Alarm blasen!" Die rechtzeitige Warnung rettete die französische Armee; aber da an dem päpstlichen Hofe, der sich in eine spanische und eine französische Partei theilte, jene gerade die Oberhand hatte, so war die erste Folge für Mazarin eine halbe Ungnade. Es spricht aber für seinen politischen Scharfsinn, daß er trotzdem zu den Franzosen hielt; auch war der Papst bald wieder versöhnt, machte Mazarin zum Cameriere, dann zum Monsignore, und ernannte ihn schließlich zum Vicelegaten von Avignon. 1634 erfolgte dann seine Ernennung zum außerordentlichen Nuntius am französischen Hofe, und im December dieses Jahres hielt er seinen Einzug in Paris, in der Stadt, welche viele Jahre Zeuge seiner eigenen Größe und der Größe seiner Familie werden sollte.

Aus Paris kehrte Mazarin nur nach Rom zurück, um seine Stelle als Nuntius niederzulegen und in französische Dienste zu treten. Er wurde der Vertraute Richelieu's und von diesem selbst zu seinem Nachfolger ernannt. Fünf Jahre war er bereits erster Minister, als er endlich daran dachte, auf seine Verwandte einen Abglanz seiner Größe fallen zu lassen, — eine Enthaltsamkeit, die jedenfalls sehr politisch war; denn als er andern Sinnes wurde, erhob sich sofort ein Sturm gegen ihn, obgleich er schließlich seine Pläne durchsetzte.

Im Jahre 1634 hatte Mazarin, bevor er als Nuntius nach Paris ging, seine beiden Schwestern vortheilhaft verheirathet, und zwar die ältere an Girolamo Martinozzi, die jüngere an Lorenzo Mancini, einen römischen Baron. Erstere wurde bald Wittwe mit zwei Töchtern, Letztere sah ihre Ehe mit zehn Kindern gesegnet. Von den Kindern der Frau Martinozzi ließ Mazarin eine Tochter, von den Mancinis zwei Mädchen und einen Sohn nach Paris kommen. In Rom war man nicht wenig erstaunt als eine so vornehme Frau, wie Madame de Noailles in eigener Person ankam, um die Nichten des Cardinals abzuholen, als ob sie Prinzessinnen wären. In Paris gab er ihnen zur Hofmeisterin die Marquise von Sénecé, aus dem Hause La Rochefoucauld, die dieselbe Stelle bei Ludwig XIV. bekleidet hatte. So stellte der Cardinal seine Nichten den Prinzessinnen von Geblüt gleich. Ihr erstes Auftreten erzählt Madame de Motteville mit einigen interessanten Einzelheiten. „Am 11. September sahen wir aus Italien drei Nichten und einen Neffen des Cardinals ankommen . . . Die älteste der kleinen Mancinis (Laura) war eine hübsche Brünette von zwölf bis dreizehn Jahren mit einem schönen Gesicht. Die zweite (Olympia) war brünett mit einem langen Gesicht und spitzem Kinn. Ihre Augen waren klein aber lebhaft, und ließen hoffen, daß das Alter von fünfzehn Jahren ihnen einigen Reiz geben würde . . . Mademoiselle Martinozzi war blond; sie hatte hübsche Gesichtszüge und sanfte Augen. Sie ließ erwarten, daß sie wirklich schön werden würde . . . Die zwei Letzten waren von gleichem Alter, und man sagte uns, daß sie neun bis zehn Jahre wären. Madame v. Nogent ließ sie auf Befehl des Cardinals in Fontainebleau empfangen . . . Die Königin wollte sie am Abend ihrer Ankunft sehen, und fand viel Vergnügen an ihnen. Sie fand sie hübsch, und die ganze Zeit, während welcher die Kinder da waren, wurde damit verbracht, Bemerkungen über ihr Aussehen zu machen . . . Nachdem die Kleinen die Königin gesehen hatten, führte man sie zu ihrem Oheim, aber er schien

sich nicht viel um sie zu bekümmern; im Gegentheil spottete er über Diejenigen, welche einfältig genug wären, ihnen Aufmerksamkeiten zu erweisen; und trotz dieser Geringschätzung ist es gewiß, daß er Großes mit diesen Kindern vor hat. Alle seine Gleichgültigkeit in dieser Hinsicht ist reine Komödie, und daraus ließ sich sehen, daß nicht immer auf dem Theater die besten Lustspiele aufgeführt werden. Den Tag darauf brachte man sie wieder zu der Königin, welche sie einige Augenblicke bei sich behielt, um sie besser zu betrachten. Man zeigte sie dann dem Publicum; Alles drängte sich herbei, um sie zu sehen. Der Marschall Villeroy sagte zu mir: „Diese kleinen Demoiselles sind jetzt nicht reich, aber sehr bald werden sie schöne Schlösser, schöne Einkünfte, schönes Silberzeug, und vielleicht große Titel haben; was aber den Knaben betrifft, so braucht er Zeit, um groß zu werden, und es ist sehr leicht möglich, daß er das Glück nur im Bilde sieht."

Der Marschall hatte wie ein Prophet gesprochen. Paul Mancini, gleich einem königlichen Prinzen erzogen, gab zu schönen Hoffnungen Anlaß, und zeigte frühzeitig in den Kämpfen der Fronde Tapferkeit und militärisches Talent; aber in der Blüthe seiner Jugend wurde er tödtlich bei dem Kampfe in der Vorstadt St. Antoine verwundet. Nicht durch seinen Neffen, sondern durch seine Nichten sollte Mazarin seinem Hause Glanz und Macht verschaffen. Fünf Jahre später, als Laura Mancini bereits vermählt war, ließ der Cardinal noch zwei andere Töchter und einen jüngern Sohn der Mancinis, und die zweite Tochter der Martinozzi nach Paris kommen; die jüngste Mancini, Maria Anna, erschien erst einige Jahre später in der französischen Hauptstadt. Alle machten reiche und vornehme Partien, aber ihre Schicksale wichen so sehr von einander ab, wie ihre Charaktere. Die älteste Mancini, Laura, war dreizehn Jahre, wie sie nach Frankreich kam; ihr Oheim dachte sie erst mit dem Herzog von Candale zu vermählen, dem Sprößling einer illegitimen Tochter Heinrichs IV., berühmt durch seinen Reichthum, seine Schönheit und seine zahllosen galanten Abenteuer. Aber er starb vor der Zeit am Nervenfieber, und „vereinigte Alle im Schmerz, die er, solange er am Leben gewesen, durch Eifersucht in Zwietracht erhalten hatte." Der Herzog von Mercoeur, ein Enkel Heinrichs IV. und Gabrielens, warb jetzt um Laura, und heirathete sie, obgleich die kurze Verdunkelung der Mazarinischen Geschicke durch den vorübergehenden Sieg der Fronde seiner Liebe störend in den Weg zu treten schien. Er eilte dem Cardinal in die Verbannung nach Brühl nach, und vermählte sich dort mit der schönen Laura, was ihm fast einen Proceß vor dem Parlament auf den Hals gezogen hätte. Mercoeur war von sanftem, fast schüchternem Charakter, führte aber nicht ohne Ehre die französischen Truppen 1653 gegen die Städte die sich mit Condé empört hatten, und später in einem Feldzuge in Italien. Seine schöne und fromme Gemahlin starb neunzehn Jahre alt im dritten Kindbett. Ihr ältester Sohn war der berühmte Vendome. Ihr Gemahl heirathete nicht wieder, sondern wurde Geistlicher und starb als Cardinal und päpstlicher Legat in Frankreich.

Auch um Anna Maria Martinozzi, die Laura und Olympia Mancini nach Paris begleitete, hatte sich der Herzog von Candale bemüht. Als aus dieser Partie nichts wurde, warf Mazarin sein Auge auf den Prinzen Conti, den Bruder des großen Condé, und gewann ihn gegen eine Mitgift von 200,000 Ecus. So bekam der Cardinal einen zweiten vornehmen Schwiegersohn und entriß der Gegenpartei einen angesehenen Führer, dessen Bedeutung allerdings mehr in seiner Eigenschaft als Prinz von Geblüt lag. Die junge Prinzessin war sehr fromm, und gehörte zur Partei des Port Royal; sie konnte aber mit ihrer Frömmigkeit die Eifersucht ihres Gatten nicht entwaffnen, den seine frühere Laufbahn wenig Achtung vor der ehelichen Treue gelehrt hatte. Später ließ er sich von seiner Gemahlin jedoch bekehren, und wurde so fromm, daß er ein Buch gegen das Theater schrieb, das er früher leidenschaftlich geliebt hatte. Wie sein Schwager, der Herzog von Mercoeur, war er nicht ohne Verdienst als General. Die Prinzessin starb 1672 als Wittwe, 36 Jahre alt, fast im Geruche der Heiligkeit.

Laura Martinozzi, die erst 1653 nach Frankreich kam, vollendet das Trio der Nichten Mazarins; sie wurde in der Welt mehr durch ihre Tugenden, als durch ihre Abenteuer bekannt. Sie war kaum zwei Jahre in Paris, als der Herzog von Modena für seinen Sohn um sie anhielt. Der Herzog suchte in Frankreich eine Stütze gegen Spanien das damals mit seinem ganzen Gewicht auf die kleineren italienischen Staaten drückte. Die Nichte des allgewaltigen Cardinals zu heirathen, schien ihm als das zweckdienstlichste Mittel, und die Vermählung durch Procuration — Eugen von Savoyen, der Vater des berühmten Prinzen Eugen, war der Vertreter des Herzogs — ward in Compiegne mit soviel Glanz gefeiert, als ob man eine Schwester des Königs verheirathete. Alphons von Modena hieß der Gemahl, und sein Vater wurde von da an ein treuer Verbündeter Frankreichs, erhielt auch das Obercommando über die französischen Truppen in Italien. So geschah es, daß im Jahre 1656 drei nahe Verwandte des Cardinals an der Spitze französischer Heere standen, denn der Herzog von Mercoeur commandirte ebenfalls in Italien und belagerte gemeinschaftlich mit dem Herzog von Modena Valence, das sich nach dreimonatlicher Einschließung ergab. Gleichzeitig errang der Prinz von Conti, der die ältere Martinozzi geheirathet hatte, nicht unbedeutende Erfolge in Catalonien. Alphons erbte sehr bald den Herzogshut, starb aber schon 1662, zwanzig Jahre alt, und Laura wurde Regentin für ihren noch in der Wiege befindlichen Sohn. Sie war ein Charakter von entschiedenem Gepräge, eine Frau mit männlichem Geiste, die ihre Staaten mit Milde regierte, und durch ihre Gerechtigkeit und Frömmigkeit bekannt war. Als sie 1674 die Regentschaft niederlegte, zog sie sich nach Rom zurück, nachdem sie noch vorher ihre Tochter Beatrice an den Bruder Karls II. von England, den Herzog von York, den spätern Jakob II., vermählt hatte. Diese Heirath kam vornehmlich auf den Betrieb Ludwigs XIV. und des Papstes zu Stande, die darauf große Hoffnungen für die Ausbreitung der katholischen Religion bauten. Wie sehr diese Hoffnungen getäuscht wurden, und wie sehr gerade diese Ehe, als endlich ein Sohn und Erbe aus ihr hervorging, zur Vertreibung der Stuarts aus England beitrug, ist weltbekannt.

Unter den zuerst angekommenen Nichten Mazarins war Eine die nicht durch körperliche Schönheit glänzte: eine noch unentwickelte Gestalt, ein hageres, dunkelgefärbtes Gesicht, kleine aber feurige schwarze Augen, so wird Olympia Mancini geschildert. Sie konnte demnach nicht durch ihr Aeußeres glänzen; dafür besaß sie einen lebendigen, einschmeichelnden, gewandten Geist, und wußte durch ihr Talent den jungen Ludwig XIV. mit dem sie aufwuchs, so zu fesseln, daß man dem Cardinal schon die ehrgeizigsten Absichten zuschrieb. Die Neigung des Königs zu der Nichte des Cardinals wurde bald eine hochwichtige Angelegenheit, die Hof und Stadt beschäftigte. Olympia war eine Zeitlang die herrschende Göttin am Hofe; Weihrauch brannte zu ihren Füßen; blos das Wort mußte noch gesprochen werden, um das zarte Verhältniß mit dem Bande Hymens fester zu knüpfen. Königin Christine von Schweden, die nach ihrer Abdankung Frankreich besuchte, sprach das Wort. Sie fand großen Gefallen an Olympia, rühmte sie sehr gegen den König und stand nicht an zu sagen: „Es wäre recht schade, wenn man zwei junge Leute, die so gut für einander passen, nicht so schnell als möglich mit einander verheirathete.“ Trotzdem wurde nichts aus der Verbindung. Mazarin, so hoch er strebte, war doch zu vorsichtig, um sich auf ein so gefährliches Terrain zu begeben. Auch andere Gründe hielten ihn ab, und Madame de la Fayette deutet einen Scrupel an, der ganz zeitgemäß wäre: „Er war nicht sehr weit von dem Plane entfernt, seine Nichte Olympia auf den Thron zu bringen; aber alle Horoskopensteller hatten ihn so fest versichert, daß es nicht gelingen würde, daß er zuletzt den Gedanken wieder aufgab.“ Auch scheint trotz des Einflusses, den Olympia auf den jungen König hatte, die Leidenschaft desselben nicht weit genug gegangen zu sein, um solche Pläne zu rechtfertigen. Sie fühlten sich mehr durch Gleichartigkeit des Geschmacks und der Neigungen zu einander hingezogen als durch Liebe. Hauptsächlich ging Olympia auf die Leidenschaft Ludwigs für theatralische Vorstellungen ein, und Beide verbrachten viele Zeit mit dem Einstudiren von Balletten. So voller Eifer war der König für diese Unterhaltung, daß er an einem Tage und in einem einzigen Stücke fünf Rollen gab. In dem Ballet: die Hochzeit der Thetis und des Peleus, das an Pracht alles bisher Gesehene übertraf, gab Se. Majestät nacheinander Apollo, Mars, eine Dryade, eine Furie und einen Hofmann; alle Rollen paßten ihm. Während des Winters 1656 gab der Unermüdliche drei Vorstellungen seines Ballets jede Woche. Olympia stand ihm hülfreich zur Seite, begnügte sich aber mit einer einzigen Rolle: sie gab nur die Göttin der Musik. Sie hatte Anderes im Kopfe als das Theater, und wollte nicht blos auf der Bühne sich von Ludwig XIV. angebetet sehen. Aber die Neigung die der König für sie hatte, entsprach nicht ganz ihren geheimen Hoffnungen, und sie fing an zu ahnen, daß am Ende doch nichts Ernstes daraus werden würde. Ludwig schien ihr gegenüber nur ein Komödienliebhaber zu sein, dem seine Rolle vielmehr am Herzen lag, als seine Geliebte. Da ohnedies die Leidenschaft nicht ihr Herz verblendete, so begriff sie, daß es Zeit sei, die Illusionen aufzugeben und sich an die Wirklichkeit zu alten. Schon hatte die glänzende Partie welche ihre Schwester, die Herzogin von Mercoeur machte, ihren Neid erregt, und sie warf ihre Augen auf den Prinzen von Conti, dem es gleich sein konnte, welche Nichte er bekam, da er ja nur eine Verbindung mit dem Cardinal eingehen wollte. Aber der Agent des Prinzen warb um die Martinozzi. Auch den Prinzen von Modena und Arnaud de la Meillerie machten ihr ihre jüngeren Verwandten abspänstig. Zum Glück war als Vertreter des Prinzen von Modena der Prinz Eugen von Carignan nach Paris gekommen, ein Prinz aus dem souveränen Hause Savoyen, durch seine Mutter mit den Bourbons verwandt, und da Olympia nicht Königin werden konnte, wurde sie Prinzessin von Geblüt durch ihre Vermählung mit dem Grafen v. Soissons, welchen Titel Mazarin zum Besten seines neuen Schwiegersohnes wieder aufleben ließ. Ludwig XIV. nahm die Verheirathung seiner frühern Gespielin und spätern Favoritin so ruhig hin, daß seine Mutter, die Königin, als sie es bemerkte, zu Frau v. Motteville sagte: „Ich sagte Ihnen gleich, daß von dieser Liaison nichts zu fürchten ist.“ Die Wahrheit war, daß der König überhaupt nicht die gar zu jungen Mädchen liebte, und sich mehr an die gereifteren Schönheiten des Hofes hielt. Damals eröffnete die einäugige Madame v. Beauvais, Kammerdame der Königin, weder jung noch hübsch, die lange Reihe der Maitressen.

Ein näheres Verhältniß zwischen Ludwig XIV. und Olympia begann erst wieder, als Maria Mancini, die unterdeß des Königs Herz gewonnnen, mit ihm brach, weil er im Begriffe stand, die Infantin von Spanien zu heirathen. Es mußte Mazarin immer viel daran liegen, durch eine vertraute und ihm unbedingt ergebene Person in der nächsten Umgebung des Fürsten seinen Einfluß auf denselben sicherzustellen, und er arbeitete daher mit seiner ganzen Feinheit und Gewandtheit auf die Wiederherstellung des alten Verhältnisses zwischen seiner Nichte Olympia und dem Könige hin. Der Gemahl der erstern war dabei kein Hinderniß; im Gegentheil schien es ihm weh zu thun, wenn der König in seinen Besuchen bei seiner Gemahlin manchmal aussetzte; „denn er war,“ schreibt Frau v. Motteville, „ein respectabler Mann, und vor allem ein guter Ehemann.“ Die Aussöhnung kam glücklich zu Stande; und mit welcher Aufmerksamkeit der Cardinal jeden Schritt dazu verfolgte, beweist folgender Brief, der einer ganzen Reihe über denselben Gegenstand entnommen ist, welche sich der sorgsame Oheim während er den Pyrenäenfrieden unterhandelte, von einem Vertrauten schreiben ließ: „Der König hat ein Auskunftsmittel gefunden, um spielend von Bordeaux hierher zu reisen; er verließ den Wagen der Königin schon am zweiten Tage, und setzte sich mit der Gräfin v. Soissons und Frau d'Uzès in seinen eigenen; sie haben dort im Wagen einen Tisch eingerichtet, wo sie ganz unter sich ein Spielchen machen, bei dem 3 bis 400 Pistolen zu verlieren sind. So hoch beläuft sich der Verlust gegenwärtig noch nicht, und der König ist der Verlierer. Er spricht und lacht mit der Gräfin wieder wie früher, und spielt vor Allem mit ihr lieber als mit jeder andern Person; sodaß Alles so gut geht als man nur wünschen kann, und es nun schon sechs Tage dauert; sie haben alle Tage tête à tête im Wagen dinirt, ohne denselben zu verlassen.“ Geleitet durch die geschickte

Hand ihres Oheims, kam Olympia auf diese Weise Schritt für Schritt in der Gunst ihres königlichen Freundes vorwärts. „Der König," berichtet Lafare, „hat viel Umgang mit der Gräfin Soissons, die er alle Tage besucht, selbst seitdem er in Fräulein de la Vallière verliebt ist." Seit langer Zeit suchte der Cardinal für seine Nichte einen hohen Posten; er machte sie zur Oberintendantin des Hauses der Königin, wodurch Olympia eine der vornehmsten Damen des Hofes wurde: ihr Amt, ihr Ansehen und ihr Rang als Prinzessin von Geblüt umgaben sie mit einem Glanze dem nichts gleich kam.

Trotzdem der König in seinen Aufmerksamkeiten gegen die Gräfin Soissons nicht nachließ, seitdem er mit der Vallière flirt war, sah Olympia doch das neue Verhältniß nicht gern, wahrscheinlich weil es reine Herzenssache war, und mit der Politik nichts zu thun hatte. Um ihren Zorn abzulenken, bewog Ludwig seinen Vertrauten, den Marquis de Vardes, Olympia den Hof zu machen. Dieser de Vardes, Sohn einer Maitresse Heinrichs IV., zwar nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, denn er war schon seit 1646 Brigadier oder Mestre de camp, war berühmt wegen seiner Schönheit, seiner Tapferkeit, und hauptsächlich wegen seiner vielen Liebesabenteuer. Eine Anekdote welche St. Simon von seinem Vater und dem Marquis de Vardes erzählt, ist sowohl für die Zeit wie für die Personen charakteristisch. Sie geriethen in Streit, und kamen überein, sich Mittags an dem Thore St. Honoré damals einer sehr einsamen Gegend zuschlagen; „und damit der Zweikampf als ein Rencontre erschien, sollte die Carosse des Herrn de Vardes der meines Vaters vorfahren, und die Herren, in den Streit ihrer Kutscher sich mischend, jeder mit einem Secundanten aussteigen, und sich auf der Stelle schlagen. . . . Vardes, der an der Straßenecke wartete, eilt der Carosse meines Vaters nach, streift an sie an, überholt sie. Auf Peitschenhiebe von seinem Kutscher folgen erwidernde vom Kutscher meines Vaters; die Köpfe strecken sich zum Kutschenfenster hinaus, es wird ausgestiegen und sie ziehen die Degen. Das Glück war meinem Vater hold: Vardes fiel und wurde entwaffnet. Mein Vater verlangte, daß er um sein Leben bitte; das wollte er nicht. Mein Vater sagte, daß er ihm wenigstens das Gesicht zerfetzen wollte. Vardes versicherte, daß er dazu zu großmüthig wäre, und gab zu daß er besiegt sei. Alsdann hob ihn mein Vater wieder auf, und trennte die Secundanten von einander."

De Vardes war durch die Zahl und die Kühnheit seiner galanten Abenteuer berühmt, aber nicht durch das Gefühl das er dabei aufwendete. „Der wohlgebildetste und liebenswürdigste Mann in Frankreich," berichtet sein Feind, der Abbé de Cosnac, „verstand so die Kunst der Thränen, hatte ein so vornehmes Wesen und soviel Geist," daß er unzählige Herzen eroberte. Aber es war ihm weniger um die Herzen, als um den Ruhm des Sieges zu thun, und für die vollgültige Münze der Liebe, die ihm seine Opfer darbrachten, gab er ihnen nur falsches Geld, wie sich Bussy Rabutin in einem Briefe an die Sevigny ausdrückt. So ging es auch Olympia. Ihre Leidenschaft für Vardes wurde sehr heftig und konnte kein Geheimniß bleiben; ihr lebhafter Geist war zum Ehrgeiz und zur Intrigue geneigt; aber sie war Italienerin und von feurigem Temperament. „Sie war eine Person die man nicht eigentlich schön nennen konnte," sagt Frau v. Lafayette, „und die dessenungeachtet im Stande war zu gefallen; ihr Geist hatte nichts Außerordentliches oder sehr Gebildetes, aber war natürlich und angenehm." Der Graf v. Soissons, ihr Gemahl, wußte nicht was Eifersucht war; er war so wenig mißtrauisch, daß wenn sich Madame mit ihrem Liebhaber gezankt hatte, er selbst de Vardes aufsuchte und ihn seiner Gemahlin wieder zuführte. Er war allerdings fest überzeugt daß zwischen den Beiden nichts als ein Freundschaftsverhältniß bestände.

Als die Besuche des Königs im Hotel Soissons immer seltener, und sein Verhältniß zur La Vallière immer inniger wurde, versuchten de Vardes und die Gräfin die neue Geliebte zu stürzen. Eine mächtige Bundesgenossin fanden sie in der Schwägerin Ludwigs XIV. der schönen und geistvollen Henriette, die an dem König ebenfalls Untreue zu rächen hatte. Sie hatte damals zum Geliebten den Grafen von Guiche, den einzigen Sohn des Marschalls Grammont, der eben aus fernen Ländern zurückgekehrt war, wo er wie ein Paladin des Mittelalters gekämpft hatte; seine Heldenthaten, seine Abenteuer waren das Gespräch des Tages. Er sprach eine Anzahl fremde Sprachen, glänzte in allen ritterlichen Uebungen, und gewann die Frauen durch die romantische Richtung seines Geistes. „Einen Romanhelden, der in nichts den übrigen Menschen gleicht," nennt ihn Frau v. Sevigné.

Diese Vier verschworen sich zum Sturz der La Vallière und erfanden folgende List. Die Gräfin v. Soissons entwendete aus dem Zimmer der Königin das Couvert eines Briefes den sie aus Spanien empfangen hatte; in dasselbe steckte sie einen andern Brief welcher die Königin von dem Liebesverhältniß zwischen dem König und der La Vallière unterrichtete. Dieses von de Vardes verfaßte Schreiben hatte der Graf v. Guiche ins Spanische übertragen. Darauf ließ man den Brief der Señora Molina, Kammerdame Maria Theresia's, zukommen. Aber diese, die Verdacht schöpfen mochte, übergab ihn nicht der Königin, sondern dem König. Die wahren Schuldigen entdeckte Dieser aber dennoch nicht; im Gegentheil setzte er volles Vertrauen in de Vardes, und zog gerade ihn in dieser delicaten Angelegenheit zu Rathe. Um so leichter gelang es dem Marquis, den Verdacht und die Strafe Andere treffen zu lassen.

Obgleich der Streich nicht gelungen war, hielten sich de Vardes und die Gräfin doch noch nicht für geschlagen; sie veränderten nur ihren Operationsplan, und thaten ihr Möglichstes um die La Vallière durch ein Ehrenfräulein der Königin, Fräulein de la Motte Houdancourt, zu ersetzen. Es gelang der Gräfin Soissons den König zu überreden, daß diese junge Dame wirklich eine Leidenschaft für ihn fühle, und er knüpfte auch eine Intrigue mit ihr an, jedoch ohne deshalb die La Vallière aufzugeben. Er war bezaubert von den Billets die sie ihm schrieb, obgleich die Houdancourt für nichts weniger als geistreich galt; aber Vardes und die Gräfin ersetzten diesen Mangel, denn sie schrieben die Briefe.

Vardes, der durch diese Intriguen in täglichen Verkehr mit Madame kam, gerieth auf den Einfall den Grafen v.

Guiche zu verdrängen. Es gelang ihm auch dem armen Grafen eine Sendung nach Lothringen zu verschaffen, wohin er krank und voller Verzweiflung abreiste, nachdem er noch sein Leben gewagt hatte, um Madame noch einmal zu sehen. Beim Abschied übertrug er seinen Freund Vardes die Obhut über seine theuersten Interessen. Mit den Geheimnissen, in deren Besitz er war, wurde es de Vardes nicht schwer sich bei Henrietten Geltung zu verschaffen; er gewann zuerst ihr Vertrauen, fand dann Mittel ihr zu gefallen, und wurde ihr erklärter Verehrer. Die arme verlassene Olympia entdeckte den Verrath erst, als es viel zu spät war, und verfolgte den Treulosen mit ihrer Eifersucht. „Die Gräfin v. Soissons," schreibt Frau v. Lafayette, „die seit langer Zeit bis zum Wahnsinn auf Madame eifersüchtig war, blieb dennoch mit ihr in gutem Einvernehmen. Als sie einmal krank war, ließ sie Madame bitten, sie zu besuchen; und warf ihr das Verhältniß vor, daß sie seit drei Jahren mit de Vardes heimlicherweise unterhielt. ... Ein andermal ersuchte sie wieder Madame zu ihr zu kommen; die Prinzessin fand sie in bittern Thränen über den Verrath ihres Geliebten.... Darauf erzählte sie Madame Alles was sie wußte, und indem die Beiden ihre Erfahrungen austauschten, entdeckten sie Verräthereien, welche die Phantasie überstiegen. Die Gräfin schwor, de Vardes nie wieder vor sich zu lassen; aber was ist gegen eine heftige Neigung auszurichten? Vardes spielte so gut Komödie, daß er sie versöhnte."

Olympia wollte sich nur selbst über den Meineidigen täuschen, der sie wie mit einem Zauber berückt hatte. Er hatte seinen Freund und seine Geliebte verrathen, seinen Herrn hintergangen, und konnte jetzt der Versuchung nicht widerstehen, auch Madame zu seinem Opfer zu machen; es war die reine Leidenschaft für die Intrigue. Henriette hatte ihm im Vertrauen Staatsbriefe ihres Bruders Karl II. mitgetheilt, und Vardes brachte sie zur Kenntniß des Königs. Er hatte sich in Besitz des Briefwechsels zwischen dem Grafen v. Guiche und Madame gebracht, und weigerte sich ihn wieder herauszugeben. Endlich wurde der Prinzessin hinterbracht, daß Vardes mehr als leichtfertig von ihr rede. Zu dem Chevalier v. Lothringen hatte er gesagt, er thue Unrecht sich mit Zofen abzugeben, da er mit Madame leichteres Spiel haben werde, als mit ihren Kammermädchen. Die beleidigte Prinzessin klagte beim König, und Vardes kam in die Bastille. Aber Olympia gerieth in Verzweiflung als sie sich ihres Liebhabers beraubt sah; sie beschwerte sich bitter über Madame, die ihr Vardes sowohl durch ihre Liebe wie durch ihren Haß raubte. Außer sich und als ächte Italienerin nur an Rache denkend, eilte sie zum König; um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und ihre Nebenbuhlerin auch ins Herz zu treffen, wollte sie den Grafen v. Guiche ins Verderben stürzen, und klagte ihn hoher Staatsverbrechen an, des Planes, Dünkirchen den Engländern auszuliefern, und der Abfassung des spanischen Briefes an die Königin. Auch Madame machte nun Geständnisse, und so wurde das Intriguenspiel enthüllt. Die Folgen trafen zunächst de Vardes und Olympia. Ersterer wurde in sein Gouvernement Aigues mortes verwiesen, Letztere sammt ihrem ganz und gar unschuldigen Gemahl nach dessen Gouvernement, der Champagne. Doch dauerte ihr Exil nicht lange; die Gräfin kehrte nach Versailles zurück und nahm ihre Stellung in der Gesellschaft wieder ein; sie war trotz ihrer Ungnade Oberintendantin geblieben; aber der König, und auch seine Maitresse besuchten sie nicht mehr auf vertrautem Fuße.

Olympia wurde in ihrem fünfunddreißigsten Jahre Wittwe. Ihr Gemahl starb sehr plötzlich als er sich eben zur Armee Turenne's nach Deutschland begeben wollte. Schlimme Gerüchte verbreiteten sich über seinen Tod. Die Feinde der Gräfin sprachen von Vergiftung, ohne ein Motiv für ein solches Verbrechen nachweisen zu können. Sie heirathete nicht wieder; sie hatte acht Kinder, und verlor in dem Grafen v. Soissons einen nachsichtigen und geehrten Gemahl der stets als ihr Vertheidiger aufgetreten war. Allerdings gingen im Hotel Soissons seltsame Dinge vor, die wohl zu solchen Gerüchten Anlaß geben konnten. Man cultivirte daselbst Astrologie und Magie; man stellte Horoskope und citirte sogar Geister, deren einer im Beisein des Herrn v. Vendome und der Frau v. Bouillon den Tod des Grafen voraussagte. Das Schlimmste war, daß dieses neugierige Forschen in den Geheimnissen der Zukunft die Gräfin mit einer sehr gefährlichen Classe von Zauberern in Berührung brachte. Auf diese Weise wurde sie und ihre Schwester, die Herzogin von Bouillon, in den Proceß der Voisin verwickelt. Diese berüchtigte Verbrecherin beschränkte sich bekanntlich nicht blos auf Zauberkünste und Wahrsagen. Der Erzbischof von Paris benachrichtigte die Behörden, daß die Geistlichen seiner Diöcese im Beichtstuhl viel Geständnisse von Giftmord anhören müßten. Vier Jahre waren vergangen, seitdem der Proceß gegen die Giftmischerin Marquise v. Brinvilliers überall Entsetzen verbreitet, und ihre Hinrichtung hatte der schrecklichen Pest nicht Einhalt thun können. Die Voisin nannte in ihren Verhören den Marschall v. Luxemburg, die Gräfin v. Soissons, und deren Schwester, die Herzogin von Bouillon, unter den Vornehmen welche ihr Haus häufig besuchten. Der Marschall wurde verhaftet und in die Bastille gebracht, wo er fast zwei Jahre blieb. Die Herzogin bestand ein Verhör und zog sich mit Ehren aus der Sache. Die Gräfin v. Soissons aber, sowie sie erfuhr, daß der Befehl sie in die Bastille zu bringen ausgefertigt war, ergriff die Flucht. War sie schuldig? Das ist nie ganz aufgeklärt worden. Sie selbst giebt als Beweggrund für ihre Flucht die Furcht vor ihren allzu mächtigen Feinden an. „Herr v. Louvois," schreibt sie, „ist mein Todfeind, weil ich ihm meine Tochter für seinen Sohn abgeschlagen habe. Er hat Ansehen genug um mich anzuklagen; er hat falsche Zeugen. Da er einmal einen falschen Verhaftsbefehl gegen mich erlassen hat, so wird er das Verbrechen vollenden und mich auf das Schaffot bringen oder wenigstens lebenslänglich im Kerker lassen. Lieber entfliehe ich; später werde ich mich rechtfertigen." Louvois, der damals Allmächtige, hatte in seinem Haß gegen die Gräfin v. Soissons außerdem noch die Unterstützung der Montespan, der damaligen Maitresse des Königs, und Dieser selbst war längst gegen seine Jugendgespielin erkaltet. So war sie allerdings dem Uebermuth der Macht schutzlos preisgegeben. Außer den von der Folter erpreßten Aussagen der Voisin liegt nichts gegen sie vor,

und außer ihrem Manne (wo die Schuld aber sehr unwahrscheinlich ist) nannte man Niemanden, den sie vergiftet haben sollte. Wahrscheinlich aber lag ihre Schuld wo anders: sie hatte die Wahrsagerin über den König und dessen Maitresse befragt. Frau v. Sevigné schreibt an ihre Tochter: „Frau v. Soissons hat gefragt, ob sie nicht einen Geliebten, der sie verlassen, wieder gewinnen könnte. Dieser Geliebte sei ein hoher Fürst, und sie soll gesagt haben, wenn er nicht wiederkäme, würde er es bereuen; darunter ist der König gemeint und über einen solchen Gegenstand ist alles von Gewicht." Der König selbst soll freilich zur Prinzessin von Carignan gesagt haben: „Madame, ich habe die Flucht der Gräfin gewünscht. Vielleicht werde ich eines Tages dafür Gott und meinem Volke Rechenschaft abzulegen haben."

Die Gräfin v. Soissons war kaum über die Grenze, so wurde sie bei Trompetenschall auf offenem Markte geladen binnen drei Tagen zu erscheinen; dann wurde ihr der Proceß in contumaciam gemacht. Sie erbot sich zurückzukehren, wenn man sie nicht vor dem Urtheilsspruch in die Bastille oder nach Vincennes setze. Die Bedingung wurde verworfen, und die Gräfin blieb in der Verbannung, was ihren Feinden am liebsten war. Sie hatte im Auslande nicht die beste Aufnahme gefunden; dafür hatte Louvois gesorgt. In allen Städten und Dörfern, durch welche sie kam, fand sie die Thüren der besseren Gasthäuser verschlossen; sie mußte oft auf der Streu schlafen, und sich von dem Volke Zaubrerin und Giftmischerin schimpfen lassen. Louvois hatte sogar einen Capitän nach Brüssel geschickt, der unter den Pöbel Geld vertheilte, damit man ihr eine Katzenmusik bringe. So sehr war das Volk gegen sie aufgebracht, daß sie in einem Auflauf fast zerrissen worden wäre, wenn der Graf v. Monterey, der Statthalter der Niederlande, sie nicht unter seinen Schutz genommen und die Aufgeregten eines Bessern belehrt hätte. Auch Namur, Antwerpen und andere flandrische Städte verschlossen ihr die Thore. Doch legte sich mit der Zeit der Sturm; Olympia blieb in den Niederlanden und fand mehr als einen Ritter, der eine Lanze für sie brach. Die aus Versailles Verbannte versammelte in Brüssel einen kleinen Hof um sich, und der Prinz von Parma, der dem Grafen v. Monterey als Statthalter folgte, war ihr erklärter Liebhaber. Dennoch war sie damals zweiundvierzig Jahre alt, und auch der Ehrgeizige fand in ihrer jetzigen Stellung bei ihr keine Rechnung mehr; der Umgang mit ihr muß daher nicht ohne Reiz gewesen war.

Noch in eine dunkle Geschichte finden wir die Gräfin v. Soissons verwickelt. Sie begab sich nach mehrjährigem Verbleiben in Brüssel nach Spanien, und während ihrer Anwesenheit in Madrid — wohin ihr auch der Ruf als Zaubrerin folgte, denn der König selbst glaubte sich von ihr behext — starb die junge Königin, eine französische Prinzessin, welche an dem ganz österreichisch gesinnten Hofe die französischen Interessen zur Geltung zu bringen versuchte. Auf die Partei, der ihr Tod zu Nutzen kam, fiel der Verdacht sie vergiftet zu haben, und der Herzog von St. Simon, der dreißig Jahre später Gesandter in Spanien war, beschuldigt die Gräfin v. Soissons des Verbrechens. „Der Graf Mansfeld," schreibt er in seinen Memoiren, „war Gesandter des Kaisers in Madrid, und die Gräfin v. Soissons setzte sich gleich nach ihrer Ankunft in vertrauten Verkehr mit ihm. Die Königin, die nur für Frankreich lebte, bekam große Sehnsucht die Gräfin zu sehen. Der König von Spanien, der von ihr gehört hatte, und der seit einiger Zeit gewarnt wurde, daß man die Königin vergiften wolle, wollte durchaus nicht einwilligen. Zuletzt kam die Gräfin manchmal nach dem Diner vermittelst einer geheimen Treppe zur Königin, und blieb bei ihr, während nur noch der König da war. Diese Besuche wurden häufiger, aber der König sah sie nicht gern. Er hatte die Königin gebeten, nie etwas zu genießen was er nicht vorher gekostet; denn er wußte recht gut daß man nicht ihn vergiften wollte. Es war sehr warm; Milch ist eine seltene Sache in Madrid. Die Königin wünschte welche, und die Gräfin, die sich allmählich tête-à-têtes verschafft hatte, rühmte sich, ihr vortreffliche in Eis erhaltene Milch verschaffen zu können. Man behauptet, sie wäre bei dem Grafen Mansfeld bereitet worden. Die Gräfin v. Soissons brachte sie der Königin, welche sie trank, und kurze Zeit darauf starb." Saint Simon setzt hinzu, daß die Gräfin, die alles zu ihrer Flucht vorbereitet, den Palast verlassen habe, sowie die Königin die Milch getrunken, und glücklich über die Grenze gekommen sei.

Dieser so bestimmt ausgesprochenen Beschuldigung gegenüber schweigen jedoch die Depeschen des Grafen v. Rebenac, der damals französischer Gesandter in Madrid war, ganz über eine Betheiligung der Gräfin bei der traurigen Katastrophe. Auch er nimmt eine Vergiftung der Königin für gewiß an, nennt aber die Gräfin v. Soissons gar nicht, obgleich er ihr Treiben in Madrid so sorgfältig beobachtete, daß er dem König wiederholt berichtete, was sie für Besuche empfing. Auch andere französische Zeitgenossen halten die Königin zwar für vergiftet, schieben aber das Verbrechen auf andere. Der Grandseigneur St. Simon haßte Parvenus — und das waren ihm natürlich die Mazarins und die Mancinis — über alle Maßen, sodaß ihm kein Verbrechen für dieselben schlimm genug zu sein schien. Mindestens müßte hier Olympia wegen Mangel mehreren Verdachts freigesprochen werden.

Drei Jahre nach ihrer Abreise aus Spanien finden wir die Gräfin v. Soissons wieder in Brüssel, wo sie der vornehmsten Gesellschaft angehörte, und wo sie auch 1708 starb. Obgleich sie Prinzessin von Geblüt war, legte der französische Hof keine Trauer an: noch nach dem Tode war sie in Ungnade. Für die lebenslängliche Verbannung rächte sie sich an Frankreich: der vierte ihrer fünf Söhne war der Abbé v. Savoyen, der als er die Soutane abgelegt und die Uniform angezogen, der große Prinz Eugen wurde, welcher den stolzen Ludwig XIV., der ihm nicht einmal eine Compagnie hatte geben wollen, auf seinem Throne erzittern machte. Olympia war noch Zeuge seiner glänzenden Siege, und konnte sich mit dem Gefühl befriedigter Rache ins Grab legen. J. S.

Eine römische Scene.

Eine große Menschenmasse hatte sich auf dem Corso in Rom versammelt, um den heiligen Vater zu sehen, der sich zur Kaiserin Mutter von Rußland begeben wollte, um derselben vor seiner Abreise nach Bologna und Loretto eine Abschiedsvisite zu machen. Es war in den letzten Tagen des Aprils dieses Jahres und einer jener südlichen Apriltage, der alle Vorurtheile der Nordländer gegen diesen wetterwendischen, unfreundlichen und schadenfrohen Monat zu Schande zu machen im Stande ist. Eine glühende Mittagssonne heftete ihre stechenden Blicke auf die alte Roma, die aber ebensowenig als ihre Bewohner ob solcher Pfeile mit den Wimpern zuckte.

Vom Vatican her, über die Engelsbrücke, die lange Straße daher, die auf Piazza Borghese mündet, kam Pius IX. mit seinem stolzen Zuge gefahren, erreichte dann die Via Condotti und bog endlich in den Corso ein.

Es war ein stattlicher Zug. Die roth und goldenen Carrossen der Cardinäle, die roth bekleideten Herren bergend, die stolzen schwarzen Cardinalspferde, ebenfalls roth geschmückt, die reich gallonnirten Bedienten zu zwei und drei hinten auf den Carossen stehend! Der Papst selbst fuhr achtspännig, im rothen Kragen und rother Kopfbedeckung, die mich so sehr an das bekannte Bild Leo X. erinnerten, von Tizian gemalt. An seiner Seite saß der Staatssecretär Cardinal Altieri, und voraus, nebenher und hinterdrein ritt die päpstliche Nobelgarde in ihrer geschmackvollen, eleganten Tracht. Die päpstliche Nobelgarde, die aus Söhnen edler römischer Familien gewählt wird, trägt ein dunkelgrünes Kleid mit reichster Goldstickerei, vergoldete Helme mit schwarzen Roßschweifen, gelbe, anschließende Lederbeinkleider und Stulpstiefeln. Meistentheils sieht man von diesen jungen Leuten die schönsten, feurigsten Pferde geritten, und da ihre Haltung zu Pferde eine freie, nachlässig-noble ist, so geben sie ein schönes Bild vornehmer Ritterlichkeit aus frühern Zeiten. Hier hoben sie sich für das vom vielen Roth fast geblendete Auge angenehm ab. Doch wollte sich mir die Bemerkung aufdringen, daß Roth eigentlich die Farbe des Südens ist. Wenn man die Farben personificiren wollte, müßte man die rothe unbedingt den feurigen leidenschaftlichen Südländerinnen vergleichen. Aber auch Rosa Taddei's Improvisation fiel mir ein, worin sie von den „Männern des Glaubens" sagt:

„La veste, che la Fè lor tinse in sangue —"
(Das Kleid welches der Glaube ihnen blutig färbte.)

Und die Mittagssonne, wie blitzten ihre Strahlen in den Helmen, Waffen, goldenen Zierrathen, Uniformen, Livréen! Selbst der norddeutsche Protestant, dieser genügsame, oft indifferente Diogenes, was die sinnliche, der Phantasie gehörende Seite seiner Kirche anbelangt, wird angenehm überrascht und soweit es ihm möglich, ekstatisch erhoben bei dem Anblicke der stolzen Machthaber über Millionen von Seelen, die sich dabei Knechte Gottes nennen und wie die Fürsten der Erde einhergehen. Gerade in diesem Widerspruch liegt ein mächtiger Zauber verborgen.

Pius IX. mit dem freundlichen, frischen, gutmüthigen Gesicht hat ein angenehmes Lächeln, das seinen Zügen einen Ausdruck unverkennbaren Wohlwollens giebt. Sein großes hellbraunes Auge ist sprechend, seine weißen Haare beurkunden bei dem kaum sechzigjährigen Manne ein vielbewegtes, sorgenvolles Leben, das nicht spurlos an ihm vorübergehen konnte, obgleich seine Corpulenz auf eine gute Körperconstitution schließen läßt. Pius IX. ist von den Römern noch immer geliebt und geachtet. Er bemüht sich so viel wie möglich, ihre Lasten zu mindern. Seine Civilliste, wenn ich mich so ausdrücken darf, beträgt jährlich nur 60,000 Scudi, beiläufig 80—90,000 Thaler hohe Dispense und Erblasse hat er aufgehoben und würde es verschmähen, selbige zu seiner Bereicherung zu benutzen. Sein Hofhalt und sein Mittagstisch werden als äußerst einfach geschildert, so wie die Einrichtung seiner Zimmer im Quirinal, die ich sah, wo er alljährlich einige Monate zuzubringen pflegt, die eines reichen Privatmannes durchaus nicht übertrifft. Man rühmt es in Rom sehr, daß er jetzt eine gründliche Verbesserung der Kirchenmusik ins Werk setzt, welche bekanntlich bisher zum großen Theile aus Opernfragmenten bestand.

Als ich ihn so daherfahren sah und seine Züge musterte, konnte ich mir den würdigen Mann sehr wohl vorstellen, wie er sich erst kürzlich sehr entrüstet gezeigt hatte, da ihm die Meldung zugegangen war, in einer der kleinern Kirchen Roms befinde sich ein wunderthätiges Marienbild, das jüngst sogar wirklich und wahrhaftig geweint habe. Alle Menschen, die davon gehört hatten, waren hingeströmt und der Zudrang zu dem Wunder wurde über alle Beschreibung groß, sodaß die Verbindung pecuniärer Zwecke mit dieser einmal angefachten religiösen Schwärmerei und Wundersucht, auf der Hand lag. Als Pius IX. dies erfahren hatte, war er in Zorn gerathen und hatte den Geistlichen jener Kirche sagen lassen: Wenn das wunderthätige Marienbild nicht bald aufhören werde zu weinen, so werde er selbst hinkommen und die Sache untersuchen! Sofort hatte der Unfug ein Ende.

Doch ich kehre auf den Corso zurück und sehe mit Vergnügen die blitzenden Augen der Italiener, die das glänzende Schauspiel verschlingen. Ihr anständiges Betragen bei allen dergleichen Gelegenheiten, das niemals in Ungezogenheiten und Rohheit ausartende, höchstens mit einigen Anspielungen und Scherzen betriebene Drängen der Volksmassen muß uns erfreuen. Ihre Freude, ihre Begeisterung weiß nichts von Gemeinheit, in welches Extrem wir im Norden so häufig jene Affecte umspringen sehen; sie ist natürlich und bleibt also in den Grenzen des natürlichen Schicklichkeitsgefühls.

Aber was ist das? Gerade als Pius IX. in das Portal des Hotels einbiegen will, welches die Kaiserin bewohnt, als sich das Rasseln der zahlreichen Prachtcarrossen auf der Bahn von weicher Puzzolanerde verloren hat, welche in der Gegend des Palastes gestreut worden ist, um die angegriffenen Nerven der hohen Frau durch das Geräusch der Wagen auf der be-

lebtesten Passage Roms nicht zu belästigen, — da bäumen sich die vordersten Pferde und drängen zurück. Ein Geräusch, ein Murmeln geht durch das dichtgedrängte Volk; man guckt, man hebt sich, um besser zu sehen, und kann doch nichts Gewisses erfahren. Uns gelingt es, durch einige in der Menge entstandene Lücken, die sich nicht sogleich wieder schließen, vorwärtszukommen und zwar im rechten Augenblicke, um uns noch an der plastisch-mimischen Darstellung, die dort gegeben wird, zu erfreuen und Zeuge eines rührenden und ergreifenden Schauspiels zu sein.

Ein Weib aus dem Volke hat sich vor die Pferde geworfen und hoch in ihrer zitternden Rechten hält sie ein zusammengefaltetes Papier, auf dem das ganze Wehgeschick einer unglücklichen Familie verzeichnet steht. Die nächststehenden Frauen und Männer flüsterten ihr zu: Corraggio! Avanti! Non aver paura! Coraggio! Aber dies Weib selbst, wie es dortliegt, ist einer Schilderung werth.

Sie ist nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, Kummer, Aufregung des Momentes und Furcht wegen des Ausgangs haben ihre Züge mit tiefen Linien markirt, ihr Mund ist halb geöffnet und läßt zwei Reihen schöner Zähne sehen, das schwarze glänzende Haar schmiegt sich in langen Scheiteln an das bleiche Gesicht — ihr Auge ist starr auf die Carosse des heiligen Vaters gerichtet, der dunkle Stern sprüht Flammen. Sie liegt so malerisch und ungezwungen, ungekünstelt dort am Boden, die Geberde ihrer hocherhabenen Arme und des vorgebeugten Kopfes ist so ganz Flehen und Sehnsucht und Angst, sie scheint in ihrer Kühnheit selbst, sich vor die Pferde geworfen zu haben, anzudeuten: Sieh, dies Thier schont mich, es tritt mich nicht, erbarme Du Dich, Edler, Gottgeweihter, auch mein! Dies Weib in der vollendeten und unbewußten Schönheit seiner Stellung, diese verkörperte Bitte erinnert uns, daß wir uns noch immer unter dem Volke befinden, welches einst seinen erhabenen Meistern plastischer Kunst die nothwendigen Modelle zu ihren großen Kunstschöpfungen gab.

Als wir in die Nähe des Weibes kamen, flüsterten uns die Umstehenden zu, sie habe am Portal den rechten Moment versäumt, um von einer Erhöhung aus, die sich dort befand, die Bittschrift rechtzeitig in die Kutsche des Papstes zu werfen, wie Andere zu thun pflegten. Und wirklich flog in diesem Augenblicke schon wieder eine Petition, gleich einer weißen Brieftaube, von weiblicher Hand geschickt geschleudert, in die Carosse des Papstes. Dieser nahm sie auf und sah sich nach der Bittstellerin um, allein sie war verschwunden.

Inzwischen war einer der Nobelgardisten herangeritten und hatte der kühnen Frau, die noch immer vor den zurückdrängenden Pferden lag, das Blatt aus der Hand genommen. Er winkte einem der zunächststehenden Männer, um sie selbst beim Aufstehen zu unterstützen, allein jetzt drängte sich die Schwester herbei, indem sie weinend rief: Sorella mia, vieni, vieni! Die Kniende stützte sich halb auf die niedergebeugte Schwester, verfolgte gespannten Auges den Gardisten, der zur Kutsche des Papstes ritt und dem Cardinal Altieri das zusammengefaltete Blatt übergab — dann verzog sich ihr Mund zu einem krampfhaften Lächeln, sie streckte den rechten Arm und Zeigefinger weit aus, deutete auf diesen Vorgang, der ihre ganze Seele beschäftigte, raffte sich kräftig mit Hülfe der Schwester auf und entfernte sich eiligen Schrittes. Eine Deutsche wäre nach einem solchen aufregenden Auftritte in Ohnmacht oder Krämpfe gefallen, mindestens kraftlos und schwächlich zusammengebrochen.

Der Papst und die Carossen, alle Pracht, aller Pomp, das Volk in seiner bunten Masse, die Frau im einfachen Gewande, Alles war verschwunden; aber mir blieb das Bild in der Seele.

Ich konnte nicht umhin, nach den Schicksalen jener Frau zu forschen. Lange waren meine Bemühungen vergebens, allein bei meinem zweiten Aufenthalte in Rom, als ich von Neapel zurückkehrte, wollte der Zufall, daß ich bei der kühnen Bittstellerin ins Quartier kam. Ihre Schwester erwarb sich, wie so viele Familien in Italien, ihren Unterhalt mit Zimmervermiethen an Fremde.

Ich trete ein und befinde mich der Frau gegenüber, die mich so lebhaft interessirt hatte. Sie trug mit der bekannten großen Ungenirtheit der Italiener in natürlichen Dingen, ein Kind an der Brust, während sie mit Fremden aller Art wegen der Zimmer, die zu vermiethen waren, verhandelte. Die Schwester kam herzu, der das Logis gehörte, und auch sie trug ihr Theil zur größern Ungebundenheit bei, denn sie kam in dem Gewande, welches man unmittelbar auf dem Körper zu tragen pflegt. Dieses Gewand war allerdings fein und schön und äußerst faltig, allein ich bemerkte dessenungeachtet auf den Gesichtern aller Anwesenden, außer der Säugenden, etwas mehr als Staunen, als die runde volle Gestalt der Vermietherin sich so äußerst paradiesisch gekleidet, möchte ich sagen, näherte.

Ich miethete mich ein und lernte bei dieser Gelegenheit die ganze Familiengeschichte kennen. Die arme verheirathete Schwester der wohlhabendern noch ledigen padrona di casa lebte bereits seit einem Jahre oder noch länger mit drei Kindern und ihrem Manne von der Gnade der letztern.

Sie hatte sich mit sechzehn Jahren verheirathet und bereits elf Kinder gehabt, von denen nur drei lebten und das jüngste kaum ein Vierteljahre alt war. Ihr Mann war früher Kerkermeister in den päpstlichen Gefängnissen von Perugia gewesen und hatte sich sehr gut befunden. Allein, wie er behauptete, durch Nachlässigkeit eines Unterbeamten, waren in einer Nacht, wo er selbst von Perugia wollte abwesend gewesen sein, fünf politische Gefangene aus den ihm anvertrauten Kerkern entflohen. Er und der Unterbeamte waren festgenommen worden, die Untersuchung eingeleitet und Hoffnung dagewesen, den Familienvater wieder befreit und im Amte zu sehen. Da stirbt der eigentliche Schuldige im Gefängnisse und man hält sich nun ganz und gar an den Kerkermeister, der nichts thun kann als seine Nichtwissenschaft stets von neuem zu betheuern. Endlich hatte man ihn freigelassen, aber natürlich war er nun ohne Verdienst, ohne Brot gewesen. Die Schwester hatte sich der Frau und Familie inzwischen angenommen, letztere, die Frau, hatte für die Miethbewohner des Hauses gewaschen und geplättet, wie sie noch that, als ich dort war, aber es war ein elendes Dasein.

Die Schwester, die eine so gefühlvolle Rolle bei jenem

Auftritt im Corso gespielt hatte, war tyrannisch im Hause und warf der Schwester das karge Brot oft vor, das sie von ihr genoß. Der Mann that zu meiner Verwunderung gar nichts. Er saß den ganzen Tag lang unten bei dem Schuster, der zugleich Portier des Hauses war und schien zu stolz, diesem auch nur bei kleinen Diensten zur Hand zu gehen.

Da mochte der Frau, die sich nur geduldet und auf alle Weise bedrückt sah, der Gedanke gekommen sein, bei dem heiligen Vater um eine Anstellung für ihren Mann zu bitten. Mir sagte sie nur: „Sie haben mir eine Bittschrift gemacht, da ich nicht schreiben kann und diese hab' ich im Corso hingegeben, als die einzige Gelegenheit war, sich dem santissimo padre zu nähern.

Wehmüthig setzte sie hinzu: Es ist noch nichts erfolgt und wir leben nach wie vor. Dann blickte sie auf das Kind an ihrer Brust und sagte: „Sie ist krank, sie schreit immer. Ach was das Kind schlecht ist! Wenn sie nur sterben wollte, dann wären wir nur vier, die essen, jetzt sind wir fünf. Ich habe fast nicht genug Milch sie zu sättigen, sie trinkt den ganzen Tag. Möchte sie doch sterben!"

Die Italiener lieben ihre Kinder nicht mehr, sobald sie ihnen Plage machen. Die früher von mir auf der Straße bewunderte Mutter sank immer mehr im Hause. Um spazieren gehen zu können, wurde das arme Kind von derselben in ein Tuch gebunden und um den Hals gehängt. Oft kam sie spät zurück und die kleine Creatur war kalt wie Eis geworden. Und dann sagten beide Schwestern, wenn ich das Kind beklagte: Non fa niente! (Es thut nichts!) Noch unausstehlicher wurde mir der Vater, da er gar nichts zur Verbesserung der Lage der Seinigen that. Er saß in der Küche und legte die Hände in den Schooß, wenn Alles beschäftigt war, oder er trieb sich bei dem Schuster und Portier herum, der für alle Fremden die Schuhe und Stiefeln reinigte und erwarb sich auch nicht einmal die drei bis vier Paoli, die jeder Miethbewohner monatlich an die Säuberung seiner Fußbekleidung wenden mußte. Nicht den kleinsten Gang that er für die Fremden im Hause.

Ich bin fest überzeugt, hätte seine Frau nicht den Muth gehabt, dem Papste die Bittschrift zu überreichen, er selbst würde sich nicht incommodirt haben. Ich glaube, ihm gefiel das faule Leben, ohne Verantwortung, denn wegen des Mangels seiner Familie machte er sich keine Gewissensbisse und das Keifen der Schwägerin, die manchmal tobte, daß ich glaubte, sie wolle die ganze Gesellschaft zum Hause hinauswerfen, rührte ihn durchaus nicht. Er sprach fast gar nicht, weder im Guten noch im Bösen. Dagegen zankten sich die Schwestern bisweilen, daß ich jeden Augenblick erwartete, sie würden über einander herfallen und sich massacriren. Oft wenn ich es nicht mehr aushalten konnte, verbat ich mir das unsinnige Geschrei; da kamen sie aber sogleich mit dem freundlichsten Lächeln von der Welt auf mich zu und versicherten mich, es sei ganz und gar kein Streit, sie hätten nur ein bischen lebhaft zusammengesprochen.

Ich konnte bei jedem noch so entsetzlichen Zanke darauf rechnen, daß, so wie ich die Thür öffnete um nachzusehen, beide strahlend vor Freundlichkeit auf mich zukommen würden und fragen: Cosa vuole, Signora mia?

Beide waren gleich beflissen, mich, wo sie konnten, zu betrügen, allein ich war immer so glücklich ihre Pläne zu durchschauen. Bisweilen traten beide Schwarzäugige bei mir ein und suchten mir eine Einrichtung, die ich treffen sollte oder die Anschaffung von irgend etwas, auf die schmeichelhafteste Weise, mit dem süßesten Lächeln einzureden, sie drehten und wendeten sich, sie liebäugelten förmlich mit mir, denn wenn ich auf ihre Vorstellungen einging, so war gewöhnlich ein Vortheil für sie dabei. Lächerlich war es nun anzusehen, wie sie, wenn ihre Bemühungen nichts bei mir fruchteten, sich untereinander enttäuschte Blicke zuwarfen, ihren Rückzug gemeinschaftlich antraten, aber noch bis an die Thüre mit einem bittersüßen Lächeln, das freilich mit dem beim Eintreten mir gespendeten nicht zu vergleichen war, parlamentirten und probirten, ob ich nicht noch zu bewegen sei. Auf solche fehlgeschlagene Hoffnungen folgte gewöhnlich ein entsetzlicher Streit, von dem ich aber nichts verstand, weil zu schnell gesprochen und zu laut geschrien wurde.

So gab dies eigentlich zwei Bilder, das rührende und ergreifende im Corso, was ich am liebsten festhielt, und das im Hause, welches mir von neuem bestätigte, daß das Gesunkensein eines Volkes sich am deutlichsten im Familienleben offenbart, der Grundlage aller Staaten. A. L.

Zwei neue Studentenlieder aus Jena.

— Die deutschen Hochschulen sind den Russen wieder geöffnet. Berlin, Leipzig, Breslau, Jena versprechen sich davon vielleicht den größten Zuwachs. Zu dem wissenschaftlichen Eifer gesellt sich bei den dort studirenden Russen auch der ihnen eigenthümliche Humor. Eine Probe davon liefern aus der Feder eines edlen Moskowiters folgende zwei Jenaische Lieder:

1. Die Göttin Cerevisia.

Die Göttin deutscher Wissenschaft
Erschien mir jüngst im Traume.
Sie hatte 'nen hölzernen Mantel an
'ne Krone von weißem Schaume.
Sie sprach zu mir: „Unglücklicher,
Wo bist Du hergekommen?
Hast Du von meiner Macht und Pracht
Bis jetzt noch nichts vernommen?"
Ich sprach zu ihr: „O hehres Weib,
Entschuldige den Barbaren,
Aus Moskau, aus der fernen Stadt,
Bin ich herbeigefahren.
Aus Moskau, aus der großen Stadt
Nach Jena in die kleine,
Um über Gott und Mensch und Welt
Zu kommen in das Reine!
Sie sprach zu mir: „Verwegener,
Und ohne mich zu kennen
Glaubst Du wohl in das Heiligthum
Der Weisheit einzurennen?
So wisse denn, Verblendeter,
Der Weisheit Göttin bin ich,

Seitdem Minerva abgesetzt
Als alt und eigensinnig.
Das ganze Deutschland ist mein Reich;
Die Hauptstadt liegt in Sachsen;
Drum eben in dem deutschen Reich
Die Philosophen wachsen.
Und glaub' mir nur: wenn Weisheit Du
Erwerben willst durchs Lesen,
Bleibst Du ein Narr Dein Lebelang,
Wie Du's bis jetzt gewesen.
Der Buchstab' ist nur eitel Trug,
Dran läßt sich nichts ergründen;
Doch schaust Du in den vollen Krug,
Wirst Du den Geist schon finden!" —
— Ich sah die Göttin von mir gehn;
Mich füllte grauf'ge Wonne;
Von hinten war sie anzusehn
Als wie 'ne große Tonne.

3. Die Heimkehr aus Lichtenhain.

Das Lied ist aus, nun geht's nach Haus,
Herr Bruder, wirst mich führen!
Wo ist der Weg? Wo geht man 'raus?
O Gott, wo sind die Thüren?
Ach Göttin Cerevisia,
Bis jetzt war ich ein Lümmel:
Nun seh' ichs ein, um Lichtenhain
Bewegt sich Erd und Himmel!
Das ist der einzige feste Punkt,
Der in der Welt zu finden;
Von hier, von hier aus läßt sich nur
Der Bau der Welt ergründen.
Wie ich die Welt zum ersten Mal
Vom rechten Punkt betrachte,
So merk' ich schon, es ist die Welt
Viel schöner als ich dachte!
Es sieht die Welt gar lustig aus,
Es lachen Näh' und Ferne,
Es tanzen Wald und Busch und Haus,
Es tanzen Mond und Sterne.
Die Sterne schießen hin und her
Und flammen auf wie Fackeln,
Der Hausberg und der Gensigberg
Sie stolpern und sie wackeln.
Der Hausberg und der Gensigberg,
Die riesigen Halunken!
Der Hausberg und der Gensigberg,
Sie haben zu viel getrunken!

Zur Chronik.

Frau Sibylle Mertens †.

— Wie leicht geben Deutsche draußen ihr Vaterland auf! Und wie wenig kümmert sich das deutsche Vaterland um seine in der Fremde preisgegebenen Kinder! Leben und Tod der Frau Sibylle Mertens liefert neuen betrübenden Text zu diesem Thema. Sie liegt in Rom begraben bei Sanct Peter im Campo Santo Teutonico; schon am 23. October schloß die seltene Frau, von den Ihrigen wie vom Vaterlande verlassen, ihr Auge. Die deutschen Gräber an der Pyramide des Cestius, die jeder Ankömmling in Rom besucht, gehören Protestanten; Frau Sibylle Mertens aus Cöln, geborene Schaafhausen, war römischen Glaubens und hat, wie gesagt, auf Sanct Peter ihre Ruhestatt. Sie wollte ganz Römerin sein und werden, hatte sich von allen heimischen Verhältnissen losgesagt. Noch vor einem Jahre nahm sie von deutschen Freunden Abschied, um fortan ganz in Italien heimisch zu bleiben. Beinahe am Ziel ihrer Wünsche, im Begriff, sich mit ihren Sammlungen und Kunstschätzen in Rom einzurichten, ergriff sie die Malaria des Stadttheils. Schon seit vier Monaten war sie fieberkrank, ohne jedoch ihre Herstellung zu bezweifeln, bis eine Gemüthsaufregung der starken Frau den Tod gab. Zu ihren Besitzthümern gehörte unter Anderem eine kostbare, zu 10 bis 15,000 Thlrn. an Werth angeschlagene Sammlung geschnittener Steine, vielleicht die bedeutendste dieser Art in Privathänden, mit Gemmen aus Alexanders des Großen Zeit und zahlreichen etruskischen und ägyptischen Scarabäen, jenen auch bei Mumien gefundenen, mit eingeschnittenen allegorischen Priesterzeichen versehenen mystischen Käfersteinen. Wir erinnern uns noch des gelehrten Entzückens, mit welchem Professor Seyffert vor Jahren in Leipzig — ein ebenfalls ins Ausland verlorener, in Nordamerica verschollener deutscher Mann von ungewöhnlichem Werth — diese Schätze bewunderte. Diese Sammlung würde für jedes deutsche fürstliche Museum eine werthvolle Zierde sein; zweifelsohne haben sich deutsche Akademien oder Hochschulen geschmeichelt, solches Vermächtniß anzutreten; keiner aber ist es eingefallen, den Werth der Besitzerin bei ihren Lebzeiten zu würdigen, während italienische Nobili und Gelehrte sie in numismatischen und archäologischen Schriften als Autorität citirten. Noch ist es sogar ungewiß, ob solche Schätze einer in Rom verstorbenen deutschen Frau vielleicht testamentarisch an Deutschland fallen, nachdem sie aufgehört, Bürgerin eines deutschen Staates zu sein. Die edle Frau soll noch in ihren letzten Tagen eine schließliche Willensmeinung aufgesetzt, aber eine halbe Stunde vor dem Termin zu eidlicher Namensunterschrift ihr Auge geschlossen haben. Die Steinsammlung ist für Rom weniger werth; man würde sie dort, wo soviel aufgestapelt ist, kaum herausfinden; während sie in deutschen Museen manche Lücke füllen dürfte. Auch in den Papieren der Frau Sibylle Mertens muß manches Werthvolle hinterlassen sein, Abhandlungen über Alterthümer, Entscheidungen in Streitfragen, über die man ihren Rath in Italien einholte, auch deutschgeschriebene Schilderungen der letzten römischen Revolution, bei der sie kurz vor Ankunft der Franzosen in Rom mit genauer Noth ihre Kunstschätze in den Vatican flüchtete. Auf ihr früheres Anerbieten, den römischen Sammlungen die ihrigen als Eigenthum des römischen Staates einzuverleiben, unter der Bedingung, ihr eine entsprechende Wohnung und freien Genuß ihrer Kunstwerke zu gestatten, war die Behörde nicht eingegangen. Es hätte ihr wohl eine Wohnstätte im Vatican gebührt; glich sie doch in ihrer felsenfesten, scharfen und unerbittlichen strengen Richtermiene einer Priesterin, die alte Schätze bewacht und jeden Ungeweihten verscheucht. Aber auch mild und weich konnte sie sein, und wo ihr Gemüth drängte, da scheute sie kein Mittel, war ihr kein Opfer zu groß, um edlen Zwecken zu dienen. In Rom, wo der Cardinal Antonelli und der Herzog v. Sermoneta zu ihren Gönnern und Freunden gehörten, hat sie zur Zeit der Revolution durch Muth und Besonnenheit sogar manchen Priester aus den Händen des Volks gerettet, während man sie der Theilnahme an der Bewegung verdächtigte. In Genua, wo sie längere Zeit gelebt, blieb sie standhaft und heldenmüthig der Cholera trotzend, während Alles floh, auf dem Platze und brachte ganze Heerden obdachloser Kinder unter Dach und Fach, sie vor Hunger, Seuche und Elend schützend. Von dieser Zeit datirte ihr Freundschaftsverhältniß zu König Carlo Alberto, der sie für die edlen Handlungen der Wohlthätigkeit und des Heldenmuthes mit einer Denkmünze ehrte. Auch

in Rom stiftete Frau Sibylle eine Gesellschaft für arme und verwahrloste Kinder und leitete deren Verhandlungen als Secretär. Ihre Glanzepoche hatte sie wohl im Winter 1845—46 zu Rom, wo sie auf der Fontana Trevi wohnend die großen Routs bei sich gab, zu der sich Nobili und die Gelehrten Italiens, Deutschlands und Englands drängten. (Auch Adolf Stahr erwähnt dieser Gesellschaften in seinem Buche über Italien. Siehe auch Visits and Sketches at home and abroad, by Mrs. Jameson. Tom. I.) Man fand dort Canina, Mßr. Sommerville, Anna Jameson, Adelaide Kemble-Sartoris, die Sängerin; Adele Schopenhauer war schon von Deutschland aus ihre treueste Freundin. Von Deutschen waren Kästner, Braun, Welker in den römischen Abendcirkeln der Fontana Trevi stehende Gäste, die Archäologie aufs Vollständigste vertreten und der bis dahin unbekannte Jerichau mit seiner Hebe- und Herkulesgruppe fand dort sein erstes Publicum, seine erste Anerkennung, während die römische Dichterin Gräfin Orfé dort improvisirte. Bei den Spinola's, Pallavicini's und in den höchsten Kreisen der genuesischen Welt gab es keine bessere Empfehlung als eine Zeile von der Hand der gelehrten Frau Sibylle aus dem deutschen Cöln am Rhein. Der alte Marchese di Negro besitzt in seiner Villa bei Genua ein Bild von ihr, von Wach gezeichnet. Man kannte sie im engen Kreise auch als Componistin; sie hat Lieder aus Mosen's „Ritter Wahn" in Musik gesetzt.

Villa Carlotta.

— Der kranke Preußenkönig — so verlautete jüngst in Berliner Blättern — werde zu seiner Genesung die Villa Carlotta am Comer See beziehen. Man kennt an jenem See, der deutsche und italienische Natur in seiner Romantik vereinigt, eine Villa Melzi (mit dem wundervollen Bilde Napoleons als Jüngling, als General der Republik), eine Villa Serbelloni und eine Villa Sommariva. Die letzte, unter diesem Namen nach den Meisten die Italien besuchen bekannt, ist die obgedachte Villa Carlotta, am rechten Ufer des See's, vom Gasthause Cadenabbia aus so vielfach besucht. Die Erbauung dieser Villa fällt in die Mitte des vorigen Jahrhunderts; sie erlebte jedoch im Laufe der Zeit manche Veränderung. Im Jahre 1804 ging sie in den Besitz eines Grafen Johann Baptist v. Sommariva über, der zur Zeit der cisalpinischen Republik eine Rolle spielte und von dem die Villa den Namen trug. Graf Sommariva war ein enthusiastischer Kunstfreund; ein glückliches Ungefähr brachte ihn in den Besitz des Alexanderzuges von Thorwaldsen, der die Villa schmückt. Napoleon hatte diesen Triumph Alexanders in Babylon bestellt; das Bild sollte für den glorreichen Imperator der Franzosen eine Apotheose werden und einen Saal des Quirinalpalastes in Rom zieren. Napoleons Glücksstern sank und Graf Sommariva erwarb das herrliche Werk der Plastik, dessen Wiederholung das Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen schmückt, während eine Nachahmung desselben aus Gyps nach dem Quirinal kam. Im December 1843 wurde die Villa nebst Zubehör an die Prinzessin Marianne der Niederlande, Gemahlin des Prinzen Albrecht von Preußen, bekanntlich von ihm geschieden, käuflich abgetreten, und Diese schenkte den Landsitz ihrer Tochter Charlotte, Gemahlin des Erbprinzen v. Meiningen, die vor einigen Jahren starb. Von dieser Prinzessin führt die Villa seitdem den Namen: Carlotta. — Von Ludwig Bechstein, dem Meiningischen Bibliothekar und thüringischen Balladendichter, erschien unlängst (in Weimar bei Voigt) ein Büchlein voll poetischer und beschreibender Reiseskizzen vom Comer See und aus der Lombardei, das den Namen der Villa Carlotta zum Titel wählte.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 2. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 9. Januar.

Inhalt.

Robert Schumann.

Die heutige sogenannte Zukunftsmusik ist theils ein Erzeugniß der Hyperromantik, die unserer Nation den objectiven Gestaltungen der Welt gegenüber so eigenthümlich ist, theils ein Erzeugniß der reflectirenden und räsonnirenden Desperation, die dreist genug ist, die Symptome einer abgelaufenen und in sich erledigten Entwickelung geradezu für Zeichen einer neuen Zeit zu erklären. Was Charlatanerie daran ist, stammt wohl zum Theil aus Paris, wo man daran gewöhnt ist, daß eine Partei sich als Clique und als Claque entschieden organisirt. Daß Geist dazu gehört, um so raffinirt zu componiren wie Berlioz, leidet keinen Zweifel; aber Paris hat gesunden Sinn und sonstigen Lebensgehalt genug, um die Parteibestrebungen einer Schule in ihren Schranken zu halten. Die Pariser lesen sehr eifrig Hrn. Berlioz geistreiche Artikel, aber geben nicht viel auf seine gesuchten und manierirten Compositionen. In Deutschland hat die Epoche „der neuen Beethovener" einen natürlichen Anfangspunkt in Robert Schumann, der freilich für die Irrthümer und Ausartungen der Partei nicht verantwortlich sein kann, obschon er sie theilt. Man hat in ihm gleichsam einen unschuldigen Quell derselben. Er theilte auch mit Berlioz, Liszt und Wagner das Bemühen, dem Zeitalter mit der Feder räsonnirend beweisen zu wollen, wo die schöpferische Kraft zur evidenten Ueberzeugung nicht ausreicht. Sie haben sämmtlich Geist genug, die Vorstellung vom gelobten Lande einer „neuen" Musik zu erwecken, bleiben aber in ihren Compositionen die Erfüllung ihrer Verheißungen schuldig. Wird das jetzt mitunter bis zum Schwindel betrieben, so darf man doch nicht an einer ursprünglich reinen Quelle dieser begeisterten Aufregung zweifeln. In Robert Schumann sehen wir solch reine Quelle der Bestrebung. Wir finden in ihm die Anknüpfungspunkte für die meisten Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart im Gebiete der Tonkunst, namentlich der Instrumentalmusik. Abgesehen davon, wie der Werth von Schumanns künstlerischem Schaffen und jener, in seinem Gefolge befindlichen Erscheinungen sich stellt, fordert also dieser Musiker zur speciellen Betrachtung seines Lebens und Wirkens auf, und aus diesem Grunde muß seine Biographie als eine Brücke für die Erkenntniß seines gesammten Strebens und dessen Bedingungen willkommen geheißen werden. Diese Biographie lieferte ein vorurtheilsfreier Mann, Joseph W. v. Wasielewski (Dresden bei Kuntze, mit den Medaillons von Clara und Robert Schumann, nach Rietschels Arbeit, und zwei Facsimiles). Selbst ausübender Künstler, hatte der Verfasser objectiv den Beruf zu solcher Arbeit, subjectiv durch seinen fast zweijährigen persönlichen freundschaftlichen Verkehr in Düsseldorf mit dem Verstorbenen, bevor ihn zwei Jahre vor seinem Tode die Nacht der Bewußtlosigkeit befiel.

In der Vorrede sagt der Verfasser: „Eine Darstellung der künstlerischen Entwickelung gerade dieser bedeutungsvollen Persönlichkeit schien von allgemeinstem historisch-musikalischem Interesse; denn sie giebt das Bild eines Künstlerlebens in seinem Streben und Schaffen, wie es in seinen Grundzügen auch bei anderen Persönlichkeiten der Gegenwart wiederkehrt, und mit den neueren Richtungen und geistigen Bewegungen in der Musik in genauer Verbindung und Wechselwirkung steht. Und R. Schumann ist ein so eigenartiges Naturell, daß seine schöpferische Thätigkeit, zumal in ihrem Beginne, nur bei genauer Kenntniß seines Lebensganges und der mannichfachen Bedingungen desselben vollständig erfaßt und gerecht beurtheilt werden kann. R. Schumann gehörte nicht zu den Meistern, deren künstlerisches Schaffen eine Reihe von Gebilden bezeichnet, die durchweg einen unmittelbaren und leicht zu erkennenden Genuß gewähren, — seine Geistesproducte sind nicht der Art objectiv geworden und haben sich nicht so von seinem individuellen Dasein losgerungen und befreit, daß man zum innigen Verständniß derselben der Kenntniß ihres Ursprunges entbehren könnte. Er gehört zu Jenen, die in vielen Fällen an die Erlebnisse unmittelbar anknüpfen und aus ihnen heraus Tongebilde schaffen; — und solche Schöpfungen, oft einen unlösbaren Bruch hinterlassend, können eben nur verstanden werden, wenn man über ihre Erscheinung hinaus- und zurückkehrt auf die Motive ihrer Entstehung und auf die besonderen Umstände, unter denen sie empfangen und gebildet wurden. Daher hört man einerseits so häufig bei einer großen Anzahl Schumann'scher Compo-

ftitionen über Mangel an Verständniß, andererseits über Absicht und all dergleichen mit der Betonung des Vorwurfs klagen, während man doch nur ein Naturell vor sich hat, das sich genau so giebt, wie es eben ist, und wie die eigenthümlichen Organisationsverhältnisse im Verein mit den Eindrücken des Lebens es gestaltet haben." — Die subjective Art des schaffenden Künstlers lebenskenntlich vor Augen zu stellen, ist also hier die Aufgabe des Biographen. Er soll und will veranschaulichen, wie Schumanns Wege, in Kunst und Leben, „und die von ihm auf demselben errichteten zahlreichen Denksteine nicht anders beschaffen sein konnten, als sie dem unbefangenen, vorurtheilsfreien Blick sich zeigen."

Diesen Standpunkt hat der Biograph in der ganzen Darstellung festgehalten, und von ihm aus das Leben und Wirken Schumanns im Zusammenhange Schritt vor Schritt betrachtet. Ueber die erste musikalisch-schöpferische Entwickelungsperiode Schumanns spricht der Verfasser sich summarisch folgendermaßen aus:

„Schumann nahm als schaffender Musiker seinen Ausgangspunkt vom Pianoforte; es ist dies aus doppelten Gründen erklärlich. Einmal war es das einzige Instrument, auf dem er von Jugend an sich hatte bewegen und aussprechen lernen, mithin das einzige, welches er näher kannte; dann auch mußte der ursprüngliche Entschluß, sich ganz der virtuosen Laufbahn widmen zu wollen, ihm Veranlassung geben, zunächst für dieses Instrument zu schreiben. Das inzwischen aufgenommene, und allgemach ein reiferes Urtheil über die Unzulänglichkeit der Erstlingswerke seiner Muse in ihm erzeugende Compositionsstudium, konnte nur dazu beitragen, ihn für die Dauer an die Claviercomposition zu fesseln; denn es ist sehr begreiflich, daß Schumann bei seinem ehrgeizigen Streben, welches ihm in vielen Fällen durchaus nicht zum Nachtheil anzurechnen sein dürfte, das Begehren in sich tragen mußte, erst Leistungen von künstlerischer Bedeutung in einem Fache hingestellt zu haben, ehe er sich an ein anderes wagte. Rechnet man hierzu, daß Schumann später durch seine ernsten und tiefeingreifenden Beziehungen zu Clara Wieck eine directe Veranlassung hatte, für das Pianoforte zu componiren, so erklärt sich aus alledem zusammengenommen die Erscheinung der Stabilität, welche Schumanns Streben während der ersten neun Jahre seines Wirkens als schaffender Musiker kennzeichnet."

Die Bahn, welche Schumann während dieser Periode durchschritten, bietet eine höchst eigenthümliche Erscheinung dar; die Biographie nennt die Art seiner Entwickelung im Vergleich zu dem normalen Bildungsgange gewissermaßen eine entgegengesetzte. Große Meister in der Musik haben in der Regel ihre Kunst spielend begonnen und sich aus der Einfachheit erster Empfindungen stufenweis, folgerecht und organisch vom knabenhaften schöpferischen Versuche bis zum Reichthum und der Tiefe des Selbstbewußtseins hindurchgerungen; Schumann dagegen hat sich aus einer schon reich entfalteten, gleichwohl aber ungeordneten, unbeherrschten Ideenwelt, auf dem Wege allmählicher innerer Reinigung hindurch zu größerer Einfachheit und Klarheit zurückentwickelt. „Dies ging, sagt unser Biograph, ganz natürlich zu; denn während ein, in frühzeitiger Zucht und Schule, nach und nach vom Kleinen zum Großen, vom Einfachen zum Complicirten normal entwickelter Geist, blos den Schulstaub von den Füßen zu schütteln braucht, um mit Freiheit und Leichtigkeit sich in der Bahn fortzubewegen, welche zur Meisterschaft führt; so gebrach es Schumann, als er in einem schon vorgerückten Alter den Entschluß faßte, sich der Musik und insbesondere der Composition zu widmen, an allen den technischen Fertigkeiten und Kenntnissen, ohne die nun einmal ein Tonsetzer stets der Willkür und dem Zufall überlassen bleiben muß. Er war ohne seine Schuld von einer tüchtigen, frühzeitigen, musikalischen Durchbildung zurückgehalten worden, und außerdem hatte sich in ihm das Vorurtheil der Ueberflüssigkeit einer solchen erzeugt. Daher vermißt man auch in den ersten Jahren von Schumanns Musikerthum durchaus den klaren Goldgrund, jene feste, sichere Basis, auf der allein eine stetige und gedeihliche Fortentwickelung möglich ist, denn die Studien, welche er nachträglich in richtiger Erkenntniß dessen, was ihm fehlte, noch aufgenommen hatte, konnten unmöglich sogleich Früchte tragen, unmöglich eine, nach musikalischer Seite hin verfehlte Jugendbildung sofort paralysiren."

Mit Einem Worte: Schumann kam nicht vom Handwerk zur Kunst, hatte die Technik nicht hinter sich, um sich die Ideenwelt und das Mysterium der Musik zu erschließen; er kam von der Reflexion zur schöpferischen Ausübung. Erfüllt von schwärmerisch lyrischem Aufruhr wollten diese „Davidsbündler" die Kunst revolutioniren, ohne die ausreichende praktische Kenntniß, wie und mit welchen Mitteln man eine Welt regiert. Sie gleichen dem revolutionären Zauberlehrling, der Geister aufruft, aber sie nicht zu bändigen weiß. Kein Wunder, blieben diese Geister so oft gestaltlos, und ihre rednerisch und begeistert so viel verkündigte neue Weltschöpfung ein Chaos. Sie wollten für ihr mit allen anderen Sphären und Elementen des Geistes erfülltes Bewußtsein mit Gewalt in der Musik den entschiedensten und directesten Ausdruck finden. Nun hat die Musik in der That auch den weitesten Busen, aber wenn sie pantheistisch in ihrem Inhalt ist, so ist sie umsomehr an die Form ihrer Technik und an die Gesetze ihrer Grammatik gebunden. Will man diese erweitern, so muß man sie doch erst kennen und beherrschen. Schumanns musikalisches Bewußtsein war früher fertig als seine Herrschaft über die musikalischen Mittel. Er wollte mehr als er unter dieser Bedingung vermochte: hier liegt vielleicht das Gebrechen, oder wie der Biograph es ausdrückt, das „Entgegengesetzte" in seiner Entwicklung. Sein Streben war jedoch in jeder Beziehung ächt, ehrlich und wahr, fern von all jener Charlatanerie, die jetzt z. B. die ganze geistige Welt plündern und den Inhalt des besten Lebens blos zu Etiquetten für musikalische Studien verwenden zu dürfen glaubt, heute denselben confusen Lärm Faust und Gretchen, morgen Dante's Hölle tauft und die ganze Welt nur für vorhanden erachtet, um den musikalischen Bankerott zu decken.

Unser Biograph bezeichnet das Jahr 1841 als epochemachend für Schumann, bezeichnet mit demselben den Beginn einer neuen Phase der Entwicklung. Schumann wandte sich damals nach verfehlten und aufgegebenen früheren Versuchen abermals zur Instrumentalmusik, aber in einem andern Sinn

als früher. Wasielewski spricht von einer Reaction in Schumanns Richtung, von seinem Streben, im symphonischen Element ein entschiedenes und ausdauerndes Anschließen an die überkommenen großen Formen der Instrumentalmusik zu erzielen. „Diese Reaction ist ganz erklärlich, sagt Hr. v. Wasielewski; einem so strebsamen Geiste, wie Schumann, konnten die bisher erlangten Erfolge im Gebiete der Instrumentalmusik im Vergleich zu den Anstrengungen, die sie ihm verursacht, nicht genügen. Aber nicht allein das Unbefriedigtsein jener, auf der früher eingeschlagenen Bahn erzielten Resultate, erklärt die plötzliche Umkehr zu dem Ueberkommenen. Schumann hatte erkannt, daß, um mit Freiheit schaffen zu können, erst formelle Beherrschung erlangt sein müsse." Und hier wird nun als zweifellos der Einfluß Mendelssohns auf Schumann hervorgehoben; daß bei Beiden hier und da verwandte Elemente zu Tage treten, sei nur als Folge ihrer Zeitgenossenschaft aufzufassen, — eine Erscheinung, die sich mehr oder minder bei allen anderen gleichzeitig lebenden schaffenden Geistern bemerkbar mache. Aber es sei natürlich, daß eine Künstlernatur, wie diejenige Mendelssohns, Schumann imponirte und beziehentlich zur Nacheiferung anspornte, denn gerade das, was Schumann theilweis gemangelt, womit er neun Jahre lang unaufhörlich gekämpft, habe er bei Mendelssohn als Haupteigenschaft im vollsten Maße gefunden: formelle Vollendung. „Sehr natürlich ist es daher, daß Schumann endlich noch, gegen seine ursprüngliche Ansicht, eine Beherrschung des Formellen auf dem Wege zu erlangen suchte, auf dem Mendelssohn sie, gleich allen anderen Meistern der Kunst, gefunden hatte, nämlich im Anschluß an die Meisterwerke der Vergangenheit."

Es blieb nur zwischen Mendelssohn und Schumann der große Unterschied bestehen, daß der Eine instinctartig gefunden hatte, was der Andere mit Aufwand aller geistigen Mittel so oft vergebens suchte: Harmonie zwischen Wollen und Können, Congruenz zwischen Inhalt und Form. Auch wo Mendelssohn schwach im musikalischen Stoff ist, bleibt er bedeutend in der Ausführung, während bei Schumann oft die bedeutendsten musikalischen Intentionen verunglücken, weil sie nicht bis zur Formvollendung ihren Ausdruck gewinnen. Beide haben zur höchsten Schöpfungsgattung der Musik, zum musikalischen Drama, nur einen schüchternen Anlauf gemacht und sich von diesem Gebiet zurückgehalten; aber der Eine, Mendelssohn, weil er die Grenzen seiner Kraft erkannte, der Andere aus gänzlichem Mißverständniß dieser Gattung, wie seine Genoveva bezeugt, welche das Oratorium auf die Bretter brachte und den Chor in die Rechte der activen Individualität setzen wollte. Richard Wagner arbeitet freilich noch immer an demselben Irrthum. Impotenz und schiefe Erkenntniß gehen bei ihm Hand in Hand. Weil er keine Arien schreiben kann, so behauptet er, das Individuum habe kein Recht zur lyrischen Selbstverherrlichung. Dagegen hat das Individuum bei ihm denn volles Recht zur unendlich breiten Langweile im räsonnirenden Recitativ, wie Lohengrin bewies.

Wagner strebt in der Musik geradezu ein Unmögliches an; indem er aus Mangel an Melodie aus seiner Kunst lediglich eine Charaktermalerei machen will, verkennt er die Grenzen der Musik. Er wird formlos und unschön, weil er der Musik einen andern Inhalt geben will als sie hat und haben kann. Er will abstracte und metaphysische Gedanken musikalisch aussprechen, während die Gedanken in der Musik doch nichts als Gefühlsillustrationen sein können. Von Franz Lißt kann man nicht sagen, daß er zur Composition gekommen sei, bevor er die Gesetze seiner Kunst vollständig innegehabt. Im Gegentheil, er kam zu spät zur Composition, nachdem er als genialer Virtuos an die formelle Reproduction schon sein bestes Leben verausgabt hatte. Er will nun neu als Componist sein, ohne für die Coquetterien seiner raffinirten Formgebung wirklichen musikalischen Gedankenfonds zu haben. Daß Geist dazu gehört, um die Monomanie, Componist sein zu wollen, so weit zu treiben, wie seine Prometheus- und Dante-Stücke beweisen, bezweifeln wir nicht; der Geist Derer, die ihn auf den Schild erheben, besteht nur in Dreistigkeit. —

Einen werthvollen Beitrag zur Biographie Schumanns bilden die mannichfachen Documente, namentlich die ärztlichen Atteste über Schumanns geistige Leiden, die das Wesen seiner allmählich sich entwickelnden organischen Gehirnkrankheit feststellen und erklären. Auch die theils im Text, theils im Anhange abgedruckten Briefe Schumanns sind meistens von Belang, da sie durch ihre Unmittelbarkeit dem Leser die Persönlichkeit näher führen.

Ueber äußeren Lebensgang und Charakteristik ergiebt sich aus dem Buche Folgendes: R. Schumann, geboren den 5. Juni 1810 in Zwickau, war der jüngste Sohn des in der buchhändlerischen Welt bekannten schriftstellernden Verlagsbuchhändlers August Schumann. Mit dem sechsten Lebensjahre wurde Schumann einer sogenannten Sammelschule übergeben. Der Musikunterricht begann dort zwischen dem sechsten und siebenten Jahre. Bald entwickelte sich auch beim Knaben Robert das Compositionstalent und die Gabe des Phantasirens. Hatte er einerseits frühzeitig seine Begabung für die Musik bekundet so zeigte er jedoch auch gleich große Neigung zu schönwissenschaftlicher Beschäftigung, wovon die Folge schriftstellerische Versuche waren. So stritten sich bei Schumann schon in Knabenjahren Musik und Schriftstellerei um die Herrschaft und diese doppelseitige Begabung ist, wenn auch die Neigung für die Tonkunst das Uebergewicht erhielt, charakteristisch für das Wesen Schumanns. Sein Vater, dem die Vorliebe und das Talent Roberts zur Musik nicht entgangen war, wollte ihn gegen den Willen der Mutter Musiker werden lassen, und wandte sich deshalb brieflich an Karl M. v. Weber mit der Bitte, seinem Sohne eine kunstgemäße Ausbildung zu Theil werden zu lassen. Doch kam es hierzu nicht. Schumann blieb auf dem Gymnasium, welches er seit dem zehnten Lebensjahre besuchte, nebenbei mit ganzer Liebe seine musikalischen Studien verfolgend und nach Kräften selbst schaffend. Nachdem er das Gymnasium 1828 absolvirt, ging er auf den Wunsch seiner Mutter — sein Vater war inzwischen gestorben — nach Leipzig, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen, obgleich er eine entschiedene Abneigung dagegen hatte und behielt. Er besuchte kaum ein juristisches Colleg während seiner beinahe dreijährigen Studienzeit, und gab sich dagegen

fast ausschließlich dem Musiktreiben hin. Besondere Anregung hierzu empfing er in Leipzig durch Friedrich Wieck, seinen nachmaligen Schwiegervater, bei dem er Clavierstunden nahm, und durch dessen Tochter Clara, seine spätere Gattin. Ostern 1829 bezog Schumann die Universität Heidelberg. Hier entschied sich sein Schicksal; er erklärte seiner Mutter unverholen, daß er sich der virtuosischen Laufbahn widmen wolle und müsse. Dies geschah im Sommer 1830. Im Herbst desselben Jahres kehrte er nach Leipzig zurück, um dort seine früher begonnenen Studien auf dem Piano bei Wieck fortzusetzen. Doch bald erhielt dieser Plan durch den Umstand, daß Schumann sich in Folge unvorsichtiger technischer Uebungen unfähig machte, seine rechte Hand beim Spielen fernerhin zu gebrauchen, eine andere Wendung. Man erzählte, Schumann habe sich den vierten Finger, den er gegen die Natur forcirte, um ihn gelenkiger zu machen, vollständig ruinirt, — ein Umstand, den Friedrich Wieck in einer Beschwerdeschrift gegen Schumann bei der Weigerung zu dessen Verbindung mit der Tochter, selbst vor Gericht geltend zu machen suchte. Schumann blieb bei der Musik, widmete sich aber ausschließlich der Composition. Zu dem Ende unterzog er sich dem ihm noch ganz fremden theoretischen Studium bei H. Dorn, welcher damals Musikdirector am Leipziger Theater war, und schuf dann in der Folge eine ziemlich bedeutende Anzahl Compositionen für das Pianoforte, welche sämmtlich Tiefe und Originalität bekunden. Als die bekanntesten und werthvollsten derselben sind aus jener Periode namhaft zu machen: die Phantasiestücke (op. 12) und die Kinderscenen (op. 15).

Im Jahre 1834 gründete Schumann mit mehreren gleichgesinnten jungen Musikern Leipzigs die „Neue Zeitschrift für Musik," wodurch er sich das Verdienst erwarb, der musikalischen Kritik einen mächtigen Aufschwung gegeben zu haben. Er war zehn Jahre lang Redacteur derselben, und bereicherte ihre Spalten mit einer großen Anzahl der geistreichsten und für die Kunst werthvollsten Aufsätze und Kritiken, welche 1852 als „gesammelte Schriften" in vier Bänden (Leipzig bei Georg Wigand) erschienen.

Im Jahre 1840 vermählte Schumann sich mit der gefeierten Clara Wieck, gegen den Willen des Vaters derselben, jedoch mit unbedingter Zustimmung der betreffenden gerichtlichen Behörde, bei welcher von Seiten Schumanns deshalb ein Proceß anhängig gemacht worden war, und die den väterlichen Consens supplirte. In demselben Jahre componirte Schumann den größten und bei weitem schönsten Theil seiner Lieder, deren Zahl sich im Ganzen auf mehr als zweihundert beläuft. Hiernächst wandte er sich der Orchestercomposition sowie der Composition der Kammermusik zu. Diesem Umstande ist das Entstehen mehrerer Werke von hoher künstlerischer Bedeutung, als Symphonie (B-dur op. 38), desgleichen (D-moll op. 121) Quintett für Pianoforte (op. 44), Quartett für Pianoforte (op. 47), drei Streichquartette (op. 41) 2c. zu verdanken. Im Jahre 1843 schuf dann Schumann sein größtes Gesangswerk: Paradies und Peri (op. 50). Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er unausgesetzt in Leipzig gelebt, im Herbst 1844 siedelte er nach Dresden über. Hier wurde er vielfach durch Krankheit heimgesucht, deren Beschaffenheit als Vorbereitung zu seinem spätern geistigen Leiden, sowie zu seiner Geistesstörung zu betrachten ist. Nichtsdestoweniger schuf er in der Folge eine sehr große Anzahl von größeren und kleineren Tonwerken, unter denen viele von außerordentlichem künstlerischen Werthe sind. Der Einfluß seines Leidens machte sich vor der Hand nicht sowohl in Bezug auf die Qualität seiner Geistesproducte, sondern vielmehr in Bezug auf die Quantität geltend, welche gegen das Ende der vierziger Jahre eine fast unnatürliche Höhe erreichte. Erst ganz spät, und zwar kurz vor dem Eintritt der schließlich ausbrechenden Geisteskrankheit lassen sich, sagt der Biograph, in einzelnen Compositionen Spuren des Schwachsinnes erkennen und nachweisen.

Zu den bedeutendsten Compositionen, welche Schumann während seines bis zum Jahre 1850 andauernden Dresdener Aufenthaltes schrieb, gehören: die Symphonie (C-dur op. 61), die Claviertrios (op. 63 und 80), das Clavierconcert (op. 54), die Composition zu mehreren Scenen aus dem ersten und zweiten Theil von Goethe's Faust (bis jetzt noch unveröffentlicht), die Oper „Genoveva," das Weihnachtsalbum (op. 68), die Musik zu Byrons „Manfred" (op. 115), das Adventlied (op. 71) 2c.

Im Sommer 1850 folgte Schumann einer an ihn ergangenen Berufung als städtischer Musikdirector nach Düsseldorf, in welcher Stellung er bis zum Herbst 1853 blieb, da er dann plötzlich seiner Functionen entbunden wurde. Während dieser Zeit blieb er unermüdlich thätig im Bereiche des Schaffens. In jene Zeit fallen seine Symphonie in Es-dur (op. 97), mehrere Ouvertüren für Orchester, zwei Sonaten für Pianoforte und Violine, ein Concert für Violoncell, zwei Concertstücke für Violine, die Composition mehrerer Balladen für Chor, Solo und Orchester, ein Requiem, eine Messe und viel kleinere Compositionen. Nach längeren, mehr oder minder sich offenbarenden Leiden verfiel Schumann endlich dem finstern Geschicke, welches ihn seiner Geisteskräfte beraubte, und zwar im Februar 1854. In Folge dessen wurde er der Privatheilanstalt des Dr. Richarz zu Endenich bei Bonn übergeben, wo er am 29. Juli 1856 nach einem thatenreichen Leben verschied.

Die Biographie giebt noch von Schumanns Persönlichkeit eine Beschreibung: „Robert Schumann war von mittler, fast großer, ein wenig wohlbeleibter Statur; seine Körperhaltung hatte in gesunden Tagen etwas Gehobenes, Nobles, Ruhe- und Würdevolles, wogegen sein Gang gewöhnlich langsam, leise auftretend, und ein wenig bequem hinschlotternd war. Dem entsprechend war das Auge meist gesenkt, halb geschlossen, und belebte sich nur im Verkehr mit Näherbefreundeten, dann aber in wohlthuendster Weise. Die Gesichtsbildung machte einen angenehmen, gutmüthigen Eindruck, ohne daß man jedoch dieselbe hätte schön nennen können, — kaum darf man von einer geistreichen Physiognomie sprechen; der feingeschnittene Mund, meist etwas vorgeschoben, und wie zum Pfeifen zugespitzt, war nächst dem Auge die anziehendste Partie seines vollen, runden ziemlich lebhaft gefärbten Antlitzes. Ueber der stumpfen Nase erhob sich eine hohe, frei aufsteigende, gewölbte Stirn, die an den Schläfen sich merklich in die Breite erweiterte. Ueberhaupt

hatte sein, von dunkelbraunem, vollem und ziemlich langem Haar bedecktes Haupt etwas Derbes, durchaus Kräftiges, man möchte sagen, Viereckiges."

„Die Art seines Verkehres mit Anderen war sehr einfach. Er sprach eben wenig oder gar nicht, selbst wenn er um etwas befragt wurde, oder doch nur in abgebrochenen Aeußerungen, die indeß stets seine Denkthätigkeit bei einem angeregten Gegenstande verriethen. Eine manierirte Absichtlichkeit war hierin nicht zu suchen. Seine Art zu reden erschien großentheils wie ein Fürsichhinsprechen, um so mehr, als er sein Organ dabei nur schwach und tonlos verwandte. Von seiner Schweigsamkeit einer Persou gegenüber durfte man aber durchaus nicht auf eine Sympathie oder Antipathie seinerseits schließen. Es war eben Charakterzug bei ihm, und zwar ein früh ausgebildeter. Beim Begegnen mit fremden, ihm nicht zusagenden Persönlichkeiten konnten Schumanns gesellige Formen oft etwas Abstoßendes annehmen. Namentlich war er sehr leicht verletzt durch eine gewisse unberufene cordiale Zutraulichkeit und Zudringlichkeit. Von Launen und einem etwas störrischen Sinn, namentlich während der letzten, durch anhaltende innere Leiden getrübten Lebensjahre, ist er allerdings nicht ganz freizusprechen. Doch war der Kern immer ein so edler und vortrefflicher, daß die angreifbaren Seiten seiner Persönlichkeit kaum dagegen in Betracht kommen. Am gemüthlichsten befand und zeigte er sich im engeren Freundeskreise bei einer Cigarre und einem Glase guten Bieres oder Weines, von welchem letzteren er dem Champagner den Vorzug gab, indem er ausdrücklich zu bemerken pflegte: „Dieser schlägt Funken aus dem Geist." Im Familienkreise war Schumann selten zugänglich; genoß man aber diese Bevorzugung, so empfing man den wohlthuendsten Eindruck. Seine Kinder liebte er nicht minder als seine Gattin, obschon er nicht die Gabe besaß, mit jenen sich andauernd und eindringlich zu beschäftigen. In Berufsangelegenheiten war Schumann streng und gewissenhaft, obgleich er fast niemals zu Aeußerungen der Heftigkeit oder Leidenschaftlichkeit bei vorkommenden Ungehörigkeiten sich fortreißen ließ, und wenn es der Fall war, bald wieder in versöhnendem und versöhntem Tone sprach. Dies Letztere geschah auch, wenn er gegen eine ihm sonst werthe Persönlichkeit einmal launisch gewesen war, was er hinterher sogleich empfand und wieder gutzumachen suchte. Gegen Böswilligkeit und Gemeinheit der Gesinnung war er unerbittlich streng, und, wo sie einmal sich ihm gezeigt hatte, auch für immer unversöhnlich."

Der Verfasser schließt mit den Worten: „In dem Heimgegangenen hat die Kunstwelt der Gegenwart einen ihrer hoch- und reichbegabtesten schöpferischen Geister, — einen ihrer geweihtesten Priester verloren. Sein Leben ist gleich bedeutend und lehrreich für die Kunstgeschichte. Bedeutend durch das rastlose, dem Höchsten, Edelsten zugewandte Streben und die errungenen Erfolge, — lehrreich durch die Irrthümer, mit denen auch er, wie mehr oder weniger jeder Erdgeborene, der Endlichkeit seinen Tribut zollen mußte. Wer aber so gestrebt und geirrt, wie er, der ist selig zu preisen." y.

Bonaparte zu Cherasco

in der Nacht vom 26/27. April 1796.

Vor achtundfünfzig Jahren wurde die nachfolgende Erzählung eines interessanten Momentes aus der Geschichte Napoleons niedergeschrieben, jedoch aus Gründen der Delicatesse nicht veröffentlicht. Sie war indessen bestimmt, einer vollständigen Ausgabe der Werke ihres Verfassers, des Marchese Costa, einverleibt zu werden. Da aber nach einer Abschrift dieser Erzählung verstümmelte Bruchstücke in die öffentlichen Blätter Italiens gelangten, so hielt sich der Enkel des Autors, Pantaleone Costa, zu einer alsbaldigen Veröffentlichung verpflichtet, die nun im Augusthefte der Turiner Rivista militare erschien, und von der wir nachstehenden Auszug geben:

Die Tage von Montenotte, Cosseria und Dego waren vorüber. Bonaparte hatte dem Turiner Hofe Vorschläge zu einer Einstellung der Feindseligkeiten machen lassen, und während man sich dort noch berieth, zu besserer Unterstützung seiner Forderungen eine entscheidende Bewegung gemacht, indem er drei Colonnen gegen Alba, Cherasco und Fossano vortrieb. Die rasche Einnahme von Alba führte den Schrecken bis vor die Thore der Hauptstadt; bald sah sich die Nachhut des piemontesischen Heeres genöthigt, auch Fossano zu räumen. Ein leichtes Corps von zweitausend Mann unter dem Commando des Brigadier Brempt hielt sich nicht für stark genug, eine Belagerung in dem letzten Orte auszuhalten und hatte sich auf das rechte Ufer der Stura begeben. Kaum stand diese Division jedoch auf den jenseitigen Höhen, als ein Courier von Beaulieu die Nachricht brachte, daß dieser General entschlossen sei, Cherasco zu befreien, und in Eilmärschen heranrücke.

Alsbald befahl General Colli dem Corps Brempts Cherasco wiederzunehmen und setzte sich selbst mit der ganzen Armee in Marsch, um diese Bewegung zu unterstützen. Allein es war bereits zu spät, die Franzosen hatten sich schon so fest in Cherasco gesetzt, daß man sie hätte belagern müssen. Auf diese Nachricht hin kehrte Beaulieu um, und die piemontesische Armee rückte eilig in die Stellung von Carmagnola, um dem Feinde dort zuvorzukommen.

Da erhielt der Marchese di Sommariva, Adjutant des Herzogs von Aosta, am 26. um zwei Uhr Nachmittags, den förmlichen Befehl vom König, den Waffenstillstand abzuschließen. Der Generallieutenant Baron La Tour und der Oberst Marchese Costa, Chef des Generalstabs der Armee von Colli, waren von dem Könige als diejenigen bezeichnet worden, welche diese Mission zu übernehmen hätten.

Sie gingen sogleich ab, um sich nach Cherasco zu Bonaparte zu begeben. Der Cavaliere di Seyssel, Capitän im Reiterregiment Savoyen, schloß sich in der Nähe von Somma-

riva ihnen an. Die feindliche Vorhut erstreckte sich bis zum Dorfe Sanfrè; ihre Wachtfeuer beleuchteten Hochebene und Thal, und bei ihrem Schimmer fuhren die Commissäre bis Bra. Hier commandirte General Massena, Chef der Vorhut. Sie wurden artig von ihm empfangen und brachten hier drei Viertelstunden zu, bis die Husarenescorte bereit war, welche sie zusammen mit der, die sie von Carmagnola her begleitet hatte, nach Cherasco brachte. Um halbelf Uhr Abends langten sie in dieser Stadt an und stiegen vor dem Hauptquartier ab, welches im Palast des Grafen Salmatoris eingerichtet worden war. Keine Wache verwehrte die Annäherung, das Haus war fast lichterleer, man sah nur hie und da einen Soldaten, der auf einer Thürschwelle oder den Stufen der Treppe schlief. Man bemerkte weder Pferde, noch Wagen, noch Maulthiere, noch Dienerschaft. Schweigen und Ruhe schienen auch in der übrigen Stadt zu herrschen. Nach einigem Suchen und Warten erschien ein junger Offizier des Generalstabs. Er führte die Commissäre des Königs in ein Empfangzimmer, wo ein großes Feuer angezündet war, und ging, um den Divisionsgeneral Berthier, den Chef des Generalstabs, zu benachrichtigen, der alsbald herbeikam. Nachdem er sich von dem Auftrage unterrichtet, der die Commissäre des Königs herführte, trat er in ein Nebenzimmer, wo der Obergeneral ruhte, und blieb über eine halbe Stunde mit diesem eingeschlossen. Endlich erschien Bonaparte; er war in Stiefeln und Generalsuniform, aber ohne Säbel, ohne Hut und Schärpe. Seine Haltung war ernst und kalt; schweigend hörte er die einleitenden Worte des piemontesischen Generals an und schien von der Salbung, die dieser seiner Rede zu verleihen bemüht war, wenig berührt. Statt aller Antwort fragte er ihn, ob er nicht eine Copie der von ihm gestellten Bedingungen bei sich habe? Ob diese Bedingungen rund und nett vom Könige angenommen seien? — Und als jener einige Klagen über die Härte der Bedingungen laut werden ließ, setzt Bonaparte hinzu: „Seit ich sie angeboten, habe ich Cherasco, Fossano und Alba genommen; ich fügte meinem ersten Verlangen dennoch Nichts bei. Sie müssen daher meine Mäßigung anerkennen."

Als die Befürchtung geäußert wurde, der König möchte zu einer Handlung genöthigt werden, die dem Zartgefühl und der Ehrlichkeit gegen seine bisherigen Alliirten zuwider wäre, rief Bonaparte in feierlichem Tone: „Das sei Gott vor, daß ich Etwas von Ihnen verlangte, was gegen die Gesetze der Ehre wäre!"

Als nachher General Baron La Tour den geringen Nutzen nachzuweisen bemüht war, den die französische Armee durch die Erfüllung gewisser Bedingungen, insbesondere durch den freien Poübergang unterhalb Valenza gewinnen würde, erwiderte Bonaparte mit einiger Ironie im Tone: „Als meine Republik mir das Commando einer Armee anvertraute, war sie der Ansicht, daß ich Verstand genug besitze, um beurtheilen zu können, was in ihrem Interesse liege, ohne mir Raths bei meinem Feinde erholen zu müssen".

Diesen leichten Sarkasmus ausgenommen, der in gehobenem Tone und mit einiger Bitterkeit und Härte ausgesprochen wurde, blieb Bonaparte während dieses ganzen ersten Theils der Conferenz, der der Redaction der Artikel voranging, fortwährend kalt, artig und lakonisch.

Es war etwa ein Uhr nach Mitternacht; er sah auf seine Uhr, und da er bemerkte, daß die Discussion sich verlängerte, ohne zu einem Abschlusse zu kommen, sagte er zu den Commissären:

„Meine Herren, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß ich auf zwei Uhr einen allgemeinen Angriff angeordnet habe, und wenn ich nicht die Gewißheit bekomme, daß Cuneo sich noch vor Nacht in meiner Gewalt befinden wird, soll der Angriff nicht um eine Minute verschoben werden. Ich kann", setzte er hinzu, „vielleicht eine Schlacht verlieren, aber nie wird es mir geschehen, daß ich aus gutem Glauben oder Nachlässigkeit eine günstige Gelegenheit versäume."

So mußte man sich denn bequemen. Die Waffenstillstandsbedingungen wurden mit geringen Abweichungen und Erörterungen nach dem von Murat herbeigebrachten Concepte redigirt. Kaum war man einig, so ging der Cavaliere Seyssel in aller Eile nach Turin ab, um dem König die Nachricht zu überbringen und von ihm den Befehl für die Commandanten der festen Plätze zur Uebergabe derselben an die französischen Truppen in Empfang zu nehmen. Seiner Seits ließ Bonaparte Befehle abgehen, welche den für diese Nacht noch bestimmten allgemeinen Angriff abbestellten. Während der ganzen Zeit, daß die Verhandlungen dauerten, waren nur Bonaparte, Berthier und die Commissäre des Königs in dem Zimmer anwesend. Wie es an die Redaction ging, diente ein junger Offizier des Generalstabs als Secretär. Als jetzt der General Baron La Tour um Kaffee bat, ließ Bonaparte in der Stadt welchen holen; er selbst nahm dann zwei Porzellantassen aus einer kleinen Reisekassete, die neben seinen Waffen auf einem Sopha stand; da keine Kaffelöffel vorhanden waren, bediente man sich gewöhnlicher blecherner Soldatenlöffel.

Nachdem die Artikel unterzeichnet waren, erschienen Marmont, Murat, General d'Espinois und zwei bis drei Generalstabsoffiziere.

Die piemontesischen Commissäre wurden nun eingeladen, in den Speisesaal zu treten, wo auf einer mit vielen Lichtern besetzten Tafel ein Imbiß vorbereitet war. In der Mitte stand eine Schüssel mit Fleischbrühe; um sie her zwei bis drei Schüsseln mit gewöhnlichem Fleisch, das wahrscheinlich bei den Marketendern geholt worden war, eine sehr mittelmäßige Beilage und Commißbrot. Die hervorragendste Schüssel war eine Pyramide von Eierringen, welche die Klosterfrauen von Cherasco dem Sieger bei seinem Einzuge verehrt hatten. Viele Flaschen Astiwein füllten die Lücken dieser Tafel aus.

Das Frühstück war von kurzer Dauer. Nachher wurde die Unterhaltung interessanter: Bonaparte war nicht mehr so zurückhaltend und machte zahlreiche Bemerkungen voll Geist und Energie. Er sprach von den Ereignissen der vergangenen Tage in sehr bestimmter Weise. Er tadelte selbst seinen unnützen und mörderischen Angriff auf Schloß Cosseria, wo ihm neunhundert Mann und drei Generale getödtet oder verwundet worden waren, und zwar um einen Posten zu nehmen, dessen Wichtigkeit nur vorübergehend war, indem derselbe doch einen

Tag später fallen mußte, während jetzt alle Anstrengungen vergeblich blieben. Er schrieb diesen Fehler seiner Ungeduld zu; er hatte vor Begierde gebrannt, die österreichische und piemontesische Armee von einander zu trennen, und jener Ort war eben ihr Vereinigungspunkt gewesen. Er hob den Vortheil hervor, den es gewähre, wenn man mit raschen Schlägen über einen langsamen und unentschiedenen Gegner herfalle. Er erzählte, wie er im Jahr 1794, als Commandant der Artillerie der Colonne des Generals Dumorbion, welche bis Dego vorrückte, denselben Angriffsplan entworfen und vorgeschlagen habe, der ihm später am 12. und 16. Mai so vollständig gelang, daß aber damals dieser Plan von einem Kriegsrath verworfen worden sei. Bei dieser Gelegenheit machte er einige geistreiche Bemerkungen über Kriegsräthe im Allgemeinen und erklärte, daß in einer Armee, die von ihm commandirt werde, niemals etwas auf diese Weise entschieden werden sollte. „Ein Kriegsrath," sagte er, „wird nur dann zusammenberufen, wenn man einen schmählichen Entschluß fassen will, um die Schuld desselben mit Vielen zu theilen und so leichter daran zu tragen." Er setzte die Vortheile auseinander, welche die lebendige Thatkraft, die er den französischen Soldaten eingeflößt, die Begeisterung und das Vertrauen, wovon sie erfüllt wären, gewährten. Er sprach von der Disciplin, die er von ihnen verlange, und führte unter Anderem an, daß er einen Soldaten, der sich eine Gewaltthätigkeit gegen eine Frau erlaubt, in der Nacht habe erschießen lassen.

Er drückte sein Erstaunen über die mittelmäßigen Fähigkeiten Beaulieus aus, ließ aber der Tapferkeit der piemontesischen Truppen Gerechtigkeit wiederfahren. Er lobte unsere Stellung an der Bicocca und unsere zwei Bewegungen vom 17. und 21., indem er hinzufügte: „Ihr seid meinen Krallen zweimal mit großer Geschicklichkeit entwischt." Den Gebrauch der Oesterreicher, ihre Armeen mit Gepäck zu überladen, tadelte er nachdrücklich, und zum Beweise, bis zu welchem Grade er sich selbst solcher Hemmschuhe zu entledigen gewußt, führte er den Obersten Costa in das Nebenzimmer, wo er ihm ein kleines Felleisen zeigte, welches mit der Reisekassette, von der wir bereits gesprochen, und der Karte von Piemont von Borgogno sein ganzes Gepäck ausmachte. „Als ich einfacher Artillerielieutenant war," setzte er hinzu, „besaß ich weit mehr überflüssige Dinge als jetzt, da ich Obergeneral bin." Im weiteren Verlaufe des Gesprächs stützte er sich auf ein Fenstergesimse, um den Aufgang der Sonne abzuwarten, und fuhr fort, mit jenem Commissär über eine Stunde zu plaudern. Hierauf sprach er sich ausführlich und in höchst interessanter Weise über die gegenwärtige Lage Piemonts und die nothwendigen Veränderungen aus, welche die Kriegsereignisse in der Politik dieses Landes hervorbringen mußten. Er zeigte eine ziemlich genaue Bekanntschaft mit dessen Geschichte und Interessen, und sagte, daß es von dem Augenblicke an, da er mit dem Commando der Armee von Italien betraut worden, sein unerschütterlicher Entschluß gewesen sei, den König von Sardinien um jeden Preis niederzuwerfen, da er überzeugt gewesen, daß es kein anderes Mittel gegeben, um ihn von der Sache der Coalition loszureißen. Er tadelte die neue französische Regierung daß sie sich diesen Fürsten entfremdet und ihn genöthigt habe, sich gegen seine eigenen Interessen bedingungslos in die Arme der Coalition zu werfen. Er sprach es geradezu aus, daß er ihn jetzt zwinge, sich von diesem Bunde loszusagen, weil er auf diese Weise glaube, der italienischen Coalition einen entscheidenden Schlag beizubringen. „Herr von Beaulieu," setzte er hinzu, „wird mich nicht früher als unter den Mauern Mantuas aufzuhalten vermögen; er muß sich darauf gefaßt machen, meine siegreiche Armee immer in der Flanke zu haben." — Dann verglich er die Manöver, die er ausgeführt, um uns von den Oesterreichern zu trennen und ihre und unsere Truppen abgesondert zu schlagen, mit dem Kampfe des jüngsten der Horazier, der seine drei Gegner auseinanderbrachte, um sie zu entkräften und nacheinander zu besiegen. Es erregte unser Staunen, als er im Verlaufe des Gesprächs auseinandersetzte, welche Maßregeln er genommen hätte, damit die Beute ihm nicht entgehen könne. Während die Armee von Italien die Appenninen überschritt und die sardinischen Truppen in der Front angriff, sollte die Alpenarmee auf ihre Flanken fallen, und zu gleicher Zeit aus den Thälern der Magra, Braita und Stura debouchiren. Zugleich mußten überall im Innern revolutionäre Bewegungen losbrechen. Er legte besonderen Nachdruck auf diesen letzten Punkt. „Ihr Land," sagt er, „ist vollständig unterminirt." Er fügte hinzu: in Genua hätte er eine Baarsumme von 700,000 Lire gefunden, die von unbekannten lombardischen und piemontesischen Revolutionären zusammengeschossen worden, um die Fortschritte der französischen Waffen zu unterstützen.

Hiebei erlaubte sich der Commissär, mit dem er sich unterhielt, zu bemerken: „Im Besitze so vieler Mittel, so großer Macht und eines solchen Genies hätten Sie ohne Zweifel so niedrige Waffen verschmäht; Sie hätten sich um die Verräther nichts bekümmert und es nicht zugegeben, daß Verbrecher an dem Ruhme Ihrer Triumphe Theil genommen hätten?"

Er lächelte und antwortete lebhaft: „Wenn das Waffenglück den Coalirten günstig gewesen und Sie in Frankreich eingedrungen wären, wie wir in Italien eingedrungen sind, hätten Sie es dann auch verschmäht, sich die innere Unzufriedenheit zu Nutzen zu machen, die in unseren Departements ebenso allgemein herrscht, wie in Ihren Provinzen? — Erlaubt denn", fuhr er fort, „das Recht des Kriegs nicht, dem Feinde all den Schaden beizufügen, den man ihm beifügen kann, und schreibt es nicht vor, keinen der Vortheile zu vernachlässigen, die sich uns bieten, um jenen niederzuschmettern und es ihm unmöglich zu machen, sich zu rühren?"

Im Allgemeinen glänzten die Aussprüche Bonaparte's durch ihre Klarheit; sie waren bündig, männlich, voll Kraft und Verstand, aber ohne Wärme und Gefühl. Der Eindruck, den dieser so junge und von Anfang an so ruhmreiche Krieger machte, war der einer peinlichen Bewunderung. Der Geist war ganz geblendet von der Ueberlegenheit seiner Talente, aber das Herz war gedrückt; vergebens suchte man an ihm Züge seiner edeln Hochherzigkeit, welche Vertrauen einflößt, und eine der schönsten Seiten eines Heldencharakters bildet.

An denselben Commissär stellte er noch verschiedene Fragen



über die Hülfsmittel Piemonts, seine Gelehrten, seine Künstler, und war befriedigt als er ersah, daß er hierüber bereits ziemlich gute Notizen erhalten hatte. „Es war meine Absicht gewesen," sagte er, „in den Vertrag, den wir eben abgeschlossen, die Auslieferung eines sehr schönen Bildes von Gerard Dow im Besitze des Königs von Sardinien, und das Meisterstück der flamändischen Schule, als Bedingung aufzunehmen, allein ich wußte nicht recht, wie ich dieses Bild in einen Waffenstillstandsvertrag bringen sollte und fürchtete, daß man es für eine bizarre Idee halten möchte, insbesondere wenn man die Festung Cuneo dagegenhielt."

Hierauf forschte er nach dem Rufe, den die hochgestellten Persönlichkeiten in Turin genießen, nach den Generalen, ihren Talenten und ihrem Alter, dem Charakter des Königs selbst und der königlichen Prinzen, und schien weder verwundert noch beleidigt, da er nur ausweichende Antworten erhielt. Bei Gelegenheit des Alters der piemontesischen Generale bemerkte er, daß er selbst erst siebenundzwanzig Jahre zähle und nicht einmal der jüngste Obergeneral der Republik sei. Er fügte hinzu: „Es ist beinahe unerläßlich, daß man jung ist, wenn man eine Armee commandiren soll. Man bedarf zu diesem Amt soviel Glück, Kühnheit und Stolz!"

Der General Alexander Berthier, mit welchem sich derselbe Commissär mehrere Male im Verlaufe dieser langen und denkwürdigen Nacht unterhielt, sprach zurückhaltender als der Obergeneral; er zeigte in seinem Umgang mehr Weichheit und Liebenswürdigkeit, eine große Intelligenz und viel Scharfblick. Er lobte Bonaparte ohne höfische Schmeichelei und behandelte alle anderen Gegenstände mit ebenso großer Gewandtheit als Einfachheit.

Um sechs Uhr erschien Salicetti: man hatte ihm den Vertrag mitgetheilt, dessen Bedingungen er zu gemäßigt zu finden schien. Allein unter seiner strengen Maske konnte man seine Befriedigung über ein Ereigniß, welches seinen Absichten in Betreff Italiens so förderlich war, wohl bemerken.

Um sieben Uhr war der Graf von Luserna mit den Befehlen des Königs angelangt. Er hatte den Auftrag, die französische Garnison nach Cuneo zu führen. Die Commissäre kehrten jetzt nach Carmagnola zurück. Bonaparte und sein ganzer Generalstab begleitete sie mit den größten Freundschaftsbezeigungen bis an ihren Wagen; ein Detachement Dragoner folgte demselben nach Sanfrè. Die Morgensonne beleuchtete jetzt den Bivouac der französischen Vorhut, wo die größte Unordnung zu herrschen schien. Man sah keine Kanonen, die Pferde waren selten, mager und schwach; aber Alles war von dem Gefühle des Sieges gehoben. Die Haltung der Soldaten zeigte eine gewisse leichte, heitere Gleichgültigkeit; der Anblick eines Generals, der soeben den Friedensvertrag abgeschlossen, schien ihnen wenig Interesse und Neugierde einzuflößen. Ebenso war es mit den Offizieren, deren ungenirte Manieren zwischen dem neumodischen Cynismus und der alten französischen Artigkeit die Mitte hielten.

Unter den Persönlichkeiten, die bei den verschiedenen hier beschriebenen Scenen auftraten, zeigte Bonaparte allein die Manieren und jenes freie Benehmen, welches die Gewohnheit der großen Welt verleiht. Wir wollen uns nicht damit aufhalten, sein Aeußeres zu zeichnen; sein Porträt ist überall, und wenige berühmte Männer sind so oft und mit so großer Aehnlichkeit gemalt, gestochen und modellirt worden. Seine kastanienbraunen Haare waren in einen Zopf zusammengebunden, sie waren nicht gepudert und fielen häufig auf Stirne und Schläfen; seine Augen waren geröthet und abgemattet; er hatte den gleichmäßigen bleichen Teint, den die Physiologen den Melancholikern beimessen, und der nach ihnen ein Zeichen größter geistiger Befähigung sein soll. Endlich fehlte es ihm, wie wir bereits anführten, ganz an Liebenswürdigkeit und Grazie. Seine Bewegungen und seine Worte trugen immer das Gepräge einer herben Wildheit; seine Ueberlegenheit machte sich stets fühlbar, sie war stets drückend. Der Oberst Marchese Costa, dem Bonaparte beim Scheiden ein schmeichelhaftes Compliment sagte und dem er nach Art der Engländer die Hand drückte und schüttelte, sprach die peinlichen Empfindungen, die ihn bewegten, mit ziemlicher Wahrheit aus, indem er ausrief: „General, warum kann man Sie nicht ebenso lieben, wie man Sie bewundern muß!" rt.

Ein Winterbild aus Stockholm.

Nach Bayard Taylor.

Die Schweden sind stolz auf Stockholm und das mit vollem Recht. Konstantinopel ausgenommen, kann sich keine europäische Hauptstadt einer solchen malerisch-schönen Lage rühmen, und nicht eine einzige gewährt eine so große Reihe verschiedenartiger und stets reizender Ansichten. Reisende nennen Stockholm gern „das nordische Venedig", — es ist aber kein Venedig. Es ist nicht der Schwan des adriatischen Meerbusens, der seinen Sterbegesang bei dem purpurrothen Sonnenuntergang singt, sondern ein nordischer junger Adler, der sich auf den Inseln und an den felsigen Ufern des blaßgrünen Mälarsees einen Horst gebaut hat. Die „Stad", oder die eigentliche Stadt, bedeckt drei Inseln, alle in der Mündung der engen Straße gelegen, durch welche die Gewässer des Sees die auf einem hundert Meilen langen Lauf von Westen nach Osten die Ufer von 1300 Inseln bespült haben, sich in den äußern Archipelagus, das sogenannte baltische Meer, ergießen. Auf der größten dieser Inseln wurde nach der alten Sage Agne, König von Schweden, von der finnischen Prinzessin Skiolfa, die er gefangen genommen hatte, mit seiner eigenen goldnen Kette erdrosselt. Dies geschah vor 1600 Jahren, und 1000 Jahre später baute Birger Jarl auf derselben Stelle die Veste, die den Kern bildet, aus dem Stockholm entstanden ist.

Diese Insel und der daranstoßende Riddarholm (Ritterinsel) enthalten alle älteren historischen Denkmäler der Stadt und beinahe alle Gebäude, die besonders bemerkenswerth sind. Die Thürme des Storkyrkan und der Riddarholms-Kirche er-



heben sich hoch in die Luft; die dunkelrothe Masse des Riddarhus oder des Ritterhauses und die weißen Thürmchen und Vierecke des Zuchthauses machen sich unter den alten weißen, mit Ziegeln gedeckten Häusermassen besonders bemerkbar, während das Slot oder der königliche Palast, der sich über Alles erhebt, bei jeder Ansicht von Stockholm der am meisten hervortretende Gegenstand ist. Derselbe ist eine der edelsten königlichen Residenzen in Europa. Auf einer sehr großen Unterlage von Granit erhebt sich das große, 300—400 Fuß auf jeder Seite umfassende Viereck desselben mit seinen Seitenflügeln (dem Plane nach dem Pittipalaste in Florenz ähnlich) über den Rest der Stadt, die es mit einem Diadem von Mauern krönt. Die reine und einfache Majestät des Gebäudes und seine bewundernswerthen Verhältnisse gewähren dem Auge, das stets auf diesen Centralpunkt fällt, beständig eine Befriedigung; der Blick wird dadurch verhindert, auf den unharmonischen oder unansehnlichen Einzelheiten, die Stockholm darbietet, zu verweilen.

Prachtvolle Brücken von Granit verbinden die Inseln mit den nördlichen und südlichen Vorstädten, von denen eine jede einen größern Umfang hat als die Stadt selbst. Von dem Palaste sieht man direct auf den Norrbro oder die nördliche Brücke, welche für Stockholm die wichtigste Straße bildet; denn sie führt nach dem Gustav-Adolphs-Platz, an dessen einer Seite der Palast des Kronprinzen, an der andern das Opernhaus steht. In der nördlichen Vorstadt befinden sich die neuesten Straßen und die hübschesten Privatgebäude; sie wird daher besonders von der vornehmen Welt bewohnt. Der Erdboden hebt sich vom Wasser stufenweise, und da man keine Mühe darauf verwendet hat, ihn zu ebnen, so folgen die Straßen den wellenförmigen Erhöhungen der niedern Hügel, über die sie sich verbreiten, indem sie sich bis zu den außer der Stadt stehenden Windmühlen erheben und sich in die Vertiefungen zwischen denselben versenken. Die südliche Vorstadt ist dagegen ein einziger langer Hügel, an dessen steilem Abhang die Häuser reihenweise hinaufklimmen, bis sie die Katharinenkirche erreichen, die sich auf dem Gipfel desselben erhebt. Oestlich von der Stadt und nach dem baltischen Meere zu liegen zwei andere Inseln, die mit der nördlichen Vorstadt durch Brücken verbunden sind. Jenseit derselben ist der Djurgard oder Hirschpark, ein eigenthümlich malerisches Eiland, das beinahe ganz von einem öffentlichen Park und den Villen der hier im Sommer wohnenden reichen Stockholmer bedeckt ist. Dieser Park ist von der Natur weit mehr begünstigt, als irgend ein Park in Europa. Selbst wenn kaum eine Spur des Frühlings zu bemerken ist, locken seine grauen Felsenklippen, die mit braunem Gras bedeckten freien Plätze und die ehrwürdigen Eichen mit ihren gewaltigen Stämmen und knorrigen krummen Aesten und der Schimmer des eisfreien bläulichen Wassers von allen Seiten jeden Tag Hunderte von Besuchern herbei.

Meine schwedischen Freunde sagen sämmtlich: „Sie sollten Stockholm nur im Sommer sehen! Sie haben den schlechtesten Theil des Jahres unter uns verlebt und gerade zu der Zeit, wo die schönen Tage beginnen, verlassen Sie uns!" Es bedarf übrigens für mich gar nicht der Versicherung, daß dieser Ort im Sommer sehr große Reize darbieten muß. An diesen langen goldnen Abenden, an denen eine ununterbrochene Dämmerung herrscht, wenn die Birke ein Netzwerk von Silber und Grün ist und die Wiesen mit den glänzenden Feldblumen des Nordens bedeckt sind, müssen diese Labyrinthe von Land und Wasser wirklich bezaubernd sein. Doch wäre die Schönheit des nordischen Sommers auch noch zehnmal größer, so möchte ich doch nicht da leben, wo ein solcher Preis dafür bezahlt werden muß. — Bis auf die letzten zehn Tage war das Wetter so abscheulich, daß man ganz die Geduld dabei verlor. Ein beständig bedeckter Himmel, eine durchdringende, entnervende, niederdrückende Luft, unter den Füßen entweder Koth oder thauender Schnee — kurz Alles, was im Winter unangenehm ist, und ohne seine erfrischenden und belebenden Eigenschaften. Den größten Theil dieser Zeit bin ich halbkrank gewesen, und nachdem ich das Tagebuch über meine Reise nach Lappland fertig geschrieben hatte, war ich ebensowenig geneigt wie im Stande, ehe die schlechte Jahreszeit vorüber war, Ihnen ein Bild von Stockholm zu entwerfen. Ein Reisender kann nicht vorsichtig genug sein, damit seine Urtheile nicht nach den Gefühlen ausfallen, die aus seiner besondern Gemüthsart oder aus seinem körperlichen Befinden herrühren. Da ich nach Stockholm zurückzukehren gedenke, sobald ich diesen Sommer Norwegen besucht habe, so werde ich Vieles bis dahin verschieben und mich jetzt darauf beschränken, das Eigenthümlichste in dem Aeußern der Stadt und in dem geselligen Leben hier zu erwähnen.

Die Straßen in Stockholm sind, bis auf zwei oder drei Ausnahmen, eng und schlecht gepflastert. Die städtischen Anordnungen in dieser Beziehung scheinen sehr mangelhaft zu sein. Die Straßen sind ebenso kothig wie in Neuyork, und daraus können Sie sich schon eine Vorstellung von ihnen machen! In der neuesten Zeit sind allerdings einige Trottoirs gelegt worden, doch selbst in Drottninggatan, der Hauptstraße, sind sie gerade nur breit genug, um zwei Menschen zu gestatten, nebeneinander darauf zu gehen. Das Pflaster ist ungleich, schlüpfrig, und für Menschen und Vieh gefährlich. Ich bezweifle durchaus nicht, daß die große Zahl Krüppel in Stockholm davon herrührt. Dagegen sind die Häuser Muster von Festigkeit und Dauerhaftigkeit. Sie sind alle von Stein oder gebrannten Backsteinen erbaut und mit Mörtel überzogen; die Treppen sind von Eisen oder Stein, hölzerne sind gesetzlich verboten, die Dächer von Kupfer, Schiefer oder Ziegeln. Was die Dächer betrifft, so haben die Schweden eigenthümlich verschwenderische Ideen, denn verhältnißmäßig verwenden sie dafür mehr Geld als auf die Häuser selbst. Man sieht sogar hölzerne Schuppen, deren Dach von Kupfer ist, ohne Rücksicht auf den theuren Preis derselben. Die Häuser haben keinen Mangel an Fenstern; was in den engen Straßen sehr nothwendig ist. Zum Schutz gegen die Kälte ist jedes Fenster doppelt. Der luftdichte russische Ofen ist in Schweden allgemein im Gebrauch. Er hat den Vorzug, daß er bei geringer Heizung eine genügende Wärme im Zimmer erhält, was freilich auf Kosten der Lüftung geschieht. Fußteppiche sind in Schweden sehr gewöhnlich und sie finden sich ebensowohl in den Häusern der Reichen, wie der Armen, und dadurch haben die

Wohnungen ein Ansehen von Wärme und Comfort, wie es sich weder in Deutschland, noch sonst auf dem Continente von Europa findet. Die Anordnungen für Schlafen und Waschen sind erträglich, obwohl im Vergleich mit England dürftig, doch die große Reinlichkeit in den schwedischen Häusern ersetzt die vorhandenen Mängel reichlich.

Dennoch ist die hiesige Lebensweise für den Fremden nicht sehr angenehm. Außer Kahns Hotel findet sich hier kein anderes, wo man ein Bett und Beköstigung haben kann. Es ist hier gewöhnlich, daß man sich Zimmer miethet, wobei man sich zugleich des Morgens den Kaffee ausbedingt, und in einer Restauration speist, deren es hier sehr viele giebt, wo man das Essen ziemlich wohlfeil, doch nicht besonders gut erhält. Selbst bei Davison, dem besten und von der vornehmen Welt am meisten besuchten Restaurant, findet man nur eine ganz gewöhnliche Küche. Zimmer sind sehr theuer, besonders jetzt — wo der Reichstag seine Sitzungen hält und die Stadt von Besuchern aus den Provinzen überfüllt ist — und so lebt man hier ebenso theuer wie in Berlin und theurer als in Paris. Ich finde, daß mir das Leben hier durchschnittlich ebensoviel kostet, als wenn ich in den nördlichen Provinzen mit Extrapost reise. — Die Schweden trinken gewöhnlich, wenn sie aufstehen oder noch im Bett, eine Schale Kaffee, genießen um neun oder zehn Uhr ein kräftiges Frühstück, essen um drei Uhr zu Mittag und trinken Abends Thee. Die reichen Familien essen eine oder zwei Stunden später zu Mittag, aber das Gedränge in den Restaurationen legt Zeugniß ab für die im Allgemeinen übliche Eßstunde. Dem Mittagessen und häufig auch dem Frühstück geht eine Smörgaas (Buttergans) vorher, die aus Sardellen, marinirten Häringen, Käse und Branntwein besteht. Die Suppe, welche gewöhnlich süß ist, kommt in der Mitte und zuweilen am Ende des Mittagessens und das Dessert besteht fast stets in eingemachten Früchten mit geschlagener Sahne. Ich habe schon Gelegenheit genommen, die außerordentliche Vorliebe der Schweden für Zucker zu erwähnen, den manche Personen zu jedem Gerichte, Fische und Austern ausgenommen, genießen. Ich habe oft gesehen, wie man Krebssuppe mit gestoßenem Zucker würzte. Ein Lieblingsgericht der Schweden ist roher, ein wenig gesalzener Salm — wie sie sagen, eine große Delicatesse; ich war hier aber nicht hungrig genug, um davon zu essen. Fleisch, das es hier im Ueberfluß giebt, ist selten zweckmäßig gekocht und Wildpret, das sich in Schweden in großer Mannichfaltigkeit findet, wird durch darüber gegossene Saucen verdorben. Wer übrigens in Stockholm, besonders wenn er häufig Einladungen von Privatfamilien erhält, von denen manche sehr ausgezeichnete Küche haben, nicht ziemlich gut leben kann, der muß sehr wählerisch und verwöhnt sein.

Als Volk sind die Schweden sehr gastfrei, ganz besonders gegen Ausländer. Es giebt vielleicht in Europa kein Land weiter, wo die Reisenden mit soviel Zuvorkommenheit behandelt und wo ihnen soviele gesellige Vorrechte bewilligt werden. Das ist ein besonderes Glück, weil die conventionellen Gebräuche des Landes strenger sind als die Gesetze der Meder und Perser. Nichts erregt einen größern Scandal, als wenn sich Jemand eine Verletzung der zahllosen kleinen Förmlichkeiten erlaubt, mit denen die Nachkommen der rechtschaffenen, nach eigenem Ermessen handelnden alten Scandinavier sich in einer oder der andern Art haben fesseln lassen, und würden dem Ausländer nicht alle möglichen Zugeständnisse gemacht, so würde er sich hier im höchsten Grade unbehaglich fühlen. Die Schweden setzen einen Stolz darein, das höflichste Volk in ganz Europa zu sein. Voltaire nannte sie „die Franzosen des Nordens“ und sie fühlen sich von diesem Epitheton sehr geschmeichelt. Wie viel besser würde es aber sein, wenn sie sich selbst „Schweden“ nennten und die schönen, männlich-charakteristischen Eigenschaften ihres alten Stammes bewahrten, anstatt einem Volk nachzuahmen, dem sie an Blut, in Charakter und Antecedentien so fern stehen. Diese nichtssagenden geselligen Höflichkeiten, die dem heitern, flüchtigen, unruhigen Franzosen ganz gut stehen, erscheinen als abgeschmackte Ziererein, wenn sie von dem hochgewachsenen, ernsten, gelassenen Scandinavier ausgeübt werden. Die einsichtsvollern Schweden fühlen das recht gut, aber sie sind zu schwach, um gegen den Einfluß eines Hofes anzustreben, der schon vor Bernadotte's Zeiten ganz französisch war. „Wir sind eine Gesellschaft von Affen“, sagte mir ein Schwede ganz bitter. Gustav III. war seinem Geschmacke nach ganz Franzose; aber der Ruin der schwedischen Nationalität hatte in Stockholm bereits seinen Anfang genommen, als er den Thron bestieg.

Die Sitten in Stockholm sind jetzt ein sonderbares Gemisch von Englisch und Französisch, worin übrigens das letztere Element sehr vorherrschend ist. Nach ihrem Anzuge sind alle Herren mit Uebertreibung englisch. Nirgends sieht man so enorm hohe und steife, schwarze Schornsteindeckel (fälschlich Hüte genannt), nirgends solche enge, bis auf die Fersen herabgehende Ueberzieher. Alle Herren sind genau nach demselben Muster gekleidet. Wenn man aber einem dieser mürrischen traurigen Gesichter begegnet, so zieht er seinen Hut mit einer Höflichkeit ab, die mehr als französisch ist; er behält ihn vielleicht in seiner Hand, solange er mit uns spricht. Wir geben uns die Hand und nehmen seine Einladung an, ihm in sein Haus zu folgen. Sobald wir mit ihm in dasselbe eingetreten sind, begrüßt er uns ein zweites Mal mit denselben Ceremonien, als ob wir uns Beide erst träfen. Er sagt: „Tak för sist!“ was soviel heißt als: „Ich danke Ihnen für das Vergnügen Ihrer Gesellschaft, als wir uns das letzte Mal trafen“, und sobald der Besuch zu Ende ist, geht man mit derselben Förmlichkeit fort. Bei dem Diner stehen die Gäste mit gefalteten Händen um den Tisch, um ein stilles Gebet zu sagen, ehe sie sich niedersetzen. Dasselbe geschieht bei dem Aufheben der Tafel, worauf sich die Gäste gegeneinander verneigen und dem Wirth und der Wirthin die Hand reichen. Früher war es Sitte zu sagen: „Ich danke Ihnen für das Mahl!“ eine Sitte, die in Dänemark und Norwegen noch herrscht. Vor kurzer Zeit waren die Gäste noch verpflichtet, dem Gastgeber einen Besuch zu machen und ihm für die von ihm erhaltene Einladung zu danken, und derselbe war verpflichtet, sie hierauf zu einem zweiten Diner einzuladen; sodaß Jedermann, der ein Diner gab, stets gezwungen war, noch ein zweites zu ver-



anstalten. Glücklicherweise ging die Verpflichtung mit dem zweiten zu Ende, weil sonst die Besuche und Diners kein Ende genommen hätten. Bei den Diners und in Abendgesellschaften trägt man stets weiße Handschuhe und eine weiße Cravatte, im Allgemeinen auch weiße Westen. In derselben Kleidung erscheint man bei Leichenbegängnissen und selbst die Kutscher des Leichenwagens und der dem Leichenzuge folgenden Wagen werden mit weißen Handschuhen versorgt. Mir sind die weißen Cravatten verhaßt und so benütze ich die Vorrechte eines Reisenden und trage eine schwarze Halsbinde. Die Schornsteindeckel sind kein Schutz für den Kopf im Regen oder bei kaltem Wetter; doch es gehörte von meiner Seite ein großer Muth dazu, um in einer Pelzmütze oder in einem Filzhute zu erscheinen. Für eine oder zwei Wochen waren die neugierigen verwunderten Blicke, welche die Menge auf mich warf, sehr lästig; zuletzt schien man sich darein als in ein unheilbares excentrisches Wesen ergeben zu haben. „Ich wünschte, ich könnte einen solchen bequemen Hut tragen", sagte ein Schwede zu mir, „aber ich wage es nicht; Sie sind ein Reisender und Ihnen ist es erlaubt; ein Schwede würde seinen Platz in der Gesellschaft verlieren, wenn er es thun wollte." Ein anderer Herr erzählte mir, daß seine Schwestern sich weigerten, mit ihm auf der Straße zu erscheinen, weil er eine Mütze trage. Ein früherer englischer Consul erregte hier das größte Erstaunen, weil er nach americanischer Sitte das selbst nach Hause trug, was er auf dem Markte eingekauft hatte. Einige Herren haben sich unabhängig genug gezeigt, um in ihrem eigenen Hause einige der lästigsten Züge der conventionellen Mode bei Seite zu setzen und der Erfolg von zwei oder drei derselben, die während des Winters Abendgesellschaften in einer freieren und ungezwungeneren Art geben, mag vielleicht dazu beitragen, daß in den Gesellschaften in Stockholm für die Zukunft mehr Natürlichkeit und eine freiere Bewegung herrschend wird.

Das beständige Hutabnehmen vor einem Jeden, den man kennt, ist für den Engländer etwas sehr Lästiges. Das in Deutschland übliche Hutabziehen ist hier nicht genügend, man muß ihn ganz abnehmen und eine oder zwei Secunden in der Luft halten, ehe man ihn wieder aufsetzt. König Oscar sagte zu einem meiner Bekannten, der ihn beklagte, gezwungen zu sein während eines heftigen Schneewetters in der ganzen Länge des Drottninggatan seinen Hut in der Hand zu halten: „Sie haben vollkommen Recht; es war außerordentlich unangenehm und ich konnte nicht umhin den Wunsch in mir aufsteigen zu sehen, anstatt König von Schweden König von Thibet zu sein, wo nach Huc's Angabe die höflichste Begrüßung darin besteht, daß man seine Zunge herausstreckt." Die den Fremden bewilligte Nachsicht hat, wie man mir erzählt, ein Ende, sobald man sich häuslich in Stockholm niedergelassen hat. Ein Engländer bemerkte deshalb gegen mich, Stockholm sei für den Ausländer im ersten Jahre weit angenehmer als im zweiten. Im Ganzen herrscht in den englischen und in den meisten americanischen Gesellschaften derselbe Grundsatz; in Schweden fühlt man aber die Tyrannei desselben um so empfindlicher wegen der darauf gepfropften französischen Nachahmungen.

Da ich von der Lebensweise in Stockholm gesprochen habe so werde ich zum Schluß noch einige Worte über die Sittlichkeit sagen. Man hat Stockholm die ausschweifendste Stadt in Europa genannt, und nach meiner Ueberzeugung mit vollem Recht. Wien mag es in Hinsicht auf eheliche Untreue noch übertreffen, doch sicher nicht in allgemeiner Ausschweifung. Beinahe die Hälfte der in die Listen eingetragenen Geburten sind uneheliche, und natürlich sind die in einer Ehe gebornen unehelichen Kinder dabei nicht mitgerechnet. Von den Dienstmädchen, Ladenmädchen und Nähterinnen in der Stadt kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß unter hundert kaum eine einzige keusch ist, und junge Schweden haben mich versichert, selbst ein großer Theil der Mädchen von achtbaren Eltern, die der mittlern Classe angehören, sei nicht viel besser. Die Männer sind natürlich noch viel schlimmer als die Frauenzimmer.

So stolz und so empfindlich auch die Einwohner von Stockholm hinsichtlich des Rufes ihrer Hauptstadt sind, so können sie doch die daselbst herrschende Verdorbenheit, die Jedermann in die Augen fällt, nicht verheimlichen. Die Bevölkerung von Stockholm hat nach den officiellen statistischen Angaben in den letzten fünfzig Jahren sich nur durch die Einwanderung vom Lande vermehrt, denn die Zahl der Gestorbenen übersteigt die Zahl der Gebornen jedes Jahr um mehrere Hundert. Ich sprach einst zufällig mit einem Schweden über diese Thatsachen, die er in Zweifel zu ziehen geneigt schien. Ich bemerkte ihm hierauf, daß ich dieselben aus officiellen statistischen Nachweisen gezogen habe, worauf er mit einem naiven Versuch, etwas Gutes dagegen in die Wagschaale zu legen, mir antwortete: „Wenigstens werden Sie zugeben, daß die statistischen Berichte in Schweden so genau sind, wie irgendwo in der Welt."

Trunkenheit ist unter den Schweden das gewöhnlichste Laster, wie wir jeden Tag augenscheinlich Beweise davon sahen. Vor sechs Jahren kamen durchschnittlich durch das ganze Königreich auf jeden Mann, Frau und Kind neun Gallons (1 Gallon = vier englische Quart) Branntwein; doch seitdem hat der Genuß desselben, vorzüglich durch die Einführung von Bier und Porter bedeutend abgenommen. „Bajerskt öl" (baierisch Bier) ist jetzt hier überall zu haben und schnell ein Lieblingsgetränk des Volkes geworden. Schweden und die Vereinigten Staaten von Nordamerica liefern den Beweis dafür, daß das Lagerbier die Unmäßigkeit weit besser verhindert als irgend ein Gesetz. Trotzdem ist das Branntweintrinken noch eins der schwersten Laster in Schweden. Es ist hier durchaus nichts Ungewöhnliches, daß Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren vor dem Mittagsessen ihr Glas starken Finkel trinken. Der berühmte schwedische Punsch, von Arrak, Wein und Zucker bereitet, wird des Abends allgemein getrunken und trotz seines angenehmen Geschmackes ist er das schädlichste Getränk, das je erfunden worden ist. Man hat einen Versuch gemacht, den Genuß geistiger Getränke durch Errichtung von Mäßigkeitsgesellschaften zu verhindern, doch ohne sonderlichen Erfolg, ausgenommen wenn man sich dabei gewisser neuer religiöser Ideen bedient hat, die jetzt in dem ganzen Lande gepredigt werden.

E—n.

Die Abdankung Karls V.

Die noch junge Litteratur der Nordamericaner hat eine verhältnißmäßig große Anzahl Geschichtschreiber aufzuweisen, was bei einer Nation, wo die Politik einen so wichtigen Bestandtheil des täglichen Lebens ausmacht, allerdings kaum anders zu erwarten ist. Ganz abgesehen von denjenigen, welche in Folge der Natur des von ihnen behandelten Gegenstandes nur zu einer localen Berühmtheit gelangen konnten, brauchen wir nur die Namen Washington Irving, Bancroft und Prescott zu nennen, als drei Historiker, die ohne Anmaßung mit denen des ältern Welttheils in die Schranken treten können. Jetzt hat sich ihnen als vierter Lothrop Motley mit einer Geschichte des Abfalls der Niederlande angereiht, von deren erstem Band eine treffliche Uebersetzung von ungenannter Hand erschienen ist.*) Der dankbare Stoff hat lange geruht; und gerade über diese Zeit hat der unermüdliche Fleiß der Urkundenforscher und Sammler in den letzten Jahrzehnten eine Masse des werthvollsten Materials an das Licht gefördert, welche eine neue Bearbeitung der Geschichte dieses epochemachenden Ereignisses nicht blos rechtfertigt, sondern nothwendig macht. Daß der Verfasser, aufgewachsen unter eigentlich erst seit gestern gewordenen staatlichen Verhältnissen, für die auf Jahrhunderte alten Traditionen beruhenden Zustände und für die in der Atmosphäre einer tausendjährigen Cultur und Geschichte groß gewordenen Menschen und Dinge Europas nicht immer den rechten Standpunkt zu finden weiß, und hie und da Einiges in eine falsche Perspective rückt, kann seinem Werke nur geringen Abbruch thun, da der europäische Leser diese Mängel gerade am leichtesten berichtigen kann, und da der Autor durch andere Vorzüge reichlich entschädigt. Denn er giebt uns eine auf tiefen und allseitigen Studien beruhende, aus den Quellen selbst geschöpfte Darstellung des großen Kampfes für politische und religiöse Freiheit, eine Darstellung, in der die Kunst farbenreicher und schwungvoller Schilderung und die Sicherheit und Schärfe in der Zeichnung complicirter Charaktere und Verhältnisse Hand in Hand gehen. Als Probe geben wir hier die Schilderung der Feierlichkeit bei der Abdankung Karls V.

Am 25. October 1555 waren die Stände der Niederlande in der großen Halle des Palastes zu Brüssel versammelt. Sie waren berufen worden, um Zeugen der Abdankung zu sein, zu welcher sich Kaiser Karl V. schon lange vorher entschlossen hatte, und die er an jenem Tage vollziehen wollte. Wie viele Potentaten vor ihm und nach ihm, liebte Karl große politische Schauspiele. Er kannte den Einfluß, welchen dieselben auf die Masse der Menschen üben. Obwohl er in seinem persönlichen Aufzug einfach selbst bis zur Schäbigkeit war und meist schwarze Kleidung zu tragen pflegte, so verstand doch Niemand besser als er, solche Prunkscenen in einem eindrucksvollen und künstlerisch vollendeten Styl zu arrangiren. Die Schlußscene seiner langen und energischen Regierung hatte er jetzt mit tiefem Studium und mit genauer Kenntniß des Verfahrens, durch welches die gewünschten Wirkungen hervorzubringen waren, angeordnet. Die Beendigung seiner eigenen Laufbahn, die Eröffnung der Regierung seines geliebten Philipp, sollten in einer Weise in Scene gesetzt werden, die des erhabenen Charakters der Darsteller und der Bedeutung der großen Bühne, auf welcher sie ihre Rollen spielten, würdig sei. Die Augen der ganzen Welt waren an jenem Tage gen Brüssel gerichtet; denn eine kaiserliche Abdankung war eine Begebenheit, welche im sechzehnten Jahrhundert ihren Reiz nicht durch häufige Wiederkehr eingebüßt hatte.

Der Schauplatz der feierlichen Ceremonie war Brüssel, die fröhliche Hauptstadt des Herzogthums Brabant, und der Palast, in welchem die allgemeinen Stände bei dieser Gelegenheit zusammentraten, war seit den Tagen Johanns II., welcher denselben um das Jahr 1300 erbaut hatte, der Wohnsitz der Herzöge von Brabant gewesen. Es war ein geräumiges und wohleingerichtetes Gebäude, obschon nicht ausgezeichnet durch Schönheit der Architektur. Der Haupteingang des Palastes führte zu einer geräumigen Halle, welche mit einer schönen und symmetrischen Capelle in Verbindung stand. Die Halle war berühmt wegen ihrer Größe, ihrer harmonischen Proportionen und des Reichthums ihrer Verzierung. Es war der Ort, wo die Capitel des Ordens vom goldnen Vließe gehalten zu werden pflegten. Die Wände der Halle waren mit einer prachtvollen Tapete von Arras behangen, welche Leben und Thaten Gideons darstellte, und auf der das Wunder des „Fells mit der Wolle", welches jenem berühmten Helden, dem großen Patron der Ritter des Vließes, gewährt worden war, ganz besonders hervortrat. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit war die Halle noch mit Blumen und Kränzen mannichfach geschmückt. Am westlichen Ende war eine geräumige Plattform oder Bühne errichtet worden; sechs oder sieben Stufen führten von ihr herab zu einer Reihe von Bänken für die Abgeordneten der siebzehn Provinzen. Auf der Bühne selbst standen rechts und links Reihen von Sesseln, mit Teppichen bedeckt, bestimmt für die Ritter des Ordens und die ausgezeichnetsten Gäste. Hinter diesen standen andere Bänke für die Mitglieder der drei großen Räthe. Den Mittelpunkt der Estrade nahm ein glänzender, mit dem burgundischen Wappen gezierter Thronhimmel ein, unter welchem drei vergoldete Armsessel aufgestellt waren. Alle Sitze auf der Plattform waren noch leer, aber die für die Deputirten der Provinzen bestimmten untern Bänke hatten sich bereits gefüllt. Zahlreiche Vertreter von allen Staaten, Geldern und Overyssel ausgenommen, hatten sich eingefunden. Würdige Magistrate mit Talar und Kette, und Beamte in den glänzenden bürgerlichen Amtstrachten, derenwegen die Niederlande berühmt waren, füllten bereits jeden Sitz in dem ihnen angewiesenen Raum. In dem übrigen Theil der Halle drängte sich die begünstigte Menge, welche glücklich genug gewesen war, Zutritt zu dem Schauspiel zu erlangen. Die Schützen und Hellebardiere der Leibwache hielten die Ordnung an den Thüren aufrecht. Das Theater war ge-

*) Der Abfall der Niederlande und die Entstehung des holländischen Freistaats. Aus dem Englischen des John Lothrop Motley. 1. Band. Dresden, R. Kuntze.

füllt, das Publicum voll eifriger Erwartung, — die Darsteller waren noch nicht eingetreten. Mit dem Glockenschlag Drei erschien der Held des Stückes. „Cäsar", wie er in der classischen Sprache des Tages stets bezeichnet ward, trat ein, gelehnt auf die Schulter Wilhelms von Oranien. Sie kamen aus der Capelle, unmittelbar gefolgt von Philipp II. und der Königin Maria von Ungarn. Der Erzherzog Maximilian, der Herzog von Savoyen und andere große Personen kamen sodann, begleitet von einer glänzenden Menge von Kriegern, Räthen, Statthaltern und Rittern des Vließes.

Viele Personen theils von damaliger, theils von künftiger Berühmtheit in den Niederlanden, mit deren Namen derjenige, welcher die Geschichte des Zeitalters durchforscht hat, so vertraut ist, schienen wie nach vorbedachtem Plan auf dieser imposanten Bühne vereinigt, wo der Vorhang jetzt für immer über den mächtigsten Kaiser, der seit Karl dem Großen gelebt hatte, niederfallen, und wo gleichzeitig die Eröffnungsscene zu der langen und furchtbaren Tragödie der Regierung Philipps gespielt werden sollte. Da war der Bischof von Arras, bestimmt, in kurzer Zeit durch die ganze Christenheit hin unter dem berühmten Titel Cardinal Granvella bekannt zu werden, der heitere und lächelnde Priester, dessen stiller Einfluß auf die Geschicke so mancher damals anwesenden Personen, und auf das Schicksal des ganzen Landes von so ausgedehnter und so tödtlicher Wirkung sein sollte. Da war jene Blume der flämischen Ritterschaft, der directe Sprößling alter friesischer Könige, schon ausgezeichnet durch die Tapferkeit, die er auf vielen Schlachtfeldern bewiesen, aber damals noch nicht mit den Lorbeern jener zwei denkwürdigen Siege geschmückt, deren Ruhm bald nachher den Namen Egmonts gleich dem Schall einer Trompete durch das ganze Land ertönen machte. Groß, prächtig in seiner Tracht, mit dunklem wallendem Haar, sanftem braunem Auge, glatter Wange, einem kleinen Schnurbart und Zügen von fast weiblicher Zartheit: so war der tapfere und unglückliche Lamoral Egmont. Auch der Graf von Horn, mit kühnem, finsterem Antlitz und fächerförmigem Bart, — ein tapferer, ehrlicher, mißvergnügter, mürrischer, unpopulärer Mann; jene anderen zwei Genossen des Untergangs, der Marquis Berghen und der Herr v. Montigny; der Baron Berlaymont, tapfer, eifrig loyal, unersättlich gierig nach Aemtern und Besoldungen, der aber wenigstens immer nur Einer Partei diente; der Herzog von Aerschot, der allen Parteien dienen, alle zu lenken versuchen und alle verrathen sollte — ein glänzender Seigneur in prachtvollem Carmoisinsammt, aber ein Mann von dürftigen Verhältnissen; — nach den Inschriften der Familiendenkmäler zu Löwen seinen Stammbaum bis auf Adam zurückführend, aber besser bekannt als der Großneffe des berühmten Erziehers des Kaisers, Chièvres; — der kühne, ausschweifende Brederode mit hübschem, frechem Antlitz und unruhiger Haltung; der schändliche Noircarmes, dessen Name sich mit ewiger Verwünschung bedecken sollte, weil er gegen seine Landsleute und Stammverwandten die von Alba erlernte Grausamkeit und Habgier in solchem Maße ausübte, als ihm nur immer verstattet ward; — die ausgezeichneten Soldaten Meghen und Aremberg: diese, nebst vielen Anderen, deren Waffenthaten durch ganz Europa berühmt werden sollten, waren in dem glänzenden Gedränge zu erblicken. Auch der gelehrte Friese, der Präsident Viglius, war zugegen, schlau, gefällig, gewandt, beredt, ein kleiner lebhafter Mann mit langem gelbem Haar, glänzenden grünen Augen, runden dicken rosigen Backen und wallendem Bart. Zuvörderst unter den spanischen Granden und dicht neben Philipp, stand der berühmte Günstling Ruy Gomez, oder wie man ihn scherzweise nannte, „Re y Gomez" — König und Gomez, — ein Mann von südlichem Ansehen, mit kohlschwarzem Haar und Bart, glühenden Augen, einem durch den eifrigsten Fleiß gebleichten Antlitz und von schmächtiger aber hübscher Figur; während unmittelbar zur Seite des Kaisers der unsterbliche Prinz von Oranien stand.

Das waren nur einige der Hervorragendsten unter jener glänzenden Menge, deren Geschick zum Theil zu berichten unsere Aufgabe sein wird. Wie Viele von ihnen waren bestimmt, durch all diesen Glanz einem dunkeln und geheimnißvollen Verderben entgegenzugehen: — Einige, auf öffentlichen Blutgerüsten umzukommen; Andere, mitternächtlichem Meuchelmord zu erliegen; wieder Andere, Beglücktere, auf dem Schlachtfeld zu fallen; fast Alle, früher oder später, einem blutigen Ende geweiht!

Die ganze anwesende Versammlung hatte sich von ihren Sitzen erhoben, als der Kaiser eintrat. Auf seinen Befehl nahmen sodann Alle ihre Plätze wieder ein. Die Bänke an beiden Enden der Plattform füllten sich mit den königlichen und fürstlichen Personen, die an der Feier Theil nahmen, mit den Rittern des Vließes, welche die Insignien ihres Ordens trugen, mit den Mitgliedern der drei großen Räthe und den Statthaltern. Der Kaiser, der König und die Königin von Ungarn blieben allein in dem Mittelpunkt der Bühne. Da der ganze Zweck der Feierlichkeit dahin ging, ein eindrucksvolles Schauspiel aufzuführen, so wird es der Mühe werth sein, die Erscheinung der zwei Hauptpersonen genauer zu betrachten.

Karl V. war damals erst 55 Jahre und 8 Monate alt, aber er war schon durch frühzeitiges Greisenthum niedergedrückt. Seine Größe war eine mittlere, seine Gestalt war athletisch und wohl proportionirt gewesen. Breit in den Schultern, tief in der Brust, von schmächtiger Taille, mit sehr musculösen Armen und Beinen, hatte er es einst mit allen Bewerbern um die Preise im Turnier und Caroussel aufnehmen, und in den Lieblingsspielen der Spanier den Stier mit eigener Hand erlegen können. Er war geschickt gewesen, im Felde die Pflichten des Generals und des Soldaten zu erfüllen, alle Arten von Strapazen und Entbehrungen, den Hunger ausgenommen, zu ertragen. Diese persönlichen Vorzüge waren nun geschwunden. Gelähmt an Händen, Knien und Schenkeln, hielt er sich mühsam mit Hülfe einer Krücke aufrecht, auf die Schulter eines Begleiters gestützt. Von Angesicht war er stets ausnehmend häßlich gewesen, und die Zeit hatte sicherlich seine Züge nicht verschönert. Sein Haar, einst von lichter Farbe, war nun erbleicht, kurz geschoren und borstig; sein Bart war grau und struppig. Seine Stirn war hoch und gebietend, das Auge dunkelblau, mit einem zugleich majestätischen und wohlwollenden Ausdruck, die Nase stark gekrümmt. Der untere Theil des Gesichts war von auffallender Mißgestalt, die Unterlippe

schwer und hängend, eine burgundische Erbschaft, nicht minder getreu von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wie das Herzogthum und die Grafschaft; die untere Kinnlade ragte soweit unter der obern hervor, daß es ihm unmöglich war, die wenigen Zahnstümpfe, die ihm noch übrig geblieben, zusammenzubringen, oder einen Satz mit verständlicher Stimme auszusprechen. Essen und Sprechen, zwei Beschäftigungen, die er stets sehr geliebt hatte, wurden ihm täglich schwerer, in Folge dieses Mangels in seiner Kopfbildung, die, wie ein Zeitgenosse sagt, damals kaum noch menschlich und natürlich, sondern fast einer Maske gleich schien.

So der Vater. Der Sohn Philipp II. war ein kleiner magerer Mann, weit unter Mittelgröße, mit dünnen Beinen, einer schmahlen Brust und dem scheuen furchtsamen Ausdruck eines habituellen Invaliden. Bei seinem ersten Besuch, den er seinen Tanten, den Königinnen Eleonora und Maria, abstattete, kam er Diesen, die in Flandern und Deutschland stattliche Männer zu sehen gewohnt waren, so winzig vor, daß er sich bemühte, ihre Achtung durch Theilnahme an den Turnierspielen zu gewinnen, in welchen sein Erfolg freilich ziemlich problematisch geblieben zu sein scheint. „Sein Körper", sagt sein erklärter Lobredner, „war nur ein menschliches Gefängniß, in welchem, so klein und eng es schien, eine Seele wohnte, deren Flügen der unermeßliche Raum des Himmels nicht genügte". Von Angesicht war er das lebendige Abbild seines Vaters, mit derselben hohen Stirn, dem blauen Auge, und derselben, nur besser proportionirten Adlernase. In dem unteren Theile des Antlitzes fand sich ebenso die auffallende burgundische Mißbildung wieder, die schwere hängende Lippe mit dem weiten Mund und der monströs hervortretenden Unterkinnlade. Sein Teint war schön, sein Haar hell und dünn, sein Bart gelb, kurz und spitz. Er hatte das Aussehen eines Flamänders, aber die stolze Haltung eines Spaniers. Sein Benehmen bei öffentlichen Gelegenheiten war zurückhaltend und schweigsam, fast von einer Grabesstille. Er sah gewöhnlich zu Boden, wenn er sich unterhielt, war behutsam im Sprechen, verlegen und fast leidend in dem Ton seiner Rede. Dies schrieb man theilweise einem natürlichen Stolze zu, den er gelegentlich zu überwinden sich bemüht hatte, theilweise habituellen Magenschmerzen, welche von seiner übermäßigen Leidenschaft für Pastetengerichte herrührten.

So war die persönliche Erscheinung des Mannes, in dessen Hand jetzt die Geschicke einer halben Welt gelegt werden sollten, dessen einziger Wille künftig das Lebensloos aller damals anwesenden Personen, vieler Millionen in Europa, in America und an den Enden der Erde, sowie zahlloser noch ungeborener Millionen gestalten sollte.

Als die drei königlichen Personen auf ihren Sesseln, welche in Form eines Dreiecks unter dem Thronhimmel aufgestellt waren, Platz genommen hatten, setzte sich der bevorzugte Theil der Anwesenden nieder, und die Handlung begann. Philibert von Brüssel, ein Mitglied des geheimen Raths der Niederlande, erhob sich auf des Kaisers Befehl und hielt eine lange Rede. Er sprach von des Kaisers warmer Zuneigung zu den Provinzen als zu dem Lande seiner Geburt, von seinem tiefen Schmerz darüber, daß seine gebrochene Gesundheit und das Schwinden seiner Kräfte sowohl des Körpers als des Geistes ihn nöthige, seiner Souveränetät zu entsagen und in einem freundlichen Klima Erquickung für seinen geschwächten Körper zu suchen. Cäsars Gicht ward sodann in kräftiger Sprache geschildert, eine Schilderung, welche ihm Schmerz gemacht haben muß, wie er dasaß und der Beredtsamkeit seines Rathes lauschte. „Die Gicht ist eine grausame Peinigerin", sagte Philibert, „sie ergreift den ganzen Körper; vom Scheitel bis zu den Sohlen läßt sie kein Glied ungequält. Sie zieht die Muskeln mit unerträglicher Pein zusammen, sie dringt in die Knochen ein, sie läßt das Mark erstarren, sie verwandelt die geschmeidige Flüssigkeit der Gelenke zu Kalk, sie läßt nicht ab, bis sie den ganzen Körper erschöpft und geschwächt, alle seine Glieder nutzlos gemacht und den Geist durch endlose Qualen überwältigt hat." Im tödtlichen Kampfe gegen einen solchen Feind begriffen, fühle Cäsar, wie Philibert seine Zuhörerschaft weiter unterrichtete, sich genöthigt, die Scene des Kampfes aus der feuchten Luft Flanderns in die wärmere Atmosphäre Spaniens zu verlegen. Er freue sich jedoch, daß sein Sohn ebenso kräftig als wohlerfahren sei, und daß dessen neuliche Heirath mit der Königin von England den Provinzen ein höchst schätzbares Bündniß gesichert habe. Der Sprecher kam dann wieder auf des Kaisers grenzenlose Liebe zu seinen Unterthanen zurück, und schloß mit einer furchtbaren, aber überflüssigen Mahnung an Philipp, hinsichtlich der Nothwendigkeit, die reine katholische Religion aufrecht zu erhalten. Nach dieser langen Rede schritt der Rath dazu, die Abtretungsurkunde zu verlesen, durch welche Philipp, der bereits Souverän von Sicilien, Neapel, Mailand, und Titularkönig von England, Frankreich und Jerusalem war, jetzt alle die Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Städte, Flecken und Schlösser der burgundischen Besitzungen empfing.

Als Philibert endigte, entstand ein Summen der Bewunderung in der Versammlung, gemischt mit einem Gemurmel des Bedauerns, daß in der gegenwärtigen großen Gefahr, die von dem benachbarten kriegerischen König von Frankreich und seiner tapfern und unruhigen Nation den Grenzen drohe, die Provinzen ohne ihren alten und mächtigen Vertheidiger bleiben sollten. Jetzt erhob sich der Kaiser. Auf seine Krücke gestützt, winkte er von seinem Sitz aus den Begleiter zu sich heran, auf dessen Arm er sich gelehnt hatte, als er in die Halle trat. Ein großer schöner Jüngling von 22 Jahren trat herzu, ein Mann, dessen Name von jener Zeit an und solange es eine Geschichte geben wird, dem Andenken der Niederländer vertrauter als jeder Andere gewesen ist und sein wird. An jenem Tage war seine Erscheinung eher eine südländische als eine deutsche oder flämische. Seine Züge trugen den spanischen Charakter, dunkel, wohlgemeißelt und symmetrisch; sein Kopf war klein und saß schön auf den Schultern; sein Haar war dunkelbraun, ebenso wie der Schnur- und der spitze Kinnbart. Seine Stirn war hoch, von großem Umfang und schon vor der Zeit mit den Linien der Sorge und des Gedankens bezeichnet. Seine Augen waren voll, braun, von schönem Schnitt und spiegelten den Ausdruck tiefen Nachdenkens wieder. Er war in die prächtige Tracht gekleidet,



durch welche die Niederländer sich vor allen anderen Nationen auszeichneten und welche die Ceremonie erheischte.

So gestützt auf seine Krücke und die Schulter Wilhelms von Oranien, begann der Kaiser die Stände anzureden, mit Hülfe eines enggeschriebenen Conceptes, welches er in der Hand hielt. Er warf einen kurzen Blick auf den Gang der Begebenheiten von seinem 17. Jahre an bis zu jenem Tage. Er erwähnte seine neun Fahrten nach Deutschland, seine sechs nach Spanien, sieben nach Italien, vier nach Frankreich, zehn in die Niederlande, zwei nach England, ebensoviele nach Africa, und seine elf Seefahrten. Er skizzirte seine verschiedenen Kriege, Siege und Friedensverträge, und versicherte seine Zuhörer, daß die Wohlfahrt seiner Unterthanen und die Aufrechthaltung der römisch-katholischen Religion stets die leitenden Ziele seines Lebens gewesen seien. So lange als Gott ihm Gesundheit verliehen, fuhr er fort, hätten nur seine Feinde bedauern können, daß er lebe und regiere; aber nun, da seine Stärke nur noch ein Spott sei, und sein Leben rasch dahinschwinde, verlange sein Interesse für die Regierung, seine Liebe zu seinen Unterthanen und seine Sorge für ihr Wohlergehen, daß er scheide. Statt eines altersschwachen Mannes am Rande des Grabes schenke er ihnen einen Souverän in der Blüthe des Lebens und in der Kraft der Gesundheit. Dann zu Philipp gewandt bemerkte er, selbst für einen sterbenden Vater würde das Vermächtniß eines so stattlichen Reiches an seinen Sohn eine That sein, welche dessen Dankbarkeit verdiene; aber wenn der Vater vor seiner Zeit zum Grabe herabsteige und durch eine freiwillige Selbstbestattung bei Lebzeiten für das Wohl seiner Reiche und die Größe seines Sohnes zu sorgen suche, so sei eine dergestalt übertragene Wohlthat sicher noch um Vieles größer. Er fügte hinzu, Philipp werde die Schuld an ihn mit Zinsen bezahlen, wenn er in der Regierung der Provinzen mit Weisheit und Liebe deren wahre Interessen im Auge behalte. Die Nachwelt werde seiner Abdankung ihren Beifall schenken, wenn sein Sohn sich der väterlichen Güte würdig zeige; und das könne nur geschehen, indem er in der Furcht Gottes lebe und Recht, Gesetz und die katholische Religion, als die wahre Grundlage des Reiches, in aller ihrer Reinheit aufrechterhalte. Zum Schlusse bat er die Stände und durch sie die Nation, ihrem neuen Fürsten Gehorsam zu erweisen, die Eintracht zu bewahren, und den katholischen Glauben unverletzt zu erhalten; er bat zugleich, ihm alle Fehler und alles Unrecht, das er während seiner Regierung begangen haben könne, zu verzeihen und versicherte sie, er werde unaufhörlich ihres Gehorsams und ihrer Liebe gedenken in jedem seiner Gebete zu dem Wesen, welchem der Rest seines Lebens gewidmet sein solle.

So brave Worte wie diese, so viele kräftige Versicherungen bezweckter Pflichterfüllung, der Ausdruck so warmer Hoffnungen auf eine gütige Regierung von Seiten des Sohnes mußten die Empfänglichkeit der Versammlung, welche durch den eindrucksvollen Charakter des Schauspiels schon erregt und weich gestimmt war, aufs tiefste ergreifen. Ueberall in der Halle hörte man Schluchzen, und Thränen strömten aus jedem Auge. Die Ritter des Vließes auf der Plattform und die Bürger im Hintergrunde waren alle von derselben Rührung erfüllt. Was den Kaiser selbst betrifft, so sank er fast ohnmächtig auf seinen Sessel als er die Anrede geendigt hatte. Eine aschfarbige Blässe breitete sich über sein Gesicht, und er weinte wie ein Kind. Selbst der eisige Philipp war beinahe gerührt als er aufstand, um seinen Theil an der Feier zu erfüllen. Auf sein Knie vor des Vaters Füßen sich niederlassend, küßte er ehrerbietig dessen Hand. Karl legte seine Hände feierlich auf das Haupt seines Sohnes, machte das Zeichen des Kreuzes und segnete ihn im Namen der heiligen Dreieinigkeit. Dann ihn emporhebend umarmte er ihn zärtlich und sagte, während er das that, zu den großen Potentaten, die ihn umgaben, er fühle ein aufrichtiges Mitleid mit dem Sohne, auf dessen Schultern eine so schwere Last gelegt worden sei, welche zu ertragen nur ein Leben voll Arbeit ihn befähigen werde. Philipp äußerte jetzt einige Worte zum Ausdruck seiner kindlichen Dankbarkeit gegen seinen Vater und seiner Liebe für sein Volk. Zu den Ständen gewandt, sprach er sein Bedauern aus, daß er nicht fähig sei, in französischer oder flämischer Sprache zu ihnen zu reden, und deshalb sie bitten müsse, dem Bischof von Arras, welcher ihm als Dolmetscher dienen werde, ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Anton Perenot erhob sich demgemäß und sprach in glatter fließender Rede voll wohlgewendeter Gemeinplätze mit großer Ausführlichkeit von der Dankbarkeit Philipps gegen seinen Vater, von seinem festen Entschlusse, den Weg der Pflicht zu wandeln und den Rathschlägen und dem Beispiel seines Vaters in der künftigen Regierung der Provinzen nachzuleben. Auf diese lange Rede des Prälaten antwortete mit gleicher Ausführlichkeit Jakob Maas, Mitglied des Rathes von Brabant, ein Sprecher von großer Gelehrsamkeit, Wohlredenheit und Weitschweifigkeit, der dazu gewählt worden war, die Erwiderung der Generalstaaten vorzutragen. Im Namen dieser Körperschaften erklärte er in eleganter und complimentenreicher Sprache die Annahme der Abdankung. Königin Maria von Ungarn, die „christliche Wittwe“ des Erasmus, welche während der letzten 25 Jahre die Regentschaft der Niederlande geführt hatte, erhob sich dann um ihre Amtsentsagung in einer kurzen Rede zu erklären, welche ihre Liebe für das Volk, ihr Bedauern, dasselbe zu verlassen, und ihre Hoffnung aussprach, für alle Irrthümer und Fehler, welche sie während ihrer langen Verwaltung begangen haben möchte, Vergebung zu finden. Abermals antwortete der wortreiche Maas, indem er in Ausdrücken voll neuer Eleganz und neuer Complimente die allgemeine Zufriedenheit der Provinzen mit ihrem Verhalten während ihrer ganzen Laufbahn versicherte.

Mit diesen Reden und Erwiderungen war die Ceremonie beendet. Der Kaiser, gestützt auf die Schulter des Prinzen von Oranien und des Grafen Büren, verließ langsam die Halle, gefolgt von Philipp, der Königin von Ungarn und dem ganzen Hofe; alle begaben sich in der nämlichen Ordnung, in welcher sie eingetreten waren, auf demselben Wege zurück in die Capelle.

Zur Chronik.

Der Statistiker v. Reden †.

x. „Freiherr Dr. v. Reden," denn so schrieb er sich stets, ist in der zweiten Hälfte des Decembermonats in Wien gestorben. Er war in den österreichischen Kaiserstaat gegangen, der bei seiner Umgestaltung auf materiellem Gebiete mehr geistiger Kräfte bedarf als ihn das Inland zur Verfügung stellt. Das „Ausland" wird ihm aber dergleichen schwerlich in großer Menge liefern können, seitdem das Concordat einen so überwiegenden und durchgreifenden Einfluß in die Hände einer Geistlichkeit gelegt hat, deren Führer entschlossen sind, bis zu den äußersten Consequenzen vorzugehen. Sie haben es jüngst auch durchgesetzt, daß an der Wiener Handelsakademie bei Berufung der Lehrer die katholische Confession den Ausschlag gab. Protestanten werden schwerlich noch nach Oesterreich gerufen werden oder doch nur als Ausnahmen hingehen; sie werden sicherlich überall da ausgeschlossen, wo die Geistlichkeit und die ihr ergebene Partei ein Wort zu sagen hat. Es ist kein Glück für Oesterreich, daß man eine Corporation welche nothwendig Sonderinteressen erstrebt mit so außerordentlicher Machtfülle begabte. — Dr. v. Reden suchte Verwendung in Wien, fand sie aber nicht in der Weise wie er sie wünschte. Man hat seine Fähigkeiten gering angeschlagen, und in der That war sein Talent begrenzt. Seine dreißig oder vierzig Schriften sind bald nach ihrem Erscheinen vergessen worden, er ließ aber selten eine Messe vorübergehen ohne auf dem Büchermarkte mit Flugschriften oder dicken Bänden zu erscheinen. Seine Hauptstärke bestand im Sammeln; er war ein Mann der Form und des Schematisirens, trug zusammen wie eine Biene, speicherte statistische Notizen auf wie ein Hamster, seine „Mappen" gingen ihm über Alles. Es ist ihm gelungen, mit vielen Opfern eine ungemein werthvolle statistische Sammlung anzulegen, und er ließ in humaner Weise gern Andere aus diesem reichen Quellborne schöpfen. Er selbst wußte nicht viel damit anzufangen, weil ihm die Gabe abging, einen so massenhaften Stoff zu bewältigen und zu beherrschen. In seinem Kopfe war nicht viel Fluß und sein Styl ohne Lebendigkeit und Anmuth. Ueber Ziffern, Tabellen und Thatsachen kam er nicht hinaus, und auf dem Gebiete des politischen Räsonnements war er entschieden unglücklich. Er verstand auch nicht, das Material ansprechend zu verarbeiten. Freiherr v. Reden war aus Hannover, trat in preußischen Staatsdienst, wurde Ministerialrath in Berlin, scheint aber ohne Einfluß geblieben zu sein und erhielt Wartegeld. Die Bewegung von 1848 war ihm insofern willkommen als sie ihn nach Frankfurt brachte; er täuschte sich aber in seinen Erwartungen. Dort war er das, was man noch vor einigen Jahren kleindeutsch nannte. Seine Sammlungen bot er dem Bundestage vergeblich zum Verkauf an. Nachher wandte er sich, mit einer Schwenkung zu den „Großdeutschen" gen Oesterreich, und bethätigte dort vielerlei Geschäftigkeit, ohne es eigentlich zu etwas zu bringen. Er scheint am Ende hoffnungslos geworden zu sein und ein gewisser Trübsinn mag an seiner Seele genagt haben. Es ist zu bedauern daß man in Wien ihn nicht am richtigen Platze verwandt hat. Als Vorsteher einer Sammlung statistischen Materials hätte er äußerst nützlich wirken können, und eine sorgenfreie Stellung wäre dem fleißigen, in seiner Art äußerst strebsamen Manne wohl zu gönnen gewesen.

Bernadotte und Pozzo di Borgo.

S. Die neuerdings erschienenen Denkwürdigkeiten Berangers theilen folgende piquante Anekdote über den Kronprinzen von Schweden mit. Während seines Aufenthaltes in Paris nach der ersten Einnahme desselben lag Bernadotte, der auf die französische Krone Anspruch machte, viel daran die geheimen Gedanken des Kaisers Alexander zu erfahren. Bei Gelegenheit eines Diners bei Pozzo di Borgo fragte Karl Johann den russischen Minister, der bekanntlich ein Vertrauter des Kaisers war, ob die Monarchen bereits bestimmte Pläne über die Constituirung Frankreichs gefaßt hätten. „Wahrhaftig Prinz," gab der schlaue Corse zur Antwort, „sie sind in großer Verlegenheit, und ich glaube, die Rathschläge Ew. Hoheit, welche das Land so genau kennt, würden sehr willkommen sein. Was meinen Sie was die Mächte thun sollten? Welchen Regenten sollte man einer so schwer zu regierenden Nation geben?" Der Gascogner wünschte Antworten aber keine Fragen, und erkundigte sich daher ob die Wahl noch zu treffen sei? „Sie müssen das wissen!" schloß er. „Ja, sie sind noch ziemlich frei, trotz der Vorstellungen der Bourbons." „Meiner Ansicht nach, Herr Graf, ist diese Familie jetzt in Frankreich fremd, und außerdem braucht dieses vor Allen einen Regenten der nichts gegen die Revolution zu thun verspricht." — „Daran läßt sich nicht zweifeln." — „Dann sollte es ein Mann sein, der genügende militärische Kenntnisse besitzt." — „Ich bin ganz einer Meinung mit Ew. Hoheit." — „Ein Mann, der die Verwaltung in einem großen Maßstabe versteht, und in den europäischen Interessen Bescheid weiß." — „Gewiß, gewiß! Ich bitte, fahren Sie fort, Prinz." — „Mit einem Worte ein Mann, den die Souveräne bereits kennen, und dessen Charakter eine Bürgschaft für seine Mäßigung und seine Ehrlichkeit ist." — „Sehr wahr, Prinz, und ich muß Ihnen gestehen, daß ich dasselbe, was Sie soeben zu sagen die Güte gehabt haben, auch schon gesagt und geschrieben habe. Ich habe sogar noch mehr gethan, ich habe gewagt, den zu nennen, der meiner Ansicht nach am passendsten wäre, ihm die Geschicke unseres gemeinsamen Vaterlandes anzuvertrauen." Während Pozzo di Borgo dies sagte, sah er mit einem ehrerbietigen Blick Bernadotte an, der seine Freude kaum verhehlen konnte, und mit einem Lächeln sagte: „Wäre es indiscret zu fragen, auf wen Ihre Erfahrung aufmerksam gemacht hat?" — „Ew. Hoheit hat es gewiß schon errathen, möchte ich wetten!" — „Ich könnte mich irren, Herr Graf, bitte, nennen Sie den Mann, für den Sie sich ausgesprochen haben." — „Sie bestehen darauf, Prinz?" — „Nun, so will ich es Ihnen sagen — ich bin es. Ich bin Franzose, Militär, Verwaltungsmann; ich weiß mit den europäischen Interessen Bescheid, und bin mit fast allen Souveränen befreundet. Sind es nicht die Bedingungen, die Ew. Hoheit selbst stellte?" Bernadotte, wüthend über eine solche Mystification, stand von der Tafel auf, und überzeugt, daß der russische Staatsmann nicht soviel gewagt haben würde, wenn er nicht die geheimen Gedanken Alexanders genau kannte, reiste er von Paris am Morgen desselben Tages ab, wo der Graf v. Artois mitten unter feindlichen Bagagewagen seinen Einzug hielt, geleitet von einigen Bonmots, wie das berühmte: Es ist nur ein Franzose mehr! die Herr v. Beugnot und andere neubekehrte Royalisten für ihn erfunden hatten.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 3. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 16. Januar.

Inhalt.

Die Nichten Mazarin's.*)

Zweiter Artikel.

Als Laura Mancini Herzogin von Mercoeur geworden war, bestimmte den Cardinal die Hoffnung, durch Vermehrung ähnlicher Ehebündnisse seine Stellung in Frankreich zu befestigen, abermals drei Nichten und einen Neffen aus Italien kommen zu lassen. Am 7. März 1653 trafen sie in Paris ein. Der Neffe wurde später Herzog von Nevers, die älteste der drei Nichten, Laura Martinozzi, haben wir bereits als Herzogin von Modena kennen gelernt. Die beiden anderen waren Hortense und Maria Mancini, von denen letztere durch eine Episode ihres Lebens besonders berühmt wurde, und den Connetable Colonna heirathete. Ihr Vater war ein großer Astrolog gewesen, und hatte in den Sternen gelesen, daß seine Tochter Maria viel Verwirrung in der Welt anrichten werde. Das hatte er auf dem Sterbebette seiner Frau mitgetheilt, und diese war daher entschlossen, ihre Tochter in dem Kloster, wo sie erzogen worden, zu lassen und ganz Gott zu weihen. Bei solchen Vorsätzen kam ihr natürlich die Aufforderung des Cardinals, ihre Tochter nach Paris zu schicken, ungelegen; doch fand ihre Abneigung, dem Rufe zu gehorchen, wenig Anklang bei Maria. Diese meinte, die Gelegenheit, Himmelsbraut zu werden, gehe durch die Reise nach Frankreich nicht verloren. „Klöster gäbe es allerwärts, und wenn sie ja einmal eine von diesen himmlischen Regungen fühlen sollte, so könnte sie ihr in Paris ebenso leicht wie in Rom folgen." Geleitet von ihrer Mutter, und in Begleitung ihrer Schwester und ihrer Base, schiffte sich Maria demnach ein, und zwar auf einer prachtvollen Galeere, welche ihnen die Republik Genua entgegenschickte, als ob sie Königinnen wären.

Erst nachdem die Nichten acht Monate in Aix, um sich an den Ton der französischen Gesellschaft zu gewöhnen, und dann zwei Jahre im Kloster Chaillot verweilt hatten, um ihre Erziehung zu vollenden, brachte Mazarin sie an den Hof. Maria war achtzehn, Hortense dreizehn Jahre alt, letztere eine reizende Blondine, erstere nach der Behauptung der Madame de Motteville häßlich und keineswegs das ahnen lassend, was sie später wurde. Dies war für Mazarins Pläne ein großes Hinderniß. Olympia hatte sich eben vermählt, und er nahm seine Nichten aus dem Kloster, um dem König eine neue Gesellschafterin zu geben, mit der sich vielleicht ein festeres Verhältniß anknüpfen würde. Dies war um so wünschenswerther, als das Herz des Königs sehr leicht zu entzünden war, und er leicht in schlechte Hände fallen konnte. Viel sicherer war es, die Neigung des Königs wie eine Art Pfand in der Familie zu behalten. Er nahm die neue Gesellschafterin wohlwollend auf, verliebte sich aber so wenig in sie, daß er fast gleichzeitig ein neues sehr leidenschaftliches Verhältniß mit einem Fräulein de la Motte d' Argencourt anfing. Durch eine Intrigue wußte der Cardinal demselben ein schnelles Ende zu bereiten, ohne vor der Hand für seine Interessen etwas Weiteres zu erlangen, als die Beseitigung einer dringenden Gefahr.

Andere Zerstreuungen ließen Ludwig XIV. für eine Zeit lang die Liebe vergessen. Der Feldzug von 1658 begann, und er reiste zur Armee nach Flandern ab, wo er nach der Schlacht auf den Dünen einigen Belagerungen beiwohnte. Dabei befiel ihn ein Sumpffieber, das eine so gefährliche Wendung nahm, daß die Aerzte ihn bereits aufgaben. Die Hofleute wendeten sich schon der neuaufgehenden Sonne zu, und Monsieur, der Bruder Ludwigs, sah sich bereits als König behandelt. Voller Besorgniß über seine Zukunft hatte Mazarin Befehl gegeben, die kostbarsten Mobilien aus seinem Palast fortzuschaffen, und in den Kellern von Vincennes zu verstecken, als ob er dort eine Belagerung aushalten wollte. Man sagt auch, er habe geheime Unterhandlungen mit der neuen Regierung angeknüpft. Er mochte wohl erfahren haben, daß bereits davon die Rede war, ihn nach dem Tode des Königs verhaften zu lassen. Ungeduldige lauschten schon an der Thüre des Krankenzimmers, um zu vernehmen, ob Ludwig noch athme.

Inmitten dieses wiederwärtigen Schauspiels eines unverhüllten Egoismus und Ehrgeizes legte jedoch eine Person tiefe und aufrichtige Trauer für den König an den Tag: Dies war

*) Siehe Nr. 1 der Europa.

Maria Mancini. Als sie hörte, daß der König von seinen Aerzten aufgegeben sei, konnte sie ihren Schmerz nicht länger zurückhalten, und gab sich der heftigsten Verzweiflung hin. Es war nicht länger zu verbergen, daß Maria den König liebte. Dieser vernahm nach seiner Genesung, welche Gefühle seine Gespielin während seiner Krankheit an den Tag gelegt hatte. Er verglich ihre Leidenschaft mit der kalten Selbstsucht, welche Andere hatten blicken lassen, und trat in ein engeres Verhältniß zu der schönen Verzweifelten, denn in ihrem Aeußern hatte sich Maria sehr verändert. Die Hofluft, der Wunsch zu gefallen, und vor Allem die Flamme, die in ihrem Herzen brannte, hatten ihr ein ganz neues Ansehen gegeben. Sie hatte an Fülle und Anmuth gewonnen; in ihrem zugleich feurigen und sanftem Blicke malte sich ihre Seele; ihre Züge waren nicht schön, und hatten mehr Ausdruck als Adel; aber in ihrer Gesammterscheinung war sie doch ein schönes Weib.

Ihr Geist hatte sich nicht weniger entwickelt als ihr Körper; sie hatte in geringerem Maße als ihre Schwester Olympia und ihre Basen die blasirenden Zerstreuungen der Welt kennen gelernt. Sie hatte in ihrem fünfzehnten Jahre Rom verlassen, und ihre Erziehung hatte glücklicherweise bereits begonnen, als sie der Obhut der frommen Schwestern im Kloster Chaillot anvertraut wurde. Als Italienerin wußte sie die Dichter ihres Vaterlandes auswendig. Später lernte sie die französischen Romane jener Zeit kennen und lieben. Ihr Geist suchte nach allen Richtungen Nahrung und Beschäftigung, und mit heißer Leidenschaft schwelgte sie in neuen Empfindungen und neuen Kenntnissen. Von ihrem Vater hatte sie gelernt in den Sternen nach den Geheimnissen der Zukunft zu forschen, und als Nichte eines mächtigen Ministers gewann sie jetzt der Politik Geschmack ab.

Zwischen Maria und ihrem königlichen Freunde herrschte in allen diesen Punkten eine große Verschiedenheit. Ludwig tanzte wunderschön und kleidete sich mit großem Geschmack, glänzte in den Ringelrennen und in den Balletten, und dachte an nichts Anderes. Sein Geist war ohne Bildung, und die Schnitzer, die er oft beging, machten die stolze Maria erröthen. Aber bald wußte sie sich seines Geistes ganz und gar zu bemächtigen; und was seine Lehrer vergeblich versucht hatten, unternahm sie. Sie brachte ihm Bücher; sie lehrte ihn Italienisch und las mit ihm ihre Lieblingspoeten. Als Römerin war sie begeisterte Kunstliebhaberin, und sie verstand den Geschmack ihres Geliebten nach dieser Richtung zu wenden. In der Conversation war Maria Mancini glänzend und kühn; nach dem Urtheil der Frau v. Lafayette besaß sie „unendlichen Geist". Die ernstesten Männer des Hofes unterhielten sich mit dem jungen Mädchen, welches sich nicht scheute, über Politik mit Lyonne oder Servien, über Moral mit Larochefoucauld, über Geschichte mit St. Evremond, vielleicht gar über Krieg mit Turenne zu reden. Wenigstens fragte sie und hörte mit naiver und heißer Wißbegierde zu. Zuweilen las sie in dem vertrauten Kreis der Königin laut vor; und ihre von Leidenschaft und Liebe durchzitterte Stimme, wenn sie Romane und Tragödien vorlas, setzte das Herz ihres Geliebten in helle Flammen.

So von der Liebe angestachelt, fing der junge Fürst ein neues Leben an. Maria begnügte sich nicht damit, seinem Geiste Politur und seiner Phantasie Nahrung zu geben; sie gab auch seinem Charakter eine männlichere Richtung. Ludwig XIV. war zwanzig Jahre alt und legte gegen seine Mutter und gegen Mazarin den Gehorsam eines Sohnes an den Tag. Nichts ließ in ihm den künftigen Herrn voraussehen. Dem Staatsrath wohnte er offenbar gelangweilt bei; in seinen Zerstreuungen weniger die Einsamkeit suchend als sein Vater, schien er wie dieser geneigt zu sein, Anderen die Bürde der Geschäfte zu überlassen. Maria weckte in Ludwig XIV. den noch schlummernden Stolz; sie ließ ihn den Hochgenuß des Ruhmes ahnen; sie rühmte ihm das Glück, zu herrschen. Entweder war es Stolz des liebenden Herzens, oder Berechnung, aber sie wollte, daß ihr Geliebter die Krone mit Würde trage. Dabei kümmerte sich die Nichte Mazarins wenig um das Interesse ihres Oheims; man behauptet sogar, sie habe ihm schlechte Dienste geleistet, und dem König hinterbracht, was man sich von der Königin und dem Cardinal erzählte. Wahrscheinlich blieb Diesem, der seine Späher überall hatte, nicht verborgen, in welcher Weise seine Nichte auf seine Kosten den Geist Seiner Majestät ausbildete. Daß sie ihrem erlauchten Schüler Geschmack an Romanen und Trauerspielen beibrachte, konnte er sich schon gefallen lassen; aber daß sie ihm die Neigung einpflanzte, den Staat selbst zu regieren, konnte Mazarin nicht dienen.

Die Gegenmaßregeln des Cardinals ließen nicht lange auf sich warten, und mit der Gewandtheit eines Mannes, der nicht auf die Mittel, sondern nur auf das Ziel sieht, durchkreuzte er jetzt seine eigenen früheren Pläne. Hatte er bis jetzt dahin gestrebt Maria zur Geliebten des Königs zu machen, um durch sie mehr Einfluß auf ihn zu gewinnen, so traf er jetzt, wo er sich in ihrem Charakter getäuscht sah, Vorkehrung, das Verhältniß zu lösen. Die Liebe des Königs zu Maria hatte unterdeß einen so innigen Charakter angenommen, daß man allgemein glaubte, die Vermählung werde bald folgen und damit der Cardinal am Ziele seiner Wünsche sein; denn Dieser war viel zu schlau, um merken zu lassen, was in seinem Innern vorging. Mit großer Ueberraschung erfuhr man daher, daß der Hof eine Reise antrete, um eine Brautschau vorzunehmen, denn der junge König sollte die Prinzessin Margaretha von Savoyen heirathen. Beide Höfe reisten an einem Tage ab, um in Lyon zusammenzutreffen. Die Jahreszeit war einem so galanten Unternehmen wenig günstig, denn es war Ende November. Dennoch machte Ludwig die ganze lange Reise fast nur zu Pferde, und Maria ritt neben ihm. Der König verdoppelte seine Aufmerksamkeit gegen sie; ihre Unterhaltung ging fast ohne Pause fort, während er für seine frühere Geliebte, Olympia, jetzt Gräfin v. Soissons, kein Wort hatte. Zwischen den beiden Schwestern war übrigens offener Krieg, und die lange Reise war für Olympia nichts weniger als eine Vergnügungspartie; sie erkrankte auch unterwegs und kam gar nicht nach Lyon.

Dem König gefiel die Prinzessin von Savoyen Anfangs, und man hielt die Verlobung für soweit ausgemacht, daß der

Herzog von Savoyen selbst nach Lyon kam. Destomehr Aufsehen machte das plötzliche Abbrechen der Eheverhandlungen, veranlaßt durch das Erscheinen eines Gesandten des spanischen Hofes, der Anna von Oesterreich die Hand einer Infantin für ihren Sohn in Aussicht stellte, gewiß aber auch durch die Abneigung, die der König sehr bald gegen die ihm bestimmte Braut fühlte, eine Abneigung, an deren Entstehen jedenfalls Maria ihren Antheil hatte. Sie war auch in Lyon die Königin der Feste und der Gegenstand der Huldigungen des Königs. Er begleitete sie in ihrer Kutsche nach Hause, oder ging mit ihr im Mondschein in Bellecour spazieren. Bei den Revuen, während der Promenaden, im Theater wich Maria nicht von seiner Seite. Der König gab ihr Maskenbälle und andere Feste, und der Aufenthalt in Lyon verlängerte sich bis in den Januar. Als dann endlich der Hof die Reise nach Paris antrat, reisten Ludwig und Maria, trotz der Winterkälte, wieder zu Pferd, jedenfalls um sich ungenirter unterhalten zu können.

Der Fürst schien seine Aufmerksamkeiten gegen Maria zu verdoppeln, und jeder Tag brachte neue Feste; doch war für die Liebenden ein neues Unwetter schon im Anzuge. Der vertraulichen Anfrage des spanischen Hofes war nach der Ankunft des Königs in Paris ein förmlicher Antrag gefolgt, und Mazarin reiste nach der spanischen Grenze ab, um gleichzeitig wegen des Friedens zwischen Spanien und Frankreich, und wegen einer Heirath zwischen Ludwig XIV. und einer Infantin zu verhandeln. Vorher hatte er das Verhältniß zwischen seiner Nichte und seinem Herrn selbst gelöst. Der König hatte sich offen gegen den Cardinal erklärt, und ihm angezeigt, daß er sich mit Maria zu vermählen wünsche, und Mazarin hatte ganz entschieden seine Einwilligung verweigert. Die Zeitgenossen loben ihn sehr wegen dieser seiner Uneigennützigkeit; es läßt sich aber leicht erkennen, daß seinem Verhalten gerade sehr egoistische Motive zu Grunde lagen. An Ehrgeiz, seine Nichte mit der Königskrone geschmückt zu sehen, fehlte es ihm gewiß nicht, wenn ihn auch seine Klugheit in seinen hochfliegenden Plänen vorsichtig machte. Vor allem aber wollte er durch Hebung seiner Familie sich selbst in seiner Stellung befestigen, und dazu konnte ihm Maria mit ihrem Charakter nicht dienen. Die stolze und feurige Italienerin, die alles Schmiegsame und Niedere haßte, verachtete ihren Oheim; sie sah ihn oft vor Denjenigen sich demüthigen, die ihn tief beleidigt hatten. Außerdem war ihr Einfluß auf den König von einer Art, die Mazarin sehr gefährlich war. Sie trieb ihn an, sich frei zu machen, und die Verwaltung der Staatsangelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen; und der Cardinal konnte sich wohl fragen, welchen Nutzen es ihm bringen würde, wenn er seine Nichte Maria zur Königin von Frankreich machte. „Sie war thöricht genug", sagt der Abbé von Choisy, „sich über ihren Oheim von früh bis Abends lustig zu machen". Sie hielt sich für stark genug, und glaubte ihres Geliebten sicher genug zu sein, um es mit dem allmächtigen Minister im offenen Kampf aufnehmen zu können; aber sie täuschte sich. Der Cardinal sah in ihr eine Nebenbuhlerin um den Besitz der Macht, und sie mußte ihm weichen. Ehe er nach den Pyrenäen abreiste, brachte er die Angelegenheiten seiner Familie in Ordnung. Maria, der er nicht trauen durfte, mußte nebst ihren beiden jüngern Schwestern nach der Citadelle von Brouage, und so auch formell ihr Verhältniß mit dem König abbrechen. Durch nichts ließ er sich in seinem Entschluß wankend machen; er sprach als Herr und alles Flehen half nichts. „Man erzählt", berichtet Mademoiselle de Montpensier, „der König sei vor der Königin und dem Cardinal auf die Knie gefallen, um sie zu bitten, Fräulein Mancini heirathen zu dürfen." Eine so leidenschaftliche Liebe rührte sogar die Königin, und Mitleid mit dem Verzweifelnden flüsterte ihr zu, die Trennung nicht eintreten zu lassen; Mazarin aber blieb unbeugsam. Wenn der König seiner Geliebten versprach, sie trotz aller Hindernisse zu heirathen, so traute er seiner Festigkeit zu viel zu. Maria richtete an den König beim Abschied die schönen und stolzen Worte: „Ihr liebt mich, Ihr seid König, und ich muß scheiden!" Es half nichts, Ludwig XIV. hatte keine andere Antwort als Thränen. Das genügte der leidenschaftlichen Italienerin nicht, die voller Verzweiflung ausrief: „Ach! Ich bin verlassen!"

Die Sorgen des Cardinals waren jedoch mit der Abreise seiner Nichte vom Hofe noch nicht zu Ende. Seine diplomatischen Geschäfte hielten ihn nicht ab, seine Familie im Auge zu behalten, und er erfuhr bald, daß die beiden Liebenden ihr Verhältniß durch einen lebhaften Briefwechsel wieder angeknüpft hatten. Mit erneuerter Energie arbeitete er nun auf einen vollständiger Bruch hin, und war unermüdlich im Abfassen von Briefen an den König, die Königin, seine Nichten und deren Gouvernante; manchmal wußte er in denselben einen Ton anzuschlagen, der ihn in den Ruf eines Patrioten hätte bringen können. So schrieb er an den König: „Man erzählt, und es wird durch Briefe vom Hofe bestätigt, daß Sie sich beständig einschließen, um der Person, die Sie lieben, zu schreiben, und daß Sie damit mehr Zeit verlieren, als damals wo sie noch am Hofe war. Man setzt hinzu, daß ich damit einverstanden, und daß ich mit Ihnen einig sei, um meinen Ehrgeiz zu befriedigen und den Frieden zu verhindern. Gott hat die Könige eingesetzt, damit sie über das Beste, die Ruhe und die Sicherheit ihrer Unterthanen wachen, und nicht, um dieses Beste ihren Privatleidenschaften zu opfern; und wenn es unter ihnen Unglückliche gegeben hat, die durch ihr Betragen verdient haben, daß die göttliche Vorsehung sie verläßt, so weiß die Geschichte von Revolutionen und Leiden zu erzählen, die sie sich selbst und ihren Staaten zugezogen haben."

Die Königin war jedoch nachsichtiger als ihr Minister, und gestattete den beiden Liebenden eine Zusammenkunft in St. Jean d' Angely, wo sie ihre Treuschwüre erneuerten. Dies gab dem Cardinal nur zu neuen und dringlicheren Briefen Anlaß, in denen überall seine geheime Besorgniß durchblickte, daß seine Nichte ihn nicht blos zum eigenen, sondern auch zum Schaden des Staates verdrängen könnte, und man muß gestehen: die Geschicke Mazarins und Frankreichs waren damals so eng mit einander verwoben, daß man nicht unterscheiden kann, wieviel persönlicher Ehrgeiz und Egoismus, und wieviel Patriotismus den Cardinal bewogen haben, so entschieden bei seinem Willen zu beharren. Jedenfalls spielte er seine Rolle so gut, daß

er den Schein des Guten vollständig auf seine Seite gebracht hat, und daß seine Zeitgenossen und die Geschichte ihm das Lob der Uneigennützigkeit gezollt haben. Es gelang ihm, alle Schwierigkeiten zu überwinden und er machte dem brieflichen Verkehr seiner Nichte mit dem König ein Ende. Sie selbst hörte zuerst auf zu schreiben; doch hatte gekränkte Liebe an diesem Entschluß mehr Antheil als Gehorsam gegen den Oheim. Sie war nicht danach angethan, die Vermählung mit der Infantin ruhig hinzunehmen; dazu war sie viel zu leidenschaftlich und zu stolz, und als sie erfuhr, daß die Heirath entschieden sei, faßte sie selbst den Entschluß zu brechen, und führte ihn auch aus. Die Freude ihres Oheims darüber war sehr groß, er lobte höchlichst „einen so großherzigen Entschluß" und der Kirchenfürst empfahl seiner Nichte, Trost nicht etwa in der Religion, sondern im Seneca zu suchen.

Wenigstens äußerlich geheilt von ihrer Leidenschaft, kehrte Maria aus Brouage nach einem Jahre an den Hof zurück, als der König bereits mit der Infantin vermählt war. Sie war zu stolz, um von neuem um ein Herz zu werben, das sie so bald vergessen zu haben schien, denn Ludwig XIV. schien seine junge Gemahlin sehr zu lieben. Aber der beständige Anblick des Königs öffnete jeden Tag von neuem ihre Wunden, und sie hatte heftige Kämpfe mit sich zu bestehen. Sie bat ihre Schwester Hortense, ihr Böses von dem Treulosen zu erzählen und sie auf seine Mängel aufmerksam zu machen. Sie wünschte laut als heroisches Mittel einen Gemahl oder einen neuen Geliebten. Ihr Verhältniß mit dem König, weit entfernt, Bewerber abzuschrecken, schien ihren Reizen vermehrte Anziehungskraft zu verleihen. Unter Denen, welche ihre Hand suchten, war Prinz Karl von Lothringen, einer der schönsten Männer des Hofes. Sein Oheim, der regierende Herzog Karl IV., hielt bei dem Cardinal für seinen Neffen, der ihn beerben sollte, um Maria Mancini an, verliebte sich aber zuletzt selbst in sie, sodaß eine Wettbewerbung zwischen Oheim und Neffen entstand. Ersterer war ein merkwürdiges Original. Seine Frauen behandelte er ganz eigenthümlich. Eines schönen Tages war ihm plötzlich eingefallen, auf eigene Autorität seine Heirath für null und nichtig zu erklären, und ohne sich um die Bannstrahlen des heiligen Vaters zu kümmern, eine zweite Ehe einzugehen. Die Auserwählte war ein Mannweib, das überall mit ihm herumzog, und das ächt militärisch „seine Campagnefrau" genannt wurde. Denn der vom Bannstrahl getroffene Herzog lag beständig im Felde, und hatte das Leben eines Condottiere geführt. Hart bedrängt von Richelieu und den französischen Armeen hatte er endlich aus Lothringen fliehen müssen, nachdem er es mehreremal verloren und wieder gewonnen hatte. An der Spitze von einigen tausend Mann spielte er nun die Rolle eines Landsknechthauptmanns, hielt bald zu dieser, bald zu jener Partei; verkaufte sich heute an Frankreich, morgen an Spanien, und verrieth alle ohne Unterschied. Die Banden, die er befehligte, lebten von Plündern und Rauben; ungestraft begingen sie die größten Grausamkeiten, und dem Herzog machte es besonderes Vergnügen, davon den Hofdamen die gräßlichsten Geschichten zu erzählen. Von dem Cynismus seiner Unterhaltung kann man sich keinen Begriff machen; er brauchte Ausdrücke, die Alles in die Flucht trieben. Und dennoch fetirte man diesen Mann. Die kräftigen Bonmots, welche die zarten Ohren vorgaben nicht hören zu können, erzählten sich zarte Lippen ganz leise, und die von der verkünstelten Sprache der raffinirten Bildung jener Zeit Blasirten fanden Geschmack an mehr als derben Späßen, weil sie den Reiz der Neuheit hatten. Der Wütherich, denn das war er in der That, setzte seiner Seltsamkeit dadurch die Krone auf, daß er sich mit sechzig Jahren in ein einfaches Mädchen, die Tochter eines Pariser Apothekers, sterblich verliebte; er wollte sie heirathen, und stand auf dem Punkt, einen Vertrag zu unterzeichnen, durch welchen er seine Staaten dem König von Frankreich überließ.

Der Neffe dieses Sonderlings, der schöne Karl von Lothringen, war nicht in der Schule seines Oheims erzogen, und Maria Mancini hatte eine lebhafte Leidenschaft für ihn gefaßt. Aber auch diesmal trat ihr Oheim den Neigungen ihres Herzens entgegen. Noch vor seinem Tode, der um diese Zeit erfolgte, hatte er die Hand seiner Nichte einem römischen Fürsten, dem Connetable Colonna, bestimmt. Maria brachte schon der Gedanke an diese Ehe zur Verzweiflung. Sie beschwor den König ihr zu erlauben, in Frankreich zu bleiben; aber er ließ sich nicht erweichen, und befahl, daß dem letzten Willen des Cardinals auf das strengste nachgekommen werde. Maria mußte sich daher entschließen abzureisen. Solange sie bei Hofe war, hielt ihr Stolz ihren Schmerz in Schranken; aber einmal unterwegs, ließ sie ihren Thränen freien Lauf, und ihre Verzweiflung war so groß, daß man sie für eine Verurtheilte hätte halten können, die zum Tode ging. Sie erreichte jedoch Mailand, wo der Connetable und dessen Verwandte sie erwarteten, und wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert ward; dann begaben sich die Neuvermählten nach Rom. — Dort wird unsere Kenntniß über das Leben und Treiben der Maria Mancini sehr lückenhaft; nur einige Briefe und Memoiren, deren Aechtheit sogar angezweifelt wird, geben uns allerdings ziemlich wahrscheinliche, aber dennoch keineswegs beglaubigte Kunde.

Die ersten Jahre der Fürstin Colonna in Rom verliefen ruhig; sie sah daselbst ihre Tante Martinozzi und ihren Oheim, den Cardinal Mancini. Aber auch andere Familienerinnerungen warteten ihrer hier. Gleich nach ihrer Ankunft führte sie ihr Gemahl im Palast Colonna herum, und zeigte ihr ein Zimmer mit folgenden Worten: „Madame, hier wohnte Ihr Großvater als er Cameriere des meinigen war." — „Mein Herr," gab sie gekränkt von dieser Beleidigung zur Antwort, „ich weiß nicht wer mein Großvater war, aber das weiß ich, daß ich von allen meinen Schwestern die schlechteste Partie gemacht habe." Im Ganzen war jedoch ihr Gemahl ein guter und nachsichtiger Ehemann, und sehr verliebt in sie. Die Denkwürdigkeiten der Herzogin von Mazarin theilen darüber einen piquanten Zug mit. „Der Connetable," heißt es dort, „der nicht glaubte daß die Liebschaften der Könige so unschuldig sein könnten, war so entzückt ganz das Gegentheil bei meiner Schwester zu finden, daß er nichts mehr darauf gab, nicht der erste Besitzer ihres Herzens gewesen zu sein. Er verlor dadurch die schlechte Meinung die er wie alle Italiener

von der Freiheit hatte, die man den Frauen in Frankreich läßt, und wollte daß sie dieselbe Freiheit auch in Rom genieße, da sie einen so guten Gebrauch davon zu machen wisse."

Maria lebte demnach in Rom ganz auf französische Weise, und führte im Palast Colonna das Spiel, die dramatischen Unterhaltungen, die Tänze und die Conversation der Pariser Welt ein. Das war ein großer Abstich gegen die römische Sitte, welche den Damen gebot sich von lärmenden Vergnügungen fernzuhalten. Nur wenig Ehemänner ahmten die Gefälligkeit des Connetable nach, und es gab sogar Viele die wenig Geschmack an den vielen Festen im Palast Colonna fanden, denen nichts in Rom gleichkam. Franzosen welche Italien besuchten berichteten Wunderdinge davon. Der Palast (er steht heute noch neben der Apostelkirche und ist im Besitz der Familie geblieben) war eine Wohnung eines Königs würdig, und die Colonnas, in der glänzenden Reihe des römischen Adels die ältesten und vornehmsten, lebten in Rom wie Souveräne. Gemälde von Titian, von Albano, von Carracci schmückten die geräumigen Säle, wo plätschernde Springbrunnen während des Sommers eine köstliche Frische verbreiteten. In einem der Gemächer zogen zwei Meerpferde eine Venus in ihrer Muschel durch die Meereswogen: das war das Bett von Madame la Connetable.

Einer romantischen und kühnen Phantasie mußte das Leben welches die Fürsten Colonna führten gefallen. Ihre ausgedehnten Besitzungen im Kirchenstaat gaben ihnen Gelegenheit im Sommer von Villa zu Villa zu ziehen; sie begaben sich von Frascati, in dessen unmittelbarer Nähe ihr Stammsitz Tusculum war, nach Marina oder hielten im Sabinergebirg oder in den Abruzzen Jagden die an die Heroenzeiten erinnerten. Sie jagten vierzehn Tage lang ohne aus dem Walde herauszukommen, und erlegten auf einer Jagd nicht weniger als sechzig Eber. Auch die unerschrockene Madame la Connetable, die bereits bei den Jagden in Versailles und Fontainebleau geglänzt hatte, nahm an diesen Nimrodszügen mit Genuß Theil. Mit dem Herzog von Nevers feierten alsdann die Colonna den Carneval in Venedig. Maria widmete sich den schönen Künsten und anderen Studien, ohne die Astrologie zu vergessen; diesen Geschmack hatte sie von ihrem Vater geerbt. Dem Connetable gebar sie in wenigen Jahren mehrere Söhne und nichts schien an ihrem Glücke zu fehlen. Aber Gesundheitsrücksichten, hervorgerufen durch die Folgen ihrer letzten Niederkunft, nöthigten Maria, von ihrem Gemahl strengste Diät zu fordern, und die Folge davon war, daß er zugleich ungetreu und eifersüchtig wurde. Die jungen Pagen in der Umgebung seiner Gattin erweckten seinen Argwohn, und böse Zungen lenkten sogar seine Eifersucht auf den Herzog von Nevers. Einmal während des Carnevals, als der Connetable und seine Gemahlin auf dem Corso spazieren fuhren, sprang eine Maske auf den Tritt der Carosse, und küßte Madame la Connetable. Der Fürst griff nach seinem Dolche und war im Begriffe zuzustoßen, als die Maske sich entdeckte: es war der Herzog von Nevers, der soeben von Paris kam, und seine Schwester und seinen Schwager auf diese Weise überraschen wollte.

Gerechtere Ursache zur Eifersucht mochte wohl der Connetable gegen den Chevalier von Lothringen haben, der früher um Maria geworben, und jetzt in der Blüthe seiner Schönheit nach Rom kam. Wenn Maria zu ihrer **Vertheidigung** anführt, daß, wie ihre Kammerfrauen bestätigen könnten, sie im Beisein des Chevaliers nie anders aus ihrem Badecabinet getreten als in einem, bis auf die Knöchel gehenden Gazekleid, so mag der Leser selber urtheilen, ob der Connetable gerechten Grund zum Argwohn hatte oder nicht. Pasquino mit seinen Spöttereien steigerte seinen Zorn und er dachte ernsthaft daran Madame la Connetable in das Schloß Pagliano im Hernikerlande zu verbannen. Diese Aussicht machte Maria den Aufenthalt in Rom ganz und gar zuwider. Die Herzogin von Mazarin, die ebenfalls mit ihrem Gatten in Unfrieden lebte, hatte Frankreich verlassen, um bei ihrer Schwester in Rom eine Zuflucht zu suchen. Ihr Beispiel bestimmte Maria ebenfalls zu flüchten, und sie benutzte eine Reise ihres Gatten, um sich mit Hortense nach Civita vecchia zu begeben. Nach verschiedenen seltsamen Abenteuern erreichten sie glücklich diesen Hafen, wo sie sich in eine Feluke warfen und sich unverzagt wenigen Matrosen anvertrauten, die sie glücklich nach der Provence brachten. Die zu ihrer Verfolgung abgeschickten Galeeren des Connetable holten sie nicht ein, und auch den damals das ganze mittelländische Meer durchschwärmenden Corsaren entging der kostbare Fang. Letztere Gefahr flößte ihnen vielleicht weniger Furcht ein als die erstere; es wäre ja nur der Anfang einer Reihe neuer Abenteuer gewesen.

Die Ankunft der Madame Connetable und ihrer Schwester in der Provence machte großen Scandal. In Aix wurden Beide verhaftet; sie hatten männliche Kleidung angelegt. Für ihre Flucht gab das Gerücht tausenderlei Gründe an; meistens wurde erzählt, sie reisten ihren Liebhabern nach, dem Chevalier v. Lothringen und dessen Bruder, dem Grafen v. Marsan. Der Befehl des Königs verlieh ihnen bald wieder die Freiheit und die beiden Schwestern trennten sich nun. Hortense flüchtete sich nach Savoyen, um nicht wieder unter das Joch des Herzogs von Mazarin zurückzukehren, und Madame la Connetable begab sich nach Paris. Auf einen guten Empfang hatte sie wenig Aussicht. Der König hatte sie zwar noch nicht vergessen, wie Frau v. Scudery behauptet, aber das Aergerniß welches ihre letzten Abenteuer verursacht hatten, gestattete ihm nicht sie zu sehen. Sie zog sich in die Abtei du Lys zurück, wo sie Besuche ihrer Schwester Olympia und ihrer Schwäger, des Grafen v. Soissons und des Herzogs von Bouillon, empfing; aber viel mehr war ihr daran gelegen, vom König empfangen zu werden. Sie schrieb zu diesem Zwecke so dringende Briefe an Colbert, daß Ludwig XIV. aus Besorgniß, sie möchte ihren Bitten persönlich in Versailles Nachdruck geben, sie auf fünfzig Lieues von Paris verwies. Sie begab sich nun zunächst nach Lyon, entschloß sich aber nach kurzer Frist Frankreich ganz zu verlassen und sich zu ihrer Schwester Hortense nach Savoyen zu verfügen. Jedoch auch hier war ihres Bleibens nicht lange; sie nahm es übel daß der Herzog ihr rieth nach Rom zurückzukehren, ging über den St. Bernhard, reiste durch die Schweiz und suchte auf den perfiden Rath eines



Marquis, der sich ihr unterwegs angeschlossen, der aber, ohne daß sie es wußte, Aufträge vom Connetable hatte, eine Zuflucht in den spanischen Niederlanden. Anstatt hier ein Asyl zu finden, wurde Maria verhaftet und nach der Citadelle von Antwerpen gebracht. Da ihr der Aufenthalt daselbst sehr langweilig wurde, kam sie auf den Gedanken sich nach Spanien zu begeben, um die Königin für sich zu interessiren. Sie wurde von Ostende nach St. Sebastian gebracht; aber der Connetable und dessen Familie hatten zu viel Einfluß bei Hofe in Madrid, als daß sie hier auf einen guten Empfang hätte rechnen können. Schließlich mußte sie sich in ein Kloster flüchten, wo sie, nach dem Wenigen was man aus dieser Zeit von ihr weiß, sehr ruhig und ohne alle Abenteuer lebte. Ihre Reize waren trotz ihrer Jahre noch nicht entschwunden, und Diejenigen welche sie in Madrid wiedersahen, fanden sie jetzt in ihrem vierzigsten Jahre schöner als vor zwanzig Jahren, als sie die Geliebte Ludwig XIV. war. Der Abbé v. Villars berichtet von ihr: „Wer sie in Frankreich gekannt hat, erkennt sie gewiß nicht mehr. Ihr Wuchs ist reizend, ihr Teint klar und rein, ihre Augen schön, und sie hat weiße Zähne und schönes Haar. Sie trägt sich spanisch, was ihr sehr wohl steht."

Einige Monate später finden wir auch den Connetable wieder in Madrid, und seine Gemahlin abermals bei ihm. Aber der Versuch, in Frieden mit einander zu leben, dauerte nicht lange. Maria hatte eine entschiedene Abneigung gegen ihren Gemahl gefaßt, trotzdem daß er „zum Malen" war, wie Frau v. Villars schreibt. Allerdings war er sehr geizig geworden, und feilschte um das Kostgeld seiner Frau in den Klöstern. Zuletzt ließ er seine Frau in den Alcazal von Segovia einschließen, wo sie jämmerlich behandelt wurde, und später, bis zum Tode des Connetable, 1689, dienten ihr noch mehrere andere spanische Klöster zum Aufenthalt oder vielmehr zum Kerker. „Sie lebt sehr still," schreibt um diese Zeit der Graf v. Rebenac aus Madrid von ihr; „sie mischt sich in keine Intrigue. Ihr Benehmen mißfällt dem Hofe nicht. Sie hat viele angesehene Freunde und obgleich sie sich nicht mit ihrer Schwester Olympia verfeindet hat, war doch Niemand so froh wie sie, daß sie Befehl erhalten sich von hier zu entfernen." Später kehrte Maria nach Frankreich zurück, aber mehr und mehr entschwand sie den Augen der Welt, und die Frau die von fürstlichem Pomp umgeben gelebt hatte, und fast die Königskrone auf ihr Haupt gesetzt hätte, endete ihr Leben in der Dunkelheit. Kaum weiß man das Jahr ihres Todes, der 1715 in ihrem siebenundsiebzigsten Jahre erfolgte.

Maria Mancini war mit schönen Eigenschaften ausgestattet: sie hatte Muth, war geistreich und von stolzem und hohem Sinn. Sie glich in etwas der Königin Christine von Schweden, mit der sie in Rom viel Verkehr hatte; auch sie ordnete Alles ihren Wünschen und ihren Leidenschaften unter, und sie überschritt die letzte Schranke welche eine nicht eben bedenkliche Welt noch anerkannte. Die Prophezeiung der Astrologie bewahrheitete sich nicht, denn sie brachte die Welt nicht in Verwirrung; die Verwirrung brachte sie nur in ihr eignes Leben. Aber dennoch war ihr Einfluß heilsam und Frankreich hat ihr viel zu verdanken, denn sie hat wahrscheinlich Ludwig XIV. von der Schmach gerettet, ein Leben wie Ludwig XVI. zu führen. Sie weckte in dieser stark sinnlichen Natur zuerst den Geschmack an geistigen Genüssen. Die Liebe führte ihn in die Kunst und Poesie und in die Politik ein. Sie lehrte ihn seinen Stolz in der Verrichtung großer Dinge zu suchen, und sie konnte sich wohl rühmen, dem Charakter des Königs, dessen Regierung für Europa so gefährlich und für Frankreich so glänzend war, das Gepräge aufgedrückt zu haben. S—t.

Ein Blick in die Zukunft.

Nach Julius Thomsen.

Es ist Winter; die nordische Natur hat ihr Feierkleid angelegt, über Feld und Wiese hat der Schnee seinen blendend weißen Teppich ausgebreitet, und über die kahlen Kronen des Waldes hat der Reif ein so feines Linnentuch gelegt, daß selbst der schwächste Luftzug es zu verwehen droht. Wo sich im Sommer das Schiff auf den Wellen des Meeres wiegte, da hat das Eis seine vergängliche Brücke gebaut, auf welcher der leichte Schlitten über die gefürchtete Tiefe eilt, und wo wir früher auf das einförmige Rauschen der Wellen lauschten, da wird jetzt nur selten, wenn das Meer unter dem Gewichte der mächtigen Eisdecke dröhnt, die tiefe Ruhe der Natur unterbrochen. Die Sonne hat schon ihre große, mattleuchtende Scheibe hinter den fernen Höhen und Wäldern verborgen, welche sich scharf und finster in dem orangefarbenen Lichte des Abendrothes abzeichnen, und am östlichen Horizont steigt der Vollmond ruhig und kalt über die weitausgedehnte Eisfläche auf, während die Sterne ihre funkelnden Lichter am klaren, tiefen Himmel entzünden. Es ist so still und ernst in der Natur, wenn der kurze Wintertag der langen Nacht weicht; kein Gesang tönt uns dann aus dem entblätterten Walde entgegen, und kein dahinrieselnder Bach spielt mit dem neckenden Mondlicht; nur die Abendglocke, welche ernst durch die Finsterniß tönt, und das ferne Licht, das seine Strahlen durch die gefrorenen Scheiben sendet, erinnern noch daran, daß die Natur nicht völlig ruht.

Die Thätigkeit, welche Licht und Wärme der Sommersonne in der organischen Welt hervorriefen, ist von der Kälte des Winters gehemmt; des Waldes Laub und der Wiese frisches Grün sind längst verwelkt; es giebt Nichts in der winterlichen Natur, wodurch die Vögel des Waldes und das Vieh des Feldes sein Leben fristen könnten, und nur Der, welcher geerntet und gesammelt hat, was der Sommer hervorgebracht, vermag dem nordischen Winter zu widerstehen. Selbst das Leben, das sich jetzt noch in der organischen Welt regt, ist eine Wirkung des Lichtes und der Wärme der Sommersonne, unter deren Einfluß die Pflanze die Stoffe bildete, welche es

dem Menschen und dem Thiere möglich machen, der Kälte des Winters zu widerstehen; denn das Oel hat sein Licht, und das Holz seine Wärme den Strahlen der Sonne entnommen, und selbst die Kraft unseres Leibes und die Wärme des Blutes sind die mächtigen Wirkungen der Sommersonne und rühren von den Nahrungsmitteln her, zu dessen Bildung die Pflanze ihre Kraft von der Sonne, der allgemeinen Quelle des organischen Lebens, geholt hat. Grade darum ist es im Winter so öde und leer in der Natur, denn die Pflanze ruht und mit ihr die ganze organische Welt, welche auf Kosten der Pflanze lebt.

Aber wenn dann das Frühjahr kommt, wenn der Schnee geschmolzen ist und die Erde mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt wird, dann rieselt von neuem der Bach im Walde und die Luft hallt wider vom Gesange der Vögel; dann findet wieder die Biene honigreiche Blumen auf der Wiese, und der muntere Fisch zeichnet seine kreisförmigen Wellen auf der spiegelblauen See. Da erkennen wir vollkommen, daß die Sonne die Quelle des Lebens ist, denn wir sehen Tag für Tag und Stunde für Stunde, wie sich die Natur unter dem mächtigen Einfluß der Sonnenstrahlen entwickelt. Aber wer denkt dann wohl daran, daß dieselbe Kraft, welche das Leben in der organischen Natur weckt, zugleich dasjenige Bestreben in der Natur hervorruft, welches alle höheren organischen Schöpfungen mit dem Untergange bedroht, und daß daselbst die Thätigkeit, welche die Strahlen der Sonne in der organischen Welt erzeugen, nur ein Glied bildet in der großen Reihe von Wirkungen, welche das Werk des Sonnenlichtes sind, und deren Ziel es ist, Alles dem Meere gleichzumachen.

Denn nur ein geringer Theil der Kraft, welche als Licht und Wärme von der Sonne zur Erde strömt, wirkt in dem besonderen Interesse der **organischen** Welt, und weit überwiegend ist der Theil derselben, welcher zur Erhaltung des Lebens in der **unorganischen** Natur dient; aber die Thätigkeit der Sonne in dem Theile der Materie, welchen man bei oberflächlicher Betrachtung der Natur für todt zu halten geneigt ist, die Thätigkeit, welche sich im Fluge der Vögel und im Sausen des Windes, im Wogen des Meeres und im Rieseln der Quellen zu erkennen giebt, kurz die Lebensäußerungen der ganzen unorganischen Natur treten drohend auf gegen das Leben, das in der organischen Welt sich regt, obschon diese aufs genaueste an jene geknüpft ist. Es ist die Sonnenwärme, welche den Wind über das Meer jagt und die Welle gegen den Strand wirft, welche das Wasser des Meeres zu den Wolken erhebt und den Regen über die Erde ergießt; jede Welle, die sich am Ufer bricht, wäscht die lockere Erde fort und schleift die feste Klippe ab, und jeder Regentropfen der zur Erde fällt, löst, ehe er früher oder später zum Meere wieder zurückkehrt, ein Theilchen Masse des Festlandes auf und führt es der Tiefe zu, in welcher die Berge der Erde nur einen kleinen Raum ausfüllen würden.

Die Sonnenwärme zerstört das Gleichgewicht in der Luft und im Meere, um das Gleichgewicht auf der Erde hervorzubringen, um den Berg dem Thale gleichzumachen und das Festland ins Meer zu spülen. Von Anfang an hat die Sonne eine solche, die höheren organischen Geschöpfe bedrohende Wirksamkeit ausgeübt, und manches Flachland, wo jetzt große und blühende Städte ihre Stelle finden, ist in früheren Zeiten Sandkorn für Sandkorn von den fernen Bergen nach dem Meeresufer gewandert, während mancher Fleck Erde, wo früher die Meereswellen mit waldbekränzten Küsten spülten, jetzt in der Tiefe des Meeres verborgen ist.

Höchst ungleich verbreitet die Sonne ihre Strahlen über die Oberfläche der Erde und veranlaßt gerade dadurch den Kampf der Elemente, das Leben in der unorganischen Welt. Wenn alle Theile der Erdoberfläche gleich viel Wärme aufnähmen, wenn Licht und Wärme von jedem Theil des ganzen Himmelsgewölbes gleichmäßig zur Erde strömten, und nicht, wie jetzt, von einem einzelnen Punkte im Weltenraume, von der mächtigen Sonne unseres Planetensystems: so würde der Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter auf der Erde aufhören, so würde der Wind seine Flucht hemmen und keine Welle die Oberfläche des Meeres kräuseln; denn jede Bewegung in der Natur ist ein Streben nach Gleichgewicht, und nur wo dieses gestört ist, tritt Leben auf. Luft und Meer setzen sich in Bewegung, wenn die Sonne das Gleichgewicht in denselben stört, und in diesem ihrem Bestreben, die Unterschiede aufzuheben, welche Licht und Wärme erzeugt haben, bringen sie gerade die unzähligen Wirkungen hervor, welche das Leben in der unorganischen Natur charakterisiren. —

Der Wind eilt über das Meer und hebt die Welle empor; von der Sonnenwärme unterstützt, entführt er jeder Welle ein geringes Scherflein, und mit Wasserdampf gesättigt, eilt der Wind nach dem Ufer, wo die Welle sich schäumend bäumt und sich über die flache Küste stürzt. Aber der Wind setzt seinen Flug über das große Festland fort, bis er von den eisigen Flächen der Berge gehemmt wird. Ihrer Wärme beraubt, vermag dann die Luft nicht länger die Feuchtigkeit im aufgelösten Zustande festzuhalten, und was sie den Meereswellen geraubt, tritt sie an die schneebedeckten Bergesspitzen ab. Bis etwa 28,000 Fuß ragt der höchste Berg der Erde über die Meeresfläche empor, und jedes Korn seiner mächtigen Schneedecke ist aus dem Meere durch die Sonnenwärme emporgehoben, um im Laufe der Zeiten wieder zu ihm zurückzukehren, wenn die Sonne das Band löst, welches jetzt den Schnee an den Felsen fesselt, wie sie früher die Kraft erzeugte, welche die Tropfen des Meeres vereinigt. Nur kurze Zeit weilt der Schnee auf den schrägen Bergesflächen, bald zieht ihn die Schwere von seiner hohen Stelle herab, und die Lawine stürzt donnernd in die weiten, schneeerfüllten Bergesschluchten, in welchen die Gletscher ihre Quelle haben. Schritt für Schritt wandert nun der Schnee als ein Theil der Gletschermasse weiter ins Thal hinab, indem er, unterstützt von der Sonnenwärme, die Oberfläche des Berges zersetzt und zersprengt, auf welcher er ruht. Im Laufe des Tages schmilzt nämlich die Oberfläche des Schnees, das Wasser dringt in die Tiefe und füllt jede kleine Spalte in der Felswand und jede Oeffnung in der Gletschermasse. Dann ist Leben in den schneeerfüllten Bergregionen, und tausende von Bächen führen rasch das leichtbe-

wegliche Wasser in das Thal hinab. Aber schon ehe sich die Sonne hinter den Horizont verborgen hat, ertödtet eine erstarrende Kälte das Leben, welches die Wärme der Sonne hervorrief. Der Bach hemmt dann wieder seinen Lauf, und in der winterlichen Nacht herrscht tiefe Stille, während das Wasser in jeder Spalte gefriert und durch seine Ausdehnung während des Gefrierens den Stein vom Felsen sprengt und den Gletscher einen Schritt hinunter ins Thal schiebt. Wenn nun der Tag wieder anbricht und die Sonne aufs neue das Eis in den Felsspalten schmilzt, dann stürzt der abgelöste Felsblock in die Tiefe hinab und macht so den ersten großen Schritt auf der langen Wanderung, welche er zurücklegen soll, bevor er das Meeresufer erreicht. Stein für Stein löst sich so die Masse des Berges und wird allmählich in das Thal hinabgezogen. Die Felsblöcke, welche sich in den eiskalten Schooß des Gletschers stürzen und von diesem langsam ins Thal hinabgeführt werden, zertheilen sich fernerhin durch die beständige Einwirkung des Wassers und werden endlich als Sand und Schutt vom Regen und Schneewasser in die Ebene hinabgespült. —

Aber nicht nur in den hohen Regionen der Gebirge wirkt das Meer in der Form des Schnees und Regenwassers auflösend und zertheilend auf das feste Land der Erde. Jeder Regentropfen, der auf unsere Fluren fällt, löst ein klein wenig Erde auf, und eilt mit seinem kleinen Scherflein hinab zur Quelle, um durch das geraume Bett des Baches wieder zum Meere geführt zu werden. Und könnten wir die Erde genau betrachten, welche jetzt von der starken Schneedecke bedeckt wird, so würden wir sie mit seinen Eiskrystallen durchwebt finden; jeder von diesen hat bei seiner Bildung den Schutt des Feldes in noch feinere Theile zersprengt, als die sind, aus welchen er schon bestand, und mit erhöhter Kraft wird im Laufe des Sommers das Wasser, von der Sonnenwärme unterstützt, auf die feinzertheilte Erde wirken. So schwindet denn Jahr für Jahr die Erde unter unseren Füßen, und des Berges emporragende Gipfel senken sich hinab ins Thal, sodaß im Laufe der Zeiten die Strahlen der Sonne in manches Thal eindringen können, das früher nie von einem Sonnenstrahl getroffen worden ist.

Was das Regenwasser fortspült und auflöst von Berg und Thal, von Feld und Wiese wird den zahlreichen Armen des Flusses zugeführt. Durch die mächtigen Strombetten des Ganges und Indus wandert so der mächtige Himalaya zum Meere, und die weitausgedehnten Deltas dieser Ströme sind früher Theile der großen Bergkette gewesen. Die Rhone, die Donau, der Rhein und der Po führen Europa's größte Bergkette Gran für Gran dem Meere zu und haben im Laufe der Zeiten schon manches Flachland gebildet, wo früher das Meer seine Wellen zog.

Von wichtigen Folgen ist der Kreislauf begleitet, den die Sonnenwärme in der Luft hervorruft, denn im Laufe des Jahres hebt sie 1600 Kubikmeilen Meereswasser zu den Wolken empor, sodaß das Weltmeer sich alljährlich fünf Fuß senken würde, wenn nicht die Wolken wieder den Regen über Berg und Thal ergössen und die Ströme nicht wieder das Regenwasser zum Meere zurückführten. Mannichfaltig sind die Wirkungen, welche diese große Wassermasse auf das feste Land der Erde ausübt, ehe es wieder zum Meere zurückkehrt; aber nicht immer fallen sie gleich sehr in die Augen. Betrachten wir die kolossalen Steinmassen, welche der Gletscher von den höchsten Bergesregionen zum Thale hinabführt, oder die großen Felsblöcke, welche der Frost von den Wänden des Berges löst, und welche beim Anbruch des Frühlings verheerend ins Thal hinunterstürzen, so erstaunen wir über die großartigen Wirkungen des Wassers, und doch sind sie kaum mächtiger als die, welche jeder Regenschauer unbemerkt auf unserm eignen Grund und Boden ausübt. Und stehen wir am Strande des Meeres, wo das Bächlein langsam in dasselbe hinabgleitet, so denken wir wohl am wenigsten daran, daß jede seiner Wellen ein Theilchen unserer nährenden Erde in die Meerestiefen führt. Aber bei den großen Strömen fallen diese Wirkungen mehr in die Augen; weite Landstrecken werden im Laufe der Zeiten dort gebildet, wo früher der Strom in das Meer mündete, und zwar aus den Bestandtheilen, welche derselbe dem Boden geraubt und bei seiner starken Bewegung in seiner großen Wassermenge schwebend gehalten hat. Und doch ist die also abgesetzte Erde nur ein geringer Theil im Vergleich zu dem, was der Strom ungehindert dem Meere zuführt und in dessen Schooße ablagert.

Aber wie bedeutend auch die Massen sind, welche die Flüsse zum Meere führen, so bilden sie nur einen verschwindend kleinen Theil im Vergleich zur Größe des Festlandes, denn Alles, was sämmtliche Flüsse dem Festlande nehmen und während eines Menschenalters nach dem Meere führen, füllt nur einen Zoll des Meeresbodens aus.

Die Wirkungen, welche die Wellen des Meeres auf die Meeresküste ausüben, sind zwar bedeutender, aber sie lassen sich nicht, wie die Wirkungen des Regenwassers der Berechnung unterwerfen; denn während das Meer hier und dort im Sturmschritt über das Festland schreitet und große Buchten in den widerstandslosen Strand hineinreißt, lagert es an anderen Stellen, wo die Bewegung weniger stark ist, einen Theil der Stoffe ab, welche es dem Lande geraubt hat und welche nur durch die starke Bewegung verhindert wurden auf den Grund des Meeres zu sinken.

Sind auch die Wirkungen, welche das Meer theils in der Gestalt der Welle, theils in der des Regen- und Schneewassers auf das Festland ausübt, gering im Vergleich zur Masse des Festlandes, wenn wir dieselben nach kurzen Zeiträumen messen, so werden sie doch sehr bedeutend für solche Zeiträume, welche die Entwickelungsgeschichte der Erde uns kennen lehrt. Im Laufe von zweitausend Jahren wandert die ganze Masse des Weltmeeres als Regen und Schnee über das Festland, und somit ist schon in geschichtlicher Zeit eine Wassermasse, dreimal so groß wie die, welche sämmtliche Meere fassen, durch die Flüsse zum Meere gewandert. Wer zweifelt daran, daß ein solcher Proceß merkliche Spuren auf der Erde zurückzulassen vermöchte? Und solange die Sonne fortfährt Licht und Wärme auf die Erde zu senden, solange ihre Strahlen das Gleichgewicht in Luft und Meer fortwährend zu stören im Stande

sind, solange wird auch das Festland langsam hinauswandern in das Meer und endlich vollkommen in demselben aufgenommen werden.

Aber die Wärme der Sonne ist nicht die einzige Kraft, welche auf die Oberfläche der Erde wirkt; das feste Land, auf welchem wir bauen und wohnen, bildet nur eine dünne, schirmende Schaale um das glühende Innere der Erde, und mächtig wirkt diese geschmolzene Masse auf die physischen Verhältnisse der Oberfläche ein. Fassen wir die Wirkungen in ihrer Allgemeinheit auf, so ist es die innere Wärme der Erde, welche die Ungleichheiten auf der Oberfläche hervorgebracht hat und noch immer hervorbringt, welche Berg und Thal baut und das Festland vom Meere scheidet, während die Wärme der Sonne jede Spur dieser Wirkungen zu vernichten, den Berg ins Thal zu ziehen und das Festland ins Meer hinabzuspülen sucht. Es gab eine Zeit wo die Erde wie ein gewaltiger glühender Tropfen ihre Bahn um die Sonne durchlief; da kannte die Oberfläche der Erde weder Berge noch Thäler. Aber allmählich, je mehr die Erde durch Ausstrahlung in den Weltenraum abgekühlt wurde, je mehr ihre Oberfläche zu erstarren begann, entstanden Unebenheiten auf derselben, und was sind die Berge wohl anders als höchst geringfügige Unebenheiten im Vergleich zu der bedeutenden Größe der Erde! Zeigt doch die aufs beste gegossene Kanonenkugel größere Verschiedenheiten auf ihrer Oberfläche im Verhältniß zu ihrer Größe, als die Erde in ihren Bergen und Thälern darbietet. Indem die Oberfläche der Erde erstarrte, wurden also ihre Unebenheiten dadurch gebildet, daß die Oberfläche theils Falten und Krümmungen, theils Risse bekam, wenn sie in Folge der fortdauernden Abkühlung nicht mehr den geschmolzenen Kern einzuschließen vermochte. Ungehindert von irgend einer äußern Kraft, setzte die Erde in langen Zeiträumen diese ihre gebirgsbildende Thätigkeit fort; denn erst als die Abkühlung soweit vorgeschritten war, daß Wasserdämpfe sich aus der schweren Atmosphäre verdichten und das Wasser in die Vertiefungen der Oberfläche sich sammeln konnte, erst dann bildeten sich die Meere, und von diesem Augenblicke an begann die Sonne mit Hülfe von Luft und Meer das zu zerstören, was die innere Wärme der Erde auf der Oberfläche derselben gebaut hatte.

Diese Kräfte werden fortfahren zu wirken, bis entweder die Sonne ihr Licht und dadurch die Macht über Meer und Luft, oder bis die Erde durch Abkühlung soviel von ihrer innern Wärme verloren hat, daß diese nicht mehr auf die Oberfläche einzuwirken vermag. Verliert die Sonne ihr Licht, so wird der Wind zur Ruhe gehen und die Quelle nicht mehr rieseln, so wird das Meer sich in eine mächtige Eisfläche verwandeln, und die Luft wie ein neues Meer sich darüber lagern, bis auch dieses Meer endlich durch den gewaltigen Einfluß der Wärmeausstrahlung erstarrt. Der Winter wird dann unbeschränkt seine Herrschaft über die ganze Erde ausbreiten und alles Leben auf Erden wird erloschen sein; denn wie sollte sich dieses erhalten können, wenn kein bewegliches Element mehr gefunden wird?

Die Erde würde dann im Monde ein Vorbild ihrer künftigen Entwicklung haben; sie würde wie ein todter Körper durch die Nacht des Weltraumes wandern. Wenn dagegen die Wärme, welche noch jetzt im Innern der Erde wohnt und sich nicht allein in den Feuerströmen der Vulkane zu erkennen giebt, sondern unaufhörlich über die ganze Erdrinde wirkt, endlich durch Wärmeausstrahlung in den Weltraum soweit von der Oberfläche der Erde zurückgedrängt ist, daß sie nicht mehr in merklichster Weise auf dieselbe zu wirken vermag, dann wird die Sonne die uneingeschränkte Herrin auf der Erde sein, und ihr beständiges Bestreben die Unebenheit der Oberfläche auszugleichen, wird endlich die Erde in einen ähnlichen Zustand versetzen, wie der, aus welchem sie jetzt entwickelt ist. Sie wird dann in einen Klumpen ohne Berg und Thal verwandelt werden, und das Meer wird ihre ganze Oberfläche bedecken. Dann wird das Leben, welches an die feste Oberfläche der Erde unlösbar gebunden ist, aufgehört haben, dann wird das Leben, welches die Sonne in der unorganischen Welt hervorruft, dasjenige vertilgt haben, welches sich in den organischen Schöpfungen regt. Und die Geschöpfe, welche im Gefühle ihres Einflusses auf die Natur sich jetzt ihre Herren nennen, werden nicht davon ausgenommen sein.

Doch, wer vermöchte wohl mit Sicherheit aus dem Wenigen, was wir von der Entwicklung der Erde wissen, auf deren fernste Zukunft zu schließen! Wer birgt uns dafür, daß nicht sogar die uns unbegreiflich langen Zeiträume, welche uns die Entwicklungsgeschichte der Erde kennen lehrt, in Bezug auf die künftige Entwicklung nichts weiter sind, als was die Minute im Verhältniß zu einem Menschenalter ist? Wer möchte wohl, nachdem er die Entwicklung unseres eigenen Leibes einige Stunden, ja selbst einige Tage beobachtet, mit Sicherheit auf dessen künftige Entwicklung schließen können, und wer möchte aus dem allmählichen Wachsthum des Kindes auf das schließen, was das Alter bringen dürfte! Und könnte wohl Der, welcher nur von Mittag bis Abend gelebt, ruhig und vertrauensvoll das Licht schwinden sehen, wenn ihn Nichts in der Natur ahnen ließe, daß ein künftiger Tag das Dunkel der Nacht wieder ablösen würde? Ebensowenig können wir eine wohlbegründete Meinung über das haben, was die Zukunft bringen wird, denn wir schließen von der Stunde auf den Tag und von diesem auf das Jahr, ohne die Zeiten des Tages und des Jahres zu kennen. Nur Eines scheint aus all unserem Wissen, aus unserer ganzen Kenntniß von der Entwicklung der Welt hervorzugehen: das Eine, daß Alles in der Natur ein Streben verräth, sich einem fernen und erhabenen Ziele, das kein menschliches Auge zu fassen vermag, stufenweise zu nähern.

Mag daher immerhin die Wissenschaft lehren, daß das Licht der Sonne Jahr für Jahr verschwinden, daß endlich Finsterniß eine ersterbende Natur einhüllen werde: — das Menschengeschlecht schaut doch vertrauensvoll dieser Zukunft in der Ahnung entgegen, daß auch das Dunkel dieser fernen Nacht einem kommenden Morgen zuletzt weichen muß.

Eine fürstliche Hochzeitfeier in Leipzig.

Vor beinahe dreihundert Jahren sah die Stadt Leipzig eine glänzende und vornehme Gesellschaft in ihren Mauern versammelt. Es galt die Vermählung der Tochter des bei Sievershausen gefallenen Kurfürsten Moritz von Sachsen, des Vorkämpfers des Protestantismus, mit jenem Prinzen Wilhelm von Oranien, dem Schweigsamen, zu feiern, welcher bestimmt war, der Befreier der Niederlande von katholischer Tyrannei zu werden. Die Welt wußte freilich noch nicht, daß er diese Stellung einnehmen werde, denn er verbarg seine Pläne im Tiefsten seiner Seele. Deshalb war auch der Großvater der Braut, der Landgraf von Hessen, sehr entschieden gegen die Vermählung einer Prinzessin aus dem vornehmsten protestantischen Hause mit einem damals noch für katholisch geltenden Prinzen, der dazu noch der Vertraute Philipps II. zu sein schien. Daher das Ausbleiben des Landgrafen von der Festlichkeit und die in Folgendem erwähnten Verhandlungen wegen der Sicherung des Glaubens der Neuvermählten. Die Erzählung ist wie der Bericht über Karls V. Abdankung in der vorigen Nummer, der bei Kuntze in Dresden erschienenen Uebertragung von des Americaners Motleys Geschichte des Abfalles der Niederlande entnommen.

Die Hochzeit war auf Sonntag den 24. August 1561 angesetzt worden. Es war St. Bartholomäus, ein Hochzeitstag der im sechzehnten Jahrhundert kein glücklicher sein sollte. Der Landgraf von Hessen und seine Familie hatten die Einladung zur Hochzeit ausgeschlagen, aber eine große und glänzende Gesellschaft hatte sich dazu versammelt. Der König von Spanien sandte der Regentin einen Wechsel, um dafür einen Ring von dreitausend Kronen Werth als Geschenk für die Braut zu kaufen. Außer diesem liberalen Beweis daß sein Widerstreben gegen die Verbindung aufgehört habe, beauftragte er seine Schwester, Gesandte aus den vornehmsten Edelleuten zu wählen, die bei der Feierlichkeit seine Stelle vertreten sollten. Der Baron v. Montigny ward demgemäß mit einem glänzenden Gefolge von Edelleuten von der Herzogin gesandt, obwohl sie das Verlangen des Prinzen, alle Statthalter der Provinzen zu senden, abschlug. Die Vermählung sollte zu Leipzig stattfinden. Eine kurze Beschreibung der Hochzeitsfestlichkeiten, aus bisher unveröffentlichten Quellen geschöpft, mag dazu dienen, einige Einsicht in die damaligen Sitten und Gebräuche der vornehmen Gesellschaft Deutschlands und der Niederlande zu gewähren.

Die Könige von Spanien und Dänemark waren eingeladen und durch besondere Gesandte vertreten. Die Herzöge von Braunschweig, Lauenburg und Mecklenburg, der Kurfürst und die Markgrafen von Brandenburg, der Kurfürst von Cöln, der Herzog von Cleve, die Bischöfe von Naumburg, Merseburg und Meißen nebst vielen anderen Fürsten und Großen nahmen die an sie ergangenen Einladungen an und erschienen zum größten Theil in Person. Die Stadträthe von Erfurt, von Leipzig, Magdeburg und anderen Städten waren ebenfalls geladen. Der Bräutigam erschien in Begleitung seiner Brüder Johann, Adolph und Ludwig von Nassau, der Bürens, der Leuchtenbergs und mancher anderen vornehmen Personen.

Da die kurfürstliche Residenz zu Leipzig nicht im völligen Stande war, so waren für die eingeladenen fürstlichen Familien besondere Wohnungen in Privathäusern, meistentheils am Markte, eingerichtet worden. Hier wurden sie von den Hofbeamten des sächsischen Kurfürsten mit Lebensmitteln versorgt, die sie sich aber selbst bereiten mußten. Zu diesem Zwecke waren sie aufgefordert worden sich ihre Köche und ihre Tischdienerschaft nebst dem Tisch- und Küchengeräth mitzubringen. Die eingeladenen Fürsten selbst speisten täglich mit dem Kurfürsten im Rathhause; aber das Gefolge und die Dienerschaft sollte in den einzelnen Gastwohnungen ihre Mahlzeiten einnehmen. Ein glänzendes Hofgesinde von Edelleuten und Pagen war zu Leipzig versammelt worden um an der kurfürstlichen Tafel aufzuwarten. Viele Vorschriften wurden diesen vornehmen jungen Leuten ertheilt, damit sie ihre Pflichten mit schicklichem Anstand erfüllen möchten. Unter anderm erhielten sie besondere Anweisung „sich in dem Eßgemach auf dem Rathhause des Zutrinkens und allen Geschreis während der ordentlichen Mahlzeiten zu enthalten, indem dies nicht allein Unordnung und Mangel in der Aufwartung verursache, sondern auch ein schimpflicher Uebelstand sei, wenn die fremden Herrschaften an der Tafel vor dem Geschrei der Umstehenden ihr eignes Wort nicht hören könnten.“ Desgleichen ward ihnen geboten, wenn ihnen von einer Person an den großen Tafeln zugetrunken werde, die Aufforderung respectvoll abzulehnen und die Ursache nach der Mahlzeit zu erläutern.

Auch für die Sicherheit der Stadt waren außerordentliche Maßregeln getroffen. Außer den regelmäßigen Stadtsoldaten von Leipzig waren noch 220 Arkebusiere, Lanzenträger und Hellebardiere aus den Nachbarstädten aufgeboten worden. Diese alle wurden in Uniformen gesteckt: je eine Seite des Mannes nebst je einem Arm und einem Bein in Schwarz, die anderen in Gelb, nach einem gemalten Muster, welches vorher den betreffenden Behörden mitgetheilt war. Leipzig besaß eine regelmäßige berittene Wache von zwei Mann. Diese ward jetzt auf zehn Mann gebracht, und erhielt Befehl Nachts mit Laternen alle Straßen und Gassen zu durchreiten und „die sich auf den Gassen ohne Licht treffen lassen, mit glimpflichen Worten zur Rede zu stellen, dabei auch auf das Feuer gute Acht zu haben.“ 50 Arkebusiere wurden im Rathhaus aufgestellt, und Bürgerwachen von 600 Mann im Ganzen in den verschiedenen Stadtquartieren vertheilt.

Sonnabend den 23. August, am Tage vor der Hochzeit langten alle Gäste zu Leipzig, und der Prinz von Oranien zu Merseburg an. Am Sonntag den 24. ritt der Kurfürst an der Spitze seiner Gäste und seines Gefolges im glänzenden Aufzug dem Bräutigam entgegen. Die Cavalcade zählte 4000 Pferde. Wilhelm von Oranien erschien in Begleitung von 1000 Berittenen. Der ganze Zug langte dann zusammen in

der Stadt an, und geleitete den Prinzen nach dem Rathhaus. Hier stieg derselbe ab und ward auf der Treppe von der Prinzessin in Begleitung ihrer Damen empfangen; unmittelbar nachher zog sich die Erstere in ihre Gemächer zurück.

In diesem Zeitpunkt, zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags war es, daß der Kurfürst und die Kurfürstin mit der Braut und dem Bräutigam, in Begleitung der Hofdame Sophia v. Miltitz, sowie der Räthe Hans v. Ponika und Ulrich Woltersdorff einerseits, und andererseits des Grafen Johann v. Nassau und des Herrn v. Wiltberg, als Zeugen, vor dem Notar Wolf Seidel in einem Eckzimmer des oberen Stockwerkes des Rathhauses erschienen. Einer der Räthe hielt darauf im Namen des Kurfürsten eine Ansprache an den Bräutigam. Er bemerkte, seine fürstlichen Gnaden würden sich ohne Zweifel des Inhalts einer Note erinnern die ihm der Kurfürst am 14. April desselben Jahres zugesandt, der zufolge der Prinz habe versprechen sollen, seine künftige Gemahlin weder durch Drohung noch Beredung von der Lehre der Augsburgischen Confession abwendig zu machen; ihr Reisen nach Orten wo sie das Augsburgische Sacrament empfangen könne, zu gestatten; im Falle der äußersten Noth ihr den Genuß desselben in ihrem Zimmer zu erlauben; und die Kinder welche aus der Ehe entspringen würden, in den Lehren der Augsburgischen Confession zu unterweisen. Da jedoch, fuhr der Rath fort, Se. Gnaden der Prinz von Oranien aus etlichen Ursachen Bedenken getragen, eine solche Versicherung schriftlich zu geben, und man sich endlich dahin verglichen daß der Prinz vor der Heirathsceremonie in Gegenwart der Braut und anderer Zeugen alles dies festiglich zu halten mündlich zusagen solle; da endlich die Vermählung alsbald bevorstehe: aus allen diesen Gründen zweifle der Kurfürst nicht, der Prinz werde diese Zusage jetzt in Gegenwart der genannten Zeugen mit Hand und Mund zu thun bereit sein, und derselben treulich nachleben. Der Prinz antwortete hierauf mündlich: „Gnädiger Kurfürst, ich erinnere mich des Schreibens welches mir Ew. Gnaden am 14. April gesandt, recht wohl. Alle die Punkte welche der Doctor eben genannt, waren darin begriffen. Ich sage Ew. kurfürstlichen Gnaden hiermit zu, daß ich solches alles fürstlich halten und dem nachkommen will." Darauf reichte er dem Kurfürsten die Hand.

Nach dem Aufenthalt welchen diese Förmlichkeit verursacht hatte, begab sich der Brautzug, an der Spitze die Hofmusiker, dann die Hofmarschälle, die Räthe, die hohen Staatsbeamten und die kurfürstliche Familie, in die große Halle des Rathhauses. Die Vermählungsceremonie ward vom Superintendenten Dr. Pfeffinger vollzogen. Gleich nachher legten sich in derselben Halle Braut und Bräutigam auf ein prachtvolles vergoldetes Bett mit goldgestickten Vorhängen; die Prinzessin ward von dem Kurfürsten und der Kurfürstin zu dem Lager geführt. Darauf ward ihnen und der Gesellschaft Confect und gewürztes Getränk servirt. Nach dieser Ceremonie wurden sie in ihre besonderen Zimmer geführt um sich zur Mahlzeit umzukleiden. Ehe sie die Halle verließen, ward die junge Fürstin vom Markgrafen Hans von Brandenburg im Namen des Kurfürsten ihrem Gemahl förmlich übergeben; der Markgraf ermahnte ihn, sie treulich zu lieben und „sie bei der erkannten Wahrheit des heiligen Evangelii und dem rechten Brauch und Genuß der hochwürdigen Sacramente unverhinderlich bleiben zu lassen."

Fünf runde Tafeln wurden alsbald nachher in derselben Halle zugerichtet, jede für zehn Gäste. Sobald der erste Gang von 25 Gerichten auf die vornehmste Tafel getragen war, wurden die Braut und der Bräutigam, der Kurfürst und die Kurfürstin, der spanische und der dänische Gesandte und Andere dahin geleitet, und das Bankett begann. Während der Mahlzeit führte des Kurfürsten Chor und die anderen Musikbanden „die lustigste und schönste Musik auf." Die großen Vasallen überreichten das Wasser, die Servietten und den Wein und alles ging schicklich und anständig von Statten. Sobald die Mahlzeit beendigt war, wurden die Tafeln weggeräumt, und der Ball begann in dem nämlichen Raum. Vorher einstudirte Tänze wurden aufgeführt, dann ward abermals „Confect und Getränk" vertheilt, und endlich das Brautpaar zur Hochzeitskammer geleitet.

Am folgenden Morgen um sieben Uhr ward das neuvermählte Paar in feierlicher Procession nach der Nicolaikirche geleitet um jetzt erst dort — zur Feier des „hochzeitlichen Ehrentags," nach der damaligen lutherischen Sitte — eine geistliche Ermahnung und Segnung zu empfangen. Zwei Abtheilungen von Edelleuten, gefolgt von einer großen Anzahl von „Pfeifern, Trommlern und Trompetern," bildeten das Geleite des Prinzen und der Prinzessin; „zwölf Grafen, jeder mit einer Schärpe in den Farben der Prinzessin und mit goldenen Kränzen geschmückt, brennende Fackeln in den Händen," führten sie nach dem Chor, wo für den vornehmsten Theil der Gesellschaft Sessel aufgestellt waren. Die Kirche war prachtvoll mit Teppichen geschmückt, und als die Versammlung eintrat führte ein volles Orchester mehrere schöne Motetten auf. Nach einer langen Predigt des Dr. Pfeffinger empfingen der Prinz und die Prinzessin von Oranien vor dem Altare den geistlichen Segen und kehrten darauf unter dem früheren Geleite nach dem Rathhaus zurück.

Nach der Mahlzeit begann ein Turnier welches an den drei folgenden Tagen fortgesetzt ward. Die Schranken waren auf dem Markt errichtet, auf der Seite am Rathhaus, von dessen Fenstern und Balconen aus die Kurfürstin und die anderen Damen zuschauten und die Preise vertheilten. Der Hauptheld dieser Ritterspiele war nach den Berichten im Archiv der Kurfürst selbst. Er „betrug sich mit solch besonderer Ritterschaft" daß sein berühmter späterer Abkömmling und Namensverwandter, August der Starke, kaum größere Bravour hätte entfalten können. Am ersten Tage hatte er Georg v. Wiedebach zum Gegner und warf ihn so derb vom Pferde daß sich derselbe die Schulter verrenkte. Am folgenden Tage brach er eine Lanze mit Michael v. Denstädt und war abermals siegreich; er rannte seinen Gegner „so geschwind hinterrücks über den Schwanz des Pferdes hinunter daß er eher mit dem Kopfe als mit den Füßen zur Erde kam."

Am Mittwoch fand das sogenannte „Pallia-Rennen" statt. Der Prinz von Oranien an der Spitze von sechs Geschwadern, zusammen 29 Mann stark; der Markgraf Georg von Bran-



denburg mit sieben Geschwadern, 31 Ritter stark; und der Kurfürst August mit einem einzigen Geschwader von nur vier Rittern außer ihm selbst, ritten zugleich in die Schranken. Die drei Parteien losten um das „Thor der Ehre," und der Markgraf, welcher den Treffer zog, hatte dasselbe demzufolge mit seiner Partei zu vertheidigen. Darauf fanden zwanzig Rennen zwischen dieser Partei und dem Prinzen von Oranien mit seinen Rittern statt. Die brandenburgische Partei brach sieben Lanzen, die des Prinzen nur sechs; weshalb Oranien die Schranken besiegt verlassen mußte. Dann trat der stets siegreiche Kurfürst auf den Kampfplatz. In zwanzig Rennen brach seine Partei vierzehn Lanzen, die brandenburgische nur zehn. Dergestalt besiegt, übergab der Markgraf das Thor der Ehre dem Kurfürsten, welcher es den Rest des Tages über gegen alle Angreifer behauptete. Seine Partei brach im Ganzen 156 Lanzen, von denen nicht weniger als 38 vom Kurfürsten selbst gebrochen wurden. Er empfing den ersten Preis, lehnte aber andere Nebenpreise ab, die ihm zuerkannt waren. Der Preis für den härtesten Stoß ward dem Ritter Wolf v. Schönberg zugesprochen, „welcher Curt v. Arnim der Art aus dem Sattel hob, daß er gegen die Schranken fiel."

Am Donnerstag ward Ringelrennen gehalten. Die Ritter welche an diesem Spiel Theil nahmen, trugen mancherlei seltsame Costüme über ihrer Rüstung. Einige waren als Husaren gekleidet, Einige als Bergleute, Andere als Landsknechte, wieder andere als Tataren, Pilger, Narren, Vogelfänger, Jäger, Mönche, Bauern oder niederländische Kürassiere. Jede Partei hatte eine Musikbande in demselben Costüm bei sich. Graf Günther v. Schwarzburg erschien in den Schranken, begleitet „von fünf ungeheuren Riesen, spaßhaft anzusehen, welche alle Arten Possen zu Pferde trieben."

Am nächsten Tage ward ein Fußturnier gehalten, welchem Abends eine Mummerei oder Maskerade folgte. Dieses Maskenspiel wurde den folgenden Abend wiederholt und gab viel Unterhaltung. Die Costüme waren prachtvoll, „mit Gold- und Perlenstickerei," die Tänze sehr lustig und künstlich, und die Musiker welche zugegen waren, entfalteten große Geschicklichkeit. Diese „Mummereien" hatte Wilhelm von Oranien auf ausdrückliches Verlangen des Kurfürsten aus den Niederlanden mitgebracht, weil die Meinung war, daß man sich in den Provinzen viel besser als in Deutschland auf solche Dinge verstehe.

Redensarten und Praktiken an der Börse.

I.

Die Börsenspieler und Actienspeculanten haben bekanntlich ihre ganz eigenthümliche Handwerkssprache, gleich den Gaunern, welche das Rothwälsch reden. Vieles ist in dieselbe aus dem wunderbar lieblichen Kauderdeutsch (das Wort ist gebildet wie Kauderwälsch) übergegangen, welches die mit der Peielocke und dem Kaftan geschmückten Kinder Israel in Meseritz, Schermeißel, Wronke, auf der Leipziger Messe und in etlichen Berliner und Frankfurter „Salons" so unnachahmlich classisch reden, daß die christlichen Germanen an der klarströmenden Spree sich dasselbe aneignen zu müssen glaubten. Dazu nimmt man dann noch hübsche Ausdrücke von der Pariser und der Londoner Börse, und bildet so eine Sprache, die ein durchaus erhabenes, kosmopolitisches Gepräge trägt. Wer wüßte heutzutage nicht, was eine „Pleite" ist? und ferner was es heißt: einen „guten Masematten auszubaldowern?" Man muß den Männern von der Börse für ihre ersprießliche Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes in der That dankbar sein; es bleibt nur schade daß Campe und der alte Jahn das nicht mehr erlebt haben. Das Kauderdeutsch unserer Börsenleute ist längst auch in die Tageblätter übergegangen, und wer sich um die Schwindeleien der Geldleute bekümmert, weiß z. B. was ein Fixer ist und dergleichen mehr. Auf der andern Seite jener großen Pfütze, welche Europa von America trennt, verstehen aber die Leute den Börsenrummel auch, und gerade von Neuyork ist Anno 57 die große Pleite ausgegangen. Wir wollen einen Blick dorthin werfen. Der „Board" der Neuyorker „Broker" (Mäkler) besteht aus einer Anzahl von Personen die sich zweimal täglich an der Börse versammeln, um Einkauf und Verkauf von „Stocks" zu besorgen; an diese Leute müssen Käufer und Verkäufer sich wenden. Außer ihnen machen aber auch die „Curbstone-Broker" Geschäfte, Leute welche zur Börsenzeit haufenweise an den Seitenwegen in der Nähe der Börse stehen; Curbstone ist nämlich der englische Ausdruck für den Randstein am Straßenpflaster. Diese Art von Pfuschmaklern speculirt stark; sie sind meist gewandte Börsenkerle, Pfiffici mit allen Hunden gehetzt, geriebene „Geschäftsmänner" die vielleicht schon ein halb Dutzend ehrliche Bankerotte gemacht haben, mit einem Worte: ganz feine hübsche Leut. Einige haben auch wohl ehemals dem Board der Broker angehört, sie mußten aber austreten, weil sie leider „bei den Wechselfällen des Glückes ihren Verbindlichkeiten nicht nachkommen konnten." Hat die an Zartgefühl bekanntlich sehr hervorragende Börse nicht auch eine sehr zarte Ausdrucksweise? Wie schön lautet es: „Wechselfälle des Glücks!"

Diese Straßenpflasterrandsteinmakler haben sich in Neuyork eine Halle gerade unter dem Sitzungssaale des regelmäßigen Board „gerentet," d. h. zu deutsch gemiethet, und treiben dort ihr edles Geschäft. Zwischen den Biedermännern im untern und jenen im obern Stockwerk herrscht das beste Einvernehmen, denn Denen auf der platten Erde wird von oben herab vermittelst eines Sprachrohrs sogleich von jedem abgeschlossenen Geschäfte Kunde gegeben, und auf Grundlage der solchergestalt herabgelangten Nachrichten gehen dann die Straßenpflasterrandsteinmakler unter einander ins Geschirr. Diese wackeren Männer verfolgen ein sehr löbliches Bestreben; es ist nämlich — wir haben abermals die Zartheit der Börsensprache zu bewundern — ihre Absicht „mit kleinem Capital ein möglichst großes Geschäft zu machen." Nur ein unhöflicher Mensch könnte sagen, diese Curbstone Broker seien Schwindler,

welche darauf ausgehen, den Dummköpfen das Fell über die Ohren zu ziehen.

Den Mittelpunkt für die Geld- und Börsengeschäfte bildet in Neuyork die Wallstraße. Nach „Wallstreet" schauet Alles, dort stehen Kaaba, Bundeslade, Hochaltar. Dort kennt man die „Bullen" welche auf das Steigen des Stocks speculiren. Sie kaufen entweder, ganz wie bei uns, gegen Baar, noch lieber aber auf Zeit, natürlich mit der Erwartung, daß die Papiere bis zum Verfalltage steigen werden, und sie dabei einen schönen Rebbes machen. In Wallstreet kennt man auch die „Bären," diese Gegner der Bullen, denn sie speculiren auf das Fallen. Dergleichen nützliche und fleißige Staatsbürger kaufen Stocks nur zu dem Zwecke, um sie zur Verfallzeit abzuliefern; deshalb verkaufen sie immer auf Zeit, und bieten Alles auf, um recht starke Schwankungen (Fluctuationen sagen die Börsenzigeuner) hervorzubringen Ein Bär hat stets alle Taschen und den Mund voll schlimmer Nachrichten. Er läßt Könige sterben, Schiffe untergehen, Revolutionen ausbrechen, Eisenbahnzüge zertrümmern, und Handelshäuser zusammenbrechen; der Bär ist ganz hervorragend ein Mann der Wahrheitsliebe und Wahrhaftigkeit, nie wird eine Lüge über seine geweihte Lippe kommen; er liebt und übt Treu und Redlichkeit.

Das Spiel an der Börse hat seinen Reiz. Pharaospieler sperrt man in manchen Ländern ein, nur im lieben Deutschland geht die edle landesväterliche Fürsorge in etwelchen Staaten so weit, daß man die Menschen nicht in dem unschuldigen Vergnügen stören will, welches sie am grünen Tische finden. Baden, Kurhessen, Nassau, Homburg, Pyrmont in Waldeck und Dobberan in dem hochgebildeten Mecklenburg haben in dieser Beziehung einen sehr angenehmen Klang und verdienen rühmliche Auszeichnung. In Spielhöllen zu wirthschaften ist guter Ton der guten Gesellschaft; am Spieltische, der eine demokratische Einrichtung mit breiter Grundlage ist, giebt die vornehme Gesellschaft sich das Vorrecht, mit allerlei anderm Volk auf derselben Linie zu stehen und sich von pfiffigen Pariser Bankhaltern ausbeuten zu lassen. Trente et quarante und Roulette und dergleichen fallen in das Bereich der noblen Passionen; man prügelt sich aber dabei nicht wie auf der Berliner Börse, denn der Herr Badecommissarius übt strenge Polizei. Nur kein Aufsehen! Das Börsenspiel gilt allerdings nicht für so nobel wie das Spiel am grünen Tische, man macht aber mit; selbst Herr v. Prudelwitz ist Speculant. Börsenspieler werden nicht bestraft wie der Handwerksbursch, wenn er sich am Sonntag Abend oder auch am Werkeltage zum Dreikartenspiel hinreißen läßt. Man nennt das zu deutsch: Gleichvertheilte Gerechtigkeit. Die Civilisation ist elastisch.

Sehr beliebt ist ein „Geschäft" das man als Käufers Belieben bezeichnet, Buyers option. Es werden nämlich Stocks auf dreißig oder sechzig Tage unter der Bedingung verkauft, daß es dem Käufer freistehe, an irgend einem Tage während der vereinbarten Zeit zu erscheinen und die Ablieferung der Stocks zu verlangen; er kann aber auch, ganz nach seinem Belieben bis zum allerletzten Tage damit warten. Es giebt aber auch Geschäfte nach Verkäufers Belieben, Sellers option. Der Verkäufer hat dann das Recht zu einer beliebigen Zeit, natürlich innerhalb der Zeitdauer für welche das Abkommen gilt, die Stocks abzuliefern oder bis zur Verfallzeit zu warten. Er zahlt dann sechs Procent Zinsen bis zur Zeit der Ablieferung.

Ferner giebt es sogenannte Calls, und mit diesen befassen sich vorzugsweise die Straßenpflasterrandsteinmakler. Ein Speculant erbietet sich z. B. fünfzig Thaler für die Erlaubniß zu geben, dergemäß er innerhalb vierzehn Tage die Ablieferung von hundert Actien einer beliebigen, im Uebereinkommen bestimmten Eisenbahn 2c. verlangen kann. Sind dieselben nun um zehn oder zwanzig Procent gefallen, so verliert der Käufer jene fünfzig Thaler; sind sie gestiegen, so erhält er sein Geld und den Mehrbetrag als wohlerworbenen Profit.

Es giebt nicht blos Calls sondern auch Puts. Put ist gewiß ein hübscher, untadelhafter, wohlklingender Ausdruck. Auch beim Put möchte der Börsenmensch gewinnen, denn das Verlieren liebt er nicht. Ein Speculant muthmaßt daß gewisse Papiere in der nächsten Zeit stark zurückgehen werden; er will ein Geschäftchen ohne großes Risico machen, und bezahlt deshalb eine Summe für das Recht, eine kleine Anzahl dieser Stocks für eine gewisse Summe an einem bestimmten Tage abliefern zu dürfen.

Was ist aber ein spread eagle, ein ausgebreiteter Adler? Lahme Enten watscheln an unseren Börsen in Hülle und Fülle umher, aber wie kommt ein Adler, ein königlicher Vogel, unter Bären, Bullen, Enten und Börsenspeculanten überhaupt? Er liebt doch sonst die reinen Lüfte, nicht dumpfen Dunst, der aus Fondsbörsen hervorqualmt. Indeß die Stockspeculanten lieben schöne Bezeichnungen. Ein Broker verkauft einhundert Actien der Xbahn zu vierzehn auf sechzig Tage unter Käufers Belieben, und kauft zu derselben Zeit dieselbe Zahl dieser Actien zu dreizehn auf sechzig Tage mit Verkäufers Belieben. Die Differenz würde in diesem Falle blos ein Procent sein, vorausgesetzt, daß das Uebereinkommen bis zum letzten Tage läuft. Er hat aber die Bestimmung der Ablieferungszeit nicht in seiner Macht; der Käufer kann irgend eine Zeit der Auslieferung verlangen, während die Ablieferung im Belieben des Verkäufers steht. So kann ein ausgebreiteter Adlerspeculant leicht in die Enge getrieben werden, wenn er nicht ausreichende Mittel besitzt.

Ferner müssen wir noch des sogenannten Winkels erwähnen. Man bedient sich dieses Ausdruckes (Corner) um folgendes sinnreiche und höchst ehrliche Geschäft zu bezeichnen. Pfiffige Leute thun sich zusammen und bilden eine Partei, welche sich dahin einigt eine beträchtlichere Anzahl von Stocks einer Compagnie zu kaufen als muthmaßlich zur Zeit am Markte sind. Sie halten natürlich den Plan, welcher große Mittel erfordert, sehr geheim. Die verschworene Clique geht nun ans Werk; ihre Mitglieder kaufen große Massen jener Stocks nach Käufers Belieben. Gleich nachher verkaufen sie beinahe das Ganze unter Verkäufers Belieben, und sie thun dieses um einen Absatz für die angehäuften Stocks zu haben, wenn der Plan ausgespielt ist. Nachdem das Alles in gehöriger Ordnung läuft, beginnt die rechtliche Sippschaft dieselben Stocks für baar zu

kaufen und treibt dadurch den Cours in die Höhe. Nachdem dies geglückt, verlangen die Mitglieder plötzlich die Ablieferung von einigen tausend Actien, welche sie unter Käufers Belieben gekauft haben, und die Verkäufer, welche gewöhnlich keinen großen Vorrath davon haben, sehen sich nun genöthigt, jene Stocks, welche die Clique unmittelbar früher für baar einkaufte, zu hohem Course zurückzukaufen, um sie denselben Leuten, von denen sie jene gekauft, zu niederm Course in Folge der unter Käufers Belieben geschlossenen Contracte wieder einzuhändigen. Sobald dann die Ablieferung geschehen ist, wendet die Clique, welche die Stocks in den Händen hat, flugs das Blatt und bietet diese Stocks wieder Jenen an, mit welchen sie unter Verkäufers Belieben den Vertrag abgeschlossen hat. Es kommt bei dem ganzen rechtschaffenen Geschäft darauf an, mehr Stocks auf Zeit zu kaufen als am Markte sind, und als eben darum bei der plötzlich erfolgenden Nachfrage abgeliefert werden können. Deshalb ist es nothwendig, daß die Partei welche den Plan einfädelt, sich Einsicht in die Bücher derjenigen Compagnie verschafft, deren Stocks für die Operation ausersehen worden sind. So erfährt sie in welche Hände die Stocks gelangten, und wieviel davon beiläufig durch die im Verlaufe der Operation hervorzubringenden hohen Course etwa zum Verkauf angeboten werden können.

Man sieht wie fein und lieblich es bei derartigen Börsen- und Actienspielen hergeht. Uns sollte es zur äußersten Beruhigung gereichen, wenn obige Mittheilungen unsere, bekanntlich zu übertriebener Aengstlichkeit und Solidität nur allzu geneigten Börsenmänner und Handelsleute zur Nachahmung anreizen würden. Denn heißt es nicht: Ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem ahmet nach! Und welch ein Lob kann größer und feiner sein als das, welches die smarten Nordamericaner sich erworben haben? Käufers Belieben, Verkäufers Belieben, Calls und Puts, ausgebreitete Adler und Winkel verdienen alle auf deutschen Boden verpflanzt zu werden. Wir wollen nicht besorgen daß die Polizei mit rauher Faust vernichtend eingreife, sondern daß sie die bekannte und so standhaft von der Hamburger Kaufmannschaft behauptete Maxime gelten lasse, derzufolge der Staat sich um Handel und Wandel gar nicht kümmern soll. Nein, das tapfere freihändlerische Hamburg hat während der Pleite keine Fürsorge vom Staate verlangt, die früher gar nicht übermüthige Kaufmannschaft mit ihren „ersten" Häusern hat den Kopf nicht verloren und ist nicht kleinmüthig gewesen! Die Börse muß sich immer und allzeit ungehindert bewegen können, man muß ihr niemals etwas in den Weg legen, sie sagt: „let us alone," und verlangt, um der allgemeinen Wohlfahrt recht ersprießliche Dienste leisten zu können, weiter nichts als Raum für die Flügelschläge edler, erhabener, uneigennütziger, bescheidener Geschäftsmänner!

II.

Wir haben der Neuyorker Fondsbörse erwähnt, wo die Mäkler ihre Throne aufgeschlagen haben. Der hübsche Saal hat Wandbehänge von feinem Zeug; der Präsident sitzt auf einer Emporbühne, zu beiden Seiten haben Secretäre Platz genommen. Jeder Broker hat seinen Schreibtisch, und die weniger Begünstigten, denen gestattet wird, einen Blick in die Mysterien der Sitzung zu werfen, setzen sich in die Winkel um nicht im Wege zu sein. Nun erschallt der Ruf: „Ich will hundert nehmen!" — „Sind verkauft!" — „Zweihundert, Käufer sechzig." — „Einundvierzig und ein Viertel für fünfzig, das ist mein Gebot." — „Herr Präsident, Herr Snorks hat Strafe zu erlegen." Die „Jungen" sind nämlich zuweilen etwas unartig und sprechen im Geschäftseifer zu laut. Wir sagten schon oben daß das legale Geschäft der Mäkler darin besteht den Verkauf zu vermitteln, dieses ist jedoch heutzutage eine sehr untergeordnete Sphäre, weil von hundert Geschäften mindestens neunundneunzig nicht das Mindeste mit der Anlegung von Ersparnissen oder der Umwandelung von Stocks in baar Geld zu thun haben, denn Spielgeschäfte sind die Hauptsache. Wir finden in Harpers Magazine die Behauptung aufgestellt (und wir glauben sie), daß kaum zehn Kaufleute in Neuyork der Actienspeculation fremd seien. Dazu kommen Advocaten, Exrentner, Doctoren, Handlungsdiener, Handwerker, Landwirthe, Geistliche und Frauenspersonen.

Das beste Geschäft machen die Paar hundert Broker, denen an Mäklergebühren jährlich zwischen zwei und drei Millionen Dollars zufallen. Ein Hauptmäkler hat im Durchschnitt jährlich 60,000 Dollars Einnahme. Die Speculanten gewinnen nicht. Ein alter Broker hat jüngst erklärt, er wisse sich seit dreißig Jahren kaum eines einzigen Actienspeculanten zu erinnern, der ein Vermögen erworben und sich damit zurückgezogen habe. Die große Mehrzahl der „Grünen", der Neulinge, welche „draußen" stehen, ist gewöhnlich schon nach wenigen Wochen rein ausgebeutelt, denn es geht an der Börse wie in den privilegirten Spielhöllen in den Bädern. Einige Wenige, seltene Schwimmer in dem faulen Strudel, thun einen guten Zug und gewinnen. Aber dann macht sich unabwendbar ein, man möchte sagen Naturgesetz geltend.

Nachdem der Spieler 10,000 Dollars gewonnen hat, sagt er: Ich will 25,000 machen und dann auf einige Jahre nach Europa gehen. — Hat er diese Summe, dann strebt er nach 100,000. Auch diese erspielt er vielleicht, ist jedoch sicherlich nicht damit zufrieden, sondern erstrebt eine Viertel-Million, um „anständig" leben zu können. Aber unabänderlich trifft es ein, daß gerade das Glück dann umschlägt, ehe noch der Spieler die von ihm bezeichnete Grenze erreicht. Jeder glaubt, er sei klug genug, sich zu rechter Zeit zurückzuziehen, und dann mit dem, was er erspielte, sich zu begnügen. Aber kein einziger ist klug genug. Hier eine Thatsache, die tausend Nebenstücke hat. Ein Handlungsdiener, Clerks nennt man diese Leute, hatte sich in ehrlicher Weise durch Arbeitsamkeit einige hundert Thaler erspart, und kaufte dafür Actien der Eriebahn zu 31; nach wenigen Wochen standen sie auf 45 und der Clerk hatte bald einige tausend Thaler gewonnen. Von da ab wurde er Speculant; er kaufte andere Actien, welche gleichfalls stiegen, dehnte seine Operation immer weiter aus, trat aus seinem bisherigen Geschäft, lebte nicht mehr so bescheiden wie früher, und Alles gelang. Jede Actie, welche er kaufte, stieg. Er fing an sich für einen Menschen von überlegenem Verstande zu halten, machte ein Haus und hielt ein

Reitpferd. Er hatte über 150,000 Thaler erspielt. Sein Broker war ein ehrlicher Mann. Als er sah, daß der Clerk anfing in Saus und Braus zu leben, wie die Börsenmüssiggänger gewöhnlich zu thun pflegen, nahm er ihn eines Morgens in sein Privatzimmer und sagte: „Die Bilanz, welche ich gegenwärtig für Sie in meinen Händen habe, reicht hin, Sie für Ihr ganzes Leben zu einem wohlhabenden Manne zu machen. Sie haben eine Mutter und Schwester; denken Sie an die Zukunft! Sie werden bei fortgesetztem Speculiren unfehlbar jeden Dollar verlieren; ziehen Sie Ihr Geld heraus, und gehen Sie vorerst auf ein Paar Jahre nach Europa!" Der ehemalige Clerk lachte als nunmehriger reicher Mann den alten Makler aus, und meinte: er sei in den Jahren genug vorgerückt, um für sich selbst sorgen zu können. Der Broker gab ihm den Beleg seines Guthabens, der Clerk wandte sich an einen andern Makler, und nach Verlauf von sechszig Tagen besaß er keinen Heller mehr. Wie gewonnen, so zerronnen; er wurde ein Bummler.

Die „Agiotage" ist das Krebsübel unserer Zeit; man sollte keinem Actienspieler trauen, und noch weniger ihm Credit geben!

—x—.

Zur Chronik.

Das Dresdener Theater.

— Die Dresdener Bühne eröffnete das neue Jahr mit dem aus Schillers Torso vom Schreiber dieser Zeilen vervollständigten Demetrius. Mit Ausnahme Herrn Emil Devrients sind hier die besten und edelsten Kräfte des Schauspiels zur Herstellung dieser Tragödie verwendet. Herr Dawison glänzt in der Rolle des Zaren Boris Godunow und in Fräulein Berg hat Schillers Marfa eine gediegene Vertreterin gefunden. Herr Maximilian entwickelte als Demetrius seinen poetischen Schwung wie früher in Weimar so auch hier im erweiterten Raume und in größerem Zusammenhang, während Herr Porth als Hiob, Herr Quanter als Jesimoff, Frau Bayer-Bürck als Marina ihre Aufgaben unter Herrn Wingers Regie des Ganzen bedeutsam lösten. Selbstredend kann unser Blatt nicht die Befugniß haben, hiervon mehr als die Thatsache zu berichten, wohl aber muß unsere Chronik hierbei ein in sächsischen Blättern fast stehend gewordenes Thema, das Thema vom angeblichen „Verfall" der Dresdener Hofbühne, heranziehen. Angesichts jener, nur in ihren Spitzen vorgeführten Kräfte des Dresdener Schauspiels von einem Verfall zu sprechen, erfordert eigentlich schon die ganze Dreistigkeit, die nur einer desperaten Partei zu Gebote steht. In der Oper sind Frau Bürde-Ney und Herr Tichatschek von neuem und zwar unter Zusicherungen gewonnen, die allerdings das äußerste Maß contractlicher Honorirungen in Deutschland berühren, aber trotzdem von der Parteisucht absichtlich entstellt und übertrieben angegeben werden, um die Bühnenverwaltung einerseits der Verschwendung anklagen zu können, während man sie zu gleicher Zeit der Sucht zu gewaltsamen Ersparnissen zeiht. Anklagen der Art gegen ein Institut das jährlich einen Etat von 200,000 Thalern flüssig macht, würden füglich und schließlich vor den Ständen Sachsens ihr Forum finden müssen. Vor der Hand aber würde zur Begründung dieser Anklagen nach Motiven zu suchen sein. Der Untersuchung über den angeblichen „Verfall" einer der ersten Bühnen Deutschlands würde die Frage über den angeblichen Verfall der gesammten Kunst in unserer Zeit vorangehen müssen. Dann dürften die örtlichen Anforderungen des Publicums, dessen Stimmung und Befähigung, dessen Gewöhnung und Verwöhnung, vor allem dessen Bedürfniß nach den Leistungen des extremirten Virtuosenthums, neben welchem eine Gesammtheit in der Pflege der Kunst zu Grunde geht, untersucht und vor den Richterstuhl gezogen werden. In einer gewissen Wechselwirkung zwischen Leistungen der Kunst und Ansprüchen des Publicums steht jede Bühne, auch wenn sie noch so fürstlich von oben her gehalten und unterstützt wird. Es müßte ferner Tendenz und Befähigung der öffentlichen Kritik geprüft werden, um zu erkennen wie weit in ihr ein Verfall der Kunst begründet sein dürfte. Gesetzt, es häuften sich in einer Stadt jene kritischen Marodeurs, die, gleichviel ob nach gewonnener oder verlorener Schlacht, an den Ueberbleibseln auf dem Felde ihre Plünderungssucht entwickeln, sei's daß die Desperation die gesammten Leistungen principiell für wirkungslos erklärt, oder, mit geschickterer Taktik, mit den darstellenden Künstlern liebäugelnd nur an der litterarischen Arbeit ihr Müthchen kühlt: jedenfalls würde der Grund und die Ursache eines Verfalles der Kunst nicht in erster Reihe in der Verwaltung der Institute zu suchen und zu finden sein. Die letzten Neuigkeiten des vorigen Jahres waren z. B. hier ein Stück von Benedix „Die Schuldbewußten," und Genée's „Ein neuer Timon." Beide Lustspiele sind keineswegs Meisterwerke; aber das erstere, glücklich erdacht, giebt bei gehöriger Kürzung schon mit der trefflichen Figur des „zerstreuten Hauptmanns außer Diensten" ein ergötzliches Quodlibet, während der neue Timon, neben der Compilation vorhandener Figuren und Situationen, Momente voll überraschender Keckheit und Neuheit bietet. Das Publicum nahm in Dresden beide Stücke (trotz dem guten Spiel der Herren Walther, Porth und Dettmer) gleichgültig auf. Dagegen läßt sich nicht protestiren; mit dem Publicum läßt sich nicht darüber rechten. Findet aber die Kritik jene Stücke verwerflich, so verlangen wir mehr als die bloße Angabe der Thatsache, mehr als blos die dreiste, jedenfalls übertriebene Behauptung vom Untergang jener Stücke. Wir verlangen von der Kritik die Einsicht daß in den Räumen des Dresdener Theaters selbst das beste neue Lustspiel außer Stande ist durchzukommen, selbst das gediegenste neue Conversationsstück an den Dimensionen eines Hauses untergeht, das wesentlich und beinahe ausschließlich nur Opernhaus ist und neben der Oper eigentlich nur das große heroische Drama und die Posse sammt Spectakelstück zur vollen Wirksamkeit kommen läßt. Das Conversationsstück verlangt mit jenem Behagen gespielt zu werden, das nur die enge Traulichkeit eines kleinern Raumes giebt. Was geflüstert werden soll, wird entstellt und streift an Carricatur, setzt der Vortragende dazu wie auf offenem Markte die Posaune an den Mund. Lust- und Schauspiel sind recht eigentlich die Pflanzschule der darstellenden Kunst. Auch in Italien weiß man das, nicht blos in Frankreich. Der Italiener hat neben seinen großen Opernhäusern, die den Arenen nahekommen, traulich kleine, selbst unscheinbare Schauspielhäuser, in denen aber Alfieri mit einer Andacht, die an kirchliche Weihe gränzt, gespielt und genossen wird. Man sehe, um bei Deutschland zu bleiben, in Berlin dasselbe Stück im Schauspielhause, wo es wirksam ist, dann im Opernhause, und man erkennt es nicht wieder; dort hatte es die Dimensionen, die es verlangt,

hier muß der Darsteller dergestalt auftragen daß ihm alle leisen Linien, Farben und Töne unbrauchbar werden. München hat sich jetzt neben seinem Opernhause wieder ein Schauspielhaus eingerichtet. Am Raume hangen die Bedingungen der feineren Schauspielkunst. Erhält das Burgtheater in Wien ein Haus mit doppelten Dimensionen, so ist die glorreiche Epoche seines Ensemblespiels geschlossen. Dresden bedarf eines zweiten kleinern Hauses, will es für eine Zukunft seines dramatischen Kunstlebens sorgen. Geht die Epoche des großen glänzenden Virtuosenthums in Deutschland zu Ende, so beruht in der Pflege des Ensembles im Schauspiel doppelt die Bedingung eines Weiterlebens in der dramatischen Kunst.

Nicht um einen Verfall, um diese Erweiterung des Dresdener Theaterlebens handelt es sich. Ob das zweite Haus — jeder Sonntag fordert für das Publicum ohnedies zwei Häuser in Dresden — in Neustadt seine Stelle finde, ist eine weitere Frage; ob es Sache des Hofes, der Stände oder der Stadt (mit Actien) sein werde, ist dann die dritte Frage. Zuvörderst steht zu hoffen daß die Einsicht Platz gewinne, die sich als eine nothwendige äußerlich wie innerlich aufdrängt. Hier liegt die Bedingung, soll von einem blühenden Weiterleben der dramatischen Kunst in Dresden auch in Zukunft die Rede sein.

Ein neues Bild von Lessing in Düsseldorf.

— Die vor einigen Jahren, von Frankfurt aus an Karl Friedrich Lessing ergangene Berufung hatte einen Auftrag von Seiten des Königs von Preußen zur Folge, um dem trefflichen Künstler den Beweis zu geben, wie wünschenswerth sein Verbleiben in Düsseldorf erachtet werde. Ein Prinz des königlichen Hauses vermittelte dann unter den Entwürfen in Lessings Mappe die Wahl des Gegenstandes, den der Maler jetzt ausführt: Kaiser Heinrich der Fünfte läßt seinen hierarchischen Gegner, Papst Paschalis, mitten in einer Kirche zu Rom gefangen nehmen. Der Kaiser, im Purpurmantel seiner Würde, streckt im Gefühl seines Zornes und seiner Machtverletzung, gegen den wälschen Hinterzügler den Arm aus, zum Befehl, den eine Anzahl Diener, obwohl unbewaffnet, wie der heilige Ort es nicht anders zuläßt, alsobald vollzieht, auf den im Stuhl ruhig lauernden Hohenpriester andringend, den mehrere Erzpriester, der eine zu Boden stürzend mit seinem Hirtenstabe, vergeblich zu schützen suchen, während andere zur Seite des Papstes entweder beten und ins Knie sinken, oder sich in Schmerz und Bestürzung abwenden und ihr Haupt verhüllen. Das Bild ist im großen historischen Styl erdacht, zugleich aber mit all der feinen Innigkeit die man von Lessing gewohnt ist angelegt und wird in der Ausführung bei allem ästhetischen Geschmack zugleich die Ergebnisse geschichtlich treuer Studien entfalten, wie dieser Meister sie wiederholt zu Tage legte, namentlich in seinem Huß auf dem Costnitzer Concil (im Städelschen Museum zu Frankfurt), in seinem Huß vor dem Scheiterhaufen (in Neuyork), seinem Luther mit der Bannbulle die er vor dem Thore zu Wittenberg verbrennt (in Amsterdamer Privatbesitz). Lessing ist in seinen religiösen Bildern entschieden antihierarchisch. Nur durch die besondere, von uns oben angedeutete Fügung wird dies eine seiner großen Bilder hoffentlich preußischem Boden und Besitz erhalten werden. Wir waren so glücklich, das neue Werk auf der Staffelei des Künstlers im Werden, in der Untermalung, zu sehen. Lessing giebt seinen Bildern, bei der sorgsamen Emsigkeit seiner besonnenen Technik, bekanntlich schon in der Untermalung beinahe vollständig ausgeführte Charakteristik, — ganz unähnlich den weiland Rubensschen Meistern, Schülern und Fabrikanten, die sicherlich meist auf Einen Wurf auffaßten und zugleich ausführten. Wir wollen die Manier der alten großen Malerschule weder unbedingt loben, noch schelten. Jedenfalls aber möchte man warnen, die erste Auffassung die dem Genius im Empfangen des Gedankens nicht selten glückt, durch die allerdings nothwendige Reflexion der nachträglichen Durchführung zu entkräften. — Kenner rühmen an der Farbenskizze zu Lessings neuem Bilde die außerordentlich gelungene Contrastirung des germanischen und des wälschen Elementes. Deutsche Kraft, Gesinnungstreue und Gemüthsempörung vollzieht den großen gewaltsamen Act, und romanische List, Schlauheit und Ränkesucht erleidet ihn, den eignen Fallstricken erliegend. War dies der Grundgedanke in der Auffassung des Künstlers, — und wir müssen die Kühnheit desselben bewundern und als glücklich preisen, — so glauben wir, derselbe werde sich in der Ausführung der meisterhaft wiedergegebenen charakteristischen Einzelheiten zur Kreuzung und Nuancirung der Grundidee — nicht verlieren, vielmehr als leitende Idee siegreich sich geltend machen. Kann das Costüm der Umgebung des Kaisers nicht deutsch, auch nicht bewaffnet sein, so muß, dünkt uns, im Naturell, in den Gesichtern, in der Handhabung und Gebährde der Deutschen umsomehr der Typus gegensätzlich festgehalten werden. Wir hoffen das. Wir glauben dann daß Deutschland eines der besten Bilder von einem seiner besten Künstler zu gewärtigen hat.

Nordamericanische Zudringlichkeit.

st. Obristlieutenant Alexander erzählt in seinem „Leben eines Soldaten" ein ergötzliches Beispiel der Neugier, mit der ächte Yankees Fremde auszufragen pflegen. In einem Eisenbahnwagen drängt sich einer dieser Neugierigen an eine Dame, die er nie gesehen hat, und eröffnet folgendes Gespräch: „In Trauer, Madame?" — Ja, mein Herr. — „Die Eltern, Vater oder Mutter?" — Nein, mein Herr. — „Vielleicht ein Kind, ein Knabe oder ein Mädchen?" — „Nein, kein Kind, ich habe keine Kinder. — „Also der Mann?" — Ja. — „Hm, an der Cholera? War wohl ein Kaufmann?" — Mein Mann war ein Seemann, der Capitän eines Handelsschiffes, und starb nicht an der Cholera, sondern ertrank. — „Oh, er ertrank! Das Gepäck gerettet?" — Ja, das Schiff wurde gerettet und meines Mannes Eigenthum auch. — „War er ein frommer Mann?" — Er war Methodist. — „Sind Sie nicht Gott dankbar, daß Ihr Mann fromm war und sein Gepäck rettete?" — Ja. — „Denken Sie sich wieder zu verheirathen?" Hier endete das Gespräch mit dem Ausruf der Wittwe: „Mein Herr, Sie sind unverschämt!"

Arndt (E. M.), Blütenlese aus Altem und Neuem. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr. (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Eine neue poetische Gabe des alten Arndt, die schon als solche seinen vielen Verehrern im deutschen Volke gewiß willkommen sein wird. Es sind poetische Uebersetzungen in drei Abtheilungen: „Griechisches," „Schwedisches," „Englisches und Schottisches," meist in der Jugend des Dichters, wie er sagt, „in den Jahren unseres entsetzlichen deutschen Unglücks, zwischen 1805 und 1812," zum Troste und zur eigenen Erheiterung, oder in Schweden, wo er vier Sommer lebte, gedichtet. Auch fehlt es hier und da nicht an Beziehungen auf die Gegenwart, namentlich in der kräftigen Widmung an seine Freunde Welcker und Dahlmann.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 4. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 16. Januar.

Inhalt.

Ulrich von Hutten, geschildert von Strauß.

— Der Verfasser des „Leben Jesu" hat sich von der Betrachtung des reinen Lichtstrahls zur Beobachtung und Kritik des gebrochenen Lichtstrahls gewendet, von der reinen Mathematik zur angewandten. Er wie Keiner wäre bei der scharfen Sonde seiner Forschung wie bei der klaren Analyse seiner Darstellung berufen, uns, wo nicht ein Leben des Christenthums überhaupt, sondern namentlich Martin Luthers und der Reformatoren zu schreiben. Eine solche Arbeit würde auch das beste Correctiv seiner Kritik des geschichtlichen Christus werden, ihm die Annahme eines idealen Christus aufnöthigen; denn nicht blos der Lehre, auch des Lehrers und eines geistig persönlichen Führers hat die Menschheit bis heute bedurft. Daß das Christenthum etwas Anderes geworden als die Lehre Christi, das wissen wir schon seit Lessing; das Wie könnte ein Strauß am besten darlegen; er müßte dann freilich die Nothwendigkeit entwickeln, daß der reine Lichtstrahl sich nur so und nicht anders unter Menschen brechen konnte.

David Friedrich Strauß hat Huttens Leben geschrieben, in zwei umfassenden Bänden (Leipzig bei Brockhaus), und damit den „reinen" Lichtstrahl der Wahrheit zum Theil in sehr „gebrochener" Erscheinung aufgezeigt. — In das Licht der neuern Zeit wurde Hutten zuerst durch Herder gerückt, in einer Abhandlung des deutschen Mercur von 1776. Es war, sagt Strauß, eine Fackelbeleuchtung, die weniger Belehrung als Anregung gab. Sieben Jahre darauf begann man Huttens Briefe herauszugeben, unterließ aber aus Mangel an Theilnahme die Fortsetzung des Unternehmens. Des Göttinger Professors Meiners Biographie Huttens erschien 1797; ein bis dahin verschollenes Jugendwerk Huttens gab 1816 dem Greifswalder Mohnike Gelegenheit, das Andenken an den dichterisch-ritterlichen Kämpen der Freiheit und des Deutschthums zu erneuern, bis Ernst Münch, freilich mit Fahrlässigkeit und Unwissenheit, Huttens Werke herausgab. Eduard Böcking in Bonn geht langsam mit einer sorgfältigen Ausgabe um, hat aber den Biographen Strauß, der nicht länger mit seiner Arbeit zögern wollte, trefflich mit seinem Material unterstützt. Geht somit eine gediegene Lebensbeschreibung, was sie nicht sollte, einer gediegenen Herstellung der Werke des Mannes voran, so dürfen wir uns doch zum Erscheinen jener Glück wünschen, da sie uns in einem Zeitalter der Concordate hochnoth zu sein dünkt. Das Buch wird jedenfalls neben vielen zufriedenen und dankbaren, auch viel unzufriedene, ja empörte Leser finden. Solche letztere wünscht sich sogar der Verfasser. „Was wäre das auch für ein Buch über Ulrich Hutten, sagt er, mit dem alle Welt zufrieden wäre! Möchte doch meine Schrift alle Diejenigen herzlich ärgern, die ihr Held, wenn er heute lebte, ärgern würde! Möchten sie den Spiegel zertrümmern wollen, aus dem ihr Gesicht ihnen so ungeschmeichelt entgegenblickt! Das eben ist ja das Schöne an Hutten, daß er Dinge und Personen, vorab die schlechten, durchaus beim rechten Namen nannte. Des päpstlichen Roms Feind war Hutten bis zum letzten Athemzuge. Freilich wie er seinen Zeitgenossen den Türken in Rom zeigte, so würde er heute Rom in mehr als Einem protestantischen Consistorium finden."

Das erste Buch schildert uns des Helden vorbereitende Kampfspiele, seine Abkunft, sein Klosterleben, seine Universitätsjahre, Wanderungen und Abenteuer in Deutschland, seinen zweimaligen Aufenthalt in Italien, seine Betheiligung am geistlichen Kampf wider Cöln, dies Centrum der dichtesten und dumpfsten Finsterniß in deutschen Landen; dann folgt seine Dichterkrönung, sein Eintritt in die Dienste des gebildeten Erzbischofs Albrecht von Mainz (1518), den er nach Augsburg zum Reichstag begleitete, wo Luther mit Cajetan die große Unterredung hatte, und wo Hutten die deutschen Fürsten zu einem Kriege wider die Türken anfeuerte. Eine Reihe von Schicksalen und gelehrten Kampfspielen mußte vorangehen, ehe Hutten sich zum Kampf wider Rom und Wälschland concentrirte, mit Luther anknüpfte und mit seinem Wahlspruch: Jacta alea esto! (es sei gewagt!) die Ritter und die Fürsten Deutschlands für die Sache der Kirchentrennung von Rom aufrief.

Huttens Geschlecht ist fränkischer Abkunft; die jetzt in Trümmern liegende Stammburg der Familie, Steckelberg, liegt zwei Stunden vom kurhessischen Städtchen Schlüchtern, unfern der rauhen Gebirgshöhe, welche die Wasserscheide zwischen deut-

schem Norden und Süden macht. Die magern Felder, von armen Hörigen mühselig bestellt, warfen dem Burgherrn eine spärliche Rente ab. Wie ärmlich es aussah auf Steckelberg, ersieht man aus dem litterarischen Denkmal, das Ulrich seinem Großvater setzte; in seiner alterthümlichen Einfachheit und Mäßigkeit verbannte der alte Herr sogar Pfeffer, Safran und Ingwer aus dem Hause wie blut- und sittenverderbliches Gift und eiferte gegen die einreißende Ueppigkeit. Jagd und Krieg zum Schutz wider schlechtgesinnte Nachbarn füllten das Leben seines Vaters auf der Burg. Hunde und Pferde waren nebst Viehheerden sein bester Besitz; in das Geblök und Gewieher Tag und Nacht mischte sich auch das Geheul der Wölfe aus den benachbarten Wäldern. In solcher Umgebung erwuchs ein kräftiges, aber auch hartes und wildes Geschlecht, das mehr den hessischen Typus verräth, ob es sich schon, als mit seinem Landbesitz zu Würzburg gehörig, zu Franken zählte. Als Geburtstag Ulrichs nimmt Strauß den 21. April des Jahres 1488 an, nach Böckings Ermittelung, nachdem der Tag bis jetzt zwischen dem 20. und 21., — Hutten war also fünf Jahre jünger als Luther, — streitig gewesen. Fulda, die alte Benedictinerabtei, liegt von Steckelberg nur sechs Meilen entfernt; Grund genug, daß der elfjährige Knabe dort hingeschickt wurde, um Latein zu lernen und Mönch zu werden. Die alte Stiftung des Apostels der Deutschen, weiland auch noch durch den gelehrten Rhabanus Maurus berühmt, wie heutzutage durch Heinrich König und seine Excommunication wieder ans Licht gezogen, war zu Huttens Zeit schon ein heruntergekommenes Nest mönchischer Geistverödung. Noch mehr freilich Cöln, der Sitz der Dominicaner, wo Hochstraten gegen Reuchlin und dessen Vorliebe für nichtbiblische hebräische Schriften fanatisch eiferte. Ulrich hat sich durch gewaltsame Flucht dem Klosterleben in Fulda entzogen. Solche Flucht ist oft genug in der Jugendentwickelung eine vorbildlich symbolische That gewesen, wie bei Klopstock und Schiller in neuerer Zeit. Für Huttens Flucht aus Fulda fand sich aber kein Streicher, der sie aufgeschrieben. Selbst Böcking und Strauß haben noch nicht ermittelt, ob Ulrich 1504 oder 5, als sechzehn- oder siebzehnjähriger Jüngling gewaltsam durchbrach, ob er zuerst in Erfurt und dann in Cöln, oder umgekehrt seine Studien fortsetzte. Vielleicht erlebte er unwissentlich zu Erfurt Martin Luthers dortigen Eintritt ins Kloster. Jedenfalls wanderte er von Cöln nach Frankfurt a. d. O. zur Universität, 1506, im selben Jahre, als diese neue Hochschule eingeweiht wurde, an der Seite eines aufgeklärten Lehrers der aus Cöln verwiesen wurde. Auch in Greifswald und Rostock ist Ulrich Hutten als Scholar und als Dichter persönlich empfangen und gefeiert. Von Wittenberg, wo er 1511 weilte, datirt sein Werk über die Verskunst, von Wien und Rom seine Epigramme an Kaiser Max; 1513, während seines ersten Aufenthaltes in Italien, erschien, soviel man weiß, zum ersten Male ein Gedicht von ihm im Druck, sein Vir bonus (der brave Mann). In die Zeit seiner Rechtsstudien zu Pavia fiel just die Eroberung der Stadt durch die in kaiserlichen Diensten stehenden Schweizer; aller seiner Habe dabei beraubt, mußte er nach Bologna wandern und endlich, auf ein Jahr lang, Kriegsdienste nehmen. Nach Deutschland zurückgekehrt, wendete sich Huttens strategische Feder in Briefen, Gedichten und öffentlichen Reden zunächst gegen den Herzog Ulrich von Württemberg, der einen von des ritterlichen Dichters Vettern ermordet hatte. Noch höher stieg sein Ruhm in den Reuchlinschen Händeln, wo er den Cölnischen Dominicaner Hochstraten mit seiner Satyre befehdete. Die „Briefe der Dunkelmänner" hat Strauß trefflich erläutert; wir geben aus dem Buche die dahin einschlagende Stelle:

„Im Anfange des August 1516 hatte Ulrich Hutten in Bologna von einer Satyre gegen Reuchlins Widersacher Nachricht erhalten, die unter dem Titel: Epistolæ obscurorum virorum, in Deutschland erschienen war und schnelle Verbreitung gefunden hatte; er selbst war noch keines (gedruckten) Exemplars habhaft geworden, aber sehr begierig, eines zu bekommen. Einen Monat später, am 11. September, schrieb er an Richard Crocus nach Leipzig: „Die Dunkelmänner habe ich erhalten. Gute Götter! welche nicht unfeinen Scherze. Nun aber haben die Sophisten mich als Verfasser nicht blos im Verdachte, sondern geben mich, wie ich höre, öffentlich dafür aus. Nimm Dich gegen sie des abwesenden Freundes an, und laß mich nicht mit diesem Schmuze besudeln. Schreibe mir auch ausführlich von der Sache, und laß mich wissen, was sie im Schilde führen." Bereits wurden die Briefe auch in England mit Beifall gelesen, während in Deutschland eine zweite vermehrte Auflage derselben erschien.

Was Hutten von dem Schmuze spricht, mit dem er sich nicht gern besudeln lassen wolle, ist nicht auf die Briefe selbst, die er ja eben vorher gelobt hatte, sondern auf die Ausfälle der Dunkelmänner gegen den vermeintlichen Verfasser zu beziehen, welche der Freund von ihm abwehren sollte. Die Briefe selbst gefielen ihm vielmehr dermaßen, daß er die Zumuthung, ihr Verfasser zu sein, mit den Scherzworten ablehnte, Gott selbst sei es; auch hatte er sie kaum erhalten, als er auch schon seinen Landsleuten in Bologna neue Briefe derselben Art vorlas, die er ohne Zweifel selbst gemacht hatte. Aus diesen und anderen Briefen ist dann der zweite Theil der Epistolae obscurorum virorum entstanden, der im Jahre 1517 erschienen ist. Es bestehen also die Epistolae obscurorum v., so wie sie uns jetzt vorliegen (von dem erst seit 1689 in den Ausgaben erscheinenden dritten Theile, der den Witz der beiden früheren breit tritt, ganz abgesehen), 1) aus den einundvierzig Briefen der ersten Ausgabe; 2) aus den der zweiten Ausgabe beigefügten sieben weitern Briefen, welche jetzt mit jenen (und einem achten) zusammen den ersten Theil bilden: 3) aus dem zweiten Theil, der aus siebenzig Stücken besteht.

Der Titel und vielleicht der ganze Gedanke der Schrift ist als Seitenstück zu den Briefen berühmter Männer (illustrium virorum) an Reuchlin entstanden, welche dessen Freunde im Jahre 1514 veröffentlicht hatten, um in dem Streite mit den Cölnern ein Gewicht in seine Wagschale zu werfen. Wie nahe lag es, diesem wirklichen Briefwechsel aus dem Reuchlinschen Kreise einen erdichteten aus dem Kreise seiner Widersacher gegenüberzustellen! War die erstere Sammlung darauf berechnet, zu zeigen, welche edle Menschen, welche löblichen Bestrebungen für Bildung und Fortschritt sich um Reuchlin gesammelt hatten,

so galt es hier, einen Blick in den Pfuhl von Unwissenheit, Dummheit und Gemeinheit zu eröffnen, welcher das Element seiner Gegner war. Wenn jenes größtentheils Briefe an oder von Reuchlin gewesen waren, so wurde hier als Adressat mit gutem Tacte nicht Pfefferkorn (der war zu gemein), nicht Hochstraten oder Tungern (die waren zu furchtbar), sondern ihr poetischer Schildhalter Ortuinus Gratius gewählt. Mit dem Widerspruche, einerseits selbst auch ein Humanist und schöner Geist sein zu wollen, und doch andererseits der alten Scholastik zu dienen, war er schon von Hause aus ein komisches Subject; während zugleich ein solcher Mensch, der die Bildung, welche er dem neuen Princip verdankt, zu dessen Bekämpfung im Dienste des alten verwendet, als Verräther ein Gegenstand ganz besondern Hasses für alle Diejenigen ist, die es mit dem neuen Princip ehrlich meinen.

Wie aber nach der einen Seite zu den Briefen berühmter Männer an Reuchlin, so bilden nach der andern die Briefe der Dunkelmänner auch zu dem Triumphus Capnionis ein ergänzendes Gegenstück. Waren in diesem Gedichte die Gegner Reuchlins und des Humanismus mit Ernst und Pathos, mit allen Waffen des Unwillens, der Verachtung und des Hasses gleichsam tragisch bekämpft, so geschieht dies in den Briefen der Dunkelmänner komisch, mit den Waffen der Satyre. Daß aber nicht ein Anderer über die Dunkelmänner schreibt, sondern Diese selbst, die Magister und Baccalaurei Genselinus, Caprimulgius, Scherschleiferius, Dollenkopfius, Mistladerius u. dgl., einigemale auch Ortuin, Hochstraten und Tungern in eigener Person die angeblichen Briefsteller sind, ist eine Wendung, welche die Erhebung der Satyre in das Gebiet der reinen Komik erleichtert. Die Barbarei wird, mit Erasmus zu reden, barbarisch verlacht, d. h. dadurch, daß sie sich selbst ungescheut, ohne Ahnung ihrer Verkehrtheit, darlegt. Soll diese Selbstdarstellung schlagende Kraft haben, so muß sie ihren Gegenstand idealisiren, die in der Wirklichkeit zerstreuten Züge von Rohheit, Unsinn u. s. w. in Brennpunkte sammeln: das satyrische Ideal ist nothwendig Caricatur. Aber Kunstwerk ist diese nur dann, wenn sie sich soweit mäßigt, die Uebertreibung so mit Lebenswahrheit zu mischen weiß, daß die Täuschung nicht gestört wird, als hätte man es mit wirklichen Wesen, in unserem Falle nicht mit fremdem Spotte, sondern mit dem eigenen Sichgehenlassen unbefangener Briefsteller zu thun. Diese Probe bestanden bekanntlich die Briefe der Dunkelmänner in dem Grade, daß bei ihrer ersten Erscheinung die Bettelmönche in England jubelten, im guten Glauben, eine Schrift zu ihren Gunsten und gegen Reuchlin in Händen zu haben, und in Brabant ein Dominicanerprior eine Anzahl von Exemplaren zusammenkaufte, um seinen Obern ein Geschenk damit zu machen. Erst der letzte Brief des zweiten Theils, der aus dem Tone der Ironie in den der Invective fällt, öffnete den guten Leuten die Augen.

Von der Art des Werkes eine Vorstellung zu geben, ist gleich der erste Brief besonders geeignet, welcher mit künstlerischer Berechnung gleichsam als Exposition vorangestellt ist. Unter allerhand Citaten aus Aristoteles und der heiligen Schrift legt der Theol. Baccalaureus Thomas Langschneider seinen ehemaligen Lehrer Ortuin Gratius eine Streitfrage zur Entscheidung vor, die kürzlich bei einem Magisterschmaus in Leipzig aufgeworfen worden sei. Er vergißt nicht, vorher zu beschreiben, wie die Doctoren, Magister und Licentiaten sich bei der Gelegenheit auf Kosten der neuen Magister gütlich gethan mit gebratenen Hühnern, Kapaunen und Fischen, Malvasier und Rheinwein, Einbecker, Torgauer und Neuburger Bier. So erheitert, beginnen die Magister schulgerecht von wichtigen Fragen zu reden, unter Anderem, ob Einer der Doctor der Theologie, d. h. nach damaligem Sprachgebrauch Magister noster, zu werden im Begriff stehe, Magister nostrandus oder noster Magistrandus zu nennen sei. M. Warmsemmel, ein feiner Scotist, entscheidet sich für das Letztere. Denn, sagt er, magistrare ist ein verbum, s. v. a. magistrum facere, und davon kommt magistrandus; dagegen nostro, nostrare, ist nicht gebräuchlich, und kommt nicht im Wörterbuch vor. Hiegegen hält M. Delitsch, Artist, Mediciner und Jurist zugleich, den Widerpart. Es sei gar nicht einerlei, ob noster vor oder nach Magister stehe: Magister noster bezeichne herkömmlich einen Dr. Theol., noster Magister aber könne nach Umständen jeder Meister in irgend einer freien oder unfreien Kunst genannt werden; also könne nur Magister nostrandus das Richtige sein. Daß ein Verbum, nostrare, nicht gebräuchlich, stehe dem nicht im Wege, da es ja nach Horaz (Ars poetica) gestattet sei, neue Worte zu bilden. Welche von beiden Ansichten nun die richtige sei, bittet der Briefsteller, möge Ortuin entscheiden, und ihn auch in Kenntniß setzen, wie es mit dem Kriege zwischen ihnen und dem Dr. Reuchlin stehe; denn er habe gehört, daß dieser Schuft immer noch nicht widerrufen wolle. Auch das artikelweise geschriebene Buch Arnolds von Tungern (gegen Reuchlin) möge er ihm noch einmal schicken, und sein vertrauliches Schreiben nicht übel nehmen. — An diesem ersten Briefe mit seinem prandium magistrale hatte Erasmus, dem er schon vor dem Druck abschriftlich zugekommen war, eine solche Freude und las ihn so oft unter Freunden vor, daß er ihn beinahe auswendig wußte.

Durch denselben sind wir völlig in das Leben und Treiben, in den geistigen Horizont der Menschen versetzt, mit welchen es die Epistolae obsc. viror. zu thun haben. Aehnliche Scenen, ähnliche Streitfragen, eine immer scholastischer als die andere, wiederholen sich. So hatte Ortuin einmal von einem gewissen Magister noster den Ausdruck gebraucht, er sei ein Glied (membrum) von zehn Universitäten. Aber der scharfsinnige Dr. Klorbius macht ihn aufmerksam, wie unstatthaft es sei, von einem Gliede mehrerer Körper zu sprechen, da wohl ein Körper mehrere Glieder haben, aber nicht ein Glied mehreren Körpern angehören könne. Jenen Magister noster statt eines Gliedes vielmehr Körper von zehn Universitäten zu nennen, gehe aber auch nicht an, da ja dann die Universitäten seine Glieder, also ihm untergeordnet, und er mehr sein müßte als zehn Universitäten: welches für diese verkleinerlich, und selbst für einen Magister noster, die ja doch immer noch Menschen seien, zu viel wäre. Was bleibt also für ein Ausweg? Wer auf zehn Universitäten immatriculirt ist, entscheidet Dr. Klorbius, welcher solche Weisheit zu Löwen gelernt hat, der kann sagen:

Ich bin Glieder (membra) von zehn Universitäten; wobei die Incongruenz des Numerus so wenig schadet, als wenn Virgil den Einen Alexis delicias seines Herrn nennt. Auch Gewissensfälle geben oft zu ähnlichen scharfsinnigen Erörterungen Veranlassung. Es ißt Einer ein Ei, worin schon ein Junges zu bemerken; nachher besinnt er sich, daß es Freitag ist, und die gebrochenen Fasten fallen ihm aufs Gewissen. Ein Freund tröstet ihn, das junge Hühnchen, solang es noch nicht ausgeschlüpft, werde nicht anders betrachtet, als wie die Würmer im Käse oder in Kirschen, die man auch ungescheut zur Fastenzeit verschlucke. Allein der Briefsteller ist damit noch nicht beruhigt und wendet sich um Auskunft an Ortuin; denn die Würmer, hat er von einem Arzte gehört, der ein guter Naturforscher sein soll, rechne man zu den Fischen, sie seien also Fastenspeisen, dagegen das ausgebildete Hühnchen im Ei wirkliches verbotenes Fleisch. Und während sie auf diese Weise am Nichts ihren Scharfsinn üben, zeigen sich unsere dunkeln Männer in allem demjenigen, woran sich in jener Zeit der geistige Fortschritt knüpfte, in Sprachen- und Alterthumskenntniß, aufs Aeußerste unwissend. Sie verwechseln den Grammatiker Diomedes mit dem Homerischen Helden. Sie klagen, daß Reuchlin, auf hebräisch Capnion genannt, und ein Anderer, Namens Proverbia Erasmi, ein neues Latein in die Theologie einführen wollen. Sie halten Griechisch und Hebräisch für unnütz; denn 1) sei die Heilige Schrift schon genügend übersetzt, und 2) dürfe man die ungläubigen Juden und die schismatischen Griechen nicht dadurch stolz machen, daß man ihre Sprachen lerne" 2c.

Band 2 des Werkes von Strauß umfaßt Huttens Kämpfe wider Rom. — An die Stelle seines Großvaters Maximilian war Karl 1519 zu Frankfurt zum König der Deutschen erwählt. Lange Zeit hatten die Wahlfürsten zwischen ihm und König Franz von Frankreich geschwankt; Huttens Gönner, der Mainzer Erzbischof, und sein ritterlicher Freund, Franz v. Sickingen, gehörten zu den thätigsten Beförderern der Wahl Karls, während Papst Leo X. und seine Legaten Alles aufboten, um dem französischen König die deutsche Krone zu verschaffen. Wenige Zeit vorher hatte Ulrich gegen die Franzosen als pestartige Krankheit, von der er selbst erfaßt war, Schriften verfaßt; das Franzosenthum und das Wälschthum sollten mit Stumpf und Stiel aus den deutschen Gliedern vertrieben werden! Gleichzeitig begann, auf der Ebernburg, Sickingens Schloß bei Kreuznach unweit Kaiserslautern in Rheinbayern, Huttens litterarische Werbung für die Sache Luthers, die vor Allem ein Losreißen Deutschlands von Rom bezweckte. Die „Herberge der Gerechtigkeit" hieß seitdem die Burg Sickingens; sie war das Asyl des tapfern Mannes, der dort seine Werke schrieb, setzte und druckte, und sein Wort, bisher lateinisch, war von nun an deutsch. Zu seinen verdeutschten Gesprächen gab er ein gereimtes Vor- und Nachwort, das zum Ergreifendsten gehört, das der Pfeil seiner Federführung leistete:

Die Wahrheit ist von Neuem gborn.
Und hat der Btrug sein Schein verlorn.
Des sag Gott Jeder Lob und Ehr,
Und acht nit fürder Lügen mehr.
Ja, sag ich, Wahrheit war verdruckt,
Ist wieder nun herfür geruckt.
Des soll man billig gnießen lon.
Die dazu haben Arbeit gthon . . .
Ach, fromme Deutschen, halt ein Rath,
Da 's nun so weit gegangen hat,
Daß nit geh wieder hinter sich.
Mit Treuen hab's gefördert ich,
Und bgehr des weiter kein Genieß,
Dann, wo mir gschäh deßhalb verdrieß,
Daß man mit Hülf mich nit verlaß;
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann.
Auch schafft, zu schrecken mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr
Man mich damit zu schrecken meint:
Obwohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hätt gfangen an:
Gott wöll sie trösten, es muß gahn;
Und sollt es brechen auch vorm End,
Wills Gott, so mags nit werden gwendt,
Darum will brauchen Füß und Händ.
Ich habs gewagt.

Huttens Verhältniß zu Luther ist zu gewichtig als daß wir die Beleuchtung, die ihm Strauß zuwendet, unseren Lesern unangedeutet lassen können.

In einem seiner Briefe beklagt sich Hutten darüber, daß ihm Luthers neuere Sachen noch nicht zugekommen, und wundert sich, daß Dieser sie ihm nicht zusende, da doch Leute, die sie an Franz von Sickingen mitnehmen könnten, dort so leicht zu finden sein müßten. Auch am 16. Januar des folgenden Jahres klagt Hutten gegen Spalatin, daß in so bewegter Zeit Luther es nicht der Mühe werth finde, an ihn zu schreiben. Ganz zwar unterblieb dies nicht; doch geschah es weder so oft noch so rückhaltlos, als es Hutten wünschen mochte, der seinerseits Luthern mit liebenswürdigster Offenheit und begeisterter Hingebung entgegenkam. Der Grund von Luthers Zurückhaltung offenbart sich, da uns seine Briefe an Hutten verloren sind, in einer Aeußerung desselben gegen Spalatin, dem er eben jenen Huttenschen Brief vom 9. December mittheilte. „Was Hutten begehrt, siehst du. Ich möchte nicht, daß mit Gewalt und Mord für das Evangelium gestritten würde: in diesem Sinne habe ich an den Mann geschrieben. Durch das Wort ist die Welt überwunden, durch das Wort die Kirche erhalten worden; so wird sie auch durch das Wort wiederhergestellt werden; und auch der Antichrist, wie er ohne Gewalt angefangen hat, so wird er ohne Gewalt zermalmt werden durch das Wort." Beide Männer waren in den Mitteln zu dem gemeinsamen Zwecke nicht einig: was Luther als etwas betrachtete, das man im äußersten Falle geschehen lassen müsse, wenn es nicht zu vermeiden sei, das brannte Hutten vor Ungeduld, jetzt schon selbst herbeizuführen. Wenn es durch die Wuth der Römlinge zum Bruche komme, schrieb Luther bald nachher an Spalatin (und das werde dann ein dem böhmischen ähnlicher Aufruhr mit blutigen Ausbrüchen gegen die Geistlichen werden), so sei er außer Schuld: denn sein Rath sei gewesen, daß der deutsche Adel nicht mit dem Schwerte, sondern durch

Beschlüsse und Verordnungen, jenen Menschen Schranken setze. Allein es scheine, diese werden sich durch gelinde Mittel nicht weisen lassen, sondern in hartnäckigem Wüthen das Verderben selbst über sich herbeiführen. In seiner Art ließ es übrigens Luther, auch neben seinen Schriften, an der kräftigsten Demonstration nicht fehlen. Am 10. December warf er vor dem Elsterthore zu Wittenberg die Bannbulle gegen ihn, sammt den päpstlichen Rechtsbüchern, in das Feuer; eine That, die, in ihrer symbolischen Bedeutung von unendlicher Tragweite, für ihn das Verbrennen seiner Schiffe war, wodurch er sich jede Umkehr unmöglich machte.

Im Capitel: „Luther in Worms" schreibt Strauß: „Am 16. April 1521 kam Luther zu Worms an, und schon am folgenden Tage begrüßte Hutten ihn und seinen Begleiter Justus Jonas in zwei Schreiben, welche Bucer von der Ebernburg nach Worms überbrachte. Als unüberwindlichen Prediger des Evangeliums, als seinen heiligen Freund, redet er ihn an. Und in seine theologische Manier eingehend, tritt er ihm mit einem dicken Rauchwerke biblischer, insbesondere alttestamentlicher Sprüche entgegen. Soweit man durchsehen kann, wünscht er ihm Standhaftigkeit, da auf ihn jetzt so viel ankomme, und versichert ihn seiner Anhänglichkeit bis zum letzten Hauche. Ihrer beider Anschläge unterscheiden sich darin, daß die seinigen menschlich seien, während Luther, schon vollkommener, Alles Gott anheimgestellt habe. Sehen möchte Hutten jetzt die wüthenden Blicke, die gerunzelten Stirnen und Brauen von Luthers Feinden. Für die Sache hat er die besten Hoffnungen, aber für Luthers Person steht er in schweren Sorgen.

„Am 17. April bestand Luther sein erstes Verhör, in welchem er auf die Frage, ob er seine sämmtlichen Bücher, sowie sie seien, behaupten, oder das Anstößige darin widerrufen wolle? sich Bedenkzeit erbat; am 18. das zweite, wo er, mit Abweisung der Auctorität von Papst und Concilien, wenn er nicht aus der heil. Schrift widerlegt würde, den Widerruf ablehnte. Er that dies, nachdem ihm bereits durch den Trierschen Official angekündigt war: weise er jeden Widerruf ab, so werde das Reich schon wissen, wie es mit einem Ketzer zu verfahren habe. Er war also zwar vorgeladen und befragt, aber nicht eigentlich gehört worden: man hatte sich über die streitigen Punkte nicht mit ihm eingelassen, ihm nicht bewiesen, daß er Ketzerisches gelehrt habe, sondern dies schon vorausgesetzt, darauf hin den Widerruf von ihm verlangt, und als er diesen ablehnte, ihn als Ketzer fallen gelassen. *)

„Als Hutten von diesem Gange der Sache durch Luther selbst Nachricht erhielt, kannte seine Entrüstung keine Grenzen. Bogen und Pfeile, Schwerter und Büchsen hielt er für nöthig, um der Wuth dieser Teufel Einhalt zu thun. Aber auch seine Anerkennung, seine Bewunderung Luthers war unbedingt. Manche seien zu ihm gekommen in jenen Tagen, schrieb er ihm, mit der ängstlichen Aeußerung: Wenn er nur nicht abfällt! wenn er nur standhaft antwortet! sich nicht einschüchtern läßt! Seine Erwiederung sei jedesmal gewesen, Luther werde Luther sein. Diese Zuversicht habe ihn nicht getäuscht: Luthers Antwort lasse nichts zu wünschen übrig. *) Auch in den geheimen Verhandlungen, von denen er schreibe (von Seiten etlicher Stände suchte man Luther zu bewegen, daß er in einzelnen Punkten nachgeben, Kaiser und Stände als Richter über seine Lehre anerkennen sollte), werde er sich so zu halten wissen, wie es am besten sei. Er möge jetzt nur bis ans Ende beharren, die Feinde schreien und toben lassen und ihrer spotten. Denn mehr und mehr zeige sich, daß alle besten Männer ihm gewogen seien: es werde ihm nicht an Vertheidigern, nicht an Rächern fehlen. Ihn selbst, Hutten, zwinge die Vorsicht seiner Freunde, ihre Furcht, er möchte zuviel wagen, immer noch zur Ruhe: sonst würde er unter den Mauern von Worms jenen Mützen ein Spiel angerichtet haben. Doch in kurzem werde er hervorbrechen; dann solle Luther sehen, daß auch er den Geist nicht verleugnen werde, den Gott in ihm erweckt habe. Er brenne vor Verlangen, Luther zu sehen, den er so sehr liebe, und der ihm über Alles, was ihm begegne, Nachricht zukommen lassen möge.

„Noch einmal vor seiner Abreise aus Worms (die am 26. April erfolgte) schrieb Luther an Hutten, und gab ihm von des Kaisers ungnädigem Abschied und dem Verbote Kunde, unterwegs zu predigen. Hutten vermochte dieses Briefchen nicht ohne Thränen zu lesen, und sein Unwille über das gegen Luther eingehaltene Verfahren erneuerte sich. Das Vorgeben, als sei Dieser berufen worden, um sich zu verantworten, schrieb er am 1. Mai an Wilibald Pirckheimer, sei eine Lüge gewesen. Man habe ihm ja keine Verantwortung gestattet. Und nun behaupten einige Juristen, der Kaiser sei nicht verpflichtet, ihm das freie Geleit zu halten, ja, er sei verpflichtet, es nicht zu halten. Die gottlosen Bischöfe möchten das Beispiel ihrer Vorgänger auf dem Constanzer Concil nachahmen. Der Kaiser solle den Vorsatz ausgesprochen haben, den Papst und die römische Kirche aufs äußerste zu vertheidigen. Darüber jubeln die Pfaffen, und meinen, das Stück sei zu Ende; doch bis dahin sei es noch weit, es fehle noch der letzte Act. Von der andern Seite sei zu Worms ein Zettel angeschlagen worden, daß Vierhundert vom Adel sich für Luther verschworen haben, mit dem Zusatz: Bundschuh, Bundschuh! (der auf eine Verbindung mit der Bauernschaft hindeute) ein Schritt, so gefährlich für Luther, daß man vermuthen könnte, er sei von seinen Feinden ausgegangen. Es heiße nun, es solle ihm ein sehr scharfes Edict nachgeschickt werden (die Achtserklärung erfolgte am 26. Mai), das aber wohl in einem großen Theile des Reichs auf Widerspruch stoßen dürfte. Denn jetzt müsse sich zeigen, ob Deutschland Fürsten habe, oder ob es von geputzten Statuen regiert sei. Franz von Sickingen sei fest und eifrig auf Luthers Seite; er habe geschworen, allen Gefahren zum Trotze die Sache der

*) Oder, wie Luther dies in einem Briefe an Lucas Cranach vom 28. April ausdrückt: „Ich meynet, Kais. Majestät solt ein Doctor oder funfzig haben versamlet und den Münch redlich überwunden; so ist nichts mehr hie gehandlet, denn so viel: Sind die Bücher dein? Ja. Wilt du sie widerrufen oder nicht? Nein. So heb dich."

*) Luther selbst war mit seiner Haltung zu Worms, die doch ebenso würdig als verständig gewesen war, später nicht ganz zufrieden: er meinte, aus Nachgiebigkeit gegen ängstliche Freunde seinen Geist allzusehr gedämpft zu haben.

Wahrheit nicht verlassen zu wollen, und dieses Wort sei einem Orakel gleichzuachten.

„Aber losschlagen wollte Franz immer nicht, so manches Mal auch besonders den geistlichen Herren auf dem Reichstage vor seiner drohenden Nähe bange wurde. Die Hoffnung auf Sold und Kriegsbeute, aber auch auf steigende Geltung im Dienste des Kaisers, dem ein Krieg mit Frankreich nicht mehr lange ausbleiben konnte, war nicht die letzte der Ursachen, welche Sickingen und seine Anhänger unter der Ritterschaft von Gewaltsamkeiten vorerst noch zurückhielten. So blieben Huttens Drohungen von der Ebernburg herunter Worte, und er stand von zwei Seiten her dem Tadel blos: entweder, daß er gedroht hatte, was er nicht ausführen konnte, oder daß er nicht auch ausführte, was er gedroht hatte. Wenn Erasmus gegen Ende jenes Jahres in einem Brief an Pirckheimer sich über Luthers und seiner Anhänger steigende Heftigkeit mit der Aeußerung beklagte, wer so drohe, müßte ein schlagfertiges Heer hinter sich haben, so zielte er damit sicher auch auf Hutten. Das war Erasmus, der mit seinem Tadel auf diese Seite trat: Huttens jüngere oder heißblütigere Freunde hatten sich seiner Drohungen gefreut, ja wohl selbst auf seine Rechnung mitgedroht, und machten ihm nun Vorwürfe, daß er über das Drohen nicht hinauskam."

In Folge der unglücklichen Fehde Sickingens mit dem Erzbischof von Trier mußte Hutten die Ebernburg verlassen und sich einen andern Zufluchtsort suchen. Er hoffte ihn in der Schweiz zu finden, wanderte von Ort zu Ort und fand, von seiner alten neuausbrechenden Krankheit bewältigt, auf der Insel Ufenau im Züricher See, fünfunddreißig Jahre alt, 1523 seinen Tod.

Ein deutsches Weihnachtspiel aus Ungarn.

— Man weiß daß sich unter Hans Sachsens geistlichen Komödien auch ein Weihnachtspiel findet, das vom Jahre 1557 datirt: „Comedia mit 24 personen, die entpfangnuß und geburt Johannis und Christi und hat IX actus." Der Nürnberger Meister hatte dies „spil" mit anderen lange vom Druck zurückgehalten, als einen besondern Schatz, von dem er sich ungern trennte, weil er darin, laut seiner eigenen Angabe, „den meisten teil selb hat agieren und spilen helffen." Seit Hoffmann v. Fallerslebens „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit" mußte sich der Sammlerfleiß auch auf unsere alten Weihnachtspiele richten. Schmeller, der Herausgeber des bayerischen Wörterbuchs, brachte ein lateinisches, Mone in seinen „Schauspielen" ein deutsches aus dem vierzehnten Jahrhundert, ebenso lyrisch didaktisch, obschon dramatisch gedacht und scenisch ausgeführt. G. Friedländer brachte 1839 Georg Pondo's „kurtze comedien von der geburt des herrn Christi, von den prinzen und princessinnen des churfürstlichen hofes im jahre 1589 in Berlin aufgeführt." Weinholds Weihnachtspiele und Lieder (Gräz, 1853) eröffneten weitere Blicke in diese Gattung der Volksschauspiele, auf die auch Eduard Devrient in seiner höchst verdienstlichen Geschichte wesentlich die Aufmerksamkeit richtete. Im Weimarischen Jahrbuch (Bd. 3) veröffentlichte J. K. Schröer ein Kremnitzer Weihnachtspiel nach der Handschrift der Sternspielbruderschaft zu Kremnitz, und just in demselben Jahre, in welchem Weinhold sein Buch brachte, hatte Schröer in Ungarn, in Oberufer, Gelegenheit, der Aufführung eines solchen Spiels beizuwohnen. Mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften hat Schröer seine Sammlung „deutscher Weihnachtspiele aus Ungarn" (Wien bei Keck) in einem mäßigen Bande jetzt theils mitgetheilt, theils geschildert. Wir können uns nicht versagen, von dem großen und umfänglichen Oberuferer Christigeburtspiel Stellen hervorzuheben.

Den deutschen Ansiedlungen in fremden Ländern ist mitunter bei ihrer Abgeschiedenheit vorbehalten, das Volksmäßige der alten Zeit reiner und treuer zu bewahren, während es in der Heimath entweder längst erloschen ist oder bei seiner Forterhaltung moderne, meist gelehrte oder halbgelehrte Umgestaltungen erlitt. Was Schröer von seinem Wohnort Preßburg aus in ungarischen Landen an Weihnachtspielen auffand, haben arme Leute bei ihrer Einwanderung aus Oberösterreich und Steiermark seit dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert mitgebracht und, allem Spott gegenüber, wie einen theuern Hort still unter sich bewahrt. (Es wird allgemein angenommen, daß der Haideboden in Ungarn seine protestantisch deutsche Bevölkerung um 1620 — 1630 erhalten habe. Anzumerken, sagt Schröer, sind aber auch die Ansiedelungen mährischer Brüder 1547—1622 in der Preßburger und Neitraer Gespanschaft.) In Oberufer ist der Besitzer der jetzt in Druck gegebenen Spiele ein Bauer, der als Knabe den Engel Gabriel agirte und von seinem Vater, damals „Lehrmeister" der Spiele, die Kunst erbte. Er glaubt daß seine Familie „aus dem Reich" stammt, obwohl sein Name, David Malatitsch, slavisch klingt. Die Schriften und die auf Kosten der Spieler angeschafften Kleidungen sammt Zubehör hat er käuflich ansichgebracht und ist damit Herr und Lehrmeister der ganzen religiösen Kurzweil. Er erzählt, wenn im Herbst die mehrste Arbeit zu Ende gehe, da kämen die Alten zu ihm und meinten, es sei doch Zeit, wieder zuzuschauen, ob er nicht ein heilig Spiel zusammenbrächte; schaden könnt's den Burschen nicht, wenn sie sich einmal wieder in der Schrift befleißigen möchten und „füraus" die heiligen Gesänge einübten. Was sie in der Schule gelernt, hätten sie „eh" (ohnehin) vergessen. Da schaut David Malatitsch sich dann um, sucht sich seine Bursche heraus und stellt Gesetze auf. Wer mitspielen will, darf die ganze heilige Zeit über 1. nicht zu'n Dirnen gehen, 2. kein Schelmlied singen, 3. muß ein ehrsam Leben führen, 4. dem David Lehrmeister gehorsam sein. Somit bildet sich eine Singschule, die sich gewisse Verpflichtungen auferlegt, wie weiland die Meistersänger. Meistersänger waren es jedoch nicht, welche das Oberuferer Weihnachtspiel gedichtet, dessen Verse würden sonst gekünstelter sein. Nicht alle Jahre ist es thunlich; doch geschahs in unserem Sä-

culum seit 1809, dem traurigen Tyrolerjahr, 1817, 27, 32, 36, 41, 53, 56. Die Spiele dauern vom ersten Advent bis zum heiligen Dreikönigsabend. Alle Sonntag und Freitag wird in Oberufer gespielt, Mittwochs Probe gehalten; an den übrigen Tagen zieht die Kumpanei, in Folge dringender Einladungen, auf benachbarte Dörfer, um dort, für 2 kr. die Person, Kinder zahlen die Hälfte, zu gastiren. Das Geld reicht just hin, um die Auslagen zu decken. Die Aufführung beginnt drei Uhr Nachmittags und dauert zwei Stunden, wird jedoch solange wiederholt als sich Zuschauer einfinden. Aufgeführt werden drei Stücke: Christi Geburt, Adam und Eva, und (ähnlich den Trilogieen der antiken Dramatik als Satyrspiel) eine Fastnachtsposse. Bei der Costnitzer Kirchenversammlung (1417) soll vor dem Kaiser ein Spiel aufgeführt worden sein, in welchem (nach Devrient, I. 35) Christi Geburt, die Ankunft der Weisen und der Bethlehemitische Kindermord dargestellt wurde. Das Oberuferer Stück aus Ungarn faßt diese Momente zusammen. Wir überlassen dem Leser, die Aufführungweise des Spieles unter den deutschen Bauern in Ungarn aus Herrn Schröers Buch kennenzulernen; der Verfasser hat auch Weihnacht- und Dreikönigslieder mitgetheilt, die von herumziehenden Knaben noch jetzt in deutschen Dörfern jenes Landes gesungen und zum Theil dramatisirt werden, wogegen diese Sitte bei uns längst mit den Vätern zu Grabe ging In seiner, ganz kürzlich (Elberfeld bei Friderichs) erschienenen „Sionsharfe“ hat Karl Simrock eine große Reihe solcher Lieder mitgetheilt, auf die wir noch zurückkommen werden. In Bezug auf Schröers Sammlung beschränken wir uns mit Hervorhebung einiger Stellen des großen Weihnachtspiels, die von litterarischem und dichterischem Interesse sind.

Das Oberuferer Christigeburtspiel umfaßt im Druck nicht weniger als 53 Seiten. Die Kumpanei hält zuvörderst ihren Umzug singend; dann erscheint Gabriel vor der Maria mit der Verkündigung. Maria und Josef fliehen Jerusalem, um der Schatzung zu entgehen, ziehen nach Betlehem, finden aber alle Wirthshäuser besetzt, weil große Könige aus dem Morgenlande „Losament“ bestellt haben. Erst der dritte Wirth, Titus mit Namen, bietet ihnen einen Stall an.

Maria. Mein lieber wirt es gilt uns gleich
wir lign über nacht hart oder weich,
daß nur uns das antlitz bestreich kein schnee
uns kein wind tötlicher maßen durchweh.

Wirt: So tretet ein in allen fall,
bis leer mein haus wird, in den stall.

Josef singt: O jungfrau rein, o jungfrau rein,
hier ist ein kleines krippalein,
darin wir müeßn schlaffen
mit Gott, der uns erschaffen.
⁒ O jungfrau rein ⁒

Sie setzen sich auf einen Schämel.

Maria: Ach Josef mein,
ir müeßt allein der tröster sein!
Meine zeit ist herzu komen,
mit schmerzen werde ich bekomen
das kindalein, das Jesulein.

Josef: Morgen fru will ich aufstan
und nach Kana zum metzger gan,
anbieten will ich im dies tier
will hörn was er wird gebn dafür,
dann will ich den tribut entrichten
nach des Augustus willen schlichten.

Maria: Ob auch das tierlein mag gelten sovil
daß wir dadurch erlangen unser zil?

Josef: Nun zweifle mir nur nicht daran
ich hoffe noch etwas bereit zu han.

Maria: Ach Josef, die zeit ist schon vorhanden
daß ich erlöst wird von fruchtes-banden,
die geburt sich nahen tut herbei,
wie mir Gabriel verkündigt frei.
Den wirt bitt daß er's uns möcht verleichn
uns läße in sein haus einsteign.

Josef: Maria unser bitt wird er schwerlich gewern
dieweil wir zuvil auf einmal begern,
doch will ich zu dem wirt getrost hingehn
und mich in seiner behausung umsehn
ob etwa ein platz möcht gefunden wer'n
— — — — — — (Wirt komt.)

Josef: Herr Titus uns ist heunt ein kind geborn
wär uns in der nacht fast gar erfrorn.
Drum seit gebeten laßt uns behend
einsteign in euer losament.

Wirt spricht: Warlich eurer bitt wollt gern platz gebn,
es sind nur jetzt 24 komen eben.
die besitzen alle zimmer und läre stät,
schaut wo ir mit dem kind weiter eingeht.
Ich als ein wirt von meiner gstalt
hab in mein' haus und losament gewalt.

Josef: Maria unser bitt ist all vergebn,
wir müeßn im stall bleibn wie vorebn,
daß das kind von der kälten frei mag sein
leg in d' kripp zwischen ochs und esalein.

Maria: Ach Jôsêf mein!
Wie mag die welt so untreu sein!
mit schand uns auszuschließen
daß wir im stall bleibn müeßen.
O Josef mein!
O Josef mein!
O Josef bring ein büschlein heu
daß ich dem kind ein bettlein streu.

Josef: Mein herz, mein will und all mein sinn
nimm hin du liebes sönalein.

Maria: O Josef mein,
hilf mir wiegn das kindalein,
Gott wird schon dein belohner sein.
O Josef mein, o Josef mein.

Josef singt: O du mein liabi Märieó!
gar gern, gar gern, i bin scho do,
i hilf dir wiagn dei kindalein,
Got wird schon mein belohner sein.

Alsbald erscheinen die Hirten auf dem Felde mit einer ganz niederländisch gehaltenen Scene. Dann:

Engel kommt und singt: Gloria, gloria in excelsis! —
ein große freud verkünd ich euch
und allen völkern auf erdenreich
o Christ wach auf, steh auf und lauf
zum kindlein zum kripplein zum Jesulein lauf
lauf lauf lauf lauf.
Laufet ihr hirten, laufet alle zugleich,

nemet schalmeien und Pfeifen mit euch
laufet nach Bethlahem in den stall
grüeßet das kindalein allezumal
allezumal, allezumal!
O ir hirten, o ir hirten, laßt dies euch nicht verzagn,
ein neue mär will ich euch sagn.

Gallus spricht im Traum: Stichl, was ist das für ein singen und jubiliern?
ein gespenst will uns verieren, unsern schlaf tut es turbiern.

Stichl spricht: J, wunder groß und wunder überaus,
ich schau nur ein wenig für den hut hinaus,
allbehend siech ich ein groß und helles liecht,
was scheinet dort vor ein gesicht?

Witok spricht: Ein stimm ich hör so hell und klar,
scheint mir es wär ein englische schar.

Engel singt: Vom himel hoch da kom ich her,
ich bringe euch gute neue mär,
der guten mär bring ich euch soviel,
davon ich euch singen und sagen will.

Gallus steht auf und spricht zu dem Witok:
Gib obacht 's hät glatteist.

Witok: Ei dumper! spiegelkartenhäl iss;
's regnt daß alls totschelt!
mei bart is starr voll eis!

Gallus: Stichl, steh auf, der himel kracht scho!

Stichl: Ei läßn nur kracha, er is scho alt gnua dazua.

Gallus: Stichl, steh auf, die waldvögelein piewen scho!

Stichl: Ei laß s' nur piewen!
ham klani köpf, ham bald ausg'schlaffn.

Gallus: Stichl, steh auf! die furleut kleschen auf der straßn.

Stichl: Ei laßs' nur klescha, habn noch gar weit z'farn.

Gallus: Ei du mußt doch aufstehn!
gib obacht, 's hat glatteist.

Stichl: Ei alle 100 und 1000!
machst du mir das maul erst auf
wenn ich mir den ranzen aufgeschlagn?!

Stichl: Ha, mein Gallus! was hat denn dir getraumbt?
daß d' dich neben meiner umerkugelt und umergwalzt hast?
was hat denn dir traumbt?

Gallus: Was mir getraumbt hat?
das kann ich gar wol sagen.

Alle drei wenden, im Dreieck stehend, einander den Rücken und stützen sich auf ihre Hirtenstäbe; Gallus singt:

In einen stal gieng ich hinein,
darin ein ochs und esalein,
an einem kripplein fraßn:
o edler hort, o jungfrau zart
die klärlich bei im saßn!?
Jetz bin ich gleich von schlaf erwacht,
wolt Got der Traum käm mir all nacht
wolt gern bis siebene schlaffen. —

Sie drehen sich wieder einander zu.

Stichl: Ha, mein Witok, was hat denn dir getraumbt?
daß d' dich nebn meiner so umerkugelt und umergwalzt hast?
was hat denn dir getraumbt?

Witok: Was mir getraumbt hat?
das kann ich dir gar wol sagen.

Sie wenden sich den Rücken.

Witok singt: In weihnachttagen in der still
ein tiefer Schlaf mich überfiel,
mit freud ward ganz begossen;
mein Seel empfing vil süeßigkeit,
vil honig und vil rosen.

Sie drehen sich wieder einander zu.

Gallus spricht: Ha, mein Stichl, was hat denn dir getraumbt?
daß d' dich nebn meiner so umerkugelt und umergwalzt hast?
was hat denn dir getraumbt?

Sie kehren einander wieder den Rücken zu.

Stichl singt: Mir traumbt' als wenn ein engel käm
und füret uns nach Bethlahem
ins jüdisch land so ferre:
ein wunderding allda geschehn,
erfuhren neue märe.

Die Hirten singen indem sie im Kreise herum hintereinander einherziehn.

Lustige hirten, freidige knaben,
die guten lust zum singen haben:
heja, wol auf! und laßt uns singen
guter dingen lustig springen.
David ein tapfrer hirtenjung
David erfreuet uns herz und zung. —
Lustiges gsänglein bei den schaffen,
wenn es uns nit gliebt zu schlaffen,
so singen wir das Gott zu eren,
wer wils weren, (maul drob beren?)
eia, wer ist der's übel auslegt,
seitemals auch der David pflegt. —
Nach einer schlacht und künen taten
auserwält zum potentaten,
mueß er auch den szepter füren,
die welt regiern, die Juden zieren.
Jedermann auf den David deutt:
seint die hirten nicht wackere leut?

Endlich treten die drei heiligen Könige auf sammt Gefolge und die Kumpanei singt:

Wie schön leucht uns der weisen stern,
gewiss muß uns der könig der ern
in diese welt sein komen.
Ach weisen, liebste weisen mein
sagt mir doch diese wahrheit rein
woher habt irs vernomen?
lustig, rüstig!
eilt von ferne
nach dem sterne
zu dem lande,
da der könig der ern sich fande.

Wie die Weisen süße Anrede und Opfer frenden, ist besonders schön:

König Melchort kniet vor Maria und tut obfern:

Gegrüeßt seist du kleines kind,
gegrüeßt sei Got, daß ich dich find,
eine weite reis wir habn getan,
auf daß wir dich noch treffen an.
Ich wil dir obfern rotes gold,
ich bit du welst mir bleiben hold.
Habt ir das kind in ern alle zwei (?)
und zieht es auf als eltern treu
Fürwar, es wird euch nicht betragn
und nembt vorlieb mit meinen gabn.

König Kaspar obferung: O edler König, o edler held,
wie häst du so ein armes gezelt,
wer hät' dich hier gesucht in stal,
ist das dein edler königssal?
ein stern hat mich zu dir gefürt,
o könig, dem all ër gebürt,
dich wil ich rüemen alle stund
und preisen hoch mit meinem mund,

dein lob verkünden aller welt.
Nim hin vil edler könig und held
die frücht meines lands die mirren gut,
nim mich dafür in deine hut
in das rechte Bethlahem so schon,
im namen dein scheid ich da von.

König Walthauser obferung: Nun kom ich auch o könig zart,
o edler held von hoher art,
dein beger ich aus herzens begird,
ein stern hât mich zu dir gefürt,
nim hin das obfer den weihrauch gut,
wies allen königen gebürn tut,
mein herr, wenn ich öfter kom zu dir,
bit wollest weiter sein gnädig mir.

Josef spricht: Meine lieben herrn belon euchs Got,
daß ir uns besucht hâbt in der not
und mitgeteilt von euren gabn,
ir solt auch gute belonung habn:
(von) unserm kindlein reich von gü'etén
Got wird euch fü'rbaß wol behüetén.

Maria singt: Ir herrn, ich sag euch fleißig dank
für eur wertes obfer und geschank:
welt euch dâmit bestä'tigen lâßén
(und wider) frisch wandern euer strâßén.

König Kaspar spricht: Nun wolan, lieber Joséf mein
lâß dir das kind befolhen sein,
kein mü und fleiß an im nicht spar,
der herr wird dich belonen zwar.

König Walthauser spricht: Nun behüet dich der almächtige Got,
vor kumer, angst und aller not,
behüet dich der ewige vater dein,
von dannen es muß geschiden sein.

König Melchort spricht: Nun weln wirs Herodes zu gfallen tan,
im sagn wo das kind sei zu treffen an,
doch weln wir hier bleibn über nacht,
denn die zeit hat die finster herbeigebrâcht.

Die drei könig singen und schlaffen ein.
Ich lag in einer nacht und schlief, — — — *)

Engel trit vor die könige und spr.
Ir heiling drei könig aus morigenland,
Got der almächtige hat mich zu euch gesant,
daß ich euch solt machen offenbar
daß ir meidet solliche gefar,
daß ir nicht ziehet die vorige ban
zum könig Herodes, dem tyran.
Denn Herodes fürt heimling zorn an' mâß,
Got geleit euch heim ein andre straß.

Die könige erwachen vom schlaff und spr.
Melchior: Ein seltsamen traum hab ich gehört,
als wenn mir hät ein engel erklärt,
daß wir sollen meiden Herodis haus
und ein andern weg ziehn aus;
denn Herodes fürt in seinem mut,
wie er wolt vergießen des kindes blut.

*) Da die Könige bei dieser Zeile einschlafen, so ist das Folgende verlorengegangen. Vgl. das Lied: ich lag in einer Nacht und schluf. Weinh. 128 und Nachtr. — Das Schlafen wird dargestellt indem die drei Könige sich nebeneinander auf ein Knie niederlassen und Haupt und Scepter neigen.

König Walthauser spr. Desgleichen ich auch hab vernomen
von dem engel der in unser gemach ist komen,
daß Herodes hat gricht sein sin und mut,
wie er wolt vergießen des kindes blut,
Herodes steckst du aber in solcher bosheit,
bei dir einzukeren von uns sei weit.

Die könige singen hienaus:
König Walthauser zieget von berg herabe —
wie er das kindlein gefunden hâte — ?
ja wol gefunden hâte. ab.

Engel tritt auf und spricht zu Josef:
Josef, Josef du frommer man,
merk was ich dir wil zeigen an,
von Got der mich zu euch gesent:
Maria nimm zu dir behend
mitsambt dem kindlein hoch genant
und flieh hin ins Egyptenland
Nicht wider nach Judaea kum
bis ich dirs sage widerum.

Josef spricht: O wo solln wir hin bei der nacht
aber wer hât das ellend erdâcht,
wie kummen wir in's Egyptenland,
die Straßen sind uns unbekant.
Auch unsicher vor wilden tiern
und räubern die da herumhantiern(?)
auch ist es mächtig fern dahin.

Maria singt: Got wird schon unser geleitsman sein
und uns fürn auf rechter strâßen
wird die seinen nicht verlâßen,
wird sein engel mit uns senden
uns regiern an alle enden.
Dadurch steh auf in guter ru
und richt nur bald den esel zu.

Josef steht auf und spricht: Behüet dich Got du liebes haus,
es wird ja doch nichts anders draus; (?)
ich muß dich lâßen nach Gottes willn,
daß wir sein erstes gebot erfülln.

Maria singt: Adie, adie, es muß gewandert sein,
wir ziehen in's Egyptenland hinein. ab.

Zum Schluß tritt, nach einer frühern Scene, wiederholt Herodes mit seinem Hauptmann und dem Teufel auf, in dem sich der österreichische Volkshumor sein Müthchen kühlt.

Hauptman spricht:
Euer königliche majestat merkt auf von stunden:
aber den neugebornen könig han wir nicht funden.
gesucht han wir aller end und ort
aber von dem könig nichts gehort,
aber alle knäbelein,
die zwei jar und darunter sein
han wir umgebracht nach des herrn worten
ich mein es ist vollendet worden.

Herodes spricht: Nun weil ir in nicht habt gefunden
er ist gewis aus dem reich entschwunden
Jetzt bin ich schon halber tot,
die weil geborn ist ein neuer Got.
will selber schaun wo ich in kan finden
ei, wenn ich in zu Bethlahem im stal tät finden!
Pause.
Ach, âch und imer âch
wie bin ich heunt so schwach.

(Bagi): Bringt mir ein Apfel und ein Messer her
daß ich mein herrn ein labnuß bescher.

Engel, kombt für Herodes, singt:
Herodes, Herodes du grober tyran
was han dir die klein kindlein getan
daß du's hast laßen umbringen
wart' der tod wird dich bald umringen.

Herodes spricht: Ach wie ein heller glanz hat mich umgebn,
es ist geschehen um mein lebn,
geh Lakei, lauf, hol mir herein
den allergetreusten hauptman mein. er komt.

Herodes spricht: Sê hin, hauptman, da hast du dies präsent
das verer' ich dir vor meinem end
das zeitlich hat mich zu ser verwirrt
der Teufel hat mich dadurch verfürt:
ich far dahin in Abrahams garten.

Engel spricht: Ir teufel tut nur seiner warten
und füert in heim, in euer nest,
der von jeher euer diener gwest
und kleidt in als ein könig schon
und setzt im auf die hellische kron.

Hauptman, paschie und die zwen kriegsknecht:
Was hilft der hohe thron
der szepter (und) die kron
szepter und regiment
hat (alles) bald ein end.

Teufel komt und spricht: Duck die Jagel, duck di!
Hast die saure mülich alle ausgfressen
und hast das...... ten in häfen laßen.

Herodes spricht: O teufel, laß mi länger lebn,
ich wil (dir) ein schwarz par ochsen gebn!

Teufel spricht: Nix da,
di wil i han.

Herodes spricht: O teufel laß mi länger lebn
i wil dir ein schwarz par rappen gebn.

Teufel spricht: Nix da,
di wil i han.

Herodes spricht: (O Teufel) laß mir länger lebn
ich wil (dir) mein halb königreich gebn.

Teufel spricht: Ei, was weln wir zanken imer dar
bist doch unser aller zwar!
müeßen noch mer hinein
in die hellische pein,
nicht du allein!
Wart, ich wirs probiern obs du schwer bist.
Spann ich an ein par ratzen,
spann ich an ein par katzen,
spann ich an ein par mäus:
reiß, Teufel, reiß. ab mit Herodes

Hauptman spricht: Ach, was hat mein herr könig getan,
daß er die klein kinder hat umbringen lan,
ei, hätt' ich mich zuvor bedacht,
ich hätt sie gewis nicht umgebracht,
— — — — — — — —
ach könt ich es noch erlangen,
am höchsten baum wolt ich gleich hangen!
Ach könt ich es doch erreichen
im tiefsten mer möcht ich mich ersäufen!
Aber ich will mich an meinem herrn könig rächen
und will mich mit diesem schwert erstechen.

Kumpanie singt hinein: Seit frölich und jubilieret
Jesu dem messiä u. s. f. (das bekannte Lied Nicolaus Hermanns. Siehe: Hoffm. Gesch. d. d. Kirchenliedes 2. Ausg. S. 327. ff.)

Engel spricht zu ende:
Ersame, wolweise, großgünstige herrn
auch tugendsame fraun und jungfraun in alln ern,
dieweil ir unser gspil habt gehört an,
bit wolt uns nichts vor übel han. —
Sie möchtens uns zum argen nicht auslegn
sondern unserm unverstand die ursach gebn:
(wenn wir etwas gefehlet hier
und nicht gehalten die rechte zier)
sondern ein jedweder das beste betracht,
so wünschen wir von Got dem almächtigen ein gute nacht.

Die Wunder der Quellenkunde.

Durch die Geschichte der Menschheit geht ein unwiderstehlicher Zug, der je nach dem Grade der herrschenden Bildung einer mehr oder weniger großen Menge von Erscheinungen das Gewand des Geheimnißvollen und Wunderbaren verlieh. Diesen sich überall vorfindenden Wunderglauben wußten Priester und Thaumaturgen, die sich durch stete Beobachtung gewisser Phänomene einen leidlichen Grad wissenschaftlicher Kenntnisse verschafften, zur Täuschung der leichtgläubigen Menge zu benutzen. Die Unwissenheit ist schnell fertig mit den gröbsten Irrthümern, welche die Macht der Magie begründen. „Die geheime Wissenschaft“ mittelst welcher der Thaumaturg seine Wunder zu Stande brachte und noch bringt, ist — die Naturwissenschaft. Chemie, Physik, Hydrostatik, Akustik und Optik lieferten den ägyptischen Priestern eine Menge Mittel für ihre wunderthätige Praxis, deren Schleier zuerst die Griechen zum Theil lüfteten; nach dem Sturze des Smerdes in Asien zerstreuten sich die Magier, und als später mit der Eroberung Aegyptens durch die Römer sich die ägyptischen Priester unteren Grades über das römische Reich verbreitet hatten, brachten selbst die zum Christenthum übergehenden Polytheisten die Kenntnisse der Magie in den Schooß desselben mit. Zu jener Zeit findet sich der Rest der „geheiligten Wissenschaft“ nur noch in den theurgischen Schulen, aus deren Schooße später die geheimen Gesellschaften Europa's hervorgingen, während unsere modernen Zauberer die Nachfolger jener umherirrenden ägyptischen Priester sind. Flüssigkeiten, die ihre Farben verändern, brennbare Flüssigkeiten und ähnliche chemische Vorgänge, Phantasmagorien, Erscheinungen von Göttern und Todten, Bilder aus der Camera obscura und mit anderen optischen Werkzeugen hervorgebracht, ferner bewegliche Fußböden, Automaten, die Nachahmung des Donners, sprechende Köpfe, tönende Gefäße u. A. spielten stets eine große Rolle, und die Hydrostatik wurde vielfach benutzt, z. B. bei der wunderbaren Quelle zu Andros, welche das ganze Jahr hindurch Wasser, aber sieben Tage lang Wein ergoß, das Grab des Belus, die Thränen vergießenden Statuen, die ewigen Lampen 2c.

Räthselhafte Phänomene der Witterung und unerwartete astronomische Erscheinungen versetzten zu allen Zeiten die Massen

in Staunen, Angst und Trauer, denn sie galten als Zeichen göttlichen Unwillens und als Vorboten großen Unglücks, schwerer Seuchen, großer Theuerung und anderer Landplagen. Der witterungskundige Thaumaturg sagte nun solche Vorgänge in dem Luftmeere voraus und prophezeite Regengüsse, Ungewitter und Stürme; so wurde er in den Augen des Volkes nicht zu einem Weisen, sondern zu einem Zauberer, der die Fähigkeit hat, Regen und Winde gewähren oder verweigern zu können. Wir besitzen aus frühester Zeit Denkmünzen, aus denen hervorgeht, daß man den Thaumaturgen die Macht über den Blitz zuschrieb. Jedenfalls wurde von den Thaumaturgen selbst dieser Irrthum durch mysteriöse Ceremonien genährt; ihre Kunst, die sich der Nachahmung des Gewitters bediente, war schon dem Numa bekannt und hüllte sich in den Namen des Cultus des Jupiter Elionis und des Zeus Kataibates ein. Eusèbe Salverte weist in seinem interessanten Buche: Des sciences occultes ou Essai sur la Magie, les Prodiges et les Miracles (3. édit. Paris 1856) nach, daß sich die Thaumaturgen von jeher des Schießpulvers, dessen Erfindung sich im grauen Alterthume verliert (wahrscheinlich aus Indien stammend, den Chinesen früh bekannt, wurde es zu Minensprengung von Samuel, den jüdischen Priestern zu Zeiten des Hosea und Herodes, von christlichen Priestern zur Zeit des Kaiser Julian und von den Priestern zu Delphi gegen Perser und Gallier angewendet), der Windbüchse, des Wasserdampfes und des Magnets zur Bethörung der Menge bedienten.

Ob und wieviel Moses von jener ägyptischen Magie verstanden habe, deren berühmtes Geheimniß, das Tönen der Memnonssäule, noch immer nicht hinlänglich aufgeklärt ist, kann nicht bestimmt ermittelt werden; doch läßt sich nicht leugnen, daß manche seiner „Wunder" auf eine nähere Bekanntschaft wenn nicht mit jener „Magie," so doch mit naturwissenschaftlichen Thatsachen hindeuten, welche der großen Menge verborgen blieben. Jenen Stein, aus welchem Moses angeblich durch einen Schlag mit seinem Stabe eine Quelle hervorlockte, untersuchte vor einiger Zeit der in Africa ermordete deutsche Reisende U. J. Seetzen (Siehe dessen: Reisen durch Syrien, Palästina &c. herausgegeben von Kruse, Hinrichs, Müller u. A. Berlin 1844—45). Aus der in dem „Mosessteine" dem Wanderer gezeigten Oeffnung, welche durch einen Meißel hervorgebracht zu sein scheint, floß bei seiner Anwesenheit kein Wasser aus. Unter anderen Granitblöcken jener Gegend fließen jedoch einige für die dortige wasserarme Gegend ziemlich reiche Quellen hervor, welche sich in einen Teich ergießen und in Canälen zur Bewässerung in Obstgärten geleitet werden. Seetzen meint: „wenn man sich anders die Mühe nehmen wollte, ein vermeintliches Wunder zu erklären," daß Moses gewußt habe, das Wasser dieser Quellen verschwinde schon nach einem Laufe von einer Viertel- oder halben Stunde. Er hielt also die Juden in dieser Entfernung von den Quellen ab, und ließ nachher das Volk herantreten, sich von deren Dasein zu überzeugen. Wir haben es hier offenbar mit einem Stück der Quellenkunde zu thun, in der Moses vielleicht größere Fortschritte gemacht hatte, als die Meisten seiner Zeitgenossen.

Bei Erwähnung von Moses Stabe und seinem Wunder liegt es nahe, der Wünschelruthe und ihres vielbesprochenen Zaubers zu gedenken. Die Geschichte der Wünschelruthe ist eng mit der Geschichte der magischen Pendelschwingungen verknüpft und setzt sich in dieser Hinsicht in unserer modernen Tischklopferei fort. Schon im Mittelalter benutzte man eigenthümliche Pendelschwingungen nach der noch jetzt bisweilen geübten Art eines an einem Faden schwingenden Ringes dazu, Quellen und Metalle zu entdecken. Man begann diese eigenthümlichen Bewegungen einem dem elektrischen oder magnetischen ähnlichen Agens zuzuschreiben; der neuern Zeit erst war es vorbehalten, fester zu bestimmen, daß die Schwingungen durch unbewußte Muskelbewegungen der den Versuch anstellenden Personen hervorgebracht werden. Die Wünschelruthe, deren Adepten sich über ganz Europa verbreiten, und deren Spuren sich in den meisten ebenso abergläubischen als regen- und quellbedürftigen africanischen Völkerschaften wiederfinden, besteht bekanntlich aus einem grünen Zweige von der Haselstaude, der Corneliuskirsche oder vom Oelbaume; er muß entweder gabelförmig oder einfach sein; den einfachen faßt man mit beiden Händen so, daß er einen Bogen bildet, beim gabelförmigen hält man mit jeder Hand einen Ast so, daß die Gabelvereinigung im Bogen inmitten freisteht und, da man nicht fest, sondern locker hält, frei und leicht zwischen Händen und Brust des Haltenden schwingen kann. Die Kunst der Rhabdomanten (von Rhabdos, Zweig oder Ruthe, und Manteia, Wahrsagen) oder der „Ruthengänger" hat noch in diesem Jahrhundert einer kleinen Litteratur das Leben gegeben, indem Thouvenel, Amoretti und Ritter in München die Ergebnisse ihrer Experimente und ihre Erklärungsversuche veröffentlichten. Allein jeder andere auf ähnliche Weise im Gleichgewicht schwebende Körper ändert durch Schwingungen seine Lage ebenfalls. Ja ein berühmter Ruthenschläger, H. v. Triston, der 1826 über die Wünschelruthe eine Abhandlung schrieb, bekannte: „Ich bin weit entfernt, dem Verfahren mit der Wünschelruthe Vertrauen erwecken zu wollen, sobald es sich um Aufsuchung unterirdischer Quellen handelt." Das Resultat welches der bedeutendste Quellenkundige unserer Zeit, der Abbé Paramelle, aus seinen Beobachtungen bei einigen Dutzend der berühmtesten Ruthenschläger zog, ist dem selbst bei Gebildeten einen unverdienten Credit genießenden Instrumente höchst ungünstig; er fand, daß die Bewegung desselben sowohl an wasserarmen, wie an wasserreichen Oertlichkeiten vorsichgeht, und folglich durchaus nicht als Anzeichen einer nahen Quelle gedeutet werden kann.

Durch das Auftreten dieses Abbé Paramelle feierte die Wissenschaftlichkeit wiederum einen ihrer schönsten Triumphe. Als Priester eines kleinen Ortes in der Diöcese Toulouse trat er nach stillem, aber langjährigem, vorbereitendem Umgange mit den Naturwissenschaften, namentlich der Geologie, plötzlich mit seinen praktischen Kenntnissen hervor und erregte durch seine wahrhaft überraschenden und fast überall zutreffenden Angaben der in jenem Departement so wichtigen unterirdischen Wasserläufe ein ungemeines Aufsehen; das Volk hielt seine Fähigkeit vielfältig für höhere Inspiration, selbst den Gebildeten erschien er Anfangs als unerklärbares Phänomen. Man gewinnt aber den Mann lieb, wenn man die Worte liest, mit denen er

selbst ganz einfach die Gründe angiebt, die ihn zur Beschäftigung mit der Quellenfrage trieben, und mit denen er den autodidaktischen Weg seiner Bildung, seine Ausdauer und seinen Fleiß, dann aber auch die Art schildert, in welcher er von den erworbenen Kenntnissen Gebrauch machte. (Abbé Paramelle; Quellenkunde. Lehre von der Bildung und Auffindung der Quellen. Aus dem Französischen. Mit einem Vorwort von B. Cotta. Leipzig, Weber 1856.) Er wurde 1818 im kleinen Kirchspiel St. Jean-l'Espinasse (Lot) zum stellvertretenden Priester ernannt. Kaum dort angelangt überraschte ihn der Contrast, welchen in Bezug auf die Quellen der östliche Theil des Departements du Lot gegen den westlichen bildet. Der östliche, ganz aus Urgestein bestehende Theil zeigt sehr lange und regelmäßige Hügelketten. Von allen Seiten fließen Quellen herbei; fast jedes Haus hat eine in der Nähe und fast alle Wiesen werden von Flüssen, Bächen oder Quellen bewässert. Die vierundzwanzig Cantone, welche in einem Flächenraum von fünfzig Q.-Stunden den östlichen und südlichen Theil des Departements bilden, liegen alle auf Kalksteinformation und es fehlt ihnen sämmtlich an Bächen und Brunnen mit Quellwasser. Die Wünschelruthe bildet in dieser Gegend das gewöhnliche Thema für die Unterhaltung. Paramelle empfand das tiefste Mitgefühl für die zahllosen Leiden, die der Wassermangel fortwährend erzeugte, denn die Einwohner mußten häufig vier bis fünf Stunden weit gehen um mühselig für sich und ihre Thiere das nöthige Flußwasser zu holen. Bei den allgemeinen Klagen sagte er sich oft: „Wäre es denn möglich, daß Gott so viele Unglückliche für immer zu den Qualen des Durstes verdammt hätte! Sollte es denn nicht möglich sein, in diesem unglücklichen Lande Quellen aufzufinden, und lägen sie auch noch so tief!" Mit einigen geologischen Kenntnissen war Paramelle versehen und wußte, daß auf der Kalksteinformation ebenso viel Regenwasser niederfällt, wie auf den anderen Formationen; er begann, die weiten, trocknen Plateaus zu durchwandern, stets bemüht, dem Verlauf der Regenwasser nachzuspüren und Quellenspuren aufzufinden. Fast zwei Jahre vergingen, ohne daß es ihm gelang, das geringste Zeichen von Quellen zu entdecken. Da es ihm auf den Plateaus nicht glücken wollte, so wandte er sich mit seinen Untersuchungen den Ufern der drei Hauptflüsse des Departements zu, und konnte sich schließlich sagen, daß deren Quellen nicht in dem Gestein entstehen, aus welchem sie hervortreten, ebenso wenig in der Umgebung; sie müßten also das Product der Regenwasser sein, welche auf den Plateaus niederfallen und dort sogleich von der Bodenoberfläche aufgenommen werden. Er mußte annehmen, daß unter den Kalksteinplateaus unterirdische Bäche auf dieselbe Weise entstehen, anwachsen und weiterfließen müssen, wie die sichtbaren Wasserläufe anderer Gegenden; aber wo lagen ihre Betten?

Nun drängte sich dem Unermüdlichen der Gedanke auf, er müßte das Studium der unterirdischen Hydrographie am falschen Ende angegriffen haben; dem Studium jener mit Erdfällen und Erdstürzen überfüllten Gegenden müßte das der an Quellen so reichen Urgesteine vorhergehen. Die zwei nächsten Jahre wurden darauf verwendet, die Urformation des Departements zu durchwandern und zu untersuchen, unter welchen Terrainverhältnissen dort die Quellen hervortreten. Kaum hatte er so die Materialien zur Theorie der unterirdischen Wasserläufe gesammelt, so wendete er sie auf die Kalksteinplateaus an und eröffnete alsbald die lange Reihe seiner Quellenentdeckungen mit Auffindung der mächtigen Quellen von Louysse. So wurde Paramelle auf sein erstes Gesetz der Quellenaufsuchung geleitet: daß unter jeder auch noch so schwach bezeichneten thalförmigen Bodeneinsenkung ein Quellenlauf liegt. Die Bodeneinsenkungen (bétoires), deren Vertheilung ihm Anfangs wirr und ungeordnet erschien, bildeten, wie er entdeckte, Reihen, deren jede im Thalweg eines wenig vertieften Thales hinlief. So konnte er denn nach den Furchen des Bodens das geschlossene Quellengebiet bestimmen, welches oberirdisch das atmosphärische Wasser auffängt und in einem Wasserlaufe unterirdisch vereinigt; auch lernte er, im Voraus die Tiefe und den Wasserreichthum der Quelle anzugeben. Nachdem er nun neun Jahre lang in Büchern und namentlich auf Reisen in der Natur studirt hatte, ordnete er die gesammelten Erfahrungen und reichte dem Generalrath des Departement du Lot 1827 in einer Abhandlung eine Uebersicht der von ihm aufzustellenden Grundsätze der Quellenauffindung ein. Zugleich erbot er sich, Privaten und Gemeinden unentgeltlich Proben seiner Kenntnisse zu geben, die er nicht für unfehlbar erklärte, aber doch für hinreichend hielt, um wenigstens zwei Drittheile der Versuche garantiren zu können. In ganz unerwarteter Weise trafen alle seine Bestimmungen ein, schnell verbreitete sich sein Ruf über ganz Frankreich, und bald verlangte den wunderbaren Mann, welcher inzwischen sein Amt als Priester der Kirche niedergelegt, um sich ganz und gar seiner wohlthätigen Mission widmen zu können, eine große Zahl Quellenbedürftiger. Bis 1853 versah er nach und nach vierzig Departements mit Quellen, in deren jedem er die Anliegen an ihn durchschnittlich auf 300, in einzelnen über 3000 angiebt. Er nahm während seines fünfundzwanzigjährigen Berufs 10,275 Quellenbestimmungen vor; 8 bis 9000 davon hatten ergiebige Brunnengrabungen zur Folge, von den Erfolgen der übrigen erhielt er keine Nachricht. Vom März bis Juli und vom September bis December befand er sich jedes Jahr unterwegs und arbeitete vom Sonnenauf- bis Sonnenuntergang, bis er sich im Jahre 1854, wo er das vierundsechzigste Lebensjahr erreichte von seiner segensreichen Beschäftigung zurückzog. In seinem zweiundfünfzigsten Jahre wurde er als ein hochgewachsener, jugendlich kräftiger, sich ungewöhnlich einfach kleidender Mann geschildert, dessen schwarze, weite Tracht immer an seinen Priesterstand erinnerte. Sein Antlitz ist ruhig, interessant, mild, sein Blick forschend und durchdringend, seine Manieren sind einfach aber gefällig. Verstand und Aufrichtigkeit sprechen aus seiner Physiognomie. Seine ganze Erscheinung hat Etwas von der Derbheit des Bergbewohners; aber sie mißfällt um so weniger, da man sogleich hinter der bäurischen Außenseite die schöne Seele, den feinen und biegsamen Geist des Mannes erräth. Sein Erscheinen in wasserarmen Gegenden war stets ein Ereigniß; man lief von überall her zusammen und glaubte einen Gottgesandten, einen zweiten Moses zu sehen; er erklärt aber zu-

nächst, indem seine Blicke auf dem Lande, dem Boden weilen, den Leuten, die ihn umringen, daß er weder ein Heiliger noch ein Zauberer ist.

Die Gesetze und die örtlichen Bedingungen der Quellenbildung kann man nur schwer begreiflich machen, ohne gleichzeitig Wort und Bild zu gebrauchen. Am klarsten hat sie wohl in neuer Zeit Roßmäßler in seinem soeben erschienenen Buche „das Wasser" (Leipzig, F. Brandstetter 1858) dargelegt. In seiner schönen Ausstattung und in der ebenso gediegenen als gewandten Behandlung des so mannichfache Beziehungen darbietenden Stoffes ist das Werk ein sehr empfehlenswerthes für jeden Gebildeten. Dort wo Roßmäßler die Entdeckungen Paramelle's bespricht, macht er mit Recht auf die Uebereinstimmung derselben mit der von Volger neuerdings aufgestellten Theorie der Quellenbildung aufmerksam. G. H. O. Volger (Erde und Ewigkeit. Frankfurt 1857) meint nämlich, daß die nie ruhende „Auszehrung des Bodens" durch das unterirdisch dahinfließende Quellwasser nothwendig leere Räume von den verschiedensten Gestaltungen im Felsenbau der Erdrinde veranlasse. Die Quellenzüge unter den Thalgründen, welchen das Flußbett folgt, erzeugen unterirdische Höhlungen und Erdfälle. Die theilweisen Einstürzungen der Gewölbe über den allzuweit ausgenagten Höhlungen, welche meist durch allmähliches Nachsinken erfolgt sind, haben eine Vereinigung des oberirdischen Flusses mit den unterirdischen Quellenzügen herbeigeführt, und durch diesen Hergang sind nach Volger die sämmtlichen Seen der Schweiz, des bayerischen Oberlandes und des lombardischen Alpenrandes zu Stande gekommen; so stellt er als Regel auf: daß jedem oberirdischen Wasserlaufe auch unterirdische Wasserzüge entsprechen. Eine den jetzt herrschenden Ansichten der Geologen, welche im Erdmittelpunkte eine feuerflüssige Masse als Wärmequelle annehmen, völlig widerstreitende Theorie stellt aber Volger auf, indem er als Wärmequelle allein die Verdichtung, die Bewegung und den Stoffumsatz annimmt. Die Erhitzung der Erde und die Wärme der aus ihr hervortretenden heißen Quellen (Thermen) ist also nicht durch ein Centralfeuer, sondern nach Volger, der eine Menge Beweisgründe für seine Meinung herbeibringt, durch den chemischen Auflösungsproceß des die Felsarten durchfließenden Wassers erzeugt; auch sucht dieser Forscher namentlich an dem letztjährigen Erdbeben in Centraleuropa, das den kleinen Ort Visp im Canton Wallis zerstörte, darzuthun, daß die Erdbeben nicht dem Feuer, sondern dem Wasser zuzuschreiben seien, welches die Felsschichten unterwäscht und deren mehr oder weniger plötzliche Senkung veranlaßt. Diese neue ebenso originelle, als durch zahlreiche Thatsachen gestützte Theorie Volgers über die Ursache der Erdwärme wird noch einer näheren Erörterung und Beurtheilung der Sachverständigen unterliegen.

Manche Gegenden Deutschlands leiden noch sehr durch großen Wassermangel. Die Erbohrung artesischer Brunnen, die seit 1816 in so großer Zahl zuerst in Frankreich, dann auch in allen europäischen Staaten vorgenommen wurde, ist allerdings häufig von überraschendem Erfolge gekrönt, allein im Ganzen liefen doch viele Bohrversuche sehr unglücklich ab, nachdem sie große Summen verschlungen hatten; es läßt sich hier nur annähernd bestimmen, wie weit man vordringen muß, um sprudelndes Wasser zu gewinnen. Die Quellenkunde Paramelle's macht Hoffnung, daß sich in trocknen Gebieten Deutschlands Quellen eröffnen lassen, und Roßmäßler macht namentlich darauf aufmerksam, daß sich wahrscheinlich in den ausgedehnten Bergwiesen des sächsischen Erzgebirges, deren seichte, oft verzweigte Einsattlungen ihm aufgefallen sind, Quellen auffinden lassen müssen. Das „Wunder" einer hervorrieselnden Quelle wird sich gewiß manchmal zeigen, wenn man solchen Andeutungen der Bodenbildung folgt und in den Boden einschlägt, — aber für Deutschland ist noch kein Paramelle erstanden. P.

Zur Chronik.

Radetzky †.

— Joseph Graf Radetzky von Radetz, der 91jährige Jubelgreis des österreichischen Heeres, noch bis vor kurzem Generalgouverneur des lombardisch-venezianischen Königreichs, ist in Mailand am 5. Januar dem einzigen Feinde, den er schließlich nicht überwinden konnte, dem Mann mit der Hippe, erlegen. Das Heer des Kaiserstaats legt Trauer an, während der Name des friedlich gestorbenen Kriegsmannes nicht blos in den Annalen Oesterreichs, sondern auch mit dem fünften Husarenregiment fortleben wird. Erzherzöge begleiten seinen Sarg, und das Radetzky-Album wird zweifelsohne von den Söhnen der Muse Oesterreichs, bereichert werden. An Radetzky knüpfen sich noch Erinnerungen an die letzten Türkenkriege Oesterreichs. Am 2. November 1766 im Klattauer Kreise Böhmens geboren, — das Stammschloß der Familie Radetz, aber dieser nicht mehr gehörig, liegt an der mährischen Grenze, — trat der junge Joseph, 18 Jahre alt, als Cadett in ein Kürassierregiment und war 1788 im Feldzug wider die Türken, wo er die Belagerung Belgrads mitmachte und gegen die Spahis focht, Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls Lacy. In den Revolutionskriegen gegen Frankreich focht er in den neunziger Jahren unter Clerfait am Rhein und in Italien, bei Voltri, bei Novi, an der Trebbia, 1800 als Befehlshaber der Erzherzog-Albert-Kürassiere bei Hohenlinden, 1809 bei Deutsch-Wagram (bei Aspern war sein Heerhaufe zufällig nicht betheiligt), 1813 bei Kulm und bei Leipzig, wo er als Chef des Generalstabs im Kriegsrath des Fürsten Schwarzenberg seinen Schlachtplan, wie es heißt, durchsetzte. Schon vorher war er in Wien im Kriegshofrath thätig gewesen; nach den Franzosenkriegen schien ihn der sächsische, in österreichische Dienste übergetretene General Langenau in der Gunst des Fürsten Schwarzenberg zu beseitigen. Radetzky wurde einem General in Ungarn ad latus beigesellt, aber seiner ewigen Geldverlegenheiten wegen zur einträglichen Gouverneurstelle in Olmütz berufen. Schon sollte er pensionirt werden, als ihm mit dem Oberbefehl in Italien eine neue ruhmvolle Epoche eröffnet wurde, 1831. In den Wirren der Revolution und im Kriege wider Piemont hat man seine Strategie, aber fast noch mehr sein Glück zu rühmen. Er wußte durch seine strategische Klugheit dem Könige Carlo Alberto in

wohlüberlegten Positionen und mit wohlüberdachter Benutzung und Kenntniß der menschlichen Leidenschaften und der revolutionären Elemente der Zeit, Schlachten anzubieten, die schon gewonnen waren, ehe sie geschlagen wurden. Er ließ den ersten Andrang und enthusiastischen Aufschwung der italienischen Begeisterung sich verbluten und verschnaufen, hielt sich dem ersten Sturm gegenüber, in der Meinung, er werde sich verpuffen, ruhig in der Defensive, um dann dem schon erschlafften Revolutionsheer bei Novara eine Schlacht zu liefern, die bei der Position schon gewonnen war, sobald sie vom Feinde angenommen wurde. Dies ist das strategische Geheimniß der schnellen und entschiedenen Erhaltung Norditaliens, und Radetzky brachte mit seinem Siege in die ganze Gährung Oesterreichs einen neuen Halt und Schwung. — Man giebt uns Winke und Zuschriften über diese Wendung der Dinge und über Radetzky's Charakter und eigentliches Verdienst, die wir nicht in voller Ausdehnung mittheilen können, die aber unsere Einsicht dahin bestimmen, daß Held Radetzky, ein Meister in der Taktik, noch mehr in der Strategie, doch wesentlich seine Erfolge dem Glücke zu verdanken hatte, auch dem Glücke, an den Generalen Heß und Schönhals zwei Generalstabsfedern zu besitzen, wie sie Blücher an Gneisenau gehabt. Während Radetzky's Persönlichkeit allerdings herzengewinnend auf die Truppen wirkte, waren es doch jene beiden Federn, die ihm die Erfolge in der begeisterten Stimmung des gesammten Heeres sicherten. Schon Radetzky's Feldinstruction vom Jahre 1833 war aus der Feder des Generals v. Heß, und die Proclamationen und Bulletins an die Armee und an den Patriotismus der Bevölkerung, die so zauberhaft ein österreichisches Gesammtgefühl hervorriefen, waren von dem protestantischen Mann des Rheinlandes, General Schönhals, dessen „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen" in 7 Auflagen verbreitet wurden. Ohne Gneisenau keine Blücher-, ohne Schönhals keine Radetzkysiege! Oesterreich sei dessen eingedenk, will es seiner Devise nachkommen: A. E. I. O. U. d. h. aller Ehren ist Oesterreich voll! — Radetzky, ein Böhme zwar von Geburt, sah nur im Heere sein Vaterland. Wie alle Unbemittelten ohne Grundbesitz, fühlte er nicht für sein specielles Land, ging also ziemlich leicht in den Begriff des allgemeinen Oesterreicherthums ein. Religiös war er blos der Form nach Katholik, ein Deist der alten guten Zeit, wo der Soldat noch keinen Rosenkranz in der Patrontasche nöthig hatte, wenn er nur brav war.

Die Rachel †.

— Am 5. Januar ist die größte französische Schauspielerin von heute, auf ihrem Landgute bei Cannes, gestorben, 37 bis 38 Jahre alt, falls die Angabe ihres Geburtsjahres 1820 richtig ist. Noch unsicherer ist ihr Geburtsort, nachdem einige ihrer Biographen sich vergeblich bemüht, Paris als denselben zu bezeichnen. Weit eher hat die große Mimin Frankreichs in einer elenden Dorfschenke des Cantons Aargau das Licht der Welt erblickt, da ihr Vater, Clemens Felix, ein elsässischer Trödeljude, in jener Zeit oft mit seiner Frau nach der Schweiz hausiren ging. Er selbst gab sich gern für einen Deutschen aus, wollte sich wenigstens gern mit deutscher Bildung brüsten, wie Eduard Devrient 1840 in seinen Briefen aus Paris erzählt. Er bildete sich auch ein, der großen Tochter wie zwei jüngeren Kindern, namentlich dem Sohne Felix, die Ausbildung gegeben zu haben, die zu ihrem Künstlerruhme geführt. Im Grunde aber hat ein Lehrer des Pariser Conservatoriums die junge Rachel als herumziehendes Leiermädchen in den Straßen von Paris gefunden und ihr Unterricht im Singen gegeben. Nach dessen Tode ging sie, im Gefühl ihrer Bestimmung, in eine Declamationsschule und dann zum Theater Gymnase über; 1838, also etwa 18 Jahre alt, ward sie Mitglied des Theater français, um mit den scharfen Accenten und brennenden Farben ihres dämonischen und doch im strengsten Zügel gehaltenen Vortrags die eingeschlafenen Geister der alten Tragödie Frankreichs wieder ins Leben zu rufen. Sie hat den Franzosen ihren Corneille wiedergegeben, indem sie seine Gemälde mit Schlaglichtern retouchirte als wenn ein Rembrandt ein altes steifes historisches Bild restaurirt hätte. Zum gewaltigen Scharfsinn der Tochter Israels gesellte sich in ihr ein strenges, bewundernswürdiges Studium des Kothurnganges der alten Zeit eines Talma, zu dem Napoleon sagte: Schaffen Sie mir Helden! Sie war freilich nur ein Weib, und wenn sie zu einer Judith alle Größe und Schärfe der Charakterzeichnung besaß, so gefiel sich doch ihr heroischer Sinn meistens im Dämonischen. Rache, Stolz, Verachtung des Gemeinen: das war das Register der großen Töne, die sie anschlug und zur Meisterschaft ausbildete. Sie konnte auch in der Komödie die Epigramme des Scharfsinns zur mimischen Darstellung bringen. Ihre Grenze fand sie aber in dem was wir in Deutschland ächte Weiblichkeit nennen; bei ihrer Maria Stuart, wie wir sie vor Jahren in Leipzig sahen, wurden wir dessen inne; der Zauber der weichen Hingebung, Duldung und Liebe war ihr versagt. Um die altfranzösische Tragödie dauernd wiederherzustellen, hätte sie Mann sein und eine Schule bilden müssen. Sie hat keine Schüler gebildet, und so steht sie wie ein Phänomen am Theaterhimmel Frankreichs. Die Wiederherstellung der Tragödie hatte litterarisch nur schwache Versuche zur Folge, und mit der Erscheinung der italienischen Ristori erkannte selbst Frankreich die Grenzen der Rachel. Was sie aber mit Dieser theilte, und was deutschen Mimen nicht genug vorzuhalten sein dürfte: das war nicht blos das große Studium der Charakter die sie gab, nicht blos die volle Beherrschung ihrer Mittel in Behandlung der Stimme, des Athems, dies war das große Studium der Sprache, die sie ihre nationale nannte. Sie war nicht schön, nicht bevorzugt durch äußere Reize und Kräfte; und doch hat sie durch die Macht des Verstandes und durch die Behandlung der Verse Wunder gewirkt. Sie wußte die längste Periode ohne Effecthascherei sinnlich und geistig zu beleben, mit ihrem Athem den schwierigsten Text zu beseelen, den langweiligsten Vers Corneille's reizend und frappant zu machen. — Ihr Widersacher aus Oppositionslust war der vergnügliche Jules Janin. Sein Wort über sie war einseitig, aber er traf die Caricatur ihrer Eigenthümlichkeit; es lautete: „Demoiselle Rachel hat das Geheimniß gefunden mit einem vollkommenen Anstrich von Natur die übertriebensten, falschesten Empfindungen, die gewaltsamsten Redensarten der heroischen Tragödie lebendig darzustellen, es ist eine fortdauernde Ironie gegen die Schauspieler sowohl wie gegen das Stück. Wenn die Künstlerin ihren ironischen Stachel nur immer da ausdrückte, wo das Drama selbst es fordert, so wäre sie im Rechte; aber sie versetzt Alles, selbst das Gemäßigte, in diese ironische Sphäre, und sogar ihre Rührung, ihr Schmerz klingen wie Zorn, Unwillen, Grimm." — Ihre heißblütige, vom Stachel des Scharfsinns gepeinigte Natur erschöpfte sich rasch; ihre physischen Mittel erlagen bald den großen Anstrengungen ihrer Studien. Sie suchte Heilung unter dem africanischen Himmel, um auch dort neu zu erkranken. Ihr Landgut bei Cannes, in der Nähe der Bucht am Mittelmeere, wo Napoleon von Elba zurückkehrend landete, war

der Ertrag ihrer Ersparnisse von den 20,000 Francs, die sie jährlich vom Theater français bezog.

Dawison als Moliere's Geiziger.

— Es ist bereits die vierte Rolle, mit welcher Dawison im Laufe dieses Winters sein eigenes und das Repertoir der Dresdener Bühne bereichert, in der Tragödie mit Lear und dem Zaren im Demetrius, im Lustspiel mit dem Perin in der Donna Diana und jetzt mit dem Geizigen von Molière. — Tartuffe und Harpagon sind Typen geworden im Lexikon der menschlichen Erkenntniß, nicht blos Masken der modernen Komödie. Man sagt, das satyrische Lustspiel diene dem Moment seines Zeitalters, indem es in der Erscheinungswelt vergängliche Thorheiten geißelt. Gewisse Stücke Molières haben auch wirklich nur als Kinder ihrer Zeit dem Augenblicke oder der Epoche gedient, gegen die sie die Geißel schwangen. Manche seiner Stücke müßten, um noch ihre volle Geltung zu haben, nicht blos wörtlich, sondern sachlich übertragen werden auf neue Sphären und auf neue Objecte der stets mit ihren Masken wandelbaren Thorheit der Menschen. So die Femmes savantes, die Précieuses ridicules, die sich gegen eine sublime Association weiblicher und männlicher Blaustrümpfe im Hotel Rambouillet richteten. Andere Molièresche Lustspiele, die Schule der Frauen und die Schule der Ehemänner ꝛc. sind von den Dichtern des Theater français, den Nachfolgern und Schülern des Meisters, bis auf diesen Tag neu in Blut und Saft der Menschheit von heute versetzt und somit neu geschaffen und fortgesetzt; sie bedürfen mehr als einer bloßen Uebertragung für Deutschland. Auch der Tartuffe diente dem Moment der Molièreschen Zeit; war doch der Präsident Lamoignon damit in Person gemeint, und mußte doch Molière, nach dem Verbot des Stückes noch kurz vor der Aufführung desselben vor die Gardine treten und dem bereits versammelten Publicum doppelsinnig ankündigen: Monsieur le président ne veut pas qu'on *le joue*. (Er will nicht daß man e s spiele und i h n verspotte). Aber Molières Tartuffe hat den Typus eines unsterblichen Elements, des gesellschaftlichen Jesuitismus in der modernen Welt, in seinen Grundzügen so fest hingestellt daß auch unser Theater diese Gestalt wieder hervorsuchen mußte und würde, hätte sie uns nicht Gutzkows „Urbild" in einem reicheren Rahmen vorgeführt und somit das Problem gelöst, eine in ihrem Wesen unsterbliche Maske neu in Scene zu setzen. Was den „Geizigen" betrifft, so sind seit Molière's Zeit sehr viele Geizhälse in unseren Lustspielen erschienen, gekommen und verschwunden; der einfache Grundtypus dieses Elementes in der Menschennatur wie in der Komödie ist aber damit weder überboten noch verdrängt, und es thut noth, auf Molière's alten Harpagon zurückzugehen. Der Geiz ist seit 1670 feiner geworden in der Welt, geriebener, geschulter und gebildeter; er ist, sozusagen, mehr in das Nervenleben der Menschen übergegangen, tritt zwischen den vier Wänden im Schooß der Familie nicht mehr so craß und grell hervor; allein die Grammatik in der Sprache seines Wesens ist dieselbe geblieben, und welcher Wirkung diese alte scharfkantige Figur des Vaters der neuern Komödie fähig ist, bewies uns jetzt Dawisons Spiel. Sollen wir Dawisons Auffassung und Spiel einfach bezeichnen, so sagen wir: sein Harpagon schreckte nicht blos durch die an Caricatur grenzende Charakterzeichnung des altfranzösischen Dichters, Dawison gab dieser grellen Komik des alten, vielfach trocken gehaltenen Lustspiels die nöthige Beimischung die sie nicht blos erträglich, sondern auch anmuthig, ja behaglich macht. Was die Komik zum Humor erhebt, das ist die Selbstpersifflage. Indem er sich selbst verspottet, auf Momente mit dem fürchterlichen Dämon in ihm ironisch spielt, gewinnt dieser Harpagon gleichsam ein höheres Piedestal, das ihn aus der Trivialität der bloßen Posse erhebt. Molière spielte bekanntlich diese Rolle selbst, wie die meisten Hauptrollen seiner Stücke. Dadurch gewannen diese seine Hauptfiguren soviel Ausdehnung und Fülle im gemüthlichen und plastischen Detail, soviel meisterhafte Einzelheiten, dergestalt daß wir das reiche Ensemble eines Einzellebens mit dem ganzen Comfort ihres Behagens in ihnen haben und mitempfinden, während die übrigen Figuren seiner Stücke meist nur leicht und lose hingezogene Striche und Linien geben. Shakspeare, auch Schauspieler, aber nur in ernsten Nebenpartieen, hat als D i c h t e r seinen Hauptfiguren in jedem seiner Stücke diese concrete Ausbildung gegeben, die ihm bei jeder neuen Darstellung größer anwuchs und sie voller machte. Molière war wesentlich Schauspieler, und bildete immer nur diejenige einzelne Figur fertig aus, die ihm der Träger seines Themas war. So müssen wir das Stück „der Geizige" trocken und nüchtern nennen, während sein Hauptträger künstlerisch ein Meisterwerk der Ausführung bleibt. Die Rolle ist bedeutender als das Stück. Was sie dazu macht, ist der Uebermuth der Selbstironie. Die Caricatur der Zeichnung wird uns damit warm und anmuthig. Das ist das Wesen der Komik, wenn sie sich zum Humor erhebt. Die Komik geißelt die einzelne Erscheinung, der Humor ironisirt die gesammte Menschennatur. Dawison erreicht diesen Höhepunkt des Komischen. Daß die Komödie zugleich an die Schrecken der Tragödie streifen kann, beweist die Scene, wo Harpagon, in der Wuth, den Dieb seines im Garten vergrabenen Schatzes zu entdecken, das versammelte Publicum haranguirt, ob dort vielleicht der Dieb zu finden sei, und dann blind mit beiden Händen herumtastend seinen eignen Arm erfaßt, in der Meinung, er ertappe den Dieb. Hier mischt sich, auf der Grenze des momentanen Wahnsinns, Grausen ins komische Spiel, und wir fühlen wie richtig Jean Paul das Komische erklärt, wenn er sagt, der poetische komische Standpunkt lasse das Hohe und das Niedrige, das Erhabene und das Gemeine ineinanderspielen. Dawison hat mit dieser Leistung seinem Kranze ein neues Blatt eingefügt. (Zur vollendeten Wirkung jener Scene wünschten wir, daß man sie in abendlicher Dämmerstunde spielte, in deren Schatten erstlich Gespenster und Visionen leichter möglich sind und zweitens auch der Diebstahl im Garten glaublicher wird.)

Die neue Bearbeitung des Stückes von Dingelstedt hat es vermieden die ursprüngliche Rohheit in den Situationen und im Colorit zu mildern. Sie giebt als die Zeit des Spiels sogar historisch: „ungefähr 1670" an, obschon keine Nöthigung vorliegt, den Vorgang an eine Thatsache des Molièreschen Zeitalters anzulehnen und das Stück als ein geschichtliches zu stempeln. Ob es drei oder fünf Jahre vor Molière's Tode geschrieben und zuerst gespielt wurde, ist gleichgültig. Dagegen könnte man einzelne allzu crasse Züge tilgen, die allerdings daran erinnern daß Molière's Komik sich aus den Improvisationen des italienischen Bajazzospiels herausarbeitete. Der Vater des französischen Lustspiels theilte nicht blos Ruhm und Beifall mit den Lazzi der Arlekinaden aus Italien, er bearbeitete auch Stoffe dieser Gattung und behielt oft auch für seine ganz selbst erfundenen und besten Stücke die stehenden Masken der italienischen Posse bei. Mit seinem Ausruf: „Laissons Plaute et Térence, je n'ai plus qu'à étudier le monde!" emancipirte er sich von der Form und den Fesseln der antiken Komödie, blieb aber in den Banden der rohen Uebertreibung, wie sie die Posse der Italiener in seiner Zeit liebte. Harpagon z. B. ist doch immer ein Herr v. Harpa



gon, wird Edelmann und gnädiger Herr genannt; auch hat sein Sohn als Cavalier die Nöthigung, in Tressenkleidern zu gehen und die Modeperücke des Tages zu tragen. Daß der Alte sich von den Seinigen betrogen wähnt, ist glaublich; aber daß er bei ihrem plötzlichen Anblick ausruft: Sie wollen mir die Taschen plündern! ist in dieser Gesellschaftssphäre doch nicht gut denkbar, eine störende Uebertreibung, die zur Farce drängt, während die Situationen des Stücks sonst noch alle Tage gültig sein können und uns nahe liegen; die Jahreszahl 1670 rückt sie uns nicht in historische Ferne. (Daß die Damen im Stück auf der Dresdener Bühne neben der Perrücke der Männer den Puder verschmähen, ist nicht sowohl ein historischer, als ein Schönheitsfehler.) Dingelstedt hat dagegen die Pointen beim Schluß der Acte mit neuen Einfällen verschärft, aber das romantische Beiwerk der Nebenfiguren ganz gestrichen. Im Molièreschen Text hat der Geschäftsfreund Anselm nebst seinen Kindern, die er in Neapel oder auf dem Meere verlor und in Harpagons Hause auf überraschende Weise wiederfindet, ein romantisches Leben voll Abenteuer, Unglück und Lebensgefahr hinter sich, und macht mit diesem Elemente zu dem völlig unromantischen Harpagon, der nur den nervus rerum kennt, einen frappanten Gegensatz. Diese Episoden sind an sich nicht viel werth, aber sie heben die Hauptfigur und bringen Schatten und Farbe in die sonst so trockene Geschichte, wo dann nichts vorgeht als daß einem Geizhalse die Schatulle gestohlen wird und zwei Hochzeiten in Eins stattfinden sollen. Anselm in Dingelstedts Bearbeitung ist nichts als ein ganz geläufiger Herr Nachbar, wobei man dann nicht begreift, wie Harpagon darüber unwissend bleiben konnte, daß dessen Sohn bei ihm Dienste genommen ohne Lohn, während er die Tochter freien will. Diesen Figuren die romantische Vergangenheit nehmen, heißt das Stück noch nüchterner machen, ohne damit den Zufall im Zusammentreffen der Personen zu unterstützen.

Frau Ida Pfeiffer.

═ Das Athenäum bringt nach Privatbriefen Nachrichten von der unerschrockenen Reisenden Ida Pfeiffer, und über das Fehlschlagen ihres Versuches in das Innere von Madagaskar vorzudringen. Sie reiste mit einem Herrn Lambert, der mit der zu besuchenden Insel genau bekannt war, und hoch in Gunst bei der Königin Ranavalona stand, von Mauritius ab. Beide gelangten glücklich nach Tananariva, dem Centraldistrict der Insel, wo sich die königliche Residenz befindet. Anfangs wurden sie mit großer Freundlichkeit und Höflichkeit aufgenommen, aber plötzlich setzte sich die launenhafte Königin Ranavalona in den Kopf, die Reisenden wollten sie stürzen, und einen der Söhne Radamas, des vorigen Königs der Ovahs, auf den Thron setzen. Mit ihrer Freundlichkeit war es nun sofort zu Ende, und Frau Pfeiffer und Herr Lambert erhielten Befehl sofort die Insel zu verlassen, und nie wiederzukommen, wenn ihnen ihr Leben lieb wäre. Nicht das erste Mal sind europäische Reisende so ungastlich auf Madagaskar behandelt worden, und es blieb ihnen nichts anderes übrig als zu gehorchen. Frau Pfeiffer erreichte nun nach vielen Mühseligkeiten die Seeküste und schiffte sich nach Mauritius ein. Unterwegs befiel sie das gefährliche Madagaskarfieber, und nach ihrer Ankunft in Port Louis wurde sie ernstlich krank. Als die letzte Ueberlandpost von der Insel abging, am 14. November, befand sie sich bereits wieder auf dem Wege entschiedener Besserung, und stand im Begriffe eine Reise nach Australien anzutreten.

Ein verbesserter Polizeiknüttel.

x. Jene würdigen Männer welche mit der Obliegenheit betraut sind, zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung wesentlich beizutragen, Diebe festzuhalten, Lärmmacher und Raufbolde festzunehmen und sich in mancher andern Beziehung dem Publicum nützlich, nicht lästig, zu machen, nennt man Polizeidiener. In unserm Deutschland hat man ihnen Säbel gegeben und sie sehen gewissermaßen militärisch aus; in England und Nordamerica sind sie dagegen mehr bürgerlich ausstaffirt, und haben einen Stab, der aber großen Zauber ausübt. An manchen befindet sich oben eine Pfeife. Diese Zauberflöten sind bei den Polizeimännern in den großen Städten Nordamerica's sehr wichtige Werkzeuge, mit denen schon manchem Ruhestörer die Knochen von rechtswegen zerschlagen wurden. Aber sie sind noch ganz einfach, ursprünglich und urthümlich, noch keineswegs raffinirt und also einer großen Verbesserung fähig. Unserm erhabenen Zeitalter, in welchem eine neue Erfindung die andere drängt, war es vorbehalten, dieses nützliche Instrument wesentlich zu vervollkommnen. Der Erfinder ist ein Yankee aus schottischem Blut, sein Name lautet Mac Carthy. Er sandte im November 1857 das Modell seines „verbesserten Polizeiknüttels" an das Patentamt zu Washington, und suchte dort um Ertheilung eines Patentes für seine Erfindung nach. Dieses Modell ist zwölf Zoll lang, rund, und hat fünfviertel Zoll im Durchmesser. Der Knüttel mit seiner glatten Oberfläche gleicht äußerlich den gewöhnlichen Stäben, welchen die Polizeidiener führen. Aber er ist dabei hohl und hat eine sinnreich ausgedachte Vorkehrung mit vier länglichen Sporen oder Lanzetten. Sobald man eine Feder berührt, springen diese Lanzetten hervor und können als eine furchtbare Waffe gebraucht werden. Aber der Patentbeamte hat diese Erfindung verworfen. In seiner ablehnenden Zuschrift an Mac Carthy sagt er: die Gerechtigkeit zwinge ihn willig einzuräumen, daß diese „Höllenmaschine im Kleinen" neu sei, und insofern auch ein Anrecht habe, patentirt zu werden. Allein das Gesetz verlange auch den Nachweis, daß eine Erfindung wichtig und nützlich sei. Für Polizeimänner lasse sich vielleicht die Nützlichkeit nicht bestreiten, ob aber für das Gemeinwesen, sei eine andere Frage. Sobald man das nachgesuchte Patent ertheile, entziehe diese furchtbare Waffe sich der Controle der Regierung und könne jedem Banditen als Stilet dienen. Aus diesem Grunde werde eine abschlägige Antwort ertheilt. Die Nordamericaner sind übrigens sehr erfinderisch in Bezug auf Mordwaffen; das Bowiemesser, die coltschen Drehpistolen, die Sharps Büchsen und noch manches andere derartige rührt von ihnen her.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 5. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 30. Januar.

Inhalt.

Der Sklavenhandel zwischen Africa und America.

Der Handel mit Negern ist in der neuesten Zeit wieder sehr in Aufschwung gekommen; denn die Colonien in America verlangen Arbeitskräfte, welche sie bei sich nicht finden. Zwar fehlt es bei ihnen an Menschen und Händen nicht, aber der freie Neger findet es bequemer, sich von der Sonne bescheinen zu lassen, zu schlafen und zu essen; als zu arbeiten. Er ist ein zwanzigfach gesteigerter Lazzarone und das süße Nichtsthun geht ihm über Alles. Ihn kümmert es nicht, daß dabei das Land zur Wüste und er selber wieder ein Barbar wird; höhere Bedürfnisse sind ihm fremd und die vielen Bemühungen, dergleichen in ihm zu wecken, sind im Großen und Ganzen von der Masse völlig abgeprallt; auch bei Einzelnen haben sie im besten Falle nur dürftige Resultate ergeben. Wir lassen übrigens heute alle Betrachtungen über die Anlage und Naturbegabung des schwarzen africanischen Menschen bei Seite, um dem Leser eine Reihe von Thatsachen vorzuführen.

Der Sklavenhandel ist in Africa so alt wie die Geschichte des Erdtheils selbst; er erscheint von Anbeginn mit diesem Erdtheile verwachsen. Wir finden den Neger in seiner Heimath und außerhalb derselben stets im Verhältnisse der Sklaverei; die Neger haben sich untereinander stets als Waare betrachtet und behandelt, und den Menschen an Werth nicht höher geschätzt als einige Pfund Salz oder ein Paar Ellen Kattun. Der Neger in Africa hat keinen Begriff von Menschenwürde und bei ihm ist die Sklaverei viel roher als sie während des Alterthums und Mittelalters in Europa war.

Frankreich, Italien und England hatten bis tief in die christliche Zeit hinein förmliche Sklavenmärkte, auf denen anderswo geraubte oder gekaufte Menschen feil gehalten wurden. Die Gesetze der Angelsachsen verbieten Eltern den Verkauf der Kinder, und entziehen den Herren die Befugniß, Sklaven zu tödten. In den Ländern, welche mit den Saracenen in feindliche Berührung kamen, hörte der Sklavenhandel nie auf, denn es galt für verdienstlich, einen Ungläubigen in harter Sklaverei zu halten. Kein Wunder also, daß die Mohammedaner ihrerseits Gleiches mit Gleichem vergalten. Noch im sechzehnten Jahrhundert gingen aus Spanien ganze Schiffsladungen maurischer Sklaven nach America ab, um dort in den Bergwerken zu frohnden. Im Jahre 1018 belagerten spanische Mauren die Stadt Narbonne in Frankreich, aber die Christen blieben Sieger, machten eine große Anzahl von Gefangenen und verkauften dieselben auf öffentlichem Markte in Carcassonne. Zwanzig andere baumstarke „Heiden“, ausgesuchte Leute, wurden dem Abt von Limoges geschenkt, welcher achtzehn davon an fremde Fürsten verschenkte. Südeuropa war an Menschenraub gewöhnt, und es darf uns also um so weniger Wunder nehmen, wenn die Portugiesen bei ihren Entdeckungen in Africa Neger mit Gewalt wegführten; als Christen und kraft der bekannten päpstlichen Schenkungen glaubten sie sich dazu vollkommen berechtigt.

Damals hatten die Negerfürsten schon seit Jahrhunderten ihre eigenen Unterthanen gegen Pferde, Muscheln und Eisen an die Marokkaner verkauft, und die Portugiesen waren eigentlich nur die Nachfolger dieser letzteren. Beim Neger ist Freund und Feind Sklave; jeder ist geborener Sklave seines Beherrschers, der mit ihm machen darf, was ihm beliebt; das schwarze Africa hat nie ein öffentliches Recht gekannt. Der alte Mathias Christian Sprengel in Halle schreibt: „Als Moore um 1730 Factor der englisch-africanischen Compagnie auf der Goldküste war, pflegte ein dortiger König, wenn er seine Branntweinfässer ausgetrunken hatte, Nachts seine eigenen Dörfer anzuzünden, die Bewohner einzufangen und dann zu verkaufen. Doch nichts übertrifft die Grausamkeit, mit welcher die Neger gegen einander wüthen, mit welcher unerhörten Barbarei sie Menschenblut vergießen und wie oft sie den Werth der Menschen weit unter den Werth der verworfensten Thiere erniedrigen. Diese Barbarei, wodurch sie sich noch mehr wie durch andere Eigenthümlichkeiten von allen bekannten Wilden unterscheiden, erklärt meines Bedünkens einigermaßen, warum Africa ausschließlich vor allen Ländern den Sklavenhandel seit uralten Zeiten so allgemein und so ununterbrochen getrieben hat.“

Der König von Benin zeigt sich alljährlich einmal seinen Unterthanen; an diesem Tage werden ihm zu Ehren zwölf Sklaven geschlachtet. Im Königreich Congo durfte im vorigen

Jahrhundert Niemand, bei Todesstrafe, den König essen oder trinken sehen. Einst war ein achtjähriges Kind im Speisesaal eingeschlafen, und erwachte als eben der König trinken wollte. Sogleich ward es hingerichtet. Man schlug ihm mit einem Hammer die Nase ein, erwürgte es dann und schleppte es an einem Stricke nach dem gewöhnlichen Richtplatze. In Benin wird jede Frau, welche Zwillinge geboren hat, mit diesen zugleich umgebracht. In Angola, wo die Neger dem Namen nach seit ein Paar hundert Jahren römische Christen sind, wurde vor nicht gar langer Zeit ein Pferdeschwanz mit zwei Sklaven bezahlt, ein Elephantenschweif aber mit dreien. In Congo, wo Hundefleisch eine beliebte Speise ist, wurde, wie Lopez erzählt, ein gut gemästeter Hund durchschnittlich mit zwanzig Sklaven bezahlt; in Nordafrica gab man schon im frühen Mittelalter den Marokkanern für ein Pferd vierzehn Sklaven, und diese Art von Tausch findet auch heute noch statt. Seit länger als tausend Jahren bestehen überall im Sudan Sklavenmärkte, auf welchen arabische Kaufleute ihren Bedarf einhandeln, und wenn es den Christen jemals gelingen sollte, den Negerhandel an der Küste zu sperren, so wird er darum doch im Innern seinen bisherigen Fortgang haben, weil es kein Mittel giebt, ihn bei den Mohammedanern und den Negern selbst zu verhindern. Die Anhänger des Propheten von Mekka sind in Betreff der Heiden heute noch derselben Ansicht, wie einst die römischen Päpste. Nicolaus V. schenkte die damals unbekannten Länder den Portugiesen und Spaniern und er, das damalige geistliche Oberhaupt der Christen, erlaubte diesen Letzteren ausdrücklich, alle ungläubigen Einwohner zu Sklaven zu machen. Diesem Befehle wurde gern gehorcht, und die Christen trieben den Menschenraub ebenso systematisch wie in unseren Tagen Mehemed Ali von Aegypten vermittelst der berüchtigten Ghaswas im obern Sennâr und Kordofan. Schwarze Sklaven waren im fünfzehnten Jahrhundert in Lissabon und anderen portugiesischen Städten eine ganz gewöhnliche Sache; man fand sie dort zu Tausenden.

In unseren Tagen ist der africanische Sklavenhandel ein öffentliches Verbrechen und soll bestraft werden wie Seeraub. Nichtsdestoweniger wird er schwunghaft betrieben, namentlich von nordamericanischen Schiffen, welche Neger nach Cuba bringen. Mit Brasilien hat er seit einigen Jahren völlig aufgehört, aber die Perle der Antillen verlangt immer mehr Neger, und in neuerer Zeit haben auch die Franzosen aufs neue angefangen, diesen Handel wieder aufzunehmen. Ihre Antillen Martinique, Guadeloupe, Marie Galante und Les Saintes, nicht minder ihre Besitzung auf dem südamericanischen Festlande (nämlich ein Theil von Guyana mit der Stadt Cayenne), sind seit 1848, als die Neger und Mulatten dort freigegeben wurden, ganz außerordentlich zurückgekommen, was sich freilich erwarten ließ, weil man wissen konnte, daß nun die Neger sich nicht mehr zu andauernder Arbeit herbeilassen würden. Das verhängnißvolle Beispiel von Haïti und dem englischen Westindien lag vor, wurde aber nicht beachtet, und so stellten sich jene Folgen ein, die nicht ausbleiben konnten. Die Production ging zurück, und es fehlte an Arbeitern. Man holte Chinesen, aber diese kommen nicht in hinreichender Menge, eine große Anzahl dieser Unglücklichen stirbt auf der Ueberfahrt, ein anderer Theil verübt in Westindien Selbstmord, die überlebenden sind mißvergnügt. Die Noth der Pflanzer stieg immer höher, und sie wandten sich um Abhülfe an die Pariser Regierung. Das französische Seeministerium ermächtigte dann eine Gesellschaft in Marseille ausdrücklich, zunächst 10- oder 12,000 freie Neger aus Africa nach Martinique und Guadeloupe zu bringen. Man hing natürlich der Sache selbst, die im Wesentlichen auf Sklavenhandel hinauslaufen mußte, einen Mantel um, und erklärte, das Unternehmen entspreche sowohl dem Vortheile der Colonien wie der Humanität; wer aber mit den Verhältnissen bekannt ist, weiß wie viel auf die letztere Versicherung zu geben ist.

Man sagt etwa: Wir bringen nach und nach einige 100,000 Africaner nach America, wo sie sechs bis zehn Jahre auf den Zuckerpflanzungen arbeiten und monatlich — elf Francs Löhnung erhalten. Nach abgelaufener Dienstzeit können sie mit ihren Ersparnissen (!) in ihre Heimath zurückkehren, sie sind dann civilisirte Menschen geworden und werden ihre Landsleute mit den Segnungen der Civilisation und des Christenthums bekannt machen. Man wird dafür sorgen, daß diese „freien" Arbeiter nicht betrogen werden.

Die französische Compagnie Regis rüstete im vorigen Jahre Schiffe aus, an deren Bord sich ein Regierungsbeamter befand, um nach dem Rechten zu sehen, und man gab sich Mühe, an der Westküste von Africa Neger zu erhalten. Aber freie Arbeiter, welche Lust zur Auswanderung gehabt hätten, waren nirgends zu finden. Selbst in Liberia, an der Kruküste und bei den verschiedenen europäischen Factoreien ist die Arbeit nirgends völlig frei, und wenn die französischen Schiffe nicht leer nach Marseille zurückfahren wollten, so mußten sie weiter südlich gehen, nach Whydah (Waïdah), wo Sklavenhandel getrieben wird. Sie boten dort bis zu 50 spanischen Thalern für den Kopf, aber der Marktpreis war gerade hoch, und andere Bewerber zahlten mehr. Die Franzosen fuhren noch weiter südlich bis an die Mündung des Gabon. Inzwischen erfuhr der König von Dahomey, daß Schiffe unter der dreifarbigen Flagge Ladung suchten, und er ist gerade der rechte Mann, dergleichen anzuschaffen. Er veranstaltete flugs große Sklavenjagden und lieferte was man wünschte; die Bewohner der Stadt Abiokuta, wo vor einigen Jahren die Engländer eine Mission angelegt haben, thaten ein Gleiches, und Martinique erhielt auf solche Weise „freie" Einwanderer, die für elf Francs monatlich Zucker bauen. Sechs Jahre müssen sie aushalten. Diese Bedingung ist aber nicht schlimmer wie jene, welche die Engländer den „freien" Kulis in Demerara und Mauritius auferlegt haben; diese sind nämlich immer auf fünf Jahre gebunden.

Es ist somit Sklaverei dem Wesen nach vorhanden; strenge Zwangsarbeit gegen eine eigentlich nur nominelle Vergütung an Geld. Dabei wird aber der „Lehrling" weit schlechter gestellt, als wenn er Sklave wäre, denn der Pflanzer, welcher ihn aus- und abnützt, hat keine Verpflichtung, für ihn zu sorgen, sobald der Neger im Zwangsdienste eben dieses Pflanzers arbeitsuntüchtig geworden ist: er schickt ihn fort und läßt

ihn laufen, denn was kümmert ihn der freie Arbeiter; er erhält elf Francs monatlich und damit gut.

Was wird aber ein so schnödes und verwerfliches System den Colonien bringen? Arbeiter allerdings, aber zu dem schon vorhandenen Faulenzerproletariat der wirklich freien Neger noch ein anderes, das aus invaliden Africanern besteht. Denn diese können nach abgelaufener Arbeitszeit unmöglich so viel erübrigt haben, um über See in ihre alte Heimath zurückzukehren; und auch angenommen, sie gingen wieder dorthin, von wo man sie fortschleppte, um sie erst an der Küste und dann in Westindien zu verkaufen: was sollten diese zur Arbeit untüchtigen Leute in Africa anfangen? Sie werden also auf den Antillen bleiben, welche dadurch einen Zuwachs an Bettlern erhalten.

Auf Cuba werden jetzt jährlich nahe an 30,000 Neger eingeführt, und fast allwöchentlich kommen Sklavenschiffe aus Africa an. Es erscheint nicht ohne Interesse, zu sehen, wie dieser heillose Handel getrieben wird. Er ist, wie schon gesagt, ausschließlich in den Händen der Nordamericaner, und die Regierung zu Washington sieht sich in den meisten Fällen außer Stand ihn zu verhindern. Schon 1794 verbot der Congreß americanischen Fahrzeugen sich bei demselben zu betheiligen, bei Strafe der Confiscation des Schiffes und 2000 Dollars Buße für den Eigenthümer. Sechs Jahre später wurde außerdem noch verfügt: jeder, der freiwillig an Bord eines Sklavenschiffes dient, soll 1000 Dollars Strafe zahlen und zweijährige Gefängnißhaft erleiden. Die Gesetze wurden 1807 noch verschärft für Rheder, Capitäne und Commissionäre, die innerhalb der Vereinigten Staaten ein Schiff zum Sklavenhandel ausrüsten; und durch den Ashburtonvertrag von 1842 verpflichten sich die Vereinigten Staaten eine Anzahl Kreuzer, zusammen mit achtzig Kanonen, zum Kapern der Sklavenschiffe an der africanischen Küste zu halten. Diese Gesetze scheinen streng zu sein, reichen aber nicht aus. Ein americanischer Rheder kann ein Schiff bauen, beladen, ausrüsten und bemannen und sehr wohl wissen, daß es zum Sklavenhandel verwandt werden soll; er unterliegt darum doch keiner Strafe, wenn er selber nicht direct beabsichtigt, sein Fahrzeug zum Sklavenhandel zu verwenden; er kann jedoch dasselbe einem andern überlassen, und diesem Waaren verkaufen. Woher soll der bündige Beweis genommen werden für das was er beabsichtigt?

Insgemein ist das Verfahren beim Ausrüsten der Sklavenschiffe Folgendes. Ein Unternehmer kauft in irgend einem nordamericanischen Hafen ein Schiff, das schon eine Reihe von Jahren gefahren und sich als Schnellsegler bewährt hat; der Verkäufer verpflichtet sich, dasselbe in irgend einem bestimmten Hafen an der africanischen Küste abzuliefern. Dagegen läßt sich gesetzlich nichts einwenden, weil legal angenommen wird, daß er von dem Zwecke, zu welchem das Schiff verwandt werden soll, nichts wisse, demnach also auch nicht verantwortlich gemacht werden könne. Man bringt Holz, Reis, eingepökeltes Fleisch, Schiffszwieback und viel Kochgeschirr an Bord. Nun fehlen noch Wasserfässer, die nicht im Ausrüstungshafen selbst, sondern irgendwo anders eingenommen werden; auf keinen Fall dürfen die Hafenbeamten davon Kunde haben. Das Schiff erhält seine regelrechten Papiere und fährt ab. Wer will ihm nun etwas anhaben? Von zwanzig Fahrzeugen, die auf den Sklavenhandel nach Africa auslaufen, kann unter solchen Umständen kaum ein einziges vom Gesetz erreicht werden. An der Negerküste ist es sicher, weil die Americaner das von England in Anspruch genommene Durchsuchungsrecht auf offener See nicht anerkennen, und americanische Kreuzer gewöhnlich nicht in der Nähe sind. Im Nothfalle laden sie fünf, zehn, auch wohl zwanzig Stunden vom Lande entfernt die Sklaven ein, gewöhnlich nachdem am Tage zuvor ein Kreuzer das Revier verlassen hat.

Der americanische Capitän, welcher das Schiff nach Africa gebracht hat, bleibt mit seiner Mannschaft dort, nachdem er das Fahrzeug einem andern übergeben hat, der damit ohne alle Papiere nach Cuba fährt. Er selber sucht und findet eine andere Gelegenheit zur Rückkehr. An der Küste von Cuba werden die Neger an irgend einer abgelegenen Stelle gelandet, wobei die Regierungsbeamten, mit welchen gewöhnlich im Voraus ein Abkommen getroffen wird, ein Auge zudrücken. Unter Umständen wird das Schiff verbrannt oder nach irgend einem americanischen oder deutschen Hafen geschickt; unterwegs beseitigt man natürlich Alles was an den Sklavenhandel erinnern könnte.

Der Plan zu solchen Unternehmungen wird gewöhnlich auf Cuba entworfen. Dort bestimmt man den Landeplatz, nachdem vorher mit den Beamten Rücksprache genommen worden ist. Dann wird eine zum Ankaufe des Schiffes und zur Ausrüstung hinreichende Rimesse nach Neuyork oder Boston geschickt, mit dem Auftrage an einen Mäkler oder Commissionär, das Erforderliche zu besorgen. Da aber die öffentliche Meinung gegen den Sklavenhandel ist, so lassen die americanischen Helfershelfer sich ihre Mitwirkung theuer bezahlen. Sie kaufen z. B. das Schiff für 6000 Dollars, rechnen aber dem Cubaner 8 oder 10,000 an, und für die Ausrüstung machen sie Kostenansätze in demselben Verhältnisse. Ein Yankee, der jährlich drei solcher Schiffe besorgt, macht ein „fettes Geschäft." Sobald der Cubaner sein Schiff hat und mit seinen Ueberschlägen in Ordnung ist, giebt er in England seinem Correspondenten Auftrag, eine Ladung von Gütern, die er näher bezeichnet, da oder dorthin bis zu der und der Zeit an die africanische Küste zu senden. Mit diesen Waaren werden die eingekauften Neger bezahlt; denn der Cubaner hat dort einen Factor, der auch manchmal in der englischen Niederlassung Sierra Leona einkauft. In jener Gegend ereignen sich dann manchmal wunderliche Dinge. An der Mündung des Gallinas lebte bis vor einigen Jahren der Spanier Don Pedro Blanco, welcher den Negerhandel in großer Ausdehnung betrieb. Er pflegte alle Sklaven, welche in seinen Barraken abgeliefert wurden, mit seinem Brandmark, einem B, unter der linken Brustwarze zu versehen, denn der Biedermann hielt auf gute Waare. Es ereignete sich daß hin und wieder ein Kreuzer ein Sklavenschiff nach Sierra Leona aufbrachte, dessen Ladung aus Blancos Sklavenumzäunungen herrührte. In Sierra Leona, unter britischer Flagge, sind die befreiten Sklaven ihre eigenen Herren; aber manche von ihnen waren schon nach we-

nigen Wochen wieder in Blanco's Barraken und wurden von dem Spanier zum zweiten Male auf ein Schiff verkauft. Man weiß nicht durch welche Mittel sie aus dem freien Sierra Leona wieder in die Sklaverei kamen.

Die nordamericanischen Sklavenschiffe werden beinahe alle in den nicht sklavenhaltenden Staaten ausgerüstet; einige kommen wohl von Baltimore, die meisten jedoch von Neuyork, Bristol in Rhode Island, Boston in Massachusetts und Portland in Maine. Manchmal haut der Yankeemäkler den Cubaner unbarmherzig über das Ohr, weil der letztere bei einem so gesetzwidrigen Geschäfte nicht klagbar werden kann. Aber dergleichen Fälle sind selten, und durchgängig verfahren diese Geschäftsmänner durchaus kaufmännisch gegen einander.

Ein großer Anreiz zu diesem verwerflichen Handel liegt in dem ungeheuren Nutzen welchen er abwirft. Man hat berechnet, daß trotz der vielen Spesen an einer mittlern Ladung von 3 bis 400 Negern nach unserem Gelde von Seiten des Unternehmers auf Cuba, 4 bis 500 Thaler per Kopf profitirt werden. Der höchste Preis für einen Neger in Africa ist 100 Piaster; manchmal ist er auch für 40 zu haben; auf Cuba werden gern 600 harte Piaster und mehr, also etwa 900 bis 1000 Thaler für den Mann bezahlt. —ee.

Akademisches Leben und Studentenehre.

— Professor Johann Eduard Erdmann in Halle hat seine, an der dortigen Hochschule gehaltenen „Vorlesungen über akademisches Leben und Studium" in Druck gegeben (Leipzig bei Geibel). Es ist nicht das erste Mal, daß er akademische Vorträge, ganz so wie sie gehalten wurden, dem lesenden Publicum vorlegt; wir erinnern an seine gedruckten Vorlesungen über Glauben und Wissen (1837) und über den Staat (1851). Der geistvolle Verfasser der „psychologischen Briefe" ist den größern Leserkreisen auch durch seinen, in der Berliner Singakademie gehaltenen, humoristischen Vortrag über die Langweile bekannt. Sein jetzt erschienenes genanntes Buch ist die beste Hodegetik für die akademische Jugend Deutschlands, nach Schellings Reden und Abhandlungen über akademische Studien der gediegenste Wegweiser für Studierende. Wenn Einer, so ist dieser Psycholog der rechte Führer, um an seiner Hand für das akademische Dreijahr Zweck und Mittel, äußere und innere Bedingungen und jene ächten wissenschaftlichen Ziele des Studiums kennenzulernen, die als Ideale dem Auge vorschweben, obschon zu ihrer Erreichung die fleißigste und getreueste Ausbeute des realen Wissens und Forschens erforderlich ist. Der zweite Abschnitt giebt eine vollständige Encyklopädie der akademischen Wissenschaftlichkeit, eine logische Darlegung des Zusammenhangs der Facultäten und Disciplinen, mit dessen Erfassen allein die Hochschule eine universitas litterarum sein kann. Hört dieser Begriff auf, in den Köpfen und Herzen der Lehrer und der Studierenden lebendig zu sein, ist das Streben erschlafft, das akademische Dreijahr neben der Verfolgung eines einzelnen und besondern Fachs zugleich zu einer wissenschaftlichen Universalbildung zu benutzen: so ist die Universität bei dieser ausschließlichen Pflege der sogenannten Brotwissenschaften zu einer bloßen Abrichtungsanstalt für theologische, juristische und medicinische Beamte herabgedrückt. Wenn Staatsmänner der Meinung sind, der Staat brauche nur solche, so möchten sie doch bedenken, wie bald gegen ein Zeitalter des Industrialismus die verlorengegangene Idealität in der akademischen Jugend zu Hülfe zu rufen sein dürfte. Wir glauben selbst, daß die Blüthe der wissenschaftlichen Arbeitsamkeit, nachdem sie sich nicht politisch verwirklichen ließ, um ihren Aufschwung in staatlichen großen Formen festzuhalten, seit geraumer Zeit schon hinter uns liegt. Nicht dem Gelehrten: dem unabhängigen Geschäftsmann gehört die Zukunft. Der Andrang der strebsameren Jugend zu technischen Schulen und Anstalten wächst, die Zahl der akademischen Studenten sinkt. Jene Ueberzeugung ist ganz übereinstimmend mit dieser Thatsache. Allein eine andere Wahrnehmung ist bedenklicher. Man klagt immer mehr, daß an den Universitäten nicht blos die Zahl der Jünger Minervens, daß auch der ächt wissenschaftliche Eifer seit Jahren in entschiedenem Abnehmen sei. Ziehen die Gewerbschulen die besten Kräfte unserer Jugend an? Wir möchten die Frage nicht entschieden bejahen. Aber, bedauerlich würden wir es nennen, wenn die akademische Minderheit in der deutschen Jugend nicht durch intensives Streben zu ersetzen suchte, was sie an äußerer Mehrheit einbüßt. Noch immer, heute wie ehedem, bieten die classischen Studien mit ihrer Basis auf den Errungenschaften der alten Welt Griechenlands und Roms ein entschiedenes geistiges Uebergewicht über alle nicht vom Mark der Antike genährten Männer der Gegenwart. Dies Uebergewicht beruht nicht blos auf dem Verkehr mit den Geistern todter Sprachen, es beruht auf der idealen Selbstbestimmung des akademischen Bürgerthums, auf der Freiheit des Studenten nach innen und außen. Verbietet man dem Studenten im Commersch die politische Debatte: man nehme sich in Acht, ob man damit nicht zugleich seine Betheiligung am Interesse des Vaterlandes, seine Begeisterung für öffentliches Wohl und Weh unterbindet und lähmt! Dem Egoismus eines industriellen Zeitalters kann allein solidarisches Gemeingefühl und der Ehrbegriff, der sich am Ganzen betheiligt sieht, wirksam entgegenarbeiten. Professor Erdmann, kein Freund politischer Clubbs in bewegten Epochen, ist trotzdem der Ansicht, der Student müsse sich um Politik bekümmern; aber seiner idealen Stellung als Mensch der Zukunft entsprechend, dürfe er keinem fremden Clubb angehören und dienstbar sein, dieser außerhalb seiner Sphäre stehende Verein sei für ein Vorwärts oder für ein Rückwärts. Der deutsche Student, sagt Erdmann, müsse allein für ein Aufwärts! sein, in diesem Worte seine Losung suchen und dem Aufschwung der Geister für Großes, Hohes, Schönes und Edles Herz und Geist widmen.

Zu den Segnungen akademischer Jugendfreiheit gehört die Pflege idealen Sinnes, selbst wo es sich um Illusionen in Vorrechten und Eigenthümlichkeiten handelt. Professor Erd

mann widmet dem akademischen Ehrbegriff und dem Duell ein mehr als zwanzig Seiten umfassendes Capitel. Er bedauert, daß auf deutschen Universitäten das Fechten heruntergekommen ist; er bedauert nicht die Abnahme der Duelle, wohl aber die Abnahme des lebendigen Ehrgefühls, das damit zugleich zu erlöschen droht. Erdmann erklärt den Begriff der Ehre als einen specifisch germanischen, er nennt ihn zugleich einen im besten Sinne romantischen. Er schreibt: „Weil es sich bei der Ehre um das Anerkennen des innersten Kerns der Persönlichkeit handelt, eben deswegen tritt dieser Begriff erst in der christlich-germanischen Welt hervor, er ist ein durch und durch romantischer Begriff. Im Alterthum, wo die objectiven Mächte Staat, Vaterland Alles absorbiren, vor dem Athener, vor dem civis Romanus die Persönlichkeit zurücktritt, fehlt eigentlich, was wir Ehre nennen. Daß eine That, welche dem Staate Nutzen schafft, ehrlos sein kann, ist dort undenkbar. Ebenso ist es bei dem Orientalen. Annähernd so bei dem dem Orient zugewandten Slaven. Es bedarf eines sehr langen Zusammenlebens mit germanischen und neuromanischen Völkern, und also eines gewissen Entnationalisirens, damit der Jude oder Nationalrusse, welchen weniger Gewissen zuzuschreiben ein Frevel wäre, ein Ehrgefühl bekomme, das zwischen Ehren und Ehre einen solchen Unterschied macht wie wir. Am reinsten tritt die Ehre hervor im Verhältniß Gleicher. Wo eine entschiedene Subordination herrscht, wird der Untergebene sich Manches gefallen lassen müssen und können, was, wenn er es von einem Gleichen erduldete, ihn ehrlos machte. (Daß bei dem Franzosen in diesem Verhältniß das persönliche Ehrgefühl kitzlicher erscheint als bei dem Deutschen, hat vielleicht seinen Grund darin, daß in der Welt der Gesellschaft alle Gebildeten sich gleichstehen, der Franzose aber seine Stellung in dieser Welt so über Alles stellt, wie der Deutsche sein Amt.) Im Widerspruch mit dem eben Gesagten scheint zu stehen, daß gerade in dem Stande, in welchem die objective, vom Staate gegebene Stellung am meisten, ja sichtbar (in der Uniform) ausgeprägt ist, und in welchem ebenso das Subordinationsverhältniß so sehr hervortritt, im Officierstande, die Empfindlichkeit hinsichtlich der persönlichen Beleidigungen am allergrößten zu sein pflegt. Allein wenn dem wirklich so wäre (bei sehr großer Verschiedenheit des Ranges modificirt sich die Sache doch bedeutend), so kommt hier ein ganz anderes Moment in Rechnung. Bei einem Stande, bei welchem der unbedingte Gehorsam so sehr die anerkannte Bestimmung ist, daß auf die Frage: was er sei? der Officier mit der Devise des Prinzen von Wales*) antwortet, muß doppelt der Verdacht ferngehalten werden, daß, weil er gehorcht und dient, er eine sclavische Bedientenseele sei. Deshalb wird außerhalb des Dienstverhältnisses die Anerkennung freier Persönlichkeit um so energischer gefordert.

Bei Officieren und bei den deutschen Studenten gilt seit mehr als zwei Jahrhunderten als das einzige Mittel, unter Commilitonen eine Ehrverletzung zu sühnen, der Zweikampf. Welchen Sinn hat das Duell? Erdmann sagt, diese Frage sei darum nothwendig, weil Viele behaupten, es habe gar keinen, sei eben purer Unsinn. Da müsse nun zuerst bemerkt werden, daß das Duell nicht den Sinn habe, Zweie hätten sich so verfeindet daß es ihnen unerträglich ist, mit dem Andern zugleich zu existiren, sodaß Einer weichen, d. h. sterben muß. Wo ein solcher Haß, der etwas entschieden Bestialisches hat, existirte, da wäre das Ermordenlassen durch einen Banditen entschieden das zweckmäßigste Mittel, um sein Ziel zu erreichen. So ist es in Italien, wo südliche Gluth, verbundem mit sittlicher Rohheit, den Menschen zu solcher Bestialität kommen läßt. So war es vor dem dreißigjährigen Kriege auch auf den deutschen Universitäten. Erst seitdem ist an die Stelle des Auflauerns und Niederstoßens der regelmäßige Zweikampf getreten, und jenes erscheint heutzutage Jedem nicht nur als ein Unrecht, sondern als eine Ehrlosigkeit. Der Zweikampf hat einen ganz andern Sinn als der Mord, geschweige denn der Meuchelmord. Er ist das Mittel, Den, der unsern persönlichen Werth in Zweifel zog, dahin zu bringen, daß er die Erklärung giebt, wir seien so viel werth als er selbst. Dies geschieht dadurch, daß sich beide in ganz gleiche Lebensgefahr begeben, worin der Herausfordernde zeigt, sein Leben sei ihm nicht mehr werth, als die gute Meinung des Andern, dieser aber, indem er sich jenem stellt, (d. h. gleichstellt), factisch zeigt, daß er zwischen seinem und des Andern Leben keinen Werthunterschied setze. Sie thun sich gegenseitig die Ehre an. Wo diese Gleichheit nicht anerkannt wird, unterbleibt diese Ehrenerweisung: der stolze Adlige schlägt sich nicht mit Dem, der ihm nicht ebenbürtig ist; dem Lump verweigert man die Satisfaction, man schlägt sich nicht mit ihm, sondern man schlägt auf ihn. Darum aber ist es auch ganz falsch, zu sagen, das Duell habe nur einen Sinn, wenn Einer von Beiden auf dem Platze bleibt. Im Gegentheil, es wird dies ganz mit Recht ein unglücklicher, d. h. nicht normaler Ausgang des Duells genannt, weil die Möglichkeit bleibt, daß der Andere die schlechteste Meinung mit sich nehme. Dagegen wenn zuerst man factisch gezeigt hat, man achte den Andern genug, um beide Leben in die Wagschalen zu legen, und dann die Gegner sich die Hand reichen, wie das unter Gleichen zu geschehen pflegt, dann hat die Sache ihr glückliches, d. h. wahres Ende erreicht. Natürlich ist es ebenso wieder nicht das Normale, wenn gar keine Lebensgefahr dabei war, denn da kommt das Ding doch am Ende auf eine Prügelei heraus, nur daß die Stöcke von Eisen sind und dann nicht Prügel-, sondern Paukapparat heißen. Beides, die wirkliche Lebensgefahr, daß sie aber eben Gefahr bleibt, vereinigt sich dadurch, daß man sich tüchtig auf den Leib geht und tüchtig vertheidigt. Waffen, gegen die es keine Vertheidigungsmittel giebt, vergiftete Pillen, Vierundzwanzigpfünder, geheizte Locomotiven u. s. w., sind keine Waffen für den Zweikampf. Darum sind es auch die Pistolen nicht, denn noch haben es die Schützen nicht so weit gebracht, daß ihre Kugel die herannahende des Gegners auffängt. Wir lachen darüber, daß die Americaner sich mit Flinten duelliren. Pistolenduelle sind ebenso abgeschmackt. Ein Mann soll nie herhalten, darum auch nicht dazu, daß man auf ihn schieße; beim Fechten hält er eben nicht her, und darum zeigt sich hier die active, männ-

*) „Ich dien'," die Devise des Prinzen von Wales, auf diesen übergangen von König Johann von Böhmen, den der schwarze Prinz in der Schlacht von Poitiers gefangen nahm.

liche Tapferkeit. Feuerwaffen sind Vertheidigungswaffen, die darum der Jagd und dem Kriege, d. h. dem Morde dienen, und nicht dem ritterlichen Zweikampfe."

Daraus nun, daß der Verfasser in dem Studentenduell einen Sinn nachzuweisen die Einwände dagegen zu widerlegen versucht, könnte man folgern, daß nach seiner Ansicht das Duell auf deutschen Universitäten nie verschwinden dürfe. Dies aber ist seine Ansicht nicht. Er wünscht vielmehr, es verschwände, so nämlich, daß die Beleidigungen verschwänden. Es wird nämlich, sagt er, das Duell auf einer Universität in demselben Maße seltner werden, als ernste wissenschaftliche Beschäftigung mehr zur Gewohnheit wird. Damit nämlich verschwindet die Langeweile, dieser eigentliche böse Dämon des Studenten, welche zur Völlerei und allem möglichen Schlechten führt und in deren Gefolge sich die Beleidigungen und Reibungen zeigen. Was von der Universität als einem Ganzen gilt, das gilt gerade ebenso von jedem einzelnen Gliede derselben. Man beleidige nicht, man zeige sich als einen ernsten, strebsamen Menschen, man gehe Betrunkenen, seien es nun Einzelne, seien es ganze Haufen, aus dem Wege, man frequentire keine Orte, wo die einzige geistige Erhebung aus Malz und Hopfen stammt, und man wird schwerlich in die Lage kommen, eine Beleidung von sich abwaschen zu müssen. Wie es in England keine Leibeigenschaft mehr giebt, nicht weil sie je abgeschafft wäre, sondern weil es keine Leibeigenen mehr giebt, so kann auch, ohne daß es abgeschafft würde, das Duell verschwinden durch Verschwinden der Duellanten, d. h. der Beleidiger, und dieses hält Erdmann für sehr wünschenswerth. — Weiter statuirt er die Möglichkeit, daß das Duell nicht nur in praxi, sondern auch in thesi aufhöre eine Eigenthümlichkeit des deutschen Studentenlebens zu sein, ohne daß dieses dadurch in seinem Wesen angetastet werde. Bis zum dreißigjährigen Kriege hin herrschte auf deutschen Universitäten die Unsitte, Beleidigungen durch Meuchelmord zu rächen. „Diese Gewohnheit verschwand, als das Princip bestialischen Hasses, das ihr zu Grunde liegt, verdrängt ward durch das menschliche und romantische Princip der Ehre. Wäre nun dieses Princip, wie Einige behaupten, im Studentenleben solidarisch mit der Fortdauer des Duells verbunden, wäre das leider nicht abzuleugnende Factum, daß, seit unter den Studenten der Widerwille gegen das Duell so zugenommen hat, nicht nur Prügeleien, sondern die ehrlosesten Verbrechen, wie Diebstahl, häufiger geworden sind, wäre dies Factum, sage ich, ein Beweis für wirklichen Causalzusammenhang, so würde ich unbedingt behaupten, daß ohne Duell kein ehrenhafter Sinn auf Universitäten bestehen kann, es also auch nicht aufhören darf. Eine solche Solidarität aber zwischen Duell und ehrenhaftem Studentenleben darf schon deswegen nicht behauptet werden, eben darum auch nicht eine unbedingte Nothwendigkeit der Studentenduelle, weil es Universitäten giebt, z. B. in Schweden, wo, wie Deutsche, die daselbst studirt, mir erzählt haben, das Duell unbekannt und doch ein edler ehrenhafter Sinn herrschend ist. Ich muß daher die Möglichkeit statuiren, daß es auch in Deutschland einmal Universitäten geben wird, wo das Duell unbekannt, ja vielleicht so angesehen ist, wie wir heutzutage die Meuchelmorde des sechzehnten und anfangenden siebzehnten Jahrhunderts ansehen. Ich will einem solchen Zustande sogar ein Glück auf! zurufen, aber nur unter dem Vorbehalte, daß dann das Ehrgefühl des Studenten mindestens ebenso kitzlich ist, als damals, wo sie sich noch schlugen. Ehre ist Bewußtsein des persönlichen Werthes und seines Anerkanntseins· darum ist ein volles und befriedigtes Ehrgefühl, ohne daß man auch seine Tapferkeit anerkannt wüßte, undenkbar. Die bisherige Einrichtung, nach der man von jedem Studenten voraussetzte, er sei muthig genug, seine Ehre mit dem Schwerte zu vertheidigen, gab darum diesem Bewußtsein des Anerkanntseins Nahrung. Führen andere vom Staate nicht verbotene Mittel ebenso sicher zu diesem Ziele, wie das vom Staate verbotene Duell, desto besser; da benutze man diese. Es giebt solche. Wer z. B. in Schlachten tapfer dem Feinde gegenübergestanden hat, dem wird das Studentenduell vielleicht als ein überflüssiges Spiel erscheinen, und es ist kein Wunder, daß Mancher, der aus den Freiheitskriegen ehrende Narben nach Hause getragen hatte, wenn er später die Universitätsstudien wieder aufnahm, dort sich nicht schlagen wollte. Wenigstens eine Annäherung dazu, solche Proben des Muthes abgelegt zu haben, giebt es, wenn man eine Zeit lang Soldat gewesen ist; man sagt sich: Es war nicht deine Schuld, daß es gerade keinen Krieg gab, sonst hättest du dich signalisirt. Ich kann mir daher wohl auch dies denken, daß Dem, der sein Dienstjahr hinter sich und in dieser Zeit gelernt hat, Angriffe mit gefälltem Bayonnet zu machen, nach der Scheibe zu schießen u. s. w., das auf die Mensur Treten nicht mehr als der schlagendste Beweis für Tapferkeit erscheint. Wo aber dies Beides fehlt, wo eine Generation studiert, welche geboren und erzogen ward in einer Zeit, deren Prophet Elihu Burrit ist, wo auf einer Universität mehr als die Hälfte von dem schon so oft von mir beklagten sogenannten Vorrechte Gebrauch macht, vom Militärdienst frei zu sein, da, ich kann es nicht leugnen, da wird mir doch etwas bange, wenn so verächtlich gesprochen wird von Denen, die sich brav und tapfer zeigten nur auf der Mensur. Gewiß ist dies wenig, aber dies Wenige reichte aus, wenigstens vor so feigen Verbrechen sicher zu stellen, wie sie jetzt auf Universitäten vorkommen. Dies wollte ich Ihnen wohl garantiren: unter den Fällen, wo Diebstahl eine Studentenschaft entehrte, werden Sie keinen finden, wo der Verbrecher Einer war, der sich als ein tapferer Kämpfer in Ehrenhändeln erwiesen hatte. Und abermals wird mir, ich leugne es nicht, sehr bange, wenn ich den Jubel darüber höre, daß jetzt unsere Theologen ebenso vom einjährigen Dienst befreit seien, wie die katholischen schon längst. Denn mir fällt dabei ein, daß auf katholischen Universitäten die Theologen immer das schülermäßigste Ansehen hatten, bisher aber aus den protestantischen Studenten der Theologie die kühnsten Denker, die kühnsten Männer überhaupt hervorgingen. Ich bescheide mich gern bei diesem Bangewerden, daß bereits eine Generation darüber hingegangen ist, daß ich die Universität nicht etwa bezog, sondern verließ, und wiederhole, was ich gesagt habe: die Möglichkeit, daß das Duell auf Universitäten abgeschafft, etwa durch Ehrengerichte ersetzt werde und das Studentenleben doch ehrenhaft und gesund bleibe, diese gebe ich zu."

Die Nichten Mazarin's.*)

Dritter (letzter) Artikel.

Hortense Mancini wird als die schönste der Nichten des großen Cardinals gepriesen, und war auch die umworbenste. Sie hatte fast so viel Freier wie Penelope und darunter gekrönte Häupter. Karl II. von England, damals freilich noch im Exil, verlangte nach ihrer Hand zu einer Zeit wo Cromwell allerdings noch Frankreichs Verbündeter war, aber doch sichtbar dem Tode entgegeneilte. Dem weitblickenden Staatsmanne konnte es nicht verborgen sein, daß eine Wiedereinsetzung der Stuarts nach des Protectors Ableben so gut wie sicher war; dennoch wollte er von der vorgeschlagenen Verbindung nichts wissen, und wies sogar einen zweiten Antrag zurück, als Karl bereits wieder auf dem englischen Throne saß. Ein anderer gekrönter Bewerber war der Regent von Portugal, später König unter dem Namen Pedro II., und ein dritter der Herzog von Savoyen; aber auch sie wurden abgewiesen. In der That scheint Mazarin vor dem Gedanken, seine Familie mit gekrönten Häuptern zu verbinden, zurückgeschreckt zu sein; die Herzogin von Modena bildet die einzige Ausnahme, und sonst verstieg sich sein Ehrgeiz blos bis zu Prinzen von Geblüt, so oft er auch Gelegenheit hatte ihn mit einem höhern Preis zu befriedigen.

Erst als der Cardinal nach seiner Rückkehr von St. Jean de Luz sich sterben fühlte, entschloß er sich seiner Nichte Hortense einen Gemahl zu geben, und seine Wahl fiel auf den Herzog de la Meilleraye. Vornehmen Blutes war derselbe nicht, denn sein Vater, der Marschall de la Meilleraye, war nur durch kriegerisches Verdienst emporgekommen, und war Enkel eines Advocaten. Der Herzog war aber sehr reich, und hatte von seinem Vater das Großmeisteramt der Artillerie und mehrere Gouvernements geerbt. Auch war er sterblich in Hortense verliebt, und erklärte, wenn er sie heirathen könnte, würde er gern drei Monate später sterben. Der Herzog von St. Simon schildert ihn nach dem Urtheil von Zeitgenossen als geistvoll, unterrichtet und liebenswürdig, und sonach war er Derjenigen würdig, welche Frau v. La Fayette nicht blos die schönste von den Nichten des Cardinals, sondern auch die größte Schönheit am ganzen Hofe nennt. Mazarin aber gab ihm nicht blos die Hand seiner Nichte, sondern setzte ihn auch zu seinem Erben ein, mit der Bedingung daß er seinen Namen annehme. So wurde Armand de la Meilleraye Gemahl der Hortense Mancini, Herzog von Mazarin, und erbte dazu ein Jahreseinkommen von anderthalb Millionen Livres, oder wie Andere behaupten, ein Capital von mehr als 28 Millionen mit dem Palast Mazarin und allen seinen Reichthümern. Großmeister der Artillerie war er schon, und zum Gouverneur des Elsaß, der Bretagne und von Vincennes wurde er später ernannt. Auch war er Vertrauter des Königs, und wurde von Diesem in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen.

Als der Marschall de la Meilleraye, der ein alter Freund Mazarins war, von Diesem erfuhr, was er mit seinem Sohne vorhabe, bat er den Cardinal, seinen Erben mit einer so schweren Bürde zu verschonen. Der Erfolg rechtfertigte ihn, denn das Uebermaß des Glückes, der Geschäfte, und vor allem der Eifersucht, die sich sehr bald einstellte, war zuviel für seinen Verstand. Die häufigen Besuche des Königs bei seiner Frau flößten ihm solche Angst ein, daß er auf den Einfall kam, die schöne Hortense beständig reisen zu lassen. Sie hatte keinen eigentlichen Wohnort mehr, sondern er schleppte sie von einem Gouvernement, von einer Stadt in die andere, aus dem Elsaß nach der Bretagne, ohne vorher seine Ankunft anzeigen zu lassen. Manchmal fand die junge schöne, an ein bequemes Leben gewöhnte Frau kaum ein Nachtlager, und mehr als einmal kam sie in der Schenke oder in einem einsam gelegenen Edelsitz nieder. Und nicht Eifersucht allein quälte den jungen Gatten; er ergab sich auch der übertriebensten Frömmelei und machte sich die peinlichsten Scrupel über die Sündhaftigkeit der Welt. Die schönen Statuen, welche der Cardinal in seinem Palaste mit großen Kosten gesammelt und aufgestellt hatte, empörten sein sittliches Gefühl; er begnügten sich nicht, wie Tartüffe, sie mit dem Taschentuch zu verhüllen, sondern er ergriff eines schönen Tages einen schweren Hammer und zerschlug die herrlichen Bildwerke. Die Gemälde Titians und Correggio's, die seinen strengen Ansichten von Anständigkeit nicht entsprachen, wurde ohne Erbarmen überpinselt, oder gar verbrannt. In kurzer Zeit zerstörte er auf diese Weise Kunstwerke, deren Werth man auf 400,000 Francs anschlug. Die Nuditäten seiner Kunstsammlungen waren jedoch nicht das einzige, was ihm Aergerniß erregte; er fand auch Anstoß an den Liebschaften des Königs, und machte Diesem Vorstellungen darüber; eines Tages erklärte er ihm, der Engel Gabriel sei ihm erschienen, und habe ihm gesagt, es werde dem Könige ein Unglück zustoßen, wenn er nicht mit Fräulein de la Vallière breche. Ludwig lachte ihn natürlich aus. Nichts war dem Herzog von Mazarin lieber, als in Processe zu gerathen; nicht etwa aus Streitsucht, wie so viele Andere, sondern weil er das Vermögen des Cardinals für ein übelerworbenes hielt, und sich glücklich schätzte, wenn ein Gerichtshof ihm durch sein Urtheil einen Rechtstitel gab. Seiner Dienerschaft wurden die verschiedenen Rollen und Beschäftigungen nach dem Loose zugetheilt, sodaß der Koch Intendant, und der Frotteur Secretär wurde, denn, wie der Herzog meinte, im Loos spreche sich der Wille Gottes aus. Einmal gerieth das Schloß Mazarin in Brand, und Alles eilte zum Löschen herbei, aber er jagte die Leute wieder fort, welche der Schickung Gottes in den Weg treten wollten. Man kann sich denken, daß bei einem solchen Verfahren das ungeheure Vermögen abnahm, das ihm soviel Gewissensbisse verursachte!

Trotz aller dieser Streiche behielt der Herzog seine meisten hohen Aemter und Gouvernements, und 1688, nachdem er länger als zwanzig Jahre lang das Gespräch von Paris und der Provinzen gewesen, empfing er das Collier des heiligen Geistordens. Bei dieser Gelegenheit sah ihn der Herzog von

*) Siehe Nr. 1 und 3 der Europa.

St. Simon bei seinem Vater, und der scharfe Beobachter spricht von seinem guten Aussehen, welches Geist verriethe: ein Beweis, daß wir es bei ihm weniger mit Wahnsinn, als mit Verschrobenheit zu thun haben.

Natürlich hatte die arme Hortense am meisten von den verrückten Launen ihres Gemahls zu leiden. Sie liebte ihn; sie kannte keine größere Freude als ihn zu sehen, wie sie selbst sagt, und sie hätte auch alle die Unbequemlichkeiten der vielen Reisen ruhig ertragen, wenn er sie nur sonst nicht gar so tyrannisch behandelt hätte. „Ich konnte mit keinem Dienstboten sprechen," berichtet sie, „ohne daß er den Tag darauf fortgejagt wurde. Es durfte mich ein Herr nur zweimal hintereinander besuchen, so wurde ihm das Haus verboten. Gewann ich eines meiner Kammermädchen lieb, so wurde es sofort entfernt. Verlangte ich den Wagen zum Ausfahren, so verbot er lachend anzuspannen, und neckte mich über das Verbot. . . . Er wollte, daß ich nur ihn allein auf der Welt sähe." Auch das eheliche Tête-à-tête wurde durch den Herzog gestört. „Kaum schloß die Herzogin die schönen Augen," erzählt St. Evremond, „so weckte Herr v. Mazarin, dessen schwarzer Phantasie beständig der Teufel vorschwebte, seine Gemahlin um ihr seine Visionen mitzutheilen. Kerzen wurden alsdann angezündet, und man suchte überall; aber Frau v. Mazarin fand kein anderes Gespenst als dasjenige, das an ihrer Seite ruhte."

Noch ganz andere Sachen erzählt man von dem Gemahl der reizenden Hortense. Seinen Töchtern, die so schön waren wie die Mutter, wollte er die Vorderzähne ausziehen lassen, damit sie die Schwachen weniger in Versuchung führten. Den Bäuerinnen verbot er aus Keuschheitsrücksichten, die Kühe zu melken, und den Ammen ihren Pfleglingen Freitags und Sonnabends die Brust zu reichen. Die Frauen lehrte er in welcher verschämten Positur sie buttern und spinnen müßten. Er ging von Dorf zu Dorf und vertheilte Tractätchen; die Wachstuben wollte er in Klöster umwandeln, und aus Rücksicht auf sein Seelenheil verkaufte er sein Amt als Großmeister der Artillerie.

Die grausamen Eingriffe, welche der Fanatiker in die Toilettenfreiheit seiner Gattin machte, brachten die Zwietracht zum Ausbruch. Er verbot der Herzogin Schönpflästerchen aufzulegen, und confiscirte sogar ihre Diamanten. Sie entfloh am hellen Mittag zu Fuß über die Straße zu ihrem Bruder, dem Herzog von Nevers. Eine Aussöhnung kam zwar zu Stande, aber nur auf kurze Zeit, und nach neuen Zwistigkeiten zog sich Hortense in das Kloster de Chelles zurück, während sich ihr Gemahl nach dem Elsaß, seiner Statthalterschaft, begab, wo er in nicht geringerem Unfrieden lebte, als im eigenen Hause. Auf sein Ansuchen mußte auch die Gattin ihren Aufenthalt, wo ihr die Aebtissin sehr günstig gesinnt war, bald wechseln, und sich in das Kloster der Filles de St. Marie de la Bastille begeben, wo sie zwar keine freundliche Aebtissin fand, wohl aber eine Gefährtin, deren heiterer Jugendübermuth besser zu ihrem Temperament paßte, als die morosen Launen ihres Gatten. Es war dies die Marquise de Courcelles, als reiche Erbin einem armen Edelmann unter der Bedingung verheirathet, gegen Louvois ein gefälliger Ehemann zu sein. Der Niederträchtige hatte sie dann, um ihr Vermögen zu genießen, in das Kloster sperren lassen. Dort lebten jetzt die beiden Gefangenen mit dem Leichtsinn von Kindern, und kehrten das Unterste zu Oberst. Hortense selbst erzählt davon: „Da Frau v. Courcelles sehr liebenswürdig und sehr lustig war, that ich ihr den Gefallen, mit ihr auf einige Scherze gegen die Nonnen einzugehen. Darüber hat man dem König hundert alberne Geschichten erzählt: Wir hätten Tinte in den Weihkessel gegossen, damit sich die guten Frauen das Gesicht beschmierten, wir wären mit kleinen Hunden und dem Geschrei: Tayaut! Tayaut! in den Schlafsälen herumgehetzt, und Aehnliches, was entweder ganz erfunden oder sehr übertrieben ist. So z. B. verlangten wir Wasser um uns die Füße zu waschen, und die Nonnen verweigerten es uns, als ob wir im Kloster wären, um nach der Regel zu leben. Wahr ist es, daß wir darauf zwei große Koffer die im Saale standen mit Wasser gefüllt haben, und da die Dielen schlecht aneinanderschlossen, so sickerte das was überlief durch, und benetzte die Betten der guten Schwestern. Diesen Zufall hat man wie einen Pagenstreich erzählt. Unter dem Vorwand uns Gesellschaft zu leisten, ließ man uns nicht aus den Augen, und dazu wählte man die ältesten Nonnen, weil sie am schwersten zu verführen sind. Aber da wir den Tag blos mit Spazierengehen zubrachten, so hatten wir sie bald todtmüde gemacht, und zwei oder drei vertraten sich den Fuß weil sie uns nachzulaufen versuchten." Diese muthwilligen Streiche mochten wohl daran Schuld sein, daß beide Gefangene, nämlich Frau v. Courcelles und Hortense, nach der Abtei de Chelles zurückgeschickt wurden. Diese Anordnung aber fand nicht den Beifall des Herzogs von Mazarin, und er erschien wenig Tage darauf an der Pforte des Klosters mit einem Gefolge von sechzig Reitern und einem Einlaßpaß des Erzbischofs. Die Aebtissin aber stand längst auf Hortense's Seite; sie verweigerte dem Herzog nicht nur den Eintritt, sondern übergab die Schlüssel des Klosters der von ihrem Gatten mit gewaltsamer Entführung Bedrohten, um offen zu zeigen, wie sehr sie ihr Vertrauen schenke. Unverrichteter Sache mußte Herr v. Mazarin abziehen, aber die nächsten Tage verbreitete sich plötzlich das Gerücht von seiner Rückkehr mit verstärkter Macht. In der That sah Hortense vom Thurme aus eine Schaar Reiter, in Staubwolken gehüllt, heraneilen: es waren ihre Schwäger, der Graf v. Soissons und der Herzog von Bouillon, sowie ihre muthige Schwester, die Herzogin von Bouillon, die auf die Nachricht von der versuchten Entführung mit einem zahlreichen Trupp Cavaliere ihr zur Hülfe eilten. Hortense erkannte sie nicht; im Gegentheil glaubte sie, ihr Blaubart kehre zurück, und dachte in ihrer Angst nur daran sich zu verstecken. In dem Gitter ihres Sprechzimmers befand sich eine Oeffnung, durch welche sie glücklich hindurchkam. Als sie aber die Namen der Ankömmlinge erfuhr, wollte sie natürlich niemand wissen lassen, daß sie sich unnützen Schrecken hatte einjagen lassen, und versuchte auf demselben Wege wieder in ihr Zimmer zu schlüpfen. Ihrer Freundin, der Frau v. Courcelles, gelang es, sie selbst aber blieb diesmal zwischen den beiden eisernen Stäben stecken, und konnte erst nach langem Bemühen befreit werden.

Ein erstes Urtheil des Parlaments fiel günstig für die Herzogin aus, aber ihr Gemahl appellirte an die große Kammer, die, aus älteren Richtern zusammengesetzt als die erste Instanz, sich ganz entschieden auf die Seite des klagenden Gatten neigte, und den Einreden der Verklagten weniger bereitwilliges Gehör schenkte. Hortense hielt es daher für rathsamer, ihren voraussichtlich abfälligen Spruch bei ihrer Schwester Madame la Connetable in Italien abzuwarten. Zu Pferde, als Mann verkleidet, nur begleitet von einer Kammerfrau, die ebenfalls männliche Tracht angelegt hatte, verließ sie bei Nacht und Nebel Paris, und gelangte glücklich nach Nancy, wo der Herzog von Lothringen, der um ihre Schwester Maria geworben, sie freundlich aufnahm, und beschützt von einer Escorte seiner Leibwache nach Genf bringen ließ, von wo aus sie über die Alpen Mailand zu gewinnen gedachte. Das war damals nicht so ungefährlich wie jetzt, und das Schlimmste war, daß als sie im übermüthigen Genuß der neugewonnenen Freiheit mit ihrer Kammerfrau einmal Haschens spielte, sie sich am Knie verletzte, und diese Wunde sich auf der mühseligen Reise so verschlimmerte, daß sogar schon davon die Rede war, ihr das Bein abzunehmen.

Mittlerweile hatte das Parlament sein Urtheil gegen die Herzogin gefällt, und zugleich den Herzog ermächtigt, seine Gemahlin festnehmen zu lassen, wo er sie fände, auch den Herzog von Nevers und den Chevalier Rohan, die ihre Flucht begünstigt hatten, zur Verantwortung gezogen. Es war gut daß Hortense in Sicherheit war; in Mailand war ihr ihre Schwester Maria und ihr Schwager Colonna entgegengekommen, und sie lebte längere Zeit bei ihnen, nachdem auch der Herzog von Nevers nach Italien gekommen war. Die Harmonie zwischen ihnen dauerte nicht allzulange, und Hortense wohnte nacheinander bei ihrem Onkel, dem Cardinal Mancini, bei ihrer Tante Martinozzi, und endlich gar wieder in einem Kloster. Auch dieses Lebens müde, söhnte sie sich wieder mit dem Herzog von Nevers aus, als dieser von Rom abreiste, um sich mit Diana v. Thianges, Nichte der Marquise v. Montespan, zu vermählen, und beschloß ihn nach Frankreich zu begleiten, um eine Ausgleichung mit ihrem Gatten zu versuchen. Die Geschwister reisten aber mit solcher Muße, und amüsirten sich so gut, daß sie sechs Monate unterwegs blieben. Solche Eile hatte Philipp die schöne Diana heimzuführen, und Hortense, ihrem Proceß ein Ende zu machen. Als sie endlich in Nevers ankamen, erschien vor Hortense ein Commissär der großen Kammer und wies ihr einen Verhaftsbefehl vor. Auch der Hauptmann der Leibwache des Herrn v. Mazarin, Polastron, lag schon auf der Lauer, um sie unterwegs festzunehmen. Der Großprofoß der Provinz Bourbonnais hatte mit seinen Polizeisoldaten alle nach Nevers führenden Straßen besetzt, um ihre Gefangennehmung sicherzustellen; dagegen hatte sich der Stadtrath nach öffentlicher Berathung verpflichtet, sich der Verfolgten anzunehmen. Von beiden Seiten griff man schon zu den Waffen; der Kampf sollte beginnen, und die Entführung der zweiten Helene drohte aus dem stillen Nevers ein neues Troja zu machen, als eine Ordonnanz des Königs eintraf, welche den Herzog von Mazarin zwang einen Vergleich zu unterschreiben. Er that es mit Thränen in den Augen. Dem armen Mann schnitt es ins Herz daß er seine Frau nicht einkerkern lassen durfte. Hortense aber reiste wieder nach Rom zurück.

Kaum waren einige Monate verflossen, als die Nachricht nach Versailles gelangte, daß Madame la Connetable Colonna und die Herzogin von Mazarin von Rom geflüchtet, und an der Küste der Provence gelandet wären. Hortense hatte keinen Anlaß, Rom zu verlassen; sie wollte nur ihrer Schwester auf der gefährlichen Reise Gesellschaft leisten. Beide benutzten die Abwesenheit des Connetable, um sich nach Civita Vecchia auf den Weg zu machen; sie reisten in Mannskleidern, unter denen sie Frauenkleidung trugen. Zwei Stunden nach Mitternacht erreichten sie das Ufer des Meeres, und da sie kein Boot fanden, mußten sie die Nacht in einem nahen Gehölz zubringen. Den ganzen Tag über blieben sie dort versteckt, bis endlich die bestellten Bootsleute kamen. Diese waren ganz bestürzt über das tollkühne Vorhaben der beiden Unbekannten, sich in einem halboffenen Boot aufs Meer zu wagen, und fragten sie, ob sie etwa den Papst ermordet hätten? Acht Tage dauerte die Ueberfahrt in einem Fischerfahrzeug, und diese beiden Flüchtlinge hatten sich ganz in die Hand dieser rohen Menschen gegeben, die jeden Augenblick auf den Einfall kommen konnten, die Schutzlosen zu berauben und in's Meer zu werfen. Dennoch erreichten sie glücklich Ciotat und begaben sich von da zu Pferde nach Marseille. Ihre Toilette war in so traurigem Zustande daß Frau v. Grignan ihnen sogar Hemden schicken mußte, und von ihnen schrieb: „Sie reisten wie ächte Romanheldinnen, mit sehr viel Schmuck, aber ohne alle Wäsche."

Hortense durfte nicht wagen ihrer Schwester weiter zu folgen als bis Montpellier, aber auch nicht nach Rom zurückkehren. Sowie Herr v. Mazarin die Ankunft seiner Frau in der Provence erfuhr, schickte er seinen getreuen Polastron dorthin, und Hortense, von Schreck ergriffen, nahm von ihrer Schwester Abschied und flüchtete sich nach Savoyen. Dort herrschte Karl Emanuel, der früher um ihre Hand geworben, und zu dem sie jetzt als heimathloser Flüchtling kam. Der Herzog war entzückt sie wiederzusehen, lud sie ein zu bleiben, und sie blieb drei Jahre, war Gegenstand der Eifersucht für die regierende Herzogin, der Glanzpunkt aller Feste in Turin, und in Chambery, wo sie sich im Sommer aufhielt, versammelte sie selbst einen Hof um sich. Doch auch diese Herrlichkeit fand ein Ende: der Herzog von Savoyen starb am 12. Juni 1675, seine Wittwe übernahm die Regentschaft, und duldete ihre Nebenbuhlerin keinen Augenblick im Lande. Mitten im Winter mußte Hortense Chambery verlassen, und sich durch die Schweiz und Deutschland nach Holland, und später nach England begeben. Der Krieg war gerade im besten Gange, und die Reise ging mitten durch feindliche Armeen und durch militärisch besetzte Länder, deren Sprache Hortense nicht einmal verstand. „Aber sie wußte sich verständlich zu machen," schreibt von ihr St. Evremond, ihr späterer Verehrer, „denn ihre Augen reden eine allgemeine Sprache.... Niemals ist Helene so schön erschienen wie Hortense, aber Hortense, diese verfolgte schöne Unschuldige, floh vor einem ungerechten Gemahl und reiste keinem Liebhaber nach." Einen anderen Bin-

selstrich zu dem Bilde der durch das Continent irrenden Herzogin von Mazarin verdanken wir ihrer alten Freundin, Sidonie v. Courcelles, welche von Genf aus, das die Herzogin auf der Durchreise berührte, schrieb: „Madame v. Mazarin geht nach Augsburg, weil Madame v. Savoyen ihr unmittelbar nach dem Tode ihres Gemahls befohlen hat, ihre Staaten zu verlassen.... Es ist ein großes Unglück, sich so überall in der Welt vertrieben zu sehen; aber das Merkwürdige ist, daß diese Frau durch ein Uebermaß von Leichtsinn, dessen Gleichen ich nicht kenne, über alles Unangenehme triumphirt, und daß sie, sobald die Verdrießlichkeit vorbei ist, nur noch ans Genießen denkt. Bei ihrer Durchreise hier war sie zu Pferde, in Federhut und Perrücke, mit zwanzig Mann Gefolge, und sprach von nichts als von Tanz- und Jagdpartien, Festlichkeiten und Zerstreuungen."

London war jetzt ihr Ziel, als ob sie die ehemaligen Bewerber um ihre Hand nach der Reihe besuchen wollte, denn Karl II. saß dort auf dem Throne, und in das leichtsinnige und galante Treiben seines Hofes paßte Hortense vortrefflich. Ihre Erscheinung in Whitehall war ein Ereigniß, und setzte alle rivalisirenden Parteien in Bewegung. Hortense war den Dreißigen nahe, aber ihre Schönheit hatte nichts von ihrem Glanz verloren. Sie fand sofort ihre Anhänger; ihre alles überstrahlenden Reize drohten der Herrschaft der Herzogin von Portsmouth Gefahr, die als Französin und Pensionärin Ludwigs XIV. der ganzen Nation verhaßt war, und die Frage, wer von beiden Schönen den Sieg davon tragen würde, beschäftigte die Köpfe aller Politiker, als Hortense selbst das Spiel verdarb: sie verliebte sich plötzlich in den Prinzen von Monaco, und entfremdete sich dadurch den König, der ihr sogar ihre Pension von 4000 Pf. Sterl. entzog. Ihre politische Rolle war damit ausgespielt, obgleich Karl II. sie wieder zu Gnaden annahm und ihr sogar den Pavillon von St. James als Wohnung überließ. Dort versammelte sie die vornehmsten Damen, die geistreichsten Männer des Hofes und der großen Welt, die fremden Minister und alle angesehenen Franzosen die nach England kamen, regelmäßig um sich. Einen vertrauteren Kreis aber bildeten die Gelehrten und Schöngeister: der Skeptiker Vossius, Kanonikus an der Windsorcapelle, der Theologe Justel, der geistreiche Saint Real, der Dichter Waller, und St. Evremond, der ihr Dichter, ihr Vertheidiger und ihr Verehrer wurde. Auch die Liebesabenteuer hörten noch nicht auf und der junge Baron Bannér, der Sohn des berühmten Generals Gustav Adolphs, verlor ihretwegen in einem Duell das Leben.

Die Revolution von 1688 brachte in dieses Treiben eine vorübergehende Störung. Wilhelm III. entzog Hortensen die Pension welche Karl ihr wieder bewilligt und bei seinem Tode sicher gestellt hatte; sie hätte gern England verlassen, wenn ihre Gläubiger sie nicht festgehalten hätten. Andererseits war im Parlament davon die Rede, sie als Verbündete des vertriebenen Königs Jakob auszuweisen, und sie kam sogar in Verdacht, sich in eine Verschwörung der Katholiken eingelassen zu haben, und mußte deshalb ein Verhör bestehen. Sie muß jedoch ganz unschuldig gewesen sein, denn sie blieb nicht blos fortan unbelästigt, sondern König Wilhelm setzte ihr auch auf Verwendung ihrer Freunde eine Pension von 2000 Pf. St. aus. — Umgeben von der gewähltesten Gesellschaft, in deren englischem Theile wir die Namen von Toryfamilien vorherrschen finden, verbrachte die Herzogin von Mazarin ruhig ihre letzten Jahre in England. Sie fügte sich ganz in die Landessitten und wurde eine Liebhaberin der Wettrennen, der Jagden, der Wetten und der Hahnenkämpfe. Dabei blieb ihr Haus ein Sammelplatz englischer und französischer Schöngeister, und sie selbst eine Richterin des Geschmacks und für St. Evremond sogar eine Muse, die ihn zum Dichter begeisterte. Sie starb am 2. Juli 1699 in Chelsea in den Armen ihrer Schwester, der Herzogin von Bouillon, und ihres Sohnes, des Herzogs de la Meilleraye, die auf die Nachricht von ihrer Erkrankung über den Canal geeilt waren. St. Evremond hielt ihr in einem Briefe an einen Freund folgende Leichenrede: „Sie war die schönste Frau von der Welt, und ihre Schönheit behielt ihren Glanz bis zum letzten Augenblick ihres Lebens. Sie war die reichste Erbin in Europa; ihr Mißgeschick hat sie dahin gebracht nichts zu besitzen, und großartig, ohne Vermögen, hat sie in größeren Ehren gelebt, als die Reichsten es zu thun verstehen. Sie starb mit einer christlichen Gleichgültigkeit gegen das Leben."

Ihr Gemahl, der sie während ihres Lebens mit Prozessen verfolgt hatte, um sie wieder in seine Gewalt zu bekommen, hatte sich nach ihrem Tode um den Besitz ihrer Leiche mit ihren Gläubigern zu streiten. Sie wurde ihm zuletzt ausgeliefert, aber nur gegen Caution. —

Die jüngste der Nichten des Cardinals, Maria Anna, die erst 1655 nach Paris gekommen war, war noch unverheirathet und unverlobt als ihr Onkel starb. Es war ihr jedoch eine Mitgift von 400,000 Thalern nebst dem Gouvernement der Auvergne bestimmt, und sie fand, fünfzehn Jahre alt, bald einen Gemahl in dem Herzog von Bouillon, dem Erben des stolzen Hauses de la Tour und dem Neffen des berühmten Turenne. Marianna war der Liebling ihres Onkels gewesen, und wegen der frühen Reife ihres Geistes und ihrer muntern Anmuth ein Spielzeug der hohen Herrschaften des Hofes. Wenn die ernste Eminenz guter Laune war, erlaubte sie sich manchmal ihrer Nichte seltsame Streiche zu spielen. Es mag einer hier stehen, der den Leser jedenfalls in Erstaunen setzen wird, der aber ganz im Geschmack der Zeit war.

Der Hof befand sich in La Fère; bei Tisch nach dem Essen fing der Cardinal an seine kleine Nichte über ihre Liebhaber zu necken, und ging soweit zu behaupten daß sie schwanger sei. Marianna wurde vor Zorn ganz roth, und den Oheim machte ihr Aerger soviel Spaß, daß er den Scherz fortsetzte. Man machte die Kleider des Kindes enger, um es glauben zu machen es werde stärker; sein Zorn diente dem ganzen Hof zur Unterhaltung. Es war von nichts die Rede als von der bevorstehenden Niederkunft, und eines schönen Morgens fand Marianna in ihrem Bett ein neugeborenes Kind. Daß sie Mutter sei, mußte sie nun eingestehen; sie weinte wie eine Verzweifelte, und schrie lange Zeit mit ihrem Neugeborenen um die Wette; sie versicherte hoch und theuer, nicht das Mindeste bemerkt zu haben. Die Königin stattete der Wöchnerin ihren

Staatsbesuch ab, und erbot sich Pathe zu stehen. Der ganze Hof besuchte sie mit großem Pomp und defilirte an ihrem Bett vorbei, ganz nach der Etiquette. „Es war ein öffentliches Fest," schreibt Hortense in ihren Memoiren. „Man drang in Marianna, den Vater des Kindes zu nennen, und sie gab zur Antwort, nur der König oder der Graf v. Guiche könne es sein, denn nur diese Beiden hätten sie geküßt." Hortense, die mehr Jahre zählte, war in das Geheimniß eingeweiht und lachte von ganzem Herzen über den Spaß. So unterhielt man sich damals bei Hofe, und so bildete man den Geist der jungen Mädchen!

In geistiger Beziehung war Marianna Kindern ihres Alters weit voraus; mit sechs Jahren machte sie Verse; ihre Chansons und ihre Bonmots erregten schon Aufsehen, und sie spielte in ihrer Art bereits eine Rolle am Hofe. Sie war eine Beschützerin der Dichter, und wurde dafür von diesen frühzeitig besungen. Sie war mit einem Worte das verzogene Kind der Königin, ihres Oheims und des ganzen Hofes. Am meisten glänzte sie in den Balletten des Königs, wo sie „König, Königin und die Hofleute hinriß," wie ein sie feierndes Gedicht uns meldet. Benserade sang auch damals von ihr:

Cette petite muse, en charmes, en attraits,
N'est à nulle autre inférieure;
Aussi pas une n'eut jamais
Et l'esprit et le sein formés de si bonne heure.

Der Neffe Turenne's, der Marianna's Gatte wurde, war von Jugend auf ein leidenschaftlicher Soldat, ausgezeichnet durch seine Tapferkeit, nahm aber wenig Interesse an dem Ideenkreise, in dem seine junge Frau heimisch war. Er störte sie aber auch nicht, sondern mied den Salon und ging nach Chateau Thierry oder Navarra, um Parforce- oder Wolfsjagden anzustellen, während seine Gemahlin, die fünfzehnjährige Herzogin, Umgang mit den Schöngeistern jener Zeit, Segrais, Benserade, Frau Deshoulières, Menage u. A. pflog, und im Hotel Bouillon eine kleine Akademie hielt. Um mit der Jagd abzuwechseln, zog der Herzog wohl auch in den Krieg, wie er denn, als ihm Marianna im Januar 1661 einen Sohn geboren, sich nach Ungarn begab um sich unter Montecuculi mit den Türken herumzuschlagen. Die Herzogin verließ unter der Zeit Paris und bezog das alte Schloß Chateau Thierry. Ganz einsam lebte sie dort nicht. Sie hatte La Fontaine kennengelernt, der obgleich schon vierundvierzig Jahre alt, damals noch nicht über die Richtung seines Talentes klar geworden war. Als geistreichen Gesellschafter und Erzähler zog ihn die Herzogin an sich heran, und weckte sein schlummerndes Talent als Fabeldichter, das ihn unsterblich gemacht hat. Frau v. Bouillon liebte es, wie ihr Oheim, sich mit allerlei fremden und einheimischen Thieren zu umgeben; sie hatte eine kleine Menagerie im Hause; und gewiß ist es diesem Umstand zu verdanken, daß La Fontaine in seinen Werken einen so tiefen Einblick in die Eigenthümlichkeiten des Thierlebens zeigt.

Als der Herzog von Bouillon von seinem Feldzuge gegen die Türken zurückkehrte, führte er auch seine Gemahlin wieder nach Paris, und La Fontaine begleitete sie dahin. Sie stellte ihn ihren Schwestern, der Gräfin von Soissons und der Herzogin von Mazarin vor, ihrem Bruder dem Herzog von Nevers der für einen Dilettanten recht gut dichtete, und ihrem Schwager dem geistreichen und gelehrten Herzog von Albret, der mit sechsundzwanzig Jahren Cardinal v. Bouillon war. Damit noch nicht zufrieden, verschaffte sie dem Dichter auch noch eine Stelle als Kammerherr bei Madame.

Das Hotel Bouillon wurde der Sammelplatz der Dichter und Schöngeister: Molière, La Fontaine, der alte Corneille trafen dort mit Türenne, den Prinzen und den vornehmsten Seigneurs zusammen. Für ihre Schützlinge legte die Herzogin stets ihr ganzes Gewicht in die Wagschale, und für einen Freund des Hauses, Pradon, der eine Phädra wie Racine geschrieben hatte, führte sie gegen Letztern einen erbitterten Krieg. Als das Drama Racine's gegeben werden sollte, miethete die Herzogin das ganze Haus für sechs Vorstellungen, und ließ das Stück durch Leute auspfeifen, die dafür bezahlt waren. Der Streich kostete ihr 15,000 Livres und die Niederlage Racine's schien vollständig. Aber Pradons Stück gerieth doch nach fünfzehn oder sechzehn Vorstellungen in vollständige Vergessenheit, und Racine's Phädra ist unsterblich geworden.

Es herrschte ein eigenthümlicher Ton in der Gesellschaft in und nach der unruhigen Zeit der Fronde. Man war galant, und wenn man will, liederlich, es war aber doch ein höherer Zug in den Geistern, und man darf diese Zeit nicht mit der spätern unter Ludwig XV. vergleichen. Die Hofleute Anna's von Oesterreich spielten Richelieu gegenüber um ihr Leben; ihr Blut floß in Zweikämpfen und in Schlachten. Für sie ging die Gefahr mit der Liebe Hand in Hand, und oft war diese die Belohnung für erstere. So regellos sie lebten, sanken sie doch nicht in das Gemeine; selbst die Sprache hatte etwas Heroisches; auf dem Theater und in den Romanen wurde der Geschmack für erhabene Empfindungen genährt, und täglich weinte man über die Helden Corneille's. Auch die Frauen haben selbst in ihren Verirrungen etwas Muthvolles und man möchte fast sagen Ritterliches; und manche, die der Verführung nachgegeben hatten, erhoben sich wieder mit heldenmüthiger Kraft; ihre Buße machte in der Welt ebensoviel Geräusch wie früher ihre Fehltritte, und das Herz lernte den Himmel nicht weniger heiß lieben, weil es früher in irdischer Liebe ganz aufgegangen war. Gerade diese Mischung von menschlicher Größe und Schwäche zieht an.

Auch Marianna hatte ihre Abenteuer, und so nachsichtig ihr Gemahl war, sah er sich doch einmal veranlaßt, sie ins Kloster zu verweisen. Der Graf v. Louvigny, der jüngere Sohn des Marschalls Grammont, war der Schuldige. Sie kehrte jedoch bald zurück, und die schönen Tage im Hotel Bouillon fingen ihren früheren Lauf von neuem an. Doch schon stand ein Gewitter am Horizonte. Verführt von der allgemeinen Leidenschaft für Geisterbeschwörer und Wahrsager, war auch die Herzogin von Bouillon bei der Voisin gewesen, und zog die Aufmerksamkeit des Gerichts auf sich. Weniger verdächtig als ihre Schwester Olympia, der Marschall v. Luxemburg und viele Andere war kein Verhaftsbefehl gegen sie erlassen; sie wurde nur verhört. Die Voisin selbst hatte nichts Gravirendes gegen sie ausgesagt, sondern ihr

Kommen der Neugier zugeschrieben; aber ein Mitschuldiger der Giftmischerin, Le Sage, behauptete, sie habe Gift verlangt, um ihren Gatten aus der Welt zu schaffen, und ihren Neffen, den Herzog von Vendome, zu heirathen. Das Verhör der Madame v. Bouillon fand am 29. Januar 1609 statt, und das Protokoll desselben ist noch vorhanden. Die Herzogin war mit dem Herzog von Vendome und dem Abbé de Chaulieu in einer sechsspännigen Kutsche zu der Voisin gefahren, und hatte dort Le Sage vorgefunden, den sie gefragt, was er Außerordentliches wisse. Der Zauberer forderte sie auf, einige Fragen auf ein Papier zu schreiben; der Herzog von Vendome nahm dann eine Feder und fragte, ob der Herzog von Beaufort wirklich todt sei, und wo sich der Herzog von Nevers befinde. Nachdem das Billet versiegelt war, band Le Sage einen seidenen Faden darum, streute Schwefel darauf und wickelte es ein; dann bat er Hrn. v. Vendome, es mit eigener Hand zu verbrennen, und sagte zu Madame v. Bouillon, daß sie das verbrannte Billet zu Hause in einem Porzellangefäß finden werde. Natürlich fand sie nichts. Vendome und Chaulieu machten den Versuch noch einmal, und warfen zum zweiten Male ihr Geld weg; die Herzogin aber fand die ganze Sache so lächerlich, daß sie sie vielen Personen erzählte, und selbst Herrn v. Bouillon, der bei der Armee war, meldete. Auf den Hauptanklagepunkt übergehend, fährt das Protokoll fort: „Befragt, ob es wahr sei, daß sie ein Billet geschrieben und besagtem Le Sage übergeben, nachdem es versiegelt worden, um verbrannt zu werden, in welchem sie den Tod ihres Gatten, des Herrn v. Bouillon verlangt, hat sie mit Nein geantwortet, und daß die Sache so albern sei, daß sie von selbst zusammenfalle."

Frau v. Sevigné erzählt den Vorgang etwas anders, und auf eine Art, welche es wohl erklärlich finden läßt, daß das Protokoll manche pikante Einzelheit verschweigt, die an der Sache nichts ändert. „Frau v. Bouillon kam wie eine kleine Königin in den Gerichtssaal; sie nahm auf einem Stuhl Platz, der für sie bereit stand, und anstatt auf die erste Frage zu antworten, verlangte sie, daß man niederschreibe, was sie zu sagen habe. Sie erklärte nun, sie komme nur aus Achtung vor dem Befehl des Königs, und durchaus nicht vor dem Gerichtshof, den sie nicht anerkenne, da sie das Privilegium der Herzöge nicht beeinträchtigen wolle. Sie sprach auch kein Wort weiter, bis dies zu Protokoll genommen worden; alsdann zog sie den Handschuh aus, und zeigte eine sehr schöne Hand. Sie gab auf alle Fragen aufrichtige Antwort, selbst in Bezug auf ihr Alter. „Kennen Sie die Vigoureux?" — Nein. — „Kennen Sie die Voisin?" — Ja. — „Warum wollten Sie sich Ihres Gatten entledigen?" — Ich mich meines Gatten entledigen! Sie haben ihn nur zu fragen ob er es glaubt; er hat mich bis an diese Thüre geführt. — „Aber warum sind Sie so oft zu dieser Voisin gegangen?" — Weil ich die mir versprochenen Sibyllen sehen wollte; diese Damen verdienen gewiß, daß man sich ihretwegen einige Mühe giebt. — „Haben Sie dieser Frau nicht einen Sack mit Geld gezeigt?" — Nein, aus mehr als einem Grunde nicht, gab sie lachend und voller Verachtung zur Antwort. Und nun, meine Herren, fuhr sie fort, ist das Alles, was Sie mich zu fragen haben? — „Ja, Madame." Darauf stand sie auf, und sagte beim Hinausgehen ganz laut: „Wahrhaftig, ich hätte nie geglaubt, daß gescheidte Menschen so viele Dummheiten fragen könnten!" Ihre Verwandten, Freunde und Freundinnen empfingen sie mit Verehrung, denn sie war so hübsch, naiv, natürlich, keck, und von gutem Aussehen und ruhigem Geiste."

Die öffentliche Meinung stand ganz auf Seite der Herzogin, das Gericht that weiter nichts, und ihr Gemahl ließ ihr Verhör drucken und durch ganz Europa verbreiten. Der König nahm jedoch die Sache anders auf, und verbannte Marianna nach Nevac, wo sie wie eine Königin lebte, wie überall, wo sie hinkam. Schließlich erhielt sie Erlaubniß, wieder an den Hof zurückzukehren. Sie kam auch nach Paris, erschien aber selten in Versailles, wo sie auch kein gern gesehener Gast war, denn ihr Stolz und ihr Mangel an Schmiegsamkeit konnten dem Monarchen nicht gefallen, in dessen Gunst man stieg, wenn man vor ihm zitterte. Ihr Palast blieb der Sammelplatz der halb unabhängigen Litteratur, und von hier aus ging die Opposition gegen die Partei, welche der Hof protegirte; aber an auffälligen Ereignissen ist von da ab ihr Leben arm, obgleich sie sich noch einmal, wie es scheint in Folge eines Liebesabenteuers, nach London begab. Sie behielt bis zu ihrem Tode im Jahre 1714 ihre Schönheit und ihre Reize, wie uns St. Simon versichert, der uns mit seinem feinen Griffel ihr Porträt zeichnet. „Sie war die Königin von Paris und aller Orte, wohin sie verbannt wurde . . . Mann, Kinder, alle Bouillons, der Prinz Conti, der Herzog von Bourbon, die in Paris nicht von ihr wegkamen, waren vor ihr kleiner als das Gras . . . Sie ging zu Niemand, außer bei besonderen Gelegenheiten . . . und sie bewahrte sich eine Miene der Ueberlegenheit über Jedermann, die sie nach den Ständen zu messen und mit vieler Höflichkeit zu würzen wußte . . . Ihr Haus stand von früh an offen . . . von früh bis Abends war große Tafel, großes Spiel, und allerlei auf einmal. Nie beschäftigte sich eine Frau weniger mit ihrer Toilette; ein so schönes und eigenthümliches Gesicht, wie das ihrige, bedurfte weniger der Nachhülfe, und keinem stand Alles so gut: aber immer war sie im Putz und in Edelsteinen. Sie wußte viel, sprach gut, disputirte gern und wurde manchmal ausfällig. . . . Geist und Schönheit unterstützten sie, und die Welt gewöhnte sich davon beherrscht zu sein."

So war Marianna, aus der Mazarin eine Königin hätte machen können. Ihr Charakter war von königlichem Gepräge. Sie beugte vor nichts ihr Haupt, und vergaß nie ihre Würde; selbst die Ungnade des allmächtigen Monarchen nahm sie mit stolzem Lächeln hin. Das „schöne und eigenthümliche" Gesicht hätte von einem Diademe gekrönt sein sollen; aber die Herzogin von Bouillon war noch mehr zum Gefallen als zum Herrschen geschaffen und fand den ihr zukommenden Thron als Königin von Paris.

Hiermit verlassen wir das interessante Werk, dem diese Skizzen nachgezeichnet sind. „Les Nièces de Mazarin," par Amadée Renée, wovon soeben die dritte Auflage erschien ist eine Sitten- und Charakterstudie aus dem siebzehnten Jahrhundert, die sich würdig den geistvollen Arbeiten Cousins über

verschiedene sociale Größen aus den Zeiten der Fronde anschließt. Uns erlaubte der beschränkte Raum eines Zeitblattes nur einige der Hauptgestalten flüchtig zu schildern; in dem Werk selbst entrollt sich uns, mit fester Hand gezeichnet und mit Lebenswahrheit colorirt, das Bild der glanzvollen Gesellschaft Frankreichs in der Mitte des 17. Jahrhunderts, wo sich in den Geistern noch ein letzter schwacher Abglanz des Ritterthums erhalten hat, der ihnen inmitten einer bereits in Sinnlichkeit und Frivolität versinkenden Zeit einen Stempel der Originalität verleiht, wo die gewaltigen Leidenschaften, die im vergangenen Jahrhundert den Thron erschütterten, für dessen Dienst gewonnen sind, und obgleich schon von dem Absolutismus mit dem Maale unvermeidlichen Todes gezeichnet, noch Lebenskraft genug besitzen, für ihn unsterbliche Heldenthaten zu verrichten, wo sie aber, wenn ihnen selbst dieses letzte Feld der Thätigkeit verschlossen ist, ihrer Energie in Galanterien, Abenteuern und manchmal auch in Verbrechen Luft machen. Daher darf man nicht glauben, daß uns „die Nichten Mazarins“ blos in die Salons der Pariser hohen Gesellschaft einführen; wir sehen auch die Gestalten Mazarins, Condé's, Vendome's, Turenne's und andere Größen an uns vorüberschreiten, begleiten die Jeunesse dorée jener Zeit aus den Boudoirs auf blutige Schlachtfelder und werfen manchen Blick auf das politische Treiben und die feingesponnenen Intriguen während der Regentschaft in der ersten Regierungszeit Ludwigs XIV.

J. S.

Zwei Gedichte aus dem Russischen.

Deutsch von Frau Karoline v. Pavlof geb. v. Jänisch.

— Im Jahre 1833 gab Karoline v. Jänisch unter dem Titel: „Das Nordlicht“ (Dresden und Leipzig, Arnold) einen Band ihrer Verdeutschungen russischer Gedichte. Wir erinnern uns noch, mit welcher Theilnahme Alexander v. Humboldt und Varnhagen v. Ense diese poetischen Wiedergeburten begrüßten, die doch zugleich nach Sinn und Wort so getreu die Originale wiedergeben. Die Dichterin, 1812 in Moskau geboren, durch ihren Gatten in Altrußland begütert, in ihrer Heimath durch ihre zahlreichen russischen Schriften hochgeschätzt, ist von Seiten ihres Vorfahren, der mit Peter dem Großen nach Petersburg ging, deutscher Abkunft. Wie des Deutschen, so ist sie gleich sehr des Französischen mächtig. In Paris erschienen 1839 von ihr: Les Préludes, eine Sammlung französisch wiedergegebener Gedichte aus dem Deutschen, Polnischen und Russischen. Wir verweisen darin namentlich auf Bruchstücke von Mickiewicz, dessen feuriges, durchgehendes Musenroß sich in fremder Sprache so schwer bändigen läßt, auf russische Volkslieder, die sich selten in anderem Idiom wiedererkennen lassen, und von deutschen Gedichten auf die französische Uebersetzung von Goethe's Gott und Bajadere, bei welcher der Pariser Herausgeber der Verfasserin freilich den Alexandriner aufnöthigte. Möchten, da die edle Frau jetzt wieder unter uns lebt, diese Präludien in deutscher Sprache ihr Nachgefolge haben! Wir geben die beiden nachstehenden Gedichte, von zwei unter uns wohl noch ganz unbekannten russischen Poeten. In Bezug auf das zweite erinnern wir an Lermontofs schicksalsvolle Todesart. Als Puschkin im Duell erschossen war, schrieb Lermontof ein Gedicht das viel Anklang fand, aber nicht gedruckt werden durfte. Der Dichter gerieth darüber in Petersburg mit dem Franzosen Barante, dem Sohn des Gesandten, in einen Streit, der ebenfalls ein Duell und dann Lermontofs Verbannung aus der Garde in die Kaukasusarmee zur Folge hatte. Der Kaukasus verschlingt nicht blos Massen, sondern auch Schlag auf Schlag Rußlands edelste Dichterhäupter. Ein junger unerfahrener Edelmann im Kaukasus, ein Jüngling Martin, erschoß Lermontof im Zweikampf.

1. Die Erzählung der Wellen, von Polónski.

Auf ersehnter Segel Schwellen
Harrt' ich wehmuthsvoll am Meer;
Stürmisch brandeten die Wellen,
Düstere Wolken zogen schwer,
Und es redeten die Wellen
Von den Wundern tief im Meer.

Horch, in den granitnen Hallen,
Dort im klaren Wogenreich,
Wo die rosigen Korallen
Sich verflechten zum Gezweig;
Unter Perlenmutterflimmer,
Dort, in mondbeglänzter Fluth,
Bei des Morgens Purpurschimmer,
Bei der Blitze rother Gluth;
Dort wo alle Wunder hausen,
Dort, hinabgespühlt vom Strand,
Ruhend von des Sturmes Brausen,
Liegt Sie auf dem Silberstrand.
Ihres Haares Flechten tropfen,
Zaub'risch ist ihr Aug erhellt,
Ohne Sinken, ohne Klopfen
Starrt ihr Busen hochgeschwellt.
Weiches Meergras schlingt zum Netze
Ueber ihr sich wirr und dicht,
Und daß sie kein Strahl verletze,
Schützet es vor grellem Licht.
Mächtig über ihrem Frieden
Seine Wellen rollt das Meer,
Und das Lied der Nereïden
Tönet hell darüber her.
Vielmal ging die Sonne nieder,
Viele Schiffe brach die Fluth,
Viele unsrer kühnen Brüder
Mordete des Sturmes Wuth, —
Und noch heut, vom Meer umschützet,
Hingestreckt auf Silbersand,
Regungslos das Haupt gestützet
Auf die marmorweiße Hand,
Von dem Sturm, von der Beschwerde,
Drunten in der Zauberpracht,
Ruht das stumme Kind der Erde
Ungestört bei Tag und Nacht.

Also redeten die Wellen
Von dem Wunder tief im Meer;
Stürmisch brandeten die Wellen,
Düstre Wolken zogen schwer, —
Und nach weißer Segel Schwellen
Späht' ich wehmuthsvoll am Meer.

---

3. Auf Lermontofs Tod, von Schewireff.

Nicht rufe, Jüngling, die Begeistrung nieder
Aufs Haupt, das eines Sternes Strahl verklärt;
Nicht bringe Du die Fülle hoher Lieder
Der Menge dar, die antheillos Dich hört!

Hat sich die Kunst in Deiner Brust entfaltet,
Bist Du der Himmelsflamme Dir bewußt,
Sei auf der Hut! Das rohe Schicksal waltet,
Und schickt die Kugel in die Dichterbrust.

O Strafgericht! Um unsrer Sünden wegen
Verurtheilt uns das dunkle Schicksal heut
Zum bittren Loos: so früh ins Grab zu legen
Was schönen Träumen freudig sich geweiht!

Die Menschenwelt, unhold dem Großen, Schönen,
Das unbrauchbar für ihrer Habsucht Sinn,
Zerstört gewissenlos, mit blindem Höhnen,
Sein zart Gefäß und blickt gleichgültig hin:

Ob sich ein junger Morgen schnell umwölkte,
Ein Schmetterling zermalmt vom Sturme ward,
Die Rose mitten in der Blüthe welkte,
Ein Felsenquell jählings im Strom erstarrt,

Ob ein Geschoß den Adler traf zur Stunde,
Wo er sich aufschwang zu des Lichts Gebiet,
Ob schmerzlich greifend an des Busens Wunde
Ein Dichter fiel, nicht endigend sein Lied.

Zur Chronik.

Joseph v. Eichendorff †.

— Am 26. November v. J. starb zu Neiße in seinem Geburtslande Schlesien Joseph Freiherr v. Eichendorff in seinem siebzigsten Lebensjahre. Ein katholischer Oberschlesier, war er 1788 auf dem Gute seines Vaters bei Ratibor geboren und hatte sich nach Niederlegung seiner amtlichen Thätigkeit als Geheimer Regierungsrath in der katholischen Abtheilung des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten in den Familienschooß einer in Neiße wohnenden Tochter zurückgezogen. Man hat ihn den letzten Romantiker genannt; er selbst hatte sich zu Anfang den dichterischen Namen Florens gegeben. Und in der That, für den liebenswürdigen Frühlingsvagabunden in seiner ersten lyrischen Entwickelung, einen unserer anmuthigsten Frühlings- und Wanderliederdichter, konnte kein besserer Name erfunden werden. Eichendorffs ersten Roman „Ahnung und Gegenwart" gab Fouqué 1815 heraus. Der Held, ein keuscher Joseph, voll lyrischer Ideale die er nirgends verwirklicht sieht, greift nach Sonne, Mond und Sternen und möchte sie sich, weil die Erde so kalt und nüchtern, als Blumenstrauß an den Busen stecken. Und doch ist der Schauplatz der irdischen Wirklichkeit reich an all den Wundern die er in einem Jenseits suchte. Frühling, Liebe, Vaterland leuchten ihm in hellen Flammen; nur daß der Romantik diese Flammen und Lichter Meteore bleiben! Der Held zieht in den Tyroler Krieg, aber vor lauter „Ahnung" sieht er auch da keine „Gegenwart", bis er mit Allem abschließt und ins Kloster geht. Dies war prophetisch die Andeutung für des Dichters Gedankengang. Er selbst hatte in den Freiheitskriegen die Waffen fürs Vaterland ergriffen, war 1813 unter den freiwilligen Jägern Officier geworden und hatte noch 1815 den Feldzug mitgemacht. Dann begann sein Beamtendienst in Breslau, Danzig, Königsberg und seit 1841 in Berlin. Ging er schließlich nicht in Person ins Kloster, so machte doch sein Gedankengang diesen Abschluß, als er nach dem Abblühen aller seiner Gefühlsblumen nachweisen wollte, daß unsere gesammte deutsche Geistesbildung eitel Irrthum und eitel Heidenthum. Eichendorff schrieb schließlich: „Ueber die religiöse und ethische Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland (1847), „der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum" (1851) und „das moderne Drama" (1854). Der helle strahlende Lessing, der freie stolze Schiller und Goethe mit der hochgewölbten, weltweiten Brust, Alle hätten nach Eichendorff besser gethan in Sack und Asche einherzuwandeln und statt des hellen Lichtes der Freiheit der Geister die trübe Lampe der Zerknirschung und der Reue anzuzünden. Damit zählt der Romantiker Eichendorff zu weiland Zacharias Werner und zu Held Redwitz von heute. Und doch überragt er Beide wie ein heller Stern, Jenen, weil kein Leben voll Irrthum ihn die Zuversicht zur freien Kraftentfaltung der Geschlechter verwerfen hieß, Diesen, weil er offen und getreu, bevor er sich im Kampf für seine Ideale verdunkelte, dem Glauben an die harmlose Freiheit des Gemüthes Raum gegeben. Wenn die ältere Romantik nach dem Verbrauch ihrer Illusionen nichts mehr mit dem Leben anzufangen weiß, so hat sie doch, bevor sie in der Wollust der Zerknirschung ihre letzten Reize findet, ihre Schwingen frei bewegt und die Schönheit der Welt, eh' sie ihr verdammenswerth erschien, gefühlt. Will die Poesie gleich mit dem Kloster anfangen, so hat sie auch nicht einmal Stoff und Inhalt, um die süßen Schauer der Umkehr zu schildern. Eichendorff schilderte schon in seinem „Marmorbild" (1824) den Sieg des Christenthums über das Heidenthum, und in seinem „Julian," einem Romanzencyklus (1853) ließ er Ketzer glorreich verbrennen. Aber neben jener Novelle gab er zugleich die liebliche Idylle: „Aus dem Leben eines Taugenichts" mit dem ganzen Behagen eines in seiner Haut glückseligen Vagabunden und Humoristen, dem sich Alles in Musik auflöst. Und in seinem „Julian" ist es wohlriechendes Rosenholz das er zum Scheiterhaufen trägt, um der Welt die Schäden auszubrennen. Eichendorffs Fehler war nur daß er zur kritisch beweisenden Feder griff, um die Emphase und die Glorie seiner lyrischen Empfindungen historisch darzulegen; seine litterarischen Abhandlungen haben ihn selbst nur vernichtet und verbittert, uns aber den Lauf der Welt als einen verkehrten nicht weiter glaublich machen können. Früher schrieb er in seinem Humor Satyren: „Krieg den Philistern," ein dramatisches Mährchen, „Meierbeths Glück und Ende," eine Tragikomödie über den „vermeierten" Macbeth. Schließlich war ihm über den ernsten grämlichen Falten seiner Kathedermiene nicht blos der Humor, auch der gesunde Glaube an die heitere Macht und Berechtigung des schöpferischen Menschengeistes erloschen. „Dichter und seine Gesellen" heißt eine andere seiner Novellen, die mit

dem frischen Puls eines behaglichen Genießens soviel schönes Colorit, obschon wenig feste Zeichnung geben, wenn sie auch nicht so verschwommen sind wie seine Dramen: „Ezzelin v. Romano" und „der letzte Ritter von Marienburg." In seinen Liedern werden wir ihn Novalis an die Seite stellen müssen, namentlich in den religiösen, obschon die Marienlieder von Novalis unerreicht blieben. In Eichendorffs Lyrik aus seiner ersten Zeit hat selbst die Frömmigkeit eine heitere Kraft, selbst sein „Gebet," aus dem Jahre 1810, wo es trüb genug in Deutschland aussah, athmet Aufschwung des Geistes, nicht Seelendruck und Herzensbeklemmung. Eichendorff sang:

Warum gabst Du mir die Güte,
Die Gedanken himmelwärts,
Und ein ritterlich Gemüthe,
Das die Treue heilig hüte
In der Zeit treulosem Scherz?
Was hast Du mich blank gerüstet,
Wenn mein Volk mich nicht begehrt,
Keinen mehr nach Freiheit lüstet,
Daß mein Herz betrübt, verwüstet,
Nur dem Grabe zugekehrt?
Laß die Ketten mich zerschlagen,
Frei zum schönen Gottesstreit
Deine hellen Waffen tragen,
Fröhlich beten, herrlich wagen,
Gieb zur Kraft die Freudigkeit!

Eichendorffs eigene Gedichte aus seiner Frühlingszeit widerlegen am besten seine kritischen und frostigen Winterfeldzüge gegen die Heroen deutscher Geistesfreiheit.

Zur Statistik der Einwanderung in Nordamerica.

x. Das in Washington auf amtliche Veranlassung verfaßte Werk von W. J. Bromwell enthält Angaben über die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten für einen Zeitraum von sechsundreißig Jahren, nämlich von 1819 bis mit 1855. Es gewährt einen Einblick in die Völkerwanderung des neunzehnten Jahrhunderts.

Wir wollen einige Zahlen mittheilen, um zu zeigen in welcher Weise die Einwanderung sich allmählich gesteigert hat. Dieselbe betrug:

1821	11,644	1850	315,334
1826	13,908	1851	408,828
1831	23,880	1852	397,343
1836	80,972	1853	400,982
1841	87,805	1854	460,474
1846	158,649	1855	230,476

Man kann annehmen daß in den Jahren 1856 und 1857 noch je 300,000 hinzugekommen sind. Die schwächste Einwanderung fand 1823 statt, denn sie betrug nur 8265 Seelen, die stärkste im Jahre 1854. Allein in dem Zeitraume vom 30. September 1849 bis 31. December 1855 wanderten 2,288,007 Köpfe ein, in den vorhergehenden dreißig Jahren zusammen nur 2,194,830. Das Emporblühen der Staaten im Westen und ihr Bevölkerungsanwachs fällt genau zusammen und war durchaus bedingt mit dem Steigen der Einwanderer, welchen Nordamerica ganz unglaublich viel verdankt. Im Ganzen hat Irland etwa 30 Procent der Gesammteinwanderung geliefert, Deutschland zwischen 30 und 40 Procent. Aus Frankreich kamen nur 185,725 Seelen, und von diesen sind die meisten deutschredende Lothringer und Elsäßer gewesen, welche sich in Nordamerica wieder mit den Deutschen vereinigten, zu welchen sie durch Blut, Sprache und Gemüth gehören.

Nach den Geburtsländern stellen sich folgende Ziffern heraus; Länder welche in dem sechsunddreißigjährigen Zeitraume weniger als hundert Einwanderer lieferten, sind nicht aufgezählt. Es kamen aus:

Ostindien	101	Spanien	11,251
Griechenland	108	Mexico	15,969
Malta	116	China	16,714
Africa	118	Holland	17,583
Türkei	123	Scandinavien	29,441
Madeira	203	Schweiz	31,007
Canarische Inseln	278	Schottland	34,559
Sicilien	338	Westindien	35,317
„Europa"	526	Britisch America	91,699
Centralamerica	640	Frankreich	188,725
Sardinien	706	England	207,492
Rußland	938	Irland	747,930
Azoren	1,288	Deutschland	1,206,087
Polen	1,318	Großbritannien	1,348,682
Portugal	2,049	Preußen	35,995
Dänemark	3,059	Nicht specifirt	157,537
Wales	4,782	Rückkehrende N. Americaner	270,213
Südamerica	5,440	Andere Länder	265
Belgien	6,691		
Italien	7,185		

Diese Ziffern sind nur annähernd genau; aus Wales sind zum Beispiel mehr als 100,000 Seelen in Nordamerica, während obige Tabelle nur 4782 angiebt; die übrigen fallen unter die Rubrik „Großbritannien," ebenso wie viele Iren und Schotten, und wie die Preußen zu Deutschland gerechnet werden müssen. Die obige Zahl von 4,482,837 muß wie schon bemerkt für die beiden letztverflossenen Jahre um 600,000 vermehrt werden, so daß die Zahl der Einwanderer für achtunddreißig Jahre mehr als fünf Millionen beträgt. Die meisten gehörten dem Jugendalter oder dem kräftigen Mannesalter an, und es ist deshalb nicht zu verwundern, daß gegenwärtig die Vereinigten Staaten eine Gesammtbevölkerung von dreißig Millionen Seelen haben.

Die Durchschnittszahlen stellen sich in folgender Weise heraus:

	Zusammen	Jahresdurchschnitt
von 1820 bis 1829	151,636	15,164
von 1830 bis 1839	572,716	57,272
von 1840 bis 1850	1,860,382	169,125
von 1851 bis 1855	1,828,103	379,620
Zusammen	4,482,837	124,523

Man hat berechnet daß jeder Einwanderer im Durchschnitt ein Vermögen von reichlich hundert Thalern mitbringt; es stellt sich also für die achtunddreißig Jahre ein Vermögenszuwachs allein durch diese Einwanderer von 500 Millionen Thalern heraus, ohne die ungeheure Summe von Arbeitskraft und Intelligenz. Fast alles floß den mittleren und westlichen Staaten der Union zu. Wir können für dieselbe dreist fünf Millionen Deutsch redender Menschen rechnen; die Zahl der Chinesen, welche zumeist in Californien leben, beträgt zwischen 40 bis 60,000. Man sieht, daß die Vereinigten Staaten ein Aufnahmebecken für alle fünf Erdtheile bilden.

Bunt wie die Bevölkerung sind auch die „Religionen," „Secten" und „Kirchen" in jenem Lande, das keine Staatsconsistorien, keine Staatskirchenpolizei, und keine Concordate mit dem römischen Papste kennt. Es hat nahe an hundert Religionen,



und die Bekenner jeder einzelnen glauben fest daran, daß sie selig werden. Diese hundert haben 39,221 Kirchen und Bethäuser, die nebst Kirchengütern rc. einen Werth von 85½ Million Dollars darstellen. Man rechnet im Durchschnitt eine Kirche oder ein Bethaus auf je 557 freie Bewohner oder auf je 646 der Gesammtbevölkerung. Im Durchschnitt hat jedes gottesdienstliche Gebäude Platz für 384 Besucher. Merkwürdig ist daß trotz der starken Einwanderung aus Irland und den katholischen Theilen Deutschlands die Römisch-Katholischen, nicht viel über eine Million Bekenner zählen. Wo bleiben diese? Fallen sie ab? Sie haben nur 1112 Kirchen, welche nur 620,950 Besuchern Raum gewähren, und haben ein Kirchenvermögen von 8 Millionen Dollars; Priester haben sie 1110. Dagegen haben die Methodisten 12,467 Kirchen, die Baptisten 8791, die Presbyterianer 4584, die Episcopalen 1422, die Lutheraner 1203, die Einheitsgläubigen (Unitarier) 243 Bethäuser, die Universalisten 494 Versammlungshäuser, die Quäker 714, die Swedenborgianer 15; die Kinder Israel haben 15 Synagogen.

Polen in alter Zeit.

— W. Bachmann in Berlin brachte unlängst eine Schilderung Polens in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts: „Der Fürst „Mein Liebchen“ und seine Parteigänger;“ unter jener Bezeichnung verstand man einen Radziwill. Jetzt hat der Autor die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Polen zum Gegenstand seiner Schilderung gewählt unter dem Titel: „Schloß Krakau und das letzte Turnier“ (2 Bde. Berlin bei Decker, mit dem Brustbilde des Königs Stephan Bathory). Man kann dem Buche nicht eigentlich die Bezeichnung „historischer Roman“ zugestehen; es ist eine geschichtliche Schilderung, die ohnedies noch nicht einmal aus dem Bereich der Studien fertig heraustritt; wir schlagen ein Capitel auf, wo uns Stephan Bathory charakterisirt werden soll, und erhalten zuvörderst zehn Seiten voll Betrachtungen über Zeitgeist im Allgemeinen und die verschiedenen Epochen der Entwickelung des Menschengeschlechtes. An Ort- und Sachkenntnissen für seinen Stoff fehlt es dem Verfasser nicht. — Stephan Bathory, — wie sein Buch heißen müßte, wenn sich das Interesse um eine fesselnde Gestalt gruppiren sollte, — ist letzter Polenkönig, der ein besonderes Interesse einflößt und muß von Denen die Polens Existenz als Staat bezweifeln oder behaupten, gleich sehr herangezogen werden. Er ist der Letzte der in der polnischen Wirthschaft aufzuräumen suchte. Siebenbürgischer Abkunft, gehört er einer Zeit an, wo Polen zu Oesterreich in besondere Beziehung treten zu wollen schien, denn Kaiser Maximilian II. war Stephans Gegenkönig. Des Habsburgers Unentschlossenheit und seine eigene Energie, sowie seine Vermählung mit der letzten Jagellonentochter schützten Polen schon damals vor einer Theilung. Als junger Mensch war Bathory am Wiener Hofe als Gesandter listiger Weise gefänglich festgehalten; was ihm einen Haß gegen Oesterreich einflößte, aber auch seinen Hang zum Studium und zur Bildung beförderte. Sein zehnjähriges Regiment, — es begann gleich nachdem Heinrich III. des Thrones für verlustig erklärt ward, 1575 — war freilich zu kurz, um Ordnung, Halt, Stetigkeit, Verfassung und Thronfolge in das Chaos der Willkür zu bringen; aber es schien zum Beginn eines gewissenhaften und vernünftigen Staates den Grund legen zu wollen. Bathory beschränkte die politische Ausschweifung des hohen Adels, wußte den niedern mittellosen Adel an das Interesse der Krone und der Monarchie zu fesseln, den Uebergriffen der Hierarchie durch weise Duldung der Dissidenten zu steuern und die Kosaken, welche er unterwarf und die polnischen Gesetze von ihm annahmen, für sich zu gewinnen. Die bisherigen Könige hatten ihr Hoflager theils in Gnesen, Wilna, Krakau aufgeschlagen; Stephan Bathory verlegte es nach Kiew, um eine Vereinbarung mit den Ruthenen zu zu pflegen. Als er den kriegspflichtigen Adel zur Demüthigung Danzigs, das es mit dem Kaiser hielt, nicht aufgelegt fand, sprach er auf dem Reichstage die denkwürdigen Worte: „Ihr habt mich mit Gottes Willen gewählt, also bin ich Euer König, aber nicht zur Schau und des Scheines wegen; ich verlange vor allem Gehorsam!“ Den Jesuiten leistete er Vorschub, weil sie ihm in allen seinen Unternehmungen zur Hebung der Bildung des verthierten Volkes und des verwilderten Adels zur Seite standen und — wie W. Bachmann sagt — „sein Vertrauen rechtfertigten.“ In dieser Beziehung steht als bleibendes Denkmal die Uebersetzug der Bibel in die Landessprache durch Jakob Wujka, den damaligen Rector des Collegiums zu Posen. Leider war Stephans Ehe kinderlos und sein Regiment nicht von genugsamer Dauer, um dem Throne Polens, das sich Republik nannte, Erbfolgerecht zu geben.

General Havelock †.

═ Groß ist die Zahl der Opfer, welche der indische Krieg von den Söhnen Englands fordert, und schwerlich wird einem in England tiefere Trauer in das Grab folgen, als dem tapfern Havelock, den der Tod wegraffte, ehe er erfahren konnte, wie dankbar das Vaterland seine Dienste zu belohnen bereit war. Der tapfere Veteran hatte schon eine mühevolle Laufbahn hinter sich, als Europa von seinem Namen widerzuhallen anfing. Der Sohn eines Rheders und 1795 in Sunderland geboren, sah der junge Havelock bereits als Zögling der Charterhausschule in London seine Lebensaussichten durch das Fallissement seines Vaters gestört werden. Er begann das Studium der Rechte, trat aber kurz nach der Schlacht von Waterloo durch Vermittelung seines Bruders, der 1848 im zweiten Sikhkriege bei Ramnuggur den Heldentod starb, in die Armee ein. Der kurz darauf eintretende Frieden schien ihn zur Unthätigkeit zu verdammen, doch gelang es ihm sich 1823 in ein nach Ostindien bestimmtes Regiment versetzen zu lassen. Schon im Birmanenkrieg 1824 zeichnete er sich aus, ward aber doch erst 1838 Hauptmann, machte die Expedition gegen Ghusni mit, focht unter Sir R. Sale in Kabul, wohnte allen Gefechten dieses ereignißreichen Feldzugs bei, und half schließlich Dschellalabad mit vertheidigen. Der Bathorden und der Majorsrang lohnte ihm dafür. Der erste Sikhkrieg gab ihm Gelegenheit zu neuer Auszeichnung; er focht bei Mudki, Ferusischeh und Sobraon, im zweiten Sikhkrieg dagegen erreichte sein Regiment den Kriegsschauplatz nicht mehr. Im letzten persischen Kriege führte Havelock eine Division, aber die Perser liefen zu rasch davon um Gelegenheit zu Heldenthaten zu geben. Was der 62jährige Veteran im vergangenen Jahre in Indien geleistet, ist weltbekannt. Gleich nach dem Beginn des Aufstandes zum Befehlshaber einer fliegenden Colonne ernannt, jagte er Nena Sahib aus Cawnpur, schlug mit einem Häuflein von nicht 2000 Mann acht bis neun Feldschlachten gegen ungeheure Uebermacht, und drang glücklich nach Lacknau zu den hartbedrängten Landsleuten vor. Dort selbst belagert, wurde er nun von Sir C. Campbell entsetzt, und starb kurz darauf einen Tag vor demjenigen, wo die Londoner Gazette seine Erhöhung zum Baronet und General verkündete.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 6. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 6. Februar.

Inhalt.

Gerd Eilers über Stein und Schleiermacher.

— Gerd Eilers, königlich preuß. Geheimen Regierungsrath a. D. nennt sich ein Vertreter der alten Zeit Preußens, der, obschon nicht Preuße von Geburt, doch seit 1819 in Diensten der Monarchie gestanden, mithin länger als ein Vierteljahrhundert preußischer Beamter war. Gerd Eilers schreibt sein Leben und will damit einen „Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" liefern. „Meine Wanderungen durchs Leben" ist dies Buch betitelt; Band 1, nicht weniger als 446 Seiten umfassend (Leipzig bei Brockhaus), ist vom Verfasser: Halle, den 15. August 1856, unterzeichnet. In Gerd Eilers lebt und spricht noch ein Zeuge und Genoß des alten rationalistischen Preußenthums, dessen öffentliche Geltung und Herrschaft durch ein neues Regiment beseitigt wurde. Der wackere Kumpan der alten aufgeklärten Zeit spricht hier von einer „pietistischen Seuche der Jetztzeit". Er schreibt im Vorwort: „In den beiden ersten Decennien des Jahrhunderts überwog das Gefühl des gemeinsamen Vaterlandes das Gefühl der confessionellen Trennungen, und der wahrhaft fromme und gerechte König Friedrich Wilhelm III. benutzte den allgemein waltenden Geist confessioneller Versöhnlichkeit zur Vereinigung der beiden getrennten evangelischen Kirchen. Und was sehen wir jetzt? Auf den Kirchen aller Confessionen das Zeichen des Krieges mit der teuflischen Inschrift: Tolerantia religiosa est impia et absurda! Wir sehen, wie sie sich wüthend zanken um ungeborne Kinder und um Leichen Verstorbener. Wir sehen sie eifrigst beschäftigt mit der Zerstörung des Friedenswerkes Friedrich Wilhelms III., indem man von der einen Seite die von Luther beseitigten alten Vehikel der Priesterautorität wieder hervorholt, von der andern Seite die achtzigste Frage des Heidelberger Katechismus gegen das neue Lutherthum in Anwendung bringt. — Wer hat dieses Feuer angezündet, welche sind es, die es unablässig anschüren? Furchtbare Frage für die Schuldigen! Denn der Herr der Wahrheit und des ewigen Lebens hat ihr Urtheil gesprochen: „Es werden nicht Alle, die Herr, Herr! sagen, ins Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Es werden Viele (Pfaffen) zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in Deinem Namen viel Gewaltiges gethan? Dann werde ich ihnen erklären: Ich habe euch noch nie anerkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter!"

Es thut gut, daß auch ein Mann dieser Art zu Worte kommt! Eilers ward 1819 Rector des Gymnasiums in Coblenz, auch Censor am Rhein, in Berlin später Mitglied des Obercensurcollegiums. Wir haben es also keineswegs mit einem außerhalb der staatlichen Ordnung Stehenden zu thun. Gerd Eilers ist, wie auch schon sein Vorname bezeugt, ein Jeveraner von Geburt, ein Mann aus der Bauernhütte des oldenburgischen Geestlandes. Es lebt da noch der Geist jenes Volksstammes der Chauken, von denen Tacitus gemeldet, es sei einer der edelsten, wenn er auch kein stolzer ist, er lebe ruhig und abgesondert, rufe keine Kriege hervor, habe nicht Gefallen an Raub und Plünderung, halte aber allezeit zur Vertheidigung seiner Freiheit einen zahlreichen Heerbann bereit. Friesische Stämme drängten später das Volk der Chauken vom Meeresufer zurück ins höher gelegene, nicht so fruchtbare Geestland, Ammerland genannt. Ein unabhängiger Bauernstand und lange Dauer der Familien beim Erbrecht der männlichen Erstgeburt ist Eigenthümlichkeit des Jeverländers geblieben. Prächtig ist des Erzählers Schilderung seines Familienlebens am häuslichen Heerd. Kein Fluch des Geldes und Geldwerthes in Dingen der Familienexistenz berührte und trübte diesen idyllischen Hausfrieden; es war eine Naturalwirthschaft von patriarchalischer Kernigkeit und Einfalt. Eingreifend ist zugleich der religiöse Sinn dieser idyllischen deutschen Urmenschen. Gerd Eilers schildert uns seine bibelfeste Mutter. Auch der Vater war ächt lutherisch fromm, aber freilich, sagt der Erzähler, „fern von christelnder Empfindelei", fern von einem Pietismus, der, sagt er, „noch verderblicher auf die Entwickelung der Jugend wirkt als der crasseste Rationalismus!" — Seit 1806 besuchte Gerd das Gymnasium zu Jever, und ernährte sich nebenbei durch Schreiberdienste. Der Geschichtschreiber Schlosser, ebenfalls ein Jeveraner, wurde als Conrector des Gymnasiums in dies Winkelland berufen, jener eisenfeste Mann, dessen schroffe

Isolirung Eilers anschaulich schildert; 19 Jahre alt ward Gerd sein Famulus. Von 1810—13 studirte Eilers in Heidelberg. Auch Göttingen lernte er kennen und war 1813—17 in Frankfurt a. M. Hier sind es Kreise des Kaufmannsstandes, in welche der junge Mann tritt. Napoleons Flucht fällt in die Schlaglichter seiner Erinnerungen. Bremen ist dann der nächste Schauplatz den er als Lehrer kennenlernte, zu einer Zeit, wo bereits Smidt eine Centralgestalt dort war und der Philosoph Herbart gelegentlich Vorlesungen hielt.

Der zweite Band der „Wanderungen" führt uns nach Kreuznach an der Nahe, wo der Verfasser das Gymnasium leitete. Der nächstfolgende dritte Band wird von Coblenz aus, wohin Gerd Eilers versetzt wurde bevor er nach Berlin kam, die socialen, politischen und kirchlichen Bewegungen der preußischen Rheinlande, namentlich zur Zeit der Julirevolution schildern. Eine große Reihe von Persönlichkeiten, theils noch lebender, theils vom Schauplatz abgetretener, bewegt sich in der Erzählung Herrn Eilers vor unseren Blicken auf und ab. Wir heben hervor, was der Verfasser von seinen persönlichen Begegnissen mit einem Manne mittheilt, auf den sich jetzt insofern Aller Blicke in Preußen richten, als im öffentlichen Bewußtsein fühlbar geworden ist, ihm sei in einem Denkmal das Vaterland den Tribut dankbarer Anerkennung schuldig. Wir meinen Stein, Heinrich Friedrich Karl, Freiherrn vom und zum Stein. Pertz hat die Materialien zu seiner Biographie gesammelt, in Berlin aber scheinen nur Fürsten und Soldaten Bildsäulen erhalten zu sollen, und so wird denn wohl der Boden seines Geburtslandes Nassau das Denkmal jenes für Preußens bürgerliche Neugeburt so bedeutsamen Mannes tragen, für welches man als Inschrift vorschlug: „Des Guten Grundstein, der Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein".

Gerd Eilers schreibt in seinen Erinnerungen: „Unter allen Staatsmännern des Jahrhunderts hat keiner mit solchem Feuereifer, mit so viel Opfermuth, so durchdringendem Verstande, so genauer Kenntniß aller Verhältnisse und endlich mit so viel Liebe für das wahre Wohl und für die in der Wirklichkeit mögliche Freiheit des deutschen Volks gewirkt und gearbeitet, als der Freiherr v. Stein. Es war nicht eine Idee, eine Fiction, in welche er verliebt war und die ihn leitete, wie wir das bei den Girondisten und modernen Constitutionsmachern und politischen Systematikern sehen, sondern das lebendige leibhaftige Volk in allen seinen Schichten und Bedürfnissen war es, welches er stets bei allen seinen Einrichtungen und Gutachten im Auge hatte. Von der Nothwendigkeit einer ständischen Gliederung, bei welcher alle Stände zu ihrem Rechte kommen müßten, war er lebendig überzeugt und ebenso lebendig davon, daß der deutsche Staat, oder die deutschen Staaten, eines grundbesitzenden Adels bedürften, um zu einer soliden und sichern Ordnung des Staatslebens zu kommen. Selbständiger Adel und freie Volksgemeinde waren ja auch die Grundlagen der alten deutschen Verfassung. Er hatte dabei nicht den entarteten Feudaladel der frühern Zeit im Sinn, glaubte aber, daß in den alten Familien (von dem neuern Papieradel sprach er mit großer Verachtung) sittliche Kraft genug stecke, um in Sitte und Bildung den Forderungen ihrer veränderten Stellung ehrenvoll zu genügen. „Das stinkend gewordene Emigrantenpack des französischen Feudaladels", meinte er, „würde dem deutschen Adel zum warnenden Beispiel umsomehr dienen, als er ja gerade durch Nachäffung französischer Hofsitten bei der eigenen Nation in Verachtung gerathen." Alle seine Weisheit beruhte auf Erfahrung und Nachdenken, und selten hatte ein Mensch Gelegenheit, so viele Erfahrungen zu machen, und vielleicht noch seltener hat Jemand seine Erfahrungen mit so viel Schärfe des Verstandes begleiten können. Noch nicht 28 Jahre alt, wurde er 1785 als preußischer Gesandter nach Mainz, Zweibrücken und Darmstadt geschickt, um den Beitritt dieser Höfe zum deutschen Fürstenbunde zu bewirken. Von da an war er in verschiedenen Stellungen im Staatsdienste thätig und durchlebte alle die großen Veränderungen, die von dem Tode Friedrichs des Großen bis zum Pariser Frieden von 1814 in Europa und in Deutschland vorgingen, theils beobachtend, theils in den wichtigsten Katastrophen die bedeutendste Rolle spielend. Mit der speciellern Geschichte seines Lebens und Wirkens bin ich durch eine glückliche Fügung früher bekannt geworden als die meisten anderen Zeitgenossen. Vieles hatte ich aus seinem eigenen Munde gehört, z. B. Aeußerungen sittlicher Entrüstung über die Rietz, über Bischofswerder und Wöllner, über Hardenberg und Wittgenstein; vieles erzählte mir der Pfarrer Stein; eine vollständige Uebersicht gewann ich aus dem Manuscripte der von ihm selbst seiner Pflegerin Schröder dictirten Lebensbeschreibung. Ein Pfarrer Stein hatte ihn bei Gelegenheit seiner Mittheilungen mehrmals aufgefordert, der Nachwelt eine Beschreibung seines Lebens und Wirkens zu hinterlassen. Erst im Jahre 1823 entschloß er sich dazu. Er gab diesem Pfarrer Stein das Manuscript in einem versiegelten Umschlage in Verwahrung mit der Weisung, wie Stein mir sagte, daß es erst nach einer bestimmten Reihe von Jahren veröffentlicht werden dürfe. Ich wurde für den Fall, daß der Pfarrer vor der Zeit mit Tode abgehen sollte, beauftragt, für die Sicherheit des Manuscripts zu sorgen. Der Fall trat ein, als der Pfarrer zwei Jahre nach dem Tode des Ministers starb. Ich eilte sogleich von Coblenz nach Frankfurt, ließ mir Steins Pult öffnen und fand das Manuscript da, wo es vor meinen Augen hingelegt worden war, aber den versiegelten Umschlag an der einen Seite aufgerissen, sodaß es herausgenommen werden konnte. Wahrscheinlich hatte der Minister es sich wiedergeben lassen und den Umschlag selbst aufgerissen; denn ich fand hier und da am Rande des Dictates einige wenige von seiner eigenen Hand fast unleserlich geschriebene Verbesserungen. Ich nahm das Manuscript an mich, nahm zur größern Sicherheit mit Hülfe der Frau Schmidt und des gegenwärtigen Schöffen Souchay Abschrift davon, versiegelte dann das Original mit meinem Coblenzer Regierungsamtssiegel und übergab es zur weitern Verwahrung dem zuverlässigsten Freunde und angesehensten Manne, den ich in Frankfurt kannte, dem Herrn Grunelius. Auf dem Couvert bezeichnete ich den Inhalt und die mir damals noch erinnerliche Zeit, vor welcher es nicht geöffnet werden dürfe. Meinen Chef, den Minister von Altenstein, setzte ich von der Sache und meinem Verfahren in Kenntniß, der

aber damit nicht sehr zufrieden zu sein schien. Aus den Händen des Herrn Grunelius ist das Packet später in die der Gräfin von Giech, der Tochter des Ministers, übergegangen. Ich finde, daß meine Abschrift im Wesentlichen mit dem Schriftstücke übereinstimmt, welches Pertz in der zweiten Hälfte des sechsten Bandes seines großen Werks über Steins Leben mit der Ueberschrift: „Steins Lebensbeschreibung von ihm selbst entworfen" unter vielen anderen Beilagen hat abdrucken lassen.

Stein ist eine historische Persönlichkeit ersten Ranges. Er selbst sagt: „Wo ich im Strome der Zeit schwimme, schwimmt kein Anderer". Dasselbe könnte allenfalls ein Jeder von sich sagen; aber wenn ein Mann wie Stein es sagt, so hat es einen Sinn, in welchem kein Anderer es sagen kann. Er stand wie alle anderen Menschen unter dem Einflusse des Familiengeistes, der Erziehung und vieler anderen Einwirkungen von außen her, die nicht von ihm abhingen; was er aber unter allen diesen Zufälligkeiten vermöge des ihm angeborenen Charakters aus sich selbst machte, hätte kein Anderer mit anderen Anlagen aus sich machen können. Die Natur hatte ihm einen durchdringenden Verstand, ein geistiges Auge gegeben, womit er schnell und sicher erkannte, was zu thun sei, und eine Willenskraft, welche ihn sogleich die Hand zur That ausstrecken ließ, um so energischer und rücksichtsloser, je sicherer er war, daß die That, welche sein Verstand ihm gezeigt, die richtige, die zweckmäßige sei. Hätte der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig dieselbe feste Entschiedenheit des Willens gehabt, so würde der Revolutionskrieg von 1792 wohl anders und mit anderem Erfolge geführt worden sein. „Goethe", sagte Stein einmal, „ist wie eine Glaskugel an der Straße; Alles spiegelt sich darin, was vorübergeht und vorüberfährt." In seiner eigenen Seele spiegelte sich nicht Alles was vorübergeht, wohl aber spiegelten sich darin die Mängel, die Unvollkommenheiten und Bedürfnisse des deutschen Volkslebens tief und klar, nicht um sie zu beschreiben, sondern ihnen durch eigene Thatkraft und durch Beherrschung der Personen und Mittel, die dazu dienen konnten, abzuhelfen. Je deutlicher er sociale Vervollkommnungen oder sociale Uebelstände erkannte, desto energischer war er in der Erreichung oder Beseitigung derselben, und wenn es sich um große nationale Zwecke handelte, war er kühn genug, selbst Kaiser, Könige und andere Souveränetäten zu beherrschen. So wurde er eine großartige historische Person und zugleich ein Spiegel, in welchem alle Schichten des Volks: der Bauer, der Bürger, der Adel und die Fürsten sich selbst, ihre Mängel und ihre Pflichten schauen konnten. Die Entschiedenheit seines Charakters zeigte sich schon in seiner Jugend. Er ging die Wege nicht, welche die Traditionen und Sympathien seiner Familie ihm vorzeichneten. In Göttingen, wo er von 1773—77 Jurisprudenz studierte, konnte er die Klagen über den Zerfall des deutschen Reichs hören und die Verwunderung, wie es nur noch zusammenhalte, das Heilige Römische Reich! Er wandte sich ab von Deutschlands Geschichte und studierte die englische. Mösers patriotische Phantasien waren auch schon da. Von Göttingen ging er nach Gewohnheit junger Männer aus den reichsfreiherrlichen Familien nach Wetzlar, um den Kammergerichtsprozeß kennenzulernen. Die Idee eines obersten Gerichtshofes, bei welchem jeder Unterthan Schutz und Recht gegen willkürliche Gewalt seines Fürsten finden könne, lebte bis zum Untergange des Reichs im deutschen Volke als ein so tiefes Bedürfniß, daß es die bloße Idee so lange als möglich festhielt. Selbst an den Küsten der Nordsee, wo kein Feudalwesen hatte aufkommen können, fand man Sicherheit und Beruhigung in dem Gedanken, daß Niemand der Willkür des Landesherrn und seiner Gerichte schutzlos preisgegeben sei. Dies zeigte sich vor meinen Augen, als kurz vor der Auflösung des deutschen Reichs ein Beamter es wagte, den Herzog von Oldenburg beim Reichskammergericht zu verklagen. Der Bote mit dem Schilde an der Brust wurde von den Bauern zu seinem eigenen Erstaunen hochgeehrt und bewirthet. Es ist sehr merkwürdig und eine wohl zu beachtende signatura temporis, daß nach so vielen radicalen Veränderungen und nachdem sämmtliche Fürsten souverän geworden sind, das Gefühl des Bedürfnisses eines solchen Gerichtshofes im deutschen Volke abermals so mächtig erwacht ist, daß kein Fürst, der offene Augen hat, es gleichgültig ansehen oder gar „darüber lachen" kann. Wie aber sah es in der Wirklichkeit aus mit dem Reichskammergerichte, „dem Kleinode der deutschen Verfassung", wie die alten Publicisten es nannten, und mit dem nebenherlaufenden Reichshofrathe in der kaiserlichen Residenz? Man lese darüber die Urtheile und Schilderungen der publicistischen Schriftsteller jener Zeiten!

Für den jungen Freiherrn v. Stein reichten drei Monate hin, um die ganze Versunkenheit und Nichtigkeit des höchsten Gerichtshofes, des Palladiums der deutschen Freiheit, diese Abhängigkeit von widerwilligen Beiträgen der Reichsstände, diese pedantische Wichtigthuerei der Advocaten und Räthe mit lateinischen Rechtsformelbrocken, dieses kleinstädtische Philisterthum, was man noch heute in Wetzlar sieht, zu durchschauen. Pertz theilt einen Brief, den Stein 1777 an seinen Freund Reden schrieb, mit, worin er den Eindruck, welchen das Leben und Treiben in Wetzlar auf ihn gemacht, schildert. „Der gesellige „Ton", sagt er, „ist steif und bürgerlich, es finden sich Parteien, welche von einander unabhängig ihre Feindschaften selbst auf die Vergnügungen ausdehnen; man weiß, wer zu einem gewissen Gastmahl gehören, wer in einer gewissen Gesellschaft zugelassen, wer davon ausgeschlossen sein wird. Zudem besteht die Gesellschaft allein aus Rechtsgelehrten, deren Beruf durch die Masse der Begriffe, womit er das Gedächtniß belastet, den Geist ermüdet und alle Einbildungskraft erstickt. Die Weiber sind größtentheils Kleinstädterinnen, denen der Kaiser durch das Adeln ihrer Männer nicht auch ihren kreischenden kleinlichen förmlichen Ton genommen hat."

Meine amtlichen Obliegenheiten, erzählt Eilers, führten mich in den dreißiger Jahren oft nach Wetzlar. Ich fand noch viele ältere Männer, unter ihnen einen alten Archivar, die mir aus eigener Erfahrung von den geselligen Verhältnissen damaliger Zeit erzählen und die Häuser zeigen konnten, wo der Präsident und die Räthe, wo der Gesandtschaftssecretär Kestner und Charlotte Buff gewohnt. Ich entnahm daraus, daß zu Steins Zeit wirklich dieselben Eifersüchteleien, dasselbe Weiberklatschwesen zwischen den verschiedenen geselligen Verbindungen an der Tagesordnung waren, wie man es

jetzt noch wohl in kleineren Städten findet, wo Gelehrte, Beamte und Officiere die Gesellschaften bilden. Die Werthersleidensentimentalitäten, die Goethe zu einem Romane verarbeitete, scheinen zu Steins Zeiten, der fünf Jahre nach Goethe in Wetzlar war, auch noch in Blüthe gestanden zu haben; denn er wirft in dem oben erwähnten Briefe die für ihn charakteristische Frage auf: „Ob Empfänglichkeit für eine Frau ein Lob für das Herz sei, ob man Tugenden erwerben könne, ohne jemals verliebt gewesen zu sein." Später urtheilte er härter und schärfer über die Litteratur der Wertherromane. „Aus sentimentalen Jünglingen gehen selten tüchtige Männer hervor; wenn aber phantastische Liebesempfindeleien in der Frauenwelt Mode sind, dann werden auch Jünglinge, die Männer hätten werden können, zu Weibern." Es ist interessant, die Auffassungen Goethe's mit denen Steins zu vergleichen. Man sieht, wie Dichtung und Wahrheit sich im geistigen Leben des deutschen Volks zu einander verhalten und oft in einander übergehen. Wie viele zum Theil bedeutende Männer haben sich nicht mit Werther beschäftigt, und wie viele, zum Theil dieselben, andererseits mit Stein und Schlosser! Wenn es wahr ist, daß Napoleon I. den Werther siebenmal gelesen hat, so muß er ein tüchtiges Stück Deutschthum in sich gehabt haben, und nach Schlossers Schilderung seines Charakters, auf welchen indessen die Mutter Napoleons III. und die Großherzogin von Baden nicht ohne Einfluß gewesen sind, war er in der That auch für zarte Empfindungen nicht unempfänglich.

Von Wetzlar begab sich Stein 1778 nach Mainz. Was bot sich hier den scharfsichtigen Blicken des jungen Mannes dar? Das seltene Schauspiel eines freisinnigen, fast protestantischen Geistes an dem ersten kurfürstlich-erzbischöflichen Hofe des Heiligen Römischen Reichs. Der Umschwung des geistigen Lebens in Deutschland hatte auch hier die Nebel althierarchischer Praxis vertrieben und den Blick frei gemacht für protestantische Bildung und Wissenschaft. Der Kurfürst Karl Friedrich von Erthal war alt und schwach. Frau v. Coudenhofen regierte in Verbindung mit den geheimen Staatsräthen von Deel und Heimes, zwei Geistlichen, die, wetteifernd mit den Kurtrierschen Geheimeräthen Laroche und Beck, am kräftigsten mit daran gearbeitet haben, das ultramontane Papstthum in Deutschland zu entwurzeln. Es war die Zeit, wo die geistlichen Kurfürsten durch ihre Staatsräthe und Kirchenrechtslehrer die Fragen erörtern ließen: Ob und wie die Päpste sich über die Kaiser und weltlichen Fürsten erhoben? und ob nicht, wenn dem Papste die hergebrachten Befugnisse entzogen würden, die Kaiser und Landesfürsten wieder zu ihren alten Rechten greifen, d. h. die geistlichen Kurfürstenthümer und Bisthümer säcularisiren würden? Die Antworten der geistlichen Staatsmänner auf diese Fragen gehören zur innern Geschichte Deutschlands und verdienen wohl der Vergessenheit entzogen zu werden. Daß dem Freiherrn v. Stein alles Dieses nicht entgangen war, er es vielmehr scharf und richtig aufgefaßt hatte, kann man daraus abnehmen, daß er wenige Jahre später als preußischer Gesandter nach Mainz geschickt wurde, um den Beitritt des Kurfürsten zum deutschen Fürstenbunde zu bewirken, den Friedrich der Große den ehrgeizigen Bestrebungen Josephs II. entgegensetzte. Das Jahr 1797 brachte Stein größtentheils in Wien zu, wo sich ihm in dem zerstreuten geselligen Leben, welches er dort führte, Gelegenheit genug darbot, ein Urtheil über die dortigen politischen Zustände und Richtungen zu gewinnen. Daß dieses Urtheil kein günstiges war, daß er namentlich von Wien her kein Heil für Deutschland erwartete, bewies er dadurch, daß er die traditionellen Familienweisungen für seine Laufbahn verließ und nach Berlin ging. „Meine hohe Verehrung", sagt er selbst, „für Friedrich den Einzigen, der durch die Erhaltung von Bayern damals die Dankbarkeit dieses Landes und des ganzen Vaterlandes sich erworben, hatte den Wunsch in mir erregt, ihm treu zu dienen, unter ihm mich zu bilden." In dieser Verehrung soll er „ein so enragirter Preuße geworden sein, daß er aufhörte ein Mann des deutschen Volks zu sein." Diese Behauptung, die man im Jahre 1814 in München aus dem Munde des ersten Ministers hören, und noch vor 10—12 Jahren in Artikeln, wenn ich nicht irre, von der Donau lesen und auch sonst oft genug hören konnte, entstellt Steins Charakter. Das Lied von Arndt: „Was ist des Deutschen Vaterland?" sprach seine eigene deutsche Gesinnung aus, wofür der Verfasser wahrscheinlich Beweise genug in seinen Repositorien liegen hat."

Hier folgen Behauptungen über Preußens specifische Deutschheit und Oesterreichs specifische Undeutschheit, die wir nicht theilen; der alte Arndt ist ja an seinem eigenen Liede zu Schanden geworden, als er in Großpreußen ein Kleindeutschland construiren wollte. Der Verfasser kehrt nach politischen Erörterungen zu Stein zurück. „Was er vor dem tiefen Fall bei Jena zu bewirken gesucht hatte, die Entfernung von Haugwitz und Lombard, wurde nach dieser Katastrophe ausgeführt. Er folgte dem Könige nach Königsberg, wo ihm das Ministerum der Auswärtigen Angelegenheiten übertragen wurde. Er lehnte es ab, weil er sich nicht geeignet fühlte für diesen Geschäftszweig und schlug den Herrn v. Hardenberg dazu vor. Dieser bildete ein Cabinetsministerium, in welchem ihm das Ministerium des Innern unter Beiordnung des Geheimen Cabinetsraths Beyme angewiesen wurde. Da er mit diesem Manne nichts zu thun haben wollte, so machte er die Entfernung desselben zur Bedingung seiner Annahme. Der König erblickte darin Eigensinn und Widersetzlichkeit und machte ihm den Vorwurf, „daß er seinen Leidenschaften das Wohl des Staats opfere". Er nahm dies für eine ungnädige Entlassung und verließ voll Kummer im Februar 1807 mit seiner Familie Königsberg, um in Nassau auszuruhen. Aber auch hier vergaß er Preußen so wenig, daß er sich nur mit Gedanken über die Wiedererhebung dieses ihm in seinem deutschen Herzen so theuern Staats beschäftigte. Da fügte es ein fast wunderbares Geschick, daß Napoleon selbst den Mann wieder an die Spitze der preußischen Regierung stellte, der von allen Menschen sein gefährlichster Feind war, und ihn, nachdem er ihn als solchen erkannt hatte, gerade dahin trieb, wo er den Antrieb gab, ihn von seiner Höhe herunterzustürzen. Denn ohne Steins kräftigende Gegenwart hätte Alexander nach der Einnahme von Moskau schwerlich die Ausdauer gehabt, welche es Preußen und demnächst auch dem übrigen Deutschland möglich machte,

den herrschsüchtigen und tyrannischen Dränger zu Falle zu bringen.

Am 19. October 1812 trat Napoleon, durch Alexanders Festigkeit genöthigt, seinen Rückzug von Moskau an, am 19. October 1813 verbluteten seine letzten Kräfte auf dem Schlachtfelde bei Leipzig. Die Einzelheiten des ganzen merkwürdigen Herganges sind bekannt genug. Begleitet von Ernst Moritz Arndt traf Stein im Januar 1813 wieder in Königsberg ein, von wo Napoleon ihn vertrieben hatte, die Brust voll so ungestümen Eifers, daß er die Rücksichten aus den Augen verlor, welche die damalige Lage des Königs forderte. Auf Grund einer Vollmacht, die er sich von dem Kaiser von Rußland hatte geben lassen, wollte er sich an die Spitze der Behörden stellen, um die Kräfte des Landes für die gute Sache zu nützen, alle Militär- und Geldkräfte zur Unterstützung des russischen Krieges gegen Frankreich zu verwenden, die Bewaffnung des Volkes schleunigst ins Werk zu setzen, die erforderlichen Mittelspersonen anzunehmen, Beamte zu suspendiren und abzusetzen. Da traf er aber doch auf Widerstand. Die Behörden, welche Alexanders Wandelbarkeit in der Treue von Tilsit her nicht vergessen hatten, respectirten die russische Vollmacht nicht. Der Oberpräsident v. Auerswald verweigerte ihm den Gehorsam und der Präsident der Regierung von Gumbinnen, Herr v. Schön, erklärte ihm, er werde die Einmischung eines russischen Vollmachtträgers nicht dulden, vielmehr die Sturmglocke läuten und das Volk gegen die Russen aufbieten lassen, was bei dem eingewurzelten und nur zu wohlbegründetem Hasse des preußischen Volks gegen die Russen die unglücklichsten Folgen hätte haben können. Nach vielem Schelten und Toben und den ärgerlichsten Verhandlungen mit dem General York kam am Ende doch, hauptsächlich durch die Vermittelung des Präsidenten v. Schön, jener denkwürdige freiwillige Landtag zu Stande, nach dessen Beschlüssen die erste Landwehr ins Feld gestellt wurde. Die Russen hatten aber bei dieser Gelegenheit gesehen, daß an eine Vergrößerung Rußlands nach der preußischen Seite hin nicht zu denken sei, woran auch Herr v. Stein, wie sich von selbst versteht, nie gedacht hatte. Ihn trieb nur der Eifer, Preußen und Deutschland von dem schimpflichen Joche zu befreien, unter dessen Druck die Nation alle die Jahre her geseufzt hatte".

Stein ist seitdem in der Arbeit von Pertz ausführlich charakterisirt; aber es ist für die Zeitgenossen nicht uninteressant, auch das Miniaturbild einen Augenblick anzusehen, welches er in die Seele eines unbefangenen jungen Mannes warf, der erst in seinen alten Tagen, nachdem er selbst politische Erfahrungen gemacht, daran dachte, dasselbe zu fassen und in nothdürftigster historischer Beleuchtung zu zeigen. Herr Eilers schließt seine Schilderung Steins mit folgenden Aeußerungen: „Steins harte Urtheile über einzelne Personen machten mir, ich gestehe es aufrichtig, mitunter einen unangenehmen Eindruck, namentlich das Urtheil über Hardenberg; später habe ich ihm nur zu sehr beipflichten müssen. Entfuhr ihm doch auch einmal über Niebuhr, den er hochschätzte, glaubwürdiger Versicherung nach, der Ausdruck: „Halb Schulmeister, halb Diplomat". Ueber die Landescollegien urtheilte er immer nur nach Qualification der Chefs derselben. Die Räthe betrachtete er als Organe, deren Tüchtigkeit einzig und allein darin bestehe, die Meinung des Präsidenten richtig aufzufassen und geschickt auszuführen. Hatten die Räthe eine andere Stellung, so war ihm der Präsident ein unfähiger. Noch schärfer beurtheilte er aus diesem Gesichtspunkte die Minister. Zum Belege dessen könnte ich eine ganze Reihe von Kraftausdrücken anführen, die auf mich doch den nachhaltigen Eindruck machten, daß ich mir später die Berliner Ministerialrathsdevotion nicht aneignen konnte, wovon ich die Folgen bitter genug zu schmecken bekam. Vor Gelehrsamkeit und Gelehrten hatte er große Achtung; verkehren konnte er aber doch nur mit den sanften und schmiegsamen Naturen, die in seine Ideen eingingen und dieselben auszuführen verstanden. Den Rationalisten und Vermittelungsphilosophen zwischen Glauben und Wissen war er nicht hold. Von der katholischen Kirche und ihren treuen Oberhirten sprach er mit großer Achtung, und es war nicht der kleinste Vorwurf, den er dem Minister v. Altenstein machte, daß er die Bischöfe zu gehorsamen Staatsdienern herabwürdigen wolle."

Dem zweiten Bande der „Wanderungen" entheben wir die Schilderung eines Besuchs, den Schleiermacher dem Verfasser in Kreuznach machte. Eilers ist mit Recht empört, daß die symbolsüchtigen Finsterlinge diesen Wiederbeleber des Christenthums in den Gemüthern der Gebildeten und der Denker jetzt zu den Ungläubigen zählen. Er schildert, wie sich Schleiermacher harmlos und offen zu geben pflegte. „Das Gespräch wendete sich bald zu den Gewaltschritten der damals in Berlin allmächtigen demagogischen Umtriebepartei. Einer der drei Begleiter erzählte von einer dahin gehörigen lächerlichen Dienstbeflissenheit eines namhaften Mannes und schloß die Geschichte mit der Bemerkung, daß sich wohl nicht leicht Jemand ein vollgültigeres testimonium paupertatis ausstellen könne. „Ich wenigstens", sagte Schleiermacher, „erkenne es als vollgültig an, und bin gern bereit, dem Manne das Collegium umsonst zu lesen." „Der Mann", fiel ich ein, „ist nicht zur Stelle; da Sie aber so bereit sind, Bettlern am Geiste umsonst Collegien zu lesen, so erbarmen Sie sich meiner. Ich bekenne, daß ich nichts Rechtes weiß von dem Berliner Parteiwesen, und nichts von den Personen des mir vorgesetzten Ministeriums, daß ich überhaupt ein vollkommener Neuling in preußischen Dingen bin." — „Was Ihr Ministerium angeht," erwiderte Schleiermacher lachend, „so ist das bald abgemacht: es fängt mit Οὐδέν (Uhden) an und hört mit Μηδέν (Meden) auf. Der wackere Süvern hat den Muth verloren und ist vor Aerger gelb geworden." In dieser kurz und scharf charakterisirenden Weise ging Schleiermacher die Einzelnen der Reihe nach durch. Am schlimmsten kam eines der noch lebenden damaligen Mitglieder weg. Seine Urtheile über das Parteiwesen in Berlin kann Eilers nur im Allgemeinen und mit Weglassung der Personennamen wiedergeben.

Schleiermacher war noch ganz erfüllt von dem Geiste, der jenen Kreis von Männern beseelte, die nach der unglücklichen Schlacht bei Jena die Lebensfrage der deutschen Nation so tief empfanden und so mächtig anregten. Er selbst war, wenn nicht der bedeutendste, doch einer der bedeutendsten dieser Män-

ner. Die Erfolge der nationalen Erhebung, die sie ursprünglich bewirkt, und dann des Muths, den sie nach allen Seiten hin belebend weiter verbreitet hatten, gingen weit über ihre kühnsten Hoffnungen und Erwartungen hinaus. Als nun die große mit Strömen von Blut gewonnene Errungenschaft vor ihren staunenden Augen sich als eine Wirklichkeit darstellte, da glaubten sie, nun endlich sei nach Jahrhunderten politischer Zerrissenheit und Verkommenheit ein gesunder und fester Boden dem deutschen Volke für die solange ersehnte nationale Wiedergeburt von der Vorsehung dargeboten. Den Uebergang von dem Widerwärtigen und Unzuträglichen, was bis dahin bestanden, zu Dem, was ihrer Idee nach entstehen sollte, mögen sie sich wohl, meint Eilers, nicht klar gedacht haben; aber daß das Alte sich mit solcher Energie und mit solchem Erfolge wieder hervordrängen würde, das hatten sie nicht erwartet. Daraus kann man sich den Geist der Opposition erklären, der diese Männer von da an ergriff und einige von ihnen über die Grenze der Besonnenheit hinaustrieb, alle aber mit großem Hasse und tiefster Verachtung gegen Die erfüllte, welche sich zu Werkzeugen einer abermaligen Knechtung der Nation herzugeben schienen. Schleiermacher und seine Freunde zweifelten keinen Augenblick daran, daß ein Königthum von Gottes Gnaden die allein ersprießliche Form eines freien und gerechten Zusammenlebens sei, weil in dieser Form Freiheit und Gerechtigkeit am sichersten ihre vernünftige Wahrheit und ihre nothwendigen Grenzen fänden. Gegen die Person des Königs war Schleiermacher, wie alle Preußen, voll aufrichtiger Verehrung; man war vollkommen überzeugt, daß all sein Dichten und Trachten nur auf das wahre Wohl und die möglichste Freiheit seiner Unterthanen gerichtet sei; aber der Sicherheit und Selbständigkeit seines politischen Urtheils traute man nicht in demselben Maße. Man glaubte, daß einige Männer, die sich sein Vertrauen zu erwerben gewußt, ihm eine möglichst schwarze Vorstellung von dem revolutionären Geiste der Jugend und ihrer Lehrer, der alten Tugendbündler und anderer politischer Phantasten beizubringen gesucht, um eine Vollmacht zur Rettung des gefährdeten Staats zu erschleichen. Man glaubte ferner, daß von Rußland und von Oesterreich her, in Verbindung und nach Verabredung mit jenen Männern, zu demselben Zwecke auf den König eingewirkt worden sei. Man glaubte endlich, daß eben diese Männer, nachdem sie die gewünschte Ermächtigung erlangt, in ihren Berathungen zu der Ueberzeugung gelangt seien, daß der Zweck einer radicalen Entwurzelung des demagogischen und revolutionären Geistes nur durch ein energisch durchgreifendes Verfahren zu erreichen sei, und daß man durchaus keine Rücksicht auf frühere Verdienste vor und während der Freiheitskriege, auf nationale Lieblingsnamen und dergleichen nehmen dürfe, sondern Jeden ohne Ausnahme packen und niederwerfen müsse, der nur irgendwie in näherer oder entfernterer Verbindung mit den demagogischen Umtrieben stehe oder gestanden habe. So zu verfahren, sei auch beschlossen worden, und wie einst Jakob II. von England sich seinen Jeffreys ausgesucht, so hätten auch diese Männer in der Person des Herrn v. Kamptz den passenden Mann gefunden. Aber „sie gehen auf Pulver und ein Funke kann sie in die Luft sprengen". Wenn sich Eilers recht erinnert, fielen auch die Worte: „ein ungeheuer großes Maul und eine freche Stirn, doch nur ein klein Gehirn", wo denn auch die Idee einer Schleuder mit dem Stein aus dem Bache nahelag. Daß Schleiermacher einen solchen Schleuderwurf wirklich gethan, erfuhr Eilers von dem Minister Eichhorn. Er konnte aber die angedeutete Schrift, die Eichhorn selbst gelesen, weder bei den Personalacten Schleiermachers in dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, noch bei denen im Ministerium des Innern und der Polizei finden, sondern nur Spuren herausgenommener Schriftstücke entdecken.

Schleiermacher hielt geheime Verbindungen von Jünglingen und Männern nur für gerechtfertigt, wenn es gegen auswärtige Unterdrücker des Vaterlandes gehe, und tadelte entschieden die hier und da auftauchenden Versuche zu Nachahmungen des alten Tugendbundes. Er war der Meinung, daß das deutsche Volk mit der Befreiung von der Fremdherrschaft eine politische Gesinnung gewonnen habe, in welcher das Treiben des „abominabeln Complots in Berlin und in Wien" seine Schranken finden werde. Er meinte damit Das, was Görres die Eine große Verschwörung nannte, „die ihre weitläufigeren Verzweigungen über ganz Deutschland durch alle Stände, Alter und Geschlechter hin verbreitet; die murrend an jedem Herde sitzt, auf Märkten und Straßen sich laut ausspricht; die ohne Zeichen sich in allen ihren Gliedern leicht erkennt, ohne geheimen Obern und ohne Antrieb aus einer Mitte heraus doch im besten Einverständniß stets zusammenwirkt; die mit viel tausend offenen Augen ins Verborgenste hineingeschaut, und der viel tausend Arme stets zu Gebote stehen: jene Verschwörung nämlich, in der das entrüstete Nationalgefühl, die betrogene Hoffnung, der mißhandelte Stolz, das gedrückte Leben, sich gegen die starre Willkür, den Mechanismus erstorbener Formen, das fressende Gift bewußtlos gewordener despotischer Regierungsmaximen, die das Verderben der Zeiten ausgebrütet, und die Verstocktheit der Vorurtheile verbunden haben, und die mächtig und furchtbar, wie nie eine andere, wachsend mit jedem Tage in Macht und Thätigkeit, ihr Ziel so sicher erlangen werde, daß die Gefahr nicht aufs Hintenbleiben, wohl aber aufs Ueberschwellen stehe."

So ungefähr waren damals die politischen Zeitanschauungen Schleiermachers und seiner Freunde. Daß Stein ihnen nicht fernstand, ist jetzt bekannt genug. Die Geschichte hat zwar anders entschieden, als diese Männer dachten, zugleich aber auch bewiesen, daß ihren Vorstellungen doch ein neues dauerndes nationales Lebenselement zu Grunde lag, welches noch jetzt in lebendigster Thätigkeit fortwirkt. Bei Schleiermacher bemerkte Eilers noch ein eigenthümlich wehmüthiges Verwundern darüber, daß das Complot so viele dienstbare Geister finde.

„Keinen andern Tag meines Lebens, schreibt Eilers, hat eine solche Fülle des Geistes durchströmt, als diesen Tag des Schleiermacherschen Besuchs. Es war 6 Uhr geworden. Er wollte seinen Reiseplan nicht ändern, sondern bestand darauf, noch an demselben Tage zu Fuße nach Bingen zurückzugehen. Ich begleitete ihn und seine jungen Freunde bis Laubenheim. Auf diesem Wege fragte ich ihn, ob er sich eines jungen Lübeckers, Namens Krohn, erinnere. „Der sich im Thiergarten erschossen hat? Allerdings, ich habe ihn einige Male gesehen. Er schien trübsinnig

und war immer in sich selbst verloren." Als ich ihm nun das Wesentlichste der innern Geschichte des Jünglings mittheilte, schien er betroffen. „Hätte ich das gewußt, dann hätte ich ihn vielleicht retten können; denn Niemand kennt solche Zustände besser als ich. Es ist etwas Wunderbares mit dem hier und dem da", sagte er, auf Kopf und Herz zeigend. „Die Wahrheit meines Herzens ist Christus, aber mein Geist ist unablässig auf das Erforschen der Dinge gerichtet, und schaudert nicht zurück vor der Tiefe der Gottheit, und dabei komme ich nie in einen fühlbaren Widerspruch mit der Wahrheit meines Herzens, meines innersten Lebens." — Ob wohl auch Die, welche das Christliche mit den Symbolen messen und Alle ausschließen, die diesem Maße nicht gerecht sind, in Wahrheit sagen können: Christus ist meines Herzens Wahrheit? — Dann erzählte Schleiermacher von seiner Erziehung in Niesky und dem frommen Leben der Brüdergemeinde, unter welchem er aufgewachsen. Ich ließ das Wort „Pietist" fallen und er lehnte es nicht ab. „Das Leben des Herrn, nicht diese oder jene Confession oder Glaubensformel ist das Licht des Menschen", war seine Meinung, und wer die 400 gedruckten Predigten Schleiermachers aus den verschiedensten Zeiten durchlesen will, wird finden, daß die Worte: „In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen", den Mittelpunkt seines religiösen Ideenkreises bilden. Unter den vielen Geistlichen, die sich seine Schüler nennen oder nannten, habe ich nur wenige gefunden, die wirklich Schüler seines Geistes und Herzens waren, wohl aber viele, die aus den Worten: „Christus gestern und heute u. s. w." Pfeile gegen den Mann schmiedeten, der ein wirklicher und wahrhaftiger Freund Schleiermachers war, und seines Geistes Früchte gründlicher kannte als irgend einer jener Protesterklärer, Lachmann nicht ausgenommen."

Leben und Treiben in Marokko.

Erster Artikel.

Die Staaten des Sultans von Marokko sind von Europa nur durch eine schmahle Meerenge getrennt, und doch ist es fast schwerer ins Innere derselben zu dringen als nach Timbuktu oder an den Tsadsee zu gelangen. Einzelne kühne Wanderer wagen sich wohl eine Strecke landeinwärts, aber es kann keine Rede davon sein, das maurische Kaiserreich mit Muße und in Sicherheit zu erforschen. Mit den Städten der Küste sind wir hinlänglich bekannt; die europäischen Handelsstaaten haben in den Seeplätzen Consuln, jedoch Alles was über das Gestadeland hinausliegt, sucht der Beherrscher dieses „äußersten Westens," des Maghreb ul Akßa, den Narazenern zu verschließen.

Aber seitdem die Franzosen Algier erobert haben, sind sie unmittelbare Nachbarn dieses Beherrschers der Gläubigen geworden, und auch die Engländer haben ihm nicht selten einen Denkzettel gegeben. Jene Barbaresken, welche einst von Algier, Tunis und Tripolis ausliefen, das Mittelmeer unsicher machten, sogar in der Ostsee ein Lübecker Schiff kaperten und ihre Streifzüge bis in die Nähe von Island ausdehnten, sind verschwunden; aber der Sultan von Marokko herrscht noch heute. Doch ist offenbar sein Staat in Auflösung und Verfall, und es liegt keineswegs außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß ihm einmal dasselbe Schicksal bereitet wird, welchem der übrige Theil des Nordrandes von Africa theils schon unterlag, theils entgegengeht. Diese schönen Länder in welchen einst die Cultur der Phönicier, Griechen, Römer und Byzantiner tiefe Wurzel geschlagen hatte, müssen nothwendig dem europäischen Einflusse anheimfallen, und die Barbarei wird dann einer höhern Gesittung Platz machen.

Bis auf Weiteres übt indessen jener wunderliche Potentat in Fez und Marokko seine grauenvolle Herrschaft, über deren Charakter jüngst ein Mann der sich längere Zeit in den Handelsplätzen des Maghreb aufgehalten, Narcisse Cotte, in der Revue contemporaine interessante Mittheilungen veröffentlicht, denen wir Einiges entnehmen. Alle Beiträge zur Kunde eines so merkwürdigen und im Allgemeinen nur mangelhaft bekannten Landes sind dankenswerth.

Die maghrebinische Staatsweisheit und Verwaltungskunst trägt ein Gepräge ganz eigenthümlicher Art; Europa hat derartiges gottlob nie gekannt. Sultan Abd er Rahman ist Chalif des Westens, Beherrscher der Gläubigen und Nachfolger des Propheten. Als sein Oheim Muley Sliman regierte, war er Zolleinnehmer in Mogador; nach dem Tode seines Vorfahren hätte der Thron einem gewissen Sidi Abd er Rahman Ben Sliman gehört, und dieser war auch im Testamente des Sultans namentlich bezeichnet worden. Der Zollverwalter von Mogador radirte jedoch einige Buchstaben aus, schrieb andere dafür hin, und wurde durch solchen Betrug Kaiser von Marokko. Ein gutes Gewissen hat dieser Mann nicht; man schildert ihn als furchtsam, argwöhnisch, und vor allen Dingen als geizig; er kann den Zollbeamten nicht vergessen, und betrachtet das Land wie eine große Douane, deren Obereinnehmer er ist. Er setzt die Schraube an und preßt heraus was möglich ist; er will Geld und immer wieder Geld, er kümmert sich nur um die Finanzen und rafft zusammen was er kann. Der Staat kümmert ihn nicht; er hat sogar die Kriegsflotte völlig in Verfall gerathen lassen, weil sie Geld kostet, und Landsoldaten hält er lediglich zu dem Zwecke um Tribut einzutreiben. Alles ist im Verfall, denn Niemand wagt auch nur einigermaßen wohlhabend zu erscheinen. Mit dem Auslande will Abd er Rahman nichts zu thun haben, und Handelsverkehr mit den Europäern duldet er nur, weil derselbe ihm Geld einbringt. An und für sich liegt ihm an seinen Seehäfen gar nichts; er möchte lieber ganz ungestört mit seinen tausend Frauen und tausend Koffern hantieren. Ganz besonders haßt er die Stadt Tandschehr (Tanger) weil dort europäische Consuln wohnen; sie ist ihm ein Dorn im Auge und er erwähnt des Namens nicht ohne dabei die Nazarener und Juden zu verwünschen. Die Unterhandlungen mit den Aus-

ländern führt dort ein Maure, der früher längere Zeit in Cadiz und Gibraltar gewohnt hat, und nun eine Art von Minister der auswärtigen Angelegenheiten spielt; nebenher verkauft diese Excellenz Zucker und Kaffee, hat aber eine sehr schwierige Stellung. Auf der einen Seite bringt sie ihn in Berührung mit etwa einem Dutzend Generalconsuln, die oft nachdrückliche Beschwerden geltend machen, und auf der andern Seite hat er den Sultan, welch mit Berichten über die verfluchten Nazarener sich nicht behelligen lassen will. Die Verhaltungsbefehle, nach welchen die Excellenz sich zu richten hat, laufen auf Folgendes hinaus: Auf die Vorstellungen der Consuln antwortest Du mit Versprechungen; Du schiebst Alles auf die lange Bank und suchst immerfort Zeit zu gewinnen; suche so viele Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten als möglich auf; gieb nur wenig nach wenn man Dir droht; kommen sie mit Schiffen um zu bombardiren, dann wirf Dich nieder, füge Dich aber erst im äußersten Nothfalle; laß mich aber so wenig als möglich von den Christenhunden hören, denn ich mag von ihnen nichts wissen!

Der Sultan ist nicht blos Herr des Staatsgebietes, sondern betrachtet sich auch als rechtmäßigen Eigenthümer alles dessen was seine Unterthanen besitzen. Die Stämme von berberischer Abstammung sind aber mit einer solchen Auffassung nicht einverstanden und behaupten, ihre Dörfer und Heerden seien nicht des Sultans Eigenthum; deshalb haßt er sie und erklärt, es sei eine rechte Schande daß solche Leute sich Mohammedaner zu nennen wagen. Der marokkanische Unterthan muß sich glücklich schätzen, wenn er überhaupt früh Morgens noch seinen Kopf auf dem Rumpfe findet und weiß wovon er den Tag über leben kann, denn nach marokkanischem Recht gehört eben Alles dem Sultan.

Die Verwaltungskunst wird in folgender Weise ausgeübt. Jede Ortschaft hat einen Kaïd oder Statthalter, welcher über die ihm preisgegebenen Menschen mit ähnlicher Willkür herrscht wie der Sultan über das ganze Land. Auch die unter Zelten lebenden Stämme werden von solchen Beamten heimgesucht. Jede Provinz hat einen Pascha. Der Sultan sagt zu einem solchen: Ich muß hunderttausend Piaster haben, schaffe sie mir! — Der Pascha meldet den Kaïds: Unser Herr (Sidna) will Geld haben; ihr schafft es mir oder ich stecke euch ins Gefängniß! Die Kaïds wenden sich dann an Alle von welchen muthmaßlich etwas herauszupressen ist, und äußern: Sidna will Geld haben; wer mir nicht tausend Piaster bringt, erhält Stockschläge auf die Fußsohlen! Den Juden wird nebenher noch kundgethan: Schafft ihr bis da und dahin das Geld nicht, dann nehme ich euch eure ganze Habe weg, ich lasse euer Haus niederreißen, ich lasse eure Familien todtpeitschen, ich schneide euch die Köpfe ab, salze sie ein, und lasse sie am Thore der Kasbah aufhängen, damit dort Raben sie besudeln!

So steht es mit des Sultans von Marokko Creditbank; sie stützt sich auf Kerker, Stockschläge und Gewalt. Dabei versteht es sich von selbst, daß der Pascha ebenso viel für sich selbst eintreibt, wie er von den Kaïds fordert, und diese Letzteren wollen auch keineswegs für Nichts und wieder Nichts ihre Mühwaltungen haben. Allen diesen Beamten kommen deshalb die kaiserlichen Befehle sehr gelegen, denn sie geben den Vorwand zu heillosen Erpressungen ab. Paschas und Kaïds saugen sich voll wie Blutigel, aber der Nachfolger des Propheten versteht ihnen das Blut wieder abzuzapfen. Er weiß ungefähr welcher Beamte von Piastern und Dublonen strotzt. Einem solchen Manne wird die Ehre zutheil, an den Hof geladen zu werden, freilich nicht in einer europäischen Art und Weise. Denn eines schönen Morgens erscheinen zehn Mann von der schwarzen Garde des Kaisers bei dem Beamten, setzen denselben, ohne weiter ein Wort zu reden, auf ein Maulthier und bringen ihn so nach der Hauptstadt. Cotte erzählt, er habe mehr als einmal dergleichen Unglückliche gesehen, die von den Negern ohne alle Rücksicht behandelt wurden. Sie mußten mit geknebelten Armen in der brennenden Sonnenhitze reiten, und litten fürchterliche Pein; von den Schwarzen wurden sie mit Schimpfworten überschüttet und mißhandelt. In der Hauptstadt wird der Blutigel in einen Kerker geworfen, und erhält täglich eine beliebige Anzahl von Stockprügel zugemessen, bis er eingestanden hat, wo seine Schätze verborgen liegen. Das letztere hält freilich sehr schwer, denn der Maure läßt sich eher das Fleisch vom Leibe hauen, als daß er sein Geld herausgebe. „Vor vier Jahren hielt der Kaïd von Dar el Beida länger als einen Monat eine entsetzliche Marter aus. Der Sultan ließ ihn täglich zwischen zwei Pfählen aufhängen und in der Art auf- und abwippen, daß er jedesmal auf einen Haufen von langstacheligem Cactus fiel. Der Kaïd litt unbeschreiblich, blieb aber lange standhaft. Freilich verlangte sein Landesvater von ihm mehr als zwei Millionen. Nach jedesmaligem Wippen gestand er dann, daß er an dem und dem Orte so und soviel tausend Piaster verborgen habe, gab aber manchmal falsche Stellen an und dann begann die Marter wiederum. Nach vier oder fünf Wochen erlag er derselben, ohne daß der Sultan und dessen Negergarde die Freude gehabt hätten, die zusammengerafften Thaler und Dublonen des Geizigen herauszupressen. Sie liegen irgendwo vergraben und harren ihrer Auferstehung."

Insgemein verfährt der Sultan glimpflicher, weil es nicht in seinem Vortheil liegt, die Beamten zu tödten. Sein Zweck wird leichter erreicht; der Prügel tanzt und lockt eine erkleckliche Summe ans Tageslicht, und das reicht vorläufig hin. Der Ausgepreßte und windelweich Geprügelte wird mit allen Ehren fortgeschickt und tritt sein Amt wieder an, das er natürlich nur um so eifriger benutzt um sich für Schläge und Geldverlust reichlich zu entschädigen. Um eine Wiederholung der Bastonade und der Erpressungen abzuwehren oder sie doch möglichst weit hinauszuschieben, macht er Seiner Majestät dann und wann ein Geldgeschenk. Der Sultan hat eine sehr praktische Art und Weise sich eines Pascha's zu entledigen, den er in aller Gemächlichkeit beseitigen will. Er läßt ihn an den Hof kommen, behandelt ihn mit Auszeichnung und giebt ihm eine Tasse Kaffee. Nach zwei Stunden thut das Gift seine Wirkung; der Pascha verendet unter Zuckungen, und die Hofleute trösten ihn mit den fatalistischen Worten: Es stand so geschrieben!

Auf solche Weise erhebt der Sultan sein außerordentliches Budget. Die regelmäßigen Steuern werden in vielen Gegen-

den nur mit Mühe und oft nur durch Gewalt beigetrieben, und manche Stämme im Gebirge wissen sich denselben völlig zu entziehen.

Abd er Rahman hat einmal mit Abd el Kader gemeinschaftliche Sache gegen die Franzosen gemacht. Er fürchtete den Einfluß, welchen der Emir gewonnen hatte, seitdem er als Vorkämpfer der mohammedanischen Religion dastand und den heiligen Krieg erklärt hatte. An einem solchen mußte nun der Nachfolger des Propheten sich betheiligen, wenn nicht alle Stämme von ihm sich abwenden und mit seinem Nebenbuhler gemeinschaftliche Sache machen sollten. Geschah das letztere, dann wankte der Thron des Sultans. So kam es, daß bei der Schlacht von Isly auch marokkanische Truppen sich betheiligten. Der älteste Sohn des Sultans, Sidi Mohammed, führte sie an, hat aber damals keine Ehre eingelegt, weil die „räudigen Hunde" sich um Großprahlereien nicht bekümmerten, sondern mit Bayonneten heranstürmten. Da sprang der Kronprinz auf ein Pferd und rannte spornstreichs von dannen, ohne auch nur einen Schuß zu thun, und seine maurischen Soldaten folgten diesem Beispiele. Man erklärte, daß die Europäer mit Teufeln im Bunde ständen, gegen welche ein guter Muselmann machtlos sei und mit welchen er sich auch nicht befassen möge. Nur die schwarze Garde und einige Reiterabtheilungen hatten einen Angriff ausgehalten, waren aber auch bald auseinandergesprengt worden, als die Kanonen zu spielen begannen. Die Frauen, Jagdhunde, Musikanten, Kochtöpfe und der Theekessel Sidi Mohammeds fielen in die Hände der europäischen Teufel.

Cotte meint, die Schlacht am Islyflusse und der Fall Abd el Kaders hätten das Schicksal des Islam im africanischen Abendlande entschieden. Nachdem Algerien völlig unterworfen sei und ein großer Theil der dortigen Mohammedaner mit der Herrschaft der Europäer sich ausgesöhnt habe, müsse das Beispiel auch auf Marokko zurückwirken, und zwar zunächst auf die Seeplätze, während das Innere durch den Handel auch neue Anschauungen erhalte. Sobald einmal der religiöse Fanatismus einigermaßen abgeschwächt ist, werden die verschiedenen Stämme begreifen, wieviel vortheilhafter es sei, dem Franzosen eine geringe Steuer zu zahlen und sich im Besitz ihrer Habe sicher zu fühlen, als den Erpressungen des Sultans preisgegeben zu bleiben.

Abd er Rahmans schwarze Garde nimmt eine bevorrechtete Stellung ein und spielt in Marokko eine große Rolle; ohne sie wäre er keinen Augenblick auf seinem Throne sicher. Muley Ismail, der vierte Herrscher der Dynastie der Scherife aus Tafilelt, hatte seine Herrschaft nur mit Mühe befestigt; viele Stämme hatten sich gegen ihn aufgelehnt und Prinzen seiner eigenen Familie ihn mit den Waffen bekämpft. Endlich behielt er die Oberhand; er war ein merkwürdiger Mann. Um seine Unterthanen zu beschäftigen und sie stets in Athem zu erhalten, ließ er große Gebäude aufführen, die gleich nachher wieder abgerissen wurden; sie mußten in Zwingern mit Löwen kämpfen; auch sorgte er für allerhand andern Zeitvertreib. Es war eine Obliegenheit der Christensklaven, Ziegelsteine zu backen und zu brennen. Manchmal erschien Seine Majestät, prüfte die Arbeit, und fand allemal, daß viele Steine zu hart, andere zu weich seien; diese alle, harte oder weiche, wurden dann den Sklaven auf dem Kopfe zerschlagen. Muley Ismail ließ einst einen seiner Söhne hinrichten und leitete die dabei nöthigen Anstalten. Dann aber hieb er den Mann, welcher das Henkeramt verrichtet hatte, mit eigener Hand nieder, und baute dem Schlachtopfer ein prächtiges Grabmal. Dieser Sultan hatte eine Ader von Witz. Er pflegte seine Regierungsmaximen durch folgenden Vergleich anschaulich zu machen: „Wenn ich viele Ratten in einem Korbe habe und diesen Korb nicht ohne Unterlaß schüttele, dann fressen die Ratten sich durch und laufen fort." Derselbe Mann ließ am Hofe Ludwigs XIV. um eine Prinzessin anhalten. Er schrieb: „Ich will sie zu meinem Weibe nehmen nach den Gesetzen Gottes und seines Propheten Mohammed. Sie mag bei ihrer Religion und gewohnten Lebensweise bleiben. Sie wird an meinem Hofe Alles finden was, so es Gott beliebt, ihr Vergnügen machen wird."

Ismail trauete weder seiner Familie noch seinen Unterthanen, und wollte sich deshalb eine Leibwache schaffen, welche zum Lande Marokko in keinerlei Art von Beziehung stehe. Deshalb ließ er aus dem Sudan eine große Menge junger kräftiger Neger holen, zwang ihnen den Mohammedanismus auf, gab ihnen schwarze Sklavinnen zu Weibern, wies ihnen Ländereien an und bevorzugte sie auch sonst in mannichfacher Weise. Diese Soldaten waren lediglich auf den Sultan angewiesen; das Volk haßte sie; ihre Knaben wurden von früher Jugend an zu Kriegern herangezogen und zu unbedingt folgsamen Dienern abgerichtet. So entstand eine Prätorianerkaste, welche in blinder Unterwürfigkeit ihren Vortheil fand und sich obendrein an den Mauren rächen konnte, welche auf die Schwarzen mit Wuth und Verachtung blickten. Diese Neger durchschwärmten das Reich, raubten und plünderten bei den Stämmen, welche ihr Gebieter ihnen bezeichnet hatte, und schonten kein Blut. Ismail gab dieser schwarzen Garde einen besondern Schutzheiligen, Sidi Bu Chari, welcher Erläuterungen zum Koran geschrieben hat. Jeder Negersoldat muß den Eid der Treue auf das Buch dieses Heiligen ablegen. Dieses letztere gilt ihnen gleichsam als Palladium, sie halten an ihm wie weiland die Janitscharen an ihren Kesseln; der Kaïd der Schwarzen nimmt es mit in die Schlacht, wo es dann Wunder thut. Die Garden heißen nach jenem Buche die Bu Chari, und nachdem sie einige Jahre bestanden hatten, waren sie die mächtigsten Leute im Reiche. Ihr Kaïd, d. h. Oberbefehlshaber, gewann bald einen entscheidenden Einfluß, gegen welchen Niemand aufkommen konnte; und unter den Soldaten bildete sich ein Kastengeist aus, welcher die Macht dieser Prätorianer noch steigerte. Diese Leibwache Ismails tyrannisirte nicht blos das Land, sondern auch die Sultane, welche auf den Gründer folgten.

Gleich nach Muley Ismails Tode griffen die Officiere der schwarzen Garde willkürlich in die Thronfolge ein, indem sie die ältern Söhne ausschlossen und einen der jüngsten Söhne zum Beherrscher der Gläubigen erhoben, den sie gegen das rebellirende Volk schützten. Aber bald nachher warfen sie ihr

eigenes Werk über den Haufen und ergriffen die Partei eines Oheims, der als Usurpator auftrat. Dieser war eine Spielpuppe in ihren Händen; sie setzten ihn sechsmal ab und erhoben ihn ebenso oft wieder; nachdem sie alle Geldschätze des Kaisers sich angeeignet, gaben sie ihn den Kugeln der Berbern und Araber preis. Unter der Regierung Sidi Mohammeds nahmen sie die Stadt Fez ein und boten den Thron nacheinander zwei Söhnen des Kaisers an, der am Ende nur durch List die Macht dieser wilden Soldatesca brechen konnte. Er wußte sie in kleineren Abtheilungen über das Land zu zerstreuen und ließ sie entwaffnen. Die Bu Chari waren bis zu hunderttausend Mann angewachsen; gegenwärtig übersteigt ihre Zahl nicht fünfzehntausend.

Unter Sidi Mohammeds Nachfolger Muley Yesid spielten sie schon wieder eine Rolle; sie waren die Werkzeuge, vermittelst welcher der Sultan seine Grausamkeiten verübte. Man bezeichnet jenen Yesid als den marokkanischen Nero, und in den Schwarzen fand er Trabanten, wie er sich dergleichen nur wünschen mochte. Gegenwärtig besteht die eigentliche Leibwache Abd er Rahmans aus nur etwa vierhundert Mann; die übrigen liegen als Besatzungen vertheilt, und zu den regelmäßigen Truppen gehören nur etwa dreitausend von ihnen. Auch eine andere Abtheilung von Leibwächtern, die Udaias, welche noch 1830 dem Sultan Schrecken einjagten, sind im Verfall. Das einst so große und mächtige Scherifat Marokko, die stolze Schöpfung der Edrisiten und Almohaden sinkt in Trümmer. Die Nacht, welche allabendlich ihren Schleier auf jene Gestade herabsenkt, ist nur ein schwaches Abbild jener tiefen Dunkelheit, in welche die Zeit Völker und Staaten hinabtaucht, deren Rolle ausgespielt ist.

Das marokkanische Heer, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen darf, besteht aus einem bunten Durcheinander von Contingenten, welche von den einzelnen Stämmen gestellt werden müssen. Alle diese Truppen sind nicht disciplinirt, bis auf die schwarze Garde, welche einigermaßen gedrillt wird und eine Art regelmäßigen Soldes erhält. Sie bildet die heilige Schaar des Reiches und steht wegen ihrer Tapferkeit in hohem Ansehen. Wenn sie von den Nazarenern bei Isly aufs Haupt geschlagen worden ist, so liegt die Schuld lediglich an den bösen Geistern, welche mit den Europäern gemeinschaftliche Sache gemacht haben. Sidi Mohammed leistete damals den Eid, daß sein Bart nicht eher von einer Scheere berührt werden solle, bis er Rache anden frechen Feinden genommen habe.

Bei feierlichen Gelegenheiten sind die Soldaten dieser schwarzen Garde prachtvoll gekleidet. Narcissus Cotte sah sie aufziehen, als ein Sohn des Sultans die Stadt Rabatt besuchte. Sie waren in Reihen aufmarschirt und standen wie Mauern da, still und unbeweglich; nur die Augen sprachen. Diese Neger trugen golddurchwirkte Kleider und scharlachrothe Gürtel; sie sahen aus wie glänzende Mumien. Ein Schwarzer von riesenhaftem Wuchs hatte um den Kopf und einen Theil des Gesichts weißen, purpurgestreiften Musselin gewunden, und erinnerte unwillkürlich an eine ägyptische Sphinx.

Ueberall in den marokkanischen Städten erregt die große Mannichfaltigkeit von Volksschlägen, Hautfarben, Gesichtsbildungen und Trachten die Aufmerksamkeit des Europäers. Er sieht Mauren, Araber, Berbern, Neger und Juden neben und durch einander, und außer ihnen Leute von gemischtem Blute in allen denkbaren Abstufungen.

Da kommt ein Mann in langem Mantel von weißwollenem Zeuge, unter welchem Seide und Gold hervorschimmern. Er wirft denselben majestätisch in Falten, sein Gang ist abgemessen, sein Gesicht hat strenge Züge, und man merkt ihm an, daß er für einen Frommen gelten will. Er ist ein Hadschi, d. h. er hat eine Pilgerfahrt nach Mekka gemacht, geht täglich einige Male in die Moschee und trägt ein Stück Wollenteppich unter dem Arme, auf welches er niederkniet; auch läßt er unaufhörlich die Kugeln seines Rosenkranzes (Tesbih) durch die Finger laufen und murmelt Koranstellen vor sich hin. Dieser fromme Mann steht in großem Ansehen, Jedermann begrüßt ihn mit Ehrfurcht und macht ihm Platz. Und doch kenne ich ihn als ein übertünchtes Grab; er ist ein hochmüthiger Pharisäer, ein Schelm, Lügner und Scheinheiliger. An seinen Fingern klebt das Blut Unschuldiger, er preßt und mißhandelt die Armen. *Diese Mauren sind ein Geschlecht von Vipern und Füchsen.* Bekanntlich haben sie in Marokko die Oberhand; aus ihren Reihen werden die Ulemas (Geistlichen), Kaïds und Paschas genommen; nur Mauren kommen zu Reichthum, Würde und Ansehen. In den Städten bilden sie die überwiegende Mehrzahl; auch gehören die meisten Kaufleute ihnen an. Ihre Schätze vergraben sie. Die Mauren sind ein so nichtswürdiges, verderbtes Volk, daß sie ihre despotische Regierung verdienen. Die übrigen Volksstämme im Maghreb ul Akßa haben Laster und Fehler der Barbaren, aber daneben doch auch die eine oder andere gute Seite, an den Mauren jedoch ist Alles niederträchtig und verächtlich. Von den Eigenschaften, durch welche ihre Vorfahren sich einst in Spanien auszeichneten, ist nichts mehr übrig geblieben, obwohl viele von alten Familien aus Granada und Andalusien abstammen, und in einigen dieser Familien noch die Schlüssel spanischer Häuser und Städte vererbt werden.

Der Maure vergräbt alles baare Geld, dessen er habhaft werden kann, mit einer wahren Leidenschaft, und die Erde verschlingt ungeheure Summen. Spanische Dublonen und Piaster, deutsche Maria-Theresiathaler und französische Fünffrancstücke, die einmal nach Marokko gelangt sind, kommen nie wieder zum Vorschein.

Ganz andere Leute sind die *Araber*, welche zumeist die Städte fliehen und unter Zelten leben. Insgemein haben sie einen hohen Wuchs, dunkle Hautfarbe, schwarzes Auge und durchdringenden Blick; ihr Gang ist gemessen und ihre ganze Haltung hat etwas Feierliches. Der Maure ist feig, hinterlistig und ein Großprahler, der Araber dagegen ein Mensch von Muth, zugleich Hirt und Krieger, der heute nicht weiß, wo er morgen seine Zeltstangen aufschlägt. Er hält in alterthümlicher Weise an einfachen Sitten, hat aber den Ackerbau, welchen er früher in einiger Ausdehnung trieb, völlig aufgegeben, weil der Sultan ihm durch seine schwarze Garde den Ertrag der Ernten wegnehmen ließ. Noch jetzt ist kein Araber sicher ein schönes Pferd zu behalten; er giebt sich deshalb keine

Mühe mit der Zucht mehr, weil sie doch vergeblich wäre und nicht ihm zu Gute käme. Er geht nur selten in eine Stadt, und über die Außenwelt ist er in völliger Unkunde.

Cotte erzählt, daß einst zwei Araber zu ihm kamen, welche sich einen Nazarener in der Nähe betrachten wollten, um in ihren Zeltdörfern etwas Neues erzählen zu können. Die Marokkanerinnen schrecken ihre Kinder mit den Worten: „Sei still, der Nazarener kommt!“ und von diesen Christen haben sie wunderliche Vorstellungen. Ein Europäer äußerte gegen einen sehr verständigen Marabut den Wunsch, das uns nur dem Namen nach bekannte Land Ued Draa zu besuchen. Der Marabut sagte: „Geh mit mir, Du sollst es sehen, mein Einfluß wird Dich gegen jede Gefahr sicherstellen; Du wirst nicht ermordet werden. Freilich, wenn sie dort im Lande in Dir einen Christen vermutheten, so wärst Du unrettbar verloren; aber wir würden sie niemals davon überzeugen können, daß Du, mein Begleiter, ein Christ seiest. Wir lernen von unseren Müttern, daß die Christen verdammte, verfluchte Wesen sind, mit Hörnern und gespaltenem giftigen Schweife, glühenden Augen, Krallen und Tigerzähnen. Das Alles fehlt Dir; sie würden Dich also für einen Türken halten, für einen Muselmann aus dem Osten, und in diesem Glauben würde ich sie, Insch Allah (so es Gott gefällt) bestärken.“ Jene beiden Araber traten in Cotte's Zimmer und waren ganz erstaunt Christen zu sehen, die den übrigen Menschenkindern glichen. Nächst den horn- und krallenlosen Europäern erregte ein Klavier die ganze Aufmerksamkeit dieser Kinder der Wüste, theils durch den Klang, welcher ihnen zauberhaft schien, theils wegen des glänzenden Mahagoniholzes, dergleichen im Maghreb nicht wachse; sie haben natürlich keinen Begriff von Politur. Sodann fragten sie ob es wahr sei, daß der Christ nur eine einzige Frau haben dürfe: „Auf wie lange Zeit nehmt ihr ein Weib? Und wenn die Frau nun übellaunig oder boshaft ist, wenn sie euch keine Kinder bringt, was macht ihr mit solch einer Frau? Schickt ihr sie fort oder nicht? Ihr habt eine dumme Einrichtung.“ Als Cotte ihnen Kaffee reichen ließ, fragten sie: „Dürfen wir auch trinken?“ Sie dachten wohl daran, welche Gunstbezeigungen der Sultan vermittelst vergifteten Kaffees spendet. Ein Kästchen mit Krystallflaschen voll Kirschengeist, Traubenbranntwein und dergleichen stach ihnen sehr in die Augen, und sie wunderten sich baß als sie erfuhren, daß man im Abendlande Wein und Liqueure trinke, nicht um sich zu berauschen, sondern weil sie wohlschmeckend und der Gesundheit zuträglich seien; in Europa sei auch das Wetter nicht so heiß wie in Africa. Sie sahen den Spiegel und fragten: „Was ist in dem andern Zimmer,“ und lachten hell auf als man sie das Glas berühren ließ. „O Wunder, o Wunder!“ Als sie fortgingen sagten sie: „Das ist ein schöner Tag, Du bist unser Freund, wir wollen wieder kommen. Die anderen Muselmänner meiden Dein Haus, aber wir fürchten keinen Menschen, auch den Sultan nicht, der wahre Mann fürchtet nur Allah.“

Diese beiden stolzen Halbwilden waren Scheichs zweier ziemlich unabhängiger Araberstämme aus der Gegend von Rabatt und dem Tadlagebirge. —

In einem zweiten Aufsatze wollen wir die Berbern, die Riffpiraten und die marokkanischen Juden schildern. -e-.

Americanische Aehrenlese.

Von den Zuständen in Mexico kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man weiß, daß in der Umgegend der Stadt Tepic in einer Woche, November 1857, nicht weniger als achtzig Banditen eingefangen wurden. Man machte mit ihnen kurzen Prozeß und erschoß sie. Der bekannte Baron Müller aus Württemberg, welcher in jenem Lande reist, ist von Räubern ausgeplündert worden, von denen alle Landstraßen wimmeln. Er ist derselbe Württemberger, welcher sich längere Zeit am obern Nil aufhielt, und die Tollheit hatte, in Deutschland zur Auswanderung nach Chartum auffordern zu lassen. Glücklicherweise fand dieser Schwindel keine Beachtung.

In den Vereinigten Staaten wird ein Kuß, den man einer Jungfrau giebt, nicht selten verhängnißvoll. Er gilt unter Umständen einer Verlobung gleich, welcher die Heirath folgen muß. Weigert sich der Kußgeber, diese zu vollziehen, so kann er gerichtlich belangt werden, und muß schwere Geldbuße bezahlen, die sich schon auf zehntausend Dollars belaufen hat. Im Staate Illinois hat man diese wichtige Angelegenheit neuerdings in Erwägung gezogen, und ist zu einem Vorschlage gelangt, der wohl seine schwachen Seiten hat. Braut und Bräutigam sollen vor einem dazu berechtigten Beamten eine schriftliche Erklärung abgeben, der zufolge sie die Absicht haben, in den Ehestand zu treten. Von da an mögen Beide es miteinander halten wie sie wollen; sie können das Verhältniß beliebig fortsetzen oder abbrechen. Wenn sie aber 365 Tage und 6 Stunden nach abgegebener Erklärung bei ihrem Entschlusse beharren, dann werden sie fest miteinander verbunden, und im Staate Illinois darf keine Scheidung zwischen ihnen stattfinden. Die Unauflöslichkeit gilt als Grundsatz; aber wenn das Paar nun in einen Grenzstaat geht, wo ein anderes Gesetz gilt, und sich dort trennen läßt?

Zu San Francisco in Californien war im vergangenen October das Wetter so gesund, daß an die Aerzte eine öffentliche Aufforderung erging, „ihre Berechtigung zum Dasein nachzuweisen“. In Ermangelung von Kranken führten die Herren Doctoren grobe Kämpfe unter einander; — was aber auch in Deutschland vorkommt.

In Californien scheint es mit dem Wohlstande sehr bedeutend vorwärts zu gehen. Das steuerpflichtige Eigenthum in San Francisco war im November auf beinahe vierzig Millionen Dollars abgeschätzt worden, auf etwa neun Millionen höher als im Jahre vorher. Die großen industriellen Unternehmungen, z. B. Eisenbahnen, Dampferlinien und dergleichen werden zum Steuerzahlen herangezogen; eine der letztern hat Abgaben im Belaufe von über 400,000 Dollars zu entrichten.

Die Stadt Brownsville in Texas, am Ufer des Rio

Grande wurde am 23. October vorigen Jahres von einem ähnlichen Unglück heimgesucht wie Mainz durch das Auffliegen eines Pulverthurms. Um Mitternacht brach in einem Waarenlager Feuer aus. Brownsville treibt viel Schleichhandel mit den auf der andern Seite des Stromes wohnenden Mexicanern, welche von dort auch mit Pulver versorgt werden. Im October war von dieser gefährlichen Waare gerade großer Vorrath vorhanden. Als man der Flamme nicht rasch Meister werden konnte, warf der Kaufmann Stillmann sogleich einige hundert Fässer Pulver in den Strom; aber in einem anderen Magazine flogen drei Faß in die Luft; wenige Minuten darauf erfolgte eine ungeheure Erschütterung. In einem anderen Magazine waren mehr als hundert Faß Pulver aufgeflogen; weit und breit stürzten Häuser ein, alle Gebäude zitterten, Ziegel, Steine, Bauholz flogen nach allen Richtungen umher, die Fenster sprangen und die Thüren flogen aus den Haspen. Der Schaden betrug in der kleinen Stadt mehr als zweimalhunderttausend Dollars. Auch zwei Deutsche fanden durch diese Explosion ihren Tod, ein Herr Moritz aus Böhmen und Isaac Alsbach aus Bielefeld. Der Bruder des Letztern kam am Tage nach dem Unglück aus Deutschland an, gerade zurechter Zeit um seinem Bruder das Grabgeleit zu geben.

Die Pastoren in Neu-England eifern von der Kanzel herab gegen Crinoline und Seidenkleider. Zu Portland im Staate Maine giebt nun eine mit ihrem Namen unterzeichnete Frau den geistlichen Herren den Rath, doch ja ihre Röcke zuzuknöpfen, damit man die seidenen Westen nicht sehe, und ja nicht in allzugroßem Eifer über den Luxus der Damen die Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen, denn man gewahre sonst das seidene Unterfutter im Frack.

Im Staate Massachusetts giebt es jetzt drei Frauen, welche das Amt von Postmeistern bekleiden. Ueberhaupt sind die Frauen in den Vereinigten Staaten von sehr resoluter Beschaffenheit, besonders jene, welche den Temperanzvereinen angehören, und allen geistigen Getränken den Untergang geschworen haben. Sie sind die natürlichen Feinde aller Schenkwirthe, denen sie das Leben sauer machen. Zu Logan in Ohio führten sie im November einen großen Schlag aus. Sie bewaffneten sich mit Hämmern und Aexten, stellten sich in Reihe und Glied auf und zogen vor den Laden eines Spezereikrämers, den sie drohend aufforderten, den Branntweinhandel einzustellen. Als der Mann sich dessen weigerte, erstürmten die Nüchternheitsamazonen den Laden, schlugen allen Fässern den Boden ein und ließen den geistigen Inhalt auf die Gasse laufen. Von dort gingen sie jubelnd vor das Haus eines gewissen Joseph Franz, der aber die Sache anders verstand. Als die Damen sich zum Sturm anschickten, erschien er mit einem geladenen Gewehr an seiner Hausthür und erklärte in etwas derber Weise, er werde das erste „Weibsbild," welches sich an seinem Eigenthume vergreife, wie einen tollen Hund niederschießen. Die Schlachtordnung der Ladies fing an zu wanken, die männlichen Zuschauer hatten ohnehin schon höhnischen Jubel erhoben, und die Damen wurden äußerst höflich. Sie baten den groben Franz in artiger Weise, fast schmeichelnd, den Verkauf geistiger Getränke einzustellen; der Mann blieb aber starrköpfig und trank sogar in ihrer Gegenwart einen Cognac. So zogen sie ab, nachdem sie einander allerlei auffallende Winke zugeworfen hatten. Ihre Niederlage war vollständig, aber die Sache klärte sich zum Schrecken des Schenkwirths hinterher auf. Während die Ladies ihm geschmeichelt hatten, waren einige von ihnen in den Keller geschlichen und hatten dort ein Werk der Verwüstung angerichtet, indem sie die Krähnchen auszogen. Es bleibt abzuwarten, welche Entscheidung die Gerichte fällen.

Es ist gefährlich einen Zopf zu tragen. Bei Placerville in Californien machte ein Chinese mit einem andern Landsmann aus dem himmlischen Reiche einen Spazierritt. Sein Pferd wurde scheu; er fiel aus dem Sattel, blieb aber mit dem Zopfe im Steigbügel hängen und wurde eine Strecke weit geschleift. Als man endlich das Pferd auffing, war der Chinese todt. Die Himmlischen halten an dem Grundsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn! und wollten das Roß mit Aexten todtschlagen. Ein Yankee führte ihnen jedoch zu Gemüthe, daß es besser sei, den Sünder zu verkaufen und den Ertrag zum Leichenschmause zu verwenden. So geschah es.

Nachdem in Nordamerica die große Geld- und Handelskrisis vorübergegangen ist, streitet man in den Blättern darüber hin und her, wie sie eigentlich habe entstehen können. Die europäischen Fabrikanten, Kaufleute und Capitalisten werden wohl ihre hundert Millionen Dollars „ans Bein gebunden" haben; das ist wenigstens die Ansicht der Americaner. Eine vielgelesene Neuyorker Zeitung sagt offen heraus, der Schlüssel sei in einer „Verschwörung" zwischen mehreren europäischen Bankiers und einflußreichen und weit verbreiteten Blättern zu suchen. Beide hätten gemeinschaftliche Sache gemacht um die europäischen Capitalisten planmäßig zu beschwindeln. „Seit zwei Jahren haben alle Neuyorker Zeitungen, mit alleiniger Ausnahme des Herald, das einheimische und auswärtige Publicum eifrig angereizt, die Papiere americanischer Unternehmungen zu kaufen, und ausposaunt, daß es unmöglich vortheilhaftere Anlagen geben könne. Die Moral war immer: Kauft Stocks, kauft insbesondere Eisenbahnactien um jeden Preis! Den Bankhäusern welche Stocks zu verkaufen hatten, war dies natürlich ganz recht. Ihre Circulare äußerten sich in demselben Sinne wie die Zeitungen; ihnen zufolge ging alles in regelrechter Weise in die Höhe, es ging nichts über americanische Bahnen, und mächtige Dividenden wurden in Aussicht gestellt. Man brauchte nur Actien zu kaufen, um binnen Jahresfrist sein Capital zu verdoppeln. In aller möglichen Weise wurde das dem großen Publicum mundgerecht gemacht, es war eine „Bullenverschwörung" gegen anderer Leute Taschen und Börsen. Auch wurde bewiesen, daß die Handelsverhältnisse kerngesund seien, und die Circulare der Bankhäuser sagten dazu ihr Ja. Nun hat aber das gerechte Schicksal gewollt, daß die Haupteigenthümer gerade derjenigen Zeitungen, welche dem Schwindel den meisten Vorschub geleistet hatten, bankerott geworden sind. Der Neuyorker Herald sagt: „Die Engländer sind an der Nase herumgeführt und beschwindelt worden, aber die Schurken hier haben am Ende doch keinen Segen von ihrer Gaunerei gehabt„. —x—.

Neue deutsche Sonette aus Italien.

— Unter neu aufgetretenen lyrischen Dichtern zeichnet sich ein Pseudonym, Robert Waldmüller, (Herr du Bock, in Dresden lebend) schon durch den ungewöhnlichen Reichthum seiner Gaben aus. Er brachte in kurzer Frist außer einem Band „Gedichte" (in Hamburg bei Meißner, ebendaselbst) in unaufhörlicher Reihenfolge: „Irrfahrten," Gedicht in vier Büchern, „Merlins Feiertage," „Dichters Nachtquartiere," „Unterm Schindeldach," und endlich eine Sammlung, unter dem Himmel Italiens empfangener, in Rythmen wiedergegebener Eindrücke mit dem interessanten Wahlspruch der Italiener zum Titel: „Lascia passare."

Goethe weiland fand in Wälschlands Gefilden den Vers für seine zuvor in Prosa geschriebenen Gedichte, für Iphigenie und Tasso; er fand auch an der Wellenlinie der lebendigen Schönheit das Maß der antiken Distichen. Wir bedauern, daß Robert Waldmüller aus Italien so auffallend schlecht und falsch gebaute Pentameter mitbrachte, wie sie in seinen Gedichten zu lesen sind. Dagegen hat er im Sonett wohltönend und schön seine Eindrücke wiedergegeben. Wir heben eine kleine Anzahl von diesen hervor.

Morgenlaute.

Wenn ich dem Schlummer Morgens mich entwinde,
Trifft zweierlei Geräusch mein lauschend Ohr;
Zuerst der Kapuziner rauher Chor,
In deren Nachbarschaft ich mich befinde;

Dann eine Mutter, die an ihrem Kinde,
— Uns trennt nur eine Wand von Kalk und Rohr —
Mit Kuß um Kuß sich freut; sie hebt's empor,
Sie drückt und herzt das liebe Angebinde.

Welch' Gegensatz! Zu Gottes Ehr' und Preise
Die Unnatur des trägen Mönchthums dort —
Hier die Natur im freisten Vollgenuß!

Was ist dem Höchsten wohl die liebste Weise?
Des Nichtsthuns geistlos hergeplerrtes Wort?
Der jungen Mutter stillbeglückter Kuß?

Raffael.

Wie wir den Besten gern zum Gott erheben,
Weil uns ein Ideal Bedürfniß ist,
So wurde dir ein Künstlerplatz gegeben,
Zu dem hinauf kein Erdenmaßstab mißt.

Du bist der Gipfel! Nichts besteht daneben,
Und ob die Farben auch die Zeit zerfrißt,
Dein Name lebt, und mehr noch wird er leben,
Wenn du erst selbst zur Mythe worden bist.

Denn wem, wie dir, das seltne Glück beschieden,
Der Größeste in einer großen Zeit
Zu sein, — deß Ruhm hat ew'gen Klang hienieden.

Er wächst von Jahr zu Jahr; ihm gönnt der Neid,
Ja selbst der Kenner Urtheil Ruh und Frieden,
Und seine Werke krönt Unsterblichkeit.

Raffaels Transfiguration.

I.

Das also ist des Meisters Schwanenlied,
Sein Testament, sein Scheidebrief dem Leben:
Der Heiland steigt gen Himmel — staunend sieht,
Wer in der Nähe weilet, ihn entschweben.
Und während er verklärt dem Staub entflieht,
Führt man ein Kind herbei; die Lippen beben,
Es ist besessen, krampfhaft jedes Glied,
Und Niemand ist, der Hülfe weiß zu geben.

Welch Räthselbild? So lieblich sonst und mild —
Hier scheint des Künstlers Genius zu grollen;
Ein Mißton ist's, der scharf und grausam schrillt!

So spielte nie er mit dem Grauenvollen!
So unversöhnlich schuf er nie ein Bild —
Was hat er mit dem Knaben sagen wollen?

II.

Vielleicht — wer blickte in des Meisters Herz,
Und wüßte, was er schaffend still entfaltet? —
Vielleicht empfand mit Unmuth er und Schmerz
Wie Christi Wort der Zeitgeist umgestaltet;

Der Blick noch, die Gebährde himmelwärts,
Doch stumpf der Sinn, der warme Hauch erkaltet,
Die Liebe selbst nur noch ein tönend Erz,
Die einst als oberstes Gesetz gewaltet!

So stellt' er denn die nachgeborne Zeit,
Die falschen Heiligen, die ihn umgaben,
Symbolisch dar, wie gleichsam prophezeiht:

Der Heiland, über Raum und Zeit erhaben,
Gen Himmel schwebend; aber unten weit
Das grause Schreckbild des beseßnen Knaben.

Apoll von Belvedere.

I.

Wer kennt dich nicht, du göttlich Bild von Stein?
Und doch — wer kennt dich, der dich selbst nicht schaute?
Der eines Abbilds mattem Wiederschein,
Sei es aus Thon, aus Gyps, aus Erz, vertraute?

Und mag der Guß noch so vollkommen sein,
An dessen Anblick sich das Herz erbaute,
Die Arbeit kunstgerecht, die Masse rein —
Es fehlt ihm Andres doch als Wort' und Laute.

Denn hier ist Alles Geist! Wie festgebannt,
Weilt auf der heil'gen Schwelle der Beschauer,
Von dem gewalt'gen Eindruck übermannt.

Nicht wünscht dem Bild er Leben; keine Trauer
Beschleicht ihn, daß es nur ein Werk der Hand —
So sehr ist Alles Geist — und Geist von Dauer.

II.

Sie haben lange hin und her gedacht,
Wem nur dein sichrer Pfeil den Garaus mache —
War's im Gewühl der mörderischen Schlacht,
Da du dich hieltest zu der Troer Sache?

Nahmst du, durch Hectors Fall in Zorn gebracht,
An Thetis' tapferm Sohn, Achilleus, Rache?
Verscheuchtest du die Furien der Nacht,
Du Freund des Lichts, von deinem goldnen Dache?

Wer könnt es sagen? — Nur des Mundes Zug
Ist klar verständlich, — deine Lippen beben,
Du bist im Zorn noch Gott — das sei genug!

Mög' uns dein Bild die schöne Lehre geben,
Daß selbst der Zorn, wenn er ins Herz uns schlug,
Uns so veredeln sollte und erheben.

Canova.

Dein Herz war warm, kunstfertig deine Hand,
Doch fehlte dir der Unschuld stille Größe.
Nicht deine Venus nur braucht ein Gewand,
Auch deine Muse ahnt die eig'ne Blöße.

Voll edlen Ernstes, frei von eitlem Tand,
Doch immer Fehltritt fürchtend und Verstöße,
Schürt sie die Flamme nie zum vollen Brand,
Beut sie uns Nichts, was Kraft ins Herz uns flöße.

So schmücktest Kirche du, Palast und Grab,
Bemüht, das Aug' ans Milde zu gewöhnen;
Doch wandte sich die Kraft gelangweilt ab;

Und als dein Meißel, um sie auszusöhnen,
Den rohen Gladiatorkampf uns gab,
Verletztest du das edle Maß des Schönen.

Venus von Milo.

Woher der Zauber, der aus diesem Steine
Mit süßer Macht zu deinen Sinnen spricht?
Der Leib ist kalt, der Busen hebt sich nicht,
Von all den zarten Adern pocht nicht Eine.

Wie göttlich auch der Formen edle Reine,
Das liebe, himmlisch ruhige Gesicht,
Es wohnt in ihnen weder Gluth noch Licht,
Sie borgen Leben von des Tages Scheine.

Woher der Zauber, welcher dich umspinnt?
Die Ruhe übt ihn! Sieh' den Himmelsfrieden,
Der auf der Stirne gleichsam träumend sinnt!
Unwiderstehlich theilt er dir sich mit;
Dir ist, als ob, vom Erdendrang geschieden,
Dein Fuß die Höhen des Olymp betritt.

Neapel und Rom.

Neapel ist die laute Heiterkeit,
Rom ist der Ernst herabgekommner Größen;
Die Eine geht im bunten Feierkleid,
Die Andre deckt nur mühsam ihre Blößen.

Die Eine lebt, — die Andre lebt auf Zeit,
Und zehrt von der Geschichte Actenstößen;
Neapels Bettler neckt dich, lacht und schreit,
Der Bettler Roms sucht Mitleid einzuflößen.

So sind hier Gegensätze schroffster Art,
Rom gleicht dem trauernd ernsten, edlen Weibe,
Noch fesselnd, geistvoll, aber hochbejahrt.

Neapel gleicht der Sklavin, schön von Leibe,
In der sich Gluth und holder Liebreiz paart,
Und die ein Pascha hält zum Zeitvertreibe.

Rom im Sommer.

Rom, vormals du des Erdenrundes Königin,
Welch jammervolles Loos ist dir beschieden!
Dein Glanz und deine Größe sind dahin,
Du aber stirbst nicht, findest keinen Frieden.

Bedeckt mit halbzerfetztem Hermelin,
Wachst du, derweil die Fieberlüfte sieden,
Am Tiberbett, als Krankenpflegerin,
In Dunst gehüllt, geflohen und gemieden.

Doch noch ein andres Krankenpflegeramt
Ward dir zu Theil. Es nennt die hohe Kranke
Die Kirche sich, sie prangt in Gold und Sammt.

Man sagt, daß schon ihr Schritt bedenklich schwanke,
Denn ob ihr Recht gleich von St. Peter stammt,
Schwächt doch ein Nichts die Kraft ihr — der Gedanke.

Zur Chronik.

Emil Devrient und Dawison.

– Wir erinnern an ein Wort Ifflands, der im Vorwort zu seinen Werken, in seiner Autobiographie, schrieb: „Die Kunst des Mimen geht flüchtig hin wie das Lächeln über das Gesicht des Menschen; — darum," setzt er hinzu, „rede der Kenner, der Freund des Schönen ein Wort der Anerkennung." Daran hat es nun wohl nicht gefehlt, seitdem die beiden Sterne am Dresdener Theaterhimmel leuchten. Und sie gehören, in Folge ihrer ausgedehnten Gastreisen, dem Theaterhimmel von ganz Deutschland an, selbst wenn sie auf ihren Triumphzügen in Nord und Süd, Ost und West mehr wie Meteore erscheinen, deren rasch vorüberziehender Glanz das hier und da herrschende Dunkel nur noch fühlbarer macht. Die Litteratur der Aufsätze über beide Künstler ist eine außerordentliche geworden, Himmel und Hölle hat man zu Hülfe gerufen, ihr Spiel zu beleuchten, die Emphase hat sich erschöpft in Lobpreisung, die Caricaturenzeichnung die Endpole ihres Gegensatzes travestirt, selbst die Stichwörter der wissenschaftlichen Debatte des Tages, Idealität und Realität, sind hereingezogen um die Natur beider Mimen zu charakterisiren. Eine Zeitlang schienen die Parteien in ihrem Pro und Contra sich förmlich festzusetzen und zu verhärten. Enthusiasmus und Kennermienen schwanken auch jetzt noch hin und her; man hört noch hier und da das Wort: Bei dem Einen mehr Talent, aber ein in sich harmonisches; bei dem Andern mehr Genialität, aber eine noch in sich arbeitende; dort eine künstlerisch vollendete Subjectivität die in allen Regenbogenfarben der Stimmungen sich entfaltet, allem Stoff und jeder Gestalt den fertigen Stempel einer gewissen persönlichen Noblesse aufdrückt. Und in der That, die Bewunderer Emil Devrients schwören auf diesen Zauber, den seine Darstellungen üben. Während er aber im Lear, im Wallenstein, Versuchen die er wieder fallen ließ, den Grenzstein seiner Entwickelung gefunden zu haben scheint, glauben die Bewunderer Dawisons, und mit Recht, noch an dessen unverbrauchte Wünschelruthe, mit welcher der Künstler, ein Proteus in der objectiven Charaktermalerei, noch jeden Augenblick neue Gänge und Minen im Bergwerk der Kunst für sich auffinden werde. — Das Register der Bilder und Ausdrucksweisen zur Contrastirung beider Künstler ist mit diesen unseren Andeutun-

gen noch lange nicht geschlossen. Die Contrastirung Beider, in welcher sich Kenner und Enthusiasten gefallen, hat auch zum Theil ihre Wahrheit im Naturell und in der Richtung derselben. Die ganze und volle Wahrheit ihres Spiels liegt aber nicht im festgehaltenen Extrem Beider, ihre Contraste haben ihre absolute Gültigkeit erst auf dem höhern Gebiet, wo Beide in Richtung und Naturell sich nicht die Spitze, sondern zur Bewahrheitung und Verwirklichung der Kunst und Dichtung zum Ensemble sich die Hände bieten. Und mögen die deutschen Städte, durch welche beide Mimen epochen- und etappenweis ihre Triumphzüge halten, je nach der einen und der andern Seite aufjubeln, für Idealität oder für Realität, subjective oder objective Herausbildung des Schönen und Wahren empfinden: Dresden ist der bevorzugte Platz, wo beide Künstler durch Zusammenwirken in demselben Dichtwerk ihrer Kunst den höheren Tribut zollen. Theaterabende wo Beide gemeinsam wirken, verdienen in diesem höheren Sinne als Festabende bezeichnet zu werden. Wir erinnern hierbei an eine längst hinter uns liegende Epoche der Schauspielkunst in Berlin; die Gegensätze des Talentes und des Genies, des Classischen und des Romantischen, des subjectiven Idealismus und der drastischen Realität, konnten nicht schärfer als in Pius Alexander Wolf und in Ludwig Devrient festgestellt sein, und doch war ihr Zusammenwirken der eigentliche höhere Triumph in jener Epoche deutscher Schauspielkunst. Aehnliche Festabende lieferte das Dresdener Theater im Laufe des Winters bereits mehrere; wir bezeichnen als solche die Aufführungen des Tasso und des Spielers von Iffland. Schien dabei der Vertreter des idealen Subjectivismus als Träger der Hauptrollen in seinem Vortheil, so erhielten objectiv diese Dichtungen doch erst durch die Folie des frappanten Realismus in Dawisons Mitwirkung ihre Erfrischung und ihren Reiz des thatsächlich wahren Lebens. Emil Devrient ist als Tasso, als Baron Wallenfeld unübertroffen, in Darstellung all der Stimmungen, des Aufschwungs, der Launen und der Demüthigungen des Genies und der verwöhnten Aristokraten vielleicht unübertreffbar; allein erst mit Blut und Leben der Realität färbt sich der Ton dieser blassen Illusions- und Situationsscenen zu greifbaren Wahrheiten, die noch täglich gelten. Wenn die Idealität zur Phrase zu werden droht, — und in beiden Werken ist viel Sentimentalität zur blassen Phrase geworden, — dann thut es doppelt noth daß ein Rembrandt mit seinen Pinselstrichen das Bild erfrischt. Diese Erfrischung bringt Dawison als Antonio, als Posert in jene Bilder. — Zur Chronik unserer Zeitschrift gehört ohnedies die Mittheilung, daß Dawison seit kurzem als Regisseur des Schauspiels, zunächst in Stücken, in denen er selbst agirt, seine Wirksamkeit an der Dresdener Bühne ausdehnt.

„Aus der Künstlerwelt."

— Dies der Titel eines mit vielen interessanten Holzschnitten gezierten Buches von Elise Polko (Leipzig bei Barth). Es ist damit die Welt der Maler, speciell in vorliegendem Bd. 1 der Lebenskreis der niederländischen Malerschule gemeint. Die Verfasserin hat früher auch aus dem Leben der Musiker Skizzen gegeben, sodaß eine besondere Bezeichnung ihres hier auf das Bereich des Pinsels und der Palette beschränkten Themas wohl schon auf dem Titel statthaft gewesen wäre. — Die oft ganz losen und alles Grundes entbehrenden Fictionen, welche A. v. Sternberg in seinen Novelletten über Bilder und Maler der Dresdener Galerie sich erlaubt hat, machten uns dem Buche von E. Polko gegenüber in etwas stutzig und argwöhnisch, zumal die Verfasserin in ihren Mährchen von singenden Blumen und riechenden Vögeln Beweise ihrer spielerischen Erfindungsgabe an den Tag gelegt hat. Um so willkommener nennen wir nach näherer Prüfung diese Skizzen aus der Künstlerwelt der Maler, bei denen die sinnige Phantasie der Erzählerin sich meist ganz getreu an gegebene Thatsachen im Leben der Niederländer hält, wie sie Johanna Schopenhauer in ihrem Buche über „Van Eyk und seine Nachfolger" lieferte und der alte Sandrart darüber als Zeitgenosse das Unumstößliche giebt. (Joachim Sandrart, ein Deutscher, 1606 zu Frankfurt am Main geboren, hatte bekanntlich in Italien und Utrecht seine Studien gemacht und floh vor den Wirren des dreißigjährigen Krieges nach Amsterdam, malte in Ingolstadt und Augsburg viele Zeitgenossen, Fürsten und Feldherren, in Nürnberg auch das Bild des Friedensbanketts im Rathhause, in Wien das Porträt Kaiser Ferdinands III. und starb 1688 als Akademiedirector in Nürnberg. Dort erschienen auch des großen Sammlers Schriftwerke über das Leben der Architekten, Bildhauer und Maler seiner Zeit.)

„Die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert" nennt Prof. A. Hagen in Königsberg 2 Bände, in welchen er mit erläuternden Zusätzen eine Reihe von Vorlesungen über plastische Kunst und Künstler von heute zusammenstellte (Berlin bei Schindler). Der Verfasser der trefflichen Künstlergeschichten und des Buches: „Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit" (nach einer Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts) hat zu diesen, 1855 und 56 gehaltenen Vorlesungen fleißig gesammelt, hätte jedoch besser gethan, vor Abschluß seiner Studien im Druck vom ferngelegenen Königsberg aus seine Reisen nach den Sitzen lebendiger Kunstthätigkeit, namentlich nach München, Dresden, Düsseldorf, mehrfacher zu wiederholen. Es würden ihm dann viele Verbesserungen und Berichtigungen in einzelnen Angaben erwachsen sein. Es sind freilich nur Kleinigkeiten, die hier zu rügen sind, aber in der Mehrheit fallen sie doch ins Gewicht. Wir schlagen z. B. den Artikel: Bendemann auf, und finden Diesen als „Verwandten von Schadow" bezeichnet, während jeder Leser in Berlin rc. mehr davon weiß; Bendemann ist des Düsseldorfer Schadow Schwager, als Mann der jüngsten Tochter des Berliner Akademiedirectors. Sollen einmal die Lebensbeziehungen eines Künstlers vorgeführt werden, so verlangen wir Genauigkeit in den Angaben. Von Alfred Rethel heißt es: „befindet sich nun in Prag," während man leider weiß daß der Unglückliche zu Düsseldorf als geistig gestört von den Aerzten aufgegeben wird. Ueber Rethels Arbeiten schließt der Bericht Hagens: „Seine Geschichte Karls des Großen im Rathhause zu Aachen wird gerühmt." Also kennt Hagen sie nicht; er würde auch sonst wissen daß diese Fresken sich auf mehrere Momente in der deutschen Kaisergeschichte erstrecken, während der Maler selbst an diesen Arbeiten geistig gestört wurde, sich im Colorit vergriff und seine in der Zeichnung bedeutenden Bilder von zwei, den Cyklus abschließenden Stücken seines Nachfolgers in der Farbe übertroffen werden.

„Die Frauen in der Kunstgeschichte," nennt Professor Ernst Guhl (Berlin bei Guttentag), der Uebersetzer und Erläuterer der Künstlerbriefe aus dem fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, seine zusammengetragenen Studien über die Wirksamkeit der Frauen auf den Gebieten der Dichtung, Malerei und plastischen Kunst. Ausgeschlossen sind hier die Frauen die als Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen glänzten. Diese Erweiterung wird das Thema in Gustav Klemms ausführlicher Geschichte der Frauen erhalten (Dresden bei Arnold). Von Guhl erwartet man auch im Druck seinen unlängst in der Ber-

liner Singakademie gehaltenen Vortrag über die Madonnenmalerei.

Schließlich machen wir aufmerksam auf ein gediegenes Sammelwerk von Dr. Hermann Alexander Müller in Bremen: „Die Museen und Kunstwerke Deutschlands" (Leipzig bei Weber), von welchem noch Bd. 3 zu erwarten ist.

Waffen der Australier.

—s—. Die Waffen der Australier — erzählt uns James Browne — bestehen zunächst aus einem 9 Fuß langen Speer, dessen Spitze im Feuer gehärtet und außerdem, statt der Widerhaken, mit einem hölzernen Bart versehen ist, oder man giebt dem Speere eine Spitze aus scharfkantigem Quarz, die mit Gummi befestigt wird. Der Speer wird mittelst des „Wamera" oder Wurfstockes geschleudert, eines flachen Holzstückes, das kaum dicker als der Einband eines Buches, 2 Fuß lang und in der Mitte etwa einen Zoll breit ist; nach beiden Seiten nimmt es allmählich an Breite ab und läuft an jedem Ende in eine Spitze aus. An dem Ende, welches in die Hand genommen wird, befindet sich ein Stück harter, harziger Substanz, die man von dem „Grasbaum" gewinnt und die verhindert, daß der Wamera beim Schleudern des Speeres aus der Hand fährt. An der entgegengesetzten Spitze ist ein kleines, etwa einen Zoll langes Holzstückchen, das eine Art Haken bildet und in eine flache Vertiefung an den dünnen Theil des Speeres paßt. Soll der Speer geworfen werden, so wird er der Länge nach auf den Wamera gelegt und zwischen Zeigefinger und Daumen gehalten, die beim Halten des Wamera zu diesem Zwecke freigelassen werden. Er wird daher von dem Wamera ähnlich wie ein Stein aus der Schlinge fortgeschleudert und erlangt dadurch eine viel größere Kraft, als wenn er aus freier Hand geworfen würde. Im Gebrauch dieser Waffen zeigen die Eingebornen eine überraschende Geschicklichkeit; selten fehlen sie ihr Ziel auf eine Entfernung von 50 bis 60 Schritten. Der Wamera ist aus einem sehr harten Holze, einer Art grobfaserigen und schweren Mahagoni, geschnitzt, das gewöhnlich durch den Gebrauch in kurzer Zeit eine gute Politur erhält. Dieser Wamera verläßt nie die Hand des Wilden; wenn seine Speere verschleudert sind, gebraucht er ihn im Faustkampfe als Schwert oder Streitaxt, und seine scharfen, harten Kanten schlagen den Köpfen der Kämpfer kaum weniger tiefe Wunden als ein schwerer Dragonersäbel. — Aber von allen Waffen der Australier ist der „Kilie" oder „Bumerang" die merkwürdigste. Seine Form ist fast die eines Halbmondes. Ein von Natur in der erforderlichen Form gekrümmter Baumzweig wird sauber abgeschabt, an der einen Seite flach, an der andern leicht convex; seine Länge beträgt ungefähr 15 Zoll von Spitze zu Spitze und seine Breite fast 2 Zoll. Sein Flug durch die Luft ist excentrisch und sehr verschieden je nach der Geschicklichkeit, mit der er geworfen wird. Manche haben die Waffe mehr in der Gewalt als andere; und ein erfahrener Werfer kann ihr beinahe jede beliebige Richtung geben. Er wift sie mit aller Macht gegen den Boden 10 bis 12 Fuß von sich ab, von da prallt sie ab, beschreibt einen Bogen in der Luft und fällt in großer Entfernung zur Rechten oder Linken nieder. Wieder schleudert er sie in ähnlicher Weise zu Boden; sie steigt mit der Schnelligkeit eines Pfeiles in die Höhe, bis man sie kaum mehr erkennt, und nachdem sie einige Augenblicke in der Luft geschwebt hat, fällt sie mit fürchterlicher Schnelligkeit in einiger Entfernung hinter dem Werfer zur Erde. Auf diese Weise wird der Kilie zum Erlegen der Vögel benutzt. Z. B. eine Anzahl Kakadus zieht heran; der Wilde wartet geduldig bis die Vögel fast über seinem Haupte sich befinden, dann wirft er den Kilie in der beschriebenen Weise, der bis zu einer gewissen Höhe steigt und beim Herabfallen die Vögel im Fluge trifft, von denen er einige tödtet. Daher ist der Bumerang die gefährlichste Waffe des Australiers. Sein Flug durch die Luft ist so schnell, daß man ihn kaum mit den Augen folgen kann und seine immer wechselnden Bewegungen machen es unmöglich ihm aus dem Wege zu gehen; er ist die einzige Waffe, welcher die Eingebornen selbst schwer ausweichen können. Gerade die, welche sich ganz sicher wähnen und seine Bewegungen durchschaut zu haben glauben, werden nicht selten getroffen und häufig sieht man einen Wilden, von dessen Hand die Waffe ausgegangen ist, genöthigt, sich auf den Boden zu werfen, um dem Streiche zu entgehen. — Der Tomahak oder Hammer ist ein rohes und formloses Stück Stein, in der Mitte an einem dünnen hölzernen Griff mittelst Gummi vom Grasbaum befestigt. Man braucht ihn hauptsächlich, um die glatten Baumstämme so tief einzukerben, daß die große Zehe in die Höhlung eingesetzt werden kann; die Eingebornen können so den Baum nach einem Beutelthier oder anderen kleinen Thieren ersteigen. — Eine andere Waffe ist ein kurzer, schwerer Stock, an einem Ende etwas dicker als am andern, und etwa 18 Zoll lang; er wird nur auf kurze Entfernungen geworfen, bildet aber auch eine keineswegs verächtliche Waffe, wenn er in der Hand als Keule benutzt wird.

Hierzu eine Beilage: Männer der Zeit.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Männer der Zeit.

Biographische Skizzen und Charakteristiken von Zeitgenossen.

Vorbemerkung.

Unter der obigen Ueberschrift beginnt die „Europa“ mit ihrer heutigen Nummer eine Reihe von biographischen Skizzen, über die es uns erlaubt sein möge, Einiges zur Verständigung zu erwähnen.

Dem Wißbegierigen kann es nicht genügen, unsere Zeit nur in dem Gange ihrer Begebenheiten kennenzulernen; er verlangt auch den Persönlichkeiten näher zu treten, die in der Entwickelung dieser Begebenheiten eine Rolle spielen. Vor seinen Augen erobert die Wissenschaft fast täglich neue Gebiete; der Krieg überzieht Länder, die er früher kaum dem Namen nach gekannt hat; die gesegnete Ruhe des Friedens verleiht hier den Staaten Kraft, einen neuen Aufschwung zu nehmen, oder läßt sie dort in träge und entnervende Erschlaffung versinken, und Handel und Industrie versuchen die ganze Welt mit einer Kette gemeinsamer Interessen zu umschlingen.— Dieser Anblick erfüllt uns mit Bewunderung und Staunen; aber es regt sich auch zugleich in uns ein menschliches Interesse an Denen, welche diese großen Veränderungen in der Welt herbeiführen helfen. So entsteht das sehr natürliche Verlangen nach näherer Kenntniß der Männer, welche sich einen Namen in der Gegenwart machen, sei es, daß sie Eroberer im Reiche der Wissenschaft oder der Politik sind, dem menschlichen Geiste neue Bahnen eröffnen, oder Staaten lenken, und die Geschicke der Völker in Krieg und Frieden bestimmen, durch Kunst und Poesie das Leben schöner oder durch Handel und Industrie billiger und angenehmer machen. Ja, selbst von Denjenigen, welche als zerstörende und hemmende Kräfte auf der Weltbühne erscheinen, verlangt die wißbegierige Theilnahme des Zuschauers eine Kunde, durch die er sich ein Bild dieser Persönlichkeiten machen kann.

Eine Reihe solcher Charakterbilder jetzt noch lebender und wirkender Männer (der später eine Gallerie: Frauen der Zeit folgen wird), entworfen nach den zuverlässigsten Quellen und ohne politische und persönliche Parteilichkeit, zu liefern, ist die Aufgabe, die wir uns gestellt haben. Aus dem beifolgenden Verzeichniß (das selbstverständlich bei weitem nicht als vollständig und abgeschlossen zu betrachten ist) wird man sehen, daß wir bemüht sein werden, alle Richtungen und Stände, alle Länder und Völker zu berücksichtigen. Unser Streben ist, in diesen Skizzen ein möglichst getreues Bild der Gegenwart in allen ihren Richtungen zu geben, und in dem Gegebenen die rechte Mitte zwischen der trockenen Aufzählung biographischer Thatsachen, und einer ausgeführten Lebensbeschreibung einzuhalten, welche unser Unternehmen innerhalb der nothwendigen Grenzen von selbst unmöglich machen würde. Wir werden hauptsächlich uns bestreben, prägnant und kurz die Stellung der geschilderten Persönlichkeiten zu unsrer Zeit zu charakterisiren und hervorzuheben, wodurch sie sich in ihrem Wirken vor den Vertretern ähnlicher Richtungen auszeichnen.

Wir wissen recht gut, daß die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, ihre großen Bedenklichkeiten hat, und daß sich ihrer befriedigenden Lösung zuweilen fast unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten entgegenstellen. Der Geschichtschreiber spricht sein Urtheil erst dann, wenn die Acten geschlossen sind; wer aber über Mitlebende redet, Dem wird es schwer, das wirklich Bedeutende und Bleibende von dem zu unterscheiden, was nur vorübergehend blendet, und immer die gleiche Unparteilichkeit bei der Schilderung der entgegengesetzten Richtungen, die gleiche Ruhe bei der Besprechung von Interessen zu bewahren, die dem Herzen nahe stehen. Wir werden jedoch in dieser Hinsicht die äußerste Vorsicht anwenden, und hoffen, daß etwaige Verstöße der Tadel des Publicums nicht zu hart treffen wird.

Es liegt in der Natur eines solchen Unternehmens, daß es nur dann recht gedeihen kann, wenn es sozusagen durch die Mitarbeiterschaft des ganzen gebildeten Publicums unterstützt wird. Wo so viele einzelne und weit auseinanderliegende Thatsachen zu einem Bilde zusammengestellt werden, wo so zahlreiche, manchmal erst in den letzten Tagen bekannt und berühmt gewordene Persönlichkeiten geschildert werden müssen, sind oft nur diesen Persönlichkeiten Näherstehende im Stande die erforderlichen Einzelheiten in der gewünschten Correctheit zu liefern, und durch Einsendung derartiger Beiträge können sich Viele ein Verdienst um das Publicum erwerben. Wir werden solche Mittheilungen mit Dank annehmen und mit Gewissenhaftigkeit und Discretion benutzen.

Vorläufiges Verzeichniß.

Aali Pascha, Minister.
Abd-el-Kader, Emir.
Abdul-Meschid-Khan, Großsultan d. Türkei.
Abd-ur-Rahmân, Sultan v. Marokko.
Abel, Karl v., Staatsmann.
Aberdeen, Lord George, Staatsmann.
Achenbach, Andr., Maler.
Achenbach, Oswald, Maler.
Achterfeld, J. Heinr., Theolog.
Adalbert, Prinz v. Preußen.
Adam, Albr., Thiermaler.
Adam, Charles, Naturforscher.
Adams, John, Astronom.
Adolf, Herzog von Nassau.
Afzelius, Arvid Aug., Schriftsteller.
Agassiz, Louis, Naturforscher.
Ahlfeldt, Fr., Theolog.
Ainmüller, M. E., Glasmaler.
Ainsworth, W. H., Schriftsteller.
Airy, G. B., Astronom.
Albert, Eduard, Prinz von Wales.
Albert von Sachsen-Coburg-Gotha.
Albrecht, Erzherzog von Oesterreich.
Albrecht, W. E., Rechtslehrer.
Alexander, Herzog von Anhalt-Bernburg.
Alexander II., Kaiser von Rußland.
Alison, Archibald, Schriftsteller.
Aloys, Fürst von Lichtenstein.
Alvensleben, Graf Albr., Staatsmann.
Andersen, Hans Christian, Dichter.
Andersson, R. J., Reisender.
Andral, Gabr., Physiker.
Andree, Karl, Schriftsteller.
Anton, Herzog von Montpensier.
Antonelli, Jacob, Cardinal-Diacon.
Appert, B. N. M., Philanthrop.
Argelander, F. W., Astronom.
Arndt, E. M., Schriftsteller.
Arnim, Heinr. v., Staatsmann.
Arnim-Boitzenburg, Graf v., Staatsmann.
Arnoldi, Wilh., Bischof.
Asbiörnsen, Christ., Schriftsteller.
Auber, D., Componist.
Auer, Alois, Dir. d. Oesterr. Staatsdruckerei.
Auerbach, Berthold, Dichter.
Auersperg (Anastasius Grün.) Dichter.
Auerswald, Alfred v., Staatsmann.
Azeglio, Massimo d', Staatsmann.
Babbage, Charles, Mathematiker.
Babinet, Jaques, Physiker.
Bach, Alexander Freih. v., Staatsmann.
Back, Sir George, Reisender.
Bakunin, Michael, Agitator.
Baldasseroni, Giovanni, Minister.

Balfe, M. W., Componist.
Baltzer, W. Ed., Theolog.
Bancroft, George, Schriftsteller.
Barante, Baron G. P. B., Schriftsteller.
Baring, Thomas, Banquier.
Baroche, Jules, Staatsmann.
Barrot, Odillon, Staatsmann.
Barry, Sir Charles, Architekt.
Barth, Dr. H., Reisender.
Baudin, Charles, Admiral.
Bauer, Bruno, Philosoph.
Baur, Fr. Ch., Theolog.
Bechstein, Ludwig, Schriftsteller.
Beck, Karl, Dichter.
Beckerath, Hermann v., Staatsmann.
Belcher, Sir Eduard, Entdecker.
Benedek, Ludw. v., General.
Bendemann, Eduard, Maler.
Benedict, Julius, Musiker.
Benfey, Th., Orientalist.
Bennett, W. Sterndale, Componist.
Berghaus, Heinrich, Geograph.
Beriot, Charles de, Musiker.
Berlioz, Hector, Componist.
Bernhard, Herzog v. Sachsen-Meiningen.
Bernstein, G. H., Orientalist.
Bernstorff, Graf, Diplomat.
Berryer, M., Jurist.
Beseler, W. H., Advokat.
Bethmann-Hollweg, M. A. v., Politiker.
Beust, Fr. Freiherr von, Minister.
Biard, Fr. Aug., Maler.
Biefve, Ed. de, Maler.
Biedermann, K., Schriftsteller.
Billault, M., Minister.
Bille, Steen, Admiral.
Biot, Jean Baptiste, Physiker.
Bismark-Schönhausen, K. von, Politiker.
Bissen, H. W., Bildhauer.
Blanc, Louis, Schriftsteller.
Blittersdorff, Fr. Freih. v., Staatsmann.
Bock, Karl Ernst, Mediciner.
Böckh, Aug., Alterthumforscher.
Bodelschwingh, K. v., Minister.
Bodenstedt, Fr. Martin, Schriftsteller.
Boisserée, Sulpiz, Kunsthistoriker.
Bonaparte, Jerome.
Bonin, Ed. von, General.
Bonpland, Aimé, Naturforscher.
Borries, Otto v., Minister.
Bosquet, P. J., Marschall.
Botta, P. E., Archäolog.
Böttger, Adolf, Dichter.
Böttiger, K. W., Historiker.
Bourgoyne, Sir John, General.
Bourqueney, Marquis de, Staatsmann.
Bowring, Sir John, Staatsmann.
Bravo Murillo, Jean, Minister.
Brewster, Sir David, Physiker.
Brockhaus, Heinr., Buchhändler.
Brockhaus, Hermann, Orientalist.
Brofferio, Deputirter.
Brooke, Sir James, Rajah v. Sawarak.
Brougham, Lord Henry, Staatsmann.
Brouckère, Charles de, Staatsmann.
Brown, Sir George, General.
Bruck, Karl L. Baron v., Staatsmann.
Brunnow, Baron v., Diplomat.
Buchanan, James, Präsident.
Budberg, Andr. v., Diplomat.
Bülau, Fr., Geschichtsschreiber.
Bull, Ole, Musiker.
Bulwer, Sir Henry Lytton, Schriftsteller.
Bunsen, Ritter Josias, Staatsmann.
Buol-Schauenstein, Graf v., Staatsmann.
Burmeister, Herm., Naturforscher.
Burrit, Elihu, Friedensapostel.
Calame, Alexander, Maler.
Cambridge, Herzog George v.
Campbell, Sir Colin, General.
Campe, Jul., Buchhändler.
Camphausen, Ludolf, Staatsmann.
Camphausen, Wilh., Maler.
Canrobert, Fr. C., Marschall.
Cardigan, Lord, General.
Carlyle, Th., Schriftsteller.
Carnot, Hippolyte, Staatsmann.
Carrera, Rafael, Präsident.
Carus, Karl G., Arzt u. Schriftsteller.
Casabianca, Minister.
Caß, Lewis, Staatsmann.
Castelnau, Graf, Reisender.
Castiglione, Graf C., Philolog.
Cattermole, George, Maler.
Cavour, Graf Camillo, Staatsmann.
Changarnier, Nikolas, General.
Charlet, Nic., Maler.
Chasles, Philarète, Schriftsteller.
Christian, Herzog von Augustenburg.
Christian, Prinz von Dänemark.
Clarendon, Lord George, Staatsmann.
Claussen, Henrik Nikolai, Theolog.
Cobden, Richard, Staatsmann.
Collier, John Payne, Philolog.
Combe, George, Philosoph.
Comonfort, Präsident.
Concha, Marquis del Duero, General.
Conscience, Hendrik, Novellist.
Constantin, Großfürst von Rußland.
Cornelius, Peter v., Maler.
Costa Cabral, Antonio, Staatsmann.
Cotta, Bernhard, Geolog.
Cousin, Victor, Philosoph.
Cowley, Lord, Gesandter.
Crémieux, A., Jurist.
Cruikshank, George, Zeichner.
Custine, Marquis de, Schriftsteller.
Czartoryski, Fürst Adam.
Czerski, Joh., Geistlicher.
Dahlmann, Fr., Geschichtsschreiber.
Dalhousie, Marquis von, Staatsmann.
Dantan, Jean Pierre, Bildhauer.
D'Aubigne, Merle, Schriftsteller.
David, N., Nationalökonom.
David, Félicien, Componist.
David, Ferd., Musiker.
Dawison, Bogumil, Schauspieler.
Decamps, A. G., Maler.
Dedecker, Pierre, Politiker.
D'Hilliers, Baraguay, Marschall.
Deinhardstein, Joh. L., Schriftsteller.
Delacroix, Eugène, Maler.
De Lhuys, Graf Drouyn, Staatsmann.
Demidow, Anatoli Fürst von.
Derby, Lord, (Stanley) Staatsmann.
Devrient, Carl, Schauspieler.
Devrient, Emil, Schauspieler.
Devrient, Ed., Schauspieler u. Schriftsteller.
Dickens, Charles, (Boz) Dichter.
Didot, Ambr., Buchhändler.
Diesterweg, Fr. A. W., Pädagog.
Dingelstedt, Franz, Dichter.
Disraeli, Benjamin, Staatsmann.
Döring, Th., Schauspieler.
Dohna, Graf, Feldmarschall.
Dove, Heinrich, Physiker.
Drake, Fried., Bildhauer.
Douglas, Staatsmann.
Droysen, J. G., Historiker.
Duckwitz, Arnold, Handelspolitiker.
Dufour, W. Hein., General.
Dumas, Alexander, Schriftsteller.
Dupin, André, Politiker.
Dupont, Pierre, Dichter.
Eastlake, Sir Charles, Maler.
Ehrenberg, Christ. Gottfr., Naturforscher.
Eisenlohr, Wilh., Physiker.
Elgin, Lord, Staatsmann.
Emerson, Ralph Waldo, Schriftsteller.
Encke, Joh. Fr., Astronom.
Eötvös, Baron Joseph, Schriftsteller.
Erdmann, Otto Linné, Chemiker.
Ericson, John, Mechaniker.
Ernst, Herzog von Sachsen-Altenburg.
Ernst II., Hrzg. v. Sachsen-Coburg-Gotha.
Eschricht, F., Physiolog.
Espartero, Baldomero, Staatsmann.
Evans, Sir de Lacy, General.
Ewald, Georg v., Orientalist.
Fallmerayer, Phil. Joh., Geschichtsforscher.
Faraday, Michael, Chemiker.
Faustin, Kaiser von Haiti.
Fazy, James, Staatsmann.
Ferdinand, Erbprinz von Dänemark.
Ferdinand, Landgraf von Hessen-Homburg.
Ferdinand I., von Oesterreich.
Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich.
Ferdinand von Portugal.
Ferdinand II., König beider Sicilien.
Feuerbach, Ludw. Andr., Philosoph.
Fillmore, Millard, gew. Präsident.
Fleischer, Heinrich, Orientalist.
Flocon, Ferd., Staatsmann.
Flotow, Fr. v., Componist.
Fornerod, Constant, Staatsmann.
Fortune, Robert, Reisender.
Fould, Achille, Staatsmann.
Franz, Prinz von Joinville.
Franz V., Herzog v. Modena.
Franz Joseph I., Kaiser von Oesterreich.
Franz Karl, Erzherzog von Oesterreich.
Franz d'Assis von Spanien.
Freiligrath, Ferd., Dichter.
Fremont, J. Chr., Entdeckungsreisender.
Frey-Herose, Friedr., Staatsmann.
Freytag, Gustav, Schriftsteller.
Friedrich Franz, Großherz. v. Mecklenburg.
Friedrich, Großherzog von Baden.
Friedrich VII., König von Dänemark.
Friedrich, Fürst v. Hohenzollern-Hechingen.
Friedrich Wilhelm I., Kurfürst v. Hessen.
Friedrich Wilhelm IV., König v. Preußen.
Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen.
Friedrich, W. K., Sohn d. Prinzen v. Preußen.
Fröbel, Jul., Schriftsteller.
Furrer, Jonas, Staatsmann.
Fryxell, Anders, Geschichtsschreiber.
Gade, Niels W., Componist.
Gagern, Heinr. v., Politiker.
Gallait, Louis, Maler.
Gavazzi, Alex., Reformator.
Geibel, Eman, Dichter.
Geiger, Abr., Rabbiner.
Genelli, Bonaventura, Zeichner.
Georg V., König von Hannover.
Georg, Großherzog v. Mecklenburg-Strelitz.
Georg, Fürst zu Lippe-Schaumburg.
Georg, Victor, Fürst von Waldeck.
Gerlach, E. L. v., Präsident.
Gerstäcker, Fr., Schriftsteller.
Gervinus, G., Historiker.
Girardin, Emil de, Journalist.
Gladstone, William, Staatsmann.
Glaßbrenner, Adolf, Schriftsteller.
Görgei, Arthur, General.
Gortschakoff, Fürst Alexander.
Gortschakoff, Mich. Fürst, Statth. v. Polen.
Gough, Lord Hugh, General.
Gough, John, Mäßigkeitsapostel.
Graham, Sir James, Staatsmann.
Granier, (de Cassagnac), Schriftsteller.
Graul, Karl, Missionair.
Grey, Sir Ch., Minister des Innern.
Grey, Lord, Staatsmann.
Greeley, Horace, Journalist.
Griepenkerl, Robert, Schriftsteller.
Grillparzer, Franz, Dichter.
Grimm, Jak. Ludw., Philolog.
Grimm, Wilh. Karl, Philolog.
Grote, George, Schriftsteller.
Grundtvig, N. S., Schriftsteller.
Grünne, Graf v., General.
Grunert, Karl, Schauspieler.
Gubitz, Fr. W., Schriftsteller.
Guerrazzi, Franc., Agitator.
Guggenbühl, F. W., Heilkünstler.

Guizot, Fr., Staatsmann.
Günther, Anton, Philosoph.
Günther, Fürst v. Schwarzburg-Rudolstadt.
Günther, Fürst v. Schwarzb.-Sondershausen.
Gurlitt, Louis, Maler.
Gutzkow, Karl, Schriftsteller.
Guyon (Churschid-Pascha).
Hähnel, E. J., Bildhauer.
Hackländer, Fr. W., Schriftsteller.
Halévy, Fromental, Componist.
Hallam, Henry, Historiker.
Hamelin, Fr. A., Admiral.
Hammer, Jul., Dichter.
Hanfstängl, Franz, Lithograph.
Hansemann, David, Finanzmann.
Hansen, Th., Architekt.
Hansen, Prof., Nationalökonom.
Hansteen, Christoph, Astronom.
Hargraves, Ed. Hammond, Entdecker.
Harkort, Friedr., Politiker.
Häring, Wilhelm (W. Alexis), Schriftsteller.
Harleß, G. C. A., Theolog.
Harring, Harro, Schriftsteller.
Hartmann, Moritz, Dichter.
Hassenpflug, Hans v., vorm. Minister.
Haßkarl, Justus, Reisender.
Hatzfeld, Graf, Diplomat.
Hauch, J. C., Dichter.
Haupt, Moritz, Philolog.
Hauptmann, Moritz, Musiker.
Häußer, Fr., Geschichtschreiber.
Hawthorne, Nathaniel, Schriftsteller.
Hebbel, Fr., Dichter.
Hebra, Ferd., Mediciner.
Hecker, Fr., Agitator.
Heckscher, Moritz, Diplomat.
Heiberg, J. L., Dichter.
Heideloff, Karl, Architekt.
Heinrich XX., Fürst von Reuß ä. L.
Heinrich LXVII., Fürst von Reuß j. L.
Heinrich, Herzog von Aumale.
Heinrich, Herzog von Bordeaux.
Hengstenberg, E. W., Theolog.
Herbert, John Rogers, Maler.
Herschel, Sir John, Astronom.
Herwegh, Georg, Dichter.
Hertz, Henrik, Dichter.
Herzen, Alexander, Schriftsteller.
Heydt von der, Handelsminister.
Heß H., Freiherr von, General.
Hieronymus, Napoleon.
Hildebrandt, Theod., Maler.
Hill, Rowland, Postbeamter.
Hiller, Ferd., Componist.
Hind, John Russell, Astronom.
Höpfner, General, Geschichtschreiber.
Holtei, Karl v., Dichter.
Hooker, Sir William, Botaniker.
Horvath, Michael, Historiker.
Hosemann, Th., Zeichner.
Houston, General Samuel, Senator.
Hübner, Julius, Maler.
Hübner, Freiherr v., Diplomat.
Hügel, Karl Freiherr v., Naturforscher.
Hugo, Victor, Dichter.
Humboldt, Alex. v., Naturforscher.
Hunt, Leigh, Schriftsteller.
Hurter, Fr. Em., Historiker.
Hyrtl, Joseph, Anatom.
Ingemann, B. S., Dichter.
Ingres, J. D. A., Maler.
Irving, Washington, Schriftsteller.
Jahn, Otto, Archäolog.
James, G. P. R., Novellist.
Janin, Jules, Journalist.
Jellachich, Joseph Baron v., Banus.
Jerichau, A., Bildhauer.
Jochmus, A. von, General.
Johann, Erzherzog von Oesterreich.
Johann, König von Sachsen.
Joinville, Prinz v.,
Josika, Baron, Schriftsteller.

Junghuhn, Franz, Reisender.
Karl von Braunschweig.
Karl Anton, Fürst von Hohenzollern-Sigm.
Karl, Fürst von Monaco.
Karl Ludwig, Erzherzog von Oesterreich.
Karl Alexander, Großh. von Sachsen W. E.
Karl, Kronprinz von Schweden.
Karmarsch, Karl, Techniker.
Kaulbach, Wilh., v., Maler.
Kean, Charles, Schauspieler.
Keilhau, Balth., Geognost.
Kern, Conr., Staatsmann.
Kerner, Justinus, Schriftsteller.
Kiepert, H., Geograph.
Kinkel, Gottfried, Dichter.
Kiß, Aug., Bildhauer.
Kisseleff, Graf Paul, Diplomat.
Klemm, Gust., Schriftsteller.
Klenze, Leo von, Architekt.
Kliefoth, Generalsuperintendent.
Kmety, George, General.
Knight, Charles, Verleger u. Schriftsteller.
Kock, Ch. Paul de, Novellist.
Kohl, J. G., Reisender.
König, Heinrich, Novellist.
Könneritz, J. J. v., Staatsmann.
Kossuth, Ludw., Agitator.
Krupp, Fr., Industrieller.
Kübeck, Karl Freiherr v., Staatsmann.
Kugler, Franz, Schriftsteller.
Küstner, Karl v., Theaterdirector.
Kuranda, Ignaz, Schriftsteller.
Labouchere, Henry, Staatsmann.
Lacordaire, Jean, Prediger.
Lamartine, Alphons de, Schriftsteller.
Lamoricière, Juchault de, General.
Landsdowne, Lord, Staatsmann.
Landseer, Edwin, Maler.
Lardner, Dionys, Schriftsteller.
Lassen, Chr., Alterthumsforscher.
Laube, Heinr., Schriftsteller.
Lauture, Escayrac de, Reisender.
Layard, Austen Henry, Archäolog.
Ledru-Rollin, Politiker.
Lee, Fr. Richard, Maler.
Lehmann, Orla, Politiker.
Lenné, P. J., Gartendirector.
Lennep, Jean v., Schriftsteller.
Leo, Heinr., Historiker.
Leonhard, Karl v., Geolog.
Leopold, Herzog v. Anhalt-Dessau-Cöthen.
Leopold I., König von Belgien.
Leopold, Herzog von Brabant.
Leopold, Fürst von Lippe.
Leopold II., Großherzog von Toscana.
Lepsius, K. R., Archäolog.
Lerchenfeld, Graf v., Staatsmann.
Leslie, Ch. Rob., Maler u. Schriftsteller.
Lesseps, Jean Baron v., Reisender.
Lessing, K. F., Maler.
Leutze, Emm., Maler.
Leverrier, U. J., Astronom.
Lewald, Aug., Schriftsteller.
Lieber, Fr., Nationalökonom.
Liebig, Baron Justus, Chemiker.
Lindsay, W. S., Schiffrheder.
Liszt, Franz, Pianist.
Littrow, K., Astronom.
Livingstone, David, Reisender.
Longfellow, Henry Wadsworth, Dichter.
Lönrot, Elias, Philolog.
Loulé, Marquis v., Minister.
Lucan, Lord Charles, General.
Lucian Bonaparte.
Lüders, A. v., General.
Ludwig von Bayern.
Ludwig III., Großherzog von Hessen.
Ludwig, Herzog von Nemours.
Ludwig, Graf von Paris.
Lyell, Sir Charles, Geolog.
Lyons, Edmund, Admiral.
Macaulay, Lord Thom. Babington, Histor.

Mädler, Joh. Heinr., Astronom.
M'Culloch, John Ramsey, Nationalökonom.
Maclise, Daniel, Maler.
Maclure, John, Entdecker.
Madvig, Joh. Nikolai, Philolog.
Magendie, Franz, Physiolog.
M'Mahon, General.
Macready, W. Ch., Schauspieler.
Magnan, Bernard, Marschall.
Manteuffel, Baron v., Staatsmann.
Marbach, Oswald, Schriftsteller.
Marggraff, Herm., Schriftsteller.
Marmier, Xavier, Schriftsteller.
Marmora, Alph. della, General.
Marochetti, Baron, Bildhauer.
Marschner, Heinr., Componist.
Marstrand, W. N., Maler.
Martensen, H. L., Theolog.
Maßmann, H. Ferd., Philolog.
Maury, Matthew, Hydrograph.
Mayhew, Henry, Schriftsteller.
Maximilian II., König von Bayern.
Mazzini, Joseph, Agitator.
Meißner, Alfr., Dichter.
Menschikoff, Fürst Alex., Staatsmann.
Menzel, Adolf, Maler.
Menzel, Wolfgang, Schriftsteller.
Merimée, Prosper, Schriftsteller.
Merk, Heinr., Kaufmann.
Metternich, Clemens Wenzel Fürst v.,
Metz, Fr. Aug. de, (Demetz) Philanthrop.
Meyerbeer, Giacomo, Componist.
Meysenbug, Freih. v., Staatsmann.
Michael, Großfürst von Rußland.
Michelet, Jules, Historiker.
Mieroslawski, Ludw., Agitator.
Mignet, Fr. A., Historiker.
Miguel, Prinz von Portugal.
Minckwitz, Joh., Schriftsteller.
Minié, M., Erfinder.
Minutoli, Alex. Freiherr v., Kunsthistoriker.
Mitscherlich, Eilhard, Chemiker.
Mittermaier, Karl Joh., Jurist.
Mohl, Robert v., Jurist.
Mohl, Moritz, Nationalökonom.
Moleschott, Jak., Physiolog.
Moltke, Graf Karl, Staatsmann.
Moltke, Ad. W. Graf v., Staatsmann.
Mommsen, Theod., Historiker.
Monrad, Ditlev, Bischof.
Montalembert, Graf v., Politiker.
Montt, Manuel, Präsident von Chile.
Morny, Graf Jules de, Staatsmann.
Morse, Sam. Finley, Techniker.
Moscheles, Ignaz, Componist.
Mosen, Jul., Dichter.
Mügge, Th., Schriftsteller.
Mulder, Gerard, Chemiker.
Müller, Karl, Physiker.
Müller, Joh., Physiolog.
Mulready, William, Maler.
Munch, Peter Andreas, Historiker.
Münch-Bellinghausen, (F. Halm.) Dichter.
Mundt, Theodor, Schriftsteller.
Murat, Lucian Charles.
Murchison, Sir Rodr., Geolog.
Muspratt, John Sheridan, Chemiker.
Murray, John, Buchhändler.
Musset, Alfr. de, Schriftsteller.
Mustapha-Reschid Pascha.
Napier, Sir Charles, Admiral.
Napier, Sir William, Historiker.
Napoleon III., Kaiser der Franzosen.
Napoleon, Prinz.
Narvaez, Don Ramon, Staatsmann.
Naumann, Jurist.
Nees von Esenbeck, Botaniker.
Negrelli, Ingenieur.
Nenah-Saheb, Radscha.
Nesselrode, Karl Graf v., Staatsmann.
Nestroy, Joh. Nep., Schauspieler.
Niebuhr, Marc. v., Politiker.

Nieritz, Gustav, Schriftsteller.
Nikolaus, Großfürst von Rußland.
Nilsson, Sven, Naturhistoriker.
Nöggerath, Mineralog.
Normanby, Lord, Diplomat.
Nothomb, Jean, Staatsmann.
Nulandt, F. L., Bankdirektor.
Ochsenbein, Ulrich, General.
Omer Pascha, General.
O'Donnell, Leop., General.
Oppolzer, Joh., Mediciner.
Orbigny, Alcide de, Reisender.
Orloff, Graf Alexis, Staatsmann.
Oersted, Anders Sandöe, Staatsmann.
Oscar, Herzog von Ostgothland.
Oscar, König v. Schweden und Norwegen.
Oettinger, Ed. Maria, Schriftsteller.
Otto I., König von Griechenland.
Overbeck, Fr., Maler.
Owen, Robert, Politiker.
Palmerston, Henry Temple, Lord, Staatsm.
Panmure, Lord, Kriegsminister.
Paxton, Sir Joseph, Gärtner u. Architekt.
Pedro II., Kaiser von Brasilien.
Pedro V., König von Portugal.
Pelissier, Herzog v. Malakoff.
Pertz, Joh. Heinr., Geschichtsforscher.
Peter, Großherzog von Oldenburg.
Petermann, Augustus, Geograph.
Peto, Sir Sam., Ingenieur.
Pfordten, Ludw. Freiherr v., Staatsmann.
Pierce, Franklin, gew. Präsident.
Pius IX., Papst.
Plumridge, Sir James, Admiral.
Pocci, Franz Graf v., Dichter.
Ponsard, Fr., Dichter.
Pöppig, Ed., Reisender.
Pönitz, Militairschriftsteller.
Prescott, W. Hickling, Historiker.
Prim, Graf v. Reus, General.
Proudhon, Pierre, Politiker.
Prokesch-Osten, Freiherr v., Staatsmann.
Pückler-Muskau, Fürst v.,
Prutz, Rob., Schriftsteller.
Pusey, Edward, Geistlicher.
Raczynski, Athanasius, Kunstkenner.
Rafn, Chr., Archäolog.
Randon, Marschall, Gouv. in Algier.
Ranke, Leopold, Geschichtsforscher.
Ratazzi, Urban, Staatsmann.
Raumer, Fr. v., Geschichtsforscher.
Raumer, v., Minister.
Rauscher, Steph., Cardinal.
Rechberg, Graf v., Präsid. d. Bundesvers.
Reboul, Jean, Dichter.
Redwitz, Oskar v., Dichter.
Reichenbach, Heinr., Naturforscher.
Reichenbach, Karl Freih. v., Physiker.
Rellstab, Ludw., Schriftsteller.
Renard, Graf, Industrieller.
Reventlow, Fritz v., Politiker.
Reventlow-Criminil, Diplomat.
Richter, Ludw., Maler.
Riehl, W. H., Schriftsteller.
Rietz, Jul., Componist.
Rosenkranz, Karl, Philosoph.
Rietschel, Ernst, Bildhauer.
Ritter, Heinrich, Philosoph.
Ritter, Karl, Geograph.
Robert I., Herzog von Parma.
Roberts, David, Maler.
Roebuck, John Arthur, Politiker.
Rogier, Charles, Staatsmann.
Rokitansky, Karl, Arzt.
Ronge, Johannes, Geistlicher.
Rosas, Don Manuel, Gouverneur.
Roscher, Wilh., Staatsökonom.
Roß, James Clarke, Entdecker.
Rosse, Lord, Astronom.
Rossini, Gioachimo, Componist.
Roßmäßler, E. A., Naturforscher,
Rückert, Fr., Dichter.
Rudelbach, And. Gottlob, Geistlicher.
Rüdiger, Graf, General.
Ruge, Arnold, Schriftsteller.
Runeberg, Joh. Ludw., Dichter.
Russell, Lord John, Staatsmann.
Russell, W. Howard, Journalist.
Said-Pascha v. Aegypten.
Saldanha, Oliviera, Herzog v.,
Santa-Anna, Ant. Lopez, Ex-Präsident.
Saphir, Mor. Gottl., Schriftsteller.
Sarmiento, Schriftsteller.
Scanzoni, Mediciner.
Schadow, Fr. W., v., Maler.
Schafarik, Paul, Schriftsteller.
Schamyl, Häuptling.
Scheel, Ludw. v., Staatsmann.
Scheel-Plessen, W. H. B., Politiker.
Scheffer, Ary, Maler.
Scherzer, Karl, Reisender.
Scheuren, Johann, Maler.
Schimper, W., Naturforscher.
Schirmer, Joh., Maler.
Schlagintweit; Gebr. H., R. u. A., Reisende.
Schleiden, Math., Naturforscher.
Schlesinger, Max, Schriftsteller.
Schlosser, Fr. Christoph, Geschichtschreiber.
Schlüter, Karl Johann, Rechtsgelehrter.
Schmerling, Anton Ritter v., Staatsmann.
Schmidt, Julian, Schriftsteller.
Schnorr, Julius, v. Carolsfeld, Maler.
Schomburgk, Sir Robert, Reisender.
Schönbein, Erfinder.
Schönlein, Joh. Lucas, Arzt.
Schrödter, Adolf, Maler.
Schücking, Levin, Schriftsteller.
Schuselka, Franz, Schriftsteller.
Schwarz, Karl, Theolog.
Schwarzenberg, Fürst Friedr., Schriftsteller.
Schwarzenberg, Cardinal, Erzb. v. Prag.
Schwerin-Putzar, Graf v., Politiker.
Schwind, Moritz v., Maler.
Scott, George Gilbert, Architekt.
Schoolcraft, Henry, Reisender.
Scribe, Eugène, Schriftsteller.
Seebach, Fr. v., Gesandter.
Semper, Gottfr., Architekt.
Serrano, General.
Seyffarth, Gust., Archäolog.
Seymour, Hamilton, Staatsmann.
Siebold, Ph. Franz v., Reisender.
Simon, Heinr., Jurist und Schriftsteller.
Simrock, Karl, Schriftsteller.
Sina, Baron von, Banquier.
Skoda, Jos., Mediciner.
Smith, Vernon, Minister.
Snellaert, Aug., Schriftsteller.
Sonderland, Joh., Maler.
Spohr, L., Componist.
Stahr, Adolf, Schriftsteller.
Stämpfli, Jacob, Staatsmann.
Stanley, Lord, Staatsmann.
Steenstrup, J. J., Zoolog.
Stephan, Erzherzog von Oesterreich.
Stephenson, Robert, Ingenieur.
Sternberg, Alex. Freiherr v., Schriftsteller.
Stiffter, Adelb., Schriftsteller.
Stratford de Redcliffe, Lord, Staatsmann.
Strauß, David, Schriftsteller.
Strauß, Vict. v., Beamter u. Schriftsteller.
Struve, Fr. v., Astronom.
Struve, Gustav, Agitator.
Stutterheim, Baron von, General.
Stüler, Aug., Architekt.
Sybel, H. v., Geschichtschreiber.
Széchényi, Graf Stephan, Magnat.
Taglioni, Paul, Tänzer.
Taillandier, St.-René, Schriftsteller.
Tauchnitz, Bernh., Buchhändler.
Taylor, Bayard, Reisender.
Tenerani, Pietro, Bildhauer.
Tennyson, Alfred, Dichter.
Terceira, Herzog v., Staatsmann.
Thackeray, W., Makepiece, Schriftsteller.
Thalberg, Sigismund, Virtuos.
Theux, Graf de, Staatsmann.
Thielau, Fr. v., Landesältester.
Thiers, Adolf, Staatsm. u. Geschichtschr.
Tholuck, Friedr., Theolog.
Thomsen, Archäolog.
Thorbecke, Joh., Staatsmann.
Thorpe, Benj., Philolog.
Thun, Graf Leo, Cultusminister.
Tichatschek, Joseph, Sänger.
Ticknor, George, Literarhistoriker.
Tidemand, A., Maler.
Tischendorf, Lobegott, Philolog.
Totleben, Fr. Ed., General.
Troplong, Politiker.
Tscherning, Anton, Politiker.
Tschudi, Joh. Jak v., Naturforscher.
Uhland, Ludwig, Dichter.
Uhlig, Leberecht, Geistlicher.
Unzelmann, Fr. Ludw., Holzschneider.
Urquhart, David, Politiker.
Urquiza, Don Jose de, Präsident.
Ussing, Algreen-, Jurist.
Vaillant, Marschall, Minister.
Vangerow, Karl v., Jurist.
Varnhagen von Ense, Schriftsteller.
Vehse, Karl Ed., Schriftsteller.
Veit, Dr. Moritz, Buchhändler u. Schriftst.
Venedey, Jak., Schriftsteller.
Verboeckhoven, Eugen, Maler.
Verdi, Joseph, Componist.
Vernet, Horace, Maler.
Véron, Louis, Journalist.
Victor Emanuel II., König v. Sardinien.
Vilain XIIII., Staatsmann.
Vilmar, A. F., Theolog.
Vincke, Ernst, Freiherr v., Staatsmann.
Vogel, Carl Chr., Schulmann.
Voigt, Bernh. Fr., Buchhändler.
Vogt, Karl, Naturforscher.
Vorsaae, Jens, Archäolog.
Waagen, Gust. Fr., Kunstkritiker.
Wächter, Karl G. v., Jurist.
Wackernagel, Karl Hein., Philolog.
Wagener, Schriftsteller und Abgeordneter.
Wagner, Moritz, Reisender.
Wagner, Richard, Componist.
Waitz, Th., Historiker.
Walker, Flibustier.
Walewski, Graf Alexander, Staatsmann.
Wallerstein, Fürst, Staatsmann.
Walter, John, Besitzer d. Times.
Wappers, Gustav Baron v., Maler.
Warren, Samuel, Schriftsteller.
Warrens, Journalist.
Weber, Ernst Heinr., Physiolog.
Weber, Wilh., Physiker.
Weber, J. J., Buchhändler.
Welcker, Karl Th., Rechtslehrer.
Wentzel, Abgeordneter.
Westfalen, v., Minister.
Westergaard, N. L., Orientalist.
Westmoreland, Lord John, Staatsmann.
Wichern, Joh. H., Missionsvorsteher.
Wilhelm, Herzog v. Braunschweig.
Wilhelm III., König der Niederlande.
Wilhelm I., König von Württemberg.
Villemain, Abel Fr., Politiker.
Williams von Kars, General.
Willisen, Wilh. v., General.
Wilson, H. H., Orientalist.
Windischgrätz, Fürst v., Marschall.
Winterhalter, F., Maler.
Wiseman, Nicolas, Cardinal.
Wöhler, Fr., Chemiker.
Wrangel, Friedr. Freiherr v., General.
Wuttke, Heinr., Historiker.
Young, Brigham, Mormone.
Zimmermann, Generalsecretair.
Zimmermann, Ernst, Theolog.
Zwirner, Ernst Fr., Dombaumeister.

Männer der Zeit.

Johann, König von Sachsen.

Wenn wir diese Reihe biographischer Schilderungen von Zeitgenossen mit der kurzen Charakteristik des gegenwärtigen Königs von Sachsen eröffnen, so geschieht es nicht blos deshalb, weil unsere Zeitschrift in dem Lande erscheint, das sich der Regierung dieses Fürsten erfreut, sondern, weil er sowohl als Regent wie als Staatsmann und Gelehrter eine bedeutende Stellung einnimmt und sich durch hervorragendes Verdienst einen weithin reichenden Namen begründet hat.

Johann, der jüngste der Söhne des Prinzen Maximilian von Sachsen, ward demselben von der Prinzessin Theresia von Parma am 12. Dec. 1801 geboren und theilte die Erziehung, die seinen beiden ältern Brüdern mit soviel Sorgfalt zu Theil ward. Ihnen in den Feldzug von 1815 zu folgen verhinderte ihn zwar seine Jugend, aber eine wissenschaftlich gründliche Bildung befähigte ihn bereits in seinem zwanzigsten Jahre, an den Berathungen des geheimen Finanzcollegiums theilzunehmen, in welchem ihm 1825 sogar das Directorium eines Departements übertragen ward, sowie er 1830 eine Zeit lang interimistisch das Präsidium dieser Behörde führte. Eine Reise, die er 1821 mit seinem Bruder, dem Prinzen Clemens, nach Italien unternahm, wurde leider durch den Tod dieses kräftigen und hoffnungsvollen Prinzen getrübt. Nach der 1830 erfolgten Erhebung seines ältesten Bruders, des nachherigen Königs Friedrich August II., zur Mitregentschaft, trat er, an dessen Stelle, an die Spitze der zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe verordneten Commission, und ward bald darauf zum Chef der gesammten Communalgarden des Landes ernannt, dessen Obliegenheiten er bis 1845 mit dem Eifer und der Liebe und Einsicht vorstand, die er allen seinen Pflichten widmet, sowie sie ihm vielfache Gelegenheit verschafften, auf seinen jährlichen Rundreisen Männern aus allen Classen des Bürgerstandes näherzutreten. Gleichzeitig erhielt er Sitz und Stimme in dem Geheimen Rath, und nach dessen baldiger Auflösung (1831) den Vorsitz im Staatsrathe. An dem Zustandekommen der Verfassungsurkunde nahm er thätigen Antheil, namentlich auch als Mitglied der Commission, die über die schließliche Feststellung derselben berathschlagte. Aber auch um die Ausführung und Entwickelung derselben erwarb er sich die wesentlichsten Verdienste, indem er von seinem Rechte, an den Verhandlungen der Ersten Kammer theilzunehmen, einen nur in den stürmischen Tagen des Jahres 1849 unterbrochenen, sonst aber ausdauernden und überaus eifrigen und rühmlichen Gebrauch machte. Hier war es, wo das sächsische Volk vielfach Gelegenheit erhielt, die umfassenden, vielseitigen und gründlichen Kenntnisse, die staatsmännische Einsicht, die unermüdliche Arbeitskraft und die patriotische Gesinnung des Prinzen kennenzulernen, der sich bei den Verhandlungen der Kammer und den Berathungen ihrer Gesetzgebungsdeputation, deren regelmäßiges Mitglied er war, auf das regste betheiligte, die schwierigsten Berichte, z. B. 1837 den über das Strafgesetzbuch, übernahm und in gediegenster Weise durchführte, und überall die eben gerühmten Eigenschaften, verbunden mit einem besonderen Sinn und Talent für Vermittelung und Versöhnung, entfaltete. Wie in allem, so auch in der Religion gewissenstreu, hat sich seine Auffassung derselben niemals anders als geistvoll und duldsam erwiesen. Die traurigen Vorgänge des 12. August 1845 in Leipzig, bei denen er lediglich der leidende und gröblich verletzte Theil war, bewiesen nur, wie wirksam die Verleumdung gearbeitet hatte, und wie leichtgläubig zuweilen die Masse ist.

Neben seiner juristischen und staatsmännischen Bildung zeigte der Prinz auch entschiedene militärische Begabung, weshalb er bei der ersten, vom Bunde aus erfolgenden Inspection der deutschen Heere (1841) zu einem der Bundesinspectoren ernannt wurde. Die geistige Thätigkeit des Prinzen ward aber durch alle diese Bestrebungen noch lange nicht genug befriedigt, und Gelehrte aller Fächer sind oft in Erstaunen versetzt worden, wenn sie ihn mit ihren speciellsten Wissenszweigen vertraut und voll Interesse dafür fanden. Der besondere Gegenstand seiner Studien war und blieb die italienische Litteratur und Geschichte, und mit welchem Erfolg er sich diesen hingab, davon zeugt seine allseitig als trefflich anerkannte deutsche Uebersetzung der Göttlichen Komödie des Dante (unter dem Pseudonym: Philalethes), deren schwieriges Verständniß er durch seine geistvollen und gelehrten Anmerkungen förderte.

Am 21. Nov. 1822 hatte er sich mit der am 13. Nov. 1801 geborenen Prinzessin Amalie Auguste, Tochter des Königs Maximilian Joseph von Bayern, einer ebenso geistvollen als wohlwollenden Fürstin, vermählt, und aus dieser Verbindung entsprossen drei Söhne und sechs Töchter. Ein Sohn und zwei Töchter wurden den fürstlichen Eltern durch den Tod entrissen. Der älteste Sohn (Friedrich August Albert, geb. am 23. April 1828) und drei Töchter sind vermählt.

Zur Regierung am 9. August 1854 berufen, trug er die unermüdliche Thätigkeit des Gelehrten mit ganzem Eifer in die Regierungsgeschäfte über, an denen er einen überaus wirksamen persönlichen Antheil nimmt, und zu deren Behandlung er nach allen Seiten hin sich eigne Anschauung zu verschaffen weiß. Selten ist seitdem eine längere Zeit verstrichen, die nicht die Kunde gebracht hätte, daß König Johann irgend eine Anstalt oder Unternehmung besichtigt, hier erweiternd dort helfend und fördernd sich bethätigt und von Allem persönliche Ueberzeugung gewonnen hätte. In den großen gesetzgeberischen Fragen eröffnete er ebenfalls seine Regentenlaufbahn mit bedeutsamen Schritten, mit der umfassenden Reform des Strafwesens, auf dem Grund der modernen Principien. An der Begutachtung des Entwurfs eines Civilgesetzbuches hatte er noch als Mitglied der ständischen Zwischendeputation thätigen Antheil genommen. — Auch in materieller Beziehung geht Sachsen unter seinem Scepter einer ruhigen und gesicherten Zukunft entgegen, und um so zuversichtlicher dürfen wir der Hoffnung Raum geben, daß es der Weisheit des Königs gelingen wird, mit der strengen Gerechtigkeit und juristischen Gewissenhaftigkeit des Richters, die den König in allen seinen Handlungen charakterisirt, jene Maßregeln versöhnlicher Milde in Einklang zu bringen, welche auch die letzten Erinnerungen an eine längst hinter uns liegende Zeit der Aufregung Verirrung tilgen würden. (2.)

Dr. Jonas Furrer,

geboren 1806, zum dritten Mal seit der neuen Bundesverfassung an die Spitze der obersten vollziehenden und leitenden Behörde der Eidgenossenschaft gerufen, stammt aus Winterthur (Canton Zürich), wo er auch, das Kind wackerer aber unbemittelter Eltern (der Vater war Schmied), die erste Schulbildung erhielt. Zürich, Göttingen und Wien bereiteten ihn dann, neben einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung, für die in der Vaterstadt seit 1829 mit Glück betretene juristische Laufbahn vor. Wie die juristische Facultät Zürichs des jungen Advocaten Verdienste um die Rechtswissenschaft mit der Doctorwürde anerkannte, so öffnete sich dem talentvollen, durch Kenntnisse und achtbaren Charakter empfohlenen Manne bald die politische Bühne mit ihren Erfolgen. Seine Stellung konnte nicht zweifelhaft sein: sie war auf der Seite eines entschiedenen, aber gemäßigten, sich nicht überstürzenden Fortschrittes. Für Furrer scheint mehr die unaufhaltsame Macht der Umstände im Verein mit der Vertrauen erweckenden Tüchtigkeit, als ein hervorstechender Ehrgeiz gewirkt zu haben. Der

Kampf zwischen dem Alten und Neuen war damals in der Schweiz mit neuer Stärke ausgebrochen, noch mehr genährt durch die unselige Berufung der Jesuiten. Ihre Entfernung aus der Schweiz ward die Parole der liberalen Partei, und, als der Bund nicht zu dieser Maßregel gelangen konnte, die Mitursache einer leidenschaftlichen Selbsthülfe in den Freischaarenzügen. Besonnene Patrioten, wie Furrer, erkannten die Gefahr beider, des Uebels wie der Selbsthülfe. Gegen erstere petitionirte eine vom Großrath Furrer mitberufene Volksversammlung bei Zürich an den Großen Rath; in dieser siegte der Antrag auf Ausweisung der Jesuiten gegen die Absicht der weniger entschiedenen Regierung; er ward zur Instruction erhoben und Dr. Furrer nebst Dr. A. Escher zum Gesandten auf die Tagsatzung ernannt. Als kurz nach dem zweiten Freischaarenzuge Bürgermeister Mousson zurücktrat, wurde der nun für das Haupt der radicalen Partei geltende Furrer an seine Stelle gewählt; — ein Bürgermeister aus der Zahl der Cantonsbürger: dies war noch nie geschehen! Nur widerstrebend nahm indessen der Gewählte an: er vertauschte eine sehr angenehme Stellung als vielbeschäftigter und geachteter Anwalt mit einer weniger erfreulichen. Nach seiner damaligen Aeußerung erfuhr er die Wahrheit des Satzes, daß, „wer mit einer Partei ins Wasser gehe, mit ihr schwimmen müsse"; aber er betonte auch die Begrenzung dieses Satzes mit der Versicherung, daß „er mit dieser Partei nicht so weit schwimmen werde, als vielleicht ein Theil derselben erwarten möge." Wir irren wohl nicht, wenn wir diese Aeußerung des Züricher Staatsmannes, des ersten Beamten des Vororts und damit Präsidenten der Tagsatzung, als für seine ganze politische Haltung charakteristisch erklären. Ruhig und besonnen suchte er in seiner hohen Stellung die durch Jesuiten- und Freischaarenagitation aufgeregte Schweiz in eine versöhnlichere Stimmung zu bringen und den Frieden im feindlich gespaltenen Vaterlande herzustellen; und so that er, wenn auch vergebens, bis zum ernstlichen Bruche; dann aber wirkte er als Mitglied der von der Tagsatzung bestellten Siebnercommission ebenso entschieden für Auflösung des Sonderbundes als er je, nach Gelegenheit, die Selbständigkeit der Schweiz gegen die Vermittelungs- und Interventionsversuche des Auslandes wahrte. Als die Revision des Bundesvertrags von 1815 zu immer drängenderer Nothwendigkeit wurde, war auch Furrer unter Denen, welche mit dieser Aufgabe betraut wurden; aber auch hierbei war er nicht sofort für eine vollständige Aenderung, sondern nur für eine theilweise und gemäßigte Reform. Die Gewalt der Dinge war auch diesmal stärker; der Anstoß des Jahres 1848 vollendete, was ohne denselben vielleicht abermals Gegenstand langer Kämpfe geworden wäre. Und es war gut so. Das allgemeine Vertrauen rief Furrer in den neuen Bundesrath und an dessen Spitze als ersten Bundespräsidenten. Seitdem ist er dauernd Mitglied der obersten Behörde gewesen. Man darf ihn füglich die Seele der Politik des Bundesrathes nennen, dem erst kürzlich durch seine Gesammtwiederwahl das beste Vertrauensvotum gegeben wurde, das ein Volk durch seine Repräsentanten ertheilen kann. Furrer's äußere Persönlichkeit macht keinen besondern Eindruck. Doch verräth die hochgewölbte, vorspringende Stirn über dem ruhigen Gesichte mit festgeschlossenem Munde Geist und bedächtige Sicherheit des gewiegten Staatsmannes. Diesem entsprechen seine gelegentlichen Reden. Sie zeugen von einem aufmerksamen Verfolgen der öffentlichen Verhandlungen, sind durchdacht und suchen durch Scharfsinn zu ersetzen, was ihnen an oratorischem Schwunge und Feuer abgeht. Furrer ist von mittlerer Statur, eher klein, und von gefälligen Umgangsformen. Rastlos thätig in seinem Amte, ist er endlich ohne Zweifel dasjenige Mitglied des Bundesraths, welches mit der Kritik der Presse und seiner Mitbürger am seltensten in Conflict geräth. (4.)

Graf Jules Morny,

geb. am 23. October 1812 in Paris, ist der natürliche Sohn der schönen Königin Hortense, der Gemahlin Ludwig Napoleons und ihres Großstallmeisters, des eben so galanten als schönen Grafen Auguste Charles Joseph Flahault de la Billarderie, der, zwei Jahre jünger als die liebenswürdige Königin von Holland, zu jener Zeit der Abgott ihrer Seele war. Der kinderlose Graf Morny aus Isle de France wurde vom Grafen Flahault auserwählt, den Sohn des Letztern an Kindesstatt anzunehmen, wozu er sich gegen eine Summe von 800,000 Francs gutwillig bereit finden ließ. Der junge Morny, im Hause der Frau von Souza, Flahaults Mutter, mit großmütterlicher Zärtlichkeit erzogen, war wegen seiner Lebhaftigkeit schon als Knabe ein Liebling Talleyrand's, der prophezeite, er werde einmal Minister werden. Jules besuchte zuerst die Vorlesungen im Collége Bourbon, dann die Schule des Generalstabs, aus welcher er 1832 aus- und als Unterlieutenant ins erste Uhlanenregiment eintrat, das zu Fontainebleau in Garnison lag. Später erhielt er Erlaubniß sich zu der französischen Armee in Africa zu begeben, wo er an dem Zuge gegen Mascara und an der Belagerung von Constantine Theil nahm. Bei Mascara vollbrachte er glücklich das Wagstück, allein durch die ganze Armee Abd-el-Kader's zu reiten, um zu den Franzosen zu stoßen; bei Constantine wurde er von vier Kugeln verwundet, und nach dem Schluß des Feldzuges erhielt er den Ehrenlegionsorden für Rettung des Generals Trezel aus Lebensgefahr unter den Mauern der belagerten Stadt. Die am 5. October 1837 dahingeschiedene Königin Hortense hatte ihrem illegitimen Sohne eine Jahresrente von 40,000 Francs hinterlassen. Damit lebte der schmucke Uhlanenofficier ziemlich angenehm bis zum Jahre 1838, wo er seinen Abschied nahm, um sich zu Clermont in der Auvergne als speculirender Runkelrübenzuckerfabrikant niederzulassen. Vier Jahre später als Abgeordneter von Puy-de-Dome in die Deputirtenkammer gewählt, wo er indeß ziemlich unbekannt blieb, wußte Morny es einzufädeln, daß er der Vertraute des damals sehr populären jungen Herzogs von Orleans ward.

Im Jahre 1849 hatte Morny durch industrielle Speculationen und durch hohes Spiel so viel verloren, daß er sich zu Anleihen aller Art genöthigt sah. Die raschen politischen Wandlungen dieser Jahre bereiteten ihm aber eine neue Zukunft. Schon längst ein treuer Anhänger Louis Napoleons, war er, als die bevorstehende Krisis im Kampfe zwischen der executiven und parlamentarischen Gewalt ein kühnes Unternehmen nothwendig machte, Derjenige welchem der Prinzpräsident den verwegenen Plan zu dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 anvertraute. Zum Minister des Innern ernannt, ward er unter dem neuen Kaiser einer der wichtigsten Männer Frankreichs. Nach dem Pariser Frieden ging Morny nach St. Petersburg, um die französische Regierung bei der Krönung des Zaren zu vertreten. Dort mit großer Auszeichnung empfangen, bemühte er sich, die Beziehungen zwischen den beiden Großmächten, die sich eben erst im Namen der Civilisation bekämpft hatten, möglichst eng zu knüpfen; nebenbei gewann er sich die Hand der jungen Fürstin Trubetzkoi, die der Kaiserin zu schön erschien, um sie ohne Gefahr unter die kaiserlichen Hofdamen aufzunehmen, und die mit ihrer glänzenden Schönheit großen Reichthum verband. Im Namen seiner Gattin kaufte Graf Morny große Besitzungen in Rußland, nahe bei St. Petersburg, sodaß ihn ein neues Band an den Staat fesselt, dessen Bündniß er für sein Vaterland jedem andern vorzieht. Jetzt befindet er sich wieder in Paris und versieht von Neuem seine Functionen als Vorsitzender des gesetzgebenden Körpers. — Morny ist mehr Faiseur als Staatsmann. Seine Kunst besteht darin, zu rechter Zeit zu reden und zu schweigen. Das stimmt mit seinem Wahlspruche überein, welcher lautet: Memento, sed tace (sei eingedenk, aber schweige)! (1.)

Karl Ernst Bock,

zu Leipzig am 21. Februar 1809 geboren, hatte sich schon fast im Knabenalter unter der Leitung seines Vaters, des Professors Karl August Bock in Leipzig, mit der Zergliederungskunst vertraut gemacht. Die so früh begonnenen Studien machten ihn als Studenten zum Meister in der Anatomie und zum Virtuosen in der Technik des Secirens. Mit seinem Freunde, dem nachherigen Prof. Francke zu Leipzig, eilte er 1835 auf die Schlachtfelder und in die Hospitäler der für ihre Freiheit kämpfenden Polen; auch war er dann einige Monate lang als Hospitalarzt in russischen Cholera-Lazarethen thätig. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt widmete er sich abermals seiner anatomischen Wissenschaft. Schnell hintereinander bearbeitete er ein „Handbuch" (1838), ein „Taschenbuch" (1839), einen „Atlas" (1840) der Anatomie, welche ebenso wie seine „gerichtlichen Sectionen" (1843) außerordentlich verbreitet und wiederholt aufgelegt wurden. In Wort, Schrift und Bild entwickelte Bock auf diesem Wege gar bald sein ungemeines Talent als systematischer Lehrer, der mit richtigem Tact überall das Wesentliche hervorzuheben und der Phantasie und dem Gedächtnisse seiner Schüler ein treffendes Bild der Formen und Vorgänge im Körper fest einzuprägen versteht.

Da glänzte die neue Lehre, welche eine wichtige Entwickelungsphase der Heilkunde bezeichnet, hell auf in Wien und Prag; dorthin begab sich Bock, um sich von Männern wie Rockitansky, Skoda und Oppolzer unterrichten zu lassen. Schnell nahm er die neuen Grundsätze der pathologischen Anatomie und physikalischen Diagnostik in sich auf, die er dann seinen Schülern und einem großen Kreise älterer und jüngerer Aerzte in Leipzig vortrug. Er begann aber auch sogleich, mit Berufung auf die Erfolge der einfachen Behandlung der Kranken in Wien, die bisher gültigen unheilvollen Heilmethoden scharf zu geißeln. Litterarisch wirkte er in diesem Sinne durch sein 1851 in 3. Aufl. erschienenes „Lehrbuch der pathologischen Anatomie" und durch den im Jahre 1854 folgenden „Atlas der pathologischen Anatomie." Uebrigens ging seinem Feuereifer die jugendliche Reform der Heilkunde nicht schnell genug. Kaum war er mit den Aerzten seiner Umgebung engagirt, so wendete er sich auch an das Volk mit seinen Mahnrufen. Durch die Schullehrer, durch die Frauen, denen er zahlreiche und vielbesuchte Vorträge hielt, hoffte er auf immer weitere Kreise wirken zu können. Seine Diätetik wollte nicht blos zeigen, was und wie Etwas in gesundheitlicher Beziehung geschehen soll, sondern sie verlangte auch ein bewußtes W a r u m.

Bock's Einfluß auf das große Publicum vermehrte sich durch seine schriftstellerische Thätigkeit in der weit verbreiteten „Gartenlaube." Sein ungekünstelter, fast zu schmuckloser, Vortrag, giebt allemal nur den Kern einer Sache; er macht überall den Effect der Ueberzeugungstreue, des offenen Wortes und der Verachtung jeglicher Phrase. Daß Bock in der populären Verbreitung der Kenntnisse über naturgemäßes Leben in seinem rechten Elemente ist, zeigte er ferner durch das „Buch vom gesunden und kranken Menschen" (1855); um Leipzig hat er sich außerdem durch Beförderung und Verbreitung des Turnens ein wesentliches Verdienst erworben.

In seiner wissenschaftlichen Parteistellung steht Bock auf Seite der äußersten Linken, welche lieber von Grund aus Alles aufbauen, als am Bestehenden mit neuem Material fortbauen möchte, und der man den Vorwurf machen hört, „sie gehe in allen Dingen zu weit." Er bekämpft zwei gegnerische Parteien auf einmal. Zuerst diejenigen Allopathen, welche mit einem ungeheuren Apparat von Heilmitteln den Körper zur wandelnden Apotheke machen und nur eine neue Krankheit der zu heilenden hinzufügen. Dann aber schlägt er sich vorzugsweise mit den Homöopathen herum, die mit ihrem „Nichts" keine Heilung erzielen können, wo der physiologische Arzt zu helfen, zu lindern und zu bessern vermag. Für Bock selbst ist das Erkennen der Krankheit und die Anordnung der zweckmäßigsten Lebensweise das Wichtigste. „Die Heilkunst bleibt so lange ein trauriges Anhängsel an der medicinischen Wissenschaft, als die Aerzte durch diese Kunst blos Krankheitsprocesse mit Hülfe von Arzneien zu heben trachten und nicht lieber Krankheiten dadurch zu verhüten suchen, daß sie die Menschen mit denjenigen, durch die Wissenschaft ergründeten Bedingungen und Gesetzen bekannt machen, durch welche der Körper gesund erhalten und gegen die vielen krankmachenden Einflüsse geschützt werden kann." (9.)

Balthasar Mathias Keilhau.

Der berühmte norwegische Geognost ist, der Sohn eines Predigers, am 2. Novbr. 1797 in Birid im Gebirgslande, zwanzig Meilen von Christiania, geboren. Der Vulkanismus, der Neptunismus und der Plutonismus erörterten lange, wie weit ihr Gebiet reiche. Da trat der sogenannte Metamorphismus hinzu, welcher das Zustandekommen einzelner, noch räthselhafter Gebilde aus der Umwandlung (Metamorphose) ihres Gefüges und ihrer Bestandtheile zu erklären suchte, als Folge der Einwirkung plutonischer oder vulkanischer Felsarten auf andere Gesteine. Es machte große Sensation, als man auf den Gedanken gerieth, die eigenthümliche Form der krystallinischen Schiefergebilde sei ursprünglich aus Wasser schiefrig abgelagert, dann aber durch große Hitze geschmolzen und zur Krystallisation gebracht worden. Der ersten Bewunderung dieser Idee folgte jedoch bald Widerspruch, und noch immer nicht ist das letzte Wort gesprochen. Durch eine andere Ursache, als durch die Wirkung plutonischer Hitze, suchte nun den metamorphischen Proceß ein Mann zu erklären, der wie Keiner vor ihm seine Beobachtungen auf vieljährigen Reisen im Lande der Urgebirge, in Norwegen, zu machen Gelegenheit hatte. Keilhau wurde Stimmführer einer Partei, welche die metamorphische Wirkung in der bloßen Berührung sucht, in welcher sich die tieferen Gebilde mit den darüberliegenden schiefrigen Gesteinen befinden. Er hatte schon, nachdem er das philosophische Examen 1816, das Bergexamen 1821, und die praktische Prüfung 1823 bestanden, auf Staatskosten eine Reise in das Ausland gemacht, und sich namentlich in Berlin weitergebildet, 1826 aber, zum Lector an der Universität Christiania ernannt, die Verpflichtung übernommen, „wissenschaftliche Reisen in die weniger erforschten Gegenden des Vaterlandes zu unternehmen, so lange dieses nützlich und nothwendig erachtet würde". Weitaus der größte Theil des Landes war in geognostischer Beziehung noch vollkommen unbekannt. Jugend, Kräfte und Eifer hatte Keilhau, und so brachte er denn eine geognostische Karte Norwegens zu Stande, von der Oken sagte: „eine schöne, hochwichtige Arbeit, kaum zu begreifen, wie ein einziger Mann eine solche vollbringen kann." In andern Ländern entstanden ähnliche Arbeiten nur durch vereinigte Kräfte. Es wurden nun Reisen nach Finnmarken und Spitzbergen gemacht, dazwischen Vorlesungen an der Universität gehalten, und litterarische Arbeiten („Reise in Ost- und West-Finnmarken") auf eigene Kosten herausgegeben. Keilhau's Ernennung zum Professor im Jahre 1834 folgte eine Anstellung im Finanzdepartement der Bergwerksangelegenheiten, und in der Silberbergwerkscommission; seinen Leistungen in dieser Stellung verdankt der Staat bedeutende Summen, welche in den letzten Jahrzehnten durch den Betrieb der Silberbergwerke gewonnen wurden. In deutscher Sprache begann er 1838 ein geognostisches Sammelwerk Gaea Norvegica herauszugeben, in welcher er namentlich gegen deutsche Forscher seine Theorien der Gesteinbildung verfocht. Allein in unserer Zeit geht der Verwitterungsproceß auch in den Wissenschaften außerordentlich schnell vor sich; die Partei, die sich um Keilhau und seine Lehre gebildet hatte, zerbröckelte, und er selbst sah sich bald allein und verlassen; bei dem Tadel, auf den er nun stieß, tröstete er sich damit, daß er

vielleicht zu früh mit Dem kam, was keine günstige Aufnahme fand. Verstimmt über den Widerspruch traf den eifrigen Forscher eine vieljährige Krankheit, welche gerade den Kopf besonders schwächte; die Arbeiten mußten allmählich ganz eingestellt werden, und so tritt er jetzt ohne Hoffnung auf Besserung von seinem Amte zurück, indem er in seiner Selbstbiographie (Christiania 1857) von dem Publicum, namentlich von den deutschen Geognosten, Abschied nimmt. (9.)

Peter Joseph Lenné,

Sohn des kurfürstlich Cölnischen Hofgärtners gleichen Namens, wurde zu Bonn am 29. September 1789 geboren, widmete sich frühzeitig der Botanik, studirte diese Wissenschaft namentlich während eines längern Aufenthalts in Paris im Jahre 1811, bereiste 1812 Deutschland und kam um diese Zeit auch nach Wien, wo er in den kaiserlichen Gärten in Schönbrunn eine Anstellung fand. 1815 auf Urlaub in Bonn anwesend, entwarf er die Pläne zu den Anlagen mit welchen der Magistrat von Coblenz damals die Stadt zu umgeben beabsichtigte. Sie kamen nicht zur Ausführung, weil Coblenz wieder Festung wurde, wurden aber der Ausgangspunkt von Lenné's späterer großartigen Wirksamkeit. Sie waren vom Coblenzer Magistrat an das Ministerium nach Berlin zur Genehmigung eingeschickt worden. Der König von Preußen wünschte Potsdam mit Parkanlagen umgeben zu sehen, wie er sie bei seinem Aufenthalt in England kennengelernt, fand aber Niemand der sie seinen Wünschen gemäß auszuführen im Stande war, bis der Hofmarschall von Maltzahn ihm die Pläne vorlegte, die Lenné für Coblenz entworfen hatte und die bis dahin im Finanzministerium begraben lagen. Sie gefielen dem König so, daß er sofort Lenné nach Berlin berief, wo er als Garteningenieur in die Dienste Friedrich Wilhelm III. trat und jetzt den Titel eines Directors der königlichen Gärten führt.

Lenné, dessen Werke so zahlreich sind, daß sie hier nicht alle aufgezählt werden können, verdankt seine größte Berühmtheit den prächtigen Gartenanlagen, welche jetzt Einheimische und Fremde in Berlin und Potsdam mit so gerechter Bewunderung erfüllen. Das Vertrauen, das ihm der vorige König geschenkt, ward ihm in noch höherem Grade von dessen Nachfolger, dem jetzt regierenden Monarchen, zu Theil. Unter seiner Aegide rief Lenné die großartigsten Erweiterungen Sanssoucis ins Leben. Hinter diesem Schlosse erheben sich jetzt die neuen Anlagen des Ruinenberges, welche sich an die des Pfingstberges anschließen, von dessen Höhe man die Pfaueninsel, und die Parke des Prinzen Karl und des Prinzen von Preußen erblickt. Dies Alles sind Schöpfungen Lenné's, dessen Plan, die Ufer der Havel von der Pfaueninsel bis zu dem Städtchen Werder in fortlaufende Gärten zu verwandeln, fast in seinem ganzen Umfange ausgeführt ist. In Berlin sind namentlich der Thiergarten in seiner jetzigen Gestalt als Volksgarten, die Blumenparquets auf öffentlichen Plätzen, der Friedrichshain und der zoologische Garten sein Werk. Aber auch das übrige Deutschland hat aller Orten Arbeiten von ihm aufzuweisen, denn überall, wo es galt, Städte wie Magdeburg (der Friedrich-Wilhelmsgarten und der Herrenkrug), Schwerin, Frankfurt a/O., Leipzig u. s. w. durch freundliche Anlagen zu verschönern, bedurfte man seiner kunstvollen Hand. Noch in neuester Zeit hat er die Parkanlagen zu dem neuen prächtigen Victoria-Theater in Berlin entworfen.

Das Hauptverdienst dieses Mannes liegt aber nicht in der Zahl seiner Werke, sondern in dem künstlerischen Genius, der sie alle beseelt. Lenné ist im eigentlichen Sinne „Landschafts-Gärtner". Ueberall schmiegt er sich, grundsätzlich, eng an die gegebene Natur an, und zwar in so hohem Grade, daß seine Werke, den Oertlichkeiten entrückt, für welche sie geschaffen sind, nothwendiger Weise einen großen Theil ihrer Reize verlieren würden. Die glückliche Gabe, die Natur in ihren kleinsten Details zu belauschen und jeder Anlage die Stimmung beizulegen, welche die Natur der Landschaft an sich erfordert und hervorruft, ist Lenné im höchsten Grade eigen. Man kann sagen: er ist der Schöpfer eines deutschen Gartenstyls; denn während der englische Styl, der allerdings dem Lenné'schen zu Grunde liegt, sich meistentheils lediglich auf den innern und äußern Park selbst beschränkt, und vielleicht nur dann und wann eine geschickte Perspective in die weitere Landschaft eröffnet, assimilirt sich Lenné vollständig mit der ganzen Umgebung seiner Gärten und benutzt namentlich die Architektur mit einem bis jetzt noch unerreichten Geschmack. Davon zeugen vorzüglich die Anlagen des Ruinenbergs hinter Sanssouci, vor Allem aber der „Marly Garten" an der Friedenskirche bei Potsdam. — Neben diesen Leistungen auf dem Gebiete der Kunst gehen andere, dem unmittelbaren Nutzen dienende her, und auf erster Linie steht hier der Landwehrcanal, eine Schiffahrtsbahn, welche Berlin und der gesammte Handelsverkehr von Hamburg und Magdeburg nach Schlesien dem Entwurfe und, fügen wir hinzu, nur der unermüdlichen Ausdauer Lenné's zu danken hat.

Lenné's einfache und durchaus wohlthuende Persönlichkeit entspricht der Büste, die seinem Andenken geweiht, sich in Sanssouci befindet. Eine der schönsten Straßen vor dem Brandenburger Thore zu Berlin führt zu Ehren unsers deutschen Lenôtre den Namen „Lenné-Straße." (11.)

Horace Greeley,

geboren am 3. Februar 1811 zu Amherst in Newhampshire, Sohn eines Farmers, gegenwärtig einer der einflußreichsten Publicisten der neuen Welt, war ursprünglich Buchdruckereilehrling zu Pulteney in Vermont. Im Jahre 1831 wanderte er nach New-York, wo er ein Paar Jahre als Setzer arbeitete, dann auf eigene Kosten eine Druckerei etablirte und 1834 unter dem Titel: „The New-Yorker" ein Journal begründete, das durch die Kraft und Schärfe seiner Leitartikel großen Anklang fand, ihm aber dessenungeachtet so wenig Nutzen brachte, daß er es nach siebenjährigem Bestehen wieder aufgeben mußte. Bald aber trat er mit einem neuen Journale, betitelt „Tribune" hervor, das im April 1841 erschien und sich gegenwärtig zu einer der verbreitetsten Zeitungen Nordamericas emporgeschwungen hat. Diese „Tribune" setzt täglich 30,000 Exemplare ab, und wöchentlich erscheint ein Auszug derselben, von dem 120,000 Exemplare verkauft werden. Er hat darin alle in den Vereinigten Staaten auftauchenden Phantastereien vertheidigt, zum Beispiel den Spiritualismus und das Tischrücken sammt dem Geisterklopfen, die Weiberemancipation und dergleichen mehr. 1851 besuchte er Europa und kehrte, an Weltanschauungen aller Art bereichert, 1852 nach New-York zurück. Seine in der „New-York Tribune" erschienenen Briefe aus Europa sind unter dem Titel „Hints towards the Reform" separat gedruckt ans Licht getreten. Großes Unheil richtet er bis auf die neueste Zeit dadurch an, daß er den Streit über die Sklavenfrage auf eine planmäßige Weise verbittert, den Norden gegen den Süden hetzt und mit dem intriguanten Senator Seward von New-York Hand in Hand geht. Die wilde Agitation über das „blutende Kansas" ist zu nicht geringem Theil mit ein Werk dieses notorisch gewissenlosen und käuflichen Mannes, der während der Congreßsitzung von 1857 überwiesen wurde, mit tausend Dollars bestochen worden zu sein, um eine verwerfliche Landspeculation durch seinen Einfluß auf Mitglieder des Repräsentantenhauses durchzusetzen (Parton, Life of H. Greeley, New-York 1855). (1.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 7. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 13. Februar.

Inhalt.

Florentiner Leben im siebzehnten Jahrhundert.

Der fleißige und gelehrte Vertreter Preußens am toscanischen Hofe hat seit langer Zeit die Mußestunden, die ihm sein diplomatisches Amt läßt, zu Forschungen in dunkele Gebiete der Specialgeschichte Italiens benutzt, wozu die ihm offenstehenden Familien- und anderen Archive Toscana's reichen Stoff boten, und diese von Zeit zu Zeit dem Publicum vorgelegt. Die beiden neuesten Bände seiner „Beiträge zur italienischen Geschichte" bringen hauptsächlich Einzelporträts von Künstlern und Schriftstellern der neuesten und jüngstvergangenen Zeit, und im fünften Bande eine Reihe von Geschichten mehrerer der vornehmsten Familien des italienischen Adels, der Colonnas, Barberinis, Strozzis, Borgheses, Trivulzios, Albanis und Rinuccinis. Schon der Klang dieser Namen verräth, daß wir in ihrer Gesellschaft nicht auf das Gebiet der italienischen Geschichte beschränkt bleiben, sondern auf das der europäischen hinüberstreifen, wo die Colonnas, die Strozzis, die Trivulzios mehr als einmal eine erhebliche Rolle gespielt haben. Doch auch abseits von der großen Weltbühne, in die stilleren Kreise des Familien- und Volkslebens führt uns der gelehrte Geschichtsforscher, und wir möchten in dieser Hinsicht vornämlich einige von ihm mitgetheilte Bruchstücke eines handschriftlichen Werkes von Tommaso Rinuccini, Majordomo der Prinzessin Anna von Medici hervorheben, das eine Reihe von Bemerkungen über Sitten und Lebensweise der Florentiner, namentlich des Adels, und über die Veränderungen enthält, welche während der beiden ersten Drittheile des siebzehnten Jahrhunderts (Tommaso schrieb 1665—1677) darin stattgefunden. Wir besitzen wenige Nachrichten aus dieser oder anderer Zeit welche uns so vielen und klaren Aufschluß über die verschiedenartigsten Verhältnisse geben und einen so erfreulichen Beitrag zur Sittengeschichte liefern. Aus diesem Grunde möge einiges daraus hier stehen, und zwar vorerst was die Titel des Adels betrifft. „Zu Anfang des Jahrhunderts," schreibt Tommaso, „gab es keine Familie in Toscana die eine Gerichtsbarkeit ausgeübt hätte, nehme ich die Bardi aus, von wegen der alten Herrschaft Vernio welche ihre Vorfahren gekauft hatten, und Lorenzo Salviati welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von seinem Großoheim, dem Cardinal Anton Maria, die Grafschaft Giuliano in der römischen Campagna mit dem Prädicat Marchese geerbt hatte. Die Bardi indeß nannten sich nur Signoren von Vernio. Vincenzio Salviati erlangte dann vom Großherzog den Titel Marchese indem er das Castell Montieri im Gebiet von Siena kaufte. Das Beispiel fand gleich so viele Nachahmer daß es jetzt beinahe keine der bedeutenderen Familien mehr giebt die nicht diesen Titel trüge. Die eine hat ihn durch Ankauf von Ortschaften im Großherzogthum selbst erlangt, die andere im Königreich Neapel; einige auch für Dienste die sie Seiner Hoheit geleistet. Noch andere haben sich denselben vom Kaiser geben lassen oder vom Papst und vom König von Spanien, und diese Eitelkeit ist soweit gegangen daß man jetzt wohl die Leute aus Höflichkeit Marchese nennt, was Manche ruhig gewähren lassen. Die Bardi heißen nun Grafen von Vernio und die Del Nero Barone von Torcigliano welches ein Casale in der römischen Campagna ist, wo sie irgendeine alte Jurisdiction ansprechen. So machtens die Alamanni mit einer Erbschaft im Neapolitanischen bis auch sie sich vom Könige vom Spanien den Marchesentitel verschafften. Auch Reichsgrafen lassen Einige sich nennen. Kurz, machte nicht der Großherzog nicht den mindesten Unterschied zwischen dem betitelten und dem nichtbetitelten Adel so würden gewiß solche die derartige Benennungen nicht zu erlangen vermocht haben, sich höchst unglücklich fühlen. Da nun aber der Marchesentitel so gäng und gäbe geworden, so hat Jacopo Salviati, des gedachten Lorenzo Sohn, um sich von den übrigen zu unterscheiden, es dahin gebracht daß Papst Urban VIII. ihn zum Duca ernannt hat, welchem Beispiel auch der Marchese Luigi Strozzi gefolgt ist, dem Papst Innocenz X. denselben Titel ertheilte."

Von der Hauseinrichtung heißt es: „Zur Bedeckung der Wände in Saal und Zimmern bediente man sich zu Anfang des Jahrhunderts nur des gepreßten Leders welches bei den Prachtliebenden vergoldet war und an den Thüren das Wap-

ven des Besitzers zeigte. Allmählich wandte man in den Hauptgemächern Seide an, dann Damast, bis die Reichsten zu Sammet, Goldstoff und golddurchwirktem Damast griffen, Stühle und Thürvorhänge von demselben Stoff oder letztere mit gewirkten Wappen. Jetzt hängt man die Säle ganz voll Bilder mit reichen breiten Goldrahmen, während früher schwarze Rahmen mit höchstens ein Paar Goldleisten üblich waren. Gewöhnlich war im Saal ein großer Kamin und ein Wasserbecken an der Wand mit einem messingenen Behälter zum Händewaschen, bevor man zu Tische ging; daneben hing, wie in den Klöstern, ein Handtuch zum Abtrocknen. Jetzt aber läßt man sich das Wasser von einem Diener in silbernem Becken reichen und statt des vermauerten Kamins stellt man Kohlenbecken hin. Bei Tische bediente man sich irdener oder zinnerner Schüsseln was auch jetzt noch bei den Meisten der Fall ist, während die Unterschüsseln, Becken, Messer, Gabeln und Salzfaß von Silber sind. Die Reichen aber haben auch sämmtliche Teller und Schüsseln von Silber und zieren die Gemächer mit silbernen Vasen und Aehnlichem auf Tischen und kleinen Schränken von Ebenholz und feinen Steinen. Im Saal hatte man ehemals Stühle von Leder mit kleinen Wappen an der Rücklehne und Schemel von Nußholz. Jetzt haben die Meisten Bänke mit dem Wappen welche zugleich der Dienerschaft zum Aufbewahren ihrer Sachen dienen; die Schemel aber sind mit vergoldetem Schnitzwerke verziert. Ehemals hatte man gewöhnlich zwei Diener. Der eine mit dem Namen eines Ausgebers machte die Einkäufe und hielt Buch über das Hauswesen; der andere besorgte den häuslichen Dienst, ging mit der Herrin aus und besorgte die Geschäfte in der Stadt. Wo ein Wagen gehalten ward, hatte man noch den Kutscher welcher monatlich zehn Lire (2 Rthlr. 10 Sgr.) erhielt, ebenso viel der erste, acht Lire der andere Diener. Für die Kleidung mußten sie selber sorgen. Allmählich führte man die Sitte der Livreen ein, Anfangs für den Kutscher und den Diener welcher die Frau vom Hause begleitete; dann mehrte man die Zahl der Dienerschaft, sodaß der vornehme Adel mehre Livreebediente hält, zwei stets die Herrin begleiten, einer den Herrn. Außer der Kleidung giebt man ihnen monatlich einen Scudo. Der Dienerinnen waren ehemals drei: die Köchin war die eine, die andere die Mittelfrau (donna di mezzo) welche mit der Gebieterin ausging, die Stuben fegte, die Betten machte und sonstigen Dienst versah, auch, wo's nöthig war, der Köchin beim Brotbacken u. a. half. Jeder derselben gab man einen halben Scudo für den Monat. Die dritte wurde höher gehalten und hieß die Matrone. Diese begleitete die Herrin im Wagen und zu Fuß, kleidete sie an und machte ihr das Haar zurecht, obgleich manche zu diesem Zwecke noch ein Mädchen hielt. Die Matrone erhielt sechs bis sieben Lire des Monats, das Mädchen suchte man nach einigen Jahren mit einer Mitgift von hundert bis hundertfünfzig Scudi zu verheirathen. Der Dienst der Matrone ist jetzt abgeschafft weil die Damen allein ausfahren und nur mit Livreebedienten ausgehen; die Reichsten haben im Wagen wohl ein junges Mädchen mit welches man Damigella nennt, und stützen sich beim Gehen auf einen älteren Mann ohne Livree welcher der schwarze Mann oder Armgeber (bracciere) heißt. Frauen aus der arbeitenden Classe, um nicht allein auszugehen, nehmen häufig irgend einen Krämer in ihren Sold dem sie bis zu zehn Lire des Monats geben und der sie an Sonn- und Festtagen nach der Kirche und nach anderen Orten führt, woher er den Namen des Sonntagmännchens (domenichino) erhalten hat.

Zu Ende des vorigen (sechzehnten) Jahrhunderts kamen die Wagen in Gebrauch (den ersten hatte im Jahre 1534 die Markgräfin von Massa, Ricciarda Cybò Malaspina, mit ihrer Schwägerin der Herzogin von Camerino), bei Anfang des laufenden jedoch waren sie noch keineswegs gewöhnlich und viele vom Adel hatten keine. Nach und nach aber, unter einem und dem andern Vorwande, hat jeder einen angeschafft. Viele halten vier Pferde dazu, die reichsten sechs. Zuerst waren diese Fuhrwerke klein, innen wie außen von Leder und auf der Radachse liegend, was sie äußerst unbequem machte. Dann bediente man sich der Schwanenhälse um sie zu verbessern, und endlich hat man zu diesen Schwanenhälsen gutgehärteten Stahl verwandt der dem Stoße nachgiebt, sodaß sie um vieles bequemer sind. Die Reichen haben sie von schwarzem auch von farbigem Sammet, mit Fransen innen und außen und im Innern mit vergoldetem Himmel. Bis zur Mitte des Jahrhunderts brauchte man bei besonderen Gelegenheiten, namentlich bei städtischen Feierlichkeiten, die Kutsche (cocchio), innen mit rosenfarbenem Sammet, außen violett mit acht vergoldeten Knöpfen am obern Rande. Jetzt ist sie indeß ganz abgeschafft. Im Jahre 1670 hat man Wagen nach französischem Muster eingeführt mit sehr langen schwingenden Schwanenhälsen die man um ihrer Bequemlichkeit willen Poltroncine nennt. Beinahe in allen vornehmen Häusern hielt man einen Zelter (chinea) oder ein Maulthier für solche die nicht gehen konnten oder mochten. Man brauchte sie in der Stadt mit Tuchdecken die mit Sammet gesäumt waren, oder auch mit Sammetdecken, auf dem Lande mit ledernem Sattel. Seit der Einführung der Wagen hat man sie abgeschafft und nur hier und da hält Einer zu seinem Vergnügen ein edles Roß zum Spazierenreiten. Zogen die Frauen nach der Villa, so ritten sie, die Kinder aber wurden von einem mit einem Doppelkorb belasteten Maulthier getragen. Jetzt fahren sie wo die Straße gut ist; wo nicht so bedienen sie sich der von Maulthieren getragenen Sänften, die früher nur Kranken dienten. Reiche und Bequeme halten solche Sänften auf dem Lande. Im Augenblick wo ich dies schreibe, will man eine aus Paris gekommene neue Bequemlichkeit einführen, eine Art geschlossener Sänfte mit zwei langen schwingenden Stangen, vorne auf dem Rücken eines Pferdes ruhend, hinten auf zwei Rädern. Man nennt sie Kalesche, und sie mehren sich so rasch daß ihre Zahl in der Stadt bereits auf tausend gestiegen ist, während die Sänften außer Mode kommen."

Von vielem Andern noch ist die Rede, von den Trachten, dem Ceremoniell, von den Familienfesten, Spielen u. s. w., was wir übergehen, um nur noch einiges Besondere anzuführen. „Die Sitte oder der Geschmack an kalten Getränken kam zu Anfang des Jahrhunderts auf, oder richtiger, wurde damals erneuert. Man ließ die Flaschen mit Wein einige Stunden vor der Mahlzeit in den Brunnen hinab, und Brunnen in

Häusern, die als besonders kalt bekannt waren, dienten auch den Nachbarn, welche ihre meist irdenen Weinbehälter hinsandten. Man begann dann im Winter das Eis aufzuheben und sich dessen im Sommer zur Abkühlung des Weins, des Wassers, des Obstes u. a. zu bedienen, was so sehr umsichgegriffen hat, daß Manche es auch während der kalten Jahreszeit thun. Im Jahr 1609 übernahm Antonio Paolsanti, Kammerdiener des Herrn Großherzogs, den Pacht des Eises für 400 Lire jährlich, welchen später die Frau Großherzogin ihm abkaufte und zum Unterhalt eines Nonnenklosters verwandte. Im Jahr 1665 aber beträgt der Pacht 4300 Lire. In Pisa wollte Anfangs Keiner 50 Lire zahlen, jetzt aber zahlt man dort mit Einschluß Livorno's an 2000. Giebt es im Sommer kein Eis, so sind die Unternehmer genöthigt, Schnee aus dem Gebirge kommen zu lassen und in großen Gruben zu bewahren. Reiche Leute, die das Wohlleben lieben, pflegen Wasser mit Cedrat-, Limonien-, Jasmin-, Zimmt- und anderem Saft oder Geist, durch Zucker versüßt, zubereiten zu lassen, und an den besuchtesten Stellen der Stadt giebt es Buden, wo man solches Wasser in Caraffinen verkauft, die in Eis gesetzt werden, was für das Publicum eine große Annehmlichkeit ist. Im Jahr 1668 begann man ziemlich allgemein ein Getränk nach spanischer Sitte einzuführen, welches Chocolate heißt, und in denselben Buden in kleinen irdenen Schalen verkauft wird. Man scheint es sowohl warm wie kalt sehr zu lieben.

„Was das Waffentragen betrifft, so gab es mit Ausnahme der Stefansritter (so hieß der vom ersten Großherzog gestiftete Ritterorden) und der Johanniter Keinen, welchem es erlaubt gewesen wäre. (Seit dem Untergange der Republik nämlich war den Bürgern dies alte Privilegium genommen worden, das so oft zum blutigen Streit wie zum Umsturz der bestehenden Verfassung geführt hatte, obgleich die meisten der zahlreichen Revolutionen unblutig blieben.) Einigen wenigen Edelleuten hatte Seine Hoheit das Tragen des Dolches zugestanden. Ugo Rinaldini war im Jahre 1616 der erste, welcher den Degen umschnallte; eine Menge anderer edlen Jünglinge, welche sich nicht mit Geschäften abgaben, thaten es diesem sogleich nach, während auch der Großherzog von der ehemaligen Strenge nachließ und Allen die Befugniß ertheilte. So sah man denn bald die Stadt mit Spadassins gefüllt. Allmählich kam die Sitte wieder in Abnahme, sodaß jetzt nicht nur die Edelleute sondern auch die Ritter und Hofleute ohne Degen gehen. Selbst der Dolch ist bei den Meisten abgeschafft, wenngleich Seine Hoheit jedem ohne Unterschied gegen eine gewisse Abgabe das Tragen gestattete. Wer einer Feindschaft wegen oder aus andern Gründen der Waffe bedarf, läßt sie durch einen Diener hinter sich her tragen, was zu manchen Uebelständen Anlaß giebt. Die Büchse war Edelleuten blos in einer Entfernung von acht Millien von der Stadt zu tragen erlaubt, aber nur die mit dem Hahn. Jetzt darf man letztere gegen Erlegung einer Taxe bis dicht vor den Stadthoren tragen, Einige sogar in der Stadt selbst, wo man zum Zeitvertreib nach Schwalben schießt. Die Kunst des Schießens nach Vögeln im Fluge war ehedem nicht bekannt. Francesco Salvetti aber erlernte sie in Sizilien, und da er bei seiner Rückkehr gegen das Jahr 1620 längere Zeit in Pistoja verweilte, unterwies er dort die Edelleute darin, von denen wieder die Florentiner lernten, sodaß jetzt Jeder schießt. Wer irgend eine Besorgniß vor Angriffen hegt, geht namentlich Nachts mit einem Panzerhemde aus, was früher nur Wenigen gestattet war, jetzt einem Jeden. Alle jungen Edelleute, die sich Airs geben wollen und einen Diener hinter sich gehen haben, lassen diesen ein sehr langes Rappier unter dem Arme tragen.

„Der Adel pflegte sich Vormittags spät, Nachmittags gegen Anbruch der Nacht an zwei Orten zu versammeln, um sich miteinander zu besprechen. Seit einiger Zeit hat man auf der Piazza Santa Trinità ein Haus eingerichtet, welches man Casino nennt (es besteht noch in einem der Gianfigliazzischen Häuser an der Ecke von Santa Trinità und Lungarno), wo je nach der Jahreszeit die Adeligen Morgens und Abends zusammenkommen, um sich mit verschiedenen Spielen die Zeit zu vertreiben. Seine Hoheit hat dies öffentliche Spiel erlaubt, indem nur Leute vom ersten Adel sich daselbst einfinden, sodaß es scheint, daß Vorfälle sich nicht ereignen dürften von der Art solcher, welche zum Verbot von Spielhäusern Veranlassung geben. Die jungen Leute, welche das Haus eingerichtet, haben selbst die nöthigen Statuten entworfen und bis jetzt ist alles ruhig geblieben. Die Kaufleute versammelten sich auf dem Mercato nuovo (wo Cosmus I. nachdem die Halle des alten Marktes zu unbequem und dem Lebensmittelverkauf eingeräumt worden, durch Bernardo del Tasso die schöne Halle errichten ließ, welche heute nur dem kleinsten Verkehr dient), die Unbeschäftigten am Canto al Diamante unter den dort befindlichen Dächern. Später gingen auch diese nach der Halle des Mercato nuovo, blieben aber im ersten Schiff und überließen den Kaufleuten die beiden andern. Seit aber mit der Zeit der Handel wie die Achtung der Jugend vor dem Alter abgenommen haben, sieht man alle ohne Unterschied zusammenstehen."

Die Finnländer.

Die Finnländer sind ein weit pittoreskeres Volk als die Schweden, mit stärkeren Licht- und Schattenseiten in dem Charakter, einem heißern Temperament und einem tiefer gewurzelten Nationalgefühl. Sie scheinen weit abgeschlossener zu sein und sich nur an ihren eigenen Stamm anzuschließen; es ist eine Thatsache, daß sie die Schweden und Russen nicht lieben und sich selten mit denselben verheirathen. Die scharf bestimmten Grenzen der Sprache und der Race an der Spitze des bothnischen Meerbusens sind dafür ein sprechender Beweis. Gleich ihren entfernten Verwandten, den ungarischen Magyaren, haben sie manche bestimmte Spuren ihres asiatischen Ursprunges beibehalten. Theils ist es dieser Thatsache zuzuschreiben, und theils der eigenthümlichen Annäherung der Extreme, die wir in der Natur nicht weniger als bei der Mensch-

heit bemerken, daß alle an eine Verwandtschaft erinnernden Züge der Aehnlichkeit in diesen Gegenden weit mehr auf den Orient als auf Europa hinweisen.

Der Typus bleibt sich überall gleich, selbst unter den Quäns von gemischtem Blute in Kanta-Klino: hohe Backenknochen, eckige, starke Kinnladen, volle doch feste Lippen, eine niedrige breite Stirne, dunkle Augen und Haare und ein tieferes wärmeres Roth auf den Wangen als auf denen der rosenrothen Schweden. Die durchschnittliche Größe kommt vielleicht nicht ganz der der Letztern gleich, jedoch stehen die Finnländer den Schweden an physischer Kraft nicht nach und es finden sich unter ihnen gar viele Männer von einer herrlichen Statur, Kraft und Proportion. Leopold v. Buch schreibt den auffallenden Unterschied der Statur zwischen den Finnländern und Lappländern, die beide ganz genau unter denselben klimatischen Einflüssen leben, der größeren Reinlichkeit der Erstern und dem beständigen Gebrauch der Dampfbäder zu; ich aber habe stets gefunden, daß das Blut und die Abstammung, selbst wo die Verschiedenheit von dem ursprünglichen Schlag nur gering ist, weit mächtiger sind als das Klima und die Gewohnheit. Die Finnländer sind seit so langer Zeit zu dem Christenthum bekehrt und civilisirt (nach der europäischen Idee von Civilisation), daß man hinsichtlich der besondern charakteristischen Zeichen, die sie beibehalten haben, vorzüglich auf die Gewohnheiten blicken muß, aus denen sich ihre geistigen und sittlichen Naturen erkennen lassen. In ihrem häuslichen Leben entsprechen sie in den meisten Einzelheiten den Schweden derselben Classe.

Sie sind leidenschaftlich und deshalb zu Excessen geneigt, — haben eine lebhafte Einbildungskraft und sind daher in Folge ihrer dürftigen Erziehung abergläubisch. So hat das religiöse Element, besonders die phantastischen Verirrungen, die von Lästadius und andern Missionären erzeugt worden sind, während man vorzüglich bezweckte, das Laster zu unterdrücken, in demselben Verhältniß die Schwäche vergrößert. Trunkenheit, die früher so vorherrschend und Lapplands größter Fluch war, ist jetzt außerordentlich selten, und ebenso die Laster, für welche die Trunkenheit verantwortlich ist. Der schreiendste Fall, der seit einigen Jahren in diesen Gegenden vorgekommen ist, war der einer Frau, welche versuchte, ihren Schwiegervater mit Phosphor von Zündhölzchen in seinem Kaffe zu vergiften, um sich dadurch der Bürde zu entledigen, ihn zu erhalten. Obschon die Thatsache ziemlich erwiesen war, so wurde die Sache doch vertuscht, um einen Scandal für die Kirche zu vermeiden, da die Frau sich zu den Frommen zählte. Was die Trunkenheit betrifft, so wurde mir erzählt, es sei früher gar nichts Ungewöhnliches gewesen, daß betrunkene Finnländer erfroren seien, während dies bei einem Lappländer nie vorkam, und zwar habe derselbe dies seiner mechanischen Gewohnheit zu verdanken, seine Arme und Füße in beständiger Bewegung zu halten — welche Gewohnheit er auch beibehalte, wenn er ganz betäubt sei.

Vor drei bis vier Jahren herrschte im nördlichen Finnland eine sonderbare geistige Epidemie,*) ganz zu derselben Zeit mit der religiösen Aufregung im norwegischen Lappland und theilweise von denselben gedankenlosen Menschen veranlaßt. Sie bestand in Schluchzen, heftigem Nervenkrampf und gelegentlichen Anfällen jenes Zustandes von Halbbewußtsein, Extase oder Verzückung genannt, und man glaubte, die von ihnen befallenen Personen seien vom Geiste besessen und würden in eine andere Welt versetzt, wo ihnen Visionen, wie die des Evangelisten Johannes auf Patmos offenbart würden. Die Missionäre, welche billiger Weise diesen Selbstbetrug hätten unterdrücken sollen, ermuthigten ihn weit eher und gingen sogar so weit, die sinnlosen Faseleien dieser armen, betrogenen Leute als übernatürliche Offenbarungen zu veröffentlichen. Die Epidemie griff so um sich, daß es kaum eine Familie gab, in der nicht einige Mitglieder von derselben befallen gewesen wären, und selbst jetzt ist sie noch nicht ganz beseitigt. Der Anfall kam über die davon ergriffenen Personen zu jeder beliebigen Zeit, gleichviel an welchem Orte sie sich befanden oder wie sie beschäftigt waren. Gewöhnlich begann derselbe mit einem krampfhaften Athemholen, das an Heftigkeit zunahm, von Schluchzen und zuweilen von Geschrei oder Gestöhn begleitet war, bis das Opfer sich erschöpft fühlte oder in eine Verzückung fiel, die eine Stunde lang dauerte. Die davon ergriffenen Personen wurden während des Anfalls stets mit der größten Achtung behandelt; Niemand wagte darüber zu lächeln, gleichviel welche abgeschmackte Form die Heimsuchung annehmen mochte. Der Grundsatz, sich der starken Getränke zu enthalten, wurde zu derselben Zeit verbreitet und die gegenwärtige Mäßigkeit der Finnländer und Lappländer ist unbezweifelt größtentheils dem Eindrucke zu verdanken, den diese Erscheinungen auf ihre Naturen machten.

Dieselbe Epidemie hat öfters in den Vereinigten Staaten, in England und auch in Deutschland geherrscht. Die Manie des Bellens und Tanzens, von der Kentucky vor 30—40 Jahren befallen war und die Verrichtungen der „Holy Rollers" waren bei weitem auffallender und unnatürlicher. Solche Erscheinungen setzten die Physiologen ebensowohl wie die Philosophen in Verlegenheit; ihr häufiges Vorkommen zeigt, daß sie auf irgend einen schwachen Punkt in der menschlichen Natur gegründet sind; und in demselben Verhältniß, wie wir die Opfer beklagen, haben wir ein Recht, diejenigen zu verurtheilen, welche den Samen dieser Pestilenz aussäen. Wahre Religion ist nie spasmodisch; sie ist ruhig, wie die Existenz Gottes. Ich kenne nichts Anstößigeres als solche Versuche, an Stelle des ewigen Sonnenscheins des Himmels Raketen und gefärbte Lichter unterzuschieben.

Was nun ihren moralischen Charakter anbelangt, so bieten die Finnländer nicht mehr Ursache zu Vorwürfen dar, als irgend ein anderes Volk. Wir finden sie im Verkehr im Allgemeinen so ehrlich und ehrenhaft wie die nördlichen Schweden, die in dieser Rücksicht in der Welt unübertroffen sind. Ihre Gesichter drücken indessen mehr List und Zurückhaltung aus und diese Tugend mag theilweise eine negative sein, die aus der Indolenz entspringt, welche ein Kennzeichen der kalten und heißen Zone ist. So sind sie auch, ungeachtet der physischen Zeichen, welche heißere thierische Leidenschaften als bei ihren

*) Die sogenannte Läserie, deren Hauptlehre ist, daß ein reines Leben nicht nothwendig sei, um die Seligkeit zu erlangen, sondern daß der Glaube Alles thue.

Nachbarn bekunden, ebenso keusch wie diese, ja die Keuschheit steht bei ihnen in sehr hohem Werthe. Uneheliche Geburten sind sehr selten und man betrachtet dieselben für beide Theile als eine dauernde Beschämung und Schande. Der Gebrauch des „Bundling“ (mit diesem Worte bezeichnet man in America das Zusammenschlafen von Personen verschiedenen Geschlechts, was früher den Mangel an Betten in America zur Sitte machte), der bis in die neueste Zeit unter den finnischen Liebenden sehr gemein war, führte sehr selten zu einem solchen Resultate und die Ehe entfernte die Schande geschwind. Ihre geselligen Gebräuche sind in dieser Rücksicht sich sonderbar widersprechend. So wird z. B., während beide Geschlechter im natürlichen Zustande in ein und dasselbe Bad steigen, während die Frauen ihre Männer, Brüder oder männlichen Freunde ohne Bedenken scheuern, reiben und abtrocknen; während die Begrüßung beider Geschlechter eine Umarmung mit dem rechten Arm ist, ein Kuß als höchst unverschämt und unanständig betrachtet. Eine finnländische Frau drückte das größte Erstaunen und ihren Abscheu aus, als sie hörte, in England sei es etwas sehr Gewöhnliches, daß Mann und Frau einander küßten. „Wenn mein Mann das versuchen wollte“, sagte sie, „so wollte ich ihn so hinter die Ohren schlagen, daß er es eine ganze Woche fühlen sollte“. Demnoch sind sie in der Unterhaltung sehr offen und rückhaltlos, obwohl durchaus nicht unanständig.

Ungeachtet ihres Aberglaubens, ihrer Liebe zur Dichtkunst und des milden, reichen, musikalischen Charakters ihrer Sprache findet sich in diesem Theile Finnlands ein auffallender Mangel an alten Sagen. Vielleicht hat das seinen Grund darin, daß ihre Vorfahren besonders während der letzten zwei Jahrhunderte aus der früheren Heimath der Race — Tavastland, von den Ufern des Pajanasees und dem finnischen Meerbusen hierher ausgewandert sind. Es ist schwierig, unter ihnen Familientraditionen oder selbst irgend eine ausgedehnte genealogische Erinnerung zu erhalten und zwar deswegen, weil ein Finnländer seinen Namen nicht allein von seines Vaters Zunamen, sondern von seinem Wohnort nimmt. So führt ein mit seinem eigentlichen Namen Isaki genannter Finne den Namen „Anderinpoika“ von seinem Vater Anderi, und fügt „Niemi“, den Localnamen seiner Wohnung hinzu. Sein Sohn Nils wird Nils Isaki poika mit Hinzufügung des Namens seiner Wohnung, wo dieselbe auch sein mag, genannt und sein Familienname ebenso oft wie sein Haus verändert werden. So kann es in dem Laufe einer einzigen Generation ein Dutzend verschiedene Namen geben und für ein unausgebildetes Gedächtniß wird die Liste derselben zu verwickelt und verwirrt. Es ist deshalb kein Wunder, daß die Finnländer sehr wenig wissen, das ausgenommen, was sich während ihres eigenen Lebens oder höchstens während des Lebens ihres Vaters ereignet hat. Ich habe nie von dem Kalewala*) sprechen hören und bezweifle sehr, ob es den Einwohnern dieser Gegend bekannt ist. Die einzigen Gesänge, die wir nördlich von Haparanda gehört haben, waren Kirchenlieder — möglicher Weise andächtig, aber schlecht. Es muß noch Balladen und gesellige Lieder geben, doch das neuerliche geistige Fieber hat sie für jetzt zum Schweigen gebracht.

Zuerst war ich ein wenig erstaunt, die Eingebornen im Norden so langsam, gleichgültig und sorglos zu finden. Wir sind geneigt zu glauben, ein kaltes Klima sei anregend und aufreizend — ergo je weiter nach Norden man geht, desto thätiger und energischer wird man das Volk finden. Die Berührung des Eises ist jedoch der des Feuers ähnlich. Die heiße Zone erschlafft, die kalte erstarrt und das praktische Resultat ist in beiden Fällen dasselbe. In dem langen, langen Winter, wenn es nur eine vierstündige Dämmerung und eine zwanzigstündige Dunkelheit giebt, — wenn die Rennthierkühe zu Hause gebracht sind, das Holz gehauen, das Heu eingesammelt ist, die Gerstenkleie und die Tannenrinde zum Brote bereit liegen und die im Sommer gefangenen Fische eingesalzen sind — was kann dann ein Mann thun, wenn Holz und Heu zu Hause geschleppt sind, als essen, plaudern und schlafen? Um neun Uhr zu Bett, und Morgens acht Uhr aus demselben, zwischen der langsamen Verrichtung seiner wenigen täglichen Geschäfte Tabak rauchend und schlummernd, wird er zuletzt so unthätig und träge, wie der in seinen Winterschlaf versunkene Bär. In dem Sommer hat er ununterbrochen Tageslicht und er bedarf keiner Eile. Weshalb sollte er sich überdies besonders anstrengen, um sich einen ungewöhnlich reichen Vorrath von Flachs oder Gerste zu verschaffen, wenn eine einzige Nacht ihm den Gewinn aller seiner Arbeiten rauben kann? Selbst mitten im Sommer kann sich der verderbliche Frost einstellen. Die Natur scheint ein grausames Vergnügen darin zu finden, seine Pläne zu durchkreuzen; nur durch Zufall ist er glücklich, und so nimmt eine Art von arabischem Fatalismus und Ergebung in Alles, was sich auch ereignen mag, Besitz von ihm. Seine Sorglosigkeit ist derselben Ursache zuzuschreiben. Eine solche schreckliche Hungersnoth und ein Elend, wie sie im vergangenen Winter in Lappland und Finnland herrschten, hätten ohne Zweifel theilweise verhindert werden, doch keine menschliche Macht hätte ihnen ganz vorbeugen können.

Die kalte Zone war nie für den Aufenthalt von Menschen bestimmt. In den voradamitischen Zeiten, als England mit Palmenwäldern bedeckt war und in Sibirien Elephanten sich herumtrieben, mag die Sachlage eine sehr verschiedene gewesen sein und das menschliche Geschlecht mag damals (wenn es bereits vorhanden war) auf diesen jetzt fest gefrorenen Hügeln Weinberge gepflanzt und in Bambushütten gewohnt haben. Doch seitdem die geologischen Emeuten und Revolutionen das jetzt auf unserer Erde geltende Regime festgesetzt haben, kann ich durchaus nicht begreifen, was mit menschlicher Vernunft begabte Wesen veranlassen konnte, sich hierher zu verpflanzen und hier Wurzel zu fassen, während in Ländern mit einem weit freundlicheren Klima große Landstrecken wüste und nutzlos daliegen. Man kann es dem Menschen vergeben, wenn er an dem Orte bleibt, wohin ihn die Vorsehung durch Geburt und Erziehung geworfen hat; dagegen kann ich keine Entschuldigung

*) Kalewala, das finnische Nationalepos, aus einer Anzahl Gesängen bestehend, die durch mündliche Ueberlieferung Jahrhunderte lang aufbewahrt wurden und zuerst von dem berühmten finnischen Philologen Lönnrot geordnet und gesammelt wurden. Deutsch erschien die Kalewala von Ant. Schiefner in St. Petersburg.

für die ersten Ansiedler auffinden, die ihre Nachkommen zu einer solchen Heimath verdammten. Man vergleiche selbst ihr physisches Leben — die rein thierische Zufriedenheit mit ihrem Bestehen, die durchaus keine Kleinigkeit ist — mit dem der Nubier, der Malaien oder der Polynesier! Es ist der Unterschied zwischen einem armen Hasen, der sich Jahr für Jahr von Hunden und Träumen von Hunden gejagt und geplagt sieht, und dem vertraulichen und vertrauenden Zaunkönig, dem glücklichsten aller Geschöpfe, weil er überall des Schutzes gewiß ist. O, möchte doch der Kreis der Ekliptik mit dem des Aequators zusammenfallen! Möchte doch die Sonne für immer von Pol zu Pol scheinen und jedes Land bewohnbar und gastlich machen und die Sandwüsten der Saharah — wie Fourier es prophezeite — in die Gärten der Hesperiden und das bittere Salz des Meerwassers (nach demselben Autor) in köstlichen Champagner, in dem zu ertrinken eine wahre Lust sein müßte, verwandelt werden! Ich befürchte aber sehr, daß die Menschheit für ein solches Millenium noch nicht reif ist.

Es ist indessen wahrhaft tröstend, zu finden, daß selbst hier, wo die Menschen unter solchen entmuthigenden Umständen leben, welche für gar manches Laster ihnen zur Entschuldigung dienen könnten, sie dem Maße ihrer Einsicht nach vollkommen so wahr, rechtschaffen und rein sind, wie die Einwohner der begünstigtsten Länder auf der Erde. Liebe unter sich, Vertrauen zu einander, Glaube an Gott sind unter ihnen lebenskräftig; und ihrer Mängel sind so wenige und sie sind so leicht zu erklären, daß man sie schonend betrachten und fühlen muß, daß der Glaube an die Menschheit nichts verliert, wenn man ihre Bekanntschaft macht. Derjenige, welcher sein Leben zu Hause verbringt, kann nie wissen, wieviel Gutes es in der Welt giebt. Bei rohen, ungebildeten Völkern läßt sich das Uebel natürlich auf der Oberfläche erkennen und man kann den Charakter des Stromes unter seinem Schaum unterscheiden. Nur bei der höchsten Civilisation ist die Außenseite für das Auge gut, während die innere Fäulniß des Markes sich nur allzuoft verbirgt.

Geschichtliche Sagen

der civilisirten Indianer von Yucatan, Uxmal und der Untergang des Mayareiches.

Die heillose und abscheuliche Barbarei der „christlichen" Räuber- und Flibustierbanden aus Spanien und der wilde und bluttriefende Fanatismus ihrer Priester haben der Wissenschaft unersetzliche Verluste zugefügt. Diese Spanier kamen mit ihren Mönchen nach America als rohe Zerstörer, und ihre vielgerühmten Conquistadoren, die im Namen einer Religion der Liebe aufzutreten vorgaben, wirthschafteten oft ärger als die menschenopfernden Priester des Kriegsgottes Huitzilopochtli. Wir wollen den Untergang der alten americanischen Culturstaaten nicht bedauern; nachdem sie einmal mit den Europäern in Berührung gekommen waren, hätten sie sich auf die Dauer doch nicht behaupten können; aber es bleibt zu beklagen daß gerade die Spanier des sechzehnten Jahrhunderts, die Europäer der Autos da Fe und der Inquisition, fanatische Maurenschlächter es sein mußten, welchen die Inkas in Peru, die Muyscas in Cundinamarca, die Beherrscher der Aztecas und die Staaten in Centralamerica und Yucatan erlagen. Die zum Sprüchwort gewordene Zerstörungslust der Vandalen verschwindet in Nichts gegenüber jener des Bischofs Zumarraga und anderer Geistlichen; der Rath von Indien und die Conquistadoren selbst trugen nicht geringere Schuld. Sie wütheten alle mit Feuer und Schwert gegen das Heidenthum, und doch ist dasselbe auch heute, nach beinahe vierthalbhundert Jahren noch vorhanden, nur in anderer Gestalt und mehr latent; es hat sich mit dem spanischen Christenthum vielfach verquickt und der Indianer betet insgeheim auch noch zu seinen alten Göttern, obwohl er den Rosenkranz am Arme und das Bild des Gekreuzigten am Halse trägt.

Was der Fanatismus an geschichtlichen Dokumenten erreichen konnte, hat er nicht etwa nach Europa geschickt, wo es doch, in seinem Sinne, unschädlich gewesen wäre, sondern er hat es zu zerstören gesucht. Zum Glück sind ihm manche Bruchstücke entgangen, und noch heute reden die Steine und alte Ueberlieferungen. Es macht uns Freude hervorheben zu können, daß in späteren Zeiten hauptsächlich spanische Geistliche es gewesen sind, welche sich um die Geschichte der alten americanischen Staaten verdient gemacht und Manches gerettet haben was ihren fanatischen Vorgängern entgangen war oder vor ihnen gerettet wurde. So hat doch die Wissenschaft eine Reihe von Anhaltpunkten gewonnen. Aber Vieles in den alten Ueberlieferungen und Annalen ist von ihnen auch verfälscht worden, und es kostet große Mühe die hineingetragenen jüdisch-christlichen Vorstellungen von dem Aechten und Urwüchsigen auszuscheiden.

Für die Archäologie und die Urgeschichte Americas ist seit einigen Jahrzehnten ungemein viel gethan und gewonnen worden. Humboldt hat auch in dieser Beziehung die Bahn gebrochen und erfreut sich des Glückes, noch zu erleben, daß die Forschung, die zu nicht geringem Theil durch seine Leistungen angeregt wurde, weit über ihn hinausgeschritten ist. Die Entdeckung der Ruinen bei San Domingo de Palenque eröffnete gleichsam eine neue Welt; John Lloyd Stephens fand vor nun siebzehn Jahren während einer neunmonatlichen Wanderung allein auf der Halbinsel Yucatan die Trümmer von nicht weniger als vierundvierzig großen Prachtstädten, von deren Dasein man kaum noch eine Ahnung gehabt hatte. Wir gewannen damit die steinernen Belege für die Angaben der Geschichtschreiber über das mannichfach entwickelte Staatsleben in Mittelamerica, und über die großartige Kunstfertigkeit und den sehr verfeinerten Geschmack der alten Americaner jener Gegenden. Palenque, Kabah, Chichen, Zayi und namentlich Uxmal können sich dreist mit den viel angestaunten Monumenten des alten Aegyptens messen, nur steht in America die Kunst auf einer höhern Stufe, und der Geschmack der braunen Leute welche

Yucatan bevölkerten war reicher, mannichfaltiger, wenn wir so sagen dürfen voller als jener der melancholischen Menschen am Nil.

Die Entdeckung so wichtiger Denkmäler gab den americanologischen Studien einen neuen Anreiz; man ließ sich durch die Lücken, Widersprüche und Dunkelheiten in den Quellen nicht abschrecken; eifrige Nachforschungen brachten manche werthvolle Schätze zu Tage, durch welche vielfach Licht verbreitet wurde. Aubin in Paris hat sogar einen glücklichen Versuch gemacht die mexicanischen Hieroglyphen zu entziffern, und Abbé Brasseur aus Bourbourg hat es nun gewagt, eine „Geschichte der civilisirten Nationen von Mexico und Centralamerica vor Columbus“ zu schreiben.*) Durch dieses Werk wird in vieler Beziehung ein ganz neuer Horizont eröffnet, und zugleich ein Grund gelegt, auf welchem weiter fortgebaut werden kann. Die gesittigten Völker America's haben ihre reiche Geschichte und eine mannichfaltige Entwickelung gehabt, so gut wie wir Europäer; auch bei ihnen lebten Helden vor Agamemnon, auch ihre Sagen sind in hohem Grade dichterisch und poetisch ansprechend, und auch bei ihnen ist theils schwer theils gar nicht auszumachen was dem Mythus und was der Geschichte angehört. Im Munde des Volkes aber hat sich trotz der spanischen Wütherei noch Manches erhalten und von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt, was nicht ohne Bedeutung ist. Es wird sich der Mühe verlohnen durch einige Bruchstücke zu zeigen, wie sich die geschichtliche Sage in Yucatan ausnimmt.

Die ganze weit nach Osten hin vorspringende Halbinsel ist nur durch eine schmahle Meeresstraße von Cuba getrennt, und durchaus klassischer Boden, auf welchem noch eine reiche Ausbeute zu gewinnen ist. Muthmaßlich kennen wir kaum erst ein Drittel oder die Hälfte der dort vorhandenen Denkmäler. Von wie großartiger Beschaffenheit aber diese sind und wie belohnend die Forschung sich erweist, das ersehen wir aus den bekannten Werken von Waldeck, Stephens und Catherwood (der eine große Anzahl von Gebäuden mit dem Daguerreotyp aufnahm) und von Norman. Alle yucatekischen Ruinen zeugen von Pracht und Fülle, vorzugsweise aber Uxmal, das etwas landeinwärts von der westlichen Küste der Halbinsel im Süden der Stadt Merida, zwischen dem 20. und 21. Grade nördlicher Breite liegt. Es war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Hauptstadt des mächtigen Mayareiches, das durch den Herrscherstamm der Tutul Xius zu hoher Blüthe gelangt war, nachdem derselbe die Dynastie der Cocomes vom Throne gestoßen hatte. Die noch heute im Munde der Indianer lebende Sage berichtet Folgendes.

König Nohpat regierte mit Pracht und Glanz, er war von den Beherrschern anderer Staaten hochgeehrt, von einem zahlreichen Hofstaat umgeben und galt für den glücklichsten Mann. Wer ihn aber genauer betrachtete, konnte wohl merken, daß ein tiefer Kummer an seinem Herzen nagte; doch wußte Niemand, was ihm so schwere Sorgen verursachte.

Eine alte Sage, welche bis zur Zeit der Gründung von Uxmal hinausgeht, verkündete Unglück. Ihr gemäß sollte ein Tag kommen, da nach langem Frieden das Reich durch blutige Kriege zerrüttet und das Volk in Elend versinken werde. Die Anzahl der Katun oder königlichen Zeitepochen nach deren Ablauf das drohende Unheil hereinbrechen müsse, war genau bezeichnet worden. Wenn man einst den Schall eines silbernen Beckens (Tunkul) zusammen mit einer silbernen Glocke (Soot) vernehme, dann sei der Sturz des Königs nahe, das Reich der Mayas werde in Trümmer zerfallen, und weder Opfer noch Sühne könnten das Verderben abwenden, weil es von den Göttern einmal unabwendbar beschlossen sei. Der Astepal (König) werde vom Throne stürzen, derjenige aber, welcher das Becken und die Glocke angerührt habe, denselben einnehmen.

Nun schien Alles darauf hinzudeuten, daß die Weissagung sich bald erfüllen werde. Die Zahl der Katun war abgelaufen und damit sollte die lange und glückliche Zeit des Friedens, dessen das Mayaland unter der Regierung der Tutul Xius sich erfreut hatte, zu Ende gehen. Das wußte König Nohpat und deshalb war er so tief betrübt. Vergeblich suchte sein Hofgesinde ihn zu zerstreuen und aufzuheitern; er baute neue Paläste in der nach ihm benannten Stadt und in Kabah, wohin er sich manchmal zurückzog. (Der dort von ihm erbaute Palast steht theilweise noch; die wunderbar prächtigen Ruinen hat Stephens im siebzehnten Capitel seiner Reise in Yucatan beschrieben und Catherwood dazu die Abbildungen geliefert.)

Nohpat wandelte voll Besorgniß durch die vielen Gemächer des hochragenden Palastes, auf den Terrassen und in den schattigen Gärten, durch welche klare Bäche rinnen. Und gerade in Kabah sollte das Schicksal sich erfüllen. In dieser Stadt lebte eine alte Frau dürftig vom Ertrag ihrer Arbeit; aber sie war von Jedermann geachtet und gefürchtet, weil sie Kunde von geheimen Dingen besaß. Deshalb wurde sie von Reichen wie von Armen wie ein Orakel befragt. Ihr Mann war längst todt, auch ihre Kinder lebten nicht mehr; sie hatte nur den einzigen Sohn einer ihrer Töchter um sich. Dieser Knabe war klein, aber von aufgewecktem Geiste und sehr lebhaft; als er heranwuchs hatte die Alte ihm manche wichtige Geheimnisse mitgetheilt, und die Leute nannten ihn deshalb Ahcunal oder den Zauberer. Sie hielt indeffen noch mit manchen wichtigen Dingen zurück, weil sie besorgte, daß der junge Mensch unbesonnen davon Mißbrauch machen könne.

Das wußte Ahcunal, und er war neugierig. Mit Aufmerksamkeit beobachtete er Alles was seine Großmutter that, sein Blick folgte ihr auf Schritt und Tritt. Allmählich fiel es ihm auf, daß sie immer in einem und demselben Winkel am

*) Histoire des nations civilisées du Mexique et de l'Amerique centrale, durant les siècles antérieurs à Christophe Colomb; écrite sur des *documents originaux et entièrement inédits, puisés aux anciennes archives indigènes*, par M. l'abbé Brasseur de Bourbourg; ancien aumonier de la légation de France au Mexique, et administrateur ecclesiastique des Indiens de Rabinal (Guatemala). Paris 1857. Die beiden bis jetzt erschienenen Bände enthalten 1148 Seiten in Groß Octav. Ein näheres Eingehen auf das in hohem Grad interessante Werk, welches allerdings der Kritik viel Stoff darbietet, aber darum nicht weniger verdienstlich ist, behalten wir uns an einem andern Ort vor.

Heerde saß und dort ihren Brotkuchen bereitete. Diese Stelle verließ sie täglich nur auf wenige Augenblicke. Sie versank dort immer in tiefes Nachsinnen; ihre Augen hielt sie starr auf einen großen Stein gerichtet, welcher den Heerd bilden half. Weshalb saß sie immer dort am Heerde da es doch nicht kalt war? Das machte seine Neugier nur noch reger und er beschloß um jeden Preis das Geheimniß zu erforschen.

Die Alte ging fast nur aus dem Hause wenn sie aus dem benachbarten Wasserteiche Sonote (d. h. unter der Erde, dergleichen der Halbinsel Yucatan eigenthümlich sind) Wasser holen wollte; dann war Ahcunal allein, aber die Großmutter kam stets so schnell als möglich zurück. Um sie draußen länger aufzuhalten bohrte er ein kleines Loch in den Wasserkrug. Als sie dann fortgegangen war, schob Ahcunal rasch Feuer und Asche bei Seite und nahm den großen Stein weg. Zu seiner äußersten Ueberraschung fand er hinter demselben ein Tunkul und ein Soot von Silber; sie mochten wohl lange liebe Zeit dort gelegen haben. Von der Prophezeiung welche sich an diese Instrumente knüpfte, wußten nur wenige Leute etwas, und der Bursche hatte keine Ahnung davon; sie scheint nur den Priestern, einigen Würdenträgern des Reiches und der alten Frau bekannt gewesen zu sein. Die letztere wollte sie zu gelegener Zeit ihrem Enkel mittheilen; er sollte aber erst älter und recht verständig werden.

Sobald Ahcunal die silbernen Geräthe sah, schüttelte er mit der einen Hand die Glocke und schlug mit der andern auf das Tunkul. Er erschrak vor der Wirkung, denn der Ton war so gewaltig, und dabei doch so zart und der Einklang so außerordentlich, wie noch kein Mensch desgleichen gehört hatte. Alle Städte weit und breit, auch jene auf den Höhen hinter Uxmal, vernahmen die Klänge und waren vor Bewunderung hingerissen. Der König saß damals gerade auf dem Throne und war von seinen Großen umgeben. Als er die Töne hörte fiel er in Ohnmacht und sank zu Boden.

Der Großmutter drangen die verhängnißvollen Klänge ans Ohr, sie ahnte gleich was vorgegangen sei, ließ den Krug am Sonote stehen und lief nach Hause um ihren Enkel tüchtig auszuschelten. Als sie seiner ansichtig wurde, fand sie den Heerd in der alten Ordnung. Aber sie zankte mit ihm wegen seiner Unbesonnenheit. Der Bursch leugnete standhaft und behauptete, die Klänge rührten von einem Pfau auf den Terrassen des königlichen Palastes her. Da nannte die Alte ihn einen Lügner und sagte, er werde bald inne werden, was er durch seine sträfliche Neugier angerichtet habe.

Der König war wieder zu sich selbst gekommen und wollte nun Alles aufbieten, um die Erfüllung des angedrohten Unglücks abzuwenden. Er gab seinen Beamten Befehl den Menschen ausfindig zu machen, welcher jene unheilvollen Klänge verursacht habe; er sollte dann sogleich nach Uxmal gebracht werden. Da man wohl wußte von wo die Töne gekommen waren, so holte man Ahcunal und führte ihn vor König Nohpat. Dieser ließ ihn im Beisein des ganzen Hofgesindes sehr hart an, und sagte, daß er alle Schuld trage, wenn Unheil über die Mayas komme. Aber Ahcunal leugnete vor dem Könige wie vor seiner Großmutter, und behauptete auch im Palaste, ein Pfau auf der Terrasse habe die Klänge verursacht. Darob wurde Nohpat zornig; er wandte sich zu den Priestern und fragte bei ihnen an, was unter so entsetzlichen Umständen zu thun sei. Diese geistlichen Herren mochten dem Könige nicht gewogen sein; sie setzten die ganze Weissagung mit allen Einzelheiten auseinander, sodaß alles Volk sie erfuhr und sagten, dem Könige bleibe nur eine einzige Rettung; er müsse mit dem Angeschuldigten Ahcunal sich einer und derselben Gefahr aussetzen, gewissermaßen eine Art von Zweikampf bestehen, der allerdings sehr eigenthümlicher Art war. Nohpat glaubte nun an Rettung. „Man soll Jeden von uns Beiden vier mit Cocoyoles gefüllte Körbe auf dem Kopfe zerschlagen!“ So rief der König. Cocoyole ist eine Art Palme die eine sehr hartschalige Frucht trägt. Der ganze Hof erstaunte, daß ein so stolzer König einen derartigen Vorschlag machen könne, und man blickte bald ihn an, bald Ahcunal, der ganz trotzig dastand.

Er nahm die Herausforderung des Königs an, aber nur unter der Bedingung, daß Derselbe im Voraus zum Angedenken an ein so sonderbares Ereigniß, flugs einen großen Weg in gerader Linie von Uxmal nach Kabah bauen solle; beim Eingang in die Hauptstadt müsse eine Säule errichtet werden, auf welcher alles Geschehene zu verzeichnen sei. Er fügte hinzu, daß er zum Kampfe bereit sei, sobald Nohpat den Weg habe vollenden lassen. Der König war ungeduldig, er wollte das Schicksal kennenlernen welches ihm die Götter beschieden hatten, ließ sogleich alle Arbeiter in Kabah und Uxmal zusammentreiben und befahl ihnen den Weg derart herzustellen, daß derselbe durch die Stadt Nohpat ging. Die Entfernung betrug mehr als fünf Wegstunden; es machten sich aber so viele Menschen an die Arbeit und sie waren so fleißig, daß die Straße am Ende des dritten Tages vollendet war. Auch stand schon die Säule am Thore von Uxmal unter großen schattenspendenden Bäumen. Und dort traf man auch die Vorbereitungen zu dem seltsamen Turnier. Für den König wurde ein Thron aufgeschlagen; ringsum sollten die Würdenträger des Reiches und das Volk von Uxmal sich aufstellen; alle waren sehr gespannt auf den Ausgang.

Als Ahcunal sich zum Kampfe bereit erklärte, hatte er auf die Unterstützung seiner Großmutter gerechnet, die ihn denn auch nicht im Stiche ließ. Sie strich ihm eine Salbe über den Kopf, welche sie aus zu Pulver zerstoßenem Obsidian verfertigt hatte. Dadurch wurde sein Schädel so hart, daß ihn auch die heftigsten Schläge nichts anhaben konnten; ja nicht einmal eine leichte Spur sollte zurückbleiben. Als nun der anberaumte Tag da war, begrüßte das Volk von Kabah den Ahcunal freudig; es sah schon in ihm den künftigen Gebieter, und begleitete ihn in festlichem Zuge nach Uxmal, wo er vor dem Könige anlangte. Bald nachher erschien auch dieser und nahm auf dem Throne Platz.

Und nun begann der Kampf. Der junge Zauberer trat vor; man setzte ihm einen mit steinharten Cocoyolesfrüchten (Palmnüssen) angefüllten Korb auf den Kopf; ein riesiger Kriegsmann aus des Königs Gefolge nahm eine steinerne Keule und schlug mit aller Gewalt auf Ahcunals Kopf. Die Palmnüsse und der Korb zerstoben und verflogen wie Staub; aber zum Erstaunen aller Anwesenden bot er zum zweiten und drit-

ten Male seinen Kopf dar; die Keulenschläge hatten gar keinen Eindruck auf ihn gemacht.

Rohpat war darüber erschrocken, aber auch voll Wuth, und wußte gar nicht was er denken sollte. Er hatte gemeint, Ahcunal müsse schon beim ersten Keulenschlage zusammensinken. Um soviel Zeit als möglich zu gewinnen, richtete er an den Zauberer mehrere Fragen, durch die er ihn zu verwirren gedachte. Der aber antwortete auf alle mit großem Gleichmuthe, und der König konnte nicht umhin den scharfsinnigen Verstand dieses Menschen zu bewundern. Damals stand vor dem Königspalaste zu Uxmal ein großer Seïbabaum (der noch heutigen Tages dort zu sehen ist), und diesem gegenüber war Rohpats Thron aufgeschlagen. Die Frage des Königs, wie viele Früchte an jenem Baume hingen, beantwortete Ahcunal auf der Stelle, und äußerte dabei, eine Fledermaus habe ihm Alles mitgetheilt. Man zählte die Früchte und fand seine Angabe richtig. Darüber geriethen die Prinzen, die Priester und das Volk noch mehr in Erstaunen, und man betrachtete den jungen Zauberer mit Schrecken und Bewunderung. Dieser verlangte nun dem Uebereinkommen gemäß daß auch der König seine Probe bestehen solle. Rohpat war dazu bereit; er stieg vom Throne herab und unterwarf sich muthig dem Schicksale, das er ahnete. Alle schauderten zusammen als dem Gebieter des Reiches der Korb mit Cocoyoles auf das Haupt gestellt wurde. Als der riesige Keulenschwinger den ersten Streich gethan hatte, sank der König mit zerschmettertem Schädel zu Boden.

Die Fürsten welche zu seinem Stamme gehörten (die Tutul Xius) ließen seine Leiche forttragen, das Volk aber rief seinen Nebenbuhler zum König aus und setzte ihn auf denselben Thron, auf welchem vor wenigen Augenblicken Rohpat den Mayas geboten hatte. Und so erfüllte sich die Weissagung über den Untergang der Tutul Xius. Die Höflinge dachten so wenig an ihren bisherigen Herrn, daß sie ihn nicht einmal zu Grabe begleiteten, sondern jubelnd dem Ahcunal in die königlichen Paläste folgten.

Anfangs regierte der neue Herrscher gut und entsprach allen Hoffnungen. Den Palast, in welchem sein Vorgänger gewohnt hatte, überließ er den obersten Richtern des Landes und sie sprachen dort Recht; er ließ sich einen andern Palast bauen, dessen Trümmer man noch heute auf einem hohen Hügel zeigt; derselbe lag dicht bei dem Tempel der Priesterinnen des Feuers, der Vestalinnen von Uxmal. (Wir wollen hier einschalten, daß dieser Palast gegenwärtig noch steht und Casa del Adevino, d. h. Haus des Zauberers genannt wird; er erhebt sich auf einem 88 Fuß hohen Hügel. Man stieg auf einer breiten Treppe zu ihm hinauf; er hatte 235 Fuß Front und 55 Fuß Tiefe, und gleicht einer Festung. Diese Königsburg war auf der Hinterseite durch eine zweite Treppe mit den dazu gehörigen Gebäuden und mit dem Tempel der Vestalinnen verbunden.) Dieser neue Palast war zierlich und großartig zugleich, und man ersieht aus ihm, daß es dem neuen Könige nicht an Schönheitssinn fehlte. Auch ließ er für seine Großmutter einen Palast bauen. Solange die Alte am Leben blieb, folgte Ahcunal ihren guten Rathschlägen und das Land befand sich dabei gut. Man gedachte der unheilverkündenden Prophezeiungen gar nicht mehr.

Aber nach einigen Jahren starb die Großmutter. Noch auf ihrem Sterbelager gab sie ihrem Enkel weise Lehren, und theilte ihm mit, daß sie ihn unter den Schutz des Gottes Kineh Ahau gestellt habe, dessen Bild, aus unbekanntem Metall verfertigt, in einem Haupttempel von Uxmal stand. Dieser Gott werde ihm hold sein solange er das Volk glücklich mache. Ahcunal versprach Alles was die Alte verlangte, und errichtete ihr ein Standbild, welches er, hoch oben auf der Spitze des Palastes so anbringen ließ, daß man es schon aus weiter Ferne erblicken konnte. Die Indianer glauben heute noch, daß diese Statue sich gegenwärtig zu Merida in einer Straße befinde, die von der großen Plaza zum Markte führt.

Ahcunal regierte noch eine Zeitlang glücklich und in Frieden, vergaß aber allmählich die guten Lehren der Alten; er wurde hochmüthig und gab den Schmeichlern Gehör. Der Glanz des Hofes blendete ihn, er folgte bösen Neigungen und wurde der Sklave seiner Leidenschaften. Ja er ging so weit, den Tempel der Feuerjungfrauen zu verletzen und diese zu entweihen; er verwandelte das Kloster der Vestalinnen in einen Schauplatz der Ausschweifung. Nun zog auch der Gott Kineh Ahau seine Hand von ihm ab. Eines Nachts vernahm man ein gewaltiges Geräusch im Tempel desselben, und am andern Morgen verkündeten die Priester, das Standbild des Gottes sei plötzlich verschwunden.

Der stolze Zauberer wollte sich durch ein solches Zeichen des Himmels nicht warnen lassen, er verließ sich auf seine Geheimwissenschaft und seinen Verstand, und berief den Hof und die Würdenträger. Diesen wurde verkündet, daß er den verschwundenen Gott durch einen andern noch weit mächtigern ersetzen werde; es sei keinerlei Ursache vorhanden den Muth zu verlieren. Alle setzten großes Vertrauen in Ahcunals hohe Weisheit. Dieser ließ sogleich Bildhauer kommen und befahl ihnen ein Götterbild aus Holz zu schnitzen, welchem er dann Leben einhauchen werde; er wolle es in die Flammen legen ohne daß es verbrenne.

Als das Standbild fertig war, brachte man es unter großem Pomp vor den König. Dieser ließ es vor dem versammelten Volk auf ein Gestell heben und dann ringsherum ein großes Feuer anzünden. Es versank in Asche. Da ließ Ahcunal ein zweites Standbild aus Stein anfertigen und ins Feuer stellen. Es verbrannte zu Kalk. Da rief Ahcunal die geschicktesten Töpfer herbei, welche ihm binnen ein Paar Tagen ein Standbild aus Thon lieferten, das er in einen glühenden Ofen schob. Dieses blieb mehrere Nächte lang in den Flammen, wurde immer härter und gewann endlich Leben. Da warf das Volk sich zu Boden und betete an. Ahcunal erreichte seinen Zweck; vermittelst seiner Zauberformeln hatte er den ihm feindlichen Geist gebannt. Der neue Gott wurde im Tempel des Kineh Ahau aufgestellt. Aber vermöge eines andern Zaubers verschwanden plötzlich alle Götter in Uxmal aus ihren Tempeln; sie verfluchten den König und sein Volk, und ihre Priester verkündeten großes Unglück. Ahcunal kümmerte sich nicht darum und ersetzte die ver-

schwundenen Götter durch seine thönernen Standbilder, welchen Klein und Groß in Uxmal Anbetung zollte. Deshalb wurden die Bewohner Uxmals von den übrigen Mayas Kuul Katob oder Thonanbeter genannt.

Aber die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Der König wurde seitdem nur noch hochmüthiger, sein Prunk noch ärger und er verschwendete mit seinen Schmeichlern und Höflingen in Uxmal Alles was er den Provinzen abpreßte. Das ganze Land wurde mißvergnügt; es erregte allgemeinen Unwillen, daß ein aus dem Nichts hervorgegangener König die Götter beleidigte und die Leute zwang zu den bösen Geistern zu beten. Das Volk harrte nur auf einen Anführer, der die Fahne des Aufstandes zu erheben geneigt war, um den Thron eines Mannes zu stürzen, welcher sich desselben durch Zauberei bemächtigt hatte.

So erzählt die Sage welche noch jetzt im Munde des Volkes lebt. Zuverlässige geschichtliche Documente über jenen Zeitraum mangeln völlig, und es ist deshalb unmöglich die Thatsachen von den romantischen Zuthaten zu sondern. Wahrscheinlich war Ahcunal ein glücklicher Usurpator; man begreift aber nicht daß eine so mächtige Herrscherfamilie wie jene der Tutul Xius einem Emporkömmling hätte unterliegen können, wenn dieser nicht durch die Geistlichkeit emporgehoben worden wäre. Es scheint kaum zweifelhaft, daß die Priesterschaft den König Nohpat stürzte, und in Ahcunal ein, wie sie vermeinte, willfähriges Werkzeug auf den Thron hob. Der neue Herrscher verstand indessen die Sache anders; er wollte sich der unbequemen Vormundschaft entledigen und Selbstherrscher sein. Zum Unglück wußte er kein Maaß zu halten und gab Blößen, welche von der nun auch ihm feindlich gesinnten Geistlichkeit in der ihr eigenthümlichen Weise benutzt wurde. Sie hetzte „die Götter" und damit das Volk gegen ihn. So brachte sie ihn zum Falle.

Die Geschichte weiß daß die große und schöne Stadt Mayapan von einem barbarischen und streitbaren Volke, das aus den Gebirgen von Guatemala herabkam, von den Ah Witzil, erstürmt und zum großen Theil eingeäschert wurde, doch läßt sich nicht mehr ausmachen, ob das vor oder nach Ahcunals Sturz geschah. Die Sage berichtet nur, daß das Mayavolk sich gegen den König erhob und in großer Menge gegen Uxmal anrückte. Ahcunal erwachte nun wie aus einem Traume, er griff zu den Waffen um tapfern Widerstand zu leisten, aber der Feind bemächtigte sich der Stadt. Ahcunal vertheidigte sich auf der Terrasse seines Palastes wie ein Löwe und fiel von Wunden durchbohrt. Uxmal wurde geplündert, blieb aber vom Brande verschont, denn die Priester verboten es; sie nahmen wieder von ihren Tempeln und Palästen Besitz. Die Tutul Xius, welche nun wieder an die Regierung kamen, verlegten den Herrscherſitz von Uxmal nach Mayapan, das von ihnen wieder aufgebaut wurde und bis zur Auflösung der Mayamonarchie Hauptstadt blieb. Die prächtigen Trümmer sind noch vorhanden.

In Uxmal bewahrte man lange das Angedenken an Ahcunal und an die Kuul Katob oder Thonanbeter. Und heute noch, obwohl so viele Jahre verflossen sind seitdem die Prachtstadt völlig verödet ist, und nun die herrlichen Gebäude in Schutt zerfallen, erzählen die Indianer, daß das Gespenst des Zauberers dort umgehe. Es trägt ein weißes blutbeflecktes Kleid, wandelt allnächtlich unter den Ruinen umher und setzt sich auf die Schwelle seines halb in Trümmer zerfallenen Palastes. Dann hört man aus weiter Ferne die klagenden Töne des Tunkuls, die im Gebirge widerhallen, gleichsam eine Trauermusik über das jammervolle Geschick welches über die Maya gekommen ist. Auch die alte Frau, Ahcunals Großmutter, geht manchmal um, und beklagt das Unglück des Landes. Sie erscheint am Eingange der großen Höhle bei Mani, deren finstere unterirdische Gewölbe, den Angaben der Indianer zufolge, bis zur Stadt Merida reichen. Sie setzt sich am Rand eines Baches unter einen großen Baum und neben ihr liegt eine Schlange; sie verkauft den Vorübergehenden Wasser, nimmt aber nichts dafür, weil sie hofft und harrt, daß einst ein Maya ihr ein Kind aus dem Stamme der Tutul Xius bringen werde, das sie dann der Schlange zum Fraß geben will. Erst wenn Das sich erfüllt hat kann sie mit ihrem Enkel wieder vereinigt werden, er braucht dann nicht mehr nächtig in den Trümmern von Uxmal umherzuirren.

Von der Zeit in welcher der Zauberer gestürzt wurde und die Tutul Xius Mayapan zum Königssitz auserkoren, sind die Jahrbücher von Yucatan abermals sehr dürftig bis auf die Tage, da die spanischen Freibeuter ins Land einfielen. Die Chronisten berichten abermals eine Prophezeiung. Ahkuil Chel, Oberpriester in der großen Stadt Chichen Itza, soll dem Mayavolke großes Unheil und die Ankunft fremder Eroberer geweissagt haben. Ferner wird erzählt von der Flucht des Kan Ek, welcher in der Gegend von Peten die kleine Herrschaft der Itzaob gründete. Auch diese Ueberlieferung ist sehr romanhaft. Der König von Chichen wollte sich vermählen; dem Herkommen gemäß hatte er die vornehmsten Männer seines Hofgesindes zur Wohnung seines Schwiegervaters geschickt um die Braut abzuholen. Dann begab sich der Zug unter Musik, Tanz und allerlei Lustbarkeit nach Chichen zurück. Die schöne Fürstin saß in einer Sänfte und war von Dienerinnen umgeben. Aber sie war tief betrübt, weil sie nicht den König von Chichen, sondern Kan Eck liebte, der unter allen Edelleuten der schönste und muthigste war, und ihr ewige Treue gelobt hatte. Sie war es zufrieden daß er sie entführe. In der Nacht überfiel er den Brautzug, raubte die Fürstin, entfloh mit ihr ans Meeresgestade, und brachte sie bis ins Innere von Peten. Dort baute er auf einer Insel im See Chaltuna die Stadt Tayazal, die nachherige Hauptstadt des Itzavolkes. An dieser Erzählung ist manches geschichtlich; die Mayachronologie giebt VIII. Ahau Katun als die Periode an, in welcher jenes Ereigniß sich begab, und diese Epoche entspricht nach unserer Zeitrechnung dem Abschnitte zwischen 1422 und 1446. Tayazal blieb unabhängig, nachdem die Spanier schon länger als anderthalbhundert Jahre Herren von Mexico waren, und wurde erst 1697 bezwungen; damals erhielt die Stadt den Namen Flores.

Das Reich der Mayas ging seinem Ende entgegen. Während der vielen und langjährigen Unruhen war der Adel un-

bändig geworden und lehnte sich oftmals gegen den König auf. Als Mochan Xiu den Thron bestieg und der Unbotmäßigkeit der kleinen Herren steuern wollte, gelang es noch einmal die Reichseinheit wiederherzustellen. Unter seiner Regierung soll der Oberpriester zu Mani, Chilam Calam seine berühmte Prophezeiung gegeben haben. Er galt für einen weisen Mann, der in die Zukunft schauen konnte. Einst erfaßte ihn der Geist, er begab sich nach der Residenz Mayapan, trat vor den König, und verkündete ihm die Geschicke Yucatans in folgender Weise.

„Am Ende der dreizehnten Periode (XIII. Ahau Katun, zwischen 1518 und 1542) wird ein weißes und bärtiges Volk von dorther kommen, wo die Sonne aufgeht; es wird mit sich ein Zeichen (des Kreuzes) tragen, vor welchem alle Götter fliehen und fallen werden. Dieses Volk wird über die ganze Erde herrschen, und Frieden geben Denen, welche es in Frieden empfangen (diese Prophezeiung ist bekanntlich durch die Wütherei der Spanier völlig zu Schanden gemacht worden) und welche die falschen Bilder verlassen, um einen einzigen Gott anzubeten, welchen die bärtigen Männer anbeten."

Die Sage erzählt weiter, Chilam Calam habe dem Könige Mochan Xiu ein Stück Baumwolle von eigenthümlicher Gestalt dargereicht, und ihm gesagt, daß man dem fremden Volke solchen Tribut zu geben habe. Der König ließ jenes Stück Zeug in einem Tempel niederlegen und dort ein Kreuz aushauen. Das Volk, so wird weiter gesagt, sei herbeigekommen und habe demselben große Verehrung bewiesen bis dann die Spanier Yucatan eroberten.

Wir wollen hier hervorheben, daß die civilisirten Völker im nördlichen und mittlern America das Zeichen des Kreuzes seit uralten Zeiten verehrten, lange bevor Europa auch nur eine Ahnung von der westlichen Welt hatte. Das geschichtliche Moment in der Prophezeiung des Priesters wird wohl darauf hinausgehen, daß Derselbe, gegenüber den unterwühlten Zuständen, dem Könige den Untergang des Reiches voraussagte: Abbé Brasseur hat die Mayatexte mehrerer Prophezeiungen, welche sich in den spanischen Geschichtschreibern, namentlich in Lizanas und Cogolludos Werken finden, wörtlich mitgetheilt. Es bedarf keines Scharfsinnes um zu erkennen, daß spanische Priester dieselben verfälscht haben.*)

Die Weissagung erfüllte sich bald darauf. Gleich nach Mochan Xiu's Tode wurde die Verwirrung in ganz Yucatan allgemein; der Adel wollte keinen König mehr über sich haben, und verbrannte die Residenzstadt Mayapan, welche seitdem verlassen steht; die Ruinen bezeugen ihre einstige Pracht. Viele Bewohner flüchteten aus dem Flachland in die Gebirge, das Reich zerfiel in eine Menge kleiner Herrschaften, deren Besitzer mit einander unablässig in Fehde lagen. Das war um 1464 unserer Zeitrechnung. Die ihrer Macht beraubten Angehörigen der Regentenfamilie der Tutul Xius zogen sich in die Provinz Mani zurück, welche auch noch lange nach der spanischen Eroberung ihre Apanage blieb; die einzelnen Herren in Yucatan regierten als Souveräne. Dann trat ein etwa zwanzig Jahre dauernder Friedenszustand ein. Bald nachher kam schweres Mißgeschick: Orkane richteten große Verwüstungen an, schlechte Ernten brachten Hungersnoth, viele Thiere und Menschen starben, dann kam eine Pest und die Halbinsel büßte einen großen Theil ihrer Bewohner ein. Zum Ueberfluß brach auch noch Bürgerkrieg aus, Cocomes und Tutul Xius begannen Fehde und zogen das ganze Land in dieselbe hinein.

Das größte Unglück aber, welches die americanischen Völker betroffen hat, war die Ankunft der Spanier, welche sich Christen nannten. Jetzt eben hat sich, nicht zum ersten Male, das indianische Element gerade in Yucatan gegen die entarteten Nachkommen der spanischen Freibeuter erhoben, und hat sie schon zu tausenden abgeschlachtet. Das Mayavolk hat seine alte Herrlichkeit und seine alten Götter noch nicht vergessen, so tief es auch unter den Spaniern herabgekommen ist. Es nimmt blutige Rache.

A—ee.

*) Wir wollen die betreffenden Stellen aus der Weissagung des Chilam Calam ausheben: Ahuom ützam na kauil talel vah cayum Itzaa, talel ucah açuncun tantune kama a vula ahumexob likincabob. Ah pul tu chichnl kueyum utzka uthan ku cu talel cienale. So lautet der Mayatext in Lizana's Geschichte Unserer Lieben Frau von Itzmal. Der Sinn ist: die Verehrung der falschen Götter wird aufhören, und euer Vater wird kommen, ihr Itzalaner, und es wird ein Bruder kommen, o Tantuniten; empfanget die Bärtigen als eure Gäste, welche das Zeichen des Gottes von Osten herbringen; Gott kommt uns sanft und gewaltig. — In der weitern Folge der Prophezeiung wird dem heidnischen Priester dann Folgendes in den Mund gelegt: „Du bist der einzige Gott, der uns geschaffen hat, ein freundlicher und barmherziger Gott. Ihn bete an, itzalanisches Volk; wir wollen ihn anbeten mit rechtem Sinne, ihn unsern einzigen wahren Gott." Hier liegt der plumpe Betrug auf der flachen Hand.

Frauen in Waffen.

Der Vorstand der k. Bibliothek in Dresden, Dr. Gustav Klemm, besitzt von Privaten vielleicht die bedeutendste Sammlung von Waffen, Kleidungen und Geräthschaften aller Völker, Zonen und Zeitalter. Ein ganzes Stockwerk seines Hauses ist für die geschichtliche Ordnung dieser Merkwürdigkeiten hergerichtet. Erst kürzlich ist diese Sammlung mit Geschenken des Großfürsten Konstantin bereichert, Gaben, die um so werthvoller sind, als sie in Utensilien aussterbender asiatischer Naturvölker bestehen. Auch Hofrath Klemms culturhistorisches Werk: „Die Frauen" (Dresden bei Arnold) ist eine Sammlung von Merkwürdigkeiten, ein Magazin von denkwürdigen Zügen und Thatsachen zur Charakteristik des einen, des weiblichen Theils der Menschheit im Laufe der Jahrhunderte. Band 3 schildert die Frauen, welche staatlich und kriegerisch sich hervorgethan. Diese Schilderungen beginnen mit den Amazonen, Heroinen und Walkyren der antiken Welt, gehen dann die ganze Reihe der im Mittelalter kriegerisch hervortretenden Weiber durch und schließen mit der Betheiligung der Frauen, namentlich der

deutschen, an den Freiheitskämpfen. In Deutschland, schreibt der Verfasser, sind die Frauenvereine mehr friedlicher Art, und vorzugsweise dem Wohlthun gewidmet; allein sie haben doch den Ruhm, daß sie, wenn das Vaterland in Noth und Gefahr, nicht dahintenbleiben und durch Wort und That zu helfen suchen, wie wir denn 1813 sehr glänzende Beispiele weiblicher Vaterlandsliebe erlebt haben. Wie fest die deutschen Frauen Schleswigs an Deutschland halten, zeigt der Ausspruch der Dänen, den man noch 1855 vernahm: „Mit den Männern werden wir fertig, aber die Weiber und die Brut!" In älterer Zeit finden wir die Frauen der Dithmarsen und die von Löwenberg in Schlesien als tapfere Heldinnen und die Maria Schwendi als Autorin eines förmlichen Fehdebriefes gegen ihre Schwester von Wallenrode d. d. 15. Mai 1565. Bei Belagerungen zeichneten sich namentlich die Frauen von Culm und Elbing mehrfach aus, und in dem Kriege, den die Franzosen und Bayern gegen die Oesterreicher in Tyrol führten, fehlte es nicht an heldenmüthigen Frauen und Mädchen, welche das Feuerrohr geschickt zu führen verstanden. Noch im Jahre 1853 gab es in Fugen in Tyrol eine Frauenschützengesellschaft.

Beispiele von Frauentapferkeit und Entschlossenheit bieten Christine Gyllenstierna, Wittwe von Sture, die im Jahre 1520 gegen Christian II. sich tapfer vertheidigte, dann Katharina, verwittwete Gräfin von Rudolstadt. Als im Jahre 1547 Karl V. aus Sachsen nach Franken zog, erlangte die Gräfin vom Herzog Alba Schutz für ihr Land. Der Herzog wohnte mit seinem Generalstabe auf dem Schlosse von Rudolstadt und ward von der Gräfin auf das beste bewirthet. Da kam die Botschaft, daß die Spanier auf den Dörfern Plünderung und Grausamkeiten, dem kaiserlichen Schutzbrief zum Trotz, verübten. Die Gräfin Katharina rief ihre Beamten und Vasallen zusammen, ließ alle Thore schließen und trat mit ihren bewaffneten Leuten zum Herzog, der eben beim Frühstück saß. Sie bat um einen schriftlichen Befehl, die Plünderung und den andern Unfug einzustellen. Da der Herzog zögerte, so erklärte sie, daß keiner der Herren das Schloß lebend verlassen würde, wenn der Befehl nicht augenblicklich ausgestellt werde. Der Herzog von Alba sah sich gefangen, und der mitanwesende Herzog von Braunschweig rieth ihm, den Willen der gestrengen Frau zu erfüllen. Es geschah, und die Gäste schieden freundlich. Nicht minder entschlossen bot eine Frau von Bülow in Borum ihre Söhne und Bauern auf, als sie 1540 von den Güstrowern überfallen wurde.

Daß Frauen als Soldaten in Regimenter treten und Jahre lang unentdeckt den Waffendienst verrichten, ist durch mehrfache Beispiele erwiesen. So erhielt ein Frauenzimmer, das dem König August 18 Jahr als Musketier gedient hatte, am 10. November 1721 einen ehrenvollen Abschied in Dresden. Johanna Sophie Kettner aus Tutting im Eichstädtischen trat 1738 in das kaiserliche Heer und diente mehrere Jahre als Gemeiner und Corporal. Im Jahre 1744 ward bei Gelegenheit einer Krankheit ihr Geschlecht entdeckt und sie von der Kaiserin mit einer Pension entlassen. Sie starb am 21. Januar 1801 in Eichstädt und wurde mit militärischen Ehren bestattet. Maximiliane von Leithorst, natürliche Tochter des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, diente als Cornet gegen die Türken und starb 1747 als Leutnant 44 Jahre alt in Wien. In den deutschen Heeren, die 1813 gegen die Franzosen fochten, waren mehrere Mädchen, die für ihre Tapferkeit mit Orden geschmückt wurden, wie Prohaska, Johanna Luring, u. a.

Zu nennen sind noch die Frauen, die ihren Gatten auf Feldzügen treue Begleiterinnen waren. Engel von Langwies, geborne Egli, folgte ihrem Manne, einem Schweizersergeanten, nach Paris, Aegypten, Elba und bis Waterloo, wo er als Oberster fiel. Sechs ihrer Söhne starben auf dem Schlachtfelde, zwei derselben begleiteten Napoleon I. nach Helena; einem Sohne folgte sie nach Neu-Orleans und kehrte, als dieser gestorben, nach Europa zurück. Sie selbst endigte 1853 ihr vielbewegtes Leben im Spital zu Zürich. Dem General Baron von Riedesel folgte seine Gemahlin, geborene von Massow, nach America und war in den Feldzügen (1776—1783) seine standhafte Begleiterin. Ihre Briefe erschienen im Jahre 1800 im Druck. Ein Mädchen in Oederan, Dorothea Graupner, wurde 1806 von den die Stadt plündernden Bayern aus der Frohnfeste aufgenommen, ging 1807 an einen französischen Dragoner über, ließ sich dann einem bei den Dragonern dienenden Calabresen in Valenciennes antrauen und begleitete ihn nach Spanien und Rußland, wo sie 1812 gefangen wurden. Im Jahre 1814 kehrte das Ehepaar nach Calabrien zurück. Als sie bald darauf Wittwe wurde, folgte sie einem Deutschen nach Deutschland.

Welch einen wahren Heldenmuth die Frauen bei Epidemien als Krankenpflegerinnen entwickeln, haben die Kriegsjahre 1813 bis 1815 zur Genüge gezeigt. Vor allen ausgezeichnet ist Magdalena Eckert, geborene Rhein aus Straßburg, die 1813 bis 1814 in Düsseldorf die verwundeten Krieger beider Parteien wartete, wofür sie von Friedrich Wilhelm III. und Ludwig XVIII. decorirt wurde. Sie starb am 28. Juni 1856.

Sehr zahlreich sind die Beispiele von Frauen, die mit eigener Lebensgefahr als Retterinnen fremden Lebens auftreten. Wir erinnern an die von Goethe gefeierte Johanna Sebus und an die Frauen Emma Hirschfeld in Leipzig und Fr. Kranz in Dresden, die sich die Lebensrettungsmedaillen erwarben.

Von den englischen Frauen nenne ich namentlich Margaretha Lambrun, die im Gefolge der Maria Stuart war. Nach der Hinrichtung der Königin begab sie sich als Mann verkleidet an den Hof der Königin Elisabeth, um Diese zu ermorden. Im 17. Jahrhundert finden wir zwei Engländerinnen, Marie Read und Anna Bouy, als Kämpfer bei den Flibustiern. In den Jahren 1722 und 1728 traten in England zwei Frauen öffentlich als Boxerinnen auf.

Unter den Französinnen hat den höchsten Ruhm erworben das Mädchen von Orleans, Johanna d'Arc, die, im Jahre 1401 geboren, im Februar 1429 ihre Heldenlaufbahn antrat, welche sie am 30. Mai 1431 auf dem Scheiterhaufen zu Rouen beendigte. Geschichte, Poesie und bildende Kunst haben ihr Andenken vielfach gefeiert. Nächst ihr ist Jeanne Hachette zu nennen, die Gemahlin des Colin Pillon, die, als im Jahre 1472 der Herzog von Burgund Beauvais belagerte, die Frauen

der Stadt um sich schaarte und den Feind zum Abzug zwang. König Ludwig IX. gewährte ihr und ihrer Familie Steuerfreiheit auf ewige Zeiten und ihren Genossinnen das Recht, bei einer am 10. Juli alljährlich in Beauvais stattfindenden Prozession den Vorrang zu haben. Margaretha Colin hat sich im Jahre 1590 und Constance Barri de St. Aunoy später in ähnlicher Weise ausgezeichnet. Im freien Felde dagegen verrichtete große Heldenthaten Philis de la Tour du Pin la Charce, welche der König zum Lieutenant Général des Armées du Roi ernannte, nachdem sie im Jahre 1592 den in die Dauphiné einbrechenden Piemontesen die Gemeinden ihres Cantons bewaffnet entgegengeführt und dieselben zurückgetrieben hatte. Der König empfing die Heldin persönlich, begnadigte sie mit einer Pension und ließ ihre Waffen im Schatz von St. Denis niederlegen.

Großes Aufsehen machte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Chevalier d'Eon, über dessen Geschlecht noch nicht alle Zweifel gelöst sind, der aber damals allgemein als Frau betrachtet wurde.

In der französischen Revolution von 1789 sehen wir gleich zu Anfang Theorigne de Mericourt aus Lüttich, eine beherzte Frau, in Versailles das Regiment von Flandern entwaffnen und Louise Gabry am 5. October 1789 als Sprecherin vor dem König stehen. Der Geschichtschreiber der Frauen der französischen Revolution, Michelet, nennt die Frauen geradezu die Avantgarde der Revolution. Frau Legros veranlaßte die Zerstörung der Bastille. Später sind zu nennen Iphigenie Desille, Elisabeth Cazotte, Nicolette von Marseille und vor Allen Charlotte Corday.

Von den italienischen Heldenfrauen sei hier vorzugsweise Buona erwähnt, die als armer Leuten Kind aus dem Veltlin von dem Ritter Peter Brunora in Dienst genommen und als Knabe gekleidet wurde. Er unterrichtete sie in kriegerischen Uebungen und nahm sie auf allen seinen Zügen mit sich. Peter diente erst dem Franz Sforza gegen den König von Neapel, trat aber sodann in die Dienste des Letztern. Der Schritt reute ihn später, und so beschloß er, zu fliehen. Der König, welcher Kunde von diesem Plane erhielt, ließ den Ritter festnehmen. Buona bot Alles auf, ihren Freund zu retten. Sie ging zum König von Frankreich und zu allen Fürsten Italiens und erbat sich Fürsprache für denselben. Endlich erlangte sie seine Freilassung. Derselbe trat darauf in die Dienste der Republik Venedig und heirathete die Geliebte, die auch als seine Gattin mit ihm alle Gefahren theilte. Sie war im Harnisch immer voran im Gefecht, half das Castell Pavono bei Brescia stürmen und begleitete dann ihren Gemahl nach Negropont. Peter starb in Chalcis, sie im Jahre 1468 in Modon. Sie war Mutter zweier Söhne.

In neuerer Zeit zeichnete sich E. Marchesa von Fonseca in Neapel durch ihre glühenden Reden aus, die sie im Jahre 1799 gegen den Hof hielt, und 1848 Antonia von Marton in Mailand durch ähnliche Bestrebungen.

Berühmt als muthvolle Frauen sind die Spanierinnen, wie sie dies in den Kriegen gegen die Franzosen vielfach bewiesen haben. Aber auch unter ihren Abkömmlingen, den Creolinnen von Peru, fehlt es keineswegs an Frauen, die, wie die Präsidentin Castillo, vor den Gefahren des Krieges keineswegs erzitterten.

Zur Chronik.

General Nahuys van Burgst.

—— Zu Breda starb der durch seine Verdienste um die ostindischen Colonien bekannte holländische General Nahuys van Burgst. Er war 1782 geboren und der Stiefbruder des noch immer hochverehrten letzten Rathspensionarius der batavischen Republik, Rutger Jan Schimmelpenninck, und wie Dieser mit den Bildungsmitteln und im Wesen der damaligen republikanischen Aristokratie erzogen. Anfangs betrat er als Rechtsgelehrter eine friedliche Laufbahn, wurde aber durch die Ereignisse im Anfang dieses Jahrhunderts bald in eine bewegtere hineingezogen. Als Finanzrath 1805 nach Batavia geschickt, gerieth er am Cap in englische Gefangenschaft; es gelang ihm zu entkommen; er erreichte Batavia, kehrte indeß von dort in andern Aufträgen nach seinem Vaterland über Nordamerica zurück. Das americanische Schiff, worauf er sich befand, ward genommen; durch Geistesgegenwart rettete er wichtige, für die niederländische Regierung bestimmte Depeschen, und überbrachte dieselben nach einer neuen glücklichen Flucht aus der englischen Gefangenschaft. König Ludwig erwies ihm 1808 deshalb die Auszeichnung, ihn abermals als Ueberbringer wichtiger Papiere an General Daendels, damaligen Gouverneur von Batavia, zu senden. Nahuys, als Matrose verkleidet, begab sich mit denselben zuerst nach England, von dort nach Nordamerica, und erreichte diesmal glücklich seine Bestimmung. In Java ward er zuerst Inspector der Forsten; bald wurde er indeß dort in die kriegerische Laufbahn, sowohl in Expeditionen gegen Räuber, wie in den Operationen gegen die Eroberungsversuche der Engländer, hineingerissen. Java wurde von den Engländern erobert, und Nahuys gerieth 1811 in Kriegsgefangenschaft, woraus er erst 1814 befreit wurde. Nach Niederland zurückgekehrt, war er 1815 Major im Generalstab Chassé's bei Waterloo, und wurde beinahe vom Schlachtfeld aus wieder nach Java geschickt, wo er als einer der ersten niederländischen Offiziere die Wiederherstellung der Herrschaft des Mutterlandes und die bevorstehende Ankunft einer Regierungscommission zur Ausführung der Abtretung ankündigte. Von dieser Zeit an übte er eine oft sehr einflußreiche Wirksamkeit auf jener Insel und auf andern ostindischen Besitzungen aus. In Java war er Resident bei mehreren einheimischen Fürsten, und wirkte sowohl als solcher wie als Truppenbefehlshaber auf die Erhaltung dieser wichtigsten aller Besitzungen hin, wo bekanntlich die Herrschaft der Niederländer in den zwanziger Jahren durch Aufstände der Eingebornen sehr gefährdet wurde. 1818 war er Commissär der Küste von Borneo, und wurde 1824 nach Benkulen gesandt mit dem schwierig auszuführenden Auftrag, die Abtretung der bis dahin englischen Besitzung ins Werk zu setzen, und die dortige Regierung aus den Händen des Sir Stamford Raffles zu übernehmen. Erst 1836 kehrte er in sein Vaterland zurück, und war dort als Schriftsteller thätig.

Sein Hauptwerk ist dasjenige über Benkulen; ferner hat er eine Sammlung von Berichten über den Krieg in Java und Betrachtungen über Niederländisch-Indien herausgegeben.

Die Schlacht von Salamis von Kaulbach.

z. Macht man eine Rundreise um München herum und kommt dabei von Pasing nach Gauting, von Gauting nach Sendling, von Sendling nach Harlaching, von Harlaching nach Zorneding, von Zorneding nach Anzing, von Anzing nach Ismaning u. s. w., wer hofft da nicht, am Ende auch noch nach Peking und Nanking zu kommen? — Ein humoristischer Ethnologe hat daher auch schon die Vermuthung aufgestellt, daß zwischen Altbayern und China doch wohl eine gewisse Bluts- und Geistesverwandtschaft bestehen möge, und die sich dem Fremden nur allzu sehr fühlbar machende Neigung des Altbayern, die übrige Welt wo möglich durch eine chinesische Mauer von sich abzusperren, leistet dieser Hypothese allerdings einigen Vorschub. In den letzten Tagen ist aber dieselbe fast zur Gewißheit geworden. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß Altbayern dem Lande der Mitte auch darin gleicht, daß es wie dieses noch heutigen Tages das Land der Zöpfe ist, und zwar ist man, gemäß der alten Erfahrung, daß man den Besitz eines Gutes erst dann zu erkennen weiß, wenn man Gefahr läuft dasselbe zu verlieren, zur Entdeckung dieser bisher verborgenen oder wenigstens unbeachtet gebliebenen Thatsache dadurch gelangt, daß man zuvor zu allgemeinem Schrecken der Existenz von zwar an und für sich zopffeindlichen, aber ohne die Miteristenz von Zöpfen selbst existenzunfähigen Wesen, nämlich einer geheimen Verschwörung von Zopfabschneidern auf die Spur gekommen ist. Es leitet also keinen Zweifel, daß der Zopf hier noch nicht zu den überwundenen Standpunkten gehört, ja aus der allgemeinen Confusion, welche der ruchlose Angriff auf diesen altehrwürdigen Standpunkt hervorgerufen hat, läßt sich ermessen, daß der fanatischen Anhänger des Confucius hier noch Legionen sind. Freilich bedurfte es hierfür kaum noch eines Beweises. Folgt nicht, daß München den Zöpfen mit Leib und Seele ergeben ist, schon daraus, daß es eine ganz aparte, nur ihm eigenthümliche Art von Zöpfen, nämlich „Seelenzöpfe“ besitzt, welche trotz ihres Namens und trotz ihrer Bestimmung für den Allerseelentag doch nicht so rein psychischer Natur sind, daß sie nicht auch eine leibliche Vertiefung in den Geschmack der leider dahingeschiedenen Zopfzeit zuließen? Hat sich nicht derselbe Geschmack ganz evident erst neuerdings dadurch documentirt, daß man auch bei der Restauration des alten Residenztheaters den scheinbar hinter uns liegenden Zopfstyl in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit wieder hat auferstehen lassen? Und gedenkt man nicht mehr des allgemeinen Alarms, den es hier gab, als ein Koryphäe der hiesigen Künstler vor mehreren Jahren es wagte, nur in allegorischer, bildlicher Form einen Kampf gegen den Zopf zu eröffnen? Es hätte also der Zopfabschneider in der That nicht bedurft, um an die Existenz des Zopfes erinnert zu werden. Gleichwohl mag es einem oder dem andern besonders enthusiastischen Verehrer desselben nicht überflüssig erschienen sein, die Liebe zu ihm zu einer neuen Begeisterung zu entflammen, und es liegt daher die Vermuthung nicht fern, daß die zur Zeit Alles in Bewegung setzenden Zopfabschneider aus der Zahl der Zopfanbeter selbst hervorgegangen sind, wie es denn auch sonst schon hier vorgekommen ist, daß sich der Fanatismus die Gegner, gegen die er zu wüthen wünschte, selbst schaffen mußte.

Doch lassen wir das und benutzen wir die Erwähnung des obengedachten Künstlers als einen Anlaß zum Eintritt in sein Atelier, wo vor kurzem ein ganz anderer Kampf als der zwischen Zopfträgern und Zopfabschneidern zu Ende gefochten ist, nämlich — „die Schlacht von Salamis“ — versteht sich, vor der Hand nur auf dem Carton. Bei Licht betrachtet sind allerdings auch in diesem Kampfe die streitenden Parteien dieselben, wie in dem eben besprochenen, nämlich die Freiheit einerseits und die ihr drohenden Bande andererseits, und Kaulbach setzt daher hier im großen historischen Styl nur fort, was er dort im kleinen, genreartigen Styl begonnen. Freilich ist es eigentlich unrecht, auf dem eben eingeschlagenen Wege zu solchem Bilde zu gelangen; indessen — du sublime au ridicule n'est qu'un pas, und so möge es denn gestattet sein, diesen Schritt auch einmal in umgekehrter Ordnung zu thun, obschon man sonst nicht vom Satyrdrama zur Tragödie, sondern von der Tragödie zum Satyrdrama fortzuschreiten pflegt. Und eine Tragödie ist Kaulbachs Bild in der That, nämlich eine Uebertragung der „Perser“ des Aeschylos in die Sprache der Malerei, jedoch nicht eine sklavische Uebersetzung, sondern eine freie künstlerische Nachbildung, wie sie dem Geiste der bildenden Kunst der Poesie gegenüber angemessen ist. Das Bild stellt den Moment dar, in welchem zwar der Kampf noch fortdauert, aber doch der Sieg der Griechen bereits zweifellos ist. In der Mitte des Bildes zwischen zwei vorspringenden Landzungen tobt die Schlacht. Ein persisches Schiff wird eben von einem griechischen, auf welchem Themistokles in ruhiger Haltung mit verschränkten Armen dem Kampfe zusieht, in den Grund gebohrt. Hinter ihm auf der Landzunge zur Rechten, treibt Aristides mit seiner Schaar eine Zahl flüchtender Perser in's Meer; ihm gegenüber, auf dem Vorsprunge zur Linken steht Xerxes unter seinen von Verzweiflung ergriffenen Satrapen, wie er eben entsetzt von seinem Thron aufspringt und in ohnmächtiger Wuth drohend sein Scepter gegen den Himmel erhebt, während vor ihm der Meergott Glaukos aus den Wogen auftaucht und ihm durch Entgegenhaltung der Fußschellen, die er einst dem Hellespont anlegen ließ, die Ohnmacht seiner frevlerischen Wuth zum Bewußtsein bringt, über ihm aber aus schwarzer Wetterwolke schon ein Blitz nach seiner Flotte niederzuckt, welcher verkündet, daß auch der Himmel seines Zorns nicht achtet. Im Vordergrunde wogt das Meer, erfüllt mit Schiffstrümmern und theils untersinkenden, theils sich zu retten suchenden Persern, darunter eine Anzahl üppiger Frauengestalten als Erinnerung an den selbst im Kriege der Wollust huldigenden Sinn der Perser und als Gegensatz zum heroischen, gottbegeisterten Sinn der Hellenen, die Angesichts der von oben dem Kampf zuschauenden Heroen dankerfüllt für den errungenen Sieg den Päan anstimmen, Aeschylos und der jugendliche Sophokles als Kämpfer und Sänger unter ihnen. — Das Bild ist trotz seines Reichthums einfach und compact wie die hellenische Plastik, groß und gewaltig, wie die That, die es verherrlicht. Von Seiten einer ächt gegenständlichen, unmittelbaren und von romantisch-symbolischen Nebenvorstellungen sich möglichst fernhaltenden Erfassung des Stoffes verdient diese Composition vor allen früheren Compositionen Kaulbachs den Vorzug.

Fast gleichzeitig hat Kaulbach eine andere Arbeit vollendet, in der gleichfalls ein antiker Stoff behandelt ist, nämlich eine „Iphigenie, wie sie ihren von den Furien verfolgten Bruder Orestes tröstet.“ Diese Composition wird das erste Blatt einer „Goethe-Galerie“ bilden, welche zu Frankfurt a. M. erscheinen wird, und sie muß als ein entschieden glücklicherer Anfang als die ersten Blätter seiner Shakspeare-Gallerie bezeichnet werden.

Die Figur der Iphigenie ist von imposantester Wirkung. Indem das Auge von ihr gefesselt wird, weiß es nicht, ob es mehr die erhabene Schönheit der Körperformen, den prachtvollen Faltenwurf des priesterlichen Gewandes oder den die Hoheit der Priesterin und das Mitgefühl der Schwester auf das vollkommenste in sich vereinigenden Gesichtsausdruck bewundern soll. Orest erscheint mit abgewandtem Gesicht und vermag daher nur durch Figur und Haltung das Interesse für sich zu erwärmen. Die Furien sind dargestellt, wie sie am Eingang des Tempels kauern und lauern. Mit der Art und Weise, wie der Künstler sie aufgefaßt hat, kann ich mich weniger einverstanden erklären. Theils sind sie mir nicht göttlich, nicht dämonisch genug, drücken nicht sattsam die Bedeutung, die sie als sittliche Mächte besitzen, aus; theils lassen sie nicht hinlänglich deutlich die Beziehung zwischen sich und Orestes erkennen. Mit außerordentlichem Schönheitssinn ist dagegen die äußere Umgebung der Figuren behandelt, wie denn überhaupt die Ausführung dieses Blattes eine markigere, vollendetere ist als diejenige, welche der Künstler bei der Shakspeare-Galerie angewandt hat.

Drei österreichische Novellisten.

— In Oesterreich, diesem Hort alter Sitte, giebt es jährlich noch Almanachstaschenbücher, eine „Aurora", „Iduna", freilich schlecht gedruckt und mit gezierten Stahlstichen coquett verziert, aber noch immer für den Nipptisch dargeboten. In Prag hat die „Libussa" ihren ungestörten Fortgang und zugleich das Verdienst, böhmische Landesinteressen vorzuführen; dies Taschenbuch ist gleichsam der verschämte Landtag, auf welchem der böhmische Löwe statistisch, historisch und social alljährlich seine Stimme erhebt und unter der sorgsamen Obhut eines würdigen Calculators, des Kanzleiraths Ignaz Klar, seine Existenz bekundet. „Jahrbuch deutscher Belletristik" nennt sich (in Bellmanns Verlag) ein zweites Prager Taschenbuch, von Siegfried Kapper herausgegeben, bekannt als Dichter serbischer Stoffe, sowie Skizzenzeichner der slawischen Süddonauufer und der böhmischen Bäder. Wir finden hier von zwei österreichischen Dichtern Novellen, die wir umsomehr hervorheben, als Oesterreichs Prosa noch immer hinter seinen Versen zurückbleibt. „Blanche" nennt sich ein neuer Jahrgang einer Erzählung von Hieronymus Lorm (Heinrich Landesmann). Ein Sohn Oesterreichs zu heißen ohne Lyriker zu sein, wäre eine Anomalie. Und in der That hat sich Lorm mit seiner Dichtung „Abdul" den besten und den tieferen Lyrikern unter seinen Heimathsgenossen angereiht, wenn auch der metaphysische Ton dieser seiner Verse nicht populär wurde. In seinen „Gräfenberger Aquarellen" legte er zuerst die scharfsinnige Sonde der Prosa an offenbare und geheime Gebrechen der Gesellschaft; sein Buch: „Schwingen und Federn Oesterreichs" dürfte eine Basis sein zur Kenntnißnahme der geistigen Kräfte in jenem wunderbar und eigenartig gestalteten Deutschthum des Reiches im Osten. Seit längerer Zeit ist Lorm an der Wiener Zeitung Feuilletonist, und es erregt Staunen, wie ein Mann, der nicht seine vollen fünf Sinne hat (Heinrich Landesmann ist taub seit seiner Kindheit) mit der Schärfe seiner innern Auffassungskraft die litterarischen und socialen Erscheinungen in ihrem Zusammenhang mit den Weltgestaltungen darzulegen weiß. Seine Zugeständnisse an die Pariser Corruption sind vielleicht ebenso kosmopolitisch wie speciell österreichisch. Der Novelle „Blanche" fehlt der Boden positiver Realität in landschaftlicher Beziehung. Der Beginn der Erzählung bewegt sich in gesuchten und geschraubten Wendungen. Die Heldin, die natürliche Tochter verschämter hoher Abkunft, soll zwischen Edelmann und Bauer wählen. Das Ergebniß ist nicht mit Glück zu Ende geführt, der Kampf selbst in den Sympathien für Bildung und Naturwahrheit ist ebenso fein wie scharf in den Hauptmomenten entwickelt.

Alfred Meißner wendete sich von der etwas mit Hamletsgedankenblässe angekränkelten Idealität seiner Lyrik, schon bevor er mit dem „Prätendenten von York" u. s. w. zum Drama überging, im großen Sturmjahre von 1848 in der Umgebung der Weltstadt an der Seine mit seinen „Studien" zur bluthrothen Realität der Dinge und der Parteien. In diesen scheinbar ruhigen Schilderungen vom Weltlauf brannte ein leidenschaftlich ersehntes Utopien mit glühenden Farben. Seit einiger Zeit giebt Meißner concrete Weltschilderungen in Romanen. Hier, wenigstens in seinem böhmischen Don Juan: „Der Freiherr von Hostywin", vermißten wir socialen Verstand und Geschmack; es steht uns jedoch ein größeres, umfängliches Romanwerk von ihm bevor. Seine Erzählung im Prager Jahrbuch: „Der Spieltisch Peter des Großen", nach einer Sage und einem Vorfund in Karlsbad, wo der Zar in die Zunft der Tischler aufgenommen wurde, — ist eine interessant gestaltete Anekdote voll komischer Elemente; ein Jeanpaulscher oder ein Boz'scher Humor hätte ein Meisterstück der Seelenmalerei daraus gemacht.

Johannes Nordmann, in unserem Bunde hier der Dritte, begann in Leipzig mit lyrischen Gedichten, um jetzt mit seiner Erzählung: „Frühlingsnächte in Salamanca" (Leipzig, bei Engelmann) ebenfalls nach Beanstandung des Werkes in Wien auf sächsischem Boden seine Geburtsstätte zu finden. In der Zeit der Bewegung schrieb Nordmann (Rumpelmeier mit bürgerlichem Namen) eine Geschichte der Liguorianer. Zu seinen Frühlingsnächten muß er bei Boccaz in die Schule gegangen sein. Im Phlegma seiner treuherzigen Einfalt steckt eine komische Ader; diese Erzählung von den liebessehnsüchtigen Mönchen auf der hohen Schule zu Salamanca beweist es, aber der Verfasser ist zu harmlos und zu naiv, sonst würde er wissen, daß die Kirche keinen Spaß mehr versteht, und sein Witz nicht fein genug für einen neuen Boccaz.

W. Rüstows Geschichte der Infanterie.

— Wilhelm Rüstow, früher preußischer Ingenieuroffizier, seit lange in der Schweiz praktisch und theoretisch militärischer Lehrmeister, hat in frühern seiner Bücher bereits die altgriechischen Schlachten und Heere, mit besonderer Umsicht und Ausführlichkeit namentlich auch Cäsars Taktik geschildert; mit H. Köchly zusammen gab Rüstow seine Einleitung zu Julius Cäsars Commentarien über den gallischen Krieg. Seine Geschichte der Infanterie schildert nun in Bd. 1 das römische Heerwesen unter den Kaisern und die Schaaren der Völkerwanderung, welche Ostrom bedrängten, Westrom zerstörten. Im germanischen Mittelalter kommt die Infanterie fast ganz ab; nur der Haufe der ärmsten Gefolgsleute geht zu Fuß. Entscheidungen werden durch Fußtruppen nirgends herbeigeführt, bis sich in der Schweiz eine nationale Infanterie bildet, welche über Burgund und Oesterreichs Ritterheere die glänzendsten Siege erficht. Diese Infanterie der Schweizer gilt dann äußerlich alsbald für alle Staaten als Muster; aus ihren Elementen der Bewaffnung geht die geschulte spanische Brigade und die ungarische Ordonnanz hervor. Nach den Schweizern verdankt ein zweites Volk seiner Infanterie Freiheit und Selbständigkeit: das Niederländische; seine Fußtruppen waren theils nach den schweizerischen, theils nach den

spanischen, denen sie wiederstehen mußten, geformt. Im frühern Mittelalter haben nur die Städte in kleineren Fehden mit überwiegendem Fußvolk gefochten; Infanterie sicherte ihre Freiheit und Unabhängigkeit. — Rüstow beweist mit seiner neuen Arbeit, wie er bisher todt verbliebenes Material für Archäologen und Soldaten gleich sehr lebendig zu machen versteht. Bd. 2 wird die Fußtruppen vom dreißigjährigen Kriege bis auf die Neuzeit schildern und zugleich das Thema eines schon früher von ihm erschienen Buches wiederaufnehmen: „Die Feldherrnkunst des neunzehnten Jahrhunderts." Der Verfasser gab darin eine Entwickelung der neuern Taktik aus der alten, schilderte den Uebergang von der Strategie Friedrichs des Großen zu der Napoleons, und des Letztern, sobald die Gegner ihn mit seinen eignen Maximen und nach seinem eignen Kriegssystem angriffen. Die Energie der französischen Republik griff zum Aufgebot in Masse. Sobald nicht mehr blos die Höfe, sobald die Völker gegen ihn gestimmt waren, ließen sich Volksheere gestalten und die entfesselte Volkskraft Europa's warf den Zwingherrn nieder; selbst bei Leipzig noch erlag erlag er nicht der feinen Strategie, sondern den Massen seiner Gegner. In seinem ersten Buche, das den Verfasser in Preußen vor's Kriegsgericht brachte und ihn in der Monarchie unmöglich machte, in seinem Buche über den „deutschen Militärstaat vor, während und nach der Revolution," suchte Rüstow nachzuweisen wie der Staat Preußen schon gleich nach 1813 zu den alten „Hausmittelchen" griff, um gegen die losgebundene, nun aber nicht mehr nöthige Volkskraft der Befreiungsjahre zu reagiren und die angebahnte Verschmelzung von Linie und Landwehr nicht weiter zu vollziehen. Rüstow wird dies Thema in Bd. 2 seiner Geschichte der Infanterie zweifelsohne nochmals beleuchten.

Americanische Wettkämpfe.

p. In den Vereinigten Staaten giebt mit Beginn des Jahres jede Gesellschaft und fast jede Zeitung ihren Jahresbericht, sei es daß sie für Einfangung oder Befreiung von Sklaven, sei es für Wasser-, Bier-, Branntwein oder Weintrinker agitirt. Der Bericht des Journals „Clipper," einer Zeitschrift, die sich nur für Verbesserung und Verbreitung von Wettrennen, Boxen, Rattentödten durch Hunde, aller Arten Schießen, Hundekämpfe, Schach-, Dame-, Whist-, Boston- ꝛc. Spiele, kurz für alle sogenannten noblen Passionen interessirt, ist gleichfalls erschienen. Es heißt darin:

„In wenig Augenblicken wird das bedeutungsvolle Jahr 1857 sein Ende erreicht haben und wir beginnen 1858. Es gab kein Jahr wie 1857, in welchem wir eine solche, noch nie vollbrachte und bis jetzt für unmöglich gehaltene That, 30 ausgewachsene Ratten innerhalb zwei Minuten zu tödten, von einem Hunde zu berichten hatten; der Name dieses Helden ist „Billy," und wir hoffen, daß der Held und seine That in die Geschichtstafeln eingetragen werde. Das Jahr 1857 zeigte uns, daß die americanischen Pferde die englischen und französischen auf ihren eigenen Boden schlagen können. Denen, die beim Wetten auf die ersten Rennversuche von „Prior" Geld verloren, bemerken wir, daß, hätten sie gewartet, bis die „Prioreß" gewann, sie auch gewonnen hätten. Die Vorsehung hat uns im Jahre 1857 einige der furchtbarsten Faustkämpfe zu Theil werden lassen, und hätten Hyer und Sullivan nicht schon 1850, sondern erst nach 1857 gekämpft, so wären die von 1857 die furchtbarsten gewesen. Im Jahre 1857 haben wir unparteiisch alle Hundekämpfe berichtet; die bedeutendsten waren zwischen „Fred" und „Blücher" für 1000 Dollars am 4. März. Leider haben wir zu bemerken, daß in dem hitzigen Kampfe zwischen den Hunden Billy und Tom, in welchem Billy siegte und beide starben, Billy sehr uncommentmäßig Tom einen Saubiß applicirte."

„Die Hahnenkämpfe, die so viele Verehrer finden, wurden von uns nicht übersehen; der am muthigsten und mit größter Umsicht geführte, war der zwischen Long Island und Neu-Jersey für 100 Dollars. Wir haben unverzagt und muthig trotz der gemeinen Angriffe der Schmutzpresse der edlen Kunst der Selbstvertheidigung (Boxen), Hunden- und Rattenkämpfen und allen Arten von männlichen Uebungen und Vergnügungen Verbreitung und Anerkennung zu verschaffen gesucht, und wir kämpfen mit Todesverachtung gegen die Verläumdungen der Unwissenden gegen diese gesunden und stärkenden Spiele und Belustigungen der arbeitenden Classen. Wir werden auch 1858 die Interessen aller an obigen Spielen und Kämpfen sich Betheiligenden vertheidigen und hoffen deshalb vermehrte Unterstützung."

Nach dieser Einleitung folgen nun chronologisch und alphabetisch angefertigte Listen der im Jahre 1857 gehaltenen Wettrennen ꝛc., der Faustkämpfe unter der besonderen Abtheilung: American Cistiana ꝛc. Auch macht ein gewisser Yell den Spielern von Profession die angenehme Anzeige, daß er markirte Karten, das Päckchen zu 1 Dollar und verbesserte zu 1. 50 verkauft. In den Vereinigten Staaten waren 1857 bekanntgewordene Faustkämpfe 22, das Wettgeld variirte von 25 bis 2000 Dollars, die Zahl der Gänge war von 4 bis 152, die Zeit von 15 Minuten bis 3 Stunden 22 Minuten; in England waren 57 Faustkämpfe.

Die Tiedgestiftung.

— Der Vorstand der Tiedgestiftung in Dresden hat von etwa 32 zur Bewerbung eingesendeten Gedichten einem idyllischen Epos in Hexametern von Friedrich Hebbel: „Mutter und Kind" den Preis von 200 Thlrn. zuerkannt.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 8. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 20. Februar.

Inhalt.

Die Pariser Theater.

Erster Artikel.

„Man beschäftigt sich in Paris viel mit dem Theater, ja man darf wohl sagen, man beschäftige sich zuviel damit. Während die ernsthaftesten, gediegensten, auf Kosten vieler Nachtwachen geschriebenen Bücher nur mit großer Mühe die Aufmerksamkeit der Kritik auf sich lenken, wird die leichtfertigste, seichteste Theaterwaare allwöchentlich in allen Journalen aufs umständlichste besprochen und immer aufs neue wieder in redseligster Weise discutirt. Akademische Preise, Aufmunterungen Seitens der Regierung, Alles wird der dramatischen Litteratur verschwenderisch zugewandt, und doch ist das Theater heute keineswegs mehr die glücklichste Form der französischen Geistesproduction. Weder die Akademie, noch der Staat vermögen neue Werke ins Leben zu rufen, welche den Wünschen des Publicums entsprechen, und die Bedürfnisse des zeitgemäßen Denkens befriedigen." — Dies ungefähr waren die Worte, mit denen der geistvolle, jüngst verstorbene Gustav Planche vor einiger Zeit in der Revue des deux mondes einen überaus beachtenswerthen Artikel über das Theater und den öffentlichen Geist in Frankreich einleitete. Von 1636 bis 1784, d. h. von Corneille's Cid bis zu Beaumarchais' Hochzeit des Figaro, machte das Theater einen Theil des öffentlichen Lebens aus; das Theater von heute aber bietet hier nichts mehr als eine bloße Unterhaltung, deren wirklicher Werth um so zweifelhafter wird, jemehr es sich sittlichen und höheren ästhetischen Zwecken entfremdet, und der losen Moral der demi-monde Thür und Thor öffnet. „Sei ein verfluchter Pfiffikus, ein liebenswürdiger Schwerenöther, und Du wirst am besten durch die Welt kommen!" Das ist der Refrain in so ziemlich allen neueren französischen Komödien; namentlich kommen die Vaudevilles unserer Zeit wohl schwerlich je einmal über diesen sublimen Gedankenkreis hinaus. „Das Vergnügen am Komischen", so schrieb in seinem mürrischen Geiste Rousseau an d' Alembert, „ist ein Herzensfehler, und je vollkommener und amüsanter ein Lustspiel ist, desto nachtheiliger ist es den Sitten, namentlich die ewigen Liebeshändel und die belachte Hahnreischaft, wodurch die sinnliche Leidenschaft erst recht geweckt und genährt wird." Die Welt aber, die ein leichtes, die Sinne kitzelndes Vergnügen allen Moralpredigten vorzieht, hält es gegen Rousseau mit d' Alembert, der von den pathetischen Tragödien sagte: „Elles instruisent beaucoup, mais — elles ennuyent encore davantage; autant on voudrait aller au sermon." Die Welt will amüsirt sein, und Amüsement bieten fast sämmtliche Pariser Theater; denn gut gespielt wird überall. Nicht blos der Soccus, sondern auch der nach d' Alemberts Urtheil Gähnen erregende Kothurn findet sich so trefflich bedient, daß man gegen die Langeweile — vielleicht die einzige große Oper ausgenommen, die allerdings jetzt recht arg heruntergekommen ist — sich so ziemlich immer und überall gesichert fühlt.

Tragen meine Pariser Theatererfahrungen auch nicht das allerneueste Datum, gehören sie vielmehr noch der Zeit an, wo Mademoiselle Rachel als erster Stern am Theatre français glänzte*), so sind sie doch bei einem mehr als halbjährigen Aufenthalt an der Seine umfassend genug, um mich in den Stand zu setzen, ein annähernd vollständiges Bild der dortigen Theaterzustände vor meinen Lesern entrollen zu können. Ich führe sie zuerst in das mit 240,000 Francs jährlich vom Staat unterstützte

Theatre français,

Rue Richelieu Nr. 6, dessen europäischen Ruf Talma, Lafont und die Mars begründeten, und das noch heute immer unter allen Schaubühnen für das Drama unbestritten den ersten Rang behauptet. Das Aeußere des Hauses ist einfach; nur die Säulenhalle vor der Hauptpforte verräth dessen öffentlichen Charakter. In dem ziemlich geräumigen Corridor vor dem Eingang in die salle de spectacle befindet sich, auf einem Sessel sitzend, die sehr schöne Marmorstatue Voltaire's von Houdon. Eine Art Schlafrock umhüllt die Gestalt des Heros, in

*) Es hat sich inzwischen außer dem Abgang der Rachel und dem Engagement des feinen Liebhabers Bressant vom Gymnase-Theater im Personal des Theatre français wesentlich nichts geändert.

deßen Physiognomie man allein schon eine beißende Satyre auf allen Autoritätsglauben erkennen möchte. Feiner Spott und Hohn spielen um seine schmahlen Lippen. Den Foyer bildet eine lange schmahle Galerie, die mit den Büsten sämmtlicher bedeutenderer französischer Dramatiker, und — selbstverständlich auch mit der Louis Napoleons geziert ist. Die Treppen, die zu den einzelnen Rängen des 1522 Personen fassenden Theaters führen, sind ziemlich eng, und auch die innere Eleganz nicht groß. Fünf Reihen Logen mit vorspringenden Galerien oder Balcons thürmen sich übereinander, die gesuchtesten Plätze aber sind für alle, die wirkliches Kunstinteresse hierher treibt, die mit 5 Francs bezahlten stalles d' orchestre, welche unserem Parquet entsprechen, und sich unmittelbar an den Orchesterraum anschließen. Eine sehr hübsche Etiquette ist es, daß außer bei den Hauptabschnitten der dargestellten Handlung, wobei zugleich eine Decorationsveränderung stattfindet, der Vorhang niemals fällt, sondern nur ein kurzer Orchestersatz den Entreact bezeichnet und ausfüllt. Sollte ja zugleich ein Scenenwechsel bei einem solchen Actschluß nöthig sein, so geschieht die Verwandlung keineswegs mit Hast, sondern in größter Ruhe. Gemessenen Schrittes tragen die Diener die Requisiten zur neuen Scene herbei, und der nächste Act beginnt, indem sich dessen erster Auftritt an die sanft verhallenden Accorde des Orchesters gefällig anschließt. Bei diesem letzteren fehlt niemals ein besonderer Dirigent, und die Capelle spielt infolge dessen auch bei weitem exacter, als dies im Berliner Schauspielhaus der Fall war, bevor Herr v. Hülsen die Musik ganz aus den Zwischenacten vertrieben, und eine Omnibus- oder Eisenbahnglocke an ihre Stelle gesetzt hat. Bei classischen Stücken, wo die drei Aristotelischen Einheiten stets streng gewahrt sind, fällt in Paris der Vorhang niemals; sie werden glatt durchgespielt und dauern deshalb, auch wenn sie, wie die von Racine und Corneille, aus 5 Acten bestehen, nie länger als höchstens 1½ bis 2 Stunden, während man auf den deutschen Theatern über der Schillerschen Phädra mit Gemüthlichkeit einen ganzen Theaterabend vertrödelt. — Was mich, als Neuling, höchlich interessirte, das war die Claque des Theatre français. Sie ist in der That vortrefflich organisirt. Außer den unmittelbar unter dem Kronleuchter sitzenden Parterreclaqueurs klatscht fast Niemand im ganzen Theater; — wozu sich auch die Mühe geben, da man weiß, daß es bezahlte Menschen hierfür giebt, die in diesem Fache so wohl bewandert sind, daß an unpassender Stelle fast nie applaudirt wird! Die Manöver der Claque sind nicht blos gut einexercirt, sondern wirklich auch wohl überlegt und von ästhetischer Bildung zeugend: Dichter und Acteurs bekommen ihren Dank stets bei den geeigneten Höhepunkten ihrer Leistung votirt. So stört das an sich so infame Institut den Lauf der Handlung und die dadurch hervorgebrachte Stimmung des Publicums keineswegs; im Gegentheil erscheint der gezollte Beifall wie ein integrirender Theil der Komödie selbst; er fügt sich als ein innerlich berechtigtes Glied der Kette dem Ganzen ein. Das Auditorium, nicht eigentlich eine fashionable, aber eine streng kritische Welt, der weniger am leichtfertigen Amüsement als an der genauen Prüfung gelegen ist, ob im Geiste der altclassischen Erinnerungen gespielt wird, oder nicht, — das Auditorium nimmt allerdings, so gestimmt, gleichfalls den lebhaftesten Antheil am Gange des Stücks. Nirgends wird, wie in der italienischen Oper, während der Handlung Conversation gemacht, man folgt ihr mit der gespanntesten Aufmerksamkeit; allein die Beifallsbezeigungen sind mehr murmelnder als „berstender" Natur, denn die physische Anstrengung des lauten Applauses überläßt man den dazu speciell Angestellten und behält sich nur bei auffallenden Mängeln, wozu namentlich Gedächtnißfehler und falsche Versbetonungen gehören, ein selbständig auftretendes Mißfallensvotum vor. — Eigentlich störend habe ich in diesen vom raffinirtesten Decorum beherrschten Räumen nur das lärmende Ausschreien der Zeitungen, Textbücher und Programme in den Zwischenacten und vor Beginn des Stückes gefunden; es reißt diese übrigens ächt französische Unsitte den Zuschauer aus aller Illusion gewaltsam heraus. Wie wäre es auch möglich, in der Stimmung zu bleiben, die der Dichter durch sein Werk in uns hat erzeugen wollen, wenn nach den beweglichsten rührendsten Scenen uns sofort wieder die gräßlichen Laute von einem halben Dutzend crieurs in die Ohren schallen: „Le journal du soir!" — „La Patrie!" — „Le programme de la pièce!" — „Les noms des acteurs!" Zu bewundern aber ist die Geschicklichkeit, womit diese Subjecte, oft noch Kinder von 12 bis 14 Jahren, auf den Rücklehnen der Fauteuils ambulirend, also fast über den Köpfen der Zuschauer ihr balancirendes Geschäft treiben, die empfangenen Geldmünzen in den Mund stecken und zugleich mit der linken Hand die herauszugebenden Sous aus der Hosentasche ziehen, während die rechte die feilzubietende Waare hält. Dabei springen sie über Bänke und Barrièren mit der leichten Sicherheit geborener und gelernter Equilibristen hinweg.

Das erste Stück, das ich in diesem berühmten Thalientempel sah, war das fünfactige Drama: „Ulysse" von Ponsard mit Musik von Charles Gounod. Es gehört der classischen Racineschen Richtung an, und ist mit Ausnahme des letzten Actes, wo Ulysse von Penelope wiedererkannt wird und sich so die Katastrophe löst, recht fleißig und effectvoll gearbeitet. Der Alexandriner fließt leicht, gefällig und doch mit genugsamem Pathos dahin, um dem antiken Stoff keinen Eintrag zu thun. Die Inscenesetzung fand ich bei weitem sorgfältiger, als sie es bei uns in Deutschland zu sein pflegt. Decorationen und Gruppirungen der Statisten ließen kaum etwas zu wünschen übrig. Von den Acteurs aber konnte wirklich gut nur der Darsteller des Ulysse genannt werden: Monsieur Geffroy spielte namentlich den von der Göttin Athene zum Bettler verwandelten König sehr eindringlich und lebenswahr. Monsieur Delaunay dagegen brachte zur Rolle des Telemach nichts als sein jungfräuliches Organ mit; in seiner Declamation lag viel Unreifes und Triviales. Madame Judith als Penelope und Mademoiselle Nathalie als Minerva glänzten durch absolute Unbedeutendheit; unter den Dienerinnen der Penelope aber zeichnete sich eine Mademoiselle Thénard mindestens durch auffallende Schönheit aus. Die das ganze Stück melodramatisch begleitende Musik hatte, obwohl der leidige Triangel etwas zu häufig in Anwendung kam, den Vorzug einfacher Natürlichkeit, freilich auf Kosten des poetischen Schwunges. Oft dudelte das

Streichquartett in höchst nichtssagender Accordenfolge fünf Minuten lang eine Phrase ab, die nur zum Einschläfern bestimmt sein konnte, bis ein plötzlicher Trompetenstoß oder eine brillante Clarinettpassage dem gemüthlich dahinplätschernden seichten Tonbächlein eine andere Richtung anwies. Es war wie auf der Drehorgel, wo auch durch einen plötzlichen Ruck das erbauliche Liebesidyll sich in ein schmetterndes Marschepos verwandelt. Besonders fehlerhaft erschien es mir, daß das Melodramatische überhaupt vielzusehr überwog. Die Worte der Acteurs wurden hierdurch keineswegs gehoben, sondern nur unangenehm gedeckt. Auch erhielt das Stück durch die zu häufige Anwendung der Musik ein förmlich opernmäßiges Colorit. Namentlich störend trat dieses Vordrängen des musikalischen Elements im vierten Acte beim Gelage der Freier hervor, wo der Componist sogar eine förmliche Tenorarie mit eingewebt hat. Das ist offenbar eine Geschmacksverirrung. Die classischen Rhythmen der Mendelsohnschen Musik zur Antigone haben dem Monsieur Gounod offenbar als Muster vorgeschwebt; allein er hat ihren Geist zu treffen nicht vermocht. Immerhin aber bleibt anzuerkennen, daß er weder ohrenzerreißende deutsche Zukunfts-, noch gemeine französische Effectmusik geschrieben, vielmehr mit Empfindung, mit gutem Wollen componirt hat, dem nur das Können nicht immer entsprach. Aber — ultra posse nemo obligatur.

Am zweiten Abend, da ich das Theatre français besuchte, sah ich Molière's „Médecin malgré lui“ und das vieractige Lustspiel von Jules Sandeau: „Mademoiselle de la Seiglière“. Beide Stücke wurden ganz vortrefflich gespielt. Im ersten verdiente Monsieur Got als Sganarelle den ersten Preis. Dieser vortreffliche Komiker hat nicht blos in der Art und Weise seines Spiels, sondern auch in seinem Aeußeren, namentlich im Organ, eine auffallende Aehnlichkeit mit Theodor Döring in Berlin, den er jedoch im Gesange noch um Vieles übertrifft; denn er trug die schöne Apotheose der Weinflasche, womit seine Rolle beginnt, wirklich mit allem musikalischen Reize vor. Homerisches Gelächter ward den zahllosen derben Zoten gezollt, womit diese ewig junge Komödie gepfeffert ist; aus Achtung vor dem großen Molière war auch nicht ein Wort vom Texte gestrichen. Hatte doch die Akademie vollkommen Recht, da sie, welche dem Dichter bereits die nächsterledigte Stelle bestimmt hatte, ihm bei seinem schnellen Tode eine Büste mit der Inschrift weihte: „Rien ne manque à sa gloire; il manquait à la nôtre“. Noch heute ist Molière, obwohl ihm die derbe hausbackene Speise besser gelungen ist, als die Fastendiät des regelmäßigen Geschmacks und einer gewissen munteren Würde, obwohl er mehr Possen- als Lustspielschreiber war, mit Recht der Stolz der Franzosen; kein Komiker hat so auf Europa gewirkt, keiner so wichtige Narrheiten aus der Welt hinausgespottet, keiner, wie er, das „mores castigare ridendo“ so verstanden. Sicher ist, wir Deutschen haben keinen Molière: Kotzebue, obschon reich an heiterem Witz und Salz, ist nur ein „Molière manqué“. — Ich erwähne hier gleich noch die übrigen Molièreschen Stücke, die ich in Paris gesehen. Es waren „Tartuffe“, „les femmes savantes“, „l'avare“ und „les précieuses ridicules“. Die ersten beiden Komödien wurden an einem und demselben Abend gegeben, also zehn Acte hintereinander! Das läßt sich nur von Franzosen ertragen, wenngleich die Darstellung diesmal Manches zu wünschen übrig ließ. Geffroy gab den Tartüffe gar kein originelles Gepräge; sein Ulysse war eine weit bessere Leistung als dieses blasse Charakterbild, das Niemanden überzeugte, geschweige denn fortriß. Selbst in Deutschland habe ich die Rolle schon bei weitem eindringlicher spielen sehen. Der Orgon des Monsieur Anselme war gleichfalls farblos; nur der höchst ergötzliche Komiker Monsieur Monrose, der mich lebhaft an Francisque, den Matador des ci-devant französischen Theaters in Berlin, erinnerte, und die treffliche Madame Denain, die ohne durch den Reiz der Schönheit zu glänzen, in allen Rollen als eine feine interessante Darstellerin gerühmt werden muß, zeigten sich als Loyal und Elmire ihren Aufgaben vollkommen gewachsen; auch Monsieur Delaunay als Damis und Mademoiselle St. Hilaire als Dorine spielten mit witzigem Verständniß. Eine Veteranin, die heute als Madame Pernelle und Belise von der Bühne Abschied nahm, Madame Desmousseaux, wurde zwar, vermuthlich zum Lohne für frühere Großthaten, mit Beifall überhäuft, machte aber auf mich, der ich nicht die Ehre hatte, sie in ihrer guten Zeit gekannt zu haben, einen ganz unausstehlichen Eindruck, einmal wegen der absoluten Undeutlichkeit ihrer Sprache, wofür die sehr gelichteten Zahnreihen der Matrone allein verantwortlich zu machen waren, und dann infolge der leidigen Sucht, jedes Wort mit einem besonderen Accente zu betonen. Auch trug sie die Farben viel zu stark auf, ein Fehler, in den Madame Denain, welche im zweiten Stück die undankbare Rolle der Armanda gab, nie verfiel. Sehr saft- und kraftlos präsentirte sich Madame Jouassin als Philaminte; Mademoiselle Rebecca dagegen, die Schwester der berühmten Rachel, war zwar zur Henriette nicht hübsch genug, doch sonst nicht so übel. Ein ganz vortreffliches Quartett in den femmes savantes aber bildeten die Herren Provost, Samson, Leroux und Regnier als Chrysalde, Vadius, Trissotin und Clitandre, und die muntere derb-naive Mademoiselle Bonval, die Pariser Frau von Lavallade, der in Berlin alle Pächterinnen, jungen Bauernfrauen und derben Kammerkätzchen anheimfallen, stand als Martine gleichfalls ganz an ihrem Platze. Den Vogel schoß Provost ab, dessen Spiel immer wirken muß, weil es ganz Natur ist. Ein alter, neben mir sitzender Franzose machte in seiner Begeisterung für Molière die ganzen zehn Acte hindurch auf das unverdrossenste den Souffleur; was mich von der Wahrheit der oft gehörten und von uns Deutschen nie recht geglaubten Historie überzeugte, daß die gebildeten Franzosen ihre Classiker von A bis Z auswendig können, während wir in einem Goethe- und Schillerexamen in Bausch und Bogen immer nur recht mittelmäßig bestehen würden. — Der „avare“ ist trotz all seines vortrefflichen Humors und seiner entzückenden Naturwahrheit ein etwas verzopftes veraltetes Stück. Doch ließe sich aus der Titelrolle immer noch mehr machen, als dies Herrn Anselme gelang. Sein Spiel war correct; doch ohne allen grottesken Humor, der dem Darsteller der undankbaren Rolle des Laflèche, dem Meister Monrose, in so hohem Grade eigen ist. Regnier, der den maître Jacques spielte, kann ich, trotz der hohen Achtung, die er beim Pariser Publi-

cum genießt, doch immer nur für ein Talent zweiten Ranges halten; in keiner einzigen Rolle — und ich habe gerade ihn sehr häufig gesehen — hat er mich wahrhaft gepackt; es fehlt seinem zwar durch und durch verständigen biedermännischen Spiele die frische Ursprünglichkeit, die namentlich bei komischen Rollen nicht fehlen darf, um zu wirken. Nur Derjenige, dem das Publicum schon entgegenlacht, ehe er noch den Mund aufthut, der — wie Cicero sagt — „ore, vultu, motibus, voce, corpore denique ridetur ipso“, ist der wahre Komiker, und das ist Regnier durchaus nicht. Man rühmt an ihm das strenge Festhalten an der altehrwürdigen Tradition der Darstellung classischer Stücke auf dem Theatre français, und ich will es glauben, daß er hierin das Möglichste leistet; aber schon dieser ihm vindicirte Vorzug bürgt dafür, daß er kein wahres Genie ist, das stets selbständig schafft, und nicht blos von alten Ueberlieferungen zehrt. Am besten sah ich ihn als Mascarille in den „précieuses ridicules“, wo er mit Monrose, der den Jodelet mit unvergleichlichem Humor spielte, höchst glücklich rivalisirte. Diese Aufführung gewann für die Pariser noch eine ganz besondere Anziehungskraft dadurch, daß Mademoiselle Augustine Brohan, noch kurz zuvor als die reizendste, durch ihr bloßes Lächeln schon Paris elektrisirende Soubrette geschätzt und gehätschelt, in der Rolle der Madelon zum ersten Male nach ihrer — Niederkunft wieder auftrat. Einzelne Züge vergangener Schöne hatte sie aus dem Schiffbruch ihrer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit allerdings gerettet, aber ihr süßes Lächeln schien mir sauer geworden, und auch die Pariser merkten dies, und riefen ihr seufzend zu: „Il fut un temps, Madame!“ Mit dem Lilienduft der Jungfräulichkeit läßt sich nicht spaßen. —

Nun aber von Molière's ehrwürdiger Allongenperrücke zurück zu dem nagelneuen auch als Roman erschienenen Jules Sandeau'schen Lustspiel: „Mademoiselle de la Seiglière“, einem feinen, fleißig gearbeiteten Conversationsstück, das sich seiner piquanten Pointen wegen sicher auch auf deutschen Bühnen heimisch machen würde, besäßen wir eine gute Uebersetzung davon. Es spielt nach dem Falle Napoleons und stellt die Gegensätze des wieder auflebenden ancien-régime, der Gesellschaft, die nichts gelernt und nichts vergessen, des Bonapartismus und des damals schon aufkeimenden Orleanismus oder modernen Advocaten- und Journalistenthums in scharfer gelungener Charakteristik dem Auge des Zuschauers vor. Die Intrigue des Stücks hat freilich an sich keinen großen Werth; ihre Durchführung aber muß wahrhaft meisterhaft genannt werden, und die Darstellung war so, daß es Einem ging, wie den Kindern, die am Schlusse der Komödie ausrufen: „Ach, wie Schade, daß es schon aus ist!“ — Der Held des Abends war der alte berühmte Schauspieler Samson, der den Marquis de la Seiglière, die Hauptfigur des Dramas, hinreißend spielte. Ohne jemals zu übertreiben, persifflirte er doch den alten eingefleischten Aristokraten mit großem Magen und kleinem Gehirn in köstlichster Art. Auch der schlaue verknöcherte herzlose Advocat Destournelles fand in dem trockenen Regnier einen ganz passenden Darsteller, und selbst die beiden Liebhaber, Monsieur Maillart und Delaunay, spielten besser als die meisten ihrer Collegen bei uns, doch fehlte es namentlich dem Ersteren im stummen Spiel oft an Beredtsamkeit, dem Letzteren an körperlichen Vorzügen. Mademoiselle Nathalie, die das Fach der Anstandsdamen in der Komödie vertritt, ist eine äußerlich etwas zu plumpe Erscheinung, um völlig genügen zu können. Das Ensemble dieser Darstellung war indessen ganz vortrefflich, und könnten sich unsere deutschen Acteurs namentlich an dem correcten, der Nachhülfe des Souffleurs nie bedürftigen Memoriren der Franzosen wohl ein Beispiel nehmen. —

Ich komme nun zu einem Autor, der auf dem Theatre français noch immer fast ebenso heimisch ist wie Molière, und von dem ich eine ganze Reihe von Stücken dort habe aufführen sehen. Marivaux, der Dramatiker des achtzehnten Jahrhunderts, wurde im neunzehnten durch das Talent der Mademoiselle Mars noch einmal wieder in die Mode gebracht, und ist seitdem auf der Scene geblieben, obwohl ihn keine Mars mehr interpretirt. Seine Komödien haben die müßigen Geister amüsirt, und gelten heute noch für gut genug, um den Frauen, die wahre Liebesleidenschaft nie gekannt und nur frivole Unterhaltung suchen, die Langeweile zu vertreiben. Dessenungeachtet aber kann man in Marivaux einen treuen Ausdruck des französischen Lebens während des achtzehnten Jahrhunderts nicht finden. Abgesehen von seinem Styl, der sich durch Reinheit nicht eben auszeichnet, läßt sich hinsichtlich der Empfindungen, welche seine Charaktere beseelen, nur soviel sagen, daß sie der Naturwahrheit gänzlich entbehren. Gleich kindisches Geschwätz hat man zu keiner Zeit und an keinem Orte in gebildeten Gesellschaften vernommen. „Kaum sind“ — so schrieb neulich ein Kritiker in der Revue des deux mondes — „Marivaux' Personen auf der Scene erschienen, so erräth man auch schon, was sie sagen werden, in welches Netz die Marquise fallen, welche Intrigue der Bediente ersinnen, und wie der Verwalter den Herrn Grafen um sein Gut betrügen wird.“ Trotz alledem aber hat Marivaux auch heute noch eine große Anzahl von Bewunderern, denn — er ist der Autor für ein Publicum, das starke Emotionen scheut, sich an nichtigen Gedanken und leichtsinnigen Empfindungen ergötzt, und solch ein Publicum steht ihm heute noch ebensogut zu Diensten, als vor hundert Jahren zur Zeit der debauchirten Marquis und Vicomtes. Ich sah von seinen Stücken, die sich übrigens alle gleichen wie ein Ei dem andern, „l'epreuve nouvelle“, „le legs“, „le jeu de l'amour et du hasard“ und „la surprise de l'amour“. Aus welchen petits riens diese Stücke zusammengeflickt sind, wird hinlänglich klar werden, wenn ich nur ein Paar davon in aller Kürze analysire. Der Inhalt des „legs“ z. B. dreht sich lediglich darum, daß ein Marquis (Monsieur Geffroy) und eine Comtesse (Madame Denain) sich lieben, Ersterer aber zu ungeschickt ist, das Geständniß seiner Liebe herauszubringen, sodaß die Comtesse ihm endlich gerührt die Initiative in offenherzigster Weise abnimmt, und das ersehnte Bündniß so bestens zum Abschluß gelangt. Diesem faden Ragout ist in der Rolle des gascogner Bedienten Lepire, den Monrose auf das drastischste ausstaffirte, noch eine etwas piquante Sauce beigegeben — voilà tout. Im Lustspiel: „le jeu de l'amour et du hasard“ ist dagegen der große Fehler

begangen, daß die ganze Intrigue vor dem Publicum gleich von vornherein enthüllt und so alle Spannung unmöglich gemacht wird. Ueberdies sind es Variationen auf ein nur zu bekanntes Thema, die dem Zuschauer in drei viel zu langen Acten aufgespielt werden. Da dieselben indessen manche feine Wendung enthalten, und die Darstellung fast in all ihren Theilen eine meisterhafte war, so sah sich das Stück immer noch leidlich genug an. Die Intrigue ist folgende. Ein junger Freier, Dorante (von Monsieur Leroux dargestellt, der, obwohl etwas dick und blasirt gelangweilt aussehend, sich doch durch eine ganz besonders schöne Aussprache des Französischen auszeichnet, und den Salonton meisterhaft trifft) beschließt, sich im Hause seines künftigen Schwiegervaters, Orgon (Monsieur Anselme), als seinen Bedienten, und Diesen, Prasquin (Monsieur Samson), als sich selbst einzuführen, um auf diese Weise die Eigenschaften seiner „future“ genauer erproben zu können. Orgon aber bekommt Wind von diesem Vorhaben, und bewegt seine Tochter Sylvia (Madame Denain), dem Dorante quid pro quo zu spielen, und mit ihrer Kammerjungfer Lisette (Mademoiselle Bonval) gleichfalls die Rolle zu tauschen. Nun geht die Zwickmühle los. Leroux liebt die Denain, trotz ihrer ostensibeln Kammerjungferschaft und umgekehrt wendet sich ihr Herz, der Livrée des Ersteren zum Trotz, ihm zu. In gleicher Weise finden sich die Herzen der beiden verkleideten Domestiquen zu einander. Der Papa und dessen Sohn (Monsieur Delaunay) geben zum Schluß die nöthigen Aufklärungen, und der Doppelhochzeit nach Aller Wunsch steht nichts mehr im Wege. — Endlich noch ein Paar Worte über „la surprise de l'amour“, ein von Leroux und Mademoiselle Madeleine Brohan (der Salondame par excellence) vortrefflich gespieltes zweiactiges Conversationsstück. Ein Chevalier hat seine Geliebte, eine Marquise ihren Gemahl verloren; um sich gegenseitig zu trösten, schwören sie sich, durch Zufall in einem Landhause zusammenlogirt, innige Freundschaft, aus der tout à coup Liebe wird, weil die Kammerjungfer Lisette (von Madame Biron recht gut dargestellt) dem tölpelhaften Bedienten des Chevalier (Monsieur Got) weißgemacht, die Marquise werde sich in kurzem mit einem einfältigen Grafen (Monsieur Mirecour) wieder vermählen, und der Chevalier diese Nachricht in dem Augenblicke erfährt, wo seine freundschaftliche Affection zur Marquise tiefere Wurzeln zu schlagen begonnen. Freundschaft — Eifersucht — Liebe also — das ist die Scala, auf der sich der würdige Chevalier in den Besitz der holden Marquise hineinsingt. Zu diesem Ensemble trat noch Monrose in der Rolle des Hortensius, des pedantischen Zerstreuers und Vorlesers der Marquise, der natürlich durch die Heirath der beiden Melancholischen überflüssig wird, und diesen Komödienschluß soviel als möglich aufzuhalten bestrebt ist, als höchst erbauliche Nebenfigur hinzu, sodaß sich das Ganze sehr hübsch und rund abspielt, und die gefällige Form für die Leere des Inhalts einigermaßen entschädigt. — Nicht so gut dargestellt, würden dergleichen Stücke schlechterdings unausstehlich sein.

Provost, den unvergleichlichen Veteranen des Theatre français, der im Fache der biedern Alten seine schönsten Lorbeern pflückt, lernte ich vorzüglich in dem auch auf dem deutschen Theater gesehenen „bon homme jadis“ von Murger schätzen. So hohl das Stück auch ist: er wußte zu Thränen zu rühren. Auch die in Berlin von Charlotte v. Hagn, Hendrichs und Crüsemann vielgegebene „Demoiselle de St. Cyr“ von Alexander Dumas dem Aeltern, sah ich in Paris, und zwar von Madeleine Brohan, Leroux und Regnier. Die Erste erreichte indessen trotz ihrer vortrefflichen Toilette und dem coquett französischen Schnitt ihres Gesichtes die deutsche Tausendkünstlerin nicht, während Leroux mit seiner kostbaren Diction sich neben Hendrichs sehr wacker hielt. Die Worte perlten ihm aus den kaum bewegten Lippen mit einer Grazie und einem Wohlklang heraus, der das Französische als das Muster einer schönen Salonsprache erscheinen läßt. Regnier's Französisch dagegen stammt nicht aus dem Salon, vielleicht gar aus dem Elsaß. — Das Non plus ultra aller Rührstücke: „Marie, ou les trois époques“ von Madame Ancelot erwähne ich hier blos, um der Mademoiselle Denain, welche die mühselige Rolle der in ewiger larmoyanter Aufopferung dahinschmachtenden Marie de Sivry meisterhaft spielte, ein neues Lorberreis zu dediciren, und das Factum zu constatiren, daß die Fanatiker des Verstandes, die gemüthlosen Franzosen, mindestens ebenso leicht unter Wasser zu setzen sind als wir deutschen Biedermänner. Ich erinnere mich sogar nirgends in der Welt soviel weinen gesehen, soviel schluchzen gehört zu haben als in den Pariser Theatern. — Mehr Verdienst hat das dreiactige Drama, „Sullivan“ von Mélesville, eine dem deutschen Garrick, worin Emil Devrient seine höchsten Triumphe feierte, nachgebildete Neuigkeit, die vornämlich dem alten Provost als Banquier Nicol Jenkins, dem feinen Brindeau als Schauspieler Sullivan und dem naiven Got als blasirten Gentleman Sir Frédéric gute Gelegenheit zur vollen Entfaltung ihrer reichen Talente darbot. Brindeau insbesondere war für mich eine neue, anziehende Erscheinung. Früher einer der elegantesten Liebhaber auf dem französischen Theater, hat er sich jetzt bei zunehmendem Alter und embonpoint, gleich Hendrichs in Berlin, mehr auf das Charakterfach gelegt, und handhabt dasselbe, man muß sagen, mit dem ganzen Aplomb und Anstand eines denkenden und gebildeten Künstlers. Ein geistreicher Kopf und guter Wuchs befähigen ihn äußerlich ganz besonders zur Darstellung genialer Charaktere, und so stand er denn auch heute in der schwierigen Partie des von Shakspeare selbst zu Rollen wie Hamlet und Othello angelernten großen britischen Mimen ganz an seinem Platze. Nur im dritten Acte, wo allerdings auch der Dichter den Darsteller stark im Stiche gelassen, ließ sich eine belebtere, feurigere Diction erwarten. Mademoiselle Favart als Miß Lelia Jenkins, sah zwar sehr englisch aus, es fehlte aber ihrem Spiele an Wärme und geistiger Freiheit. Sie that nicht mehr, als das eben Unerläßliche, um unter den übrigen vortrefflichen Acteurs nicht als geradezu störend aufzufallen. Die komischen Nebenrollen, eine gemeine Londoner Cockneygesellschaft, fanden in Mirecour, Anselme, Montet, Madame Thénard und Mademoiselle Jouassin ganz geeignete Repräsentanten; namentlich wirkte das ohrzerreißende Geplapper der alten dicken Thénard, der „mère de sept enfants“, sehr ergötzlich. Der Inhalt des Stückes ist kurz folgender: Die Tochter eines reichen Mit-

gliedes der ostindischen Compagnie in London, Mr. Jenkins, hat sich von der Theaterloge aus in den Schauspieler Sullivan sterblich verliebt, und schlägt in Folge dessen den ihr vom Vater bestimmten Gemahl und Vetter, Sir Frédéric, aus, obschon der Lordtitel für ihn in sicherer Aussicht steht. Der Papa, hierüber in Verzweiflung, greift endlich zu dem Mittel, dem Schauspieler zu proponiren, London gegen eine enorme Entschädigungssumme zu verlassen. Dieser geht hierauf nicht ein, verspricht jedoch, die Tochter des ehrsamen Banquiers selbst von ihrer Leidenschaft gründlichst zu curiren, wenn der Vater ihn zu Mittag einlade, und ihm so Gelegenheit biete, mit ihr einige Stunden außerhalb des Theaters zusammenzusein. Der Alte acceptirt diesen Vorschlag, und Sullivan giebt sein Ehrenwort, die Cur heute noch vollbringen zu wollen. Er erscheint zu Tisch; die Tochter wird ihm vorgestellt, und er erkennt in ihr die Dame, in die er sich selbst schon seit langer Zeit, ohne ihren Namen zu kennen, verliebt hat, da ihm von der Bühne aus ihre tiefe Theilnahme für sein Spiel nicht entgangen ist. In voller Verzweiflung über sein unseliges Versprechen spielt er, um dem Alten gegenüber als ehrlicher Mann zu bestehen, während und nach der Tafel an Lelia's, der Angebeteten, Seite die Rolle eines nichtsnutzigen Roué, Säufers und Spielers mit solcher Wahrheit, daß diese ihn zuletzt halb wahnsinnig vor Schmerz über eine so gräßliche Enttäuschung, selbst von den Bedienten des Hauses hinauswerfen läßt. Ein warmer Händedruck von Seiten des überglücklichen Vaters ist der ganze Lohn, den der Künstler für diese Selbstzertrümmerung seines Liebesglücks empfängt. Verzweifelt rennt er in eine Gesellschaft vornehmer Freunde, seinen Schmerz in Champagner zu ertränken. Diese, worunter Frédéric, sein seltsam zerstörtes Wesen bemerkend, dringen in ihn, die Ursache desselben mitzutheilen. Ohne einen Namen zu nennen, erzählt er ihnen nun die Geschichte seiner eben gespielten l e t z t e n R o l l e, denn nach dieser will er die Bretter nicht wieder betreten, — das hat er sich geschworen. Frédéric, ganz voll von dieser Aventüre, trägt sie sofort in Jenkins' Haus, und verräth so der Tochter das furchtbare Mittel, zu dem ihr Vater seine Zuflucht genommen, um sie vom Geliebten auf ewig zu trennen. Außer sich entflieht sie heimlich in das Haus des Künstlers, sich ihm selbst auf Tod und Leben zur Gefährtin, Freundin, Gattin anzubieten. Dieser aber ist edel und groß genug, sein dem Vater einmal gegebenes Wort soweit zu halten, daß er auf ihren Besitz resignirt, und ihr erklärt: weil sie ihm alle Rechte über sich eingeräumt habe, so werde sie gestatten, daß er selbst sie zu ihrem Vater zurückführe. In diesem Augenblicke tritt der Alte, der der Tochter nachgeschlichen, und sich in Sullivans Schlafzimmer am Schlüsselloch verborgen gehalten, aus diesem Versteck hervor, und giebt, alle seine früheren Vorurtheile überwindend, dem „e d e l s t e n u n t e r d e n M ä n n e r n" die Tochter mit den Worten zur Frau: „J'ai trouvé que tout le monde fait de la comédie, je préfère encore ceux qui n'en jouent que le soir."

Nun aber endlich zur Perle des Theatre français, der vor kurzem ins Grab gesunkenen und bisher unersetzten, in beiden Hemisphären hochgepriesenen Rachel, deren Bekanntschaft ich zuerst in Berlin als Phädra gemacht, und in Paris als Virginie, Roxane und Adrienne Lecouvreur erneuert habe. Wer hätte es geglaubt, daß diese damals noch so energisch wirkende Kraft, diese scheinbar unerschöpfliche Quelle dramatischen Feuers sobald schon versiegen würde! Das Schicksal hat über sie entschieden: was wir zur Anerkennung ihres so ungemein lebensvollen Spieles zu sagen hatten, erscheint nun schon als ein Beitrag zu ihrem Nekrolog. — Die „Virginie" von Latour de St. Ybars ist, ohne sich gerade an die Aristotelischen drei Einheiten streng zu binden, ein Stück im Racineschen und Corneilleschen Geschmacke. Es hat keinen hohen Werth, aber es sieht sich an, und die Größe des altrömischen Stoffes hat wenigstens durch den Dichter keine allzu mesquine Behandlung erfahren. Die Sprache ist edel, die Action lebendig. Scharfe Charakterzeichnung wird freilich hier und da vermißt. Zwischenactmusik fehlte gänzlich, weil, wenn die Rachel spielte, selbst die Plätze im Orchester vermiethet wurden. Ich saß ganz vorn in den stalles d'orchestre; mir entging daher auch nicht die leiseste Nuance ihrer Mimik und Gesticulation. Ich sah selbst mehr als ich zu sehen nöthig hatte, um mir über ihre Kunst ein Urtheil zu bilden. Furchen und Falten begannen selbst auf diesem marmorgleichen Antlitz ihr Recht auszuüben. Diese Altersspuren residirten jedoch mehr auf der untern Partie des Kopfes, als auf der sonst gewöhnlich am frühsten davon betroffenen Stirn. Auch fing die sonst so schön geschnittenen Nase an, sich etwas zu scharf abzuheben, und nur Nacken, Arme, Taille und das schöne, volle Rabenhaar thaten ihre Pflicht noch ebenso vollkommen wie das funkensprühende, geniale Auge und das unendlicher Modulationen fähige Organ, das zuweilen nur etwas gar zu herausfordernd und coquett vor den Claqueurs spazieren geführt wird. Im Ganzen fand ich auch nach dieser, hauptsächlich die weicheren Gefühlsseiten in Bewegung setzenden Rolle das früher in den kritischen Kreisen Berlins über die große Spielvirtuosin fast einstimmig gefällte Urtheil bestätigt: im Einzelnen unübertrefflich, ist doch ihr ganzes Genre als das verfehlte Product der heutigen Aftermuse zu bezeichnen, die hauptsächlich von Frankreich her den edleren Kunstgeschmack überall zu unterwühlen droht. Durch möglichst grelle Contraste wirken, also auf den äußerlichen Effect spielen: das ist die Devise dieser Spielart, die man wohl piquant, aber weder den Gesetzen der Schönheit, noch denen der Wahrheit entsprechend finden kann. Am heutigen Abend weinte z. B. die Rachel meisterhaft, aber sie schmähte und geiferte gegen den Verführer Appius Claudius (Mr. Ballande) in einer so hyänenhaften Weise, daß man vor dem unästhetischen Uebermaß zurückschauderte. Indessen versteht es sich in Paris von selbst, daß diese Seite ihres Spieles besonders applaudirt wurde. In Herrn Beauvallet, der den rauhen, doch heroisch liebenden Vater Virginius mit vielem Studium und reichen natürlichen Mitteln darstellte, lernte ich zugleich den prononcirtesten Bassisten kennen, den ich je gehört; jedes Wort glich einem schwarzen Dintenstrich. Erinnerte sein Spiel in den Momenten höchster Exaltation zuweilen auch an einen bekannten pensionirten Berliner Hofschauspieler, so war es doch durchgehends aus ganz anderem, feinerem Holze geschnitten, als das des

weiland Prager Tanzmeisters, der außer in chargirt-komischen Partieen den Coulissenreißer nie ganz verleugnete. Den Glanzpunkt der Beauvalletschen Rolle bildete die Ermordung der Tochter; der Eindruck dieser Scene war ergreifend. Schade, daß dieser sonst so begabte Acteur — kaum zwei Zoll über fünf Fuß mißt. Die Rachel erreicht seine Körpergröße beinahe. Auch hat er unschöne, dünne Arme. Daß die Franzosen dergleichen antike Costümpartieen mit bloßen Armen spielen, ist übrigens sehr zu loben; die bei uns üblichen Tricots stören die Illusion doch zu sehr, und erinnern allzu schmachvoll an die Flanellunterziehjacken gichtbrüchiger Alten. Ballande hielt die undankbare Rolle des Appius frei von allem hohlen Pathos; doch ist sein Spiel etwas schläfrig. Maubant als Fabius, der das aristokratische Princip im Stück vertritt, ist ganz ein Schauspieler vom Kaliber des Herrn Franz, früher in Berlin, jetzt an der Hofburg zu Wien: stets verständig und wahr, nie störend, aber nur selten tiefer ergreifend, eignen sich dergleichen Talente ganz vorzugsweise zu Repräsentanten der Nebenrollen in classischen Dramen. Die über alle Begriffe häßlichen Damen Jouassin und Mirecour, welche die Rollen von Virginia's Vertrauten, Acté und Fausta, verarbeiteten, wirkten dagegen höchst unangenehm. Die Rachel hätte sich selber solcher Folien schämen sollen, und doch hieß es, daß ihre Sucht, allen Beifall für sich allein einzucassiren, die einzige Ursache sei, warum die Regie geeignetere Persönlichkeiten für dergleichen Partieen nicht engagiren dürfe.

Einige Abende später sah ich die große Künstlerin in ihrer berühmtesten Rolle, als Roxane im Bajazet von Racine. Es ist dies gerade kein Stück, dem ich besondere Bewunderung zu zollen vermöchte. Die Exposition in den drei ersten Acten ist endlos lang, und auch in den letzten werden die Handlungen, welche die Katastrophe herbeiführen, fast durchgehends nur erzählt: es ist ein Drama ohne Handlung. Trotzdem flößte die Leistung der Rachel ein großartiges Interesse ein. Sie stattete das Bild der ränkesüchtigen, racheschnaubenden Sultanin mit dem ganzen Reichthum ihres künstlerischen Farbenkastens aus. Nur die Mitteltöne zwischen Licht und Schatten fehlten, wie immer, so auch hier. Der größte Vorwurf, den die Kritik dieser außerordentlichen Frau machen durfte und mußte, bleibt aber, wie gesagt, immer der, daß sie ihre souveräne Macht über die Regie des Theatre français dazu mißbrauchte, um die übrigen Rollen in den Stücken, worin sie auftrat, fast durchgehends mit miserabeln Kräften besetzen zu lassen, die lediglich die Bestimmung hatten ihr als Folie zu dienen. So machte sie es auf ihren Kunstreisen durch Europa, so auch in Paris, und die Erbin ihres Ruhms, die Italienerin Ristori, richtet sich genau nach ihrem Exempel. Wann wird uns der Himmel von diesen eiteln Virtuosen befreien, denen das Dichterwerk gar nichts, ihre Person alles gilt!? — Auch heute sanken der Bajazet in den Händen des Mr. Guichard, der Osmin in denen des Mr. Fonta zu wahren Zerrbildern herab, und nur der Vezir Acomat fand an Mr. Maubant einen im Ganzen würdigen Repräsentanten. Die Atalide wurde von Schwester Rebecca gleichfalls nur sehr mäßig dargestellt; sie ist ebenso talentlos, als Schwester Rachel genievoll war. Freilich aber wird sich auch schwerlich je eine wirklich begabte Künstlerin zu solchem fünften Rade, solcher Flickrolle ohne Saft und Kraft gutwillig hergeben wollen. Atalide, eine Liebhaberin ohne alle Liebenswürdigkeit, ist ein bloßer, die Handlung aufhaltender Automat, der, sowie er auftritt, uns sofort das alte Goethesche Wort ins Gedächtniß zurückruft: „Man merkt die Absicht, und man ist verstimmt." — In scenischer Beziehung war es wahrhaft lächerlich, das Vorzimmer des Serails, wo die Handlung vorsichgeht, blos mit zwei Rococo-Fauteuils meublirt zu sehen. Graf Brühl, seligen Berliner Angedenkens, wäre Angesichts dieses historischen Mißgriffs schier in die Erde gesunken. —

Von allen Dramen, in denen ich die Rachel in Paris habe auftreten sehen, zeichnete sich durch wirklich gelungnes Zusammenspiel nur die Adrienne Lecouvreur von Scribe und Legouvé vortheilhaft aus. Im letzten Act stellt der Doppelautor der Künstlerin die heillos unästhetische Aufgabe, durch das Riechen an ein mit Strychnin vergiftetes Bouquet in langsamer Krampfesqual dahinzustreben. Damit wird der Bravouractrice der schicklichste Anlaß zur Entfaltung ihres ganzen, übermächtigen, ja dämonischen Talentes geboten. Die Rolle ist so durch und durch mit allem, was die Passion aufstachelt, gepfeffert, daß man, selbst wenn man im Ganzen einer besseren Gefühls- und Geschmacksrichtung sich innerlich bewußt bleibt, doch bei den Knalleffecten unwillkürlich zu einem wahnsinnigen Enthusiasmus hingerissen wird. Das Sujet ist folgendes: Die Herzogin von Bouillon liebt den Grafen Moritz von Sachsen, der durch sie begünstigt, mit französischen Geldern und Truppen um die kurländische Herzogswürde ritterlich ficht. Nach einer ruhmvollen Campagne kehrt er nach Paris zurück, bedarf zur Fortsetzung seiner Ruhmeslaufbahn von neuem der Unterstützung der Herzogin, während ihn zugleich die Reize der jungen, talentvollen Schauspielerin Adrienne Lecouvreur vom Theatre français fesseln. Die hohe Gönnerin erfährt von diesem Verhältniß, und läßt aus Rache gegen den ungetreuen Liebhaber Diesen wegen einer von ihr aufgekauften Schuld von 60,000 Francs ins Gefängniß werfen, woraus ihn Adrienne durch den Verkauf ihrer Diamanten, d. h. durch Aufopferung ihres ganzen Vermögens, befreit. Der Zorn der Herzogin wendet sich nun ausschließlich gegen die Nebenbuhlerin, und rasende Eifersucht bringt sie endlich zu der Schandthat, die Letztere mittels eines ihr unter dem Namen des Geliebten zugesandten Bouquets zu vergiften. Der zweite, dritte und vierte Act sind meisterhaft gearbeitet; sie entrollen vor uns eine wahre Galerie der piquantesten Scenen, denen — trotz ihres raschen Wechsels — zum Theil wenigstens eine tiefere psychologische Wahrheit nicht abgeht. Vom Treiben hinter den Coulissen der Comédie française, auf der Adrienne zum ersten Mal als Roxane in Racine's Bajazet auftritt, werden wir in den Salon der Herzogin, wo die Künstlerin vor einem hohen Cirkel einen ihrer großen Monologe aus Racine's Phädra declamirt, und von dort wieder in eine Villa des Herzogs von Bouillon geführt, die Diesem als Arena für seine galanten Abenteuer diente, und wo die beiden Nebenbuhlerinnen zum ersten Male von ungefähr zusammentreffen, um sich, obwohl sich gegenseitig

noch nicht kennend, Haß auf Tod und Leben zu schwören: kurz — ein Effect jagt den andern, und man kommt vor lauter Spannung und geistreichen Wendungen fast das ganze Stück hindurch kaum zu Athem. Die Darstellung war, wie schon bemerkt, fast in allen Theilen ausgezeichnet. Neben der Rachel glänzte vorzüglich Mademoiselle Allan, die — fünfzehn Jahre früher — in den Rollen der jugendlichen Salondamen hinreißend gewesen sein muß, und auch damals noch, trotz zunehmenden Embonpoints und Gesichtsfalten, Meisterin in ihrem Fache war. Maillart als Moritz von Sachsen zeigte sich weder schön, noch feurig genug, wogegen Leroux, als galanter Abbé und getreuer Helfershelfer seiner herzoglichen Gebieterin, mit seiner bezaubernden Diction und Papillons-Grazie ebenso vortrefflich wirkte, wie Regnier, der den bieder-gemüthlichen Regisseur und väterlichen Protector der Lecouvreur, Mr. Michonnet, mit tiefer Wahrheit spielte. Mirecourt hielt den einfältigen Herzog von Bouillon, welcher mit seinen chemisch wissenschaftlichen Grillen und seinem Gelehrtendünkel Alles um sich her aus der Stube räuchert, auf dem Niveau äußerster Mittelmäßigkeit, und ließ bedauern, daß Samson nicht an seiner Stelle stand. Alle übrigen Rollen sind unbedeutend. Mademoiselle Rachel aber war sowohl als schwärmerisch liebendes Mädchen, wie als Furie des Hasses und sterbende Unschuld gleich hinreißend; namentlich aber werde ich es nie vergessen, mit welcher Seele und welch' überirdischem Frühlingsduft sie die Lafontainesche Fabel: „les deux pigeons" im zweiten Act mit Allusion an ihr seliges Herzensverhältniß zum jungen Helden vor Diesem recitirte, und wie sie im vierten Acte den Monolog aus Phädra: „ce front qui ne rougit jamais!" als rachedurstigen Blitzstrahl gegen die Herzogin schleuderte, — „qui a jeté notre amant en prison, tandis que moi, je l'ai délivré de sa geole: jugez donc qui de nous deux l'a aimé davantage."

Ja, sie war groß diese Rachel, und wird in gewisser Beziehung gewiß nie ersetzt werden. Mit Recht hat ihr ein geistreicher Feuilletonist nachgerufen: „Sie allein hat achtzehn Jahre lang eine todte Form beim Leben erhalten, nicht indem sie dieselbe verjüngte, sondern indem sie aus der abgelebten Form eine antike machte. Mit der Rachel steigen auch die Alexandriner ins Grab, die Tragödie von Versailles wird auf der Judenstätte von Père Lachaise begraben. Das französische Publicum aber fühlt es, daß wieder ein Stück nationalen Ruhmes zur Ruine geworden." Das ist die wahre Lücke, die ihr Tod gerissen. Für Rollen, wie die Adrienne Lecouvreur mögen sich immer wieder Talente finden, und wenn sie sich nicht finden, so ist dabei auch eben nicht allzuviel verloren; aber daß die Franzosen ihren Goethe und Schiller auf der Bühne verlieren werden, das wiegt schwerer und verdient die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt.

A. v. W.

Aus Livingstone's africanischer Reise.

Das Buch dieses kühnen Missionars enthält an manchen Stellen werthvolle Bemerkungen über naturwissenschaftliche Gegenstände, insbesondere auch über das Thierleben im Innern des südlichen Africas. Wir wollen Einzelnes mittheilen. Als der Reisende die von ihm entdeckten großartigen Wasserfälle des Sambessi (Zambeze) oder Lyambi verließ, um nach Osten hin bis zur Küste zu wandern, kam er in das Land der äußerst rohen und wilden Batoka-Neger etwa unter 17 Grad südlicher Breite. Dort fand er die sogenannten schwarzen Soldatenameisen in ganz ungeheurer Menge; sie kommen aber auch weiter nach Süden hin vor. Diese merkwürdigen Thiere sind schwarz mit einem leichten Anfluge von Grau und etwa einen halben Zoll lang. Sie marschiren je zu vier Mann in einer Reihe und geben, wenn man sie beunruhigt, einen deutlich vernehmbaren zirpenden Ton von sich. Die Anführer, welchen die übrigen folgen, tragen niemals eine Last, und es scheint als ob die Armee dem Geruche folge, welchen diese Stabsoffiziere hinterlassen. Als einst ein Regiment auf dem Marsche war, goß Livingstone zufällig Wasser über den Pfad; bei der Rückkehr konnten die Soldatenameisen den rechten Weg nicht mehr finden, sie liefen ängstlich am Rande der nassen Stelle umher, und erst nach einer halben Stunde gelang es ihnen wieder auf die Spur zu kommen. Nun setzten sie ihren Marsch wieder in Reihe und Glied fort. Es reicht schon hin, einige Handvoll Erde in den Pfad zu werfen, um sie zu verwirren. Die Heersäule bleibt dann stehen und geht nicht hinüber, sondern zieht, nachdem sie sich eine Weile besonnen hat, rund um, bis sie die alte Straße wieder auffindet; dann geht sie weiter. Diese schwarzen Soldatenameisen sind Raubthiere, welche regelmäßig zum Kriege gegen die weißen Ameisen ausrücken, die allemal eine schwere Niederlage erleiden. Die Anführer, welche die Armee leiten, sind größer als das gemeine Volk; sie packen eine weiße Ameise nach der andern, und geben jeder einen Stich, durch welchen sie ihrem Opfer einen Saft einflößen. Dieser wirkt betäubend; denn die Weißen sterben nicht davon, sondern liegen regungslos und können nur noch die beiden Vorderfüße leise bewegen. Der schwarze Führer wirft solch ein Opfer zur Seite, worauf dann die Soldaten kommen und dasselbe forttragen.

Eines Morgens, so berichtet der Reisende, sah ich eine Schaar ausziehen, um, wie ich vermuthete, Sklaven zu rauben. Ihr Weg führte an einem Baumzweige vorbei, der in einer Wohnung der weißen Ameise steckte. Es war mir auffallend, daß die Schwarzen an derselben rasch vorüberzogen. Ich nahm den Zweig, brach einen Theil der Gallerie auf, und legte jenen mitten in den Pfad, auf welchem die Schwarzen marschirten. Die Weißen, nun ihrer schützenden Wohnung beraubt, liefen verwirrt umher, versteckten sich unter den Blättern, wurden aber Anfangs vom schwarzen Volke wenig beachtet. Bald begann indessen ein General seine Arbeit, er packte eine Weiße, gab ihr einen Stich und warf die dadurch Betäubte an die Seite; gleich nachher kamen die Gemeinen, luden sie auf und zogen fort. Ich hatte gelesen, daß die Weißen von den Schwarzen zu Sklaven gemacht würden. Das ist aber unrichtig. Zu

Kolobeng befreiete ich viele Gefangene, welche von den Generalen einen Stich erhalten hatten, und that sie bei Seite, aber keine einzige erholte sich. Ich meinte, die Betäubung rühre daher, daß die Weißen von den Schwarzen zu fest mit den Freßzangen am Halse gepackt worden seien; das ist aber nicht richtig, auch die Larven der Weißen, welche ich den Soldaten wegnahm, entwickelten sich niemals, obwohl ich sie in einer angemessenen Temperatur aufbewahrte. In den Gängen, welche zu den Kasernen der Schwarzen führen, findet man allemal einen kleinen Haufen von Köpfen und Beinen der Weißen, und hat damit den Beweis, daß jene Kannibalen sind. Sie zeigen eine große Thätigkeit; einst beobachtete ich, wohlgezählt, 1260 schwarze Soldaten, welche in geordnetem Zuge die Eier von einer solchen Stelle forttrugen, die demnächst durch Regenwasser überfluthet werden mußte. Sie schleppten die Eier bis zu einem gewissen Punkte, legten sie dort ab, und schon standen Andere bereit, um sie in Empfang zu nehmen und weiter zu befördern. Ich bemerkte in dem Zuge auch nicht eine einzige Weiße; hätten die Schwarzen weiße Sklaven, so würden sie diese wohl bei einer derartigen Arbeit verwandt haben. An einem kalten Morgen sah ich, wie eine Anzahl Schwarzer einige Weiße mit sich schleppten, welcher sie bereits die Beine abgerissen hatten. —

Diese Kannibalen sind übrigens sehr nützliche Thiere, denn ohne sie würde die weiße Ameise dermaßen überwuchern, daß weder Thier noch Mensch im Lande leben könnte. Auch haben sie im Haushalte der Natur noch eine andere wichtige Aufgabe; sie vergraben nämlich vegetabilische Stoffe ebenso rasch unter die Erde, wie die sehr wilde rothe Ameise todte Thiere vergräbt. Die weiße Ameise hält sich soviel als möglich verborgen und arbeitet unter Gallerien, welche sie bei Nacht baut; sie will sich vor den Vögeln nicht sehen lassen. Sie muß gewisse Zeichen haben, nach welchen sie sich richtet. Manchmal stürmen Hunderte gleichzeitig heraus, schneiden Gras in längliche Streifen und machen mit ihren Freßzangen dabei ein Geräusch, das dem sanften Zuge des Windes durch Baumgezweige gleicht. Diese Grasstückchen bringen sie bis an den Eingang ihrer Wohnungen, nachdem sie einige Stunden lang ununterbrochen gearbeitet haben. Manchmal sieht man einen ganzen Monat lang nichts von ihnen, sie sind aber nie unthätig. In Livingstone's Mission waren sie einmal ohne irgend eine Unterbrechung volle sechsunddreißig Stunden lang beim Graszernagen beschäftigt, und dann noch ebenso munter wie im Anfange. Sehr merkwürdig ist, daß sie auch nach dem Tact arbeiten. Es sind zum Beispiel Hunderte damit beschäftigt, eine lange Röhre zu bauen, welche inwendig glatt geschlagen werden soll. Auf ein gegebenes Zeichen thut jeder einzelne Arbeiter, gemeinschaftlich mit allen übrigen, drei bis vier tüchtige Schläge, und das Ganze giebt ein Geräusch, wie wenn man nach einem Regen auf einen Strauch schlägt und dann viele Tropfen zu Boden fallen. Auch diese weißen Ameisen spielen im Haushalte der Natur eine große Rolle, weil sie Hauptwerkzeuge sind, um einen fruchtbaren Boden zu bilden. Ohne ihre unablässige Arbeit würden die tropischen Wälder noch hundertmal schlimmer sein, als ohnehin schon der Fall ist; man würde wegen der sich ununterbrochen ansammelnden abgestorbenen Vegetation gar nicht hindurchkönnen, und die schädlichen Dünste wären noch viel stärker und nachtheiliger. Die weiße Ameise zerstört und vergräbt aber Alles was sie findet.

Im Lande der Batoka fand Livingstone auch viele wilde Büffel. Einst rannte eine Heerde in vollem Lauf auf ihn zu; er fand aber Schutz auf einem zwanzig Fuß hohen Ameisenhügel. Anführer des Zuges war eine alte Kuh. Vielen saß der sogenannte Büffelvogel (Textor erythrorhynchus) auf dem Rücken; er bildet für diese gewaltigen Thiere eine Art von Schutzgeist. Er hüpft am Boden umher und sucht Futter, wenn der Büffel weidet, oder sitzt auf ihm, um Insekten von der Haut abzulesen. Aber er hat ein scharfes Gesicht, welches jenem Vierfüßer abgeht; sobald er Gefahr wittert, giebt er ein Lärmzeichen und fliegt auf. Der Büffel weiß die Warnung zu benutzen, schaut um sich und rennt fort. Manchmal setzt sich der Vogel auch während der Flucht auf dem Büffel fest, zuweilen begleitet er ihn im Fluge, verläßt ihn aber nicht. Eines ähnlichen Schutzgeistes hat das Nashorn sich zu erfreuen. Dieser Vogel, Buphaga africana, wird von den Betschuanas Kala genannt. Wenn einer dieser Wilden andeuten will, daß ein anderer Mann von ihm abhängig sei, sagt er: „Dieser ist mein Rhinoceros". Auch die Trabanten eines Häuptlinges werden als Rhinoceronten bezeichnet. Jener Vogel ist in Bezug auf seine Nahrung nicht von den Insekten abhängig, welche er auf der dicken unbehaarten Haut jenes plumpen Thieres etwa finden könnte; er hat aber an dasselbe eine Art von Anhänglichkeit, wie der Hund an den Menschen. Das Rhinoceros hat ein schwaches Gesicht, aber ein sehr feines Gehör; deshalb warnt sein getreuer Freund es durch lautes Geschrei, sobald er eine Gefahr im Anzuge glaubt. Eine Art dieses Vogels, welche Livingstone in Angola beobachtete, hat einen zangenartigen Schnabel, mit welchem es Insekten aus der Haut herausreißen kann, und seine Krallen sind so spitz wie Nadeln. Mit denselben kann es sich an den Ohren des Rhinoceros festhängen und aus denselben die lästigen Insekten entfernen. Dabei haftet es nur an der Oberhaut und verursacht seinem Freunde nicht den geringsten Schmerz. Die beiden genannten Vögel leben übrigens auch von Sämereien.

Die Negervölker in Südafrica fand Livingstone auf einer äußerst niedrigen Stufe. Wo sie mit Kafferstämmen in Berührung kommen, sind sie allemal denselben dienstbar, und werden sogar von diesen Wilden gewissermaßen als Vieh betrachtet. Ihr zur Unterordnung geneigtes und wie es scheint dazu bestimmtes Wesen tritt in allen Lebensverhältnissen hervor; es ist viel urwüchsige Bestie in ihnen. Bei einem Stamme der Balobale am mittlern Sambessi haben sie eine eigenthümliche Art der Begrüßung. Sie sind ganz und völlig nackt, tragen gar nichts außer ihrem schwarzen Naturgewande; die Haut stellt die Kleidung vor. Wer den Andern begrüßen will, wirft sich mit dem Rücken erst platt auf die Erde, wälzt sich dann auf die eine, nachher auf die andere Seite und klatscht dabei, so derb es nur irgend sich thun läßt, mit den flachen Händen auf einen gewissen Körpertheil, welcher den Resonanzboden bildet. Dabei ruft er die wohlklingenden Worte: Kina Bomba, welche Willkommen und Dank ausdrücken. Nach-

dem der Eine fertig ist, hebt der Andere in derselben Weise an. Livingstone sagt: „Mir war diese Art zu grüßen sehr unangenehm und ich hatte mich auch nie damit befreunden können. Ich rief stets: Halt ein, laß ab! Das mag ich nicht! Aber die Batoka meinten, ich sei noch nicht zufrieden, wälzten sich nur noch ärger umher und klatschten noch wilder auf ihr Dickfleisch. Dieses Volk weint nicht; alle schlagen sich die Vorderzähne aus, weil das für schön gilt; die Weiber helfen den Männern schreien, und der Häuptling hat die Hütte, in welcher er schläft, mit sechzig und einigen Menschenschädeln — geziert."

x.

Zur Charakteristik Suwarow's.

„Russisches Leben" von Johann Philipp Simon (Berlin, bei Martens), ist ein merkwürdiges Gemisch von oberflächlichen geschichtlichen Skizzen, Erzählungen unbedeutender Erlebnisse, Abhandlungen über die russische Kirche, und nach eigener Anschauung entworfener Bilder aus dem Leben und Treiben der Russen aller Stände. Der Verfasser scheint als Lehrer oder Missionär längere Zeit in dem Czarenreich gelebt zu haben, und mit allen Classen seiner Bewohner vielfach in Berührung gekommen zu sein. Er hat viel gesehen, und beobachtet nicht ohne Geschick; aber in dem Mitgetheilten herrscht der Quantität nach entschieden die Spreu über die Weizenkörner vor, und das Buch würde entschieden gewinnen, wenn es auf mindestens die Hälfte zusammengestrichen wäre. Was dann übrig bliebe, würde allerdings von vielem Interesse sein. Aus den vielen, nach russischen Quellen mitgetheilten Skizzen heben wir eine Mittheilung über den berühmten Suwórow heraus. Man merkt es ihr freilich an, daß sie von seinem Kammerdiener herrührt, der sie vor seinem Tode niedergeschrieben, aber es ist immer interessant, auch in seiner Häuslichkeit den Sonderling kennenzulernen, der dies vielleicht mehr aus Absicht und Schlauheit, und daneben noch der Feldherr war, der Rußlands Waffen auf den Schlachtfeldern, wo sich die Geschicke Europa's entschieden, glänzend einführte. Es war Methode in seinen Wunderlichkeiten, und der General, der sich selbst nackt der Winterkälte aussetzte, konnte von seinen Russen mit Recht das Unmöglichscheinende von Anstrengungen verlangen, wie derjenige, der sein Tagewerk schon Mitternacht um zwölf Uhr anfing, den Begriff der Zeit als Hinderniß füglicherweise aus seinem militärischen Wörterbuche ausstreichen durfte.

Immer um zwölf Uhr in der Nacht begann Suwórow sein Tagewerk; in Kriegs- oder andern für den Staat wichtigen Zeiten stand er noch früher auf, und da er sich dieses zur Gewohnheit gemacht hatte, die niemals eine Ausnahme duldete, so hatte er seinen Kammerdienern den Befehl gegeben, der also lautete: „Im Fall Suwórow um zwölf Uhr in der Nacht nicht aufstehen will, so faßt ihn beim Fuß und zieht ihn mit Gewalt von seinem Lager." Suwórows Bett war ein ziemlich hohes Heu- oder Strohlager; seine Decke bestand aus einem feinen Leintuch. Gleich nach dem Aufstehen ging er eine volle Stunde förmlich nackt und tactmäßig in seinem Zimmer umher (war er im Lager, so geschah dies in seinem Zelte), und lernte laut türkische, tatarische und korelische Wörter auswendig. Um sich in der korelischen Sprache recht zu üben, hatte er immer einige Korelen, seine Leibeigene, bei sich (die Korelen sind ein Stamm der Finnen). Wenn er seine Lection gelernt hatte, wusch er sich. Gewöhnliches Waschgeräth hielt er nicht, zwei Eimer Wasser und ein großes messingenes Becken wurde in sein Zimmer gebracht und in Zeit von einer halben Stunde hatte er sich den größten Theil dieses Wassers ins Gesicht geplätschert, das noch übrige ließ er sich sodann auf die Schultern gießen, daß es über seine ausgestreckten Arme an den Ellenbogen zur Erde träufelte. Diese Art sich zu waschen, sagte er, sei für die Augen wie für den ganzen Körper sehr wohlthätig.

Es war gewöhnlich zwei Uhr nach Mitternacht, wenn Suwórow mit Waschen fertig wurde, und in dieser Zeit trat der Koch ein, den Thee zu bereiten. Von Niemand anderem wollte er den Thee gekocht haben, und es mußte dies in Suwórows Gegenwart geschehen. Hatte der Koch eine halbe Tasse eingeschenkt, so kostete Suwórow den Thee, ob er nicht zu stark oder zu schwach sei. Er trank keinen andern, als vom besten chinesischen schwarzen Thee, und er mußte, ehe er abgebrüht wurde, gut geseiht werden, damit das Feine, welches er „Staub" nannte, nicht in die Kanne kommen konnte, sonst sagte er: „der Thee ist verdorben!" — Er trank in der Regel nur zwei Tassen und niemals aß er etwas dazu. In den gebotenen Fasten trank er ihn ohne Sahne. Beim Theetrinken schrieb er auf, was er in jener Stunde gelernt hatte und gab sich auch seine Lection für die künftige Lehrstunde auf. Nach dem Thee fragte er den Koch: „Was werden die Gäste heute zu Mittag essen?" Der Koch sagte ihm das. „Aber was wirst du heute für mich kochen?" fragte er darauf. War es in den Fasten, so antwortete der Koch: „Fischsuppe!" war es an keinem Fasttage, so sagte er: „Kohlsuppe mit Braten!" — Backwerk aß er nicht und auch keine Saucen. Wenn viel Gäste zur Tafel geladen waren, bestand das Mittagessen aus sechs bis sieben Gerichten. War die Unterredung mit dem Koch geendigt, so setzte Suwórow sich, noch immer nackt, aufs Sopha und begann sein Morgengebet, das in heiligen Gesängen bestand, die er nach Noten sang. Er hatte eine gute Baßstimme und war ein großer Freund vom Singen.

Nach dem Morgengebet warf Suwórow sich in die Kleider und in Zeit von fünf Minuten stand er völlig angekleidet da. Jetzt wusch er sich Hände und Gesicht nochmals mit eiskaltem Wasser. Darauf trat sein Adjutant ein und überreichte ihm die schriftlichen Berichte. Der Oberst D. D. Mandrükin war lange Zeit sein Adjutant.

Es war im Sommer noch nicht sieben Uhr in der Frühe, wenn Suwórow zur Wachtparade ging. Hier sagte er immer zu den Soldaten: Kinder! seid hübsch munter, kühn und tapfer, übt euch in den Waffen, so wird euch Ruhm und Sieg! Eine Kugel sei auf drei Tage.

„Den ersten und zweiten Feind erschlagt!
Und dem dritten die Kugel durchgejagt!"

Ein geübter und disciplinirter Soldat vermag mehr als zehn nichtgeübte und nicht disciplinirte.

Nach der Wachtparade, wenn Suwórow keine besonders wichtigen Geschäfte zu verrichten hatte, ließ er den Obersten Falkon zu sich kommen, der ihm dann deutsche und französische Zeitungen vorlesen mußte. Der Graf verstand beide Sprachen. Wenn ihn die Neuigkeiten in den Zeitungen nicht interessirten, rief er plötzlich: „Ist das Essen fertig?" — Die zur Tafel geladenen Gäste hatten sich um diese Zeit auch schon eingefunden, und man setzte sich um acht Uhr in der Frühe zu Tische, um zu Mittag zu speisen. Wenn sehr vornehme Personen zur Tafel geladen waren, speiste man um neun Uhr. Vor dem Essen trank Suwórow ein Gläschen Kümmel, niemals ein zweites; war er unpaß, so trank er ein Glas Fusel mit Pfeffer. Bei Tische trank er sehr mäßig Ungarwein oder Malaga; aber an Festtagen Champagner. Aus Früchten und anderm Naschwerk machte er sich wenig; nur als Abendbrot aß er ein mit Zucker gewürztes Scheibchen Citrone oder drei Theelöffel voll eingemachter Strauchbeeren. In Friedenszeiten speiste Suwórow nie allein, seine Tafel war immer für fünfzehn bis zwanzig und mehr Personen gedeckt. Bei Tische saß er niemals an dem Orte, wo der Wirth des Hauses zu sitzen pflegt, er saß an der einen Ecke zur Rechten. — Sein Tischgedeck war von dem der Gäste verschieden. Er aß nie mit einem silbernen Löffel, sondern mit einem zinnernen, der aber ganz die Form eines silbernen hatte. Wenn ihn Einer, der es wagen durfte, fragte, warum er einen zinnernen Löffel einem silbernen vorzöge, antwortete er: „Alles Silber enthält Gift!" Sein Tischmesser und auch seine Gabel hatten elfenbeinerne Griffe; auch seine Gläser waren von denen der Gäste verschieden. Nie stand eine Schüssel mit Speisen auf dem Tische, das Essen wurde vom Kochheerde zur Tafel gebracht und den Gästen ihrem Range nach dargereicht. Seinem eigenen Befehle gemäß mußte Suwórow es sich gefallen lassen, daß alle Speisen für die Gäste an ihm vorbeigetragen wurden, ohne daß er hätte zugreifen dürfen, und wenn ihm auch der Mund nach etwas wässerte, so durfte er doch nichts davon essen, denn er mußte mit seiner Fischsuppe oder mit der Kohlsuppe und dem Braten vorlieb nehmen. Weil er einen so sehr schwachen Magen hatte, war er überaus mäßig bei Tische, und überdem stand auch noch sein erster Kammerdiener, Procher Dübassow, den er „Proschki" nannte, hinter seinem Stuhle und paßte auf, daß Suwórow ja nicht zuviel esse. Es geschah einige Mal, daß der Graf von den Speisen der Gäste etwas haben wollte, aber Proschki nahm ihm flugs den Teller weg, und da half kein Bitten, Schelten noch Drohen, der Teller wurde nicht wieder hingesetzt. „Nun so lass' mich nur von diesem da ein wenig kosten!" sagte er. Aber Proschki antwortete: „Es kann nichts gereicht werden, Gräfliche Erlaucht!" Und wenn er auch Gott weiß was gethan hätte, Proschki hätte nicht nachgegeben, denn er hatte eine gerechte Ursache, so unerbittlich in diesem Stücke zu sein: fühlte Suwórow sich nach dem Essen unpäßlich, so wurde Proschki zur Verantwortung gezogen, und alle seine Entschuldigungen wurden verworfen. „Du allein bist Schuld, daß Suwórow krank ist! warum hast Du ihm so viel zu essen gegeben!" hieß es dann.

Er hatte es gern, wenn die Gäste sich bei Tische ziemlich laut unterhielten, trat ein Schweigen ein, so rief er plötzlich: „Brüder, sprecht doch ein Wort!" Wurde er von irgend einem Großen zur Tafel gebeten, so mußten sein Koch und Kammerdiener auch mit eingeladen werden, damit jener die Speise für ihn kochen und dieser hinter seinem Stuhle stehen konnte. Es ereignete sich einige Mal, daß Beide zu Hause blieben. Suwórow saß traurig bei Tische und aß nichts. „Ja nje sdarów!" (ich bin krank) sagte er.

Vor Tische betete er das Vater Unser laut und sehr andächtig. In den großen Fasten wurde in seinem Hause täglich Gottesdienst gehalten, wobei er das Amt des Diakons versah; er verstand den heiligen Dienst besser, als mancher Dorfpope.

In der ersten Woche dieser Fasten aß Suwórow nichts als Speisen von Pilzen; in der Charwoche aber, in welcher er auch communicirte, genoß er nichts als Thee.

Am ersten Ostertage wohnte er der Früh- und Spätmesse bei, und nach geendigtem Gottesdienste stellte er sich in die Reihen der Priester und küßte sich mit ihnen, darauf küßte er Jeden, der sich in der Kirche befand. Seine Kammerdiener standen bei dieser Gelegenheit mit Körben voll gefärbten Eiern hinter ihm und gaben jedem, der sich mit ihm geküßt hatte, ein Ei; er aber nahm — dem russischen Gebrauch zuwider — keins dagegen in Empfang.

Christi Himmelfahrt und Pfingstsonntag werden von den Russen mit gleicher Feier begangen. — An diesen Tagen speiste Suwórow gewöhnlich im Walde unter duftenden Birken, die mit allerlei farbigen Bändern geziert waren; an verschiedenen Stellen standen Sängerchöre, welche in die Feiertöne der militärischen Tafelmusik einstimmten. Nach Tische begann der Reihentanz, aber kein Frauenzimmer durfte Theil am Reigen nehmen: Suwórow tanzte mit seinen Soldaten und Officieren.

In den Weihnachtsfeiertagen lud er viele Gäste zu Kränzchen und Bällen bei sich ein, wo auch Pfänderspiele üblich waren. Bei dieser Gelegenheit durften auch Frauen an Spiel und Tanz theilnehmen, Suwórow war dabei überaus fröhlich; sobald aber seine Schlafstunde kam, schlich er sich heimlich aus der Gesellschaft, ohne daß dadurch Spiel und Tanz unterbrochen wurden. „Laßt sie springen und jubeln! ich will schlafen," sagte er zu seinem Kammerdiener.

Suwórow pflegte sich auch nach dem Mittagsessen mit kaltem Wasser zu waschen, worauf er ein Glas Porter trank, das durch ein mit Zucker geriebenes Scheibchen Citrone gewürzt sein mußte, dann ging er ein Paar Stunden schlafen; dies nannte er sein Mittagsschläfchen. Ueber sein Heu- oder Strohlager war ein grobes Segeltuch ausgebreitet, und das Segeltuch war mit einem feinen Bettlaken bedeckt. Zur Decke hatte er nichts als ebenfalls ein feines Leintuch; war es aber sehr kalt, so nahm er noch seinen Reisemantel zur Decke.

Sein Hauskleid bestand aus geschlitzten Beinkleidern und einer Jacke, beides aus Cannevas. Im Winter, selbst in der strengsten Kälte, trug er niemals ein Pelzkleid, ja nicht einmal

eine Unterjacke, auch keine Handschuhe, selbst dann nicht, wann er die größte Zeit des Tages in der Kälte zubringen mußte. So trug er auch in Schnee und Regen weder Mantel noch Oberrock. Die Kaiserin Katharina schenkte ihm einmal ein kostbares Winterkleid, das aus dem theuersten Sammet und dem seltensten Zobel bestand und mit goldenen Treffen und Quästen geschmückt war; sie schenkte es ihm mit der Bedingung, daß er nie anders als in diesem Kleide vor ihr erscheinen sollte. Sie dachte den alten berühmten Feldherrn auf diese Art an ein warmes Kleid zu gewöhnen. Aus Liebe und Ergebenheit für seine Kaiserin trug Suwórow auch einige Mal das Kleid; er zog es aber erst dann an, wenn er aus dem Wagen stieg und ins Palais zur Audienz ging.

Der Feldmarschall war kein Freund von den gewöhnlichen Hausthieren, daher duldete er auch keins in seinem Gebiete; begegnete er aber einem solchen auf dem Hofe, so schmeichelte er ihm auf eigenthümliche Art. Sah er z. B. einen Hund, so bellte er ihn an, sah er eine Katze, so miaute er, und sah er einen Hahn, so krähte er. Suwórow ahmte die Laute dieser Thiere auf eine unglaublich natürliche Art nach. Einmal gab er vor einer Schlacht mit den Türken die Ordre, aufzubrechen, sobald der Hahn krähe. Da man damals das ausgezeichnete Krähtalent noch nicht kannte, so wunderte man sich nicht wenig über solche Ordre, zumal in der ganzen Gegend kein Hahn vorhanden war. Man harrte jedoch mit der größten Aufmerksamkeit auf dieses Signal. Plötzlich krähte der Hahn laut und hell! — Suwórow war es, der da krähte.

Während des Krieges mit den Türken und überhaupt auf langen beschwerlichen Märschen stieg Suwórow, wenn es Raststunde war, vom Pferde und wälzte sich im Grase herum; auf dem Rücken liegend und die Beine in die Höhe kehrend, sagte er: „Das ist die gesündeste Bewegung, so zieht das Blut aus den Füßen. Kinder, macht es auch so!" Die Soldaten folgten nun größtentheils seinem Beispiele.

Suwórow rauchte niemals Tabak, dafür schnupfte er aber sehr stark. An gewöhnlichen Tagen trug er eine einfache goldene Dose bei sich; an Sonn- und Festtagen trug er eine, die mit Brillanten und dem Bildnisse der Kaiserin geschmückt war, oder auch eine von denen, die ihm Kaiser Joseph und andere Monarchen geschenkt hatten. Er sah es sehr ungern, wenn Jemand eine Prise von ihm verlangte. Nur der Fürst Wolkónskij, den er liebte, hatte das Vergnügen, mit ihm gemeinschaftlich zu schnupfen. Er pomadisirte sich gern, auch war er ein großer Freund der wohlduftenden Wasser, mit denen er täglich seine Kleider benäßte. In seinem Schnupftuche hatte er immer einen Knoten, der mit wohlriechendem Wasser angefeuchtet war. So lange Suwórow lebte, duldete er niemals ein Frauenzimmer in seinem häuslichen Dienste. Er starb im einundsiebzigsten Jahre seines Alters zu St. Petersburg (1800), tief betrübt über die Ungnade des Kaisers Paul, in die er gerathen war.

Als der Kaiser hörte, daß der alte Feldherr wirklich krank war, schickte er einen Kammerherrn zu ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Dieser Kammerherr war früher Kammerdiener bei Sr. Majestät; wußte aber sich in dessen Gnade so sehr zu befestigen, daß der Kaiser ihn aus purer Gunst zum Kammerherrn ernannte und ihn auch in den Grafenstand erhob. Suwórow kannte diesen Grafen, der ohne eigentliche Verdienste und ohne Ahnen war, aufs Genaueste; aber er that, als kenne er ihn nicht, und der Graf konnte annehmen, daß die Kränklichkeit und das hohe Alter des Feldherrn Ursache dieses schwachen Gedächtnisses seien. „Wen habe ich die Ehre bei mir zu sehen?" fragte er ihn. — „Ich bin der Graf K.....w, Kammerherr Sr. Majestät des Kaisers," war die Antwort. — „Ganz recht! jetzt erinnere ich mich," sagte Suwórow, „Sie haben bei der Gefangennehmung des Räubers Pugatschéw tapfer mitgewirkt, und ich freue mich, die Gelegenheit nochmals zu haben, Ew. Erlaucht für diese Beihülfe zu danken." — „Ich bitte um Verzeihung, Ew. Durchlaucht! ich habe an dem Siege über den Räuber, der unser „heiliges Vaterland" einige Zeit mit Schrecken erfüllte, keinen Antheil!" antwortete der Kammerherr. „Nicht? ... Dann war es bei der Erstürmung von Rustschuk, wo ich Sie sah! ... Ja, ja, so ist es, es war bei Rustschuk!" — „Ew. Durchlaucht verzeihen, daß ich auch dieses verneinen muß, ich war nicht mit bei Rustschuk, habe keinen Theil an diesem glänzenden Siege," sagte der Kammerherr. „Aber mein Gott! wo hab' ich Sie denn gesehen? auf dem Schlachtfelde war es, wie mich dünkt. .... War es nicht bei der Erstürmung von Praga?" — „Ew. Durchlaucht verzeihen, ich war nicht mit bei Praga, habe also auch nicht den geringsten Antheil an diesem Siege und Ruhme des russischen Heeres." — „Aber so bitte ich Ew. Erlaucht, mir zu sagen, bei welcher Gelegenheit es gewesen, als ich sah, wie Sie sich durch eine glänzende That auszeichneten .... War es nicht auf dem Schlachtfelde, so war es doch an einem andern Orte, wo Sie sich um das Vaterland so verdient machten, daß Se. Majestät der Kaiser Sie zum Lohne dafür in den Grafenstand erhob. Ist es nicht also?" fragte Suwórow. „Ich bitte um Verzeihung! ich habe meinem Herrn und Kaiser, dem allergnädigsten Herrscher zwar treu und redlich gedient, aber ich kann mich nicht rühmen, das vollbracht zu haben, was man eine große und ruhmvolle That zu nennen pflegt. Ich bin durch die Gnade und Gewogenheit meines allergnädigsten Herrn und Kaisers in den Grafenstand erhoben worden!" entgegnete der Kammerherr und machte so viele Bücklinge, wie er sie bei Hofe zu machen pflegte.

„Ah, das ist etwas Anderes!" versetzte Suwórow und rührte die Klingel. Procher Dübassow trat sogleich ein und fragte nach dem Befehl seines Herrn. Suwórow aber gab ihm ein Paar Ohrfeigen, indem er sagte und auf den Grafen deutete: „Siehe her, Balwán (Holzblock), dieser Herr war auch Kammerdiener und ist jetzt schon Graf. A Tü Durák (und du Narrenkerl) bist noch immer wie vor zwanzig Jahren, Kammerdiener! Kannst Du nicht auch Graf werden?" Procher verstummte über diese seltsame Zumuthung seines Herrn. Der Kammerherr aber machte über dieses Lob, daß er es vom Kammerdiener bis zum Grafen gebracht hatte, gar kein freundliches Gesicht, sondern ein ernstes und sehr langes, und hüpfte behend zur Thüre hinaus. Er kam nie wieder, sich nach dem Befinden des kranken Feldherrn zu erkundigen." B.

Männer der Zeit.

Napoleon III. Kaiser der Franzosen.

Karl Ludwig Bonaparte ist der zweite Sohn Ludwigs, des ehemaligen Königs von Holland, und der Königin Hortensia Eugenie, und am 20. April 1808 geboren. Bei dem Sturze seines Onkels erst sieben Jahre alt, ward schon in so frühem Alter Verbannung sein Loos. Anfangs lebte er mit seiner Mutter in Augsburg, später in der Schweiz; er trat als Officier in die Armee dieser Republik, nachdem er auf der Thuner Militärschule Artilleriewissenschaften studirt hatte. Dort war sein Lehrer der spätere schweizerische General Dufour, und die Schweiz hat durch die damals entstandene Bekanntschaft zwischen Schüler und Lehrer in den letzten Jahren manchen Vortheil erlangt. Nach der Julirevolution kam Ludwig Napoleon bei Ludwig Philipp um Erlaubniß ein, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, erhielt sie aber nicht. Die im Jahre 1831 in Italien ausbrechende Revolution schien endlich seinem Thätigkeitstriebe Beschäftigung zu versprechen, und er sowohl wie sein älterer Bruder, Napoleon, spielten eine Rolle in der Insurrection im Kirchenstaate. Noch bevor die Bewegung unterdrückt war, starb Napoleon in Forli (17. März 1831), Ludwig Napoleon flüchtete aber nach dem Scheitern des Unternehmens und fand ein Asyl in England, dem Zufluchtsort Aller, deren politische Pläne sich mit den bestehenden Verhältnissen in Widerspruch befinden. Hier verweilte er jedoch nicht lange, sondern begab sich wieder nach der Schweiz zurück, wo er auf dem Schlosse Arenenberg im Thurgau lebte. Litterarische Arbeiten beschäftigten ihn nun in seinen Mußestunden; damals schrieb er seine „Rêveries politiques", in welchen er die Nothwendigkeit der Napoleonischen Dynastie für Frankreich darzuthun suchte, ferner „Considérations politiques et militaires sur la Suisse", und „Manuel sur l'Artillerie." Als er durch den 1832 erfolgten Tod des Herzogs von Reichsstadt der gesetzliche Erbe der Napoleonischen Familie wurde, hielt er die Zeit zur praktischen Anwendung seiner Theorie von der providentiellen Rolle der Napoleoniden für gekommen. Die Unzufriedenheit, welche die friedliche Politik Ludwig Philipps in Frankreich erregte, bot sich ihm als eine gelegene Handhabe dar. Seine Augen fielen zunächst auf Straßburg, als einen nahe der Schweiz gelegenen Waffenplatz in einer Provinz, wo noch die napoleonischen Erinnerungen besonders lebhaft waren. Von dort aus beabsichtigte Ludwig, wenn ihm sein Plan gelang, nach Paris aufzubrechen, unterweges die Besatzungen im Elsaß und Lothringen ansichzuziehen, die Provinzen zu insurgiren, und die Hauptstadt zu erreichen, ehe die Regierung Zeit zur Ergreifung von Gegenmaßregeln gehabt. Inwiefern Einverständnisse mit politisch einflußreichen Persönlichkeiten in Paris einen so kühnen Plan rechtfertigten, ist uns unbekannt; wir wissen nur so viel, daß im Juni 1836 Ludwig Napoleon Arenenberg verließ, und sich nach Baden-Baden begab, wo er sich mit mehreren französischen Officieren aus den der Grenze zunächst gelegenen Garnisonen in Verbindung setzte, und Oberst Vaudrey, der die in Straßburg garnisonirende Artillerie commandirte, für sich gewann. Im August begab er sich heimlich nach dieser Stadt, und hatte dort eine Zusammenkunft mit funfzehn Officieren, die ihm ihre Unterstützung und Mitwirkung versprachen. Alsdann kehrte er nach der Schweiz zurück, und überließ einigen seiner Anhänger die Sorge, die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung seiner Pläne zu treffen. Endlich war der Augenblick zum Handeln gekommen. Am 30. October früh um fünf Uhr versammelte Oberst Vaudrey das 4. Artillerieregiment im Hofe der Caserne Austerlitz, und stellte den Soldaten Ludwig Napoleon mit folgenden Worten vor: „Soldaten, eine große Revolution beginnt in diesem Augenblick. Der Neffe des Kaisers steht vor Euch. Er kommt um sich an Eure Spitze zu stellen. Er hat den Boden Frankreichs betreten, um dem Vaterland seinen Ruhm und seine Freiheit wiederzugeben. Jetzt gilt es für eine große Sache, die Sache des Volkes, zu siegen oder zu sterben. Soldaten des 4. Artillerieregiments, kann der Neffe des Kaisers auf Euch rechnen?" Wirklich erklärte das Artillerieregiment sich für Ludwig Napoleon und folgte ihm nach der Finkenmattcaserne, wo er eben so rasch mit dem 46. Infanterieregimente fertig zu werden hoffte. Aber die Geistesgegenwart des Obersten Taillandier erhielt das Regiment in seiner Treue und Ludwig Napoleon befand sich sehr bald mit allen seinen Anhängern in Gefangenschaft. Die Milde der damaligen Regierung sah ganz von einer Bestrafung ab, und begnügte sich den kühnen Verschwörer nach den Vereinigten Staaten zu schicken. Ein so entlegener Aufenthalt vertrug sich jedoch nicht mit seinen Plänen, und er begab sich wieder nach der Schweiz, wo sein Erscheinen sehr energische Forderungen, ihn auszuweisen, von Seiten der französischen Regierung veranlaßte, und als diese Forderung von der Ansammlung einer Truppenmacht an der Schweizergrenze unterstützt wurde, fand es Ludwig Napoleon für rathsam die Schweiz zu verlassen, und abermals ein Asyl in England zu suchen. Hier blieb er von Ende 1838 bis 1840, wo er einen neuen Versuch machte sich der französischen Krone zu bemächtigen, einen Versuch, der noch kläglicher fehlschlug als der erste. Er miethete in London ein englisches Dampfschiff, the city of Edinburgh, schiffte sich ein mit dem bekannten Grafen Montholon, General Voison, 53 andern Personen und einem zahmen Adler, um diesen über seinem Haupte aufsteigen zu lassen, und landete am 6. August in der Nähe von Boulogne. Gegen fünf Uhr Morgens marschirte die Schaar in die Stadt, und durchzog die Straßen mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" Diesmal traten jedoch, mit Ausnahme eines einzigen Lieutenants, keine Truppen über; die Nationalgarde versammelte sich rasch, und nahm Ludwig Napoleon und sein Gefolge gefangen, ehe sie sich wieder einschiffen konnten. Vor die Pairskammer unter der Anklage des Hochverraths gestellt, wurden Ludwig Napoleon zu lebenslänglicher, Graf Montholon und drei andere zu zwanzigjähriger Einsperrung, die übrigen zu Freiheitsstrafen von verschiedener Dauer, der übergetretene Lieutenant zur Deportation verurtheilt, und Ludwig Napoleon war nun mehrere Jahre einsamer Gefangener auf der Citadelle von Ham; am 25. Mai 1846 gelang es ihm jedoch, als Maurer verkleidet, zu entfliehen und glücklich England zu erreichen, das er erst nach der Februarrevolution wieder verließ (28. Febr. 1848).

Was Ludwig Napoleon bisher vor der Oeffentlichkeit gethan, hatte keine große Meinung von seiner Begabung oder seinem Charakter erweckt; seine Unternehmungen waren selbst nicht frei von dem tödtlichsten Makel, der sie in Frankreich treffen konnte, dem der Lächerlichkeit. Seine hauptsächliche Stärke war der Nimbus, der in den Augen zahlreicher Classen des Volkes den Namen Napoleon umgab. Da dies jedenfalls kein republikanischer war, so glaubte die zahlreiche Partei, welche den durch die Februarrevolution emporgekommenen Herrschern Opposition machte, in Ludwig Napoleon ein handliches Werkzeug zu finden, das durch die Popularität seines Namens ihr zahlreiche Anhänger aus den unteren Volksclassen zuführen, durch seine eigene politische Bedeutungslosigkeit aber abgehalten sein würde, selbst zu einer Macht zu werden. So wurde er der Candidat der conservativen Partei Frankreichs, und durch sie (am 20. Dec. 1848) Präsident von Frankreich, bestimmt, entweder einem Bourbon oder einem Orleans zu weichen, sobald eine der beiden royalistischen Parteien der andern entschieden überlegen, und bei der Masse des Volkes wieder möglich war. Das Werkzeug war aber klüger, als die, welche es benutzen wollten. Ludwig Napoleon benahm sich gleich von seinem ersten Wie-

derauftreten in Frankreich an mit großem Tacte. Er trug Neigung zu populären und liberalen Grundsätzen, philanthropische und religiöse Tendenzen, bescheidene Wünsche und Fähigkeiten zur Schau. Er wollte nicht als Erbe seines Onkels, nicht als Bonapartist auftreten, sondern im Interesse aller Parteien als Vermittler. Er theilte auch wirklich nicht die Leidenschaft der Parteien, eben weil er in Folge seiner gezwungenen Entfernung vom politischen Leben Frankreichs nie an ihren Kämpfen Theil genommen, und beherrschte sie gerade dadurch, daß er sich von ihren Voreingenommenheiten nicht fortreißen ließ. Er besaß gesunden und nüchternen Verstand, große Ausdauer, die Kunst sich nicht errathen zu lassen und Unbeugsamkeit des Willens in ungewöhnlichem Grade. Schweigsam wie ein Größerer vor ihm, vertraute er Niemandem seine Pläne, hörte aber Jeden an, ohne ihn merken zu lassen, ob er seine Meinung billige oder nicht. Hindernisse ermüdeten ihn nicht, da ihm weniger auf den Weg als auf das Ziel ankam, und in der Wahl seiner Mittel konnte er kaum in Verlegenheit kommen, da sich sein politisches Gewissen von principiellen Bedenklichkeiten nicht beengt fühlte. Vor allem aber erkannte er, daß die Masse des Volkes, der politischen Aufregungen müde, Ruhe und freie Zeit zum Erwerbe verlange, und für Ordnung gern die Freiheit bis auf einen mäßigen Schein derselben hingeben würde. Daneben hob ihn zu allen Zeiten eine fatalistische Ueberzeugung vom Beruf seines Geschlechts, Frankreich glücklich und groß zu machen. Die sehr beschränkten Befugnisse, die er als Präsident besaß, wußte er bald zu seinem Vortheil auszubeuten. Selbst daß er gegen die gesetzgebende Behörde kein Veto hatte, wohl aber das Recht Gesetzvorschläge zu machen, oder abgelehnte Gesetzentwürfe zu nochmaliger Berathung zu empfehlen, diente ihm dazu, bei jeder gewünschten Gelegenheit seinen Willen von dem der Nationalversammlung zu trennen, und die Vermehrung der Macht, die ihm unpopuläre Maßregeln verliehen, anzunehmen, die Mitschuld an ihnen aber abzulehnen. Stets beklagte er dann seine verfassungsmäßige Ohnmacht, die Reactionshast der Nationalversammlung zu verhindern.

Während nun die Vertreter der Nation in erbittertem Parteienkampfe ihre Zeit vergeudeten, und nichts als eine Zukunft des Bürgerkrieges in Aussicht stellten, füllte allmählich Ludwig Napoleon Heer und Beamtenstand mit seinen Anhängern, gewann sich die Geistlichkeit durch die Unterstützungen, die er dem Papst durch die Expedition gegen die römische Republik angedeihen ließ, und den ruheliebenden Bürgerstand durch die Gewißheit einer kräftigern, und die Möglichkeit einer bessern Regierung, die er als ein über den Parteien Stehender in seiner Dictatur in der Ferne zeigte. Die Verfassung verbot aber seine Wiederwahl, und als die Nationalversammlung die Revision derselben verweigerte (18. Juli 1851), obgleich bei der Zerfallenheit der Parteien gar kein anderer Candidat als Ludwig Napoleon möglich war, schien alles zum Staatsstreich reif. Er erfolgte, im tiefsten Geheimniß vorbereitet, und nur im letzten Augenblick den unentbehrlichsten Werkzeugen anvertraut, in der Nacht vom 1. auf den 2. December, und als Paris am Morgen erwachte, sah es sich unter der Herrschaft einer Militärdictatur. Der Widerstand der parlamentarischen Partei wurde durch Verhaftung und spätere Exilirung ihrer Führer, der der republikanischen durch schonungslose Verwendung der Truppen im Straßenkampf gebrochen, und Ludwig Napoleon schlug sich der Nation als Präsident auf zehn Jahre vor. Die Wahl durch 7½ Millionen Stimmen folgte am 20. December, aber die intelligenten Classen hielten sich fern, und die neue Regierung stützte sich lediglich auf die Geistlichkeit, gewonnen durch einige dem klerikalen Interesse gemachte Concessionen, auf die Armee, „den wahren Adel Frankreichs," und auf die ländliche Bevölkerung, in der sie durch den Glanz eines berühmten Namens wurzelte. Die controlirenden Institutionen, mit denen sich der Prinz Präsident umgab, waren nur Schatten; er besaß eine Machtfülle, wie kaum der Czar von Rußland. Er ernannte Staatsrath und Senat, dessen Mitglieder er je nach ihrem Wohlverhalten dotirte, und übte durch die von ihm eingesetzten Präfecten einen gebietenden Einfluß auf die Wahlen zum gesetzgebenden Körper, der nicht einmal einen Schein wirklicher Macht besaß. Die Minister waren nur ihm verantwortlich, er befehligte Heer und Flotte, konnte Krieg oder Belagerungsstand auf eigene Autorität hin erklären. Selbst die Verfassung konnte er beliebig abändern. — Nur ein Jahr währte dieser Zustand der Dinge. Im Herbst 1852 machte der Prinz Präsident Rundreisen durch mehrere Departements; überall begrüßte ihn der Ruf: Es lebe der Kaiser! und seine vertrautesten Freunde trugen Sorge, dies als ein untrügliches Zeichen des Volkswunsches darzustellen. Der dienstwillige Senat kam diesem Wunsche entgegen, indem er erklärte, daß die Wiederherstellung des Kaiserthums der Wille der Nation sei. Das bestätigte diese mit 7,800,000 Stimmen, und am 2. December 1852 wurde Napoleon III. als Kaiser der Franzosen proclamirt.

Nachdem der Kaiser von den Continentalmächten zögernd anerkannt worden, sah er sich nach einer Gemahlin aus fürstlichem Hause um; als aber seine Bewerbungen erfolglos blieben, entdeckte er, daß Verbindungen mit einer der alten Dynastien für Frankreich meistens unglücklich ausgefallen seien, und vermählte sich (am 29. Januar 1853) mit Eugenie Marie von Guzman, Gräfin von Theba, (geb. 5. Mai 1826) einer vornehmen Spanierin, die in der Pariser Gesellschaft seit längerer Zeit schon eine glänzende Rolle gespielt, und die ihm am 16. März 1856 einen Erben (Napoleon Eugen Louis Johann Joseph) gebar.

Wenn sich auch Napoleon III. durch seine bei Gelegenheit seiner Vermählung gehaltenen Reden außerhalb des Kreises der alten Dynastien stellte, so war er doch keineswegs gemeint, in dieser Stellung zu verharren. Im Gegentheil richtete sich von nun an sein ganzes Streben darauf, zu bewirken, daß die übrigen Souveräne ihn nicht blos freiwillig als Gleichberechtigten anerkannten, sondern sich in ihren Streitigkeiten seine Vermittlerrolle gefallen ließen. Gelang ihm dies, so glaubte er seinen Beruf als Wiederhersteller des französischen Kaiserthums erfüllt und, da er, wie der erste Napoleon, seine Persönlichkeit vollständig mit Frankreich identificirte, das höchste Ziel der politischen Wünsche Frankreichs erreicht zu haben. Der orientalische Conflict bot ihm dazu gute Gelegenheit, und er hat sie ausgezeichnet benutzt. Durch die große Ueberlegenheit der französischen Landmacht über die englische spielte er im Kriege unleugbar die erste Rolle; England ehrte ihn hoch als seinen treuesten Verbündeten, Oesterreich bewarb sich mit Eifer um seine Freundschaft, Preußen unterhandelte mit ihm direct über die Modalitäten, unter denen es einem Bündniß beitreten könnte, und nahm später seine Vermittelung in der Neuenburger Angelegenheit an; das Jahr 1856 sah die Gesandten sämmtlicher Großmächte in Paris um die Vertreter des Kaisers versammelt, um über die Bedingungen des Friedens mit Rußland zu verhandeln. Die Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland in Stuttgart, und das Bestreben des Petersburger Cabinets, England aus der Stellung der mit Frankreich am engsten verbündeten Macht zu verdrängen und sich selbst an dessen Stelle zu setzen, bezeichneten alsdann den Höhepunkt des politischen Ansehens der neuen Dynastie Napoleon. Als man aber in Frankreich fand, daß die großen und blutigen Opfer, die der orientalische Krieg der Nation auferlegt hatte, weniger einen nationalen, als einen dynastischen Zweck gehabt, zeigten sich leise Regungen der Opposition hauptsächlich durch die Wahlen republikanischer Candidaten und im kleinen Krieg der Presse. Die Gereiztheit welche man dagegen an den Tag legte, scheint fast ein Gefühl der Unsicherheit zu verrathen, das Ludwig Napoleon bisher nicht kannte.

Dreimal während seiner Regierung sah der Kaiser sein Leben von verbrecherischer Hand bedroht. Das erste Mal, am 28. April 1855, war es ein Italiener, Namens Pianori, der in den ely-

säischen Feldern ein Pistol auf ihn abfeuerte; wegen der römischen Expedition hatte er sich an dem Kaiser rächen wollen. Bellamare, der am Tage der Einnahme von Sebastopol auf den Wagen der Ehrendamen der Kaiserin schoß, weil er den Kaiser darin glaubte, stellte sich bei der Untersuchung als verrückt heraus. Am scheußlichsten war das neueste Attentat am 14. Januar, ebenfalls von italienischen Verschwornen, Orsini, Pieri rc. ausgehend und über dessen innern Zusammenhang die gerichtlichen Verhandlungen aufklären werden. Auf die Anklagen gegen England als den Sitz dieser Verschwörung antwortete die Times: Eine freie Presse leistet einer Dynastie bessere Dienste als eine geheime Polizei. (7.)

Stratford de Redcliffe, Viscount,

bekannter unter seinem frühern Namen Sir Stratford Canning, der berühmte englische Diplomat, dessen Name sich mit allen Wendungen in der Geschichte der Pforte seit mehr als 25 Jahren unauflöslich verknüpft, ist der Sohn eines Kaufmannes in Bristol, Stratford Canning, der ein Onkel des berühmten Ministers George Canning war. Erzogen in Eton erhielt der junge Stratford bereits 1807 eine Stelle als Preciswriter (derjenige Beamte, welcher den wesentlichen Inhalt der Depeschen dem Chef schriftlich referirt) im auswärtigen Amte, und begleitete dann 1808 Mr. Adair auf einer außerordentlichen Mission nach Konstantinopel, wo das französische und englische Interesse damals im heftigsten Kampfe lagen. 1809 war er bereits Gesandtschaftssecretär, und unter seinen Augen und zum Theil durch seinen Einfluß vermittelte bald darauf England in Konstantinopel den Frieden zwischen Rußland und der Pforte, welcher der letzterer Bessarabien kostete. Damals galt es, Rußland freie Hand gegen die ihm drohende Heeresmacht Napoleons zu verschaffen, und den einzigen Verbündeten zu stärken, den England zu jener Zeit gegen Frankreich besaß; daher die Theilnahme des jungen Diplomaten an einem Schritt, der im diametralen Gegensatz zu seinen spätern Tendenzen zu stehen schien.

Auf kurze Zeit nach England zurückgekehrt, rückte Stratford Canning zum bevollmächtigten Minister vor, und ging als solcher 1814 nach Basel, wo er an der Abfassung der Föderalbundesakte Theil nahm. Specielle Sendungen nach Washington und Petersburg füllten die nächsten Jahre aus, bis er sich 1825 als Gesandter nach Konstantinopel begab, wo er seinen Einfluß zu Gunsten der Griechen zu verwenden bestrebt war, jedoch, da er den Sultan Mahmud nicht zur Nachgiebigkeit stimmen konnte, Urlaub in die Heimath nahm. 1827 erschien er von neuem auf seinem Posten, und blieb auf demselben bis nach der Schlacht von Navarin, in deren Folge die diplomatischen Verbindungen zwischen England und der hohen Pforte abgebrochen wurden. Mit dem Großkreuz des Bathordens für seine Dienste belohnt, hatte Sir Stratford Canning nun längere diplomatische Ferien, welche nur 1831 und 32 durch zwei besondere Missionen nach Konstantinopel und Spanien unterbrochen wurden. 1841 ersetzte er den Lord Ponsonby, der zehn Jahre lang Gesandter bei der hohen Pforte gewesen war, und von da an ist er bis heute der ausdauernde und unermüdliche Bekämpfer des russischen Einflusses in der Türkei gewesen. 1849 bot er mit Erfolg seinen ganzen Einfluß auf, um die polnischen und ungarischen Flüchtlinge vor der Auslieferung an Rußland und Oesterreich zu schützen; am glänzendsten aber war seine Rolle 1853, als er, von einem Urlaub in die Heimath nach Konstantinopel zurückgekehrt, dort den Fürsten Menschikoff in seiner bekannten Sendung beschäftigt vorfand. Lord Stratford de Redcliffe war es, welcher den türkischen Ministern die Rolle einstudirte, die den russischen Diplomaten nöthigte, immer offener mit seinen Plänen vorzugehen, bis in dem angeblichen Beschützer der griechischen Kirche auch der Blindeste den Vergewaltiger der hohen Pforte erkannte; Lord Redcliffe war es auch, der den Türken den Muth einflößte, die Wiener Note zu verwerfen, welche die Vertreter der Großmächte bereits angenommen hatten, und es auf diese Weise Rußland unmöglich machte, auf einem Umwege in Wien zu erreichen, was ihm in Konstantinopel eben erst mißlungen war. So schlug er dem Ansehen Rußlands im Orient tiefe Wunden, und als er mit diesem Werke zu Ende war, wendete er seine ganze Energie darauf, auch jedes Vorwiegen eines französischen oder österreichischen Einflusses in Konstantinopel zu verhindern. Daneben war er unaufhörlich bemüht, die türkischen Minister zu der Einsicht zu bringen, daß nur durch gründliche innere Reformen ihr Land so viel Kraft erlangen kann, um der ausländischen Stützen ganz entrathen zu können. Mit Recht rühmt von ihm das erste politische Blatt Englands: „Während der verhängnißvollsten Periode in der neuern Geschichte der Türkei war er der leitende und beaufsichtigende Genius der Pforte; unbestechlich inmitten allgemeiner Verderbtheit; unerschrocken wenn rings um ihn Alles zagte; von fast übermenschlicher Thätigkeit, mit Lässigkeit und Trägheit rechts und links im unaufhörlichen Kampf gegen alles Böse, das in den Bereich seines Gesichtskreises kam. Er hat einen schlafsüchtigen Sultan zum Handeln aufgerüttelt, selbstsüchtige Paschas Redlichkeit und die Statthalter entlegener Provinzen Gerechtigkeit gelehrt, den Aufruhr der Griechen gedämpft, die Habsucht der Armenier gezügelt, den Missionären Schutz verliehen, die muselmännische Verfolgungssucht im Zaum gehalten und die Rechte der Christen ausgedehnt. Die Türkei von heutzutage ist großentheils sein Werk. Alle Paschas der jüngern Generation, die so viel Anstand haben um vor der Bestechlichkeit ihrer Väter zurückzuschrecken, verdanken ihm die Erziehung, die aus ihnen gemacht hat, was sie sind. Wenn der „kranke Mann“ je wieder zum gesunden bestimmt ist, so wird die Welt in Lord Stratford de Redcliffe dessen Arzt erkennen.“

Die Erhebung Sir Stratford Cannings mit dem Titel Viscount Stratford de Redcliffe in die englische Pairie fand im Jahre 1852 statt. Früher war er mehrmals Mitglied des Unterhauses, vor der Reformbill für Old Sarum, und 1835—42 für Lynn Regis. Er hat stets mit den Conservativen gestimmt.

Mit seinen großen politischen Eigenschaften verbindet Lord Stratford persönliche, welche ihn nicht liebenswürdig machen. Aeußerst schroff und rücksichtslos in seinem Auftreten, sehr zum Nepotismus geneigt, tyrannisch und mißtrauisch gegen seine Umgebung, hat er auch unter den Engländern in Konstantinopel keine Freunde. (8.)

Wilhelm Haidinger

ist der vierte Sohn des kaiserl. königl. Bergrathes Karl Haidinger und wurde in Wien am 5. Febr. 1795 geboren; sein Vater starb schon 1797. Nachdem er die Studien am akademischen Gymnasium vollendet hatte, zog er 1812 zu Friedrich Mohs, dem bekannten Mineralogen, der am neubegründeten Johanneum in Gratz seine Vorträge über Mineralogie begann. Haidinger fand in der schönen Mineraliensammlung des Instituts Gelegenheit zu speciellen Untersuchungen von Mineralien, zum Messen und Zeichnen der Krystallformen. Geologische Excursionen in Steiermark und Kärnten und einen Besuch in Freiberg beim weltberühmten Werner machte H. in Mohs' Gesellschaft. Als Letzterer 1817 zu Werners Nachfolger ernannt wurde, folgte ihm H. nach Freiberg; dort beschäftigte er sich namentlich mit Charakteristik und Beschreibung der Mineralien für ein von Mohs vorbereitetes Werk. Ein anderer Schüler Mohs', Graf August Brummer, später Hofrath beim Münz- und Bergwesen, lud H. im Jahre 1822 ein, ihn auf einer Reise nach Paris, London und Edinburgh zu begleiten; auf dieser Reise lernte H. zunächst Buckland und Allan kennen, und gab während seines Aufenthaltes in dem Hause des letztern in Edinburgh 1825 eine Uebersetzung von Mohs' Grundriß: „Treatise on mineralogy“ heraus. Mit Thomas Allans Sohne reiste H. 1825 durch Norwegen, Schweden, Dänemark, Norddeutschland, verlebte einen Winter in der lehrreichen Gesellschaft seiner

Freunde Rose, Mitscherlich, Wöhler, Magnus in Berlin, und ging 1826 erst zu Mohs nach Freiberg, dann zunächst nach Wien, und dann über Paris nach Edinburgh, wo er 1827 ankam. Mohs war inzwischen als Professor der Mineralogie nach Wien berufen worden, doch erfolgte sein Tod schon 1839, worauf H., der eine Zeit lang sich technisch bei der Porzellanfabrik seiner beiden Brüder in Elbogen beschäftigt und 1838 mit dem Fürsten Lobkowitz eine wissenschaftliche Reise im nordwestlichen Böhmen unternommen hatte, an seine Stelle im Jahre 1840 berufen wurde. Hier begann H. den Zuwachs der Mineraliensammlung der k. k. Hofkammer zu ordnen und im neuen Münzgebäude aufzustellen. Seine Vorträge zogen von 1843 eine Menge jüngerer Bergbeamte und Schemnitzer Akademisten herbei; sein 1845 herausgegebenes „Handbuch“ diente zur Grundlage für diese Vorträge. In der nun als „montanistisches Museum“ bezeichneten Sammlung entwickelte sich der Verein der „Freunde der Naturwissenschaften“, und H. besorgte die Herausgabe der „Abhandlungen“ und der „Berichte“ dieser Vereinigung. H.'s und seiner jüngern Freunde Arbeiten waren ohne Zweifel Vorgänger zur Gründung der Akademie der Wissenschaften zu Wien, deren Mitglied H. 1847 wurde. Seiner Leitung haben wir die „geognostische Uebersichtskarte der österreichischen Monarchie“ zu danken. Im Jahre 1847 wurde die treffliche k. k. geologische Reichsanstalt gegründet und H. zum ersten Director derselben ernannt. Dieser Anstalt und seiner Leitung ist ein großer Aufschwung der Naturwissenschaften in Oesterreich zuzuschreiben; sie befindet sich im schönen Lichtensteinischen Palast und ist der öffentlichen Benutzung zugänglich. Ihre geologischen Aufnahmen des Kaiserstaats und die trefflichen Arbeiten ihrer berühmten Mitglieder sind von unberechenbarem Werthe, aber wir müssen vor allem den Beginn dieser wissenschaftlichen Bewegung auf H. zurückführen, der auch zur Gründung einer „geognostischen Gesellschaft“ Veranlassung gab. Die von ihm verfaßten Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Mineralogie, Krystallographie sind außerordentlich zahlreich und haben ihm vielseitige Anerkennung von wissenschaftlichen Vereinen verschafft. Erst 1856 überreichte ihm in feierlicher Sitzung der geologischen Reichsanstalt der Bergrath v. Hauer eine goldene Ehrenmedaille, welche durch Subscription von 360 Theilnehmern in Oesterreich, darunter drei Erzherzoge, gewonnen war. H.'s und der geologischen Anstalt Zweck ist: „Anwendung der Geologie für das Leben“. Es ist nicht die starre Systematik, welche von ihnen gepflegt wird, sondern die angewandte Naturwissenschaft. (9.)

Jacob Moleschott.

Neben Carl Vogt ist Moleschott vielleicht der hervorragendste Naturforscher der jungen materialistischen Richtung, weil er es vorzugsweise verstand einen großen Theil des Volkes in den Kreis seiner Anschauungsweise hineinzuziehen. Im Jahre 1822 am 9. August zu Herzogenbusch in Holland geboren, erhielt er von seinem Vater, der dort noch jetzt als Arzt wirkt, eine sorgfältige Erziehung, namentlich Unterricht in den neuern Sprachen, und es entwickelte sich ganz von selbst unter dem Einflusse des väterlichen Vorbildes die Neigung für den ärztlichen Beruf. Im fünfzehnten Jahre bezog Moleschott das preußische Gymnasium zu Cleve, von wo er sich im Jahre 1842, also 19. Jahre alt auf die Universität Heidelberg begab, um Medicin zu studieren. Hier waren es vorzugsweise die Chemie, Physik und Physiologie, unter den Lehrern namentlich Tiedemann und Bischoff, welche den jungen Mann anzogen, der sich dabei in leidenschaftlicher Verehrung dem Studium der Philosophie Hegels hingab. In seinem 22. Jahre, 1845, wurde er Doctor der Medicin, nachdem er sich schon vorher durch eine „kritische Betrachtung von Liebigs Theorie der Pflanzenernährung“ von der Universität Harlem einen goldenen Ehrenpreis erworben. In sein Vaterland zurückgekehrt, ließ er sich zu Utrecht als praktischer Arzt nieder. Allein bald begann er in Gemeinschaft mit Mulder, Donders und van Deen ausgedehnte chemische und physiologische Arbeiten, in Folge deren die mit Donders herausgegebenen „Holländischen Beiträge zu den anatomischen und physiologischen Wissenschaften“ entstanden. In seiner philosophischen Richtung näherte sich Moleschott von nun an mehr und mehr der von Feuerbach.

Doch es zog ihn wieder zurück nach Heidelberg, wo er sich Ostern 1847 als Privatdocent für Chemie und Diätetik, dann für Experimentalphysiologie und Anthropologie, sowie für Anatomie habilitirte. Seinen Bestrebungen schlossen sich zahlreiche Schüler an. Nun aber drängte es ihn, der Welt die Ergebnisse seiner Untersuchungen über wissenschaftliche Fragen vorzulegen, die das allgemeine Interesse erregen mußten. Für Männer des Faches schrieb er die „Physiologie der Nahrungsmittel. Ein Handbuch der Diätetik,“ und für das Volk eine „Lehre der Nahrungsmittel;“ beide Bücher erschienen 1850 und fanden großen, offen ausgesprochenen Beifall hauptsächlich wegen der meisterhaften Behandlung der Form. Namentlich trug das letztgenannte Werk, welches 1858 in dritter Auflage erschien, und in dem er mit großer Entschiedenheit die geistigen Thätigkeiten als Resultate stofflicher und körperlicher Vorgänge hinstellte, seinen Namen in die entferntesten Kreise; es rief aber auch von anderer Seite her den entschiedensten Widerspruch hervor. Seine naturalistische Anschauung, die nichts von einer selbständigen Lebenskraft, nichts von einer Seele wissen wollte, deren Wesen sich nicht aus naturwissenschaftlichen Thatsachen entwickeln läßt, legte er ferner in seiner „Physiologie des Stoffwechsels in Pflanzen und Thieren“ im Jahre 1851, dann besonders im „Kreislauf des Lebens“ (Mainz 1852, 3. Aufl. 1858) dar. Hier brach er vor Allem mit Liebig eine Lanze, indem er mit letzterem Werke Antworten auf dessen berühmte „Chemische Briefe“ gab. In consequenter Durchführung suchte er viele Behauptungen und Erklärungen Liebigs zu widerlegen.

Das Streben Moleschotts, der gleich Georg Forster (dem er 1854 ein biographisches Denkmal setzte) in der Erkenntniß und im Wissen eine größere Macht als im Glauben sah, erregte bei den Leitern der Universität zu Heidelberg Anstoß; man wollte nicht dulden, daß er fernerhin seine Vorträge in dem bisherigen Geiste halte. Aber seinem freiwilligen Rücktritt vom akademischen Wirken zu Heidelberg folgte im Herbst 1855 trotz einer kleinlichen Opposition ein ehrenvoller Ruf an das Polytechnicum in Zürich, wo er seine Stelle als Lehrer mit der dann im Druck erschienenen Rede „Licht und Leben“ eröffnete. Von dort aus giebt er den Forschern durch viele Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften, sowie durch ein selbständig von ihm geleitetes physiologisches Journal: „Untersuchungen zur Naturlehre des Menschen und der Thiere“ Kunde von seinem fleißigen Wirken. Moleschott zeigt in allen seinen Arbeiten philosophische Dialektik, große Klarheit und ein reiches Wissen. Daß er bei seinem rein chemischen Materialismus zu Consequenzen gelangt, welche die ganze realistische Richtung der Naturwissenschaften in Mißcredit bringen, ist ein Vorwurf, den ihm selbst dieser Richtung angehörende Fachgenossen nicht mit Unrecht machen. Er scheut vor keinem Schlusse zurück, zu dem ihn das naturwissenschaftliche Denken von seinem Standpunkte aus zwingt, wenn er auch nicht mit der herrschenden Meinung im Einklange stehen sollte; er scheut sich aber auch nicht, seine Schlußfolgerungen redlich und offen vor aller Welt auszusprechen. Seine populären Werke üben selbst auf seine Gegner eine große Anziehungskraft durch die künstlerische fast poetische Weise der Darstellung aus. (9.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 8. Beilage zur Europa. 1858.

Carl B. Lorck's Skandinavischer Literaturbericht.

№ 10.

1857. Leipzig, 31. December.

Unterstützt durch ein grösseres Lager der Verlagswerke der bedeutendsten Gelehrten-Gesellschaften und Buchhändler des Nordens, sowie durch regelmässige Verbindungen, liefere ich alle in den skandinavischen Ländern erschienenen Bücher, Karten, Kunstsachen und Musikalien, möglichst schnell und billig.

Ein vollständiger Lagerkatalog, sowie folgende einzelne Verzeichnisse: 1) Bibliographie, Literatur, Sprache; 2) Altnordische Literatur; 9) Schönwissenschaftliche Werke; 4) Geschichte, Geographie; 5) Naturwissenschaft, Medicin, Technologie, sind gratis zu haben:

Neuigkeiten der Skandinavischen Literatur.

(Vorräthig bei **Carl B. Lorck in Leipzig.**)

Adler, A. P., En christelig Samtale om det Ondes Oprindelse (20 S.) 8. 5 Ngr.

Allen, C. F., Geschichte der dänischen Sprache und Nationalität im Herzogthum Schleswig oder Sudjütland. I. (IX u, 463 S.) 8. 857. 1 Thlr. 10 Ngr.

Almanak, Danmarks illustrerede 1858. udg. af Claud. Rosenhof (102 S.) 8. 12 Ngr.

Anrep, Gabr., Svenska Adelns Ättar-Taflor. I. Afdlg. 1 Heft. (64 S.) 4. 857. 20 Ngr.
Complet in c. 30 Heften.

Atlas von Dänemark, im Felde durch oculair Croquis aufgenommen vom Topogr. L. Bloth. Herausgegeb. von Ad. Bull. Pll. 3. u. 4: Das nordöstl. u. nordwestl. Seeland. Illum. 4 Thlr. 12 Ngr.
Pl. 1 — 4 kosten 8 Thlr. 24 Ngr.

Audiens - Salen på Gripsholms Slott. Sverigas Konungar från Reformationen intill närvarande Tid. Med Text af Herm. Bjursten. 1. Heft. (2 Taff. in Farbendruck. m. 4 S. Text.) Fol. 1 Thlr. 24 Ngr.

Axelson, M., Sätherdalen och Siljan. Vandringar. (71 S.) 16. 857. 9 Ngr.

Barfod, F., Fortællinger af Fædrelandets Historie. 2. verm. Ausgabe. 1 u. 2 Heft. (448 S.) 8. 857. 1 Thlr. 6 Ngr.

Becker, P. A., Bondekrigen. Tidsbilleder fra det femtende Aarhundrede. (365 S.) 8. 858. 2 Thlr. 3 Ngr.

Bellmann's, C. M., Samlade Skrifter med Ordförklaringar och historiska Upplysningar utgifv. af Joh. Gabriel Carlén. 5—10 Heft. (Text S. 273—512 u. S. 1—105; Musik S. 65—224) m. 2 Lithogr. in Tondr. u. vielen in d. Text einger. Holzschnitt. 8. 856 u. 57. pr. Heft. 15 Ngr.
1 — 10 Heft kosten 5 Thlr.

Berlin, N. J., Elementar-Lärobok i organisk Kemi med c. 150 Trädsnitt (517 S.) 8. 857. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bernhard, Carl, Samlede Noveller og Fortællinger Heft 20—24 (Schluss). Zusammen 12 Bde. cpl. 8 Thlr. 24 Ngr.
Inhalt Et Aar i Kjöbenhavn. — Declarationen. — Commissionairen. — Nummer Syv. — Börneballet — Tante Franciska. — Sködesynderne. — Et Ordsprog. — Lykkens Yndling. — Et Lövte. — En Familie paa Landet. — Gamle Minder. — Kröniker fra Kong Christian den Andens Tid. — To Venner. — Det gyldne Skind. — Ved Assistenshuset. — Herr Kraft. — Kröniker fra Erik af Pommerns Tid.

Bjursten, Herm., Minnen från Gripsholm. Fosterländska Dikter. Vasatiden. I. u. II. (190 u. 191 S.) 8. 856 u. 57. 2 Thlr. 6 Ngr.

Björnson, Synnöve Solbakken. (142 S.) kl. 8. 857. 24 Ngr.
Eine norwegische Dorfgeschichte.

Bille, C. St. A., Skizzer fra England. II. Række. (163 — 394) 8. 858. 1 Thlr.
I. u. II compl. 1 Thlr. 18 Ngr.

Blanche, Aug., Samlade Taflor och Berättelser. 5. u. 6 Heft. (327 S.) 8. 857. 1 Thlr. 3 Ngr.
1 — 6 Heft. (Bd. I — III.) 3 Thlr. 6 Ngr.

Blicher, S. S., Gamle og nye Noveller. V. u. VI. Bd. 2. Ausgb. (284 u. 266 S.) 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
Bd. I—VI. 4 Thlr. 24 Ngr.

Böttigers, C. W., Samlade Skrifter. II. (VI u. 296 S.) 8. 857. Subsc. Preis pr. Band 1 Thlr. 27 Ngr.

Boye, C. J., Prædikener. Ældste Samling. 2. Ausgabe. (464 S.) 8. 857. 1 Thlr. 18 Ngr.

Caesaris, Julii G., de bello gallico commentarium libri VII. Til Skolebrug udg. af J. Elster Bödtker 1. Heft. I—III. Bogs 18de Kap. (96 S.) 8. 857. 15 Ngr.

Castren, M. A., Nordiske Resor och Forskningar IV. Ethnologiska Föreläsningar öfver Altaiska Folken; samt. Samojediska och Tartariska Sagor. (XVIII u. 284 S.) 8. 857.
Bde. I — IV. kosten 8 Thlr. 14 Ngr. 1 Thlr. 24 Ngr.

Cavallin, S., Lunds Stifts Herdaminne efter mestadels otryckta Källor utarbetadt. IV. Bd. (447 S.) 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
I—IV kosten 6 Thlr. 12 Ngr.

Chemnitz, P. B. von, Königlichen Schwedischen in Teutschland geführten Kriegs etc. IV. Theil, IV. Buch. (Lfrg. 5. des III. u. IV. Theils). Der Feldzug Thorstenson's im Jahre 1644. (3 Bll. 176. 2 spalt. S.) Fol. 857. 3 Thlr.
Lfrg 1—5 zusammen 12 Thlr.

Conversations-Lexicon, Nordisk, 1. u. 2. Heft (A. — Alr.) 128 zweispalt. S. gr. 8. 857. pr. Heft. $7^1/_2$ Ngr.
Das Werk, welches das Brockhaus'sche „kleinere Conv. Lexikon" zum Vorbild nahm, erscheint in Heften zu je 4 Bogen (compl. 250 Bogen in 5 Bänden). Es hat sich die möglichste Gründlichkeit der dänischen, norwegischen und schwedischen Artikel zur Aufgabe gestellt, und sich für diese, so wie überhaupt, die Mitwirkung nahmhafter Gelehrten gesichert.
Pränum. - Preis des compl. Werks, ohne Rücksicht auf eine etwaige grössere Bogenzahl als die oben genannte, 12 Thlr.

Cronholm, Abrh., Sveriges Historia under Gustaf II. Adolphs Regering. I. u. II. Bd. (490 u. 576 S.) gr. 8. 857. 4 Thlr. 27 Ngr.

Daue, H. J., Om Jernbaner paa den cimbriske Halvöe. (86 S. m. 1 Karte) 8. 857. 24 Ngr.

Diplomatarium Norvegicum. Oldbreve til Kundskab om Norges indre og ydre Forhold, Sprog, Slægter, Sæder, Lovgivning og Rettergang i Middelalderen. Samlet og udgivet af C. A. Lange og C. R. Unger. IV. Saml. I. (384 S.) gr. 8. 857. 3 Thlr.
I. 1 u. 2; II. 1 u. 2; III. 1 u. 2. IV. 1. zusammen kosten 18 Thlr. Bd. 1, 3, 5, 6 u. 7 einzeln à 3 Thlr; Bd. 2 u. 4. à 4 Thlr.
Die erste norwegische, für äussere wie innere Geschichte des Landes gleich wichtige Urkundensammlung, die auch für den Sprachforscher durch die nicht geringe Anzahl von Urkunden in alter einheimischer Sprache ein besonderes Interesse beansprucht.

Dyrlund, F., Udsigt over de danske Sprogarter. To Bidrag til en Dialect-Statistik, (74 S.) kl. 8. 857. 15 Ngr.

Erdmann, A., Om de Jakttagelser öfver Wattenhöjdens och Windarnas Förändringar, som nyligen blifvet vid åtskilliga Fyrbåks-Stationer omkring Sveriges Kuster tillwägebragte, jämte tabellariska Sammandrag af Observationerna för Åren 1852—55. (57 S. m. 2 Taff.) 4. 857.
(Separat-Abdruck aus „Vetenskaps—Akad. Handlingar".)

Erslev, Ed., Den danske Stat, en geographisk Skildring for Folket. Mit 300 Illustr. 26 — 39 Heft. (Schluss.) Imp. 8.
Das complete Werk 5 Thlr. 26 Ngr. 1 Thlr. 26 Ngr.

En Skandinavisk Union er en Illusion eller Danmarks Undergang. Betragtninger af en Jkke - Skandinav i Jydland. (38 S.) kl. 8. 857. 9 Ngr.

Eidsvold - Galleri med en kortfattet Eidsvoldshistorie og Biographier. 8 u. 9. Heft. (2 Portr. mit Text.) Imp. 8. 857.
Complet in circa 30 Heften. Subscriptionspr. für 1 Bd. oder 10 Hefte. 1 Thlr. 24 Ngr.
Heft 1 — 9 enthalten die Portraits von Theis Lundegaard, Severin Löwenskjold, Jacob Aal, Peder Anker, O. R. Apeness, P. Stenstrup, A. E. Möller, L. Wiedemann u. H. Haslum.

Finska Förhållanden. 1. Heft. (165 S.) kl. 8. 857. 24 Ngr.
Das Buch bespricht die neueren Zustände Finnlands.

Forfatterlexikon, Almindeligt for Kongeriget Danmark, med tilh. Bilande. indtil Udg. af Aaret 1853, ved Th. H. Erslew. 5. Supplement Heft (Hahn — Hjort). 27 Ngr.
Hauptwerk compl. 1843 — 53. 12 Thlr. 18 Ngr.
Supplement 1 — 5 Heft. 4 Thlr. 15 Ngr.
Wird in etwa 6 Heften complet sein.

Förhandlingerne paa det förste Skandinaviske Kirkemöde. Kjöbenhavn, Juli 1857. Udg. ifölge Mödets Beslutning af Fr. Hammerich (203 S.) 8. 857. 24 Ngr.

Fries, E., Monographia Hymenomycetum Sueciae. Vol. I. sist Agaricos, Coprinos, Bolbitios. (XI.u.484 S.) 8. 857. 4 Thl. 15 Ng.

Fryxell, A., Berättelser ur Svenska Historien. XXV. Karl d. XII. Regering 5. Heft, (IV, 248 S.) kl. 8. 857. 1 Thlr. 3 Ngr.
I — XXV kosten 28 Thlr. 3 Ngr.

Fibiger, J., Johannes den Döber. En christelig Tragoedie. (402 S.) 8. 857. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gellina, A., The scandinavian question. Practical reflections. Translatet from the svedish original by an english Scandinavian. (49 S.) 8. 8.7. 15 Ngr.

Georgina eller Svenska Familjscener från Konung Gustaf III. sista Lefnadstid. (301 S.) 12. 857. 27 Ngr.

Handlingar, Kgl. Svenska Wetenskaps - Akademiens. Neue Folge I. Bd. 1. Heft. 855. (303 S.) 4. m. 7 Taff. 857. 3 Thlr. 12 Ngr.

Hansen, C., Über Schutzzölle, Finanzzölle und Handelsfreiheit. Mit besonderer Berücksichtigung der Gewerbindustrie des dänischen Staates. (96 S.) 8. 857. 15 Ngr.

Hansen, F. J., Poetiske Skrifter. Udg. af Liebenberg. 2 Bde. 488 u. 424 S.) kl. 8. 857. 3 Thlr. 24 Ngr.

Herregårder, Skånska, tecknade af Fr. Richardt, beskrifna af G. Ljunggren. IV. 3 u. 4 H. (6 lithogr. Taff. in quer Fol. mit 30 S. Text.) Inhalt. Borreby. Ellinge. Björnetorp. Trolle Ljungby. Karsholm. Maltesholm. 2 Thlr.
Bd. I. — IV. kosten 16 Thlr.
Das Werk bildet ein Pendant zu dem Bilderwerk über die dänischen Herrensitze von F. Richardt mit Text von T. Becker, von welchem Bd. I—VIII. 2. gleichfalls zu einem Preis von 1. Thlr. per. Heft erschien.

Holberg, L., Niels Klims underjordiske Reise. Fra Latin oversat af N. V. Dorph. Med histor. og lit. Oplysninger af E. C. Werlauff. 2. vermehrte Ausgb. (384 S.) 8. 857. 1 Thlr. 18 Ngr.

—— —— tre latinske Breve om sit Liv og Levnet. Oversatte 1745. Udg. af J. Levin. 1.—3. Heft. (178 S.) kl. 8. 857. 1 Thlr. 6 Ngr.

—— —— Hundrede og tyve Epistler, af, udg. til Almeenlæsning ved F. Fabricius. (XVI u. 416 S.) 8. 858. 1 Thlr. 6 Ngr.

Holstein und Lauenburg in Bildern, 3 Heft. (Mölln, Lauenburg, Aumühle.) gr. quer-Fol. Tondruck. 857, Complet in 10 Heften zu einem Subscr. Preis von 27 Ngr. pr. Heft od. complet. 9 Thlr.
Die früher erschienenen Hefte 1 u. 2 enthalten Hessenstein, Rastorfer-Mühle, Kiel, Blomenburg, Neumühlen, Plöen,
Das Werk bildet eine Fortsetzung von „Königreich Dänemark in Bildern" compl. in 25 Heften. 22 Thlr. 15 Ngr.

Iakttagelser, Wetenskapelige, på Fregatten Eugenies Resa omkring Jorden i Åren 1851—53. Herausgegeb. v. d. Kgl. Schwed. Akademie der Wissenschaften. 1. Heft. Botanik I. (S. 1—34, Taff. 1, 3, 4, 6, 7, 9.) 4. 857.

—— 3. Heft. Zoologie I. Text: Annulater. (S. 1—8. Taff. 1—8.) 4. 857.

Ingemann, B. S., Waldemar den Store og hans Mænd. Et historisk Digt i 2 Dele. 4. Ausg. (308 S.) 8. 1 Thlr.

Juliette, Min Faders Album. (258. S.) 8. 857. 1 Thlr. 6 Ngr.

Jürgensen, C., Om Mathematiken som Middel for den almindelige Dannelse. (28 S.) 8. 5 Ngr.

Juridisk Stat (Danmarks). Udg. af Rich. B. Lehmann. (81 S.) 4. 857. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kalender, Medicinsk og pharmaceutisk, for Norge, med Angivelse af dets Medicinal-Inddeling. Udg. af C. C. Eger. (62 S.) 4. 857. 1 Thlr.

Kalkar, C. H., Den evangeliske Missions Historie. (312 S.) 8. 857. 1 Thlr. 18 Ngr.

Karoliner, Gamla och unga. Tidsbildlig Hjeltedikt från den Gustafvianska Tiden. af J. E. R. (298 S.) 8. 857. 1 Thlr. 3 Ngr.

Keyser R., Den norske Kirkes Historie under Katholicismen, II. Bd. 1. Halvdeel. (338 S.) 8. 856.

Keilhau's, Prof. B. M., Biographie. Von ihm selbst. (31 S.) 8. 857. 9 Ngr.

Lagasafn handa Islandi (Lovsamling for Island). Udg. af O. Stephensen og J. Sigurdsson. VII. Bd. 1800—1818. (882 S.) 8. 3 Thlr.
I — VII Band kosten 21 Thlr.
Diese Isländische Gesetzsammlung, welche von Jahre 1696 bis auf die neueste Zeit geht, dürfte für das Ausland sowohl ein historisches als sprachliches Interesse haben.

Lange, Joh., Haandbog i den danske Flora. 2. umgearb. Aufl. 2. Heft. (128 S.) 8. 857. Complet in 6 Heften à 15 Ngr.

Larsen, J. E., Samlede Skrifter. I. Afdlg. II. Bd. 1. u. 2. Heft, III. Bd. 1. u. 2. H.; II. Afdlg. I. Bd. 1. u. 2. H.; III. Afdlg. II. Bd. 2 Heft. 8. 857. 6 Thlr. 20 Ngr.
Erscheint in Abthlg. à 3 Bde. zu je 20 — 30 Bogen, die in Heften à 10 Bogen herausgegeb. werden.

Legendarium, Ett fornsvenskt. 6. H. (s. Samlingar utg. af Sv. Fornskrift-Sällskapet.)

Lexicon poëticum antiquae linguae septentrionalis, conscrips. Sveinb. Egilsson. Ed. Societatis Regia Antiquarior. septentr. Fasc. III. (pag 487 — 640, Kunnleggr—rakkliga). 2 Thlr.
I — III. pro I — V. compl. 10 Thlr.

Lütken, C. F., Oversigt over Grönlands Echinodermata samt over denne Dyreklasses geographiske og bathymetriske Udbredningsforhold i de nordiske Have. (114 S.) gr. 8. m. 1 Karte von den zoogeographischen Meeresgürteln des Nord. pols u. des nördl. Theils des Atlantischen Meeres. 857. 1 Thlr.

Madvig, J. N., Græsk Ordföiningslære, især for den attiske Sprogform. 2. Ausg. (246 S.) 8. 857. 1 Thlr. 12 Ngr.

—— —— Om de grammatikalske Betegnelsers Tilblivelse og Væsen. 2. u. letztes Stück. (192 S.) 4. 857. 24 Ngr.

Magazin, Nyt, for Naturvidenskaberne. Udg. af den physiographiske Forening i Christiania ved M. Sars og Th. Kjerrulf. X. f. H. m. 2. Holzschn. 857. In zwanglosen Heften à 1 Thl.

Molbech, C., Dansk Ordbog. 2. vermehrte Ausgb. Heft 7. (Penge— Skamfere) Sp 418—735 des II. Bds. Imp. 8. 857. 24 Ngr.
1 — 7 Heft kosten 5 Thlr. 18 Ngr.

—— —— Dansk Glossarium, eller Ordbog over forældede danske Ord af Diplomer, Haandskrifter og trykte Böger fra det 13de til det 16de Aarhundrede. 4. Heft (S. 385—518) 8. 857. 1 Thlr. 3 Ngr.
1 — 4 Heft kosten 4 Thlr. 12 Ngr.

Munch, P. A., Det norske Folks Historie. V. 1—4. Heft. (S. 1—656) 8. 857. 3 Thlr. 18 Ngr.
Bd. I— V. 1 — 4. 24 Thlr. 9 Ngr.

Mynster, J. S., Blandede Skrifter. 2. Auflg. VI. 3 Heft (176 S.) 8. 857. Bd. I-VI. 1 — 3 Heft. 12 Thlr.

Nepomuk, Så går det till. Småtafler ur Ögonblickets Lif (272 S.) 8. 857. 1 Thlr. 3 Ngr.

Nielsen, R., Philosophisk Propaedeutik i Grundtræk (208 S.) 8. 857. 1 Thlr. 6 Ngr.

Oersted, A. S., Til Belysning af den nyeste Tids skandinaviske Politik. I. (130 S.) 8. 857. 1 Thlr.

Oehlenschlägers, Adam, Poetiske Skrifter. Udgivne af F. L. Liebenberg. 1—4 H. kl. 8. 857. Subscriptionspreis à Heft. 10 Ngr.
Subscriptionspreis des compl. Werks 25 Thlr.
Diese neue Ausgabe erscheint in 32 Bänden, in folgenden 6 Abthlg. vertheilt: I. Dramat. Gedichte: Romantische Dramen. II. Dramat. Gedichte: Tragoedien; Dramen. III. Dramat. Gedichte: Liederspiele, Lustspiele, Prologe etc. IV. Lyrische Gedichte u. Romanzen. V. Epische Gedichte: Erzählungen und Romane. VI. Epische Gedichte: Heldengedichte und Sagen.

Öman, Vict. Em., Lyriska Blad. (176 S.) kl. 8. 857. 24 Ngr.

Paulsens, Chr., Gesammelte kleinere Schriften. I. Bd. (772 S.) 8. 857. Für Abnehmer beider Bde. 21 Ngr.
Der früher erschienene Bd. II. kostet 3 Thlr. 15 Ngr.

Petersen, Th. E., Et Besög i Jerusalem og Omegn i Februar 1856. Med en Plan af Jerusalem. (176 S.) 8. 857. 1 Thlr. 12 Ngr.

Paludan Müller, Mythologiske Digte. 2 revid. Udg. (463 S.) 8. 857. 2 Thlr.

Ramus, C., Grundtræk i Astronomien. Udg. af. A. Steen (96 S. m. 2 Tabb.) 8. 857. 21 Ngr.

Rördam, H. Fr., Mester Anders Christensen Arrebo's Levnet og Skrifter. 2 Thle. (297 u. 307 S.) 857.

Rudbeck, T. G., Forsök till Beskrifning öfver Sveriges Städer i hist. topogr. och statistisk Hänseende. II. Götha Rike, sednare häftet. (S. 129—298 mit Städteplänen u. Illustrat. 8. 857. 1 Thlr. 6 Ngr.
Bd. I u. II kosten 4 Thlr. 12 Ngr.

Samlingar utgifne af Svenska Fornskrift - Sällskapet. 28 Heft. Ett fornsvenskt Legendarium 6. Heft. (S. 921 — 1176.) 8. 857. 2 Thlr. 10 Ngr.

—— 29 Heft. Heliga Birgittas, Uppenbarelser. 1. boken (210 S.) 8. 857. 1 Thlr. 27 Ngr.
Heft 1—29 kosten 40 Th'r. 7 Ngr. (Preis der einzelnen Hefte s. Lit.-Ber. Nr. 9.)

Sibbern, G., Om Humanitet og Alsind. (154 S.) 8. 857. 24 Ngr.

Smith, Casp. Guil., De locis quibusdam Grammaticae linguarum Balticarum et Slavonicarum, scripsit —. Partic. I. u. II. De elementis inprimis vocalibus. (130 u. 83 S.) 8. 857. 1 Thlr. 3 Ngr.

Snorrason, Th., Den Nordiske Union. Sendebrev til A. Gellina fra hans gamle Ven. (28 S.) 8. 857. 6 Ngr.

Snorre Sturlassons norske Kongers Sagaer, oversatte af P. A. Munch. 1 u. 2. Heft. per Heft 10 Ngr.

Ställningar och Förhållanden. (Schwedische) September und October. 1857 (78 u. 88 S.) kl. 8. 24 Ngr.

Stockholm, J. R., Folkeskolevæsenet i Schweiz. (269 S.) 8. 857. 1 Thlr. 18 Ngr.

Svenska Foglarna. Med Text af Prof. Carl J. Sundevall, tecknade og lith. af Peter Akerlund. 2. Heft. (6 color. Taff. mit Text) quer Fol. 857. Complet in 17 Heften à 1 Thlr. 18 Ngr.

Tabelværk, Statistisk, N. R., XII. Bd. 2 Afdlg., indeholdende Tabeller over Folkemængden efter Næringsvei og Stilling i Kongeriget Danmark, Hertugdömmet Slesvig og Hertugdömmerne Holsteen og Lauenborg den 1. Febr. 1855. Udg. af det Stat. Bureau. (L, XXVII u. 551 S.) 4. 857. 2 Thlr. 15 Ngr.

—— —— XIV. Bd. indeholdende Tabeller over Kongeriget Danmarks etc. Vare-Indförsel og Udförsel, Skibsfart, Brændevinsproduction, m. M. i Aaret 1856. (XIL, XII u. 183 S.) 4. 857. 1 Thlr.

Bd. XIII erschien früher (s. Lit.-Bericht No. 9). I—XIV. kosten 20 Thlr. 15 Ngr.

Tegnér's Frithjofs Saga, oversat af H. Foss. (182 S. m. 7. Abb. in Farbendruck) 8. 857. 1 Thlr.

Theologisk Tidsskrift for den evangelisk-lutheriske Kirke i Norge. Udg. af C. P. Caspari, Gisle Johnson, R. Tönder Nissen. 1. Heft. Juli—Sept. 857. Vierteljährlich 1 Heft. 4 Hefte bilden 1 Bd. Preis pro Bd. 3 Thlr. 15 Ngr.

Thomsen, C, Griechisches Elementarbuch für Anfänger. (102 S.) kl. 8. 857. 12 Ngr.

Thorvaldsen's Arbeiten und Lebensverhältnisse im Zeitraume von 1828—1844 von J. M. Thiele. Deutsch bearb. von F. C. Hillerup. 31—34. Heft (Schluss). Imp.-4. Jedes Heft 1 Bog. Text u. 6. Kpfrtff. à 13½ Ngr.
Heft 1—34. Compl. Subscr.-Preis 15 Thlr. 9 Ngr.

Dasselbe — zugleich ein Supplement zu Thorvaldsen og hans Værker, 2 Bde. mit 148 Kpfrtff. 13 Thlr. 10 Ngr. — umfasst gleichfalls 2 Thle. mit 205 Kpfrtff.

Universitets-Tidsskrift, Nordisk, II. Aarg. 4 Hefte. III. Aarg. 2. u. 3. Heft. (168, 172 u. 168 S.) gr. 8. 857. pr. Jahrg. 3 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt. II. 4: Ueber den theolog. Streit zwischen dem Erzbischoff Olaus Martini u. König Carl IX. von A. E. Knös. — Von Lateinischen Stylübungen; von C. E. Zedritz. — Von der academischen Disputation; von C. Y. Sahling. Ist die Yggdrasils-Mythe christlichen Ursprungs? von J. E. Thaasen. — Die Schwedischen Runensteine u. die Nothwendigkeit dieselben zu bewahren, von Carl Säve. — Neue Schriften. Academische Nachrichten. III. 2: Alte Gebräuche u. Ceremonien an einer schwedischen Universität von J. G. Ek. — Ueber „Lycksalighetens Ö" und deren Deuter von A. Th. Lysander. — Ueber Barth's: Die dänischen Heiden und deren Bildung, von Forchhammer. — Das humoristische Element in „Fredmans Epistler" von G. Ljunggren. — Die Lax- u. übrige Fischerei der süssen Gewässer in Norwegen, von H. Rasch. Neue Schriften. Akademische Mittheilungen. In obitum Chr. Molbech C. G. Brunius. III. 3: Darstellung der Verhältnisse u. Umstände, welche die Calmar-Union hervorriefen u. namentlich der Lage Norwegens vor und nach derselben von J. E. Sars. — Om Holberg's „Jeppe paa Bjerget", von C. Hauch. Neue Schriften. Akademische Mittheilungen. Kunstnotizen.
(III. Jahrg. 1 Heft erschien früher. s. Lit. Bericht No. 9)

Uppenbarelser, Heliga Birgitta's. I. Boken. (s. Samlingar utg. af Svenska Fornskrift-Sällkapet.)

Ussing, J. L., Griechische Reisen und Studien. (VIII u. 200 S. mit 1 Karte u. 2 Taff.) 8. 857. 1 Thlr. 9 Ngr.

Inhalt: Thessalien. Ueber den Hermes Propyläos u. die Chariten des Socrates. Ueber Plan und Einrichtung des Parthenon.

Vig, O., Norges Historie indtil Harald Haarfager, tilligemed en udförlig Fremstilling af Nordmændenes gamle Kulturforhold. (6 Bll. u. 281 S.) 8. 857. 1 Thlr. 18 Ngr.

Waltgorski J., und T. Wergeland, Veikart over Norge. 3 Aufl. 2. Bll. color. 857. 2 Thlr. 24 Ngr.

Wergeland's Samlede Skrifter, udg. af det norske Studentersamfund. VIII. 5—7 Heft, IX. 1—5 Heft (Schluss) gr. 8. 856. 857. à Heft 18 Ngr.

Das Werk complet 29 Thlr. 24 Ngr.

Wessel, J. H., Samtlige Skrifter. 2. Bde. (394 S.) 8. 857. 1 Thlr.

Wickström, J. Em., „Ārs-Berättelse om Botaniska Arbeten och Upptäckter under Ār 1852. (VII. u. 244 S.) 8. 857. 1 Thl. 12 Ngr.

Wistrand, A. T., och **A. H.,** Vald Samling af Kgl. Sundhets-Collegii Utlåtanden i juridiska Mål. Supplement til Handbok i Rättsmedicinen. (XVI u. 341 S.) 8. 857. 1 Thlr. 18 Ngr.

Zschokke, Heinr., Huusandagtsbog. En af Forfatteren selv foretagen forkortet Bearbeidelse af „Stunden der Andacht"; Oversat af Krarup Wilstrup. 2. Ausgb. (523 S.) gr. 8. 857. 2 Thlr.

Winther Chr., Hjortens Flugt. Et Digt. 4. Aufl. (336 S.) 8. 857. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kupferwerke und Landkarten.

(Vorräthig bei **Carl B. Lorck** in **Leipzig.**)

A. Kupferwerke.

Album pittoresque de Stockholm. 10 vues (lithogr.) et plan de la capitale. qu.-Fol. 4 Thlr. 6 Ngr.

Album de Trollhätta. Collection des (10) vues les plus pittoresques et les plus remarquables de Trollhätta et de ses environs. Dessins par L. Björkfeldt, lith. de Bärentzen et Co. 4. 847. cart. 3 Thlr. 6 Ngr.

Beskrivelse over danske Mynter og Medailler i den Kgl. Samling i Kjöbenhavn, ved G. Nielsen, F. A. Müller, O. P. Kölle og L. Spengler. 1 Bd. Text u. 1 Bd. (320) Kupfern. 791. Ausgez. Exempl. unbeschn. 25 Thlr.

Bilder ur Svenska Folklifvet. 12 Zeichnungen nach Origin. von B. Nordenberg, K. Zoll, J. W. Wallander, J. Höckert u. B. Wennerberg, in Tondruck mit Text von J. A. Berg. carton. 13 Thlr. 10 Ngr.

Billmark, C. J., Pittoresk Resetour från Stockholm till Neapel genom Swerige, Danmark, Tyskland etc., till Italien. 100 Vuer tecknade efter Naturen. Fol. 50 Thlr.

Costumes nationaux de provinces de la Suede avec aperçue des moeurs et coutumes de leurs habitans. (10 color. Lithogr. mit 34 S. französ. u. schwed. Text.) hoch 4. 3 Thlr. 6 Ngr.

Christiania og Omegn. 12 lith. Blätter, herausgeg. von Chr. Tönsberg. qu.-4. 4 Thlr.

Danmark fremstillet i Billeder. Samling af Prospecter af mærkelige Byer og Egne paa Öerne, i Nörrejylland og Slesvig, Grönland, Island og de vestindiske Colonier. 25 Hefte mit 73 Lithogr. in Tondruck. qu.-Fol. 22 Thlr. 15 Ngr.

Drottningar Svenska. Porträtter og Biographier. (120 S. Text u. 20 Portr.) 2 Thlr. 18 Ngr.

Inhalt: Christina Gyllenstjerna. Catharina af Sachsen-Lauenburg. Margaretha Leyonhufvud. Catharina Stenbock. Catharina Månsdotter. Cath. Jagelonica. Gunilla Bjelke. Maria af Pfaltz. Christina af Holstein. Maria Eleonora. Christina. Hedwig Eleonora. Ulrica Eleonora. Ulrica Eleonora (Fred. I. Gemahlin). Lovisa Ulrika. Sophia Magdalena. Frederika Dorothea Wilhelmina. Hedwig Elisabeth Charlotta. Desideria. Josephina.

Eidsvolds-Gallerie med en korfattet Eidsvoldshistorie og Biographier. 1—9. Heft. Jedes Heft 1 Portrait. Imp.-8.

Complet in circa 30 Heften. Subscriptions-Preis für 1 Bd. oder 10 Hefte 1 Thlr. 24 Ngr.

Finland, främställdt i Teckningar. Text af Z. Topelius. Mit 76 Lithogr. kl. qu.-Fol. 18 Thlr.

Folkelivsbilleder, Norske, efter Malerier og Tegninger af A. Tidemann m. ff. 3. Heft. Mit norweg., deutschem u. engl. Text. (12 Bll. u. Tit. in Farbendruck.) Imp.-Fol. cart. 18 Thlr.

Gripsholm, 12 Aquarell-Lithographien von J. C. Billmark. gr. Fol. cart. 12 Thlr.

Das prachtvolle Album enthält 12 genial aufgefasste innere und äussere Ansichten dieses historisch merkwürdigen Gebäudes unter Benutzung der historischen Scenen als Staffage.

Hansen, Chr. Friedr., Samling af forskjellige offentlige og private Bygninger, tegnede og udförte under specielt Opsyn af. 95 Kpfrtff. in gr. Imp.-Fol. 847. 12 Thlr.

Diese Sammlung enthält auf 95 Tafeln detaillirte Pläne und Ansichten einer grossen Anzahl von öffentlichen und privaten Gebäuden, ausgeführt unter Leitung des Conferenzraths Hansen, Ober-Baudirector in Dänemark; darunter das Christiansburger Schloss mit der Schlosskirche, die Frauenkirche, das Rathhaus zu Kopenhagen, viele Landhäuser etc.

Herregaarde, Danske, Tegnede af Fr. Richart, med Text af T. Becker. Bd. I—VIII. Mit 96 Lithogr. qu.-Fol. 32 Thlr.

Herregårder, Skånska, tecknade af Fr. Richart, beskrifna af Gust. Ljunggren. Bd. I—IV. Mit 48 Lith. qu.-Fol. 16 Thlr.

Dieses Bilderwerk über die Herrensitze Schonens bildet ein Pendant zu Danske Herregaarde.

Holstein und **Lauenburg,** in Bildern. Pendant zu „Danmark i Billeder". Complet in 10 Heften oder 30 Tafeln. Lithogr. in Tondruck. qu.-Fol. 9 Thlr.

Konung Gustaf III., och hans samtida Regenter. Historisk Teckning med åtföljande (15) Porträtter, lith. af J. S. Salmson. (121 S.) 847. cart. 2 Thlr. 24 Ngr.

Konungalängden, Svenska, från Margaretha till närvarande Tid. Ved W. Malm. (257 S.) Med 27 Portr. och Biogr. 843. 5 Thlr. 12 Ngr.

Mindesmärker af Middelalderens Kunst i Norge. Udgivne af Foreningen til norske Fortidsmindesmærkers Bevaring. Med Text af Nicolaysen. 1—5. Heft. qu.-Fol. m. 4 Taff. 6 Thlr. 20 Ngr.

Musée Thorvaldsen. Recueil de tous les ouvrages de Thorvaldsen, rangés dans le même ordre où ils se trouvent placés dans les salles du Musée, avec une esquisse biographique par H. P. Holst. 851. Ausg. in Imp.-Fol. 13 Thlr. 18 Ngr.

Nationaldragter, Danske, tegnede af C. Lund, lithogr. af W. Tegnér og Kittendorff. I. u. II. (12 col. Bll.) hoch 4. 854. 4 Thlr.

Nationaldragter, Norske, tegnede af forskjell. norske Kunstnere (mit norweg., engl. u. deutschem Text), herausgeg. von Chr. Tönsberg. 33 Bll. u. Titelbl. in lith. Buntdruck u. 3 Bll. Musik. hoch Imp.-4. 18 Thlr.

Nationaldrägter, Svenska, Tecknade af W. Ekmann, jemte Skildringar ur Folklifvet af G. H. Mellin. 22 lithogr. u. color. Blätter. Mit schwedischem Text. hoch gr. 4. 6 Thlr. 24 Ngr.

Nordmænd, Berömte. En Cyclus Mindeblade om fortjente Landsmænd i ældre og nyere Tider, med Biographier af forkjellige Forfattere. Udg. af Chr. Tönsberg. 1—12. Heft. (12 Portr. mit Text.) gr. Fol. 12 Thlr.
Inhalt: Anna Colbjörnsdatter. Ludwig Holberg. Cort Adler. Peder Tordenskjold. Hans Egede. Ivar Huitfeldt. Peder Colbjörnsen. Johan Herm. Wessel. Edvard Storm. Johan Nordal Brun. Jacob Aal. Henrik Wergeland.

Norge, Fremstillet i Tegninger. 2. Aufl. 72 lithogr. Bll. in Tondr. mit Text von P. C. Asbjörnsen. qu.-Fol. 20 Thlr.

Pantheon, dansk. Et Portraitgallerie for Samtiden. 1—45. Heft, jedes mit einem Portr., Lithogr. in Tondr. u. biogr. Text. 18 Thlr.
Diese dänische Portraitgalerie der Gegenwart, von der bis jetzt 45 Hefte erschienen sind, enthalten die Portraits von: H. C. Andersen, Ole Bang, Bissen, St. Blicher, H. N. Clausen, Collin, Forchhammer, Gläser, Grundtvig, Högh-Guldberg, Hartmann, Hauch, Hetsch, H. Hertz, Holst, Frau Heiberg, J. L. Heiberg, Herholdt, Hvidt, Finn-Magnusen, Jacobsen, Ingemann, Madvig, Martensen, G. Möller, Adam Müller, Bischof Mynster, Nielsen, Mad. Nielsen, Auguste Nielsen, Oehlenschläger, A. S. Oersted, H. C. Oersted, Paludan-Müller, Dr. Ryge, Admiral Schifter, Schouw, Lauritz Skau, Graf Sponeck, Steman, Thorvaldsen, Tryde, Weyse, Chr. Winther.

Portraitter af udmærkede Nordmænd med korte Skizzer af deres Liv og Virksomhed. 1—39. Heft 8 Thlr.
Inhalt: A. M. Schweigaard. J. E. Kraft. P. Fauchald. O. V. Lange. J. G. Berg. G. P. Blom. Jonas Collet. Ole Bull. L. K. Daa. H. H. Foss. C. Hansteen. C. N. Schwach. N. J. Stockfleth. J. C. Dahl. H. Riddervold. H. Wergeland. F. M. Bugge. H. Steffens. L. C. Sagen. H. Holmboe. M. C. Hansen. N. Treschow. H. A. Bjerregaard. L. Mariboe. N. H. Abel. Th. Fearnley. J. Aal. J. H. Wedel-Jarlsberg. S. B. Hersleb. C. Sörensen F. C. Arentz. W. F. Christie. J. Knudsön. J. Rein. D. Hegermann. C. H. Pram. J. N. Brun. Chr. Smith. J. Roested.

Porträtter af namnkunniga Svenska Män och Fruntimmer. 427 Portr. in Gruppen mit Biogr. 4. 847. 8 Thlr. 12 Ngr.

Promenader genom Stockholm. 10 Vuer i Stålstick. med upplysande Text, af O. A. E—n. qu.-4. Eleg. cart. 853. 2 Thlr. 24 Ngr.

Skizzer optagne paa Corvetten Galatheas Jordomseiling 1845—47., af Chr. Thornam. Mit 30 Lithogr. in Tondr. u. mit einem kurzen (dänischen) Text. gr. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Sverige framställdt i Taflor. Mit 96 Lithogr. in Tondruck. 24 Thlr.
Die Originalzeichnungen sind von bekannten schwedischen Malern aufgenommen und von Barentzen & Co. in Kopenhagen ausgeführt. Das Werk bildet ein Pendant zu Norge i Tegninger og Danmark i Billeder.

Thorvaldsen og hans Værker. Texten forkortet efter Thiele ved F. C. Hillerup. 2 Bde. Mit 148 Kpfrtff. 842—43. 13 Thlr. 10 Ngr.
Dieses Werk enthält alle bis zum Jahre 1832 geschaffenen Werke Thorvaldsen's nebst seiner Biographie, demnach bilden dieses und das nachfolgende Werk zusammen die vollständige Sammlung der Arbeiten des Meisters.

Thorvaldsen's Arbeiten u. Lebensverhältnisse im Zeitraume 1828—1844 von J. M. Thiele. Bearb. von F. C. Hillerup. 34. Heft od. 2 Bde. compl. (116 S. Text m. 205 Kupfrtff.) Imp.-4. Subscr.-Preis 15 Thlr. 9 Ngr.

Trettio-åriga Krigets märkvärdigaste Personer. Hist. Teckning af A. J. Arwidsson. Porträtter in Lithogr. u. Tondr. (nach Originalen aus der damaligen Zeit) af A. J. Salmson. Text in gespalt. Columnen. I—VIII. hoch Fol. 15 Thlr.
Diese interessante Portraitsammlung ist nach den auf dem Gripsholmer Schlosse befindlichen Originalen gezeichnet.

Trettioåriga Kriget. Historisk Skildring bearbetad af L. Westerberg. 2. Aufl. (80 gespalt. Col. mit 20 Lithogr.) gr. Fol. Eleg. geb. 852. 11 Thlr. 15 Ngr.
Die 20 historischen Scenen, mit dem Aufstand in Prag anfangend und mit der Einnahme von Prag schliessend, sind von C. A. Dahlström gezeichnet.

Voyage pittoresque de Stockholm à Gothembourg sur le Canal de Gothie et ses environs en 40 vues lithografiées d'apres C. J. Billmark par O. Cardon. Mit 20 Spalt. Text. qu.-Fol. geb. 6 Thlr. 20 Ngr.

Vues de Copenhague et ses environs. 11 Lithogr. in Tondruck. qu.-Fol. cart. 4 Thlr.

Vues de Stockholm et de ses environs. 16 feuill. qu.-Imp.-8. In Mappe. 853. 3 Thlr. 6 Ngr.

B. Landkarten.

Karte von den Skandinavischen Reichen, von Henckell u. Bull. (4 Bll.) gr. Fol. Sauber color. 855. 4 Thlr.

Bull, Adolph, Das Königreich Dänemark mit den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg. Massst. 1/384000. 4 Bll. gr. Fol. Sauber color. 857. 4 Thlr. 24 Ngr.

Das Königreich Dänemark mit dem Herzogthum Schleswig. 2 Bll. in Kupfer gest. u. illuminirt. Herausgeg. v. Generalstabe, gez. von O. N. Olsen. Massst. 1/480000. 846. 2 Thlr. 12 Ngr.

Atlas vom Königreich Dänemark, im Felde durch oculair Croquis aufgen. von L. Both. (20 Bll. u. 3 Extrabll. administrativ-illum.) Massst. 1/96000. 856. Subscr.-Preis pr. Blatt 2 Thlr. 6 Ngr.
Erschienen sind Bll. 1—4.: Fyen u. Langeland; das nordöstl. u. nordwestl. Seeland. Demnächst wird erscheinen: Seeland (Fortsetz.) u. Möen 2 Bll. Laaland u. Falster 1 Bl. Bornholm 1 Bl. Nord-Jütland 12 Bll. 3 Extrablätter zu Nord-Jütland. — Der ganze Atlas wird in 8—9 Jahren complet sein.

Mansa, Oberstlieutenant **J. v.,** Specialkarten über das Königreich Dänemark. 18 Bll. qu.-Fol. 16 Thlr.
Inhalt: 1—4. Sjælland. 5. Bornholm. 6. Laaland og Falster 7—8. Fyen. 9—18. Jytland.
Einzelne Blätter sind zum Preise von 27 Ngr. zu haben.

Special-Atlas über das Königreich Dänemark und das Herzogthum Schleswig. Herausgeg. vom Generalstabe. Massst. 1/80000. 852—53. Schwarz. à Blatt 24 Ngr.
Colorirt. 1 Thlr. 6 Ngr.
Bis jetzt erschien: 1) Nysted, 2) Rödby, 3) Nykjöbing auf Falster, 4) Store Heddinge, 5) Möen, 6) Ulfshale, 7) Odden.

Generalkarte von Jytland. Herausgeg. von der Gesellschaft der Wissenschaften. Massst. 1/370000. 820. Illum. 1 Thlr. 18 Ngr.
Es erscheint mit deutschem Text als Supplement zu dem im Jahre 1832—34 in Leipzig ausgegebenen Kupferwerke: Leben und Werke Thorvaldsen's, mit dänischem Text, als Supplement zu dem oben angeführten: Thorvaldsen og hans Værker

Generalkarte über das Herzogthum Schleswig. Herausgeg. von der Gesellschaft der Wissenschaften. Massst. 1/240000. 836. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das Herzogthum Lauenburg. Herausgeg. v. Generalstabe 1842 mit Hinzufügung der Eisenbahnen bis 1852. Massst. 1/80000. Color. 1 Thlr. 12 Ngr.

Die Umgegend von Kopenhagen. Herausgeg. v. Generalstabe. 6 Bll. Illum. Massst. 1/20000. 25 Zoll br. 23 Zoll hoch. 6 Thlr.
Eine in jeder Beziehung prachtvoll ausgestattete in Kupfer gest. Karte.

Uppdrattr Islands á einu bladi. Generalkarte von Island, nach der administrat. Eintheilung illum. Massst. 1/960000. 849. 3 Thlr.

Uppdrattr Islands a fjorum blódum. Carte d'Islande en quatre feuilles par O. N. Olsen. In Kupfer gest. Massst. 1/480000. 845. Physisch-geograph. illum. 9 Thlr.
Illum. nach der administrativen Eintheilung. 8 Thlr. 12 Ngr.
Hydrographisch illum. 7 Thlr.

Munch, P. A., Karte des südlichen Norwegen in 2 Bll. Massst. 1/700000. Schwarz. 845. 4 Thlr.
Colorirt. 6 Thlr. 12 Ngr.
Color., in Carton auf Leinwand geklebt. 10 Thlr.

— Karte des nördlichen Norwegen (Tromsö Stift). Massst. 1/700000. 2 Bll. Imp.-Fol. Schwarz. 852. 2 Thlr.
Colorirt. 3 Thlr. 6 Ngr.
Color., in Carton auf Leinwand gezogen. 6 Thlr.

Waligorski, J., und **J. Wergeland,** Reisekarte von Norwegen. 2. Aufl. 2 Taff. Color. in Carton auf Leinw. gezogen. 5 Thlr.

— — Wohlfeile Ausgabe. 856.
Nördliches Norwegen. Color. 1 Thlr. 12 Ngr.
Südliches Norwegen. Color. 1 Thlr. 12 Ngr.

Keilhau, B. M., Erster Versuch einer geognostischen Karte von Norwegen, in 2 (3) Blättern in Farbendruck, gezeichnet von P. A. Munch. 849. 4 Thlr.

Hahr, A., Karte von Schweden in 10 Blättern. Gravirt von L. Bernhardt, mit einer Statistik über alle Kirchspiele des Reichs nebst ihrer kirchlichen Administration und gerichtlichen Eintheilung. 8 Karten in 1/500000 u. 2 in 1/1000000 Massst. Erschienen sind Bl. 1—4. 4 Thlr. 24 Ngr.

Karta öfver södra Delen af Sverrige och Norrige eller det fordna så kallade Skandinavien under Ledning och Inseende af Carl af Forsell. (8 Bll. Massst. 1/500000. Imp.-Fol. In Kupfer gest., schön illum. u. mit einer Orientirungskarte, Massst. 1/4000000.) 15 Thlr.

Akrell, C., Reise-Karte von Schweden nach officiellen Nachrichten. 2 Bll. gr. Fol. Color. 853. 2 Thlr. 6 Ngr.

Ström, Reise-Karte in Schweden u. Norwegen. Mit Text von G. H. Mellin. 851. Auf Leinw. u. in Carton. 2 Thlr. 15 Ngr.

Atlas öfver Sveriges Städer med deras ella Egor och Jordar, jemte Areal. Beskrifningar deröfver af Gust. Ljunggren. Heft 1—30 u. 33—38. (36 Karten, Massstab 1/20000 u. 1/10000). Roy.-Fol. 853—55. 14 Thlr.

Atlas till Sveriges Historia af C. F. Wiberg och J. v. Mentzer. (19 color. Bll. u. 22 S. Text.) Cart. gr. 4. 4 Thlr. 15 Ngr.
Historischer Atlas Skandinaviens im Alterthum und der schwedischen Geschichte bis 1648.

Karte von den projectirten Schwedischen Eisenbahn-Linien in Stockholm-, Upsala-, Nyköpings-, Westerås'-, Örebro- u. Carlstadts-Lehn. von A. Hahr. (2 illum. Bll.) gr. Fol. 2 Thlr. 6 Ngr.

Postkarte des Grossfürstenthum Finnland, von B. A. Lindemann. 2 Bll. Color. 3 Thlr. 20 Ngr.

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 9. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 27. Februar.

Inhalt.

Zur Geschichte der Attentate.

In dem politischen Treiben unserer Tage giebt es drei Abstufungen des Kampfes. Die erste ist das gesetzliche Ringen um den Sieg, das in der Presse und auf der Rednerbühne der Kammern seine Vertretung findet. Diese gesetzliche und für die Erhaltung der geistigen Frische im Volksleben unentbehrliche Form des Kampfes ist denjenigen Parteien untersagt, welche die Grundlage des Staats, in dem sie leben, nicht anerkennen. Solche Parteien sind in unsern monarchischen Staaten des Festlandes die Communisten und die Republikaner. Von dem offenen Tummelplatze ausgeschlossen, sammeln sie ihre Streitkräfte im Dunkeln, in geheimen Gesellschaften, und verschwören sich zu Aufständen. Fehlt ihnen auch dazu die Macht, so sinken sie zu der dritten und tiefsten Stufe herab, zum Attentat auf das Leben des Trägers der höchsten Gewalt.

Angesichts dessen, was jüngst in Paris sich ereignet hat, müssen wir mit Stolz hervorheben, daß der Königsmord vom germanischen Volkscharakter zurückgestoßen wird. Weder der skandinavische Norden, noch England, noch Deutschland sind von politischen Parteien besudelt worden, die das Stiletsystem unter ihre politischen Lehren aufgenommen haben. Allerdings hat Schweden einen Ankarström gehabt, allerdings ist mehrmals auf die Königin Victoria geschossen und das Leben des Königs von Preußen zweimal durch Mörderhand bedroht worden. Aber Ankarström hatte außerhalb eines sehr kleinen Kreises aristokratischer Verschworener keinen Zusammenhang mit irgend Jemand, und die Menschen, welche auf die anmuthige Herrscherin des britischen Inselreichs ihre unschädlichen Schüsse abfeuerten, waren Narren, die Aufsehen erregen wollten. Das Parlament würdigte Verbrecher wie Francis und Bean vollkommen richtig, als es auf Thaten wie die ihrigen die Strafe des Auspeitschens setzte. Von den beiden Elenden, die das Leben des Königs von Preußen bedrohten, war der eine ganz gewiß ein Verrückter, und der zweite ziemlich gewiß. Ein Mensch, wie der Bürgermeister Tschech, der in jahrelangem Brüten über angebliche Zurücksetzungen endlich dahin gelangt, den Thron für den Ausgangspunkt dessen zu halten, was ihm von Polizeistellen und Landrathsämtern widerfahren ist, ein solcher Mann mag im juristischen Sinn zurechnungsfähig sein, freien Geistes ist er nicht. Der Königsmörder Sefeloge ist nicht den Geschworenen, sondern der Irrenanstalt bei Halle zugewiesen worden. Die freche Hand, die sich 1853 gegen den Kaiser Franz Joseph erhob, war keine deutsche.

Es sind die romanischen Länder, in denen die Verschwörungen mit ihrer scheußlichsten Ausgeburt, dem Königsmord, wuchern. In die oft gehörte Behauptung, daß diese Völker im Niedergange begriffen, welke Blätter auf dem Baume der Menschheit seien, wollen wir darum nicht einstimmen. Auch in alten Tagen ist der Fanatismus in Spanien und Frankreich heimisch gewesen, und die italienischen Dolche und Banditen sind keine blos Mazzinistische Erfindung. Ehe noch ein einziges der politischen Stichworte des Tages gesprochen worden war, fanden auf Ludwig XV. Mordanfälle statt. Erschreckend häufig sind diese Scheußlichkeiten seit 1815 allerdings geworden, und es dürfte in Frage stehen, ob die Art und Weise, wie man gegen sie einschreitet, sie vermindern wird. Damiens wurde von Pferden zerrissen; jetzt bringt man die Mörder auf menschliche Art zum Tode, aber man straft sogleich die auf dem Boden des Gesetzes stehenden Parteien durch allgemeine Repressivmaßregeln, als ob die offene Reibung der Gegensätze es wäre, die zum Morde aufstachelte, und nicht gerade umgekehrt eine unnatürliche Hemmung eines naturgemäßen Kampfes die Tendenz haben müßte, wahnsinnige und verruchte Thaten zu erzeugen.

Repressivmaßregeln waren es, die dem ersten französischen Königsmörder der Neuzeit den Muth zu seiner That einflößten. Die „unauffindbare Kammer“, deren Mehrheit aus fanatischen Royalisten, sogenannten weißen Jakobinern, bestand, hatte die Minister zu strengen und selbst harten Entschlüssen gedrängt. Absetzungen von Beamten und Officieren in Masse füllten das Land mit verdienten Männern, die der Noth preisgegeben worden waren. In Paris hatte man Hinrichtungen von Bonapartisten mit berühmten Namen vorgenommen, in der Provinz hatte man der Mordlust des Pöbels den Zügel schießen lassen, und im Süden hätten bereits Metzeleien im Großen begonnen, als das energische Einschreiten der österreichischen Occupationstrup-

ren das Schlimmste, die Ausrottung aller Protestanten und Liberalen, noch verhinderte. Ein Mann ohne Bildung und ohne bestimmte politische Ueberzeugung sah diese Ausschweifungen der Herrschenden, diese Leiden der unterdrückten Partei, und war Zeuge der Erbitterung, die sich der Gemüther bemächtigt hatte. Der Entschluß reifte in ihm, Frankreich an seinen Feinden, die in seinen Augen die Bourbons waren, zu rächen. Dieser Mann war ein Sattlergeselle und hieß Louvel.

Alle Bourbons bis auf Einen waren entweder alt oder politisch unbefähigt, und alle bis auf Einen durften auf keine Nachkommenschaft rechnen. Der Herzog von Berry machte allein eine Ausnahme. Jung und lebhaften Geistes, war er von seiner Gemahlin, einer neapolitanischen Prinzessin, bereits mit einer Tochter beschenkt worden. Obgleich der einzige Prinz, der sich den Truppen häufig zu Pferde zeigte, war er nichts weniger als beliebt. Er hatte die politische Meinung seiner ultraroyalistischen Umgebung und war im hohen Grade schroff und abstoßend. Er hatte, um ein Beispiel anzuführen, einem neuen Pair gesagt: „Ihre Ernennung ist wohl die Belohnung für Ihr ehrloses Benehmen in den hundert Tagen?" Diesen Prinzen erkor sich Louvel zum Opfer. Ermordete er ihn, so starben die Bourbons aus! Von der neuen Schwangerschaft der Herzogin von Berry wußte außer ihr und ihrem Gemahl Niemand.

An einem Sonntage der Carnevalszeit, am 13. Februar 1820, befanden sich der Herzog und die Herzogin von Berry im Theater. Die Herzogin fühlte sich müde und wünschte kurz vor elf Uhr nach Hause zu fahren. Der Herzog begleitete sie bis zum Wagen, um dann ins Schauspielhaus zurückzukehren. Auf der Straße stand eine einzige Schildwache, die der Etiquette gemäß den königlichen Personen das Gesicht zuwenden mußte und mithin nicht sah, was auf der Straße vorging. In dem Augenblicke, als der Herzog die Herzogin in den Wagen gehoben hatte, drängte sich ein Mensch zwischen die Schildwache und den Lakaien, der den Fußtritt aufschlug, schob den begleitenden Adjutanten bei Seite und stieß nach dem Herzog. Dieser fühlte auf der Stelle, daß es um ihn geschehen sei. „Ich bin ermordet", rief er, „dieser Mann da hat mich getödtet!" Er zog die Waffe, ein sieben Zoll langes Messer mit einer flachen zweischneidigen Klinge, selbst aus der Wunde. Das Herz war getroffen, und doch sah der Verwundete noch den Morgen des nächsten Tages dämmern. Louvel war entflohen, aber man hatte ihn eingeholt. Er wurde hingerichtet, ohne daß die mit besonderer Sorgfalt geführte Untersuchung die entfernteste Spur von Mitschuldigen ergeben hätte. Gleichwohl riefen die Ultras mit Einer Stimme: „Ein liberaler Grundsatz hat den Herzog von Berry erdolcht!" und als der erste Minister Decazes, auf den die Parteiwuth die Mitschuld ausdehnte, sein Amt niederlegte, hieß es von ihm: „Er ist im Blut ausgeglitten!"

Einer dreitägigen Schlacht, unter der heißen Julisonne auf dem Pariser Straßenpflaster ausgefochten, war es vorbehalten, die Bourbons der älteren Linie zu stürzen. Durch Geständnisse der Betheiligten ist es außer Zweifel gestellt worden, daß die geheimen Gesellschaften, die in Frankreich in den Jahren 1821 bis 1828 zahlreich entstanden, an der Julirevolution einen äußerst geringen Antheil gehabt haben. Sie hatten sich vor den Julitagen fast alle aufgelöst, und erst unter Ludwig Philipp nahm ihr Treiben wieder seinen Anfang. Sie verschworen sich, sie kämpften einige Male gegen die Truppen, und Mitglieder von ihnen schmiedeten Anschläge gegen das Leben des Königs.

Am 28. Juli 1835 hielt Ludwig Philipp die Musterung, die einen Theil der Festlichkeiten zur Erinnerung an die Julirevolution bildete. Er war an den endlosen Reihen der Soldaten und Bürgergarden entlang bis zum Boulevard du Temple geritten, als man plötzlich ein furchtbares Krachen hörte und im nächsten Augenblicke die Straße mit Sterbenden und Verwundeten bedeckt sah. In einem Hause schwebte vor einem Zimmer des dritten Stocks eine Pulverwolke, und von dort waren die Kugeln und die Stücke gehackten Bleies ausgegangen, welche den Marschall Mortier, einen General, zwei Officiere und vier Grenadiere der Bürgergarde getödtet, verschiedene Generale, Officiere und Soldaten verwundet hatten. Der König selbst und seine Söhne waren unverletzt. Der Mörder hatte sich, obgleich durch das Zerspringen mehrerer der fünfundzwanzig Flintenläufe seiner Höllenmaschine schwer verwundet, an einem Strick auf den Hof des Gebäudes niedergelassen, und war in ein anstoßendes Gebäude getreten. Man folgte der Blutspur, die er hinter sich ließ, und verhaftete ihn. Er wollte Gerard heißen, allein es wurde bald ermittelt, daß Fieschi sein wahrer Name sei. Er war ein Corse und hatte das Leben eines Abenteurers geführt. Während des russischen Feldzugs von 1812 mit dem Kreuz der Ehrenlegion belohnt, hatte er sich Murat bei dessen unglücklicher Landung an der neapolitanischen Küste angeschlossen, war dadurch ins Elend versunken, zum Viehdiebe geworden und im Arbeitshause zu Embrun vollends sittlich verkommen. Er gestand nicht blos die That, sondern auch das Vorhandensein von Mitschuldigen. Ein Sattler Morey war der eine, ein Kleinhändler Pepin der andere. Beide leugneten, und Fieschi spielte in der Pairskammer die Rolle des Anklägers gegen sie, wobei er von seiner Zuhälterin Nina Lassare, die ihre eigene Mutter zur Vorgängerin in seiner Liebe gehabt hatte, unterstützt wurde. Der Streit zwischen den Dreien über Schuld und Nichtschuld hat sich bis aufs Blutgerüst fortgepflanzt. Fieschi ist mit Betheuerungen, nichts als die Wahrheit gesagt zu haben, gestorben, Pepin und Morey haben bis zum letzten Augenblick ihre Unschuld behauptet. Bewiesen worden ist soviel, daß Fieschi zu seinem Verbrechen gedungen wurde, und da sich in Pepins Büchern Vermerke über Zahlungen an ihn gefunden haben, so ist mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß er den corsischen Banditen bezahlt hat. Ob durch das, was die Untersuchung gegen Morey ergeben hat, mehr als eine bloße Mitwissenschaft dargethan worden ist, lassen wir dahingestellt. Uebrigens waren Pepin und Morey Mitglieder eines geheimen Vereins, der Gesellschaft der Menschenrechte.

Ein Gegenstück zu diesen beiden Republikanern, die ihre That leugneten, ist der Königsmörder, welcher in ihre Fußstapfen trat. Alibaud stellte sich als einen verhärteten Mörder

dar, der sich Jahre lang mit dem Mordgedanken trägt und ihn in keiner Lage des Lebens aufgiebt. Seine Richter haben ihm das geglaubt. Wir müssen entgegnen, daß ein Mann, der die Herbeiführung des Todes einer bestimmten Person als seine Lebensaufgabe erkennt, nicht ernstliche Schritte thun wird, hundert Meilen von dieser Person entfernt eine Stelle zu erhalten, und daß ein solcher Mann vor der Erledigung seiner Lebensaufgabe keinen Selbstmordsversuch machen wird. Die Verhandlungen vor der Pairskammer machen es fast gewiß, daß Alibaud seine That nicht ausgeführt haben würde, wenn er nicht vier Wochen vorher alle Subsistenzmittel verloren hätte. Sein Elend drängte ihn zu irgend einem verzweifelten Entschlusse, und er wählte den, der ihm gestattete, in seinen letzten Tagen vor Frankreich und der Welt den Brutus zu spielen. Als er diesen Entschluß gefaßt hatte, führte er ihn mit kalter Ueberlegung aus.

Ludwig Philipp verließ am 23. Juni 1836 die Tuilerien, um sich nach Neuilly zu begeben. Sein Wagen fuhr eben durch das Thor gegen den Seinequai, als Alibaud in dem gewölbten Durchgange vortrat. Die begleitenden Dragoner hatten wegen der Enge des Thores zurückbleiben müssen, sodaß der Mörder ungestört seine Stockflinte auf den Wagenschlag legen und sie abschießen konnte. Er hatte gut gezielt, aber der König beugte sich, indem Alibaud den Finger an den Drücker legte, grüßend vor, und die Kugel verfehlte daher seinen Kopf und schlug dicht neben ihm in die Decke des Wagens. Daß Alibaud politische Verbindungen gehabt hat, ergaben die Verhöre und öffentlichen Verhandlungen, aber weiter nichts. Seine überspannten Ansichten kramte er vor den Pairs selbstgefällig aus. Er verglich sich mit Brutus, er forderte kein Mitleid, sondern entweder Haß oder Achtung, und erklärte: „Das Recht des Menschen gegen die Tyrannei ist ein persönliches."

Noch in demselben Jahre sah sich Ludwig Philipp einer neuen Gefahr ausgesetzt. Bei der Eröffnung der Kammern (27. December 1836) schoß ein junger Mensch, Namens Meunier, der sich dicht hinter die Hecke der Bürgergarde gedrängt hatte, in einer Entfernung von sechs Schritten eine Pistole auf ihn ab. Dieser Mörder konnte seine Persönlichkeit, da sie gar zu erbärmlich war, nicht herausputzen und suchte sich als Glied eines furchtbaren Ganzen Wichtigkeit zu geben. Hörte man ihn, so gab es eine Bande von Königsmördern, die sich der Reihe nach an das königliche Leben wagen wollten. Er war Nummer Zwei — Nummer Eins sollte muthmaßlich von Alibaud vorgestellt werden — und der König hatte demnach die Pistolen oder Dolche von noch achtunddreißig Meuchlern zu passiren! Später widerrief er seine Prahlereien und legte Reue an den Tag. Zum Tode verurtheilt, wurde er vom König zu lebenslänglicher Verbannung begnadigt. Diese Milde war klug, denn nicht Jedermann glaubte, daß in Meuniers Pistole eine scharfe Ladung gewesen sei. Viele stellten ihn auf dieselbe Linie mit Oursel und Fontelle, zwei dummen Jungen von siebzehn Jahren, die einen verabredeten Anfall auf den König geheuchelt hatten, um sich ein Ansehen zu geben. Die Annahme war nicht unwahrscheinlich, da Meunier durch eine wilde Leidenschaft zum Trunk seinen ohnehin nicht starken Verstand bedeutend geschwächt hatte. Von Darmes, dessen Attentat in das Jahr des Aufstandsversuchs von Boulogne fällt, war es weniger zweifelhaft, ob er eine Kugel im Laufe gehabt habe; wenigstens wurde er hingerichtet.

Im September 1841 fand eine der Schaustellungen statt, an denen die alten und jungen Pariser ihre Freude haben. Der Herzog von Aumale hielt mit seinem Regiment, an dessen Spitze er in Algier gekämpft hatte, einen glänzenden Einzug in Paris. Da sprang ein Tagelöhner, der sich als Soldat einer Kettenstrafe durch die Flucht entzogen hatte, aus den Reihen der Zuschauer und feuerte auf den Prinzen. Seine Kugel verwundete zwei Pferde. Quessinet — so hieß dieser Mörder — war im vollsten Sinne des Wortes ein Umhertreiber und Taugenichts. Hatte eine der geheimen Gesellschaften, mit denen sich sein Geschwätz bei den Verhören fortwährend beschäftigte, ihn wirklich verwendet, so konnte sie nur aus den rohesten Gesellen bestehen. Auskunft wurde darüber keine erlangt, und in Ermangelung eines andern Mitschuldigen zog man einen Schriftsteller Dupoty zur Rechenschaft und bestrafte ihn wegen eines Zeitungsartikels, durch den Quessinet zu seinem Verbrechen aufgereizt worden sein sollte!

Als die Jahre 1842—1845 ohne einen neuen Mordanfall verflossen, gewann es den Anschein, als ob die Mordlust ihre Wuth an dem König gesättigt habe. Dem war jedoch nicht so. Den Schluß der Angriffe machte ein Attentat, das insofern mit dem Tschech's gleichsteht, als der Mörder, der von untergeordneten Beamten gekränkt zu sein glaubte, den König zur Zielscheibe seiner Rache nahm. Pierre Lecomte, als Soldat im Regiment unter dem Namen Pierre le Dur bekannt, hatte seit 1829 im Dienst des Herzogs von Orleans eine Oberförsterstelle. Redlich und übertrieben eifrig — er schlief häufig im Walde, um im Dienste nichts zu versehen — war er mürrisch, streng und gegen jede Verletzung seines Stolzes krankhaft empfindlich. Ein leichter Verweis, den er von seinem unmittelbaren Vorgesetzten erhielt, erbitterte ihn dermaßen, daß er Grobheiten auf Grobheiten ausstieß und in aufsteigender Linie allen Stufen der Behördenleiter bis zum Generalintendanten der Civilliste aufwärts zuwendete. Schließlich richtete er an den König einen Brief, in dem er es ein tiefbeklagenswerthes Unglück nannte, in den Dienst Sr. Majestät getreten zu sein. Daß die Gerechtigkeit, die er in einem solchen Tone forderte, ihm verweigert wurde, versteht sich von selbst.

Der König sollte empfinden, was es heiße, gegen einen Lecomte ungerecht zu sein. Der Letztere kannte den Wald von Fontainebleau in jedem Winkel und konnte die sichersten Vorkehrungen treffen, wie auf sein Entrinnen rechnen. Auf einer niedrigen Mauer, durch eine höhere gedeckt, lauerte er auf den König, von dem er wußte, wo er Abends seine tägliche Spazierfahrt zu machen pflege. Es war der 16. April 1846. Der königliche Wagen erschien, und zwölf Schritte davon schoß Lecomte, ein ausgezeichneter Schütze, den einen Lauf seiner Kugelbüchse ab. Die Ladung, aus Rehposten und einer Kugel bestehend, durchlöcherte die Franzen des Wagens und fuhr über den Kopf des Königs hinweg; der brennende Pfropfen fiel der

Königin auf den Schooß. Trotz seiner Vorsichtsmaßregeln wurde der fliehende Mörder eingeholt. Er sprach sein Bedauern aus — daß er gefehlt habe. „Ich war zu sehr in Eile," sagte er.

Alle diese Verbrechen waren vereinzelt, oder schlimmsten Falles gingen sie von kleinen Vereinen verzweifelter Menschen aus. In den folgenden Zeilen wird sich uns eine Partei zeigen, die den Königsmord organisirt hat und ihn, damit noch nicht zufrieden, unter den vorbereitenden Mitteln ihrer Aufstände benutzt.

Die Thaten der mailändischen Dolchritter von 1853 werden noch in frischem Andenken sein. In demselben Februarmonat, der dem fröhlichen Carneval gewidmet ist, schlichen gedungene Banditen hinter einzelne österreichische Soldaten, die arglos in den Straßen umhergingen, und stießen sie nieder. So ehrlos eine solche Handlungsweise ist, ebenso verrückt ist sie auch. Das Mailänder Attentat war ein bluttriefender Narrenstreich der Revolution. Welch ein noch leidlich Vernünftiger konnte eine Secunde lang glauben, daß eine Handvoll Meuchler, die vor der ersten Patrouille die Flucht ergriff, im Stande sein werde, ein Reich umzuwerfen und ein anderes zu gründen! Aber Streiche wie diese gehören zum System der italienischen Verschworenen.

Kennt man die Organisation dieser Leute, so begreift man, wie es kommt, daß sie nie ganz auszurotten gewesen sind. Das „vereinigte Italien", wie sie ihren Geheimbund nennen, besteht aus lauter kleinen Gesellschaften von höchstens vierzig Mitgliedern. Die gewöhnlichen Verschworenen kennen nur die Mitglieder ihres eigenen Kreises, die Eingeweihten der höhern Stufen überblicken ein weiteres oder engeres Feld, je nachdem sie zu den Bezirks-, Provinzial- und Generalvereinen oder zu dem Großrath gehören. Der letztere allein hat alle Fäden in der Hand, und er beräth und beschließt im Auslande, außerhalb der Thätigkeitssphäre der Polizei des Festlandes. Entdeckte die italienische Polizei eine der geheimen Gesellschaften der untersten Stufe, wie es in der That mehrmals geschehen ist, dann befände sie sich immer nur im Besitz der Geheimnisse von vierzig Verschworenen untergeordnetster Natur. Eine Entdeckung von Mehrwissenden ist niemals gelungen, so gut weiß Mazzini, der Großkophta dieser Banden, seine Vertrauten zu wählen, und so vollständig beherrscht er sie durch den merkwürdigen Zauber, den er auf sie ausübt, und durch den Schrecken.

In einem der Aufrufe, die Mazzini von Zeit zu Zeit erläßt, wird der Dolch ohne Umschweife als die nationale Waffe der Italiener bezeichnet. Von dieser Waffe wird denn auch der ausgedehnteste Gebrauch gemacht. In Rom ist mehrere Jahre hinter einander am Tage der Ausrufung der Republik irgend ein Beamter oder Conservativer gemeuchelt worden, und eine der dortigen geheimen Gesellschaften hat eingestandenermaßen f ü n f z i g politische Morde begangen. Das kleine Gebiet von Carrara hat innerhalb eines Jahres siebenzehn Mordanfälle gesehen; in Bologna, Ravenna, Ancona, Lucca und an vielen andern Orten sind einzelne Attentate vorgekommen. Der Dolchpraxis ist in Parma auch ein regierender Fürst zum Opfer gefallen.

Am 26. März 1854 ging der junge Herzog, blos von einem Adjutanten begleitet, zu Fuß vom Corso nach dem Schlosse zurück. Er wollte eben um die Ecke biegen, als ein Unbekannter aus einer engen Gasse vorsprang und ihm ein Mordwerkzeug, eine zugespitzte Feile, von unten herauf in den Unterleib stieß. Die Wunde war tödtlich, der Fürst starb am folgenden Tage. Der Mörder war nach seiner That in einer Gruppe junger Leute verschwunden und wurde nie entdeckt. Die verwittwete Herzogin rief österreichische Truppen herbei und gegen diese richtete sich bald darauf (22. Juli) ein Aufstand, der kläglich scheiterte.

War der Mörder des Herzogs von Parma ein Mazzinist, und ist auch Agesilao Milano, der am 8. December 1856 ein Attentat auf den König von Neapel beging, jener Classe von Verschwörern und systematischen Meuchelmördern zuzuweisen? Bei dem ersten ist der Einwand gemacht worden (von piemontesischen Zeitschriften, welche in Allem, wo die Partei berührt wird, sehr wenig Glauben verdienen), daß der Herzog durch Handlungen voll jugendlichen Uebermuths die Privatrache vielfach herausgefordert habe. Ist dem wirklich so, dann tragen doch die Ereignisse, die den Mord begleiteten und ihm folgten, ein so entschieden Mazzinistisches Gepräge, daß kaum ein Zweifel bestehen kann. Dieses spurlose Entkommen des Mörders unter auffallender Beihülfe von Unbekannten, dieser Aufstand, der in den nächsten Stunden nach der Landung Fremder in Pontremoli losbricht, diese drei Mordanfälle auf Richter (Gatti, Paolino Lanati, Graf Anati), denen die Untersuchung gegen die Urheber des Mordes und des Aufstands übertragen worden ist: lassen sie sich als Einzelhandlungen einzelner Mißvergnügten denken, und m u ß man sie mit einer Verschwörung in Verbindung bringen, bedient sich dann diese Verschwörung nicht eben der Mittel, die Mazzini stets empfiehlt und die seine gelehrigen Schüler stets anwenden?

Von Agesilao Milano hegen wir ebenfalls die feste Ueberzeugung, daß er Mazzinist war und im Auftrag handelte. Wir werden die Thatsachen sprechen lassen. Am 22. November 1856 hatte ein Baron Bencivenga den Versuch gemacht, mit dreißig oder vierzig Anhängern Sicilien zu den Waffen zu rufen. Am 7. December hatte die Regierung Nachricht, daß das Unternehmen mißglückt, der Urheber gefangen sei, aber in der Bevölkerung liefen entgegengesetzte Gerüchte um. Am folgenden Tage hielt der König zu Ehren der unbefleckten Empfängniß auf dem Marsfelde eine große Heerschau. Nach der Beendigung der Celebration des Hochamts zogen die Truppen am König vorüber, als ein Soldat des 3. Jägerbataillons, Agesilao Milano genannt, aus dem Gliede vorstürzte und mit seinem Säbelbayonnet den Monarchen angriff. Dieser drückte den ersten Stoß mit dem Arm zur Seite, dem zweiten wich das scheu gewordene Pferd aus, und indem der Mörder zum dritten Stoße ausholte, wurde er von einem Husarenofficier niedergeritten. Im Verhör gestand er, seinen Vorsatz längst gefaßt zu haben, leugnete aber, einer geheimen Gesellschaft anzugehören und andere Mitschuldige zu haben, als „G o t t, s e i n e B ü c h e r u n d s e i n G e w i s s e n." Nach dieser frechen Phrase wäre er einer der Fanatiker, die sich blos von dem düstern

Feuer, das verzehrend in ihnen brennt, ihre Wege weisen lassen. Aber es ist nicht wahr, daß er so isolirt gewesen sei, als er sich schildert. Er hatte mit den Aufständischen von Calabrien unter General Riòotti gegen die Regierung gefochten und stand durch einen nahen Verwandten, einen Flüchtling, mit den Mazzinisten in Verbindung. So wenig wie er selbst war seine That isolirt. Der Aufstandsversuch in Sicilien ging ihr unmittelbar voran, und das Auffliegen eines Pulvermagazins der Hauptstadt (17. December) und einer Dampffregatte im Hafen (4. Januar 1857), folgte unmittelbar auf sie. Auch ohne directe juristische Beweise wird man einen innern Zusammenhang dieser Ereignisse annehmen dürfen, und ist dieser wirklich vorhanden, dann wird man auch hinsichtlich des Ursprungsorts kaum irren können. Sollte in diesem Urtheil am Ende doch eine Ungerechtigkeit gegen die Mazzinisten liegen, so haben sie kein Recht zur Klage. Sie gehen eingestandenermaßen ohne Unterbrechung darauf aus, Verwirrung zu stiften, einen Umsturz hervorzurufen, und geben uns dadurch das Recht, jedes Attentat, dessen Gelingen dazu führen könnte, ihnen zuzuschreiben.

Es führt mehr als ein Weg nach Rom und es führt mehr als ein Weg zur Revolution. Da ist vor allen Dingen Paris, der alles verschlingende Centralpunkt des beweglichsten Volks der Welt, die hochragende Signalstange der Volksbewegungen des gesammten europäischen Festlandes! Dieser Kugel, auf welcher festen Fuß zu fassen jeder Regierung unendliche Mühe macht, widmen die Mazzinisten eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Ihr Mittel, dort eine „günstige Chance“ zu erzielen, ist das ihnen geläufige: — der Mord.

Am 28. April 1855 ritt der Kaiser aus den Tuilerien gegen die elysäischen Felder hin. Auf der Höhe des Chateau des Fleurs verließ ein Mann die Seitenallee zur Rechten und stellte sich mitten in den Fahrweg. Die Polizeiagenten, denen diese Bewegung verdächtig war, konnten nicht schnell genug sein. Ehe sie herankamen, hatte jener Mann die beiden Läufe einer Doppelpistole auf den Kaiser abgefeuert. Man verhaftete den Mörder, der sein Ziel verfehlt hatte, und fand bei ihm noch zwei einläufige scharfgeladene Pistolen, ein Dolchmesser und 114 Francs, außerdem unter seinen Kleidern noch einen andern Anzug, durch den er sich hatte unkenntlich machen wollen. Sein Bestreben, sich unter einem falschen Namen zu verstecken, mußte er bald aufgeben. Er hieß Giovanni Pianori und war ein Schuster aus dem Kirchenstaat, der unter den italienischen Aufständischen gedient hatte, mit einem in Genua ausgestellten, auf einen falschen Namen lautenden Paß nach Frankreich gekommen war und theils dort, theils, und zwar in der letzten Zeit, in London gelebt hatte. Auch er gestand, wie Milano, seine Absicht ohne weiteres ein, auch er leugnete, wie Milano, von irgend Jemand angereizt worden zu sein. „Gott und sein Gewissen“ ließ er aus dem Spiele. Wenn er keine Mitschuldige höhern Standes hatte: wie kam dann aber der arme Schustergeselle zu dem vielen Gelde (viel für ihn), das er theils in unsinnigen Ausgaben, z. B. in Luxuskleidern und in Glanzlederstiefeln, verschwendet hatte, theils bei seiner Verhaftung noch besaß? Wie hatte er ferner für eine Doppelpistole 150 Francs ausgeben und in Paris einen ganzen Monat ohne zu arbeiten leben können? Seine Behauptung, bei einem Londoner Meister 55 Francs in der Woche verdient zu haben, war nicht stichhaltig, denn er vermochte diesen freigebigen Meister nicht zu nennen, nicht einmal von fern zu bezeichnen. Die französischen Richter, die ihn auf das Blutgerüst schickten, ergänzten was er verschwieg, durch die Annahme, daß Pianori in London von den Mazzinisten geworben worden sei.

Ein helleres Licht warf auf das Londoner Treiben der italienischen Flüchtlinge ein zweites Attentat, das bezeichnend genug in dieselbe Zeit fällt, in der Mazzini, in Genua versteckt, eine Schilderhebung von ganz Italien vorbereitete. Die Pariser Polizei kam diesem neuen Anschlage durch einen aufgefangenen Brief auf die Spur. In jenem Briefe war die Wohnung eines der Verschworenen und zugleich der Ort angegeben, wo „das Material“ verborgen sei. Das Material lag in einem Koffer unter alten Kleidern und Lumpen, und bestand in fünf Dolchen, vierzehn Doppelpistolen, einer Reiterpistole und einem Revolver, die alle mit Kugeln geladen waren. Der Koffer gehörte einem ehemaligen Bildhauer aus dem sardinischen Orte Biella, Paolo Tibaldi, der seit 1850 in Paris lebte. Seine Mitschuldigen waren zwei Römer, der Hutmacher Paolo Grilli und der Schuster Giuseppe Bartolotti. Diese beiden hatten die Ermordung des Kaisers übernommen, Tibaldi's Aufgabe war die, ihnen eine Gelegenheit zur Ausführung ihres Vorhabens nachzuweisen. Tibaldi leugnete Alles, aber die Thatsachen überführten ihn, namentlich jener Koffer, in dem außer den Waffen Kleider von ihm lagen und dessen Schlüssel bei ihm gefunden wurde. Die beiden anderen, ganz arme Menschen, gestanden ein, von einem bekannten Mazzinistischen Agenten, Massarenti, für den Mord gedungen zu sein. Drei Briefe, die gefunden wurden und in unzweifelhafter Beziehung zum Attentat standen, sollten von Mazzini herrühren. Wir sagen absichtlich „sollten,“ denn jene Briefe sind unbegreiflicher Weise den Geschworenen nicht vorgelegt worden, ja das Gericht hat nicht einmal der Mühe werth gefunden, durch einen Sachverständigen erhärten zu lassen, daß die Handschrift wirklich die Mazzini's sei.

Dieser Umstand, der übrigens in den Jahrbüchern des französischen, nach unseren Ansichten von juristischer Gründlichkeit oft geradezu liederlichen Gerichtsverfahrens nicht allein dasteht, ist zur Verdächtigung der ganzen Procedur benutzt worden. Diesen Bemühungen setzen wir die Bemerkung entgegen, daß sowohl der subjective als der objective Thatbestand feststeht, der subjective durch das Geständniß der beiden Mörder, der objective durch das Auffinden des Koffers. Jene beiden sagten auch gegen Mazzini aus, und daß er in der That in Genua, von wo seine angeblichen Briefe datirt waren, lebte, ohne daß die sardinische Polizei von seiner Anwesenheit eine Ahnung hatte, ist mindestens eine bedeutende Unterstützung der Geständnisse Grilli's und Bartolotti's.

Nach dem neulichen Attentate vor dem Opernhause muß der letzte Zweifel verschwunden sein, daß eine Mörderbande existirt, die dem Kaiser der Franzosen nach dem Leben strebt, und daß diese Mörderbande aus Mazzinisten besteht. In einem Augenblicke, wo die Zeitungen noch täglich Einzelheiten jener

Schauderscene bringen und die Untersuchung fern von der Lösung ihrer Aufgabe ist, müssen wir von einer Schilderung absehen. Wir könnten entweder nur Wiederholungen von hundertmal Gelesenem oder nur vage Vermuthungen bringen. Die Aeußerungen unseres Abscheues über die That unterdrücken wir, nachdem tausend Manifestationen dieser Art, passende und unpassende, erfolgt sind. Einige wenige Betrachtungen anzuschließen erlauben wir uns.

Die Lage des Kaisers der Franzosen war durch das Attentat eine außerordentlich günstige geworden. Ganz Europa hatte so recht tief empfunden, wieviel an der Erhaltung dieses einen Mannes liegt. Hat der Kaiser diese Lage durch seine neuen Gesetze, in denen beispiellose Beschränkungen enthalten sind, noch stärker gemacht? — Wir wollen durch eine geschichtliche Parallele antworten. Als das Haus Hannover den englischen Thron bestieg, gab es dort auch Prätendenten, die Stuarts. Nach der neuesten Pariser Theorie hätten sich die englischen Welfen durch diesen Uebelstand aufgefordert fühlen müssen, die politische Rednerbühne in irgend einen stillen Winkel zu rücken, der Presse einen Knebel in den Mund zu legen und die ganze politische Entwickelung bis auf dahin zu vertagen, daß es Gott gefallen werde, den Letzten der Stuarts in seinen Himmel zu nehmen. Die Politik der englischen Welfen ist die entgegengesetzte gewesen, und wir hoffen bei allen Geschichtskundigen Zustimmung zu finden, wenn wir behaupten, daß sie dieser Politik die Erhaltung ihres Thrones und die Entstehung jenes herzlichen Einvernehmens zwischen dem Monarchen und seinem Volke verdanken, das in den jüngsten Tagen bei der Vermählung einer englischen Königstochter so wohlthuend und herzerwärmend sich geäußert hat.

Wir hören ferner von einer Annäherung Frankreichs und Neapels. Wir haben den Westmächten niemals das Recht einer innern Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates zugestanden; allein wir würden tief bedauern, wenn irgend welche Schandthaten der Mazzinisten die diplomatischen Bemühungen für die endliche Herstellung eines bürgerlich geordneten Rechtszustandes im Süden und in der Mitte Italiens erschlaffen machten. Die Mazzinisten sind Würmer, die in der Fäulniß auskriechen und in der Fäulniß wachsen und gedeihen. Oesterreich hat ein leuchtendes Beispiel gegeben, wo und wie zu bessern ist. Rom und Neapel zu vermögen, dieses Beispiel nachzuahmen, ist in unseren Augen eine höhere und wichtigere Aufgabe, als England, Schottland, Wales und Irland einschließlich der Canalinseln von Flüchtlingen reinzukehren.

—r.

Fanny Lewald in ihren Romanen.

— Es giebt im Leben wie in Litteratur und Kunst der Antipathien so viele, daß man gut thut, die an Zahl geringer werdenden Sympathien fest ins Auge zu fassen, jedoch über dieselben sich und Andern gewissenhaft Rede zu stehen. Solange wir, die wir dies schreiben, deutsche Frauenromane lasen, haben wir mit einer entschiedenen Vorliebe bei Fanny Lewalds Erzählungen verweilt. Der Grund dieser Sympathie beruhte wesentlich in einer Antipathie gegen die Schöpfungen der Gräfin Ida Hahn. Seit 1842 erschienen „Clementine“, „Jenny“, „Eine Lebensfrage“. Statt des Patschuli und Parfum einer französirten Salonwelt athmeten diese Bücher gesunde Lebensluft deutscher Häuslichkeit, statt der „Alluren“ verzogener Weichlichkeit und vornehmer Laune fühlten wir hier die Pulsschläge deutscher Frauenherzen, deren Leidenschaften, auch wo sie irre gingen, die Kernkraft sittlicher Gesundheit nicht verleugnen, und deren entfesselte Freiheit sich nicht zum Spiel der Coquetterie und haltloser Willkür zu verflüchtigen schien. Das ewige Hin und Her im Pendelschlag des menschlichen Herzens war und ist Thema in Fanny Lewalds Büchern; aber dieser Pendelschlag entzog und entzieht sich nicht dem Gesetz der Schwere, das die Körper, auch wenn sie flüchtig sind, bindet, die centrifugale Kraft schien hier die centripedale nicht zu überflügeln. So sehr auch in Fanny Lewalds ersten Büchern „der Rechte“ ewig gesucht und selten gefunden wird: dies Suchen geschah doch auf Wegen, auf denen überhaupt ein Finden möglich, aus Antrieben, denen die Berechtigung zum Finden nicht von Anfang an fehlt. Dies machte jene Schriften von Fanny Lewald, diese heißblütigen, aber umdeswillen nicht unverständigen, Geschichten von den Irrungen und Irrthümern des menschlichen Herzens, zu sittlichen, nicht etwa weil sie Moralitäten predigen, sondern weil die Ausnahmsfälle, die sie schildern, die moralische Basis als Grundsatz des Lebens nicht umstoßen, nicht benagen und in Zweifel stellen. Die Männerwelt ist bei ihr nicht wie bei George Sand und Ida Hahn dergestalt depravirt, daß sie nur zum Spielzeug eiteler Frauenlaune taugt. Die Männer in Fanny Lewalds Romanen haben und behaupten ihren tiefen und festen Zusammenhang mit der politischen oder socialen Weltgestaltung, und als ein Gesetz der gesellschaftlichen Weltordnung bleibt, selbst unausgesprochen, die Ehe bestehen, die bei der französischen Marquise und bei der deutschen Gräfin als institution sans rime et sans raison erscheint. Es läuft in Fanny Lewalds Novellen manche Affectation der Einbildung in ihren Schilderungen wahrer Leidenschaft zwischendurch, manches Räsonnement kränkelt an Vorliebe für raffinirte Einzelfälle, es wird gleichsam zuviel Capital des Geistes verschwendet an die Beziehungen der Geschlechter zu einander, und die Frauen in diesen Romanen gefallen sich mitunter ebenfalls in übertrieben gesteigertem Gefühlsschwindel. Bei alle dem aber bindet immer wieder ein gesunder, tiefer und mächtiger Verstand auch die Lust zur Auflösung, die in diesen Schilderungen grassirt. Erinnern wir beispielsweise, da wir doch eben die früheren Romane von Fanny Lewald heranziehen, an ihre „Clementine“. Ein Mädchen, liebte Clementine ohne Erwiederung. Das macht sie gleichgültig, giebt ihr aber zugleich einen Widerwillen gegen eine Ehe ohne Neigung. Auf Zureden der Verwandten geht sie dennoch ein solches Bündniß der Achtung mit einem bedeutend ältern Manne ein. Wie schön und offen, wenn sie Diesem vorher gesteht, ihr Herz habe



schon seine Geschichte, seine Vergangenheit. Er seinerseits verlangt blos, daß der Name Dessen, den sie geliebt, ihm für immer verschwiegen bleibe. Der Zufall aber will, daß der von ihr als Mädchen ohne Erwiderung Geliebte vor Clementinen wieder erscheint. Jetzt, in der Reife ihres Frauenwesens, ergreift ihn eine Leidenschaft für sie. Clementine selbst fühlt, daß sie nie aufgehört hat, ihn zu lieben, und in einer bewegten Scene erklären sich Beide ihr Gefühl. Aber sie hat die Macht der Besonnenheit, rasch abzubrechen. Ihr Gefühl ist wahr und ächt, aber ihr Verstand ist mächtiger. Was wir Verstand nennen, gilt so oft für den pedantischen Rechnenmeister im Menschen. Dem ist nicht allezeit so; was Verstand heißt, ist zugleich der Stolz des Menschen. Ihr Stolz sagt Clementinen, es sei verrucht, den Mann ihrer Achtung zu kränken, das Verhältniß zu ihm, das ein offenes und ehrliches war und bleibt, zu fälschen. Sie zwingt den Geliebten zur Entsagung; er hat ihren Blüthenfrühling nicht erkannt, er hat keine Berechtigung auf die Früchte, die ihr Sommer verheißt. Eine Ehe aus Achtung siegt hier über die Leidenschaft des Herzens, nicht weil dies Herz in seinen Empfindungen schwach ist, sondern weil der Respect vor dem heiligen Gehalt des Menschenlebens noch mächtiger ist.

„Prinz Louis Ferdinand" war (1848) ein größerer dreibändiger Roman von Fanny Lewald, in welchem sie mit fast männlichem Geist die Strömungen der politischen und socialen Weltgeschichte, zwar nicht schilderte, aber doch betrachtend und mit tiefem Gefühl in das Gewebe der Herzensschicksale ihres Helden hereinzog. Den geschichtlichen Theil im Leben des genialen Prinzen, der bei Saalfeld halb freiwillig den Opfertod fand, erledigt die Erzählerin mehr in geistreichem Räsonnement als in pragmatischer Entwicklung. Sie ergeht sich, wo ihr Pinsel schöpferisch bei diesem Gemälde ist, ächt weiblich in der Schilderung dessen, was das Herz dieses Helden zur Entschädigung des ihm politisch in seiner Stellung Versagten erfüllte und beschäftigte. Eine heroische Natur war in ihm zum Bewußtsein seines Thatenberufs gelangt, und die Situation, die ihn fesselte, zwang ihn in Zerstreuungen seinen Geist zu betäuben, zu ermüden. Sein Verhältniß zu Henriette Fromm, die Idylle im Roman, mit zarter Innigkeit und allen Reizen des verführerischen Stilllebens verschwiegener Neigung geschildert, erschöpft die Poesie und den Kern des Buches. Diese Idylle von Schricke bei Magdeburg, wo sie spielt, ist eine reizende Oase im Leben des preußischen Prinzen, der in der Armee ein Alcibiades, in der Residenz ein Don Juan hieß. Aber der Adler, heißt es im Buche, lernt es nicht, im Taubenschlag zu wohnen. Die Erzählerin gefällt sich in der Schilderung der nachfolgenden Liebesepisoden des Helden, und so wird aus dem Adler ein Marder, der verschiedene Taubenschläge beschleicht. Jener Henriette folgt eine Mathilde mit vorübergehender Anziehungskraft, Dieser eine Pauline, Wiesels Frau, deren verschrobene Seltsamkeit die Einfalt ihrer Vorgängerinnen überstrahlt, während der Prinz gleichwohl von Zeit zu Zeit zu Henrietten, da diese schon des Musikers Dussek Weib geworden, in Reue und Neigung zurückkehrt, bis eine höher stehende Weiblichkeit, die Prinzessin Radzivil, den zerflatternden Sinn des Helden auf seine größere Mission fürs Vaterland von neuem hinweist.

So zerfallen, wie sie den Prinzen Louis schildert, erschien uns plötzlich die Dichterin selbst, indem sie ihrem Gemälde nicht die Spannkraft gab, welche jedem Menschenleben Gehalt und Werth verleiht. War es die allerbarmende Liebe des Frauenherzens, die sich darin gefiel, einem an seinem größern Beruf verzweifelnden Helden all den kleinen Ersatz des Herzens zu gönnen; oder verfiel Fanny Lewald einem Widerspruch mit sich selbst: genug, das Thema der Wandlungen des Menschenherzens begann jetzt in ihren Schilderungen, als sollte die zweischneidige Satyre des Buches „Diogena" sich an der Verfasserin selber rächen. Dies Pasquill auf die Maximen der Gräfin Hahn ist der anonymen Verfasserin von Frauen nicht verziehen, während die Männer es mit schallendem Lob begrüßten. Ein vierbändiger Roman: „Wandlungen" verrieth beinahe die fixe Idee, daß die Wahrheit des Herzens nur in der Untreue gegen den Bestand der Verhältnisse, die Freiheit des Geistes nur in dessen Metamorphosen zu suchen sei. Die Maximen Fanny Lewalds in der poetischen Propaganda dieser Lebensanschauung streiften in jenem Buche nicht an die Corruption der gräflich Hahnschen Romane, nicht an deren Coquetterieu und Spielzeugwaarentand mit Männerherzen; aber die Ehrlichkeit dieser Ueberzeugungen, daß unter'm Monde Alles, also auch das Herz mit seinen Empfindungen und das Concordat der eignen Satzungen wandelbar sei, grenzte an einen Fanatismus der in der Geschichte der Frauen ganz neu zu sein schien. Daß die Liebe allein eine Ehe heiligt, gehört zur Religion der Frauenherzen. Daß aber die Liebe ihre Täuschungen durch neue Täuschungen sühnen müsse, schien der neue Paragraph im Gesetzbuche dieser Religion werden zu sollen. Und so wird denn, während bei der Verfasserin der „Faustine" um Herz und Glück, Leben und Tod ein leichtfertiges Hazardspiel gewagt wird, in den „Wandlungen" von Fanny Lewald gleichsam mit aller Frömmigkeit und allem Bewußtsein, es handele sich um das Höchste und Heiligste des Lebens, ein Kampf für den Altar der Seele gefochten, dessen Ernst uns imponirt, dessen Dialektik trotzdem aber an Sophistik streift. Goethe's Wahlverwandtschaften steigern die Neigungen von vier Herzen, die sich gleichsam über Kreuz lieben, zu einem tragischen Conflict, und in der Tragödie des Ausgangs erhält die gefahrdrohende Leidenschaft, indem sie untergeht, ihre Sühne. In Fanny Lewalds „Wandlungen" soll sich ganz nobel, bequem und gemüthlich ein Hin und Her der Gefühle zurechtfinden, und wenn dies nicht blos Thema des Romans, sondern auch Thema des Menschenlebens ist und bleibt, so erscheint uns daran nur bedenklich, wenn sich dieser Trieb zu einer Manie gestaltet, die, krankhaft in ihren Ueberreizungen, sich über ihre Ziele täuscht. —

An der Seite eines Mannes, dessen Gattin sie später wurde, Adolf Stahrs, der die Dialektik der Philosophie wie der Weltgeschichte gleich sehr kennt und überblickt, hat Fanny Lewald, bevor sie die „Wandlungen" schrieb, auf den Hauptschauplätzen der Weltcultur, in London, Paris und Rom, die Gestaltungen des Lebens studiert und in mehreren Büchern geschildert, in Skizzen aus England und Schottland und in einem

Italienischen Bilderbuch. Selten hat eine Frau mit so starkem männlichem Geiste, so vorurtheilsfrei und so wenig nach weiblicher Liebhaberei Menschen und Dinge aufgefaßt und wiedergegeben. Jetzt lesen wir von neuem einen Roman von ihr: „Die Reisegefährten" (in 2 Bänden. Berlin bei Guttentag). Jahrelanges Reiseleben hat dieser Schriftstellerin einen gewissen universalen Standpunkt geschaffen. Vor solcher Weltbildung, die von allen Zonen und Zeitaltern die Blüthen pflückt, verschwinden leicht die Unterschiede der Völker und Geschlechter. Sie eignet sich gern die Hochpunkte der Cultur an und läßt die Naturbedingungen, in denen sich Staaten und Nationen gestalten, nur als untergeordnete Nebendinge gelten. Während vor dieser Auffassungsweise das allgemein Menschliche in helles Licht tritt, schwindet so ziemlich der Boden der heimischen Erde. Diese Universalbildung hält einen Idealismus in der Schwebe fest, zerfällt aber leicht vor den Ansprüchen des Realismus, der auch in Kunst und Litteratur jetzt seine Epoche behauptet. Aber das Geschlecht der Touristen mit ihrer Völkerwanderung aus allen Zonen hat in Paris, in Rom, in Neapel auch seine thatsächliche Wirklichkeit. Es ist nicht blos der blasirte Müßiggang, es ist auch die verbitterte Elite der Bildung, die aus England, Deutschland, Rußland im Süden auf Reisen geht, auf Reisen lebt. Physisch und nervös Leidende gesellen sich zu den politisch und social Malcontenten, die daheim nicht mehr am Bau eines volksthümlichen Staates mitarbeiten mögen und von der Scholle und ihren Pflichten losgebunden, heimathlos geworden, ein ideelles Genußleben führen. Der Egoismus heißt sie sich retten vor den Mißformen der heimischen Welt; nicht die Menschheit, wohl aber das eigene Volk in seinen Kämpfen und Ringen geben sie auf und nennen das mit Stolz, allem Realismus gegenüber, ein höheres, ideelles Leben. Diese blasirte Hypercultur der mißvergnügten Touristen ist in einer Zeit der politischen Desperation, die an den Wunden enttäuschter Hoffnungen leidet, ein eigenthümliches Phänomen. Die Selbstsucht des Subjects hat mit der Abstraction dieser Weltbildung ein enges Bündniß geschlossen. Italien auf verschiedenen Punkten ist vorzugsweise der Schauplatz dieser neuen zahlreichen Menschenclasse, deren stehender Kreis sich namentlich in Rom aus Jüngern der Kunst aller Nationen und aus dem jungen Anwuchs der Aristokratieen der Geburt und des Geldes jährlich frisch ergänzt. In dieser Sphäre spielt Fanny Lewalds neuer Roman; während sonst der Roman von heute den festen Boden des handgreiflich Nächsten sucht und schildert, findet Fanny Lewald in dieser, von aller Scholle der heimischen Wirklichkeit losgebundenen Menschenwelt ihr Thema. Ihre „Reisegefährten" bestehen aus Leuten fast aller Stände und fast aller Völker Europa's. Eine deutsche Künstlerin, Pianistin, trägt ihr unbefriedigtes Herz nach dem Süden Italiens, um dort vom Ueberdruß, vom Weltschmerz und von der Inhaltsleere zu gesunden. Die Reize des südlichen Himmels und die wunderbare Größe versunkener Trümmer sind als Balsam für leidende und gekränkte Gemüther fast ordonirt und ärztlich verordnet. Italien, das in seinen eigenen Zuständen sich immerfort vergiftet, soll für allen fremden Schmerz Heilung bieten. Ein Hauptmann französischer Herkunft, der mit seinem Vater an Bernadotte's Seite nach Schweden kam, Franzose zu sein aufgehört hat ohne Schwede geworden zu sein, ist eine zweite Figur unter den Touristen. Der Roman schildert uns wie Beide sich suchen und wieder fliehen, sich finden und doch nicht den Boden einer Zusammengehörigkeit festhalten können; der launenhafte Dünkel der Künstlerin stößt wider Willen den Sohn des Mars von sich und sie endet tragisch, nachdem sie ihr coquettes Spiel mit seinem ehrlichen Herzen verloren.

Die Verfasserin ist stark in Zeichnung von Stimmungen. In ihren „Wandlungen" war das Hin und Her der auf- und abwogenden Herzensströmung das stehende Thema. Sie gefiel sich dort in diesem Thema dergestalt, daß die Dialektik des Wandels in Sachen der Neigung bis zur Skepsis führte, so ernst auch aller Wandel empfunden, so wenig frivol auch die Um- und Rückschläge des Herzens geschildert wurden. Im neuen Roman erhalten wir ebenfalls Täuschungen, Anwandlungen und Wandlungen; aber der farbenreiche Pinsel der Schilderungen dieser Herzensgeschichten verräth eine feste Handhabung, eine leidenschaftlose Sicherheit. Ein junger schwedischer Aristokrat, der Führung des französischen Hauptmanns auf seiner Bildungsreise in Italien anvertraut, erlebt an zwei Frauengestalten seinen Herzenswandel. Eine ältere, fein und nervös gestimmte, aber besonnene, nimmt seine Huldigungen an, aber nur um ihn schwesterlich und mütterlich zu seinem Besten zu leiten und ihn für die naturgemäßere Neigung zu einem jungen Mädchen heranreifen zu lassen. In solchem Stoffe ist Fanny Lewald eine Meisterin in der Darstellung. Es sind freilich nur Stimmungen, was sie schildert. Ein sehr gewählter, nicht selten gesuchter Styl, namentlich im Beginn des neuen Romans, ist das Ergebniß dieser Vorliebe für Stimmungen und Verstimmungen. In ihrer Weise, freilich exclusiv und corrupt, war auch Gräfin Ida Hahn eine Meisterin in Zeichnung verwöhnter Nervenreize. Die Nerven sind nur der abstracte Aether vom ganzen Menschen. Stimmungen machen noch keine Charaktere. Bei der kernhaften Tüchtigkeit in Fanny Lewalds Wesen und Natur würden die Gestalten ihrer Phantasie zu festeren Persönlichkeiten voll Mark und Wirklichkeit erwachsen, gesellte sich zu ihrer Virtuosität in den Situationsschilderungen mehr Erfindung von Handlungen und Thaten. In und mit der That tritt der ganze Mensch, der volle Charakter einer Persönlichkeit, schärfer und heller ins Licht. Die französischen Romandichter wissen das sehr gut; ihre eigene, zur That und zum Effect drängende Nationalität sagt und gebietet ihnen das. Fanny Lewald räsonnirt mehr als sie plastisch gestaltet, wiegt sich lieber sinnig in Reflexionen über die Situation ihrer Figuren, als daß sie diese im Conflict dringender Entscheidung sich selbst entwickeln ließe. Ein Ueberschuß von Gedankenschwelgerei behindert den plastischen Werth ihrer Schöpfungen. Daß sie, der Trivialität in der jetzigen realistischen Richtung von heute gegenüber, fortgesetzt wesentlich Herzensgeschichten in Romanen giebt, sollte sie doch zugleich auf den Luxus ihrer Reflexionsneigung achtsam machen. — Und in der That bezwingt sie im neuen Roman auf Momente diese ihre an sich sehr feine und edle Vorliebe in ihrem Naturell. Die dritte und letzte Partie im Buche ist auch in plastischer Beziehung

trefflich durchgeführt. Eine polnische Dame, auf Befehl des Kaisers in ihrer Jugend einem russischen Fürsten vermählt, sucht nach Erlösung von diesem Schicksal in Italien Sühne und Heilung für ihr verwundetes Gemüth. Kunst und Natur sind Balsam, aber sie glaubt zugleich in einem gleich sehr vom Schmerz des Lebens gefurchten Herzen Halt und Trost und neue Zuversicht zu finden. Dies gleichgestimmte Herz eines Mannes findet sich; aber dies Herz steckt im Gewande eines römischen Priesters, und der Himmel der Liebe, der sich über Beiden wölbt, lichtet sich nicht. Die Polin mit dem Groll ihres nationalen Unglücks im Busen liebt einen Hierarchen, dem das Gesetz der Kirche verbietet Mensch zu sein. Marcello ist zugleich Patriot, Demokrat, wird beim Aufstande in Rimini ergriffen und nach der Engelsburg geführt. Die bange Zärtlichkeit um das Schicksal ihres Geliebten benutzt Marcello's Nebenbuhler, ein römischer Cavaliere, Nepote eines Cardinals, der sich, unter der Bedingung, den Gefangenen freizumachen, ihre Hand zu erschleichen weiß. Dieser Nepote des neuen Roms ist eine crasse Ausgeburt nationaler wälscher Zustände, von der deutschen Dichterin sehr grell, aber vielleicht sehr al fresco gezeichnet. Nach der Enttäuschung über diese Intrigue nimmt die Dulderin den Schleier, um in dessen Falten diejenige Ruhe zu finden, nach der sich ihr Herz beim Haß und bei der Liebe der Menschen vergeblich gesehnt. — Diese ganze Partie, ein besonderer Roman im Romane, ist außerordentlich gelungen durchgeführt; die Erzählerin beweist damit, daß sie auch Charaktere, nicht blos Stimmungen zu schildern und ihre Situationen zu Conflicten zu gipfeln im Stande ist.

F. G. K.

Heber Chase Kimball.

Ein Mormonenporträt.

Die Mormonen am großen Salzsee im Utahgebiete haben endlich mit der Bundesgewalt der Vereinigten Staaten völlig gebrochen und der Krieg ist da. Man konnte längst voraussehen, daß es am Ende zum Aeußersten werde kommen müssen. Die Heiligen, welche an die Mormonenbibel glauben, die Prophezeiungen des Schwärmers Joseph Smith für göttliche Offenbarungen halten, und von dessen Nachfolger Brigham Young sich blindlings leiten lassen, wollen unabhängig sein, und ihren theokratischen Staat nach altjüdischem Muster ins Leben führen. Zu einem solchen gehört die Vielweiberei schon deshalb, weil der Erzvater Abraham und die Könige David und Salomo alle Harems hatten. So sagen die Mormonen; sie wollen sich in ihren „eigenthümlichen Einrichtungen" nicht stören lassen und scheinen entschlossen zu sein, den blutigen Kampf gegen die gesammte Macht der Vereinigten Staaten so lange als möglich durchzuführen. Es kümmert sie wenig daß sie der ganzen Welt als ein Scandalum erscheinen; sie halten sich einmal für die Heiligen und Auserwählten Gottes, denen das Himmelreich gewiß ist, und alle Anderen für Heiden.

Daß die Mormonen glaubensstark sind und sich für Märtyrer einer guten Sache halten, kann keinem Zweifel unterliegen. Sie geben wieder einmal den Beweis für einen wahren Satz, demzufolge der religiöse Fanatismus der schlimmste und gefährlichste von allen ist. Man findet ihn bei sehr verschiedenen Religionen in gleich hohem Grade, alle haben ihre Fanatiker, die bereit sind sich zu opfern, und das, was sie für Wahrheit halten, mit ihrem Blute zu besiegeln. Die Opferbereitwilligkeit ist aber zu keiner Zeit ein Beweis für die Wahrheit einer Sache gewesen, weder in staatlichen noch in geistlichen Dingen. Es giebt kaum irgend eine Bestrebung guter oder schlechter Art, die nicht todesmuthige Märtyrer für sich anzuführen wüßte. Höchstens beweisen sie, daß der Fanatismus, die aufs höchste gesteigerte Erregtheit, im Nothfall auch den Tod nicht scheut. Herr Leo in Halle hat gesagt, es sei das ja nur das Geringste was ein Mensch für seine Ueberzeugung thun könne, wenn er für dieselbe standhaft den Tod erleide, und so denken auch die Mormonen.

Als leitender Geist der Heiligen steht Brigham Young da; er ist ihr Kopf und ihre Faust, ihr Prophet und König, und sein Wort giebt allemal den Ausschlag, weil man annimmt daß er nur in Gemäßheit von Offenbarungen handle, welche ihm in reichlicher Fülle vom Himmel herabkommen. Aber viele andere stehen ihm an Glaubenseifer und Ueberzeugungstreue nicht nach, denn, man darf es nicht vergessen, die Mormonen glauben an ihre Sache, sie halten sich wirklich für die Auserwählten des Herrn, so gut wie die Christen oder Juden oder andere; und eigentlich thut das ja jede Kirche und Secte. Sie glauben Alle das allein Rechte oder Richtige zu haben, sonst hätten sie ja auch gar keinen Sinn. Fast aller Streit ist über religiöse Dinge in die Welt gekommen.

Kirche und Staat fallen in der Theokratie der Mormonen zusammen. Die höchste leitende Gewalt ist in die Hände von drei Männern gelegt, welche die erste Präsidentschaft bilden. Gegenwärtig besteht dieselbe aus Brigham Young, Heber C. Kimball und Daniel H. Wells. Kimball spielt nächst Young die Hauptrolle unter den Heiligen und verdient die öffentliche Aufmerksamkeit. An seinem Lebenslaufe läßt sich das Treiben und Wirken mancher „Apostel" recht anschaulich nachweisen.

Kimball ist, gleich Brigham Young, ein rechter ächter Yankee; beide sind specielle Landsleute aus dem Staate Vermont, wo der erstere zu Sheldon, im County Frankland, am 14. Juni 1801 geboren wurde, elf Tage später als der Prophet Joseph Smith. Im Jahre 1811 zog sein Vater nach West Bloomfield, Ontario County, Staat Neuyork, wo er neben dem Ackerbau auch das Handwerk eines Grobschmiedes trieb. Sein Sohn Heber besuchte die Schule fleißig und trat als vierzehnjähriger Knabe bei seinem Vater in die Lehre. Fünf Jahre später ging er in die Welt, und lernte bei einem ältern Bruder die Töpferei. Auf diesen Umstand spielt er in seinen Reden und Predigten gern an; er liebt das Gleichniß vom Töpfer welcher die Seele knetet. Seine Eltern waren sehr gläubige Leute und die Kinder mußten fleißig zur Kirche gehen. Heber schloß sich an die Baptisten an, welche ihm die

zweite Taufe gaben. Einige Wochen später hörte er den Mormonenältesten Phineas H. Young predigen, den Bruder des gegenwärtigen Oberhauptes der Heiligen, und dessen Feuer machte auf ihn einen solchen Eindruck daß er nach Pennsylvanien wanderte, um dort den Versammlungen der neuen Kirche beizuwohnen. Im April 1832 ließ er sich in ihre Gemeinschaft aufnehmen, wurde abermals getauft und bald nachher zum Aeltesten geweiht. Noch in demselben Jahre machte er zu Kirtland in Ohio die persönliche Bekanntschaft des Propheten Smith und Brigham Youngs, unternahm mit Beiden apostolische Wanderzüge und schloß mit dem Letztern eine persönliche Freundschaft, welche noch bis heute dauert. Seit jener Zeit ist er innig mit allen Schicksalen verflochten, von welchen die Mormonen in vollgerütteltem Maaße heimgesucht worden sind. Er predigte und drehte an der Töpferscheibe, wurde zum Apostel und Missionär ernannt, durchzog den Nordosten der Vereinigten Staaten bis Maine, und hielt eindrucksvolle Reden bei der Einweihung des Mormonentempels zu Kirtland, im Jahre 1836.

Sein Ruf unter den Heiligen war schon fest begründet und sein begeistertes Wort galt viel, als man ihn nach England schickte um dort die Heiden zu bekehren. Er ging und wurde Vorläufer aller der hunderte von Aposteln, welche seitdem nach Europa gekommen sind, „um dem Herrn Seelen zu retten." Am 1. Juli 1837 verließ er Neuyork und landete nach einer Fahrt von nur neunzehn Tagen in Liverpool. Unterwegs hatte er auf dem Verdecke des Schiffes predigen dürfen und großen Eindruck gemacht. Am Bord war ein Reisender schwer erkrankt und der weltliche Arzt hatte ihn aufgegeben. Da ging Kimball heimlich zu dem Siechen, legte die Hand auf ihn im Namen des Herrn, und siehe da, beinahe flugs war er genesen, ging nach drei Tagen frisch umher, und bekannte. Kimball kam ohne einen Pfennig Geld in dem fremden Lande an, aber dessen bedurfte er auch nicht, weil, wie er selber sagt, Vertrauen auf den Herrn mehr werth ist als Gold, und der Verheißung zufolge gerade die Armen ins Himmelreich eingehen. Ohnehin hatte ein anderer Mormone zu Preston in Lancashire einen Bruder, und bis dorthin schlug Kimball sich durch. Auch die Apostel des neuen Testaments waren ja arme Leute und verschmähten die Mildthätigkeit Anderer nicht. In Preston war gerade Parlamentswahl und Alles in unruhigem Durcheinander. Als der Mormone das Thor der Stadt erreichte, kamen ihm Leute mit einem wehenden Banner entgegen, auf welchem er als Inschrift las: „Die Wahrheit behält den Sieg." Darin sah er ein glückverheißendes Zeichen und jene Worte sind seitdem der Lieblingstext geblieben über welchen er predigt. Schon nach drei Tagen durfte er öffentlich reden und gewann Manche für seine Lehre, aber die meisten sprangen bald wieder ab und wurden ungetreue Lämmer. Dafür fanden sich aber andere und die Taufen wurden häufig.

Leider störte ihn kein geringeres Individuum als der allgegenwärtige Teufel in seiner Freude über diesen Erfolg; Satanas wurde neidisch, weil Kimball dem Herrn so viele Seelen gewann, und ihm, dem Beelzebub, so viele entzog. Er hat die Anfechtungen drucken lassen und erzählt: „An einem Sonntag Abend machten die Brüder aus, daß ich am nächsten Morgen im Flusse Ribble Einige taufen sollte. Darüber begann der Widersacher der Secten zu wüthen; er faßte den Entschluß, uns zu vernichten, bevor wir unser Reich in jenem Lande befestigen konnten, und am folgenden Morgen erlebte ich einen Auftritt satanischer Gewalt, den ich niemals vergessen werde. Gegen Tagesanbruch kam Bruder Russell, der auf dem Markte predigen sollte und im zweiten Stockwerk schlief, zu dem Zimmer herauf in welchem ich mit Elder Hyde wohnte; er flehte, wir möchten aufstehen und für ihn beten, denn er werde ganz entsetzlich von bösen Geistern geplagt. Wir sprangen sogleich vom Lager, legten ihm die Hände auf und beteten: der Herr möge gnädiglich mit ihm verfahren und den Satanas vertreiben. Und als wir das thaten, erhielt ich einen furchtbaren Schlag von einer unsichtbaren Gewalt, und fiel bewußtlos zu Boden; es war als hätte mich eine Kugel getroffen. Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich die Brüder Hyde und Russell neben mir, welche für mich um Gnade flehten. Sie legten mich ins Bette, aber meine Mattigkeit war groß. Doch sprang ich vom Lager, fiel auf die Kniee und begann zu beten. Da ich wieder auf dem Bette saß, konnte ich die bösen Geister deutlich sehen. Der Schaum stand ihnen vor dem Maule, und sie knirschten mit den Zähnen gegen uns. Wir aber schauten ihnen anderthalb Stunden lang ins Gesicht, und nimmermehr will ich den Aerger und die Bosheit vergessen, welche sich in den Gesichtern dieser scheußlichen Geister spiegelten. Kein Maler könnte das getreu der Wahrheit schildern.

Der Teufel sammt Anhang prallte ab am Glauben der Getreuen; Kimball predigte und taufte noch an demselben Morgen, blieb in England bis in den April 1838, ging dann nach Ohio und Missouri, hatte allerlei Gefährde von Seiten der Heiden zu bestehen, welche einen seiner Apostelbrüder todtschossen, und legte den Grundstein zum Tempel in Jackson County, Staat Missouri. Dann reiste er abermals nach England, gewann in London viele Seelen, kam 1841 nach Nauvoo in Illinois, predigte, wurde 1846 sammt allen Mormonen aus jener Stadt vertrieben, und war unter den 143 Bahnfegern, welche in Utah eine neue Heimath für die Heiligen ausfindig machten. Als in diesem Deseret, im „Lande der Honigbiene," am großen Salzsee, Brigham Young zum Oberhaupte und Vorsteher der Kirche ernannt wurde, übertrug man dem glaubenseifrigen und vielerprobten Kimball die Würde eines zweiten Kirchenvorstehers, Vicegouverneurs und Oberrichters. Auch wurde er Präsident der gesetzgebenden Versammlung. Er gilt für eine der stärksten Säulen des Tempels; als Joseph Smith von den Heiden bedroht war, hat er monatelang den Propheten Tag und Nacht mit den Waffen in der Hand bewacht, und seine Anhänglichkeit dann auf Brigham Young übertragen. Dieser hält über Alles was er beabsichtigt vertrauliche Berathung mit Kimball, der auch des Präsidenten Stellvertreter ist. Vor zwanzig Jahren kannte man ihn nur als einen bescheidenen schüchternen Mann, jetzt steht „Bruder Heber" als der feurigste unter den Eiferern da, und hat seine Lenden mit dem Schwerte gegürtet. Sein Haus zählt nicht weniger als

siebzig Mitglieder; wieviel davon „angesiegelte" Frauen sind, wissen wir nicht.

Der Krieg gegen die Mormonen wird ohne Zweifel ein höchst interessantes Schauspiel darbieten, denn die Heiligen wollen „sich wehren wie die Löwen und mit dem Schwerte des Herrn fahren unter die Heiden, und sie vertilgen von der Erden." Und Heber Chase Kimball gilt ihnen für einen Auserwählten, dem sie folgen auf ihrer gefährlichen und blutigen Bahn. Er ist gegenwärtig Feldherr, befehligt fünfhundert Krieger, und hat die Feindseligkeiten eröffnet. Im September traf ein Officier der Bundesarmee, Hauptmann Van Vliet, in der Stadt am großen Salzsee ein, um Brigham Young zur Unterwerfung aufzufordern. Dieser berief eine große Versammlung, in welcher der Hauptmann zugegen war; Kimball trat als Hauptredner auf und rief: „Ich sage Euch, greift zu den Waffen, und habt ihr keine Waffen, so verkauft eure Hüte und eure schönen Kleider und schafft dafür Dolche und Pistolen an! Bewaffnet euch selbst und eure Kinder mit den Waffen des Krieges, denn es kann der Tag kommen, an welchem wir in einer Linie stehen müssen. Ihr wisset: wir sind das Reich Gottes, wir sind der Staat Deseret, und wollen Dich, Bruder Brigham, solange Du lebst, zum Gouverneur haben; wir wollen keinen andern dulden. Wir halten den Mann, welcher mit den Waffen zu uns kommt um über uns zu herrschen, für einen armseligen verdammten Feigling. Das sind meine Gefühle, und wer andere hat, der gehört nicht zu uns." Darauf forderte Kimball Alle, welche lieber ihr schönes Land in eine Wüste umwandeln, als dasselbe den schnöden Söldlingen der Gewalt preisgeben wollten, auf, sich zu erheben! Und die viertausendsechshundert anwesenden Mormonen erhoben sich wie Ein Mann.

In einer Predigt, welcher der obengenannte Officier beiwohnte, sagte Kimball zu den Heiligen: „Ihr seid das Volk welchem das Recht zusteht, den Bruder Brigham als unseren Gouverneur anzuerkennen und ihn sein Amt auch ferner verwalten zu lassen. Ihr habt auch das Recht ihn zu verwerfen. Aber wenn ihr das letztere thätet, so würdet ihr verdammt sein, denn er besitzt die Schlüssel zum Himmelreich, und ihr würdet euch selbst vom Rechte der Priesterschaft lostrennen. Ihr würdet euer Haupt verwerfen, und wenn ihr das thut, wo bleibt euer Leib und was wird aus diesem? Ihr würdet sterben, wenn ihr Brigham Young verwerfen wolltet!" x.

Leben und Treiben in Marokko.

Zweiter (letzter) Artikel.

Die alten Ureinwohner des marokkanischen Landes sind die Amazirghen, d. h. freien Männer von berberischem Stamme, zu welchem die Tuareg, die Kabylen in Algier und die Gebirgsbewohner des Riff gehören. Daß in manchen Gegenden diese Berbern sich auch mit germanischen Europäern vermischt haben, unterliegt keinem Zweifel; nicht selten findet man unter ihnen Leute mit heller Hautfarbe, blauen Augen und blondem oder rothem Haar. Wenn Narcissus Cotte meint, die Schellöchen, ein zahlreiches Volk im großen Atlas, gehörten nicht dem Berberstamme an, so ist er im Irrthum; sie sind Stammverwandte der Amazirghen. Alle diese Berbern sind Krieger, Jäger, Hirten oder Ackerbauer, stehen unter eingebornen Häuptlingen und wissen sich vom Sultan möglichst unabhängig zu halten. Es ist bemerkenswerth daß sie zumeist die Vorschriften des Islam nur sehr lau befolgen, und sowohl das Heidenthum wie das Christenthum manche Spuren bei ihnen hinterlassen hat. Manche Frauen und Kinder tättowiren sich blau mit dem Zeichen des Kreuzes; auch wird die Jungfrau Maria, besonders in Kindesnöthen, von ihnen angerufen.

Die marokkanischen Neger stammen zumeist aus dem Sudan. Sie werden von den Marokkanern sehr mild behandelt und erhalten leicht die Freiheit, wobei es sich von selbst versteht, daß sie Muselmänner werden. Auch in Nordafrica haben diese schwarzen Menschen die für sie so charakteristische Vorliebe für allerlei Tand, Glasperlen und Tanz; der letztere dauert oft drei Tage und drei Nächte ohne Unterbrechung.

Zu der Zeit, um welche die Pilger nach Tandschehr kommen, um sich nach Mekka einzuschiffen, bemerkte Cotte einen großen breitschulterigen Neger mit einer merkwürdigen Art von Guitarre, einer sogenannten Guimbri, die er gern abzeichnen wollte; er nahm deshalb den Schwarzen mit sich nach Hause, und gab ihm nachher einen Thaler. Als am andern Morgen der Tag kaum graute, war auch der Neger schon wieder da, und machte einen Heidenlärm; er wollte den europäischen Herrn sprechen und ließ sich nicht abweisen. Als er vorgelassen wurde, warf er ein Viertel von einem Ochsen auf die Erde, und sprach: „Chalifa, das da bringt Dir mein Herz!" Alle Bemühungen, das unwillkommene Geschenk abzulehnen, waren vergebens; aber Gegengeschenke nahm der Schwarze an. Noch an demselben Tage kam er wieder. „Du bist allmächtig; im Hafen liegt ein Kriegsschiff Deines Volkes, sage dem Capitän er solle mich an Bord nehmen und umsonst nach Alexandria bringen!" Jetzt wurde dem Franzosen klar, weshalb der Neger das Ochsenviertel gebracht hatte. „Du weißt daß die Kriegsschiffe nicht da sind, um Reisende zu befördern, und ich bin auch nicht allmächtig, wie Du glaubst; hoffe also nichts Unmögliches von mir. Aber hier hast Du noch einen Thaler." Der Neger grinste, neigte sein Haupt, nahm das Geld und zog ab. Aber vor der Thüre schrie er: „Hund, Hundesohn! Gott verfluche Deinen Vater und den Leib Deiner Mutter. Mögest Du an dem Ochsen ersticken. Gott verdamme alle Nazarener und den Teufel mit ihnen!" Aber die Strafe ereilte ihn, bevor noch eine Stunde vergangen war. Unterwegs begegnete er dem Pascha von Tandscher welcher eben zur Moschee ritt, fing an zu singen und zu tanzen und bat den Pascha um eine Belohnung. Es war gerade im Fastenmonat, und Ben Abbu, der Pascha galt für einen frommen Mann. Er sagte zu einem Begleiter: „Führe den Mann in die Kasbah und gieb ihm dort ein gu-

tes Geschenk." Niemand war froher als der Neger, aber nur solange er außerhalb der Kasbah und voll froher Hoffnung sein konnte; denn innerhalb derselben warfen die Trabanten ihn zu Boden, gaben ihm hundert derbe Stockprügel, zerschlugen ihm seine Guitarre, und warfen ihn auf zwei Tage ins Gefängniß.

Der Maure ist sehr abergläubig und giebt viel auf Vorbedeutungen. Wenn er am frühen Morgen zuerst einen schwarzen Gegenstand oder einen Juden sieht, so bleibt er zu Hause und unternimmt an einem solchen Tage nichts von Wichtigkeit. In Betreff der Neger, welche man überall findet, haben übrigens die marokkanischen Casuisten ein Auskunftsmittel getroffen. Sobald der Schwarze sich dem Mauren nähert, wird ihm zugerufen: **Biod!** d. h. „mache Dich weiß," und der Neger muß dann sogleich mit seinen blendend weißen Zähnen grinsen. Damit wird der böse Zauber gebrochen.

Mauren, Araber, Berbern und Neger sind alle Muselmänner. Das Reich kann als eine maurische Monarchie betrachtet werden; der König gehört den Mauren an, welche die größere Hälfte der Bevölkerung bilden und, wie wir schon bemerkt haben, überwiegenden Einfluß üben, sie sind der herrschende Stamm, und sind namentlich in den Städten entschieden überwiegend; die platte Ebene gehört vorzugsweise dem Araber, das Gebirge dem Berber. In einer mehr als lockern Abhängigkeit vom Sultan stehen die Riffini oder sogenannten Riffpiraten, mit welchen Prinz Adalbert von Preußen ein so unangenehmes Zusammentreffen gehabt hat. Cotte meint mit Recht, es sei äußerst schwer diesen Räuberstämmen beizukommen, weil sie durch die eigenthümliche Beschaffenheit ihres Landes geschützt werden. Städte haben sie nicht; sobald sie von der Seeseite her angegriffen werden, ziehen sie sich in ihre für jeden Feind unzugängigen Gebirgsschluchten zurück und sind nicht zu erreichen. Piraten in großartigem Maßstabe können sie niemals werden; sie beschränken sich darauf, dann und wann einen Kauffahrer, welchen die Meeresströmung der Küste zutreibt, zu überfallen. Sie besitzen nur große Boote, deren jedes etwa dreißig Mann faßt, umzingeln das Schiff, springen an Bord und schaffen die Waaren gleich in ihre Fahrzeuge um sie möglichst rasch zu bergen. Manchmal geschieht das Alles ohne daß sie nur einen Schuß abfeuern; denn die Matrosen leisten gewöhnlich gar keinen Widerstand, der ohnehin vergebens wäre. Im Durchschnitt plündern sie jährlich ungefähr ein halbes Dutzend Schiffe, und behandeln im Allgemeinen ihre Gefangenen nicht übel; es liegt ihnen blos daran ein Lösegeld zu erhalten; oft aber nehmen sie nur die Güter und kümmern sich nicht weiter um Schiff und Mannschaft.

Es ist, wie gesagt, schwer etwas gegen diese Riffini auszurichten. Die französische Dampfcorvette Newton fuhr 1854 auf Schußweite der Riffküste entlang, warf Bomben in die Dörfer, zerstörte viele Boote, und gab den Piraten eine derbe Lection. Mehrere Häuptlinge kamen an Bord und erboten sich, Geiseln zu stellen. Sie brachten einen Ochsen mit, den sie zum Zeichen ihrer aufrichtigen Gesinnungen auf dem Verdeck opferten und versprachen alles Gute. Aber ein Paar Wochen nachher überfielen sie zwei Schiffe, welche rein ausgeplündert wurden. Diese Riffini sind unverbesserlich. Frankreich möchte den Sultan von Marokko für allen Schaden verantwortlich machen, welchen diese Seeräuber anrichten. Es sagt: „Du hast Soldaten genug, um widerspänstigen Stämmen den Jahrestribut abzuzwingen; wende nun auch Deine Waffen gegen die Riffpiraten, denn auch sie sind Deine Unterthanen." Das sind sie indessen nur in sehr bedingter Weise.

Die Spanier besitzen an der Riffküste einige befestigte Plätze, sogenannte Presidios, von welchen Ceuta der bedeutendste ist. Die Riffiner sind erbitterte Feinde der Christen; indessen hat sich zwischen beiden im Laufe der Zeit ein friedliches Verkehrsverhältniß gestaltet, das freilich von ganz eigenthümlicher Art ist. Die Citadelle wird durch die Piraten täglich mit Lebensmitteln in folgender Weise versorgt. Bis zu einer festgesetzten herkömmlichen Stunde besuchen die Soldaten den Markt welchen die Piraten vor der Festung halten, und kaufen ihren Bedarf ein. Alles geht trefflich von Statten, beide Theile verkehren beinahe freundschaftlich mit einander, denn sie sind gute Bekannte welche sich täglich sehen, und es giebt kein Beispiel daß jemals der Marktfriede gebrochen worden sei. Sobald aber eine Glocke den Markt ausläutet, gewinnt wie im Nu Alles ein anderes Ansehen. Die Spanier gehen in die Festung und schließen die Thore hinter sich zu; die Riffiner packen ihre Waaren zusammen, nehmen ihre Gewehre, und passen auf ob irgendwo ein Spanier sich zeigt; wer auch nur über Wall und Mauern guckt, wird weggeblasen. Den riffinischen Jünglingen dienen allemal Spanier zur Zielschiebe; sie liegen Tag und Nacht im Hinterhalte. Der Bewohner des Riff will aus religiösen Gründen keinen Frieden mit den Ungläubigen.

Narcissus Cotte macht seinen Landsleuten den Vorschlag, ganz Marokko zu erobern. Er sagt, es reiche nicht hin, dem Sultan seine Hafenplätze Tandschehr, El Araisch, Sale und Rabatt zu bombardiren, denn daraus mache er sich nichts, weil er ohnehin Städte hasse in welchen so viele „Unreine" wohnen. Man müsse vielmehr zwanzigtausend algierische Soldaten zu Tandschehr ans Land setzen und diese sofort gegen die Stadt Fez anrücken lassen; ebenso viele müßten von Rabatt oder Dar el Beïda (Casa blanca) sich nach dem Innern hin in Bewegung setzen; dann trenne man das Reich ganz von selbst in zwei Theile und die Stämme im Innern sähen, wie ohnmächtig der Sultan eigentlich sei.

Unter allen Unterthanen des Kaisers haben die Juden die bei weitem schlimmste Stellung, sie sind erbarmungslos einer abscheulichen Mißhandlung preisgegeben. Der Muselmann Marokko's sieht in ihnen lediglich unreines Vieh, und betrachtet sie gar nicht als Menschen; sie gelten ihm verflucht von Allah und sind in jenem Leben einer ewigen Marter durch Flammen preisgegeben, und zwar, sagen die Mohammedaner, weil sie Jesus, den Athem Gottes (Ruh Allah), getödtet hätten. Deshalb seien sie eine Beute des Satanas. Auf die Frage: Weshalb rottet ihr denn die Juden nicht völlig aus? geben sie zur Antwort: wir brauchen sie und ziehen Nutzen von ihnen; der wahre Gläubige darf Alles zu seinem Vortheil verwenden!

Die Wahrheit ist, daß die Marokkaner gar nicht ohne die

Juden fertig werden können und daß diese zu einer Nothwendigkeit geworden sind. Nähme man sie plötzlich fort, so würde großes Elend über das ganze Land kommen. Der Maure verachtet alle Arbeit und der Jude ist fleißig und betriebsam; er ist Schlosser, Goldarbeiter, Maurer, Metallgießer, Töpfer, Seidenweber, prägt Münzen ꝛc. Der Sultan läßt sogar in manchen Städten die Steuern durch Juden erheben, weil sie ehrlicher sind als seine rechtgläubigen Unterthanen; er bedient sich ihrer auch bei Unterhandlungen mit den Christen. Scheinbar sind sie Sklaven, in Wahrheit üben sie durch Scharfsinn und Gefügigkeit einen großen Einfluß und wissen sich einigermaßen schadlos zu halten.

Allabendlich bei Sonnenuntergang müssen sie in ihr Ghetto gehen, das mit einer Mauer umschlossen ist, und dürfen dasselbe erst am andern Morgen verlassen. Ihre Buden haben sie im Stadtviertel der Mohammedaner. Der Maure bezeichnet das Judenviertel als Mellah, d. h. unreinen, verfluchten Boden. Jede Stadt hat solch ein Mellah, mit alleiniger Ausnahme von Tandschehr, das ohnehin ganz für unrein gilt, weil dort auch viele Christen wohnen. Der Jude darf nur schwarze Kleider tragen; er muß sich in derjenigen Farbe zeigen, welche den Mauren für eine unglückliche und verfluchte gilt; er darf kein Pferd besteigen, denn solch ein Thier ist zu edel für ihn. Wenn er vor einer Moschee, einer Sauïa (Capelle), einem Heiligen, Marabut oder Scherif vorübergeht, hat er die Schuhe auszuziehen und in der Hand zu tragen, auch darf er keinen muselmännischen Friedhof betreten. Nicht selten werden, unter leichtfertigem Vorwande, Jüdinnen auf öffentlichem Platze vom Ahrifa ausgepeitscht; dieser Muselmann bekleidet ausschließlich ein solches Amt. Der Muselmann darf den Juden prügeln, und Dieser bei Todesstrafe sich nicht zur Wehr setzen, wohl aber, wenn er kann, fortlaufen und im Nothfall auch eine Gegenvorstellung machen. Cotte war Zeuge, daß maurische Knaben von sechs bis acht Jahren mit Steinen nach jüdischen Männern warfen, dieselben mit Knütteln schlugen, ohrfeigten, bissen und ihnen die Kleider zerrissen. Die Juden wanden und krümmten sich, und boten Alles auf um sich von den bösen Buben loszumachen; Angst, Schrecken und Wuth malte sich in den Zügen dieser schwer Mißhandelten, aber sie mußten sich wohl vorsehen keinen Knaben unsanft zu berühren, denn das wäre sicherer Tod gewesen. In Tandschehr ging ein Jude verstohlen, rasch und schüchtern um sich blickend an der großen Moschee vorüber; auf der Straße war kein Muselmann zu sehen. Der Jude schlich an der Mauer hin und zog seine Schuhe nicht aus. Plötzlich sprang hinter einer Mauerecke ein kleiner Beduinenknabe hervor; seine Augen blitzten vor Ingrimm; mit unbeschreiblicher Wuth sprang er an dem Juden hinauf, packte ihn bei der Kehle, raufte ihm den Bart aus und befahl ihm die Schuhe abzulegen. Der Jude mußte gehorchen und obendrein umkehren. Dabei wurde der Knabe nicht müde ihm ins Gesicht zu schlagen, bis ihm die Arme den Dienst versagten. Cotte war Zeuge dieses abscheulichen Auftrittes. „Dem Knaben stand der Schaum vor dem Munde; ich hielt ihm endlich die Arme fest, damit der Jude in eine Nebengasse einbiegen konnte. Der hoffnungsvolle Beduinensprößling richtete dann seine Wuth gegen mich, knirschte mit den Zähnen und rief einmal über das Andere: „Gott verfluche Deinen Vater und den Leib Deiner Mutter!“

Die Juden müssen dem Sultan oder jedem kaiserlichen Prinzen welcher eine Ortschaft besucht, Geschenke machen; von allen Seiten her wird auf sie gepreßt und gedrückt. Aber nur wenige werden dem Glauben ihrer Väter ungetreu. Im Allgemeinen sind sie ein elendes Geschlecht, unwissend und abergläubig. In Marokko sagen sie: „Wir sind zerstreut und tragen an den Sünden unserer Vorfahren. Gott hat uns auf eine Zeitlang verworfen, er hat uns verurtheilt daß wir unsere Häupter beugen, bis alle Völker der Erde über unsere Schultern hinweggegangen sind. Aber wir wissen auch, daß er uns nicht bis ans Ende der Tage verworfen hat, und daß wir wieder zu Herrlichkeit und Macht gelangen.“ Unter diesen marokkanischen Juden steht das Pharisäerthum in höchster Blüthe; die Hauptsache ist die Beobachtung der Cultusformen. Die tiefe Versunkenheit dieser Juden ist zu nicht geringem Theil Folge der scheußlichen Behandlung, welcher sie sich preisgegeben sehen. Die Vertreter der christlichen Mächte haben sich Mühe gegeben, das Schicksal der Juden in Marokko einigermaßen zu verbessern, und in mancher Beziehung ist ihnen das auch gelungen, weil die Consuln stets bereit sind ihnen Schutz angedeihen zu lassen. Nichtsdestoweniger haben sie gegen die Christen eine ebenso tiefe Abneigung wie gegen die Muselmänner. „Wenn ein Consul oder ein anderer Christ einen von ihm beschützten Juden besucht, darf er allemal auf sehr zuvorkommende Aufnahme und Bewirthung rechnen. Aber sobald er das Haus verlassen hat, zerschlagen die Juden das Glas, aus welchem er getrunken hat, falls sie es nicht unter sehr umständlichen Ceremonien reinigen; sie reinigen ferner alle Gegenstände welche der Christ berührte. Ich hatte eine jüdische Köchin, welche niemals etwas von den Speisen essen wollte, welche sie doch selber aus obendrein koscherem Fleische zubereitet hatte; sie sagte: „Ich esse nicht von Dem was in einem christlichen Topfe gekocht worden ist.“

Die Mellahs sind wahre Pesthöhlen, gegen welche auch die schmutzigsten Gassen südeuropäischer Städte als Paradiese von Reinlichkeit erscheinen. Das Judenquartier ist mit allen nur denkbaren Uebelgerüchen angefüllt, es ist eine ungeheure Kloake. Massen von Schmutz aller Art fault mit verwesendem Fleische in einem Pfuhle schwarzer Jauche; aus jeder Hausthüre qualmen Dünste hervor wie aus einer Hexenküche und der Knoblauchsgeruch wirkt geradezu erstickend. In dem Schmutze spielen Kinder, zwischen demselben gehen Weiber und Mädchen in goldgestickten Kleidern umher. Am Sonnabend besuchen die Jüdinnen einander und gehen gemeinschaftlich auf die Friedhöfe Die Pracht ihres Anzuges bildet einen wahrhaft schneidenden Gegensatz mit dem Schmutz der Gasse und der Häuser.

Eine Hochzeitfeier im Mellah ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Sie dauert unter theatralischem Pompe mehrere Tage. Im innern Hausraume, dem auf allen Seiten umschlossenen Hofe, drängt eine Masse schreiender, durcheinanderredender Juden sich umher; der näselnde Ton, welcher in Marokko so stark hervortritt, und das kreischende Zurufen zerreißen Einem das Ohr; man meint alle diese Leute seien in

heftigem Zanke, aber das ist nicht der Fall, sie sind vielmehr seelenvergnügt. Im Winkel des Hofes befindet sich das Orchester; vier Spielleute machen einen ungeheuren Lärm. Ein dicker, gelb und roth gekleideter Musikant ist ein Muselmann, eine wichtige Person, dessen Vater einmal vor dem Sultan gespielt hat. Der Sohn läßt sich gegen ein erkleckliches Geld so weit herab, in einem Judenhause Musik zu machen; dafür hat er aber auch den weichsten Teppich und man läßt es ihm an Erfrischungen nicht fehlen. Von seiner Würde ist er tief durchdrungen; er ergreift die Mandoline und alle horchen; manchmal muß das Orchester einfallen und ihn begleiten und die alten Jüdinnen schlagen das Tamburin, während die jüngern schreien, obwohl sie zu singen vermeinen. An den Wänden herum sitzen die Freundinnen der Verlobten in bestem Putze; sie tragen golddurchwirkte Stoffe, hellfarbige Mieder von Sammet oder Seide, Juwelen und Diamanten im Haar, goldene Ohrringe, Halsschmuck von Perlen, Rubinen und Smaragden, Armbänder, Gold- und Silberringe über den Fußknöcheln, und man sieht, daß der Sultan noch lange nicht alles Gold gemünzt hat.

Die Jüdinnen bemalen ihr Gesicht in wunderlicher Weise. Die Augenbrauen schwärzen sie mit einem Pulver, das sie Koheul nennen; es giebt den ohnehin großen und glänzenden Augen noch mehr Strahlengefunkel. Die eine Schöne legt auch Roth auf die Wangen, die Andere legt Weiß auf, das dann den Untergrund für Dreiecke von Zinnober bildet. Das Ganze erinnert an die barbarische Art der nordamericanischen Rothhäute, welche sich auch das Gesicht mit Farbe bepinseln. Bei den marokkanischen Jüdinnen kommt noch hinzu, daß sie Hände und Füße dunkelroth färben. Bei den Hochzeitfeierlichkeiten tanzen alle jungen Mädchen, welche überhaupt zugegen sind; die meisten haben regelmäßigere Züge und glänzendere Augen als die Nordeuropäerinnen; aber auf dem Antlitz liegt doch so viel Plumpes und nicht eine Spur von Adel. Unter der goldenen Hülle ist die Seele wie erstickt, das Auge so wenig seelisch belebt wie bei einer Rehkuh auf der Weide. Dazu kommt, daß sie sich alle Mühe geben, recht wohlbeleibt und fett zu werden, was ihnen denn auch gelingt. Gewöhnlich sind sie schon vor dem vierzigsten Jahre ganz unausstehlich; alles ist bei diesen Schönen nur materiell, von geistigem Reiz auch nicht die Spur.

Den Mohammedanern in Marokko ist alles Geistige in der Lehre des Propheten abhanden gekommen; sie hangen am Buchstaben und ihre Geistlichen und sogenannten Gelehrten verlieren sich nicht minder in lächerliche Casuistik als die Rabbis der Juden. Nachstehenden Fall, welchen Cotte erzählt, glauben wir, beiläufig bemerkt, schon in Drummond Hay's Werk über Marokko gelesen zu haben; wir wollen ihn aber mittheilen, weil er sehr bezeichnend erscheint.

Die Uhr in einer Moschee zu Tandschehr wollte nicht mehr gehen, und mußte ausgebessert werden. Nun befand sich unter den wahren Gläubigen kein einziger, welcher sich auf eine solche Kunst verstand; wohl aber wußte ein Genuese mit Uhren umzugehen, der auch für Geld und gute Worte bereit war, die Sache in Ordnung zu bringen. Es erhob sich indessen eine Schwierigkeit; den Christen ist nämlich verboten eine Moschee zu betreten und der Genuese konnte nicht in das Minaret, wo die Uhr sich befand, hinaufsteigen, ohne über die Schwelle des heiligen Gebäudes zu gehen. Die Sache war von höchster Wichtigkeit und wurde deshalb den Doctoren vorgelegt, welche nach mehrtägiger Berathung folgenden Ausspruch gaben: „Die Ausbesserung der Uhr ist dringlich und es soll deshalb gestattet werden, daß der Christ die Moschee betrete. Aber er soll seine Schuhe ablegen. Seine Arbeit verrichtet er zum Ruhme Gottes und des Propheten." Der Italiener wird gerufen, erklärt aber: „Ich lege meine Schuhe nicht ab, wenn ich vor der allerheiligsten Madonna erscheine, und ich werde sie auch in eurer Moschee nicht ablegen." Die geistlichen Herren dringen in den Nazarener, der aber hartnäckig und verstockt bleibt; er will und will nun einmal seine Schuhe anbehalten. Die Sache wurde bedenklich, denn die Uhr mußte doch reparirt werden, und die wahren Gläubigen verstanden nichts von dergleichen. Die Doctoren kamen wieder zusammen und beriethen hin und her ohne irgend ein Ergebniß zu erzielen. Endlich fand ein ehrwürdiger Greis ein sinnreiches Auskunftmittel: „Wann an der Moschee im Innern Ausbesserungen vorzunehmen sind, darf ein mit Steinen und Kalk beladener Esel hineingehen, und man hält es nicht für nöthig, ihm seine Hufen abzunehmen. Wenn nun der Christ in die Moschee geht, hat man ihn als einen Esel zu betrachten." Das war den übrigen frommen und hochgelahrten Marokkanern einleuchtend und der Genuese durfte die Moschee betreten, nur verstand es sich dabei von selbst, daß jede Stelle, welche er mit seinen christlichen Schuhen betreten hatte, sogleich gescheuert und dadurch wieder gut mohammedanisch gemacht wurde.

Die Doctoren fürchten das böse Auge und haben Amulette, welche sie übrigens auch den Christen zum Kauf anbieten; daneben haben sie unbegrenzte Hochachtung vor den „Heiligen", jenen widerwärtigen schmutzigen Lumpenkerlen, welche sich in Menge in den Städten und namentlich auf den Friedhöfen umhertreiben. Sie sind mit Schmutz und Ungeziefer bedeckt, und stellen in ekelhafter Weise ihre nackten Scheußlichkeiten zur Schau. Dieses heilige Gesindel darf ungestraft allen Unfug treiben, und in jedem Hause beliebig wegnehmen, was ihm gefällt. Merkwürdigerweise kann ein Vater die Heiligkeit auf seinen Sohn vererben. Die Sache ist auch ganz profitabel. Väter und Ehemänner halten es für ein Glück, wenn solch einem Heiligen eine ihrer Frauen oder Töchter gefällt, und wenn er Ursache ist, daß sie einen heiligen Knaben gebähren, dessen Vater solch ein schmutziger Gauner war. Denn der heilige Knabe bringt Glück in die Familie. Auch der Sultan hat niemals gewagt, die Vorrechte dieser Taugenichtse anzutasten. Ein Hauptprivilegium sahen sie darin, jeden Ungläubigen mißhandeln zu dürfen. Aber in dieser Beziehung ist allerdings Wandel geschafft worden, seit die Consulate gemeinschaftliche Sache gemacht haben. Uebrigens ist nichts leichter als in Marokko unter die Heiligen versetzt zu werden, man braucht eben nur wahnwitzig, blödsinnig und geistesschwach zu sein oder nur sich so zu stellen. Das letztere geschieht von manchen Gaunern; einige rasen, andere lachen in einem fort, noch

andere weinen unaufhörlich, oder beten von früh bis spät mit lauter Stimme; auch giebt es Heilige, welche gewöhnlich lange Zeit ganz schweigsam sich verhalten, dann und wann aber einige Worte herausstoßen, die beim Volke für Orakel gelten, weil man annimmt, daß Allah diese Worte spreche.

Zu den Vorrechten der heiligen Männer gehört insbesondere, daß sie ganz unverschämt lügen und doch Glauben finden, leider nur bei ihren Leuten des Islam, während die Europäer ihnen allerlei Zweifel entgegenstellen. Cotte erzählt folgendes Erlebniß. — „In meinem Kaffeehause zu Rabatt kam ich oft mit einem heiligen Gauner zusammen, welcher seine Zuhörer mit dickgemästeten Lügen fütterte. Insbesondere rühmte er von sich, er sei unverwundbar, und wußte für diese Behauptung eine Menge von Beispielen beizubringen. Als die Franzosen den Hafenplatz Sale bombardirten, sei er mit einem Boote, das nicht gerudert zu werden brauchte, sondern seinem Worte und Winke gehorchte, hin und her gefahren, und habe mit seinen Händen viele Bomben und Kanonenkugeln aufgefangen und unschädlich gemacht. Seine mohammedanischen Zuhörer wagten begreiflicherweise keinen Widerspruch, aber ich erhob doch Einwendungen. Auf diese entgegnete man mir: Alles was der Heilige sagt, ist öffentlich geschehen und weder in Rabatt noch in Sale wird Jemand an der Wahrheit seiner Aussage zweifeln, denn er ist ein heiliger Mann. Du gehörst zwar einem gelehrten Volke an, weißt aber doch nicht, daß Gott den Unwissenden so viele Macht und Gnaden giebt, vor welchen der Gelehrte verwundert dasteht, weil er davon nicht einmal etwas ahnt. — Nun suchte ich dem Heiligen auf eine andere Weise beizukommen und sagte ihm: Du, stelle Dich einmal dreißig Schritte von mir auf und bedecke einen Zielpunkt, welchen du beliebig bezeichnen magst; ich will mit einer Kugel danach schießen, welche Du mit Deiner Hand auffangen kannst. Gelingt Dir das, so hast Du einen Nazarener überzeugt und mir meine hartnäckige Seele gebrochen. — Auf diesen Vorschlag mußte eine bündige Antwort erfolgen. Der heilige Mann, dem es nicht an Schlauheit fehlte, blinzelte mit den Augen und sprach: — Mein Freund, weshalb soll ich Gott versuchen? Er hat mich unverwundbar gemacht gegen die Kugeln unserer F e i n d e; soll er mich auch noch obendrein schützen gegen die Kugeln meines Freundes? Noch hat kein Freund auf mich geschossen, und der Himmel behüte mich davor, Gott zu versuchen.

Unter diesen Marokkanern giebt es auch w u n d e r l i c h e Heilige. Zu diesen gehörte ein Mann in Mogador, welcher weit und breit im Rufe mohammedanischer Rechtgläubigkeit und großer Frömmigkeit stand. Einst ging er einem französischen Kaufmann bis an eine Stelle nach, die außerhalb des Verkehrs lag; schon längst schien er eine Gelegenheit gesucht zu haben, um mit dem Nazarener in Berührung zu kommen, der dann nicht wenig überrascht war, als der Heilige ihn in gutem Französisch anredete und sich als einen Landsmann zu erkennen gab. Er war aus der Auvergne gebürtig, hatte nach Westindien auswandern wollen, aber an der Küste von Africa Schiffbruch gelitten und war von den Beduinen gefangen genommen worden. In Wuth und Verzweiflung hatte er sich wie ein Wahnsinniger gewehrt und gebehrdet; deshalb hielten ihn die Söhne der Wüste für heilig, und er hatte es allmälig für angemessen gefunden, die neue Rolle fortzuspielen. Nach Jahren bot sich ihm oftmals Gelegenheit, in sein Vaterland zurückzukehren, aber es gefiel ihm wohl in Mogador, und in seiner Heimath war er ohnehin längst vergessen.

Die Strafen, welche man in Marokko verhängt, sind von ganz barbarischer Art. In Tandschehr war ein Dieb zum Verluste der rechten Hand verurtheilt; um dem Henker die Arbeit zu ersparen, nahm er das Hackmesser in die Linke, hieb sich die Faust ab und hielt den blutenden Stumpf in siedendes Harz. Bei alle dem verzog er nicht eine Miene. Die Mitglieder einer fanatischen Secte, der Aïssuaua, führen religiöse Tänze auf, welche eine übermenschliche Anstrengung erfordern; dann verzehren sie rohes Fleisch, das sie den noch lebenden Eseln und Hämmeln abschneiden, kauen dazu Glas, lassen sich von Schlangen stechen und halten Skorpione ins Gesicht, damit diese ihren Stachel in die Wangen bohren und recht viel Blut fließe. Sie halten solche Marter für Allah wohlgefällig.

Bei einer Lustbarkeit hatte ein Mann sein Gewehr zu stark geladen; es zersprang und verwundete ihn entsetzlich. Drei Finger der rechten Hand wurden fortgerissen, und der ganze Arm bis zur Schulter lag bis zum Knochen bloß; aber der Mann gab kaum einen Laut des Schmerzes von sich. Der herbeigerufene Arzt hielt den Kranken für verloren, er suchte das Bluten zu stillen, legte einen Verband an, und empfahl der Familie den Verwundeten fasten zu lassen. Als dieser eine ihn so unliebsame Nachricht hörte, wandte er den Kopf zur Seite und sprach: „Tabib (Arzt), darf ich nichts von dem fetten Hammel genießen, welchen meine Frau zur heutigen Lustbarkeit gebraten hat?" Der Arzt entgegnete, es sei unter den obwaltenden Verhältnissen lebensgefährlich Fleisch zu essen, weil sich dann Fieber einstellen werde. Der Muselmann aber wollte sich den leckern Braten nicht entgehen lassen, sondern entgegnete: „Was geschrieben steht, steht geschrieben. Wenn ich doch einmal sterben muß, wozu soll ich mir dann meinen schönen Hammel entgehen lassen? Meine Frau hat ihn gebraten." Der Arzt ließ indessen den Hammel wegnehmen, und der Kranke genaß. Wahrscheinlich hat er auch seine Wunden von einem der vielen Zauberer besprechen lassen, welche angeblich Wunderkuren verrichten. Für besonders wirksam erklären sie es, wenn der Kranke sieben Tage hintereinander die Brühe von einem schwarzen Hahn trinkt, der aber noch Junggesell gewesen sein muß; dadurch wird der böse Geist vertrieben, welcher für den Urheber der Krankheit gilt. Trotz alledem haben aber die Muselmänner weit mehr Vertrauen zu den Nazarenischen Aerzten, und eine Apotheke mit ihren vielen Flaschen und Gläsern und Büchsen flößt ihnen großen Respect ein.

Aus den Schilderungen, welche wir von Reisenden und Kaufleuten über Marokko haben, geht hervor, daß Land und Volk sich in tiefem Verfall befinden. Von dem alten Glanze und der Tüchtigkeit jener Mauren, welche einst länger als ein halbes Jahrtausend über Spanien geherrscht haben und an der Spitze der Bildung in Europa standen, ist unter den entarteten Nachkommen keine Spur mehr vorhanden. —ee.

Zur Chronik.

Reschid Pascha †.

st. Der jüngst verstorbene Würdenträger der Hohen Pforte hatte vor fast allen anderen Staatsmännern seines Landes den Vorzug, für seine Laufbahn vorgebildet worden zu sein. Geboren am 18. Februar 1802, der Sohn eines reichen Effendi, wurde er nach dem frühen Tode des Vaters von der Mutter sorgfältig erzogen und 18 Jahre alt seinem Schwager Ali Pascha als Privatsecretär beigegeben. Er begleitete denselben nach Morea, wo er alle Entbehrungen und Unfälle des türkischen Heeres in einem der unglücklichsten Jahre des Kampfes gegen die Griechen theilte, und ging mit ihm nach Konstantinopel zurück. Als Ali Pascha bald darauf gestürzt wurde, hatte Reschid durch seine Talente und Kenntnisse bereits einen solchen Ruf erlangt, daß er in das Unglück seines Gönners nicht verwickelt wurde. Dem russischen Feldzuge von 1829 wohnte er als Geheimsecretär des Großvesirs Selim bei und erhielt von dessen Nachfolger dieselben Functionen. Zum Amezdi oder Großreferendar erhoben, machte er seine ersten diplomatischen Reisen, und zwar nach Aegypten. Die zweite hatte den nach der Vernichtungsschlacht von Konieh einzig möglichen Erfolg, den Vicekönig Mehemed Ali zu den Bedingungen des Friedens von Kutahia zu bestimmen. Der Lohn des geschickten Unterhändlers war der Gesandtenposten in Paris, den er darauf mit dem Londoner vertauschte. Mit der französischen Sprache und Litteratur war er bereits in seiner Heimath vertraut geworden, die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse Europa's lernte er in den beiden großen Hauptstädten kennen.

Bei seiner Rückkehr trat ihm der Gegensatz des Orients in einem für ihn wahrhaft erschütternden Beispiel vor die Augen. Sein Gönner Pertew Pascha war erdrosselt worden. Feinde hatten dem Sultan in einer Weinlaune, wie man sagte, den Befehl zur Hinrichtung entrissen. Nach alten türkischen Erfahrungen war nun auch Reschid verloren, aber er überzeugte den Sultan von der Unschuld des ermordeten Großvesirs und wurde von ihm mit der Ausführung seiner Reformpläne beauftragt. Reschid beging jetzt den Fehler der Ueberstürzung, wovon Sultan Mahmud trotz seines Feuereifers sich selbst überzeugte und ihn nach London zurückschickte. Es war die Zeit unmittelbar vor dem zweiten türkisch-ägyptischen Feldzuge, und Reschid beurtheilte die Sachlage richtig genug, um sich für ein allgemeines Bündniß gegen Rußland zu bemühen. Er scheiterte an Lord Palmerston, der in jener Zeit nicht sah, daß Rußland einen Zusammenstoß zwischen Mahmud und Mehemed Ali wünschte, um Beide unheilbar zu schwächen. Reschid verließ daher London und bereiste die Theile von Europa, die er noch nicht kannte. Er ist der erste Türke, der sich einem Papste vorstellen ließ. — Die Schlacht von Nisib und der Tod des Sultans waren furchtbare Schläge für die Türkei. Die Reformarbeiten wurden nur momentan unterbrochen und abermals Reschid Pascha übertragen. Unter seiner Verwaltung wurden die Grundzüge einer Verfassung, die der Hattischerif von Gülhane enthält, entworfen, die Folter abgeschafft, ein oberster Gerichtshof eingesetzt, der Pest durch Einführung von Quarantänen Einhalt gethan, das Heer neugeordnet. Alle diese Maßregeln traf Reschid in der kurzen Zeit bis zum 29. März 1841, an welchem Tage die russische Diplomatie den Triumph feierte, ihn von seinem Amte zu verdrängen. Er ging nun als Gesandter nach Paris und blieb dort bis zum Jahre 1847. Von da an war er mit geringen Unterbrechungen fortwährend im Ministerium, einmal als Großvesir, ein anderes Mal als Minister des Auswärtigen. Das größte Aufsehen erregte sein letzter Austritt, der mit dem Siege der französischen Auffassung der Verhältnisse in den Donaufürstenthümern identisch war. Nach seiner Rückkehr zur Gewalt waren kaum zwei Monate verflossen, als er eines plötzlichen Todes starb, den 7. Januar 1858. — Reschid Pascha gehörte zu den aufgeklärtesten Männern der Türkei und stand an der Spitze der Reformpartei. Schlau, gewandt, ordnungsliebend und mit einem eisernen Fleiße begabt, war er bis zur Weichherzigkeit milde. In seiner Jugend soll er gedichtet haben, in seinem spätern Alter war er der genaueste Kenner der türkischen, persischen und arabischen Litteratur. Unter den Wissenschaften, denen er mit Vorliebe huldigte, stand die Logik obenan. Auf die guten Dienste diplomatischer Freunde legte er ein zu großes Gewicht und war mit Lord Stratford de Redcliffe aufs engste verbunden.

Der Heldenhügel zu Wetzdorf.

st. Ein einfacher Privatmann hat den Plan entworfen, den tapfersten österreichischen Männern aus den Kriegs- und Revolutionsjahren 1848 und 1849 ein Denkmal zu stiften, und ihn schön und würdig ausgeführt. Dieses Denkmal sollte zugleich die Schmach sühnen, die der österreichische Reichstag durch seine zweimalige Zurückweisung eines Antrags auf eine einfache Danksagung an das italienische Heer dem Lande angethan hatte. Der wackere Mann, der diesen Gedanken zur That werden ließ, ist ein reicher Gutsbesitzer Pargfrider, der mit Radetzky von den französischen Kriegen her befreundet war. Er wählte zur Ausführung sein Gut Wetzdorf an der Straße, die von Wien über Stockerau nach Horn führt. Im dortigen Parke erhebt sich ein Hügel mit weiter Aussicht; auf ihm ist das Monument errichtet. Es bildet ein Ganzes von mehreren Bauwerken. Ein Spalier von Grenadierfiguren, die in Metall gegossen sind, führt zu einem riesigen Obelisken, um den sich vierundfünfzig Statuen wackerer Krieger aus den italienischen und ungarischen Feldzügen gruppiren. Die Auswahl hat auch das Verdienst, weder auf Rang noch auf Religionsbekenntniß Rücksicht zu nehmen, zwischen den Fürsten Paskiewitsch und Lichtenstein steht der Gemeine Scheder. Die Bildsäulen von sechs Vertheidigern fester Plätze stehen in den Nischen des für die Wachmannschaft bestimmten Invalidenhauses, und auf den Mauern und Terrassen rechts und links die Büsten von Feldherren und Generalen. Ein zweiter Obelisk ist von fünfundvierzig Statuen von Mitgliedern des Maria-Theresienordens umgeben. Rechts davon ist der Kaisergarten mit zweiundzwanzig Büsten habsburgischer Regenten und doppelt so vielen Standbildern von Feldherren. Das eigentliche Mausoleum, ein 80 Fuß hoher Obelisk, steht dem Invalidenhaus gegenüber. Es enthält zwei Grüfte; links ruht der Feldmarschall Wimpffen, ein Protestant, rechts „Vater Radetzky". Der greise Held hatte sich diese Ruhestätte, anstatt der für ihn bestimmten kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern, in seinem letzten Willen erbeten. (Man wollte wissen, Herr Pargfrider habe sich durch eine Summe Geldes, die der Marschall brauchte, dessen Gewährung seiner Bitte verschafft.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 10. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 6. März.

Inhalt.

Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche.*)

Die litterarische Thätigkeit leistet der Geschichte einen wichtigen Dienst, wenn sie persönliche Denkwürdigkeiten von Männern, welche den Ereignissen und bedeutenden Persönlichkeiten ihrer Zeit nahe gestanden, zu Tage fördert. Abgesehen von den Berichtigungen, welche durch solche Werke manche bisher dem großen Publicum geläufige Ansichten erhalten und den Enthüllungen, durch welche sie Licht in das Dunkel der Ereignisse geworfen, bekommt erst durch die von ihnen mitgetheilten Einzelheiten das Bild des Geschehenen Farbe und Leben. In hohem Maße gilt dies von dem vorliegenden Buche, welches die Erlebnisse eines Mannes berichtet, der, von früher Jugend auf im preußischen Heere dienend, Mithandelnder in fast allen wichtigen militärischen Ereignissen von den ersten Feldzügen gegen die französischen Revolutionsheere an bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs war, dessen militärische Laufbahn begann, als die preußische Armee sich in Besitz des von Friedrich dem Großen erworbenen Ruhmes und der von ihm begründeten Einrichtungen des Sieges sicher wähnte, und der am Schlusse seiner kriegerischen Laufbahn an den schönsten Triumphen der preußischen Waffen als Generalstabsofficier unter York, Bülow und Blücher Antheil hatte.

Ludwig v. Reiche ward am 4. October 1775 als Sohn eines hannöverschen Beamten zu Nienburg an der Weser geboren. Der Anblick der 1784 von der heldenmüthigen Vertheidigung Gibraltars in die Heimath zurückkehrenden Hannoveraner machte zuerst in ihm den Wunsch rege, Militär zu werden, und die Bekanntschaft seines Vaters mit Officieren der nahen preußischen Festung Minden erleichterte die Ausführung desselben, denn bei dem Ruhmesglanz, der nach dem siebenjährigen Kriege die preußischen Waffen umgab, hielten es strebsame junge Männer in Norddeutschland kaum für möglich, in ein anderes als das preußische Heer einzutreten, und Reiche hatte noch dazu das Beispiel eines älteren Bruders für sich.

Noch nicht viel über dreizehn Jahre alt, am 8. November 1788, erhielt Reiche eine Stelle als Junker in dem in Wesel stehenden Regimente des Generals Eichmann. Die Reise dorthin machte er auf der ordinären Post, die damals von einer Beschaffenheit war, an welche zum Glück den jetzt Lebenden längst jede Erinnerung entschwunden ist. Das Detail der Erzählung giebt uns einen ergötzlichen Einblick in den altpreußischen Zopf- und Gamaschendienst.

Als der junge Reiche in Wesel einfuhr, steckte er seinen Kopf zum Wagen hinaus und erblickte bei der ersten Brücke einen Ständer, an welchem mehrere Portraits mit den darunter befindlichen Namen hingen; unter diesen befanden sich zwei, die ihm wohlbekannten hannöverschen Familien angehörten. Es waren die Bilder desertirter Officiere, die an den Galgen geschlagen waren. So machte Reiche seine erste Bekanntschaft mit dem preußischen Dienste.

Mit drei Thalern zwanzig Groschen monatlichem Traktement wurde Reiche nun preußischer Fahnenjunker, nicht ohne seinem schönen Haar einige Thränen nachzuweinen, welches abgeschnitten und mit aufgeklebten Locken und einem künstlichen Zopf ersetzt wurde, und nicht ohne sich von der groben Commismontirung, den engen Gamaschen, der zwängenden hohen Halsbinde und dem unentbehrlichen spanischen Rohr in der Hand mannichfach genirt zu fühlen.

Der Dienst in Wesel war sehr beschwerlich, nicht nur weil es Grenzfestung und fast ganz von fremdherrlichem Gebiet umgeben war, sondern auch weil die Garnison, drei nur durch Werbung recrutirte Regimenter, meistens aus Deserteuren und Taugenichtsen bestand, die aus allen Weltgegenden zusammengelaufen waren. Es verdient umsomehr hervorgehoben zu werden, welche Mittel dazu gehörten, dermalige Mannschaften zusammenzuhalten, als erst ganz neuerdings von manchen Seiten abermals Vorschläge gemacht worden sind, anstatt der allgemeinen Wehrpflicht das Werbesystem zum Theil wieder einzuführen. Die gesammte Mannschaft eines Regiments zerfiel in drei Classen: die Ganzvertrauten, die Halbvertrauten und die Unsichern.

*) Memoiren des königl. preuß. Generals der Infanterie Ludwig v. Reiche. Herausgegeben von seinem Neffen Louis von Weltzien. Erster und zweiter Theil. Von 1814 bis 1855. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1857.

Erstere waren die vollkommen zuverlässigen Leute, die mit Pässen versehen waren und mit denselben vor die Thore gehen durften. Die Halbvertrauten hatten zwar auch Pässe, mußten sie aber beim Hinausgehen im Thore abgeben und durften eine gewisse Entfernung von der Stadt nicht überschreiten, wenn sie nicht als Deserteure gelten wollten. Die Unsichern durften in der Regel gar nicht aus der Stadt; erhielten sie doch einmal Erlaubniß dazu, so bekamen sie einen Unterofficier oder einen Ganzvertrauten als Begleiter mit. Wurde ein Soldat vermißt, so wurde die Allarmkanone gelöst, auf welches Zeichen die Bauern die Grenze besetzten und von Posten zu Posten patrouillirten. Einige schon im Voraus zu diesem Dienst bestimmte Officiere warfen sich aufs Pferd und sprengten nach der Grenze, um die Postenlinie zu revidiren, und es gehörte schon einiges Glück dazu, um ungefährdet hinüber zu gelangen, zumal da ein „Fanggeld“ von zehn Thalern für jeden eingebrachten Deserteur die Wachsamkeit der Posten nicht wenig schärfte.

Aus der Stadt zu kommen war natürlich noch viel schwieriger als über die Grenze. Die ganze Dienstmaschinerie war zur Verhinderung des Desertirens eingerichtet. In jeder Thorwache mußte ein Unterofficier den ganzen Tag über bis zum Thorschluß unter dem Thore stehen, nicht blos um die ein- und auspassirenden Fremden zu examiniren, sondern auch um darauf zu achten, daß nicht etwa Soldaten in Verkleidung hinausgingen und um ihm verdächtig Erscheinende anzuhalten. Der Hauptwall der Festung war ringsum mit Wachen besetzt, die einander sehen konnten und während der Nacht durch beständiges Anrufen ihre Wachsamkeit gegenseitig controlirten. Desertirte ein Soldat vom Posten, so erhielt die zunächst stehende Schildwache Strafe, wenn sie es nicht zu rechter Zeit bemerkt und gemeldet hatte. Um zu verhindern, daß die Schildwachen sich bei Tage eine Stelle zum Entweichen aussuchten, wurden die Posten des Nachts vertauscht, sodaß keiner des Nachts da zu stehen kam, wo er den Tag über gestanden hatte.

Da die meisten Mannschaften in Bürgerhäusern im Quartier lagen, mußte auch über diese eine Aufsicht organisirt werden. Sie waren gehalten, im Winter von sechs, im Sommer von acht Uhr an bis zur Reveille des nächsten Morgens im Quartier zu sein, und dafür mußte nicht nur der Quartierälteste, sondern auch der Wirth stehen. Ein Unterofficier von jeder Compagnie mußte dann während dieser Zeit alle zwei Stunden jedes Haus, wo Leute seiner Compagnie lagen, besuchen, den Quartierältesten anrufen, und fragen, ob alles zu Hause sei. Dies geschah auch außerdem noch so oft die Allarmkanone gelöst wurde, und um das Anrufen der Quartierältesten zu erleichtern, mußten alle Soldaten in den Vorderhäusern nach der Straße heraus wohnen.

Gelang es trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln dennoch einem Deserteur zu entweichen, so war er deshalb für das Regiment noch nicht verloren. Meistens hielt er sich für die nächste Zeit in irgend einem Wirthshaus jenseit der Grenze auf und dort pflegte ihn ein Officier seines Regiments aufzusuchen, um ihn durch die Zusicherung vollkommener Straflosigkeit zur Rückkehr zu bewegen. Gewöhnlich knüpfte der Deserteur daran noch andere Bedingungen, wie die Ertheilung eines Trauscheins oder eines Freipasses und erhielt diese auch in der Regel bewilligt; denn ein Deserteur mehr war für den Compagniechef kein geringer pecuniärer Verlust, da er mit dem ihm zugewiesenen Werbegeld von fünfhundert Thalern jährlich ausreichen und den etwaigen Mehrbedarf aus eigener Tasche zuschießen mußte. —

Den ersten Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich in die Champagne machte Reiche noch nicht mit; als aber nach dem unglücklichen Ausgang desselben der Feind gegen den Niederrhein vorrückte, wurde bei Wesel ein Truppencorps zusammengezogen, zu dem auch das Regiment v. Köthen, bei welchem Reiche als ältester Portepeefähnrich stand, abrückte. In den letzten Tagen des Januar 1793 ging das ganze Corps, das unter dem Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels stand, über den Rhein und operirte gemeinschaftlich mit den österreichischen Truppen unter dem Prinzen Coburg in den Niederlanden. Am 1. März in dem Gefecht bei Waffenberg kam Reiche zuerst ins Feuer. „Wir waren die ganze Nacht marschirt“, erzählt er, „und als wir am andern Morgen die Thürme von Waffenberg erblickten, wo wir einen harten Kampf erwarteten, wurde man etwas feierlich gestimmt und mit einem gewissen Selbstgefühl ging man festen Trittes vorwärts. Das Bataillon marschirte auf, die Geschütze desselben wurden vorgezogen, die Kanoniere mit brennenden Lunten daneben, den Befehl zum Losbrennen erwartend. Ein alter kriegserfahrener Unterofficier mir zur Seite, der einen Zuspruch nicht für überflüssig, wohl gar zeitgemäß halten mochte, sagte zu mir: Herr Junker, die Ohren steif, nur nicht gebückt, wenn die blauen Bohnen geflogen kommen! Seien sie unbesorgt — erwiederte ich, und ich glaube Wort gehalten zu haben. Ich nahm mir vor, recht brav und unverzagt zu sein, daran denkend, daß ich mit der Fahne im ersten Gliede stand. Als der erste Schuß ertönte, womit die Bedeutung des Kriegerstandes erst ins Leben tritt und die Würfel auf den Tisch rollen, verlor sich alle Spur von Befangenheit, und unbekümmert suchte ich unverwandten Blickes zu gewahren, wo die Kugeln blieben oder was sie anrichten würden.“

Gerade zwei Monate später, am ersten Mai in dem Treffen bei Vicogne, kam Reiche zum zweiten Mal ins Gefecht. Als vor ihm auf der Erde etwas wie Mäuse durcheinanderkräuselte und kleine Staubwirbel aufstiegen, dachte er ganz verwundert nach und fragte dann neugierig, was es wäre. Als er erfuhr, daß das Kartätschen seien, überlief ihn doch ein kleiner Schauer. Als das Gefecht am heftigsten war, brach plötzlich aus heiterem Himmel ein starkes Gewitter los. Der Kanonendonner und das Kleingewehrfeuer im Walde, rollend und vielfach wiedertönend, dazwischen der laute Donner des Himmels wie im Wettstreite miteinander, brachte auch bei den Frechsten eine feierliche Stimmung hervor und wie um das Schicksal zu bestechen, warfen auch die unverbesserlichsten Spieler die Karten und Würfel weg, die sie bei sich trugen. Nach der Schlacht konnte man nach den auf dem Boden zerstreuten Karten die Linie genau erkennen, wo die Truppen gestanden hatten. Wie

später das Gewitter immer stärker ward, hörte, wie auf ein gegebenes Commando, auf der ganzen Linie dies- und jenseits das Schießen plötzlich auf. Das machte auf Reiche einen mächtigen, nie zu verlöschenden Eindruck.

Am Tage dieses glücklichen Gefechts erfolgte die Ernennung Reiche's zum Officier, und als solcher machte er, immer noch bei dem Armeecorps des Prinzen von Coburg detachirt, die verschiedenen siegreichen Gefechte dieser Truppen bis zur Erstürmung von Valenciennes mit. Am 23. August marschirten endlich die Preußen nach dem Rhein zurück, um am 28. September bei St. Ingbert auf dem Schlachtfelde im Augenblicke des hitzigsten Gefechts wieder zu den Kameraden zu stoßen. Die Einleitung zu diesem Gefecht hatte Blücher, damals Oberst und als Husarenführer von unermüdlicher Thätigkeit und erfinderischer Schlauheit, durch einen glücklichen Ueberfall auf einen starken Posten feindlicher Reiterei geliefert. Am Abend des heißen Tages wurde Reiche mit einem Auftrage zu Blücher nach Duttweiler geschickt. Als er dort ankam, war es schon Nacht geworden; dennoch fand er zu seiner nicht geringen Verwunderung Blücher, den er nach den Beschwerden des Tages in guter Ruhe glaubte, unter seinen Officieren am Pharotische sitzen. Es wurde fortgespielt, bis der Morgen graute; dann setzte sich die ganze Gesellschaft zu Pferde, um den Feind zu recognosciren und die Vorposten neu anzuordnen.

Die beiden Feldzüge von 1793 und 1794 waren durch die Einnahme von Mainz, die Schlacht von Pirmasens, die beiden Schlachten von Kaiserslautern und eine Anzahl anderer siegreicher Gefechte von minderer Bedeutung sehr ruhmvoll für die preußischen Waffen; namentlich hatte sich die Reiterei unter Blücher durch ihre Kühnheit sehr ausgezeichnet. Aber der zweite Feldzug schloß mit einigen Unfällen, und als die Oesterreicher, infolge der Niederlagen von Fleurus und Aldenhoven, die Niederlande räumen mußten und am 5. und 6. October über den Rhein zurückgingen, folgten am 23. October auch die Preußen ihrem Beispiele; zu Anfang des folgenden Jahres trat Preußen durch den Frieden von Basel ganz von der Coalition zurück.

Als gleich zu Anfang des ersten Feldzugs Reiche's Regiment detachirt und dadurch der unmittelbaren Aufsicht seines Chefs, des tapfern aber pedantischen Generals v. Köthen entzogen worden war, glaubte Reiche nach dem Beispiele anderer Officiere sich der künstlichen Seitenlocken als steifer und unpraktischer Dinge entledigen zu dürfen. Aber er zog dadurch ein schweres Unwetter auf sein Haupt. Unerwartet traf das Regiment wieder mit seinem General zusammen, der die kecke Neuerung auf der Stelle entdeckte und ihre Urheber unter harten Scheltworten mit Arrest bedrohte. So oft er von da an wieder einen Versuch bemerkte, die unpraktischen und allzupedantischen Bestimmungen des Reglements mit den Bedürfnissen des Feld- und Lagerlebens auszusöhnen, wetterte der grobe Alte los und schloß stets mit den Worten: „Wart, kommt mir nur nach Wesel, da will ich Euch die neuen Moden schon anstreichen!" Er hielt auch Wort; denn kaum waren die Truppen wieder in ihre Garnison eingerückt, so ward alles was das Kriegsleben während zweier Feldzüge als überflüssig, belästigend oder gar nachtheilig gezeigt, alle die langweiligen Schnurrpfeifereien, die man für den Paradeplatz ausgesonnen und die sich auf dem Schlachtfelde nicht bewährt hatten, auf das gewissenhafteste wieder vorgesucht. Zopf und Locken machten den Anfang, die Stiefeln wurden aus- und die Gamaschen wieder angezogen, Hut und Rock nach einem möglichst altväterischen Modell zugestutzt. Das Peloton- und Cavalleriefeuer, das im ganzen Kriege nicht ein einziges Mal in Anwendung gekommen war, wurde mit unermüdlichem Eifer eingeübt und ebenso geschah es mit den Sectionsmärschen, die im Laufe des Feldzugs ebenfalls fast außer Gebrauch gekommen waren. Selbst der Marsch nach dem eine Stunde entfernten Exercierplatz mußte bei dem sehr schlechten Wege stets schulgerecht und in angemessenen Distancen geschehen, damit zu jedem Zeitpunkt eingeschwenkt werden konnte. So eingerostet war man in die Formen, die doch die Zeit längst überholt hatte, daß man gar nicht an die Einführung von Neuem dachte, sondern mit Stolz und Verachtung auf die damals von den Franzosen zuerst in Anwendung gebrachte zerstreute Fechtart herabsah, obgleich sich ihre Vorzüge in den letzten Feldzügen sehr fühlbar gemacht hatten. Sie war allerdings ein Erzeugniß der Noth und Anfangs wurden die Preußen mit den führer- und regellos heranschwärmenden Haufen leicht fertig, aber als später Methode in diese Taktik kam und der Feind in aufgelöster Ordnung den nach der alten Taktik in geschlossenen Haufen fechtenden Feind auf allen Seiten umschwärmte, als er die Officiere aus den Gliedern und die Artilleristen vor den Geschützen wegschoß, ein Soldat nach dem andern getroffen stürzte und deckende Gegenstände zu benutzen damals, wie uns Reiche versichert, bei den Preußen für Feigheit galt, lief die rohe Tapferkeit Gefahr zu erschlaffen und mürbe zu werden. Man versuchte zwar mancherlei Abhülfe, blieb aber immer in Halbheiten stecken und hatte sich selbst 1806 von den Fesseln der alten Taktik noch nicht losgemacht.

Bei großer Anlage zum Zeichnen hatte sich Reiche frühzeitig auf den militärischen Theil dieser Kunst gelegt und es im Entwerfen und Ausführen von Plänen und Karten zu großer Fertigkeit gebracht. Auch sonst fühlte er sehr lebhaft das Bedürfniß, sich wissenschaftlich fortzubilden und da es dazu in Wesel so gut wie gar keine Gelegenheit gab, da er außerdem mit seinem Chef nicht besonders gut stand und des einförmigen Garnisondienstes mit seinen fast täglichen Executionen bald herzlich müde ward, so beschloß er, zum Ingenieurcorps überzutreten. Um diese Laufbahn zu betreten, mußte er freilich alle durch sein bisheriges Avancement erlangten Vortheile aufgeben und als Eleve in der Ingenieurakademie wieder von vorn anfangen. Dennoch brauchte er seinen Entschluß nicht zu bereuen. Schon nach einem Jahre wurde er zum Lieutenant ernannt und blieb zugleich wirklicher Lehrer bei der Akademie, beschäftigte sich auch litterarisch in seinem Fache, hielt militärische Vorträge, die Aufmerksamkeit erregten, und fand auch praktische Verwendung 1805 als Ingenieur in Danzig, dessen Festungswerke damals beträchtlich erweitert wurden.

Es ist hinreichend bekannt, durch welche Schwankungen und Unsicherheiten in seiner Politik sich Preußen damals sein spä-

teres Unglück vorbereitete und es ist hier nicht am Platze, näher darauf einzugehen. Erst mußte Preußen gegen Rußland rüsten, dann versuchte es zu spät, zwischen Frankreich und Oesterreich zu vermitteln und schließlich sah es sich durch die französischen Uebergriffe genöthigt, nachdem es sich alle seine Verbündeten entfremdet hatte, gegen Napoleon zu rüsten. Die Mobilisirung führte zu Reiche's Anstellung bei der activen Armee, die bereits in Sachsen stand. Als er durch Berlin reiste, fand er dort in militärischen Kreisen eine sehr übermüthige Stimmung vor. Felsenfest im Vertrauen auf die preußische Taktik, war man des Sieges vollkommen gewiß und die Geringschätzung des Feindes war so groß, daß ein Mann wie Rüchel auf der Parade mit Selbstgefälligkeit über Napoleon, der sein Feldherrngenie damals doch schon hinreichend an den Tag gelegt hatte, äußern konnte: „Meine Herren, Generale wie der Herr von Bonaparte hat die Armee Sr. Majestät mehrere aufzuweisen!" — Freilich gab es auch Weiterblickende, aber sie durften ihre Zweifel nicht einmal äußern und der Gönner Reiche's, der Oberst und Generaladjutant Kleist, der spätere Sieger bei Nollendorf, sagte zu seinem jungen Freunde, als dieser sich erkundigte, ob für den Fall eines Unglücks für Uebergänge über die Elbe gesorgt sei: „Mein Freund, soll ich Ihnen einen Rath geben, so lassen Sie ja nicht merken, als könnten wir geschlagen werden! Meine Stimme dringt nicht mehr durch; man glaubt, wir brauchen uns nur blicken zu lassen, so gehen die Franzosen schon davon; die Erfahrung hat uns nicht klüger gemacht!"

Reiche's Zweifel wurden nicht beschwichtigt, als er bei der Armee eintrat. Bei aller Tüchtigkeit und guten Schulung der Soldaten und der Kriegslust der jungen Officiere blieb es ihm nicht verborgen, daß die Armee in einer veralteten Taktik festgefahren, die Mehrzahl der Stabsoffiziere über die Jahre rüstiger Thätigkeit längst hinaus war und daß schlechte Bekleidung und Verpflegung die Truppen zu einem längern anstrengenden Feldzug untüchtig machten. Ueber die höheren Befehlshaber und einflußreichsten Personen mögen seine eigenen Worte hier stehen.

„Man hörte über dieselben vielerlei Urtheile. Diese stimmten fast alle darin überein:

1. Daß der König, ausgerüstet mit den Tugenden seines Stammes, kein Selbstvertrauen habe, seine Meinung zu leicht unterordne, und es ihm stets ein peinliches Gefühl sei, in vorkommenden Fällen zu entscheiden. Aus Besorgniß und Ahnung eines schlimmen Ausganges hoffe und wünsche er noch den Krieg vermieden zu sehen, und habe nur den eindringlichen Vorstellungen seiner königlichen Gemahlin, die ihn auch ins Feld begleitete, und den Anreizungen eines feurigen heldenmüthigen Prinzen (Louis Ferdinand) und der Generale Rüchel und Blücher, welche an der Spitze der Kriegspartei standen, nachgegeben. Sich nicht zutrauend, den Oberbefehl selbst zu übernehmen, was die Armee so sehr wünschte, habe er Anfangs geschwankt, ihn in die Hände des Herzogs von Braunschweig zu legen, doch sich endlich dazu verstanden, theils um ihn nicht vor den Kopf zu stoßen, theils den anerkannten Feldherrntalenten des Herzogs zu huldigen, theils den Vorwürfen zu entgehen, wenn es schlecht ablaufen würde, dem Herzoge, als einem erfahrenen Heerführer, nicht das Commando gegeben zu haben. Auch habe wohl die Rücksicht dazu bewogen, daß die hohe Stellung des Herzogs den übrigen höheren Befehlshabern, unter denen sich Fürsten und Prinzen von Geblüt befanden, gehörig imponiren und die Einheit im Commando befördern würde. Uebrigens sei das Vertrauen des Königs in des Herzogs Kräfte, einem Gegner, wie Napoleon, gegenüber, nicht sehr groß.

2. Daß der als Feldherr so berühmte Herzog von Braunschweig, unbeschadet seiner Tapferkeit, seines Heldenmuthes und ritterlichen Sinnes sich als Feldherr überlebt habe, nur noch einer untergegangenen Sonne zu vergleichen, die im Abglanze ihres Scheines zwar einen schönen Anblick gewähre, sonst aber matt und ohne Kraft sei. Bei seiner hohen Meinung von Napoleon und der französischen Armee habe sein Vertrauen in die gerühmte Ueberlegenheit unserer Truppen, im Vergleich mit denen der übrigen Mächte, sehr abgenommen, und wünsche er daher, daß es nicht zum Kriege kommen möge. Nicht allein, daß er seinen Feldherrnruhm ungern aufs Spiel setze, so fürchte er auch als Regent, daß bei einem Echec seine Erblande in Gefahr kämen. (Dies habe ich bestätigt gefunden, denn ich war zugegen, als von einer Veränderung in der Aufstellung unserer Armee die Rede war, daß er sehr empfindlich die Worte fallen ließ: „Es scheint, daß man die braunschweigischen Lande preisgeben will.") Da der Herzog den Umgang mit Franzosen und Französinnen liebte, so sei zu besorgen, daß er von französischen Spionen und Emissären umstellt sein werde. Auch meinte man, daß bei der bekannten tiefeingewurzelten Eifersucht des Herzogs auf den anerkannten Kriegsruhm des Fürsten Hohenlohe, es der Herzog sogar nicht ungern sehen würde, wenn Hohenlohe eine Schlappe abbekäme. Mit dem Unternehmungsgeiste des Fürsten bekannt, werde der Herzog Diesem keine große Gewalt einräumen.

3. Möllendorf, ein Heros aus vergangener Zeit, in dem hohen Greisenalter von zweiundachtzig Jahren, sei nur noch eine schöne Ruine. Zwar noch rüstig und mit den Gewohnheiten des Soldaten bekannt, als ein tapferer Degen in der Armee hochgeschätzt, ein Jünger Friedrichs II., noch immer ein kühner Reiter, ein großer Taktiker aus der frühern Schule, könne man ihm doch nicht die Befähigung, gegen Napoleon aufzutreten, beimessen. Er wohne zwar den Berathungen beim Könige bei, doch sei er, was die strategische Partie betreffe, ohne Bedeutung, man wisse aber nicht, wie er hinterher auf den König einwirke, da er dessen Antipathie gegen sublime Projecte und Pläne kenne, auch nur in der Erhaltung des Friedens Heil und Segen finde. Schon in der Rheincampagne, als er nach dem Herzoge von Braunschweig den Oberbefehl führte, hatte er stets den Frieden gepredigt, daher nicht zu erwarten stand, daß er mit Lust zur Sache anbeißen würde.

4. Kalckreuth, ein Veteran aus dem siebenjährigen Kriege, ausgezeichnet als Reitersmann, sei allerdings ein fähiger General, dabei gewandter Hofmann und Diplomat; zum Commando eines aus Alliirten bestehenden Corps geeignet, wie aus der Rheincampagne erinnerlich; allein durch Sarkasmen

und Witzeleien, die ihm in schneidender Weise zu Gebote ständen, höchst verletzend, schadenfroh und ohne wahre Anhänglichkeit an König und Staat: daher im Augenblicke der Noth und Gefahr nicht viel auf ihn zu rechnen sei. Ueber die Kriegskünstler und die gelehrten Herren machte er sich lustig, sowie überhaupt nicht leicht Jemand, der etwas galt, von ihm geschont wurde. Seine vornehme Gestalt imponirte den Truppen sehr, und da er ihnen seine Sorgfalt zu erkennen gab, so stand er bei ihnen in großem Ansehen.

5. Fürst Hohenlohe, ein ritterlicher, liebenswürdiger Fürst, die Zierde seines Standes und Ranges in der Armee, aus der Rheincampagne als ein entschieden tüchtiger, selbst kühner, dabei glücklicher Feldherr bekannt, liebe eine kräftige Offensive und besitze daher die Anhänglichkeit und das Vertrauen seiner Untergebenen in vollem Maße, daher er unter den höheren Befehlshabern ohne Zweifel für den Oberbefehl der Armee am meisten geeignet sei. Da er seiner Anciennetät nach keine Aussicht dazu habe, so wünsche man in der Armee sein Corps noch vermehrt zu sehen, da es unter seiner Führung Bedeutendes würde erwarten lassen. Bei der Jalousie aber, die der Herzog gegen ihn hege, und bei des Fürsten unverkennbarem Drange nach Selbständigkeit wären für die Uebereinstimmung der Operationen Störungen zu befürchten. In der That entzog der Herzog dem Corps des Fürsten immer mehr Truppen, wodurch es an kräftiger Selbständigkeit verlieren mußte. Dies veranlaßte zwischen beiden Feldherren große Animosität, die sich selbst auf die beiderseitigen Umgebungen erstreckte, und sogar auf die Truppen überzugehen besorgen ließ.

6. Der Herzog von Sachsen-Weimar, ein vielgebildeter, heldenmüthiger Fürst. Die Avantgarde der Armee führend, durch sein Verhalten in der Rheincampagne rühmlichst bekannt, und wegen seines freimüthigen offenen Charakters auch als Soldatenfreund hochgehalten, sei er umsomehr an seiner Stelle, als er, ein leidenschaftlicher Jäger und Botaniker, die vollständigste Terrainkenntniß vom Kriegstheater besitze, und man auf seine lebhafte Theilnahme am Kriege, dem er Alles zu opfern bereit sei, zählen könne. In dieser Beziehung kann in Wahrheit von ihm gerühmt werden, daß er mit aller Hingebung und Uneigennützigkeit den Landesherrn dem General stets nachsetzte, und um die mögliche Wendung des Kriegsglückes unbekümmert, nicht blos mit seiner Person, sondern auch mit einem Bataillon seiner Jäger an dem Kriege theilnahm. Schade war es, daß er sich zuviel mit seinen Liebhabereien und Nebendingen abgab, und sich um die Geschäfte und die Operationen selbst wenig bekümmerte. Schon in der Rheincampagne war dies der Fall, wo Goethe, den die Soldaten „des Herzogs Feldpoeten" nannten, in seiner Umgebung war.

7. Der General Graf Tauentzien, 1806 fünfundvierzig Jahre alt, in der großen Welt aufgewachsen, habe sich bis jetzt zwar nur als Diplomat und feiner Hofmann gezeigt, sich indessen in der kurzen Zeit, daß er als Chef eines Regiments in den activen Militärdienst eingetreten war, das Vertrauen seiner Untergebenen in hohem Grade zu erwerben gewußt. Da er überdies einen hohen ritterlichen Sinn kundgebe, und mit Leib und Seele Soldat sei, so könne man ihn in seiner damaligen kritischen Stellung an der Spitze eines Corps für vollkommen befähigt halten, wofür sein Benehmen im Jahre zuvor, bei Verletzung unseres Gebietes in Franken durch die Franzosen, Bürgschaft gebe.

8. Der General Rüchel, Zögling und Liebling Friedrichs des Großen, durch seine Leistungen in der Rheincampagne bei Erstürmung von Frankfurt, der Belagerung von Mainz und mehreren anderen Gelegenheiten, bereits zu hohem Ansehen gelangt und schnell von Stufe zu Stufe emporgestiegen, entschieden von Charakter, im höchsten Grade ehrgeizig, dabei tapfer, von schneller Entschlossenheit, lasse er die Offensive nur als alleinige Kriegsregel gelten. Bei diesen Eigenschaften, seinem kräftigen Auftreten, und unterstützt durch ein imposantes Aeußere, im besten Mannesalter, ein wahrer Soldatenfreund, eigne er sich ganz zu der Stelle als höherer Befehlshaber und lasse Großes von sich erwarten. Die Truppen verstehe er zu handhaben und wisse ihnen ein soldatisches Selbstgefühl einzuflößen, sowie er auch für ihren Unterhalt besorgt sei, daher sie ihm mit vollem Vertrauen anhingen. Die jüngeren Officiere waren seine wärmsten Verehrer; unter seiner Führung waren sie sicher zu siegen und glänzende Thaten zu verrichten. Seine Gegner erklärten ihn für übermüthig, voller Eigendünkel, darauf ausgehend Effect zu machen, und wenn sie auch seinen militärischen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren ließen, so meinten sie doch, daß nicht alles Gold sei, was glänze. In dem Wahne seiner Kraft halte er die schwierigsten Aufgaben für Kleinigkeiten (für einen Befehlshaber eine gefährliche Eigenschaft) und glaube, wenn er auf dem Kampfplatze erscheine, sei der Sieg entschieden. Man kann sagen, daß sich in ihm, wie Jemand sich ausdrückte, das Preußenthum von ehedem in seiner crassesten Form concentrirte, so sollte auch nach ihm der alten preußischen Taktik nichts widerstehen können. Napoleon haßte er und schätzte ihn als Feldherrn gering. Alles sei bei ihm nur seinem Glücke und der Dummheit seiner Gegner zuzuschreiben.

9. Prinz Louis Ferdinand, ein hellleuchtendes Meteor am militärischen Sternenhimmel, die Avantgarde des Fürsten Hohenlohe commandirend, die Freude und die Hoffnung der Armee, die ihn mit Stolz den Ihren nannte, ein ritterlicher heldenmüthiger Fürst, in welchem sich alle Tugenden seines Stammes in hohem Maße vereinigten, mit großen Geistesgaben und den vielseitigsten Talenten begabt, entrüstet über die in seinen Augen schwache und unwürdige Politik seines Vaterlandes, und verwünschend die Rathgeber des Königs und das Cabinet, das ihn zur Befolgung dieser Politik vermocht, sei in jeder Beziehung an der Spitze eines Corps ein hellglänzender Stern. Nur sei zu besorgen, daß ihn sein Feuereifer zuweit führen könne, daher er mehr geeignet sein würde, eine Reserve als eine Avantgarde zu befehligen. Wortführer und Stellvertreter seines Standes im Heere, machte er sich mit einer Leidenschaftlichkeit geltend, die kein sonderliches Beispiel gab. Alle, die den Prinzen näher kannten, waren hingerissen und entzückt von seiner Liebenswürdigkeit und seinen eminenten Talenten, und waren überzeugt, daß wenn das ungebändigte Feuer seiner Jugend mit einer reifern Erfahrung sich erst ver

bunden haben werde, er ein ausgezeichneter Heerführer sein, und als solcher große Thaten verrichten würde. Feigheit war ihm ein Gräuel; mit Würde zu sterben, verlangte er von Jedermann. Er hielt den Krieg gegen Napoleon für nothwendig, und zwar einen Krieg mit Kraft und Nachdruck geführt, als das einzige Mittel, Deutschland und Deutschlands Ehre zu retten. Unglücklich über die Rolle, die Preußen in den jüngsten Welthändeln gespielt hatte, unterließ er nichts, den Krieg herbeizuführen, mit sichtbarem Entschlusse, den Untergang seines Vaterlandes, wenn derselbe über dies verhängt sein sollte, nicht zu überleben.

10. Der General Blücher, 1806 im Alter von zweiundsechzig Jahren, der volksthümliche Held, unser nachmaliger hochgefeierter Fürst und Marschall Vorwärts, hatte sich schon in der Rheincampagne und in den Niederlanden als unternehmender und tapferer Kriegsheld bewährt, und war von der Natur mit seltenen Eigenschaften ausgerüstet. Er besaß die Anhänglichkeit und das Vertrauen des Soldaten in vollem Maße, daher er unter allen Umständen auf sie rechnen konnte. Er war für eine unbedingte Offensive, und dachte es sich als das größte Vergnügen, an der Spitze von ein Paar Husarenregimentern noch einmal selbst in den Feind einhauen zu können.

11. Der Herzog Eugen von Württemberg, der die Reserve der Armee commandirte, war damals bei derselben noch nicht eingetroffen. Da er in der Armee zu wenig gekannt war, so hatte sich eine Meinung über seine Eigenschaft als Heerführer auch nicht gebildet.

12. Der gelehrte General Le Coq, der ein Corps aus Westfalen zur Armee führen sollte, war erst unlängst aus dem Generalstabe, in welchem er bis dahin gedient hatte, in den praktischen Dienst getreten. Er war ein geachteter Officier, doch hatte er noch zu wenig Gelegenheit gehabt, seine Befähigung als höherer Befehlshaber an den Tag zu legen, um zu einer Meinung von sich in dieser Beziehung Veranlassung zu geben. Viel Entschlossenheit und Selbständigkeit traute man ihm jedoch nicht zu. Auf Grund der von ihm herausgegebenen Karte von Westfalen setzte man bei ihm eine ausgedehnte Terrainkenntniß dieses Landes voraus, daher ihm der Befehl über ein dort aufgestelltes Corps zugewiesen wurde. Der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht.

13. Der General Graf Wartensleben, eine ächt militärische Erscheinung, mit allen seiner Geburt und seinem Standpunkte entsprechenden Eigenschaften ausgerüstet, seit zwanzig Jahren schon theils Commandeur, theils Chef eines Regiments, mithin im Befehlen und in der Handhabung von Truppenn geübt, der in der Rheincampagne Proben hohen Muthes und großer Geistesgaben an den Tag gelegt, und im Besitz eines nicht geringen Rufes in der Armee sei, genieße das Vertrauen der Truppen, die ihn gern an ihrer Spitze gewahrten. Ob er der Aufgabe, als selbständiger Feldherr größere Truppenmassen zu führen, gewachsen sei, habe er zwar noch nicht gezeigt, doch halte man ihn ganz dazu befähigt. Daß er von Oben her nicht höher gestellt, und im Vergleich mit Andern nicht mehr herangezogen werde, möge seinen Stolz und seine Erwartungen in dieser Hinsicht wohl beleidigen, auch Unzufriedenheit und Ueberdruß in ihm erwecken, was sich aus seinen Aeußerungen auf mannichfache Wei se kundgebe.

Was diejenigen Personen betrifft, die wenngleich nicht in ähnlichem Range, dennoch vermöge ihrer Stellung einen besondern Einfluß auf die Heeresbewegungen hatten, so waren dahin vorzugsweise zu rechnen:

1. Der General v. Phull, ein origineller Sonderling, kalt wie Marmor, Württemberger von Geburt, bei der Person des Königs angestellt, stand in dem Rufe eines genialen Kriegskünstlers, auf dessen Ansichten und Meinungen von seinen Anhängern großes Gewicht gelegt wurde. Er war aber in hohem Grade Egoist und abstoßend, dabei sarkastisch und nicht selten parador. Fand seine Meinung Widerspruch, oder ging sie nicht durch, so ließ er kalt gewähren, selbst wenn der Staat dabei zu Grunde gehen sollte. Lief eine Sache schlecht ab und er sollte nun rathen, so pflegte er zu sagen: „Wer den Karren in den Dreck geschoben hat, kann ihn auch wieder herausziehen!" Aechte Vaterlandsliebe besaß er hiernach nicht.

Seine mitunter verschrobene Genialität und seine eigenthümlichen Ideen hatten ihm viele Anhänger im Generalstabe verschafft, die eine Art Partei bildeten. Seine Kriegsentwürfe hatten das Gepräge von Eigenthümlichkeit und Einfachheit, doch war eine gewisse Chablone, die nach Bülows „Geist des neuern Kriegssystems" gemodelt war, dabei nicht zu verkennen.

2. Der nachher untergegangene Oberst v. Massenbach, ebenfalls ein Württemberger, ein feuriger, enthusiastischer, leidenschaftlicher Mann und ein unermüdlicher Memoirenschreiber. Seine Untergebenen im Generalstabe hingen ihm sehr an, und er stand bei ihnen hoch in Ansehen. Er war reich an Ideen, die jedoch nicht immer zur gehörigen Reife gediehen, oder praktisch zu nennen waren. Nach ihm sollte, wie schon bei einer frühern Gelegenheit bemerkt, Preußen sich fest an Frankreich anschließen und mit ihm gemeinschaftliche Sache machen; daher er in seiner Verblendung die Besitznahme Hannovers als ein willkommenes Ereigniß für Preußen ansah, mit der naiven Absicht im Hintergrunde, es nicht wieder herauszugeben, sowie überhaupt die Arrondirung und Vergrößerung Preußens ein Lieblingsgedanke bei ihm war. Ein Zusammenhalten mit Rußland hielt er für den preußischen Staat für einen Schritt zum Untergange. Beim Fürsten Hohenlohe, bei dem er Chef des Generalstabes war, stand er sehr in Gunsten und genoß dessen Vertrauen im höchsten Maße. Schon war dies in der Rheincampagne der Fall, welches Verhältniß ohne Unterbrechung bis auf die letzte Zeit fortgedauert hat. Mit den Maßregeln im großen Hauptquartiere in stetem Widerspruche, drang er in den Fürsten Hohenlohe, seinen eigenen Weg zu gehen. Hierdurch ward das Einvernehmen zwischen diesem Fürsten und dem Herzoge von Braunschaeig nicht gefördert, aber wohl gefährdet.

3. Der hochverdiente Oberst v. Scharnhorst, Hannoveraner von Geburt, war 1801 auf besondere Empfehlung des Herzogs von Braunschweig aus dem hannöverschen in den preußischen Dienst übergetreten, und wurde bei der Artillerie, später beim Generalstabe angestellt. Der Herzog schenkte ihm besonderes Vertrauen, und machte ihn zum Chef des General-

stabes. Durch seine äußere Erscheinung imponirte er wenig; langsam, nachlässig und wenig militärisch in seiner Haltung, im mündlichen Vortrage unbeholfen, flößte er, ungeachtet seines anerkannten Rufes als militärischer Schriftsteller, nirgends rechtes Vertrauen ein, sowie er auch für wenig praktisch gehalten wurde. Doch einem stillem Wasser gleich, welches einen tiefen Grund hat, verbarg er unter einer unscheinbaren Aeußerlichkeit in sich vielfache Schätze, die nur der Anregung bedurften, um an das Tageslicht zu gelangen. Vor ihm bestanden, behufs wissenschaftlicher Ausbildung für jüngere Officiere, militärische Collegia bei einem Tempelhof, Ingenieurmajor Müller und Anderen; allein ihm gebührt das Verdienst, eine Militärakademie für Officiere nach einem erweiterten Umfange, mit steter Rücksicht auf den Krieg, hervorgerufen zu haben. Die vielen ausgezeichneten Männer bis zu den höchsten Stellen, die sich des Unterrichts unter Scharnhorst zu erfreuen gehabt, und die Anhänglichkeit, die sie diesem Manne bewahrt haben, legen Zeugniß ab von der Vorzüglichkeit der durch ihn ins Leben gesetzten Anstalt. Was die Armee späterhin durch ihre Umgestaltung nach den Bedürfnissen und Fortschritten der Zeit und der Kriegführung gewonnen, und ihm dabei zu verdanken hat, sichert ihm einen ehrenvollen und unvergänglichen Platz in der vaterländischen Geschichte.

4. Der Major von dem Knesebeck, als einer der kenntnißreichsten und talentvollsten Officiere, und ausgezeichnet als Generalstabsofficier in höherer Potenz, wurde fast bei allen Conferenzen von Wichtigkeit zugezogen, und ließ sich hiernach nur wünschen, daß sein Einfluß im Zunehmen blieb. Der Person des Generals von Rüchel nähergestellt, meinte man, daß er bei seiner großen Umsicht und Besonnenheit diesem energischen Manne, dessen ganzes Vertrauen er besaß, sehr nützlich werden könne.

5. Der Hauptmann v. Müffling, später General der Infanterie und Gouverneur von Berlin, war erster Generalstabsofficier (Chef des Generalstabes) beim Herzoge von Weimar. Dieser schenkte ihm ein großes Vertrauen, sowie sein Wort auch im großen Rathe ein entscheidendes Gewicht hatte, zumal er eine genaue Kenntniß des Kriegstheaters besaß. Unstreitig ist er einer der bedeutendsten höheren Officiere in der Armee, der sich auch als Staatsmann und Diplomat einen Namen gemacht hat. Doch flößt er den Truppen nicht viel Vertrauen ein, da sie ihn nach seiner besorglichen und geheimnißvollen Miene, als wäre ein mißlicher Umstand eingetreten, beurtheilen, welches anders sein würde, wenn er sich etwas mehr populär zu machen vermöchte. —

An den verhängnißvollen Schlachten von Jena und Auerstädt nahm Reiche nicht Theil. Er war der Avantgarde unter dem Herzog von Weimar als Generalstabsofficier zugetheilt und machte mit dieser einen Streifzug zur Eroberung von Königshofen und erreichte erst am 13. October Abends Ilmenau wieder. Am 15. October früh traf das Corps des Herzogs von Weimar mit der geschlagenen Armee vor Erfurt zusammen und trat nun den Rückzug nach der Elbe an. Es blieb ein fester Kern, um den sich einzelne Splitter der auseinander gesprengten Armee sammelten und der dem Feinde mehr als einmal zeigte, was preußische Soldaten unter entschlossenen Führern leisten konnten. Bei Altenzaun deckte Oberst York den Uebergang des Corps über die Elbe und legte hier den Grund zu seinem spätern Ruhme; die Hoffnung, Stettin erreichen zu können, schlug jedoch fehl, und als nach der Katastrophe von Prenzlau das ehemalige Avantgardecorps zu dem Blücherschen gestoßen war, wendeten sich beide nach Lübeck, um sich dort womöglich einzuschiffen. Bei der Erstürmung dieser Stadt gerieth Reiche in französische Gefangenschaft, da er, am Typhus erkrankt, hatte zurückbleiben müssen. Ohne alle Mittel — seine Leute und Pferde mit allem Gepäck waren ihm abhanden gekommen — mußte er nun in der von den Franzosen besetzten Stadt bleiben, bis er Geld von Hause und einen Paß zur Rückkehr in die Heimath erhielt.

Dort bekam er auch endlich Nachricht von seinen Pferden, die ein originelles Schicksal gehabt hatten. Der Reitknecht, der während des Straßengefechtes in Lübeck von seinem Herrn abgekommen war, hatte es für das natürlichste gehalten, mit seinen drei Pferden sich nach Danzig auf den Weg zu machen, wo er in Dienst genommen worden war. Geld aber hatte er nicht, und auf etappenmäßige Verpflegung durfte er nicht rechnen, da er keine Marschroute bei sich hatte. Die Pferde zu verkaufen erschien ihm als eine Unehrlichkeit, und er hielt es für seine Pflicht, sich nur in der äußersten Noth von ihnen zu trennen. Wie schlau war der Ausweg, den er fand! Wie sein Geld zu Ende war, verkauft er eines der Pferde, und füttert mit dem dafür erlösten Gelde die beiden andern, bis er wieder nichts im Beutel hatte. Darauf schlägt er das zweite los, und lebt davon mit dem dritten noch eine Weile bis er schließlich mit diesem letzten solange an einem Orte im Wirthshause liegen bleibt, bis es sich so zu sagen selbst aufgefressen hat. So glaubte denn der ehrliche Kassube seine Pflicht vollständig gethan zu haben, denn er hatte ja die Pferde nicht zu seinem eignen Vortheil verkauft, freilich auch nicht zu dem seines Herrn. Von seiner gesammten Equipage bekam Reiche nur eine einzige Schatulle wieder zu Gesicht, in der sich unter anderen Toilettengegenständen auch ein Patentzopf befand. Diese Reliquie des alten Preußens hielt demnach mit der größten Standhaftigkeit bei ihm aus.

Ehe Reiche noch ausgewechselt werden konnte, wurde der Friede von Tilsit abgeschlossen, und bei der Ohnmacht, in welche Preußen durch diesen Frieden versetzt wurde, schien für seine Officiere jeder Gedanke an eine ruhmvolle Fortsetzung ihrer Laufbahn ausgeschlossen zu sein.

Bei dieser Krisis seines Schicksals verlassen wir den jungen Ingenieurofficier, um ihn in einem zweiten Artikel über die siegreichen Schlachtfelder des Befreiungskampfes bis nach Paris und Waterloo zu begleiten. —t.

Die Ansichten der Völker von der Seele.

— Mit dieser Ueberschrift bringt das Album des litterarischen Vereins zu Bern von Professor Heinrich Wuttke einen werthvollen Ertrag von dessen völkergeschichtlichen Studien. Dieser litterarische Verein an der südwestlichen Grenzmarke deutscher Zunge hat die Belebung der Interessen für Kunst und Poesie zu seinem Zwecke, hält unter Dr. Ludwig Eckards Vorsitz wöchentliche Versammlungen mit Vorträgen und feiert jährlich ein Schillerfest. Er bezweckt unter dem Titel „Die Schweiz" eine Monatschrift und brachte zuvörderst (Bern bei Blom) ein Album (zum Besten der Blinden- und Taubstummenanstalt in Bern), zu dessen, aus Dichtungen und Aufsätzen gemischtem Inhalt von niederdeutschen Männern auch Varnhagen v. Ense mit kritischen Berichten und der obgedachte Leipziger Historiker beisteuerten.

Wuttke's Forschungen über die Ansichten der Völker in Bezug auf die Seele und Unsterblichkeit greifen in ein auch von uns vielfach behandeltes Thema ein. Wuttke führt uns die ganze Gallerie alter und neuer, wilder und gesitteter Nationen des bewohnten Erdballs vor und giebt deren Zeugnisse über den Streit zwischen Leib und Seele. Auf der untersten Stufe des Menschenbewußtseins sind die Begriffe „sein" und „leben" noch nicht geschieden. Die Vorstellung vom Beseeltsein aller Dinge gehört dem rohesten und zugleich einem paradiesischen und jetzt noch dem Zustande der Kinder an, — eine Vorstellung der Kindlichkeit, des Paradieses und der ersten Dämmerung des Bewußtseins, welche in unsern Tagen ein träumerisch sinnender Naturphilosoph, Fechner-Mises, mit den höchsten Endergebnissen der Philosophie, selbst mit der Ueberlieferung unserer Religion in Einklang zu bringen sucht. Wuttke weist zum Schluß seiner Abhandlung auf Kant und Fichte und darauf hin, daß nicht in Versammlungen von Naturforschern, sondern auf dem Gebiet des reinen, des logischen Denkens der große Streit über Geist und Materie zu entscheiden sei; er selbst deutet seine Ueberzeugung von einem Dilemma beider mehr an, als er sie durchführt; der Werth seiner Darlegung besteht in seinen Beiträgen zum Thema aus dem Glauben der Völker. Heben wir Einiges aus dem Reichthum der Mittheilungen hervor.

Zur Bestätigung, daß die Begriffe „sein" und „leben" in der Vorstellung des Naturmenschen noch ungetrennt sind, wird angeführt, daß z. B. Neger, auch wenn sie des Englischen mächtig und zum Dolmetscher tauglich wurden, noch immer leblosen Gegenständen Leben zusprechen und z. B. sagen: „Deine Schlüssel leben in Deiner Tasche". Mit Hinweis auf zwei gediegene Berichterstatter, den holländischen General Alberti und den Missionar Döhne (deren Bücher 1815 und 1843 erschienen), wird von den Kaffern erzählt, daß sie an eine völlige Vernichtung durch den Tod glauben; der Kaffer überläßt die entseelten Leiber der Seinigen den Wölfen. Professor Bock in Leipzig steht praktisch insofern über dem Kaffer, indem er die Leiber der Gestorbenen wenigstens noch nutzbar zu machen, zu Düngungsmitteln zu verwenden vorschlägt. Wunderbarer Weise greift also heutzutage nicht blos die kindlich träumerische Philosophie, sondern auch der entschiedenste Materialismus in den ersten Naturzustand der Menschenentwicklung zurück! Von andern wilden Völkern wissen wir (Wuttke's Bericht führt sie nicht an), daß sie ihre ergrauten Eltern todtschlagen, weil „altersschwache Wasserköpfe" (ein Ausdruck Bocks) nicht mehr viel werth sind. Bock und Botokuden greifen sich mit ihren Ansichten wesentlich unter die Arme, während Fechner-Mises (in seiner „Nannah") uns einen kindlichen Paradiesesglauben wieder vorconstruirt.

Von den Grönländern erzählt, nach Wuttke's Anführung, David Cranz („Historien von Grönland", 1765), daß sie eine vom Leibe unterschiedene Seele zugeben; sie „beschreiben sie aber so materiell, daß sie ab- und zunehmen, zertheilt werden, ein Stück verlieren und wieder reparirt werden oder sich gar auf eine Zeitlang aus dem Leibe verlieren kann, sodaß schon Mancher, wenn er auf eine weite Reise gegangen ist, seine Seele zu Hause gelassen hat und doch immer frisch und gesund geblieben ist. Einige von diesen Leuten statuiren zwei Seelen, nämlich den Schatten und den Odem des Menschen und meinen, daß in der Nacht die Seele den Leib verlasse und auf die Jagd, zum Tanz, zum Besuch u. s. w. fahre." Cranz sucht die Entstehung dieser wunderlichen Gedanken aus lebhaften Träumen, Fieberphantasien, Heimweh u. dgl. zu erklären, und bemerkt, daß an solchen Vorstellungen die grönischen Zauberer oder Angekoks sich klammern, indem sie sich rühmen, sie verstünden verlorene Seelen zurückzubringen, beschädigte auszubessern, kranke mit frischen und gesunden (etwa aus einem Hasen, Rennthier, Vogel oder Kinde) zu vertauschen.

Zwischen der Seele des Thieres und der Seele des Menschen machten die Naturmenschen lange keinen Unterschied. Die Verschiedenheit des Menschen und des Thieres liegt in ihren Augen lediglich im Körperbau. Vermöge dieser Gleichartigkeit des beiderseitigen Wesens bilden sie ein Geschlecht. Daher dachten manche Völker (wie die Aleuten, Tübetaner u. a.) im vollen Ernste, die Menschen stammten von Thieren ab. Daher glaubten so viele, es könnten Menschenseelen in Thierleibern hausen. Der Glaube an Verwandlungen und die Lehre von der Seelenwanderung gedieh auf diesem Grunde.

Die Beschaffenheit des den Menschen Belebenden bezeichneten die südamericanischen Inaken und Tehuelsches (die wir unter der spanischen Benennung Patagonen kennen) und die Abiponen als „Bild", „Schatten", „Wiederhall". Auch die Karaiben nannten sie etwas Feines, wie der Schatten ist, und hatten für Schatten und Seele ein Wort. Ein Pelewinsulaner, der von den Seelen sprach, „hielt seine Hand in die Luft und bewegte seine Finger auf und ab, ein Flattern anzudeuten. Der feinere oder ätherische Theil des Körpers, der diesen im Augenblicke des Todes plötzlich verläßt, sei die Seele, äußerten sich Bewohner der Freundschaftsinseln, und sinnreich stellten diese sich vor, daß sie sich zum Körper ungefähr auf dieselbe Weise wie der Duft einer Blume zu ihrer festern Substanz verhalte; allein sie hatten gleichwohl kein besonderes Wort, um diesen ätherischen Menschentheil auszudrücken und behalfen sich dafür zuweilen mit einem Worte

(Loto), welches eigentlich „Neigung", „Leidenschaft", „Gefühl" bedeutete. Wie unklar ihre Begriffe noch waren, geht daraus hervor, daß sie meinten: die Seele wohne im ganzen Leibe, vornämlich aber im Herzen, dessen Schläge ihre Kraft andeuteten; der Sitz des Lebens sei die rechte Herzkammer, im Gehirn sei das Gedächtniß, in der Leber der Muth. Sie wollten nämlich bemerkt haben, daß die tapfersten Männer besonders große Lebern gehabt hätten, und sie beachteten, daß wer sich auf etwas besinnen will, unwillkürlich die Hand an die Stirne legt.

„Was der Verwesung am längsten widersteht", fährt Wuttke fort, „sind die Knochen. Es darf uns daher wahrlich nicht verwundern, daß ein Volk auf die Meinung gekommen ist, das Beseelende wohne hauptsächlich in den Knochen. Das war der Glauben, den die brasilianischen Indianer hatten, und von ihm durchdrungen suchten nach einem Todesfalle die Angehörigen des Verstorbenen dessen Seele sich dadurch anzueignen, daß sie den Leichnam verzehrten und die Knochen verbrannten oder zerstießen und ihre Reste in Getränken zu sich nahmen. Ob sie dabei die Ansicht hatten, daß die Seele sich theilen lasse, daß sie sich mit andern Seelen vereinigen könne, mag man hienach wohl muthmaßen; doch fehlt uns darüber bestimmte Nachricht. Mit dem Auffressen erschlagener Feinde verbanden die Wilden höchst wahrscheinlich die Vorstellung, daß deren Eigenschaften in den Leib des sie verzehrenden Siegers übergingen. Wenn die Australier noch heutigen Tages Menschen, die ihnen kein Leid gethan haben, mörderisch überfallen, ihnen den Bauch aufschneiden, das Nierenfett herausreißen und mit diesem Nierenfette den eigenen Körper sogleich bestreichen, so geschieht es in dem Wahne, mittelst dieses Fettes Stärke und Muth des Ueberwundenen auf sich überzutragen. Sie sahen es folglich als den Sitz und Körper des Muthes und der Kraft an. Uebrigens glauben auch sie an eine vom Körper getrennte, nach dem Tode fortbestehende Seele*). Jener Wahn aber ist die Ursache zahlloser Mordthaten gewesen. Mit der erwähnten Vorstellung, daß die Gebeine die Behausung der Seele seien, hing gewiß der Gebrauch der Abiponer in Paraguay, der Guaranis u. a. zusammen, auch den kleinsten Knochen von einem befreundeten Menschen „unglaublich ehrerbietig" zu betrachten, selben sorgsam zu begraben und ihrer Zauberer Gebeine als heilbringende Reliquien auf ihren Zügen mitsichzuführen"**).

Die ältesten Lieder der Inder setzten die Verwandlung der ausgehauchten Seelen in Luft voraus; die Seelen haben im Glauben der alten Inder einen Körper, aber einen luftartigen; erst später sagten indische Weise, die Seele sei ein Ausfluß der Gottheit und im Gehirn eingeschlossen, gleichwie Luft in einem Gefäße. Von Griechen und Römern berichtet Wuttke wie folgt: „Die alten Griechen sahen als den eigentlichen Aufenthaltsort der Seele das zwischen Bauch- und Brusthöhle liegende Zwerchfell an, welches sie mit einer Mehrheitsform frenes benannten. Die Iliade erzählt, wie Patroklos seinen Speer auf den Sarpedon wirft, und ihn da trifft, „wo die frenes das fleischige Herz umhüllen," wie er dann den Speer aus seinem Leibe reißt und zugleich damit die frenes. „So riß er ihm dann mit der Lanzenspitze die Seele (psyche) zugleich aus." Da es in der Odyssee auch heißt, daß die frenes die Leber halten, so kann kein Zweifel über die Bedeutung obwalten, obwohl auffälligerweise Hippokrates und seine Nachfolger fren oder frenes nicht für die Zwerchfellmuskel gebrauchen. Herzhaftigkeit und Gemüth oder das Bewegende der Empfindung und des Begehrens (thymos), sowie der sinnende Verstand haben in den frenes ihre Stelle. Dieser alten Ansicht huldigend sahen noch spätere Philosophen das Zwerchfell als den Sitz der Seele an, und brachten Aerzte die Krankheiten des Zwerchfells mit denen des Gehirns in Verbindung. Die Homerischen Gesänge berichten uns, daß, wenn ein Kämpfer erschlagen wird, sich ihm die Sinne verdunkeln, der thymos den weißen Gebeinen entschwindet, und die Seele (psyche) aus den Gliedern unter die Erde fährt. Sie stirbt nicht mit dem Leibe zusammen, sondern führt dem Leibe entwichen ein gesondertes Dasein. Luftartig, sichtbar wie Luft, heißt sie ein Bild, ein Schatten, eine Traumgestalt. Fleisch und Knochen und Muskelkraft und Stärke fehlen ihr; sie ist sogar besinnungslos. Dem Menschen erscheint sie als blasser Leib, in der Gestalt, wie er den Dahingeschiedenen gekannt hatte. Als ein dem Rauch und Nebel gleichendes Dunstbild ist sie nicht greifbar. Blut aber giebt ihr mehr Wesenhaftigkeit. Trinkt sie aber Opferblut, so gewinnt sie Besinnung, erkennt Lebende und vermag sich mit ihnen zu unterreden. Obwohl die Seelen unantastbar bleiben, ist doch der Opferer im Stande, sie mit dem Schwerte vom Opferblute fern zu halten. Wenn sie sich bewegen, machen sie ein schwirrendes Geräusch, gleich aufflatternden Fledermäusen. Nach dem Tode fahren sie in schnellem Fluge nach dem Westen der Erde, wo die Pforte für das unterirdische Schattenreich ist, in dem sie hinfort ein elendes Dasein haben, mit welchem verglichen das Loos des ärmsten Lebendigen preisenswerth bleibt. Wie wichtig aber auch die Leiblichkeit für das Wohlbehagen der Seele sei, so ist gleichwohl ihre Art der Natur der Götter verwandt, und gottbegnadete Menschen erheben sich bis an die Göttlichkeit hinan.

Merkwürdig ist es, daß die Lateiner sich mit den beiden Benennungen spiritus und anima nicht genügen ließen, sondern zu der zweiten, weiblichen Sprachform die entsprechende männliche animus hinzufügten. Bezeichneten beide, anima und animus, den Lebenshauch oder Lebensgeist, so ward doch diese jüngere Nebenform für die höhere Auffassung der Seele als eines geistigen und vernünftigen Wesens für eine Steigerung des Begriffes vorzugsweise verwendet. Die Gesinnung und Denkart, die Kraft des Denkens und Ueberlegens, genannt mens, ward als Theil des animus betrachtet und wo davon die Rede war, sprach der Lateiner nicht von anima, sondern von animus.

Einige Vorstellungen, welche bei mehreren arischen Völkern

*) Friedrich Gerstäcker, Reisen IV. Australien. 1854. S. 88, 364, 371.

**) Abr. Martin Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraguay. Aus dem Lateinischen von Kreil. Wien 1783, II. S. 376, 354, 359.

sich vorfinden, mögen sich noch aus der uralten Zeit, bevor sie sich von einander trennten, fortgeerbt haben. Die Semiten, welche sich am frühesten von den übrigen Stammverwandten abzweigten und eine gesonderte Entwicklung nahmen, haben sie entweder vergessen, oder, was wahrscheinlicher ist, sich viel eher von Jenen getrennt, bevor diese Vorstellungen alle gereift waren.

Die eine war, daß die Seele eines Verstorbenen zu den ihm nahestehenden Menschen in Bezug bleibe. Nach der Meinung der Griechen verfolgte die Seele eines Gemordeten als Rachegeist eine geraume Zeit den frevelhaften Mörder. Daß die Seele des Erschlagenen Denen, die seine Leiche vor Mißhandlungen beschützt und sie bestattet habe, Wohlthaten erweise, war Ueberzeugung der deutschen Völker. Die verehrten Penates der Römer waren die schützenden Seelen der Vorfahren. Aehnlich meinten deutsche Familien eigene Hausgeister oder Kobolde zu haben, und die Sage von Ahnfrauen erhielt sich lange.

Die andere ging davon aus, daß die Seele einen neuen Leib anziehe, indem sie als Vogel auffliegt oder als Blume blüht. Die Griechen erzählten von solchen Verwandlungen mancherlei, und die Deutschen wußten, daß aus den Leichen- und Grabhügeln rothe Rosen, weiße Lilien oder Schwarzdorne und Nesseln, auch grüne Linden- und Tannenbäume, Reben, Wegewarte u. a. emporsprießen, welche das neue Kleid der Seele sind. Dieselbe Ansicht hatten die Slaven. Am nächsten lag es aber, sich die bei dem Tode entfliegende Seele als Vogel vorzustellen. Die Araber glaubten, daß aus dem Blute eines Ermordeten ein Vogel wird, der um sein Grab fliegt, bis der Mord durch Rache gesühnt ist. Die Geschichte von den Kranichen des Ibykus lebt in Aller Gedächtniß. Slaven und Deutsche hielten oft dafür, daß die Seele aus dem Munde der Sterbenden als ein Vogel herausfahre. Auf mittelalterlichen Malereien in Büchern kann man dies hin und wieder sehen. Daher stammt denn die sinnbildliche Bezeichnung des heiligen Geistes mittelst einer Taube, und darum wurden so häufig auf Grabsteinen von Christen die Umrisse einer Taube eingemeißelt. Eine polnische Sage weiß von einem Geschlechte, daß dessen verstorbene Männer zu Adlern, die Töchter aber zu Tauben oder Eulen werden. Auch in Gestalt einer Schlange, eines Wiesels, einer Maus kann die Seele von dem Körper forteilen. Sinnreich und schön war jene griechische Volksansicht, welche die Seele als ein geflügeltes Wesen, als Schmetterling bezeichnete und dem Ausdrucke Psyche die Bedeutung des Schmetterlings verlieh.

Drittens brachte man den Eingang der Seele in ihren neuen Aufenthaltsort in Zusammenhang mit der Bestattung ihres ehemaligen Körpers. Die Griechen waren überzeugt, der Eintritt in die Unterwelt sei erst möglich, nachdem der Leichnam bestattet oder mindestens mit etwas Erde überdeckt und mit irgend einer, wenn auch geringen Todtenklage, Gebet oder Spende, geehrt worden war. Dies zu vollziehen, war allgemeine Menschenpflicht und nächste Obliegenheit der Verwandten. Darum ward Uebelthätern als schwere Strafe die Bestattung versagt, darum setzt sich Antigone der Hinrichtung aus, um, dem göttlichen Gehorsam und der Familienpflicht treu, für ihren gefallenen Bruder das Erforderliche zu verrichten, wodurch seine Seele Ruhe findet. Die Tschechen wußten, daß die aus dem Munde des Gestorbenen geflohene Seele so lange als Vogel auf Bäumen herumirre, bis der Leichnam verbrannt worden ist.

Ebenso alt war die Sage, daß, um in die andere Welt hinüber zu gelangen, die Seelen eine fluthende See durchschiffen müßten. Wenigstens glaubten dies die Griechen und Deutschen und legten deshalb in den Mund des Todten ein Geldstück als Fährlohn. Auch darin stimmten beide Völker überein, daß die Seelen in der Unterwelt sich auf einer Wiese befinden. Das „Nebelheim" des deutschen Glaubens, der unterirdische kalte Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen, entspricht dem Homerischen Schattenreiche. Aber der kriegerische Sinn des deutschen Stammes machte eine Ausnahme zu Gunsten Derer, welche den Schlachtentod sterben. Den Tapfern, der im Kampfe fällt, nimmt Gott Odin mit sich in seine Behausung Walhöll, wo ihm die Freude des Fechtens und der Trinkgelage reichlich zu Theil wird. Schmählich erschien deshalb gar oft dem freien deutschen Manne der „Strohtod", das natürliche Ende. Verscheidende ließen sich häufig die Haut ritzen, um wenn auch nicht an Wunden, doch verwundet zu sterben; denn auch so fänden sie in Walhöll Aufnahme. Die Inder kannten gleichfalls einen Himmel der Helden und Seligen, die im Sonnenglanz mit den Göttern wohnen. Jene alte trostlose Schilderung des Jenseits, welche die Homerischen Gesänge geben, genügte auch den Griechen nicht. Aber ihre ideale Richtung bevorzugte nicht den tapfern Degen; sie urtheilten richtiger. Den besonders Trefflichen, die im Leben durch dreifache Prüfung glücklich hindurchgeschritten waren, wiesen sie das wonnereiche Elysium als künftigen Aufenthaltsort an. Man darf vielleicht nach manchen Andeutungen muthmaßen, daß der Weg der zu einem besseren Loose Bestimmten über eine Brücke hinführte, die schwer zugängliche Brücke des Heils. Indeß liegt es außerhalb unseres Planes, die Vorstellungen zu entwickeln, welche vom Jenseits im Umlauf waren. Erst eine vorgeschrittenere Entwicklung erwartete in ihm eine gerechte Vergeltung. Wo aber einmal dieser Gedanke gefaßt worden war, da erhielt er sich dauernd und äußerte die vortheilhafteste Einwirkung auf den irdischen Wandel der Menschen, auf ihre Gesinnung und ihr Thun."

Indien und Aegypten theilten den Glauben von der Fortdauer der Seele, aber auch von deren Vorexistenz.

„Die aus der Gottheit hervorgegangene Seele muß in der Welt bleiben und in den wandelbaren Erscheinungen so lange ruhelos wandern, bis sie sich selbst zur Urweltlichkeit emporgehoben und damit zur Heimlichkeit in den Urquell reif gemacht hat. Ihr bisheriges Verhalten entscheidet darüber, welche Gestalt sie anziehen muß. „Welches Wesen ein Mensch bei seinem Tode im Herzen trägt, zu dem gelangt er, wenn er stirbt," lautet ein indischer Spruch. Die Seele, die an der Sinnlichkeit hängt, wird wiedergeboren, ihrer Eigenschaft gemäß, in einem Menschenleibe, in dem sie ihre früheren Sünden büßt, wofern nicht gar ihre Vergehungen sie in Thierkörper erniedrigen. Denn der Mörder wird zum Hund, Eber, Esel u. s. w., der Pferdedieb zum Tieger, der Obstdieb zum Affen, der Salbendieb zur Bisamratte, der Salzdieb zur Heuschrecke u. s. w.,

um später wiedergeboren als Mensch auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft „von neuem ein besseres Streben beginnen zu können und seine frühere Schuld durch Ertragen von Leid abzubüßen." Die ihrer Einheit mit dem Allgeist bewußte Seele vereinigt sich endlich mit ihm. — So beschaffen war die uns am genauesten bekannte indische Lehre. Manche indische Weisen wollten wissen, daß die Seele nach dem Sterben in einem feinen luftigen Leibe zum Monde aufsteige und von dort durch Regen, oder durch Aether, Wind, Wolken und Regen zur Erde herniederkomme, und so in Kräuter, Reis, Gerste und andere Pflanzen und mittelst dieser in Thiere oder Menschen nach ihrer Bestimmung oder der Anziehung, welche ihr Erbtheil geworden ist, übergehe. Wie sehr mußte die Vorstellung beängstigen, daß ein Fehltritt auf eine niedere Sprosse der Leiter der Geschöpfe herabstürzt! Nach rechter Erkenntniß und nach Entäußerung der Selbstheit sollte jeder Inder streben; denn die einzelne auf sich bestehende Persönlichkeit ist ja das Unselige. Unter dem Einfluß dieser Gedanken entwickelte sich die ganze Lebensgestaltung des indischen Stammes. Bis zu diesen letzten, die Kraft des thätigen Handelns brechenden Folgerungen ist weder das Zendvolk noch das ägyptische Priesterthum fortgeschritten. Beide bildeten die Lehre von der Seelenwanderung nicht im gleichen Grade aus."

Die Chinesen, sagt Wuttke, sahen frühzeitig darin eine Verschiedenheit des Menschen von allen andern Geschöpfen, daß die in allen wirkende Urkraft in ihm allein als bewußtes Denken vorhanden ist. Die Urkraft, die sich zur Herstellung jedes Naturdinges mit dem Urstoff verbindet, überwiege diesen in der Menschenerscheinung so stark, daß sie als erkennender, selbstbewußter Geist in ihm waltet. Die Seele befindet sich demzufolge in Uebereinstimmung mit der göttlichen Urkraft, ihre Gesetze sind auch die Gesetze des Alls, und die in der Welt thätige Vernünftigkeit kommt in ihr zum Bewußtsein. Vernünftigkeit ist ihr Wesen. Die Reden der Anhänger Kung-the's schrieb Tscheu-sse mit folgenden Worten nieder: „Ein im höchsten Grade vollkommener Mensch kann seine eigene Natur, das Gesetz seines Wesens und die daraus entspringenden Pflichten gründlich erkennen. Versteht er sich, so vermag er eben darum auch die Natur anderer Menschen, das Gesetz ihres Wesens gründlich zu erkennen und sie über alle Pflichten zu belehren, die sie zu beobachten haben, um den Himmelsauftrag zu erfüllen. Wiederum setzt ihn eben dies in den Stand, die Natur der andern lebenden und wachsenden Geschöpfe gründlich zu erkennen und ihnen behülflich zu sein, daß sie ihr Lebensgesetz nach ihrer eigenen Natur erfüllen. Und alsdann vermag er eben dadurch vermittelst seiner höheren einsichtigen Kräfte dem Himmel und der Erde zu helfen in ihren Umwandlungen und in der Unterhaltung der Wesen, auf daß sie ihre Enthüllung gewinnen. Endlich kann er, indem er solches vermag, eine dritte Macht gründen mit dem Himmel und der Erde." — Ebenso sprach der Philosoph Meng-tse: „Wer alle Vermögen seines denkenden Grundes entwickelt, kennt seine vernünftige Natur. Kennt man einmal seine vernünftige Natur, dann kennt man den Himmel." Der Himmel nämlich ist die Bezeichnung für den Urquell der Vernunft.

Die älteren griechischen Philosophen stehen noch auf einer Uebergangsstufe. Es waren nicht diejenigen Kreise, welche die Lehre von der Seelenwanderung aufgenommen hatten, sondern die sie verwerfende jonische Schule, welche den Fortschritt herbeiführte. Ihr Gipfel, Herakleitos der Ephesier, stellte sich noch die Seele oder Lebenskraft (Psyche) als einen feurigen Stoff vor und zwar als den allerfeinsten, höchst beweglichen Stoff in runder Gestalt, als einen verklärten, trockenen und lichten Dunst; ihre Quelle ist das Urfeuer. Der Leib von Erde zog und sog diesen feurigen Dunst in sich. Er, die psyche, nimmt sowohl vom Stofflichen an sich, von dem Feuchten, Dunklen und Todten, als auch etwas von dem Ewigen, Göttlichen. Von letzterem soviel als der Knabe vom Manne. Ihre Art bestimmt sich nach dem Verhältnisse dieser doppelten Aufnahme. In der Seele spiegelt sich also (zufolge Herakleitos' Lehre) die allgemeine Weltvernunft (der Logos) ab; die Seele nimmt von ihr an, mehr oder weniger, je nach ihrer Reinheit und was sie von ihr aufgenommen hat, das ist ihre Vernunft. Damals sahen also griechische Philosophen in der Seele noch eine körperliche Mischung, wiewohl eine feinere und höhere, als diejenigen sind, welche die uns bekannten Stoffe zeigen.

Der Klazomenier Anaxagoras, der Freund des Perikles, ist der große Mann, der auf einer höhern Stufe den Ansatz nahm, und einer vollkommeneren Entwicklung entgegenführte. Wie er mit kühnem Muthe den Volkswahn bestritt, der unter dem Namen „Glauben" unantastbare Heiligkeit anmaßend beanspruchte, so entfernte er sich auch von den herrschenden Meinungen hinsichtlich der Seele. Denken und Dinge stellte Anaxagoras in schroffen Gegensatz. Der ewige Stoff, so setzte er auseinander, wird gestaltet in Verbindungen und Auflösungen, in vergänglichen Dingen, die starr und äußerlich bleiben. Beweger derselben ist die rein in sich selber seiende Vernunft oder der selbständige Geist (nus, logos). Dieser allein besteht durch sich selbst; er nur ist schlechthin und rein. Er ist das leidlose Erkennen, das nichts Gemeinsames hat, mit Nichts von Allem. Die Geistigkeit wird von Anaxagoras frei entwickelt. Sie ist für sich Macht der Wahrheit, nicht selbst Beweggrund, sondern Grund der Bewegung und des Lebens. Hat es den Anschein, als ob Anaxagoras den Geist (nus) der Seele (psyche) übergeordnet habe, so hat er doch gesagt: Geist und Seele seien dasselbe. Er wählte also wohl nur, um falsche Nebenvorstellungen abzuwehren, einen bezeichnenderen Ausdruck: Geist. Daß der Geist unsterblich ist, verstand sich hiernach von selbst. Euripides drückte sich folgendermaßen aus: „Der Geist (nus) Verstorbener lebt zwar nicht, hat aber ewigen Sinn, in den ewigen Aether eingehend." Den fruchtbaren Keim, den Anaxagoras gelegt hatte, brachte der Athener Sokrates zum Gedeihen. Sokrates sah in der unsichtbaren Seele, die im Körper Leben und Bewegung verursacht, gleichfalls ein höheres göttliches Wesen, zeigte in ihr schon die unmittelbare Erkenntniß von dem, was sittlich und recht ist, des Guten und Schönen, und wagte sich an den Erweis der Unsterblichkeit. In sich selber finde sich der Mensch zurecht, im Aufschließen vor sich selbst, im Selbstverständigen."

Alles das diene zum Beweise, daß die alten Griechen in der Erkenntniß des Geistigen weiter waren als unsere Materialisten von heute.

Männer der Zeit.

Der Prinz von Preußen.

Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig, der seit dem 23. Oct. 1857 beauftragt ist als Stellvertreter seines Bruders, König Friedrich Wilhelms IV., das Geschick des Preußischen Staates zu leiten, steht bereits im vorgerückteren Alter, denn er ist am 22. März 1797 geboren, mithin schon in das 60. Lebensjahr getreten; an Rüstigkeit des Körpers und Geistes erscheint er bei weitem jünger.

An seinem 10. Geburtstage, den 22. März 1807, begann er seine militärische Laufbahn als Fähnrich des ersten Garderegiments und zeigte schon als junger Officier im Freiheitskriege eine seltene Unerschrockenheit. Im April 1814 ward er Major; am 1. Januar 1816 wurde ihm das Commando des Stettiner Garde-Landwehr-Bataillons anvertraut; 1818 erhielt er als Generalmajor das Commando der Garde-Infanterie-Brigade und am 1. Mai 1820 übertrug ihm sein Vater, Friedrich Wilhelm III., in Anerkennung seiner Tüchtigkeit den Oberbefehl über die erste Gardedivision, 1825 als Generallieutenant die Führung eines ganzen Armeecorps.

Nach dem Tode seines Vaters erhielt er dem königlichen Hausgesetz gemäß, als der dem Throne Nächste, den Titel Prinz von Preußen, welchen stets der Thronfolger führt, wenn er kein Sohn des regierenden Königs ist. Im Jahre 1840 wurde er zum General der Infanterie, am 9. März 1848 zum Gouverneur der Rheinprovinz ernannt; der König hegte das Vertrauen, daß der Prinz in jener bewegten Zeit ganz besonders geeignet sei, die Rheinländer in der Liebe zum preußischen Königshause zu befestigen. Wie er und seine geistreiche und liebenswürdige Gemahlin Marie Louise Auguste (geb. am 30. Septbr. 1811, Tochter des Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen-Weimar, Enkelin Karl August's) seit jener Zeit sich die allgemeine Verehrung daselbst erworben, wie Beide durch Freisinnigkeit und Humanität sich alle Herzen gewonnen, ist allgemein bekannt.

Daß der Prinz, in dem verhängnißvollen Jahre 1848, von einer verblendeten Partei verleumdet, einige Zeit das Vaterland verließ und in England verweilte, würde eine noch betrübendere Thatsache sein, wenn sie nicht dazu geführt hätte, dem Prinzen Einsicht in manche heilsame Institutionen Großbritanniens zu gewähren und den Anlaß zu der dem preußischen Volke so erfreulichen Verbindung seines Sohnes Friedrich Wihelm Nicolaus Karl (geb. am 18. Octbr. 1831) mit der ältesten Tochter der Königin Victoria, Victoria Adelaide (geb. am 21. Nov. 1840) zu bieten.

Als im Jahre 1849 die republicanische Partei das Nichtzustandekommen der Reichsverfassung als Vorwand benutzte, um zu den Waffen zu greifen, und zum Mittelpunkte ihres Aufstandes Baden erwählte, fiel Preußen die Rolle zu, diese Empörung zu bekämpfen, und der Prinz von Preußen trat an die Spitze des zu diesem Zwecke nach Süddeutschland rückenden Heeres. Unter seinem Befehl überschritten die preußischen Truppen am 20. Juni den Rhein bei Germersheim, schlugen die Aufständischen unter dem Polen Mieroslawski am folgenden Tage bei Waghäusel, am 23. bei Ubstadt, am 24. bei Neustadt und Bruchsal. Nach der Erstürmung von Durlach am 25. hielt der Prinz von Preußen seinen Einzug in Karlsruhe und stellte dort die großherzogliche Regierung wieder her. Mit den Gefechten bei Kuppenheim am 30. Juni und bei Oos endigte der Widerstand im offenen Felde, und blos Rastatt hielt sich noch drei Wochen, da es als Bundesfestung mit Schonung belagert werden mußte, ergab sich aber am 23. Juli auf Gnade und Ungnade.

Nicht Wiedereinführung der vormärzlichen Bundesverfassung, sondern eine Reform derselben im Sinne der Majorität der Frankfurter Nationalversammlung war damals das Ziel der preußischen Politik; aber ihre Bestrebungen scheiterten im nächsten Jahre zumeist an dem Widerstreben Oesterreichs, das sich durch Rußland mächtig unterstützt sah. Dies feindselige Auftreten der beiden ehemaligen Verbündeten Preußens schien eine ebenso große Umwandlung in den politischen Ansichten des Prinzen hervorgebracht zu haben, wie früher sein Aufenthalt in England. Er wendete sich von da an entschieden von der Partei in Preußen ab, welche sich für die Hauptstütze des Thrones ausgab, und in der Nachgiebigkeit gegen Oesterreich und Rußland die beste Politik für Preußen sehen wollte, obgleich es dem Prinzen bei der Loyalität seines Charakters nie in den Sinn kommen konnte, der Regierung seines Bruders Opposition zu machen. Er beschränkte sich daher in den nächsten Jahren streng auf seinen militärischen Wirkungskreis, bis der Ausbruch des orientalischen Krieges den Kampf der Parteien in Preußen wieder in lebhafteren Gang brachte. Damals wagte es eine kleine aber mächtige Partei, dem Prinzen von Preußen auf seiner Reise in den Rheinlanden einen geheimen Beobachter in der Person eines früher zum Verlust der Nationalcocarde verurtheilten, aber später begnadigten Litteraten zu setzen, welcher verleumderische Berichte an hohe Personen nach Berlin schickte. Den Schleier, welcher den Zusammenhang der damaligen Begebenheiten verhüllt, vollständig zu lüften, ist uns jetzt noch nicht vergönnt; nur so viel heben wir hervor, daß, als auf Antrieb des russischen Gesandten und der Kreuzzeitungspartei der Kriegsminister v. Bonin seine Entlassung nahm, auch der Prinz seine Stelle niederzulegen im Begriff stand. Doch ward der Zwiespalt wieder beigelegt, und der König ernannte seinen Bruder zum Generalobersten der Infanterie, eine Stelle, welche der eines Feldmarschalls — die ein preußischer Prinz reglementsmäßig nicht bekleiden kann — im Range gleichkommt.

Der äußeren Erscheinung nach ist der Prinz ein geborener Herrscher. Er besitzt eine hohe imposante Gestalt und ein offnes, edles Angesicht mit regelmäßigen angenehmen Zügen. Ohne Ueberfülle hat sein Antlitz doch das Gepräge der Gesundheit und Kraft. Daß der militärische Charakter, jedoch gemildert durch die Anmuth, ein Erbtheil seiner verklärten Mutter, der Königin Louise, in der Haltung des Prinzen vorwaltet, kann Niemanden befremden, der weiß daß Preußen seit Friedrich dem Großen seinem Heere seine europäische Stellung verdankt. So viel Muth und militärische Befähigung er aber auch bei vielen Gelegenheiten bewiesen, so zeigt der Prinz doch genugsam, daß er in dem Berufe des Kriegers nicht die einzige Aufgabe erkennt, die er zu lösen hat, sowie er auch seinem Sohn, dem muthmaßlichen Thronfolger, eine keineswegs ausschließlich militärische Erziehung zu Theil werden ließ. Er hat nicht nur durch die tüchtigsten und wahrhaft freisinnige Lehrer für die wissenschaftliche Bildung des jungen Prinzen gesorgt, sondern ihn auch geraume Zeit den Studien auf der Universität zu Bonn sich widmen und später bei verschiedenen Behörden sich mit den Geschäften vertraut machen lassen. Noch mehr zollt die Prinzessin von Preußen den Künsten und Wissenschaften ihre Gunst und versammelt gern die hervorragenden Vertreter derselben um sich.

Ebensowenig wie hinsichtlich der auswärtigen, bekennt der Prinz sich in Fragen der inneren Politik zu den Tendenzen der Kreuzzeitungspartei; seine politischen Freunde sucht er mehr in einem Kreise altbewährter Diener des preußischen Staates, die den Ideen, deren Träger Preußen in den schönsten Tagen seines Ruhmes war, nicht fremd geworden sind. Die Furcht, daß er, zur Regierung gelangt, die Verfassung beseitigen werde, entbehrt als Verdächtigung jeder sichern Grundlage. Zwar hat der Prinz die Verfassung nie beschworen, aber daraus folgt noch nicht, daß er sie umstoßen werde. Im Gegentheil läßt sich von seiner Klugheit und Gerechtigkeit mit Sicherheit erwarten, daß er das einmal gewonnene Fundament auf gesetzmäßigem Wege weiterführen werde.

Der Frömmelei entschieden abhold, scheint der Prinz den

Wahlspruch seines großen Ahnherrn: daß in seinen Staaten Jeder nach seiner Façon selig werden könne, zu dem seinigen gemacht zu haben. Durch seinen Eintritt in den Freimaurerbund und Zuführung seines Sohnes in dessen Mitte hat er gezeigt, daß er den Geist wahrer Humanität hochehrt, und daß er nicht zu stolz ist, von der Höhe des Thrones herabzusteigen, um in dem Kreise der Bürger den Menschen zu ehren. (3.)

Charles Dickens,

nicht nur in seinem Vaterlande einer der populärsten Schriftsteller der Neuzeit, und einer der bedeutendsten Humoristen der englischen Litteratur, ist im Februar 1812 in Landport bei Portsmouth geboren. Sein Vater, John Dickens, war während des Krieges im Marinezahlamt angestellt, legte nach dem Friedensschluß sein Amt mit einer Pension nieder, und wurde parlamentarischer Berichterstatter für Londoner Zeitungen. Der Sohn Charles sollte Sachwalter werden, aber die Langweiligkeit dieser Beschäftigung mißfiel ihm entschieden, und er erlangte von seinem Vater die Erlaubniß, ebenfalls parlamentarischer Berichterstatter für eine Zeitung zu werden. Seine erste Anstellung als solcher fand er bei der „True Sun" einem radicalen Blatt, sehr bald aber ging er zum Morning Chronicle über, wo sich seine Berichte durch Kürze, Correctheit und einsichtsvolles Hervorheben des Wesentlichen auszeichneten. Bald jedoch nahm seine litterarische Thätigkeit eine andere Richtung, denn in der Abendausgabe des Morning Chronicle erschienen von ihm Skizzen des englischen Lebens und Charakters, die 1836 und 1837 als „Skizzen von Boz" nochmals veröffentlicht wurden. Sie ziehen das ganze Londoner Leben in seinem ganzen Reichthum und seiner Vielseitigkeit in den Kreis ihrer Betrachtung, und zeigen schon alle Vorzüge seiner späteren Leistungen. Wir wollen gleich bei dieser Gelegenheit einschalten, daß das Pseudonym Boz seine Entstehung einer Jugenderinnerung des Dichters verdankt. Er hatte nämlich einen kleinen Bruder, den er wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Moses im Vikar von Wakefield ebenfalls Moses nannte und diesen Namen pflegte ein kleines Mädchen, das noch nicht recht sprechen konnte, in Bozie oder Boz zu verdrehen. So kam Dickens auf den Namen, unter dem er zuerst vor das Publicum trat. Die Skizzen erregten großes Aufsehen, und wurden mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, und ihre nächste Folge war der Antrag eines Londoner Verlegers an Dickens, in Gemeinschaft mit Seymour, dem berühmten satyrischen Zeichner, die Erlebnisse einer Gesellschaft von abenteuerlustigen Leuten in London zu schreiben. So entstanden die „Pickwick Papiere," welche Dickens sofort zum populärsten Schriftsteller Englands machten, und seinen Ruhm weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus verbreiteten. Schon nach den ersten Heften nahm sich jedoch Seymour in einem Anfall von Melancholie das Leben, und wurde durch Hablot K. Browne, mit dem Pseudonym „Phiz" ersetzt; Zeichner und Schriftsteller sind seitdem unzertrennliche Gefährten geblieben. Den Pickwickiern folgte „Nicolas Nickleby," ebenfalls in Monatsheften, und hier zeigt sich zuerst die Tendenz, neben dem ästhetischen Zweck noch einen andern zu verfolgen, nämlich gegen ein bestimmtes sociales oder politisches Gebrechen zu agitiren, und im Romane und durch den Roman über Tagesfragen zu polemisiren, eine Tendenz, die in allen späteren Werken von Dickens mehr oder weniger fühlbar wird, und in den neuesten sich fast störend geltend macht. Es liegt ihr dieselbe warme Menschenliebe zu Grunde, derselbe hülfbereite Eifer für den bedrückten, vernachlässigten und verachteten Theil des Menschengeschlechts, der den Dichter auf der einen Seite verleitet hat, ästhetisch widerwärtige Gestalten, körperlich und geistig verkommene Persönlichkeiten mit Eigenschaften des Gemüths auszustatten, denen man die Sympathie nicht versagen kann, der ihn andererseits aber auch in Stand gesetzt hat, die Herzen des Publicums aller Länder zu gewinnen. Im Nickleby waren es die Mißbräuche von Privatschulen in Yorkshire', gegen die Dickens zu Felde zog, und später machte er in Kopperfield die Ehe- und Erbschaftsgerichte, im Christmas Carol und in Harte Zeiten die Ansichten der Oekonomisten über Armenwesen und Erziehung, in Bleakhaus den Kanzleigerichtshof und die Gesundheitspolizei Londons, in Klein Dorrit den aristokratischen Verwaltungsschlendrian zum Gegenstand seiner Polemik. Nach der Vollendung von Nicolas Nickleby übernahm Dickens die Redaction von Bentleys Miscellany und ließ in demselben „Oliver Twist" erscheinen, eine Erzählung, in der er in die nächtigsten Tiefen der Gesellschaft hinabstieg, und die englische Mysterienlitteratur eröffnete, freilich in ganz anderem und sittlicherem Sinn als Eugen Sue, der für moralischen Schmutz und sittliche Verworfenheit um Sympathie und Bewunderung wirbt. Die Verbindung mit Bentleys Miscellany hob diese Zeitschrift außerordentlich, war aber nicht von langer Dauer, da der Verleger den Löwentheil des Gewinnes, den er dem Schriftsteller verdankte, für sich in Anspruch nahm. „Master Humphreys Wanduhr" war der Titel der nächsten Production von Dickens. Ursprünglich sollte es eine durch die fantastischen Gestalten der lebendig gewordenen Londoner Wahrzeichen Gog und Magog zusammengehaltene Reihe von Erzählungen werden, der Verfasser verlor aber diesen Rahmen bald ganz aus dem Auge, und beschenkte das Publicum mit den beiden köstlichen Romanen: „der Raritätenladen" und „Barnaby Rudge," letzterer erster und einziger Versuch im Fache des historischen Romanes. Eine Reise nach America unterbrach die litterarische Thätigkeit Dickens; und nach seiner Rückkehr (1842) legte er die jenseit des atlantischen Oceans gemachten Erfahrungen in „American Notes for General Circulation" nieder, einem Werkchen, das die Eitelkeit der Americaner empfindlich verletzte. Der Aufenthalt des Dichters in America hatte auch großen Einfluß auf seinen nächsten Roman, „Martin Chuzzlewit," der zum Theil jenseit des Oceans spielt und mit noch größerer Schwärze als die Notes americanische Zustände schildert. Nach der Vollendung dieses Werkes begab sich Dickens 1844 nach Italien und blieb dort ein Jahr. 1845 faßte er den Plan zur Herausgabe eines politischen Morgenblattes, der Daily News, deren erste Nummer er am 21. Jan. mit „Reisebildern aus Italien" eröffnete. Die besten litterarischen Kräfte waren für das Blatt gewonnen, ein zahlreicher Stab organisirt, Capital war ebenfalls vorhanden, aber die Zeitung entsprach den vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen nicht und der Versuch, den großen theuren Zeitungen ein billigeres Blatt entgegenzustellen, mißlang. Der Preis mußte von 2½ auf 4 Pence erhöht werden, und Dickens selbst trat von der Redaction zurück, um sich wieder ganz der Belletristik zu widmen. In rascher fast, ununterbrochener Folge erschienen nun „Dombey und Sohn," „David Copperfield," „Bleakhaus," „Harte Zeiten," „Klein Dorrit," und dazwischen die verschiedenen Weihnachtsgeschichten. Außerdem widmete er seine Thätigkeit der von ihm begründeten Wochenschrift „Household Words", die sich einer außerordentlichen und wohlverdienten Popularität erfreut und 60,000 Exemplare absetzt.

Was Dickens als Schriftsteller vor allem auszeichnet, ist der sinnige Humor, mit dem er selbst noch im Niedrigen und in den Staub Gefallenen die letzten Spuren des Göttlichen hervorzuheben weiß, die Freude am Leben und am Wirklichen, die ihn von jeder Misanthropie fernhält. Er führt uns in keine ideale Welt, um uns für deren überirdische Herrlichkeiten zu begeistern. Er giebt uns, wie Julian Schmidt in seiner Charakteristik sagt, „die unmittelbarste Gegenwart mit all' ihren Schwächen, Thorheiten und Verirrungen, und doch fühlen wir uns zu Hause und finden, daß das Leben schön ist. Die Poesie zeigt uns das Wunderschloß des Idealen nicht mehr in der Ferne, sie verklärt selbst die nebligen Straßen Londons, sie läßt einen Strahl in die Wohnung des Elends fallen, sie durchdringt die ganze Schöpfung. Die rechte Poesie wendet sich an das Herz des Menschen und er-

kennt, daß es eigentlich immer gut ist, und es keines bunten fremdartigen Costüms bedarf, um unsere Phantasie zu beschäftigen, daß die menschliche Seele reich genug ist, auch in ganz trivialen Verhältnissen ihre Schätze auszuschütten, ohne sich jemals aufzugeben". Verbunden mit dieser Eigenschaft ist eine seltene Gabe des Erzählens, die auch dem Unbedeutendsten Interesse abzugewinnen weiß, ein scharfes Auge für die kleinen Züge, die den Gestalten Leben und Charakter verleihen, und eine wunderbare Gewalt über die Sprache, deren verborgenste Quellen Dickens aufzuschließen versteht. Als besonders charakteristische Eigenheiten sind dann noch hervorzuheben seine Kunst, die Landschaft phantastisch zu beleben, sodaß sie zum sympathetischen Rahmen der in ihr vorgehenden Begebenheiten wird, und die Neigung, die äußere Erscheinung seiner Gestalten bis zur Kleidung mit ihrem Charakter in vollkommene Harmonie zu setzen, aus ihnen gewissermaßen eine Theatermaske zu machen, die in jedem Zuge ihrer Physiognomie, in jedem Knopfe ihres Rockes die Eigenthümlichkeiten ihres Gemüthes verräth. (6.)

Jakob Stämpfli.

Die große durch die französischen Julitage bewirkte Umwälzung hatte ihren Widerhall auch in der Schweiz gefunden. Der Sturm im westlichen Nachbarlande erschütterte auch hier die bisherigen Grundfesten des öffentlichen Lebens. Ein neuer Geist, namentlich unter dem jüngeren Geschlechte, andere Begriffe über Leben und Staat rangen nach der bestrittenen Herrschaft. Der veränderte Geist der Zeit und des Volkes suchte sich neue Formen sowohl in den Kantonen, wie auch für das gemeinsame, damals so schwerfällige und unzweckmäßige Bundesband. Von bedeutendem Einfluß auf deren durchgreifende Entwickelung war die Wirksamkeit W. Snells und seiner „neuen Rechtsschule," wie seiner Gesinnungsgenossen und Mitkämpfer. Nicht Wenige der bedeutendsten Männer, die jetzt auf dem Schauplatze des öffentlichen Lebens thätig sind, waren die Schüler dieses genialen Mannes. Zu Diesen gehört auch J a k o b S t ä m p f l i, Bundesrath und für 1858 Vicepräsident der obersten Vollziehungsbehörde der Eidgenossenschaft. Stämpfli zählt zu jenen Männern, die der eigenen Kraft fast Alles verdanken. Es ist nicht gar lange her, daß der unscheinbare Bauersohn aus dem Seelande, vielleicht ohne außerordentliche Talente, wenigstens ohne jegliche wissenschaftliche Vorbildung, aber von eisernem Fleiße und glühendem Ehrgeize gespornt, sich in den lebendigen Vorträgen seines nachmaligen Schwiegervaters W. Snell für eine Laufbahn bildete, die ihm bald zu der einflußreichsten Persönlichkeit seines Heimathkantones, Bern, machen sollte. Der junge ehrgeizige Student wurde in wenig Jahren ein gar nicht untüchtiger Advocat, dem sich indessen ein noch reicheres Feld der Thätigkeit in der Publicistik als Redacteur der unter seiner Mitwirkung gegründeten Berner Zeitung eröffnete (1844), welche als Organ der radicalen Partei vorzugsweise die Ansichten der „jungen oder neuen Rechtsschule" zu vertreten hatte. Ihrer Richtung gegenüber erschien die liberale, allerdings aber ziemlich principlose Regierung Berns als quasiaristokratisch, die Verfassung selbst als äußerst unvollkommen. Mit ungewöhnlicher Kühnheit griff Stämpfli die Regierung in seinem Blatte an. Die Ereignisse kamen ihm zu Hülfe. Die Antijesuitenvereine, der Ausdruck der öffentlichen Meinung eines großen Theiles der Schweiz, führten zu den Freischaarenzügen, dem revolutionären Mittel, um ein Uebel auszustoßen, dem die Kräfte der legalen Behörden nicht gewachsen schienen. Die Regierung Berns selbst hatte dem vorbereitenden Treiben keineswegs unbeifällig zugesehen, fand aber nach dessen unglücklichem Ausgange die rechte Linie des Verhaltens nicht mehr. Den Vorwurf der Begünstigung des Landfriedenbruches sollten die Maßregeln gegen die Theilnehmer und Förderer des verhängnißvollen Zuges entkräften. So wurden Beamte entsetzt, der Hauptleiter der Bewegung gegen die Jesuiten, Professor W. Snell, von der Hochschule entfernt und sogar aus dem Kanton verwiesen. Stämpfli hatte mit noch zwei Schwiegersöhnen Snells gleichfalls an dem Freischaarenzuge theilgenommen, und war nur mit Mühe aus seinem langen Verstecke in Luzern selbst entkommen. Die unklugen Maßregeln der Regierung ließen ihn noch entschiedener gegen dieselbe in seinem Blatte auftreten, was ihm eine Masse von Preßprocessen zuzog, aber, bei dem in seinem Hasse gegen die Jesuiten einmal mißtrauisch gewordenen Volke, das wankende Ansehen der Regierung noch mehr erschütterte. Die meist juristisch trockenen, fast hölzernen, aber mit eiserner Folgerichtigkeit schlagenden Artikel der Berner Zeitung gingen unbarmherzig einer Regierung zu Leibe, die in sich selbst entzweit und einmal in eine, ihrer früheren Richtung ganz entgegengesetzte Bahn gerathen, endlich der jungen, vergebens von ihr verfolgten Rechtsschule die Sessel räumen mußte. Unter den Auspicien der letztern kam nun die Reform des bernschen Staatswesens zu Stande (1846); die neue Verfassung mit manchen Verbesserungen, wenn auch nicht ohne manche Uebelstände, trug das Gepräge dieser Schule. Stämpfli war schon in den zur Berathung einer neuen Verfassung aufgestellten Rath gewählt worden, wo er seine juridischen und gesetzgeberischen Kenntnisse mit Eifer geltend machen konnte, und wurde nach der Annahme der neuen Verfassung und dem Zurücktritte der älteren Regierung nun auch Mitglied des Regierungsrathes und bald darauf Director der Finanzen, in einem Alter, bei dem man unseres Wissens sogar das gesetzliche Erforderniß für diese Stelle übersehen mußte. Von da datirt eine fast ununterbrochene staatsmännische Thätigkeit im Sinne eines scharf ausgeprägten Radicalismus, dessen folgerechtester Vertreter Stämpfli im Schooße der bernerschen Regierung blieb. Auf der denkwürdigen und verhängnißvollen Tagsatzung des Jahres 1847 im Vororte Bern, welcher die Auflösung des Sonderbundes und die Execution gegen denselben beschloß, saß Stämpfli als dritter Gesandter des Standes Bern. Die radicale Regierung dieses Kantons sollte sich indessen selbst zersetzen. Der Streit Ochsenbeins und Stämpfli's, eine durch die Berufung des (politisch übrigens mehr conservativen) Junghegelianers Dr. Zeller aus Tübingen vor den Augen des Bernervolkes heraufbeschworene, von der nichts vergessenden Geistlichkeit später wohlbenutzte Religionsgefahr, und der Vorwurf der Finanzverschleuderung untergruben die Regierung, sodaß durch die Maiwahlen im Jahre 1850 ihre parlamentarische Beseitigung stattfand. Dem an ihre Stelle tretenden conservativen Regimente stand am Schlusse seiner Amtsperiode voraussichtlich dasselbe Schicksal bevor, aber unter Umständen, welche den Besonnenen ein Vermeiden der neuen Aufregung wünschenswerth machten. So entstand die sogenannte „Fusion," ein Compromiß zwischen der conservativen und radicalen Partei, in Folge dessen die Schweiz die Herren Blösch und Stämpfli in Einer Regierung neben einander sehen sollte. Im Herbste 1854 wurde Stämpfli an Ochsenbeins Stelle in den Bundesrath gewählt. Für 1856 bekleidete er die höchste Stelle der Eidgenossenschaft und unter seine Bundespräsidentur (der Präsident führt zugleich die auswärtigen Geschäfte) fällt die Entstehung der letzten Phase des neuenburger Conflicts, der eine Zeitlang ein so bedrohliches Aussehen darbot. An manchen Maßregeln während dieser bedenklichen Krise wird man ohne Irrthum den Einfluß von Stämpfli's Entschlossenheit und Charakterfestigkeit erkennen dürfen. In speciell eidgenössischen Dingen zählt man wohl nicht mit Unrecht Stämpfli zu den Freunden einer größeren Centralisation des Bundes im Interesse seiner Macht und Einheit; hierin ist er ein ziemlicher Antipode seines Collegen Furrer.

In Stämpfli's äußerer Persönlichkeit ist der bernsche Charakter entschieden ausgeprägt. Hinter dem ruhigen, fast etwas finsteren Gesichtsausdrucke würde man kaum die Leidenschaft des Parteimannes vermuthen. Stämpfli ist ein guter Redner, weniger durch Wärme des Vortrags, als durch logische Folgerichtigkeit und praktischen, productiven Gedankenreichthum auf den Gebieten, welche er sich zu vorzugsweiser Bearbeitung wählt. (4.)

Zur Chronik.

Neuigkeiten auf der Dresdener Bühne.

— Zu den Neuigkeiten welche das Dresdener Theater im Laufe des Winters brachte, dürfen auch: „Die Brüder" zählen, ein Schauspiel von Julius Hammer, das schon vor zwei Jahren in Scene ging, aber erst jetzt mit Emil Devrient, bei dessen oft unterbrochenem Ehrengastspiel, wieder aufgenommen wurde. Diese dramatisirte Romanze vom guten Adolf und vom bösen Walter, zwei feindlichen Brüdern deren Haß beinahe vom Mutterleibe prädestinirt zu sein scheint, ist ihrem Gedanken nach lyrischen Ursprungs und behauptet auch trotz des belebten Wechsels in der Scenisirung des Stoffes ihren lyrischen Charakter. Es sind nicht klar, aus verständigem Bewußtsein handelnde Menschen, es sind mehr lyrische Dichter die das Stück spielen. Eine Eigenthümlichkeit der Lyrik ist, daß sie ihren Inhalt gleichsam explodirt, wo es nach den in der wirklichen Menschenwelt gültigen Gesetzen nicht erwartet wird. Dies widerstreitet seiner Natur nach dem Drama. Eine üblere Eigenthümlichkeit lyrischer Naturen ist deren Zerstreutheit. Adolf im Stück z. B., der im Widerstreit gegen den Bruder die Heimath verlassen hat, um in der Fremde sein Heil zu suchen, und aus Italien als Ritter mit Ehren geziert zurückkehrt, hat sich den Moment des Wiedersehens der Mutter zu einer festlichen Scene ausgedacht; er hat eine Halle mit allen Errungenschaften seines Ruhmes ausgeschmückt und sendet ein vornehmes Gefolge ab, die Mutter einzuholen, um sie bei sich zu empfangen. Walter, der böse Bruder, fühlt das Unpassende dieses Modus des Wiedersehens, und die Mutter selbst sagt sich, der Sohn habe sie, nicht sie ihn aufzusuchen. Adolf, als guter Sohn, wie er sich doch als solcher fühlt trotz seiner ritterlichen Standeserhöhung, muß sich dies ebenfalls eingestehen; und doch vergißt er die Ausführung dieses nicht mehr als natürlichen Entschlusses. Bei weniger Zerstreutheit hätte er diesen Vorsatz ausführen müssen; wobei denn freilich das Stück nicht möglich, oder ein ganz anderes geworden wäre. Eine Romanze im schönsten Sinne ist auch im Stücke der Moment, wo ein als Mörder gegen Adolf Abgesandter, im Walde verirrt, auf die Mutter stößt, die von ihm aufgefordert, ihm den Weg zu zeigen, den bösen Strolch den „rechten" Weg nicht zu verfehlen einschärft, — eine Deutung, die des Mannes böse Absicht entkräftet, sodaß er statt Rache Versöhnung, statt Fluch Segen in seinem Busen verspürt. Der Ausgang des Stückes ist versöhnlich; bei einer plötzlichen Feuersbrunst im Forsthause, wo die alte Mutter wohnt, fühlen die beiden feindlichen Brüder ihren angebornen und doch nur eingebildeten Haß schwinden und stürzen sich mit dem gemeinsamen Entschluß, die Mutter zu retten, in die Arme. Bei all diesen Stimmungen und Gemüthsanläßen im Stück sind wir gewärtig, die Personen die es spielen, würden, was sie zu sagen haben, singen, in Arien ihren Ausdruck finden. In der That, Hammers Drama würde einen sehr guten Operntext abgegeben haben.

Daß Operntexte, sollen sie von Werth sein, uns aus dichterischer Hand geboten werden müßten, fühlt man recht bei der Oper „Agnes," die vom zweiten Kapellmeister des Dresdener Orchesters, Herrn Krebs, nachdem sie schon früher in Hamburg gespielt worden, hier als Neuigkeit in Scene gesetzt wurde. Es ist die so oft behandelte, erst neuerdings von Hebbel und von Melchior Meyer dramatisirte Agnes Bernauerin, welche hier als Heldin figurirt. Sie heißt hier zwar Bernhard, statt Bernauer, und aus ihrem Vater, dem Bader, ist ein Waffenschmied geworden; ein Chor von Barbiergesellen würde auch komische Wirkung machen, während Schmiedegesellen mit Amboß und Hammer musikalisch ernster ins Gewicht fallen. Sonst ist vom alten Stoff Herzog Ernst von Bayern und sein Sohn Albrecht, der die Agnes heimlich freit und darüber in Landfehde mit seinem Vater gerieth, richtig beibehalten. Auch ergreifen die Henker bereits die Unglückliche und heben sie auf die Brüstung der Brücke, um sie als verurtheilte Hexe in die Donau zu stürzen. Allein nicht Agnes, sondern blos der Vorhang fällt, und da der Componist einen versöhnlichen Ausgang wünschte, was allerdings trotz vielfachem Waffen- und Instrumentenlärm die Färbung seiner Musik von Anfang an bedingte und charakterisirte, so ist seine Heldin, wie sich im Verlauf des Stückes ergiebt, gar nicht wirklich ertränkt und gelangt mit ihrem Prinzen zu einem guten Ende.— Das heißt einen alten Stoff plündern und zugleich höchst willkürlich und gewissenlos mit ihm umspringen. Wir meinen, wirkliche Dichter sollten sich der Oper bemächtigen, um Componisten poetisch gerechtfertigte Stoffe zu liefern. Wo sind jetzt hierorts die Friedrich Kind, die Eduard Gehe u. A. welche für Weber und Spohr so sinnige, bald volksthümlich bedeutsame, bald dichterisch interessante Texte dichteten? Die Musiker von heute plündern die Nibelungen, schneidern sich nach Belieben und auf eigne Faust Shakspearesche Dramen zurecht. Just Dichter wie Julius Hammer, bei denen die Lyrik in ihrer zarten Sinnigkeit vorherrscht, hätten Beruf zu Operntexten von poetischer Gültigkeit. Wir würden damit dem erträumten Kunstwerk der Zukunft näherrücken.

Wenn Hammers „Brüder" uns den Eindruck einer dramatisirten Romanze machen, so leidet Wilhelm Wolffsohns neues Schauspiel: „Die Osternacht" in seiner Composition an einer Häufung von Romanzen, so drastisch, dialektisch und mithin dramatisch die Durchführung der Hauptmomente sich auch gestaltet. Das Judenthum unter dem Fanatismus Altspaniens tritt hier in ergreifenden, aber allzu bunt wechselnden Scenen vor uns. Fray Fernando, der Prior des Klosters Paular, eine wirksame Gestalt, leitet das Thema vortrefflich ein und löst schließlich die verwirrten Fäden zum versöhnlichen Ausgang. Er war Jude von Geburt, wurde Christ aus Liebe zu einer Spanierin, fand aber, getäuscht, nur im Kloster den Abschluß für sein gleichsam gedoppeltes Leben; er blieb Jude im Herzen, ob er schon der Religion des Erlösers der die Liebe unter Menschen will, huldigt. Ein junger Ritter dringt in sein einsames Gemach und fordert augenblicklich Taufe. Der Prälat weigert sich. Aber Alonzo will und muß Christ werden, weil er eine Donna liebt; seine Stellung als Cavalier fordert dies Opfer ohnedies. Dies Wiederspiel seines eignen Wandels in einem jüngern Gemüth bezwingt den Prior und Alonzo ist getaufter Christ. Diese beiden Romanzen machen mit Act 1 eine vortrefflich dramatische Ouvertüre. Allein die Romanzen häufen sich; jeder Jude im Stücke hat eine solche in der Vergangenheit seiner Leidens- und Verfolgungsgeschichte, die vorausgesetzt oder recapitulirt wird. Dies häuft sich dergestalt daß das eigentliche Drama im Drama, der Gemüthsconflict mit seinem Gipfelpunkt, sich nur mühsam durchringt, ein Conflict, der im dritten Acte mit seiner dialektischen Spannung sich etwas zu sehr dehnt und somit quälerisch wirkt, während ihn der Autor, in Lessings Geist und Styl geschult, in Act 4 energisch von neuem wieder aufnimmt. Alonzo, getaufter Christ, fühlt sich doch

zu seinem Blute hingezogen und feiert im Schooß seiner Familie, obschon im Sinne einer Religion der Liebe, die Osternacht: als ränkevolle Häscher, die mit fanatischen Cavalieren auf Juden förmlich Hetzjagd machen, ihn dort ertappen und die Inquisition ihn mit den Seinen in Beschlag nimmt. Der Vater Rabbi wollte ihn als einen Abgefallenen von sich weisen; nun die Seinen in Noth und Gefahr sind, will Alonzo mit ihnen den Märtyrertod leiden. Selbst die Donna, die — etwas fabelhaft — nach der Entlarvung des Geliebten als Juden keinen Abscheu vor ihm hegt, kann ihn nicht von seinem Entschluß, mit seinem Blut zu leiden und zu sterben, abbringen, bis Fray Fernando zum Schluß am Scheiterhaufen als oberster Ketzerrichter erscheint und ihn wie sich selbst als gebornen Juden bekennt, den das höhere Licht und die tiefere Menschenliebe erleuchtet und erwärmt. Diese einfache schlagende Schlußwendung hebt uns mit starker Hand aus einem Gewebe von Verstrickungen und Bedenken hinweg, die der Autor vielleicht allzu quälerisch und gesucht sich selbst schuf, ohne sie ganz glücklich beseitigen zu können. Die Häufung der vorausgesetzten Lebens- und Leidensgeschichten streift ebenso sehr wie die allgemeine Judenhetze an eine gefährliche Grenze, wo das Raffinement umschlägt, die Spitze, allzu geschärft, abbricht. Da Alles im Stück auf Racenhaß gestellt ist, so durfte, wie oben erwähnt, auch die Donna nicht so harmlos, d. h. ohne dramatisches specifisches Motiv, den jüdischen Jüngling lieben, oder die Liebenswürdigkeit desselben mußte mehr wirksam gemacht als vorausgesetzt werden. Daß Wolfsohns Drama ohne die Antecedentien von Gutzkows Uriel Acosta in Act 3 und der Halevyschen Jüdin in der Schlußwendung nicht denkbar sei, ist ein Vorwurf, den wir weniger erheben möchten als jenen zu forcirter Anhäufung von Situationen und Fäden, die der Rahmen des Dramas nicht vollauf erledigt.

Friedrich Creuzer †.

— Im 87. Lebensjahre starb am 16. Februar in Heidelberg der Nestor der dortigen Hochschule, der berühmte symbolsüchtige Mytholog und Alterthumsforscher Friedrich Creuzer. In Marburg 1771 geboren, gehörte er als akademischer Lehrer eine Zeitlang seiner Vaterstadt und dann Heidelberg dauernd an; seine Studienzeit in Jena fällt wohl noch vor Schelling und ging der Periode der Romantiker dort voraus. Creuzers epochemachende „Symbolik und Mythologie der alten Völker" begann erst seit 1810 litterarisch hervorzutreten, ging aber in ihrer akademischen Wirksamkeit Hand in Hand mit Schellings später als Offenbarungsphilosophie auf dem Boden der biblischen Tradition zusammengefaßten Studien. Creuzers gesammte Gelehrsamkeit und Alterthumsforschung war bemüht, in der griechischen Götterlehre dasselbe nachzuweisen, was Schelling in der Theosophie des Christenthums aufdecken wollte: daß nämlich die tiefere und die ganze Wahrheit nicht in der offen und bewußt herausgetretenen Menschenwelt, sondern im mystischen Symbol, nicht in der Geschichte, sondern in der Mythe, nicht im Mannesalter der Völker, sondern in deren Kindheit zu suchen sei. Damit verlegte er die Alterthumsforschung in die Dämmerungen des ersten morgendlichen Zwielichts, Homer und seine fertigen plastischen Göttergestalten waren ihm schon eine halbe Verflüchtigung der ersten alten, aus dem Orient entlehnten Mysterien. Je heller die Welt, desto inhaltsleerer wird sie: dies Axiom der Romantiker leitete Creuzers Forschungen unbewußt; die Blüthe der hellenischen Welt in Religion und Kunst erschien somit nur als eine ernüchterte und profane gegen die Götterdämmerungen des Orients, denen der Mensch mit seinem Ich sich nicht entwindet, mit seinem Bewußtsein und seiner individuellen Gestaltenkraft nur als Abfall gilt. Diese romantische Symbolsucht rief zunächst die Kämpen der alten classischen Philologie gegen Creuzer herauf, Gottfried Hermann schrieb seine Mythologie, Johann Heinrich Voß seine polemische „Antisymbolik"; auch Lobeck gehörte zu den ältern rationellen Gegnern Creuzers, während den bis in die dreißiger Jahre fortgesetzten Streit wohl Stuhr in Berlin am poetisch tiefsten und sichersten in seiner Mythologie abschloß. Selbst die Franzosen nahmen Theil an dieser wissenschaftlichen Romantik der Deutschen; Guigniaut übersetzte Creuzers Symbolik, die mit allen hellen Waffen der Gelehrsamkeit doch nur für hierarchische Dunkelheiten focht.

Georg Wigand †.

— Wir glauben einem schon im 50. Lebensjahre aus seinem Wirkungskreise geschiedenen Geschäftsfreunde ein Plätzchen des Andenkens schuldig zu sein; Georg Wigand in Leipzig, am 9. Februar gestorben, war vom Herbst 1846 bis Ende 1855 Verleger der Europa. Wer die joviale Heiterkeit, die gesellige Liebenswürdigkeit des Mannes in seiner Blüthe kannte, hätte sich nicht träumen lassen, daß ihn sobald ein schweres Leiden abberufen sollte. Weit über seinen buchhändlerischen Geschäftskreis hinaus, erstreckte sich die Anerkennung, die seinen ungewöhnlichen Eigenschaften zu Theil wurde. Besonders waren es Dresdener Künstler, mit denen er als Mensch und Geschäftsmann in regen Verkehr trat und in deren Werkstätten er durch seine unermüdliche, stets neue und wechselnde Unternehmungslust Thätigkeit weckte. In Göttingen geboren, war er mittellos nach Leipzig gekommen und verdankte lediglich seinem schöpferischen Erfindungssinn seinen steigenden Wohlstand, nachdem er längere Zeit zu Kaschau in Ungarn mit Glück eine Buchhandlung geleitet und nach Uebergang jenes Geschäfts an das Haus Heckenast in Pest aus diesem Hause auch die Lebensgefährtin heimgeführt. Sein Schönheitssinn und sein Humor riefen zahlreiche Unternehmungen ins Leben, indem sie Litteratur und Kunst verschwisterten. In Dresden waren es Bendemann und Hübner die er in seine Ideen zu gewinnen wußte; von Jenem edirte er die reizenden Fresken im Thronsaal des Schlosses; nach Hübners Zeichnungen u. a. das Passionsbüchlein. Besonders aber war Ludwig Richter für ihn thätig; ein Richter-Album, eine Zusammenfassung des Besten was dieser unermüdliche Zeichner geleistet, war zugleich eine eigenthümliche Feier dieses Künstlers. Ein Goethe-Album, Hermann und Dorothea in Bildern, Beschauliches und Erbauliches, ein illustrirtes Balladenbuch u. A. gingen namentlich aus Dresdener Ateliers hervor. Schnorrs großartige Bibel in Bildern ist bis auf Lieferung 20 fortgeschritten. Von Cornelius brachte G. Wigand die Entwürfe zu den Camposantofresken zum Berliner Dom, von Schwind die Wandgemälde in der Wartburg, von Karl Sprosse Rom in Radirungen, von Emil Braun eine Apotheose Homers in galvanoplastischen Nachbildungen u. s. w.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 11. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 13. März.

Inhalt.

Shakspeare auf der englischen und auf der deutschen Bühne.

— Nach Gervinus war Barthold Feind in Deutschland der erste Schriftsteller, der des großen Briten gedenkt, ihn vom Hörensagen namhaft macht. In seinen „Gedanken von der Opera", 1708 mit seinen Gedichten zusammen gedruckt, sagt der ehrenwerthe Licentiat, ein Chevalier Temple in seinem Essai de la poésie erzähle, „daß Etliche, wenn sie des renommirten englischen Tragici Shakspeare Trauerspiele verlesen hören, oft lautes Halses an zu schreien gefangen und häufige Thränen vergossen." August Koberstein jedoch, der in seinen „Vermischten Aufsätzen zur Litteraturgeschichte und Aesthetik" (Leipzig bei Barth, 1858) Shakspeare's allmähliches Bekanntwerden in Deutschland zum Thema einer besondern Abhandlung machte, bringt jetzt in Erinnerung, daß schon Morhof, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, 1682 in seinem „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" unter Engländern auch den Poeten Shakspeare neben dessen Genossen aufführe, freilich mit dem Eingeständniß, nichts von ihm gesehen zu haben. Gottsched kannte ihn 1737 in der zweiten Ausgabe seiner „kritischen Dichtkunst" noch nicht; drei Jahre später stotterte Bodmer in einer Abhandlung „von dem Wunderbaren in der Poesie" den Namen Saspar oder Sasper; 1741 erschien jedoch in Berlin von einem preußischen Edelmann v. Bork, der einige Jahre in England Gesandter gewesen, eine in Alexandrinern verfaßte Uebersetzung des Julius Cäsar, mit dem eingestandenen und richtig geschriebenen Namen des Dichters. Darauf hin eröffnete sich dann unter Gottsched und den steifen Perrücken, die den deutschen Parnaß bewachten, ein fruchtbringender Streit, den Lessing mit dem Sturz der Franzosen endete.

Wir müssen es der Praxis der deutschen Bühne nachrühmen, daß sie, wenn auch unbewußt und ohne zu wissen, mit wem sie es zu thun hatte, weit früher als die Schriftlitteratur von den Dramen Shakspeare's Kunde hatte und Gebrauch machte. Man kennt aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts den Auszug einer damals „zeitgemäßen" Bearbeitung des Hamlet, welchen der Gothaische Theatercalender von 1779 mittheilte. Und aus noch früherer Zeit brachte Eduard Devrient in seiner trefflichen Geschichte der deutschen Schauspielkunst das Bruchstück eines wundersamen Machwerks, zu welchem Romeo und Julia herabgewürdigt und genothzüchtigt wurde, um dem Geschmack der Zeit entsprechend und populär zu wirken. Die Mundart des Manuscriptes beweist die süddeutsche Herkunft dieser Caricatur, die Ungleichheit der Dialogisirung läßt schließen, daß mehrere Hände daran gearbeitet, das Ganze also wohl ein Werk von Schauspielern war, das, nach Styl, Orthographie und Gebrauch des Alexandriners zu urtheilen, nicht vor Einführung dieser Versart durch die schlesischen Dichter, also in den mittleren Jahrzehnden des 17. Jahrhunderts seine burleske Entstehung hatte. Die auf dem Festlande von der Schweiz bis nach dem finnischen Meerbusen herumwandernden Truppen hießen, wie Würmer nach den Blättern, die sie zerfressen: die englischen Komödiantenbanden. Man hat gefabelt, Shakspeare selbst sei als Mitglied einer solchen Truppe in Deutschland gewesen. Gewiß aber ist, daß schon 1620, also vier Jahre nach seinem Tode, ein Band in schlechtes Deutsch übertragener „Englischer Komödien und Tragödien" erschien, „wie sie von den Engländern in Deutschland an königlichen, kur- und fürstlichen Höfen, auch in vornehmen Reichs-, See- und Handelsstädten agieret und gehalten worden." Tieck wies in seinem „Deutschen Theater" nach, daß zwei dieser Stücke, mißhandelt und verhunzt, an die beiden Veroneser und an Titus Andronicus erinnern, während das bekannte Possen- und Schimpfspiel unseres Andreas Gryphius: „Absurda Comica, oder Herr Peter Squenz" auf die burlesken Handwerkerscenen in Shakspeare's Sommernachtstraum zurückweist.

Es fällt uns nicht ein, darauf viel Gewicht zu legen, daß Shakspeare auf diese Art in Deutschland nicht ganz unterging, während er in England selbst seit den Puritanern vollständig begraben war. Vielmehr war es mit Garrick in England die Praxis der Schauspielkunst, der seine Wiederauferstehung zu danken ist. In der Barbarei der Bürgerkriege war sein Andenken dort völlig erloschen, seine Poesie verschüttet. Schon 1617, ein Jahr nach seinem Tode, widersetzten sich Lordmayor und Aldermänner von London der Unternehmung eines zweiten Theaters im Bezirk von Blackfriars, und am Fastendienstag ver-

suchten Londoner Handwerksbursche das Phönixtheater zu zerstören. Wie es scheint, hatten sie ein Privilegium, an jenem Tage verdächtige Häuser niederzureißen, und dehnten ihre Zerstörungslust auf die Bühne aus. Im Juni desselben Jahres verbot der Geheimerath die Aufführung eines Stückes, in welchem die Ermordung des Marschall d'Ancre, jenes Baron v. Lussigny, Concino Concini, dargestellt ward, der in Frankreich nach der Ermordung des vierten Heinrich (1610) unter der Regentschaft der jesuitischen Maria Medici alle Einrichtungen des guten Königs zu vernichten wußte, bis er mit stiller Genehmigung des jungen Regenten als Opfer der Volkswuth fiel. In London wehrte König Jakob noch dem Umsichgreifen des finstern Puritanerthums, dessen Fanatismus fromme Väter schürten. Den Finsterlingen zum Trotz erlaubte er 1618 an Sonn- und Feiertagabenden anständige Vergnügungen, als Tanz, Bogenschießen, Springen und Voltigiren; nur Thierhetzen und Kegelspiel wurden verboten. Im nächsten Jahre gab der König dem Theater zu Blackfriars, gegen den Versuch des Lordmayors und der Aldermänner, es einzuziehen, ein neues Patent. Im selben Jahre starb Burbage, der große Hamletspieler und Freund des Dichters. Noch kurz vor Jakobs Tode blühten Massinger, Shirley, Webster und Ford; König Karl I. (seit 1625) erneuerte den vier, fünf Schauspieltruppen zu London die Patente, trotzdem der Pöbel in der Pest ein Strafgericht des Himmels sah wider die Gräuel des Hofes und der Komödianten. Eine französische Truppe, zum ersten Mal mit Schauspielerinnen, erschien 1629 in London und spielte in Blackfriars. Sie wurde ausgezischt, mit faulen Aepfeln und Eiern beworfen. Und der sittliche Aufruhr mag Grund gehabt haben; die Französinnen verschuldeten durch freches Wesen den heranwachsenden Sturm wider die Bühnen. In seinem puritanischen Eifer fügte Prynne dem Drama „Histriomastix" (Schauspielergeißel) eine Polemik ein gegen das Auftreten von Frauen auf der Bühne. Kurz zuvor aber hatte die Königin, die schöne blasse, von Vandyk gemalte Henriette, König Heinrichs von Frankreich Tochter, in einer Maske am Hofe mitgespielt. Somit war Prynne's Angriff eine Majestätsbeleidigung; er ward zu 5000 Pfund verurtheilt und mußte mit halb abgeschnittenen Ohren am Pranger stehen. So maßlos stieg der Uebermuth der Königischen, während die Geistlichkeit der Hochkirche im Lande fanatisch Partei nahm für die fromme Wildheit des Pöbels. Collier erzählt, ein Erzbischof Laud habe 1631 einen Komödianten, der am Sonntag, obschon im Hause eines Bischofs, also privatim, den „Zettel" im Sommernachtstraum gespielt, mit Eselsohren geziert in den Block werfen lassen. In den Streit, ob Fluchen oder Schwören auf der Bühne gestattet sei, mußte sich der König selber mischen, um zu entscheiden; er nahm Wörter wie faith, death, slight ausdrücklich in Schutz, verbot aber alle Lästerungen und den Gebrauch des Namens Gottes. Es war in derselben Zeit, wo von Shakspeare's Stücken Cymbeline, die Taming of the shrew, Richard III. und das Wintermährchen noch oft als Lieblingsstücke gegeben wurden, die Königin das Theater zu Blackfriars besuchte, was in den Annalen als denkwürdig bezeichnet wird, weil die Majestäten bisher nur den Vorstellungen auf ihren eigenen Theatern oder bei einzelnen Lords beigewohnt hatten. Der Luxus der Darstellungen stieg damit; in Davenants Maske: Britannia triumphans spielte der König selbst, 1637, im Jahre wo Ben Jonson starb. Zwei Jahre nach Massingers Tode ward der Unruhen wegen nur einmal bei Hofe gespielt (1642), im Herbst hob das Parlament alle öffentlichen dramatischen Vorstellungen auf und erneuerte das Verbot 1648, in demselben Jahre, wo Cromwell den König gefangen nahm, um ihn im nächsten kraft Volkswillen vor dem Palaste zu Whitehall in London enthaupten zu lassen. Jener Parlamentsbefehl, der die Theater niederreißen hieß, bezeichnete alle Schauspieler als schuftige Vagabunden (rogues), bedrohte jeden Komödianten mit dem Staupbesen, jeden Zuschauer mit 5 Schilling Strafe. Merkwürdiger Weise war eins der letzten, heimlich in einer Landstadt aufgeführten Stücke, dessen Vorstellung von der Behörde auseinandergetrieben ward, jener alte „Mucedorus", dessen Tieck als eines der frühesten Versuche von Shakspeare gedenkt. Shakspeare mußte in England wirklich erst wieder aufgegraben werden aus dem Schutt der Vergangenheit, seine Dramen wurden aus den Winkeln der Bibliotheken sehr schüchtern ans Licht des Tages und der Lampen hervorgeholt. — Jene Angaben verdanken wir der chronologischen Uebersicht, welche Graf Wolf v. Baudissin in Dresden seinem trefflichen Werke: „Ben Jonson und seine Schule" (in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien übersetzt und erläutert, 2 Bände, Leipzig bei Brockhaus 1836) vorausschickte.

„Shakspeare's Zeitgenossen und ihre Werke" nennt sich jetzt ein Unternehmen Friedrich Bodenstedts, in Charakteristiken und Uebersetzungen des großen Briten dramatisches Zeitalter der deutschen Welt näher zu rücken. Band 1 (Berlin bei Decker), bringt, theils vollständig übersetzt, theils in Auszügen und Auswahl, Schauspiele von John Webster, dessen „Weißer Teufel" (Vittoria Accorombona) vier Jahre vor Shakspeare's Tode (also 1612) erschien, während seine „Herzogin von Amalfi" (welche Bodenstedt ganz mittheilt) 1619 zuerst in London gespielt wurde. Websters „Appius und Virginia" hält Bodenstedt nicht nur für dessen „edelste und reinste Schöpfung", sondern auch für eins der besten Dramen des englischen Theaters überhaupt; er theilt es jedoch leider nur in kurzem Auszuge mit, um nicht dem regelrechtesten, sondern vielmehr dem eigenthümlichsten Stücke dieses in Deutschland noch wenig bekannten Dichters den Vorzug zu geben. Die Herzogin von Amalfi soll das einzige von Websters Dramen sein, das mit zeitgemäßen Reformen sich auf der englischen Bühne erhalten hat. Graf Wolf Baudissin übersetzte vollständig von Ben Jonson zwei Lustspiele, von John Fletcher zwei Lustspiele, von Philipp Massinger zwei Trauer- und zwei Lustspiele. Bodenstedts Unternehmung ist auf 5 Bände berechnet, deren vier erste je einen Autor für sich umfassen sollen, während Band 5 den Zusammenhang dieser dramatischen Genossen mit Shakspeare und seinen Vorläufern nachweisen wird. Die Verdienste seiner eigenen Vorgänger in Kenntnißnahme der Shakspearelitteratur in Deutschland wird Bodenstedt im Schlußbande würdigen, zeiht sie jedoch vorläufig der Nichtbeachtung just der werthvollsten Dramen der englischen Bühne. „Vielleicht", sagt Boden-

stedt, „werden junge Dramatiker finden, daß sie in mancher Beziehung von den Zeitgenossen Shakspeare's mehr lernen können als von ihm selbst, denn die Inspirationen des Genies lassen sich nicht nachahmen, nur bewundern, während es von großem Nutzen ist, zu beobachten, durch welche Mittel und Wege tüchtige Talente Hohes erreichen und oft Wirkungen erzeugen, die denen des Genies fast gleichkommen, sie nach dem Urtheil der Menge wohl gar übertreffen." Daß es erst „deutscher Posaunenstöße bedurft habe, um den Heiland der dramatischen Poesie wieder aufzuwecken von den Todten": sagt Bodenstedt, sei unrichtig, aber die Thatsache nicht zu leugnen, daß einige der dichterischen Zeitgenossen Shakspeare's in den Augen der Mitwelt ihm an Ansehen gleichstanden, ja, zeitweise seinen Ruhm sogar verdunkelten. Man brauche deshalb nicht schlecht über den Geschmack des damaligen Publicums zu urtheilen, „denn das völlige Verständniß eines so riesigen Geistes wie Shakspeare ist eben nicht Jedermanns Sache, und das Urtheil der Menschen über ihre lebenden Größen nie ein unbefangenes. Dazu kommt, daß unter den Zeitgenossen Shakspeare's wirklich schöpferische Geister sich befinden, welche neben dem größten Dichter aller Zeiten noch immer auf den Namen großer Dichter Anspruch machen dürfen, und deren Schöpfungen zu studieren nicht nur eine Quelle hohen Genusses, sondern auch zur richtigen Würdigung des Dichterkönigs selbst unentbehrlich ist. Denn die poetische Sonne Englands war nicht jählings über Nacht in den Zenith getreten; eine Morgendämmerung bezeichnete ihren Aufgang, wie eine Abenddämmerung ihren Untergang."

Von einem Untergang ist doch also auch nach Bodenstedt die Rede. Nachdem sich das Wildwasser des barbarisch frommen Puritanerthums verlaufen, hat bis auf den heutigen Tag in England noch kein wolkenloser Sonnentag dramatischer Dichtung geleuchtet. Die französirte Hoffitte der Restaurationszeit und die bodenlose Corruption der höheren Classen, im Widerstreit mit der altbackenen religiösen und sittlichen Beschränktheit des Bürgerthums, brachte eine moralisch wie künstlerisch gleich sehr verworfene Lustspielepoche jener Congreve, Wycherley und Vanbrugh zum Vorschein, welche zwischen der schöpferischen Freiheit der Geister und der orthodox gebundenen Masse des arbeitenden Bürgerthums in England eine weite Kluft erzeugte. Erst nach Sicherung der protestantischen Dynastie und der politischen Parteien auf ihren rechtlichen Grundlagen, erst nachdem Whigs und Tories, Hochkirchenanhänger und Dissenters im großen Gesammtgefühl eines nationalen Bewußtseins ein höheres Feld für Eintracht und Zusammenwirken gefunden, konnte David Garrick, der Mann normannischer Abkunft, zu dem großen Hort altsächsischer Vorzeit Englands zurückgreifen und ihn stückweis heben. Dichtung, Leben und Person Williams waren, wie gesagt, verschüttet, und wenn die englische Kritik an den gedruckten Werken die Lesarten zur Feststellung des Textes vielfach fichtete, so hat sie aus Prüderie des Dichters Leben und Persönlichkeit halb willenlos, halb absichtlich unter dem Schutt belassen. Ein Schauspieler ging voran in der Wiederbelebung einzelner Gestalten und Stücke Shakspeares. Schon seit 1741 weiß man von Garricks Richard III. Er spielte diese Rolle im Goodmansfieldtheater zu London mit einem Erfolge, daß die großen Nationaltheater leer standen und Alles sich in jenes kleine Haus drängte. Die Wünschelruthe im Zauber seiner Charaktermalerei hieß: frappante Wahrheit und Natürlichkeit, dem rhetorisch pedantischen oder nachlässig saloppen Spiel des alten Herkommens gegenüber. Nachdem er nach Drurylane übergesiedelt, machte Garrick seine Truppe zur Pflanzschule seines Styls, der in der Schauspielkunst ebenso sehr wie der wiederaufgefundene Shakspeare den Reiz einer neuen Entdeckung bot. Es war im September 1769, also ungefähr 200 Jahre nach Shakspeare's Geburt, als im Geburtsorte des Dichters die enthusiastische Freude an der wiedererwachten wahren Kunst und Poesie in einem großen Feste ihren Ausdruck fand. Realismus und Poesie wetteiferten, aber Mr. Plumppudding ließ die Muse, die schüchterne Miß, nur spärlich auftauchen in der Reihenfolge der Festlichkeiten und Genüsse. Ein pomphafter Aufzug zur Kirche, wo das Oratorium Judith ausgeführt wurde, eröffnete dies Shakspearefest in Stratford. Dann folgte in einem eigens dazu erbauten, prachtvollen Amphitheater die Hauptfeier, deren Mittelpunkt eine von Garrick gedichtete und gesprochene Ode war, nebst komischem Scheinangriff des Schauspielers King auf Shakspeare's Verdienst, zu dessen Anerkennung es erst der Beseitigung der altbackenen bürgerlichen Vorurtheile aller soliden Beefsteakkauer bedurfte. Ein Pferderennen um den Preis einer kostbaren, mehr oder weniger an den Dichter erinnernden, silbernen Schaale beschloß die Nationalfeier. Der für den zweiten Tag bestimmte allegorische Festzug mit den Hauptgestalten aus Shakspeare's Stücken und untermischten Musikchören und Bürgerfahnen unterblieb bei eingetretenem Regenwetter, und fand erst später in London selbst, in Drurylane, statt. Seitdem ist Shakspeare in England nicht wieder ganz untergegangen; einzelne seiner Stücke wurden mit kostbaren balletmäßigen Illustrationen festgehalten, aber nur wie zu besondern Zweck- und Festessen und gleichsam als Zwischengerichte bei nationalen Epsom-Races. Einzelne große Schauspielvirtuosen haben mit Glanz und drastischer Gewalt einzelne seiner Rollen beispiellos herausgearbeitet; aber in Styl, Form und Richtung der englischen Litteratur ist Shakspeare's Geist schöpferisch nicht wieder voll ins Leben getreten, der Form nach für die Bühnenlitteratur schon deshalb nicht, weil die regellose Fahrlässigkeit in der Composition seiner Stücke, lediglich ein Kind der unbehinderten Freiheit, aber auch der äußerst naiven Convenienz seiner decorationslosen Bühne, mit den in allen Zweigen fortgeschrittenen Kunstleistungen und den mit Recht gesteigerten Ansprüchen des Zeitalters im entschiedenen Widerspruch steht. Shakspeare bedarf des scenischen Reichthums in der Ausstattung nicht, er bedurfte zu seiner Zeit nicht einmal des Reizes der Frauen in der Darstellung der weiblichen Rollen; allein das Publicum von heute bedarf der reicheren Illustration des Dichters und verlangt sie mit allem Fug, während er seinerseits sie, wie gesagt, nicht nöthig hat, aber sie doch verträgt. Der englische Brauch und Geschmack geht aber viel zu weit in diesen Zugeständnissen; die Londoner Theater concurriren in der äußern Ausstattung mit Epsom-Races, nationalen Picknikfesten und great exhibition à la Krystallpalast und Sydenham, in der mimischen Darstellung mit den raffinirten Reizen der

weichlich corrumpirten und parfumirten italienischen Oper. Im Jahre 1845 beseitigte man erst die nothdürftige erste Garrick'sche Bearbeitung von Romeo und Julia, ging im Haymarkettheater auf die Urgestalt des Gedichtes zurück; aber siehe da: aus dem Extrem der plumpen Rohheit verfiel man plötzlich in die entgegengesetzte Ausartung und Hyperkünstelei. Ein keckes americanisches Schwesternpaar gastirte und spielte den Romeo und die Julia. Gegen den Spectakel eines weiblichen Romeo, aus der Bellinischen Opernwollust in ein Shakspearestück herübergenommen, wo ehedem nur Knaben und Jünglinge die Frauenrollen gespielt, — gegen dies raffinirte Extrem in der weiblichen Unnatur eiferte damals ein Georg Fletcher in seinen „Studien" über Shakspeare (1847); er nannte es eine „empörende, widernatürliche Absurdität," daß ein Weib, und sei es noch so männisch, als Romeo z. B. in Lorenzo's Zelle die Furchtbarkeit des entfesselten Zornes unglücklicher Leidenschaft entwickeln und gegen sich selbst wüthen solle. Miß Helene Faucit als Julia ward daneben gar sehr gerühmt. Man hat auch Kean und Macready, der Kembles mehrere beiderlei Geschlechtes in England gepriesen im Studium und Vortrag einzelner Rollen, zum ganzen Shakspeare ist die Londoner Bühne noch nicht zurückgekehrt, so sehr man auch das Wintermährchen und den Sturm zu Opern verwandelte, Heinrich VIII. und Macbeth mit dem ganzen Pomp großer Festzüge und transparenter Geistererscheinungen inscenisirte. Shakspeare hält selbst den Pomp der Oper aus, und nachdem das Theater das Product mannichfaltigster Factoren geworden, verlangt der Zeitgeist für das Drama die Handhabung aller Künste; aber es ist schlimm, wenn die Poesie, der die andern Künste dienen sollen, nur das Material für diese hergiebt, die Nebendinge Hauptsache werden, unter den mannichfachen Factoren der heutigen Bühne die Poesie nicht mehr die herrschende ist. Dann wird sich die Kunst in kleine Künste und Technik auflösen, das Theater sich nicht mehr vom Circus unterscheiden und der Geist dem entfesselten Reichthum der materiellen und elementaren Kräfte, die er braucht aber beherrschen soll, zum Opfer verfallen. Auch schon Dryden, Garrick, Kemble kündigten ihren wiederaufgefundenen Shakspeare auf dem Zettel dem entsprechend an, zum Belege wie sie ihn verbalhornten; sie kündigten den Sommernachtstraum an: The Fairy Queen, altered from the midsummernights dream, den Lear als: The history of King Lear, revived with alterations, den Macbeth als Macbeth, a tragedy, with alterations, amendments, additions and new songs. Als Garrick Romeo und Julia wieder auf die Bretter brachte, zuerst in Drurylane, wo er den Mercutio, dann (seit 1749 mit Mrs. Zibber) in Conventgarden, wo er den Romeo spielte, hatte er sich eine Umarbeitung des Stückes zurechtgemacht, die an Verhunzung grenzte. Gleich zu Anfang ist das vorausgesetzte Liebesverhältniß mit Rosalinde gestrichen, mithin die Ouvertüre zur großen Tragödie der Liebe beseitigt, Romeo seufzt bereits nach Julia ehe der Vorhang aufgeht. Die englische Orthodoxie, diese sorgsame trockene alte Muhme für junge Backfische, fand es unanständig, so rasch den Gegenstand der Neigung zu wechseln, — als ob nicht Natur und Erfahrung lehrten wie im Leben meistens eine erste Liebe der wahren voranzugehen pflegt. Aller Sturm der Leidenschaft ist in Garricks Bearbeitung gedämpft, den Blüthen der Liebe Thau und Schmelz, den Früchten der Sammet ihres Flaumens abgestreift. Conventionelle Sittlichkeit verlangt flaue Eleganz, und die Prüderie hält selbst die heftigen Familienzerwürfnisse zwischen Vater Capulet und Tochter über den octroyirten Bräutigam Grafen Paris für unstatthaft als schlechtes Beispiel. Im Grabgewölbe schließlich aber bemächtigt sich, sehr überreizt nach wälschem Operngout, die entgegengesetzte Ausartung des Dramas. Julia erwacht während Romeo noch am Leben ist, um die Folter schaaler Komödienphrasen unsäglich zu verlängern. „Und dieser Garrickirte Romeo und Julia," sagt Gervinus, dem wir diese Mittheilung entheben, erhielt sich in England bis zu jenem Jahre, als das americanische Schwesternpaar die beiden Liebenden zusammen als Mann und Weib spielten.

So stand und so steht es mit Shakspeare auf der englischen Bühne. Verfolgen wir jetzt das bei weitem tiefere, reichere und durchgreifendere Leben, das sein wiederauferstandener Geist auf der deutschen Bühne führte.

Es ist ein verbreiteter Irrthum, Schröder habe den Hamlet, und Shakspeare's Dramen überhaupt, zuerst auf die deutschen Bretter gebracht. Auch war es diesmal nicht die Bühne, sondern die Litteratur, welcher das Verdienst zufällt, den Briten bei uns wirklich ins Leben gerufen zu haben. Wielands Uebersetzung in Prosa war die erste welche Geltung hatte und Wirkung übte; sie beschäftigte ihn 1762 bis 1766. Im April 1768 schloß Lessing in Hamburg mit bittern Worten seine Dramaturgie, ohne des Briten geharnischten Geist über die Bretter schreiten zu sehen; er hatte vor der Hand vergeblich dafür gekämpft daß Shakspeare uns von Voltaire erlösen müsse; aber freilich nicht ohne nachfolgende Wirkung. Man will von einem Principal Ilgener in Altona wissen, der 1770 dort zuerst den Hamlet gespielt; es ist jedoch unsicher ob dies die alte Caricatur des Hamlet war, den nachmals der Gothaische Theatercalender brachte. Wien eröffnete den Reigen mit Shakspearestücken. In Wien, wo die Herrschaft des Stegreifs und der Improvisation solange gegolten, stellte sich überhaupt zuerst ein Repertoire memorirter Stücke fest, ward 1770 mit einer deutschen Tragödie „Brutus" der erste Versuch gemacht, den Jambus einzuführen. Zwei Jahre darauf, also 1772, brachte Stephanie der Jüngere dort mit Benutzung der Wielandschen Uebersetzung, also in Prosa, zuerst den Macbeth als Schau- und Spectakelstück auf die Bühne, und im nächsten Jahre gab Heufeld dort den Hamlet. Es war die Wertherzeit in Deutschland angebrochen, und mit der pleasure in griefs, mit der süßen Wonne in Thränen mußte der weltschmerzliche Hamlet es sein, der den britischen Dichter bei uns einbürgerte. 1775 war Lessing zum Besuch in Wien; er gab in einem Briefe an Nicolai noch ein sehr ungünstiges Bild vom dortigen Spiel; Macbeth und Hamlet waren auch bald wieder verschwunden, bis Kaiser Joseph im nächsten Jahre das Theater unter seine Garantie nahm, aus der Hofbühne ein Nationaltheater machte, das „zur Verbreitung des guten Geschmacks, zur Veredlung der Sitten" wirken solle, und dem Oberkämmerer, der den Ausfall der Casse aus dem Wegfall des Ballets erklärte, die

Entgegnung machte: „Nur so zu! die Leute werden schon kommen!“ Just im Sommer 1776 machte Schröder seine Rundreise bis nach Wien und sah die Heufeldsche Bearbeitung des Hamlet in Prag. Da ging Hamburg mit Zugrundelegung der Wielandschen Uebertragung an das Stück, behielt die Heufeldschen Verse im kleinen Stück bei, das Hamlet dem Könige vorspielen läßt, verschmähte jedoch nicht mehrere Züge aus der Caricatur der alten deutschen Haupt- und Staatsaction. — Eduard Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst dient uns in diesen Angaben zum Leitfaden, und wir entnehmen seinen Schilderungen für unser Thema noch die folgenden Einzelheiten.

In der alten Haupt- und Staatsaction vom betrübten Dänenprinzen, wie sie nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland von Wandertruppen herumgeschleppt wurde, giebt der Geist des weiland Dänemark der Schildwache eine Ohrfeige sodaß sie die Muskete fallen läßt. In Schröders Hamlet erzählt noch der Soldat, der Geist habe ihm das Kasket vom Kopfe gestoßen, wovon in Shakspeare ebenso wenig zu finden ist. Das stärkste Zugeständniß an den neuen Zeitgeschmack war aber bei Schröder wie bei Heufeld, in Hamburg wie in Wien, daß Hamlet schließlich leben bleibt und König wird, während die alte Hauptaction im tragischen Schluß dem Originale treuer blieb. Erst gemach und Schritt für Schritt näherte sich Schröder dem Urtexte des Dichters. Sei's daß sein Personal nicht ausreichte, sei's daß er dem Publicum nicht zutraute, allzuviel Nebengestalten episodisch hervorschießen und zu wunderbarem, mitunter in der That bedenklichem Umfang anwachsen zu lassen: auch den Laertes ließ Schröder Anfangs fort; er fügte ihn erst bei der Wiederholung des Stückes ein. Selbst die Todtengräberscene wagte er später zu geben, ließ sie aber, ihrer zu jener Zeit zweideutigen Wirkung wegen, wieder fallen, obschon er selbst, zusammen mit der des Geistes, die Rolle des witzigen Mannes von der Grube gab. Brockmanns Hamlet ward von Hamburg aus mit dem Drama in Deutschland epochemachend. Gastspiele waren damals nicht Sitte und Mode. Döbbelin hatte einmal in Hamburg gastirt, Boeck war der Erste, der einen ganzen Sommer hindurch eine förmliche Rundreise machte. — Brockmann ging 1778 als Gast nach Berlin und spielte dort zwölfmal den Hamlet, dergestalt daß man Denkmünzen auf ihn schlug, ihn in Kupferstichen verherrlichte, ihm die damals noch ganz neue, aus Wälschland stammende Ehre des Hervorrufes zu Theil werden ließ.

Zwei Jahre später gab Schröder selbst den Hamlet; er faßte den Charakter tiefer, vielleicht weniger weich und spielerisch wie Brockmann, der auch in einer Zeichnung Chodowiecki's der Liebling eines Publicums ward, das in Wertherempfindungen schwelgte. Als Dramaturg ging Schröder, vom Erfolg des Hamlet angelockt, sofort zum Othello über, im November 1775, nachdem Döbbelin damit schon im April jenes Jahres, aber ohne dauernde Wirkung, in Berlin vorangegangen war. Zwei Jahre zuvor, 1773, hatte Koch in Berlin zuerst in Deutschland den Götz auf die Bretter gebracht, in erster Gestalt, also in Form eines dramatischen Monstrums, das aber den letzten Rest der bisherigen theatralischen Conventionen aufhob, das banale Staatskleid mit gepuderter Frisur und Galanteriedegen beseitigte, und das charakteristische Costüm sammt Decorationen feststellte. — Brockmann gab in Hamburg den Othello, Schröder den Jago. Die Sensation war so furchtbar, — hieß es in den Hamburgischen Theaterannalen, — daß „Ohnmachten über Ohnmachten erfolgten während der Gräuelscenen dieser ersten Vorstellung. Die Logenthüren klappten auf und zu, man ging davon oder ward nothfalls davongetragen und (beglaubten Nachrichten zufolge) war die frühzeitige mißglückte Niederkunft dieser und jener namhaften Hamburgerin Folge der Ansicht und Anhörung des übertragischen Trauerspiels.“ — Wie auffallend, schreibt Eduard Devrient, hatte sich das Publicum seit einem halben Jahrhundert verändert, wo man die Mordspectakel noch mit Vergnügen sah! Es waren ganz neue Schichten der Gesellschaften, weit zarter empfindende, hinzugekommen. Es herrschte eben, wie wir schon sagten, in Deutschland die Wertherepoche, jene Zeit wo man unter Schmerzen süßer Wehmuth nach Natur und Wahrheit schrie. Und doch war die Theaterpraxis von den alten plumpen hartgesottenen Gewohnheiten noch nicht gesäubert. Immer noch, sagt Devrient, stellte man die Verwundungen nicht nur durch aufgelegte rothe Farbe recht täuschend dar, sondern durch rothe Wolle und Lappen, ja durch Vergießung rother Flüssigkeiten. Wenn Othello den Jago über den Kopf hieb, mußte Dieser schlechterdings unter dem Barett eine Blase voll Theaterblut haben, die er, nach der Wunde greifend, mit der Hand zerdrückte, sodaß ihm bei den Worten: „Ich blute, doch ich lebe!“ das Blut über's Gesicht strömte. Ed. Devrient erinnert an den Brauch bei den englischen Komödianten, wo es hieß: „welches so in den Hut gemachet werden kann daß es Blut giebet.“ — Die Hamburger Theatergeschichte meldet daß Othello am nächsten Tage wiederholt wurde, doch nicht bei sehr vollem Hause, sodaß die Direction die dritte Vorstellung mit Veränderungen ankündigte. Diese bestanden in Auslassung und Milderung gräßlicher Scenen und Ausdrücke; Desdemona und Othello, der seinen Irrthum einsehen mußte, blieben am Leben. Mit solchen Zugeständnissen blieb Shakspeare in Deutschland damals selbst am Leben. Im Jahre 1777 gab Schröder den Shylok, brachte Maß für Maß und die Komödie der Irrungen in Scene. Im nächsten Jahre spielte er den Lear, dessen Darstellung für das Vollendetste in seiner tragischen Kunst galt. Richard II. und Heinrich IV., beide Theile in Eins zusammengezogen, folgten; ein Jahr darauf, kurz eh' seine erste Hamburger Direction endete, gab er den Macbeth und in Viel Lärm um nichts den Benedict.

Hiermit war Shakspeare ein für alle Mal der deutschen Bühne gewonnen. Und für den Styl der Schauspielkunst eröffnete sich eine neue Epoche; man nannte Schröder „den Vertrauten der Natur,“ mit und an Shakspeare war das hohle aufgestelzte Pathos gestürzt, Wahrheit! das Stichwort geworden, obschon, was man damals Wahrheit nannte, hinter dem Schwung der Shakspeareschen idealen und romantischen Wahrheit noch weit zurückblieb. Schröders Lear z. B. köpfte das Werk des Briten; er ließ bekanntlich die Theilung des Reiches und die Verstoßung der Cordelia fort. Seine Bear-

tung Richards II. unterdrückte die ganze erste Hälfte der Hauptrolle, zeigte den König nicht in seinem despotischen Uebermuth und hob somit die tragische Verschuldung auf. Er verhüllte also die dichterische Idee beider Dramen. Iffland faßte mit seinen eignen Stücken und seinem Spiel auf dem Boden dieser prosaisch wahren, bürgerlichen Auffassung und Darstellung festen Fuß; auch bei ihm entbehrt das Werk des Dichters wie des Darstellers aller Genesis, sein „Spieler" z. B. hat selbst keinen psychologischen Anfang, giebt in den mittleren Acten treffende stehende Tableaux aus der Wirklichkeit, um auch in der Peripetie des Stückes zum Schluß alle dichterische Schöpferkraft schuldig zu bleiben. Den Momenten des Wahrhaftigen in einzelnen Zügen wurde das dichterische Ganze geopfert, oder vielmehr man kannte die poetisch wahren, höheren Anforderungen nicht, und das Werk des Dichters blieb bloßes Material zur „Menschendarstellung," wie Iffland schon in Mannheim seine Fragmente über die Schauspielkunst betitelte.

Eduard Devrients Schluß: daß Schauspieler es seien und sein müßten, die uns, soweit es mit unseren Ueberzeugungen und Gesetzen vom Schönen und Wahren zuträglich, den ganzen Shakspeare zu geben hätten, widerlegt sich mit dieser unserer Darlegung, die sich auf dessen eigne Angaben stützt, eigentlich von selbst. Shakspeare bedarf des poetischen Verständnisses, um richtig bearbeitet zu werden, wie er denn auch im Darsteller nicht blos den erfahrenen Menschenkenner fordert, sondern den Schwung der Phantasie im Mimen gleich sehr verlangt. Daß Shakspeare eines der bedeutendsten Schauspielertalente gewesen, ist auch kein richtiger, von Eduard Devrient gezogener Schluß. Man weiß geschichtlich nur daß er den Geist im Hamlet, den Adam in Was Ihr wollt gespielt, zweifelsohne, nach unserem Gefühl wenigstens, auch den Bruder Lorenzo in Romeo und Julia, kurz, Rollen der innern Beschaulichkeit, die gleichsam wie der Chor in der alten Tragödie ein höheres, über dem Stoff stehendes Bewußtsein zum Ausdruck bringen. Seine bittern Humoristen, jene Mercutio, Biron, Benedict, — entschiedene Ausprägungen seiner Subjectivität als Mensch, — spielte William nicht; er hätte sie gewiß gespielt, wäre der mimische Darsteller in ihm mächtiger gewesen; er spielte jene obenerwähnten, Stoff und Situation überschauenden Rollen, weil in ihm der Dichter, der über dem Ganzen webt und waltet, vorherrschend und mächtiger als der Darsteller war. Daß er von seinem Handwerk und von seiner mimischen Kunst die besten Ergebnisse, Erfahrungen und Einsichten seinen Gedichten zugutekommen ließ, versteht sich. Ganz anders aber wie Molière, der in seinen Stücken die Hauptrollen spielte und, mehr Schauspieler als Dichter, nur diese von Vorstellung zu Vorstellung immer weiter bis ins äußerste Detail ausbaute und erweiterte, während die anderen Gestalten und Partien in seinen Stücken, die er als Virtuos seiner Rolle fallen ließ, um so mehr in ihrer trocknen Dürre damit contrastiren. Shakspeare dagegen waltete als Dichter mehr in und über dem Ganzen seiner Schöpfung, lebte gleichsam jede seiner Gestalten in sich weiter fort und ließ sie sich erweitern, sich bereichern, dergestalt daß er jede neue Aufführung seiner Stücke wie eine neue Auflage ansah, deren ungedruckten Text veränderte und verbesserte. Je einfacher zu seiner Zeit die äußeren Bühnenmittel der Darstellung waren, desto leichter war es dem Dichter gestattet, sein Stück von einer Darstellung zur anderen umzugestalten, es mit Zwischen- und Einlagen zu erweitern. Solcher Zwischen- und Einschiebsel sind z. B. im Hamlet, seinem Lieblingswerk, viele. Die Scene mit den Schauspielern unter anderem ist eingelegt, im Bau des ganzen Stückes ist des Prinzen wirkliche Reise nach England sammt abenteuerlicher Rückkehr ein episodischer Luxus, Hamlets Verhältniß zur Ophelia vertiefte sich immer mehr, und die ganze Dichtung ward gemach so überreich daß sie fast aus dem Rahmen trat. Und Shakspeare schuf nicht blos manches seiner Dramen, wie König Johann, Hamlet u. a. in verschiedenen Epochen ganz neu, er stattete auch jede einzelne Rolle in allen mit größerer Fülle aus, blieb für sie der weiterbildende Dichter, dehnte sie im Detail immer weiter aus und verschärfte sie mit epigrammatischen Spitzen und ergreifenden Zügen, sowohl aus dem Seelenleben der menschlichen Natur wie aus dem wirksamen Bereich der darstellenden Ausdruckweisen. So aber geschah es daß er, sollen wir es offen eingestehen, seine Gestalten wie seine Stücke episodisch überhäufte. Die einzelnen Figuren wurden überwürzt, der Bau der Dramen überlastet, Charaktere und Situationen tieften und weiteten sich allzu sehr aus und gewannen geistig und stofflich ein überwucherndes Leben, einen Ueberschuß an Kraft und Fülle, der nicht blos die Gesetze nach Zeit und Raum, wie sie Aristoteles verlangte und Lessing sie festhielt, sondern auch alle menschenmögliche Bedingung zur Darstellung mit dem Aufwand der Mittel von heute überschreitet. Daß Shakspeare oft aus zwei italienischen Novellen Ein Drama schuf, — er verwob zwei Fäden künstlerisch, mit Humor und Uebermuth zu Einem Knoten und verknüpfte sie auch in der Idee, — stößt die Forderung nach Einheit in der Fabel nicht um. Aus dem Stoff des Lear hätte Sophokles eine Trilogie, wenigstens einen König Oedipus und einen Oedipus in Kolonos gestaltet. Das kann uns nur bestätigen, um wieviel höher und reicher ein Drama des Briten gegen den Hellenen ist; — gehen uns aber die fast übermenschlichen Kräfte der Darsteller ab, um den Jupiter tonans im Lear und den gesühnten, den weinenden Lear bei Cordelias Anblick in Einem Rahmen gleich mächtig zu geben, so werden wir, dünkt mich, vor dem Ueberreichthum Shakspeare's stutzig werden und uns vielleicht ohne Scheu und Bedenken nach Lessings dramatischer Architektur und nach dem einfachen Gesetz des alten Stagiriten wieder umsehen müssen.

Dazu kommt des großen Briten mittelalterliche Welt, die nicht die unsrige ist. Seien wir auch hier nicht ungerecht gegen den fortgeschrittenen Geist der Jahrhunderte! Die Aristokratie der Nobili ist schwächer, aber die Herrschaft der Ideen in den Massen mächtiger geworden. Shakspeare war, bei aller eingestandenen Ueberlegenheit seines Selbstbewußtseins, als Mensch und Genosse seiner Zeit doch nicht des leitenden Geistes im Thema seiner Stoffe so weit Herr und Meister, um sich der alten Feudalsitte ganz zu entziehen. In der vollblütigen Kraft lag zugleich die Schwäche jenes Mittelalters. Acte der Gräuel waren noch zu Elisabeths Zeit an der Ta-

gesordnung. Es ist eine auch von Bodenstedt nachgesprochene Phrase daß mit Elisabeth „die Herrschaft des Geistes" der Herrschaft der Faust und Gewalt in England ein Ende gemacht. Der Protestantismus war und blieb noch Partei im Lande und suchte den noch immer blühenden katholischen Usus mit Gewaltacten zu unterdrücken. In den Logen des Globustheaters saßen die Enkel jener Heroen, die als Kämpfer in den Kriegen der weißen und der rothen Rose über die Bretter schritten. Und diese Enkel der „eisernen" Barone hatten noch die erforderlichen Nerven, um einem alten Gloster im Lear, ganz nebensächlich und episodisch, die Augen aushöhlen zu sehen. Eduard Devrient sagt, daß Shakspeare nur durch Hinweglassungen für die Bühne von heute eingerichtet werden dürfe. Wir bezweifeln ob dies ausreicht, wenn es zugleich darauf ankommen soll, zu untersuchen, ob und worin der Shakspearesche Dramenstyl der absolut mustergültige. In der Composition seiner Stücke ist auch die Peripetie bei Shakspeare sehr oft eine falsche. Die heutige Kritik müßte, wenn sie sich nicht aus Furcht von der Autorität knechten ließe, eingestehen und würde, wenn die Stücke als neue Schöpfungen von heute vor sie hinträten, kein Hehl daraus machen, daß z. B. in Macbeth, Lear, Julius Cäsar, Kaufmann von Venedig u. a. die Handlung sich überstürzt und die lange Verschleppung der nachfolgenden Situationen nicht dem entsprechend einen gesetzlichen und richtigen Auslauf hat. Die Ermordung des gnadenreichen Duncan tritt nicht mit hinreichender Vorbereitung in die Akme, die Spitze und den Hochpunkt des Stückes. Lear steht zu früh auf dem Gipfelpunkt seiner Despotie mit der Theilung des Reiches. „Brutus" müßte das Stück heißen, wenn die Ermordung Cäsars so früh eintreten und die langgesponnene, fast epische Entwickelung der nachfolgenden Zustände mit Brutus und Cassius sich als Hauptthema ergeben sollte. Im Kaufmann aber endet die Katastrophe mit dem vierten Acte, und der fünfte ist nur ein sachlich überflüssiges, lyrisch musikalisches Nachspiel. — Ein poetischer Bearbeiter Shakspeare's hat mit Hinblick auf diese falsche Architektur und Composition möglichst das Gleichgewicht zu vermitteln. Der Ueberreichthum Shakspeare's erlaubt das, ehrlich eingestandene Ueberzeugung zwingt dazu. Die Ueberstürzung in der Erreichung des Gipfelpunktes im Drama kann nur durch gleich rasche Erzielung der Endausgleichung in Symmetrie und Harmonie gebracht werden. Daß Bruder Lorenzo in Romeo und Julia schließlich noch den ganzen Sachverhalt des Stückes in seiner Beichte recapitulirt, ist dramatisch weder nöthig, noch theatralisch erträglich. Der Geist eines vorgerückten Zeitalters ist keineswegs allzu poetisch, im Gegentheil in seiner vorherrschenden Verstandesrichtung zu unruhig und zu nüchtern geworden, um sich solchem Laisser aller, solcher Fahrt gleichsam mit vollen Segeln, mit ganzer Dampfkraft und ohne Bremse, anzuvertrauen.

Der dichterischen Hand bedarf, wer Shakspeare's Dramen für Sinn und Bedürfniß unseres Zeitalters bearbeiten, sie für die deutsche Bühne dauernd gewinnen will. Dichter freilich waren es, die sich an ihnen auch versündigt. Nach der Schröderschen Schauspielperiode haben wir die neue Triebkraft zur Förderung des deutschen Theaters im Lager unserer beiden großen Dioskuren in Weimar zu suchen. Deren dramatischer Styl schwankte jedoch nach den polartig verschiedensten Richtungen. Goethe hatte zuerst den Götz geschrieben, diese chronikartige Reihenfolge dialogisirter Bilder. Er selbst erschrak vor der Ausartung, vor der Entwöhnung von allem dramatischen Gesetz, die er damit hervorgerufen, und kehrte mit Clavigo zu Lessings Styl und Architektur zurück, drängte aber, während er eine Zeitlang bald darauf das Singspiel pflegte, schon im Egmont an's Gebiet der Oper hin und gab dann im Tasso einen idealen Niederschlag seiner antikisirenden Richtung, die sich alles historischen Stoffes, aller Blutwärme der lebendigen Menschenwelt entschlug, um aller Wirklichkeit abstract gegenüber schließlich in der Natürlichen Tochter „marmorglatt und marmorkalt" zu versteinern. Diese steigende Verflüchtigung des Realen ist allem dramatischen Leben, war allem was Shakspeare heißt, schnurstracks entgegen. Schiller begann ebenfalls mit von Shakspeare dem deutschen Geiste eingesenkten dramatischen Urtriebkräften, wie seine Räuber und speciell sein Franz Moor bezeugen; er gab dann mit Cabale und Liebe in Styl und Charakteren Lessingsche Reminiscenzen, um im Fiesco, rechnen wir die Verzerrung und Schwäche der Frauengestalten ab, in einem großen nationalpolitischen Thema voll Männerkraft die Hochpunkte annähernd zu erreichen, die er auf selbständigen Füßen ideal im Carlos festhalten zu wollen schien. Seine wissenschaftlichen Studien unterbrachen den Weiterbau seiner dramatischen Poesie und in seinem größten, seinem umfangreichsten Gedichte, im Wallenstein, begann schon die bedrohliche Ablösung des Realen vom Idealen, indem er das Lagerleben abschied vom Gedankenproceß der Hauptgestalten. Die Ideale werden blaß, stellen sie sich abstract der realen Welt gegenüber. Nach Shakspeareschem Maßstab ist Schillers Maria Stuart nur ein letzter Act der ganzen Tragödie vom Leben der Heldin; in der Jungfrau von Orleans versteigt sich das Seelenleben der Figuren in ihrer Trennung von der geschichtlichen und thatsächlichen Menschenwelt bis zu einem somnambulen Idealismus. Schillers Größe errang und gab das Höchste im Gebiet der dramatischen Ideen, sättigte sich aber nicht wie Shakspeare mit den Stoffen der Welt und suchte für seinen absoluten Gedankengehalt im Drama nach immer neuen Formen. Er ließ sich, zu seinem Nachtheil, von der antikisirenden Richtung seines großen epischen Freundes zügeln, um doch in der Braut von Messina zu den Maßen der Antike die betäubenden Reize der spanischen Romantik zu gesellen, in seinem Schwanengesang aber die wunderbare Mannichfaltigkeit seiner großen Natur klar und harmonisch mit sich selber zum Ausgleich zu bringen.

In diesem Wechsel ihrer Stylarten für's Drama und in diesem Suchen nach dem allerhöchsten Ausdruck ihres reichen und tiefen Inhalts, gingen unsere beiden Dichter der Weimarzeit an die Bearbeitung Shakspeare's, der für seinen höchsten Gehalt die allzeit fertige Form, seinen festen nationalen Styl von Anfang an besaß. Dieser sein Styl ist nicht der unsrige, kann auch nicht der unsrige werden; schon Lessing warnte, Shakspeare nachzuahmen, statt ihn zu studieren. Dem antiken Ideal entsprach für Goethe und Schiller nicht seine dramati-

sche Architektur und Malerei. Das Colorit der mittelalterlichen Gewaltsamkeit mit dem romantischen Faustrecht muß in einem Shakspeare, der der unsrige sein soll, ebensosehr gedämpft, wie die überwuchernde Fülle seiner Episodenausgestaltung gemildert werden. Darin fühlten die Dioskuren ganz richtig, allein sie wollten seinen freien Waldwuchs nicht blos nach ihren Parkanlagen, sondern sogar mit der Gartenscheere der französirten Antike Racine's zurechtschneiden. Gegen die Romantik seines Humors hatten Beide eine Aversion; der Eine nannte Mercutio und die Amme müßige Schwätzer, der Andere verwandelte seine Hexen in überirdische Nornen, seinen trunkenen, von den Elementen der Gewitternacht betäubten Schließer in einen Betbruder. Und was noch tiefer griff: Goethe entfernte aus Romeo und Julia alles Staatliche, alles öffentlich Volksthümliche, um der dramatischen Poesie alle politische Perspective, allen freien Zusammenhang mit dem Nationalleben zu nehmen und jene Tragödie der Liebe, in welcher der Familienstreit sich als öffentliche Parteiung auf dem Forum des Volkes bethätigt, auf eine Herzensgeschichte am häuslichen Heerde zurückzudrängen, wie denn auch Goethe's Wilhelm Meister in Shakspeare's Hamlet nach dessen Fall dem Horatio freundschaftlich familiär die Krone zuspricht. Der große Brite schrumpft damit zu einem modernen Salon- und Hofpoeten zusammen, während uns sein drastisch freies Völkerleben selbst auf die Gefahr tragischer Conflicte mit allen Wagnissen fesselloser Kraft, ebenso noththut wie sein Humor, der Alles, selbst den Untergang heroischer Menschengröße, überwindet.

Was die beiden großen Classiker von Weimar am Briten verschuldet, suchte dann Tiecks Romantik im entgegengesetzten Aeußersten wieder gutzumachen. Wir wären auf dem festgehaltenen Wege jener Beiden ganz von Shakspeare abgekommen; glücklicher Weise ließ sich die Praxis der deutschen Bühne nicht von ihnen beirren, nur daß es ihr zur Bearbeitung des Briten an der poetischen Hand gebrach. Aus Tiecks deutschen Kaisertragödien wurde nichts. Er hätte uns damit Shakspeare's Styl nationalisiren und die theatralische Schablone Raupachs, die den großen Stoff unserer Hohenstaufen verbraucht hat, hintertreiben sollen. Statt dessen hat unser romantischer Phantasus Zeit Lebens Shakspeare studiert, um Zeit Lebens den „einigen, untheilbaren und unantastbaren“ Shakspeare von der Bühne zu fordern, „wenn auch Schauspieler und Publicum daran erwürgten.“ Seine Verdienste um den Shakspearecultus sollen und können in keiner Weise geschmählert werden. Seine eigene Novellenpoesie bezeugt ohnedies, obwohl krankhaft fieberisch, bald grell und überreizt, bald mit Mondscheinbeleuchtung verblaßt, eine phantastische Abschattirung der Shakspearischen Charakterwelt. Von Shakspeare's offenem Sonnenschein hat Tiecks Poesie nur die Magie der Abendschatten, von seinen Sturmnächten nur die dämonischen Zuckungen phantastischer Laune. Und es gehört zu Tiecks kritischen Illusionen, zu wähnen und zu wünschen, das Theater der Gegenwart könne und solle in den nackten Anfang und zur Einfachheit der Shakspearebühne zurückkehren. Der reicher gewordenen Mittel sich entschlagen wollen, hieße eine klösterliche Entsagung und eine Fastenspeise predigen, während alle Welt an der vollen Tafel des Lebens schwelgen möchte. Allein, wie wir im Streit über Geist und Stoff bei der wachsenden Erkenntniß des Materiellen der Herrschaft des Geistes verlustig zu gehen Gefahr laufen, so könnte leicht das deutsche Theater beim Ueberwuchern der Musik, zumal unter der Herrschaft einer tollgewordenen Zukunftsmusik, und gleich sehr unter den Sinnenreizen des Ballets, sich bei allem Hochmuth in eitel Sybaritismus auflösen und die Poesie zu Grabe tragen. Shakspeare hält den angewachsenen Reichthum der Artistik von heute nicht blos aus; man kann ihn für seine Dramen zulassen und verwenden, eine glänzende Illustration seiner Gedichte mit Hülfe aller Nebenkünste setzt seinen Gedankengang, seine innere Charakterwelt nur noch in ein helleres Licht. Selbst Mendelssohns Musik zum Sommernachtstraum hat Shakspeare's Gedicht nicht ganz weggespühlt, nicht in Tönen ertränkt. Wir können es also annehmen und gutheißen wie Franz Dingelstedt auch mit Musik von Taubert und mit Hülfe aller Maschinenwerke der Zauberoper den Sturm aufführt, den Macbeth, dessen deutschen Text er nach Schiller, Tieck und Kaufmann feststellte, in Scene setzt. Er gab jetzt beide Texte in seinen „Studien und Copien nach Shakspeare“ (Pesth, Wien und Leipzig bei Hartleben). Dagegen erinnern wir, daß schon nach Tiecks Meinung bei der Sophokleischen Antigone in Mendelssohns Musik das Wort des Dichters halb unterging, der alte weise Meister der Romantik doch ernstlich rieth, für ein ander Mal den Text des Gedichts, der doch Hauptsache sei, mehr zu seinem Recht kommen, weniger von Tönen wegspühlen zu lassen. Dichter von weniger starkem, sei's stofflichem oder gedanklichem Gehalt gehen an der Musik und an den Nebenkünsten entschieden zu Grunde. Die englische Bühne von heute bezeugt uns diesen Banquerott. „Als Macready — schreibt Dingelstedt in seinen „Studien“ — den Manfred von Byron aufführte, verschwand das Stück vollkommen in dem Alpenpanorama, welches der Decorationsmaler aus demselben geschaffen. Ebenso wurde Byrons Sardanapal, auf dem Prinzeßtheater dargestellt, in ein Ninivitisches Antiquitätencabinet verwandelt, worin Monsieur Sharp vom British Museum die gelehrten Entdeckungen Layards exhibirte.“ — Englands Schöpferkraft hat nur politische, nur mercantil sociale Eroberungsgedanken, zum Plumpudding der englischen Nationalfeste liefern die Genien und Musen nur das piquante Gewürz; die schöpferische Poesie ist dort auf die secundäre Rolle des Romans zurückgedrängt. — „Die Londoner Theater — fährt Dingelstedt fort — sind nicht nur in ihrem Bestreben, dem Krystallpalast und Sydenham Concurrenz zu machen, nachgerade auf dem Standpunkt der exhibition angelangt, sondern sie haben auch unterwegs soviel von innerem und dichterischem Leben eingebüßt, daß das Gleichgewicht zwischen Poesie und Scenerie gestört worden; auch wenn sie in dieser nicht zu viel thun, besitzen sie von jener zu wenig.“ Wenn Dingelstedt in Bezug auf Goethe's Bearbeitung von Romeo und Julia von „des alten Herrn richtigem Seherblick“ spricht, „welcher, über die engen Grenzen der gegebenen Bühne hinausgreifend, die Auflösung der Schranken zwischen den einzelnen Gattungen der dramatischen Darstellung als nothwendig erkannte und in dem harmonischen Zusammenwirken aller Künste das

ideale Ziel der Bühne fand", — so ist dagegen nur in Erinnerung zu bringen, daß bei dem Umsichgreifen der Musik, welche in Deutschland bereits alle Gebiete der Poesie plündert, um sich die Herrschaft anzumaßen, das von ihr angekündigte Drama der Zukunft sicherlich den Untergang aller Kunst gewärtigen läßt. Shakspeare's Sturm, nach Dingelstedt mit Tauberts Musik, erschien 1855 zuerst in München, dann 1857 in Weimar. „In Dresden, meldet Dingelstedt, soll eine andere, mit welcher der dortige Dramaturg, Pabst, seit längerer Zeit beschäftigt ist, und zu der dessen Bruder, der Tondichter der „letzten Tage von Pompeji", die Musik setzt, zur Aufführung gelangen." — Wir erinnern auch an die Bearbeitung von Antonius und Kleopatra, welche Dresden von Julius Pabst vor Jahren brachte und wieder fallen ließ, während in Wien Halm und Laube den Cymbeline für die Bühne einrichteten. Das deutsche Theater braucht den ganzen Shakspeare, d. h. nicht den wörtlich gegebenen, sondern den von poetischer Hand in allen seinen Dramen für die Darstellung der Mittel und der Forderungen von heute wiedergebornen. Texte für Tonkünstler können seine gewaltigen Dichtwerke nicht abgeben. Dingelstedt hat im Macbeth zuerst die Macduffscenen für die Bühne hergestellt, während Taubert in Berlin dies Drama von neuem für eine Oper ausbeutete. Deinhardtstein erfand in „Was Ihr wollt" für die beiden Gestalten Sebastian und Viola eine virtuose weibliche Doppel- und Paraderolle. Holtei verfälschte die Komödie der Irrungen mit neuen Späßen, die schneller veralteten als Shakspeare's ewig jugendlicher Humor. Dingelstedt verwirft beide Bearbeitungen. Es ist dann aber seines Amtes, bessere zu geben. Shakspeare bedarf nicht neuer Würze, aber er bedarf der Verjüngung, namentlich in der Architektur und der Composition. Bei den Hülfsmitteln der jetzigen Artistik würde er selber den Episodenbau seiner Dramen zur strengeren Einfachheit in Handhabung des Stoffes gezwungen haben. Dingelstedt spricht, aus Furcht vor den gelehrten Scholiasten, sehr schüchtern von der „scheinbaren" poetischen Fahrlässigkeit in Führung der Fabel; er sollte die wirkliche eingestehen, da Calderon weit mehr Meister in der Durchführung der Intrigue ist, des alten Stagiriten Gesetz, daß in der Tragödie die Fabel nicht vom Durchbruch der Charaktere gestört werden dürfe, noch immer gültig bleibt. Dingelstedt verwirft auch Laube's Zusammenziehen der beiden vierten Heinriche. Wir unsererseits möchten noch weiter gehen und eine Verschmelzung beider Heinriche IV. mit Heinrich V. für heilsam erachten, um, was in allen drei Stücken blos dramatische Chronik und zeitgemäßer Nationalspaß in Carnevalslaune ist, zu einem für alle Zeitalter stichhaltigen Drama zusammenzudrängen.

Soweit reichen für jetzt unsere Studien und deren Ergebnisse in Bezug auf das scenische Leben Shakspeare's in England und Deutschland. Es bleibt noch übrig, zu untersuchen, wieviel über sein persönliches Leben und die subjective Werkstatt seines Dichtens von der neuesten Forschung ermittelt wurde.

F. G. K

Das Klima von Ostindien.

„Wie ist dort das Klima?" ist eine Frage, welche sich natürlich allen Personen aufdrängt, die im Begriff stehen, auf längere Zeit ihren Aufenthalt in Ostindien zu nehmen. Einige Vortheile in Gestalt pecuniären Gewinnes oder gesellschaftlicher Stellung, welche Indien gewähren mag, würden, wenn nur auf Kosten der Gesundheit, zu theuer erkauft, und in der That können diese Vortheile überhaupt nicht gewonnen werden, wenn nicht ein gewisses Maß von Sicherheit oder mindestens wahrscheinliche Aussicht da ist, daß das Klima den Constitutionen Derjenigen zusagt, welche in eine der drei Präsidentschaften sich begeben.

Nothwendiger Weise muß in einem so ungeheuren Continent, der so verschieden an physischer Beschaffenheit ist und der 20 Grade der Breite umfaßt, auch eine große Verschiedenheit des Klimas stattfinden. Die Luft der Berge ist reiner und kühler wie die der Ebenen; wo Dschungeln und Sümpfe vorherrschen, muß es verderblicher sein, als wo dieselben fehlen; und übermäßige Dürre ist ebenso nachtheilig als zu große Nässe. In Indien finden wir alle topographischen Eigenthümlichkeiten, welche entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen, und jede Präsidentschaft wird mehr oder weniger durch die Unterschiedlichkeit ihrer geographischen Lage beeinflußt.

Die Lage von Bengalen ist niedrig und flach; in einigen Theilen ist der Boden mehr trocken und sandig, in anderen mehr feucht und lehmig. Während 8 Monate im Jahr, das ist vom November bis Juni, fällt kaum ein Tropfen Regen, ausgenommen den seltenen Fall eines Gewitters, welches den Staub anfeuchtet und die glühende Atmosphäre abkühlt. Anderntheils ist dagegen von Juli bis October ein trockener Tag eine Seltenheit. Der Regen fällt dann mehrere Tage unaufhörlich hinter einander, oder auch während einer gewissen Zeit an jedem Tage, füllt die Flüsse an und Cisternen und verbreitet Feuchtigkeit überallhin. Damit der Leser sich einen Begriff von dem Grade der Hitze machen kann, wird es hinreichend sein, hier zu bemerken, daß der niedrigste Grad des Thermometers im Januar früh Morgens 52 Grad Fahrenheit, und der höchste Grad des Nachmittags 65 ist. Das ist nun für hier milde und annehmlich genug. Zu keiner Zeit des Jahres sinkt das Thermometer unter 52 Grad herab. Nach Januar beginnt es allmählich zu steigen, erreicht Abends im Februar 75 Grad, Nachmittags im März 82 Grad. Im April steigt das Quecksilber bis zu 90 Grad im Schatten und 110 Grad in der Sonne. Im Mai wechselt es im Schatten von 85 Grad des Morgens bis 98 Grad des Nachmittags, steigt aber, wenn der Sonne ausgesetzt, bis zu 140 Grad. Der Monat Juni findet es noch immer steigend. Es ist häufig Nachmittags im Schatten 96 Grad, jedoch der Regen beginnt in Mitte des Monats zu fallen, und die Luft wird kühler, sowie wir uns dem Juli nähern. Das Thermometer fällt im letzten Monat bis auf 80 und 89 Grad. Es

behält dieselbe Höhe im August. Im September fällt es bis zu 78 während des Morgens und steigt wieder bis 85 am Nachmittage. Im October erreicht es selten einen höheren Grad als 80 am Nachmittage, von wo ab es im November bis zu 75 und im December bis zu 65 Grad des Nachmittags heruntergeht.

Die Jahreszeiten in der Präsidentschaft Bombay kommen mit denen in Calcutta überein. Das Thermometer variirt ungefähr zwischen denselben Graden wie in Bengalen, und obgleich selbst in den heißesten Monaten die wohlthätige Abwechslung durch ein Gewitter niemals vorkommt, so kühlen doch die Seewinde, welche gegen Mitte des Tages sich einstellen, die Hitze der Atmosphäre ab. Zeitig im Juni beginnt der Süd-West-Monsoon (Passatwind), der Regen fällt in reichem Ueberfluß und die Luft wird kühl und angenehm.

Die Jahreszeiten und Temperatur in der Präsidentschaft Madras unterscheiden sich von denen in den beiden andern Präsidentschaften. Januar und Februar sind die kältesten Monate im Jahr. Das Thermometer variirt zwischen 75 und 78 Grad. Der Regen fällt andauernd in leichten Schauern, sodaß er den Boden einen Zoll tief anfeuchtet. Vom März bis Juni hält sich das Thermometer zwischen 76 und 87 Grad. Im Juli beginnt der Regen und das Thermometer fällt dann bis 84 Grad. Es behält diese Scala inne fast durch den ganzen August und der Regen dringt etwa 4 Zoll tief ein. Im September fällt das Thermometer bis auf 83 Grad und der Regen mehrt sich. Im October beginnen die Wolken eine dichtere Gestaltung anzunehmen als je vorher; das Thermometer geht bis auf etwa 81 Grad herunter und die eigentliche Regenzeit tritt jetzt völlig ein, gerade da sie in den andern Präsidentschaften aufgehört hat. Während des Novembers fällt der Regen mit großer Heftigkeit, sodaß nicht weniger als 14 Zoll hoch Feuchtigkeit abgelagert werden. Das Thermometer fällt im December bis auf 75 Grad und der Regen läßt dann allmählich nach.

Wie leicht begreiflich, so wird jedes Mittel, welches menschliche Kunst ausfindig machen kann, um die Unbequemlichkeit der Hitze zu verringern, in Anwendung gebracht. Der Ponkah (ein von der Decke herabhängender großer Fächer) wird beständig über dem Kopfe des Europäers schwebend erhalten; die Fensterblenden des Hauses werden verschlossen gehalten, und so wenig Licht, als nur eben unentbehrlich ist, von außen einzulassen; Matten von wohlriechendem Grase sind vor Thüren und Fenstern aufgehängt, und werden beständig mit Wasser angefeuchtet, und der Vorsichtige wendet alle mögliche Aufmerksamkeit auf Kleidung und Diät. Vom November bis März mag man mit Nutzen wollene Kleider tragen; während des übrigen Theils des Jahres aber kleidet sich Jeder in weißes Baumwollenzeug. Niemand wagt sich in die Sonne ohne einen Sonnenschirm von breiter und schattender Form oder in verdecktem Palankins.

Nichtsdestoweniger ist die europäische Constitution den Angriffen von mancherlei Krankheiten ausgesetzt. Fieber, Dissenterien, Leberleiden, Cholera-Morbus und Rheumatismus sind häufig; außerdem giebt es, da das Klima auf schwache wie auf starke Naturen sich geltend macht, noch eine Anzahl kleinerer Uebel, welchen nur Wenige entgehen. Diese letzteren bestehen aus einem sehr empfindlichen Hautausschlage, genannt prickly heat (Hitzblattern), Pusteln und Schwären. Die letztgenannten entwickeln sich bis zu einem bedeutenden Umfange, sind dabei außerordentlich schmerzhaft und störend, und sehr oft wird die Lanzette nothwendig, um den Kranken davon zu befreien. Verstopfung ist auch ein sehr verbreitetes Uebel, wogegen nur Bewegung und stimulirende Arzeneien helfen. Hieraus muß man jedoch nicht folgern, als ob alle Personen ohne Unterschied in Ostindien von Krankheiten befallen würden. Manche Individuen verbringen ihr Leben abwechselnd in allen Theilen des Reiches und kommen mit ein oder zwei Anfällen der schlimmen Uebel davon, und nicht Wenige leben 20 bis 30 Jahre ganz und gar von Krankheit unbehelligt. Der Schreiber dieser Zeilen war in der Hinsicht merkwürdig begünstigt; während eines Aufenthaltes von 21 Jahren — wovon die eine Hälfte in Bombay, die andere in Calcutta verbracht wurde — war derselbe auch nicht einen Tag krank.

Wenn aber auch Krankheit den Einwohner in irgend einer Präsidentschaft überkommt und die Geschicklichkeit des Arztes sich dagegen nutzlos erweist, so verbleibt ihm noch ein großes Hülfsmittel zur Genesung in der gesunden Luft der Berge, welche sich in der Nähe jeder großen Stadt befinden. Der Bewohner Calcuttas kann so sich Heilung verschaffen, indem er auf einige Zeit sich nach dem Dardschilingberge (zur Sinchulbergkette gehörig) begiebt, wo er ein Klima findet so gemäßigt wie das in unserem Geburtslande. Dieser Platz ist in kurzen Märschen innerhalb 3 bis 4 Tagen zu erreichen, und aus der brennenden Ebene findet der Kranke sich dergestalt 7200 Fuß über das Niveau des Meeres in einer Temperatur von 55 Grad Fahrenheit versetzt. Von Madras aus sind die Neilgherryberge mit Leichtigkeit in einer Woche zu erreichen und zu Otocumand, der Hauptstation oder Niederlassung, findet man das schönste Klima von der Welt, wo die Genesung unaufhaltsam von Statten geht. Bombay rühmt sich seiner Mohabuleschwarberge, welche weniger denn 70 (englische) Meilen entfernt sind, und leicht zu Boot oder im Palankin erreicht werden können. Hier erhält sich die mittlere Temperatur das Jahr hindurch auf 66 Grad, und eine prachtvolle Landschaft, verbunden mit der heilsamen Luft, giebt dem Siechen bald neue Lebenskräfte.

Vielleicht der beste Beweis nach all diesem, welcher von der Gesundheit des Klimas in Indien angeführt werden mag, ergiebt sich jedoch aus der Prosperität der Lebensversicherungsgesellschaften daselbst. Ihre Verluste sind nur geringe, denn es ist durch statistische Nachweisungen, welche kürzlich hierüber veröffentlicht worden sind, festgestellt, daß der jährliche Verlust an europäischen Leben in Ostindien die Sterblichkeit in England nur um 3/4 Procent jährlich übersteigt.



Beatrice Cenci.

In der Nähe des Ghetto in Rom wird dem Fremden ein graues altes Gemäuer gezeigt, finster und unheimlich, wie die Geschichte seiner letzten Bewohner. Es trägt den Namen des Palastes der Cenci. Dieser Name ist durch das Schicksal der schönen und unglücklichen Beatrice weltbekannt geworden. Ihr Porträt, dessen Original von Guido Reni, in der Sacristei der Kirche San Pietro in Vincolo hängt, erblicken wir in jedem Bilderladen; der jugendlich schöne Kopf, ein wenig über die linke Schulter gewandt, und dadurch wie aus dem Bilde heraussehend, die Stirn mit einem weißen Tuche turbanartig umschlungen, die Züge, so zart und weich, daß Kind und Jungfrau hier noch zu verschmelzen scheinen, wer hätte das Alles nicht betrachtet und wieder betrachtet, ohne sich des Gedankens erwehren zu können, daß aus solchen Augen keine Schuld zu blicken vermöge! — Und doch hat das Gesetz sie gerichtet, und den Namen einer Vatermörderin an ihre Stirn geheftet. —

Es war am 10. September 1592, als die Diener der Gerechtigkeit an die Thore des alten Palastes der Cenci klopften, und alle, die diesen Namen trugen, vor die Schranken forderten. — Das Haupt der Familie, Francesco Cenci, war während seines Aufenthaltes auf dem Schlosse Rocca Petrella plötzlich gestorben. Dies Schloß lag jenseit der pontinischen Sümpfe auf neapolitanischem Gebiete. Ein Verbrecher, den man eingefangen, hatte in sein Schuldbekenntniß auch den Mord des Francesco Cenci mit eingeschlossen, und dessen Kinder angeklagt, ihn dazu gedungen zu haben. Beatrice namentlich sollte ihm den Dolch gereicht und nach vollbrachter That 2000 Piaster ausgezahlt, und diesem Preise noch einen kostbaren gestickten Mantel beigefügt haben. — Die päpstlichen Sbirren führten sie vorläufig in das Gefängniß nach Corte Savella ab. —

Die Herzogin von Santa Croce war erst in der Woche zuvor um ihrer Erbschaft willen von ihrem Sohne ermordet; der Heilige Vater wollte somit ein Beispiel an den Cenci geben, wie man in seinem Staate das Verbrechen strafe.

Francesco Cenci, um dessen Tod es sich handelte, hinterließ 7 Kinder. Er hatte sich in seinem 20. Jahre mit einem sehr schönen Mädchen verheirathet, und sein Leben auf jede Weise genossen. Der Glanz seines Namens wie sein Reichthum boten ihm Alles, was die Güter des Glücks gewähren können. Seine Gattin starb ihm sehr plötzlich, und wenige Wochen darauf führte er Lucrezia Strozzi als ihre Nachfolgerin in sein Haus. Die Stiefkinder sahen die junge Mutter nicht gern. Er entfernte sie, und überließ sie ihrem Schicksal. Nur Beatrice und Bernardino, die beiden jüngsten, blieben zurück; an Diesen ließ er seine Laune aus und quälte sie mit ungerechten Züchtigungen. Das kleine Mädchen hob oft flehend ihre Hände zu ihm empor, wenn er sie an ihrem langen, blonden Haare durch die Zimmer des Palastes schleppte, und bat ihn, ihr nur zu sagen, was sie verbrochen, damit sie seinen Zorn vermeiden könne. Aber keine Antwort erfolgte.

So wuchs Beatrice auf, den Groll im Herzen, den die Härte und die Ungerechtigkeit erzeugt. Ihre älteren Geschwister hatten sich bereits an Papst Clemens XII. gewendet und seinen Schutz gegen den unnatürlichen Vater nachgesucht; hierauf wurde befohlen, den Kindern eine Summe zu ihrem Unterhalte auszuzahlen. Dies erbitterte Francesco Cenci nur umsomehr, und wieder sollten die jüngeren Geschwister entgelten, was die älteren verbrochen. Schon hob er seine Hand, um Beatrice zu treffen, und heiß stieg das Blut in des Mädchens Wangen beim Anblick des zornigen Vaters; da hemmte plötzlich ein Etwas seinen Groll, sein Arm sank, er blickte die Zitternde überrascht an. Beatrice war bereits nicht mehr ein Kind zu nennen und die aufsteigende Röthe ihrer Wangen kleidete sie unbeschreiblich schön. Er schloß sie an sein Herz und dachte von dem Momente an nicht mehr an eine Strafe für sie.

Schwerer als sein Zorn, sollte diese seine Liebe das arme Mädchen treffen, schwerer als alle Schläge mußte sie die Bewunderung ihrer Schönheit von dem eigenen Vater empfinden! Sie wandte sich empört von ihm ab; er flößte ihr jetzt nicht mehr Haß, er flößte ihr Abscheu ein.

Sie genoß nun größere Freiheit; sie durfte nur wünschen und es wurde gewährt, sie war Herrin im Hause. Vergebens sträubte sich ihr junges Gemüth gegen die Ueberzeugung, eine strafbare Leidenschaft im Herzen des eigenen Vaters entzündet zu haben. Sie konnte es sich nicht länger verbergen und bald war ganz Rom, wie sie, von dieser unseligen Verirrung unterrichtet.

Lucrezia, ihre Stiefmutter, blieb die Letzte, der sich dieser Abgrund öffnete; doch bedurfte es nur eines Blickes auf die unglückliche Beatrice, um die Antwort auf ihre Frage in deren bleichen Zügen zu lesen, und weinend schloß sie sie an ihr Herz und gelobte ihr Beistand. Die eifersüchtige Gattin und die beleidigte Tochter dürsteten nach Rache. Beatrice war eine stolze Römerin, ihr Herz schlug hoch, die Leidenschaft ließ sie jedes andere Gebot vergessen.

Die Familie brachte die Sommermonate auf dem Schlosse Rocca Petrella zu, das dem Herzoge von Colonna gehörte. Francesco Cenci hoffte hier in der Einsamkeit ganz in den Besitz seiner Tochter zu gerathen; Beatrice rechnete darauf, seinen Verfolgungen hier für immer ein Ziel zu setzen. In dieser Stimmung erreichte die Familie den Ort, wo sich ihr Schicksal bestimmen sollte. Werfen wir einen Schleier über die That!

Drei Schüsse von der Engelsburg verkündeten an einem hellen Wintermorgen des Jahres 1592, daß die letzten der Cenci unter dem Beile des Henkers fallen sollten und auf dies Zeichen sank Papst Clemens XII. im Quirinal auf seine Knie und ertheilte ihnen völlige Absolution. Die er auf Erden gerichtet, sollten begnadigt vor dem Throne des Höchsten erscheinen. In der Kirche San Pietro in Montorio unter dem Hauptaltar, über dem damals die Transfiguration von Raffael hing, — welche jetzt die Madonna della lettera ersetzt hat — wurden die irdischen Reste von Beatrice Cenci beigesetzt; die Brüderschaft der Sieben Sünder, vorauf die Fahne mit der Pietà, das Geschenk Michel Angelo's, tragend, begleitete sie dahin; dort fand sie Frieden.

A. B.

Männer der Zeit.

Alexander II. Nikolajewitsch

hat am 2. März 1855 den russischen Thron bestiegen und seitdem sind in ruhiger, geräuschloser Weise Veränderungen in Rußland eingetreten, welche die Hoffnung wecken, daß mit dem neuen Regiment eine neue Aera für Rußland beginnen wird. Der neue Kaiser hat ohne sichtbaren Aufwand äußerer Mittel Erfolge erzielt und Maßregeln angebahnt, die sein Vater und Vorgänger mit der ganzen Energie seines gewaltigen Charakters nicht zu erzwingen vermocht, zum Theil nicht zu versuchen gewagt hat. Alexander II. war kein Jüngling mehr, als er die Regierung antrat. Am 29. April 1818 geboren, am 28. April 1841 mit der Prinzessin Maximiliane Wilhelmine Auguste Sophie Marie aus dem großherzoglich hessischen Hause (geb. 8. August 1822), einer Tochter des Großherzogs Ludwig II., als Kaiserin: Maria Alexandrewna, vermählt, aus welcher Ehe bereits fünf Prinzen und zwei Prinzessinnen geboren wurden, zählt er gegenwärtig 40 Jahre. Das Familienleben seiner Eltern, des Kaisers Nikolaus I. und der Kaiserin Alexandra, aus dem preußischen Königshause, war, wie selbst scharfe Beurtheiler russischer Zustände anerkannt haben, ein edles und liebevolles; Nikolaus war ein weiser und zärtlicher Vater, und die Erziehung der kaiserlichen Kinder eine treffliche. In den öffentlichen Angelegenheiten aber trat der Cäsarewitsch, abgesehen von der herbrachten Betheiligung russischer Großfürsten an militärischen Ehrenämtern und dem Patronat einzelner Anstalten, in keiner Weise eingreifend hervor, weniger jedenfalls, als sein nächster Bruder, der Großfürst Konstantin, der sich namentlich für die Marine lebhaft interessirte und für einen energischen Charakter gilt. Dem Cäsarewitsch schrieb das Gerücht eine friedliche, weise, wohlwollende Richtung, nicht aber eben Thatkraft und Festigkeit zu. So wurde auch gegen Ende der Regierung des Kaiser Nikolaus, sei es mit oder ohne Grund, behauptet, daß Alexander an der Spitze der zum Frieden geneigten, Konstantin an der einer Kriegspartei stehe. Eine Zeitlang betrachtete man es als ein Zeugniß gegen diese Annahme, daß der neue Kaiser in dem bei seiner Thronbesteigung erlassenen Manifeste gesagt hatte: „Unser Bestreben wird dahin gerichtet sein, dasjenige zu erfüllen, wonach Kaiser Peter, Kaiserin Katharine, Kaiser Alexander und unser Vater unablässig gestrebt haben." Denn man bezog das alles auf Erweiterung nach außen, namentlich auf den Sturz der Türkei zu Gunsten Rußlands, während es freilich ebenso gut auf Rußlands innere Hebung bezogen werden konnte. Der Krieg ward jedoch zunächst mit unermüdeter Energie fortgesetzt; an die Stelle des abberufenen Fürsten Mentschikoff trat (4. März 1855) Fürst Gortschakoff als Oberbefehlshaber der Streitkräfte in der Krim. Die zu Wien eröffneten Friedensconferenzen führten nicht zum Ziele; die Südseite Sebastopols fiel nach hartnäckiger Vertheidigung in die Hände der Verbündeten (8. Sept.); aber Alexander II. selbst besuchte im November Odessa und die Krim. Indeß zeigte es sich doch immer mehr, daß die fremden Regierungen der friedliebenden Gesinnung des neuen Kaisers Vertrauen schenkten; die von Oesterreich gemachten Vermittelungsvorschläge wurden am 16. Januar 1856 von Rußland einfach und ohne Vorbehalt angenommen, und auf den im Februar zu Paris eröffneten Conferenzen kam der Friede zu Stande, worauf Rußland in überraschend kurzer Zeit in das europäische Concert wieder eintrat und sich alsbald ein Verhältniß herausstellte, wie man es nach dem vorhergegangenen kaum hätte erwarten mögen. Die 1857 stattfindenden Zusammenkünfte Alexanders mit dem Kaiser Napoleon in Stuttgart und unmittelbar darauf mit dem Kaiser von Oesterreich in Weimar gaben dem hergestellten politischen Einverständniß noch eine persönliche Weihe, und bewährten zugleich in ihrer Aufeinanderfolge den politischen Tact und die selbständige Haltung des neuen russischen Herrschers. Nicht minder bedeutend sind die Veränderungen gewesen, die sich im Innern Rußlands ankündigten: milderndes und versöhnliches Auftreten nach allen Seiten; eine wenn auch sehr beschränkte Amnestie für die Polen; Belebung der Wissenschaft durch wesentliche Abänderung des geistigen Druckes; Erleichterung der Paßbeschränkungen, und vor allem der große Schritt einer weise bemessenen, allmählichen Aufhebung der Leibeigenschaft, wobei die Krone auf ihren eignen Gütern mit dem Beispiele rühmlich vorangeht. Das alles bewährt, wie ernst es dem neuen Kaiser ist, eine Zukunft anzubahnen, welche Rußland auch in seinen inneren Beziehungen der europäischen Culturstufe verbinden soll. (2.)

Ignacio Comonfort.

Seit einigen Jahren steht an der Spitze des durch und durch zerrütteten und ohne Rettung dem Untergange entgegeneilenden Mexico ein Mann, welcher sich von seinen Vorgängern in der Präsidentenwürde dadurch wesentlich unterscheidet, daß sein Charakter ehrenwerth und rechtschaffen erscheint. Nichtsdestoweniger wird auch er den bösen Elementen erliegen, welchen jenes unglückliche Land anheimgefallen ist.

Comonfort ist am 12. März 1812 von weißen Eltern spanischer Abkunft zu Puebla de los Angeles geboren. Sein Vater, ein Oberstlieutenant, wollte ihm eine wissenschaftliche Erziehung geben lassen und schickte ihn in ein Gymnasium, das die Jesuiten leiteten. Der Knabe wurde jedoch durch den Tod des Vaters seinen Studien entrissen und folgte der Mutter nach der Stadt Matamoros. Dort verlebte er eine ruhige Jugend, bis 1832 General Santa Anna, der Hauptrevolutionsfabrikant und böse Geist von Mexico, der nach einander alle Parteien ausgebeutet und verrathen hat, wieder einmal die Fahne des Aufstandes erhob, und zu jener Zeit es seinem persönlichen Vortheil angemessen fand, freisinnige Grundsätze voranzustellen. Diesen war der 20jährige Comonfort mit Eifer zugethan, er trat ins Heer und wurde schon nach wenigen Monaten zum Hauptmann in der Reiterei ernannt. In den verschiedenen Gefechten des nun beginnenden Bürgerkrieges zeigte Comonfort nicht nur Muth und Unerschrockenheit, sondern auch militärische Anlagen, welche er später sorgfältig ausbildete. Im Jahre 1833 vertheidigte er erfolgreich die Stadt Puebla gegen General Arista, mußte sich aber in derselben Stadt, nachdem er inzwischen Militärbefehlshaber in Matamoros gewesen, als Gegner Sant Anna's, der mittlerweile zu den Absolutisten übergetreten war, dem General Victoria ergeben, worauf er sich ins Privatleben zurückzog. Nach vierjähriger Ruhe vertauschte er dasselbe abermals mit dem öffentlichen Dienste; man ernannte ihn zum Präfecten und Militärbefehlshaber von Tlapa, wo er, dem Widerstande der Indianer zum Trotz, Wege bahnen und Straßen bauen ließ. Später finden wir ihn als Oberstlieutenant, und 1842 betritt er dann noch einen andern Schauplatz, da er von seinen Mitbürgern in Puebla zum Abgeordneten in einen Congreß gewählt wurde, der als constituirende Versammlung auftrat, aber von dem santannistischen General Bravo auseinandergesprengt wurde. Comonfort lag wieder seiner Präfectur ob, und hatte einen langwierigen Krieg mit rebellischen Indianern zu führen. Einst wurde er von mehr als 2000 dieser Halbwilden angegriffen; er hatte nur einige 20 Mann bei sich und war mit Schießbedarf keineswegs reichlich versehen. Trotzdem leistete er Gegenwehr, nachdem er sich im Hause eines Dorfpfarrers verschanzt, hielt fünf Tage Stand und schlug sich dann in der Nacht durch seine Feinde. Während seines Rückzuges kam eine Compagnie ihm entgegen, welche Entsatz hatte bringen sollen; er kehrte mit derselben um und schlug die Indianer aufs Haupt. Seit jener Zeit folgt in seinem Leben ein rascher Wech-

sel und Umschwung dem andern. Comonfort war 1846 Mitglied des vom General Paredes auseinandergesprengten Congresses, Theilnehmer an der Paredes stürzenden Verschwörung der Liberalen im August 1846, Bürgermeister der Hauptstadt Mexico, dann aber Präfect der westlichen Abtheilung des Staates Mexico. Von diesem Posten rief ihn zeitweilig der Krieg mit den Vereinigten Staaten ab, in welchem er als Oberst tapfer mitfocht, und zu dessen Beendigung er als Abgeordneter auf dem zu Queretaro tagenden Congresse zum Abschlusse des Friedens mitwirkte, um dann wieder auf seine Präfectur zurückzukehren. In der Verwaltung derselben zeigte er so viel administratives Geschick, Energie und Ehrlichkeit, — eine den mexicanischen Beamten fast abhanden gekommene Eigenschaft — daß die allgemeine Stimme ihn als den einzigen Mann bezeichnete, der den maßlosen Unterschleifen, die in der Zollverwaltung eingerissen waren, ein Ende machen konnte. Die Centralbehörde ernannte ihn zum Zollhausdirector in der wichtigen Hafenstadt Acapulco, und kaum befand er sich dort einige Monate in Wirksamkeit, als auch schon die Einnahmen reichlicher flossen. Später kamen dann auch die Zollhäuser in den Hafenstädten Mazatlan und Vera Cruz unter seine Aufsicht.

Inzwischen brach wieder einmal eine Revolution aus; der sogenannte „Plan" von Xalisco war darauf berechnet, den alten ränkesüchtigen Abenteurer Santa Anna an die Spitze zu bringen, und im April 1853 war derselbe in der That abermals Präsident von Mexico. Comonfort wurde bald dem neuen Machthaber verdächtig, der ihn absetzte, weil er ein Verräther und Feind der Regierung sei. Der Gekränkte verlangte von Santa Anna Beweise für die Beschuldigung des Hochverraths, erhielt aber keine andere Antwort als die Drohung: falls er sich nicht ganz ruhig verhalte, werde man ihn am Leben strafen, denn allerdings sei er ein ehrgeiziger Verräther, welcher den Landfrieden auf's Spiel setze. Am 3. März 1854 erhielt Comonfort endgültig seinen Abschied, und acht Tage später, am 11. März, erhob er sich gegen Santa Anna in Waffen und verkündete den Plan von Ayutla, welcher die von dem Dictator eingeführte centralisirte Regierung für revolutionär erklärte und Wiederherstellung der Föderativverfassung verlangte. Dieser Aufstand fand in allen Landestheilen Anklang, und anderthalb Jahre später war Santa Anna wieder einmal gestürzt und aus dem Lande verbannt.

Comonfort und dessen Freund, der Gouverneur des Staates Guerero, der sogenannte Panther des Südens, Alvarez, ein Indianer von unvermischtem Blute, waren die Führer des Aufstandes gewesen, und als nach der glücklichen Durchführung eine Versammlung von Notabeln zusammentrat, um den Staatenbund gemäß dem Plane von Ayutla neu einzurichten, ernannte dieselbe Alvarez zum provisorischen Präsidenten. Der Panther fühlte indessen wohl die Unzulänglichkeit seiner Mittel und mochte sich auch die gesellschaftlichen Beschränkungen nicht auferlegen, welche von dem Leben in einer Hauptstadt unzertrennlich sind; ihm war es wohler inmitten seiner Indianer. Am 11. December 1855 erließ er ein Decret, demgemäß er die höchste vollziehende Gewalt an Comonfort übertrug.

Vor drei Jahren kam Derselbe an die Spitze der vollziehenden Gewalt, aber er hat nicht einen einzigen Tag Ruhe gehabt. Dem Präsidenten lagen andere Pflichten ob, als dem Parteiführer. An gutem Willen fehlte es ihm nie, aber er wollte in gemäßigtem Sinne verfahren. Dadurch verdarb er es mit den Radicalen, den sogenannten Puros, und die Anhänger Santa Anna's und die Geistlichkeit hatten ihm von Haus aus eine Feindschaft geschworen, die unversöhnlich wurde, als er den Congreß veranlaßte, die ungeheuer reiche Geistlichkeit, die 5000 Personen stark, 20 Millionen Piaster Einkünfte hat, während es der Staat mit Mühe auf 11 Millionen bringt, zur Besteuerung herbeizuziehen. Ein Aufstand folgte dem andern, und mehr als 60 derselben hat er niederschlagen müssen. Die Anarchie war in allen Landestheilen ein permanenter Zustand, und es war schon vor einem Jahr ein Wunder, daß ein so durch und durch zerrütteter Staatskörper überhaupt noch zusammenhielt. In der Hauptstadt saß ein Congreß und arbeitete Jahr und Tag an einer Verfassung nach rein demokratischen Grundsätzen, während es doch vor allem darauf ankam, die Regierung mit soviel Macht auszustatten, daß sie der Anarchie steuern und den Gesetzen Geltung verschaffen konnte. Comonforts Bemühungen, den Unverstandscongreß zu vernünftigeren Maßregeln zu bewegen, scheiterten, und er mußte am 11. März 1857 dieses Verfassungsmonstrum annehmen, obwohl er es nicht ohne laut erklärten Vorbehalt that. Die Geistlichkeit legte ihrerseits Protestation ein. Bisher war Comonfort provisorischer Präsident gewesen, die Wahlen fielen günstig für ihn aus und er trat dann im September als regelrechter Präsident auf. Nachdem ein nach den Bestimmungen der neuen Verfassung zusammengetretener Congreß seine Sitzungen eröffnet hatte, ergingen sich die Mitglieder drei Monate lang in persönlichen Streitigkeiten, die Anarchie griff immer weiter um sich und die durchaus machtlose Regierung konnte keinen Schritt thun. Da erhob sich am Morgen des 17. Decembers 1857 General Zuloaga in dem Flecken Tacubaya, marschirte auf die Hauptstadt, wo er früh 6 Uhr eintraf, und machte den Plan von Tacubaya bekannt, kraft dessen der Congreß aufgelöst und Comonfort zum Dictator ausgerufen wurde. Gegen diese Umwälzung zeigte sich in allen Staaten ein lebhafter Widerstand, die Radicalen wie die Geistlichen stellten sich an die Spitze der Empörung, Santa Anna erschien wieder in Mexico, und nach den neuesten Nachrichten hat sich Zuloaga gegen Comonfort erklärt. Nach 8tägigem Kampfe in der Stadt Mexico hat die Revolution gesiegt, und Comonfort hat sich nach den Ver. Staaten flüchten müssen.

(15.)

Giuseppe Mazzini,

ein geborener Genuese und der Sohn eines ebenso geachteten wie vermögenden Arztes, von dem er einen nicht unbedeutenden Grundbesitz geerbt hat, widmete sich nach einer sehr sorgfältigen Erziehung, die ihn besonders in den schönen Wissenschaften mit reichen Kenntnissen versah, in früher Jugend der Revolution, der er von dieser Zeit an nicht einen Augenblick untreu geworden ist. Um seine Ideen zu verbreiten, gründete er in seiner Vaterstadt eine Zeitung, den Indicatore Genovese, und wendete sich, als dieses Blatt wenige Monate später unterdrückt worden war, nach Livorno, wo er einen Indicatore Livornese herausgab. Auch diese Zeitung fristete ihr Leben nicht lange, denn Mazzini hatte, wie ihm auf seine Beschwerden geantwortet wurde, „zu kühne Ideen und einen zu lebhaften Styl." Zur Zeit der französischen Julirevolution befand er sich in Genua und wurde mit mehreren Landsleuten verhaftet und nach Savona abgeführt. Eine fünfmonatliche Untersuchung wies ihm kein Vergehen nach, und die Gerichte sprachen ihn frei, aber die Polizei verbannte ihn aus Genua und umgab ihn dergestalt mit Spähern, daß er gewärtig sein mußte, bei dem geringsten Verdacht abermals eingekerkert zu werden. Er floh und ging nach Marseille, das bald zum Sammelpunkte der aus den Aufständen in Modena und in der Romagna Entkommenen wie vieler anderer Unzufriedener aus Italien wurde.

In Marseille redigirte Mazzini eine Zeitung La giovine Italia, welche für die jakobinischen Grundsätze von 1793 Propaganda machte und zu einem Völkerbunde gegen die Tyrannei aufforderte. Im Kleinen wurde ein solcher Bund von ihm selbst ins Werk gesetzt. Es war das „junge Europa," das in der Schweiz, wo man die Zusammensetzung der Marseiller Gesellschaft nicht kannte, unter den Flüchtlingen anderer Nationen und auch unter Schweizern einigen Anklang fand. Kaum hatte Mazzini eine Handvoll Leute zusammen, als er einen Angriff auf Sardinien machte. Ramorino, von Polen her unvortheilhaft bekannt, war sein General, Polen und einige Deutsche und Ita-

liener bildeten sein kleines Heer. Die Thaten desselben bestanden in der Einnahme eines Zollhauses und in einem eiligen Rückzuge, der allerdings zur Nothwendigkeit geworden war, da statt der erwarteten sardinischen Freischaaren Regierungstruppen heranrückten. Als Leiter des Unternehmens wurde Mazzini sowohl von der Schweiz als von Frankreich ausgewiesen. Die Regierung des letztern Staats erhob im Moniteur die schlimmere Anklage gegen ihn, daß er als Vorsitzender eines geheimen Blutgerichts zwei Italiener, Emiliani und Lazzoreschо, zum Tode verurtheilt und dadurch die Ermordung derselben herbeigeführt habe.

Von 1834 bis 1842 irrte Mazzini umher. Er übte sich in diesen Jahren in der Kunst, Masken und Verkleidungen aller Art anzunehmen, und brachte es darin zu einer unerreichten Meisterschaft. 1842 wählte er London zum bleibenden Wohnsitz und gründete gleichzeitig eine neue Zeitung: Il apostolato popolare und eine Schule für italienische Handwerker. Man hätte danach eine Vertagung seiner revolutionären Pläne erwarten sollen; doch war er gerade jetzt besonders thätig, wie sich bei einem neuen Revolutionsversuche, der Landung der Brüder Bandiëra auf der neapolitanischen Küste, zeigte. Die englische Regierung hatte von diesem Unternehmen vorher, durch Erbrechung von Briefen auf der Post (nach dem damaligen englischen Minister des Innern, Sir J. Graham, vom Volkswitz „Grahamisirung“ genannt) Kunde erhalten, und durch sie war die neapolitanische Polizei gewarnt worden. Gegen Mazzini konnte man nichts thun, da man wohl Briefe, die an ihn gerichtet waren, aber keine von ihm geschriebene in Händen hatte. Seine Herzlosigkeit legte er wie geflissentlich zur Schau. Die englische Presse beklagte die unglückliche Gattin des ältern Bandiëra, der der Schmerz das Herz gebrochen hatte, und Mazzini antwortete höhnisch: „Oggi non s'ama!“ Jetzt ist keine Zeit zum Liebeln!

Pius IX. hatte den päpstlichen Thron bestiegen, und der Revolution war durch die Begeisterung, welche diesen Oberhirten umgab, ein augenblicklicher Stillstand geboten worden. Wurde Mazzini von der allgemeinen Theilnahme mit hingerissen, oder wollte er den Papst zu einem Ausspruch seiner Ansichten veranlassen, welche die Sympathie wieder von ihm abwende: genug, er richtete am 8. Sept. 1847 ein Schreiben an ihn, in dem er ihn aufforderte, die Verschmelzung der geistlichen und weltlichen Macht, die er in seiner Person repräsentire, der Freiheit und dem Fortschritt zur Verfügung zu stellen. Der Papst sollte öffentlich aussprechen: „Die Einheit Italiens wird eine Thatsache des 19. Jahrhunderts sein!“ und das Uebrige Mazzini und seinen Jüngern überlassen. Der Papst antwortete mit einer feierlichen Verwahrung gegen Jene, welche seinem Namen und seiner apostolischen Würde die Schmach anthäten, ihm die Beförderung revolutionärer Umtriebe zuzumuthen.

In der Revolutionszeit eilte Mazzini nicht sogleich nach Italien, sondern begab sich zuvor nach Paris, um zu sehen, was sich von dort erwarten lasse. Der Rückzug der Oesterreicher aus Mailand hatte seine Landsleute so übermüthig gemacht, daß er, als er in jener Stadt ankam, nothgedrungen in das Feldgeschrei: „Keine fremde Hülfe!“ einstimmen mußte. Aber statt für die Einigkeit thätig zu sein, ohne welche Italien, auf sich selbst gestellt, keine noch so schwache Hoffnung auf Erfolg hatte, wendete er seine ganzen Kräfte darauf, Zwietracht auszusäen. Denn nach Mazzinis Ansichten durfte nur die italienische Republik siegen. Lieber wieder den alten Absolutismus, der die Italiener wenigstens zu revolutionärer Verzweiflung brachte, als eine liberale sardinische Regierung, welche die Ansprüche der gemäßigten Mehrzahl befriedigte! Den Lombarden kam das sehr gelegen. Zu selbstsüchtig und zu feig, um ihr Ziel durch die feindlichen Kugeln und Bajonnette hindurch aufzusuchen, benutzten sie Mazzini's Agitation gegen Karl Albert als Vorwand und Entschuldigung ihrer Unthätigkeit. Des Agitators Gegner wurden allerdings lächerlich, als sie ihn des geheimen Einverständnisses mit Radetzky beschuldigten, aber insofern hatten ihre Anklagen gegen ihn Grund, als er den Oesterreichern durch Lähmung und Zersplitterung der italienischen Kräfte den Sieg erleichterte. Er selbst täuschte sich in dem Grade über sein Können, daß er, als die sardinischen Truppen Mailand räumten, die Dictatur annahm und, aus der lombardischen Hauptstadt vertrieben, mit Garibaldi und dessen Legion eine große Schilderhebung der italienischen Republikaner hervorzurufen suchte. Nach kurzer Zeit mußte er auf das schweizerische Gebiet übertreten. Dieses verließ er, um nach Livorno zu gehen, wo man ihn zum Abgeordneten für die in Rom zusammentretende constituirende Versammlung wählte.

Die Woge der Revolution hob ihn auf ihre höchste Spitze. Im Verein mit Armelli und Saffi zum Triumvir ernannt, ergriff er die Zügel der Gewalt. Bestände die Regierungskunst im Abfassen von Decreten und von Aufrufen „im Namen Gottes und des Volkes,“ so wäre Mazzini ein mustergültiger Regent. Er schüttete täglich ganze Papierwolken auf seine glücklichen Unterthanen und belehrte sie über Alles, was sie zu thun hätten; aber er selbst that nichts. Garibaldi schlug sich wie ein alter Römer, Andere nahmen sich der Verpflegung und Verwaltung, der Spitäler, der Munitionsbereitung an; Mazzini schrieb und schrieb. Ehe die Franzosen einrückten, hatte er bereits, mit den Worten eines seiner Apostel zu reden, „den Mantel Rienzi's um die Schultern geworfen“ und war verschwunden.

In London tauchte er wieder auf. Von dieser Zeit an ist seine Thätigkeit die des unermüdlichsten, gewissenlosesten Verschwörers gewesen. Er kennt die sinnlichen, bequemen Italiener genau genug, um zu wissen, daß er ihnen keinen ruhigen Augenblick lassen darf. Damit sie sich nicht niederlegen, läßt er sie nicht zum Sitzen kommen. Darum wirft er bald auf den einen bald auf den andern Punkt eine Handvoll verwegener Abenteurer, welche ein Paar Dolchstöße führen, etwa eine Barrikade aufwerfen und darauf fliehen. Darum verkündet er mindestens einmal jährlich, jetzt sei die rettende Zeit da; darum wendet er gegen die conservativsten Capitalisten solange Einschüchterungsmittel an, bis sie Scheine seiner Revolutionsanleihen kaufen; darum läßt er sein genuesisches Blatt: Italia e popolo, Tag für Tag schmähen, verleumden, hetzen; darum untergräbt er die Stellung jedes Staatsmannes, der den wankenden Zuständen vielleicht Halt verleihen könnte. Er hat diese Taktik vor Jahren in der Revue des deux Mondes mit dem ruhigen Selbstvertrauen eines Mannes, der auf edle Triebfedern und edle Handlungen stolz ist, offen eingestanden. Er besitzt die Macht des Wortes im höchsten Grade, und seine mystischen und pomphaften Verheißungen üben auf eine leidenschaftliche, müßige und ungebildete Jugend einen großen Reiz. Da er es immerfort betheuert, finden sich Tausende, welche wirklich glauben, daß ein einziger glücklicher Handstreich Italien frei machen und an die Spitze der gebildeten Welt stellen könne.

Seinem Leben in den letzten Jahren zu folgen, ist unmöglich. Man weiß nie, wo er sich im Augenblicke befindet, und seine Jünger streuen so viele falsche Nachrichten über ihn aus, daß wir, wenn wir aus diesen Erzählungen ein Ganzes bilden wollten, Gefahr laufen würden, Märchen zu wiederholen, die blos zu dem Zweck erfunden wurden, die Polizei irre zu führen. Daß er in Mailand und in Genua bei den dortigen Aufständen anwesend war, ist gewiß; wie er von seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte London mitten durch die europäische Polizei dorthin gelangte, wissen wir nicht. Aufrichtig in den Gesinnungen, die er ausspricht, ist Mazzini. Sein Glaube ist der der Carbonari und ähnlicher Schwärmer, daß das goldene Zeitalter anbrechen werde, sowie sein Ziel erreicht sei. Dann werden die bösen Leidenschaften wie Nebel vor der aufgehenden Sonne entweichen, dann wird das Glück in der niedrigsten Hütte wohnen, und in Italien wird vom Aetna bis zum Mont Cenis nur eine Heerde sein und ein Hirt — Giuseppe Mazzini. (14.)

August Varnhagen v. Ense.

Ein vielbewegtes Leben erfüllte schon die Jugend dieser seltenen Persönlichkeit, die innerer Beruf wie äußerlich wechselnde Schicksalsfügung gleich sehr zu einem künstlerischen Diplomaten — oder sollen wir sagen: zum diplomatischen Künstler? — schuf. — In Düsseldorf, der Grenze nahe, wo sich, wie es auch Heinrich Heine der Düsseldorfer verrieth, deutsches und französisches Leben berühren, 1785 geboren, wurde Karl August mit dem Vater, kurpfälz-bayerischem Medicus und Physicus, bei dem gestörten Weltfrieden nach Straßburg geführt, wo der aufhorchende Knabe Scenen der Revolution erlebte, vielleicht gar gezwungen wurde, um den Freiheitsbaum zu tanzen. Hamburg mit seinem Hinweis auf weltweiten Verkehr war nach Straßburg der nächste Punkt der Lebensgeschichte; dort verlor der Jüngling früh den Vater, während die Schwester, als Dichterin Rosa Maria, dort an der Seite des trefflichen Arztes Dr. Assing, einem Manne israelitischer Herkunft und Jeanpaulscher Geistesart, heimisch ward. Das Geschlecht der Ense selber ist altwestfälischer Abkunft; die eine Linie nannte sich schon früher nach einer in der Soester Fehde zerstörten Burg Varnhagen, und trat unter Einwirkung der Jesuiten zur römischen Kirche zurück. Varnhagen selbst ist der Confession nach ebenfalls katholisch; seine Mutter war protestantisch, und wenn seine Gattin Rahel Levin (geb. im Juni 1771) der Herkunft nach Jüdin war, so beweist dies weniger eine Mischung dieser Religionselemente, als vielmehr wie sehr die classische Bildung der alten Zeit auf dem Boden der Humanität über das was jetzt wieder Schranke oder fanatische Reibung geworden, sich hinweggehoben fühlte. Der Jüngling August ging, um Medicin zu studieren, nach Berlin und Halle. Dort waren es A. v. Schlegels und Fichte's, hier F. A. Wolfs, Schleiermachers und Steffens' Vorlesungen, welche bestimmend und epochemachend auf ihn wirkten. Er dilettirte zunächst als Dichter, gab seit 1804 mit Chamisso einen Musenalmanach heraus, zu welchem Hitzig und Theremin beisteuerten, schrieb auch mit Wilhelm Neumann zusammen eine Erzählung im Romanstyl: „Karls Versuche und Hindernisse," 1808. Nach außen aber ging der Drang, da das Vaterland die Kräfte forderte. Schon 1806 wollte Varnhagen in Preußen Soldat werden, ging aber erst 1809 von Tübingen aus, wo er den wundersamen Justinus Kerner zum Studiengenossen hatte, nach Oesterreich um Kriegsdienste zu nehmen, und trat bald nach der Schlacht bei Aspern als Officier in das Fußregiment Vogelsang. In der Schlacht bei Wagram, die er später meisterhaft schilderte, schwer verwundet, mußte er lange in Wien verbleiben, und trat erst im Herbst bei seinem Regiment in Ungarn wieder ein, um seines Obersten, nachmaligen Generals Prinzen v. Bentheim, persönliche Gunst zu genießen und nach dem Frieden dessen Adjutant und Begleiter auf Reisen zu werden, auch bei einer Sendung nach Paris 1810 an Napoleons Hof. Diese Momente sind Glanzpunkte in Varnhagens Memoiren, obschon Varnhagens Salonstyl an der Gestalt Napoleons die Grenze seiner Porträtirkunst verrieth. In Prag trat er mit Stein und Justus Gruner in Berührung. Als Oesterreich 1812 am Feldzug gegen Rußland theilnahm, verließ Varnhagen den östern. Dienst, ging mit Empfehlungen Metternichs nach Berlin, wo er jedoch kaum den französischen Verdächtigungen entging, um 1813 unter Vorbehalt seiner preußischen Dienstanwartschaft als Hauptmann in das russische Heer zu treten. Den wiederaufgenommenen verjährten Adel seiner Familie verband er nunmehr mit seinem russischen Dienstadel. Als Tettenborns Adjutant, dessen Feldzüge er 1814 beschrieb, nachdem er noch während des Krieges die (in London erschienene) „Geschichte der Hamburger Ereignisse" veröffentlicht, zog er mit nach der Champagne und nach Paris, wo er seinen Rücktritt in preußische Dienste als Diplomat bewirkte, um 1814 mit Hardenberg nach Wien zum Congreß zu gehen. Dort schrieb er im Auftrage seine Schrift über Sachsen. Im nächsten Jahre (in welchem auch „Deutsche Erzählungen" von ihm erschienen) ging er an Hardenbergs Seite nach Paris zum zweiten Frieden, und ward dann preußischer Geschäftsträger zu Karlsruhe, wo er die bayerisch-badische Territorialfrage schlichten half, durch seine lebhafte Betheiligung an den politischen Kammerdebatten des frischen neuen constitutionellen deutschen Staatslebens sich aber unliebsam machte. Im Sommer 1819 abberufen, lehnte er eine Bestimmung als Ministerresident in Nordamerica ab, um in Berlin unter Bernstorffs Regierung bis zu Ancillons Ministerium eine Ausnahmestellung zu erhalten, in welcher man sich vielfach der Feinheit seiner diplomatischen Feder bediente, die den in Preußen Regierenden auch noch 1830 sehr noththat, nachdem Varnhagen ein Jahr zuvor am Casseler Hofe zur Schlichtung von kurfürstlichen Familiensachen eine besondere Mission erhalten hatte. Sein Abschied als Geh. Leg. Rath datirte bereits seit 1819, als die Reaction den gegen den Nationalfeind erwünschten und gepflegten Aufschwung des Volkes verdächtigte und niederzudrücken kein Mittel scheute.

Varnhagen wandte sich an der Seite jener Rahel Levin, die schon 1814 die Seinige geworden war, litterarischen Studien und Arbeiten zu. Die Mauerstraße zu Berlin wies seitdem zugleich einen Salon auf, in welchem sich Männer europäischer Namen mit der litterarischen Jugend der philosophisch bewegten Hauptstadt begegneten, Custine mit Pückler, Heine mit Gans, Bettine mit Oelsner sich fanden, das junge Deutschland zum Theil seine Schule machen zu wollen schien. Mit 1820 begannen Varnhagens „Biographische Denkmale," bis 1832 in 5 Bdn., jene Schilderungen in der Einfachheit und Eleganz eines Xenophon, Porträts von Gestalten aus älterer und neuer Zeit. Seine Artikel und Berichte in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik," an deren Leitung Varnhagen in formeller Hinsicht lebhaften Theil nahm, sammelte er unter dem Titel: „Zur Geschichtschreibung und Litteratur." Von der Eleganz der fast holländisch saubern Form Varnhagens hatte unter Hegelschen Philosophen vielleicht nur Eduard Gans einen Gewinn. Im März 1833 starb Rahel, und Varnhagen, der das wunderbare, krankhaft exotische Pflanzenleben dieses genialen „brunetten weiblichen Hamlet" mit seltener Andacht und Treue behütet und gepflegt, gab in Briefen von ihr das Buch des Andenkens, zunächst in einem Bande für ihre Freunde, dann in 3 Bdn. für die Oeffentlichkeit. Später erschien dann auch die „Gallerie von Bildnissen in Rahels Umgang". Größere Gegensätze in Charakter und Stimmung wie Rahel und Varnhagen gesellten sich wohl nie zu einander; ihr zwanzigjähriges Bündniß war eine seltene Ergänzung der extremsten Eigenschaften, eines genialen und eigenthümlichen, aber formlosen Inhalts und einer ebenso weltklugen wie anmuthigen Form.

Noch im Bewegungsjahre, im August 1848, erschien anonym von Varnhagen eine Flugschrift: „Schlichter Vortrag an die Deutschen über die Aufgabe des Tages," die das heftigste Feuer innerer Ueberzeugungen bei soviel scheinbar antiker Einfachheit der Form kaum ahnen ließ. Des 73jährigen Mannes Feder ruht auch jetzt noch nicht; er ist im Stande an den sorgsam ausgeführten Marmorbüsten seiner Porträts von Zeitgenossen vielleicht noch jetzt in Mußestunden den Meißel anzusetzen, während er sonst wohl noch lieber, weil ungehinderter, lächelnd zur Scheere greift, um auf schwarzem Papier allerlei Figuren aus der Menschen- und Thierwelt auszuschneiden; denn in der Schnitzelkunst, die mit der Kalligraphie seiner Schriftzüge an Zierlichkeit wetteifert, ist er ein Meister, und verdankt derselben, wie er mit schalkhaftem Humor in seinen Memoiren äußert, fast mehr schmeichelhafte Anerkennung als allen seinen anderen Eigenschaften. Diese Heiterkeit der Gesinnung im Kleinen und Einzelnen entspricht im Großen und Ganzen seiner unerschütterlichen Frische des Geistes, die sich im Salon der bevorzugten Bildung wie im Cabinet der Diplomatie und auf dem Schlachtfelde wohl fügen und biegen, aber nie brechen ließ.

(S.)

Heinrich Ahrens,

jetzt das leitende Haupt einer philosophischen Rechtsschule, welche er, wenn nicht in ihren ersten Gründen gestiftet, doch wesentlich entwickelt und zur Geltung gebracht hat, ist den weiteren Kreisen zuerst als politischer Bewegungsmann und Flüchtling bekannt geworden. Zu Kniestädt bei Salzgitter im Königreich Hannover 1808 geboren, zu Wolfenbüttel und Göttingen gebildet, habilitirte er sich seit 1830 in Göttingen. Die stürmischen Bewegungen der Julirevolution mögen es erklären, daß er zu diesem Zwecke mit einer Abhandlung auftrat, welche eine Vertretung der deutschen Landstände bei dem Bundestage vorschlug. Damit empfahl er sich jedenfalls den höheren Instanzen nur schlecht und ward durch diesen ersten Schritt und seine Folgen in die Reihen einer Opposition gedrängt, die sich im Januar 1831 in einer sehr unreifen, selbst jener Zeit fast lächerlich erscheinenden Emeute zu Göttingen versuchte, welche ohne Widerstand unterdrückt ward, für die leitenden Theilnehmer aber freilich das Exil, wo nicht Schlimmeres, zur Folge hatte. Ahrens und seinem Genossen Rauschenplatt gelang es, nach Belgien zu entkommen, von wo sich Ahrens zunächst nach Paris wendete, und den gefaßten Entschluß durchführte, entfernt von allem politischen Treiben sich durch ernstes, den neuen Verhältnissen, in die er versetzt war, entsprechendes Studium eine neue wissenschaftliche Laufbahn zu begründen. Anhänger der Krausischen Philosophie, aber kein einseitig befangener, bemühte er sich zunächst mit bestem Erfolge, sich der französischen Sprache vollständig zu bemächtigen, um als Lehrer der Philosophie, in deren Studium er mit Eifer fortfuhr, vor einem französischen Publicum aufzutreten. Erst 1836 begann er Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant, welche, von bedeutenden Männern besucht, ihm solche Achtung erwarben, daß er von der französischen Regierung mit einem Cursus über Psychologie beauftragt ward und später ein Wartegehalt erhielt, bis eine geeignete Stelle für ihn in Paris eröffnet sei. Bevor das letztere eintrat, erhielt er (1839) einen Ruf als Professor der Philosophie an die Universität zu Brüssel, wohl veranlaßt durch die von ihm 1837 bis 1839 herausgegebenen Schriften: Cours de psychologie und Cours du droit naturel. Die letztere Schrift erlebte rasch mehrere Auflagen, wurde in das Spanische, Portugiesische und Deutsche übersetzt und selbst auf südamericanischen Akademien als Lehrbuch eingeführt. So lebte Ahrens in Brüssel in angenehmer Stellung, mit immer steigendem Ansehen und konnte zwei Berufungen, nach Leyden und Utrecht, ablehnen. Das Jahr 1848 berief ihn aber doch, wohl ihm selbst unerwartet, von neuem auf die politische Bühne, und dem Rufe des Vaterlandes, der aus seinem Heimathsbezirke durch Erwählung zur Nationalversammlung in Frankfurt an ihn erging, vermochte er nicht zu widerstehen. In Frankfurt selbst schloß er sich durchgehends der Ordnungspartei, seit dem Erscheinen des Gagernschen Programms aber der österreichisch-deutschen oder sogenannten großdeutschen Partei an, trat übrigens im Frühjahr 1849, gemeinsam mit den anderen hannoverschen Abgeordneten, aus. Obwohl man ihm in Brüssel seine Stelle offengelassen hatte, wollte er doch den ihm wieder eröffneten deutschen Boden nicht verlassen, und nahm 1850 einen Ruf als Professor der philosophischen Rechts- und Staatswissenschaft zu Gratz an. Von hier aus erschien seine „organische Staatslehre auf philosophisch-anthropologischer Grundlage," die ihm, wie seine früheren Schriften, einen ehrenvollen Platz in der Reihe der Staats- und Rechtsphilosophen sichert. Seine Richtung ist eine maßvolle, vermittelnde, die Wirklichkeit des Lebens und die Ergebnisse der Erfahrung umsichtig benutzende. Auch hat er in der philosophischen Behandlung seiner Materien, wie Mohl sehr richtig von ihm sagt, den Beweis gegeben, „daß, wer deutlich denkt, auch deutlich sprechen kann."

(5.)

William Hickling Prescott,

ein ausgezeichneter americanischer Geschichtschreiber, ist am 4. Mai 1796 zu Salem im Staate Massachusetts geboren; er ist der Sohn eines dortigen Advocaten und Enkel des General Prescott, der die americanischen Truppen in der Schlacht von Bunkershill befehligte. Als der Knabe zwölf Jahre alt war, zog die Familie nach Boston, wo er seitdem gelebt hat. 1811 trat er in das Harvard Colleg, widmete sich dort mit großem Fleiß classischen Studien, und graduirte im Jahre 1814, um sich der juristischen Laufbahn zu widmen. Aber das große Unglück seines Lebens hatte ihn schon betroffen. Ehe er seinen akademischen Grad erlangt hatte, war er durch einen zufälligen Schlag eines Auges beraubt worden, und die natürliche Folge trat bald ein. Das andere Auge wurde durch die ihm zufallende vermehrte Anstrengung ebenfalls schwächer; und nach einer schweren Krankheit, während welcher Prescott ganz blind wurde, war das noch übriggebliebene Auge so angegriffen, daß er alle juristischen Studien und alle Hoffnung als Advocat zu glänzen aufgeben mußte. Die beiden nächsten Jahre verbrachte er in Europa, bereiste der Gesundheit wegen England, Frankreich und Italien, und suchte die Hülfe der berühmtesten Augenärzte in London und Paris. Neu gekräftigt kehrte er nach America zurück; aber für sein schwerstes Leiden hatte er keine Heilung gefunden. Doch konnte ihn dies nicht entmuthigen, und er widmete sich mit erneutem Eifer Studien, die sein leidender Zustand ihm zu treiben erlaubte. Er beschloß ein Geschichtschreiber im besten Sinne des Wortes zu werden, und zehn Jahre der Vorbereitung einem Beruf zu weihen, für den er immer eine starke Neigung gefühlt hatte. Alsdann wählte er sich seinen Gegenstand aus, und widmete noch zehn Jahre den Vorstudien und der Abfassung seiner Geschichte Ferdinands und Isabellens, mit der er 1838 vor das Publicum trat. Während dieser langwierigen Arbeiten wurde er wiederholt durch Augenentzündungen gestört, und seine Studien wurden nicht wenig dadurch erschwert, daß er sich vielfach der Augen Anderer zu seinen Forschungen bedienen mußte. Seine heroischen Anstrengungen lohnte aber auch ein entsprechender Erfolg, und sein Erstlingswerk, gleichzeitig in Boston und in London ausgegeben, ward in America und Europa mit gleich lautem Beifall aufgenommen, und in das Deutsche, Französische, Italienische und Spanische übersetzt. Hatte er in diesem Werke die Consolidirung des spanischen Staates aus den vielfach disparaten Elementen der pyrenäischen Halbinsel geschildert, so wählte er sich zunächst die Ausdehnung der spanischen Herrschaft über die neue Welt zum Vorwurfe, und schrieb die beiden Werke: die Eroberung von Mexico und die Eroberung von Peru, die 1843 und 1847 erschienen, und als historische Werke würdige Nachfolger des Vorhergangenen sind, während sie durch das hohe Interesse, welches die Abenteuer und Heldenthaten der kühnen und leider auch grausamen Conquistadoren erwecken müssen, noch effectvoller wirken. Den Höhepunkt und zugleich den beginnenden Verfall der spanischen Macht und die arglistige, grausame und tyrannische Politik des Sohnes Karls V. schildert die Geschichte Philipps II., von der die zwei ersten Bände im November 1855 erschienen, und in dem Klosterleben Karls V., das ein Nachwort zu einer neuen Ausgabe von Robertsons Karl V. bildet, ist die von früheren Geschichtschreibern mit vielerlei romantischer Zuthat übermalte Schlußepisode aus dem Leben des mächtigen Kaisers in ihrem wahren Lichte nach gleichzeitigen und urkundlichen Quellen dargestellt. Außerdem hat Prescott noch ein Bändchen vermischte Schriften, Essays und Recensionen veröffentlicht.

(8.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 12. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 20. März.

Inhalt.

Das Wachsthum der großen Städte.

Die beiden größten Städte Deutschlands Wien und Berlin sollen jetzt erweitert werden. Der König von Preußen hat Lenné beauftragt, einen Plan für einen neuen Stadttheil Berlins zu entwerfen, und der Kaiser von Oesterreich hat einen Concurs für einzureichende Pläne ausgeschrieben (Wiener Zeitung vom 31. Januar), um zu ermitteln, wie man am zweckmäßigsten die bis dahin als Festung geschlossene innere Stadt Wien gegen den „Boulevard" in der Richtung nach Nordost (Alservorstadt, Roßau) und Südsüdost (Rennweg, polytechnisches Institut) hinausrücken könne. Die dankbare Bevölkerung der beiden Städte konnte diese Maßregeln als werthvolles Geschenk für das neue Jahr betrachten. Die Wohnungsfrage und die Wohnungsnoth, welche vor Allem die Erweiterung der Städte wünschenswerth erscheinen lassen, sind ebenso dringend wie die Geld- und Nahrungsfrage, mit welchen jene in unmittelbarster Beziehung stehen. Die Wohnungsnoth muß aber noch ganz besonders von hygienischer Seite her betrachtet werden. Denn es ist eine in dieser Hinsicht sehr bedeutungsvolle, durch die Statistik ermittelte Thatsache, daß fast in keiner Stadt die Zahl der Gebäude mit der der Bewohner in gleichem Verhältnisse wächst und daß in den Städten die Zahl der Geburten nicht so sehr die der Todesfälle übersteigt, um die Wohnungsverhältnisse als sehr günstige erscheinen zu lassen. Und wenn auch im Allgemeinen mit den Errungenschaften der Civilisation nicht blos das menschliche Leben an Werth gewonnen, sondern auch insbesondere die durchschnittliche Lebensdauer der Städtebewohner wesentlich zugenommen hat, so sehen wir doch gerade jetzt mehr und mehr in größeren Städten die Arbeiterclasse in ungesunde Winkel zusammengedrängt. Mit der enormen Gipfelung des Reichthums und des Luxus wuchs in gleichem Schritt die Unfähigkeit der untern ärmeren Classe, sich vor Mangel zu schützen und sich die nothwendigsten Bedürfnisse zur Erhaltung des elenden Lebens zukommen zu lassen. Vor Allem wuchs beim städtischen Proletariat der Mangel nicht blos an Nahrung, sondern auch an Luft und Licht.

Die Bauart der mittelalterlichen Städte hält allerdings keinen Vergleich aus mit der weit gesunderen Beschaffenheit der modernen Städte. So, wie zu alter Zeit die Epidemien in den Städten hausten, wird nimmer wieder eine Seuche zu wüthen im Stande sein. Wenn die Sterblichkeit bei der Cholera, welche 1838 ungefähr fünftausend, zwischen 1848 und 1849 ungefähr fünfzehntausend in London betrug, die des 17. Jahrhunderts erreicht hätte, so würde nach Farr's Berechnungen eine halbe Million hinweggerafft worden sein. Nur in einzelnen übervölkerten Dörfern erreicht die Sterblichkeit durch die Cholera die mittelalterliche Höhe; in den am meisten heimgesuchten Städten nur die Hälfte der Sterblichkeit in den Pestepidemien des 17. Jahrhunderts in London. Nicht dem weniger wirksamen Gifte der Cholera ist diese verminderte Sterblichkeit zuzuschreiben, sondern der Verbesserung der nothwendigsten Bedingnisse des Lebens, namentlich der Wohnungen. Erst im Jahre 1180 wurden Glasscheiben, 1310 Kamine eingeführt; 1580 und 1613 wurde London zuerst mit hinreichendem Wasser versehen, und erst in der letzten Zeit nach der Benutzung der Kohlen konnte für hinreichende Feuerung und dadurch für verbesserte Ventilation gesorgt werden. Doch die Proletarierviertel sind im Grunde nichts als eine unsaubere Hinterlassenschaft der gerühmten alten Zeit; wir fühlen nunmehr die Nothwendigkeit, uns dieses Erbstücks auf die beste Weise zu entledigen.

Der Beispiele, wo man bei Gründung oder Erweiterung einer Stadt zuerst und vor Allem den hygienischen Bedürfnissen Rechnung trug, mögen sehr wenige sein. Es sind vorzugsweise industrielle und commercielle Verhältnisse, welche die Localität für die Niederlassungen der Menschen bestimmt haben. Mag nun auch eine Art von Instinct die Urvölker bisweilen richtig und gesundheitgemäß bei der Wahl des Wohnorts geleitet haben, mag auch die roheste und einfachste Erfahrung die Menschen bestimmt haben, sich den physischen Einflüssen von Luft, Wasser und Boden anzubequemen: immerhin sind gewiß Nahrungsabsichten und leichter Erwerb fast überall besonders bestimmend für die Orte gewesen, welche die Grundsteine menschlicher Wohnungen aufnahmen. Von wie großer Bedeutung die geognostischen Verhältnisse einer Gegend, Lage und Höhe, die Richtung der Gebirgszüge, der Flußgebiete auf Vertheilung

der deutschen Städtebewohner ist, erfuhren wir namentlich aus B. Cotta's „Deutschlands Boden". Die von Allen gekannte Thatsache, daß die größten Städte der civilisirten Welt London, Paris, Wien, in einem Kreidebassin liegen, ist keine blos zufällige Erscheinung. Auch mag es ebenso wenig zufällig sein, daß fast in allen großen Städten sich die wohlhabende Bevölkerung in den westlichen Vierteln ansiedelt, während sich die Etablissements der Fabrikation und der Industrie ganz von selbst mehr nach den östlichen Bezirken zogen. Junod führt als Zeugniß für diese Bemerkung Paris, London, viele andere große Gewerbsplätze Englands, Berlin, Petersburg an. Wahrscheinlich hat sich, wenn auch ziemlich unbewußt, die Bevölkerung durch die relative Gesundheit der verschiedenen Gegenden leiten lassen.

Ehe die alten Römer einen Ort neu aufführten, zogen sie verschiedene Prüfungsmittel zu Rathe. Es wurden unter Anderm Thiere, welche man an einem solchen Orte erzogen hatte, geöffnet, und besonders ihre Leber untersucht. Fand man letztere krank, so wurde zur Wahl eines andern Platzes geschritten. Ja, man verließ bereits bewohnte Plätze der Gesundheit wegen; z. B. wurde das von Diomedes angelegte alte Salupia verlassen, das man 4000 Schritte vom Meere entfernt wieder neu aufbaute, wo sich der Platz gesunder erwies. Enge Straßen sind im Allgemeinen schädlich, doch in südlichen Gegenden z. B. in Italien, nothwendig, weil sie im Sommer die unerträgliche Sonnenhitze abhalten. So kam es, daß nach dem Brande Roms der von Nero befohlene Plan zum Wiederaufbau der Stadt mit allzubreiten Gassen auf den entschiedensten und jedenfalls berechtigten Widerspruch der Bürgerschaft stieß. Solche Differenzen sind bei den zukünftigen Erweiterungsplänen von Wien und Berlin nimmermehr zu erwarten. Die Franzosen bauen Algier seit 1830 neu auf, und zwar in der Weise einer französischen Hauptstadt, mit breiten Straßen und hohen Häusern. Auch das ist ein arger Verstoß gegen das Klima, in welchem die niedrigen maurischen Häuser, die mit Steinen gepflasterten und mit Fontänen gezierten Höfe, die kleinen nach vornhin fensterlosen Zimmer und die engen Straßen der Gesundheit ganz angemessen sind. Für uns eignen sich breite, dem Winde geöffnete Straßen und freie Plätze. Das hat Kaiser Napoleon für Paris erkannt und der Kaiser von Oesterreich beabsichtigt deßhalb nicht blos eine Erweiterung, sondern auch eine „Regulirung" der innern Stadt Wien, die viel zu winkelig ist, um den an eine große Stadt zu machenden hygienischen Ansprüchen genügen zu können.

Man hat gefunden, daß von den 134 Todesfällen, welche täglich in London vorkommen, 38 auf Rechnung der Luftverderbniß kommen, die durch das Zusammendrängen eines großen Bevölkerungstheils auf einen engen Bezirk entsteht. Dennoch ist London verhältnißmäßig eine der gesundesten Städte; es hat sich wenigstens die durchschnittliche Lebensdauer seiner Einwohner im Verlaufe der Jahrhunderte außerordentlich gehoben. Man kann namentlich diese Stadt zum Beweise des mächtigen Einflusses aufführen, den eine verständige Leitung der Sanitätsmaßregeln auf Leben und Gesundheit hat. Die Bevölkerung von London belief sich 1856 auf 2,616,246 Einwohner; auf 1000 Köpfe kamen 22 Todte, die Sterblichkeit war daher etwas niedriger, als in früheren Jahren. Auch in Genf, einer Stadt, die man statistisch sehr gut ausgeforscht hat, nimmt die Sterblichkeit ab. Im 16. Jahrhundert erlebte dort nur der fünfte Theil der Bevölkerung das 40. Lebensjahr; im 19. mehr als die Hälfte und die Zahl derer, die 70 Jahr alt werden, ist jetzt größer als sonst die der 40jährigen. Das Alles sind Ergebnisse und Folgen der besseren Medicinalpolizei, der Erhöhung des Wohlstandes, der größeren Aufklärung und namentlich der hygienischen Verbesserung der Wohnungen.

Aber erst seit kurzer Zeit hat man sich mit größerem Ernste dem hochwichtigen Thema zugewendet. Es ist nicht gar zu lange her, daß man zuerst die Thatsache erforscht hat, daß die Sterblichkeit in den Städten überhaupt weit größer ist, als auf dem Lande. Nach Quetelet findet sich in Belgien zwischen der Sterblichkeit in Städten und auf dem Lande ein Unterschied von 4 zu 3, d. h. wenn in den Städten 1 Todesfall auf 36 Bewohner kommt, erfolgt er auf dem Lande erst auf 46,9. In England nimmt man an, daß sich die Sterblichkeit in den Städten wie die 6. Wurzel aus der Dichtigkeit ihrer Bevölkerung verhalte. Doch paßt diese Formel nicht auf alle Städte, z. B. nicht auf Paris. Erst vor Kurzem hat man ferner angefangen, die unzweckmäßigen Wohnungen eines Landes zu zählen. Vor einigen Jahren zählte man in Frankreich 348,400 Hütten, die außer der Thür keine Oeffnung hatten, 1,817,328 Hütten, welche außer der Thür nur eine hatten und 1,328,937, welche außer der Thür nur zwei Oeffnungen für Luft und Licht darboten. In diesen Hütten lebten 16 Millionen Menschen, also beinahe die Hälfte der ganzen Bevölkerung; über 1½ Million Menschen konnte dem Lichte nur dadurch Zutritt verschaffen, daß sie die Thür öffneten. Das ist dasselbe Volk der Franzosen, dessen König Heinrich IV. jedem seiner Unterthanen Sonntags ein Huhn in den Topf wünschte! Seit wie lange hat man denn auch den Kellerwohnungen in den größeren Städten die nöthige Beachtung geschenkt? Im Jahre 1837 zählte man in Liverpool über 2200 Sackgassen und 7493 Kellerwohnungen. In Liverpool ist aber auch die Sterblichkeit größer als in irgend einer andern Stadt Englands. In Gent, einer Stadt von 14,372 Häusern mit 80,000 Einwohnern, stehen 3568 Sackgassen und man zählt dort 226 Kellerwohnungen. Es kommen daselbst 3½ Quadratmeter Bodenfläche auf einen Menschen, während in den bevölkertsten Straßen von Paris und Lille immer noch 8 Quadratmeter gerechnet werden. In Manchester, wo es 4443 Kellerwohnungen giebt, ist die Sterblichkeit unter den Kindern zweimal so groß, als in einem Ackerbaudistrict mit derselben Einwohnerzahl. Gosselet endlich schließt seine Beschreibung der Kellerwohnungen zu Lille mit den Worten: „A ce fleau il faut une barrière; il faut qu'en France on ne puisse pas dire un jour, que sur 21,000 enfants il en est mort avant l'âge de cinq ans 20,700!" Auf die Kellerwohnungen in Berlin haben namentlich die Aerzte Breßler und Hecker aufmerksam gemacht. In Neuyork mag diese Angelegenheit noch schlimmer bestellt sein, denn dort haben die Häuser oft sogar 3 bis 4 Stockwerke unter dem Boden. Man

beobachtet dort aber auch eine ungeheure Zunahme der Sterblichkeit unter den Kindern unter 10 Jahren, welche 1857 72 Procent aller Todesfälle betrug, während sie noch im Jahr 1847 kaum 51 Procent betrug.

Es ist erst ein Jahrzehend vergangen, seit man energisch auf dem Wege der Association zur Beschaffung gesunder Arbeiterwohnungen geschritten. Prinz Albert steht bekanntlich an der Spitze eines in diesem Sinne wirkenden Vereins, und auf der Londoner Industrieausstellung sah man schon zahlreiche Modelle der von diesem Vereine errichteten Arbeiterwohnungen; Festigkeit, Wärme, Trockenheit, Luft, Licht und Billigkeit wurden bei denselben berücksichtigt. Die Arbeiterstadt Cité Louise in Gent ist gleichfalls ein Actienunternehmen. Der Kaiser Napoleon ließ bekanntlich versuchsweise mobile Arbeiterhäuser bauen und der Brüsseler Wohlthätigkeitscongreß zog die Einrichtung solcher Häuser in ernste Erwägung. Die Entstehung der gemeinnützigen Baugesellschaften in Berlin läßt sich auf das Jahr 1846 zurückführen und im October 1849 wurden dort die ersten Genossenschaftswohnungen bezogen. Im Jahr 1857 besaß diese Gesellschaft in Berlin, unter Vorsitz des Oberbaurath Stüler, 23 Gebäude mit 202 Wohnungen und 27 Werkstätten, worin 1096 Personen leben. Die Bildung solcher Vereine ist ein schönes Zeichen unserer Zeit und bezeichnet einen bedeutsamen culturgeschichtlichen Fortschritt; die Nachfolge ist leider noch zu gering. Bremen, Dresden, Brandenburg und Chemnitz haben Hand an das Werk gelegt. Die Frage, welches System bei Anlegung von Arbeiterwohnungen zu befolgen, ist nicht schwer zu beantworten. V. A. Huber („Wohnungsnoth" u. s. w. 1857) befürwortet das System der Cité ouvrière nach dem Vorgange von Mühlhausen, Lille und einigen großen englischen Fabriken, jedoch in vollerer Entwicklung etwa zu 500 Familien in Einzelwohnungen mit umgebendem Garten mit dem Rechte der Besitzerwerbung, als bürgerliche und kirchliche Gemeinde und zu genossenschaftlichem Verbande. Er hat darin ganz recht; man hat sich auch schon allgemein von dem Casernierungssystem abgewendet. In London wurden nach letzterem System 1848 drei solche Häuser mit einem Capital von 100,000 Pfund Sterling erbaut, während sich eine andere unter Protection der Königin stehende Gesellschaft mehr für das Allotmentsystem, d. h. die Errichtung von Arbeitercolonien interessirt und schon mehrere tausend Colonisten untergebracht hat. In Paris bestand bis zum Jahr 1856 nur ein großes gemeinschaftliches Wohngebäude und die in der Rue de Reully begonnene Cité ouvrière, welche eine Association mit einem Capitale von 900,000 Francs nach dem Vorbilde von Mühlhausen unternommen hatte, war noch nicht zur Benutzung gelangt. Allein wir erfahren, daß die Pariser Bevölkerung große Abneigung gegen diese Cités zeigt. Eine solche Cité, aus 40 Häusern mit großem Comfort und billiger Miethe, hatte der Banquier Millaud in Faubourg St. Antoine bauen lassen; allein er vermiethete ebenso wenig eine Wohnung, als der Kaiser, welcher in seiner Arbeiter-Cité auf dem Boulevard Mazas nur ein Häuschen vermiethen konnte und zwar an einen Obersten, dessen Regiment in der Nähe casernirt war. Die Bade- und Waschanstalten sind ebenfalls erst Kinder der letzten Zeit; aber es wird eine Zeit kommen, wo sie keiner größeren Stadt fehlen; denn man wird die Wirkung, die sie insbesondere in England auf die Gesittung der untern Classen ausübten, bald nicht mehr verkennen.

Und die Frage über die Ventilation und Heizung der öffentlichen Gebäude war so lange eine gänzlich vernachlässigte, daß sie, als man sie vor mehreren Jahren plötzlich in das Publicum warf, eine um so größere Bewegung hervorrief. Es ist erstaunlich, was man in kurzer Zeit durch Experimentiren mit den mannichfaltigen Ventilationsapparaten in Versammlungshäusern, Gefängnissen, Hospitälern u. s. w. geleistet hat; man fühlte, wie viel man nachzuholen und gut zu machen habe. Allein eine Art öffentlicher Anstalten hat man in Bezug auf diesen Punkt vorzugsweise in Deutschland bisher fast ganz außer Acht gelassen. Es sind dieses die Schulen, in denen mancher junge Körper verkümmern muß. In München befanden sich z. B. die großartigsten Schulhäuser, die alle nach Einem Systeme gebaut waren und namentlich hohe Räume und große Säle hatten, wie man sie nur selten in Schulen findet. Aber für Ventilation war nicht gesorgt und man übertrieb die Sorge für die Holzersparniß. Das Wort eines hervorragenden Mannes bewirkt oft mehr, als alles Klagen der Eltern. Liebig sprach 1856 in seinen öffentlichen Vorträgen energisch für Abstellung der Uebelstände und berichtete dem gebildeten Laienpublicum, daß in einem bekannten Strafarbeitshause erst unlängst der Grund zahlreicher und plötzlicher Todesfälle von dem dort hingeschickten königlichen Commissar, dem Chemiker Pettenkofer, darin entdeckt worden, daß man den Schlafsaal der Sträflinge fast hermetisch verschlossen hatte. Besonders aber seien es junge Organismen, welche durch eine progressiv verschlechterte Atmosphäre schädlich getroffen werden. Die Sache erregte Aufsehen und kam bald dem König zur Kunde, der mit dem berühmten Chemiker persönlich darüber verhandelte, und die zur Untersuchung eingesetzte Commission sorgte für Reinhaltung und Erneuerung der Luft in den Schulzimmern. Die Luftverderbniß in den Schulzimmern hat eigenthümliche Zufälle bei den Kindern zur Folge; so erzählte erst unlängst ein schwedischer Arzt, daß in seiner Gegend 31 Kinder in einem Schulzimmer plötzlich am Morgen von schlimmen Krankheitssymptomen ergriffen wurden. Einige fielen nieder, andere verfielen in Raserei und wollten schlagen u. s. w., man konnte aber keiner andern Ursache als der Luftverderbniß die Schuld dieser Erscheinung beimessen. Wir wissen recht wohl, daß man an den meisten Orten Deutschlands gesetzliche Bestimmungen über einzelne hygienische Einrichtungen der Schulen z. B. Höhe der Säle u. s. w. getroffen; allein sie reichen nur selten aus. — Der mächtigste Ventilationsapparat für die Städte ist übrigens ein frischer grüner Esplanadenkranz, der die mephitischen Luftarten absorbirt und athembare Gase zuführt. Die Kühle unter den schattigen Bäumen bewirkt am Boden hin einen wohlthätigen Luftzug nach der wärmeren Stadt. In dieser Hinsicht konnte sich Preußens König für Berlin an keinen bessern Rathgeber wenden, als an Lenné.

Zur vollen Ausstattung der Städte gehört ferner die nöthige

Wasserzufuhr, worin uns bekanntlich die alten Römer mit großartigem Beispiel vorangeschritten. Die neueste Errungenschaft in dieser Hinsicht ist das 1854 beschlossene und 1856 ausgeführte Project einer Wasserleitung in Berlin, wo das Wasser mittels vier großer Pumpen aus dem unterirdischen Spreecanal in Filterbassins gehoben und durch Röhren in die Stadt geleitet wird; in der Nähe Berlins auf dem Windmühlenberge befindet sich ein Bassin, und in Verbindung mit diesem ein Hochdruckthurm, der den Zweck hat, zu gewissen Tageszeiten einen Druck auf das Wasser in dem Röhrensystem auszuüben. Reichliche Wasserzufuhr ist für jede Stadt eine ebenso große Lebensbedingung, wie schneller Abzug der Unreinlichkeit durch Kloaken und Schleußen; beide Abtheilungen bilden einen geschlossenen Kreislauf wie der Stoffwechsel des lebendigen Körpers. Tarquinius und Agrippa gaben dem alten Rom, Franz I. im Jahr 1539 Paris ein Kloakensystem. Wie schlimm es aber mit Fortschaffung des Unraths in Wien bestellt ist, erfuhren wir erst jetzt aus einem Berichte des Wiener Arztes Innhauser, der auf die trefflichen Einrichtungen von Paris hinweist, das aus dem jetzt jährlich 350,000 Kubikmeter betragenden Unrath ein bedeutendes Einkommen bezieht, während die größten deutschen Städte, Wien und Berlin, noch nicht an Verwerthung desselben dachten.

Man erhält interessante Aufschlüsse, wenn man die Mortalität in verschiedenen Städten vergleicht. In den beiden Jahren 1851 und 1853 war das Mortalitätsverhältniß in den größeren deutschen Städten und zwar in Berlin 1 : 38, in Cöln 1 : 36, in Aachen 1 : 36, in Hamburg 1 : 30, in Dresden 1 : 29, in München 1 : 28, in Königsberg 1 : 27, in Breslau 1 : 25, in Danzig 1 : 24, in Prag 1 : 24, in Wien 1 : 24. Darnach war also Berlin die gesundeste, Wien die ungesundeste unter den größeren Städten, da dort von 38 Einwohnern einer im Jahr starb, woraus folgt, daß dort die mittlere Lebensdauer um 14 Jahr länger war, als in Wien. Prag, insbesondere aber Wien, welches in mancher Beziehung, was die mit der Sanität correspondirenden Institutionen anlangt, Berlin übertrifft, hat doch eine ungleich größere Mortalität zu beklagen. Während in London 1856 auf 10,000 Köpfe 220 Todte kamen, und in Paris im Jahr 1851 von 1,053,262 Einwohnern 29,717 starben, d. h. auf 10,000 Einwohner 282, starben in Berlin im Jahr 1852 von 435,35 Einwohnern (mit Militär) 11,614. Aber fast in allen größeren Städten übersteigt die Zahl der Todten die der Gebornen. Die großen Städte erhalten sich und wachsen hauptsächlich durch Zuzug von Außen. Doch auch dieser Zuzug ist im Abnehmen. Diese Erscheinung finden wir in Berlin, Cöln, Danzig, Aachen, Breslau und vielen anderen Städten der preußischen Monarchie, am frappantesten aber in Berlin, wo die Civilbevölkerung von 1852 mit 419,755 Einwohnern bis 1855 mit 426,602 Einwohnern nur um ½ Procent gewachsen ist. Daß die Mehrung der Bevölkerung auf natürlichem Wege zurückgeblieben, ist ungünstigen Sanitätsverhältnissen zuzuschreiben; daß der Zuzug sich verringert hat, ist die Wirkung der gesetzlich eingeführten Einzugssteuer. Die Bevölkerung Wiens, welche jetzt 470,442 Einwohner beträgt, wächst gleichfalls nicht so sehr durch Zunahme der Fruchtbarkeit oder Abnahme der Mortalität, als durch den überall nach großen Städten bemerkbaren Zuzug; denn mehr als die Hälfte der Bevölkerung ist nicht in Wien geboren. Da die Sterblichkeit auf dem Lande weit geringer ist, als in den Städten, so müßte man bei der zunehmenden Ueberfiedelung der Menschen vom Lande in die Städte meinen, daß sich die allgemeine Sterblichkeit vermehre; dies ist jedoch nicht der Fall, denn überall wird die städtische Bevölkerung fernerhin mehr und mehr die Früchte einer gesteigerten Civilisation auch durch bessere Pflege des Körpers und Geistes genießen. Doch der Raum, auf dem der Städtebewohner in seiner Wohnung durchschnittlich mehr und mehr eingeschränkt wurde, reicht nicht mehr zu den nöthigen Maßnahmen für seine Lebensbedingungen aus. Die Einwohnerschaft von Berlin stieg seit 1816 von 181,052 auf 437,001, also um mehr als das Doppelte, während die Zahl der Grundstücke sich von 6463 auf 9185, mithin nur um die Hälfte vermehrt hat. Die Zahl der Wohnungen hingegen, welche sich von 40,588 auf 87,027 steigerte, schloß sich beinahe der Vermehrung der Bevölkerung an. Es haben sich mithin die Wohnungen viel stärker vermehrt als die Grundstücke, ein Zeichen, daß die neuen Häuser höher als bisher gebaut, die Hofräume mehr zur Errichtung von Hintergebäuden benutzt, daß überhaupt die Wohnungen viel kleiner geworden sein müssen, als früher. Dabei übersteigt die Hälfte aller Wohnungen in Berlin nicht den Preis von 50 Thalern; es sind also die vielen in solchen Wohnungen befindlichen „kleinen Leute", welche am meisten leiden. Von der Wohnungsnoth in Paris, wo durch die Niederreißung alter Straßen 80,000 Menschen obdachlos wurden, wollen wir gar nicht reden, ebenso wenig von der in London, dieser Stadt mit 307,722 Wohnhäusern, wo sich während der letzten zehn Jahre die Bevölkerung um 21 Procent, die Häuserzahl aber nur um 17 Procent vermehrt hat. London, das jährlich einen Zuwachs von 40,000 Einwohnern erhält, wächst jährlich um 4000 Häuser, es setzen sich also dort jährlich soviel Häuser an, als Frankfurt a. M. oder Leipzig und ähnliche Städte Hausnummern im Ganzen zählen. Grauenhaft ist die Schilderung des Refuge for the destitute in Playhouse Yard, welche Mayhew giebt; seit dem Jahre 1820 fanden in diesem Asyle nicht weniger als 1,200,000 Menschen in ihrem Elende Obdach für eine Nacht. Einen flüchtigen Blick werfen wir auf Neuyork. In 20 Districten dieser Stadt sind über 1200 Familienhäuser der niedrigsten Art, wovon jedes von nicht weniger als 10 Familien bewohnt ist. In einigen wohnen nicht weniger als 20 Familien, und in einigen wenigen sind sogar 100 Familien zusammengepfercht. Dort finden wir Betrunkene beiderlei Geschlechts, Idioten und verkrüppelte Kinder, Mädchen von 10 bis 15 Jahren, Menschen jeden Alters und jeder Farbe, alle untereinander in einem Zimmer wohnend und schlafend. Am Schlusse dieser weiter ausgeführten Beschreibung des Elends und Jammers sagt der 13. Jahresbericht der Neuyorker „Gesellschaft zur Verbesserung der Lage der Armen": „Viele der an diese Armen vermietheten Gebäude bringen ihren Eigenthümern ein größeres Einkommen als die Paläste in den besten Theilen der Stadt." In Berlin

soll die Zahl der Menschen ohne Wohnung im Sommer an 10,000 oder 2 Procent der Bevölkerung betragen.

Allein ein bedeutendes Wachsthum der Bevölkerung findet sich vorzugsweise nur in den großen Städten, während sich aus einem Vergleich der gesammten städtischen Einwohnerzahl der preußischen Monarchie im Jahr 1831 und 1849 herausgestellt hat daß das numerische Verhältniß der städtischen zur ländlichen Bevölkerung nur um 1 Procent gestiegen ist. Der Statistiker E. Horn meint, daß diese Erscheinung, d. h. die nur geringe Zunahme des Procentantheils der Städte an der Gesammtbevölkerung, die sich sogar in Holland und andern Staaten in eine Abnahme verwandelte, bald allgemein werden dürfte. Jemehr sich nehmlich die Communicationsmittel mehren, die auch den Landbewohner in den Stand setzen, sich sobald und so oft seine Angelegenheiten es erheischen, ohne große Kosten in die Stadt zu begeben, jemehr andererseits Handel und Gewerbe auch auf dem Lande sich verbreiten, und dadurch allen jenen Landbewohnern, die sich vom Feldbau nicht nähren können, es möglich machen, sich in ihrem Wohnorte anderweitiger Thätigkeit zuzuwenden, destoweniger wird der Landbewohner Nöthigung, Veranlassung und Lust fühlen, das billigere und gesündere Landleben mit dem der Börse und der Gesundheit minder zuträglichen Stadtleben zu vertauschen. Diese Bewegung in der Bevölkerung kann sich schon während der nächsten Jahrzehnde geltend machen und würde in volkswirthschaftlicher und hygienischer Hinsicht von großer Bedeutung sein. Die kleineren Städte werden sich also vielleicht nach und nach von selbst entlasten, für die größeren Städte wird aber größere Ausdehnung, eine Gewinnung von bewohnbarem Platz nach der Breite hin, eine Beschaffung zahlreicher Gebäude, die im weitesten Umfang alle Vortheile eines Landaufenthalts bieten, wesentlich nöthig sein. Dann wird auch das Mißverhältniß, daß in den größeren Städten Preußens Ein Mensch von 25, in den Dörfern aber jährlich nur Einer von 36 stirbt, sich in ein günstiges Verhältniß verwandeln. Es ist also viel Gutes in dem, was man jetzt in Wien und Berlin auszusäen im Begriff steht, und nicht erst die Nachkommen der Bewohner dieser Städte, sondern auch die noch Lebenden werden jedenfalls die Früchte dieser Saat genießen, da fast auf Jedem der Druck der Wohnungsnoth lastet. Man findet allerdings in den Classen der untern Stände in den Städten eine weit stärkere Sterblichkeit als bei den höhern Ständen. Das hat sich namentlich aus den Sterbelisten von Edinburg und Leith wiederum neuerdings recht deutlich herausgestellt; daß aber die Bedingungen zu dieser erhöhten Sterblichkeit beseitigt werden können, zeigen die Register der Wohnungsverbesserungsgesellschaft in London. Und auch die Wohlhabenden und Reichen sind nicht ausgeschlossen von dem günstigen Einflusse einer allgemeinen Wohnungsverbesserung auf ihre Gesundheitsverhältnisse. P.

Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche.*)

II.

Die Wiederanstellung Reiche's zog sich bis zum Januar 1809 hin, wo er Befehl erhielt sich als Ingenieurofficier nach Spandau zu begeben. Er fand dort als Ingenieur vom Platz einen alten Bekannten von Oberwesel, Hauptmann v. Markoff, und als Staatsgefangene mehrere Generale, die während der Krisis von 1806 ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten. Mit einem derselben, seinem frühern Compagniechef Schack, einem ausgezeichneten Manne von vieler Energie, der aber mit in die Capitulation von Magdeburg gewilligt, hatte Reiche vielfach Gelegenheit die Katastrophe zu besprechen, und fragte ihn einmal ob er sich der Capitulation nicht hätte widersetzen können. Schack erzählte darauf den ganzen Hergang, wonach bei dem Erscheinen des Marschalls Ney vor der Festung der Gouverneur derselben, General Kleist, sämmtliche anwesende Generale, dreizehn an der Zahl, zu sich berufen, und ihnen gesagt habe: „Er sei ein alter schwacher Mann und fühle sich der Aufgabe Magdeburg zu vertheidigen nicht mehr gewachsen, welches er auch dem Könige bei dessen Durchreise zur Armee offen gestanden und um Ablösung gebeten habe, sei daher erbötig, das Commando einem Jeden von ihnen abzutreten, der sich zur Uebernahme desselben befähigt fühle, indem er hinzusetzte, daß er der Erste sein würde, sich unter dessen Befehle zu stellen." Hierauf meldete sich Niemand, und Schack, als der Jüngste von Allen im Range, glaubte es nicht wagen zu dürfen, seinen älteren Kameraden, im Widerspruch mit den Subordinationsverhältnissen, vorzugreifen; überhaupt herrschte die Meinung vor, daß zur Uebernahme eines so wichtigen Postens außer der Reihe der ausdrückliche Befehl des Königs nothwendig sei. So sehr hatte die allzu militärische Auffassung der Pflicht des Gehorsams alle Fähigkeit zum Selbstdenken und Selbsthandeln gelähmt, daß auch sonst tüchtige Männer nicht aus eignem Antriebe das zur Rettung der Ehre der Armee und des Vaterlandes Nothwendige zu thun wagten. Es stand eben nicht im Dienstreglement, und darüber hinaus darf der Soldat wie er sein soll nicht denken.

Ueberhaupt findet Reiche den Hauptgrund der damaligen Katastrophe in der eigenthümlichen Stellung, welche zu seiner Zeit die Armee einnahm. „Nach dem bei uns herrschenden Geiste," sagt er, „war die Armee allein nur die eherne Mauer, die den Staat beschützte, und sobald diese geschlagen, konnte aller fernere Widerstand zu nichts führen, als Menschen ohne Zweck unglücklich zu machen. Aus dieser vorgefaßten Meinung hatte sich ein förmlicher Glaubensartikel gebildet, wonach, wenn die Armee einmal vernichtet sei, der Staat untergehen müsse. Es war die Zeit, wo das Heer außer dem Volke, dem Volke fremd, man möchte sagen, feindlich gegenüber stand. Da nun die Armee, wie vom Blitze getroffen, mit einem Male vernichtet wurde, so glaubten die Commandanten daß der Staat unrettbar verloren, ohne alle Aussicht zu einem möglichen Ersatze, aller Widerstand ihrerseits vergeblich sei, und nur das Unglück des Ortes und der Einwohner herbeiführen würde, abgesehen da

*) S. Nr. 10 der Europa.

von daß die meisten dieser Festungen weder verproviantirt, noch gehörig armirt waren. Als der Krieg sich nach den entfernteren Provinzen hinzog, wo noch ein Kern einer Armee vorhanden war und ein treuer Alliirter den Kriegsschauplatz betrat, hielten sich auch die Festungen auf eine ruhmwürdige Weise."

Wir müssen rasch über die verhängnißvolle Zeit hinweggehen, die Preußen damals durchzumachen hatte. Reiche durchlebte sie, mit allen Schmerzen, aber auch mit den neuaufkeimenden Hoffnungen eines preußischen und deutschen Patrioten, bis endlich Yorks Convention das Joch brach. Reiche war mittlerweile in das Cadettencorps übergetreten, war Capitän und Compagniechef geworden, und erhielt endlich am 16. März 1813 eine Anstellung in der activen Armee, und zwar im Generalstab des Generals York, des gefeierten Helden des Tages. Eine Probe von dem kurzangebundenen, schroffen Wesen dieses Generals erhielt Reiche gleich bei seiner Meldung. Als er ihn versicherte, er werde sich beeifern, sich seine Zufriedenheit zu erwerben, antwortete York kalt und abgemessen: „Das wird sich zeigen!" Nicht besser ging es dem Obersten v. Rauch, den der König zum Chef seines Generalstabes ernannt, und zu dem er sagte: „Ich brauche keinen Chef des Generalstabes; wenn ich doch aber einen haben soll, so sind Sie mir noch immer der liebste." Mit Lob und Anerkennung war York überhaupt karg. Als Reiche die Brücke über die Elbe bei Roßlau anstatt in den vorgeschriebenen drei Tagen in zwei Tagen unter besonderen Schwierigkeiten und mit großem Geschick vollendet, hatte York doch nichts als mäkelnde Worte für ihn, und nach der rühmlichen, aber mit einem Rückzug endigenden Vertheidigung von Merseburg wollte er ihn gar nicht vor sich lassen, obgleich er ihn gegen den Obersten Rauch sehr gelobt, jedoch hinzugesetzt hatte: „Aber man muß ihn kurz halten!" Es war eben des Generals Art, wenn er merkte oder glaubte, Jemand thue sich im Selbstgefühl auf eine gelungene Leistung etwas zu Gute, ihn absichtlich zu kränken, damit er sich nicht überhebe. Bei aller Strenge und Herbheit konnte er aber auch liebenswürdig sein, und Alle die ihm nahe gestanden, haben ihm ihre Anhänglichkeit lebenslänglich bewahrt. Auch in der Schlacht hatte er seine Eigenthümlichkeiten. Meistens pflegte er, nachdem alle Befehle ertheilt worden, ernst und in Gedanken vertieft, eine große Achte zu reiten, bis der erste Kanonenschuß fiel, worauf sich seine Gesichtszüge erheiterten und er sagte: „Jetzt nimmt der liebe Gott sich der Sache an!" In seiner Strenge kannte er keinen Unterschied der Person. Ganz besonders entschieden trat er gegen Störungen der Marschordnung auf, und einmal ließ er den Wagen eines Generals, den er in der Colonne traf, auf der Stelle verbrennen. Einandermal kam es zu einer sehr komischen Scene, als er das Corps auf dem Marsche vor sich vorbeidefiliren ließ, und er einen Wagen erblickte, der mitten unter der Reserveartillerie fuhr. Ganz entrüstet über dieses Zuwiderhandeln gegen seine ausdrücklichen Befehle, fuhr York den Kutscher barsch mit der Frage an, wem der Wagen gehöre. Als nun derselbe, eines Lobes gewärtig, in seinem provinziellen Dialekte selbstzufrieden antwortete: „Dem General Yurk!" konnte sich weder der General noch seine Umgebung eines Lachens erwehren, da es sein eigner Wagen war, der bei dieser Gelegenheit glücklich durchkam. Der Commandeur der Colonne, der den Anschluß erlaubt hatte, entging aber seinem Verweis nicht. Gegen Vorgesetzte war York im Bewußtsein seiner unbezweifelten Tüchtigkeit und stets nach einem selbständigem Commando strebend, äußerst unfügsam. Mit Blücher lag er im beständigen Hader, und Gneisenau haßte er bitter.

Die Schlachten von Lützen und Bautzen, das Gefecht bei Königswartha, machte Reiche an Yorks Seite mit. Bei Bautzen folgte York nicht Blüchers Aufforderung, ihn bei der Vertheidigung der mit Uebermacht angegriffenen wichtigen Kreckwitzer Höhen zu unterstützen, da er durch sein Abrücken das Centrum zu sehr zu schwächen fürchtete. Später besann er sich doch eines Andern, und rückte aus seiner Stellung ab. Aber es war zu spät. Blücher hatte die Höhen bereits aufgeben müssen, und es war für Reiche ein wahrhaft wehmüthiger Anblick, wie er mit seinem General vorreitend den Alten, vom Pferde abgestiegen, ganz niedergeschlagen auf einem Steine sitzend fand. In derselben, die Schlacht entscheidenden Krisis sprengte der Oberquartiermeister des Yorkschen Corps, Oberstlieutenant v. Valentini, zu dem Führer der russischen Gardecavallerie, die ganz ruhig in Linie aufmarschirt dastand, und fordert den General auf, zum Angriff gegen den Feind mitzuwirken. Dieser aber sah ihn ganz groß an, und sagte: „Glauben Sie, daß der Kaiser dazu seine Gardecavallerie hat, sie sich todtschießen zu lassen?"

Während des Waffenstillstandes wurde Reiche, nun Major, nach Spandau beordert, um dort die Anlegung eines verschanzten Lagers zu beaufsichtigen, und beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten kam er in den Generalstab des neuformirten preußischen Armeecorps unter General Bülow, das mit dem Kronprinzen von Schweden und unter dem Befehl desselben zur Deckung von Berlin und Norddeutschland bestimmt war. Das zweideutige Zaudern des Kronprinzen, sein Streben, es zu keinem großen Resultate kommenzulassen und seine schwedischen Truppen möglichst aus dem Gefecht zu halten, tritt aus Reiche's Memoiren recht klar hervor; das wahre Motiv dieses Berechnens, sich Anhang in der französischen Armee zu verschaffen, und dadurch Nachfolger Napoleons zu werden, zeigt sich erst später mit größerer Bestimmtheit.

Bei dem Vorrücken Oudinots gegen Berlin war bereits der Befehl ertheilt, mit der Armee bis auf die Templower Berge zurückzugehen, und unmittelbar vor der Hauptstadt eine Devensivschlacht zu liefern: als es Reiches Vorstellungen gelang, diesen Entschluß abzuändern. Er fühlte lebhaft wie entmuthigend eine rückgängige Bewegung gleich zu Anfang des Feldzugs auf die Volksstimmung wirken müsse, hielt im Fall einer Niederlage den Rückzug durch Berlin für besonders gefährlich, und eine Stellung mehr nach der Ueberschwemmungslinie der Nutha zu für viel vortheilhafter, da für den Fall eines Sieges der Feind in diese hineingeworfen werden könnte. Von diesem Gedanken erfüllt und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß bei dem trefflichen Geiste der Truppen sich große Resultate von einer überraschenden und ungesäumten Offensive erwarten ließen, trat Reiche in das Zimmer des Generals Bülow. In An-

wesenheit der noch bei ihm versammelten Brigadegenerale drang er in ihn, nicht zurückzugehen, sondern den bei Großbeeren stehenden Feind kühn anzugreifen. Bülow hörte ihn an, ließ sich die Gründe, die ihn zu diesem Vorschlage veranlaßten, auseinandersetzen, und sagte nach einigem Besinnen: Reiche kann recht haben, wir greifen an! Er entwarf alsdann auf der Stelle die Disposition zum Angriff, während Reiche nach Ruhlsdorf zu dem Kronprinzen ritt, um dessen Genehmigung einzuholen, und ihn zur Mitwirkung aufzufordern. Erstere ertheilte er, letztere schlug er ab; erst gegen Ende der Schlacht eilte eine schwedische Batterie den Preußen zu Hülfe. Diese erfochten einen glänzenden Sieg, der dem Feinde 14 Kanonen und 1500 Gefangene kostete und Berlin von der drohenden Nähe des Feindes befreite; die Resultate hätten aber noch glänzender sein können, wenn der Kronprinz eine lebhaftere Verfolgung angeordnet hätte. So aber mußte Bülow den ganzen nächsten Tag stehen bleiben, und in den nächsten sieben Tagen legte die Nordarmee kaum ebensoviel Meilen zurück. So erhielt der Feind Zeit, sich wieder zu sammeln und zu ordnen, und als zum Ersatz für den abberufenen Oudinot Marschall Ney in Wittenberg angekommen war, fand ein zweiter Versuch statt gegen die preußische Hauptstadt vorzudringen. Der Angriff galt zunächst dem General Tauentzien der bis Jüterbogk zurückgedrängt wurde. Tauentzien wäre dabei fast in Gefangenschaft gerathen, denn er befand sich während des Angriffs bei dem Kronprinzen, erhielt von dem Gefechte merkwürdigerweise gar keine Meldung, und gerieth Nachts beim Zurückreiten in sein früheres Hauptquartier an die französischen Posten. Nur die Geistesgegenwart, mit der er auf das Qui vive? des anrufenden Postens mit „Général saxon" antwortete, rettete ihn.

Bülow beschloß nun dem, dem Tauentzienschen Corps gegenüberstehenden Feinde während der Nacht mit seinem ganzen Armeecorps zur Seite zu marschiren, und andern Tages ihm eine Schlacht zu liefern. In Folge dieses Entschlusses schickte auch diesmal Bülow zu dem Kronprinzen, um diesen womöglich zu bewegen, der Angriffsbewegung mit seiner ganzen Armee zu folgen. Mitten in der Nacht in Rabenstein, dem Hauptquartiere, angekommen, fand Major Reiche den Kronprinzen in seiner gewohnten Art ganz angekleidet auf dem Bette liegen; in demselben Zimmer befand sich auch der Kanzler Wetterstedt. Der Kronprinz stand sogleich auf, setzte sich mit dem Major Reiche an den Tisch, auf dem die Petrische Karte von Sachsen ausgebreitet lag, und ließ sich über das Geschehene genaue Kenntniß geben. Aus allen seinen Aeußerungen ging hervor, daß er die Angriffsbewegung des Feindes nur als eine Demonstration betrachtete, um ihn von Berlin wegzulocken. Von einer Bülow zu gewährenden Unterstützung wollte er erst recht nichts wissen. „Da seit Großbeeren, und da bei dem langsamen Verfolgen des Feindes," erzählt Reiche weiter, „das Vorurtheil bei uns Wurzel gefaßt hatte, als wolle der Kronprinz seinem frühern Waffengefährten nicht viel anhaben, so mochte ich wohl zu lebhaft seine Bedenken zu entkräften und ihn zu einem Entschluß mehr in Bülows Sinne zu vermögen gesucht haben, indem er unwillig sagte: „Monsieur je vous connais déjà, vous êtes toujours comme ça!" Hierauf rief er Wetterstedt heran, der sich an den Tisch setzen und Papier und Feder zur Hand nehmen mußte. Dann dictirte ihm der Kronprinz, den Blick unverwandt auf die Karte gerichtet, eine Disposition für den General Bülow, worin er ihm Alles das aufgab, was ihm dieser hatte vorschlagen lassen, mit Zugabe desjenigen, was er für die übrigen Corps hierbei erforderlich erachtete. Wetterstedt machte hier buchstäblich den Secretär. „Der Wahrheit die Ehre, kann ich nicht anders sagen," schließt der Major, „als daß der Kronprinz mir bei dieser Gelegenheit durch seinen Scharfblick, durch seine gründlichen besonnenen Reflexionen und durch die Sicherheit und Klarheit seiner Entscheidung eine sehr hohe Achtung und ein unbedingtes Vertrauen in seine Befähigung als oberster Feldherr einflößte."

Es konnte natürlich auf Bülow keinen angenehmen Eindruck machen, als er erfuhr, daß er nicht nur keine Hülfe von den unmittelbar unter dem Kronprinzen stehenden Truppen, sondern auch nicht einmal die Unterstützung der zu seinem Corps gehörigen Brigade Borstell, die der Kronprinz immer noch bei Kroppstedt festhielt, zu erwarten habe. Dessenungeachtet ging er von seinem frühergefaßten Entschluß nicht ab. General Tauentzien sollte sich in seiner Stellung halten, solange es ging; wenn er aber weichen müßte, rechts abmarschiren und sich hinter Bülow ziehen, der mit dem ersten Kanonenschuß aufbrechen und den Feind in der linken Flanke angreifen wollte. Da Letzterer von Bülows Anwesenheit gar nichts ahnte, gelang das Unternehmen auf das vollkommenste, und der Sieg wurde vollständig, als auch noch die Brigade Borstell auf dem Schlachtfelde erschien. Er war abmarschirt trotz der Bemühungen des Kronprinzen, ihn bei sich festzuhalten, und hatte allen Einwendungen mit den Worten begegnet: „Bülow steht im heftigsten Feuer; ich halte es für meine Pflicht ihm zur Unterstützung zu eilen; auch habe ich den General Bülow bereits davon unterrichtet." Er erschien, als das 12. französische Corps gerade aus dem Walde hervorbrach, und den rechten Flügel der Preußen, die Brigade Kraft, mit Uebermacht angriff, die dadurch sehr ins Gedränge kam, aber doch ihre Stellung behauptete. Reiche fand hier Gelegenheit, sehr wohlthätig einzugreifen. Er traf zufällig mit dem Generalstabsofficier Borstells, dem Hauptmann Rüchel-Kleist, zusammen, als dieser den commandirenden General aufsuchte, um der Brigade ihre Stellung anweisen zu lassen. Reiche selbst konnte ihm aber die nöthige Auskunft geben, und dirigirte die Brigade nach Göhlsdorf, wo sie einen erfolgreichen Antheil an dem glänzenden Resultat des Tages nahm.

Um dieselbe Zeit traf auch der Kronprinz mit seinen Truppen unweit des Schlachtfeldes ein, ließ aber aufmarschiren und machte Halt, als ob ihn das Gefecht nichts anginge. Wie aber Bülow natürlich darüber höchlichst aufgebracht, den Major Reiche mit der Meldung zu ihm schickte, die Schlacht sei noch nicht zu Ende und er möge unverzüglich vorrücken, gab der Kronprinz zur Antwort: „La Bataille est gagnée, j'arrive avec quarante bataillons, dites au Général Bulow, qu'il se retire en seconde ligne!" Das war denn doch zuviel, den Preußen zuzumuthen, die Früchte des Sieges, den sie allein errungen, und mit nahe an 6000 Todten und Verwundeten

bezahlt hatten, von den Schweden einernten zu lassen, die den ganzen Tag über zugesehen hatten! Bülow zog seine letzten Reserven in's Gefecht, und schlug, nur zuletzt von ein Paar schwedischen Batterien und einem schwedischen Husarenregiment unterstützt, den Feind mit einem Verlust von 14—15,000 Mann und mehr als 50 Kanonen in verwirrte Flucht. Und selbst dieser große Erfolg hätte noch größer sein, und bis zu vollständiger Vernichtung der feindlichen Armee gesteigert werden können; aber auch diesmal blieb der Kronprinz drei Tage lang bei Jüterbogk stehen, ohne Bülow die weitere Verfolgung des geschlagenen Corps zu gestatten.

Ueberall suchte der Kronprinz in die Operationen hemmend einzugreifen, überall durch bedenkliches Zaudern sich der Theilnahme am Kampfe zu entziehen. Nur Blüchers Ungestüm brachte ihn über die Elbe, und er wäre gar zu gern wieder umgekehrt, wenn die Brücke bei Acken bei einem Vordringen des Feindes aus Wittenberg nicht abgebrochen worden wäre. Als Napoleon endlich bei Leipzig Stand hielt, und der Kronprinz aufgefordert wurde, an der entscheidenden Schlacht theilzunehmen, beeilte er sich ebenfalls nicht. Er brach am 15. in aller Frühe auf, aber anstatt der Disposition gemäß bis Halle zu marschiren, machte er 1¾ Meile weiter zurück, am Petersberg Halt, und nahm daselbst Stellung, als gelte es den Feind hier zu empfangen. Den vor Kampfesungeduld brennenden Truppen machte er bekannt: „Da es möglich ist, daß es morgen (16.) in der Gegend von Leipzig zur Schlacht kommt, so muß die Armee schlagfertig sein, um entweder die Hauptarmee zu unterstützen oder, wenn sie siegreich ist, dem Feinde noch hinterher den möglichsten Abbruch zu thun!" Am nächsten Morgen sollte nach Landsberg weiter marschirt werden; aber obgleich es ausgemacht war, daß der Feind alle seine Kräfte bei Leipzig concentrirt hatte und eine allgemeine Schlacht nahe bevorstand, glaubte der Kronprinz dennoch, oder gab es wenigstens vor zu glauben, den Feind hinter sich zu haben, und schickte Detachements gegen Dessau, Acken, sogar gegen Bernburg aus. Erst als diese mit der Nachricht zurückkehrten, daß vom Feinde nirgends etwas zu sehen sei, wurde der Marsch angetreten, und in Folge dieser höchst überflüssigen Zögerung kam die Nordarmee erst am 17. Morgens bei Breitenfeld an. Wie viel Mühe es alsdann Blücher kostete, den Kronprinzen über die Parthe auf das eigentliche Schlachtfeld zu bringen, und wie auch hier wieder der Kronprinz mit seiner ganzen Armee den Umweg über Taucha machen wollte, um möglichst spät einzutreffen, ist hinlänglich bekannt. Das Bülowsche Corps bildete den linken Flügel, nahm Paunsdorf, Sellerhausen und Stüntz, und am 19. war ein zu dem Corps gehöriges Bataillon, das 3. des 3. ostpreußischen Landwehrregiments, unter Major Friccius welches zuerst in Leipzig eindrang. Wir verweilen jedoch nicht länger bei diesen Vorfällen, da die vielen Beschreibungen der Schlacht die Mehrzahl der Leser gewiß vertraut mit den Wendungen derselben gemacht haben.

Der Sieg bei Leipzig führte die Armeen der Verbündeten zunächst an den Rhein, und Bülows Armeecorps erhielt die Bestimmung sich durch Westfalen gegen den Niederrhein zu wenden, um nach der Einnahme von Wesel gegen Holland zu operiren. Der Kronprinz hatte sich gegen Hamburg gewendet, und von ihm war keine weitere Hemmung zu befürchten. Bei dem Durchmarsch durch Hannover wurde Reiche, der selbst Hannoveraner war, schmerzlich durch die Lauheit der dortigen Stimmung berührt. Wir führen seine eigenen Worte an: „Eine Begeisterung, wie in Preußen, für die wiedererrungene deutsche Freiheit und die Entfernung der Fremdherrschaft fanden wir nirgends laut werden, vielmehr glaubten wir in diesem Punkte mehr Gleichgültigkeit als Theilnahme wahrzunehmen. Wenn auch der alte hannöversche Groll gegen Preußen, den man als Hannoveraner nicht ganz unnatürlich finden kann, die meiste Schuld an dem uns gewordenen kühlen Empfang gehabt haben mag, so lassen sich doch in solchen Augenblicken die Regungen des Gefühls nicht ganz unterdrücken. Was uns statt dessen entgegenkam, war ein Anschlag der hohen Landesbehörde, welcher das Verbot enthielt, irgend einer unserer Requisitionen Folge zu leisten. In Absicht der zu betreibenden Landesbewaffnung fand man im Vergleich mit den wieder freigewordenen altpreußischen Provinzen einen auffallenden Abstand. Während hier Alles, Alt und Jung, zu den Waffen griff, schlug man dort den Weg der Werbung ein."

Wir können uns bei den Einzelheiten des Feldzugs in den Niederlanden hier nicht aufhalten. Er war für die preußischen Waffen sehr ruhmvoll, denn trotz der vielen Festungen, die zum Theil durch kecke Handstreiche genommen wurden, waren die Niederlande schon im Februar fast ganz vom Feinde gereinigt, und Bülow konnte nach Frankreich abrücken, wo er sich in einem kritischen Zeitpunkt, — nach den nachtheiligen Schlachten von Montmirail, Etoges und Vauxchamps, — mit Blücher vereinigte. Die rasche Erstürmung von Soissons rettete Letztern aus einer großen Gefahr. Die siegreiche Schlacht von Laon gab dem Feldzug eine glückliche Wendung und unaufhaltsam rückten die Verbündeten nun auf Paris los, wo Bülow, vor Soissons und dann durch die Einnahme von Compiègne festgehalten, erst am 5. April eintraf.

Während der einjährigen Friedenspause war Reiche militärischer Lehrer des damaligen Kronprinzen, gegenwärtigen Königs von Preußen, wurde aber bei der Rückkehr Napoleons von Elba als Chef des Generalstabes beim 1. Armeecorps (Ziethen) angestellt, bei dem er am 21. April in Charleroi eintraf. Da wir erst vor kurzem, bei Besprechung des Buches von Charras, ausführlicher auf diesen Feldzug eingegangen sind, heben wir aus den Memoiren Reiche's nur noch einiges ihn persönlich Betreffende hervor. Das Ziethensche Armeecorps hatte als Avantgarde bekanntlich den ersten Anfall des Feindes bei Charleroi auszuhalten, und wich, seiner Instruction gemäß, Schritt für Schritt zurück bis in die Stellung von Ligny, wo es an der blutigen Schlacht am 16. Juni theilnahm. Interessant ist was Reiche über die Ursache des zu späten Eintreffens des Bülowschen Corps erzählt. General Bülow war nämlich ein sehr heftiger, leidenschaftlicher und widerstrebender Charakter und man trug im Generalstab Sorge, seine Reizbarkeit möglichst zu schonen. Deshalb schlug man in den an ihn gerichteten Befehlen stets den höflichsten Ton an, und wählte sehr indirecte Ausdrucksweisen. So kam es denn, daß in dem Be-

fehl, der die Concentrirung des Bülowschen Corps um Hannut anordnete, die sehr unbestimmte Redensart gebraucht war: „Das Hauptquartier Ew. Excellenz dürfte sich wohl am zweckmäßigsten in Hannut befinden." Darnach glaubte es Bülow seinem Gutdünken überlassen, und begab sich erst am 16. nach Hannut, wo er den Befehl zum Mitwirken in der Schlacht von Ligny zu spät vorfand.

Am Tage der Schlacht von Waterloo erhielt der bei Bierges hinter Wavre stehende Ziethen Mittag um 12 Uhr Befehl, nach Mont St. Jean aufzubrechen, und um 2 Uhr wurde der Marsch angetreten. Er war sehr beschwerlich, weil grundlose, von tiefen Defiléen durchschnittene, häufig auf beiden Seiten von dichtem Wald begleitete Wege passirt werden mußten, sodaß an ein Ausweichen selten zu denken war. Die Colonnen kamen dadurch sehr auseinander, und die Têten mußte oft Halt machen, um die Abtheilungen sich wieder sammeln zu lassen. Mitten auf diesem mühseligen Marsche kam die Nachricht, daß der noch bei Wavre zurückgebliebene General Thielmann mit großer Uebermacht (von Grouchy und Vandamme) angegriffen werde. Ohne sich zu besinnen faßte General Ziethen den wahrhaft großartigen Entschluß, sich dadurch nicht aufhalten zu lassen, und befahl der vierten Brigade, eine Arrièregarde gegen den Feind stehen zu lassen und mit dem übrigen Theile dem Corps zu folgen. Vor und hinter sich hörten die marschirenden Truppen jetzt Kanonendonner; die größten Anstrengungen wurden gemacht, um vorwärtszukommen. Reiche eilte voraus um sich durch den Augenschein von dem Stand der Schlacht zu unterrichten, und sah, auf dem Plateau von Ohain angekommen, wie Wellington in der Vertheidigung, Blücher bei Frichermont schon im Angriff war, während die französische Armee einen Haken bildete, jedoch noch keineswegs im Nachtheil zu stehen schien. Als Reiche sich zu der nächsten der beiden Armeen, der englischen, zu begeben im Begriff stand, traf er den in das englische Hauptquartier commandirten preußischen General v. Müffling, der ihm sagte, es sei die höchste Zeit, daß die preußischen Truppen einträfen, und daß der Herzog v. Wellington dringend eine Verstärkung seines in der Luft stehenden und bereits sehr geschwächten linken Flügels bedürfe. Deshalb müsse sich der General Ziethen an ihn anschließen.

Mit dieser Weisung ritt Reiche eiligst zum General Ziethen, ertheilte aber schon unterwegs der Avantgarde den Befehl, sich auf Smohain zu dirigiren, um keine Zeit zu verlieren. Als er nun wieder auf das Schlachtfeld kam, fand er die Lage der den äußersten linken Flügel bildenden Nassauer schon sehr verschlimmert. Das fürchterliche Artilleriefeuer hatte ihre Reihen gelockert, die Geschütze waren schon im Abfahren, und der Rückzug schien kaum länger zu vermeiden zu sein. Doch beruhigte sich der Führer dieser Truppen bei der Versicherung Reiche's, daß das 1. Armeecorps gleich erscheinen werde. Um seine Ankunft zu beschleunigen, eilte Reiche nochmals zurück, als Hauptmann Scharnhorst vom Generalstab Blüchers auf ihn zusprengte, und ihm den Befehl überbrachte, daß Ziethen sofort nach Frichermont aufbrechen müsse, um Blücher zu unterstützen. Auf Reiche's Einwendung, daß das Armeecorps schon Wellington zugesagt sei, wollte der Hauptmann nicht hören, sondern wiederholte, es sei Blüchers Befehl, und er mache Reiche für alle Folgen des Nichtbefolgens verantwortlich. Reiche war natürlich in großer Verlegenheit. Wellington stand auf dem Punkt, den Rückzug anzutreten, wenn die preußische Unterstützung nicht eintraf; Blücher brauchte sie vielleicht ebenso nothwendig, wenn er sich halten wollte; die Tête der Avantgarde war schon da. Ziethen selbst noch nicht zur Stelle, und General Steinmetz, der die Spitze führte, lärmte und wollte wissen wo er hinmarschiren sollte. Als Reiche darauf, ungewiß was er thun sollte, die Tête der Colonne wieder bis dahin zurücknehmen ließ, wo der Weg nach Frichermont abging, machte dies sichtlich einen schlechten Eindruck auf die Nassauer, die dies für den Anfang des Rückzuges hielten. Zum Glück kam gerade in diesem kritischen Augenblick General Ziethen angesprengt, der den Befehl ertheilte, auf der Stelle den Marsch zur englischen Armee fortzusetzen.

Die Franzosen griffen eben Smohain an, und warfen die Nassauer heraus, und letztere, die noch ganz nach französischer Art uniformirt waren, wurden von den Preußen für Franzosen gehalten, und mit Schüssen empfangen. Der sie commandirende Prinz Bernhard von Weimar kam zu Ziethen gesprengt, um Diesem das Mißverständniß auseinanderzusetzen, wurde aber dabei so heftig daß der General, der den Prinzen nicht kannte, sich nicht weiter entschuldigte, und ganz ruhig zur Antwort gab: „Mein Freund, dafür kann ich nicht, warum sehen Ihre Leute wie Franzosen aus!" Weitere Unannehmlichkeiten verhinderte Reiche, der den Herzog kannte, dadurch daß er die beiden Herren einander vorstellte. Man verschritt nun zum Angriff auf Smohain, den der Feind jedoch gar nicht abwartete. Jetzt fand auch die Artillerie der Avantgarde Gelegenheit, entscheidend in die Schlacht einzugreifen. Sie war, erzählt Reiche, unweit Smohain auf einer Höhe aufgestellt, von wo man den größten Theil des Schlachtfeldes übersah und sich zugleich in der Flanke der rechts gegen die Engländer und links gegen die Preußen unter Blücher kämpfenden feindlichen Linien befand. Es war nichts natürlicher, als daß man von dieser Stellung Vortheil zu ziehen suchte: allein in beiden Richtungen wurde mit solcher Hartnäckigkeit gekämpft und die gegenseitigen Linien waren einander so nahe gekommen, daß man bei dem Pulverdampfe und dem Hin- und Herwogen der Truppen nicht zu unterscheiden vermochte, wer Feind oder Freund war. Die Artillerieofficiere erklärten daher, daß sie nicht dafür einstehen könnten, auf unsere eigenen Leute zu schießen und eine Verantwortung deshalb nicht auf sich laden möchten. Selbst die Generale Ziethen und Steinmetz, nebst Allen die gegenwärtig waren, sprachen keinen entscheidenden Befehl aus, als wollte Niemand von ihnen im Falle eines Unglücks vor den Riß stehen. Die Wichtigkeit des Augenblicks in ihrem ganzen Umfange erkennend, trat ich auf und gab den Artillerieofficieren die Richtung an, nach welcher sie schießen sollten, und nachdem sie nochmals fragten, ob ich die Verantwortung übernehmen wollte, wenn sie auf unsere eigenen Leute schießen würden, antwortete ich: „Ja, ich übernehme alle Verantwortung!" worauf die Batterien, die eine

rechts, die andere links, nach den von mir angegebenen Richtungen ihr Feuer eröffneten.

„Nach einer Weile anhaltenden Feuerns gewahrte man Bewegung in den Massen des Feindes; frohlockend sah man, wie sie anfingen schwankend zu werden und sich nach und nach auflösten, zuletzt allen Zusammenhang und alle Haltung verlierend. Es währte nicht lange, so kam ein Adjutant des Herzogs von Wellington, wenn ich nicht sehr irre, war es der damalige Oberst Freemantle, mit der Aufforderung, mit Schießen einzuhalten, weil der Herzog mit der ganzen Linie vorrücken wollte. Dieser Aufforderung wurde ohne Verzug nachgekommen. Die Schlacht war nunmehr glänzend gewonnen: der Feind, von allen Seiten gedrängt, wurde in einen Klumpen zusammengeschoben, der nur an eigene Rettung dachte, bis zuletzt eine förmliche Flucht eintrat."

Wir sind schon zu lang geworden, um Reiche auch noch auf der Verfolgung des flüchtigen Feindes und nach Paris zu begleiten, obgleich er sowohl von diesen Tagen des Kampfes wie aus der Occupationszeit noch viel Interessantes erzählt. Die Denkwürdigkeiten selbst schließen mit dem Rückmarsch nach der Heimath, die spätere Laufbahn des verstorbenen Generals v. Reiche ist auf wenig Seiten zusammengefaßt. Er blieb im Generalstab, wurde 1821 Generalmajor, 1825 Inspector der 1. Ingenieurinspection, 1836 Generallieutenant, trat 1842 als General der Infanterie in Ruhestand, und starb am 18. Mai 1854 in Berlin, bis zu seinem Tode mit der Abfassung seiner Memoiren und anderen litterarischen Arbeiten beschäftigt. —t.

Lord Byron und Percy Bysshe Shelley.

Ueber diese Dichter hat jüngst einer, der mit ihnen in engem Verkehr stand, und selber eine interessante Persönlichkeit ist, ein sehr entsprechendes Buch veröffentlicht. E. J. Trelawny ist, wenn wir nicht irren, derselbe Schriftsteller, aus dessen Feder die „Abenteuer eines nachgeborenen Sohnes" geflossen sind, auf welche vor einem Vierteljahrhundert zuerst Börne die deutsche Lesewelt aufmerksam machte, und die dann in zwei Uebersetzungen erschienen. Jetzt ist Trelawny ein hochbejahrter Mann, der auf ein langes, vielbewegtes Leben zurücksieht und seine Erinnerungen niederschreibt. Die Recollections of the last days of Shelley and Byron, London 1858, verdienen in vieler Beziehung Aufmerksamkeit.

Byron und Shelley waren Freunde; mancherlei Neigungen und Ansichten waren ihnen gemeinsam, und doch hat es kaum je zwei Menschen gegeben, die in ihrer ganzen Grundanlage so durchaus verschieden von einander gewesen wären. Byron war höchst eitel, von sich selbst eingenommen, erkünstelt, selbstsüchtig und cynisch; Shelley dagegen dachte an sich immer nur zuletzt, war natürlich, hingebend, ohne Egoismus und durchzogen von einem edeln Strome schönster Sympathien für die Menschheit. Byron dichtete, weil er bewundert sein wollte, und weil es ihm keine Ruhe ließ seine geistige Ueberlegenheit geltend zu machen und sich von einem Publicum anstaunen zu lassen, das er zu verachten schien; er gab sich dabei noch den Anschein als ob er auch die Poesie verachte, welcher er doch allein seinen Ruf verdankte. Seinen Ehrgeiz suchte er darin, daß er tapfer zechen konnte, sich auf das Boxen verstand, im Schwimmen es Allen zuvorthat, beim Reiten kein Wagniß scheute und den Grandseigneur zur Geltung brachte. Shelley dichtete, weil poetisches Schaffen ihm Herzensbedürfniß war; seine Feder brachte wahre Gefühle aufs Papier, seine Dichtungen kamen aus der Brust; er war durch und durch einfach, wahr und aufrichtig, und hütete sich wohl, Londoner Stutzer zu copiren. Byron mochte angeblich vom Christenthum nichts wissen und trug diesen Unglauben zur Schau, weil er meinte, dazu gehöre Muth, und weil er dabei eine gewisse Nichtachtung gegen die Gläubigen geltend machen konnte, insbesondere gegen die Frommen welche an seiner ungeregelten Lebensweise Anstoß nahmen. Shelley's Unglaube dagegen war das Ergebniß aufrichtiger Ueberzeugung. Während er ein reines Leben führte, so rein wie nur je der gläubigste Christ, bekämpfte er das Christenthum, weil er ganz in der Ansicht befangen war, daß dasselbe mit der Freiheit des Gedankens und folglich mit dem Fortschritt unverträglich sei. Er verwechselte dogmatisches Kirchenthum, hierarchische Einrichtungen und die Gezänke der rechthaberischen Geistlichen mit dem Evangelium, dessen Urheber an jenem bösen Treiben unschuldig ist, welches so oft seinen hohen Namen zum Vorwande genommen hat. Byron hatte durch sein ganzes Leben und Treiben sein Herz verhärtet, während Shelley stets frisch, rein und unschuldig blieb.

Byrons Dichterruf ist im Fortgange der Zeit vielfach abgeblaßt, Shelley dagegen gewinnt immer mehr Freunde. So lange der Lord lebte, war die Welt auf seine Dichtungen wie versessen, während Shelley nur in einem kleinen Freundeskreise nach Gebühr gewürdigt wurde. Jede Zeile Byrons wurde, wie er selbst sagte, mit „Entusimusy" aufgenommen, vorzugsweise von liebesiechen Mägdlein und Jünglingen, die mit achtzehn Jahren schon dahintergekommen waren, daß eigentlich alles eitel sei. Shelley's schönste Dichtungen sind erst nach seinem Tode bekannt geworden; heute aber üben die Laras, die Corsaren und die Giaurs keine außergewöhnliche Anziehungskraft, während Shelley im Winter wie im Sommer, am häuslichen Heerd wie im grünen Walde für sinnige Menschen ein theurer und lieber Begleiter ist.

Dieses Urtheil über beide Dichter wird von einem Kritiker in der Londoner Literary Gazette gefällt, und unserer Ansicht nach ist es auch im Ganzen zutreffend. Trelawny's Buch giebt manche Erläuterungen dazu. Er beobachtete in der Nähe und gehörte zu dem kleinen und genialen Kreise von Engländern in Italien, welche dort, wie die Gräfin Hahn in ihrer babylonischen Zeit gesagt haben würde, „Emotionen" suchten, Abenteuer welche Aufregungen mitsichbrachten; sie waren Vergnüglinge in höherm Styl, stets bereit, Alles mitzunehmen was das

Leben darbot. Trelawny fand auf der Reise in Deutschland Shelley's Gedichte in einem Buchladen; sie entzückten ihn, und er beschloß im Frühjahr 1822 von Genf aus nach Italien zu reisen, um Shelley und Byron persönlich kennenzulernen. Bald war er mit ihnen näher befreundet, und gehörte zu den Eingeweihten. Seine Schilderungen über das tägliche Leben und Treiben der beiden Dichter sind nicht ohne Interesse. Byrons Poesie war das Resultat eines verzettelten Lebens, später Abendstunden und manchmal einer gewissen cynischen Uebersättigung, während Shelley frisch ist wie der Morgen und wie reine Luft. Byron stand um Mittag auf, ritt dann täglich auf demselben Wege hin und her; dann übte er sich im Pistolenschießen. Nachher nahm er ein spärliches Mahl ein, denn er durfte sich nicht satt essen, weil er sich vor dem Fettwerden fürchtete, besuchte darauf eine italienische Familie und dann kamen „die mitternächtige Lampe und die unsterblichen Verse." Dagegen war Shelley früh um sechs Uhr wach und munter, las im Sophokles, Plato oder Spinoza, und aß ein Brötchen; nachher ruderte er mit seinem Freunde Williams auf dem Arno oder suchte abgelegene Stellen im Walde auf, wo er sich dem Naturgenuß und der Dichtkunst hingab. Gegen Abend kam er heim.

Trelawny machte beiden Dichtern den Vorschlag, eine Yacht bauen zu lassen, und nicht ferner auf dem Arno umherzurudern, sondern die blauen Wogen des Mittelmeeres zu durchfurchen. Beide gingen darauf ein; Byron und Trelawny waren bald Eigenthümer des Schooners Bolivar, Shelley und Williams besaßen das offene Boot Don Juan. Byron liebte das Meer nicht und ging nur selten an Bord der Yacht; Shelley aber fand auf dem Don Juan einen frühzeitigen vielbeklagten Tod.

Am 8. Juli 1822 um drei Uhr Nachmittags gingen Shelley und Williams in Livorno an Bord des Don Juan, um nach ihrer Villa im Golf von Spezzia zurückzufahren. Trelawny hatte die Absicht, sie mit seinem Bolivar zu begleiten, wurde aber daran verhindert, weil an den Schiffspapieren etwas nicht in Richtigkeit war. Bald nachdem der Don Juan in See gegangen war, verfinsterte sich der Himmel und ein Gewitter brach mit furchtbarer Gewalt los; die im Hafen liegenden Schiffe warfen mehr Anker aus um sich festzuhalten, die Felukken und Fischerboote wurden umhergeschleudert und rannten aneinander. Trelawny war wegen des Don Juan besorgt und hielt gleich am folgenden Morgen Nachfrage, aber Niemand wußte etwas von diesem Boote. Am dritten Tage fuhr er nach Pisa. Er eilte die Treppe hinauf zu Byron. „Als ich ihm von dem was vorgegangen war Kunde gab, zitterten seine Lippen und die Stimme versagte ihm den Dienst." Nach einiger Zeit trieben eine Flasche und ein kleines Faß, welche zur Ausrüstung des Don Juan gehört hatten, an den Strand, aber die Leichen von Shelley und Williams wurden erst später aufgefunden. Trelawny stellte sorgfältige Untersuchungen an, aber Niemand hatte gesehen wie der Don Juan zu Grunde ging; alles wohlerwogen, scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß das offene Boot von einer Felukke mit welcher es zusammenstieß übergefahren worden ist."

Die gläubigen Seelen in England haben natürlich in Shelley's Untergange ein sogenanntes Gottesgericht gesehen, und ein Reverend, Namens Gilfillan, hat sich gemüßigt gefunden, die traurige Scene phantastisch aufzuputzen. Dieser Mann Gottes will von einem Gentleman, dessen Namen er aber nicht beibringen kann, erfahren haben, daß besagter Gentleman das Meer durch ein Fernrohr betrachtet habe. Ein offenes Boot habe seine Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch genommen. Da sei eine Säule von Blitzen sammt einem furchtbaren Donnerwetter losgebrochen und gleich Alles verfinstert worden. Als dann wieder Helle eintrat, sei das kleine Schiff auf immer verschwunden gewesen. — Aber es war nicht für immer verschwunden, sondern Trelawny hat es wieder aufgefischt, und Reverend Gilfillan hat die Unwahrheit gesagt um einen langschweifigen Sermon gegen die Gottlosen und zu Gunsten seiner Art von Christenthum anbringen zu können. Er meint, Shelley wäre sicherlich nicht ersoffen, wenn er ein guter Christ gewesen wäre. „Trelawny hatte alle irgend möglichen Nachforschungen angestellt, Shelley's Frau war an Ort und Stelle, Byron, Roberts, Hunt und eine unzählige Menge Anderer gaben sich Mühe Alles zu erfahren was etwa über den Untergang des Don Juan zu erfahren sei. Ist es nun zu glauben daß ein „Gentleman" von Anfang an den ganzen Sturm, das Meer und die Schiffe durch ein Fernrohr betrachtet habe, ohne daß irgend Jemand etwas davon bemerkte, oder daß er seine Wahrnehmungen nicht Denen mitgetheilt hätte, welche schwere Verluste beklagten? Wir glauben daß des geistlichen Herrn Gilfillan Angabe nichts weiter ist als ein sogenannter frommer Betrug, dergleichen schwachköpfige und eitle Subjecte sich erlauben zu müssen glauben, um vermeintlich dem Christenthum aufzuhelfen."

Trelawny, Byron und Leigh Hunt ließen die Leichen ihrer Freunde verbrennen und der Erstere beschreibt diesen Vorgang ausführlich; er selber hatte den Scheiterhaufen errichten lassen. Shelley's Asche wurde auf dem Friedhofe der Protestanten in Rom begraben, jene von Williams nach England geschafft.

Trelawny ging aus Italien nach Griechenland und kam eben nach Missolunghi, als Lord Byron im Sarge lag. Er hob das Leichentuch auf und fand beide Füße so mißgestaltet, daß sie kaum den Körper hatten tragen können. Er schreibt: „Beide Füße waren verwachsen und die Beine bis zum Knie abgemagert. Die Formen und die Gestalt eines Apollo ruheten auf den Beinen und Füßen eines Satyr." Eine solche Mißgestaltung machte einem so hochfahrenden, stolzen und eiteln Manne wie Byron viel Herzenspein, und er hat ihr oftmals Worte geliehen. Seine Freunde kannten seine Schwäche und hüteten sich vor jeder Anspielung auf seine Lahmheit. Man war allgemein der Ansicht, daß Byrons hinkender und schleppender Gang von einem Fehler am rechten Fuß oder Aenkel herrühre. Allerdings war der rechte Fuß am meisten mißgestaltet und dadurch verschlimmert worden, daß man den Knaben, wie es scheint in ungeschickter Weise, chirurgisch behandelt hatte. Byron erzählte Herrn Trelawny, in seiner Jugend habe er drei Jahre lang eiserne Schienen tragen müssen; diese wirkten aber auf Sehnen und Flechsen so nachtheilig, daß sie die Lahmheit noch vermehrten. Der Fuß war nach einwärts ver-

dreht, sodaß nur der Rand den Boden berühren konnte, und das eine Bein war kürzer als das andere. Deshalb trug er auch ganz eigenthümlich verfertigte Schuhe mit hohen Absätzen, da wo die Zehen hätten ruhen sollen, waren sie mit Baumwolle ausgestopft und seine Beinkleider waren vom Knie abwärts sehr weit und fielen über den Schuh vor, um den Fuß zu bedecken. So kann man sich erklären, weshalb sein Gang so eigenthümlich war. Er lief oder stürzte gewissermaßen ins Zimmer, nahm rasch Platz, hielt den am wenigsten mißgestalteten Fuß voraus und lehnte sich mit dem Körper nach hinten über. In seiner Jugend, als der Leib noch elastisch war, konnte er mit Hülfe eines Stabes wohl eine halbe Stunde Weges weit gehen; als er aber beleibter wurde, machte ihm schon ein Gang von wenigen hundert Schritten große Beschwer, und er mußte sich oft an den ersten besten Baum oder Stein oder an eine Mauer lehnen; niedersetzen durfte er sich nicht, weil das Aufstehen ihm viele Mühe verursacht haben würde. Im Beisein von Fremden machte er zuweilen verzweifelte Anstrengungen, seine Körperschwäche zu verhehlen; aber dann stieg ihm eine hektische Röthe ins Gesicht, seine Adern schwollen an, seine Nerven bebten, und er spürte die Nachwehen tagelang. Zum Unglück hatte er Anlage zur Wohlbeleibtheit, und starke Körperbewegung durch Gehen konnte er sich nicht machen. Wurde sein Leib schwer, so konnten seine Füße denselben nicht mehr tragen; er mußte also wohl oder übel sich auf Hungerkost setzen und sich abzumagern suchen." —

Trelawny beurtheilt den eiteln, hochbegabten Lord vielleicht etwas zu scharf, aber die Hochschätzung, welche er Shelley als Dichter wie als Menschen zollt, wird von anderer Seite nicht getheilt; wir kommen darauf zurück. —d.

Neue Gedichte von Rudolf Hirsch.

Von R. Hirsch erscheint zu Ostern (Wien bei Greß) ein Bändchen Sonette unter dem Titel: „Fresco-Sonette." Frisch auf die nasse Wand des Lebens hingeworfene Farben: — so verstehen wir den Titel. Wir erhalten durch die Gunst des Dichters die Aushängebogen, finden den Titel aber nicht ganz gerechtfertigt, insofern er uns mehr concretes Leben aus der Gegenwart, al fresco aufgefaßt, erwarten ließ. Was den Poeten selbst erfaßt hat in Leid und Lust: dem hat er Worte geliehen; er geißelt selbst einen seiner Kritiker in der preußischen Kreuzzeitung, der seine Radetzkylieder gescholten, Helden und Sänger gleich verwerflich fand. Es sind Beichtsonette, sollen wir die interessante Sammlung bezeichnen und ankündigen, der Dichter giebt damit seine Bekenntnisse, und nicht selten mit einer Prägnanz, wie sie dem Sonett gutsteht, mit einer Kraft in Gesinnung und Ausdruck, wie sie dem Menschen im Dichter Ehre macht. Einige davon fanden bereits in seinen „Liedern ohne Weltschmerz" Raum, erscheinen jetzt aber für sich in neuem Abdruck, vermehrt und verbessert. Sie führen das Motto: „Es Allen recht thun, heißt das Rechte meiden." Wir heben folgende davon hervor:

1. Einer Schönen.

Es stammt dein Haar vom Fittige des Raben,
Und glühend schwarze Nacht wohnt in den Blicken,
Daraus wie bei Gewittern Flammen zücken,
Die wundersame Wirkung an sich haben.

Dein blühender Leib verspricht die reichsten Gaben,
Gewährung weht dein Hauch, um zu beglücken,
Die Arme ringen nur nach dem Umstricken —
O Seligkeit! sich in dich zu begraben!

So ruf ich selbst, vom Augenblick bezwungen,
Doch schon ist der Sirene Lied verklungen;
Es flieht der Wahn, der mich gefangen nahm.

Vergleich ich deinen mit der Liebsten Schimmer,
Zerstiebt dein lockend Bild mit seinem Flimmer, —
Dir fehlt der Frauen Schutzgeist — holde Scham!

---

2. Von der Freundschaft.

Gestalte, Freund, dein Herz zur Felsengrotte;
Wer Einmal sich geflüchtet in die Halle,
Den schütz' vor jedem Feindes-Ueberfalle,
Vor Fliegenübermuth und Geckenspotte!

Gieb ihn heraus nicht — keinem Erdengotte;
Und jeder Pfeil, der ihm gegolten, pralle
An deinem Panzer ab — und Gift und Galle
Spei nach dir selber seiner Gegner Rotte!

Doch sorge, daß der Weg zur Grotte führe
Nicht leichthin durch, wie zu des Schenken Thüre,
Auch berg' die Herzenskammer nicht zuviel; —

Nur wer den Pfad durch Busch und Dorngestrüppe
Zu dir fand, übersteigend jede Klippe —
Dem gieb in Noth und Tod ein treu Asyl!

---

3. Dem Feinde.

Wirft dich dein Feind ergrimmt mit einem Steine
Um eine Herzenswunde dir zu schlagen:
Dann mußt du seine Wuth geduldig tragen,
Und gegen ihn drum hege selber keine!

Heb auf den Stein, verwahr ihn wohl im Schreine,
Vielleicht bereut er schon in wenig Tagen,
Fühlt seine Schuld recht tief im Herzen nagen;
Wenn nicht, so bleibe du der Edle, Reine! —

Doch will er sich ein Häuschen einst erbauen,
Und sucht nach Steinen rings in Thal und Auen:
Leg den verwahrten auf den Platz ihm hin;

Die Liebesrache wird er tiefer fühlen,
Als hättest du, den ersten Zorn zu kühlen,
Den Stein geschleudert früher gegen ihn.

---

4. Poetengrundrechte.

Ich bin bei gutem Ding kein Kostverächter
Und weiß beim Zipfel den Moment zu fassen;
Der Prüden Urtheil über Thun und Lassen
Versetzt mich in homerisches Gelächter.

Zion verehr' ich, drum nicht alle Wächter,
Geschmack und Witz begehren offne Gassen:
Zelotensache, scheint mir, ist das Hassen,
Der Dichter **liebt**, ist er kein gründlich schlechter.

Laßt den Poeten immerhin gewähren,
In „holdem Wahnsinn“ Aug und Herz verkohlen;
Soll ihn gar oft nur Duft und Blüthe nähren,

Sei er denn Herr im Phantasiegebiete,
Und mag den letzten Deut der Teufel holen:
Bleibt ihm dann Eros nur und Aphrodite!

5. Nachtigallen.

Es wiegt die Nachtigall auf schwanker Ruthe
Im Laube sich; wohl grau ist ihr Gefieder,
Doch singt wie sie kein Vogel grüne Lieder;
Das Singen steckt ihr einmal in dem Blute.

Ein Bürschchen wirft im Jugendübermuthe
Ihr einen Mehlwurm hin, verbirgt sich wieder;
Sie nimmt die Lockung wahr und fliegt hernieder,
Und ist gehascht im Laufe der Minute. —

O Dichterherz! wenn sie dich oft vergleichen
Mit Nachtigallen: in dem Einen Zeichen
Mag dich des eignen Lebens Bild beschleichen.

Du klingst und singst im Hangen und im Bangen,
So gläubig stets im Hoffen und Verlangen,
Und giebst der Täuschung dich so leicht gefangen!

6. Mausoleen.

Recht so, baut Euren Größen Mausoleen!
Im Leben nichts, doch Alles nach dem Tode,
Erbaut nur Monumente, das ist Mode,
Und viel läßt Mode und Geschmack geschehen.

Ihr habt sie darben, hungern auch gesehen,
Und theiltet nicht mit ihnen Eure Brote —
Ihr schreibt auf Särge flink die Trauerode,
Fürwahr! was könnte Euren Ruhm verwehen?

Doch schreibt auch diese Worte auf die Kreuze:
„Wir sparten Alles ihnen ab im Leben,
Um nach dem Tod verzinst es hinzugeben;

Wir sparten auf ihr Grab mit edlem Geize;
Anbei steht auf den Särgen eingegraben,
Von wem die Todten ihre Opfer haben!“

7. Kein Loch in der Natur.

Der Fisch bekam, zu schwimmen, seine Flossen,
Der Vogel, um zu fliegen, seine Flügel;
Der Reitersmann braucht Sattel, Zügel, Bügel,
Der Jäger lebt und webt nur in Geschossen.

Die Kleinen gehn, die Großen ziehn mit Rossen;
Dem Edelmanne gilt sein Wappensiegel;
Coquetten ist das Himmelreich ihr Spiegel;
Komödianten treiben Schnurren, Possen.

Für das Gesindel sorgt die Polizei,
Ein Ehrenmann wird oft zum Hahnenrei,
Bei wenig Wolle herrscht gar viel Geschrei.

Drum geb ein Jeder sich zufrieden nur;
Es giebt bestimmt kein Loch in der Natur,
Nur liegt davon am Tag' nicht stets die Spur.

8. Der Diplomat.

Nichts Definirtes! will Euch was erzählen,
Hört die Geschichte, stammt aus hohem Kreise.
Zu Talleyrand ein Jüdlein schlich, gar weise,
Er gab just Audienz in seinen Sälen.

Das Jüdlein thät viel kluge Phrasen wählen:
„Ob König Georg todt? man sprach es leise —“
Er möcht nicht gerne tanzen auf dem Eise,
Möcht auf der Börse seine Leute schälen.

Da sprach der Fürst: „Daß todt Er, hör ich eben,
Doch Andre wetten, daß Er noch am Leben;
Ich soll in Wahrheit Euch, mein Freund, bescheiden?

Wohlan, ein Wörtchen im Vertrauen zu führen, —
Doch hütet Euch, mich zu compromittiren —
Was mich betrifft, ich glaube keins von Beiden!“

Die Balladen von R. Hirsch erlebten kürzlich (Wien bei Hügel) die dritte, ebenfalls mit neuen Gaben bereicherte Auflage. Statt unter diesen neuen, wählen wir lieber unter den älteren Gedichten dieser Gattung das folgende, das zu Kaiser Josefs Denkmal einen der denkwürdigsten Steine liefert.

Im Spielberg.

Es war ein Fürst im deutschen Reich,
Den Besten aller Zeiten gleich,
Der trat zum Herrn und Knechte ein,
Ein Vater jedem Kind zu sein;
Der pflügte selbst mit eigner Hand,
Daß man den Bauer ehr' im Land.

Nach Brünn einst seinen Weg er nahm
Und in die Veste Spielberg kam.
Er stieg von seines Thrones Höhn,
Der Menschheit Abgrund anzusehn,
Ob dort die strenge Kerkerwelt
Nach seinem milden Sinn bestellt.

Sie führten ihn von Ort zu Ort,
Er sprach manch weises, goldnes Wort,
Bis man ihm schonend angesagt:
Im Kellergrund, wo's niemals tagt
Und ewig Nacht entgegen klafft,
Dort sei die schwerste Kerkerhaft.

Wie dies der edle Fürst gehört,
Den Ort er gleich zu sehn begehrt,
Und schritt bei hellem Fackelschein
Durch das Gehöft zum Kerker ein.
Als sich die Eisenthür erschloß
Ihm Moderluft entgegenschoß.

Tief drunten an der Mauerwand
Der Schreine lange Reihe stand.
Der Schrein im Raum drei Schuhe maß,
Darin gebückt das Opfer saß;
O Schrecknіß! die der Kerker barg —
Ein Raum zu kurz für einen Sarg!

Weh Dem, der über jenen Pfad
Das schauerliche Brett betrat.
Er sah den lieben Sonnenstrahl
Indem er kam, zum letzten Mal,
Und hat in jene Doppelnacht
Der Kirche Trost schon mitgebracht.

Zusammgekauert dort er lag
Und wußte nicht, was Nacht was Tag,
Und da noch hat der Ketten Last
Lebendig ihn zerrieben fast.
Was man ihm durch die Luke bot,
War täglich Wasser nur und Brot.

So lag er namenlos gequält,
Bis er in kurzer Frist entseelt.
Man hat den Todten erst verspürt,
Fand man die Atzung unberührt;
Dann griff der Freimann in den Schrein
Und grub ihn auf dem Anger ein.

Wie dies der große Kaiser sah,
Stand tiefen Ernstes lang er da,
Und was er fühlt, hatt' er nicht hehl,
Er gab dem Schließer den Befehl:
„Sperr mich in solch 'nen Käfig ein,
Und laß mich eine Stund allein!"

Erschreckt der alte Schließer stand,
Ihm zitterte die welke Hand,
Bis wiederholt des Kaisers Mund
Ihm gab den festen Willen kund.
Da hat, zu Thränen er gerührt,
Was ihm geboten, stumm vollführt.

O Josef! Josef! heilig Blut,
Voll wunderbarem Kaisermuth!
So strahlend aus dem Morgenflor
Trat nie die goldne Sonn' hervor,
Wie heute Deine Majestät
Aus jenem Kerker, nachtumweht!

Und also sprach der Kaiser klar:
„Ich fühl, was mir die Stunde war.
Das ist kein irdisches Gericht,
Der Kerker war, — sei fürder nicht!
Ich schritt der letzte Mensch hinein,
Laßt ewig ihn verschlossen sein!"

Zur Chronik.

Neue Gemälde von Dietz und v. Kotzebue.

†. Außer den Kaulbachschen Compositionen*) sind in der jüngsten Zeit noch zwei andere große Gemälde von lebenden Künstlern Münchens vollendet worden. Das eine derselben ist von Feodor Dietz, dem Meister des unlängst viel besprochenen Bildes „die Zerstörung Heidelbergs," und stellt „die Königin Marie Eleonore von Schweden an dem Sarge Gustav Adolfs" dar; das andere ist von dem russischen Hofmaler Alexander v. Kotzebue und behandelt eine „Episode aus der Schlacht an der Trebbia." Beide Bilder verdienen die Aufmerksamkeit, die sie vom rein ästhetischen Standpunkte aus gefunden haben, und werden sich sicherlich da, wo sie auch confessionelle oder patriotische Interessen anregen, noch größerer Theilnahme zu erfreuen haben. Auf dem ersten Gemälde bilden insbesondere der noch im Tode Glaubensmuth und Thatkraft offenbarende Gesichtsausdruck des auf dem Katafalk ruhenden Königs und der scheu vor ihm zurückschreckende Blick seines Kindes, der damals erst sechsjährigen Prinzessin Christine, einen sehr wirksamen und bedeutungsvollen Gegensatz. Auch in der Gruppirung und Zeichnung der übrigen Figuren (der Königin und ihrer Damen, des Kanzlers Oxenstierna, des Herzogs Bernhard von Weimar, des Grafen Thurn und der Generale Wrangel, Kniphausen, Horn 2c.) ist viel Charakteristisches, jedoch hat der Künstler den bei seiner Composition benutzten Worten Schillers: „Von dem betäubenden Schlag noch besinnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine Bahre" ein wenig zu sehr Rechnung getragen.

Das Kotzebuesche Bild leidet an dem Fehler, daß es eine Art Mittelding zwischen einem historischen und einem Genrebilde ist, und daß man die dargestellte Episode kaum in ihrer allgemeinsten Bedeutung zu errathen vermag, wenn man nicht mit der Anekdote, die ihr zum Grunde liegt, bekannt ist. Suwarow, selbst erschöpft auf dem Boden liegend, soll einem russischen General, der zum Rückzuge rieth, auf einen Felsblock deutend gesagt haben: Ebensowenig, wie sich dieser Block vom Platze bewegen lasse, dürfe ein Russe die ihm anvertraute Stelle verlassen, und hierauf habe er die Russen zum Siege geführt. Man braucht Lessings Laokoon nicht gelesen zu haben, um einzusehen, daß sich ein solcher Gedanke malerisch nicht zum Verständniß bringen läßt, man müßte denn Dem, der ihn ausspricht, einen Papierstreifen mit den bezüglichen Worten aus dem Munde hängen lassen. Erst wenn man das dem Gemälde beigefügte Programm gelesen hat, begreift man daher, was der in Hemdsärmeln auf dem Boden liegende und auf den Felsblock deutende Mann zu bedeuten hat, und dann erst kommt in die Hauptgruppe des Bildes sowie in die Beziehung derselben zu den übrigen Gruppen und zu der im Hintergrunde tobenden Schlacht, diejenige Klarheit, welche eine Auffassung und Anerkennung der einzelnen charakteristischen Züge ermöglicht. Am meisten befriedigt das Bild von Seiten seiner allgemeinen Wirkung; namentlich ist das Landschaftliche darin und das in der Ferne sichtbare Schlachtgewühl mit dem da und dort aufwirbelnden Pulverdampf mit außerordentlichem Tact und Geschick ausgeführt.

*) Siehe Nr. 7 der Europa.

Der Negersklavenhandel unter französischer Flagge.

x. Die Franzosen haben im vorigen Jahre angefangen, unter ausdrücklicher Genehmigung ihrer Regierung, den Handel mit Negersklaven in großem Maßstabe zu betreiben. Ein amtliches Pariser Blatt suchte diesen Handel zu rechtfertigen, indem es dreist behauptete: „Diese von der Regierung des Kaisers genehmigte Auswanderung bildet den geraden Gegensatz zum Sklavenhandel; sie ist für Africa ein Werk der Civilisation und der Menschenfreundlichkeit und für unsere Colonien eine Maßregel der allgemeinen Wohlfahrt." (Revue contemporaine, 30. November 1857.) — Nie hat man dreister eine handgreifliche Unwahrheit gesagt; diese liegt aber so sehr auf der flachen Hand daß sie auch sehr blöden Augen wahrnehmbar ist. Es verhält sich nämlich mit der Sache selbst, die man in Paris philanthropisch zu bemänteln sucht, in folgender Weise. Durch die Emancipation der Negersklaven hat England seine westindischen Besitzungen völlig zu Grunde gerichtet, weil die befreiten Neger nicht mehr arbeiten wollten; sie ergaben sich dem Müssiggange, wurden wieder völlig zu Africanern, verwilderten und wandten sich theilweise sogar

dem Fetischdienste wieder zu. Die Franzosen, welche während der ersten Revolution auf Haïti mit den Negern eine so traurige Erfahrung gemacht hatten, hüteten sich wohl das halsbrechende Experiment der Engländer nachzuahmen; als aber in Folge der Februarrevolution von 1848 Alles wieder frei und gleich werden sollte, enthob man auch die Neger ihrer gezwungenen Dienstbarkeit. Natürlich ergaben sich im französischen Westindien ganz dieselben Resultate wie auf den englischen Antillen; statt der Sklaven hatte man fortan ein faullenzendes Negerproletariat und die Pflanzungen verfielen. Während der Neger verwilderte, verarmte der Weiße. Indessen sollte doch Zucker, Kaffee, Baumwolle, Tabak rc. gebaut werden, und man holte deshalb Arbeiter aus Indien und China. Diese kosteten aber unverhältnißmäßig viel Geld und gediehen in America nicht so gut wie die Neger; auch waren sie nicht in erforderlicher Menge zu beschaffen, da man auf Martinique und Guadeloupe in drei Jahren nur 5400 solcher Kulis erhielt, während man zum Mindesten etliche 90,000 Arbeiter haben muß, wenn man wieder auf den Stand von 1847 kommen will. Sollten nun ökonomischer Verfall und Negerverwilderung nicht in demselben schrecklichen Maße weiter wuchern wie in den englischen Besitzungen, so mußte man sich zu einem durchgreifenden Mittel verstehen und wieder Neger aus Africa holen. Napoleon des Dritten Regierung ertheilte auch ohne Anstand die Genehmigung. Damit war die Wiederherstellung des Sklavenhandels ausgesprochen. Denn freie Neger giebt es überhaupt in Africa nur wenige, und diese wenigen wandern nicht aus; sie thun es um so weniger da sie recht wohl wissen daß sie in den americanischen Colonien arbeiten müßten. Und arbeiten wollen sie eben nicht. Die Franzosen sollten sich doch des Sophokleischen Verses erinnern: „Wer die That nicht scheut, darf auch das Wort nicht scheuen.“ Es ist ja wahr und ist Thatsache daß sie Negerhandel und Negersklaverei wieder eingeführt haben: wozu nun die Heuchelei und das Bemänteln der Sache? „Wir müssen in Africa uns Arbeiter schaffen, diese dort aus der Sklaverei loskaufen, dann freilassen, als Freigelassene vor der Einschiffung nach Westindien in die Musterrolle eintragen und auf den Antillen unter die dort gültigen Arbeitsgesetze stellen.“ So sagt man. Natürlich wird der „Freigekaufte,“ d. h. der Neger, welchen die Franzosen dem africanischen Häuptling abhandeln, gar nicht gefragt, ob er nach Westindien zum Arbeiten hinübergeschafft sein will, sondern man trägt ihn ohne weiteres in die „Musterrolle“ ein, bringt ihn nach America und theilt ihn dort einem Pflanzer zu, welcher für den Kopf so und soviel zahlt. Und das soll kein Sklavenhandel sein! — Wahr ist ferner Folgendes. Die Negerfürsten in Africa haben zu allen Zeiten Raubzüge gegen einander unternommen um einander ihre Sklaven, d. h. ihre Unterthanen (denn Beides ist in Africa gleichbedeutend) zu stehlen, theils um sie für sich zu benützen und in Africa selbst wieder zu verhandeln, theils um sie an die Küste zu schaffen. Seit indessen die Engländer Kriegsschiffe an der africanischen Küste kreuzen ließen, wurde der Sklavenhandel dort gestört, die Raubzüge hörten aber darum doch nicht auf, sondern wurden mörderischer. Die Maßregeln der Engländer hatten die Folge, daß die Negerpotentaten die überschüssigen Sklaven welche sie in Africa nicht verwerthen oder nicht selbst verwenden konnten, niederhauen ließen, wie das unser Landsmann Vogel sehr anschaulich dargestellt hat. Die Londoner Philanthropie war demnach schlecht berechnet und bewirkte nur das Gegentheil von dem was sie erreichen wollte. Nun fingen die Franzosen schon 1854 an wieder Negersklaven in Africa zu kaufen oder wie sie es nannten, mit der „freien Rekrutirung“ voranzugehen. Die amtlichen Pariser Stimmen sagen, es werde dadurch ein „Werk des Mitleids und der Menschenfreundlichkeit“ geübt, denn man leiste dem Neger einen „ungeheuern Dienst.“ Im vorigen Jahre hat das Marseiller Handlungshaus Regis eine Menge von Schiffen auf den Sklavenhandel — zur „freien Rekrutirung“ — ausgerüstet und am Bord befindet sich stets ein Beamter der kaiserlichen Regierung mit allen nöthigen Papieren, um den englischen Kreuzern bündig darzuthun daß es sich bei Leibe nicht um Negersklaverei sondern um freie Rekrutirung, um ein gesetzmäßiges Geschäft unter Leitung und Obhut der Regierung handle. Nun sind aber die Folgen dieses französischen Befreiungssystems, welches Martinique und Guadeloupe mit „freien“ Zwangsarbeitern versorgt von ganz eigenthümlicher Art gewesen. Seitdem die schwarzen Landesväter wissen daß man ihnen ihre Landeskinder oder jene welche sie in Nachbarländern geraubt haben, wieder abkauft, haben die Raubzüge einen lustigen Aufschwung genommen und werden recht im Großen getrieben. Die amtlichen französischen Blätter heben hervor, in wie schöner Weise die Menschenfreundlichkeit in Africa in Folge der weisen Maßregeln der Pariser Regierung gedeihe. Das „Pays“ vom 10. Februar jubelt und sagt: „Zum Beweise daß die Einführung von Negern (zu deutsch: der Sklavenhandel) in die französischen Colonien nicht nur diesen, sondern auch der Menschlichkeit nütze, wollen wir darauf hinweisen daß der König von Yarriba in Central-Nigritien, welcher noch 1851 an 5000 Kriegsgefangene niedermetzelte, 4000 Gefangene, welche er 1857 machte, nun am Leben läßt, weil er hörte, daß er sie durch Auswanderung verwerthen könne.“ Allerliebst ausgedrückt und für schwache Köpfe vortrefflich bemäntelt! Die Wahrheit ist, daß die Negerkönige die gegenseitigen Raubzüge mit mehr Schwung betreiben, seit sie wissen daß die Franzosen ihnen die Sklaven in Masse abkaufen. So klug und „menschenfreundlich“ ist sogar ein Negerkönig daß er seine Landsleute nicht abschlachtet, wenn man sie ihm beim Verkauf mit Rum, Pulver, Flinten, rothem Tuch und anderen europäischen Fabrikaten bezahlt.

Die Goldausbeute der Erde.

p. Man kann unmöglich ganz genau angeben, wie groß die jährlich auf der Erde gewonnene Goldmenge ist. Eine annähernd richtige Uebersicht hat Professor Zippe zu Wien in seiner „Geschichte der Metalle“ (Wien 1857) zu geben versucht. Die Goldausbeute der österreichischen Monarchie betrug in der 25jährigen Periode von 1823 bis 1848 die Summe von 140,000 Wiener Mark oder jährlich im Durchschnitt 5600 M. oder 450,000 Dukaten. Zu dieser Summe liefern die Donau, Drau und Theiß beiläufig 5 Procent Waschgold; die Hauptmasse wird durch Bergbau gewonnen und diese ist größer als die in irgend einem Theile der Erde, ja vielleicht in allen zusammengenommen auf diesem Wege erbeutete. Von der Gesammtausbeute an Gold in der ganzen Monarchie entfallen für Siebenbürgen 57, für Ungarn 40, für die übrigen Kronländer 3 Procent. — Unter den deutschen Staaten producirt Preußen in Schlesien beiläufig 2000 Dukaten Gold; Baden aus den Goldwäschen am Rhein 3200 Dukaten, Hannover durch den Bergbau am Harz als Nebenproduct 640 Dukaten; Braunschweig 160 Dukaten; unbedeutende Mengen gewinnen Bayern, Sachsen und Kurhessen. Frankreich erzeugt größtentheils durch die Goldwäschen am Rhein zwischen Basel und Straßburg 18,312 Grammen, d. i. 5300 Dukaten; die Goldgewinnung aus der Rhone

und anderen Flüssen ist jetzt sehr unbedeutend. Im Königreich Sardinien wird etwas Gold gewonnen, doch fehlen darüber sowie über Spanien Angaben. In Großbritannien wird gegenwärtig kein und in den skandinavischen Ländern sehr wenig Gold producirt. Wie ergiebig der Goldbergbau in der europäischen Türkei ist, kann nicht genau ermittelt werden. In der Moldau und Walachei wäscht man aus einigen Flüssen Gold. Im asiatischen Rußland lieferte die Goldproduction im Jahre 1841 nach Humboldt 960 Pud, 7 Pfund, 19 Solotnik. In keiner von den in anderen Weltgegenden in der Neuzeit bekanntgewordenen Goldablagerungen hat man so große Klumpen wie hier gefunden; Stücke von einem bis zu mehreren Dukaten Schwere sind nicht sehr selten. Seit dem Beginnen der Goldausbeute in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum Jahre 1851 wurden überhaupt 21290,43 Pud gewonnen; von diesem Gesammtbetrag kommen 18,460 Pud auf die zweite Hälfte dieser Periode und auf die letzten Jahre 12,638 Pud. Seit dem Jahre 1847 ist die Ausbeute im Abnehmen. Von den übrigen goldreichen Ländern Asiens fehlen die Angaben über die Goldausbeute, nur von den Sundainseln wird sie zu 1,656,883 Dukaten angegeben. Africa liefert nach Dana jährlich beiläufig 7650 Wiener M. oder 61,500 Dukaten, also nahezu soviel als Oesterreich in einem ertragreichen Jahre. Ueber die südamericanischen Staaten sind die Nachrichten sehr schwankend. Nach Humboldt beträgt die jährliche Goldausbeute in Columbia 20,500, in Peru 3400, in Bolivia 2200, in Chile 12,212, in Brasilien war sie gegen früher, wo sie jährlich 30,000 Mark betrug, auf 2000 Mark herabgesunken, Mexico lieferte nur 1000 Mark. Der größte Theil kommt auch hier aus dem aufgeschwemmten Lande; Goldbergwerke giebt es in Columbia, Bolivia und Brasilien. Nach den neuern Angaben von Dana beträgt die jährliche Production dieser Staaten etwas über 42,000 Wiener Mark. Californien liefert jährlich einen Werth von 50 Millionen Dollars oder 22 Millionen Dukaten. Nach K. Andree lieferte es von 1848 bis Juli 1856 mehr als 400 Millionen Dollars. Die südlichen der Vereinigten Staaten geben beiläufig jährlich 1 Million Dollars oder 440,000 Dukaten Waschgold; in den übrigen, wo auch an einigen Orten Bergbau betrieben wird, ist die Ausbeute unbedeutend. Der Goldertrag von Australien wird zu 80 Millionen Dollars oder 35 Millionen Dukaten geschätzt. Von den goldreichen Philippinen fehlen die Angaben. Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich eine Goldmasse von beinahe 4000 Centnern als die jährliche Ausbeute der Erde; mit Hinzufügung derjenigen, über welche die Zahlen fehlen, dürfte sie auf volle 4000 Centner anzunehmen sein.

Bankerott des Pariser Romanfabrikanten A. Dumas.

x. Dieser Herr, welcher das Lesefutter schockweise in die Welt hinauswirft, betreibt sein Metier ganz handwerksmäßig. Er vertheilt unter einer Anzahl armer Schlucker die Arbeit, schustert dann die einzelnen Stücke zusammen, und giebt das Buch unter seinem Namen heraus, mit welchem dann, nicht selten in spottschlechten Uebersetzungen, auch das deutsche Publicum überfluthet wird. Herr Dumas hat durch sein Handwerk und durch die Arbeit seiner Gehülfen, die nur spärlichen Wochenlohn erhalten, schweres Geld verdient, er trieb aber einen so ausschweifenden Luxus, daß er sich für Bankerott erklären mußte. Vor kurzem wurde seine Angelegenheit öffentlich vor einem Pariser Gerichte verhandelt. Der Anwalt der Gläubiger erklärte, diese würden auf 75 Procent verzichten, um aber die übrigen 25 zu erhalten, müßten sie ihr Anrecht auf den Ertrag der Bücher des Herrn Dumas geltend machen. Dann trat ein Herr Maquet auf, welcher in der Werkstatt des Fabrikanten gleichsam den Hauptzuschneider oder Altgesellen abgegeben hat, und erklärte, die Fabrikate des Herrn Dumas seien zum größten Theil von seiner, des Herrn Maquet, Mache, und er wolle sein Recht daran nicht aufgeben; es gehe ihn nichts an ob Dumas bankerott sei oder nicht. Bei der Verhandlung kamen pikante Dinge vor, und es zeigte sich, daß Dumas auch ein großes Talent zum Verbalhornen besitzt. Maquet schrieb einst unter Dumas' Namen ein Feuilleton. König Ludwig XIV. hört Schüsse fallen und fragt seine Umgebung: „Weshalb wird da geschossen?" Antwort: „Man hält eine wilde Schweinsjagd ab." Frage des Königs: „Wo sind die wilden Schweine?" Antwort: „Dort auf dem Felde." So hatte Maquet geschrieben. Die Handschrift ging an Dumas, welcher der Sache die rechte Politur geben und Alles putzen und blank machen sollte. Daß wilde Säue auf einem Felde sind, schien ihm nicht genug, er verbesserte also: „Die Säue sind dort auf dem Kartoffelfelde." Maquet schrieb dann dem Ignoranten Dumas einen Brief, worin er ihm sagte, daß die Kartoffeln erst unter Ludwig XVI. in Frankreich eingeführt worden seien, was jedes Kind im Lande wisse. — August Leibrock hat zwei- oder dritthalbhundert Bände Romane geschrieben, aber Dumas der Große hat unter seinem Namen vielleicht dritthalbtausend erscheinen lassen und ist noch nicht am Ende!

Zukunftsklavierspieler.

x. Die Literary Gazette vom 27. Februar spricht sich über das Klavierspiel der Zukunft folgendermaßen aus:

„Zu Berlin hat sich in der Person des Herrn Tausig ein neuer Pianofortespieler hören lassen. Er ist ein Schüler von Liszt. Hört man ein Klavierspiel, wie es dieser junge Ruhmesaspirant zum Besten gab, dann möchte man fragen, wo es mit der menschlichen Narrheit noch hinaus will? Wer sich an Liszts Spiel aus früherer Zeit erinnert, begreift wie leicht es fallen muß dergleichen als Carrikatur nachzuahmen, daß es aber nicht möglich ist die eigenthümlichen Vorzüge desselben auf andere zu übertragen. Liszts Schüler liefern dafür den Beweis. Herr v. Bülow, welcher zu den eifrigsten dieser Leute gehört, geht an Uebertreibung und Spectakelmachen (noisy vehemence) noch weit über seinen Meister hinaus, während er das Herz kalt läßt, auf welches Liszt so gut zu wirken verstand. In Herrn Tausig haben wir abermals einen Beweis dafür, wie gefährlich es ist das Excentrische nachzuahmen. Für alle wahren Liebhaber der Musik sind dergleichen Vorträge geradezu abschreckend-widerwärtig. Die Art und Weise in welcher Herr Tausig die erhabenen Fugen Sebastian Bachs behandelt, und wie er die reinen herrlichen Harmonien lediglich als Mittel benutzt um seine Virtuosenfingerfertigkeit zum Besten zu geben, ist unserer Ansicht zufolge eine platte Blasphemie gegen die heilige Musica. Durch solche Schüler kann Herr Liszt an Ruf nichts gewinnen, und die Schule welche er vertheidigt, muß dadurch wesentlich verlieren. In einem Concert daß Herr v. Bülow gab wurde Liszts Symphonie: Festklänge, ausgezischt."

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 13. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 27. März.

Inhalt.

Deutschlands Einheit und Entzweiung in alter Zeit.

Wenn irgend eine Wissenschaft in unserer Zeit durch Vertiefung und Vergeistigung gewonnen hat, so ist es die Geschichtsforschung und dem entsprechend die kunstgemäße Darstellung der Ergebnisse derselben, und namentlich sind es zwei wesentliche Vorzüge, durch welche sich die gegenwärtige Art der Behandlung der Geschichte rühmlichst kennzeichnet. Einmal ist jetzt das Streben dahin gerichtet, in die Tiefe des Geistes der verschiedenen Völker hinabzusteigen und in derselben die ihnen gestellte Aufgabe, deren Lösung ihr geschichtlicher Beruf ist, aufzusuchen und dann die Wege nachzuweisen und die Art zu schildern, wie sie demselben entsprechen, sowie die Hemmnisse darzulegen, welche sich ihrer Verwirklichung von Außen oder Innen entgegengestellt haben. So entsteht gleichsam die **Naturgeschichte** eines Volkes.

Hierbei treten aber auch ganz andere Gesichtspunkte in den Vordergrund, als dies bei der früheren Geschichtschreibung der Fall war. Das Wesen eines Volkes, wie es in Religion und Staat, in Recht und Sitte, in Wissenschaft und Kunst sich offenbart und kundgiebt, wird der wichtigste und maßgebende Gegenstand für die Behandlung, und die äußeren Begebenheiten, welche sonst den breitesten Raum einnahmen, finden nur Berücksichtigung und Platz in der Darstellung, in sofern die Volksthümlichkeit sich in ihnen abspiegelt, und ihre Entwicklung durch sie bedingt wird. So wird, und dies ist der andere der obenerwähnten Vorzüge, **die Geschichte** zu einem lebensfrischen Gemälde der geistigen, sittlichen, religiösen, staatlichen und gesellschaftlichen Zustände eines Volkes. Natur- und Culturgeschichte durchdringen sich gegenseitig in der Darstellung.

Eine solche Behandlungsart liefert, in ihrer Anwendung auf die Geschichte jedes Volkes, die wichtigsten und anziehendsten Aufschlüsse; noch bedeutungsvoller aber ist eine in diesem Geiste verfaßte Geschichte des eigenen Volkes für die Fortentwicklung desselben; ein dermaliges Werk hat mit dem Beginne dieses Jahres seinen vorläufigen Abschluß erreicht. Es ist dies die vaterländische Geschichte von **Eduard Duller**, von welcher aber nur die beiden ersten, bis zum Untergange der Hohenstaufen gehenden Bände den Genannten zum Verfasser haben. Von Rudolph von Habsburg an hat **Karl Hagen**, längst als Geschichtsforscher rühmlichst anerkannt, das Werk fortgesetzt und zwar in drei Bänden, von welchen der erste bis zum Tode Friedrichs III. geht. Die beiden letzten erstrecken sich von dem Regierungsantritte Maximilians I. bis zur ersten französischen Staatsumwälzung, und sie sind es, in welche wir hier dem Leser einen kurzen Einblick gewähren möchten.*)

Das 14. und 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung sind von hoher Bedeutung in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes, nicht um der Ergebnisse der in ihnen auftauchenden Strebungen willen, sondern vielmehr in Beziehung auf die Zielpunkte, die sich schon damals der Volksgeist steckte, und auf die verschiedenartigen Kräfte, welche die Annäherung daran versuchten. Diese Versuche thaten sich vorzugsweise nach drei Richtungen hin kund, indem sie erstens Sicherstellung der Einzelfreiheit, zweitens Regelung dieser Einzelfreiheit durch gesetzliche Ordnung und drittens Begründung eines einheitlichen Staatslebens erstrebten. Es galt die Verjüngung des deutschen Wesens aus seiner eigenen Natur heraus und in einer Weise, wie sie den Bedürfnissen des Volkes und der vorgeschrittenen Bildung gemäß war. Diese Versuche waren aber, wie im dritten Theile des uns vorliegenden Werks bereits geschildert, gänzlich gescheitert.

Welche Richtung nahm nun die Entwicklung unseres Volkes? Hiermit beginnt unsere Betrachtung, die wir unter Hagens kundiger Führung anstellen wollen. Die Triebe, aus welchen die eben berührten Strebungen hervorgingen, waren einmal erwacht; sie konnten wohl niedergedrückt, aber nicht mehr ausgerottet werden. Aber da ihr selbständiges Wachsthum und ihre naturgemäße Ausbildung auf äußere Hemmnisse gestoßen war, so mußte ihre Entwicklung eine einseitige werden; ja es mußten Mißbildungen daraus hervorgehen und sie nahmen oft eine der ursprünglichen geradezu entgegengesetzte Richtung. Hier-

*) Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur neuen Zeit. Begonnen von **Ed. Duller**, fortgesetzt von **Karl Hagen**. 5 Bde. 1858. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp.

bei zeigt es sich in überraschender Weise, wie dieselben ewigen Gesetze, welche der Entfaltung des Pflanzen- und Thierlebens zu Grunde liegen, ebensowohl über den Entwicklungsgang einzelner Menschen, ganzer Völker und der gesammten Menschheit walten. So artete der Freiheitstrieb, welcher in der germanischen Ureigenthümlichkeit der Einzelberechtigung wurzelt, und welcher in einer neuen Reichsverfassung erst seine wahre Berechtigung, Wirksamkeit und Verallgemeinerung zu suchen und zu finden im Begriffe stand, in Sondersucht und beschränkte Engherzigkeit aus, und dies vorzüglich in den Reichsstädten, die bisher die Pflegerinnen und Hüterinnen der Ideen der Reichsgemeinschaft und des allgemeinen deutschen Lebens gewesen. Sie suchen aus dem Scheitern des allgemeinen Wohls wenigstens ihr Bestehen zu retten und schließen sich ab. Damit verengert sich ihr Gesichtskreis, und die Selbstsucht wird herrschend; die Sitten verfallen, die Herrschaft bevorzugter Geschlechter gewinnt von neuem Boden, und alle Strebungen richten sich auf den Gewinn.

Der Trieb nach Regelung der Einzelfreiheit durch Ordnung, der ursprünglich auf Stärkung und Förderung der Kaisermacht hinzielte, wurde jetzt vielfach ein Bundesgenosse des Fürstenthums, das er zu bekämpfen bestimmt war. Denn da die Kaisermacht sich nicht kräftig genug erwies, die ersehnte Ordnung für das Ganze herzustellen, so suchte man dieses Ziel wenigstens für seinen Landestheil durch Hebung und Förderung der Fürstengewalt zu verwirklichen; man begnügte sich mit der Herstellung eines kleinen Ganzen, da zur Einrichtung des großen Gesammtvaterlandes die Kräfte nicht ausreichten. Und eben dieser Trieb nach geregelten Verhältnissen war es auch, der die Einführung des römischen Rechtes und die Aufhebung der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens begünstigte und somit die naturgemäße Fortentwicklung des ursprünglichen deutschen Rechtes abbrach. Er endlich wirkte auf die Annahme der Soldtruppen an Stelle des Lehnsaufgebotes hin und gab so dem Fürstenthum alle Mittel anheim, sich Unabhängigkeit von Oben und Gewalt nach Unten zu gewinnen, welches seine beiden Zielpunkte waren. So stand es gegen das Ende des 15. Jahrhunderts.

Aber in der Natur des deutschen Volkes liegt eine unverwüstliche Spannkraft, die wohl in dem bekannten Sprüchworte: „Gott verläßt den Deutschen nicht“ ihren Ausdruck gefunden haben mag. Wenn die Triebe und Strebungen, die in einzelnen Theilen des großen Volksorganismus zur Herstellung eines gesunden und normalen Zustandes des ganzen Körpers thätig gewesen, zurückgedrängt und man möchte sagen, gelähmt und in der Art niedergedrückt zu sein scheinen, daß man ihre Kraft für immer vernichtet hält, so tauchen entweder andere Triebe auf, oder bereits in Thätigkeit begriffene zeigen von neuem eine Lebens- und Wirkungskraft, wie man sie ihnen nicht mehr zugetraut hätte. So ging es auch jetzt. Gerade zur Zeit des Ausgangs des jüngeren burgundischen und des Beginnes der großartigen Machterweiterung des habsburgischen Fürstenhauses kehrt in die Reichsstädte sichtbar der alte Geist der Selbstschätzung zurück, und der Blick wendet sich wieder den gemeinsamen deutschen Angelegenheiten zu. Die Reichsstädte empfinden wieder ihre Gemeinsamkeit und streben nach Bezwingung, wenigstens Einschränkung der ihnen feindseligen Kräfte. Und da ihre Erhaltung im Vortheile des Reiches liegt, so sind ihre Bestrebungen auch für das Ganze ersprießlich. Nicht minder regte sich der Adel gegen das Einzelfürstenthum, das Alles zu überwuchern und in sich aufzunehmen drohte, und wenigstens der Ritterschaft am Rheine, in Schwaben und Franken gelang es, ihre Reichsunmittelbarkeit zu behaupten und zu sichern.

Auch der landsässige Adel suchte sich gegen seine gänzliche Vergewaltigung zu wehren, so namentlich in Bayern, wo er auch die Bestätigung seiner alten Freiheiten durchsetzte. Ueberhaupt war man selbst in den einzelnen fürstlichen Gebieten noch nicht gewillt, sich mit gebundenen Händen der Fürstengewalt anheimzugeben. Aller Orten regten sich die Landstände, und sie hielten an der Stellung fest, wie sie sie im 14. Jahrhundert eingenommen hatten, und wonach ihr Verhältniß zum Fürsten als ein vertragsmäßiges zu Recht bestand. So wurde Eberhard der Jüngere, Herzog von Württemberg, wegen Nichtachtung der Landesgesetze von den Landständen der Regierung verlustig erklärt und mußte in einem fremden Lande sein Leben beschließen.

Selbst der Bauernstand, der sich in weit gedrückterer Lage befand als Adel und Bürger, und dem es in den wenigsten Fürstenthümern gelungen war, Vertretung auf den Landtagen zu erringen, suchte sich nicht nur gegen die Vermehrung der auf ihm ruhenden Lasten zu wehren und seine alten Gerechtsame zu wahren, sondern er fing auch bereits an, nach gleicher Unabhängigkeit und Freiheit, wie sie der Bürger in den Städten genoß, zu trachten. Ja selbst dieser Stand faßte die Neugestaltung der ganzen Reichsverfassung zum Zwecke der Begründung eines gesicherten Rechts- und Freiheitszustandes ins Auge. Und zwar zum ersten Male treten um 1476 in den Reden des sogenannten Paukers von Niklashausen so hochfahrende Pläne unter dem Bauernstande zu Tage, dessen Empfänglichkeit dafür der große Zulauf beweist, den der kühne Neuerer von seinen Standesgenossen hatte. Zugleich aber thut sich im Bauern-, Bürger- und Adelsstand die entschiedenste Abneigung gegen die Einführung des römischen Rechts, die von den Fürsten fast überall und mit Erfolg erstrebt wurde, kund. „In der That“, sagt Hagen, „wurde dieses fremde Recht am Schlusse des 15. Jahrhunderts mit demselben Eifer angegriffen, mit welchem es von anderer Seite geschützt ward, und die Angreifenden waren sich vollkommen über die nachtheiligen Folgen klar, welche dasselbe der Volksfreiheit bringen mußte. Höchst bedeutsam sind die Benennungen, unter welchen das deutsche und das römische Recht erscheint. Denn dieses wird das geschriebene oder gesetzte Recht genannt, jenes das natürliche. Das Volk hatte aber damals von dem deutschen Rechte die Vorstellung, daß es naturgemäß, den Bedürfnissen und dem Verstande des Volkes angemessen sei, während das geschriebene über den Gesichtskreis desselben hinausgehe. Auch die Bauern nennen jetzt und später diejenigen Rechte, welche sie fordern, natürliche Rechte. Sie verstanden darunter nichts weiter als solche, welche dem Volke nach deutschen Rechtsgrundsätzen zukämen, und welche es früher in der That besessen.“

Aber nicht nur in staatlicher Hinsicht arbeitete der deutsche Geist auf Verbesserung hin; noch lauter und fast unumwunden sprach sich die Mißstimmung über die kirchlichen Zustände aus. Die gänzliche Verweltlichung der Kirche und das immer ärger und gröber hervortretende Sittenverderbniß der Repräsentanten derselben, der Geistlichen höhern und niedern Grades, besonders der Mönche und Nonnen, waren dem tiefreligiösen und sittlichen Gefühle unseres Volkes vollkommen zuwider, und diese Abneigung zeigte sich, vorzüglich in den Städten, oft in unverkennbaren Thatsachen. Auch von Innen heraus wurde von einzelnen gemüthlichen und geistreichen Männern, die in vielfacher Beziehung Anklänge an die Mystiker des 14. Jahrhunderts verrathen, Vergeistigung und Veredlung des religiösen Glaubens und des sittlichen Lebens erstrebt, wie von Johann Wessel, Johann Goch und Johann v. Wesel. Dieser Letzte griff geradezu die ganze Hierarchie sammt allen ihren Gesetzen und Einrichtungen an, sprach entschieden die Lehre vom allgemeinen Priesterthume aller Christen aus, sprach den Kirchenobern das Recht ab, Lehrsätze aufzustellen, die allgemein befolgt werden sollten, verwarf Ablaß, Beichte, Fasten, Oelung, Fegfeuer und die Ehelosigkeit der Geistlichen und hielt sich nur an die Bibel und den gesunden Menschenverstand.

Allen diesen Strebungen und Trieben, die naturwüchsig aus den Tiefen des Geistes und Gemüths des deutschen Volkes hervorgingen, gesellten sich gerade jetzt in dem aus der neuerwachten Beschäftigung mit den Schriftstellern des classischen Alterthums hervorgehenden Humanismus und dem Studium der Naturwissenschaften, das in den Ergebnissen der großartigen Entdeckungen jener Zeit reichen Stoff und bedeutende Förderungsmittel gewann, mächtige Bundesgenossen zu, Bundesgenossen, die anregend, entwickelnd und klärend, fördernd und kräftigend einwirkten. Und so bereitete sich dann Alles zu einem neuen Frühling im Leben des deutschen Volkes vor, der auch mit dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts unter heftigen Thauwinden, vor welchen manches Eis und vieler Schnee dahinschmolz, sich in reichhaltigen, vielversprechenden Keimen Knospen und Blüthen anzukündigen begann.

Die ersten Bewegungen zeigten sich diesmal auf dem religiösen Gebiete, in dem fast gleichzeitig Luther und Zwingli gegen den schamlos getriebenen Ablaßhandel die kräftige Stimme erhoben; aber bald regte und bewegte es sich auch auf den andern Gebieten des deutschen Lebens, namentlich auf dem staatlichen. Große Gedanken gingen damals durch das deutsche Volk. Es galt die Herstellung eines mächtigen Reiches, geordnet in Freiheit und Selbstbestimmung seiner Bürger nach allen Richtungen hin. Und überall fanden sie Anklang und Aufnahme. Es schien als ob das deutsche Volk, jetzt zum Bewußtsein seiner hohen geschichtlichen Aufgabe gelangt, sich mit aller Macht zu deren Vollführung rüste, und fast alle Stände, von dem neuen Geiste angeweht, waren bereit, Hand anzulegen zur Schaffung einer neuen Ordnung der Dinge. Kühne geisteskräftige Männer, wie Ulrich von Hutten, entrollten die Fahne der neuen Zeit, der man im Sturmschritte zuzueilen schien. Aber der Frühling war von nur kurzer Dauer; eisige Nachtfröste und heftige Sturmwetter verdarben und zerknickten die aufkeimenden Knospen und Blüthen, und was sich davon erhielt, gelangte, von allen Seiten gehemmt und eingeengt, nicht zu naturgemäßer Entfaltung, und die einzelnen Früchte, die gediehen, waren theilweise hart und bitter.

Zuerst war der, welcher vor Allen den Beruf hatte, alle diese Ausstrahlungen des deutschen Volksgeistes in einem Brennpunkte zusammenzufassen und ihre Gesammtkraft unwiderstehlich wirken zu lassen, der Kaiser, nicht von demselben Geiste ergriffen; er verstand ihn nicht; ja, was ihm davon entgegentrat, war ihm in tiefster Seele zuwider. Karl V. gehörte mehr seinen weiten auswärtigen Staaten an als Deutschland, mit dessen Kaiserkrone er soeben sein Haupt geschmückt. Er war wohl ein höchst kluger Mann, der die Umstände und Verhältnisse für seine Zwecke auszubeuten verstand; aber ihm fehlte die hohe Weisheit, die ihre Zeit versteht und sich die höchsten und reinsten Ziele steckt, und die sittliche Kraft, welche allein eine großartige Aufgabe zu lösen vermag. So kam das Kaiserthum, auf dessen Hebung und Stärkung gerade alle Triebe der Zeit hinzielten, in Gegensatz und Widerstreit zu derselben, und das Fürstenthum, das sich einigen dieser Strebungen — namentlich der auf kirchlichem Gebiete — in einzelnen seiner Vertreter günstig erwies, gewann gerade an ihnen, die ihm ursprünglich feindlich waren, mächtige Stützen und Bundesgenossen zur Erweiterung seiner Machtbefugnisse.

Dann aber waren es auch zu viele und zu verschiedene Strebungen, die zugleich die Verwirklichung ihrer Ziele verfolgten, als daß sie nicht oft in Gegensatz und Streit gerathen wären, namentlich da sie nicht im Kaiserthum ihre Einigung und Mäßigung fanden. So finden wir auf dem religiösen Gebiete alsbald mehrere Richtungen: die Lutherische, welche nur die Mißbräuche und Ausartungen der Kirche wegschaffen wollte, die Zwinglische, welche eine Umschaffung der Kirche nach dem Vorbilde der ersten Christengemeinden bezweckte, und die sogenannte wiedertäuferische, welche eine gänzliche Neuschaffung der Kirche, die Einführung des Reiches Gottes auf Erden erzielte. Und diese Parteien nehmen dann auch in staatlicher Beziehung eine ganz verschiedene Stellung ein: die erste Richtung wollte bald, nachdem sie sich ihres Gegensatzes gegen die beiden andern bewußt geworden, gar nichts von staatlichen Dingen wissen; die zweite erkannte die innige Verbindung beider Aufgaben, der kirchlichen und staatlichen, und trachtete nach einer gemeinsamen Lösung derselben; die dritte endlich setzte sich einen gewaltsamen Umsturz aller staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse vor, Staatliches und Kirchliches in eine Form verschmelzend. Auf dem staatlichen Gebiete gingen die Richtungen ebenso weit auseinander. Das Bedürfniß, daß etwas Besseres an die Stelle des Bestehenden gesetzt werde, erkannten wohl alle Stände, wie auch die Nothwendigkeit der Erzielung größerer Einheit in der Leitung der Gesammtangelegenheiten des Vaterlandes; aber jeder Stand suchte diese Aufgabe von seinem Gesichtskreise aus zu lösen, indem er sich in den Mittelpunkt des Ganzen versetzte. Die Fürsten gedachten den Schwerpunkt der Regierung von dem Kaiserthum in die Gesammtheit der Fürsten, namentlich in eine aus ihr hervorgehende Stellvertretung, zu verlegen.

Der Adel, die Städte und der Bauernstand suchten zwar gemeinsam die Reichseinheit in dem Kaiserthum. Da dieses aber ihre Strebungen verwarf, und da doch jeder Stand seine eigene Erhebung bei der beabsichtigten Veränderung mit bezweckte, so mußten ihre Forderungen in Gegensatz und Widerstreit gerathen, und sie kamen in Kampf mit einander über die Mittel und Wege, wie das Ziel zu erreichen sei. Im Anfange zwar traten alle diese Gegensätze nicht so schroff hervor; bald aber zeigten sie sich und wurden immer greller, und nun scheiterten auf staatlichem Gebiete alle Versuche, die nach oder auch mit einander, aber immer getrennt von einander, gemacht wurden. Das Reichsregiment, welches die Einheit des Reichs im Sinne des Fürstenthums darstellte, verschwand als machtloser Schatten; die Pläne des Adels fanden mit Sickingens Tod ihren Untergang, und die weitausgehenden Entwürfe des Bauernstandes wurden von der vereinten Macht des Fürstenthums und des Adels mit blutiger Strenge und Härte vernichtet. So waren hier alle Strebungen vorerst beseitigt, alle Triebe unterdrückt. Es fragte sich nun, wie es auf dem kirchlichen Gebiete gehen sollte. Hier hatte die wiedertäuferische Richtung in der Unterdrückung des Bauernaufstandes, mit welchem sie sich verschmolzen, bereits ihren Untergang gefunden. Und auch gegen die beiden andern hatte sich bereits die Gegenströmung eingestellt. Es war dem päpstlichen Hofe gelungen, die Herzoge von Bayern und den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich gegen Gewährung ansehnlicher Vortheile für die Unterdrückung der geistigen Bewegung zu gewinnen. Diesen schlossen sich viele geistliche Fürsten an, und auf dem 1526 zu Speyer versammelten Reichstage zeigte es sich deutlich, daß an eine gemeinsame Lösung der kirchlichen Frage in deutschem Sinne, an die Gestaltung einer deutsch-christlichen Kirche nicht mehr zu denken war. Da nahmen sich mehrere Fürsten der kirchlichen Bewegung an, namentlich der Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen, der, da ein Erfolg für ganz Deutschland nicht zu hoffen stand, wenigstens ihre Erhaltung und Rettung in einzelnen Gebieten errang. So wurde die allgemeindeutsche Richtung eine landschaftliche, und ihre Leitung fiel den verschiedenen Obrigkeiten dieser Gebiete, vorzüglich den Fürsten anheim. Zu den vielen Spaltungen, die bereits das deutsche Volk zerklüfteten, kam eine neue. Noch aber schien die religiöse Bewegung Kraft genug in sich zu tragen, von dem errungenen Standpunkte aus ganz Deutschland zu durchdringen und für sich zu gewinnen, da der Geist des Volkes aller Orten für und nur einzelne Machthaber gegen sie waren, und es ließ sich daran die Hoffnung knüpfen, daß von ihr aus auch noch eine Umgestaltung der politischen Lage des Gesammtvaterlandes ermöglicht werden könnte. Auch faßten wirklich zwei Männer diese Aufgabe scharf ins Auge: der Landgraf Philipp und Zwingli. Aber schon war die Spaltung zwischen Letzterem und Luther zu tief klaffend und feindselig geworden, als daß sich eine Vereinigung und eine Wirksamkeit nach einem Ziele hin, die Philipp aus allen Kräften anzubahnen bemüht war, hätte zustande bringen lassen. Ja Luther gab gerade, um nicht mit der Zwinglischen Richtung zusammenzufallen, seine Angriffsstellung gegen die römisch-katholische Kirche auf und wich in den Vertheidigungsstand zurück. Er wurde ein wesentlich anderer, als er gewesen, da er seine Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation verfaßte. Mit dem Tode Zwingli's und dem Nürnberger Religionsfrieden, gegen welchen der großsinnige Landgraf vergeblich protestirte, verschwand auch diese Aussicht, und die Lutherische Richtung errang endlich in dem Augsburgischen Religionsfrieden Anerkennung und Gleichberechtigung im deutschen Reiche. Darin wurde aber auch zugleich der Grundsatz ausgesprochen, daß die Landesobrigkeit die Religion zu bestimmen habe. Und die neue Lutherische Kirche, die ihr Bestehen nur dem Fürstenthum verdankte, sah sich genöthigt, diesem die höchste Gewalt über sich einzuräumen. Dies und das römische Recht, das gerade um diese Zeit zu völliger Geltung gelangte, entwickelte, pflegte und förderte die Idee von der göttlichen Einsetzung der Fürsten und der Verpflichtung der Unterthanen zu unbedingtem Gehorsam, wodurch jene nach beiden Seiten, nach dem Kaiser und nach ihren Unterthanen hin, an Machtfülle gewannen und wodurch die frühere Rechtsauffassung, daß ihre Gewalt eine vom Kaiser übertragene und ihre Rechte über ihre Unterthanen durch Vertrag bestimmt seien, allmählich ganz verdunkelt wurde und aus dem Geiste und Bewußtsein der Menschen schwand. Jedoch waren noch immer nicht die Triebe und Strebungen, die wir in der sogenannten Reformationszeit so mächtig emportreiben und blühen sehen, gänzlich unterdrückt; es wurden noch mehrere Versuche gemacht zur Lösung der Aufgaben, die sich der deutsche Geist schon seit zwei Jahrhunderten gestellt hatte. Besonders strebte Kaiser Maximilian II., ein edler, reichbegabter Fürst, nach Erzielung größerer Einheit der Reichsregierung und aufrichtiger Versöhnung der hadernden Religionsparteien. Und noch im dreißigjährigen Kriege wurde von den Calvinisten unter dem unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz und selbst noch von dem ritterlichen Schwedenkönig Gustav Adolph einerseits und von Ferdinand II. unter Wallensteins Mitwirkung andererseits eine Umgestaltung der Reichsverfassung in einheitlichem Sinne selbst mit Waffengewalt versucht. — Dies Alles führt uns Hagen in anschaulichen Bildern vor und weist mit tiefer Sachkenntniß die Ursachen nach, warum diese Versuche sämmtlich gescheitert sind.

Keine Partei erringt einen vollkommenen Sieg; denn keine ist stark genug, alle übrige zu bewältigen; so erhält sich dann jede in ihrem Gegensatze zu den andern und zum Ganzen. Es giebt von jetzt an drei christliche Kirchen in Deutschland, die sich gegenseitig mit mißtrauischen Blicken beargwöhnen und sich durch feste Lehrgebäude gegen einander abschließen, in welchen der freien Selbstbestimmung fast kein Raum bleibt. Es erhält sich das Kaiserthum, aber machtlos; es dauern der Reichsadel und die Reichsstädte fort, jedoch in ihrer Kleinheit und staatlichen Unbedeutendheit als Pflegestätten der ärmlichsten Engherzigkeit. Am meisten Vortheile hat das Fürstenthum errungen, dem es bald gelingt, die Idee der Unumschränktheit nach französischem Muster zur vollendeten Thatsache zu machen. In Folge der durch die Gräuel des schrecklichen und verhängnißvollen 30jährigen Krieges eingerissenen Verarmung und Verwilderung des deutschen Volkes und des in steigendem Verhältnisse zunehmen-

den Einflusses des Auslandes auf seine staatlichen Verhältnisse beginnt die traurigste Zeit unserer Geschichte, die der Vaterlandsfreund gerne mit dem Mantel ewiger Vergessenheit bedeckte.

Und diesmal dauert es lange, bis neue Strebungen aus dem Geiste des deutschen Volkes auftauchen; hatte es doch gänzlich das Bewußtsein, ein Volk zu sein, verloren. Nur eins war den Deutschen noch gemeinsam: die Sprache und das Schriftenthum, und auf diesem Boden stellen sich dann auch mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts die ersten Regungen ein. Und kaum hatte das Jahrhundert seine Mitte überschritten, so zeigt sich hier ein Treiben und Drängen, wie es fast bei keinem andern Volke je vorgekommen: es tritt die sogenannte Sturm- und Drangperiode ein. Allmählich klären sich die Geister, und die herrliche Frucht der Schönheit und Humanität prangt an dem köstlichen Baume des deutschen Schriftenthums. Auf diesem Gebiete gelingt es dem deutschen Geiste, was er auf dem religiösen und staatlichen noch nicht vermocht, die Gegensätze in schöner Einheit auszusöhnen und zu verklären, Goethe und Schiller reichen sich die Hände zu gemeinsamem Bunde. Und gerade in dieser Zeit nimmt noch einmal ein deutscher Kaiser, Joseph der Zweite, die alte Aufgabe des Kaiserthums, die Erzielung größerer Reichseinheit, auf; aber ihm tritt in Preußens König Friedrich II. das Fürstenthum in der großartigsten Gestalt, die es zu gewinnen fähig ist, entgegen. Hier gelingt keine Ausgleichung der Gegensätze. Das Fürstenthum siegt in dem Fürstenbund, und das Kaiserthum wird der letzten Ueberbleibsel seiner alten Macht, seines ehemaligen Ansehens entkleidet. Das deutsche Reich eilt mit schnellen Schritten seinem Untergange zu; aber in dem deutschen Volke regt sich neuer Gestaltungstrieb. Da bricht die erste französische Staatsumwälzung mit ihren Sturmfluthen herein. Und hiermit schließt das Werk.

Fassen wir nun noch kurz unsere Ansicht über dasselbe und die Leistungen beider Verfasser, Dullers und Hagens, zusammen. Wenn Ersterer durch ungemeine Wärme und einen schwungvollen Styl für seinen Gegenstand einnimmt, ja begeistert, so belehrt Letzterer durch tiefes Eindringen und aus den Quellen selbst geschöpftes Wissen, giebt neue Ansichten und fesselt durch eine zugleich tiefeingehende und dennoch klare und gemeinverständliche Darstellung. Das ganze Werk kennzeichnet sich in der Behandlungsweise beider Verfasser dadurch höchst vortheilhaft, daß es dem Leser die Strebungen des deutschen Volksgeistes nach allen Richtungen hin und in ihrem Zusammenhange vorführt. Die Erscheinungen auf allen Gebieten des geistigen und gemüthlichen, sowie des stofflichen Lebens, in Wissenschaft und Kunst, in Kirche und Staat, in Recht und Sitte, in Handel und Gewerbe, treten in lebhafter Schilderung vor unsere Augen, und aus ihnen stellen sich die Begebenheiten, die Thaten und Leiden unseres Volkes als naturgemäßes Ergebniß dar. So ist das Buch zugleich Natur- und Culturgeschichte, eine wahre Charakterzeichnung des deutschen Volkes. Und wenn sich in ihrer Darstellung die Liebe beider Verfasser für unser Volk und ihre Theilnahme für seine naturgemäße Entwicklung und die Vollendung der hohen, ihm von der Gottheit gestellten Aufgabe unverholen kundgiebt; so thut dies doch der geschichtlichen Wahrheit keineswegs Eintrag; es wird im Gegentheil strenge Gerechtigkeit geübt nach allen Seiten und Richtungen hin. Es wird Nichts vertuscht oder verschönert, Alles geschichtsgetreu erzählt und nach den Grundsätzen der ewigen, dem Menschenherzen eingeprägten Gerechtigkeit gewürdigt.

Nach dem Gesagten ist es natürlich, daß wir den Wunsch aussprechen, es möge dem Verfasser gefallen, den Faden da aufzunehmen, wo er ihn fallen gelassen, und uns in gleicher Weise die Geschichte unseres Volkes bis auf unsere Tage zu erzählen, wozu gewiß die ungemein für Verbreitung gemeinnützigen Schriftenthums strebsame und thätige Meidinger'sche Verlagshandlung bereitwilligst die Hand bieten wird.

D—d.

Skizzen aus Indien.

1. Ein Semindar oder kleiner Herr in Bengalen.

Der Kampf, welchen die Engländer um ihre Herrschaft in Indien zu führen haben, schlägt zu ihren Gunsten aus; das Land zwischen dem Himalaya und dem Vorgebirge Komorin wird ihnen bleiben, und ihre Macht sich noch mehr befestigen. In der Regierung sollen durchgreifende Veränderungen vorgenommen werden, man will die Leitung der Geschäfte einheitlicher gestalten. Aber dabei wird man vorerst stehen bleiben müssen, und die eigentliche Verwaltung nicht etwa nach europäischem Muster umgestalten können. Unsere Formeln passen nicht für ein Land, dessen Bevölkerung eine bunte Mosaik bildet; diese ist aus hundert und aber hundert ganz verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt und wohl kann man Indien als einen geographischen Begriff bezeichnen.

Seit der Meuterei, welche im vorigen Jahre zu Mirat ausbrach und den Abfall von mehr als hunderttausend einheimischen Soldaten zur Folge hatte, sind die Blicke der ganzen gebildeten Welt nach Indien gerichtet. Nicht mehr lediglich der Gelehrte empfindet ein lebhaftes Interesse an Allem, was auf jenes wunderbare Land Bezug hat, sondern die Theilnahme ist allgemein unter allen Classen. Indien ist in ganz Europa „populär" geworden, und die Litteratur bemüht sich, eine Menge von Beiträgen zu geben, welche geeignet sind, eine nähere Kunde über die höchst eigenthümlichen Verhältnisse jenes Wunderlandes zu vermitteln. Indien wird gleichsam bloß gelegt.

Rußland will eben jetzt die Leibeigenschaft beseitigen, den Bauer vom Grundherrn frei machen und in den Besitzverhältnissen des platten Landes eine durchgreifende Umgestaltung vornehmen. In Indien waltet ein Verhältniß ob, das mit dem seither im großen Moskowiterlande gültigen manche Aehnlichkeit darbietet. Was an der Wolga oder Dwina der Edelmann, ist am Ganges der Semindar, was dort der leibeigene Bauer, ist hier in gewisser Beziehung der indische Reiot; nur steht dem Letzteren nicht ein Czar schützend zur Seite,

denn „Bahadur Company" hat die Landesgesetze und noch mehr die herkömmlichen Vorurtheile zu schonen.

Die Aristokratie des Grundbesitzes übt in Indien eine geradezu despotische Gewalt über ihre Hintersassen. Im Orient knechtet allemal Jeder Den, welcher unter ihm steht und irgend abhängig ist. Der Semindar, den wir als Guts- und Grundbesitzer bezeichnen können, ist in der That ein „kleiner Herr", ein Ideal für hinterpommersche Junker. Am wirksamsten war seither der Einfluß Englands in den sogenannten nordwestlichen Provinzen Indiens, er hat aber auch dort kaum erst die Oberfläche berührt. Die Bestrebungen, das Loos der Hintersassen zu erleichtern, sind bei diesen selbst auf Gleichgültigkeit oder Abneigung gestoßen; so sehr haben diese armen Menschen sich an den Druck gewöhnt, daß sie hinter allen Bemühungen, denselben weniger fühlbar zu machen, nur eine List erblicken, um ihnen das Joch schwerer zu machen. Der Semindar besitzt thatsächlich volle Gewalt über Leben und Eigenthum. Sobald ein englischer Aufsichtsbeamter erscheint, neigt und verbeugt er sich und versichert allerdings seine unterthänige Anhänglichkeit; nachdem aber Jener sich entfernt hat, tritt er wieder als unumschränkter Herr und Gebieter oft von hunderten, ebenso oft von zehntausend Reiots auf. Der öffentlichen Anschauung zufolge gehört ihm, und nur ihm allein, Alles; das ist der Inbegriff der „Menschenrechte", wie man sie in Indien versteht, und wehe dem bengalischen Manne, welcher anders denken wollte; er wäre unrettbar verloren!

Unter den Semindars giebt es manche, die eine englische Erziehung erhalten haben, sich in der europäischen Gesellschaft bewegen, mit allen Vorgängen der europäischen Politik bekannt sind, ein Londoner Blatt halten, kurzum sogenannte civilisirte und gebildete Leute, von denen man annehmen könnte, daß sie ihre Reiots gut behandeln würden. Sie lassen sich auch in der That keine offenen und groben Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen, aber sie thun nichts, um ihre Hintersassen zu erleichtern; sie verstehen sich nicht auf die einfachsten Sätze der Volkswirthschaft und der Klugheit, lassen dem Bauer keinen Vortheil zukommen und bringen sich selber dadurch um großen Nutzen.

Betrachten wir uns einen solchen kleinen indischen Herrn näher und nehmen wir als leibhaftiges Musterbild den Srinath Dib Schander Roy, einen bengalischen Grundbesitzer. Der Mann ist durchaus ein indischer Aristokrat, gut und kräftig gebaut, von hübschen einnehmenden Gesichtszügen und von leichten angenehmen Umgangsformen. Dabei hat er einen gewissen Thätigkeitstrieb und ist nicht ohne Geist, bei alledem aber ein rechter ächter Semindar. Sein Grundbesitz (die Semindarei) liegt in dem üppigen Gangesthale, und sein Schloß erhebt sich am Strome, beschattet von hohen Bäumen, und umgeben von vielen Wiesenfluren. Er hat nicht weit bis zur Stadt Lackypore, wo er stets guten Absatz für alle Producte findet. Seine Besitzung gewährt einen imponirenden Anblick, obwohl das Schloß sich nicht gerade durch geschmackvolle Bauart auszeichnet, aber es ist groß, wirkt durch seine Masse, hat eine Menge von Säulengängen und Hallen und sehr viele Fenster. Die vereinzelt oder in Gruppen stehenden Bäume geben der nächsten Umgebung etwas Parkartiges. Zum Strom, wo ein bequemer Landungsplatz sich befindet, führt eine breite Treppe hinab, und oben flattert vom Flaggenstocke eine Fahne. Das Ganze nimmt sich recht herrschaftlich aus; auch hat das Schloß, zu welchem einst ein englischer Baumeister den Plan entworfen, wohl über eine Viertelmillion Rupien gekostet. Nach Hinduart wollte aber Schander Roy an dem Plane mancherlei Verbesserungen und Aenderungen anbringen, und zerstörte das wohlberechnete Ebenmaß der Architektur. Auch vernachlässigte er die Terrassen und Gänge in den Parkanlagen, und läßt Unkraut wuchern. Was aus der Ferne gesehen sich wie ein großartiges Schloß ausnimmt, verliert in der Nähe betrachtet außerordentlich, macht einen wüsten Eindruck, erscheint theilweise verfallen und erinnert an ein großes europäisches Gefängniß.

In diesem Schlosse hält der Semindar Schander Roy, der bengalische kleine Herr, täglich Hof. Er hört Beschwerden und Klagen an, schlichtet Streitigkeiten unter seinen Hintersassen, und zieht insbesondere alle zur Verantwortung, welche nicht genug Producte abliefern oder mit Leistungen irgend einer Art im Rückstande sind. Da giebt es oft Heulen und Wehklagen, und mancher hat dort schon sein Ende gefunden. Denn der Semindar übt sein Recht über Leben und Tod aus; er läßt die Bauern in den Kerker werfen, wo viele elendiglich zu Grunde gehen. Sind sie doch Alle seine Creaturen, Sklaven des Bodens und der Scholle. Was kümmert sich der Semindar darum, ob der Bauer etwa krank und zur Arbeit unfähig gewesen, ob ungünstiges Wetter oder ein Naturereigniß ihm seine Ernten verkürzt hat? Er will, daß der Reiot dem Lomaschta (dem Amtmann) die ihm aufgegebene Quantität Getreide, Indigo oder was sonst liefere. Er bringt sie nicht? Nun denn, zur Strafe in den Kerker mit ihm! Nachdem er dort eine Weile geschmachtet, läßt man ihn wieder frei, denn er hat sich verpflichtet, noch mehr Producte als früher abzuliefern. Natürlich kann er seine Zusage nicht halten, und deshalb wiederholen sich jene schmachvollen Auftritte solange der arme Mann noch Athem in sich hat.

Der Semindar lebt inzwischen in seiner Weise im großen Styl. Er kleidet sich nach der Mode, hält Rennpferde, und treibt mannichfachen Luxus. In seinem Schlosse hat er lange Reihen von Gemächern, aber die Thüren sind eng und niedrig, Zimmergeräth und Ausschmückung sind einst prächtig gewesen und haben der Wohnung Glanz verliehen; nun ist das meiste abgeblaßt, manches zerfetzt und hin und wieder in unpassender Weise geflickt worden. Das Ganze kann an die Garderobe eines Theaters vom dritten Rang erinnern. Die Privatzimmer des kleinen Herrn sind eng, staubig, verschmutzt; es kommt keine frische Luft hinein und die dumpfe Hitze ist unausstehlich, obwohl Diener ihm mit dem Penkah, dem Wedel, Kühlung zufächeln müssen. Die Schwelle des Zenanah, das heißt des Harem, darf keines Mannes Fuß betreten, er müßte denn ein jüngerer Bruder sein. Einst wurden die Frauen entfernt, weil Ausbesserungen dringend nöthig waren, und dann durfte ein englischer Handwerker hineingehen. Er schilderte die Zimmer der Weiber als kleine enge Löcher, die er mit Thierkäfigen vergleicht, fast ohne Geräth; doch lagen Matten und Polsterkissen umher, auch fehlte es nicht an Tabakspfeifen und kleinen

Oellampen. In diesen armseligen Damengemächern war die Luft ungesund und das Fieber wollte nicht weichen.

Das Hauskleid des Semindars ist zerlumpt. Einst war es prächtig; der Rock weiß, der Gürtel von Seide und kostbar gestickt; aber jetzt erscheint alles schmutzig und voll von Flecken. Manchmal fährt er in solchem Anzuge in einer mit vier Prachtpferden bespannten Carosse, und reich gekleidete Diener müssen nebenherlaufen; das gehört zu seinen nobeln Passionen. An Aufregung fehlt es einem solchen Manne keineswegs; er hat täglich streitige Fälle unter seinen Hintersassen zu entscheiden, muß Prozesse mit seinen Nachbarn führen und kommt nur höchst selten einmal zu eigentlicher Ruhe. Nachdem er Morgens aus den Frauengemächern getreten, findet er Reiots dastehen, welche mit einander über einen Messingtopf oder einen Stier oder eine Frau in ein Zerwürfniß gerathen sind; der Semindar muß entscheiden und den Friedensrichter abgeben. Diese Verrichtungen macht er freilich kurzer Hand ab, aber die Streitigkeiten mit den Nachbarn über den Besitz von Grund und Boden bringen schon mehr Aufregung. Die größere Hälfte der Prozesse, Mordthaten, Ueberfälle und Angriffe in Bengalen, welche vor Gericht gebracht werden, haben ihren Grund in derartigen Missethaten. Ein dem Semindar benachbarter Besitzer einer Indigopflanzung hat zum Beispiel einigen Bauern Vorschüsse gemacht, damit sie auf ihrem eigenen Grund und Boden Indigo bauen und ihm die reife Pflanze bringen, welche er in verkäuflichen Indigo umwandelt. Diese Art von Geschäftsbetrieb und Vertrag ist in Indien herkömmlich. Nun glaubt aber der Semindar, daß jene Bauern sammt ihrem Land ihm gehörten, und daß sie nicht dem Europäer, sondern ihm den Indigo abzuliefern haben. Sobald die Erntezeit herannaht, schickt der Semindar seine Lattials oder Kämpfer auf das Feld, damit der Indigo nicht aus der Erde genommen werden könne. Der europäische Pflanzer erhält davon Nachricht, auch er ruft seine Lattials ein, die er nicht mit Knütteln und Keulen, sondern mit Säbeln, Spießen und Flinten bewaffnet und gegen den Feind ausschickt. Aber auf dem Schlachtfeld selbst erscheint weder der Pflanzer noch der Semindar, denn beide halten sich wohlweislich zurück und sehen dem Kampf aus der Ferne zu; ihre Leute, die einander mit wahrer Wuth bekämpfen, mögen sich die Köpfe zerschlagen, und sie thun das auch, falls nicht etwa der Kreisbeamte eine starke Schaar Berkimdassis ausschickt, um dem Unfug ein Ende zu machen. Wehe diesen indischen Polizeibeamten, wenn sie nicht sehr stark an Zahl und Muth sind; denn beide streitende Parteien pflegen gern gemeinschaftliche Sache zu machen und über die Eindringlinge herzufallen. Bemerkenswerth bleibt, daß bei den Kämpfen unter den Lattials fast allemal jene den Sieg behaupten, welche für einen Europäer ins Feld rücken. Damit ist aber die Ernte nicht etwa gesichert, denn die geschlagene Partei nimmt Rache, zerstört die Früchte auf dem Felde oder steckt einige Dörfer der feindlichen Partei in Brand. Ueberhaupt lebt der Semindar fast ununterbrochen in offener oder geheimer Feindseligkeit mit seinesgleichen; er ist in dieser Beziehung einem Raubthiere vergleichbar.

---

2. Der Hintersasse oder bengalische Reiot.

Betrachten wir uns nun den Reiot etwas näher. Der Name bezeichnet einfach einen Ackerarbeiter, und von den achtzig Millionen Einwohnern Bengalens gehören reichlich sechszig Millionen zu dieser Classe. Denn nicht blos Bengalen, sondern ganz Indien ist vorzugsweise ein Agriculturland und von der Waarenausfuhr bestehen fast neunzehn Zwanzigstel in Rohproducten. Nun bilden jene Ackerbauarbeiter, welche die großen Stapelwaaren des indischen Landes liefern, recht eigentlich die wichtigste Classe der gesammten Bevölkerung, jedenfalls sind sie bei weitem die nützlichste und verdienten in vollem Maße Fürsorge und Schutz. Der Reiot hat im Allgemeinen die Stellung eines Hintersassen oder auch eines Pachters, meist in sehr geringem Maßstabe; sein Stück Land ist gewöhnlich klein und hält manchmal nur wenige Ruthen Fläche. Die Pacht- oder Besitzverhältnisse sind verschieden, doch gehört durchgängig der Boden zu irgend einer Semindarei, dergleichen fast in jedem Dorfe angetroffen wird. Fast aller Orten ist Ueberfluß an Arbeitern, die jedoch zum Theil auf Indigo- oder Zuckerpflanzungen gesucht werden. Aber der Reiot ist an die Scholle gefesselt, und der Semindar verkauft ihn mit derselben, wie der russische Bojar seither seine Leibeigenen; deshalb sehen Europäer, welche Seidenzucht treiben, Indigo bauen oder Kohlengruben bearbeiten wollen, sich genöthigt, gleich ganze Dörfer zu kaufen, um die nöthigen Arbeitskräfte sich zu verschaffen. Die Leistungen, zu welchen der Reiot dem Semindar verpflichtet ist, sind nicht beschränkt und gemessen, und der Hintersasse befindet sich deshalb in einer durchaus abhängigen Lage, er lebt auf Gnade und Ungnade. Zum Unglücke giebt es nun in Bengalen auch eine Anzahl von Zwischenpersonen, welche dem Semindar die Arbeit und die Producte der Reiots gegen eine feste Jahressumme abpachten, und nach asiatischem Brauch ohne alle Schonung zu Werke gehen, weil sie keinen andern Zweck haben, als soviel irgend möglich herauszuschlagen. Deshalb erpressen sie, was irgend möglich ist. Der Reiot muß der Herrschaft Reis, Oel, Milch, Butter, Baumwolle, kurz alles Mögliche liefern, während er selber halb nackt ist und darbt.

Ueberall wo in Indien europäisches Capital angelegt worden ist, nehmen die Zustände rasch eine Wendung zum Bessern. Man hat viel über die Härte der englischen Indigopflanzer gesprochen, aber auch unter dem strengsten Europäer sind die Reiots wie im Himmel, wenn man die Verhältnisse vergleicht, unter welchen sie bei der Abhängigkeit von einem Semindar stehen, der ihnen die letzte Kupfermünze abnimmt. In Indien ist es unter allen Umständen schwierig, bündige Beweise gegen einen Schuldigen zu erhalten, besonders wenn er reich ist; es liegen aber trotzdem Thatsachen vor, welche darthun, daß Semindare um den Werth einer Kupfermünze einen Hintersassen zu Tode gefoltert haben. Die Anwendung der Tortur ist bei diesen kleinen Herren allgemein üblich, und das darf nicht befremden. Der Bengale ist sprüchwörtlich feig, folglich auch grausam, insbesondere gegen den armen Reiot, welcher sich ja nicht zur Wehre setzen kann.

Von dem elenden Zustande, von den über alle Beschreibung jammervollen Verhältnissen, in welchen sich die überwiegend

große Menge der Reiots befindet, wird ein Europäer, der nicht selber in Indien war, sich kaum eine Vorstellung zu machen vermögen. Der Boden ist fruchtbar, das Klima günstig für jeden Eingeborenen, Seide, Farbestoffe, Faserpflanzen und Getreide werden im Ueberflusse erzeugt und finden vortheilhaften Absatz; aber das Alles bringt dem Reiot keinen Nutzen. Sein Magen bleibt leer, sein Leib fast unbedeckt. Der Orientale jeder Classe und jeglichen Standes oder Berufes hat eine unbezwingliche Neigung ein Stück Land im Besitz zu haben, möge dasselbe auch noch so klein sein. Dieser Liebe zum Grundbesitz bringt er große Opfer, und mancher kleine Erbpachter wohnt in Hütten, die man bei uns kaum einem Hunde anweisen würde. Ringsum stehen einige Mangobäume und Palmen, ein Fleck ist mit Bananen bepflanzt, vielleicht auch mit ein wenig Zuckerrohr und Getreide, und an einem solchen Besitz haftet der Eigenthümer mit der größten Zähigkeit.

Uebrigens giebt es unter den Reiots eine Menge von Abstufungen. Manche sind Pächter, andere nur Tagelöhner oder Inftleute, viele haben gar kein Land, sondern nur ein Joch Stiere, einen Pflug und eine Kodali, das heißt Hacke, und bestellen anderer Leute Feld; für ihre Bemühungen erhalten sie dann den halben Ertrag der Ernte. Auch kommt es nicht selten vor, daß alle Mitglieder einer Familie Aecker gemeinschaftlich besitzen. Aber man kann sagen, daß in Bengalen kaum ein Hindu lebt, der nicht in irgend einer Weise Grundbesitzer ist, und von den meisten Mohammedanern gilt dasselbe. Ein Reiot, der eine Dschamma hat, das heißt einen Grundbesitz, welcher im Jahre fünfzig Rupien (zu 20 Neugroschen) abwirft, gilt schon für einen Mann, der sich in ganz erträglicher Lage befindet. Nachdem er seine Steuer- und Pacht- oder Lehngelder bezahlt, die üblichen Abwabs oder Geschenke gegeben und den Schaukedars oder Dorfhütern die Gebühren verabfolgt hat, wenn er ferner Zinsen für geborgtes Geld berichtigt, Aussaat gekauft und die Ausbesserungen für seine Werkzeuge bezahlt hat, dann bleiben ihm für seine und seines Hausstandes Bedürfnisse auf das ganze Jahr etwa zwanzig Rupien übrig, für jeden Tag ungefähr — zehn Pfennige! Das ist sehr wenig, selbst für Indien, wo der Ackersmann und ländliche Arbeiter bei weitem nicht jene Bedürfnisse kennt wie in Europa. An Kleidungsstücken ist sein Bedarf kaum der Rede werth, sein Kochgeschirr besteht aus einigen irdenen Töpfen, daneben hat er ein Paar Schüsseln von Holz; Pflug, Harke und Hacke sind ureinfach wie etwa in Nimrods Tagen, und Alles zusammen ist kaum zwei Thaler werth; die Ausbesserung kostet im Jahr vielleicht zehn Neugroschen. Aber dieser Ackerbauer ißt sich kaum satt, und genießt nur das Schlechteste. Freilich giebt es auch viele, namentlich in der Nähe der großen Städte, welche sich in wirklichem Wohlstande befinden.

In dem fruchtbaren Indien gehört eine Hungersnoth keineswegs zu den seltenen Erscheinungen, und zwar deshalb, weil es an den nöthigen Verbindungswegen fehlt. Es kommt vor, daß in einer Gegend die Leute Ueberfluß haben und mit ihren Getreidevorräthen nichts anzufangen wissen, während fünfzig Wegstunden entfernt Tausende verhungern. Deswegen haben die Engländer so große Sorgfalt und so viele Kosten dem Straßenbau zugewandt. Die Eisenbahnen werden in Indien mehr als in irgend einem andern Lande Segen bringen, weil sie den Hungersnöthen ein Ende machen. Es wird übrigens schwer halten, im indischen Leben durchgreifende Verbesserungen durchzusetzen, und die Reformen werden in jedem Falle nur langsam festen Boden gewinnen. Sehr nothwendig sind Dorfschulen, in welchen dem Reiot gesagt wird, worin der Grund seiner gedrückten Stellung liegt; man muß dafür sorgen, daß er nicht von den Mahajun oder Wucherern völlig ausgesogen werde, und muß ihn mit besseren Ackerwerkzeugen bekannt machen. Aber freilich der Asiat ist von vorne herein aller Arbeit abgeneigt, von welcher er nicht den unmittelbaren und raschen Vortheil vor Augen sieht.

---

3. Der Bäbu oder indische Geschäftsmann.

In Indien pflegt man Leute, welche in einem gewissen Wohlstande sich befinden und keine Handarbeiten verrichten, als Bäbus zu bezeichnen; die Engländer haben den Ausdruck wohl mit Gentleman übersetzt. Wie man in Wien den anständig gekleideten Mann mit Euer Gnaden oder gar mit Herr Graf anredet, so redet in Indien der Reiot oder der Lastträger und Taglöhner (Kuli) bereits einen Schreiber, der nur acht Rupien monatlich erhält, als Kuli Bäbu an; der mohammedanische Kaufmann giebt diese Benennung nur höher stehenden Leuten, etwa oberen Beamten, und der Europäer bezeichnet als Bäbu lediglich den reichen Capitalisten oder den Mäkler, welcher für große Handelshäuser Geschäfte besorgt; auch werden wohlhabende Semindars in dieser Weise angeredet, vor allem aber die Schroffs oder Geldhändler, überhaupt Leute, welche Geldgeschäfte machen.

In Calcutta, Bombay, Patna, Dacca, Khanpur, Agra, und in allen großen Städten mit lebhaftem Verkehr, giebt es eine große Menge dieser letztern Art von Bäbus. Diese ganze Kaste wird vom Handel mit den Europäern reich und ist durch diese letzteren ins Leben gerufen worden. Der Bäbu weiß das auch sehr wohl und ist deshalb ein Anhänger der englischen Herrschaft; als Hindu haßt er ohnehin den Mohammedanismus, und als conservativer Geldmann wünscht er die aufständischen Sipahis in die Hölle, denn sie stören das Geschäft. Er weiß ferner sehr wohl, daß der reiche Hindu das erste Opfer der Mohammedaner sein würde, falls diese zur Herrschaft kämen; sie würden ihn sicherlich rein ausplündern. Allerdings haben manche Hindu sich an den Meutereien betheiligt, aber fast ausschließlich Brahminen, Leute hoher Kaste, welche den Europäern deshalb abhold sind, weil dieselben das Kastenwesen verachten. Die Engländer haben den Sattis oder Wittwenverbrennungen ein Ende gemacht, haben erlaubt, daß Wittwen sich wieder verheirathen dürfen, haben den Kindermord für ein Verbrechen erklärt, verbreiten Kenntnisse im Volke und gründen Schulen, in welche Jeder ohne Unterschied der Kaste Zutritt findet. Das ist übergenug, um ihnen die Brahminen zu Feinden zu machen; von den Mohammedanern werden sie ohnehin als Christenhunde gehaßt. Im Allgemeinen haben sich bei der gegenwärtigen Rebellion nur Mohammedaner und die Brahminenkaste betheiligt, während die flüchtigen Eng-

länder in Dörfern, wo Leute von niederen Kasten wohnten, immer Schutz und wohlwollende Aufnahme fanden. Nena Sahib, das bluttriefende Ungeheuer, ist kein Bäbu in dem oben angedeuteten Sinne, sondern ein Grundbesitzer, ein Semindar, und obendrein war er Pensionär der Regierung. Der Bäbu ist ein Mann des Friedens und mag von Waffengeklirr und Pulverdampf nichts wissen. Höchstens hält er aus Prunkliebe eine Schaar bewaffneter Diener, welche als Nachtwächter sich nützlich zu machen haben. Sein Schlachtfeld ist das Beamtenzimmer, das Zollhaus, Comptoir oder Magazin, und dort gewinnt er manche goldne Lorbeeren. Dort allein ist er auch dem Europäer überlegen.

Jeder kann sich zum Bäbu aufschwingen und wäre er auch nur Lastträger im Dienst eines Kleinkrämers. Als Urbild eines solchen Bäbu steht in Calcutta Fattepsir Bhangeiloll da, einer der einflußreichsten Geschäftsleute Indiens, der in oberländischen Producten speculirt und schon manchem englischen Handelshaus aus der Verlegenheit geholfen hat. Dieser Mann fing sehr klein an. Er kaufte und verkaufte Glasflaschen und handelte allen möglichen Kram ein, dessen sich die Stewards der aus Europa einlaufenden Schiffe entledigen wollten. Seine beste Habe bestand Anfangs in einem kleinen Nachen, mit welchem er im Hafen umherfuhr, und die Bemannung desselben bildete außer ihm selbst ein Hindukuabe, der am Steuer saß, während unser Bhangeiloll ruderte. Da er etwas Englisch radbrechte, so konnte er auch mit den Matrosen verkehren, und sein Handel ging gut, namentlich wenn es auf Tausch ankam. Gegen Kleidungsstücke, Flaschen, Kisten und Kasten oder andere Siebensachen gab er Strohhüte, allerlei Tand, lebendige Affen oder Vögel, labende Früchte und dergleichen mehr, und sah sich bald in der Lage, seinen kleinen Nachen mit einer größern Dinghi, einem Boote, zu vertauschen, das er hübsch mit Oelfarbe hatte anstreichen lassen. Auch zog er nun schon seine eigene Flagge auf, hatte ein Paar Ruderer und konnte jetzt das Geschäft gemächlicher besorgen. Die angeblich leeren Flaschen, welche er vom Schiffsökonomen einhandelte, waren meist gefüllt mit Wein, Branntwein und anderen guten Flüssigkeiten, wohl aus — Mißverständniß. Die alten Kleider, welche man ihm überließ, waren zufällig nicht selten neu, und die ächten Manila-Cigarren (Schiruts), welche er den Theerjacken aufschwatzte, hatten die Philippinen nie gesehen. Doch gleichviel, Bäbu Fattepsir Bangheiloll's Handel gedieh mit tropischer Ueppigkeit, denn alle englischen Matrosen, welche nach Calcutta kamen und in Hugly vor Anker lagen, hatten den Handelsmann gern; er wußte ja ohnehin immer lustige Geschichten in ergötzlichem gebrochenen Englisch zu erzählen und war sehr umgänglich. Auch den Capitänen zeigte er sich in mannichfacher Art gefällig, half ihnen aus mancher kleinen Verlegenheit und war stets bereitwillig und dienstbeflissen.

Nachdem einige Jahre verflossen waren, konnte unser Bäbu sich Wagen und Pferde anschaffen, und es sah recht stattlich aus, wenn er in seiner Carosse nach dem Ghat, der Schiffslände am Hugly fuhr, um dort seine schöne Barke zu besteigen, welche von vier Ruderern fortbewegt wurde. Sobald der Bäbu sich einem Schiffe nähert, läßt man für ihn die Schiffsleiter hinab. Er trägt einen weißen golddurchwirkten Turban, sein weites Gewand besteht aus weißem Mousselin; der Capitän schüttelt ihm die Hand und nennt ihn Bäbu, denn Bhangheiloll hat sich zum Schiffsmäkler emporgearbeitet und macht Geschäfte im Großen. Er wohnt nicht mehr in einer kleinen Lehmhütte in der Nähe des Borrabasars, sondern hat im Stadtviertel Entally ein stattliches Haus, vor welchem Ketten und Anker hängen, um das Gewerbe des Besitzers anzudeuten. Den Flaschen- und Cigarrenhandel ließ er von da an nur durch einen Gehülfen betreiben, begab sich aber nach wie vor täglich an Bord der Schiffe. Er blieb sich in seiner muntern Laune ganz gleich, wurde nicht hochfahrend oder übermüthig, machte Scherze mit dem Steward, den Matrosen, ja sogar mit den Cajütenjungen. Dem Matrosen borgte er willig zehn Rupien, dem Schiffsherrn zehntausend, und war dabei stets coulant. Woher er die Mittel nahm, weiß bis auf den heutigen Tag noch Niemand; vielleicht hat er Wechsel mit langer Sicht auf Brahma oder Wischnu gezogen. Geld macht Geld, und auch bei Bangheiloll vermehrte es sich überraschend schnell. Der Bäbu erwarb ein prächtiges Landhaus, hatte bald große Godauns oder Magazine, eine Baumwollenpresse und ist nun seit Jahren ein angesehener Großhändler, der englische und americanische Schiffe zu Dutzenden befrachtet. Er hat seine Procuristen, Schreiber, Mäkler, Cassirer, Agenten und Assistenten, von denen allen auch nicht ein einziger vom Bäbu Gehalt bezieht. Manche dienen in seinem Geschäft als Freiwillige, um in die geheimnißvolle Kunst des Handelsbetriebes in Indien sich einweihen zu lassen; andere sind bereits wohlbewandert mit allen Schleichwegen des Verkehrs und der Geldgeschäfte von Calcutta, und wissen sich eine reichliche Monatsernte durch allerlei Gebühren und Commissionen zu sichern. Das Einkommen solcher Leute ist indirect, es wird von den Kunden und Geschäftsfreunden des Bäbu herausgeholt, nicht von diesem selbst; das ist einmal herkömmlich und alle Versuche, ein solches System abzuschaffen, sind vergeblich gewesen. Wer sich dagegen auflehnte, hat es noch allemal zu bereuen gehabt. Die Waaren, welche er an den Markt brachte, blieben dann unverkäuflich, sie kamen immer beschädigt in die Magazine; er konnte nur schlechte Producte zu hohen Preisen kaufen, kurzum der ganze Schwarm Derer, welche von Mißbräuchen leben, war einverstanden, ihm allen möglichen Nachtheil zuzufügen und ihn mürbe zu machen. Das gelang auch allemal. Man muß mit den Leuten des Bäbu, seiner ganzen Amlah oder Geschäftsmannschaft, auf gutem Fuße bleiben und die Rechnungen nicht zu genau prüfen, denn alle wollen ihre Rupien einstecken. Sobald sie daran nicht gehindert werden, geht Alles im Geschäfte glatt, rasch und bringt allen Theilen guten Nutzen.

Bäbu Bhangeiloll ist nun längst einer der angesehensten Leute in Calcutta. Er hat sich am Park von Entally prächtig eingerichtet und einen schönen Palast gebaut, in welchem er für die Elite der europäischen Gesellschaft offene Zimmer hält. Niemand in Bengalen hat schönere Kutschen und edlere Pferde; er ist reich, aber noch ebenso freundlich und wohlgelaunt wie zu jener Zeit, da er einen Nachen ruderte und Flaschen oder alte Kleider einkaufte. Seine Geschäfte besorgt er prompt,

aber Kleinlichkeit und Knickerei sind ihm ebenso fremd wie hochfahrendes Wesen; er benimmt sich nobel und großmüthig und ist stets bereit aus der Noth zu helfen.

Noch weit reicher als dieser Hindu ist der mohammedanische Geldmann Ram Schander Sing, der zu Calcutta im Stadtviertel Kassitolla wohnt, und gleichfalls sehr klein angefangen hat. Als junger Mensch trieb er sich bei den Salzmagazinen umher und verrichtete dort jede Arbeit, welche vorkam. Dabei zeigte er sich willfährig, anstellig, klug und wurde dadurch bei den Beamten beliebt. Sie verschafften ihm einen Gehalt von fünf Rupien monatlich, und er steigerte womöglich noch seinen Eifer. Eine Stelle beim Salzamt gilt in Indien für sehr einträglich, denn sie bringt Denen, welche in den Jolas oder Magazinen der Regierung beim Aus- und Zumessen beschäftigt sind, manche geheimen Spesen ein, und Ram Schander Sing möchte sich wohl wöchentlich zehn Rupien machen. Von da an bot er Alles auf, um in die Abtheilung zu gelangen, welche den Salzverkauf besorgt. Das war freilich keine leichte Aufgabe und es kostete viel Schmiergeld oder, wie man in Indien sagt, Palmöl an den geeigneten Stellen, um die Sache durchzusetzen. Allein es geschah endlich und Ram Schander galt nun bei seinen Freunden für einen gemachten Mann. Einem Abendländer kann es vielleicht auffallend erscheinen, daß eine untergeordnete Stelle in einem Salzamt zu Calcutta gleichsam für ein großes Loos gilt, in Bengalen weiß aber Jeder, was dergleichen bedeuten will. In Indien findet kein Tausch, Kauf oder Verkauf, kurzum kein Geschäft statt, bei welchem nicht allemal etwas an den Fingern der eingeborenen Unterbeamten kleben bliebe. Das gilt namentlich vom Salzverkauf. Die Regierung bietet allmonatlich große Quantitäten dieses Monopolartikels zum Verkauf an den Meistbietenden aus; die bengalischen Beamten wissen aber die öffentliche Versteigerung zu umgehen. Den Käufern ist gestattet, auf beliebige Mengen zu reflectiren und ihr Angebot auf Stempelpapier am Verkaufstage einzureichen. Der Wiederverkauf des Salzes ist sehr einträglich, Jeder möchte also möglichst große Quantitäten erstehen, und die Unterbeamten wissen daraus Nutzen zu ziehen. Es ist bekannt, daß nicht allemal das höchste Gebot berücksichtigt wird; weßhalb, das ist ein Geheimniß der oberen Beamten, gewiß ist aber, daß deren Gunst den Ausschlag giebt. Ram Schander Sing ersann eine List. Er wußte sich bei dem höchsten Salzsuperintendenten beliebt zu machen, und ging häufig, scheinbar in wichtigen Gesprächen begriffen, neben demselben her. Das wurde bemerkt, und Ram Schander galt von da an für einen einflußreichen Mann, um dessen Gunst sich viele mit klingender Münze bewarben.

In seiner Stellung hatte er Gelegenheit, alle Geheimnisse des Salzhandels kennen zu lernen, und fing an, mit seinen Freunden zu speculiren. Begreiflicherweise schlugen die Speculationen ein. Nach wenigen Jahren schied der junge Mohammedaner aus dem Salzamte, denn er besaß nun Geld genug, um sich fortwährend bei den Speculationen zu betheiligen, bei welchen ihm seine Verbindungen zustatten kommen, und andere Geschäfte zu treiben. Er wurde ein großer Geldverleiher und machte ungeheuern Profit. Alles was er angefangen hat, ist ihm geglückt, und seltsamer aber doch nicht auffallender Weise erhält vorzugsweise er alle Lieferungen für die indische Compagnie. Dieser reiche Schroff hat verstanden, in alle Aemter und Behörden Leute zu bringen, welche ihm ganz ergeben und durchaus abhängig von ihm sind, und alle einflußreichen Europäer zog er in sein Haus und an seinen Tisch. Dieser Mohammedaner ist nicht feindselig gegen die englische Herrschaft; denn ohne sie wäre er wahrscheinlich noch heute ein gewöhnlicher Lastträger. So aber ist er der reichste Bäbu in ganz Indien geworden.

—x—.

Zwei Gedichte von Otto Banck.

— Wir folgen unserem Usus, die lyrischen Dichter von heute unseren Lesern selbstredend vorzuführen. Sie sind in ihren Formen selten neu; ihr Inhalt besteht meistens in Stimmungen, und solche, subjectiv wie sie sind, entziehen sich meist der Kritik, solange sich ihnen keine feste Gestalt abgewinnen läßt. In Otto Banck führen wir unseren Lesern einen ganz neuen lyrischen Menschen vor. Seine gesammelten Gedichte (ein starker Band von 476 S.) erschienen in Leipzig bei Karl Fr. Fleischer. In dem ersten der zwei hier folgenden Gedichte verräth sich, ähnlich wie im Goetheschen Hymnenstyl der Harzreise und des Ganymed, ein idealer Zug in den Stimmungen des Dichters, im zweiten eine satyrische Ader. Beide Proben geben somit zwei entgegengesetzte Seiten des neuen Sängers.

Sonnensegen.

Der Tag bricht an
Und ich wandle
Durch leuchtend grüne,
Frühlingswarme Gefilde.

Mit blitzenden Geschossen,
Siegreiche Sonne,
Wirfst du die weißen
Nebel nieder,
Und der duftige Hain,
Und die thürmende Ferne
Läßt sich in Klarheit schaun.
Freudig senk' ich den Blick
Ins tiefste Blau,
Wie in der Gottheit allruhenden Spiegel.
Wie erwacht
Natur deine Schöne!
Ueber den schwankenden Halmen
Der Lerche jubelnd Schmettern
Aus morgenhellen Lüften schallt;
Und in der Ferne dort
Flötet die Nachtigall:
Ach, und mein Herz,
Ach, meine Seele singt,
Schwelgend mit ihr!

Schwül gen Mittag
Steigt die Sonne;
Und ich lenke meine Schritte
Thalhinab.

Wie mir der Hain
Lockende Dämmrung verleiht!
Frisch gedehnt
Die heiße Brust
Mit der harzigen Fichte
Strömendem Lebenshauch;

Laſſ' ich mich nieder
In ſchattige Kühlung.
Alles ſchweiget nun um Mittag,
Selbſt die Vögel in den Zweigen;
Schmetterlinge flattern müde,
Und mit ausgedehnten Flügeln
Ruhen ſie.
Ich auch ſchweige
Und ich wiege die Gedanken,
Ruhig, wie die Wipfel droben! —
Wie du im Lenze
Die Fluren befruchteſt,
Allſegnende Sonne!
So auch in uns,
Und ſchwellend belebſt du
Tiefe ſehnende Regung!
Du durchglühſt der Jünglinge Herz
Und Ahnung durchlodert
In ſüßen Wallungen
Den Buſen der jungen Dirne!
Ja Frühling wird's auch
Im Herzen des Menſchen.
Und mit ihm kommen
Die blumenglücklichen
Grazien der Freude,
Die liebeſeligen
Muſen der Schöpfungsluſt!
In ewiger Schönheit
Schweben ſie nieder,
Denn überall droben
Iſt uns ein Helikon.
Sei mir gegrüßt
Du gottentſproßner Schweſtern Chor!
Ja mit dir wandelt,
Dem Leide gewappnet,
Dahin durch die Welt
Der ſterblich-unſterbliche
Lebende Tempel,
Die Menſchenbruſt!

Es hebt und trägt mich
Ein reines Entzücken
Wie mit Aeolsflügeln
Ueber Höhen und Thale,
Und Höhen und Thale
Heben ſie mit mir! —

Langſam ſenket
Sich der Abend;
Reiner wehen nun die Winde,
Kühner ſteigen die Gedanken,
Und ſie ſchwingen hoch empor.

Wandle nach,
Strebender Menſchengeiſt,
Deinem Bilde,
Der glühenden Sonne!
Still geht ſie hinan
Zu mächtigen Thaten,
Und verſinket ruhig
In der feuchten Nebelhülle
Goldenem Purpur!
O heilig Walten,
Preis dir, deß Untergang
Ewiger Aufgang iſt!

Sonne, dir ſichtbarſtem
Zeichen der Gottheit,
Dir töne mein Sang,
Der frühlinggebor'ne,
Frühlinggebährende!

3. Der Blauſtrumpf.

Sie iſt nicht jung, nicht alt, doch zum Vermählen
Nicht hübſch genug, denn Reichthum hat ſie nicht.
Aeſthetiſch flieht ſie zu den ſchönen Seelen,
Woran es unſern Cirkeln nie gebricht.

Sie lieſt die Dichter chriſtlich frommer Muſen,
Wo Minneluſt vom Kreuz geregelt wird;
Es amaranthet ihr ſo ſchwühl im Buſen,
Sie fühlt ſich unbeſchreiblich klar verwirrt.

Was ſie empfindet kann ſie zwar nicht nennen,
Und hört doch ſtets, was ſich der Wald erzählt;
Die Vögelſprache ſelber lernt ſie kennen,
Und fühlt zum Produciren ſich geſtählt.

Sie glaubte es ſei ſchwer, doch der polirte
Rhythmus und Reim, er duſelt ja ſo ſehr
Durch unſre allgemein epidemirte,
Tiefſeichte Bildung mundrecht hin und her.

Das Buch iſt voll von neuen Themen wieder:
„Treuloſe Liebe"; „Mondlied"; „Frühlingswind";
— Zart iſt der Goldſchnitt, zarter ſind die Lieder,
Die vor- und rückwärts ſchön zu leſen ſind.

Eine komiſche Ballade, von Theodor Apel.

— Die Balladenpoeſie wurde ſeit Uhland in neuerer Zeit weniger mit Glück von deutſchen Dichtern angebaut. Um ſo intereſſanter iſt, greift ein Poet ſogar nach Bürgers Styl zurück, um das Gebiet der komiſchen Balladen anzubauen. Theodor Apel in Leipzig, der glückliche Luſtſpieldichter des „Näh-Käthchens," der nicht gleich glückliche Verfaſſer des Trauerſpiels: „Günther von Schwarzburg," der Dichter des Operntextes zu Conrads „Weibern von Weinsberg" ꝛc. hat (Leipzig bei Otto Wigand) mit dem Motto: „Vom Herzen zum Munde, vom Munde zum Herzen" ſeine Lieder und Gedichte geſammelt. Die Sammlung iſt reich genug, um den Verfaſſer ſubjectiv in ſeinen kindlichen Liedern, objectiv in ſeinen etwas zu breit gehaltenen vaterländiſch epiſchen Gedichten: Theodor Körners Tod, das Grab bei Connewitz, der Kanonier bei Wachau ꝛc. kennenzulernen. Wir heben eine komiſche Ballade von ihm hervor.

Die erſte Stunde.

Es war 'mal ein Städtchen im deutſchen Reich,
Sein Name, je nun, ich weiß ihn nicht gleich,
Auch thut er nur wenig zur Sache.
Dort hatten, es war um die Schweden-Zeit,
Die Bürger mit ihren Rathsherren Streit
Und dürſteten wüthend nach Rache.

Warum? — Es hatten die weiſen Herr'n
Einen Doctor kommen laſſen von fern
Und genommen in ihre Mitte.
Den Bürgern war er nicht alt genug,
Und trotz ſeiner Jugend recht ärgerlich klug —
Kurz, er war nicht nach ihrem Schnitte.

Bald ſtellten bedenkliche Zeichen ſich ein,
Beim Kruge Bier, beim Gläschen Wein
Verzogen die Stirnen ſich düſter.
Dann wurden lange Geſichter gemacht,

Dann gab's ein Zischeln halb laut erst und sacht,
Und zuletzt gar ein lautes Geflüster.
Und endlich, da brach die Debatte los,
Geballt ward die Faust zum Schlage, zum Stoß,
Bankbeine zur Schlacht schon gebrochen.
Da verschafft sich, eh' noch das Würgen begann,
Mit gewaltiger Stimme das Wort ein Mann
Und hat zum Frieden gesprochen.

Und als er geendet den langen Sermon,
Da wurde gewählt eine Deputation
Und gesendet zum Stadtmagistrate.
Die zog zum Rathhaus mit ernstem Schritt
Und kehrte wieder und brachte mit
Nachsteh'nden Bescheid von dem Rathe:

„Wir haben den Doctor einmal gewählt,
Der wenigstens gleich viele Jahre zählt
Wie des Kaisers Feldmarschall, Graf Tilly.
Jetzt Ruhe gehalten, und wer annoch
Räsonnirt, den stecken wir gleich ins Loch!
Der Stadtrath. Loco sigilli."

Die Bürger zogen die Stirne kraus,
Für heut' zwar ging jeder ruhig nach Haus,
Doch glimmten verborgene Flammen.
Und eh' noch die Woche zu Ende lief,
Da keuchte der Nuntius durchs Städtchen und rief
Die Väter aufs Rathhaus zusammen.

Sie kamen und gähnten auch dann und wann,
Doch wer malt ihren Schrecken, als der Vortrag begann,
Und meldete folgendermaßen:
„Die Bürgerschaft wird heut' Abend empört,
Um Zwölf das Rathhaus erstürmt und zerstört,
Die Haufen durchzieh'n schon die Straßen."

Da saßen sie Alle verbleicht und stumm,
Der Doctor nur schaute behaglich herum
Und strich sich den Schnurrbart und lachte.
Den Vätern stieg schon der Ingrimm auf,
Da naht sich ein Wächter in vollem Lauf,
Der noch schlimmere Nachrichten brachte.

„'s ist Alles verloren! Selbst hab' ich geseh'n
An den Thoren bewaffnete Schaaren steh'n,
An den Kirchen und hoch auf den Thürmen.
Wenn ertönt des zwölften Stundenschlags Schall,
Dann läuten die Glocken, dann kommen sie All'
Auf den Markt, das Rathhaus zu stürmen!"

Und länger und bleicher ward jedes Gesicht,
Der Doctor nur hält sich nicht länger und bricht
Laut aus in wüthendes Lachen.
Da fahren die Väter voll Bosheit empor:
„Was ist da zu lachen? Schlagt lieber was vor
Und sprecht, was sollen wir machen!"

Und der Doctor versetzt: „„Ihr seht mich bereit,
Wir haben noch überflüssige Zeit,
Es schlug erst drei viertel nach Elfe.
So gebt mir nur Vollmacht, und schlagt mich todt,
Wenn ich Euch nicht glücklich aus Eurer Noth
Und den Bürgern zur Ruhe verhelfe.""

Und der Chor der zitternden Väter versetzt:
„Ei, thut, was Ihr wollt, nur rettet uns jetzt,
Das And're, das wird sich schon finden!"
D'rauf verließ der Doctor das Sitzungsgemach,
Die Väter schauten verblüfft ihm nach
Und sah'n ihn im Thurme verschwinden.

Indessen standen mit lauschendem Ohr
Auf dem Markt, auf den Plätzen, an jedem Thor
Die Rebellen mit Spießen und Stangen;
Und wiederholten sich fort und fort
Des ersten Führers gemessenes Wort,
Manchmal auch mit zitternden Wangen:

„Mit dem zwölften Glockenschlage gehts los,
Da ruft auf dem Markt ein Trompetenstoß
Alle tapferen Bürger zum Sturme!
Gleich schlägt es Zwölfe, Kam'raden, habt Acht!
Courage! Das wird eine blutige Nacht,
Schon viertelt's vom Rathhausthurme!"

Eins, zwei, drei, vier — und ein einziger Schlag
Verkündet den neu begonnenen Tag —
Dann Stille, weit in der Runde.
Dann zischelt's und fragt: „woher? wie? was?
Das schlug ja doch Eins, ei, wie kam denn das?
Wo bleibt denn die Mitternachtsstunde?

„Herr Hauptmann, wir haben doch hier nicht geträumt?
Auf dem Markt auch haben Sie's Zeichen versäumt,
Still bleibt's ja wie in der Karthause."
Zuletzt rief ein Schneider in kläglichem Ton:
„'s wird heute nichts mit der Revolution,
Ich dächte, wir gingen nach Hause."

Und kaum war gesagt das gewichtige Wort,
Da schrien sie: „Bravo!" da liefen sie fort,
Als stände der Kopf schon in Flammen.
Da hätte kein Pfeifer „marsch! marsch!" mehr gespielt,
Die Hauptleute fluchten, doch Keiner hielt
Die Flüchtigen länger zusammen. —

Noch saßen die Herren auf dem Rathhaussaal,
Da funkelt durch's Fenster der Sonnenstrahl
Auf feurig geröthete Wangen.
Weinkrüge steh'n auf dem grünen Tisch,
Und die Herren, sie leerten und füllten sie frisch
Und lustige Lieder erklangen.

Und als die Thurmuhr fünf Schläge schlug —
Da lachten die Herr'n: „'s ist noch zeitig genug,
Erst Vier, frisch die Becher genommen."
Gemeldet wird jetzt eine Deputation,
Da jubeln die Herr'n: „wir wissen's ja schon,
Willkommen, Ihr Bürger, willkommen!"

Die Gesandten verbeugen sich tief und stumm,
Dann schau'n sie verwundert im Kreise herum,
Und der Aelt'ste beginnt seine Rede:
„Die Bürger sitzen ruhig zu Haus,
Die Rathsherr'n vereint beim festlichen Schmaus,
Wer sucht da noch blutige Fehde?

Wir wissen's recht gut, wer im Uhrwerke gestört,
Daß Niemand zwölf Uhr hat schlagen gehört,
Der Vorschlag dien' uns zur Lehre.
Wer also die Zeit zu regieren versteht,
Daß er Stunde und Tag nach Belieben verdreht,
Dem erweisen wir gerne die Ehre!"

Und ein donnerndes Hoch wird dem Doctor gebracht
Und zu Ehren ihm gleich das Gesetz gemacht
Für alle künftigen Tage:
„Die Rathsuhr geh' eine Stunde vor,
Weil einst man dadurch den Aufstand beschwor
Mit einem einzigen Schlage."

Und der Doctor steht auf: „Ihr Herr'n, viel Glück!
Die Ruhe gaben der Stadt wir zurück
Mit einer unschuldigen Flause.
Doch da schlägt ja die siebente Stunde schon —
's wird heute nichts mit der Revolution,
Ich dächte, wir gingen nach Hause!"

Männer der Zeit.

Lord Derby,

mit seinem vollständigen Namen Edward Geoffrey Stanley, Earl of Derby, das gegenwärtige Haupt der conservativen Partei Englands, begann seine politische Laufbahn als Liberaler, denn die Stanleys gehören zu den alten Whigfamilien des Landes. 1796 am 29. März in Knowsley-Park in Lancashire geboren, erhielt Mr. Stanley seine Erziehung in Eton und in Christchurch in Oxford und trat bereits 1822 in das Unterhaus ein, wo er für die nächsten 20 Jahre eine bedeutende Rolle zu spielen bestimmt war. Vorsichtig darauf bedacht, zuvor die Gebräuche und das Temperament des Hauses kennenzulernen, wartete er mit seinem ersten Redeversuch bis 1824 und erntete hier schon großes Lob. In der zweiten Rede in derselben Session, in der er die irländischen Kirchenverhältnisse behandelte, zeigte er bereits die Schlagfertigkeit und den raschen Tact eines erfahrenen Debaters in hohem Maße. Mr. Macaulay rühmte von ihm, daß seine Kenntniß der Wissenschaft parlamentarischer Vertheidigung einem Instinct gliche und daß es schwer sein würde, einen andern Debater zu nennen, der sich nicht auf Kosten seiner Zuhörerschaft zum Meister seiner Kunst gemacht. Der junge talentvolle Aristokrat fand bald eine Stelle im Ministerium und war unter Canning und Goderich Unterstaatssecretär für die Colonien. Später, als durch Lord Grey nach dem Sturze des Wellingtonschen Cabinets seit langer Zeit die Whigs zum ersten Mal wieder ans Ruder kamen, übernahm er die Stelle eines Staatssecretärs für Irland, einen Posten, der bald sehr schwierig werden sollte, da die für die Aufhebung der Union zwischen Irland und England agitirende Partei durch die den Katholiken gemachten Concessionen und die unsichere Stellung des Ministeriums, welches die Stimmen der irländischen Mitglieder des Unterhauses nicht wohl entbehren konnte, sich zu übermäßigen Forderungen ermuthigt fühlte. Fast aber hätte Mr. Stanley sein Amt nicht antreten können; denn obgleich die politischen Ansichten des jungen Staatsmannes sehr liberal waren, unterlag im Wahlkampf in Preston doch der Erbe eines der wenigen englischen Pairshäuser, die dem alten Adel angehören, einem damals vielgenannten demagogischen Zungendrescher, Henry Hunt. Er wurde dafür in Windsor gewählt und hatte nun gegen O'Connell und Shiel, die eine ganz neue Redetaktik in das Unterhaus brachten, oft ganz allein die Last des parlamentarischen Kampfes zu tragen. Damals erwarb er sich den Namen des Heißsporns der Debatte und er verdiente ihn durch das leidenschaftliche Feuer seiner Rede, die gewichtige Kraft seiner Logik und die vernichtende Schärfe seines Witzes. Während der Berathung der Reformbill im Jahre 1832 spielte er als Vertheidiger derselben eine thätige Rolle und als Staatssecretär für Irland brachte er die irische Nationalerziehungsbill, welche die irländischen Volksschulen einseitigem kirchlichem Einflusse entzogen, durch das Unterhaus. In der nächsten Session 1833 begann der Kampf gegen die irländischen Repealer (Gegner der Union) mit erneuter und gesteigerter Heftigkeit. Auch Mr. Stanley brachte mehr Leidenschaft als bisher mit in die parlamentarische Schlacht, und der ihm angeborene aristokratische Stolz, verbunden mit dem Gefühl geistiger Ueberlegenheit, gab seinem Auftreten etwas Verletzendes, das ihm viele Feinde machte und ihm eine Reihe der heftigsten Angriffe zuzog. Aber in solchen Kämpfen fühlte er sich in seinem rechten Elemente und er verlangte und gab keinen Pardon. Dieses erbitterte Ringen mit den irländischen demokratisirenden Liberalen mag am meisten dazu beigetragen haben, die aristokratische Natur in Mr. Stanley über die liberalen Grundsätze die Oberhand gewinnen zu lassen und ihn seiner Partei allmählich zu entfremden, zumal da deren Stellung gegen die irländischen Repealer immer nachgiebiger ward. Stanley vertauschte das irländische Staatssecretariat noch mit dem für die Colonien und setzte in dieser Stellung als Cabinetsmitglied die Emancipation der westindischen Sklaven durch. Als jedoch 1834 das Ministerium mit dem Plan umging, die protestantische Staatskirche Irlands noch mehr einzuschränken und damit der irischen Opposition eine neue Concession zu machen, trat Lord Stanley mit Sir James Graham, Lord Ripon und dem Herzog von Richmond aus dem Cabinet. Die damit eintretende Spaltung in der ehemaligen Reformpartei hatte Anfangs den Anschein, nur eine vorübergehende zu sein, wurde aber eine definitive, denn obgleich nach Lord Greys Rücktritt Lord Stanley das Anerbieten Sir Robert Peels, in dessen Ministerium einzutreten, nicht annahm, stimmte er doch sieben Jahre lang mit der conservativen Opposition und übernahm endlich 1841, als Sir Robert Peel wieder ein conservatives Ministerium bildete, das Portefeuille des Colonialministers. Er behielt dasselbe vier Jahre und wurde während dieser Zeit als Lord Stanley ins Oberhaus versetzt. Seine Verbindung mit seinen neuen politischen Freunden sollte nicht von Dauer sein. Als gegen Ende 1845 Sir Robert Peel den großen Entschluß faßte, sich von dem Schutzzollsystem loszusagen und trotz des Widerstandes der Grund-Aristokratie die Kornzölle aufzuheben, konnte Lord Stanley es nicht über sich bringen, die nationalökonomischen Grundsätze aufzugeben, welche die Partei bisher zusammengehalten hatten und schied deshalb aus dem Cabinet. Das Jahr darauf erschien er im Oberhaus an der Spitze einer neuen Partei, der schutzzöllnerischen oder protectionistischen Opposition, deren Führer im Unterhause Lord Georg Bentinck und Mr. Disraeli waren. Der Kampf für ein Princip, das von der Wissenschaft längst verurtheilt worden und dessen Durchführung dem Wohlstand des Landes tödliche Wunden geschlagen haben würde, erschien hoffnungslos; Lord Stanley im Oberhaus und nach Lord Georg Bentincks Tod Disraeli im Unterhaus führten ihn aber doch unermüdet fort und hielten ihre Anhänger mit Verheißungen der Wiederherstellung der Schutzzölle zusammen, die sie nicht verwirklichen konnten. Die Ereignisse stellten sie auf die Probe. Als 1852 das durch den Austritt Lord Palmerstons geschwächte Whigcabinet stürzte, fiel bei der allgemeinen Zersetzung der Parteien dem Haupt der Conservativen, das mittlerweile als vierzehnter Graf Derby seinem verstorbenen Vater gefolgt war, die Rolle zu, ein Cabinet zu bilden. Er bot den Bann und Arrièrebann seiner Partei auf, um ein Ministerium aus reinen Protectionisten zusammenzusetzen, die nur wenig bedeutende Männer in ihren Reihen zählten, konnte aber nicht wagen, das protectionistische Programm gegen die allgemeine Stimme der Nation durchzuführen. Bei Eröffnung des Parlaments, das unterdessen neu gewählt worden war, mußte sich sogar das Ministerium ausdrücklich von jedem Gedanken an die Wiedereinführung der Kornzölle lossagen und der einzige schwache Versuch, den man zur Versöhnung der getäuschten schutzzöllnerischen Grundeigenthümer machte, indem man bei der neuen Einkommensteuervertheilung das ländliche Grundeigenthum bevorzugen wollte, schlug dem Derbycabinet zum Verderben aus. Mit einer Majorität von 305 gegen 286 Stimmen wurde es im Unterhaus geschlagen und es trat darauf ab. Es war vom Februar 1852 bis zum 17. December desselben Jahres im Amte gewesen. Dem Lord Derby war während dieser Zeit die Schwäche seiner Partei so fühlbar geworden, daß er nach dem Fall der peelitisch-whigistischen Coalition im Jahre 1855 den Versuch gar nicht wagte, ein Ministerium zu bilden, obgleich er den Auftrag dazu erhielt. Der Grund, den er für seine Weigerung angab, war, daß er nur ein Ministerium zusammenbringen könne, welches für sein Bestehen von der Langmuth seiner Feinde abhängig sei. Ein dreijähriges Verweilen in der Opposition hat ihm zwar Gelegenheit zu mancher glänzenden Rede gegeben, aber keine, seiner Partei eine breitere Basis zu verschaffen und aus demselben Personal, das trotz der hohen Be-

gabung der beiden Führer 1852 so glänzend Fiasco machte, hat er jetzt, nach dem unerwarteten Sturze Lord Palmerstons, ein neues conservatives Ministerium gebildet, das Friede und Freundschaft mit allen Mächten, Nachgiebigkeit gegen Frankreich in der Flüchtlingsfrage unter Wahrung des äußern Anstandes und: keine Reform in England und Indien, auf sein Banner geschrieben hat. (8.)

Benjamin Disraeli

steht, wie Lord Derby im Oberhause, im Unterhause an der Spitze der conservativen Partei, die er unter der Fahne des Schutzzollprincips gemeinschaftlich mit Lord Georg Bentinck organisirt hat, kann sich aber keines so aristokratischen Ursprungs wie sein patrizischer Kampfgenosse rühmen. Sein Vater, ein als Verfasser der curiosities of literature in England bekannter und beliebter Schriftsteller, stammte aus einer ursprünglich spanisch-jüdischen Familie, die später nach Italien und schließlich nach England übersiedelte. Der ältere Disraeli ließ sich in London nieder; dort wurde ihm im December 1805 ein Sohn geboren, der seine Erziehung in einer Vorstadtschule empfing und nach Vollendung derselben bei einem Sachwalter in die Lehre trat. Der lebhafte Jüngling fand jedoch keinen Geschmack an der langweiligen Beschäftigung und fing an, sich nach dem Beispiel seines Vaters der Litteratur zu widmen. Seine ersten Sporen verdiente er sich in einem Toryblatt, dem Representative, das nach noch nicht einjährigem Bestehen wieder einging. Nach kurzem Schweigen erschien Disraeli in einer neuen Gestalt vor dem Publicum, nämlich als Verfasser der glänzend geschriebenen Romane „Vivian Grey," „the young duke," „Henrietta Temple," „Contarini Fleming," „Venetia," „the wondrous tale of Alroy," die außerordentliches Aufsehen machten, und Disraeli in die erste Reihe der aufstrebenden jungen Kräfte der englischen Litteratur stellten. Den Winter von 1829 und den größten Theil des Jahres 1830 brachte Disraeli im Orient zu, und als er 1831 nach der Heimath zurückkehrte, fand er das ganze Land in der größten Aufregung über die Frage der Parlamentsreform. Schon in seinen Schuljahren soll er es als sein Lebensziel bezeichnet haben, Mitglied des englischen Parlaments zu werden, und jetzt schien ihm die Zeit zur Verwirklichung seiner Jugendträume gekommen. Aber vergebens trat er dreimal in Wycombe als Radicaler und einmal in Taunton als Conservativer von der Lyndhurstschule als Bewerber auf. Es entschied sich keine Mehrheit für ihn und einige tadelnde Aeußerungen, die er auf die Wahlbühne in Taunton über O'Connell hatte fallen lassen, brachten ihn in einen Conflict mit dem irischen Agitator. Mit einer rohen Anspielung auf den israelitischen Ursprung seines Gegners sagte O'Connell von Diesem, daß, wenn er einen Urahn gehabt, es nur der unbußfertige Schächer am Kreuze gewesen sein könne. Diese Brutalität veranlaßte eine Herausforderung, welche Disraeli an den Sohn O'Connells schickte, da der Agitator selbst sich nicht schlagen wollte, weil er sein Leben zu werthvoll für das Vaterland hielt. Es wurde jedoch nichts aus dem Zweikampf und die ganze Sache schloß mit einem Sendschreiben Disraeli's an den ältern O'Connell, dessen auf den parlamentarischen Kampfplatz verweisendes Schlußwort „Bei Philippi sehen wir uns wieder!" wenigstens für die unerschütterliche Zuversicht des Verfassers spricht.

Das Jahr 1837 sah endlich die Erfüllung seines lang gehegten Wunsches und als Mitglied für Maidstone trat er ins Unterhaus. Mit schlecht überlegter Hast wollte Disraeli die so mühevoll errungene Stellung sofort ausbeuten und trat im Hause als Redner auf, ehe er die Denkweise und den Geschmack dieser merkwürdigen Versammlung gehörig studiert hatte. Das Feuerwerk seiner Rede machte keinen Eindruck auf seine Zuhörerschaft, die einen geschäftsmäßigeren Styl gewohnt war und die abwechselnd orientalisch bilderreiche und zugespitzt epigrammatische Sprache des jungen Redners erregte nur Lachen. Unter dem mißbilligenden Geräusch des Hauses mußte er seine Rede abbrechen; aber als er sich niedersetzte rief er mit charakteristischem Selbstvertrauen in das Getümmel hinein: „Die Zeit wird kommen, wo Ihr mich doch hören werdet!" Dennoch nahm er sich die Lehre zu Herzen, war sparsamer und anspruchsloser in seinem Auftreten und wußte die Waffen parlamentarischen Kampfes bereits mit Gewandtheit zu gebrauchen, als der Ausfall der allgemeinen Parlamentswahlen 1841 ein conservatives Ministerium unter Sir Robert Peel ans Ruder brachte, das Mr. Disraeli als Mitglied für Shrewsbury unterstützte.

Um diese Zeit trat Disraeli nach längerm Schweigen als Schriftsteller wieder auf, und diesmal trugen seine Romane: „Coningsby," „Sybil" und „Tancred" eine starke politisch-sociale Färbung. Neben einer sehr entschieden zur Schau getragenen Vorliebe für den israelitischen Stamm, der als die Blüthe der Menschheit in physischer und geistiger Hinsicht dargestellt wird, predigten sie die neue politische Doctrin des jungen Englands, die sich leider nicht in sehr bestimmten Sätzen formuliren läßt. Geringschätziges Herabsehen auf alle bestehenden politischen Parteien, Tories, Whigs und Radicale, ein wichtig thuendes Spielen mit politischen Paradoxien gleich dem Satze: die englische Verfassung sei die Herrschaft einer Oligarchie, welche das Königthum zum Schaden des Volkes zu sehr eingeschränkt habe, und eine große Hinneigung zu einem romantisch aufgeputzten patriarchalischen Feudalismus und zum Katholicismus oder wenigstens zu einem katholisirenden Hochkirchenthum waren die Hauptzüge der neuen Lehre, die in der Litteratur übrigens länger fortspukte als in der Politik.

Des neuen Geistes voll trat Disraeli in der Session des Jahres 1844 auf. Ganz andere Ideale politischer Größe schwebten vor seiner Seele als er hier vor sich sah, und dem neuromantischen Politiker erschien die Wirklichkeit „schaal, flau und ohne Nutzen." Die heftigsten Invectiven, den giftigsten Spott schüttete er über die Persönlichkeiten aus, welche die Hauptrollen auf der politischen Bühne spielten. Der allmächtige Premier, Sir Robert Peel, war ihm nur ein Phrasenheld, hinter dessen feierlich steifem Wesen Hohlheit und Verrätherei lauerten, das Haupt einer „organisirten Heuchelei;" nur „ein großer Mittelsmann, der die eine Partei an der Nase herumführte und die andern plünderte;" und Stanley verglich er mit dem Prinzen Rupert, der nach seinen ungestümsten Angriffen stets den Feind im Besitz seines Lagers findet. Einen solchen Ton hatte das Haus noch nicht vernommen. Es hörte voll Unruhe die glänzenden Philippiken an; es staunte und lächelte wohl auch über die Kühnheit, mit der ein Einzelstehender, der keine Partei hinter sich hatte, ein bloßer Romanschreiber gegen die großen conservativen Staatsmänner, die an der Spitze einer überwältigenden Majorität standen, einen Parteigängerkrieg führte. Bald aber sollte es anders werden. Zu Anfang der denkwürdigen Session von 1846 bekannte Sir Robert Peel offen seinen Uebertritt zu den Freihandelsprincipien, der die conservative Partei in zwei feindliche Hälften spaltete, und Disraeli fand nun soliden Stoff für seine Polemik gegen den „großen Abtrünnigen." Er war es, der dem Zorn der schutzzöllnerisch gesinnten Grundaristokratie gegen ihren ehemaligen hochverehrten Führer zum Organ diente, und nie seit Walpole's Tagen waren die schärfsten Waffen des parlamentarischen Kampfes so erbarmenslos gebraucht worden als er es that. Zwar setzte Sir Robert Peel mit Hülfe der liberalen Partei seine Freihandelsgesetzgebung durch; aber nachdem er diese größte That seines politischen Lebens vollbracht, genoß er nicht länger die Unterstützung seiner früheren Gegner und mußte vor der ihm feindlich gewordenen Majorität des Unterhauses zurücktreten. Nun begann Disraeli unter der aristokratischeren Firma Lord Georg Bentincks, die Opposition gegen das zur Regierung gekommene Whigministerium zu organisiren. Die Partei, deren eigentlicher Führer Disraeli jetzt war, hatte harte Prüfungen zu bestehen. Ihr Ge-

setzentwurf über die irländischen Eisenbahnen fand den Beifall des Hauses nicht; die allgemeine Wahl von 1847 gab Disraeli zwar einen Sitz für die Grafschaft Buckingham, lichtete aber die Schaaren seiner Anhänger; und seine der vollständigen Emancipation der Israeliten günstigen Ansichten brachten ihn in Zwiespalt mit Lord Georg Bentinck. Aber trotz dieser Unfälle und Mißverständnisse war Disraeli unermüdlich in seinem Kampfe gegen das Whigministerium und die Politik der Manchesterschule und es gelang seiner Energie, den entmuthigten Anhängern an eine schon verlorene Sache neuen Glauben einzuflößen und sie wieder in angriffsfähigen Zustand zu versetzen. Nach dem unerwarteten Tode Lord Georg Bentincks anerkannter Führer seiner Partei im Unterhause, trat Disraeli als solcher in der Session von 1849 mit einem Antrag auf Herabsetzung der Grundsteuer und auf Ernennung eines Ausschusses zur Untersuchung der Lage der Nation hervor und als im Februar 1852 das Ministerium Russell durch eigene Schwäche fiel und Lord Derby zögernd die Bildung eines Cabinets übernahm, mußte auch für Disraeli ein Platz in demselben gefunden werden. Für das trockene Detail der Politik hatte er bis dahin wenig Neigung gezeigt und mit Bangen vernahmen seine Freunde, mit voraus triumphirendem Hohn seine Gegner, daß der glänzende Rhetor und geistreiche Schriftsteller die Obhut über die Finanzen des Landes übernommen. Als er aber am 30. April mit seiner financiellen Darlegung vor das Haus trat, zeigte der vielseitige Mann, daß er auch in dem neuen Wirkungskreise sich zurechtzufinden wisse und sein Vortrag ward von allen Parteien mit Beifall aufgenommen. Schlimmer erging es ihm, als er selbst Hand an die Ordnung der Finanzen zu legen suchte und dem neugewählten Unterhaus am 3. December seinen Finanzplan auseinandersetzte. Es war ein geschickt verhüllter, mit glänzender Rhetorik vorgetragener Versuch, das Verhältniß der Steuern, welche bisher die ländliche und die städtische Bevölkerung bezahlt hatten, ganz und gar zu Gunsten der ersteren zu verändern. Die Opposition zerriß den Plan mit unbarmherziger Logik, und am 16. December erlitt der neue Finanzminister eine glänzende Niederlage, die zum Rücktritt des Ministeriums Derby führte. Unter dem Ministerium Palmerston kämpfte er seitdem an der Seite seiner ehemaligen Gegner, der Peeliten, in den vordersten Reihen der Opposition und ist jetzt wieder als Schatzkanzler und Führer des Unterhauses in das Ministerium Derby eingetreten, jedoch, wenn mancherlei Anzeichen nicht trügen, mehr als ein wegen seiner Unentbehrlichkeit geduldeter, denn als ein das vollkommene Vertrauen seiner Partei genießender Bundesgenosse, und nur weil es Lord Derby nicht gelang, die Peeliten auf seine Seite zu ziehen. (8.)

Nena Sahib.

Ueber den Mörder der Gefangenen von Khanpur haben wir eine Menge biographischer Nachrichten erhalten, die sich aber alle widersprechen. Geachtete englische Blätter haben ihn zu einem Nachkommen Tippu Saibs gemacht und die Blutgier, die er gegen wehrlose Engländer und Engländerinnen verrathen hat, durch sein Bedürfniß nach Rache an den Besiegern seiner Familie erklärt. Dieser Stammbaum ist falsch. Dagegen steht Nena Sahib mit andern Erbfeinden der Engländer, mit den Mahrattenfürsten, in nächster Verbindung. Der letzte Peischwa in Punah, Badschi Rao, den die Engländer absetzten, hatte Nena Sahib als Sohn angenommen. Das Adoptivverhältniß, das in allen Gesetzen begründet ist, gilt den Hindu für heilig, und daß die Engländer in den meisten Fällen es nicht anerkannt haben, ist eine Hauptbeschwerde gegen sie. Auch Nena Sahib wurde nicht als Adoptivsohn in die Erbschaft des Peischwa eingesetzt. Das Vermögen seines Adoptivvaters wurde von dem höchsten Gerichtshofe eingesetzt und zum Theil in Staatspapieren angelegt. Nena Sahib hat, wie es scheint, nie eine Rupie davon bekommen, wohl aber einen nicht unbeträchtlichen Theil seines eigenen Vermögens in unglücklichen Processen zur Erlangung seiner Erbschaft verloren. Trotz dieser bittern Erfahrung suchte er die Gesellschaft der Engländer mit großem Eifer, wahrscheinlich weil er in seiner Unkenntniß des europäischen Rechtsganges durch Begünstigung einflußreicher Personen zu erlangen hoffte, was man ihm vor Gericht abgeschlagen hatte. So oft ein vornehmer Mann ihn besuchte, ließ er eine Beschwerdeschrift vorlesen, in der sein Recht auf die Erbschaft sonnenklar bewiesen wurde. In seiner von Reisfeldern umgebenen Residenz Bithur in der Nähe von Khanpur schaltete er wie ein Souverän. Man gestattete, daß er sich Maharadschah (etwa unser Großfürst) und Se. Hoheit nennen ließ, eine Leibgarde hielt und sogar eigenes Geschütz hatte. In Khanpur war er ein sehr oft gesehener Gast, nahm an den Vergnügungen der Officiere Theil, war ihr Gefährte bei ihren Uebungen im Freien und unterhielt sich mit den Damen in einem guten und fließenden Englisch. In seinem Auftreten wie in seinen Sitten war er halb Europäer, halb Hindu. Er hatte den besten englischen Landau, die besten englischen Pferde, aber das Riemenzeug war erbärmliche indische Arbeit. So oft und gern er in Gesellschaft von Engländern die Vorschriften seines Glaubens über Speisen und Getränke verletzte, verbrannte er doch seinen schönsten Wagen, als einmal ein Kind in ihm verstorben war. In dem jetzigen Aufstande, der ihm als eine Gelegenheit, zu seinem Recht zu kommen, erschienen ist, hat er die Culturhülle abgestreift und sich in seiner barbarischen Nacktheit gezeigt. Seine Treulosigkeit gegen Sir Hugh Wheeler, dem er einen bei der Ganga geleisteten Eid brach, ist noch nicht so abscheulich, als seine tigerartige Grausamkeit gegen Frauen und Kinder, die in seine Gewalt fallen. Solches Gesindel würde Indien regieren, wenn die Vertreibung der Engländer gelänge. (14.)

Die drei Gebrüder Devrient.

Bald nach dem Tode des großen Ludwig, — er starb 1832 zu Berlin in seinem 46. Lebensjahre, — begannen drei neue Sterne des Namens Devrient am deutschen Theaterhimmel heraufzuziehen und sich in den Ruhm des Oheims zu theilen. Berlin war ihre Geburtsstätte, ein gewisser vibrirender Nasalton erinnerte auch beim Alten an die französische Herkunft von der dortigen Colonie; die Familie, ursprünglich de Vrient, flämisch gesprochen, soll aus Flandern stammen. Der Gipfelpunkt ihres Ruhmes ist jedoch in Dresden zu suchen, wo sie alle Drei, wenigstens paarweis und auf kurze Zeit, zusammentrafen, wenn auch nur der Jüngste von ihnen das Feld daselbst behauptete. Der älteste der Brüder, **Karl**, 1798 geboren, 1815 im Feldzug gegen Frankreich Soldat, war schon vor Emils Erscheinen als Held auf den Brettern ein gefeierter Liebling des Dresdener Publicums. Man hielt ihn nach dem Bereich seiner natürlichen Mittel für den begabtesten unter den Brüdern, ob ihm schon nach zwei Seiten hin die gediegene Ausbildung der jüngern fehlte. Seit 1819 Schauspieler, glänzte er beim Auftauchen des spanischen Trochäengeschmacks in den Schicksalsschauern der Ahnfrau und der Schuld, um dann zu den Raupachschen Hohenstaufen und Heldenvätern überzugehen. Als Lear traute man ihm die höchsten Gipfelpunkte in der tragischen Romantik zu, wie sie sein großer Oheim erreichte; aber der Neffe theilte mit Diesem leider auch den Mangel sorgsamer Pflege seines Talentes, der sich schon früh in Gedächtnißschwäche verrieth. Die Auflösung seiner fünfjährigen Ehe mit der gefeierten Wilhelmine, einer Tochter der großen Sophie Schröder, mochte der letzte Grund für ihn sein, dem jüngsten Bruder und Nebenbuhler seines Dresdener Ruhms den Schauplatz seines besten Wirkens zu überlassen und mit Hannover zu vertauschen.

Auch der zweite Bruder, **Eduard**, 1801 geboren, sollte in Dresden, wohin er 1844 als Oberregisseur berufen wurde, die Concentration seiner künstlerischen und wissenschaftlichen Begabung, wenn auch nur auf kurze Zeit, entfalten. Seit 1819 der Berliner Bühne angehörig, in der Oper beginnend, um dann vielfach wech-

selnd zum Schauspiel überzugehen, entwickelte Eduard eine seit der Ifflandschen Schule nicht wieder erschienene Viel-, ja Allseitigkeit (Iffland starb 1814; Ludwig Devrients Gewinn für Berlin war seine letzte That als Director). Unter den Einflüssen der Ifflandschen Richtung, deren Reflexion das Talent gern zum perpetuum mobile machte, war Eduard Devrient mit Rebenstein in Berlin nicht der Einzige, der für Oper und Schauspiel gleich sehr sich schulte, heute den Masetto im Don Juan sang, um morgen den Tasso zu sprechen, oder wie Rebenstein zwischen Papageno in der Zauberflöte und Romeo in Shakspeare's Drama zu wechseln. Das führte in der Kunst Licht- und Schattenseiten mit sich. Von Eduard Devrient, dessen Orest in der Gluckschen Oper wir noch gesehen, können wir sagen, daß er dramatischen Accent in den Gesang brachte, während umgekehrt, bei diesem Einfluß der Oper auf das Drama, die Declamation im Schauspiel umsichgriff. Die Declamation feierte damals in Berlin auch ohne das, mit den beiden Wolfs aus der Weimarschen Schule, ihre Blüthe, und zwar dicht neben Ludwig Devrients mimischen Blitzen und Gewitterschlägen. In Beschort, der vom Don Juan zum Grazioso im Drama überging, pries das Zeitalter der zwanziger und dreißiger Jahre einen ganz besondern Triumph dieser allseitigen Feinheit und Geschliffenheit. In Eduard Devrient gesellte sich noch zu diesen Resultaten der Bildung und des feinen Geschmacks die philosophische Reflexion und die Gediegenheit des wissenschaftlichen Arbeiters. Unter den Stücken die er schrieb, nennen wir: Das graue Männlein; die Gunst des Augenblicks, die Verirrungen, den Fabrikanten. Von seinen Operntexten stellte sich mit Marschners Musik sein Hans Heiling im Repertoir der deutschen Bühne fest. Seine Briefe aus Paris bekunden, wie noth es dem deutschen Theater thut von den Franzosen zu lernen, statt sie nachzuahmen und mit ihrer Lebenssitte die unserige zu verfälschen. In einer kleinern Schrift drang er auf die Nothwendigkeit von gründlichen Theaterschulen, über die der Staat aufmerksame Wache zu halten habe, weil öffentliche Geschmacksbildung Nationalsache sei. Als Historiograph ist Eduard Devrient in seiner trefflichen, in 3 Bdn. erschienenen „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" der gediegenste Lehrmeister aller Jünger seiner Kunst geworden, während ihm jetzt als Leiter der Bühne in Karlsruhe zur Verwirklichung seiner Theorien der praktische Wirkungskreis zu Gebote steht.

In Dresden selbst blieb der Jüngste der Brüder, **Emil** Devrient, dauernd als Liebling des Publicums auf dem Schauplatze; nach Vollendung einer fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit beschränkt er jedoch seine Herrschaft über die Gemüther auf ein bloßes Ehrengastspiel, indem er als Virtuos „Richards Wanderleben" zu führen vorzieht und damit die Herausbildung eines Gesammtspiels, die Erweiterung des Repertoirs eher stört als fördert. Im Jahre 1803 geboren, begann er seine Entwickelung ebenfalls in der Oper; er sang in Bremen und Braunschweig den Caspar im Freischütz, den Mafferu im Opferfest, den Don Juan, war auch noch in Leipzig unter Küstner, wo er sich mit der Soubrette Doris Böhler verheirathete, wesentlich Sänger, bis er in Hamburg in der Schule des alten Schmidt und Lebruns den festen Uebergang zum Schauspiel fand, in welchem er, seit 1831 Dresden angehörig, als Held und Amoroso mehr als blos deutsche, mit seinen Reisen von Zürich bis Petersburg europäische Triumphe feierte und in London ebenfalls deutscher Schauspielkunst die unbezweifeltsten Ehrenkränze errang. Sein Eintritt in Dresden bezeichnete einen wichtigen Wendepunkt in den Verhältnissen des dortigen Theaterlebens. Die Epoche der italienischen Oper ging zu Ende und wurde von der deutschen Oper unter Karl Maria v. Weber verdrängt. Im Widerstreit zwischen Ludwig Tieck mit seiner romantischen Theorie und Theodor Hell mit seiner rein materiellen Praxis erzeugte sich für das Drama ein Wirrwar, der fast ausschließlich der Poesie des Auslandes zu gute kam, bis Emil Devrient, namentlich Tiecks Widerwillen gegen Schiller zum Trotz, mit seiner Virtuosität in Vorführung deutscher Jünglingsgestalten, dem heimischen Idol zu Recht verhalf. Die Dauer seiner Triumphe ist nicht wohlfeil errungen. Ueberflügelte ihn sein ältester Bruder an natürlichen Mitteln, war sein zweiter Bruder ihm an wissenschaftlicher Einsicht in das dichterische Ensemble überlegen, sodaß man bei ihm über willkürliches Heraustreten aus dem Rahmen des Bildes, über coquettes Concentriren der Interessen um seine Person zu klagen hatte, so steigerte sich bei ihm aller Aufwand seiner Kräfte und eines ganzen strebsamen Lebens zur Heranbildung einer poetisch und künstlerisch vollendeten, mit allen Reizen der Bildung, der Eleganz und des Geschmackes ausgestatteten Subjectivität, in der er noch jetzt, zu den Fünfzigen im Alter vorgerückt, das Ideal ritterlich schöner Jugendlichkeit glänzend festzuhalten weiß. Tasso, Romeo und die Schillerschen Jünglinge Max Piccolomini, Ferdinand Walther, Carlos, später Marquis Posa und mehr charakteristisch schattirte Manneshelden, sind auf der deutschen Bühne nie vollendeter, mit der Persönlichkeit des Darstellers harmonischer als mit Emil Devrient zur Erscheinung gekommen. Zu dieser Romantik gesellte sich in leiseren Linien und Färbungen auf dem Gebiet der Komik — denn Romantik und Humor sind vom großen Oheim gleich sehr Familiengabe, — eine große Reihe moderner Gesellschaftsfiguren aus der französischen und aus der deutschen Welt, wie sich letztere in den Stücken der Prinzessin Amalie abschattirt. Ging die Rhetorik der Raupachschen Hohenstaufenhelden vorüber, so ward Emil Devrient mit mehr Charaktermaske Träger der Stücke des jungen Deutschlands. Gutzkows Werner und Acosta, Laube's Monaldeschi, Struensee &c. bis Essex erhielten in Emil ihren gewiegtesten Vertreter, dem die misanthrope Laune des Weltschmerzes ebenso genial zu Gesicht stand wie die Renommistik eines noblen und chevaleresken Aufschwungs. Für die Grazie des Nervenleidens, für die Freuden des verletzten und gequälten Genies in jeder Tracht und in jedem Stande, vor allem auch für die Verstimmungen blasirter und verwöhnter Vornehmlinge der modernen Gesellschaft, hat kein Künstler je soviel Echo in seiner Brust, und gleich viel Colorit in der Malerei dieser subjectiv durchempfundenen Regungen verrathen und zur Erscheinung gebracht. Der Nobile und der Gentleman haben im Gebiet der Menschendarstellung ihre Grenze; was innerhalb dieser Grenze liegt, hat kein Darsteller mit gleicher Vollendung gegeben wie Emil Devrient. Auch wenn wir gegen seine Auffassung des Hamlet, des Egmont, des Leicester stritten, mußten wir anerkennen daß die Werkstatt dieses Mimen nie stillstand. Das Suchen und Haschen nach dem blos schönen Ton mochte ein Ueberbleibsel aus der Opernepoche des Künstlers sein. Eine gewisse Gleißnerei mit dem bestechenden Schein des Schönen, bei Zurücksetzung der vollen, ganzen und unerbittlichen Wahrheit schwand im letzten Jahrzehend immer mehr bei ihm; sein Ideal — das Ideal edler Jünglingsnatur — wurde immer klarer, sein Spiel in allen Wellenlinien der Schönheit immer einfacher. Wir halten Emil Devrient im Bereich seiner Mittel und Richtung für einen vollendeten Meister; namentlich auch im Gebrauch des Sprachorgans. Selbst wer im subjectiven Idealismus seines Spieles die Grenzen erkannt hat, muß in Anwendung der Stimmmittel, im Accent der Rede, im Styl des Periodenbaus, im Athmen, Sprechen und Pausiren, in allen Gesetzen des Vortrags für Vers und Prosa seine objective Meisterschaft einräumen. Seine Schüler und Nachahmer sollten von ihm nicht blos declamiren, sondern reden lernen. In Selbstüberwindung, dem Triumph rastloser Arbeit an sich selbst, klärte sich sein ganzer Styl des Vortrags zu jener Einfachheit, die wir Meisterschaft nennen. (13.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 14. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 3. April.

Inhalt.

Aus den Jugenderinnerungen des Dichters Conscience.

Hendrik Conscience wird zwar der Mehrzahl unserer Leser aus seinen Werken bekannt sein, aber von seinen Lebensumständen werden sie nur wenig wissen. Um so willkommener wird es ihnen sein, zu erfahren, daß nächstens seine Denkwürdigkeiten erscheinen werden. Die Revue contemporaine giebt Mittheilungen daraus, nach dem Manuscript übersetzt, denen wir einige interessante Züge entnehmen.

Der Vater Conscience's war ein Franzose und hatte als Obersteuermann in der französischen Kriegsmarine gedient; mehrmals in Gefangenschaft gerathen wurde er zuletzt ausgelöst und ließ sich in Antwerpen nieder, wo er eine Flamländerin heirathete. Heinrich war der erste Sohn aus dieser Ehe. Er war ein kränkliches und schwächliches Kind, das erst nach seinem 7. Jahre den vollständigen Gebrauch seiner Glieder lernte. Das begünstigte seine geistige Entwickelung, aber das Gefühl körperlicher Schwäche, selbst als sich sein Gesundheitszustand gebessert hatte, flößte ihm eine unüberwindliche Zaghaftigkeit ein. Doch fürchtete er eigentlich blos die körperliche Ueberlegenheit, denn bei anderen Gelegenheiten zeigte er Muth und selbst Verwegenheit, schwamm wie eine Wasserratte in der Schelde und war überall der Erste, wo sich eine Gelegenheit fand, den Hals zu brechen. Aber vor dem physisch starken Menschen wich er zagend zurück und nie wagte er es, sich seinem Zorn auszusetzen. Träumerisch, schüchtern und in sich zurückgezogen war er auch in seinen Jünglingsjahren.

Das waren keine Eigenschaften für eine militärische Laufbahn und dennoch war für Heinrich Conscience das Schlachtfeld die Eingangspforte zum selbständigen Leben. Er hatte sich für das Schulfach entschieden und war als 16jähriger Jüngling Unterlehrer in Antwerpen, als in Folge der Julirevolution am 25. August 1830 auch in Brüssel der Aufstand ausbrach. Der Ruf Freiheit berauschte auch Heinrich; an Politik dachte er dabei nicht, denn er wußte nichts davon; für ihn hieß Freiheit die Möglichkeit, als Mann in die Welt einzutreten und nicht mehr wie ein Kind der Mißachtung und der Demüthigung ausgesetzt zu sein.

Der Kampf in Brüssel war entschieden und die holländischen Truppen hatten sich nach Antwerpen zurückziehen müssen, das sich dem Aufstand noch nicht angeschlossen hatte, obgleich die Gährung in der Stadt groß war. Die Schulen waren geschlossen und Heinrich befand sich bei seinem Vater in Borgerhout, einer Vorstadt von Antwerpen, ohne Beschäftigung, und von Sehnsucht erfüllt nach der neuen Freiheit, die ihm eine goldne Zukunft zu versprechen schien.

Eines Morgens, als er mit einem jüngern Bruder im Freien spazieren ging, hörten sie plötzlich den dumpfen Schall eines Kanonenschusses. Sie vernahmen ihn mit Jauchzen und riefen Beide voller Begeisterung: Die Belgier kommen! Die Belgier! Es lebe die Freiheit! Und darauf liefen sie, ohne recht zu wissen warum, auf Berchem zu, wo der Kanonenschuß gefallen zu sein schien. Kaum hatten sie die Chausseebrücke bei Herenthals überschritten, als sie hinter den Bäumen eine Feuersbrunst auflodern sahen, während flüchtige Landleute mit Vieh an ihnen vorübereilten. Sie ließen sich dadurch nicht aufhalten und gelangten bald nach Zurenberg, wo die Granaten der das Dorf beschießenden Belgier ein großes Bauerngut in Brand gesteckt hatten. Die Holländer hielten das Dorf noch besetzt und standen im lebhaften Kleingewehrfeuer, das dann und wann von dem Platzen einer Granate unterbrochen ward. Eine derselben schlug in einem Felde dicht neben Heinrich ein und wühlte sich ungefähr 2 Fuß in den Erdboden. Dem Beispiel der holländischen Soldaten folgend, warf er sich auf die Erde, um nicht von den herumfliegenden Bruchstücken verletzt zu werden; aber kein Knall ließ sich hören, die Soldaten standen wieder auf und sagten, der Zünder sei ausgelöscht. Ohne Bedenken näherten sich nun die beiden Brüder dem Orte, wo das Geschoß gefallen war und Heinrich grub es mit den Händen aus. Der Besitz der Granate erfüllte ihn mit einem außerordentlichen Stolze; mit dem mörderischen Geschosse auf dem Arme stellte er sich vor die holländischen Soldaten und erhob selbstgefällig den Kopf, als ob jeder seinen Muth bewundern müßte. Die Holländer schienen jedoch ihm und seiner Granate wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie standen immer noch Gewehr in der Hand hinter den rauchenden Mauern des Bauernguts

und waren ganz Ohr für einen Lärm in der Ferne, der ihnen Besorgnisse einzuflößen schien.

Plötzlich hörte man hinter einem noch ziemlich entlegenen Gebüsch den Tambour den Sturmmarsch schlagen, und gleich darauf sah man einen in blaue Blousen gekleideten Trupp Menschen in einiger Entfernung aufmarschiren: es waren die Belgier, welche den vorgeschobenen Posten der Holländer mit einem lebhaften Gewehrfeuer begrüßten. Viel zu gering an Zahl, um Widerstand leisten zu können, räumten die Angegriffenen eiligst das Bauerngut, und ihre Flucht flößte den beiden Kindern den größten Schrecken ein. Heinrich und sein Bruder, Ersterer immer noch mit der Granate unter dem Arme, liefen was sie nur laufen konnten heimwärts und brachten die Nachricht von dem Sieg der Belgier nach Borgerhout. Die Holländer hatten sich in der That ganz in die Stadt zurückgezogen.

Borgerhout füllte sich nun mit belgischen Freiwilligen, eine bunte Schaar, die dem Auge ein seltsames Schauspiel darbot. Als Uniform schien eine blaue, am Kragen und an den Aermeln roth eingefaßte Blouse und eine mit Pelz besetzte spitze Feldmütze zu gelten. Die Officiere und Unterofficiere trugen ein dreifarbiges Band um den Arm. Doch war bei Weitem nicht die Mehrzahl so gekleidet und die Andern gingen in den buntesten Aufzügen einher. Man sah Fracks, Jacken und graue Blousen und hie und da eine holländische Uniform oder einen Husarendolman und wem die Feldmütze fehlte, der hatte einen gewöhnlichen Hut, eine runde Mütze, einen Tschako, eine Pelzmütze oder gar eine roth und weiß gestreifte Zipfelmütze auf dem Kopf. Mit der Bewaffnung war es nicht viel besser bestellt. Die Wohlhabenden hatten Doppelflinten, einen klirrenden Schleppsäbel und zwei große Pistolen im Gürtel. Andere hatten sich mit den Waffen ausgerüstet, die sie in den Casernen und Läden gefunden oder Gefangenen und Deserteuren abgenommen, und Viele hatten nichts als eine verrostete Jagdflinte, an der oft der Hahn fehlte, einen Säbel, eine Pike, ein Bayonnet und manchmal auch nur einen Besenstiel.

Die Tapferkeit wohnt nicht nur im Herzen, sondern auch in der Kehle, und daher rührte es, daß die Freischärler ihren Mangel an Waffen durch kriegerische Gesänge zu ersetzen suchten, um wenigstens durch lautschallende Lieder den Feind zu schädigen. Auf allen Seiten vernahm man die Brabançonne und die damals noch nagelneue Parisienne, selten die Marseillaise. Wer für die Freiheit durch Dick und Dünn geht, hat auch nicht Zeit für die Reinlichkeit seiner Kleidung zu sorgen, und es schien für ein Zeichen ganz besonderer Gesinnungstüchtigkeit zu gelten, recht kothbespritzt einherzuschreiten. Wer das Glück hatte, ein mit Pulver geschwärztes Gesicht zeigen zu können, hätte sich um alle Schätze der Welt nicht gewaschen, und der junge Conscience sah sogar Einige sich den Mund mit nassem Pulver schwärzen, damit sie den Feind besser schrecken könnten. Durch eigene Kraft wären die Freischärler nicht in die gutbefestigte Stadt eingedrungen; aber die Bewohner derselben erhoben sich gegen die holländischen Truppen, und diese zogen es vor, sich in die Citadelle zurückzuziehen.

In hellen Haufen ging es nun zum Thore hinein und in einer der ersten Reihen marschirte auch Conscience, bewaffnet mit einer großen Reiterpistole, neben einem jungen Brüsseler, der Schullehrer wie er war und der ihm als ein Muster der Tapferkeit erschien. Auf dem großen Platz angekommen, schossen die Freischärler unter großem Freudengeschrei zum Zeichen, daß sie gesiegt hatten, ihre Flinten ab und die Beredtsamkeit seines neuen Freundes überzeugte Conscience, daß er als guter Patriot ebenfalls schießen müsse. Er ließ sich sein Pistol laden und sich belehren, wie man es halten müsse, um ohne Schaden den gefährlichen Versuch zu wagen. Er drückte muthig los, hörte einen lauten Knall und bekam von dem Gewehr einen solchen Rückschlag, daß er glaubte, der Arm wäre entzwei. Ellbogen und Schulter thaten ihm so wehe, daß sein Freund in ein unauslöschliches Gelächter ausbrach, als er sein Jammergesicht sah.

Bei der Plünderung des Arsenals verlor Conscience seinen Brüsseler Kameraden und sah ihn nie wieder. Er war sein Muth und seine Kraft gewesen; an seiner Seite fühlte er sich als Mann und jetzt, wo er ihn nicht mehr sah, kam er sich wieder wie ein Kind vor, das nicht einmal die erforderliche Körpergröße für einen Soldaten der Revolution hatte. Dafür hatte er im Zeughaus eine Flinte erobert, die nur den einen Fehler hatte, daß ihr der Hahn fehlte. Die Holländer hatten nämlich vor ihrem Rückzug in die Citadelle von jedem Gewehr den Hahn abgeschraubt und in Folge dieser Vorsichtsmaßregel lief eine große Anzahl Freiwilliger im glücklichen Besitz einer Flinte umher, die nicht abgeschossen werden konnte.

Bei aller körperlichen Schwäche und Kleinheit fehlte es Conscience nicht an Muth, denn als während des Bombardements ein Officier Freiwillige aufforderte, um drei hinter dem Stadthause stehende Pulverwagen, die jeden Augenblick in die Luft fliegen konnten, aus der Stadt zu bringen, war er unter den Ersten, die sich dazu anboten, und er brachte sie glücklich ins Freie. Als hier die Wachtposten vertheilt werden sollten, wagte Conscience eine schüchterne Bemerkung und zog sich dadurch den Zorn eines riesenlangen Freiwilligen zu. Mit dem Flintenkolben auf die Erde stampfend herrschte ihn dieser an: Was will der Gelbschnabel? Ich mag nicht mit Kindern auf die Wache ziehen! Darauf riß er ihm unter dem Gelächter der Zuschauer die Flinte aus der Hand und setzte hinzu: Gehe nach Hause, Kleiner, und lasse Dir von Deiner Mutter die Brust reichen! Sonderbar, der Jüngling, der soeben allen Gefahren des Bombardements Trotz geboten, fand nicht den Muth nur ein Wort auf die höhnische Aeußerung des ungeschlachten Riesen zu erwidern. Die körperliche Kraft war es, die ihm imponirte und der gegenüber er sich wie ein Nichts vorkam. Traurig und entmuthigt kehrte er nach Hause zurück, wo ihn sein Vater zuerst ausschalt, sich schließlich aber befriedigter zeigte, als er aus den Erzählungen seines Sohnes erfuhr, wie unerschrocken er sein Leben gewagt hatte.

Das Bombardement der Stadt hörte den nächsten Tag auf und ein Waffenstillstand trat ein. Unterdessen erfüllten immer noch kriegerische Gedanken Conscience's Seele. „Manchmal", erzählt er, „sah ich mich dem Feinde gegenüber, als es eben zum Handgemenge kommen sollte; ich schwang meinen Degen und forderte vorauseilend meine Kameraden auf, sich als Helden zu zeigen. Meinem unerschrockenen Muth und haupt-

sächlich meiner Beredtsamkeit war es zu verdanken, daß der Feind eine Niederlage erlitt, und Jedermann in der belgischen Armee bewunderte den schwächlichen Jüngling, der sich so tüchtig gezeigt hatte. Nach diesem schönen Traume kam die Enttäuschung. Der eingebildete Held erinnerte sich, daß er erst gestern, ohne Widerstand zu leisten, sich hatte entwaffnen lassen und daß man ihm spottend den Rath gegeben hatte, wieder zu seiner Mutter nach Hause zu gehen. Alsdann sagte ich mir ganz ernsthaft, daß der Werth eines Menschen häufig von dem Jahre seiner Geburt abhänge; denn wenn ich zehn Jahre älter wäre, so würde ich Jedermann für einen Mann gelten und ich würde beweisen können, ob wirklich eine Heldenseele in meinem Herzen wohnt. — Das Ende dieser Gedanken war gewöhnlich, daß ich mich vor den Spiegel stellte, um mich vom Kopf bis zu den Füßen zu betrachten, und dabei eine so ernsthafte und kriegerische Miene als möglich annahm. Ich mußte selbst zugeben, daß ich in meinem Aeußern noch sehr viel vom Kind hatte, und vor Verdruß mit dem Fuße stampfend, beklagte ich mein Unglück, so klein zu sein. Dennoch erwachten die Gedanken an militärischen Ruhm immer von neuem in meiner Seele; ich war einen ganzen Tag lang Mann gewesen und diese Erinnerung war zu verführerisch, als daß sie nicht eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich hätte ausüben sollen. Noch an demselben Tage theilte ich meinem Vater den Entschluß mit, Soldat zu werden, um für die Freiheit und das Vaterland zu kämpfen; er bemühte sich, mir begreiflich zu machen, daß ich noch zu jung sei, aber ich blieb bei meinem Willen. Wahrscheinlich traute er mir gar nicht die Festigkeit zu, denn er verließ mich mit einem ungläubigen und spöttischen Lächeln, das mich vollständig entmuthigte und meine kriegerischen Träume vertrieb."

Vier Tage lang schwankte Conscience hinüber und herüber, am fünften Tage entschied der Anblick eines Schildes: „Werbebüreau" sein Schicksal. Soldat zu werden erschien ihm als das einzige Mittel, sich der Welt als Mann zu zeigen, und ohne erst seinen Vater um Erlaubniß zu fragen, trat er ein und meldete sich als Freiwilliger an. Seine Aufnahme fand keine Schwierigkeiten, denn man brauchte Leute und bald verließ er das Werbebüreau mit einem Quartierbillet. Mit einem Zwanzigfrancstück, seinem ganzen Vermögen, kaufte er sich einen Säbel ohne Scheide und eine Patrontasche ohne Riemen, die er an einem Strick über die Schulter hängte und nun fühlte er sich als selbständiger Mann und Soldat. Mit freudigem Stolze und neuer Zuversicht erfüllt, begab er sich um zehn Uhr nach dem grünen Platze, wo verlesen werden sollte; aber zu seinem nicht geringen Schrecken sah er dort seinen Vater von einer Gruppe Freiwilliger zur andern eilen, um den Sohn zu entdecken. Der strenge Blick und der zusammengezogene Mund verriethen, daß er sehr zornig war, und Heinrich machte sich so klein als möglich, um nicht gesehen zu werden. Plötzlich rief man seinen Namen auf. Der Vater hörte ihn und ging gerade auf den Sohn los. Er nahm ihn beim Ohre, als ob er gar nicht Soldat wäre, zog ihn vor den Augen seiner Kameraden aus dem Gliede und befahl ihm in gebieterischem Tone, ihm zu folgen.

Der junge Rekrut hätte vor Scham sterben mögen; aber er war so sehr an Gehorsam gegen seinen Vater gewöhnt, daß er ihm mit gesenktem Kopfe bis zum Justizpalast folgte. Hier machte ihm sein Vater bittere Vorwürfe über seinen unüberlegten Streich und versuchte ihm seine kriegerischen Pläne auszureden. Er machte jedoch keinen Eindruck auf den Sohn, und als dieser ihn immer dringender bat, ihm doch den Willen zu lassen, schien er plötzlich andern Sinnes zu werden. „Gut, wenn es wirklich Dein Ernst ist, so magst Du Soldat werden; vielleicht verlernst Du auf diese Weise Dein träumerisches und unpraktisches Wesen und lernst Dich den Forderungen der wirklichen Welt fügen. Aber ich will Dir wenigstens eine Blouse und eine Feldmütze kaufen, damit Du hinter Deinen Kameraden nicht zurückstehst."

Die neue Ausrüstung begleiteten einige Rathschläge für das neue Leben, für dessen Rauhheiten das stille und feinfühlende Gemüth Heinrichs wenig geeignet erschien, und endlich riß das Geraffel der Trommel den Sohn aus den Armen des Vaters, der ihn mit Thränen in den Augen nach der Grenze ziehen sah.

Der Hauptmann von Heinrichs Compagnie war ein alter napoleonischer Soldat, und da auch Conscience, der Vater, dem Kaiser gedient hatte, machten die beiden Kameraden bald Bekanntschaft mit einander. Das hatte die Folge, daß der junge Conscience, da er sich ohnedies durch seine Bildung vor der Mehrzahl seiner Kameraden auszeichnete, bald Corporal und nach sechs Wochen schon Fourier war. Der Hauptmann wachte außerdem über ihn wie ein Vater, und da auch seine Kameraden gute Kerle waren und für ihren „kleinen Fourier", wie sie ihn nannten, eine wahre Zärtlichkeit fühlten, so befand sich Conscience in seiner neuen Stellung recht glücklich.

Der Truppentheil, dem Conscience angehörte, nannte sich nach seinem General Niellon's Jäger und lebte in der größten Ungebundenheit. Die Freiwilligen, die den größten Theil des Regiments bildeten, zeigten den entschiedensten Widerwillen gegen jede Subordination und vertheidigten ihre persönliche Freiheit gegen den bescheidensten Versuch, Disciplin in den Reihen der Truppen einzuführen. Sie nahmen, solange es ihnen gefiel, Urlaub nach Hause und fanden sich wieder ein, ohne daß man sie zu bestrafen wagte. Die Officiere hatten noch kein Patent, und es hing ganz von dem guten Willen der Mannschaften unter ihrem Befehle ab, ob diese ihre Autorität anerkennen wollten oder nicht. Daher handelte Jeder nach seinem Belieben, und das ganze Regiment bestand aus freien Bürgern, welche kein Militärgesetz anerkannten. Eine eigentliche Uniform war nicht vorhanden, und ein Einüben in den Gebrauch der Waffen fand gar nicht statt. Wer zweimal täglich bei dem Verlesen erschien, galt für einen pflichteifrigen Soldaten und konnte sich rühmen, alle seine Pflichten erfüllt zu haben. Ein großer Theil verbrachte die übrige Zeit in den Schänken, die Andern blieben bei den Bürgern oder Landbewohnern, wo sie im Quartier lagen und fanden dort eine sehr gute Behandlung, da Alles der Sache der Unabhängigkeit günstig gesinnt war.

In dieser Unthätigkeit lebten die Jäger Niellon's bis gegen Ende December, wo endlich der Befehl eintraf, von Tornhout

nach Limburg aufzubrechen. Mit diesem Marsch begannen die ernstlichen militärischen Erfahrungen des Regiments und unseres Conscience. Des Abends wurde auf einer weiten Ebene, die einen Fuß hoch mit Schnee bedeckt war, Halt gemacht. Es wehte ein eisiger Ostwind, der die dünn bekleideten Soldaten bis auf die Knochen durchfror. Unter diesen Verhältnissen sollte die Truppe im Freien bivouakiren, das hieß, jeder konnte sich in den Schnee legen, wenn er es nicht vorzog, sich mit den Armen zu schlagen, um sich bis zum Morgen warm zu erhalten. „Unser Erstaunen war groß und hauptsächlich das meinige", schreibt Conscience. „Ich erblickte ringsum nichts, als die unbegrenzte Ebene, deren eintönige Weiße das Auge ermüdete. Blos nach der einen Seite hin in einer Entfernung von ungefähr einer Viertelstunde war der Horizont von einem Kiefernwald begrenzt, hinter welchem noch weiter entfernt ein Kirchthurm emporragte. Es war der Thurm des Dorfes Balen an der Grenze des Herzogthums Limburg. Seit unserem Abmarsch von Tornhout hatten wir nichts gegessen. Da die Belgier seit der Revolution beständig bei Bürgern oder Bauern im Quartier gelegen hatten, war die Verpflegung noch nicht organisirt, und es stand für die Bivouakirenden ein gezwungenes Fasten in Aussicht. So wie die Entschlossensten unter uns die Lage der Dinge begriffen hatten, sannen sie auf Mittel, ein Feuer und Lebensmittel herbeizuschaffen. Vor allen Dingen wurde in den Kiefernwald geschickt, um Holz zu holen, und kaum war eine halbe Stunde vergangen, so kehrten Hunderte nach dem Bivouak zurück, von denen Jeder eine junge Kiefer hinter sich herschleppte. Für jede Compagnie ward ein Feuer angezündet, das, allmählich größer werdend, Flammenzungen und Rauchwolken gen Himmel sendete, ehe noch die Nacht ganz auf die Haide herabgesunken war.

„Diese erste im Bivouak zugebrachte Nacht machte auf mich einen tiefen Eindruck; ich vergaß die Kälte ganz und verbrachte mehrere Stunden, um mit stummem Erstaunen das seltsame und phantastische Schauspiel zu betrachten, das sich meinen Augen darbot. Achtzehn Feuer, die aus den Haufen von Fichtenstämmen in die Luft hinaufzüngelten, erglänzten in einer Linie auf der Ebene; über unseren Köpfen röthete sich der Himmel; sogar der Schnee schien in Brand zu gerathen, während die Flammen lustig flackerten; feurige Reflexe eines blutigen Lichte, verschwanden und kamen wieder auf der Haide, jetzt mit dem blendenden Glanze des Blitzes und dann wieder in gelben und röthlichen Tönen, sodaß man glauben konnte, die tobenden Wellen eines Feuermeeres zu sehen, welches die unter dem Schnee schlummernde Ebene verschlingen wollte. Ein Schwarm von Dämonen schien sich um die Flammen zu bewegen, die wie schwarze Schatten sich von einem rothen Grunde abhoben, und wenn ein neuer Stamm in die Gluth geworfen ward, stiegen ganze Wolken glänzender Funken hinauf zum Himmel und fielen wie ein großes Feuerwerk wieder auf das Lager herab. Durch das eintönige Schweigen der Haide vernahm man das Prasseln der Stämme, welche die Flammen rasch wie schwache Zweige verzehrten. Dazwischen tönten die Stimmen von Freiwilligen, die sich beim Namen riefen, und aus der Ferne der Refrain en avant, marchons! Das jämmerliche Gequiek eines Schweines, das man abschlachtete, vermischte sich mit dem klagenden Brüllen eines Kalbes, das unsere Marodeure aus einem benachbarten Dorfe herbeischleppten.

„Dicht neben mir wurde ein Kalb mit Säbelhieben hingerichtet und in einem Augenblick in Stücke zerhauen. Ein Sergeant theilte auch mir ein Stück Fleisch zu, und ich versuchte nach dem Beispiel meiner Kameraden es an der Flamme zu braten. Die Gluth zwang uns, uns fern zu halten; wir steckten das Fleisch auf die Bayonnetspitze und hielten es so über das Feuer. Als der äußere Theil durchgebraten war, rissen wir ihn mit den Zähnen ab und wiederholten dann dieselbe Operation, bis Alles aufgegessen war.

„Wir blieben fast die ganze Nacht auf den Beinen; aber gegen Morgen fühlten wir ein unwiderstehliches Bedürfniß zu schlafen. Viele von uns streckten sich vier oder fünf Schritt vom Feuer auf dem gefrornen Erdboden aus und schliefen dort so trefflich, wie auf dem besten Federbett. Ich hatte nichts auf dem Leibe, als meine Leinwandblouse und eine dünne Tuchweste. Müde von der Kälte blickte ich um mich. Gesicht und Brust wärmte eine fast tropische Hitze, aber der der ganzen Heftigkeit des Ostwindes ausgesetzte Rücken war wie Eis gefroren. Allmählich wurde mir der Kopf schwer, ich streckte mich auf dem Boden aus, blickte noch einige Augenblicke in die Gluth und verfiel endlich in einen tiefen Schlaf. Als ich zwei Stunden später aufwachte und aufstehen wollte, war mir dies unmöglich. Man hatte das Feuer ausgehen lassen, und das von dem geschmolzenen Schnee herrührende Wasser war unter mir gefroren. Man mußte buchstäblich meine Blouse von der Erde mit Säbelhieben losmachen, ehe ich wieder aufstehen konnte. Ich zitterte vor Kälte; meine Glieder waren ganz steif; ich war blaß wie eine Leiche und war wie zerschlagen."

Das Bivouak in der Kälte und auf dem Schnee dauerte drei Tage, und am dritten bekam Conscience ein tüchtiges Fieber, von dem er sich doch nicht abhalten lassen wollte, seinen Dienst zu thun; aber der Capitän duldete es nicht, und er wurde als krank mit einem Quartierbillet nach dem Dorfe Balen geschickt. Der Weg nach dem Dorfe war lang, er erschien aber dem Kranken noch viel länger, denn Fieber und Kopfschmerz wurden immer heftiger, und er konnte sich kaum noch fortschleppen. Es war schon Nacht, als er das Dorf erreichte; alle Häuser waren längst geschlossen, und nur noch marodirende Freiwillige aus dem Bivouak strichen durch die Straßen, schlugen mit den Flintenkolben an die Thüren und verlangten Einlaß oder Nahrungsmittel. Aber von den Dorfbewohnern ließ sich Niemand sehen, und auch auf das bescheidenere Klopfen Conscience's öffnete sich keine Thür. Sich kraft seines Quartierbillets den Eingang zu erzwingen, kam ihm nicht in den Sinn; ein so energisches Auftreten muthete er sich gar nicht zu.

Er hatte vergeblich auch an das letzte Häuschen des Dorfes geklopft, als er noch von Weitem ein schwaches Licht schimmern sah. Dorthin wendete er nun seine Schritte und erreichte endlich krank, schwach und halb verhungert eine einzeln stehende Hütte an der Straße. Er klopfte und die Thür ward geöffnet, aber wie er mit der Flinte in der Hand eintrat, empfing

ihn ein Ausruf des Schreckens und die Versicherung, daß nichts Eßbares mehr vorhanden sei. Man hatte ihnen Alles genommen, selbst die einzige Ziege und das letzte Brot. Als die guten Leute aber hörten, daß ein Kranker zu ihnen komme, und die große Jugend des Gastes erkannten, verwandelten sich ihre Klagen in Worte des Mitleids. Es fand sich noch ein frugales Mahl und ein warmes Lager im Heu über dem Ziegenstall und, was noch besser war, ein tröstender Engel in Gestalt eines Mädchens von siebzehn Jahren, das den armen Belgier nicht genug beklagen konnte und mit seinem mitleidvollen Blick Balsam in sein entmuthigtes Herz goß. Zehn Tage blieb Conscience in dieser Hütte, meistens dicht beim Feuer sitzend und von stummem und tiefem Nachdenken in Anspruch genommen, die Augen auf das junge Mädchen geheftet, welches nicht weit von ihm spann. „Wenn ich bei der leisesten Bewegung ihres Kopfes errieth, daß sie mich ansehen wollte, wendete ich schüchtern die Augen ab. Das liebliche schlanke Mädchen mit seinen frischen Wangen und seinen klaren blauen Augen erschien mir so schön und so rein, daß sie mir wie ein Engel vorkam, den eine Atmosphäre der Keuschheit und Unschuld umgiebt. In der Einfalt meines Herzens wünschte ich, daß Gott mich zu ihrem Bruder gemacht hätte. Welch glückliches und ruhiges Leben hätte ich dann mit ihr führen wollen!

„Des Abends, wenn der Vater und die Mutter mit uns vor dem Feuer saßen, mußte ich erzählen. Da ich wußte, daß ich Bethken (Abkürzung von Elisabeth) damit Freude machte, bot ich meine ganze Einbildungskraft auf, ich erfand die seltsamsten Abenteuer, und meine Erzählungen nahmen meine Zuhörer so in Anspruch, daß sie ganze Stunden lang mit offenem Munde mir zuhörten. Wenn das junge Mädchen mich mit seinen großen Augen ansah, schien sich seine ganze Seele in seinem Blicke auszusprechen; unter dem Einfluß dieses Blickes von himmlischer Reinheit fühlte ich die Kraft meines Geistes sich verdoppeln; ich wurde Dichter durch das Erwachen eines Gefühles, das mir bis dahin unbekannt war! Bethken war sehr glücklich mit „unserm Belgier," wie sie mich nannte: sein Wissen flößte ihr Bewunderung ein; sie war freundlich und gut gegen ihn und nahm seine Hand, wenn sie ihn einlud, sich mit zu Tisch zu setzen; aber ihre schöne Stirn blieb rein wie eine Lilie, und wenn meine Wangen sich bei ihrem Anblick plötzlich rötheten, lächelte sie mit der sanften Unschuld eines Kindes."

Aber auch diese Idylle mußte ihr Ende finden. Eines Nachmittags erschien ein Unterofficier der Compagnie mit der Meldung, daß das Regiment morgen marschire, und der unterdessen wieder Genesene ihm folgen müsse; zu Fuß, wenn es seine Kräfte erlaubten, auf dem Bagagewagen, wenn sie nicht ausreichten. Der letzte Abend in der Hütte verging im Vorgefühl des Scheidens still und traurig, und als am andern Morgen aus dem Bivouak herüber die Trommel erschallte, brachte Bethken dem jungen Soldaten als Abschiedsgeschenk zwei Butterschnitte und zwei harte Eier, die sie von der Köchin des Pfarrers erlangt hatte, und nöthigte ihn trotz allem Widerstreben, sie einzustecken. Noch ein Händedruck und dann folgte sie ihm von Weitem bis er das Dorf erreichte, wo er sein Regiment aufgestellt fand. Die Kameraden empfingen ihn mit Jubel, aber in sein Auge traten Thränen, wie er sich umsah und in der Ferne Bethken erblickte, die mit verhülltem Gesicht an ein Haus gelehnt dastand. Gleich darauf rasselten die Trommeln, das Regiment setzte sich in Marsch, und nie wieder hat Conscience das Mädchen zu Gesicht bekommen, obgleich er nach mehreren Jahren das Dorf wieder aufsuchte.

Die Großmächte wollten es bekanntlich nicht zum Schlagen zwischen den Holländern und Belgiern kommen lassen, und der Krieg bestand daher mehr im Marschiren als im Fechten. Von der Romantik des Soldatenlebens war dabei wenig zu erfahren; desto mehr von seinen großen und kleinen Nöthen. Immer noch war die Verpflegung mangelhaft und häufig fehlte es an Lebensmitteln. Endlich schien ein Tag des Ueberflusses gekommen zu sein. Am 10. August stieß ein mit Brot und Fleisch beladener Wagenzug zu dem Regiment; es wurde Halt gemacht, ringsum wurden Posten ausgestellt und aus jeder Compagnie Leute ausgewählt, um aus dem nahen Dorfe Wesemael Kochgeschirr zu holen. Nach einer halben Stunde stand vor der Fronte auf einer Unterlage von Steinen ein großer Kessel mit Wasser angefüllt. Das Fleisch wurde mit dem Säbel zerstückt und in die Kessel geworfen; von allen Seiten flogen Kohlköpfe, Sellerie, Zwiebeln, Salat, kurz jedes grüne Gemüse, das eßbar war, in das Gefäß, in welchem das Fleisch schwamm. Das Feuer prasselte, die beständig mit neuem Holze genährte Flamme loderte über die Kessel empor, und die Mannschaften beobachteten mit begierigem Blick die Gutes verheißenden Blasen, die sich an dem Rande zu zeigen anfingen. Alles freute sich des bevorstehenden Hochgenusses, denn endlich sollte wieder einmal warm gegessen werden.

Kaum kochte das Wasser, so versuchten Einzelne schon mit der Spitze des Bayonnets Etwas herauszufischen, Der ein Kohlblatt, Jener eine Selleriewurzel &c. Die Anderen wollen das nicht leiden; man stößt sich, schlägt sich, bis sich die Officiere genöthigt sehen, bei jedem Kessel zwei Schildwachen aufzustellen. Endlich, nachdem die Suppe einige Zeit gekocht hat und die Augen auf der Oberfläche des Wassers sich zu zeigen anfangen, schreit man von allen Seiten, daß das Fleisch gar genug sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es kaum angekocht, aber den Lüsternen genügte es, wenn es nur warm war. Die Officiere schienen geneigt zu sein, dem allgemeinen Wunsche nachzugeben; noch wenige Minuten und das Mahl war fertig. Jeder, der eine Blechschüssel besaß, hielt sie in der Hand und die Lippen Aller bewegten sich mit dem charakteristischen Ausdruck, den der Mensch annimmt, wenn er einen leckeren Genuß erwartet.

In diesem entscheidenden Augenblick kam ein Jäger zu Pferde angesprengt und machte dem General eine rasche Meldung. Auf der Stelle ertönte Trommelgerassel, das Jeden aufforderte Gewehr in die Hand zu nehmen und in Reihe und Glied zu treten. Die holländische Armee war in nächster Nähe, vielleicht 10,000 Mann und mehr, und die Belgier waren nur 800. Unter solchen Umständen half kein Zaudern; die Kessel werden umgestürzt; Einige spießen mit dem Bayonnet ein Stück Fleisch oder einen Kohlkopf auf; aber das

kochende Wasser, welches auf sie und ihre Kameraden herabtröpft, zwingt sie bald, ihre Beute wegzuwerfen. Die Officiere treiben zum Abmarschiren, und einige Minuten später ist Alles nach Aerschot unterwegs, immer noch von dem warmen Essen und dem schönen Bouillon träumend, der ausgeschüttet worden war.

Die Feuertaufe empfing Conscience bei Löwen, wo Belgier und Holländer sich einige Tage gegenüber lagen. Während erstere auf den Boulevards der Stadt schliefen, setzten sich letztere am frühsten Morgen in Bewegung und stellten sich in dichten Colonnen auf den Hügeln um die Stadt auf. Eine lebhafte Kanonade entspann sich, und lange Zeit hörte man nichts als den ununterbrochenen Donner von mehr als fünfzig Kanonen. Lassen wir uns die Schlacht von Conscience selbst erzählen. „Unser Regiment lagerte nicht weit von den Batterien; Alles ereignete sich vor unseren Augen. Auf den ersten Lärm waren meine Kameraden aufgestanden; aber als sie sahen, daß nur die Artillerie an dem Kampfe theilnahm, legten sich die Meisten wieder hin und verfielen aufs Neue in tiefen Schlaf, als hätten sie sich um das, was um sie her vorging, gar nicht zu kümmern. Ich blieb stehen, ganz vertieft in das Schauspiel vor mir, das Auge auf die Batterien geheftet. Plötzlich erblickte ich zu meinem großen Erstaunen einen Priester, der ein Geschütz als Artillerist bediente und es gegen den Feind richtete. Er ging in geistlicher Tracht und hatte den dreieckigen Hut auf dem Kopfe. Alle welche nicht schliefen bewunderten den Priester, der mit Eifer das Geschütz bediente, als ob er sein ganzes Leben lang nichts Anderes getrieben hätte. Ein Ausruf des Schreckens entschlüpfte uns, als in seiner unmittelbaren Nähe ein Pulverwagen in die Höhe flog, und einige Augenblicke lang beklagten wir seinen wahrscheinlichen Tod.

„Der König war zu Pferde in der Nähe der Batterien; sein Gesicht war unbewegt und zeigte den Ausdruck von Ruhe und imponirendem Ernst, welcher heute noch die Verehrung Aller erzwingt, die in seine Nähe kommen. Seine Gegenwart flößte Allen Muth ein, und die Hoffnung, daß wir unter seiner Führung noch den Sieg erringen könnten, zerstreute die Wolken, welche der Verdacht des Verraths in unsere Seele gebracht hatte. Während die Aufmerksamkeit Aller sich auf das Feuer der Batterien richtete, hatten die Holländer auf dem Eisenberg neben der nach Mecheln führenden Chaussee Stellung genommen. Von dieser Stadt konnten sie die Stadt Löwen vernichten. Außerdem hatte sich eine ihrer Divisionen der Straße nach Brüssel bemächtigt und uns alle Verbindung mit der Hauptstadt abgeschnitten. Plötzlich kam ein Adjutant herangesprengt und überbrachte unseren Führern Befehle; wir mußten eilig antreten und stellten uns in dichter Colonne auf. Mit wenig Worten sagte uns der Oberst, daß wir vom König geführt den Eisenberg stürmen würden, um den Feind aus dieser wichtigen Stellung zu vertreiben. Wir als Avantgardebrigade sollten die Spitze der Colonne bilden, das Gefecht beginnen und zeigen, daß die alten freiwilligen Jäger Niellon's des Vertrauens des Königs würdig wären. Wir nahmen die Nachricht mit lautem Jubel auf, aber man gebot uns Schweigen, damit keine Verwirrung entstehe.

„Gefolgt von der ganzen Armee marschirten wir zum Mechelner Thore hinaus und erreichten den Fuß des Eisenberges, auf dessen Höhe der Feind unser wartete. In diesem Augenblicke wurde unser Lieutenant Van Diepenbeek von einer Kugel in die Stirn getroffen und stürzte todt nieder. Die Tamboure schlugen den Sturmmarsch; die kriegerischen Klänge des Signalhorns und der Trompete ertönten; das Kommando Marsch, Marsch! traf unser Ohr; wir stürmten den Berg hinan und erreichten in ziemlicher Unordnung den Gipfel. Wir stießen unversehens auf eine Batterie, die uns mit einer vollen Lage begrüßte und eine ziemliche Anzahl von uns zu Boden streckte. Dieser schreckliche Kugelhagel brachte einiges Stocken in unsere Reihen, aber auf den Zuruf unserer Officiere stürmten wir von Neuem mit dem Bayonnet auf die Kanonen. Mittlerweile hatten auch andere Abtheilungen die Höhe erstiegen; die Holländer konnten diesem ersten Anfalle keinen Widerstand leisten und zogen sich auf ihr Centrum zurück. Dadurch erhielten die Belgier Zeit und Raum zum Aufmarschiren. Da wir gerade auf die dichtesten Reihen des Feindes gestoßen waren, begann bald auf der ganzen Linie ein lebhaftes Feuergefecht. In dem Getöse konnte ich als einzelner Kämpfer nicht wissen, was wenige Schritte von mir vorging; ich sah nichts als eine ungeheure Rauchwolke, welche die Schlachtlinie des Feindes bezeichnete; ich hörte nichts als das unaufhörliche Geknatter des Kleingewehrfeuers, die schreckliche Stimme des schweren Geschützes, das den Eisenberg unter unseren Füßen erzittern machte, das Pfeifen und Sausen der Kugeln und den Schmerzensruf meiner Kameraden, die mit zerschmetterten Gliedern oder aufgerissenem Leibe niederstürzten und noch im Sterben riefen: Es lebe die Freiheit, es lebe Leopold!

„In diesem Augenblick erhielt unser Regiment Befehl, sich in der Flanke des Feindes auszubreiten und ihn durch Tirailleurfeuer zu beunruhigen. Wir verließen den Berg und zerstreuten uns über eine große Strecke, sodaß nur zwei Mann alle fünf oder sechs Schritte standen. Das Terrain war sehr uneben und auf den Feldern stand noch das Getreide; daher konnten wir zwar die Holländer auf dem Abhang des Berges recht gut sehen, aber von unseren Kameraden nur einen Theil. Ich stand mit einem andern Soldaten an dem Rande eines mindestens zehn Fuß tiefen Hohlwegs, und obgleich wir noch weit entfernt von dem Feinde waren, schossen wir uns doch unaufhörlich mit seinem rechten Flügel herum. Während dieser ganzen Zeit hörten wir das schwere Geschütz ohne Unterlaß auf dem Berge donnern, und das Gefecht schien lebhafter zu werden. Plötzlich ertönte in unserer Nähe ein schrecklicher Warnungsruf: Cavallerie! Cavallerie! Wirklich sahen wir in diesem Augenblick einen Schwarm Dragoner den Berg herabkommen, um uns anzugreifen.

„Soldaten behaupten gewöhnlich, daß ein Infanterist von einem Reiter nichts zu befürchten habe. Für kriegserfahrene Soldaten mag dies wahr sein; aber für uns Freiwillige, die wir unsere militärischen Erfahrungen bisher lediglich im Bivouak und im Quartier gesammelt hatten, war das eine ganz andere Sache. Der Anblick dieser hochgewachsenen Männer auf ihren riesigen Pferden mit dem blinkenden Säbel in der Hand

flößte uns nicht Furcht, aber doch Besorgniß ein. Wir standen paarweise, ein Paar von dem andern weit entfernt, und konnten unsere Officiere nicht sehen; so vereinzelt und verlassen mußten wir den Angriff der zahlreichen Reiterei abwarten, die den Berg herunter auf uns losſprengte.

„Auf der Ebene angekommen dehnten sich auch die Dragoner in einer langen Linie aus und kamen paarweise und mit geschwungenem Säbel auf uns los, als ob sich jeder einen Tirailleur zum Opfer ausersehen hätte. Ich glaubte, mein letztes Stündlein sei gekommen; ich fühlte, daß ich blaß wurde, ein Schauer überlief mich, und von diesem Augenblick an heftete sich mein Auge so fest auf die beiden Feinde, die es auf mich abgesehen zu haben schienen, daß mein Kamerad mir aus den Augen gekommen war, ohne daß ich es bemerkte. Die Dragoner waren wenigstens noch einen Bogenschuß weit entfernt, als ich meine Flinte auf sie abschoß, ohne zu treffen; ich wollte von neuem laden, aber die neue Patrone fiel mir aus der Hand, und ich hatte kaum noch Zeit, dem heransprengenden Reiter mein Bayonnet entgegenzuhalten. Einer der beiden Dragoner jagte seitwärts durch das Haferfeld, jedenfalls um meinen Kameraden anzugreifen. Mir war es, als ob ich einen plötzlichen Schrei und dann ein Röcheln hörte! Ich fällte das Bayonnet, fest entschlossen, mein Leben möglichst theuer zu verkaufen. Die Ueberzeugung, daß ich dem Tode entgegenginge, preßte mir einen tiefen Seufzer aus und ich sagte laut: Mein Vater, lebe wohl!

„Der Säbel des Dragoners glänzte vor meinen Augen; er rief mir zu, mich zu ergeben; aber ich blieb stumm, mit Todesangst in der Seele; ich suchte mit dem Blick eine Stelle, wo ich meinen Feind oder sein Pferd verletzen könne. Fürchtete sich dieses letztere oder hatte der Reiter es nicht im Zügel? oder wollte der Dragoner meinem Bayonnet ausweichen und mich von der Seite fassen? Ich weiß es nicht, aber mein Feind jagte zwei- oder dreimal mit unglaublicher Schnelligkeit um mich herum, bis es mir gelang, sein Pferd an der Schulter zu verwunden. Was ging zwischen ihm und mir vor? Ich weiß es nicht mehr. Während ich den Kopf abwendete, um dem flammenden Blitz seines Säbels auszuweichen, fühlte ich mich von einem heftigen Schlag getroffen und fiel in ein Loch, das in meiner verwirrten Phantasie ganz bodenlos erschien. Ich fiel tiefer und immer tiefer, als ob ich in die Ewigkeit versinken sollte . . . Ich war rücklings mit Flinte und Tornister in den Hohlweg gestürzt und blieb von dem Falle betäubt eine kleine Weile wie todt liegen; aber ich kam gleich wieder zum Bewußtsein. Ich schlug die Augen auf und sah mit verwirrtem Blicke um mich; dann schaute ich hinauf zum Himmel und dankte Gott für die wunderbare Rettung von gewissem Tode. Ich hörte zwei Pistolenschüsse über mir knallen; ich wollte mich von einem Ort entfernen, wo es so gefährlich war zu bleiben, aber als ich meinen linken Fuß bewegen wollte, preßte mir der Schmerz einen Schrei aus: dessenungeachtet schleppte ich mich mühsam den Hohlweg entlang nach der Stadt zu. Als ich die Landstraße erreichte, war die Schlacht verloren und der größte Theil unserer Armee in vollem Rückzug."

Die kriegerischen Abenteuer Conscience's waren mit dieser Verwundung zu Ende. Das Einschreiten des französischen und des englischen Geschäftsträgers und die Drohung, die französische Armee einrücken zu lassen, geboten den verfolgenden Holländern Stillstand und es trat eine Waffenruhe ein, die nicht wieder unterbrochen wurde, und als nach mehrwöchentlichem Aufenthalt im Lazareth Conscience wieder zu seinem Regiment stieß, war nur von der Reorganisation der Armee die Rede, die ihn in einen neuen Kreis von Kameraden versetzte und ihn das Soldatenleben im Frieden kennen lehrte.

Die Mesmeristen.

Wollen wir den Mesmerismus, wie er sich in der Neuzeit darstellt, nicht blos aus Büchern kennen lernen, so müssen wir uns wohl zu den Vorträgen und Vorstellungen irgend eines berühmten Magnetiseurs begeben. Deutschland hat nur einzelne kleine mesmeristische Cabinete, in denen der ziemlich vereinsamte Magnetiseur gewöhnlich unter vier Augen das seiner Kunst anheimgefallene Individuum behandelt, denn das ehemals in Dresden blühende großartige Etablissement des Grafen Szapary existirt nun seit lange nicht mehr, und Justinus Kerners Sohn ist wohl jetzt der Einzige, welcher den thierischen Magnetismus als Heilkraft etwas umfassender anwendet. Das ist aber Nichts gegen die Salons in Paris, wie sie unter Andern jetzt Dupotet de Sennevoy eröffnet hat, welcher sich bekanntlich vor einem Jahre auch den Hamburger vornehmen Kreisen vorstellte. Wir folgen den Schritten eines Mannes, der sich jüngst in einen dieser Pariser Salons begab, deren piquantes Treiben gleichzeitig zur Charakteristik der blasirten, nur durch scharfe Reize zu erregenden modernen Welt Frankreichs beiträgt.

Wir treten in den Salon Vauxhall, Boulevard du Temple, in der Rue de la Douane, welcher 2000 Zuhörer faßt, und wo die Vorlesungen Dupotets de Sennevoy Abends zehn Uhr beginnen. Der Baron, umgeben von den Großwürdenträgern des thierischen Magnetismus, erscheint, hält eine Exposition, in der er die Verdienste Mesmers, Deleuze's und Puysegurs auseinandersetzt; allein sein Vortrag spannt ebenso wenig die Aufmerksamkeit der versammelten bunten Menge, wie etwa die Ouverture vor großen Spectakelstücken. Dann beginnt der zweite Act; in der Mitte des Salons setzen sich auf zwei langen Bänken ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes die zu Magnetisirenden, ihre Magnetiseurs stehen vor ihnen, etwa 40 bis 50 Paare. Bei den Strichen spielen dann die beiden Methoden „Anregung und Ableitung" die Hauptrolle, Anhauchen, Spritzen, Abstreichen, Spargiren und wie die Griffe und Manipulationen sonst heißen; die elektrische Ausströmung wirkt nur allmählich, allein es gährt und kocht, und schließlich ist der Hexensabbath fertig.

Der Eine schläft den Schlaf des Gerechten, die Andere ist

in wonnetrunkene Extase versunken; hier neigt sich Einer verklärt zur Seite des Magnetiseurs, dort geberdet sich Eine wie die Grisi in der Somnambula; hier kniet Eine schwärmerisch in betender, dort wieder eine Andere in verzückt-erotischer Stellung; hier liegt Einer wie ein sterbender Krieger und dort wieder Eine wie eine schlafende Madonna; hier eine büßende Magdalena und dort eine entfesselte Bajadere, ein römischer Gladiator neben einer nymphomanischen Bacchantin; — kurz Bilder, Tableaux, Attitüden der wechselvollsten, piquantesten Art. Im dritten Acte machen die Magnetiseure ihre Gegenstriche, und es folgt ein theatralischer Coup, der viele Aehnlichkeit mit der schauerlichen Gräberscene in Robert dem Teufel hat. Die Magnetisirten steigen Einer nach dem Andern aus ihren magnetischen Gräbern und werden von ihren Herren und Meistern vor den Thron des Herrn Barons gebracht. Der Baron: Qu'est-ce que vous avez senti, Monsieur oder Madame? Gewöhnliche Antwort: Engourdissement, Eingenommenheit des Kopfes, Wallungen, Herzklopfen, Entrücktsein vom irdischen Jammerthale, un certain je ne sais quoi! Die räudigen Schafe, welche nichts gefühlt haben, werden ausgestoßen, die Hochsensitiven ausgemustert, und diese spielen dann in der folgenden großartigen Komödie die Hauptrolle. Wir sehen dann Kataleptische, d. h. im Starrkrampf liegende zu Dutzenden; steif wie Gliederpuppen machen sie equilibristische Exercitien, umflossen von den Mirakeln einer mysteriösen Geisterwelt. Auf der andern Seite folgt „unwillkürlich“ der geisterhaften Anziehungskraft des Magnetiseurs, rechts oder links, wohin er sich bewegt, eine Magnetisirte. Die Löwin der Soirée ist ein 13- bis 14jähriges Mädchen, aufgeputzt wie ein Opferlamm, und blaß wie eine Wachspuppe; sie hat es im Starrkrampf und in der Extase am weitesten, zu einer gewissen Virtuosität gebracht. Ihre Hände und Füße nehmen die verdrehtesten Stellungen und Formen an; mit Nadeln gestochen, mit einer brennenden Wachskerze gebrannt, zuckt ihr kein Glied, — in seligheiterer Stimmung bietet sie das idealste Bild vollendeter Extase; ein Stück Automat, ein Stück Goethescher Mignon und ein großes Stück — Schauspielerin. Das Schlußtableau ist die Chaine. Hier und da fühlt sich eine Magnetisirte zum Magnetiseur mächtig angezogen, andere Magnetisirte zum Nachbar und zu einem nichtmagnetisirten Vis-à-Vis. Sie stürzen athemlos und krampfhaft gegen einander, und es wirbelt der tolle Reigen eines Hexentanzes. Ein Blick, ein Strich, ein Hauch des magnetischen Herrn und Meisters — und Alles ist besänftigt. Das Ganze macht auf den unbefangenen Zuschauer völlig den Eindruck einer theatralischen Vorstellung. Aber während sich ein großer Theil des Pariser Publicums im Anschaun der wechselvollen Scene entlangweilt und erquickt fühlt, läßt sich ein anderer Theil, der mehr hinter dem Ganzen sucht, als in ihm ist, gern vom haut gout der Magie fortziehen. Aus beiden Theilen rekrutiren sich die Mitspielenden bei der nächstfolgenden Soirée, doch bleiben einzelne Figuren des Spieles stereotyp.

Möge man immerhin auf der einen Seite einwerfen, daß diese Erscheinungen Auswüchse sind, die auch bei jeder Saat neben dem Guten und Gesunden aufwuchern können, so muß man doch auf der andern Seite dabei stehen bleiben, daß schon in der ursprünglichen Lehre Mesmers ein Körnchen Wahrheit kaum aufzufinden ist in der Masse von Spreu, welche sie enthielt. Wer wird sich da wundern, daß das Unlautere schneller aufkeimte, als der Läuterungsproceß vollbracht werden konnte?

Daß Mesmer kein Betrüger war, mag wohl zugegeben werden, aber seine Anhänger verkennen, daß er durch eine ganz falsche naturwissenschaftliche Untersuchungsmethode und von falschen Voraussetzungen ausgehend zu Irrthümern gelangte, an die er glaubte und für die er ein System zu schaffen suchte: „der thierische Magnetismus ist eine Wissenschaft, welche ihre Gründe, Folgen und Sätze hat.“ Er fühlte es wohl, daß seine Behauptungen eine strenge naturwissenschaftliche Untersuchung nicht aushalten würden, schob aber die Schuld nicht auf die Schwäche der Stützen, welche seine „Entdeckungen“ hatten, sondern auf die von ihm stets behauptete Unfähigkeit der prüfenden Richter. Sollte es wahr sein, daß die damals zu Berlin und Paris lebenden und in den Akademien sitzenden Naturforscher wirklich unfähig und parteiisch gewesen sind, so ist doch immer die Frage übrig, wie es kommt, daß noch jetzt, wo sich seit 1775, dem Jahre von Mesmers Ankündigung seiner Entdeckung, die Naturwissenschaften ein großes Stück fortbewegt haben, sich nicht die großen Träger dieser Wissenschaften, sondern nur eine verschwindend kleine Zahl weniger hervorragender Männer für Mesmers Ideen und für die Existenz einer besondern Kraft des „thierischen Magnetismus“ aussprechen? Der Erfolg im Applaus der Zeitgenossen, oder das Fiasco bei den Mitlebenden ist allerdings niemals als Maßstab zu benutzen. „Es giebt nur zwei gerechte Richter für große Männer: Gott und die Nachwelt,“ so ruft ein neuer Vertheidiger Mesmers, W. Wurm („Darstellung der mesmerischen Heilmethode.“ München 1857). Allein man kann gerecht sein, und doch schärfer als Dr. Wurm Mesmers Theorie und Praxis kritisiren; dann würde man allerdings zu der Ansicht gelangen, daß z. B. die Kur des blinden Fräulein Paradies, welche den Ruf Mesmers begründete, nichts Anderes gewesen ist, als die psychische und von Mesmer nur nicht als solche gedeutete Einwirkung auf eine vielleicht nur in Selbsttäuschung befangene Person. Die Paradies war offenbar nicht blind, wenigstens entbehrte sie des Gesichtssinnes nicht so sehr, wie viele Zeitgenossen zum Ruhme Mesmers meinten. Zu dieser Ueberzeugung gelangt man, wenn man hört, was sie in dem sogenannten blinden Zustand zu leisten vermochte. Bevor der Verdacht nicht beseitigt ist, daß sie, die nicht ohne Eitelkeit war, interessant erscheinen wollte, muß man annehmen, daß Mesmer ihr sehr gelegen kam, um ihren Ruf als Genesene von einer angeblich seit dem 2. bis 3. Lebensjahre bestehenden „völligen Blindheit“ zu begründen. „Wurde sie,“ so wird erzählt, „im Freien bei einem Garten oder Gebäude vorbeigeführt, so entging nichts ihrer Aufmerksamkeit. Sie erkundigte sich wem das Haus, der Garten gehöre? Das sonderbarste aber war, daß sie es erkannte, ob ein Garten mit Planken oder mit Staketen umgeben war. Von ihrer deutlichen Wahrnehmung naher Gegenstände gab sie einem Freunde folgende merkwürdige Probe: Er führte sie in einer Allee längs der einen Baum-

reihe auf 3 bis 4 Fuß Nähe, und sie schlug nun mit einem Stocke auf jeden Baum, ohne bei 20 auch nur einen zu fehlen." In einem Zimmer, worin sie nie vorher gewesen war, wußte sie gleich, ob es groß oder klein wäre; war sie bis in die Mitte desselben gekommen, so konnte sie auch seine Form bestimmen. Wenn man sie auf die Straße führte, so merkte sie, wenn eine Seitenstraße kam; den Augarten zog sie dem Prater vor wegen seiner Abwechselung von Wasserfällen, Grasplätzen und Hügeln. Aus solchen Andeutungen verräth sich kein „Ferngefühl" einer völlig Blinden, sondern wohl mehr die wenn auch unvollkommene Fähigkeit zu sehen; die Paradies wurde ihrer sonstigen Fähigkeiten wegen als Blinde bewundert, ihre angebliche „völlige" Heilung aber noch mehr. Um diese Erscheinung zu erklären, daß die „blinde" Paradies so viel zu sehen vermocht hat, will ein Anhänger Mesmers jetzt einen besondern „Hautsinn" annehmen, der auch die Fledermäuse befähigt, im Dunkeln, ohne an Gegenstände anzustoßen, herumzufliegen, indem sie mit ihren großen Ausbreitungen der Haut an Ohren und Nase Eindrücke von den Gegenständen aus der Ferne empfangen. Die Mesmeristen haben überhaupt ganz eigenthümliche Ansichten über die Sinne und deren Thätigkeit.

In einem jetzt erschienenen Werke des Professors Duttenhofer „die acht Sinne des Menschen" (Nördlingen 1858), das der in Ludwigsburg lebende Verfasser zum Theil während seines zweijährigen Aufenthaltes in Guyana verfaßte, wird folgendes neue Schema der Sinne aufgestellt: 1) Kopfsinne: Augensinn, Ohrensinn, Nasensinn, Mundsinn; 2) Rumpfsinne: Hautsinn, Tastsinn oder Muskelsinn, sympathischer Sinn, Gattungssinn. Wie aus der Haltung des ganzen Buches, namentlich aber aus dem neunten Briefe des Verfassers über den sympathischen Sinn hervorgeht, ist es ein Werk eines ächten und rechten Schülers Mesmers. Er bewegt sich wie dieser in einer völlig unverständlichen Phraseologie: „das periodische Anlehnen an den Makrokosmos ist der Schlaf." Ferner: „da der Individualgeist und der Körper des Menschen in demselben Verhältnisse, wie Eigenschaft und Unterlage zu einander stehen, so kann der erstere sich in den letztern während des Schlafes versenken, und es kann alsdann der Körper mit allen Sinnen auf seine Weise agiren, während der Geist in ihm schläft. Hierauf beruhen die Erscheinungen des Somnambulismus und Alles, was mit diesen zusammenhängt." Wir haben erst unlängst ein Buch erhalten, welches weit gelungener, nüchterner und in echt physiologischem Geiste die fünf Sinne populärwissenschaftlich darstellt. „Die Sinne des Menschen" (Leipzig, O. Wigand mit 84 Abbildungen, 1857) schrieb Dr. F. Dornblüth, ein politischer Agitator Mecklenburgs, in seiner Gefangenschaft, aus der er erst jetzt entlassen wurde. Aus solcher Darstellung der Sinnesapparate als Pforten des Geistes, welche sich rein an das Positive hält, lernt man weit mehr, als aus Duttenhofers Arbeit, die auf dem steilen Wege des Hypothesenreichthums fort und fort vom Pfade der wahren Erkenntniß abgleitet.

Wir wollen und können weder jene Phantastereien mit dem Psychographen, der jetzt zum magischen Spielzeug für große Kinder wurde, und dem Güldenstubbe ein besonderes Werk („Pneumatologie," Paris 1857) widmete, noch jene Täuschungen verfolgen, welche sich hysterische und unartige Mädchen mit leichtgläubigen Aerzten erlauben. Einer der letztern suchte in der That erst jüngst hinter dem unfläthigen Benehmen eines verzogenen Kindes eine magische Kraft, die aller Naturgesetze spottet: Johann Chr. Seitz, Geschichte einer seltsamen und unbegreiflichen Krankheit, an welcher ein Mädchen in Waizen von 1854 bis 1856 gelitten rc. Pesth 1858.

Vielmehr müssen wir uns mit H. B. Schindlers, Arztes zu Greifenberg in Schlesien, Buche: „das magische Geistesleben" (Breslau 1857) etwas genauer beschäftigen, da es sich als ein Beitrag zur Psychologie ankündigt und eine Menge von Erscheinungen bespricht, die man als Polarität des Geistes, als innern Sinn, Seherei und Visionen, Prophetie, Zauberei rc. bezeichnet. Ein sonst geachtetes Blatt, das sich namentlich die Litteratur des Auslandes zum Object erwählt hat und es rügt, daß die Revue germanique in Paris Männer wie Moleschott und Vogt neben Humboldt und Liebig erwähnt, bespricht dieses Schindlersche Buch neben dem jüngst erschienenen vierten Bande von Humboldts Kosmos: „wiewohl es einen polaren Gegensatz zum Kosmos zu bilden scheine, so könne es doch auch als polare Ergänzung desselben angesehen werden." Dieses Buch steht jedoch nicht blos in einzelnen, sondern in allen Stücken mit den Theorien und der Praxis der Physiker und Physiologen in Widerspruch. „Wer lüftet uns den Schleier des Daseins? Wer erklärt uns die Pulsschläge des keimenden Lebens, wer sagt uns, wo das schwindende geblieben?" So fragt der Verfasser des Buches und bestrebt sich, eine große Reihe sogenannter Thatsachen, d. h. Erzählungen von Wundern, psychischen Epidemien, Hexereien und Zaubereien, kurz den ganzen dämonischen und magischen Plunder des Aberglaubens zusammenzustellen, um einen Punkt der Einigung für sie zu finden. Er will das Unbekannte und Bezweifelte aus dem Bekannten und Erwiesenen erklären, das Analoge verbinden, die Grundsätze der exacten Wissenschaft bei der Erklärung der Phänomene zu Grunde legen und dann ein lebensvolles Bild der ganzen einen Hälfte unseres Ich vor dem Leser aufrollen. Man muß ihm zugeben, daß er viel Analoges mit einander verbunden hat, allein die Grundsätze unserer exacten Wissenschaften ließ er bei der Erklärung aus den Augen. Wir haben hier ein Stück Naturphilosophie vor uns, die mit ihren Reflexionen nicht vom Realen in das Ideale führt, sondern in das Unklare hinausfliegt. Aus der Tradition, aus dem Aberglauben aller Völker und aller Zeiten, sammelten schon Ennemoser, Passavant, Fischer, Deleuze und Mayo die Spuren des thierischen Magnetismus, und sie rufen jetzt mit dem Sänger der Urania:

> Der Aberglaube selber ist der Schatten,
> Den inn're Wahrheit auf das Leben warf.

„Wo sich magisches Leben überhaupt findet." so sagt der Verfasser dieses Buches, „da ist auch magisches Heilen. Es erstreckt sich das herunter bis zu unserm Psychographen, welcher Heilmittel verordnet, wie die Somnambüle und das Orakel, einfache, gekannte und unbekannte, Bäder, kalte Waschungen, Thee, magische (drei Fäden, aus drei verschiedenen Rocken gesponnen, drei Haare von drei Ziegen, einer schwarzen, einer

rehfarbenen und einer weißen); er nennt den Arzt, der helfen wird, bestimmt die Zeit der Genesung, wo die Genesung eintreten wird ꝛc. Graf Szapary hat diese Seite psychographischen Wirkens mit Glück cultivirt, indem er das moralische Gefühl seiner Pflegebefohlenen durch den Psychographen ins Bewußtsein brachte und steigerte, und so psychische Heilungen bewirkte. Am weitesten ausgebildet finden wir die magische Heilung bei den Spiritualisten in America." Wenn nun hinzugesetzt wird, daß „die außerordentliche Entdeckung Mesmers uns Licht über alle diese Erscheinungen verbreiten helfe," so glauben wir doch, daß die neueren Nachrichten über die Spiritualisten uns noch mehr Licht über deren Treiben gebracht haben. In Boston zog vor einiger Zeit der Redacteur des Courier den Geisterklopfern eine öffentliche Blamage zu; er bot ihnen 500 Dollars, wenn sie ihre Geister veranlassen könnten, Klavier zu spielen, oder den Inhalt eines versiegelten Zettels zu lesen; Gould, Agassiz und noch zwei bedeutende Naturforscher bildeten die Jury. Die Spiritualisten nahmen in der That die Aufforderung an, allein vermochten das Klavier nicht spielen zu lassen, noch die Geheimnisse des versiegelten Zettels zu enthüllen. Allerdings verlangen die Mesmeristen zum Gelingen aller Heilwirkungen den Willen und den Glauben nach der Losung Puysegurs: „Veuillez et croyez"; sie berufen sich jetzt sogar auf die Worte des Heilandes: „wahrlich als ihr Glauben habt, als ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: hebe dich von hinnen" ꝛc. Die Mesmeristen muthen uns mit Beziehung auf diese Allmacht des Glaubens zu, an die Sagen und Mythen der Inder, Aegypter, Griechen ꝛc., sowie an die unbeglaubigten und völlig zweifelhaften, noch dazu durch hundertmaliges Wiederholen ganz entstellten Erzählungen überspannter Enthusiasten von sympathischen Kuren ꝛc. zu glauben; und sie selbst stellen sich so an, als ob sie denselben Glauben schenkten. Allein bis zu dieser von ihnen verlangten „intensiven Steigerung des gesammten Seelenlebens" zu gelangen, verhindert die nüchterne Kritik und der Mangel an Geld, um für jede Beweisführung einen Preis von 500 Dollars aussetzen zu können.

Die weittragenden Folgen, welche die Erregung der Phantasie und des Gemüthes auf alle Vorgänge im Körper durch die Umstimmung des Nervensystems herbeiführen, läugnet Niemand, denn wir Alle wissen, daß auf diesem Wege auch der Uebergang von Kranksein zum Gesundsein zu Stande kommen kann, indem die Nerven dem Wechsel der Stoffe im Organismus in einer besondern Art vorstehen. Wahrscheinlich vermögen wir nur hierdurch die sogenannten sympathetischen, auch die mesmeristischen Kuren zu erklären. Doch erlaubt sich eine exacte Physiologie und Psychologie nicht, hier die Begriffe des „Magnetischen" und der „Polarität" einzuschieben. Um die durch psychische und nervöse Einwirkungen erzielten Umänderungen in der physiologischen Körpersubstanz nur scheinbar zu erklären, borgen die Mesmeristen der Physik eine Reihe wenig passender Analogien ab, wie die Erscheinungen des Magnetismus, anstatt sich von dieser Wissenschaft die stricte Methode und das Werkzeug zu holen, um das, was dieselbe von den organischen Processen bisher noch unerklärt ließ, ganz allmählich einer bessern Deutung zugänglich zu machen. Die Mesmeristen ziehen ferner aus den zahlreichen naturwissenschaftlichen Entdeckungen der Neuzeit Alles herbei, was für ihre Anschauungsweise zu sprechen scheint, namentlich aber den jetzt von Helmholtz u. A. bewiesenen innern Zusammenhang der sogenannten Kräfte, die es für die Physik nun nicht mehr im althergebrachten Sinne des Wortes giebt. Die Erscheinungen der Elektricität, des Magnetismus, des Lichts, der Wärme, der Schwerkraft und der chemischen Verwandtschaft sind keine Erzeugnisse ebenso vieler Kräfte, sondern nur mehrfache Bewegungsformen der Materie, von denen bei der Wechselwirkung der kleinsten Moleküle auf einander die eine in die andere übergeht. Noch kein physikalischer Apparat, noch kein Multiplikator war jedoch im Stande zu zeigen, daß das menschliche Individuum ein thierischer Magnet sei. Der einzige Forscher Du Bois Reymond in Berlin, welcher das elektrische Verhalten der Nerven prüfte, hat beispielsweise mit seinen physikalischen Apparaten weit mehr Aufschlüsse über die Geheimnisse des Nervenlebens gegeben, als alle Mesmeristen mit ihren Sensitiven, ihren magnetischen Kuren und ihren Od-Hypothesen. Es existiren elektrische Polaritäten in den Nervenfasern, es ist auch wahr, daß überall die elektrischen Erscheinungen mit magnetischen Zuständen einhergehen, denn durch Elektricität kann Magnetismus, durch Magnetismus Elektricität hervorgerufen werden. Allein es war ebenso sehr vorgegriffen, wenn man schon vor Du Bois Reymond's Entdeckung, daß bei jedem Vorgange im Nervensystem zwischen den ungleichartigen und in elektrischer Spannung befindlichen Atomen des Nervengewebes ein Spannungswechsel in den Formtheilchen stattfinde, das Nervenagens für Elektricität hielt, als wenn man jetzt, wie Wurm in seiner „Darstellung der mesmerischen Heilmethode" thut, den ganzen Menschen als einen Magnet darstellt, ohne es durch physikalische Instrumente und Experimente beweisen zu können. Auf diese Annahme hin ein System des thierischen Magnetismus, eine Lehre von den mesmerischen Kuren gründen zu wollen, ist mehr als verwegen, denn man verläßt damit den Boden des reellen Wissens.

Schönlein und andere Aerzte lassen immerhin bei manchen ihrer Patienten die Manipulationen des Mesmerismus vornehmen, denn sie wissen aus der Praxis, was die Einbildungskraft vermag. Trotzdem wird von einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Mesmerismus nicht die Rede sein können, und Wurm selbst sagt, daß Mesmers Anhänger bis auf unsere Tage herab mit seltenen Ausnahmen sich gänzlich entfernt haben von dem „klaren und umfassenden" Systeme des Meisters. So fragen wir: Wer behält denn Recht, wenn weder Freund noch Feind Recht haben? Wer darf sich neben Mesmer mit seiner Allfluth stellen? Ists der Franzose Puysegur, Cahaquet oder Dupotet, ists die Mrs. Crowe oder Szapary, ists Kerner mit seinem „höhern Selbstischen", oder Kieser mit seinem „Nachtleben der Seele", ists Ennemoser, oder Reichenbach mit seiner Odkraft? Oder ist es vielleicht Hornung, der Rendant und Secretär des Berliner magnetischen Vereins mit seinen Worten: „Neue Geheimnisse des Tags. Durch Geistesmagnetismus vermittelte Geistermanifestationen aus dem unerhüllten

Jenseits" (Leipzig bei Fr. Fleischer)? An Fruchtbarkeit fehlt es den Mesmeristen nicht, doch will Einer den Andern nicht als den wahren Jünger und Apostel der Urlehre gelten lassen, und wir können keinen von ihnen greifen, weil sie sich fast alle einander vorwerfen, das Wahre nicht begriffen zu haben; und dennoch berufen sie sich auf einander! Ihnen allen ist es aber jedenfalls ernstlich darum zu thun, das Interesse des Publicums zu erwerben und auf sich und ihre Werke hinüberzuleiten. Wird sich in der That dieselbe Aufmerksamkeit, welche sich so schnell für die moderne volksthümliche Litteratur der Naturwissenschaften und für den Kampf der Physiologen und Psychologen um das Leben der Seele im Körper wecken ließ, auch ebenso schnell wiederum der Lehre Mesmers zuwenden, die schon zur Blüthezeit der Naturphilosophie die Geister beherrschte? Bei einer vielleicht eintretenden Reaction wäre es wohl möglich, daß die Erbschaft abermals jener Litteraturbranche zufällt, und es mag daher wohl nicht unnöthig erscheinen, zur rechten Zeit einen Warnungsruf ertönen zu lassen. P.

Das Nilfest in Aegypten.

— Unter der Ueberschrift: „Araberphantasie" brachten die Riga'schen Stadtblätter, die uns mannichfach Kunde geben vom Leben und Treiben der Deutschen in Rußland, eine Schilderung des großen Nationalfestes in Aegypten, das jährlich den Segen der Nilüberschwemmung feiert.

Wenn Du, geneigter Leser, einmal in die Lage kommen solltest, zu dem Eingebornen Syriens oder Aegyptens von Phantasie zu sprechen, so erwarte nicht, daß sich alsbald in seinem Geiste eine Vorstellung von jener wunderbaren Kraft bilde, welche dem Dichter die Hütte in einen Palast verwandelt, und nordische Birken in die Palmenwälder des Südens; Phantasie heißt dem Araber vielmehr jedes Vermögen, jede außergewöhnliche Ergötzung und Festlichkeit, mag diese begleitet sein von der einfachen Tarabouka (Handtrommel) oder mögen sie dabei Tausende von Schwärmern und Raketen verpuffen. Auch die kleinste Hochzeit ist mit einer Phantasie geschmückt, und Phantasie reitet uns der Beduine vor, um uns die Eintönigkeit der Wüste zu verkürzen: Er macht einen Scheinangriff auf seine Kameraden, wobei er im raschesten Galopp sein Gewehr abschießt und ladet, um bald wieder noch schneller zu fliehen und dem Scheingegner Gelegenheit zum gewandten Lanzenschwunge zu geben. Doch alle Phantasien der Araber treten zurück vor der einen, welche den Aegyptern alljährlich durch ihr größtes Nationalfest, — den Nilschnitt — bereitet wird. Immer brauner färben sich die Wellen des steigenden Nils, immer stärker schlagen sie gegen die Ufer empor, bis sie endlich hoch genug sind, um den Canal zu speisen, welcher sich bei Alt-Kairo auf der rechten Seite des Nils nach Neu-Kairo hinzieht. Die Oeffnung dieses Canals ist dann die größte Phantasie der Aegypter.

Einige junge Deutsche (darunter der Sohn des vor Jahren in Riga, jetzt in Berlin wohlbekannten Musikdirectors Dorn, welcher in Kairo zur Stärkung seiner Gesundheit weilte) nahmen mich, der ich am Tage zuvor aus Alexandrien angekommen war, in ihre Mitte, und geleiteten mich zu einer größeren Gesellschaft von Deutschen, Italienern und Franzosen, die sich am 12. August (n. St.), um zehn Uhr Abends, vor dem Dattelbaume, dem elegantesten fränkischen Kaffeehause Kairo's versammelten. Fackelträger traten an die Spitze des fröhlichen Reiterzuges, und hinaus ging es in die wunderherrliche sternenklare Nacht. O wie köstlich war die Luft getränkt mit den süßen Düften des weißen und gelben Jasmin; wie lieblich plätscherten die Springbrunnen in den Gärten des Abbas und Osman Pascha; wie schwermüthig und ernst wiegten sich darüber die Palmen und Cypressen! Doch bald wird unsere Aufmerksamkeit auf das immer näher kommende Nilufer gelenkt. Hunderte von Raketen und Leuchtkugeln erhellen hier den ganzen Platz zwischen dem Canal und dem Palaste des Abbas Pascha und zeigen ihn angefüllt mit stehenden, liegenden oder sitzenden Arabern und Negern. Auch die gewandtesten Reiter unter uns können es nicht vermeiden, daß nicht zuweilen die Hufen ihres Esels einen Schläfer verletzen; scheltend fährt derselbe empor, aber er bemerkt, daß er von einem Franken getreten wurde; brummend legt er sich daher wieder zu Boden, denn der wohlgezogene Unterthan Said Pascha's weiß, wie vergeblich hier jeder Gedanke an Rache; die einzige Genugthuung, die er sich gönnt, ist die, daß er den Vater unseres Esels verflucht.

Hart am Rande des — noch trockenen — Canals erhebt sich das kostbare Seidenzelt des Vicekönigs; es ist angefüllt mit Officieren aller Waffen, welche hier den Morgen erwarten. Aber verlange nicht, geneigter Leser, daß der Effendi von der schwarzen, — oder der goldgeschmückte Bey von der Kameelgarde hier ohne Beschäftigung die Zeit hinbringe; die Narghileh (Wasserpfeife) ist in Jedermanns Händen und bietet Allen überreiche Unterhaltung für Leib und Geist. Denn dies mußt Du schließen aus ihren ernsthaften Zügen und aus der Gleichgültigkeit, mit welcher sie sich in ihrer feinen Uniform in den Staub und Schmutz niederhocken. Ob auch dicke Kohlen von dem nahen Feuerwerke auf das seidene Zelt fallen und das glänzende Gewebe verbrennen, sie rühren sich nicht von der Stelle; nur wenn sie die Franken aus der Feldflasche trinken sehen, beleben sich ihre Züge, und Alle zeigen sich bereitwillig, das Weinverbot Mohameds zu übertreten.

Um zwölf Uhr Nachts verkünden Kanonensalven den Beginn des eigentlichen Festes, der Eröffnung des Nilcanals. Reihen von fackeltragenden Stangen befinden sich auf dem Damme, welcher diesen seit der letzten Nilüberschwemmung schließt; hinter den Fackeln stehen die mohamedanischen braunen Araber mit Hacke und Spaten, und daneben in langer Reihe die Kopten mit Körben zum Wegtragen der Erde. Dann nahet sich unter dem Schalle von Tarabouken und Pickelflöten der Aelteste der Judengemeinde von Kairo, ein alter Hebräer aus dem nahen Ghizeh. Seit uralten Zeiten haben ja die Juden

in Aegypten das Recht, den Nilschnitt zu beginnen, und die Zahl derer ist nicht klein, welche den Bestand dieses Rechtes bis auf den Joseph der Genesis hinausdatiren. Der Alte macht mit dem Spaten einen Schnitt in den Damm, und sogleich beginnen die Araber die Erde wegzuschaufeln und die Kopten sie an das Ufer zu tragen. Nur ein schmahler Rand bleibt von dem Damme stehen, der als letztes Hinderniß für die Nilfluth erst mit der Ankunft des Pascha's, um sechs Uhr Morgens, entfernt werden soll. — Endlich graute der Morgen und zeigte, wie die Arbeit am Canaldamm schon fast vollendet war: nur noch eines Schnittes bedurfte es, und der Nil stürzte seine braunen Wellen nach Neu-Kairo. Jetzt verkünden laute Trommelschläge die Ankunft der schwarzen Garde; stattlich schreitet sie einher mit ihren purpurnen Röcken und wallenden Federbüschen, und bildet am Rande des Canals ein Spalier für das Corps der fremden Diplomaten und für die höheren mohamedanischen Geistlichen.

Zuletzt kommt der Stellvertreter des Pascha; der Vicekönig Said nämlich ist durch eine Reise verhindert, dem Nilschnitt beizuwohnen; darum erscheint sein Generaladjutant Koluth-Bey. Unter dem Jauchzen des Volkes wird jetzt die Nilbraut herzugebracht: auf einer mit zahllosen Fahnen, Kränzen und Bändern gezierten Barke steht eine Wachsfigur im bräutlichen Schmucke. Vor Zeiten war es eine lebende Jungfrau, die Tochter eines Pascha's oder gar des Vicekönigs, welche dem Nil geopfert wurde, sobald sich Dieser in den Canal stürzte. In neuerer Zeit aber muß sich der braune Freier mit einer Wachsfigur begnügen, mit welcher er aber ebenso unbarmherzig verfährt, als früher mit den Töchtern seiner Pharaonen. Alles blickt nun erwartungsvoll nach Osten, nach dem Aufgang der Sonne; diese erhebt sich, da giebt der Pascha das Zeichen zum Durchstich. Derselbe Sohn Israels, welcher vordem den ersten Spatenstich grub, macht jetzt auch den letzten; der Nil wühlt sich schnell eine größere Oeffnung, und langsam sinkt ihm seine Braut von der Barke entgegen. Doch Aller Augen wenden sich jetzt einem viel interessanteren Schauspiele zu: dienstfertige Neger stellen eine Anzahl kleiner Beutel vor den Vicekönig; sie sind gefüllt mit Silbermünzen neuesten Gepräges. Hart am Rande des Canals stehend wirft Koluth Bey das Geld in den Canal; es war dies eigentlich der Mahlschatz der Nilbraut, aber an Stelle des nassen Bräutigams öffnen sich tausend Körbe, Schürzen, Hände und Munde, um die glänzende Spende zu empfangen. Jetzt hat die Phantasie ihren höchsten Gipfel erreicht; Alles jubelt vor Freude über die Rückkehr der Nilüberschwemmung, welcher Aegypten, dieses Stücklein Himmel auf Erden, ja seinen ganzen Reichthum verdankt; der Kopte fällt dem Neger, der Jude dem Araber jauchzend in die Arme, und auch die Diplomaten ermangeln nicht ihre freundlichen Glückwünsche dem Pascha darzubringen. — Ich aber benutze diesen Augenblick der allgemeinen Freude, mich aus dem Knäuel dieser weißen und braunen, gelben und schwarzen Menschen zu flüchten; rasch besteige ich mein munteres Reitthier und eile der gastlichen Locanda zu, in welcher ich bald auf mein Lager sinke, durch kurzen Schlaf mich zu stärken zum Ritte nach den Pyramiden.

E. H—n.

Zur Chronik.

Ein Gemälde von Ludwig Thiersch.

†. Wir gedenken hier eines großen Gemäldes, welches in kurzem in München seiner Vollendung entgegensieht und entschiedenen Anspruch auf allgemeine Anerkennung hat. Es ist dies eine Composition von **Ludwig Thiersch** nach einem neugriechischen Gedichte, in welchem schon Goethe in „Kunst und Alterthum" einen für malerische Darstellung sehr günstigen Stoff erkannte. Der Inhalt des Gedichtes ist eine Sage vom „Charos," die höchst wahrscheinlich als eine Verschmelzung des altgriechischen Mythos vom Charon, der die abgeschiedenen Seelen in die Unterwelt einführt, und der nordischen Sage vom wilden Jäger oder Wodan, der mit den Einherien, den Geistern der in der Schlacht gefallenen Krieger und den sie geleitenden Walkyren durch die Lüfte braust, anzusehen ist. Der „Charos" des Gedichtes erscheint nämlich als ein mit abgeschiedenen Seelen wie der Sturmwind dahinsausender Todesengel —

Ihm schweben Jünglinge voran, im Rücken schweben Greise,
Auf seinem Sattel Kindlein zart, geordnet reihenweise.
Die Greise bitten flehend ihn, die Kinder auf den Knien:
„Mein Charos, laß im Dorf, laß uns am kühlen Ort verziehen,
Daß sich am Spiel die Jugend freu', die Greis' am Trunk erquicken,
Die Blümlein auf der bunten Au die zarten Kindlein pflücken!"

Charos aber hört auf ihre Bitten nicht, sondern erwidert, im Sturme weiterziehend:

Nicht lass' ich euch im Dorf verziehn, nicht an der kühlen Quelle!
Die Mütter kommen mit dem Krug zum Brunnen klar und helle;
Das Mutterauge würde schnell die Kindlein dort erkennen;
Die Gatten fänden wieder sich — wer könnt' aufs Neu sie trennen?

Die Darstellung dieses Stoffes ist dem Künstler in hohem Grade gelungen. Unten eine reichbelebte, abendlich beleuchtete griechische Landschaft mit der Akropolis im Hintergrunde, darüber auf schwarzem Roß dahin brausend Charos mit einem langen Zuge von Männern und Frauen, Kindern und Greisen, welche theils sehnsüchtig ihre Blicke auf die unter ihnen liegende Erde heften, theils sich flehend und händeringend zum Charos wenden, theils, am Erfolg der Bitten verzweifelnd, in stummer Ergebung weiter ziehen. Auf die einzelnen Schönheiten näher einzugehen, fehlt hier der Raum; nur soviel sei noch bemerkt, daß der Künstler der Anschauung des Gedichtes gemäß die obere Partie als die Hauptpartie behandelt und die Figuren nicht wie bleiche Schatten, sondern wie noch lebenslustige, gleichsam mit verjüngten Leibern ausgestattete Gestalten behandelt hat. Die Sage ist daher mehr im sinnlich-anschaulichen Geiste der Griechen, als im Sinne der geisterhaften nordischen Phantasie aufgefaßt.

Männer der Zeit.

Aimable Jean Jacques Pelissier,

französischer Marschall, wurde am 6. November 1794 zu Maromme im Departement der untern Seine nicht weit von Rouen geboren. Seine erste Bildung erhielt er auf dem Lyceum zu Brüssel, welches damals ein französisches war, und fand im Frühling 1814 auf der Artillerieschule von La Flèche Aufnahme, von wo er in die Militärschule von St. Cyr überging. Nicht lange vor Napoleons Landung wurde er in der Artillerie des königlichen Hauses zum Secondelieutenant ernannt und trat nach einiger Zeit in das 57. Linienregiment. Es war dies einer der wenigen Truppenkörper, die im Feldzuge von 1815 nicht ins Feuer kamen. Die zurückkehrenden Bourbons nahmen eine strengere Politik an, in deren Folge Pelissier zur Verfügung gestellt wurde. Nach seiner Wiederaufnahme in das Heer bestand er seine Prüfung glänzend, trat in den Generalstab und diente von 1819—1823 als Regimentsadjutant und Lieutenant erster Classe bei den Husaren der Meurthe. So lernte er alle drei Waffen, Geschütz, Fußvolk und Reiterei, durch praktische Thätigkeit kennen. Der Feldzug gegen Spanien, dem er im Generalstabe beiwohnte, war sein erster. 1828 begleitete er den General Durvieu als Adjutant nach Griechenland.

1830 war er in Bourmonts Gefolge bei der Eroberung von Algier thätig. Dieser erste Aufenthalt auf dem africanischen Boden dauerte nicht lange, und bis 1839 wurde er in Frankreich als Major im Generalstabe verwendet. Mit General Schramm, der ihn zu seinem Generalstabschef wählte, kehrte er nach Algier zurück, das er vierzehn Jahre lang nicht mehr verließ. Zum Obersten ernannt, machte er mit seinem Regimente 1845 einen Zug gegen die Uled-Ria im Dahra. Tausend Menschen jenes Stammes, Bewaffnete, Frauen und Kinder, flüchteten in die Kantara, eine Höhle, die vorn zwei Eingänge über einander und hinten blos ein Paar ganz enge Spalten hat. Er durfte sie dort nicht lassen; sie würden sich bei seinem Weitermarsche in seinem Rücken ausgebreitet und ihm die Zufuhren abgeschnitten haben. Ebenso wenig konnte er vor der Höhle lagern, bis der Hunger den Feind bezwinge, und ein Angriff auf diese unterirdische Feste war vollends unmöglich. Da die Araber auf seine Parlamentäre schossen, so machte er den Versuch, sie durch Rauch zu vertreiben. Als die gesammelten und angezündeten Faschinen eine Zeitlang vor den beiden Eingängen gebrannt hatten, schickte er einen zweiten Parlamentär ab, und auch auf diesen wurde geschossen. Man hat später an unzweideutigen Spuren wahrgenommen, daß in der Höhle, während die beiden Scheiterhaufen brannten, ein Kampf stattfand, und daß die fanatische Partei diejenigen, welche die Höhle verlassen wollten, um sich zu ergeben, mit Yataghanhieben zurücktrieb. Da Pelissier diesen Umstand, der einen Angriff sehr erleichterte, nicht kannte, ließ er das Feuer unterhalten, bis am dritten Tage das letzte Getöse in der Höhle verstummte. Es gab in ihr blos noch Leichen. Diese That rief in Europa einen allgemeinen Schrei des Entsetzens hervor, aber Pelissiers Vorgesetzte entschuldigten sie mit dem harten Gebot der Nothwendigkeit.

1848 übernahm Pelissier als Generalmajor die Division von Oran, 1850 rückte er zum Divisionsgeneral auf. Dreimal führte er in Stellvertretung die Statthalterschaft, zweimal wurde er in Gefechten verwundet. 1852 vollbrachte er die erste glänzende Waffenthat des neuen Kaiserreichs, die ihm, weil sie die erste war, doppelt angerechnet wurde. In Laghuat, einer Stadt am äußersten Rande der algierischen Sahara, predigte ein Marabut, der aus dem Tell vertrieben worden war, den heiligen Krieg. Ein Angriff mußte stattfinden; allein der Statthalter Randon überschätzte die Widerstandskraft des Ortes und der umwohnenden Stämme und glaubte zuvor eine Armee von 30,000 Mann bilden zu müssen. Pelissier sammelte inzwischen seine Streitkräfte und brach auf eigene Faust mit 6000 Mann gegen Laghuat auf. In einem Tage war Bresche geschossen, am zweiten die Stadt erstürmt. „Die Höfe sind mit Leichen gepflastert," berichtet Pelissier nach Paris, „und in den Straßen fließt das Blut wie Wasser."

In der Krim befehligte Pelissier anfänglich das erste Corps. Da Canrobert nicht energisch genug war, so übergab der Kaiser ihm den Oberbefehl (16. Mai 1855). Er erfüllte die Erwartungen, die man in ihn setzte, vollständig. Die Belagerungsoperationen nahmen sogleich einen rascheren Fortgang. Die von Canrobert zurückberufene Expedition nach dem Asowschen Meer ging von neuem ab, und richtete dort große Verheerungen an. Die Redouten Kamtschatka und Volhynien, Vorwerke des Malakoffs, fielen am 7. Juni, und wenn auch ein erster Sturm auf dieses letztere Werk am 18. Juni nach großem Blutvergießen scheiterte, so ließ er sich dadurch in seiner Energie nicht erlahmen, sondern wagte nach achttägigem Bombardement am 8. September einen neuen Sturm, der ihn in Besitz des wichtigen Werkes brachte und den Fall des südlichen Theiles von Sebastopol herbeiführte. Seine Belohnung war die Ernennung zum Marschall von Frankreich und zum Herzog vom Malakoff.

Pelissier ist ein Soldat aus der harten Schule Bugeauds und hat in einem langen Kampfe mit Arabern und Kabylen die Energie, die einen Bestandtheil seines Charakters ausmacht, zur vollendeten Rücksichtslosigkeit ausgebildet. Wie er es liebt, den Feind nicht blos zu schlagen, sondern zu vernichten, so würde er auch, wenn es irgend einem großen Ziele gälte, sein Heer bis auf den letzten Mann opfern, wenn nur dieser letzte Mann die französische Fahne an jenem Ziele aufpflanzte. Solche Generale sind bei den französischen Soldaten beliebt, vorausgesetzt, daß sie gerecht sind, und das ist Pelissier. Die Officiere lieben ihn weniger; sie nennen ihn hochfahrend und abstoßend. Besonders sollen seine Adjutanten einen schweren Stand bei ihm haben. (16.)

Alexander v. Humboldt.

Kaum hat, soweit die Geschichte der Menschheit zurückreicht, irgend eine Zeit einen auf so wohlthuende Weise hervorragenden Geist besessen, wie die Gegenwart in Alexander v. Humboldt. In seinem Streben und in seiner Wirksamkeit findet die umfassende Thätigkeit unseres Jahrhunderts auf allen Gebieten der Naturwissenschaften ihren vollen Ausdruck; und in einer noch nie gekannten Weise knüpft sich fast an alle naturwissenschaftlichen Errungenschaften der jüngst vergangenen Periode, die sich durch Beseitigung des Autoritätsglaubens auszeichnet, die große Autorität seines Namens. — Hinter ihm, dem nun 88jährigen Greis, liegt ein gedanken- und erfahrungsreiches Leben, das ihn in Verbindung mit beinahe allen Theilen der Erde und in Beziehung zu den größten Männern seiner Zeit brachte und ihn in den Stand setzte, sich die umfassendsten Kenntnisse über den Kosmos zu erwerben, dessen Darstellung er sich zur hohen Lebensaufgabe gemacht hat.

Friedr. Heinr. Humboldt, geb. am 14. Sept. 1769, verlor seinen Vater, welcher im 7jährigen Kriege dem Herzog Ferdinand von Braunschweig als Major und Adjutant zur Seite stand, später aber k. preuß. Kammerherr war, schon im 10. Lebensjahre. Das hinderte die sorgfältige Ausbildung des Knaben und Jünglings nicht, der sich mit seinem Bruder Karl Wilhelm unter der Leitung tüchtiger Gelehrter und der geistig und gemüthlich hochbegabten Mutter theils zu Berlin, theils auf dem elterlichen Schlosse Tegel für die Universität vorbereitete. Im 18. Lebensjahre bezog er die Universität zu Frankfurt a. d. O., wo er sich zuerst mit Pflanzenkunde, dann mit Technologie und alten Sprachen beschäftigte; aber schon im nächsten Jahre, 1789, siedelte er auf

die Universität Göttingen über, um sich dort hauptsächlich den Naturwissenschaften unter Blumenbach, Lichtenberg, Gmelin und Link zu widmen. Das Erstlingswerk des einundzwanzigjährigen Jünglings: „Ueber die Basalte am Rhein, nebst Untersuchungen über Syenit und Basanit der Alten“ (Berlin 1790) war das Ergebniß einer Vergnügungsreise durch den Harz und das Rheinthal. Dann folgte in Gemeinschaft mit dem Weltumsegler Georg Forster eine Reise durch Belgien, Holland, Frankreich und England. Nur kurze Zeit verweilte er auf der Handelsakademie zu Hamburg, um alsdann acht Monate lang auf der Bergakademie zu Freiberg in Gemeinschaft mit Leopold von Buch den Unterricht des berühmten Geologen Werner zu genießen. Die Frucht dieses Unterrichts war zunächst sein Buch: „Ueber die vorweltlichen Pflanzen, welche zu Freiberg und Umgegend gefunden werden“ (Berlin 1793). Schon mit seinem 23. Jahre erhielt er das Amt eines Oberbergmeisters am Fichtelgebirge. Seine productive Kraft zeigte sich recht deutlich in den fünf Jahren, während deren er diese Stelle bekleidete, denn er stiftete nicht blos eine Bergschule zu Steben, sondern untersuchte auch insbesondere die chemische Zusammensetzung der Grubenwetter, erdachte eine nicht verlöschende Grubenlampe und eine Respirationsmaschine; vor Allem aber regten ihn Galvani's Entdeckungen zum Vergleiche der elektrischen Strömung mit der Nervenkraft an, sodaß er nach Niederlegung seines bergmännischen Amtes das bedeutende physiologische Werk „über die gereizte Muskel- und Nervenfaser“ (Berlin 1797—1799) herausgeben konnte. Die in dem Buche befolgte echt wissenschaftliche Forschungsmethode, die bis dahin auf dem Gebiete der Nervenphysiologie so wenig zur Geltung gekommen war, macht das Werk zu einer für alle Zeiten ruhmvollen Erscheinung.

So sehen wir Humboldt schon in dem Zeitraume vom 20. bis 30. Lebensjahre bei einem vielseitigen Wissen und rastlosen Streben in außerordentlich mannichfaltiger Thätigkeit, bei der ihn seine gewissenhafte Methode zu arbeiten und seine weise Benutzung der Zeit vor Zersplitterung bewahrte und zur herrlichen Erfüllung großer Aufgaben führte. Eine sorgenfreie Existenz, häufiger Wechsel des Aufenthaltes, innige Beziehungen zu interessanten Kreisen und Lebensverhältnissen, die natürliche Gabe der Darstellung, der sich immer glänzender entwickelnde Sinn für das Schöne und Große in der Natur — das Alles trug dazu bei, dem Wirken des jungen Mannes durch frühzeitig erworbene Lebenserfahrung und Menschenkenntniß und durch sorgfältige Verwerthung schöner Talente schon den Stempel der Reife aufzudrücken. Als ihm die Mutter gestorben war und er seine dienstlichen Verhältnisse aufgegeben hatte, besuchte er nach einem kurzen Aufenthalte bei seinem Bruder in Jena Italien, um die geologische Beschaffenheit der Vulkane zu studieren, stellte dann mit L. v. Buch meteorologische Studien zu Berchtesgaden an, und ging endlich nach Paris. Dort erfuhr er aber, daß die englische Expedition nach Oberägypten, welcher er sich anschließen wollte, nicht zu Stande kam; deshalb reiste er mit dem Botaniker Aimé Bonpland nach Spanien. Mit größter Bereitwilligkeit unterstützte man hier seinen Plan, alle spanischen Besitzungen in America und im indischen Ocean wissenschaftlich zu durchforschen, und so trat er mit Bonpland am 5. Juni 1799 seine Reise nach Südamerica an. Mit großer Genauigkeit und Umsicht sammelten Beide einen ungeheuern Wissensschatz, ebenso wichtig für die Geographie und Klimatologie wie für Statistik, Ethnographie und Botanik. Nach fünf Jahren, am 3. August 1804, traf Humboldt, reich an naturwissenschaftlichen Sammlungen, zu Bordeaux wieder ein, blieb von nun an bis in das Jahr 1810 fast ausschließlich in Paris, und gab daselbst seine umfassenden Werke heraus, die seinen Ruhm in alle Theile der Welt trugen. Doch auch in Staatsangelegenheiten war er beschäftigt, denn er reiste im Interesse derselben nach England und nahm 1818 am Aachener Congreß Theil. Erst 1827 kehrte er wieder nach Berlin zurück, wo er im 58. Lebensjahre Vorträge über die physische Beschaffenheit der Erde und der Welt zu halten begann.

Man täuschte sich, als man zu jener Zeit allgemein glaubte, Humboldt werde von nun an sich ruhig in das Greisenalter hineinleben; denn der 60jährige Mann unternahm 1829 von Rußland aus eine Expedition nach dem nördlichen Asien und dem kaspischen Meere, welche neun Monate lang dauerte. Während das große Ergebniß seiner Reise nach America die Schöpfung einer neuen Wissenschaft, der Klimatologie und Pflanzengeographie, war, hatte die Reise in Asien die Begründung der noch wenig gekannten Lehre vom Erdmagnetismus und der Witterungskunde zur Folge. Für diese Wissenschaften breitete sich nun auf Humboldts Veranlassung über alle Theile der Erde ein Netz von Beobachtungsstationen aus. — Nachdem Humboldt im Jahre 1830 am letzten Reichstage zu Warschau anwesend, dann während der folgenden siebzehn Jahre zu sieben verschiedenen Malen mit politischen Aufträgen nach Paris gesendet worden war, auch kleinere Ausflüge nach England und Dänemark unternommen hatte, lebt er nun den wissenschaftlichen Studien obliegend in Berlin. Dem mächtigen Bau seiner naturwissenschaftlichen Thätigkeit gab er von hieraus den würdigsten Schlußstein im Kosmos, diesem Riesenwerke, auf das noch späte Geschlechter mit Bewunderung blicken werden. Der vierte Band dieser umfassenden Weltbeschreibung erschien erst vor kurzem.

Durch seine mächtige, ihm bis in das höchste Alter treue Geistes- und Thatkraft, durch seinen unermüdlichen Fleiß in Aufsammlung einer Fülle von Kenntnissen, durch seine seltene Klarheit in ideenreicher Verarbeitung des Aufgesammelten, durch die glänzende Entfaltung seines bevorzugten Genius bei Entzifferung der Geheimnisse und Gesetze der Natur und durch den unvergänglichen Werth der von ihm geschaffenen Werke steht Humboldt unter den größten Männern unserer Zeit. Die Naturwissenschaften trug er auf seinen Schultern ein tüchtiges Stück vorwärts, neue Wissenschaften schuf er, viele Wissenschaften brachte er in engste Verbindung mit einander. Seine Naturbetrachtung zeichnet sich besonders durch den Sinn für das gesetzmäßige Zusammenwirken der verschiedensten Einflüsse aus. Diesen Geist, der das im ganzen Reiche der Schöpfung waltende Gesetz zur Geltung kommen läßt, machte er zum herrschenden in der modernen Auffassung der Natur, und fortwirkend wird derselbe maßgebend für alle Jahrhunderte sein. (12.)

Victor Aimé Huber.

Ein Conservativer, der es ohne Beimischung eines persönlichen Interesses ist, lange eifriger Wortführer einer Partei, in der er sich doch, ohne von seinen Grundsätzen abzulassen, mehr und mehr isolirte, ein entschiedener Gegner des Liberalismus und aller Programme desselben und doch ein wahrhafter Freund des Volks, für dessen unterste und gedrückteste Schichten er sich unablässig bemüht hat, bietet Huber eine ebenso eigenthümliche als achtungswerthe Erscheinung dar. Er stammt aus einer in der deutschen Litteratur wohlbekannten Familie. Sein Vater war jener Ludwig Ferdinand Huber, der Sohn eines nach Leipzig übergesiedelten Franzosen, Schillers und des ältern Körners Freund, der zweite Gemahl der Witwe Georg Forsters, einer der ersten Redacteure der Allgemeinen Zeitung und auch sonst bis zu seinem früh (1804) erfolgten Tode als Schriftsteller vielfach thätig. Seine Mutter war Forsters Wittwe, die Tochter des großen Philologen Heyne, die als belletristische Schriftstellerin und Herausgeberin des Morgenblattes wohlbekannte Therese Huber. Huber, zu Stuttgart 1800 geboren, hatte zu Würzburg und Göttingen Medicin studiert und dann von 1821—1823 Frankreich, Spanien, Portugal und die britische Insel bereist. Nach seiner Rückkehr gab er die Medicin auf und arbeitete für die Cotta'schen Journale und sonst als Schriftsteller, war auch eine Zeitlang Lehrer an der Handelsschule zu Bremen. Dem größeren Publi-

cum machten ihn seine „Skizzen aus Spanien," die zuerst zu Göttingen in vier Theilen erschienen, vortheilhaft bekannt. In einer blühenden und lebendigen Sprache, wie sie seinen neuern Schriften nicht in gleicher Weise eigen ist, geschrieben, bekunden sie eine seltene Gabe, in die innersten Beziehungen des Volkslebens einzudringen und diese lebensvoll und ergreifend vor Augen zu führen. Der gelehrten Welt empfahlen ihn seine „Geschichte des Cid", seine „neuromanische Poesie in Frankreich" und vor allem das aus den gründlichsten Studien geflossene, wahrhaft classische Werk über die englischen Universitäten, das 1839 erschien. 1833 ward er als Professor der Litteraturgeschichte nach Rostock, 1836 als Professor der abendländischen Sprachen und Litteraturen nach Marburg berufen. Während seines dasigen Aufenthaltes wohnte er einem Landtag in Kassel bei, wo die Eigenthümlichkeit der von ihm mit vieler Schärfe entwickelten politischen Ansichten bei keiner Partei Verständniß fand. Doch mochte es sein politischer Standpunkt sein, der ihm 1843 einen Ruf nach Berlin verschaffte. In Marburg war seine Wirksamkeit als Docent gering, er selbst aber persönlich beliebt und dabei ein so freigebiger Wohlthäter der Armen gewesen, daß sein Weggang aus diesem Grunde auch von Stimmen beklagt wurde, die ganz anderen politischen Richtungen angehörten. Auch in Berlin erlangte er nicht als Lehrer Wirksamkeit, trat aber mehrfach mit politischer Polemik auf, namentlich in dem von ihm 1845 ff. herausgegebenen „Janus." Die politischen Tagesfragen interessirten ihn dabei nicht unmittelbar und hauptsächlich; wohl aber suchte er die Blicke auf die Zeichen einer von ihm befürchteten innern Desorganisation des Volks zu lenken. Wie die „deutschen Jahrbücher" wollte er das Proletariat aufheben; nur daß er die Mittel dazu auf anderen Seiten suchte. Wie die Socialisten, kämpfte er schon damals für die Association, nur daß er ihr, neben der materiellen, auch eine sittlich-religiöse Grundlage und Bestimmung geben wollte. Daß ein von ihm entworfener Plan zu einem Versuche mit dem Princip der Association bei den reichen Mitgliedern der Partei, für die er mitgekämpft hatte, keine Unterstützung fand, daß er überhaupt mit seiner redlichen, uneigennützigen und wahrhaft volksfreundlichen Gesinnung so allein stand, scheint ihn zu dem 1850 ausgeführten Entschlusse gebracht zu haben, freiwillig zurückzutreten. Unabhängig gestellt, hat er sich seit 1852 in Wernigerode niedergelassen, wo er vielfach den Beweis giebt, daß seine Humanität nicht blos theoretischer Natur ist. Die Ergebnisse einer 1854 zum Studium der Zustände der Arbeiterclassen und der Versuche von Associationen gemachten Reise hat er in den lehrreichen und wichtigen „Reisebriefen aus Belgien, Frankreich und England" (Hamburg 1854) veröffentlicht. In demselben Sinne, der sich in dieser Schrift darlegt, und für die Sache derselben, hat er seitdem durch Vorträge in mehreren Städten gewirkt und dabei seinen Plan immer nüchterner und praktischer gestaltet.

(5.)

Wenzel Hanka.

Sohn eines Landmannes, ward Wenzel Hanka am 10. Juni 1791 im Königingräzer Kreise Böhmens geboren. Obgleich von Kindheit an für die Landwirthschaft bestimmt und mit dem allgemeinen litterarischen Treiben ziemlich lange unbekannt, fühlte sich dennoch der junge Hanka durch angeborne Wißbegierde und lebhafte Denkkraft angetrieben, sich inmitten seiner idyllischen Beschäftigungen ein eigenthümlich abgeschlossenes geistiges Leben zu bilden. Er benutzte die Bekanntschaft mit verschiedenen durchwandernden Slawen aus anderen Ländern zur Vergleichung ihrer Sprachen mit der böhmischen, lernte ihre Bücher lesen und verschaffte sich einige derselben. Auf diese Art bildete sich bei ihm frühzeitig ein praktischer Kern slawischer Philologie, ohne Berührung mit dem deutschen Elemente. Nur die Furcht, daß der kräftig aufgewachsene Hanka zum Soldaten ausgehoben werden dürfte, bestimmte dessen Vater, ihn endlich im Jahre 1807 in das Königingräzer Gymnasium eintreten zu lassen. Es sollte einstweilen blos zum Scheine sein; doch bei Hanka's trefflichem Kopfe wurde aus den Studien vollkommener Ernst. Sowohl zu Königingräz, als an den höheren Lehranstalten Prags und Wiens bildete sich um den energischen und durch Fähigkeiten ausgezeichneten Hanka ein Kreis gleichgesinnter junger Böhmen, zu bedeutendem Nutzen der damals um ihre Auferstehung ringenden böhmischen Nationallitteratur. Schon während der Studienjahre legte er festen Grund zu jenem Einflusse auf seine slawisch gesinnten Landsleute, besonders auf die Jugend, welchen er fortwährend in steigendem Grade behauptet. Glücklich in böhmischer Sprache dichtend, forschend, sich und Andere unermüdlich belehrend, verdankte Hanka dem Abbé Joseph Dobrowsky einen nationallitterarischen Aufschwung auf der betretenen Laufbahn. Diese beiden Männer bedurften einander gegenseitig. Ohne Dobrowsky wäre Hanka weit schwieriger und langsamer in das innerste Wesen der Slawistik eingedrungen. Dagegen wären viele der schönsten Ideen und Leistungen Dobrowsky's nicht so leicht — theilweise wohl gar nicht — zu ihrer nunmehrigen durchgreifenden Verbreitung und praktischen Geltung in den weitesten Kreisen gelangt, wenn nicht der rastlose und unbeugsame Hanka sozusagen die Rolle eines Apostels des Dobrowsky'schen Systems durchgeführt hätte. Namentlich gilt dies von der sogenannten analogen Orthographie nach Dobrowsky's Grundsätzen, obwohl der litterarische Sieg auf diesem Felde Hanka eine Unzahl von Anfeindungen und Verfolgungen zuzog. Kurz darauf, als ihm in Folge der Denunciationen des Professors Nejedly die öffentlichen Lehrvorträge an der Prager Universität über Dobrowsky's Grammatik untersagt worden (1817), machte Hanka die für die Slawistik und seinen eigenen Ruf unschätzbare Entdeckung jener Sammlung altböhmischer Nationaldichtungen, welche nach dem Fundorte unter dem Namen „Königinhofer Handschrift" berühmt wurde. Hiermit betrat er eine neue Bahn. Er gab nebst der Königinhofer Handschrift eine ganze Reihenfolge der gewähltesten altböhmischen, mitunter auch anderer altslawischer Werke im Druck heraus und förderte durch ihre Verbreitung ungemein die gründlichere Kenntniß der böhmischen Sprache und Litteratur. Bei der Gründung des „böhmischen Nationalmuseums" zu Prag entwickelte Hanka seinen feurigsten Eifer. Seit dem Jahre 1820 versieht er bei diesem Institute mit ebenso ausdauernder als umsichtiger Thätigkeit die Stelle des Bibliothekars, und führt die Aufsicht über die archäologischen Sammlungen. Was dieses Museum für die Slawen wurde, das verdanken sie den 40jährigen Bemühungen Hanka's in einem Maße, welches nur durch eine lange Darstellung unseren Lesern vollkommen klar gemacht werden könnte. Geräuschlos, allmählich, aber in großartiger Ausdehnung, hat Hanka durch seine Correspondenz zur wechselseitigen Annäherung der nationalen Intelligenzen sämmtlicher Slawenstämme beigetragen. Am politischen öffentlichen Leben der Jahre 1848—1849 nahm Hanka in gemäßigter Weise Antheil. Während der Pfingstereignisse 1848 zu Prag hielt er mit Standhaftigkeit auf seinem Posten im Museum aus, wobei ihm von den Koryphäen der Nationalpartei kein einziger zur Seite stand. Seine Lage daselbst war keine gefahrlose. Obwohl aus dem sehr schwach besetzten Museum kein feindseliger Schritt gegen irgend Jemand unternommen wurde, so feuerte dennoch das Militär eine Divisionsdecharge gegen dasselbe ab. Der Kugelregen zertrümmerte die Fenster der Fronte und durchlöcherte die Rohrdecken in den Gemächern beider Stockwerke wie ein Sieb. Daneben erfolgte die Drohung, das Hausthor mit Kanonen einzuschießen. Den aufopfernden Bemühungen Hanka's gelang es, die Abwendung noch ärgeren Unheils zu vermitteln. Aus einer andern Bedrängniß inmitten der ins Museum eingedrungenen Soldaten half sich Hanka durch schnellen Kleiderwechsel und Anlegung seiner russischen Orden, welche ihm Respect verschafften. Die Wahl zum Deputirten des Wiener Reichstags lehnte er ab. Als Präsident der Prager „Slowanska Lipa" erwarb er sich allgemeine Achtung. Hanka's

Thätigkeit als Lehrer slawischer Sprachen an der Hochschule ist von dem glücklichsten Erfolge begleitet und seine Schüler bilden eine zahlreiche Phalanx der jüngern geistigen und nationalen Bestrebungen Böhmens. (17.)

Heinrich Anschütz.

Zu Luckau in der Niederlausitz 1787 geboren, seit 1807 Schauspieler, feierte Anschütz 1857 sein 50jähriges Jubiläum und ward — in Wien ein ungewöhnliches Ereigniß — vom Kaiser mit dem Franz-Josephsorden geschmückt, zugleich um der Treue willen, mit der er bereits 36 Jahre lang, seit 1821, dem Hofburgtheater angehörte.

In Anschütz feierte die deutsche Schauspielkunst des alten Styls, fast ganz auf sich und dasselbe stehende Publicum verwiesen, Triumphe, die ohne journalistische Lärmtrompete um so sicherer und tiefer in den Herzen der Wiener ihr Echo fanden. Nur ein Paar Gastspiele in Leipzig, wo Anschütz seine Studienjahre verlebt, und eine Betheiligung an den Mustervorstellungen während der Industrieausstellung in München im Jahre 1854 unterbrachen die lange Dauer der Wiener Dienstzeit, und es scheint uns von Belang, in Erinnerung zu bringen, daß nur ein stehendes Publicum und ein stehendes Personal zu einem Gesammtspiel führt, wie es in Wien sich für Schau- und Lustspiel gestaltete. Sächsisch von Geburt und Naturell, kann Heinrich Anschütz, zugleich mit Karl Grunert, die Annahme widerlegen, daß Sachsen von deutschen Provinzen am schwersten seine Mundart überwinde, um das höhere und allgemeine Deutsch, wie es Kanzel und Bühne verlangt, zu sprechen. Dem scharfkantig pointirten Styl der neueren Mimik gegenüber, ließ jedoch Anschütz das breite Phlegma seiner Heimath und seines Naturells mitunter vorwiegen und gab damit ein Bild treuherziger Behaglichkeit, wie es die Hast und Hetze der Neuzeit nicht mehr aufzuweisen hat. Möchte am deutschen Theater die Kunst: kunstlos zu sprechen, mit „Vater" Anschütz nicht zu Grabe gehen! So hieß er schon seit lange in Wien, nicht blos weil er mit soviel Meisterschaft seine rührenden Väterrollen spielte, sondern weil sein Spiel den Urquell des Behagens bei aller Kunst im Herzen aufdeckte und die biedere Einfachheit seines Vortrags den Verstand der Verständigen gefangen nahm, um ihnen die Schleusen des Gemüths zu öffnen. Wenn Anschütz als Lear um die todte Cordelie in seinen Armen weinte, schwamm die Burg zu Wien in Thränen, nicht weil man weinerlich war und nach Rührung lüstern, sondern weil die Gewalt einer Kunst, deren höchster Triumph es ist, wieder Natur zu sein, allen Widerstand der Skepsis beseitigte. Wenn man Dawison so vielfach als Stern einer neuen Zeit der Schauspielkunst begrüßt, so dürfte, während allerdings die simple Anmuth und Grazie des französischen Styls auf deutschem Boden, zumal in der Tragödie, neu bei ihm erscheint, doch zugleich daran erinnert werden, daß, was naturwahr an ihm ist, vielleicht seine Wiener Herkunft und Schule verräth, wenn auch beides in ihm mit den Pointen genialer Keckheit eine neue Folie erhält.

Sollen wir Anschütz in seiner Eigenthümlichkeit bezeichnen, so greifen wir in unseren Erinnerungsblättern in die dreißiger Jahre zurück, wo wir mehrere seiner Hauptgestalten neben einander verfolgen konnten. Die Grenze seiner Eigenthümlichkeit trat uns um so rascher entgegen, als wir aus der Sphäre der Berliner Schauspielkunst, die in Ludwig Devrient gipfelte, um in Seydelmann einen neuen Hochpunkt zu erklimmen, dies in sich vollendete Resultat süddeutscher Darstellungsweise in Anschau nahmen. Nach Eßlair war Anschütz der hervorragende Typus des süddeutschen Styls. Er bot auch in seinem Aeußern einen Verein von derber Naturkraft und einer befriedigten gesättigten Behaglichkeit. Diese letztere drängt zum Elegischen; weshalb auch bei entschieden vorwaltender, imposanter Kraft sich bei Anschütz ein Zug rührender Liebenswürdigkeit in jede seiner Gestalten mischte. Sein Organ, nie scharf, hart oder gar schneidend, hatte bei aller festen Würde eine gewinnende Milde, den Ton biederherziger Gemüthlichkeit. Seine Mimik war, wo nicht monoton, doch sehr einfach. Die Linien seines Gesichtes bei voller, breiter Stirn und fleischigen Wangen und überhaupt runden Formen, ließen nur wenige Variationen zu. Die Maske des bleichen Schreckens, die groteske Miene des Schauders, des Zorns, der wilden Empörung und Rachelust, auch die düstere Melancholie der Tragik hielt er nicht lange fest, und seine Züge rundeten sich gern und bald wieder ab zu jener Fülle des leutseligen Schmerzes, mit dem er rührte.

Hat nun Anschütz trotzdem nicht blos im bürgerlichen Familienschauspiel, sondern in der Tragödie seine bedeutendsten Wirkungen erreicht, so mußte, wo er Größe zeichnete, die Basis positiver Güte der Gesinnung gegeben sein, oder wo sie nicht in erster Reihe vortrat, sich im Colorit der Charaktergebung hervorziehen lassen. Gegeben war und ist dies Element im Götz, im Tell. Die kerngesunde Empörung des Biedermannes in Jenem, die edle Ruhe bewußter Seelengröße, die sich auch in Diesem auf sich selbst gestellt sieht, erschienen in Anschütz' Auffassung und Wiedergabe als vollendet. In seinem Wallenstein war nur tragisch, daß von einem so edlen Helden die Menschen abfallen können; er zeigte, wie Wallenstein zur Herrschaft der Gemüther berufen ist, weniger, wie er selbst vom Dämon seines mystischen Wesens beherrscht wird. Im Sinne Schillers aber liegt wohl das Tragische darin, daß Der, welcher die Welt lenken will, durch dunkle Mächte selbst gelenkt wird. In seinem Othello war der Ausbruch der Eifersucht als gutmüthige Raserei eines edlen Heroen, der sein Alles auf dies Eine Frauenherz gesetzt, ein Meisterstück der Darstellung, nicht weniger die Erzählung vor Gericht in der Offenheit getreuer Wahrheitsliebe, wogegen das Nachtstück der Seelenmalerei, das sich mit dem Wort eröffnet: „Dann bricht das alte Chaos wieder ein!" sowie die Hoheit in der Schlußwendung, wo Othello den Mordgedanken und sein Rachegefühl wie ein Opferpriester mit dem Worte: „Die Sache will's!" hebt und adelt, ihm weniger gelang. Als Lear war und ist Anschütz der entschiedene Antipode Ludwig Devrients. In dieser gewaltigsten, aber auch gewaltsamsten aller Tragödien wird gleichsam ein Sophokleischer Oedipus Rex mit einem Oedipus auf Kolonos verschmolzen, so jedoch daß die Einzelkraft eines Darstellers kaum ausreicht, beides zu bewältigen. Ludwig Devrient hatte seine Hochpunkte als Jupiter-Lear, namentlich in der Tollheit des Despoten, der die weggeschenkte Majestät sich noch wieder anmaßen will und ein ironisches Spiel mit sich selber treibt. Anschütz gelangen nicht gleich sehr die grellen Schlagschatten, die kalten Wetterschläge des entthronten Königs, der immer noch, als sei er Herrscher geblieben, Blitze schleudert. Dagegen war Anschütz größer und unübertreffbar in den Momenten, wo sich die Mutter Natur mit milder Hand des im Unmaß zerstörten Gehirns bemächtigt, wo der erschöpfte Lear in der verkannten und verstoßenen Cordelie liebevoll kindisch die Sühne für das an ihm vollzogene Weltgericht erfährt. Selbst Ludwig Tieck soll eingestanden haben, daß ihm aus den letzten Scenen, wie sie Anschütz gab, manche Züge des ganzen Lear erst recht deutlich geworden.

Es ist hier nicht der Ort, Anschütz in all den vielfachen Charaktergestalten zu verfolgen, die er im Schauspiel bis an die Grenze des schalkhaften Lustspieltons vorgeführt hat. Und die Dauerbarkeit seines getreuen Naturells, das sich nie übersetzte und übernahm, ist noch heute wirksam und gültig; der Siebzigjährige gab noch 1857 in einem Stück seines Sohnes: „Brutus und sein Haus" mit ungestörter Kraft und Fülle den römischen Vater, der sein eigen Kind um höherer Zwecke willen verurtheilt. (13.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 15. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 10. April.

Inhalt.

Feldmarschall Radetzky.*)

Der mit unvergänglichen Lorbeeren geschmückte Heldengreis, der seinem Kaiser die Herrschaft über Italien gerettet, hätte einen besseren Biographen verdient, als er in diesem „Oesterreichischen Veteran" gefunden hat. Der Verfasser versichert uns in der Vorrede, daß sich seine Handschrift der Durchsicht und Correctur des Hingeschiedenen erfreut, und daß ihm dessen ganze Privatcorrespondenz zugänglich gewesen, in der nicht eine wichtige Zeitfrage, nicht eine uns näher angehende Begebenheit unbesprochen geblieben. Dennoch erfahren wir über viele der wichtigsten kriegerischen Vorfälle, bei denen Radetzky in Folge seiner einflußreichen Stellung eine bedeutsame Rolle gespielt haben muß, äußerst wenig oder gar nichts, und die Lücken werden mit historischen Excursen ausgefüllt, in denen der Veteran als Kritiker zeitgenössischer Geschichtsschreiber aufzutreten versucht; doch davon später. Als Biographie befriedigt das Buch nur halb. Sehr oft nimmt sie ganz die Form einer politischen Broschüre an, bestimmt, die Politik oder die Kriegführung Oesterreichs in das rechte Licht zu stellen, und dann verschwindet die Persönlichkeit, um die es sich handelt, ganz. Nur während der ersten Hälfte der Laufbahn des Helden und gegen das Ende treten von seinem Bilde wenigstens dann und wann einige deutlichere Züge dem Leser vor Augen, obgleich es auch hier nicht immer leicht wird, sie aus der zwischen trockenem Relationston und einer in Superlativen schwelgenden Phrasenhaftigkeit wechselnden Darstellung herauszufinden. Wir wollen versuchen, dieselben zusammen zu fassen.

Feldmarschall Radetzky war der Sprosse eines alten, ursprünglich aus Oberungarn nach Böhmen eingewanderten Geschlechts, das zuerst im 13. Jahrhundert genannt wird. Geboren am 2. Novbr. 1766 erhielt er seine erste Erziehung im Theresianum und trat bereits am 1. August 1784 als Privatcadet in das 2. Kürassierregiment. Rasch befördert machte er dann als Oberlieutenant 1789—91 an der Seite des ausgezeichneten Feldmarschalls Grafen Lacy als dessen Ordonnanzoffizier drei Feldzüge gegen die Türken mit und machte sich während derselben durch Strebsamkeit, sich weiter auszubilden, durch rasche Auffassung und waghalsige Kaltblütigkeit bemerkbar. Die bald darauf ausbrechenden Revolutionskriege gaben ihm neue Gelegenheit zur Thätigkeit. Vor der Schlacht von Fleurus den 26. Juni 1794 wußte man im großen Hauptquartier der Alliirten nicht, ob die Festung Charleroi, deren Entsetzung der einzige Zweck der Schlacht war, bereits in den Händen des Feindes sei oder nicht. Um die gewünschte Kunde zu erlangen, erbot sich Radetzky freiwillig, nur von drei Mann Wurmser-Husaren und drei Mann Erzherzog-Karl-Kürassieren begleitet, in der Nacht des 25. die Sambre zu durchschwimmen. Er vollführte diese kühne That glücklich und brachte die Nachricht zurück, daß Charleroi bereits in Feindes Gewalt sei. Dies veranlaßte den Prinzen von Coburg, die Schlacht abzubrechen und den Rückzug nach Brüssel anzutreten.

Dem für die Oesterreicher unglücklichen Feldzug des Jahres 1796 in Italien wohnte Radetzky als Adjutant des Feldzeugmeisters Beaulieu bei. In dieser Stellung gewann er Einsicht in den Zusammenhang der großen Kriegsoperationen und fand Gelegenheit, seinen Feldherrn vor Gefangenschaft zu retten. Beaulieu lag krank in Valeggio, als die Franzosen bei diesem Orte und bei Monzambano am 30. Mai den Mincio forcirten. Der Feldzeugmeister wäre in die Gewalt des Feindes gefallen, wenn nicht Radetzky mit zwei Kameraden, dem Rittmeister Almasi und dem Oberlieutenant Hardegg, eine Husarendivision nebst einer Batterie dem Feinde entgegengeworfen hätte, welche trotz der fast zehnfachen Uebermacht den Feind eine geraume Zeit im Vordringen aufhielt. Zuletzt mußte sie natürlich weichen. Die Batterie ging verloren, die Franzosen drängten mit Ungestüm auf die Brücke los und bemächtigten sich derselben. Bei der Unmöglichkeit hier durchzukommen, und fest entschlossen sich nicht gefangen zu geben, faßte Radetzky einen kühnen Entschluß und warf sich in den Fluß. Sein Pferd trug ihn glücklich an das jenseitige Ufer, und von den vielen Kugeln, welche die französischen Tirailleure dem kühnen Schwimmer nachschickten, traf ihn keine einzige.

Beaulieu hatte noch vor seinem Abgange von der Armee die Errichtung eines italienischen Pionierbataillons befürwortet,

*) Feldmarschall Radetzky. Eine biographische Skizze nach den eigenen Dictaten und der Correspondenz des Feldmarschalls, von einem österreichischen Veteran. Stuttgart, Cotta.

zu dessen Major Radetzky ernannt ward. Inzwischen leitete er bis zum Eintreffen des Nachfolgers des abgetretenen Oberbefehlshabers, des Feldmarschalls Wurmser, sowohl die operativen wie auch die Detailgeschäfte der Armee. Wurmser sollte vor allen Dingen Mantua entsetzen, sah sich aber nach dem verunglückten zweiten Entsatzversuch selbst genöthigt, sich mit 20000 Mann in die Festung zu werfen. So kam auch Radetzky mit seinen Pionieren nach Mantua und leistete daselbst 4½ Monate lang die wichtigsten Dienste, indem er die Befestigungsarbeiten bei dem Dorfe Ceresa zu vollenden hatte. Dreimal mit großer Uebermacht von dem Feinde angegriffen, wies er ihn jedesmal ohne Unterstützung von Infanterie zurück; auch führte er fast bei jedem größern Ausfall eine Colonne. Als endlich die Festung, von Hunger und Krankheit bewältigt, sich ergeben mußte, war Radetzky mit seinem zusammengeschmolzenen Bataillon unter den 500 Mann, die zur Anerkennung der tapferen Vertheidigung mit allen Kriegsehren frei abziehen durften.

Im Feldzuge von 1799 war Radetzky, jetzt Oberstlieutenant, dem Baron Melas als Generaladjutant beigegeben. In der Schlacht an der Trebbia führte er den zur Verstärkung auf dem Schlachtfeld eintreffenden Fürsten Lichtenstein mit einigen Grenadierbataillonen und einem Reiterregiment den Fluß entlang, durch Bäume und Gestrüpp den Blicken des Feindes verborgen, diesem in den Rücken und trug dadurch wesentlich zum Gewinn der Schlacht bei. Zwei Monate später bei Novi war es abermals sein Scharfblick, der den Sieg herbeiführte. Noch schwankte die Schlacht herüber und hinüber und schien sich eher zum Nachtheil der verbündeten Russen und Oesterreicher zu wenden, als Melas Befehl erhielt, gegen die feindliche Mitte vorzurücken. Radetzky erkannte, daß ein Angriff in dieser Richtung durchaus keine Aussicht auf Erfolg habe, wogegen eine Bewegung gegen die französische rechte Flanke und in den Rücken entscheidend zu werden versprach. Radetzky's eindringliche Vorstellungen bewogen wirklich den Oberbefehlshaber, zwei Brigaden in dieser Richtung abgehen zu lassen, deren Auftreten die Wagschaale des Sieges zu Gunsten der Verbündeten senkte.

Melas schenkte seinem Generaladjutanten vollständiges Vertrauen und that selten etwas Wichtiges ohne seinen Rath. Dadurch entstanden Zerwürfnisse mit dem Generalquartiermeister Zach, der Radetzky's Wirksamkeit als einen Eingriff in seine Rechte betrachtete. Beide waren in militärischer Hinsicht sehr verschiedene Charaktere. Radetzky's rasche Entschlossenheit und sein dem Praktischen zugewendeter Geist paßte schlecht zu dem bedenklichen Zach, der sich nicht selten in den abstractesten Ideen erging und den Krieg nach rein mathematischen Regeln und Begriffen führen wollte. Zuletzt kam es zum offenen Bruch. Der Feldzug verlängerte sich bis in den Winter und endete eigentlich mit der Eroberung von Cuneo, dem einzigen festen Platze, den die Franzosen noch im Pothal besaßen. Der Generalquartiermeister rieth zu einem Winterfeldzug, und seine Ideen wurden im Kriegsrath von Radetzky entschieden bekämpft, denn es fehlte an Geld, Proviant und Fuhrwesen, und die zum Schauplatz der Operationen bestimmte Gegend war ganz ausgesaugt. Als der Generalquartiermeister sich überstimmt sah, zog er ein Schreiben des Ministers Thuguth aus der Tasche, welches die Aufforderung enthielt, „aus allen Kräften einen Winterfeldzug zu betreiben“ und den Obersten Zach ermächtigte, „statt eines legalen Befehles das erwähnte Schreiben dem Commandirenden vorzuzeigen.“ Was Alle widerrathen hatten, wurde nun doch, wenigstens zum Theil, unter fast übermenschlichen Anstrengungen der Truppen und mit so gut wie gar keinem Erfolge auszuführen versucht. Melas aber bat wegen dieses Auftritts, und da er sich außer Stande fühlte, ohne die Aufopferung der Armee die Befehle Thuguths zu vollziehen, um die Enthebung vom Commando, die ihm aber nicht gewährt wurde, und Radetzky wies fortan Alles, was auf Operationsgegenstände Bezug hatte, entschieden von sich.

Das Jahr 1800 brachte die Schlacht von Marengo. Einen hübschen Zug theilt der „Veteran“ aus derselben mit. Es galt das Dorf Marengo zu erobern, aber alle Frontalangriffe schlugen trotz der unerschütterlichen Tapferkeit der Oesterreicher fehl. Nur ein Flankenangriff versprach Erfolg, aber einen solchen verbot der tiefe Bach Fontanone, zu dessen Ueberbrückung keine Anstalten getroffen waren. Da hatte der Pionierhauptmann Graf Hardegg den glücklichen Einfall, in der Flanke des Dorfes an einer vom Vertheidiger kaum beachteten Stelle seine Leute in den Fontanone springen zu lassen. Bis an die Brust in Schlamm und Wasser, stellten sie sich so in einer Reihe hinter einander auf, daß jeder die Hände auf die Schultern seines Vordermannes legte und den Kopf niederbeugte. So ward durch 17 Pioniere ein lebendiger Steg gebildet, auf welchem die Jäger und Schützen mit trockenem Gewehr und Munition das jenseitige Ufer erreichten. Das Regiment Spleny folgte dem Beispiel der Pioniere, und bald durchkreuzte eine ganze Anzahl ähnlicher Stege den Bach, wodurch es möglich wurde, in sehr kurzer Zeit eine hinlängliche Anzahl Infanterie hinüberzuwerfen, um die Franzosen zur Räumung von Marengo zu nöthigen.

Bekanntlich ging die Schlacht von Marengo noch verloren, als die Oesterreicher bereits in der Verfolgung der sich zurückziehenden Franzosen begriffen waren. Manches ist noch unaufgeklärt, und vergebens suchen wir bei dem „österreichischen Veteran“ einige Enthüllungen. Die Art und Weise, wie er denselben ausweicht, ist charakteristisch für den Verfasser. Er erkennt an, daß die welthistorische Bedeutung der Schlacht verlangt „einzelne bisher ungekannte Facta nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen.“ Nun wissen wir zwar nicht, wie eigentlich Thatsachen, die man noch nicht kennt, in Vergessenheit gerathen können; aber wir erwarteten jedenfalls nach dieser Ankündigung einiges über die Ursache so mancher Versäumnisse auf österreichischer Seite zu erfahren, da Radetzky doch in der Mitte der Begebenheiten stand. Aber der „Veteran“ fährt fort: „Manches Dunkel umhüllt noch einzelne Umstände. Der Verstorbene kannte dieselben genau und äußerte sich auch in vertrauten Kreisen darüber. Allein nicht berufen die Schwächen Anderer aufzudecken, wollen wir dieselben der Vergessenheit überliefern. Denn was wir zu sagen vermöchten, beträfe nicht den Feldherrn, sondern den Menschen.“ Mit solchen allgemeinen Redensarten wird der Leser im Buche noch oft abgespeist, wenn

ihn die Versicherungen des Verfassers, daß sich Alles ganz anders verhalten habe, als es bisher die Mehrzahl der Geschichtschreiber dargestellt, zu der Erwartung berechtigt haben, Aufschlüsse über den wahren Hergang der Dinge zu erhalten.

Nach dem Rücktritt des Baron Melas vom Oberbefehl schied auch Radetzky aus dem Generalstab und erhielt als Oberst das Commando über das dritte Kürassierregiment. Mit ihm focht er in der Schlacht bei Hohenlinden und gerieth dabei in solche Kampfeshitze, daß er einem feindlichen Officier das bereits abgeschossene Pistol an den Kopf warf und ihn dadurch kampfunfähig machte. Seine Thätigkeit, seine fast waghalsige Kühnheit und seine Unternehmungslust machten ihn ganz besonders zum Reiterofficier geeignet. Bei einer spätern Gelegenheit, wo er schon Generalmajor war, und die Avantgardebrigade befehligte, ging er ohne irgend eine Ermächtigung mit einer Husarenabtheilung durch die Etsch, überfiel dort einen Husarenposten und brachte 50 Gefangene mit zurück. So sehen wir ihn damals schon von dem Muth erfüllt, auf eigne Verantwortlichkeit zu handeln, einem Muth, der viel seltener ist als man meinen sollte, und der Radetzky später zu der wichtigen Rolle befähigte, in einer Grenzprovinz siegreich dem Aufruhr die Spitze zu bieten, während das ganze übrige Reich sammt der Hauptstadt der Anarchie verfallen war.

Im Feldzug von 1805 war Radetzky bereits Generalmajor, und als 1809 Oesterreich sich abermals zum Krieg gegen Frankreich entschloß, erhielt er das Commando einer leichten Brigade beim 5. Armeecorps. Sein tapferes Ausharren bei Lambach gegen den erhaltenen Befehl, sich schleunigst hinter die Traun zurückzuziehen, rettete die Division Schustek vom Untergang; es wurde ihm dafür das Commandeurkreuz des Maria-Theresia-Ordens. Die Schlacht bei Wagram machte Radetzky schon als Feldmarschall-Lieutenant und Befehlshaber einer Division des 4. Armeecorps unter dem Fürsten Rosenberg mit. Er hatte auf dem äußersten linken Flügel die Höhen von Markgrafen-Neusiedel gegen Davoust zu vertheidigen, der hier mit einem Drittel der französischen Streitkräfte eine Umgehung versuchte. Sie gelang, weil der Erzherzog Johann mit seinem Armeecorps zu spät eintraf, und entschied den Sieg für Napoleon. Radetzky war übrigens nicht der Meinung, daß das rechtzeitige Erscheinen des Erzherzogs die Schlacht noch hätte glücklich für die Oesterreicher wenden können, da der österreichische linke Flügel auch dann noch viel zu schwach gewesen, um der gewaltigen, von Napoleon gegen ihn entsendeten Heeresmasse Widerstand zu leisten. Das vielbesprochene Ausbleiben des Erzherzogs wird in dem vorliegenden Buche befriedigend erklärt. Dem aus dem Hauptquartier Deutsch-Wagram mit dem betreffenden Befehl abgesendeten Officier war nicht mitgetheilt worden, daß die Neudorfer Marchbrücke bereits abgebrochen sei. Er erfuhr es erst bei Schloßhof, mußte nun wieder bis Marcheck zurückreiten, sich dort übersetzen lassen und abermals nach Neudorf zurückgehen. Alles dies geschah bei dunkler Nacht, und es gingen dadurch sechs kostbare Stunden verloren. Aber auch jetzt noch verspäteten verschiedene Umstände und Mißverständnisse, das Sammeln der Truppen und die Verpflegung von Mann und Pferd, so wie die Abfassung von Munition, den Abmarsch aus Preßburg bis zum Spätabend des 5. Juli. Den Rückzug der österreichischen Armee deckte Radetzky mit seiner Division und zeichnete sich auch hierbei vielfach aus.

Schon als noch vor dem Frieden von Schönbrunn der Erzherzog Karl den Oberbefehl niederlegte und durch den Fürsten Johann Lichtenstein ersetzt ward, wurde Radetzky zum Chef des Generalstabs ernannt, und in derselben Eigenschaft trat er 1813 dem Fürsten Schwarzenberg zur Seite, als Oesterreich sich nach der Schlacht bei Bautzen der Coalition gegen Napoleon anschloß. Die Kriegführung Schwarzenbergs in der nun beginnenden Periode hat bekanntlich nicht viele Bewunderer, und der Tadel über ihre Langsamkeit und Energielosigkeit ist fast allgemein. Jedenfalls aber haben politische Rücksichten weit mehr als militärische beigetragen, ihr diesen Charakter zu geben. Nach dem „österreichischen Veteran" war eigentlich der Feldzeugmeister Duka das hemmende Element, und Kaiser Franz und Fürst Metternich, Schwarzenberg und Radetzky waren ganz von demselben Geiste erfüllt, wie Kaiser Alexander, Stein, Blücher und Gneisenau. Die Beweise dafür bleibt er uns freilich schuldig. Was Radetzky insbesondere betrifft, so ist ihm von den meisten Schriftstellern bisher weniger Einfluß auf die Operationen des Heeres zugeschrieben worden, als dem ehemals sächsischen General Langenau; aber auch über diese wichtige Frage bleiben wir ziemlich im Dunkeln. Wir erfahren blos, daß die angeborne Ruhe und Ueberlegung des Fürsten manchmal auf den sprudelnden Geist des Generalstabchefs abkühlend wirken mußte, und dennoch lag wieder „die Schuld nicht an dem Oberfeldherrn, wenn Radetzky nicht immer durchdrang und häufig blos ein Minimum von dem erhielt, was er anstrebte, wohl aber an Jenen, die, jeder großartigen Auffassung unzugänglich, blos und allein an der Methode des Kriegs festhielten." Wer sind diese Jene? „An den eigentlichen Detailentwürfen und Schlachtdispositionen", heißt es dann wieder, „betheiligte sich Radetzky höchst selten oder nie; sie gehörten lediglich in den Geschäftsbereich des Generalquartiermeisters, welchen Posten Langenau bekleidete, dagegen arbeitete sein rastloser Geist an Entwürfen, die oft erst in spätern Momenten zur Ausführung kommen konnten. Bisweilen entwarf er seine Idee nur in einzelnen großen Zügen und überließ Andern das Detail. Bescheiden wie immer trat er gern zurück, wenn Andere etwas Besseres vorschlugen."

Man darf den Einfluß eines Generalstabchefs auf die oberste Kriegführung nicht überschätzen. Er ist immer nur Rathgeber und kann seinem Vorgesetzten nur Pläne vorlegen, ihn nicht zum Entschluß drängen. Er kann sich in den kühnsten Rathschlägen, in den genialsten Combinationen erschöpfen, und all sein Mühen wird umsonst sein, wenn bei seinem Feldherrn die Energie zur That fehlt. Deswegen wäre es ungerecht, Radetzky für die Mißgriffe der österreichischen Heeresleitung verantwortlich zu machen, aber eben so ungerecht ist es, ihm die Verdienste der Siege der Verbündeten zuzuschreiben, wie es der Verfasser thut. Seite 200 sagt er: „In den vierzehn Tagen vom 23. August bis 6. Septbr. schlugen die verbündeten Heere acht blutige Schlachten und Gefechte und besiegten sechs-

mal den Feind, der neben einem ungeheuren Kriegsmaterial wenigstens 80,000 Mann einbüßte. Der von Radetzky entworfene Feldzugsplan mußte also doch nicht so mangelhaft gewesen sein, als uns Manche glauben machen wollen." Dies ist geradezu lächerlich. Wir unsrerseits bringen blos sechs Schlachten und Gefechte heraus, nämlich Dresden und Culm bei der böhmischen, Katzbach und Löwenberg bei der schlesischen, und Großbeeren und Dennewitz bei der Nordarmee. Will uns der Verfasser wirklich glauben machen, daß der von österreichischer Seite entworfene Feldzugsplan nur den allermindesten Einfluß auf die Siege in Schlesien und in der Mark gehabt habe?

Wenn wir uns nach positiveren Anhaltpunkten zur Beurtheilung der Rolle, welche Radetzky in dem Feldzuge 1813 gespielt, im vorliegenden Buche umsehen, so finden wir den Operationsplan, den er nach dem Beitritt Oesterreichs zu der preußisch-russischen Allianz entwarf. Der „österreichische Veteran" giebt selbst zu, daß er „weniger als die beiden aus dem Lager der schlesischen Armee herrührenden Entwürfe auf ein offensives Handeln basirt war. Er nahm vorweg den größten Bedacht auf die Sicherung der österreichischen Monarchie durch ein Entfernthalten des Kriegsschauplatzes von Oesterreich." Der Grundgedanke war, daß die gesammte österreichische Armee sich hinter dem böhmischen Mittelgebirge aufstellen und dort den Angriff Napoleons abwarten sollte, während der Nordarmee und der schlesischen Armee die Rolle zugewiesen war, „mit der unablässigsten Anstrengung die Offensive zu ergreifen und fortzusetzen, um der österreichischen die Möglichkeit zu gewähren, mit ihnen vereint dem von ihnen unausgesetzt beschäftigten Feind den empfindlichsten Schlag beizubringen und dadurch dem Feldzug eine günstige Wendung für die Alliirten zu geben." Die Möglichkeit eines französischen Angriffs auf den Kronprinzen von Schweden oder Blücher wird als nicht wahrscheinlich zurückgewiesen, aber doch für diesen „gar nicht möglichen" Fall ein Vorrücken der beiden andern Armeen in Aussicht gestellt. Selbst in dem Falle, wo die feindliche Hauptmacht eine allseitige Defensive beobachten sollte, „wäre von Seiten der schwedischen und der russisch-preußischen Armee eine gleichzeitige Offensive zu führen, indeß die österreichische so lange die Defensive hält, bis die verbündeten Heere sich ihr so sehr genähert haben, daß deren Gesammtüberlegenheit einen günstigen entscheidenden Schlag verbürgt." Die angeführten Stellen sind dem Seite 157 ff. abgedruckten Operationsplan wörtlich entnommen und beweisen genügend, daß man von österreichischer Seite keineswegs geneigt war, in der energischen und kühnen Weise, wie Stein, Blücher und Gneisenau den Krieg führen wollten, zu handeln, sondern daß man den Alliirten die schwierigsten und blutigsten Rollen zuweisen und sich möglichst im Hintergrund halten wollte. Und das sind eben die Ausstellungen, welche die Geschichtschreiber jener Zeit fast einstimmig an der Kriegführung Oesterreichs machen, und die der Verfasser als Erzeugnisse des Hasses und der Feindschaft gegen den Kaiserstaat bezeichnet. Die Entscheidung, wer Recht hat, können wir ruhig dem Leser überlassen.

Bei der Schlacht von Leipzig muß es auffallen, daß der Sieg Yorks bei Möckern, durch den die Erfolge des Feindes auf den Höhen von Wachau aufgewogen wurden, nur als „Blüchers Bewegung" erwähnt wird. Alsdann nimmt der Verfasser einen großen Anlauf, um Schwarzenberg gegen die Anklage, eine energische Verfolgung des geschlagenen Feindes unterlassen zu haben, zu vertheidigen. Er will es „keineswegs entschuldigen, daß man Anfangs nur das schwache Corps Gyulai auf die Rückzugslinie des Feindes stellte." Aber da er durchweg als Apologet der österreichischen Kriegführung auftritt, sollte er uns doch wenigstens sagen, ob etwa gar ein Nichtösterreicher diese fehlerhafte Anordnung zu verantworten hatte. Doch auch hier bleibt er wie gewöhnlich stumm, wo das Räthsel am interessantesten wird. Schwarzenberg und Radetzky waren für die kräftigste Verfolgung des Feindes und waren auch, wie Blücher und Gneisenau, gegen das Vorrücken der gesammten verbündeten Heeresmacht auf einer einzigen Linie, was jede beschleunigte Bewegung unmöglich machte. Dennoch unterblieb die Verfolgung aus Mangel an frischen Truppen, obgleich ganze Armeecorps vorhanden waren, die am letzten Schlachttage fast gar nicht ins Gefecht gekommen sind; und dennoch wurde in der eben getadelten unbehülflichen Weise vorgerückt. Auch hier wieder bleibt es unerklärt, wessen Einfluß in letzter Instanz entschied. Aber irgendwo im österreichischen Hauptquartiere muß die Hemmung gelegen haben, da wir Steins und Gneisenau's gewichtiges Zeugniß dafür haben, daß sie nicht im preußischen oder im russischen war. Solange der „österreichische Veteran" nicht bessere Beweise als allgemeine Behauptungen beibringt, müssen wir an der bisher üblichen Anschauung festhalten.

In Frankfurt sprach sich Radetzky schon im November für ein rasches Vordringen über den Rhein aus und zeigte sich hierin eines Sinnes mit den preußischen Führern; die Zögerung ging von den Diplomaten aus, aber es ist doch von dem „österreichischen Veteran" gar zu fein ausgedacht, wenn er Metternich dem französischen Abgesandten den Vorschlag, Frankreich die Rheingrenze zu lassen, blos deswegen machen läßt, weil er überzeugt war, Napoleon würde ihn nicht annehmen.

Es fehlt uns an Raum, und es ist auch hier nicht ganz der Ort, ausführlich in alle Einzelheiten der Darstellung des Feldzuges von 1814 einzugehen, und nur noch einen Punkt heben wir hervor. Der „österreichische Veteran" sagt Seite 266, nachdem er erzählt, daß Schwarzenberg bei Vitry am 24. März dem Kaiser Alexander den Vorschlag gemacht, mit der Hauptarmee unverzüglich gegen Paris vorzurücken: „Der Alles entscheidende Entschluß zum unaufgehaltenen Marsche nach Paris ist somit das alleinige Verdienst des Fürsten Schwarzenberg und seines Chefs vom Generalstabe." Das ist allerdings wahr, was die Hauptarmee betrifft; es ist aber ganz und gar aus den Augen gelassen, daß Blücher mit der schlesischen Armee bereits seit dem 15. März im Vorrücken gegen Paris begriffen war, während es sich hier ausnimmt, als ob die Initiative von Schwarzenberg ausgegangen wäre.

Schließen wir jedoch diese unerquickliche Debatte, in die uns die gar zu kühnen Behauptungen des Verfassers hineingelockt haben, und heben wir lieber noch eine kleine, Radetzky

selbst betreffende Anekdote hervor. Während der acht Monate vom August 1813 bis Ende März 1814, gewahrte man, wie uns der Veteran erzählt, an allen Marschtagen einen hochgewachsenen Gardekosaken auf einem kleinen Pferde daher sprengen. An seinem Halse hing die silberne Feldflasche Alexanders. Er suchte Radetzky, Dieser mochte sich nun an der Tête oder Queue einer Colonne oder mitten im heftigsten Kugelregen befinden, parirte und salutirte. Dann nahm er die Feldflasche ab und reichte sie dem General mit den Worten: „Der gute Czar Alexander schickt Ew. Excellenz ein Schnäpschen." Radetzky that einen Zug, gab die Flasche zurück, und der Kosak flog mit Windesschnelle davon.

Nach dem zweiten Pariser Frieden trat Radetzky wieder aus dem Generalstab, war elf Jahre lang Zweitcommandirender in Ofen und trat 1829 den Posten eines Festungscommandanten in Olmütz an. 1831 aber kam er an Frimonts Stelle als Oberbefehlshaber nach Italien, und hier begann für ihn eine neue, in ihrem Ausgang weltgeschichtlich gewordene Thätigkeit. Die Gefahren, mit welchen das rasch auflodernde Nationalgefühl der Italiener die Herrschaft Oesterreichs stets bedroht, blieben seinem Scharfblick selbst unter der scheinbaren Ruhe der Oberfläche nicht verborgen, und er war unermüdlich in Vorkehrungen gegen die Katastrophe, die früher oder später eintreten mußte. Unablässig war er bemüht, seine Truppen zu üben, aber nicht in Paraden und militärischen Schaustellungen, sondern in Allem, was sowohl den Soldaten wie den niedern und höhern Führer im Frieden für den Krieg tüchtig machen kann. Trotz alles Widerstandes der Centralbehörde in Wien, die beständig auf Ersparnisse drang, begann er jedes Jahr von neuem die vom Mai bis October dauernden Feldübungen, und erhob dadurch die österreichische Armee in Italien auf eine Stufe der Ausbildung, welche sie, als die Stunde der Gefahr kam, zu den glänzendsten Leistungen befähigte.

Auf diese Leistungen, welche den Namen Radetzky unsterblich gemacht haben, hier näher einzugehen, fehlt es uns an Platz, und es ist auch um so weniger nöthig, als sie noch frisch im Gedächtniß Aller sind. Wir entnehmen dem Buche nur noch eine Schilderung des persönlichen Charakters und der Lebensweise des verstorbenen Feldmarschalls.

„Der Feldmarschall war von kleiner sehr gedrungener Statur, seine Gesichtsfarbe gesund, sein blaues Auge klar, sein Blick klug und freundlich, seine Bewegungen lebhaft wie seine Rede und sein Gang, seine Stimme tief und klangvoll. Von den feinsten Formen und einer an Schlauheit grenzenden Gewandtheit im Umgang, hatte er für Jeden ein verbindliches Wort und entfaltete eine schon im ersten Moment gewinnende Urbanität. Sein seltener Scharfblick, seine große Menschenkenntniß, befähigten ihn zu einem höchst treffenden Urtheil über Personen, die er kaum erst zweimal gesehen hatte. Eine gewisse würdevolle Bonhomie verbreitete sich über sein ganzes Wesen, zugleich hielt er viel auf Anstand und feine Sitte. Zürnen konnte er nicht, wenigstens nicht lange. Geschah es aber, so war es für den Betreffenden höchst unangenehm. Er ließ sich leicht wieder besänftigen. Sein ganzes Thun und Lassen offenbarte viel Herzlichkeit, ein warmes Gefühl für fremde Leiden, eine tiefe Bekümmerniß beim Anblick menschlichen Elendes. Kalter Aristokratismus war bei ihm nie vorwiegend.

„Im Gespräch, das er mit freundlichen Erinnerungen zu beleben verstand, sprang er gern von einem Gegenstand auf den andern, ohne jedoch den Hauptzweck der Unterredung jemals ganz aus den Augen zu verlieren. Er liebte vorzugsweise eine wissenschaftliche Unterhaltung, war ein großer Freund guter Lectüre, auch wohlbelesen. Ueber Tagesneuigkeiten und den gewöhnlichen Lauf der Dinge verbreitete er sich niemals. Er haßte nichts so sehr als die Alltäglichkeit.

„Bis an sein Ende liebte er Scherz und Frohsinn, im ganz vertrauten Kreise stimmte er bisweilen selbst mit ein. Wir möchten behaupten: sein leichter Sinn sei sein größter Schatz gewesen. Er erzählte gern und gut, und erinnerte sich oft noch der Namen von unbedeutenden Personen und Orten, überhaupt vieler Dinge, die sich schon vor einem halben Jahrhundert zugetragen hatten, ganz genau. Nie ließ er im Gespräch seinen Rang und seine Stellung hervortreten. Einen ganz besondern Takt besaß er in der Ansprache an seine Soldaten.

„Seine Rede glich einem lebendigen Quell, sie war erfrischend und belehrend. Besonders gelangen ihm Schilderungen von Personen. In verschiedenen Fachgegenständen, sowie in Politik, Oekonomie und anderen Wissenszweigen hat er sich schriftlich versucht und entwickelte, bei klarem Urtheil, eine körnige Sprache mit etwas gedehntem Periodenbau und einzelnen Wiederholungen. Seine Beweise waren jederzeit schlagend; Metaphern und Bilder, sowie überhaupt schwunghafte Redefiguren blieben ganz ausgeschlossen. Seine Lieblingsthemata in Schrift und Wort waren Politik, Heerbildung, Heerwesen und Administration. Taktische und strategische Entwürfe brachte er mit großer Leichtigkeit zu Papier. Dieselben waren wohl beim ersten Entwurf nicht immer correkt, jedoch stets lichtvoll und richtig. An ein Ueberarbeiten des einmal Niedergeschriebenen ging er nicht gern. Dazu mangelte ihm die Geduld.

„Bis gegen sein neunzigstes Jahr besaß er ein außerordentliches Gedächtniß. Seine Phantasie war bis dahin lebhaft, seine Auffassung rasch und sicher. Man kann sagen, daß sein Geist gewissermaßen der Hinfälligkeit des Alters spottete. Erst von da an forderte das Alter seine Rechte, und besonders für die Gegenwart wurde seine Erinnerung sichtbar schwächer. Früher brachte er jeden Tag einige Zeit mit dem Niederschreiben militärischer und politischer „Gedanken", wie er sie nannte, zu. Es war ihm dies ein Bedürfniß. In den letzten drei Decennien seines Lebens, wo man einige Male eine gänzliche Erblindung besorgte und, wie behauptet wird, ihm die Homöopathie allein das Augenlicht erhielt, mußte er freilich, und zwar zu seinem tiefen Verdruß, das viele und anhaltende Lesen und vollends gar das Schreiben auf ein Minimum beschränken, denn seine Sehkraft hatte abgenommen, und seine gerötheten Augen ließen keine Anstrengung mehr zu. Von diesem Zeitpunkt an war er genöthigt, Vieles, wo nicht Alles, durch Andere schreiben zu lassen. In Allem, was er sprach und schrieb, stieß man auf sogenannte Gedankenblitze, voll Geist und Leben. Er liebte es, bisweilen eine Sache blos anzuregen, und überließ es Anderen, dieselbe weiter zu entwickeln. In jungen

Jahren galt er für einen ausgezeichnet hübschen Officier und trefflichen Reiter. Man bewunderte an ihm ganz besonders die feine Hand, den zierlichen Fuß und die Nettigkeit seines Anzuges. Besonders viel hielt er auf gut gemachte Beinkleider und war darin nur sehr schwer zu befriedigen. Im Essen und Trinken war er überaus mäßig, aß mit gutem Appetit und trank nur leichten Wein mit Wasser gemischt. Eine ausgezeichnete Tafel führte er zu keiner Zeit, und vielleicht war kein Feldherr darin leichter zu befriedigen. Sogar schlechte Speisen und Getränke wurden nicht verschmäht. In der Regel stand er um 5 Uhr auf, genoß um 6 Uhr seinen Kaffee mit seinen Adjutanten und Ordonnanzofficieren, nahm um 10 Uhr ein leichtes Gabelfrühstück und ging um 4 Uhr zu Tische. Um 7 Uhr Abends kam der Thee, dann wurde eine Tarokpartie gemacht und hierauf schlafen gegangen. Uebrigens konnte er, wie fast alle alten Soldaten, seine Eßstunde vollkommen den Umständen anpassen.

„Der Feldmarschall war ein seltenes geistiges und medicinisches Phänomen. Eine gewisse Hinfälligkeit des Alters beschlich ihn erst nahe an den Neunzigen. Von da an ging er auch etwas nach vorne gebeugt. Seine Füße wollten ihn fortan nicht mehr recht tragen, und er beklagte sich häufig über sein schlechtes „Pedal“, wie er lächelnd sagte. Von dieser Zeit an stützte er sich beim Gehen im Zimmer gewöhnlich auf einen Stock. Erst in den letzten Jahren vor seinem Tode gab er das Reiten gänzlich auf. Bis dahin hatte er noch mit sichtbarem Behagen täglich seinen Spazierritt, oder wenigstens einige Touren in der Reitbahn gemacht, wobei er es jedoch nicht liebte Zuschauer zu haben. Wenn er zu Pferde stieg, wußte er es auf eine feine Weise stets so zu veranstalten, daß dies ohne Zeugen geschah. Die Mecklenburger Pferde zog er allen andern vor und liebte besonders Eisen- und Grauschimmel.

„Seine Pünktlichkeit in der angenommenen Lebensweise war musterhaft. Seit einer langen Reihe von Jahren und bis kurz vor seinem Tode ging er um 9 Uhr oder doch nicht viel später zu Bette und schlief ruhig bis 3 oder 4 Uhr Morgens, wo er regelmäßig erwachte und entweder liegend den Tag erwartete, oder auch ein Buch zur Hand nahm. In früheren Zeiten ließ er nicht selten Jemand aus seiner nähern Umgebung rufen, sprach über mancherlei oder ließ sich vorlesen. Bisweilen dictirte er auch in die Feder, was ihm eben einfiel, aphoristische Sätze, administrative Vorschläge, operative Betrachtungen und Entwürfe, ja selbst ganze Episoden aus seinem Leben. Manchmal schrieb er selbst an einem kleinen Pult, welches auf das Bett gestellt wurde. War am Morgen irgend eine Ausrückung, oder stand eine Reise und dergleichen bevor, so war er unfehlbar der Erste auf dem Platze, und weckte nicht selten seine Dienerschaft. Noch lange vor der festgesetzten Aufbruchsstunde sah man ihn schon im Hofe oder vor seiner Wohnung auf und nieder gehen und die Anderen zur Eile treiben.“

Zum Schluß noch Eins. Es ist neuerdings von österreichischer Seite mehrfach geklagt und gerügt worden, daß man in Deutschland die Theilnahme des Kaiserstaates an den großen Kriegen zu Anfang dieses Jahrhunderts falsch beurtheile, und zwar theils aus Unkenntniß, theils aus bösem Willen. Letzteres ist jedenfalls nur sehr ausnahmsweise der Fall gewesen, und was die Unkenntniß betrifft, so ist Oesterreich die Schuld derselben selbst beizumessen. Nirgends ist man so überaus sparsam mit authentischen Mittheilungen über die betreffenden Ereignisse gewesen, als von Wien aus, und Werke wie das vorliegende sind am wenigsten geeignet dem Mangel abzuhelfen. Das Bestreben, die Verdienste Oesterreichs in das rechte Licht zu stellen, ist gewiß lobenswerth, aber es ist nicht klug, den wohlerworbenen Ruhm Anderer zu schmählern, um den eignen heller leuchten zu machen, wenn man so wenig Beweismittel beizubringen weiß wie der Verfasser. Und außerdem sollte der Schriftsteller, der Eindruck auf das gebildete deutsche Publicum machen will, sich eines gebildeten Deutsch befleißigen. Das Buch wimmelt von österreichischen Provinzialismen und grammatikalischen Ungeheuerlichkeiten. Wir führen nur zwei an: „In der sichern Erwartung, sich mit dem bei Abach stehenden Corps des Feldmarschallieutenants Baron Kienmayer vereinigen zu können, kam es am 3. December zur Schlacht bei Hohenlinden.“ Diesem in sicherer Erwartung schwebenden und sich vereinigen wollenden „es“ steht folgender Satz auf Seite 36 würdig zur Seite: „Der dem Hofkriegsrath eingereichte Standesausweis ergab einen Abgang von 20,000 Mann, um, wie festgesetzt worden war, im folgenden Jahre mit 60,000 Mann die Riviera zu unterwerfen.“ Inwiefern ist hier der Abgang von 20,000 Mann ein Mittel zu dem Zwecke, der Unterwerfung der Riviera?

J.

Abenteuer eines Franzosen auf den Philippinen.*)

Die Erlebnisse des Herrn de la Gironière sowohl in Manilla selbst wie auf seinem Besitzthum — wir hätten fast gesagt auf seinem kleinen Fürstenthume — unter den wilden Bewohnern des Innern der Insel Luçon streifen so nahe an das Wunderbare, daß uns mehr als einmal der Argwohn erfaßte, es sei Erfundenes, was wir läsen. Daß dem jedoch nicht so ist, dafür sprechen unverdächtige directe Zeugen, und im Buche selbst ist mehr als ein gewichtiger Name von noch Lebenden als Mitgenosse mancher der Abenteuer genannt, sodaß wir an das Erzählte glauben müssen, so abenteuerlich es uns erscheint. Wir gehören nicht zu Denen, welche dem modernen Leben die Romantik absprechen; nur ist es nicht Jedem gegönnt, sie zu entdecken; hier aber erscheint sie als das Alltägliche, und im Vergleich mit einem so stark gewürzten Leben muß Einem allerdings die Civilisation einförmig und langweilig vorkommen.

Paul de la Gironière ist der Sprosse einer durch die Revolution verarmten bretagnischen Adelsfamilie, der neben seinem ältern

*) Aventures d'un Gentilhomme Breton aux Iles Philippines, par de la Gironière. 2me Ed. Paris, Firmin Didot frères, fils et Comp. 1857.

Bruder, fast von Jugend auf, seine Mutter und Schwestern zu unterstützen hatte, und deshalb Medicin studierte. Eine unbezwingbare Lust zum Reisen und an Abenteuern war ihm jedoch schon früh eigen, und er wußte seiner Neigung und seiner Pflicht dadurch zugleich zu genügen, daß er Schiffsarzt wurde. Noch als Jüngling machte er zwei Fahrten nach der Insel Mauritius, und eine nach den Philippinischen Inseln, und am 9. October 1819 trat er seine vierte Reise, ebenfalls nach den Philippinen, an. Sie ließ ihn die Abenteuer erleben, die ihn 20 Jahre von seinem Vaterlande fern hielten.

Während des Aufenthaltes de la Gironière's in Manilla im September 1820 brach daselbst die Cholera aus, die sich bis dahin noch nicht außerhalb des indischen Continents gezeigt hatte. Wie anderwärts kam auch hier der Pöbel auf den Gedanken, die Seuche sei durch Vergiftung der Brunnen entstanden, und die fremden, zum Theil französischen Aerzte, welche mit den im Hafen liegenden Schiffen ihrer Nation gelandet waren, fielen als Opfer dieses Wahns, da die Behörden in ihrer Schwäche unterließen, etwas zu ihrem Schutze zu thun. Gironière entging dem Blutbad und kam glücklich auf sein Schiff, ließ sich aber hier verleiten, wieder ans Land zu gehen, um den dort zurückgebliebenen Capitän Drouant aufzusuchen. Er fand ihn am Lande, umringt von einem wüthenden Indianerhaufen. Mit eigener Lebensgefahr rettete er ihn und ließ ihn voraus nach dem wartenden Boote eilen; als er endlich nachkommen konnte, war es bereits abgefahren. Er mußte nun am Lande bleiben, begab sich in seine Wohnung, ward hier von einem nächtlichen Ueberfall bedroht und nur durch die Freundschaft eines Mestizen gerettet, dessen Frau er ärztlich behandelt hatte, und der ihn rechtzeitig warnte, sodaß er sich über die Dächer flüchten und den Strand erreichen konnte. Seine ganze Habe wurde von den Indianern geplündert und vernichtet.

Andere würden nun froh gewesen sein, sich an Bord des Schiffes und in Sicherheit begeben zu können. Gironière aber dachte anders. Die Capitäne der auf der Rhede liegenden Schiffe ließen ihm sagen, daß sie wegen der jeden Augenblick von den Indianern zu fürchtenden Angriffe in See gehen würden, daß aber zwei ihrer Kameraden ihnen nicht folgen könnten, da ein Theil ihrer Lebensmittel, ihre sämmtlichen Segel und ihre Waffen sich noch am Lande befänden. Gironière mußte sich durch seine Verwegenheit und seine Unternehmungslust schon einen großen Ruf erworben haben, denn man muthete ihm zu, den beiden Capitänen in ihrer Noth zu helfen, und die zurückgelassenen Vorräthe an Bord zu schaffen. Nur ein Boot stellte man ihm zur Verfügung und dennoch unterzog er sich der Aufgabe.

Kaum mit heiler Haut davongekommen, begab sich Gironière, zwei Pistolen im Gürtel, allein nach dem Ausschiffungshafen, wo er den Strand ganz von Indianern bedeckt fand, welche die auf der Rhede befindlichen Fahrzeuge beobachteten. Sein Erscheinen erregte natürlich Erstaunen unter ihnen, aber ehe sie sich besinnen konnten, rief er ihnen zu: „Wollt ihr Geld verdienen? Wer mir helfen will, bekommt einen Piaster für den Tag.“ Verblüfft maßen die Angeredeten den Kecken mit den Augen und fragten ihn, ob er sich nicht vor ihnen fürchte. Er aber gab ihnen zur Antwort: Warum sollte ich mich fürchten? Hier mit meinen beiden Pistolen setze ich ein Leben gegen zwei; aller Vortheil ist daher auf meiner Seite.“ Das leuchtete den Indianern sofort ein, und sie erklärten sich gegen gute Bezahlung zu seinen Diensten bereit. Er setzte ihnen nun auseinander, daß er verschiedene Sachen seiner Landsleute an den Strand zu schaffen wünsche, und daß jeder, der ihm dabei helfe, den versprochenen Piaster bekommen solle; darauf überließ er es Demjenigen, der ihn zuerst angeredet, 200 Mann zu dem angegebenen Zwecke auszusuchen, und benutzte die damit erlangte Frist, durch das ihm zur Verfügung gestellte Boot nach den Schiffen die Aufforderung gelangen zu lassen, sämmtliche Schaluppen zur geeigneten Stunde in der Nähe des Strandes zu vereinigen, um die Vorräthe nach den Schiffen zu schaffen.

Bald darauf befand sich Gironière an der Spitze einer Schaar von 200 Indianern, und hatte mit ihrer Hülfe in kurzer Zeit die Segel, das Salzfleisch, den Schiffszwieback und die Fässer mit Wein an Bord der Schaluppen geschafft. Nicht wenig setzte ihn ein Transport einer ansehnlichen Summe Piaster, die dem Capitän Drouant gehörte, in Verlegenheit. Einen solchen Schatz hätten die Indianer schwerlich trotz aller ihrer Ehrfurcht vor dem Muth und den Pistolen des Herrn de la Gironière ruhig fortschaffen lassen, und es blieb ihm nichts übrig, als sich alle Taschen mit Silber vollzupfropfen, und zwischen der Schaluppe und dem Aufbewahrungsorte wohl zwanzig Mal die Reise hin und her zu machen. Im Boote angekommen, ließ er dann Matrosen vor sich treten, und entledigte sich des Geldes Stück für Stück, um sich durch kein Klimpern zu verrathen. Eine Gefahr anderer Art drohte ihm, als er die Segel des Capitäns Perron nach den Booten schaffte. Einige Tage vor dem Blutbad war nämlich ein Segelmacher bei der Arbeit an der Cholera gestorben, und seine Kameraden, von Schreck ergriffen, hatten ihn in ein Segel gewickelt und sich auf das Schiff gerettet. Die Indianer fanden jetzt die Leiche, die schon zum Theil in Fäulniß übergegangen war. Ihr anfängliches Entsetzen ging bald in Wuth über, und sie warfen Gironière vor, die Leiche absichtlich zurückgelassen zu haben, damit sie die Luft verpeste und die Seuche weiter verbreite. Sein Leben war von neuem bedroht, und er konnte sich nur dadurch retten, daß er die Ansteckungsgefahr als gar nicht vorhanden darstellte, trotz seinem Ekel die Leiche in ein Segeltuch hüllte, sie selbst nach dem Strande trug und sie dort eigenhändig einscharrte. So gelang es ihm, die Indianer zu beruhigen, seine Aufgabe vollständig zu lösen, und mit Einbruch der Nacht mit allen Vorräthen die Schiffe zu erreichen.

Einen entsprechenden Lohn scheinen die heldenmüthigen Anstrengungen Gironières nicht gefunden zu haben, oder er hat ihn zurückgewiesen. Das war um so uneigennütziger, als er während des Krawalls Alles außer dem, was er auf dem Leibe trug, verloren hatte und sein ganzes Vermögen aus 32 Piastern bestand. Er sollte noch dadurch in große Verlegenheit kommen. Als die Ruhe wieder hergestellt war, folgte Gironière der Einladung eines Indianers, ihn auf seiner Besitzung in den Bergen von Marigondon, 10 Stunden von Cavite, zu besuchen.

Dort lebte er in einer reizenden Gegend drei Wochen lang den Freuden der Jagd und hätte fast die Rückkehr versäumt, als er einen schon einige Tage alten Brief von dem Capitän seines Schiffes erhielt. Er wurde darin benachrichtigt, daß das Fahrzeug in wenig Tagen unter Segel gehen werde, und daß er sich beeilen müsse, wenn er noch beabsichtige, nach Frankreich zurückzukehren. Er machte sich sogleich auf den Weg, traf den folgenden Tag in Manilla ein und eilte nach dem Hafen. Sein Schiff segelte eben zum Ausgang der Bucht hinaus. Wenn der Wind nicht stärker wurde, war es vielleicht noch möglich, an Bord zu kommen; aber wenn es, wie sehr wahrscheinlich, mißlang, so waren die 12 Piaster, welche indianische Schiffer für ein Boot verlangten, weggeworfen, und Gironière befand sich alsdann mit 13 Piastern, dem Rest seines Vermögens, und einer Garderobe, die aus einer weißen Jacke, weißen Pantalons und einem baumwollenen Hemd nebst Strohhut bestand, allein in einer wildfremden Stadt.

In dieser verzweifelten Lage kam er auf den Einfall, dazubleiben und sein Glück als Arzt zu versuchen. Bei allem Unglück war er doch noch ein Glückskind. Kaum hatte er seinen Entschluß gefaßt, so boten sich ihm die besten Mittel zur Ausführung desselben an. Auf dem Rückwege nach der Stadt begegnete er einem Europäer, der ebenfalls Arzt war, aber nach Europa zurückkehren wollte. Diesen fragte er um Rath und wurde von ihm in seinem Vorhaben bestärkt. Er verhehlte dem neuen Freunde gar nicht die Schwierigkeit seiner Lage und hob hervor, wie es kaum möglich sein würde, seine Krankenbesuche in dem mehr als bescheidenen Costüm, das er allein sein nennen könne, zu machen. Auch dafür wurde Rath geschafft: der Andere hatte einen ganz neuen Anzug und sechs schöne Lanzetten und bot sie Gironière zum Kauf an, der sie herzlich gerne annahm. Die Kleider waren ziemlich gut, jedoch dem neuen Besitzer viel zu weit; doch das schadete nichts, sie waren doch in Europa verfertigt, und schon deshalb konnte ihr Träger nur ein vornehmer Mann sein. Im Hochgefühl seiner kostbaren Errungenschaften, als Besitzer von einem vollständigen europäischen Anzug und sechs Lanzetten, stolzierte Gironière durch die Straßen und fühlte sich kaum beschwert von dem Gedanken, daß er nur noch einen Piaster baar besitze. Der reichte für heute aus; was aber sollte er morgen thun, wenn sich nicht gleich Patienten finden?

Um Auskunftsmittel war jedoch unser Freund nie verlegen. Er entsann sich jetzt plötzlich, in Cavite von einem spanischen Hauptmann, Namens Don Juan Porras, gehört zu haben, den ein unglücklicher Zufall fast des Angesichts beraubt, und an dem sich bisher die Kunst sämmtlicher spanischen Aerzte auf den Philippinen umsonst versucht hatte. Er beschloß ihn aufzusuchen und ihm seine Dienste anzubieten, erfuhr auch nach einigen Fragen die Wohnung und erreichte sie, als es eben Abend werden wollte. Don Juan Porras war ein Andalusier von fröhlichem und gutmüthigem Charakter, und gerade im Begriffe sich ein Pflaster über beide Augen zu legen, als der junge Arzt bei ihm eintrat. „Señor Capitan“, redete ihn dieser an, „ich bin Arzt und Oculist von Ruf; ich komme zu Ihnen in der Hoffnung Sie gesund zu machen.“

„Basta (schon gut)“ gab er zur Antwort. „Alle Manillaärzte sind Esel!“ Gironière ließ sich jedoch durch diese mehr als skeptische Antwort nicht entmuthigen, sondern beutete sie zu seinem Zwecke aus. „Das ist ganz meine Meinung“, entgegnete er; „und eben weil ich von der Unwissenheit der einheimischen Aerzte vollkommen überzeugt bin, habe ich den Entschluß gefaßt, auf den Philippinen zu prakticiren.“ Als auf eine weitere Frage der Capitän erfuhr, daß der junge Arzt ein Franzose sei, veränderte er ganz und gar den Ton und erklärte, ihm sein vollständiges Vertrauen schenken zu wollen. Gironière besichtigte darauf die Augen des Kranken, mußte ihm gestehen, daß sie sich in einem sehr schlimmen Zustande befänden, stellte aber Heilung in Aussicht, wenn er beständig bei ihm bleiben könnte. Der Capitän bot ihm nun sofort eine Wohnung in seinem Hause an und wollte seinen Bedienten rufen, um diesem zu befehlen, das Gepäck des neuen Gastes zu holen. Das war eine neue Quelle der Verlegenheit, denn das Wort Gepäck klang dem jungen Franzosen wie ein Grabgeläute seiner Hoffnungen. Mußte er nicht fürchten, daß der Capitän, wenn er ihm gestand, daß er weiter nichts besaß, als was er auf dem Leibe hatte, ihn für einen bloßen Abenteurer halten und zum Hause hinausweisen würde! Aufrichtigkeit ist in solchen Fällen immer die beste Politik; Gironière nahm daher seinen ganzen Muth zusammen und erzählte dem Kranken in gedrängten Worten seine traurige Lage, indem er hinzusetzte, daß er sein Kostgeld erst Ende des Monats bezahlen könne, wenn er so glücklich sei, einige Patienten zu bekommen. Don Juan Porras hörte ihn ruhig an und brach, als er fertig war, in ein lautes Gelächter aus. „Das gefällt mir außerordentlich“, sagte er, „Sie haben kein Geld und daher um so mehr Zeit, sich meiner Krankheit zu widmen und mehr Interesse, mich zu heilen. Sie werden an dieser Logik nichts auszusetzen haben?“ Da der Capitän in so humoristischem Tone allen Bedürfnissen des jungen Arztes entgegenkam, wurden sie bald einig und Letzterer versprach, den nächsten Morgen die Augen gründlich zu untersuchen und alsdann einen Entschluß über die anzuwendende Kurmethode zu fassen. War doch jetzt wenigstens für die Nacht gesorgt.

Die Untersuchung am nächsten Morgen zeigte, daß der Zustand der Augen des Capitäns schlimmer war, als der Arzt anfänglich geglaubt hatte. Das rechte Auge, vom Krebs erfaßt, war nicht nur ganz verloren, sondern drohte auch dem linken Verderben und setzte sogar das Leben des Patienten in Gefahr. Das linke war noch zu retten, wenn schnell eingeschritten wurde. Dies konnte jedoch nur durch Exstirpation des rechten Auges geschehen, eine unter diesen Umständen sehr gefährliche Operation, zu deren Vornahme sowohl von Seiten des Kranken wie des Arztes ein kühner Entschluß gehörte. Der Capitän schrak jedoch nicht davor zurück, als ihm Gironière alle Verhältnisse seiner Lage klar auseinandersetzte, und Gironière vollzog den Tag darauf die Operation. Sein Muth wurde auch belohnt; die Symptome der Entzündung verschwanden sehr bald, und er konnte nun seine ganze Sorgfalt dem noch übrigen linken Auge widmen. Nach Verlauf von sechs Wochen war Don Juan Porras so weit geheilt, daß er auf

dem linken Auge fast so gut wie vor seiner Krankheit sehen konnte.

Nur eine bittere Beimischung hatte das Glück des kühnen Arztes: ihm mußte vor Allem daran liegen, durch die glückliche Kur in Manilla bekannt zu werden und sich einen Zulauf von Patienten zu verschaffen; Don Juan aber weigerte sich hartnäckig sein Haus zu verlassen oder nur Besuche zu empfangen, da er in seiner Eitelkeit es nicht übers Herz bringen konnte, sich vor der Welt als Einäugiger sehen zu lassen. Daher war selbst unter seinen Bekannten seine Heilung noch unbekannt, und Gironière spürte in seiner Patientenliste noch nicht die gehofften Früchte seiner Geschicklichkeit. All sein Zureden war vergeblich; der Capitän wollte nicht eher ausgehen, als bis ein künstliches Auge aus Paris angekommen wäre, und das konnte vor Ablauf von 18 Monaten nicht geschehen. So viel Zeit hatte aber der Arzt nicht, und er entschloß sich daher, selbst ans Werk zu gehen. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich, eine Glaskugel zu blasen, die vollkommen die Form eines Auges hatte; sie mußte nun aber auch noch in Farbe und Aussehen dem linken Auge entsprechend gemacht werden. Auch dies gelang, und Don Juan ließ sich das künstliche Auge einsetzen. Obgleich es ihn Anfangs ein wenig genirte, willigte er doch ein, es zu tragen, und entschloß sich sogar, unter dem Schutz einer Brille sich den Menschen wieder zu zeigen.

Damit war das Glück des jungen Arztes gemacht. Die Heilung machte so viel Aufsehen, daß von allen Seiten Kranke herbeiströmten, und nach einigen gelungenen Operationen des Staars hatte Gironière so viel Patienten, daß er sie gar nicht alle behandeln konnte. Er wurde in kurzer Zeit wohlhabend, hatte Equipage und vier Pferde im Stall, wurde zum Oberarzt des ersten spanischen Regiments ernannt und heirathete bald darauf eine junge und schöne Wittwe mit einem Vermögen von 700,000 Francs.

Das Vermögen der jungen Dame war in Mexico angelegt gewesen, und Gironière erwartete nur noch die Ankunft der den Dienst zwischen Akapulko und Mexico versehenden Gallione, welche das Geld überbringen sollte, um mit seiner jungen Gemahlin nach Europa zurückzukehren. Die Gallione kam an, aber nicht das Geld. Die mexicanische Regierung hatte den Silbertransport von Mexico nach dem Hafen von dem Regimente des Obersten Yturbide escortiren lassen, der sich des Schatzes bemächtigt hatte und damit zu den Aufständischen übergegangen war. So war denn das Vermögen der Madame de la Gironière ohne alle Aussicht auf Ersatz verloren gegangen, und der Plan, nach Europa überzusiedeln, mußte aufgegeben werden.

Trotz dieses empfindlichen Vermögensverlustes befand sich das junge Ehepaar in einer glücklichen Lage. Die ausgedehnte und einträgliche Praxis und die gutbezahlte Stelle des Gatten versprachen ihn binnen kurzem zum reichen Mann zu machen; er war von seiner Frau zärtlich geliebt, und sein gastfreies Haus war ein Sammelpunkt der feinen Welt Manilla's. Neue Abenteuer sollten jedoch abermals seinem Geschick eine andere Wendung geben.

Als Oberarzt des ersten spanischen Regiments hatte Gironière die Bekanntschaft eines Hauptmanns Novales gemacht, eines Creolen von tapferem und waghalsigem Charakter. Der Kampf der spanischen Regierung mit ihren aufständischen Colonien war damals im besten Gange, und man fürchtete nicht ohne Grund, daß die Philippinen das ihnen in Süd- und Mittelamerica gegebene Beispiel nachahmen würden. Den Hauptmann Novales hatte man im Verdacht, mit Aufstandsplänen umzugehen; der Statthalter der Insel wagte aber nicht offen gegen ihn aufzutreten, sondern ertheilte ihm Befehl, sich nach dem Süden zu begeben, um ihn von seinem Regiment zu entfernen und beobachten zu lassen. Am Morgen des zu seiner Abreise bestimmten Tages suchte Novales den Arzt auf, beklagte sich bitter über die ungerechte Behandlung, die er vom Statthalter erdulden müsse, und setzte hinzu, daß er es schon noch bereuen würde, nicht mehr Vertrauen auf seine Ehre gesetzt zu haben. Gironière versuchte ihn zu beruhigen, und der Hauptmann reiste noch an demselben Abend in einem kleinen Fahrzeuge ab.

Mitten in der Nacht wurde Gironière von einem unregelmäßigen, aber lebhaften Gewehrfeuer aus dem Schlafe geweckt. Er warf sich schnell in die Uniform und eilte nach der Caserne seines Regiments. Unterwegs verriethen ihm schon die menschenleeren Straßen und die in denselben aufgestellten Posten, daß etwas Ungewöhnliches geschehen müsse, und als er in die Caserne kam, fand er auch diese fast leer. Novales war mit dem Schiffe, das ihn nach dem Süden bringen sollte, wieder umgekehrt, war gegen 1 Uhr Morgens mit einem Lieutenant Namens Ruiz in der Caserne erschienen, hatte dort durch seinen Einfluß die Creolenunterofficiere, die längst in die Revolutionspläne eingeweiht waren, bewogen, das Regiment antreten zu lassen, hatte mit demselben sämmtliche Thore von Manilla besetzt und sich schließlich als Kaiser der Philippinen ausrufen lassen.

Da Gironière's Regiment im offenen Aufstande war, eilte er nach der nahen Artilleriecaserne und schloß sich dem dortigen Regimente an, das noch treu geblieben war. Hier erfuhr er Näheres über die Rebellion. Während der Nacht hatte sich Ruiz im Auftrag des Hauptmanns Novales zu dem in Abwesenheit des auf dem Lande wohnenden Statthalters Martinez commandirenden General Folgueras begeben, hatte die Wache überfallen und sich der Schlüssel der Stadt bemächtigt, nachdem der General von seinem Dolch gefallen war. Darauf hatte er die Gefängnisse besetzt, die Sträflinge freigelassen und anstatt ihrer die vornehmsten Beamten der Stadt in den Kerker geworfen. Das erste Regiment stand jetzt auf dem Gouvernementsplatz in Schlachtordnung. Zweimal schon hatte es versucht, sich der Artillerie zu bemächtigen, war aber beide Male zurückgeschlagen worden. Man erwartete nur noch Verstärkung von außen und die Befehle des Generals Martinez, um die Europäer anzugreifen. Als diese ankamen, entstand ein Straßenkampf, welcher, durch den hartnäckigen Widerstand der Meuterer verlängert, drei Stunden dauerte und mit der Gefangennehmung des Hauptmanns Novales endete. Ruiz war entkommen, fiel aber nach drei Tagen in die Hände seiner Verfolger. Mit Novales wurde kurzer Proceß gemacht. Ein Kriegsgericht trat auf der Stelle zusammen, verurtheilte ihn

zum Tode, und um 5 Uhr Abends war er von hinten erschossen. Das gleiche Schicksal hatten sämmtliche Unterofficiere des Regiments; der zehnte Theil der Gemeinen wurde auf die Galeeren geschickt.

Angst und Aufregung über die Gefahr, welche ihr Gatte während des Straßenkampfes lief, hatten Frau v. Gironière eine Krankheit zugezogen, welche, in regelmäßigen Intervallen wiederkehrend, ihren Verstand bedrohte. Nur fern von dem Geräusche der Stadt konnte sie genesen, und ihr Gatte zog mit ihr nach Tierra Alta im Marigondongebirge, einem reizenden Paradiese, das nur den einen Fehler hatte, daß es sehr von Räubern belästigt war. Durch ihre Diebstähle und Mordthaten machten sie die ganze Gegend unsicher; sie waren so keck, daß sie den Cavalleriemajor Aguilar Nachts im Bett überfielen und mit zwanzig Dolchstichen tödteten. Ein Regiment war zu ihrer Verfolgung ausgeschickt; aber sie kannten alle Schlupfwinkel des Gebirges, waren behend und verwegen, fanden wohl auch Unterstützung bei den Eingebornen und entgingen stets den Häschern.

Einige Jahre nach der Zeit, von der wir jetzt sprechen, mußte die Regierung eine förmliche Capitulation mit den Räubern abschließen; und eines Tages sah man durch das Thor von Manilla ungefähr zwanzig mit Dolchen und Büchsen Bewaffnete hereinmarschieren. Ihr Hauptmann marschierte an der Spitze; sie trugen den Kopf hoch, sahen sich stolz und zuversichtlich um und begaben sich zu dem Statthalter; dieser hielt ihnen eine Rede, befahl ihnen, ihre Waffen niederzulegen und schickte sie zum Erzbischof, der ihnen ins Gewissen sprechen sollte. Wie uns Gironière versichert, gelang es dem frommen Geistlichen, sie so zu rühren, daß sie ohne Waffen nach Hause zurückkehrten und friedliche Landbebauer wurden.

Als unser Freund Tierra Alta zu seinem Aufenthalt wählte, waren die Räuber jedoch noch nicht bekehrt. Er ließ sich aber dadurch nicht abhalten; vielmehr reizte ihn die Gefahr, und zudem beruhigte ihn die Versicherung eines befreundeten Indianers, daß die Räuber ihm nichts thun würden, da sie wüßten, daß er sein Freund sei, und sich wohl hüten würden, sich mit ihm zu verfeinden. Er fand bald Gelegenheit, die Wahrheit dieser Versicherung auf die Probe zu stellen. Auf einem Ausflug, den er mit seiner Frau zu Wagen machte, begegnete ihnen plötzlich ein Trupp Räuber, die von Liniensoldaten verfolgt wurden. Sie umringten sogleich den Wagen, und der Anführer schlug seinen Gefährten vor, ohne weitere Umstände die Pferde zu tödten, damit die Soldaten sich nicht derselben zur Verfolgung bedienen könnten. Mit der Kaltblütigkeit, die Gironière sich in allen Lagen zu bewahren wußte, gab er ihnen jedoch sein Wort, daß er den Soldaten seine Pferde nicht zur Verfolgung überlassen würde. Sie beruhigten sich dabei, eilten im Trabe weiter und konnten noch aus der Ferne sehen, wie der Franzose mit seinen Pferden in entgegengesetzter Richtung von derjenigen fortgaloppirte, in welcher die Soldaten herkamen. Die Gewissenhaftigkeit, mit der er sein Versprechen gehalten, gewann ihm das Herz der Banditen, und sie belästigten ihn in Zukunft nicht weiter. Später sogar, als er in Dschala-Dschala als Commandirender der Gensdarmerie der Lagunenprovinz wohnte und deshalb ihr natürlicher Feind war, wurde er durch sie vor einem gefürchteten Räuber gewarnt, der ihm den Tod geschworen hatte. Er antwortete auf ihre Warnung: „Ihr seid brave Leute. Ich danke euch für euren Rath, aber ich fürchte Pedro Tumbaga nicht. Ich begreife nicht, wie ihr unter euch einen Menschen dulden könnt, der im Stande ist, seinen Feind aus einem Versteck niederzuschießen; wäre unter meinen Soldaten ein solcher Mann, so würde ihm bald geschehen, was ihm gebührt, und zwar ohne zu den Gerichten zu gehen.“ Ehe vierzehn Tage vorbei waren, lebte Tumbaga nicht mehr: er war von der Kugel eines der Räuber gefallen.

Eine Hauptunterhaltung Gironière's während seines Aufenthalts in Terra Alta war das edle Waidwerk, das er unter der Anleitung seines indianischen Freundes in landesüblicher Weise betrieb. Viel Vergnügen machte ihm die Jagd auf wilde Hühner. Diese fand auf großen, von kleinen Dickichten unterbrochenen Ebenen mit eigens dazu abgerichteten Pferden statt; die Hunde stöberten das Wild auf, die Jäger waren mit Peitschen bewaffnet, und ein guter Waidmann mußte seine Beute mit einem Schlag zu Boden strecken. Es kam dabei hauptsächlich auf verwegenes Reiten an, und das Ganze glich am meisten einem Kirchthurmrennen. Aehnlich verhielt es sich mit der Jagd auf Hirsche, die man ebenfalls zu Pferde mit der Lanze verfolgte. Die Lanze wird geworfen, und die Hauptgefahr dabei ist, daß, wenn man gefehlt hat, die Lanze in den Boden fährt, und Reiter oder Pferd in nicht mehr aufzuhaltender Carriere gegen das hintere Ende anrennen und sich schwer verletzen kann. Es gehört große Gewandtheit im Reiten dazu, um einen solchen Unfall zu vermeiden.

Von den Indianern wird am meisten der wilde Büffel gefürchtet, der in der Regel wüthend auf den Jäger losgeht und ihn, wenn er ihn einholt, seine Verwegenheit schwer büßen läßt. Mit seinen gewaltig langen Hörnern reißt er seinem Opfer Bauch oder Brust auf und zerstampft es dann noch mit den Füßen. Er wird mit der Kugel erlegt oder mit Schlingen gefangen, und Letzteres ist die weniger gefährliche Art der Jagd. In Gesellschaft seines Indianerfreundes machte Gironière seinen ersten Versuch darin als bloßer Zuschauer. Die Jagdgesellschaft bestand aus neun Mann, jeder mit einem Lasso und einem Dolch bewaffnet und gut beritten. „Wir theilten uns in Trupps von drei Mann“, erzählt unser Gewährsmann, „und streiften im Schritt über die Ebene, wobei wir uns aber wohl hüteten, dem Saume des Waldes zu nahe zu kommen, um nicht von dem Büffel überrascht zu werden. Endlich zeigte Gebell der Hunde an, daß einer aufgescheucht sei, aber es dauerte noch einige Zeit, ehe er, junge Bäume auf seinem Laufe umwerfend, aus dem Walde hervorbrach. Auf der Wiese angekommen, sah er sich nach seinen Feinden um und stürmte dann mit einer für sein schwerfälliges Aussehen unglaublichen Schnelligkeit auf eine Gruppe von drei Indianern los, die sich sofort in Galopp setzten und ein Dreieck bildeten. Einen derselben suchte sich der Büffel aus und stürzte auf ihn los. Unterdessen war aber ein Anderer in einem kurzen Bogen um ihn herumgeritten und versuchte, ihm die Schlinge über die Hörner zu werfen. Es mißlang, und im

wilden Jagen ging es nun über die Ebene gerade auf uns los. Eine zweite Gruppe von drei Jägern sprengte dem Büffel entgegen. Einer derselben warf im Vorbeijagen seine Schlinge aus, war aber nicht glücklicher als sein Vorgänger. Drei andere Jäger versuchten dasselbe, doch auch ihnen gelang es nicht. Ich als einfacher Zuschauer bewunderte diesen Kampf, diese Schwenkungen, die Abwechslung zwischen schleunigster Flucht und raschester Verfolgung, Alles mit einer Regelmäßigkeit wie auf dem Exercierplatz ausgeführt, das Vorbild eines Stiergefechts, aber unter ganz anderen Verhältnissen als in den Schranken einer Arena. Endlich gelang es einem Jäger, dem Thier die Schlinge über die Hörner zu werfen. Der Büffel schüttelte den Kopf nach allen Richtungen, um sich von der Fessel zu befreien, die ihn im Laufe hinderte, aber mittlerweile flog ihm schon eine zweite Schlinge über den Kopf, und wieder ging es in halsbrecherischem Jagen über die Ebene, die beiden Indianer, welche die Schlinge festhielten, immer hinterher. Diesmal gaben aber die Jäger die Richtung an, und der Büffel wurde in ein Gebüsch getrieben, wo er in ohnmächtiger Wuth die Erde mit seinen gewaltigen Hörnern aufwühlte und sich abmüdete, bis es gelang, die beiden Schlingen an einem starken Baumstamm festzubinden. Nun näherten sich ihm noch zwei Jäger, warfen dem Thiere ebenfalls ihre Schlingen über den Kopf und befestigten die Enden derselben an Pfählen, welche sie in die Erde schlugen. Dem Büffel war es jetzt unmöglich gemacht, sich zu rühren; mit großen Messern hackten die Indianer ihm nun die Hörner ab, stießen ihm ein spitziges Stück Bambus durch die Nasenwand, bogen dies zu einem Ring zusammen und ließen ihn so von zwei zahmen Büffeln nach dem Dorfe schleppen, wo er geschlachtet wurde.“ Ein ander Mal wurde die Jagd durch einen Unfall gestört. Ein Büffel brach unversehens aus dem Walde hervor und fiel einen Indianer an. Mit einem Stoße seines Horns hatte er das Pferd durchbohrt und niedergeworfen. Der Indianer versuchte, sich hinter dem Pferde in einer Vertiefung des Terrains gegen seinen fürchterlichen Feind zu schützen; das wüthende Thier aber warf das todte Pferd mit seinen Hörnern zur Seite und stürzte auf den Indianer los, den es getödtet hätte, wenn nicht die andern Jäger herbeigeeilt wären und seine Wuth abgelenkt hätten. So kam er mit einigen schweren Wunden davon, die langer Zeit zu ihrer Heilung bedurften.

Das Leben in der Wildniß war so nach Gironières Geschmack, daß er einen geringfügigen Streit mit seinen Vorgesetzten als Veranlassung benutzte, seinen Abschied zu nehmen und nach dem Innern des Landes zu ziehen. Er war wohlhabend genug geworden, um unabhängig zu leben; seine Frau war vollkommen wieder hergestellt und mit seinem Entschluß einverstanden; er kaufte daher die Herrschaft Dschala-Dschala und traf Anstalten, sich dort einzurichten. Am 2. April 1824 trat er in einem kleinen von drei Indianern geruderten Canoe seine Reise dorthin an. Sie ging den Fluß Pasig, der bei Manilla ins Meer fällt, hinauf nach dem Baysee, dem größten See der Insel. Sein Becken, das 24—25 Meilen im Umfang hat, ist rings von hohen vulkanischen Bergen umgeben, auf welchen 15 Flüsse entspringen, die sich alle in den See ergießen. 29 große Flecken liegen an seinem Ufer. Auf der Nordseite streckt sich eine Halbinsel in den See hinein, Dschala-Dschala, das Besitzthum des Herrn v. Gironière. Ein Gebirgszug theilt sie in der Mitte, der sich nach beiden Seiten in sanften Hügeln, theils mit Urwald, theils mit herrlichen Weiden bedeckt, verliert. Eine herrlichere Gegend konnte man sich nicht denken; klare Bäche rieselten von den Höhen herab und bewässerten eine reiche Vegetation, um sich dann in den See zu ergießen. Mehrere schöne Inseln spiegelten sich in der glatten Fläche des Sees, und hier und da lugte eine Indianerhütte aus dem Grün hervor. Wiesen und Wald waren reich an Wild aller Art. Hirsche, wilde Schweine, Büffel, Hühner, Wachteln, Becassinen, Tauben von 15 oder 20 Varietäten, Papageien und eine Unzahl anderer Vögel bevölkerten die Gegend; reißende Thiere gab es auf dem Lande nicht, aber der fischreiche See barg in seinen Tiefen zwei Ungethüme, den Haifisch und den Kaiman, von denen der erstere zum Glück sehr selten war. Die Kaimans waren häufiger und sind so groß, daß ein einziges dieser Thiere in wenig Augenblicken ein Pferd zerreißen und verschlingen kann. Sie gehen auch auf die Menschen und werfen häufig die Boote um, um sich eine Beute zu holen.

Als Gironière Dschala-Dschala kaufte, war es von vereinzelten Malayen bewohnt, die in den Wäldern lebten und einige Stücke Feld bebauten. Während der Nacht betrieben sie auf dem See das Piratengewerbe, und alle Banditen der Umgegend fanden bei ihnen eine Zuflucht. Wir erzählen in Gironière's eigenen Worten, wie er diese wilde Gesellschaft zähmte. „So wie ich Dschala-Dschala gekauft hatte, entwarf ich mir einen Plan, um die am meisten zu fürchtenden Bewohner meiner Besitzung an mich zu fesseln; ich beschloß, Freund der Banditen zu werden, und um dies zu erreichen, durfte ich nicht als habsüchtiger Grundbesitzer, sondern mußte als Vater bei ihnen erscheinen. Alles hing von dem ersten Eindruck ab, den ich auf meine zukünftigen Vasallen machte. Am Lande angelangt, folgte ich dem Ufer des Sees und ging nach einigen Hütten, die ich in der Ferne sah. Ein treuer Kutscher begleitete mich; wir waren jeder mit einer guten Doppelflinte, ein Paar Pistolen und einem Säbel bewaffnet. Ich hatte schon durch Erkundigungen erfahren, an wen ich mich zu wenden hatte, und suchte einen Indianer auf, der bei seinen Landsleuten in großem Ansehen stand, und dem sie den Beinamen Mabutin Tajo, der Tapfere der Tapfern, gegeben hatten. Es war ein ächter Räuber, ein wahrer Piratenhauptmann. Er hätte ohne Scheu auf einem einzigen Ausfluge fünf oder sechs Morde begangen; aber er hatte Muth, und Muth ist bei rohen Völkern eine Eigenschaft, vor der sie Achtung haben. Meine Unterredung mit Mabutin Tajo nahm nicht viel Zeit in Anspruch; einige Worte genügten, mir sein Wohlwollen zu erwerben und mir in ihm einen treuen Diener während meines ganzen Aufenthalts in Dschala-Dschala zu gewinnen. Ich sagte zu ihm: „Du bist ein großer Bösewicht. Ich bin der Herr von Dschala-Dschala; ich verlange, daß Du ein anderes Leben anfängst; wenn Du es nicht thust, so bestrafe ich Dich wegen Deiner Verbrechen. Ich brauche eine Leibwache; willst Du mir Dein Ehrenwort

geben, ein ehrlicher Mensch zu werden, so mache ich Dich zu meinem Lieutenant.“ Alila (so hieß der Räuber eigentlich) war offenbar von dieser Anrede überrascht, denn er antwortete nicht gleich. Aber nachdem er eine Weile in Nachdenken versunken dagestanden, reichte er mir die Hand und beugte das Knie vor mir mit den Worten: „Herr, ich werde Euch treu sein bis zum Tode!“ Ich war äußerst zufrieden mit seiner Antwort, ließ es ihn aber nicht merken, sondern sagte blos zu ihm: „Gut. Zum Beweis, daß ich Dir Vertrauen schenke, nimm diese Waffe und gebrauche sie nur gegen Feinde.“ Ich überreichte ihm einen langen Dolch, wie ihn die Malayen tragen, mit der spanischen Aufschrift: No me sacas sin rason ni me envainas sin honor: ziehe mich nicht ohne Ursache und stecke mich nicht ohne Ehre ein. Ich übersetzte ihm den Spruch in die Tagalokſprache, und Alila schwur, ihm nie untreu zu werden. „Wenn ich nach Manilla komme“, setzte ich hinzu, „kaufe ich Dir Epauletten und eine schöne Uniform; aber unterdessen dürfen wir keine Zeit verlieren, um Deine Mannschaften auszusuchen, und meine Leibwache zu bilden. Ich verlasse mich dabei ganz auf Dich.“

Durch Hülfe seines neuen Lieutenants hatte Gironière am Abend eine Leibwache von zehn Mann angeworben, an deren Spitze er als Hauptmann trat. Am nächsten Morgen ließ er die Bewohner der Halbinsel zusammenkommen, suchte eine Stelle zur Anlegung eines Dorfes und eine andere für sein Haus aus; ließ das Dorf abstecken, wies die Familienväter an, wie und wo sie ihre Hütten zu bauen hatten, und befahl seinem Lieutenant, für sein Haus Steine brechen und das nöthige Holz fällen zu lassen. Alsdann trat er seine Rückreise nach Manilla an.

Dort glaubte man ihn schon von Kaimans verschlungen oder von Räubern getödtet; man wollte es gar nicht für Ernst halten, daß er sich in dieser Wildniß anzusiedeln beabsichtige. Auf seine Gattin dagegen machte seine Beschreibung von Dschala-Dschala und seinen schönen Landschaften großen Eindruck, und ihr Verlangen, den Ort zu besuchen, war lebhafter als je.

Der Statthalter sah Gironière ungern scheiden; er hatte sein Abschiedsgesuch gar nicht annehmen wollen und wollte es jetzt noch als nicht eingereicht betrachten. Unser Freund bestand aber auf seinem Willen und bat sich als einzige Gunst aus, zum Befehlshaber der Localgensdarmerie der Lagunaprovinz ernannt und ermächtigt zu werden, sich eine bewaffnete Leibwache zu halten, um seine Autorität besser aufrecht erhalten zu können. Beide Wünsche wurden ihm gewährt und mit den nöthigen Bestallungen versehen kehrte er mit einem Zimmermann, einem Maurer und einer Ladung Uniformen und Waffen für seine Leibwache nach Dschala-Dschala zurück. Alle seine Befehle waren ausgeführt. Baumaterialien waren reichlich vorhanden und einige Indianerhütten schon fertig gebaut. Er legte nun den Grundstein zu seinem Schloß, und nach acht Monaten, während welcher er beständig zwischen Manilla und Dschala-Dschala hin und her gereist war, konnte er aus seinen Fenstern herab auf die Wohnungen seiner Unterthanen schauen, die sich um ihn angesiedelt hatten. Nun eilte er nach Manilla zurück, verkaufte Pferde, Wagen und überflüssige Mobilien und schiffte sich mit seiner noch übrigen Habe und seiner Gattin am 20. October 1825 nach seiner neuen Besitzung ein. Welche Abenteuer er dort erlebte, werden wir später erzählen.

B—t.

Eine Besteigung des Vesuv.

Es war ein heller, warmer Tag, einer der letzten im Monat März, als ich von einer liebenswürdigen englischen Familie früh am Morgen die Aufforderung erhielt, mich ihr zu einer Vesuvpartie anzuschließen. Mit Freuden willigte ich ein, und eine Stunde darauf fuhren wir, Mr. und Mrs. D..., ihre zwei reizenden Töchter, ein ehemaliger Capitän in der englischen Garde zu Pferd nebst Gemahlin, Herr v. M..., ein eleganter junger Esthländer mit seiner Mutter und ich, in zwei dreispännigen Wagen vom Hotel de l'Univers auf der Santa Lucia nach dem Feuerberg ab. Trotz aller Verwüstungen, die er angerichtet, wird er, nach Valery's feiner Bemerkung, als die schönste Decoration des neapolitanischen Amphitheaters, vom Volke bei weitem mehr geliebt als gefürchtet; er macht seinen höchsten Stolz und Ruhm aus, und sollte der Unhold je verschwinden, die Leute würden ihn sehr vermissen, denn rings umher leben sie fast ausschließlich nur von ihm, nicht blos in dem Sinne, weil der Aschenregen, der die großen Eruptionen von 1794, 1796 und 1822 begleitete, früher völlig unwirthbar gewesene Gegenden in überaus fruchtbare Landstriche verwandelt hat, sondern vorzugsweise auch deshalb, weil der seltsame Berg alljährlich Tausende von neugierigen Fremden herbeizieht, aus deren Taschen sich eine Fluth von schwerwiegenden russischen Imperials, englischen Pfunden und französischen Napoleons in die Hütten der umliegenden, oft verschütteten und immer von neuem auf derselben Stelle wieder aufgebauten Ortschaften Resina, Torre del Greco und Annunziata, sowie in die Boutiquen der Geschmeidehändler und Lavaschneider von Neapel ergießt. Scheint er doch selbst Pompeji und Herculanum nur aus dem Grunde verschlungen zu haben, um sie auf wunderbare Weise der staunenden Nachwelt zu erhalten!

Durch das tosende Gewühl der Marinella (links vom Hafen Neapels, wenn man das Gesicht nach dem Golf zukehrt) mit ihrem bunten Fischer- und Trödeltreiben und zur Porta del Carmine hinaus fuhren wir auf staubiger Straße rasch nach Portici und über das versunkene Ercolano hinweg nach dem Städtchen Resina, welches bereits am Fuße des Monte Vesuvio liegt. Beide Orte stehen mit Neapel selbst in fast ununterbrochener Vorstadtverbindung; man kommt aus den Häuserreihen und Villen kaum heraus. Diese ganze, lebensvolle, industriereiche und dichtbevölkerte Seeküste bildet, einem langen Quai vergleichbar, den grellsten Gegensatz zu dem öden, verkommenen Gestade von Puzzuoli und Bajae, sodaß ein Dichter mit Recht behauptet hat, südöstlich von Neapel herrsche das Leben, nordwestlich aber der Tod. — Von Resina aus beginnt man zu steigen und erreicht nach ungefähr zwei Stunden auf

holprichtem, schmahlem Wege die sogenannte Eremitage (il eremita), eine einsam zwischen Lavablöcken belegene Kneipe, die man sowohl der theuren Preise, als des darin herrschenden Schmutzes wegen wohl thut unbesucht zu lassen, obschon melancholisch-empfindsame Reisende, denen der poetische Name tiefen Respect eingeflößt, sich häufig veranlaßt gesehen haben, von diesem Orte wie von einem idyllischen Seelenversenkungsasyle zu fabeln. Die Wahrheit ist, daß nur ein unverbesserlicher, an Verrücktheit grenzender Weltschmerz sich hier wohl zu fühlen vermag: die Herren Eremiten verdienen diese Titel nicht mehr, als ein Kirmsefiedler den eines Virtuosen; nie im Leben sind sie wirkliche Geistliche gewesen, ja vor etwa siebzig Jahren schloß Einer derselben in hohem Alter seine Augen, der sich schmeicheln durfte, als treuloser Kammerdiener von Madame de Pompadour aus dem Dienst gejagt worden zu sein, und dessen Geschäft es lange Jahre hindurch war, unter dem Firniß von Versailles die bei den „petits soupers" Ludwigs XV. erlernten Bedientenkniffe an den Börsen der den Vesuv besteigenden Reisenden bestmöglichst fortzusetzen. Sogar der Lagrima-Cristi, von dem der genuesische Anakreon, Gabriel Chiabrera († 1637) singt, er vermöge die Indiscretion nicht zu begreifen, wie man

„al vin, che sovra gli altri il cuor fa lieto,"

— dem Weine, der vor allen andern das Herz fröhlich mache — einen so traurigen Namen habe geben können, — sogar dieses herrlichste Erzeugniß des Aschenberges wird in jenem coupegorge dem Fremden in so abscheulicher Qualität kredenzt, daß man sicher nicht zum zweiten Male davon trinkt.

Der Fahrweg hört bei der Eremitage auf; wir ließen daher unsere Wagen hier halten, und die Damen bestiegen Esel und Pferde, die stets bereit stehen, während wir Herren zu Fuß weiter stiegen. Nach einer halben Stunde standen wir vor dem sogenannten atrio del cavallo, am Fuße des eigentlichen Kraters. Anfänglich blieb der Weg noch ziemlich eben; die Vegetation aber, die schon von der Eremitage aus sehr spärlich gewesen, hörte hier gänzlich auf. Ist doch der eigentliche Vesuv nichts als ein großer Schutthaufen. Die Damen wurden auf Sänften gesetzt und von je vier keuchenden Trägern vollends hinauf befördert; auch Herr v. M... und Capitän C... verloren den Muth, als sie den himmelhohen Aschenkegel vor sich sahen; sie ließen sich an Stricken hinaufziehen. Nur der alte Mr. D... und ich, wir kletterten frei und rüstig die allerdings arge Steile hinan, deren Ersteigung deshalb so ungemein angreifend ist, weil man auf der pulverisirten Lava, die den ganzen Berg mehrere Fuß tief bedeckt, fortwährend zu gleicher Zeit versinkt und ausrutscht, sodaß man vielfach, statt vorwärts, zurückkommt. Oefters mußte ich die Hände zu Hülfe nehmen, so grimmig steil ging es hinan. Glücklicherweise lag weiter oben noch viel Schnee, in welchem sichs fester auftreten ließ. Etwa hundert Schritte vom Rande des Kraters entfernt, fingen die Schwefeldünste an allerorten aus dem Aschenboden zu dringen, und zwar oft so stark, daß die Thränen mir in die Augen traten, und das Athmen auf Momente unmöglich ward. Die Erdoberfläche war dabei so heiß, daß ich die Gluth durch die Stiefelsohlen hindurch fühlte. Ich stieg mit dem alten, unverwüstlichen country-gentleman (Landedelmann) noch ziemlich weit in die Krateröffnung selbst hinab; als er so in den furchtbaren Höllenschlund hineinsah, erfaßte ihn ein förmlicher Spleen, immer weiter und weiter vorwärts zu dringen, trotz allem Qualm und der sicher auch nicht geringen Gefahr; denn kleinere Steine speit das Ungeheuer fast beständig aus. Anfangs von ziemlich beträchtlichem Umfange (ich taxirte die Peripherie des oberen Kraterrandes auf circa 200 Fuß), verengt sich der Schornstein nach unten hin zusehends, und zuletzt schaut man geradezu noch in eine Dampfröhre hinein, deren Durchmesser wohl kaum mehr als 8—10 Fuß beträgt. Wir wälzten mächtige Lavastücke hinunter, um an dem dumpfen Ton ihres Falles die unendliche Tiefe des Kraters zu ermessen. Vier Hauptfarben sind es, in denen die innern Wände desselben spielen: roth, gelb, braun und weiß. Was die rothen Steine eigentlich sind, will ich nicht mit apodiktischer Gewißheit angeben; vielleicht kann man sie als Eisenoxyde betrachten, wenn sie nicht, wie die weißen und braunen, auch nur aus Lava bestehen, die durch chemische Verbindung mit den aufsteigenden Schwefeldämpfen dies Höllencolorit angenommen haben. Die gelbe Farbe gehört dem Schwefel an, den man weit umher, auch jenseit des oberen Kraterrandes, in großen Stücken findet. Die Grabeseinsamkeit des schauerlichen Orkus, in den wir hinabstiegen; der Schutt von Jahrtausenden, der um uns lag; die Gefahr, die mit jedem Schritte wuchs: das Alles stimmte die kühne Seele des alten Engländers so poetisch, daß er endlich voll Entzücken ausrief: „Hier erst lernt man Gott in seinen Werken bewundern!" Indessen glaubte ich doch meinerseits, obschon der Berggeist sich heute sehr zahm verhielt und es nur bei Schwefelausathmungen ohne consistentere Beigaben bewenden ließ, Gott in dieser Gestalt bald genugsam bewundert zu haben, und trat endlich, da der Engländer noch immer keine Miene zur Umkehr machte, den Rückweg allein an. Insbesondere war es der gräßliche Schwefelgestank, den ich nicht länger zu ertragen vermochte, und mit wahrhaftem Hochgenuß that ich, als ich glücklich aus dem Qualmloch heraus war, den ersten Athemzug aus der reinen Atmosphäre. Die Damen hatten sich natürlich, schon ihrer leichten Chaussüre wegen, soweit nicht vorgewagt; ich traf sie wieder, etwa hundert Schritt vom Krater gelagert, und mit den zwei anderen völlig erschöpften Cavalieren ein kleines Picknick verzehrend, an dem ich nun auch herzhaften Antheil nahm. Mr. D... ließ noch ziemlich lange auf sich warten, kehrte aber endlich doch auch mit heiler Haut aus dem Höllenpfuhl zurück. Da die Aussicht von oben durch häufige Schwefelwolken getrübt ward, und die Engländer es überdies gegen den Anstand halten in Gesellschaft zu niesen, welches hier unvermeidlich war, so machten wir uns bald auf den Rückweg, der lustig genug von Statten ging. Ich flog, die Miß D... an der Hand, pfeilschnell den steilen Kegel hinunter. Was wir so mühsam erklommen, wozu wir bergan über eine Stunde heißester Anstrengung bedurft, — in kaum zehn Minuten war's bergab gethan. Wäre das Leben so leicht, als dieses Herabsteigen, gewiß, man sähe allerwärts nur lachende Gesichter um sich her, und „der Thränen salzig Naß" wäre den Erdensöhnen unbekannt! — Meine schöne Partnerin riß mich zu wahrer

Bewunderung hin, als sie so in der bald unfreiwilligen Carrière neben mir hinabjagte. Welche Ursprünglichkeit, Unabhängigkeit und Kühnheit entfaltete sich in diesem Laufen! Oefters lag sie am Boden, und rutschte einige Klafter tief mit mir auf dem Rücken hinunter; aber im Nu hatte sie sich wieder aufgerafft, und der Wettlauf begann von neuem, zu dem auch die jüngere, noch schönere Schwester — eine wahre Psyche — sich gesellte, da ihr unglücklicher Anbeter, der Esthländer, auf keine Weise mit ihr Schritt zu halten vermochte. Spott war dafür sein Lohn. Wir aber jagten immer zu, immer zu; die Courage verließ diese göttlichen Mädchen nie, mochte es auch noch so halsbrechend steil hinabgehen. Die kleine Psyche that es uns Allen zuvor. Sie flog wie ein Reh, ganz allein, ohne jede Unterstützung, in der staubigen Asche bergab, und nicht ein einziges Mal kam sie zum Ausgleiten. Man mußte diese außerordentlichen Wesen sehen, mit welchem Aplomb und doch dabei mit wie viel natürlicher Grazie sie sich bewegten, wie kühn ihre nußbraunen Augen leuchteten, und wie völlig frei von aller Ostentation, von reinster Lebenslust inspirirt, dies Alles geschah, um Respect zu bekommen vor einer Erziehung, die auf das Princip der wahren Freiheit basirt, freie Seelen in freien Körpern erschuf! Wie albern und elend erscheint dagegen die engherzige Ansicht, die leider! auch in unserem Vaterlande noch häufig genug in den Herzen ehrsamer Mamas spukt, als müsse ein Mädchen eine gewisse Zaghaftigkeit, Schüchternheit und Zimperlichkeit in ihren Manieren zur Schau tragen, um nicht unweiblich zu erscheinen. Allen Denjenigen, die von solchem gotteslästerlichen Vorurtheil nicht lassen wollen, wäre die Lectüre eines vortrefflichen anonymen Werkes: „woman's mission,“ der Beruf des Weibes, das in England bereits die 13. Auflage erlebt hat, einer Uebersetzung ins Deutsche aber noch immer harrt, obschon es dieselbe in zehnmal höherem Maße verdient als so mancher moderne Roman, dringend zu empfehlen.

Am Fuße des Kegels bestiegen die Damen ihre Pferde wieder, und wir labten, neben ihnen herschlendernd, unsere Augen an den herrlichen Meeraussichten, die der ganze Weg bis zur Eremitage darbietet. Je näher die Zeit des Sonnenuntergangs herankam, um so mehr erglänzte das reiche Panorama des Golfs von Neapel unter uns in einem Rosenschimmer, den das an nordische Landschaftstinten gewöhnte Auge kaum begreift. Auch nachdem wir bei der Eremitage unsere Wagen wiedergefunden und nun heimfuhren auf der oben geschilderten Straße, genossen wir noch wundervolle Blicke auf das bei dem tiefen Einschnitt der Meeresbucht Resina fast gerade gegenüberliegende Neapel und die dahinter emporsteigenden Kalkberge von Camaldoli, auf deren höchstem Gipfel das als der schönste Punkt der Erde gepriesene Karthäuserkloster gleichen Namens prangt. Das Rosenroth der Landschaft ging allmählich in ein Gelbroth und Lila über, das sicher diesen Hesperidenküsten allein eigen ist. Trotzdem aber wurde mein Blick noch immer durch den Mangel an Grün in der Landschaft unangenehm betroffen, und es dauerte ziemlich lange, ehe ich mich daran gewöhnte, die Baumlosigkeit des Südens ohne heimwehartige Empfindungen zu betrachten.

Denn an so viel grelle Lichter
Ist das Auge nicht gewöhnt,
Und es hat sich drum der Dichter
Oft nach Schatten tief gesehnt.
Heimath, deine Feierstille,
Heimath, deine Waldesruh',
Deiner Anmuth reiche Fülle —
Heimath ach, wie fehltest Du!

So seufzt wohl oft ein deutsches Herz unter diesem ewig blauen Himmel, bei diesem ewigen Sonnenschein in einem Lande, wo es kaum ein stilles, schattiges Plätzchen giebt, um den süßen Schwermuthsgedanken des lieben aschgrauen Vaterlandes mit Gemüthlichkeit nachhängen zu können; in einem Lande, wo Alles rauschende Lust und strahlender Lichtglanz ist, und wo die Welt ein reichgesticktes Prunkkleid als Alltagsgewand trägt. — Doch kommt besserer Rath über Nacht! Wo die Palme im Freien gedeiht, da mag der Wald allenfalls fehlen. —

Als wir bei Lampenschein in Neapel wieder einfuhren, stellten wir nochmals unsere stillen Betrachtungen über den uns nun gerade links gegenüberliegenden Feuerberg an, den des Mondes Silberflimmer magisch beleuchtete. Wie oft doch hat dieser segenspendende Unhold seine Gestalt verändert, seit dem Jahre 63 nach Christo, da die erste größere Eruption stattfand! Zu Augustus' Zeiten war er noch mit Bäumen und Weinstöcken bewachsen und wesentlich niedriger als heute, wo der ganze Berg in zwei Hälften gespalten ist und also eigentlich aus zwei Gipfeln und einer weiten Kluft zwischen beiden besteht. Nur der Gipfel rechter Hand (von Neapel aus betrachtet) speit jetzt noch Feuer, während früher der Schornstein gerade in der Mitte zwischen den beiden heutigen Spitzen lag. Derselbe stürzte im Jahre 1794 zusammen, wodurch die weite Schuttkluft gebildet ward, die sich zwischen den beiden Gipfeln ausdehnt. Vordem hatte der Kegel eine Axe von 3000 Metres und eine elliptische Basis von 5 Miglien, was mehr als eine deutsche Meile ist. So sehr ward die Gestalt des Berges durch jenen Einsturz verändert, daß der Monte Vesuvio, das ist im engern Sinne eben die feuerspeiende Spitze rechter Hand, von dem linksseitigen Gipfel, dem Monte Sommo, überragt wird. Wie kann man sich darüber wundern, daß das politische Barometer Neapels seit den Zeiten seiner Gründung durch die Cumäer 1000 Jahre vor Christo bis auf den heutigen Tag fortwährend sehr veränderlich gewesen ist, wenn sogar die Grundveste der Landschaft, „l'immense usine, créée par la nature au bord de la mer“ (das ungeheure Hüttenwerk, welches die Natur am Ufer des Meeres geschaffen) — wie der gelehrte Franzose Valery den Vesuv charakteristisch bezeichnet — alle Augenblicke ihre Form verändert!? —

Mein heutiger erlebnißreicher Tag schloß mit einem kleinen Abenteuer, dessen Mittheilung mir noch gestattet sein mag, weil es für den dermaligen politischen Zustand Neapels bezeichnend genug ist. Als ich nämlich, der Einladung des alten Engländers folgend, im Hotel de l'Univers zwischen den beiden schönen Misses zum Diner Platz genommen hatte, empfand ich plötzlich in Folge eines bei der lustigen descente du Vesuve gemachten Fehltritts einen so wüthenden Schmerz im rechten Fuße, daß ich das Uebel nach aufgehobener Tafel nicht mehr

zu verheimlichen vermochte, sondern um einen Pantoffel bitten mußte, um so der Riviera di Chiaja entlang nach Hause zu humpeln. Die sonst so belebte Straße war der späten Nachtstunde wegen — es schlug Mitternacht, als ich in meinem Boarding-house anlangte — schon sehr still und einsam, und mein hinkender Tritt nebst dem schleifenden Pantoffel hallte daher weithin durch die Nacht. So kam ich bei einem Posten vorbei, der in seinen malerischen weißen Mantel gehüllt und die Kapozze über den Kepi gezogen, den Eingang zur Villa reale, einem Karthäuser Mönch vergleichbar, bewachte. Ob er nun instructionsmäßig jeden „zoppicante" (Lahmen), als in das Mephistogeschlecht gehörig, zu arretiren verpflichtet war, oder ob er aus eigenem genialen Antriebe solche verdächtige Erscheinung nicht passiren lassen wollte; genug, er hielt mir, als ich in seine Nähe kam, das Gewehr vor, und fing an, mich auf das umständlichste zu inquiriren, wo ich her komme, wo ich hin wollte, weshalb ich nur einen Stiefel an hätte und so polizeiwidrig hinkte? Da es mir sehr darum zu thun war, möglichst bald ins Bett zu kommen, so gab ich durchaus zahme Antworten, beichtete mein ganzes unschuldiges Tagesschicksal und wurde dann endlich auch, nachdem ich noch meine Wohnung und meinen — sicher nicht verstandenen — Namen hatte nennen müssen, mit der ächten Polizeiphrase: „Das Weitere wird sich finden!" entlassen. Natürlich fand sich indessen gar nichts weiter, als daß ich noch einen Tag fortzuhinken hatte, und mich dann wieder in völlig vorschriftsmäßigem Körperzustande auf der Chiaja sehen lassen konnte.

A. v. W.

Zur Chronik.

Franz Kugler †.

— Ein Schlagfluß endete in Berlin den 18. März Franz Kuglers Leben mitten in der besten Kraft seiner Thätigkeit, die jedoch in der ganz neuen Umarbeitung seiner Kunstgeschichte noch ihren litterarischen Abschluß fand; Bd. 1 der dritten Auflage dieses Werkes erschien als Geschichte der Baukunst 1856, Bd. 2 wurde ebenfalls noch vom Verfasser zum Druck vollendet. In diesem Werke liegt der Kern seiner Studien, der Ertrag seiner Bestrebungen. Seine poetischen Schriften sammelte er schon früher in 8 Bdn.; sie sind wesentlich als dilettantische Vorarbeiten, als Zeugnisse seines dichterischen Berufes zur Auffassung der Kunst anzusehen. Bezeichnend für seine Persönlichkeit war seine pommersche Abkunft, die sich in der liebenswürdigen und zugleich gutmüthigen Anspruchlosigkeit des Biedermannes, in der uneigennützigen Pflege und Förderung der dichterischen und künstlerischen Interessen kundgab. Als Schwiegersohn Hitzigs und als Schwiegervater Paul Heyse's hatte er einen doppelten Bezug zum litterarischen Leben der Alt- und Neuzeit; als vortragender Rath im Ministerium des Cultus seit Eichhorn wirkte er möglichst vermittelnd zwischen Staat und Kunst, zwischen Autorität und Leben, zwischen Alter und Jugend. In einem litterarisch-künstlerischen Verein, dem Tunnel, hielt ihm Hr. v. Merckell die Gedächtnißrede. — Zu Stettin 1808 geboren, Sohn eines Kaufmannes der zugleich dänischer Consul war, erhielt Kugler in Berlin und Heidelberg seine akademische Bildung. V. d. Hagen und Mone bestimmten die patriotische Richtung seiner Studien; Schadow und Schinkel erkannten in dem jungen Docenten der Berliner Hochschule den fleißigsten Vertreter der bildenden Künste und beförderten ihn zur Professur an der Akademie; wie denn auch Schinkel von Kuglers Feder treffend charakterisirt wurde. Die Denkmäler der bildenden Kunst des Mittelalters in den preußischen Staaten, namentlich die Architektur der Altmark waren die ersten Gegenstände seiner litterarischen Thätigkeit; seine Schrift über die Polychromie in der griechischen Architektur und Sculptur erschien 1834. Im nächsten Jahre besuchte er Italien, zum Theil gemeinsam mit Gaudy, der seinen „Römerzug" beschrieb. Auf Kuglers Handbuch der Geschichte der Malerei von Konstantin dem Großen bis auf die neue Zeit (2 Bde.) folgte sein Handbuch der allgemeinen Kunstgeschichte, dessen Neugestalt wir schon oben erwähnten. Neben seiner Erkenntniß der Antike verlor sich nicht sein patriotischer Sinn für germanisches Mittelalter, seine Pommersche Kunstgeschichte bezeugt das so gut wie seine Schilderungen der Kunstdenkmäler am Rhein. Für die 4—500 Illustrationen zum Leben Friedrichs des Großen von seinem Freunde Adolf Menzel schrieb Kugler den Text. Als novellistischer Historiker schrieb er die Geschichte der letzten Wendenfürsten aus der Zeit der Gründung Berlins. Seine dramatischen und lyrischen Schöpfungen überstiegen nicht die Grenze eines gebildeten und kunstsinnigen Dilettantismus. Von seinen Dramen ging „der Doge von Venedig" in Berlin über die Bühne; von seiner Lyrik kennt man einige Gesellschaftslieder für den Kreis begeisterter Kunstjünger und ein vielgesungenes Lied aus seiner Studentenzeit: „An der Saale hellem Strande." Heiter und wohlgemuth, ernst und einfach, sittenrein und harmonisch in allen seinen Elementen war Kugler im Leben wie in der Kunst.

Englisch französische Controverse.

x. Preßzwang hat nie gut gethan, am allerwenigsten denen welche ihn über ein Land verhängen. Die Sache ist klar, und man könnte sich einigermaßen wundern, daß sie nicht allgemein begriffen wird. Die Geschichte zeigt, daß harte Ausnahmegesetze in der Regel auf ihre Urheber zurückgeschlagen sind. Jetzt hat der Versuch eines Meuchelmörders gegen den dermaligen Beherrscher der Franzosen einen Riß in das englisch-französische Bündniß gemacht. Die Partei, welche in Frankreich die Gewalt ausübt, ist zu hitzig gewesen und hat die kühle Prosa des Verstandes nicht vorwalten lassen; sie macht ihre Autorität vom Zwang abhängig und muß nun abwarten, wie weit sie damit kommt. Es verrieth keinen Takt, daß man Soldaten erlaubte, fulminante Adressen zu berathen und nach Paris zu senden, und auf keinen Fall war es klug gehandelt, in den Moniteur säbelklirrende Zuschriften aufzunehmen, in welchen England als eine Mörderhöhle bezeichnet wurde. Auf jener Insel haben Verbannte und politische Verbrecher aller Parteien ein Asyl gefunden. Die Urheber des Mordversuches sind Italiener. Nun folgen die bösen Händel; die Engländer sind erbittert über die Ausfälle im Moniteur, und selbst Lord Palmerston wurde als „Lügner" hingestellt. Die Sache ist folgende. Ein Unterhausmitglied, Herr Stirling, hatte am 12. Februar darauf hingewiesen, daß der erste Napoleon auf

St. Helena in seinem Testamente die Summe von 10,000 Francs für einen Unterofficier Namens Cantillon ausgesetzt habe. Dieser Mensch hatte einen Meuchelmordversuch gegen den Herzog von Wellington gemacht. Stirling fragte nun im Parlamente an, ob es wahr sei, daß dieses Legat nach dem von Ludwig Napoleon unternommenen Staatsstreiche vom 2. December ausgezahlt worden sei? Lord Palmerston, dem daran liegen mußte, derartige Erörterungen wo möglich abzuschneiden, erklärte nicht ohne Gereiztheit, die Annahme, daß Cantillon von der Regierung des französischen Kaisers Geld erhalten habe, sei falsch, und es liege dafür nicht ein Schatten von Begründung vor. Im Gegentheil, man habe Cantillons Gesuch um Auszahlung des Legates rundweg abgeschlagen, weil Napoleon der Erste zur Zeit, da er solch ein Legat (für einen Meuchelmörder) ausgesetzt habe, zeitweilig seiner Geistesfähigkeiten nicht mächtig gewesen sein könne. Stirling gab sich damit nicht zufrieden, sondern wies in einer besondern Schrift nach, daß im Pariser Moniteur vom 6. März 1855 ein Bericht der Commission stehe, welche mit der Regelung der Legate im Testamente Napoleon des Ersten beauftragt gewesen sei. In der Liste steht auch der Unterofficier Cantillon verzeichnet, dem an Capital und Zinsen 10,354 Francs ausgezahlt wurden. Unter dem von der Commission erstatteten Berichte lese man: „Genehmigt, Napoleon." Anderen, welchen Legate vermacht worden seien, habe man Summen abgezogen, nur allein diesem Cantillon nicht. Gegen diese Thatsachen könne Lord Palmerston nichts beibringen. Der Ton der englischen Presse ist überhaupt in der letzten Zeit etwas scharf gegen den französischen Autokraten geworden; selbst die wissenschaftlichen Blätter äußern sich stark, und als Symptom verdient das immerhin Beachtung. Sie sind namentlich entrüstet darüber, daß die Presse einen so argen Druck erfahre, wie nur je unter dem ersten Napoleon. Die Literary Gazette erzählt Folgendes. Der berühmte Villemain, von welchem demnächst eine Lebensbeschreibung Napoleons erscheinen soll, erhielt von dem kaiserlichen Minister Billault eine schriftliche Weisung, derzufolge die Regierung in jenem Werke keine Stellen dulden könne, welche ihr anstößig seien. Die Pariser Regierung will in der Presse nichts dulden, was nicht durch aus Napoleonistisch gefärbt ist. Sie möchte namentlich die vortreffliche unabhängige Revue des deux Mondes zu Grunde richten. Sie wandte sich an die Schriftsteller, welche derselben Beiträge liefern, und wollte dieselben zu der Revue contemporaine hinüberziehen, welche für ihre Napoleonischen Bestrebungen mit Geld unterstützt wird. Die ehrenwerthen Männer lehnten solche Zumuthungen ab. Zwei Mitglieder der Universität zu Paris wurden ausdrücklich aufgefordert der Contemporaine Beiträge zu liefern. Als sie erklärten, daß sie dergleichen nicht könnten, wurde ihnen verboten in die Revue des deux Mondes zu schreiben! Das ist mehr als stark und beweist, wie sehr in Frankreich die persönliche Freiheit und Selbstbestimmung zu den fingirten Sachen gehört. Einem auch in Deutschland wohlbekannten Schriftsteller, der an einer Universität im Süden Frankreichs lehrt, wurde eröffnet, daß er nie auf Beförderung und Gnade zu rechnen habe, solange er dabei beharre, der Revue contemporaine keine Beiträge zu liefern. Was ist dagegen eine englische Matrosenpresse in alter Zeit? Die Gegner des Napoleonischen Regimentes ziehen aus solchen und vielen anderen Maßregeln den Schluß, daß dasselbe sich nicht sicher im Sattel fühle und durch seine exorbitanten Ausnahmemaßregeln ein Zeugniß für die bedenkliche Lage der Dinge in Frankreich gebe. Die Zeit wird lehren, ob sie recht haben. Es gewinnt übrigens den Anschein, als ob Europa durch solche Maßnahmen sehr verstimmt werde.

Zoologische Entdeckungen.

p. Kein Land der Erde besitzt so überraschende Thiergestaltungen, wie Australien. Dieses Land der Känguruhs, Gürtelthiere, Kasuars &c. erschien den Europäern gleich Anfangs nach seiner Entdeckung wie der Welttheil der zoologischen Mährchenwelt, so wenig übereinstimmend waren die Formen seiner Thiere mit den bis dahin bekannten. „Kennst Du das Land, wo die Vögel Haare haben und die Säugethiere Schnäbel, wo die Adler weiß sind und die Schwäne schwarz, wo den Birnen der Stiel am dicken Ende sitzt und den Kirschen der Stein an der Außenseite?" So schrieb Vollrath Hoffmann von diesem Theile der Welt, wo die Bienen keinen Stachel, viele Säugethiere Taschen zur Aufbewahrung ihrer Jungen haben, wo einige vierfüßige Thiere Eier legen, wo es Vögel giebt, deren Junge einem Besen gleicht, die Eulen am Tage schreien, der Kukuk aber bei Nacht. Neue Exemplare dieser eigenthümlichen Fauna entdeckte Blandowski auf seiner letzten Expedition nach dem untern Murray in Australien. Er fand in diesem Flusse außer 5 schon bekannten 15 neue Arten Fische, darunter drei Arten lebendig gebärende Stachelfische, sowie einige Süßwasserschwämme. Die größte Merkwürdigkeit in seiner Sammlung war aber eine Varietät der Boa Constrictor mit zwei kleinen Füßen, welche, zwar wenig entwickelt, das Thier in den Stand setzen, an den Bäumen in die Höhe zu steigen, indem es die Füße in die Spalten der Rinde einsetzt. Der Berichterstatter in den Mittheilungen von Petermann bezweifelt mit Recht, ob man das neue Reptil zu den Schlangen überhaupt rechnen dürfe. Eine neue Kasuarart fand ferner Capitän Devlin auf der Insel New Britain östlich von Neu Guinea; er brachte ein lebendes Exemplar, das sich in seinem Aeußern mehr dem Emu als dem Kasuar nähert, nach Sidney, und Gould nannte die neue Species Casuarius Benneti. Man hat nun den Verbreitungsbezirk der Kasuare näher bestimmt; er beschreibt eine länglichgekrümmte Figur, die vom Nordende Sumatra's über Neu Guinea nach Viara sich erstreckt.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 16. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 17. April.

Inhalt.

Die vier letzten Päpste.

Erster Artikel.

Eine der neuesten und interessantesten Erscheinungen der englischen Presse ist ein Werk des Cardinals Wiseman: Recollections of the last four Popes, and of Rome in their Times. Die vier Päpste sind Pius VII., Leo XII., Pius VIII. und Gregor XVI. Von einem römischen Kirchenfürsten ist eine unparteiische Würdigung der innern Politik, welche an dem Entstehen der heutigen fast hoffnungslosen Verhältnisse des Kirchenstaates mitschuldig ist, nicht zu fordern. Cardinal Wiseman giebt Erinnerungen, und erhalten wir unter diesem Namen auch keine neuen Aufschlüsse über große Maßregeln und Ereignisse, so wird uns dafür mancher interessante Zug, manches mit einem feinen Pinsel ausgeführte Porträt dargeboten. Wir werden das ausheben, was für unsere Leser muthmaßlich das Anziehendste ist, und dabei die Taktik des Cardinals, das politische Feld mit vorsichtigem Fuße zu umgehen, unsererseits beobachten, mit dem Vorbehalt jedoch, daß wir den Charakter jeder einzelnen Regierung mit einigen Worten andeuten werden. Sehen wir uns jetzt den Mann selbst näher an, der uns mit seinen Erinnerungen aus den Jahren 1818—1846 beschenkt.

Cardinal Wiseman ist ein in Spanien geborener Irländer und zählt gegenwärtig 56 Jahre. In früher Jugend kam er nach England und wurde in dem St. Cuthberts-Collegium zu Ushaw in der Nähe von Durham erzogen. Von dort schickte man ihn 1818 in das englische Collegium zu Rom, wo er als Priester ordinirt und später zum Doctor der Theologie gemacht wurde. Heute macht man die Reise von London nach Rom in vier Tagen; der junge Zögling, der den Seeweg gewählt hatte, brauchte dazu 77 Tage. Zwei ganze Wochen verflossen, ehe das Schiff von Genua aus Savona erreichte, eine dritte auf der Fahrt von Genua nach Livorno. Ein Matrose fiel über Bord und ertrank, ein Hund wurde wegen Mangels an Wasser toll, sprang aber zum Glück ins Meer, ehe er Jemand gebissen hatte; einmal gerieth das Schiff in Brand, ein anderes Mal fehlte wenig, so hätte es in einer Bai durch einen plötzlichen Windstoß seinen Untergang gefunden.

Das englische Collegium liegt in der Nähe des kleinen Platzes, den der Palast Farnese mit seinen architektonischen Massen erdrückt. Zur Rechten hatte es 1818 die alte Dreieinigkeitskirche, eine prächtige Basilika, die aber in der französischen Zeit sehr gelitten hatte. Jetzt steht an der Stelle ein unbedeutendes modernes Gebäude. Das englische Collegium war fast ein Menschenalter unbewohnt gewesen, und die Zöglinge, mit denen Wiseman kam, waren die ersten, durch die es seiner früheren Bestimmung wieder zugeführt wurde.

Die fremden Collegien Roms nehmen unter den Mitteln, durch welche die römische Kirche wirkt, keine der letzten Stellen ein. Für jede größere Nation besteht im Mittelpunkt des Katholicismus eine solche Anstalt, und es giebt daher ein deutsches, französisches, nordamericanisches Collegium. Jeder einzelne Zögling steht mit dem Papst in persönlicher Beziehung. Er wird bei seiner Ankunft dem Oberhaupt der Kirche vorgeführt. Er weiß, daß jeder seiner Lehrer nach sorgfältiger Prüfung von diesem ernannt, jedes seiner Lehrbücher von diesem gewählt worden ist, und betrachtet sich gewissermaßen als päpstlichen Pupillen. Ist er begabt, so predigt er bei einem der größeren Feste in der päpstlichen Kapelle und hört das Urtheil des Oberhirten aus dessen eigenem Munde. Vertheidigt er öffentlich eine Thesis, so legt er seine Arbeit dem Papst schriftlich vor und wird mit freundlichen Worten ermuntert. Beim Abschiede von Rom empfängt er noch einmal den päpstlichen Segen und nimmt irgend ein Andenken mit, eine Denkmünze etwa, einen Rosenkranz, oder ein Kreuz. „Ist es ein Wunder," fragt Wiseman, „daß der sogenannte Ultramontanismus überall zunimmt? Die Suprematie des Papstes ist für den nichtgereisten wie für den gereisten Katholiken ein Glaubensartikel. Aber bei denen, welche mit dem Papst in Berührung kommen, reift der abstracte Glaube zu einem Gefühl der Liebe, und hat der Einfluß der persönlichen Berührung Jahre lang gedauert, so wird er ein festes Element, das noch aushält, wenn alles Andere verschwunden ist; es verleiht der religiösen und kirchlichen Gesinnung Kraft und Gluth."

Zum Professor an der römischen Hochschule ernannt, blieb Wiseman bis zum Jahre 1835 in Rom. Sein erster Auf-

enthalt umfaßt mithin achtzehn Jahre, und daß er in dieser Zeit mit allen drei Nachfolgern Pius' VII. so gut wie mit Diesem selbst lebhaft verkehrte, erhebt seine spätere Verwendung in England zur Gewißheit. Er wurde nämlich auserkoren, der römischen Kirche in den drei Königreichen jene Triumphe zu sichern, von denen unsere Zeit Zeugin gewesen ist. Seine erste Stelle war die eines Rectors am englischen Collegium zu Ushaw, seine zweite die eines Präsidenten des Mariencollegiums von Oscott. Dann wurde er apostolischer Provicar, dann Vicar des Londoner Bezirks. Dreimal reiste er nach Rom, und auf jede dieser Reisen folgte eine neue katholische Maßregel von Bedeutung. Am 30. September 1849 wurde er zum Cardinal ernannt, und seit dieser Zeit ist er das Haupt der römischen Kirche in England. Er ist der siebente englische Cardinal seit der Reformation. Die sechs früheren waren Pole, Allen, Howard. York, ein Sohn des Prätendenten, Weld und Acton.

Das ist der Mann, dessen Erinnerungen an Rom den Stoff zu den folgenden Zeilen geliefert haben. Er beginnt mit Pius VII., der durch Napoleons I. Verfolgung der bekannteste unter den vier letzten Päpsten geworden ist.

Pius VII.

Die Chiaramonti sind eine der erlauchtesten Familien Roms, und einem von ihnen wurde Barnabas Chiaramonti, der spätere Pius VII., 1752 geboren. Sein Vater scheint sich durch nichts hervorgethan zu haben, seine Mutter war eine vortreffliche Frau und von einer seltenen Frömmigkeit. Als sie die Erziehung ihrer Kinder vollendet hatte, trat sie als Nonne in das Kloster der Barfüßerinnen zu Fano und starb dort 1771, nachdem sie ihrem Sohne seine Erhebung zum Papst und die langen Leiden, welche daraus für ihn hervorgehen würden, vorhergesagt hatte. Pius VII. zählte sechszehn Jahre, als er sich bei den Benedictinern von Santa Maria del Monte in der Nähe von Cesena aufnehmen ließ. Mit diesem Schritt legte er Rang und Titel nieder, entsagte dem Geld, dem Luxus, dem Glück. Er hieß Bruder Gregor, schlief in einer weißgetünchten Zelle auf Stroh, war sein eigener Diener und trug das grobe Kleid der Mönche. Zur Zeit von Clemens' XIV. Krönung befand er sich in Rom. In seinem Eifer, die imposante Ceremonie zu sehen, stieg er hinten auf eine Kutsche. „Kleiner Mönch," sagte der Fuhrmann, „weshalb drängen Sie sich so zu einer Ceremonie, die eines Tages an Ihnen selbst wird vollzogen werden?"

Seine philosophischen und theologischen Studien machte er als Mönch mit voller Muße. Seinen theologischen Doctorhut erlangte er durch eine gelehrte Widerlegung einer damals Aufsehen erregenden Thesis, „daß für Eva's Töchter im Himmel kein Platz sei." Er wurde Professor der Theologie und hielt Vorlesungen über kanonisches Recht. Sein unmittelbarer Vorgänger, Pius VI., ein warmer Freund der Chiaramonti, hob ihn von dem Lehrstuhl auf einen Bischofssitz. In seiner neuen Würde entfaltete er einen Muth, den man in ihm nicht gesucht hatte. Zweimal wollten französische Generale wegen Einverständnisses mit den Oesterreichern ihn erschießen und seinen Bischofssitz plündern lassen, und beide Male bot er seinen Feinden die Stirn und bewog sie, ihre brutalen Beschlüsse zurückzunehmen.

Die Erledigung des päpstlichen Stuhls durch Pius' VI. Tod erweckte keinen glühenden Wetteifer. Jedermann sah voraus, daß die Tiare die Stirn, auf die sie sich niederlasse, wund drücken werde, und daß der neue Papst nichts mehr besitzen müsse, als Muth und Ergebung. Das waren die Eigenschaften Pius' VII., und dies führte wahrscheinlich 1800 bei dem Conclave von Venedig zu seiner Wahl. Neun Jahre später wurde er nach einem langen peinlichen Streite mit Frankreich, nach tausend Demüthigungen und Beleidigungen als Gefangener fortgeführt. Am 6. Juli 1809 erschien General Radet, ein roher Soldat, in seinem Palaste, befahl ihm barsch, in einen Wagen zu steigen, und schleppte ihn an einem heißen italienischen Sommertage mit sich fort, matt und fiebernd, ohne Wäsche und ohne seine Brille. Der Cardinalstaatssecretär Pacca, der sein einziger Begleiter war, hat diese Reise beschrieben. Die erste Frage des Papstes an ihn war: „Haben Sie Geld?" Der Cardinal mußte gestehen, daß es ihm unmöglich gewesen sei, sich damit zu versehen. „Wir zogen nun unsere Börsen hervor," erzählt er weiter, „und trotz unserer Betrübniß, daß wir von Rom fortgerissen und von Allem, was wir liebten, getrennt worden waren, konnten wir kaum ernst bleiben, als wir sahen, was wir hatten — der Papst einen Papetto und ich drei Grosse. Wir besaßen zusammen genau 35 Bajocchi. Der Papst streckte seine Hand aus, zeigte dem General seinen Papetto und sagte: „Sehen Sie hier, das ist Alles, was ich an Geld habe."

Man hat sein Benehmen in der Gefangenschaft ein würdeloses genannt. Seine äußere Erscheinung war allerdings keine majestätische und konnte es nicht sein, denn er besaß einen einzigen Priesterrock, ein Geschenk des Königs von Spanien, und mußte ihn selbst ausbessern. Auf der andern Seite hat man von Rohheiten gesprochen, die der Kaiser sich gegen ihn erlaubt habe, und in diesem Sinne namentlich eine Zusammenkunft zu Fontainebleau ausgebeutet. Auch diese Darstellungen sind falsch. Bei jener Zusammenkunft sprach Napoleon allerdings so laut, daß man seine Stimme in den Vorzimmern hörte, aber als Pius VII. ihm seinen Standpunkt darlegte, beruhigte er sich, umarmte ihn und sagte ihm beim Scheiden: „Wäre ich an Ihrer Stelle gewesen, so würde ich eben so gehandelt haben."

Etwas die Phantasie Anziehendes, etwas Dramatisches hat die Gefangenschaft Pius' VII. nicht. Mit dem Bewußtsein, daß der Donner der geistlichen Gewalt ungetheilt in seiner Hand ruhe, unterwarf er sich dem Willen Gottes ruhig, mit einfacher Natürlichkeit, ohne nach Sympathieen zu suchen, ohne um Milderungen zu bitten, ohne Scenen herbeizuführen. Sein mönchisches Leben hatte seine Kraft in Entbehrungen gestählt; den stärksten Nachhalt gewährte ihm aber doch sein Charakter, der sich jetzt im vollsten Lichte zeigte. Dieser Charakter bot eine eigenthümliche Mischung von Milde und Ernst, von Muth und Schwäche dar. Dieser Mann, dessen vielleicht einzige Schwäche Unentschlossenheit und Mangel an Selbstvertrauen

war, handelte wie ein alter Römer, wenn er eine Pflicht klar vorgezeichnet sah. Im Lebensverkehr ängstlich und schüchtern, richtete er sich an seinem Krummstabe zu voller Manneshöhe auf und war ein kraftvoller Regent. Er ließ sich weder einschüchtern, noch durch jahrelang fortgesetzte Einflüsse zur Nachgiebigkeit bestimmen. Er war ein sehr gelehrter Theologe und zugleich insofern ein vortrefflicher Geschäftsmann, als er, von seinem guten natürlichen Verstande unterstützt, alle Dinge im rechten Lichte sah und jede zu besiegende Schwierigkeit genau erkannte. Man hat mit Recht von ihm gesagt, daß die Herzenseigenschaften bei ihm überwogen hätten, und doch hat er seiner Familie, mit so zärtlicher Liebe er ihr zugethan war, ebenso wenig je einen Vortheil zugewendet, als er seiner Umgebung, für die er übrigens väterlich bedacht war, je einen Einfluß einräumte. Einer seiner größten Vorzüge war, daß er die rechten Diener zu wählen und ihnen in rechter Weise Vertrauen zu schenken verstand.

Ein Decret Napoleons vom 10. Februar 1814 setzte Pius VII. in Freiheit, gab ihm aber blos zwei Departements, Rom und Thrasymene, zurück. Die Hauptstadt hatte während seiner Abwesenheit ungemein gelitten. Als er den päpstlichen Thron bestieg, lebten in Rom 153,000 Menschen, und bei seiner Rückkehr fand er blos noch 117,000. Viele der angesehensten Familien hatten Rom verlassen, das Geld war selten geworden, manche Quelle des Einkommens versiegt, und die plötzliche Entwerthung der Assignaten hatte manche Familie in Armuth gestürzt. Wenn Morgens die Bäckerladen geöffnet wurden, sah man unter der harrenden Menge Edelleute, die das Brot für ihre Familie selbst holten, weil sie keine Diener mehr hatten. Die Straßen waren todt, denn es gab keinen Hof mehr, und fünfzig Cardinale, viele Prälaten und sämmtliche Gesandte hatten die Stadt verlassen. Auch die Fremden kamen wenig mehr. Die Einen vermißten in der ewigen Stadt den Papst, die Anderen die Kunstschätze, die Bibliotheken, die Archive.

Die Rückkehr des Papstes wurde mit Jubel begrüßt. Als er zum ersten Male von dem Balcon im Porticus der vaticanischen Basilika den apostolischen Segen ertheilte, schluchzte Alles laut. Und seine Rückkehr hielt was sie versprach. Nicht nur die geraubten Schätze an Statuen, Bildern, Büchern und Handschriften kehrten zurück, auch die geraubten Provinzen wurden wiedererstattet, und ein vortreffliches Regierungssystem erfüllte alle vernünftigen Erwartungen, die man auf Pius VII. gesetzt hatte.

In der letzten Beziehung gebührt ihm weniger Lob, als einem Anderen, einem Gehülfen, seiner rechten Hand. Ercole oder Hercules Consalvi, sein Staatssecretär, hatte sich seinen Weg durch italienische Feinheit gebahnt. In das Seminar von Frascati aufgenommen, das der Cardinal-Herzog, Heinrich von York, mit Liebe pflegte, erwarb er sich durch musikalische Talente die Gunst des letzten Stuart und erklomm an dessen Hand eine Sprosse der hierarchischen Leiter nach der andern. Ihm brauchte keine Mutter und kein Kutscher künftige Größe zu prophezeien; er wußte selbst mit merkwürdiger Gewißheit, was er dereinst sein werde. Cardinal Wiseman theilt ein Gedicht mit, das Consalvi, als Arkadier Floridante Erminiano genannt, auf dem Seminar als halber Knabe verfaßt hat. Diesem poetischen Werke fehlt alle Poesie, selbst der Schmuck des Reimes, der für italienische Dichter doch so leicht erreichbar ist, wird vermißt; aber es ist durch die folgenden Verse für uns werthvoll.

> Es harren mein, ich weiß es, Ehre, Reichthum
> Und Ruhm, mich spornend und mich dann belohnend.
> Gewiß ist dies mein Loos, dies ist der Faden,
> Der hoch im Himmel wird für mich gesponnen.

Pius VII. und Consalvi fanden sich, sobald der erstere den päpstlichen Thron bestiegen hatte, und beide waren wie für einander geschaffen. Der Papst war ein verständiger, man kann sagen geistreicher Mann, aber den Alles umfassenden Blick, die staatsmännische Energie seines Cardinalstaatssecretärs besaß er nicht, und ohne diesen würde die Liebe und die Bewunderung, die er in der Gefangenschaft sich erworben hatte, seine Restauration nicht lange überdauert haben. Auf dem Congreß von Wien galt Consalvi für den ersten der anwesenden Diplomaten, und doch war Talleyrand auch da. Daß es, wie Cardinal Wiseman meint, „seine ächte Demuth" (true humility) gewesen wäre, welche ihm dieses Lob verschafft hätte, möchten wir in aller Demuth bezweifeln. Sein Erfolg war ein vollständiger, und er verschaffte dem päpstlichen Hofe außer dessen Besitzungen auch ein schmerzlich vermißtes Recht zurück — den Vortritt des päpstlichen Nuntius bei feierlichen Aufwartungen der Gesandten.

Consalvi lebte fast so einfach wie der Papst. Bei seiner Kleidung berücksichtigte er nicht mehr als die Forderungen des Anstandes, in seinem Hause sah man keine Spur von Luxus, aber sein Geschmack war ein feiner. Hatte er in seiner Jugend durch seine musikalischen Talente sich aufgeschwungen, so war er in seinem Alter der Gönner des besten Componisten im Kirchenstaat, Cimarosa's. Wer sein Auge einmal gesehen hatte, der vergaß es nie wieder. Unter buschigen und überhängenden Augenbrauen tief eingesenkt, blitzte es wie ein Edelstein. Auf wen dieses Auge blickte, den schien es zu durchbohren. Der milde Ausdruck der Züge und die sanfte Stimme paßten eigentlich nicht zu dem Adlerblicke.

Durch Consalvi wurde die päpstliche Politik zu einer freisinnigen und erleuchteten. Die Maßregeln, welche Pius IX. ein Menschenalter später auszuführen begann, wurden von ihm angebahnt. In jedem Zweige der Verwaltung und in der Rechtspflege wurde reformirt, die Steuerlast beträchtlich gemildert, der Verkehr auf mehr denn eine Weise, insbesondere durch die Freigebung des Handels mit Lebensmitteln, gefördert. In diesem Lichtbilde bleibt aber ein dunkler Flecken, den Wiseman mit allem Aufwand von Mühe — er widmet diesem Punkte ein ganzes Capitel — nicht wegzuwischen im Stande ist.

Die römische Gesellschaft wurde in einer unerhörten Weise von Räubern beunruhigt. Sie hausten in allen Provinzen, in der unmittelbarsten Nähe der Hauptstadt, und nichts war vor ihnen sicher, weder das Landhaus des Großen, noch das stille Kloster. Eines Tages wurden die Einsiedler von Camaldoli

von ihnen ins Gebirge geschleppt, ein anderes Mal traf dieses Schicksal die sämmtlichen Zöglinge eines Priesterseminars. Die Verwandten der Gefangenen hatten sich mit dem Lösegeld zu beeilen, denn traf dasselbe nicht auf die Stunde ein, so wurden die armen Opfer erdolcht. Ein bloßer Zufall rettete den Prinzen Lucian Bonaparte. Die Räuber hatten sich zu Herren seines Landhauses gemacht, verwechselten aber einen Maler Chastillon mit ihm. Die Abenteuer des Unglücklichen haben Washington Irving den Gedanken zu seiner Skizze: The Painter's Adventure gegeben, wie Cardinal Wiseman meint, auch den Stoff; doch ist dem nicht so. Der Cardinal irrt, wenn er behauptet, die Erzählung des Malers sei Handschrift geblieben. Sie ist veröffentlicht, auch ins Deutsche übersetzt worden, und Niemand, der sie gelesen hat, wird den berühmten Americaner des Plagiats beschuldigen.

Wir können nicht zugeben, daß die Gebirge des Kirchenstaats und die Sitten der Einwohner dem Papst die Ausrottung des Räuberwesens unmöglich gemacht hätten. Schwierigkeit und Unmöglichkeit sind zwei wesentlich verschiedene Dinge, und die Schwierigkeit einer Aufgabe ist keine Entschuldigung, sie überhaupt nicht zu lösen, sondern im Gegentheil eine Aufforderung, mit höchster Energie zum Werk zu schreiten. Mit seiner Behauptung, daß auch die frühere französische Regierung den Räubern nicht habe beikommen können, befindet sich der Cardinal im Widerspruch mit der Geschichte. Wollte Pius VII. sich diese usurpatorische Regierung nicht zum Muster nehmen, so stellte ihm ein Nachbarstaat, das legitime Toscana, ein lehrreiches Beispiel vor Augen. Dort wurde man der Pest des Landes dadurch ledig, daß man die berüchtigtsten Wälder von der Axt zu Boden legen ließ und jeden Räuber, der ertappt wurde, an der nächsten Ulme aufknüpfte.

In Allem, was Kunst und Wissenschaft betrifft, trug die Regierung Pius' VII. den Charakter eines stillen und emsigen Wirkens, der ihr überhaupt aufgeprägt ist. Sie füllte die langen Gänge, die zur vaticanischen Bibliothek führen, mit Urnen, Sarkophagen, Altären, Büsten und Bildsäulen. Sie schützte das Colisseum gegen weitern Verfall, sie gründete die Protomotheca, wo alle Büsten Aufnahme fanden, sie fügte dem Museum die nach dem Papst benannte Gallerie hinzu, welche den Belvederehof im Vatican quer durchzieht, sie vermehrte die Bibliothek mit Handschriften und vielen tausend Büchern, unter denen eine prächtige Bibelsammlung ist, sie endlich begann die Ausgrabungen, durch die uns eine genauere Kenntniß vieler alten Denkmäler vermittelt worden ist. Der Bogen des Septimius Severus, der halb in der Erde steckte, machte den Anfang.

Wie Cimarosa der erste Musiker, Canova der erste Bildhauer dieser Regierung, so war Angelo Mai der berühmteste Gelehrte. Seine Entdeckung von Cicero's De republica erfolgte bald nach seiner Ankunft in Rom, die in das Jahr 1819 fällt. Eine Beimischung von Sonderbarkeit erhielt das gelehrte Wissen bei den Abbate's Fea und Francesco Cancellieri. Fea war ein Antiquar der alten Schule, der mehr auf Nachforschungen in Büchern als auf Nachgrabungen in der Erde gab. Es war ein Gebot der Vorsicht, ihn, wie er über Pergamente gebückt an einem Tische der Bibliothek saß, von ferne zu beobachten. Redete man ihn an, so erhielt man eine absprechende, hochfahrende und grobe Antwort. Am wenigsten gerathen war, ihm einen Fund, eine Münze, eine Camee, zu zeigen. Er wußte auf der Stelle zu sagen, was es sei, und setzte regelmäßig hinzu: „Irgend einen Werth hat Ihr Plunder nicht."

Ueber den Abbate Cancellieri hat Niebuhr das Urtheil gefällt: „Seine Bücher enthalten einiges Wichtige, viel Nützliches und alles mögliche Ueberflüssige." Schon die Titel zeigen, wie viel Fremdartiges in ihnen zusammengehäuft ist. Das eine heißt: „Ueber die Landhäuser der Päpste und über den Biß der Tarantelspinne." In diesem Buche fand ein vielversprechender deutscher Gelehrter Dr. Papencordt, was zu suchen er zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte. Wie man weiß, siedelte das Concil von Trient, als es seine siebente Sitzung gehalten hatte, nach Bologna über, wo die beiden nächsten Sitzungen stattfanden. In den Acten des Concils wird als Grund dieser Ortsveränderung eine Seuche angegeben und auf ein ärztliches Gutachten Bezug genommen, dieses selbst aber nicht mitgetheilt. Auch in anderen Werken findet sich das Gutachten nicht, und darum hielt man die angebliche Seuche vielfach für einen Vorwand, der zur Maskirung politischer Zwecke bestimmt gewesen sei. Unser gelehrter Landsmann hatte halb Italien nach dem wichtigen Document durchstöbert und verzweifelte bereits an seinem Glück. Eines Tages liest er in der Schrift über die Landhäuser und den Tarantelbiß, und da steht das Gutachten wie eine einsame Blume mitten in der Wildniß.

Pius VII. gefiel sich im Umgange mit Künstlern und Gelehrten. Am häufigsten sah man bei ihm den Bildhauer Canova und seinen Secretär für lateinische Briefe, Monsignore Testa. Der letztere hielt ihn hinsichtlich aller Vorgänge in der Republik der Gelehrten auf dem Laufenden. In der letzten Zeit seines Lebens isolirte er sich mehr, durch zunehmende Schwäche dazu gezwungen. Am 6. Juli 1823, dem vierzehnten Jahrestage seiner Verhaftung im Quirinal durch General Radet, saß er in demselben Palast allein in seinem Zimmer. Er erhob sich in seinem Sessel, stützte sich mit der einen Hand auf die Lehne desselben und suchte mit der andern nach der Schnur, an der er sich zu halten pflegte, verfehlte sie aber, glitt aus und stürzte zu Boden. Auf sein Hülfegeschrei eilten Diener herbei, gegen die er über heftige Schmerzen in der linken Seite klagte, und trugen ihn ins Bett. Seine Verletzung war dieselbe, an der vor kurzem Feldmarschall Radetzky gestorben ist, ein Bruch des Hüftknochens. Seine Leiden dauerten sechs Wochen; am 20. August 1823 wurde er durch den Tod von ihnen befreit.

Das glänzendste Zeugniß für seine Regierung ist die Ruhe, die während der italienischen Aufstände von 1821 im Kirchenstaate herrschte. Nachdem die Revolution auf Sicilien, in Neapel, in Sardinien gesiegt hatte, suchte sie den Kirchenstaat für sich zu gewinnen. Den Einwohnern wurden vier Sammelplätze, Pesaro, Macerata, Spoleto und Frosinone angewiesen; aber es erschien dort Niemand, und kein Ort erhob gegen die päpstliche Regierung die Waffen. St.

Zur Geschichte des deutschen Studententhums.

Für den Sommer steht bekanntlich das 300jährige Jubiläum der Universität Jena bevor, und es ist vorauszusetzen, daß diese Erinnerungsfeier die Theilnahme aller Gebildeten in hohem Grade in Anspruch nehmen wird. Auch die Litteratur läßt es sicherlich nicht daran fehlen, den Festtag einer berühmten Pflanzstätte deutscher Cultur und Wissenschaft durch Schrift und Wort mitbegehen zu helfen, und bereits sind mehrere Werke in Aussicht, welche zu dem freudigen Ereignisse in mehr oder minder nahem Bezuge stehen werden.

Der „historische Versuch", welchen der in der Gelehrtenwelt bisher noch ganz unbekannte Oskar Dolch in Eisenach unter dem Titel „Geschichte des deutschen Studententhums von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen" soeben (Leipzig bei F. A. Brockhaus) hat erscheinen lassen, kann bereits als ein Vorläufer jener noch zu erwartenden Schriften angesehen werden. Denn steht das genannte Buch auch nicht in directem Zusammenhange mit der Jenenser Jubelfeier, so verkündet es doch, obschon vielleicht unbewußt, deren Nahen und bereitet seine Leser auf sie vor.

Die beiden ältesten deutschen Universitäten waren die bald nach einander entstandenen zu Prag (seit 1348) und zu Wien (seit 1356); aber schon in den 44 Jahren, die von der Gründung der letzteren bis zum Jahre 1400 verflossen, kamen noch drei andere dazu, die zu Heidelberg (1386), Cöln (1388) und Erfurt (1392). Im 15. Jahrhundert stieg die Zahl von 5 schnell auf 14, darunter die hohen Schulen zu Würzburg (1402), Leipzig (1409), Rostock (1418), Greifswalde (1456), Freiburg i. B. (1456) und Tübingen (1477); im 16. Jahrhundert entstanden nicht weniger als 12 neue Universitäten, Wittenberg (1502), Königsberg (1544), Jena (1558), Helmstädt (1576) u. s. w. Dem 17. Säculum gehört neben 8 anderen die Gründung der hohen Schulen zu Kiel (1665) und Halle (1694) an; aus dem 18. Jahrhundert datiren 6, von denen Breslau (seit 1702), Göttingen (1734), Erlangen (1743) und Bonn (1786) jetzt noch bestehen; 1809 wurde die Universität zu Berlin und 1826 endlich die zu München gegründet. —

Das Verhältniß der Hochschulen zum Staate war ehedem ein möglichst freies und selbständiges. Es wurden den Universitäten gleich bei ihrer Gründung von der weltlichen und geistlichen Obrigkeit so große Vorzüge zugestanden, daß sie allmählich Corporationen bildeten, welche einzig in Macht und Ansehen dastanden. Nach und nach wollte jeder deutsche Fürst eine Universität in seinem Lande haben, und gewährte ihr bei der Gründung neue Vorrechte; wir erwähnen hiervon nur das Recht des sicheren Geleits, Befreiung von allen öffentlichen Lasten und Abgaben, eigene Gerichtsbarkeit, das Recht der Jagd, Fischerei und eigener Boten, sowie billige Mitschätzung von Wohnungen. Und was auch im Wechsel der Zeiten die meisten dieser Privilegien für Wandelungen erfuhren: vom bürgerlichen Gesetz und Recht blieben die Studenten doch stets ganz unabhängig. Noch heute sind sie nicht einfache cives, sondern cives academici, und es ist ihnen immer noch wenigstens ein Rest jener akademischen Freiheit übrig geblieben, von der die jungen Leute aus anderen Ständen keine Ahnung haben.

Um nun von dem Antheil zu reden, welchen die Universitäten an den gelehrten Studien nahmen, so war derselbe namentlich im 14. Jahrhundert noch sehr schwach. Als Unterrichtsgegenstände sind nur die sogenannten drei höheren Wissenschaften und die sieben freien Künste zu nennen. Zu jenen rechnete man die Theologie, das geistliche und bürgerliche Recht, und die Medicin; zu diesen Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Mathematik, Physik, Metaphysik, und Moral. Alle übrigen Disciplinen blieben lange ohne Pflege. Die Geschichte war nichts mehr als bloße Chronik; Philologie nannte man einen trockenen Vortrag aus der lateinischen Grammatik, welcher durchaus nicht hinreichte, die classischen Werke der alten Römer und Griechen kennen und verstehen zu lernen; deutsche Sprache und Poesie wurden gar nicht cultivirt. — Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst endlich nahm das geistige Leben unserer Nation einen bedeutsamen Aufschwung, und die erste segensreiche Wirkung, welche das große Ereigniß äußerte, war die Wiedererweckung des Studiums der griechischen und lateinischen Litteratur auf den Universitäten. Die Sprachwissenschaften bildeten nun den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Verkehrs, und von ihm aus drangen neue befruchtende Ideen in alle übrigen Disciplinen. Aus der Philosophie, zu deren Studium jetzt Plato und Aristoteles die Basis abgaben, ward die scholastische Verfahrungsweise immer mehr verdrängt; die Geschichte wurde eigentlich nun erst eine systematisch geordnete Wissenschaft; auf dem Gebiete der Theologie begannen die weltbewegenden Kämpfe gegen das Papstthum; in der Jurisprudenz machte man die ersten Versuche zur Bearbeitung des deutschen Staatsrechtes und zur allgemeinen Einführung des römischen Rechts; die Medicin befleißigte sich des Studiums der alten griechischen Aerzte, und die Mathematik erweiterte sich gleichfalls die Grenzen ihres Bereichs. Nur die deutsche Sprache und Litteratur blieb nach wie vor noch im Hintergrund. — Auf das Fortschreiten der gesammten Wissenschaften im 16. Jahrhundert aber folgte im 17. wieder ein Stillstand. Der 30jährige Krieg hemmte ihre Entfaltung aufs empfindlichste, und es wurde während und nach demselben nicht nur nichts in Lehre und Vortrag geändert, sondern man verfiel fast wieder in den Schlendrian überwundener Zeiten. Unwillkürlich muß man lachen, wenn man liest, daß Ulrich Pregitzer, Kanzler von Tübingen, 4 Jahre hindurch an dem Daniel, und dann im Verlauf von 25 Jahren in 1509 Lectionen den Jesaias erklärte. Der Mediciner Crocius aber las zu Marburg 13 Jahre lang eine interpretatio psalmorum. — Ein regerer Geist schien endlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder erwachen zu wollen; indessen nun thaten Regierungsrescripte das Ihrige, um alle Neuerungen zu verhindern. Man fürchtete dieselben, und so erging am 14. Februar 1716 unter Anderem an die

Universität Leipzig der Befehl, daß sie die dortigen Lehrer „von allen verdächtigen Meinungen und neuerlichen Arten, zu reden und zu schreiben, abhalten sollte." In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aber griff die Aufklärung nach allen Seiten hin in solchem Maße um sich, daß man ihr nicht mehr wehren konnte. Durch die Bestrebungen der Humanisten wurde der Verkehr der Geister unter einander ein so mannichfaltiger und weit sich verbreitender, der Fortschritt in jedem Zweige des Wissens dadurch so unaufhaltsam, daß an einen Stillstand nun wohl niemals mehr zu denken ist.

Die Capitel des obgenannten Buches, denen wir das bisher Erwähnte entnahmen, sind ziemlich kurz, wogegen die Darstellung der Sitten und Gebräuche, die unter den Studierenden geherrscht haben, den bei weitem größten Raum einnimmt. Als die zwei ersten Universitäten in Deutschland begründet wurden, gab es in fremden Landen, z. B. in Frankreich und Italien, schon seit langer Zeit hohe Schulen. Es schien also sehr erklärlich, daß mancherlei Institutionen und Gebräuche, die dort existirten, auch bei uns Geltung erhielten, und namentlich war das der Fall mit der Einrichtung der Nationen. Das Leben auf den Universitäten war vom ersten Anfang an ein corporatives: unter den Mitgliedern derselben entstanden wissenschaftliche Vereine, deren Existenz auf dem Princip des Nationalismus und dessen gemeinsamen Interessen beruhte, und welche eben Nationen genannt wurden. Sie waren aber auf den verschiedenen Universitäten verschiedener Art. Entweder wurden sie aus den Lehrenden allein, oder den Lernenden allein, oder aus Lehrern und Lernenden zusammen gebildet. Zu Paris wurde im Jahre 1206 die Eintheilung in 4 Nationen festgestellt, in die der Franci, Normanni, Picardi und Allemanni. Die deutsche Nation war also dem Range nach die letzte; aber schon zu Orleans, wo 10 Nationen bestanden, hatten die Allemannen manche Vorrechte; sie durften z. B. Tag und Nacht mit Degen und Dolch bewaffnet gehen. Noch viel günstiger war die Stellung der Deutschen auf den italienischen Universitäten. Zu Bologna wurden ihnen durch Papst Gregor XIII. alle Privilegien Bononischer Senatoren ertheilt; zu Padua war die deutsche Nation von fünfundzwanzigen die allererste, zu Siena hatte sie eigene Rechtspflege, sowie sie denn auch frei war von Zöllen und Abgaben. — Hauptsächlich nach dem Muster der Universitäten zu Paris wurden bei uns die Schulen zu Prag und Wien eingerichtet; man übernahm somit auch das Institut der 4 Nationen. Karl IV. theilte die Universität Prag in die böhmische, polnische, bayerische und sächsische, Erzherzog Rudolf IV. die Universität Wien in die südliche, sächsische, böhmische und ungarische Nation. In Leipzig, wohin 1409 unter der Führung Johann Hoffmanns von Schweidnitz 2000 deutsche Studenten aus Prag gezogen waren, weil sie gegen die böhmischen zurückgesetzt wurden, gründeten sich die meißnische, sächsische, bayerische und polnische Nation; in Ingolstadt endlich sonderten sich die Bayern, Rheinländer, Franken und Sachsen. Diese 4 Universitäten waren aber die einzigen, welche noch die Eintheilung in Nationen adoptirten, und es ist wohl möglich, daß für die später entstehenden die Vorfälle in Prag ein abschreckendes Beispiel sein mochten. — An die Stelle der Nationen treten nunmehr die Collegien oder sogenannten Bursen. Das waren ursprünglich aus milden Stiftungen gebildete Freistätten für arme Studierende, welche ihren Angehörigen strenge Hausgesetze vorschrieben. Bald jedoch änderte sich das, indem die Vorsteher der Bursen die Erlaubniß bekamen, auch gegen Bezahlung Studenten aufzunehmen. Je reicher dieselben waren, desto willkommener erschienen sie natürlich den Eigenthümern der Collegien; die Rectoren gestatteten ihren Zöglingen, um sie bei sich zu erhalten, alle möglichen Freiheiten, ließen z. B. die von ihnen begangenen Fehler ungestraft, und so verwahrlosten denn die Bursen mit der Zeit. Die Verbreitung des Studiums der classischen Sprachen war endlich der Grund, daß sie gänzlich eingingen; die Studenten verließen sie selber freiwillig, um die neu auftretenden Poeten und Humanisten zu hören, und die Universitäten, welche im 16. Jahrhundert entstanden, begründeten nicht mehr solche Institute, während die älteren dieselben bis gegen Ende des Jahrhunderts fortführten.

Was die Sitten und Gebräuche der Studierenden in dieser ältesten, mit dem Beginn der Reformation abschließenden Epoche anlangt, so ist davon in der Zeit des herrschenden Faustrechts natürlich nichts Erfreuliches zu melden. Wenn schon Capitalverbrechen, wie Meuchelmord, Straßenraub, Frauenschändung u. s. w. immer seltener wurden, so waren doch blutige Excesse, grobe Störungen der öffentlichen Ruhe und tumultuarische Gewaltthätigkeiten am allerhäufigsten. Auch finden wir schon in den ältesten Wiener Statuten die ausdrückliche Untersagung von Gemurr, unanständigem Lachen, Zischen und Geheul während der Collegien, und es mußte z. B. der Befehl gegeben werden, den Vorlesungen „in jungfräulich bescheidenem Harren" beizuwohnen. Zu den ältesten akademischen Gesetzen gehören ferner die Verordnungen wider Unfleiß, und notorisch Faule wurden damals schon mit Relegation bestraft. Der Müßiggang führte zum Spiel, und in Paris mußte bereits 1276 der Cardinal Simon eine Excommunicationsbulle erlassen, worin es hieß: „Selbst in den Kirchen, wo sie Gottesdienst halten sollten, und auf den Altären, wo der Leib und das Blut unseres Erlösers geweiht werden, scheuen sie sich nicht mit Würfeln zu spielen und den Namen Gottes, der allerheiligsten Jungfrau und aller Heiligen zu schänden." Es war also auch schon sehr frühzeitig nöthig, das Spielen um Geld zu verbieten, wogegen der Umgang der Studierenden mit dem andern Geschlecht durch das ganze Mittelalter hindurch sehr nachsichtig beurtheilt wurde.

Die freiere Strömung aber, welche, eine Errungenschaft der Reformation, im 16. Jahrhundert durch das gesammte Leben und Streben unseres Volkes hindurchging, theilte sich auch den deutschen Studenten mit. Des Bursenzwanges ledig, kamen sie wieder in den Besitz ihrer alten Freiheit und wußten sich derselben schon ein wenig würdiger zu machen, als ihre Vorfahren. Ein leidlich hübsches Bild von dem akademischen Treiben der Zeit, bei welcher wir stehen, entwirft z. B. Rollenhagen im „Froschmäuseler":

„Wie auff den Schulen die Studenten,
Baden und tauchen gleich den Enten,
Schwimmen künstlich, wie Gens und Schwanen,
Fischen, fahren in Schiff und Kanen.

Fechten, schlagen Ball, springen's Kleid,
Wissen von keiner trawrigkeit.
Singen auch ihr vielstimmige Reyhen
In Pfeiffen, Zithern, Lauten, Geygen,
Fein kunstreich nach der Musen arth,
Kein froelicher Volk funden ward."

Freilich Excesse und Excentricitäten aller Art gab es gleichwohl in Hülle und Fülle. Tumulte in Masse waren etwas Gewöhnliches und nachgerade stifteten die Studenten förmliche Aufstände. Ein Mandat des Kurfürsten Christian von Sachsen aus dem Jahre 1587 spricht von „unruhigen und muthwilligen Gesellen, welche bei nächtlicher Weile auff den Gassen nicht allein hin und wider schweiffen, sondern auch alle diejenigen, die jhnen begegnet, darniederschlagen und in die Bach stoßen, die mit sturmung der Heuser, viehischen geschrey, und sonsten allerhandt mutwillens und frevels sich unterstehen, auch darunter der Todten in Grebern nicht schonen." Zu erwähnen ist noch neben dem Einbrechen in Häuser und Gärten das Eindringen in Hochzeitgesellschaften, wo die Studenten oft die größten Unordnungen anrichteten. Raub und Diebstahl mußten ebenfalls noch bei Strafe verboten werden, und in den Wittenberger Gesetzen von 1596 heißt es: „Non sitis fures, neminem defraudate, non rapite res alienas." In Leipzig wurde 1567 ein Student als Räuber hingerichtet, und einen seiner Genossen relegirte man — „weil er eines vornehmen Doctoris Sohn war, auf 90 Jahre."

Ungefähr aus dieser Zeit datirt auch das älteste Duellmandat für Universitäten, welches der Senat zu Wittenberg abfaßte und Kurfürst August von Sachsen bestätigte, damit „das Metzeln unter den Studenten gewahrt werden solle und die Universitäten nicht Lermen- und Balgeplätze seien." Damals also entstanden wohl die Duelle, d. h. verabredeten Ehrenkämpfe auf Hieb oder Stich, und die Fechtkunst kam zur höchsten Blüthe. Aller Orten wurden nach und nach Fechtschulen gegründet, und die Fechter bildeten eigene Gilden, welche sich vornehmlich aus Studenten und Handwerksburschen zusammensetzten. Frankfurt am Main wurde der Hauptsitz der gefährlichen und oft mit dem Leben bezahlten Kunst. — Außer den im Voraus bestimmten und geregelten Zweikämpfen aber verdankt noch ein anderer studentischer Gebrauch dem 16. Jahrhundert seine Entstehung: das Zutrinken, gegen welches man jedoch sehr bald strenge Mandate erließ und in vielen Schriften eiferte. In Matthias Friderichs „Saufteufel" (aus dem Jahre 1552) heißt es z. B.: „Etliche spielen den Wein oder Bier einander zu, die andern singen's einander zu, Etliche tanzen's einander zu, Etliche fluchen's einander zu, Etlich andere liegen's einander zu, Etliche füllen's einander mit Füllbelßlin oder Trechter ein." Und Geiler von Kaisersberg sagt von den Studenten: „Darnach fangen sie an, sauffen einander zu und welcher am besten sauffen mag, der wirt Magister oder Doctor." — Wer in dieser Zeit einmal Student war, hörte sobald nicht auf, es zu sein, und nie wieder hat es so alte Studenten gegeben, wie dazumal. Zu Leipzig starb 1638 Einer, Namens Heinrich Oel, gerade 100 Jahre alt, der also wohl ungefähr 1555 seine Studien begonnen haben wird, und Klüpfel erzählt in seiner „Geschichte der Universität Tübingen" von einem verheiratheten Studenten, der angeklagt wurde, daß er großen Nachtlärm mache, sich häufig betrinke und keine Vorlesungen besuche, aber in Betracht seiner braven Frau und Kinder diesmal nicht bestraft werden solle.

Endlich waren auch die sogenannten „fahrenden Schüler" (scholastici vagantes) vornehmlich eine Erscheinung des 16. Jahrhunderts. So hießen nämlich die Nichtsthuer und liederlichen Burschen, die nirgends lange ausdauern konnten, rastlos in allen Ländern umherschweiften und sich auf jede mögliche erlaubte oder unerlaubte Art durchs Leben zu bringen suchten. Sie traten in den verschiedensten Gestalten auf: als Heilkünstler, Stern- und Traumdeuter, Schatzgräber, Schau- und Gaukelspieler, Taschenspieler und Wunderthäter, als Musikanten und Sänger, als Klosterbrüder, als Schalksnarren. Sie nannten sich Meister der sieben freien Künste und gaben vor, sie wären im Venusberge gewesen, weshalb denn auch Murner in seiner „Narrenbeschwörung" sagt:

Da kumpt unser farnder schuler,
Auß fraw Venusberg ein buler
Und kan vil vom Danheuser sagen
Und über ein bapst klagen,
Der jm sein sünd nit ab wolt' lon
Und wie fraw Venus sei so schon u. s. w. —

Im 17. Jahrhundert, auf welches wir nun übergehen, läßt sich, ebenso wie hinsichtlich der Studien, so auch in Bezug auf Sitten und Gebräuche der Studenten, wieder ein Rückschritt zum Schlechteren erkennen, und es ist derselbe besonders durch das gräuliche Unwesen des Pennalismus zu belegen, welches nunmehr immer weiter um sich griff. Es verhielt sich aber damit folgendermaßen. Nachdem die Bursen abgeschafft waren, hatte man auf allen Universitäten bestimmt, daß den jüngeren Studenten Aufseher, inspectores morum et studiorum, übergeordnet würden, welche sie sich entweder selbst wählen konnten, oder welche ihnen die akademische Obrigkeit setzte. Natürlich wurden die Neuankommenden besonders ihren Landsleuten zugetheilt. Da sich nun unterdessen aus den alten Nationen Landsmannschaften entwickelt hatten, so war der Eintritt in eine solche zugleich durch die Wahl des Inspectors bedingt. Die älteren Studenten fingen bald an, eine unerträgliche Herrschaft über die ihnen Empfohlenen auszuüben und dieselben ganz als ihre Untergebenen zu behandeln: es bildete sich der Unterschied zwischen den „Schoristen" und „Pennälen" aus. Erstere wurden auch Absoluti und Agenten genannt, Letztere: Quasimodogeniti, Neovisti, Rapschnäbel, Haushähne, Mutterkälber, Säuglinge, Bachanten, Innocentes, Halfpaper, Beani, Schieber, Spulwürmer, Imperfecti, Hauspennäle, Hausunken, Oelberger, Feize. Der Name „Fuchs" scheint erst später entstanden zu sein. — Die Pennäle wurden von den Schoristen aufs ärgste tyrannisirt. Schon der „Depositionsact", welcher sich in einer viel zahmeren Gestalt noch bis auf den heutigen Tag in der sogenannten „Fuchstaufe" erhalten hat, war, wiewohl scheinbar nur aus thörichten Possen bestehend, ganz dazu geeignet, den neuen Ankömmling grausam zu peinigen und zu hänseln. Aber überhaupt hatte er während der ganzen Zeit, daß er Pennal blieb, nicht viel Ursache sich seines Lebens zu freuen. Er mußte in der Kirche in der sogenannten Fuchsecke

stehen, durfte keine schöne Kleider und keinen Degen tragen, mußte die alten Studenten bewirthen und bedienen, ihnen ihre guten Kleider und Bücher für deren alte und abgetragene geben, mußte unter den Tisch kriechen und heulen wie eine Katze oder ein Hund, Schuhe putzen, Nasenstüber, Maulschellen und Stockschläge aushalten, durfte bei Körper- oder Geldstrafe keine Mädchen caressiren u. s. w. Ja, Schröder sagt sogar in seiner „Friedensposaune", daß die Pennäle ein Gemisch von „zerschnittenen Nesteln, Oeseln aus den Lichtputzen, Tinte, Senf, stinkender Butter, Nußschaalen 2c." hätten einnehmen müssen, ein Gebrauch, der unter dem Namen „Schwedentrank" bekannt war, und den die Schoristen von den schwedischen Soldaten gelernt hatten. — Ein ganzes Jahrhundert hindurch kämpften die Behörden gegen den Pennalismus an, aber immer vergebens. Die jüngeren Studenten wollten selber sogar nichts von der Abschaffung desselben wissen, weil sie sich schon im Voraus auf die Zeit freuten, wo sie gleichfalls Schoristen sein würden. Doch auf Veranlassung Wittenbergs vereinigten sich endlich viele deutsche Universitäten, Solche, welche wegen des Pennalismus relegirt worden waren, nicht aufzunehmen, und am 1. Mai 1654 beriethen sich auch die Abgesandten der protestantischen Fürsten auf dem Reichstage zu Regensburg über die Mittel wider den Pennalismus. Aber selbst als man nun so energisch auftrat, verschwand das Unwesen doch nicht gleich, und einzelne Widersetzlichkeiten dauerten noch lange fort. — Der Pennalismus übte natürlich einen höchst nachtheiligen Einfluß auf das sittliche Betragen der Studenten aus, und zunächst sind es wieder Tumulte und Duelle, welche, genährt durch den 30jährigen Krieg, einen gefährlicheren Charakter annahmen. Ebensowenig hörte das Eindringen der Studenten in Hochzeitsgesellschaften auf, und besonders noch hatten die Bauern vom übermüthigen Schwarme zu leiden. — In dieser Zeit wurde auch der eigenthümliche „Saufcomment" festgesetzt. Das Zutrinken und Creiren von „Doctoren" und „Magistern" war zwar schon lange im Brauch; die einzelnen Trinkregeln und Gesetze jedoch stammen erst aus dem 17. Jahrhundert. Wir erwähnen davon die „Nagelprobe", den „modus bibendi totalis", das „continue oder discontinue Trinken", den „Floricos- und den Hausticostrunk", den „Rundtrunk", die „Brüderschaft", den „Curl, Murl und Puff", „das Rößlein verkaufen", „den Willkomm", „das römische Reich überall," den „fine Tuck, fine Schmuck, fine Bartwisch" u. a. m. — Der Wettkampf bei den Zechgelagen wurde endlich sogar auch auf das Rauchen ausgedehnt und „derjenige, so in einem Gelach 50 Pfeiffen außrauchen kunte, ward Magister, der 80, ein Licentiat, und welcher 100 außdampfen kunte, ein Doctor, aber alles von der Tabacks-Wissenschaft zu verstehen, genennet." — Der Student hieß damals wirklich so, wie lucus a non lucendo; denn an ein ernsthaftes Studieren war nicht im geringsten zu denken. Im Jahre 1600 schon hat der Rostocker Rector Lothmann die Studenten, wenigstens — eine Stunde wöchentlich ins Colleg zu kommen, und Professor Heyder begann seine Beschreibung eines Schoristen mit den Worten: „Die öffentlichen Vorlesungen besucht er entweder niemals, oder lauschet bisweilen vor der Thür, damit er der Professoren Stimme, Reden und Gebärden nachaffen und zum Gelächter befördern könne."

Schließlich aber ist hier noch des Umherziehens deutscher Studenten als Schauspieler zu gedenken, welches, an die „fahrenden Schüler" erinnernd, im 17. Jahrhundert ziemlich gewöhnlich wurde. Ed. Devrient in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" (I. 200 ff.) führt mehrere hierher gehörige Namen auf; am berühmtesten ist die Truppe des Magisters Johann Veltheim geworden, welche zumeist aus Jenenser und Leipziger Studenten bestand.

Mit dem 18. Jahrhundert treten wir in die Periode des Geheimbündler- und Ordenswesens. — Wir haben gesehen, wie die Regierungen und Behörden am Ende des vorigen Säculums mit aller Kraft gegen den Pennalismus auftraten. In veränderter Gestalt erhielt sich derselbe aber noch in den nun entstehenden geheimen Orden und Landsmannschaften; wohl verstanden, es war ein Fortschritt zum Besseren darin bemerkbar. Die Pennäle wurden zu Füchsen, die Schoristen zu Senioren, die unbestimmten Statuten zu einer Constitution, die willkürlichen Bestimmungen der Schoristen zu einem Comment. Daß trotz dieser Regelung noch immer genug Unregelmäßigkeiten und gesetzwidrige Austritte auch im 18. Jahrhundert vorkamen, ist leicht zu begreifen.

Aber die geheimen Orden und Landsmannschaften überlebten sich gleichfalls; sie hatten nicht die Kraft in sich mit der Zeit fortzuschreiten und gemäß dem Geiste des anbrechenden 19. Säculums sich umzugestalten. Nach den Freiheitskriegen und durch dieselben angeregt, that sich endlich das Bestreben kund, eine freie Vereinigung der gesammten, auf einer Hochschule studierenden deutschen Jugend zu bilden, ein Bestreben, aus welchem 1815 die allgemeine deutsche Burschenschaft hervorging, die als ihre Grundsätze aufstellte: Einheit, Freiheit und Gleichheit aller Burschen unter einander, Gleichheit aller Rechte und Pflichten; christlich deutsche Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft zum Dienste des Vaterlandes. Als aber in den Jahren 1820—30 die Burschenschaft wieder zerfiel, bildeten sich theilweise aus den Trümmern derselben die heutigen Corps. —

Bis hierhin reicht das vorliegende Buch; die ausführlichere historische Darstellung läßt Oskar Dolch jedoch schon zu Ende gehen mit der Zeit, da die Studenten anfingen, inmitten der politischen Bewegungen zu stehen und selbst in nähere Beziehungen zu ihnen zu treten. Vom 18. Jahrhundert spricht er blos noch in aller Kürze; unserer Zeit aber gedenkt er nur im letzten Capitel seines Buches, das er „Rückblick und Verblick" betitelt hat. Wir sind aus Gründen nicht gewillt, ihm auf den Kampfplatz der streitenden Ideen, welche das Studentenleben der Gegenwart bewegt, nachzufolgen; nur sei die Bemerkung gestattet, daß er dort ohne besonderes Glück verweilt.

Man wird aber aus den Mittheilungen, die wir im Vorstehenden machten, schon zur Genüge erkennen, daß der Verfasser in seiner Schrift ein sehr reichhaltiges und zum Theil weit entlegenes Material mit großem Sammelfleiße verwerthet hat. Freilich ist der Stoff durchaus noch nicht ausgebeutet, und namentlich das Verhältniß der Studenten zu Staat und Wis-

senschaft einer nur oberflächlichen Beachtung gewürdigt. Doch auch so schon, wie das Buch uns vorliegt, hat es Anspruch auf unsre Anerkennung, und wenn einst Jemand daran geht, eine vollständige Geschichte der deutschen Universitäten zu schreiben, so wird er die Schrift von Oskar Dolch genau durchstudieren müssen und vielfach citiren dürfen. — Wir erwähnen noch, daß auch über das Creditwesen der Studierenden und über die wechselnden Kleidermoden vielfache und interessante Nachrichten im Buche sich vorfinden. Die Studententracht richtete sich fast immer nach dem herrschende Geiste des Zeitalters. Im 14. und 15. Jahrhundert ähnelte sie der Rittertracht, im 16. bekam sie eine Zeit lang mönchischen Zuschnitt, und während des 30jährigen Krieges endlich erschienen auch die Studenten in ihrem Aeußern wie Landsknechte. Von den einzelnen Garderobestücken, die O. Dolch erwähnt, wollen wir der Curiosität halber hier nur die in der zweiten Hälfte des 16. Säculums gebräuchlichen „Pluderhosen" erwähnen, weite aufgeschnittene Beinkleider, zu denen man oft über 100 Ellen gebrauchte, und welche ein solches Aergerniß erregten, daß man in Wittenberg von der Kanzel herab dagegen predigte und Professor Andreas Musculus zu Frankfurt eine kleine Schrift „Vom Hosenteufel" schrieb.

E. Kn.

Von Sorrent nach Amalfi, Salerno und Pästum.

Galenus, der größte Arzt des antiken Roms, empfahl seinen Patienten, zu denen unter Andern auch der fromme Kaiser Antoninus gehörte, die wunderbare Heilkraft der Luft von Surrentum, und Bernardo Tasso, der Vater des Dichters der „Gierusalemme liberata", schrieb, da er sich nach einem vielbewegten Leben im duftigen Orangengarten von Sorrent niederließ, daß unter diesem Himmel die Menschen unsterblich seien. Geht doch überdies auch die Sage, daß Sorrent seine Gründung den Sirenen verdanke, wofür — wenn man denn einmal Poet sein darf — neben der gewaltigen Anziehungskraft, die dieses Paradies für jedes fühlende Herz zu allen Zeiten bewahrt hat, der alte griechische Name Συρεῖον in unverfänglichster Weise spricht. Es ist zwar heute nicht mehr die an öffentlichen Gebäuden, Tempeln und Aquäducten reiche römische Colonie, die unter Augustus selbst Neapel an Größe überragte; auch nicht mehr die bedeutende Handelsstadt des Mittelalters, die mit Amalfi wetteifernd, eine ganze Flotte zur Versendung ihrer üppigen Producte in alle Welttheile aussandte: aber trotzdem hat Sorrent noch nichts von den natürlichen Zauberreizen verloren, die ihm das Epitheton „amoenum" aus der Feder des Horaz verdient haben, und um derentwillen es von dem zarteren Geschlechte der Jetztzeit „la gentile" genannt wird. Noch jetzt ist es von nicht minder vornehmen Leuten besucht als damals, da der römische Dichterkönig die 17. Epistel des ersten Buches an den Ritter Scäva Lollius richtete. Zu Dutzenden ergötzen sich hier neben den Schwärmen deutscher langlockiger Maler die russischen Ural-Diamantengrubenbesitzer, die französischen Rentiers und die aristokratischen Engländer in dem eleganten Sirenehotel, in den Villen Loza, Spinelli, Pisani, Serracapriola und Nardi, von denen eine immer schöner liegt als die andere, alle zerstreut und gartenumgeben, meist dicht am Meere, auf dessen blauen, mit lustigen Barken bedeckten Spiegel man von luftigen, grünumrankten Terrassen hinabschaut. Wem fielen da nicht Rückerts schöne Verse ein, die er sang, als er um den Posilippo, Sorrent gerade gegenüber, herumfuhr:

„Vorsprünge von Felsen vielgestaltig,
Abhänge von Hügeln mannichfaltig,
Mit Reben hier, und dort mit Halmen,
Mit Pinien hier, und dort mit Palmen,
Die Häuser zwischendurch gestreut,
Neu-alterthümlich und alt-erneut.

— — — — — — — —

Die Gärten, die ins Meer her hingen,
Wo oben die Gärtner, die Winzer gingen;
Die Treppensteige, die schmahl sich wanden
Herab, wo die Kähne, die Fischer standen.

Vergeßt dazu nicht die „breiten grünen Tatzen", womit nach Anastasius Grün der wälsche „Feigenbaum die Wand haut"; nicht die „tausend Blumenknospen", welche „wie im Peloton entbrannt platzen"; nicht die „dichtgedrängten Trauben", die „wie ein Hagelschauer schwarzer Flintenkugeln" rings die Mauer entlang hangen; nicht die „Goldorangenbomben", die in allen Ritzen stecken, und die „Spaliere und Stackete" nicht, auf deren lustigen Sprossen die blühenden Stürmer des Lenzes Paläste und Villen erobern; — vergeßt dazu nicht die reichen, pittoresquen Trachten der schön graziösen Bauermädchen, die noch himmlische Naivetät genug besitzen, um zu gleicher Zeit goldgestickte Corsets, goldene und silberne Ketten, Ringe, Haarnadeln, rothe Caschemirshawls zu tragen und — barfuß zu gehen, — ein Toiletten-Ensemble, das freilich den puritanischen Gesichtern des Nordens schlecht genug stehen würde, hier aber mit der Sonnengluth und üppigen Natur des Landes, mit der glänzenden Imagination, der musikalischen Sprache und dem lebhaften Mienenspiel der Kinder des Südens im prächtigsten Einklang steht: vergeßt das Alles nicht, liebe Leser, und das dichterisch-berauschende Bild Sorrents wird frisch und lebendig vor Euch stehen, obwohl noch viel tausend liebliche kleine Züge daran fehlen, zu deren gewissenhafter Aufzeichnung ein Buch kaum ausreichen würde. So habe ich z. B. noch nichts gesagt von dem zwischen Lorbeer und Orangen auf einem Felsenriff frei gegen den Golf gelegenen Geburtshause des Tasso, von dem freilich die gefräßigen Meereswogen nur eine Loggia mit herrlicher Aussicht noch übrig gelassen; — noch nicht gesprochen von den Palazzi Pignatelli, Laurito und Guarracino, die gleichfalls für 80 bis 100 Ducati (etwa 90 bis 110 Thlr.) des Monats jedem Fremden mit ihrer sehr bequemen Einrichtung zu Diensten stehen; — ich habe geschwiegen von den pittoresquen Tempelruinen des Herkules, des Neptun und der Diana, von den seltsamen Tuffsteingrotten am Meere, die zu dem Malerischesten und Reizendsten gehören, was man sehen kann; — habe auch der vorzüglichen Milch nicht gedacht, welche dem benachbarten Monte San Angelo schon bei den Alten

den Beinamen Lactarius eingetragen, — und nicht gedacht des ausgezeichneten Ziegen- und Kalbfleisches, das Boccaccio dem epikuräischen Prior der Santi Apostoli zu Florenz so enthusiastisch anpries: — —

„Denn dieser Sturm von Sonnenlüften,
Von Blüthengluth und Lorbeernacht,
Von Schmeichelwinden, Frühlingsdüften,
Ist's, der mich hier noch scheitern macht.“ —

Neun Tage lang bot mir hier die stille, herrlich situirte Cocomella ein gastliches Asyl; für 4 Carlini (etwa 13 Sgr.) hatte ich zwei Zimmer nebst einer daranstoßenden offenen Loggia mit Aussicht auf das Meer und die umringenden Orangengärten, für 5 Carlini ein gutes Mittagessen und für 2 ein sehr reichliches Frühstück täglich. Von der süßen Einsamkeit und dem frischen, freien Dichterfrieden einer solchen Sorrentinischen Eremitage kann sich nur Der einen Begriff machen, der dort selbst eine Zeitlang zu leben das Glück genossen. Sie bietet den grellsten und einen darum doppelt erquicklichen Contrast zu Neapels endlosem Straßenscandal, Staubgewirbel und Fischmarktgestank. Mein Hotel lag dicht am Strande, zu dem ein steiler, halb unterirdischer Felsenpfad hinabführt, wie denn hier Alles, was die Fluth beleckt, labyrinthisch zerklüftet und ausgehöhlt ist. Nach der eigentlichen Stadt, die, überaus schlecht gepflastert, ganz zwischen Bimsteinfelsen und dem Meere eingekeilt steckt und einen mehr ärmlichen als stattlichen Eindruck macht, hatte ich ungefähr eine Viertelstunde zu wandern, da ich mich fortwährend zwischen haushohen Gartenmauern im Zickzack durchwinden mußte, die jede Entfernung hier verdoppeln und verdreifachen. Der ganze Piano di Sorrento (so heißt die Umgegend der Stadt) wimmelt von umhergestreuten und nur durch die gedachten Mauerpfade mit einander verbundenen Villen und zur Aufnahme der Fremdenschwärme bestimmten Häusern, und da diese Gassen je nach der Lage und den Grenzen der Gärten, an welchen sie vorbeiführen, auf das seltsamste verschlungen sind, und die sie einfassenden Wälle alle Aussicht versperren, so ist es ein wahres Kunststück, sich hier zu orientiren. Oft ging es mir da wie in den Winkelgäßchen Venedigs: nach halbstündigem Umherirren fand ich mich plötzlich unvermuthet wieder an demselben Platze, von dem ich ausgegangen, und erfuhr so erst, daß ich mich fortwährend nur, gleich einem Derwisch, im Cirkel herumgedreht hatte. Wäre nicht die balsamische Atmosphäre, die über die neidischen Mauern beständig herüberhaucht, man fände sich in der That manchmal zu schlechtem Humor aufgelegt, zumal das ewige Pflastertreten und die Enge der Wege auf die Dauer ein höchst unangenehmes Kopfdröhnen verursachen. Nur für Fußgänger und Reiter sind diese Engpässe passirbar, während sich der Wagenverkehr auf eine einzige Straße beschränkt, welche die Stadt quer durchschneidet und von Castellamare bis an die Spitze der Sorrentinischen Halbinsel führt. Um so freier aber athmet man auf, wenn man nach etwa einstündigem Steigen sich aus der Obstgartenregion endlich herausgearbeitet und nun durch die herrlichste Veduta für alle ausgestandenen Kerkermauerleiden millionenfach belohnt sieht. Sorrent, wie es nun einmal ist und liegt, läßt sich nur auf der schaukelnden Barke, in der terrassenumgürteten Villa und aus der Vogelperspective von den Bergen herab ordentlich genießen, welche sich zwischen dem Golf von Neapel und dem von Salerno von Nocera nach Nerano hinziehen: an allen andern Orten herrschen pensylvanische Absperrung, Gedrücktheit, Mangel an freier Bewegung und Umschau. Danken wir Gott, daß dem so ist! Wo blieben sonst bei dem Sonnenbrand des Südens und der Fremdenüberschwemmung, der dies Paradies unterliegt, das liebliche Idyll und die ländliche Schattenstille, die namentlich uns sentimentale Söhne des Nordens so mächtig anzieht? Haushohe Mauern scheiden Einen vom Andern, meilenlange Zickzackpfade machen alles Club- und Gesellschaftstreiben unmöglich; Jeder ist darauf angewiesen, mit sich und seinen nächsten Freunden allein und zurückgezogen zu leben, — und doch wölbt sich über Alle derselbe liebe Himmel, doch athmen sie Alle dieselbe duftgeschwängerte Atmosphäre, und darum sind sie Alle doch so glücklich!

Unter den vielen nahen Ausflügen, die man von Sorrent aus bequem in einem Vormittage zu Fuß oder zu Esel machen kann, sind besonders zwei als überaus lohnend zu bezeichnen, nämlich nach S. Agata und nach den 2 bis 3 Miglien entfernten Hügeln, Conti delle Fontanelle und di Cermenna. S. Agata, ein kleiner unansehnlicher Ort, liegt hart an einer der höchsten Spitzen des Gebirgskammes, der von der Sorrentinischen Seite leise ansteigt und sich nach dem Golf von Salerno hin um so schroffer, ja fast senkrecht zum Meere niedersenkt. Die Aussicht von dem Hügel oberhalb des Ortes ist großartig und bezaubernd, obwohl die nächsten Umgebungen kahl sind und das Grün dem Auge fehlt. Man überblickt von hier aus beide Meerbusen, den von Neapel und den von Salerno. Unmittelbar vor uns reckte sich die Seenymphe Capri aus den blauen Fluthen empor, und doch erkannten wir die alte Freundin kaum, da ihre Gestalt sich hier völlig anders präsentirt, als von Neapel aus. Rechts seitwärts tauchten Ischia und Procida auf, mit dem lang ins Meer gedehnten Capo Miseno dahinter. Näher rechts erschienen Neapel, Portici und Torre del Greco in fast ununterbrochener Häuserreihe am nordöstlichen Golfufer aufmarschirt. Resina lehnte sich an den mächtigen Vesuv an, den man von hier aus gleichfalls kaum wiedererkennt, da er nur seine Rückseite dem Auge des Beschauers zukehrt. Der alte Krater, welcher nach seinem Einsturz den ganzen Berg jetzt gleichsam in zwei Berge spaltet, ist gar nicht zu sehen, sodaß der Vesuv hier wie ein ungeborstener, regelmäßig geformter Kegel erscheint. Vom Salerner Meerbusen zur Linken vermag man nur ein Stückchen zu erschauen, wie denn z. B. auch Amalfi und Salerno selbst völlig versteckt bleiben, da sich zwischen Meta und erstgenanntem Orte noch höhere Berge aufthürmen, die die Umschau nach Osten begrenzen. Man überblickt also blos die Küstenlinie von Nerano bis zu der Meta gegenüberliegenden Stelle unweit des Monte S. Angelo, und dann wieder in blauer Nebelform die südliche Partie des Golfs bis zur sogenannten Punta della Licosa, dem Endpunkte der Bucht gegen Süden. Gerade die Lücken aber, welche die Aussicht von S. Agata läßt, werden durch die zweite Excursion auf das vollkommenste ausgefüllt, und unbestreitbar ist das von den Conti delle Fontanelle sich

darbietende Panorama noch großartiger als jenes. An keinem Orte läßt sich namentlich die hohe Schönheit des Busens von Salerno und der Contrast zwischen demselben und dem von Neapel, der nur durch die schmahle Landzunge, auf der Sorrent liegt, von ersterem geschieden ist, besser studieren. Der letztere ist bei weitem enger, umschlossener, heimlicher, idyllischer, als der pompöse, stolze Golf von Neapel. Die Berge, die um den Salerner Busen herumlagern, treten vorzüglich auf der Nordseite so dicht an das Gestade heran, daß für die zwischen sie und das Meer eingekeilten Ortschaften kaum Raum übrig bleibt. Deshalb machen Amalfi, Vietri und alle die anderen dort kauernden Felsennester einen viel bescheideneren und sozusagen ländlicheren Eindruck, als die den Golf von Neapel umsäumenden Orte, denen sämmtlich, mit einziger Ausnahme der Gartenstadt Sorrent, Platz genug gegönnt ist, um sich mit aller Gemächlichkeit am Meere auszubreiten. Sie brüsten sich förmlich mit ihrer reizenden Lage und spiegeln sich prahlend ihrer ganzen Länge nach in der blauen Fluth, während jene, still zusammengeschmiegt, nur mit schüchternem Augenblinzeln nach der See hinschielen, und ihr Antlitz halb noch hinter Felsenklüften verbergen. An Inseln freilich ist der südliche Busen lange nicht so reich als der nördliche; doch heben sich die Sireneninseln (auch li Galli genannt), drei kleine Felseneilande dicht an der Nordküste zwischen Nerano und Positano, in höchst pittoresquen Formen aus den Wellen empor. Den schönsten Blick genoß ich von einem oberhalb des Felsenthores Arco S. Elia gelegenen, mittels einer Balustrade auch schwindelbehafteten Personen zugänglich gemachten Rastplätzchen, welches senkrecht über dem Golf von Salerno und den Sireneninseln gerade gegenüber liegt. Der Farbenduft, der die von allen Seiten emporstarrenden Klippen umspielt, ist von unbeschreiblicher Wirkung. Auch sind die Felsbildungen so massenhaft und kolossal, daß selbst der Arco S. Elia, obwohl zehnmal gigantischer als der „göttliche Kuhstall" unserer sächsischen Miniaturschweiz, gegen seine himmelstürmenden Umgebungen bescheiden zurücktreten muß.

Doch die schönen Tage von Sorrent gingen vorüber. Am 26. April ritt ich mit den Freunden B... und v. H... gen Amalfi von dannen. In einer Stunde war die Höhe oberhalb S. Agata und das dicht dabei liegende Scaricatojo, ein elendes Schifferneſt unmittelbar bei den Sireneninseln, erreicht, dessen ganze paradiesisch gekleidete Bevölkerung uns sofort bettelnd und ihre unvermeidlichen Dienste anpreisend umringte; denn da bei den schroffen Klippenbildungen dieser wildromantischen Küste an ein Weiterkommen zu Lande nicht zu denken ist, so muß man nolens volens die kleine elende marina von Scaricatojo in Contribution setzen und den Seeweg nach Amalfi einschlagen. Eine bildschöne, blonde facchina-ragazza trug uns auf dem halsbrechend steil vom Orte nach der See herabführenden Felsenpfade das Gepäck an die Barke herab, welche wir indessen nicht ohne neue Hindernisse erreichten, da uns der Engpaß von einem zudringlichen Douanier verlegt wurde, welcher, in einer Höhle nächst dem Meere à la Polyphem lebend, uns einen Tribut für die Passage unserer unschuldigen drei Nachtsäcke abforderte, und dies zwar an einer Stelle, wo er sich für eine etwanige Weigerung sofort, mir nichts, dir nichts, an unserem armen Leben hätte rächen können, indem eine unsanfte Berührung mit dem kleinen Finger ausreichend gewesen wäre, um uns alle drei auf Nimmerwiedersehen einige Dutzend Klaftern tief ins Meer hinabzustürzen. Eine passendere Lage für eine Zollanstalt läßt sich nicht denken, und man wird sich nicht darüber wundern, daß der sonst übliche Schlagbaum hier erspart worden ist.

Unten bei der marina angelangt, galt es noch einen harten Strauß mit 30 bis 40 halbnackten Bootsleuten, um für 1½ Piaster eine mit vier Ruderern besetzte Barke nach Amalfi zu erhandeln. Die See ging trotz der Windstille und großen Hitze ziemlich hoch mit sogenannten alten Wellen, sodaß ich mich auf der zweistündigen Fahrt sehr ruhig verhalten und die Augen schließen mußte, um nicht vom Dämon der Seekrankheit gepackt zu werden. Ich vermochte daher weder der wilden Romantik der Felsenküste, die uns beständig dicht zur Linken blieb, noch den seltsamen Anstalten zu der hier fleißig betriebenen Thunfischerei gehörige Aufmerksamkeit zu schenken. Amalfi liegt wie angeklebt an den steilsten, schroffsten, schwindelerregendsten Tuffstein- und Stalaktitenabhang, ein schmutziges, enges, terrassenförmig über einander gerumpeltes Seeräubernest. Von der ehemaligen hohen handelspolitischen Bedeutung des Ortes, die ihm den Namen „Athen des Mittelalters" eingetragen, ist keine Spur mehr übrig; man müßte denn die hier fabricirten Maccaroni, die ihre in ganz Italien anerkannte Superiorität dem überaus klaren Quellwasser verdanken, welches, durch die ringsum aufgethürmten Felsen hindurchsickernd, in der That einen selten reinen Geschmack hat, und die vielen Papiermühlen, welchen die Phalanx italienischer Litteraten die nöthige materielle Unterlage für die Verewigung ihrer Geistesarbeit verdankt, als Zeugnisse blühender Industrie anführen. Wie die 50,000 Menschen, die früher Amalfi's Bevölkerung ausgemacht, und die Boccaccio (Giorn. II. Nov. IV.) „uomini ricchi e procaccianti in atto di mercatanzia" (reich und übergeschäftig im Betriebe des Handels) nennt, hier alle Platz gefunden haben können, begreift sich freilich schwer. Gewiß hat das Meer seit jener Zeit in das Ufer tüchtig hineingefressen, denn der hinter dem Orte himmelhoch in die Luft starrende Berg stößt heute mit seinem Fuße dicht an die See an, und der schmahle Ufersaum zwischen letzterer und den am Berge in die Höhe gebauten Häusern reicht nur eben hin, um einigen kleinen, in der Ausbesserung befindlichen Fischerbarken Raum zu kurzer Rast auf dem Trockenen zu gewähren. Wo ist da Platz zu einem Arsenal, zu einem ordentlichen Hafen und anderen, einer Seehandel treibenden und Kriege führenden Bevölkerung nöthigen Etablissements?! Und doch war Amalfi einst eine selbständige mächtige Republik; doch erschlossen seine kriegerischen Kaufleute zuerst die Pforten des Orients für den abendländischen Handel und beherrschten bis 1100 den Seeverkehr mit der Levante ganz ausschließlich; doch wurde sein Seerecht bald das der ganzen civilisirten Welt; doch verdanken wir einem seiner Söhne die Erfindung des Compasses und einem Anderen, dem Schiffer Masaniello aus Atrani, unmittelbar bei Amalfi, die allerdings weniger segensreiche Entdeckung des

Princips der Volkssouveränetät, aus dem alle modernen Revolutionen hervorgegangen sind! — Ist aber auch die alte Herrlichkeit der Stadt geschwunden, die Schönheit der natürlichen Scenerie blieb unverändert. Es sind noch immer dieselben Oliven- und Myrthenhaine, dieselben Grotten und tiefen Abgründe, aus denen die goldenen Hesperidenäpfel dem Wanderer entgegenleuchten; es ist noch immer dieselbe kühngeschwungene Felsenküste, die Boccaccio für die köstlichste von ganz Italien erklärt hat. Der Gasthof, la Luna, ehemals ein Capucinerkloster, zu dem eine in den Felsen gehauene, senkrecht steile Treppe vom Landungsplatze aus hinanführt, bot uns nicht eben allzugroße Comforts dar, obwohl das Fremdenbuch von den Lobeserhebungen aller Nationen strotzt, die ich nur, soweit sie die schöne Aussicht betreffen, mit zu unterschreiben vermag. Nachmittags machten wir bei gewaltiger Sonnengluth einen Spaziergang nach der im normännisch-byzantinischen Styl gebauten Kathedrale S. Andrea, dem einzigen Bauwerk, das, obwohl unschön renovirt, mit seinen stattlichen Granitsäulen, einer antiken, als Taufbecken dienenden Porphyrvase und zwei alten Sarkophagen an die ehemalige Pracht Amalfi's erinnert. Von hier stiegen wir, an zahllosen Stalaktiten- und Tuffsteinhöhlen vorüberwandernd, nach dem (wenn man das Gesicht nach dem Meere zukehrt) rechts von der Stadt auf hohem Felsen thronenden Kloster S. Francesco hinauf. Die Aussicht von hier ist erhaben und weit genug; denn der Platz hängt sozusagen unmittelbar über dem Meeresspiegel; selbst die ferneren calabrischen Gebirge im Süden fallen in das Panorama mit hinein, und ihre Formen sind ebenso pittoresque, als der Contrast zwischen ihrer dunkelvioletten Färbung und dem leuchtenden Indigo der Meeresfluth von entzückender Wirkung ist. Doch aber fehlte mir auch hier wieder das Grün in der Landschaft: ich konnte den Deutschen in mir, den Nordländer, nicht loswerden! Auf dem Heimwege begegneten wir dem höchsten geistlichen Würdenträger von Amalfi, dem Bischof, mit einer großen Suite von Priestern und Livréebedienten. Alles auf der Straße kniete vor dem servus Dei andächtiglich nieder, und Dieser, ein kleiner, feister Prälat mit dem bekannten lilaseidenen Aufschlag auf schwarzem Gewande und Strümpfen von gleicher Farbe, segnete wohlgefällig nach allen Seiten hin. Unter den Fischern von Amalfi hat, so scheint es, die Lehre der Alleinseligmachenden noch keinerlei häretische Anzweifelungen erfahren. Von Herzen unterschrieb ich vor dieser Scene das Wort des geistreichen Franzosen Valery: „Verschiedenheit in den Sitten und Bräuchen der Völker ist eine Nothwendigkeit; sie steht der moralischen Vervollkommnung der Individuen nicht entgegen, und eine recht traurige und langweilige Einförmigkeit würde es sein, wenn das Menschengeschlecht erst einmal nichts weiter als ein großes Regiment Soldaten darstellte, welche alle das Costüm einer und derselben Civilisation an sich trügen."

Am folgenden Morgen kletterten wir beim herrlichsten Wetter zu Esel die höchst merkwürdigen Treppenwege oberhalb der Stadt hinauf nach Ravello, einem kleinen Orte mit einem sehr alten Gotteshause, in welchem sich, wie in den Kirchen S. Clemente und S. Lorenzo vor den Mauern Roms, die charakteristische Structur der antiken Basiliken völlig rein erhalten hat. Nahe dabei liegen die Trümmer eines Saracenenschlosses und nächst diesen eine von dem reichen Engländer Mr. Rives gekaufte Villa mit der reizendsten Aussicht. Ein geschickter schottischer Gärtner war eben dort mit der Anlage eines Parkes beschäftigt, da die Umgebungen bis jetzt noch ziemlich wüst aussahen. Ich wünsche nur vor Allem den neu angepflanzten Bäumen ein schnelles Wachsthum, denn ein Lusthaus ohne Schatten im Garten bleibt trotz aller entzückenden Meeraussichten, namentlich unter dem 41. Breitengrade, doch immer nur ein sehr unvollkommener Erholungsort. Das Saracenencastell, das der Engländer gleichfalls mit in den Kauf bekommen, ist noch sehr wohl erhalten. Schlank und zierlich heben sich die weißen Marmorsäulen mit ihren hufeisenförmigen Bögen empor, und Arabesken bedecken in unerschöpflicher Mannichfaltigkeit der Zeichnung die Wände. Ist es doch wieder der alte, liebe, phantastisch-sinnige Styl, mit dem die maurischen Wunderwerke Südspaniens, die Alhambra Granada's und der Alcássar zu Sevilla, so orientalisch-mährchenhaft noch heute in die transcendentale christliche Gothik des Abendlandes hineinragen! Glücklicherweise hat der neue Besitzer jener Miniatur-Alhambra Sinn und Geld genug, auf die Erhaltung und sogar auf die theilweise Restauration der schönen Ruine eifrigst bedacht zu sein.

Von hier ritten wir in das romantische, schroffe, wasserdurchbrauste „Mühlenthal", sogenannt von den vielen dort befindlichen Papiermühlen. Gebildet wird es durch den in tausend Kaskaden von dem hohen Berge hinter Amalfi nach der Stadt und dem Meere hinabstürzenden Waldbach, an dessen Ufern der nordische Wanderer sich endlich einmal wieder vollständig angeheimelt und befriedigt zu fühlen vermag, indem wirkliche Schattenkühle dort herrscht und die üppigste südliche Vegetation ihn umduftet. Gedenkt man dazu noch der reizenden Fernsichten, die sich überall, wo der Wald sich etwas lichtet, dem Auge darbieten, so muß man in der That gestehen, daß die Natur in Italien wenig schönere Punkte erzeugt hat. Noch fiel uns auf diesem Ritte die Schönheit der Mädchen aus den nächsten Umgebungen Amalfi's auf. Zwischen dem 15. und 18. Jahre kann man sie fast ohne Ausnahme wahrhafte Musterbilder nennen. Die meisten sind feine, zart-graziöse Blondinen, weshalb ich an die Einwirkung der normännischen Race, die hier ja solange gehaust, zu glauben versucht bin. Trotz der überaus ärmlichen Kleidung hat ihre Haltung etwas eigenthümlich Fesselndes, und namentlich würde ihr elastischer Gang selbst jeder Dame von Stande alle Ehre machen. — Daß übrigens den Bewohnern von Amalfi noch immer etwas von dem alten regen Handelsgeiste geblieben ist, der die Stadt vormals zu einer Weltmacht gestempelt, das erfuhren wir gleichfalls hier im romantischen Mühlenthale. Nirgends in Italien habe ich soviel Zeugnisse einer lebhaften Betriebsamkeit auf so engem Raume concentrirt gesehen, als hier. Trotz der tropischen Hitze, in der das Volk den größten Theil des Jahres hindurch schmort, pocht und hämmert es an allen Ecken und Enden, und Klein und Groß, Mann und Weib regen und bewegen sich in rastloser Ameisengeschäftigkeit. Dabei kann ich denn nicht unterlassen, nochmals auf die köstlichen Mehlschlangen

zurückzukommen, deren vollen Werth ich erst hier recht schätzen lernte; während ich das Maccaronigericht, selbst von Pariser Köchen zubereitet, früher nicht ausstehen konnte, vermochte ich in Süditalien kaum einen Tag ohne dasselbe zu leben, und wie sehr namentlich der Eseltreiber, der Marinaro und überhaupt die povera gente Amalfi's, die recht saure Arbeit zu verrichten hat, meinen Geschmack theilt, geht schon daraus hervor, daß sich diese Leutchen stets während derselben durch den Zuruf gegenseitig zu ermuthigen pflegen: „Ancora un poco coraggio e poi avrémo maccaroni!" (Noch ein bischen Muth und dann giebt's Maccaroni!) Wie viele Menschen mögen hier existiren, die nie in ihrem Leben ein Pfund Fleisch gekostet, vielmehr lediglich von Wein, Obst und Maccaroni ihr Dasein fristen! Daß solche Nahrung poetischere Naturen erzeugen muß, als unsere nordischen Schnäpse, Kartoffelklöße und Schwarzbrotlaibe, kann nicht Wunder nehmen.

(Schluß in nächster Nummer.)

Nürnberg.

(Nach Longfellow.)

Für die Gluth tropischer Dichtungen hat unter allen Lyrikern Deutschlands Freiligrath die besten Farben auf seiner Palette, die entsprechendsten Saiten auf seiner Leier. Er würde für Longfellows „Hiawatha", welches Adolph Böttger in Leipzig übersetzte, den entschiedensten Beruf haben. Des Nordamericaners lyrische Gedichte gab Karl Böttger in Dessau deutsch, „Evangeline" Pastor Belke in Fredeburg. (Wir verweisen auf den Artikel, den wir über Henry W. Longfellows Leben und Dichtungen 1856 in Nr. 18 unseres Blattes brachten.) Seit einiger Zeit ist zugleich August Rieke, jetzt in Riga, mit einer Uebertragnug von Thomas Moore und Longfellow beschäftigt. Wir geben aus dem Riga'schen Localblatte als Probe das vielgenannte Gedicht des Americaners auf Nürnberg.

Wo die blauen Frankenberge ragen zwischen weiten Auen,
Liegt das altehrwürdige Nürnberg an der Pegnitz schönen Gauen.

Stadt der Arbeit und des Handels, Stadt der Kunst und der Gesänge!
Wie die Kräh'n um deine Giebel, schwebt um dich der Sagen Menge.

Sagen aus den mittlern Zeiten, da in dem jahrhundertalten
Stolzen Schlosse du noch sahest rauh und kühn die Kaiser walten;

Da dein wack'rer, fleißiger Bürger rühmend sang in schlichtem Tone,
Daß die Hand der großen Reichsstadt reiche weit durch jede Zone.

Noch steht auf dem Hof des Schlosses, fest von Eisenband gebunden,
Jene Linde, die vor Zeiten ward gepflanzt von Kunigunden;

An dem Platz das Vorsaalfenster, wo einst Melchior seine Weise
In den alten Heldentagen sang zu Kaiser Maxens Preise.

Von der Wunderwelt der Künste sah ich hier mich rings umgeben:
Brunnen, die mit reichem Bildwerk auf dem Marktplatz sich erheben;

Heiligen- und Bischofsbilder stehen in der Münster Blenden, —
Sie, die frühere Geschlechter unsrem als Apostel senden.

In der St. Sebaldus kirche ruh'n des Heiligen Gebeine,
Und die eh'rnen zwölf Apostel halten Wacht an seinem Schreine.

In der St. Laurentiuskirche steht noch die Monstranz, mit reichen
Bildnerei'n verziert, der schaum'gen Wassergarbe zu vergleichen.

Hier, als Kunst noch Religion war, lebt' und wirkte schlicht und sinnig
Der Evangelist der Künste, Albrecht Dürer, fromm und innig.

Stets geschäftig, zog in Schweigen und in Schmerz vom Pegnitzstrande
Er hinaus gleich einem Wandrer, suchend nach dem bessern Lande.

„Emigravit" ist die Inschrift, die man seinem Grab gegeben;
Er ist todt nicht, — nur geschieden, — da die Künstler ewig leben.

Schöner scheint das Sonnenlicht uns, schöner uns die Stadt, die alte,
Weil er ihre Luft geathmet, weil sein Fuß sie einst durchwallte.—

Durch die Straßen breit und stattlich, durch die Gäßchen dumpf und enge,
Schritten einst die Meisterdichter, kunstlos singend ihre Sänge.

Aus entfernten Winkeln kamen in den Zunftsaal sie gezogen,
Nester bau'n im Ruhmestempel, wie die Schwalb' am Fensterbogen.

Wie der Weber warf das Webschiff, wob er auch am myst'schen Liede;
Ihren Eisenrhythmus pochten laut zum Amboßklang die Schmiede;

Dankend Gott, deß Weisheit Blumen holder Dichtkunst ruft in's Leben
In der Schmiede Staub und Kohlen, in des Webestuhls Geweben.

Auch Hans Sachs, der Schuster-Dichter, trefflichster der Kunstverwandten,
Erster der zwölf weisen Meister, lacht' und sang hier in Folianten.

Doch sein Haus ist jetzt ein Bierhaus; — sauber ist mit weißem Sande
Dort die Flur bestreut; es schimmert in dem Fenster die Guirlande;

Ob der Thür sein Bild, ihn zeigend, wie ihn schildern Puschmans Lieder,
Als den würd'gen Greis, dem schneeig wallt zur Brust der Bart hernieder.

Und der Handwerksmann kommt Abends, Sorg' und Kummer zu verbannen,
In des Meisters altem Armstuhl trinkend Bier aus blanken Kannen.

Hin ist jetzt der alte Schimmer, und vor meinen Augen schweben
Diese Bilder gleich Figuren auf verblichenen Geweben.

Auf dich zieh'n der Menschen Blicke nicht dein Reichstag, deine Kaiser —
Nein, dein Maler, Albrecht Dürer, und Hans Sachs, dein Bard' und Weiser.

So, o Nürnberg, sang ein Wandrer, hergeführt nach weiter Reise,
Wie er schritt durch deine Straßen, still für sich in leichter Weise:

Aus des Pflasters Spalt — wie Blümchen, die erstehn, den Boden schmückend, —
Dort den Adel regen Schaffens und der Arbeit Stammbaum pflückend.

Zur Chronik.

Der Dresdener Theatercongreß.

— Nachdem schon vor fünf Jahren in Leipzig von Vorstehern deutscher Bühnen sozusagen ein Vorparlament gehalten, traten jetzt, im März d. J., zu Dresden Intendanten und Directoren zu einer näheren Vereinbarung zusammen. Persönlich waren 10 Hoftheater und 8 Stadttheater, 9 anderweite durch Vollmacht vertreten, Dresden durch seinen Dramaturgen, der mit dem Referat über die Verhandlungen und Beschlüsse betraut wurde, während der Stuttgarter Intendant v. Gall den Vorsitz führte, Dingelstedt als Secretär des Congresses fungirte. Von großen Stadttheatern fehlten: Hamburg, Leipzig und Frankfurt a. M., von Hoftheatern Darmstadt, München und Wien, letztes zumeist unter großem Bedauern, obschon im Congreß freudig anerkannt werden mußte, daß der oberste Vorstand der beiden kaiserlichen Theater an der Hofburg und am Kärnthner Thor alle Rechtspflichten und Ehrenrücksichten gegen die übrigen Bühnen bereitwillig und gewissenhaft zu erfüllen pflegt. Bei dem Rück- und Vorbehalt Wiens ergiebt sich mithin Berlin als natürlicher Mittelpunkt in Vereinbarung deutscher Theaterinteressen, wie denn in der Folge der Vorsitz an Herrn v. Hülsen übergeht, der, gleich Anfangs dazu berufen, nur provisorisch bis zur Feststellung des Cartells an Herrn v. Gall als älteren Bühnenleiter bisher das Präsidium übergeben hatte. Die Berliner Königliche Bühne fällt, bei der halben Million Thaler, die ihre Existenz jährlich erfordert, nicht blos materiell durch den Umfang ihrer Kräfte und Wirkungen vorherrschend ins Gewicht; die große Strömung der Geister in der Hauptstadt Preußens macht Berlin auch intensiv zum mächtigsten Centralpunkt. Von Berlins öffentlichen Theatern und Privatbühnen recrutirt sich das Personal sämmtlicher deutschen Apollotempel und Thespiskarren; vielleicht zwei Drittheile der deutschen Schauspieler sind Berliner von Geburt. Von Berlin aus datirt, gleichzeitig mit Wien, das Naturrecht der Autoren, das diese am Ertrag ihrer Arbeiten betheiligt, dergestalt z. B., daß der Verfasser des Narciß für 50 Darstellungen seines Stückes mehr als 2000 Thlr. Tantième bezog, während ihn andere, selbst größere Hoftheater bei starken Einnahmen von vielleicht 20 Wiederholungen mit 50 Thlrn. Honorar ein für alle Mal honorirten. In Berlin ist der Usus der Tantième selbst bei Bühnen zweiten Ranges eingebürgert, Herr Franz Wallner, der Director des Königsstädter Theaters z. B. zahlte dem Verfasser des Actienbutikers im Laufe der Zeit nicht weniger als 4000 Thaler Honorar. Die Litteratur verdankt Herrn v. Küstner die erste thatsächliche Anerkennung dieses Naturrechts, die Anerkennung der Berechtigung des Autors, am Ertrag der Aufführungen seines Stückes theilzuhaben. Die künstlichen Versuche Münchens in Ausschreibung specifisch bayerischer Preise für Dramen, die die dortige Bühne aufführt, um das Publicum zum Schiedsrichter darüber zu berufen, können wohl nur für Spielereien oder Liebhabereien gelten, wenn sie nicht dazu dienen sollen, die große, ernste und wichtige Vereinbarung in einem deutschen Gesammtinteresse zu stören. Herr v. Hülsen beweist Berlins Beruf zum Centrum des Theatervereins nicht weniger durch sein starkes Regiment, das dem Interesse des großen Institutes, nicht dem Belieben des Virtuosenthums dient. Zu den Beschließungen des Dresdener Congresses, die dem Vorstande der Berliner Bühne zur Ausführung anheimfallen, gehört unter anderem die zu erlassende Aufforderung an Deutschlands Schriftsteller, sich ihrerseits zu organisiren, ihre Interessen zu wahren und einen Ausschuß zur Prüfung aufführbarer Stücke zu ernennen, aus dessen Händen die Bühnendirectoren des Vereins die dramatischen Neuigkeiten in Empfang nehmen, um sie zu handschriftlichem Gebrauch drucken zu lassen. Wir zweifeln nicht, daß der Vorstand des Theatervereins diese seine Aufforderung an den Schriftstellerverein zu Leipzig, den einzigen und rechtmäßigen Krystallisationspunkt für Interessen der deutschen Litteratur, richten werde. Ein Vereinsblatt, das man (zweifelsohne in Berlin) für Theaterinteressen bezweckt, soll zugleich mit einem Nachweisungsbureau ins Leben treten, um den Schauspielern unentgeltlich zu leisten, was sie jetzt oft nur für starke Procente von den Theateragenten erzielen: Beförderung und Anstellung. Ohne irgendwelche subjective Kritik zu üben, soll das Theatervereinsblatt alle litterarischen wie künstlerischen, dienstlichen wie amtlichen Interessen des Standes umfassen, und gleichsam den theoretischen Theil jener von Eduard Devrient durch amtliche Schulen für erreichbar erklärten Bildungsstoffe erledigen. Der Dresdener Congreß beschloß ferner, dem Uebermuth wie dem Industrialismus des Virtuosenthums Schranken zu setzen, wie sich der Cartell schon bisher gegen Contractbrüchige thatsächlich geeint hat. Der Dresdener Congreß beschloß ferner, der bisherigen Theateragenturen nicht mehr bedürfen zu wollen. Einer dieser Agenturen wurde für den Zwischenhandel zwischen Directionen einerseits und Dichtern und Schauspielern andererseits eine jährliche Einnahme von 30—50,000 Thlr. nachgewiesen. Der Congreß faßte den Beschluß, die Geschäftsverbindung mit den Agenten allmählich abzuwickeln. Jedes Mitglied des Cartells hat sich verpflichtet, auch diesen Beschluß des Congresses zur Ausführung zu bringen.

Die Aristokratie in England.

x. Ein Novellist hat gesagt, daß die Aristokratie in Großbritannien zumeist aus Emporkömmlingen und neugebackenen Adeligen bestehe, und bei uns auf dem Festlande glaubt man ziemlich allgemein dasselbe. Indessen ist die Behauptung nur in sehr bedingtem Maße richtig, ganz abgesehen davon, daß es in praktischer Beziehung für einen Edelmann unserer Tage gleichgültig sein kann, ob sein Vorfahr ein Stegreifritter und Wegelagerer des fünfzehnten oder ein Kaufmann des achtzehnten Jahrhunderts war. Tüchtige Leute sagen allemal: Ich bin mein eigener Stammbaum. Oberflächlich betrachtet, ist mancher Adel in England von neuerm Datum; sobald man aber näher zusieht, läßt er sich bis ins Mittelalter hinaufführen; man muß sich nur nicht an den Titel halten, welchen gegenwärtig eine Adelsfamilie führt. Im Adelsverzeichnisse von Großbritannien reichen der älteste Herzog und der älteste Earl nicht über das fünfzehnte Jahrhundert hinauf; die Herzogswürde der Norfolk beginnt 1483, und das Earlthum der Derby ist von 1485. Der Titel der Shrewsbury ist jetzt vacant; mit ihm würde der älteste Grafentitel um etwa ein halbes Jahrhundert höher hinaufreichen; das ist aber auch Alles. Der älteste Marquis und der älteste Viscount datiren aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, nämlich der Marquis von Winchester aus dem Jahre 1551 und der Viscount Hereford von 1560. Vier Barone, nämlich de Ros, Hastings, Audley und Clinton, reichen bis ins dreizehnte Jahrhundert hinauf, aber die Vaux of Harrowden, welche in der mehr als Zwei-

hundert zählenden Baronenliste die zwölfte Stelle einnehmen, sind eine Schöpfung des sechzehnten Jahrhunderts. Lord Hawke, dessen Baronswürde von 1776 datirt, hat nicht weniger als 170 Barone hinter sich, die später als er creirt wurden, und auf Lord Lyndhurst, als Peer der erste seines Namens, folgen schon 79, deren Würde jünger ist als die seinige. In der gesammten Liste sind, die Prinzen vom Geblüt abgerechnet, nur 79 Peers, welche über den Regierungsantritt Georg des Dritten hinaufreichen. Nun ist aber wohl in Obacht zu nehmen, daß in der Liste das Alter einer Peerswürde nur von der jedesmaligen Uebertragung datirt; daß also ein Baronsgeschlecht als solches sehr alt sein kann, der Jahreszahl nach aber sehr jung erscheint, wenn der Träger desselben etwa vor dreißig oder sechzig Jahren zum Grafen oder Herzog erhoben worden ist. Wenn Lord Derby, der älteste Graf, zum Marquis oder Herzog ernannt würde, so datirte sein Titel eben von heute, obgleich allein sein Grafenadel über vierhundert Jahre hinaufreicht. Viele Peersfamilien sind von sehr altem Adel, aber ihr Titel ist jung, weil sie erst spät ins Oberhaus kamen. Die englische Gentry kann sich mit dem niedern und mittlern Adel des Festlandes an Alterthum, Vermögen und Grundbesitz vollkommen messen. Man rechnet aber in England die Adelstitel nicht vom Anbeginn der Gentry einer Familie, sondern von der Nobility, und diese beginnt mit dem Adelsbriefe, welcher eine Familie zur Peerswürde erhebt. Lord Howden ist als Baron im Oberhause erst vierzig Jahre alt, die walliser Familie der Caradoc jedoch, welcher er angehört, reicht bis in die Nacht der grauen Vorzeit hinauf. Viele alte Titel sind erloschen und haben neuen Platz gemacht, namentlich wirkten in dieser Beziehung die Kriege der beiden Rosen im fünfzehnten Jahrhunderte tief ein. Die Volksmasse wurde von denselben weniger empfindlich berührt, aber unter dem Adel räumten diese blutigen Fehden entsetzlich auf. Als endlich unter Heinrich dem Achten wieder Ruhe eintrat, erschienen in dem ersten Parlamente, welches dieser König einberief, nur 27 weltliche Peers, von denen heute noch etwa die Hälfte vorhanden ist. Die Times äußerte jüngst: „Im eigentlichen Wesen und Charakter ist unsere Aristokratie die ächteste, welche je existirt hat, und zwar vorzugsweise deshalb, weil sie fortwährend aus den Besten im Lande ergänzt wird, und nicht kastenartig erstarrt oder versumpft. Ihre Ehren werden weder gekauft noch verkauft, und wer Peer wird, muß dem Lande wichtige Dienste geleistet haben. Seit einigen Jahrhunderten ist in England kein Adelsdiplom mehr verkauft worden; vielmehr sind seit langer Zeit alle Ernennungen untadelhaft gewesen, und vor kurzem haben die tapfern Thaten in Indien in Manchen den Wunsch erregt, daß die Krone mit solchen Auszeichnungen weniger geizen möchte. Lord Macaulay, der jüngste Baron, ist das einzige Beispiel, daß schriftstellerisches Verdienst zur Peerswürde führte, aber auch er war lange Zeit Parlamentsmitglied und Beamter im öffentlichen Dienst." Die englischen Peers sind kein Adel, der vom Hofbudget lebt, sondern fühlen sich als eine Macht im Staate und sind stolz darauf, daß sie das Oberhaus bilden. Sie stehen als Damm gegen Uebergriffe von unten und oben, und haben sehr oft die Freiheit der Nation wirksam geschützt. Deswegen genießen sie auch als Körperschaft öffentliche Achtung, sie sind fern von retrogradem Junkerthum und werden um ihren Einfluß nicht beneidet. Ein Peer des Vereinigten Reiches von Großbritannien und Irland hat eine stolze Stellung.

Moderne Heilmethoden.

p. Jedes Jahr bringt eine Anzahl neuer Heilsysteme hervor; und es scheint daher, als ob sich gerade auf dem eigentlich jede Willkür eines „erfinderischen" Geistes ausschließenden naturwissenschaftlichen Gebiete, auf dem der Heilkunde, alle phantastischen Systemschmieder recht ausgelassen tummeln wollten. Blicken wir zurück auf das vergangene Jahr, so waren es nicht immer bloße Industrieritter, welche allem Volke die Entdeckung neuer Heilmethoden verkündeten, sondern viele jener weltbeglückenden und krankheitvertilgenden modernen Heroen waren, wie wir glauben, frei von selbstsüchtigen Zwecken. Unter Anderen eröffnet ein gewisser Lentsch (Erkranken und Genesen, Zürich 1857) den Weg, auf dem man sich eine bessere Zukunft bereiten könne, indem er als Axiom den Satz aufstellt: „Werden die Gesetze der Natur befolgt, so verschwinden sowohl die Krankheiten, als auch deren Consequenzen." Mit solchen Allgemeinheiten ist aber im Grunde gar nichts geleistet. Der leidenden Menschheit ist jedes Körnchen specieller Positivität weit mehr werth als die häufige Wiederholung allgemeiner Redensarten, die nur verdrießlich macht und das Anhören selbst besserer Lehren auf hygienischem Felde verleidet. Leider macht sich auch beim Aufsuchen einer zum Heile führenden Maßregel gar häufig eine recht dürftige Einseitigkeit geltend; viele moderne Heilkünstler wollen Alles aus Einem Punkte curiren, und fast Jeder von ihnen versteht unter diesem Einen Punkte wieder etwas Anderes. Ein wasserärztlicher Nachzügler der Prießnitzschen Epoche ist z. B. D. Ritscher zu Lauterberg am Harz, der in seiner „allgemeinen Pathologie und Therapie besonders vom Standpunkte der Naturheilmethode aus entworfen", ganz auf den Standpunkt des Prießnitz tritt. „Zur Naturalisation eines siechen Köpers," so meint er, „gehört immer ein Fieber, und das natürlichste ist das kalte Bad." Eine Abfertigung haben solche für eine ärmliche „Naturheilmethode mit Wasser" schwärmende und eine retrograde Bewegung auf einen überwundenen Standpunkt verrathende Bestrebungen schon durch Dr. Ulma (die antik-moderne Heilkunde und ihre Nothwendigkeit, Erlangen 1857) erfahren: „Die Hydrotherapie ist eine solche Simplicität, daß, sobald ihre Actien fallen, ihre Wasseranstalten von selbst aufhören." Nach und nach kommt es wahrhaftig dahin, daß man die Meinung, welche eine Heilwissenschaftslehre beim Publicum gewonnen hat, annähernd nach dem Curse der Actien beurtheilen kann, mit deren Hülfe die verschiedenen Etablissements errichtet und unterhalten werden. Das Steigen und Fallen der Actien für Mineralbäder, Kaltwasseranstalten, Fichten- und Kiefernadelbäder, gymnastische und elektrische Institute giebt zuletzt einen guten Maßstab ab nicht etwa für die Erfolge auf Gesundheit und Krankheit, wohl aber für den Effect, den die medicinische Novität mit ihrem geschäftlichen Treiben beim Publicum hervorzubringen im Stande war. Der financielle Erfolg erlaubt in diesen Dingen am allerwenigsten einen Schluß auf den innern Werth; ja selbst die Lebensdauer einer neuaufgetauchten Heilmethode wird nicht durch ihren Werth bestimmt; es gilt hier kein statistisches Gesetz. Nur das Gesetz gilt, daß alle medicinische Sektirerei eine beschränkte Lebenszeit hat, so Mesmer, Broussais, Rasori, Rademacher, Prießnitz, Schroth, die Allopathie, Hahnemann und die Homöopathie, Mandt, Garms; theils haben sich diese und ihre absonderlichen Bestrebungen schon ausgelebt, theils wird sich ihre Zeit vielleicht noch vor unseren Augen erfüllen. Ein neuer Sektirer verkündet jetzt von Rio Janeiro aus im „Auslande" ein neues „humoralpathologisches" Heilsystem; es ist dieser, wie wir hören, ein Dr. Döllinger, der in lan-

gen, dem Laien meist unverständlichen Artikeln seine medicinischen Theorien vorlegt, welche denen Rademachers etwas ähneln. Einer der bessern dieser populär-medicinischen Schriftsteller, welche neue Systeme bringen wollen, ist Gustav Swoboda, welcher („die Physopathie oder die Lehre, alle Krankheiten auf naturgemäßem Wege zu heilen," Wien 1856) die Krankheiten nach anatomisch-physiologischen Gründen und nach dem erzeugten Krankheitsproduct eintheilt; die Heilmittel scheidet er in beruhigende und erregende, in wiederauflösende und entleerende, in gewöhnliche und außerordentliche. Wir können es diesen neuen Theorien und ihren Vertretern nicht sogleich ansehen, ob sie zu den Eintagsfliegen gehören; wir dürfen jedoch unsere Zeit nicht von dem Vorwurfe freisprechen, daß sie gerade in dem hier besprochenen Fache der Litteratur noch immer eine überraschende Menge kurzlebender Werke zu Tage fördert.

Klimatische Kurorte.

p. Die Nachrichten über die Witterungsbeschaffenheit in Italien lauten entschieden ungünstig für Diejenigen, welche aus dem Norden ihrer Gesundheit wegen dorthin gewandert sind. Die Zahl dieser Zugvögel mehrt sich von Jahr zu Jahr, denn früher konnten nur reiche Leute ihre Wintersaison in irgend einem klimatischen Kurorte zubringen, jetzt gestatten die billigern Communicationsmittel auch wenig Bemittelten eine solche Translocation. Hunderte von Brustkranken werden durch die diesmalige verfehlte Saison in Italien hart betroffen, und es wird dieses Jahr wohl entscheidend auf den schon wankenden Ruf Italiens als Winteraufenthalt wirken. Nizza, dem Albers das jenseit der Bai acht Stunden entfernt liegende Nervi vorzieht, Hyeres und andere altberühmte Kurorte waren in ähnlicher Weise vor einigen Jahren etwas discreditirt; Burgess erklärte dann Genua, Florenz und noch mehr Rom und Pisa für unbefriedigend ihres wechselnden Klima's wegen, und zog denselben die Ufer des Comer See's und Venedig vor. So kam es, daß in Deutschland viele Aerzte ihre Patienten nur in das milde und ziemlich gleichmäßige Klima von Baden-Baden, Wiesbaden und Meran, nicht mehr gern nach Italien senden wollten. Allein man geht jetzt mehr und mehr darauf los, die Resultate der physischen Weltbeschreibung, welche neuerdings unter Humboldts, Dove's und Ritters Händen ihre ersten glänzenden Triumphe feierte, auf die Medicin anzuwenden. Man mußte sich immer ernster die Frage vorlegen: „Was ist von jenen Resultaten der physischen Weltbeschreibung für die Aufgabe zu erwarten, selbst bei evident vorhandener Anlage zur Tuberculose, zur Schwindsucht, diese Krankheit zu verhüten und nicht zum Ausbruch kommen zu lassen?" Schon jetzt macht man mancherlei Versuche zur Beantwortung dieser Frage, die um so wichtiger ist, ein je größerer Theil der alljährlich verstorbenen Menschen noch immer der Procentantheil der Schwindsüchtigen ist. Keine Krankheit fordert mehr Opfer als die Schwindsucht! Unter den Beantwortern jener Frage, welche sich mit dem Gefühl der Sicherheit auf den Weg der physikalisch-mechanischen Betrachtung begeben zu können glauben, befindet sich auch ein zu Gröbersdorf im schlesischen Riesengebirge wohnender Arzt, der Dr. Brehmer. Derselbe meint in seinem Schriftchen: „die chronische Lungenschwindsucht, ihre Ursache und Heilung (Berlin 1857)" nun auch in der That eine zweckmäßige Behandlung dieser so verheerenden Krankheit gewonnen zu haben; namentlich warnt er „vor den so ganz nutzlosen und unsinnigen Reisen nach Italien, die nur das Product einer ganz verkehrten Naturbetrachtung sind." Er geräth hier offenbar in Widerspruch mit Taussig, der 1853 einen Ruf für Venedig ertönen ließ, mit Joseph, der dies 1856, und mit Sigmund, der es 1857 that; auch mit dem Göttinger Professor Rudolf Wagner, welcher einen Anhang über „Italien in klimatischer Hinsicht" zu Försters bekanntem „Handbuch für Reisende nach Italien" aus eigener Anschauung lieferte. Joseph in Breslau rühmt den Aufenthalt in Venedig besonders wegen der milden Temperatur, der allmählichen Uebergänge von einer Jahreszeit in die andere, der kürzern Dauer des Winters, der Beständigkeit des schönen Wetters und der Feuchtigkeit der Luft. Kommt aber nur noch ein solcher Winter, wie der diesjährige, so wird wohl Venedig für lange Zeit aufhören, ein Asyl der Kranken zu sein. Man wird dann lieber an einzelne Orte in der Schweiz fliehen, z. B. ist jetzt das reizende Weggis am Vierwaldstädter See hierzu vorgeschlagen worden. Auch Aegypten und Madeira wurden eine Zeitlang ihres Klima's wegen verdächtigt, behielten jedoch stets ihre warmen Fürsprecher. Ja, man ist jetzt wohl allgemein darin einig, daß Derjenige, welcher sich vor größeren Ausgaben nicht zu scheuen braucht und Willens ist, zwei Winter hinter einander der Erholung seiner angegriffenen Brustorgane zu widmen, sich am besten nach Aegypten oder Madeira wendet, deren ersteres neuerdings Uhle, letzteres Mittermeier genauer als Patientenstation beschrieben. Dahingegen tritt der obengenannte Brehmer mit der Behauptung auf, daß die Kranken nur durch den Aufenthalt auf einem in unserm Breitengrade mindestens 1300 bis 1400 Fuß hoch über dem Meere gelegenen Gebirge genesen können. Natürlich denkt er hierbei unmittelbar an einen Aufenthalt auf dem Riesengebirge, wo er sich selbst befindet. Wenn dort oben wenig Menschen an der Schwindsucht sterben, so mag das wohl zum Theil daher rühren, daß überhaupt wenig Menschen da wohnen. Doch geben wir gern zu, daß wohl für Die, welche sich nicht weit von ihrer Heimath entfernen wollen oder können, die dünne, reine Gebirgsluft große Vorzüge vor der verunreinigten Atmosphäre unserer Städte haben muß.

Bille, Steen, Bericht über die Reise der Corvette Galathea um die Welt in den Jahren 1845, 46 und 47. Aus dem Dänischen übersetzt und theilweise bearbeitet von W. v. Rosen, Mitarbeiter am Original. Zwei Bände. X. u. 517, XIV. und 464 S. gr. 8. Mit 14 Lithographien und 2 Karten. cart. 7 Thlr. 12 Ngr. (Leipzig, bei Carl B. Lorck.)

Die Absicht bei dieser Expedition war zuerst nur die Behauptung der Hoheitsrechte Dänemarks über die Nicobarischen Inseln und die Untersuchung der Colonisationsfähigkeit derselben; sie wurde aber von dem die Wissenschaft liebenden König Christian VIII. in eine Erdumsegelung für wissenschaftliche und commercielle Zwecke erweitert. Die 15,000 Meilen lange Reise wird hier dem Leser in einem anspruchslosen, wahrheitsliebenden und lebendigen Bilde vorgeführt. Diese Vorzüge treten in der deutschen Ausgabe um so mehr hervor, als die in der dänischen officiellen Ausgabe nicht zu vermeidenden amtlichen Mittheilungen, Instructionen, Rapporte, Handelstractate 2c. hier nur in gedrängter Kürze wiedergegeben werden.

Der erste Band schildert die Reise nach Madeira und der Coromandelküste, den Aufenthalt in Calcutta, die Expedition nach den Nicobaren, die Fahrt durch die Malacca- und die Bancastraße, den Aufenthalt auf Java und den Philippinen und die Ueberfahrt nach China. Der zweite und letzte Band berichtet über den Aufenthalt in China, auf den Südseeinseln und in Südamerica.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 17. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 24. April.

Inhalt.

Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette.

Es giebt Briefsammlungen, in welchen jedes Wort von höchster Bedeutung, weil der Schreibende selbst aus wärmster Erregung einer mächtigen Natur herausspricht, wie Goethe's Briefe an Kestner und Herder, während in andern die Thatsachen eine unausgesetzt spannende Anziehung üben. Zu keiner dieser beiden Classen zählt der vorliegende Briefwechsel, dessen Bedeutung nicht im Einzelnen liegt, sondern im Gesammteindruck, wenn auch manche höchst wichtige, tiefgeschöpfte Aeußerungen und eine sehr große Zahl anziehender Berichte und Angaben sich vorfinden, wodurch die Sammlung einestheils für die Geschichte der deutschen Höfe und unserer Litteratur werthvoll, andererseits als eine ergiebige Quelle anregender Betrachtungen und Gedanken sich zu wiederholtem Lesen empfiehlt. Das Verhältniß des edlen, aber durch äußere Verhältnisse gedrückten Geschwisterpaares, zwischen welchem sich die anmuthige Gestalt einer der begabtesten deutschen Prinzessinnen herrlich hervorthut, begründet seinen eigentlichen Werth. Herzlichste Liebe zieht Beide mit geheimer Gewalt zu einander hin, aber leider hat das Schicksal ihnen ein heiteres, ihr edles Wesen ganz befriedigendes Leben versagt, und so leidet Jeder außer seiner eigenen Unbehaglichkeit zugleich mit dem Andern; aber sie heben und tragen sich auch gegenseitig, ermuthigen sich im Hinblick auf ihr eigenes, sich selbst treu bleibendes Herz und im verklärenden Gefühl ihrer Liebe. Dieses unter verschiedener Beleuchtung sich immer wiederholende Bild tritt mit lebendigster Klarheit uns vor die Seele und ergreift sie mit eigenthümlicher Rührung; es ist ein wunderliches Stillleben, das freilich Den nicht anmuthen kann, der nur für mächtigwirkende, die Gewalt schöpferischen Geistes und gestaltender Thatkraft bekundende Naturen Sinn hat, aber Jeder, der den Spuren menschlichen Fühlens, Denkens und Wollens ahnungsvoll nachgeht, wird sich hier freundlich angezogen fühlen.

Die starre Härte von Knebels Vater, der als ansbachischer Gesandter zu Regensburg durch seinen Widerspruch gegen das Bannedict über den großen Preußenkönig seine Ueberzeugungstreue glänzend bewährte, zerstörte von früh an alles Familienglück. Unter diesem Drucke wuchsen die Kinder heran, von welchen die einzige Tochter Henriette seit ihrer ersten Jugend in innigster Liebe an ihrem mehr als zehn Jahre ältern Bruder Karl Ludwig hing. Je weniger Freude im Hause herrschte, um so sehnsüchtiger flüchtete ihr Herz zu Diesem hin, der sich in zartester Neigung zu der ihm ganz ähnlichen Schwester hingezogen fühlte. Schon in ihrem achten Lebensjahre zu Ostern 1763 schied Knebel von der Schwester, um sich nach Halle zu begeben; doch verließ er bald die Rechtswissenschaft und trat in Potsdam als Officier ein. Erst mehr als sechs Jahre später sah er die Schwester bei einem Besuche zu Ansbach wieder, wo sich die Herzen von neuem und wärmer als je einander anschlossen. Von ihren fünf Brüdern lebte nur der jüngste Max im elterlichen Hause, mit welchem sie die bittere Strenge und herbe Heftigkeit des Vaters zu erdulden hatte; beide suchten sich bestens an sich zu trösten, da die Mutter selbst schwer genug zu tragen hatte, und die übrigen Brüder wenig Antheil an ihnen nahmen; nur Karl Ludwig suchte sie zu trösten und zu heben, wie tief er auch das Unglück ihrer Familie fühlte, daß die harte Ungefügigkeit des Vaters ihnen allen reinen Genuß verkümmert und auf ihre Stimmung und Gewöhnung den nachtheiligsten Einfluß geübt. Nach Potsdam zurückgekehrt, unterließ er nicht die Schwester so gut zu trösten als er vermochte; leider bedurfte er aber selbst des Trostes, da seine Lage und das Gefühl, wie traurig die Strenge des Vaters auch auf ihn gewirkt, ihn mißmuthig machten. Er gesteht der Schwester zu, daß sie ein gegründeteres Recht zur Klage habe als die meisten Menschen, ermahnt sie aber zur Sanftheit, die viel Uebel ertragen helfe, und zur Hoffnung auf die Zukunft. Insbesondere sucht er sie gegen ihren ältesten Bruder Wilhelm billiger zu stimmen. „Leget ihm nicht Alles zur Schuld, woran vielleicht seine Umstände, so gut wie die Euren an Eurem Mißvergnügen, Theil haben. War ich nicht selbst in Ansbach bisweilen so aufgebracht, daß ich mit Euch (Henriette und Max) ohne Ursache zankte — ich, der ich sonst mit keinem Menschen in der Welt gern zanke! Die Umstände machen Leute, sagt man; und hier ist es nur zu sehr wahr." In einem viel später geschriebenen Briefe äußert er, die Natur selbst habe, so

scheine es, ihn und seine Geschwister arm haben wollen, denn sie habe ihnen eine gewisse Verlassenheit in sich selbst gegeben, die den Genuß jedes sinnlichen Glückes störe. „Von natürlicher sehr trockener Constitution, noch von Jugend auf beständig aufgereizt und angehetzt und sehr und oft in Ueberwallung gebracht, verläßt uns in unsern männlichen Jahren der gehörige Lebenssaft, der zu diesem Lebensglück, wie überhaupt zu einem stetigen, ruhigen, anhaltenden Dasein, erforderlich ist. Die Trockenheit macht überspannt und die Ueberspannung taugt zu nichts. Allzu hitzige Pferde, wenn sie gleich von edler Race sind, sind doch selten brauchbar." Ja die Mißstimmung über den unglücklichen Charakter seiner Familie ging so weit, daß er einmal schreibt, er sei immer froh, wenn einer von der Familie gestorben; er wisse nicht warum, aber es sei ihm, als wenn er weniger zu vertheidigen hätte.

Das Leben „als blauer Sklave", wie er sich ausdrückt, mißfiel ihm auf die Dauer völlig, so daß er den Entschluß faßte, seinen Abschied zu nehmen, den er im Juli 1773 erhielt. Weder die vielen Freunde, die er in Potsdam und Berlin gewonnen, noch die Aussicht auf eine Anstellung im preußischen Staatsdienste konnte ihn zurückhalten; die Ruhe, deren er bedurfte, glaubte er nur in der Heimath finden zu können. Aber auf dem Rückwege knüpfte sich in Weimar, das er besonders Wielands wegen besuchte, ein näheres Verhältniß, und so sehen wir ihn im folgenden Sommer als Erzieher des Prinzen Constantin dorthin berufen. Wie sehr auch Henriette die wiederholte Trennung von dem heißgeliebten Bruder schmerzen mußte, so freute sie sich doch des behaglichen Lebens, welches Diesem die einflußreiche Stellung an einem der gebildetsten deutschen Höfe versprach, und wohl mochte sie hoffen, Karl Ludwig, der ihr fleißige Ausbildung ihres Geistes und Herzens dringend anempfahl, werde sie bald zu sich ziehen und sie aus ihrer unheimlichen, qual- und drangvollen Lage befreien.

Unsern Briefwechsel eröffnet die Antwort auf den längst bekannten Brief, den Knebel und Goethe am 13. Decbr. 1774 von Mainz aus an Henrietten schrieben. Aus den folgenden sieben Jahren erhalten wir nur wenige Briefe von Letzterer, da die des Bruders leider nicht vorlagen. Knebel, der selbst manche unangenehme Erfahrung machte, ja zuletzt die Neigung des Prinzen Constantin verlor, hatte die Schwester vielfach in ihrer Verstimmung zu trösten; Diese aber findet sich durch seinen innigste Liebe athmenden verständigen Zuspruch gehoben, und beglückt in der Hoffnung, endlich eines heitern Zusammenlebens mit ihm sich zu erfreuen. Ihre reine, edle Seele tritt hier anmuthig hervor, besonders auch in der Verbindung mit dem Hause des spätern Ministers Altenstein. Wir finden sie mit Musik und englischer Litteratur beschäftigt, und der Ernst ihrer Natur verleugnet sich auch nicht bei ihren neckischen Liebkosungen. Auf das Weimarer Leben fallen hier nur wenige Strahlen; etwas mehr tritt ihr elterliches Haus und die Beziehung zu den Brüdern hervor.

Nach einem fast dreijährigen Aufenthalt in der Heimath kehrte Knebel im Juli 1784 nach Weimar zurück. Ueber seine dortige Aufnahme belehrt uns ein anziehender Bericht an die Schwester. Wir heben hier nur die Bemerkung über Goethe aus. „Ich kann mich in keine Sinnesart, wenn er mir zumalen gegenwärtig ist, leichter schicken als in die von Goethe; abwesend hat er mir zuweilen wehe gethan. Dies macht mir, zumalen jetzt, viel Leichtigkeit im Umgang, durch schnelles, wechselseitiges Verständniß. Er war, wie gewöhnlich, gut, tractirte von seinen hiesigen Geschäften, gab mir einige Winke von dem, was er gesehen, bemerkt." Aber nur zu bald ward Knebel in Weimar mißmuthig; er floh nach Jena, wo es ihm behaglicher wurde. Aber wie wenig er auch, da er sich von jeder öffentlichen Wirksamkeit ausgeschlossen sah und so leicht zu trüben Gedanken und heftiger Erregung hinneigte, sich in sich beruhigt fühlte, so stand er doch der Schwester als treuer Tröster zur Seite. Diese hatte sich entschlossen, weil die Stellung im elterlichen Hause so gar traurig war, einem ältern Bruder zu folgen, der Legationsrath war, woher er in der Familie Legion hieß; aber da sie auch von dem trüben, ungefügen Charakter dieses Bruders kein glückliches Zusammenleben sich versprechen konnte, entsagte sie bald dieser wenig einladenden Aussicht. Die hierauf bezüglichen Briefe aus dem Ende des Jahres 1784 sind von höchster Anziehung, tief und warm gefühlt. Nachdem Henriette sich entschlossen in Ansbach zu bleiben und sich wegen ihrer „kleinen Untreue" gegen den Bruder entschuldigt hat, schreibt Dieser: „Mein Wunsch und mein Verlangen ist und war, Dich mit mir zu vereinen. Wie ich zu dieser Absicht bisher geschritten bin, weißt Du wenigstens größtentheils. Aber meine Wege, so richtig sie in Absicht meiner sind, so sind sie doch, mich zu diesem geliebten Endzweck hinzuführen, nicht gewiß. Mein Gedanke, Dich in diese Gegenden zu mir zu ziehen, ist geschwunden, da ich mir solchen näher durch genauere Erfahrung geprüft habe. Ich mag nicht alle Gründe anführen, warum ich glaube, daß Du das versprochene Glück hier nicht finden würdest. Es sind meist etwas feiner aufgesuchte Ursachen, die ich für Dich fühle, und die mich überzeugen, daß Du Leerheit finden würdest, wo Deine Natur Wärme und Fülle verlangt. — Meine größte Sorge um Dich, meine Liebe, ist das Haus und die Persönlichkeit unsers Vaters. Ich weiß, was Tugend und innere Kraft dem Herzen geben kann, wie sehr das Glück, das man genießt, auch unter den mindesten anscheinenden Umständen, von dem Menschen selbst abhängt, und wenn es widrig scheint, den Guten und Braven nur zu höherer Vollkommenheit führt. Aber es giebt eine gewisse Art von Schicksal, die beiden zuwider ist, sowohl dem äußern Glück als der innerlich gesuchten Kraft und Ruhe. So ist leider das Leben mit unserm Vater, so wie es auf uns wirkt: es läßt nichts zum Gedeihen kommen. Es ist einmal ein innerlich zerstörter und verrückter Zustand der Seele, für den er gegenwärtig selbst nicht mehr kann, den er auch selbst schon seit langem her nicht mehr zu ändern im Stande ist, ob er gleich das Unrecht davon einsehen mag, dem auch unsere Mutter, kein Mensch mehr Einhalt zu thun vermag, und der deshalb, wenn er nicht unglücklicher Weise uns als seine Kinder von einer zu widrigen und unabänderlichen Seite berührte, außer aller moralischer Consideration liegt, und schlechterdings nur unter die sich zugezogenen physikalischen Uebel gehört, die keine moralische Empfindlichkeit rege machen sollten. — Ich

weiß und bin es gewiß, daß Du in einem Zustand, wo Du von außen weniger gedrückt wirst, sehr an eigener inniger Vollkommenheit zunehmen wirst, so wie ich es an mir erfahre, der ich hier gewiß hundertmal weniger habe, als ich in Nürnberg in unsers Vaters Haus haben konnte, und doch hier weit stärker, kräftiger und zum Theil zufriedener in mir bin." Henriette waffnete sich mit Geduld, die auch auf den Vater ihres Eindrucks nicht verfehlte; wogegen ihr Bruder Max ihm nichts durchgehen ließ und ihn immer in einer „kleinen, nothwendigen Furcht" hielt. An Mittheilungen aus dem innersten Herzen, an Berichten über äußere Vorfälle, wie über den plötzlichen Tod von Sigismund Seckendorf, ließen es die Geschwister nicht fehlen. Im Herbst 1785, sowie im Februar 1787, machte Knebel auf größern Ausflügen kurze Besuche bei der Schwester. Einen Monat später befreite der Tod des Vaters die ganze Familie von ihrer drückendsten Last. Henriette blieb bei der Mutter, die jetzt, nach einer so langen Sklaverei, dem Abend eines stürmischen Lebens ruhig entgegensah; außer ihr und Bruder Max erfreute sie sich der Freundschaft von Caroline von Bose, deren Familienverhältnisse auch nicht die erfreulichsten waren. Knebels Berichte über Weimar und Henriettens Erzählungen vom Ansbacher Hofe im Laufe der nächsten Jahre gewähren manchen Einblick. Zu Ansbach tritt besonders Lady Craven bedeutend hervor, welche Knebels Bruder Max an sich zu ziehen suchte; in ihrer und des Markgrafen Gesellschaft besuchte Dieser 1789 Italien. Ein Jahr früher hatte Herder bei seiner italienischen Reise in Ansbach eingesprochen.

Indessen fühlte sich Knebel wieder, je länger, je unbehaglicher in Weimar, wo er sich bei aller Zuvorkommenheit und Theilnahme einsam und unnütz fand; unruhige Hast trieb ihn von neuem der Heimath zu, doch verzögerte sich seine Abreise, da manches ihn fesselte, bis zum Frühjahr 1790. Leider sollte er bald darauf Zeuge einer schrecklichen Begebenheit sein, da sein Bruder Max auf einem abendlichen Spaziergange, wenige Schritte von ihm entfernt, durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende machte. Tiefer als je fühlte er, daß er die Schwester jetzt nicht mehr in dem verhaßten Ansbach zurücklassen könne, und so führte er sie im folgenden Frühjahr nach Weimar, von wo innigste Theilnahme und zuvorkommende Güte den süßesten Trost in seinem erschütternden Schmerz geboten hatte. Die Mutter überließen sie der treuen Obsorge der lieben Freundin Caroline von Bose. Henriette gefiel durch ihr reines, edles Wesen, womit sie jede feinfühlende Natur anzog, am Weimarer Hofe, so daß man ihr die Erziehung der eben fünf Jahre alten Prinzessin Caroline Luise anvertraute, die freilich keiner besondern Neigung der Eltern sich zu erfreuen hatte. Der Erbprinz war acht Jahre alt; im folgenden Jahre ward Prinz Bernhard geboren, auf den der Herzog besondere Hoffnungen setzte, weshalb auch sein preußisches Regiment bei der Taufe Gevatter stand. Wie sehr auch die Herzogin die Geistes- und Herzenstugenden der Erzieherin zu schätzen wußte, so hatte Henriette doch bald einen harten Stand, wozu freilich ihre Reizbarkeit und ihre rücksichtslose Offenheit nicht wenig beitrugen, wodurch sie überall anstieß. Auch machte sie der Mangel eines herzlichen Familienlebens höchst verstimmt; nur die Liebe des Erbprinzen zu seiner Schwester, die herrliche Natur des ihr anvertrauten Kindes, das sie mit dem Edelsten und Besten, was sie in sich fühlte, zu befruchten bestrebt war, und die herzlich treue Anhänglichkeit ihres sie stets tröstenden und hebenden Bruders waren holde Sterne, die ihr auf ihrer Bahn leuchteten. Aus den ersten Jahren liegen uns wenige Briefe vor. Der Bruder begab sich im Sommer 1797 nach seiner Heimath zurück — aber die Schwester konnte nicht ahnen, daß sie ihn sobald nicht wiedersehen, daß das Verhältniß zu ihm den schlimmsten Bruch erleiden sollte.

Knebel entschloß sich nämlich, der herzoglichen Kammersängerin Luise Rudorf, die ihm bereits einen Sohn gebracht hatte, seine Hand zu geben und sich mit ihr in dem einsamen Bergstädtchen Ilmenau niederzulassen; was Henriette in jeder Beziehung schmerzlich empfand, wie es ihr am Hofe selbst manche Unannehmlichkeiten bereitete. Jede Verbindung zwischen den Geschwistern ward bald ganz abgebrochen. Die darauf bezüglichen Briefe liegen nicht vor, und ein uns näheren Aufschluß bietender Brief Knebels an Herder ist noch nicht gedruckt. Erst im Sommer 1801, wo Knebel auf eine Einladung der Herzogin Amalia nach Weimar kam, fand eine vollständige Aussöhnung statt, und seit dieser Zeit erlitt die herzlich liebevolle, innig vertraute Verbindung der Geschwister, die uns in einem unterbrochenen Briefwechsel vorliegt, keine weitere Störung. Besonders glücklich fühlten sich Beide, als Knebel sich veranlaßt sah, im Sommer 1804 seinen Wohnsitz nach Jena zu verlegen. Henriette berichtet von allen Hof- und Gesellschaftsneuigkeiten, von allen fürstlichen und sonstigen Besuchen, von Herder, Wieland und Goethe, über die höchst anziehende Mittheilungen sich finden; von ihren eigenen Bekannten treten besonders die Familien Gore und Herder, die Frauen v. Stein, v. Schiller, v. Wolzogen, ihre nach dem Tode der Mutter (1805) nach Weimar gezogene Freundin Caroline v. Bose, Amalia v. Imhoff und ihre Mutter hervor. Vor allen aber entwickelt sich die Prinzessin Caroline, an der Goethe, Wieland, Herder, Zacharias Werner, Napoleon und alle bedeutenderen Naturen innigsten Antheil nehmen, in all ihrer Lieblichkeit, Herzlichkeit und reichen Geistesfülle, sodaß unser Briefwechsel zum würdigsten Denkmal dieser unter wenig günstigen Verhältnissen sich entfaltenden schönen Seele wird. Goethe kommt wöchentlich einmal zur Prinzessin, und empfängt sie an den Mittwochmorgen bei sich; Wieland spricht häufig vertraulich bei ihr ein. In herzlichster Verbindung steht sie mit dem Erbprinzen und dessen anmuth- und geistvoller Gattin, der auch zu Weimar, in den bedrängten Zeiten, nicht die glücklichste Stätte bereitet war. Knebel berichtet von den Jenaer Verhältnissen, wobei besonders seine Nachrichten über Goethe's Besuche höchst anziehend sind, und er sucht durch seine reichen Mittheilungen aus dem weiten Felde alter und neuer Litteratur die Schwester und die Prinzessin zu unterhalten, anzuregen, zu beleben, sie durch seine sittlichen Betrachtungen zu leiten, zu heben, zu stärken. - Sein ernster, auf Edelmuth, Freiheit, Bildung, Charakterfestigkeit hingerichteter Sinn tritt uns hier überall, auch unter seinen mißmuthigen Klagen und der leicht

aufsprudelnden Gereiztheit, die sich immer bald abkühlt, auf liebenswürdigste Weise entgegen, und besonders wohlthuend wirkt seine innig zarte Verehrung der Prinzessin, die nicht allein im Zeichnen und Malen unter der Leitung von Kaaz und Goethe sich ausbildet und zu dichterischen Werken sich hingezogen fühlt, ja selbst sich in Versen versucht, sondern auch in Roms tiefsinnigsten Geschichtschreiber, wie in Griechenlands gedankenreichsten, erhabensten Weisen sich versenkt. „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!" Dieses Wort Goethe's spricht Knebels tiefsten Herzenszug aus, der auch die von ihm verehrte Prinzessin adelte.

Erst spät sollte sich für Diese eine erwünschte Verbindung eröffnen. Ein im Jahre 1801 auftauchendes Gerücht, der Bruder des Königs von Preußen gedenke sich um sie zu bewerben, erwies sich bald als grundlos. Daß der Erbprinz von Homburg von innigster Neigung zu ihr ergriffen war, aber durch die Verwandten die Verbindung hintertrieben ward, schreibt Frau v. Schiller am 7. März 1818 an Knebel. Im Jahre 1809 fühlte sich der Erbprinz von Meklenburg-Schwerin, der seine erste Gattin, die Großfürstin Helena Paulowna, vor mehreren Jahren verloren hatte, von wärmster Liebe zu der edlen Prinzessin hingezogen, sodaß er keiner andern als ihr seine Hand bieten zu können glaubte. Die Bewerbung erfolgte im Anfange des folgenden Jahres. Nicht ohne ein gewisses Widerstreben entschloß sich die Prinzessin zu dieser Verbindung, da die Stimme des Herzens nicht vernehmlich genug zu reden schien; aber die reine Verständigkeit und der gemüthliche Sinn des Prinzen zogen sie an, sodaß sie ihm das Geschick ihres Lebens getrost anvertrauen zu dürfen glaubte. Am 10. Januar kam der Erbprinz in Weimar an, und bereits vier Tage später fand die Verlobung statt. Der treffliche Charakter des Erbprinzen und seine innige Liebe begründeten den edelsten Bund, wenn auch die Prinzessin keiner leidenschaftlichen Liebe fähig war, wie Frau v. Schiller meinte. Die reichen Mittheilungen vom Januar bis zum Juli, wo die Neuvermählte mit ihrem Gemahl unter den herzlichsten Wünschen von Weimar schied, sind von besonderer Bedeutung. Ende August folgte Henriette mit ihrer treuen Bose der geliebten Prinzessin nach Ludwigslust, wo der Erbprinz ihnen in ihrer Nähe eine freundliche Stätte bereitet hatte, und auch die Prinzessin unterließ nicht, in großmüthiger Weise ihre mit ihrem Weimarer Jahrgehalt nicht zufriedene Erzieherin zu unterstützen. Bis zu dem im Sommer 1813 unerwartet erfolgenden Tode Henriettens erhalten wir die anziehendsten, ins Einzelnste gehenden Berichte. Die Schwester schildert uns das schöne Familienleben, das nur durch die mißlichen, manche Einschränkung bedingenden Zustände des Landes und das Unwohlsein beider Gatten getrübt wurde; auch der Herzog, sein Hof und die meklenburgischen Großen treten vor uns auf, sodaß wir einen klaren Blick in alle diese oft wunderlichen Verhältnisse thun. Von Knebel selbst erfolgen die umfangreichsten Mittheilungen, von denen hier nur das Bedeutendste geboten wird. Von den Jenaer und Weimarer Verhältnissen erfahren wir gar manches Anziehende, besonders über Goethe's mehrfache Besuche, der sich hier, wie meist in unserm Briefwechsel, von der liebenswürdigsten Seite zeigt; wir verweisen hier vor allem auf die Beschwichtigung der gewaltigen Aufregung, in welche Knebel dadurch versetzt ward, daß man von Seiten der Universität seinen Sohn Karl wegen eines beabsichtigten Zweikampfes in das Carcer gesperrt hatte. Wenn Knebel gegen den Herzog meist verstimmt ist, so liegt dies theils darin, daß er ihm den Mangel eines innigen Familienverhältnisses nicht vergeben konnte, theils in seiner einseitigen Beurtheilung, da er über den Gebrechen das wirklich Geleistete und die unendlichen Schwierigkeiten, die Jener zu überwinden hatte, übersah; doch bricht an manchen Stellen die reine Anerkennung des edlen, ihm in innerster Seele wohlgewogenen Fürsten glänzend durch. Auch die Herzogin erscheint bei Knebel nicht immer in bester Beleuchtung, wogegen die reinste verehrende Liebe für den Erbprinzen und dessen Gattin überall uns wohlthuend anweht. Was den guten Knebel am meisten schmerzt, ist, daß für die Schulen zu wenig geschehe, und daß man Hof und Land durch die Aufnahme von solchen Besuchen, die Napoleon unlieb sein mußten, in eine falsche Stellung zu Diesem setze. Persönlich ist ihm die ewige Anforderung höchst beschwerlich, daß er trotz seiner beschränkten Verhältnisse und mancher Unbequemlichkeit von Zeit zu Zeit seine Aufwartung bei Hofe machen soll, obgleich man auf seinen Rath und seine Meinung über die öffentlichen Angelegenheiten und die Verwaltung des Landes gar nichts giebt, sich nur über allgemeine Dinge mit ihm unterhalten und sich seiner Anhänglichkeit versichern will; was freilich für eine auf persönliche Ehre und selbständige Freiheit haltende, so leicht reizbare Natur sehr empfindlich sein mußte. Auch die sonstigen harten und schroffen Urtheile Knebels, wie über Schleiermacher, Tieck u. a., wird man sich leicht zurechtlegen, ohne sich zu dem Wunsch veranlaßt zu sehen, der Herausgeber möchte diese bezeichnenden Aeußerungen weggelassen haben. Am schärfsten wird Knebel, wo er über die Charakterlosigkeit der Deutschen, diesen wunden Fleck unseres sittlichen und staatlichen Lebens, seine Klagen ergießt. Die Schwester erscheint ganz als treues Abbild ihres Bruders, woher auch ihre Aeußerungen häufig den Charakter des Ueberspannten haben. Wir finden in ihr „denselben edlen Drang, dieselbe Herzinnigkeit, dieselbe Sehnsucht nach geistiger Freiheit und reiner Menschheit, denselben Ernst der Empfindung, wie in ihrem Bruder, aber auch dieselbe Reizbarkeit, dasselbe rücksichtslose Aufwallen und Uebersprudeln." Auch äußerlich war sie dem Bruder gleich, eine hohe, edle Gestalt; ihr Gesicht war leider früh durch Blattern entstellt, woher sie schon als Mädchen zu gefallen aufgegeben hatte, doch blitzten ihre geistreichen Augen mit unwiderstehlicher Gewalt und trafen tief in die Seele, wenn sie auch mehr Verehrung als Liebe hervorriefen; nur bei ihrem Bruder und der Prinzessin, deren geistige Mutter sie werden sollte, schien ihr scharfer Blick liebevoll verklärt.

Noch keine drei Jahre sollte die edle Prinzessin Caroline ihre treue Erzieherin überleben; über ihre letzten Lebensjahre geben die vor zwei Jahren erschienenen „Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund" (Knebel) erwünschte Auskunft; auch sonst dienen beide Briefwechsel zu gegenseitiger Ergänzung. Noch steht eine Sammlung von „Briefen an Kne-

bel" in nächster Zeit zu erwarten, womit die Mittheilungen aus dem noch zugänglichen Nachlaß Knebels abgeschlossen sein dürften. Aus Knebels „litterarischem Nachlaß und Briefwechsel" waren bereits 1836 drei Bände erschienen, und den „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel" hatte Guhrauer 1851 herausgegeben. Noch fehlt eine vollständige Sammlung von Knebels Gedichten und seinen an manchen Orten zerstreuten Aufsätzen.

H. D.

Die vier letzten Päpste.

Zweiter Artikel.

Leo XII.

Durch den Tod eines weltlichen Fürsten erleidet der regelmäßige Gang der Regierung nicht einen Moment lang eine Unterbrechung. Mit demselben Augenblicke, in dem die Augen des Sterbenden sich für immer schließen, tritt das Kronrecht des Nachfolgers in Kraft. Le roi est mort, vive le roi! Auf den Tod eines Papstes folgt unabänderlich ein Interregnum — das Conclave. Während desselben ruht die ganze Verwaltung in den Händen des Cardinalkammerherrn, der Münzen mit seinem Bildniß schlagen darf und von drei Cardinälen unterstützt wird. Sie werden amtlich als „Häupter der Ordines" bezeichnet, weil sie die drei Cardinalsclassen der Bischöfe, Priester und Diakonen vertreten.

Das Conclave wurde früher gewöhnlich im Vatican gehalten; seit dem Tode Pius' VII. findet es im Quirinal, dem Monte Cavallo der Römer, statt. Dieses edle Gebäude setzt sich längs einer ganzen Straße in einem ungeheuren Flügel fort, der in seinen beiden obern Stockwerken eine große Anzahl kleiner, aber vollständiger Abtheilungen von Zimmern besitzt, in denen für gewöhnlich die päpstliche Dienerschaft untergebracht ist. Hier versammeln sich die Cardinäle zur Papstwahl. Am ersten Abend bleiben alle Thüren geöffnet, und der Adel, der diplomatische Körper, überhaupt alle hoffähigen Personen können von Zimmer zu Zimmer gehen und überall gegen den augenblicklichen Bewohner den Wunsch aussprechen, daß die Wahl auf ihn fallen möge. Am nächsten Morgen werden alle Thüren mit Ausnahme eines Pförtchens, das später eintreffende Cardinäle einlassen soll, geschlossen, und der Verkehr mit der Außenwelt hört auf. Die an den Flügel grenzende Straße erhält an beiden Endpunkten Mauern (Barricaden nennt sie Cardinal Wiseman) und Wachen, die Niemand einlassen. Eine empfindliche Störung entsteht dadurch nicht, denn die Häuser gegenüber enthalten keine Privatwohnungen und sind von der andern Seite zugänglich. Die Pforten des Flügels selbst werden von Richtern und Prälaten bewacht. Die Speisen, die jeder Cardinal für sich und seine conclavisti, einen Secretär, einen Caplan und einen Bedienten, braucht, werden ihm von seinem Hause zugeschickt, die Briefe, die an ihn eingehen, erbrochen und gelesen.

Zweimal an jedem Tage versammeln sich die Cardinäle in der Kapelle ihres Gebäudes, um abzustimmen. Die Stimmzettel sind so eingerichtet, daß Niemand den Namen des Abstimmenden sehen kann. Der Vorsitzende prüft diese Papiere in Aller Gegenwart, und vereinigt kein Name die erforderliche Stimmenzahl, so werden sie in einem Kamin verbrannt. Man kann den aufsteigenden Rauch von außen sehen, und so lange dieses Wölkchen zweimal täglich erscheint, weiß der Römer, daß noch kein Papst erwählt worden ist. Bleibt es einmal aus, dann strömt Alles auf den Platz vor dem Quirinal, um den Augenblick nicht zu versäumen, in dem der erste Cardinaldiakon durch die Thür auf dem Balcon, die bisher vermauert war und jetzt für ihn aufgebrochen wurde, hinaustritt und das Ergebniß der Wahl kundgiebt.

Am 20. August 1823 war Pius VII. gestorben, und am 2. September begaben sich die Cardinäle in feierlichem Zuge in den Quirinal, um das Conclave zu bilden. In den ehrwürdigen Reihen schritt ein langer und hagerer Mann, schwankend im Gange und so furchtbar bleich, als sei er aus dem Grabe erstanden. Obgleich er als Cardinalvicar eine Menge von Geschäften zu besorgen hatte, kannte ihn doch fast Niemand, da seine Kränklichkeit ihn fortwährend an Zimmer und Bett fesselte. Dieser Schatten war Monsignore della Genga, der künftige Papst.

Am 20. August 1760 dem Grafen Hilarius als sechster von zehn Sprößlingen geboren und im Collegio Piceno erzogen, hatte Hannibal della Genga den geistlichen Stand gewählt und Eintritt in die Academia Ecclesiastica erhalten. Dort lernte Pius VI. ihn als einen schnell auffassenden jungen Mann kennen und stellte ihn in seinem Hofstaat an. 1793 war della Genga bereits Erzbischof von Tyrus, im folgenden Jahre ging er als Nuntius nach Luzern, von 1805—1808 lebte er als päpstlicher Gesandter in Köln und München. Die Gefangennahme Pius' VII. erschütterte ihn dergestalt, daß er sich in seine Abtei Monticelli zurückzog und nur für den Jugendunterricht und die Pflege der Musik noch lebte. Der Welt hatte er entsagt, sein Grabmal war fertig. Damit die Maurer das richtige Maß nehmen könnten, hatte er sich in der engen Zelle selbst an den Boden gelegt.

Als Pius VII. nach Rom zurückgekehrt war, verließ er seine Einsamkeit und übernahm eine Botschaft an Ludwig XVIII. Bei seiner Rückkehr war seine Gesundheit so zerrüttet, sein Ansehn so verändert, daß seine Freunde ihn kaum wieder erkannten. Mehr denn je sehnte er sich nach seiner stillen Abtei, aber der Papst ernannte ihn zum Cardinal und übertrug ihm als Vicar von Rom Geschäfte, welche selbst die Kraft eines Gesunden ganz in Anspruch genommen haben würden. Monsignore della Genga erkrankte wieder, und seine Tage schienen gezählt zu sein, als das Conclave zur Papstwahl zusammentrat.

Cardinal Wiseman deutet an, daß die Cardinäle gespalten gewesen seien, nicht in Parteien, setzt er hinzu, wohl aber in Gruppen, deren Meinung hinsichtlich der Strenge oder Milde

der weltlichen Politik für den Kirchenstaat, hinsichtlich der Zugeständnisse, die man den Großmächten machen dürfe, und hinsichtlich der Frage, ob man Oesterreich oder Frankreich für den nützlichsten Beschützer des Kirchenstaats zu halten habe, aus einander gegangen sei. „In Folge eines solchen Zustandes der Dinge", sagt er, „kann es sich ereignen, daß die Papstwahl zu einer Art von Vergleich wird. Wo verschiedene Meinungen eine Körperschaft trennen, wird nach einiger Zeit eine gemäßigte, mehr oder weniger versöhnende Ansicht vorwalten, und dann fällt die Wahl wahrscheinlich auf einen Mann, der Niemandes Vertrauen verloren, aber in den öffentlichen Geschäften keine hervorragende Rolle gespielt hat. Dies war muthmaßlich bei der Wahl Leo's der Fall." Nach einem „kurzen" Conclave von fünfundzwanzig Tagen hatte er die nöthigen zwei Drittheile der Stimmen gewonnen.

Der neue Papst sah schwach und matt aus, und seine Züge, in die das Alter übrigens keine tiefen Furchen gegraben hatte, waren von Leichenblässe bedeckt. Sein Auge und seine Stimme entschädigten für diese Mängel. In jenem lag Sanftmuth und zugleich etwas Durchdringendes, so daß, wer dem Papst nahe trat, von Liebe und Ehrfurcht erfüllt wurde. Seine Stimme war mild und gewinnend. Er sprach ohne Erregung, freundlich, gewählt und doch fließend. Wenn er ein vorgekommenes Unrecht mit Strenge tadelte, geschah es nie auf eine ungestüme Weise oder in einem gereizten Tone. Seine große Gestalt verlieh ihm, wenn sie von den weiten päpstlichen Gewändern umwallt war, trotz des kleinen Kopfes eine imponirende Hoheit. Bei seinen kirchlichen Functionen verband er, insbesondere in seinen Bewegungen, mit Einfachheit und Natürlichkeit eine eigenthümliche Würde, und in seinen Zügen sprach sich dann eine fromme Gluth aus, welche deutlicher als Worte sagte, der Papst sei ganz in die heilige Handlung versenkt und denke, fühle und sehe nichts Anderes.

Zwei Monate nach seiner Wahl hatte es den Anschein, als ob Leo XII. wie ein Licht erlöschen werde. Er war so krank, daß er die Audienzen aufgeben mußte, und die Aerzte hielten seinen Zustand für hoffnungslos. Im Januar 1824 gewann er wider alles Erwarten neue Kraft. In Rom sah Jedermann in dieser Umwandlung ein Wunder. In Macerata lebte ein Bischof, Monsignore Strambi, den ein Geruch von Heiligkeit umgab. Auf das besondere Verlangen des kranken Oberhirten kam er nach Rom, sah ihn und sagte: „Ew. Heiligkeit werden gerettet werden; ich habe dem Himmel mein werthloses Dasein für Ihre kostbaren Tage angeboten, und der Tausch ist genehmigt worden." Es schien in der That, als ob seine Lebenskraft in den dahinschwindenden Körper Leo's XII. übergeströmt sei. Er selbst starb am nächsten Tage, und der Papst erholte sich mit merkwürdiger Schnelligkeit.

Die Grundzüge seiner Politik konnten nun hervortreten. Sie verdienen in mehr als einer Beziehung anerkennende Berücksichtigung. Mit der Verminderung der Steuern wurde fortgefahren und namentlich die Grundsteuer um 25 % herabgesetzt. Die größte Wohlthat war die Reformatio Tribunalium, eine bürgerliche Prozeßordnung, welche den Gang der gerichtlichen Verhandlungen regelrechter, schneller und vor allen Dingen wohlfeiler machte. Die sonderbare und auf die Dauer unhaltbare Vereinigung weltlicher und geistlicher Attribute, die im Kirchenstaate nun einmal festgehalten werden muß, brachte es mit sich, daß ein Ausschuß von Cardinälen die Prozeßordnung prüfte und genehmigte. Früher noch war eine neue Organisation des höheren Unterrichtswesens eingetreten. Rom und Bologna wurden zu Hochschulen erster Classe mit je 38 Lehrstühlen, Ferrara, Perugia, Camerino, Macerata und Feruno zu Hochschulen zweiter Classe mit je 17 Lehrstühlen erklärt. Jede der Hochschulen der ersten Classe erhielt zu unsern vier Facultäten noch eine fünfte, die philologische. Allerdings wies man den römischen Facultäten andere Lehrfächer zu, als die bei uns gebräuchlichen. So hatte die philologische Facultät blos Lehrstühle der griechischen, hebräischen, syrisch-chaldäischen und arabischen Sprache, während der Kreis der Lehrgegenstände der philosophischen Facultät weiter nichts umfaßte als Mathematik, Chemie und Ingenieurkunst. Mit Ausnahme einiger theologischen Professuren, die von Alters her den Mönchsorden gehörten, wurden die Lehrstühle nach dem Ergebniß von schriftlichen Prüfungen ertheilt, zu denen Jedermann freien Zutritt hatte.

Nennen wir noch die Entfernung der Werke Galilei's vom Index, so haben wir die lobenswerthen Handlungen Leo's XII. erschöpft. Den meisten seiner übrigen Maßregeln war ein Stempel aufgedrückt, der, wenn der Ausdruck nicht als zu barock erscheint, in einem Kloster von Puritanern geschnitten zu sein schien. Wir würden den Charakter dieser Maßregeln einfach einen mönchischen nennen, wenn er nicht mit einem neuenglischen Zuge nüchterner Verständigkeit und hausbackener Gewöhnlichkeit verquickt gewesen wäre. Schon die Sparsamkeit Leo's XII. hatte etwas von rigoroser Härte, so wohl sie übrigens den Finanzen des Staats gethan hat. Keine der päpstlichen Regierungen von gleicher Dauer hat so wenige öffentliche Werke hinterlassen, wie diese. Nimmt man die ersten Anfänge von zwei Bauten aus, so hat sie nicht eine größere Arbeit durchgeführt.

Die übertriebene Sparsamkeit wird uns erklärlich, wenn wir sehen, wie Leo XII. gegen sich selbst verfuhr. Sein Leben war so bemessen, als ob er in einem Zustande permanenter Pönitenz sei. Er erhob sich an jedem Morgen um fünf Uhr, widmete die ersten Stunden der frommen Betrachtung, dem Gebet, las eine Messe, wohnte einer zweiten bei und gestattete sich erst jetzt eine Tasse Kaffee oder einen Teller Suppe. Dann kamen die Audienzen, die von acht bis zwölf Uhr Mittags dauerten, dann die Regierungsgeschäfte, von einer Stunde Gebet unterbrochen, weiterhin eine kurze Spazierfahrt, dann wieder Geschäfte bis zehn Uhr Abends, und am Schluß des Tages das erste und einzige Mahl, dessen Hauptbestandtheil getrockneter Stockfisch, seine Lieblingsspeise, bildete.

Daß ein Papst, der so lebte, Allem, was in seinen Bereich kam, urbi et orbi, tugendhafte Nüchternheit einzuschärfen suchte, kann für uns nichts Befremdendes haben. Sonderbar müssen wir es dennoch nennen, daß ein Papst dem Maine liquor law präludirte. Ein Gesetz ließ den Weinhäusern den Verkauf ihrer Getränke, verbot ihnen aber Trinkgäste aufzunehmen. Um die Befolgung dieses Gebots zu sichern, mußte

in jeder Osteria dicht hinter der Thür ein Lattenverschlag angebracht werden, durch den der Wein hinaus und das Geld hineingereicht wurde. Setzen konnte man sich in dem Zwischenraume zwischen Thür und Verschlag nicht, und Stehende fanden wenige Platz. Vor den Thüren der Weinhäuser durften Gruppen von Trinkern sich bilden. Man erwartete, und mit Recht, daß die Sonne, der Wind, der Regen gegen diese Zusammenrottungen die polizeilichen Functionen ausüben würden.

War das Mäßigkeitsgesetz den Römern im äußersten Grade verhaßt, weshalb es auch unmittelbar nach Leo's Tode zurückgenommen wurde, so hatten die Fremden über Anderes zu klagen. Eine der schönsten Erinnerungen, die jeder künstlerisch Gebildete von Rom mit sich nahm, war die wundervolle Beleuchtung der innern Peterskirche am Donnerstag und Freitag der heiligen Woche. An beiden Abenden wurden sämmtliche Kerzen des großen Altars ausgelöscht, und alles Licht ging von einem riesigen kupfernen Kreuz aus, das, mit tausenden von Lampen dicht besetzt, von der Wölbung niederhing. Für die Andächtigen, die unter der Kuppel knieten, war das strahlende Kreuz ein Symbol, für die Fremden, die an diesen Abenden in die Kirche strömten, war es ein Lichteffect einzig in seiner Art. Ganze Wogen von Licht umflossen den Altar, das Grab der Apostel, den Balcon unter der Kuppel, von dem die Reliquien gezeigt werden, und jeden offenen Raum, und ruhten strahlend auf den vorspringenden Linien und Ecken, während hinter diesen und den Säulen scharfe Schlagschatten auf dem Boden sich abzeichneten. Die Künstler waren von diesem chiaro-oscuro, dem glänzendsten Licht und dem dunkelsten Schatten, entzückt; aber der Papst entfernte das Kreuz, weil der Kunstsinn der Fremden die Andacht der Einheimischen störte, und mit dem Kreuze verschwanden die erhöhten Sitze für Damen in den beiden päpstlichen Kapellen. Leo XII. war der Ansicht, daß man in den Kirchen nicht sehen, sondern beten solle. Von nun an wurde in jeder der vielen Kirchen Roms ein Schweizer aufgestellt, der darüber zu wachen hatte, daß die Fremden in ihrem Anzug und Benehmen die Gesetze des Anstandes beobachteten.

In zwei Beziehungen wurden ihm die Künstler zu Dank verpflichtet. Er kaufte die große Sammlung Cicognara's, die dieser Kunsthistoriker angelegt hatte, um Grundlagen für sein bekanntes Werk zu gewinnen, und vereinigte sie mit der vaticanischen Bibliothek. Er ließ ferner die Ausgrabungen alter Grabstätten an der toscanischen Grenze, deren glänzende Resultate man im etruskischen Museum sieht, einen neuen Aufschwung nehmen. Auf der andern Seite war es eine seiner ersten Maßregeln, eine Gruppe von Bildsäulen in der neuen Gallerie, deren Nacktheit sein keusches Auge verletzte, zu entfernen. Nach dieser Gruppe wurden nach und nach alle ähnlichen antiken Bildwerke beseitigt. Das ist leider noch nicht Alles und nicht das Schlimmste. Die Bildsäulen existirten wenigstens fort, wenngleich in dunkeln Winkeln, aber die Kupferplatten einer beabsichtigten Ausgabe von Canova's Werken, die er in Florenz für eine ungeheure Summe ankaufte, wurden vernichtet, und die Kunst verlor sie für immer. Eine solche Prüderie nimmt den vollständigen Charakter der Barbarei an. Ein türkischer Pascha mag Nachbildungen des menschlichen Körpers, die sein Koran als Nachäffereien des göttlichen Schöpfers untersagt, der Vernichtung anheimgeben; aber ein Römer, ein Beherrscher der ewigen Stadt, darf das nicht.

Zwei Jahre vor seinem Tode hielt Leo XII. ein Consistorium, in dem eine räthselhafte Stelle vorkam. Nachdem er erklärt hatte, daß er sich ferner bei der Ernennung von Cardinälen weder von politischen noch von Familienrücksichten leiten lassen werde, fuhr er fort: „Gegenwärtig schaffe ich einen Cardinal, einen Mann von großen Talenten, einen vollendeten Gelehrten, dessen Schriften, aus authentischen Quellen gezogen, nicht nur dem Glauben große Dienste geleistet, sondern auch Europa entzückt und in Staunen versetzt haben. Seinen Namen nenne ich nicht (retineo in pectore).“ In Rom glaubte man, der englische Geschichtschreiber Dr. Lingard sei gemeint. Auch die Biographie des Mannes hält an dieser Vermuthung fest, aber nach Cardinal Wiseman war es der Abbé La Mennais, den der Papst im Sinne hatte. Der moderne Tertullian stand damals auf der Höhe seines Ruhmes als katholischer Schriftsteller. Sein glänzender Traité sur l'indifférence en matière de religion und seine gelehrtere Doctrine de l'église sur l'institution des évêques hatten ihm Bewunderer und Schüler geworben. Cardinal Wiseman lernte ihn zu jener Zeit in Rom kennen und sagt Folgendes über ihn: „Wie La Mennais auf Andere so mächtig einwirken konnte, ist schwer zu sagen. Sein Aeußeres war fast kläglich (contemptible); er war klein, schwächlich, ohne alle körperliche Anmuth, ohne Adel in den Zügen, ohne einen Herrscherblick. Seine Zunge schien das Organ zu sein, das ohne Beihülfe klaren, tiefen und starken Gedanken einen merkwürdigen Ausdruck verlieh. Ich habe oft, zu verschiedenen Zeiten lange Unterredungen mit ihm gehabt, und er war stets derselbe. Mit hängendem Kopfe und mit gefalteten oder nachlässig in einander gelegten Händen ergoß er, als Antwort auf eine Frage, einen Gedankenstrom, der sich von selbst und so spiegelglatt wie ein Bach in einer Sommerwiese fortbewegte. Er bemächtigte sich sofort des ganzen Gegenstandes, zerlegte ihn in seine Unterabtheilungen, die er so symmetrisch wie Flechier oder Massillon ordnete, nahm dann eine nach der andern vor, erörterte sie und zog seine Schlüsse. Er sprach Alles eintönig, aber sanft, und sein Vortrag war so ununterbrochen und fließend, so fein und elegant, daß man, wenn man die Augen schloß, leicht glauben konnte, man höre ein ausgezeichnetes und mit Sorgfalt gefeiltes Werk vorlesen. Seine Erläuterungen waren glücklich gewählte und malerische Bilder. Ich erinnere mich, daß er einmal die Zukunft der Kirche in glühenden Farben schilderte. Er bezog sich auf die Prophezeiungen der Bibel und deren Erfüllung in der Geschichte. Da selbst in der Periode Konstantins das Verkündete sich nicht vollständig erfüllt habe, so zog er daraus den Schluß, daß die Kirche eine glänzendere Periode, als bisher je dagewesen sei, erwarte. Diese Periode, meinte er, könne nicht fern sein. „Und wie glauben Sie, oder wie sehen Sie diese wunderbare Umwälzung in der Lage der Kirche sich vollziehen?“ fragte ich. „„Das kann ich nicht sehen,““ antwortete er. „„Es ist mir, als stände ich an dem einen Ende eines

langen Ganges, an dessen anderm Endpunkte ein glänzendes Licht auf Alles ausstrahlt, was sich dort befindet. Klar und deutlich sehe ich Gemälde und Bildsäulen, Möbeln und Personen, aber was zwischen mir und ihnen ist, sehe ich nicht; der ganze Zwischenraum ist dunkel, und ich vermag nicht zu beschreiben, was ihn ausfüllt. Ich sehe das Räthsel gelöst, ohne daß ich weiß, wie es geschehen ist.""

Die Ernennung La Mennais' zum Cardinal ist nie veröffentlicht worden. Cardinal Wiseman sieht darin den Grund von La Mennais' Abfall, der vor allem stolz und ehrgeizig gewesen sei. Dieses Urtheil ist ohne Frage ein hartes und ungerechtes. La Mennais diente der römischen Kirche nicht in Reihe und Glied, er war ein Parteigänger und wollte auf seine Weise fechten. Hätte man ihn gewähren lassen, wie er heute im Rücken, morgen in den Flanken des Feindes focht, bald mit kleinem Gewehr plänkelte und dann wieder grobes Geschütz auffuhr, so würde der Friede zwischen ihm und Rom erhalten worden sein. Man glaubte aber, daß seine vorzüglichen Kräfte unter einer stetigen Leitung noch größere Resultate ergeben würden, und eine solche Leitung vertrug ein Feuergeist wie La Mennais nicht. Statt sich zu unterwerfen, empörte er sich und machte den Versuch, ob die Religion ohne die Kirche und trotz der Kirche zum Siege geführt werden könne. Aeußere Einflüsse, die Julirevolution und die socialistischen Doctrinen, gaben ihm dann die besondere Richtung, der wir nicht ohne Befremden gefolgt sind.

Das große Ereigniß von Leo's XII. Regierung war das Jubeljahr. Im Jahre 1775 war das letzte gefeiert worden, denn im Jahre 1800 hatten die politischen Ereignisse und der Tod Pius' VI. an eine Feierlichkeit, die viele Vorbereitungen erforderte und viele Kosten machte, nicht denken lassen. Der Plan Leo's XII. stieß sowohl im Innern als im Auslande auf Widerstand. Oesterreich nahm ihn mit Kälte auf, Neapel instruirte seinen Gesandten, alle erdenkbaren Schwierigkeiten zu erheben; der eigene Staatssecretär des Papstes gab zu bedenken, daß die Revolutionäre Italiens sich in der Pilgerkutte in Rom ein großes Stelldichein geben könnten. Durch dieses Alles ließ Leo XII. sich keinen Augenblick irre machen. „Das Jubeljahr soll stattfinden!" antwortete er seinem Staatssecretär wie den fremden Diplomaten.

In einem Jubeljahre trägt Rom ein ganz geistliches Kleid. Die Theater sind geschlossen, öffentliche Belustigungen dürfen nicht stattfinden, und selbst die Privatgesellschaften werden beengt, indem die Bestimmungen des Regulativs für die Fastenzeit von ihnen beobachtet werden müssen. Auf allen Kanzeln wird von den besten Rednern gepredigt, in den Beichtstühlen lösen sich Patres aller Nationen ab, in den Straßen sieht man fromme Brüderschaften, welche die Pilger empfangen und mit ihnen von Heiligthum zu Heiligthum ziehen.

Missionen und Visitationen aller Kirchen und Klöster bereiteten auf das Jubeljahr vor. Am Himmelfahrtstage von 1824 verkündete Leo XII. den Pilgern den Ablaß, der sie in Rom erwarte, und am folgenden Osterabend eröffnete er die große Feier durch eine Procession nach dem großen Porticus der vaticanischen Basilika. Von den fünf Thüren desselben ist eine, die Porta santa, stets vermauert, und um sie zu öffnen, kam der Papst. Die unermeßliche Kirche war leer, da man die Thüren den ganzen Tag verschlossen gehalten hatte; unter dem Porticus und auf den Stufen harrte eine unermeßliche Menschenmenge, mit königlichen Prinzen beginnend und mit blutarmen Pilgern aus Süditalien endend. Der Papst betete, verließ den Thron, der für ihn errichtet worden war, und schlug mit einem silbernen Hammer gegen die Porta Santa. Aus seinem Verbande gelöst, fiel das Mauerwerk nach innen und wurde von den Sanpietrini*) im Nu weggeschafft. Bloßen Kopfes und mit einer Fackel in der Hand trat der Papst, seine Cardinäle hinter ihm, in die Kirche, um die erste Vesper zu singen. Die anderen Thüren wurden gleichzeitig geöffnet, und nach wenigen Minuten wogte in dem großen Raume ein Meer von Köpfen.

Leider erfahren wir von Cardinal Wiseman nicht, wie viele Pilger während des Jubeljahres Rom besucht haben. Seine Angabe, daß das Pilgerhaus allein in drei Novembertagen 23,090 Männer und 15,754 Frauen, im Ganzen 38,844 Personen, beherbergt habe, läßt auf eine ganz enorme Anzahl schließen. Dieses Pilgerhaus, La Trinita dei pellegrini genannt, hat sehr bedeutende Einnahmen, die ausdrücklich für die Jubeljahre reservirt sind. In dem Zwischenraume von Jubeljahr zu Jubeljahr dienen sie zur Hälfte zur Abbezahlung der im letzten Jahre gemachten Schulden, und die andere Hälfte wird für das neue Jahr zurückgelegt. Im untern Stockwerk befinden sich die Speisesäle, im obern die Schlafsäle. Jeder Pilger wird, nachdem seine Papiere geprüft worden sind, in ein Bad geführt, wo ein Bruder (bei den Pilgerinnen eine Schwester) ihm die Füße wäscht. Er schließt sich nach einem Gebet dem langen Zuge an, der sich nach den Speisesälen bewegt. Längs der Mauer laufen Bänke, vor ihnen stehen Tische, und beide sind mit einem Gitter umgeben. Jeder Gast findet einen Teller, Messer, Gabel und Löffel, Brot, Früchte und Wein. In der Küche brodelt in Kesseln, deren Umfang der Masse der Gäste entspricht, Suppe, der Koch ist ein Cardinal oder ein Adeliger, und so sind auch die Diener, welche die Suppenteller von Hand zu Hand in den Saal befördern, sowie die, welche bei Tisch aufwarten, vornehme Leute in der Tracht der Brüderschaft. Haben die Pilger die Suppe und die beiden auf sie folgenden Speisen verzehrt, so begeben sie sich unter frommen Gesängen zur Ruhe. Das Pilgerhaus gewährt ihnen drei Tage lang Gastfreundschaft.

Unter den Pilgern des Jubeljahres 1825 waren viele Vornehme. Man erkannte sie im Pilgerhause an ihrer eleganten Sprache, an ihrem feinen Benehmen, an dem halb verlegenen Ausdruck ihrer Züge. Nach Verlauf der drei Tage warfen sie die Pilgerkutte weg und zeigten sich der Stadt in Equipagen und mit betreßter Dienerschaft. Wie Wiseman andeutet, befand sich ein deutsches Fürstenpaar unter dieser Classe.

*) Die Sanpietrini sind Bauhandwerker aller Art, die im päpstlichen Solde stehen und eine eigenthümliche Tracht haben. Sie haben die besondere Bestimmung, die Peterskirche in Ordnung zu halten. Alle Reisende loben ihre Thätigkeit und Intelligenz.

Das Jubeljahr machte dem Treiben der Räuber ein Ende. Auf daß die Pilger Rom in Sicherheit erreichen könnten, verabredete der Papst mit den Nachbarstaaten Maßregeln, die ihren Zweck vollständig erreichten. Eine der gefährlichsten Banden unterwarf ein guter alter Geistlicher, der Abbate Pellegrini, Erzpriester von Sezze, durch die Kraft seiner Beredsamkeit. Ganz allein, ohne Freipaß und ohne Losungswort stieg er durch die Schluchten des Gebirges zu den Höhlen der Bande hinan, predigte ihnen Buße und führte sie unter dem Versprechen, daß ihr Leben geschont werden solle, mitsichfort. Die Stadt Sezze starrte vor Staunen, als die Heerde Wölfe, von dem Priester geleitet, durch die Straßen zog und hinter der Thür des Gefängnisses verschwand. Die päpstliche Regierung achtete das Versprechen des guten Priesters, und selbst Gasbarone, der furchtbare Hauptmann der Bande, wurde blos zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt.

Während des Jubeljahres war Leo XII. in seinem Elemente. An jedem Tage speisten zwölf Pilger bei ihm, an jedem Abend wusch er im Pilgerhause einem Greise die Füße, und an jedem Morgen machte er zu Fuß, die nackten Sohlen durch nichts als Sandalen schützend, den Weg vom Vatican zur Chiesa Nuova. Er durchlebte nach dieser Freudenzeit noch drei Jahre, schwächer und gebrochener denn je. Seinen Tod fühlte er voraus und traf mit rührender Ergebung seine letzten Vorbereitungen. Seine letzten vier Tage wurden ihm durch eine qualvolle und unnütze Operation erschwert. Der 10. Febr. 1829 war sein Todestag. St.

Von Sorrent nach Amalfi, Salerno und Pästum.

(Schluß aus Nr. 16.)

Gegen Mittag waren wir in Amalfi zurück, wo uns ein nach Hamburger Kellerbegriffen dürftiges Mahl — aber nicht ohne Maccaroni — erwartete. Dann gings zu Fuß weiter gen Salerno. Die neu angelegte, doch an manchen Stellen damals noch unvollendete Fahrstraße, die beide Orte verbindet, schlängelt sich, den vielen Buchten, die das Meer bildet, folgend, dicht an letzterem hin, und bietet landschaftlich so außerordentlich viel Reizendes dar, daß nur der wirkliche Maler ein treues Bild davon geben zu können hoffen darf. In beständigem Zickzack windet sich der Weg meist dicht über des Meeres Brandung auf den Uferklippen dahin, den vielen tiefen grünen Thaleinschnitten oftmals ausweichend, durch welche die Berggewässer der blauen Fluth zuströmen. Und welch' ein Anbau in diesen Furchen, die zur üppigsten Fruchtnutzung fast sämmtlich terrassirt sind! Oft sahen wir von oben in wahrhafte Orangenurwälder hinab, und dazu träumten auf den Bergeshöhen ringsum neben schroffen Felsenhörnern der Brotbaum, die Steineiche und sogar die liebe heimische Rothbuche malerisch in den Azurhimmel hinein. Mögen Andere denken, was und wie sie wollen; ich aber muß es wiederholt und frei heraus gestehen, daß der Busen von Salerno mit den wilden calabrischen Gebirgen im Süden und der göttlichen Vegetation am nördlichen Gestade noch tiefere, beseligendere Empfindungen in mir erregt hat, als der superbo golfo di Napoli.

„Wenn ich zur See ein Schiffer wäre,
Vorbei dies Ufer könnt' ich nie;
Je hell're Luft, je still're Meere,
So sichrer litt' ich Schiffbruch hie!"

So singt Anastasius Grün, — er, dem gleich Platen die Sonnenlüfte, die Blüthengluth und Lorbeernacht italischer Küsten so manches poetische: „Bleibe hier!" zugerufen, welches nun in meinem Herzen als lautes Echo widerhallte. Wer hier nicht dichten lernt, der lernt es niemals! — Noch muß ich eines ingeniösen Apparats gedenken, den ich auf diesem Fußmarsch beobachtet, und dessen die Landleute sich bedienen, um Reisig von den bewachsenen höchsten Berghöhen schnell und billig an die Küste herabzufördern, wo das in Italien so seltene Brennmaterial dann auf Kähne verladen und weiter verschifft wird. Man läßt nämlich das Reisig, mittelst eines hölzernen Hakens in Bündeln zusammengerafft, an einem von der betreffenden Bergspitze bis zum Seeufer ausgespannten, nur an zwei Punkten, oben und unten, befestigten ungeheuren Taue herabgleiten, und die Bündel schurren auf diese Weise mit solcher Rapidität über den Köpfen der Wanderer weg dem Meere zu, daß wir zuerst glaubten, das wilde Heer aus dem Freischütz käme durch die Luft gefahren. In einem Städtchen vor Vietri, ich glaube, es war Majori, hielten wir vor der Thüre einer sehr ursprünglichen vendita di vino (Weinkneipe) mitten auf der Straße und im Beisein der halben Bevölkerung, die in malerische Lumpen gehüllt uns gaffend umstand, ein höchst romantisch-improvisirtes Weingelage. Erst forderten wir von der freundlichen padrona, die die Spuren hoher Schönheit bis in's Dreißigste, mehr als sonst in Italien üblich, hinüber gerettet hatte, ein einziges, nach der langen Fußwanderung bei 28 Grad Hitze redlich verdientes Gläschen, das nur so im Fluge stando ausgetrunken werden sollte. Das Gläschen aber war mit gutem vino bianco di Conti aus Sorrent gefüllt und schmeckte so vortrefflich, daß allmählich drei Rohrstühlchen zum bequemeren Genießen herausgeschleppt, und dann noch zwei, drei, vier dieser gefährlichen „petits verres" geschluckt wurden, die uns, da wir den feurigen Liquor ganz unvermischt tranken, gerade so weit zu Kopfe stiegen, um unseren Humor auf's angenehmste anzuregen. Da dauerte es denn auch nicht lange, und unsre Kehlen fühlten dringendes Singbedürfniß, dieweil nun einmal für deutsche Seelen kein Wein ohne Gesang recht herzhaft mundet. Hatte doch erst kurz zuvor Mirza Schaffy, der moderne Anakreon, frisch und fröhlich in das Abendland hineingesungen:

„Wie die Meereswelle an den Felsenklippen
— Wenn das sturmbewegte Meer in Wuth ist —
Breche schäumend sich der Wein an unsern Lippen;
Wir sind klug und wissen, daß es gut ist!" —

Nun, hier war es ja dieselbe großartige Naturscene, die unser joviales Weinlied accompagnirte! Das blaue Mittelmeer brauste unter unsern Füßen gegen die Felsarabesken des schroffen Ufers empor; würzige Orangendüfte durchzogen die Luft, und Luna, die milde, trat in die himmlischen Schranken ein, das Reich des glänzenden Helios zu besiegen, und ringsum tönten des Abends Feierglocken zu schönen, heiligen Accorden zusammen, — nicht langsam und dumpf-feierlich wie bei uns im Nordlande, sondern in hellem, heiterem Allegro, wie von unsichtbar schwebenden Engeln geläutet: — und wir hätten nicht mit aufjauchzen sollen aus voller, überfluthender Seele?! Begeisterung strömte von unsern Lippen und riß auch die leicht entzündbaren Herzen der uns umstehenden heißblütigen Kinder des Südens mit fort. Noch nie in ihrem Leben hatten sie vielleicht ein so lustiges Fremdenterzett gehört, und so verwandelte sich denn ihr erst starres Erstaunen über die seltsamen Gäste schnell in die ausgelassenste Theilnahme, und in kräftigem Chorus fielen sie in unsere Lieder-Rhythmen ein; und als wir ihnen nun vollends den ganzen Kupfervorrath unserer Börse opferten, da brachten die Mädchen und die jungen Bursche Tambourins und Castagnetten herbei, und schnell zu Paaren geordnet umschwirrten sie uns mit den convulsivischen Sprüngen der nationalen, bacchantischen Tarantella, die den Höhepunkt jeder süditalischen Lustbarkeit bezeichnet. Das sind keine künstlich abgemessenen, zierlich auscalculirten Tanzfiguren, das ist reine Improvisation, dichterischer Enthusiasmus, der den ganzen Körper durchzuckt und alle seine Glieder auf einmal in Bewegung setzt, — der höchste Ausdruck entfesselter sinnlicher Lust und Leidenschaft! —

Wir hatten unsere Meister gefunden! Jeder Deutsche trägt einen Gensdarm in sich herum, der ihm, wo er über die Schnur hauen möchte, das Reglement der conventionellen Schicklichkeit bei Zeiten vorhält, und ihn aus jedem flüchtigen Rausche nur allzubald zur soliden Alltäglichkeitsstimmung wieder zurückruft. So stieg denn auch uns mitten in diesem Lustschwall der philiströse Gedanke an unsere Taschenuhren auf, und da diese bereits die achte Stunde des Abends anzeigten, wir aber nach dem Nachtquartier noch fast eine Meile zu wandern hatten und morgen mit dem ersten Sonnenstrahl nach Pesto weiter wollten, so machten wir plötzlich Schicht und eilten von dannen, während die Tarantella der Kinder von Majori noch immer jubelnd fortrasete. Laue hesperische Lüfte und ein sanftes Mondlicht geleiteten uns nach Vietri und dem dicht dabei liegenden Salerno; beide Städte, wie Portici und Torre del Greco fast ganz zusammenhängend, nahmen sich bei der schönen Abendbeleuchtung mit ihren tausend im Meere widerscheinenden Lichtern unendlich malerisch aus. Gegen 9 Uhr langten wir in der Hauptstadt des furchtbaren Normannen-Herzogs und Zerstörers von Pästum, Robert Guiscard, an, unter dem die Civitas Hippocratica, die Pflanzschule aller medicinischen Facultäten Europa's, zuerst zu weltberühmtem Ansehen sich emporhob. Der Anblick der Stadt ist trotz ihres hohen Alters, welches bis zu den punischen Kriegen hinaufreicht, heute ein ziemlich moderner, mit Ausnahme des dem Apostel Mathaeus geweihten und größtentheils mit altrömischen Säulen und Basreliefs ausgeschmückten Domes; denn dieses Bauwerk stammt schon von Robert Guiscard aus dem Jahre 1084 und birgt das Grabmal des 1085 hier in der Verbannung gestorbenen Papstes Gregor VII., dessen letzte Worte: dilexi iustitiam et odivi iniquitatem; propterea morior in exilio, (Gerechtigkeit habe ich geliebt und unbillige Strenge verabscheut: darum sterbe ich in der Verbannung) mit seinem Leben und Rufe so seltsam contrastiren. Ein breiter Quai am Meere, ähnlich dem von Neapel, doch in geraderer Richtung angelegt, ziert die Stadt; die Bauart ihrer Häuser gleicht ebenfalls der neapolitanischen. Sie sind fast alle blendend weiß gestrichen. Das Hotel Vittoria am Quai nahm uns auf; obwohl von den Reisehandbüchern bestens empfohlen, fanden wir es doch theuer und schlecht. Wir zahlten 8 Carlini die Person für ein überaus hartes Lager, auf dem wenig Schlaf zu finden war, und wurden überdies noch ziemlich unfreundlich behandelt. Aber dies Alles vermochte unsere gute Laune nicht zu verderben. Wir waren noch zu voll von den dichterischen Eindrücken unseres Marsches, und ich versichere es nochmals hoch und theuer, daß es bei weitem die entzückendste meiner Promenaden in einem Lande gewesen, wo man zu Fußwanderungen nur so selten Gelegenheit findet. Wer wahrhaft Natur schwärmen will, der gehe zu Fuß von Amalfi nach Salerno. Und wäre Dein Herz auch noch so verdorrt und welk, griesgrämig oder gebrochen, hier wird ihm wieder wohl werden und der schwarze Dämon des Trübsinns von ihm lassen! Aber nur nicht zu Wasser muß man diese Partie machen, wie noch so oft geschieht; denn wenn man auch nicht am Seeweh laborirt, so sieht man doch aus der Barke von der schönen Küste nicht viel mehr als die kahlen Felsenriffe, während die paradiesischen Thalgründe zwischen denselben sich dem Auge vollständig entziehen. —

Der Mond hatte diesen Abend, an dem wir noch bis spät in die Nacht hinein am Meeresufer lustwandelten, einen so absonderlich magischen, regenbogenfarbigen Reif um sich geschlungen, daß man sich zum folgenden Morgen, wo der Ausflug nach der Tempelstadt Pästum mit einem hier landesüblichen dreispännigen Fiaker vor sich gehen sollte, wohl eines Witterungswechsels versehen konnte, und in der That blies denn auch, da wir bald nach 6 Uhr früh unser offenes Fuhrwerk bestiegen, ein sehr unangenehmer Seewind, der unsere dreistündige Fahrt namentlich dadurch belästigte, daß er uns dicke, ätzende Staubwolken in's Gesicht wehte. Die Straße ist übrigens ziemlich gut und gewährt, sich bald von der Küste entfernend und dem pittoresken Gebirgskamm zwischen Salerno und Eboli sich nähernd, viele recht interessante Blicke auf die seltsam schroffen Contouren des letzteren. Bis Battipaglia, welches etwa auf der Mitte des Weges liegt, bleibt das Terrain hügelig und felsig; von da ab aber beginnt ein an die pontinischen Sümpfe erinnerndes Morastland, in dem sich Büffelheerden behaglich herumtummeln, und aus dem jene heillosen Fieberdünste aufsteigen, die der übrigens nur sehr spärlichen Bevölkerung das kranke, welke Aussehen verleihen, welches wir an unserem Vetturin aus nächster Nähe zu bemitleiden Gelegenheit fanden. Der arme Schelm, kaum 24 Jahr alt, sah aus, als hätte

er die Gelbsucht, und hatte so tiefgefurchte, leidende Züge und so matte, eingesunkene Augen, daß er vollständig den Eindruck eines greisen Grabescandidaten machte, zumal er trotz der bald unerträglich werdenden und durch den Scirocco-ähnlichen Wind kaum gemilderten Sonnengluth bis über die Ohren in Mäntel und wollene Shawls eingewickelt steckte. Die Gegend, im Alterthum ein Rosenparadies und wegen ihrer gesunden Lage berühmt, ist jetzt in Folge der trostlosesten Culturvernachlässigung und aus Mangel an zweckmäßigen Entwässerungsanstalten noch bei weitem ungesünder, als die Region der pontinischen Sümpfe. Nirgends sieht man einen das stagnirende Wasser abführenden Canal, nirgends eine luftreinigende Baumpflanzung, geschweige denn ordentlichen Feldbau und menschliche Ansiedelung. Nur zum Durchhuschen für tempelsüchtige Touristen scheint der Landstrich heute bestimmt, auf dem einst das noch während der punischen Kriege in Reichthum und Macht blühende Posidonia (der alte Name für Pästum), sich so stolz erhob. So menschenleer indessen die Gegend auch ist, doch begegneten wir häufig den überaus malerischen Gestalten der cacciatori (Jäger), welche hoch zu Roß, den spitzen Calabreser auf dem Kopfe und die alte mit Elfenbein ausgelegte Donnerbüchse, wie zu Gustav Adolph's Zeiten, im Arm, den Jagdreichthum dieses Sumpflandes sich anzueignen, des Weges fröhlich dahinziehen. Obwohl die Wiesen zu beiden Seiten der Straße an die Campagna um Rom erinnern, so ist doch ihr Colorit bei weitem nicht so schön grün; vielmehr prävalirt das zwischen dem Grase üppig wuchernde Unkraut aller Art dergestalt, daß ein schmutziges Graubraun zur vorherrschenden Farbe der Landschaft wird. O edler Virgil, wohin sind deine „biferique rosaria Paesti" gekommen?! Nicht zweimal blühende Rosen trägt diese ungesunde Einöde mehr, und doch — als hätte sich die Mutter Natur darauf capricionirt, ad oculos zu demonstriren, daß nicht sie, die allliebende und weise, sondern nur die thörichten Menschenkinder allein an der heutigen Misère des von allen Dichtern des Alterthums so hoch gefeierten Ortes Schuld sind, — doch producirt sie hier noch, oasenhaft zerstreut, ohne alle Pflege und künstliche Nachhülfe, zweimal des Jahres reifende Kirschen, Birnen und Aepfel, von denen namentlich die letztern ihres aromatischen Geschmackes wegen sehr gerühmt werden. Woher nun aber diese traurige Verkümmerung des einst so poetischen Gebietes, diese seltsame Metamorphose der duftigen Rosensträucher in prosaische Apfelbäume? Warum wohnen heute Elend und Siechthum, wo sonst Glanz und Reichthum, Tempeldienst und stattlich-kriegerische Aufzüge die Staffage zur üppigsten Landschaftsscene gebildet? Haben wirklich das Alles, wie es so gewöhnlich heißt, die ungläubigen Saracenen oder der Wütherich Robert Guiscard verschuldet? Vergriffen sich diese Unholde doch nur an den Tempeln, deren Schätze sie raubten, um ihre Moscheen und Dome damit zu schmücken! Nein, die Antwort steht auf einem anderen Blatte geschrieben und hängt ohne Zweifel mit der bejammernswerthen Lage des modernen neapolitanischen Bauers, mit der fürchterlichen Verwahrlosung der ländlichen Verhältnisse im gebenedeiten Königreiche beider Sicilien auf innigste zusammen. Ueberall, wo unter diesem gesegneten Himmelsstrich das Auge auf Wüsteneien fällt, da rühren sie daher, daß der Bauer nicht selbst Besitzer des Landes, sondern blos Pächter von Eigenthümern ist, die er häufig nie in seinem Leben von Angesicht zu Angesicht gesehen, sondern die sich ihm gegenüber nur durch theilnahmlose und hartherzige Verwalter repräsentiren lassen. Die Villeggiatur ist freilich den neapolitanischen Großen auch bekannt; allein sie findet bei ihnen lediglich zu dem Zwecke statt, um während der schönen Zeit einen kleinen Luftwechsel zu genießen, noch höheres Hasard als in der Stadt üblich zu spielen und eine noch zahlreichere Gesellschaft von Bonvivants um sich zu versammeln, als es sich in dem oft zum größten Theil an reiche Fremde vermietheten Palazzo zu Neapel thun läßt. Es ist dies ganz dieselbe Art von Landleben, wie es die sittenlose Aristokratie unter Ludwig XIV. in Frankreich zu führen gewohnt war. Neben ihrem Sybaritismus zwingt die stets wachsende Erhöhung der Steuern die Grundbesitzer dazu, auch die Pachtsätze auf ihren Domänen höher und höher hinaufzuschrauben, und so wird denn dem armen Landbauer jedes Mittel entzogen, wodurch er eine bessere Cultur ermöglichen könnte. Fragt man ihn nach seinem jährlichen reinen Gewinn, so antwortet er apathisch: „si campa", man lebt, d. h. „es reicht eben hin, um nicht Hungers zu sterben!" — Begreift Ihr nun, liebe Leser, wo die Rosengärten Pästums hingekommen sind?! —

Der Ort besteht gegenwärtig, außer den herrlichen Tempelruinen und einigen andern altrömischen Theater-, Mauer- und Aquäductentrümmern, nur noch aus wenigen, zwar neuen, aber schmutzigen Häusern und einem ärmlichen Meierhofe, der den Fremdenführern und einem zerlumpten Gastwirth zur Herberge dient. Ich rathe Niemandem hier etwas zu genießen; es sieht gar zu unappetitlich in diesen Räumen aus, die auch in der That wohl mehr zur Recreation für die Pferde, als für die Reisenden bestimmt sind. Ueberall dieselben fiebergelben Leichengesichter! Von dem wild brausenden und ziemlich breiten Fluß Sele, welchen zwei Fähren durchschneiden, liegt Pästum ungefähr eine Stunde entfernt, sowie etwa 1/4 Stunde vom Meere, dessen Ufer hier völlig flach sind. Rings umher nichts als dumpfe, stinkende Moräste, im Hintergrund nach Osten ein Blick auf nicht allzuferne blaue Berge. Die Oede und Gottverlassenheit der Gegend ist unbeschreiblich, und die erhabenen drei dorischen Tempel, welche, das Centrum der Landschaft bildend, auf eine so hehre Vergangenheit hinweisen, tragen nur dazu bei, den desolaten Eindruck der herabgekommenen Gegenwart zu erhöhen. Den Styl dieser Bauwerke anlangend, so ist es ausgemacht, daß nur das mittelste, welches man den Neptunustempel zu nennen beliebt, aus der Glanzepoche griechischer Baukunst, das heißt etwa aus dem fünften Jahrhundert vor Christus stammt. Alle seine Verhältnisse sind so edel und schön, daß man selbst als völliger Laie von einer wahrhaften Bewunderung sich ergriffen fühlt. Mir scheint, als habe dieses Musterbild aller Zeiten dem genialen Renovator Berlins, Schinkel, beim Bau der dortigen neuen Wache vorgeschwebt, so kleinlich die Paar dorischen Säulen der Spreestadt sich auch neben diesem noch so vollständig erhaltenen Säulenwald ausnehmen möchten. Das Material ist ein röthlicher, am Sele

gefundener Tuffstein mit vielen Brüchen, Muscheln und Petrefacten. Der ganze Bau ruht auf drei großen ringsumlaufenden Stufen. Die darauf sich erhebenden äußeren Säulen sind einfach, stark, ohne Basen, doch cannelirt; ihre Dicke beträgt 6 Fuß 10 Zoll, ihre Höhe 27 Fuß 2 Zoll. Zwölf stehen auf jeder Längen- und sechs auf jeder Breitenseite mit einem Zwischenraume von 7 Fuß 7 Zoll. Die Cella hat 14 Säulen, welche einen Architrav tragen, über dem noch 8 andere, nur 11 Fuß hohe Säulen sich erheben; auf diesen hat vermuthlich das Dach geruht. Die ganze Länge des Tempels mißt 194 Fuß 4 Zoll, die Breite 78 Fuß 8 Zoll, d. h. nach englischem Maße, welches etwas kleiner ist als das unsrige. Man begreift, daß der Effect eines solchen Bauwerks von außen ein seltsam majestätischer sein muß; wohl oder übel muß man erstaunen über die Solidität dieser mächtigen Säulen, welche seit Jahrhunderten sich durch ein geheimnißvolles Equilibrium ohne Mörtel, Eisenklammern oder andere Hülfsmittel der modernen Technik aufrecht erhalten. Das Aeußere also vermag durch seine erhabene Schöne auch ein christliches Herz noch wirklich zur Andacht zu stimmen, während das Innere freilich unsern religiösen Bedürfnissen in keiner Weise mehr entsprechend erscheint. Alles kommt uns hier zu eng, zu beschränkt vor; dicke Säulen und Mauern versperren allerwärts Bewegung und Umschau. Solch ein Tempel ist nicht, wie der christliche Dom, ein Gotteshaus für Alle, reich und arm, hoch und niedrig; er ist nur ein Sanctuarium für die Götterbilder und die ihren Dienst versehenden Priester, während das Volk genöthigt war, respectvoll draußen stehen zu bleiben. Um wie viel höher steht die in der christlichen Kirche verkörperte Idee! Man sieht es, der neue welterlösende Glaube konnte die Tempel des Polytheismus zu seinem Cultus unmöglich benutzen: er heischte einen weiteren Raum zur Anbetung eines millionenmal größeren Gottes. Unabhängig von dieser Wahrheit aber steht die Frage, was schöner sei, ein heidnischer Tempel, oder ein christlicher Dom; man wird sich, wie Goethe gethan, zu Gunsten des ersteren entscheiden können, ohne deshalb an dem Vorzuge unserer Religion irre zu werden. Sie, die den unsichtbaren Gott verehrt, hat auch in ihren Cultusformen nicht sinnliche Schönheit zu ihrem höchsten Zweck, während diese den Griechen Alles war. In der hellenischen Kunst die Idee Gottes, die doch über aller menschlichen Anschauung liegt, erfüllt zu finden (wie seit Raffael Mengs so viele schwachgläubige Christen in mißverstandener Bewunderung der Antike gethan) heißt den Weg zum Ziele für das Ziel selbst ansehen. Unserem Glauben entsprechen andere Kunstformen, nach deren Entwickelung und Vollendung wir selbständig zu ringen und nicht zu vergessen haben, daß die durch Schönheit allein bezaubernden Werke des Alterthums mit Recht dem Gesang der Sirenen verglichen worden sind, in welchem die entzückt Betäubten nur allzu leicht ihren Tod finden, statt an eigner Schaffensfähigkeit zu gewinnen. Das Studium der Griechen erhebt unsere Gedanken, veredelt unsere Genüsse, reinigt unsern Geschmack und erleuchtet unser Urtheil; aber es verleiht uns nicht die productive Kraft, in einer Kunst etwas zu leisten, die, soll sie unserm religiösen Bedürfniß entsprechen, sich im Geiste nothwendig von dem überlieferten Alten emancipiren, und nach originellen Ausdrucksformen streben muß. Nur von verwandten Bäumen nimmt der Gärtner seine Pfropfreiser, und deshalb läßt sich auch die Förderung der specifisch-christlichen Architektur von der Einimpfung griechischer Kunst nicht erhoffen. Wie fern wir den alten Völkern stehen, das beweiset vor Allem der Umstand, daß wir selbst die überwältigende sinnliche Schönheit, die die antiken Künstler ihren Werken einzuhauchen verstanden haben, das wahre Leben, das sich in ihnen ausprägt, nicht so ohne Weiteres mehr herauszuempfinden vermögen. Bedurften wir Modernen doch erst eines Geistes, wie der tiefschauende Winkelmann ihn besaß, um nur überhaupt wieder Geschmack an der Antike zu gewinnen! Und so hat denn auch Goethe vollkommen Recht, wenn er sagt, daß man bei einem blos ruhigen Anschauen des Neptunustempels von einem feststehenden Punkte aus den ästhetischen Geist des Bauwerkes heute nicht mehr zu fassen vermag. Es gehört dazu erst eine besondere Potenzirung unserer Phantasie, ein Thätigseinlassen der Sehkraft an jedem nur möglichen Ansichtspunkte, ein wiederholtes Herumwandeln um das Ganze und um jede einzelne Säule. Mit einem Wort: der heidnische Tempel ist für uns kein Gotteshaus mehr, sondern ein profanes Kunstdenkmal, sowie der Jupiter des Phidias, dessen bloßes Anschauen die Alten zur Anbetung zwang, für uns auch nur eine herrliche Statue, kein anzubetender Gott mehr wäre. Umgekehrt aber müssen wir freilich auch bekennen, daß wir die griechischen Götterideale nicht mehr darzustellen vermögen: der christliche Rubens gab uns in seinen Bacchus-, Mars- und Dianagestalten blos Maskenscherze aus Cöln oder Antwerpen, und Apollo und Venus reden uns, wenn wir sie aus Pariser Ateliers empfangen, „stark französisch mit etwas römischem Accent", aber gewiß nicht griechisch-göttlich an.

Die Verhältnisse des Cerestempels und der sogenannten Basilika zur Rechten und Linken des Neptunustempels sind lange nicht von derselben Reinheit und überzeugenden Schönheitsgewalt umflossen; auch gehören sie jedenfalls einer spätern Zeit an. Sie stehen mit dem erstbeschriebenen Bauwerk in gleicher Richtung, d. h. die Breitseiten sind dem Gebirge und dem Meere, die Längenseiten aber dem Flachlande zugekehrt. Die Verjüngung der Säulen ist bei ihnen so stark, daß letztere schon einen fast zuckerhutähnlichen Eindruck machen, in welchem die Verschlechterung des Kunstgeschmacks deutlich ausgesprochen liegt. — Im Cerestempel verzehrten wir behaglich unser von Salerno mitgenommenes Frühstück, während wir die alten Münzen verschmähten, die uns der Cicerone für ganz exorbitante Preise zum Verkauf anbot. Ziegen und dickwollige Schafe weideten um uns her, und des Hirten Hund fraß mit der Gier eines Schakals, dem er überdies nicht unähnlich sah, die Brocken, die von unserem Mahle abfielen. Wer weiß, ob die abscheulich aussehende Bestie nicht gar uns selber aufgefressen hätte, wenn sie nicht gutwillig von uns gefüttert worden wäre.

Die Rückfahrt nach Salerno war keine sehr erfreuliche. Hitze und Staub belästigten uns auf höchst fatale Weise. Die drei Rosse vor unserer Kalesche keuchten und ächzten, daß es Einem ordentlich weh that, sie weiter bemühen zu müssen. Erst um 4 Uhr rollten wir am Vittoriahotel wieder vor, und zwar

trotz aller Erschöpfung und Staubbeladung noch immer mit solchem Eclat, daß sich sofort ein ganzes Heer von Bettlern um unser Fuhrwerk sammelte und uns mit einer Unverdrossenheit umkreiste, die längeren Geldbeuteln zu gelten werth gewesen wäre. Nachdem die Pferde gewechselt waren, ging es weiter über Vietri nach dem in einem reizend grünen Bergkessel gelegenen La Cava mit seinem villenförmigen Hotel de Londres, von wo aus das englische Reisepublicum meist die Partie nach Pästum zu machen pflegt, und das daher recht behagliche Comforts bietet. Sehr richtig hat ein Franzose La Cava „une vallée suisse avec les oliviers, la mer et le soleil de Naples" (ein Schweizerthal mit den Oliven, dem Meere und der Sonne Neapels) genannt. Zum Besuch der berühmten Bibliothek des dicht bei der Stadt liegenden, uralten Benedictinerklosters S. Trinita, wohin sich, man kann sagen, die gesammte abendländische Wissenschaft zu Ende des barbarischen 10. Jahrhunderts geflüchtet hatte, da die altrömische Civilisation geschwunden, und die neu italienische noch nicht begonnen, und worin unendliche archivarische Schätze, die Geschichte Unteritaliens und der Longobarden betreffend, aufgespeichert sind, blieb uns leider keine Zeit, indem wir vor 7 Uhr Abends in Nocera sein mußten, um mit dem letzten Dampfzuge heute noch Neapel erreichen zu können. Hier, wo der byzantinische Feldherr Narses 553 der Herrschaft der Gothen in Unteritalien durch die ihrem Könige Tejas gelieferte glückliche Schlacht ein Ende machte, und wo die Saracenen so lange gehaust (daher der Ort toto titulo „Nocera de Pagani" heißt), — hier erschien uns das Symbol der Hauptstadt beider Sicilien, der Vesuv, zum ersten Male wieder und ward von Rechtswegen als alter Freund auf das lebhafteste begrüßt. Anderthalb Stunden später, und wir wiegten uns wieder auf den rothen Divans der vornehmen trattoria della Villa di Napoli neben dem Café Europa an der Ecke des Largo del Palazzo und des Toledo, dessen himmelaufjauchzendes Getöse mit der schweigenden Oede Pästums in eben so grellem Contraste steht, wie die Küche des von französischen Kellnern bedienten neapolitanischen Restaurants gegen die culinarischen Genüsse absticht, welche die Fuhrmannskneipe in der Tempelruinenstadt darbietet. Solche Contraste sind freilich pikant genug, aber doch hat das Reisen entschieden an behaglicher Anmuth verloren, seitdem der Dampf sie überall in der Welt so nahe zusammengerückt hat, daß die verschiedenen Eindrücke, die man empfangen, nothwendig an individueller Schärfe verlieren müssen und schließlich zu einem Chaos abgerissener und unvermittelter Vorstellungen in einander zu schwimmen drohen. Auch mir bekam dieser allzupikante Wechsel schlecht: ich fühlte mich erschlafft, wie nach einem hyperlukullischen Mahle; Neapel hatte keinen Reiz mehr für mich, und nach kaum zwei Tagen floh ich rückwärts gen Rom, wo ich unter den üppigen Rosen der Kaiserpaläste erst wieder zu neuer Genußfähigkeit und Dankbarkeit gegen mein gütiges Schicksal erwachte. A. v. W.

Zur Chronik.

Statistische Congresse.

λ. Unsere Zeit mannichfacher Vereine hat auch die internationalen statistischen Congresse entstehen sehen. Auf dem Germanistenverein in Lübeck 1847 tauchte die fruchtbare Idee auf, durch gegenseitige Besprechung von Fachmännern einerseits der Wissenschaft der Statistik größere Einheit zu geben, andererseits die Aufmerksamkeit der Regierungen auf die hohe Bedeutung der Statistik für die Staatsverwaltung zu lenken. Die folgenden unruhigeren Jahre hatten den Gedanken in den Hintergrund gedrängt, als die Londoner Industrieausstellung einen neuen Anstoß gab. Hier trafen sich zwei tüchtige Statistiker aus Staaten, welche in Hinsicht auf Statistik bereits eine hervorragende Stellung einnehmen, der Belgier Eduard Ducpetiaux und der Engländer William Farr, und brachten die deutsche Idee zur Reife. Es wurde der Grund zu jenen Vereinigungen gelegt, die sich unter dem Titel „statistische Congresse" bald eine hohe Bedeutung errangen. Von Belgien sollte die Initiative ergriffen werden, und dies geschah denn auch im Jahre 1853 mit praktischem Blicke und ächter Wissenschaftlichkeit. Im genannten Jahre fand der erste Congreß in Brüssel statt, von nahe an 150 Fachmännern besucht; der zweite 1855 zu Paris, zu dem sich fast 600 Personen eingefunden, darunter freilich auch manche Dilettanten; der dritte 1857 in Wien; alle im September als dem geeignetsten Monat. Absichtlich ließ man eine zweijährige Pause, um für die Ausarbeitung der jedesmaligen Programme, die von Congreß zu Congreß an innerm Gehalt gewannen, Zeit zu haben. Die Geschäftsleitung führte in Brüssel der scharfsinnige Statistiker Quetelet mit dem damaligen Minister des Innern Piercot; in Paris der Minister des Handels und der öffentlichen Bauten Rouher, in Wien Freiherr v. Czörnig, ein Meister im Fache der Statistik; im Namen der Regierung hatte der Minister des Handels, Ritter v. Toggenburg, die Versammlung in einem wohldurchdachten deutschen und französischen Vortrage begrüßt. Zu Vicepräsidenten wurden in Wien die Repräsentanten der ausländischen Regierungen ernannt. In Brüssel waren 8 deutsche Staaten vertreten, in Wien 13. Von den übrigen europäischen Staaten hatten sich in Brüssel Abgesandte aus Frankreich, England, Spanien, Sardinien, Portugal, den Niederlanden, Dänemark und der Schweiz eingefunden; in Wien zu diesen (außer Sardinien) noch solche aus Schweden, Norwegen, Toscana, Rußland und der Türkei. Officiell ausgeblieben war dagegen in Wien Preußen, und von da war auch keine Vorlage statistischer Publicationen vorhanden. Die Regenten nahmen den Congressen gegenüber eine theilnehmende Stellung ein und gaben ihr Interesse an den Bestrebungen derselben in ihrer Weise kund. König Leopold zog die namhafteren Ausländer zur Familientafel und erschien in einer Versammlung; in Paris und Wien wurden die Mitglieder etiquettenmäßig vorgestellt, und zwar in Wien zuerst die Kaiser- und Königreiche, hierauf die Großherzog- und Herzogthümer, und dann die Republiken, voran die Schweiz (unter den Herren der „freien" Städte erhob sich dabei ein kleiner Rangstreit, da Lübeck, bei diplomatischen Aufzügen im Vorrang, den letzten Platz bekommen sollte!). In Wien hatte sich übrigens die österreichische Gemüthlichkeit aufs glänzendste gezeigt, namentlich die kaiserliche Municifenz durch Bestreitung zweier interessanten Ausflüge, auf den Semmering und nach Preßburg.

Die Versammlung in Wien dauerte auch länger als die frühern Congresse, nämlich eine volle Woche. Man hielt fünf Hauptsitzungen und eine Reihe Sectionssitzungen (Mortalitätsstatistik, Justizstatistik, Finanzstatistik, Industriestatistik, Unterrichts- und physische Statistik), konnte aber bei der Kürze der Zeit die Referate nicht so einläßlich besprechen, wie dies noch in Brüssel geschehen war. Interessant war, aus dem Munde des österreichischen Statistikers, Freiherrn v. Czörnig, zu vernehmen, wie viel seit 1855 in Oesterreich für Statistik geschehen, wie insbesondere über die nationalökonomischen Verhältnisse einläßlichere Darstellungen erscheinen werden, als irgend ein anderes Land besitzt. Auch nahmen unter den statistischen Vorlagen die Werke der kaiserlichen Regierung aus der Staatsdruckerei (unter dem unternehmenden Auer) die erste Stelle durch innern Werth, Mannichfaltigkeit und typographische Ausstattung ein. Durch gründliche Vollständigkeit ausgezeichnet war eine dieser Publicationen: „Bibliographisch-statistische Uebersicht der Litteratur der österreichischen Monarchie" von Dr. K. v. Wurzbach. Oesterreich zählte danach im Jahre 1855 78 politische Blätter und 377 Zeitschriften für Wissenschaft und Kunst. In der Residenz erschienen 105 periodische Schriften, darunter 21 politische Blätter (das älteste Blatt der Monarchie ist die „Wiener Zeitung"; ihr diesjähriger Jahrgang ist der 153.), während 81 Jahre früher, im Jahre 1774, 20 periodische Schriften herauskamen mit zum Theil höchst sonderbaren, jene Zeit charakterisirenden Titeln, wie: der Zeitfinger oder das Quodlibet; Leben und Thaten Klaus Tastenfinks, genannt des Schleuderers, in einer Reihe wunderbarer Vorfälle, die sich jedoch täglich im gemeinen Leben häufig zutragen; Geschichte eines verrufenen Siebenzehners; der Müssiggänger; die Meinungen der Babett; der hungrige Gelehrte; der Kässtecher; der Mädchenfreund; Lieb mich oder ich friß Dich; Alles unter einander, wie's uns einfällt, u. s. f. (Dies sind Spaziergänge des Wiener Humors, wie sie, nur weniger harmlos, auch in der revolutionären Epoche des Jahres 1848 in manchen Wiener Zeitungstiteln wieder auftauchten.) Schon in Paris war die Statistik der großen Städte zur Sprache gekommen; der Gemeinderath von Wien hatte für den Congreß den Anfang mit einer solchen Statistik (Topographie Wiens, Stand und Bewegung der Bevölkerung ꝛc.) gemacht. Es ist leicht zu sehen, wie bedeutend solche sorgfältige Arbeiten werden müssen. Verschiedene andere Staaten, Großbritannien, Schweden, die Niederlande, Würtemberg ꝛc. hatten interessante Facharbeiten in Wien auflegen lassen. Die Regierung von Zürich hatte die treffliche topographische (hypsometrische) Karte des Kantons zum Geschenke geschickt, die allgemeinen Beifall fand. Der officielle Vertreter der Schweiz gab eine Berichterstattung über den Stand der Statistik in der Schweiz. Diese besitzt kein centrales statistisches Bureau, wohl hauptsächlich deshalb, weil sie innerhalb ihrer jetzigen Verhältnisse als Bundesstaat nicht aufgehört hat, ein Staatenbund zu sein; indessen geschieht in jener Hinsicht von den einzelnen Regierungen Vieles für die Darstellung der öffentlichen Verwaltung, selbst in dem kleinen Kanton Obwalden, obgleich in ihn die Buchdruckerkunst nur auf kurze Zeit (für Gebetbüchlein) eingedrungen ist (es giebt übrigens noch zur Stunde einen Kanton, in welchem weder je ein Buchstabe gesetzt, noch ein Bogen gedruckt worden ist, der Halbkanton Appenzell J. Rhoden). Der in diesem Sommer verstorbene Bundesrath, St. Franscini, ein tüchtiger Statistiker, bildete aber gewissermaßen in seiner Person ein statistisches Bureau, und zwar ein sehr wohlfeiles, da seine desfallsigen Arbeiten („Beiträge zur Statistik der Schweiz") der Eidgenossenschaft nur die geringen Druckkosten verursachten. Es ist bekannt, daß man der Familie des uneigennützigen Gelehrten wenigstens eine kleine Entschädigung zu verschaffen sucht, indem man die hinterlassenen Werke desselben anzukaufen beschloß. Ein Zweig der Statistik liegt seltsamerweise in der Schweiz trotz des anerkannt hohen Standes ihrer Industrie noch ziemlich darnieder, die Industriestatistik. Viel Aufmerksamkeit wird von Vereinen und Privatgelehrten der physischen Statistik geschenkt. Industrielle Monographieen besitzt bereits Oesterreich, und solche wurden auch dem Congresse vorgelegt. Die Litteraturstatistik soll in das nächste Congreßprogramm aufgenommen werden. Der Wiener Congreß faßte überhaupt sehr viele für alle Zweige der Statistik anregende und fruchtbare Beschlüsse.

Die Deutschen in Livland.

— Das Jahr 1858 ist ein gewichtiges Gedenkjahr für die Geschichte Livlands. Die „Riga'schen Stadtblätter" stellten darüber folgende Betrachtungen an. Sieben Jahrhunderte sind dann gerade verflossen, seitdem zuerst, soweit die Nachrichten darüber reichen, ein deutscher Fuß die Küsten Livlands betreten, und deutscher Fleiß und deutsche Ausdauer angefangen haben, diesem Lande ein Gepräge aufzudrücken, das es im Laufe der Jahrhunderte unter dem mannichfaltigsten Wechsel von Stürmen und Ungemach und Tagen friedlicher Ruhe mehr oder weniger treu in Sprache, Sitte und Lebensgewohnheiten zu bewahren gewußt hat. Von der ersten Ankunft der Deutschen in Livland berichten die alten Chroniken, daß unter des glorreichen Kaiser Friedrich Barbarossa's Regierung es Gott gefallen habe, auch den damals barbarischen Livländern das Licht der christlichen Religion aufgehen zu lassen. Daher es geschehen, daß etwa ums Jahr Christi 1158 etliche wohlhabende bremische, oder doch niedersächsische Kaufleute, welche mit unterschiedenen wohlgerüsteten Schiffen nach der damals auf der felsigen Westküste der Insel Gottland berühmten Handelsstadt Wisby, dem früh schon von Deutschen colonisirten Stapelplatz und Freihafen für den damaligen nordeuropäischen Handel, zu segeln Willens waren, durch einen heftigen Sturm in der See lange umhergetrieben wurden, bis sie endlich durch sonderbare Fügung Gottes Livland erreichten und an dem Orte landeten, wo die Düna ins Meer fällt, und woselbst sich die am Meere wohnenden Esthen Liven nannten. Sobald sie erkannten, was für ein wildes Land es war, dahin sie geworfen worden, machten sie sich gar leicht die Rechnung, daß sie aus einer Lebensgefahr in die andere gekommen, zumal da sich ihnen der Wind zur Abfahrt durchaus nicht fügen wollte. Wie sie denn auch das, was ihnen ihr Herz gesagt, bald in der That erfuhren; denn sobald die in der Nähe wohnenden Liven dieser fremden Gäste ansichtig wurden und sahen, daß sie zu landen versuchten, kamen sie entweder aus Begier des Raubes oder weil sie die angekommenen Deutschen für ihre Feinde hielten, in hellen Haufen und griffen in Böten und vom Lande aus die deutschen Fremdlinge an, fanden aber größeren Widerstand, als sie sich vielleicht eingebildet hatten, dieweil sich die Kaufleute und Schiffer in aller Weise durch Schießen, Stoßen und Schlagen männiglich zur Wehre setzten. Wie nun leicht zu schließen, daß unter den Liven sich damals schon Leute gefunden haben, welche in schwedischer, dänischer oder in einer andern den Deutschen bekannten Sprache mit den Deutschen reden konnten, so kam es endlich durch freundliche Unterredung dahin, daß zwischen beiden Theilen ein Friede bei Strafe des Hängens für den, der ihn bre-

chen würde, geschlossen und beschworen wurde. Nach getroffenem Frieden und Vergleich wurden diese Fremdlinge mit den Liven mehr und mehr bekannt, fingen an, dieselben mit Meth und Wein zu bewirthen und ihre mitgebrachten Waaren an sie insonderheit gegen Honig und Wachs, das von den Liven nicht sonderlich werth geachtet wurde, also daß sie es in großen Haufen bei Seite geworfen, sowie gegen Flachs, Hanf und dergleichen Dinge mehr zu vertauschen und einen gewinnreichen Handel zu machen. Als sie endlich ihre Waaren los waren, rüsteten sie sich wieder zur Abreise; weil sie aber wohl erkannten, daß ihnen aus dem Handel mit diesen Völkern für die Folge ein noch größerer Nutzen erwachsen könne, trafen sie vor ihrer Abreise mit den Liven einen solchen Vergleich, daß es ihnen und allen denen, so sich mit ihnen nach diesem in Compagnie begeben würden, freistehen sollte, nach Livland zu kommen und ihre Waaren zu verhandeln. Hiermit reisten die Kaufleute fröhlich ihre Straßen, kamen aber aus Trieb nach Gewinn zu öftern in großer Gesellschaft wieder, beflissen sich durch Bescheidenheit und Freundlichkeit, sich dieses Volk je mehr und mehr zu verbinden, rückten auch mit dessen Bewilligung die Düna hinauf, daß sie also bei sechs Meilen Weges weiter ins Land kamen, woselbst sie Hütten aufrichteten, und hantirten in dieser Weise mit den Einwohnern des Landes etliche Jahre. In folgenden Zeiten ersuchte die sämmtliche Compagnie der Handelsleute die Liven, daß sie ihnen vergönnen möchten ein Haus zu bauen, darin sie bequem ihre Waaren ablegen und sicher halten könnten; und da die Liven, so sich keines Arges befürchteten, darein leicht willigten, bauten die Deutschen auf einem Berge ein starkes und wohlverwahrtes hölzernes Haus, besetzten es auch nach Gelegenheit dergestalt, daß sie wohl einen Anlauf darin auszuhalten sich getrauten. Solches Haus wurde von den Liven Uxküll, ein Dorf, genannt. — Also haben die Deutschen in Livland ihre erste Factorei eingerichtet und festen Fuß daselbst zu fassen angefangen, mit der eigentlichen Erbauung von Burgen und Städten, wie Riga, und mit der Unterwerfung der Einwohner, aber erst später begonnen, als sich den bis dahin friedlichen Handelsinteressen die kirchlichen gesellt hatten und der ritterliche Geist jener Zeit im Dienste der Kirche, wie zu eignem Frommen mit der Nacht des Heidenthums in den Kampf getreten war.

Weshalb wurde Nena Sahib ein Ungeheuer?

x. Niemand zweifelt daran, daß die Herrschaft der Engländer über Indien für dieses Land selbst eine große Wohlthat ist, und daß im Allgemeinen die Regierung der ostindischen Compagnie Lob verdient. Aber nicht minder klar ist auch die Thatsache, daß viele verhängnißvolle Fehler und manche Ungerechtigkeiten begangen sind, die sich am Ende schwer gerächt haben. Von einer solchen ist auch Nena Sahib betroffen worden. Die Sache verhält sich folgendermaßen.

Nena Sahib, Radscha von Bithur, heißt eigentlich Sri Mönt Dhundu Pönt; er ist Adoptivsohn des verstorbenen Badschi Rao, der einst Peischwa der Maharatten war. Diesen König hatten die Engländer entthront, und er war Pensionär der ostindischen Compagnie. Als er noch im Vollbesitz seiner Macht sich befand, war er ein treuer Bundesgenosse der Engländer gegen Tippo Sahib, den Tiger von Seringapatam, gewesen. Sie lohnten ihm mit Undank, geriethen mit ihm in Krieg und nahmen 1817 sein Land in Besitz. Badschi Rao stand zuletzt noch an der Spitze von 8000 Mann und war entschlossen, sich aufs Aeußerste zu wehren. Aber General Malcolm knüpfte Unterhandlungen an und überzeugte den Peischwa, daß dieser unterliegen müsse. Am Ende kam man über folgende Sätze ins Reine. Badschi Rao sollte seine Herrschaft niederlegen und binnen vierundzwanzig Stunden in Begleitung seiner Familie und einer bestimmten Anzahl von Anhängern und Dienern im britischen Lager erscheinen, wo man ihn mit allen gebührenden Ehren und Auszeichnungen empfangen werde. Es solle ihm freistehen, seinen Wohnsitz in der heiligen Stadt Benares oder an irgend einem andern heiligen Orte in Hindostan, nicht aber im Dekhan zu nehmen, und die Compagnie werde ihm und seiner Familie eine angemessene Pension zahlen; auch verpflichte sie sich, für die alten treuen Anhänger des Peischwa angemessen zu sorgen. Die Pension für diesen und seine Familie solle jährlich mindestens 8 Laks Rupien, d. h. 80,000 Pf. Sterl. betragen.

Auf diese Vorschläge ging Badschi Rao ein; er erschien im englischen Lager und nahm seine Residenz in Bithur. Die Compagnie war aber mit dem Verfahren des General Malcolm nicht zufrieden, weil ihr die versprochene Pension zu hoch schien; sie mußte indessen ebensowohl wie Lord Hardinge, der damalige Generalgouverneur, das Uebereinkommen genehmigen und die Jahressumme zahlen. Diese sollte, wie bemerkt, vertragmäßig auch auf des Peischwa Familie übergehen. Den heiligen Büchern der Hindu zufolge gilt es für ein entsetzliches Unglück, kinderlos zu sterben. Der Kinderlose kommt nach dem Tode in eine Hölle, wo er von Hunger und Durst gemartert wird, weil auf Erden kein Kind zurückgeblieben ist, welches dort für ihn dergleichen opfert. Wer aber keine Leibeserben hat, kann adoptiren, und Badschi Rao nahm den Nena Sahib an Kindesstatt an. Der ehemalige Maharattenherrscher lebte als Ex-Peischwa fünfunddreißig Jahre zu Bithur, wo er über einen kleinen Bezirk eine sehr eingeschränkte Herrschaft führte, und starb erst am 28. Januar 1851. Damals war Lord Dalhousie Generalgouverneur; er gab dem Rathe zu Calcutta die Weisung, die ausbedungene Pension dem Adoptivsohne nicht auszuzahlen. Dieser, sammt den Frauen des Verstorbenen, gerieth dadurch in Noth und Dürftigkeit. Am 24. Juni 1851 übersandte Nena Sahib dem Untergouverneur der Nordostprovinzen eine Schrift, in welcher er den Sachverhalt auseinandersetzte. Man entgegnete, die Pension könne nicht ferner ausgezahlt werden, doch wolle man ihm zur Bestreitung des Lebensunterhaltes eine Strecke Landes anweisen. Der englische Bevollmächtigte in Bithur, welcher die Lage der Dinge genau kannte, wies die Gerechtigkeit von Nena Sahibs Forderungen nach, aber ein Schreiben vom Secretär des Generalstatthalters, 24. September 1851, enthielt den schärfsten Tadel darüber, daß er unberufener und unverantwortlicher Weise sich in diese Angelegenheit gemischt habe. Nena Sahib wandte sich 1852 um Gerechtigkeit an die Directoren der Compagnie in London, welche nach einjähriger Zögerung das Gesuch abschlägig beantworteten. Nena Sahib ist ein gebildeter Mann, der stets sanfte Manieren gezeigt hatte; aber die gegen ihn verübte schreiende Ungerechtigkeit brachte eine fürchterliche Bitterkeit in seine Seele, und er sann von nun an auf blutige Rache. Als dann der Aufstand in Mirat ausbrach, war seine Zeit gekommen. Noch 1855 hatte er einen Freund, Namens Azimallah, nach London geschickt, einen sehr wackern und gewandten Mann, der geläufig Englisch redete und viel in europäischer Gesellschaft verkehrte. Auch Azimallahs Bestrebungen, Gerechtigkeit für Nena Sahib auszuwirken, blieben vergeblich. Als er in übelster Laune nach Indien zurückreiste, äußerte er gegen einen englischen Freund, man werde schon einmal Ursache haben, das niederträchtige Verfahren Lord

Dalhousie's und der Compagnie zu bereuen. Azimallah hat Recht gehabt, und er selber spielte an Nena Sahibs Seite in Kanpur eine blutige Rolle. Die Gräuelthaten dieser Hindu sind abscheulich, aber viel von dem vergossenen Blute kommt, wie man sieht, auf das Haupt Dalhousie's und der Compagnie. Discite justitiam moniti!

Miß Julia Pastrana.

— Im Circus von Renz, längere Zeit in Wien, jetzt in Dresden eröffnet, wo Renz sich eine prachtvolle Villa erbaute, — hat sich zu den Amazonen aus den Familien Tourniaire, Loisset, Guerra ein weibliches Monstrum gesellt, das sich auch der wissenschaftlichen Untersuchung unserer Naturforscher als ein Räthsel hinstellt. Miß Julia Pastrana ist eine Mißgeburt, die auf einen Umgang mit den Pavianen der mexicanischen Wüste schließen läßt. Der schwarzbehaarte Kopf dieses Wesens würde ganz Urangutang sein, wenn nicht die rüsselförmige Mundform zugleich Reminiscenzen vom wilden Eber aufwiese. Nacken und Büste zeigen den entschiedenen Uebergang vom Thier zum rothbraunen Weibe des mexicanischen Urstammes; unten endet die ganze Gestalt in sehr zierlichen Füßchen, welche die Pirouetten der spanisch-americanischen Nationaltänze nicht ohne die Grazie eines Kindes ausführen, während das Haupt dieses seltsamen Wesens, das wir doch Mensch nennen müssen, uns schreckt und entsetzt. Wie wir hören, hat an mehreren Orten polizeiliches Verbot das öffentliche Auftreten dieses Wundermenschenthiers verhindert. Den Naturforschern aber kann dies Phänomen nicht entzogen werden; es ist vielmehr von großem Interesse, der Abart und der Entstehungsweise dieser Verirrung der Natur auf die Spur zu kommen. Das Programm des Circus und der nicht sehr glückliche Vortrag eines Mannes von österreichischer Mundart, der gleichsam eine captatio benevolentiae an die Versammlung richtet, geben eine historische Andeutung, die, ist sie kein Humbug, ziemlich dreist und unzweideutig die alte Frage erneuern zu wollen scheint, wie weit ein menschliches Wesen sich an einem Pavian in der Wüste „versehen" konnte, oder die Untersuchung wieder aufwirft, ob der Neger eine Abkunft vom Affen verrathe. Im Jahre 1830 gingen mehrere Wurzelgräberfrauen von Copala im Mexicanischen nach einem kleinen Teich an der Seite des Berges, um nach Landessitte zu baden. Nach Hause zurückgekehrt, vermißten sie eine ihrer Gefährtinnen. Alle Bemühungen, sie wieder aufzufinden, waren vergeblich; man hielt sie für ertrunken. Sechs Jahre später hörte ein Viehbesitzer, der seinen verlaufenen Stieren in den Bergen nachjagte, aus einer Höhle eine weibliche Stimme. Er fand das so lang vermißte Weib, einen zweijährigen Säugling im Arme. Die Aussage der Frau, daß sie von einem andern Wurzelgräberstamme in der Höhle gefangen gehalten sei, erschien gesucht; die Gegend, in der sie gefunden wurde, war viele Meilen weit von aller menschlichen Behausung fern, die Wildniß wimmelte aber von Affen, Pavianen und Bären. Man weiß daß Affen gegen Frauen sehr zärtlich sind, Kinder oft rauben, um sie zu füttern und zu behüten. Die Frau ist todt, das Kind mit dem Affenkopf wurde Julia Pastrana getauft. In der Familie des Gouverneur von Ullas, Pedro Sanchez, erwuchs die seltsame Miß als Dienerin des Hauses. — Wo fängt der Mensch an und wo hört das Thier in ihm auf?

Das liberale Sardinien.

x. Im größten Theil Italiens, namentlich im Kirchenstaate, welcher von Geistlichen beherrscht wird, befindet sich der Volksunterricht bekanntlich in einem kläglich verwahrlosten Zustande. Dagegen bemüht sich die liberale Regierung des Königs von Sardinien dem Schulwesen nach Kräften aufzuhelfen und hat während der letzten zwei Jahre die Ausgaben für dasselbe um 700,000 Lire (zu 8 Neugroschen) gesteigert. Man macht es der sehr reich ausgestatteten Kirche zum Vorwurf, daß sie die Schulen vernachlässige, auf welche sie doch bisher einen so vorwaltenden Einfluß geübt hat. Von den 3083 Gemeinden im Staate fehlte es in 223 an Knabenschulen und in nicht weniger als 1422 an Mädchenschulen; die Regierung hat aber eine Menge neuer Anstalten ins Leben gerufen und trachtet dahin, daß jede Gemeinde eine Schule haben solle. In der Provinz Oristano auf der Insel Sardinien, welche 81 Gemeinden zählt, ist nicht eine einzige Mädchenschule vorhanden. Der leitende Minister in Turin, Graf Cavour, der entschieden an freisinnigen Grundsätzen festhält, hat schwer mit der römischen Geistlichkeit zu kämpfen, welche von ihren mittelalterlichen Vorrechten nichts aufgeben will, obwohl sie dieselben niemals zum Nutzen und Vortheil der Nation angewandt. Vor kurzem hat er ein Rundschreiben erlassen, in welchem er, auch in Rücksicht auf die Schwierigkeiten, welche die Priester und ihr Anhang den wohlgemeinten und aufgeklärten Maßregeln der Regierung in den Weg legen, alle Beamten ermahnt, mit Eifer liberale Grundsätze verbreiten zu helfen und Aufklärung zu verbreiten, damit den böswilligen Bestrebungen der römischen Sendlinge mit Erfolg entgegengewirkt werde. Sie stellen die Regierung als eine Feindin der Religion, eine Unterdrückerin der Kirche und Verfolgerin der Geistlichkeit hin, bedienen sich also derselben hohlen und vulgären Redensarten, die bei ihnen stets herkömmlich waren, wenn sie gegen culturfreundliche Maßregeln zu Felde ziehen. Graf Cavour sagt: „Die Regierung ist der Staatsreligion zugethan, hegt keine Feindseligkeit gegen die Kirche und achtet deren Diener; sie ist stets bereit deren wahre Interessen zu fördern und gesetzliche Rechte zu schützen. Aber sie hält zugleich mit unerschütterlicher Festigkeit an der Unabhängigkeit der bürgerlichen Gewalt und an der Gewissensfreiheit; sie wird keine Einmischung der Priester in bürgerliche Angelegenheiten dulden." Sie will, mit anderen Worten, keinen Despotismus der Geistlichkeit leiden, und deshalb ist die römische Partei in ganz Europa so erbittert gegen die liberale Regierung Sardiniens.

Westslawischer Märchenschatz. Ein Charakterbild der Böhmen, Mähren und Slowaken in ihren Märchen, Sagen, Geschichten, Volksgesängen und Sprüchwörtern. Herausgegeben von Joseph Wenzig. 21 Bgn. 8. Mit Melodieen. (Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig. Preis 1 Thlr.)

Die Böhmen, Mähren und Slowaken gehören, wenn auch in ihrer Geschichte geschieden, einem und demselben, dem cechoslawischen, Sprachstamme an und bilden einen, sieben Millionen starken Theil der Bevölkerung des österreichischen Kaiserstaates. Es soll dies Buch ein Charakterbild dieser Stämme abgeben und dazu dienen, einen Blick in das innere und äußere Leben der Cechoslawen zu erschließen. Wenn die Sammlung auch dem wissenschaftlichen Forscher in mancher Beziehung brauchbaren Stoff bieten wird, so ist es doch nicht die Absicht gewesen eine gelehrte Arbeit zu liefern, sondern dem gebildeten Publicum einen ästhetischen, dabei aber zugleich lehrreichen Genuß zu verschaffen. Die Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Märchen, Sagen und Geschichten, die zweite Lieder, Balladen, Romanzen, Legenden und Sprüchwörter umfaßt. Mehreren der Volkslieder sind die Melodieen beigegeben.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 18. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 1. Mai.

Inhalt.

Die Belagerung von Lacknau.*)

Der standhafte Heldensinn, den die Engländer während des Sipoyaufstandes in Indien überall an den Tag gelegt haben, findet seinen Glanzpunkt in der Vertheidigung und dem Entsatz von Lacknau. Wie auf einem kleinen Felseneiland, das das stürmisch tobende Meer stündlich zu verschlingen droht, harrte die kleine Schaar der Vertheidiger mitten in dem vom wildesten Aufruhr bewegten Lande fast ohne Hoffnung des Entsatzes aus und wies unerschüttert alle Angriffe zurück, ungebeugt von Todesgefahr, Hunger und Seuchen. Einer der überlebenden Tapfern hat jetzt die Geschichte der Belagerung geschrieben, in der er selbst, obgleich nicht Soldat, eine Rolle zu spielen bestimmt war. Mr. Ruutz Rees, ein geborener Rheinländer, ist ein Kaufmann aus Calcutta, den im Mai 1857 Geschäfte nach den oberen Provinzen riefen. In Benares angekommen, vernahm er die erste Kunde von den blutigen Vorfällen in Mirut und Delhi, setzte aber dennoch seine Reise nach Allahabad und Kawnpur fort, da niemand an eine weitere Ausbreitung des Aufstandes glauben wollte. Hier kaufte er noch eine Ladung Lein- und Rapssamen und begab sich dann in Folge dringender Aufforderung seines Correspondenten in Lacknau nach dieser Stadt. Sein Handelsfreund dort war ein Franzose, Deprat, der früher als Officier unter den africanischen Jägern gedient hatte und bald Gelegenheit bekam, seinen alten, hinter dem Comptoirpult nur eingeschlummerten militärischen Neigungen Genüge zu thun. Schon hatte ein Regiment, das 7. irreguläre der Audhinfanterie, gemeutert, war aber durch die Entschlossenheit und Energie des Civilcommissärs Sir Henry Lawrence und durch die Unterstützung der übrigen eingebornen Truppen, die sogar an sie abgesendete Emissäre der Meuterer ausgeliefert hatten, zum Gehorsam gebracht worden. Um so sicherer glaubte man sich, ohne sich dadurch von Vorsichtsmaßregeln abhalten zu lassen. Die Ruhe dauerte auch nur bis zum 30. Mai, wo der Aufstand in hellen Flammen ausbrach. Die Mannschaften der fünf in den Cantonirungsquartieren stehenden Sipoyregimenter rotteten sich wie auf ein Signal zusammen und steckten zuvörderst das Speisehaus der Officiere des 71. Regiments in Brand. Da Feuersbrünste in der letzten Zeit nichts Seltenes gewesen waren, wollten sich zwei Officiere, die Lieutenants Thain und Campbell, obgleich all ihre Kameraden bereits geflüchtet waren, in ihrer einmal begonnenen Billardpartie nicht stören lassen. Aber eine Kleingewehrsalve in das Fenster war selbst für ihre Kaltblütigkeit zuviel, und sie mußten doch in der Mitte aufhören. Rees lag bereits in tiefem Schlafe, als ihn ein Bedienter Deprats mit der Nachricht von dem begonnenen Aufstand weckte, und von da an begann ein Leben fortwährender Gefahr und Aufregung, das bis zum 26. September, dem Tag des ersten Entsatzes, dauerte. Viele einzelne Officiere fielen den Meuterern zum Opfer, aber letztere wurden doch aus der Stadt getrieben, die im Besitz der Engländer blieb. Jedoch die ganze Provinz Audh, Stadt und Land, fiel den Insurgenten zu; nur wenige Radschahs und Grundbesitzer verhielten sich neutral, und Keiner trat offen auf Seite der Briten. Tausende von Edelleuten und Beamten, die während der Herrschaft des einheimischen Königs gutbezahlte Stellen bekleidet hatten und zu faul waren, um zu arbeiten, waren jetzt in Armuth und Noth gerathen, und mit ihnen ihr zahlreiches Gefolge und ihre Schaaren von Bedienten. Auch die zahllosen Vagabunden, Räuber und Bettler, die unter der einheimischen Regierung sichern Erwerb fanden, waren außer Brot gekommen. Die eingebornen Kaufleute und Banquiers, die, solange Wadschid Ali auf dem Throne saß, ansehnlichen Gewinn aus den Lieferungen an einen in größter Ueppigkeit lebenden Hof zogen, fanden keinen Käufer mehr für ihre Waaren, und das Volk im Allgemeinen war unzufrieden über die neuen Steuern, welche die Engländer eingeführt hatten. Vor Allem erregte die Opiumsteuer maßlose Unzufriedenheit in dem ganzen Lande und besonders in der Stadt. Opium war in Lacknau ein so nothwendiges Lebensbedürfniß wie in China, und die plötzliche Entbehrung desselben fiel am schwersten auf die

*) Personal Narrative of the Siege of Lucknow from its commencement to its relief by Sir Colin Campbell. By L. E. Ruutz Rees, one of the surviving defenders. With a plan of Lucknow and the Residency and a portrait of Sir Henry Lawrence. London. 1858.

ärmeren Opiumesser. Viele, die es sich zu dem theuern Preis nicht verschaffen konnten, schnitten sich aus Verzweiflung die Kehle ab. Ferner hingen die englischen Beamten, bei allem Bestreben, Gerechtigkeit zu üben, doch zu sehr von ihren eingebornen Unterbeamten ab, die sich meistens bestechen ließen und vorgaben, daß den größern Theil der Summen, die sie erpreßten, ihre Vorgesetzten erhielten. Auch gab es Fanatiker in Ueberfluß in der Stadt, welche im Namen der Religion Mohammedaner und Hindus gegen die ungläubigen Engländer aufreizten und den Aufruhr aus besten Kräften förderten.

Sir Henry Lawrence verbarg sich das Gefährliche seiner Lage nicht. Es war ihm von der Regierung in Calcutta freigestellt worden, Audh entweder zu räumen oder zu halten. Er beschloß das Letztere trotz der geringen Streitkräfte, über die er zu verfügen hatte, reihte die Civilisten in freiwillige Corps, Reiterei und Fußvolk ein, stellte die Residenz, eine weitläufige Gruppe von Gebäuden, unter Kriegsrecht, räumte alle zu weit vorliegenden Posten, bis auf das Mutschi-Bhawn-Fort und trug vor allen Dingen Sorge, große Vorräthe von Getreide und allerlei Lebensmitteln zu sammeln. Er selbst war unermüdlich und schien fast nie zu schlafen. Oft ging er verkleidet aus und besuchte die lebhaftesten Theile der Eingebornenstadt, um selbst zu beobachten und zu sehen, wie man seine Befehle befolgte. Oefters ließ er sich eine dünne Matratze neben die Kanonen am Baileyguardthor legen und zog sich hier unter die Artilleristen zurück, nicht um zu schlafen, sondern um zu sinnen und Pläne zu machen. Er schien allgegenwärtig zu sein und überall gesehen zu werden. Alle liebten und verehrten den alten Herrn, und Jeder hatte auch Ursache dazu, denn Niemand war zu niedrig um von ihm beachtet zu werden, und keine Einzelheit war für ihn ohne Interesse. Jeder, der unter ihm thätig war, mochte seine Stellung auch noch so untergeordnet sein, wußte, daß, wenn er seine Obliegenheiten gern und gut verrichtete, Sir Henry, der ein scharfes Auge überall hatte, ihn nicht unbelohnt lassen würde. Die untern Civilbeamten hatten einen warmen Freund an ihm und bei dem gemeinen Soldaten war er wo möglich noch populärer. Als Sir Henry das Hauptquartier aus der Cantonirung nach den Residentschaftsgebäuden verlegte, begrüßten ihn die Truppen mit lautem Zuruf. „Lange lebe Sir Henry!" erscholl es von allen Seiten; und ein langes und lautes Hurrah dauerte fort, solange er sichtbar blieb. Ein armer Teufel schrie so laut, daß er sich ein Blutgefäß zersprengte — ein theurer Preis für ein wenig Begeisterung.

Falsche Angaben von Spionen, daß sich die Insurgenten 4—5000 Mann stark der Stadt näherten, veranlaßten Sir Henry Lawrence, ihnen mit 300 Europäern und ebenso viel noch treugebliebenen Sipoys entgegenzugehen. Er traf den Feind vor dem Dorfe Tschinnut, aber er war nicht 4—5000 stark, sondern mindestens 15—16,000, und mit 36 Kanonen verschiedenen Kalibers versehen, denen die Engländer nur 10 Kanonen, unter denen 6 von Indiern bedient waren, und eine von Elephanten gezogene große Haubitze entgegenzusetzen hatten. Nach Rees' Meinung war sowohl die von dem Feind eingenommene Stellung, wie seine späteren Bewegungen vortrefflich und zeigten eine Feldherrnkunst, die einer bessern Sache würdig war. „Wären die Befehle des Anführers der Rebellenarmee buchstäblich befolgt worden," sagt er, „und hätte er Männer von gewöhnlicher Tapferkeit unter sich gehabt anstatt einen Haufen feiger Eingeborner, die ihren eignen Kräften nicht vertrauten, so wäre nicht ein Mann von uns nach Lacknau zurückgekommen." Auch die Reiterei, behauptet er, sei allem Anschein nach von einem Europäer commandirt gewesen, den man den Säbel schwingen und seine Leute zum Angriff aufmuntern sah. „Er war ein Mann von hübschem Aussehen, gut gewachsen, blond, ungefähr 25 Jahre alt, mit hellem Schnauzbart und in der Interimsuniform eines europäischen Cavallerieofficiers, und hatte eine blaue, goldbetreßte Mütze auf dem Kopf." Rees will nicht entscheiden, ob es ein Russe war — es war nämlich ein vermeintlicher Russe früher von den Behörden festgenommen und später wieder freigelassen worden —, oder ob es nicht vielleicht eher einer von den christlichen Renegaten war, die mit der Religion auch die Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen angenommen hatten. Da gleich nach den ersten Kanonenschüssen die indischen Artilleristen ihre Geschütze stehen ließen und mit der Bespannung derselben das Weite suchten, und auch die Sikhreiterei, ungefähr 150 Mann, sehr bald ihrem Beispiel folgte, so blieb dem kleinen Häuflein nichts übrig, als sich vor der ungeheuren Uebermacht, die es ganz zu umzingeln drohte, zurückzuziehen. Das 32. europäische Regiment, blos 300 Mann, deckte den Rückzug durch ein lebhaftes und mörderisches Feuer, wobei mancher Mann mehr als 100 Patronen verschoß. Die noch treugebliebenen Sipoys hielten einen Schwarm Tirailleure ab, welcher den Engländern in den Rücken zu kommen versuchte. Immer ärger drängte der Feind, und immer schneller mußte der Rückzug gehen. Mancher arme Bursche wehrte sich, schwer verwundet und außer Stand aufzustehen, voller Verzweiflung, bis er todt hinsank. Manchen traf an dem heißen Junitage ein Gehirnschlag. Viele stürzten vor Erschöpfung und Durst hin und wurden von der feindlichen Cavallerie niedergehauen. Ein Angriff der freiwilligen Reiterei, 25 oder 30 Mann, auf 400 feindliche Reiter verschaffte der Infanterie Luft, als es am schlimmsten stand; aber als man an der Kokrailbrücke angekommen, die geretteten Kanonen abprotzte, um die wieder schärfer nachdringenden Meuterer mit einigen Kartätschenschüssen zu begrüßen, war auch nicht eine Patrone mehr im Protzkasten — offenbar war es den indischen Artilleristen gelungen, sie auf die Seite zu schaffen. Zum Glück genügte schon das Abprotzen der Geschütze, um die Verfolger zum Stehen zu bringen, und der Rückzug konnte ohne Hemmniß über die Brücke fortgesetzt werden. Sir Henry Lawrence sah man überall im dichtesten Kugelregen, überall durch seine Gegenwart und seine Worte anfeuernd und ermuthigend. In der Nähe der Kokrailbrücke angekommen, rang er voller Schmerz die Hände und rief, nur an seine armen Soldaten denkend, aus: „Mein Gott, mein Gott! dazu habe ich sie gebracht!" Die Engländer hatten 118 europäische Officiere und Mannschaften an Todten und 182 Eingeborne an Todten und Vermißten verloren. Von den Geschützen hatte die große Haubitze stehen bleiben müssen, weil die Elephantenführer mit ihren Elephanten gleich zu Anfang des Gefechtes ausgerissen waren.

Mit dem 30. Juni begann die Belagerung von Lacknau. Schon als die ersten Nachrichten von dem Aufstande in die oberen Provinzen gelangten, hatten sich die Engländer, die früher zerstreut und zum Theil in der Stadt wohnten, nach der Residentschaft geflüchtet. Die Gebäude derselben waren voll von Damen, Frauen und Kindern, und es gab kaum einen unbesetzten Fleck mehr. Die Vorbereitungen zur Vertheidigung wurden damals mit großer Thätigkeit betrieben, und tausende von Kulis arbeiteten an den Batterien, Verpallisadirungen und Gräben. Alles war voller Leben. In der Residentschaft und in dem Fort Mutschibhawn wogten Soldaten, Sipoys, Gefangene in Ketten, Männer, Weiber und Kinder, hunderte von Bedienten, angesehene Eingeborne in ihren Wagen, lasttragende Kulis, Festungskanonen und Feldgeschütz, Karren, Elephanten, Kameele, Lastochsen, Pferde, Alles durcheinander, und vom Morgen bis zur Nacht war ein beständiges Getöse. Die Ingenieure sprengten Gebäude in die Luft und bemühten sich alle Deckungsmittel in dem nächsten Bereiche der Residentschaft bei Seite zu schaffen, und neue Werke waren allerwärts im Entstehen. Der nachtheilige Ausgang des Gefechtes bei Tschinnut machte dem lebendigen Treiben ein Ende, denn die Kulis und die einheimischen Dienstboten ergriffen mit wenig Ausnahmen die Flucht, und manche elegante Dame mußte selbst ihr Zimmer auskehren, eigenhändig Wasser vom Brunnen holen, waschen und kochen. Dutzende von Familien mußten in einem großen Zimmer wohnen, da die Zelte, die früher als Wohnung gedient hatten, wegen der zu großen Nähe des Feindes nicht mehr sicher genug waren. Häuslichkeit und Abgeschlossenheit waren ganz und gar verschwunden, und die Häuser innerhalb der Residentschaft glichen in Allem mehr kleinen Kasernen als den Wohnungen respectabler Familien. Sehr viel Raum erforderten bald die Hospitaleinrichtungen, denn außer daß der hartnäckige Kampf die Zahl der Verwundeten täglich vermehrte, erschien ein anderer Feind innerhalb der Mauern: die Cholera.

In der Umgebung der Residentschaft war die Veränderung nicht geringer als im Innern; bisher hatte der Verkehr mit den Stadtbewohnern noch fortgedauert, obgleich die indischen Kaufleute sehr ungern und nur mit 60—75 Procent Agio Papiergeld der Compagnie annahmen. Jetzt fingen die belebten Straßen vollständig zu veröden an. Ueberall sah man die Straßen hinauf Schaaren von Leuten flüchten, um von der Residentschaft soweit weg als möglich zu kommen. Pferde ohne Reiter sprengten auf und ab; Elephanten und Kameele trabten entlang, von ihren Wärtern zur Eile angetrieben; und die Boote auf dem Fluß entfernten sich soweit als möglich von dem englischen Lager und der eisernen Brücke. Bald war kein lebendiger Mensch mehr zu sehen, und überall um die englischen Verschanzungen herum war es so still, als wäre Lacknau eine Todtenstadt. Aber bald erhielten die Engländer Beweise, daß sie noch bewohnt war; denn das Pfeifen von zahllosen Kugeln machte jede unbedeckte Stelle gefährlich. Das Gefangenenhaus dem Baileyguardthor gegenüber war jetzt voller Leben. Die freigewordenen Gefangenen, die noch den Tag vorher an den englischen Batterien hatten bauen helfen und Balken und Körbe voll Lehm herbeigetragen hatten, ließen sich nun an Stricken an den hohen Mauern herunter. Auf dem flachen Hausdache, von welchem aus Rees die Umgebung recognoscirte, wurde es ihm bald zu warm. Große und kleine Kugeln pfiffen und brummten ihm an den Ohren vorbei und kamen von allen Seiten geflogen, und am Abend trug eine an das Haus grenzende Wand soviel Kugelspuren, als man Sterne am Himmel zählt. Der Artillerie der Insurgenten ertheilt Rees besondere Lobsprüche. Von den Engländern geschult, schossen sie ganz vortrefflich und mit großer Sicherheit. Auch hatten sie mit unglaublicher Schnelligkeit, merkwürdigem Scharfblick und unermüdlicher Ausdauer in den ersten acht Tagen Batterien an Stellen errichtet, wo man ihren Bau hätte für unmöglich halten sollen; einige sogar auf Hausdächern und andere an Stellen, wo die englischen Batterien sie nicht wirksam beschießen konnten, und wo sie auch vor Kleingewehrfeuer geschützt waren. Rees hält es für wahrscheinlich, daß die Artillerie von europäischen Officieren commandirt war. „Einen derselben", erzählt er, „sah man mehrere Mal ein Geschütz richten und Befehle ertheilen, wie Einer der Autorität besitzt. Nach der mir gegebenen Beschreibung ist es nicht unwahrscheinlich, daß es entweder Capitän Savory oder Capitän Rotton gewesen, die beide in der Stadt geblieben und während der Unruhen nie in die Nähe der Residentschaft gekommen waren. Ihrem Charakter nach wäre ihnen wohl ein solcher Verrath zuzutrauen. Beide hatten Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen der Eingebornen angenommen und sich stets von europäischer Gesellschaft ferngehalten. Ersterer war ein ehemaliger Officier der Compagnie, ein Engländer, Letzterer war in Lacknau geboren, hatte seine Töchter an Mohammedaner verheirathet, ließ seine Söhne als eingeborne Officiere in der Armee des abgesetzten Königs dienen und hatte selbst einen Theil der Artillerie desselben commandirt. Beide waren, wie behauptet wurde, Mohammedaner geworden. Ein Franzose, Namens Leblond, ein so großer Schurke als jemals gelebt hat, ebenfalls ein Renegat, war wahrscheinlich ebenfalls zu den Insurgenten übergegangen; und ein junger Mann, dessen Namen ich seiner Familie wegen nicht nennen mag, war wahrscheinlich Derjenige, welcher die Reiter des Feindes bei Tschinnut befehligte. Zwei seiner Vettern fochten tapfer gegen die Meuterer in der Residentschaft; ein Anderer wurde, nachdem er für uns gekämpft, in Futtypur ermordet; ein Vierter erhielt eine Wunde in einem Gefecht gegen die Agrarebellen, und ein Fünfter zeichnete sich in den Kämpfen gegen die Meuterer ebenfalls mehrfach aus. Der Renegat selbst war längst von seinen Verwandten verstoßen. Aber möglicher Weise sind auch einige russische Officiere in die Sipoyarmee eingetreten. Einer derselben, der sich Anfangs für einen Flüchtling aus Sibirien ausgegeben und sich später im Kreuzverhör widersprach, wurde vor Ausbruch der Meuterei gefangengesetzt, aber merkwürdigerweise nachher wieder freigelassen."

Wegen des überall hinreichenden Feuers der Belagerer mußten alle Oeffnungen und alle Straßeneingänge verbarricadirt werden. Diesem Bedürfniß fiel auch die herrliche Bibliothek des Capitän Hayes zum Opfer, die aus unbezahlbaren orientalischen Manuscripten, den Classikern jeder europäischen

Nation in Kunst und Wissenschaft, und Wörterbüchern jeder auf Erden gesprochenen Sprache vom Patois der Bretagner bis zum Dialect der Zingalesen, der Malayen und der Sprache der alten Aegypter bestand und jetzt als Schutzwehr gegen die Kugeln dienen mußte. Mahagonitische, schöne Pianofortes, Kutschen und Karren wurden zu demselben Zweck requirirt und selbst die Acten der verschiedenen Expeditionen blieben nicht verschont.

Sir Henry Lawrence blieb nicht lange die Seele der Vertheidigung. Er saß am 2. Juli in seinem Zimmer im zweiten Stock des Residentschaftsgebäudes mit Schreiben beschäftigt, als eine Bombe hereinfiel und im Zerspringen dem General das Bein zerschmetterte. Nur kurze Zeit vorher war eine andere Bombe in das Zimmer gefallen, ohne Sir Henry oder einen der anderen in der Stube Befindlichen zu verletzen. Trotz aller Warnungen traf er keine Anstalten, den bisherigen Aufenthalt mit einem mehr vor dem feindlichen Feuer gesicherten zu vertauschen. Die Meuterer kannten allem Anschein nach die verschiedenen Räumlichkeiten, ihre Bewohner und ihre Verwendung ganz genau, und richteten demgemäß ihr Feuer hauptsächlich gegen das Residentschaftsgebäude und die verschiedenen Pulvermagazine.

Der Verwundete starb nach zwei Tagen unter großen Schmerzen, nachdem er Major Banks zu seinem Nachfolger als Civilcommissar ernannt und Brigadier Inglis den Befehl über die Truppen übergeben hatte. Als dann Major Banks am 20. ebenfalls getödtet wurde, übernahm Inglis den ungetheilten Oberbefehl, nicht ohne Widerspruch des obersten Civilbeamten, den er aber kurz darauf hinwies, daß jetzt nicht mehr Zeit sei zu Rangstreitigkeiten, sondern daß er jetzt weiter nichts zu thun habe, als die Muskete in die Hand zu nehmen und in Reihe und Glied zu treten.

Die Besatzung war Anfangs getheilt gewesen und hatte außer den Residentschaftsgebäuden auch noch das Fort Mutschibhawn besetzt. Letzteres wurde aber bald geräumt und mit 250 Faß Pulver und mehreren Millionen scharfen Patronen in die Luft gesprengt. Bei dem in stiller Mitternacht stattfindenden Abzuge war ein Irländer, der sich betrunken in eine Ecke gelegt hatte, vergessen worden. Bei der Explosion flog er mit in die Luft, versank, herabgefallen, wieder in seinen trunkenen Schlaf und erwachte erst am nächsten Morgen, wo er zu seinem Erstaunen nur verlassene Trümmerhaufen um sich sah. Zum Glück für ihn hatte die gewaltige Erschütterung den Feind aus der nächsten Umgebung vertrieben, und er kam ohne belästigt zu werden, in der Residentschaft an und brachte sogar einen mit zwei Ochsen bespannten Munitionswagen mit.

Das Schlimmste in der Lage der Besatzung war, daß sie gegen den belagernden Feind sehr wenig thun konnte. Um Ausfälle zu wagen, war sie viel zu schwach, und sich mit den hinter festen Mauern und eingedeckten Batterien versteckten Gegnern herumzuschießen, wäre reine Munitionsverschwendung gewesen. Nur mit Kanonen und Mörsern wurde geschossen, um die deckenden Gegenstände niederzuwerfen. Der Feind war sehr sinnreich in seinen Mitteln, sich vor dem Feuer der Belagerten zu schützen, und gebot über ausreichende Arbeitskräfte. So hatte er vor seinen Kanonen tiefe Gräben gezogen, so daß die Bedienungsmannschaft die Geschütze ganz ungefährdet laden konnte. Ganz besonders belästigend waren einige schwarze Eunuchen, die zu der Leibwache des abgesetzten Königs gehört hatten und jetzt als Scharfschützen fungirten. Sie hatten sich in den benachbarten Häusern, die nicht alle hatten eingerissen werden können, eingenistet und sendeten ihre Kugeln mit tödtlicher Sicherheit in die Residentschaft. Der Gefährlichste von ihnen trieb sein Wesen von einem Glockenthurm, dem Baileyguardthor gegenüber. Er konnte von dort aus mehrere Batterien übersehen, und seine Büchse kostete so vielen Engländern das Leben, daß man sich entschließen mußte, seinen Versteck mit Bomben zu bewerfen, nur um diesen einen Mann loszuwerden. Die Bomben erreichten alle ihr Ziel und platzten genau auf der Stelle, wo sie platzen sollten; aber unmittelbar darauf pfiff eine Büchsenkugel durch die Luft und bewies, daß es noch nicht gelungen war, den Schützen zu tödten. Das Räthsel löste sich erst, als nach dem Eintreffen der ersten Verstärkungen unter General Havelock der Thurm erstürmt wurde. Der Eunuche, der von seinem Thurm aus sämmtliche Residentschaftsgebäude übersehen konnte, zog sich, sowie er durch sein Fernrohr entdeckte, daß man ihn mit Bomben zu bewerfen beabsichtigte, auf eine Leiter in einer Höhle zurück, die er sich in der Mauer ausgebrochen hatte. So wie die Bombe geplatzt war, kehrte er dann auf seinen Posten zurück, wo er seine Schießübungen fortsetzte. Bei der Erstürmung stieß ihn ein Soldat mit dem Bayonet nieder; Fernrohr und Büchse lagen neben ihm.

Daß die Belagerer manchmal Mangel an Munition litten, merkte man weniger an dem Matterwerden ihres Feuerns, als an andern Erscheinungen. Manchmal sah man Wagehälse im Bereich des Gewehrfeuers der Belagerten Kugeln auflesen, und am 10. Juli schossen sie aus ihren Kanonen mit Holzscheiten, Eisenstücken, Kupfermünzen und sogar Büffelhörnern! Bei allem dem war die Verheerung, die sie anrichteten, groß genug, und 15—20 Mann Verwundete und Todte waren der Durchschnittssatz des Tages. Wer von den Verwundeten amputirt werden mußte, war ebenfalls ein sicherer Candidat des Todes, und kein Einziger dieser Armen ist mit dem Leben davongekommen. Sie starben alle an hinzugetretenem Brand oder Kinnbackenkrampf. Daran war wohl hauptsächlich die Mangelhaftigkeit der Hospitaleinrichtungen schuld. Ueberall lagen in denselben verwundete Officiere und Soldaten auf blutbefleckten und oft mit Ungeziefer bedeckten Betten herum. Manche hatten nur Matrazen und Mäntel unter sich. Es fehlte an Seife und Leinenzeug. Die Zahl der Aerzte, Apothekergehülfen und Hospitaldiener reichte lange nicht aus für das Bedürfniß, so unermüdlich sie sich auch in ihrer Thätigkeit zeigten. Die Räucherungen, zu denen man seine Zuflucht nahm, genügten nicht um die verdorbene Luft zu verbessern, und es herrschte ein wahrhaft pestilenzialischer Geruch in den Krankenstuben. Wegen des unaufhörlichen überall hinreichenden Schießens der Feinde hatten alle Fenster und Thüren verbarricadirt werden müssen, und nur durch zwei Thüren konnte Luft und Licht hereingelassen werden. Selbst so waren die Kranken in ihren Betten noch

nicht sicher; Einer fand seinen Tod durch eine feindliche Kugel, und Mehrere wurden durch Bombensplitter verletzt. Eine Hauptplage waren die Fliegen, die durch die Menge faulender Stoffe, die sich überall ansammelten, sich auf unglaubliche Weise vermehrten. In Myriaden schwärmten sie herum, und obgleich täglich Hunderttausende mit Pulver in die Luft geblasen wurden, schienen sie sich doch nicht zu vermindern. Der Erdboden blieb schwarz von ihnen, und die Tische waren buchstäblich von ihnen bedeckt. Sie machten es ganz unmöglich, am Tage zu schlafen, und kaum konnte man vor ihnen essen. Der Bissen, den man in den Mund stecken wollte, war sofort von ihnen besetzt, und man konnte sich nicht zu seiner Suppe hinsetzen, ohne daß eine Anzahl in den sich öffnenden Mund flog, ein anderer Schwarm sich in den Teller stürzte und dort herumschwamm. Die Muskitos bei Nacht, obgleich ebenfalls zahlreich genug und noch dazu blutdürstig, waren doch wahre Engel gegen sie.

In die traurige Monotonie der Belagerung brachten hauptsächlich drei Ereignisse einige Abwechselung; der Sturm vom 20. Juli, die Breschelegung am 18. August und der letzte Angriff am 18. Septbr. Hier, wo es den Kampf Mann gegen Mann galt, zeigte sich überall die Ueberlegenheit der Europäer, und vor dem Bajonet hatten die Hindus eine unüberwindliche Scheu. In den Europäern lebte der Muth der Verzweiflung. Sie wußten, was ihnen bevorstand, wenn sie unterlagen, und waren Alle entschlossen, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Als sich am 20. Juli die Nachricht von dem begonnenen Angriff verbreitete, verließen sogar viele von den Kranken und Verwundeten ihr Lager, ergriffen die erste beste Muskete und schossen, so lange ihre Kraft aushielt. Es war ein herzzerreißendes Schauspiel, die Armen nach dem Kampfplatz wanken zu sehen, Manche aus den Wunden blutend, welche sich in Folge der Anstrengung wieder geöffnet hatten. Ein Unglücklicher, der nur einen Arm hatte, lehnte hinter der Brustwehr der Umwallung des Hospitals, aber sein Körper konnte die augenblickliche Kraft, die ihm die Furcht, in seinem Bette hingeschlachtet zu werden, und der Durst nach Rache eingeflößt hatten, nicht tragen. Er starb noch an demselben Tage.

Die Belagerer hatten, um den Angriff vorzubereiten, eine Mine gesprengt, die glücklicherweise nicht gewirkt hatte. Das wußten sie jedoch nicht und glaubten, sie hätten eine Bresche in die Mauer gelegt, da die dicken Wolken Pulverdampf nicht 20 Schritte vorwärts zu sehen erlaubten. Mit aufgepflanztem Bajonet kamen die Sipoys das Glacis des Redans heraufgestürmt, aber die noch vorhandenen Hindernisse brachten sie bald zum Stillstand, und in dieser Verfassung wurden Hunderte niedergeschossen. Trotzdem hatten sie noch keine Lust umzukehren, und einer der Führer munterte sie, die Mütze auf die Degenspitze gesteckt, zum Vorrücken auf. Sie setzten sich wirklich in Bewegung, aber die Kartätschensalven der Belagerten rissen fürchterliche Lücken in ihren Reihen, und eine Flintenkugel tödtete den Anführer. Sie wichen jetzt in Verwirrung zurück und ließen ganze Haufen von Todten und Verwundeten auf dem Platze. Der Angriff hatte eine Stunde gedauert, aber das feindliche Feuer währte noch den ganzen Tag fort. An andern Punkten war der Kampf nicht weniger heftig gewesen. Der Innesposten, ein vorliegendes Werk, war nur von 24 europäischen Soldaten, 12 Freiwilligen vom Civildienst und ungefähr 25 Sipoys unter Lieutenant Loughnan vertheidigt. Einmal während des Angriffs, als die Meuterer dicht wie ein Bienenschwarm herankamen und man nichts als ein Meer von Köpfen und blitzenden Waffen sah, dachte die Besatzung an die Räumung des Werks; aber Lieutenant Loughnan und die Civilisten wollten nichts davon wissen. „Ein Hurrah, meine Jungen!" rie Loughnan, „ein lautes und langes Hurrah!" und sie schrieen aus vollem Halse. „Hurrah, hurrah, hurrah!" schallte es von allen andern Posten zurück, die ebenfalls einen Angriff erwarteten. Der Feind machte sofort Halt, wahrscheinlich in der Meinung, daß die Angegriffenen viel stärker wären, als man geglaubt, oder daß sie Verstärkung aus der Residentschaft bekommen hätten Das Stocken dauerte nicht lange; wieder stürmte der Feind vorwärts und befand sich bald in dem todten Winkel der Mauer, wo das Feuer der Besatzung ihn nicht erreichen konnte. Zum Glück hatten die Stürmenden keine Leitern mit, sondern riefen jetzt erst danach, und so wurden Die, welche Leitern herbeitrugen, sowie sie in den Bereich der Gewehre der Garnison kamen, stets niedergeschossen. Dies wiederholte sich mehrere Male, bis der unter der Mauer wartende Feind ungeduldig wurde und ohne Leitern den Wall zu ersteigen suchte. Mehreren gelang es, hinaufzukommen, aber sie wurden mit dem Bajonet hinuntergestoßen. Loughnan sah die Gefahr und sann auf ein anderes Vertheidigungsmittel. Handgranaten hatte er nicht, und beschossen konnten die Untenstehenden nicht werden, denn so wie Einer waghalsig genug war, den Kopf über der Mauer blicken zu lassen, umsausten ihn ein Dutzend Kugeln. Zwei Freiwillige, Erith und Alone, schlugen Ziegelsteine und Mörtel vor, und es gelang ihnen vollkommen, mit diesem und anderm Wurfmaterial von sehr unreinlicher Beschaffenheit den Feind aus seinem gefährlichen Versteck zu vertreiben.

Einen andern Theil des Außenpostens vertheidigte mit großer Tapferkeit ein kleiner Kerl Namens Bailey, ein Freiwilliger, der Sohn eines ehemaligen eingebornen christlichen Capitäns im Dienste des Königs, und ein paar Sipoys. Der junge Mann sprach das Hindostanische so geläufig, daß die Meuterer, die er nach Art der Eingebornen hinter seiner Pallisade hervor ausschimpfte, ihn für einen mohammedanischen oder Hindusipoy hielten und ihm Schonung seines Lebens anboten, wenn er die Waffen strecken und ihnen helfen wollte. Es entspann sich nun ein sehr interessantes und lebhaftes Zwiegespräch. „Komm," rief einer von den Rebellen, der in einer von den vielen Hütten, nicht fünf Schritt von der Pallisade Schutz gefunden hatte; „komm herüber zu uns und verlaß diese verfluchten Feringhis, deren Mütter und Schwestern wir verunehrt haben; und die wir heute todtschlagen werden. Komm herüber zu uns; was hast Du mit ihnen zu schaffen? Willst Du ein Christ werden? (Paff, paff!) oder hast Du schon Deine Kaste verloren?" „Hier hast Du's," schrie ihm Bailey entgegen und feuerte sein Gewehr ab; „denkt Ihr, ich habe Schweinefleisch gegessen wie Ihr? denkt Ihr, ich soll meinem Salz untreu wer-

den wir Ihr? Nimm das, Du Hundesohn! (Paff!) Du, dessen Großvaters Grab ich verunehrt habe!" (Paff) „Wart, Du Sohn einer verunehrten Mutter!" rief ein Anderer, „wir kommen; gleich werde ich über Deinen Zaun springen. Mein Schwert ist scharf." „Ja wohl," rief Bailey, „aber Dein Herz ist feig. Komm nur, Du Prahlhans! Mein Bajonet ist bereit, wenn Du über die Mauer kommst. Wir sind Alle fertig, und Dich fange ich mit der Spitze meines Bajonets auf. Nimm unterdessen das!" Damit entluden sich ein Dutzend der Gewehre der Besatzung des Außenpostens, und die beiden Sipoys fingen jetzt auch an, den Feind zu schimpfen, und Schimpfworte und Flintenkugeln flogen um die Wette herüber und hinüber. Endlich jedoch ging Bailey die Munition aus, und er durfte seinen Posten nicht verlassen, denn dann wären die Sipoys auch davon gelaufen, und er durfte auch nicht zu laut rufen, weil sonst der Feind seine Wehrlosigkeit bemerkt und das Werk wahrscheinlich mit Erfolg angegriffen hätte. Zum Glück beherrschten die Geschütze des Redans das vorliegende Terrain, was den Feind hier sehr in Schranken hielt, und Bailey gelang es endlich, seinen Kameraden seinen Munitionsmangel bekannt zu machen. Ein Freiwilliger brachte ihm mitten durch das heftigste Feuer die gewünschten Patronen, und der Kampf wurde fortgesetzt, bis Verstärkung eintraf. Eine Flintenkugel zerschmetterte Bailey's Kinn, doch wurde er wieder hergestellt. Dieser Tag kostete den Engländern nur 15—17 Europäer und ungefähr 10 Einheimische an Verwundeten und Todten; der Verlust des Feindes wurde auf mindestens 1000 Mann angeschlagen.

Im offenen Kampf geschlagen, legten sich die Belagerer auf den unterirdischen Krieg. Sie waren unermüdlich im Miniren, sahen aber alle ihre Bemühungen durch die Thätigkeit und den Scharfblick des die Ingenieure befehligenden Hauptmanns Fulton vereitelt, welcher Gegenminen und Horchgänge anlegte und, so oft es ging, Ausfälle organisirte. Auch er sollte das Ende der Belagerung nicht erleben, indem ihm am 14. September eine Kanonenkugel den Kopf wegriß.

Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es aber doch den Belagerern, eine Mine unter der Umwallung der Residentschaft vorzutreiben und zu füllen. Man hatte das Geräusch ihres Arbeitens gehört, die Ingenieurofficiere hatten das verdächtige Getöse jedoch für das Stampfen von Pferden gehalten, die dicht dabei angebunden waren. Am 18. August früh rief aber plötzlich eine der Schildwachen: „Eine Mine!" und kaum waren die Worte aus ihrem Munde, als eine laute Explosion die Erde erschütterte, 7 Christen und 2 Shiks unter den Trümmern begrub, Hauptmann Orr, Lieutenant Mechan und 3 Tamboure in die Luft warf und einigen Andern Contusionen beibrachte. Die beiden Officiere kamen mit einem sehr geringfügigen Schaden davon. Von den 3 Tambouren stürzte einer auf die feindliche Seite und fiel sich entweder todt oder wurde von den Meuterern ermordet, denn am andern Tage sah man seinen kopflosen Rumpf an der Straße liegen. Von den beiden anderen Tambouren war der eine todt, der andere wäre in der von dem Rauch und Staub verursachten Finsterniß fast zum Feinde hinübergelaufen, wenn ihn nicht sein Officier noch zur rechten Zeit zurückgerufen hätte.

Die Mine hatte eine ansehnliche Bresche in die Mauer gelegt, und der Feind machte einen schwachen Versuch einzudringen, als eine Kugel den Anführer niederstreckte, und die Uebrigen sich zurückzogen. Aber auch die Belagerten konnten die Bresche nicht erreichen. Kaum zeigte sich einer von ihnen, so kam eine Kugel geflogen, denn die Trümmer des Gebäudes hatte der Feind sogleich besetzt. Neun ihrer Kameraden waren dort zum Theil lebendig begraben und riefen jämmerlich um Hülfe, aber Niemand konnte ihnen Beistand bringen. Brigadier Inglis ließ nun an einer geeigneten Stelle einen Neunpfünder aufpflanzen, und Lieutenant Hutchinson brach eine Schießscharte für ihn aus. Aber erst gegen 12 Uhr konnten diese Vorbereitungen beendigt und der Feind in seinem Versteck beschossen werden. Einige Soldaten des 32. Regiments rückten nun unter dem Schutze von schußfesten Thüren, die sie vor sich hielten, gegen den Feind vor, vertrieben ihn aus dem Hause und versuchten, die Opfer der Explosion zu retten. Aber die Hülfe kam bereits zu spät: Alle waren durch Erstickung oder aus Erschöpfung gestorben.

Die erste Nachricht von dem bevorstehenden Entsatz traf in Lacknau am 25. Juli ein; aber da General Havelock trotz seines Versprechens, binnen drei Tagen zu erscheinen, selbst am 31. noch nicht kam, so machte der Gegensatz zu der eben angeregten freudigen Hoffnung das Gefühl der Enttäuschung nur noch bitterer. Am 5. August ließen sich Kanonenschüsse in der Stadt vernehmen, und man glaubte in der Residentschaft wirklich, der Entsatz nahe; aber auch diese Freude störten die meuterischen Sipoys, die aus ihren Verschanzungen den Belagerten zuriefen, das Schießen sei eine Salve zu Ehren des neugekrönten Königs von Delhi gewesen, und die Hülfe, die sie erwarteten, sei gänzlich geschlagen worden. Daß Letzteres nicht wahr sei, konnten sie sich wohl selbst sagen, und am 7. August brachte auch ein Spion Nachricht von der Niederlage der Kawnpur-Insurgenten; aber da man ohne alle sichere Kunde über das Verbleiben der Streitkräfte Havelocks und die Entsatzpläne des Generals blieb, so fing doch eine gewisse Muthlosigkeit, oder vielmehr eine stumpfe Gleichgültigkeit gegen Gefahr und Tod an umsichzugreifen. Die freiwilligen Civilisten hatten längst gelernt, dem Tod so ruhig ins Auge zu sehen, wie die abgehärtetsten Soldaten. „Nicht täglich, nicht stündlich," schreibt Rees in seinem Tagebuche, „sondern jede Minute und jede Sekunde ist mein und jedes Anderen Leben in Gefahr. Kanonenkugeln schlagen vor unseren Füßen ein, und wir setzen unser Gespräch ohne weitere Bemerkung fort; Flintenkugeln streifen unser Haar, und wir sprechen nicht einmal davon. Ein haarscharfes Davonkommen ist so gewöhnlich, daß selbst Frauen und Kinder nicht mehr darauf achten. Solche Fälle sind die Regel, nicht die Ausnahme. Einmal fuhr mir eine Kugel durch den Hut; ein anderes Mal hätte mich einer der besten Scharfschützen des Feindes todtgeschossen, wenn nicht zufälligerweise ein unglücklicher Soldat vor mich getreten wäre, der anstatt meiner die Kugel in die Schläfe erhielt; wieder ein anderes Mal entfernte ich mich von einer Stelle, wo einen Augenblick später eine Flintenkugel in die Wand fuhr. Dann wieder überschüttete eine Kanonenkugel, die nicht zwei Schritte von mir

die Mauer traf, mich mit Staub und Stücken von Ziegeln; dann wieder platzte eine Bombe ein Paar Schritte von mir, tödtete eine alte Frau und verwundete zwei Eingeborne; dann wieder — aber nein, ich muß aufhören, sonst würde ich nie mit dem Verzeichniß von wunderbaren Rettungen zu Ende kommen, die nicht ich allein erlebt habe, sondern jeder Einzelne der Besatzung. Das Erstaunliche ist nicht, daß wir soviel Leute verlieren, sondern daß so Wenige von uns in der beständigen Gefahr, der wir ausgesetzt sind, getroffen werden."

Anstrengender Dienst, der weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe gestattete, das bange, fast hoffnungslose Harren auf Entsatz, knappe Kost und Entbehrungen aller Art machten auch die Herzen der Muthigsten mürbe: der Wille, bis zuletzt Widerstand zu leisten, war noch da; würde aber auch die Kraft ausreichen? Endlich am 22. Sept. schlichen sich wieder Spione durch die Linien der Belagerer und brachten die sichere Nachricht, daß die Generale Outram und Havelock ganz in der Nähe seien. Am folgenden Tage vernahm man aus ziemlicher Ferne eine heftige Kanonade, die um 4 Uhr Nachmittags schwieg, am andern Morgen aber von neuem begann. In der Stadt herrschte offenbar große Unruhe. Die ganze Nacht war lauter Lärm in den Straßen, und über die den Gumti überspannende Schiffsbrücke strömten zahlreiche Flüchtlinge. Am 26. kam das Gefecht immer näher, und Rees, obgleich jeder strengen Befehl hatte, auf seinem Posten zu bleiben, stahl sich hinaus auf die Terrasse der Residentschaft. „Ich konnte nichts sehen als Rauch, und hörte Kleingewehrfeuer. Offenbar kämpfte man in den Straßen. Immer näher, aber in sicherem Vorschreiten gegen unsere Verschanzungen, kam das Schießen, und endlich verkündigte ein lautes Hurrah die Ankunft der lange erwarteten Verstärkungen. Die Begeisterung, mit der sie empfangen wurden, spottet aller Beschreibung. Wie ihr und unser Hurrah in meine Ohren schallte, wurde es mir der Freude fast zuviel. Thränen drängten sich mir in die Augen, und ich fühlte — nein! es ist unmöglich, in Worten das plötzliche Gefühl der Erleichterung, diese aus Hoffnung und Freude gemischte Empfindung zu beschreiben, die mich überwältigte. Nur dem Verurtheilten, der auf dem Punkte steht hingerichtet zu werden, und Pardon empfängt, nur dem Schiffbrüchigen, der todesmatt die ihn tragende Planke loslassen will, und ein rettendes Boot neben sich sieht, kann so zu Muthe sein! Wir waren nicht nur glücklich, glücklich über alle Begriffe und dankerfüllt gegen den barmherzigen Gott, der uns durch unsere edlen Befreier, die Generale Havelock und Outram, und ihre tapfern Truppen vom drohenden Tode gerettet; sondern wir waren auch stolz auf das, was wir zur Vertheidigung der Stadt gethan, und auf den Erfolg, mit dem wir gegen so ungeheure Ueberlegenheit nicht nur unser Leben, sondern die Ehre und das Leben der unserer Obhut anvertrauten Frauen und Kinder gerettet hatten.

„Wie unsere Befreier eine Schaar nach der andern einrückten, fuhren sie fort uns mit lautem Hurrah zu begrüßen; und wie die verschiedenen Garnisonen es hörten, sendeten wir einen gewaltigen Ruf zum Himmel hinauf: „Hurrah!" es war nicht: „Gott helfe uns!" — es war der erste Sammelruf eines verzweifelnden Heeres. Gott sei Dank, wir sahen dann neue Gesichter unserer Landsleute. Officiere und Mannschaften ohne Unterschied stürzten auf sie los und schüttelten ihnen die Hände, wer kann beschreiben wie herzlich? Die schrillen Töne des Hochländerdudelsackes schlugen jetzt an unser Ohr. Willkommener, freudeerregender war uns nicht die schönste Musik. Und diese wackeren Männer selbst, viele blutend und erschöpft, vergaßen den Verlust ihrer Kameraden, den brennenden Schmerz ihrer Wunden, ihre Ermüdung in Folge der Anstrengungen, mit der sie die ihnen entgegenstehenden Hindernisse hatten bekämpfen müssen, über der Freude, unseren Entsatz bewerkstelligt zu haben!"

Es fehlt uns an Platz, um auf die interessanten Einzelheiten des Kampfes einzugehen, dessen glücklicher Erfolg Havelock und Outram den Eintritt in die Residentschaft möglich machte. Streng genommen war es noch kein Entsatz den sie brachten, sondern eine ansehnliche Verstärkung, die den spätern Entsatz sichern sollte; denn es war unmöglich den großen Troß von Verwundeten und Kranken, von Frauen und Kindern unter so schwacher Bedeckung durch das immer noch vom Feinde beherrschte Land nach Kawnpur zu bringen. Eine zweite Belagerung begann daher, die noch manches Menschenleben kostete, aber unter viel hoffnungsvolleren Verhältnissen verlief, nur wurden wegen der stärkeren Besatzung die Lebensmittel sehr knapp. Manchmal ging Rees hungrig zu Bett, und einmal, als er einen Freund besuchen wollte, den er nicht zu Hause fand, der aber zum Zeichen, daß er gefrühstückt, einen einzelnen Knochen auf dem Teller hatte liegen lassen, nahm er wirklich denselben und putzte mit dem Messer die wenigen daran gebliebenen Fleischreste bis auf die letzte Faser ab.

Erst am 30. October vernahm man, daß Sir Colin Campbell sich mit bedeutenden Streitkräften näherte. So eng war die Residentschaft eingeschlossen, daß die Belagerten sich nur durch das kühne Wagstück eines Civilingenieurs, eines Irländers Namens Kavanagh, der sich verkleidet durch die Linien der Rebellen schlich, mit ihm in Verbindung setzen konnten, und der vollständige Entsatz erfolgte dann am 17. Novbr. Wie der erste durch den Tod des tapferen General Neill getrübt ward, der während des Angriffs blieb, so erhielt der zweite eine düstere Beimischung durch den kaum eine Woche später erfolgenden Tod des hochverdienten General Havelock, welcher den geistigen Anstrengungen und Sorgen zum Opfer fiel, die ihm die letzten ereignißreichen Wochen verursacht hatten. Die Belagerung von Lacknau erhielt dadurch einen tragischen Abschluß. Sie hatte 4½ Monate, vom 30. Juni bis zum 17. November, gedauert und den Engländern drei ihrer verdientesten Männer in den Generalen Sir Henry Lawrence, Neill und Sir Henry Havelock gekostet. Der Gesammtverlust ist nicht angegeben. Selbst nach der Ankunft Sir Colin Campbell's konnte wegen der vielen Kranken und Verwundeten Lacknau nicht gehalten, sondern mußte geräumt werden, und am 22. Novbr. verließ die englische Armee die Stadt und zog sich nach Kawnpur zurück.

Wir scheiden hiermit von dem interessanten Buche, von dessen reichem Inhalt wir nur eine dürftige Skizze haben ge-

ben können. Auch das deutsche Publikum wird bald Gelegenheit haben, die Geschichte der denkwürdigen Belagerung ausführlicher zu lesen, denn der Verfasser wird sein Werk binnen Kurzem seinen Landsleuten in einer deutschen Ausgabe, geziert mit einem Portrait des Sir Henry Lawrence und ausgestattet mit den nöthigen Plänen, vorlegen. B—t.

Die vier letzten Päpste.

Dritter Artikel.

Pius VIII.

Ehe in dem letzten Conclave eine Zweidrittelmehrheit sich bildete, hatte immer ein Cardinal die meisten Stimmen gehabt. Diesen Cardinal traf jetzt, nach dem Tode Leo's XII. die Wahl. Am 31. März 1829 verkündete der Cardinal Albani seinen Namen der versammelten Menge, und am 1. December 1830 wurde er vom Tode abgerufen. Er nahm den päpstlichen Stuhl mithin blos zwanzig Monate lang ein.

Franz Xaver Castiglioni, als Papst Pius VIII. genannt, wurde am 20. November 1761 in der kleinen Stadt Cingoli geboren. Seine Familie vereinigte mit dem Glanz ihres altadeligen Namens den Ruhm, einen großen Heiligen unter ihren Ahnen zu haben. St. Bernhard war ein Chatillon, und die Chatillons und die Castiglioni's sind nichts als zwei Zweige derselben erlauchten Familie. Dieser Heilige ist einer der größten der römischen Kirche. Irren wir nicht, so sind außer ihm blos noch zwei andere, St. Augustin und St. Hieronymus, mit dem Titel von Doctoren der allgemeinen Kirche beehrt worden. Die Tiara war bisher nicht in der Familie gewesen, und Pius VIII. trug sie als der erste Castiglioni.

In früher Jugend kam er nach Rom, um dort seine Studien zu machen. In den allgemeinen Kenntnissen, die er sich erwarb, mochte ihm mancher seiner Zeitgenossen gleichkommen, aber keiner stieg so tief als er in den Schacht des canonischen Rechts hinab. Sein Lehrer Devoti galt für den ersten Canonisten der Zeit, und dieser Schüler verdunkelte seinen Namen. Die unter Devoti's Namen im Druck erschienenen Institutiones sind die gemeinschaftliche Arbeit des Lehrers und des Schülers. Den gelehrtesten Theil des Werks, die erläuternden Anmerkungen, hat der Schüler geliefert.

Genaue Bekanntschaft mit dem canonischen Recht verschafft in der geistlichen Hauptstadt Ansehn und Ehren. Das Corpus juris canonici ist das Widerspiel des Corpus juris romani, zu dem es sich verhält wie ein gothischer Bau zu einem altrömischen. Das Justinianische Recht, die Summe der in dem tausendjährigen Leben eines Verstandesvolks entwickelten Rechtsbegriffe und Normen, ist ein regelrechter harmonischer Bau, logisch, klar und übersichtlich. Das canonische Recht, ein Werk der Kirche und der Päpste, versteckt seinen logischen Gedanken, der kein anderer als die Allgewalt Rom's ist, hinter einem Wust scheinbar ungeordneter und nicht zusammengehörender Bestimmungen. Wer es aber versteht, die wie durch Zufall umhergestreuten Bausteine zu ordnen, der sieht staunend ein Gebäude aufsteigen, das in der päpstlichen Krone gipfelt. Man weiß bei diesen Canones und Decretalien nicht, welche ächt und welche falsch, welche veraltet und welche gültig sind, und für die Kirche selbst ist das canonische Recht ein Arsenal, dessen Waffen man nicht zu kennen scheint, bis man die eine oder die andere je nach Bedürfniß unter dem Staube hervorzieht und zu Schutz und Trutz braucht. Wer mit Rom unterhandeln will, der hat sich nicht blos mit Lammesgeduld zu rüsten, sondern muß auch auf gewaltige Ueberraschungen gefaßt sein. Der fremde Diplomat ist lange mit Unterhandlungen beschäftigt gewesen, er sieht das Ziel in der Nähe: da, bei einem hoffentlich letzten Besuche des Cardinalstaatssecretärs, taucht neben dem vornehmen Geistlichen ein zweiter auf, der sich als Canonist vorstellt. Er ist die uneinnehmbare Schanze der Kirche, und er fehlt bei irgend wichtigen Verhandlungen nie.

Als canonistischer Secundant des Staatssecretärs figurirte Abbate Castiglioni bereits unter Pius VII. Die bösen Verwicklungen dieses Papstes mit Napoleon gaben ihm viel zu thun. Zum Lohn für seine Dienste wurde er zum Bischof von Montalto (in der Nähe von Ascoli) ernannt, und fuhr fort, für die geistlichen Rechte und Ansprüche juristische Stützpunkte zu suchen. Wie man weiß, wurde der französische Kaiser leicht ungeduldig. Der Bischof von Montalto hatte sein Secundantenamt nicht lange verrichtet, als er aufgehoben und nach Mailand, dann nach Mantua verbannt wurde. Den französischen Behörden, die ihn zu beaufsichtigen hatten, war er als ein Feuerbrand geschildert worden, und sie staunten nicht wenig, als sie den freundlichsten, sanftesten Mann sahen.

Seine Verdienste fanden bei Pius' VII. Restauration ihre volle Anerkennung und Belohnung. Am 8. März 1816 wurde er mit dem bischöflichen Titel von Cesena, dem Geburtsort seines Gönners, zum Cardinal erhoben. Später vertauschte er jenen Titel mit dem eines Bischofs von Frascati oder Tusculum und fungirte als Pönitentiar, ein Amt, von dem Cardinal Wiseman sagt, daß es große Erfahrung und Klugheit erfordere. Als juristischer Gehülfe des Cardinals Consalvi wohnte er allen Audienzen von Gesandten bei und wurde sowohl mit diesem Staatsmann als mit dem Papst selbst vertraut. Pius VII. hätte am liebsten ihn zum Nachfolger gehabt und machte daraus kein Hehl. Als sein Canonist ihn eines Tages zu einer Entscheidung drängte, die den alten Mann ängstigte, brach Dieser das Gespräch mit den Worten ab: „Diese Sache können Ew. Heiligkeit als Pius VIII. eines Tages ordnen." Aus Rücksicht auf Pius VII. nannte sich der neue Papst Pius VIII. Sein Cardinalstaatssecretär war derselbe Albani, welcher dem Conclave als Träger des österreichischen Veto's beigewohnt hatte. Das Aeußere dieses Papstes war nicht bedeutend. An sich würden die groß angelegten Züge seines Gesichts würdig gewesen sein, wie auch ferner der Mund und die Augen von Sanft-

muth sprachen, aber ein hartnäckiges Hautübel des Nackens rief Wirkungen hervor, welche den Eindruck dieser Einzelheiten verwischten. Das Gesicht des Papstes verrieth die fortwährenden Schmerzen, welche dieses Leiden ihm verursachte, und sein Kopf war immer nach vorn gebeugt. Selbst im Ton und Ausdruck machten sich seine peinlichen Empfindungen bemerklich, und er kam nicht selten in die Lage, wegen unmuthiger Worte um Entschuldigung bitten zu müssen. Eine fernere Folge seines Leidens war die, daß viele seiner kirchlichen Verrichtungen über seine Kräfte hinausgingen. So mußte das Miserere der heiligen Woche abgekürzt werden, weil er nicht im Stande war, so lange zu knieen, als die Sitte forderte. Wie es scheint, suchte er den Mangel an Würde, der in seinem Aeußern lag, durch eine strengere Etiquette zu ersetzen. Aus diesem Motiv erklären wir seine Gewohnheit, möglichst viele Audienzen nicht im Privatzimmer, sondern auf dem Throne zu ertheilen. Cardinal Wiseman erzählt, daß er einst mit einem deutschen Professor dem Papste aufgewartet habe. Pius VIII. saß wie gewöhnlich auf seinem Throne und ließ sich von dort herab in ein langes und warmes Gespräch über biblische Litteratur und biblische Studien ein.

In allen Gewissensfragen höchst bedenklich, war er gegen sich selbst und mehr noch gegen Andere streng, vielleicht hart. Daß er seine Familie durchaus nicht begünstigte, kann nur gebilligt werden. Noch am Tage seiner Erwählung schrieb er seinen Verwandten in der Provinz und verbot ihnen in den bestimmtesten Ausdrücken, nach Rom zu kommen. Diplomatischen Einflüssen, die sich für beliebte Personen geltend machen wollten, widerstand er mit Festigkeit. 1824 gab sich der französische Gesandte unendliche Mühe, für einen Verwandten, den Abbé Ludwig Franz August, Herzog von Rohan-Chabot, Prinz von Leon, den römischen Purpur zu erlangen. Einer seiner Cavaliere stellte dem Papst die gerechten Ansprüche des Candidaten vor, aber Pius VIII. antwortete in den sanftesten Tönen seiner Stimme:

Sunt animus, pietas, virtus, sed deficit aetas.

Der Franzose hielt sich noch nicht für geschlagen und wiederholte in einer spätern Audienz seine Vorstellungen. Dieses Mal bekam er einen lateinischen Hexameter zu hören, der einen andern Anfang hatte, aber mit denselben fatalen Schlußworten endete:

Sunt mores, doctrina, genus, sed deficit aetas.*)

Sechs Jahre verminderten den einzigen Fehler des Abbé's, und Pius VIII. gab ihm jetzt den Cardinalshut. Nach der Julirevolution wurde Rohan von einem Pöbelhaufen überfallen und gröblich mißhandelt. Wiseman meint, daß sein Leben dadurch verkürzt worden sei, doch starb der Cardinal erst im Februar 1833.

Pius VIII. hatte eine Liebhaberei: das Münzensammeln. Wenn er sich mit einem Fremden lange Zeit eingeschlossen hatte und Jedermann glaubte, daß hochwichtige diplomatische Erörterungen stattfänden, so handelte es sich in der That um die Aechtheit und den Werth irgend eines Galba oder Vespasian. Außer dieser Liebhaberei war Alles Frömmigkeit und Gelehrsamkeit.

Hauptsächlich beschäftigte sich dieser Papst mit der biblischen Litteratur und widmete allen dahineinschlagenden Schriften, diejenigen der deutschen Protestanten nicht ausgenommen, seine Aufmerksamkeit. Indem Cardinal Wiseman dies mittheilt, fällt er über unsere theologischen Richtungen ein Urtheil, das wir, so oberflächlich und zum Theil unrichtig es auch ist, hier mittheilen wollen, da es von einem englischen Cardinal ausgeht. „Jeder Gelehrte weiß,“ sagt er, „daß die Bibel in Deutschland durch mehr als ein Menschenalter der Tummelplatz jeglicher Phantasie und das Thema gelehrter Ungläubigkeit gewesen ist. Das Wort Rationalismus giebt den Schlüssel zu dem System, das heilige Buch des Uebernatürlichen zu entkleiden, Alles, was die gewöhnlichen Kräfte der Natur oder des Menschen sowohl im Handeln als im Denken übersteigt, weg zu erklären, Gottes Wort auf das Niveau einer anziehenden alten Veda oder Sage herabzudrücken und seine Personen in mythische Charaktere Indiens oder Scandinaviens zu verwandeln. Bis Hengstenberg erschien, schrieben die meisten protestantischen Bibelerklärer in dieser Weise, je nach ihrem Geschmack und Charakter fein oder plump, elegant oder gemein. Michaelis und Rosenmüller der Jüngere verwässerten die Sache, Gesenius kleidete sie hübsch ein, Eichhorn war geistreich, Paulus kühn, aber derselbe Geist waltete in diesem ganzen Zweige der theologischen Litteratur von Semler bis auf Strauß, welcher dem System die höchste Ausbildung gab, indem er alle Eigenthümlichkeiten seiner Vorgänger vereinigte und sie mit einer unvergleichlichen Kunst, die wie Einfachheit aussah, vermischte. Diese Concentrirung des alten Giftes rief vielleicht den Gegenschlag hervor, der sich durch die Rückkehr zu einer positiveren Theologie offenbart hat.“

Zu seinem nicht geringen Schrecken machte Pius VIII. die Entdeckung, daß der Feind mit einem Fuße im katholischen Lager stehe. Der Wiener Professor Jahn, ein zünftiger Gelehrter wie einer, da er kein Wissen anerkennen wollte, das nicht durch eine mindestens achtzehnstündige Arbeit, Tag für Tag Jahre lang fortgesetzt, erkämpft worden sei, hatte das protestantische Gift in sich aufgenommen. Der Mann war so gelehrt, daß in seinen größern Werken „Einleitung in das alte Testament“ und „Biblische Alterthumskunde“ Niemand Spuren von Rationalismus zu entdecken vermochte; aber er zog die beiden Werke in verständlichere Handbücher von je einem Bande zusammen, und nun wurde der Krebsschaden offenbar. Pius VIII. ergriff ein Censurmittel römischer Art. Nicht zufrieden damit, die anstößigen Theile auszumerzen, beseitigte er den Namen des Verfassers selbst, und die beiden Handbücher gingen gesäubert und unter dem Namen Dr. Ackermann's in die Welt. Wahrscheinlich sind sie auf den katholischen Hochschulen noch in Gebrauch, und somit war es (wie Wiseman meint) ein gutes Werk, daß ihr gesunder Inhalt auf die erwähnte Weise der Jugend erhalten wurde.

*) In deutscher Uebersetzung würden die Verse etwa lauten, der erste:
Frömmigkeit, Tugend und Geist sind da, doch fehlet das Alter;
der zweite:
Sittlichkeit, Glaube und Adel sind da, doch fehlet das Alter.

So wenig wir dem Cardinal in diesem Urtheil Recht geben können, eben so wenig vermögen wir seiner Bewunderung der Entscheidung Pius' VIII. in der deutschen Streitsache der gemischten Ehen beizustimmen. Der fromme Biograph der vier letzten Päpste sieht in dieser Entscheidung einen Beweis, wie scharf das päpstliche Auge die kaum wahrnehmbare Grenze erkannt habe, bis zu der die Nachgiebigkeit des Kirchenoberhauptes vorgehen könne, und wir sehen in ihr den Beweis einer Doppelzüngigkeit, die zum Glück sogar in Rom selten ist. Ohne auf die Sache selbst tiefer einzugehen, beschränken wir uns auf die Bemerkung, daß diese Entscheidung drei gleichberechtigte Auslegungen erfahren hat. Bunsen und die preußische Regierung haben sie als eine Milderung der strengen römischen Grundsätze aufgefaßt, die Ultramontanen als eine Verschärfung derselben und die römische Curie ihrerseits als eine Vergünstigung, die nur auf die Legitimität der in Mischehen geborenen Kinder Bezug habe.

In die Zeit dieses Papstes fällt die Emancipation der englischen Katholiken, die in Rom natürlich festlich begangen wurde. Am Morgen wurde ein Tedeum gesungen, am Mittag veranstaltete Monsignore Nicolai ein glänzendes Festmahl, am Abend war das englische Collegium glänzend erleuchtet. In der Straße war ein improvisirtes Orchester mit ausgezeichneten Musikern besetzt, und Lampen und Musik lockten Menschen genug an. Wie viele von ihnen mögen die in Brillantfeuer strahlende Inschrift: Emancipazione Cattolica verstanden haben? Wiseman bezweifelt, daß es viele gewesen seien. Man wußte in Rom höchstens von irischen Katholiken; daß auch in England Glaubensgenossen lebten, war den Römern unbekannt, und gar für die englische Verfassung fehlte jedes Verständniß.

Um so besser kannten die heimlichen Politiker des Kirchenstaats die spanische von 1812, das Idol der damaligen Carbonari. Diese Feinde hielt Pius VIII. mit einer Aengstlichkeit im Auge, die für seinen Muth kein glänzendes Zeugniß ablegt. Er verfolgte sie, die ein schwaches Häuflein waren, mit Verordnungen, mit Polizeimaßregeln, mit den härtesten Strafen, und als ob an dem Allen noch nicht genug gewesen wäre, gab er durch die Ermunterung des Gegenbundes der Sanfedisten ein verhängnißvolles Beispiel. Nicht die 26 Carbonari, deren Entdeckung das größte politische Ereigniß seiner Regierung war, säeten die Saat, die nur zu bald in Halme und Aehren schießen sollte, sondern die unglückliche Politik, die Schlacht des Tags ausschließlich mit einem Flügel des Heeres, dem auf der äußersten Rechten, gewinnen zu wollen.

Wir wollen es Cardinal Wiseman gern glauben, daß diesem ängstlichen Papst, der die Sanfedisten für sich regieren ließ, die Julirevolution den Todesstoß versetzt habe. Der Tod eines Freundes auf einem andern Thron, des Königs von Neapel, brach den erschütterten Körper vollends. Am 1. December 1830 that Pius VIII. seinen letzten Athemzug. Er starb so arm, daß er einen alten treuen Diener nicht aus eigenen Mitteln zu versorgen im Stande war. Daß seine Staatsdiener sein Bedenken, ob es recht sei, wenn er dem Manne eine kleine Pension auf den Staatsschatz anweise, beseitigten, erleichterte ihm das Sterben nicht wenig.

Skizzen aus der Moldau.

1. Der Adel.

Die Bojaren, der sehr zahlreich vertretene Adel des Landes, zerfällt in drei Hauptclassen des Ranges. Die Großbojaren, auch Logotheten genannt, sind die zur Hospodarwürde wählbaren; zu ihr gehören die ersten Familien des Landes. Der von Mehreren geführte Titel „Fürst" oder „Prinz" ist nur ein eigenmächtig, ohne alle Rechtsbegründung angenommener, da derselbe nur dem wirklich regierenden Fürsten, keineswegs aber den Nachkommen und sonstigen Gliedern seiner Familie zukommt. Diese Classe von Bojaren bildet die höchste Aristokratie des Landes; aus ihrer Mitte werden die höchsten Aemter des Staates, sowie der Landesmiliz besetzt.

Die gegenwärtig der höchsten Landesaristokratie angehörigen Familien sind: die Ghyka, Stourdza, Cantacuzen, Rosnovan, Aslan, Cartatziu, Morouzi, Maurokordat, Balsch und Bougorides, zu welcher letzteren der jetzige von der Pforte eingesetzte Kaimakan oder Fürst gehört.

Größtentheils in Paris erzogen, ist die französische Sitte unter ihnen die herrschende, obgleich auch der orientalische Luxus in ihrem Hause vertreten ist. Alle sprechen französisch und moldanisch, die meisten auch deutsch oder russisch. Ihre Conversationssprache jedoch ist eine der ersteren. Bei dem Umstande, daß ihre meistentheils ansehnlichen Einkünfte ihnen die Möglichkeit bieten, sich dem frivolen Leben der großen Weltstadt ungehindert in die Arme zu werfen, ist ihre nach mehrjährigem Besuch dieser Hochschule erlangte Bildung selten eine bemerkenswerthe zu nennen.

Die Damen dieser Classe zeichnen sich sowohl durch ihre Schönheit, wie auch durch feinen Anstand und gesellschaftliche Bildung aus; sie verstehen in ihrem Hause die Honneurs auf eine so graziöse Weise zu machen, wie sie in der gebildeten Welt nur immer gefordert werden kann. Die regelmäßigen, größtentheils schönen Züge, der feine, zarte Teint, von dunklen Haaren umschattet, die großen, von schmahlen Brauen überwölbten Feueraugen, eine elegante reizende Taille, kurz Alles ist meistentheils bei ihnen vereint, um die ihrer Schönheit dargebrachten Huldigungen begreiflich zu machen. Ihre Toilette vereint Geschmack mit Aufwand und Luxus; mit Brillanten und Perlen verzierte Ballkleider, Diademe, Spitzen, Gold- und Silberschmuck jeglicher Art, blenden das Auge und zeugen von dem Reichthum des Landes.

Die zweite Rangclasse, welche eine viel beträchtlichere Anzahl von Bojaren umfaßt, ist zur Hospodarwürde nicht wählbar und bildet gleichsam den Uebergang zur dritten, größtentheils aus minder bemittelten Grundbesitzern und lange im Staatsdienst stehenden Beamten gebildeten Classe.

Die Befreiung von Steuern und Abgaben, eine eigene Gerichtsbarkeit, und — bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft (durch Fürst Gregor Ghyka) das Recht, solche zu besitzen, waren die Hauptvorzüge des Bojarenadels. Er ist im Besitz der politischen Rechte und achtet sonst das Gesetz gewöhnlich gar nicht.

So oft bisher ein neuer Fürst zur Regierung kam, war sein Erstes, fast alle Staatswürden mit seinem Anhange zu besetzen und den größten Theil der unter der früheren Regierung ernannten Beamten, welche seinem Interesse nicht entsprachen, zu entlassen. Diese bisher beobachtete Maßregel mußte natürlich dahin führen, jedes erhaltene Amt im eigenen Interesse soviel als möglich auszubeuten, um vor Eintritt einer abermaligen Neuerung sein Schäflein ins Trockene zu bringen.

Welche Resultate für das allgemeine Wohl bei derartiger Manipulation erzielt werden können, bedarf wohl keiner näheren Erklärung. Jedes Amt wird als Pachtgut betrachtet, von dessen Ertrag der jeweilige Besitzer soviel Nutznießung zu erzielen trachtet, als nur immer möglich ist, mag auch das Ganze dabei leiden; der egoistische Zweck steht einzig und allein im Vordergrund.

Ein ebenso großer Uebelstand ist die fast gänzliche Geschäftsunkenntniß der oft über Nacht emporgeschossenen Würdenträger. Sie macht dem Vorgesetzten die niedere, meistentheils nur ihr persönliches Interesse im Auge habende Beamtenwelt unentbehrlich, und giebt hierdurch letzterer Gelegenheit und Mittel in die Hand, am Lebensmarke des Staates zu saugen.

Diese mangelhaften Elemente der Staatsverwaltung einestheils, sowie die Uneinigkeit der verschiedenen Parteien selbst, treten jedem gemeinnützigen Wirken entgegen und vereiteln so manche zweckmäßige, noch im Werden begriffene Maßregel vor ihrer Durchführung.

Einige im Auslande herangebildete Bojaren sind leider eine zu schwache Partei; sie haben wohlthätige und nutzenbringende Institutionen kennen und schätzen gelernt, und bestreben sich mit lobenswerthem Eifer, sie im Vaterlande einzuführen. Diese Bemühungen scheitern am Starrsinn der an dem alten Schlendrian der Urväter hängenden Partei, welche mit dem weiten langen Unterkleide, dem pelzverbrämten Kaftan und der Monstrum-Mütze auch die Idee von der Vollkommenheit ihrer veralteten Staatsmaschine beibehalten hat.

Ebenso wird auch von Seiten des hier allein bemittelten Bojarenstandes nicht das Mindeste für die Hebung der Landesindustrie und des Gewerbfleißes gethan. Eine unselige Sucht nach den Erzeugnissen des Auslandes, selbst in solchen Artikeln, welche die Landesindustrie zu liefern im Stande wäre, macht jedes Emporkommen derselben unmöglich. Mag auch so mancher im Lande selbst erzeugte Artikel den gestellten Anforderungen vollkommen genügen: er trägt nicht den Stempel von Paris, Wien oder Berlin, folglich kann er unmöglich preiswürdig sein. Mag auch der Preis ausländischer Erzeugnisse noch so hoch gestellt sein: er trägt die Firma „Paris", mithin ist er elegant, mithin preiswürdig.

Würde nur ein geringer Theil der am Spieltische im sogenannten „Stoß" oder „Lansquenet" verschleuderten Summen zur Unterstützung des vaterländischen Gewerbfleißes verwendet: in kurzer Zeit könnten so manche im Lande erzeugte Artikel — wenn auch nicht mit ausländischen concurriren, so doch bescheiden gestellten Anforderungen entsprechen. Tausende von Dukaten werden in einer Nacht am Hasardtische herumgerollt, und wucherische Factoren (jüdische Geldmäkler) liefern gegen Verpfändung seiner Einkünfte dem unglücklichen Spieler für enorme Procente und möglichst kurze Frist neue Summen zur unsinnigsten Verschwendung. Ueber diese hier zu Lande einer Epidemie ähnliche und unter allen Classen herrschende Leidenschaft könnten Folianten einer chronique scandaleuse geliefert werden.

Daß mancher den Furien des Hasardspieles verfallene Wüstling selbst die Rechte seines Ehebettes gegen mäßigen Einsatz verspielte, daß ganze Familien, die früher noch leibeigenen Zigeuner, als Einsatz figurirten, daß der Abends als reicher Mann sich zum Spieltische Setzende am Morgen als Bettler aufstand: dies sind einige jener traurigen Thatsachen, welche wohl unglaublich scheinen, aber factische Wahrheit sind.

Ebenso häufig sind die vorkommenden Fälle des falschen Spieles, und bemerkenswerth ist die geringe Notiz, welche hiervon genommen wird. Man macht durchaus keine Schwierigkeiten, einen notorischen und erwiesenen Falschspieler in der Gesellschaft zu dulden. In Jassy z. B. lebt dermalen ein enorm reicher Spieler von Profession, ein Ausdruck, der jene Fertigkeit einschließt, ein bekannter Abenteurer, dessen kurzgefaßte Lebensgeschichte folgende ist:

Mit einigen 100 fl. begann er seine Manöver am grünen Tische, und alsbald hatte er der Göttin Fortuna und seiner Kunstfertigkeit ein nennenswerthes Sümmchen zu danken. Doch wahrscheinlich in die Hände eines ihm überlegenen Meisters gerathen, war seine Errungenschaft nur zu bald Null für Null aufgegangen. Der an die Bojarensalons gewöhnte Gentleman ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern spielte in den Schänken um kleine Münze mit den untersten Volksclassen, eroberte auf diese Art abermals ein Sümmchen, groß genug, um es im „Höheren" versuchen zu können, stieg allmählich und ist dermalen einer der reichsten Spieler, hat dessen ungeachtet aber in den ersten Familien Zutritt; seine Soirées zählen zu den beliebtesten und glänzendsten der Hauptstadt.

So groß auch hier zu Lande der Luxus und die oft an Verschwendung grenzende Sucht nach Putzartikeln von Paris, London und Wien ist, so ist doch, selbst unter den vornehmsten Classen, Mangel an Schönheitssinn und Interesse für Kunst zu beklagen. Gemälde oder derartige Kunstgegenstände würde man selbst im elegantesten, mit Parquetböden aus Paris gezierten Salon vergeblich suchen. So sind auch die Häuser der Bojaren mitunter wahre Paläste, aber selten im reinen Geschmacke gebaut, fast alle ebenerdig, aber mit Säulen geziert. Gärten, selbst einzelne Bäume im Hofraume findet man nur höchst selten. Die vornehmen Bojaren verleben die Sommermonate größtentheils auf ihren Landbesitzungen (Moscheen), und kehren erst zur Carnevalzeit in die Hauptstadt zurück. Viele leben auch den größten Theil des Jahres in Paris, wo sie meistens eigene Häuser besitzen.

Das gesellige Leben in der Moldau weicht in vieler Beziehung vom europäischen ab und läßt noch hier und da die türkische Sitte durchschimmern. Wie im Orient die großartigsten Feste mit aller nur möglichen Verschwendung gegeben werden, um den Reichthum zu zeigen: so auch hier. Von dem Reize der freundschaftlichen Unterhaltung, des wahren geselligen Vergnügens, ist bei den Bojarenfesten kaum etwas zu finden. Zu geistreicher Unterhaltung mangelt es hier größtentheils an Stoff, da nur sehr wenige Personen im materiellen Wissen so weit sind, derartiger Conversation inneren Werth zu verleihen. Obgleich die Mehrzahl der Bojarensöhne im Auslande erzogen ist, so genügen wenige Jahre nach der Rückkehr in die Heimath, das Gute fremder Eindrücke wieder zu verwischen; nur höchst selten findet man darin Ausnahmen. Nichtsthun wird hier für den angenehmsten Lebensgenuß gehalten, und das Liegen auf dem breiten Divan, die Bernsteinspitze der langen türkischen Pfeife im Munde, während man die Perlen des Mateni (einer Art Rosenkranz von Bernstein, Rosenholz oder Korallen) auf- und abgleiten läßt, ist häufig die einzige Beschäftigung.

Das Leichenbegängniß eines Bojaren wird, soweit es die Vermögensumstände des Verstorbenen gestatten, stets mit dem größtmöglichsten Pompe begangen.

Wir wollen hier der Leichenfeier eines sehr reichen und angesehenen Bojaren beiwohnen. — Klagend und in gedehnten Pausen hallt der dumpfe Glockenton der majestätischen Kathedrale über die Stadt, mit dem sich alsbald die metallenen Zungen der zahlreichen übrigen Kirchen Jassy's vereinigen. Es ist elf Uhr Vormittags. Unter dem Andrange einer zahlreichen Volksmenge, welche von Polizeisoldaten (Epistaten) zurückgedrängt wird, setzt sich der lange Trauerzug vom Hause des Verstorbenen in Bewegung. Die Spitze des Zuges bilden die mit Trauerflören umwundenen Kreuze und Fahnen sämmtlicher Stadtkirchen, welchen der oft 200 bis 300 Köpfe starke Klerus in zwei langen Reihen links und rechts der Fahrstraße folgt. Voran die Popen, sodann Protopopen (Archimandriten und Bischöfe), und endlich der Metropolit, sämmtlich im Kirchenornat, und stärkere oder schwächere Wachskerzen tragend. Für die niedere Geistlichkeit werden bunte Sacktücher mit eingebundenen Geldstücken an den Kerzen befestigt, welche nach beendigter Leichenfeier Eigenthum der Träger bleiben.

In dem von der Geistlichkeit freigelassenen Mittelraum der Straße wird großes, mit Blumen und Bändern geziertes Kuchen- und Tortenbackwerk getragen, welches nach beendeter Feierlichkeit dem Volke und der niedern Geistlichkeit überlassen bleibt. Hierauf kommt der von schwarzgekleideten Dienern getragene, gleich dem Sarge mit rothem Sammet tapezierte und mit Goldborten besetzte Sargdeckel, meistentheils noch mit Kränzen und Blumenguirlanden umwunden. Mit acht schwarz behangenen Pferden bespannt, folgt nun der auf sechs niederen, bis zum Boden schwarz verhängten Rädern ruhende Katafalk. Auf der Mitte dieses Gerüstes steht der offene Sarg, welcher gewöhnlich bis zum Hals des Leichnams mit einer gestickten Decke verhüllt wird. Das Haupt der Leiche ruht frei auf einem weißatlassenen, mit Goldfransen garnirten Polster, und an den Seiten des Sarges knieen weißgekleidete Mädchen mit aufgelösten Haarflechten.

Von sechs Säulen getragen, an deren jeder ein Officier in Uniform, die Trauerschärpe über die Brust, mit brennender Fackel steht, wölbt sich ein schwarzer, silber- und goldgestickter Baldachin. Dem Sarge folgen unmittelbar die Verwandten und Freunde des Dahingeschiedenen. Rings um den Katafalk geht eine zahlreiche Menge von Fackelträgern, meistens Diener des Hauses, in Trauerkleidern, dann ein Spalier von Epistaten. Zwischen dem vorausgetragenen Sargdeckel und dem Leichenwagen geht die Musikbande der Miliz, die dumpfen Harmonien eines Trauermarsches spielend.

In dieser Ordnung bewegt sich der feierliche Zug langsam vorwärts, zeitweise anhaltend, während welcher Pause von der Geistlichkeit bestimmte Gebete für die Seelenruhe des Verstorbenen gesprochen werden.

Endlich vor dem Kirchenthore angelangt, wird der Sarg vom Katafalk gehoben und in die schwarzbehangene, von einer Anzahl Kerzen erleuchtete Kirche getragen. Die Geistlichkeit umschließt nun die in der Mitte des Kirchenschiffes niedergestellte Leiche, der Metropolit oder sonst ein anwesender Würdenträger der Kirche hält, nach vorausgesandten Gebeten und melancholischen Kirchenliedern, eine tröstliche Anrede an die Verwandten und Freunde des Dahingeschiedenen, und führt dieselben zum Sarge, um den letzten Abschiedskuß auf die kalten Lippen des Todten zu drücken.

Die Ceremonie ist beendet, und der Leichnam wird auf den an der Südseite der Kirche befindlichen Friedhof getragen und in das Grab gesenkt. Nochmals breitet der Metropolit segnend die Hände über den Todten aus und streut Erde und Salz über ihn, worauf der Deckel hinabgelassen und der Sarg geschlossen wird.

Wie bereits früher erwähnt, werden nun die beim Leichenzug getragenen Kuchen unter die Armen und an die niedere Geistlichkeit vertheilt, — und die traurige Feierlichkeit ist beendet. —

Einen grellen Contrast zu dieser mit großem Gepränge begangenen Ceremonie bildet das Begräbniß eines der in großer Zahl hier lebenden Juden der ärmern Classe. Kaum entfloh der letzte Athemzug von den im Todeskampfe bebenden Lippen, so wird der noch warme Leichnam von vier oder fünf Glaubensgenossen an Kopf und Füßen erfaßt, in eine Decke gehüllt und im vollen Trabe durch die kothigen Straßen auf den jüdischen Friedhof geschleppt. Dort angekommen, werden die zu solchem Zwecke bereitliegenden Bretter in der gleichfalls fertigen Grube, ohne genagelt oder sonst auf irgend eine Art verbunden zu werden, zu einer Art Kiste formirt und der Leichnam hineingelegt. Einige Worte des Rabbiners, unter fortdauerndem Wehklagen der Anwesenden, beenden die jedenfalls kurze Feierlichkeit, — und Mutter Erde deckt den von ihr Geschiedenen bis zur allgemeinen Seelenerweckung. L. v. T.

Männer der Zeit.

Franz Certain-Canrobert,

französischer Marschall und früher Oberbefehlshaber der Armee in der Krim, wurde 1809 im Departement des Lot ganz in der Nähe des Dorfes geboren, das Murats Heimath war. Im November 1826 in die Militärschule von St. Cyr aufgenommen, die er zwei Jahre lang mit Auszeichnung besuchte, trat er im Herbst 1828 als Unterlieutenant in das 47. Linienregiment und ging 1835 als Lieutenant nach Algier. In der Provinz Oran, wo sein Regiment stationirte, nahm er an allen Zügen Theil, welche unter den Generalen Clauzel, d'Arlanges und Letang gegen Abdelkader, der nach seinem Siege an der Makta den Franzosen viel zu schaffen machte, ausgeführt wurden. Bei der Expedition gegen Maskara zog Canrobert die Blicke der Oberofficiere zuerst auf sich. Da er bei der Einnahme von Tlemsan, bei dem Gefecht an der Tafna und überall sonst, wo gekämpft wurde, die gute Meinung, die man von ihm hegte, glänzend rechtfertigte, so wurde er im Frühjahr 1837 zum Hauptmann befördert. Bei dem Sturm auf Constantineh erhielt er in der Bresche und an der Seite des Obersten Combes, der tödtlich verwundet wurde, einen Schuß ins Bein. Die letzten Worte, die der sterbende Oberst sprach, waren eine Empfehlung Canroberts, den er dem Marschall Valée als einen Officier bezeichnete, der eine Zukunft habe.

Zum Ritter der Ehrenlegion ernannt, wurde er 1839 mit dem schwierigen Auftrage betraut, aus den Banden Cabrera's, die sich auf französischen Boden gerettet hatten, ein Bataillon für die Fremdenlegion zu bilden. Im Lager von St. Omer arbeitete er dann an den Anweisungen für Officiere der leichten Truppen, die unter der persönlichen Leitung des Herzogs von Orleans entworfen wurden. 1841 kämpfte er wieder mit dem 6. Bataillon der Jäger zu Fuß in Algier, wurde 1842 zum Bataillonschef im 15. leichten Regiment befördert und führte seine Jäger am Schelif. Sowohl in diesen Jahren, als 1845, wo statt Cavaignac's St. Arnaud sein Vorgesetzter wurde, erregte er selbst unter den kriegsgewohnten Truppen von Algier durch seine ritterliche Tapferkeit Aufsehn. Wie er bei Bahl mit 250 Jägern gegen 3000 Feinde Stand hielt, eben so schlug er sich hartnäckig acht Monate lang, ohne jemals den Gegner zu zählen, gegen die Kabylen und trug zur Unterwerfung der an Tenes grenzenden Bezirke wesentlich bei. 1848 bekam er als Oberst den Befehl über ein Regiment der Fremdenlegion, mit dem er die Bergbewohner des Aures schlug und den Bey Achmed gefangen nahm. Von der Fremdenlegion ging er zu den Zuaven über und führte mitten in der Cholerazeit den heldenkühnen Zug gegen Zaatscha aus. Die Verstärkungen, die er brachte, gaben dem General Herbillon, der halb unthätig vor der Oase lag, die Mittel, Entscheidendes zu unternehmen. Unterwegs bei Boa Sada sah er sich von einer zahllosen Schaar Araber umzingelt. „Platz!“ rief ihnen Canrobert zu, „mit mir kommt die Pest!“ und erschrocken stäubten die Feinde auseinander und ließen ihm den Weg frei. Das Dorf Zaatscha liegt mitten in einem dichten Palmenwalde, der von wenigen Fußpfaden durchzogen wird. Ringsum laufen Gärten, meistens von Gräben und sämmtlich von Mauern in verschiedenem Niveau durchzogen. Das Dorf selbst ist eine Festung, denn abgesehen von der Kasbah oder Citadelle, die mit Bastionen und crenelirten Mauern umgeben ist, hat jedes der steinernen Häuser Schießscharten. Die Zeit vom 8. bis 26. Nov. 1849 verfloß, ehe die Franzosen die Gärten und den Wald überwunden hatten. An dem letztgenannten Tage war eine gangbare Bresche da, und es konnte gestürmt werden. Oberst Canrobert führte die eine der drei Sturmcolonnen, und diese war es, welche die Entscheidung brachte. Von den sechzehn Zuaven, die ihn als Deckung umgaben, fielen zwölf, von seinen vier Ordonnanzofficieren wurden zwei getödtet, zwei verwundet, aber er kämpfte sich durch ein Gewirr von Gassen auf den Markt des Ortes durch.

Der Lohn für diese Heldenthat war seine Ernennung zum Commandeur der Ehrenlegion und zum Brigadegeneral. 1850 berief ihn der Prinz-Präsident nach Paris und ernannte ihn, nachdem Canrobert eine Zeitlang eine Brigade Fußvolk befehligt hatte, zu seinem Adjutanten. In dieser Stellung befand er sich zur Zeit des Staatsstreiches und behielt sie auch mit dem Range eines Divisionsgenerals unter dem Kaiser bei. Die ersten Kämpfe in der Krim sahen ihn als Befehlshaber der ersten Infanteriedivision. Als St. Arnaud starb, wurde die Leitung der ganzen Belagerung von Sebastopol in seine Hände gelegt. Gerade in dieser Zeit walteten so eigenthümliche Verhältnisse ob, z. B. eine fortdauernde Uneinigkeit der Generale über die dem Hauptangriff zu gebende Richtung, daß das Mißlingen der Operationen während der Zeit seines Commando's nicht als ein Beweis seiner Nichtbefähigung zu einer ersten Stelle angesehen werden kann. Er bot selbst seine Entlassung an und war selbstverleugnend genug, unter seinem Nachfolger Pelissier an der Spitze der zweiten Division fortzudienen. Er war außerordentlich beliebt unter den Truppen, weil er stets für ihr materielles Wohl aufopfernd gesorgt, und sein Erscheinen wurde jedesmal mit lautem Zuruf begrüßt. Das konnte Pelissier nicht angenehm sein, und Canrobert erhielt daher am 26. Juli eine telegraphische Depesche vom Kriegsminister, daß der Kaiser ihn auffordere, zur Schonung seiner Gesundheit nach Frankreich zurückzugehen. Da Canrobert erwiderte, daß ihn Gesundheitsrücksichten nicht bewegen würden, seiner Thätigkeit ein Ziel zu setzen, traf alsbald eine neue Depesche ein, welche Canrobert befahl, zum persönlichen Dienst bei dem Kaiser in die Heimath zurückzukehren. Demzufolge verließ Canrobert am 8. August die Krim; das Vertrauen des Kaisers blieb ihm ungeschmählert erhalten, und er wurde nach einander zum Marschall, zum Senator, zum Gesandten in Schweden und zuletzt zu einem der fünf Obercommandanten von Frankreich ernannt.

(14.)

Marie Joseph Bosquet,

gegenwärtig Marschall von Frankreich und Oberbefehlshaber aller im Südwesten stehenden Truppen, ist einer der liebenswürdigsten und achtbarsten Charaktere der französischen Armee. 1810 zu Mont de Marsan geboren, kam er 1829 auf die polytechnische Schule, wurde 1831 Artillerielieutenant und kam als solcher 1834 nach Africa. Den Grund zu seinem militärischen Ruhme legte er bei einem Zuge, den er mit einigen Geschützen begleitete. Die kleine Abtheilung Franzosen wurde plötzlich von einem Schwarm Araber umzingelt und gerieth durch falsche Maßregeln des höchsten Officiers in die gefährlichste Lage. Zum Glück hatte Bosquet den Muth, einen andern Plan vorzuschlagen, und die Annahme desselben wurde zur Rettung. Er wurde zum Ritter der Ehrenlegion vorgeschlagen, aber im Kriegsministerium radirte eine neidische Hand seinen Namen, und die verdiente Ehre würde ihm entgangen sein, wenn seine Kampfgenossen nicht beim Statthalter Vorstellungen gemacht hätten. Man decorirte ihn nun mittelst besondern Decrets. 1841 bei Sidi Sakhdar verwundet, ging er 1842 zur Infanterie über, und wurde Commandant des Bataillons eingeborner Jäger (tirailleurs indigènes), wozu ihn seine gründliche Kenntniß des Arabischen noch besonders befähigte.

Zwanzig Jahre lang, von 1834—1853, blieb Bosquet in Algier, und in dieser langen Zeit fielen wenige größere Gefechte vor, denen er nicht beigewohnt hätte. Er stieg von Grad zu Grad, im August 1848 war er Brigadegeneral. Den Feldzug gegen Kabylien 1851 eröffnete er in glänzender Weise durch die Erstürmung des Passes über den Menegal. Obgleich er dabei am Kopfe verwundet wurde, harrte er doch bis zum Schlusse

des ganzen Krieges bei seiner Brigade aus. Seine Ernennung zum Divisionsgeneral verzögerte sich, obgleich sie nach der Meinung des ganzen Heeres von Algier jenem Feldzuge von 1851 hätte auf dem Fuße folgen sollen. Die Politik jener Zeit brauchte blind ergebene, zu verschiedenen Dingen anwendbare Divisionsführer, und die bekannte Rundreise, die Persigny bei den berühmtesten africanischen Generalen machte, lehrte Bosquet, den alten Freund Cavaignacs, nicht als ein gefügiges Werkzeug betrachten. In den fünf Jahren, die er noch in Algier verweilte, fügte er seinen Verdiensten durch die Versöhnung der unterworfenen Stämme ein neues hinzu. Indem er ihnen durch seine Energie Achtung und Gehorsam abnöthigte, erwarb er sich durch seine Mäßigung, seine strenge Gerechtigkeitsliebe, seine Sorge für ihre Bedürfnisse, seine Schonung ihrer Sitten und Gewohnheiten ihre Liebe.

Im August 1853 wurde Bosquet zum Divisionsgeneral ernannt und dem Kriegsminister zur Verfügung gestellt. In der Krimarmee erhielt er den Befehl über das zweite, aus fünf Infanteriedivisionen bestehende Armeecorps. In der Almaschlacht erstieg er die von den Russen für unzugänglich gehaltenen Höhen auf ihrem linken Flügel mit seiner Division und sämmtlicher Artillerie, und Marschall St. Arnaud nennt in seinem Schlachtbericht diese Bewegung die den Tag entscheidende. Bei Inkerman war er es, der den der russischen Uebermacht sich kaum noch erwehrenden Engländern rechtzeitig zu Hülfe eilte, und nach der Schlacht dankte ihm Lord Raglan im Namen Englands. Den verunglückten Sturmversuch auf die Karabelnaja vom 18. Juni 1855 mißbilligte er und hatte an diesem Tage die Aufgabe, die Tschernaja zu decken. Um so energischer griff er in den Sturm auf den Malakoff ein, der bekanntlich die Räumung der Hafenseite von Sebastopol zur Folge hatte. Die Wunde, die er an diesem Tage davontrug, heilte erst in Frankreich.

Es charakterisirt den wackern Mann, dessen Leben wir in kurzen Umrissen geschildert haben, daß seine Erhebung zu der höchsten militärischen Würde Frankreichs, zum Marschall, ihm darum Freude machte, weil seine alte Mutter sie noch erlebte. Für sich selbst ist Bosquet frei von dem fieberhaften Ehrgeiz, der die meisten seiner Waffengefährten zu ihren Thaten spornt. Es giebt keinen bescheideneren Mann als ihn, und seine Triebfeder ist die reinste Vaterlandsliebe. (14.)

Bernard Pierre Magnan,

französischer Marschall, ist einer der glücklichen Soldaten, die ihren Marschallsstab in der Patrontasche gefunden haben. Am 7. December 1791 in Paris geboren, trat er 1809 als Freiwilliger in das 66. Infanterieregiment und focht in Spanien unter Massena und Ney als Soldat, Unterofficier, Lieutenant und Hauptmann. Den Feldzügen von 1814 und 1815 wohnte er in der kaiserlichen Garde bei. Die Bourbons nahmen ihn ebenfalls in ihre Garde auf, doch war es ein Linienregiment, in dem er unter dem Herzog von Angoulême nach Spanien zog. Bei der Eroberung von Algier half er als Oberst und zeichnete sich namentlich in den 22tägigen Gefechten unter den Mauern von Bona aus. Auf den Befehl Ludwig Philipps trat er 1832 in die belgische Armee ein, der er bis zum Jahre 1839 als General angehörte. Seinem Talent, zu organisiren, wurde ein glänzendes Zeugniß ausgestellt. In Frankreich wurde er zum Generallieutenant ernannt und hatte immer, abgesehen von einer Inspectionsreise nach Algier und von einer kurzen Anstellung auf Corsica, Commandos im Innern. 1848 machte er, um der bedrohten Ordnung Hülfe zu bringen, einen Marsch von den Alpen nach Paris, auf dem er in sieben Tagen 120 altfranzösische Stunden zurücklegte. Im Sommer des Jahres 1851 übergab ihm der Prinz-Präsident, der sich mit diesem alten und treuergebenen Anhänger seines Hauses ohne Mühe verständigt hatte, die Armee von Paris, mit der Magnan in den Tagen vom 2. bis 4. December 1851 den Widerstand der Republikaner zu Boden schlug. Seine jetzige Ernennung zum Oberbefehlshaber der Norddivisionen hat ihn in seiner Stellung gelassen.

Marschall Magnan hat vor dem Staatsstreich zweimal gegen Empörer gekämpft, unter Ludwig Philipp gegen die Arbeiter von Lille und Roubaix, und 1849 in Lyon gegen die Socialisten. Er besitzt also in staatsrettenden Thaten Erfahrung. Uebrigens ist er nicht blos energisch und tapfer, sondern auch umsichtig. (14.)

Graf Achille Baraguay d'Hilliers

ist der Sohn eines berühmten Reitergenerals der napoleonischen Zeit und einer deutschen Dame aus Mainz, die sein Vater bei einem der ersten Revolutionsfeldzüge kennen lernte und entführte. Am 9. September 1795 in Paris geboren, wurde er bereits 1807 in ein Regiment reitender Jäger eingereiht. Sein erster Feldzug war der russische von 1812, bei dem er seinen Vater verlor und in den Schrecken des Rückzugs ohne die aufopfernde Hülfe seiner Waffengefährten selbst den Untergang gefunden haben würde. In der Leipziger Völkerschlacht riß ihm eine Kugel die linke Hand weg, und diese Verstümmelung zwang ihn in den beiden folgenden Feldzügen von 1814 und 1815 zur Unthätigkeit. Da er unter der Restauration aus seinen bonapartistischen Gesinnungen kein Hehl machte, so half es ihm nicht, daß seine Mutter und die eine an den General Damremont verheirathete Schwester (die andere hatte der als Liberaler berühmte General Foy heimgeführt) warme Legitimisten waren. Man vernachlässigte ihn, und seine Leistungen im spanischen Feldzuge brachten ihm keinen höheren Grad als den des Hauptmanns ein. In den Tagen der Julirevolution stand er unter Bourmont in Algier, und jetzt kam die Zeit, wo man den gediegenen Kenntnissen, die er sich in seiner Muße als Subalternofficier erworben hatte, Gerechtigkeit widerfahren ließ. Im August 1830 war er bereits Oberst, wenige Jahre später wurde er als Vicegouverneur an die Militärschule von Saint-Cyr versetzt und 1836 übernahm er mit dem Rang und Titel eines Generalmajors die oberste Leitung derselben. In Algier wurde er 1841, 1843 und 1844 verwendet. In dem Posten eines Befehlshabers der Provinz Constantine bewährte er sich als gewandten Verwaltungsmann, zog aber durch übertriebene Strenge vielfachen Tadel auf sich.

Als die Februarrevolution Frankreich und die Welt überraschte, befand sich d'Hilliers als Befehlshaber einer Division in Besançon. Diese Stadt hatten die rothen Bevollmächtigten Ledru Rollin's als eines ihrer Hauptquartiere gewählt, allein sie hatten ohne den General gerechnet. Seine Energie nahm einen so drohenden Charakter an, daß die rothen Sendlinge schleunigst das Feld räumten, und die dankbaren Bewohner der Freigrafschaft wählten Baraguay d'Hilliers zum Abgeordneten. Er war Mitglied beider Nationalversammlungen und übte als einer der Leiter der großen Ordnungspartei einen bedeutenden parlamentarischen Einfluß. Mit Cavaignac verstand er sich schlecht und begegnete dem Sieger in der Junischlacht einige Male mit der bestimmtesten Unhöflichkeit. Er konnte es nicht ertragen, daß ein jüngerer Officier, den er so lange tief unter sich erblickt hatte, jetzt über ihm stand. Seine Beziehungen zum Prinz-Präsidenten gestalteten sich so, daß die Wahl eines Oberbefehlshabers der gegen die römische Republik bestimmten Truppen ihn traf. Der ultramontanen Partei war diese Wahl nicht genehm, und sie erschöpfte sich in Angriffen auf seine Gottlosigkeit. Daß er mit dem restaurirten geistlichen Regiment in verschiedene Conflicte gerieth, erbitterte seine mächtigen Gegner noch mehr, und nicht lange, so wurde er zurückgerufen.

Ein Jahr nach seiner Rückkehr trat er als Militärcommandant von Paris an Changarnier's Stelle. Man folgerte daraus, daß er der persönlichen Politik des Prinz-Präsidenten seinen Degen angeboten habe, aber dem war nicht so. Mochten ihm diplomatische Bedenken hinsichtlich des Erfolges gekommen sein, oder

hatte er andere Einwürfe gegen den Staatsstreich zu machen, genug er trat von seinem Posten zurück. In den Decembertagen von 1851 sah man ihn weder unter den für Louis Bonaparte kämpfenden, noch unter den gegen ihn protestirenden Generalen, und auch später noch hielt er sich abseits. Nachdem die neue Gewalt sich vollkommen befestigt hatte, wurde er sich seiner bonapartistischen Gesinnungen bewußt und nahm eine der Vicepräsidentenstellen im Senat an. 1853 ging er als Gesandter nach Constantinopel, wo er während der Vorbereitungen zum orientalischen Kriege eine mehr militärische als diplomatische Rolle spielte. Die Zeit, die andere Gesandte zu einem Intriguenspiel verwenden, benutzte er zu militärischen Inspectionsreisen, zu Gutachten über die beste Verwendung der türkischen Streitkräfte und zu Aehnlichem. Die erste diplomatische Verwickelung, in die er gerieth, erledigte er so, daß er seinem Gegner sagen ließ, die Hand, in der er die Pistole zu halten pflege, habe die Leipziger Schlacht verschont. Die Erledigung seiner Aufgabe machte sein längeres Verweilen in der türkischen Hauptstadt unnöthig, und er kehrte nach Frankreich zurück, wo er zum Marschall und nach dem Attentat Orsini's zum Oberbefehlshaber der in den Westdivisionen stehenden Truppen ernannt wurde.

Baraguay d'Hilliers hat ein angenehmes und kriegerisches Aeußere. Er ist Soldat, auch in dem Sinne, daß er lieber dreinschlägt als vermittelt. Von seiner Strenge und von seiner Unverträglichkeit mit Gleichgestellten hat er Proben gegeben. Er hat sich nie als Feldherr bewährt, aber sollte er einmal eine Straßenschlacht zu liefern haben, so würde er gerade und verheerend wie eine Kanonenkugel auf sein Ziel losgehen. (14.)

Gotthilf Heinrich v. Schubert.

Unter den mancherlei Selbstbiographieen, durch welche in jüngsten Tagen die Kenntniß der Zeit und des Menschenlebens in dankenswerther Weise bereichert worden ist, nimmt die von G. H. v. Schubert unter dem allerdings etwas schwerfälligen Titel: „Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben" (Erlangen, 1854—56, 3 Bde.) herausgegebene keine der geringsten Stellen ein. Sie hat zwar wenig oder nichts mit den Bewegungen des öffentlichen Lebens zu thun, bringt aber vielfache Züge zu dem Gemälde der inneren Zustände einer langen Zeitreihe, zur Charakteristik interessanter Persönlichkeiten und hauptsächlich zur Kenntniß von Richtungen, welche sonst nicht leicht an die Oeffentlichkeit vortreten. Dabei bleibt es immerhin eine freundliche Betrachtung, wie sich hier durch ein langes, wechselvolles und von manchen inneren Stürmen bewegtes Leben derselbe Grundton von der Wiege bis zum Greisenalter durchzieht, und wie hier ein hoher wissenschaftlicher Name und eine bedeutsame Stellung wesentlich durch die Liebenswürdigkeit des Wesens und der Anschauungen des Mannes gewonnen und bewahrt worden sind. Leider ist das Werk in seinem Fortgange wenigstens für uns minder ansprechend geworden, da gegen das Ende die Data immer spärlicher, die Betrachtungen aber immer gedehnter werden. Den Glanzpunkt desselben bilden die Jugendgeschichte und die ersten Kämpfe und Strebungen bis mit der Zeit in Nürnberg.

G. H. v. Schubert wurde am 21. April 1780 in dem Pfarrhause zu Hohenstein im sächsischen Erzgebirge geboren. Sein Vater war Substitut seines Schwiegervaters, und die großelterliche und elterliche Familie wohnten zusammen. Unter manchen Bedrängnissen, denen doch so starke und fromme Charaktere, wie sich dort vereinigt fanden, gewachsen waren, aber auch unter viel einfachen, erhebenden Freuden verfloß Schuberts Jugend im Elternhause, und niemand wird die Einzelheiten, die er aus seiner Kindheitsgeschichte beibringt, ohne Interesse, ohne Rührung und Freude lesen. So ist auch für ihn wie für die Zeit bezeichnend, was weiter über seine Schuljahre berichtet wird, die er vom achten Jahre an bei seinem Schwager in Lichtenstein, wo Bretschneider sein Mitschüler war, dann wieder in seiner Vaterstadt, und später in Greiz und in Weimar verbrachte. In Weimar wurde es wichtig für ihn, daß Herder, durch eine Schularbeit auf ihn aufmerksam gemacht, ihm seine Gewogenheit schenkte und ihn gern in seiner Familie und als Freund seiner jüngeren Söhne sah. 1799 bezog er die Universität Leipzig, Anfangs, um nach dem Wunsche seines Vaters Theologie zu studieren, während er, seinem eignen Zuge folgend, gleich von vorn herein auch mathematische, physikalische und botanische Vorlesungen besuchte, sowie es ihm nach einiger Zeit auch gelang, den Vater zur Einwilligung in seinen Uebergang zu dem medicinischen Studium zu bestimmen. Zu seinem näheren Umgange gehörten Struve, der Gründer der künstlichen Mineralwasseranstalten, Jörg, der geachtete Lehrer der Entbindungskunde, der Dichter Fr. Gottlieb Wetzel und Aug. Köthe, mit denen er dann ein ganz eigenthümliches, auf praktische Verwirklichung des damals gangbaren Brownschen Systems berechnetes Leben führte. Mit Wetzel zog er 1801 nach Jena, wo er ein fröhlicheres Burschenleben begann, wo er aber auch durch Schelling für die Naturphilosophie gewonnen ward, die seitdem, in Verbindung mit der im Elternhause eingesogenen kirchlichen Richtung, sein gesammtes Geistesleben beherrscht hat. — Noch als Student knüpfte er das Verhältniß zu seiner ersten Gattin an, und auf einem Ferienbesuche bei ihr trat ihm ein Kind entgegen, das seine zweite Gattin zu werden bestimmt war. Kaum war seine Promotion vorüber, als er, ohne Mittel und ohne sichere Aussicht, den kühnen Entschluß ausführte, das Schicksal der Geliebten unwiderruflich an das seine zu ketten. Das junge Paar schlug seinen Wohnsitz zunächst in Altenburg auf. Die weniger durch ärztliche Praxis, als durch gelegentliche Lohnschriftstellerei (Romane, Uebersetzungen 2c.), am meisten aber durch die herzliche Liebe und den Lebensmuth der Neuvermählten erleichterten ökonomischen Bedrängnisse, die sie hier zu bestehen hatten, erinnern mehrfach an ähnliche Zustände, wie sie Jean Paul zu schildern liebte. So groß aber war die gottvertrauende Zuversicht Schuberts und seiner Gattin, daß sie sich 1805, eben nur im Besitze der nöthigsten Unterhaltsmittel für die nächsten Monate, entschlossen, nach Freiberg überzusiedeln, wo Schubert noch einmal Student werden, nämlich die bergakademischen Vorlesungen besuchen wollte. Nach einem hier verbrachten glücklichen Jahre zog er, von seinen Freunden Köthe und Wetzel veranlaßt, nach Dresden, wo er mit allen geistig strebenden Bewohnern der Stadt in freundlichen Verkehr trat und schließlich nicht ohne Erfolg Vorlesungen über thierischen Magnetismus hielt, die dann auch im Druck erschienen. Eine gesichertere Lage ward ihm aber erst gegen Ende des Jahres 1808, wo er, durch seinen Lehrer Schelling empfohlen, als Director an die von der bayerischen Regierung eben begründete Realschule nach Nürnberg berufen ward. Seine dasigen Verhältnisse, nur durch den Antagonismus des bekannten Paulus getrübt, gegen den ihn doch der edle Freiherr v. Lerchenfeld wirksam in Schutz nahm, wurden ihm durch freundliche collegialische Verhältnisse und durch den ihn ansprechenden Charakter der alten Reichsstadt und ihrer Bewohner angenehm gemacht. Sein Umgang mit Kanne, mit dem merkwürdigen Rosenbäcker J. Mathias Burger, seine jetzt angeknüpfte Verbindung mit Franz v. Baader bestärkten seine aus Naturphilosophie und kindlichem Kirchenglauben gemischte religiöse Richtung, die sich doch auch mit jeder überhaupt verträglichen anderen Richtung vertrug, wie er denn mit dem damals in Nürnberg wirkenden Hegel innig befreundet war. Vereinsamt aber wurde sein häusliches Leben durch den am 11. Febr. 1812 erfolgten Tod seiner trefflichen ersten Gattin Henriette, bis sie ihm am 25. April 1813 durch seine Julie ersetzt ward, die seitdem die treue Gefährtin seines Lebens und seiner Wanderungen geblieben ist. Eine unerwartete Wanderung kam ihm 1816, wo er als Erzieher der Kinder des Erbgroßherzogs von Meklenburg-Schwerin dorthin berufen ward. Diese Stellung war nicht nur äußerlich günstig, und durch das ihm fort-

dauernd bewiesene Vertrauen der fürstlichen Familie gehoben, sie ward ihm auch durch manche werthe Bekanntschaften und angenehme Reisen erfreulich. Die Anfeindungen, denen er von Seiten des — in seltsamem Gegensatze der Zeiten — damals in Meklenburg ebenso exclusiv, wie jetzt die entgegengesetzte Richtung, waltenden Rationalismus ausgesetzt war, ließ er sich wenig anfechten. Mehr aber drückte es ihn, daß ihn sein dortiges Verhältniß zu sehr von den Naturwissenschaften abzog, in denen er mehr und mehr seinen nächsten Beruf erkannte. So nahm er denn 1819 einen Ruf als Professor der Naturwissenschaften nach Erlangen an, von wo er 1827 in derselben Stellung nach München versetzt, und hier Geheimrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. Wiederholte Reisen, die er in jüngeren Jahren meist zu Fuß, von seiner Gattin begleitet, ausführte, namentlich die größere, nach Italien und dem südlichen Frankreich und nach Palästina, sind zum Theil von ihm in besonderen Schriften geschildert worden. Von seinen zahlreichen Werken führen wir als die frühesten an seine „Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" (Leipzig, 1806 bis 1820 3 Bände) und seine „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" (Dresden, 1808, 4. Aufl., 1840), ferner aus späterer Zeit: „Die Symbolik des Traumes" (Bamberg, 1814, 3. Aufl., Leipzig, 1840), „Die Geschichte der Seele" (Stuttgart, 1830, 2 Bde., 2. Aufl., 1833), „Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde" (Erlangen, 1852), ferner von den für ein allgemeineres Publicum bestimmten: „Altes und Neues aus dem Gebiete der inneren Seelenkunde" (Leipzig und Erlangen, 1817 — 44, 5 Bde.). Allgemein gerühmt wird das einfach-gemüthliche, bieder-herzliche persönliche Wesen des von Allen, die ihm näher getreten, geliebten Mannes. (5.)

Bogumil Dawison.

Man hat ihn den deutschen Garrick genannt. Vergleiche hinken, hält man sie fest. David Garrick rief in England vor hundert Jahren den dort verlorengegangenen Shakspeare wieder ins Leben; man kann von Dawison höchstens sagen, daß er dasselbe thun würde, lebte nicht Geist und Gehalt des britischen Dichters in deutscher Kunst. Aber in der Auffassung des Shakspeare'schen Styles ähneln sich Beide. Garrick brachte an und mit Shakspeare die Wahrheit der Natur in ihrer Treue, in ihrer Einfachheit und in ihrer frappanten Schlagkraft wieder auf die Bretter. Man kann nicht sagen, daß diese Töne und Elemente in deutscher Kunst untergegangen waren, am wenigsten in Wien, wo Dawison als werdender Künstler neben Anschütz, Laroche und Fichtner seine erste bedeutsamere Entwickelung erlebte. Gleichwohl machte uns Dawison in Wien, wo wir ihn 1850 zuerst im Gesammtspiel der alten Schule sahen, den Eindruck eines entschiedenen Gegensatzes. Er theilt mit jenen drei älteren Meistern die Wahrheit des Tones, das sichere Verständniß und den logischen Accent der Prosa, auch den feinen Geschmack des Salons. In alle dem harmonirt er, der hohlen Gespreiztheit blos lyrischer und tönender Declamation gegenüber, mit jener älteren Schule; Dawison spricht selbst das Pathos, und soll von einem Dilemma der Parteiung zwischen Realität und Idealität die Rede sein, obschon die Kunst auf ihrer Höhe beide Gebiete beherrscht, so steht Dawison wie die Wiener Koryphäen auf jener Seite, wo mit Iffland Menschendarstellung und Malerei der Wirklichkeit erstes, aber auch letztes Ziel der Kunst des Mimen war. Was ihn trotzdem als Gegensatz zur alten Wiener Schule hinstellte, war in der Tragödie ein rascheres Tempo, im Lustspiel die Keckheit der Wagniß, das im Moment Zutreffende zum Haupteffect zu gestalten. Das scharfe Epigramm und der heiße Accent in Dawisons Spiel verräth vielleicht im Polen seine slavische, im gebornen Juden seine orientalische Abkunft, jedenfalls aber die französische Schule, der er in Paris, nachdem er vom polnischen Schauspiel zum deutschen übergegangen war, die flüssige rasche Grazie und die zutreffende Kürze des natürlichen Accentes abgewann. So einfach das Resultat der Kunst und der Studien in Dawison zu sein scheint, so combinirt ist es, ein Ergebniß vielfacher Coefficienten, die sich glücklich in ihm vereinten und ihn hoffentlich, steht das Ideal seiner eignen Ueberzeugungen noch als Ziel vor ihm, nicht werden abirren lassen, wo es gilt, mit der Wahrheit des Realen zugleich die Idealität der Kunst zu verschwistern. Wenn Dawison im Goethe'schen Tasso dem Antonio ein scharf nationales, wirklichkeitsvolles, reichgetränktes und gesättigtes Colorit giebt, so ergänzt er mit seinem realen Styl eine allzu blasse Dichtung. Dagegen steht Dawisons Philipp im Carlos mit seinen Versen noch unter dem, was die Dichtung Schillers giebt. Will Dawison vom Buttler zum Wallenstein schreiten, so fehlt ihm vielleicht noch ein bedeutsamer Schritt. Als Richard III., Othello, Lear greift er, sei's im Ganzen und Großen, oder auch im Einzelnen, bereits nach der Palme der höchsten Meisterschaft, obschon seinem Organ, so metallreich es ist, von Natur der eigentliche Glockenton der Tragödie nicht ergiebig zu Gebote steht. Von Garrick heißt es, er habe von Natur ein wohltönendes Organ, aber eine kleine Gestalt gehabt. Auch in diesem letztern ist Dawison ihm unähnlich; seine Gestalt ist machtvoll, seine Mimik gebietet über große Mittel der Charakteristik, wie sein Organ bereits jetzt schon auf Momente den vollen Tubaton der Tragödie umfaßt. Bei alle dem sucht sein Lear, wie sein Othello, den Haupteffect des Tragischen noch in der Elegie, als ob er sich die höchste Spitze in diesen Jupitergestalten noch nicht zutraute. Seine vielen Gastspiele auf Nebenbühnen zweiten, ja dritten Ranges befördern freilich mehr seine glänzende Virtuosität und Meisterschaft im Genre.

Garrick war normännischer Abkunft; er brachte den heißern Puls des normännischen Blutes in die erschlaffte Passivität des englischen Spieles zu seiner Zeit. Auch hierin liegt ein Anknüpfungspunkt zur Parallele für Dawisons slavische Herkunft; er ist den 15. Mai 1818 in Warschau geboren und war lange Zeit (seit 1837) dort wie in Wilna und Lemberg polnischer Schauspieler. Bis zu jenem Jahre Copist bei einem Notar, kann er so gut wie Garrick, der Anfangs Comptoirist in einem Kaufmannshause war, als ein Autodidakt gelten, der den Traditionen der Kunst gegenüber vielleicht die Willkür des eignen Willens, aber auch die Frische der Naturkraft entgegensetzt. Der Zufall will, daß sich auch in den Jahreszahlen zwischen Beiden etwas Zutreffendes ergiebt; 1741 eröffnete Garrick zuerst als Richard III. die Reihe seiner Shakspearerollen, und gerade ein Jahrhundert später, 1841, ging Dawison nach vielfachen Kämpfen und Studien in Lemberg vom polnischen zum deutschen Theater über. Graf Skarbek, der Unternehmer der Lemberger Bühne, gewährte dem dreiundzwanzigjährigen Kunstjünger die Mittel zu einer Studienreise nach Deutschland und nach Paris, wo Dawison, wie wir andeuteten, die Spielweisen beider Nationen kennen lernte und für seine Eigenthümlichkeit adoptirte. 1847 eröffnete er seine Hamburger Epoche, auf welche die in Wien folgte, bis er in der Hast und Unruhe seines gährenden Dranges zu vollkommen freier Entwickelung gewaltsam mit der Hofburg brach, um seit 1853 in Dresden, wo er der Spielweise und den Triumphen Emil Devrients ein Paroli zu bieten hatte, seinen Haltpunkt zu finden. — Ist ein Vergleich aus einem anderen Gebiet der Kunst statthaft, so kann man bei Dawisons Spiel und Auffassung von einem Rembrandtschen Style sprechen, so sehr grenzt seine Auffassung mancher Gestalten in ihrer Natürlichkeit zuweilen an's Naive, und so scharfe Seitenlichter läßt er für Momente auf seine vorherrschend dunkel gehaltenen Bilder fallen. (13.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 19. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 8. Mai.

Inhalt.

Die Pariser Theater.

Zweiter Artikel.

Das zweite, vom Staat mit 100,000 Frs. oder gegen 27,000 Thaler subventionirte Theater für das französische recitirende Schauspiel in Paris ist das Theatre de l'Odeon. In der Zeit von 1773 bis 1782 auf dem Platze gleichen Namens, auf dem linken Seineufer wo früher das Hotel de Condé stand, erbaut, wurden 1808 die italienische Oper und das französische Drama unter Picard's Direction in demselben vereinigt, und selbst dann noch Oper und Schauspiel gemeinschaftlich dort gegeben, als es 1814 mit dem Ehrentitel: „Zweites Theatre français" bekleidet worden war. Erst 1841 erhielt es seine gegenwärtige ausschließliche Bestimmung. Obwohl es beinahe ebenso viel Zuschauer faßt, als das Theatre français (nämlich 1550), so macht das Innere doch schon deshalb einen weit öderen Eindruck, weil es meist kaum zur Hälfte gefüllt und überdies wenig akustisch gebaut ist. Feierten früher auch Frédéric Lemaitre, Provost und Mlle. Georges hier ihre Triumphe, und haben auch Dichter wie Alexandre Dumas der Vater, Soulié, Georges Sand, de Vigny, Ponsard und Augier für dasselbe geschrieben, so steht es dennoch bei den Parisern in keinem sonderlichen Credit. Als ich an der Seine weilte, gab es in keinem Theater so viel leere Bänke zu sehen als hier, und ich kann nicht sagen, daß ich diese Theilnahmlosigkeit des Publicums so sehr ungerechtfertigt gefunden hätte. Weder durch den Werth der Stücke, noch durch die Darstellung wurde eine besonders fesselnde Wirkung erzeugt. Ich erinnere mich dreier dort gesehener Kleinigkeiten die mir durchaus den Eindruck einer herabgekommenen, genievoll kräftiger Leitung entbehrenden Bühne machten. Da wurden an einem Abende gespielt: Le premier venu, Lustspiel in drei Acten von Vial, ein ganz saft- und kraftloses Intriguendrama, — Les filles sans dot, Lustspiel in fünf Acten von Lefranz und Lopez, worin ein Mr. Tisserant in der halb larmoyanten, halb komischen Rolle des Algierischen Großhändlers Benoit, dem bis auf das Geständniß seiner Liebe Alles leicht wird, ein nicht unbedeutendes Charakterdarstellungstalent verrieth, und eine hübsche Brünette, Mlle. Valérie, auch durch geschmackvolle Toilette ausgezeichnet, unterhaltend wirkte; — sowie endlich die kleine einactige Bluette von Pierron und Laferrière: Livre III, chapitre I., in der der Mitverfasser Mr. Pierron sich als ein geschickter Acteur offenbarte. Neuerdings soll sich die Bühne des Odeon indessen wieder etwas gehoben haben.

Ein ganz anderer frischer Lebenshauch aber weht aus dem Theatre du Gymnase dramatique, am Boulevard Bonne Nouvelle, welches seit 1820 besteht, 1280 Personen faßt und sich hauptsächlich durch das unerschöpfliche Talent des Herrn Scribe, der Jahrzehende lang für dasselbe schrieb, zu seiner jetzigen Beliebtheit aufgeschwungen hat. Es ist im eigentlichen Sinne des Wortes das zweite Schauspieltheater von Paris; die Truppe erreicht (wenigstens was den männlichen Theil anlangt) fast die Ausbildung der sociétaires de la comédie française, und verfährt man auch bei der Wahl der Stücke hier nicht so streng, als in jenem ersten Kunstinstitute Frankreichs, ist es überhaupt mehr die Vaudeville-, als die classische Richtung, welche man am Gymnase verfolgt, so hat sein Repertoire dafür auch wieder den Vorzug größerer Mannichfaltigkeit. Auch der Chanson, den das Theatre français nicht zuläßt, wird hier geduldet, und da dieses Genre des musikalisch-dramatischen Ausdrucks gerade zu den piquantesten Eigenthümlichkeiten des französischen Wesens zu zählen ist, so kann man nicht umhin, es der Direction des Gymnase Dank zu wissen, daß sie dasselbe von ihrer Bühne nicht ausgeschlossen hat. Einer der besten Schauspieler Frankreichs, Bressant, der bis vor kurzem der letztern angehörte, excellirte darin so sehr, daß er lange Jahre hindurch die vortheilhaftesten Anerbietungen des Theatre français zurückwies, blos deshalb, weil ihm hier das Couplетsingen versagt gewesen wäre. Als ich in Paris war, entzückte er das Publicum noch auf den Brettern des Gymnase, während er jetzt endlich, bei abnehmenden Stimmmitteln, im sichern Hafen der Rue Richelieu als primo amoroso eingelaufen ist. Um die Art der dort vorzugsweise gegebenen Dramen und die hohen Vorzüge der Acteurs in das richtige Licht zu stellen, will ich einige Vorstellungen genauer zu analysiren versuchen. — Besondere Zugstücke waren damals die dreiactige Komödie les avocats von Dumanoir und Clairville, le démon du foyer (in 2 Acten)

von George Sand, Thérèse, ou ange et démon von Bayard und Beauplan, le bourgeois de Paris, Lustspiel in fünf Acten, und un fils de famille (dreiactig) von Bayard und Biéville. Eigentlich schlecht war von all' diesen Producten nur „Therese", ein modernes Maitressenstück voll unwahrer Knalleffecte, in dem sogar der alte abgestandene Theaterkniff einmal wieder erscheint, daß zwei Partieen von ein und demselben Acteur zu spielen sind. Doch aber giebt es der Hauptactrice, Mad. Rose Chéri, in der Doppelrolle der unschuldigen und der gesunkenen Schwester alle Gelegenheit, den Glanz ihres Talents, mit dem wir uns indessen nicht völlig einverstanden erklären können, vollauf leuchten zu lassen. Sie ist gewachsen wie eine Puppe, ihre Taille zum Umspannen, ihre Declamation bei einfachen Erzählungen sehr durchdacht und wahr; allein ihr fast fortwährendes Augenverdrehen, ihr (vermuthlich auch aus berechneten Effectgründen) schiefgezogener Mund, ihr pretiös überschwängliches schmachtendes Wesen und — ihre Claqueurs sind unleidlich. Mit einem Worte, sie ist viel zu modern raffinirt, um eine eigentlich große Künstlerin genannt werden zu können. An scenischer Pracht war nichts gespart; auch das Ensemble klappte, wie immer auf dieser Bühne, vortrefflich, und Dupuis, der geborene Repräsentant des feinen Weltmannes, wie wir auf dem deutschen Theater kein ähnliches Talent besitzen, wirkte in der etwas verschrobenen Rolle des Jules Danceny überaus effectvoll, während Lesueur als junger Geck in Maske und Gesticulation übertrieb, und Villars einen freilich auch schon von den Autoren hinreichend verballhornten „Deutschen Grafen von Dnieper!" (wie steht's mit den geographischen Kenntnissen der Franzosen?), der sich mit seinem germanisch linkischen Wesen im Pariser Maitressensalon lächerlich macht, total vergriff: er brachte einen Franzosen heraus, der sehr schlecht deutsch spricht, aber keineswegs einen Deutschen, dem das Französische nicht von der Zunge will. Wozu überdies veilchenblaue Inexpressibles und Cravatte? Ist das ein Abzeichen deutscher Edelleute, die nach Paris reisen, um sich von geriebenen Maitressen ausziehen zu lassen? Nur die vielen Orden auf dem Frack mochten als allenfalls charakteristisch passiren. Wie wenig die Franzosen es verstehen, sich in den Charakter anderer Nationen hineinzudenken, mit denen sie doch jetzt in unserem Eisenbahnzeitalter tagtäglich verkehren: dafür lieferte diese Leistung eines an und für sich sehr tüchtigen Schauspielers einen recht prägnanten Beleg. Einen deutschen Acteur, der etwa den Riccaut de la Marlinière in Lessing's Minna von Barnhelm in derselben Weise, wie Villars seinen deutschen Grafen, uns vorführen wollte, würde das ganze Publicum sofort hinauszischen, während meine werthen Pariser Nachbarn in den Orchesterlogen des Gymnase sich von der Wahrheit der Villars'schen Darstellung völlig durchdrungen zeigten.

Auch die „avocats" sind ein ziemlich albernes Stück, das aber wegen seines überaus populären Stoffs und seiner in der That meisterhaften Darstellung sehr gern gesehen wurde. Es ist eine Persiflage auf den Pariser Advocatenstand, der in vier Repräsentanten vor dem Publicum erscheint, einem noblen und tüchtigen, Mr. Grandier (von Dupuis vortrefflich dargestellt), einem beißend gallichten, Mr. Brisard (von Lesueur in wirksamer Charaktermaske vorgeführt), einem harmlos humoristischen, Mr. Coquardeau (von Villars sehr angemessen gehalten), und einem liederlichen, völlig unfähigen und sich über seine Amtswürde selbst lustig machenden, Mr. Blésinet, den Geoffroy mit großer Gewandtheit und eminenter Zungenfertigkeit verarbeitete, obwohl ihm Jugend und Grazie zu einer Rolle abgehen, die entschieden für einen noch glattwangigen Acteur berechnet ist. Diesen vier Anwalten also fällt die Scheidungsangelegenheit eines sich im Grunde herzlich liebenden und nur durch eine unglückliche Kette von Mißverständnissen brouillirten Ehepaares (Mr. Lafontaine und Mlle. Riguer) in die Hände. Die drei letzteren arbeiten eifrigst an der möglichsten Verwirrung der Sache, bis endlich der noble, väterliche Grandier Alles wieder zurechtrückt und die gewissenlosen Confrères Brisard und Coquardeau dazu bringt, ihre Plaidoyers selber Lügen zu strafen. Der Spaßvogel Blésinet hat bei alledem nur die Aufgabe, das fou-rire auf seine Kosten zu schüren.

Einen besseren Maßstab für die darstellenden Kräfte des Gymnase bot das George Sand'sche Drama le démon du foyer dar, ein Titel, den wir etwa mit „Hausteufel" übersetzen würden. Es ist zwar gleichfalls nur leicht gearbeitet; allein wirksame Situationen, fließender Dialog, geschickte Schürzung und Lösung des allerdings nicht allzu fest geschlungenen Knotens lassen sich ihm nicht absprechen. Durch und durch bühnengerecht, wurde es fast in allen Theilen meisterhaft gespielt, und konnte somit als eine wahrhafte Mustervorstellung gelten. Der Inhalt ist folgender. Ein italienischer Prinz entführt die schöne, eitle Schwester einer bescheidenen großen Sängerin zu Mailand, Namens Camilla, die von Rosa, jenem gleichfalls der Bühne angehörigen Weltkinde, gehaßt wird, weil sie, die Faule, sich von dem regen Talent der Schwester in den Schatten gestellt sieht. Camilla's Ritter, ein junger, braver, reicher Marchese, schießt sich mit dem Entführer, um die im Weltdienst schon halb verlorene Coquette mit der sie auf das zärtlichste liebenden soliden Schwester wieder zu vereinigen; die sterbende Mutter hat ihr das Wohl der schon früher zu Besorgnissen Anlaß gebenden Rosa auf die Seele gebunden, und mit gewissenhafter Treue sucht sie Alles zu thun, was zur Rettung der Unglücklichen beitragen kann, obschon sie unter dem neidischen und launischen Temperament der Letztern fortdauernd nur bittres Herzeleid zu erdulden hatte. Der Marquis wird blessirt, erholt sich indessen schnell wieder und heirathet Camilla, nachdem Rosa endlich zur Anerkennung des inneren Werthes der Schwester genöthigt und auf den Pfad der Tugend zurückgeführt worden ist. Ein italienischer Maëstro di musica, der Pflegevater und Lehrer der beiden Schwestern, zu denen sich noch eine ältere dritte, die gute, ehrliche Nina gesellt, vollendet die Gruppe der in diesem Drama auftretenden Personen. Unter den Darstellern gebührte die Palme dem Mr. Dupuis, der den Prinzen als vollendeten Gentleman in Sprache, Haltung, Geberden und Anzug zur Geltung brachte. Abgesehen von einer zu viel gerauchten Cigarre und einer etwas zu oft benutzten Lorgnette war an dieser Leistung nicht das Mindeste zu tadeln. Die Natur hat das Talent des Künstlers auf das trefflichste unterstützt; nie sah ich einen so ächt aristokratischen Kopf

auf der Bühne, und nie ein Paar Augen, die zur Apotheose des high life ausdrucksvoller geschnitten wären. Auch Geoffroy, als biederer, abgeäscherter Musiklehrer, und Lafontaine als tugendhafter Marchese waren ganz an ihrem Platze, während sich mit den Damen Mad. Rose Chéri (Camilla) und Mlle. Luther (Rosa) eher rechten ließe. Die Erstere erinnerte bei ihrem schlechten, gebrechlichen Organ und der schon oben gerügten etwas thränenseligen Affectation ihres Spiels und Vortrags an ein gewisses sentimentales Declamationsgenre, von dessen Thorheit selbst viele unserer in guter Schule gebildeten deutschen Schauspielerinnen nicht ganz freizusprechen sind. Mlle. Luther dagegen, eine recht hübsche Blondine, der nur die Zähne des linken Oberkiefers leider mangeln, um eine vollendete Schönheit genannt werden zu können, spielte blos geschickt, aber trivial, ohne alle zündende Geistesfunken, sodaß sie die Linie des Mittelmäßigen nicht überschritt. In den seelischen Uebergängen der Rolle ließ sie sogar mitunter Wahrheit vermissen und stellte ihren Mangel an Nachdenken blos. Das Stück wäre übrigens auch auf der deutschen Bühne recht genießbar, vorausgesetzt daß sich Acteurs fänden, die bei den Franzosen die weltmännische Eleganz studirt hätten. — Frln. Charlotte v. Hagn — das wäre eine Rosa gewesen! — „Le bourgeois de Paris", eine politische Episode aus dem Possenspiel des Jahres 1848, die in 5 Acten zu lang gedehnt ist, hielt der gewandte Komiker Geoffroy allein über Wasser. Er führte den Pariser marchand-bourgeois, Mr. Morin, der aus Eitelkeit sich nicht enthalten kann, an allen politischen Demonstrationen, „pour corriger les faux-pas du pouvoir", theilzunehmen, und dem die daraus folgenden Ereignisse stets über den Kopf wachsen, mit ebensoviel Humor als Wahrheit durch. Höchst ergötzlich war er in der Darstellung des offenen Zwiespalts, in welchen die Sucht ein ideeller Politicus zu sein, den armseligen Krämer und Kannegießer mit all' seinen tausend materiellen Wünschen und Bedürfnissen stürzt. Ueberall Schiffbruch leidend, überall dementirt, aber trotzdem immer noch nach „réforme politique" schreiend, wird ihm schließlich die Republik octroyirt, die ihn dem Banquerott nahe bringt. Zur Versöhnung und moralischen Nutzanwendung fehlte natürlich am Schluß der Hinweis auf die Verdienste der Napoleon'schen Gesellschaftsrettung nicht, die auch dem armen Mr. Morin wieder Ernüchterung und volle Casse verspricht. —

Das packendste von allen Stücken, die das Gymnase mir bot, war „un fils de famille", worin Bressant, Lafontaine, Lesueur und die Rose Chéri ein Zusammenspiel entfalteten, wie ich es in gleicher Meisterschaft kaum auf dem Theatre français gefunden. Der Inhalt des Drama's ist interessant genug, um etwas vollständiger mitgetheilt werden zu dürfen. Armand, der einzige Sohn eines reichen Pariser Banquiers, der längere Zeit als Löwe in allen Salons der Residenz geglänzt, hat sich Schulden halber mit seinem Vater veruneinigt und schließlich dem Fluche des Letzteren nicht anders zu entgehen gewußt, als indem er sich heimlich davongemacht und bei einem in Nancy stehenden Lancierregimente als Gemeiner eingetreten ist. In dieser Situation finden wir den jungen Mann (durch Bressant dargestellt) beim Beginn des Stückes vor der Thüre eines Wirthshauses mit seinem Wachtmeister, dem unvergleichlich knotigen Brigadier Kirchet (Mr. Lesueur) und einer Handvoll Kameraden singend und poculirend. Das Wirthshaus gehört der Wittwe Pomponne (Mad. Chéri-Lesueur); sie steht im Begriff einem handfesten Einfaltspinsel, dem Trompeter Canard (Mr. Priston), ihre Hand zu reichen; „parcequ'il lui faut un garçon bien fort et tout dévoué, pour faire marcher le ménage." Armand trägt natürlich die Kosten der Lustbarkeit, und wir erfahren auch gelegentlich, daß des wackern Kirchet grausame Wirthshausschulden durch dieses „enfant de famille", dessen Taschen nie völlig leer sind, häufig bezahlt, und ihm dafür allerlei Dienstvernachlässigungen durch die Finger gesehen werden. Mitten in dieser lärmenden Kneipenscene erscheint plötzlich eine junge Bäuerin mit einer Begleiterin. Kaum ist Armand ihrer gewahr geworden, so brennt sein Herz auch schon lichterloh für ihre seltenen Reize; schnell entfernt er seine rohen, halb betrunkenen Kameraden, und es entwickelt sich vor uns eine jener von Bressant so unübertrefflich gespielten naiv-frivolen Liebesscenen, wobei es lediglich auf ein anmuthig schalkhaftes Wortgeplauder ankommt, das nur in der gallischen Zunge einen wirklich dichterischen Werth und Zauber hat. Nicht blos hören muß man dieses charmante Zwiegespräch zwischen Bressant und Mad. Rose-Chéri, die hier, wo es nichts zu affectiren und zu sentimentalisiren gab, gleichfalls vollkommen an ihrem Platze war; man muß es vor allen Dingen auch sehen! Mit reizenderer Frechheit wurde nie einem Mädchen ein Kuß geraubt; nie verirrte sich eine Hand mit liebenswürdigerer Unverschämtheit. Dieser Schwerenöther von Lancier, wie meisterhaft versteht er es, die Schwächen seines Gelichters zu verhüllen! Er besitzt sie alle, aber blos ihre appetitlichsten Seiten läßt er durchschauen. Seid auf der Hut, ihr jungen Damen; das gerade sind die gefährlichsten Verführer! Aber was haben sie sich denn eigentlich mitzutheilen, die zwei muthwilligen Sommervögel, bei diesem ersten zufälligen Begegnen? Die hübsche Bäuerin gesteht ihrem jungen Partner, daß sie aus ihrem Nachbardorfe hierher gekommen sei, um der Regimentsinspection beizuwohnen, welche heute in der Nähe des Wirthshauses vor dem neuen Obersten stattfinden soll, den die Aeußerungen der Lanciers uns schon zuvor als einen mürrisch strengen Mann kennen gelehrt haben. „Nie in meinem Leben" — so sagt sie — „habe ich einen Obersten gesehen; es muß doch was sehr Brillantes sein, und ich möchte wohl einen Platz recht nahe bei ihm haben, wenn die Inspection beginnt." — „Sie ist so eben beendigt," ruft in diesem Augenblicke die rauhe Stimme des Wachtmeisters hinter der Scene hervor, „und ich komme Euch anzuzeigen, Armand, daß der Oberst Euch wegen Eurer Dienstversäumniß drei Tage Kasernenarrest gegeben hat." Die Bäuerin, die somit den Zweck ihrer Excursion vereitelt sieht, entschließt sich zur Heimkehr; ehe sie jedoch scheidet, weiß ihr Armands Neugier noch das bis dahin bewahrte Geheimniß ihres Wohnorts zu entlocken, und er schwört ihr, sie wieder aufzusuchen, sobald seine Militärstrafe ausgestanden sei. Inzwischen ist ein alter Freund Armands, der Maler Frédéric (Mr. Landrol) im Wirthshause der Mad. Pomponne erschienen, hat sich in Armands Arme geworfen und

ihm die Verzeihung seines Vaters zugleich mit der dringendsten Aufforderung, zu seiner Familie zurückzukehren, überbracht. Armand schwankt einige Augenblicke; dann faßt er sich schnell und erklärt, nicht zurückkehren zu können, weil seine Vergangenheit ihn in den Pariser Salons nur lächerlich erscheinen lassen würde. „Aber diese Salons" — erwidert der Freund — „haben sie Dir nicht früher Freude genug bereitet, um den Wunsch, sie noch einmal zu sehen, in Dir wach zu rufen? Ich schlage Dir eine Probe vor, um Dich zu überzeugen, ob Du wirklich nicht mehr fähig bist, die Reize Deines ehemaligen Lebens zu würdigen. Komm diesen Abend mit mir in die Nachbarschaft, wo eine junge, schöne Wittwe, die Baronin Emmeline N. N., auf ihrem Schlosse eine Gesellschaft à la Parisienne bei sich sieht. Ich bin sicher, Du wirst in der Balltoilette, die ich Dir borgen werde, Deine Uniform nicht allzusehr vermissen, und Herr von Boisse aus Paris — so werde ich Dich vorstellen — wird den Lancier Armand schwerlich verrathen." Wie verlockend auch dieser Vorschlag sein mochte, doch würde Armand vielleicht aus einem gewissen stolzen Gefühl für den Stand, den er einmal gewählt, um Herr seines Schicksals zu bleiben, nicht darauf eingegangen sein, wenn der Name des Schlosses nicht zufällig mit dem des Dorfes übereingestimmt hätte, welches die schöne Bäuerin als ihren Wohnort angegeben. So erscheint ihm die in Rede stehende Extravaganz wie eine Pflicht gegen seine neue Flamme; man giebt dem wackern Kirchet einige Flaschen Champagner, „pour pouvoir franchir la consigne", man wirft sich in Frack und weiße Halsbinde und — lancirt sich frischweg in den aristokratischen Cirkel der schönen Baronin. Aber wie groß ist Armand's Erstaunen, als er in dieser reizenden Dame die schöne Bäuerin von heute morgen wieder erkennt! Und doch ist diese Ueberraschung nicht die einzige, die seiner wartet. Weit verlegener macht es ihn, als er plötzlich seinen Chef, den Obersten Deshayes (Mr. Lafontaine) vor sich sieht und zugleich erfährt, daß derselbe sein Rival bei Emmelinen ist. Obschon der Oberst ihn in seiner Verkleidung nicht erkennt, so begreift sich's doch, daß zwei Charaktere, so verschieden in ihren Lebensstellungen und Ansichten, nicht lange zusammen sein können, ohne Anlaß zu finden „de se déplaire souverainement l'un à l'autre." Wenn das Schicksal zwei Rivale an einem Orte zusammenführt, ist immer Einer zu viel. Was Wunder also, daß beim Gesang, Tanz und Spiel kleine Reibungen nicht ausbleiben, daß man sich beschwerlich fällt, sich gegenseitig provocirt und schließlich damit endet, sich „pour l'honneur de la maîtresse commune" zu schlagen. Alles das macht sich wie von selbst, und am Ende bedauern wir es mit Emmelinen, daß es der hübsche Armand und nicht der alte Oberst ist, der im Duell den Schaden davongetragen. Fortuna ist oft so ungerecht! Allein vor dieser Katastrophe noch hat unser junger Held Gelegenheit gefunden, sich mit seiner Schönen in einer Scene aus einander zu setzen, deren Ueberfülle von graziösen und piquanten Wendungen sich nicht beschreiben läßt. Während Armand der Angebeteten alle Mißgeschicke seines Lebens zu enthüllen hat, welche ihn zu dem verzweifelten Schritt, gemeiner Soldat zu werden, genöthigt, kommt es Emmelinen darauf an, dem jungen Mann das Motiv ihrer seltsamen Verkleidung vom heutigen Morgen zu erklären. Man hatte ihr den Obersten zum Gemahl bestimmt, und da sie ihn kaum noch kannte, so gedachte sie sich über seine Charakter- und Herzenseigenschaften selber ein Urtheil zu bilden, indem sie sein Benehmen gegen seine Untergebenen heimlich beobachtete. „Ist er gut mit seinen Lanciers, so wird er auch gegen mich liebenswürdig zu sein wissen!" Dieses originelle Raisonnement hatte sie als Bäuerin zur Revue geführt. Inzwischen denkt Frédéric an nichts weiter, als die militärischen Ketten seines Freundes zu lösen; er hat sich an den Obersten gewendet, um Armands Abschied zu erhalten, und verspricht einen Stellvertreter zu schaffen, sobald dieser seiner Familie zurückgegeben sei. Der dritte Act beginnt damit, daß der Oberst, sich dieses Gesuchs erinnernd, Armand vor sich fordern läßt. Wir sind am Morgen nach dem Feste bei der Baronin. Armand war in der Nacht verwundet in seinen Arrest zurückgekehrt. Auf die Citation seines Obersten entschließt er sich, ihm gegenüber den Betrunkenen zu spielen, um einen Vorwand zu haben, sein Gesicht zu verbergen. Man begreift, daß er Alles daran setzen muß, damit sein Chef ihn nicht erkenne. Allein ungeachtet dieser Kriegslist fällt dem Letztern die Aehnlichkeit des Lanciers mit dem jungen Manne, der gestern Abend die Ehre gehabt, sich mit ihm den Hals zu brechen, auf. Um sich zu vergewissern, faßt er ihn derb an der Stelle des rechten Armes, wo er Herrn von Boisse die Wunde beigebracht, und hält ihn so mehrere Minuten lang, ohne daß Armand, der alle seine Kraft zusammennimmt, um aus dieser Gefahr glücklich herauszukommen, sich durch einen Schmerzenslaut verräth. Meisterhaft war Bressant's Spiel in diesem Momente; nie habe ich gewaltsam unterdrückten und hinter die Taumeleien eines Betrunkenen versteckten physischen Schmerz mit größerer Wahrheit darstellen sehen. Sobald sich der Oberst, von neuem irre gemacht, entfernt hat, bricht Armand, auf einem Sessel zusammensinkend, in convulsivisches Weinen aus, das mit einer Ohnmacht endet. Inzwischen erhält der Brigadier Kirchet vom Obersten Befehl, ihn wegen seiner Trunkenheit auf die salle de police zu setzen. Frédéric aber, der das ganze Spiel nun für verloren hält, sendet dem Obersten einen Brief, welcher ihm über Alles, was seit gestern vorgefallen, völlig reinen Wein einschenkt und ausschließlich nur an seine Großmuth appellirt. Er selbst klagt sich an, durch seine Einladung zum gestrigen Feste Armand zu einer so gröblichen Verletzung der Disciplin veranlaßt zu haben, bittet jedoch mit Rücksicht darauf, daß der Einsteller beim Regiment bereits angelangt sei, seinen Freund mit aller Strafe zu verschonen und ohne Säumen zu entlassen. Allein der Oberst findet keinen Geschmack daran, seinem Untergebenen als Spielball zu dienen; er nimmt die Sache ernsthaft und läßt Armand vor das Kriegsgericht citiren. Das Bewußtsein, durch einen gemeinen Lancier seines Regiments bei Emmelinen ausgestochen worden zu sein, muß ihn natürlich noch tiefer verletzen, als die begangenen schweren militärischen Vergehen. Armand scheint in der That rettungslos verloren. Da erscheint Emmeline, die inzwischen von des Obersten Schwester, der alten martialischen Commandantenwittwe Mad. de La Roche (Mad.

Mélanie), von allem Vorgefallenen unterrichtet worden, und entschließt sich rasch, vom Obersten Armands Begnadigung um den Preis ihrer Hand zu erflehen. „Monsieur" — so schreibt sie ihm — „acquittez le lancier Armand, et je suis prête à vous épouser, aussitôt qu'il vous plaira." Der Brief wird ohne Säumen an seine Adresse besorgt, und man erwartet mit gespannter Ungeduld das Ende der Krisis. In diesem Augenblick stürzt der unglückliche Lancier außer Athem in das Zimmer; er hat die Wachsamkeit seiner Hüter getäuscht und ist auf einer Hintertreppe aus der salle de police entkommen. Die Gefahr wächst. Schon hört man auf dem Flur den Schritt der den Flüchtling verfolgenden Patrouille; er wirft sich Emmelinen zu Füßen mit dem verzweifelten Rufe: „Retten Sie mich!" Sie schiebt ihn in ein Nebenzimmer — da erscheint der Oberst und erzählt, das Kriegsgericht habe nicht abgehalten werden können, weil Inculpat entflohen sei. „Da Sie hier sind, Madame," fährt er bitter fort, „so weiß ich nunmehr, wo ich ihn zu suchen habe." Er öffnet die Thür des Cabinets, zieht Armand daraus hervor und sagt ihm mit kalter Würde: „Sie gehören meinem Regimente nicht mehr an. Der Brief des Ministers, der mir befiehlt, Sie durch einen Andern ersetzen zu lassen, datirt glücklicherweise von gestern; ich bin also in der Lage, Alles vergessen zu können, was sich seit dieser Nacht zwischen uns zugetragen hat. Gehen Sie, mein Herr, wohin es Ihnen beliebt! Was Sie betrifft, Madame," — so wendet er sich zu Emmelinen, indem er ihr den Brief mit dem Heirathsanerbieten zerrissen zurückgiebt, — „gestatten Sie mir nur noch ein Wort: Sie lieben mich nicht; gut! So wünsche ich denn wenigstens Ihre Achtung zu verdienen." — Möchte es durch diese Skizze gelungen sein, unsern Lesern das unablässig Spannende der Handlung anschaulich zu machen; um freilich das vortreffliche Stück ganz zu genießen, dazu gehört, daß man es im Gymnase aufführen sehe, denn neben Bressant leisten auch Lafontaine, Lesueur und die Rose-Chéri darin Ausgezeichnetes. Bressant sang im zweiten Acte einige Lieder zum Flügel mit ausnehmender Grazie und wohlklingendster, obwohl nur ganz schwacher Barytonstimme. Daß er der erste joviale Liebhaber sei, den Paris gegenwärtig besitzt, das bewies mir außerdem noch ein kleines feingewobenes Intriguenstückchen von Bayard: Un soufflet n'est jamais perdu, das in der Zeit der Marquise de Pompadour und des Marschalls Soubise spielt. Wahrhaft entzückend gab er hierin die Rolle eines harmlos verliebten jungen Komödienschreibers, dem die ihm unbekannte Marquise bei Trianon einst eine Ohrfeige gegeben, und die ihm zuletzt, aus Zufall in einer Mansardenstube wieder mit ihm zusammentreffend, eine reiche Aussteuer zu seiner Heirath verschafft, nachdem er ihr als Revanche für die Ohrfeige zahllose Küsse geraubt. Die equivoquesten Scenen durchhaucht er mit einem Parfum von Grazie, wie sie eben nur Paris und die Diplomatensprache erzeugen können. Er ist, obwohl schon ein Vierziger (was ihm kein Mensch ansieht), der eigentlichste Boudoirschauspieler, ein naiver Dupuis, gleich diesem vollkommener homme de société, aber in's Jugendliche, Leichtsinnige, Gutmüthigtändelnde übersetzt, während Dupuis mehr den zugeknöpften Aristokraten, l'homme posé, darstellt. Beide sind durch und durch Franzosen, beide in ihrem Fache gleich vollendet, und doch so unendlich verschieden. Nie werde ich es vergessen, wie Bressant die Tischscene spielte, wo er die noch immer unerkannte Marquise „avec un petit vin qui tape" aufzuheitern sich bemüht. Er ist der lion de tous les lions, der liebenswürdigste Schwerenöther, der je die Bretter betreten. Wie sehr überragt er nicht selbst unsere vorzüglichsten deutschen Geniestückliebhaber Fichtner in Wien und Liedtke in Berlin! Auch Mlle. Figeac, eine hübsche Brünette, spielte die jugendliche Pompadour sehr anständig, frei und fein zu gleicher Zeit, und Lesueur wirkte als poëte gâté, Bressants Stubenbursche, gleichfalls recht erheiternd durch den plumpen Gegensatz zu der siegreichen Verführungskunst des Letztern. Nun erst begreif' ich es, daß Mr. Scribe das Lustspielschreiben so lange ausgehalten hat. Wer sich so aufgeführt sieht, kann wohl die Lust am Schreiben bewahren! —

In hoher Gunst bei den Parisern steht ferner das Theatre du Vaudeville, der Börse gegenüber in der Rue Vivienne, welches schon 1790 entstand, als nach der Beseitigung der Theaterprivilegien die Bühnen in der Hauptstadt wie die Pilze aus der Erde schossen. Das jetzige Haus, welches etwas größer als das Gymnase, aber nicht sonderlich geschmackvoll eingerichtet ist, stammt aus dem Jahre 1827. Die Epoche seines Glanzes datirt dagegen erst von 1852, da Alexandre Dumas Sohn mit seiner Dame aux Camélias der Bühne eine neue Bahn brach, welche sich — ein trauriges Zeichen der Zeit — schnell der ungemeinsten Popularität zu erfreuen hatte. Der Aufschwung der Courtisane zu einer socialen und litterarischen Existenz ist gegenwärtig in Paris ein offen zu Tage liegendes Factum. Was vermag — so ruft der Verfasser des mariage d'Olympe aus — die öffentliche Schamhaftigkeit gegen ein solches? Zwar grüßt man sie noch nicht, diese Mamsells der demi-monde, wenn man seine Mutter oder Schwester am Arme hat, aber man fährt sie in offener Kalesche spazieren und geht mit ihnen in die ersten Ranglogen. Vormals war diese neue Welt ein Sumpf, in den man sich nur mit hüfthohen Wasserstiefeln wagte; heute wird in Escarpins darin herum promenirt. Um mit einem Worte zu zeigen, bis zu welchem Punkte diese Damen innerhalb der öffentlichen Sitten Bürgerrecht erlangt haben, genügt es zu sagen: Das Theater hat sie auf die Scene bringen können. La vie de Bohême von Murger hat den Reigen begonnen, und die Trilogie der Courtisane von dem sehr begabten A. Dumas dem Jüngern, la dame aux Camélias, Diane de Lys und le Demi-monde hat ihn geendigt. Es ist dies wenigstens zu hoffen, denn trotz alles dramatischen Talentes, das sich in diesen Stücken offenbart, trotz aller schaudererregenden Realität, die sich darin ausspricht: wie tief erniedrigt sich die Kunst, wenn sie sich dazu hergiebt, lediglich auf die lüsterne Neugierde des Publicums zu speculiren! Der Fehler liegt freilich nicht bei den Autoren allein; sie studieren den Geschmack ihres Publicums, um nach dem Maße ihres Talentes solchem Geschmacke genugzuthun. Allein diese Erwägung entschuldigt sie nicht; denn der Dichter bleibt für die Moral seines Werkes und den Eindruck, den es hervorbringt, ebensogut verantwort-

lich, wie der Baumeister für die Solidität des von ihm aufgerichteten Gebäudes. Die gewissenhafte Kunst soll dem Geiste ein edles und reines Vergnügen darbieten, nie aber zu einer Gelegenheitsmacherin eleganter Debauchen werden. Sie entehrt sich selbst, wenn sie sich zur Mitschuldigen unserer heimlichen Sünden macht. Es mag wahr sein, was der französische Professor Caro behauptet, daß die unleugbare Verbesserung der häuslichen Sitten in Paris, der wiedererwachte Respect der Familie und das ernstere Ansehn der Pflichten, welche sie auferlegt, der Grund sind, dem der demi-monde seine Existenz verdankt; daß also das Laster sich nicht bekehrt, vielmehr nur seinen Platz gewechselt hat; daß es zu der Zeit, da der Abenteurer sich ohne allen Zwang in der wirklichen Gesellschaft bewegen konnte, und die Sitten des Privatlebens der Galanterie Thür und Thor geöffnet hatten, freilich auch schon Courtisanen gab, diese jedoch völlig außerhalb der Gesellschaft existirten, und nicht wie heute eine mit der eigentlichen Gesellschaft rivalisirende, ihr parallel laufende zweite Gesellschaft bildeten; allein liegt denn in diesem Allem viel Tröstliches? Ist diese demi-monde bei dem Goldflitter-Nimbus, der sie umgiebt, darum moralisch nicht doppelt gefährlich, oder wirkt ihr immer weiter umsichgreifendes, immer öffentlicher sich geberdendes Treiben etwa günstig auf die ehrbare Welt zurück? Werden die jungen Leute, die unter Maitressen und Loretten ihre erste Lebensschule durchgemacht haben, dadurch zu guten Ehemännern und treuen Familienvätern vorgebildet? Mit andern Worten: wenn es einer gesitteten Gesellschaft bedurfte, um eine unsittliche zu erzeugen, wird die unsittliche jemals umgekehrt eine sittliche hervorzubringen vermögen? Und kann einer Poesie, die es sich zur Aufgabe macht, jene zu schildern, die ehrlich gemeinte Absicht zu Grunde liegen, diese zu heben? Was außerhalb der anständigen Welt steht, das ist kein Gegenstand der Kunst; wer seinen Stoff da sucht, wo die Sitte zu regieren aufhört, wird sittlich zu wirken nie im Stande sein. — Weit reiner und moralisch weniger gefährlich sind dagegen diejenigen Dramen neuesten französischen Datums, welche die Gold- und Speculationswuth, diesen zweiten Krebsschaden unserer Zeit, zum Thema gewählt haben, und die jenen Courtisanenstücken auf dem Fuße gefolgt sind. Serret, Augier, Ponsard, Balzac und A. Dumas Sohn sind die Dollmetscher dieser gesunden Idee, und man darf ihre Dramen: „un mauvais riche“, „ceinture dorée“, „la pierre de touche“, „l'homme et l'argent“, „la bourse“, „Mercadet“ und „la question d'argent“ mehr oder weniger gelungen nennen, obwohl alle diese Arbeiten von dem neusten, genialsten und stärksten Stück dieser Richtung, dem Proudhon'schen „manuel du spéculateur“, noch weit überflügelt werden. Es zeigt sich hierin eine Rückkehr zu einer wahrhaft socialen Litteratur, welche die Franzosen über all' den effecthaschenden Trivialitäten ihres modernen Drama's, den sentimentalen Narrenspossen des Vaudeville's und brillanten Conversationsstückes, längst entbehrt haben. Die treue Beobachtung der Sitten unserer Zeit wird stets die wahre Quelle für die dramatische Inspiration bleiben. Das Vaudevilletheater aber, von dem wir hier zu sprechen haben, hat es leider verschmäht aus dieser Quelle zu trinken, es füllt seine Casse noch immer hauptsächlich von den Zauberreizen der Venus Pandemos, wie im Herbst 1852, da die Elegie der demi-monde, die verführerische Cameliendame zuerst über seine Bretter ging. Wir selbst erlebten dort die erste Aufführung dieses sonderbaren Stückes. Wie sie jubelten und heulten, klatschten und schluchzten, die lieben Pariser, da Mad. Doche in der Darstellung der durch die erste wahre Liebe aus dem Sündenpfuhl des Lasters innerlich erlösten, aber in Folge früherer Ausschweifungen und tragischer Erfahrungen in dieser Liebe an der Schwindsucht dahinsiechenden Maitresse Marguerite ihre ganze Meisterschaft zur Geltung brachte! Vom Parterre bis zum Paradies hinauf regnete es Thränenströme, und die Schnupftücher waren namentlich in den letzten entscheidenden Scenen dermaßen in Bewegung, daß Einem das: „du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas“, doch manchmal unwillkürlich durch den Kopf fuhr. Bekanntlich liegt dem Stück eine wahre Geschichte zu Grunde. Eine der beliebtesten femmes entretenues von Paris, Marie Duplessis, war vor mehreren Jahren einem ähnlichen Schicksal erlegen. Man hatte sie „la dame aux Camélias“ genannt, weil sie beständig Camelien im Haare trug, weiße, wenn sie ihre Liebhaber empfing, rothe, wenn sie die Enthaltsamkeit vorzuziehen sich veranlaßt fühlte. Ganz Paris kannte ihre Geschichte, und namentlich wußten alle liederlichen Frauenzimmer sie bis ins kleinste Detail auswendig. Das Mädchen hatte in ihrer Glanzepoche 100,000 Francs jährlich zu verzehren. Ein junger Mann aus anständiger Familie verliebte sich, als ihr Leben bereits anfing auf die Neige zu gehen, auf das rasendste in sie; der Vater jedoch gab, pour l'honneur de la famille, die Heirath nicht zu und bewog sie seinem Sohne zu entsagen. Sie raffte ihre letzten Kräfte zu diesem Resignationsacte zusammen und starb am gebrochenen Herzen, wozu die Auszehrung das letzte tödtende Gift hinzutrug. Diesen Stoff hat Dumas mit großem Bühnengeschick in 5 Acten verarbeitet; hätten auch einige Scenen noch etwas fleißiger ausgeführt sein können, so fehlt es doch dem Dialog nirgends an der Würze jenes leichten Esprit, dessen sich die Franzosen so speciell zu rühmen haben, wenn anders das Oberflächliche überhaupt besonderen Ruhm verdient. Da aber das ganze Stück lediglich auf den äußerlichen Effect berechnet ist, so kann man dreist behaupten, ohne die Doche hätte es trotz all seiner piquanten Reize doch schwerlich den fabelhaften Beifall errungen, der ihm in noch nicht einem halben Jahre zu weit über hundert Aufführungen verholfen hat. Schon in den ersten Acten, wo der Uebergang Marguerite's von der luxusverwöhnten, lebenslustigen Maitresse zum liebenden und durch die Liebe veredelten Weibe geschildert wird, entwickelte die Künstlerin, welche übrigens ungeachtet ihres sehr edeln Profils keineswegs mehr den Eindruck einer frischen Schönheit macht, einen unerschöpflichen Reichthum geistiger Spielmittel, die um so gewaltiger wirken, als sie sich streng im Maße der Schönheit und Wahrheit zu halten vermag. Selbst in der an sich so ekelhaften Sterbescene, wo sie die gräßliche Aufgabe hat, den ganzen letzten Todeskampf der Schwindsüchtigen bis zur Verwandlung des todtkranken Menschen in einen starren Leichnam mit geöffnetem Munde und stieren gebrochenen Augen darzu-

stellen, kann man nicht anders sagen, als daß sie das völlig unmöglich Scheinende in ergreifendster Weise möglich machte. Sie ist ein zehnmal größeres Talent als die Rose-Chéri am Gymnase, ja vielleicht nach der Rachel das Größte, was die Pariser Bühne in der neuern Zeit hervorgebracht hat. Neben ihr besitzt das Personal des Vaudevilletheaters indessen auch noch einige andere recht lobenswerthe Kräfte, die ich in sechs einactigen Komödien kennen lernte, wovon die 5 ersten an einem Abende so flink heruntergespielt wurden, daß man doch kaum vier Stunden darüber zubrachte. Das sollen wir Deutschen einmal nachmachen! Freilich war es auch lauter saubere Tageswaare, die, weniger rasch vorgeführt, unerträglich gewesen sein würde. Da gab es also: „un trait d'union“ von H. Leroux, „le duel de mon oncle“ von A. Achard, „Lucie ou la fiancée de la mère Moreau“ von A. Hofmann (ein Sololustspiel in Saphir'scher Manier und mit Couplets, welche die Donizetti'sche Lucia di Lammermoor travestirten), „la première maîtresse (zum ersten Mal gegeben, weshalb auch die Namen der Autoren nach alter Pariser Theatersitte erst am Schluß des beifällig aufgenommenen Stückes genannt wurden) und „Méridien“ von Clairville, Deslandes und Mercier. Als gute Schauspieler bewährten sich in diesen Kleinigkeiten der excellente Rodomontadenmacher Mr. Félix, der derbe, an Beckmann erinnernde Hofmann, welcher der bei den Franzosen so beliebten Mischung des sentimentalen und des ausgelassenen Tones vollkommen Meister ist, der sehr natürliche und vielseitige Mr. Ambroise, den wir an diesem einen Abend in drei Rollen des verschiedenartigsten Genre's sahen, zuerst als alten schnurrbärtigen chirurgien major de l'armée d'Afrique, dann als etwas passirten Liebhaber, und endlich als mürrischen Familienvater im Matrosencostüm; ferner der als wackeliger Alter recht brave Mr. Léonce, dessen selbstzufriedenes: „on produit toujours encore son petit effet,“ in der Rolle eines 64jährigen Lanciercapitäns ausnehmend ergötzlich wirkte, und endlich der als dämeliger Naturbursch zu empfehlende Mr. Gil-Pérès. Unter den Damen zeichneten sich Mlle. Saint-Marc als hübsche Liebhaberin, Mlle. C. Bader durch ihre derbe Natürlichkeit und Madame Astruc aus, welche die alten Coquetten im Genre der ci-devant Frau Valentini zu Berlin ganz leidlich darstellt. Zwei andere recht gute Schauspielerinnen lernte ich in Mlle. Cico und Madame Déjazet kennen, wovon die erstere hauptsächlich durch gewandte Coquetterie, die letztere, obwohl durch körperliche Reize keineswegs mehr ausgezeichnet, mittels ihrer bewundernswerthen Sicherheit im raschen Spiel und durch ihren fein nuancirten Coupletgesang das Publicum zu den lebhaftesten Beifallsbezeugungen hinriß. Auch Mr. Bastien gab in dem dummen Stückchen: „le voyage autour d'une jolie femme“, durch unvergleichliche Pomade viel Anlaß zum Lachen. Was für Stoffe aber diese kleinen Vaudevilles neusten Datums behandeln, davon lieferte namentlich „Méridien“ einen eclatanten Beweis, in welchem Stücke es sich um nichts Geringeres handelt, als um die Frage, wer der Vater eines kleinen Mädchens von sechs Jahren, das selber mitspielt, eigentlich sei. Zum Schlusse sagt der Matrose, der dem Drama den Namen giebt: „C'est juste que je n'ai pas pu construire cette enfant“, und sich zum Publicum wendend, entläßt er dasselbe mit der Bitte um Vergebung, daß er nicht länger Zeit habe es zu unterhalten, weil, wie jedermänniglich nach dem Verlauf des Stückes bekannt sei, seine Pflicht erheische, noch diesen Abend — für einen Erben zu sorgen!! — Und solche schlechten Witze, solche frivole Fähndrichsspeise beklatschen die Pariser! —

Eine ähnliche Muse herrscht in dem 1250 Personen fassenden Theatre des Variétés am Boulevard Montmartre Nr. 5, das recht hübsch decorirt ist. Auffallend waren mir nur die vor den Prosceniumslogen des zweiten Ranges angebrachten blauen Laternen mit den darin flimmernden Flämmchen, die von Weitem fast den Eindruck von schwebenden Punschterrinen machen. Ich sah hier unter Anderem „Les souvenirs de jeunesse“, ein vieractiges Vaudeville von Lambert Thibouft und Delacour, welches das Publicum durch sein Gemisch von Sentimentalität und heiterem Scherz, ja ausgelassener Frivolität, trotz seiner überaus losen Textur, gleichfalls sehr angenehm unterhielt. Auch ward es in den meisten Partien recht gut gespielt, obschon sich Mr. Leclerc, der sonst einen bedeutenden Namen hat, in der gegen das Ende des Stückes vorwiegend empfindsamen Rolle des „vieux habitant de Montpellier, Mr. Morisset, qui revient à Paris, pour y jouir des souvenirs de sa jeunesse“, nicht ganz zurechtfand; überdies sang er seine Couplets schlecht. Sehr komisch wirkten Madame Boisgontieur als Grisette Féodora, Mlle. Potet als Grisette Bernerette, Mr. Danterny als Studiosus Juris Robineau und Mr. Lassagne als Studiosus Medicinae Oscar. Die Krone der ganzen Gesellschaft aber war Mlle. Page, eine Schönheit ersten Ranges, bei der einzig zu bedauern, daß sie sich durch ganz unnatürliches Bemalen der Lippen, der Nase (die Nasenlöcher schimmerten im ätherischesten Rosa) und der Augenwimpern eigentlich zu einer Bilderbogenfigur travestirte. Im Uebrigen aber verdiente diese Künstlerin den Beifall der stets von ihr elektrisirten Pariser im vollsten Maße. Sie fesselte hauptsächlich durch die reizende Einfachheit ihres Spieles, sowie durch ihre merkwürdig sprechenden, rührend-kindlichen Augen. Und dabei ist sie doch Französin vom Wirbel bis zur Zehe: sie hat eine Taille zum Umspannen, rabenschwarzes Haar, blendendweißen Teint. Zuerst erschien sie im einfachen, ja ärmlichen Kleide der Ouvrière, zuletzt im elegantesten Ballcostüm, ein Bühneneffect, der überhaupt in Paris, wo die Toilette soviel gilt, sehr geliebt wird, und den daher auch fast jedes Vaudeville gewissenhaft wiederbringt. In beiden Anzügen sah sie reizend aus. Noch nie habe ich auf dem Theater so natürlich weinen sehen, wie sie es versteht. Von dem in der That ergreifendsten Eindruck war die Scene, wo Paul, ihr nachheriger Liebhaber (Mr. Burguy), ihr zum ersten Mal auf der Straße begegnet, und sie seine Faust'sche Liebeserklärung mit den Worten zurückweist: „Laissez-moi, Monsieur, j'ai affaire.“ — Et où allez-vous donc? — „Chez ma mère.“ — Mais ce n'est pas une excuse cela; pourquoi me quitter si brusquement? — Statt aller weiteren Antwort zieht Noémie (so heißt die arme Nähterin) unter ihrem schwarzwollenen Shawl einen gelben Todtenkranz hervor, und weist mit diesem schlichten Zeichen kindlicher Trauer alle ferneren Nachstellungen jugend-

licher Leidenschaft siegreich ab. Diese Pantomime, obschon etwas zu lang ausgedehnt und deshalb den Eindruck abschwächend, zündete wie ein Blitzstrahl. Die Zuschauer waren nahe daran, sie da capo zu verlangen, wenn dies irgend passend gewesen wäre.

Auch das Theatre du Palais Royal, früher Montausier genannt, ein kleines, ziemlich geschmacklos decorirtes Vaudevilletheater am Platze gleichen Namens, ist gut verwaltet und zeichnet sich durch einige recht gute Komiker aus, unter denen damals noch der inzwischen durch Gastspiele auch in Deutschland bekannt gewordene Levassor, sowie neben ihm Brasseur und Sainville vorzugsweise glänzten. Die hier dargebotene Waare aber ist wo möglich noch werthloser und leichtfertiger als im Vaudeville und in den Variétés; dafür wimmelt es in diesem Thalientempel aber auch vorzugsweise von femmes entretenues, Grisetten und anderen Gestalten der demimonde, denen das Theater in Paris ebenso sehr ein fast tagtägliches Bedürfniß ist, als den höheren Gesellschaftskreisen. Levassor, ein Imitationsgenie à la Döring, ist vorzüglich stark in Possen, wo er seine Chamäleonsnatur zur Schau zu stellen vermag. Ich sah ihn an ein und demselben Abend in einer solchen Metamorphosenscene (l'amour pris aux cheveux), wo er durch Aufsetzen der verschiedenartigsten Perrücken die contrastirendsten Persönlichkeiten zur Darstellung brachte; ferner in einer seiner berühmten Operntravestieen, deren Pointe in der Verhöhnung der italienischen Gesangsmethode liegt; in einem komischen Sololustspiel mit unzähligen Couplets: „je suis enrhumé du cerveau", das blos dazu geschrieben ist, um seine hohe Meisterschaft im Niesen zu produciren, und endlich in der Rolle des liederlichen frère Théodore, welche das alberne Vaudeville: „un frère terrible", über dem Wasser hält. Das Sujet dieses letzteren ist einfach dies. Ein junger Mann steht im Begriff, eine gute Partie zu machen; die Familie der Braut erfährt indessen, daß er einen Bruder hat, dessen Name schon mehrmals in der Gazette des Tribunaux bedenkliche Erwähnung gefunden, und wird deshalb stutzig. Der Bräutigam bemüht sich in Folge dessen den frère terrible zur Auswanderung nach America zu bewegen; dieser aber verspricht ihm auf andere Weise aus der Bredouille zu helfen, und erscheint auf dem Verlobungsfeste als Elegant maskirt. Seine den ersten Schauspielern von Paris abgelauschten Manieren — er ist von Profession Claqueur im Theatre français und im Gymnase — erregen den Beifall der ganzen Gesellschaft, und der Bräutigam nimmt schließlich keinen Anstand, den amüsanten Fat als seinen Bruder vorzustellen, worauf der Vermählung nichts mehr im Wege steht. Kann man sich etwas Hohleres denken? Nur Levassors Talent rettete das Stück. Den Knoten im Frack, die forcirte Copie eines Salonmenschen brachte er unübertrefflich zur Anschauung. Man konnte diese Leistung wahrhaft genial nennen. In einer andern recht lächerlichen Vaudevilleposse: „Edgar et sa bonne" von Labiche und Marc-Michel lernte ich endlich noch einen recht ergötzlichen jugendlichen Komiker, Mr. Ravel, kennen, der in der Rolle des von seiner Bonne tyrannisirten Einfaltspinsels, Edgar Beaudeloche, die Zuhörer zum unerschöpflichen Gelächter hinriß. Auch Mlle. Chauvière verlieh der herrschsüchtigen Bonne viel Salz, während in dem einactigen Blüettchen: „une poule mouillée", Mr. Hyacinte und Madame Thierret recht ergötzlich wirkten. Es ist in der That unglaublich, welche Menge von Talenten für das leichte, komische Genre die 26 öffentlichen privilegirten Theater von Paris vereinigen; auch das Theatre de l'Ambigu-Comique, seit 1828 an der Ecke der Rue de Bondy am Boulevard St. Martin errichtet, besitzt an den Herren Chilly, Laurent, Ménier und St. Ernest sehr tüchtige Charakterdarsteller im Vaudevillegeschmack, und wird von Charles Desnoyers nach der einmal eingeschlagenen Richtung ganz zweckmäßig geleitet. Es faßt 1900 Zuschauer. Aehnliches leisten die vier kleineren Bühnen am Boulevard du Temple: Die Folies dramatiques (seit 1831 bestehend), die Funambules (seit 1830, worin auch Pantomimen mit den beiden ergötzlichen Pierrots Débureau und Legrand aufgeführt werden), die Délassements-Comiques (seit 1841) und das Theatre du Petit-Lazzari, früher ein Marionettentheater, das seit 1830 auch Vaudevilles und Pantomimen giebt; während das Theatre national (früher Cirque olympique) große militärische Spectakelstücke zur Verherrlichung der gloire française, und das Theatre Beaumarchais (seit 1835 existirend), beide gleichfalls am bühnenreichen Boulevard du Temple, Feendramen zur Aufführung bringt, welche auch in den Folies dramatiques nicht verschmäht werden. Die letzten Vaudevilletheater der Hauptstadt sind das Theatre du Luxembourg in der Rue de Fleurus und das Theatre Comté in der Passage Choiseul, das seit 1826 besteht, und auf dem früher nur von Kindern gespielt wurde. Dazu kommen aber noch eine ganze Anzahl von blos tolerirten Liebhabertheatern und von solchen, wo die Eleven des Conservatoire ihre Talente produciren, wie das Theatre de la cour des miracles, de la rue du petit banquier, de la rue de la victoire ꝛc. Meist sind diese Bühnen ihrer billigen Preise wegen von den untersten Volksclassen sehr stark besucht. Endlich ist noch auf zwei Theater aufmerksam zu machen, deren Tendenz von den bisher beschriebenen auffällig abweicht. Es ist dies zunächst das Theatre de la gaîté am Boulevard du Temple Nr. 68, das schon seit 1770 besteht, 1800 Personen faßt und, trotz seines ganz nach leichter Vaudevillewaare klingenden Namens, vorzüglich moralische Stücke zur Darstellung bringt, unter denen „la Mendiante" sogar einen der von Léon Faucher für moralische Schauspiele gestifteten Preise erhalten hat. Vielleicht gerade deshalb gehört es indessen nicht eben zu den beliebtesten Theatern, obschon es an den Herren Francisque dem Jüngern, Deshayes und dem Lacressonière'schen Ehepaare, sowie an Mlle. Lambquin ganz respectable Kräfte besitzt. Völlig verschiedener Gattung ist das unter den Bühnen für das recitirende Drama schließlich noch zu erwähnende Theatre de la Porte St. Martin, am Boulevard gleiches Namens, eins von den größten, 1800 Personen fassenden und mit Luxus gebauten Vorstadttheatern, wo dem Blousenmann für wenige Sous melodramatische Schauerstücke von im Ganzen sehr mäßigen Schauspielern (nur der jetzt in Deutschland gastirende Fréderic Lemaitre zeichnet sich unter denselben aus), aber mit

einer scenischen Ausstattung vorgeführt werden, die selbst großen Hofbühnen nicht zur Schande gereichen würde. Sogar bis in die Orchesterlogen, die vier Francs kosten, dringt ein gewisser parfum de crapule, und die Oeilladen der schönen Nachbarinnen, denen man sich von allen Seiten ausgesetzt sieht, beweisen nur zu deutlich, in wie gemischter Gesellschaft man sich selbst hier noch befindet, wo es doch sonst in allen Pariser Theatern völlig unanstößig hergeht. Das ganze Publicum, welches diesen Thalientempel besucht, will sich zunächst vom tragischen Schauer angruseln, von der Wucht des Schaustückes erdrücken und Thränenströme sich aus den Augen pressen lassen; nebenbei mag denn auch noch die Lorette hier ein dankbares Feld für ihre Speculationen finden. Vom dritten Rang an sieht man jedoch fast nur Blousenmänner unter den Zuschauern. Eine eigenthümliche Anstalt, wodurch der neue Director dieser Bühne, Herr Marc-Fournier, namentlich in den heißen Sommertagen seiner Casse einen großen Gefallen erwiesen und zahllose Neugierige anzulocken verstanden hat, das sind die kleinen, in einer Art Drahtkörbchen an den Logenbrüstungen angebrachten Blumenbeete, die während der Zwischenacte von plätschernden Fontainen berieselt werden und so einen angenehmen Duft und erquickende Kühle ausströmen. Auf diese originelle Weise hat Mr. Marc-Fournier es möglich gemacht, die Temperatur seines Theaters beständig um einige Grad Réaumur niedriger zu halten, als in den übrigen Pariser Schauspielhäusern. Um aber meinen deutschen Lesern einen Begriff von der Art von Stücken zu geben, die in diesen Vorstadttheatern dem Publicum mit und ohne Blouse aufgetischt werden, will ich es versuchen, einen dort erlebten Theaterabend etwas näher zu beschreiben. Man gab zum 73. Male das Rühr- und Schauerdrama: „les nuits de la Seine, mélodrame en 5 actes et en 10 tableaux dont un prologue, par Mr. Marc-Fournier lui-même“. Von halb acht Uhr bis Mitternacht saßen wir vor den furchtbaren Ereignissen dieses Schauspiels, das für gebildetere Seelen nur den Fehler hat, nicht einmal lächerlich, sondern vermöge des monotonen Uebermaßes an Gräßlichkeiten blos langweilig zu sein. Freilich contrastirte das Urtheil des Pariser bas-peuple mit dieser Kritik durchaus; Beweis: Die 73. Reprise. Das Sujet war im Grunde sehr einfach. Ein Mr. de Roncevaux hat eine gewisse Hortense aus einem altadeligen Hause geheirathet, sie aber ihre Liebe einem Napoleon'schen Husarenofficier, Comte de Flavignan, zugewendet und ihm nach und nach zwei Knäblein geschenkt. Roncevaux, an sich schon ein leichtfertiger, unsolider Mensch, wird aus Verzweiflung über diesen ehelichen Unfrieden zuerst professeur de la langue verte en Allemagne (zu deutsch: Spieler) und endlich Anführer einer Pariser Gaunerbande. Das ganze Stück hindurch brütet er Rache gegen Hortense und Flavignan. Die Erstere wirft er eines schönen Tages, da ihr Liebhaber sich, dem Ruf des Kaisers folgend, von ihr getrennt, geradezu aus dem Hause und schleppt sie in die Gaunerspelunke, wo er und seine Spießgesellen ihr unheimliches Wesen treiben. Sie wird hierüber verrückt und lebt, fürchterliche Mondscheinmonologe dem Publicum neun Tableaux hindurch vorheulend, unter dem Namen Filoche in dieser zweideutigen Umgebung. Ihre beiden mit Flavignan geborenen Kinder, Robert und Lucien, die im ersten Act noch in der Wiege liegen, im 2. aber schon junge Dandies sind, sucht der racheschnaubende Roncevaux erst durch Verführung moralisch zu vernichten, dann sich ihrer als Werkzeuge gegen ihren wahren Vater zu bedienen, und endlich sie zu ermorden. Flavignan muß, um ihr Leben zu retten, sein Schicksal an das des Schandgesellen knüpfen: zuletzt befreit die durch den Anblick ihres Liebhabers wieder zu Verstand gekommene Hortense ihre ganze Bastardfamilie aus den Klauen des Ungeheuers, das einen höchst magnifiquen Tod unter den Trümmern seiner à la Prophet zusammenkrachenden Baracke findet. Mademoiselle Laurent, welche die tolle Hortense gab, wollte offenbar die Rachel imitiren; sie schrie wie ein Zahnbrecher und erntete wüthenden Beifall. Mr. Bignon als Roncevaux hielt seine Monstrerolle sehr gewöhnlich und monoton; ganz miserabel waren die beiden Bastarde, Mr. Luquet und Mr. Baron, und nur die ekelhaften Gaunergestalten Porpille, Touffier und Frise-Linotte fanden in den Herren Marchand, Boutin und Colbrun würdige Repräsentanten. Namentlich ließ sich das in der Presse ausgesprochene Urtheil des Herrn von Cormenin vollkommen unterschreiben: „Mr. Boutin est un comédien de première volée. Quelle bêtise malicieuse, quelle candeur de finesse, quelle scélérate et finaude naïveté de poses!“ — Schrecklich aber muß man den Verfall des Geschmacks und der Moral in einem Lande nennen, wo solche Speise dem Volke zur ästhetischen Erhebung aufgetischt werden kann, — und doch haben wir mit diesem einen Specimen schon die ganze Gattung der Pariser Vorstadttheatermuse bezeichnet.

A. v. W.

Unser Vater York.

Das also benannte „vaterländische Schauspiel in 5 Acten, von Ernst Wichert“ (Berlin bei Decker) ist jedenfalls das Werk eines sehr gebildeten, wenngleich nicht specifisch dichterisch begabten Mannes. Es wurde aus patriotischer Rücksicht in Danzig und Königsberg aufgeführt, doch ohne nachhaltigen Erfolg. Die Gründe davon liegen zu Tage. Denn erstlich ist die Zeit, die den Stoff zu diesem Drama hergab, jene Zeit der tiefsten Schmach und Erniedrigung Deutschlands nämlich, die der endlichen Erhebung unserer Nation im Jahre 1813 kurz vorausging, kein passender Stoff für die Bühne. Das dramatische Element liegt bei einer geschichtlichen Epoche, wie die damalige, nicht sowohl in gewissen einzelnen Persönlichkeiten und Charakteren, sondern in den Ereignissen, in den Schicksalen ganzer Völker und Länder, im Geiste der Zeit. Es giebt freilich viel Situationsstücke. Allein man verlangt von ihnen Vollständigkeit und Abschluß des historischen Zeitbildes. Um auch blos die allerwesentlichsten Züge aus einer Epoche, welche im Buche der Geschichte hunderte von Blättern füllt, in den

engen Rahmen eines höchstens drei Stunden währenden Spieles vereinigen zu können, muß ein Verfahren eingeschlagen werden, das eigentlich ganz undramatisch ist, d. h. der Dichter wird immer nur im Stande sein, einem sehr kleinen Theile der einschlagenden Begebenheiten lebendige, vor uns tretende Gegenwart zu geben; die übrigen wird er blos aus der Vergangenheit als bereits geschehen schildern oder als noch für die Zukunft bevorstehend erwähnen können. So müssen auch im Wichertschen Schauspiel Schlachtberichte, diplomatische Unterredungen u. dgl., wodurch wir den Stand der Dinge erfahren sollen, oft genug die Stelle lebendiger Handlung ersetzen; ein solches Auskunftsmittel gebraucht kaum ein Shakspeare in historischen Dramen immer mit Glück; auch der große Brite giebt oft nur dramatisirte Chronik. Auch ist es schwer, durch Wiederaufnahme der seit Shakspeare's unerreichtem Beispiel im historischen Drama stehend gewordenen Volksscenen das zu erreichen, was man eigentlich damit bezweckt, d. h. uns einen tieferen Blick in die Verhältnisse der dargestellten Zeit und in die Denkweise der damals lebenden Menschen zu gestatten; sodaß wir uns dann gleichfalls nicht zu verwundern haben, wenn weder die bei Wichert erscheinenden Studenten, welche ihren Enthusiasmus für die Befreiung Deutschlands nur durch das Singen einiger Commerslieder, sowie durch verschiedene Schlag- und Stichwörter aus dem Kneipenleben beweisen können, noch auch die gemüthlichen Spießbürger, die Anfangs im Jargon der heutigen Berliner Possen, dann aber plötzlich sehr pathetisch von dem Tode fürs Vaterland reden, den beabsichtigten Eindruck machen. Dazu kommt, daß das Drama Einen Helden verlangt, und schon Varnhagen, der Biograph vieler jener Gestalten der Befreiungskriege, bemerkte, ihnen fehle auf deutscher Seite ein Hauptheld. Somit fehlt den Dramen, wenn sie statt Eines Helden mehrere bekommen, die Concentration, und die Theilnahme des Publicums zertheilt sich nach verschiedenen Richtungen. Auch hier steht nicht York allein vor uns, sondern neben ihm der Minister Stein, und unsere Sympathien schwanken zwischen Beiden. Als Probe geben wir die 2. Scene des 4. Actes, worin außer den beiden eben Erwähnten auch der Regierungs-Präsident v. Schön sprechend eingeführt wird. Die Scene ist in Steins Wohnung zu Königsberg.

Stein.

Ich hab's vorausgesagt, meine Herren. Da haben Sie nun dies Zwitterding von Landtag und Theegesellschaft zur gemüthlichen Unterhaltung, und Niemand weiß, was damit anfangen. Ich habe vor dieser Halbheit gewarnt, aber die Herren wußten's besser.

Schön.

Excellenz! unsere Bestrebungen verdienen eine billigere Kritik. Es ist das Mögliche geleistet worden; keine Landschaft, keine Stadt hat sich ausgeschlossen; die Abgeordneten sind vollzählig eingetroffen, von den besten Gesinnungen beseelt und in hohem Grade opferfreudig. Das Volk hat sie mit Jubel empfangen. Es handelt sich um Nichts als um die Form der Eröffnung, und da der Oberpräsident krank ist —

Stein.

Er hat Zeit jetzt krank zu sein. Ah! die Herren fürchten, die Sache könnte schief gehn — legen sich darum zu Bett und werden abwarten, bis die Franzosen vertrieben sind! Wie ich voraussagte!

Schön.

Der Charakter des Herrn Oberpräsidenten schützt ihn vor solcher Deutung auch ohne meine Vertheidigung. Auf Euer Excellenz Wunsch sind die Stände zusammenberufen, an Euer Excellenz ist es sie eröffnen zu lassen.

Stein.

Nach Allem was geschehn ist, darf mich diese Zumuthung allerdings nicht mehr in Erstaunen setzen. Die Stände — von welchen Ständen ist denn die Rede? Ich forderte einen Landtag mit gesetzlicher Befugniß, und Sie berufen aus allen vier Weltgegenden ein Paar Gutsbesitzer - Bürgermeister —

Schön.

Es sind überall die Landtagsabgeordneten gewählt worden, Männer, Excellenz, die Ihr Vertrauen verdienen.

Stein.

Ehrenmänner, ich weiß es — ich kenne sie; — aber ich frage Sie, Excellenz, ist ein Soldat ohne Montur und Gewehr noch ein Soldat?

York.

Das Herz macht den Soldaten, nicht der Rock.

Stein.

Sie weichen mir aus; als ob Sie nicht wüßten, daß, wie die Dinge nun gehen, meisthin der Rock das Herz giebt. Und wenn diese Herren den besten Willen haben — was können sie wollen, was werden sie wollen? Abwarten, von wo der Wind aus Berlin bläst, nach Osten oder Westen, und solange fein Alles in statu quo lassen.

Schön.

Ich habe diese Männer gesprochen; ich schwöre es Eurer Excellenz, es ist nicht Einer darunter, der nicht Gut und Blut an die Sache der Befreiung zu setzen bereit wäre.

Stein.

Ich kenne diese Ostpreußen; sie sind zäh und beharrlich, aber kurzsichtig — ich will sagen: engsichtig. Vom übrigen Deutschland abgeschnitten, glauben sie, ihre Provinz ist die Welt. Fordert von ihnen Geld, eine chinesische Mauer um ihre Provinz herumzuführen, und sie tragen ihre eignen Häuser ab zu Bausteinen. Aber dieser Spießbürger-Patriotismus stürzt keinen Napoleon. Ich sag' Euch, wenn dieser Mann gestürzt werden soll, so müssen wir vergessen, daß wir Ostpreußen oder Pommern, Oesterreicher oder Nassauer, Preußen oder Russen sind.

Schön.

Ich will Ihren großen Plänen nicht zu nahe treten. Gott hat Sie mit einem starken Geiste und einer feurigen Seele ausgestattet, und es giebt Ihrer in unserer Zeit keinen Zweiten; aber Sie verkennen die Mittel, die Ihnen vorläufig zu Gebote stehen, und darin handeln Sie nicht staatsmännisch, Excellenz!

Stein.

Hätten Sie mir freien Spielraum gelassen — wir wären weiter. Wir hätten die Bewegung geleitet; jetzt treibt sie uns, wohin wir nicht wollen. Ich mag nicht an einem Wagen

mitschieben, den ich nicht selbst beladen habe. Ich kann mit diesen Ständen Nichts anfangen. Sie, York, führen den Oberbefehl in der Provinz, aus Ihrer Machtvollkommenheit ist die Versammlung berufen — eröffnen Sie der Versammlung Ihren Willen.

York.

O! Sie finden es bequem, auch diese Verantwortung auf meinen Kopf zu wälzen, über dem ja so wie so das Schwert schon hängt. Doch ich habe zwar gelernt Soldaten commandiren, aber nicht auf dem Wollsack präsidiren.

Stein.

Sie haben redlich Sorge getragen, daß man meiner Mission mißtraut. Scheint Ihnen plötzlich meine russische Vollmacht nicht mehr verfänglich, wo Sie mich gebrauchen wollen? York ist den Altpreußen der Mann der Zukunft, nicht ich.

York.

Sie vergessen, daß ich durch die Zeitungen abgesetzt bin, daß mir die officielle Mittheilung der Königlichen Ordre nur deshalb nicht insinuirt ist, weil die Russen den Ueberbringer aufgefangen haben.

Stein.

Ließ sich dieser Ueberbringer nicht so gern gefangen nehmen, und reiste er nicht direct nach Petersburg, den zweiten Theil seines Auftrags zu erfüllen?

York.

Dessen Inhalt Niemand kennt. Ich habe einen Schritt gethan, den mein König öffentlich gemißbilligt hat. Nicht ich — die Nation muß mich rechtfertigen. Das kann keine Versammlung, die ich berufen habe: die Versammlung muß mich berufen; — dann will ich in ihre Mitte treten, dann wird General York auf seinem Posten sein.

Stein.

Ah! Sie suchen einen Rückhalt, Herr General; Sie treten hinter die Front, nun es gilt.

York.

Ihre Beleidigungen werden persönlich, Excellenz.

Schön.

Um Gottes Willen, nicht weiter in diesem Tone!

York.

Als ich die Preußen von Macdonald trennte, wer ging da an der Fronte als ich? Wenn ich sonst die That ungeschehen wünschte, — jetzt ist's Zeit, daß sie für mich Zeugniß ablegt.

Stein.

Es ist nicht genug, eine Kanone abschießen, man muß sie auch richten.

Schön.

Gedenken Sie des Vaterlandes!

York.

Es mißfällt Euer Excellenz, daß wir uns nicht tollkühn in weitausschauende Unternehmungen stürzen; mit einer Handvoll Menschen Don-Quixote-Streiche machen; die deutschen Fahnen aufstecken, großsprecherische Proclamationen erlassen, wie die weiland Republikaner in Paris, — daß wir nicht Steuern auflegen auf eigne Faust, und Münzen schlagen mit dem Kopfstück der libertas, — kurz, daß wir vor Allem gute Preußen sind, das mißfällt Ihnen!

Stein.

Daß Sie die Zeit verkennen und verpassen, das schmerzt mich tief. Sie wollen Revolutionen auf der Wachtparade abhandeln.

York.

Ich bin kein Prätorianer!

Stein.

Und unternehmen doch einen Weltkaiser zu stürzen?

York.

Dies Jakobinerthum ist mir verhaßt, in welcher Larve es sich auch spreizt; ob für die Erhaltung oder für den Umsturz der Throne fanatisirt, immer tanzt es wahnsinnig um einen Götzen. — Sie regen Leidenschaften im Volke auf, die Sie nicht werden befriedigen können, selbst wenn Ihnen das Glück günstig sein sollte. Sie legen den Keim revolutionärer Gesinnungen in die Herzen der Jugend. Indem Sie die Throne der Verräther an Deutschlands Ehre feil bieten, machen Sie alle Throne wankend. Sie heben die Grenzscheiden der Staaten auf, die jahrhundertlange Kämpfe in Deutschland festgestellt haben, um ein Ungeheuer zu schaffen, das keinen Kopf und keine Füße hat. — Wenn ich die Zeit verkenne, Herr Baron, so verkennen Sie die Geschichte!

Stein.

Die Deutschen müssen diese Geschichte vergessen, sonst werden sie nie ein Volk. — Diese Kämpfe! wer hat damit Ehre verdient? Deutsche haben gegen Deutsche, Bürger gegen Bürger, Fürsten gegen Fürsten gewüthet — Alle gegen das Reich. Das einst gewaltige Deutschland, wie ist es in Fetzen zerrissen! Wie gierige Wölfe einen Leichnam, so haben die kleinen und großen Raubherren den heiligen Leib geplündert und zernagt. Aus dem ersten Staate der Christenheit ist eine Trödelbude geworden zum Spott der Nachbarn. Deutsche Fürsten haben in den Vorzimmern der französischen Maitressen bedientert, haben vor einem corsischen Officier im Staube gelegen, um ihm ein Stückchen von der Beute abzuschwänzeln. Diese deutsche Geschichte ist eine Geschichte der Auflösung und Trennung; sie muß vergessen werden, wenn wir wieder ein einiges Deutschland gründen wollen.

York.

Ein einiges Deutschland! Eine Chimäre für phantastische Träumer. Nur die russische Knute könnte die Deutschen vereinigen. Was will man denn? Nur ein starkes mächtiges Preußen ist Deutschlands Rettung. Bei uns ist man noch deutsch! Wir haben ein Fürstenhaus, das unser Stolz und Ruhm ist, ein Eichenstamm, an dem kein Ast verdorrt ist. Hier ist noch deutsche Treue und Biederkeit kein leeres Wort, hier gilt noch ein Handschlag, hier betet man noch zum alten Gott! Das Herz schlägt mir hoch auf, wenn ich's sage: ich bin stolz darauf ein Preuße zu sein!

Stein.

Wir kranken an diesem unseligen Particularismus, wir werden daran zu Grunde gehen. Jede engherzige Gesinnung versteckt sich da hinter einer Tugend, die im Grunde eine Schwäche ist. Sie schwärmen von einem großen Preußen und vergessen den Tilsiter Frieden. Wir leben nicht mehr in der Monarchie Friedrichs des Großen.

Vork.

Aber sein Geist waltet noch in uns.

Stein.

Es war der Geist der Kühnheit, der Entschlossenheit. Gestehen Sie's nur, Sie haben Etwas angefangen und mögen es nun nicht hinausführen.

Vork.

Ich thue, was einem preußischen Soldaten geziemt.

Stein.

Und ich — was die Pflicht einem wahren Patrioten gebietet. Wenn die Preußen ihr Bestes nicht erkennen wollen, so werde ich mir mit russischen Waffen Gehorsam erzwingen.

Vork.

So werde ich die Lärmkanone lösen und die Herren Russen mit meinen Preußen aus dem Lande jagen!

Euphorion. Eine Dichtung von Gregorovius.

Ferdinand Gregorovius aus Königsberg hat dem Publicum schon mancherlei Früchte seines Aufenthaltes in Italien dargeboten. Wir nennen sein Erstlingswerk über „Corsica", welches den bisher noch unbekannten Namen schnell berühmt machte, ferner seine „Figuren", eine Reisebeschreibung der interessantesten Art, seine werthvolle historische Studie über „die Grabmäler der römischen Päpste", und endlich seine treffliche Uebertragung der „Lieder des Giovanni Meli." In einem vor kurzem (Leipzig bei Brockhaus) erschienenen Büchelchen: „Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji" ist Gregorovius nun auch als selbständig schaffender Poet aufgetreten. Seinen Ursprung verdankte das vorliegende, aus vier Gesängen bestehende Epos der entzückten Betrachtung eines prächtigen Candelabers, welcher in dem berühmten Hause des Arrius Diomedes aufgefunden wurde und nun das Museo Borbonico in Neapel ziert. Die Schönheit dieses Kunstwerkes beschäftigte die Phantasie unseres Dichters dauernd, und er ersann das Märchen von der Entstehung desselben, welches er uns hier in zierlichen Hexametern erzählt. Sprache und Form, beide anlehnend an classische Muster, sind im höchsten Grade vollendet; einzelne größere Schilderungen, z. B. vom Ausbruch des Vesuvs oder von den vier Lebensaltern, sind von poetischem Geiste belebt und mit gewaltigen und anmuthigen Bildern erfüllt. Daß aber trotz solcher Vorzüge das Ganze doch eigentlich nur eine Studie geblieben ist, und dem Kritiker als Beleg für ein unzweifelhaftes Talent immer noch interessanter sein muß als dem Publicum, das erklärt sich aus dem Inhalte, welcher dem bewegten Leben der Gegenwart und ihren Interessen allzuweit abliegt.

Die vier Gesänge sind nach den Abbildern am Kandelaber benannt. Gesang 3, Pallas Athene, schildert die Uebergabe des Candelabers an die Tochter des Hauses. Ismenos, ein Gastfreund des Hauses, der sich des jungen Künstlers, eines Sklaven, besonders annimmt, giebt in folgender Weise eine Deutung der vier Bilder:

Kunstvoll, sagte Ismenos, im Erz hier seh' ich und weise
Unseres Lebens Gestalt und die Tänze der Horen gebildet,
Welche der Zeit hinrollenden Kreis uns eilend umherziehn.
Lieblich beginnet die erste den Tanz; wir nennen sie Kindheit.
Zauberisch naht sie, und sanft mit Oneiros' blinkender Fackel
Schlingt um die Wiege des Kindes sie ihren melodischen Reigen.
Sieh', und der Schläfer erwacht, da kommen die Fabeln und Märchen,
Holde Gespielen, herbei, und die Schwärme der gaukelnden Träume
Führen in's Leben das Kind, viel selige Spiele zu spielen.
Doch still formen sie ihm am lauschenden Herzen, sie weben
Heimlich die Welt ihm ein, und in Bildern beginnt sie zu keimen.
Ahnend gestaltet die Lust und der fernher dunkelnde Schmerz sich
Auch, und die Sehnsucht knospt, schon ruht in der Knospe das Schicksal.
Aber zum Himmel enteilt vollendend die Hore der Kindheit.
Seht, da nahet die Andre! Des Amor Fackel entschwingend
Tanzt in das Leben die schöne Mänade, die Hore der Jugend.
Schäumende Becher der Lust u. der Sehnsucht reicht sie dem Jüngling,
Und ihm hat sich von Welten ein plötzlicher Himmel erschlossen.
Nicht im irdischen Staube verweilt er, es dünket die Menschheit
Ihn nur sklavisch und träg; auf Perseus' sausendem Luftroß
Fliegt er, Tyrannen bekämpfend, und schwärmt als Ikarus selig
Auf zum Licht, als Phaeton facht er zum Brande die Welt an.
Einsam wandelt das Mädchen in ahnender Stille des Herzens,
Bis der entschleierte Gott ihr plötzlich die Sinne getroffen,
Und als Psyche den Flüchtling sucht sie mit irrendem Schmerze.
Himmlische Hore der Jugend, zu schnell, o Beflügelte, eilst du
Täuschende uns! ja wem noch Amors Fackel erglühet,
Der ist selber ein Gott! er genieße die flüchtige Stunde,
Wiegen sie doch nicht auf die bescepterten Jahre des Lebens,
Wären sie tausende gleich, die mühend der Mensch sich dahinlebt.
Einmal laden zu Gaste die Götter den Sterblichen, einmal
Nur; doch Ikarus stürzt vom Himmel und Phaeton schnelle,
Hoffnungen fallen wie Sterne, vereitelte Wünsche; das Leben
Schreitet mit ehernem Fuß, und es häuft zu den Gräbern die Gräber.
Selber die täuschende Liebe, sie wirft ihr Strahlengewand ab,
Aber in Schuld ließ uns, und in Reue die Hore der Jugend.
Sehet die Dritte! wie mächtig und hell durchstrahlt sie das Dunkel!
Schön im Kranz der Oliven, die himmlische Botin der Pallas.
Hier im Vogel der Nacht ließ künstlich der Bildner sie ahnen.
Aufwärts leitet die Hore den Mann von verworrener Jugend
Irrpfad, führt ihn still in des Lebens gerüstete Werkstatt,
Die hold schmückend das Weib ihm ordnet mit thätiger Liebe.
Weisheit lehrt ihn Pallas und sühnende Thaten der Arbeit,
Fromm mit der Kraft und dem heiligen Ernste umschränkt sie den Sinn ihm.
Und lang' weilet die Göttin, sie segnet dem glücklichen Manne
Gern das dädalische Herz und die rastlos schaffenden Hände.
Sieh', da häufen im Guten und Schönen sich Werke, es sammelt
Viel sich Kinder ernährendes Erb'; nur Dauerndes freut ihn,
Welt auswirkender Kräfte harmonisch geordnetes Gleichmaß.
Aber es ruht in der Brust ihm göttlich begriffen das Schicksal.
Sei mir gegrüßt denn du, o Fackel des lösenden Todes!
Matt sinkt nieder die Hand und das Herz nach Stürmen des Lebens
Windstill nun, nicht regt sich ein Wunsch mehr, nirgend ein Hoffen.
Heimwärts neigt sich das Haupt, da priesterlich nahet Eirene,
Auch die Erinnerung kommet mit ihr, die verschleierte Mutter
Heiliger Schmerzen; es kommen die lange verschwundenen Horen
Wieder mit ihr, sanftgrüßend erscheinen sie alle dem Blick noch
Fern wie Segel des Meers, die von sinkender Sonne verklärten.
Aber mit Wehmuth schaut sie der Greis, und mit hoher Betrachtung
Blickt er zurück aufs Leben und seine genossenen Güter,
Gern von den Göttern empfängt er als beste der Gaben den Tod nun.

Männer der Zeit.

Lord Palmerston,

von allen englischen Staatsmännern gewiß Derjenige, welcher seit dem letzten Vierteljahrhundert am meisten die Augen der Welt auf sich gezogen hat, entstammt dem alten englischen und sassischen Geschlechte der Temple, obgleich er seinem Titel nach — er lautet vollständig Henry John Temple, Viscount Palmerston of Palmerston, Grafschaft Dublin, und Baron Temple of Mount Temple, Grafschaft Sligo — der irländischen Pairie angehört. Er ist auf dem Landsitze Broadlands in Hampshire am 20. Oct. 1784 geboren, und verdankt seinen ersten Unterricht der berühmten Schule zu Harrow, besuchte dann die Universität Edinburgh und schließlich Cambridge. Bereits 1806 bewarb er sich als Gegencandidat des gegenwärtigen Lords Lansdowne um die Stelle eines Vertreters der Universität Cambridge, drang aber nicht durch und mußte sich mit der Vertretung von Bletchinley begnügen. Im nächsten Parlament saß er für Newport auf der Insel Wight und vertrat diese Stadt, bis er Mitglied für die Universität Cambridge ward. Die Gewandtheit des jungen Parlamentsmitglieds in der Debatte und die Thätigkeit, mit der er sich seinen parlamentarischen Obliegenheiten widmete, lenkten bald die Augen der regierenden Kreise auf ihn, 1807 ernannte ihn der Herzog von Portland in seinem Ministerium zu einem der jüngern Admiralitätslords, und 1809 vertauschte er diese Stelle mit dem Kriegssecretariat, das er bis 1828 ungestört durch die verschiedenen Cabinetswechsel unter den Ministerien Mr. Percevals, Lord Liverpools, Mr. Cannings, Lord Goderichs und des Herzogs von Wellington beibehielt. Während dieser Zeit ging eine wichtige Spaltung unter der Torypartei vor sich. Die älteren Führer hatten sich, durch ihr langes Zusammenwirken mit den continentalen Staatsmännern während des Kampfes gegen Napoleon und der Ordnung der europäischen Angelegenheiten, nach dessen Sturz in eine engere Solidarität mit der dem Continent eigenthümlichen Anschauungsweise politischer Verhältnisse eingelebt, als seit Wilhelm III. unter den englischen Staatsmännern üblich gewesen war, und am entschiedensten vertrat diese Richtung Lord Castlereagh. Diesem gegenüber schaarte sich um Mr. Canning eine Reihe jüngerer Talente, zu denen auch Lord Palmerston gehörte. In der äußern Politik bekämpfte diese neue Partei die heilige Allianz, welche unter der Führung Alexanders von Rußland das Einmischungsrecht der absoluten Cabinette in die inneren Angelegenheiten der verschiedenen europäischen Staaten zum Grundsatz zu erheben trachtete; in der innern Politik erkannte sie mit scharfem Blick, daß es hohe Zeit sei, von den starren Torygrundsätzen, welche während des Krieges die Herrschaft behauptet, nachzulassen, und namentlich war es die Emancipation der Katholiken, die in der Partei einen warmen Vertheidiger hatte und deren sich auch Lord Palmerston mit Eifer annahm. Von den Whigs trennte diese Liberalconservativen aber immer noch ihre Abneigung gegen eine Reform des Parlaments. Obgleich Lord Palmerston in diesem Punkte später nachgiebiger wurde, ist sein Widerstreben gegen eine Erweiterung der 1832 durchgesetzten Reformbill auch in seinem spätern Zusammenwirken mit den Whigs für ihn charakteristisch geblieben.

Solange Lord Palmerston Kriegssecretär war, beschränkte sich mit wenigen Ausnahmen seine parlamentarische Thätigkeit auf die Geschäfte seines Departements; nachdem er aber 1829 gemeinschaftlich mit Mr. Huskisson aus dem Ministerium Wellington getreten, brachte er im März die auswärtigen Verhältnisse Englands in einer, außerordentlichen Eindruck machenden Rede zur Sprache, die ihm schon im Voraus seinen zukünftigen Wirkungskreis als würdigem Nachfolger Cannings anwies. Ein Jahr später, am 11. März 1830, überraschte er abermals das Parlament mit einer glänzenden und überzeugenden Rede über die portugiesische Angelegenheit, in welcher er, nachdem er seine Ansichten über die auswärtige Politik Englands auseinandergesetzt, auf die Nothwendigkeit hinwies, für die für ihre Freiheit kämpfenden Nationen des Festlandes mehr Sympathie an den Tag zu legen. Sein Antrag fiel mit einer großen Majorität, 150 gegen 73 Stimmen; aber der Grund zu seinem spätern Ruhme war gelegt. Als das Ministerium Wellington abtrat und die Whigs ins Amt kamen, übernahm Lord Palmerston das Staatssecretariat für die auswärtigen Angelegenheiten. In dieser Stellung legte er eine musterhafte Thätigkeit an den Tag, die den Unterbeamten seines Ministeriums oft sehr lästig fiel; denn manchmal blieb er bis 1 oder 2 Uhr früh an seinem Pulte sitzen, und seine Untergebenen mußten natürlich seinem Beispiele folgen. Um so freier ließ er ihnen die erste Hälfte des Tages, denn selten kam er eher als Abends ordentlich ins Arbeiten. Von seiner Uebernahme des auswärtigen Amtes an folgte Se. Herrlichkeit den Schicksalen der Whigpartei und unterstützte ihre Politik. Wegen seiner Unterstützung der Reformbill verlor er seinen Parlamentssitz für Cambridge, wurde aber 1835 für Tiverton gewählt, dessen Vertreter er seitdem geblieben ist. Vom Jahre 1841 bis 1846 saß er auf der Oppositionsseite, übernahm dann im Juli 1846 nach Sir Robert Peels Rücktritt im Ministerium Russell abermals das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten und behielt es bis December 1851, wo er unerwartet seine Entlassung empfing, weil er eigenmächtig und hinter dem Rücken der Königin und des Premier den Staatsstreich Napoleons gebilligt. Schon vorher war er wegen seiner Sympathien für die ungarische und italienische Erhebung ein Gegenstand der bittersten Angriffe von Seiten der Tories gewesen, die ihren Höhepunkt erreichten, als er zur Unterstützung einer ziemlich zweifelhaften Forderung eines portugiesischen Juden, Namens Pacifico, an den griechischen Staat gegen diese unbedeutende Macht mit einem ganz unverhältnißmäßigen Aufwand von Kräften Zwangsmaßregeln der härtesten Art ergriff. Das Oberhaus genehmigte ein Tadelsvotum gegen ihn, dem das Unterhaus jedoch nicht zustimmte, sondern mit einer billigenden Resolution entgegentrat. Bei dieser Gelegenheit war das Unterhaus der Schauplatz des großartigen dreitägigen parlamentarischen Kampfes, wo die besten Redner auf beiden Seiten des Hauses mit dem Aufgebot all ihrer Kräfte um die Palme des Sieges rangen, wo Sir Robert Peel seine Schwanenrede, obgleich mit Entschiedenheit gegen Lord Palmerstons Politik gerichtet, doch mit den anerkennenden Worten schloß: „Aber wir sind stolz auf ihn!" und wo Lord Palmerston selbst in seiner Vertheidigungsrede in siebenstündiger lichtvoller Auseinandersetzung der Grundsätze seiner Politik und ihrer Anwendung das Größte leistete, was seit lange von dieser Art im Parlament gehört worden. Damals sprach er auch das stolze Wort, das berühmt, aber nicht immer wahr geworden, daß jeder Engländer im Auslande dem Ausländer gegenüber wie der Bürger des alleinherrschenden Weltreichs berechtigt sein müsse zu sagen: Civis romanus sum!

Mit der Entlassung Lord Palmerstons begann der bald im Geheim, bald offen geführte Kampf dieses Staatsmannes mit seinem bisherigen Parteigenossen Russell um die Führerschaft der liberalen Partei im Unterhause. Anfangs nahm er eine beobachtende Stellung ein, und schien sogar geneigt, das Ministerium das ihn ausgestoßen zu unterstützen. Bald aber schlug die Stunde der Rache für ihn. Auf die allgemein im Lande herrschende Besorgniß vor einer französischen Invasion bauend, gedachte Lord Russell durch seine Bill zur Bildung einer Miliz, die, im Frieden in jeder Grafschaft besonders enrollirt, erst bei dem Ausbruch des Krieges als allgemeine Reserve des stehenden Heeres einberufen und daher Localmiliz heißen sollte, seine Popularität zu mehren. Es war eine halbe Maßregel, die mehr eine Concession an die Tagesmeinung, als eine Abwehr gegen ernste Gefahr war. Palmerston stellte dazu einen Verbesserungsantrag. Unter dem

Schein einer bloßen Namensveränderung — er wollte blos allgemeine, anstatt Localmiliz sagen, — steuerte er auf eine ganz andere Einrichtung los, nämlich auf eine bereits im Frieden vollständig organisirte Miliz, die bei ausbrechendem Kriege als Reserve für das stehende Heer schon bereit stand. Mit diesem Vorschlag, der der vorherrschenden Stimmung weit besser entsprach als der Russells, war die Bill des Letztern vollständig ruinirt, und als sie in einer Minorität von 11 Stimmen blieb, nahm das Ministerium Russell im Februar seine Entlassung.

Lord Derby, der das erledigte Ministerium übernahm, suchte Lord Palmerston zu den Tories hinüberzuziehen, aber dieser schlug die Anerbietungen aus, und zog sich wieder in seine beobachtende Stellung zurück. Als darauf das schutzzöllnerische Cabinet bereits am 16. December fiel, gelangten die vereinigten Freihändler unter der Führerschaft Lord Aberdeens, des frühern, sehr conservativen auswärtigen Ministers Peels, zur Herrschaft, und Palmerston übernahm in dem aus Peeliten und Whigs zusammengesetzten Ministerium zu aller Verwunderung das Staatssecretariat für die innern Angelegenheiten, während Lord Clarendon auswärtiger Minister ward. Das neue Ministerium war auf die ungestörte Fortdauer des Weltfriedens berechnet, sah sich aber sehr bald in den orientalischen Krieg verwickelt. Der anfänglich resultatlose Verlauf desselben und die untergeordnete Rolle, welche England auf dem Kriegstheater neben Frankreich spielte, machte die Nation mißtrauisch gegen das Cabinet, und Alles rief nach einem Minister, der Englands Ehre mit Energie vor der Welt rechtfertigte. Unterdessen that Palmerston gar nicht, als ob er sich jemals um auswärtige Verhältnisse bekümmert hätte. Er half dem Rauchunwesen der Fabrikstädte ab, beschäftigte sich mit der Reinigung der Themse und dem Sanitätswesen der Hauptstadt, und schien für die Fragen der großen Politik kein Auge mehr zu haben. Schon am 18. Dec. 1853, zu Anfang des orientalischen Conflictes, war er aus- und nach wenigen Tagen wieder in das Ministerium getreten; warum, ist ein Geheimniß geblieben; da aber wenige Tage vorher die Nachricht von der Schlacht von Sinope nach England gelangt war, und gleichzeitig mit seinem Wiedereintritt in das Cabinet der Befehl an die englische Mittelmeerflotte abging, in das Schwarze Meer einzulaufen, so schrieb man diesen Anlauf zu einer energischeren Politik schon auf Rechnung Lord Palmerstons. Das war das einzige Thätigkeitszeichen in dieser Richtung, das er bis zum Frühjahr 1855 gab, wo das Cabinet Aberdeen dem allgemeinen Mißbehagen der Nation weichen mußte, und Palmerston, von ihr gerufen, an die Spitze des neuen Ministeriums trat.

Das Mißtrauen, mit welchem Volk und Parlament jede Maßregel des früheren Ministeriums betrachtet, übertrug sich Anfangs auch auf das neue, und erst als bei Gelegenheit der Parlamentsverhandlungen am 24. und 25. Mai das entschiedene Auftreten Lord Clarendons während der Wiener Conferenzen bekannt wurde, hob sich das Vertrauen im Lande und befestigte sich damit das Ministerium. Palmerstons erste Sorge war nun die Verstärkung und Reorganisation der englischen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande, und seine Energie rüstete die Ostseeflotte für den zweiten Feldzug so aus, daß gegen Sweaborg ein schwerer Schlag geführt werden konnte, schuf die Kanonenbootflottille und machte es möglich, daß binnen 12 Monaten England eine Armee von fast 100,000 Mann auf dem Kriegsschauplatz stehen hatte, ja, daß es zur Zeit des Pariser Friedens finanziell und militärisch mehr als Frankreich zur weiteren Fortsetzung des Krieges befähigt war. Doch Frankreich bedurfte des Friedens, und er wurde in Paris geschlossen, wobei noch Lord Palmerston dahin wirkte, daß Rußland nicht, wie Frankreich sich bereit zeigte, in der Bolgradangelegenheit nachgegeben wurde, wodurch eines der Hauptresultate des Krieges hingegeben worden wäre. Nach dem Friedensschluß konnte er sich sagen, daß er, wie er im Innern während des Krieges unermüdlich die Verzagtheit Derer bekämpfte, die beständig zum Frieden mit Rußland gerathen, nach Außen England als geschwächten Staat mit gemindertem Ansehen gefunden, und sein Ansehen wieder hergestellt, daß er Rußlands Prestige auf dem Festland auf lange hin gebrochen, seine Marine im Schwarzen Meere vernichtet, es gezwungen, zum ersten Mal erobertes Terrain wieder zurückzugeben, das russische Protectorat über die Donau abgeschafft, Schweden dem russischen Einfluß entzogen und die Türkei von den Eroberungsgelüsten Rußlands gerettet hatte.

Die Anstrengungen, die Palmerston gemacht, um die Kriegstüchtigkeit Englands auf eine höhere Stufe zu bringen, kamen demselben zu Gute, als gleich nach dem Pariser Frieden hintereinander der Krieg mit Persien, der mit China und der Aufstand in Indien ausbrachen, die alle militärischen Kräfte Englands in Anspruch nahmen. Den ersteren führte er glücklich und rasch zu Ende, von dem zweiten lenkte er eine Zeitlang die Sipoymeuterei ab, und die energischen Maßregeln, mit denen man in Indien, sobald man sich dort von der ersten Betäubung erholt, den Aufstand niederschlug, sind alle noch von Palmerston ausgegangen. Trotz dieser großen Verdienste wuchs nach dem Frieden die Opposition gegen ihn. Einige unglückliche Anstellungen, namentlich die des Lord Clanricade zum Siegelbewahrer, schadeten seiner Popularität ungemein, und das Parlament, das er, solange er in zweiter Stellung gewesen, stets mit feinem Tacte nach seinem Willen zu leiten gewußt hatte, behandelte er jetzt, wo er an erster Stelle stand, manchmal mit einem autokratischen Uebermuth, der ihm viele Feinde machte. Schon einmal hatte sich das Unterhaus gegen ihn ausgesprochen, als er das selbständige Einschreiten Bowrings gegen die Chinesen in Schutz genommen, denn er konnte seinen Gegnern entgegenhalten, obgleich es diese nicht einsehen wollten, daß ein Reich mit so weit zerstreuten Dependenzien wie England gar nicht regiert werden könnte, wenn Werkzeuge der Regierung an weitentlegenen Punkten nicht selbst dann von der Verantwortlichkeit der Centralregierung gedeckt würden, wenn sie in guter Meinung, aber doch irrthümlich gehandelt. Er löste das Parlament auf, und erlangte eine bedeutende Majorität für sich. Aber als nach dem Attentat vom 14. Januar Frankreichs ungeschickt unterstützte Forderungen England in große Aufregung versetzten, und Palmerston, um dem verbündeten Frankreich, soweit es die Forderungen der Gerechtigkeit und die Ehre Englands erlaubten, entgegenzukommen, eine Bill zur Verhinderung an Mordverschwörungen im Parlament einbrachte, benutzte die Opposition, aus Radicalen, Friedensfreunden und Tories bestehend, die jeder Concession an Frankreich abholde Stimmung, und brachte eine gegen die Rechtzeitigkeit der Bill gerichtete Resolution mit Erfolg zur Abstimmung. Palmerston trat darauf mit seinem Ministerium ab und wurde von Lord Derby ersetzt.

Ueber den Mann, der seit mehr als 25 Jahren mit geringen Unterbrechungen die auswärtige Politik Englands geleitet, sind die verschiedensten Urtheile laut geworden. Er selbst nennt sich den bestverleumdeten Mann von Europa, und er wird aus zwei entgegengesetzten Lagern am bittersten angegriffen. Er ist die Bête noire der Absolutisten und der Radicalen, nur daß die ersteren in ihm den lebendigen Ausdruck der Revolution sehen, die letzteren einen geriebenen Diplomaten, der mit vermessenem Leichtsinn oder schlauer Perfidie die Sache der Freiheit an die Reaction verräth. Weil er in der Hegemonie Oesterreichs in Italien nicht die einzig mögliche Lösung der dortigen Wirren erblickt, ist er den Oesterreichern ein Lord Feuerbrand und Erzrevolutionär; weil er, um Kossuth Ungarn oder Mazzini Italien republikanisiren zu helfen, nicht Englands Macht eingesetzt, gilt er den Radicalen für einen Verräther an der Völkerfreiheit, und weil er um die Republik Krakau oder Polens Unabhängigkeit zu retten, England ohne Verbündete nicht in einen Krieg gegen Europa gestürzt hat, ist er ein heimlicher Begünstiger der Pläne Rußlands! Auch die Liberalen des Continents haben ihn zu den Ihrigen gezählt, und sich natürlich nicht selten in ihm getäuscht gefunden, denn er ist einfach

ein englischer Staatsmann der alten, vorrevolutionären Schule, welche keine politischen Tendenzen, sondern nur die Förderung der Macht und der Interessen Englands verfolgt. Nach dem großen festländischen Kriege war Canning der erste, der diese Grundsätze wieder in Anwendung brachte, und Palmerston als sein Schüler führte sie in der Theorie und in der Praxis consequenter und schärfer durch. Man darf nicht vergessen, daß die englische Regierung außerhalb des Kreises der festländischen Höfe steht, die, solidarisch durch ein Interesse verbunden, die politischen Fragen nach ihren Familiensympathien und -antipathien oder nach einer, vor allen auf Erhaltung der Throne ohne Rücksicht auf nationale Interessen gerichteten Tendenz zu behandeln geneigt sind. Dennoch muß England Verbündete auf dem Continent besitzen, und muß darauf sehen, daß sich auf demselben keine Macht alleinherrschend geltend macht. Daher war es die eigentliche Seele des Widerstandes gegen den ersten Napoleon und kämpfte gegen ihn in erster Reihe neben den drei nordischen Mächten. Als aber nach dem Frieden Rußland nach der Hegemonie über Europa zu streben anfing, wendete sich seine Politik gegen dieses, zuerst unter Canning negativ durch Fernhalten von den Interventionen in Italien und Spanien, dann unter Palmerston seit der Julirevolution positiv durch das enge Bündniß mit Frankreich, das sich zur Quadrupelallianz erweiterte, durch die Lostrennung Belgiens von Holland, durch die Unterstützung der Schweiz im Sonderbundskrieg gegen das Andrängen der nordischen Mächte, durch die Inschutznahme der Türkei gegen Rußland, worin Palmerston soweit ging, daß er lieber 1840 mit dem bis dahin befreundeten Frankreich brach, weil dasselbe durch seine Begünstigung Mehemed Ali's die Pforte ganz in die Arme ihres nordischen Nachbars zu treiben drohte. Nicht aus theoretischer Vorliebe für constitutionellregierte Staaten stellte er sich auf die Seite derselben, sondern weil Rußland, dessen Streben nach Alleinherrschaft auf dem Festland zu bekämpfen sein Ziel war, sie tendenziös als seine natürlichen Gegner behandelte. Für den französischen Staatsstreich erklärte er sich nicht aus absolutistischen Tendenzen — ebensowenig wie er aus republikanischen sofort nach der Februarrevolution die französische Republik anerkannte — sondern weil er klar erkannte, daß bei der Zerrissenheit der Parteien in Frankreich die Napoleonische Regierung die einzige mögliche war, und weil die Wiedererrichtung des Kaiserreichs Frankreich von den großen Continentalmächten isoliren und England als Verbündeten in die Arme treiben mußte Manches hat er in seiner langen politischen Laufbahn unterlassen müssen, weil auch der energischeste Minister sich in die Verhältnisse fügen muß und sie nicht zu allen Zeiten nach seinem Willen beugen kann, aber doch hat stets England, so oft er am Ruder stand, in Europa die erste Stimme gehabt, und sein consequenter Widerstand gegen Rußland hat nach langem herüber- und hinüberschwankenden Ringen doch zuletzt zu den größten Demüthigungen geführt, die dieser Staat seit Peter dem Großen erlitten hat.

Die Politik, deren allgemeine Zielpunkte wir gezeigt haben, ist freilich durch die persönlichen Eigenschaften des Staatsmannes, den sie zum Träger hat, vielfach gefärbt und verfärbt. Die Praxis mit der er sie durchführt, hat ihm sogar gewiß mehr Feinde gemacht, als ihre Tendenzen. Seine rasch zugreifende Energie grenzt manchmal an Brutalität, er ist wenig bedenklich in der Wahl seiner Mittel, und scheint die gewaltthätigsten als die am meisten Effect machenden vorzuziehen. Mit einem Leichtsinn der an Frivolität streift, setzt er sich manchmal über augenblickliche Verlegenheiten hinweg, wenn die schlimmern Verwickelungen, die er dadurch schafft, nur erst später zu lösen sind. Den besten Beweis dafür giebt sein Verhalten in der dänischen Frage. Anfangs war er für eine Theilung Schleswigs zwischen Deutschland und Dänemark nach der Nationalität, alsdann, als er sah, daß Deutschland so wenig wie Dänemark diesen Vorschlag annahm, und ersteres dennoch nicht dem Englands Handel störenden Kriegszustand auf dem Meere ein Ende machen konnte, trat er auf Dänemarks Seite, um wenigstens den Frieden herbeizuführen, und schließlich unterzeichnete er das Londoner Protokoll, welches Rußland die Nachfolge in Dänemark ermöglichte, weil Baron Brunnow drohte, in Folge der obenerwähnten Pacificoangelegenheit seine Pässe zu nehmen. Wurde doch vor der Hand die verdrießliche Angelegenheit geregelt, und gegen die Succession Rußlands konnte ja später eingeschritten werden, wenn diese Eventualität eintrat! (6.)

Heinrich von Bordeaux.

Der Gang des Verhängnisses sucht die Sünden der Vorfahren an den Enkeln heim, läßt schuldlose Häupter für die Irrthümer früherer Geschlechter büßen, oder reißt sie in den Strudel von Verhältnissen, zu deren Bildung und Verwirrung nicht sie etwas beigetragen. Schon vor der Geburt bedrohte Unheil den letzten männlichen Sprößling der älteren Linie der Bourbons, den Sohn des Herzogs von Berry und jener abenteuerlichen Karoline Ferdinandine Luise von Neapel. Sein Vater, der zweite Sohn des damaligen Grafen v. Artois, nachherigen Königs Karl X., der für den kräftigsten unter den Prinzen der königlichen Linie galt, ward, als seine Gemahlin, die ihm erst eine Tochter geboren hatte, noch in den ersten Stadien einer Schwangerschaft war, am 13. Februar 1820 zu Paris durch den Dolch des Fanatikers Louvel ermordet, und dieser Dolchstoß schien der ganzen älteren Dynastie den Untergang bereitet zu haben. In der That wäre es möglich, daß ein ruhigerer Uebergang zu einer neuen Ordnung der Dinge bereitet worden wäre, als den die Julirevolution bot, wenn der Herzog von Orleans der nächste Thronfolger nach Karl X. und dem schwachsinnigen Angoulême geworden wäre. Doch es sollte nicht sein, und sieben Monate nach jener Blutthat, am 29. Sept. 1820, gebar die Witwe, deren Schwangerschaft man vergebens durch Kummer und Schreck zu stören versucht hatte, einen Prinzen, der die Namen Henri Charles Ferdinand Marie Dieudonné von Artois und den Titel Herzog von Bordeaux empfing, und den man dem Volke theuer zu machen suchte, indem man ihn als „das Kind von Frankreich" bezeichnete. Es war aber schon ein übles Vorzeichen, daß die Absicht, ihm die ehemalige Domaine Chambord im Namen der Nation zu kaufen, an dem Widerstande der öffentlichen Meinung scheiterte, worauf sich ein Verein von Legitimisten bildete, der die Besitzung erwarb und sie dem Prinzen an seinem Tauftage (1. Mai 1821) übereignete. Damit enthüllte sich das unheilvolle Verhältniß, daß der legitime Thronerbe in den Augen der Nation nur als das Symbol einer unpopulären Partei erschien, und dieses Verhältniß trat in ganzer Folgenschwere zu Tage, als Karl X., in Folge der Julirevolution, die Krone zu Gunsten dieses seines Enkels niederlegte, in dessen Interesse auch der Herzog von Angoulême auf sein Thronfolgerecht verzichtete, und dies gänzlich wirkungslos vorüberging. Heinrich von Bordeaux mußte seinem Großvater in die Verbannung folgen. Während seine des Unternehmungsgeistes und des Verständnisses für die Nothwendigkeiten der Neuzeit nicht ermangelnde Mutter sich mit Restaurationsversuchen und freilich auch mit Galanterieen beschäftigte, ward der Prinz an dem finstern Hofe seines Großvaters zu Prag unter Leitung des Baron Damas erzogen, wobei zuerst zwei Jesuiten als Instructoren fungirt haben sollen, bis sie bei dem Heranreifen des Prinzen durch Militärs, den General d'Hautpoult und später den General Latour-Maubourg, ersetzt wurden. Daneben entstanden Parteiungen an dem Hofe der vertriebenen Dynastie. Karl X. sowohl als der Herzog von Angoulême betrachteten ihre Verzichtleistung als nicht geschehen, und die legitimistische Partei spaltete sich in Karlisten und Henriquinquisten. Als der junge Prinz die Thronmündigkeit erreicht hatte, eilten angesehene Legitimisten nach Prag, um ihm ein Ritterschwert und goldene Sporen zu überreichen, wurden aber, weil die Partei des alten Königs diese Huldigung mißbilligte, an der böhmischen

Grenze zurückgehalten, bis der Prinz aus Prag entfernt und der Versuch damit vereitelt war. Ein Gedanke, den Prinzen an dem karlistischen Kriege in Spanien theilnehmen zu lassen, scheiterte auch an den Zweifeln über die Kreise, aus denen seine Begleitung zu wählen wäre. Als Karl X. gestorben war (6. Nov. 1836), spaltete sich der Hof in die Anhänger des Herzogs von Angoulême, der sich als Ludwig XIX. huldigen ließ, und in die Heinrichs V., bis es dem Fürsten von Metternich gelang, die Glieder der verbannten Dynastie von der Thorheit dieser Eifersüchteleien zu überzeugen und sie zur Eintracht zu vermögen. Seit 1838 lebte die ganze Familie vereinigt in Graz. 1839 aber ging der Prinz mit seiner Mutter nach Italien und besuchte Rom und die kleinen Höfe. Der Herzog von Blacas hatte ihn zum Universalerben eines Vermögens von gegen 80 Millionen Francs eingesetzt, die ihm eben 1839 zufielen, und zu denen 1851 die von der Herzogin von Angoulême ererbte Herrschaft Frohsdorf bei Wien kam. Hier und in Venedig hat er seitdem seinen wesentlichsten Aufenthalt gehabt. Nach dem Tode des Herzogs von Angoulême (3. Juni 1844) nahm er in Belgrave-Square eine Huldigung der nun vereinigten legitimistischen Fractionen an, erklärte aber dabei, daß er keine gewaltsame Bewegung in Frankreich hervorrufen, sondern erst, wenn sein Erscheinen eine Nothwendigkeit sei, persönlich hervortreten werde. Am 16. Nov. 1846 vermählte er sich mit der reichen Prinzessin Marie Therese Beatrix Gaëtana von Modena (geb. 14. Juli 1817), welche Ehe jedoch kinderlos geblieben ist. Nach der Februarrevolution gab im August 1850 der Aufenthalt des Prinzen in Wiesbaden zu einem Legitimistencongreß Veranlassung, der aber auch nur ergab, daß der Prinz keineswegs geneigt war, für seine Erhebung etwas auf das Spiel zu setzen. Später haben sich Legitimisten und Orleanisten vielfach mit sogenannten Fusionsplänen beschäftigt, indem sie darin eine Vereinigung suchten, daß die Prinzen des Hauses Orleans Heinrich als ihr legitimes Oberhaupt anerkennen, Dieser aber den Grafen von Paris zu seinem Nachfolger bestimmen sollte. Es scheint gewiß, daß weder alle Glieder beider durch tiefgreifende Prinzipien getrennten Parteien sich in der Sache vereinigt, noch die Herzogin von Orleans in einen Schritt gewilligt hat, der auf die Thronbesteigung des Großvaters ihrer Kinder einen dunklen Schatten geworfen hätte. Auch hat sich Heinrich V. schwerlich viel Mühe um die Sache gegeben. Er stellt sich als ein nichts weniger denn unternehmender und aufstrebender Mann dar und scheint sich lediglich in dem Bewußtsein seiner angestammten Würde zu sonnen, deren reelle Bedeutung er nur auf Grund der Principien der alten Monarchie wünschen mag, während die Dynastie Orleans ihre Bedeutung als Repräsentantin des constitutionellen Systems hat.

(5)

Matthew Fontaine Maury,

geboren am 14. Januar 1806 in Virginien in der Grafschaft Spottsylvania, gehört einer angesehenen americanischen Familie an, welche ein Hugenottenprediger James Fontaine begründete, und über welche Miß Anna Maury in Newyork, indem sie die Selbstbiographie jenes Predigers neu herausgab, interessante Mittheilungen gemacht hat. Als Maury 4 Jahr alt war, zogen seine Eltern nach Tennessee. Die in einem noch so jungen Staate sehr mangelhaften Unterrichtsanstalten boten wenig Aussicht zu einer tüchtigen Schulbildung. Da ferner seine Eltern für eine sorgfältige, wissenschaftliche Bildung Matthew's, der noch 8 Geschwister hatte, nicht viel anwenden konnten, so war es ein großes Glück, daß der Bischof der Diöcese, James H. Otey, die trefflichen Anlagen desselben frühzeitig erkannte und seine Ausbildung überwachte. 1824 ging Maury als Seekadett an Bord des Brandywine und segelte mit General Lafayette nach Frankreich. Nach seiner Rückkehr fuhr er auf derselben Fregatte nach dem stillen Ocean, wurde auf den Vincennes versetzt und vollendete auf diesem Schiff seine Weltumsegelung. Auf einer zweiten Fahrt nach dem stillen Ocean wurde er als Lieutenant auf den Potomac versetzt. Während dieser Seereisen widmete er jede Mußestunde namentlich dem Studium der Mathematik und benutzte dabei, um zugleich seine Kenntniß der modernen Sprachen zu erweitern, spanische Werke. Da er selbst an sich erfuhr, wie mühsam der nach wissenschaftlicher Durchbildung strebende Seemann mitten in den Störungen und Unterbrechungen des Seelebens sein Material aus den verschiedensten Werken zusammenlesen muß, so begann er, um Anderen diese Mühe zu sparen, auf dem Vincennes sein ausgezeichnetes Werk über Navigation, vollendete es auf dem Potomac und gab es 1835 heraus. In demselben Jahre wurde er zum Astronomen bei der Expedition zur Erforschung der Südsee ernannt, lehnte aber, als sich Commodore Jones vom Commando zurückzog, diese Stelle ab. Ein 1839 für den Southern Literary Messenger geschriebener Artikel enthält Vorschläge zur Organisation des Südseehandels; zugleich entwickelt Maury darin die Grundzüge seiner Beobachtungen des Golfstroms und der Meeresströmungen, und der Benutzung derselben für die Schifffahrt. Während Maury im October 1839 von Tennessee nach Newyork reiste, um an Bord eines mit Küstenaufnahmen beschäftigten Schiffes zu gehen, hatte er das Unglück, auf seiner Fahrt durch Ohio beim Umwerfen der Postkutsche so erheblich verletzt zu werden, daß ihn eine nach monatelangem Siechthum zurückbleibende Lahmheit zum activen Seedienst unfähig machte. Dieser für Maury selbst so bedauerliche Unfall hat der Navigationswissenschaft großen Vortheil gebracht. Während er noch in einem elenden Gasthause an sein Schmerzenslager gefesselt war, schrieb er eine Reihe von Aufsätzen über verschiedene Mißbräuche bei der Marine voll Humors und sarkastischer Schärfe. Nach seiner Genesung erhielt er die Aufsicht über die der Regierung gehörenden Bücher und Karten, und trat an die Spitze des Nationalobservatoriums und hydrographischen Amtes — seit 1855 unter dem Namen: „Naval Observatory" vereinigt. Beide Institute verdanken ihre Ausdehnung und praktische Entwicklung vorzugsweise der Umsicht und dem bewundernswerthen Fleiße Maury's. 1842 trat er zuerst mit seinem Vorschlage hervor, alle Wind- und Strömungsbeobachtungen nach einem bestimmten Plane vorzunehmen, und legte so den Grund zu seinen berühmten Karten und Vorschriften für Seefahrer.

1853 nahm er an dem Congresse der Seemächte in Brüssel Theil und wirkte dort voll Begeisterung für die Annahme eines gleichmäßigen Systems der Beobachtungen zur See. Was er in den reichen, aber noch ungeregelten und schwer zu benutzenden Massen des ihm zu Gebote stehenden americanischen Materials an Logbüchern, Schiffsjournalen, Seekarten &c. mühsam zusammengesucht, wollte er fortan, wie in die Fächer eines trefflich geordneten Archivschrankes, zum Nutzen der Wissenschaft nach bestimmter Regel gesammelt sehen und mit Hülfe einer möglichst vollkommenen Kenntniß der Strömungen des Meeres und der Atmosphäre, sowie der Meeresbassins, unabhängig von dem althergebrachten Schlendrian, den Schiffern die nächsten und sichersten Fahrstraßen auf dem Meere vorzeichnen. Die Resultate seiner ebenso mannichfachen als tiefen Forschungen legte er in seiner 1855 erschienenen physischen Geographie des Meeres (8. 274 S.; eine zweite Ausgabe 1857, 8. 360 Seiten) nieder, von der Prof. Dr. Böttger eine günstig beurtheilte deutsche Bearbeitung (1856) gegeben hat. Das Werk zeichnet sich durch Klarheit der Darstellung und Reichhaltigkeit mehr aus, als durch die Anordnung, welche logischer sein könnte. Außerdem hat Maury noch zu seinen Wind- und Strömungskarten manche interessante Beilagen gegeben und auch durch viele treffliche Vorträge vor gelehrten Gesellschaften die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt.

(20.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 20. Europa. 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 15. Mai.

Inhalt.

Hegel und seine Zeit.

— Dies der Titel einer umfangreichen Parteischrift wider die Hegelsche Philosophie, eines Buches, das in seinem Tone die Heftigkeit, ja die Erbitterung der Broschüre verräth, gleichwohl aber nach Inhalt und Umfang die Gründlichkeit, ja Innigkeit und Vertrautheit eines jahrzehndelangen Umganges mit seinem Gegenstand um so weniger verleugnet, als es dem Schatten dieser für todt erklärten, weltverwirrenden, vielgescholtenen und vielgerühmten Helena keine neue Lebensgestalt zum Ersatz entgegenzustellen hat. R. Haym ist der Verfasser des Buches, gegen welches Karl Rosenkranz, der Biograph Hegels und Vertreter des Centrums der Hegelschen Philosophie, eine „Apologie" seines Meisters schrieb (Berlin bei Dunker und Humblot). Wir müssen Beide hören, Beiden gerecht sein; vielleicht schält sich dann für uns um so besser, klarer und richtiger Hegels Gestalt und der Kern seiner Lehre von dem ab, was daran verfallen ist. „Hegel und seine Zeit" nennt Haym sein Buch über die Hegelsche Lehre; im Nachweis ihrer historischen Genesis glaubt er am objectivsten zugleich ihre Widerlegung zu geben, indem er sie als ein Erzeugniß ihres Zeitalters hinstellt. Er vergißt dabei Zweierlei. Er vergißt, daß der Eifer seines Geschäfts in der Widerlegung sehr subjectiver Art ist; er vergißt ferner, daß so wenig Aristoteles wie Spinoza, schildert und begreift man sie lediglich als Producte ihrer Zeitverhältnisse, auch in denjenigen ihrer Axiome, die als Kern ihrer Lehren zum lebendigen Erbgut der Geschlechter nach ihnen wurden, widerlegt und als überwundene Standpunkte dargethan sind. Es giebt Vermächtnisse an die Menschheit, die mit den Erblassern nicht verfallen. Bei weniger polemischem Eifer hätte Haym besser Kern und Schaale gesondert; in einer Zeit, deren Materialismus gedankenlos zu werden beginnt, die Wagnisse der speculativen Idealität des Denkens als gemeinschädlich und unnütz abthun, heißt — um ganz gemeinnützig zu reden — das Kind mit dem Bade ausschütten. Wir haben auf dem Felde der Musik jetzt das Schauspiel, daß ein Charlatanismus in allen Leistungen unserer musikalischen Größen überwundene Standpunkte sucht und in einem leeren, abstracten Nichts der Musik die Zukunft dieser Kunst findet, damit aber nur, beim Mißverstand ihrer absoluten Gültigkeiten, ihren dermaligen Bankerott bekundet. Wir glauben nicht, daß sich auf dem Felde deutscher Philosophie dasselbe Schauspiel wiederholen will. Die Philosophie der Neuzeit wird widerlegen, was an Momenten des Denkens hinter uns sich als überlebt hinstellt; gewisse Erbgüter der Menschheit aber im Kern der Errungenschaften früherer Stufen muß sie sichern und erhalten. Wer in der Philosophie nicht mit Herbart für die Logik sich aller Metaphysik und alles transscendenten Inhalts entschlagen, oder mit Schopenhauer einem Pessimismus huldigen will, der alle Geschichtsentwickelung, allen Fortschritt der Menschheit in Erkenntniß und Handhabung der Dinge dieser und jener Welt leugnet: Der wird sich selbst unbewußt zu dem bekennen müssen, was aus Hegels Lehre bereits Eigenthum der Zeit geworden, auch wenn es nicht mehr dessen Namen an der Stirn trägt. Kants Folgerungen beherrschten die Kanzeln und Schulen, auch als man auf dem Katheder der Universitäten die Ergebnisse seines Denkens beseitigt zu haben glaubte. Die Wahrheit nicht in der Willkür eines subjectiven Ideals, sondern in der force des choses zu suchen, ist recht eigentlich der Charakter der Gegenwart, und die als Sophismus verschrieene Lehre, daß der Kern der Wirklichkeit den absoluten Inhalt der Idee enthalte, erweist sich für heute noch gültig. Damit kann nicht dem Quietismus energieloser Subjecte, nicht dem Fatalismus fauler Gesinnung, nicht der Diplomatie, die sich mit schlechtem Nothbehelf begnügt, das Wort geredet sein; es wird mit dem Satze, daß die Wahrheit das wahrhaft Wirkliche sei, nur der Zerfallenheit der Menschheit mit sich selbst, dem todten Bruche zwischen Idee und Leben, zwischen absolutem Inhalt und wandelbarer Form in der Endlichkeit, vorgebeugt. Ist dies Hegelisch, so ist das Zeitalter der Gegenwart dem System des Philosophen weniger entrückt als man glaubt. Und was man als Erkenntnißstolz in Hegelischer Philosophie verschrieen hat, das sollte doch — so kann man fast beten — einem Zeitalter des Materialismus als Erkenntnißtrieb erhalten bleiben, damit nicht Brutalismus werde, was an und für sich nur als Herrschaft der Nothwendigkeit anzuerkennen ist. Jener Satz aber, daß Denken und Sein zusammenfallen, Ordnung und Verknüpfung der Gedanken die-

selbe sei wie Ordnung und Verknüpfung der objectiven Dinge selber, dieser specifische Charakter der Hegelschen Philosophie ist gleich sehr Spinoza's Grundgedanke, in Diesem nicht weniger als in Jenem der innerste Keim der Methode und des Inhalts. Selbst wenn die Philosophie der Neuzeit auf Kants heuristische Methode zurückginge und vor der Erforschung der Dinge-an-sich erst die Instrumente des Forschens untersuchte, — was ja die Naturwissenschaft von heute sich in der That angelegen sein läßt, — der Methode alles Hegelschen Philosophirens, die Welt nur so zu denken wie sie objectiv ist, würde dies Zeitalter damit sich nicht begeben. Und der Hegelsche Grundgedanke, daß der Geist Alles, auch die Tiefen der Gottheit erforsche und erkunde, ist selbst bibelfest, mithin auch für die Gläubigen, die sich der Forschung und der Welt gegenüber stellen, unumstößlich. Der Materialismus unserer Naturwissenschaft macht sich viel zu leichtes Spiel, wenn er aller Philosophie entbehren zu können glaubt, und R. Haym, der sich so lange in den weltentlegenen Katakomben des abstracten Denkens umtrieb, und plötzlich, mit dem Ausbruch politischer Fragen und Bedürfnisse ans Tageslicht getreten, Luft zu athmen meint, ist als angeblicher Renegat von der Lehre seines Meisters viel zu treulos an sich selbst, wenn er wähnt, es lägen für Deutschland nach außen hin soviel Stoffe vor, daß es der innern Arbeit des Denkens enthoben, sein transscendentes Seelenheil außer Acht lassen könne, um lediglich seine politische Gestaltung zu betreiben. Rosenkranz in seiner ziemlich flüchtigen Broschüre hat im Grunde doch Recht, wenn er sagt, in Haym habe der Politiker für versagte Ziele und fehlgeschlagene Pläne Rache suchen wollen am Metaphysiker in ihm. Man kennt R. Haym als Verfasser eines „Parteiberichts“ über die deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche. Als ob nicht, was die kleindeutsche Partei erzielte, ebenfalls ein abstractes Gedankending voller Illusionen gewesen wäre! Soll nun in Sachen der politischen deutschen Nothdurft von heute die deutsche Metaphysik von früher büßen? Und liegt, hat uns die Philosophie unpraktisch gemacht in entschiedener und klarer Feststellung der Dinge die noththun, diese unsere Unpraxis nicht eben so gut in uns selbst? Oder vielmehr, ist, was wir alte Metaphysik schelten, nicht Erzeugniß unser selber, ja unserer eigensten Natur, und schmähen wir nicht unsere beste Zeugungskraft, wenn wir in den unterirdischen Gedankengängen unserer Philosophien nur Maulwurfswühlereien sehen, nicht auch die Furchen der Pflugschar, die den Boden lockert und befähigt? — R. Haym hätte auch sein Buch über Hegel einen Parteibericht nennen können, nämlich Bericht einer Partei die von sich selber abfällt, weil, was sie für wahr gehalten, nicht sofort Raum in der Wirklichkeit gefunden. Haym hat über Hegels Lehre, Leben und Schriften in Halle wiederholt akademische Vorlesungen gehalten, und zwar mit einem Eingehen in das System des Meisters, mit einem Eifer, der ihn zu seinem Schüler machte, bis er, nach losgebrochener politischer Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Mündigkeit sich selber kreuzigte für so langes Verkehren in den unterirdischen Gedankengängen Hegelscher Erkenntniß im Gebiet der Vergangenheit. Als ob die Gegenwart in einem Bruche mit den Zeiten hinter sich bestände! Und als ob selbst in der Erbitterung, die Haym seiner Hegelschen Vergangenheit zuwendet, nicht eigentlich eine Rache gegen sich selbst erkennbar wäre! Hätte Haym seinen Meister wirklich überwunden, er hätte sich nicht so polemisch gegen ihn gewaffnet und gewehrt; er hätte ihn geräuschloser, aber auch mit der Pietät, die einem „großen Todten“, wie er ihn nennt, geziemte, im Gewölbe ewiger Ruhe beigesetzt. Bei einer Heiligsprechung weiland, wissen wir, wurde stets ein advocatus diaboli bestellt, um die Fehler und Gebrechen des zu sacrificirenden Todten aufzurufen. Dieser advocatus aber war nicht ein und dieselbe Person mit dem fungirenden Priester, das mephistophelische Gelüst der Negation störte nicht den großen Act. Dies Störende in Hayms Schrift bleibt fühlbar und bringt einen Widerspruch in den Eifer der Untersuchung, wiewohl schließlich als Ergebniß festgestellt wird, daß an Hegels Person und Methode der sterbliche Theil bei weitem überwogen wird von dem positiv Bleibenden, und das Geschlecht von heute wohlthun würde, vom Erkenntnißstolz der absoluten Philosophie sich deren Erkenntnißdrang zu erhalten.

Es war am 14. November 1831, am Todestage Leibnitzens, als Hegel, 61 Jahre alt, in Berlin an der Cholera starb. Er, der Alles begriffen, die Elemente der unbewußten Naturgewalt rationell überwunden zu haben geglaubt, erlag den Schrecken jenes asiatischen Dämons, dessen Bekämpfung damals noch ein Problem war. Als Fichte's Nachfolger, auf Solgers Empfehlung, aus Heidelberg berufen, hatte der Mann der Phänomenologie des Geistes, die er in Jena, der Logik, die er in Nürnberg geschrieben, seit 1818 langsam, aber sicher und fest im Mittelpunkt Preußens Fuß gefaßt. Es war die Zeit der Restauration, die Zeit der Rückkehr Deutschlands zu sich selbst. Die deutschen Stämme hatten sich wieder zusammengefunden, aber nicht um sich im Selbstgefühl des gemeinsamen Sieges über den Nationalfeind zu einer politischen Gesammtheit zu organisiren; sie schienen sich nur gefunden zu haben, um einzusehen, wie sonderartig, wie fremd sie einander in Sitte, Denkungsart und Gewohnheit geworden. Die heilige Alliance gab Gott die Ehre des Sieges, um sie nicht dem Volke zu schulden. Es kamen auch Caricaturen des Selbstgefühls im Volke zu Tage, und somit galt es, den Aufruhr der Massen wieder abzudämpfen, statt ihre Kraft und ihr Selbstgefühl in politischer Vertretung zu organisiren. Als die kleinern Staaten sich constituirten, suchten die beiden großen ihren Schwerpunkt umsomehr in der Absolutie, und die Arbeit der politischen Gestaltung Deutschlands schien bei diesem Zwiespalt der Eifersucht eine vergebliche. Die Arbeit mußte von innen heraus geschehen, und mußte doch zugleich eine encyklopädische, eine allseits die objectiven Elemente in ihrer Gültigkeit und Nothwendigkeit begreifende werden. Auf einen Fichte, der das Ich zum Werkmeister der Weltgestalt aufrief, aber die bestimmenden Objecte dieser Welt für Nicht-Ich und nichtig erklärte, mußte sein Widerpart, Hegel, erscheinen, der mit seinem Wollen und seiner Idealität ganz draufging in der Geltendmachung der gegebenen Weltpotenzen. Die Dinge walten zu lassen, weil in ihnen die naturgemäßeste und richtigste Logik sei: dies ward encyklopädisch die Arbeit der neuen Philoso-

phie. — Schon in Heidelberg hatte Hegel seine Lehre als geschlossene „Encyklopädie" hingestellt, die jedoch seit 1817 in spätern Auflagen ihre Erweiterung und Ergänzung erhielt, indem sich das anfänglich trockene Skelett seines Systems mit dem Ertrag seiner universellen Studien, mit der Ausbeute der Forschungen aller Wissenschaften und Zeiten füllte und belebte. Seine Philosophie des Rechts baute er wesentlich an und in Preußen aus; sie erschien 1821, ist das Werk einer Zeit, in welcher der äußerlich wiederhergestellte Staat seine innere Form hätte gestalten sollen, ohne dazu Trieb und Befähigung zu fühlen, so daß dem Sturm und den Wirren bewegter Leidenschaft überlassen blieb, was principiell schon damals die Arbeit der rationellen Einsicht werden mußte. Der Staat mit seiner Gliederung ist der höchste thatsächliche Inbegriff der Hegelschen Lehre, die geschichtlich gegebene und praktisch nothwendige Verwirklichung desjenigen, was die Menschheit als wahr und recht, sittlich und naturgemäß in sich trägt. Im Staat die vollste Manifestirung menschlicher Kraft zu sehen, war ein antiker Grundzug in Hegel, so wenig classische Form er für den Inhalt seiner Lehre fand. Der Bruch mit dem Centrum seiner Philosophie geschah weit mehr auf religiösem und ästhetischem Gebiet, während Hegels Naturphilosophie, die in der Natur nur einen Abfall von der Idee sieht, nicht blos in Schelling, sondern auch in den Forschungen der Neuzeit ihren Widerpart fand. Auf dem staatlichen Gebiet hätte Hegel während der zwanziger Jahre segensreich wirken müssen und können, wäre nicht blos die Erkenntniß objectiver Nothwendigkeiten, sondern zugleich die subjectiv schöpferische Triebkraft eines Fichte in ihm lebendig gewesen. Mit Fichte parallel ist der Aufruf des Volks zur Selbstbefreiung; mit Hegel parallel ist die Zurückdrängung des freien Selbstwillens zur Anerkennung und Gliederung nothwendiger, weil gegebener und mithin ebenfalls berechtigter Substanzen. Aus einer Construction des im Volkswillen ständisch sich selbst vertretenden Volks wurde in der Zeit der Restauration ein Nothbehelf der Feigheit und Unfähigkeit, aus dem Verfassungsstaat mit ständischer Gliederung eine bureaukratisch selbstbewußte und doch nur provisorische Maschine. Im Grunde schrumpfte Hegels ganze Philosophie in ihrer Formgestaltung, statt sich einen lebendigen Organismus zu geben, aus Mangel an schöpferischer Zeugungskraft ebenfalls zu einem todten Schematismus zusammen. Zu sagen aber, Hegel habe listig und liebedienerisch seinen Staatsbegriff dem preußischen Bureaukratismus accommodirt, um für seine Identität von Wahrheit und Wirklichkeit ein lebendiges Beispiel zu haben, oder was er für innerlich wahr gehalten, auch äußerlich wirksam zu machen: das hieße die gewissenhafte Ehrlichkeit des Menschen in ihm bezweifeln, ohne für diese Ränkesucht einer plumpen Sophistik den Nachweis liefern zu können. Es war folgerecht bei Hegel, in der Aristokratie der Wissenden die beste Volksvertretung, im Bureaukratismus die Herrschaft der Besten zu sehen. Ein gewisser Spartanismus in ihm harmonirte ungesucht mit dem Preußenthum von damals, das heute, nach der Bewegung im Volke, um vieles flüssiger und schwungvoller geworden, doch jener soldatischen Schulung noch nicht entwachsen zu sein scheint und diese Grandezza fester, systematischer Formirung, allem Geist der Auflösung, oft sogar dem schöpferischen Drang des positiven Fortschritts gegenüber, noch heute für nöthig erachtet. Hegels Staat wurde bereits 1830 bange und wankend vor sich selbst. Angesichts der Julirevolution und ihrer Folgerungen hielt Hegel seine letzte Vorlesung über Philosophie der Geschichte. Er suchte die Berechtigung jenes vulcanischen Ereignisses nicht in den Sünden der Restauration, sondern in den Sünden des Liberalismus und seines atomistischen Einzelwillens; die Angst vor der Zukunft aber schien er in einer noch strafferen Haltung des Bureaukratismus zu bekämpfen. Und wie im Staat nur der an der Maschine wissend Betheiligte der Vertreter des Volks, so sollte ja überhaupt in Sachen der Religion, Moral und Kunst nur der Denkende neben dem blos Fühlenden, der Raisonnirende und Reflectirende neben dem schöpferisch unbewußt Getriebenen alleinige Berechtigung haben, sei's zum ewigen Heil der Unsterblichkeit, sei's zur Bewährung und Verwirklichung der Kräfte in Natur und Kunst. Damit war allem Unbewußten und Urschöpferischen der Menschenbrust die Geltung genommen. Der Spitze der Existenz, dem freien Selbstbewußtsein, war damit nicht sowohl die höchste, sondern die einzige Berechtigung zugestanden, die Basis des Natur- und Menschenlebens in ihrem Selbstzweck geleugnet, und jene Spitze des Selbstbewußtseins wurde ohnedies in barbarischer Form zu einem Schematismus des hohlen und trocknen Dünkels.

Liegt in alle dem, was wir hier vorführen, nicht weniger als in R. Hayms Buch ein Zweifel an der ewigen Gültigkeit des Hegelschen Systems angedeutet, erachten wir die Encyklopädie des Hegelschen Wissens eben so gut als ein Product ihrer Zeit, der Zeit einer Restauration, die des Umsturzes aus dem Fundament bedurfte, um aus ihrer eingerosteten Selbstgewißheit aufgeschreckt zu werden: so sind wir doch weit entfernt, mit den Consequenzen dieser Philosophie ihren Quell und ihren Kernpunkt lediglich für beseitigt, oder ihr ganzes System für das Gewebe eines sophistischen Calculs zu halten. Es giebt darin so gut wie in Aristoteles und Spinoza gewisse Axiome, die sich als Erbgut der Menschheit erweisen, so wandelbar auch ihre Form und Nutzanwendung. Und wenn R. Haym besser und lebensvoller den Staat zu construiren sich zutraut, so wolle er bedenken, daß er auf den Schultern einer spätern Zeit mit deren Erfahrungen sich getragen sieht, obschon die Partei, der er angehört, noch immer genug Abstraction und Willkür des Subjectivismus zu Tage brachte, womit sich die Fülle des real Gegebenen eben so wenig wie die Forderung der absoluten Idee erledigt.

Hegels letzte Arbeit war in der preußischen Staatszeitung eine Kritik der englischen Reformbill (wieder abgedruckt in seinen Werken XVII. 425 ff.) Es ist das Extrem seiner Ansichten vom besten Staat, den er, den Auswüchsen des englischen Usus gegenüber, in einer selbstbewußten rationellen Bureaukratie sah. Die geschichtliche Entwickelung hat diese Doctrin widerlegt, aber auch in ihrem Bankerott ist diese Doctrin noch lehrreicher und bedeutsamer als ein Gagernsches Programm, das nicht blos der Idealität des deutschen Denkens, sondern auch der gegebenen Tradition unseres Herkom-

mens widerspricht. R. Haym tadelt an Hegels Aufsatz die Superklugheit des Theoretikers und die Einbildung des preußischen Bureaukratismus; wir können dies unterschreiben, ohne die Zuversicht des Kritikers zu sich selbst und seiner politischen Ueberzeugung zu theilen. R. Haym sagt über Hegels letzte Arbeit: „Mit einer höchst respectablen Detailkenntniß werden die wirklichen Mängel der englischen Zustände hervorgehoben. Unbedingt muß man dabei dem Kritiker in demjenigen beistimmen, was er z. B. über die Majoratswirthschaft, über den Unfug der Pfründen und anderer Privilegien, über die Stellung der englischen Kirche, über die Mißregierung Irlands und deren sociale und ökonomische Consequenzen sagt. Man wird so wenig wie Hegel vertheidigen wollen, was billig der Bewunderung der Alterthumskrämer überlassen bleibt, — den Rost der Jahrhunderte, der die englischen Institutionen bedeckt und entstellt. Man kann es zugeben, daß die englische Verfassung „ein in sich unzusammenhängendes Aggregat von positiven Bestimmungen" ist, und mag dem gegenüber die principiellere Durchbildung und die klareren Formen moderner Constitutionen für einen wenigstens theoretischen Fortschritt erklären. Eine einseitigere Beurtheilung jedoch ist nicht denkbar, als die, welche sich ausschließlich an diese Schattenpartien des englischen Staatslebens hält und den Reichthum freiheitlicher Kräfte, die in demselben walten, schlechterdings übersieht. Noch einmal wird es klar, daß unsrem Philosophen der lebendige Proceß der Freiheit nichts, daß ihm die Systematik des Begriffs und die objectiv constituirte, die geordnete, wenn auch unfrei, bureaukratisch, polizeilich geordnete Freiheit Alles ist. Klar wird es nun, was es mit seiner Construction des Constitutionalismus und seinem gelegentlichen Preise der Selbstregierung auf sich hat. Nirgends ist das Princip der Selbstregierung in so weitem Umfange, so großartig und zugleich so maßvoll zur Durchführung gekommen, nirgends haben sich die Segnungen desselben so schlagend bewährt, als in dem Parlamentarismus der Engländer. Nach Hegel ist dieser Parlamentarismus der Inbegriff politischer Verderbniß und Unvernunft. Es ist der „Lärm und Pomp der formellen Freiheit", welcher die reelle Freiheit und das Nachdenken darüber nicht aufkommen läßt. Unter dem Schein der Freiheit hat sich eine dem schlechtesten Demokratismus in die Hände arbeitende eigensüchtige und habgierige Oligarchie constituirt. Positive Privilegien, hergebrachter Privateigennutz und hinter dem Allen der Unverstand der Menge und die Leidenschaften des Pöbels, das sind die Elemente, aus denen sich das englische Verfassungsleben zusammensetzt. Die ganze vorurtheilsvolle Beschränktheit, die ganze leidenschaftliche Verstimmtheit, welche das Urtheil von politischen Parteien über ihre Gegenpartei charakterisirt, macht sich in dem Urtheil Hegel's über das englische Parlament Luft. Der preußische Bureaukratismus, verbündet mit dem deutschen Idealismus, macht Partei gegen die englische Staatsweise und den praktisch-empirischen Verstand der Landsleute Bacon's. Wie der kurmärkische Junker von der „Krämernation", so spricht Hegel von dem Fundamentalinstitut der englischen Freiheit. Nicht zufrieden, die Aufregung und Umtriebe bei den Wahlen sammt dem bestehenden Bestechungssystem in grellen Farben zu schildern, so sind ihm auch die Verhandlungen und Reden im Parlament ein schlechter Ersatz für die Weisheit, die sich am grünen Tisch und in weitschichtiger Actenfabrik breit macht. Immer die meiste Zeit werde in jener Versammlung mit Erklärungen der Mitglieder über ihre persönliche Stellung verbracht, und nicht als Geschäftsmänner, sondern als privilegirte Individuen und Redner legen dieselben ihre Ansichten dar. Die Beredsamkeit dieser Redner ist „an Selbstostentation überreiche Geschwätzigkeit" — und nur die sachlichen Vorträge eines Mannes wie der Herzog von Wellington, der überhaupt als Torystaatsmann ein Mann nach dem Herzen unsres Kritikers ist, findet Gnade vor seinen Augen. Der positive Refrain aber von all' diesen übellaunigen Herzenserleichterungen ist das überschwängliche Lob des deutschen und preußischen Staates. Hier ist die Arbeit bereits vollbracht, die in England noch bevorsteht. Hier hat der große Sinn, die Weisheit und Gerechtigkeitsliebe der Fürsten und eine mehrhundertjährige stille Arbeit der wissenschaftlichen Bildung dasjenige bewirkt, was die englische Nation von ihrer Volksrepräsentation nicht hat erlangen können. Die Hauptschuld von diesem Zurückstehen Englands gegen die civilisirten Staaten des Continents liegt in der Schwäche der monarchischen Macht. Eifersucht gegen die Macht der Krone ist „das hartnäckigste englische Vorurtheil". Selbst die versuchte Reform daher wird voraussichtlich nur zu früherem Ruin führen. Sollte nämlich die Bill, um die man jetzt streitet, den dem bisherigen System entgegengesetzten Grundsätzen den Weg in das Parlament eröffnen, so würde der Kampf nur um so gefährlicher werden, als zwischen den Interessen der positiven Privilegien und den Forderungen der reelleren Freiheit keine mittlere höhere Macht, sie zurückzuhalten und zu vermitteln, stände. Nur von der Regierungsgewalt könnten die vernünftigen Grundsätze des Rechts und der Freiheit mit Erfolg realisirt werden. In England ist die Gewalt in den Händen einer privilegirten Classe. Die Vertreter jener richtigeren Grundsätze können daher nur als Opposition gegen die Regierung und gegen die bestehende Ordnung der Dinge auftreten. Diese Grundsätze selbst werden ebendeshalb nicht in ihrer concreten praktischen Wahrheit und Anwendung wie in Deutschland, sondern in der gefährlichen Gestalt der französischen Abstraction sich geltend machen. Die Verwirklichung der Reformen ist gegen das englische Staatsprincip: sie kann schwerlich ohne die größten Erschütterungen des gesellschaftlichen und des Staatsverbandes durchgeführt werden."

Von der Gültigkeit der Hegelschen Philosophie in Preußen zur Zeit als der große Lehrer starb, sagt Haym ein eben so wahres Wort, das bei aller Widerlegung zugleich Werthschätzung genug verräth und umfaßt. „Er starb", heißt es im Buche, „in der Mitte seiner Thätigkeit, auf dem Höhepunkte seines Ruhmes, im Vollgenusse der Verehrung einer zahlreichen Jüngerschaar. Nicht blos ein mächtiges System, sondern eine mächtige und ausgebreitete Schule blieb hinter ihm zurück. Und auch diese Schule war wesentlich sein Werk und ein Theil seiner Philosophie. Ein System wie dieses war ohne eine förmliche, feste und organisirte Anhängerschaft nicht zu denken. Encyklopädisch nach seinem Inhalt, war es nothwendig propa-

gandistisch in seinem äußeren Auftreten. Es kannte keine Grenzen als die Grenzen der Wissenschaft: nur durch Theilung der Arbeit konnte es seine Tendenz universellen Begreifens realisiren. Es war beweglich und ausdehnsam in's Unendliche: mittelst seiner Dialektik und seiner Ambiguität konnten sich Männer der entgegengesetztesten Gesinnung mit ihm befreunden, redliche wie unredliche Bekenner hinter seinen Formeln sich verstecken. Es war im Princip monarchisch, geschlossen und abschließend: von selbst schloß es seine Anhänger zu einem Kreise mit festem Mittelpunkt zusammen, und entschädigte für das Gefühl der Abhängigkeit durch das stolze Bewußtsein der Absolutheit. Zu der Beschaffenheit aber des Systems kam die Gesinnung und die Stellung des Meisters. Wie er die Richelieu und Napoleon bewunderte, weil sie die Eigenthümlichkeit der Menschen zu brechen verstanden, so war er selbst auch der Eigenthümlichkeit des Meinens und Philosophirens feind. Wie den Willen der Menschen, so wollte er auch ihr Denken der Zucht und dem Gehorsam unterworfen wissen. Seine Philosophie bestand nicht in Satzungen, sondern im Philosophiren, aber eben deshalb wies er die Forderung ab, das Philosophiren ohne die Philosophie zu lehren. Und wie er die Religion sich nicht ohne den Organismus einer Kirche, so konnte er sich auch das System des absoluten Wissens nicht ohne eine „Gemeinde der Wissenden" denken. Theoretisch und praktisch konnte er die Wahrheit nur als eine objectiv daseiende begreifen. Daher seine Allianz mit dem Staate; daher sein Bedürfniß nach einem wissenschaftlichen Verbande, der mit dem Staatsverbande in ein Verhältniß lebendiger Gegenseitigkeit träte. Seine Ideen gingen in dieser Hinsicht weiter und waren bureaukratischer als die der preußischen Regierung. Schon im Anfange der zwanziger Jahre hatte er den Plan einer philosophischen Staatszeitung entworfen und eine Denkschrift darüber an das Cultusministerium eingereicht. Als ein Seitenstück zu der auf die Hervorbringung selbständiger Arbeiten gerichteten Akademie sollte eine kritische Akademie, eine Zeitschrift gegründet werden, die nach dem Muster des französischen Journal des savants den Titel und Charakter einer Regierungsanstalt hätte, eine Zeitschrift, deren Autorität dadurch ohne Zweifel erhöht werde, „daß eine darin erwiesene Auszeichnung unter den Augen einer hohen Staatsbehörde ertheilt wird, und gleichsam als ein dieser abgestattetes Gutachten angesehen werden kann." Wäre die Regierung auf dieses Project eingegangen, so würde man erlebt haben, daß der Staat geradezu für die Hegel'sche Philosophie Schule gemacht, die Hegel'sche Philosophie geradezu in die Besetzung der Lehrstellen von Staatswegen eingegriffen hätte. Die enge Beziehung Hegel's zu dem Minister von Altenstein, die Stimme, die ihm wiederholt bei wichtigen Unterrichtsfragen eingeräumt wurde, seine Stellung in der Berliner wissenschaftlichen Prüfungscommission gaben ihm ohnehin Mittel genug in die Hand, seine Philosophie zu einer praktischen Macht zu erheben und Schule zu machen. Schule in der That machte nicht blos das System, sondern auch der Urheber des Systems. Zwar nicht unter den unmittelbaren Auspicien, wohl aber unter unverhohlener Theilnahme der Regierung traten im Jahre 1827 die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik in's Leben. Aus dem Lager der Hegelianer, unter Hegel's eifrigster Mitwirkung hervorgegangen, wurden sie überwiegend ein Organ der absoluten Philosophie, ein Sammelplatz, auf welchem die Schule über ihre eignen Kräfte Musterung und über die feindlichen oder abgeneigten Richtungen Gericht hielt." —

Wir könnten die Musterkarte von Widersprüchen, welche Haym in Hegels System findet, an ihm und seinem Buche selbst nachweisen, begnügen uns jedoch über des Philosophen Person und Entwickelung den eignen Worten des Autors Einiges zu entheben. Rosenkranz lieferte in seinem Leben Hegels lediglich einen Panegyrikus. Hayms Polemik beleuchtet wider Willen fast noch besser als das Werk des Lobredners des seltenen Mannes Eigenthümlichkeit, in welcher nicht sowohl die Widersprüche als die Mängel in seiner unschöpferischen Formgestaltung zu suchen sind.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel war in Stuttgart am 27. August 1770 geboren, 11 Jahr jünger als Schiller, 5 Jahr älter als sein Nebenbuhler Schelling, dem er das Werk der Systematisirung einer Identitätsphilosophie zwischen Denken und Sein vorwegnahm, und der sich später vergeblich bemühte, den Schematismus des übereilten und unreifen Baues durch einen andern Organismus zu verdrängen. Das Element des Schwaben ist in Hegels Philosophie nie ganz verflüchtigt, auch nicht im Aether seiner Berliner Abstraction. Schwaben und Preußen begegneten sich in Hegel mit ihren Gegensätzen, aber auch in ihrer verwandtschaftlichen Ergänzung. Es ist leichter, den Unterschied des norddeutschen und des süddeutschen Wesens zu empfinden, als ihn klar zu bezeichnen. „Wir reden", sagt R. Haym, „von der Harmlosigkeit, der Gemüthlichkeit, dem naiven und behaglichen Wesen der Süddeutschen, und nehmen für uns Verständigkeit, Bewußtheit und Reflexionsroutine in Anspruch. Dort scheint uns mehr Natur und Sinnlichkeit, hier mehr Cultur und Ueberlegtheit zu sein, dort ein Sichgehenlassen in Gefühl und Phantasie, hier ein Sichzusammennehmen in Wollen und Denken. Die Wahrheit zu treffen, müßte man die Ausdrücke dieses Contrastes häufen und vielfach nüanciren. Gerade das schwäbische Wesen würde auch so noch am wenigsten in das Schema dieser Charakteristik hineinpassen. Sind doch die natürlich angelegten Unterschiede durch historische Einflüsse gekreuzt und modificirt! Insbesondere die Reformation war es, die sich theils an jenen Gegensatz anlehnte, theils ihn verwirrte und überdeckte. Eine niedersächsische Bauernnatur, trat Luther mit einem neuen geistigen Princip in die Nation, vor welchem der Katholicismus und die Poesie des Mittelalters, das Lebenselement des Südens, auseinanderfuhr. Aber auch der Protestantismus war um nichts mehr eine Religion des Verstandes, der Kritik und der Reflexion als die Religion der Innerlichkeit und der Gemüthstiefe. An jene Verstandesseite überwiegend schloß sich der Norden an. Auf den Protestantismus, auf den Verstand und auf ernste, sittlich disciplinirte Thatkraft gründete sich in dem nordöstlichen Winkel Deutschlands der neue brandenburgisch-preußische Staat. Aber auf den Protestantismus warf sich auch Würtemberg und hielt ihn mit Zähigkeit fest. So ward Würtemberg den Bildungsmo-

tiven des Nordens angenähert, so zeigte es, daß es von Hause aus eine innere Wahlverwandtschaft zu dem Charakter des Nordens habe. Es war und es wurde ein vermittelndes Zwischenglied zwischen beiden Theilen Deutschlands. Seine Bevölkerung ist durchaus von der poetischen Anlage des Südens: diese Anlage jedoch steckt durchaus in einer prosaischen Schaale. Die Grundlage des schwäbischen Naturells ist eine scheue und verschlossene Naivetät, in ihrer Tiefe aber verbirgt sich, im Stillen geschäftig, ein reger Trieb des Grübelns und Reflectirens. Da ist wenig von jener üppigen und laxen Genießlichkeit, von jener weltlustigen, sorg- und kummerlosen Heiterkeit, von jenem Schlaraffen- und Phäakenleben etwa der Wiener Bevölkerung. Und wiederum, da ist nichts von jener vordringlichen, allezeit fertigen, von jener naseweisen und superklugen Reflectirerei, von jenem beißenden, herzlosen Witz, jenem frivolen Paradiren mit Einsicht und Pfiffigkeit, jenem Moquir- und Ironisirtrieb, wie das Alles den Esprit der preußischen Hauptstadt charakterisirt. Hier vielmehr steht der kritische Trieb durchaus unter der Herrschaft der sinnigsten Innerlichkeit, die Sinnlichkeit wiederum unter der Zucht des nachdenklichen Ernstes. Daher — um mit Vischer zu reden, dem ich ohnehin schon in der Schilderung seiner Landsleute gefolgt bin — daher jene eigenthümliche „Vernageltheit" und das „Simplicissimusartige", die praktische Unbeholfenheit und Blödigkeit der Schwaben, sammt den weltberühmten „Schwabenstreichen". Daher, ebenso, jener ganz anders geschlachte Witz als der kaustische, der bei uns im Norden gedeiht — jener liebenswürdige Humor, der dort an die Stelle der Ironie und des Sarkasmus tritt. Daher endlich die schwere Zunge des Würtembergers, diese Tiefe und Sinnigkeit der Rede, aber Armuth und Verlegenheit des Redens, dieses plumpe, mühsame Hervorbrechen des Wortes, dabei aber dieses oft wunderbare Gelingen eines treffenden Bildes, diese seltsame Mischung von abstracter Hülflosigkeit und dann wieder von sinnlicher und schlagender Anschaulichkeit, wie sie ganz vorzugsweise auch dem Hegel'schen Styl eine so eigenthümliche Färbung verleiht."

R. Haym widersteht nicht der Versuchung, in Hegels ganzem Styl, im Schematismus seines Systems wie in der contemplativ poetischen Anschauung seiner Gemüthsstimmung das schwäbische Naturell zu finden. Und in der That, in dem Versuche, neben der Gültigkeit des Substantiellen und Objectiven die Freiheit des Subjects noch zu behaupten, obwohl er diese jenen Mächten unterordnete, in der Unfähigkeit, das Ich noch zu berechtigen, während er ihm die Spitze der Willkür und die launenhafte Ausartung in der Poesie der Romantiker abbrach, in dieser ganzen Zuversicht, einen Organismus hinzustellen, dem er die Subjectivität unterordnete, ohne wie er glaubte sie abzutödten, lag eine gewisse hausbackene, höchst ehrsame, altfränkische Gläubigkeit, die selbst in ihrer Dialektik weniger eine analysirende Auflösungslust, als vielmehr einen gutmüthigen Trieb zum Optimismus verrieth, der in der geschichtlichen Entwickelung der Welt die wahrhaftigste Bethätigung und Verwirklichung Gottes sieht, so sehr er sich auch darin gefiel, in der Natur nur einen Abfall von der Idee zu suchen. Hegels Arbeiten tragen sämmtlich den Stempel einer seltenen Selbstentäußerung. Dies gab ihm bis zum Extrem die Stellung jenen Spitzen des Subjectivismus gegenüber, der im Ich mit Fichte gipfelte, in der Romantik seine Selbstüberhebung, im materiellen Pessimismus von heute seine Desperation und seinen geistigen Bankerott erlebte. Auch Hegels Antipathie gegen Schönseligkeit und Sentimentalität hat ihre historische Basis. „Auf dem Hohenasperg schmachtete noch, zur Zeit als Hegel in's Jünglingsalter trat, der unglückliche Schubart, der Verfasser der Fürstengruft, der eigentliche Repräsentant, wie Strauß sich ausdrückt, des verliederten, im Naturalismus stecken gebliebenen Geniewesens. Durch einen Landsmann Hegel's, durch Johann Martin Miller, hatte die weinerlich schönselige Stimmung der Zeit einen charakteristischen Ausdruck gefunden. Nach Goethe's „Werther" und nach Miller's „Siegwart" benennt die Litteraturgeschichte diese Epoche der Sentimentalität. Ein anderer Landsmann Hegel's hatte im Style der Lenz nnd Klinger die pathetische Seite der damaligen Genialitätsstimmung zu einer mächtigen Darstellung gebracht. Im Jahre 1776 war Miller's „Siegwart", im Jahre 1781 waren Schiller's „Räuber" erschienen. Aber nirgends eine Spur, daß diese Producte und diese Tendenzen den jungen Hegel stark beeinflußt oder gar fortgerissen hätten. Den Goethe'schen Werther zwar las er, das Buch aber, von dem er sich nicht losmachen konnte, war „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", jener didaktische Roman voll moralischer Reflexionen über weibliche Tugend, Erziehung und Ehe, jene stärkste Dosis von prosaischer und philiströser Nüchternheit, jenes ästhetisch widerliche Antidoton gegen die Ueberschwänglichkeit der Werther-Siegwart'schen Romane. Dies las er, und weiterhin auf der Universität die ebenso nüchternen, durch einen Zusatz von Kant'scher Philosophie nur wenig reiz- und geschmackvolleren Pseudoromane von Hippel. Er las sich so fest darin, daß der Letztere sein beständiger Liebling blieb, den er noch oft in seinen späteren Schriften citirt und weit über den weichmüthigen Jean Paul erhebt!

Noch ein anderer Zug aber der Hegel'schen Individualität hängt mit dieser seltsamen Geschmacksrichtung zusammen. Die Jugend dieses Mannes hatte wenig Jugendliches. Jugendfrische, Jugendmuth und Uebermuth, Jugendempfindung und Jugendleidenschaft begegnet uns nur spärlich in seiner früheren Lebensgeschichte. Wir müssen bis zur Universitätszeit warten, ehe wir etwas finden, was wie ein dummer Streich aussähe, und auch hier noch trägt das Meiste, was von seiner Studentenpraxis erzählt wird, das Gepräge des Ungenialen, des Gewöhnlichen und Philiströsen. Schon in der Gymnasialzeit desto mehr Altklugheit und Pedanterie. Er ist von mehr als schwäbischer Schwerfälligkeit im Verkehr mit seines Gleichen, wie im Verhältniß zum andern Geschlecht. Was macht er nicht in seinem Tagebuch für allerweiseste Bemerkungen beim Kirschenessen oder bei der Nachricht von einem Bauernexceß! Wie aufsatzmäßig und wie grämlich sind seine Betrachtungen über die verderblichen Folgen des Ehrgeizes und über die Unsitte des Zweikampfes! Der fünfzehnjährige Knabe war ohne Zweifel ein Musterschüler: er war von einer unverzeihlichen Nüchternheit und Verständigkeit; — schon recht, wenn seine

Commilitonen auf der Universität ihm den Spitznamen des „alten Mannes" anhängten."

Alles zu Allem gerechnet, sehen wir in Hegel eine grundehrliche Natur die Consequenzen der Philosophie aller Zeit unter den Einflüssen der Gegenwart in sich zu einem Ganzen verarbeiten, zu dessen Gliederung ihm das künstlerisch schaffende Formtalent fehlte. In dieser Unfähigkeit, nicht in dem Mangel an ehrlicher Kraft und ehrlichem Willen liegt der formelle Barbarismus seines Philosophirens. Die Sophistik wurde erst bei den Schülern des Meisters zur Virtuosität der Selbsttäuschung, in ihm selbst war sie ungesuchte Einsicht in die Genesis der Dinge. Hat Haym den Kern der Lehre beleuchtet, ihre Folgerungen widerlegt, so fehlt uns jetzt eine Schrift zur Rettung Hegels, nicht seiner Person, sondern dessen in seiner Philosophie, was er selbst nur als Erbgut übernahm, und dessen wir nicht entrathen können, wollen wir nicht, wie gesagt, mit Herbart auf die tieferen Probleme des Wissens verzichten oder mit Schopenhauer einem materiellen Pessimismus huldigen, der allen Fortschritt des Geistes in der Entwickelung der Menschheit leugnet. Ist der Geist das Werden, die Natur das Sein, so bleibt es Aufgabe auch des subjectiven und endlichen Geistes, fortschreitend Herr der Natur zu werden und darin, daß er sich in den Geheimnissen des Alls zurechtfindet, seinen Antheil am Urgeist zu bethätigen. Auch die Naturforschung von heute kann nicht aufhören, Philosophie zu sein, selbst wenn sie noch fortfahren sollte, einen Weltzusammenhang im Geist zu bezweifeln. K.

Die vier letzten Päpste.

Vierter (letzter) Artikel.

Gregor XVI.

Dem Leben dieses Papstes in Cardinal Wisemans Werk ist ein Porträt vorgeheftet, das wir gewiß für sprechend ähnlich halten müssen. Dieses Bildniß macht den ungünstigsten Eindruck, besonders wenn man es mit den Porträts der drei früheren Päpste vergleicht. Dort feingeschnittene, intelligente und belebte Züge, hier ein breites und plumpes Gesicht mit einem starren Ausdruck. Die Runzeln und Falten dieser Stirn, dieser Wangen und dieses Mundes sehen aus, wie Kniffe in schlecht geplätteter Wäsche, die Ohren sind unerlaubt groß, die Augen nichtssagend, die Brauen markirt und gegen einander geneigt, die selbst an der Wurzel nicht schmahle Nase dehnt sich gegen die Spitze hin kolbenartig und so breit aus, daß die von ihr auslaufenden Runzeln in den Mundwinkeln münden, der Mund selbst hat die dicke Unterlippe, aus der man auf Entschlossenheit zu schließen pflegt, und das länglich viereckige, massive Kinn bildet, durch tiefe Falten auf beiden Seiten abgegrenzt, einen Gesichtstheil für sich. Was wir von diesem Gesicht ablesen, ist geistige Beschränktheit, ein hoher Grad von Entschlossenheit und eine permanente Verdrießlichkeit. Was der Cardinal in seiner Lebensbeschreibung über diesen Papst sagt, bestärkt uns in diesem Urtheil. Von keinem der vier Oberhirten sagt er weniger, als von diesem, dessen Regierung einen Zeitraum von mehr als fünfzehn Jahren umfaßte, ja er bricht seine Erzählung bereits mit dem Jahre 1840 ab. Bei keinem der früheren Päpste ferner hält er für nöthig, gelegentliche Bemerkungen über geistige Befähigung einzustreuen, wie er hier an vielen Stellen thut. Endlich entschuldigt er seine zu günstigen Urtheile durch die Erklärung, die drei andern Päpste habe er blos verehrt, bei Gregor XVI. mische sich ein Gefühl der Liebe ein.

Gregor XVI. hatte die Welt, über der sein päpstlicher Stuhl beherrschend sich aufrichtete, in der Perspective des Klosters und des Collegiums der Propaganda gesehen. Er hieß vor seinem Eintritt in den Orden der Camaldulenser Bartholomäus Albert Capellari und war am 18. September 1765 zu Belluno in der Lombardei von adeligen Eltern geboren. 1783 nahm er als Mönch des Klosters San Michele in Murano bei Venedig den Namen Maurus an. 1795 kam er in Geschäften seines Ordens zum ersten Male nach Rom. Man beachtete ihn nicht, bis er 1799 ein Buch schrieb, „Der Triumph des heiligen Stuhls und der Kirche über die Angriffe der Neuerer" betitelt. Die Zeit, in der diese Arbeit erschien, war ein vortreffliches Piedestal für sie. Sie erlebte mehrere Auflagen und wurde in verschiedene Sprachen übersetzt. Als päpstliches Honorar erhielt Don Mauro Capellari die Abtwürde von St.-Gregor in Rom. Das Kloster steht auf dem coelischen Berge an der Stelle der Capelle, die Papst Gregor der Große in seinem Hause erbaut hatte. Es ist ein prächtiger Bau, mit Frescogemälden geschmückt und von Gärten umgeben. Hier lebte Gregor XVI. mehr als zwanzig Jahre in ruhiger Verborgenheit.

War er den meisten Römern gänzlich unbekannt, so hatte er doch eine Stellung, der es an Thätigkeit und Einfluß nicht fehlte. Man achtete in ihm einen Mann, der, um die Worte zu gebrauchen, mit denen er bei seiner Erhebung zum Cardinal bezeichnet wurde, „durch Unschuld und Ernst des Benehmens ausgezeichnet und in gelehrten, vorzüglich in kirchlichen Dingen höchst bewandert sei." Ihm wurde die Visitation der vier Hochschulen zweiten Ranges übertragen, und lange Jahre bekleidete er das Amt eines Präfecten der Propaganda. Die riesenhafte Ausdehnung, zu der das Bekehrungswerk seit 1815 sich aufschwang, machte diesen letztern Posten zu einem sehr wichtigen. Man erwartete daher schon unter Pius VII., daß der nächste Cardinalshut für Don Mauro Capellari bestimmt sein werde. Aber nicht sein Name wurde bei der ersten Vacanz genannt, sondern der eines andern Camaldulensers. Der Bevorzugte war Don Placido Zurla, den wir auch in Deutschland als Verfasser eines interessanten Werks über Marco Polo und andere alte venetianische Reisende, und als Herausgeber einer Weltkarte, die lange vor Columbus gezeichnet, Andeutungen eines westlichen Continents enthielt, kennen. Die Ernennung Gregors XVI. zum Cardinal erfolgte erst unter Leo XII. Den Purpur legte er nie an. Die römische Sitte

will, daß ein Mönch sein Ordensgewand für sein ganzes Leben beibehalte. Der Camaldulenser Capellari erschien aus diesem Grunde sowohl als Cardinal wie als Papst unabänderlich in dem weißen Gewande seines Ordens.

In dem Conclave nach Pius' VIII. Tode hatte Gregor XVI. Anfangs keine Aussicht, gewählt zu werden. Die Cardinäle waren für ihren Mitbruder Giustiniani gestimmt, und Dieser vereinigte bereits 21 Stimmen (28 würden ihn zum Papst gemacht haben), als Cardinal Marco mit dem spanischen Veto dazwischentrat. Jede der drei großen katholischen Mächte, Oesterreich, Frankreich und Spanien, besitzt ein solches Veto, das selbstredend in den seltensten Fällen und immer gegen Persönlichkeiten, die der verbietende Staat für besonders gefährlich hält, in Anwendung kommt. Auch Portugal macht Anspruch auf ein gleiches Recht. Dasselbe beruht mehr auf dem Gebrauch, als auf Anerkennung durch das Cardinalscollegium. Das spanische Veto wurde bei dieser Gelegenheit gebraucht, weil Giustiniani, der früher Nuntius in Spanien gewesen war, Leo XII. bei der Ernennung der Bischöfe für die ehemaligen spanischen Colonien in Südamerica Rath ertheilt hatte. Das Conclave war in der Mitte des Decembers zusammengetreten, am 7. Januar hatte jene Zurückweisung Giustiniani's durch Spanien stattgefunden, und erst am 2. Februar wurde Don Mauro Capellari gewählt. Was für ihn mehr noch als seine Thätigkeit für die Propaganda sprach, war der Umstand, daß die beiden letzten Päpste zur Weltgeistlichkeit gehört hatten. Man hätte, der römischen Gewohnheit nach, bereits nach Leo's XII. Tode einen der Mönchsorden berücksichtigen sollen, und dies geschah jetzt durch die Wahl des Camaldulensers Capellari.

Mit seiner Krönung als Papst verband sich seine Weihe zum Bischof. Da er als bloßer Mönch zum Cardinal ernannt worden war, konnte er wohl den Kirchenstaat beherrschen, Befehle für die gesammte Christenheit erlassen, Bischöfe ernennen und absetzen, aber weder ordiniren noch consecriren. Erst mußte er selbst von Bischöfen geweiht werden, die seine Untergebene waren. In der Regel wird die Weihe mit der Messe verwoben. Der neue Bischof sitzt bis gegen das Ende derselben auf einem untergeordneten Platze, empfängt dann die Handauflegung, die als mystische, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Uebertragung der Vollmacht der Apostel aufgefaßt wird, besteigt seinen Thron und ertheilt den bischöflichen Segen. Gregor XVI. ließ sich erst weihen und sang darauf seine erste Messe als Papst.

Am Abend war die Menge wie gewöhnlich vor dem Vatican versammelt, um den Segen des neuen Papstes zu empfangen. Sie wollte ein Gefühl des Trostes mit sich nehmen und wurde furchtbar beunruhigt. Von den Enden des Palastes lief ein Gemurmel gegen die Mitte, und jeder Mund, der sich einem Ohr näherte, flüsterte die Schreckensworte: „Die Provinzen sind in Aufruhr, von Modena her hat man Kanonendonner gehört." Beides war richtig. Am 4. Februar 1831 hatte Bologna sich erhoben, den Legationen das verabredete Zeichen gebend; aber das dumpfe Rollen von Modena her verkündete keine Revolution, sondern einen erfolgreichen Angriff des Großherzogs auf das Haus Ciro Menotti's, des Carbonarihäuptlings seiner Staaten.

Der Aufstand überzog die Legationen und bedrohte die Hauptstadt. Man war mitten in einem Carneval der guten alten Zeit, in der Jedermann harmlos der tollen Lust der Stunde huldigte. Am Nachmittage des 12. Februar sollten die Spiele eben beginnen, als Truppen die Masken vom Corso und von den andern öffentlichen Plätzen entfernten. Ein päpstlicher Erlaß machte dem Carneval ein Ende und ermahnte die Bürger, sich ruhig in den Häusern zu halten, da schlechte Menschen Böses im Schilde führten. In der folgenden Nacht hörten die Bewohner des englischen Collegiums ein Gewehrfeuer. Die Wache am Postgebäude wurde angegriffen, erwehrte sich aber ihrer Feinde glücklich. Es gab Verwundete und Gefangene, der einzige Todte war der arme Thürsteher des Palazzo Piombino, den eine verirrte Kugel erreichte.

Der Person Gregors XVI. konnte diese Schilderhebung der Legationen nicht gelten. Sie war unter der Regierung seines Vorgängers vorbereitet worden, und der Ausbruch erfolgte, ehe die Provinzen wußten, daß er den leeren Papststuhl eingenommen habe. Mit der allgemeinen Haltung der Hauptstadt konnte er zufrieden sein. Als eine Verstärkung der Bürgergarde beliebt wurde, damit die Truppen gegen Norden marschiren könnten, ließen sich Adelige und Bürgerliche in Masse einschreiben. Die Loyalität der untern Stände wurde fast beunruhigend. So oft Gregor XVI. ausfuhr, umgaben sie seinen Wagen in so dichten Haufen, daß die Pferde kaum auszuschreiten vermochten, und sprachen ihre Liebe und ihre Kampflust so warm und so lärmend aus, daß jeder Versuch, sie zu entfernen, zu bedenklichen Folgen hätte führen können. Einen um so schlimmeren Verlauf nahmen die Dinge in den Provinzen, sodaß der Papst um seiner Selbsterhaltung willen österreichische Hülfe in Anspruch nehmen mußte.

Cardinal Wiseman berührt diese Katastrophe — denn was ist ein vollständiges Abhängigwerden von fremder Unterstützung Anderes? — obenhin und um die spätere Politik des Papstes durch sie zu rechtfertigen. Wir sind mit ihm einverstanden daß Gregor XVI. nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht hatte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und die dienlichsten Maßregeln gegen die Wiederkehr ähnlicher Scenen zu ergreifen. Dagegen finden wir den Gang, der nach der Besiegung der Legationen innegehalten wurde, so wenig gerechtfertigt, daß wir die Verantwortlichkeit für die bittern Verlegenheiten des päpstlichen Regiments in seiner und seines Nachfolgers Zeit ihm aufbürden müssen. Ein Staat, der aus der Geldnoth nicht herauskommt, ist schon übel genug daran. Weist derselbe Staat die legitimsten Wünsche zurück, damit kein Verlangen nach weiteren Berücksichtigungen entstehe, und besorgt er gleichzeitig das, was man in geordneten Staaten unter Verwaltung versteht, nicht oder in nachlässiger und liederlicher Weise, so wird das Urtheil aller Unparteiischen ein strenges werden. Hält er seine Mißbräuche aber gar durch Inquisitionsmaximen aufrecht, vergißt er sich bis zu Verfolgungen gegen alle ihm nicht unmittelbar dienende Intelligenz, gegen die gebildeten Stände überhaupt, so hat er sich sein Urtheil selbst gesprochen.

Es kann nicht die Absicht dieser Zeilen sein, ein politisches Sündenregister Gregors XVI. zusammenzutragen. Die Arbeit würde sehr leicht, aber sehr peinlich sein. Genug, daß die politischen Gefangenen und Verbannten dieser Regierung auf mehr denn 2000 stiegen, daß Tausende und Tausende von ruhigen Bürgern „verwarnt" worden und dadurch der bürgerlichen Ehren verlustig gegangen waren, daß die Familien, die von der Polizei und ganz besonders von den Sanfedisten, die immer mehr zu einem Pöbelhaufen wurden, Belästigungen erfahren hatten, nicht zu zählen sind. Wenn Cardinal Wiseman ein solches System ein mildes nennt, so wollen wir mit ihm darüber nicht rechten; behauptet er aber, daß unter Gregor XVI. keine Todesurtheile wegen politischer Verbrechen vollzogen worden seien, so entgegnen wir, daß allein 1843 in Bologna sieben Individuen wegen Theilnahme an den Wühlereien eines gewissen Ribotti erschossen worden sind. Wer die Unzufriedenen des Kirchenstaates für Carbonari oder Mazzinisten halten sollte, der kann sich aus dem Manifest von Rimini eines Bessern belehren. Jenes Manifest war ein Revolutionsprogramm einer Bewegung von 1845, und was enthält es? Die Wünsche, deren Befriedigung die Gesandten der fünf Großmächte in einem „Memorandum vom 10. Mai 1831" dem Papst dringend ans Herz gelegt hatten. Wie wir sehen, waren die Vorstellungen der europäischen Diplomatie vierzehn Jahre später noch unbeachtet, und im nächsten Jahre starb Gregor XVI., ohne den Erwartungen der Großmächte entsprochen zu haben. Es ist allerdings richtig, daß er einige der vorgeschlagenen Reformen in der Verwaltung der Provinzen, in der Rechtspflege und im Gemeindewesen angeordnet hat, allein theils sind seine Verfügungen auf dem Papiere geblieben, theils durch die geflissentlich verfehlte Ausführung illusorisch geworden. Damit wollen wir dieses unerquickliche Thema fallen lassen.

Die kirchliche Seite seiner Thätigkeit ist die weit überwiegende. Der erste Monat seines päpstlichen Wirkens bewies den Römern, daß sie einen eifrigen Kirchenfürsten erhalten hatten. Er ernannte in dieser kurzen Zeit 22 Erzbischöfe oder Bischöfe und nicht lange darauf, im September, noch 17 und dazu 12 Cardinäle. Der Vorgang mit dem Cardinal Giustiniani veranlaßte ihn zu der Veröffentlichung der apostolischen Constitution „Solicitudo Ecclesiarum", in der erklärt wurde, daß der heilige Stuhl Regierungen de facto anerkenne, ohne deswegen über ihre Legitimität abzuurtheilen. In die Zeit seiner Regierung fielen wichtige kirchliche Ereignisse, Streitigkeiten mit Frankreich, Spanien und Portugal, Verträge mit den beiden letztgenannten Reichen, Differenzen mit Preußen wegen der gemischten Ehen, die Verurtheilung der Hermesianer, die Ausdehnung der englischen Vicariate, die Ausbreitung der katholischen Kirche über viele Gebiete der Vereinigten Staaten u. s. w. Ueber alle diese Dinge schweigt Cardinal Wiseman, und wir wüßten nichts als Bekanntes zu geben.

Es gab ein Land, wo die katholische Kirche, überall sonst siegreich, empfindliche Niederlagen erlitt. Ein anderer Fürst, ebenso schroff und energisch, wie Gregor XVI., und seinerseits ein Papst, aber mit einer Million Bajonnette zum Rückhalt, mißbrauchte die Vereinigung weltlicher und geistlicher Gewalt in seiner Person zu massenhaften und gewaltsamen Bekehrungen. Seinem Staatsideal eines in Rechtgläubigkeit und blindem Gehorsam uniformen Reiches zu Liebe, ließ Kaiser Nikolaus auf die Protestanten und auf die unirten Griechen seines Reichs Drohungen, Verfolgungen und Verlockungen wirken. Hätte sich nicht der Lügengeist der polnischen Emigration in die Sache gemischt, so würden wir die enorme Zahl der Bekehrungen, die man angiebt, nennen. Gewiß ist, daß Gregor XVI. viele Tausende seiner Heerde verlor, und daß außer den treubleibenden Unirten auch die altkatholischen Polen durch die Nichtbesetzung erledigter Bischofsstühle, durch die Schließung von Seminarien, durch das Verbot, in kleineren Gemeinden Kirchen zu bauen, durch den Widerruf der Erlaubniß, in Privathäusern Capellane zu halten, durch strenge Vorschriften über die Beaufsichtigung der Priester, durch die Aufhebung der Druckereien in den Klöstern und die Uebertragung der ausschließlichen Befugniß zur Herausgabe von Religionsschriften an den akademischen Rath in Petersburg, durch die consequente Fernhaltung neuer Priester von der Diöcese Mohilew, die außer Altrußland einen Theil der polnischen Provinzen und ganz Sibirien umfaßt, und durch vieles, vieles Andere mehr in ihrem Glauben beeinträchtigt wurden.

Alle Vorstellungen Gregors XVI. hatten gegen dieses despotische und russische System nichts ausgerichtet. So hatte er vierzehn Jahre in unfruchtbaren Bemühungen dahinschwinden sehen, als ihm im December 1845 ein Besuch des Kaisers angemeldet wurde. Cardinal Wiseman stellt verschiedene Vermuthungen über das Motiv des Monarchen auf und überläßt dem Leser, die eine oder die andere für die richtige zu halten. Wir sind überzeugt, daß der Selbstherrscher aller Reußen versuchen wollte, ob er dem schwachen Greise unter der päpstlichen Tiara durch seine glänzende, soldatische, ächt majestätische und kaiserliche Erscheinung imponiren könne. Uebrigens hatte er drei Jahre früher dem Papst kostbare Geschenke gemacht, ihm eine Vase von Malachit und eine große Menge desselben seltenen Minerals für die Basilika von St. Paul geschickt, ohne darum in seinen Verfolgungen der russischen Katholiken nachzulassen.

Bei der Zusammenkunft des Kaisers mit dem Papste waren, wie es bei Zweikämpfen üblich ist, Secundanten gegenwärtig. Den Kaiser begleitete sein Gesandter Butenieff, der Papst hatte den Cardinal Acton zur Seite. Wer siegte? Natürlich der Papst. Wiseman soll die merkwürdige Geschichte, die wir, offen gesagt, nach Allem, was wir von dem Charakter Nikolaus' I. wissen, für eine Fabel halten, selbst vortragen. Hier ist seine Erzählung: „Ich habe bereits erwähnt, daß der einzige römische Zeuge, den die Unterredung hatte, nie etwas enthüllte. Der Papst äußerte sich kurz, einfach und mit frommer Kraft: „„Ich sagte ihm Alles, was der heilige Geist mir eingab."" Daß er aber nicht vergebens gesprochen hatte, daß seine Worte keine Luftstreiche gewesen waren, sondern gut getroffen hatten, darüber liegt ein anderes Zeugniß vor. Ein englischer Herr befand sich in einem Theile des Palastes, durch den der kaiserliche Besucher bei seiner Rückkehr von der Zu-

sammenkunft kam, und beschrieb sein verändertes Aussehen. Eingetreten war er mit seiner gewöhnlichen festen und kaiserlichen Haltung, der seine marmorartigen Züge, seine stattliche Gestalt, sein martialisches Wesen Größe verliehen, frei und behaglich, mit freundlichen Blicken und herablassenden Grüßen. So ging er durch die lange Reihe der Vorzimmer, ein Kaiseradler, feurig, glänzend, „mit glatten Federn und hellen Auges", stolz auf Fittiche, die noch kein Flug hatte ermüden können, auf Schnabel und Krallen, denen noch keine Beute Widerstand geleistet hatte. Heraus trat er unbedeckten Hauptes, mit zerzaustem Haar, wenn dies von einem Manne gesagt werden kann, hager und bleich, als ob ein langwieriges Fieber sich auf eine Stunde verdichtet und ihn befallen hätte, langen Schrittes mit gebückten Schultern ohne Aufmerksamkeit für die Außenwelt und ohne Gruß dahinschreitend. Er wartete nicht, bis sein Wagen am Fuße der Treppe erschien, sondern stürzte auf den Vorhof hinaus (rushed out) und eilte von dem Schauplatze seiner Qual hinweg. Jetzt war er der Adler, den eine bisher verachtete Macht aus seinem Horst in den Felsenklippen, aus seinem „Nest zwischen den Sternen" gerissen, ihm die Federn geknickt und sein Auge stumpf gemacht hat." Fabula docet? Daß die Herrlichkeit Roms nicht verkannt werden kann, ohne daß der Feind ihre Blitze im tiefinnersten Herzen empfindet.

Diese Zusammenkunft der beiden Päpste des Aufgangs und des Niedergangs wird uns als der Glanzpunkt von Gregors Regierung vorgeführt. Dunkle Schattenseiten liefern die Cholera und ein Erdbeben. Bei der Heimsuchung durch die schreckliche Krankheit bewährten sich die Römer, die weltlichen wie die geistlichen, als Feiglinge. Jede Stadt und jedes Dorf sperrte sich mittelst eines Sanitätscordons ab, sodaß der Verkehr aufhörte. Die Zöglinge des englischen Collegiums verbarricadirten sich in ihrer Villa auf dem Monte Porzio, wie sie es in der Nacht des 13. Februars 1831 bei dem Knattern des Gewehrfeuers in ihrem Collegium nicht anders gemacht hatten. Nach diesen Proben zu schließen, kann der Herr Cardinal, der mit der Eroberung der drei Vereinigten Königreiche und sämmtlicher englischen Colonien in den andern vier Welttheilen umgeht, keinen Ueberfluß an persönlichem Muth haben. „Der Papst blieb auf seinem Posten." Die Cholera hielt ein Jahr aus, von Ostern zu Ostern, und tödtete 9000 Menschen. Von dem Erdbeben wurde Umbrien am härtesten getroffen.

Das verdienstlichste Werk von Gregors Regierung ist der Durchbruch (Tunnell) für den Anio bei Tivoli. Jener schöne Strom, dessen Wasserfälle jeder Fremde von der Grotte der Sibylle aus bewundert, ist zuweilen ein ungestümer Geselle, der seine Ufer weit übertritt und Bäume und Häuser mit sich fortreißt. Die Arbeiten, die Leo XII. zum Schutz für Tivoli begonnen hatte, reichten bei weitem nicht aus. Gregor XVI. fügte zu ihnen einen Durchbruch, doppelte Galerien, kühn und schön durch das harte Travertingestein gebrochen, die jede Gefahr von Tivoli ablenken. Sie erhöhen die landschaftliche Schönheit durch einen Wasserfall, der sich von beträchtlicher Höhe mit einem Sprunge ins Thal wirft. Wenn die Zeit die Seiten des Durchbruchs mit Gebüsch und seine Steine mit Moos bekleidet hat, wird man den Wasserfall nicht mehr als künstlich erkennen. Auf einer der Denkmünzen, welche Gregor XVI. während seiner Regierung schlagen ließ, sieht man ihn dargestellt.

Zu den bereits vorhandenen Museen fügte Gregor XVI. zwei, ein etruskisches und ein ägyptisches (1837 und 1839). Zu dem erstern lieferten ergiebige Ausgrabungen ein überreiches Material, unter dem man eine Auswahl treffen konnte. Den Grundstock des ägyptischen Museums bildet die Sammlung, welche Signora Guidi für Pius VII. vom Nil holte. Unter dem Rest ist viel Unächtes, römische Nachahmungen aus der Zeit des Verfalls, in der Rom seine sinkende Götterwelt durch Entlehnungen aus den ägyptischen Mythenkreisen aufzufrischen suchte. Die Ausgrabungen, die auch von dieser Regierung fortgesetzt wurden, ergaben als schönsten Fund jenes Grabmal der Frau des Marcus Virgilius Eurysaces, das so oft besprochen worden ist.

Von den berühmten Männern aus Gregors Zeit nennt Wiseman blos die, welche in Rom lebten, und dieser sind wenige. Die Namen derer, welche ihr Vaterland meiden mußten, verschweigt er. Die bekanntesten derselben sind Orioli, Tommasini, Silvani, Bufalini, Matteucci, Regnoli, Puccinotti, Mamiani, Malaguti und Salvolini. Rom behielt seinen Mezzofanti, seinen Angelo Mai. Den Ersteren übergeht Wiseman, um nicht einer demnächst erscheinenden Biographie Dr. Russels vorzugreifen, dem Letztern widmet er ein eigenes Capitel, das uns wenigstens einiges für den Nichtgelehrten Neue bringt.

Angelo Mai besaß in hohem Grade den eisernen Fleiß und die unermüdliche Geduld, ohne die an eine Entzifferung von Palimpsesten nicht zu denken ist. Er arbeitete oder studierte den ganzen Tag, und eine kurze Spazierfahrt war die einzige Erholung, die er sich gestattete. Hatte er als Cardinal Audienzen zu ertheilen oder Geschäfte zu besorgen, so lag das Manuscript, dem er sich eben widmete, auf seinem Tische, damit er in den Zwischenräumen zwischen den einzelnen Audienzen oder in den Augenblicken, in denen sein Secretär ein Actenstück holte, zu seiner Lieblingsarbeit zurückkehren könne. In Gesellschaften ging er nicht anders, als wenn er geradezu mußte. Sowie die Dämmerung anbrach, entließ er seine Diener und verriegelte sein Zimmer. Dann fand Niemand mehr Einlaß, und oft sah die neue Dämmerung den Cardinal noch bei seinem Manuscript. Daß er gegen andere Gelehrte unfreundlich gewesen sei, leugnet sein irischer Amtsgenosse mit Wärme. Wir sagen mit den alten Scholastikern: distinguendum est. Gewiß hat er gaffenden Engländern und anderem reisenden Laientroß seine Schätze zuvorkommend gezeigt, aber ebenso gewiß ist, daß für Gelehrte, von denen er Concurrenz befürchtete, seine Handschriften unter sieben Riegeln lagen.

Von den persönlichen Eigenschaften und Lebensgewohnheiten Gregors XVI. erfahren wir das Rühmlichste. Wir erzählen es nach, ohne Kritik, zu der uns die Grundlagen fehlen würden, jedoch mit einer Ergänzung. Gregor XVI. erfreute sich der festesten Gesundheit und sehr achtbarer Körperkräfte. Das einzige Leiden, das ihn befiel, ein krebsartiges Geschwür im Gesicht, wurde von einem deutschen Arzte, Dr. Alertz aus Aachen,

glücklich beseitigt. Bei seinen Spaziergängen machte er alle seine Begleiter müde. Wenn er seinen gewöhnlichen Weg nach Torre di Quinta zurücklegte, freute es ihn nicht wenig, weit jüngere Leute ermatten zu sehen. Im Vertrauen auf diese Kraft weigerte er sich nach seiner Thronbesteigung, einen päpstlichen Arzt und Wundarzt zu ernennen. Die Gelder, die er diesen beiden Beamten hätte geben müssen, legte er für seine Diener zurück. Seine Gesundheit kam ihm bei der Erfüllung seiner doppelten Regierungspflichten nicht wenig zu Statten. Er erhob sich des Morgens so früh, daß er den Caplan, welcher der päpstlichen Messe beizuwohnen hatte, dieser Pflicht enthob, weil es unbillig sein würde, von ihm ein so frühes Aufstehen zu fordern. Einen großen Theil seines Briefwechsels besorgte er mit eigener Hand; bei allen Gnadengesuchen, deren Entscheidung ihm als zweifelhaft erschien, ließ er sich die Actenstöße der Untersuchung kommen und ging sie durch. Die Wohlthätigkeitsanstalten und die Armen bedachte er freigebig. Oeffentliche Audienzen liebte er nicht. Hatte er mit Jemand etwas näher zu besprechen, so führte er ihn in eines seiner innern Gemächer, setzte sich neben ihn und erörterte den Gegenstand in der formlosesten Weise. Er verschmähte nicht, persönlich Bekehrungen zu machen. Eine deutsche Baronin, die noch mit einigen Seelenfasern am Ketzerthum hing, führte er in seinem Garten spazieren und besiegte einen ihrer Gewissenszweifel nach dem andern.

So weit Cardinal Wiseman. Der Zusatz, den wir zu machen haben, bezieht sich auf Gaetano Moroni, in Rom gewöhnlich Gaetanino genannt. Dieser Mann, seines Gewerbes ein Barbier, dessen leichte Hand Gregor XVI. schon als Mönch kennen gelernt hatte, erhob sich zum allmächtigen Günstling. Er theilte weltliche Stellen und geistliche Würden aus, durch ihn ging das Meiste, was an den Papst gelangte oder von diesem kam. Gelehrte widmeten ihm große Werke, Dichter lange Lobgesänge, Cardinäle und Prälaten machten ihm den Hof, der niedriger stehende Schwarm der Höflinge lag vor ihm auf den Knieen. Gregor XVI. erhob ihn zum Ritter, ein namhafter Prälat schrieb für ihn einen Dizionario Ecclesiastico, der unter dem Namen Moroni's erschien und den Cavalier zum Gelehrten stempelte. Alle Municipien und Alle, die vom Hof oder von der Regierung abhingen, kauften das kirchliche Wörterbuch. Was ließe sich für die Herrschaft eines solchen Günstlings ohne Kenntnisse und ohne Verdienste Entschuldigendes sagen?

Am 1. Juni 1846 starb Gregor XVI. an der Wassersucht. Der riesige Katafalk, den man ihm errichtet hatte, brach zusammen, und die Römer sahen darin ein Omen, die Einen für das Ende seines Systems, die Andern für das des Papstthums überhaupt. Wäre es wahr, daß das Papstthum an die weltliche Herrschaft über den Kirchenstaat geknüpft sei, so würden wir der letzten Partei Recht geben. Diese Herrschaft hat in erschreckender Weise an Stützpunkten verloren. Man fasse die folgenden Thatsachen ins Auge. Leo XII. und Pius VIII. konnten die innere Ruhe ohne äußere Hülfe erhalten. Gregor XVI. konnte dazu fremder Truppen, die aber kurze Zeit blieben, nicht entbehren, und unter Pius IX. sind die Bajonnette des Auslandes in Permanenz! St.

Der schwarze Kaiser von Haiti und sein Fetischdienst.

Es gehört zu den Annehmlichkeiten in unseren großen Hafenplätzen, daß man dort häufig mit Männern verkehren kann, welche längere Zeit in fremden Erdtheilen gelebt haben. Der Kaufmann bekümmert sich freilich auch dort vorzugsweise um sein Geschäft, und sein Urtheil über Angelegenheiten, welche mit demselben nicht in engem Zusammenhange stehen, ist oft einseitig und manchmal auch anmaßend. Aber viele haben sich doch auch weiter umgesehen und es verstanden, den Dingen die interessante Seite abzumerken, und es giebt in der That nichts, das so mannichfach anregt als der Verkehr mit einem wirklich gebildeten Kaufmann, einem Handelsherrn, der seinen Beruf im großen Styl auffaßt. Wir haben deren manche in Bremen und Hamburg, und ohne Zweifel auch in den Hafenplätzen an der Ostsee und in Triest.

Vor einigen Jahren fügte ein günstiger Zufall, daß ich bei einem freundschaftlichen Abendessen mit fünf Männern am Tische saß, die allesammt längere Zeit auf der Insel Haiti gelebt hatten; zwei derselben waren eben nach Deutschland herübergekommen, um während des Sommers in einem Bade ihre im tropischen Klima schwer heimgesuchte Leber zu restauriren. Kaiser Faustin Soulouque hatte sich etwa ein Jahr vorher krönen lassen und war in die Fußstapfen des Imperators zu Paris getreten. Einer von den Kaufleuten hatte mit jenem schwarzen Manne verkehrt, als derselbe noch nicht ahnen konnte, daß er, der ehemalige Stiefelputzer, eine Krone tragen werde; er hatte mit dem damaligen General manche Cigarre geraucht, manches Glas Tafia (jungen Zuckerbranntwein) getrunken und manche Stunde in jenem „Creolenfranzösisch“ verplaudert, zu welchem die Sprache Nodiers und Voltaire's im Munde der haitischen Neger herabgesunken ist. Mir waren damals die vortrefflichen Aufsätze von Gustav d'Alaux in der Revue des deux Mondes lebhaft in der Erinnerung. Die englischen Philanthropieschwärmer und die radicalen Gleichheitler, welche die verschiedenen großen Menschenfamilien auf ein und dieselbe Stufe stellen, hatten gegen den genannten Schriftsteller viele Einwendungen erhoben, die freilich nichts gegen ihn beweisen konnten, und ihn obendrein der Uebertreibung geziehen. Mir lag daran, von Seiten unbefangener Männer Ansichten zu hören, und unser Gespräch drehte sich bis spät nach Mitternacht lediglich um Haiti. Ich hatte mich vorsätzlich gehütet, der Arbeiten jenes Franzosen auch nur zu erwähnen, und sprach erst von denselben, als wir schieden. Aber sie wurden von den deutschen Kaufleuten bis in alle Einzelheiten bestätigt, und nachdem sie von einem derselben gelesen worden waren, für ganz vortrefflich und der Wahrheit getreu erklärt; es seien mit nichten Uebertreibungen darin. Ich erwähne das ausdrücklich,

weil jüngst in einer vielgelesenen deutschen Zeitung die vulgären Redensarten der Londoner Exeterhalle gegen d'Alaux wieder einmal zum Besten gegeben worden sind.

Zu den interessantesten Erscheinungen gehört die Thatsache, daß die Neger überall in den Colonien, wo sie frei geworden sind, wieder in das plumpe africanische Heidenthum zurückfallen. Der Fetischdienst verdrängt allmählich den christlichen Cultus völlig, oder er verschmilzt sich mit dem letztern in einer höchst barocken Weise. Auf Haiti sind zum Beispiel Priester zugleich katholische Pfarrer und Eingeweihte des religiösen Geheimbundes, welcher unter dem Namen Wodu (Vaudoux) bekannt ist. D'Alaux hat denselben wahrheitsgetreu geschildert, und mein deutscher Gewährsmann konnte das als Augenzeuge bestätigen. Bei Vollmond, wenn ich nicht irre, begeben sich die Eingeweihten an einen abgelegenen Ort in einem Walde; Priester tragen den Fetisch, nämlich eine aus Congo in Africa herübergebrachte Schlange, umher; die Anwesenden tanzen und schreien, beweisen dem Fetisch ihre Andacht, und das Ganze läuft zuletzt in eine unbeschreiblich wilde Orgie aus. Nur ein Schwarzer kann eingeweiht werden und an dieser Feierlichkeit theilnehmen; Mulatten und Weiße sind unbedingt ausgeschlossen, wie sich von selbst versteht. Die ersteren haben sich Freigeisterei zu Schulden kommen lassen und zum großen Verdrusse der Neger dieses urwüchsige africanische Heidenthum in Schriften lächerlich gemacht, und Europäer dürfen wohl zeitweilig und der Handelsgeschäfte wegen auf Haiti wohnen, können aber weder Bürger werden noch Grundeigenthum erwerben. Es ist jedoch vorgekommen, daß sie sich Gesicht, Leib und Hände geschwärzt, wollhaarige Perrücken auf den Kopf gestülpt und einen Theil der Feierlichkeit mit angesehen haben. Ein deutscher Kaufmann, welcher das Wagstück in Gesellschaft eines schwarzangestrichenen Mulatten unternahm, war kaum überrascht, als er 1847 den damaligen General Soulouque unter den Eingeweihten des Wodu bemerkte; Dieser war aber damals noch nicht Oberpriester und hatte sich auch noch nicht im Blute der gelben und der schwarzen Bourgeoisie gebadet.

Der Racenkampf zwischen Mulatten und Negern dauert bekanntlich seit Toussaint Louverture's Zeiten, allerdings mit zeitweiligen Unterbrechungen, fort. Der rabenschwarze Dessalines war ein vollkommener Schlächter, und wenn kein gelbes oder weißes Fleisch zum Zerhacken war, mußte ihm schwarzes auf die Bank geliefert werden. Es liegt im africanischen Wesen, daß alle Neger, welche die Macht gewinnen, dieselbe despotisch ausüben; es scheint als ob die Herrscher von Dahome oder Aschanti ihre Ideale seien. Für die Masse des schwarzen Volkes fallen die Begriffe: Freiheit und Faullenzen zusammen. So wird es auch immer sein, und deshalb müssen die Idealisten mit ihren unausführbaren Plänen zur Negerbeglückung stets scheitern. Sie arbeiten gegen die Erfahrung und gegen die Natur. Wäre ihr System lediglich auf Haiti bankerott geworden, so könnten sie geltend machen, daß es sich dort um eine Ausnahme handle; aber auf Jamaica und überhaupt in Westindien ist der Rückschlag zur Barbarei ein ähnlicher. Es kann nicht mehr in Abrede gestellt werden, daß in tropischen Gegenden, in welchen die Weißen gegenüber den Negern und Mulatten in beträchtlicher Minderzahl sich befinden, die Emancipation der Schwarzen nicht blos auf den ökonomischen Ruin, sondern auch auf die Vertreibung der Weißen hinausläuft, denen allmählich das Verweilen in bodenlosen gesellschaftlichen Verhältnissen unerträglich wird.

Der Neger ist überall ein wesentlich das Aeußere von anderen Menschen nachahmendes Geschöpf, und überall, wo er mit ihnen in Berührung kommt, ordnet er sich unter. In Südafrica gehorcht er sogar den Betschuanastämmen, welche weit entfernt sind, ihn für ebenbürtig zu halten. Zwei oder drei Makololofamilien reichen z. B. am Chobe und Liambyefluß hin, um ein von Negern bewohntes Dorf im Zaume zu halten. Dem urwüchsigen Neger geht das Originale ab, außer im Raffinement einer plumpen und rohen Grausamkeit. Sobald er dem Europäer nachahmt, kommt unter allen Umständen ein Zerrbild heraus. Was ist der „africanische Roscius" Ira Aldridge anders als eine Carricatur? Seit dreißig Jahren ist der schwarze Mann Schauspieler und hat es in dieser Zeit richtig dahin gebracht, daß er neun Rollen auswendig gelernt hat, die er wieder und immer wieder spielt. Was ist Soulouque's Kaiserreich anders als die Carricatur eines Staates? Seine Krönung freilich war auch ein von dem Pariser Muster genommener Abklatsch, aber was für einer! Am 28. April 1852 wurde Soulouque Kaiser. Er hat nun Oberhofceremonienmeister, Hofmarschälle und Ordenscommissionen; er hat sich einen kaiserlichen Adel als eine unentbehrliche, felsenfeste, allen Stürmen der Zeit und den schwarzen, gelben und eventuell auch weißen Demagogen trotzende Stütze geschaffen, und diese schwarze Aristokratie ist gewiß ahnenreicher als alle unsere edlen Häuser, denn sie führt ihren Stammbaum bis auf Ham zurück. Hat er keinen Herzog von Malakoff, so hat er doch einen Duc de la Marmelade, keinen von Sebastopol oder dergleichen, so doch einen de la Bande noire oder de la Limonade. Am Krönungstage mußte die getreue Armee Seiner kaiserlichen Majestät schon um drei Uhr früh in Parade ausrücken, und die Gerechtigkeit fordert, daß wir eingestehen, dieses Heer sei wirklich theilweise mit Schuhwerk versehen gewesen. Um vier Uhr Morgens war der gesetzgebende Körper in seinem Sitzungssaale versammelt, auch der höchst loyale Beamtenstand war nicht ausgeblieben, und um halb fünf Uhr zogen alle getreuen Haitier auf das Marsfeld zu Port-au-Prince, wo Se. Excellenz, der Oberceremonienmeister zwar mit schwarzem Gesicht, aber weißseidenen Strümpfen sie empfing, und auch der Generalvicar Sr. päpstlichen Heiligkeit, gefolgt von der hochwürdigen schwarzen Priesterschaft, sich einzufinden nicht versäumen durfte. Seine Majestät sollten dem Programm gemäß um sechs Uhr früh erscheinen, vergaßen aber, daß die Höflichkeit der Monarchen, wie einer von ihnen (allerdings nur ein weißer) gesagt hat, in der Pünktlichkeit besteht. Allerhöchst Sie geruhten also erst um neun Uhr das Palais zu verlassen, da Ihre Majestät beliebt hatten, noch einige Aenderungen an der Krönungstoilette vornehmen zu lassen. Aber dann erschallte der Donner der Kanonen und das Läuten der Glocken, um den hohen Freudentag würdig zu verkünden. Der Zug bestand aus Rittern des Reiches, alle geschmückt mit Orden, womit Se. Majestät

diese um das Wohl des Vaterlandes hochverdienten Männer so freigebig begnadet hatte; es folgten die Reichsbarone, Reichsgrafen, Reichsherzöge, alle je nach der Standesclasse in langem Zuge und zu sechs neben einander. Das Reich Haiti hat zwar weniger Einwohner als Kurhessen, aber dafür auch einige tausend schwarze Adelsfamilien. Prinz Jean Joseph ging allein, damit er hervorrage und gesehen werde. Se. Majestät hatten nur sechs Adjutanten; aber der Wagen, in welchem Sie mit Ihrer kaiserlichen Majestät, Allerhöchst Ihrer Gemahlin und Ihrer kaiserlichen Hoheit, Prinzessin Olive, fuhren, wurde von acht Pferden gezogen. Auch schwarze Pagen und schwarze, meist in Citronengelb und Klatschrosenroth gekleidete Hofdamen, Ehrendamen und Kammerfrauen fehlten nicht; dann folgten die Prinzessinnen, Herzoginnen, Comtessen, Baronessen und Gemahlinnen der Ritter „je nach ihrem Geblüt". Alle „Hofchargen" sind so reichlich besetzt wie in Frankreich, dem glücklichen Musterlande Soulouque's.

Auf dem Marsfelde zu Port-au-Prince stand das Krönungszelt; von diesem aus begab sich der Zug zur Kirche; voran trug ein Herzog den Ring, welchen unmittelbar Ihre Majestät Sr. Majestät überreichen wollte; andere Würdeninhaber trugen in Körben die Krönungskleider, und die Krone der Kaiserin auf einem Kissen, noch andere den Reichsapfel, die goldene Halskette und dergleichen mehr. Der Kaiser hatte schon im Wagen die Krone auf seinem wollhaarigen Haupte; in der einen Hand hielt er das Scepter der Herrschaft, in der andern den Stab der Gerechtigkeit; den Schlepp seines Mantels trugen die Prinzen Jean Joseph und Alexander. Beim Eintritt in die Kirche spielte die Musikbande einen Triumphmarsch, und der päpstliche Generalvicar stimmte das: Komm heil'ger Geist! auf uns herab, an. Das Ganze war byzantinisch pomphaft und der Napoleonischen Kaiserkrönung so genau nachgebildet wie möglich; natürlich war dabei Alles negerhaft übertrieben. Es war ein verzerrtes Rococo, und die Weißen, welche anwesend waren, hatten große Mühe sich das Lachen zu verbeißen. Es muß in der That komisch gewesen sein, mit anzusehen, wie ernsthaft alle diese Dinge genommen wurden. Ein Neger, der erst Schuhputzer, dann Sackträger, nachher General gewesen war und im Blute der Bürger gewatet hatte, ließ sich zum „Kaiser" krönen; neben ihm saß eine Kaiserin, die vor wenigen Jahren noch Fische auf dem Markte verkauft und, nach haitischer Sitte, mit Soulouque in wilder Ehe gelebt hatte, die ihm aber kürzlich angetraut worden war. Nach der Krönung rief der Reichsherold: „Der ruhmreiche und erhabene Kaiser, Faustin der Erste, ist gekrönt worden und hat den Thron bestiegen. Lang lebe der Kaiser!" Natürlich fehlte auch ein Tedeum nicht. Die Feierlichkeit hatte volle achtzehn Stunden gedauert.

Bald nachher schuf Soulouque sich eine Garde: ein Regiment Reiterei und zwei Regimenter Fußvolk. Die erstere führt den Titel: Dragoner des Todes; sie haben theilweise Stahlhelme mit rothem Roßschweif, grüne Röcke mit breiten knallrothen Aufschlägen, und Beinkleider wie die Pariser Municipalgarde. Befehlshaber ist der Herzog von der Castagnette. Die Infanterieregimenter heißen Zephyre des Berges und Zephyre der Ebene; sie tragen gestreifte Zwillichbeinkleider und Röcke wie die Vincenner Schützen; Commandeure sind der Duc de Troubonbon und der Baron de la Patate. Der letztere Biedermann erhielt diesen Titel, weil er ein sinnreiches Instrument ersand, die süßen Kartoffeln zu zerquetschen.

Nachdem das Obige vorausgeschickt worden ist, mag das Wesentliche aus einem Briefe, datirt Port-au-Prince 16. März 1858, hier Platz finden; er ist aus kaufmännischer Feder. Am 1. März 1847 bestieg Soulouque den Präsidentenstuhl. Seitdem fand der alte Racenstreit zwischen Negern und Mulatten insofern seine Erledigung, als die ersteren die Herrschaft ganz ausschließlich an sich brachten. Damit war auch das von den Gelben repräsentirte liberale Element beseitigt, und der Rückschlag zur Barbarei fand ferner keine Schranke. Aber was ließ sich auch von einem Volk und einer Regierung erwarten, welche beide an Zauberkraft und Hexerei glauben, und wo der „Kaiser" Oberpriester einer Horde von Fetischanbetern ist!

Soulouque war 1804 Diener beim schwarzen General Lamarre, und wurde von Diesem nebenher wohl auch als eine Art von Adjutanten verwandt; unter Petion wurde er Lieutenant, unter Boyer Hauptmann, und Riché ernannte ihn zum General; 1847 war er Befehlshaber der Garde. Zum Präsidenten erkor man ihn, weil Senat, Soldaten und Politiker sich über zwei andere Candidaten nicht einigen konnten, und weil der alte Soulouque ein allerdings etwas närrischer, im Uebrigen aber harmloser Kauz zu sein schien. In der That hatte er allerlei eigenthümliche Grillen, die nur an einem Neger begreiflich sind. So wollte er z. B. um keinen Preis der Welt auf dem Präsidentenstuhle Platz nehmen, weil derselbe behext sei, und setzte sich auf einen andern Sessel. Seitdem wußte Jedermann, daß der höchste Würdenträger der „Republik" Mitglied der Wodugenossenschaft sei, und folglich auch, welche Bewandniß es mit dem Christenthum eines solchen Mannes habe. Die Wodusecte der Fetischanbeter geht an der africanischen Westküste, namentlich zu Ardrah und Whida stark im Schwange und ist von dort nach Haiti herübergebracht worden. Der Götze des Wodu besteht in einer großen grünen Schlange, die in einem hölzernen Kasten verwahrt wird; eine Seite desselben ist offen gelassen, damit die Gläubigen ihren Gott sehen können. Die Bitten an den letztern gelangen an die richtige Adresse durch Vermittelung der Priester, welche das Geschäft auch gern besorgen, nachdem Opfer dargebracht worden sind. Oberpriester und Priesterin werden König und Königin genannt: Papa-loï und Maman-loï.

Die Geheimnisse der Woduverehrung werden möglichst geheim gehalten; diese findet in abgelegenen Gegenden statt, und es geht dabei doch noch etwas toller her, als bei den christlichen Erweckungen, den Revivals, in den Vereinigten Staaten von Nordamerica. Bald nachdem Soulouque zum Kaiser gekrönt und vom Generalvicar des römischen Papstes geweiht worden war, veranstaltete die Wodugenossenschaft ein Fest der feierlichsten Art; bei demselben schlachteten die Priester mehrere Thiere als Opfer für den Gott, dann mischten sie das Blut mit Tafia und gaben Allen davon zu trinken. Soulouque bekleidet neben der Kaiserwürde auch das Amt eines Papa-loï, und

daraus erklärt sich, weshalb er beim gemeinen Volke, welches große Vorliebe für den urafricanischen Fetischdienst hegt, so sehr beliebt ist. Bei den Wodufeierlichkeiten legen alle Eingeweihten die Kleider ab und wickeln um den Körper rothe Tücher, deren Zahl nach dem Grade, welchen das Individuum in der Secte einnimmt, verschieden ist. Nur der Papa-loï und die Maman-loï dürfen einen rothen Streifen um den Kopf tragen; er stellt wohl ein Diadem vor. Alle Mitglieder gruppiren sich rund um einen Holzklotz, auf welchem der Kasten mit dem Götzen steht. Nachdem der Papa-loï das Zeichen gegeben, werden Reden zu Lob und Preis der Schlange gehalten und Bitten an dieselbe gerichtet, die nicht selten von ganz eigenthümlicher Art sind. Nachher sammeln die Priester Opfergaben, und Alle erneuern den Schwur der Treue gegen den Fetisch. Sobald das geschehen ist, stößt der Papa-loï mit dem Fuße an den Kasten und fängt an zu tanzen und zu springen. Diesem Beispiel folgen die Uebrigen, welche gewöhnlich schon durch den Genuß von Tafia aufgeregt sind; die wahre Orgie beginnt, Alle rasen im Kreise und durcheinander umher, schreien, heulen, schwören und fluchen, und nach einiger Zeit liegen schon Viele unter Zuckungen am Boden. Sie werden von den Priestern und deren Gehülfen bei Seite geschafft; was dann geschieht, weiß kein Uneingeweihter.

Der Wodu ging schon vor siebzig Jahren auf Haiti im Schwange und hat in allen Revolutionen auf jener Insel eine große Rolle gespielt; er verwandelte den sonst so gleichgültigen Negersklaven in eine wilde, blutgierige Bestie, und dieser Fetischismus ist auch heute noch so tief in den Gemüthern der Neger festgewurzelt, daß selbst die katholischen Priester nicht wagen dürfen, gegen ihn einzuschreiten. Haiti bietet also die Erscheinung eines katholischen Landes dar, in welchem Namenchristen zugleich römische Gebräuche und Fetischdienst haben. Ueber jedes neugeborene Kalb, über Maulthiere, Esel und Pferde muß der katholische Priester den Segen sprechen, so will es der Neger; aber außerdem erhält auch die Wodu-Maman-loï ein Opfer, damit die Schlange gnädig gestimmt werde und alle Behexung abwende. Wünsche, deren Erfüllung der Schwarze erwirken möchte, bringt er erst vor seinen Fetisch, dem er ein Opfer giebt; nachher geht er zu seinem katholischen Priester, der ihm geweihte Kerzen verkauft und für Geld eine Messe liest. So glaubt der schlaue Neger mit zwei himmlischen Potentaten auf guten Fuß zu gelangen, mit dem jüdischen Jehova und der africanischen Schlange. Neugeborene Kinder werden vom katholischen Priester getauft und bekommen ein Kreuz von Messing, das am Halse getragen wird; zugleich erhält aber der Säugling vom Papa-loï einen Ruman bila oder Woduzauber, welcher ihn vor Behextwerden sichert; die Taufe allein gilt dagegen nicht für kräftig genug.

So ist die Secte, in welcher Kaiser Faustin der Erste eine ganz hervorragende Stellung einnimmt. Man begreift demnach leicht das Wesen seiner Herrschaft, welche nun schon elf Jahre dauert. Die drei letzten Präsidenten vor ihm waren alle gestürzt worden, bevor noch zwölf Monate vergangen waren. Seine Collegen, die Wodupriester, behaupteten, dieser rasche Wechsel rühre daher, daß die Mulatten im Garten des Präsidentenpalastes eine bezauberte Puppe, einen Mulattenfetisch begraben hätten, und so lange dieser nicht entfernt sei, könne ein schwarzer Präsident sich in seiner Würde nicht sicher fühlen. Soulouque ließ den Garten mehrmals tief umwühlen, mied den Palast und machte dadurch, wie er glaubte, die bösen Anschläge der Mulatten zu Schanden. Dadurch ist aber seine Verehrung vor dem africanischen Fetisch nur noch gesteigert worden.

Zu den Eigenthümlichkeiten Haiti's gehört auch, daß die Schwarzen eine große Abneigung gegen Ehebündnisse haben, und nicht der zehnte Theil der Verbindungen zwischen Mann und Frau kirchlich eingesegnet worden ist. Bei ihren Heirathen au clair de lune, wie sie es nennen, laufen sie zusammen und wieder auseinander, tauschen mit ihren Frauen, und die Kinder wissen wohl wer ihre Mutter ist, selten aber kann diese den Vater angeben. Selbst „General" Faustin lebte, wie schon bemerkt, noch als Präsident mit der gegenwärtigen Kaiserin in wilder Ehe.

Wie sehr das Alles tief im Naturell der Neger begründet ist, ergiebt sich daraus, daß ähnliche Zustände auch anderswo eintreten, sobald der Schwarze sich selbst überlassen bleibt und in einem tropischen Lande die Mehrzahl der Bewohner bildet. So jetzt auf der englischen Insel Jamaica, wo der Fetischdienst immer mehr Anhänger gewinnt. Die frommen Philanthropen in London erklären es daraus, daß der „Teufel" sich mit Vorliebe Westindien zum Schauplatz seiner verderblichen Wirksamkeit auserkoren habe. Lediglich er sei es, der die Früchte der Emancipation verkümmere. Welche Einfalt! A.

Zur Chronik.

Joseph Stieler †.

— Karl Joseph Stieler brachte im neuern Deutschland die Kunst des Porträts mehr wie sonst ein Genosse seines Landes zur Geltung. Man besitzt von ihm das beste Bildniß Goethe's. Drei Jahre vor des Dichters Tode, 1828, sandte König Ludwig Stieler nach Weimar und ließ sich das Oelbild malen, das den blühenden Greis mit rosig leuchtendem Antlitz und schneeweißem Haupt im liebenswürdigsten und glücklichsten Moment wiedergiebt und festhält; es hängt in der neuen Pinakothek zu München. Man hat eine Reihenfolge von berühmten Büsten Goethe's seit der Trippelschen, welche den Dichter in Rom wie einen Apoll von Belvedere auffaßt, bis zur Rauchschen Statuette. Jede der Büsten giebt den Dichter in einer verschiedenen Epoche. Von Oelbildern dürfte Stielers Bild den Sieg über alle Porträts davontragen. Für die Familie des Dichters malte Stieler es nochmals; sodaß es also doppelt existirt. — Außerdem hat man von Stieler ein bedeutendes Porträt Beethovens, aus seiner Wiener Epoche; es ist Privatbesitz in Braunschweig. In König Ludwigs Gallerie weiblicher Schönheiten in München sind die meisten von Stielers Pinsel. — Joseph Stieler war 1781 den 1. November zu Mainz geboren, zur Zeit des Kurfürsten Freiherrn v. Erthal, der bekanntlich mit seinem Hofstaate vor den Franzosen Reißaus

nahm, Anfangs nach Aschaffenburg, dann nach Würzburg und Erfurt. In Würzburg suchte und fand noch der junge Stieler bei der Gräfin Coudenhoven, der bekannten Freundin des Prälaten, Gunst und Beförderung. 1805 ging er nach Wien und trat von der Pastell- und Miniaturmalerei unter Fügers Leitung zum Oel über. In Paris und Rom vollendete er seine Entwickelung. König Max der Erste von Bayern, Ludwigs Vater, wußte ihn an München zu fesseln.

Sigismund Neukomm †.

— Am 3. April starb in Paris ein alter deutscher Tondichter, der als Ritter Neukomm in beiden Hemisphären die Musik seiner Nation zur Geltung und zu Ehren brachte. Immer als „Ritter" und nie anders denn im schwarzen Frack begegnete man dem Rüstigen oft als Fußwanderer bald auf den Alpen, bald auf der Leipziger Messe, in Paris und Petersburg. In der russischen Kaiserstadt hat er ebenso wie in der Hauptstadt Brasiliens, Rio Janeiro, längere Zeit die kaiserliche Kapelle geleitet. Dom Pedro von Brasilien war sein Schüler und besonderer Gönner gewesen; durch Talleyrand war er demselben als Prinzen empfohlen. Unvermählt, war Sigismund Neukomm ein ewig heiterer, sanft freundlicher Lebemann; sein österreichisches Naturell blieb ihm an der Newa wie am Fuß der Cordilleren treu, auch vor einigen Jahren bei der schweren Augenoperation, der er sich unterwarf. Er war den 10. Juli 1778 zu Salzburg geboren, 22 Jahre nach Mozart, kam als zwanzigjähriger junger Musiker nach Wien und wurde Joseph Haydns Schüler. Er war bis 1804, wo er nach Petersburg zur Leitung der deutschen Oper ging, dem alten Meister so getreu wie ein Eckart zugethan und floß über von Erzählungen aus Haydns Leben, sodaß man, freilich vergeblich, der Hoffnung Raum gab, Neukomm werde einmal zur Feder greifen und uns seines alten Lehrers Biographie geben. Durch Talleyrands Vermittelung verkehrte Neukomm in Paris auch viel mit der Familie Orleans; 1830 begleitete er Talleyrand nach London und war auch dort in den höchsten Kreisen gern gesehen; 1840 wohnte er der Mozartfeier in seiner Heimath bei. Seine Compositionen zeigen gediegene Grammatik, correcten Styl und solide Schule, weniger Neuheit in Gefühl und Erfindung. Man zählt dazu eine Oper: Alexander am Indus, melodramatische Musik zu Schillers Braut von Messina, viele, meist vergessene Symphonien, Oratorien, Cantaten, Psalmen und Phantasien. Die Cantate: der Ostermorgen, vor einigen Jahren in Leipzig aufgeführt, dürfte die meiste Anwartschaft auf Dauer haben.

Das indische Museum in London.

x. Wer die Hauptstadt des britischen Reiches besucht, möge ja nicht versäumen das Museum der ostindischen Compagnie in der Leadenhallstraße zu sehen, das jetzt eben für das Publicum eröffnet worden ist. Man hat an jedem Freitage Zutritt; für Gelehrte, welche wissenschaftliche Zwecke verfolgen, stehen die Thüren allzeit offen. Die in den verschiedenen Sälen aufgestellten Gegenstände sind ungemein reich und mannichfaltig, und bieten einen wunderbaren Anblick dar. Man hat ganz Indien mit dem Leben und Treiben seiner verschiedenen Völker und den werthvollsten Erzeugnissen seines Bodens und seiner Gewerbsamkeit gleichsam greifbar vor sich. Die Museen, in welchen ägyptische und assyrische, griechische und etruskische Alterthümer aufbewahrt werden, haben ohne Zweifel ein hohes Interesse in Anspruch zu nehmen; aber hier hat man zugleich das alte wie das neue Indien vor sich. Man tritt zuerst in den sogenannten Modellsaal, der ethnologisch von höchster Wichtigkeit ist, und sieht leibhaftig die verschiedenen Racen, Kasten und Volksclassen Indiens, mit ihren Anzügen, Wohnungen und Geräthen; man gewinnt einen vollständigen Einblick in ihr öffentliches und häusliches Leben; Alles tritt plastisch hervor. Sogar die lebenswahre und getreue Nachbildung eines Katscherri, einer indischen Gerichtssitzung, fehlt nicht; die Angeklagten stehen vor dem Richter; neben ihnen die Zeugen, Vertheidiger, Polizeidiener und Boten; der englische Sahib sitzt auf einer Emporbühne und hat die Acten vor sich liegen. Eine andere lebensgetreue Gruppe stellt bengalische Sipahiregimenter dar; wieder andere versinnlichen Natches oder Tänze, Hochzeitfeierlichkeiten oder religiöse Festlichkeiten, z. B. das Scharak Pudscha und das Fest des Dschaggernath. Alle gewerblichen Beschäftigungen der Hindu sind genau versinnlicht; man sieht wie die Leute pflügen, kochen, spinnen, waschen und weben; neben ihnen liegen ihre Geräthe und musikalischen Werkzeuge; die verschiedenen Wägen und Schiffe fehlen gleichfalls nicht. In einem zweiten Saale befindet sich das Museum der indischen Rohproducte, unter welchen insbesondere die verschiedenen Faserstoffe Aufmerksamkeit verdienen. Die Proben von Baumwolle aus Surate und Broatsch sind sehr mannichfaltig, ebenso die Theesorten aus Assam. In einem dritten Saale sind die Manufacturartikel aufgestellt. In Allem, was durch Dampf- und Maschinenkraft hergestellt werden kann, bleiben die indischen Artikel allemal hinter den europäischen zurück; so ist z. B. das Papier mangelhaft. Wo es sich aber um sinnreiche Auffassung des einzelnen Arbeiters handelt, wo es auf Feinheit der Fingerbewegung und Geschicklichkeit der Hand ankommt, da sind die indischen Erzeugnisse geradezu bewundernswürdig. Europa hat nie Gespinnste und Gewebe geliefert, welche mit den Musselinen von Dakka auch nur annähernd einen Vergleich aushalten können. Der Hindu reinigt, spinnt und webt die Baumwolle mit scheinbar sehr mangelhaften, gewiß sehr einfachen Werkzeugen, aber er bringt damit ein Gewebe zu Stande, so fein als hätte Arachne selbst es verfertigt. Ein Stück Malmal Khas, eine Art von Dakka-Musselin, 10 Yards lang und 1 Yard breit, wiegt nur 3¾ Unzen und hat nicht weniger als 1900 Fäden in der Kette. Solch ein Stück Zeug kostet 100 Rupien (zu 20 Ngr.). Alle Abstufungen von Baumwollenzeugen, von jener gewebten Luft bis zu den groben Callicos, wie der gemeine Mann sie trägt, sind im Museum durch Muster vertreten. Insbesondere ziehen Shawls aus Kaschmir und Brokate aus Benares den Beschauer an. Von dem Kincobbrokat, der aus Seide und Gold gewebt wird, kostet die Yard 30 Pf. Sterl.; man benutzt diesen kostbaren Stoff zur Verzierung von Schärpen und Turbanen. Auch die gestickten Seidenzeuge und Musseline sind höchst geschmackvoll; manchmal werden natürliche Insectenflügel und Flügeldecken in die Stickerei hinübergenommen, weil keine Kunst den Schiller und Schmelz derselben getreu wiedergeben kann. Die Filigranarbeiten aus Tritschinapally können sich mit den Genuesischen vollkommen messen; auch die Schnitzwerke und eingelegten Arbeiten, namentlich jene von Ebenholz, sind ganz vortrefflich. Im Waffencabinet gewahrt man die langen Luntenflinten der Krieger in Audh, die Keulen und Speere der Bhils und die breiten Kampfmesser der Ghurkas; daneben Schwerter aller Art und auch Schießgewehre. Eine alte Drehmuskete beweist, daß die Revolver den Indiern schon bekannt waren, als Europa oder America noch keine Ahnung von einer solchen Waffe hatten. In der Töpferkunst haben die Hindu allzeit großen Geschmack

gezeigt, und manche Vasen aus Moradabad, Kotah und Nagpore haben etrurischen Typus. In Bareilly verfertigt man vortreffliche Sachen aus Papiermaché. Das naturwissenschaftliche Museum ist noch in den ersten Anfängen, enthält aber schon manches Werthvolle.

Bad Pfäfers und Ragaz.

λ. Wer wäre in der Schweiz gewesen und hätte sich nicht zu einem Besuche des Bades Pfäfers verführen lassen, das in seiner wilden Taminaschlucht so romantisch liegt wie kaum ein anderes Bad der Welt, mit seinem Filiale Ragaz, das wir so nennen wollen, weil es sein heilkräftiges Wasser von der Quelle bei Pfäfers bezieht! Im Uebrigen ist Ragaz längst selbständig und mit seiner Lage im schönen Rheinthale einer der reizendsten, besuchtesten und mit Recht gerühmten Curorte der Schweiz. Das Heilwasser von Pfäfers entspringt aus einer Felswand über der Tamina durch mehrere Spalten und Felsritzen, und zwar sichtbar aus der Tiefe. Sein Ausfluß hat sich seit Jahrhunderten gesenkt. Wo früher die alten Badehäuser gestanden, kommt jetzt nur in wasserreichen Jahren Thermalwasser hervor; auch die Hauptquelle in einer kesselartigen Grotte tritt gewöhnlich im Winter zurück; nur die bisher unbenutzten untersten Quelladern kaum über dem Niveau der Tamina versiegen nie. Der zeitweise Mangel an Wasser bei vorhergegangenen ungewöhnlich trocknen Wintern hat in den letzten Jahren schon einige Mal nicht gestattet, daß Ragaz seinen Wasserbedarf hinreichend erhalte; einmal trat geradezu völlige Entbehrung ein (im Jahre 1855), indem Pfäfers selbst die ganze Quantität nöthig hatte. Diesem Uebelstande ist jetzt durch einen glücklichen Fund ein Ende gemacht, der für die beiden Curorte von günstigstem Einflusse sein muß. Längst schon vermuthete man, daß in der nächsten Nähe der bisherigen Quelle im Taminabett selbst sich noch Thermen befinden, die nutzbar gemacht werden könnten. Dem Badearzt im Hof Ragaz, Dr. Kaiser in Chur, gehört das Verdienst, die Sache so eifrig betrieben zu haben, daß man sich endlich zur Ableitung der Tamina aus ihrem Bette entschloß. Das Bett des reißenden Bergbachs wurde innerhalb der Schlucht gänzlich trockengelegt; und siehe! an verschiedenen Stellen sprudeln reichliche Quellen hervor. Man wird dieselben nun wasserfest fassen (der Große Rath von St. Gallen hat dazu einen Credit von 25,000 Fr. eröffnet), sodaß sie, wenn die Tamina auch wieder in ihr altes Bett eingelassen wird, dennoch gleich der alten Quelle benutzt werden können. Der Wasserreichthum der neuaufgefundenen Thermen ist so groß, daß inskünftige nicht nur das Bad Hof Ragaz keinen Mangel mehr haben wird, sondern auch der Wunsch des Dorfes Ragaz, sich mit Thermalwasser zu versehen, wird erfüllt werden können.

Neue Dorfgeschichten.

ε. Die bereits fast übermäßig reichhaltige Dorfgeschichtenlitteratur hat ein junger Poet im Gebiete der Erzählung, **Paul Stein**, neuerdings wieder mit einem artigen Bändchen vermehrt, welches unter dem Titel: „**Aus dem schwäbischen Volksleben**“ (Leipzig, bei F. L. Herbig) erschienen ist. Wenn es gestattet ist, den wegen des gleichen Locals hier allerdings besonders naheliegenden Vergleich mit B. Auerbach herbeizuziehen, so muß freilich zugegeben werden, daß der letztere sehr hoch über Paul Stein zu stehen kommt, insofern die novellistischen Versuche dieses jüngsten Dorfgeschichtenschreibers bei weitem nicht so tief poetische Offenbarungen des Volksgemüthes sind, wie die Erzählungen des Schwarzwäldler Dichters. Paul Stein ist überhaupt keine hervorragende Kraft, wenn auch immer schon eine Kraft, und zwar eine solche, die sich noch weiter entwickeln kann. Als ungemein dürftig stellt sich bei ihm für jetzt wenigstens noch die Composition dar, welche sich sogar in allen drei Geschichten, die der vorliegende Band enthält, auf ziemlich dieselbe Weise wiederholt. In jeder nämlich erscheint ein junges Liebespaar, das die Macht der Verhältnisse trennt; dazu kommt in zweien dieser Erzählungen noch eine andere Gleichartigkeit: daß der Verschmähte hier wie dort voller Verzweiflung auf und davongeht, der „großen Armee“ in die Eissteppen Rußlands folgt und dann hochgeachtet und geehrt in die Heimath zurückkommt. Beiläufig sei dazu noch bemerkt, wie es gewiß auch nicht günstig für die vorliegenden Novellen ist, daß darin auf den Enthusiasmus für Napoleon, welcher heutzutage keinen lebendigen Nachhall mehr erweckt, so viel Gewicht gelegt wird. — Die erste der drei Erzählungen: „Der Segen der Sterbenden“ schildert am treffendsten die Eigenthümlichkeit der schwäbischen Bauernnatur und trifft am ergreifendsten die Schlichtheit und Innigkeit des Volkstones, wogegen eben dasselbe von den beiden folgenden Novellen nur in Bezug auf einzelne Züge und episodische Figuren gelten kann. Zu der Conception der Hauptperson in der „jungen Hexe“ dürfte wohl die petite Fadette der G. Sand (von Frau Birch-Pfeiffer bei uns als „Grille“ dramatisirt) Manches beigetragen haben. Wenigstens ist das „Kord'le“ (Cordula) ein ebenso wildes, unbändiges Ding, welches dann durch die Liebe verwandelt wird; und in gleicher Weise, wie diese, gefällt auch sie uns in ihrer ersten Erscheinung als Kobold der Berge und Thäler viel besser, denn als das zahme, empfindsame Wesen, welches schließlich aus ihr geworden ist. Der Schluß der Erzählungen hinkt überhaupt bei Paul Stein; er eilt da zu sehr, giebt die charakteristische Weise des Dialoges meist auf und verliert sich in den altklugen und pathetischen Ton eines Berichterstatters, welcher von der naiven Darstellung am Anfang weit absteht. So ist es endlich auch in der dritten Novelle, dem „stillen Mareile“, welche nur zur kleineren Hälfte Dorfgeschichte im eigentlichen Sinne ist, dem größeren Theile nach aber ein ganz gewöhnlicher sentimentaler Liebesroman „aus der höheren Gesellschaft“.

Das Klosterleben Karls V. Von **William H. Prescott**. Aus dem Englischen von **Julius Seybt**. Preis 10 Ngr. (Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.)

Die Abdankung Karls V. noch in voller Manneskraft und auf dem Höhepunkt seiner Macht, war den meisten seiner Zeitgenossen schon ein Räthsel, zu dessen Aufklärung auch die Geschichte bis vor kurzem wenig beigetragen hat. Im Gegentheil hat sie sich eher bemüht, die Wahrheit mit romantischer Zuthat zu verdunkeln. Erst in der neuesten Zeit hat die historische Kritik angefangen, die Phantasiegebilde durch wahrheitsgetreue Darstellungen zu ersetzen. Eine solche legen wir den Lesern in der kleinen vortrefflichen Arbeit des berühmten Geschichtschreibers Ferdinands und Isabellens, Philipps II. und der Eroberung von Mexico und Peru vor. Er giebt ein getreues, zugleich pittoreskes Bild des auch noch in dem Kloster sich mit der Leitung der Geschicke der Welt befassenden, keineswegs sich nur Kasteiungen und asceti schen Uebungen hingebenden Kaisers.

Das Buch bildet zugleich Band 23 von: „Lorck's Eisenbahnbüchern, Conversations- und Reisebibliothek.“

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 21. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 22. Mai.

Inhalt.

Von Florenz nach Genf.

Erster Artikel.

Wenn man sich vom Eintritt des Winters ab fast dreiviertel Jahr lang in Italien umhergetrieben hat, und mit dem getreuen Ernst Förster von Stadt zu Stadt, von Kirche zu Kirche, von Galerie zu Galerie gewandert ist; wenn man Rom und Florenz zweimal auf längere Zeit besucht und im neapolitanischen Paradies ein monatlanges Schlaraffenleben geführt hat, — und es kommt nun mit dem Mai die große, drückende, vom Scirocco geschwängerte Hitze des Sommers, die den Tag zu einer endloslangen Siesta werden und nur die Nächte erquicklich sein läßt: dann fängt doch in der Seele des nordischen Wanderers eine gewisse Sehnsucht, wenn auch eben nicht heimathwärts nach der Sandbüchse Berlins, so doch nach transalpinischer Gebirgsluft und Schattenkühle sich zu regen an. Zumal dann wird dies unfehlbar der Fall sein, wenn es dem „forestiere tedesco" an den nöthigen Mitteln zu einer comfortabeln italienischen Villeggiatur während der Sommermonate gebricht. So kam es denn, daß auch ich, so viel Reizendes und höchst Entzückendes mich in der mediceischen Kunst-Metropole zurückzuhalten suchte, am 14. Mai Morgens plötzlich zu dem Entschluß gelangte, all' dem „Hangen und Bangen in schwebender Pein" durch schleunige Flucht nach Genf ein heroisches Ende zu machen. Bei schlechtem, stürmischem Wetter entführte mich der Dampfwagen um 11 Uhr Vormittags gen Pisa. Mein Begleiter war ein jovialer, treuherziger Opernsänger, aus dem Kärthner Lande gebürtig, eine von den lustigen oberösterreichischen Kernnaturen, denen Sorge und Gram eben so fremd sind, wie dem Vogel, der von den Bäumen pfeift. Trotz dieser überaus munteren Gesellschaft wollte sich indessen doch kein rechter Humor bei mir einstellen; ich kämpfte mit einem Gefühle, das stark nach Reue über gefaßte Entschließungen schmeckte, und der Gedanke, ohne eigentlich zwingende Nothwendigkeit, so ganz aus freiem Antriebe, dem schönen Süden den Rücken zu kehren, und mit der Extrapost des Dampfes dem Norden zugeführt zu werden, lastete auf meiner Seele. Zudem hingen die Wolken heute ausnahmsweise so bleiern über der üppigen Landschaft, daß man selbst die Umrisse der nahe liegenden Berge nicht ordentlich zu schauen vermochte. In Pisa, dem leeren, grasbewachsenen, welchem von den Tagen seiner vormaligen republicanischen Herrlichkeit, da es 120,000 Seelen zählte, kaum noch 20,000 übrig geblieben sind, und wo einst ein Fremder gegen einen andern die Wette gewann, rings um die Stadtmauern herum zu reiten ohne einem Menschen zu begegnen, — in Pisa also wurden wir durch einen wahrhaften Heuschreckenschwarm von Facchini am Bahnhof empfangen, und die Fiacrekutscher übertrafen an Unverschämtheit sogar noch ihre so übelberüchtigten Wiener Collegen. Wir aßen in der „Európa" recht gut zu Mittag, und machten dort die Bekanntschaft eines angenehmen deutschen Malers, der es lebhaft bedauerte, die Reise über Lucca und Pietra Santa nach Genua in einem offenen zweisitzigen Wägelchen, hier „parocino" genannt, nicht mit mir privatim machen zu können, da er soeben, an dem Auffinden eines Begleiters verzweifelnd, einen Platz auf der zwischen Pisa und Genua direct gehenden Diligence genommen. Auch ich hatte Ursache dies zu beklagen, denn mein Kärnthner Sänger wollte mich in Lucca schon verlassen, und ich sah daher gleichfalls einer unerquicklichen Weiterfahrt in irgend einer verschlossenen, die Aussicht mißgönnenden Postkutsche entgegen.

Bei unheimlichem Sturmschnauben wurden die Sehenswürdigkeiten von Pisa pflichtgemäß abpatrouillirt. Dreimal in meinem Leben hat mich das Schicksal in diese Stadt geführt, die wegen ihres vortrefflich milden Klima's weit berühmt ist, ohne daß es mir je gelungen wäre, die Annehmlichkeiten desselben zu kosten; denn sobald ich mich ihrem Weichbilde näherte, fand ich Alfieri's Seufzerverse bestätigt:

> „Mezzo dormendo ancor domando: piove?
> Tutta la intera notte egli è piovuto,
> Sia maladetta Pisa! ognor ripiove:
> Anzi, a dir meglio, e' non è mai spiovuto."

(Halb im Schlafe frag' ich noch: regnet's? Die ganze Nacht durch hat's geregnet, verflucht sei Pisa! oder besser gesagt, es hat nie aufgehört zu regnen.) In der That rechnet man auf Pisa durchschnittlich 120 Regentage des Jahres. Das Gesunde des Klima's liegt hier also keineswegs in dem ewig

blauen Himmel, sondern vielmehr darin, daß die Gegend sich im Allgemeinen einer ruhigen, weniger bewegten Atmosphäre erfreut, als viele andere Orte Italiens, und daß es fast nur von den milden West- und Südwinden bestrichen wird, vor den Nordost- und Nordwinden aber ganz geschützt ist, da die eine halbe Meile davon sich erhebenden Monti Pisani, eine vom Apennin sich ablösende kleine, bis zu einer Höhe von 3000 Fuß aufsteigende Gebirgskette, jenen unheimlichen Gästen einen derben Wall entgegensetzen, und sich hinter ihnen überdies noch der 6000 Fuß hohe Apennin selbst halbmondförmig jenseits Pistoja und Lucca bis an's Meer hinzieht: ein Anblick, der namentlich im Winter, wo alle Gipfel in Schnee- und Eisdiamanten glitzern, von der unteren Arnobrücke Pisa's aus genossen, wahrhaft majestätisch genannt werden muß. Die nächste Umgegend der Stadt ist etwas einförmig; sie liegt in einer fruchtbaren Ebene, etwas über eine Meile vom Meere entfernt, wohin ein höchst angenehmer Weg durch den schattigen Eichen- und Pinienwald der Cascinen führt. Der Arno, an dem sich breite Quais hinziehen, theilt die Stadt in zwei Hälften. Der Lung'-Arno von Pisa — so nennt man den wirklich prachtvollen Quai, welcher von Ost nach West an der nördlichen Seite des Flusses eine halbmondförmige Linie beschreibt, übertrifft den Florentinischen Namensvetter durch die Stattlichkeit der ihn einschließenden Gebäude, die fast ohne Ausnahme zu Fremdenquartieren eingerichtet sind. Dies ist der Corso der Stadt, auf welchem der Carneval seine Lust austobt, die allgemeine Promenade der Pisaner. Professor Wagner in Göttingen hält sie im Winter für die sonnigste und am meisten vor rauhen Winden geschützte, die sich in Italien finden läßt, und empfiehlt delicaten Personen, die sich hier häufig ihr Nest für den Winter bauen, sie nur dann zu meiden, wenn der sogenannte Libeccio, ein feuchter, im Winter manchmal zu wahrhaftem Orkan sich steigernder Südwestwind, von der Mündung des Arno hereinbläst und den Lung'-Arno seiner ganzen Ausdehnung nach bestreicht. — Trotz aller Quai-Herrlichkeit zeigen sich jedoch überall in Pisa die Spuren des Verfalls, der schon vom Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, oder im Grunde schon von der unglücklichen Seeschlacht bei Meloria datirt, welche die Pisaner 1284 gegen die Genueser verloren. Statt der Menschen haust in mancher Straße nur die neckische böotische Nymphe Echo; statt des Pflasters wuchert in mancher andern üppiges Gras; statt der Scheiben schaut man häufig genug in die leeren Fensterhöhlen palastähnlicher Häuser hinein.

Die vier Hauptmerkwürdigkeiten der Stadt, der schiefe Thurm, der Dom, das Baptisterium und der Campo Santo, liegen dicht zusammen auf einem entlegenen, geräumigen, sonnigen Grasplatze, dessen Gesammtinhalt dem Beschauer wie eine architektonische Caprice vorkommt; denn mit Ausnahme des würdevollen Campo Santo stehen alle die gedachten Bauwerke — nicht blos der bekannte Thurm, — etwas schief, und nirgends herrscht vollkommene Symmetrie und harmonisches Verhältniß. Der geschmacklose Tick, etwas Ungewöhnliches, Ungesetzmäßiges zu schaffen, tritt an allen Ecken und Enden hervor. So hängt z. B. die Kuppel des Doms scharf nach der Seite des Campanile (Glockenthurms) zu, und die Kirchenfenster, wie auch die Schiffe, sind von ungleicher Größe. Zwar ist die Aehnlichkeit dieses Bauwerkes mit dem Florentiner Dome nicht zu verkennen, und der wohlbekannte byzantinisch-toscanische Baustyl tritt uns auch hier sofort klar genug entgegen, wenn schon in Florenz das germanische Element vor dem byzantinischen vorherrscht; doch aber muß bemerkt werden, daß der Dom von Pisa der genannten Nachbarkirche gegenüber mancherlei Vorzüge geltend machen darf. Erstens nämlich sein ehrwürdiges Alter, denn er stammt aus dem Jahre 1063, während der von Florenz erst im Jahre 1298 von Arnolfo da Colle begonnen ward. Ferner ist die der heiligen Jungfrau geweihte Kathedrale von Pisa das nationalste aller Kirchenmonumente und die prachtvollste Siegestrophäe, die je ein Volk sich selbst errichtet hat; denn sie wurde gebaut zur Verherrlichung der großen Schlacht, welche der Consul der Pisaner, Orlandi, gegen den König Robert von Sicilien bei Palermo gewann. Mag nun, worüber die Gelehrten noch uneinig sind, der Baumeister Buschetto oder Rainaldo geheißen, oder mögen, was am meisten Wahrscheinlichkeit für sich hat, beide Männer sich in den Ruhm der Schöpfung zu theilen haben, und Einer dem Andern gefolgt sein (denn erst 1103 wurde der Bau beendet und 1118 durch Papst Gelasius II. eingeweiht): soviel ist gewiß, daß ihr Werk als ein edles Zeugniß für das hohe Alter, den Glanz und die fast ununterbrochene Dauer der Kunstthätigkeit im hochbegnadigten Land Italia dasteht. Welchen erhabenen Eindruck macht nicht die vordere Façade mit ihren in fünf Reihen aufmarschirten 54 Säulen! Welche Kunst steckt nicht in den Sculpturen des Giovanni da Bologna und seiner Mitarbeiter Francavilla, Tacca, Mochi ɛc. an der mächtigen bronzenen Haupteingangsthür! Welches zur Andacht erhebende Dämmerlicht fließt nicht durch die hundert kleinen gemalten Fenster in die alte würdige Basilika hinab, deren Dach auf 74 meist antiken Säulen ruht! Und dann endlich — welche Fülle schöner Gemälde birgt nicht ihr Inneres! Vorzüglich zu nennen sind hier eine tief-innige heilige Agnes mit dem Lamm, Petrus, Johannes, die heilige Margaretha und Katharina von dem liebenswürdig-ernsten Andrea del Sarto; ein Opfer Abrahams und eine Grablegung von Giovanni Antonio Razzi, genannt Sodoma, der den Gesichtern Leidender und Sterbender einen so ergreifenden Ausdruck zu geben verstanden hat; endlich das Martyrium des heiligen Ranieri von Benedetto Luti, dem letzten Maler der Florentinischen Schule (1666—1724), vieler anderen Kunstwerke nicht zu gedenken. Das Battisterio (die Taufcapelle), unmittelbar hinter dem Dom, im Jahre 1152 von Dioti Salvi erbaut, zeichnet sich durch große Eleganz und Originalität aus. Namentlich hervorragend sind die vortrefflichen Basrelief-Sculpturen, womit die Haupteingangsthür und der Architrav geschmückt sind; sie stellen das Martyrium St. Johannis und verschiedene Scenen aus dem Leben des Heilandes dar; die Feinheit der Ausführung kündigt bereits die Morgenröthe der schönsten Tage Pisanischer Kunst an, welche jeder andern Schule in Italien beflügelten Schrittes voraneilte. Auch die Kanzel des Niccola Pisano ist eines jener Meisterwerke, die lautes

Zeugniß dafür ablegen, welchen ungeheuren Fortschritt die Kunst im Allgemeinen diesem Manne verdankt. Sie stammt aus dem Jahre 1260, ist sechseckig, von sieben Säulen getragen, die auf Löwen und anderen Thiergestalten ruhen, und 13½ Fuß hoch; fünf Reliefs zieren die Kanzelbrüstung, unter denen sich sechs allegorische Figuren in Karyatidenform, Fides, Innocentia, Fidelitas, Humilitas, Fortitudo und Caritas, befinden. Propheten und Evangelisten stehen in den Bogenwinkeln, und unter dem Lesepult breitet ein Adler seine Fittiche aus. Die zwölf korinthischen Granitsäulen und vier Pilaster, welche die Kuppel der Kapelle tragen, sind antik. — Auf der entgegengesetzten, der Stadt zugekehrten Seite des Doms steht der cylindrische Glockenthurm mit seinen sieben Etagen von Säulengängen übereinander und seiner bizarren Neigung nach links, die mehr als 12 Fuß beträgt. 1174 von Wilhelm von Innsbruck und Bonano aus Pisa erbaut, mißt er im Ganzen 142 Fuß; die Aussicht von der Plattform ist entzückend. An der Absichtlichkeit der schiefen Bauart ist wohl nicht mehr zu zweifeln; denn dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß der Thurm nicht in einer gradlinigen Richtung schief emporgeht, sondern daß die Baumeister vom dritten und fünften Stockwerk ab ein wenig links eingelenkt haben, um die schiefe Richtung mit noch mehr Eclat hervortreten zu lassen. Auch würde doch, wäre die Annahme einer Schiefheit aus Gründen schlechter baulicher Construction richtig, das täglich stattfindende Läuten mit den oben hängenden sieben Glocken ein so gefährliches Experiment sein, daß die Polizei es füglich verbieten müßte. Der absichtliche Querkopf aber hält diese Erschütterung mit großem Gleichmuth aus.

Ein sehr eingehendes Studium erfordert das Campo Santo, jenes düster erhabene Museum der Kunstherrlichkeit aller Jahrhunderte und Nationen, wo die Werke Bernini's und sogar Thorwaldsens neben alten griechischen, etruskischen und römischen Marmormonumenten prangen, und die älteste italienische Malerkunst des 14. und 15. Jahrhunderts in unsterblichen Fresken, meist biblische Gegenstände darstellend, ihre schönsten Triumphe feiert. Da begegnen wir vor Allen dem Altvater Martini (genannt Simone da Siena), dessen Jugendzeit sogar noch dem 13. Jahrhundert angehörte (lebte von 1276—1344); dann den tief und heilig empfindenden Meistern Andrea di Cione, genannt Orcagna (1329—1389) und seinem Bruder Bernardo aus Florenz; den Gebrüdern Ambrogio und Pietro Lorenzetti aus Siena, die um 1330 thätig waren; ferner den der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehörigen Florentiner Malern Francesco da Volterra, Antonio Veneziano, Pietro di Puccio aus Orvieto und Spinello d'Arezzo († nach 1408), sowie endlich dem Rafael jener ersten glorreichen Kunstepoche, Benozzo Gozzoli aus Florenz (1400—1478), der in zwei Jahren 23 der kostbarsten Freskobilder hier vollendete — eine Riesenarbeit, die Vasari in seinem Werke: „Vite de piu eccellenti pittori etc.“ (1568) „terribilissima, e da metter paura a una legione di pittori“ nennt. Bereits im Jahre 1283 brachte Giovanni Pisano, der Sohn des Niccola, und diesem als Architekt noch bei weitem überlegen, den Bau zu Stande, der den großen Männern der Republik Pisa als Ruhestätte geweiht wurde. Das Ganze bildet im Innern einen weiten viereckigen Corridor mit 62 Spitzbogenfenstern, welcher einen Grasplatz umschließt, dessen Erde aus Palästina stammt. Von außen zeigen sich 43 flache Arcaden auf 44 Pilastern, deren Capitäle mit Figuren verziert sind. Um die Kunstschätze dieses unvergleichlichen Museums recht gründlich zu studieren, ist das schöne Kupferwerk des Paolo Lasinio, dessen Vater Carlo von Napoleon I. zum Conservator des Campo Santo ernannt wurde, sehr zu empfehlen, zumal die Originalien zum Theil schon sehr stark mitgenommen und daher dem Auge des Beschauers kaum mehr kenntlich sind.

Um fünf Uhr Nachmittags flogen wir auf der Eisenbahn nach Lucca, auf der rechten Seite fortwährend von der schöngeformten Berglinie der Monti Pisani begleitet. Lucca ist eine sehr freundliche Stadt mit fast 24,000 Einwohnern, und zeichnet sich besonders durch die große Menge hübscher Frauen aus, die alle Fenster und Straßen zieren. Sie haben fast schon den südfranzösischen Typus, d. h. eine größere Beweglichkeit in den Gesichtszügen, als sie dem plastischen italienischen Antlitz im Allgemeinen eigen zu sein pflegt; doch ist ihr Teint von blendender Weiße, wie der Carrara'sche Marmor, der nicht weit davon gebrochen wird. Trotz des unwirschen Wetters machten wir, nachdem ich mich eine Stunde lang vergeblich nach einem Vetturin für die Tour nach Genua umgesehen, einen Spaziergang auf dem Glacis, das die Stadt rings umgiebt und überallhin hübsche Aussichten auf üppige Wiesen und grünbebuschte Berge darbietet. Diese wohlbepflanzten und auch fahrbaren Boulevards, ehemals Fortificationen, deren Errichtung dem kleinen Staate die ungeheure Summe von fast 5½ Mill. Francs gekostet, bilden wirklich einen der schönsten Corso's, die man in Italien sehen kann. Ueberhaupt ist es schwierig, das kleine, jetzt mit Toscana vereinigte Herzogthum zu durchstreifen, ohne von der Mannichfaltigkeit und Anmuth der Ortschaften, von dem Reichthum des mit Wein, Oliven und Kastanien bedeckten Hügellandes auf das angenehmste berührt zu werden, und vor Allem die arbeitsame Intelligenz der Einwohner zu bewundern, welche die Agricultur in der That zu einem staunenswerthen Grade der Vollkommenheit gebracht haben. Auch ist die Seelenzahl im Verhältniß zum Areal eine außerordentlich hohe zu nennen; denn es wohnen hier durchschnittlich 456 Menschen auf der Quadratmeile, was wohl hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß fast jedermann in dem kleinen Lande Grund und Boden besitzt. Die Stadt Lucca selbst, welche einige in künstlerischer Beziehung sehr interessante Kirchen und Paläste aufzuweisen hat, dehnt sich in einer von Bergen fast rings umschlossenen Ebene unweit des linken Serchio-Ufers hin. Die mächtige Kathedrale San Martino reicht ihrem Ursprung nach bis zum Jahr 1060 hinauf, obwohl die dreistöckige und mit vielen Sculpturen gezierte Façade, von Giudetto, erst 1204 gebaut ward. Die Grundform dieser ehrwürdigen Kirche ist ein lateinisches Kreuz; zahlreiche Gemälde schmücken sie. Noch älter ist die schöne, große Kirche S. Frediano, dicht bei der Porta S. Maria und der Universität; ihre prächtige Mosaikfaçade rührt aus dem 12. Jahrhundert, während der Ursprung der Kirche selbst

sich bis ins 7. rückwärts verliert. Mit Recht nennt man sie auch heute noch: Basilica Longobardorum, denn diesem Volke schon, welches von 568 bis 774 fast ganz Italien beherrschte, diente sie als Andachtsstätte.

Für die Nacht bot das Wirthshaus, Croce di Malta, leidliches Unterkommen. Am folgenden Morgen, dem glücklicherweise wieder eine freundlichere Sonne leuchtete, obwohl es noch immer stürmisch blieb, machten wir einen Spaziergang vor die Stadt an das Ufer des Serchio, der etwa eine halbe Stunde nördlich vorbeifließt. Welch' liebliche, vollbefriedigende Umschau genossen wir hier! Da rollte just wie von ungefähr ein kleiner leerer Einspänner an uns vorbei, und der Kutscher rief uns wie im Scherze zu, ob wir nicht mit ihm nach Pistoja fahren wollten? Mein lustiger Oesterreicher sah diese Offerte wie einen Wink des Himmels an, mich nicht noch weiter nach Genua zu begleiten, wozu er Anfangs Lust bezeigte, sondern flugs nach Florenz zu seinem Maëstro Romani heimzukehren, um seine italienischen Opernstudien dort fortzusetzen, und sich zu einem Gastspiel an der Pergola (dem dortigen besten Theater) vorzubereiten. Die Trennung von diesem muntern Zeisig that mir herzlich leid; aber was half's: er carriolte, irgend eine italienische Addio-Arie trällernd, gen Osten, und zwei Stunden darauf fuhr auch ich mutterseelenallein auf der Straße nach Pietra Santa in einem vornehmen Zweispänner westwärts von dannen. Dort wollte ich die Hauptstraße nach Genua wiedergewinnen, denn die Post geht jetzt nicht mehr, wie ehemals, über Lucca, sondern direct an der Meeresküste hin von Pisa nach Genua, sodaß man, um Lucca zu sehen, einen besondern Abstecher zu machen genöthigt ist. Der Weg, den ich verfolgte, ist überaus bergig, doch voll von landschaftlichen Schönheiten. Man glaubt fortwährend in einem Garten zu fahren. Einen kostbaren Blick in die üppige ligurische Ebene genießt man von dem Gipfel des etwa auf der Mitte des Weges sich erhebenden Monte di Chiesa, über welchen die Straße sich windet. Ich stieg aus meinem Wagen, um mich des reichen Panorama's mit Muße und Andacht zu erfreuen. Hier erschien auch bereits das Meer wieder vor meinen Augen, dessen Anblick ich seit Neapel entbehrt hatte. O du blaue, mittelländische Fluth, du schönster Rahmen um das schönste Land, ists möglich sich je satt an dir zu sehen?!

„Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal,
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimathverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen."

Um vier Uhr Nachmittags langte ich in dem freundlichen Städtchen Pietra Santa an, wo mich der sehr elegante neue Gasthof von Bertolani Fratelli (Hôtel de l'union) mit Francs-Rechnung aufnahm, die im benachbarten sardinischen Königreiche allgemein üblich ist. Ich mußte hier übernachten, da die Pisaer Post den Ort am Morgen früh passirt; es blieb mir also alle Muße übrig, mir die hübsche Hauptkirche, die dem heiligen Martin geweiht ist, und die für eine Kathedrale gelten könnte, genau zu betrachten. Die Architektur, aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammend, ist geschmackvoll, und die an der Façade befindlichen Sculpturen, auf die Geschichte des Heiligen bezügliche Gegenstände darstellend, sind in gutem Styl gearbeitet. Im Innern zeichnen sich vier pfirsichfarbene Säulen durch seltene Schönheit aus, und auch der uralte, mit zierlichen Basreliefs geschmückte achteckige Taufstein von weißem Marmor verdient alle Beachtung. Gegen Abend wanderte ich noch bei großer Schwühle nach einem benachbarten Klosterkirchlein, und verträumte, nachdem ich einer stillen Messe andächtig beigewohnt, auf dem daranstoßenden schönen Campo Santo friedlich gelagert zwischen den Symbolen des Lebens und des Todes, einer Cypresse und einem Lebensbaum, ein Paar süße Dämmerstündchen, bis die liebe Sonne ganz hinabgestiegen war ins nahe rauschende, doch von hier aus unsichtbare, die Phantasie daher nur doppelt anregende Meer. Da fiel mir das Heine'sche Lied aus dem zweiten Nordseecyklus ein, wo die Sonne eine schöne Frau genannt wird, die den alten Meergott aus Convenienz geheirathet, und des Tages über freudig, purpurgeputzt und diamantenblitzend, allgeliebt und allbewundert am hohen Himmel wandelt, aber des Abends trostlos, gezwungen, wieder zurückkehrt ins nasse Haus und in die öden Arme des greisen Gemahls. Das ist nun freilich eine recht schnurrige Vorstellung, und doch — wenn man so ganz mutterseelenallein in fremdem Lande auf einem einsamen Kirchhofe gesessen, und bei dem fernen Rauschen des Meeres dem Verscheiden des Tages zugesehen hat, — da fällt Einem manches curiose Zeug ein, und auch der tollste Mährchenspuk will Einem dann ganz plausibel erscheinen. Dem Italiener freilich kämen solche Grillen nicht in den Kopf; und brächte er die ganze Nacht unter Gräbern und Särgen zu, er empfände deshalb doch noch lange kein deutsches Gruseln. Die Natur hat für ihn nichts Schauriges und Räthselhaftes; er sieht in ihr nur eine ewig lächelnde Freudenspenderin, und da er alle seine Eindrücke ihr verdankt, und sich mit selbsterdachten Hirngespinnsten niemals abquält, so erscheinen ihm auch keine Gespenster. Sein Aberglaube bezieht sich nur auf lichte Himmelswunder, die die Seele dichterisch emporheben, nicht aber auf das unheimliche clair-obscur unseres nordischen Geisterspuks, vor dem sie krankhaft zurückschrickt. —

Früh um sechs Uhr weckte mich der Wirth, ein ächter wälscher Fremdenrupfer, mit der unangenehmen Nachricht, daß auf der soeben aus Pisa angekommenen Genueser Post kein Platz mehr für mich sei, und ich daher am besten thun würde, mit seinem eigenen „bellissimo legno" (trefflichen Geschirr) in Begleitung zweier wackeren Signori Abbati und einer höchst ehrsamen Donna nach Chiavari zu fahren, um dort weitere Gelegenheit gen Genua zu nehmen. Mir blieb keine Wahl, und gegen sieben Uhr ging's denn im engen unbequemen Vetturinkasten mit den beiden geistlichen Herren und der „nipote" des Einen, einer würdigen Matrone niederen Standes, die schöne, üppige Riviera di Levante entlang, im gemüthlichen Zoddeltrab fürbaß nach Chiavari. Ich setzte mich bald auf den Bock, um der reizenden Gegend näher ins Auge zu schauen; sie entfaltete mit jedem Schritt neue Zauber. Die Straße, dem

Küstenlauf folgend, wenn sie auch zuerst noch in einiger Entfernung vom Meere bleibt, erinnert lebhaft an die treffende Bemerkung des alten Plutarch, daß die ergötzlichsten Landreisen diejenigen sind, welche man längs des Meeres macht, und die schönsten Seereisen umgekehrt die, welche dem festen Lande entlang unternommen werden. Vor Massa, das eines Viehmarktes wegen ein sehr buntes, lustiges Ansehen hatte, überschritten wir die Modenesische Grenze; die Abbati wußten indessen das drohende Visitationsunglück durch geschickte Redensarten abzuwenden, wofür ich ihnen nicht wenig Dank zollte. Der ältere, ein dicklich-joviales Männchen mit kugelrundem, schweißtriefendem Antlitz, amüsirte mich durch eine ganze Fluth naiver Bemerkungen, denen zu Liebe ich den Fensterverschlag, welcher den Bock vom inneren Kutschenraume trennte, fortnehmen ließ, und so in die Lage kam, auf der ganzen Fahrt, so oft es mir beliebte, sein andächtiger Zuhörer sein zu können. Er pflegte seinen hagern, langen, ernsten, bleichen Confrater, der, bedeutend jünger als er, trotz der weichen Melancholie seines Blickes, den fanatischen Priester weit mehr zur Schau trug, als der gutmüthig-behagliche, geschwätzige Falstaff, beständig „caro Cicerone“ zu nennen, und dies zwar aus dem Grunde, weil der Hagere sich bald als ein großer Enthusiast für die alten Classiker und vornehmlich für Cicero documentirte, und bei allen Wendungen des Gesprächs stets ein gelehrtes Citat zur Hand hatte, dessen Sinn dem Dicken, wie er offenherzigst eingestand, völlig dunkel blieb. „Naturalia non sunt turpia,“ das war der einzige lateinische Brocken, den Dieser aus dem Schiffbruch seiner Schulweisheit gerettet hatte, und wenn es wohlanständig wäre, hierzu weitere praktische Illustrationen zu liefern, so vermöchte ich aus unserer gemeinsamen Reise noch ganz andere Curiosa mitzutheilen, als den classischen Ausruf, womit er den einst auf einen Augenblick ausgestiegenen Collegen bei seiner Rückkehr in den Wagen begrüßte: „Povero Cicerone, ha lasciato acqua!“ — Uebrigens war auch der spaßhafte Dicke ein höchst ehrenfester, gläubiger Katholik. Der Großherzog von Toscana galt ihm als das Musterbild eines Regenten, weil er nie eine Messe versäume; das ganze Unglück Italiens, meinte er, käme nur von den miserablen „impiegati“ (Beamten), die sogar am Venerdi Santo (Charfreitag) Fleisch zu essen sich nicht entblödeten. Als wir zwischen Massa und Carrara den steilen Berg, la foce, neben dem Wagen hinauf wanderten, preßte mir der alte Bonze durch einige neugierige Fragen glücklich das Geständniß ab, daß ich ein preußischer impiegato sei, und nannte mich von Stund' ab, ohne sich auf eine weitere Inquisition einzulassen, wie es mit meinen sonstigen Principien aussehe, nicht anders mehr als „Vossignoria“ mit Hinzufügung aller möglichen Respectsversicherungen. Der Jüngere dagegen, durch meine Enthüllung gleichfalls näher auf mich aufmerksam gemacht, beschloß sofort, mir quoad fidem auf den Zahn zu fühlen. Er setzte sich zu mir auf den Bock hinaus und fing an sein Terrain mit vieler Geschicklichkeit zu sondiren. Es machte mir Spaß, mich stundenlang hinter so zweideutigen Antworten zu verschanzen, daß er zu keiner Gewißheit über meine vermuthete Ketzerschaft zu gelangen vermochte. Endlich aber platzte er mit der plumpen Frage heraus: „E Lei è Cristiano?“ Das „no, io sono Protestante“, welches darauf ebenso plump meinerseits replicirt ward, jagte ihm einen solchen Schreck ein, daß er auf längere Zeit verstummte, und doch hatte ich ganz richtig im Geiste der katholisch-italienischen Sprache geantwortet, wonach der Ausdruck „Cristiano“ stets für identisch mit „Cattolico“ genommen wird, während die übrigen christlichen Secten oder Kirchen von dem allgemeinen Epitheton consequenter Weise ausgeschlossen bleiben. Schon glaubte ich, mein Priester habe mich für Zeit und Ewigkeit aufgegeben, als er plötzlich wieder redselig wurde, und allen Ernstes begann, den ihm durch sein Amt gebotenen Versuch zur Proselytenmacherei ins Werk zu setzen. Zunächst frug er, ob ich nicht wisse, daß Italiens Herrlichkeit schon viele verirrte Seelen auf eigenthümliche Weise afficirt und in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt habe? Ob ich denn ein Feind der katholischen Kirche sei, und weshalb? Ob ich noch einmal nach Italien zurückzukehren gedächte? Dann möchte ich bei ihm in Florenz einkehren, um von den tiefen Wahrheiten seiner Religion mehr zu erfahren. Auch sollte es mir äußerlich an nichts fehlen. Endlich schloß er: „Lei anche se dovrebbe far cattolico.“ Ich lächelte ob dieses Anmuthens; er stutzte und schwieg abermals eine Zeitlang. Dann sah er mich mit sehr liebevollen, milden Augen an, und sprach in fast wehmüthigem Tone, der mehr als alles Andere die redliche Gesinnung seines Herzens verrieth: „Gioberti e Mazzini (zwei neuere zelotisch-katholische Schriftsteller) dunque sarebbero i sui inimici; ma io no lo sono, perche la nostra santissima religione domanda che noi siamo fratelli con tutti gl'altri.“ Man kann sich denken, wie sehr mich dieses Zeugniß von Toleranz überraschte. Auch war von dem Augenblick an von weiteren Bekehrungsversuchen nicht mehr die Rede; unsere Unterhaltung nahm einen völlig zwanglosen Charakter an, und obwohl er mir bei einer abermaligen langen Fußwanderung einen steilen Berg hinan die alleinseligmachende Kraft der katholischen Kirche nochmals daraus zu beweisen suchte, daß alle großen italienischen Dichter, Dante, Tasso, Petrarca und Ariost, Katholiken gewesen seien, und die einzigen deutschen Poeten, die er als solche gelten lassen könne, Klopstock wegen seiner Messiade und Schiller wegen seiner Maria Stuart, es gewiß auch gewesen sein müßten (ich ließ ihn bei diesem frommen Glauben!): so konnte ich doch der Einseitigkeit und Beschränktheit seiner Bildung unmöglich gram sein, sondern mußte ihn schon um der Kindlichkeit seines Wesens willen ordentlich lieb gewinnen. Ja als er mir nun gar die Frage vorlegte, ob ich, der ich so große Liebe zur Litteratur zeige, nicht schon ein Buch habe drucken lassen, und er dann auf meine bejahende Antwort mit einem schweren Seufzer ausrief: „Ach, wie glücklich sind Sie; ich bin zu diesem heißersehnten Ziele noch nicht gelangt!“ — da hätte ich mich ihm vor lauter herzlichster Zuneigung sofort als Verleger seiner sämmtlichen ungeborenen Werke anbieten mögen, wäre ich nur Cotta oder Brockhaus und nicht ein armer wälscher Tourist à la Seume gewesen! —

Doch halt, — da liegt wunderbar schön zwischen seinen

schneeweißen Marmorfelsen an dem in romantischer Wasserfülle rauschenden Bergstrom Carrione das Bildhauer-Eldorado Carrara! — Es ist bei Gott! kein Wunder, daß diese Stadt so viele Sculptoren erzeugt hat, unter denen wir nur den römischen Baratta, den neapolitanischen Giuliano Finelli, die Florentiner Pietro und Fernando Tacca, den Venetianer Danese Cattaneo und den Heros der jetzt lebenden wälschen Bildhauer und Schüler von Thorwaldsen, Tenerani in Rom, nennen wollen. Adel und Geistlichkeit — Alles widmete sich hier der edlen Kunst des Pygmalion, und noch heute reihen sich die Bildhauerwerkstätten dicht aneinander. Auch des unvergeßlichen Rauch Namen fand ich an einer Scheunenthüre mit Kreide angeschrieben; vermuthlich lagen dort Blöcke für ihn. Der jährliche Export des kostbaren Materials beläuft sich auf 70,000 Cubik-Palmen (mehr als 15,639 Mètres), und die öfters laut gewordene Besorgniß, daß die Marmorbrüche bald erschöpft sein würden, ist eine reine Erdichtung, um den neuerdings auf Corsica entdeckten weißen Marmor in Aufnahme zu bringen. — Hinter Carrara beginnt eine der lächerlichsten Frauentrachten, die ich je gesehen. Die meisten Weiber tragen nämlich ein ganz winziges Miniatur-Hütchen von Stroh auf den Zöpfen des Hinterkopfs, das sich von Weitem wie ein Vogelnest ausnimmt, und dessen Zweck schwer zu ermitteln ist, denn für eine Zierde dürfte es kaum gelten können. Avenza und Sarzana, kleine, nette, reinliche Städte, bieten nichts besonders Merkwürdiges dar, obschon man sich bei letzterer Stadt unwillkürlich des hier geborenen großen Papstes Nicolaus V. und des Stammvaters der Familie Buonaparte, Luigi Maria Fortunato, erinnert, der im Anfang des 17. Jahrhunderts in Sarzana residirte und 1612 nach Corsica übersiedelte. Hinter Sarzana trat der eigenthümliche Umstand ein, daß wir Passagiere zum Aussteigen veranlaßt wurden, um uns auf einer Barke über den ziemlich beträchtlichen Fluß Var setzen zu lassen, während unser Fuhrwerk leer durch den Strom schwamm. So ursprüngliche Einrichtungen machten mir blasirtem Chaussée- und Eisenbahn-Touristen stets ungemeine Freude; fand man dadurch doch endlich das leidige, langweilige Wort widerlegt: „Nichts Neues mehr unter der Sonne.“ Mittags um zwei Uhr langten wir in der freundlichen Hafen- und Badestadt La Spezia an, deren Luft und Lage so überaus angenehm und weit berühmt sind. Der Ort hat zudem ganz das Aussehen eines deutschen Modebades mit wohlgepflegten Promenaden rings umher. Nur unser Mittagsmahl im Wirthshause hielt den Vergleich nicht aus, und wir wurden dabei obendrein vom Kellner auf jede nur erdenkliche Art geschröpft. Ich hoffte immer, meine Signori Abbati würden ihre lieben Landsleute in dieser Beziehung in Ordnung zu halten verstehen; allein ich fand sie dem Betrug der Gastwirthe ebenso wehrlos preisgegeben, als es dem schülerhaftesten Forestiere nur begegnen mag. Auch nahmen sie die Schnellereien, was freilich sehr vernünftig, weit mehr von der humoristischen, oder doch von der fatalistischen Seite, während mir das beleidigte Rechtsgefühl bei solchen Gelegenheiten noch immer das Blut zu Kopfe trieb.

A. v. W.

Die Thugs in Indien.

Die neueste Zeit hat in Indien das Bestehen einer Verbindung von mehreren tausend Genossen dargethan, die durch das ganze ungeheure Reich einander als Brüderschaft anerkennen, sich Thugs oder Thags nennen und vom Cap Comorin bis an das Himalayagebirge unzählige Schlachtopfer mordeten, deren Mord aber selten oder nie ans Tageslicht kam. Wenn Einzelne erdrosselt gefunden wurden, so verlautete wohl manches von der Gewandtheit der Räuber, ohne daß jedoch irgend ein Mensch geahnt hätte, daß eine soweit verzweigte Verbindung die Hand dabei im Spiele gehabt. Lord William Bentinck hat das Verdienst, die ersten Aufklärungen nicht allein gegeben, sondern auch das System dieses Vereins, soviel das in einigen Jahren möglich war, vernichtet zu haben.

Die Thugs theilen sich in Burka's oder Meister der Kunst und in Kubùla's oder Lehrlinge. Ein Burka versteht aus dem rohen Stoffe, den er durch ganz Indien verbreitet genug findet, binnen kurzem eine vollkommene Räuberbande zu errichten; man achtet daher auf deren Habhaftwerdung am meisten. Es gehen einige Grade vorher, die man durchlaufen muß, ehe man zu dieser Ehre gelangt. Wer eingeweiht sein will, wählt sich einen Erfahrenen zum Gùrù, oder geistigen Lehrer, und ersieht sich dann ein Opfer aus, an dem er sein Probestück ablegen könne. Vor der That befragt man die finstere Göttin Kali, die nur durch Menschenopfer zu sühnen ist, um Vorbedeutungen, und erst mit ihrer Einwilligung wird der Mord vollzogen; giebt sie ein böses Omen, so wird er verschoben. Hat sie den Mord geheiligt, so nimmt der Gùrù ein Schnupftuch, wendet sich gegen Westen, knüpft eine Rupie oder andere Silbermünze hinein und überreicht es dem ehrfurchtsvoll wartenden Schüler (Tscheila), der alsbald von einem Schumsich, Handhälter, begleitet, sein Opfer erdrosselt; dann verbeugt er sich vor seinem Lehrer und berührt dessen Füße mit seinen Händen, zum Zeichen des Dankes für die Ehre, die er ihm erwerben half; und er darf nun an den Wahlen der Bertoti's (Erdrosseler) theilnehmen. Dann bezahlt er die Sporteln mit nur einigen Rupien und giebt ein Festmahl seinem Gùrù und dessen Familie und Verwandten; je nach den Umständen, in denen er lebt, beschenkt er sie auch mit Kleidern rc. Dieses Band gilt dann für die spätere Zeit als eines der heiligsten. Die Eingeweihten reisen nun unter den verschiedensten Gestalten und Namen durchs Land, in Gesellschaften zu Zehn, auch wohl zu Hunderten, als Handelsleute, Pilgrime, Sipahis, die Dienst suchen oder aus dem Dienst heimkehren; mitunter stellt einer einen Rajah vor, und die übrigen bilden sein Gefolge; ist die Bande zu zahlreich, so theilt sie sich und trifft sich nur an verabredeten Plätzen. Die erfahrensten Mitglieder der Bande suchen einzelne Reisende auf und schleichen sich in deren Vertrauen ein, — und am ersten besten Ruheplatz wird die Mord-

that verübt. Wird dem Reisenden die eine Gesellschaft verdächtig, so entgeht er doch selten der andern; theilt er seinen Verdacht mit, so geht man auf seine Meinung ein und schließt um so engere Freundschaft. Auf jeden zu Tödtenden kommen zwei Thugs, einer, der Hände und Füße hält, und einer, der die Schlinge umlegt; man begräbt die Körper, die der schnelleren Fäulniß halber zuvor verstümmelt werden. Hunde erschlägt man in der Regel auch, damit sie die Leichname ihrer Herren nicht aufstöbern können. Auf diese Weise schaffen die geheimen Mörder ganze Familien aus dem Wege, und die gefangenen Bandenhäupter erzählen diese Abscheulichkeiten mit einer unbeschreiblichen Gemüthsruhe. Sie bezeichnen ihre Hauptaffairen nach der Zahl der Ermordeten. Hier nur ein Beispiel, das zugleich die Geduld und Folgerechtigkeit, mit der sie ihre Pläne verfolgen, bezeichnet; es war die „Setrüh", die Geschichte mit den sechzig Seelen, wie sie der Anführer Dorga selbst erzählte.

„Als der General Wellesley Gawilpur eingenommen hatte, gab er es zurück an Nagpore Rajah, der Gurib Sing zum Befehlshaber der Festung einsetzte; er sandte seinen jüngern Bruder Ghijan Sing mit einem Gefolge und mit Geldsummen in das Gebiet von Audh und in das Flußgebiet des Ganges und Dschumna, um Rekruten für die Besatzung anzuwerben. Ghijan Sing kam im Juni durch Wagpur und Dschululpur, als wir uns dort gerade von mehreren Punkten, nach denen wir Ausflüge gemacht hatten, vereinigten. Sein Gefolge bestand aus 52 Männern, 7 Frauen und einem vierjährigen Brahmanenknaben. Einige von unseren Banden wohnten in der Stadt, andere in deren Umgegend und am Wege nach Mirzapur, am Teiche Adhar. Sobald wir die Ankunft dieser Fremden erfuhren, sandte jede Abtheilung einige ihrer bedeutendsten Mitglieder ab, um sich unter sie zu mischen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Anfänglich suchten wir sie zu trennen, allein obgleich sie sich auf dem Wege erst vereinigt hatten, wollte sich das nicht ins Werk richten lassen; darum beschlossen wir, alle unsere Banden zu vereinigen und sie auf den unwegsamsten einsamsten Straßen zu führen, bis wir einen Platz fänden, der sich dazu eignete, sie alle auf einmal zu tödten. Als wir Sihora erreichten, überredeten wir sie, die Landstraße zu verlassen und über Tschundia und das alte Fort Bundupur zu ziehen, ein Weg, der durch große Grassteppen und unbewohntes Land führt. Diesen ganzen Weg zogen wir mit ihnen, ohne eine passende Zeit oder Ort für unsern Plan zu finden, und erreichten Rivah, täglich mehr ihr Zutrauen gewinnend. Endlich hinter Tschitterkot entdeckten unsere vorausgesandten Leute einen zweckmäßigen Platz in einer Steppe, wo auf mehrere Meilen keine Wohnung nahe war. Wir zogen nun von Byrvala Czau (dem Dorfe des Feigenbaums) aus, kurz nach Mitternacht und wohl vorbereitet zum Morde. Ein Jeder war an seinem Posten; zwei Thugs bei jedem Reisenden, die übrigen in Zwischenräumen auf der ganzen Linie vertheilt als Rückhalt; die beiden Begleiter unterhielten ihre Leute. Als wir den Platz erreicht hatten, gab man zuerst im Nachtrab das Zeichen und dann an verschiedenen Punkten bis zu den vordersten Reihen; alle wurden ergriffen und erdrosselt, bis auf den Knaben. Es war nun der Morgen nahe, und die Leichname konnten nicht mehr sicher begraben werden; wir bestatteten sie daher einstweilen am Bette des Flusses, bedeckten sie mit Sand und zogen mit dem Knaben und der Beute nach Tschitterkot in der Absicht, am nächsten Abend eine Abtheilung zurückzusenden, um die Todten sicher zu beerdigen. Die Regen waren eingetreten, und es regnete den ganzen Tag ziemlich stark, dennoch ging die Abtheilung hin, aber der Fluß war schon angeschwollen und hatte alle Körper bis auf zwei oder drei weggespült; diese fanden sie locker bedeckt und stießen sie in den Strom, um den übrigen zu folgen." — Den Knaben erzog man für das Thuggewerbe.

Unweit Gawilpur kamen auch 500 Rekruten auf ähnliche Weise um. Sie lagerten dort und bewachten einen Theil des aus dem Fort gezogenen Schatzes, da erschienen an 1000 vorgebliche Sipahis, die Dienst suchten und sich in der Nähe lagerten; am Morgen aber waren sie verschwunden mit dem Schatze, und die übrigen lagen erdrosselt umher. Bei Burwahaghat am Nerbudda erbeuteten 160 Thugs einen Schatz von 20,000 Pf. Sterl. auf diese Weise, doch gebrauchten sie hier auch scharfe Waffen außer der gewöhnlichen, der Schlinge. In Bengalen ändern sie ihren Operationsplan nach der Beschaffenheit der Gegend; da dort viele Flüsse das Land durchschneiden, bemannen sie Böte; einige steigen aus als Reisende und knüpfen Verbindungen an mit anderen Reisenden; sie stellen sich ermüdet und suchen dann ein solches Flußschiff auf. Der Reisende geht in der Regel zur Gesellschaft mit, besonders da der neue Gefährte, ein sparsamer Mann, die Fährleute ob ihrer Unverschämtheit tadelt und ihnen die Hälfte abzudingen versteht; hat man sie nun am Bord, so trennen sich bald die Thugs von den Reisenden, und auf ein Signal werden die letzteren erdrosselt; man bricht ihnen das Rückgrat ein, um ganz sicher zu gehen, und wirft sie durch eine Seitenluke ins Wasser.

Eigentlich dürfen die Thugs keine Weiber umbringen. Im Allgemeinen sind außerdem ausgenommen: Fakirs, Sänger, Musikanten, Straßenfeger, Tänzer, Oelverkäufer, Grobschmiede und Zimmerleute (wenn man sie zusammentrifft), Verstümmelte und Aussätzige, Leute mit Kühen und Ganges-Wasserträger; haben die letzteren aber kein Wasser in ihren Töpfen, so sind sie nicht ausgenommen. Diese Ausnahmen haben religiöse Gründe. Die Thugs schreiben auch alle ihr Mißgeschick von dem Morde einer Eingeborenen, Kali Bibi, her, die mit einem Stück Goldstoffes nach Hyderabad zog, um es am Grabe eines Bruders von Sulabut-Khan zu weihen. Seit der Zeit morden die nördlichen Thugs auch Weiber; die südlich des Nerbudda aber hängen noch am alten Glauben in dieser Hinsicht. Sie bewahren auch wohl das Leben von Frauen, um sie zu heirathen, und von Kindern, um sie für sich zu erziehen. Uebrigens ist alles Gefühl in ihnen so erstickt, daß sie z. B. mit einem Diener des Nizam lange reisten und sich seines Schutzes gegen manche polizeiliche Unannehmlichkeiten erfreuten, nichtsdestoweniger standen sie nur eine Zeitlang an, ihn zu ermorden, weil — er einarmig war; endlich aber entschlossen sie sich doch und brachten ihn und seine beiden Töchter von

11 bis 13 Jahren, die ihnen auch manchen Freundschaftsdienst erwiesen hatten, um.

Alt scheinen diese Thugs zu sein, und man wird auffallend an die ägyptischen Philetae bei Seneca erinnert, die da umarmen mit der Absicht, zu erdrosseln; doch ist dies kein Beweis für das hohe Alter, so viel gegenseitige Beziehungen auch Indien und Aegypten haben mögen. Der erste europäische Reisende, welcher dieser Thugsbanden gedenkt, ist Thevenot, im 16. Jahrhundert. Statt der von ihm erwähnten Schlinge bedient man sich jetzt einer Schärpe; auch gebrauchen sie nicht mehr, wie damals, ihre Frauen, die sie, Unfälle bejammernd, an die Wege stellten, um die Reisenden durch Mitleiden zu verlocken. Die Thugs selbst behaupten, ihr Gewerbe sei schon in den Denkmälern von Ellora verewigt; deutlich sehe man dort den Verführer (Sotha) an demselben Tische mit dem Reisenden sitzend, und in traulicher Unterhaltung seine Geheimnisse ausspähend; ferner sei der Erdroßler und dessen Gehülfe, der das Opfer an den Beinen hält, nicht zu verkennen. Jedoch können die Thugs im Norden ihren Stammbaum nicht weiter verfolgen als bis zu dem ersten muhamedanischen Fürsten Delhi's. Ihre sieben Stämme mußten von da nach Agra wandern, und setzten sich endlich zwischen dem Dschumna, Tschumbul und Kali Sindi, bis sie auch dort 1812 vertrieben wurden. Stolzer sind die Thugs im Süden, die jenen auch die Abstammung von Büffeltreibern und Bärenziehern vorwerfen, deshalb auch nicht gerne in die Stämme jener heirathen. Die Nord- und Süd-Thugs stritten oft über diese Punkte vor den Gerichten, und die nördlichen gaben doch so viel zu, daß bei Hochzeiten alte Matronen wohl ausriefen, wenn sie den Tulsi (ocymum sanctum) ausstreuten: „Dieses weihe ich den Geistern derer, die einst Bären und Affen führten, denen, die Büffel trieben und mit dem godni (Tätuirnadel) gezeichnet sind, und denen, welche Körbe flochten.“ Doch erklärten Einige das für Verkleidungen ihrer Vorfahren, welche sie in ihrem Gewerbe angenommen. Ursprünglich waren Alle Muselmänner; jetzt sind auch Hindus darunter. Von den sieben Stämmen wandern noch zwei herum, die damals nicht mit nach Agra auszogen. Verdächtig sind des gelegentlichen Thuggi alle Zigeunerstämme in Indien, doch konnte man aus den Aussagen der Thugs gegen dieselben nur Einzelheiten ohne Zusammenhang herausbringen, denn „sie thun all' ihre Werke allein und leben in der Wüste.“

Dieses durch Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte System hat seines Gleichen in der Geschichte nicht. Die Assassinen mordeten aus religiösen Grundsätzen nach Befehl ihrer Obern; die englischen Burkers um den niedrigsten Gewinn; hier ist der Gewinn und der Mord durch die Religion geheiligt. Sie haben über den Ursprung ihres Gewerbes eine alte Sage. „Ein Geist von ungeheurer Größe, Rukut Bidsch Dana, verschlang alle Menschen, die geschaffen und geboren wurden; die Göttin Kali Devi bekämpfte ihn, um die Menschenschöpfung möglich zu machen; allein aus jedem Blutstropfen entsprang ein neuer Geist, und wie sie diese erschlug, entstanden aus deren Blute wiederum neue, sodaß sie bei der Arbeit ermüdete. Sie schuf daher aus dem Schweiß, der von ihren Armen floß, zwei Männer und gab jedem ein Schnupftuch, um damit die Dämonen ohne Blutvergießen zu tödten; und diesen ihren Helfern ließ sie die Tücher, daß ihre Nachkommen damit sich ihr Brot verdienen möchten. So entstand das Handwerk. Anfangs vertilgte die Göttin selbst die Spuren des Mordes und verschlang die Leichname; allein da einst ein kühner Sklave gegen ihr ausdrückliches Verbot sie dabei belauschte, fühlte sich die Göttin beleidigt, und die Thugs mußten die Leichen fortan selbst begraben, nur gab sie ihnen eine geheimnißvolle Picke.“ Dies ist das heilige Werkzeug, bei dem die Thugs schwören. Der sorgsamste und schlauste aus der Bande trägt sie im Gürtel und vergräbt sie im Lager an einem sichern Orte, mit der Spitze nach der Gegend hingewendet, wohin sie zunächst zu ziehen beabsichtigen; ist ihre Lage verändert, so schlagen sie eine andere Richtung ein. Nur ein Thug hört ihren Schall, wenn damit ein Grab gegraben wird. Früher warf man sie auch in einen Brunnen, und auf die förmliche und feierliche Beschwörung erschien sie an der Oberfläche des Wassers; allein die nördlichen Thugs, seitdem sie das Verbotene thaten, verlernten diese Zauberkunst. Uebrigens warnt die Göttin sie auch durch eine Masse anderer Vorbedeutungen. Solche sind im Allgemeinen das „Pilhaû“, die Thierstimmen, die man zur Linken hört, die aber erst bestätigt werden müssen durch die Omina zur Rechten, „Thibaû“; sie richten sich hiernach beim Aufschlagen eines Lagers und überhaupt bei allen ihren Zügen. Der „Burâk“ ist der Angang des Wolfes; wenn von der Linken zur Rechten, ist es ein schlimmes Zeichen, umgekehrt ein gutes. Zwischen Mitternacht und Tagesanbruch bedeutet seine Stimme Böses; zwischen Abend und Mitternacht nichts; zwischen Mittag und Sonnenuntergang ist die Bedeutung nicht so schlimm als zwischen Sonnenaufgang und Mittag; allein in der Regel verlassen sie augenblicklich die Gegend, wenn sie bei Tage seine Stimme hören. Der einzelne Wolf bedeutet mehr als ein Paar, überhaupt ist er eins der wichtigsten Anzeichen. Der Schrei des Kauzes, „Tschirrija“, ist auch bedeutsam, und der Ruf des Hasen, „Duhia“, bedeutet, daß sie in den Steppen umkommen werden, und der Hase oder ein anderes Wild aus ihren Schädeln trinken wird; sie finden bei den Gemordeten dann keine Beute, oder wenn das, doch zu ihrem Schaden. Der Esel, „Dunterû“, ist auch sehr wichtig, und wenn er links und rechts gerufen hat, ist ihr Glück unfehlbar. Ein Grundsatz ihrer Deutung ist: sau pukkeru ek dunteru; „100 Vögel auf einen Esel“; er überwiegt aber auch alle Vierfüßler.

Diejenigen, welche sich ihren Unternehmungen widersetzen, werden von Devi gestraft. So ward nach ihrer Sage ein Rajah aussätzig, weil er zwei berühmte Anführer getödtet hatte; alle Sühne half nichts, der Fürst starb eines elenden Todes. Ein anderer Fürst hatte 70 Thugs hinrichten lassen; am andern Tage spie er Blut und starb nach drei Monaten. Als der Rajah von Kandul alle Thugs in seinem Gebiete gefangen nahm, warnte ihn Devi, und als er nicht gehorchte, wurde sein Bett in der dritten Nacht erhoben und gewaltsam gegen den Boden gestampft, sodaß er und seine Gemahlin nur mit vielen Quetschungen davonkamen, und es würde ihn, meinten die Befragten, das Leben gekostet haben, hätte er die Mörder nicht frei gegeben.

Sie opfern auch dankbar der schrecklichen Bhavani;*) das bedeutsamste ist das „Tupauni.“ Dieses Opfer bringen sie nach jedem Morde an dem ersten passenden Orte; für 1 Rupie 4 Anna — 1 Rupie ist 16 Anna werth, circa ½ Thlr. — groben Zucker legen sie auf ein Tuch, das sie an dem reinsten Orte ausbreiten, daneben die heilige Picke und ein Silberstück. Auf dieses Tuch setzt sich der ausgezeichnetste Anführer, mit dem Antlitz nach Westen, und die geehrtesten im Kreise um ihn, so daß sie mit ihm eine gerade Zahl ausmachen. Der Anführer macht ein Loch in die Erde und streut etwas von dem heiligen Zucker hinein, dann betet er mit gefalteten Händen zur Bhavani: „Große Göttin, wie Du ein Lack 62000 Rupien dem Dschura Naik (ein Anführer) und Rhoduk Benvari (dessen Sklave) sichertest in ihrer Noth, so bitten wir dich, erfülle auch unsere Wünsche!“ Dann sprengt er etwas Wasser über das Loch und die Picke, und legt auf die dargestreckten Hände der mit auf dem Tuche sitzenden Thugs etwas Zucker; sie geben darauf das Zeichen, wie zum Morde, essen in tiefer Stille den Zucker auf und trinken darnach etwas Wasser. Der heilige Zucker wird dann unter die Verdienteren vertheilt, doch nur die, welche schon einen Menschen erdrosselt haben, erhalten davon; bliebe etwas von dem heiligen Zucker auf der Stelle, daß etwa ein Thier ihn fräße, so zürnte die Göttin ihnen lange; äße aber ein Ungeweihter davon, so müßte er gewiß ein Thug werden, was auch immer sein Rang oder Amt gewesen sei, — wähnen sie.

Sie tödten also ganz aus Religionsgrundsatz, und in den Verhören warfen die südlichen Thugs es geradezu den nördlichen als eine Ketzerei vor, daß sie irgend Jemanden, etwa einen Armen, in Erwartung besserer Beute oder Vorbedeutungen ziehen zu lassen nur für möglich hielten. In ihrem Lebenswandel sind sie sehr fromm, auch in Beobachtung ihrer Religionsgebräuche; sie pflegen gute Nachbarschaft, sind unterthan dem Gesetze und unter den Eingebornen oft sehr geachtete und geliebte Leute. Selbst die Officiere, welche einzelne gefangen genommen hatten, gaben ihnen die besten Zeugnisse. Ihre Verirrung ist nach ihrer moralischen Ueberzeugung gar keine, und sie sind bei ihren Ueberfällen nie muthwillig grausam. Die Kinder, welche sie für das Gewerbe erziehen, werden erst nach und nach eingeweiht; sie lernen an dem herumziehenden lustigen Leben Gefallen finden und dürfen den Mord nicht zu früh sehen, damit sie nicht abgeschreckt werden möchten. Eine merkwürdige Erzählung von der Einwirkung einer Scene aus dem Thugleben auf ein junges Gemüth sei hier mitgetheilt, wie sie ein Anführer selbst gegeben hat.

„Vor mehreren Jahren nahm mein Vetter Aman Subehdar einen Jüngling von 14 Jahren mit auf einen Zug. Der junge Kurhora ritt einen schmucken Klepper, und Hursuka, ein Adoptivsohn Amans, mußte für ihn Sorge tragen. Wir stießen auf 5 Seikhs, und als wir des Morgens vor Tagesanbruch auszogen, erhielt Hursuka, der schon auf drei Unternehmungen mit gewesen war, den Auftrag, den Zügel zu ergreifen und den Jüngling im Nachtrabe bei sich zu behalten, daß er nichts sehen und hören solle. Der Knabe ward aber ungeduldig, machte sich von Hursuka los und gallopirte heran, gerade als das Mordsignal gegeben ward. Er hörte das Angstgeschrei der Männer und sah wie sie alle erdrosselt wurden. Ein Zittern befiel ihn und er sank vom Pferde; er fing sogleich an irre zu reden, erschrak heftig vor den Turbanen der Ermordeten, und wenn ihn Jemand berührte oder anredete, so sprach er von dem Morde und schrie wie ein Kind, das im Schlafe redet. Wir konnten ihn nicht vom Flecke bringen; nach der Beerdigung der Leichen setzten Aman und ich uns zu ihm, während die Bande weiter zog. Wir liebten ihn sehr und versuchten Alles ihn zu beruhigen, aber er bekam seine Besinnung nicht wieder und starb vor Abend. Ich sah wohl manchmal ein erschüttertes Gefühl beim Anblick des ersten Mordes, allein nie ein so starkes Beispiel davon, als hier. Kurhora war ein sehr schöner Knabe, und Hursuka nahm sich seinen Tod sehr zu Herzen und ward Fakir. Er lebt jetzt in einem Tempel an den Ufern des Nerbudda.“

Nie fast wendet sich ein Thug von seinem ehrenvollen Geschäfte ab, durch welches er seine Schlachtopfer auf dem geradesten Wege in den Himmel zu befördern vermeint; sie schreiben diese Anhänglichkeit dem Einflusse des heiligen Zuckers zu, allein das Wanderleben in seiner Ungebundenheit, seinen Abenteuern und Wechselfällen verführt sie wohl eigentlich. Die auf Bürgschaft Freigelassenen geben es selten ganz auf; und wenn sie von Jahren und Schwächen gebeugt, nicht mehr so thätigen Antheil nehmen können, helfen sie den Andern, indem sie Wache halten, Nachrichten hinterbringen und den jüngeren Genossen das Mahl bereiten. — Eigenthümlich sind ihre Ansichten darüber, wie es den Europäern möglich gewesen, sie gegen den Schutz der Göttin zu unterdrücken. Sie schieben das Gelingen der Versuche gegen das Thuggi auf ihre Außerachtlassung heiliger Gebräuche, auf Vernachlässigung der Anzeichen; nichts bringt sie von dieser festen Ueberzeugung ab; die Muselmänner besonders mit ihrem strengen Schicksalsglauben finden die Zulassung dieser Unterdrückung ganz natürlich. Wunderbar ist es nur, wie eben die Muhamedaner, die so strenge an einen Gott glauben, diesem Götzendienst so willig gefolgt sind, denn die Thugs im Dekhan sind fast alle Muhamedaner. In einem Verhöre behauptete einer, Bhavani sei Fatima, die Tochter Muhameds und Gattin Ali's, worüber er sich in einen langen Streit verwickelte mit den anwesenden dem Islam zugethanen Eingebornen, welche die liebenswürdige Fatima nicht so verwandelt wissen wollten. Das war endlich sein Glaubensbekenntniß: auf das Jenseits habe Bhavani keinen Einfluß, wohl aber lenke sie alle Geschicke hienieden. Der zerstörenden Kali zu opfern, scheint überhaupt unter den Muselmännern gebräuchlich, um Uebel abzuwenden. Das gemeine Volk glaubt sogar, die

*) Bhavani ist die Gattin des großen Gottes (Mahadeva) Siva, der die dritte Hauptgestalt des indischen Olymp ist, und eine heitere und eine finstere Seite hat. Er ist der Herr der Elemente. Seine Gattin theilt fast alle seine Geschäfte und hat daher unzählige Namen. So ist sie z. B. als Budrani Herrscherin der Unterwelt; als Mudevi oder Mahadevi die Göttin der Zwietracht, als solche reitet sie auf einem Esel und trägt eine Fahne mit einem Raben. Als Kali, Kunkali ist sie nur durch Menschenopfer zu sühnen; sie beherrscht das eiserne Zeitalter, und daher vielleicht ist ihr Dienst dem Glauben der Neuzeit so einleuchtend.

zuschauenden Europäer feierten die Feste der schwarzen Kali mit, und in Calcutta, ihrem Lieblingssitze, opferten die Priester vielleicht im Namen der Compagnie, die ihre Tempel aus den Einkünften des Landes allerdings beschenkt hat. Nach Calcutta hat die große Kali den Leichnam des Riesen Rukut-Bidsch-Dana gebracht — dem der Ocean noch nicht bis an den Gürtel reichte — nachdem sie ihn bei Bindatschul besiegt hatte, am östlichen Abhange des Vindhyagebirges.

Das System des Thuggi ist für das Geheimniß gemacht, und nach dem Grundsatz: „die Todten schweigen" morden sie stets ehe sie rauben. Viele Umstände im Verkehr begünstigen diese Abscheulichkeiten. Einmal ist es gebräuchlich, große Summen in edlen Metallen und Juwelen durch verkleidete, unbewaffnete Fußgänger zu übersenden; da ferner die Europäer ihre Armeen aus entlegenen Provinzen recrutiren müssen, so ziehen um die Urlaubszeit immer große Schaaren in ihre Heimathländer, und dabei wählen die Wanderer die Nacht zum Reisen, da des Tages Hitze diese Zeit unbequem macht. Die Wege sind einsame Pfade durch Wälder und Steppen voll hohen Grases und Unterholzes, von denen man sich leicht auf noch entlegenere Plätze ablocken lassen kann; am Wege oder daneben setzt man sich zu dem leichten Mahle, das man sich selbst bereitet, wie es die Gelegenheit darbietet; an den Zollstätten muß der Reisende sein Eigenthum zeigen, oder wo es sonst den Beamten beliebt; die Dörfer leben abgeschlossen für sich, da sie Alles erzeugen, was sie gebrauchen, und daher keiner weiten Verbindungen und Wege bedürfen. — Alle solche Einzelheiten sind begünstigende Umstände. Hierzu kommt die geringe Schätzung eines Menschenlebens in südlichen Ländern überhaupt und namentlich in Indien. Wenn der Thug in seiner Umgebung als ein geschätztes Mitglied der menschlichen Gesellschaft lebt, so kümmert man sich nicht darum, was er in entfernten Gegenden thut; seine Genossen haben die öffentliche Meinung des selbstischen Volkes für sich, und früher waren sie — wie in Aegypten die Diebe — nicht allein geduldet, sondern anerkannt, und bezahlten eine eigene Steuer an die einheimischen Regierungen. In den Ländern am Dschumna und Tschumbul bezahlte jedes Haus der damals eingewanderten Thugs 24½ Rupien, die in die Cassen der Fürsten flossen. Das einzige gründliche Mittel gegen diese in einer tiefen sittlichen und religiösen Verderbtheit fest wurzelnde Verirrung wird allein die Verbreitung europäischer Kenntnisse sein, und namentlich haben wir von der Eröffnung der Schulen das Meiste zu erwarten.

H. A.

Jerusalem, epische Dichtung von Adolf Stern.

ε. Adolf Stern, ein strebsamer sächsischer Dichter, der in Zittau vor kurzem mit Erfolg zum Besten der Dresdener Schillerstiftung kritische Vorträge hielt, verdient es wohl, daß die Kritik ihrerseits auch ihn nicht außer Acht läßt, indem sie gern anerkennt, wie er sein ursprünglich wenig künstlerisch gebildetes Talent fortwährend durch sorgfältige Pflege kräftigt und hebt. Seine Fortschritte im Versbau und in der Diction sind in der That bemerkenswerth, und wenn man früher über seine oft nicht kunstgemäße Darstellung Klage führen konnte, so darf man ihm jetzt schon zugestehen, daß er regelrecht und geschmackvoll zu schildern versteht. Seine Manier ist dabei ungefähr die Adolf Böttgers, welchen Dichter er sich überhaupt zum Vorbild genommen zu haben scheint. Ob er die höchsten Staffeln der Kunst trotz seines ehrbaren Strebens erklimmen und besonders schwierige Aufgaben bewältigen werde, wagen wir nicht zu entscheiden; denn sein Talent ist doch am Ende nur ein musikalisches Formtalent. So hätte er denn auch eigentlich vor dem Thema „Jerusalem" zurückschrecken sollen; zur Schilderung der Zerstörung Jerusalems, welche Kaulbach im Bilde, Hiller in Tönen gaben, gehört dichterisch eine sehr gewaltige plastische Schöpferkraft. Im zweiten Gesange wird ein Mahl geschildert, woran Judah, ein junger Israelit, seine Schwester Mirra und deren Geliebter, der Christ Philippus, theilnehmen. Der musikalische Romanzenton gelingt dem Dichter sehr gut. Wir heben aus dem Schlußgesang, der Jerusalems Fall besingt, als Probe eine Stelle hervor, wo die drei gedachten Figuren wieder zusammentreffen. (Die Dichtung erschien in Leipzig bei H. Hübner.)

Die Kriegerschaar schließt Philipp ein,
Der Mirra trägt auf seinem Arme;
Nun fällt auf sie der Tagesschein,
Nun stehen sie im dichten Schwarme.
Aemilius drängt mit seinen Streitern
Durch der Genossen wilde Fluthen,
Dort wo die Straßen sich erweitern
Durch Leichen, dort durch Brandesgluthen.
Philippus aber schauet nicht
Auf Schrecken, die seit langen Wochen
Zu seinem Herzen schon gesprochen,
Er blickt auf Mirra's Angesicht!
Sie schlummerte so friedlich ein,
Als ob sie noch umfing das Zimmer,
Als leuchtete der Ampel Schein
Statt aller Brände grellem Schimmer;
Sie wird nur selten auferweckt,
Wenn wilder um sie rast das Toben,
Philippus hat ihr Haupt bedeckt
Mit einem Schleier, leicht gewoben,
Daß nichts von dem ihr Auge trifft,
Was mit dem Brand, dem Tod verbündet,
Was in lebendig ernster Schrift
Den Fall Jerusalems verkündet:

Die schwarzen, ausgebrannten Gassen,
Ob denen Tod und Oede ruht,
Die Trümmer, die die Plätze fassen,
Die Lachen Asche, Schutt und Blut;
In den erhaltnen hohen Straßen
Des Sturmes und der Plündrung Rasen, —
Hier Häuser, die im Brande stehen,
Daß ihres Dampfes dichtes Wehen

Die andern Gräuel fast verhüllt,
Dort Brunnen, leichenangefüllt, —
Vom Gut der Armen, welche enden,
Bis zu dem Rest vom Tempelschatz,
Geraubtes Gut in tausend Händen,
Zerstreut, zerstört auf jedem Platz,
Verhallend Seufzen, lauter Ruf,
Ein Wehe, das Verzweiflung schuf, —
Die Römerkrieger, die dazwischen
Des Sieges rohen Jubel mischen,
In ihrer Mitte, fest gebunden,
Entehrt, erschöpft, bedeckt mit Wunden,
Gefangne, die sie durch das Tosen
Mit Speeren nach den Thoren stoßen, —
Kaum daß Aemilius mit der Schaar,
Die fest umgiebt sein Freundespaar,
Mit ihren Schwertern bahnend Gassen,
Besiegt den Druck der wilden Massen,
Je näher ihnen kommt das Thor,
Wo Sturm und Streiten erst geendet,
Je schärfer tritt das Bild hervor,
Von dem das Auge scheu sich wendet.

Geronnen Blut tropft allwärts nieder,
Gefallne liegen rings am Pfad,
Dazwischen der Besiegten Glieder,
Die schon der Siegerfuß zertrat,
Zerbrochne Helme, Schwerter, Schilde,
Bei hundert blanken Wurfgeschossen, —
Philippus jauchzt bei diesem Bilde,
Daß Mirra's Auge müd geschlossen;
Doch schrickt er selbst im Nu zurück,
Erstarrt und gläsern wird sein Blick, —
Den Krieger, der mit breiter Wunde
Auf der entblößten braunen Brust
Am Wege liegt, — die grimme Lust
Des Kampfes am verblichnen Munde,
Ihn kennt sein Blick in Schutt und Dampf
Selbst bei der Eile ihrer Flucht!
Der Tod, den Judah heut gesucht,
Er fand ihn hier — im letzten Kampf! —

Doch vorwärts, ohne Rast und Halt,
Reißt der Begleiter wildes Eilen
Philippus, den des Grams Gewalt
An dieser Stätte heißt zu weilen;
Erst als des Thores dunkler Bogen
Ob seinem Haupt sich wölbt und streckt,
Hat leiser Dank sein Herz durchzogen,
Daß Mirra hier kein Laut erweckt:
Und jetzt, da mit der theuren Bürde
Sein Fuß betritt den weiten Plan,
Ists mitten durch den Schmerz, als würde
Ein neues Leben aufgethan! 2c.

Neue deutsche Romane.

I.

Wir beginnen unsere kritische Uebersicht mit historischen Romanen, und zwar mit dem neusten unter diesen, mit einem noch nicht vollendet im Druck erschienenen: „Drei Jahre von Dreißigen" von Ludwig Rellstab (Leipzig bei Brockhaus). Seit seinem „1812", das vor etwa 20 Jahren erschien und viel Glück machte, hat sich der Verfasser keinen größern Stoff wieder gewählt. „Nach längerem Schwanken" — so erzählt uns der Dichter selber in seiner ausführlichen Einleitung — „fesselte meinen Blick ein ebenso großartiges als grauenvolles Gemälde der Geschichte, das mir schon längst als Aufgabe in dunkeln Umrissen vor der Seele gestanden hatte: der dreißigjährige Krieg; jedoch ich überzeugte mich bald, daß nicht mit einem Werke, selbst wenn ich das äußerst zulässige Maß des Umfangs annahm, aber wohl mit einer Reihe von Arbeiten es sich erreichen ließe, den Riesengang der Geschichte auf so langem furchtbarem Wege zu begleiten. Was im Drama von ältesten Zeiten her sich aus der Uebergewalt des Stoffes als berechtigte künstlerische Form herausgebildet hat, die Theilung, die Trilogie, oder wie in Shakspeare's kühnem Schöpfungsgeiste, die fortlaufende Kette der Dichtungen, von denen jede einzelne organisch selbständig ist, und wo doch die Gesammtheit ein Ganzes des innersten Zusammenhanges herstellt, sollte diese Gestaltung nicht auch ein vollgültiges künstlerisches Recht für den Roman haben? . . . Mit der Auffassung aus diesem Standpunkte fiel ein leitender Lichtstrahl in das Chaos vor mir. Es galt jetzt zuvörderst nur das erste Glied der Kette zu bestimmen, das für sich geschlossen bestehen könne und doch die Anknüpfung an Ferneres zulasse. Nach erneuter Prüfung des gesammten geschichtlichen Stoffes, welche vorzugsweise die Aufsuchung der Abschnitte ins Auge faßte, entschied ich mich für den, welcher Gegenstand des vorliegenden Werkes geworden. „Drei Jahre von Dreißigen" nannte ich es, weil es in der That nur die ersten drei Jahre eines dreißigjährigen Zeitraumes umfaßt." So lauten, wie gesagt, Rellstabs eigne Worte. Es ist aber der Umfang dieses seines neuen Romans auf 5 Bände berechnet, von denen bis jetzt der 1. und 2. Halbband gedruckt vorliegen. Wenn wir es nun uns zugestehen dürfen, über ein Bild, das nur zum kleinsten Theile erst ausgeführt wurde, schon im Voraus ein Urtheil zu fällen, welches freilich keineswegs prätendirt, ein endgültiges genannt zu werden, so möchten wir die Befürchtung aussprechen, daß es dem neuen Romane nicht in gleichem Maße gelingen könne, beliebt und populär zu werden, wie dem früheren. Den Grund dazu wollen wir nicht verschweigen. In dem letzteren Werke nämlich war allerdings der höchst bedeutende geschichtliche Hintergrund besonders auch mit die Ursache für seine Verbreitung, aber die vielen Menschen von Rellstabs eigener Erfindung, die da vor uns auf der Scene spielten, hatten doch gleichfalls sehr interessante Physiognomien, und verstanden zu fesseln und für sich einzunehmen. Dagegen nun wird in den entsprechenden Partien des neuen Romans unsere Theilnahme weniger rege gemacht, jedoch nicht, weil etwa das alte Talent des Verfassers ihn jetzt im Stich gelassen hätte; — im Gegentheil, Rellstab versteht es nach wie vor, einzelne Züge an den geschilderten Charakteren in plötzlicher Schönheit hervortreten zu lassen, oder die Erscheinungen der Natur mit der Gemüthsstimmung der Menschen in sinnvolle Verbindung zu bringen; — sondern aus

keinem andern, aber auch aus keinem geringern Grunde, als weil die Fabel des neuen Romans weder in Bezug auf den Raum, den sie einnimmt, noch auch hinsichtlich des Gewichtes, das ihr innewohnt, sich neben den historischen Thatsachen, die er enthält, behaupten kann. Es ist in diese „drei Jahre" noch viel mehr geschichtliches Material gepfropft, als in das Jahr „1812", und dasselbe überwuchert jetzt die eigentlich romanhaften Bestandtheile bei weitem. Freilich hat der Verfasser langdauernde und tiefgehende Studien für sein Werk gemacht, Gelehrte, wie der greise Friedrich v. Raumer oder der unlängst verstorbene Professor Dehn, haben die reichen Schatzkammern ihres Wissens geöffnet, um ihm vielerlei bisher unbekannte Data und Ereignisse mitzutheilen. Rellstab selber hat ferner in den verschiedensten Bibliotheken alte Chroniken und Manuscripte in Menge hervorgesucht, er hat viermal das böhmische Land bereist, um das Local der Handlung genau kennenzulernen, er kann demnach oft genug dem, was er erzählt, unten die Versicherung „historisch" beifügen, und er ist endlich nicht verlegen darum, uns wortgetreue Auszüge aus den betreffenden Majestätsbriefen und Denkschriften vorzulegen; — aber wir ermannen uns gegenüber dieser hochaufgehäuften Gelehrsamkeit dennoch zuletzt zu der Frage: War denn das Alles nöthig für den von Rellstab verfolgten künstlerischen Zweck? Und ist die Erreichung desselben durch diesen Ballast von historischen Notizen nicht vielmehr erschwert worden? Muß und darf denn überhaupt der Roman, auch wenn er ein geschichtlicher ist, wirklich fast ebensoweit gehen, wie ein Handbuch der Geschichte selber? Oder soll er nicht vielmehr sich daran genügen lassen, blos den über den Begebenheiten und Thaten schwebenden Geist und Charakter der Zeit in allgemeinen Umrissen poetisch zu fixiren?

Doch wir deuteten schon oben an, daß alle diese Bemerkungen und Bedenken nur erst vorläufige sein können, die vielleicht durch die Fortsetzung des Romans mehrfach corrigirt werden müssen. Und somit sei denn für heute von Rellstabs neuem Werke genug gesagt, nachdem wir noch kurz den Inhalt der beiden uns vorliegenden Halbbände angegeben haben. Die erste Abtheilung des ersten Bandes handelt von den Verfolgungen, denen die Protestanten (Utraquisten) in Böhmen ausgesetzt waren. Die wichtigste historische Thatsache, die berührt wird, ist das Zusammentreten ihrer sogenannten Glaubensbeschützer oder Defensoren zu jenem energischen Widerstand, aus dem der erste Act offener Feindseligkeit entspringt, der Sturz der kaiserlichen Statthalter aus dem Schloßfenster zu Prag. Dieser Vorgang ist genau historisch erzählt, während die Schilderung der ihm vorangehenden Gespräche und Berathungen beider Parteien mehrmals Gelegenheit giebt, derlei Scenen dramatisch zu verlebendigen. Die zweite Abtheilung des ersten Bandes umfaßt die Rückwirkungen dieses furchtbaren Aufstandes auf Oesterreich, bis zum Tode des Kaisers Matthias, und zwar macht eben dies tragische Ereigniß eine der ergreifendsten Stellen des Buches aus. Als eine zweite in anderer Weise sehr gelungene Episode erwähnen wir das Zwiegespräch des Grafen Matthias v. Thurn mit Wallenstein. Schreitet der von Rellstab beabsichtigte Romancyklus wirklich bis zu der Zeit vor, in der der letztgenannte Kriegsheld zu seiner höchsten Macht und Bedeutsamkeit gelangte, so dürfen wir uns nach der hier bereits gegebenen Probe auf ein sehr interessantes Charaktergemälde gefaßt machen.

Im Gegensatz zu Rellstab hat ein junger, bisher noch ganz unbekannter Dichter, Namens **Ludwig Rosen**, mit seinen historischen Reminiscenzen besser hausgehalten. Sein Roman: „**Der Buchenhof**" (Leipzig bei Brockhaus) schildert ebenfalls Situationen des dreißigjährigen Krieges, aus der letzten Periode desselben vor dem Frieden; aber sie bilden eigentlich immer nur die Decoration oder Staffage; das Gemälde, welches uns vorgeführt wird, hat nicht ganze Gruppen von Personen aufzuweisen, die alle gleich sehr hervortreten, sodaß wir etwa, wie es uns wohl bei Rellstab erging, nicht wüßten, wohin wir zuerst unser Auge wenden sollen. Inmitten des Bildes steht bei ihm nur eine einzige Hauptfigur: Max Stern, der, Anfangs in kümmerlichen oder doch beschränkten Verhältnissen lebend und schon Willens, sein Leben einst als einfacher Landmann zu beschließen, dann doch noch von der gewaltigen Strömung seiner kriegerischen Zeit fortgerissen zur Fahne schwört und nun eine glänzende militärische Laufbahn mit Ehren zurücklegt. Durch ein ähnliches Schicksal ihm nahe gestellt, erscheint neben ihm als die zunächst wichtigste Person des Romans jener vor mehreren Jahren von Franz Löher in Versen besungene famose Hans Sporck, welcher es von einem simplen westfälischen Bauerburschen schließlich noch zum deutschen Reichsgrafen brachte, eine männlich derbe, ächt deutsche Gestalt, die L. Rosen in einem charakteristischen und anziehenden Porträt zur Erscheinung bringt. Dieser „Buchenhof" ist also eine Art biographischen Romans, insofern er uns die Lebensläufe zweier tapferen und in jeder Hinsicht braven und tüchtigen Männer schildert, von denen man mit vollstem Rechte sagen kann, sie seien ihres Glückes eigne Schmiede gewesen. Die ganze Haltung des Romans ist freilich nicht die eigentlich dichterische; vielmehr ähnelt der angeschlagene Ton dem einer Chronik oder eines Volksbuches, weshalb denn auch der Roman zwar keinen Platz in der höhern poetischen, wohl aber einen in der populären Unterhaltungslitteratur wird beanspruchen dürfen. Der Bürger und Bauer, der nicht liest, um irgendwelchen Feinheiten der Behandlung nachzuspüren, sondern der eine Unterhaltung haben will, die zugleich auch Elemente der Belehrung insichträgt, der kein ästhetischer Gourmand ist, sondern Freund einer gesunden und nahrhaften Hausmannskost, der nehme ja dies Buch zur Hand, von dem wir ihm voraussagen können, daß er es nur mit ebensoviel Nutzen als Befriedigung wieder weglegen wird.

Einem solchen Leser wird auch die „erzgebirgische Dorfgeschichte von K—l G—sch" zu empfehlen sein: „**Die Exulanten**" (in Zwickau erschienen als „Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften"). Wir dürfen von derselben hier am ehesten sprechen, insofern sie sich dem Stoffe nach an Rellstabs „Drei Jahre", in der Ausführung jedoch eben an den „Buchenhof" anschließt. Als historische Grundlage dienen ihr nämlich die Verfolgungen, welche die Protestanten in Böhmen auch noch lange nach dem westfäli-

schen Friedensschlusse von Kaiser und Reich zu erdulden hatten. Die Schreibweise des Verfassers, schlecht und recht, entzieht sich absichtlich den höheren Anforderungen der Kunst.

In womöglich noch ausgedehnterem Sinne, als dem Rellstabschen Romane, ist die Sucht der Deutschen, umfassende geschichtliche Studien für dichterische Erzeugnisse zu verwerthen, einem andern Werke gefährlich geworden: „St. André" von Gotthart A. Luther (Leipzig bei H. Schultze). Wir möchten es in der That am liebsten gar nicht historischen Roman, sondern viel lieber eine Monographie nennen, die, mit dem Flammentode des Jakob v. Molay endigend, sich die Darstellung der entsetzlichen moralischen Verwilderung vorgenommen hat, welcher der Anfangs durch alle christlichen und ritterlichen Tugenden ausgezeichnete Orden der Tempelherren später anheimfiel. Ob bei dieser ungemein dunklen Stelle des Mittelalters die Historiker gerade gern verweilen, ob dieselbe einer so eingehenden Betrachtung, wie ihr von Seiten Herrn Luthers zu Theil wurde, überhaupt werth gewesen ist, das wollen wir hier ganz außer Acht lassen; uns kommt es hier mehr darauf an, nach den eigentlich romanhaften Bestandtheilen des vorliegenden Werkes uns umzusehen, und da müssen wir denn gestehen, daß davon erstaunlich wenig zu sagen ist. Eine 71 Seiten lange historische Einleitung, bis zum Ermüden genaue und auf alle Einzelheiten der Locale Rücksicht nehmende Schilderungen der Kämpfe gegen die Saracenen, z. B. vor Akkon, weitläufige Auszüge aus den Untersuchungsacten der Templer, und vornehmlich tausenderlei, auch ganz unwesentliche Aeußerlichkeiten füllen das drei Bände (53 Bogen) starke Werk so ziemlich durchaus, und nur ein sehr kleines Bruchtheilchen davon kommt auf drei parallel nebeneinander hinlaufende und fast gleichartige Liebesgeschichten, deren stoffliche Unbedeutendheit keineswegs durch eine schöne Darstellung ersetzt wird. Im Gegentheil, wenn in allen übrigen Partien des Buches der Verfasser die Sprache wenigstens leidlich in der Gewalt hatte, so geht ihm dieser Vorzug sogleich ab, wenn er sich auf das Gebiet des Erotischen wagt. Von einem Wechsel der Situationen, selbst von einem Wechsel im Ausdrucke ist hier nicht die Rede mehr, und es giebt verschiedene unglückliche oder schon höchst banal gewordene Phrasen, die Herr Luther noch immer mit Vorliebe und häufig anwendet. So lesen wir wohl ein halbes Dutzend Mal die Worte: „er (oder sie) schwamm in einem Meere von Entzücken"; auch von der „Intensivität" der Liebe eines oder des andern Mädchens wird merkwürdig oft gesprochen, und eine oft sich wiederholende Ansprache galanter Ritter an ihre Damen lautet buchstäblich: „Du personificirtes Zartgefühl!" Kein Mensch redet jetzt noch so; und im 13. Jahrhundert kam man noch nicht auf solche Abstractionen.

Während Heinrich Koenigs gesammelte Werke (Leipzig bei Brockhaus) im Druck fortgesetzt erscheinen und mit einer neuen, umgearbeiteten Auflage von Georg Forsters „Haus und Welt" bereichert sind, eröffnete der treffliche, geistvolle Novellist unter dem Titel „Familienabende" einen Novellenkranz, der mit einer historischen Schilderung: „Täuschungen" beginnt (Frankfurt a. M. bei Meidinger). Der Verfasser hat für seine Lieblingsstoffe eine Unermüdlichkeit, die an Zähigkeit grenzt. Er muß an seinen Klubbisten von Mainz noch einige Züge aufzudecken vergessen haben, die er hier nachzuholen sich befleißigt; denn in der That, der kurfürstliche Hof unter Erthal nebst der Frau v. Coudenhoven und ihren Vapeurs und die gesammte Klerisei von Mainz, die vor Cüstine Reißaus nahm, sind hier abermals die Figuren und Scenen, die der Verfasser nicht müde wird mit seinem emsigen Pinsel auszumalen. Was in der Erfindung als neu erscheint, ist diesmal schwach; der in der Sylbenstecherei so gewandte Autor entschuldige uns, wenn wir seine „Täuschungen" wirklich für Täuschungen halten.

Von den historischen Romanen wenden wir uns nun zu denen, die religiöse Tendenzen verfolgen, eine Kategorie, die eröffnet werden mag mit der Erwähnung des in drei Bänden (Gotha bei Hugo Scheube) erschienenen Buches, betitelt: „Das Jahrhundert der Umkehr. Von einem Geistlichen". Wir dürfen dasselbe in doppelter Hinsicht als ein bedeutendes Werk begrüßen. Denn erstlich ist es eine sehr eindringliche und ernstgemeinte Demonstration gegen die Partei Stahl und Genossen, die um so beachtenswerther erscheint, als sie aus den Reihen der Nächstbetheiligten hervorgegangen ist, die ferner auch da, wo sie gegenüber gewissen Verkehrtheiten und Uebergriffen der Orthodoxie nicht umhin kann, einen satyrischen Ton anzustimmen, doch immer sich in geziemender Würde und Anständigkeit behauptet, und die endlich, was wir auch hoch anrechnen, von allen persönlichen Beziehungen sich fernhält, außer daß sie einmal des Führers der angegriffenen Coterie in einer sehr frappanten Satzwendung Erwähnung thut. Der Stoff ist kurz folgender: Der junge pommersche Edelmann Hans von Moderwitz, bisher ein heiterer und glücklicher, weil guter und edel empfindender Mensch, wird durch den Umgang des strenggläubigen Pastor Querengässer gleichfalls zur Orthodoxie bekehrt; doch weil von je bei ihm das Gefühl den Verstand überwog, weil er immer ein Schwärmer, ein Phantast war, so geschieht es hier wieder, wie so oft, daß nämlich der Schüler den Meister bald hinter sich läßt. Querengässer bleibt einfach beim Princip stehen, Herr Hans aber zieht die Consequenzen desselben und macht die Lehre zur That. Er will sein Vermögen, seine hervorragende gesellschaftliche Stellung opfern und als Missionär arm in die weite Welt ziehen; doch die Ausführung dieses Vorhabens hindert noch rechtzeitig die Liebe zu einem schönen und begehrenswerthen, ächt weiblich gebildeten und zartsinnigen Mädchen. Die Schwierigkeiten, die sich seiner Vereinigung mit ihr entgegenstellen, werden überwunden, und Moderwitz sieht sich endlich als Juliens Gatten. Aber nun geschieht etwas Unerhörtes. Herr Hans hält den Geschlechtstrieb vermöge seiner religiösen Ueberzeugungen für verdammenswerthe Sünde; das Zusammenleben mit seiner Frau soll demnach frei bleiben von jeder sinnlichen Regung, und die geistliche Ehe, die er führen will, soll nicht durch Küsse und Umarmungen profanirt werden. Er versagt seiner jungen Gattin daher jede Liebkosung und verweigert ihr auch, sich irgendwie zärtlich gegen ihn zu erweisen; als sie aber, der Empfindung des Herzens nachgebend, doch einmal warm wird in seiner Nähe, da ergreift ihn heiliger Zorn über die Frevlerin, und die arme, unschuldige Frau muß sich schmähliche Worte sagen lassen. Daß

das Glück seinen Herd flieht, erscheint natürlich. Herr Hans geht jedoch noch viel weiter in seiner Verirrung. Um die Fleischeslust, die sich immer noch manchmal in ihm regt, ganz zu ertödten, fängt er an, seinen Leib zu kasteien, und endlich zieht er gar in härenem Bußgewand, und alle Bequemlichkeiten des Lebens zurücklassend, als neumodischer Einsiedler in die Wildniß. Zum Sterben matt vor Hunger und Durst, ohnmächtig vom Fieberschauer und innerer Aufregung, wird er einige Tage nachher von den ihm nachspürenden Verwandten in seinem Versteck aufgefunden und auf das Schloß zurückgeführt. Er verbringt dann mehrere Jahre in einer Heilanstalt für Geisteskranke; nachdem er aber endlich als gesund daraus entlassen ist, geht er bald von neuem auf Reisen, um einen Bund zu gründen, welcher sich „die Ritterschaft vom Kreuze oder von der Umkehr" betiteln soll. Man wird unwillkürlich an die Ritter vom Geiste erinnert; aber wo Gutzkow Ernst macht mit den Hirngespinsten Dankmars, da bezeichnet der Verfasser des vorliegenden Romans die Idee seines Helden geradezu als das, was sie ist: als Narrheit, und vergleicht ihn mit des Cervantes' Don Quixote. Auch ist es sehr charakteristisch, daß sich in den neuen Orden nur Solche aufnehmen lassen, die mit irgend welcher fixen Idee behaftet sind. Das Ende des Ganzen ist, daß Herr Hans wieder ins Irrenhaus wandern muß, und zwar diesmal auf Nimmerwiederkehr. Er lebt noch einige Jahre, befangen in seinem unseligen Wahne, weiter fort; seine Julie aber geht noch vor ihm aus der Welt. Was sie durch ihn leiden mußte, war zuviel für ihre schwache Constitution. Sittlich zwar blieb sie immer stark und unüberwunden, und gab auch später nicht, wozu sie doch berechtigt gewesen wäre, der Glück verheißenden Liebe des braven und verständigen Dryberg Gehör. Sie stirbt an der „Sophistik der ehelichen Treue". Doch als es mit Hansens Leben gleichfalls zur Neige geht, da lichtet sich noch einmal die Seele. Er verscheidet klaren Geistes und seine letzten Worte lauten: „Irrte ich, so möge man mir verzeihen, ich habe dafür gebüßt. Ich bin, glaube ich, darum nicht schlechter, weil ich weiter ging als Andere, die im Widerspruch eines alten Glaubens und einer neuen Zeit stehen bleiben. Ich habe vergeblich diesen Widerspruch zu lösen versucht; ich verkannte die Macht der Zeit und die Bedürfnisse des Herzens, und ging zu Grunde. Andere nach mir werden weiser sein. Vielleicht giebt ihnen die Geschichte meines Lebens die Lehre, daß ich dadurch unglücklich wurde, weil ich es redlich meinte mit meiner Umkehr zu dem, was die alte Zeit in ihrem Sinne Großes hervorgebracht hat, welches wohl Anspruch hat auf gerechte Anerkennung, nicht aber auf Nachahmung von Seiten späterer Geschlechter, deren Ideale sowohl, wie deren gesammte Zustände im Laufe der Jahrhunderte andere geworden sind." — Wen gäbe es, der mit diesen Worten, die gleichsam die Tendenz des ganzen Werkes ausdrücken, nicht sympathisiren wollte? Auch wir thun es, dürfen aber dennoch gewiß offen gestehen, daß uns höher noch als die Tendenz das poetische Verdienst des Romans steht. Und in der That zeigt sich sowohl in der gesammten Anordnung, die bei einem Erstlingswerk umsomehr Erstaunen erregen muß, als auch in Einzelheiten der Ausführung, z. B. in den mit feinem Verständniß belebten Naturbildern, oder in der ganz eigenthümlich schönen Schilderung der „platonischen Flitterwochen", als auch drittens besonders in der Charakteristik ein nicht gemeines dichterisches Talent. Die letztere läßt, was zunächst die Gestalten Querengässers, der beiden Brüder Moderwitz und Drybergs betrifft, Schärfe und Prägnanz des Ausdrucks, geistvolle Conception, Consequenz und entschiedenes Auseinanderhalten der einzelnen hervortretenden Contraste nirgends vermissen, während diesen vier hauptsächlichsten Männercharakteren sich in Julien das rührende und mit ansprechender Wärme ausgeführte Bild einer edlen Frauenseele gegenüberstellt, und endlich in dem jungen pommerschen Bauer, Peter Popp, den der Verfasser selbst sehr treffend den Sancho Pansa seines Don Quixote nennt, sich eine Gestalt von provinzieller Lebenswahrheit und voll ächt volksthümlichen Humors beigesellt. — Nur eine Kleinigkeit haben wir zu rügen. Nach dem Tode des alten Herrn v. Moderwitz versetzt nämlich die Bewohner des Schlosses eine Geistererscheinung in Aufregung. Dryberg übernimmt es, den Spuk zu bannen und den Urheber des unziemlichen Spaßes ans Licht zu ziehen; indessen sein Unternehmen mißglückt, und dann ist von der ganzen Sache im Roman niemals mehr die Rede. Wir erfahren den Zusammenhang nicht; sollte der Verfasser im Eifer des Weiterschreibens diesen Theil seiner Erzählung später gänzlich vergessen haben?

Nicht so offen zu Tage, wie in dem „Jahrhundert der Umkehr", liegt die Tendenz in einem unter dem Titel: „Deus ignotus" (Berlin bei F. Stage) anonym erschienenen Romane. Der in diesem Falle nicht ganz zutreffende Titel, hinter dem man noch mehr vermuthen möchte, als dann geboten wird, schreibt sich von der Erzählung her, daß, „als die Heiden den Namen des Götzen zu wissen verlangten, welchem Paulus der Christ in Athen einen Altar erbaut hatte, der Apostel die Worte „Deo ignoto" daraufsetzte, d. h. dem Gotte, den Ihr nicht kennt und der unerforschlich ist." Der Verfasser nun glaubte diese Devise seinem Buche geben zu können, insofern dasselbe „die Geschichte eines Menschen enthalte, der Gott suchte." Der junge deutsche Graf Arnold nämlich findet den Zweck seines Lebens in dem schönen Streben, seinen Mitmenschen wohlzuthun, die Darbenden zu speisen, die Trauernden zu trösten, die Strauchelnden aufzuhalten und die Verirrten dem Wege des Guten zurückzugeben. Die mannichfachen Begegnisse, die ihm auf seinem Gange durch die Hütten der Armuth und des Lasters aufstoßen, sind uns in spannender, ja zuweilen fast genial zu nennender Weise geschildert. — Von einem Suchen Gottes aber gewahren wir nichts. Hier liegt jedenfalls eine Unklarheit in den Intentionen des Verfassers vor, dem wir sonst übrigens, mag er sein wer und was er will, hohe Bildung des Geistes und ungewöhnliche Kenntniß des Lebens und der Menschen nicht werden absprechen können.

„Des Zweiflers Umkehr" (2 Bände, Leipzig bei L. Wiedemann) von Fr. Friedrich, dessen „Orthodoxen" vor etwa einem Jahre in der Europa besprochen wurden, läßt dagegen gar das Bedenken in uns offen, ob wir überhaupt von einer ihm innewohnenden Tendenz sprechen können. Wir glauben vielmehr behaupten zu dürfen, daß dem Verfasser nichts

ferner lag, als eine Parteischrift liefern zu wollen. Er wollte nicht gegen irgendwen Demonstration machen, und steht ausgesprochen und entschieden weder auf Seiten des Zweiflers, noch auf Seiten Derer, die ihn verfolgen und verdammen. Sein Standpunkt war kein wissenschaftlich theologischer, sondern ein allgemein menschlicher, und von demselben aus war es seine Absicht, uns das Bild eines Mannes vor Augen zu stellen, der es nach tiefen Einblicken in die Natur nur noch mit dem Wissen halten will nnd sich vom Glauben gänzlich lossagt, der aber schließlich durch den Verlust des Liebsten, was er auf Erden besaß, wieder zu Gott, dessen Dasein er geleugnet, hingetrieben wird. Es war dem Verfasser hierbei nicht sowohl um Begründung irgend welcher gelehrten Meinung zu thun, sondern vielmehr um den Antheil, welchen seine Leser an den Personen des Romans und ihren Schicksalen nehmen könnten, und deswegen dürfen wir auch darüber wegsehen, daß der Verfasser, wo er sich in Reflexionen über Religion und Offenbarung einläßt, ein scharfes und confessionelles Denken vermissen läßt. In der eigentlichen Erzählung zeigt sich der Verfasser seiner Aufgabe wohl gewachsen, und zwar kommt es uns vor, als wenn er derselben im zweiten Bande noch mehr Herr geworden sei, als im ersten. Dem Verfasser steht ein gewisser ästhetischer Tact und eine wohllautende, zu Herzen dringende Sprache zu Gebote; in Einzelheiten ist seine Darstellung geradezu eine bedeutende und poetisch schöne zu nennen. Wir gedenken hier z. B. des Briefes, welchen der seiner freisinnigen Lehren wegen verurtheilte Georg Bode aus dem Gefängnisse an seine Gattin Marie schreibt, sowie der Antwort dieser letzteren, in welcher sie ihm die Geburt ihres ersten Kindes meldet; wir gedenken ferner der Stelle, wo der Genannte von der Tochter des Zellenwärters, die im Verlaufe der Handlung nicht ganz aus derselben scheiden sollte, eine Bibel eingehändigt bekommt, und in derselben zufällig die Worte des 14. Psalms: „Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott!" aufschlagend, von der Macht dieses Spruches unwillkürlich hingerissen wird; wir gedenken endlich und besonders des Capitels, in dem Georg nach verbüßter Haft in die Heimath zurückkehrt, und der Schilderung der ersten Nacht, welche der Befreite wieder in seinem eignen Hause zubringt. Wenn nun aber auch Friedrichs Roman — freilich neben einigen Ungehörigkeiten — mancherlei Schönes enthält, so werden wir, zum Ende gekommen, von diesem selbst doch nicht so recht befriedigt. Der Schluß sollte heiterer sein; Georg sollte nicht erst am Grabe seines Kindes und seiner Frau wieder an Gott glauben lernen. Wir wissen allerdings aus der täglichen Erfahrung des Lebens, welch furchtbar zwingende Gewalt der Bekehrung das Unglück insichschließt; aber das ist eine sehr traurige Erfahrung, und dem Dichter hätte es so nahe gelegen, freundlichere Bilder vor uns hinzuzaubern. Marie ist eine kindlich fromme, naiv gläubige Seele, die nichts sehnlicher wünscht, als den theuren Mann zur Umkehr zu Gott bewegen zu können. Friedrich hätte ihr dasselbe gelingen lassen sollen, und dann wäre durch die milde Macht der Liebe erreicht worden, was nun die Folge herben Ungemachs ist.

Zur Chronik.

Johannes Müller †.

— Durch den in den letzten Apriltagen erfolgten Tod Johannes Müllers ist in Berlin der Lehrstuhl der Physiologie und Anatomie, den derselbe seit Rudolphi's Tode, seit 1833, innegehabt, erledigt. Johann Müller (unseres Wissens nannte er sich nur Johannes, um mit dem Historiographen in der Berühmtheit zu wetteifern) war 1801 den 14. Juli zu Coblenz geboren, studierte in Bonn, wo seine Preisschrift: de respiratione foetus gekrönt wurde, später in Berlin. Sein Buch: „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes" erschien 1826, sein berühmtes „Handbuch der Physiologie des Menschen", das der organischen Naturlehre und Medicin eine neue Bahn und Richtung eröffnete, begann mit Bd. 1 just in demselben Jahre zu erscheinen, in welchem des Autors Beruf nach Berlin (1833) erfolgte; Bd. 2 erschien 1840; beide dann in wiederholter und dritter Auflage. Noch vor zwei Jahren entging Müller dem Tode bei einem Schiffbruch auf seiner Reise nach Scandinavien, um jetzt so plötzlich und so früh, noch nicht 57 Jahre alt, vom Schauplatz seines Wirkens abzutreten.

Alte und neue Bilder in Dresden.

— Ein vor einiger Zeit hier ausgestellter angeblicher Correggio, eine Grablegung Christi durch zwei Engel, zog die Aufmerksamkeit der Kunstkenner vielfach an. Das Bild soll aus der Hinterlassenschaft des ersten Napoleon in den Besitz eines Wiener Mannes übergegangen sein, der es jetzt zum Verkauf anbietet. So lange ein Licht unter den Scheffel stellen, ist niemals räthlich. Auch war man hierorts bald einig, daß Correggio's Manier und Styl im Bilde noch nicht dieses Meisters eigene Arbeit bezeuge. Die beiden Engel tragen in bestem Sinne Correggio's eigenthümliche Grazie zur Schau; der etwas aufgedunsene Leib des Leichnams bekundet in minder gutem Sinne des edlen Modenesers allzu große Weichlichkeit in Behandlung nackter Formen. Alles zu Allem genommen, bekundet das Bild eine Studie nach Correggio, die aus der Werkstatt der Schule der Carracci hervorgegangen sein mag. Ein Erwerb für die hiesige, an wirklichen Correggios so reiche Gallerie erschien nicht rathsam.

Während die kaiserliche Gallerie vom Belvedere zu Wien durch Entwendung ein werthvolles niederländisches Bild einbüßt, geschah auf der hiesigen ein an vier Bildern verübter Frevel, den man fast einem pietistischen Fanatismus, nicht blos der Barbarei und dem frechen Uebermuth zuschreiben wollte. An einem Tage, wo der Eintritt bezahlt wird, fand die Verstümmelung der Gemälde statt; dreien ward an den nackten Theilen des Schooßes mit einem zweifelsohne eisernen Instrument die Farbe abgeschabt: an Reni's kleinem Bacchus, an eine Tonne gelehnt aus einer Flasche trinkend (Nr. 446 des Katalogs), an Francesco Albano's Diana (Nr. 473) und an Francesco Cairo's Venus (Nr. 164). An den ersten beiden Bolognesischen Bildern gelang der Frevel, am Bilde des Lombarden, auf Kupfer gemalt, leistete der Stoff Widerstand. Einem weniger werthvollen Gemälde eines Franzosen, Christus am Kreuze zwischen den Schächern (Nr. 681, im zweiten Stock des Museums) wurde der Kopf des Heilandes, anderthalb Quadratzoll im Umfang, herausgeschnitten. Wir

wiederholen, daß der schnöde Unfug an einem Tage geschah, wo der Eintritt nicht allgemein frei, nicht den unteren Schichten des Volkes gestattet war. Das Publicum behütet sich selbst besser als saumselige Wächter.

Von neuen Oelbildern hiesiger Künstler haben wir zweier Kreuzigungen zu gedenken, der einen von Prof. Gonne, nach einer Schnorrschen Zeichnung für eine Kirche im Hannöverschen bestellt und ausgeführt, der andern von Prof. Peschel, für eine Kapelle des hiesigen kronprinzlichen Schlosses bestimmt. Man kennt Gonne im größern Publicum durch zahlreiche Nachbildungen seines reuigen Räubers. Seine Kreuzigung offenbart die Einfachheit und die Innigkeit der altdeutschen Schule. Maria und Johannes stehen am Kreuz, der Schaft desselben ist sehr kurz, denn die Hände der im Schmerz Hingesunkenen umfassen noch die Füße des Gekreuzigten. Dies eigenthümliche Motiv (nach Schnorr) nimmt der Gruppe vielleicht die Wirkung von ferne, giebt ihr aber etwas sehr Trauliches und Inniges. — Peschels Kreuzigung hat nicht sowohl Einfachheit und Innigkeit, als vielmehr die orthodoxe Naivität des altdeutschen Styls, die jedoch zugleich eine große bunte und sehr weltliche Volksgruppe am Fuß des Kreuzes entfaltet. Engel erscheinen von vier Seiten mit Kelchen um die Bluttropfen des Sterbenden aufzufangen; aus der Speerwunde springt ein Bogenstrahl des Blutes, und der Engel, der ihn abfängt, hält für die Tropfen aus der Nagelwunde der Hand auf derselben, rechten Seite noch einen zweiten Kelch schwebend in der Luft. Diese Geistererscheinung mit ihrer Mystik verlangt, nach unserem Gefühl, die tiefste, geheimnißvollste Verschwiegenheit und Dunkelheit der Nacht. Der Maler hat aber seiner Scene fast Tageshelle gegeben, und Lessing weiland hat an Voltaire schwerlich blos für die Poesie nachgewiesen, daß Geister bei Tage keine Gültigkeit, keine Berechtigung, für die Phantasie keine Möglichkeit haben. Peschels Engelgeister mischen sich so naiv unter die körperlichen Menschen, daß man sie gar nicht von diesen unterscheiden kann, ihr geheimnißreiches, himmlisch ideales Thun aber aller Weihe beraubt wird. Was wir an Bildern der altdeutschen Schule naiv nennen, erscheint, wie uns dünkt, an Bildern von heute leicht profan.

Ein deutsches Seminar in America.

x. Wenn manche Narren aus Deutschland, welche in den Vereinigten Staaten sich niederlassen, in äußern Dingen den bekanntlich keineswegs liebenswürdigen Yankee copiren, und wenn ein beliebiger Schwabe aus Bopfingen oder Sindelfingen sein Johann Jakob Bäuchle oder Wilhelm Heinrich Wöhrle in einen John James und William Henry umwandelt, so ist das einfach abgeschmackt. Wenn man aber liest, daß es ganze Städte giebt, welche ihren deutschen Charakter treu bewahren, ohne sich eigensinnig von dem Fortschritte der Zeit und der Bildung abzusperren, so ist das erfreulich. Zu diesen Städten gehört Allentown in Pennsylvanien. Dort wird freilich auch Englisch neben dem Deutsch geredet, und in den Schulen wie vor Gericht werden beide Sprachen gebraucht, je nach dem augenblicklichen Bedürfniß, aber die Leute deutscher Abkunft halten fest an Sprache und Sitten des alten Vaterlandes, nun schon vier Menschenalter hindurch. In der Stadt, welche etwas mehr als 8000 Bewohner zählt, erscheinen 10 deutsche und 2 englische Wochenblätter. Eine Zierde von Allentown ist das vor 10 Jahren gegründete Lehrerseminar. Stifter war der vor einiger Zeit verstorbene Prediger Christian Rudolf Keßler aus Graubündten, der seine wissenschaftliche Ausbildung auf der Universität Leipzig erhalten hatte, 1848 nach Pennsylvanien kam und seine Anstalt mit 5 Schülern begann, in einem kleinen engen Hause; jetzt steht an dessen Stelle ein stattliches Gebäude mit 39 Fenstern auf der Vorderseite. Keßler starb im März 1855, aber sein Vater und ein von ihm geschulter und im Sinne deutscher Wissenschaft herangebildeter Americaner, Dr. Philipps, haben deutsche Lehrweise beibehalten. Die Zahl der Seminaristen beträgt gegenwärtig im Durchschnitt 130; es wird namentlich auch darauf gesehen, daß sie musikalisch tüchtig ausgebildet werden, und so den Kirchen- und den Volksgesang in den Gemeinden leiten können; auch wird jeder Einzelne zum Turnlehrer herangebildet. Binnen 10 Jahren sind 1025 Jünglinge und Mädchen in dem Allentowner Seminar herangebildet worden, welche seitdem weit und breit über ganz Nordamerica Wirkungskreise gefunden haben, in denen sie in Keßlers Sinn und Art wirken.

Eine Erklärung aus München.

— Man ist sonst nur daran gewöhnt, daß leidenschaftliche Theaterrecensenten an groben Worten und Wendungen dem Lexikon der deutschen Sprache eine ungewöhnliche Bereicherung angedeihen lassen. Inzwischen geschieht dies auch mitunter von anderer Seite her. Wir tischen unseren Lesern ein Beispiel aus München auf. — In Nr. 14 d. J. brachte unser Blatt einen Artikel: „Die Mesmeristen", von P., einem angesehenen praktischen, auch litterarisch bewährten Arzte in Leipzig, dem wir schon eine ganze Reihe mit großem Beifall aufgenommener Aufsätze aus dem Gebiet der Naturwissenschaften verdanken. Ein Herr W. Wurm in München, der über den Mesmerismus anderer Meinung ist, sandte uns unter der Ueberschrift: „Zur Abwehr" eine Notiz zur Aufnahme ein, die eben blos die Versicherung seiner entgegengesetzten Ansicht enthielt und damit schloß, daß der Schreiber „fortfahren werde, einen für das menschliche Wohl hochwichtigen Gegenstand immer mehr in die Praxis einzuführen, ein Streben, von dessen Erfolg er seinen Gegner recht bald anderweitig überzeugen zu können hoffe." Wir glaubten es bei dieser Hoffnung bewenden lassen zu können, sahen uns aber zur Aufnahme der Erklärung nicht veranlaßt, da der von uns gebrachte Artikel über die Mesmeristen, durchaus sachlich und wissenschaftlich gehalten, in keiner Weise gegen Herrn W. Wurm etwas Persönliches vorgeführt hat. Herr W. Wurm sendet uns eine zweite Auslassung, die wir hiermit wie folgt abdrucken:

„Nachdem Sie meiner in den Augen aller Unbefangenen hinreichend motivirten Aufforderung bezüglich der Aufnahme meiner Gegenerklärung auf den Artikel in Nr. 14 der Europa: „Die Mesmeristen" nicht nachkamen, auch schon voriges Jahr einen völlig parteiischen Standpunkt in dieser Angelegenheit festhielten, erkläre ich Ihnen im Namen Vieler, daß die anmaaßenden Behauptungen eines namenlosen P. (soll wohl „Popanz" heißen!) in einem Kaffeklatschblatte, secundirt von einem mittelmäßigen Belletristen, dem Mesmerismus so wenig schaden werden als der bekannte Koth der Raben dem Gefieder des Schwanes. Auch das größere Publicum weiß nach und nach das Gebahren der Literaten richtig zu beurtheilen, die da fürchten müssen, daß einige ruhige Worte der Entgegnung, welche eine gereifte Ueberzeugung dictirt, ihr mit ungeheurem Scharfsinn (!?) construirtes Kartenhaus spurlos vernichten möchten. Wir wünschen unsrer Sache recht viele solche puerile Gegner. Ich versichere Sie meiner vollständigen Verachtung Ihres illoyalen Benehmens!"

W. Wurm.

München, 29. April 1858. Landwehrstr. 27.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 22. Europa. 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 29. Mai.

Inhalt.

Englischer und deutscher Adel.

Sehr richtig wird in dem Aufsatze: „Die Aristokratie in England" in Nr. 16 dieser Zeitschrift darauf aufmerksam gemacht, daß die Meinung, die englische Aristokratie sei vergleichsweise neuer Entstehung, insofern keine richtige sei, als zwar nur wenige englische Hochadelstitel in eine ferne Vergangenheit zurückreichten, viele Träger auch neuerer Titel aber uralten, angesehenen Geschlechtern angehörten. Es wurde daran eine Erinnerung an die eigenthümliche Organisation des englischen Adels geknüpft, wonach die Adelswürden gewissermaßen ein Eigenthum der Familie sind, dessen Nutznießung aber nur in einzelnen Gliedern derselben, nach dem Rechte der Erstgeburt, vererbt. Gewiß liegt in dieser Einrichtung ein Theil des Geheimnisses der so lange bewahrten Macht und Blüthe der englischen Aristokratie. Ein anderer und wohl wichtigerer liegt in dem Charakter der englischen Gentry, die es eigentlich, und nicht der hohe, mit den Kronen der Herzoge, Marquis, Earls, Viscounts und Barone geschmückte Adel, ist, in deren Händen gegenwärtig das englische Regiment im Ganzen und Großen liegt. Nun könnte man zwar, mit Bezug auf diese Gentry, gegen die obige Bemerkung den Einwand erheben, daß die Gentry kein Adel sei, daß also der an Glieder dieser Geschlechter in neueren Zeiten verliehene hohe Adel noch keineswegs einen alten Adel constituire. Allerdings ist die Gentry kein Adel, sondern vielmehr der großen Classe der deutschen Honoratioren zu vergleichen; aber sie umfaßt einen unserem festländischen niederen Adel entsprechenden Stand mit, nur nicht in der abgeschlossenen und exclusiven Stellung zu den übrigen Ständen, die er bei uns so lange Zeit eingenommen hat. Zu der Gentry rechnet man in England zuvörderst 1) den Ritterstand, welcher aus den Baronets, einem erst von König Jakob I. (22. Mai 1611) begründeten Briefadel, der sich aber auch nur nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt, aus den Knights-Bannerets, einer ursprünglich durch Waffendienst erworbenen, aber seit Karl I. nicht weiter verliehenen Würde, den Knights-Bachelors, einer sehr häufig verliehenen, blos persönlichen Auszeichnung, und aus den Inhabern der königlichen Orden zusammengesetzt wird; 2) die nachgebornen Söhne des hohen Adels, der Baronets und der Knights; 3) die Mitglieder des Unterhauses und die Esquires, welcher letztere Titel früher nur denjenigen Grundbesitzern, die mindestens 500 Pf. St. jährlich aus Grundeigenthum bezogen, sowie solchen Beamten, die ein gleiches oder höheres Amtseinkommen hatten, beigelegt ward, jetzt aber jedem vollen und selbständigen Grundeigenthümer zukommt; 4) alle plaidirende Advocaten, höhere Staatsbeamten, Inhaber höherer akademischer Würden, sowie sonstige namhafte Gelehrte, angesehene Künstler, Officiere des Heeres und der Flotte, und die zur Seelsorge berechtigten Geistlichen; 5) alle Mitglieder des höheren Kaufmannstandes, die keinen offenen Laden halten. Diese alle bilden die große Classe der Gentry, aus welcher im Wesentlichen die Mitglieder des Unterhauses, die Sheriffs, die Friedensrichter, die Mitglieder der großen Juries, die meisten und einflußreichsten Mitglieder der Specialjuries, überhaupt die Träger der politischen Gewalt in England hervorgehen. Die Baronets und Knights unterscheiden sich nur durch den gesellschaftlichen Rang von den übrigen, bilden aber mit ihnen gemeinsam jene große Classe, in welche Jeder durch das Leben selbst emporgehoben wird, der in eine Stellung gelangt, die eine Voraussetzung liberaler Bildung und äußerer Unabhängigkeit begründet, aus welcher sich aber auch Jeder von selbst verliert, der durch Unglück oder eigene Schuld in eine niedere Lebensstellung herabgedrängt wird. Jene alten Geschlechter, dergleichen zum Theil noch aus der Zeit der normännischen Eroberung, ja noch länger her auf denselben Erbgütern sitzen, gehören natürlich auch zur Gentry, eben weil sie freie und volle Grundherren sind, und mögen auch sonst einen wohl natürlichen Werth auf das Bewußtsein legen, daß ihre Voreltern, soweit eine Kunde zurückreicht, zu den Notablen des Landes gezählt haben, besitzen aber keinerlei Vorrecht, keine Auszeichnung, und ihre einzelnen Angehörigen unterliegen derselben Gefahr, sich aus den Reihen der Gentry zu verlieren, wie jedes andere Mitglied derselben.

Eben diese Elasticität der Gentry, welche letztere denn doch für England das einzige ist, das sich dem festländischen niederen Adel vergleichen läßt, während die Peers nur unserm hohen Adel entsprechen, bildet einen wesentlichen Grund ihres Ansehens, ihrer Macht und Dauer. Sie wird dadurch das verbindende Glied zwischen dem hohen Adel und den untern Volksclassen. Mit beiden steht sie in mehrfacher Gemeinschaft; mit beiden theilt sie bestimmte Interessen, Beziehungen und Sympathien. Mit beiden ist sie viel-

fach durch verwandtschaftliche Bande verknüpft, zumal man in England bei dem Adel und den ihm analogen Verhältnissen, in richtiger, politisch und selbst physiologisch wohlbegründeter Auffassung, lediglich auf die Männer achtet und den festländischen Grundsatz: partus sequitur ventrem (das Kind folgt dem Stande der Mutter), den festländischen Begriff der Mißheirath, die in Deutschland am Ende des Mittelalters aufkommenden Ahnenproben u. drgl. nie gekannt hat. Indem die Gentry von Zeit zu Zeit aus ihren eigenen Reihen sich einzelne Vorragende zu den Würden des Hochadels emporschwingen sieht, nimmt sie auch aus den unteren Volksclassen fortwährend neue Mitglieder in ihre Mitte auf, und indem so die aristokratischen Vortheile sich als einem Jeden erstrebbar darstellen, wird der Mißgunst gegen sie der Stachel gebrochen. Dazu die inneren Organisationen des britischen Adels, die sich, auch ohne rechtlichen Zwang, lediglich durch die Gewalt der Sitte und des aristokratischen Instincts, auch bei der Gentry wiederholen. Auch in ihren Reihen ist es ein vorherrschendes Streben, den Hauptbesitz der Familie an Glanz und Gütern durch testamentarische, fideicommissarische Bestimmungen, die jedoch als unter Umständen rechtlich lösbar gestaltet zu werden pflegen, immer einem Gliede, dem erstgebornen Sohne und seinen Nachkommen nach derselben Erbfolge, zu sichern, damit, was immer das Geschick einzelner nachgeborner Glieder sein möge, die Familie selbst nicht wieder von der errungenen Stellung herabsinken könne und immer einen Mittelpunkt habe, von wo sich ein bestimmtes Ansehen über alle Zweige verbreite, wo Alle ein Haupt und einen Anhalt zu suchen hätten.

Es soll dabei nicht geleugnet werden, daß mit diesen letzteren Organisationen mancherlei Mißstände verbunden sind, die zum Theil auch ihre politischen Nachtheile haben. Die Macht der englischen Aristokratie, der Glanz und Reichthum ihrer Häupter wird zum Theil durch Opfer erkauft, welche den Elternherzen und den Interessen der nachgebornen Kinder, der jüngeren Söhne und der Töchter auferlegt werden, und oftmals mag das Verhältniß zu einer inneren Trübung und Störung der Familienbeziehungen beitragen. Indeß nichts Großes in dieser Welt wird anders als durch Opfer und Entsagung erkauft, und vor Allem, was für die Zukunft, für die Jahrhunderte wirken und dauern soll, muß mit dem Verzicht auf manchen Genuß der Gegenwart bezahlt werden. Auch wird durch jene Einrichtungen verständigen Eltern ein nützlicher Impuls gegeben, durch gute Erziehung und kluge wirthschaftliche Maßregeln auch für die Zukunft ihrer Nachgebornen zu sorgen, wie diese selbst denn doch in der Mehrzahl der Fälle bei dem begünstigten Haupt der Familie, und überhaupt in dem zusammenhaltenden Familiengeiste manchen ersprießlichen Beistand und eine wenigstens gegen das Aeußerste schützende Zuflucht finden. Es bleibt immer die Frage, ob es nicht für alle Theile das Bessere ist, wenn, wie in England, die Familie in ihrem Hauptzweige in Glanz und Fülle erhalten wird, während die übrigen Glieder zwar im Hauptwerk auf ihre eigene Kraft verwiesen, aber auch dabei nicht ohne Beistand und Förderung gelassen werden, als wenn unter dem Einflusse des gleichen Erbrechts nach und nach für Alle die Antheile immer kleiner werden, und zuletzt Alle sich in das Dunkel der unteren Schichten verlieren. Es ist ein alter, oft gehörter und oft bewährter Erfahrungssatz, daß der kaufmännische Reichthum sich selten über die dritte Generation erhalte; es gilt dies aber von allem Besitze, der nicht durch vorsorgende Institutionen geschützt ist, welche den Genuß desselben allerdings schmählern, dafür aber seine Dauer verbürgen. (Dieselbe Betrachtung hatte in einzelnen deutschen Ländern bei dem Bauernstande die Majorate oder Minorate eingeführt, und Land und Stand befanden sich wohl dabei.) Mag es auch oftmals ein bitteres Gefühl sein, mit welchem der nachgeborene Sohn den älteren Bruder durch den „Zufall der Geburt" so mächtig bevorzugt sieht, so könnte er doch bedenken, daß immer auch er schon durch seine Geburt im Schooße einer angesehenen, vermögenden und gebildeten Familie vor Millionen begünstigt sei, und immer noch bleibt ihm oder seinen Nachkommen die Hoffnung der Erbfolge. — Das jedoch ist nicht zu verkennen, daß jene Einrichtungen in ihren mittelbaren Folgen einen Nepotismus genährt haben, der sich in den früheren, nicht blos mit ihnen, sondern auch mit dem damaligen Systeme der parlamentarischen Corruption zusammenhängenden Sinecuren noch nicht in seiner schädlichsten Form zeigte. Denn bei diesen handelte es sich nur um eine unnütze Verwendung von Staatsgeldern; viel schlimmer aber ist es, wenn im activen Staatsdienste, in der Diplomatie, in Heer und Flotte, in der Colonialverwaltung ꝛc. wichtige Functionen in unfähige Hände gelegt werden. Auch die Mißstände der anglicanischen Hochkirche, in welcher vielfach die reichen Pfründen den Müssiggang nachgeborner Söhne des Hochadels und der Gentry füttern, während die Mühen und Lasten des Amtes kärglich bezahlten und willkürlich entlaßbaren Curaten zufallen, hangen mit jenen Einrichtungen zusammen. Daß jedoch diese Nachtheile bei der scharfen Controle, die denn doch in England so vielseitig und immer reger und wirksamer geübt wird, die Vortheile nicht überwiegen können, welche das aristokratische Princip für den Bestand und das Wirken der englischen Verfassung und für die dauernde Fortführung einer mit so großartigen Erfolgen gekrönten Politik gehabt hat: darüber sind wir wenigstens nicht in Zweifel, sowenig wie darüber, daß mit einer vollständigen Demokratisirung der englischen Verfassung dieselbe aufhören würde, das beneidete Musterbild des constitutionellen Staates, das glänzende Beispiel einer gelungenen Verschmelzung von Freiheit und Ordnung, von Recht und Fortschritt zu sein, und die freie Bewegung demokratischer Einflüsse mit dem siegenden Regimente staatsmännischen Weitblickes und festen Beharrens zu verbinden, daß vielmehr England damit in den Strudel der festländischen Revolutionen gezogen werden und aufhören würde, von seinem Parlamente aus seine unermeßlichen Besitzungen und Interessen in allen Erdtheilen wahren und leiten zu können.

Doch wir wollten uns nicht mit Englands Zukunft, sondern zunächst mit der Gegenwart seiner Gentry beschäftigen, auf deren Verflechtung mit den notablen Kreisen des Volkes überhaupt hinweisen und eine Nutzanwendung für Deutschland daraus ziehen: letzteres, insofern der deutsche Adel in seinem Ursprunge und noch lange nachher in einem sehr ähnlichen Verhältnisse stand, sich aber mehr und mehr davon entfernte, bis die Gewalt des Lebens ihn gegen seinen Willen wieder in ein ähnliches Verhältniß versetzt hat, und sofern man eben in dieser neuesten Wendung einen Verfall des Adels erkennen will und Reorganisationsvorschläge macht, welche ihn von neuem abschließender gestalten sollen.

Mit dem alten germanischen Adel hat der heutige niedere Adel, in welchem auch Grafen und Freiherren, sobald sie keine Landeshoheit besaßen, begriffen sind, nichts gemein. Jener ist zum größten Theil in den Katastrophen der großen Uebergangszeiten, sowohl am Anfange wie am Schlusse des Mittelalters, untergegangen, soweit nicht seine Reste in den souveränen Fürstengeschlechtern und in den älteren Häusern der mediatisirten und subjicirten ehemaligen Reichsstände noch fortleben. Dagegen ging der niedere Adel zum größten Theile aus dem Stande der ehemaligen schöffenbaren Freien, zu einem kleineren Theile auch aus jener höchsten Classe der Unfreien hervor, deren Glieder als Ministeriale bezeichnet werden. Seit dem 12. Jahrhundert ging, in Folge des Aufkommens der Städte, des zunehmenden Glanzes der Höfe, der militärischen Organisation derjenigen deutschen Lande, die man den Slaven wieder abkämpfte oder gegen diese zu sichern hatte, der immer weiteren Ausbreitung der vielfach abgestuften Unfreiheit, der Befestigung und Ausbildung des Lehnswesens, der Einprägung seiner und der ritterthümlichen Anschauungen in den allgemeinen Volksgeist, und ähnlicher Ursachen, eine sociale Revolution vor sich, zu deren Ergebnissen auch der Uebergang eines großen Theiles der Freien in einen neuen Adelstand gehörte. Die schöffenbaren Freien zogen entweder in die Städte, wo sie die ursprünglichen, angesehenen Vollbürger bildeten, sich aber bald von einer Masse hereinströmender Hörigen umgeben sahen, der gegenüber sie die Stellung der Patricier einnahmen, wie man ja jetzt auch annimmt, daß die römischen Patricier die alten Bürger von Rom, die Plebejer aber die hinzugekommenen Fremden gewesen seien. Andere schöffenbare Freie besaßen auf dem Lande Güter, welche sie bei der Ausbreitung des Lehnswesens entweder als Lehen empfangen, oder zu Lehen aufgetragen hatten, wofür sie aber immer nur zu rittermäßigen Diensten verpflichtet waren, sowie sie selbst auch als Vasallen Freie blieben. Da sie aber als einzelne Freie unter zahlreichen Hörigen lebten, häufig auch selbst eine herrschaftliche Gewalt, allmählich auch eine übertragene obrigkeitliche Autorität über diese übten, auch wohl für die umgebenden kleinen freien Grundbesitzer, die freien Bauern, wo es solche gab, gegen entsprechende Concessionen den Reiterdienst übernahmen, so bildeten sie eine höhere Classe, die nach und nach von selbst den Charakter eines Adels annahm. Dabei war es natürlich, daß, solange die frühere Gemeinsamkeit des Standes noch im Gedächtniß war, zwischen Stadtadel und Landadel kein Unterschied gemacht ward, wie wir denn in jenen Anfangszeiten des Adels vielfach ein Hin- und Herwogen seiner Geschlechter zwischen Stadt und Land bemerken. Ebenso erklärlich war es aber auch, daß später der Landadel sich von dem Stadtadel abschloß. Denn der erstere trieb das angesehene, fast allein für ehrenhaft geltende Waffengewerbe, der letztere die mit Vorurtheil betrachteten industriellen und mercantilischen Geschäftszweige, und der Stadtadel ward allmählich genöthigt, frühere Hörige zu immer größerer Gemeinschaft zuzulassen. Man machte es ihm ausdrücklich zum Vorwurf, daß er mit Handwerkern zu Rathe sitze. Er konnte seinen Unterschied von den übrigen Bürgern nicht so streng wahren und nicht so scharf herausstellen, wie der Landadel den seinigen gegenüber den hörigen Bauern. Die Gewalt des Landadels nahm zu, die des Stadtadels ab, und so hob sich jener über diesen, bis der Landadel, wo nicht besondere Privilegien die frühere Gewohnheit schützten, die Erwerbung von Lehngütern und manche andere Rechte ausdrücklich an seine Mitte band.

Uebrigens machte sich diese ganze Adelsbildung, wie in England noch heute, lediglich factisch und erhielt sich in steter Abhängigkeit von den individuellen Verhältnissen. Von selbst stieg der Freie, zuweilen selbst der Hörige, in den Stand des Adels hinauf, und ebenso verloren sich Einzelne durch die Ungunst der Umstände wieder aus diesem. Der Stand war nicht abschließend, und ist es eigentlich erst im 17. und 18. Jahrhundert geworden. Die immer gesteigerten Ahnenproben — bei den kirchlichen Stiften eigentlich schon gegen klare Kirchengesetze verstoßend, — im Anfang nur auf 4, dann auf 8, im Fortgang der Zeiten auf 16 und 32 Ahnen von Vaters und Mutters Seite gerichtet, die zunehmende Mißgunst der sogenannten Mißheirathen, der unterscheidende Gebrauch des Wörtleins „von", gehört alles erst dieser spätern Zeit an. Daß die Turnierordnungen und Turnierbücher, namentlich Rixners famoses Werk, der fabelhaftesten Natur, die letzteren, wie viele andere Adelshistorien, von Anfang bis zu Ende rein erlogen sind, war eigentlich schon allbekannt, als Lafontaine seinen Quinctius Haimeran von Flaming schrieb, wird aber noch heute zuweilen ignorirt. Auch das Ritterthum hat seine vollständige Ausbildung und Ausbreitung erst in den Ritterromanen erfahren, während im wirklichen Leben, namentlich in Deutschland, die Verhältnisse ungleich nüchterner waren. In der Zeit, wo sich dieser Adel bildete, bestand der Begriff der Bürgerlichen im heutigen Sinne noch gar nicht, gehört vielmehr erst der neueren Zeit an. Es gab Städtebürger, aber nicht jenen Gegensatz der Bürgerlichen gegen die Adeligen. Der höhere Klerus, der höhere Beamtenstand, die Inhaber akademischer Würden, die Führer von Kriegern standen ohne Rücksicht auf ihre Abkunft dem Adel gleich. Familiennamen, ohne welche ein zahlreicher Adel kaum denkbar ist, bildeten sich zuerst bei dem hohen, dem alten Adel, etwas später und langsamer bei dem niedern, neuen Adel und bei dem gewerbtreibenden Bürgerstande, und zuletzt bei den Bauern. In den Urkunden des 11., 12., theilweise noch des 13. Jahrhunderts treffen wir auch bei dem Adel nur die Taufnamen, mit Beifügung einer Bezeichnung des Standes oder Amtes. Dann kommt die Gewohnheit auf, die Besitzung beizufügen, welche Benennung jedoch eine Zeitlang mit den Gütern wechselt. Wir finden Brüder, die sich von verschiedenen Gütern nennen und die Stifter getrennter Adelsfamilien werden. Allmählich wurzelt ein solcher Name ein, und die meisten Adelsfamilien haben ihren Namen von den Besitzungen ihrer Voreltern. Im mittlern und westlichen Deutschland giebt es wenige Dörfer, von denen sich nicht ein solches Geschlecht benannt hätte, wenn auch gar viele dieser Familien längst erloschen oder verschollen sind, sehr viele auch ursprünglich einem und demselben Stamme angehört haben mögen. Die vergleichsweise wenigen Geschlechter, die sich nicht nach einer Besitzung, sondern nach irgend einem zufälligen Umstande benannten, pflegten auch das „von" nicht zu gebrauchen, und einzelne davon hatten diese Gewohnheit noch in unserm Jahrhundert beibehalten, wie denn der unterscheidende Gebrauch des „von" erst nach dem 30jährigen Kriege allgemeiner wurde. Vorher gab es in der That keinen Unterschied zwischen bürgerlichen und adeligen Besitzern eines Rittergutes, und der eigentliche Ursprung des alten niedern Adels ist eben in dem andauernden Besitze eines Ritterguts durch eine Familie zu suchen.

Erhebungen in den Adelsstand kommen erst im spätern Mittelalter sehr vereinzelt vor und werden erst vom 16. Jahrhundert an häufiger.

Durch die exclusive Richtung, welche der deutsche Adel nach dem 30jährigen Kriege und in der Rococozeit annahm, und durch die eigennützigen Vorrechte, für die er seine frühere politische Macht an den Beamtenstaat verkaufte, hat er sich eine Zeitlang namhafte Vortheile und eine recht behagliche Stellung gesichert gehabt. Aber diese Zeit konnte nicht dauern. Der höhere Bürgerstand, den er von sich abstieß, wurde mit seinem Reichthum an inneren und äußeren Mitteln der Führer im Kampfe des Bürgerthums gegen den Hof- und Grundadel, und jene Vorrechte konnten neben den Ordnungen und Richtungen des modernen Staates nicht bestehen. So wurde seine exclusive und privilegirte Stellung, neben dem Aufkommen des Briefadels, der Grund seines jetzigen Verfalles, wo seine besten Freunde nicht wissen, wie sie ihm einen festeren, reellen politischen Grund und Halt schaffen sollen, wo ein großer Theil seiner Glieder selbst den Sinn und das Interesse für den Stand verloren hat, wo sein Werth für seine Theilhaber höchstens in flüchtigen Erinnerungen, gelegentlichen Connexionen, einigen gesellschaftlichen Vortheilen, Hofämtern und einiger Befriedigung persönlicher Eitelkeit besteht, wie sie bei Manchen, ihrem sonstigen Standpunkte nach, auch nur als eine Inconsequenz zuweilen noch durchbricht. Auch diese Vortheile werden häufig durch manche entgegenstehende Inconvenienzen aufgewogen. Der englische Adel hat sich die politische Macht und Leitung bewahrt und sich an der Spitze des Volks erhalten, weil er sich zeitig aller Vorrechte entäußerte, welche für Andere drückend oder sonst dem Gemeinwohl schädlich waren, weil er durch innere zusammenhaltende Institutionen den Familiensinn wachhielt und dem Range seine materielle Grundlage sicherte, und weil er sich in jener Elasticität und Naturwüchsigkeit behauptete, die im Mittelalter dem Adel überall eigen war. Vielleicht ist es nicht zu spät, auch jetzt noch hieraus zu lernen. —u.

Von Florenz nach Genf.

Zweiter (letzter) Artikel.

Nach zwei Stunden ging die Reise mit frischen Pferden weiter, und der Weg, zunächst einen sehr steilen stundenlangen Berg hinaufkletternd, bot von Schritt zu Schritt neue malerische Meeransichten dar. Gegen Abend waren wir in Borghetto, wo der Vetturin zwei Stunden fütterte, die ich zu einem hübschen Spaziergange mit meinem jungen Beichtvater benutzte. Darauf begann eine romantische mondhelle Nachtfahrt, deren Resultat Morgens um vier Uhr unsere glückliche Ankunft in dem an der offenen See gelegenen, gut gebauten Städtchen Chiavari war. Den Fluß, der hier ins Meer fließt, und an dessen Ufer eine schöne Promenade sich hinzieht, die Entella, hat Dante besungen:

„Intra Siestri e Chiavari s'adima
Una fiumana bella." —

Hier trennte ich mich von meinen freundlichen Reisegefährten, und fuhr bald darauf in sehr übler Gesellschaft mit der Diligence nach Genua. Glücklicherweise hatte ich noch einen Banquetteplatz hoch oben auf dem Wagen erobert, von wo ich die schönste Aussicht genoß. Der Weg führt immer hart am Meeresstrande hin durch ein wahres Paradies von Oliven, Citronen und Weingärten. Klöster und Villen zieren die Berggipfel. Rapallo mit seiner hochthronenden, berühmten Wallfahrtskirche Madonna di Monte Allegro, die alljährlich vom 1. bis zum 3. Juli der Schauplatz eines lustigen Volksfestes wird, wobei der dreigipfelige Berg bis zum Meere hin in bengalischen Feuern glänzt, hebt sich malerisch aus finsterer Bergschlucht empor. Der von Felsen, Kiefernwaldungen, Cypressen-, Oliven- und Kastanien-Hainen umrahmte Golf von Rapallo giebt den trefflichsten Hafen ab. Trotz meiner Müdigkeit mußte ich die Augen weit offen behalten. Es gab des Schönen zu viel zu sehen. Je mehr ich mich der Hauptstadt näherte, umsomehr wurde der große Einfluß des Orients, der so lange Jahrhunderte hindurch der Meerherrschaft Genua's zur Stütze gedient, sichtbar. Mich umgab es wie die Gebilde aus tausend und einer Nacht. Alle Häuser zeigten sich von oben bis unten mit bunten Fresken bemalt. Der sicilianische, ursprünglich gleichfalls dem Morgenlande entstammte Weiberschleier erschien von neuem, jedoch statt in schwarzer, in weißer Farbe.

In unmittelbarster Nähe der Marmorstadt läßt freilich die Gegend an Romantik etwas nach; die das Meer einfassenden Bergcoulissen werden kleiner, und wenn auch Genua selbst amphitheatralisch gebaut ist, so hatte ich mir doch den steilen Felshintergrund unendlich malerischer gedacht, als ich ihn in der Wirklichkeit fand. Zudem sind die Hügel rings umher großentheils baumlos, und der Sommerstaub der Landstraße hielt den üppigen Pflanzenwuchs der Gärten hinter einem fahlen, schmutzigen Schleier verhüllt. Trotzdem aber kann der Totalanblick der Riesenstadt mit ihrem geschäftigen Hafentreiben, ihren hohen Wällen, zahllosen Palästen, Terrassen und weißen Marmorbalkonen, die wie schwebende Gärten mit allen exotischen Pflanzen geschmückt sind, nicht anders als imposant genannt werden. Wohl ist es „la reale, la nobile città," die Tasso besingt, und von welcher Madame v. Staël gesagt hat: „cette ville est bâtie pour un congrès de rois." Genua hat eigentlich nur vier Straßen, die Strada Balbi, nuova, Carlo Felice und Giulia (alles Uebrige sind nur enge Fußgängerpassagen, wie in Venedig), aber dafür reiht sich in diesen Straßen auch Palast an Palast, wie an keinem anderen Orte der Welt. Und wie interessant ist nicht gerade hier, inmitten des sonst so faulen, schlaffen Italiens die hier heimische kräftige, arbeitsame, frugale Bevölkerung! Welchen Respect flößen Einem nicht vor Allen jene wackern, altberühmten Bergamasken ein, Einwohner von Piazza und Zugno bei Bergamo, die schon seit dem Jahre 1340 das Privilegium besitzen, halb nackt mit rothwollener Hängemütze bei der tollsten Sonnengluth in unablässiger Rührigkeit den schweren Hafendienst ausschließlich zu versehen! Welch' ein Unterschied dem maulaffenfeilhaltenden, maccaronifressenden, zwischen Siesta und Tarantella herumtaumelnden Neapel gegen-

über! Gewiß, es steckt auch im heutigen Genueser noch etwas von dem kühnen, seemännischen Instincte der Italiener des 15. Jahrhunderts, und ist auch ihre glorreiche Republik im Monarchismus der modernen Welt untergegangen, so ist die Stadt doch immer noch die zweite des aufstrebenden Königreichs Sardinien, und nimmt durch ihren Handel an Bedeutung noch immer zu, besonders seitdem die Eisenbahn von hier durch den Apennin an den Lago maggiore, d. h. unmittelbar an den Fuß der Alpen führt. Vorzugsweise nehmen die öffentlichen Bauten in Genua einen außerordentlichen Aufschwung. Ganze Straßen mit zum Theil sehr prächtigen, sieben Stockwerk hohen Häusern entstehen, wobei das Bauen selbst noch bei weitem weniger Bewunderung verdient, als die Terraingewinnung an den steilen Felswänden und Schluchten der die Stadt von allen Seiten umgürtenden Berge. In allerneuester Zeit sind sogar noch zwei neue große Theater auf Actien und eine Menge gesunder Wohnungen für die ärmeren Classen, letztere durch eine zu diesem Zwecke besonders zusammengetretene Gesellschaft von Menschenfreunden, aufgeführt worden. — Dem Fremden, welcher, der schlechten italienischen Kneipen überdrüssig, sich wieder einmal nach altem, europäischem Comfort recht innig sehnt, bieten die großen Hotels am Hafen Alles, was sein Herz verlangt. Ich faßte diesmal im Hotel d'Italie Posto, ziehe indessen nach später gemachten Erfahrungen das Hotel Feder diesem noch vor. Bei entsetzlicher Hitze durchlief ich die hauptsächlichsten Straßen und dankte dem Himmel, daß die Bergschnürbrust, in der Genua schmachtet, die Architekten gezwungen, die Häuser alle so schattenspendend hoch in den blauen, wolkenlosen Himmel hineinzubauen; sonst wäre es vor der lieben wälschen Sonne gar nicht auszuhalten gewesen. Zunächst eilte ich an den Hafen, aus dem ein wahrer Mastenwald sich mir entgegenthürmte. Unter den wohl 500 Schritt langen Colonnaden der Darsena Reale, des Bauhofs für die Staatsschiffe, wo Fiesco ertrank, befinden sich Kaufhallen ohne Eleganz, aber von großer Nützlichkeit für das Seewesen, da man hier Alles erhandeln kann, was zur Schifffahrt gehört, vom Theer-Schmiertopf bis zum dicksten Ankertau. Der halbrunde Hafen, 1800 Klafter im Durchmesser haltend, wird durch zwei mächtige Molo's geschützt, den Molo vecchio im Osten und den Molo nuovo im Westen, auf dem sich hinter der Quarantäneanstalt der hohe Leuchtthurm erhebt; die Darsena reale liegt ungefähr in der Mitte zwischen beiden. Ich verfolgte den Weg zum Leuchtthurm und kam so an den Palast des Andrea Doria, äußerlich ein unansehnliches, symmetrieloses Gebäude, zu dem jedoch ein prächtiger Garten gehört. Die Strada di S. Tomasso führte mich von hier aus vollends bis ans Ende des genuesischen Hafenhalbmondes. Es war dies aber ein höchst unerquicklicher Gang, denn das laute Facchin- und Fuhrmannstreiben, Staub und üble Seegerüche sind in diesen Regionen furchtbar zu Hause. Am meisten staunte ich über die Kolossalität der Pferde, welche zum Fortschaffen der Schiffslasten gebraucht werden; seit den Sachsenhäuser Karrngäulen, die den Hafendienst in Frankfurt a. M. versehen, habe ich ähnliche Muster von Stärke und Gedrungenheit nicht gesehen. Von meiner Palastschau will ich schweigen, obschon z. B. der Palazzo Marcello Durazzo, jetzt Reale, in der Strada Balbi mit seiner hohen Einfahrt und marmornen Doppeltreppe von Carlo Fontana aus Brusciato († 1714) und seinen geschmackvollen, aber ganz modernen Gemächern voll Tizian'scher, van Dyk'scher, Tintoretto'scher und Paolo Veronese'scher Meisterwerke, mit seiner um die erste Etage herumlaufenden Marmorgallerie, von der aus man die herrlichste Meeraussicht genießt, sowie auch das imposante Treppenhaus und der säulenreiche Hof des schräg gegenüberliegenden Palazzo Filippo Durazzo, vor dem zwei kolossale Marmorlöwen, in verdächtigen Schlaf versunken, den Argusdienst versehen, alle Aufmerksamkeit verdienen. Die Kathedrale San Lorenzo mit ihrer weiß- und schwarzgestreiften Marmorbekleidung und schönen Façade nebst Hauptportal, sowie die innerlich mit reichen Fresken und Goldornamenten verzierte größte Kirche Genua's, S. Annunziata, habe ich gleichfalls besucht, mich sodann aber bald aufwärts nach der herrlichen, frischduftenden, brunnenreichen Promenade von Acqua Sola gerettet, von wo ich einen unvergeßlichen Sonnenuntergang genoß, und noch bis tief in die Nacht hinein, vom schönsten Sternenhimmel überdacht, in den mit tausend Lichtern flimmernden Stadtkoloß und das ewige Meer hinabträumte. Was den Blick auf Genua von oben aus vorzugsweise so unbeschreiblich reizend macht, das ist die Menge schöner Gärten, welche die einzelnen Paläste mit ihrem Schatten umringen, und den Eindruck der sonst so blendenden, kalten Marmormassen auf das angenehmste mildern. Um diesen Eindruck recht vollständig zu genießen, kann man nicht hoch genug steigen. Am schönsten ward er mir bei einem spätern dortigen Aufenthalt von der hinter der Kapuzinerkirche liegenden, wallumgebenen höchsten Spitze der die Stadt einrahmenden Bergkette, wo sich ein Wachthaus und ein rother Telegraphenthurm erhebt. Zu dem Blick auf den terrassenförmig in die Höhe gebauten Straßenwirrwar gesellen sich von hier aus auch noch die Aussichten nach den schneebedeckten Seealpen, auf die herrlichen, villenbesäeten Flußthäler hinter der Stadt, auf die kühnen Bogen des Aquäducts, der Genua mit frischem Wasser versorgend, zwölf Miglien davon bei Viganega beginnt, und auf die ganze schöngeschwungene Küstenlinie der Riviera di Ponente bis gen Nizza hin.

Der folgende Morgen sah mich, da die Eisenbahn von Genua bis Arquata noch nicht eröffnet war, abermals auf der Banquette einer wenig fashionabeln, aber billigen Diligence weiter nordwärts ziehen. Der Sitz wäre an sich so übel nicht gewesen, hätte nicht der Staub angefangen mich bald auf das fürchterlichste zu belästigen. Neben mir hatte ein Petit Bourgeois aus Turin Platz genommen, der große Hoffnungen auf eine solidarisch-constitutionelle und protestantische (!!) preußisch-sardinisch-englische Politik, dem österreichischen katholischen Absolutismus gegenüber setzte. Es war also kein Zweifel mehr: ich befand mich im Lande der italienischen Aufklärung, für die Carlo Alberto gekämpft und gefallen! — Mein redseliger Liberaler sprach übrigens sehr gut französisch, was überhaupt im Piemontesischen große Verbreitung hat. Selbst im häßlich-verstümmelten Volksdialekt klingen schon gallische Accente durch. — Wir fuhren am noch unfertigen Marmordenkmal des größten Genuesers, Christoph Columbus, vorüber, wovon damals nur

erst das mit einer Masse von Schiffsschnäbeln gezierte Piedestal stand. — Der Weg bis Ponte Decimo enthüllt die mannichfachsten Reize. Weinberge und Gärten bieten ein lebendigüppiges Panorama. Eine gute Stunde vor Ponte Decimo übersteigt die Fahrstraße den Apenninkamm in weitschweifigem Zickzack. Ein angenehmer Fußweg in der Diagonale ließ mich die sonst so lange Strecke in einer Viertelstunde zurücklegen, sodaß ich alle Zeit hatte, in Ponte Decimo für zwei Francs miserabel zu Mittag zu essen, ein Diner, welches ich als die letzte italienische Prellerei in meinen Reiseannalen eingetragen habe. Von hier bis Arquata hinderte der Staub fast jede Aussicht. Die Eisenbahnbauten auf der diesseitigen Strecke sind enorm, wie denn der längste Tunnel, den Europa besitzt, diesem nun vollendeten Schienenweg angehört. In Arquata trat ein Aufenthalt von $2\frac{1}{2}$ Stunden ein, da der Dampfwagen sich erst um halb sechs Uhr in Bewegung setzte, und unsere Messagerie bereits um drei Uhr dort angelangt war. Diese Reisepause wurde doppelt unangenehm in Folge der noch sehr provisorischen Bahnhofsanstalten; denn das Restaurationslocal war nichts mehr und nichts minder, als eine Bretterbude mit Papierfenstern statt der Glasscheiben, durch welche der sich just stark erhebende Wind höchst unangenehm blies. Ich war herzlich froh, als endlich der Pfiff der Erlösung erscholl. Auf der Fahrt nach Turin weidete ich mich an den schönen grünen Wiesenplänen, lang entbehrten heimathlichen Anblicks, durch die wir dahinbrausten. Die sehr flache Gegend hat gar nicht mehr den italienischen Charakter; doch lacht dem Auge Ueppigkeit und Fruchtbarkeit aller Orten entgegen. Ich streifte an der Veste Alessandria vorbei, in deren Nähe das Schlachtfeld von Marengo kanonenfieberige Gefühle erweckte. Auch Asti, wo der treffliche Wein wächst, dessen Production sich jährlich auf 7,000,000 Litres beläuft, und dessen Feuer mit den edelsten spanischen Sorten rivalisirt, — Asti, die Vaterstadt des Conte Alfieri, flog an uns vorüber. Einem Gespräche zweier Italiener, das ich auf dieser Wegstrecke belauschte, muß ich hier Raum gönnen. Es saß nämlich in meinem Coupé unter Andern auch ein bejahrter Däne mit seiner gleichfalls schon ältlichen Ehehälfte, die beide, von der übrigen Gesellschaft kaum Notiz nehmend, einen recht germanisch-innigen Blick- und Wortwechsel unter herzlichen Händedrücken und anderen unzweideutigen Zeichen glücklichster Seelenübereinstimmung unterhielten. Mir als Deutschem fiel dies zwar nicht besonders auf, denn bei uns giebt's, Gott sei Dank! noch Eheleute genug, die sich auch nach den Flitterwochen herzlich liebhaben; den italienischen Nachbarn aber kam solche Erscheinung höchst bemerkenswerth vor. Als nun Philemon und Baucis den Wagen auf einer Station auf kurze Zeit verlassen hatten, liehen die Wälschen, die das Pärchen für Deutsche hielten, ihren Beobachtungen Worte und äußerten etwa Folgendes: „Da vero, le moglie tedesche sono molto buone e hanno tenerezza per i loro mariti. Però disgraziamente quasi tutte le donne in Germania sono brutissime. Le piu belle del mondo, certamente, sono le donne inglese, ma pajono sempre fredde, senza anima, senza affetto, senza sentimento." (Wahrlich, die deutschen Frauen sind sehr gut und haben viel Zärtlichkeit für ihre Männer. Allein unglücklicherweise sind fast alle Weiber in Deutschland grundhäßlich. Die schönsten der Welt sind ohne Zweifel die Engländerinnen, aber sie machen immer einen kalten Eindruck, als hätten sie weder Enthusiasmus, noch Leidenschaft, noch Gefühl.) Dazu nun ist mein Commentar folgender: Wo so ein oberflächlicher, sinnlicher Italiener keine lichterlohe Flamme sieht, da glaubt er auch nicht an die Möglichkeit eines Funkens. Die Schönheit ist Geschmacksache, und alles Uebrige, was jene Signori bezüglich unserer Frauen vorbrachten, werden diese letzteren als das schönste Compliment gelten lassen; die Herzen der Engländerinnen aber haben sie nur sehr von ferne studiert. Freilich halten Erziehung und gesellschaftliche Sitte diese Herzen gemeiniglich mit einer Eisrinde umpanzert, die des Anhauchs einer recht warmen, gründlichen Liebe bedarf, um auch von innen heraus zu schmelzen: aber ein Wälscher wird das Kunststück allerdings so leicht nicht fertig bringen, weil er eben ganz und gar nicht gründlich ist.

Eine Stunde vor meiner Ankunft in Turin fing es entsetzlich zu regnen an; was ich immer für eine schlechte Vorbedeutung halte, wenn ich eine neue Stadt betrete. Es ist wie ein Protest des Himmels gegen unser Erscheinen in ihr. Auf dem Bahnhofe gesellte sich mir ein ältlicher Franzose zu, der mit dem Expräsidenten der Louis-Philippe'schen Deputirtenkammer, Monsieur Sauzet, in Italien herumgereist sein wollte, und jetzt nach demselben Gasthof begehrte, den mir mein liberaler Reisegefährte auf der genuesischen Messagerie empfohlen, „le tre corone". Wir fuhren also zusammen in einem sehr stolzen Fiacre für anderthalb Francs dorthin, speisten recht gut und unterhielten uns leidlich.

Nach allem Sturm und Regen von gestern erglänzte am folgenden Morgen die Sonne doch wieder warm und schön. Ich entschloß mich zu einem zweitägigen Aufenthalt in Turin, um dann mit der Malle-Post nach Genf zu reisen, da die allerdings sehr viel wohlfeileren Messagerien außer den höchst unbequemen Banquettplätzen bereits auf vier Tage zum Voraus vollständig besetzt waren. So stark ist der Verkehr auf der Mont-Cenisstraße zumal im Juni, wo so viele in Italien Reisende die Kühle der Schweizer Alpen aufzusuchen pflegen. Auch sparte ich auf diese Weise ein Nachtquartier in Chambery, woselbst die Messagerien übernachten, und hatte überdies Aussicht, die ganze Tour in nicht viel über 24 Stunden zurückzulegen. Ein Gang durch Turin machte mich mit der Physiognomie dieser modernsten Stadt Italiens bekannt. Sie erscheint dem aus Neapel, Rom und Florenz Zurückkehrenden allerdings kalt und seltsam. Zum Theil besteht sie aus sehr winkeligen, sogar erbärmlichen Gassen, zum Theil aus wahren Palaststraßen von der breiten und langweiligen Regelmäßigkeit Mannheims oder Karlsruhe's. Die Steinplattengleise für die Wagen erinnern an Mailand, die langen Colonnaden zu beiden Seiten — nicht ganz an den Berliner Mühlendamm. Der schlechte Stadttheil, in dem auch mein billiges Hotel lag, befindet sich vorzugsweise rechts und links von der schönen Strada nuova zwischen dem Imbarcadero (Bahnhof) und der Piazza S. Carlo. Hier wohnt der kleine Kaufmann und die Armuth, die sonst in der prachtvollen Königsstadt nirgends

einen Raum zu haben scheint. Uebrigens verdient sie mit unter denjenigen Residenzen genannt zu werden, die in der kürzesten Zeit sich an Einwohnerzahl am meisten gehoben haben. 1815 zählte sie nur 73,000 Seelen, jetzt 130,000. Sie ist in demselben Maße fortgeschritten, als die Staaten des Königs von Sardinien sich vergrößert haben, von denen ein geistreicher Franzose mit Recht sagt, sie bildeten die bizarrste Zusammensetzung der verschiedenartigsten Völker und Länder, eine wahrhafte politische Marqueterie, welche bei aller Kleinheit Ungleichheiten des Bodens und der Sitten zeige, wie man sie sonst nur in den größten Reichen finde; denn die fruchtbaren Ebenen Piemonts, die Eisgipfel der Alpen, die glühenden Berge und Wälder Sardiniens fänden sich hier zu einem Ganzen vereinigt, und der dürftige, treue Savoyard, der reiche, schlaue Genueser, der unerschrockene Piemontese und der halbafricanische Sarde begrüßten sich als Landsleute. Alle diese seltsamen Contraste bietet auch Turin im Kleinen. Am meisten frappirt den Fremden hier die curiose Mischung von italienischen Sitten und kriegerischen Gewohnheiten; denn an dem soldatischen Beruf der Nation kann niemand zweifeln, der nur einmal die freudige Theilnahme mit angesehen hat, womit ein marschirender Soldatentrupp auf den Straßen Turins von Jung und Alt begleitet wird. Selbst unter den Berliner Linden machen die Uniformen nicht größeren Effect. Die sardinischen entbehren zwar aller äußeren Eleganz, und könnten sie hier und da wohl geradezu geschmacklos genannt werden, aber Alles an ihnen ist praktisch und auf das sauberste gehalten. Welcher Contrast dem schäbigen Goldflitterluxus gegenüber, der die übrigen italienischen Truppen auszeichnet! Namentlich gerühmt wird die Artillerie und die bersaglieri (Scheibenschützen), das sind Jägerbataillons, um deren Errichtung der Oberbefehlshaber der Armee, General La Marmora, dem überhaupt der Ruhm gebührt, das Heer nach dem Unglück von Novara unglaublich schnell organisirt zu haben, sich ohne Zweifel hohe Verdienste erworben hat. Das wäre nun alles recht schön und gut, wenn nur dem Wanderer, der von Rom und Toscana kommt, und daher einigermaßen verwöhnte Augen und Ohren mit nach Turin bringt, die Häßlichkeit des piemontesischen Menschenschlags nicht ebenso unangenehm auffiele, als das gräulich-rauhe, schreiende und gemeine Patois, das die Leute aus dem Volke reden. Man muß in demselben zwar eine Art historischen Monuments verehren, da sich Worte aus den ältesten Sprachen, dem Celtischen, Etruskischen, Provençalischen darin erhalten haben; nichtsdestoweniger aber isolirt es Alle, die es sprechen, von den übrigen Italienern. Und nun der piemontesische Gesichtstypus?! Kaum einem einzigen Antlitz bin ich begegnet, das auch nur entfernt an die naive Genialität eines römischen Pifferarikopfes erinnert hätte; dafür aber zeigt sich in allen Physiognomien hier eine tüchtige Dosis bäuerischer Hartnäckigkeit, die nach cisalpinischem Wesen schmeckt.

Bei drückendster Hitze lief ich über die Piazza San Carlo, welche mit der Reiterstatue des tüchtigen Herzogs Emanuel Philibert, des tête de fer, geschmückt ist, der die Kaiserlichen und Franzosen nach langer Zeit der Unterdrückung zwischen 1558 und 1560 aus seinen Ländern endlich wieder ganz vertrieb, und sich um Verfassung, Finanzen und Kriegswesen seines Volkes hohe Verdienste erworben hat. Sein Bronzemonument macht indessen keinen ganz wohlthuenden, vielmehr einen unruhigen Eindruck, was vornehmlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß der Herzog just in der Stellung des Schwertziehens dargestellt erscheint. Die Basreliefs am Postament schildern Scenen aus der glorreichen Schlacht von St. Quentin, die der Gefeierte im Dienste König Philipps II. von Spanien am 10. August 1557 gegen die Franzosen unter dem Connetable Montmorency so glorreich gewann, und aus dem diesem Siege folgenden Friedensschlusse zu Chateau Cambrésis, durch welchen der Held den größten Theil seines Herzogthums wieder erhielt. Von hier wanderte ich die Strada nuova weiter hinauf nach der noch größeren Piazza del Castello, wo sich das unschöne Königsschloß, der Palazzo del Duca d'Aosta, das königliche Theater und der Palazzo Madama, die alte Herzogsresidenz, gleichfalls von häßlicher Bauart, doch mit einer schönen Marmortreppe im Innern und einer nicht werthlosen Gemäldegallerie befindet. Zugleich tagen in dem letztgedachten Palaste, der mitten auf dem Platze steht, die Kammern, deren Abtheilungs- (Commissions-) Sitzungen sogar in den Sälen der Gemäldegallerie stattfinden. Auch das Uffizio della Polizia hat in diesem Gebäude sein Unterkommen. Die Gemäldegallerie, in die ich eindrang, enthält namentlich viele sehr schöne van Dyks, so: die Kinder Karls I.; eine heilige Familie; Prinz Thomas Carignan zu Pferd, dem gegenüber sich der von Horace Vernet gemalte König Karl Albert in seiner steif modernen Uniform fast wie eine Satyre auf den Begriff des Malerischen ausnimmt. Auch von Rubens, Holbein, Wouwermann, Teniers, Rembrandt, Potter, Claude Lorrain und Gasp. Poussin sind einige sehr brave Bilder vorhanden, und aus der italienischen Schule ragt insbesondere das Porträt Pauls III. von Tizian hervor. Einen ächten Rafael besitzt die Gallerie nicht, wohl aber mehrere nicht üble Copien, so namentlich von der Madonna della Tenda, von der Grablegung im Palast Borghese zu Rom u. s. f.

Unweit davon liegt der Palazzo Carignan, dicht neben dem Theater gleiches Namens, ein ungeheurer, höchst geschmackloser, doch enorm solider Steinkasten, worin sich jetzt die Post befindet. Links ab vom Schloßplatze führt die schöne, schnurgerade Po-Straße nach der Piazza Vittore Emanuele, welche die beste Aussicht auf den dicht daran vorbeifließenden Po gewährt, dessen Ufer von lieblichen Hügeln eingefaßt sind. Ich ging über die Pobrücke, an der tempelförmigen Marmorkirche Gran madre di Dio vorbei, nach einem einsamen Bergcapellchen, der Chiesa di monte, von wo sich ein wunderbar schöner Blick auf die Stadt, die sie umgebende grüne Ebene, das Pothal und die in ewigem Schnee gen Himmel starrende Kette des cottischen Alpengebirges eröffnet. Es heimelte mich doch ganz eigenthümlich an, als ich diesem Urgranitstock, der die Basis unserer germanischen Welt bildet, hier zum ersten Male wieder ins Riesenantlitz sah. Was ist ein Apennin gegen diesen gigantischen Gletscherwall! —

Nachdem ich mich im berühmten Restaurant, l'Univers, von der oft gepriesenen Güte der piemontesischen Küche überzeugt

und auch den Poulet à la Marengo, den man nach der Schlacht für den ersten Consul in Ermangelung von Butter mit Oel, Champignons, Morcheln, weißem Wein und Brotkruste improvisirt hatte, sowie die kleinen Po-Aale (lamprede) gekostet hatte, die demselben ersten Consul nach seinem beschwerlichen Zuge über den St. Bernhard hier so gut geschmeckt, lief ich zur Verdauung fast rings um die Stadt in den schönsten Ulmenalleen herum, die die Namen Strada S. Salvatore, del Principe Eugenio, S. Manimo, Sta. Barbara, San Maurizio, lungo Po und del Re führen. Der Po fließt auf der Ostseite der Stadt; auf der Nordseite strömt ihm die Dora vom M. Cenis aus zu, über welche sich, dicht bei der Piazza Emanuele Filiberto, eine Brücke mit einem einzigen Bogen von 147′ 7″ Spannung wölbt. — Den Abend brachte ich in einem kleinen, recht hübsch decorirten Theater, Theatre d'Argennes, zu, wo ich eine französische Tragödie und ein Vaudeville aufgetischt erhielt. Letzteres machte mich zwar herzlich lachen, allein mein Kunstenthusiasmus kam doch öfters in Gefahr, das Gleichgewicht vollständig zu verlieren, indem das Theater von denjenigen ungreifbaren Zuhörern wimmelt, die den seligen Gustav Nicolay um alle Genüsse Italiens gebracht haben. — Uebrigens hat Piemont auch für die italienische Bühne mehr geleistet, als vielleicht alle übrigen wälschen Länder zusammengenommen. Abgesehen davon, daß es den einzigen nennenswerthen Tragödienschreiber, Alfieri, erzeugt hat, so waren auch die meisten neueren italienischen Lustspieldichter von Bedeutung, Piemonteser und vorzüglich in Turin wirksam: so Federici, Cesare Olivero, Nota und Stanislao Marchisio. Auch in dieser Beziehung sieht man den Geist des nachbarlichen Frankreichs deutlich genug im italienischen Grenzkönigreiche widerscheinen.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Alle Straßen wimmelten bei dem schönen Wetter von geputzter Menschheit. Auf den Hauptplätzen trieben sich in den abgerissensten Tricots Seiltänzer, Jongleurs und Akrobaten umher, um welche gaffende Haufen Kreis schlossen. Ihre Productionen waren durch die Bank überaus erbärmlich und erinnerten an deutsches Jahrmarktspossenspiel. Es fehlte ihnen die verve du Midi, wie sie in Neapel u. s. f. niemals fehlt. Im Giardino Reale am Königsschloß hatte eine ziemlich mäßige Militärmusik gleichfalls große Massen von Sonntagsspaziergängern zusammengerufen. Das Volk war mir aber zu häßlich, um lange bei ihm verweilen zu können. Zu Mittag nahm mich heute eine düstere, ächtnationale Trattorie, il pastore, auf, wo ich auch noch die übrigen Leibgerichte der Piemonteser, den Stuffato (sehr gutes boeuf à la mode) und Trüffelpolenta kostete. An allen solchen öffentlichen Orten, namentlich aber in den sehr zahlreichen und eleganten Cafés vernahm man überaus freie politische Discussionen, wie denn überhaupt Piemont, trotz seiner gegen Oesterreich verlorenen Schlachten, der einzige Staat Italiens ist, wo sich eine entschieden liberale Richtung aus den Revolutionsstürmen gerettet hat. Unzähligen Flüchtlingen aus allen Theilen des reactionären Italiens bot es ein freundliches Asyl, und die Repräsentativverfassung hielt sich ungeachtet ihres fast allgemeinen europäischen Schiffbruchs auf diesem gesegneten Stückchen Erde ganz wacker aufrecht. Alles, was ich dort sah und erlebte, offenbarte mir, daß das junge Königreich sich einer festen politischen Organisation rühmen kann. Allerdings gehört es sowie Belgien zu den glücklichen Staaten, die ihre Selbständigkeit von der Eifersucht der Großmächte, dem Gleichgewichtspopanz, abzuleiten haben; allerdings verdankt es die Möglichkeit des Fortbestehens freisinniger Institutionen zum großen Theil dem Umstande, daß England und Frankreich gerade in Italien ein kleines Wetterleuchten der Freiheit unmittelbar an Oesterreichs Achillesferse für ein äußerst günstiges diplomatisches Operationsmittel gegen die schwarzgelbe Politik ansehen müssen: doch aber zeugt der Zustand des Sardenvolkes in gegenwärtiger Krisis entschieden für seine innere Tüchtigkeit, Mäßigung und Reife; denn freisinnige Institutionen lassen sich selbst durch großmächtliche Einflüsse auf die Dauer nicht aufrecht erhalten, wo die Grundbedingungen dazu im Charakter der Nation fehlen. — Am nächsten Morgen ging ich nach der Armeria Reale im Palazzo Reale, einer Waffensammlung, die fast alle Epochen der europäischen Geschichte umfaßt. Man sieht hier von den Panzerhemden aus den Kreuzzügen bis auf unsere neu-preußischen Pickelhauben herab. Die Einrichtung ist überaus luxuriös. An zwanzig Ritter hoch zu Roß, in blanken Stahl geschnallt, halten an beiden Seiten des langen Corridors Wache. Der Küraß des Prinzen Eugen von Savoyen ist wohl das historisch merkwürdigste Stück der ganzen Sammlung. Eine Dame, der der Custode soeben erklärt hatte: „Voici la cuirasse du célèbre prince Eugène de Savoye," frug ganz naiv dazwischen: „Vit-il encore?" Ich konnte mich nicht halten und platzte mit einer herzlichen Lache heraus; sie ward roth, und weiß doch sicher auch heute noch nicht, warum ich so gelacht habe. Im Allgemeinen hat es mich nie besonders interessirt, zu sehen, mit welchen Mitteln die thörichte, leidenschaftliche Menschheit sich seit Jahrhunderten zerprügelt und abgeschlachtet hat; nach einer halben Stunde war ich daher auch mit dem Anschauen dieser berühmten Rüstkammer vollständig fertig. Mag mir ihr Gründer, Carlo Alberto, verzeihen!

Gegen Abend entführte mich die fast immer Galopp fahrende Mallepost für 65 Francs nach Genf. Bis Rivoli ist die Gegend einförmig, doch überaus fruchtbar. Von hier ab treten die Alpenriesen dem Auge näher und näher, und in Susa, dessen alter, dem Augustus geweihter, marmorner Triumphbogen ein bezeichnendes Ausgangsthor für das ruinenreiche Italien bildet, befindet man sich bereits am Fuße des Mont-Cenis, den ich leider! bei Nacht passirte, sodaß ich nur das romantische Brausen zahlloser Wasserfälle zu vernehmen und den kälteren Luftzug des Hochgebirges zu spüren, nicht aber mein Auge an den gewiß herrlichen Wundern dieser Gegend zu weiden im Stande war. Bei Tagesanbruch rollten wir an einer kleinen Bergfestung vorüber, die überaus kühn, wie ein Geiernest, an zackigem Felsen hing. Die Straße verfolgte nun das Thal der wildströmenden Arc abwärts, die sich unweit der Poststation Maltaverne in die breitere Isére ergießt. Von hier ab hört die italienische Sprache, welche mich bisher in allerdings kaum noch erkennbaren Mißlauten begleitet, ganz auf, und es beginnt das Reich der französischen. „Monsieur,

faites l'aumône au pauvre misérable, pour la grâce du bon Dieu!" — so bettelt's aller Orten. Ich befand mich im Lande der Savoyarden, die wie die Juden aus aller Herren Ländern hausirend ihre Nahrung ziehen, und doch in ihrem Charakter von diesen klugen Parias der Menschheit so grundverschieden sind, weil sie ein wirkliches Vaterland vor ihnen voraus haben, eine liebe Heimath, nach der sie sich sammt ihren Murmelthieren stets zurücksehnen und finden. Das Ländchen ist zwar sehr bergig und hat vielleicht ebensoviel Gletscher- als Ackerboden; doch aber erscheint es immer noch recht wohl angebaut. Auch findet man noch in den tieferen Thälern die italienische, malerische Art des Weinbaues auf den Feldern, so nämlich, daß das an Spalieren sich aufrankende Rebenlaub über dem Getreide ein förmliches Dach bildet. Um zwölf Uhr Mittags langten wir in der Hauptstadt Savoyens, Chambery, an, das wegen seiner schönen Lage und schönen Frauen noch immer den alten Ruf genießt, den ihm der Charmettesroman Rousseau's mit Madame de Warens gegründet. Hier trennen sich die Straßen nach Lyon und nach Genf. Der einzige bedeutendere Ort auf der letzteren ist Aix, das mit seinen reinlichen Anlagen und großem Kursaal einen recht freundlichen Anblick gewährt. Landschaftlich bietet der Weg außer großer Fruchtbarkeit der Dorfmarken nichts Absonderliches dar. So rumpelte ich denn, den vornehmen Courier mit meiner Person ganz allein ausfüllend, durch Albens, Rumilly, Mionaz und Frangy, und war um zehn Uhr Nachts in Genf, wo mich der schöne Gasthof à la Couronne, am See gelegen, mit englischen Comforts empfing, obschon ich der Ueberfüllung wegen zunächst mit einem winzigen Entresolstübchen vorlieb nehmen mußte, und neben mir ein unermüdlicher Geiger fast ohne Pause, den Tag zu 24 Arbeitsstunden berechnend, sich seine Capriccios und Adagios zum nächsten Concert einübte. Hier nun legte ich meinen Förster bei Seite, der drei Vierteljahre lang nicht aus meiner Paletottasche gekommen, und fing an, im wackern Baedecker zu blättern, bei dessen wohlrangirten Paragraphen ich bald sanft und selig entschlief. Statt von Serenaden und Pinienalleen träumte mir aber von Gletschereis und calvinischem Puritanismus, und als ich am andern Morgen erwachte und auf der Straße all' die ehrbaren, eckigen Uhrmacherphysiognomien betrachtete, über denen der wohlgebürstete runde schwarze Filz wieder wie ein dräuendes Symbol nordischer Civilisationshohlheit sich aufthürmte: da fühlte ich, daß ich das lachende, ewig heitere, genial-liederliche Italien hinter mir gelassen und mich wieder — vom deutsch-heimathlichen Standpunkt aus — diesseits der Alpen befand. Und darf ich es wohl gestehen, daß ich damals Hohenstaufe genug war, so etwas wie Heimweh und viel von der Sehnsucht zu empfinden, die das Herz der fernen Geliebten nie versagt?! A. v. W.

Neue deutsche Romane.

II.

Nach Romanen mit historischer Unterlage und mit religiöser Tendenz gehen wir zu einer dritten und noch zahlreicheren Gruppe über, zu den Romanen mit socialen Stoffen. Hier mag den Reigen beginnen Ernst Willkomm's „Banco. Ein Roman aus dem Hamburger Leben" (2 Bände. Gotha bei Hugo Scheube). Banco — das weiß ein Jeder — ist der Abgott, der Heiland dieser Welt, d. h. einer nüchternen, poesielosen, in Materialismus versunkenen Welt. Wenn früher Ehre, Glaube, Liebe, Hoffnung, kurz irgend ein ethischer Begriff als höchstes Gut galt, so soll das für die Menschheit unserer Tage der Mammon sein. Geld machen ist die Losung einer speculationstollen, schwindelsüchtigen Zeit, wenn auch die Herzen darüber verdorren, die Gewissen einschlafen; der Geistesbankerott verschlägt nichts, wenn nur der Säckel anschwillt! Diese Auffassung des Zeitalters hat sich Ernst Willkomm in Hamburg erworben. Er hat sich wohl dabei etwas überhitzt, und zu wenig in Rechnung gebracht, welche unendliche Summe von bisher unentwickelt gebliebenen geistigen und materiellen Kräften dieser Mammonsdienst von heute ins Feld stellt. Herr Baumfahl in seinem Roman ist so ein Schildträger des herrschenden Pessimismus, der Mann des Jahrhunderts, der Leben und Seligkeit in die Schanze geschlagen hat, um nur steinreich zu werden, eine unheimliche, fast dämonische Gestalt, der aber schließlich doch noch die Nemesis naht. An dem einen Repräsentanten der krankhaften Richtung des Zeitgeistes hat es sich Willkomm genug sein lassen, und wir wissen ihm Dank dafür. Lichte Contraste zu diesem dunklen Bilde giebt er mehrere; wir erwähnen z. B. den jüdischen Millionär Benjamin Silbermann, der als eine Art moderner Nathan der Weise vor uns tritt, ferner den Sänger Alfred Trollig, ein ächtes, warmes und leichtlebiges Künstlerblut, sowie den alten Junggesellen und Rittergutsbesitzer Hans v. Meldorf, einen gemüthlichen Schlesier, den Holtei selber nicht treuer hätte schildern können. Diese drei verstehen es, dem Besitze von „Banco" keine größere Geltung beizulegen, als er wirklich verdient; ein Gleiches lernt aber auch der eigentliche Held des Romans, der jugendliche Virtuos Friedrich Bollton, der, die Brust voll von künstlerischen Träumen und Luftschlössern, aus dem Gebirge seiner stillen Heimath sich plötzlich in die stolze, laute Hammonia versetzt sieht und nun darangehen muß, sich ganz andere Begriffe vom Leben, eine durchaus neue Weltanschauung anzueignen. So erwirbt er sich denn die schwierige Kenntniß, der Wirklichkeit, wie sie ist, ihr volles Recht zuzugestehen und dennoch seinen Idealen nicht untreu zu werden; zum Lohne dafür aber wird er ein glücklicher Mensch. Seine Geige macht ihm Banco; zugleich mit den Tönen der Saiten entlockt er ihr tönendes Erz und sammelt sich Schätze; doch der schönste und größte Schatz, den er findet, bleibt immer sein liebes, herrliches Weib, das mitten in Noth und Ungemach sich stets den Stolz jungfräulicher Tugend und den Adel einer reinen Seele zu bewahren wußte. Es ist eine ganz anmuthige Gestalt, diese Clara, die Tochter des armen verkannten und gemißhandelten Landenberg, in dessen rührende

Bekenntnisse uns Willkomm einweiht, und der frühverstorbenen edlen Dulderin Clarissa. Das kurze eheliche Glück dieser Beiden ist einfach und ergreifend geschildert. Abgesehen von der jungen Gattin Volltons aber sehen uns aus den Blättern des Romans noch zwei andere Mädchengesichter mit hellen Augen an, das feingeschnittene, zierliche Oval der Recha Silbermann, die sich mit ihrer klaren und vorurtheilsfreien Denk- und Empfindungsweise als würdige Tochter ihres Vaters ausweist, sowie das verführerisch reizende Antlitz der Tänzerin Sennora Carita, eines weiblichen Pendant zu Drollig, deren Zusammentreffen mit Vollton besonders auf höchst graziöse Weise uns dargestellt wird. Alles in Allem, und selbst wenn wir einige Fehler, die sich wohl finden mögen, nicht außer Acht lassen, dünkt uns der Roman „Banco" eine der besten Leistungen von Ernst Willkomm. Leichtere Waare dagegen, oder wenigstens von ungleichem Werthe, sind die Novellen, welche derselbe, nach einer Pause des Ausruhens wieder erstaunlich fleißige Verfasser unter dem Titel „Meteore" in 2 Bänden gesammelt hat (Nordhausen, bei Büchting). Sie führen uns wieder, wie schon frühere kleine Erzählungen des Dichters, auf die friesischen Inseln, jene wunderbaren, wenig besuchten und bekannten, und darum fast noch märchenhaften Eilande der Nord- und Ostsee, die Willkomm eigentlich für die Litteratur erst entdeckt hat. Er besitzt aber auch für die mannichfachen landschaftlichen Bilder, die die sturmbewegte Meeresküste oder die endlosen braunen Haiden und Moorflächen jener Gegenden darbieten, die rechten Farben in seinem Pinsel, und in seiner Seele die verwandte Stimmung für die vielen spukhaften Sagen, die ebendaselbst noch jetzt heimisch sind. Denn was hat das abergläubische Volk in den feurigen Ausdünstungen der Sümpfe oder in den sonderbaren Wolken- und Nebelgebilden, welche mit Anbruch der Nacht über den Dünen sichtbar werden, nicht Alles zu erkennen geglaubt! Auf den Irrwischen jagten die Geister der Verdammten durch Feld und Wald, die Umrisse der Wolkenschleier aber verdickten sich bald zu einem gespenstischen Schiff, bald treten aus ihrem Schatten riesige und unfaßbare Gestalten. Die Conflicte vorwitziger Menschen mit diesen erträumten Wesen und Phantasmagorien schildert nun z. B. die erste der vorliegenden Novellen, und wir halten sie wegen ihrer gelungenen Ausführung für die am meisten hervorragende von allen. Sie sind übrigens sämmtlich ernsten Inhalts, ausgenommen die letzte, „der glückliche Schmuggler", welche mit dem heiteren spielenden Ton, der in ihr herrscht, nach der vorangegangenen doppelt erfrischend wirkt.

Friedrich Gerstäckers neueste Erzählung (Leipzig, bei Costenoble) „Das alte Haus", führt uns diesmal nicht erst über weite Meere, um an den Ort der Handlung zu gelangen, weder ins Goldland Californien, noch gar bis hinein in die Südsee; er läßt uns auf der Scholle Erde verweilen, die wir Vaterland nennen, und die der unermüdliche Weltfahrer wenigstens zur Zeit noch mit uns bewohnt. In der Heimath steht „das alte Haus", aber heimisch wird es uns darin doch nicht zu Muthe, im Gegentheil recht unheimlich, denn es geschehen grauenhafte Dinge darin. Um den Besitz des aus früheren Jahrhunderten noch stammenden Gebäudes haben die Erben mehrere Generationen hindurch Proceß geführt, und durch seine lange Verlassenheit und traurige Oede wurde es nach und nach für die Bevölkerung ein Gegenstand des Schreckens. Eine ganze Anzahl wunderlicher Sagen und Spukgeschichten laufen über dasselbe um, keinem aber sind diese mehr zu Herzen gegangen, als Maria, der jungen Tochter des Regierungsrathes Hechner, dem das Nachbarhaus eigenthümlich zugehört. Von Geburt an sehr nervös, verwechselt sie einen Traum, den sie in der Jugend hatte, und der mit dem „alten Hause" in engster Verbindung stand, mit der lebendigen Wirklichkeit; durch eine Reihe sonderbarer Zufälle wird sie dann immer tiefer in das Gewebe scheinbarer Wunder verstrickt, und darunter leidet sie so, daß sie zuletzt in die äußerste geistige Erregtheit geräth. Sie wird somnambul und lebt neben ihrem körperlichen Dasein noch ein zweites eingebildetes Leben, in dem befangen sie schließlich eine furchtbare Katastrophe hervorruft. Angezogen von dem geheimnißvollen Reize des Mondlichts begiebt sie sich nachtwandelnd in das „alte Haus" und entzündet hier, ohne zum klaren Bewußtsein ihrer selbst zu kommen, mit der brennenden Kerze in ihrer Hand die Tapete des Prachtzimmers. Schnell greift der Brand in dem ausgetrockneten Gebälke um sich, und die ohnmächtig Gewordene scheint verloren. Aber der Retter ist nahe; der junge Schierling, eben jener Mann, den die Gerichte endlich als nächsten Erben bestätigen, findet noch den Weg zu ihr und trägt die seinem Herzen bereits Theure als schöne Beute ungekannt aus den Flammen. Sie verfällt in ein hitziges Fieber; davon aber glücklich genesen, weiß sie nichts mehr von der Vergangenheit; die Unholde des Wahnes haben sie für immer losgelassen, und endlich zieht die wieder in voller Gesundheit und Frische blühende junge Frau, wenn auch nicht mehr in das wirklich alte Haus, so doch in das Eigenthum ihres Gatten, der an der Stelle desselben einen Neubau hat aufführen lassen. Das Talent, welches zu diesem Stoffe verwendet worden, muß ein bedeutendes genannt werden; die abnormen Seelenzustände Mariens sind mit soviel Raffinement ausgemalt, die eigentlich ganz undichterische Gestalt des irrsinnigen Schwiebus ist mit soviel poetischem Nimbus umgeben; und endlich ist auch der Brand des Hauses mit soviel Farbenpracht geschildert, daß wir unwillkürlich hingerissen werden, aber am Schlusse haben wir doch nicht vergessen, daß der ganze Stoff des Romans füglich nicht ins Gebiet der Kunst gehört. Die Paroxysmen eines Fieberkranken und die wunderlichen Capriolen des Wahnwitzigen bilden keinen würdigen Vorwurf für die Poesie, die uns nur allgemein Verständliches schildern, nicht aber Räthsel aufgeben soll. Gerstäcker suche sich lieber die Ungeheuerlichkeiten des Weltmeeres, als die Wunder der Gemüthswelt auf!

Moritz Horns zwei Bändchen „Erzählungen und Humoresken" (Zittau, bei Pahl) gewähren ganz angenehm auf einige Stunden Erholung. Was zunächst die drei längsten der Novellen, „den Hausball", „den Tanz" und „die Erkennungszeichen" anlangt, so hat man dergleichen selbst erlebt; wir erkennen die eigene Person oder eine uns nahestehende liebe Gestalt darin wieder. Es sind kleine Zeichnungen nach dem Leben, Bilder aus der Alltagswelt und der Familie, Ballsce-

nen u. a. solche Sächelchen, die ohne Prätention auftreten und deswegen auch eine verhältnißmäßig nachsichtige Beurtheilung verdienen. Ueber die Unbedeutendheit und selbst die großen Schwächen der Composition, über deren einzelne Geschmacklosigkeiten und ungereimte Einfälle täuscht der gefällige Witz, der durch das Ganze geht, die gutmüthige Satyre, welche uns einige Male an Hackländers humoristische Schilderungen aus dem Stuttgarter Honoratiorenleben erinnern kann. Und dazu kommt noch eine Sprache, die mit einer gewissen zierlich in Rococo gehaltenen Grazie einherschreitet und hier und da sogar ein poetisches Gewand trägt. Zweierlei freilich giebt es dennoch daran auszusetzen, einmal eine allzusehr ins Breite gehende Erzählungsweise, die selbst den altmodischen Gebrauch einer oft wiederholten captatio benevolentiae an die Leser, der Bittgesuche um ihre Langmuth u. s. w. wieder einführen möchte. Dann aber tritt auch in einigen Stellen ein sinnliches Element hervor, welches wir lieber verbannt wissen möchten. Eigentliche Obscönitäten und arge Zweideutigkeiten finden wir zwar nicht, aber der Pinsel des Malers könnte doch manchmal sich in noch keuschere Farben tauchen. Er führt das anmuthige Bild eines hübschen Weibes im Negligé oder bei der Toilette mit zuviel Rücksicht auf das Detail und einem immerhin unziemlichen Behagen aus, ja er unterfängt sich einige Male sogar, das traute Beisammensein Neuvermählter stören oder die verschwiegene Scene ausmalen zu wollen, während welcher, wie uns Goethe erzählt hat, selbst Amor „schalkhaft und bescheiden sich fest die beiden Augen zuhält". Was die beiden Bände, außer den eigentlich so benannten, sehr unbedeutenden Humoresken „Memoiren eines Haushahns" und „Episoden aus dem Leben eines Hutes" noch bieten, das sind zwei Erzählungen ernsteren Charakters, „die Sophienducaten" und „die Dorfgroßmutter"; doch gestehen wir offen, daß uns der Verfasser im Scherze besser gefällt, als da, wo er sentimental wird. Für das Tragische ist überhaupt seine Individualität zu wenig tief; für die humoristische Novelle dagegen besitzt er, wie gesagt, eine wenn nicht hervorragende, doch recht erfreuliche Begabung, und wir werden ihn, wenn wir ihm wieder auf diesem Felde begegnen, noch lieber willkommen heißen, als im Bereiche jenes Zwitterdings der lyrisch-epischen Dichtung mit ihren redenden und singenden Blumen, mit ihrer „Lilie vom See", ihrer „pilgernden Rose".

Von Jakob Corvinus, dessen „Chronik der Sperlingsgasse" uns noch in bestem Andenken war, liegt ein neues dichterisches Erzeugniß vor. „Ein Frühling" nennt es sich, und das ist ein sehr unwesentlicher Titel, indem die Erzählung nur deswegen so heißt, weil die Handlung im Frühling vorsichgeht. Und wenn schon das allein doch eigentlich nicht den Namen bestimmen sollte, so muß man sich um so mehr in diesem Falle darüber wundern, da die erzählte Geschichte ebensogut in jeder anderen Jahreszeit hätte geschehen können. Was die letztere selbst nun betrifft, so beginnt sie ganz herrlich. Gleich im ersten Capitel wird uns ein liebliches Gemälde vor die Augen geführt, voll einer Farbenhelle, von der man den Blick nicht abwenden kann, und voll einer heiteren Poesie, vor welcher das Herz aufgeht. Georg Leiding ist ein junger Gelehrter, der einst der kleinen Putzmacherin auf der Treppe eines seiner Freunde begegnete. Die beiden Leutchen grüßten sich Anfangs ziemlich schüchtern und zaghaft, bis die Gelegenheit sie näher zusammenführte. Bald blieb's nicht mehr beim bloßen Gruß, sie fingen an, stehen zu bleiben, und so weiter, und so weiter — wie es in vielen tausend Büchern aller Zungen zu lesen ist. In Clärchens bis dahin so ruhigem, glücklichem Kinderherzen begann's sich allmählich zu rühren und zu regen. Eine unbekannte, geheimnißvolle, süße Gewalt hatte sich ihrer bemächtigt. Diese Gewalt war nicht da, nicht hier, nicht in den Blumen, nicht im Vogelgezwitscher, nicht im Sonnenschein, und doch war sie allenthalben und zog und zerrte an dem kleinen Clärchen. Oft preßte es ihr das Herzchen zusammen, daß sie anfing zu tanzen und zu singen, um sich Luft zu schaffen; dann wieder dehnte sich dasselbe Herzchen so weit, so weit aus, daß es schier Raum für die ganze große Welt hatte. Dann aber konnte Clärchen nicht tanzen und singen; sie mußte sich in einen Winkel setzen, ganz still und heimlich. Um keinen Preis konnte sie in solchen Augenblicken das leiseste Wörtchen hervorbringen, und nur in tiefer Nacht, wenn Alles im Hause schlief und nichts zu hören war als das leise Picken der Hausuhr, wagte sie es, eine glückliche Thräne im Auge, in ihr Kopfkissen zu flüstern: Er liebt mich! Er liebt mich! — Doch in die Ruhe des freundlichen Idylls, welches dies junge Liebespärchen nun zusammen verlebt, treten plötzlich vernichtend Gestalten eines wildbewegten, abenteuerlichen Daseins, Dr. Hagen, der verstoßene Sohn des Ministers v. Hagenheim, in dessen Hause sich ein finsteres Verhängniß vollzieht, und die Sängerin Alida, Tochter der einst hoch gefeierten und endlich in Schmach und Elend untergehenden Tänzerin Angela Viti, von deren dämonischem Reiz sich der einfache Georg umstricken läßt. Dieser Conflict zweier streitenden Gefühle, die Verirrungen und tragischen Erlebnisse, die sich daraus für die Betheiligten ergeben, bilden nun den Stoff der weiter sich entwickelnden Handlung. An Stelle des reizenden kleinen Stilllebens zu Anfang treten bald Gemälde ganz anderen Styls, Nachtstücke aus der Gesellschaft mit grellen Beleuchtungen und düsteren Effecten; aber in diesem neuen Bereiche der Kunst, auf dem Gebiete der Romantik, zeigt sich Corvinus noch nicht so recht heimisch. Da wird seine Composition unklar und verworren, da werden die Formen gezwungen, die Linien verwischen sich, und Schatten und Licht stehen unvermittelt neben einander. Der Schluß des Buches ruft endlich nochmals eine Aenderung hervor. Die Luft wird nach langen Stürmen und Nebeln wieder klar und frei, die befremdlichen und unheimlichen Gestalten schwinden, und vor uns hin tritt wieder das anmuthige Genrebild, welches uns beim Beginn entzückte. Nach wilden Aufregungen und Kämpfen tritt ein versöhnendes Ende ein, und die Disharmonien klingen in einem milden, freundlichen Accorde aus. — Alles in Allem dürfen wir sagen: Corvinus ist sicher ein Talent; wer das erste und letzte Capitel dieses Buches schreiben konnte, der ist freilich kein Dichter weltbewegender Ideen, kein Dichter, der den Schritten eines völkerbezwingenden Schicksals nachgeht, oder auf Schlachtfeldern und in den Palästen der Könige Stoffe für

Epopöen und Dramen sammelt, aber doch ein ächter Dichter, ein kleiner Dichter von Gottes Gnaden, von dem wir nur wünschen, er möge seine Begabung für die Kleinmalerei auch ferner cultiviren, jene Begabung, die er im vorliegenden Romane, abgesehen von den zwei Hauptpersonen, noch durch die Zeichnung mehrerer Nebenfiguren abermals dargethan hat. Wir gedenken hierbei besonders des alten Privatdocenten Justus Ostermeier, „den die Regierung nicht zum Professor machen wollte, weil er der Natur zu tief in die Karten geguckt und die Theologie darüber vergessen hatte", ferner des um nichts jüngeren Antiquar Seibold, „der in früheren Jahren mancherlei versuchte, um sich durch die Welt zu bringen, bis er endlich an seinem jetzigen Geschäft, oder vielmehr sein jetziges Geschäft an ihm hängen geblieben war," sowie endlich auch des Papa Jakob Rosenstein, eines alten Kleiderjuden, „der alle Vorübergehenden aufs unverschämteste zu Handelsgeschäften einlädt, aber seine beiden Töchter zu den bescheidensten Mädchen des Viertels erzogen hat."—

Das Erstlingswerk eines Erzählers (Leipzig, bei Brockhaus) führt den Titel: „Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings." Von verschiedenen Seiten her wurde für dasselbe Reclame gemacht, aber wir gestehen offen, daß wir aus ihm, ähnlich wie aus dem „Deus ignotus" nur wenig zu machen gewußt haben. Deutsche Liebe — nun was ist denn eigentlich das National-Charakteristische an der Liebe, die unser Volk hegt? Vielleicht kann man sagen, daß bei keinem andern Volke in dem Maße, wie bei uns, die Liebe Sache des Herzens ist. Dies dürfte das allgemeine Merkmal deutscher Liebe sein, aber gerade das ist in der vorliegenden Schrift nicht die Hauptsache; vielmehr lernen wir eine ganz absonderliche Liebe kennen, die Liebe eines jungen Mannes zu seiner Jugendgespielin, einer Prinzessin, die zwar ein schönes Gesicht und eine schöne Seele hatte, aber dazu auch einen Körper, der nirgends anders hin als ins Grab taugte. Sie konnte nicht gehen, nicht stehen, sich nicht frei bewegen, sondern war als durchaus hinfällig für immer ans Bett gefesselt, und dies unglückselige Wesen nun liebte der Verfasser des Romans; er erzählt nämlich in der ersten Person; und zwar liebte er sie nicht platonisch, welche Art der Liebe ja auch, wenn sie existirt, vornehmlich in Deutschland zu Hause sein soll, sondern es war Leidenschaft mit im Spiele; seine Empfindung war also in sinnlicher wie in ästhetischer Hinsicht eine sogenannte Verirrung, und es ist kein Compliment für unser Volk, wenn er dieselbe nun so öffentlich „deutsche Liebe" nennt. Abgesehen von diesem Hauptmangel des Buches, giebt es darin allerdings mancherlei, was erfreut, und besonders ist da die schmucklose und doch geschmackvolle Sprache zu nennen. Wir wissen nicht, ob wir von der Noblesse des Styls auf den nobeln Stand des Autors schließen dürfen; doch will uns in der That bedünken, als hätten wir es hier mit keinem Schriftsteller von Beruf zu thun, sondern mit einem hochgestellten Laien, der nur ausnahmsweise einmal zur Feder gegriffen.

Ein (bei L. Wiedemann in Leipzig erschienener) zweibändiger Roman von Julius Gundling: „Verworfen" trägt nicht mit Unrecht seinen Titel, weil er uns nur unter die Reihen der Verworfenen des Menschengeschlechts führt. Wie in der französischen Mysterienlitteratur, ist hier alles mögliche Elend und Verbrechen blosgestellt, was sonst in den Spelunken der schmutzigsten Armuth und des gröbsten Lasters verborgen liegt. Was für Abscheulichkeiten uns Gundling zu schildern sich unterfängt, davon mag man sich einen Begriff machen, wenn wir sagen, daß z. B. ausführlich beschrieben wird, wie einer der vielen Bösewichte ein Kind durch Kitzeln an den Fußsohlen zu tödten sucht. — Ebenso „verworfen" ist der Roman: „Die beiden Comtessen", aus den Papieren eines russischen Officiers, herausgegeben von Constantin Freiherrn v. Giltersberg (zwei Bände, Leipzig, bei C. Gräfe). Auch von dieser Geschichte, der leider sogar Thatsachen zu Grunde liegen sollen — sie schildert den durch eigene schwere Schuld und schändliche Verbrechen herbeigeführten Ruin einer russischen Adelsfamilie — wird sich höchstens Der, welcher selbst in der Lectüre Scandale sucht, angezogen fühlen; doch Der allerdings kann reiche Ernte halten, denn wir erfahren Dinge, über die sich unser Haar sträuben möchte. Wir wollen hier nur soviel davon hervorheben, daß eine verheirathete Frau und Mutter, die die Concubine des Geliebten ihrer Tochter ist, und eine Tochter, die sich dem Buhlen ihrer Mutter hingiebt, die Hauptrollen spielen.

Sittlich wenigstens etwas reiner ist die Atmosphäre in den beiden folgenden Büchern: „Ein Familienleben", Roman nach Thatsachen von Isidor v. M. (Leipzig, bei H. Hübner) und „Verstand und Gemüth," ein Bild aus dem Leben von Hans Hermann Müller (Wien, bei Wallishauser). Doch ist hier das Geschick des Erzählers zu gering, als daß wir uns gefesselt fühlen sollten. Wir langweilen uns bei der Lectüre ungemein, und es wird sie kaum ein Anderer beenden, als der gewissenhafte Kritiker. Einen solchen dürfen wir uns nennen, und wir fanden uns für unser Ausharren zuletzt noch durch eine sehr verständige Bemerkung einigermaßen belohnt, welche Herr Müller am Schlusse seines Buches gemacht hat. Sie mag hier stehen: „Was ist das Leben so vieler Menschen? Glaube, welcher getäuscht wird — Hoffnung, die sich nicht erfüllt — und Liebe, die nicht verstanden wird. Das Geheimniß, diese Täuschungen mit Würde zu ertragen, liegt in der Bildung!" Die Lectüre des Buches bestätigt uns darin.

Zum Schluß unserer Uebersicht sei noch die Rede von zwei zwar in deutscher Sprache abgefaßten Büchern, die aber beide ein ziemlich fremdartiges Gepräge an sich tragen. „Der Scheich", Novelle von Bianca Adelma Kittl (Leipzig bei H. Hübner), ist eine orientalische Liebesgeschichte mit soviel ächt morgenländischen Extravaganzen und Grausamkeiten, daß wir nicht begreifen, was sie in unserer Litteratur soll. Die „Memoiren eines spanischen Piasters" aber, herausgegeben von Elpis Melena (Braunschweig, bei Vieweg und Sohn, in zwei Bänden) enthalten eine ganze Reihe abenteuerlicher Geschichten, unter denen nur ein loser Zusammenhang stattfindet, die zwar oft gar nicht zum Abschluß kommen, die ferner zum Theil auch sehr wild und häßlich sind, die uns aber nicht ohne Talent und oft nicht ohne eine zum Titel passende Art spanischer Grandezza erzählt werden. Das Buch ist ein buntes Kaleidoskop.

E. Kn.

Männer der Zeit.

Pius IX.

Selten hat wohl ein Fürst in so kurzer Zeit einen solchen Wechsel der Stimmungen über sich erfahren, ist so rasch auf den Gipfel der Volksgunst gehoben, dann wieder gekränkt und angefeindet, und zuletzt bei seinen einst so begeisterten Anhängern der Mißachtung und Vergessenheit überwiesen worden, wie der heutige Inhaber des päpstlichen Stuhles. Und dies nicht, weil er schwankend und untreu gewesen, weil er von einem Extrem zum anderen übergegangen wäre, die Rollen, die Parteien gewechselt, die gegebenen Versprechungen nicht erfüllt hätte, sondern einfach weil er von Anfang an das nicht war, wofür man ihn theils hielt, theils ausgab.

Johann Maria Graf v. Mastai-Ferretti ist am 13. Mai 1792 zu Sinigaglia im Kirchenstaate geboren. Seine schwächliche Gesundheit vereitelte seinen Wunsch, die kriegerische Laufbahn einzuschlagen, und er widmete sich nun der Kirche, für deren Dienst er in dem Collegium zu Volterra gebildet ward. Zum Priester geweiht, nahm er 1823—25 an einer Mission nach Chile Theil, ward 1827 Erzbischof von Spoleto, im December 1832 Erzbischof von Imola und trat 1840 in die Reihe der Cardinäle. Er hatte sich sowohl von den politischen als von den hierarchisch-kirchlichen Angelegenheiten, welche in Wahrheit auch politische sind, ferngehalten, sich aber durch die ächte Religiosität der christlichen Liebe, vor allem durch regen Eifer für Armenpflege und stets bewiesene Milde des Urtheils und der Gesinnung in weiten Kreisen Vertrauen und Achtung erworben. Wenn er die harten und erbitternden Maßregeln, durch welche Gregor XVI. das Regierungssystem für Kirche und Kirchenstaat vertheidigte, wenn er wohl auch die starre Unbedingtheit und schroffe Steigerung dieses Systemes, wie sie damals im Gange war, nicht billigte, so glaubten Viele, er billige das ganze System nicht, betrachte es aus dem Gesichtspunkte des Liberalismus und werde geneigt sein, es mit einem wesentlich andern zu vertauschen. Als daher nach dem Tode Gregors (1. Juni 1846) das Conclave bereits am 16. Juli den Cardinal Mastai auf den päpstlichen Stuhl erhob, wo er den Namen Pius IX. annahm und damit an zwei milde und rechtliche Vorgänger anknüpfte, da betrachtete man dies als einen entschiedenen Sieg des Liberalismus, wie es denn wohl ein Beweis war, daß selbst im Cardinalscollegium eine Mehrzahl das Verfahren Gregors bedenklich fand. In der That bezeichneten alle Schritte des neuen Papstes, wie gänzlich verschieden seine Gesinnung von der seines Vorgängers war, wie mild er dachte, wie wohlwollend er für das Volk, wie fern ihm Mißtrauen und Verdammung war. Er begann schon am Tage nach seiner Erwählung mit einer Amnestie, wählte seine Organe aus gemäßigten Schattirungen und eröffnete eine Aussicht auf staatliche Reformen, die im nächsten Jahre mit Einführung einer berathenden Staatsconsulta das erhielten, was Pius IX. als ihren Schlußstein betrachten mochte, während auch in der innern Verwaltung überall ein freieres Leben erwachte, die Censur erleichtert, das Municipalwesen verbessert, den Bürgern gestattet wurde, sich in Bürgergarden ꝛc. zu vereinigen. Der Papst und mit ihm der größte Theil des italienischen Klerus trat entschieden auf die Seite eines gemäßigten Liberalismus und huldigte dem von Massimo d'Azeglio damals aufgestellten Programme, dessen Grundgedanke war: Wenn die Fürsten Italiens nicht wollen, daß ihre Unterthanen exaltirte Liberale werden, so müssen sie selbst gemäßigte Liberale werden! Eine solche Erscheinung auf dem päpstlichen Throne konnte nicht verfehlen, auf die empfänglichen Völker Italiens den lebhaftesten Eindruck zu machen, die kühnsten Hoffnungen anzuregen und überall eine Stimmung zu erwecken, welcher auch widerstrebende Gewalten nachgeben mußten. Bei den größeren Volksmassen erweckte schon das, was Pius IX. wirklich gethan, sowie sein ganzes, ungezwungenes, herzlich väterliches Gebahren die wärmste Begeisterung, während solche Parteimänner, die sich durch seine Schritte nichts weniger als befriedigt fanden, ja deren Streben vielleicht durch ein siegreiches Durchdringen seiner Politik am entschiedensten vereitelt worden wäre, doch in den allgemeinen Jubel einstimmten, um seinen Namen und sein Ansehen benutzen, und weitertreibende Tendenzen, die sie ihm unterlegten, fördern zu können. Ueberall feierte man in Italien Feste, und überall war der vergötterte Pio nono das Losungswort. Sardinien, Toscana, selbst Neapel folgten der römischen Bewegung und ahmten nicht blos die päpstlichen Reformen nach, sondern überboten sie noch. Es entstand eine Concurrenz in liberalen Concessionen, bei welcher Einer den Andern weiter trieb. Am innigsten schlossen sich der Kirchenstaat, Sardinien und Toscana an einander, indem sie am 19. Nov. 1847 über Gründung eines Zoll- und Handelsvereins übereinkamen und damit zugleich aussprachen, daß sie den Kern eines progressistischen, rein italienischen Aufschwunges bilden wollten.

Bald aber wurden die Verhältnisse gährender und wuchs die Bewegung den Regierungen zu Häupten. In Sicilien brachte sie den Gedanken einer Losreißung von Neapel zum Ausbruch (Januar 1848). Neapel, Sardinien, Toscana verhießen Verfassungen nach französischem Muster. Die Februarrevolution, die Ereignisse in der Lombardei traten ein. Bereits seit Ende 1847 hatte der Papst mehr und mehr von dem Grundsatze der Regierung des Kirchenstaates durch Geistliche abgehen müssen, eine Aenderung, deren Zweckmäßigkeit für die Geschäftsführung ihm vielleicht eingeleuchtet, zu der er sich aber aus kirchlichen Sympathien nur schwer entschlossen haben mag. Das am 14. März 1848 verkündete Verfassungsstatut gab zwar der Vertretung auch noch nur berathende Rechte, ging aber doch wohl schon über das Maß hinaus, das dem Papste als unbedenklich erscheinen mochte, und entschiedener noch that dies der Geist, in welchem die Versammlung verfuhr, die sich wenig um die Schranken kümmerte, die ihr in der Verfassung gezogen worden. Mehr und mehr entglitten die Zügel den Händen des gutmüthigen Papstes und kamen in die Hände der Agitatoren, welche Rom mit ganzer Kraft an dem Kampfe Italiens gegen Oesterreich theilnehmen zu lassen begehrten. Mit diesem war es schon vorher wegen militärischer Sicherheitsmaßregeln, welche die österreichische Besatzung in Ferrara getroffen hatte, in Streit gekommen, und bald mußte der Papst, sehr wider seine Wünsche, römische Hülfstruppen gegen Oesterreich in das Feld ziehen sehen, wo sie freilich schlechte Geschäfte machten. Pius IX. hoffte sich, nach den Siegen Radetzky's, durch Berufung eines Ministers helfen zu können, der in Frankreich gelernt hatte, parlamentarische Versammlungen zu leiten, des Grafen Rossi. Dieser aber ward ermordet (15. Nov. 1848); es erfolgte ein Aufstand, wobei Kanonen auf den Palast des Papstes gerichtet wurden. Er mußte in die Berufung demokratischer Minister willigen (20. Nov.), entfloh aber schon vier Tage darauf, als Abbate verkleidet, mit Hülfe des bayerischen Gesandten, Grafen Spaur, aus Rom, und langte folgenden Tages in Gaëta an, von wo er alle seit dem 16. Nov. vorgenommenen Regierungsacte für ungültig erklärte. Erst am 12. April 1850 kehrte er in das seit dem Juli 1849 von den Franzosen eroberte Rom zurück, wo er seitdem unter dem Schutze französischer Bajonnette gewaltet hat, immer noch persönlich der milde, gutherzige Mensch, aber zaghaft mit jeder eingreifenderen politischen Reform. Er scheint das Vertrauen zu dem Volke verloren zu haben, wie er selbst dessen Anhänglichkeit verloren hat, jedenfalls demselben fremd und gleichgültig geworden ist. Möglich auch, daß der hohe Klerus ihm die Hände bindet. Das Regiment ist in den Händen des Cardinals Antonelli, der nicht ohne Mäßigung und Gewandtheit verfährt, aber freilich die Regierung nicht populärer zu machen gewußt hat. Auch in kirch-

licher Beziehung haben die Schritte und Entscheidungen des Papstes in der Streitfrage über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau, in den Händeln mit Sardinien, bei dem österreichischen Concordat, bei der Verdammung angeblich heterodoxer Theorien, durch welche die Philosophie der Kirche zu Hülfe kommen wollte, bewiesen, daß er im kirchlichen Gebiete noch entschiedener als im politischen an dem alten Systeme hängt, oder doch dieses gewähren läßt. Sonst hat man in den letzten Jahren wenig von ihm gehört, als daß er wiederholt in wunderbarer Weise aus drohenden Lebensgefahren, die ihm jedoch nicht von Menschen bereitet, gerettet worden ist. Gewiß ist er ein edler, liebenswürdiger Mensch, und noch im vorigen Jahrhundert möchte seine Regierung ein Gegenstand ungetrübter Verehrung des Volks gewesen und geblieben sein. Den Verhältnissen unserer Zeit ist er nicht gewachsen und macht es in der That darin keiner Partei zu Danke, vielleicht allerdings weil sein Standpunkt außer der Zeit liegt, gewiß aber auch, weil ihm alle Selbstsucht und aller Parteigeist fremd sind. (5.)

Marschall Graf Castellane,

Esprit Victor Elisabeth Bonifacius Graf von Castellane, Marschall von Frankreich, und einer der fünf Militär-Gewaltigen, welche die Ruhe in den Provinzen zu erhalten haben, geboren am 21. März 1788, stammt aus einem alten Geschlechte des provençalischen Adels, das sich aber schon nach der ersten Revolution den Napoleoniden angeschlossen hat. Der Vater des Marschalls, Marquis von Castellane, emigrirte während der Revolutionsstürme und kehrte erst nach dem 9. Thermidor in Gemeinschaft mit Talleyrand nach Frankreich zurück, mit dem er von da an die politischen Tendenzen theilte. Daher widmete er auch dem Kaiserreich seine Dienste, und ward Maitre des Requêtes im Napoleonischen Staatsrath. Sein Sohn, seit 1806 Officier, focht in Spanien mit, ward 1812 Escadronchef, erinnerte sich aber nach dem Sturz Napoleons sehr rasch und auch mit Frucht der legitimistischen Antecedenzien seiner Familie. Am 6. Mai 1814 stellte er sich dem König Ludwig zur Verfügung, wurde Ludwigsritter, erhielt dann die Ehrenlegion und bereits 1816 das Commando über das niederrheinische Husarenregiment, das er später mit dem Gardehusarenregiment vertauschte. 1824 war er bereits General. Diese Beförderung verdankte er dem Umstand, daß die Herzogin von Berry — für ihre Soirée Tänzer brauchte! Er hatte nämlich als Oberst einige Officiere seines Regiments in Arrest geschickt, welche die Herzogin zu einem festlichen Abend als Hauptzierde des Ballsaales eingeladen hatte, und weigerte sich trotz der Bitten der Herzogin sie ihres Arrestes zu entlassen. Trotzdem fand er die Arrestanten Abends in den Tuilerien, und erhielt von der Prinzessin auf seine verwunderte Frage die Auskunft, daß ihr Oberst sie begnadigt habe. Seine Bemerkung, daß das ein Irrthum sein müsse, da er ja der Oberst sei, ward mit der weitern Auskunft beantwortet, daß er zum Maréchal de Camp (Brigadier) befördert sei, und daß sein Nachfolger als erste Handlung in seiner neuen Stellung die Freilassung der betreffenden Officiere angeordnet habe.

Auch mit der Julidynastie wußte sich Castellane schnell zu stellen, und wurde durch die Beförderung zum Generallieutenant und die am 3. October 1837 erfolgende Erhebung zum Pair von Frankreich belohnt. 1848 war er unter denjenigen Generälen, welche die Februarrepublik wegen des Verdachtes royalistischer Gesinnung aus den Dienstlisten strich. 1850 stellte ihn jedoch der Prinzpräsident wieder an, und übertrug ihm den Befehl über die 12. Militärdivision in Bordeaux, die er am 24. April 1851 mit dem Oberbefehl in Lyon vertauschte. Diese Stadt ist seitdem sein Hauptquartier geblieben, und er hat sich in den dortigen schwierigen Verhältnissen stets mit großer Energie und vielem Tacte zu benehmen gewußt, sodaß er trotz seiner Strenge sich selbst in den unteren Volksschichten einer gewissen Popularität erfreut. Die Unerschrockenheit, von der er bei vielen Gelegenheiten Proben abgelegt, hat ihm diese erworben. Einmal erfuhr er, daß ein Barbier der Vorstädte geschworen hatte, ihm das Leben zu nehmen. Anstatt zu Verhaftung und Verhör zu schreiten, ritt der Marschall vor des Barbiers Haus, stieg ab, trat ein und verlangte rasirt zu werden. Der überraschte Barbier ging zitternd an die Arbeit, die ihm so günstige Gelegenheit zur Ausführung seines Verbrechens gab, aber der Muth dazu war ihm durch die Kaltblütigkeit des Marschalls ganz und gar verloren gegangen. Lachend stieg Dieser wieder aufs Pferd, und ritt fort ohne weiter etwas zu sagen oder zu thun. Einmal kam Castellane durch ein unzeitiges Wiederaufleben seiner legitimistischen Reminiscenzen ins Gedränge. Er erhielt nämlich aus Paris eine falsche telegraphische Depesche mit der Nachricht vom plötzlichen Tode Ludwig Napoleons, und beeilte sich in einem Tagesbefehl an die Truppen Heinrich V. zu proclamiren. Der Kaiser soll blos darüber gelacht haben, denn er weiß recht wohl, daß Castellane blos Neigung hat, sich wirklich herrschenden Regierungen anzuschließen, und für hypothetische Rechte, die erst die Zukunft zu verwirklichen verspricht, wenig Opferlust besitzt. Marschall ist Castellane seit dem 2. December 1852. (7.)

Washington Irving,

der bedeutendste Prosaiker, dessen sich die americanische Litteratur rühmen kann, ist am 3. April 1783 in Neuyork als der jüngere Sohn eines aus Schottland eingewanderten Kaufmanns, William Irving, und einer englischen Dame geboren. Auf die Richtung, welche seine Erziehung und sein Geist schon in seiner Jugend bekamen, hatten seine beiden älteren Brüder großen Einfluß, welche sich mit Eifer und nicht ohne Glück der Litteratur widmeten. Er bekam die besten englischen Autoren in die Hand, deren Studium ihn früh empfänglich für Poesie machte, und unter denen Chaucer und Spencer seine Lieblinge waren. Er empfing gewöhnlichen Schulunterricht und begann mit dem 16. Jahre das Studium der Rechte. Bereits 1802 verdiente er sich die Sporen als Schriftsteller in dem von seinem Bruder Dr. Peter Irving redigirten Morning Chronicle, in welchem er unter dem Namen Jonathan Oldstyle eine Reihe von Aufsätzen über die Theater und die Gesellschaft der Stadt und verwandte Gegenstände schrieb. Im folgenden Jahre zeigten sich bei dem von Jugend auf schwächlichen Jüngling Symptome der Brustkrankheit, und er sah sich dadurch veranlaßt, 1804 eine Reise nach dem südlichen Europa anzutreten, die ihn zunächst von Neuyork nach Bordeaux, dann nach Neapel und Sicilien, durch Italien nach Frankreich und schließlich über Holland nach England führte. In Rom machte er die Bekanntschaft des americanischen Malers Alston, der ihn fast bewogen hätte, sich der Malerei zu widmen, für die er eine natürliche Neigung hatte.

Gekräftigt und vollkommen wieder hergestellt, kehrte Washington Irving nach zweijähriger Abwesenheit im März 1806 nach Neuyork zurück, um sich von neuem dem Studium der Rechte zu widmen. Noch in demselben Jahre wurde er als Attorney zugelassen, hat jedoch nie als Advocat prakticirt. Um so eifriger widmete er sich jetzt der Litteratur und schrieb einen großen Theil der vom Januar 1807 an unter dem Titel Salmagundi erscheinenden fliegenden Blätter, welche Tagesfragen mit Humor und feiner Satyre behandelten. Sein erstes selbständiges Werk war Knickerbockers Geschichte von Neuyork „von Erschaffung der Welt bis zum Ausgang der holländischen Dynastie“, die im December 1809 erschien. Als Parodie eines eben veröffentlichten Gemäldes von Neuyork, von seinem Bruder begonnen, gab ihr erst Washingtons Feder das eigenthümliche Colorit, welches sie zum classischen Buche gemacht hat. Es ist eine als wirkliche Geschichte auftretende Burleske über die Erlebnisse der ersten holländischen Ansiedler auf der Insel Manhattan, erfunden und ausgeführt mit einem zum Lachen zwingenden Humor und einer Satyre, die meistens von dem Universalcharakter ist, der eine Verpflanzung

auf ein weiteres Gebiet recht gut verträgt. Im ernsteren Tone gehaltene Natur- und Sittenschilderungen zeugen auch nach einer andern Richtung von der Kunst des Verfassers.

Nach der Veröffentlichung Knickerbockers associirte sich Irving mit zweien seiner Brüder als stiller Compagnon in einem kaufmännischen Geschäft. Während des nun ausbrechenden zweiten Krieges der Vereinigten Staaten mit England 1813 und 1814 gab er das Analectic Magazine mit Biographien americanischer Seehelden heraus, und trat 1814 mit dem Range eines Obersten als Adjutant und Militärsecretär in den Stab des Statthalters Tompkins. Nach der Beendigung des Krieges im nächsten Jahre reiste er nach Liverpool, machte Ausflüge nach Wales, in einige der schönsten Grafschaften Englands und wollte sie nach dem Festlande fortsetzen, als die Handelskrisis ausbrach, welche auch das Haus, dessen Compagnon er war, stürzte und ihn nöthigte, die Schriftstellerei als Beruf zu erwählen. Er begab sich zunächst nach London und begann das Skizzenbuch, das in Neuyork in einzelnen Nummern erschien. Diese erregten in England Aufsehen und fanden dort bald einen Verleger, der aber fallirte, worauf der Verlag in Murray's Hände kam, der das Skizzenbuch für 200 Pfund kaufte, diesem Honorar aber noch freiwillig die gleiche Summe zulegte, als das Werk Erfolg hatte.

Nach fünfjährigem Aufenthalte in England übersiedelte Irving im August 1820 nach Paris und blieb dort bis zum Juli des folgenden Jahres, wo er nach England zurückkehrte und Bracebridge Hall (London und Neuyork 1822) erscheinen ließ. Es ist eine Reihe von Skizzen des englischen Landlebens und der englischen ländlichen Feste, die an die besten Schilderungen Goldsmiths und Addisons erinnern. Den nächsten Winter verlebte Irving in Dresden, kehrte 1823 nach Paris zurück und begab sich im Mai 1824 wieder nach London, um seine Tales of a Traveller (Erzählungen eines Reisenden) zu veröffentlichen.

Den Winter des Jahres 1825 verlebte Irving im südlichen Frankreich, und im Frühling des nächsten Jahres begab er sich nach Madrid in der Absicht, die daselbst von Navarrete herausgegebenen wichtigen neuen Urkunden über die Reisen des Columbus zu übersetzen. Er entschloß sich jedoch, sie zu einem selbständigen Werke zu verarbeiten, und so entstand die „Geschichte des Lebens und der Reisen des Christoph Columbus“, später mit den „Entdeckungen und Reisen von Columbus' Gefährten“ vermehrt. Einem Ausflug nach dem südlichen Spanien, der sich bis in das folgende Jahr verlängerte, verdankten die „Chronik der Eroberung von Granada“ und „das Alhambra“ ihre Entstehung. Derselben Quelle entstammen die später erschienenen „Legenden der Eroberung Spaniens“ und „Mahommed und seine Nachfolger“, geschichtliche Gemälde, die mit poetischer Gluth und Farbenlebhaftigkeit geschildert sind.

Im Juli 1829 vertauschte Irving den Aufenthalt in Spanien mit dem in England, wo er zum Legationssecretär der americanischen Gesandtschaft in London ernannt worden war, in welcher Stellung er bis zur Ankunft Mr. van Burens blieb. Während dieser Zeit creirte ihn die Universität Oxford zum Doctor, nachdem er bereits ein Jahr früher die von Georg IV. gestiftete große goldene Medaille für ausgezeichnete historische Leistungen zugleich mit dem englischen Geschichtschreiber Hallam erhalten hatte. Im Frühjahr 1832 kehrte er nach 17jähriger Abwesenheit nach Neuyork zurück, wo er mit einem öffentlichen Essen und anderen Ehrenbezeugungen empfangen ward. Im Sommer desselben Jahres begleitete er Mr. Ellsworth, einen der zur Versetzung der indianischen Stämme auf das westliche Ufer des Mississippi ernannten Commissarien, mit dem er auf einem Ausflug nach dem Westen zusammengetroffen war, auf seiner Reise. Den interessantesten Theil derselben beschrieb er in dem 1835 erschienenen „Ausflug in die Prairie.“ Dasselbe Jahr brachte von ihm auch „Abbotsford und Newstead Abbey“ und die schon früher erwähnten „Legenden der Eroberung Spaniens“; dann erschienen 1836 „Astoria“ und im nächsten Jahre „die Abenteuer des Capitän Bonneville“, beide das rauhe und an Abenteuern und Gefahren reiche Leben der Trapper und der Voyageurs in den Hinterwäldern feiernd. 1839 wurde er auf zwei Jahre ständiger Mitarbeiter des Knickerbocker Magazine, und im Februar 1842 ernannte man ihn, ohne daß er darum angesucht hatte, zum bevollmächtigten Minister der Vereinigten Staaten in Spanien. In dieser Stellung blieb er bis 1846, wo er nach seinem Vaterlande zurückkehrte und von da an in stiller Zurückgezogenheit, nur der Litteratur sich widmend, auf seinem reizenden Landsitz Sunnyside, am Ufer des Hudson, im Schooße der Familie seines Bruders lebte. Dort gab er seine neuesten Werke heraus: „Wolferts Roost“, eine Sammlung von bereits früher einzeln veröffentlichten Erzählungen und Skizzen, und „das Leben Washingtons“, das in 4 Bänden soeben vollendet ist. Als Schriftsteller zeichnet ihn ein liebenswürdiger Humor, zartes und edles Gefühl, eine lebendige und poetische Phantasie und eine classische Reinheit des Styls aus, die den besten Mustern der ältern englischen Schule zur Seite steht.

(8.)

Louis Agassiz,

ausgezeichneter Naturforscher, ist am 28. Mai 1807 zu Orbe im Kanton Waadt geboren, wo sein Vater protestantischer Geistlicher war (die Angabe von Mottier, Kanton Freiburg, als Geburtsort halten wir für irrig). Nach den Vorstudien in Lausanne und Zürich studierte Agassiz die medicinischen Wissenschaften, hauptsächlich vergleichende Anatomie, in Heidelberg und München, auf welch letzterer Universität er 1830 als Doctor der Medicin und Chirurgie promovirte. Schon 1826 wurde er von Martius mit der Beschreibung der von Spix aus Brasilien mitgebrachten Fische beauftragt. In diesem Werke (erschienen München 1829 bis 1831 in Fol. mit 91 lithogr. Tafeln) legte der Autor zum ersten Mal seine Ideen über die ichthyologischen Classificationen nieder, und begründete seinen Ruf als ausgezeichneter Ichthyolog, welchen die späteren Werke, die „Histoire naturelle des poissons d'eau douce de l'Europe“ (von 1839 an bandweise veröffentlicht, und zwar unter der Mitarbeit C. Vogts) und ausgedehnte Arbeiten über die fossilen Fische (Recherches sur les poissons fossiles, 2 T. Neufch. 1833—37, und mehrere Supplemente) Resultat des gründlichen Studiums mehrerer wichtigen Sammlungen, namentlich derer des Museums der Naturgeschichte in Paris, — vollkommen rechtfertigten. Die Monographie der in geologischer Hinsicht so bedeutsamen fossilen Fische von Agassiz ist nicht nur an sich ein fast einzig in seiner Art dastehendes Werk, sondern auch noch dadurch besonders bemerkenswerth, daß die allgemeinen Folgerungen, die es veranlaßte, wirklich neue Richtungen in der Betrachtungsweise der fossilen Thiere begründen. Bei der Vollendung dieser Arbeiten hatte sich der zum Professor der Naturgeschichte am Collége in Neufchatel ernannte Agassiz der Hülfe zweier jungen tüchtigen Gelehrten, E. Desor und C. Vogt, versichert, welche ihn auch bei einem andern Zweige seiner wissenschaftlichen Thätigkeit unterstützten, der seinen Namen nicht minder bekannt machte. Wir meinen seine unter den größten persönlichen Anstrengungen ausgeführten Untersuchungen über die Gletscher, niedergelegt in seinen „Etudes sur les glaciers, Neufch. 1840 (deutsch ebend. 1841), und in dem Systéme glaciaire, ou recherches sur les glaciers, par L. Agassiz, A. Guyot et E. Desor. Par. 1847. Das Auffallende der Gletschererscheinung, ihre wichtige Rolle und die Aufschlüsse, welche ihre nähere Kenntniß der Geologie überhaupt verhieß, hatten diesem Gegenstand in neuerer Zeit lange, umfassende Beobachtungen zugewandt und ihn zu einer der wichtigsten naturwissenschaftlichen Streitfragen gemacht. Die Arbeiten von Agassiz über das so interessante Phänomen, zur Erklärung über die Bildung, die Entwicklung, die Bewegung der Gletscher, sind die umfassendsten, durch neue oder glücklich benutzte Ideen ausgezeichnetsten. Ihre außerordentlichen Leistungen

machen dem Beobachtungsgeiste wie dem ungemeinen Eifer des Naturforschers die größte Ehre. Nach einem zeitweiligen Aufenthalte in Frankreich und England siedelte Agassiz (1845) nach den Vereinigten Staaten über, wo er noch gegenwärtig als Professor an der Lawrence Scientific School zu Cambridge bei Boston weilt, und mit ungeschwächter Regsamkeit und Beharrlichkeit seine wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzt. Im Interesse dieser Studien, namentlich eines großen, zu Vergleichungen mit den Fossilien früherer Epochen unternommenen embryologischen Werkes lehnte er im vorigen Jahre den von den ehrenvollsten Aeußerungen begleiteten glänzenden Ruf auf den durch d'Orbigny's Tod erledigten Lehrstuhl der Paläontologie am naturgeschichtlichen Museum in Paris ab. Den bei diesem Anlasse begangenen Irrthum des französischen Unterrichtsministers, Agassiz einen Franzosen, Frankreich sein Vaterland zu nennen, berichtigte Jener selbst mit der Erklärung, daß, obgleich französischer Abkunft, seine Familie seit Jahrhunderten stets schweizerisch gewesen und er selbst nie aufgehört habe, Schweizer zu sein. Die Absicht, den berühmten Gelehrten und Lehrer nach Frankreich zu ziehen, ist indeß nicht aufgegeben, und man sprach davon, ihm die Stelle als Director des Museums anzutragen. Agassiz hat auch schon frühere Berufungen abgelehnt; so die 1855 durch Vermittelung Humboldts erfolgte nach Berlin, und im gleichen Jahre einen Ruf nach Edinburgh als Professor der Naturgeschichte mit 50,000 Francs Gehalt. Auch die Versuche seiner Freunde, ihn für das neue schweizerische Polytechnicum zu gewinnen, blieben erfolglos. Er selbst, unstreitig einer der eifrigsten und treuesten Jünger der Wissenschaft, soll die Absicht haben, später in die Schweiz zurückzukehren und sich wieder in die Alpen und den Jura, die erhabenen Zeugen seiner Studien und seines Weltruhmes, hineinzuleben. (4.)

Heinrich v. Heß,

einer der berühmtesten Historien- und Frescomaler der neueren Zeit, Sohn des berühmten Kupferstechers K. E. Ch. Heß, wurde den 19. April 1798 zu Düsseldorf geboren, folgte 1806 seinem Vater nach München und empfing hier, zunächst unter der Leitung seines einsichtsvollen Vaters, sodann unter den Lehrern der Münchener Akademie, seine künstlerische Ausbildung. Bald nach Vollendung derselben lenkte er die allgemeine Aufmerksamkeit zuerst durch ein Gemälde auf sich, welches die „Grablegung Christi" mit so tief religiösem Sinn und so feinem Tact für Anordnung und Composition darstellte, daß sich schon aus ihm die Bedeutung, die er sich später insbesondere auf dem Gebiet der religiösen Malerei errang, vorausahnen ließ. Von gleicher Wirkung war neben verschiedenen anderen Arbeiten eine 1817 von ihm ausgestellte „Heilige Familie", die, wie jenes Bild, in den Besitz der Königin Karoline überging; auch ein kleineres Bild, „Glaube, Hoffnung und Liebe" (jetzt im Leuchtenberg'schen Palast) und „der heilige Lucas, wie er die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde malt" (vom König Maximilian dem König von Preußen geschenkt) hatten sich wegen ihrer Sinnigkeit und Lieblichkeit warmer Anerkennung zu erfreuen.

Im Jahre 1821 begab sich der junge Künstler nach Italien, um hier und namentlich in Rom seine Ausbildung zu vollenden. Der Einfluß, den hier das Studium classischer Meisterwerke auf ihn machte, war unverkennbar: denn er wandte sich von jetzt an von dem blos Lieblichen und Anmuthigen immer entschiedener dem Ernsten, Würdevollen, Erhabenen zu, ohne sich dabei in das unerquicklich Rigorose oder Ueberschwängliche zu verlieren. Außer zahlreichen anderen Arbeiten, z. B. einem Carton zu einem großartigen, jedoch unvollendet gebliebenen Gemälde strengkirchlichen Charakters und einem trefflichen Porträt des berühmten Thorwaldsen, schuf er hier im Auftrage des Königs Maximilian von Bayern den „Parnaß", ein für den Festsaalbau bestimmtes Gemälde mit lebensgroßen Figuren, welches Apollo von den Musen umgeben darstellt und sich durch Idealität der Formen und Tiefe der Farbentöne auszeichnet.

Nach München zurückgekehrt und 1826 zum Professor an der dortigen Akademie ernannt, unterstützte er zunächst Cornelius bei der Ausmalung des Göttersaales in der Glyptothek, indem er für denselben das Deckengemälde: „Daphne, in den Armen des Apollo niedersinkend" ausführte. Schon im folgenden Jahre eröffnete sich ihm die Bahn einer selbständigern Thätigkeit, denn er ward mit der artistischen Leitung der Glasmalereianstalt zu München beauftragt und lieferte in dieser Stellung theils selbst, theils durch seine Schüler Ruben, Fischer und Schraudolph nach und nach die Cartons für die Fenstergemälde des Regensburger Domes (Gestalten der vier Evangelisten und Brustbilder von Heiligen, Märtyrern 2c.) und der Aukirche zu München (Darstellungen aus dem Leben der heiligen Jungfrau), welche sich durch ungemeine Schönheit der Composition auszeichnen, und durch die Pracht der Farben, in denen sie ausgeführt sind, nicht am wenigsten zum Ruhme ihres Meisters beigetragen haben.

Ein noch umfangreicheres Feld der Thätigkeit ward ihm durch den Auftrag, die Allerheiligen- oder Neue Hofkapelle zu München mit Frescogemälden auszustatten, eröffnet. Die für diesen Zweck componirten und theils von ihm selbst, theils unter seiner Leitung ausgeführten Bilder umfassen Darstellungen aus dem alten und neuen Testament, indem für die eine Kuppel Gott Vater nebst der Schöpfungsgeschichte, der Geschichte Noah's 2c., für die andere Christus nebst den zwölf Aposteln und der triumphirenden Kirche als Gegenstand gewählt ist, während die auf den heiligen Geist, die Sacramente und die Dreieinigkeit bezüglichen Bilder über dem Altar, und die den Propheten, Johannes dem Täufer 2c. gewidmeten Compositionen auf dem Bandgewölbe zwischen den beiden Kuppeln ihren Platz erhalten haben. Die Seitenlogen enthalten Darstellungen aus dem Leben der Erzväter und Moses' einerseits und aus der Geschichte Christi andererseits.

An diese großartige, 1837 vollständig gelöste Aufgabe schloß sich als eine nicht minder großartige, die ihm übertragene Erfindung und Ausführung der Frescogemälde für die Basilika des heiligen Bonifacius. Diese Arbeiten, bei denen er natürlich ebenfalls die Hülfe seiner Schüler, namentlich Schraudolphs, in Anspruch nehmen mußte, bilden zu denen der Allerheiligenkapelle auch rücksichtlich der behandelten Stoffe die Fortsetzung, denn sie bestehen aus Darstellungen der Kirchengeschichte, namentlich der Ausbreitung des Christenthums durch Bonifacius, aus Bildnissen der Päpste 2c. Die Lösung dieser Aufgabe beschäftigte den Künstler bis 1850 und entsprach vollständig dem religiös-künstlerischen Geiste, der alle seine Schöpfungen ähnlichen Charakters beseelt. Lassen sich auch seine Werke an Tiefe und Ursprünglichkeit der Conception und an imposanter Erhabenheit des Styles mit denen von Cornelius, und im Ausdruck specifischer Frömmigkeit und Gottseligkeit mit denen von Overbeck nicht vergleichen, so sprechen sie dafür durch natürliche Anmuth und innige Verschmelzung des Uebersinnlichen mit dem Sinnlichen um so unmittelbarer zum menschlichen Herzen, und nehmen um dieser Vorzüge willen unter den Leistungen der christlichen Malerei unserer Tage eine der hervorragendsten Stellungen ein. Unter den einzelnen Arbeiten, welche der Künstler neben jenen großen Gemäldecyklen herzustellen Zeit gewann, verdient besonders ein in der neuen Pinakothek befindliches großes Altargemälde (Maria mit dem Jesuskinde auf dem Throne sitzend und von Engeln, Kirchenvätern und den Schutzheiligen der vier von König Ludwig in München gebauten Kirchen umgeben) hervorgehoben zu werden. Aus der Aufnahme des Künstlers in mehrere Akademien, Ritterorden und in den Adelsstand ergiebt sich der Umfang der ihm zu Theil gewordenen Anerkennung. (21.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 23. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 5. Juni.

Inhalt.

Die Entdeckungen im Südmeere.*)

Vom arktischen bis zum antarktischen Kreise reicht ein unermeßliches Meer, das seine langen Wogen an den ältesten wie an den jüngsten Culturländern der Erde branden läßt, vier der fünf Welttheile zu Grenzen hat, China und Indien wie Australien und die zahllosen Atolle der Südsee, Ringinseln von Korallenthierchen und zum Theil Schöpfungen unserer Tage, bespült. In dem Wetteifer der beiden größten Handelsvölker der Welt entfalten sich die Küsten und Inseln dieses Meeres mit überraschender Schnelligkeit. Australien, bei Cooks erster Reise die Heimath armseliger Wilden, schickt uns heute Ströme von Gold, und seine Wolle macht der unsrigen den Markt streitig. Neuseeland verspricht das Großbritannien der Südsee zu werden, und Tahiti hat eine Verfassung. Die Oeffnung China's und Japans, das Vordringen Rußlands zum Amur und weit über diesen hinaus, die Ansiedelungen der Nordamericaner an der Westküste ihres Continents, die Bestrebungen der Engländer, in diesem Meere zu ersetzen, was sie an den Küsten des atlantischen Oceans verloren haben, eröffnen eine Perspective voll Glanz, Reichthum und Macht.

Der eigentliche Eröffner dieses Meeres war Cook. Einen Australcontinent aufsuchend, den er nicht finden konnte, weil er nicht existirte, drang der kühne Seefahrer in den antarktischen Kreis, untersuchte die Küste von Australien, das er Neuholland nannte, und gab von den Inselgruppen der Südsee genauere Nachrichten, als man bisher besaß. Seine Berichte wurden von seinen Zeitgenossen mit Entzücken aufgenommen. Gleich ihm in dem Traume von der Glückseligkeit des Naturzustandes befangen, sahen sie durch Tahiti weit übertroffen, was ihre Phantasie, durch Rousseau angeregt, sich ausgemalt hatte. Es entstand eine freudige Bewegung, ganz ähnlich der, welche der Genuese hervorrief, als er Cipango aufsuchend America fand.

Man wußte, als Hawkesworth den Bericht über Cooks Reise in seine Sammlung aufnahm, von der Südseewelt nicht mehr, als was Holländer und Spanier in die Oeffentlichkeit dringen zu lassen für gerathen gehalten hatten. Das war nicht viel, denn beide Völker waren eifersüchtig und verschwiegen das Beste, was sie wußten. Welche Reisen und Entdeckungen sie und andere Völker bis dahin gemacht hatten, ist nun mitzutheilen, damit der Leser beurtheilen könne, welchen Theil unserer Kenntnisse von der Südsee wir ihnen, und welchen wir Cook zu verdanken haben.

Der 25. September 1513 war der Tag, an dem das erste europäische Auge auf jenes Meer sah. An jenem Tage drang Vasco Nuñez Balboa durch die Urwälder der Landenge von Darien bis zum jenseitigen Ufer, wo er seine Leute aufstellte, mit Schwert und Schild in der Hand in die Wellen hineinschritt und das Meer für den König von Castilien und Leon in Besitz nahm. Wie dieses Meer auf dem nassen Wege zu erreichen sei, zeigte Ferdinand Magelhaens, ein geborner Portugiese, der Spanien seine Dienste angeboten und von Cardinal Ximenes fünf Schiffe erhalten hatte. Am 27. November 1520 erreichte er den westlichen Endpunkt der nach ihm benannten Straße an der Südspitze von America und segelte in das Südmeer, das, um mit den Worten seines Biographen Herrera zu reden, mit jedem Tage umfangreicher zu werden schien. Von ihm rührt der Name des stillen Meers her, der freilich nur auf den Theil des Meeres zwischen den Wendekreisen paßt, den die Spanier später das Damenmeer genannt haben, weil die leichte Hand eines Mädchens hinreiche, ein Schiff durch diese von gleichmäßigen Winden sanft bewegten Fluthen zu steuern.

Magelhaens entdeckte die Ladronen und die Philippinen, wo er erschlagen wurde. Fünfzehn Jahre später segelten zwei Unterbefehlshaber des Eroberers von Mexico, Don Pedro Alvarado und Don Hernando Grijalva nach den Molukken, kamen bis etwa an die Linie und besuchten mehrere Inseln in der Nähe von Neuguinea. Von dem neuen Hafen Callao aus unternahm Don Alvaro Mendaña in den Jahren 1567—1595 drei Reisen, die ihn mit den Marquesas und einigen anderen Inseln bekannt machten. Sein Reisegefährte, Don Pedro Fernandez de Quiros, scheint der Erste gewesen zu sein, der die Theorie von einem Australcontinent aufgestellt hat. Unter den neun Inseln, die er im östlichen Theile der Südsee besuchte, befindet sich Sagittaria, das heutige Tahiti. Seine Tierra del Espiritu Santo sind die neuen Hebriden. Don Luis Vaez de Torres befuhr zuerst die Straße zwischen Neuguinea und Australien.

Nach diesen ersten Entdeckungen erkaltete der Eifer der Spa-

*) Nach dem demnächst erscheinenden Werke: James Cook, Drei Reisen um die Welt. Neu herausgegeben von Fr. Steger.

nier. Fuhr auch noch alle Jahre eine Galione, mit reichen Waaren beladen, quer über das stille Meer nach den Philippinen, so wich dieses Schiff doch nie von dem Striche ab, den man bereits kannte. Diese Trägheit hatte in der schlechteren Bauart der Schiffe, in dem tieferen Stande der seemännischen Kenntnisse und in den Schrecken der südlichen Meere gewisse Entschuldigungen. Cap Horn, in dessen Breiten heutzutage die Verunglückung eines Schiffes zu den seltensten Fällen gehört, erfüllte den Seemann jener Tage mit Angst und Beben. Man fürchtete dort, nachdem man Wochen lang von Wind und Wellen umhergeworfen worden sei, schließlich an einer unwirthlichen eisigen Küste zu scheitern, und konnte in der That Schiffe genug nennen, denen dieses Schicksal widerfahren war. Viele Fahrzeuge gingen zu Grunde, noch mehr kehrten nach vergeblichen Umschiffungsversuchen um. Lord Anson lief 1740 mit sieben Schiffen aus und brachte nicht mehr als vier nach dem jenseitigen Sammelplatze, der Insel Juan Fernandez. Zwei waren nach Brasilien zurückgekehrt, eines an einer Klippeninsel gescheitert. Er selbst hatte von den etwa fünfhundert Matrosen seines Flaggenschiffs zweihundert verloren, und noch mehr hatten die Fahrzeuge gelitten. Auf der „Probe" waren blos noch der Capitain, der Lieutenant und drei Matrosen dienstfähig.

Der Scorbut, durch die Fortschritte der Arzneikunde noch nicht gemildert, war der böseste Feind, den der Entdecker zu fürchten hatte. Diese Pest des Meeres, der gegenwärtig sogar die arktischen Seefahrer zu begegnen wissen, forderte zahllose Opfer. Sie äußerte sich durch Faulfieber, Gelbsucht, starke rheumatische Schmerzen, durch Geschwüre, die von Knochenfäule begleitet waren und keinem Heilmittel wichen. Kranke, die in ihren Hängematten wie gesund aussahen, starben, wenn man sie von einer Seite des Verdecks zur anderen trug, oder fielen todt nieder, wenn sie aufzustehen versuchten.

Der Reichthum und die Wehrlosigkeit der spanischen Niederlassungen an der americanischen Westküste waren zwei starke Aufforderungen, dem Cap Horn und dem Scorbut zu trotzen. Sowohl die ersten englischen als die ersten holländischen Besucher des stillen Meeres, sowohl Sir Francis Drake und Sir Thomas Cavendish, als Simon de Cordes, Olivier van Noorts und Georg Spiegelbergen, gingen auf Raub und Beute aus. Auch Lord Anson wurde zu keinem anderen Zwecke abgeschickt.

Die späteren holländischen Seefahrer, Cornelys Schouten und Jakob de Maire, machten im stillen Meere keine nennenswerthen Entdeckungen. Abel Tasman gelangte 1642 von Batavia aus bis Vandiemensland und zur Westküste von Neuseeland, Jakob Roggewein bis zur Osterinsel. Durch die Engländer Roche, Dampierre, Halley und Byron (er ist der Großvater des Dichters), und durch die Franzosen Logiers, Bouvet und Duclas Guyot, der unter spanischer Flagge fuhr, wurde der Kreis der Kenntnisse von der Südsee nicht bedeutend erweitert.

Georg III., der Byron ausschickte, nahm geographische Entdeckungen zu seinem Lieblingsziel und behielt dasselbe während seiner langen Regierung stets im Auge. „Nichts", so ist in den Anweisungen für Byron zu lesen, „nichts erhöht den seemännischen Ruf einer Nation und die Würde der englischen Krone mehr, als Entdeckungen, welche in bisher unbekannten Gegenden gemacht werden." Unmittelbar nach Byrons Rückkehr gingen Wallis und Carteret ab. Der Erstere fand des Spaniers Quiros Sagittaria, der Zweite die Königin-Charlotten-Insel. Tahiti oder Sagittaria sah auch Bougainville (1766), und außerdem noch die Tierra del Espiritu Santo und mehrere unbekannte Inseln in den Gewässern von Neuguinea.

Als General Wolfe jenen berühmten Angriff auf die Abrahamshöhen machte, durch den die Eroberung der Canadas entschieden wurde, erregte ein Seemann, der den Booten als Lootse diente, durch seinen Eifer und seinen Muth allgemeine Bewunderung. Er hatte seinen reichlichen Antheil an den großen Thaten, von denen Pitt im Unterhause sagte: „Kämen sie im Vegetius vor, so würde alle Welt sie bewundern, aber sie kommen in America vor, und Niemand achtet auf sie." Derselbe Seemann hatte bereits bei der Belagerung von Quebek und bei dem Angriff auf Montmorency wichtige Dienste geleistet. Es war Jakob Cook.

1728 geboren und der Sohn eines armen Tagelöhners in Yorkshire, hatte Cook seine Laufbahn an Bord eines Kohlenschiffes als Schiffsjunge begonnen. Im Jahre 1755 trat er während des Krieges in die königliche Marine. Durch Selbststudien bildete er sich weiter, in den langen Winternächten der nordamericanischen Küste studierte er den Euklid. Die Admirale Palliser und Saunders achteten und beförderten ihn. Nach jenen Kriegsthaten hatte er den Busen des Sanct Lorenz und die Küsten von Neufeeland vermessen. 1768 hatte er den Rang eines Marine-Lieutenants.

Im nächsten Jahre erwarteten die Astronomen den Durchgang der Venus durch die Sonne und hatten das Eintreten desselben auf den Juni berechnet. Wurde dieser Durchgang auf verschiedenen Punkten gleichzeitig beobachtet, so ließ sich danach die Entfernung der Sonne von unserem Weltkörper genauer berechnen. Die königliche Gesellschaft wünschte, daß die von Wallis neuerdings besuchte Insel Tahiti einer dieser Punkte sein möge, und Georg III. erfüllte ihre an ihn gerichtete Bitte. Die Endeavour, ursprünglich ein Kohlenschiff, wurde für die Reise bestimmt, und Cook zum Befehlshaber ernannt.

Mit Cook schifften sich Solander und Banks ein. Solander, ein Schwede, war beim britischen Museum angestellt, Banks zählte damals vierundzwanzig Jahre und hatte die Naturwissenschaften zu seinem Studium gewählt. Im Knabenalter erbte er eine große Besitzung in Lincolnshire, aber sein Reichthum hielt ihn weder von den angestrengtesten Arbeiten im Zimmer ab, noch von jenen Forschungen in fernen Ländern, bei denen der Reisende Gesundheit und Leben einsetzt. Er hatte bereits die wilden Küsten von Neufundland und Labrador besucht und erforscht. Nach seiner Rückkehr wurde er in den Adelstand erhoben und war dreiundvierzig Jahre lang der Vorsitzende der Königlichen Gesellschaft.

Diese erste Reise vermittelte die genauere Kenntniß von Tahiti und verschiedenen anderen Inseln, welche frühere Seefahrer entweder blos von weitem gesehen oder ganz oberflächlich untersucht hatten. Neuseeland umsegelte Cook und bewies, indem er durch den nach ihm benannten Canal fuhr, daß die Insel eine Doppelinsel ist, deren südliche und nördliche Hälfte ein schmahler Seearm trennt. Bei seiner Erforschung der Ost-

küste von Australien, die er bis zu dem Nordrande des Australcontinents fortsetzte, gerieth er in das Korallenmeer, das gefährlichste dieser Gewässer, und schwebte Wochen lang in Gefahr, seine kaum mehr seetüchtigen Fahrzeuge zu verlieren und als Schiffbrüchiger an eine Küste von entsetzlicher Unfruchtbarkeit geworfen zu werden. Eigentliche Entdeckungen machte er auf dieser Reise nicht.

Seine Schilderungen von den reizenden Inselparadiesen der Südsee und von dem fremdartigen Thier- und Pflanzenleben der australischen Küste erweckten in der Nation ein fieberhaftes Verlangen nach weiteren Erforschungen. Am 12. Juni 1771 war Cook von seiner ersten Reise zurückgekehrt, und am 9. April 1772 hob er im Hafen von Deptford bereits wieder den Anker. Diese zweite Reise hat für uns ein besonderes Interesse, da die beiden Forster ihn begleiteten. Sie ergab auch größere Resultate als die erste. Entging unsern Naturforschern auf Neuseeland auch Manches, was erst durch die Besiedlung bekannt wurde, so unterrichteten sie sich um so gründlicher über die Eisbildungen der höchsten südlichen Breiten, machten zuerst auf die merkwürdigen Wanderungen der polynesischen Stämme aufmerksam und legten einen festen Grund für die Forschungen über die Entstehung der ringförmigen Korallen-Inseln, die von Chamisso, Ehrenberg, Lütke, Quoy, Gaimard, Moresby, Wellstead, Darwin u. A. m. angestellt worden sind. Bei dieser zweiten Weltumsegelung entdeckte Cook Neucaledonien, die Norfolksinsel, Südgeorgien, und stellte über jeden Zweifel hinaus fest, daß in der südlichen Halbkugel innerhalb des gemäßigten Erdgürtels kein Festland liegt. Daß es ihm auf dieser Reise gelang, den Scorbut gänzlich zu besiegen, schätzte der menschenfreundliche Mann höher als die Entdeckungen, die seinen Namen unsterblich gemacht haben.

Nach seiner Rückkehr (1775) wurde Cook zum Gouverneur des Greenwichhospitals ernannt und konnte nun sein Leben in Ruhe und im Nachgenuß großer Thaten beschließen. Aber es bedurfte nur einer geringen Anregung, um ihn zu bestimmen, daß er die Leitung einer dritten Entdeckungsreise übernahm. Das hervortretendste Ereigniß derselben ist die Entdeckung der Sandwichsinseln, auf denen er am 14. Februar 1779 in einem Gefecht mit Wilden seinen Tod fand. Er wurde das Opfer der zu guten Meinung, die er von dem Menschen im sogenannten Naturzustande hatte. Diese Reise hatte ihn von den Eisschranken des Südpols zu denen des Nordpols geführt, und von ihr datirt unsere genauere Kenntniß der nordwestlichen Küste America's vom 43. Breitengrade an.

Wenige Jahre nach Cooks Tode faßte man in England den Beschluß, in Australien eine Verbrechercolonie zu gründen. Man wählte den Punkt der Ostküste, den er wegen des dortigen Reichthums an unbekannten Pflanzen Botany-Bay genannt hatte. Diese ersten Ansiedler kamen 1787 nach Botany-Bay, von wo sie bald nach dem nördlicher gelegenen Sidney versetzt wurden. Dieser Theil der Küste entsprach der Rücksicht auf möglichste Isolirung, die man zu nehmen hatte, war aber in anderen Beziehungen übel gewählt. Dieselbe steile Kette der blauen Berge, welche den Verbrechern die Möglichkeit der Flucht abschnitt, verhinderte, daß man ins Innere vordringen und Entdeckungen machen konnte. Die Colonie mußte durch Zuschüsse der Regierung erhalten werden, bis M'Arthur, einer der freien Colonisten, die sich seit 1796 einstellten, den Grund zu ihrem Wohlstande legte. Zufällig in den Besitz einiger Schafe gekommen, kreuzte er sie mit den langhaarigen Thieren vom Cap und von Bengalen. Die Schafzucht wurde bald zur Hauptquelle der Einnahmen, und sie war es auch, welche Entdeckungen im Innern veranlaßte.

1813 trat eine der furchtbaren Dürren ein, an denen Australien von Zeit zu Zeit zu leiden hat. Ein großer Theil der Heerden verschmachtete, und um nicht alle Thiere zu verlieren, machte man verzweifelte Anstrengungen, Wasser und Weiden aufzufinden. Die Eingebornen wollten oder konnten keine Päsfe durch die blauen Berge zeigen, doch erreichten zwei Ansiedler Wentworth und Blaxland, denen sich der Lieutenant Lawson angeschlossen hatte, indem sie den Lauf eines kleinen Flusses verfolgten, den Kamm des Gebirges. Der Landmesser Evans benutzte die Weisungen dieser Pfadfinder und entdeckte sowohl die Bathurst-Ebenen als den Oberlauf des Macquarie-Flusses, vier Jahre später dann auch den Lachlan. Durch Oxley, der den Lachlan wie den Macquarie in Sümpfen enden sah, wurde der Irrthum verbreitet, daß alle australischen Flüsse auf diese Weise endeten, und dadurch von weiterer Erforschung des Innern abgeschreckt. Von 1818—1828 beschäftigte man sich vorwiegend mit dem Küstensaume; doch hörten die Reisen ins Innere nie ganz auf und brachten Kunde von neuen Flüssen, vom Karaula oder Darling, vom Murrumbidschi, vom Murray. Den letzteren fanden Howell und Hume, als sie die Australalpen überstiegen und nach Port Philip an der Südküste vordrangen. Durch Hirten, die in Australien die Rolle der nordamericanischen Jäger übernommen haben, hörte man nach und nach von allen Flüssen, welche nördlich vom Macquarie strömen.

Die große Dürre von 1828 führte wieder zu Entdeckungen. Die Hitze war so stark und so anhaltend, daß die ausgedehnten Sümpfe, durch die Oxley zur Umkehr gezwungen worden war, ausgetrocknet sein mußten und mithin kein Hinderniß mehr bilden konnten. Nicht nur bestätigte sich diese Annahme, sondern es zeigte sich auch, daß weder der Lachlan noch der Macquarie in Sümpfen enden. In den folgenden Jahren wiesen Sturt, Mitchells und Barker nach, daß der Darling, der Lachlan, der Murrumbidschi und ihre Nebenflüsse alle mit dem Murray in Verbindung stehen, und daß dieser in den Alexandrina-See mündet. Die Kenntniß des südöstlichen Flußsystems war nun eine vollständige. Die hohen Gipfel der australischen Alpen, die den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind, halten die Feuchtigkeit, und dies lockte die Colonisten, welche diesen Theil des Landes von Cap Howe bis zum Murray Australia felix nannten. Südaustralien mit dem Hauptorte Adelaide verdankte seinen ersten Aufschwung den Massen von Mineralien, die man hier fand, den Kupfer-, Blei- und Zinkbergwerken, die zum Theil, wie die Kupferadern von Burra, eine fabelhafte Ausbeute gewährten.

Neusüdwales, Australia felix und Südaustralien sind die eigentlich besiedelten Theile von Australien. Hier lebten 1848 fast 260,000 weiße Menschen, in ganz Australien mit Hinzurechnung der 80,000 Einwohner von Vandiemensland 343,764. Ende 1845 gab es in den drei Hauptbezirken an Hausthieren

83,347 Pferde, 1,374,168 Rinder, 60,008 Schweine und 7,339,700 Schafe. 1848 empfing Australien für 2,6 Millionen Pf. Sterl. Waaren und führte für 2,9 Millionen aus. Der Hauptausfuhrartikel war damals Wolle, deren Verbrauch in England die Hälfte des gesammten Bedarfs deckte. Zu diesem Erzeugnisse kamen noch Talg, Häute, Pferde, die nach Indien gehen, und Mineralien, namentlich Kupfererze, von denen das Bergwerk Burra allein in einem Jahre 7200 Tonnen förderte und den Schmelzöfen von Wales zusandte. Diese Reichthümer sind seitdem durch das australische Gold in Schatten gestellt worden. Wie man erzählt, wußte die Colonialregierung schon gegen das Ende der dreißiger Jahre von Goldfeldern, ließ aber nichts davon in die Oeffentlichkeit dringen, weil sie Anstand nahm, Sträflingen Gold in die Hand zu geben. Am Schlusse des Jahres 1850 erhielt der Colonialrath von Sidney eine neue Anzeige, die indessen unbeachtet blieb, weil man fürchtete, daß der angebliche Entdecker eine Fopperei oder auch wohl einen Betrug beabsichtige. Dieses Mal drang die Nachricht ins Publicum, und es fanden Nachforschungen statt, bei denen ein ehemaliger californischer Goldgräber, Hargreaves, am glücklichsten war. Der Bezirk des Turons, eines Flusses, der in gewundenem Laufe durch die blauen Berge strömt, wurde zuerst ausgebeutet, später auch noch drei andere goldhaltige Gebiete an den Quellen des Flusses Peel, am Flusse Obercromby und vierundfünfzig Stunden südlich von der Hauptstadt, aufgefunden. In Südaustralien haben sich Mount Alexander, Ballarat, Bendigo, Eureka, die Schlucht von Adelaide und die Küste von Krorang als goldreiche Gegenden bewährt. In den drei Jahren 1852—1854 ist für 60 Millionen Pf. Sterl. australisches Gold gewonnen worden, und Australien wirkt seit dieser Zeit auf die englische Colonialpolitik bestimmend ein.

Unsere Kenntniß der Westküste, also des Theils, mit dem die holländischen Entdecker sich vorzugsweise beschäftigt haben, ist eine unvollkommene geblieben. Die Lage dieser Küste ist für den Handel sehr günstig, weil sie dem Cap, Ostindien und Europa näher liegt. Die Dürre, die im Osten dem thierischen Leben periodisch verderblich wird, kennt man hier nicht. Eine große Anzahl kleiner Flüsse bewässert das Land, und der herrschende Westwind führt, da er unmittelbar vom Meere kommt, so viel Feuchtigkeit mit sich, daß auch außer der nassen Jahreszeit Regen häufig sind. Auf der anderen Seite fehlt es an Häfen, und dieser Umstand scheint die ausgedehntere Besiedlung der Westküste besonders verhindert zu haben. Die Colonie am Schwanenflusse wurde bereits 1829 angelegt, und noch 1848 zählte man auf der ganzen Westküste nicht mehr als 4460 weiße Einwohner. So weit das Gebirgsland vom Schwanenfluß bis zur Südwestküste, dem Cap d'Entrecasteaux, reicht, so weit reicht auch unsere genauere Bekanntschaft mit der Westküste.

Längere Zeit glaubte man im Inneren Australiens dieselben Naturverhältnisse annehmen zu müssen, die man noch in jedem Continent angetroffen hat, das heißt ein Gebirge, welches Ströme und Flüsse, Bergzüge und Längenthäler aussendend, das feste Gezimmer bildet, an das die Ebenen und der Küstenrand angesetzt sind. Die Aussagen der Eingebornen waren dieser Vermuthung entgegen; denn verstand man sie richtig, so barg das Innere des Welttheils ein großes Binnenmeer. Dieses Binnenmeer existirt wirklich, allein nicht Wasser ist sein Element, sondern Sand. Die Reisen von Sturt, Kort Stockes, Dr. Leichardt und Gregory haben blos einen Raum von sechs Breitengraden unerforscht gelassen. Außerhalb dieser Terra incognita wiederholten sich im Inneren überall die charakteristischen Eigenschaften Australiens in ihrer schlimmsten Form: ungeheure Sandwüsten mit einigen Vertiefungen dazwischen, durch die das Wasser nach den starken Regengüssen der nassen Jahreszeit strömt, um beim Eintritt der Hitze zu einer Reihe von Lachen zusammenzuschrumpfen und endlich zu verdunsten.

In einer dieser Sandwüsten ist unser Landsmann Leichardt auf seiner letzten Reise, zu der er im October 1846 aufbrach, spurlos verschwunden. Auf seiner ersten Reise hatte er die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Sidney und Port Effington nachgewiesen, die man nothwendig brauchte, um die Pläne zu erleichtern, die man mit der Nordküste hatte. Man wollte nämlich dort Niederlassungen gründen, die Malayen von den Inseln herbeiziehen und eine Dampfschifffahrtverbindung zwischen Sidney und Singapur durch zuverlässige Aufnahmen der Nordküste und der Torresstraße einleiten. Von diesen Zwecken ist der letzte am besten erreicht worden. Die Niederlassungen sind theils aufgegeben worden, theils befinden sie sich in einem schlechten Zustande, weil man sie in der Regel an Häfen angelegt hat, die rings von Land umschlossen sind, also in Lagen, welche Magazine für Alles sind, was der menschlichen Gesundheit nur Schaden bringen kann. Unter diesen Umständen sind natürlich auch die von den Inseln erwarteten Malayenschwärme ausgeblieben. Dagegen haben die Untersuchungen der Torresstraße zum Nachweis des sichersten Curses geführt, den die Schiffer in dieser gefährlichen und zugleich unentbehrlichen Durchfahrt innehalten müssen.

Dieselben Schiffe, Rattlesnake und Bramble, die unter Owen Stanley die Torresstraße aufnahmen, beschäftigten sich von 1846 an mit Neuguinea und dem Louisiade-Archipel. Beide waren nach Cook noch von Edwards, Bligh, Portlock, Flinders, Bruny d'Entrecasteaux, Bampton, Alt, Rualt Coutance, Bristow, Dumont d'Urville und Blackwood besucht worden. Im Archipel der Louisiade kennen wir gegenwärtig etwa achtzig Inseln, doch liegen im Nordwesten wahrscheinlich noch mehrere, die künftigen Entdeckern vorbehalten sind. Yule, Befehlshaber der Bramble, ist in Beziehung auf Neuguinea unser Gewährsmann. Ueber das Innere der Insel können wir auch bei ihm keine Belehrung schöpfen, da die Einwohner, ein wildes und streitbares Geschlecht, jeden Verkehr mit Europäern von der Hand weisen. Die Südostküste ist schlammig und mit Mangelbäumen bedeckt. Schlammbänke, die Ablagerungen großer Ströme, reichen weit in das Meer hinaus; an einem dieser Punkte ist das Wasser noch drei Meilen von der Küste entfernt süß. Weiter nach Osten treten bewaldete Berge an das Meer hinan, und man sieht in der Ferne eine gewaltige Bergkette, Alpen, die mit einem Vorgebirge vor sich dreihundert englische Meilen weit ziehen. Zwischen 147 und 148 Grad östlich von Greenwich erhebt sich der höchste Gipfel dieser Alpen, der Owen Stanley, bis zu 13,205 Fuß, die bedeutendste Spitze der Vorgebirge, der Astrolabe, hat 3540 Fuß und ist ein langer Rücken, der blos im Süden unregelmäßig gebaut und mit Klippen und Absätzen besäet ist.

Die Südwestküste Neuguinea's wird, „vorbehaltlich der Rechte des Sultans von Tidore," von den Holländern in Anspruch genommen. Ihr Besitzrecht ist im Grunde nichts als eine Abwehr gegen mögliche Colonisationsversuche der Engländer, die man um so mehr fürchtet, als die niederländischen Besitzungen von Ostindien und Australien gleichsam in die Mitte genommen werden. Mit ihren Ansiedlungen auf Neuguinea sind sie, und aus demselben Grunde, eben so unglücklich gewesen, als die Engländer mit den ihrigen auf Nordaustralien. Auch ihre Seefahrer, Boer, Langenberg, Kool, Banse u. a. m. können uns blos über die Beschaffenheit der Küste unterrichten, und die bedeutendste ihrer Entdeckungen ist die 1835 gemachte, daß der vermeintliche Dorgasfluß eine Meerenge ist, welche die Prinz Friedrich Heinrichs-Insel vom Hauptlande trennt.

Nächst Australien ist Neuseeland die wichtigste der englischen Colonien im stillen Meere. Die pittoresk schöne Doppelinsel mit mehrfachen Bergreihen, hinter denen noch höhere Schneegipfel zum Himmel ragen, mit gewaltigen Zertrümmerungen, steilen Vorgebirgen, weiten Landspitzen, Klippenvorsprüngen, Felsenthoren, die von den Meereswogen durchströmt werden, mit lieblich bebuschten Inseln, mit Baien an Baien gereiht, hat noch in ihrem Südende, das am weitesten gegen den antarktischen Kreis vorspringt, ein mildes, südenglisches Klima, ist eine überaus wichtige Station für Walfischfänger und Robbenschläger, besitzt große Strecken des fruchtbarsten Bodens, dem der europäische Ansiedler alle Körnerfrüchte seiner Heimath anvertrauen kann, und liefert dem Handel ihren einheimischen Flachs und vortreffliche Bauhölzer, den Kauri, zu Masten für die größten Schiffe brauchbar, den Tanehaka, aus dem die Schiffer Verdecke machen, den Puriri, dessen Holz nie fault, und noch fünfzehn andere Arten Nutzholz. Besiedelt wurde Neuseeland nicht früher als 1814, und zwar durch drei Glaubensboten, die Samuel Marsden, Seniorkaplan der Mission von Neusüdwales, zu ihrem Unternehmen angeregt hatte. Die ersten Erfolge waren keineswegs ermuthigend. Die Wilden stellten sich zu den Vorträgen der Prediger nicht ein, oder wenn sie kamen, lärmten sie. Zu Anfang der dreißiger Jahre trat eine merkwürdige Veränderung ein. Die Glaubensboten hatten Felder und Gärten angelegt, die Eingebornen mit europäischen Getreidepflanzen und Gemüsen, mit den nützlichsten Ackerwerkzeugen bekannt gemacht. Die materielle Verbesserung in ihrer Lage führte die Eingebornen dahin, auch die geistigen Schätze ihrer Lehrer zu achten und sich anzueignen. Die Schulen in den drei ersten Missionsstationen zu Rangihua an der nordwestlichen Seite der Inselbai, zu Kerikeri und zu Paihia wurden nun zahlreich besucht, und die Glaubensboten durften es wagen, in das Innere vorzudringen. Von den dort errichteten drei Missionen wurde Waimate, mitten zwischen zahlreichen Dörfern der Eingebornen gelegen, die wichtigste.

Nachdem die christliche Colonisation festen Fuß gefaßt hatte, bildete sich in London eine Laiengesellschaft zum planmäßigen Anbau von Neuseeland. Sie kam mit der geistlichen Gesellschaft in arge Zerwürfnisse, die jeder Theil dem anderen Schuld gab. Wir glauben weder gegen die Glaubensboten noch gegen die Laien ungerecht zu sein, wenn wir sagen, daß Beide sündigten, die Glaubensboten durch ihre lieblosen Bemühungen, ihren Mitbewerbern jeden Zugang zu versperren, die Laien durch die Eigenmächtigkeit, mit der sie bei der Beschlagnahme von Land verfuhren. Die Regierung neigte lange zu der geistlichen Seite, doch schließlich rief sie den Capitain Fitzroy ab, denjenigen ihrer Statthalter, der die Hauptstütze der Glaubensboten gewesen war.

Die Missionen hatten in Auckland oben im Norden ihren Mittelpunkt, die Laiengesellschaft verlegte ihre Niederlassungen an die Cookstraße. Als der Hader zwischen beiden Theilen seinen Höhepunkt erreicht hatte, kam noch ein Krieg mit den Wilden hinzu. In den Jahren 1845 und 1846 maßen Weiße und Eingeborne mehrmals ihre Kräfte, und die Europäer waren nicht immer der stärkere Theil. Den englischen Zweiunddreißigpfündern und Bombenmörsern konnten die Pa's der Wilden freilich nicht widerstehen, und nach dem Fall der stärksten dieser Festungen legte Alles die Waffen nieder. Seitdem hat Ruhe geherrscht und ist die stetige Entwickelung eingetreten, die als Bürgschaft jeder Colonisation so hohen Werth hat. 1852 hatte Neuseeland unter einem eigenen Statthalter 140,000 Einwohner, darunter 20,000 weiße Ansiedler.

Die Inselwelt, durch deren Korallenriffe Cook seinen gefährlichen Weg fand, nimmt an dem allgemeinen Aufschwunge der Südsee Antheil. Seit Westindien durch die Emancipation der Schwarzen tief unter das alte Niveau seines Wohlstandes herabgedrückt worden ist, hat man sein Augenmerk auf diese Eilande gerichtet, wo zum Theil alle Colonialartikel Jamaika's und Cuba's gedeihen, und das Klima meistens so gesund ist, daß es den Weißen die Verrichtung von Feldarbeiten gestattet. Hier treten nun die Franzosen mit den Engländern in Concurrenz. Sie haben sich zu Schutzherren der Gesellschaftsinseln aufgeworfen, die Marquesas und Neucaledonien besetzt; sie zeigen sich häufig auf den Inseln des Tonga- und Pomotu-Archipels, und ihre katholischen Glaubensboten scheinen energischer, klüger und gewandter zu sein, als die protestantischen der Engländer. Es giebt in der ganzen Südsee gegenwärtig sehr wenige Inseln mehr, die von der Cultur und den Missionen ganz unberührt geblieben sind. Diese Berührung scheint für die einheimische Bevölkerung der Todesstoß werden zu sollen. Tahiti, das nach den allerdings bedeutend übertriebenen Angaben unserer beiden Reisenden, Cook und Forster, 120,000 oder gar 240,000 Einwohner haben sollte, hat gegenwärtig nur noch 10,000. Die Sandwichsinseln entvölkern sich nach den zuverlässigsten Angaben auf eine furchtbare Weise. Die Bevölkerung betrug:

1825	. . .	142,000 Köpfe
1832	. . .	130,313 „
1836	. . .	108,579 „
1850	. . .	84,165 „

1848 starben auf diesen Inseln 2898, und 1849 sogar 6456 Menschen mehr als geboren wurden. Die wohlmeinende Unwissenheit der Bekehrer rühmt sich auf Tahiti und den Sandwichsinseln großer Erfolge. Es ist richtig, daß das Christenthum den Tabudienst verdrängt hat, daß die Frauen mit den Männern essen dürfen und ihren Körper anständiger verhüllen, daß einige verworrene Begriffe unserer Religion und unserer Moral im Umlaufe sind; aber der Kindermord geht nach wie vor im Schwange.

Der einzelnen Fahrten in der Südsee, durch welche diese

oder jene kleine Insel entdeckt wurde, sind so viele, daß wir auf eine Uebersicht verzichten. Leichter lassen sich die antarktischen Reisen übersehen, die nach Cook stattgefunden haben. Der erste seiner Nachfolger, der Walfischjäger Abraham Bristol, entdeckte 1806 die Gruppe der Aucklandsinseln südlich von Vandiemensland, Friedrich Haglebourg 1810 die Insel Campbell, der Deutschrusse Bellinghausen 1821 die Inseln Alexander I. und Peter I. James Wedell überschritt zuerst die von Cook erreichte höchste Breite. Er drang bis zu 74 Grad 15 Min. südl. Br. vor und hatte auch hier noch ein vollkommen freies Meer vor sich, in welchem bis zum Horizont kein Eistheilchen zu bemerken war. Seine Ansicht, daß der Südpol viel leichter als der Nordpol zu erreichen sein werde, galt eine kurze Zeit für richtig. Gleich die nächsten Fahrten Biscoe's und Balleny's bewiesen aber, daß Wedell unter ganz ausnahmsweise günstigen Umständen so weit gelangt sei, und jetzt weiß man, daß der Südpol verschlossener ist als der Nordpol. Ein einziger Seefahrer, Sir James Clark Roß, ist in den antarktischen Meeren bis zum 78. Breitengrade vorgedrungen, während nicht weniger als sieben Nordpolreisende, Parry, Martin, Whitworth, Kane, Willis und die Grönlandfahrer Senjen und Aeolus den 82. Grad erreicht haben und zum Theil über ihn hinaus gelangt sind.

—ee.

Ein chinesisches Gastmahl.

Die Times hat Mr. Russell, ihren Krimcorrespondenten, der die Belagerung von Sebastopol mit so wunderbar lebhaften Farben zu schildern gewußt hat, jetzt auch als Berichterstatter nach China geschickt. Er beschränkt sich diesmal nicht blos darauf, von Beschießungen und Feldschlachten zu erzählen, sondern wendet seine Blicke auch auf die friedlichere Seite des Gemäldes und weiht uns in die Sitten und Gebräuche des seltsamen Volkes der Mitte ein, zu deren Studium ihm der nothwendig langsame Verlauf der Kriegsoperationen genügende Zeit giebt. Für heute mag er uns die Erfahrungen erzählen, die er in Bezug auf die chinesische Küche gemacht hat.

Die chinesische Kochkunst nimmt eine Mittelstellung ein unter der französischen und über der englischen. In der geringfügigsten Handlung eines Chinesen ist etwas von Philosophie — er thut nie etwas, wofür er nicht einen Grund anzugeben weiß. Kochkunst und Civilisation sind ihm zwei engverbundene Dinge — worin er mit einigen europäischen Berühmtheiten übereinstimmt — und er ist der Meinung, daß die Engländer in geistiger Hinsicht sehr tief stehen müssen und ihre hohe Stellung nur durch rohe Gewalt behaupten. Nach seiner Ansicht gleicht der Engländer im Essen am meisten den wilden Bewohnern der Insel Formosa. Die Hauptarbeit des Schlachthauses verrichtet er auf der Mittagstafel, und die Hauptarbeit der Küche überläßt er dem Magen. „In uralten Zeiten, ehe wir civilisirt waren", sagte einmal ein höflicher Chinese zu mir, „brauchten wir Messer und Gabeln wie ihr und hatten keine Stäbchen. In unserem Stäbchenetui steckt immer noch ein Messer; aber es ist ein Ueberbleibsel der Barbarei, und wir machen nie Gebrauch davon. Wir setzen uns zu Tisch, um zu essen, nicht um Schlachtvieh zu zerschneiden."

An sitzende Lebensart gewöhnte Menschen mit schlechter Verdauung werden ebenso denken, wie der Chinese, daß Keulen, Brust und Schooßstück u. s. w. in ihrer rohen, sofort an das lebendige Thier erinnernden Gestalt als Speise nur für einen Engländer oder für ein Raubthier passen. „Einfache, gesunde Kost" heißt auf der Insel jenseit des Canals: ein Scheibchen noch blutiges Fleisch und in Wasser gekochtes Gemüse, und verlangt zu seiner Verdauung und Auffaugung animalische Wärme, welche durch körperliche Arbeit oder Bewegung gesteigert worden ist. Es ist die Nahrung des Menschen im Naturzustande. Das vollkommenste Gegentheil davon ist der Chinese, der seinen Speisen die sorgfältigste Bereitung zuwendet und, mag man von dem rohen Material denken, was man will, es als Kochkünstler mit dem Franzosen aufnehmen kann.

Freilich giebt es in China ebensoviel Stufen der Kochkunst, wie in jedem andern civilisirten Lande, und man kann sie in ihrer höchsten Entwickelung nicht in dem ersten besten Wirthshaus studieren. Die arbeitende Classe ißt Reis und nichts als Reis, ein viel gesünderes Essen als der gekochte Weizen der Araber, und ein nahrhafteres als Kartoffeln. Selbst bei dem gemeinsten Arbeiter ist dieses einfache Gericht gut zubereitet; jedes Reiskorn bleibt gesondert, wie er es mit dem Stäbchen zum Munde führt. Unter dieser Classe stehen die Bettler und überhaupt die gefährlichen Classen der Bevölkerung, welche allerdings Hunde, Ratten und ähnliche Delicatessen verzehren. Aber es ist die Noth, welche sie dazu zwingt, da sie außer Stande sind, sich den zu ihrer Ernährung nöthigen Reis zu kaufen, und es ist Unrecht, wenn man in Europa ihre Lebensweise als einen Typus der chinesischen betrachtet.

Auch die Straßenküchen geben keinen rechten Begriff von der chinesischen Kochkunst, so sehr sie sich überall den Augen und den Geruchsorganen des Europäers aufdrängen. Es sind kleine mit Kohle geheizte Oefen, auf welchen Untertassen oder Schüsseln mit anscheinend sehr sauber zubereiteten Suppen von Fleisch und Gemüse stehen. Auch schäumende Kessel sieht man, in welchen mit Fleisch gefüllte Klöße auf- und abtanzen, die einem hungrigen und nicht gar zu bedenklichen Christen wirklich nicht schlecht schmecken. Daneben zischen und brodeln die Pfannen, in welchen Fisch und Geflügel in Oel gesotten werden. Da sie den Vorübergehenden sehr keck unter die Nase geschoben werden, muß der Duft für die Chinesen appetitlich sein, aber europäischen Nasen erscheint dies als die schwache Stelle der chinesischen Küche. Ob das Gericht mit Rizinusöl gesotten wird, wie Viele behaupten, was aber Huc leugnet, oder mit Theeöl, oder mit Oel von Baumwollensamen, oder mit welchem der sonst in China üblichen zwanzig verschiedenen vegetabilischen Oele, ist ziemlich gleichgültig. Es ist so verdorben und ranzig, daß der Geruch desselben ganz unerträglich ist und die Straßenküchen einen sehr erheblichen Beitrag zu den pestilenzialischen Gerüchen liefern, durch welche sich chinesische Städte

und Dörfer auszeichnen. Danach darf man aber ebensowenig die chinesische Küche beurtheilen, als die französische nach der Hasensuppe eines kleinen Pariser Restaurant in der Nähe des Odeon, in welche sich durch Unachtsamkeit des Kochs ebenso verrätherische als unzweifelhafte Katzenkrallen verlaufen haben.

Ein ächtes chinesisches Mittagsmahl bei einem chinesischen Privatmann zu erlangen, ist jetzt unmöglich. Der Wirth hält es für die erste Bedingung aller Höflichkeit, seinen Gast nach dessen Landessitte zu bewirthen. Ich hatte mich auf ein Diner verlassen, welches die Schantung-Kaufmannsgilde den Engländern in Ningpo im neuen Tempel zu geben beschloß; leider jedoch hatten die Schantung-Kaufleute die Köche ihrer englischen Gäste gemiethet. Aber in Ningpo, das überhaupt wegen seiner Küche in ganz China berühmt ist, giebt es einen ebenfalls berühmten Gasthof, „die Gallerie des kaiserlichen Akademikers", der in dem Rufe steht, außerhalb Peking den besten Koch in ganz China zu besitzen. In diesen Gasthof lud ich, um die uns von Seiten der Schantungkaufleute widerfahrene Täuschung wieder gut zu machen, im vorigen September die schöne und die Modewelt von Ningpo ein, nicht ohne der Einladung ein Paar Eßstäbchen zur vorherigen Einübung beizufügen. Die Einladungen wurden angenommen, ein Zimmer eingerichtet und das Diner unter dem Beirath Sachverständiger bestellt; und an dem bestimmten Tage begaben sich acht Tragsessel, vier von englischen Damen besetzt, in Procession durch das Stadtthor und entledigten sich ihrer schönen Bürde vor der „Gallerie des kaiserlichen Akademikers".

Der Salon glich mehr einer schmahlen Veranda als einem Saal. Die Vorderseite war offen und sah auf die enge Straße hinaus. Die Tafel war mit verschiedenen Kleinigkeiten bedeckt, welche den Appetit zu dem unser harrenden Mahle reizen sollten. Scheibchen Gänsebrust, dünne viereckige Stücke Kaldaunen, hartgekochte dunkelgefleckte Eier in Kalk präservirt, eine Delicatesse, deren Werth mit ihren Jahren zunimmt; in Essig eingemachte Beeren und andere vegetabilische Substanzen, eine mir unbekannte Muschel, die aus der Schaale herausgenommen und in dünne Scheibchen geschnitten war, Seekrebse in ihrem natürlichen oder vielmehr in ihrem künstlichen rothen Kleide, Grundnüsse, Ingwer und candirte Früchte waren die Bestandtheile dieses Voressens.

Alles war vortrefflich in seiner Art und die unbekannte Muschel besonders gut von Geschmack. Ich getraue michs vor gentilen Ohren kaum zu sagen, daß die fast zu Gallerte gekochten Kaldaunen dem Koch alle Ehre machten, aber ich kenne viele Engländer, welche die kleine Pyramide mit großem Gusto verzehrt haben würden. Anfangs gingen wir mit einigem Mißtrauen an diese leichte Collation, aber es verschwand bald, wie die Früchte, das Eingelegte und die Muschel sich nach der Reihe unserem Gaumen empfahlen.

Aber nun begann das eigentliche Geschäft des Tages. Nachdem wir am Tisch Platz genommen, erhielt jeder Gast eine Untertasse und einen Porzellanlöffel — die Eßstäbchen hatte Jeder selbst mitgebracht. Ein zusammengelegtes Handtuch, mit heißem Wasser befeuchtet, die Serviette der Chinesen, lag neben jeder Untertasse, und zwei metallene Becher, nicht so groß wie Eierbecher, waren für jeden Gast bestimmt. Neben mir, als Miteingeladener und bestimmt, auf die genaue Beobachtung des Ceremoniels zu sehen, saß der Ernsteste aller Chinesen. Er hatte seine Mandarinensommermütze auf dem Kopfe, denn er war Dolmetscher eines der Consulate.

Das erste Gericht war, wie sich gehörte, Suppe von indianischen Vogelnestern. Ich glaube, Einige von uns wunderten sich einigermaßen, die Vogelnester nicht in der Schüssel herumschwimmen zu sehen und keinen Beigeschmack von Reisern, Federn oder Moos entdecken zu können. Was diese Vogelnester in ihrem natürlichen Zustande sind, weiß ich nicht, denn ich habe kein Buch über Ornithologie bei der Hand und bin nie am indischen Meere beim Vogelnesterausnehmen gewesen. Auf der Tafel erscheinen sie als ein dicker Schleim auf der Oberfläche der Suppe. Darunter kommt eine weiße Flüssigkeit und Hühnerfleisch. Die Suppe selbst fand man fad und geschmacklos. Aber man darf nicht vergessen, daß die beiden Schüsseln nur die Sonnen kleiner Systeme sind. Dieselben Hände, welche sie auftrugen, umgaben sie mit einem Kreis kleinerer Schüsselchen. Darin befanden sich Saucen von jedem Geschmack und jeder Stärke, von zerquetschten frischen Pfefferschoten bis zur einfachen Soja. Man mußte dem Beispiel und der Unterweisung des Chinesen folgen, der sie mit großer Wissenschaft der Suppe beizumischen versteht. Die Suppe wurde übrigens, wie sich von selbst versteht, nicht mit dem Eßstäbchen gegessen, sondern mit den Untertassen aus der Schüssel geschöpft und mit den Porzellanlöffeln zum Munde geführt.

Dem nächsten Gang sah man nicht ohne unruhige Spannung entgegen. Es war ein Ragout von Meerschnecken. In Macao habe ich sie weiß gesehen, in Ningpo aber waren sie grün. Sie sind schlüpfrig und mit ungeübten Eßstäbchen schwer zu handhaben; aber sie sind eine sehr saftige und wohlschmeckende Speise und haben viel Aehnlichkeit mit dem grünen Fett der Schildkröte. Wenn Jemand nichts essen kann, als was sein Vater und sein Großvater vor ihm gegessen haben, so muß er freilich bei seinen Austern und Muscheln und Krebsen bleiben, und man darf von ihm nicht erwarten, daß er die viel appetitlicher aussehende Meerschnecke genießt. Aber jedenfalls hat der ächt geborne Brite, der sich an Muscheln krank gegessen hat, kein Recht, Hände und Augen zum Himmel zu erheben, wenn er einen ehrlichen Chinesen seine gut zubereitete Schüssel von bèches de mer essen sieht.

Während uns dieses Gericht beschäftigte, bat unser chinesischer Ceremonienmeister feierlich ums Wort. Wir vernachlässigten die Anfangsgründe der Höflichkeit. Noch Keiner hatte Anstalt gemacht, einen dieser schlüpfrigen und schmackhaften Bissen, tief in die Sauce getaucht, seinem Nachbar in den Mund zu stecken. Wir bemühten uns, das Versäumniß wieder gut zu machen, aber ohne großen Erfolg; denn die Schnecken waren schlüpfrig und geschmeidig wie die Aale, und der angebotene Bissen war nicht immer willkommen.

Das nächste Gericht war Kopfhaut vom Stör — ein seltenes und gallertartiges Gericht, aber nicht so eigenthümlich von Geschmack, um die Tödtung mehrerer Fische für eine einzelne Schüssel zu entschuldigen. Nachdem dieses Gericht von seinem

messingenen, mit der Lampe erwärmten Untersatze heruntergenommen worden, kam ein Ragout von Haifischflossen und Schweinefleisch. Die Haifischflossen waren so weich gekocht, daß man sie für Heilbuttflossen hätte halten können. Der Chinese muß über die unverständigen Vorurtheile der Abendländer gelacht haben, als er Einige von uns nach dem Schweinefleisch greifen, aber den Haifisch bei Seite schieben sah. Er wußte wahrscheinlich nicht, daß dieselben Abendländer mit Appetit einen Fisch essen würden, den sie selbst mit einem Wurm oder mit einer Made an der Angel gefangen. Den Haifischflossen folgte eine Suppe mit Klößchen aus Seekrebsen. Diese habe ich besser in Macao gegessen, wo die Krebsklößchen mit gekochtem Grünzeug einen ausgezeichneten Sallat bilden.

Unterdessen bewegten sich die aufwartenden Knaben beständig um die Tafel herum und füllten die kleinen Weingläser mit heißem Wein aus den metallenen Gefäßen. Das Getränk bestand aus drei Sorten, dem starken Samschu zu einem gelegentlichen Schluck, dem gewürzten Wein für Diejenigen, die der eigenthümliche Geschmack desselben zu einer Wiederholung des ersten Versuchs reizte, und dem gewöhnlichen Wein, der dem Sherry Negus zum Verwechseln ähnlich ist. Der Chinese hatte mit jedem der Gäste fast nach englischer Weise getrunken, aber genau nach chinesischem Ceremoniel, und ungalant genug mit dem männlichen Theil der Gesellschaft beginnend.

Und jetzt riefen Alle nach Brot oder Reis. Nach einer Aufeinanderfolge keineswegs derber, aber jedenfalls nahrhafter und schleimiger Gerichte sehnten sich Gaumen und Magen nach einer Mehlspeise. Nichts war leichter zu verschaffen. Die bedienenden Knaben, gewohnt bei englischen Diners aufzuwarten, brachten auf den leisesten Wink Brote herein; aber unser Arbiter edendi wollte nichts davon wissen. Brot bei einem chinesischen Gastmahl ist ein grober Verstoß gegen das Ceremoniel. Wir rächten uns dadurch, daß wir entschieden und laut erklärten, daß dies der wunde Fleck chinesischer Gastronomie sei.

Die Reihenfolge der Porzellanschüsseln dauerte ununterbrochen fort. Das nächste Gericht hieß „der Reis der Unsterblichen" oder vielmehr die Speise der Unsterblichen, denn Reis hatte mit der Schüssel nichts zu thun. Es war eine Macedoine von Pflaumen und eingemachten Früchten, deren Mischung von Süßigkeit und Säure eine angenehme Abwechslung mit den fortwährenden Fisch- und Fleischgerichten bildete. Darauf folgte ein gekochtes haariges Gemüse, sehr ähnlich den in Frankreich Capuzinerbart genannten Endivien, und dann eingemachte Schwämme aus der Mandschurei. Nun kam noch eine Reihe von Fisch- und Fleisch-Entrées, unter welchen eine Wurzel, zwischen Meerrettig und Kohlrübe die Mitte haltend, eine große Rolle spielte. Eine Terrine Entenzungen, den Chinesen eine ganz besondere Delicatesse, durfte nicht fehlen. Wir fischten die kleinen Scheibchen mit unseren Eßstäbchen heraus, die wir jetzt ganz gewandt zu brauchen verstanden, denn der Kunstgriff ist leicht erlernt, als uns ein lautes chinesisches „Ey yaw" in unserer Arbeit störte. Dieser unüberlegte Ausruf lenkte unsere Aufmerksamkeit auf die offene Vorderseite unseres Zimmers. Das gegenüberliegende Haus, das von uns vielleicht nur acht Fuß entfernt war, nahm sich aus wie ein kleines, gedrängt volles Schauspielhaus, von der Bühne aus gesehen. Es war ganz voll von halbnackten Chinesen, die Gallerie und Dach besetzt hatten. Ich glaube, sie hatten ihre Plätze bezahlt. Sie hatten die ganze Zeit über ruhig und still dagesessen, um die Barbaren essen zu sehen. Wir hätten die Grasvorhänge herunterlassen können, aber das wäre unhöflich gewesen; die Chinesen thaten uns nichts zu Leide, und die heruntergelassenen Vorhänge hätten die frische Luft abgesperrt; so aßen wir an offener Tafel weiter, ohne uns stören zu lassen.

Von den Entenzungen wurde unsere Aufmerksamkeit auf Hirschsehnen gelenkt. Diese Hirschsehnen, eine königliche Schüssel, kommen, wenn sie ächt sind, aus der Tartarei. Die Kaiser machen sie ihren Günstlingen zum Geschenk. Vor kurzem empfing Yehs Vater in Canton welche von seinem Beherrscher und gab zu Ehren des Geschenks ein Gastmahl. Die uns vorgesetzten mußten eine Woche lang gekocht worden sein, um sie in den Zustand der Weichheit, in welchem sie auf die Tafel kamen, zu versetzen.

Länger konnten wir aber nun nicht Stand halten. Als ein Ohrmuschelragout auf den Tisch kam, konnte Niemand mehr essen. Ein unberührtes Gericht ist ein Zeichen für den Schluß des Mahls. Der Wirth versicherte, daß uns noch zwanzig Gänge der schönsten und seltensten Art erwarteten, aber unser chinesischer Ceremonienmeister war nicht zu erweichen und wir ebensowenig. Einfacher gekochter Reis von Szetschanun wurde in kleinen Terrinen herumgegeben, und von diesem aßen wir alle reichlich. Confect und candirte Früchte und in Branntwein eingelegte Akanthusbeeren folgten, und dann Thee. Ungekochte Früchte werden bei einem chinesischen Diner nie gegeben. Ein chinesisches Sprichwort sagt, daß Obst des Morgens leicht wie Federn, des Mittags wie Seide und des Abends schwer wie Blei ist. Sachverständige versicherten mir, daß nichts auf den Tisch gekommen sei, was nicht im höchsten Grade gesund, nahrhaft und leicht verdaulich gewesen. Wir müssen dies wirklich bestätigen; denn wir fanden noch denselben Tag Appetit für ein vortreffliches Abendessen, das wir in dem Hause eines der Theilnehmer am Feste einnahmen.

Der Ceremonienmeister sah sich jetzt mit plethorischem und befriedigtem Gesicht um und — eruscit mons; aus seinem Mund strömte ein lautes, sonores Geräusch wie dumpfgrollender Donner hervor. Er, der Chinese, schien stolz auf sein Kunststück zu sein. Wir rückten verlegen auf unseren Stühlen hin und her, und Einer, der chinesisch sprach, gab ihm einen Wink, der ihn zu der emphatischen Erklärung veranlaßte, daß es eine Beleidigung für den Gastgeber sei, nicht auf diese Weise lautes Zeugniß für die Reichlichkeit und Fülle des dargebotenen Mahles abzulegen. Nicht ohne Schwierigkeit ließ er sich überreden, dieses Kapitel aus dem Buche des Ceremoniels zu überschlagen.

Und so endigte unser chinesisches Gastmahl. Ehe wir wieder in unsere Tragsessel stiegen, besichtigten wir die ganze Anstalt, die Reservoirs, in welchen alle die seltsamen Geschöpfe, die wir genossen hatten, aufbewahrt wurden, sahen dem Kochen zu und untersuchten die Casserole und Oefen, in welchen noch zu essende Diners bereitet wurden. Alles war so reinlich und ordentlich, wie in einem europäischen Hotel ersten Ranges.

Natürlich will ich nicht behaupten, daß dieses Diner nach unserem Geschmack gewesen wäre, aber Erziehung und Gewohnheit kann ein Volk wohl mit einer solchen Kost befreunden. Sie ist außerordentlich leicht und verdaulich und, wie die Chinesen selbst, sehr verständig und mit philosophischen Gründen zu rechtfertigen, aber etwas eintönig, langweilig und fad. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß die vornehmeren Classen sich nie Bewegung machen und daher dyspeptischer Natur sind. Wir faßten einstimmig den Entschluß, den Speisezettel aufzubewahren und das Diner zu beschreiben, denn obgleich mehrere Reisende die Förmlichkeiten und das Ceremoniel eines chinesischen Staatsdiners beschrieben und über die Seltsamkeit seiner Bestandtheile Witze gemacht haben, so hat sich doch noch Keiner Mühe gegeben zu untersuchen, woraus die Gerichte eigentlich bereitet sind.

Napoleonische Monumente und Reliquien.

— Im vorigen Jahre besprachen wir (Nr. 27) Th. Mundts „Pariser Kaiserskizzen". Diesem Buche sind neue Skizzen, ebenfalls in zwei Bänden, unter dem Titel: „Paris und Louis Napoleon" gefolgt. Es sind Variationen über dasselbe Thema: Die Architektur des neuen Paris, die Versuche, dem neuen Kaiserthum im Arbeiterstande eine Basis zu geben, die Corruption der Gesellschaftsclassen, auch im Spiegel der Litteratur auf den Brettern beleuchtet. Mundt hat Laube und Gutzkow in der Schilderung der Entwickelungsphasen des in Paris concentrirten Frankreichs abgelöst; schon gleichzeitig mit Jenen der aufmerksamste Beobachter des Pariser Lebens seit der Julirevolution, hat er dies sein Thema unaufhörlich festgehalten und in einem dritten Besuch der Seinestadt seine Studien erneut. Mit dem Grenadenattentat des 14. Januar zwischen der Ecke der Rue Lepelletier und der großen Oper datirt man eine neue Epoche des Kaiserreichs, und Mundt widmet im letzten, im Februar d. J. geschlossenen Capitel seines Buches den Combinationen, die sich daran knüpfen, eine besondere Beachtung. Leider hat Deutschland noch nicht genugsam sein Centrum und seinen Schwerpunkt in sich selbst gefunden, um sorglos seine eigene Bahn zu schreiten. Das Räsonnement über Pariser Momente hat deshalb auch noch außerhalb der politischen Tagesblattlectüre in umfassender Buchform seine Gültigkeit. Mundt macht eine Parallele mit der Situation der Höllenmaschine des 3. Nivose, welche in persönlicher Stimmung und Haltung auch des ersten Napoleon epochemachend wurde. Die militärische und Polizeidictatur war damals wie heute der Beginn der neuen Phase des Napoleonischen Regiments. Cayenne ist für beide Situationen der Nothbehelf, und wenn Fouché damals zweideutig genug den Ausgangspunkt in andern Opfern suchte, und vor der Deportation der Jacobiner ein Chef der Chouans, Georges Cadoudal, büßen mußte, so hat freilich heute die Intrigue nicht soviel Ostentation aufgeboten, und Englands Jury beweist sogar, daß die Sympathien des Auslands geringer sind, als die militärische Verbindung im Krimfeldzug schließen ließ. Richtet Napoleon III. sein Auge von England ab, so muß und wird Italien seinen Blick, wo nicht seinen Fuß und seine Hand auf sich ziehen. Und das verbrecherische Attentat zwingt fast dazu. Besonders von Interesse und neu ist in Mundts Schilderungen der Hinweis auf die zahlreichen Niederlassungen der Italiener in Paris, die bis zum Verhör Orsini's nicht genug Gegenstand der Aufmerksamkeit waren. Schon das Leichenbegängniß Manins, im Herbst 1857. bewies die Sympathie, welche die italienische Nationalität bei der französischen Bevölkerung genießt, während italienische Emigranten in einem eigenen Journal: Le Courrier Franco-Italien unausgesetzt ihre Interessen französiren.

Wir verlassen jedoch das Feld der politischen Combinationen und heben aus den geistvollen Mittheilungen des Buches eine Aufzählung der Napoleonischen Monumente und Reliquien hervor. Denkmäler und Reliquien des Kaiserthums wird sich Frankreich nie rauben lassen; wir haben also in der That etwas Bleibendes an der wehmüthigen Sammlung dieser Merkwürdigkeiten. Unter den Napoleonischen Denkmälern und Stiftungen, mit denen Napoleon III. beschäftigt ist, schreibt Mundt, nimmt das schöne und soeben vollendete Monument, welches der Kaiser in der alten Kirche von Rueil seiner Mutter, der Königin Hortense, hat errichten lassen, eine der ersten Stellen ein. Die künstlerische Ausführung ist von Barre, der ein einfaches, aber ungemein ansprechendes und empfindungsvolles Werk geschaffen hat. Diese durch ein bemerkenswerthes altes Portal ausgezeichnete Kirche, welche die Grabmäler Josephinens und ihrer Tochter Hortense umschließt, wurde einst von dem Cardinal Richelieu, dem das Schloß von Rueil gehörte, wiederhergestellt. Jetzt aber hat das alte interessante Gebäude auf Kosten der Civilliste eine neue und umfassende Restauration empfangen, welche durch die Architekten Lacroix und Maguin mit vielem Geschmack und im Geiste des ursprünglichen Baustyls vollzogen worden ist. Das neue Denkmal, welches der Kaiser seiner Mutter geweiht hat, stellt die unglückliche Königin in weißem Marmor auf ihren Knieen liegend dar mit dem Ausdruck sinniger und frommer Hingebung, der ein wesentlicher Charakterzug ihres Lebens war. Diesem Monument gegenüber ist das Grabmal der Kaiserin Josephine, das von Cartellier ausgeführt ist, und auf dem man die schöne Kaiserin in knieender Stellung, mit einem Gebetbuch in der Hand, erblickt. Ihre Kinder Eugène und Hortense haben ihr, wie die einfache wortkarge Inschrift besagt, im Jahre 1825 dies Monument errichten lassen. Die Kirche von Rueil ist durch diese rührenden und vielbedeutsamen Gräber ein Haupttempel des Napoleonischen Dienstes geworden. Einige Minuten vom Schlosse Malmaison gelegen, wo Josephine ihren letzten Lieblingsaufenthalt in stiller, erinnerungsvoller Einsamkeit fand, war diese Kirche der Zufluchtsort für ein verstoßenes, auf die bittersten Schmerzen der Entsagung angewiesenes Herz geworden. Der Kaiser hat jetzt eine jährlich wiederkehrende Todtenmesse zur Erinnerung an die Kaiserin Josephine und die Königin Hortense angeordnet, die am 6. Oktober 1857 zum ersten Mal in Rueil abgehalten

wurde. Da Rueil so nahe bei Paris liegt, hatte sich ein ziemlich ansehnliches Publicum zu dieser Ceremonie eingefunden, der auch viele alte Diener Napoleons I. und Josephinens, und eine alte, noch am Leben gebliebene Ehrendame der Königin Hortense beiwohnten. Solche alte Diener werden als Napoleonische Staffage bald im Preise steigen, und sie trugen in der That dazu bei, in die Rührung der Scene ein drastisches Element der Wirklichkeit hinein zu verlegen.

Auf der Insel Martinique läßt der Kaiser in diesem Augenblick eine Statue der Kaiserin Josephine errichten.

Nicht minder sucht der Kaiser als Napoleonischer Reliquiensammler seine Mission auszurunden, wie das von ihm begründete Napoleons-Museum im Louvre auf eine sehr interessante Weise zeigt. Dies Napoleons-Museum, auch der Kaisersaal genannt, bildet eine Abtheilung der erst seit dem Jahre 1855 eröffneten Gallerie des Louvre, welche unter dem Namen der Salle des Souverains eine Anzahl von Reliquien der Könige Frankreichs, von Chilprich und Dagobert an bis auf Napoleon I. umfaßt. Auch hier fällt vor Allem das Bestreben in die Augen, die Kleinodien des Napoleonismus unmittelbar an die der früheren Herrscherdynastien Frankreichs anzuknüpfen, und dadurch gewissermaßen die legitime Reihe der französischen Souveräne als eine ununterbrochene darzustellen.

Das Museum der Souveräne zuerst durchschreitend, und diese prachtvolle Polterkammer mit allen ihren historischen Namen und Beziehungen musternd und würdigend, glaubt man sich auf einer Industrieausstellung der königlichen Würden zu befinden, die ein höchst buntscheckiger und so vielen glänzenden Trödel darbietender Pendant zu den ernsten marmornen Königsgräbern von St. Denis zu sein scheint. Der Sessel Dagoberts, auf dem es sich ungemein hart gesessen haben muß, und die eiserne Krone Hunalds, zu deren einziger Verzierung noch einige krummgebogene Nägel ausreichten, führen uns eine sehr gute und praktische Zeit des Königthums vor Augen, wo der Herrschaftsapparat noch sehr gering war und wenig kostete, und Stein und Eisen das genügende Material waren, um eine Regierung zu stützen. Je mehr die kostbaren und künstlichen Industriestoffe in den Apparat des Königthums eintreten, desto schwieriger und für den Träger der Krone gefährlicher ist die Herrschaft geworden. Zwischen der furchtbar einfachen Eisenkrone Hunalds und dem prachtvollen, reichgeschmückten Degen und Krönungssattel Ludwigs XVI. liegt eine lange bluttriefende Geschichte von Leiden und Verbrechen, die mit dem goldenen Prunkaufwand des Königthums sich steigerten und ihr vollgewordenes Maß in dem Blute des unglücklichsten Königs ausschütteten. Daneben sieht man freilich auch den Schraubstock stehen, dessen sich der arme Ludwig XVI., den es in seiner ächten Volksgesinnung zugleich trieb, der Mann der Arbeit zu sein, in seinen dem Schmieden und Ciseliren geweihten Nebenstunden einst bedient hatte. In dem Schlosse zu Fontainebleau wird noch in dem in seinem alten Zustande verbliebenen Zimmer der Königin Marie Antoinette an dem einen der Fenster eine Fensterstange gezeigt, welche Ludwig XVI. selbst geschmiedet und äußerst sauber ciselirt hat. Diese Fensterstange ist von blauem Stahl mit geschmackvoller Vergoldung und macht im Gedanken an ihren Urheber einen wunderbaren Eindruck. Dieser König hatte offenbar das größte Talent dazu, ein geschickter und ehrlicher Handwerker zu sein, und der königliche Schraubstock, den das Louvre in seinem Museum der Könige aufbewahrt, ist keineswegs blos eine Nippsache gewesen, sondern er verräth den starken Gebrauch, der von ihm gemacht worden. Nicht weit davon erblickt man einen Schuh seiner Gemahlin, der schönen Marie Antoinette, von schwarzem Seidenzeug, vorn spitz zugehend und mit hohen Hacken, nicht allzu klein. Es könnte danach scheinen, als wenn die außerordentliche Schönheit der Formen, welche Marie Antoinette besaß, nicht gleicherweise sich auch auf den Fuß der Königin erstreckt hätte. Aber dieser einzelne Schuh, zu dem der andere zugehörige wie auf der Flucht oder im Drang einer stürmischen Situation verloren worden, weckt schauerliche und höchst finstere Empfindungen in dem Betrachter. Er erinnert an die tumultuarische Aufhebung einer ganzen Existenz, die früher in diesem Schuh einherschritt. Der Schuh ist in dieser seiner wehmuthsvollen Vereinzelung eine Reliquie des zerfallenen und geopferten Königthums, wie es kaum eine andere von so rührender Gewalt geben kann. Nach einer Reliquie Louis Philippe's sieht man sich vergebens in diesem Museum der französischen Könige um. Wenn zu dem Schuh Marie Antoinette's noch der Regenschirm Louis Philippe's, mit welchem der Bürgerkönig bei Nacht und Nebel im Jahre 1848 aus dem Tuilerienschlosse entfloh, hinzugefügt würde, so wäre es wahrlich schwer, es in diesem Saal der Souveräne vor Wehmuth auszuhalten, denn die erschütterndsten Symbole der französischen Herrschergeschichte wären dann darin aufgehäuft!

Aber das Museum bricht bei diesem vereinzelten tragischen Schuh der Königin, als dem letzten Zeichen der alten Legitimität, plötzlich ab, und man begiebt sich nun in den Napoleonischen Kaisersaal, in welchem Napoleon III. diese wunderbare Sammlung von Gegenständen, die meist dem großen Napoleon gehörten und zum Theil in den wichtigsten Momenten seines Lebens von ihm benützt oder getragen worden, ausgestellt hat. Man merkt es hier sogleich beim ersten Umblick, daß sich eine ganz andere Welt der Herrschaft eröffnet hat, in der die alte Legitimität, die in dem andern Saal bis zu Ende gekommen, auf einer sehr veränderten Grundlage wieder aufgenommen wurde. Die neue Legitimität des Säbels umgiebt uns hier mit ihren glänzendsten und anspruchsvollsten Triumphzeichen. Zuerst empfangen uns die prachtvollen orientalischen Sättel, deren sich Napoleon in dem ägyptischen Feldzug bediente, und die von Gold und Purpur strahlen. Man sieht den jungen Helden auf diesen Sätteln in die Schlachten reiten, in deren ungeheuren Entscheidungen er zuerst die Glorie des Weltruhms an seine Schläfe fesselt. Neben dieser Pracht des Kriegers steht aber auch ein sehr schlechtes Feldbett und ein einfacher Feldschreibtisch, die zugleich den Krieger zeigen, der in seiner Herrlichkeit als Feldherr nicht minder jede harte Entbehrung des gemeinen Soldaten sich aufzuerlegen weiß. Dann erblickt man die ganze welthistorische Garderobe, welche die verschiedenen großen Epochen Napoleons I. vor unsere Augen führt. Die Uniform, welche Napoleon als erster Consul getragen,

hängt neben der prachtvollen Tunica von weißem Atlas und reichen Goldbesätzen, die der Kaiser öfter zu tragen pflegte, und neben der Krone Karls des Großen, der Krone der Universalmonarchie, die Napoleon I., als er die Weihe des Imperators empfing, auf sein Haupt gesetzt hatte. Ein Purpurmantel, mit den prachtvollsten Goldstickereien und dem großen Kaiserstern geschmückt, gehört, nebst mehreren anderen umherhängenden Galauniformen, der imperatorischen Herrlichkeit an. Ein Hut, welchen Napoleon in der Campagne von 1814 getragen, blickt uns schon etwas windschief an und macht den Uebergang zu dem schwarzen unheimlichen Hut, der nicht weit davon hängt, und den, nach der dabei befindlichen Etiquette, Napoleon bei seiner Ankunft in St. Helena auf dem Kopfe hatte. Dieser Hut ist schwarz und etwas größer als die gewöhnlichen Napoleonshüte, wodurch er eine unglückliche Form zu haben scheint, welche eigenthümlich auf die Empfindung zurückwirkt. Ueberhaupt macht die Toilette von St. Helena, die hier noch mit einigen anderen Stücken vertreten ist, den ungünstigsten Eindruck auf das Gemüth des Beschauers. So zeigt uns namentlich ein gewöhnlicher schwarzer Bourgeoishut, welchen der Kaiser auf seiner Insel getragen, den in der Verlassenheit allmählich herunterkommenden Helden, der, nachdem er von den olympischen Höhen der Geschichte verstoßen, nun mit seinem Titanensturz in die Mitte des Werkeltaglebens hinabfällt, seine regelmäßigen Spaziergänge nach Tische zur Förderung seiner Verdauung machen muß, und den welterobernden Dämon in seiner Brust nach und nach zu einer milden, freundseligen, in ein Bürgerrettungsinstitut passenden Gesinnung einschläfert.

Aber auch die andere Seite, nämlich die große Eumenidentragödie von St. Helena, die auf dieser Insel spielte und mit dem bittern Tod des Kaiserhelden endigte, ist durch eine wunderbare Reliquie hier vertreten. Dort auf einem Kissen erblickt man das Schnupftuch Napoleons, das er auf seinem Todbette gehabt, mit dem N und der Krone in der Ecke gezeichnet. Man bemerkt auf diesem Schweißtuch einige dunkle Tropfen, die dem Todeskampf des sterbenden Imperators angehören und die schwere Stunde bezeichnen, in welcher der Angstschweiß der Creatur von der Stirn des Helden geflossen ist. Diese dunklen, etwas schmutzigen Tropfen auf dem Schweißtuch des Kaisers sind das Letzte, was von seiner körperlichen Erscheinung übrig geblieben ist. Aber es ist das Märtyrerthum der selbstsüchtigen Größe, die ihre Person mit dem Schicksal der Welt verwechselte und darum nichts übrig behielt als das in sich selbst zergehende Ich, mit dem Schweißtuch, das die letzten Lebenstropfen auffaugt.

Nicht weit von diesem Schweißtuch fesselt uns ein junges, frisches Bildniß, das uns plötzlich in die erste Jugendzeit Napoleons zurückversetzt und ein sehr schönes Porträt des jungen 16jährigen Napoleon in einer Kreidezeichnung darstellt. Man erkennt an diesem durchaus antiken Kopf, mit dem schlicht herunterhängenden kurzen Haar, das über die Stirn herabgeht, recht die ursprüngliche großartige Naturbegabung, die es auf einen Helden von seltener Art abgesehen hatte. Diese kühnen, wie aus Erz gegossenen, die dämonische Unaufhaltsamkeit des Helden andeutenden Lineamente sind schon die spannende Vorrede zu dem Heldenbuche, das bald seine majestätischen Blätter, auf denen die Geschichte der Welt umgeschrieben werden sollte, aufrollte. Wie wenig diese Natur durch den Sohn Napoleons sich forterbte, scheint im Kaisersaal dadurch angedeutet werden zu sollen, daß man von dem König von Rom nichts weiter als eine Kinderklapper erblickt, die dort ebenfalls mit dem Anspruch einer Napoleonischen Reliquie aufgehängt worden ist. Auch ein kleines Kinderjäckchen sieht man, welches der Fils de l'homme einst getragen, und das die zierlichen unschuldigen Formen der Kindheit mit rührender Naivität vor Augen stellt. Napoleon III., welcher der eigentliche Fils de l'homme geworden und als solcher von der Geschichte aufgenommen wurde, verwies das Andenken an Napoleon II., mit dem er wenigstens zählt, in die Kindergarderobe. Sollten nicht einige werthvollere Anzeichen der Existenz des armen Herzogs von Reichstadt vorhanden gewesen sein, wäre es auch nur ein mit Wiener Rosenduft geschwängertes Liebesbriefchen an die Tänzerin Fanny Elsler gewesen? Daß er im Napoleonmuseum nur durch Kinderklapper und Kinderjäckchen vertreten erscheint, ist eine fast zu harte Ironie auf ein nicht zur Reife gediehenes Dasein. Diese Ironie ist beinahe ebenso hart, als wenn der Adler, den Louis Napoleon einst in Boulogne steigen ließ, künftig einmal ausgestopft in diesem Napoleonmuseum des Louvre beigesetzt werden sollte!

Die solideste Napoleonische Reliquie in diesem Museum ist übrigens das schöne auf Pergament gedruckte Exemplar des Code Napoléon, welches in einem ungemein prächtigen Einbande dort aufgestellt ist! Die Glorie des Gesetzgebers wetteifert mit der des Kriegshelden, um den Napoleonischen Namen unsterblich zu machen! Daneben liegen auch einige mathematische Bücher, deren äußere Beschaffenheit beweist, daß sie von Napoleon stark gebraucht worden sind. Ein Exemplar von Ossians Gedichten, die eine Lieblingslectüre Napoleons bildeten, deutet auf das chaotische Naturelement, das in seinem Geiste wühlte und zugleich mit der praktischen, legislativen und mathematischen Schärfe und Rechenkunst desselben auf eine wunderbare Weise sich verband.

Das Napoleonmuseum wird seit einiger Zeit sehr stark von dem Publicum besucht, das man hier nicht selten in gedrängten Schaaren antrifft. Darunter sieht man auch viele Leute aus der Provinz und vom Lande, welche diese Napoleonischen Gegenstände fast wie Kirchenreliquien mit einem frommen Staunen und Verwundern betrachten. Es soll namentlich unter den Bauern Frankreichs noch immer kindliche und einfältige Gemüther geben, die nie ganz klar darüber geworden sind, ob der gegenwärtig herrschende Kaiser Napoleon nicht noch derselbe und der alte sei, der einst an der Spitze seiner Armeen Frankreich und ganz Europa beherrschte, und dessen Tod auf St. Helena vielfach zu einem Volksmythus geworden, der in geheimnißvollen Sagen sich ausbreitete. Man versichert wenigstens, daß dieser mystische Hebel bei den sieben Millionen Stimmen, die für die Kaiserwahl Napoleons III. sich erklärten, bedeutend genug mitgewirkt habe, indem in vielen Landgemeinden der halb abergläubische Wahn herrschte, daß es sich um die Wiedererhebung des alten Napoleon auf den Thron Frank-

reichs handle, und daß der Felsen von St. Helena der alte Napoleonische Kyffhäuser sei, aus welchem der große Empereur in seiner alten Macht und Herrlichkeit wieder emporgestiegen. Die Austheilung der Helena-Medaille mag gewiß auch nicht wenig dazu beigetragen haben, die zum Wunderglauben geneigte Phantasie in gewissen Volksschichten zu reizen, und den alten Kaiser als den Ehrenspendenden noch lebendig und wirksam unter ihnen erscheinen zu lassen.

Ein norwegisches Drama.

— Wir beurtheilen in unserem Blatte dramatische Schöpfungen nur ungern nach bloßer Lectüre, aus dem einfachen Grunde, weil das Drama erst bei der Aufführung gleichsam wie im Feuer sich bewähren muß. Wir machen von dieser unserer Regel nur seltene Ausnahmen. Ein ungewöhnliches Ereigniß aber ist jedenfalls eine norwegisch gedichtete Tragödie, die uns deutsch im Druck zugeht: Lord William Russell, historische Tragödie in fünf Acten von A. Munch. Aus dem Norwegischen übertragen von John Heyliger Burt (Kopenhagen bei Lose und Delbanco).

Der Stoff ist der Proceß, die Verurtheilung und Hinrichtung jenes William Russell, der unter König Karl II. im Parlament die Ausschließung des Prinzen Jakob von der Thronfolge beantragte. Der Papist Jakob verfolgte dafür den Lord und erlangte durch falsche Zeugen und falsche Geschworne das Ziel seiner Rache, das Schaffot für seinen Feind. Vergeblich wurde Russell gewarnt, vergeblich zur Flucht aufgefordert, vergeblich vom Herzog Jakob selbst im Kerker besucht, um ihn zum falschen Eingeständniß als Bedingung zur Gnade zu bewegen; vergeblich unterhandelte auch der französische Gesandte, der zwar in Frankreichs Namen die Stuarts unterstützte, aber noch mehr sein Ansehen gehoben sah, wenn es ihm gelang die allmächtige Protectorrolle des Bedrängten in England zu spielen. Lord William verschmäht auch diese Gunst; er will nichts als sein Recht, das dahin geht, den evangelischen Glauben in England zu sichern. — Wir wollen in diesem Drama dem deutschen Theater keineswegs ein Bühnenstück empfehlen. Wir halten selbst in allgemein dramatischer Hinsicht den Helden für keinen tragischen, weil ein politisches Justemilieu wohl unsere Achtung verdient, aber nicht einen tiefern Conflict zu Wege bringen kann. Wir wollen nur auf die schöne sittliche Lauterkeit aufmerksam machen, die den Ton dieser norwegischen Dichtung charakterisirt, und heben zu diesem Zweck aus dem ersten Acte eine Scene zwischen Lord William und seiner Gattin Lady Rachel hervor.

Russell.

Ja, Deine Liebe, Rachel, ist die Quelle,
Aus der mir Lust und Muth und Leben strömt!
Sie ist die stille Kraft, von der gehoben
Auf Schwanenflügeln ich mich fühle schon
Hoch über dieser Zeiten wilde Fluthen,
Sie ist's, die mir im Sturm den Hafen zeigt.
Voll Mißmuth nahte ich noch heute mich
Dem theuren Stratton, denn ich wußte ja,
Daß selbst hieher mich jetzt verfolgen will
Des Tages Streit, der Freunde, Feinde Plane.
Da kam von Dir der Bote, theure Rachel.
Ich las den Brief — der war mir wie ein Duft
Von süßen Blumen aus der Jugend Garten,
Die warmen Worte flüsterten mir zu:
Wo die Geliebte weilt, da bleibet ewig
Dem Glück, dem stillen Frieden ein Asyl,
Das keine äußre, rohe Macht zerstört.

Rachel.

Ja, hier ist eine holde, schöne Heimath!
(führt ihn an die Gartenthür.)
Sieh, William, sieh! Wie sich mit rothem Strahl
Die Sonne hinter jenen Bäumen senkt!
Sieh, lange Schatten von den dunklen Eichen,
Sie fallen über sammetgrüne Wiesen,
Und sicher weiden Hirsch und leichtes Reh.
Horch, hörst Du nicht der Abendglocke Ton
Durch jenes Thurmes Epheukleid sich schwingen,
Hin über ländlich strohgedeckte Hütten,
Dem Frieden diese Gegend einzuweih'n?
Und mitten in der lieblichen Natur
Ragt hoch die alte Burg, als Patriarch,
Mit diesen Thürmen, diesen hohen Hallen,
Wo lieblich sich der Vorzeit Echo mischt
Mit dem Gesang der Zukunft, wenn die Kinder
In muntren Spielen heiter sie beleben?
O William, William! — hier ist gut zu weilen!
Warum kann unser Leben nicht verrinnen,
Wie durch die Weiden jene stille Au,
Die Wurzeln wässernd, jedes Blatt erfrischend,
Des Himmels Blau in ihrem Spiegel fassend —
Und draußen brause fort der Strom der Welt,
In düstren Wogen, die sich selbst verzehren?

Russell.

Wohl weißt Du, theures Weib, wie Gott es weiß,
Was es gekostet mich, der schönen Ruhe
Des heimisch stillen Herdes zu entsagen,
Zu der als meinem rechten, wahren Wesen
Der innre Trieb mich stets gewiesen hat.
Doch, als er für die Stunde der Gefahr
Mich unter Englands erste Männer stellte,
Gab Gott mir einen größeren Beruf,
Und nun als Christ, als Edelmann, als Bürger
Des Staates muß ich diesem Rufe folgen,
Und muß bezwingen der Natur Verlangen.
Er ruft hinaus mich auf die große Bühne,
Wo für mein Volk, für meines Glaubens Sache
Ich kämpfen soll. Nicht harret meiner dort
Gewinn. Ich habe, menschlich angesehen,
Nur Alles, was mein eigen, zu verlieren.
Ein volles Maß von Gold, von Ehre war
Mein Theil, an Gütern dieses Lebens was
Des Menschen Wunsch zu denken nur vermag.
Doch eben deshalb mahnet laut die Pflicht,
Die Adelspflicht, auch Alles einzusetzen
Für unser Vaterland, das mich gehoben,
Für Gott, der mich so reich gesegnet hat! ꝛc.

Männer der Zeit.

Prinz Adalbert von Preußen.

Prinz Adalbert Heinrich Wilhelm, der Begründer der preußischen Marine, ein Sohn des Prinzen Wilhelm von Preußen, eines Bruders des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg, wurde am 29. Oct. 1811 zu Berlin geboren. An seinem 10. Geburtstage zum Unterlieutenant im 2. (Kolberger) Bataillon des 4. Garde-Landwehrregiments ernannt, diente er der Reihe nach in sämmtlichen drei Waffengattungen, trat aber dann in die Artillerie über. Am 22. Mai 1830 ward er zum Hauptmann und unterm 30. März 1833 zum Major bei dem 2. Garderegiment befördert.

Schon in seiner Jugend hatte der Prinz eine besondere Vorliebe für das Seewesen gefaßt und einen lebhaften Trieb in sich gefühlt, große Reisen in fremde Länder und namentlich über das Meer zu machen. Eifrige Studien, zuerst als Liebhabereien begonnen, erhielten diese Neigung rege, und auf einer 1826 mit seinen Eltern unternommenen Reise nach den Niederlanden sah er sich in Stand gesetzt, sie praktisch zu befriedigen. Fand er hier Gelegenheit, die holländische Kriegsmarine, die zwar immer noch ansehnlich, aber doch nur noch ein Schattenbild ihres früheren Glanzes ist, in allen ihren Einrichtungen zu studieren, so konnte er diesen Studien eine ganz andere Ausdehnung geben, als er 1832, abermals über Holland, sich nach England begab, wo sich seiner Wißbegierde ein unendlich großartiges Material in den Seehäfen und Arsenalen des mächtigen Inselreiches darbot. An diese Reise schloß sich im folgenden Jahre ein Ausflug von Swinemünde nach der auf 15 Felseninseln aufgethürmten schwedischen Festung Karlskrona mit dem herrlichen Kriegshafen und den umfänglichen Schiffswerften, Seemagazinen und anderen für die Marine so wichtigen Instituten. Interessant mußten ihm demnächst auch die beiden Reisen nach dem nördlichen und südlichen Rußland in den Jahren 1834 und 37 schon deshalb werden, weil sie ihm Gelegenheit boten, zwischen den verschiedenen Ländern Vergleiche anzustellen, welche sich nicht blos auf das Seewesen beschränkten. Die zweite Reise dehnte er bis Konstantinopel und Griechenland aus, und kehrte dann über Triest und Venedig nach der Heimath zurück.

Bereits damals fand bei dem Prinzen, wie bei andern patriotischen Männern der Gedanke Eingang, daß Preußen nothwendig für den Schutz seiner Küsten einer verhältnißmäßigen Flotte, wenn auch keiner großen Seemacht, bedürfe, eine Aufgabe, die schon der berühmte Ahnherr des Prinzen, der große Kurfürst, zu lösen versucht hatte. Prinz Adalbert widmete deshalb mit verdoppeltem Eifer einen großen Theil seiner Zeit seemännischen Studien, vergaß aber bei der Theorie nie die praktische Erfahrung und Anwendung. Deshalb war es ihm überaus erwünscht, im Jahre 1842, nach Bereisung Italiens und nach einem Besuch auf Malta von Genua aus eine größere Seereise über Gibraltar, Tanger, Cadix, Madeira und Teneriffa nach Brasilien unternehmen zu können. Er machte diese Reise auf der sardinischen Fregatte San Michele, welche unter dem Capitän d'Arcollière ihm zur Verfügung gestellt war. Gerade diese Reise war für ihn in vieler Beziehung von hoher Bedeutung; denn er fand auf derselben Gelegenheit, den Seedienst in allen einzelnen Theilen genau zu studieren. Sein Scharfblick wußte sich dabei schnell zurechtzufinden und das wahrhaft Praktische zu erkennen. Den besten Beweis davon liefert sein nur im Manuscript gedrucktes Tagebuch aus den Jahren 1842 und 43, das später in englischer Uebersetzung erschienen ist und wohl verdiente, in weiteren Kreisen bekannt zu werden; denn es zeugt von ungemein richtiger Auffassung und höchst klarem Verstande. Auch die dem beigefügten Atlas zugegebenen Zeichnungen, welche er selbst entworfen, beweisen ein nicht geringes Talent.

Nach der Rückkehr von jener für ihn so lehrreichen Reise ward er zum Generalinspector der Artillerie ernannt und trat somit in eine seinen Lieblingsneigungen nahe verwandte Stellung. Im März 1846 wurde er zum Generallieutenant befördert.

Durch die Erschütterungen des Jahres 1848 und die Bedürfnisse des dänischen Krieges schien die deutsche Flotte, die bis dahin ein idealer Traum der Patrioten gewesen, plötzlich in die Wirklichkeit treten zu sollen. Die Frankfurter Nationalversammlung nahm sich der Sache mit großem Eifer an, bewilligte bedeutende Geldmittel und setzte eine technische Marinecommission nieder, in welcher Prinz Adalbert vom Oct. 1848 bis zum Febr. 1849 den Vorsitz führte. Das Werk der Nationalversammlung sollte jedoch nicht zur vollen Frucht reifen, und selbst das, was sie in der Eile schuf, sollte später schmählich verschleudert werden, denn ihr Untergang besiegelte auch den der deutschen Flotte.

Der Prinz hatte unterdessen ein fruchtbareres Feld für seine Thätigkeit gefunden, denn nun ging Preußen mit Ernst an die Ausführung des Planes, sich eine Kriegsflotte zu schaffen. — Am 1. März 1849 zum Oberbefehlshaber der preußischen Marine ernannt, sah er das, was er stets gewünscht und gehofft, sich langsam, aber doch in sicherem Fortschreiten entfalten. Rastlos wirkte und schuf er nun, die vielen Widersacher eines preußischen Seewesens bekämpfend, um für das begonnene Werk ein festes Fundament zu legen. Seine Denkschrift über die Begründung und Entwickelung einer preußischen Wehrkraft zur See ist ein Meisterstück klarer Einsicht und consequenter Durchführung. Was die preußische Marine jetzt ist, verdankt sie ihm, der mit verhältnißmäßig geringen Mitteln in kurzer Zeit Großes geschaffen. Mit Recht wurde deshalb der Prinz im März 1854 zum Admiral ernannt. Im Juni 1856 hatte er die Freude, auf der Dampfcorvette „Danzig" zum ersten Male seine neue Schöpfung auf das Weltmeer hinauszuführen, und hier war es, wo die junge preußische Marine die Bluttaufe erhielt. Die Mauren am Cap Tres Forcas hatten es nämlich gewagt, auf eins von den Booten der Danzig zu feuern, als der Prinz eine Recognoscirung desjenigen Theiles dieser berüchtigten Piratenküste ausführte, an welcher einige Zeit zuvor die Besatzung eines gestrandeten preußischen Kauffahrers von den Mauren ermordet worden war. Um diese neue Herausforderung nicht ungeahndet zu lassen, sah sich der Prinz zu einer Landung veranlaßt. Gefolgt von einer kaum 70 Köpfe starken Schaar von Matrosen und Seesoldaten erstieg er muthig die steile Küste, pflanzte die preußische Flagge dort auf und zog sich erst vor einer gewaltigen, von den Felsen gedeckten Uebermacht zurück. Er wie seine Begleiter hatten bei dem ungleichen Kampf die größte Unerschrockenheit gezeigt. Leider war ein Adjutant des Prinzen, der Lieutenant zur See erster Classe, Niesemann, ein Opfer dieser kühnen Unternehmung. Ein tödtlicher Schuß hatte den wackern jungen Mann in die Brust getroffen, und er hauchte in Folge dessen bald darauf seinen Geist am Bord der Corvette aus. Der Prinz selbst hatte im Gefecht einen Schuß durch den Schenkel erhalten. Im Ganzen waren 7 Mann getödtet und 18 verwundet.

Prinz Adalbert ist seit 1850 mit Frau Therese v. Barnim, geb. Elsler, in morganatischer Ehe vermählt. — In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen hat ihn die Akademie für gemeinnützige Wissenschaften in Erfurt zu ihrem Präsidenten und die Akademie der Künste zu Berlin zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt.

(3.)

Graf Alexander Walewski,

der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ist am 4. Mai 1810 geboren. Bande des Bluts fesseln ihn an den gegenwärtigen Kaiser von Frankreich, dessen Dienst er sich gewidmet hat. Als der erste Napoleon auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand, fielen seine Augen während eines ihm in War-

schau gegebenen glänzenden Balles auf eine polnische Dame von großer Schönheit, die Gattin eines schon bejahrten Edelmannes, und der Befreier Polens, als welchen er sich damals darstellte, gewann ihre Neigung. Nach einem heftigen Kampfe zwischen Pflicht und Leidenschaft gab die Gräfin Walewska den stürmischen Bewerbungen des Siegers von Austerlitz nach, ließ sich von ihm entführen und gebar ihm auf dem Schlosse Walewice einen Sohn. Der junge Graf Walewski empfing seine erste Erziehung in Genf und kehrte erst 1824 nach Polen zurück. Drei Jahre später verlangte er Erlaubniß zu einer Reise nach Frankreich, erhielt aber vom Großfürsten Konstantin eine abschlägige Antwort. Er trat nun die Reise heimlich an und befand sich während der Julirevolution in Paris, wo er Mitkämpfer war. Die polnische Revolution ward Veranlassung, daß General Sebastiani, der damalige französische Minister des Auswärtigen, ihn in einer vertrauten Sendung nach seinem Vaterlande schickte. Nachdem er derselben nachgekommen, wurde er Adjutant des polnischen Oberbefehlshabers und verdiente sich in der Schlacht von Grochow das polnische Militärkreuz. Graf Walewski hat den Patriotismus geerbt, welcher das Herz seiner schönen Mutter erfüllte. 1831 ging er als Abgesandter der revolutionären Regierung nach England und ist seitdem Mitglied der polnischen Gesellschaft. Nach dem Falle Warschau's ließ er sich in Frankreich naturalisiren und erhielt ein Patent als Hauptmann in der Fremdenlegion; später trat er in die Chasseurs d'Afrique über und alsdann in das 4. Husarenregiment. In politischer Hinsicht hielt er sich unter der Julіregierung zum linken Centrum, redigirte in diesem Sinne und unter den Auspicien der Herren Thiers und Remusat den von ihm gekauften Messager des Chambres, und veröffentlichte mehrere Flugschriften, in welchen er, darin von seiner Partei abweichend, schon damals das englische Bündniß vertheidigte. Seine Verbindungen mit den politischen Größen der damaligen Zeit eröffneten endlich dem Journalisten die diplomatische Laufbahn. 1840 übertrug ihm Thiers, damals Minister des Auswärtigen und Ministerpräsident unter Ludwig Philipp, eine diplomatische Sendung an Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, und auch Thiers' Nachfolger, Guizot, verwendete ihn zu einer Mission nach den La Plata-Staaten. 1849 war er französischer bevollmächtigter Minister am toscanischen Hofe; im folgenden Jahre übertrug ihm die französische Regierung den Gesandtschaftsposten in Neapel, den er bis 1852 bekleidete, wo er als Gesandter nach England ging. Als jedoch 1855 Drouyn de Lhuys nach den Wiener Conferenzen das Portefeuille des Auswärtigen zurückgab, wurde Graf Walewski nach den Tuilerien berufen, um anstatt des Abgetretenen die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs zu leiten. In dieser Stellung führte er den Vorsitz bei den Pariser Conferenzen, aus welchen im Frühjahr 1856 der Friede mit Rußland hervorging. Graf Walewski ist einer der wenigen Vertrauten des gegenwärtigen Kaisers von Frankreich, und gilt für einen eifrigen Vertheidiger der englischen Alliance und einer Politik ruhiger und friedlicher Entwickelung. (6.)

Hassan Riza Pascha,

der türkische Kriegsminister, ist 1812 geboren und empfing von Kindheit auf seine Erziehung im kaiserlichen Palaste. Bereits als Jüngling zog er die Aufmerksamkeit des Sultan Mahmud auf sich, der ihn 1828 vom Pagen zum Kammerherrn erhob und ihn bald darauf zum ersten Kammerherrn machte. Elfjährige treue Dienste fanden ihren Lohn in der Gnade des Monarchen und in der Achtung der Collegen. 1839 bei der Thronbesteigung des gegenwärtigen Sultans Abdul Medschid legte Riza Pascha die Thätigkeit und Energie an den Tag, welche den jungen Kaiser veranlaßten, ihm den Oberbefehl über die kaiserliche Garde zu übertragen. Auch in der neuen Stellung zeigte er soviel Eifer und Gewandtheit, daß ihm Abdul Medschid zum Beweis seiner Zufriedenheit das Kriegsministerium anvertraute und in ihm ein tüchtiges Werkzeug zur Ausführung der Reformideen fand, die er mit derselben Ausdauer, wie sein Vater, ins Leben führte. Während der drei Jahre, wo Riza Pascha dem Kriegsministerium vorstand, hat er mit rascher Thatkraft und Einsicht die Armee in fast wunderbarer Weise umgestaltet. Er theilte zuerst die gesammte Streitmacht des Reiches in fünf Armeecorps nach den Provinzen, führte das Loosen bei den Rekruten und die Entlassung nach fünfjähriger Dienstzeit ein und organisirte die Reserven. In einem einzigen Tage ließ er alle waffenfähigen Männer Konstantinopels in die Listen eintragen, und seine Festigkeit und sein Muth machten solchen Eindruck auf das Volk, daß es die ihm so geläufigen Gedanken an einen Aufstand ganz und gar vergaß und dem Sultan zujubelte, der dem Reiche zum ersten Male eine reguläre Armee geschaffen hatte.

Mit seinen persönlichen Eigenschaften verband Riza Pascha noch den großen Vorzug der einsichtsvollen Wahl guter Unterbeamten, die im Stande waren, seine Pläne auszuführen. Sein rasches reformirendes Durchgreifen verletzte jedoch einige ängstliche Gemüther, und der Sultan mußte, um das bereits Erreichte zu erhalten, Riza Pascha aufopfern. Er blieb, ohne zu murren, 15 Monate in Disponibilität. Alsdann von neuem angestellt als Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten, gab er auch auf diesem ihm ganz unbekannten Boden Beweise seiner Intelligenz und seiner Thatkraft; er führte in dieser Stellung das noch jetzt gültige Handelsgesetzbuch ein.

Zum zweiten Male Kriegsminister während der Anfänge der orientalischen Verwickelung konnte Riza Pascha in Folge der von ihm durchgeführten Reorganisation der Armee in sehr kurzer Zeit die Reserven von Rumelien und Anatolien versammeln, und sie über Konstantinopel nach der Moldau schicken. Trotzdem mußte er bereits nach einem Jahre diesen Posten wieder verlassen und als Statthalter nach Brussa und Salonichi gehen. Dreizehn Monate verweilte er in dieser Stellung, wo er die ihm untergebenen Provinzen mit solcher Mäßigung und Einsicht verwaltete, daß ihn die Bewohner mit Thränen scheiden sahen, als ihn Gesundheitsrücksichten nöthigten, seine Stelle niederzulegen. In das Privatleben zurückgetreten, hoffte er die ihm so nothwendige Ruhe zu genießen; aber das Vertrauen, welches der Sultan ihm schenkte, führte ihn bald wieder in das öffentliche Leben zurück.

1854 ward er zum Großadmiral ernannt und zwei Monate später zum dritten Mal zum Seraskier oder Kriegsminister. Nur an die Armee denkend, die er regenerirt hatte, und der er seine ganze Theilnahme schenkte, gab er trotz allen Intriguen und den von allen Seiten aufsteigenden Schwierigkeiten Beweise der Geduld und der Selbstverleugnung, welche das größte Lob verdienen. Er begab sich mit dem Marschall St. Arnaud und Lord Raglan nach Schumla, um die unter Omer Pascha stehende Armee zu besichtigen, und die Freudenrufe, mit welchen die Truppen ihn empfingen, zeigten, daß er ihre Liebe durch die ihnen zugewendete Sorgfalt sich erworben hatte. Eine diplomatische Streitfrage veranlaßte im Laufe des Krieges seine Verabschiedung, und Redschid Pascha folgte ihm sehr bald. Beide traten jedoch bald wieder ins Amt. Ueberhaupt hat Riza sich von jeher eng an Redschid Pascha angeschlossen, den das große Ansehen, das er in der europäischen Diplomatie genoß, und die genaue Kenntniß, die er im Vergleich mit seinen übrigen Landsleuten von den europäischen Verhältnissen besaß, solange er lebte, zum fast unentbehrlichen Minister machten.

Die über die Frage der Donaufürstenthümer entstehenden diplomatischen Schwierigkeiten führten abermals zum Rücktritt Riza's, und auch diesmal folgte ihm, nur vier Wochen später, Redschid Pascha. Binnen drei Monaten wechselte das Kriegsministerium nun zweimal, aber die von Riza Pascha begonnenen Reformen bedurften zu ihrer Vollendung seines thatkräftigen Willens und seiner praktischen Ansicht. Der Sultan übertrug ihm zum fünften Male das Kriegsministerium, das er jetzt noch inne hat, und wo

er sich wie früher durch seinen Gehorsam gegen die Befehle seines Souveräns, durch seine Energie und durch sein rasches Durchgreifen auszeichnet. Es würde zuviel Platz erfordern, alle Reformen aufzuzählen, die er während seiner fünfmaligen Amtsführung als Kriegsminister in der Armee durchgeführt hat; wir beschränken uns darauf zu sagen, daß die Ehre der ganzen Organisation der Armee des türkischen Reiches ihm gebührt. (8.)

Freiherr Justus v. Liebig

wurde am 12. Mai 1803 zu Darmstadt geboren. Seine Eltern gehörten dem kernhaften deutschen Bürgerstande an und werden noch jetzt als treue Pfleger der dieser Lebenssphäre charakteristischen Sitte geschildert; namentlich werden von der Mutter noch viele Züge freimüthigen Humors erzählt, die sie als eine jener natürlich begabten, tüchtigen Frauen erscheinen lassen, wie sie unter den Müttern bedeutender Männer nicht selten gefunden werden. Der Vater war Materialienhändler. Daher die scherzhafte Antwort des Großherzogs, die dieser einst dem Bischof von Mainz gegeben haben soll, als derselbe eine Unterdrückung der materialistischen Litteratur zu erwirken suchte. Als nämlich der Bischof auf den Einwurf des Großherzogs, eine solche Maßregel sei wohl nicht mehr nöthig, da sich ja Liebig gegen diese Richtung ausgesprochen habe, die Aeußerung that: „Ei, der ist ja selbst ein Materialist!" soll der Großherzog mit dem Wortspiel geantwortet haben: „Nicht doch, das war ja sein Vater!" — Wie man sich in Darmstadt erzählt, begann Liebig seine chemische Laufbahn als Apothekerlehrling „an der Bergstraße". Er versuchte sich schon hier im Experimentiren, wollte für die Herstellung theurer Präparate neue Methoden ausfindig machen, hatte aber keine Lust, sich für seinen Eifer, wenn ihm bei seinen Versuchen zufällig ein Kolben sprang, von seinem Principal ohrfeigen zu lassen, und zog es daher vor, der Lehre zu entlaufen. Um sich wegen dieses Schrittes vor seinen Eltern zu rechtfertigen, legte er einige seiner Arbeiten dem Geheimrath Schleiermacher vor und gewann hierbei in dem Maße das Vertrauen desselben, daß dieser für ihn vom Großherzog eine Unterstützung erwirkte, welche es ihm möglich machte, die Universität Erlangen zu beziehen. Hier begann er bereits seine Untersuchungen über das Knallsilber, deren weitere Verfolgung ihn nach Paris trieb. Durch unermüdliches Drängen wußte er es hier als noch nicht 18jähriger Jüngling zu erreichen, daß seine Arbeiten in der Akademie zur Vorlage kamen und insbesondere die Aufmerksamkeit des der Sitzung beiwohnenden Alexander v. Humboldt auf sich lenkten. Dieser unterhielt sich mit ihm, lud ihn zu sich und machte ihn mit Gay-Lussac bekannt, der ihm sein Laboratorium öffnete, damit er hier seine lebensgefährlichen Arbeiten fortsetzen könne. So wurde er der einzige unmittelbare Schüler des berühmten französischen Chemikers und entwickelte sich in diesem Verhältniß alsbald zu solcher Bedeutung, daß er auf einen Bericht Humboldts schon im Jahre 1824 als außerordentlicher Professor der Chemie nach Gießen berufen und bereits 1826 zum ordentlichen Professor ernannt ward. Hier entwarf er den Plan einer Unterrichtsanstalt für selbständiges Arbeiten und Forschen im Gebiet seiner Wissenschaft, und gründete in Deutschland das erste chemische Laboratorium einer Universität, welches Gießen zum Centralpunkt der chemischen Studien in Deutschland erhob und die Bildungsstätte so vieler ausgezeichneten Männer ward, daß unter den jetzigen Professoren der Chemie die meisten dort ihre Ausbildung empfangen haben. Fort und fort umgeben von einer beträchtlichen Anzahl strebsamer und tüchtiger Kräfte, die der von ihm eingeschlagenen Richtung folgten und unter seiner Leitung eine Fülle von Analysen und Entdeckungen machten, und in unermüdlicher Thätigkeit ebenso sehr mit dem vorausschauenden Blick eines scharfen Denkers wie mit der Sicherheit eines geübten, durch selbsterfundene einfache Apparate unterstützten Experimentators selbst weiter forschend, hob er von Jahr zu Jahr die Chemie in theoretischer wie in praktischer Beziehung auf eine höhere Stufe, und erwarb sich namentlich um die organische Chemie und deren Anwendung auf die Physiologie, Medicin, Nahrungsmittellehre, Agricultur &c. unsterbliche Verdienste. Beim mündlichen Vortrag seiner Wissenschaft hatte er Anfangs mit verschiedenen Eigenthümlichkeiten und Hindernissen zu kämpfen; durch unermüdliche Bemühungen brachte er es aber auch in dieser Beziehung zu einer solchen Meisterschaft, daß seine jetzige Art zu lehren — gleichsam ein lautes Vordenken — geradezu als Muster eines natürlichen, jede rhetorische Ausschmückung verschmähenden, verständlich und scharf formulirenden, stets fesselnden und daher durch und durch instructiven Vortrags gelten kann. Nicht minder hat er in der Litteratur für seine Wissenschaft gewirkt, theils durch Einführung einer schärferen Kritik der in diesem Gebiet auftauchenden Erscheinungen und Entdeckungen, theils durch selbständige Werke, unter denen wir hier neben seiner Bearbeitung der neuen Auflage des chemischen Theils von Geigers „Handbuch der Pharmacie" (Heidelberg 1839) und neben seinem Antheil an der Herausgabe verschiedener periodischen, lexikalischen und encyklopädischen Werke nur seine „Organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur" (Braunschweig 1840; 6. Aufl. 1846), seine „Thierchemie, oder organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie" (Braunschweig 1842; neueste Aufl. 1855) und seine „Chemische Briefe" (3. Aufl. Heidelberg 1851, demnächst in neuer Auflage erscheinend) erwähnen wollen. Durch das letztgenannte, in populärer Form gehaltene Werk hat Liebig das Interesse für seine Wissenschaft auch in weiteren Kreisen geweckt und überhaupt zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse wesentlich beigetragen.

Unter den zahlreichen Anerkennungen seiner Verdienste erwähnen wir hier nur, daß er 1845 vom Großherzog Ludwig II. von Hessen in den erblichen Freiherrnstand erhoben wurde. Mehrere Berufungen, die während seiner Wirksamkeit in Gießen an ihn ergingen, z. B. nach Wien und nach Heidelberg, lehnte er trotz sehr vortheilhaften Anerbietungen ab; dagegen folgte er, als in Gießen seine Anträge auf Besserstellung einiger Institute und Docenten unter den damals der Wissenschaft minder günstigen politischen Verhältnissen keine Berücksichtigung gefunden hatten, 1852 der Einladung des Königs Max von Bayern nach München, wo er die rastlose Thätigkeit als Lehrer und Förderer seiner Wissenschaft in erweitertem Umfange noch jetzt fortsetzt. Außer seinen amtlichen und scientifischen Leistungen hat er sich hier durch Einrichtung von Abendvorträgen für ein gemischtes Publicum, die sich in allen Gebieten der Wissenschaft bewegen, und in denen er von den namhaftesten Kräften Münchens unterstützt wird, auch um die Hebung und Förderung der allgemeinen Bildung in dankenswerthester Weise verdient gemacht.

(21.)

Karl Heinrich Rau.

Der Veteran der deutschen Nationalökonomen, aber noch immer mit rüstiger Kraft an ihrer Spitze strebend und wirkend, wird der berühmte Heidelberger Lehrer dieser jetzt so eifrig gepflegten Wissenschaft gewiß von allen Förderern und Jüngern derselben in Deutschland als Lehrer und Meister dankbar anerkannt werden. Er hat nicht nach einem frühen und blendenden Ruhme gestrebt und nicht eben durch die Vielseitigkeit seines geistigen Schaffens und Wirkens zu glänzen gesucht, wohl aber das Feld, das er sich erkoren, mit unverdrossenem Fleiße so gründlich angebaut, daß der allmähliche Aufbau seines wissenschaftlichen Ansehens ein desto soliderer und dauernderer wurde. Sein äußerer Lebensgang ist einfach. In einer gebildeten Familie Erlangens am 27. Nov. 1792 geboren, wuchs er unter günstigen äußeren Verhältnissen auf, genoß eine treffliche Erziehung und war, bei glücklichen Anlagen und regem Fleiße, schon im 16. Jahre zur Universität reif, schon im 20. soweit gediehen, sich für das von ihm erkorene Fach der Staats- und Cameralwissenschaf-

ten habilitiren zu können. Für die so betretene Laufbahn war es ein gutes Augurium, daß es ihm 1814 gelang, bei der Bewerbung um die von der Göttinger Societät gestellte Aufgabe: „wie die Nachtheile der Aufhebung des Zunftwesens zu entfernen seien", den Preis davonzutragen, wie er auch 1820 für eine Abhandlung über die Ursachen der Armuth von der Harlemer Gesellschaft der Wissenschaften einen Ehrenpreis bekam. Eine 1816 von ihm verfaßte Dissertation: „Primae lineae historiae politices" beweist bereits, daß er das reife, einsichtige Urtheil, das er bei den Gegenständen seiner speciellen Studien früh entwickelt hatte, auch in dem Gesammtgebiet der Staatswissenschaften geltend zu machen wußte, und enthält Ansichten angedeutet, welche lange nachher durch Andere zu allgemeiner Anerkennung in der Wissenschaft gebracht worden sind. Schon 1818 wurde er außerordentlicher, bald darauf ordentlicher Professor und Bibliothekar an der Universität seiner Vaterstadt, von wo er jedoch bereits 1822 als ordentlicher Professor der Staats- und Cameralwissenschaften nach Heidelberg berufen ward, wo er seitdem unausgesetzt gewirkt hat und eine Hauptzierde der dortigen Universität geblieben ist, was auch der Staat durch Titel und Orden anerkannt hat. Früherer Schriften, welche weniger Verbreitung und Dauer gefunden haben, nicht zu gedenken, war es namentlich sein hier 1826—1837 in 3 Bänden herausgegebenes und jetzt bereits in der 4. Auflage erschienenes, bei jeder neuen Auflage neu bearbeitetes „Lehrbuch der politischen Oekonomie", das ihm, die reine Nationalökonomie, die Wirthschaftspolitik und die Finanzwissenschaft umfassend, sein so weites und festbegründetes Ansehen bei Theoretikern und Praktikern verschafft hat. Nicht eigentlich neue, bahnbrechende Ideen zeichnen es aus, auch nicht eminente Klarheit und Schärfe der Begriffsbestimmungen, oder besonders anregende Darstellung, wiewohl es in diesen Beziehungen keineswegs an den entgegengesetzten Mängeln leidet, wohl aber eine sorgfältige, nüchterne und tactvolle Prüfung, Sichtung und Auswahl des Bewährtesten, eine vertraute Bekanntschaft mit dem praktischen Leben, sowie mit der einschlagenden Gesetzgebung der verschiedenen Staaten, ein praktischer und maßvoller Sinn und eine erfolgreiche Benutzung der Statistik und der Geschichte für die Nationalökonomie. Namentlich in letzterer Beziehung kann man Rau als den Begründer einer wenigstens in der Methode neuen Schule der Nationalökonomie betrachten. Jedenfalls ist er ein sehr zuverlässiger, nicht leicht irreleitender, vertrauenswürdiger Führer und überall lehrreich. Das von ihm 1834 begründete, später in Gemeinschaft mit dem trefflichen Hanssen herausgegebene und in 16 Bänden erschienene „Archiv der politischen Oekonomie" enthielt viele sehr gründliche und schätzbare Aufsätze, die aber zum Theil zu specieller Natur waren, um der Zeitschrift allgemeineren Anklang zu sichern, und ist 1853 mit der Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft verschmolzen worden. Wiederholt ist Rau auch als Mitglied der ersten Kammer der badischen Ständeversammlung thätig gewesen, wo er sich als ein gründlicher und hochgeachteter Referent in wichtigen Gesetzgebungsangelegenheiten bewährte. (2.)

Hermann Melville,

ein phantasievoller, auch in Deutschland sehr beliebter americanischer Schriftsteller, erblickte das Licht der Welt am 1. August 1819 in Neuyork. Sein Vater war Chef eines bedeutenden Importeurhauses, und auch der Sohn sollte der kaufmännischen Laufbahn folgen. Aber eine frühgeweckte Neigung für das Leben auf der See ließ ihn nicht lange auf dem Comptoirsessel ausharren, und in seinem 18. Jahre schiffte er sich als gemeiner Matrose auf einem Neuyorker Fahrzeuge nach Liverpool ein, stattete von dort einen eiligen Besuch in London ab und kehrte als gemeiner Matrose zurück. Seine zweite Reise trat er am 1. Januar 1841 auf einem Walfischfahrer nach der Südsee an. Nach einer Kreuzfahrt von 18 Monaten legte das Schiff im Sommer 1842 in dem Hafen der Marquesasinsel Nukahiwa an. Melville, der des Dienstes müde war, ergriff die Gelegenheit das Schiff zu verlassen, und versteckte sich mit einem Kameraden in dem Walde mit der Absicht, sich zu einem in der Nähe wohnenden friedlich gesinnten Eingebornenstamm zu begeben. Sie verirrten sich jedoch und gelangten nach dreitägigen Wanderungen, auf denen sie eine der durch die Insel streichenden gewaltigen Bergketten überstiegen hatten, in das Typeethal, das von einem kriegerischen Stamme bewohnt wird. Hier wurde Melville vier Monate lang in einer Art gelinder Haft gehalten. Man trennte ihn von seinem Gefährten, und er hatte schon jede Hoffnung aufgegeben, in das civilisirte Leben zurückzukehren, als er eines Tages am Meeresufer auf die Bootsmannschaft eines Walfischfahrers aus Sidney stieß, die ihm die Freiheit verschaffte. Er schiffte sich am Bord dieses Fahrzeuges ein und landete in Otaheiti gerade an dem Tage, wo die Franzosen die Gesellschaftsinseln unter ihr Protectorat nahmen. Von Otaheiti begab sich Melville nach den Sandwichsinseln, beobachtete dort einige Monate lang Land und Volk, und schiffte sich im Herbst 1843 in Honolulu als gemeiner Matrose auf der americanischen Fregatte United States nach Boston ein, wo er im October 1844 ankam. Bald darauf trat Melville als Schriftsteller auf. Sein erstes Buch „Typee, or a peep at Polynesian life during a residence of four months in a valley of the Marquesas" erschien 1846 und begründete in wenigen Tagen seinen Ruf als Schriftsteller durch die Lebendigkeit und den Farbenreichthum des Styles, und die Neuheit und Originalität der Scenerie und Staffage. Als Fortsetzung folgte diesem „O moo, or adventures in the South Seas", eine humoristische Schilderung der Erlebnisse des Verfassers auf Otaheiti, musterhaft durch den leichten Fluß und die natürliche Anmuth der Erzählung. Bis dahin hatte Melville aus seinen persönlichen Erfahrungen geschöpft und war selbst da, wo seine Schilderungen höchst phantastisch erscheinen, der Wahrheit des Lebens viel treuer geblieben, als man gewöhnlich zu glauben geneigt war. Ein anderes Terrain betrat er 1849 mit „Mardi", einem philosophischen Roman, in welchem er die menschliche Natur und die europäische Civilisation im Gewande der poetischen Mythologie und der romantischen Sitten und Ueberlieferungen der Bewohner Polynesiens darzustellen suchte. Obwohl reich an schönen Schilderungen und Gemälden, langweilt das Buch doch durch die unentwirrbare Dunkelheit seiner Allegorien. Melville bemerkte bald den Mißgriff und kehrte wieder zu der alten Manier zurück, in welcher er 1849 „Redburn, or the adventures of the son of a Gentleman", und 1850 „Whitejacket, or the world in a man of war" erscheinen ließ, jenes Schilderungen aus der Handelsmarine, dieses aus der Kriegsmarine, beide mit großer Lebendigkeit und glücklichem Humor geschrieben. Diesen beiden Werken schloß sich 1851 „Moby Dick oder der Walfisch" an, wo eine Hoffmann'sche Phantasie in den Wundern der Meerestiefe schwelgt und in dem das Schiff verfolgenden Walfisch den Dämon des Bösen darstellt. Das letztere größere Werk Melville's, „Pierre", ist ein verunglückter Versuch, wobei der Autor zu seinem Nachtheil die gesunde, von Meeresluft geschwängerte Atmosphäre des Matrosenlebens mit der krankhaften einer mystisch romantischen Welt vertauscht. Seitdem hat er nur einzelne Aufsätze geschrieben. Melville, seit 1847 mit einer Tochter des Oberrichters Shaw verheirathet, lebt gegenwärtig auf einer Farm in der Nähe von Pittsfield in Massachusetts.

Von den Werken Melville's sind, so weit uns bekannt, nur die beiden ersten, „Typee" und „O moo", in das Deutsche übertragen worden, das erstere von Garrigue (Leipzig 1847), das letztere von Gerstäcker (Leipzig 1847). (7.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 24. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 12. Juni.

Inhalt.

Die Pariser Theater.*)

Dritter Artikel.

Wenn wir die „olympischen Circus",**) die Vorstellungen, die Robert Houdin im Palais Royal (Galerie de Valois) dem Gebiete der magischen Zauberei widmet, und das von Bouton und Daguerre gegründete Diorama in der Avenue des Champs Elysées, sowie das große Ansichten der Kaiserschlachten zur Schau stellende Panorama (hinter dem neuen Palais d'Industrie) außer Acht lassen, so bleiben uns nur noch die fünf Theater zu besprechen übrig, welche für die Oper, einschließlich das Ballet, bestimmt sind: le grand Opéra, l'Opéra comique, le Theatre italien, le Theatre lyrique und les Bouffes parisiens.

Wenn wir der großen Oper, oder wie sie officiell genannt wird, der Académie impériale de musique, die erste Stelle einräumen, so darf hierin nicht etwa ein besonderes Compliment gegen ihre Vorzüge gesehen werden; wir folgen dabei im Gegentheil blos der äußerlichen Rangordnung, welche darauf basirt, daß dieses Institut nach dem Budget von 1853 eine kaiserliche Unterstützung von 680,000 Frcs. (über 180,000 Thlr.) jährlich empfing, und seine Ausgaben sich auf die enorme Summe von 1,700,000 Francs (über 450,000 Thlr.) belaufen, während die komische und italienische Oper nur mit je 100,000 Francs unterstützt werden, die beiden anderen Opernbühnen aber gar keinen Zuschuß erhalten. Seinen Leistungen nach gebührt dem ersten heroischen Operntheater Frankreichs jetzt freilich fast nur der vierte Platz, denn es ist ebenso kostbar, als schlecht geleitet und künstlerisch schwach besetzt, wie dies seit Vérons Directorialzeit, von der Heinrich Heine in seinen Pariser Briefen so viel Ergötzliches zu berichten wußte, und seit des großen Tenoristen Duprez Rücktritt beständig der Fall war. An keiner dramatischen Kunstanstalt der Welt hat sich die unselige moderne Geschmacksrichtung, die nur durch immer gesteigerte Sinnenreize, durch immer coquetteres Raffinement zu wirken sucht, schmählicher gerächt, als an der Pariser großen Oper. Immer kolossalere Summen werden auf Decorationen, auf die Nymphen des Ballets, auf Illuminationen und Maschinerien verwendet; immer kolossalere Gagen an einzelne Trillervirtuosen gezahlt (die Cruvelli und Roger empfingen für acht Monate 100,000 Francs, während noch unter Napoleon I. kein Gehalt 30,000 Frcs. erreichte); immer mehr Contrabässe, Klapptrompeten, Bombardons und Harfen werden in das jetzt 85 Mann starke Orchester gepfropft: und immer mehr entflieht der keusche Geist der wahren Muse aus diesem Tempel hohler Eitelkeit und frivoler Weltlust. Unstät umhertastende Experimente, ein Spiegelbild der athemlosen Unruhe und wankenden Unfertigkeit unserer künstlerischen und socialen Zustände; Effecte, die nur auf die überreizten und abgespannten Nerven der durch die Lauge der modernen Civilisation gezogenen superfeinen Gesellschaft speculiren; dazu aber zum großen Theil recht schlechter Gesang und affectirtes Spiel: — das ist's, was die große Oper uns heute bietet. Schon an der Schwierigkeit, ein Ensemble von wirklich bedeutenden Gesangskräften zusammenzubringen, scheitert sie, und doch kommt es bei einem solchen Institut nicht auf einzelne Virtuosen an, die — wie neuerdings in Italien Mode geworden — nur die Musik des Tages mit Schliff und Passion vorzutragen verstehen, sondern vielmehr auf das Zusammenwirken gediegener Künstler, die sich in allen Stylen, und vor allen im classischen, zurechtzufinden wissen. Gut gebildete Sänger sind jetzt an der großen Oper eigentlich nur Roger, Obin und Morelli, wozu allenfalls noch der seit 1856 engagirte, noch sehr junge Mr. Bonnenée gezählt werden mag, ein Schüler des Conservatoire, der einen ausnehmend schönen Baryton besitzt und in neuerer Zeit auch in der Kunst des Vortrags, nachdem er von seiner früheren

---

*) Siehe Nr. 8 und 19 der Europa.

**) Es giebt deren vier in Paris: le Cirque de l'Impératrice in den Champs Elysées, der 16,000 Personen faßt; der blos im Winter spielende Cirque Napoléon am Boulevard des Filles du Calvaire (beide unter Dejean's Leitung); der auf 10,000 Zuschauer berechnete Hippodrôme vor der Barrière de l'Etoile, und die Arènes nationales in der Rue de Lyon, unweit des Lyoner Bahnhofs. Director der letzteren beiden ist Mr. Arnault.

Schreimethode zurückgekommen, sehr anerkennenswerthe Fortschritte gemacht hat. Eine wirkliche Primadonna ist gar nicht vorhanden; keine einzige der in den letzten Jahren hier beschäftigten Sängerinnen kann man als solche bezeichnen; die letzte, die sich durch klaren, gesunden Gesangsstyl auszeichnete und auch früher schon bei den Italienern Triumphe feierte, war Madame Bosio (jetzt in London). Nach ihr verdiente den Titel einer Assoluta keine mehr vollständig: weder die italienisirte Flamländerin Madame Medori, noch die in einigen Rollen (namentlich in Donizetti's Favorita und in Rossini's Barbier) recht anerkennenswerthe Borghi-Mamo, die seit 1855 die Stelle der Cruvelli eingenommen und wie diese früher aux Italiens Beifall gefunden, noch Madame Deligne-Lauters, die für die Wintersaison von 1856—57 vom Theatre lyrique zur großen Oper hinübergezogen wurde, um Verdi's Trouvère — ein unabweisliches Zeitbedürfniß — zur Aufführung bringen zu können, noch Mlle. Moreau Sainté, die gelehrige Schülerin der ehemaligen Hauptzierde des grand Opéra, der graziösen Damoreau, noch die später noch näher zu charakterisirenden Damen La Grua (abgegangen), Tedesco, Laborde und Poinsot. Schlimmer aber steht es noch mit dem Repertoire aus. Gluck, Mozart, Cherubini gehören demselben gar nicht an, und da auch die allerliebsten Franzosen Monsigny, Grétry, Méhul, Isouard, Boïeldieu und Hérold sich als Vertreter der leichteren Richtung nicht bis zu den „heiligen Hallen" der großen heroischen Oper versteigen, so bleibt für sie nichts übrig als der musikalische Eugen Sue (wie W. H. Riehl unsern Meyerbeer genannt hat), und zwischen Hugenotten und Propheten allenfalls einmal Auber oder Rossini. Passende Neuigkeiten finden sich fast gar nicht. Käme nicht manchmal noch Halévy mit einem neuen fünfactigen Ungeheuer anmarschirt, und hülfe nicht in neuester Zeit der Allerwelts-Verdi mit seinen unnatürlichen „Vêpres Siciliennes" und seinem geschraubten „Trouvère" aus, oder würde nicht je zuweilen eine ältere Oper, wie jüngst noch „das bronzene Pferd", „Tell", „Robert der Teufel", mit funkelnagelneuen Decorationen, eingelegten Ballets für die geschickten Springerinnen, sowie mit anderweitigem sinnlichen Köder aufgeputzt: man vermöchte von neuen Leistungen und Schöpfungen kaum zu reden. Ist es ein Wunder, wenn man unter diesen Umständen auf die große Oper das über den Wiener Congreß gefällte Urtheil des Prinzen von Ligne angewendet und gesagt hat: „il danse, mais il n'avance pas!"? — Meyerbeer hält seine längst verheißene „Africanerin" fest im Pulte, vermuthlich weil das Kameel aus dem Jardin des Plantes die ihm darin zugedachte Heldenrolle noch nicht gehörig einstudiert hat, vielleicht auch die Lungenblasebälge noch nicht gefunden sind, stark genug, um die Aufführung des neuen Riesenopus bis über Mitternacht hinaus mit dem nöthigen Athem zu versehen. Herr Scudo, der musikalische Kritiker der Revue des deux Mondes, droht zwar dem Pariser Publicum jetzt mit Wagners Tannhäuser; dann freilich wäre das Repertoire gerettet, und die habitués des Theaters hätten auf ein Paar Monate wieder hinreichenden Stoff zu geistreichster Glossenfabrikation: allein noch hat die deutsche Zukunftsmusik diese Pariser Schlacht nicht bestanden, noch schlummern für sie in der Zukunft Schooße die heitren, wie die dunklen Loose.

Doch sehen wir uns zunächst in der Geschichte der großen Oper und in ihren äußerlichen Einrichtungen um; interessant genug bleibt die langjährige Tonangeberin des modernen Geschmacks immerhin, um ihr etwas genauer hinter die Coulissen zu schauen. Durch den Abbé Perrin im Jahre 1669 gegründet, und 1671 im Ballhause der Straße Mazarin eröffnet, wurde der bekannte Operncomponist Battista Lully, geboren 1633 zu Florenz, früher Kapellmeister der Bande des vingt-quatre violons Ludwigs XIV., welche als das geschickteste Orchester in Europa galt, ihr erster Director. Später kam sie in die Straße Vaugirard; dann — nach Molière's Tode 1673 — ins Palais royal, wo die Académie royale de Musique mit der Académie royale de Danse verbunden ward*); darauf in den Maschinensaal der Tuilerien, und 1794 in das Theater der Mlle. Montausier auf der Straße Richelieu, woselbst sie bis 1820 blieb. Die am 13. Februar dieses Jahres unmittelbar vor dem Theater erfolgte Ermordung des Herzogs von Berry gab der Regierung Anlaß, das Gebäude niederreißen und das jetzige in der Straße Lepelletier unweit des Boulevard des Italiens vom Baumeister Debret aufführen zu lassen, das am 19. August 1821 eingeweiht wurde. Man betrachtete dasselbe indessen von Anfang an nur als ein provisorisches Local, und es liegt schon seit lange in der Absicht des Stadtraths, ein neues Opernhaus zu bauen. Das gegenwärtige kann weder für geschmackvoll, noch für bequem gelten. Gold und Blau sind die Grundfarben des Zuschauerraumes, dessen an sich zwar reiche Decoration doch schon recht verblichen aussieht. Obwohl das Theater nur drei Ränge hat, so faßt es doch vermöge seiner beträchtlichen Breite und Tiefe 2000 Personen. Die Bühne ist 42 Fuß breit und 82 Fuß tief. Im Foyer befindet sich eine leidliche Marsstatue von Bosio's sehr genialem Schüler François Duret, dessen Hauptforce jedoch auf dem Gebiete der Genreplastik liegt, wie denn sein Tarantellatänzer und sein improvisirender Winzer anerkanntermaßen technische Meisterstücke sind. Merkwürdig ist es, daß sich in der Mitte der Logenreihen auf jeder Seite noch ein durch je zwei Säulen markirter Vorsprung mit ganz geschlossenen Logen nach Art der Proscenumslogen befindet, eine Einrichtung, die eine architektonisch plumpe Wirkung hervorbringt. Bis 1749 wurde die Oper von privilegirten Directoren administrirt, welche die Befehle vom Könige direct, später vom Ministerium des königlichen Hauses empfingen. Dann aber gingen Privilegium und Verwaltung auf den Maire der Stadt Paris über, bis im Jahre 1780 ein vom König ernanntes und aus 12 Personen bestehendes Comité an seine Stelle trat, ein Zustand, dem erst die Revolution ein Ende machte. Von 1807 bis 1830 wurde die Oper für Rechnung des Staates administrirt, von da ab bis 1855 wiederholt unter einen Director gestellt, der die Verwaltung gegen Erlegung einer hohen Caution für eigene Rechnung führte und eine Subvention erhielt. Im Jahre 1854 hatte sich unter dem

*) 1681 brachte man zuerst Tänzerinnen auf die Bühne.

Director Roqueplan trotz der enormen Jahreseinnahme von 1,880,000 Frcs. (über 500,000 Thlr.) eine Schuldenlast von 800,000 Frcs. aufgehäuft. Dies bewog den Kaiser, das Theater wieder unter das Ministerium des kaiserlichen Hauses zu stellen, wie dies schon unter Napoleon I. der Fall war, und durch einen von dieser Behörde ernannten und controlirten Director für Rechnung der Regierung verwalten zu lassen. Zunächst wurde der durch seine glückliche Leitung des Opéra comique bekannt gewordene Crosnier zu diesem Posten berufen, 1856 aber, da derselbe sich mit dem Minister Achille Fould nicht vertrug, der frühere Director des Odéon, Alfonse Royer, an seine Stelle gesetzt. Schon dieser oftmalige Wechsel des Directoriums ist ein schlagender Beweis für den gegenwärtigen schwankenden Zustand des Theaters, das jetzt, obschon es keinerlei Subvention mehr bezieht, dem Staate gewiß noch bei weitem mehr kostet als den früheren Zuschuß von 680,000 Francs. 600 Personen (Künstler, Beamten und Arbeiter) sind dabei angestellt; 25 Solosänger, 60 Choristen, 30 Solotänzer und 80 Figuranten bilden das darstellende Personal, zu dem bei einzelnen Hauptvorstellungen noch 20 bis 30 Eleven hinzutreten; sämmtliche Besoldungen zehren die ungeheure Summe von jährlich 1,100,000 Frcs. (fast 300,000 Thlr.) auf, und doch vermag das Institut nicht einmal das vorgeschriebene Minimum seiner Jahresleistungen zu erreichen, welches in der Vorführung von 6 Neuigkeiten (1 großen fünfactigen Oper, 2 kleineren Opern, 1 großen und 2 kleinen Ballets) reglementsmäßig bestehen soll. — Daß auch die äußerlichen Einrichtungen recht mangelhaft sind, und für die Bequemlichkeit des Publicums nur wenig gesorgt wird, geht aus folgendem Selbsterlebniß wohl hinreichend hervor. Einst kam ich mit zwei Freunden etwas zu spät ins Haus; die Musik war bereits im vollen Gange, und da andere Plätze nicht mehr zu bekommen, so lösten wir Parterrebillets à 4 Frcs. Nun standen aber die Zuschauer bereits bis auf das Vestibüle hinausgepfropft (man giebt stets mehr Billets aus, als der Saal Menschen fassen kann), sodaß wir schon drauf und dran waren, auf jeden weiteren Genuß für unser Geld zu verzichten, als ein placeur (so heißen die Theaterdiener, welche dem Publicum die Plätze anweisen) sich erbot, uns gegen ein Extratrinkgeld leer gebliebene nummerirte Sitze auf der dritten Parterrereihe hinter den Orchesterlogen zu verschaffen. Der Vorschlag wurde bestens acceptirt; unser Mann ließ uns auf höchst gefahrvollem Wege über verschiedene Bänke klettern und in den scheinbar sichern Hafen der Nummer 125, 126 und 127 einlaufen. Hier genossen wir das Ende des ersten Actes in Frieden. Während des Zwischenactes aber erschien derselbe Placeur abermals mit einigen dicken Engländern, und jagte uns ganz sans façon von unseren schwer eroberten Sitzen wieder fort. Wir mußten wohl weichen, denn die Engländer hatten einen sogenannten Coupon gekauft, welcher den Anspruch auf einen nummerirten Parterreplatz sichert, und welchen wir für unser Trinkgeld entschieden auch hätten bekommen müssen, wenn wir nicht als fremde Neulinge sofort erkannt und demgemäß auch frischweg betrogen worden wären. Von allen Seiten gestoßen und insultirt, arbeiteten wir uns bis vor die Eingangsthür wieder zurück, wo uns der unverschämte Placeur nun Stühle hinsetzte, für die er noch einmal Bezahlung verlangte. Glücklicherweise ergriff, als sich daraus ein abermaliger Wortwechsel entspann, ein Gensdarm unsere Partei, und der unanständige Schröpfkopf verzog sich, ohne uns zum zweiten Male betrügen zu können. Wir aber hörten und sahen jetzt von unserem erbärmlichen Schlupfwinkel aus so wenig, daß wir bei Beginn des dritten Actes uns ganz zurückzuziehen für gut fanden. Das nächste Mal kam ich zeitiger und griff etwas tiefer in meine Tasche, sodaß ich für 7½ Frcs. einen Platz in der Orchesterloge eroberte. Dessen ungeachtet mußte ich mit einem höchst unbequemen Klappbänkchen in der letzten Reihe des Parquets vorlieb nehmen, da — wie der unselige Placeur diesmal behauptete — die eigentlichen Fauteuils sämmtlich schon am Morgen für 10 Frcs. vermiethet worden seien. Unter 10 Frcs. also (2 Thlr. 22 Sgr.) ist ein ruhiger Genuß in der großen Pariser Oper nicht zu erwarten. Den Preis ließe man sich allenfalls schon gefallen, wäre nur dann auch wirklich ein Genuß dafür erkauft. Allein was bekam ich z. B. an jenem Abend für meine 7½ Frcs. auf meiner Hitsche zu hören? Rossini's leichtfertig eleganten Moses, dessen Musik des Gegenstandes durchaus unwürdig ist. Von ächten Künstlern vorgetragen, läßt er sich anhören und wird dann bei seinem Melodienreichthum einen sinnlich anmuthigen Effect nie verfehlen. Allein in dem Munde eines Mr. Gueymard (Amenophis), Lucien (Aufide) und der Damen Laborde (Anaï) und Poinsot (Sinaïde) ward die Musik zu einer Carricatur der Richtung, die sie vertritt. Nur Obin als Moïse und Morelli als Pharaon standen über der Mittelmäßigkeit, welcher auch Chor und Orchester verfielen. Die Palme gehörte unzweifelhaft dem Italiener Morelli, der insbesondere das Duett mit Amenophis in vollendeter künstlerischer Rundung vortrug, und dabei auch immer noch sehr schöne Mittel zur Schau stellte. Und doch sagte mir mein Nachbar, ein ältlicher italienischer Sänger, der lange Jahre hindurch mit Silvio Pellico auf dem Spielberg gefangen gesessen und von Lablache Unterricht genossen hatte, Morelli sei bei der frühern italienischen Truppe in Paris neben Rubini, Tamburini und Lablache nur als ein sehr mittelmäßiges Bühnenmitglied angesehen worden. Er gab jedoch zu, daß derselbe unter dieser „Bande moderner französischer Schreier" als ein Künstler ersten Ranges erscheine. Schon die Art, wie Morelli den Mund öffnete, und die perlende Klarheit, womit alle Passagen und Coloraturen in gesundester Tonfülle sich über seine Lippen ergossen, verdiente lauten Beifall und bewies zugleich so recht deutlich den unendlichen Verfall der heutigen wälschen Gesangskunst, der guten alten Schule gegenüber. Da machte sich nirgends jenes kränkliche Tremoliren, jenes Stoßen und Schlagen, Ersticken und Todtstopfen des Tones breit, womit man heute unter dem Titel eines passionirten und nuancirten Vortrages selbst in der Scala und S. Carlo so oft regalirt wird; Alles trat correct, edel und einfach hervor; nirgends war eine Anstrengung, ja auch nur eine Absicht zu besonderen Effecten sichtbar: so muß Rossini gesungen werden, und daß er so gesungen worden ist, erklärt die lange Dauer seines Repertoires. In dem schon erwähnten Duett mit dem

ganz ungehobelten, aber vor Einbildung sich pfauenhaft spreizenden Tenor Gueymard schlug der schlichte Morelli seinen bis dahin durch die Unverwüstlichkeit der Claque auf den höchsten Höhen des Beifalls gehaltenen Partner auf eine so vernichtende Weise, daß sogar jene Hexenmeister des verfälschten Enthusiasmus ihr Handwerk aufgeben und den geliebten Schützling dem Richtbeil der ächten Kritik preisgeben mußten. Gueymard ist nämlich ein junger Bursche mit einer sehr starken Stimme, die er alle fünf Minuten einmal zu bangemachendem Gebrüll zu erheben, und dafür den rauschendsten Beifall der Lohnpfotenhauer zu ernten pflegt. Von einem Piano, einem Cantilenenvortrag, geschweige denn von den tausend piccole cosette, die zu einem Interpreten Rossini's gehören, hat der arme Schreihals gar keinen Begriff. Kein Wunder also, daß er in solch' einem Duett, wo jede Melodie stets zu einem Wettgesang zwischen den zwei handelnden Personen verarbeitet ist, neben einem wirklich gebildeten Sänger vollständig Fiasco machen mußte. Herrn Chapuis, der auf dem Theaterzettel mit der Rolle des Eliezer betraut war, hatte ein plötzlicher Unfall getroffen; es mußte daher ein Sänger sehr untergeordneten Calibers für diesen Part eintreten. Vom Regisseur entschuldigt, führte derselbe ihn, den Clavierauszug in der Hand, mit Hangen und Bangen durch, was denn namentlich bei den in der Oper häufig vorkommenden Agenouillements komisch genug wirkte. „L'homme au petit pupitre!“ grinste es durch den ganzen Saal, sobald der unglückliche Remplaçant mit seinem dicken Notenbuche vor der Nase sich auf der Scene blicken ließ. So etwas durch und durch Mesquines ist mir doch noch auf keiner andern Bühne vorgekommen; „mais“, so bemerkte mein feiner kritischer Carbonaro zur Linken: „le grand opéra a le privilège de tout faire ce qu'on sifflerait ailleurs sans pardon!“ Die Laborde hat zwar etwas Fertigkeit und Sinn für den feineren Vortrag; allein ihre Stimme klingt trocken und scharf, und ihr Aeußeres ist gar sehr unvortheilhaft. Sie sah so alt aus, daß sie füglich die Mutter ihrer Mutter Marie hätte sein können, die in Mlle. Duy eine ganz bedeutungslose, doch viel hübschere Repräsentantin gefunden hatte. Natürlich hat der böse Dämon der Zeit, der Furchen durch das Erdreich der Menschenstirne zieht, auch das Organ der Künstlerin nicht ganz unverschont gelassen. Madame Poinsot entfaltete ein besonderes Talent für das unreine Singen, und machte dazu die unsaubersten Coloraturen von der Welt, schrie aber fortwährend so wacker drein, daß mein spiritueller Kunstkenner zur Linken nicht unterlassen konnte, mir mehrfach sehr treffende Bemerkungen über die Kunst, Rossini's Musik zu maltraitiren, wie er den Gesang der Poinsot zu nennen beliebte, zuzuraunen. Obin ist noch ein junger Mann, welcher ohne großen Stimmenumfang und namentlich ohne viel Tiefe, ein für den ruhigen dramatischen Gesang doch vollkommen ausreichendes und wohlklingendes Organ besitzt, das schon damals recht hübsch geschult war. Hat er, wie man hört, inzwischen seinem Vortrag noch etwas mehr Würde und Breite zu verleihen vermocht, so kann man ihn entschieden zu den bessern jetzt lebenden Sängern zählen. Dabei ist sein Aeußeres recht vortheilhaft, und auch sein Spiel edel und frei. Technische Unarten bemerkte ich gar nicht an ihm. — Was mich aber in der That höchlichst verwunderte, das war der Blick auf das in allen Theilen ganz gefüllte Haus. Moses wurde zum zwölften Male im laufenden Monate, wie wir gesehen, sehr mäßig gegeben, und doch hatte sich das Publicum zu der Vorstellung gedrängt, und sogar sämmtliche vier kaiserlichen Logen waren dicht besetzt. Das ist doch wohl ein klarer Beweis dafür, daß man selbst in Paris, was die große Oper angeht, schon seit längerer Zeit nicht mehr sehr verwöhnt ist. Gleiches bestätigte mir eine andere hier gehörte Aufführung, die ich noch kürzlich analysiren will, weil sie mir Gelegenheit bietet, über einige andere Koryphäen des Sängerpersonals und über ein Werk neuesten Datums mein bescheidenes Urtheil auszusprechen. Man gab den „Juif errant“ von Scribe, Musik von Halévy, eine große fünfactige, über vier Stunden spielende Oper, zum dreißigsten Male bei überfülltem Hause. Roger sang den Léon, Massol den ewigen Juden, Madame Tedesco die Théodora und Madame La Grua (die ich später in Dresden wieder gehört) die Irene. Die Letztere hatte entschieden unter den vier genannten Künstlern die hübscheste Stimme, einen vollen ausgiebigen Mezzosopran, mehr nach der Tiefe neigend, doch auch in der höheren Lage noch recht leicht angebend. Madame Tedesco besitzt zwar auch eine ganz hübsche Mezzosopranstimme, singt aber ohne alle Seele, und begeht überdies den Fehler der leidigen modernen italienischen Manier, mit ihrem vollen Contrealt sehr unschön zu coquettiren. Roger, — „quoiqu'il n'ait point de poumons“ — wie die oberflächliche Pariser Kritik sagt, die eben auch nur aufs Schreien hält, singt stets vortrefflich, nuancirt fein, elegant; er intonirt wunderbar rein und auch sein Portamento ist völlig untadelig. Dazu ist er durch und durch ein dramatischer Sänger, und zwar ein französischer, der, obschon durchaus in italienischer Schule gebildet (wie schon W. H. Riehl richtig bemerkt hat), doch nur die Handwerksvortheile derselben benutzt, um die ächt französische Art des Vortrags gediegener und reiner zu machen: sein Gesang ist die piquanteste Declamation. „Es giebt“ — sagt Riehl — „unstreitig Sänger mit kolossalerer Stimme, als sie Roger besitzt, Sänger von einer blendenderen äußeren Kunst des Gesanges, aber vielleicht keinen, der uns über seinen Gesang das Singen so ganz vergessen ließe, als Roger.“ Er ist aber nicht blos ein vollendeter Sänger; er ist zugleich auch ein Schauspieler, dem die Kunst der individualisirendsten Charakteristik, der Situations- und Gedankenmalerei, sowie eine seltene Mimik zu Gebote steht; mit diesen Mitteln weiß er seine Rollen wahrhaft schöpferisch auszufeilen und Pointen hineinzulegen, woran weder das Libretto noch die Partitur gedacht hat. Trotz aller dieser Vorzüge bleibt es aber doch zu bedauern, daß er nicht bei der komischen Oper geblieben ist, in der er lange Jahre hindurch wahrhaft bezaubernd wirkte, weil er vor allen Dingen die seltene Eigenschaft besitzt, ein w i t z i g e r Sänger zu sein. Seine eigentlichen Paradepferde — die heiter-eleganten Boïeldieuschen, Auberschen und Adamschen Tenorpartien — vermag er jetzt nur höchstens noch auf Gastreisen zu produciren. Massol, der Barytonist, kann sich mit Roger in keiner Beziehung messen. Er hat eine höchst unschöne Tonbildung ganz aus dem Gau-

men heraus, schreit oben zwar bis g hinauf, erreicht aber unten kaum das As. Dazu detonirt er, übernimmt sich, und giebt auch im Spiel gar nichts irgendwie Fesselndes. Aus einer so wüsten Rolle, wie die des ewigen Juden, mag es indessen besonders schwer halten, etwas Vernünftiges herauszudoctern. Den Chören wäre größere Tonfülle wohl zu wünschen gewesen; sie wurden durch die rauschende Orchesterbegleitung vollständig erdrückt, die es indessen ihrerseits an der nöthigen Präcision auch mitunter fehlen ließ. Das Ballet leistete nicht einen Deut mehr, als man es sonst zu sehen gewohnt ist; ein abgeschmackter Schleiertanz ohne Sinn und Verstand schien, als das Haupteffectstück im terpsichoreïschen Theile der Oper, sich ganz besondern Beifalls zu erfreuen. — Nun noch ein Wort über die Musik. Wenn ich von tonkünstlerischen Werken vor Allem melodische Klarheit und naturgemäßen Harmonienfluß verlange, wenn mich alles Ueberladene, Gesuchte, Wirre in jeder Art von Kunst zurückstößt, so kann man sich denken, daß mich die immer und ewig wiederkehrenden Uebermäßigkeiten, die noch dazu — namentlich die neuerdings so beliebt gewordenen Nonen — stets der Posaune oder Trompete in den Mund gelegt werden, das fortwährende Harfengeklimper, Triangelgeklirr, Trommelgerassel und türkische Blechgedröhn, das unablässig wüste Moduliren in den tollsten Tonarten, ohne zu irgend einem Rast- und Lichtpunkt zu gelangen, das endlose Recitativsingen ohne fest cadenzirten Rhythmus, die Abwesenheit jedweder langathmigen Melodie, das Haschen nach neuen Effecten, coûte qu'il coûte, kurz das ganze mit buhlerischer Instrumentationspracht in Scene gesetzte romantische Chaos der Halévyschen Muse jüngsten Datums redlich gequält und gepeinigt, aber nicht im allermindesten erquickt oder gar begeistert hat. Muß man in solchem fünfactigen Opernmonstrum nicht nothwendigerweise vor langer Weile zu Grunde gehen, wo jeder Act nur eine Wiederholung des früheren ist, und der fünfte dem Zuhörer entschieden nicht mehr zu sagen vermag, als was ihm der erste schon verrathen, weil ja gleich von Anfang an die ganze Rüstkammer der Effecte ausgegeben wird? Wohl ist Halévy ein Schüler des großen Cherubini; was aber Dieser von ihm dachte, darüber ward mir in Paris aus ganz authentischer Quelle folgende piquante Anekdote erzählt. Halévy brachte eine neue Oper von sich zur Aufführung, und bewog seinen sehr verehrten Meister, der ersten Vorstellung beizuwohnen. Nach dem zweiten Act begiebt sich der an seinem Erfolge nicht mehr zweifelnde Componist in Cherubini's Loge, um auch dessen Glückwünsche einzucassiren. Dieser aber spricht kein Wort, und weist ihn endlich, nachdem der darüber nicht wenig betroffene Schüler ihn wiederholt mit dem Ausrufe: „et vous ne me dites rien du tout!?" zur Mittheilung seines Urtheils zu bewegen gesucht hat, mit der Gegenfrage zurück: „Que voulez-vous que je vous dise, puisque je suis ici pendant deux heures, sans que vous ne m'ayez dit un mot!?" Das trifft den Nagel auf den Kopf. Der Berliner Witz sagte von Gutzkows Uriel Acosta allzu bitter: „Lauter Juden und doch keine Handlung!" Mit viel mehr Recht kann man von der modernen Prunkoper sagen: „Millionen Noten und keine Musik!" Das Sujet des ewigen Juden geht übrigens mit dem Tonchaos würdig Hand in Hand. Die Phantasie des Hörers wird fortwährend in den seltsamsten Contrasten und Ungeheuerlichkeiten umhergeworfen; keine Scene ohne obligate Verfluchung, ein kleiner Meuchelmord, eine gelinde Verzweiflung, darauf wieder

„Sang und Klang und Saitenspiel,
Fliegende Röckchen und Beinchen viel" —

immer die alte abgestandene Misère mit Knalleffecten, die doch nach gerade aufhören sollte, der civilisirten Menschheit zu imponiren! Wenn nicht bald die allergründlichste Reaction erfolgt, so ist die Pariser große Oper für die wahre Kunst rettungslos verloren.

Eine ordentliche Erholung nach den Strapazen der dort gebotenen Genüsse wird jeder Kunstfreund dagegen in dem Opéra comique finden. Seine Entstehung reicht bis ins 16. Jahrhundert zurück, wo eine auf die Pantomime beschränkte Schauspielertruppe auf der Messe von St. Germain ihre Theaterbude aufgeschlagen hatte; das Singen wurde ihr erst 1715 durch Vereinigung mit der Académie royale de Musique gestattet. 1752 folgte demnächst für den Director Monnet ein Privilegium zur Aufführung komischer Opern. Das Local wechselte zwischen dem Hotel de Bourgogne, dem Hotel de Choiseul, dem Theater Feydeau, Ventadour und dem der Börse, bis der Opéra comique sich 1840 endlich im Theatre Favart auf der Place des Italiens niederließ, wo er noch heute existirt. Bis 1827 hatte das Institut eine dem Theatre français analoge, auf einem Gesellschaftsvertrage basirende Verfassung, und wurde von einem aus sieben Acteurs sociétaires bestehenden Comité geleitet. Jetzt aber administrirt es ein von der Regierung ernannter und mit 240,000 Frcs. (64,000 Thlrn.) subventionirter Director für eigene Rechnung. Die Gesammtjahreseinnahmen belaufen sich (incl. des Zuschusses) auf 1,090,000 Frcs. (290,000 Thlr.); es wird täglich gespielt, und an Novitäten jährlich mit drei dreiactigen und drei kleineren Opern dem allezeit recht vollzählig versammelten Publicum aufgewartet. Das Solopersonal besteht aus 35, das des Chores aus 50 Mitgliedern. Das Gebäude ist von Stein und Eisen feuerfest aufgeführt und mit Säulen geschmückt, zwar nicht ganz neu, immer aber noch recht hübsch decorirt. Der Grundton des 2000 Personen fassenden Zuschauerraumes ist blau. Die Orchesterlogen kosten an der Abendcasse fünf Frcs., bei Vorherbestellung sechs; man kann jedoch par occasion d. h. aus den Händen der Autoren, deren Werke zur Aufführung kommen, und die immer eine gewisse Anzahl von Billets zur Disposition haben, in der Rue St. Marc unweit des Theaters solche oft auch zu vier Frcs. bekommen. Das Orchester ist nicht gerade vorzüglich, aber vollkommen ausreichend, Decorationen und Costüms durchaus angemessen. Unter den Solisten sind folgende besonders hervorzuheben. Den ersten Platz nimmt Madame Cabel ein, welche, früher Prima Donna des Theatre Lyrique, 1856 in Aubers neuester dreiactiger Oper, „Manon Lescaut", auf der Scene des Opéra comique debutirte, und das Publicum ebensosehr durch ihren bedeutenden Stimmumfang, als durch ihre staunenswerthe Kehlfertigkeit und ihre persönliche Anmuth zu fesseln weiß. Ihr zunächst steht Madame

Caroline Duprez van der Heuvel, die Tochter des berühmten Tenoristen, mithin in bester Gesangsschule aufgewachsen und durch außerordentliche maëstria und bravura ausgezeichnet. Eine perfecte Rouladensängerin und gute Actrice ist ferner Madame A. Favel, eine recht gewandte Soubrette Madame Décroix, während Mlle. Ugalde sich mit ihrer überaus hohen und wohlgeschulten Sopranstimme dicht neben die beiden Erstgenannten stellt. Einen geschmackvoll gebildeten, jedoch mehr angenehm als kräftig klingenden Tenor besitzt Mr. Delaunay, und Mr. Sainte Foy ist einer der vorzüglichsten Tenorbuffos, dessen köstlicher Humor stets electrisirt. Besonders reich ist der Baryton ausgestattet. Den Veteran Bussine kann man zwar nicht gerade einen interessanten Sänger nennen, allein er versteht zu singen, und sein Organ ist noch immer wohlklingend. Mr. Faure, der unlängst erst als Ersatz für den 1856 abgegangenen trefflichen Bataille eingetreten, zeichnet sich dagegen durch sehr intelligentes Spiel und eine überaus volle, elastische Stimme aus, deren Umfang in der Höhe noch durch ein vorzüglich entwickeltes Falsett erweitert wird. Stockhausen, in Deutschland namentlich als Liedersänger gefeiert, hat weniger Stimmmittel, ist aber gleichfalls als ein durch und durch gebildeter, feiner Sänger zu rühmen, dem das leichte, gefällige Genre, in dem er gegenwärtig zu wirken hat, vortrefflich ansteht. Unter den „piccole coselle“ seines Meistergesanges verdient die selten in gleicher Vollkommenheit gehörte chromatische Scala besonders hervorgehoben zu werden. Mr. Coulon besitzt eine vom kleinen As bis zum eingestrichenen Es sehr ausgiebige schwarze Baßstimme, der es nur weiter unten und oben an Fülle und Glanz gebricht. Der zweite Bassist, Mr. Nathan, zeichnet sich durch größeren Umfang, Kraft und einen recht guten Triller aus, worin der (übrigens von mancherlei italienisirenden Auswüchsen nicht völlig freizusprechende) Bataille ein „assolutissimo“ war. Das Repertoire ist sehr mannichfaltig und zum Theil recht ansprechend. Wenn auch Reber, Clapisson, Thomas, Massé und Poise es fleißig mit Novitäten *) versehen, Auber, der vielfach nachgeahmte, aber von keinem Zeitgenossen erreichte, bis in die neueste Zeit für dasselbe thätig gewesen, und Adam ihm noch kurz vor seinem jüngst erfolgten Tode ein (freilich nur recht mäßiges) Werk, die zweiactige Oper: „le hussard de Berchini“ geschenkt hat: so bilden doch die alten Sachen von Grétry, Méhul, Nicolo Isouard und Boïeldieu noch immer die Hauptmagnete. Und das mit Recht, denn sie werden zum größten Theil vortrefflich aufgeführt, und an musikalischem Werth von keinem neueren auch nur annähernd erreicht, geschweige denn überholt. Monsigny, der 1799 am Feste der Republik auf dem Marsfelde die Ehre des öffentlichen Ausrufs genoß, scheint leider vergessen, und doch verdienten sein „Félix“, seine „Rose et Colas“, seine „Aline“ recht wohl eine Wiederauffrischung. Als ich in Paris war, wurden mir Méhuls „Joseph“ und Boïeldieu's reizende kleine Opern: „les voitures versées“ und „le nouveau Seigneur“ mit hoher Vollendung vorgeführt. Im Joseph hätte zwar der sonst verdienstvolle Mr. Couderc die ergreifende Partie des Siméon mit etwas weniger stereotypem Spiel und etwas mehr Stimme ausstatten, auch Mr. Delaunay (Joseph) das Tremolo etwas sparsamer anwenden können; dafür sangen aber Bussine den Jacob und die naiv-einfache Mlle. Lefebvre den Benjamin tadellos. Die „voitures versées“ gaben abermals Bussine (Dormeuil) und Sainte Foy, der den „comédien qui a perdu son sol“ als Meister im drastischen Spiel und Gesang durchführte, schönste Gelegenheit zu ansprechendster Wirkung, und in dem „nouveau Seigneur“ waren der letztere (Blaise), sowie Madame Décroix (Babet) unvergleichlich, während Bussine zur Rolle des schalkhaften Bedienten Frontin etwas zu wenig Spielbeweglichkeit mitbrachte, aber auch hier gesanglich durch seine ausgezeichnete Coloratur vollkommen an seinem Platze stand. Dagegen fehlte mir allerdings in der „dame blanche“, die ich bald darauf sah, der uns jetzt in Deutschland geläufig gewordene Roger sehr; Mr. Dufrène, der ihn als George Brown abgelöst hat, besitzt zwar gleichfalls eine recht biegsame Stimme; sie ist aber (ähnlich der des Herrn Wolf zu Berlin) zu wenig ausgiebig und von keinem schönen Klang. Sehr fade trug er den poetisch-duftigen Reminiscenzengesang im dritten Acte vor, woraus Roger so unglaublich viel zu machen weiß. Mlle. Meyer producirte als Anna von Avenel eine hübsche Stimme, doch nicht die nöthige Kehlfertigkeit, ein Mangel, der bei der komischen Oper sonst selten vorkommt. Es versteht sich, daß der Dickson des Mr. Sainte Foy vorzüglich war; sein sprudelnder Humor wird durch eine kräftig-gesunde und trillergeübte Tenorstimme auf das glücklichste secundirt. Der hübschen Madame Décroix stand die derbe Pächterin Jenny wohl an, und auch Mr. Coulon that als Gaveston, den er (vielleicht auf Grund alter Tradition) weit jugendlicher auffaßte, als wir es auf dem deutschen Theater gewöhnt sind, durchaus seine Schuldigkeit; er sah überdies auch recht gut aus. Schlecht war nur Madame Blanchard als Marguerite; das schöne Spinnerlied des zweiten Actes ging fast ganz verloren, oder vielmehr in heilloser Ausdruckslosigkeit unter.

A. v. W.

*) Unter diesen sind zu erwähnen: „Le Sylphe“, zweiactige Oper von Clapisson, worin Madame Duprez van der Heuvel und Mr. Faure große Bravour entfalteten; „Maître Pathelin“, eine auch in Berlin mit geringem Beifall aufgeführte einactige Oper von Bazin; „les Saisons“, das ziemlich langweilige dreiactige Werk des Herrn Victor Massé, das indessen der Madame Duprez ebenfalls alle Gelegenheit bot, die hohen Vorzüge ihrer trefflichen Schule zu produciren; „les dragons de Villars“ von Maillart; „Don Pedre“ von Poise; „le Carnaval de Venise“, ein schlechtes Spectakelstück von Sauvage mit netter Musik von Ambroise Thomas, worin Madame Cabel und Herr Stockhausen Virtuosenwunder thun; u. s. w.

Skizzen aus Mexico.

In diesem wunderschönen, aber durch seine eigene Bevölkerung grenzenlos zerrütteten Lande ist wieder einmal Alles auf den Kopf gestellt, und die Verwirrung hat einen unglaublichen Grad erreicht. Die eine Hälfte des Volkes steht gegen die andere in Waffen, und was nicht am Parteikriege theilnimmt, wird von Räubern ausgeplündert, welche bald im Namen des Altars und der heiligen Religion, bald im Namen Comonforts und der Freiheit stehlen und morden. Am Ende, über kurz oder lang, werden die Nordamericaner ins Land rücken, und mit ihnen beginnt dann sicherlich ein neuer Abschnitt der Entwickelung.

Unter den neueren Werken, welche wir jüngst über Mexico gelesen haben, gefiel uns jenes, das ein Burgunder, Mathieu de Fossey, vor einigen Monaten herausgegeben hat, in mancher Beziehung sehr wohl. Vor zwanzig Jahren hatte dieser Mann sich verleiten lassen, an einer Auswanderungsexpedition sich zu betheiligen, welche am Flusse Coatzacoalcos Ansiedelungen gründen wollte. Das Unternehmen scheiterte elendiglich; ohnehin haben die Franzosen niemals Begabung zum Colonisiren gezeigt. Herr v. Fossey blieb jedoch im Lande, das er nach allen Richtungen durchzog und nach vieljährigem Aufenthalt gründlich kennen lernte.

Gleich nach seiner Ankunft fiel ihm das seltsame Durcheinander der verschiedenen Volksschläge auf. Die Palmen und die schöngefärbten Vögel, das ganze tropische Leben und Weben entzückte ihn, aber bald nachher stellten sich Fieber ein, und die Eingebornen sagten ihm wenig zu. Zwar die Indianer von reinem Blute fand er gutmüthig, einfach und umgänglich, aber alle Mischlinge, z. B. die Mestizen, von weißem Vater und indianischer Mutter, die Mulatten, aus schwarzem und weißem Blute, und die Zambos, eine Kreuzung zwischen Negern und Indianern, schildert er als nichtswürdig, unzuverlässig, habgierig und grundliederlich. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich bekanntlich in allen Ländern; derartige Blutmischungen verschlechtern stets und überall den Charakter, und gerade sie sind der größte Fluch, unter welchem America, und insbesondere auch Mexico, zu leiden hat. In der Gegend am Coatzacoalcos sind viele Dörfer noch ausschließlich von unvermischten Indianern bewohnt, welche nur aztekisch reden; die, welche nebenbei auch spanisch sprechen können, werden von den Spaniern als vernünftige Leute bezeichnet, und werden auch als Dolmetscher benützt. Jetzt sind in diesen Gegenden die Nordamericaner thätig, um eine Eisenbahn über die Landenge von Tehuantepec zu vermessen, und sie werden schon nach Verlauf weniger Jahre in ein sehr wichtiges Passageland umgestaltet sein. Dieser östliche Theil des Staates Vera Cruz sammt dem angrenzenden Oaxaca und Tabasco liefert schon jetzt eine nicht unbeträchtliche Menge werthvoller Erzeugnisse. Der dortige Cacao ist von besserer Beschaffenheit als jener von Guayaquil, Maracaibo oder Caraccas, und doch beziehen selbst Vera Cruz und die Hauptstadt Mexico den größten Theil ihres Bedarfes an Maracaibo-Cacao aus — Hamburg und Neuyork! Die Sache wird aber begreiflich, wenn man weiß, daß die Landeseinwohner zu träg sind, um den Anbau zu erweitern, und daß zwischen Mexico und Südamerica ein directer Schifffahrtsverkehr gar nicht stattfindet. In Mexico war der Cacaostrauch bekanntlich schon in den Zeiten der Aztekenherrschaft weit verbreitet; man zerstampfte die geröstete Bohne mit Mais und verfertigte so das Getränk Chocolatl. Diese Bohnen waren in Mexico wie in Nicaragua zur Zeit der spanischen Eroberung ein Haupttauschmittel, und die Indianer von Tehuantepec und in Chiapas bedienen sich desselben auch heute noch als ihres Geldes; 36 Bohnen gelten soviel wie ein halber Real. Auch der Kaffee jener Gegend ist vortrefflich, der Anbau des Zuckerrohrs erfordert nur geringe Mühe; dasselbe braucht nur alle acht Jahre gepflanzt zu werden und hat keine künstliche Bewässerung nöthig. Auch die Vanille giebt reichen Ertrag, und dasselbe gilt vom Reis und vom Mais; der letztere ist 50 Tage nach dem Aufkeimen reif und giebt jährlich drei Ernten. Die Baumwolle hat einen sehr feinen weichen Stapel und ist in Oaxaca ganz vortrefflich; der in Tabasco geerntete Corraltabak wird im Handel für Havaneser aus der Vuelta de Abajo verkauft. Dazu kommen noch Cochenille, Indigo und Sassaparille, Bananen, süße Kartoffeln, Ignamen, schwarze Bohnen, Erdpistazien, Ananas, Melonen und rother Pfeffer. In den Händen fleißiger Menschen könnte ein solches Land, in welchem ohnehin das Klima trotz der großen Wärme in manchen Theilen gesund ist, ein wahres Paradies sein.

In einer Zeit, in welcher die Indianer angefangen haben, wieder eine politische Rolle zu spielen und die weißen Kreolen vielfach in den Hintergrund zu drängen, sind alle Mittheilungen über die braunen Menschen und deren Stellung zu ihren ehemaligen Herren von Interesse. Seit der Unabhängigkeit von Spanien besitzen alle Hautfarben gleiche Rechte, und in vielen Gegenden ist von Seiten der Indianer Alles geschehen, dieselben geltend zu machen. Sie haben die Waffen in den Händen, und ihre Stimmen geben bei den Wahlen den Ausschlag. Auf der Halbinsel Yucatan errangen sie schon die Obergewalt und trachten jetzt dahin, die Weißen, welche in einem Verzweiflungskampfe sich wehren, völlig zu verdrängen. Auch in den Staaten Vera Cruz, Tabasco und Oaxaca bilden sie die überwiegende Mehrheit. Juarez, anerkanntes Haupt und Leiter der radicalen Partei in Mexico, Gegenpräsident Zuloaga's, ist ein vollblutiger Mije-Indianer aus Oaxaca.

Dieser Staat umfaßt das alte Land der Zapoteken und Mijes, deren Sprache mit jener der Azteken keinerlei Verwandtschaft hat. Die Mijes wohnen im Gebirgslande nordwestlich von Tehuantepec; sie sind noch weniger europäisch civilisirt als die Zapoteken, und ihrem uralten Cultus treu geblieben. Ihre Hauptstadt, und zugleich der Geburtsort des eben erwähnten Juarez, heißt Guichicovi. Der Weg dorthin von Tehuantepec führt über Boca del Monte; er ist kaum

breit genug für ein beladenes Maulthier und schlängelt sich durch dichten Wald. Die Mijes leben möglichst abgeschlossen für sich, treiben fleißig Ackerbau und haben große Abneigung gegen die Weißen und gegen das Christenthum, welches die spanischen Zwingherren mit sich brachten. Nur wenige von ihnen reden etwas spanisch. Eine ähnliche Abneigung zeigt sich bei dem Volke der Zoques, welche vom Chicapathale im Süden bis zum Rio del Corte im Norden wohnen; ihr Hauptort ist Santa Maria Chimalapa. Etwas mehr von europäischer Civilisation sind die Zapotecos berührt worden; sie bilden im südlichen Theile des Isthmus von Tehuantepec die Mehrzahl der Bewohner.

Die Indianer im nördlichen Theile der Landenge gedenken noch heute jener Doña Marina, welche dem Eroberer Cortez gegen die Azteken so große Dienste geleistet hat. Es ist nicht genau ermittelt worden, ob sie aus Jaltipan oder aus Painala stammte, aber soviel bleibt gewiß, daß heutzutage ein Ort Painala nicht mehr besteht; vielleicht ist das letztere mit dem ersteren identisch. Ihr Vater war ein Lehnsträger des mexicanischen Kaisers; als er starb, hinterließ er eine junge Wittwe und eine Tochter. Jene gebar ihrem zweiten Mann einen Sohn, und beschloß, diesem auch das Erbe der Tochter zuzuwenden. Sie ließ aussprengen, die letztere sei gestorben, und veranstaltete ein Scheinbegräbniß, während das junge Mädchen an Kaufleute aus Xicalanco verkauft worden war. Diese verhandelten sie abermals, und zwar in Tabasco, wo sie dann unter den zwanzig Sklaven war, welche Cortez dort erhielt. Bei der Taufe erhielt sie den Namen Marina, welchen die Azteken Malinzin aussprachen, und der allmählich in Malinche umgewandelt worden ist.

Nun liegt bei Jaltipan eine kreisförmige Bodenerhebung, welche die Indianer als den Hügel der Malinche bezeichnen. Unter ihnen geht die Sage, daß der Leib jener Geliebten des spanischen Eroberers dort begraben liege; vor ihrem Tode habe sie versprochen, einst wiederzukommen und gut zu machen, was sie unvorsätzlich an ihrem Volke gesündigt habe; dann würden die weißen Zwingherren vertilgt werden.

Herr de Fossey erwähnt in seinem Buche dieser Sage nicht; sie ist aber vorhanden, und ich finde sie in dem 1852 zu Neuyork erschienenen Werke über den Isthmus von Tehuantepec von J. J. Williams. Die Ingenieure, welche die Strecke für eine Eisenbahn zu ermitteln hatten, kannten sie und machen folgende Bemerkung: „Wer mag sagen, daß dieser sagenhafte Traum sich nicht, vielleicht schon sehr bald, verwirkliche? Der scheinbar stumpfe und gleichgültige Indianer hegt im Tiefinnern seines Herzens wilden Ingrimm. Die alte Provinz Coatzacoalcos, in welcher einst eine Sklavin eine so wichtige Rolle spielte, kann sich erheben gegen ihre Dränger."

Diese Worte finden gerade gegenwärtig durch die Thatsachen eine theilweise Bestätigung; überall rührt sich das indianische Element, und auch Herrn v. Fossey ist diese Erscheinung nicht entgangen. Er beschwört die weißen Mexicaner, sich doch ja keiner Täuschung darüber hinzugeben. Die Gefahr, von welcher sie namentlich in den südlichen Staaten bedrängt werden, ist vorhanden, während zugleich der ganze nördliche Theil des Landes den wilden Reitervölkern der Apasches und Komantsches zur Beute fällt. Seit 25 Jahren spielen diese letzteren dort die Herren und Gebieter, treiben die Heerden fort, legen Landgüter und Dörfer in Asche, schlachten die Männer ab und schleppen Weiber und Kinder in die Gefangenschaft. Bereits sind sie mehr als einmal bis tief in die Staaten Zacatecas und Xalisco vorgedrungen, und alljährlich rücken sie weiter. Seit längerer Zeit aber kamen sie ihrerseits durch die Nordamericaner ins Gedränge, vor denen sie weichen müssen, und nun drücken sie nur um so stärker auf Mexico, wo sie keinen tapfern Widerstand finden.

Das sind die wilden, umherschweifenden Indianer; aber auch die ansässigen und so lange friedlichen Bauern haben sich schon mehr als einmal in bedenklicher Weise gerührt; sie haben geschworen, alle Weißen zu vernichten, und es kostete nicht geringe Anstrengungen, die Aufstände, welche glücklicherweise seither zumeist örtlicher Art waren, zu dämpfen. Nur in Yucatan ist der Racenkrieg seit länger als zehn Jahren allgemein; er hat keinen Tag aufgehört. Sobald einmal eine indianische Liga zu Stande käme, wären die Weißen in Mexico, welche sich ohnehin durch unsinnige Parteikämpfe selber schwächen, rettungslos verloren. In den südlichen Städten verschließen die weißen Einwohner, die doch überall nur eine geringe Minderzahl bilden, ihre Augen noch vor der drohenden Gefahr; der Indianer kommt von den Dörfern herein zu Markte, kauft und verkauft, und steht mit ihnen täglich in friedlichem Verkehr. Allein der Indianer ist verschlossen, er plaudert nicht aus, was in seinem Herzen wühlt; er flößt seinen Kindern Abscheu vor den Fremdlingen ein; denn als solche betrachtet er die Weißen, obwohl sie seit nun länger als drei Jahrhunderten im Lande sind. Er erzählt der Jugend, was er vom spanischen Drucke weiß, und in das Alles spielen Sagen hinein. Der Farben- und Kastenhaß lodert in den Gemüthern und ist nur mit trügerischer Asche bedeckt. Aber schon mehr als einmal ist das Feuer lichterloh emporgeschlagen. Im Jahre 1849 hatten die Indianer von Zichu sich empört; während ein Theil der Regierungstruppen sie in ihren Gebirgen förmlich belagerte, brach ein zweiter Aufstand in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt Mexico aus. Die braunen Leute einer Anzahl von Dörfern und Flecken, voran jene von Tlalnepantla und Azcapotzalco, hatten einen Bund geschlossen, um Rache an den Weißen zu nehmen. Die Zapoteken, welche auf der Hochebene von Oaxaca wohnen, machen bei jeder passenden Gelegenheit ihrem Ingrimm gegen Weiße und gegen Mischlinge Luft, und vergießen deren Blut mit wahrem Triumph. Zum Glück haben die verschiedenen Indianer in Mexico keine Combinationsgabe und noch kein Gefühl oder Bewußtsein allgemeiner Zusammengehörigkeit; sie wagen wohl gefährliche Aufstände, aber keine eigentlichen Revolutionen; sie machen ihrem Bedürfniß der Rache gegen die Weißen Luft, entwerfen jedoch keinen politischen Plan von irgend welcher Tragweite. Aber wer weiß, was geschähe, wenn einmal ein begabter und kühner Mann unter ihnen sich erhöbe, und sie auch nur für einige Zeit zu gemeinschaftlichem Handeln zu bewegen

verstände? Sehen wir doch in diesem Augenblicke (April 1858), daß ein Mije-Indianer, Juarez, Präsident des höchsten Gerichtshofes zu Mexico war, daß verfassungsmäßig auf ihn die Präsidentenwürde überging, nachdem Comonfort das Land verlassen hatte, und daß er unter der antiklericalen Partei eine hervorragende Rolle spielt. Dieser Juarez war ein armer Bauernknabe, wie der Dictator Carrera in Guatemala ursprünglich ein Viehtreiber war.

Die weißen Kreolen täuschen sich über die Gefahr, in welcher sie schweben, in leichtfertiger Weise. Sie meinen etwa so: Mexico zählt zwischen sieben bis acht Millionen Einwohner; von diesen sind etwas mehr als vier Millionen unvermischte Indianer, die übrigen drei Millionen Mischlinge und Weiße. Nun, drei Weiße und Mestizen werden es doch wohl mit vier Indianern aufnehmen können; ohnehin sind diese nicht alle geradezu feindselig, und die übrigen haben entweder keine Waffen, oder wissen mit dem Feuergewehr nicht gut umzugehen.

In der Wirklichkeit liegen aber die Dinge ganz anders. In den vier Staaten Oaxaca, Chiapas, Yucatan und Tabasco, welche eine zusammenhängende Masse bilden, und außerdem in einigen anderen Staaten, kommen auf jeden Weißen dreißig bis fünfzig, in manchen Gegenden bis mehr als hundert Indianer; die Lacandones in Chiapas dulden dergleichen gar nicht unter sich, und die ihnen benachbarten Chamulas haben mehr als 20,000 Schießgewehre. Die Mayastämme in Yucatan wissen mit denselben vortrefflich umzugehen; sie haben es jetzt eben wieder bewiesen, als sie im März dieses Jahres den Weißen die Stadt Bacalar wegnahmen. In den Staaten Mechoacan und Guerrero hat nicht minder das indianische Element entschieden die Oberhand. Alvarez, der Panther des Südens, welcher den weißen Dictator Santa Anna stürzte, ist ein Indianer von reinem Geblüt und Gouverneur des Staates Guerrero. Der Congreß bot ihm, der mit seinen Indianerhorden, den „Pintos", vor der Hauptstadt lag, die Präsidentenwürde an!

Was die Spanier an europäischen Gebräuchen und römischem Christenthum nach Mexico gebracht, ist bei vielen Stämmen nicht einmal in die Haut, geschweige denn ins Blut gedrungen. Sie haben das Kreuz aufgepflanzt; aber das, was sich an dasselbe knüpft, läßt den Indianer völlig gleichgültig, während der Pomp des äußeren Gottesdienstes ihn anspricht; er macht die Formeln mit, weil sein Pfarrer es nun einmal so haben will, und weil er von Kindesbeinen an sie gewöhnt ist. Aber der Geistliche, zuweilen ein Weißer, meist ein Mischling, selten ein reiner Indianer, darf ihn in seinem Heidenthum nicht stören, das sich von Geschlecht zu Geschlecht bis auf unsere Tage fortgepflanzt hat. Die Hülle sieht christlich aus, der Kern ist altheidnisch geblieben. Herr de Fossey bemerkt: „Einzelne hat man durch Zwang und Martern zu scheinheiligen Heuchlern gemacht, aber unter dem Deckmantel der Finsterniß versammeln sie sich in Höhlen und feiern in aller Freiheit die Gebräuche ihres volksthümlichen Cultus. Und wehe dem Diener des Evangeliums, der allzuviel Eifer bei der Bekehrung zeigen wollte! Vor einigen Jahren führte ein böser Stern einen solchen eifrigen Mann nach Guichicovi; er war so unklug, die Axt an den Coapinol, den heiligen Baum der Mijes, zu legen. Aber schon der erste Schlag traf auch das Herz der Indianer; die Menge erhob sich über einen solchen Frevel in wildem Ingrimm und stürzte sich auf den Frechen, der es gewagt hatte, ein Heiligthum zu entweihen. Man wollte ihn zerreißen, und das Leben wurde ihm nur gelassen, als er versprach, für immer das Land zu meiden. Dann wurden vielfache Räucherungen vorgenommen, die Gebete und Bußübungen dauerten mehrere Tage, aber der heilige Baum war gerettet. Jener Priester hat nach Verlauf einiger Zeit um Erlaubniß zur Rückkehr, die man ihm auch gewährte, nachdem er hoch und heilig betheuert, daß er sich nie mehr einer solchen Frevelthat schuldig machen wolle. Der „christliche" Vorsteher in Guichicovi, ein Mije, hielt eine Anrede an ihn und sagte: „Lies Du Deine Messe so oft Du willst; Du hast Dich aber nicht darum zu kümmern, ob wir dabei anwesend sind oder nicht. Taufe die Kinder, gieb den Leichen am Grabe Deinen Segen, und erfülle die Gebräuche Deiner Religion; hüte Dich aber wohl, Dich in unsere alten Gebräuche zu mischen!"

Ich bemerke hier ausdrücklich, daß Herr de Fossey ein eifriger Katholik ist, welcher für Mexico keine freie Religionsübung gestatten, sondern seine Kirche auch durch äußern Zwang aufrecht erhalten möchte. Sobald der Zwang aufhöre, würden, seiner Ansicht zufolge, die Indianer sogleich auch das Wenige, was sie vom Christenthum angenommen haben, fortwerfen. Da er zwanzig Jahre unter ihnen gelebt hat und sich überhaupt als guter Beobachter zeigt, so haben wir keine Ursache, die Richtigkeit seiner Meinung zu bezweifeln.

So viel ist klar, daß die Priester mit den Mije-Indianern in Guichicovi nicht so verfahren konnten, wie der römische Sendling Bonifacius mit den Hessen. Der heilige Baum bei Hofgeismar konnte umgehauen werden, der Coapinol bei den Mijes mußte stehen bleiben. Fossey bemerkt weiter: „Auch solche Indianer, die nicht so starrsinnig sind wie jene in Guichicovi, haben vom Cultus nur die Außenseite aufgenommen. Sie richten an die katholischen Heiligenbilder ganz dieselben Gebete, wie ihre Vorfahren an die Götzenbilder. Die Passion Christi assimiliren sie den alten Menschenopfern, und die Verehrung der Mutter Gottes von Guadalupe (die braun ist) oder unserer lieben Frau de los Remedios ist ihnen gleichbedeutend mit der Verehrung des Centeotl oder Omecihuatl. Man kann kaum sagen, daß sie scheinheilig sind, wenn sie katholische Bräuche mitmachen, denn sie haben eigentlich ihre Religion gar nicht verändert; sie haben nur zu ihrem alten heidnischen Aberglauben jenen des Christenthums barbarischer Zeiten hinzugefügt."

Frage: Wozu hat nun die sub signo crucis verübte Barbarei der spanischen Eroberer und Mönche genützt?

Und doch ist der Indianer, trotz aller wohlgerechtfertigten Verschlossenheit, lenksam und gefügig gegen weiße Männer; nur dürfen diese keine Spanier sein. Französische Ansiedler zu Tehuantepec und Yuchitar konnten mit ihnen machen, was sie wollten. Unser Gewährsmann erzählt, er habe im Lande der Huasteken einen jungen Franzosen gekannt, den die India-

ner freiwillig als Kaziken anerkannten. „Ich gewahrte weder an der westlichen noch an der östlichen Küste jemals auch nur das geringste Zeichen von Gehässigkeit gegen uns, und ich habe bei diesen guten braunen Bauern und in ihren Hütten manchen lieben Tag verlebt. Einst mußte ich im Staate Mechoacan eine Woche lang in einem Dorfe verweilen, das ganz und gar von vollblutigen Indianern bewohnt ist. Gerade damals waren die Gebirgsbewohner von Jichu in offener Rebellion; nichtsdestoweniger gewann ich über die angesehensten Bewohner ein solches Uebergewicht, daß ich erschrak, wenn ich daran dachte, was ein Anderer an meiner Stelle mit den Leuten hätte anfangen können, falls es darauf angekommen wäre, sie gegen die Städtebewohner zu führen, welche von ihnen verabscheut werden."

In der Stadt Oaxaca war Herr de Fossey oft Zeuge von katholischen Umzügen, die er nichts weniger als würdig oder erhebend fand; der größte Theil des Gefolges habe aus Lumpengesindel (Leperos) bestanden. Der Mariencultus spielt eine große Rolle, weil er den heidnischen Ansichten so wohl entspricht; „was aber", sagt unser Katholik, „Gott, das höchste Wesen, anbelangt, so ist er hier kaum bekannt."

Oaxaca erfuhr ein Paar Monate vor der Ankunft des Reisenden, was die Indianer machen können, wenn sie wollen und sich in die unablässigen Streitigkeiten und Bürgerkriege mischen. Ein Officier Namens Acevedo hatte sich gegen den Centralismus und zu Gunsten der Föderation erklärt und 400 mixtekische Soldaten für sich gewonnen. Mit diesen griff er die Besatzung von Oaxaca an und drängte sie zurück. Die Mixtekas waren Herren der Stadt. Sie plünderten die Waarenläger der Kaufleute, und alle Einwohner, welche nicht im Fort San Domingo eine Zuflucht gefunden hatten, waren von ihrem Messer bedroht. Ein englisches Handlungshaus verlor 60,000 Piaster, ein französischer Apotheker mußte bluten, und die wilde braune Soldateska schickte sich an, alle Ausländer zu ermorden. Der Frau des Apothekers schlugen sie mit dem Gewehrkolben den Schädel ein, ein vormaliger französischer Officier, der eine Brennerei angelegt hatte, erhielt nicht weniger als achtzehn Stichwunden. Er mußte den Indianern seine eigenen Pferde aus dem Stalle ziehen und wurde dabei mit Bajonnetstichen zur Eile angetrieben. Diese Horde blieb dreizehn Tage lang im Besitz der Stadt, während 1500 Mann Soldaten sich feigerweise in der Festung verborgen hielten. Dann und wann feuerten sie einen Kanonenschuß gegen die Mixtekas ab, richteten aber keinen Schaden an. Und da der befehligende General Quintanar damals ein krankes Kind hatte, das bei den Kanonenschüssen immer zusammenschreckte, so wurde das Feuern ganz eingestellt! Den Tag über plünderte die braune Horde, Abends war sie toll und voll und lag Nachts in tiefem Schlafe, ohne daß auch nur die gewöhnlichen militärischen Vorsichtsmaßregeln getroffen worden wären. Man hätte sie mit leichter Mühe überfallen und niederhauen können, aber Quintanar blieb unthätig in der Citadelle. Endlich zog die Bande freiwillig ab, um einer Abtheilung Regierungstruppen unter General Canalizo entgegenzurücken. Von diesen wurde sie aufs Haupt geschlagen und theilweise erschossen.

Das sind mexicanische Zustände. Wir werden gelegentlich in einem folgenden Aufsatze weitere Mittheilungen zur Kennzeichnung dieser heillosen Wirren geben. A.

Die Folgen der orientalischen Krisis.

— Rußland hat sich, im Gefühl, seinen Nebenbuhlern nicht gewachsen zu sein, auf seine innere Aufgabe besonnen; wir sehen dort unter der Hand eines milden und klugen Herrschers eine Entwickelung beginnen, die zu den tiefsten Segnungen der orientalischen Krisis zu zählen ist. Kann die Türkei nicht gleich sehr selbständig von innen heraus sich den Segen dieser neuen gesellschaftlichen Entfaltung zuwenden, bedarf sie dazu bei dem Aggregat ihrer widerstreitenden Zusammensetzung der westlichen Hülfe, so kann doch nicht bezweifelt werden, daß auch für sie in Folge des Krieges in der Krim eine große weltgeschichtliche Epoche angebrochen ist. Jetzt wird auch Indien eine neue Basis für europäische Fortschritte finden, und es kann nicht fehlen, daß dann endlich auch China sich uns eröffnet.

Ein kürzlich erschienenes Buch: Histoire diplomatique de la crise orientale, de 1853 à 1856, d'après des documents inédits, suivie d'un mémoire sur la question des lieux saints (Bruxelles et Leipzig, Emile Flatau) giebt uns nach Actenstücken, die nur dem Eingeweihten zu Gebot gestellt werden konnten, über Entstehung, Gang, Entwickelung und Lösung der orientalischen Verwickelung Aufschlüsse. Ist es ein Franzose, der sich hier über die Einseitigkeit französischer Auffassung eines weltgeschichtlichen Thema's erhebt, ist es ein Deutscher, der dem frühern Minister Drouyn de Lhuys zur Seite stand: jedenfalls hat hier ein Mann europäischer Bildung und weltmännischer Aufklärung mit der Feinheit französischer Federführung und der Treue deutscher Emsigkeit die Summe seiner culturhistorischen Studien dargelegt, um uns den nothwendigen Conflict zwischen Occident und Orient und seinen Ausgang zu erläutern. Den Eingeweihten verräth die Aufdeckung der geheimen Triebfedern in der Verwickelung des Streites zwischen Rußland, England und Frankreich bei der Schlichtung der türkischen Frage; in der Perspective, die er daran knüpft zur Förderung der menschheitlichen Interessen, sehen wir den religiös wie national vorurtheilsfreien, universellen Kopf, dem wir gern und mit Ueberzeugung Glauben schenken. Nachdem wir uns an seiner Hand im Labyrinth der Verhältnisse zurechtgefunden, wie sie sich zum Knoten schürzten und von den Erfolgen des Krieges entfädelt wurden, interessiren uns vor Allem die möglichen Folgen des großen Ereignisses. In Rußland wie in der Türkei haben sich die Einflüsse des Westens auf den Osten auf staunenswerthe Weise erschlossen. Rußland wendet sich seiner inneren Entwickelung zu, vielleicht um später mit gleichen, also erhöh-

ten Nationalkräften und inneren, noch nicht angebauten Schätzen, die die Bildung giebt, gegen denselben Westen und um dasselbe Ziel kämpfen zu können. Dampf und Eisenbahnen werden, sagt der Verfasser, die östlichen Zollschranken sprengen, die Erzeugnisse des Westens, nicht mehr als bloße Luxusartikel der höheren Classen, sondern als Gemeingut Aller, Geschmack und Wohlleben der Slaven fördern, bis es ihrem Nachahmungstriebe gelingt, sich den Culturvölkern gleichzustellen. Auch die Levante wird, mag sie bestehen oder die Basis neuer Staaten abgeben, durch die Gewerbekünste des Westens eine neue Pforte zum Morgenlande für uns werden. „Unmerklich, aber sicher", sagt er wörtlich, „führt die Civilisation unser Jahrhundert neuen und unbekannten Phasen zu. Als Mittel und Werkzeuge der Regierungen und Staatsbedürfnisse können die Menschen sich noch lange bekriegen, als Glieder der großen menschlichen Gesellschaft und Familie streben sie mehr und mehr sich zu nähern. Sah man jemals eine gleiche Gemeinsamkeit der Unternehmungen, eine gleiche Verbindung von rohem Material der Elemente und der Aufklärung der Bildung? Engländer und Franzosen zahlen Steuern, um einen Krieg gegen den Osten führen zu können, und kaum ist der Krieg beendigt, so sind Beide Actionäre für Rußlands Eisenbahnen. Marschall Pelissier schießt Bresche in Sebastopol, und öffnet damit nur den Pariser und Londoner Banquiers den Weg nach Petersburg. England und Frankreich verausgaben zur Schwächung Rußlands innerhalb zweier Jahre 6000 Millionen (6 Milliarden) Franken, und haben gleich nach Beendigung des Krieges doch noch genug Summen, um Rußland zum Bau seiner Eisenbahnen zu verhelfen. Das ist eine politische Demüthigung Rußlands, aber zugleich von culturgeschichtlicher Bedeutung." — Es fehlt auch nicht an weltgeschichtlicher Ironie in dem Bündnisse der beiden Westvölker. England sucht Rußland von Indien abzuhalten, und Frankreich giebt Geld zu den Eisenbahnen, die Rußland dahin führen. Geld und Dampf haben sich nie in gleicher Höhe als die Hebel der Entwickelungen bewährt. Und dies zugestanden, sagt der Verfasser, wird mit dieser Wahrheit keineswegs der moralische Hebel geschmählert. Dampf und Eisen führen zur größeren Herrschaft über Zeit und Raum, sind ein neuer Triumph des menschlichen Geistes. Größer wie in diesem angeblich materiellen Zeitalter war noch nie der Sieg des Geistes über die Elemente.

Der Verfasser weiß diese Ueberzeugungen auch mit der Strömung des Christenthums in Eintracht zu setzen. „Als die Civilisation", sagt er, „nur das Ergebniß eines mehr oder minder spiritualisirten Naturdienstes war, der sich den physischen und moralischen Bedürfnissen der Völker anschmiegte, als die Bildung noch keinen Mittelpunkt hatte, sondern wie zerstreute Naturkräfte, überall verbreitet, auf verschiedenen Punkten der Erde aufkeimte, als selbst das um vieles geistigere Judenthum in einer heidnischen Welt fest eingemauert war: da konnte noch die Rede sein von verschiedenen Bildungsformen, denen man die Namen der durch feinere Sitten hervorragenden Völker gab. Seit dem Christenthum hat aber die Bildung nicht mehr ihre Wurzeln im Cultus der Natur, sondern im Cultus des Geistes; deshalb ist sie bei aller Vielfältigkeit einfach dieselbe geblieben, dergestalt daß es jetzt keine eigentliche englische, französische, deutsche Bildung, sondern nur eine europäische giebt, deren Wissenschaft und Erkenntniß sowohl Zweck wie Mittel sind."

Die Mission einer besondern Bildungsepoche erkennt der Verfasser den Slaven nicht zu. Er fragt: „Von welcher Art sollte die besondere Civilisation sein, welche die Slaven der Welt zu bringen hätten? Haben sie eine neue Religion, eine neue Kunst, neue Wissenschaft, neue Erfindungen, die nicht auf den unsrigen beruhten? Ist ihr Christenthum vervollkommnungsfähiger als das des Occidents, oder ist es nicht eher eine Verknöcherung des Geistes? Ihre Illusionen von einer Weltherrschaft ihrer nationalen Eigenthümlichkeit beweist vielmehr, daß sie die Tiefen der neuen Aera noch nicht erfaßt haben, noch einer alten Welt angehören. Es ist wahr, die Zeit ihrer Herrschaft in Europa kann kommen; aber unter welchen Bedingungen? Zuvor müßte die ganze Lebenskraft der Völker des Westens erschöpft sein, und dann würde eine slavische Ueberschwemmung erst recht ein Rückschritt der Humanität sein. Die antike Bildung unterlag der Einwanderung der Barbaren, weil diese sie mit primitiven Kräften angriffen, und die Vertheidigungsmittel der Civilisation nicht ausreichten. Jetzt sind die Occidentalen nicht blos in Kunst und Wissenschaft, sondern auch in den Dingen des Krieges Herren und Meister, die Mittel unserer Bildung sind zugleich die Mittel zu unserer Vertheidigung, und wir können beide unsern Freunden und unsern Feinden bieten. Wenn das Schicksal uns große Katastrophen vorbehält, so werden sie sich in andern Formen zeigen, als in der antiken Zeit. Wir fürchten keine scythische Ueberschwemmung; die Ereignisse dieser Tage lehren uns das. Und mag uns der Orient entzweien: er lohnt uns die Erziehung, die wir ihm angedeihen lassen, schon dadurch, daß er unsere Thatkraft wach erhält. Nach den unabänderlichen Gesetzen des Gleichgewichts der Welt wird eine vernünftigere Eintheilung Europa's ohne Zweifel aus unsern spätern Kämpfen um den Orient hervorgehen. Die Enttäuschung der Slaven, die sie den neuesten Ereignissen verdanken, wird ihnen die Ueberzeugung geben, daß sie die Schüler Europa's bleiben, um die Lehrer Asiens zu werden." — Wir fügen die Ueberzeugung eines deutschen Geschichtschreibers, des verstorbenen Stuhr, hinzu, wonach Rußland abermals sein provisorisches und abstractes Centrum in Petersburg aufgeben und seinen concreten Mittelpunkt wieder in Moskau finden werde. Mit den Mitteln, die Petersburg durch seine occidentale Verbindung und Richtung giebt, muß Moskau den Zwecken und Zielen näher führen, die Rußlands Mission nach dem Osten hin anzustreben hat. Wenn es sich, wie jetzt um die Türkei, um China handeln wird, erhält England an Rußland den neuen und dann mit stärkeren Mitteln gewaffneten Nebenbuhler.

K.

Aus der Mythoterpe, von Amara George.

— Die Dichterin der „Blüthen der Nacht“ hat eine Reihe Legenden und Lieder mythischen Inhalts zusammengestellt und mit verwandten Dichtungen von Georg Friedrich Daumer und Alexander Kaufmann bereichert (Leipzig bei Brockhaus). Es ist keine geschlossene Mythologie in Versen, aber doch ein Beitrag dazu. In den ersten sechs Abtheilungen ist das Material nach Völkerschaften geordnet, die siebente umfaßt christliche Sagenstoffe. Wir heben zwei Gedichte davon hervor, das eine von Daumer, das andere von Kaufmann. Was Jener aus dem Schatze seiner Kenntniß des Orients zur Sammlung beitrug, ersetzt Dieser durch den vollendeten Klang seines dichterischen Ausdrucks.

Maria ihren Maler rettend.

Gegründet unsrer lieben Frau
Ward einst ein hoher Tempelbau,
Man mühte sich mit aller Macht
Zu schaffen eine große Pracht,
Man bauete manch langes Jahr,
Und wie das Haus vollendet war,
Und nur der Raum, der innre, leer,
Da rief man einen Maler her,
Der thürmet' an der Wand hinauf
Ein hoch Gerüst und stand darauf
Und nahm den Pinsel in die Hand
Und schmückte die geweihte Wand
Und bildete mit Liebessinn
Das Bild der hohen Königin,
Sowie er es lebendig nah
Mit innerlichem Auge sah.
Und wie er eben fertig war
Und schauete sein Werk so klar
Und in entzückter Minne brannt',
Erkrachte der zu lose Stand,
Und tief hinab vom Brette nun
War ihm bestimmt, den Fall zu thun; —
Das Bildniß aber in der Wand
Streckt' eilig aus die weiße Hand,
Ergriff den Arm des Bebenden
Und ohne Haltung Schwebenden
Und hielt ihn also wunderbar,
Bis Menschenhülfe nahe war.

O zarte Hand und mächtige,
Zu retten nie bedächtige
Was unter deinen Schutz gestellt,
Dich küss' in Andacht alle Welt!

Der schöne Mönch im Kloster Bronnbach.

Ein junger Mönch lebt' einst in Burnebach,
So schön wie keinen je das Land geschauet,
Daß oft der Prior zu den Brüdern sprach:
„Er ist so schön, daß er mich stets erbauet!

Ein Sanct-Johannes kam in unser Thal,
Dem Maler säß' er zu des Heilands Bilde —
In seinem Blick welch wunderbarer Strahl,
Und dennoch jeder Zug wie engelmilde!

Daß er so schön, er selber weiß es kaum,
Kein Spiegel wagt' es noch ihn zu bethören.
Sein Leben ist ein schöner Unschuldstraum —
O hütet euch den schönen Traum zu stören!“

So lebte lang' der schöne Jüngling fort,
Die Brüder still an seinen Zügen hingen;
Da trieb's ihn einst zu düstrem Waldesort,
Wo stille Erlen einen Quell umfingen.

Es gingen Märchen um von diesem Quell,
Als ließ' sich oft in schwühlen Sommertagen
Ein Weib drin schaun, den Blick so zauberhell,
Daß Jedem müßt' das Herz vor Liebe schlagen.

Auch habe Manchen schon ihr Reiz verführt,
Den sie gelockt in jene grünen Fluthen,
Der unten sie zur Liebsten sich gekürt,
Um dann in Qualen elend zu verbluten.

Dort ging er hin — warm sengte Mittagsgluth —,
Doch kam er Abends nicht zum Kloster wieder.
Am Morgen fand man ihn in kühler Fluth,
Zum Tod gestreckt die schönen keuschen Glieder.

Viel munkelten die Brüder, manche Mär
Erzählten sie von jenem Wunderreiche,
Auf ihren Seelen lag es nächtig schwer —
Da trat der Prior weinend zu der Leiche:

„Weiß Gott, dich hat kein Zauberweib verführt —
Das ist ein Trug, vor dem nur Thoren grauet!
Die eigne Schönheit hat sein Herz gerührt,
Der erste Spiegel war's, drin er geschauet.

Er war so schön — gewiß im eignen Schein
Glaubt' er ein Bild der Himmlischen zu sehen.
Ihr selber wißt, wie fromm und engelrein
Dies Jünglingsherz — o wollt mein Wort verstehen:

Im eignen Bild winkt' ihm ein Engel zu,
Der Engel winkt' ihm und er folgt' dem Winken.
Gieb seiner Seele, Herr, die ew'ge Ruh' —
Wann wird ein zweiter Stern so schön uns blinken?“

Unter den Sagenstoffen aus dem Türkischen finden wir eine Legende von Christus, die eine weitere Ausführung verdiente. Christus wandelt mit seinen Jüngern über Feld. Ein todter Hund sperrt den Weg, und alle Welt flieht den Ort der Pestilenz, selbst die Jünger schmähen auf den entstellten Leichnam. Christus allein bleibt stehen und versinkt in den Anblick; er findet selbst am todten Hunde noch etwas Preisenswerthes. A. Kaufmann giebt die Legende wie folgt:

Der todte Hund.

Am Wege lag ein todter Hund —
Da kam auch zu derselben Stund'
Der Priester fromme Klerisei;
Die hub alsbald ein groß Geschrei,
Als ob im ganzen Judenreiche
Kein Hund dem mehr an Abscheu gleiche:
„Den wüsten Gauch, beseht ihn nur!
Von Ohren nirgends eine Spur,
Die Beine krumm, zerhackt der Schwanz;
Auch scheint er räudig gar und ganz —
Wie nur der Herr solch scheußlich Wesen
Sich zum Geschöpfe mocht' erlesen!“ —
Da kommt auch Christus her und spricht:
„Just von den Schönsten ist er nicht,
Es weint sein Herr drum keine Thräne —
Doch seht, wie perlenweiß die Zähne!“

Zur Chronik.

Die Herzogin von Orleans †.

— Am 18. Mai starb zu Richmond bei London „plötzlich, aber ohne Todeskampf" die Herzogin Helene, — am gebrochnen Herzen, möchten wir der Einsylbigkeit der telegraphischen Botschaft zufügen, nachdem sie die Schläge des Schicksals muthig bestanden, aber vergeblich mit dem Gefühl ihrer Mutterpflicht gegen die launenhafte Wendung der Dinge in jenem Lande gekämpft, dem sie einen rechtmäßigen Erben geboren zu haben glaubte. Es ist bereits die zweite Prinzessin von Orleans, welche Deutschland an Frankreich lieferte. Die erste war jene Elisabeth Charlotte, die princesse palatine, die Mutter des Regenten Philipp von Orleans, der nach Ludwigs XIV. Ableben Frankreich regierte. Sie schrieb ihre Memoiren und erwies sich auch in diesen Geständnissen als ein weiblicher Sonderling. Helene war ihr deutsches Gegenstück, ein Muster von zarter, edler, feiner Weiblichkeit, eine Enkelin Karl Augusts von Weimar, Tochter von dessen Tochter Karoline, über welche Henriette v. Knebels Briefwechsel kürzlich soviel Aufschluß gab. Prinzessin Karoline von Weimar ward die Gemahlin des Erbgroßherzogs von Meklenburg-Schwerin, und in Ludwigslust erblickte Helene Luise Elisabeth den 24. Januar 1814 das Licht der Welt. Mit ihrer kranken Stiefmutter zog Helene nach Jena, wo sie Nahrung des Geistes fand, während die ihr zur Pflege Befohlene Heilung suchte. Es war in den dreißiger Jahren, wo die edelste Prinzessin deutschen Blutes sich dort in Kunst und Wissenschaft heimisch machte, namentlich auch im Umgang mit Prof. Scheidler Philosophie studierte, der, obschon taub, ihr doch ein getreuer Führer im Labyrinth des deutschen Denkens wurde. Sie sollte, 44 Jahre alt, im Labyrinth der politischen Gedanken und Situationen Frankreichs scheitern. Im Jahre 1837 lernte Ferdinand Louis Philippe, der Kronprinz des Julikönigthums, auf einer Reise mit seinem Bruder Nemours in Deutschland die Perle deutscher Frauen kennen. Der Sohn des Bürgerkönigs der Franzosen konnte für seine eigene Trefflichkeit keine bessere Gefährtin finden; nie konnte eine Dynastie edlere Hoffnungen für ihre Zukunft erwecken, als in diesem Bündniß für Frankreich möglich wurden. Das Bündniß dauerte nur fünf Jahre; den 13. Juli 1842 starb der Herzog von Orleans, 32 Jahre alt, nach dem Sprung aus seinem Wagen, dessen Pferde durchgingen, auf dem Wege von Paris nach Neuilly, wo er von seiner Gattin Abschied nehmen wollte, um einer Musterung der Jäger von Vincennes beizuwohnen, die nach ihm chasseurs d'Orléans genannt wurden. Mit 28 Jahren ihres Lebens Wittwe, wandte sie alle Kräfte ihres Herzens, alle Blüthen ihres Geistes, alle Resultate ihrer Bildung dazu an, ihre Söhne des Vaters und Frankreichs würdig zu erziehen. Louis Philippe der Graf von Paris ist am 24. April 1838 geboren, Robert der Herzog von Chartres 1840. Schon 6 Jahre nach dem Tode des Sohnes sah sich der alte Julikönig um den Gewinn seiner Lebensmühen als Mensch und Fürst betrogen; sein zweiter Sohn Nemours war verhaßt, die jüngeren waren außer Landes, und sein edelster fehlte, um dem wankenden Thron eine neue Stütze zu geben. Helene war eine Deutsche, eine Ausländerin, und Louis Philippe's Enkel 10 Jahre alt, als der Wirrwar in Paris dergestalt stieg, daß der lebenslang so weise König, vielleicht im Gefühl eignen Verschuldens, den Kopf verlor und den Muth des Heroismus nicht zeigte, der einem ächten Könige ziemt, wo es gilt, sich eher unter den Trümmern des Thrones zu begraben, als das Schicksal dieses Thrones in Stich zu lassen. Helene war viel zu sanft und fein, um den Stürmen des Jahres 1848 trotzen zu können. Der 24. Febr. des Jahres 1848, der Tag der Wendung zwischen Reform und Umsturz, Ordnung und Gesetzlosigkeit, war auch der verhängnißvollste im Leben der Herzogin. Am Morgen war die Familie im Cabinet des Königs; Louis Philippe, lange Zeit hin- und hergedrängt, vergeblich nach einem heroischen Entschluß ringend, schrieb die Abdankungserklärung zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris. Wie er Orden und Schmuck ablegte und zu den Reisekleidern griff, sagte er zur Herzogin: „Helene, bleiben Sie!" Die Herzogin hielt die Hände vor's Gesicht und weinte. Der Deputirte Lacrosse trat zu ihr: „Madame, gehen Sie mit Ihren Kindern nach der Deputirtenkammer; das Volk wird Ihnen Platz machen, Sie tragen Wittwentrauer!" Der König reiste ab; im Gedränge des Volkes verwandelte sich seine Abreise in eine feige und verworrene Flucht. Als die Pöbelhaufen mit Feuerbränden vorn in die Tuilerien drangen, verließ die schwarzgekleidete Prinzessin, den einen Knaben an der Hand, zur Seite das Schloß, während ein Officier den andern Knaben auf dem Arme nachtrug. Sie schritt eilig, nicht aus Furcht, sondern aus Pflichtgefühl, in der Sorge, zu spät für ihre Kinder zu kommen. Auf der Concordienbrücke verwickelte sich der junge Ludwig Philipp in den Spitzenbesatz ihres Kleides und glitt aufs Pflaster. Seine Mutter stieß einen leisen Schrei aus; der Knabe hatte sich nicht verletzt, aber ein ahnendes Gemüth konnte den Zufall als Vorbedeutung nehmen. Hatte doch den greisen Louis Philippe just in der Nähe des Bastilleplatzes, wo der 16. Louis und sein Vater als Bürger Egalité gefallen waren, plötzlich die Angst zur Flucht getrieben. Im Palais Bourbon hatte Sauzet 1½ Uhr die letzte Versammlung des „legalen Frankreichs" eröffnet. Keiner von des Königs Ministern war zugegen, auch Mr. Thiers nicht, der doch im Cabinet des Königs dem Act der Abdankung beigewohnt hatte. Sauzet läutete mit der Glocke und meldete dies Ereigniß und zugleich die Ankunft der Herzogin. Mit beiden Kindern trat sie in den Saal; ihr Schleier war zurückgeschlagen, ihr Antlitz blaß, ihr Auge feucht, aber das Pflichtgefühl der Mutter waffnete sie und war stärker als die Furcht der Frau, die Schüchternheit der Fürstin, einer ungewissen Versammlung von Männern gegenüber. Helene stieg ruhig die Stufen der Kammer hinab, grüßte nach allen Seiten und setzte sich auf den Lehnsessel vor der Rednerbühne; die Söhne, schwarz gekleidet wie ihre Mutter, nahmen ihr zur Seite Platz. Lacrosse und Dupin eröffneten der Versammlung das Ereigniß, der König habe abgedankt, der Graf von Paris sei König, die Herzogin von Orleans Regentin. Die äußerste Linke und die Rechte schwiegen, die anderen Fractionen riefen Bravo, die Centren: Vive le roi, vive le comte de Paris, vive la régente! Dupin verlangte, diesen Beifallruf als Anerkennung ins Protocoll zu nehmen. Ein Widerspruch, ein Kampf der Stimmen zwischen Ja und Nein begann. Sauzet bewegte die Klingel und begann: „Meine Herren, die Kammer hat durch ihr einstimmiges Beifallrufen" — Auf die neue Bewegung erfolgte plötzlich von außen der Sturmdrang eines von der Verwüstung der Tuilerien zurückkehrenden Volkshaufens, der mit Flinten in den Saal stürzte. Die Deputirten verließen ihre Sitze; der offenen Gewalt gegenüber gab es keine bewaffnete Macht mehr, um die gesetzmäßige Versammlung des Landes zu schützen. Die Herzogin schien gefährdet. Der Herzog von Nemours rieth ihr, die Versammlung zu verlassen. Man

nahm die Kinder auf den Arm und wollte rechts, dann links, dann durch die Mittelthür den Ausgang suchen. Es schien nicht möglich, Helene entschloß sich zu bleiben. Odilon-Barrot bestieg die Tribüne und erklärte, Frankreichs Julikrone sei auf den holden Knaben und seine edle Mutter übergegangen. Helene, ein Papier in der Hand, stand auf und wollte reden, aber der Tumult für und wider begann von neuem. Gewehrsalven und Geschrei von außen wiederholten sich. Lamartine bestieg die Rednerbühne. Er war jetzt der Mann des Augenblicks, der Beherrscher der Situation. Der Liebling des Volkes, der begeisterte Poet, der mit dem Zauber seiner Rede die Gemüther beflügelte, konnte jetzt den Uebergang von Louis Philippe auf dessen Enkel motiviren, und aus der Reform wäre keine Auflösung, aus der Revolte kein Umsturz geworden. Aber Tages zuvor hatte Lamartine sich von den Republikanern schmeicheln lassen; er brachte der Prinzessin aus deutschem Stamme, der edelsten Mutter lieber Kinder, eine poetisch galante Huldigung, aber die Basis zur neuen Ordnung, sagte er, finde man nur, wenn man in die Tiefen des Volkes hinabsteige und das Nationalrecht heraufhole. Diese Tiefen öffneten sich auch alsbald beinahe dem Redner selber; neue Haufen, trunken vom Wein in den Kellern der Tuilerien, drängten in den Saal und richteten auf Lamartine die Flintenläufe, unwissend, wen sie vor sich sahen. Der Präsident erklärte die Sitzung für geschlossen, Alles stürmte durch einander, Mutter und Kinder von Orleans wurden von der Strömung fortgerissen, ohnmächtig sank die Herzogin vor der Thür draußen zusammen. Den kleinen Grafen hatte man ihr noch nachgeschleudert, der jüngere war im Gedränge unter den Fußtritten der Menge verschwunden, bis ein Wächter ihn bei Seite schleppte und ins Invalidenhotel rettete. Dort weilte Helene noch mehrere Tage, die Wendung der Dinge erwartend. Für ihre Person bereit, in die Stille des Privatlebens zu treten, glaubte sie ihrem Hause, ihrem Sohne Versuche zum Widerstand schuldig zu sein, bis sie sich überzeugte, daß in Frankreich das Recht auf lange der Gewalt wich. Sie fand im Vaterlande ihrer Weimarischen Mutter, speciell in Eisenach, ihr Asyl, wo sie sich der Erziehung ihrer Söhne ganz widmen konnte. Sie war zeitweis wiederholt in England bei der Familie Louis Philippe's; zu der Fusion zwischen den alten Bourbons und den Orleans konnte sie nicht stimmen, theils weil die Tricolore zu verleugnen, den alten Julikönig im Grabe beleidigen hieß, theils weil sie dem rechtmäßigen Sohn von Frankreich nicht vorgreifen wollte, bevor er, mündig geworden, selbst entschiede und sein Land ihn berufen würde.

Graf Alvensleben †.

-u. Am 2. Mai starb zu Berlin, wo er als Mitglied des Herrenhauses dem diesjährigen Landtage beigewohnt hatte, auf diesem erkrankt und deshalb auch nach der Verabschiedung der Stände zurückgeblieben war, Graf Albrecht v. Alvensleben, ein auch in seinem Ruhestande einflußreicher Staatsmann und geachteter Rathgeber der preußischen Krone. Aus einem alten vielverzweigten Adelsgeschlecht entsprossen, ward er dem braunschweigischen Minister Johann August Ernst v. Alvensleben, der am 6. Juli 1798 in den preußischen Grafenstand erhoben worden war, von dessen Gemahlin, Sophie v. Rohr, am 23. März 1794 geboren. Als Berliner Student trat er 1813 in die preußische Gardereiterei als Freiwilliger ein, ward bald Officier und nahm an den Feldzügen bis zum zweiten Pariser Frieden Theil, worauf er die juristische Laufbahn einschlug. Der Tod seines Vaters (27. September 1827) rief ihn zur Verwaltung seiner beträchtlichen Güter, in denen sich das Hauptbesitzthum zweier Zweige seiner Linie, namentlich Erxleben, das die Familie schon seit 1270 besitzen soll, Uhrsleben und Eichenbarleben, vereinigte, und er verbrachte mehrere Jahre auf dem Lande, wobei jedoch seine Geschäftstüchtigkeit wenigstens dadurch eine Erweiterung seines Wirkungskreises veranlaßte, daß ihm die Generaldirection der Magdeburger Feuersocietät übertragen ward. Bald sollte er in höherer Sphäre wirken. Wie er schon 1833 zum Geh. Justizrath und Mitglied des Staatsraths ernannt worden war, so wurde er 1834 mit dem wichtigen Auftrage betraut, Preußen auf den Wiener Ministerialconferenzen als zweiter Bevollmächtigter, neben Ancillon, zu vertreten, und da der Letztere spät eintraf, so fiel ihm ein großer Theil der Aufgabe allein zu. Die hier bewiesene Geschicklichkeit gab wohl, neben dem sonstigen hohen Rufe, den ihm seine umfangreichen Verwaltungen verschafft hatten, den Anlaß, daß er schon im November desselben Jahres provisorisch und im Januar 1836 definitiv die durch Maaßens Tod erledigte Leitung des Finanzministeriums erhielt, mit welchem 1837 auch die Direction des Bau-, Fabrik- und Handelswesens vereinigt ward. In dieser Stellung wirkte er, zum großen Vortheil des preußischen Staatshaushaltes und Staatscredites, bis zum 1. Mai 1842, wo er freiwillig zurücktrat, wozu ihn weniger principielle Fragen, als lästige Schwierigkeiten der formellen Geschäftsbehandlung unter der neuen Regierung veranlaßt haben sollen. Daß er das Vertrauen des Königs bewahrt hatte, bewies seine Wahl zum Vertreter Preußens auf den Dresdener Conferenzen, wie eine spätere, durch die Zollvereinsstreitigkeiten von 1851—52 veranlaßte Mission nach Wien. — Alvensleben gehörte der alten preußischen Schule an. Er wollte die Regierung in möglichster Vollkommenheit, rechtlich, gewissenhaft, intelligent, das Beste des Volkes zum höchsten Leitstern nehmend, mit treuer Rücksicht auf die Grundzüge des preußischen Volks- und Staatswesens und mit umsichtiger Beachtung der öffentlichen Meinung, aber wesentlich und allein durch den monarchischen Beamtenstaat geführt wissen. Gegen außen wirkte er für die preußische Hegemonie und behandelte den Zollverein, für dessen Entwickelung er viel gethan hat, als ein Mittel dazu. In den letzten Jahren hielt er sich sehr zurück, und wo er vortrat, geschah es in maßvoller, vermittelnder Weise. Er war nie verheirathet, und da er nur vier Schwestern hinterläßt — deren eine, wenn wir nicht irren, mit einem Bruder des bekannten Schriftstellers Constantin Frantz verheirathet ist, — so erlischt mit ihm die Grafenwürde der schwarzen Linie.

Das junge Bengalen.

x. Bekanntlich richten die christlichen Missionäre in Indien so gut wie gar nichts aus, noch weniger als in Palästina, und man hat berechnet, daß jede Person, welche von ihnen, obendrein sehr oft nur scheinbar, bekehrt worden ist, zwischen 30—50,000 Thaler gekostet habe. Das ist sehr viel für einen zweifelhaften Erfolg, und Viele meinen, daß mit solchen Summen sich Ersprießlicheres bewerkstelligen lasse. Dagegen haben viele Hindu sich mit Eifer dem Studium der englischen Sprache und Litteratur zugewandt und sind vermittelst derselben zur Kunde des europäischen Geisteslebens gelangt. Viele haben sich auch allerlei vom Außenwerke unserer abendländischen Civilisation angeeignet, aber in Grund und Boden bleiben sie alle was sie waren: ächte Orientalen, Indier ächten Schlages. Nena Sahib, „das blutige Ungeheuer", spricht geläufig Englisch, liest Londoner Zeitungen und hatte seinen Palast eingerichtet wie ein Lord an der Themse. Die

Engländer haben in Indien eine Anzahl höherer Lehranstalten gegründet, welche fleißig von Eingebornen benutzt werden. Diese gehören alle der Brahminenkaste an, und es wird als bezeichnend hervorgehoben, daß nie ein Mohamedaner sich herbeigelassen habe, solche Anstalten zu besuchen. Sie bleiben steifnackig, verhalten sich ablehnend gegen Alles was nicht im Koran steht, und wollen nach wie vor nichts von den Christenhunden wissen; sie verachten den Feringhi, d. h. den Europäer, den Franken. Der Hindu dagegen zeigt sich äußerlich schmiegsamer und begreift recht wohl, wie vortheilhaft es für ihn ist, wenn er sich die Sprache seiner Beherrscher aneignet. Deshalb besucht er die Gymnasien, hört Vorträge über Philosophie, Mathematik, Erdkunde, Geschichte und Litteratur des Abendlandes, aber der großen Masse bleibt das Alles fremd und fern. Jene Hindu, welche Shakspeare, Lord Byron, englische Dichter und Geschichtschreiber lesen, bezeichnet man als das Junge Bengalen. Alle diese Leute haben Anlagen, große geistige Biegsamkeit und ein rasches Vermögen der Auffassung, deshalb lernen sie auch leicht. Aber ihre neuen Anschauungen verquicken sich nicht mit dem hindustanischen Wesen, dringen nicht ins Innere, sondern bleiben gleichsam nur auf- und angeworfen. Nur darin schlägt diese zugebrachte Bildung durch, daß sie jene Männer vom brahminischen Heidenthum abzieht; aber sie alle werden dann nicht etwa Christen, sondern ohne Ausnahme Atheisten. Man schildert das Gebäude, in welchem die Vorträge zu Calcutta für das Junge Bengalen gehalten werden, als prachtvoll. Die Hörsäle sind kühl und mit allen Bequemlichkeiten versehen. „Der Audienzsaal des ehemaligen Großmoguls, die geräumigen Hallen der alten assyrischen Könige sind nicht herrlicher gewesen als diese Auditorien.“ Der Schüler wird dort weder von Staub noch Sonnenbrand belästigt, ein Wedel fächelt ihm Kühlung zu, er lehnt sich an Polster und horcht den Vorträgen des Lehrers. Viele dieser indischen Studenten sind verheirathet, obwohl vielleicht erst 16 Jahre alt, und ihre Frau hat vielleicht das 10. oder 12. Jahr nicht überschritten. Sie fahren in einem prächtigen Viergespann. Das Kastenvorurtheil schwindet bei ihnen, aber sie halten trotzdem an ihrer Kaste, weil das Vortheil bringt, und ein Mann außerhalb einer Kaste in Indien ein unglückliches Geschöpf ist. Deswegen gehen sie ihren Kastengenossen gegenüber mit ihren Ansichten nicht offen heraus, sondern machen nach wie vor die altherkömmlichen Bräuche mit, verrichten die vorgeschriebenen Andachten und besuchen die Tempel. In europäischen Kreisen können sie nie heimisch werden, weil der Gegensatz von Abendländisch und Orientalisch zu scharf ausgeprägt ist, und den an der religiösen Formel und am orthodoxen Dogma haftenden Engländern der Skepticismus des Jungen Bengalen anstößig erscheint. So hat England eine Classe von Menschen ins Leben gerufen, welche eine eigenthümliche Zwitterstellung einnimmt. Sie wird von Jahr zu Jahr zahlreicher, hat freilich noch keine rechte Stellung zu finden vermocht, übt aber schon jetzt einen nicht geringen Einfluß.

Lübeck.

— Unlängst verlautete aus Wien, bei dem dortigen statistischen Congreß habe die gute alte freie Stadt Lübeck neben Hamburg, Bremen und Frankfurt das Altersvorrecht geltend zu machen gesucht, und es seien darob bei einer Repräsentation am Hofe Streitigkeiten entstanden. Es schmerzt das alte Haupt der Hansa, so ganz im Winkel zu stecken und übersehen zu werden, und die mächtiger, glänzender und moderner gewordenen drei Schwesterstädte thäten wohl, diesen Alterthumsschmerz an Lübeck zu ehren. Es ist freilich schon gar lange her, daß Lübeck die Dänen bei Bornhövede schlug, seine Flotten die Ostsee beherrschten, seine Stimme das Schicksal der nordischen Reiche entschied, Lübisches Recht weithin in der Welt galt. Aber nicht blos geschichtlich, auch künstlerisch bietet das halbtodte Lübeck noch einzelne Schätze und Reliquien, die öfter aufgesucht werden würden, lägen sie an der Landstraße. Overbeck in Rom und Geibel in München sind ohnedies Männer, die bekunden, daß Lübeck auch heute noch in seinen Söhnen schöpferische Kraft entwickelt. — In zwei früheren Jahrgängen hat unser Blatt den Charakteren der Vergangenheit und den Alterthümern Lübecks wiederholt Raum zu Schilderungen geboten. Heinrich Asmus hat diese seine „Bilder und Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart“ (Lübeck bei Asschenfeldt) in einem Bändchen zusammengestellt, das Freunden der Monographie, der geschichtlichen wie der künstlerischen, empfohlen sei. „Ein Gang durch die Stadt“ schildert Lübecks Architektur; zu den Merkwürdigkeiten im Bereiche der Kunst gehören dort die aus Holz geschnitzte Stube nebst dem Rathsweinkeller, in den Kirchen einer der merkwürdigsten Todtentänze, ein Altarschrank und Glasmosaiken. Für die Geschichte der Vitalien- und Cirkelbrüder liefert Lübeck wesentliche Beiträge, die der unlängst verstorbene F. W. Barthold für seine Behandlung dieser Stoffe vielleicht nicht vollständig genug ausbeutete. Unter den Männern der Vergangenheit Lübecks stehen Nikolaus Brömse, Marx Meier und Jürgen Wullenwesser als denkwürdige Gestalten da, welche ein Poet von heute immer noch zu schildern hätte; freilich müßte es glücklicher geschehen, als es Gutzkow in einem seiner Dramen in Bezug auf Wullenweber gelang.

Ernste Spiele.

— Unter diesem Titel hat Professor Erdmann in Halle seine neun in der Berliner Singakademie gehaltenen Vorträge im Druck zusammengestellt (Berlin bei Hertz). Je häufiger deutsches Denken unter dem Gewicht pedantischer bleierner Schwere zusammenbricht, aus Unbeholfenheit und Mangel an Form entweder wirkungslos oder ungenießbar wird, um so mehr haben sich diese sinnigen Plaudereien Freunde gewonnen, besonders auch Freundinnen, denen die Wahrheit in angenehmer Gestalt, die Dialektik des Gedankens in schalkhafter Grazie beizubringen ist. Berlin ist der Sitz der Sophisten, und es ist vielleicht der richtige Tribut, den Erdmann dort zollte, wenn er im Gewande des denkenden Schalkes auftrat, das Spiel in seinem Ernst, den Ernst in seiner scherzhaften Seite, die Langeweile aber, die er sich ebenfalls zum Gegenstand gewählt, sehr kurzweilig abhandelte. Es ist derselbe Gelehrte, aus dessen Propädeutik für Studierende wir vor einiger Zeit den Abschnitt über die Studentenehre brachten. Jetzt hat der Verfasser jene Reihe kleiner, im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehaltenen Vorträge noch durch einen zehnten vermehrt: „Ueber Gewohnheiten und Angewohnheiten.“ Erdmann macht bei dieser Gegenüberstellung die Bemerkung, daß Gewohnheiten mehr zum ganzen Sein eines Wesens gehören, während Angewöhnungen ein Accidentielles sind, das zum Luxus gehört. Er vertheilt beides an die beiden Geschlechter; Männer, sagt er, stehen mehr unter der Macht von Gewohnheiten, während Frauen mehr dem Reize verfallen, sich etwas anzugewöhnen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 25. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 19. Juni.

Inhalt.

Die Russen in Japan.

Seit dem americanisch-japanischen Vertrage von Kanagawa (17. Juni 1854) galt Japan für offen. Es war dies übrigens in Folge der Auslegung, welche die Japanesen jenem Vertrage gaben, so wenig, daß die besuchenden Schiffe, wenn ihre Führer nicht mit einer Geduld der seltensten Art ausgerüstet waren, keine nennenswerthen Handelsverbindungen zu knüpfen vermochten. Allerdings waren die Japanesen bereit, gewisse ihrer Waaren, nicht alle, gegen baares Geld zu verkaufen, aber ein unbegreifliches Versehen des Commodore Perry benutzend, nahmen sie den Dollar nur zu dem festgesetzten Preise von 1600 Cash, während er in Wahrheit 4800 Cash werth war. Mithin mußten die fremden Schiffer, wenn sie gegen baar kauften, Alles dreimal so theuer bezahlen. Boten sie Waaren gegen Waaren, so hielt man ihnen das japanische Exemplar des Vertrags entgegen, in welchem die im americanischen Exemplar fehlende Stelle zu lesen war, daß die Schiffe nur so viel Waaren eintauschen dürften, als sie zu eigenem Gebrauche nothwendig brauchten (as many as may be necessary for them). Diesen Uebelständen hat ein americanischer Zusatzvertrag, durch den namentlich die Geldpreise den Verhältnissen entsprechend festgesetzt sind, ein Ende gemacht, und inzwischen haben auch Engländer (14. October 1854) und Russen (26. Januar 1855 a. St.) Handelsverträge mit Japan abgeschlossen. Ist auch nicht anzunehmen, daß die Japanesen von ihrer alten Politik, den Verkehr mit Fremden zu vermeiden, ohne Weiteres lassen werden, so ist ihr bisheriges System durch jene Verträge doch dergestalt durchlöchert worden, daß es im Lauf weniger Jahre, seemännisch zu sprechen, über Bord gehen wird und muß.

Unter den Schiffen, welche Japan nach dem Vertrage von Kanagawa besuchten, befand sich auch ein deutsches, die Bremer Brigg Greta, die von der nordamericanischen Regierung gechartert (gemiethet) worden war, dem americanischen Geschwader im Hafen von Hakodade Kohlen zu überbringen. Der Supercargo, Herr Friedrich August Lühdorf, verlebte auf der Küste Japans acht Monate, in denen er als intelligenter und sorgsamer Beobachter gute Studien über Land und Leute machte. Sollten unsere Leser zu seiner Erzählung seiner Erlebnisse (Acht Monate in Japan, Bremen bei Strack, 1858) greifen, so würden sie sich von dem frisch und lebendig geschriebenen Tagebuche angezogen fühlen und in dem wissenschaftlichen Theile des Buchs Manches finden, was ihnen auch nach Wilhelm Heine (Reise um die Erde) und Francis L. Hawks (A narrative ꝛc.) neu sein wird.

Herr Thaulow, der Schiffsführer der Greta, ließ sich in einer unglücklichen Stunde bereden, die schiffbrüchige Mannschaft einer russischen Fregatte aufzunehmen. Rußland war im Kriege mit den Westmächten, aber der deutsche Capitän glaubte durch seine menschenfreundliche Handlung um so weniger gegen die Neutralitätsgesetze zu verstoßen, als er die Russen nicht nach einem Ort, wo sie wieder in Dienst treten konnten, sondern nach dem Hafen Anian im Meere von Ochotsk führen wollte. Englischerseits sah man die Verhältnisse anders an, denn als die Greta von einem Schiff der verbündeten Flotte aufgebracht worden war, führte man sie nach Hongkong und stellte sie dort vor ein Prisengericht. Uebrigens brachte der Verlust der Greta unsere deutschen Seefahrer nicht in Schaden. Die Wechsel auf London, die sie von den Russen erhalten hatten, reichten zum Ankauf eines neuen Schiffes beinahe hin, und die Japanesen waren ihnen für die Entfernung der lästigen Russen so dankbar, daß sie in ihrem Handelsverkehr die günstigsten Bedingungen erhielten.

Die Erlebnisse mit den gescheiterten Russen bilden eine der interessantesten Episoden des Lühdorf'schen Buches. Wir werden aus Lühdorfs und Thaulows Erzählung Stellen ausheben, und als Einleitung vorausschicken, was unser gut unterrichteter Supercargo über die früheren Beziehungen des nordischen Reichs zu Japan sagt. Wir nehmen an, daß Golowins Reisewerk, welches hier die Quelle der deutschen Erzählung ist, nicht vielen Lesern zur Hand sein wird.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts machte Rußland die ersten Bemühungen, in Verkehr mit Japan zu kommen. Im Besitz der einen Hälfte der Kurilen, während die

andere Hälfte den Japanesen gehört, sind beide Reiche auf diese Weise Nachbarn. Vor ungefähr 75 Jahren scheiterte ein japanesisches Schiff auf einer der den Russen gehörenden aleutischen Inseln. Die Mannschaft wurde gerettet, 10 Jahre lang auf die freundlichste Weise behandelt, auf Befehl der Kaiserin Katharina in der russischen Sprache unterrichtet und dann in der „Katharina", Capitän Laxmann, 1792 nach Japan zurückgesandt. Letzterer ankerte im Hafen von Hakodade und wurde äußerst freundlich empfangen; indeß Alles, was er erhalten konnte, war eine freie Lieferung aller Provisionen und eine schriftliche Erklärung der japanesischen Regierung, in der sie sich bei der Kaiserin sehr dafür bedankte, die schiffbrüchigen Japanesen so gut behandelt zu haben, aber den Gesetzen ihres Landes gemäß verweigerte, dieselben wieder aufzunehmen. Die Kaiserin Katharina, obgleich sie keinen weitern Versuch machte, gab doch die Sache nicht auf, und ihr Großsohn, der Kaiser Alexander, sandte im Jahre 1803 den Kammerherrn Resanoff als Gesandten nach Japan, mit kaiserlichen Beglaubungsschreiben und werthvollen Geschenken für den Kaiser von Japan versehen. Resanoff war für eine so schwierige und delicate Mission nicht geeignet. Nachdem er sich höchst verkehrt und unfreundlich benommen hatte, wurde er in Nagasaki von den Japanesen in einen Bambuskäfig gesetzt und endlich in einer sehr unceremoniösen Weise weggeschickt, mit dem Bemerken, daß die Japanesen gar keinen Drang fühlten, mit Rußland in Verbindung zu treten, daß jede desfällige Bemühung nutzlos sein und es den Russen verboten werde, ihre Schiffe in die japanesischen Gewässer zu bringen. Resanoff brütete Rache und veranlaßte bei seiner Rückkehr nach Kamtschatka die Capitäne Chwostoff und Davidoff, die jeder ein kleines Kriegsschiff commandirten, die zu Nagasaki erlittene Schmach zu vergelten. Aber anstatt nach jenem Platze zu gehen, um dort die Japanesen zu bestrafen, überfielen sie die südlichen kurilischen Inseln, die zu Japan gehören, und ließen ihren Grimm an den unschuldigen Bewohnern derselben aus, indem sie ihre Dörfer plünderten, viele Leute tödteten und andere in die Gefangenschaft schleppten. Capitän Golowin, der am 11. Mai 1811 in der kaiserlich russischen Corvette „Diana" ausgeschickt wurde, um die Gruppe der kurilischen Inseln zu vermessen und zu untersuchen, sollte dafür schwer büßen. Als er in den Hafen von Kunaschier einlief, wurde auf ihn gefeuert, und als er mit einem Midshipman, vier Matrosen und einem kurilischen Dolmetscher ans Land ging, um etwaige Mißverständnisse aufzuklären, wurde er durch Verrath gefangen genommen, mit seiner Begleitung nach Hakodade gebracht, und dort wurden alle in Bambuskäfige gesetzt. Später wurden sie nach Matsmai gesandt, [illegible]rt zwei Jahre gefangen gehalten und erst am 16. August 18[illegible]3 in Freiheit gesetzt. Die „Diana" hatte vergebens versucht, über das Verschwinden des gelandeten Capitäns und seiner Gefährten Auskunft zu erlangen, und war nach vielen erfolglosen Bemühungen endlich nach Kamtschatka zurückgekehrt. Von dort wurde sogleich ein Courier nach Petersburg gesandt, aber der Weg dahin war lang und die Zeiten waren unruhig; erst nach zwei Jahren kam die Antwort, die „Diana" solle nach den spurlos Verschwundenen erneuerte Nachforschungen anstellen. Darauf machte sich dieses Schiff nochmals auf den Weg und legte an verschiedenen Plätzen an, fand aber, daß Niemand mit ihm in Verbindung treten wollte. Endlich gelang es den Russen, eine japanesische Jonke, an deren Bord sich der Eigenthümer derselben befand, gefangen zu nehmen, und von diesem, einem entschlossenen und gewandten Japanesen, erfuhren sie das Schicksal des Capitäns Golowin. Durch ihn erhielten die gefangenen Russen denn auch kurz darauf ihre Freiheit und schifften sich an Bord der Corvette „Diana" in Hakodade ein. Trotz seiner langen Gefangenschaft hat dennoch Capitän Golowin in seinen Erinnerungen an Japan nicht umhin gekonnt, der freundlichen und höflichen Weise Erwähnung zu thun, mit der die Japanesen sowohl ihn als seine Mitgefangenen immer behandelt haben, und er verließ Japan mit dem günstigsten Eindrucke über die Großmuth und Wohlthätigkeit des Volks.

Eine neue Anknüpfung wurde erst 1854 versucht. In jenem Jahre erschien die Fregatte Diana im Hafen von Simoda. An Bord befand sich derselbe Admiral Paniutine, der gegenwärtig mit einem russischen Kriegsgeschwader als Rückhalt den Chinesen freundnachbarliche Vorstellungen macht. Unfern von Simoda liegt der Fudsi-Jamma, einer der zehn thätigen Vulcane der Insel Nipon. Ein Erdbeben, das von diesem Vulcan ausging, traf Stadt und Bucht Simoda mit furchtbarer Gewalt. Alle niedriger gelegenen Häuser wurden zerstört, nur einige höher gelegene entgingen völligem Ruin. Man erzählte Lühdorf übrigens, daß die Zerstörung nicht unmittelbar durch das Erdbeben herbeigeführt worden, sondern durch das Meer. Das Wasser in der Bucht wurde zuerst in starke Bewegung gesetzt und trat dann so weit zurück, daß der Boden des Hafens, der an fünf Faden Wasser hält, fast trocken wurde; wie nun das Wasser in verdoppelter Masse zurückkehrte, stürzte es sich auf das Land, die unglückliche Stadt und Alles, was es erreichen konnte, mit seinen Fluthen überschwemmend, jedes Hinderniß zertrümmernd und mit sich fortreißend. Fünfmal wiederholte sich dies; die unglücklichen Einwohner suchten sich durch die Flucht auf die Anhöhen zu retten, aber nur zu viele ertranken. Das Ufer war mit Trümmern von Häusern und Fahrzeugen, die vor Anker gelegen, bedeckt. Die russischen Officiere, welche Lühdorf später kennen lernte, erinnerten sich mit Entsetzen des furchtbaren Ereignisses. Ihr Schiff, erzählten sie, sei bald so aufs Trockene gebracht worden, daß sie den Anker auf dem Boden fast wasserfrei gesehen, bald sei es durch das Wasser umhergewirbelt worden, daß es sich in 30 Minuten 43 Mal um sich selbst herumgedreht habe, und die am Bord befindlichen Leute schwindelig geworden wären. Das S[illegible]ff verlor dabei, außer andern bedeutenden Verletzungen, Steuerruder und Kiel, hielt sich übrigens, bis es auf dem [illegible]ege nach Heda, wohin es behufs der Reparatur gebracht werden sollte, total scheiterte, und Officiere und Mannschaft nur mit Mühe gerettet wurden.

Admiral Paniutine schiffte sich auf einem selbsterbauten Schoner mit seinem Stab und ungefähr 30 Matrosen ein und entkam unbemerkt mitten durch die englischen und französischen Kreuzer nach den russisch-asiatischen Besitzungen. Er

hatte vorher den erwähnten Handelsvertrag geschlossen, der außer Grenzregulirungen ähnliche Bestimmungen wie der von Commodore Perry erzwungene Vertrag enthält. Andere Russen führte die „Caroline Foot", ein americanisches Schiff, glücklich nach Kamtschatka; die noch übrigen 270 mit 10 Officieren übernahm Capitän Thaulow. Wir lassen ihn nun das Wort nehmen.

„Am 9. Juli war die „Greta" segelfertig. Unsere Güter waren in zwei Packhäusern gut untergebracht, und Lühdorf hatte denselben Tempel bezogen, den der junge russische Prinz Douroussoff mit acht Matrosen bewohnt hatte. Nachmittags schifften die drei russischen Officiere sich mit ihren Leuten und Effecten ein, um sechs Uhr lichteten wir die Anker und wurden von 30 japanesischen Böten aus dem Hafen bugsirt. Ein großes Regierungsboot, mit Flaggen, Standarten und andern Insignien geschmückt, ruderte dicht neben der „Greta" her. Es befanden sich in demselben einige Mandarinen und mehrere Beamte, die uns das Geleite bis in die offene See geben wollten. Sie waren durch die soeben auf der „Greta" reichlich genossenen Getränke sehr heiter gestimmt und gaben sich alle Mühe, mehr durch Gesten als durch Worte, sich mit Lühdorf, der in ihrer Mitte saß, zu unterhalten, und Letzterer schien sich besonders comfortabel in ihrer Gesellschaft zu fühlen. Es wehte eine leichte S.W.-Brise, da aber der Strom und die See uns entgegen waren, so mußten die Japanesen uns so weit bugsiren, wie es ihre Kräfte nur erlaubten. Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch sahen wir die Einfahrt in die Bucht Heda in der Entfernung einer halben deutschen Meile vor uns. Graf Pouschkine bat sich, da es totale Windstille war, unsere Jolle aus, um seine Leute in Heda zu wecken, die auch bald in fünf Böten von der „Diana" herauskamen und uns in den Hafen hineinbugsirten. Der Hafen von Heda ist der schönste in seiner Art, den ich je gesehen habe. Er ist fast cirkelrund; gegen die See wird er von einem circa 500 Fuß langen Steindamm geschützt, der so regelmäßig geformt ist, als wäre er von Menschenhänden gebaut. An den andern Seiten ist die Bucht von ziemlich hohen und schroffen Bergen umgeben, an deren Fuß die Stadt Heda reizend gelegen ist und sich fast um die ganze Rotunde herum ausdehnt. Der Einfahrt gegenüber schlängelt sich ein herrliches Thal weit ins Land hinein, welches mit Obstbäumen, Blumen und Reis dicht bepflanzt ist. — Das Officiercorps schickte mir gleich eine Einladung, während unseres Aufenthaltes in Heda mit ihnen zu essen. Ein großer Tempel, der als solcher nicht mehr zu erkennen ist, wird von den Officieren bewohnt und ist sehr nett eingerichtet. Ein jeder Officier hat sein eigenes Zimmer, außerdem befinden sich in der Nähe eine neu gebaute Caserne für die Mannschaft, ein Back- und Badehaus, Proviant- und Pulverhaus und mehrere kleine Gebäude. Die Russen leben auf dem freundschaftlichsten Fuße mit den Eingebornen, besonders aber die Matrosen, welche man überall in den Häusern aus- und eingehen sah.

Gegen Abend führten einige der Officiere mich nach einer Zimmerwerft hin, wo die Japanesen drei Schoner bauen lassen; es sind dies die ersten Schiffe, die in Japan nach europäischem Muster erbaut wurden. Als nämlich dem Kaiser ein Modell von dem Schoner, den der russische Admiral hatte bauen lassen, zugeschickt wurde, erließ er gleich den Befehl, daß sofort drei Schoner und zwar in der Zeit von fünfzig Tagen erbaut werden sollten. Die armen Leute müssen nun Tag und Nacht arbeiten, um diesem Befehle nachzukommen. Die Fahrzeuge hatten eine Länge von 64 Fuß im Kiel, waren Clipper und von sehr gefälliger Form. Die Arbeit stand den Japanesen gut an, und ich wunderte mich, wie sie jede Kleinigkeit so genau aufgefaßt hatten. Die russischen Officiere erzählten mir, daß sie die Japanesen auf mehrere Fehler aufmerksam gemacht, die sie selbst beim Bau ihres Schoners begangen, und daß sie sich erboten hätten, ihnen behülflich zu sein, verschiedene Verbesserungen anzubringen, was aber aus dem Grunde abgelehnt worden, daß der Befehl des Kaisers dahin laute, es genau so zu machen, wie der russische Admiral.

Sonnabend, den 14. Juli, um vier Uhr Morgens, brachten die Russen ein Faß an Bord, das auf dem Verdeck geöffnet wurde. Es enthielt einen japanesischen Pfaffen, dessen Beine beim Oeffnen zuerst zum Vorschein kamen; der arme Teufel hatte in dieser traurigen Stellung fast den ganzen Weg vom Lande aus zurückgelegt. Dieser Unglückliche war den russischen Officieren bei mehreren Gelegenheiten behülflich gewesen, Kleinigkeiten einzukaufen, die an Fremde zu verhandeln in Japan streng verboten ist, wie z. B. japanesische Münzen, Schwerter ꝛc. Endlich aber waren die Beamten dahintergekommen, er wurde festgesetzt und hätte sicher seinen Kopf verloren, wenn er nicht so glücklich gewesen wäre, zu entkommen. Er flehte die Russen um Schutz an, die ihn eine Zeitlang verborgen hielten und nun mit nach Rußland nehmen wollen."

Auf der Höhe von Simoda erhob sich ein orkanartiger Sturm, der die Greta in die Bai von Jeddo hineintrieb. „Nach diesem Tage hatten wir fast immer schönes Wetter und leichte südliche Winde, bis wir uns endlich am zwölften Tage in dem ewigen Nebelreich bei den mit immerwährendem Schnee bedeckten kurilischen Inseln befanden. Wegen der anhaltenden dicken Nebel, der starken Strömungen in den Straßen und der Untiefen, die ein Ankern unmöglich machen, gehört dieses Fahrwasser zu den gefährlichsten, und ich schätzte mich nicht wenig glücklich, als wir endlich am vierzehnten Tage in die ochotskische See hineinsteuerten. Nach einer genauen Observation, die wir am Tage bekamen, stellte es sich heraus, daß wir eine ganz andere Straße passirt waren, als wir geglaubt; so wenig kann man sich in diesen Gewässern nach dem Besteck richten. Eine Anzahl riesenhafter Walfische umschwärmte fortwährend unser Schiff, und hier ist es hauptsächlich, wo die americanischen Walfischfänger ihr gigantisches Gewerbe treiben.

Am 29. Juli starb ein russischer Matrose, die Leiche wurde Nachmittags mit vielen Ceremonien über Bord gesetzt. Kurz vor seinem Tode hatte er seinen Kameraden gesagt, daß er bald sterben werde, was für ihn auch viel besser sei, da sie doch von den Engländern aufgebracht und gefangen genommen werden würden. Auf die Mannschaft schien diese Prophezeihung einigen Eindruck zu machen, wenigstens kam es mir so vor; auch mochte es wohl die Trauer über ihren verstorbenen Kame-

raden sein, die sich auf ihren Gesichtern abspiegelte. Die Officiere aber waren alle seelenvergnügt, der gefährlichste Theil der Reise war ja überstanden, bald konnten sie ihren ersten Bestimmungsort erreichen, wo sie allerdings unzählige Mühseligkeiten zu bestehen hatten, aber doch sicher nach ihrer Heimath gelangen konnten. Der dicke widerliche Nebel war nun nicht länger unangenehm, er machte es fast zu einer Unmöglichkeit, ein Schiff zu finden, selbst wenn man seine genaue Stellung gewußt hätte. Wie sollte aber ein feindliches Schiff hierher kommen, hieß es, wenn das Gespräch darauf fiel; was konnten die Engländer oder Franzosen in der ochotskischen See zu suchen haben? An der ganzen unendlichen Küste von der Südseite Kamtschatka's an bis zum Amurflusse am Golf von Tartarien befindet sich kein Flecken, wo die russische Regierung auch nur eine Kanone besitzt. Ayan soll die einzige Bucht sein, wo Schiffe mit einiger Sicherheit ankern können; es ist nur ein kleines Dorf dort, in welchem einige arme Fischer wohnen, und die russisch-americanische Compagnie einen Agenten hält. Im vorigen Jahre hat die russische Regierung ungefähr zwanzig Mann invalide Soldaten dorthin geschickt, um die Einwohner gegen die americanischen Walfischfänger zu beschützen, deren Mannschaft großen Unfug angerichtet hatte. Dies sind die russischen Streitkräfte an den weiten Ufern der ochotskischen See.

Was aber mehr als alle diese angeführten Gründe für das Nichtvorhandensein feindlicher Schiffe in diesen Gewässern sprach, war die Nachricht, die ich aus authentischer Quelle geschöpft, von der Blockirung der russischen Schiffe in der Bay von Castris im Golf der Tartarei durch die Engländer und das schnelle Heranziehen einer bedeutenden Macht, welche unbedingt eine Zerstörung der russischen Schiffe zur Folge haben mußte. Wie mir die russischen Officiere erzählten, besaßen sie nur eine Fregatte, eine Corvette, ein Transportschiff, ein Dampfschiff und einen Schoner, die beiden letzteren ohne Geschütze, auch waren sie vollkommen davon überzeugt, daß sie sich in dieser Bay gegen eine überlegene Macht unmöglich würden halten können. Durch diese Gründe völlig beruhigt, ahnte ich von dieser Seite keine Gefahr; ich war schon in Gedanken auf der Rückreise nach Simoda begriffen, sah Lühdorf voller Freude an Bord kommen, dachte mir die freudige Ueberraschung in Hongkong, die wir dem Herrn W. Pustau & Co. durch Mittheilung des brillanten Resultats dieser interessanten Reise bereiten würden, einer Auswahl der schönsten japanesischen Artikel, wie sie in China wenigstens nicht früher gesehen ꝛc. ꝛc.; aber in allen diesen frohen Erwartungen sollte ich bitter getäuscht werden. — Am 1. August, dem Geburtstage der Mutter des Prinzen Ouroussoff, wurde des Morgens in der Cajüte mit großer Feierlichkeit eine Messe gelesen, am Mittagstische sollten unsere Gesundheiten in Champagner getrunken werden, ein Männerchor wollte einige Lieder vortragen; wir waren Alle sehr heiter gestimmt und wollten recht fidel sein. Kaum hatte sich gegen elf Uhr der Nebel etwas verzogen, als wir ein Schiff im Norden gewahr wurden, welches südwärts steuerte. Obgleich es noch ziemlich weit entfernt war, erkannte ich es doch bald als ein Kriegsschiff. Etwas später zeigte es eine americanische Flagge auf dem Vortop, welches ich indessen, meinen Cours fortsteuernd, ignorirte. Bald aber fiel ein Kanonenschuß; ich hielt es für das Rathsamste, die americanische Flagge aufzuziehen, die in diesen Gewässern allein angetroffen wird. Nach zehn Minuten fiel ein zweiter Schuß, die Aufregung unter den Officieren und der Mannschaft war groß, ich beorderte sie alle unter Deck und steuerte nun gerade auf das Kriegsschiff zu, da an ein Entkommen gar nicht zu denken war, obgleich der Nebel jeden Augenblick sich wieder einstellen zu wollen schien. Wir näherten uns dem Schiffe sehr schnell, es war die englische Dampfcorvette „Barracouta", commandirt von einem Sohne des Admiral Stirling, der bald einen Lieutenant nach uns abschickte. Nachdem ich Alles versucht, den Officier glauben zu machen, daß ich nach der ochotskischen See bestimmt sei, um Provisionen für die Walfischfänger zu bringen, lief ich doch endlich, da ich nicht die genügenden Papiere vorweisen konnte, auf die verschiedenen Querfragen fest und gestand am Ende die nackte Wahrheit. Die Herren Pouschkine, Schilling und ich wurden gleich nach der „Barracouta" gebracht, wo uns der Commandant empfing und in seine Cajüte führte. Er zeigte zuerst den russischen Officieren an, daß er sie alle an Bord nehmen und nach Hakodade zum Admiral bringen werde. Einen Theil der Mannschaft wolle er indeß auf dem Verdeck frei gehen lassen, wenn Graf Pouschkine sein Ehrenwort gäbe, daß sie sich ruhig verhalten wollten. Pouschkine erwiederte, er möge bedenken, sie wären Verunglückte, Schiffbrüchige, die nichts besäßen und die nach einem Lande gingen, wo sie weder ihren Feinden schaden, noch ihrem Vaterlande nützen könnten, weshalb er ihn bäte, sie in Ayan zu landen. Nach einer längeren Unterredung erklärte Capitän Stirling, daß er über diesen letzten Punkt nicht zu bestimmen habe, er werde sie vorab nach Ayan bringen, wo er seinen Vorgesetzten, den Commodore Elliot, anzutreffen hoffe. Ferner erlaubte er, daß die Russen am Bord der „Greta" blieben, nachdem Pouschkine sein Ehrenwort gegeben hatte, daß er Nichts gegen die Engländer unternehmen wolle. Eine halbe Stunde später war die „Greta" mit zwei Kabeltauen und einer Kette an die „Barracouta" befestigt, welche nach Ayan zusteuerte. Der englische Lieutenant Gibson blieb mit einigen Marinesoldaten und Matrosen am Bord der „Greta" und übernahm das Commando."

Commodore Elliot war auffallend verlegen, als Capitän Thaulow mit den Officieren vor ihn geführt wurde. Das Schicksal beider Theile entschied sich auf die ungünstigste Art. Capitän Thaulow verlor sein Schiff, und die Russen wurden Kriegsgefangene. Ob der Capitän seinen Schaden von der russischen Regierung ersetzt erhalten hat, wofür die Officiere zu wirken versprachen, ist uns nicht bekannt. F. S.

Die Pariser Theater.*)

Vierter (letzter) Artikel.

Um nun meinen Lesern aber auch einen Begriff zu geben von der modernen Waare, welche die komische Oper bringt, will ich es versuchen, eine der dort gehörten Opern neueren Datums zu analysiren. Ich wähle dazu „Galathée, opéra en deux actes par Massé", weil sie, ohne irgend hervorragend zu sein, den heutigen französischen Geschmack, was Sujet und Musik anlangt, recht prägnant charakterisirt. Der Inhalt ist folgender. Pygmalion, — gesungen von der fast völlig stimmlosen, aber (Suum cuique!) durch selten gerade Beine ausgezeichneten Contraltistin, Mlle. Wertheimer, — bittet Venus, welche glücklicherweise die Scene nicht selbst betritt, die von ihm gefertigte Statue der Galathée, in welche sich der Künstler bekanntlich sterblich verliebt hat, zu beleben. Venus erhört sein Gebet: die marmorne Galathée wird Fleisch und Bein, und zwar so sehr Fleisch, daß sie dem armen sentimentalen Pygmalion, nachdem sie sich bei ihm tüchtig satt gegessen und getrunken, auch eine „bis" verlangte Arie, dem Gott Bacchus zu Ehren, abgetrillert hat, Hörner aufzusetzen und mit seinem Bedienten Ganymed durchzugehen den Entschluß faßt. Pygmalion ertappt sie, verflucht sie und fleht zu Venus, die Treulose wieder zur Statue zu verwandeln. Dies geschieht. Der entzauberte Liebhaber verkauft Galathée in dieser Gestalt an den reichen, grundhäßlichen Kunstfreund Midas, der ihr schon während ihres kurzen menschlichen Lebens einen natürlich damals unerhört gebliebenen Liebesantrag gemacht hat; darauf schließt der Künstler das Stück mit der Versicherung an seine Jugendfreunde, die als Chorus eintreten, daß er, geheilt „de son amour insensé", wieder wie früher lustig mit ihnen kneipen wolle.

„Et sur des lits de roses
Buvons jusqu' à la mort!"

Das ist die noble Moral zum Kehraus. Der Musik läßt sich zwar ein gewisser Fleiß, ja zuweilen sogar ein gewisser Schwung, der namentlich im burlesken Theile hervortritt, nicht absprechen: allein des sentimentalen Geigengejammers col sordino und lullenden Harfengewinsels col pedale ist doch auf der andern Seite auch gar zu viel darin, sodaß sie, im Ganzen genommen, nicht anders als einschläfernd wirken konnte. Mlle. Ugalde trug die Galathée bis in die höchsten Höhen der Discant-Tonleiter mit ungemeiner Kehlfertigkeit vor, sah aber zu ihrer bedenklich fleischfarbenen Rolle nicht hübsch genug aus. Sainte Foy erhob den Midas zur ergötzlichsten, ja zur Hauptfigur des ganzen Drama's. Seine staccato-Rouladen und schwellenden Triller in allen Stimmlagen wirkten unendlich drastisch, sodaß man über der vis comica die hohe Gesangsfertigkeit ganz vergaß. Die undankbarste Partie ist die des Ganymède, dem, da er fast zu beständigem Schlafe verurtheilt erscheint, nur schwer ein interessantes Moment abzugewinnen sein dürfte. Mr. Delaunay sang ihn wenigstens recht gut. Man wird hiernach wohl schwerlich daran zweifeln, daß denn doch Auber und Adam noch ganz andere Leute waren, als die jetzt en vogue schwimmenden französischen Componisten des leichten Genre's, obschon sie vor denjenigen, die für die große Oper schreiben, immerhin noch ein gewisses Maßhalten in den zur Erreichung des Effects in Bewegung gesetzten Mitteln und einen ungezwungenen Melodienfluß voraushaben. Das hindert aber Alles nicht, daß man trotzdem weit häufiger mit einem geistreichen aperçu statt mit einem harmonisch ausgeführten Gedanken heimgeschickt wird. „L'esprit sert à tout et ne suffit à rien," sagt Talleyrand. — Ganz besonderen Beifall haben aber neuerdings Hérolds „Zampa" und Boïeldieu's „Jean de Paris", worin Stockhausen den Seneschall als Antrittsrolle sang, gefunden; beide Opern waren seit lange vom Repertoire verschwunden. Wollte man das Urtheil über den Pariser opéra comique in einem kurzen Verdict zusammenfassen, so müßte man etwa sagen: die Gesangskunst hat sich dort noch ziemlich auf dem früheren Niveau erhalten, allein die Stoffe, die man den Kehlen zu verarbeiten giebt, haben an Werth bedeutend abgenommen; ein Glück daher ist es, daß noch recht häufig zu der alten Waare gegriffen wird, und das Publicum den Geschmack an derselben behält.

Weit mehr heruntergekommen erscheint das Theatre italien in der Rue Dalayrac und Marsollier; es wird durch einen von der Regierung ernannten Director administrirt, welcher es für seine Rechnung führt und eine Subvention von 100,000 Fres. (gegen 27,000 Thlr.) erhält. Früher unstreitig die erste italienische Opernbühne der Welt (sangen doch hier die Catalani — 1814 bis 1818, die Malibran — 1827 bis 1835, die Sontag — 1826 bis 28, die Persiani — 1836 bis 1839 und die Grisi, sowie Rubini, Tamburini und Lablache gemeinschaftlich), muß sie jetzt London und Petersburg, oft auch Mailand und Madrid den Vorrang lassen und sich mit Künstlern zweiten Ranges, wie augenblicklich mit der Piccolomini, und früher mit der Cruvelli, begnügen. Sonst gaben die Pariser Künstler in London nur Gastrollen, jetzt findet das Umgekehrte statt; das englische Pfund Sterling wiegt schwerer als der Napoleond'or. Die erste Truppe italienischer Schauspieler kam zwar schon 1577 von Venedig aus nach Paris; allein 1697 wurde die so gebildete comédie italienne, die seit 1680 im Hotel Bourgogne spielte, von Louis XIV. aus Frankreich verbannt, weil der Harlequin Constantini Frau v. Maintenon zu copiren sich unterstanden hatte. Erst der Regent berief 1716 eine neue wälsche Truppe unter Riccoboni nach Paris, die zuletzt (seit 1762) in dem opéra comique aufging. Inzwischen aber kamen von Zeit zu Zeit italienische Sängergesellschaften nach der französischen Hauptstadt, von denen eine 1808 unter dem Director Alexandre Duval sich im Odéontheater niederließ, später das Local vielfach wechselte, bis endlich 1841 die 1300 Personen fassende Salle Vendatour für die italienische Oper bestimmt wurde. Die Plätze sind hier, wo die Vorstellungen erst um acht Uhr Abends beginnen, und wohin man sich, wenigstens auf dem ersten Platz, nur in Ball-

*) Siehe Nr. 8, 19 und 24 der Europa.

toilette begiebt *), theurer als in irgend einem andern Theater. Man zahlt zehn Francs für eine Orchesterloge an der Casse, und für vorherbestellte Billets gar zwölf. Der Zuschauerraum ist, ähnlich wie der des Theatre français, im Renaissancegeschmack decorirt und mit schon ziemlich altersvergriffenen Goldarabesken überladen. Daß das Ganze trotzdem einen recht brillanten Anblick gewährt, daran ist die Eleganz des Publicums, insbesondere der in reichlichen Brillanten prangende coquette Damenflor des ersten Ranges, wohl mehr Schuld, als der architektonische Glanz. Vier Ränge mit sehr kleinen, wenig ausgeschmückten avant-scènes (Prosceniumslogen) ziehen sich übereinander hin; die Beleuchtung ist nur mäßig, doch immer gut genug, um es „de mauvais genre“ finden zu können, wenn Jemand keine Toilette macht, um zu den Italienern zu gehen. Soweit also wäre diese Oper in der That berechtigt, sich ein Théâtre du premier Ordre zu nennen. Sehen wir uns aber nach ihren künstlerischen Leistungen um, so schwindet der sie umgebende Nimbus nur allzusehr. Zunächst kann man dem Orchester keinen besondern Ruhm zollen. Es ist kleiner und um ein gut Theil schlechter noch als das der großen Oper. Mehr als sechs Contrabässe wirken schwerlich jemals mit, während in letzterer stets mindestens acht bis zehn dieser Grundstrichinstrumente beschäftigt sind. So oft ich Opernaufführungen bei den Italienern beiwohnte, wurde unsauber accompagnirt; die Saiteninstrumente klangen dürftig, und insbesondere entbehrten die Celli des süßen Schmelzes, der sie sonst zur Begleitung schmachtender italienischer Sopran- und Tenorarien so vorzüglich geeignet macht. Das Blech trat militärisch roh und vorlaut auf; die Hörner gaben wackelige Töne von sich, und auch in den Flöten, Clarinetten und Oboen producirte sich des Ungraziösen und Unreinen viel. Herr Bottesini, der Kapellmeister (in der letzten Saison durch Herrn Bonetti ersetzt), ist zwar recht wohl unterrichtet und selbst ein ausgezeichneter Künstler auf dem undankbarsten aller Instrumente, dem Contrabaß; allein seine 1856 hier zur Aufführung gekommene Oper: „L'assedio di Firenze“ war herzlich schlecht, und seine Orchesterleitung erinnert stets daran, daß er nur in der Verdischen Spectakelschule gebildet ist. Er nimmt, was bei feinerer Musik unleidlich, fast alle Tempi zu unruhig, und gefällt sich wie die modernen italienischen Gesangskünstler in fortwährenden Accelerando's und Rallentando's. Heruntergekommen ist die Oper hauptsächlich seit dem Revolutionsjahre 1848, und erst in den fünfziger Jahren ließ sich unter Corti's und Ragani's Leitung ein kleiner Wiederaufschwung merken. Seit 1855 ist Signor Calzado Director, der sein Möglichstes thut, ein gutes Ensemble zu schaffen, obschon auch ihm dies nur zuweilen gelingen konnte. Wir leben nicht mehr in der Zeit der großen Gesangskünstler. Im ersten Jahre seiner Wirksamkeit war er so glücklich, die Frezzolini, Borghi-Mamo, Alboni, Steffenoni, sowie Mario, Graziani, Angelini, Corsi (einen fast nur auf Verdi, auf diesen aber gut zugeschnittenen Barytonisten) und den tüchtigen Bassisten Zucchini zu gewinnen; später führte er auch die alternde Grisi ruhmvollsten Angedenkens und endlich die jugendliche Piccolomini seinem Publicum vor, um durch die Letztere Verdi's pathologisch verzwickte Cameliendame: „La Traviata“ mit ihrem „canto tubercoloso“ zu Ansehen zu bringen. Da aber das Personal sich mit jeder Saison ändert, so ist es schwer, ein auch nur für einige Zeit gültiges Urtheil über die Gesangsleistungen der Bühne auszusprechen; es bleibt, nachdem man im Allgemeinen darauf hingewiesen hat, daß Maëstro Verdi ihr Repertoire augenblicklich fast ebenso ausschließlich beherrscht,*) wie dies jenseit der Alpen überall der Fall ist, nichts übrig, als eine dieser Tagesopern herauszugreifen und nach Inhalt und Darstellung zu kritisiren. Wir wählen dazu ein in Deutschland wohl kaum bekanntes Stück, Luisa Miller, weil es, als ein Decoct aus Schillers Cabale und Liebe gerade für das deutsche Publicum nicht ganz uninteressant sein dürfte, wenn auch Rigoletto, Il Trovatore und La Traviata desselben fruchtbaren Autors neueren Datums sind. Luisa Miller gehörte in Paris der Stagione von 1853 an. — Nach einer ziemlich langen und monotonen Ouverture, die indessen Spuren von musikalischer Durcharbeitung eines an sich freilich sehr armen Thema's verräth, fliegt der Vorhang auf, und Cabale und Liebe beginnt, statt in Kassel, — in Tirol, und spielt statt im achtzehnten, vermuthlich des Costüms wegen, schon im siebzehnten Jahrhundert. Sonst sind die Schiller'schen Ideen, wie folgt, travestirt. Beim Anfang des Stückes macht der alte Miller, der hier nicht als Musikus, sondern als pensionirter Soldat im Dienste des Grafen Walter auftritt, seiner Tochter Luisa Vorwürfe über ihr Verhältniß zum jungen Grafen Rodolfo Walter, giebt aber schließlich doch seinen Segen dazu, als Dieser ihm erklärt, er begehre das Töchterlein nicht zur Maitresse, sondern zur Gemahlin. Im zweiten Abschnitt des ersten Actes, der auf dem Schlosse des Conte padre spielt, erfahren wir dann, daß Dieser dem Sohne die Hand der Herzogin von Ostheim bestimmt hat, und hören, wie er, um dem Liebeshandel Rodolfo's mit der Soldatenmaid ein Ende zu machen, seinem Haushofmeister Wurm den Auftrag ertheilt, den alten Miller frischweg ins Gefängniß werfen zu lassen, was denn im Finale auch wirklich executirt wird. Es folgt der zweite Act. Luisa ist sehr traurig ob der Einsperrung des Papa's; der Haushofmeister erscheint und sagt ihr, sie könne ihn retten, wenn sie durch einen ihr zu dictirenden Liebesbrief an den Signor Wurmo ihrer Neigung zu Rodolfo abschwöre. Diese Proposition erzeugt zuerst etwas piangendo-Sträuben in synkopirten Noten, dann eine Force-Roulade und einen verzweifelten Entschluß. Sie schreibt den Brief, und es wird ihr zum Lohne dafür die Ehre zu Theil, aufs Schloß geladen zu werden, wo sie vor der Herzogin persönlich das Geständniß wiederholt, daß sie auf Rodolfo's Liebe resignirt habe und ihn der hohen Ebenbürtigen abtrete. Inzwischen erhält Rodolfo durch einen dienstbaren Geist den an Wurm adressirten Liebesbrief, singt eine Desperationsarie, schwört Rache der Ungetreuen und verspricht dem

*) In den Londoner Hauptheatern ist dagegen die „evening dress“ durchgehends üblich; selbst im Parterre erscheint man im schwarzen Gesellschaftsanzuge und weißer Cravatte.

*) Die letzte Saison brachte allerdings zur endlichen Abwechselung manches Andere, so selbst die Martha des Herrn v. Flotow.

tröstend hinzutretenden gräflichen Vater, der ihm bestimmten Braut morgen schon am Altare die Hand reichen zu wollen. Im dritten Acte sehen wir uns in das Zimmer des alten Miller versetzt, dessen Fenster die Aussicht auf die Kirche gestatten, in welcher die Trauung vor sich gehen soll. Vater und Tochter singen ein süßliches Duett, worin sie von baldiger Abreise und glücklich idyllischem Zusammenleben in trauter Waldeseinsamkeit träumen. Während dessen pfeift hinten schon die Orgel zur Hochzeitceremonie auf. Der Alte geht auf einen Augenblick hinaus, vermuthlich um seine Koffer zu packen, da erscheint Rodolfo bleich und verstört wie ein Gespenst; er fragt Luisa, ob sie den Brief an Wurm wirklich geschrieben, und auf ihr zitterndes Ja vergiftet er, ohne das arme Mädchen erst um Erlaubniß zu fragen, sie und sich. Nun bekommen sie Beide unerhörtes Leibschneiden, und Rodolfo verräth der schon taumelnden Erzgeliebten seine That, worauf sie ihm en revanche ihre Unschuld notificirt. Der Alte kommt hinzu; ein schmerzliches Terzett wird durch den Eintritt des edlen Vaters und der Hochzeitsgäste unterbrochen, die den saumseligen Jüngling zur Trauung abholen wollen. In aller Eile ersticht Rodolfo nun noch den unseligen Briefdictirer, und der Vorhang fällt, indem das Liebespaar seine Seele aushaucht. Des Papa's Strafe wird sich, nach des Schlußchors Meinung, im Himmel finden. „Le sujet est très-mauvais," hörte ich beim Hinausgehen einen alten Franzosen zu seinem Begleiter sagen, und Dieser erwiederte gelassen: „Mais que voulez-vous de mieux? C'est une idée allemande sur laquelle le malheureux Verdi est tombé." Demungeachtet aber ist die Musik bei ihrer grobsinnlichen Tendenz jedenfalls noch zehnmal schlechter als der Text, obschon dieser immerhin das in neuerer Zeit nicht seltene Verdienst hat, gerade in den allertragischsten Scenen gesund organisirten Naturen zu einem fou-rire Anlaß zu geben. Giuseppe Verdi ist bei all' seiner augenblicklichen Popularität durchaus ein Componist aus der Periode des künstlerischen Verfalles. Er hat zwar viel Passion, und deshalb gelingen ihm zuweilen einzelne melodische Phrasen gar nicht übel; — er packt hier und da, denn Gluth erweckt Gluth — aber sein natürliches Temperament ist durch keinerlei Maß geregelt, durch keine Schule gezügelt und veredelt. Alle Fehler der modernen Zerfahrenheit vereinigen sich in ihm: Gewaltsamkeit des musikalischen Ausdruckes, Rohheit in der Farbengebung, Ungeordnetheit der Ideen bei auffallendster Prätention für das Effectmachen. Seine instrumentalen Begleitungsformen sind von unsäglicher Armuth und seine ewigen Unisono's, sein „fracasso del diavolo" eine wahre Pein für delicate Ohren. Daß zu einer gesunden und tüchtigen künstlerischen Production vor Allem Schule und Disciplin, Zucht und Sitte gehört, und daß, wie Otto Jahn im Leben Mozarts (I. 487) gesagt hat, im schlimmsten Fall auch in der Kunst ein tüchtiger Handwerker mehr werth ist, als ein idealisirender Vagabund, das beweist Verdi's Muse ebenso deutlich, als die unserer deutschen Zukunftsmusiker, oder der verschrobenen Franzosen Hector Berlioz, Halévy und Consorten. „Mr. Verdi" — so urtheilte P. Scudo unlängst sehr richtig — „n'est point une école, mais un accident qui passera vite, et dont l'oeuvre tout entière est destinée à la mort; car en musique comme dans les autres arts, on ne vit que par le style." Eine leidlich geschickte Manier aber, wie sie Verdi zuweilen unleugbar producirt, macht noch lange keinen Styl. Unter dem in der Luisa Miller beschäftigten Sängerpersonal glänzte damals nur ein mäßig berühmter Name, die 1854 zur großen Oper übergegangene und das Jahr darauf völlig zurückgetretene Signora Cruvelli, ursprünglich deutscher Herkunft, sodaß das romanisch-romantische „elli"-Anhängsel selbst uns fremdsüchtigen Landsleuten nicht allzusehr zu imponiren braucht. Sie war ein ganz hübsches, schwarzlockiges, frisches Wesen von vollem Wuchse und rundlichen Armen, die passabel plastisch zu gesticuliren wußten. Das Gesicht hätte zwar etwas edler geschnitten sein können, da der Franzose ihre Nase ungalanter Weise „un peu retroussé" zu finden sich erlaubte, und auch um die Lippen ein Zug spielte, der ein klein wenig nach Malice aussah und dem Vergnügen, sie frei und fröhlich anzuschauen, Eintrag that. Allein alles dies sind „minor things", die man gern übersehen hätte, wenn Signora Cruvelli nur im Gesange eine Lind, Grisi oder Sontag gewesen wäre. Allerdings hatte sie ein recht wohlklingendes, umfangreiches Organ, das blos in der höchsten Lage zu dünn auslief; auch handhabte sie ihr Instrument mit anerkennenswerther Fertigkeit, tremolirte nur wenig, machte im Ganzen recht geschmackvolle Cadenzen, trillerte geläufig: aber es fehlte ihr nichtsdestoweniger die letzte Feile. Sie entbehrte der zarten Uebergänge, der Mitteltöne zwischen Schatten und Licht; sie bewegte sich nur im Forte oder in kaum hörbarem Piano, und — was das Schlimmste ist — die Intonation ihrer Passagen, namentlich im staccato, litt an einer gewissen Unsauberkeit, die ihrem Vortrag den wahren künstlerischen Effect verdarb. Auch waren ihre Spielmittel nur gering: sie zeigte uns blos das Hergebrachte, die allbekannten Theatergesten und Posituren, nichts Originelles, wahrhaft Empfundenes, unmittelbar Zündendes in Haltung, Bewegung und mimischem Ausdruck. Mit einem Wort: sie war eine recht sehr ausgezeichnete seconda Donna, aber keine first-rate-Künstlerin.

Der Tenor Bettini, der den Rodolfo sang, sieht sehr gut aus und hat eine schöne, frische, selbst in der Höhe prachtvoll ausgebende Stimme; aber auch ihm fehlte noch die letzte Gesangsweihe, die unter allen lebenden italienischen Tenoristen überhaupt vielleicht nur Mario und Giuglini besitzen. Die ansprechende Romanze des zweiten Actes, eins der Haupteffectstücke der Oper, trug er recht seelenvoll vor, wie denn überhaupt die „anima" sich doch bei den transalpinischen Sängern noch immer viel häufiger findet, als bei Franzosen und Deutschen; jene singen meist zu geleckt, diese zu plump, um ihre ganze Seele im Tone auszuhauchen, wie dies das Geheimniß aller guten wälschen Vocalkünstler von jeher gewesen. Die Bassisten, von denen wir heute drei zu hören bekamen, taugten sämmtlich nicht viel. Signor Valli, der Baryton, der den alten Miller höchst geziert-sentimental darstellte, tremolirte dermaßen, daß man nie recht wußte, welchen Ton der Scala er eigentlich zu intoniren die Absicht hatte. Sein Gesang war ein langes, unarticulirtes Jammern und Winseln, sein Organ

nur von mittlerer Schönheit und Fülle. Der alte Graf, Signor Susini, und Wurm, Signor Fortini, brüllten höchst unmanierlich drein, obschon namentlich des Ersteren Stimme in der That schön zu nennen war. Signora Nantier-Didier endlich entwickelte als Herzogin einen sehr winzigen und unsichern Contralto, den freilich die wälsche Sonne nicht gar gekocht hat; sie ist, wie schon der Name besagt, Französin. Der Chor zeichnete sich im weiblichen Theile durch abschreckende Häßlichkeit aus; seine Gesangsleistungen mochten passiren. An die Decorationen hätte man für 10 Frcs. Entrée höhere Ansprüche machen können; jedenfalls durften sie beim Scenenwechsel nicht hängen bleiben, was häufig geschah. Je nun — was thut's? Beträgt doch der Gesammteinnahme-Etat der Pariser italienischen Oper 500,000 Frcs. (über 133,000 Thlr.); das Geschäft geht also, und auf mehr kommt es ja in unserer nur kaufmännisch fühlenden Zeit nicht an. Uebrigens muß anerkannt werden, daß man in der allerneusten Saison endlich wieder zu einem etwas bessern Repertoire gelangt ist; man hat statt des plumpen Verdi den feinen Rossini wieder hervorgezogen, wie denn insbesondere die kerngesunde „Italiana in Algeri" mit dem gutgeschulten spanischen Tenor Belart (Lindoro), Corsi (Mustafa), Zucchini (Taddeo) und der Alboni (Isabella) recht gut ging. Möge nun auch „Don Giovanni", als ewiglich bestes Correctionsmittel für einen verderbten Geschmack, in diese Kunsthallen bald wieder einziehen! —

Als das regsamste von allen Operninstituten der französischen Hauptstadt muß das Theatre lyrique am Boulevard du Temple Nr. 88 bezeichnet werden, obwohl es erst seit den fünfziger Jahren sich der Oper gewidmet hat, also völlig „de fraîche date" ist. Seine kurze Lebensgeschichte ist folgende: 1846 erhielt Alexandre Dumas der Aeltere auf Empfehlung des Herzogs von Montpensier das Privilegium zur Errichtung eines Theaters, welches eine Actiengesellschaft nach den Plänen der Architekten Séchan und Dreux errichten ließ. Unter dem Namen Theatre historique wurde es am 20. Februar 1847 mit der „reine Margot" eröffnet, und brachte seine Jahreseinnahme durch Spectakelstücke bis auf 700,000 Frcs. Allein in Folge der Stürme von 1848 in seinen Grundvesten erschüttert, vermochte es sein Leben nur bis 1851 zu fristen und mußte dann völlig geschlossen werden. Nun aber installirte sich eine Operngesellschaft in dem Gebäude, welche es sich zunächst zur ehrenvollen Aufgabe machte, der Productionsader junger Musiker, die sich die Sporen für den Ritt in die geheiligten Hallen der großen oder komischen Oper noch nicht erworben hatten, zur Arena zu dienen. Dies aber führte zu einer abermaligen Krise. Denn anstatt solche Stätte der Unschuld zu respectiren (so etwa schrieb P. Scudo im Anfang des Jahres 1856 in der Revue des deux Mondes), warfen sich die Herren Mitglieder des Institutes wie Geier auf dieselbe, und drohten sie mit den zweifelhaften Erfolgen ihrer fruchtbaren Muse aufs neue gründlichst zu ruiniren. Herr Clapisson gab ihr: „le Code noir", „Gibby la Cornemuse" und die allerdings unzählige Male wiederholte „la Promise"; Herr Gevaërt aus Belgien, dem alle Originalität mangelt, die dreiactige Oper „les Lavandières de Santarem", worin Madame Lauters trotz ihrer hübschen Mezzosopranstimme in der Rolle der schönen portugiesischen Wäscherin Margarita nicht sonderlich gefiel; Andere andere Werthlosigkeiten mehr. Erst seitdem die Direction im Anfang des Jahres 1856 in die Hände des Herrn Carvalho übergegangen war, und dessen Gattin, die schon als Mlle. Miolan an der komischen Oper als ausgezeichnete Coloratursängerin Triumphe gefeiert, in der eleganten neuen dreiactigen Oper „Fanchonnette" von Clapisson (Text von St. Georges und de Leuven) debutirt hatte,*) machte das Theater rasche Fortschritte und gehört jetzt zu den beliebtesten in Paris. Das Personal hat sich aus Eleven des Conservatoires zusammengesetzt und bereits eine ganze Reihe vortrefflicher Kräfte aufzuweisen, worunter vorzüglich zu nennen sind: Mlle. Borghese, Madame Combardi, Mlle. Marimon, eine Schülerin von Duprez, Mlle. Rey, welche zuerst nach ihrem Austritt aus dem Conservatoire in dem Opéra comique debütirt hat,**) Mlle. Faivre, Mr. Montjauze und Mr. Michot, von denen der erste ein überaus eleganter, der zweite ein kräftiger Tenorsänger ist, sowie endlich die tüchtigen Barytonisten Balanqué und Lesage. Das Orchester thut unter der Leitung des geschickten Kapellmeisters Deloffre ebenfalls seine Schuldigkeit. Auch sein Repertoire wußte der umsichtige Herr Carvalho bald zu einem der anziehendsten und mannichfachsten zu erheben, indem er einerseits die besseren unter den neuen französischen Bühnencomponisten, wie Victor Massé (dessen „Reine Topaze", Dank der kolossalen Bravour von Mad. Miolan-Carvalho hier einen fabelhaften Erfolg hatte), Ambroise Thomas, Semet und Charles Gounod (welcher im vorigen Jahre Molière's „médecin malgré lui" in Musik gesetzt, und eben wieder eine Oper vollendet hat, deren Held Goethe's Faust ist) in seine Dienste nahm, andererseits aber sogar in das deutsche classische Opernregister hineingriff und die romantischen Musikdramen unseres poetischen Karl Maria v. Weber, Freischütz, Oberon, Euryanthe und Preciosa, mit großem Beifall zur Aufführung brachte, die Paris seit 1831 (wo die Euryanthe, obwohl von recht guten Künstlern gestützt, auf der großen Oper zuletzt Fiasco gemacht) schier sämmtlich vergessen hatte.***) Allerdings erschienen diese in ihrer Art unvergleichlichen Tonwerke auf der Bühne der lyrischen Oper etwas seltsam appretirt, denn ganz wie sie aus der deutschen Urküche hervorgegangen, wagte Herr Carvalho sie doch seinen Pariser Gourmands nicht vorzusetzen. Der Freischütz präsentirte sich in einen „Robin des bois" verwandelt, und der Euryanthe, an der Helmine v. Chezy freilich kein Meisterstück geliefert, hat man sogar die Weberschen Recitative, die fast alle höchst bedeutsam sind, genommen, um sie durch einen höchst salonmäßig französischen Dialog der geschick-

*) Sie trat hier an die Stelle der zur komischen Oper übergegangenen Madame Cabel.

**) Ihr ist u. A. die Rolle der Euryanthe anvertraut, wozu sie allerdings das erforderliche dramatische Feuer besitzt, obschon es ihr an der gehörigen Leichtigkeit des Gesangsvortrages mangelt, um die so überaus graziöse Cantilene des ersten Finale (Nr. 9) zu voller Wirkung bringen zu können.

*) Den Oberon hat sogar keine einzige Pariser Bühne je gegeben; der Freischütz gelangte dagegen vor 30 Jahren auf dem Odéontheater und 1841 noch auf der großen Oper zur Aufführung.

ten Textarrangeurs de St. Georges und de Leuven zu ersetzen. Ueberdies ist an der Fabel der deutschen Dichterin beträchtlich gemodelt, und zwei komische Charaktere, die indessen nur redend auftreten, sind dem Personal hinzugefügt, ja selbst an der Partitur vieles verändert, Nummern versetzt, die bekannte „Aufforderung zum Tanz“ mit der Orchestration des Herrn Hector Berlioz, sowie der Marsch aus Preciosa höchst willkürlich hinzugefügt worden. Von dem Chezy'schen Personenregister sind blos der König und Euryanthe selbst stehen geblieben, während Eglantine unter dem Incognito einer maurischen Hexe Zarah auftritt, Adolar als Odoard, Lysiart als Comte Reynolds metamorphosirt erscheinen. Mag man in diesen gewaltsamen Umwandlungen auch zum Theil arge Verballhornungen erblicken; immerhin legen solche Ereignisse doch ein unanfechtbares Zeugniß für die Rührigkeit der Direction und die Fähigkeit der Sänger ab, auch schwierigere und ihnen weniger geläufige Musik geschmack- und einsichtsvoll vorzutragen. Mit einem Wort: es ist Leben in diesem vierten Operntheater, von dem sich auch fernerhin nur Gutes erwarten läßt, solange ihm die in jeder Weise vorzügliche Primadonna bleibt, die allein schon Magnet genug ist, um stets volle Häuser zu machen. Madame Miolan-Carvalho gehört zu den wenigen modernen Sängerinnen, welche Styl haben. Ihre Persönlichkeit ist nicht gerade anziehend, aber die Biegsamkeit ihrer schönen Stimme und die Intelligenz ihres Vortrags sind wahrhaft staunenswerth. Sie und Madame Cabel sind übrigens entschiedene Rivalinnen, und es hält schwer zu entscheiden, welcher von beiden man die Palme reichen soll.

In allerneuester Zeit hat endlich auch das kleine Theater der „Bouffes Parisiens,“ das 1856 von den Champs Elysées, wo es blos der niedrigsten Komik diente, unter der Direction des Herrn Offenbach in die Passage Choiseul ausgewandert ist, eine musikalische Bedeutung gewonnen, die ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Opernbühnen anweist. Es ist eigentlich ein Polichinelltheater, auf dem man jetzt aber auch recht gut singt, sodaß es sich zu einem Filial des Opéra comique aufzuschwingen anfängt. Besonders hervorzuheben ist der seit 1856 für die letztgedachte Bühne gewonnene Mr. Berthélier, dessen gutes Naturell und redlicher Eifer allgemein anerkannt werden. Vorzügliche Aufmerksamkeit bei der tüchtigen Kritik erregte die recht gelungene Aufführung des „Impresario“ (Schauspieldirector) von Mozart, den man selbst in Deutschland nirgends mehr hört, obschon er ein des großen Meisters durchaus würdiges Opusculum ist; ferner die einactige Operette von Duprato, „M'sieu Andry“, deren gute Musik recht hübsch vorgetragen wurde, und das Jugendwerk Rossini's, „Bruschino“. In der letzten Wintersaison gab man dazu eine neue überaus tolle Buffonerie, „les petits prodiges“, welche eine unerhörte Anziehungskraft ausübte. Es sind Variationen auf den allbekannten Carneval von Venedig, vorgetragen von einem Orchester, welches aus mit bourrelets coiffirten und auf Rollstühlen hin und her fahrenden Künstlern zusammengesetzt ist. Unauslöschliches Gelächter und „des mirlitons obligés“ begleiteten diesen heitern Blödsinn. Zum künftigen Juni ist die Truppe der Bouffes Parisiens für das Kroll'sche Theater in Berlin angemeldet; dann werden wir Näheres über sie zu berichten im Stande sein.

Und somit könnten wir unsere Pariser Theaterschau einstweilen abschließen, bis das im Werk befindliche Theater des kaiserlichen Prinzen auf der Place du Châtelet, welches 6000 Personen Raum gewähren, also ein Non plus ultra von Koloß werden soll, seine Pforten öffnet und zu neuen kritischen Bemerkungen Anlaß bietet. A. v. W.

Anakreontische Lieder.

— Friedrich Dörr hat einen „Griechischen Liederschatz“ (Leipzig bei Voigt und Günther) herausgegeben. Von demselben Dichter erschien vor zwei Jahren auch ein Idyll in Hexametern: „Christabend“ (Halle bei Anton). Das kleine Heft, das sich griechischer Liederschatz nennt, bringt uns natürlich das Meiste und Beste vom heitern Greise Anakreon, der am Hofe des Polykrates zu Samos, auch in Athen, wo man ihm auf der Akropolis eine Bildsäule setzte, bis in sein hohes Alter von Wein und Liebe sang. Nach dem Sturze seines attischen Beschützers floh er nach jenem Abdera, das Wieland so artig travestirte, und starb dort 85 Jahre alt, indem er, wie später Sophokles, an einer trocknen Weinbeere erstickte. Von 5 Büchern seiner Gedichte sind 68 unter seinem Namen übrig; die Kritik erkennt freilich auch diese nicht alle für ächt an. Seit Gleim, Ramler, Kosegarten ist Anakreon wiederholt übersetzt. Er kann aber nur nachgedichtet werden, und Friedrich Dörr that wohl, wenn er dafür die Form wählte, die der heitere Sänger vielleicht selbst gewählt haben würde, hätte er in unserer Sprache gesungen. Wir geben von diesen Nachdichtungen eine kleine Auswahl.

Als ich Rosen jüngst zum Kranze
Mir zusammenlas,
Fand ich Eros, der in einer
Rose schlafend saß.

Faßt' ihn leise bei den Flügeln;
In den Krug hinein
Warf ich ihn und trank hinunter
Ihn zusammt dem Wein.

Seit dem Tage kitzelt Eros
— Was hab' ich gemacht! —
Mit den Flügeln mir im Herzen
Endlos Tag und Nacht.

Lieben will ich, ewig lieben,
Eros rieth mir's ja.
Anfangs freilich unentschlossen
Stand ich vor ihm da.

Rasch ergriff er Pfeil und Bogen,
Rief mich auf zum Streit.
Ich, dem Kampfe nicht gewachsen,
Floh behend zur Seit.

Leer war schon der Köcher; zornig
Sprang er auf mich ein,
Statt der Pfeile drang er selber
Mir ins Herz hinein.

Keine Rüstung giebt's, die schützet,
Eros' Rasen dämpft,
Denn der Kampf — im eig'nen Herzen
Wird er ja gekämpft!

Eros, als er Rosen pflückte,
Einst ein schlafend Bienlein fand,
Staunend sah er's, unversehens
Stach's ihn aber in die Hand.

Schreiend lief er hin zur Kypris:
Ich bin todt, o Mutter, sieh!
Eine Schlang' hat mich gebissen,
Aber Flügel hatte sie!

Lächelnd sprach sie: Schmerzet also
Schon der Biene Stachel — Kind!
Was erst haben die zu leiden,
Die von dir verwundet sind!

Schon erbleicht ist mir der Scheitel
Und die Schläfe kahl.
Ach, der Jugend goldne Sonne
Lächelt nur ein Mal.

Süßes Leben! immer kürzer
Wird die schöne Zeit.
Weinen möcht' ich, denk' des Tages
Ich, der nicht mehr weit.

Dunkel ist der Weg zum Tode,
Freudenlos und schwer;
Und wer einmal stieg hinunter,
Kehret nimmermehr.

Warum sollt' ich nicht trinken?
Die schwarze Erde liebt
Den Trunk, indeß sie selber
Dem Baum zu trinken giebt.

Die Sonne schlürft vom Meere,
Der Mond vom Sonnenlicht.
Nun frag' ich, wenn ich trinke,
Wer da noch widerspricht!

Reicht mir Wein, ihr schönen Mädchen,
Aber nur nicht karg!
Denn ich brenne, heut die Hitze
Ist doch gar zu arg.

Reicht mir auch die Blumenkränze,
Und die mir sie wand,
Schling' sie mir um meine Stirn mit
Eigner weißer Hand.

Kind, du bist es? Wie das kühlet!
Doch der Liebe Pein,
Sag' ins Ohr mir, wie wohl möchte
Die zu löschen sein?

Lächle nur! Doch in den Schatten
Dieses schönen Baums
Setz' dich zu mir, für ein Pärchen
Ist genug des Raums.

Hörst du, wie die Blätter säuseln,
Wie die Quelle rauscht?
Thor, wer für ein solches Lager
Sich ein andres tauscht!

Windet Rosen uns zu Kränzen,
Netzet sie mit Wein!
Wenn sie um die Stirn erglänzen,
Laßt uns trinken, ohne Gränzen
Trinkend fröhlich sein!

Rosen sind des Lenzes Gabe,
Göttern lieb sogar,
Rosen flicht Kytherens Knabe,
Daß ihn Rosenduft erlabe,
Sich ins lock'ge Haar.

Mädchen, drum auch mir die Blume
Schling' zum duft'gen Kranz.
Auf! beginnt zu Bakchos' Ruhme
Hier bei seinem Heiligthume
Saitenspiel und Tanz!

Um das Haupt den Rosenkranz,
Schaun wir trinkend, wie im Tanz
Mädchen, Thyrsos in den Händen,
Leicht die schlanken Füßchen wenden,
Während Lautenkläng' in süßen
Tönen unser Ohr umfließen.

Eros mit dem goldnen Haar,
Dionys, der immerdar
Wohlgelaunte, und die hehre,
Reizumflossene Kythere
Weilen immer gern im Kreise
Jugendlich gesinnter Greise.

Als um mitternächt'ge Stunde
Jüngst ich abgemattet schlief,
War es mir, als wenn ans Fenster
Einer pocht' und ängstlich rief.

Rasch sprang ich empor vom Lager,
Ob des späten Lärms empört.
Wer ist's, frug ich, der da klopfet,
Meine süßen Träume stört?

Fürchte nichts, so war die Antwort,
Bin ein Kind, (nur aufgemacht!)
Welches naß umhergeirret
In der mondenlosen Nacht!

Da erbarm' ich mich des Kleinen,
Oeffne rasch, und vor mir stand,
Sieh! ein Knäblein, leichtgeflügelt,
Pfeil und Bogen in der Hand.

Nah zum Herd zog ich den Knaben,
Wärmte drauf sein Händchenpaar
In den meinen, und den Regen
Drückt' ich aus dem Lockenhaar.

Als ihn drauf der Frost verlassen,
Rief er, neu belebt mit Kraft:
Laßt den Bogen uns versuchen,
Ob der Regen ihn erschlafft.

Plötzlich zog er an und schnellte
Mir den Pfeil ins Herz, und lief
Hüpfend durchs Gemach, und höhnend
Lachte laut der Schalk und rief:

Bester Wirth, sei mit mir fröhlich!
Sieh, mein Bogen — der ist heil,
Aber du — du fühlst im Herzen
Lange noch des Eros Pfeil!

Süßen Weines trunken,
War ich hingesunken
Nieder in den weichen Flaum.
Tanzend auf den Zehen
Schien ich mich zu drehen —
Lustig war der flücht'ge Traum!

Und in liebeswarmen,
Weichen Mädchenarmen
Sucht' ich Kühlung meiner Gluth.
Aber, wollt ich kosen,
Flohen rasch die Losen
Kichernd fort; das war nicht gut!

Endlich! ha, nach langen
Mühen doch gefangen!
Aber ach! ich war erwacht.
Alles war verschwunden!
Und die langen Stunden
Zählt' ich schlaflos durch die Nacht!

O, könnt' ich doch dein Spiegel sein,
Der Spiegel deiner Züge,
Und würd' ich das Gewand allein,
Das deine Schulter trüge!

O, wär' ich doch ein Bächlein klar,
Die Glieder dir zu netzen;
Und wär' ich Salbe für dein Haar,
Ich würd' mich glücklich schätzen.

Mir wär' es recht, gebrauchtest du
Mich gar als Schmuckgeräthe;
Ja, wär' ich selbst auch nur dein Schuh,
Daß mich dein Fuß zerträte!

Hat mich Gott Bakchos begeistert,
Sich meiner Sinne bemeistert,
Träum' ich ein Krösos zu sein!
Liege, bekränzet den Scheitel,
Singe dann: Alles ist eitel,
Alles, ja Alles — außer dem Wein!

Sei du Krieger und sinke
Nieder im Kampf — ich trinke!
Knabe, den Becher gebracht!
Besser wahrhaftig, betrunken
Hin auf das Lager gesunken,
Als zu sinken in Grabesnacht.

Zur Chronik.

Das Pariser Congreßbild.

— Vom Grafen Walewski brachte unser Blatt unter den „Männern der Zeit" den entsprechenden Artikel (Nr. 23). Er macht in Edouard Dubufe's großem Oelbilde vom Friedenscongreß zu Paris den ungesuchten Mittelpunkt. Es ist ein kaiserlicher Saal zu Paris, in welchem die am orientalischen Kriege activ oder passiv betheiligten Mächte auf Frankreichs Einladung erschienen; ein Bild des alten und eine Büste des neuen Napoleon blicken auf die Versammlung herab, und wohlgefällig, wenn nicht selbstgefällig, weidet sich der Vertreter des jetzigen Kaiserreiches am Triumphe der gesicherten Weltstellung seines Landes, — wohlgefällig, denn sein Herrscher, noch unlängst beanstandet, hat vor Europa's Augen seine Macht nach außen hin entfaltet, selbstgefällig, sofern die entfernte Aehnlichkeit des Mannes mit dem alten und neuen Napoleon in seinem Bewußtsein sich zu spiegeln scheint. Die sanguinische Grazie in Walewski's Haltung bezeugt gleich sehr den Franzosen wie den Polen in ihm, während sich im zweiten Vertreter Frankreichs, dem Baron Bourqueney, neben Baron Hübner im Hintergrund stehend, mehr die altfranzösische Grazie in virtuoser Vollkommenheit verräth. Auch die anderen unter den fünfzehn Gestalten des trefflichen Bildes werden in unserer Gallerie von Zeitgenossen ihre Stelle finden. Wir beschränken uns, auf das Bild der kaiserlichen Gallerie von Versailles, das in Leipzig und Dresden zur Ausstellung kam, ohne Besprechung der Persönlichkeiten aufmerksam zu machen. Der Maler, ein Schüler von Paul Delaroche, ist neben dem deutschen Winterhalter jetzt der ausgezeichnetste Porträtist in Paris. Er ist Franzose, und gleichwohl hat er, der Sache getreu und der Situation entsprechend, den beiden Vertretern Englands im Bilde das bedeutsamste europäische Gewicht und das bedeutendste künstlerische Interesse verliehen. Das Bild giebt keine förmliche Congreßsitzung am grünen Tisch; selbst der treffliche Belgier de Biéfve scheiterte unlängst an der Langweiligkeit solcher Sessionsgruppe. Dubufe gab vom Pariser Congreß einen Moment nach aufgehobener strenger Sitzung, er konnte die Versammlung mithin künstlerisch in Gruppen auflösen, sie frei componiren. Dazu nöthigte ihn der Instinct des Künstlers. Der Trieb der Wahrheit aber zwang ihn, vielleicht unbewußt, die Auflösung der Versammlung in Gruppen so zu gestalten, daß beiden Männern Englands sachlich der Mittelpunkt der Interessen zufällt, während Walewski nur formell das Centrum macht. Links steht Lord Cowley und erklärt die Friedenssituation mit der Landkarte in der Hand. Oesterreich in der Vertretung des wohlwollend gutmüthigen Baron Buol, und Sardinien, vom klugen, aber etwas gepreßten Grafen Cavour vertreten, hören ihm zu. Rechts aber im Bilde sitzt Lord Clarendon mit der ganzen Hoheit und Machtvollkommenheit des englischen Staatsmannes und schenkt herablassend, vornehm und doch bereitwillig dem Türken Ali Pascha Gehör, der, ungelenk im Fauteuil des europäischen Comforts, mit Knieen und Füßen an die Otomanne gewöhnt, auf seinem Sessel mehr hängt und kauert als sitzt, um dem mächtigen Lord noch etwas Nachträgliches zu insinuiren. Die beiden englischen Gestalten sind auch als menschliche Charaktere wie als künstlerisch wiedergegebene Porträts die gewichtigsten im Bilde, denn der prachtvolle kriegerische Riese Orloff und der gewiegte diplomatische Greis Brunnow sind zu passiv in der ganzen Situation, stehen gleichsam nur in der Defensive, um dem Maler Gelegenheit zu Triumphen seines Pinsels zu geben. Der schöne Kopf des Freiherrn v. Hüb-

ner figurirt an der Wand fast allzu sehr im Hintergrunde und macht uns nebenbei auf einen Fehler im Bilde aufmerksam. Der Saal ist nicht tief genug, ohne alle Perspective, sodaß die Versammlung fast in einem schmahlen Gange stattzufinden scheint. Die gepreßte Situation des preußischen Premier hinter dem Tische wird damit im Bilde noch gesteigert, während das Gepreßte und Genirte, das ohnedies schon für Preußen in der europäischen Sachlage beruht, sich in der verdrossenen Miene und zugeknöpften Haltung seines Vertreters offenbar macht. Graf Hatzfeld aber, der Gesandte Preußens und zweiter Vertreter im Congreß, erscheint im Winkel fast gar sehr als Lückenbüßer. Freilich theilt er das Gefühl des Ueberflusses auch mit seinem Nachbar, dem zweiten Sardinier, Marchese Villamarina, der, ein Soldat in der Tracht der beliebten Bersaglieri, mürrisch dreinblickt und sich zu langweilen scheint, daß es unter den Helden der Diplomatie nicht erlaubt ist, dreinzuschlagen. — Dem Bilde mit seinen lebensgroßen und lebensvollen Gestalten fehlt, um es ein historisches zu nennen, die Action eines bestimmten großen und bedeutsamen Thema's; aber in seiner Charakteristik und in seiner Malerei wird es immer zu den besten und interessantesten Porträtgemälden unserer Zeit gehören.

Neue Holzschnitte.

M. Als man in der neuern Zeit die alte, fast verlorengegangene Holzschneidekunst wieder hervorsuchte, so that man das anfänglich nicht etwa, weil man sie als Kunst achtete, die gar manchen, ihr eigenthümlichen Vorzug vor anderen vervielfältigenden Künsten hätte, sondern nur des einen Vorzugs wegen, daß sie nur der Buchdruckerpresse zur Vervielfältigung bedurfte und deshalb, durch die Billigkeit und Bequemlichkeit des Druckes, am geeignetsten zur Ausschmückung typographischer Werke erschien. Es kam dabei nur darauf an, in der Ausführung mit den bisher beliebten Darstellungsweisen rivalisiren zu können, und so wandte sich das ganze Streben dahin, die Technik zur möglichsten Feinheit, zu der des Stahlstiches, zu steigern, und wirklich wurde in kurzer Zeit das rastlose Streben mit dem überraschendsten Erfolge gekrönt, sodaß sorgfältig abgedruckte Holzplatten einen Effect machten, der von dem der feinsten Maschinen-Stahlstiche kaum zu unterscheiden war. Aber eben sehr sorgfältig mußten die Stöcke abgedruckt sein, wenn die außerordentliche Feinheit nicht in ebenso außerordentliche Grobheit, in schwarze Kleckse, umschlagen sollte, und die große Mühe, die die Vorrichtung eines Druckes machte, der dieser Gefahr entginge, war wohl zunächst der Grund, daß man sich einigermaßen darum kümmerte, welche Art der Zeichnung und Ausführung wohl naturgemäß für die Vervielfältigung durch den Holzstock wäre. Verständige Künstler nahmen sich nunmehr der gemißhandelten Kunst an, studierten die Darstellungsweise der Alten, vereinfachten nach dem Vorbilde dieser die bisher beliebte Zeichnungsart mit Berücksichtigung dessen, was der neuern Technik des Holzschnittes vorzugsweise möglich oder unmöglich war, und überwachten sorgfältig den Schnitt, der bisher häufig in den Händen vollständiger Ignoranten mit unverantwortlicher Willkür die Originalzeichnung änderte und verunstaltete. So bildete sich hier und da ein soliderer Betrieb der Holzschneidekunst aus und nach und nach, durch L. Richter, Alfred Rethel und mehrere Münchener Künstler auf die rechte Bahn geführt, erhebt sie sich jetzt wieder zur vollen Ebenbürtigkeit mit allen übrigen Künsten der Vervielfältigung, wofür einen neuen glänzenden Beweis ein neues Blatt liefert, das besonders in Bezug auf die xylographische Ausführung die höchste Anerkennung verdient, wir meinen: „die trauernde Löwin, erf. und gez. von H. Leutemann, in Holz geschnitten von J. G. Flegel in Leipzig." — Ein Löwe ist unter den Geschossen seiner Verfolger gefallen, und die Löwin, die vergebens ihn zu erwecken suchte, beklagt in lautem Gebrüll den Entseelten. Die Scene ist lebendig und wahr dargestellt und ergreift durch die Unmittelbarkeit des Ausdrucks; die Zeichnung, mit der Feder correct und markig ausgeführt, zeigt besonders in den zwei Hauptfiguren erfolgreiches Studium und Sicherheit. Was nun der Zeichner so vorzüglich dargestellt, das hat der Holzschneider mit einer Treue und Sicherheit ausgeführt, die erstaunlich ist. Jeder Abdruck der Platte erscheint als Originalzeichnung, so täuschend wiederholen sich die Eigenthümlichkeiten der Federzeichnung, sowohl die Saftigkeit des Striches als alle die kleinen Zufälligkeiten, die die Hand des Künstlers in einer Originalzeichnung erkennen lassen. Und hierdurch gerade beweist dieses Blatt einen großen Vorzug, den der Holzschnitt vor anderen Vervielfältigungsarten, z. B. dem Kupferstiche, hat, nämlich den, daß er die Originalzeichnung vervielfältigt, nicht die Copie, indem jeder Strich, den der Künstler auf den Holzstock zeichnet, unverändert durch die Hand des Holzschneiders abdruckbar gemacht wird. Wenn nun dieser Vortheil der Originalvervielfältigung in noch höherem Grade durch die Radirung geboten wird, so finden wir bei Betrachtung des in Rede stehenden Holzschnittwerkes doch wieder einen andern, dem Holzschnitte eigenthümlichen Vorzug. Während nämlich die Radirung in Originalwerken kleineren Maßstabes unbestritten das Höchste leistet, ist der Holzschnitt so recht eigentlich für Darstellungen in großem Maßstabe geschickt; während die Radirung die Mappe mit den werthvollsten Werken füllt, schmückt der Holzschnitt die Wand in der edelsten Weise, und wir brauchen nur das besprochene Werk an der Wand eines Zimmers aufgehängt zu betrachten, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß keine andere Manier fähig wäre, eine so befriedigende Wirkung auf das Auge in solcher Entfernung zu machen; eine Wahrnehmung, die dem Holzschnitte einen neuen, ihm ausschließlich vorbehaltenen Wirkungskreis zuweist.

Daß nun Flegels Arbeit diese Vorzüge des Holzschnittes in so vollständiger Weise, wie bisher noch kein anderes Holzschnittwerk, zur Geltung bringt, ist ein Verdienst, welches allgemeine Anerkennung verdient. Es ist hier nicht der Ort, die Schwierigkeiten eines guten Holzschnittes auseinderzusetzen; nur auf das Eine machen wir aufmerksam, daß es nicht blos mit Geduld und Genauigkeit abgethan ist, sondern daß das Werk eines Künstlers nur durch einen Künstler ausgearbeitet werden kann, der die Schönheiten und charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Werkes versteht und liebt. Und als einen solchen Künstler hat sich Flegel in diesem seinem neuesten Werke wieder zu seiner wahrhaften Ehre bewiesen.

Monographisches.

ε. „Ueber Herders Cid. Eine Monographie zur Würdigung und Erläuterung des Gedichtes, von Dr. Eduard Niemeyer." Das ist der Titel einer vor kurzem (Crefeld bei Kühler) erschienenen Broschüre, welche zum Zwecke hat, eine Apologie der genannten deutschen Bearbeitung des berühmten spanischen Romanzencyklus zu liefern und dieselbe gegen die Angriffe und absprechenden Urtheile eines Gervinus, Villemain, Duttenhofer u. A. in Schutz zu nehmen. Die Haltung, welche der Verfasser bei seinem Vorhaben bewahrt, ist nun freilich leicht als eine parteiische zu durchschauen, und sein Versuch, Herders aller-

dings sehr verdienstvolle Arbeit womöglich als eine deutsche Nationaldichtung hinzustellen, muß nothwendiger Weise ein verfehlter werden. Es geschieht dem Verfasser z. B. wohl, daß er Vorzüge, die ganz entschieden schon dem Originale zu Gute kommen, auf Rechnung des Bearbeiters setzt, und umgekehrt einige Mängel, die dem Letztern zur Last fallen, bereits im Urtexte erblicken will. Doch abgesehen von solchen Ungehörigkeiten bleibt in Dr. Niemeyers Monographie noch immer viel Gutes. So ist die genaue Vergleichung des Herderschen Cid mit dem Original, was Zusätze, Weglassungen und Variationen anlangt, eine sehr dankenswerthe, und die Analyse der im Gedicht auftretenden Charaktere eine äußerst sorgfältige und scharfsinnige, sowie denn auch den Bemerkungen des Verfassers über Metrum und sprachliche Darstellung eingehende Studien des Gegenstandes zu Grunde liegen. Kurz, das Ganze kann als ein mit warmer Hingebung an den Stoff und mit einem feinen Gefühl für poetische Schönheit geschriebener Commentar gelten, der allen Verehrern Herders — und deren sind gewiß viele — willkommen sein muß.

Von speciellerem Interesse, d. h. allein für den Theologen vom Fach oder für ganz wissenschaftlich gebildete Laien berechnet, ist eine andere Monographie: „Johann Balthasar Schuppius für unsere Zeit dargestellt von Alexander Vial" (Mainz bei Kunze). Der Verfasser derselben sagt in der Vorrede, „er sei es dem Mann, aus dessen Werken er soviel gelernt habe, schuldig, daß er ihn unserer Zeit, der er mit Unrecht so ziemlich aus dem Gedächtniß gekommen sei, wieder bekannter mache," und wir dürfen in der That nach dem Charakterbilde, welches Vial mit verständigem Sinne und mit frischen Farben ausgestattet vor uns hinstellt, urtheilen, daß der genannte, von seinen Zeitgenossen hochverehrte und nur von einigen Neidern arg angefeindete Mann es nicht verdient haben würde, wäre er ganz der Vergessenheit anheimgefallen. — J. B. Schupp wurde 1610 zu Gießen geboren und war bereits mit 25 Jahren Professor in Marburg; dann erhielt er eine Berufung als Prediger zu Sanct Jacob nach Hamburg, wo er 1661 starb. Seine kirchengeschichtliche Stellung, sowie seine ersprießliche praktische Wirksamkeit wird man am besten bestimmen und kennzeichnen, wenn man ihn, nach dem Beispiele Vials, einen Vorläufer Speners nennt, insofern auch er schon das Bestreben hatte, das Christenthum aus den strengen Banden der im 17. Jahrhundert herrschenden Orthodoxie zu erlösen und ihm die Fähigkeit zurückzugeben, sich auf eine von dem dogmatischen Lehrbegriff absehende Weise im ursprünglichen Sinne der Reformation weiter zu entwickeln. Nächstdem wird man Schupp aber auch nicht mit Unrecht eine Art Abraham a Sancta Clara der Protestanten nennen, weil er, ähnlich wie dieser originelle Mann, ganz im vulgären Volkstone sich heftig gegen alle Unsitten und Zuchtlosigkeiten seiner verwilderten Zeit kehrte. Ob Herr Vial behaupten durfte, Schupps wissenschaftliche Weltanschauung sei verwandt mit der Baco's von Verulam gewesen, das wollen wir dahingestellt sein und die betreffende Untersuchung denen von unseren Lesern selber überlassen, welche an kirchengeschichtlichen Studien activen Antheil nehmen.

Zur Goethe-Schillerlitteratur.

ε. Aus der ganz unerschöpflich scheinenden Goethe-Schillerlitteratur sind von der letzten Zeit her wieder einige Neuigkeiten zu erwähnen. Zunächst gab der durch seine „Griechischen Lyriker" als trefflicher Philolog bekannte Professor Th. Bergk: „Acht neue Lieder von Goethe mit Erläuterungen" heraus, nämlich kleinere Gedichte, von denen das erste, sowie das dritte bis sechste ursprünglich in Jacobi's „Iris" erschienen, und zwar entweder gezeichnet mit dem den meisten Beiträgen Goethe's eigenthümlichen Buchstaben B., oder ganz ohne Unterschrift, oder endlich mit einer höchst wahrscheinlich wissentlich oder aus Versehen gefälschten, welche eher, als auf Goethe, auf Reinhold Lenz schließen ließ. Nr. 2 aber war, wenn gleich vermuthlich auch für die „Iris" bestimmt, darin doch nicht abgedruckt worden, und wir lernen das kleine reizende Poem erst jetzt kennen. Vier von diesen sechs Gedichten nun dürften sich auf das Liebesverhältniß mit Friederike Brion beziehen, nämlich die beiden von Bergk betitelten „Unbewußte Liebe" und „Sehnsucht", sowie ferner noch: „Die Freundin aus der Wolke" und „Denkmal der Freundschaft"; das fünfte, eine wunderbar schöne „Elegie", wurde wohl durch die Trennung von Lilli hervorgerufen; Nr. 6 endlich „den Männern zu zeigen" ist ein ziemlich unbedeutendes und sehr kurzes Sinngedicht. Die Untersuchungen des Herausgebers sind mit großem Geschick geführt; und wenn von ihm doch noch irgendwo ein leises Bedenken freigelassen wird, so fällt wenigstens, was die folgende siebente Nummer betrifft, ein jeder Zweifel weg. Der aus Mercks Nachlaß zuerst von Wagner mitgetheilte „Felsweihgesang" galt nämlich bisher für ein Product Herders, rührt aber unleugbar von Goethe her und steht zu dem Erstgenannten nur insofern in Beziehung, als die darin erscheinende Psyche keine Andere, als Caroline Flachsland, Herders Verlobte, war. — Schließlich theilt Bergk noch zwei „neue Arien zu Erwin und Elmire" mit, welche dem „deutschen Mercur" aus dem Jahre 1776 entlehnt sind. — Es ist aber gewiß zu bedauern, daß manche von den sinnvollen Vermuthungen, die der Genannte aufstellt, nicht noch in einem etwa gleichzeitig erschienenen Werke benutzt werden konnten, dessen Verfasser das Bestreben hatte, auch alle neusten Entdeckungen auf dem einschlagenden Gebiete für sein Buch zu verwerthen. Auf die Existenz dieses letzteren, welches den Titel führt: „Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt dargestellt von Dr. Julius Emil Kneschke", sei uns jetzt gestattet nur kurz hinzudeuten. Wer es unternehmen wollte zu prüfen, ob manche selbständige Ansichten des Autors begründet sind, müßte mehr Raum in Anspruch nehmen, als uns für diese Notiz zur Verfügung steht.

Die ursprünglich für ein Gastspiel Ifflands in Weimar bestimmte, aber auch jetzt noch hier und da gebräuchliche Bühnenbearbeitung des Goethe'schen „Egmont", welche Schiller bewerkstelligte, hat der fleißige Sammler A. Diezmann nach 61 Jahren noch bei Cotta in Druck gegeben, indem er dabei das auf der großherzoglichen Hoftheaterbibliothek vorhandene Exemplar, sowie mehrere Souffleurbücher zu Grunde legte. Man kann nun Original und Bearbeitung ganz genau und bis ins Detail hinein vergleichen und wird inne, daß die letztere denselben Eindruck macht, wie von der Bühne herab. Sie ist keineswegs gelungen zu nennen und Goethe, der zwar im Jahre 1796 an Iffland die Worte schrieb: „Es ist das Eigenste, was mir hätte begegnen können, daß ein Stück, auf das ich in mehr als einer Hinsicht längst Verzicht gethan habe, mir durch Schillern und Sie so unerwartet wiedergeschenkt wird" — Goethe, sagen wir, traf dann doch noch das Rechte, als er im Jahre 1815 (vergl. seinen Artikel: „Ueber das deutsche Theater" im Morgenblatt, Nr. 85) urtheilte, „Schiller habe bei seiner Redaction des Stückes grausam verfahren." — In Bezug auf den vorliegenden Abdruck bemerken wir noch, daß Dr. Diezmann das, was Schiller aus

dem Egmont gestrichen hat, einfach weggelassen, wo er aber ein Wort oder mehrere Wörter geändert, es jedesmal genau angegeben hat, während seine Zusätze mit etwas größerer Schrift gedruckt worden sind. Es kann also jeder sehr leicht sich der immerhin interessanten Arbeit des Vergleiches unterziehen.

Ganz beiläufig gedenken wir schließlich noch eines Schriftchens, welches unter dem sonderbaren Titel: „Goethe im Fegefeuer. Eine materialistisch-poetische Gehirnsecretion von Dr. Mantis“ erschienen ist, und worin außer dem Dichter und seinem Gesellen Mephisto unter verkehrten, aber leicht zu durchschauenden Namen auch die Zeitgenossen Moleschott, Louis Büchner, Feuerbach und Daumer erscheinen. Die Mühe, aus der Broschüre einen hindurchgehenden logischen Faden oder überhaupt Sinn und Zweck des Ganzen herauszufinden, dürfte eine vergebliche sein.

Die Symbolik der menschlichen Gestalt.

p. In der schönen Stelle des Aristoteles, des ersten Schriftstellers über Physiognomik: „die Seele ist die erste Wirklichkeit eines natürlichen gegliederten Körpers,“ findet Carus den weittragenden Gedanken, welcher selbst noch im Mittelalter, dieser Zeit der ideell mysteriösen Richtung, bei Denen fortwirkte, welche sich bemühten, gewisse, freilich oft sehr willkürliche, auch wohl abergläubische Beziehungen zwischen der körperlichen Gestaltung des Menschen und seinem innern psychischen Sein aufzusuchen. Diese auch noch in den gelehrten Theologen und Kirchenvätern fortlebende Aristotelische Idee war es, welche damals gegen die widernatürliche Trennung zwischen Seele und Leib schützte, wodurch späterhin soviel Verwirrung in Philosophie und Psychologie gebracht wurde. Selbst große Theologen, wie Thomas von Aquino, wiesen die ernährende und Wachsthum bedingende Thätigkeit unseres Körpers ebenso der Seele zu, als die bewegende und erkennende, und so kam es, daß auch der Gedanke: es müsse sich die besondere Richtung des Seelenlebens wohl entschieden durch irgend eine besondere Gestaltung des Körpers überhaupt und des Hauptes insbesondere ausdrücken, damals zum ersten Male mit größerer Consequenz verfolgt werden durfte. Hierhin gehören die Schriften eines Gordon, Grataroluś, Peucer und die vielen mit einer reichen Dosis von Aberglauben versetzten Arbeiten über Chiromantie und Physiognomik des 15. und 16. Jahrhunderts. Doch erst der Neapolitaner Joh. Baptiste Porta, welcher 1586 de humana physionomia schrieb, dehnte seine physiognomischen Untersuchungen auf den gesammten Bau des Menschen und alle seine äußeren Organe aus. So wurde Porta, welcher den beweisenden Rückblick auf die Thierwelt nicht bei Seite setzte, der Begründer jener Wissenschaft, welche jetzt Carus unter der Bezeichnung: „Symbolik der menschlichen Gestalt“ (Leipzig, Brockhaus, 2. Aufl. 1858) in umfassender Weise bearbeitete.

Von Porta bis auf den im Jahre 1745 zu Zürich geborenen enthusiastischen Prediger Lavater war kaum etwas Erhebliches für die Fortschritte der Symbolik geschehen. Erst dessen „Physiognomische Fragmente“ (1775—1778) wurden wieder Anregung für Viele, und Gall, 1758 zu Tiefenbrunn im Würtembergischen geboren, suchte dann mit seinem Freunde Spurzheim mit mehr Berücksichtigung der anatomischen und physiologischen Verhältnisse die Symbolik des Hauptes auszubilden. Allein sie verfolgten die Richtung bis zum Extreme, und begannen sogleich eine Organenlehre zu schaffen, welche die verschiedenen Anlagen des Menschen in ein materielles Fachwerk des Gehirns einzwängen wollte. Carus wurde dadurch, daß er das genaue Entsprechen der drei Hauptmassen der Hirnabtheilungen berücksichtigte, zu ganz neuen Ansichten über Kranioskopie geführt, die er in seinen „Grundzügen einer neuen wissenschaftlichen Kranioskopie“ und im „Atlas der Kranioskopie“ der Mitwelt übergab. Hierdurch erhielt die Symbolik des Schädelbaues ein besseres Fundament, für welches Huschke (Schädel, Hirn und Seele, Jena 1854) und Lucae (Zur Architektur des Menschenschädels, Frankfurt 1857) neuerdings wichtige Beiträge lieferten. Carus war aber seit Porta der Erste, der an eine Symbolik der ganzen Gestalt dachte, an eine Wissenschaft, die das Aeußere des ganzen Menschen gleichsam durchsichtig werden, und die Art des überall eigenthümlichen Innern aus diesem Aeußern möglichst vollkommen erkennen läßt.

Die neue Richtung, welche die Naturwissenschaften genommen haben, will allein mathematische und physikalische Gesetze gelten lassen. Hieran erinnert Adolf Zeisings Gesetz des goldenen Schnittes, welches dieser Forscher wie in allen Verhältnissen der Naturerscheinungen, so auch an den Verhältnissen der menschlichen Gestalt nachzuweisen suchte; und Hagen wollte jetzt sogar mit Hülfe dieses Gesetzes der Psychologie eine neue Grundlage schaffen. Allein solche mathematische Arbeiten im naturphilosophischen Sinne haben immer leicht auf Abwege, namentlich gern zum Mysticismus geführt, weil sich mit gewaltsamer Durchführung einer mathematischen Formel in der Natur und mit Anpassung derselben auf alle Gestaltungen Alles ausrichten läßt, was der Phantasie beliebt. Ein solcher Mysticismus beherrschte den Philosophen Baader, welcher auf das Dreieck mit dem Punkt in der Mitte hinwies. Wo die mechanischen Verhältnisse der Materie ins Spiel kommen, wie bei den wellenförmigen Schwingungen des Schalles, der Brechung der Lichtwellen zu verschiedenen Farbenerscheinungen, finden wir allerdings meß- und zählbare Proportionen. Allein die Physik selbst setzt der Durchführung Eines Proportionalverhältnisses Grenzen; am wenigsten paßt eine gezwungene Durchführung mathematischer Formeln in die Physiologie und Psychologie, in das Leben mit seinen tausendfach wechselnden Gestalten. Auf diesem Gebiete erhält die geistige Auffassung freien Raum, nur muß auch sie sich hüten, ein willkürliches Spiel mit Deutungsversuchen zu treiben. Auch Carus' Versuchen auf dem Felde der Symbolik der menschlichen Gestalt hat man hier und da den Vorwurf der Willkürlichkeit gemacht, welchen sich in weit höherem Grade Lavater zuzog. Doch hat es wohl kaum einen feinfühlenderen Denker als Carus gegeben, der mit gediegener wissenschaftlicher Bildung ausgerüstet, sich an die Lösung einer so schwierigen Aufgabe machte. Er ist nicht ein bloßer Dilettant im Fache der Anatomie, Physiologie und Psychologie; und wer sein Buch gelesen hat, muß bekennen, daß er es sowohl in der sinnigen Verbindung physiologischer und psychologischer Erscheinungen, als auch in der künstlerischen Form der Darstellung des von ihm Gefundenen zu einer großen Virtuosität gebracht hat. Wie sich aus einem Vergleiche der ersten und zweiten Auflage seines Werkes ergiebt, haben ihm viele neue Thatsachen zur Verbesserung einzelner Punkte gedient; so hat er z. B. für die physiognomische Bedeutung der einzelnen Theile des Antlitzes gewisse neue, aus dessen Entwickelungsgeschichte hergenommene Sätze aufgestellt, welche von nicht geringerm Einflusse auf die richtige Beurtheilung seines geistigen Werthes sein müssen, als das Messen der einzelnen Schädelwirbel für eine wahrhaft wissenschaftliche Kranioskopie. Da der Mensch immerdar das interessanteste Studium des Menschen ist, so zwei-

feln wir nicht, daß die neu bearbeitete „Symbolik menschlicher Gestalt" eine rege Theilnahme finden wird. Carus zeigte, wie dieser Wissenschaft in pädagogischer, ärztlicher, gerichtlicher, socialer und artistischer Beziehung vielfache Anwendung zusteht.

Ein civilisirter Negerkönig.

x. Es gehört zu den Wunderlichkeiten der, wenn wir so sagen können, Civilisations-Absolutisten, daß sie vermeinen durch europäische Formeln den urwüchsigen Neger frischweg auf unsere Entwickelungsstufe heben zu können. Sie schaffen aber nur Zerrbilder, und die Lehren der Geschichte wie die Fingerzeige, welche die Völkerkunde giebt, sind für jene Leute nicht vorhanden. Es ist gewiß löblich, wenn man den Versuch macht, wilde oder halbwilde Völker der Barbarei zu entreißen; man soll sich aber nicht dem Wahn überlassen, als könne man Gesittung und Bildung tief und dauerhaft unter solchen Menschen begründen, welchen der freie Antrieb zur Arbeit abgeht. Die Engländer haben es jetzt darauf angelegt den Negern in Africa die Segnungen des Handels zu bringen, welchem die Missionäre unter die Arme greifen sollen; bei ihnen gehen, wie einer ihrer besten Köpfe gesagt hat, Kattun und Christenthum Hand in Hand. Für beide erwarten sie insbesondere von ihren Nigerexpeditionen viel Förderliches. Eine derselben hat Hutchinson beschrieben, und in der Europa ist seiner Zeit darüber berichtet worden. Jetzt hat derselbe Verfasser, englischer Consul auf Fernando Po, Eindrücke über seine Reisen im westlichen Africa veröffentlicht, in denen er, auch ein Civilisations-Absolutist, ganz ernsthaft einen seiner schwarzen Freunde schildert, den Negerkönig Eyo im Nigerdelta. Dieser König, sagt er, giebt sich viele Mühe sein Volk zu sittigen und sein Land anzubauen; es fehlt ihm aber Jemand, welcher ihm Anweisung zu letzterem gäbe, und so liegt sein fruchtbares Gebiet wüst; es liefert nur Palmöl. Wer, gleich uns, der Ansicht ist, daß in Africa sich Christenthum und Civilisation wie Ursache und Wirkung zu einander verhalten, wird gern vernehmen, daß König Eyo dem Gottesdienste der presbyterianischen Missionäre zu Alt Kalabar beiwohnt. Er spricht, liest und schreibt recht gut Englisch, führt sein Rechnungsbuch selbst, und übersetzt die Predigten des Reverend Waddel für seine Congregation in die Efiksprache. Von der gesammten königlichen Familie haben übrigens nur Seiner Majestät Söhne sich offen für das Christenthum bekannt. Aber Eyo hält streng auf Beobachtung des Sabbaths, er giebt an diesem Tage kein Mittagsessen für die Kaufleute, duldet auch nicht mehr, daß am Sonntage Markt zu Creektown abgehalten werde, und befiehlt seinen Zöglingen (?) allwöchentlich der Predigt in der galvanisirten eisernen Kirche beizuwohnen. Während der Predigt benimmt er sich ordentlich und aufmerksam, und übersetzt den Anwesenden Satz für Satz. Er ist ein Mann über 40 Jahre, 5 Fuß 8 Zoll hoch, muskelstark gebaut, mit Augen und Lippen wie man sie bei Negern findet, und sein Bart ist grau. Als Kleidung hat er ein Stück Zeug, meist von Seide, das er um die Hüften schlägt; er wirft ein seidenes Taschentuch über die Schultern, trägt einen schwarzen Hut mit einem goldnen Bande, blaue Glasperlen am Halse, an den Armen und Füßen, und einen großen goldnen Ring am Zeigefinger. Er schnupft sehr stark, und stets trägt ein Sklave ihm eine silberne Dose nach; aber er trinkt nichts Starkes und raucht keinen Tabak. Wenn er in Geschäften nach Duketown hinabfährt, um die europäischen Handelsschiffe zu besuchen, wirft er sich allemal in großen Staat, läßt seinen Nachen von vielen Böten begleiten und eine Kanone abfeuern. Man hält ihm einen riesenhaften bunten Sonnenschirm über den Kopf, sowohl wenn er zu Wasser fährt oder umhergeht, als wenn er seine Handlungsbücher führt. Er läßt sich auch von einer Bande begleiten, welche Musik macht auf Trommeln, eisernen Werkzeugen, Nachtwächterhörnern und Stäben, die an einander geschlagen werden und einen Ton wie Castagnetten von sich geben; auch hat er Gefallen an Flaggen und Fahnen. — Es nimmt sich komisch aus, wenn die Presbyterianer Gewicht darauf legen, daß Seine rabenschwarze Majestät fromm und emsig ihre Predigten nachsagt und am Sabbath keine Gäste zu Tisch hat, während derselbe fromme König Eyo, gleich dem frommen Juden David, eine große Menge Weiber hat. In seine häuslichen Angelegenheiten dürfen die Männer mit schwalbenschwänzigem Frack und weißer Halsbinde sich nicht mischen; vor den Thüren des Harems hört ihr Einfluß sammt der „Civilisation" auf. „Neben des Königs Palaste liegen die Häuser seiner Frauen. Jeder Mann in Kalabar, welcher die geheiligten Räume des Harem betritt, wird mit dem Tode bestraft, doch schließt der König seine Weiber nicht so eifersüchtig ab wie die Türken thun; sie dürfen in die Stadt gehen; wenn aber ein schwarzer Mann es wagen wollte mit ihnen zu sprechen, so würde der König ihm den Kopf abschlagen. Auf einem Hügel, dicht über dem Harem stehen das presbyterianische Missionshaus, zwei Schulen und eine Kapelle." So ist die „Civilisation" im Nigerdelta. Sabbathfeier, Vielweiberei und Faullenzen nach Negerart!

Die Weinbereitung.

p. Was man durch die Weinverbesserungsmethode Gall's gewonnen hat, ist nicht zu gering anzuschlagen; wir sind durch Zusatz von Wasser und Zucker vor der Gährung zum Moste wenigstens in den Stand gesetzt, einen sauren und alkoholarmen, wenig schmackhaften Wein in einen trinkbaren Stoff umzuwandeln; doch das, was den Wein erst zum Wein macht, das herrliche Arom, das wir trotz der großen Fortschritte der Chemie noch nicht künstlich darzustellen und dem Weine zu verschaffen vermögen, wird durch Gall's Verfahren dem minder guten, an ätherischen Oelen Mangel leidenden Wein nicht gegeben; es werden durch Anwendung dieses Verfahrens alle Bestandtheile des Weines ins rechte Verhältniß zu der bis dahin vorwaltenden Säure gesetzt, nur nicht der den eigenthümlichen Weingeruch und Weingeschmack erzeugende ätherische Weinstoff. Nun haben aber seit 1854 einige französische Weinbergsbesitzer ein eigenthümliches Verfahren ausfindig gemacht, durch welches sie aus derselben Menge Trauben jedes Jahr die vierfache Quantität Wein dargestellt haben, und schon haben preußische Weinproducenten dieselbe Methode mit Glück befolgt. Eine Untersuchung der Traubenrückstände (Trestern) nach Abzapfung des vergohrenen Traubensaftes hat nämlich ergeben, daß außer stickstoffhaltigen Körpern, die ihnen nach Gall einen hohen Futterwerth geben, sich in ihnen jener ätherische Weinstoff vorfindet, der sich vorzugsweise unter dem Einflusse der Gährung entwickelt. Es lag also nahe, auch diesen Rückstand von Weinstoff noch zur Gewinnung von Weingeschmack und Weingeruch zu lösen. Dies konnte nur auf naturgemäßem Wege, also durch eine erneute Gährung einer zuckerhaltigen Flüssigkeit geschehen. Man stellte ein Zuckerwasser her, welches Wasser und Zucker in demselben Verhältnisse enthielt wie nach Angabe des Sacharometers der abgezogene Most, goß dieses Zuckerwasser auf die Trester, überließ die Masse der alsbald eintretenden, nach vier Tagen in ihrem stürmischen Verlauf beendeten Gährung und brachte sie dann abgezapft zur Nach-

gährung aufs Lager. Alsdann wurde die chemische Untersuchung der Trester wiederholt und wies abermals noch das Vorhandensein des Weinstoffes und stickstoffhaltiger Körper nach. Die Operation mit dem Aufguß von Zuckerwasser wurde also wiederholt, noch zweimal wiederholt, und jedesmal mit günstigem Erfolge, wie die Franzosen behaupten. Petiot, einer der größten Weingutsbesitzer an der Côte d'or, erhielt hierbei aus einer Traubenmenge, welche 285 Hektolitres Most gab, 2000 Hektolitres Wein von guter Qualität, und sein Nachbar der Chemiker Thenard hat gleichfalls 2000 Hektolitres gewonnen, wo er sonst nur 500 zu ernten gewohnt war. Auch deutscher Rothwein läßt sich auf ähnliche Weise behandeln und verdreifachen, wie die neuesten Experimente am Rhein gelehrt haben. Thilmany in Bonn und Mülhens in Köln haben jetzt mit Hülfe des wiederholten Aufgusses von Zuckerwasser drei Auflagen Wein erhalten, denn leider mißglückte die vierte Auflage im Abzug; allein jene Auflagen waren von einer solchen Güte, daß sie einer Prüfungscommission vorgelegt in den später gewonnenen Erzeugnissen fast noch höher geschätzt wurden, als die Probe des zuerst erhaltenen Mostes ausfiel. Die allgemeine Einführung des Verfahrens kann nicht ohne große Folgen auf die Zuckerfabrication, auf die Landwirthschaft und auf die Tagelöhnerclasse bleiben. Preußen erzeugt jährlich 420,000 Eimer Wein. Würde diese Menge verdreifacht, und zwar in der Hand des Winzers selbst, so würde der arme Winzerstand jährlich 840,000 Eimer mehr auf den Markt bringen. Bei den jetzigen Zuckerpreisen würde sich die Erzeugung eines Ohm Wein für den Winzer auf 10 Thaler stellen; setzen die Winzer das Ohm nach einem halben Jahre an den Weinhändler für 14 Thaler ab, so erwüchse dem Winzerstande im Allgemeinen von den 840,000 Eimern Mehrerzeugniß jährlich ein Gewinn von 1,680,000 Thalern. Nähmen Weinhändler und Weinwirthe zusammen einen Profit von 50 Procent, so könnten sie an die Consumenten das Ohm zu 21 Thalern, den Schoppen zu 18 Pfennigen verkaufen, und der Consum von Bier würde bei dieser Billigkeit guten Weines gar sehr einschrumpfen. Die Consumenten aber, welche den Wein um ¼ billiger trinken, sobald die Methode allgemein wird, müßten durch Minderausgabe 3,310,000 Thaler gewinnen; der gleichzeitig gesteigerte Verbrauch von Zucker würde den Zuckerfabriken bei einer um 294,000 Ctr. gesteigerten Production einen jährlichen Vortheil von 392,000 Thlrn. in Aussicht stellen, die Landwirthschaft aber würde aus der Rübencultur bei der gesteigerten Nachfrage nach Runkelrübenzucker großen Gewinn ziehen. Alle Stände und alle Interessen könnten in diese Wahrscheinlichkeitsrechnung hineingezogen werden, wenn sich voraussetzen läßt, daß die ganze Production auch consumirt würde, was freilich auch noch abgewartet werden muß. Für Oesterreich, welches jährlich durchschnittlich 48 Mill. Eimer Wein erzeugt, würden bei einer Verdreifachung dieser Weinmenge über 11 Mill. Centner Zucker, über 1 Mill. Morgen Rübenland, 28 Tage an Arbeit von Tagelöhnern, über 9 Mill. Thaler zur Ablöhnung derselben erforderlich sein. Frankreich erzeugt 40 Mill. Hektolitres Wein; zur Vervierfachung nach jener Methode wären nöthig an Zucker 2400 Mill. Kilo, wozu $4^8/_{10}$ Mill. Morgen mit Rüben bestellt werden müßten; und die französische Regierung würde im Verhältnisse der gegenwärtigen Steuer, welche jetzt bei 40 Mill. Kilo Zucker 7 Mill. Frcs. beträgt, etwa 420 Mill. Frcs. einnehmen.

Volksvermehrung.

p. Während sich in mehreren Staaten Deutschlands, in Baden, Würtemberg, namentlich aber in Kurhessen die Volkszahl vermindert, wozu insbesondere die Auswanderung beitragen mag, war nach Dieterici's Berechnung die Volksvermehrung im preußischen Staate seit 30 Jahren eine außerordentlich hohe. Wenig Länder in Europa können sich in dieser Beziehung mit Preußen messen; nur im kleinen, aber gewerbreichen Königreich Sachsen war sie größer, als in irgend einem andern europäischen Staate. In Preußen stellte sich die Vermehrung während der letzten 15 Jahre von 100 auf $114,_{97}$ heraus; dies ergiebt für ein Jahr eine Vermehrung von fast 1 Procent. Die Bevölkerung der Städte in Preußen vermehrte sich während dieser 15 Jahre von 100 auf $123,_{03}$. In den großen Städten, die mehr als 30,000 Einwohner haben, hat sich eine Vermehrung von 100 auf $132,_{45}$, in kleinen von 100 auf $119,_{65}$ herausgestellt. Aber nicht blos in den Städten, sondern auch auf dem platten Lande ist die Bevölkerung Preußens gewachsen. Auf dem platten Lande in Preußen stellte sich nämlich die Vermehrung wie 100 zu $112,_{11}$, also höher als die Vermehrung der Gesammtbevölkerung in Frankreich, Oesterreich, Dänemark, Hannover, Sardinien. Auch in England stellte sich ein immer günstigeres Verhältniß zwischen der Zahl der Geborenen und der der Gestorbenen während der letzten 10 Jahre von 1847 bis 1856 heraus. Im Jahre 1847 wurden in England 539,965 Kinder geboren, also $3,_{152}$ Procent, und es starben 423,304 Einwohner, also $2,_{471}$ Procent; im Jahre 1856 aber wurden 657,704 Kinder geboren, also $3,_{454}$ Procent, und es starben 391,369 Einwohner, also $2,_{055}$ Procent. Die Geburten haben überhaupt seit dem Jahre 1847 in England stetig zugenommen. Eine Abnahme der Bevölkerung hat in diesem Lande nie stattgefunden, denn die Geburten überstiegen stets die Todesfälle. Es läßt sich nicht verkennen, wie sehr zu dieser Volksvermehrung in England, Preußen und Sachsen der fortwährende Aufschwung einer großen, alle Classen durchdringenden Gewerbthätigkeit beigetragen hat. Fleiß und Betriebsamkeit schützten die Einwohner dieser Länder vor den schlimmen Folgen einer schweren Zeit, deren Druck sich in dem Stocken der Volksvermehrung in anderen, weniger industriellen Staaten deutlich aussprach.

Westslawischer Märchenschatz. Ein Charakterbild der Böhmen, Mähren und Slowaken in ihren Märchen, Sagen, Geschichten, Volksgesängen und Sprüchwörtern. Herausgegeben von Joseph Wenzig. 21 Bgn. 8. Mit Melodieen. (Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig. Preis 1 Thlr.)

Die Böhmen, Mähren und Slowaken gehören, wenn auch in ihrer Geschichte geschieden, einem und demselben, dem cechoslawischen, Sprachstamme an und bilden einen, sieben Millionen starken Theil der Bevölkerung des österreichischen Kaiserstaates. Es soll dies Buch ein Charakterbild dieser Stämme abgeben und dazu dienen, einen Blick in das innere und äußere Leben der Cechoslawen zu erschließen. Wenn die Sammlung auch dem wissenschaftlichen Forscher in mancher Beziehung brauchbaren Stoff bieten wird, so ist es doch nicht die Absicht gewesen eine gelehrte Arbeit zu liefern, sondern dem gebildeten Publicum einen ästhetischen, dabei aber zugleich lehrreichen Genuß zu verschaffen. Die Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Märchen, Sagen und Geschichten, die zweite Lieder, Balladen, Romanzen, Legenden und Sprüchwörter umfaßt. Mehreren der Volkslieder sind die Melodieen beigegeben.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 26. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 26. Juni.

Inhalt.

Oxford im Beginn des 18. Jahrhunderts.

Der Studierende, welcher mit offenem Sinn für das Große und Schöne im 18. Jahrhundert nach Oxford kam, mußte damals nicht weniger als jetzt von dem eigenthümlichen Charakter dieser Stadt angesprochen werden, dieselbe mußte ihm imponiren. Wohin er sich wandte, fand er sich von herrlichen Denkmälern aus den Tagen der Vorfahren umgeben, und er sah die Zeitgenossen beschäftigt, dieselben zu pflegen oder mit neuen Werken zu vermehren. Die zwanzig reich dotirten Anstalten (Colleges), welche man in der Stadt fand, zeugten von der Freigebigkeit, mit welcher gegen den Schluß des 13. Jahrhunderts die gekrönten Häupter des Landes, die Prälaten und reichen Adeligen desselben dafür gesorgt hatten, den Pflegern der Wissenschaft einen sorgenfreien Aufenthalt an der Universität zu sichern. Die Gebäude dieser Stiftungen, geräumige Vierecke, oft in länglicher Form, einige Klöstern gleichend, andere mehr Palästen oder Burgen ähnlich, mit gezackten Zinnen, mit Kuppeln und niedrigen massiven Thürmen, deren Mauern hier und dort mit Grün bedeckt waren, mit einzelnen schlanken, sogar in weiter Entfernung sichtbaren Spitzen, breiteten über die Stadt die hohe malerische Schönheit und das Gepräge von Ernst und Ruhe aus, die sich so gut für die Sitten des Geschmacks und der Wissenschaftlichkeit eignen. Mehrere Façaden der Collegien waren der breitesten Straße der Stadt (high street) zugekehrt, und boten ein lebendiges und treues Bild der vielfachen Kunstformen der verschiedensten Zeitalter. Von den Portalen waren nicht wenige mit den reichen Ornamenten und Verzierungen des gothischen Styls geschmückt. Durch diese ansehnlichen Haupteingänge, über welchen oft alterthümliche, wohlgebaute Fenster angebracht waren, kam man in große Höfe, deren man drei, den einen innerhalb des andern, finden konnte. Sie wurden an einer einzelnen Stelle durch Bogengänge oder durch einen hübschen Brunnen verschönert; von allen Seiten schlossen Gebäude sie ein. Darin fand man eine mit Luxus ausgestattete Wohnung für den Vorsteher des College, und andere bescheidenere, aber dennoch zugleich gemüthliche für die Studierenden und die zahlreichen Bedienten. Auch sah man in den Gebäuden einen großen Speisesaal, oft mit Porträts der Wohlthäter der Anstalt, sowie mit denen ihrer berühmtesten Zöglinge, Staatsmänner, Dichter und Gelehrte; in dem Saale versammelten sich alle Mitglieder des College, zuweilen eine Anzahl von mehreren hundert Personen, zur Mahlzeit, und nahmen an verschiedenen Tischen, je nach ihrem Rang und ihrer Stellung in der akademischen Welt, Platz. Der Speisesaal in Christ-Church-College, 115 Fuß lang, 50 Fuß hoch und 40 Fuß breit, welchen Cardinal Wolsey hatte bauen lassen, übertraf alle andern an Pracht; die Decke desselben von Eichenholz war mit dem kunstreichsten Schnitzwerk ausgestattet. Jede Stiftung hatte auch ihre eigene Kapelle; und an jeglichem Morgen und Abend klangen die klar tönenden Glocken derselben, welche die Collegiaten nach den Vorschriften des englischen Rituals zum Gottesdienst riefen. Beinahe alle diese Kapellen waren im Styl des Mittelalters gebaut, aber keine derselben konnte sich in Schönheit der Architektur mit der in New-College messen, und keine von ihnen hatte so vortreffliche alte Glasmalereien an den Fenstern, wie die in Lincoln-College. Eine größere oder kleinere Bibliothek, die gewöhnlich in einem besonderen Gebäude aufgestellt war, und ein Garten mit Rasenplätzen zu Ball- und Kugelspiel wurde auch in keiner der Stiftungen vermißt. Berühmt war die prächtige Allee, die sich beim Christ-Church-College befand; sie bestand aus Ulmen, die schon zu Wesley's Zeit sehr alt waren. Freundliche und belebende Spaziergänge waren in den Lusthainen längs den Ufern der Flüsse Isis und Cherewells angelegt, und eröffneten freie Aussichten auf die ausgedehnten Fluren, welche die Stadt umgaben. An mehreren der Stellen, wo die Studierenden täglich verkehrten, knüpften sich historische Erinnerungen an große Persönlichkeiten der Gegenwart und Vorzeit. Beim Magdalene-College bewahrte die sogenannte Addisons-Allee die Erinnerung an einen der namhaftesten Prosaiker Englands. Die Stelle außerhalb Balliol-College, wo der Erzbischof Cranmer zur Zeit der katholischen Maria den Scheiterhaufen hatte besteigen müssen, war wohlbekannt, wenngleich sie zu Wesley's Zeit noch durch kein sichtbares Denkmal bezeichnet worden war. Auch die Zimmer in den verschiedenen Collegien erinnerten die Neuangekommenen an die früheren Bewohner, unter welchen man viele von Englands berühmtesten Namen in Wissenschaft und Staatskunst fand.

Die Universität, zu welcher der Sage nach König Alfred der Große im 9. Jahrhundert den ersten unvollkommenen Grund gelegt hatte, war bereits im 12. Jahrhundert eine blühende Anstalt, welche die berühmtesten Männer des Zeitalters unter ihren Lehrern zählte und in den akademischen Hallen mehrere tausend Studierende, sowohl eigene Söhne des Landes wie auch Fremde, versammelte. Als die ganze akademische Bevölkerung durch eine große Einwanderung französischer Scholaren in dem folgenden Jahrhundert für eine kurze Zeit sogar auf 30,000 *) gestiegen war, ward, was bereits bei der Universität Sitte gewesen, zum Gesetz gemacht, daß nämlich jeder Scholar sich an eins oder das andere der dort bestehenden Convicte, Verbindungen von Studierenden, die zusammen unter bestimmten Vorstehern in besonderen, von den Bürgern gemietheten Häusern wohnten, anschließen sollte. Nachdem die festen Stiftungen entstanden waren, versammelten diese allmählich die Studierenden innerhalb ihrer Mauern und übernahmen größtentheils die Unterweisung derselben, und dadurch bekam das Universitätsleben in Oxford ein Gepräge, das nicht weniger eigenthümlich war als dasjenige, welches das Aussehen der Stadt zeigte, und was es in allem Wesentlichen noch in unseren Tagen bewahrt.

Jeder, der an der Universität studieren wollte, war verpflichtet, sich binnen acht Tagen nach seiner Ankunft in dies oder jenes Collegium einschreiben und darauf bei der Universität inmatriculiren zu lassen. Er mußte sogleich den Eid auf die Statuten ablegen und die 39 Artikel der englischen Kirche unterzeichnen; denn kein Dissenter hatte weder zu Oxford noch zu Cambridge Zutritt. Er mußte die akademische, halbgeistliche Tracht, bestehend aus einem schwarzen Talar und viereckigen Baret mit Quasten von derselben Farbe, anlegen. Ferner war er verpflichtet, sich einen Aufseher unter den sogenannten Tutors des College zu wählen. Dies waren zwei oder drei der älteren Mitglieder, die es ausschließlich auf sich nahmen, den Neueingetretenen in seinen Studien zu leiten, genaue Aufsicht über sein sittliches Betragen zu führen und seine Geldangelegenheiten zu verwalten. Gehörte der Studierende zu der großen Anzahl der Kostgänger (Members not on the Foundation, independent members), die man außer den Stipendiaten in jedem Collegium fand, so ging Alles, was er für Wohnung und Kost zu bezahlen hatte, sowie auch seine Rechnungen von Handelsleuten und Handwerkern, durch die Hände seines Tutors. Es war in den Statuten der Collegien den Alumnen ein bestimmter Studienplan vorgeschrieben; die ersten vier Jahre wurden zum Cursus in den alten Sprachen, in der Grammatik, Rhetorik, Logik, Theologie und Mathematik, hauptsächlich unter Anweisung und Leitung des Tutors angewandt, wozu bisweilen Theilnahme an einer oder der andern der wenigen Vorlesungen kam, welche die eigentlichen Universitätslehrer hielten. Zugleich mußte der Scholar als Opponent oder Respondent an den Disputirübungen theilnehmen, und hatte er diese Probe bestanden, so erreichte er in Wesley's Zeitalter, als bereits Schlaffheit in die akademischen Verhältnisse gekommen war, ohne ein strenges Examen den ersten akademischen Grad, das sogenannte Baccalaureat. Drei Jahre später konnte er, nachdem er durch eine Disputation hinreichende Beweise von Fleiß und Tüchtigkeit gegeben und einige Vorlesungen gehalten hatte, Magister werden. Zu dieser Classe gehörten im Allgemeinen die festen Mitglieder in jedem Collegium, welche Fellows genannt und zu dieser Würde nach sehr verschiedenen Regeln gewählt wurden. Sie verwalteten im Verein mit dem Vorsteher die Angelegenheiten des College, hatten auch großen Einfluß auf die Angelegenheiten der Universität und genossen besondere Beneficien, indem sie, außer freiem Aufenthalt in der Stiftung, eine feste jährliche Einnahme von sehr verschiedener Größe hatten, je nach den Mitteln des College, welche sie in der Regel, wenn sie nur innerhalb einer gewissen Reihe von Jahren sich hatten ordiniren lassen, zu erheben fortfahren konnten, solange sie im unverheiratheten Stande lebten und kein Amt von einer gewissen Größe erhielten. Ihre unabhängige und sorgenfreie Stellung setzte sie in Stand, ganz den wissenschaftlichen Beschäftigungen zu leben, und sowie die Fellowships einen sehr geachteten und bedeutenden Stand auf der Hochschule selbst ausmachten, so fuhren oft die aus ihrer Mitte hervorgegangenen hervorragenden Persönlichkeiten in Kirche und Staat fort, beständig ihre Gerechtsame als Fellows zu behalten, indem sie gegen eine jährliche Abgabe ihre Namen im Buche des College stehen ließen (Members on the books), diese Gerechtsame bei wichtigen Gelegenheiten geltend machten und dadurch die Macht und das Ansehen der Universität in einem gewissen Kreise stärkten.

Diese Macht und dies Ansehen war ihr übrigens auch durch andere Mittel gesichert. Die Collegien von Oxford und Cambridge hatten das Patronat für 7—800 geistliche Aemter im Lande, und beide Universitäten sandten seit dem Jahre 1604 zwei Mitglieder ins Unterhaus. „Eine der Universitäten zu repräsentiren, war ein besonderer Gegenstand für den Ehrgeiz der Staatsmänner. Kanzler an einer der Hochschulen zu sein, (welcher Posten durch Wahl von dem akademischen Senat besetzt wurde) war eine Auszeichnung, nach welcher die großen Herren des Landes eifrig trachteten. Adelige und selbst Fürsten waren stolz darauf, von einer der Universitäten das Recht zu erhalten, den Scharlachmantel der Doctoren tragen zu dürfen.“ In den Statuten für das überaus reiche Magdalene-College, welches der Bischof Waynflete im 15. Jahrhundert gestiftet hatte, hieß es, daß Englands Könige und Kronprinzen Wohnung in diesem Collegium haben sollten, wenn sie, was sich öfter ereignete, sich in Oxford aufhielten, und um sie königlich zu bewirthen, waren die Mittel vorhanden. Die alte Sitte, daß jeder Nobleman (Peer oder Sohn eines solchen), und im Ganzen genommen jeder wohlhabende Gentleman bei seinem Abgang von einem Collegium demselben ein Stück Silberzeug zur Erinnerung schenkte, mußte, da die Anzahl der Abgehenden in den großen Collegien sich jährlich bis auf fünfzehn belaufen konnte, die Stiftungen im Laufe der Zeit mit einer Masse von Silberzeug bereichern, das den Festmahlzeiten einen außerordentlichen äußern Glanz gab. *)

*) Huber, I., P. 115. Von dieser Anzahl war doch nur ein Theil eigentlich Studierende.

*) Unter Karl dem Ersten ließ die Universität zu Oxford alle silbernen Krüge und Schüsseln der Collegien schmelzen, um der



Die Lebensweise der Studierenden in Oxford richtete sich nach der Stellung, die sie in der Gesellschaft einnahmen, und mußte deshalb große Verschiedenheiten darbieten. Die reichen und vornehmen Jünglinge, die sich für eigene Rechnung nur kurze Zeit auf der Universität aufhielten und nur nach einem gewissen Schein gelehrter Bildung trachteten, konnten sich sowohl den Studien wie auch den in den Statuten erlaubten und verbotenen Zerstreuungen hingeben, und durften als Gentlemen sowohl die Freuden der Jagd und des Wettrennens, wie die des Kartenspiels oder des Zechgelages genießen.*) Für Einige von ihnen mochte es also sicherlich peinlich sein, die 101 Glockenschläge zu hören, die an jedem Abend gegen neun Uhr von der 17000 Pfund schweren Glocke in Christ-Church ertönten und allen Collegiaten, welche draußen waren, verkündeten, daß sie heimkommen sollten, bevor die Pforte geschlossen würde; aber sie konnten dennoch um Mitternacht und heimlich an andern Stellen hineinkommen und sich von möglichen Unannehmlichkeiten befreien, indem sie den Pförtner bestachen. Für Einige von ihnen mochte es auch sicherlich ein unerträglicher Zwang sein, den äußern ernsten Anstand zu behaupten, während lange Gebete verlesen und lange lateinische Psalmen täglich vor und nach der gemeinschaftlichen Mahlzeit**) gesungen wurden, oder während der lange Gottesdienst stattfand, dem beizuwohnen ihnen zur Pflicht gemacht worden war; davon zeugen denn auch die häufigen Brüche, welche wegen Ausbleibens aus der Kapelle und für Streiche in derselben dictirt wurden. Für andere Jünglinge mußte dagegen das durch die Statuten vorgeschriebene methodische Leben etwas sehr Ansprechendes haben; denn die Klösterlichkeit desselben gab dem Geiste die nöthige Ruhe, um sich in den Wissenschaften zu vertiefen. Es gab eine Classe von Studierenden, welche den Aufenthalt an der Hochschule durch verschiedene persönliche Demüthigungen erkaufen mußten; es waren die jüngeren Stipendiaten, die in Oxford Servitors, in Cambridge Sizars genannt wurden. In den Tagen des Mittelalters wurden diese Collegiaten, besonders wenn sie arm waren, unter die älteren vertheilt und waren die Aufwärter und Diener derselben. Damals hatten sie auch ihre niedrigen Betten unter den Betten der Fellows stehen, und diese trundle-beds waren, wie der Name es angiebt, mit Rädern versehen, um unter die Bettstellen der Fellows geschoben werden zu können. In den Statuten des Trinity-College in Cambridge hieß es auch, daß sie die Ueberreste der Speisen vom Tisch der Fellows haben sollten. Sie trugen eine eigene Tracht, und wenngleich mit der Zeit dieses ganze Verhältniß ein humaneres Gepräge angenommen hatte, so waren dennoch die Servitors, deren Stand zu verschiedenen Zeiten mehrere später berühmte Gelehrte angehört haben, auch im 18. Jahrhundert noch als Diener in der akademischen Welt zu betrachten; sie mußten das Tischgebet lesen, bei den Mahlzeiten aufwarten und den Fellows auf andere Weise zur Hand gehen, wofür sie eine Vergütung an Geld genossen, die sie in Stand setzte, an der Universität zu studieren, bis sie feste Mitglieder wurden.

Kriegskasse des Königs Geld zu verschaffen, und Cambridge sandte einen großen Theil seines Silberzeuges an das Heer des Königs. Macaulay. III, 104.

*) Der Portwein in den Kellern der Collegien, namentlich in denen von Christ-Church, stand seit alter Zeit seiner Vortrefflichkeit wegen in besonderem Ruf. Huber II, 446.

**) Alberti, Briefe über Religion und Wissenschaften in England. 1752. III, S. 865.

Die wahre Wissenschaftlichkeit war, nach dem Ausspruch aller unparteiischen Beurtheiler, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei weitem nicht so groß in Oxford, wie sie es in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts gewesen war. Unter dem Einfluß der neueren Realphilosophie, welche Baco von Verulam († 1626) begründet hatte, nahm zuvörderst das Studium der Naturwissenschaften einen mächtigen Aufschwung. Durch ihn angeregt, hatten Naturkundige, wie Ward, Robert Boyle, Petty, Wilkins und Mehrere, sich mitten während des Bürgerkrieges nach Karls des Ersten Tod in London zu einer Gesellschaft vereinigt, und Oxford war es, wohin sie ihren Sitz verlegten, um ungestört zu sein; dort hielten sie ihre Versammlungen, bis sie bei Karls des Zweiten Thronbesteigung zurückkehrten und bald darauf (1661) als „königliche Gesellschaft der Wissenschaften" constituirt wurden. Durch sie wurde im hohen Grade der Sinn für die experimentalen Wissenschaften geweckt, und alle Classen wurden von diesem Interesse ergriffen. Auch in Oxford blühte das Studium der Naturwissenschaften für eine Zeit auf, und jene Stadt hatte damals auch bekannte Gelehrte in andern Fächern; die Orientalisten Pocoke und Thomas Hyde wirkten und starben dort, der letzte als Bibliothekar an der großen Bodley'schen Bibliothek; Henry Dodwell, ein gelehrter Theologe der Hochkirche, war dort einige Zeit Professor der Geschichte. Doch es war nicht allein die Naturbetrachtung, die in jenem Zeitraum den Forschergeist in beständige Bewegung setzte. Es begann eine lebhafte Debatte, in welcher die tiefsten Fragen des Daseins untersucht wurden, indem man die alten Gleise verließ, um neue Bahnen zu betreten. Man stellte Untersuchungen an über Wesen und Entstehung des Staates und des Königthums, und ob dasselbe von Gott eingesetzt, oder nur eine menschliche Institution sei, forschte über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, fragte, ob nicht die positiven Elemente in den Religionen Erfindungen der Herrschsucht und der Heuchelei des Priesterstandes wären; ob das Christenthum als eine göttliche Offenbarung Geheimnisse enthielt, die über die Vernunft gingen und deshalb geglaubt werden müßten, ohne von ihr geprüft werden zu können; ob nicht das freie Denken ein Recht habe, Alles zu prüfen und zu verwerfen, und zwar auch dasjenige im Evangelium, womit es sich nicht abfinden könne. Man beschrieb das Wesen der Tugend, das Verhältniß derselben zur Wahrheit und zur Schönheit, und bestrebte sich zu zeigen, daß, wenn man nur nach dem Schönen und nach demjenigen trachte, was die feine Welt einen guten Geschmack nenne, man von selbst gut und tugendhaft werden würde. Bald behandelte man alle diese Gegenstände mit sittlichem Ernst und mit vernünftigen Gründen, bald nahm man auch leichtfertig und frech seine Zuflucht zur Ironie, zum Spott und zur Verachtung, um auszuroden, was man Aberglauben nannte, und um die Aufklärung des Menschengeschlechtes zu befördern. Baco bildete auch

hier den Ausgangspunkt für mehrere derjenigen Denker, welche in der Philosophie und Theologie zu den eigenthümlichsten Resultaten kamen, und er leitete diejenige Richtung ein, welche man Deismus nennt (die Theorie der Vernunft- und Naturreligion), welche dann verschiedene Sprossen aus einer und derselben Wurzel in Locke und Bayle, in Hume, Voltaire und den Encyklopädisten trieb und zuletzt eine Philosophie hervorbrachte, die, um Hase's Ausdruck zu gebrauchen, „sich in das Reich der fünf Sinne zurückzog, den Geist für einen Traum des Fleisches und die Liebe für Heuchelei der Selbstsucht gelten ließ."

Mit welchen Augen betrachtete man auf Englands Hochschulen diesen Kampf, und wie stellte man sich dort zu diesen Doctrinen? Anders in Oxford, als in Cambridge. Dies hing mit der verschiedenen Richtung zusammen, welcher diese beiden wissenschaftlichen Corporationen unter den Veränderungen der Zeiten gefolgt waren. Oxford war der Sitz für die entschieden hochkirchliche Richtung in der anglicanischen Kirche. Dort hielt man fest an der Lehre der heiligen Privilegien des Bisthums, dort hielt man den orthodoxen Lehrbegriff gegen die Dissenters aufrecht. Dort war man auch ultraloyal, und die Theorie, welche Filmer in seinem Buche „Patriarchen" in Betreff der göttlichen Einsetzung und des göttlichen Rechtes des erblichen Königthums aufgestellt hatte, war dort durch einen feierlichen öffentlichen Act unter der Regierung Karls des Zweiten angenommen worden. In Cambridge hatte man sich gemäßigter gezeigt. Die Puritaner hatten dort einst eine bedeutende Partei gehabt, und später fuhr man fort, gegen die Dissenters milder gestimmt zu sein, und bestrebte sich, sie mit der Kirche zu versöhnen. In Cambridge herrschte deshalb gegen den Schluß des 17. Jahrhunderts ein freierer Geist in verschiedenen Richtungen, wogegen Oxford mit Starrheit am Traditionellen festhielt. Das Studium der Naturwissenschaften hatte in Cambridge einen Aufschwung genommen, der auch im 18. Jahrhundert fortdauerte. Ganz Europa sollte bald mit Ehrfurcht und Bewunderung auf einen Mann von großer persönlicher Frömmigkeit hinblicken, welcher in jener Stadt in seinem stillen Studierzimmer in Trinity-College die größten physischen Probleme löste. Es war dies Isaak Newton, den der Sage nach ein zur Erde fallender Apfel die allgemeinen Gesetze der Schwere zu durchschauen lehrte, und der darauf den Gang der Himmelskörper in seinem berühmten Werk: „die mathematischen Grundsätze der Naturphilosophie" (1687), berechnete und deren Gesetze beschrieb.

Die verwerflichen Resultate, zu denen der Freidenker Hobbes in seiner Schrift „Leviathan" oder der große Walfisch (1651) gekommen war, indem er lehrte, daß die natürliche Grundlage für alle Moral Eigenliebe und Eigennutz sei, wie denn auch die politische Doctrin, welche er aufgestellt hatte, daß der absolute Monarch sowohl Staat und Volk als Kirche in seiner Person vereinige, und daß seine Gesetze der einzig gültige Maßstab wären für das, was moralisch gut und böse sei, hatten in Cambridge eine Opposition hervorgerufen; und die dortigen Philosophen suchten in Plato's Idealismus ein Gegengewicht gegen solche Irrthümer. Die geistreichsten Lehrer der Philosophie an der Universität waren Ralph Cudworth und Henry More, fromme Männer, die ihren christlichen Glauben mit ihrer Speculation zu vereinigen sich bemühten. In der Philologie hatte die Universität auch einige Zeitlang eine berühmte Persönlichkeit, nämlich den kritischen und scharfsinnigen Bentley, Vorsteher des Trinity-College, dessen Leben eine ununterbrochene Kette gelehrter Fehden und persönlicher Streitigkeiten mit den Fellows seines Collegiums war. Auch war es in Cambridge, wo die freisinnige, aber zugleich gemäßigte Richtung der Theologie sich gebildet hatte, die, ohne den Glauben der anglicanischen Kirche aufzugeben, dennoch abweichenden Anschauungen ihre Freiheit und ihr Recht einräumte, die selbst Gedankenfreiheit, sowohl in den kirchlichen wie in den theologischen Fragen forderte und übte, die Frieden mit den Dissenters halten wollte und deshalb den Namen Latitudinarier von den strengen Männern der Hochkirche erhielt. Mehrere der bedeutendsten geistlichen Redner und einflußreichsten Männer der Kirche jenes Zeitalters gehörten zu diesen Latitudinariern. Wir nennen als Beispiele den Bischof Stillingfleet, Dr. Patrick und den Erzbischof von Canterbury, Tillotson, der alle gleichzeitigen Kanzelredner an Klarheit des Gedankens, an Reinheit der Sprache und an populärem Ton übertraf, und dessen Leben das Gepräge einer milden und herzlichen Frömmigkeit trug. Bischof Burnet, Wilhelm von Oraniens Vertrauter, wurde allgemein als die Seele dieser Partei betrachtet, die im Könige einen Gönner hatte, aber von einer großen Menge der Geistlichen des Landes gehaßt wurde.

In Oxford herrschte dagegen ein starkes Mißvergnügen gegen das liberale Verhalten der seit 1688 herrschenden Dynastie in den Angelegenheiten der Kirche; die Liebe zu dem landflüchtigen König Jakob dem Zweiten erhielt sich dort, und ungeachtet die Universität dem neuen Königshause ohne Weigerung den Huldigungseid geleistet hatte, fuhr Oxford doch noch lange Zeit fort, ein Hauptsitz der jakobitischen Interessen zu sein. Auch in anderen Hinsichten vertheidigte man dort das früher Bestehende. Als (1690) der Vorsteher für das Exeter-College, Namens Arthur Bury, in einem Buche, benannt „das nackte Evangelium", den wesentlichsten Inhalt des Christenthums in einigen wenigen Glaubenslehrsätzen, worüber alle Parteien sich sollten einigen können, zusammenzufassen suchte, verurtheilte die Universität in einer Versammlung das Buch zum Scheiterhaufen durch Henkers Hand und nahm dem Verfasser sein akademisches Amt. Als der berühmte Philosoph Locke, der selbst in Oxford studiert hatte, später von Holland aus, wo er unter der Regierung Jakobs des Zweiten in Verbannung lebte, (1608) seinen ersten Brief über die religiöse Toleranz veröffentlicht hatte, in welchem er zeigte, daß Keiner ohne Bruderliebe Christ sein könne, und daß fanatische Verfolgung Andersdenkender gegen die Lehre des Evangeliums streite, trat ein Professor von Oxford gegen ihn auf und veranlaßte ihn durch seine Gegenschriften, noch drei andere Briefe über diesen Gegenstand zu schreiben. Locke's Philosophie konnte dort noch weniger Beifall gewinnen, und während sein „Versuch, den menschlichen Verstand betreffend", in welchem er alle menschliche Erkenntniß aus Erfahrung ableitete und leugnete,

daß man angeborene Ideen in der menschlichen Seele fände, in Cambridge eifrig studiert wurde, ward man in Oxford (1704) darüber einig, daß das Lesen dieser Schrift in allen Collegien verhindert werden solle. Die Folge davon, daß man auf diese Weise in Oxford sich nicht allein den wissenschaftlichen Bestrebungen, welche die Lehren der Kirche und überhaupt den christlichen Glauben untergraben konnten, entgegenstellte, sondern daß man zu gleicher Zeit sich ganz von den Bewegungen der Zeit absperrte, wurde die, daß sich dort in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine große Dürre und Schlaffheit im akademischen Leben ausbreitete, und daß man unter den öffentlichen Lehrern keinen einzigen berühmten Namen fand; daß sich dort in das ganze Disputir- und Examenswesen viel Formalismus einschlich, und daß die Studierenden in den Collegien auch häufig ihre Studien auf eine geistlose und mechanische Weise trieben. H. Z.

Ein Fest in Damaskus.

Seit einigen Jahren besteht ein „Institut zur Förderung der israelitischen Litteratur“ unter der Leitung der Herren Dr. Philippson in Magdeburg, Dr. Jellinek in Wien und Dr. Jost in Frankfurt, welches gegen einen jährlichen Beitrag gute Originalwerke unentgeltlich unter seine Mitglieder vertheilt. Dieses Jahr, im dritten seines Wirkens, giebt das Institut in Dr. L. A. Frankl's: „Nach Jerusalem!“ die Resultate einer Reise, welche durch eine wohlthätige Stiftung veranlaßt wurde.

Frau Elise Herz, geb. v. Lämel in Wien, hat ein Capital von 50,000 fl. ausgesetzt, um in Jerusalem eine Kleinkinderbewahranstalt zu errichten. Um die Vorbereitungen zu der Gründung dieser Anstalt zu treffen, ward Dr. Frankl von der Stifterin veranlaßt, nach Jerusalem zu reisen, und theilt nun seine Reiseerlebnisse in dem Buche mit, das viel Interessantes über die inneren Zustände jener Gegenden und ihrer Bewohner enthält.*) Wir behalten uns vor, später in einem umfänglichern Artikel auf die Verhältnisse der Juden und Christen in der Türkei zurückzukommen, und theilen für heute als Bruchstück die Schilderung eines Festes mit, welches Herr Rafael Stambuli, der reichste Jude in Damaskus, zu Ehren des eben aus Jerusalem kommenden Freiherrn Alfons v. Rothschild gab.

Das Aussehen von Damaskus entspricht weder seiner reizenden Umgebung, noch seinem Rufe als Metropole der asiatischen Türkei. Wer durch die engen, winkeligen, schmutzigen Straßen geht, zwischen vernachlässigten Häusern, die mit hölzernen Fenstergittern, niederen Thüren versehen sind, Der wird nicht ahnen, daß er sich in einer reichen, die Phantasie jedes Orientalen immer lockenden Stadt befinde. Wie alles Glück des Orientalen in seinem Hause verborgen und kein Gemeinsinn in ihm geweckt ist, so hat er hier auch in selbstsüchtiger Weise alle Pracht und jeden Reichthum auf das Innere verschwendet und den Genuß daran aller Außenwelt abgesperrt.

Meist tritt man durch einen sehr schmahlen niedrigen, oft dunkelwinkligen Gang in ein Haus. Es ist ein Zugang, etwa wie zu einem Stalle, oder im besten Falle zu einer Hütte der Armuth. Hat man aber das Ende eines solchen Zugangs erreicht, so thut sich mit Einemmale ein zaubervoller Raum auf. Springbrunnen, um welche Orangen- und Mandelbäume gepflanzt sind, verbreiten Kühle, Duft und Glanz. Zuweilen überschattet eine Palme den Raum, und Blumen aller Art funkeln und fesseln das Auge und erfüllen das Herz mit süßer Befriedigung. Zuweilen ist dieser Raum in einen schattigen Garten umgewandelt, in welchem rauschende Brunnen springen und Nachtigallen ihr Lied ertönen lassen. Der luftig freie, mit bunten Fliesen mosaikartig gepflasterte Raum, auf den ein tiefblauer Himmel sich niedersenkt, ist meist an drei Seiten von offenen, in einen spitzen Bogen zulaufenden hohen Hallen umgeben, deren Wände entlang Divane sich hinziehen. Aus diesen Hallen zur Linken und Rechten tritt man in hohe Säle, in Prunkzimmer, die mit bunten Marmorarten, mit Gold, mit Perlmutter verziert sind. Landschaftliche Gemälde, in denen meist Paläste und Minarete sich unperspectivisch darstellen, unterbrechen zuweilen den Marmor, oder reichvergoldete Thürme, hinter denen sich in Schränken kostbare Geräthe aus Silber, Gold, Porzellan und Krystall befinden.

Mit ähnlichem inneren Glanze war auch das Haus Stambuli's ausgestattet, dessen Pforten heut zum Feste weit geöffnet waren. In einer offenen Bogenhalle, einem baum- und blumenüberschatteten Wasserspiegel in marmorner Einfassung gegenüber, versammelten sich die Gäste. Wir Europäer, erzählt Frankl, waren um vier Uhr, zur festgesetzten Stunde, gekommen und zum Sitzen eingeladen; es wurden uns sogleich Kaffee, in Eis gekühlte Limonade und Tschibuk mit wolkig schönen, honiggelben und von Edelsteinen eingefaßten Bernsteinspitzen gereicht.

Aecht orientalisch, weder Zeit noch Stunde achtend, kamen allmählich die Gäste, Herren und Frauen, die letzteren alle in weiten weißen Mänteln, und tief verschleiert. Braune Sklavinnen, die ihnen folgten, nahmen ihnen Mäntel und Schleier ab, aus denen sie wie bunte Schmetterlinge aus weißen Blüthen sich hervorhoben.

Wenn eine der Damen kam, nahm sie neben uns auf dem Divan Platz, und führte den ihr sogleich dargereichten, in Silber endenden rothen Schlauch des Nargiles an den Mund. Die ganze Gesellschaft erhob sich, so oft eine kam, bis an zwanzig Frauen versammelt waren.

Es war ein seltsamer, fremdneuer Anblick. Die Frauen waren alle in schwere damastene blumige Seidenstoffe von grüner, gelber, rother und blauer Farbe gekleidet. Unter diesen Röcken hervor, um die Lenden mit einem buntfarbigen Gürtel festgehalten, schimmerte das meist roth- und weißseidene weite Beinkleid, die gelben oder rothen, reich mit Gold gestickten Pantoffeln. Der Oberleib war mit einem ebenfalls seidenen weißen Westchen, mit Gold oder Silber gestickt, bekleidet, das vorn offen, die Brust auch der Matrone sehen ließ. Darüber

*) „Nach Jerusalem“ erscheint auch für das größere Publicum in der Baumgärtnerschen Buchhandlung in zwei Bänden.

trugen sie einfarbige seidene Jacken von allen Farben des Regenbogens mit weiten geschlitzten Aermeln und reicher Goldstickerei. Rosensträuße von gesponnenem Golde glänzten als Epaulettes darauf. Das Kostbarste aber war der rothe Feß mit goldner Quaste, von Perlen- und Diamantenschnüren, von Rubinrosen und smaragdenen Blättern völlig überhängt.

Die Frauen im Oriente tragen ihren Schmuck immerfort; sie ziehen es vor, täglich in seinem Glanze vor ihrem Gatten zu erscheinen, statt wie im Abendlande nur zuweilen auf Bällen, oder im Salon vor den Augen der Gatten — anderer Frauen. Welche Schönheit glänzt uns von diesem Frauenkreise entgegen! Alle sind geschminkt, Lippen und Wangen und Augen; die letzteren in den Winkeln und an den Rändern der Augenlider hin, sodaß die Augen einen eigenthümlichen Emailglanz zeigen, und die dunkelsten selbst, wie alle im Oriente, fremdartig verklärt erscheinen. Der schönste Schmuck der Augen, die Brauen, ist glatt wegrasirt; dafür ist über jedem Auge ein schwarzer halber Bogen, hoch in die Stirne und an der Nase verbunden, künstlich aufgemalt. Die Frauen entbehren somit einer Schönheit, die, seltsam genug, von orientalischen Dichtern mehr denn von den abendländischen besungen wird, und ersetzen sie geschmacklos durch diese wunderliche Brauenmalerei, die bei Allen nach einer bestimmten Zeichnung gleichförmig ist und dem Gesichte der Frauen einen monotonen, fast komischen, larvenhaften Ausdruck giebt. Da überdies durch die Augen-, Wangen- und Lippenschminke jede natürlich unterscheidende Färbung des Teints wegfällt, so sehen sich Alle mehr oder weniger ähnlich.

Die Frauen saßen alle mit gekreuzten Beinen und bliesen blaue Rauchwolken empor, während das Wasser der krystallenen Nargiles, die vor einer jeden standen, gurgelte und hineingethane kleine Rosenblätter es bei jedem Zuge wie einen rothen Schneefall wirbeln ließen. Da keine der Frauen sprach, und alle gedankenlos vor sich hinblickten, so machten sie den Eindruck von Menschen, die mit offenen Augen schlafen, und die gurgelnden Nargiles konnten immerhin für ein unangenehmes Schnarchen gelten. Nur die Haltung war eine wahrhaft malerische, indem sie in die Polster des Divans gelehnt, den Oberleib bald in eine liegende oder zur Seite geneigte Lage brachten, oder die Arme aufstemmten und das Haupt in die flache Hand legten, deren innere Fläche und die Nägel bei Mancher mit Henna gelb gefärbt war.

Braune Sklavinnen, weiße Dienerinnen und Diener gingen ab und zu, um bald Kaffee, bald die Pfeife zu reichen.

Die weiblichen Diener trugen hölzerne, einen halben Schuh hohe Sandalen, sodaß sie schon aus der Ferne durch ihr Klippklapp sich ankündigten und dieselben jedesmal, ehe sie zu uns auf den Teppich traten, ablegten. Diese Sandalen, durch einen Riemen über den Rist festgehalten, zwingen die Person, die sich derselben bedient, den Oberleib steif und nach rückwärts geneigt zu halten, während die Füße sich vorschieben müssen, um die Sandalen nicht zu verlieren. Die Fußbekleidung, die wir durch Ueberschuhe rein erhalten, ist in den offenen, freien Räumen der orientalischen Häuser, zur Zeit, wenn es regnet, sehr nöthig, um nicht die oft kostbaren Teppiche zu verderben.

Um das Wasserbecken haben sich jetzt vier Musikanten gelagert; Zimbal und Trommel, Klarinette und Tamburin beginnen ein wunderliches Quartett, ein Chaos von Musik, das sich zuweilen zur böhmischen Polka und Kalamaika auflöste. Mir war, als ich diese aus meiner Heimath herüberklingenden Töne in dieser Umgebung hörte, als sähe ich weißmehlige Erdäpfel zwischen goldenen Datteln liegen.

Die Musikanten besaßen diese Tänze, aus dem Lande der zauberkundigen Herzogin Libussa und der wilden Hussiten, als Erbstück von der Frau des englischen Consuls Wood, die sie ihnen am Klavier vorspielte.

Wenn ein Musikstück vorüber war, fingen die Männer zu singen an, jenen wunderlichen arabischen Gesang, den man in Synagogen des Abendlandes, als polnisch geschnörkelt und genäselt, oft verspotten hört.

Ich fragte meinen Nachbar, was sie sängen.

Er antwortete mir: „Wir hören diese Lieder von Jugend auf, sie sind uns so gleichgültig, daß wir nie nach den Worten fragen."

Höre ihnen zu, und sage mir dann, was sie singen!

„Ich höre, daß sie arabisch singen; ich kann aber die Worte nicht unterscheiden."

Nach etwa zwei Stunden, gegen sechs Uhr Abends, munterte uns der Hausherr mit Händeklatschen auf, ihm zur Tafel zu folgen. Baron Rothschild reichte, europäisch galant, seiner Nachbarin den Arm, ich folgte seinem Beispiele und führte ebenfalls meine Nachbarin zu Tische. Dies Thun erregte eine eigenthümliche Sensation; die Männer sahen sich gegenseitig an und lächelten, und die Frauen schienen über eine Kühnheit zu staunen, die, wie man uns später aus ihren Bemerkungen mittheilte, nicht ohne Eifersucht auf etwas blieb, was ihnen doch als auszeichnende Bevorzugung ihrer Schwestern vorkam.

Wir traten in eine zweite Bogenhalle, wo eine reich mit Silber geschmückte und in glänzender Beleuchtung stehende Tafel gedeckt war.

Ich beklage, die völlig fremdartig zubereiteten und seltsam schmeckenden Speisen nicht schildern zu können. Die arabische Küche hat eben ihr Kunstgesetz wie die französische oder jede andere. Es ist ein Verlust von wahrhaft culturhistorischer Bedeutung, daß der culinarisch feinstgebildete Herr v. Rumohr nicht auch eine Reise in den Orient unternommen hat. Welche Entdeckungen hätte dieser Küchen-Colombo, dieser mit den feinstkritischen Zungenwärzchen begabte Apostel aller Feinschmecker uns machen können! Das mit Monumenten so dankbare Deutschland, wo hat es das seine errichtet?

Es verdient erwähnt zu werden, daß wir auf vierbeinigen Stühlen saßen und mit — Messer und Gabel speisten. Es muß dies als ein Grad vorgeschrittener Bildung und einer von Europa hereinbrechenden Verderbniß, die das naive Essen mit den Fingern immer mehr verdrängt, besonders bemerkt werden. Die Toaste wurden in einer eigenthümlichen Art ausgerufen und mit einem noch originelleren Lärm begleitet. Der Herr des Hauses rief z. B.: Evviva Signore Barone Rothschild e tutta la sua famiglia! Die Männer schrieen nun alle im Chore diesen Ruf nach, den die Frauen mit Messern und Gabeln begleiteten, deren Stiele sie auf den Tisch, wie Schlägel auf einer Trom-

mel, mächtig wirbeln ließen. Der so Angeschrieene und Ausgetrommelte hatte die Verpflichtung, aufzustehen und zu danken. Es wurde wie ein Hereinbrechen einer anderen, kühnern Welt betrachtet, als ich den auf mich ausgebrachten Toast durch einen andern erwiderte, den der geistvolle Kanzler des österreichischen Consulats mir ins Spaniolische, welchen verdorbenen Jargon allein die Frauen in Damaskus sprechen, übersetzte. Zu deutsch:

„Ich habe seit meiner Jugend von den Rosen von Damaskus gehört, sie sind im Abendlande berühmt und durch das paradiesisch duftende Rosenöl gekannt. Aber hier angelangt, über weite Länder und Meere haben sie allen Glanz für mich verloren, seit ich die Frauen von Damaskus sah und ein herrlicher Kranz von ihnen mich umgiebt. Ich werde, in meine Heimath zurückgekehrt, fortan nur von den Frauenrosen von Damaskus erzählen!“

Es herrschte erst eine tiefe Stille, wie auf der See, ehe der Sturm losbricht. Die Frauen klopften dann nach einer Secunde so heftig mit den Stielen der Messer und Gabeln auf den Tisch, daß da und dort manche klirrend abbrachen. Als sich dieser Sturm legte, gaben sie gegenseitig mit jenem leichten Schnalzen der Zunge, mit dem auch Italiener und Juden in Europa ihre Verwunderung ausdrücken, ihr Erstaunen zu erkennen. Dabei wiegten sie ihr Haupt verwundert hin und her, daß es in der Halle wie hunderttausend Blitze von ihrem Kopfschmucke zuckte: rothe, grüne, weiße, gelbe Funken und Strahlen der Edelsteine.

Als ich gegen einen Herrn über den außerordentlichen Reichthum an Diamanten und ihre Größe mein Erstaunen äußerte, vertraute er mir, daß nicht alle Eigenthum der Damen sind. Die Juden von Damaskus, zumal die reicheren, leihen auf Pfänder, meist auf Schmuck, und ihre Frauen finden es, solange sie nicht eingelöst werden, ganz natürlich, sich mit den versetzten Edelsteinen zu schmücken.

Nach zwei Stunden wurde die Tafel aufgehoben. Wir traten in den freien Raum hinaus und wurden durch eine eigenthümliche Beleuchtung desselben überrascht. In jedem europäischen Garten würden die an Schnüren hängenden Glaslampen wenig Eindruck auf uns gemacht haben. Hier aber, wo sie Orangen und rothe Mandelblüthen beleuchteten, auf Palmenblätter ihre Schimmer warfen und die in den buntesten Farben und Trachten einherwandelnden Menschen verklärten, schienen sie aus Rubin, Smaragd und Topas geschliffene Zauberlampen aus den Märchen der tausend und einen Nacht. Auf dem Bassin selbst schwammen in Lampen, die aus Kork geformt waren, Lichter, welche von Kindern als kleine Lichtkähne hin und her getrieben wurden. Ueber der ganzen Scene schwebte der klarste Vollmond.

Wir wurden wieder in die Halle eingeladen, in der man die Gäste empfangen hatte; sie erhielt das Licht nur von außen her, und es herrschte ein magisches Dämmern in ihr. Die ganze Gesellschaft saß wieder, wie wir sie schon geschildert haben, rauchend und Kaffee trinkend.

Die Frauen fingen, um die Gäste zu ehren, zu tanzen an. Es erhoben sich zwei aus dem Kreise, näherten sich uns, und die Rechte an Stirne, Herz und Lippen legend, berührten sie, während wir, um den Gruß zu erwidern, aufstehen mußten, mit den Fingern flach und leise unsere dargebotene Rechte. Wir setzten uns wieder, um die beiden Frauen, die die lärmende Musik des uns bereits bekannten Quartetts mit eigenthümlichen Bewegungen und mit dem hölzernen Geklapper von Castagnetten begleiteten, tanzen zu sehen.

Jede der Frauen bewegte sich selbständig, ohne auf die andere Tänzerin Rücksicht zu nehmen. Sie legten abwechselnd die linke und die rechte Hand an die Stirne, etwa so wie bei uns ein Officier salutirt, und gingen in einer Art von Cotillonschritt im Kreise herum. Zuweilen schritten sie vor und wieder zurück, um sich, wenn das Tempo rascher wurde, um sich selbst zu drehen. Selten stemmte eine Tänzerin, als höchste Entwickelung einer graziösen Haltung, die Hand stolz in die Hüften, wobei sie den Kopf nach rückwärts bog. Wenn die Hände nicht eckig ausgestreckt mit den Castagnetten klapperten, legten sie dieselben meist rückwärts auf die Lenden. In den Zügen war keinerlei Erregung, kein Temperament zu bemerken; der Tanz machte den Eindruck von prächtig geschmückten Figuren, die mechanisch bewegt werden. Ich mußte zuweilen nach oben sehen, ob ich nicht die Hände eines Marionettenspielers entdeckte, der die phantastischen Gestalten an Schnüren lenkte.

Der Tanz dauerte etwa zehn Minuten, die Tänzerinnen grüßten uns wieder, wie vor dem Beginne des Tanzes, die Männer klatschten sehr lebhaften Beifall, und ein zweites, drittes Paar begann, bis alle Frauen uns in eine narkotische Langeweile versetzt hatten.

Keine der Frauen war über vierzig Jahre alt; die jüngste aus der reichen, durch ihre Schicksale berühmt gewordenen Familie der Farchi zählte zwölf Jahre und war vor vier Wochen einem achtzehnjährigen Jünglinge vermählt worden. Es war ein ideal schönes Kind, mit jenen großen runden, von langen Wimpern überschatteten schwarzen Augen, denen die Dichter alle Zauber der Erde zumuthen. Diese und jene Frau im Palaste des Belisar zu Konstantinopel sind die schönsten, die ich im Morgenlande gesehen habe. Wie rasch wird diese schöne knospenhafte Menschenblüthe verwelken, weil sie die traurige Sitte des Orients pflückt, noch ehe sie eine volle aufgeblühte Rose ist. Alle anwesenden Frauen mochten in ihrer Jugend, wenn nicht schön, doch anmuthig gewesen sein; jetzt, wiewohl noch nicht alt, sahen sie gealtert, welk und vom vielen trägen Sitzen dick und unförmlich aus. Endlich hatte der Tanz ein Ende, und wir wurden wieder in die Speisehalle eingeladen, es war gegen Mitternacht.

Wieder war die Tafel glänzend und frisch gedeckt, diesmal aber nur mit Süßigkeiten, Bäckereien von seltsamsten Formen, eingemachten Früchten von ungeahntem Geschmacke, frischem Obst, darunter die berühmten Aprikosen, die eingemacht unter dem Namen Mischmisch bekannt sind. In Zucker eingesottene Rosen- und Lilienblätter, jene von Rosenöl durchduftete weiche Zuckerpaste, welche die Orientalen Himmelsbissen nennen, und die durch einen glücklichen Zufall erhaltene Ambrosia der seligen Götter zu sein scheint, — all das glänzte und duftete aus silbernen und krystallenen Schaalen. Wasser, in Schnee vom Libanon gekühlt, stand in hohen silbernen Kannen auf dem Tische und wurde in Krystallschaalen herumgereicht. Der Herr des

Hauses bediente, wie schon bei der Tafel, selbst und befehligte eine Schaar von Dienern und Sklaven aller Farben, die in musterhafter Weise die Befehle ausführten.

An mir aber sollte sich noch heute mein Toast auf die Frauenrosen von Damaskus rächen. Auf ein gegebenes Zeichen standen alle Frauen auf, jede spießte mit einer Gabel irgend eine Süßigkeit auf, und im feierlichen Zuge mit den wie Scepter emporgehaltenen Gabeln heranschreitend, reichte mir eine nach der andern die Gabel mit der Süßigkeit. Ich durfte, ohne eine solche außerordentliche Artigkeit zu verletzen, keine Gabel wieder fortlegen, ohne die aufgespießte Süßigkeit genossen zu haben. Mein Geschmacksinn war nahe daran wahnsinnig zu werden, und ich fürchtete, daß mein Magen das an ihm verübte Verbrechen nicht überstehen werde.

Die Frauen begleiteten die süße Spende mit einem: „Möge es Dir wohlergehen, Herr!" oder: „Gott segne Dir den Bissen!" Frau Farchi, als die jüngste, kam zuletzt mit einem Rosenblatte, es flatterte an der silbernen Gabel, wie eine Purpurfahne auf einem weißen Minarete. Sie sagte mir, schüchtern wie sie schien, nichts; ich nahm zögernd, bis die anderen Frauen vorgeschritten waren, die Gabel und sagte ihr: „Du bist die Rose, und Deine Schwestern hier nur die Dornen." Sie sah mich aus den großen Augen schweigend an, und ich konnte merken, daß sie den Sinn kaum verstanden hatte.

Nach einer Stunde reichten Diener einem jeden Gaste ein silbernes Waschbecken und ein mit Gold und Silber gesticktes Handtuch aus weichstem Wollstoffe.

Wir begaben uns wieder in die Versammlungshalle, rauchten Tschibuk und tranken Kaffee, bis es gegen Morgen war und die ermüdeten Gäste sich allmählich zu entfernen anfingen.

Als ich in einer Straße an einer Moschee vorüberging, sang der Muezim eben das Morgengebet von einem Minarete herab.

Ein französischer Feudalherr auf den Philippinen.

I.

Wie es zuging, daß der französische Schiffsarzt de la Gironière sich in Manilla niederließ und alsbald, des civilisirten Lebens müde, sich unter die halbwilden Bewohner im Innern von Luzon begab, um dort im Schooße seiner Familie zu leben und unter den Malayen die Segnungen der Civilisation zu verbreiten, haben wir bereits in einer früheren Nummer (15) dieses Blattes erzählt. Das damals gegebene Versprechen, auch die weiteren Abenteuer dieses merkwürdigen Mannes zu erzählen, gedenken wir heute einzulösen.

De la Gironière faßte seinen Beruf, der Manko Kapal der wilden Bewohner von Luzon zu werden, in vollem Ernste auf. Die Tagalen, mit denen er es zu thun hatte, waren ein Mischlingsvolk von Malayen und Ureinwohnern und theilten mit ersterem Stamm Vorzüge und Fehler. Von heiterem und leichtblütigem Charakter, liebt derselbe Tanz und Musik, ist leidenschaftlich in der Liebe, aber grausam gegen seine Feinde. Niemals verzeiht er dem, von dem er Unrecht erlitten zu haben glaubt, und rächt sich blutig mit dem Dolche. In ernsten Angelegenheiten hält er gewissenhaft sein Wort, weil dies in seinem Interesse liegt, denn sonst hat er von dem Werth der Wahrhaftigkeit einen sehr unvollkommenen Begriff. Leidenschaftlich liebt er das Hasardspiel und die Hahnenkämpfe; er ist ein vortrefflicher Vater und guter Gatte, eifersüchtig auf die Ehre seiner Frau, aber wenig bekümmert um die seiner Tochter, deren jugendliche Fehltritte als kein Hinderniß für ihre spätere Verheirathung betrachtet werden.

Der Tagale ist außerordentlich mäßig und begnügt sich in der Regel mit Wasser, einer Hand voll Reis und gesalzenem Fisch. Er ist gastfrei, ohne Selbstsucht, leicht durch Freundlichkeit und geleistete Dienste zu verpflichten, aber auch unversöhnlich, wo er beleidigt worden ist. Wie allen Wilden und Halbwilden imponirt ihm körperliche Kraft und Beherztheit.

Von Beiden hatte, wie wir früher sahen, de la Gironière auf der Jagd und in seinem Zusammentreffen mit den räuberischen Umwohnern von Dschala-Dschala genügende Proben abgelegt und demnach die erste Bedingung, über sie zu herrschen, erfüllt. Doch sah er gleich von vornherein ein, daß seine Herrschaft nicht der beiden Säulen entbehren könnte, deren sie selbst in einigen der civilisirtesten Staaten zu ihrer Aufrechthaltung bedarf: der Armee und der Kirche. Wie er sich durch sein unerschrockenes Auftreten gegen einige der gefährlichsten seiner neuen Unterthanen und das verlockende Versprechen einer schönen Uniform eine Leibwache anwarb, ist bereits erzählt. Die Militärmacht war demnach besorgt, aber auch die geistliche durfte nicht fehlen, und de la Gironière hatte bereits einen passenden Mann zur Ausübung derselben im Auge. Ein besonderes Licht der Kirche scheint es nicht gewesen zu sein, und der Erzbischof trug lange Bedenken, ihm die Stelle zu geben; aber Gironière's Bitten drangen endlich durch, und er erhielt einen Geistlichen, dessen Eigenschaften ihn vielleicht viel besser als jeden Andern zur Ausfüllung seiner neuen Stellung unter einer halbwilden Bevölkerung befähigten. Pater Miguel war von einem japanischen Vater und einer malayischen Mutter geboren. Er war jung, kräftig, herzhaft und ganz geeignet, seinem Patronatsherrn in den schwierigen Lagen ihres neuen Verhältnisses zu helfen, z. B. sich gegen die Banditen zu vertheidigen. Predigen war seine Sache nicht, und er hielt dies nur einmal im Jahre für nöthig, und dann war die Predigt immer nur dieselbe, halb in spanischer Sprache für die Gutsherrschaft und halb in der Tagaloksprache für das gemeine Volk bestimmt. Der gute Pater Miguel war daher mehr ein Apostel des Armes als des Wortes.

Nachdem sich Gironière die Unterstützung der bewaffneten Macht und der Kirche gesichert hatte, hätte er nach den neusten politischen Ansichten eigentlich weiter Nichts zur Befestigung seiner Herrschaft gebraucht. Er war aber in veralteten Theorien befangen genug, um mit seinen Unterthanen einen förmlichen Contract über die Verpflichtungen, die sie gegen ihn als Obereigenthümer hatten, und die Leistungen, die er dagegen für sie mit übernahm, abzuschließen, mit einem Worte, ihnen eine

Constitution zu geben. Sie war sehr einfach und benutzte zu ihrer Grundlage die bei den Malayen längst vorhandene Dorfverfassung, wonach ein von den Gemeindeältesten gewählter und von der Herrschaft oder Regierung bestätigter Gobernadorcillo Justiz und Verwaltung in der Gemeinde in der Hand hatte. Doch war es den klagenden Parteien gestattet, ihre Sache unmittelbar dem Herrn von Dschala-Dschala vorzulegen. Der Gobernadorcillo hatte die Ordnung in der Gemeinde aufrecht zu erhalten und dafür zu sorgen, daß alle Verpflichtungen, welche der Herr von Dschala-Dschala und seine Unterthanen gegenseitig übernommen hatten, getreulich erfüllt wurden. Jeder Fremde, der sich in Dschala-Dschala niederließ, nahm sofort ohne Unterschied der Religion an allen Rechten und Privilegien der übrigen Einwohner Theil. Nur konnte er kein Gemeindeamt übernehmen, wenn er sich nicht zur katholischen Religion bekannte. Hahnenkämpfe waren Sonn- und Festtags nach dem Gottesdienste erlaubt, alle Hasardspiele aber streng verboten, außer an den drei hohen Festtagen: dem Tage des Schutzpatrons des Fleckens und den Namenstagen des Herrn von Dschala-Dschala und seiner Gemahlin.

Jeder arbeitsfähige Mann und auch die bereits arbeitsfähigen Kinder waren zu arbeiten verpflichtet. Die Faulen wurden streng bestraft und konnten von der Niederlassung verwiesen werden. Die Arbeit war vollkommen frei. Jeder Einwohner hatte das Recht für sich zu arbeiten, oder sich für einen durch freundschaftliches Uebereinkommen festgesetzten Lohn zu vermiethen. Jeder Familienvater war verpflichtet, ein Haus von angemessener Größe mit einem kleinen Hof und einem mit Pallisaden eingefaßten und mit Obstbäumen, Gemüsen und Blumen bepflanzten Garten zu besitzen. Der von seinem Hause und seinem Garten beanspruchte Boden war gegen Zahlung einer Abgabe von einem Huhn oder dessen Werth in Geld (30 Centimes) sein beständiges Eigenthum. Diese Abgabe konnte unter keinem Vorwand erhöht werden.

Jeder Hausbesitzer hatte das Recht, unangebautes Land im Bereiche der Herrschaft von Dschala-Dschala umzubrechen, wenn er dem Herrn vorher Anzeige davon machte; während der ersten drei Jahre bezahlte er dafür gar keine Abgabe, vom vierten Jahre an hatte der Grundherr jedoch das Recht jährlich einen Zehnten von der Ernte zu erheben, durfte diese Abgabe aber nicht erhöhen.

Holz zum eignen Bedarf durfte Jeder aus dem Walde holen, soviel er wollte; wollte er aber welches verkaufen, so mußte er dem Grundherrn ein Viertel des Gewinnes als Abgabe geben. Auch die Jagd war frei gegen Abgabe eines Viertels von jedem Hirsch oder jeder Sau, die erlegt wurden.

Alle Jünglinge von 12 bis 18 Jahren wurden in Riegen von je vier Mann getheilt. Jede Riege hatte der Reihe nach ohne Lohn außer Beköstigung vierzehn Tage lang den Dienst bei dem Pfarrer zu versehen. Den jungen Mädchen lag die Obhut über die Kirche ob, die sie rein zu erhalten und mit Blumen zu schmücken hatten. Die Mädchen über zwölf Jahre versammelten sich zweimal wöchentlich, Montag und Freitag, auf dem Gute, um den für das Haus der Herrschaft nöthigen Reis zu schälen und zuzubereiten, dafür erhielten sie den landesüblichen Lohn. Das war die Magna Charta von Dschala-Dschala.

Beaufsichtigung der Ackerbauarbeiten und neuen Pflanzungen von Indigo und Reis, und Expeditionen gegen die Räuber in der Nachbarschaft waren die Hauptbeschäftigungen des neuen Grundherrn, aber am meisten fühlte er sich an seinem Platze, wenn er als patriarchalische Herrschaft zu Gericht saß, „gleich dem heiligen Ludwig," wie er mit Selbstgefälligkeit sagt. „Die Thür meines Hauses stand allen Indianern offen, die mir Etwas mitzutheilen hatten. Während ich mit meiner Frau an einem großen runden Tisch saß und Thee trank, hörte ich alle Wünsche und Klagen meiner Unterthanen an. Während dieser Audienzen saß ich auch zu Gericht. Eine Leibwache führte die Schuldigen herein, denen ich, ohne meine gewöhnliche Ruhe zu verlieren, ihre Vergehungen vorhielt; alsdann hörte ich die Zeugen ab, sprach aber das Urtheil nicht eher, als bis der Schuldige gesagt hatte: „Was wollt Ihr, Herr, es war mein Schicksal; ich konnte nicht anders!" — „Jedes Vergehen verdient einmal seine Strafe," gab ich dann zur Antwort, „willst Du vom Gobernadorcillo oder von mir bestraft sein?" Die Antwort war immer dieselbe: „Tödtet mich, Herr; aber laßt mich nicht von Einem meines Gleichen bestrafen!"

„Ich sprach das Urtheil aus, und meine Gattin Anna verwendete sich dann oft für den Schuldigen. Dies war dann stets für mich ein Grund, den Verurtheilten zu begnadigen oder wenigstens einen Theil der Strafe zu erlassen. Ich war menschlich ohne Schwäche und erweckte für Anna die Liebe, welche sie verdiente.

„Meine Leibwache war mit Vollstreckung der Strafe beauftragt. Nachdem der Indianer dieselbe erlitten, trat er wieder in den Salon; ich gab ihm, zum Zeichen, daß ihm verziehen sei, eine Cigarre und ermahnte ihn, sich in Zukunft gut aufzuführen. Anna drang in ihn meinem Rathe zu folgen, und er verließ mich mit der Gewißheit, daß sein Fehltritt vergessen sei. Weit entfernt, mir die Strafe nachzutragen, sprach er sich oft gegen seine Kameraden in ähnlichen Worten aus, wie ich sie einmal von einem eben Bestraften hörte. „Ich habe die Züchtigung empfangen, welche ein Vater seinem Sohne giebt," sagte er; „ich bin froh, daß nun mein Fehltritt vergessen sein wird, und daß ich meinem Herrn wieder gerad' ins Gesicht sehen kann!"

Manchmal freilich konnte dieser zweite „Ludwig der Heilige" nicht in so feierlicher Form zu Gericht sitzen, sondern mußte viel summarischer verfahren. Mehr als einmal mußte er mit dem Knittel unter sie springen, um die Ruhe unter ihnen herzustellen. Das geschah meistens an den großen Festtagen, wo die Köpfe sich erhitzten und es zu einer Schlägerei zu kommen drohte. Wenn in solchen Fällen die Autorität der Gemeindeältesten und der herrschaftlichen Leibwache nicht mehr vorhalten wollte, und die Streitenden sich schon mit gezückten Dolchen kampfbereit gegenüberstanden, eilte man den Herrn herbeizuholen, der die Gereizten allein zum Gehorsam bringen konnte. Mit einem tüchtigen Bambusstock bewaffnet sprang er dann mitten in das Gewühl und hieb ohne Umstände auf Alle los, die sich im Bereich seines Rohres befanden. Ein

allgemeines Sauve qui peut entstand alsdann, Jeder verkroch sich in eine Ecke und kam nicht eher wieder hervor, als bis Alles wieder zu der frühern friedlichen Stimmung zurückgekehrt war. Executionen dieser Art machten auf die Bewohner von Dschala-Dschala stets einen guten Eindruck, und sie verfehlten nie einige burleske Zwischenvorfälle zu erzählen, die bei ihrer eiligen Flucht vorgekommen waren.

Manchmal war es auch ein Händelsucher, der mit gezogenem Dolche unter seinen Kameraden auf und ab stolzierte und Alle bedrohte. Niemand wagte sich ihm zu nähern, weil man wußte, daß er von seiner Waffe Gebrauch machen würde. Abermals eilte man zum Herrn, und dieser erschien ohne Waffen und Bambusstock und befahl dem Kampflustigen mit fester Stimme, seinen Dolch herzugeben und in aller Ruhe nach dem Gefängnisse zu gehen und sich einstecken zu lassen. Keiner hat jemals versucht nur zu widersprechen, und wenn sie willig gehorcht hatten, wurden sie auch am andern Morgen mit einer bloßen Rüge wieder entlassen.

Einen unaufhörlichen Krieg führte Gironière mit den Räubern, aber dennoch stand er sehr gut mit ihnen. Allerdings betrachteten sie ihn als ihren Feind, aber als einen tapfern Feind, der in loyaler Weise mit ihnen Krieg führte, und seine Kenntniß des indischen Charakters gab ihm die Versicherung, daß er keinen Hinterhalt und keine Verrätherei von ihnen zu fürchten hatte. Ohne Furcht durchstreifte er daher die Wälder und das Gebirge, unterhandelte sogar manchmal mit den Banditen wie eine Macht mit der andern, und begab sich auf ihre Einladung mitten in der Nacht an Orte, wo sie ohne Besorgniß überfallen zu werden ihn um Rath fragen oder seine Hülfe in Anspruch nehmen konnten. Das von beiden Seiten gegebene Wort, einander nichts Schlimmes zuzufügen, ward stets gewissenhaft gehalten.

In diesen nächtlichen und ohne Zeugen stattfindenden Unterredungen gelang es ihm öfter, Verirrte, die eine stürmische Jugend zu Verbrechen verleitet hatte, über welche das Gesetz die Todesstrafe verhängt, der bürgerlichen Gesellschaft und einem friedlichen Leben zurückzugeben. Manchmal freilich scheiterten diese Versuche, wo Gironière mit dem Stolz jener unbezähmbaren Charaktere zu thun bekam, die man bei Menschen, welche nur die Natur zum Führer haben, so häufig findet. Einmal bat ihn ein Mestize, ein berüchtigter Verbrecher aus der Nachbarprovinz, um eine Zusammenkunft, und zwar um Mitternacht, allein und in einer ganz wilden, abgelegenen Gegend. Gironière stand nicht an zu gehen und fand seinen Mann ebenfalls ohne Begleiter an dem angegebenen Orte. Er sagte, daß er ein anderes Leben führen und nach Dschala-Dschala ziehen möchte; er habe nie ein Verbrechen gegen die Spanier begangen, sondern nur gegen Mestizen und Indier. Seine Verbrechen waren aber zu zahlreich gewesen, als daß Gironière ihn hätte aufnehmen können, ohne sich bloßzustellen, und er rieth ihm daher sich zu einem Mönch zu begeben, wo alsdann nach einigen Jahren seine Verbrechen vergessen sein würden, und er wieder ins bürgerliche Leben zurückkehren könnte. Aber zu einem solchen Schritt konnte Jener sich nicht entschließen, denn er war viel zu sehr an das ungebundene Leben und Herumstreifen in Wald und Gebirg gewöhnt. Ebensowenig wollte er sich nach Tapusi begeben, dem Asyl, wo alle vor der rächenden Gerechtigkeit Schutz suchenden Räuber und Banditen eine Zuflucht finden, denn seine Geliebte wollte ihm nicht dorthin folgen. Einen andern Rath wußte ihm Gironière nicht zu geben, und Beide schieden daher unverrichteter Sache von einander. Wenige Tage darauf erfuhr eine gegen die Räuber ausgeschickte Compagnie Soldaten, daß er in einer Hütte bei Manila versteckt sei. Sie umzingelten dieselbe, und Belagerter und Belagerer beschossen sich nun gegenseitig, bis das Feuer des Erstern schwieg. Aber selbst dann wagten sich die Soldaten noch nicht in die Hütte, sondern steckten sie von außen in Brand. So fand der gefürchtete Räuber seinen Tod in den Flammen.

Das obenerwähnte Tapusi ist ein kleines Dorf mitten im fast unzugänglichen Gebirg, ungefähr zwölf Meilen von Dschala-Dschala. Räuber und entwischte Galeerensträflinge sind seine Bewohner, die sich selbst regieren und durch die Unzugänglichkeit ihres Versteckes vor jeder Verfolgung der spanischen Regierung sicher sind. Gironière hatte oft von diesem Dorfe reden hören, aber noch Niemand gefunden, der selbst dort gewesen war, was ihn um so neugieriger machte es kennenzulernen.

Der Entschluß, Tapusi zu besuchen, war bald gefaßt, und der getreue Alila begleitete seinen Herrn um so lieber, als er hoffen durfte, unter den Geächteten einige ehemalige Kameraden zu finden. Zwei Tage lang marschirten die Reisenden auf fast ungangbaren Wegen durch das Gebirg. Am dritten erreichten sie einen Wildbach, dessen Bett von ungeheuren Steinblöcken ganz angefüllt war. Die ungefähr zwanzig Schritt von einander entfernten Ufer stiegen senkrecht empor wie zwei hohe Mauern, deren Zinnen ungefähr 3000 Fuß hoch sich gegen einander neigten und durch einen schmahlen Spalt nur ein Dämmerlicht durchließen, das den schwierigen und gefährlichen Pfad über die Steinblöcke nur mit Mühe erkennen ließ. Diese Schlucht war der einzige Weg, auf dem man nach Tapusi gelangen konnte, der einzige natürliche und unübersteigliche Wall, welcher das Dorf gegen das Eindringen der spanischen Häscher vertheidigte. Denn nicht nur, daß eine Handvoll Leute den Ausgang hier verwehren konnte, lagen auch die ganze Schlucht entlang auf der jenseitigen Höhe ungeheure Steine bereit, um sie auf den durch die Schlucht hervordringenden Feind herabzustürzen. Wie gefahrvoll der Weg sei, sollten die Wanderer bald erfahren. Sie waren kaum eine Stunde in der Schlucht marschirt, als nur zwanzig Schritte vor ihnen ein ungeheurer Felsblock von der Höhe herabstürzte und in tausend Stücke zersprang: es war ein warnendes Signal, nicht weiter vorzudringen. Die Reisenden machten Halt und legten ihre Waffen ab, denn vielleicht hing ein eben solcher Felsblock wie der eben niedergestürzte über ihren Häuptern, bereit sie zu zerschmettern. Gleich darauf ertönte ein Zuruf, und Gironière befahl seinem Begleiter in der Richtung des Schalles vorwärts zu gehen. Einige Minuten später kam er in Begleitung zweier Indier zurück, welche die Wanderer, nachdem sie sich von den friedlichen Absichten derselben überzeugt hatten, nach dem Dorfe zu bringen versprachen.

Von nun an war Nichts mehr zu fürchten. Unbesorgt wurde der Weg durch die Schlucht fortgesetzt, die zuletzt auf eine mehrere Stunden im Umfang messende Ebene, von hohen Bergen umgeben, führte. Ueberall war sie mit ungeheuren Felsblöcken bedeckt, und den Hintergrund bildete eine steile, drohende Felswand, auf der keine Spur von Pflanzenwuchs zu entdecken war. Unter derselben lag das Dorf Tapust, ungefähr 60 Strohhütten, in Allem denen der Indier gleich. Alle Bewohner standen an der Thür, voll Neugier die Ankömmlinge betrachtend, welche der Führer dem Vorsteher der Niederlassung vorzustellen sich beeilte. Dieser war ein schöner Greis, der wohl achtzig Jahre alt sein mochte und jetzt die Ankömmlinge mit Herablassung begrüßte. „Kommt Ihr als Freunde oder aus Neugier?“ fragte er sie, „oder haben die grausamen Gesetze der Castilier Euch gezwungen, bei uns eine Zuflucht zu suchen?“ „Nein,“ gab ihm Gironière zur Antwort, „wir gedenken nicht bei Euch zu bleiben. Ich bin Euer Nachbar, der Herr von Dschala-Dschala; ich komme blos, um Euch zu besuchen und Euch meine Freundschaft anzubieten.“ Als der Greis den Namen Dschala-Dschala hörte, war er sichtlich überrascht; dann sagte er: „Schon seit langer Zeit hat man Euch mir als ein Werkzeug der Regierung genannt, bestimmt, die Unglücklichen zu verfolgen; aber zugleich hat man mir gesagt, daß Ihr mit Milde verfahrt und manchem Unglücklichen geholfen habt; daher seid mir willkommen!“

Nach dieser Begrüßung wurden den Reisenden Milch und Bataten vorgesetzt, und während des Mahles unterhielt sich der Greis ungenirt mit Gironière. Er erzählte ihm die Geschichte der Niederlassung. „Vor vielen, vielen Jahren“, sagte er, „ließen sich einige Menschen in Tapust nieder. Die Ruhe und die Sicherheit, deren sie sich hier erfreuten, verlockte bald Andere, die Bestrafung wegen begangener Fehltritte zu fürchten hatten, ihrem Beispiel zu folgen. Bald kamen Familienväter mit ihren Frauen und Kindern, und so wurde die erste Grundlage des Gemeinwesens, welches Ihr vor Euch seht, gelegt. Jetzt ist hier fast Alles gemeinsam; wenige Bataten und Maisfelder und die Jagd genügen uns; wer Etwas hat, giebt dem, der Nichts hat. Unsere Frauen spinnen und weben fast alle unsere Kleidungsstücke; die Abaca (vegetabilische Seide) im Walde liefert den nöthigen Stoff; wir kennen kein Geld und bedürfen es nicht. Ehrgeiz ist uns fremd; Jeder ist sicher keinen Hunger zu leiden. Von Zeit zu Zeit kommen Fremde zu uns. Wenn sie sich unserem Gesetz unterwerfen wollen, bleiben sie unter uns; sie haben vierzehn Tage Zeit, um einen Entschluß zu fassen; nach dieser Frist steht es ihnen frei, uns wieder zu verlassen oder Mitglied unserer Gemeinde zu werden. Unsere Gesetze sind mild und nachsichtig; die härteste Strafe ist Ausstoßung aus unserer Gemeinschaft. Die Religion unserer Väter haben wir nicht vergessen, und Gott wird mir hoffentlich die Fehltritte meiner Jugend um dessen willen verzeihen, was ich seit vielen Jahren für seinen Dienst und für das Beste meiner Mitmenschen gethan habe.“

Unter diesen ausnehmend tugendhaft gewordenen Spitzbuben, für deren patriarchalische Zustände Gironière ganz begeistert war, verweilte er einige Tage, jedenfalls darauf bedacht, ihre Verfassung gründlich zu studieren, um vielleicht durch ihre Hülfe die auch in seinen Unterthanen noch schlummernden Keime der Tugend zu so schöner Blüthe wie in Tapust zu entwickeln.

Gleich nach seiner Rückkehr bestand seine Autorität glücklich eine harte Probe. Das ganze Dorf war in Aufregung, weil sich die Bewohner der beiden größten Flecken der Provinz den Krieg erklärt hatten, und alle Waffenfähigen in zwei Heere getheilt auf der nahen Insel Talim kampfbereit sich gegenüberstanden. Einige Scharmützel hatten schon stattgefunden, und auf beiden Seiten hatte es einige Verwundete gegeben. Gironière fühlte sich natürlich verpflichtet als Friedensstifter aufzutreten, aber die Ausführung dieses löblichen Entschlusses war nicht leicht. Sollte er sich mit seinen zwölf Mann Leibwache zwischen die Kämpfenden stürzen und sich der Gefahr aussetzen, das gewöhnliche Loos der Vermittler zu theilen und dem Zorn beider Parteien zum Opfer zu fallen, oder sollte er alle seine Indianer bewaffnen? Letzteres wäre vorzuziehen gewesen, wenn er genug Fahrzeuge hätte auftreiben können, um sein Heer nach der Insel Talim überzusetzen. Das war aber nicht der Fall, und so mußte die Ausführung unterbleiben. Mit seinem gewöhnlichen Muthe entschloß sich nun Gironière, allein mit seinem Getreuen Alila die gefährliche Expedition anzutreten. Sie hatten mit ihrer Pirogue kaum am Ufer angelegt, so riefen ihnen schon bewaffnete Indianer zu, nicht näher zu kommen, sonst würden sie auf sie schießen. Ohne die Drohung zu beachten, sprangen Gironière und sein Begleiter rasch ans Land, und sie eilten sofort nach dem Lager der beiden kampfbereiten Parteien. Der Franzose ließ sich zu den Häuptlingen führen und sagte zu ihnen: „Unglückliche, was beginnt Ihr? Auf Euch, die Ihr an der Spitze steht, fällt die Verantwortlichkeit. Noch ist es Zeit, noch könnt Ihr unsere Verzeihung erhalten, wenn Ihr Euren Leuten befehlt, die Waffen niederzulegen, und mir die Eurigen übergebt; thut Ihr es nicht, so stelle ich mich sofort an die Spitze Eurer Feinde und führe sie gegen Euch. Gehorcht, oder Ihr werdet alle als Rebellen behandelt.“

Diese Worte machten sichtbar großen Eindruck auf die Angeredeten, doch standen sie noch eine Weile unentschlossen da, bis Einer von den Häuptlingen fragte: „Und wenn wir die Waffen niederlegen, wer steht uns denn dafür, daß die Feinde uns nicht angreifen?“ — „Ich!“ gab Gironière zur Antwort; „ich gebe Euch mein Wort, und wenn sie meinem Befehl nicht gehorchen, wie Ihr es jetzt thut, so komme ich wieder zu Euch, gebe Euch Eure Waffen zurück und führe Euch selbst gegen die Andern.“ Diese Versicherung hatte den gewünschten Erfolg, und Alle legten die Waffen auf die Erde, zu deren Bewachung Gironière zwölf Mann von den Umstehenden aussuchte, denen er Flinten gab mit dem Befehl, Jeden niederzuschießen, der sich einer Waffe zu bemächtigen versuchte.

Gironière that als ob er ihre Namen aufschriebe und eilte, nun ihrer Treue sicher, nach dem andern Lager, dessen Bewohner bereits marschfertig waren. Er trat ihnen entgegen und rief ihnen zu: „Keinen Kampf mehr! Eure Feinde sind entwaffnet. Auch Ihr müßt augenblicklich Eure Waffen strecken und Euch in Euren Piroguen wieder nach Eurem Dorfe ein-

schiffen. Gehorcht Ihr nicht, so gebe ich Euren Feinden auf der Stelle die Waffen zurück und führe sie gegen Euch. Von Gnade kann dann nicht mehr die Rede sein.“ Da es den Indianern bekannt war, daß bei Gironière Drohung und Züchtigung einander auf dem Fuße folgten, so machte sein Wort sogleich den gewünschten Eindruck, und die Indianer dieser Partei begaben sich nach ihren Piroguen und verließen die Insel. Sowie Gironière die kleine Flotte aus dem Gesicht verloren hatte, kehrte er zu den Andern zurück, versicherte ihnen, daß sie Nichts mehr zu fürchten hätten, und hatte bald die Freude, sie ebenfalls nach ihrem Dorfe unterwegs zu sehen.

Nicht immer war Gironière mit Richten und Schlichten beschäftigt; die Bewirthschaftung seines Gutes, die Jagd und Ausflüge in die Umgebung, meistens auf Anlaß der Europäer, die bei ihm zum Besuch waren, unternommen, nahmen einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch. Einen dieser Gäste, den Engländer Hamilton Lindsay, den wohlbekannten Verfasser einer Reise nach der chinesischen Küste und dem gelben Meere, begleitete Gironière auf einem Ausflug nach dem See Socolme, einem kreisrunden See von einer Stunde im Umfang, in dem großen See, an dem Dschala-Dschala liegt, und von ihm nur durch eine schmahle Felskante getrennt, jedenfalls der Rand eines eingesunkenen Kraters, der vor uralten Zeiten als feuerspeiender Berg aus dem großen See hervorgestiegen ist. Der steile, fast senkrecht abfallende Rand erhebt sich nahe an fünfzehnhundert Fuß über die Wasserfläche und ist auf beiden Seiten mit dem schönsten Urwald bedeckt. Am Ufer des kleinen Sees, den die Indianer aus Furcht vor den Kaimans nie befahren, nisten Wasservögel in unzähliger Menge. Jeder Baum, vom Fuße bis zum Gipfel mit Guano bedeckt, ist von zahllosen Nestern voller Eier und Vögel von jedem Alter besetzt.

Gironière mit seinen beiden Begleitern, seinem Bruder und dem Engländer Lindsay, war der Erste, welcher den See zu befahren unternahm, und die Indianer, die sie bis an den Rand begleitet hatten, weigerten sich auf das entschiedenste, sich mit ihnen auf der kleinen Pirogue einzuschiffen, in der sie ihre Fahrt machen wollten. Sie warnten die Reisenden vor den Kaimans, die zu Tausenden aus der Tiefe des Wassers aufsteigen würden, sowie sie die Ruder in die Wellen tauchten, gegen deren undurchdringlichen Panzer ihre Büchsen Nichts helfen, und denen sie auch nicht entfliehen könnten, da sie rascher schwämmen als die Pirogue und es so einzurichten wüßten, daß sie umschlüge, worauf denn ein schreckliches Blutbad unter den Darinsitzenden entstehen würde, dem Keiner entgehen könnte. Wir lassen hier Gironière einmal selbst erzählen.

„Ihre Vorstellungen waren nicht ganz ohne Grund, und gewiß war es Leichtsinn, sich in einer gebrechlichen Pirogue auf einen von Kaimans angefüllten See zu wagen, die noch dazu sehr hungrig sein mußten, da der See für ihre Gefräßigkeit lange nicht reich genug an Fischen war. Aber Gefahren und Schwierigkeiten hatten uns noch nie von einem Unternehmen abgehalten, und ohne die Warnungen unserer Indianer zu berücksichtigen, schifften wir uns ein.

Kaum waren wir einige Klaftern vom Ufer entfernt, als sich unser eine gewisse Bewegung bemächtigte; sie war ebensosehr von der Erwartung der Gefahr, wie von dem Anblick der Umgebung hervorgerufen. Wir befanden uns in einem von hohen und steilen ganz mit dichtestem Pflanzenwuchs bedeckten Bergen eingeschlossenen Kessel. Auf allen Seiten bildeten diese Berge eine allem Anschein nach unübersteigliche Schranke. Der Schatten, den sie auf die Wasserfläche warfen, brachte ein Halbdunkel hervor, das im Verein mit dem in dieser Einsamkeit herrschenden Schweigen der Landschaft einen unheimlichen und melancholischen Anstrich gab. Unwillkürlich bemächtigte sich unser eine feierliche Stimmung, die uns hinderte, unsere Gedanken einander mitzutheilen. Mittlerweile entfernte sich unsere Pirogue immer weiter von dem Ufer; sie glitt leicht über die glatte Fläche, welche selbst der ungestümste Sturm nie stört, und welche die Strahlen der Sonne nur beleuchten, wenn sie im Zenith steht. Plötzlich wurde das Schweigen, in das wir versunken waren, durch das Auftauchen eines Kaimans unterbrochen. Er streckte seinen häßlichen Kopf über das Wasser empor, sperrte seine ungeheure Schnauze auf, als ob er uns bedrohen wollte, und schwamm auf uns zu. Der kritische Augenblick war gekommen. Das von unseren Indianern vorausgesagte Drama sollte beginnen, oder alle unsere Befürchtungen zerstreut werden; kein Augenblick war zu verlieren. Ein Entschluß mußte gefaßt werden, und viel besser war es, aufs schleunigste zu entfliehen, als sich dem Angriffe eines so gefährlichen Feindes auszusetzen. Ich selbst steuerte die Pirogue. Ich that mein Möglichstes, um sie von der Gefahr zu entfernen und mit ihr das Ufer zu erreichen; aber der Kaiman schwamm so rasch, daß er uns fast erreicht hatte, als Lindsay aufs Gerathewohl seine Flinte auf ihn abschoß.

Die durch den Knall hervorgebrachte Wirkung war wunderbar und vertrieb wie durch Zauber alle unsere Besorgnisse. Er unterbrach das beklemmende Schweigen, das bis jetzt geherrscht hatte. Erschreckt tauchte der Kaiman in die Tiefe; unzählige Echo's hallten gleich einem Tirailleurfeuer von den Bergwänden zurück, und eine Wolke von Kormorans stieg mit gellendem Geschrei empor, unter das sich der Freudenruf der Indianer mischte, welche vom Ufer aus die Flucht des von ihnen so sehr gefürchteten Feindes mit angesehen hatten. Gänzlich beruhigt, setzten wir friedlich unsere Spazierfahrt fort. Dann und wann tauchte noch ein Kaiman auf; aber der bloße Knall unserer Flinte genügte, ihn zu vertreiben.

Wir näherten uns jetzt den großen Bäumen, deren Aeste sich über das Wasser streckten; sie waren ganz von Nestern bedeckt, die mit Eiern und einer solchen Unmasse junger Vögel angefüllt waren, daß wir mit ihnen mehrere Piroguen von der Größe der unsrigen hätten anfüllen können. Die von unsern Schüssen aufgescheuchten Kormorans verfinsterten immer noch wie eine große Wolke über uns die Luft mit lautem Gekreisch, ohne sich von dem Orte entfernen zu wollen, wo sie wahrscheinlich ihre Mutterliebe festhielt. Nachdem wir den ganzen See umfahren hatten, erreichten wir wieder den Einsteigeplatz, wo die Indianer uns erwarteten. Wir wollten doch unsern Ausflug nicht beschließen, ohne Etwas für die Wissenschaft zu thun, und maßen daher den Umfang des Sees, der fast vier Kilometer beträgt.“ t.

Männer der Zeit.

Minister Freiherr v. Manteuffel.

Der preuß. Ministerpräsident, Minister des Auswärtigen und der Marine, der ostensible Leiter der Politik des norddeutschen Großstaates in einer für dessen Entwickelung hochwichtigen Epoche, ist am 3. Februar 1805 zu Lübben in der Niederlausitz geboren. Frühzeitig verwaist, wurde Otto Theodor vom 7. Jahre an im Hause seines Onkels, des sächsischen Conferenzministers v. Manteuffel, erzogen und empfing dann seine Bildung in Schulpforta und auf der Universität Halle. Als Referendar war er mit seinem Onkel gerade im Begriff 1830 von einer längern Reise zurückzukehren, als der Conferenzminister die Nachricht von der Dresdener Revolution und zugleich den Rath erhielt, bei dem allgemeinen Umschwung der Dinge vor der Hand nicht nach der sächsischen Hauptstadt zurückzukehren. Vielleicht hat dieses Jugenderlebniß dazu beigetragen, dem zukünftigen Staatsminister die entschiedene Abneigung gegen plötzliche Cabinetsveränderungen einzuflößen, welche der Leitstern seines politischen Lebens gewesen ist. Seit Ende 1832 preuß. Landrath zu Luckau, seit 1837 Abgeordneter auf dem jährl. Provinziallandtag der Mark Brandenburg, erwarb er sich in beiden Stellungen durch seinen bureaukratischen Ordnungssinn, seinen Fleiß und seine Geschäftskenntniß eine Popularität, die sich auch dadurch zeigte, daß ihn bei seinem 1841 erfolgten Abgang nach Königsberg, als Oberregierungsrath und Dirigent der Abtheilung des Innern in der dortigen Regierung, die meisten Städte des Luckauer Kreises zum Ehrenbürger ernannten. Nicht lange blieb er in seiner neuen Stellung, denn bereits 1843 ward er als Vicepräsident nach Stettin versetzt, und 1844 berief ihn der Prinz von Preußen als vortragenden Rath zu sich. Hier wurde er zuerst in den Gebieten der höheren Politik heimisch, sehr bald Mitglied des Staatsraths, und 1845 unter Beibehaltung seiner bisherigen Stellung Director der zweiten, und 1846 der vereinigten ersten und zweiten Abtheilung im Ministerium des Innern. Der vereinigte Landtag im Jahre 1847 gab ihm Gelegenheit, sich parlamentarisch zu erproben, und er zeigte sich hier als einen energischen Vorkämpfer des bureaukratischen Staatswesens gegen die Ansprüche des constitutionellen Liberalismus. Die Märzrevolution ließ ihn in seiner Stellung, so oft das Portefeuille des Innern in andere Hände überging, und er hatte dadurch um so besser Gelegenheit, die untergeordneten Triebräder der Staatsmaschine in der alten vormärzlichen Ordnung zu erhalten. Mit dem Ministerium „der rettenden That" trat er dann am 8. November 1848 unter dem Grafen Brandenburg selbst an die Spitze des Ministeriums des Innern, und von da an beginnt seine tief in die politischen Geschicke Preußens eingreifende Wirksamkeit. Vor Allem galt es, mit dem Constitutionalismus und den noch vorhandenen Resten der Demokratie einen Frieden zu schließen, der eigentlich nur ein Waffenstillstand war, aber zu einer Position führte, von der sich bei passender Gelegenheit zu weiteren Rückeroberungen vorgehen ließ. Dies geschah durch die Verfassung vom 5. Dec. 1848 mit den nachträglich beantragten und genehmigten Zusatzartikeln vom 10. Januar 1849, an deren Zustandekommen Manteuffel einen wesentlichen Antheil hatte. Er war nun Minister eines constitutionellen Staates, aber unter eigenthümlichen Vorbehalten. Erklärte er doch selbst in der Kammer, daß er als Minister sich nur als einen Diener des Königs betrachte, verpflichtet, ohne Rücksicht auf seine eigenen politischen Anschauungen den Willen seines Herrn auszuführen; daß die Kammern beschließen könnten, was sie wollten, daß aber das Ministerium thun würde, was es für gut fände. Offenbar ward die Verfassung als ein lästiger, aber nicht mehr zu beseitigender Contract betrachtet, dessen Bedingungen man so günstig, als es der menschliche Scharfsinn nur erlaubte, für die Regierung auslegen und ausbeuten müsse. Dabei machte sich aber doch immer das dunkle Gefühl geltend, daß ein Staat wie Preußen der kräftigen Unterstützung der öffentlichen Meinung gar nicht entbehren und diese nur durch die Kammern erhalten könne. So wurde das Streben, zu dem vormärzlichen absolutistisch-bureaukratischen Regierungsystem zurückzukehren, beständig gezügelt durch das Bedürfniß, die Strömung der Zeit und die öffentliche Meinung in Deutschland, an deren Spitze sich Preußen damals stellen wollte, nicht schroff zu verletzen. Doch trug die Leidenschaft der alten Liebe sehr oft den Sieg über die Gebote politischer Klugheit davon.

Die Thätigkeit des Ministers von Manteuffel in der Regelung der Stellung Preußens zu Deutschland lehrt uns interessante Seiten seines politischen Charakters kennen. Nach dem Auseinandergehen der Frankfurter Nationalversammlung hatte Preußen die Ordnung der deutschen Frage in die Hand genommen, betrieb sie aber nicht durch das Ministerium, sondern durch den Vertrauten des Königs, den Herrn v. Radowitz. Sein Plan, Preußen zum Mittelpunkt eines größern oder kleinern Kernes deutscher Staaten mit einer gemeinschaftlichen parlamentarischen Verfassung zu machen, fand an höchster Stelle wärmste Billigung und bei einer großen Anzahl Patrioten Unterstützung. Eine kleinere Partei aber war vorhanden, welche durch eine zu nahe Verbindung Preußens mit den vom „modernen Liberalismus" angesteckten kleinern deutschen Staaten das alte preußische Wesen vergiftet zu sehen fürchtete, und deshalb lieber im Verein mit Oesterreich zu dem alten Bundestag zurückzukehren wünschte. Zwischen beiden Parteien entbrannte nun der Kampf, und Herrn v. Manteuffel wies der eigne Wille oder die Gewalt der Verhältnisse die Rolle zu, den Sieg zur Entscheidung zu bringen. Wir müssen hier nachholen, daß Manteuffel gleich beim Anfang seiner ministeriellen Laufbahn begonnen hatte, der Presse große Aufmerksamkeit zuzuwenden, und daß er stets eine Anzahl dienstwilliger Federn beschäftigte, welche nicht nur in den preußischen, sondern auch in den meisten deutschen Zeitungen die Thaten seines Ministeriums in das rechte Licht zu stellen beflissen waren. In dem kritischen Wendepunkte der deutschen Geschichte, wo alle Parteien voll gespannter Erwartung waren, ob Preußen das Erfurter Unionsproject durchführen werde oder nicht, begannen diese Federn ein seltsames Versteckenspiel. Ueberall las man in officiösen Correspondenzen, daß Herr v. Radowitz, damals Minister des Auswärtigen, die in Frankfurt vertheidigten Pläne zu einer strafferen Einigung Deutschlands fallen lassen und dem Andringen Oesterreichs und Rußlands, den Bundestag wiederherzustellen, nachgeben wolle, daß aber Herr v. Manteuffel der Einzige sei, der durch seinen Einfluß die Ausführung solcher Pläne hindere. Der Gang der Ereignisse verbreitete bald einiges Licht über die wahre Lage der Dinge. Oesterreich hatte mit einem Theile der deutschen Regierungen den Bundestag wiederhergestellt, Preußen sich mit den ihm anhängenden Staaten zu einer engern Union vereinigt; aber die Initiative in der Politik ging nicht von ihm aus. Der Fürst von Schwarzenberg weigerte sich, das Fürstencollegium der engern Union als legale Behörde anzuerkennen, schickte Bundesexecutionstruppen ab, um in Kurhessen, das der engern Union angehörte, die von der Verfassung genirte Autorität des Kurfürsten wieder herzustellen, und verlangte, daß Preußen mit seinen Verbündeten die engere Union aufgeben und den Bundestag beschicken solle. Seine Forderungen wurden durch die Drohungen Rußlands, Ostpreußen zu besetzen, unterstützt. Graf Brandenburg eilte nach Warschau zum Kaiser Nikolaus, um Diesen den österreichischen Plänen weniger günstig zu stimmen; Herr v. Radowitz verlangte die Mobilmachung der Armee und der Landwehr, um gegen die Kriegsdrohungen der Nachbarn die Politik, deren Durchführung eine Ehrensache geworden war, vertheidigen zu können. Die Majorität des Ministeriums, Herr v. Manteuffel an der Spitze, entschied gegen den Antrag, und

Herr v. Radowitz nahm am 3. November 1850 seine Entlassung. Der Graf Brandenburg bekam das auswärtige Portefeuille, starb aber wenige Tage darauf aus Aerger und Aufregung über die Forderungen, die man in Warschau an Preußen zu stellen gewagt hatte. Herr v. Manteuffel bekam nun die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Sein erster Schritt war, am 6. November die dem Herrn v. Radowitz verweigerte Mobilisation der Armee und der Landwehr zu decretiren, sein zweiter, die preußischen Truppen aus Kurhessen zurückzurufen und den bayrisch-österreichischen Truppen freie Hand zu lassen, die Execution des Bundestages zu vollziehen. „Der Starke tritt einen Schritt zurück!" Mit dieser Versicherung bemühte sich der neue Leiter der auswärtigen Politik Preußens die über diese nachgiebigen Schritte stutzig gewordenen Kammern zu beruhigen. Was er darunter verstand, sollte sich in Olmütz zeigen, wohin sich Herr v. Manteuffel begab, um sich mit dem Fürsten Schwarzenberg zu besprechen. Der Starke trat nicht blos einen Schritt zurück, sondern er räumte das ganze Feld; er gab nicht nur das hin, was in Warschau fordern zu hören, dem Grafen Brandenburg das Herz gebrochen, sondern gab noch mehr, als man verlangte. Er entsagte der engern Union, willigte ein, von neuem den Bundestag zu beschicken und gab nicht blos die verfassungsmäßigen Rechte Kurhessens und Holsteins dem Restaurationseifer des Fürsten Schwarzenberg preis, sondern suchte unaufgefordert auch noch einen Ruhm darin, Oesterreich Gesellschaft zu leisten in dem Unternehmen, in Kurhessen die Verfassung abzuschaffen und Schleswig-Holstein der dänischen Herrschaft zu unterwerfen. Um diesen Preis erlangte er den Frieden. — Nachdem Herr v. Manteuffel die schwierigste politische Frage, die Preußen in diesem Jahrhundert zu lösen gehabt hat, in so kurzer Zeit und auf so befriedigende Weise zu erledigen gewußt hatte, nachdem auch die Dresdener Conferenzen im Sande verronnen, und der Bundestag pure wiederhergestellt war, fand er wieder Muße, sich mit den innern Angelegenheiten zu beschäftigen. Hier hatte sich die Situation mittlerweile erheblich verändert. Die Kammern waren fast gleichzeitig mit der Olmützer Abmachung aufgelöst worden, nachdem man ihnen klar herausgesagt hatte, daß sie sich um die äußere Politik nicht zu kümmern hätten, und die Nation, in ihrem Selbstgefühl aufs tiefste verletzt durch die Nachgiebigkeit gegen Oesterreich, verfiel in eine politische Erschlaffung, welche den Reactivirungsplänen der ständischen Partei freien Spielraum ließ. Bisher war Herr v. Manteuffel ihr Verbündeter gewesen, jetzt sollte er ihr Werkzeug werden. Die polizeiliche Allgewalt, welche diese Partei zur Niederwerfung ihrer Gegner in Anspruch nahm, hätte auch der Minister gern besessen; aber die phantastischen Ziele, welche sie verfolgte, widerstrebten doch seinem nüchternen Verstande zu sehr, und sein Staatsideal, das straffe, bureaukratisch und militärisch geregelte Altpreußenthum, stand in zu grellem Gegensatz mit dem verschnörkelten, überkünstelten, mittelalterlichen Bau, den die Andern aufführen wollten. Von da an entstand ein stiller Kampf zwischen der sogenannten Kreuzzeitungspartei und dem Herrn v. Manteuffel und seinen wenigen persönlichen Anhängern, in welchem der Sieg sehr selten auf seine Seite gefallen ist. Immerhin ist dabei die Geschmeidigkeit zu bewundern, mit der er sich so anständig als möglich in die ihm von seinen heimlichen Gegnern geschaffene Situation zu schicken wußte, sowie die Zuversicht, mit der er behauptete, daß gerade dies das Ziel sei, das er im Auge gehabt. In Herrn v. Raumer, der Minister des Cultus, und in Herrn v. Westphalen, der Minister des Innern ward, erhielt er bald zwei Mitarbeiter, welche ohne Bedenken die Pläne der Kreuzzeitungspartei durchzuführen begannen. Seine eigene Gemeindeordnung mußte er zurücknehmen, ehe sie in Ausführung gekommen war, und durch eine vom Minister des Innern entworfene ersetzen lassen, welche die eximirte Stellung der Rittergutsbesitzer wiederherstellte; die Polizeigerichtsbarkeit der Rittergutsbesitzer aus eignem Recht lebte ebenfalls wieder auf, und die Neubildung der ersten Kammer fand schließlich ganz im Sinne der ständischen Partei statt, obgleich die Kammer ihre Zusammensetzung hauptsächlich deswegen dem freien Belieben des Königs überlassen hatte, weil bei der Debatte ministeriellerseits ein Widerstreben gegen die Absichten der Kreuzzeitungspartei, die erste Kammer zu einer festen Burg der Rittergutsbesitzer der alten Provinzen zu machen, an den Tag getreten war, und man über einen positiven Vorschlag sich nicht einigen konnte. Der Minister des Innern wirkte auf die Wahlen ganz zu Gunsten der Kreuzzeitungspartei ein, obgleich diese nicht selten gegen die Vorlage des Ministeriums des Herrn v. Manteuffel stimmte, sodaß er gegen ihren Widerstand nicht einmal die Aufhebung der Befreiung der Rittergüter von der Grundsteuer durchsetzen konnte. Der Minister v. Raumer behielt ganz freie Hand, um Kirche und Schule nach den Grundsätzen der lutherischen Hochkirchenpartei zu regeln und den Ruhm der preußischen Universitäten, an der Spitze der deutschen Wissenschaft zu stehen, erbleichen zu lassen. Dabei versicherten die unermüdlichen Federn des Berliner Preßbureau unaufhörlich, daß nur Herr v. Manteuffel im Stande sei, die Reactionspartei in den (sehr geräumigen) Schranken zu erhalten, in welchen sie sich bewegte.

Während des orientalischen Conflictes und des darauf folgenden Krieges zwischen den Westmächten und Rußland wurde der Gegensatz zwischen der Kreuzzeitungspartei und dem Herrn v. Manteuffel schroffer. Er konnte sich zwar nicht zu dem Gedanken erheben, durch einen Beitritt zu dem Bündniß der Westmächte, wodurch der Krieg, da die westmächtlichen Flotten die Ostsee beherrschten, gegen den Herzpunkt der russischen Macht geführt werden konnte, Preußen in der nach dem Frieden zu erwartenden neuen Ordnung der europäischen Angelegenheiten eine Stellung vom gebietendsten Einfluß zu erwerben; aber er ließ es doch wenigstens nicht zum wirklichen Anschluß an Rußland kommen, worauf die Kreuzzeitungspartei mit großer Thätigkeit hinarbeitete. Doch war wohl hier schwerlich ein principieller Gegensatz zu ihr im Spiele, sondern mehr die Scheu vor dem Kriege und vor jeder Maßregel von entscheidendem Charakter. Auch hier blieb es bei der bloßen Abwehr, und sogar von Oesterreich ließ sich auch diesmal Preußen den Rang ablaufen, und mußte den Bundestag und die Abneigung der mittleren deutschen Staaten, überhaupt Etwas zu thun, zu Hülfe nehmen, um dem Andrang des Wiener Cabinets zu widerstehen. Die einzigen Vertreter einer energischeren Politik, die erst vor kurzem eingetretenen Herren v. Pourtales und v. Bonin, Dieser als Kriegsminister, mußten nun bald wieder weichen, aber Herr v. Manteuffel blieb, so verletzend auch die ohne sein Wissen in schroffster Form geschehene Entlassung des Letzteren für den Ministerpräsidenten sein mußte.

In jener Zeit war es auch, wo die berühmte Depeschendiebstahlsgeschichte passirte, welche auf das Verhältniß zwischen Herrn v. Manteuffel und den Führern der Kreuzzeitungspartei in der persönlichen Umgebung des Königs so grelle Schlaglichter warf. Der Ministerpräsident schien den Generaladjutanten und den Cabinetssecretär des Königs polizeilich beaufsichtigen zu lassen, und der Generaladjutant setzte einem dem Throne nahestehenden Prinzen in der Person eines verdorbenen Journalisten einen stillen Beobachter, der böswillige Verleumdungen nach Berlin berichtete!

Große Vorliebe für bureaukratische Ordnung, unterstützt von polizeilicher Allgewalt, und eine entschiedene Abneigung gegen Alles, was mit der vormärzlichen Staatsordnung Preußens in Widerspruch steht, sind zwei Hauptcharakterzüge der Manteuffel'schen Politik. Dazu gesellt sich eine Neigung, angegriffene Positionen zu räumen, wenn der Angriff nur nicht von liberaler Seite ausgeht, und in solchen passiv zu verharren, aus denen man selbst ohne Widerstand zu finden mit Gewinn vorwärts gehen könnte. Ein treuer Diener des Königs muß in seinem Amte verharren, was ihm auch zugemuthet wird darin durchzuführen: dies ist nach eigenem

Geständniß der Wahlspruch des preußischen Ministerpräsidenten. Zweimal hat er in verhängnißvoller Zeit Preußen und Deutschland den Frieden erhalten, aber mit schwerer Einbuße an Preußens politischem Ansehen. Ob das Verdienst von den zwei einzigen Errungenschaften der preußischen Politik in den letzten Jahren dem Herrn v. Manteuffel zukommt, wissen wir nicht. Wir meinen den Beitritt Hannovers zum Zollverein, der den Bestrebungen Oesterreichs, durch die Phantasmagorie einer mitteleuropäischen Zolleinigung den preußisch-deutschen Zollverein auseinanderzusprengen, einen Riegel vorschob, und die Erwerbung des Jahdebusens, welche der maritimen Macht Preußens in der Nordsee eine positive Grundlage und seinem Einfluß in Norddeutschland neue Stärkung zu geben verspricht. Wir glauben es kaum, da ein Staatsmann, der solche Erwerbungen mit Absicht macht, sie gewiß nicht so brach, und höchstens halb benutzt liegen lassen würde, wie es bis jetzt geschehen ist.

Aeußerlich ist Herr v. Manteuffel nicht besonders günstig ausgestattet, um eine parlamentarische Rolle zu spielen. Durch und durch Bureaukrat, und als solcher in der Zeit der Schreibstubenherrschaft um seiner Umsicht und Einsicht willen sehr geschätzt, fühlt er sich auf der Rednerbühne nicht heimisch, spricht weder fließend noch schwungvoll, und liebt es mit einigen Kraftworten um sich zu werfen, welche das Gedächtniß der Zuhörer für den Ruhm des Redners zu getreu aufbewahrt, und welche die feierliche Wirkung, die sie haben sollen, ganz und gar verfehlen. „Der Starke tritt einen Schritt zurück“ — „Der Bruch mit der Revolution, und die Revolutionäre in Schlafrock und Pantoffeln“ und ähnliche Phrasen haben sich in Deutschland einen gewissen, nicht sehr beneidenswerthen Ruf erworben. (8.)

Ludwig Uhland.

Am 26. April 1787 als Sohn eines Theologen in Tübingen geboren, steht Ludwig Uhland bereits im 72. Jahre. Seine Vaterstadt gab ihm seine Schul- und Universitätsbildung; er studierte seit 1805 die Rechte, ward Doctor derselben und Advocat. Nur selten verließ er sein engeres Vaterland. Eine Reise nach Paris hatte gelehrte Zwecke; er verkehrte viel auf der k. Bibliothek und unter den dort vorhandenen bibliographischen Schätzen. Seine frühesten Gedichte stammen aus dem Jahre 1804; vor die Oeffentlichkeit aber wagte er sich als Poet zuerst 1806 und 1807, indem er sich an Seckendorffs „Musenalmanach“, sowie dann auch 1812 am „poetischen Almanach“, 1815 am „deutschen Dichterwald“ betheiligte. Doch mittlerweile war er schon von seiner Reise in die Heimath zurückgekehrt und betrieb seit dem Ende des Jahres 1812 die juridische Praxis in Stuttgart; daneben betheiligte er sich auch eine Zeitlang an den Arbeiten im Bureau des Justizministeriums, entsagte jedoch dem Staatsdienste bald nachher. Die patriotischen Bewegungen der Jahre 1812—15 griffen tief ein in sein Denken und Thun, wenngleich er nicht in activer Weise daran Theil nahm. Uhland ist die Perle patriotischer deutscher Dichtung neben Rückert, Arndt, Schenkendorf, Körner. Als 1815 der König von Württemberg mit dem Plane einer Neugestaltung der Verfassungsgesetze umging, da konnte sich Uhland nicht enthalten, mit der Gabe des Gesanges auch für das „alte, gute Recht“ seines speciellen Vaterlandes einzustehen. So entstanden jene patriotischen Gesänge, die noch jetzt begeisternd wirken, ob sie gleich nur württembergische Interessen verfochten. Im Jahre 1815 war es auch, wo die erste Sammlung der Uhlandschen Gedichte erschien, und schon in dem bald darauf nöthig werdenden zweiten Abdrucke derselben wurde die Ausgabe eben mit jenen vaterländischen Liedern vermehrt. Seit der Zeit sind die Gedichte, soviel wir wissen, siebzehn Mal, zuletzt 1846, neu aufgelegt worden. In den vier Jahren 1815—19 war Uhland am meisten productiv; von da an aber wurde seine poetische Thätigkeit oft unterbrochen, einmal durch die politische Stellung, zu der er nach und nach in seinem engern Vaterlande gelangte, und dann durch die streng-wissenschaftlichen Studien, denen wir vornehmlich zwei treffliche, gelehrte und durch sorgfältige Quellenforschung ausgezeichnete Monographien: „Ueber Walther von der Vogelweide“ und „Ueber den Mythus von Thor“ (1822 und 1836), sowie eine meisterhafte Sammlung „alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder“ verdanken (2 Bde. 1844—45). Was Uhlands politische Thätigkeit näher anlangt, so wurde er schon 1819 von dem Oberamte Tübingen, und im folgenden Jahre von seiner Vaterstadt, später auch von Stuttgart in die Ständeversammlung, und von dieser bald darauf zum Beisitzer des weiteren Ausschusses gewählt, nachdem er einen ihm zugedachten Platz im engern Ausschusse abgelehnt hatte. Im Jahre 1830 ernannte man ihn, nachdem er mittlerweile seine juristische Praxis ganz aufgegeben, zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Litteratur in Tübingen; doch legte er die Professur bereits drei Jahre nachher wieder nieder, als man ihm beim abermaligen Beginn des Landtages keinen Urlaub ertheilen wollte. In der Kammer gehörte er mit felsenfester Treue und zugleich mit der Hartnäckigkeit, die dem Schwaben eigen ist, zur Partei der „Altrechtler“, bis er im Jahre 1839 endlich auf seine Wiedererwählung Verzicht leistete. Seitdem lebte er in gelehrter Muße und stiller Zurückgezogenheit, aus der er nur noch einmal vorübergehend in die Oeffentlichkeit trat, als ihn 1848 der Wahlbezirk Tübingen zum Parlamente nach Frankfurt entsandte. Hier schloß er, treu seinen alten Grundsätzen, sich der gemäßigten Linken an, doch war diese Stellung immer mehr eine passive; er erhöhte durch seinen Namen und seinen trotz der Jahre noch äußerst regsamen und empfänglichen Geist das Ansehen der großdeutschen Partei, wenn er auch im Reden und Handeln weniger herausfordernd auftrat. Galt es in der Paulskirche ein einiges Deutschland zu schaffen, so mußte ein Uhland, dessen Poësie in den Dramen: „Ernst von Schwaben“ und „Herzog Ludwig der Bayer“ die alte deutsche Rechtlichkeit, Keuschheit, Reinheit und Treue besungen, nicht anders als auch hier gleichsam zu den Altrechtlern gehören, die sich ein modernes Kleindeutschland nicht denken, eine germanische Gemeinsamkeit nicht ohne Oesterreichs Zugehörigkeit denken konnten. Ließ sich der alte Kaiserglanz Germaniens nicht wieder heraufbeschwören, so galt es Grundrechte für das Volk zu finden, zu denen sich alle Stammesbrüder bekennen konnten. An den Beruf der deutschen Nationalversammlung, für Deutschland ein politisches Gesetzbuch aufzustellen, glaubte Uhland so fest, daß er, selbst als die Mission der Versammlung in Frankfurt zu Ende war, mit den Trümmern derselben noch nach Stuttgart übersiedelte, und als sie auch dort gesprengt wurde, fast ein Opfer unter den Hufen württembergischer Reiter geworden wäre.

Seine Unsterblichkeit hat Uhland in seinen Gedichten; sie gehören zu den beliebtesten der Nation, und die meisten davon sind bleibendes Besitzthum des Volkes geworden. Aeußerlich dem Volksliede mit seiner einfachen Weise nachgebildet, offenbaren alle seine kleineren Poesien — und dies ist ihr charakteristisches Merkmal — eine große und starke, vom Herzen kommende, aber nicht bis zu extremem Ausbruche gelangende, sondern durch das Maß keuscher Selbstbeherrschung gebändigte und theilweise wohl gar verhaltene Empfindung, die dann meist die Miene elegischen Schmerzes und milder Schwermuth, oder sogar träumerischer Resignation annimmt. Der Ausdruck überströmender Leidenschaftlichkeit fehlt ihnen; an edler, schlichter Kraft und an Zartheit der reinsten Tiefe suchen sie ihresgleichen. In der Ballade hat vor Uhland nur Goethe verstanden, eine ächt poetische Wahl und Anordnung der Stoffe zu treffen und lebensvolle, von dichterischem Gehalt durchdrungene Gestalten zu schaffen. Uhland ist, wie wenige Poeten Deutschlands, in der Lyrik nicht blos musikalisch, sondern auch plastisch; deshalb eben gelingt seiner Gestaltungskraft die Ballade. Auch seine beiden Dramen müssen als Erinnerungsfestgedichte der Nation hoch und theuer bleiben, nicht

blos als Erzeugnisse eines durchaus poetisch reinen Gemüthes, sondern auch als Manifestationen edler Manneskraft und ächter deutscher Denkungsart. — Seinen Platz in der Litteraturgeschichte, den er für stete Zeiten behaupten wird, kann man am besten bestimmen, wenn man in ihm die Spitze jener sogenannten schwäbischen Dichterschule erblickt, die den Uebergang von den Romantikern zu der spätern Periode vermittelt, insofern sie mit den Traditionen und Anschauungen der ersteren noch nicht vollständig gebrochen hatte, doch aber auch schon neue Tendenzen verfolgte. Goethe sprach in seinen ältlichen Reflexionen von einem poetischen Bettlermantel, mit dem politische Dichter ihre Blöße bedecken müßten. Goethe hat auf seiner reichbesaiteten Leier eben nicht den Ton gefunden, den die Heldenkämpfer des Vaterlandes anschlugen; er hatte sich mit seinen Gefühlen in den fernen Orient geflüchtet, als unsere patriotischen Tyrtäussänger mitten unter Schwerterklang zur Harfe griffen. — Daß Uhland nicht überfloß in Versen und Rhythmen, ist eben seine gehaltene Kraft, und selbst seine Schweigsamkeit ist edler als der Wortschwall Vieler. Auch in seinem Schweigen liegt ein Groll, der poetischer spricht als manche rednerische Lyrik. Er hat oft schweigen müssen, aus Unmuth und im Anblick des versagten Glückes, das unserer Nation verkümmert wurde. Zweimal hat er bescheiden, aber fest selbst Ordensschmuck, den ihm begeisterte deutsche Fürsten darboten, ablehnen müssen, weil die herrschende Partei die Genossen seiner Meinung verfolgte und kränkte. Bei Nationalfesten aber sollte nie ein Lied von Uhland fehlen, am wenigsten das zum Angedenken an die Leipziger Völkerschlacht gesungene:

„Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held! —"

(22.)

Ernst Moritz Arndt.

Der Dichter des schönen Nationalliedes „Was ist des Deutschen Vaterland?", der unermüdliche Agitator gegen die französische Fremdherrschaft, der begeisterte Prediger von der Herrlichkeit deutschen Volksthums und deutscher Einheit, wurde den 26. Dec. 1769 zu Schoritz auf Rügen geboren. Er unternahm nach vollendeten Studien in den Jahren von 1797—99 mehrere Reisen durch Schweden, Italien, einen Theil Frankreichs, durch Deutschland und Ungarn, und veröffentlichte später die Anschauungen und Ergebnisse, die er auf seinen Wanderungen gewonnen. Scharfe Beobachtungsgabe, kritische Forschung und blitzende Genialität, die sich in diesen Reisebeschreibungen, wie in seinem 1803 erschienenen Werke: „Fragmente über Menschenbildung" kundgeben, erwarben ihm bald ehrende Anerkennung und verschafften ihm 1806 die Professur der Geschichte an der Universität zu Greifswalde, die er jedoch nur kurze Zeit bekleidete. Allzu früh sollte er auch die Unannehmlichkeiten des Schriftstellerthums kennen lernen. Zunächst regte er durch die „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" (Berlin 1803) den pommerschen Adel gegen sich auf, der ihm diesen Angriff auf seine angemaßten Vorrechte nicht verzeihen konnte. Noch schlimmer erging es ihm nach der Herausgabe seines in mehreren Auflagen verbreiteten Buches: „Geist der Zeit" (Altona und Berlin 1806), in welchem er, der sich früher wie viele Andere von der scheinbaren Herrlichkeit des neuen französischen Heroenzeitalters hatte blenden lassen, mit allem Feuereifer des Patriotismus für die Belebung vaterländischen Sinnes und die Erhebung Deutschlands eiferte, zugleich aber auch mit prophetischem Geiste den Sturz des gewaltigen Kaisers und die nachmalige Folgezeit verkündigte. Wie Fichte's Reden an die deutsche Nation schlug auch dieses Werk an das Herz des deutschen Volkes, mochte es immerhin viele Paradoxien und Einseitigkeiten enthalten. Arndt zog sich durch sein Buch den Unwillen Napoleons zu, und mußte vor dem Zorne desselben in mehrere Länder, unter andern auch nach Schweden und Rußland flüchten. In Petersburg wurde er mit dem Freiherrn v. Stein bekannt, dem er mit Freuden seine Feder zur Verfügung stellte, um mit ihm gemeinschaftlich zum Sturz der Fremdherrschaft zu wirken. Später begleitete er ihn während des Feldzuges von 1813—14 durch Deutschland nach Frankreich und Paris, und während dieser ganzen Zeit war er rastlos thätig durch Wort und Schrift, um die Begeisterung für Deutschlands Ehre, Freiheit und Recht zu wecken und zu nähren; unter den vielen Druckschriften, die er in dieser Zeit veröffentlichte, mögen hier nur sein „Soldaten-Katechismus", „Ueber Landwehr und Landsturm", „An- und Aussichten der deutschen Geschichte", „der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" genannt werden. Auch als Dichter — eine Sammlung seiner Gedichte erschien 1804 und 1818 — trug er viel zur Förderung patriotischer Gesinnungen bei, und noch bis in die jüngsten Tage werden seine Lieder: „Was ist des Deutschen Vaterland?" „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", „Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!" u. a. m. im Volke und auf den Hochschulen Deutschlands gesungen. Nach Napoleons Sturze kehrte Arndt nach Deutschland zurück, lebte hier seit 1815 am Rhein, wo er eine Zeitschrift: „Der Wächter" herausgab, und wurde 1819 als Professor der Geschichte an die neuerrichtete Universität nach Bonn berufen. Allein bald darauf sah er sich wie Friedrich Ludwig Jahn und die beiden Brüder Welcker in eine langwierige Untersuchung wegen „demagogischer Umtriebe" verwickelt, nach deren Beendigung er zwar freigesprochen, dennoch aber in Ruhestand versetzt wurde. Er selbst gab darüber actenmäßige Aufschlüsse in seinem „Abgenöthigten Wort in meiner Sache" (Altenb. 1821). Fortan war Arndt nur als Schriftsteller thätig, und in diese Zeit fällt die Herausgabe seiner „Nebenstücke" (Leipzig 1826), „Christliches und Türkisches" (Stuttgart 1828), „Die Niederlande und die Rheinlande" (Leipzig 1831), „Belgien und was daran hängt" (Leipzig 1834), „Leben G. Aßmanns" (Berlin 1834), „Schwedische Geschichten unter Gustav III., vorzüglich aber Gustav IV. Adolph" (Leipzig 1839) u. A. Erst im Jahre 1840 wurde er durch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wieder als Professor eingesetzt und zwei Jahre später mit dem rothen Adlerorden geschmückt.

Es war Pietät für den noch geistigfrischen Greis und dankbares Erinnern an seine hohen Verdienste zu einer Zeit, wo Muth dazu gehörte sich zu seinem Vaterlande zu bekennen, was 1848 seine Wahl in die Frankfurter Nationalversammlung veranlaßte. Aber für diese stürmische Arena reichten die Kräfte des sonst noch so rüstigen Alten nicht mehr aus. Fast nur durch seine Abstimmungen war er hier thätig; er hielt sich als preußischer Patriot zu der Gagernschen Partei. Am 21. Mai 1849 trat er aus, und nur dann und wann läßt er sich in körniger Sprache mahnend und rügend für die Ehre und Macht des deutschen Volkes vernehmen. Wir führen noch schließlich als Zeugniß seiner unausgesetzten schriftstellerischen Thätigkeit die Titel der seit seiner Wiedereinsetzung von ihm herausgegebenen Werke an: „Versuch in vergleichenden Völkergeschichten" (2. Aufl. Leipzig 1844), „Schriften für und an seine lieben Deutschen" (3 Bde. Leipzig 1845), „Erinnerungen aus dem äußern Leben" (3. Aufl. Leipzig 1842), „Blätter der Erinnerung meistens um und aus der Paulskirche" (Leipzig 1849). Selbst die Musen scheinen noch dem hochbejahrten Dichtergreis gewogen zu sein, denn vor wenig Monaten sendete er für das Album des Johanneums ein sinniges Gedicht auf den König Johann von Sachsen ein. Pro populo Germanico nannte er seine letzte Schrift und pro populo Germanico forderte er noch kürzlich die Aufhebung der Spielhöllen. Was er schließlich über Mecklenburg schrieb, verräth wohl allzu sehr seine veraltete Kenntniß der Zustände.

(23.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 27. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 3. Juli.

Inhalt.

Ansichten des Alterthums über Tod und Alter.

Motto: Das Leben ist süß, über den Tod haben wir nur Vermuthungen.
(Inschrift am Rande eines griechischen Marmorgefäßes.)

Was man auch über die Art und Ausdehnung des Unsterblichkeitsglaubens der Alten denken mag, so viel ist sicher, daß sie keineswegs, durch diesen Glauben bewogen, von der gegenwärtigen schönen Welt sich wegzusehnen, das Ziel des hiesigen Lebens in etwas anderes, als seine eigene harmonische Gestaltung zu setzen für nöthig befunden haben. Ein Gedanke wie der, es sei das irdische Leben nur eine Vorbereitungs- und Läuterungsperiode zu dem wahren Leben, ist mindestens nicht antik. Wer weiß, sagt zwar Euripides, ob nicht das Leben Tod, und Sterben Leben ist? Aber einmal würden wir übel berathen sein, aus vereinzelten Aussprüchen solcher Dichter, die durch gewisse Philosophien beeinflußt sind, auf die sittlichen und religiösen Ansichten des Volkes zu schließen, und dann ist auch dieser Vers nur eine Frage, auf welche eine Antwort zu geben erst das Christenthum unternahm. Das Alterthum blieb scheu vor dem Geheimnisse des Todes stehen. Das Leben selbst galt dem antiken Menschen als der Endzweck des Daseins; was darüber hinaus liegt, mochte wohl den grübelnden Verstand beschäftigen, auf die Gestaltung des sittlichen Lebens hatte es keinen Einfluß. Das Leben genügte vollkommen. „Wirft sich der Neuere, sagt Goethe, fast bei jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punkt wieder zurückzukehren: so fühlten die Alten ohne weiteren Umweg sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt. Hieher waren sie gesetzt, hieher berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung."

Und so ist denn der Tod natürlich gefürchtet, er ist schrecklich und zu fliehen. Hypochonder hat es daneben so gut wie heute gegeben, die den Tod aus Lebensüberdruß suchten, denn ganz etwas anderes ist der freiwillige Tod, wo er ein letztes Mittel ist, der Sklaverei zu entgehen. In der Knechtschaft leben ist dem freien Manne unmöglich. Am unverhülltesten tritt die Klage über den bittern Tod beim Homer entgegen. Hier ist noch alles kindlich, eine reine Freude am Dasein. Wenn der Uebergang vom Epos zu Lyrik und Drama einigermaßen dem aus der Kindheit in Jünglings- und Mannesalter entspricht, so zeigt sich auch die Ansicht vom Tode bei den späteren Dichtern in dieser Weise modificirt. Des Gedankens Macht schwächt die Kraft und Freude des gegenwärtigen Genießens, das Ungenügende des Lebens, der Zwiespalt von Wünschen und Erreichen tritt deutlich hervor, und wird auch das Leben nicht ärmer, sondern wird man sich nur seiner Armuth bewußter, so ist doch der Tod nicht mehr so furchtbar, ja er kann wünschenswerth scheinen. Wenn das Leben dessen entbehrte, was es lebenswerth machte, dann war der Tod wie nach des Tages Mühe der Schlaf erwünscht. Was aber das Leben lebenswerth machte, sagt uns jenes Skolion, das dem Simonides zugeschrieben wird:

> Gesund sein ist das beste dem sterblichen Manne,
> Das zweite schön von Gestalt sein,
> Das dritte reich sein ohne Trug und dann
> Das vierte, der Jugend sich mit Freunden freuen.

Wir versuchen das oben Gesagte durch einige charakteristische Belege zu beglaubigen und werden Gelegenheit haben, noch weitere Bemerkungen daran anzureihen. Odysseus findet in der Unterwelt auch die Seele des Achilleus. Es erkannte mich, heißt es da, die Seele des schnellfüßigen Peliden, und wehklagend sprach sie die geflügelten Worte: Edler Laertiade, vielverständiger Odysseus, Verwegener, was wirst Du noch für ein größeres Werk aussinnen? Wie unterfingest Du Dich zum Aides hinabzusteigen, wo die Todten sprachlos wohnen, die Bilder der dahingeschiedenen Sterblichen? So sprach er; aber ich erwiederte: O Achilleus, Peleus' Sohn, trefflichster der Achäer, ich kam des Teiresias wegen, ob er einen Rath mir sagte, wie ich nach dem felsigen Ithaka gelange. Denn noch kam ich achäischem Lande nicht nahe, noch betrat ich meines; immer aber habe ich Unglück. Doch Du, Achilleus, warst vorher der glücklichste und bist es auch darnach; denn als Du lebtest, ehrten wir Dich wie einen Gott, wir Argiver, und nun wieder herrschest Du über die Todten hier. Darum klage nicht über

blos als Erzeugnisse eines durchaus poetisch reinen Gemüthes, sondern auch als Manifestationen edler Manneskraft und ächter deutscher Denkungsart. — Seinen Platz in der Litteraturgeschichte, den er für stete Zeiten behaupten wird, kann man am besten bestimmen, wenn man in ihm die Spitze jener sogenannten schwäbischen Dichterschule erblickt, die den Uebergang von den Romantikern zu der spätern Periode vermittelt, insofern sie mit den Traditionen und Anschauungen der ersteren noch nicht vollständig gebrochen hatte, doch aber auch schon neue Tendenzen verfolgte. Goethe sprach in seinen ältlichen Reflexionen von einem poetischen Bettlermantel, mit dem politische Dichter ihre Blöße bedecken müßten. Goethe hat auf seiner reichbesaiteten Leier eben nicht den Ton gefunden, den die Heldenkämpfer des Vaterlandes anschlugen; er hatte sich mit seinen Gefühlen in den fernen Orient geflüchtet, als unsere patriotischen Tyrtäussänger mitten unter Schwerterklang zur Harfe griffen. — Daß Uhland nicht überfloß in Versen und Rhythmen, ist eben seine gehaltene Kraft, und selbst seine Schweigsamkeit ist edler als der Wortschwall Vieler. Auch in seinem Schweigen liegt ein Groll, der poetischer spricht als manche rednerische Lyrik. Er hat oft schweigen müssen, aus Unmuth und im Anblick des versagten Glückes, das unserer Nation verkümmert wurde. Zweimal hat er bescheiden, aber fest selbst Ordensschmuck, den ihm begeisterte deutsche Fürsten darboten, ablehnen müssen, weil die herrschende Partei die Genossen seiner Meinung verfolgte und kränkte. Bei Nationalfesten aber sollte nie ein Lied von Uhland fehlen, am wenigsten das zum Angedenken an die Leipziger Völkerschlacht gesungene:

„Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held! —“

(22.)

Ernst Moritz Arndt.

Der Dichter des schönen Nationalliedes „Was ist des Deutschen Vaterland?“, der unermüdliche Agitator gegen die französische Fremdherrschaft, der begeisterte Prediger von der Herrlichkeit deutschen Volksthums und deutscher Einheit, wurde den 26. Dec. 1769 zu Schoritz auf Rügen geboren. Er unternahm nach vollendeten Studien in den Jahren von 1797—99 mehrere Reisen durch Schweden, Italien, einen Theil Frankreichs, durch Deutschland und Ungarn, und veröffentlichte später die Anschauungen und Ergebnisse, die er auf seinen Wanderungen gewonnen. Scharfe Beobachtungsgabe, kritische Forschung und blitzende Genialität, die sich in diesen Reisebeschreibungen, wie in seinem 1803 erschienenen Werke: „Fragmente über Menschenbildung“ kundgeben, erwarben ihm bald ehrende Anerkennung und verschafften ihm 1806 die Professur der Geschichte an der Universität zu Greifswalde, die er jedoch nur kurze Zeit bekleidete. Allzu früh sollte er auch die Unannehmlichkeiten des Schriftstellerthums kennen lernen. Zunächst regte er durch die „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“ (Berlin 1803) den pommerschen Adel gegen sich auf, der ihm diesen Angriff auf seine angemaßten Vorrechte nicht verzeihen konnte. Noch schlimmer erging es ihm nach der Herausgabe seines in mehreren Auflagen verbreiteten Buches: „Geist der Zeit“ (Altona und Berlin 1806), in welchem er, der sich früher wie viele Andere von der scheinbaren Herrlichkeit des neuen französischen Heroenzeitalters hatte blenden lassen, mit allem Feuereifer des Patriotismus für die Belebung vaterländischen Sinnes und die Erhebung Deutschlands eiferte, zugleich aber auch mit prophetischem Geiste den Sturz des gewaltigen Kaisers und die nachmalige Folgezeit verkündigte. Wie Fichte's Reden an die deutsche Nation schlug auch dieses Werk an das Herz des deutschen Volkes, mochte es immerhin viele Paradoxien und Einseitigkeiten enthalten. Arndt zog sich durch sein Buch den Unwillen Napoleons zu, und mußte vor dem Zorne desselben in mehrere Länder, unter andern auch nach Schweden und Rußland flüchten. In Petersburg wurde er mit dem Freiherrn v. Stein bekannt, dem er mit Freuden seine Feder zur Verfügung stellte, um mit ihm gemeinschaftlich zum Sturz der Fremdherrschaft zu wirken. Später begleitete er ihn während des Feldzuges von 1813—14 durch Deutschland nach Frankreich und Paris, und während dieser ganzen Zeit war er rastlos thätig durch Wort und Schrift, um die Begeisterung für Deutschlands Ehre, Freiheit und Recht zu wecken und zu nähren; unter den vielen Druckschriften, die er in dieser Zeit veröffentlichte, mögen hier nur sein „Soldaten-Katechismus“, „Ueber Landwehr und Landsturm“, „An- und Aussichten der deutschen Geschichte“, „der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ genannt werden. Auch als Dichter — eine Sammlung seiner Gedichte erschien 1804 und 1818 — trug er viel zur Förderung patriotischer Gesinnungen bei, und noch bis in die jüngsten Tage werden seine Lieder: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, „Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!“ u. a. m. im Volke und auf den Hochschulen Deutschlands gesungen. Nach Napoleons Sturze kehrte Arndt nach Deutschland zurück, lebte hier seit 1815 am Rhein, wo er eine Zeitschrift: „Der Wächter“ herausgab, und wurde 1819 als Professor der Geschichte an die neuerrichtete Universität nach Bonn berufen. Allein bald darauf sah er sich wie Friedrich Ludwig Jahn und die beiden Brüder Welcker in eine langwierige Untersuchung wegen „demagogischer Umtriebe“ verwickelt, nach deren Beendigung er zwar freigesprochen, dennoch aber in Ruhestand versetzt wurde. Er selbst gab darüber actenmäßige Aufschlüsse in seinem „Abgenöthigten Wort in meiner Sache“ (Altenb. 1821). Fortan war Arndt nur als Schriftsteller thätig, und in diese Zeit fällt die Herausgabe seiner „Nebenstücke“ (Leipzig 1826), „Christliches und Türkisches“ (Stuttgart 1828), „Die Niederlande und die Rheinlande“ (Leipzig 1831), „Belgien und was daran hängt“ (Leipzig 1834), „Leben G. Aßmanns“ (Berlin 1834), „Schwedische Geschichten unter Gustav III., vorzüglich aber Gustav IV. Adolph“ (Leipzig 1839) u. A. Erst im Jahre 1840 wurde er durch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wieder als Professor eingesetzt und zwei Jahre später mit dem rothen Adlerorden geschmückt.

Es war Pietät für den noch geistigfrischen Greis und dankbares Erinnern an seine hohen Verdienste zu einer Zeit, wo Muth dazu gehörte sich zu seinem Vaterlande zu bekennen, was 1848 seine Wahl in die Frankfurter Nationalversammlung veranlaßte. Aber für diese stürmische Arena reichten die Kräfte des sonst noch so rüstigen Alten nicht mehr aus. Fast nur durch seine Abstimmungen war er hier thätig; er hielt sich als preußischer Patriot zu der Gagernschen Partei. Am 21. Mai 1849 trat er aus, und nur dann und wann läßt er sich in körniger Sprache mahnend und rügend für die Ehre und Macht des deutschen Volkes vernehmen. Wir führen noch schließlich als Zeugniß seiner unausgesetzten schriftstellerischen Thätigkeit die Titel der seit seiner Wiedereinsetzung von ihm herausgegebenen Werke an: „Versuch in vergleichenden Völkergeschichten“ (2. Aufl. Leipzig 1844), „Schriften für und an seine lieben Deutschen“ (3 Bde. Leipzig 1845), „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ (3. Aufl. Leipzig 1842), „Blätter der Erinnerung meistens um und aus der Paulskirche“ (Leipzig 1849). Selbst die Musen scheinen noch dem hochbejahrten Dichtergreis gewogen zu sein, denn vor wenig Monaten sendete er für das Album des Johanneums ein finniges Gedicht auf den König Johann von Sachsen ein. Pro populo Germanico nannte er seine letzte Schrift und pro populo Germanico forderte er noch kürzlich die Aufhebung der Spielhöllen. Was er schließlich über Mecklenburg schrieb, verräth wohl allzu sehr seine veraltete Kenntniß der Zustände.

(23.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 27. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 3. Juli.

Inhalt.

Ansichten des Alterthums über Tod und Alter.

Motto: Das Leben ist süß, über den Tod haben wir nur Vermuthungen.
(Inschrift am Rande eines griechischen Marmorgefäßes.)

Was man auch über die Art und Ausdehnung des Unsterblichkeitsglaubens der Alten denken mag, so viel ist sicher, daß sie keineswegs, durch diesen Glauben bewogen, von der gegenwärtigen schönen Welt sich wegzusehnen, das Ziel des hiesigen Lebens in etwas anderes, als seine eigene harmonische Gestaltung zu setzen für nöthig befunden haben. Ein Gedanke wie der, es sei das irdische Leben nur eine Vorbereitungs- und Läuterungsperiode zu dem wahren Leben, ist mindestens nicht antik. Wer weiß, sagt zwar Euripides, ob nicht das Leben Tod, und Sterben Leben ist? Aber einmal würden wir übel berathen sein, aus vereinzelten Aussprüchen solcher Dichter, die durch gewisse Philosophien beeinflußt sind, auf die sittlichen und religiösen Ansichten des Volkes zu schließen, und dann ist auch dieser Vers nur eine Frage, auf welche eine Antwort zu geben erst das Christenthum unternahm. Das Alterthum blieb scheu vor dem Geheimnisse des Todes stehen. Das Leben selbst galt dem antiken Menschen als der Endzweck des Daseins; was darüber hinaus liegt, mochte wohl den grübelnden Verstand beschäftigen, auf die Gestaltung des sittlichen Lebens hatte es keinen Einfluß. Das Leben genügte vollkommen. „Wirft sich der Neuere, sagt Goethe, fast bei jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punkt wieder zurückzukehren: so fühlten die Alten ohne weiteren Umweg sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt. Hieher waren sie gesetzt, hieher berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung."

Und so ist denn der Tod natürlich gefürchtet, er ist schrecklich und zu fliehen. Hypochonder hat es daneben so gut wie heute gegeben, die den Tod aus Lebensüberdruß suchten, denn ganz etwas anderes ist der freiwillige Tod, wo er ein letztes Mittel ist, der Sklaverei zu entgehen. In der Knechtschaft leben ist dem freien Manne unmöglich. Am unverhülltesten tritt die Klage über den bittern Tod beim Homer entgegen. Hier ist noch alles kindlich, eine reine Freude am Dasein. Wenn der Uebergang vom Epos zu Lyrik und Drama einigermaßen dem aus der Kindheit in Jünglings- und Mannesalter entspricht, so zeigt sich auch die Ansicht vom Tode bei den späteren Dichtern in dieser Weise modificirt. Des Gedankens Macht schwächt die Kraft und Freude des gegenwärtigen Genießens, das Ungenügende des Lebens, der Zwiespalt von Wünschen und Erreichen tritt deutlich hervor, und wird auch das Leben nicht ärmer, sondern wird man sich nur seiner Armuth bewußter, so ist doch der Tod nicht mehr so furchtbar, ja er kann wünschenswerth scheinen. Wenn das Leben dessen entbehrte, was es lebenswerth machte, dann war der Tod wie nach des Tages Mühe der Schlaf erwünscht. Was aber das Leben lebenswerth machte, sagt uns jenes Skolion, das dem Simonides zugeschrieben wird:

> Gesund sein ist das beste dem sterblichen Manne,
> Das zweite schön von Gestalt sein,
> Das dritte reich sein ohne Trug und dann
> Das vierte, der Jugend sich mit Freunden freuen.

Wir versuchen das oben Gesagte durch einige charakteristische Belege zu beglaubigen und werden Gelegenheit haben, noch weitere Bemerkungen daran anzureihen. Odysseus findet in der Unterwelt auch die Seele des Achilleus. Es erkannte mich, heißt es da, die Seele des schnellfüßigen Peliden, und wehklagend sprach sie die geflügelten Worte: Edler Laertiade, vielverständiger Odysseus, Verwegener, was wirst Du noch für ein größeres Werk aussinnen? Wie unterfingest Du Dich zum Aides hinabzusteigen, wo die Todten sprachlos wohnen, die Bilder der dahingeschiedenen Sterblichen? So sprach er; aber ich erwiederte: O Achilleus, Peleus' Sohn, trefflichster der Achäer, ich kam des Teiresias wegen, ob er einen Rath mir sagte, wie ich nach dem felsigen Ithaka gelange. Denn noch kam ich achäischem Lande nicht nahe, noch betrat ich meines; immer aber habe ich Unglück. Doch Du, Achilleus, warst vorher der glücklichste und bist es auch darnach; denn als Du lebtest, ehrten wir Dich wie einen Gott, wir Argiver, und nun wieder herrschest Du über die Todten hier. Darum klage nicht über

den Tod, Achilleus! — O sprich mir nicht vom Tode, hub da Achilleus an, herrlicher Odysseus, ich möchte lieber auf dem Lande lebend einem armen Manne dienen, der nur knappes Leben hat, als hier über alle Todten herrschen! — Kann energischer das Leben geliebt, der Tod unfreundlicher empfunden werden? So süß ist das Leben.

Herodot erzählt ein Gespräch des stolzen Xerxes mit seinem Oheim Artabanos. Wie Xerxes den ganzen Hellespont sah von Schiffen verdeckt und alle Küsten und die Fluren der Abydener voll von Menschen, da pries er sich selbst glücklich; darnach aber weinte er. Als das Artabanos, sein Oheim, erfuhr, der schon immer von dem Zuge gegen Hellas abgerathen hatte, fragte er ihn so: O König, wie so ganz Verschiedenes thatest Du jetzt eben und kurz vorher? Jener erwiederte: Es fiel mir ein, als ich so nachdachte, zu beklagen, wie so kurz doch das menschliche Leben sei, wenn von allen Diesen, die so viele sind, in hundert Jahren nicht einer mehr sein wird! — Und noch beklagenswertheres, sagte Artabanos, leiden wir im Leben. Denn in diesem so kurzen Leben ist noch kein Mensch glücklich geworden, und weder von diesen noch von andern ist einer, dem es nicht oft zu Muthe wird, daß er lieber sterben wollte, als leben. Denn das Unglück, das uns befällt, und Krankheiten, die uns quälen, machen, daß das Leben, welches so kurz ist, doch recht lang erscheint. So ist denn der Tod, da das Leben mühevoll ist, dem Menschen die erwünschteste Zuflucht. — Es ist kein Zweifel, daß Herodot hier keinen authentischen Bericht des Gespräches giebt, sondern die Gelegenheit wahrnimmt, seine eigene Lebensansicht vorzutragen. Wie entgegengesetzt jener naiven des Homerischen Helden! Und doch zeigen beide Ansichten dieselbe schöne Natur des herrlichen Volkes. Freude am Leben und thätigen Genuß wollen sie, und nur der Betrachtung von der Vergänglichkeit stellt sich als Trost gegenüber jene andere von den Leiden des Lebens; es ist dann Trost, daß es auch Stunden giebt, wo wir mit jener Vergänglichkeit zufrieden sind. So erscheint der der Freude gemischte Schmerz als eine weise Veranstaltung der Gottheit, uns fügsamer gegen die Nothwendigkeit des Sterbens zu machen.

Wie überhaupt der Gedanke einer unendlichen Sündenschuld dem gesunden Sinne des Alterthums ferne lag, so fiel es Keinem ein, den Tod als eine Strafe zu betrachten für eigene oder gar der Voreltern Schuld. Lessing sagt: „Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte." Nur als eine Naturnothwendigkeit, deren Macht in anderer Hinsicht selbst die Götter weichen, wird der Tod betrachtet. Daraus ergiebt sich, daß das Leben um so reizender erschien. Aber nicht im trägen Sinnengenuß fand der Mensch seine Befriedigung, sondern in der Gewinnung und Behauptung derjenigen Güter, die jedem edlen Volke die höchsten sind, d. h. staatlicher Freiheit. Wissenschaft und Kunst, Göttercultus und Feste müssen zu diesem Zwecke dienen und sind so mit ihm eins. Es ist überhaupt ein jesuitischer Einwand — wiewohl heute vielfach vernommen — es müsse Demjenigen, dem das Leben hier mehr gilt als eine ungewisse Sehnsucht oder dämmerhafte Ahnung von einem jenseitigen, nur der Koth des gemeinen Sinnenkitzels wünschenswerth erscheinen; anders sei er inconsequent. Nun so waren denn die Griechen inconsequente Heiden, da sie sich die würdigsten Ziele der Menschheit setzten.

Nirgend ist das Alterthum so innig gemüthvoll, als wo jene rührende Klage über das kurze Leben, die schnell verblühende Jugendkraft, das lange, gestaltlose, frostige Alter erklingt, eine Klage, die um so schöner ist, als sie von dem Volke ausgeht, das zu leben verstand. Euripides ist freilich blasirt, wenn er sagt:

> Wir sollten ja, indem wir uns versammelten,
> Beweinen den Gebornen, der zu so viel Leiden kommt,
> Den Todten aber und der seine Mühn beendet,
> Glückselig preisend froh entsenden aus dem Haus.

Denn über den Tod eines Angehörigen sich zu freuen ist barbarisch, wie denn auch Herodot dies als Sitte der Thraker anführt. Wie viel wahrer aber und schöner jener bekannte Spruch:

> Wen die Götter lieben, der stirbt jung.

Oder wenn ein Epigramm des römischen Dichters Claudian auf den Tod eines schönen Mädchens beginnt: Den Schönen ist durch der Parzen Gesetz, lange zu leben, verwehrt. Dem Tithonos, so singt Mimnermus, gab Zeus ein böses, nie endendes Alter, frostiger als der bittere Tod. Von kurzer Dauer, heißt es an einer andern Stelle, ist die köstliche Jugend; das bittere und gestaltlose Alter wird sogleich über dem Haupte uns verhängt. Ein Fragment des Sophokles lautet: Alles Ueble ward dem langen Alter zu Theil! In ebenso antikem Geiste spricht sich auch Frau von Staël einmal über das Alter aus. „Welchen zerreißenden Charakter tragen doch die Schmerzen eines vorgerückten Alters an sich! Ach, das Alter selbst ist ein immerwährender Schmerz, dessen Bitterkeit jeden Kummer, den wir empfinden, schärft."

Die Betrachtung der Mühsale des Lebens führt die Sehnsucht nach dem Tode herbei. Aber nicht den Sinn hatten die Alten, sich in jenem Leben für hier freiwillig verschmähte, vielleicht nur deshalb verschmähte Genüsse zu entschädigen, nein, sie wollten nach der Thätigkeit Ruhe, nach dem Aufhören jenes räthselhaften Spieles zwischen Lust und Schmerz, Lieben und Hassen, Schlaf und Wachen. Und mit Recht, denn „das Ziel, welches uns bei unsern thätigsten Bestrebungen vorschwebt, ist doch immer die Ruhe, und sogar wenn wir die Hoffnung des Glückes verlieren, werden wir durch die der Ruhe angezogen." Keinen andern Gedanken hatte Sokrates, wenn er sagt, er wisse nicht, ob das Sterben ein gänzliches Aufhören des Empfindens sei oder ein bewußtes Weiterleben. Aber im ersten Falle ists sicher kein Unglück, sondern wie eine schöne, ganz traumlose Nacht des Schlafes, die dem Menschen so selten zu Theil wird, und die doch glücklicher ist, als alles Treiben sonst.

Fast sprichwörtlich waren die Verse des Theognis:

> Von Allem ist nicht geboren zu sein dem irdischen Menschen das Beste, geboren aber so schnell als möglich durch die Pforten des Hades zu gehen.



Am schönsten ist dieser selbe Gedanke vom Sophokles ausgedrückt. Der Chor sagt zu Oedipus (ich gebe Donners Uebersetzung):

Nie geboren zu sein, ist der
Wünsche größter; und wenn du lebst,
Ist das Andere, schnell dahin
Wieder zu gehen, woher du kamest.
Denn so lange die Jugend blüht,
Leichten, thörichten Sinnes voll,
Wer lebt ohne Bekümmerniß?
Wo blieb eine Beschwerd' ihm fern?
Mord, Hader, Aufruhr, Kriegeskampf,
Neid und Haß: am düstern Ende
Naht sich, verachtet,
Oede, kraftlos, aller Freude
Leer, das Alter, dem sich jedes
Wehe des Weh's gesellt hat,
In dem, Unsel'ger, dich, nicht uns allein,
Ueberall, wie nördlich einen Seestrand,
Wogenschläg' und Winterorkan' erschüttern.

Es ist kaum nöthig zu erinnern, daß solche Klagen dem Leben nicht entfremden konnten. Gerade Die sind es ja, die am lebhaftesten Lust und Leid empfinden, die so klagen dürfen. Greise sind es hier, es ist der greise Dichter selbst, der am Ende seines reichen Lebens sich zu dieser Apologie des Todes — der ganze Oedipus auf Kolonos ist eine solche — bekennt, Sophokles, von dem wir wissen, daß ihm die Götter wie Goethen ein heiteres, an Freuden einzig reiches Dasein gewährten. Aus dem Munde eines solchen Alters ist die Klage über schnell entschwindende Jugendkraft und Sehnsucht nach Ruhe so natürlich und steht so wohl an. Wenn es aber eines Beweises bedarf, daß doch als eine Pflicht gefühlt wurde, das Leben zu lieben und den Genuß zu suchen, so wird dazu jener merkwürdige Ausspruch des Euripides dienen:

Schande bringt's, wenn einer langes Leben wünscht,
Der nicht des Glückes Lust für Unglück eingetauscht.

Es können dazu ferner jene Grabinschriften dienen, die zu Lebensgenuß, wie eine Stimme von jenseit des Grabes her, auffordern, ein memento vivere. Mir sind gerade zwei solcher Inschriften zur Hand:

Anthos grüßt die Vorübergehenden: bade, trink, iß, genieße des Weibs, denn nichts davon wirst Du hier unten haben.

Die andere endet mit den Worten:

Dies sage ich den Freunden: scherze, schwelge, lebe; Du mußt sterben.

Der Werth des Lebens ist nach all diesen Ansichten in seiner ganzen Größe von den Griechen erfaßt; wir sahen, daß das arme Leben sogar besser als der Tod und Herrschaft über die Todten ist; aber der Grieche vergaß nicht hinzuzufügen, das gute Leben (τὸ εὖ ζῆν), denn in Sklaverei oder auch mit schuldbeflecktem Gewissen oder in Schande zu leben, hieß nicht mehr leben. Und um die Güter der Freiheit zu erhalten, wurde bereitwillig und heldenmüthig der Tod gelitten, so gut wie bei Schiller:

Denn setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!

Soll ich Beispiele anführen von der Opferbereitwilligkeit des edlen Volkes, oder soll ich die römische Geschichte herbeiholen mit ihren vielen Helden? Das ist bekannt; aber daß man nicht meine, für äußere Güter verstanden sie zu sterben, für die höheren innerer sittlicher Freiheit nicht, so erinnere ich an Antigone, die ihren Bruder nicht wollte unbeerdigt liegen lassen, weil es göttliches Gebot ist den Todten zu bestatten, und die doch wußte, sie müsse sterben, wenn sie gegen Kreons Befehl handelte. Sie rechtfertigt sich:

Denn größer ist die Zeit,
Da ich den Unteren gefallen muß, als hier.
Dort werd' ich ewig liegen.

Es ist dies wohl die höchste Stufe der Sittlichkeit, zu der das Alterthum gelangte. Und es giebt noch heute Menschen, Theologen, die wie Kirchenlehrer des vierten Jahrhunderts die Tugenden der Heiden nur glänzende Laster sein lassen. Das ist glänzende Unwissenheit. C. V.

Ein französischer Feudalherr auf den Philippinen.*)

II.

Eine der größten Naturmerkwürdigkeiten der Insel Luçon ist die Grotte San Mateo bei dem Marktflecken gleichen Namens im District Tondo. Gironière besuchte sie in Gesellschaft des schon erwähnten Lindsay, seines Bruders, und eines von ihm nicht genannten Arztes. Sie nahmen einen mit einer Hacke und einer Schaufel bewaffneten Indianer mit, um sich den Weg zu bahnen, im Fall sie Gelegenheit fänden, ihren unterirdischen Spaziergang weiter fortzusetzen, als Besucher der Grotte bisher gethan hatten.

Die Höhle liegt zwei Gehstunden von dem Flecken San Mateo, und der Weg führt auf seiner ersten Hälfte durch schöne Reis- und Betelpflanzungen, wird aber alsdann schwierig und gefährlich. Man läßt die angebauten Felder hinter sich und muß dem Ufer des Flusses folgen, der durch mäßig hohe Hügel fließt und so viele Umwege macht, daß man ihn jeden Augenblick fast schwimmend durchschreiten muß, um den von einem Ufer auf das andere wechselnden Fußpfad zu benutzen. Anfangs ist die Umgebung sehr einförmig, weil man sich in einer engen Schlucht befindet und Nichts sieht als Felswände und grüne mit Gebüsch bewachsene Abhänge. Plötzlich aber bei einer Biegung des Flusses wird das Auge mit einer Aussicht von wunderbarer Pracht überrascht. Zwei gewaltige, fast pyramidenförmige Berge bilden den Rahmen des Bildes, und zwischen ihnen drängt sich der Fluß durch und stürzt sich fast unter unsern Füßen in mehreren Wasserfällen über ungeheure Felsblöcke von blendend weißem Marmor, um zuletzt nach Ueberwindung aller dieser Hindernisse in ein großes Becken sich zu ergießen,

*) Siehe Nr. 26 der Europa.

in welchem sich die üppige Urwaldsvegetation der Umgebung spiegelt. Hier auf dem andern Ufer öffnet sich die berühmte Grotte, zu deren Eingang man nur gelangen kann, indem man über die von den brausenden Wellen des Flusses umschäumten Marmorblöcke klettert und dann einen steilen Abhang hinaufklimmt. Man tritt alsbald in eine große geräumige Halle, die ganz mit Tropfsteingebilden von gelblicher Farbe austapezirt ist, und eine ganze Wolke von Fledermäusen, durch den Schein der Fackeln aufgescheucht, rauscht den Besuchern entgegen, um das Weite zu suchen. Ungefähr hundert Schritte weiter, und die Decke der Höhle senkt sich plötzlich, die Wände rücken zusammen, und durch einen schmahlen Gang, durch den man auf Händen und Füßen kriechen muß, gelangt man in eine zweite Halle, und alsdann an zwei gähnenden Abgründen vorbei in eine Art Rotunde, mit den schönsten Tropfsteingebilden angefüllt, die ihr an einer Stelle das Aussehen eines von Säulen getragenen Domes gaben. Bis hieher war die Höhle bereits durchforscht, und noch Niemand hatte sich weiter gewagt. Gironière's Reisegesellschaft wollte aber durchaus etwas Neues entdecken und suchte mit den Fackeln lange an allen Wänden umher, bis man endlich eine schmahle Spalte entdeckte, durch die sich gerade noch ein Arm hindurchzwängen ließ. Wie groß war die Ueberraschung, als man mit einer Fackel hineinleuchtete und in einen großen, ganz mit glänzenden Krystallen austapezirten Raum hineinblickte!

Es ward sogleich beschlossen hineinzudringen, und der Indianer mußte mit seiner Spitzhacke auf der Stelle ans Werk gehen, um die Spalte zu erweitern. Er arbeitete langsam und vorsichtig, um ein Nachstürzen des Gesteines zu vermeiden, das nicht nur alle Hoffnungen auf weitere Entdeckungen zu nichte machen, sondern auch zu einer Katastrophe führen konnte. Das über den Häuptern der Neugierigen schwebende Felsengewölbe konnte sie verschütten, und es zeigte sich bald, daß Vorsicht nicht überflüssig war. Durch langes Hacken war die Spalte eben weit genug geworden, um einem einzelnen Menschen zu erlauben, hindurchzukriechen, als sich plötzlich über den Köpfen der Reisenden ein Krachen hören ließ, das ihren Puls still stehen machte. Das Gewölbe hatte sich gesenkt und drohte herabzustürzen.

Eine kurze Weile, die ihnen fast so lang wie eine Ewigkeit erschien, blieben Alle erstarrt stehen; auch der Indianer verharrte wie versteinert mit der Hand an dem Griff der Spitzhacke in derselben Stellung, in der er gegen den Fels den letzten Schlag geführt hatte. Bald jedoch gewann man wieder Fassung genug, um sich die drohende Gefahr näher anzusehen.

Ueber den Häuptern der Reisenden durchzog eine lange und breite Spalte von vielleicht zehn Fuß das Gewölbe, von dem ein gewaltiger Felsblock herabgesunken war, den jedoch ein merkwürdiger Zufall halbwegs auf seinem Falle aufgehalten hatte; die obere Spitze der Hacke, deren untere noch in dem festen Fels stak, diente dem Blocke zum Stützpunkte, und dieser unsichere Strebepfeiler hielt ihn über der Oeffnung in der Schwebe. Nachdem die Reisenden sehr vorsichtig untersucht hatten, ob die Spitzhacke und der Felsblock mit einiger Sicherheit in ihrer Lage zu bleiben versprächen, waren sie wirklich tollkühn genug, durch die Oeffnung hindurchzukriechen. Nur der Arzt schloß sich aus und zog es vor, an den Ausgang der Höhle zurückzugehen.

Der Anblick, den die Reisenden jetzt vor sich hatten, ließ sie bald die Gefahr vergessen, der sie sich ausgesetzt hatten. Er war wahrhaft feenhaft. Bei dem Schein der Fackeln glänzten und funkelten die Decke, der Fußboden und die Wände, als wenn sie mit Bergkrystall von der reinsten Durchsichtigkeit bedeckt wären. An einigen Stellen schien fast Menschenkunst den Zauberpalast verziert zu haben. Unzählige Stalaktiten und Stalagmiten, so durchsichtig wie gefrornes Wasser, hatten die bizarrsten Gestalten angenommen; sie stellten glänzende Draperien, Säulenreihen, Kronleuchter und Kandelaber dar. An der einen Wand war ein Altar mit Stufen, der nur den Priester zu erwarten schien, um das Meßopfer gefeiert zu sehen. Keine Feder kann die Pracht schildern, von der man sich rings umgeben sah; man glaubte sich in einen der Zauberpaläste versetzt, von denen die Märchen der Tausend und Einen Nacht erzählen.

Aus dem funkelnden Gewölbe setzten die Reisenden ihren unterirdischen Spaziergang fort, indem sie einem gewundenen Labyrinth folgten, das während einer halben Stunde nichts Bemerkenswerthes darbot, außer etwa sichtbare Zeichen von der Gefahr, die immer noch über den Häuptern der Reisenden schwebte. Das Gewölbe bestand nicht überall aus Fels, sondern stellenweise aus Erde, und hier und da auf dem Boden liegende ansehnliche Massen derselben verriethen, daß Erdstürze häufig und bedeutend genug vorkamen, um jeden Ausgang zu versperren. Dennoch wurde der Weg fortgesetzt, und man gelangte in eine neue prachtvolle Halle, die der zuerst gesehenen an Schönheit in Nichts nachstand. Hier gab man sich von neuem dem Genuß der wunderbaren Umgebung hin, bis Hunger und Ermüdung sich endlich fühlbar machten, denn man hatte einen unterirdischen Marsch von mehreren Stunden Länge gemacht und seit dem Morgen Nichts genossen.

Mit der physischen Ermattung gewann auch die Phantasie mehr Macht über das Gemüth, und die Gedanken der Reisenden lenkten sich auf die Gefahren, welche sie noch zu bestehen hatten. Einer wies auf die Möglichkeit hin, daß ein Erdsturz sie von dem Ausgang abgesperrt, oder, was noch leichter möglich war, daß der nur von der Spitzhacke in der Schwebe gehaltene ungeheure Felsblock vollends heruntergestürzt sein könnte. Alsdann hätten sich allerdings die Reisenden in einer verzweifelten Lage befunden, denn kaum konnten sie auf Hülfe von außen hoffen, und ihre Dolche wären vielleicht ihre einzigen Erretter von dem langsamen und qualvollen Hungertode gewesen. Mit solchen keineswegs angenehmen Gedanken beschäftigt, traten sie den Rückweg an und erreichten bald die enge Pforte, durch die sie hereingeschlüpft waren. Die Vorsehung begünstigte sie; die Spitzhacke stützte immer noch den Felsblock, der ihnen so schwere Sorge gemacht hatte.

Einzeln und mit angstvoller Vorsicht, um ja nicht an die Hacke oder den Fels zu stoßen, schmiegten sie sich durch die enge Spalte hindurch und eilten schon froh, der Gefahr entgangen zu sein, dem Ausgang zu, als plötzlich ein dumpfes

und langes Donnern und ein fühlbares Zittern des Erdbodens ihnen einen neuen Schrecken einjagte; zu ihrer Beruhigung sahen sie jedoch bald den Indianer erscheinen, der seine Spitzhacke in der Hand hatte. Er hatte das kostbare Werkzeug nicht im Stiche lassen wollen und es, als seine Herren in dem engen Gange verschwunden waren, unter dem Blocke hervorgezogen. Ohne ihn zu beschädigen, stürzte der Fels vollends auf den Erdboden und schloß, vielleicht für immer, den Eingang zu den Höhlen, die eben erst entdeckt worden waren.

Unter den verschiedenen wilden Völkerschaften, welche die Insel Luçon bewohnen, können die Ajeta's als die Ureinwohner betrachtet werden. Sie sind von einer Race mit den Papua's in Neuholland. Vor der Ankunft der Spanier auf den Philippinen hatten sie sich die Tagalen zinspflichtig gemacht, haben sich aber seitdem wieder in ihre Wälder zurückgezogen, wo sie in vollkommenem Naturzustand leben. Die Wißbegier trieb Gironière, sie in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen, und er machte sich mit seinem getreuen Lieutenant Alila und einem andern Indianer auf den Weg. Sie nahmen weiter Nichts mit als einen kleinen Ranzen, der für drei oder vier Tage Reis, einige Rationen getrocknetes Hirschfleisch, einen Vorrath von Pulver, Kugeln und Schrot, einige bunte Tücher und eine ziemliche Anzahl Cigarren zum eigenen Gebrauch und zu Gastgeschenken für die Ajeta's enthielt. Bewaffnet war Jeder mit einer guten doppelläufigen Flinte und einem malayischen Dolche, und so ausgerüstet traten sie eine Reise von mehreren Wochen durch die Wildniß an.

Das Nachtquartier auf solchen Wanderungen ist natürlich stets im Freien, und die Reiseküche von der einfachsten Art. Gironière hatte mit seinen zwei Begleitern die verschiedenen Arbeiten so getheilt, daß der Eine für das Nachtlager, der Zweite für das Feuer, der Dritte für das Abendessen zu sorgen hatte. Der, dem das Feuer oblag, holte erst einen Haufen abgestorbener Aeste und Strauchwerk zusammen. Darunter legte er einige Pfund Elemi Gummi, der auf den Philippinen sehr häufig ist, und den man unter den großen Bäumen, aus welchen er ausschwitzt, auf dem Erdboden findet. Alsdann wird durch das Aneinanderreiben von zwei Bambusstäben Feuer angemacht, und durch Hülfe des Elemiharzes lodert alsbald eine Flamme auf, an der man einen Ochsen braten könnte.

Derjenige, welcher die Küche besorgte, schnitt zwei oder drei dicke Bambusstücke ab, schüttete in ihr hohles Innere die zu bereitende Speise, meistens Reis oder Palmsprossen, goß das nöthige Wasser zu, verstopfte das obere Ende mit Blättern und legte das Ganze ins Feuer. Auswendig verkohlte dieses Bambusstück; aber das Innere war von der Feuchtigkeit des darin befindlichen Wassers geschützt, und die Speisen wurden ebenso gut gekocht, wie in einem irdenen Gefäße. Große Palmblätter dienten bei dem Mahle als Teller. Die Vorräthe, welche die Reisenden mitgenommen hatten, dienten natürlich nur als Reserve; hauptsächlich verließen sie sich auf die Jagd.

Am zweiten Tage der Reise stiegen die Wanderer aus der Ebene zum Gebirge hinauf und traten oben auf der Hochebene in den schönsten Urwald. Ueberall ragten riesenhafte Bäume, gerade und schlank wie Säulen, bis zu gewaltiger Höhe empor. Nur an ihren Gipfeln streckten sich die Aeste hervor, die mit ihrem Laub eine den Sonnenstrahlen undurchdringliche Decke bilden. Unter dieser Decke und auf und zwischen diesen schönen Bäumen erzeugt die fruchtbare Natur eine Unzahl merkwürdiger Schling- und Schmarotzerpflanzen. Der Rotang und die Lianen klimmen bis zu den höchsten Zweigen hinauf, senken sich wieder auf den Boden herab, um dort von neuem Wurzel zu schlagen und frische Nahrung einzusaugen, steigen dann wiederum in die Höhe, oder verbinden zuweilen einzelne Stämme unter einander. Der Pandanus mit seinen Büscheln von großen Blättern steigt wie eine schöne Garbe aus dem Boden hervor, und große, baumartige Farnkräuter bilden mit ihren zarten Wedeln gewissermaßen das Unterholz des Riesenwaldes.

Aber inmitten dieses wunderbaren Pflanzenwuchses ist die Natur traurig und still; kein Geräusch läßt sich hören, außer wenn der Wind durch die Gipfel der Bäume braust, oder manchmal aus der Ferne ein Wildbach sein Rauschen vernehmen läßt. Nie fällt ein Sonnenstrahl auf den feuchten Erdboden; Lachen und Gerinne, die erst zu fließen anfangen, wenn das Gewitter sie anschwellt, zeigen dem Auge ein schwarzes stehendes Wasser, in welchem sich niemals der schöne blaue Himmel spiegelt. Die einzigen Bewohner dieser unheimlichen, aber großartigen Landschaft sind die Hirsche, Büffel und wilden Schweine, welche, während des Tages auf ihren Lagern verweilend, nur in der Nacht erscheinen, um ihre Atzung aufzusuchen. Selten erblickt man einen Vogel, und die sonst auf den Philippinen so häufigen Affen fliehen die Einsamkeit dieser unermeßlichen Wälder.

Ein Ungeziefer, das eine rechte Plage der Reisenden wird, ist in großem Ueberfluß vorhanden, nämlich kleine Blutegel, die in allen Gebirgswaldungen der Philippinen heimisch sind. Sie nisten sich im Rasen und auf dem Laube der Bäume ein, und schnellen sich wie Heuschrecken auf das Opfer, das sie sich ausersehen. Ihretwegen versehen sich die Reisenden stets mit kleinen Messern von Bambus, um sie abzustreifen, worauf sie die Wunde mit gekautem Tabak einreiben. Der Geruch des fließenden Blutes lockt aber sehr bald einen neuen Blutegel herbei, und man muß seine beständige Aufmerksamkeit aufwenden, um nicht diesen kleinen Vampyren, die viel blutgieriger sind als die europäischen Blutegel, zum Opfer zu fallen.

Die Reisenden waren schon mehrere Tage durch den Urwald gewandert, als sie ein herannahendes Unwetter nöthigte, vor Einbruch der Nacht Halt zu machen, um das Gewitter erst vorübergehen zu lassen. Noch war das gebrechliche Obdach aus Palmenblättern nicht fertig, das sie, ehe es regnete, errichten wollten, als der Orkan losbrach. Es blieb ihnen Nichts übrig, als mit einem aus einem Palmenzweig improvisirten Regenschirm unter dem halbfertigen Obdach Schutz zu suchen. Der Donner krachte über ihren Häuptern, der Regen rauschte auf dem Laubdach hoch über ihnen, drang endlich durch dasselbe und schoß bald gleich einem Wildbach über den Boden hin. Das angezündete Feuer konnte der Fluth nicht

lange widerstehen; binnen kurzem waren die Wanderer von dichter Finsterniß eingehüllt, welche nur auf Secunden der Blitz erhellte, um dann Alles wieder in desto schwärzere Nacht versinken zu lassen. Ein grauenhaftes Getöse herrschte im Walde: ohne Unterlaß grollte der Donner, den der Wiederhall des Gebirgs bald mit dumpfem Schall, bald laut krachend zurückgab. Der Orkan wühlte in den Wipfeln der Bäume, ungeheure Aeste zerknickten und fielen zerschmettert auf den Erdboden hernieder; ganze Stämme wurden mit ihren Wurzeln aus der Erde gerissen und nahmen in ihrem Falle die Aeste der Nachbarbäume mit. Durch diesen Lärm schallte ein unheimlich klingendes Geschrei, gleich dem Heulen eines großen Hundes; dies waren die von banger Furcht erfüllten Hirsche, die umsonst nach Schutz suchten. Die ganze Natur schien in einer gewaltigen Katastrophe begriffen zu sein, alle Elemente mit einander im Krieg zu liegen.

Das gebrechliche Dach, unter welchem die Wanderer Schutz gesucht hatten, war bald durchlöchert; sie triefsten vom Regen und zogen es vor, ihren steifgewordenen Gliedern einige Bewegung zu gönnen. Alle waren mit den gefürchteten kleinen Blutegeln bedeckt und der Gefahr ausgesetzt, durch die Blutdürstigen allmählich die ihnen so nöthigen Kräfte zu verlieren. Mit Ungeduld erwartete man das Aufhören des Unwetters; aber erst nach drei langen Stunden entfernte sich allmählich der Donner. Dann hörte der Sturmwind auf und zuletzt der Regen; und einige Zeit lang hörte man weiter Nichts, als das Fallen der großen Wassertropfen, die von den Bäumen regneten, und das dumpfe Rauschen der Wildbäche. Sehen konnte man Nichts, obgleich der Himmel jedenfalls heiter und gestirnt war, denn das dichte Laubdach über den Reisenden verwehrte jeden Durchblick nach oben. Trotz der Kälte und der vom Platzregen ganz durchnäßten Kleider verging der Rest der Nacht in ruhigem Schlaf. Als aber die Wanderer am nächsten Morgen aufwachten und unter ihrem improvisirten Obdach hervorkrochen, boten sie dem Auge einen gräßlichen Anblick dar: der Körper eines Jeden war ganz mit Blutegeln bedeckt, und an den Wangen und die Stirn herab rannen kleine Ströme Blut. Als Gironière seine beiden Indianer erblickte, konnte er sich nicht enthalten, laut zu lachen; aber auch sie sahen ihn an, und nur der Respect vor ihm unterdrückte den Ausbruch ihrer Heiterkeit, denn die Blutstreifen nahmen sich auf seiner weißen Haut eigentlich viel schlimmer aus. In Folge starken Blutverlustes fühlten Alle sich sehr matt, und es kostete ihnen Anstrengung, sich ordentlich zu rühren. Aber dennoch mußte gehandelt werden, und zwar rasch. Erst mußte ein Feuer angezündet werden, um die erstarrten Glieder zu erwärmen und ein Paar Palmenzweige zum Frühstück zu kochen. Alsdann galt es einen Wildbach zu durchschwimmen, der mit fürchterlichem Getöse eine Schlucht zu Füßen der Reisenden durchtobte, und in einer Tagereise das Ufer des stillen Oceans zu erreichen. Verzug konnte verderblich werden, denn mit jeder Minute stieg die Fluth in Folge des während der Nacht gefallenen Regens, und Tage konnten verstreichen, ehe sich das Wasser wieder verlief. Umkehren konnten die Wanderer nicht, da ihnen ähnliche Wildbäche den Rückzug abschnitten.

Als man nach eingenommenem Frühstück hinunter in die Schlucht stieg, erschien es fast als eine Unmöglichkeit, durch den Wildbach hindurchzukommen. Er wälzte zwischen steilen Felswänden seine gelben und schlammigen Wasser dahin und riß in seinen hochangeschwollenen Fluthen Baumstämme und zerbrochene Aeste mit sich fort. Die Indianer zeigten Anfangs große Lust, am diesseitigen Ufer zurückzubleiben, aber da Gironière ihnen seinen festen Entschluß zu erkennen gab, über den Fluß zu setzen, koste es was es wolle, so machten sie Anstalten, ihm zu willfahren. Sie schnitten erst mehrere Rotangs ab und banden sie zu einem festen Seile zusammen, suchten dann einen Baum aus, dessen Gipfel über das Bett des Wildbachs hinüberhing, befestigten dort das eine Ende des Strickes und gaben Gironière das andere, um es auf das gegenüberliegende Ufer zu bringen. So gelangte er hinüber, und nun wurde der Rotangstrick zwischen beiden Ufern als luftige Brücke aufgespannt, auf der erst die Waffen und das Gepäck, die nicht vom Wasser benetzt werden durften, und dann die beiden zurückgebliebenen Indianer hinüberglitten.

Eine der gefährlichsten Passagen war damit zurückgelegt; aber die Mühseligkeiten der Tagereise waren noch nicht zu Ende. Immer noch waren die Wanderer im Urwald, die Blutegel marterten sie noch sehr, sie wurden schwächer und schwächer, und ihre kärgliche Nahrung reichte nicht zur Wiederherstellung ihrer erschöpften Kräfte aus. Voller Ungeduld sahen sie daher dem Meere entgegen, an dessen Ufer sie hoffen durften, reichliche Entschädigung für die Anstrengungen, die sie gemacht, und die Entbehrungen, die sie erlitten, zu finden. Zwei Stunden waren sie seit dem Ueberschreiten des Wildbaches marschirt, als ein dumpfes und fernes Brausen ihr Ohr traf. Anfangs hielten sie es für ein neues Ungewitter, aber bald erkannten sie den regelmäßigen Tact der gegen das Ufer anstürmenden Meereswellen, und um drei Uhr Nachmittags, nachdem sie schon eine Weile bergab gegangen, sahen sie durch die Baumstämme den Sonnenschein brechen und erblickten gleich darauf das hellfunkelnde Meer und den mit feinem Sande bedeckten Strand.

Vor allen Dingen entledigten sich die drei Wanderer ihrer Kleider und warfen sich ins Meer, um sich von den Blutegeln zu befreien, und während dieses erquickenden Bades sammelten sie von den Felsen eine Menge Muscheln und Austern, die ihnen zu einem wohlschmeckenden Abendessen dienten, worauf sie in einen tiefen Schlaf fielen. Aus diesem fühlte sich Gironière mitten in der Nacht durch das Gefühl erweckt, daß Thiere auf ihm herumliefen. Scharfe Krallen gruben sich in seine Haut und verursachten ihm mehrmals lebhaften Schmerz. Dieselbe Empfindung weckte auch bald die beiden Indianer auf; einige noch glimmende Brände wurden neu angefacht, und bei ihrem Schimmer entdeckte man bald, mit welchem neuen Feinde man es zu thun hatte. Es waren Bernhardiner Krebse, eine Art Krabbe, die leere Muscheln zu ihrer Wohnung wählt und des Nachts aus dem Meere herauskommt, um auf Raub auszugehen. Diese Krebse waren in so großer Menge vorhanden, daß der Boden ringsum von ihnen übersäet war; sie waren von jeder Größe und jedem Alter vorhanden. Auch ließen

sie sich gar nicht vertreiben, sondern kehrten immer wieder zurück. Während die Reisenden noch beschäftigt waren, sie zu verjagen, sahen sie vom Waldrande her einen hellen Schein auf sich zukommen; sie griffen nach ihren Flinten und warteten in tiefem Schweigen, und ohne sich zu regen, auf das was kommen wird. Bald darauf traten ein Mann und eine Frau, beide mit Fackeln, aus dem Walde, in denen man sofort Ajeta's erkannte, die jedenfalls den Strand aufsuchten um zu fischen. Sie kamen bis auf wenige Schritte heran und blieben dann unbeweglich und mit weit aufgerissenen Augen stehen. Gironière mit seinen beiden Begleitern waren sitzen geblieben und beobachteten sie im Stillen. Als der Wilde eine Bewegung machte, als wollte er den Bogen von der Schulter nehmen, spannte der Franzose den Hahn seiner Flinte, und das Knacken genügte, den beiden neuen Ankömmlingen Schrecken einzujagen; sie warfen ihre Fackeln hin und verschwanden im Walde.

Man war also bereits auf dem Gebiete der Ajeta's, und an Schlaf war nun nicht mehr zu denken, denn die Entflohenen konnten leicht mit ihren Stammgenossen in großer Anzahl zurückkehren, und mit ihren vergifteten Pfeilen der waghalsigen Reise von Dschala-Dschala nach dem Lande der Wilden ein trauriges Ziel setzen. Daher kam es denn, daß die Wanderer trotz ihrer Müdigkeit den Rest der Nacht durchwachten und am nächsten Morgen beschlossen, vorerst ein befreundetes Tagalendorf in der Nähe aufzusuchen, wo sie auf gastfreundliche Aufnahme rechnen konnten. Dort wollten sie sich erst einige Tage von ihren Anstrengungen erholen und dann neugestärkt die gefährliche Reise zu den Ajeta's fortsetzen.

Der Empfang in Binangonan-de-Lampon — so hieß das Tagalendorf — entsprach ganz den Erwartungen der Reisenden, und sie konnten sich drei Tage erholen, um am vierten von neuem aufzubrechen. Man mußte sich wieder nordwärts nach dem Gebirge zu wenden und sich den Weg durch dichten Urwald suchen, wo nur wilde Thiere sich einen schmahlen Pfad gebahnt hatten. Man mußte bald mit größter Vorsicht marschiren, denn man befand sich nun auf dem Jagdgrunde der Ajeta's und konnte nicht wissen, welchen Empfang sie ihrem Besuch bereiten würden. Des Nachts wurde das Feuer verdeckt angezündet, und Einer mußte stets Schildwacht stehen, denn Nichts war mehr zu fürchten als ein Ueberfall.

Eines Morgens verfolgten die Wanderer schweigend ihren Weg, als sie plötzlich vor sich den Lärm von dünnen Stimmen hörten, die mehr von Thieren als von Menschen herzurühren schienen. Vorsichtig näherten sie sich unter dem Schutz der Bäume und erblickten bald eine Schaar von ungefähr vierzig Wilden, Männer, Weiber und Kinder, die sich um ein großes Feuer am Ufer eines Baches versammelt hatten. Als sie die Ankömmlinge gewahr wurden, stießen sie ein lautes Geschrei aus und machten Anstalt zu entfliehen; aber Gironière zeigte ihnen Cigarrenbündel, die er ihnen schenken wollte, und brachte sie dadurch augenblicklich zum Stehen. Er hatte in Binangonan erfahren, daß sie diesem Lockmittel nicht widerstehen konnten.

Mit der Vertheilung der Cigarren war das Freundschaftsbündniß zwischen den beiden Mächten geschlossen, und die Wilden und Gironière und seine Begleiter hatten Nichts mehr von einander zu fürchten. Alle fingen an zu rauchen, und der Häuptling stand auf, schnitt von einem an einem Baume hängenden Hirsche drei große Stücke Fleisch mit einem Bambusmesser herunter, warf sie auf die glühenden Kohlen und nahm sie gleich wieder heraus, um sie an die drei Angekommenen zu vertheilen. Diese aßen und waren von nun an Gastfreunde der Ajeta's.

Die Unterhaltung konnte Anfangs nur durch Zeichen geführt werden, den nächsten Tag aber fand sich eine unter den Tagalen aufgewachsene Frau ein, welche noch Etwas von der Sprache derselben wußte, und durch deren Hülfe sich Gironière seinem Wirthe, obgleich mit Mühe, verständlich machen konnte. Die Ajeta's waren übrigens den Affen ähnlicher als den Menschen, und von den Thieren unterschied sie fast allein der Umstand, daß sie von dem Bogen und der Lanze Gebrauch zu machen und Feuer anzuzünden wußten. Der Ajeta ist schwarz wie der africanische Neger und hat auch fast dieselben Gesichtszüge, nur daß die Lippen weniger wulstig sind. Das Auge ist gelblich, aber lebhaft und glänzend wie ein Adlerauge. Er wird höchstens 4½ Fuß hoch und hat wolliges Haar, das er ungehindert wachsen läßt, sodaß es, wie ein schwarzer Heiligenschein von seinem Kopfe abstehend, diesen umgiebt. In der Jugend sind die Körperformen hübsch, aber das beständige Leben im Walde und das Schlafen im Freien, die schroffe Abwechselung zwischen gänzlichem Fasten und gefräßigen Mahlen, wenn die Jagd ihnen Beute geliefert hat, verursachen, daß sie sehr bald dicke Bäuche und schwächliche Arme und Beine bekommen. Außer einem wenige Zoll breiten Gürtel um die Hüfte, der von Baumrinde ist, tragen sie keine Kleider. Ihre Waffen bestehen aus einer Lanze aus Bambus, einem Bogen von Palmenholz und vergifteten Pfeilen. Schon die leichteste Wunde, welche letztere verursachen, wird dem getroffenen Thiere tödtlich. Es bekommt einen unauslöschlichen Durst und stirbt, wenn es denselben zu befriedigen sucht. Die ganze Religion der Ajeta's besteht in einem rohen Fetischdienst. Stirbt Einer von dem Stamme, so machen sich die Krieger gleich auf, um das erste lebende Wesen, dem sie begegnen, zu tödten. Damit sie auf diesem Streifzuge auf niemand Befreundetes stoßen, knicken sie Baumzweige in der Richtung um, in der sie gehen wollen, und lassen andere warnende Zeichen zurück. Die Gräber halten die Ajeta's sehr heilig, und es war daher um so verwegener von Gironière, sich ein vollständiges Gerippe verschaffen zu wollen, um damit dem Pariser Pflanzengarten ein Geschenk zu machen. Er behielt diesen Plan unverrückt im Auge, trug Sorge, während seines Aufenthaltes zu erfahren, wo sich die Begräbnißstätten der Horde befanden, und wählte die Nacht nach seinem Abschied zur Ausführung seines gefährlichen Vorhabens. Anfangs war er in seinem Suchen nicht glücklich, denn er fand in zwei Gräbern nichts wohlerhalten als die Schädel; im dritten endlich entdeckte er den Leichnam einer erst vor kurzem begrabenen Frau, der zu einer Mumie zusammengetrocknet war. Er war eben mit seinen Begleitern beschäftigt, die willkommene Beute in einen Sack zu thun, als sie in nicht allzu großer Entfernung das eigenthümliche Geschrei der Ajeta's hörten. Sie waren entdeckt!

Nur eiligste Flucht konnte retten, und die drei Abenteurer suchten auch mit ihrer Beute schleunigst das Weite. Aber sie hatten noch nicht hundert Schritte gemacht, als sie Pfeile um ihre Ohren schwirren hörten, welche ihnen die als Wachen um das Lager auf den Bäumen lauernden Ajeta's nachsendeten. Zum Glück war es schon sehr dunkel, und die gewöhnlich mit fast unfehlbarer Sicherheit abgeschossenen Pfeile verfehlten ihr Ziel. Bald hatten die Fliehenden ihre Verfolger hinter sich gelassen und erreichten den Ausgang des Waldes, wo sie vor der Hand Nichts mehr zu fürchten hatten. Gironière bemerkte jetzt erst, daß der Zeigefinger seiner rechten Hand geritzt war und blutete. Er glaubte sich an einem Dorn gerissen zu haben und setzte mit seinen Begleitern unbesorgt seinen Weg fort, bis sie den Strand erreichten, wo sie für die Nacht zu rasten beschlossen.

Die Verwegenen waren vor der Hand gerettet, aber am nächsten Morgen drohte ihnen fast sicherer Untergang. Der Wald trat überall dicht an den Strand heran, die über die Gräberschändung empörten Ajeta's ließen sie gewiß nicht aus den Augen und konnten, sowie der Tag angebrochen war, aus dem sichern Versteck der Baumkronen hervor, auf die Wanderer ihre tödtlichen Pfeile regnen lassen. So konnte es leicht kommen, daß, während Gironière bedacht gewesen war, das Pariser anatomische Museum mit einem Ajetaskelett zu bereichern, sein eigner Kopf als Trophäe von Ajeta's davongetragen wurde und einem ihrer rohen Siegesfeste zur Hauptzierde diente.

Der Zufall brachte Rettung. Während der getreue Alila Muscheln zu einem Nachtmahl suchte, entdeckte er halb in Sand begraben eine Pirogue, welche die Wogen vielleicht tausend Meilen weit von den polynesischen Inseln hierher getragen und an den Strand geworfen hatten. Ganz athemlos kam Alila mit der Nachricht von seiner Entdeckung zu seinem Herrn, und Dieser verfügte sich sogleich an Ort und Stelle, um zu sehen, was zu machen sei. Das gebrechliche Fahrzeug war sehr beschädigt, doch bietet der tropische Wald zu allen Zeiten reichliche Mittel zur Ausbesserung dar, denn mit Bambus, Rotang und Elemiharz läßt sich jeder Leck verstopfen und selbst ein Sieb wasserdicht machen. Der Eifer zur Arbeit fand sich von selbst, und es war noch nicht Mitternacht, als die Pirogue wasserdicht und segelfertig auf dem Ufer lag. Aus einigen Bambusstöcken waren Ausleger verfertigt, ein starker Bambus diente als Mast, und der Sack aus Bastmatten, in welchem das Gerippe aufbewahrt gewesen, war aufgeschnitten und in ein Segel verwandelt worden. Eine halbe Stunde dauerte es, ehe man das Fahrzeug durch die Brandung in das offene Meer bringen konnte, aber endlich nach vielen Schwierigkeiten und unerhörten Gefahren schaukelten die regelmäßigen, langen und bergehohen Wellen des stillen Oceans den gebrechlichen Kahn. Auf ihnen ist die Fahrt ziemlich sicher, und der Steuermann hat nur Sorge zu tragen, daß der Vordertheil seines Fahrzeugs beständig rechtwinklig die Wogen durchschneidet. Dies nöthigt aber auch den Schiffer nach dem offenen Meere zuzuhalten, und für eine Fahrt ohne Kompaß, wie die von der jetzt die Rede ist, war es gefährlich, das Ufer aus dem Auge zu verlieren.

Um das Unglück voll zu machen, wurden die beiden Indianer jetzt auch noch seekrank, und Gironière konnte auf keine weitere Unterstützung von ihnen rechnen. Er mußte selbst die Schote des Segels nehmen und sie sich um den Fuß wickeln, denn die beiden Hände brauchte er zum Steuern. So befand er sich denn mitten auf dem stillen Ocean in einer gebrechlichen Pirogue mit keiner andern Gesellschaft, als zwei regungslos auf dem Boden des Fahrzeugs liegenden Indianern, zwei Schädeln und einem Gerippe. Langsam verging der Rest der Nacht, und als der Tag anbrach, entdeckte Gironière, daß er viel zu weit ins offene Meer hinausgesteuert hatte, daß er Binangonan, wo er zu landen beabsichtigt, bereits mehrere Stunden im Rücken hatte, und daß der Wind ihm nicht erlaubte umzukehren. Es blieb nun Nichts übrig als die Fahrt fortzusetzen und zu versuchen, Maoban, ein großes Tagalendorf an der Ostküste von Luçon, zu erreichen. Darüber konnte freilich die Nacht hereinbrechen und einer der in dieser Gegend so häufig mit Sonnenuntergang eintretenden Stürme den schwachen Kahn wieder in das offene Meer hinausschleudern. Und man hatte nicht einmal für heute Lebensmittel.

Das Geschick war jedoch den Abenteurern hold. Die Sonne ging zwar unter, ohne daß sie ihr Ziel erreicht hatten, aber gegen Mitternacht erkannten sie im Mondenschein eine kleine Insel, welche durch ihre eigenthümliche Gestalt den Seefahrern den Eingang in die Bucht von Maoban bezeichnet. Sie landeten ohne Schwierigkeit, waren aber von Anstrengungen und Hunger so erschöpft, daß sie sofort in einen tiefen Schlaf sanken, der ununterbrochen bis zum Morgen währte. Sie waren jetzt wieder im Bereich verhältnißmäßiger Civilisation, versahen sich in dem Dorfe mit Lebensmitteln und machten sich auf den Weg, um über den schmahlen Bergrücken zu steigen, der Maoban von dem See trennt, an welchem Dschala-Dschala liegt. Dort angekommen, ward Gironière schon in der ersten Nacht von Symptomen beunruhigt, welche verriethen, daß die vermeintlich von einem Dorn herrührende Wunde von einem vergifteten Pfeile verursacht war. Sein Zustand verschlimmerte sich sehr schnell, und die Aerzte hatten den Kranken bereits aufgegeben, als die Natur selbst durch eine Krisis half. Ein wohlthätiger Schweiß trat ein, und ein Ausschlag über den ganzen Körper leitete das Gift von den Eingeweiden ab. Die vollständige Wiederherstellung ließ allerdings noch länger als ein Jahr auf sich warten, und häufig erinnerten Gironière während dieser Zeit heftige Brustschmerzen an den vergifteten Pfeil der Ajeta's. Mit so vielen Gefahren und Leiden hat er die beiden Schädel und das Gerippe bezahlt, die gegenwärtig im anatomischen Museum in Paris aufgestellt sind.

Häusliche Unglücksfälle — der rasch hinter einander folgende Tod seiner geliebten Frau und seines einzigen Sohnes — verbitterten Gironière den Aufenthalt in Dschala-Dschala, so wohl er sich sonst in seinem Wirken daselbst fühlte. Seine Unterthanen ehrten ihn wie einen König, und wie ein Held aus der mythischen Zeit säuberte er das Land von Räubern und Ungeheuern, denn er machte auf die Ersteren nicht eifriger Jagd als auf die Kaimans und Riesenschlangen, welche Wälder und Wässer für die Menschen unsicher machten. Er

hatte noch viele gefährliche Abenteuer zu bestehen und war noch mitten in seinem segensreichen Wirken für die Civilisirung seiner Unterthanen, als er die Nachricht von dem Tode des letzten seiner drei Brüder empfing, und von seiner greisen, nun verlassenen Mutter einen Brief mit dem angelegentlichen Wunsche, vor ihrem Tode den letzten ihrer Söhne noch einmal zu sehen. Dies bewog Gironière nach Frankreich zurückzukehren. Am 29. October 1838 segelte er von Manila ab, um über die Landenge von Suez und Malta nach Frankreich zu reisen, wo ihn in Nantes, seiner Vaterstadt, seine zärtliche Mutter empfing. Abgerechnet eine längere Reise durch Europa hat er seitdem dort gelebt, nicht immer im Stande, über dem Glanz und dem Behagen der civilisirten Welt das einfache und beschwerliche, aber an Abenteuern reiche Leben in Dschala-Dschala zu vergessen.

So fabelhaft Manches von dem hier Erzählten dem Leser erscheinen mag, so bestätigen doch zuverlässige Zeugen die Wahrheit von Allem. Wenn wir Gewährsmänner, wie die französischen Admiräle Dumont d'Urville und Laplace, den französischen Consul in Manila, Adolphe Barrot, den Bruder des früheren Ministers Odillon Barrot, und die englischen Reisenden Lindsay und Russel nennen, so dürften wohl auch Ungläubige sich beruhigt fühlen. t.

Fremdländische Dichtungen in deutschem Gewande.

Der pseudonyme Karl Maria Kertbeny (Benkert) in Pesth widmet seine Thätigkeit dem Bestreben, die hervorragendsten Erscheinungen der neueren ungarischen Litteratur in deutschen Landen bekannt zu machen; es liegen wieder zwei Proben dieser seiner Bemühungen vor. Mit besonderer Vorliebe beschäftigt er sich mit Alexander Petöfi; bereits vor mehreren Jahren veröffentlichte er dessen Bauermärchen: „Held Janos", sowie eine Auswahl von dessen lyrischen Gedichten, in einer deutschen Uebersetzung, die sich viele Freunde erwarb, obgleich er selbst ihr jetzt nicht mit Unrecht nachsagt, daß sie „in ihrer unglaublichen Holperigkeit und sprachlichem Stammeln doch nur wie eine Stickerei war, die man von der umgekehrten Seite betrachtet." Bei solchem „läppischen Erstlingsversuche" wollte es nun Herr Kertbeny nicht bewenden lassen, und so versuchte er denn nochmals eine neue und vollständige Uebersetzung der Gedichte Petöfi's, unter dem Titel: „Dichtungen von Alexander Petöfi. Aus dem Ungarischen, in eigenen und fremden Uebersetzungen, herausgegeben von Karl Maria Kertbeny" (Leipzig bei Brockhaus), mit einem Vorwort von Friedrich Bodenstedt, sowie mit einem biographisch-kritischen Anhang aus der Feder des Uebersetzers versehen. Dem letztern folgend erwähnen wir zunächst einige interessante Data aus des ungarischen Dichters höchst bewegtem Leben. Petöfi wurde am 1. Januar 1823, somit gleich Heine als Neujahrskind, zu Félegyháza in Kleinkumanien geboren. Sein Vater war ein Fleischer, und zwar hieß derselbe eigentlich Petrovics, welchen Namen jedoch der Sohn, vermuthlich des gefälligeren Klanges wegen, für sich in Petöfi umtaufte. Mit dem Ende seines Lebens hat es eine eigene Bewandniß, wie wir bald nachher sehen werden. Als zwölfjähriger Junge nämlich desertirte er schon von Schemnitz, wo er damals das Lyceum besuchte, nach Pesth, und von dieser That an schreibt sich genau genommen sein ganzes späteres, an Abenteuern reiches Leben, welches uns Herr Kertbeny mit lebendigen Farben also schildert: „Während der ersten zwanzig Jahre seines Lebens Gassenjunge, Vagabund, gemeiner Soldat, Student, herumziehender Komödiant, oft dem Hungertode nahe, fast aufgezehrt von Elend, Noth und Ehrgeiz — und während der folgenden fünf Jahre Liebling der Nation, ihr größter Dichter, populär wie nie Einer vor ihm, Umformer und Befruchter der Sprache, Schöpfer eines ganz neuen Elementes in der heimischen Poesie, vielseitig und fruchtbar wie Wenige seines Gleichen, dazu im bürgerlichen Leben in behaglicher Gesellschaftsstellung, die er sich durch eigene Kraft errungen, glücklicher Gatte, dann Volksredner, Parteiführer, endlich Held auf dem Schlachtfelde und endlich, erst fünfundzwanzig Jahre alt, in der Vollkraft seiner Jugend und seines Genies, verschollen, am Abend nach der Schlacht in Nichts zerronnen, wie ein Flugstern vom Himmel schießend, zur Mythe im Volksmund werdend: — dies Leben ist ja selber ein Gedicht!" Zur näheren Erklärung dieser letzten Worte Kertbeny's diene noch Folgendes. Petöfi trat im October 1848 in die Reihen der Honvéds, im Januar 1849 stieß er zu Bem in Siebenbürgen, dessen Adjutant er wurde und dessen französische Correspondenz er führte. Von da an stand er oft im Feuer der Schlacht; die letzte, an der er sich betheiligen konnte, war die bei Schäßburg am 31. Juli. Man sah ihn — so erzählt Kertbeny — während derselben an mehreren Punkten theils kämpfend, theils anordnend, und als der Angriff geendet, ging Petöfi mit Mehreren quer über den Kampfplatz einem Kornfelde zu. Seit jenem Augenblicke hat ihn Niemand mehr gesehen. er ist verschollen! In den genauen Listen der Gebliebenen und Gefangenen fehlt sein Name; daß er irgendwo noch verborgen leben sollte, scheint nicht möglich, und so stellt es sich am wahrscheinlichsten heraus, daß er auf der Flucht in die siebenbürgischen Gebirgspässe von den „Bergmotzen", einem wilden Walachenstamm, durch herabgerollte Felsenstücke, gleich vielen Anderen, zerschmettert wurde. — Was Petöfi's Dichterwerth betrifft, so sind wir zwar nicht gewillt, ihm auch nur in der ungarischen, geschweige in der Weltlitteratur die ausnehmend hohe Stufe zuzuerkennen, wie Herr Kertbeny es thut, der ihn mit allen möglichen gefeierten und unsterblichen Namen in Vergleich setzt; wohl aber werden wir so ziemlich immer in die Lobsprüche einstimmen dürfen, die ihm von Bodenstedt im Vorwort ertheilt worden sind. Denn kommen bei ihm auch oft Bilder und Gleichnisse, Metra und Redewendungen vor, die nicht zum Inhalte passen wollen, und erscheint auch oft dieser Inhalt weder neu noch bedeutend, so hinterläßt die Lecture des Buches im Ganzen doch den Eindruck, den uns

eine ächte Dichterkraft giebt. Als Proben mögen die folgenden kürzeren Gedichte gelten, in denen der Volksliederton, wie uns dünkt, sehr glücklich angeschlagen ist.

Die Küche betrat ich, zu zünden
Die Pfeife — ich hielt in der Hand sie;
Das heißt — nun, ich wollte sie zünden,
Ei, hätte bereits nicht gebrannt sie!

Die Pfeife brannte schon lange,
Ich brauchte darum nicht zu gehen,
Ich ging — weil ich drinnen am Herde
Ein liebliches Mädchen sah stehen.

Es schürte die Schmucke ein Feuer,
Es lohten die Scheite gar mächtig;
Die Augen der Lieblichen aber —
Die lohten und flammten erst prächtig!

Mich trafen die Blicke der Holden,
Mein Schreck, ach, der war nicht zu nennen!
Auslöschte die glühende Pfeife,
Mein Herz doch begann nun zu brennen!

Der Mond erscheint, der Ritter der Nacht;
Es giebt ihm das Geleite
Als treuer Page der Abendstern,
Der funkelnd ihm zur Seite.

Auch ich marschir', ich ziehe auch
Nicht einsam, bang' und trübe,
O Mond und Abendstern, mit mir
Da zieht die glühende Liebe!

Ei, gehe nur zur Nacht, o Mond,
Zu deinem braunen Weibchen!
Ich ziehe auch, ich ziehe auch
Zu meinem braunen Täubchen!

Ich schaue hinaus, herein doch schaut
Der Mond zu meinem Fenster;
Und, wie verliebt, auf mich herab
In Strahlenlächeln glänzt er.

Du armer Narr! was blinzelst du
Auf mich im Liebeswehe?
Ei, oder denkst du, daß ich hier
Nach deinem Antlitz spähe?

Es kommt mir gar nicht in den Sinn,
Dich, Mondchen, zu betrachten;
Du kannst in Gottes Namen gehn,
Was soll denn mir dein Schmachten?

Im Häuschen gegenüber wohnt
Mein Lieb, ganz in der Nähe —
Sie ist's, nach der mein Herz verlangt,
Sie ist's, nach der ich spähe!

Komm', lasse satteln dich, mein Roß, nicht schnaube,
Ich muß noch heute sein bei meiner Taube;
Schon in den Bügel ist mein Fuß gestiegen,
Doch längst voraus ließ ich die Seele fliegen.

Dort fliegt ein Vöglein, ist uns vorgeeilet,
Es sucht sein Liebchen, das auch ferne weilet.
Rasch, überhol' es, Roß, mit flinkem Beine,
Es liebt sein Lieb nicht mehr, als ich das meine!

Wohl als guter Dichter gelt' ich,
Und ich glaub' es auch zu sein;
Deshalb doch sollst du nicht loben
Meine Verse, Liebchen mein!

Muß ich ewig doch erröthen,
Lobst du mich voll Eitelkeit;
Und fühl' ich, mit dir verglichen,
Meine Unbedeutendheit.

Denn im winzigsten Gedanken,
Der im Hirn dir funkelt just,
Und im schwächsten der Gefühle,
Das erweitert deine Brust;

Und im Blicke deiner Augen,
Der verstohlen zu mir dringt,
Und im Ton, der noch so flüchtig
An die Seele mir erklingt;

Ja, in deinem wonnigen Lächeln
Ist mehr Poesie, mein Lieb,
Als in allen fünfzehnhundert
Liedern, die bisher ich schrieb!

Herrn Kertbeny verdanken wir aber auch noch die Bekanntschaft eines andern ungarischen Poeten; er hat nämlich neuerdings auch „Dichtungen von Johann Garay" (Wien bei C. Helf) deutsch gegeben. Garay, 1812 zu Szekßárd als Sohn eines Kaufmannes geboren und nach einem mit Leiden und Mühsalen reichbedachten Leben, arm, an allen Gliedern gelähmt, fast völlig blind, am 5. November 1853 im einundvierzigsten Jahre als Scriptor an der Universitätsbibliothek zu Pesth gestorben, gehört nach des Uebersetzers Urtheile selber zwar nicht, wie Vörösmarty, Petöfi und Arany zu den Genies von „Sangre azul"; er war nur ein Dichter zweiten Ranges, auch in der ungarischen Litteratur. Seine Stärke, wenn von Stärke in diesem Falle die Rede sein kann, war nicht das Liebesgedicht, die einfache lyrische Volksweise oder Romanze, in der Petöfi sich besonders auszeichnete, sondern die Ballade, und diejenige, in welcher er den Helden „Kont" besang, ist sogar ins Volk gedrungen und wird in Ungarn „von jedem Schulknaben recitirt."

Den allgemeinen Vorzug der neu aufblühenden ungarischen Poesie, den nämlich, daß sie sich von dem Eindringen des französischen Elements, d. h. von dem Raffinement einer bereits überreifen Litteratur frei zu erhalten gewußt und in ihr naturwüchsiges Wesen nicht fremdartige Ingredienzien gemischt hat, — diesen Vorzug theilt, mag auch sonst Manches an ihm auszusetzen sein, Garay ebenfalls. Bei den Russen und Polen ist dasselbe bekanntlich meistens nicht der Fall gewesen; jedoch verliert darum das „nulla regula sine exceptione" noch nicht alle Geltung, und so begegnen wir in dem Polen Gustav von Zielinsky, dessen zwei Gedichte „die Steppen" und „der Kirgise" Herr Albert Weiß (Leipzig bei Brockhaus) übersetzt hat, einem Dichter, dessen Talent nicht nur ein ziemlich bedeutendes zu nennen, sondern dessen Richtung auch eine gesunde ist, insofern er sich, wie der epische Dichter vor allen soll, auf die nationalen Eigenthümlichkeiten bezieht. Er möge hier selber redend eingeführt werden:

Hast du die Steppen gesehen am Wintertag?
Da eine Schneewolk' aufzog aus Mitternacht,
Da deinem Haupte nirgends ein Obdach war,
Weiß nur im Umkreis, uferlos Wüste?
Da im stets wachsenden Winde die Luft dir
Furchtbar verfinstert Gestöber des Schnees?
Wand'rer, du Armer! wähltest zur Reise
Gut nicht die Stunde. Schau! wie der Sturmwind
Wüthend die weite, riesige Ebene
Jählings mit mächtigen Klauen erfaßt hat!
Wie er den weißen Busen zerfleischt ihr,
Zerrt sie und jagt sie in Knäueln zum Himmel!
Hier sind nicht Blumen, Flaumen des Schwanes,
Hier wird kein wonniges Lager dich betten:
Schneesternenschwärme, vom Wirbel getrieben,
Winden um dich so dicht ihre Netze,
Schlingen in Fesseln dich, so unauflösliche,
Daß sie um dich, den Müden, Gefangenen,
Lebenden, wie um die eigene Achse,
Schütten den weißen Grab-Kurhan auf.
Himmel und Erde schwinden dir; ringsum
Kreisen in Wolken herrnlos Atome nur,
Wehen ein Weilchen, eilen dann weiter.
Schwindel erfaßt dich; dir scheint es, als fliegst du
Fort mit dem Wirbel, der dich umflochten,
Als sei'st der Kern du neuen Weltkörpers,
Der noch umherschwebt über dem Chaos,
Der noch auf Sphären nimmer gestützt ist,
Da noch ihm Gott nicht anwies sein Ziel.
Schlummer befällt dich; Traumesgebilde
Mancherlei schweben nebelblau vor dir,
Bis auch sie dichtes Dunkel verhüllet!
Möchtest du einst am Tag der Erstehung
In des Propheten Heimath erwachen!

Hast du die Steppen gesehen am Lenzestag?
Da lind ein Lüftchen herzog aus Mittag,
Halme, die tief in der Erde sich bargen,
Lüfte des Maien einathmend, sproßten
Und in der Jugend grünes Gewand
Hüllten der Mutter welkenden Schooß?
Da, in der Höhe hangend am Himmel,
Trocknend die Thränen des Winters, die Sonne
Blendend, mit einem Blick üppig Leben
Sandte der Welt mit dem Bund ihrer Strahlen,
Die da, als fielen in Nebel sie, spendeten
Blumigen Regenbogen der Steppe?
Sah'st du das? Neige die Stirne, die stolze,
Neig' sie vor Dem, der mit Wundern umkreis't dich!
Hier mit gewandtem, höfischem Bücken
Neigen in luftiger Schaar Anemonen sich.
Iris, geschmückt dort mit tiefblauem Turban,
Blickt wie ein Sultan, von oben herab nur
Auf all' die winzigen, zahlreichen Völker,
Die ihrem Stolze kriechend nur huldigen.
Und wie coquett lockt seitwärts die Rose
Unter den Augen wachsamer Wächter,
Gleichsam verschlossen im neidischen Harem,
Sternaugen an sich der Astern, Cyanen.
Und wie mild läuten die Glockenblumen
Ueber der Wiege der Lerchenkinder.
Doch was taucht auf da im Schooße der Steppen?
Nein, der Blick täuscht nicht, bläuliche Hügel —
Ist's ein Stück Himmels? Hat eine Zauberin
Flugs eines Weihers Wogen gefeiet,
Daß sie, ob Wind auch kräuselt den Spiegel,
Doch in die Eb'ne zu wogen nicht wagen?
Nein! Der Erinnerung Blümchen: Vergißmeinnicht
Lockt deine Hand hier zu sich vergebens;
Flicht auch der Geist daraus Kränze wohl tausende,
Könntest erfreu'n damit du auch die halbe Welt,
Dennoch gar eng' hier des Herzens Gebiet ist:
Niemand ist hier, dem ein Blümchen du reichest.
Schau doch! Was blitzt da? Brennen die Steppen?
Quillt da auf grüner, sausender Woge
Plötzlich ein Holm von Korallen empor?
Blüht aus der Erde das Blut der Erschlagenen
Ueber Gebeinen, von Niemand gerächt?
Nein! Das sind Lychnis in flammenden Kränzen,
Das ist der Steppe jungfräulich Frischroth!

Ein originelles Werk der polnischen Litteratur: „Herr Luxus. Eine Volkssage (Woycickis Obrazy starodawne entnommen)," gab uns ein Anonymus in deutscher Uebersetzung (Lahr bei J. H. Geiger), und doch hätte gerade der Betreffende seinen Namen am allerehesten nennen können, da er unsere Sprache unstreitig besser in der Gewalt hat, als die Herren Kertbeny und Weiß, die wirklich, um mit Bodenstedt zu reden, „nicht immer genügende Dollmetscher" sind. Das erwähnte, nur 15 Seiten lange Gedichtchen ist übrigens eine Allegorie, welche von einem gewissen poetischen Geschick Zeugniß ablegt. —

Aber wie uns die bisher genannten Dichter aufs neue davon überzeugten, daß zwischen der Empfindungs- und Darstellungsweise slavischer Poeten und der unserer eingeborenen Sänger doch immerhin ein beträchtlicher Abstand bleiben wird, — groß genug, um die eigentliche Popularisirung jener bei uns zu erschweren, — so wurden wir dagegen durch zwei andere Bücher abermals inne, daß die skandinavische Litteratur uns viel näher liegt. Wir lasen „Poetische Versuche von Anna Maria Lenngren. Aus dem Schwedischen von Gustave Woldstedt geb. Struve" (Bückeburg bei M. H. Wolper). Anna Maria Lenngren war eine geistreiche Frau, geboren in Upsala am 18. Juni 1784 als Tochter des Professors Magnus Brynolphsohn Malmstedt, und gestorben am 8. März 1817 als Gattin des Commercienrathes Karl Lenngren in Stockholm, also gerade zu jener Zeit lebend, die wegen des Zusammenwirkens von Kräften, wie Bellman, Winblad, Hallman, Kexel und Kellgren als die erste Glanzperiode der schwedischen Litteratur zu bezeichnen ist. Mit dem letzterwähnten Dichter gab ihr Mann die Zeitung „Stockholmspost" heraus; in derselben erschienen nach und nach ihre Gedichte anonym. Gesammelt sind sie bisher noch nie, und Frau Woldstedt machte also den ersten Versuch damit in deutscher Uebertragung. Sie alle aber zeichnen sich, wenngleich manche Formen und Anschauungen schon Rococo sind, durch lebendiges Gefühl, naive Darstellung und einen eigenen satyrischen Humor aus, der um so wirksamer ist, als er ohne Prätention und Bosheit auftritt. Zwei kürzere Beispiele dieses Humors wollen wir, da das längere, viele ernste Wahrheiten enthaltende und doch dabei scherzhaft plaudernde Gedicht: „An meine liebe Tochter, falls ich eine hätte" zu viel Raum erfordern dürfte, nachfolgend mittheilen:

Die vier Münz-Zeitalter.

Das goldne Alter nannte man
Die Zeit, wo einst in allen Staaten
Man traf in jeder Tasche an
'nen Sack holländischer Ducaten.
Dann kamen in der Silberzeit
Reichsthaler, Piaster, Carolinen;
Mit solchen klumpigen Maschinen
That man im Handel sich Bescheid.
Doch hatte man gewiß nicht lieber
Das Kupferalter hinterdrein,
Und Jedem muß ganz recht es sein,
Daß dies nun auch schon längst vorüber.
Jetzt, Gott sei Dank, kann man nicht mehr
Ob solcher Bürde sich beklagen;
Leichtfüßig gehet man einher
In der Papierzeit sel'gen Tagen.

Die vier Zeitalter des weiblichen Geschlechts.

Hört der Doris Schicksal hier:
Schafe kriegte sie vom Hirten
Hundert Stück, durft' ihn bewirthen
Nur mit einem Kuß dafür.

Ein'ge Tage späterhin
Muß, will sie ein Lamm erstreben,
Doris hundert Küsse geben —
Ei, so ist der Männer Sinn!

Noch verstreicht 'ne kurze Zeit —
Hundert Schafe Doris bringet,
Damit einen Kuß erringet,
Der den Hirten fast gereut.

Und wie geht's zu allerletzt?
Hund und Heerde will sie wagen
Für den Kuß ... doch, soll ich's sagen?
Den kriegt Lise gratis jetzt.

Das letzte Gedicht ist offenbar eine Nachbildung des Hagedorn'schen: „die Küsse", welches also lautet:

Als sich aus Eigennutz Melisse
Dem muntern Koridon ergab,
Nahm sie für einen ihrer Küsse
Ihm Anfangs dreißig Schäfchen ab.
Am andern Tag erschien die Stunde,
Daß er den Tausch viel besser traf:
Sein Mund gewann von ihrem Munde
Schon dreißig Küsse für ein Schaf.

Der dritte Tag war zu beneiden:
Da gab die milde Schäferin
Um einen neuen Kuß mit Freuden
Ihm alle Schafe wieder hin.
Allein am vierten ging's betrübter,
Indem sie Heerd' und Hund verhieß
Für einen Kuß, den ihr Geliebter
Umsonst an Doris überließ.

Wir fragen: Uebertrifft nicht der deutsche Poet des zopfigen 18. Jahrhunderts die schwedische Dichterin des 19. Säculums noch an Grazie des Ausdrucks?

Gegenüber ihrer Stammschwester, der dänischen Litteratur, ist die schwedische in Deutschland die bei weitem bekanntere, und zwar bekannter in doppelter Hinsicht, sowohl in Bezug auf die Masse des Uebersetzten, als in Bezug auf die Länge der Zeit, seit welcher wir mit den fremden Dichtern vertraut gemacht wurden. Es erklärt sich dies einfach daraus, daß die dänische Litteratur früher einen zu engen nationalen Standpunkt festhielt. In der Gegenwart ist das anders geworden, und Andersen z. B. wetteifert an Popularität auch bei uns getrost mit Esaias Tegnér und Friederike Bremer. Ein dänischer Poet, dessen Ruf gleichfalls schon über's Meer zu uns gedrungen, ist ferner Christian Winther, welcher, 1796 auf der Insel Laaland geboren, glücklich verheirathet, in sorgenfreier Lage — er war früher Lehrer der Kronprinzessin — jetzt in Kopenhagen lebt, und dessen im höchsten Grade anmuthige und kunstvolle „Novellen", von H. Zeise übersetzt, vor einigen Jahren in Leipzig (bei L. Wiedemann) erschienen sind. Sein neuestes erzählendes Gedicht: „Hjortens Flugt" (des Hirsches Flucht) gab uns der preußische Consul Ryno Quehl in einem hübsch ausgestatteten Bändchen (Berlin bei Decker). Das Gedicht beginnt sehr wild, ungefähr wie Byrons „Mazeppa", findet sich dann aber in den Ton der Idylle und hält diesen mit wenigen Unterbrechungen bis zum Schlusse fest. Der Inhalt ist kurz folgender: Ein junger Bursche, Lieblingsdiener eines reichen Rittersmannes, wird von seinen mißgünstigen Genossen verleumdet und zur Strafe für seine vermeintlichen Vergehen auf einen Hirsch gebunden, der nun mit ihm in ungezügeltem Laufe über Berg und Thal setzt. Diese „Flucht" schildert der erste Gesang. Es gelingt dem Armen, seine Fesseln zu lösen, und er wird, von seinen Wunden genesen, bei einem Müller aufgenommen. Ein poetisches Gemüth tritt uns auf jeder Seite des Gedichtes entgegen; besonders im Rhythmus der Verse liegt eine rührende Naivität und ein schmeichelnder Wohllaut, der in Herrn Quehls Uebersetzung glücklicher Weise nicht verlorengegangen ist.

Wir schließen die Reihe fremdländischer Dichtungen in deutscher Uebertragung mit einem ganz besonders berühmten Namen. Thomas Moore's „Lalla Rukh", soviel wir wissen, bisher noch nie vollständig übertragen, ist „deutsch von Dr. Alexander Schmidt in Königsberg" neuerdings (Berlin bei Decker) erschienen. Das Gedicht entstand bekanntlich zu der Zeit, da die Neigung für den Orient sich plötzlich schnell über die Poesie aller gebildeten Völker verbreitete, und es brachte dem Poeten großen Ruhm, größeren noch, als er sich vorher durch seine populären Sangweisen und kleineren Lieder erworben hatte. Und dennoch sind diese letzteren in ihrer schmucklosen Einfachheit und Innigkeit noch viel mehr zu loben, als die im glänzendsten Colorit und mit morgenländischer Pracht vor uns hintretende Lalla Rukh, welche, genau genommen und mit Rücksicht auf den Inhalt, eigentlich ein schwaches Gedicht ist. Die prosaische Erzählung von der Brautfahrt der Prinzessin langweilt ohne Zweifel, und die vier poetischen Episoden sind von sehr ungleichem Werthe. Als die beste muß uns „das Paradies und die Peri" erscheinen, welche Robert Schumann zu seiner genialen Tonschöpfung begeisterte. — Die Sprache des Uebersetzers liest sich leicht und fließend; wir hören wirklich einen Nachhall des Tones, welchen Thomas Moore, dem Beispiele von Byrons orientalischen Gedichten folgend, freilich nicht immer mit gleichem Glücke, angeschlagen hat. E. Kn.



Männer der Zeit.

Juan Bravo-Murillo.

Der spanische Staatsmann ist im Juni 1803 zu Frejual de Sierra in der Provinz Badajoz geboren. Seine Eltern befanden sich in nur mittelmäßigen Vermögensverhältnissen; er wurde für die Kirche bestimmt und studierte in Sevilla und Salamanca Theologie. Er faßte jedoch allmählich eine Abneigung gegen dieses Studium und wendete sich deshalb der Jurisprudenz zu. 1825 trat er in das Advocatencollegium von Sevilla. Ein logischer Geist, große Uebung in der Dialektik und bedeutende rhetorische Begabung machten ihn bald unter seinen Collegen berühmt. Sein Ruf wuchs noch durch seine geschickte Vertheidigung des Obersten Bernardo Marquez, der 1831 in eine Verschwörung der Liberalen verwickelt, des Hochverraths angeklagt war.

Der wohlerworbene Ruf des jungen Advocaten veranlaßte nach dem Tode Ferdinands III. den Justizminister Garelly ihm die Stelle eines Oberstaatsanwalts in Caceres beim Gerichtshof von Estremadura anzubieten. Bei der ausgedehnten Praxis, die Bravo bereits hatte, hätte er recht wohl Ursache gehabt, aus bloßen Rücksichten auf sein Fortkommen dieses Anerbieten zurückzuweisen; aber er nahm es doch an, da es ihm ein weiteres Feld politischer Thätigkeit eröffnete. Bravo verwaltete sein Amt im Sinne des praktischen und gemäßigten Fortschritts. Als indeß 1835 die Partei der entschiedenen Progressisten ans Ruder kam, zeigte es sich bald, daß er deren Wohlwollen nicht besaß, denn der neue Justizminister, Gomez Becerra, wollte ihn von Caceres nach einer schlechtern Stelle in Oviedo versetzen. Bravo nahm hierauf seine Entlassung und widmete sich wieder der advocatorischen Praxis. Weil er zugleich mit dem für Spanien ganz neuen Plan umging, eine juristische Zeitschrift herauszugeben, wählte er Madrid zu seinem Aufenthalt. Gemeinschaftlich mit seinem Freund, dem Juristen Pacheco (1847 Premierminister) gab er nun von 1836 an das „Boletin de Jurisprudenzia“ heraus. Auf kurze Zeit wurden die advocatorischen und litterarischen Arbeiten Bravo's unterbrochen, als ihn der Minister Isturiz zu dem Amte des Secretärs im Staatsdepartement berief. Schon nach drei Monaten fiel aber dies Cabinet in Folge der Revolution von La Granja, und Bravo legte sofort seine Stelle nieder mit dem Entschluß, sich nie wieder in Politik zu mischen, und abermals widmete er sich in Madrid mit Eifer seinem Geschäfte als Advocat.

Die Litteratur führte Bravo aber doch wieder zur Politik zurück; und mit Donoso Cortes, Gonzales Llanos und Dionysius Guliano wurde er einer der thätigsten Begründer und Mitarbeiter der Zeitschrift: „El Porvenir“, welche die Ueberschwänglichkeiten der an der Spitze der Regierung stehenden Partei mit großer Kühnheit und Geschicklichkeit bekämpfte. 1837 wählte ihn die Stadt Sevilla zum Mitglied der Cortes, und selbst das Portefeuille der Justiz im Ministerium Ofalia ward ihm angeboten, das er aber ausschlug. Nach der bald erfolgenden Auflösung der Cortes ward Bravo als zu gemäßigt nicht wieder gewählt. Er begann dafür von neuem seine journalistische Thätigkeit und gab in Gemeinschaft mit Donoso Cortes und Alcala Galiano die Zeitung: „il Piloto“ heraus, welche unermüdlich in ihrem Kampf gegen die Grundsätze der herrschenden radicalen Partei war.

Mittlerweile waren die Cortes abermals aufgelöst worden, und bei der neuen Wahl 1840 erhielten die Moderados die Majorität, unter denen auch Bravo Murillo für die Provinz Avila gewählt ward. In diesen Cortes nahm er, außer daß er das Justizfach als seine Specialität vertrat, auch an den politischen Fragen lebhaften Antheil. Der Muth, mit dem er gemäßigte Reformen vertheidigte, verschaffte ihm das Vertrauen der conservativen Partei. Als 1841 die Septemberrevolution ausbrach, ward Bravo als Führer der Moderados verhaftet. Er entfloh nach den baskischen Provinzen, und von dort über die Pyrenäen nach Bayonne, wo er die Nachricht von seiner Verbannung und von seiner Zurückberufung durch die provisorische Regierung fast zu gleicher Zeit empfing. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris kehrte er nach Madrid zurück um sich ganz seiner Advocatur zu widmen. 1847 übernahm er wieder das Amt des Justizministers in dem Uebergangscabinet des Herzogs von Sotomayor, trat aber zurück, als Pacheco Ministerpräsident ward. Im November desselben Jahres bei der Bildung des neuen Cabinets fielen ihm die Portefeuilles des Handels und des Unterrichts zu, und 1849 und 1850 war er im Ministerium des Herzogs von Valencia (Marschall Narvaez) Finanzminister. Angesichts des bedeutenden Deficits schlug er Ersparnisse zum Belaufe von 100 Mill. Realen vor, von denen 20 Mill. auf das Kriegsministerium fallen sollten. Der Kriegsminister bekämpfte diesen Vorschlag, und da sich die Majorität seiner Collegen für ihn erklärte, nahm Bravo-Murillo seine Entlassung. Der eigentlich schon seit 1848 in der Moderadopartei vorhandene Zwiespalt trat damit in den Regierungskreisen zuerst offen an den Tag. Die nächste Folge war, daß der General Narvaez, der seine Stellung der Königin Mutter gegenüber bald nicht länger haltbar fühlte, am 10. Januar 1851 seine Entlassung einreichte und auf der Stelle nach Frankreich abreiste. Bravo-Murillo wurde mit der Bildung des neuen Cabinets beauftragt und trat als Präsident an dessen Spitze. Dem Namen nach war es ein Moderadocabinet wie das vorhergehende, aber die Anhänger des Marschalls Narvaez bildeten eine eigene Fraction unter den Moderados, die alsbald in lebhafte Opposition mit dem Ministerium trat. Aus der persönlichen Spaltung ward dann eine politische. Das neue Cabinet, von den mächtigsten unter seinen alten Freunden verlassen, konnte sich nur auf den Hof stützen, und dort waren die absolutistischen Einflüsse allmächtig, die abgetretenen Moderados mußten Stützen in der öffentlichen Meinung suchen und schlossen sich den Constitutionellen mehr und mehr an.

Der Einfluß der am Hofe vorherrschenden absolutistischen Tendenzen zeigte sich am nacktesten nach dem glücklich durchgeführten Staatsstreich vom 2. December 1851, der die formell in Frankreich bestehende Republik vollends beseitigte und das Kaiserthum an deren Stelle setzte. Die strengen Gesetze vom 19. Jan. und 2. April 1852 brachten die Presse zum Schweigen, und sowie man sich dieser Opposition entledigt hatte, fing das Ministerium an durch königliche Decrete zu regieren, als ob die Cortes gar nicht existirten. Nur wenige von den Moderados folgten Bravo in dieser extremen Richtung. Der Marineminister Armero, der Kriegsminister Lara und der Minister des Innern Ordonez traten aus, und einer der angesehensten Conservativen, Martinez de la Rosa, weigerte sich das Ministerium zu unterstützen. Die am 1. Dec. einberufenen Cortes saßen nur einen Tag, da die Präsidentenwahl ungünstig für die Regierung ausfiel, und nach ihrer Vertagung veröffentlichte die Regierung am 3. Dec. die von ihr beabsichtigten Verfassungsveränderungen. Das Wahlrecht ward auf nur 26,000 Wähler beschränkt, das Steuerbewilligungsrecht durch ein permanentes, nur durch Uebereinstimmung aller drei Zweige der gesetzgebenden Gewalt abzuänderndes Budget illusorisch gemacht, Preßfreiheit und die Garantien der persönlichen Freiheit abgeschafft, und wenn ja noch der Willkür der Regierung eine Schranke geblieben wäre, ward es ihr gestattet, der unvorhergesehenen Lücke ohne Mitwirkung der Cortes abzuhelfen.

Der Griff war zu kühn um nicht auf die lebhafteste Opposition zu stoßen, an deren Spitze sich die Moderados unter Marschall Narvaez stellten, und Bravo-Murillo sah die angesehensten Generale der Armee, die vornehmsten Granden und die gemäßigtsten Staatsmänner Hand in Hand mit den Progressisten in geschlossener Phalanx als Gegner sich gegenüberstehen. Eine Zeitlang versuchte er Stand zu halten, aber am 14. Dec. nahm er seine Entlassung und verließ, mit Pässen des französischen Gesand-

ten versehen, das Land. Noch einmal kehrte er zurück, um seinen Sitz in den Cortes einzunehmen, denn noch eine Zeitlang versuchte das Cabinet Lersundi gegen die immer mächtiger werdende Opposition anzukämpfen. Aber der Tag von Vicalvaro stürzte die absolutistische Partei, Bravo mußte abermals aus Spanien flüchten und ist erst vor kurzem seit dem neuen Umschwung der Dinge nach dem Vaterland zurückgekehrt. (8.)

Michael Bakunin.

Die politische Bewegung unserer Tage rückt in der entgegengesetzten Richtung der ältern geschichtlichen Bewegung vor. Während die letztere ihren Gang von Ost nach West genommen hat, ist die erstere von Westen gegen Osten vorwärts geschritten. Unter den romanischen Völkern entstanden, überschritt sie den Rhein und brachte die germanische Welt in Gährung. Lange schien es, als ob der revolutionäre Funken unter den Slaven allein bei den Polen zünden werde. Die große Adelsverschwörung der Russen, die Kaiser Nikolaus niederwerfen mußte, ehe er die zu seinem Thron führenden Stufen ersteigen konnte, war eine exotische Erscheinung. Jetzt aber zeigt es sich, wie weit die modernen Ideen in dem riesenhaften Reiche, das seinen Rücken an die arktischen Meere anlehnt, um sich gegriffen haben. Wie die Propaganda der Civilisationsgedanken im Großen und im Einzelnen sich vollzogen hat, werden spätere Geschichtsforscher ermitteln. Wir Lebenden stehen wie vor einem wogenden Nebel, aus dem einzelne Ereignisse, einzelne Gestalten auftauchen, und müssen uns an diese halten. Nur einige Gestalten haben scharfe Umrisse, und zu ihnen gehören Herzen und Bakunin. Diese Beiden verstehen wir um so leichter, als sie denselben Weg gegangen sind, auf dem so viele unserer Philosophen sich verloren haben. An einer Theorie sich fortspinnend, sind sie nach und nach in ein Extrem gerathen und haben es mit logischer Consequenz festgehalten.

Michael Bakunin ist ein Großrusse und 1814 zu Torschok im Gouvernement Twer geboren. Seine Familie bekennt sich zur herrschenden Kirche und ist nicht nur adelig, sondern mit mehreren der ersten und einflußreichsten Geschlechter, unter andern mit den Murawiews, nahe verwandt. Der General Murawiew, der bei dem verstorbenen Kaiser in einer Gunst stand, die der Sohn und Nachfolger ihm bewahrt zu haben scheint, ist Bakunins Oheim. Da seine Familie auch reich war, so ebneten sich ihm alle Wege zu Glanz und Macht. In Moskau wurde er aber mit Kant, Fichte, Schelling und Hegel bekannt, und empfing zugleich die Eindrücke der vornehmen Gesellschaft, die in der alten Krönungsstadt dem bureaukratischen System eine geräuschlose, aber nicht ungefährliche Opposition macht. Mit seinen Büchern beschäftigt, täuschte sich Bakunin über die Triebfedern, durch welche die unzufriedenen Altrussen in Bewegung erhalten werden, in dem Grade, daß er in ihnen Stützen der Hoffnungen sah, die er auf die Einwirkungen der deutschen Philosophie setzte. Er war ein Radicaler geworden, als seine Familie ihn zum Eintritt ins Heer bewog. Die kleinen polnischen Landstädte, in denen er mit seinem Regiment umherzog, boten ihm keine geistige Nahrung. Er blieb bei seinen Büchern, und je mehr er die Fesseln der russischen Disciplin empfand, um so entschiedener bestärkte er sich in seiner Richtung. Längere Zeit scheiterte er mit seinen Bemühungen, Urlaub zu einer Reise zu erhalten; endlich hatte er den ersehnten Paß in den Händen und eilte auf dem geradesten Wege nach Berlin. Den Philosophen, der ihn ganz gefangen nahm, fand er übrigens nicht dort, sondern in Dresden. Es war unser „allerrothester Philosoph", Arnold Ruge, der Mann ohne Standpunkt. Durch ihn angeregt, schrieb und veröffentlichte Bakunin eine deutsche Schrift: „Die Reaction in Deutschland", der die russischen Agenten weit mehr Aufmerksamkeit widmeten als das deutsche Publicum. Man warnte ihn und machte ihm glänzende Verheißungen, wenn er seine schöne Begabung der Regierung widmen wolle. Er wies alles zurück und verließ Dresden, wo er sich nicht mehr sicher fühlte. Am Züricher See traf er mit den socialistischen Träumern zusammen, denen Bluntschli durch seinen bekannten Bericht über die communistischen Umtriebe in der Schweiz zu einer unverdienten Berühmtheit verholfen hat. Sein Bruch mit dem russischen System war nun vollständig geworden, und er hatte keine andere Wahl, als dem Befehl, der ihn nach Rußland zurückrief, nicht zu gehorchen. Die Einziehung seines Vermögens, die ihn dafür bestrafte, war unfreiwilligen Naturstudien in Sibirien immer noch vorzuziehen. Er begleitete nun Karl Vogt auf einer Reise an die Ufer des Mittelmeeres. Unser Naturforscher sammelte Muscheln, und Bakunin beobachtete den stillen Haushalt der Conchylien, wobei er zu dem Resultat gelangte, daß selbst diese Gebilde der niedern Thierwelt zu republicanischen Einrichtungen und Gewohnheiten hindurchgedrungen sind. Nach jener Reise nahm er seinen Wohnsitz in Paris und kam in Folge seiner Aufsätze in den Zeitschriften mit den Größen der Opposition in Verbindung. Eine Rede, die er den polnischen Flüchtlingen bei der Jahresfeier der Warschauer Revolution hielt, war ein Ereigniß. Sie machte in Paris ungeheures Aufsehen und wurde durch Uebersetzungen in ganz Europa verbreitet. Die russische Regierung nahm von dieser Meinungsäußerung Notiz und forderte von Ludwig Philipp die Auslieferung Bakunins. Er wurde gewarnt und floh über die Grenze. In Brüssel erfuhr er, daß man in Petersburg einen Preis von 10,000 Silberrubeln auf seinen Kopf gesetzt habe.

Als jene Rede 1847 gehalten wurde, schien sie ein wilder Traum zu sein, ausgebrütet von einem siedenden Blut und einem schwachen Gehirn. Wenige Monate später, — und die Vereinigung der romanischen, germanischen und slavischen Revolutionskräfte, zu der Bakunin aufforderte, war ins Reich der Möglichkeit gerückt. Er arbeitete nun mit der vollen Energie seines Volkes. Ohne ein eigentlicher „Barricadenprofessor" zu sein, war er an allen Orten zu sehen, wo augenblicklich die stärkste Entladung des elektrischen Stoffes stattfand. Er war der Sturmvogel der Revolution, und die Polizei hätte ihn als Barometer brauchen können. Namentlich die Punkte suchte er auf, wo slavische und deutsche Revolutionselemente sich berührten. Immer nur mit dem einen Gedanken beschäftigt, durch die Vereinigung der Slaven und Deutschen einen Hebel zu gewinnen, mit dem der russische Koloß sich umwerfen lasse, zeigte er mit ebenso beredten als nutzlos verhallenden Worten, daß die europäische Revolution in sich selbst verfallen müsse, wenn jene Beiden nicht von ihrem Haß und ihrer Feindschaft ließen. Das war in Prag bei dem Slavencongresse und in Breslau bei den dortigen Unruhen sein Thema. In den Novembertagen von 1848 war ihm sein Posten in Berlin angewiesen; doch kaum hatte man die Erfindung des passiven Widerstandes gemacht, so suchte er einen neuen Revolutionsheerd auf. Er verweilte nach einander in Dessau, Leipzig und Dresden, in letzterer Stadt während des Maiaufstandes von 1849. Der wirkliche Leiter des blutigen Kampfes war er, und an ihm lag es nicht, daß die freundliche Elbstadt mit ihren unersetzlichen Kunstreichthümern nicht in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Auf dem Rückzuge wurde er in Chemnitz von seinem Schicksal erreicht. Die Regierungspartei der Stadt ermannte sich, führte gegen ihn, der mit wenigen Genossen dem Revolutionsheer vorangeeilt war, einen kühnen Handstreich aus und nahm ihn gefangen. Während der Untersuchung wurde er auf dem Königstein verwahrt. Die Todesstrafe, die das Gericht über ihn aussprach, wurde in lebenslängliches Gefängniß verwandelt, bald darauf aber einem Requisitionsgesuch der österreichischen Regierung Folge gegeben. Als er die Schützen sah, die ihn abführten, verließ ihn seine Fassung zum ersten Male. Sein Gesicht bedeckte sich mit Leichenblässe, denn er glaubte an Rußland ausgeliefert zu werden. Die Untersuchung gegen ihn wurde in Prag geführt, und zwar so geheim, daß nie bekannt geworden ist, ob er die Enthüllungen, die Niemand besser als er

geben konnte, wirklich gemacht hat. Die guten Bürger Prags, die ihn über sich im Hradschin wußten, glaubten Nachts ein unterirdisches Hämmern und Pochen zu hören, das von Mitverschworenen herrühre, die ihn durch einen Minengang befreien wollten! Die militärischen Befehlshaber ließen sich von dieser Phantasie anstecken und umgaben sein Gefängniß auf allen Seiten mit Wachen, deren Gewehre scharf geladen waren. Die Auslieferung nach Rußland, die er schon auf dem Königstein gefürchtet hatte, erfolgte in Prag wirklich.

Seit Bakunins Abführung nach Rußland sind nichts als Gerüchte über ihn verlautet. Nach einigen Nachrichten ist er zuerst in der Petersburger Citadelle, dann in der Festung Schlüsselburg gefangen gehalten worden und am letztern Orte der Strenge der Haft erlegen. Diese Todesnachricht ist jedenfalls falsch. Nach anderen Gewährsmännern wäre er von Anfang an ein russischer Agent gewesen, der den Auftrag gehabt hätte, die Verwirrung in Deutschland so zu steigern, daß den Regierungen die Nothwendigkeit russischer Hülfe klar werde. Nach dieser Auffassung könnte Bakunin in Rußland nicht bestraft worden sein, und in der That wird behauptet, daß er als Officier zur Kaukasusarmee abgegangen sei. 1856 verlautete die Nachricht von seiner Begnadigung, erfuhr aber gleich darauf Widerspruch. Daß es seinen Verwandten gelungen sein wird, die jetzige milde Stimmung für ihn zu benutzen, glauben wir annehmen zu dürfen. (14.)

Alexander Herzen.

Die Flüchtlinge aller Nationen, die in England nach dem Schiffbruch ihrer Hoffnungen eine Zufluchtsstätte gefunden haben, sind ziemlich alle ohne Ansehen und Einfluß. Zwei besitzen wirkliche Macht. Der eine ist Mazzini, der zweite Herzen. Der Italiener setzt Stilette und Bomben in Bewegung, der Russe läßt das gedruckte Wort für sich wirken. Beide reichen mit ihrem Thätigkeitskreise sehr weit und sind selbst unerreichbar. Wie Mazzini der Apostel von vielen Tausenden seiner Landsleute ist, so wird Herzen vom weißen Meer bis zu den Bergen im Osten, deren Gewässer dem Busen von Ochotzk zufließen, verehrt.

Alexander Herzen hat einen russischen Vater und eine deutsche Mutter. Die deutsche Bildung, die er durch die letztere erhielt, war ein Grundstock, den er durch eigne Studien eifrig vermehrte. Die deutsche Wissenschaft führte ihn den Junghegelianern zu; der russische Geschmack machte ihn mit den französischen Encyklopädisten vertraut. Fügt man zu diesen deutschen und französischen Einflüssen das Russische, das ihm im Blute steckte und ihn als unmittelbare Lebensluft umgab, so erhält man ein Ganzes, das interessant und fremdartig genug ist. Seine Moskauer Universitätsjahre wurden gewaltsam unterbrochen. Als Mitglied einer lebhaften Genossenschaft von Studenten hatte er unvorsichtige Aeußerungen gethan und war denuncirt worden. Man verhaftete ihn und alle seine Freunde und stellte eine scharfe Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe an. Von Wachen umgeben zum Militärstatthalter geführt, hörte er, daß das Urtheil auf Verbannung nach Sibirien laute. Die anderen unterwarfen sich schweigend, er allein trat kühn vor und erklärte dem Beamten, da er sich unschuldig fühle, so werde es ihn glücklich machen, die Gründe seiner Verurtheilung zu erfahren. Statt daß dieser Schritt sein Schicksal verschlimmert hätte, milderte er es. Seine Verbannung wurde um einen Grad herabgesetzt, und man verwies ihn nicht nach Sibirien, sondern in eine der westlichen Städte, nach Perm.

Das frühere russische System war aus Strenge und Milde zusammengesetzt. Als politisch Verurtheilter durfte Herzen in den Civildienst eintreten und erhielt viele zum Theil wichtige Geschäfte zugewiesen. Dabei blieb er fortwährend unter polizeilicher Aufsicht, und eine neue Unbesonnenheit würde seine Lage sehr übel gemacht haben. Von Perm wurde er in andere Städte versetzt und arbeitete theils in Nowgorod, theils in Petersburg. In Nowgorod wurde er zu seiner größten Freude aus der Schreiberstube erlöst. Er wollte nach Moskau zu einem Freunde gehen, allein die Mittel fehlten ihm. Kaum wurde dies in der Stadt bekannt, so stellte sich einer der Einwohner bei ihm ein und übergab ihm im Namen seiner Mitbürger eine bedeutende Summe. In Moskau beschäftigte er sich mit den litterarischen Arbeiten, die ihn berühmt gemacht haben, und bekam dann ohne sonderliche Schwierigkeit die nachgesuchte Erlaubniß, Europa ganz nach seinem Gefallen zu bereisen.

Die Schriften, die er in Rußland erscheinen ließ, bezeichnete er blos mit seinem Vornamen, dem er die türkische Form Iskander gab. Die erste besteht in einer Reihe von Briefen unter dem Gesammttitel: „Der Dilettantismus in der Wissenschaft." In Rußland machte dieses Werk durch seine Betrachtungen über die russischen Secten Glück. Diesen Briefen, die 1842 erschienen, folgten 1845 und 1846, ebenfalls in einer Zeitschrift, Briefe über das Studium der Natur. Auf dieses Werk antwortete das Publicum, dem die rechte Weihe für das Junghegelthum fehlte, mit dem Verlangen nach einem Roman. Herzen gab ihm statt eines zwei. Sie heißen: „Wer trägt die Schuld?" und „Doctor Krupof." In dem ersten dieser Romane herrscht das Genre vor, das durch die besseren russischen Romanschriftsteller, zu denen wir Bulgarin nicht rechnen, typisch geworden ist. Die Arbeit Herzens ist nicht junghegelisch, sondern russisch, zur Hälfte Sittenroman, zur Hälfte Tendenzroman. Alle Gestalten sind aus dem vollen Menschenleben herausgegriffen, sowohl die Verwaltungsbeamten, die er in seinen Bureaux von Perm, Nowgorod und Petersburg genau beobachtet hatte, als die adeligen Repräsentanten von Altrußland und Jungrußland. Altrußland zeigt sich unwissend, roh, grobsinnlich und trotzdem achtbarer als Jungrußland, das aus allen Ländern der Fremde etwas entlehnt, aber stets das Häßliche und Gemeine trifft. Eine Nebenfigur des ersten Romans, Doctor Krupof, ist der Held des zweiten. Er giebt seine Erinnerungen und Erfahrungen, wodurch ein Rahmen entsteht, in den einige komische und einige rührende Episoden eingefügt werden. Aus seinen Beobachtungen und Erfahrungen zieht sich das Facit, daß bei den meisten Menschen der Wahnsinn in verstecktem Zustande vorhanden sei.

Herzen befand sich schon auf Reisen, als der zweite jener Romane gedruckt wurde. Er besuchte Deutschland, Frankreich und Italien. 1847 schrieb er in französischer Sprache Reiseerinnerungen, elegante und lebhafte Schilderungen fast ohne politische Tendenz und im Ton des Romans gehalten. Ganz politisch sind zwei Werke, die er in deutscher Sprache schrieb: „Vom andern Ufer" und „Briefe aus Italien und Frankreich". Das erste Buch enthält Phantasien, das zweite beschäftigt sich mit den Revolutionen in Frankreich und Italien, denen Herzen mit glühendem Interesse gefolgt war. Im Revolutionsjahre selbst hatte er eine Fortsetzung seiner Romane begonnen und nach Rußland zur Veröffentlichung in einer Zeitschrift geschickt. Angezeigt wurden diese Erzählungen, aber sie traten in Rußland nie an das Tageslicht. 1854 hat Herzen sie in London unter dem Titel: „Unterbrochene Erzählungen" herausgegeben.

Der Kaiser verdoppelte 1848 seine Strenge in Preßsachen. Nicht ein Lüftchen des großen Revolutionssturmes, der durch das unchristliche Europa brauste, sollte über den Boden des heiligen Rußlands hinwehen. Zur Erreichung dieses Zweckes bildete er einen höhern Ausschuß zur Ueberwachung der Bücher, der Schriftsteller und der Censoren. Derselbe bestand unter dem Vorsitz des Marineministers aus Generaladjutanten, Generallieutenants, Generalintendanten, Artilleriegeneralen, Generalstabsofficieren des kaiserlichen Gefolges, Platzoffizieren, zwei Mönchen und einem tatarischen Prinzen. Wie Herzen behauptet, verbot dieser Ausschuß unbedingt jede Veröffentlichung irgend einer von ihm herrührenden Schrift, selbst wenn sie die Vortheile der geheimen Polizei und des Absolutismus, oder den Nutzen der Leibeigenschaft, der körperlichen Strafen und der Rekrutirung auseinander-

setzen sollte. „Dieser Beschluß des hohen Ausschusses", setzt er hinzu, „ließ mich begreifen, daß es keine Möglichkeit mehr gebe, in Rußland die Feder zu halten, und daß ein Schriftsteller keinen andern Entschluß ergreifen könne, als außerhalb des Landes zu schreiben."

Herzen siedelte sich in London an und gründete dort seine freie russische Presse. Für die eine Seite seiner nunmehrigen Thätigkeit ist ihm die Litteratur zu aufrichtigstem Dank verpflichtet. Es existirt kaum eine unverstümmelte Ausgabe eines bedeutenden russischen Schriftstellers oder Dichters. In die besten Werke Lermontows, Puschkins, Marlinsky's und der übrigen Dichter hat die Censur breite Breschen gelegt. Die russische schöne Litteratur ist ein Torso, dem bald das eine, bald das andere Glied fehlt. Die Ausschnitte der Censurscheere sind darum nicht verlorengegangen. Sie laufen handschriftlich von Hand zu Hand; ja auf den Schlössern des Adels, insbesondere des kleinrussischen, findet man Bibliotheken von Handschriften, die ihre Verfasser nicht auf den Tisch eines Censors zu legen wagten. Solche Opfer und Flüchtlinge der Censur sammelt nun Herzen, und wir werden durch ihn dereinst mit vollständigen Ausgaben beschenkt werden. Außerdem schreibt er Flugschriften und giebt zweimal im Monat eine russische Zeitung: „Die Glocke" heraus.

Herzen schreibt hauptsächlich für die Russen, und alle seine Werke gelangen richtig an ihre Adresse. Sie werden über die Grenze geschmuggelt und haben eine fabelhafte Verbreitung. Er hat in Moskau, Petersburg und anderen Städten zahlreiche Correspondenten und Mitarbeiter, durch die er alles erfährt, was vorgeht. Alle, denen die ruhige Besprechung russischer Zustände, die nunmehr innerhalb der Grenzen des Reiches gestattet ist, nicht genügt, suchen für die Ablagerung ihres Unmuths seine Druckerei in London auf. Er verhöhnt da, wo man bisher mit Ehrfurcht sprach, er zieht mit beißender Ironie gegen allerlei Gunstbezeugungen, Verwandtschaften und verborgene Einflüsse, von denen Niemand eine Ahnung hatte, zu Felde und nennt alle Namen. Man verschlingt seine Schriften, und die Wirkung ist nicht ausgeblieben, wie sich sogar in Kreisen zeigt, die man bisher für unzugänglich gehalten hat.

Unsere Gegenwart neigt zu der Tendenz, das neue Rußland vortrefflich zu finden, und es ist daher vielleicht gut, aufmerksam zu machen, daß in der oppositionellen Jugend dieselbe kolossale Ueberschätzung russischer Größe und Macht vorhanden ist, die man dem verstorbenen Kaiser so übel genommen hat. In einer Schrift, die vor dem Krimfeldzuge geschrieben wurde, sagt Herzen wörtlich: „Der Kaiser kann große Werke verrichten. Er kann nach Gefallen den unfruchtbaren Hochmuth Frankreichs demüthigen und die majestätische Klugheit Englands beugen, er kann die Pforte russisch und Deutschland moskowitisch machen." In seiner neuesten Schrift: La France, ou l'Angleterre? Variations russes sur le thême de l'attentat du 14. janvier, warnt er vor einem französischen Bündniß, denn Rußland habe mit dem europäischen Despotismus nichts zu schaffen. (15.)

Karl Grunert.

Die Kunst hat meistens ihre Entwickelung in Gegensätzen nach einander. Nachdem für die Malerei in Italien die Ideale verblaßt waren, begann der Pinsel der Niederländer das Genre zu entfalten. Nicht selten aber entwickelt sich die Kunst auch in Gegensätzen neben einander, wie z. B. in der spanischen Malerei Murillo gleiche Meisterschaft in seinen Madonnen wie in seinen Volksgruppen auf der Gasse bekundet, Heiligenbild und Porträt gleichzeitig gepflegt wurden. Man kann in deutscher Dicht- und Schauspielkunst ein gleiches Nebeneinander wahrnehmen. Neben Klopstock herrschte gleichzeitig die derbste Prosa, neben Schiller reussirte Kotzebue auf den deutschen Brettern. In Berlins größter Theaterepoche standen Ludwig Devrient und Wolf neben einander, wie Emil Devrient und Dawison gegenwärtig in Dresden. Die Contraste der Richtungen in der mimischen Kunst waren auf dem von Dingelstedt in München veranstalteten Centralgastspiel aufs entschiedenste fühlbar; neben und mit Anschütz spielte Döring, neben Emil Devrient Marie Seebach. Karl Grunert war bei dieser Centralisation deutscher Bühnenkunst nur müßiger Zuschauer; denn Schwaben ist eifersüchtig auf seine Leute und versagte seinem Mimen, in München mitzuwirken. Im Rhetorisch-declamatorischen hat Grunerts Spiel seine eigentliche Basis; sein Nathan, sein Wallenstein, sein Chorführer in der Braut von Messina, sein Vortrag der Glocke stehen in dieser Beziehung unerreicht da. Ihn sichert die Energie seiner Charaktermalerei jetzt wohl vor dem Irrthum der declamatorischen Richtung: im bloßen Ton und in der Klangmalerei die Aufgabe des Mimen zu sehen. Mit Recht heißt der Schauspieler: Mime, wenngleich mit ihm das Wort des Dichters wesentlich zu seinem Rechte kommen muß, und der Vortrag, die Rede aller Figuration voranstehen muß. Grunert ist nicht blos Meister des Schillerschen Verses. Mit seinem Oberförster, Cromwell, Ludwig XI. rc. löst er auch prosaische Aufgaben, Aufgaben aus dem Bereich der Ifflandschen „Menschendarstellung". Mit Falstaff, Mephistopheles und einigen kleinern Genrefiguren wie der Essighändler greift er sogar, und zwar burlesk und drastisch genug, in die Kreise der Komik hinüber. Den Schwerpunkt hat sein gediegener Styl jedenfalls in tragischen Charaktergestalten, die auf dem tiefinnersten Boden der Gemüthswelt ihre Wurzel haben. In den Nachtstücken der Seelenmalerei, wie sie Lear, Franz Moor und Richard III. entfalten, hat sein Schwung und der Reichthum seiner Farbengebung die bedeutsamsten Erfolge. Das langsame Tempo der Schillerschen Rhetorik wird hier mit den Pulsen der britischen Dichterkraft beflügelt. Auch Gestalten von nicht so umfänglicher Geltung, wie König Johann, der König im Hamlet, König Philipp im Carlos, Talbot in der Jungfrau, Alba im Egmont rc. haben bei Grunert den Hintergrund einer gewissen Gemüthstiefe, der ihnen ein dunkles Colorit giebt, während die Linien ihrer Zeichnung zugleich in Schärfe, Kraft und Deutlichkeit den Meister verrathen, der wissenschaftlichen Studien seine Kunst abgewann. Grunert gehört nicht blos zu den denkenden Künstlern, er ist einer der wissenschaftlich gediegensten Kenner in seiner Kunst, und seine Wissenschaftlichkeit geht Hand in Hand mit der Poesie seiner Auffassungen. Sein Streben nach Gesammtwirkung in Vorführung des dichterischen Werkes bekundete sich schon früh als vorherrschend bei ihm. 1811 in Leipzig geboren, der anfänglichen Neigung zur Theologie den Hang zum Pathos und zum getragenen Styl verdankend, war er seit 1830, zuerst abwechselnd zu Augsburg und zu Freiburg im Breisgau, Schauspieler, bis er 1835 von Holbein nach Hannover berufen wurde, um dann, nach einer Epoche in Hamburg und wiederholten Gastspielen in Wien und München, Stuttgart anzugehören. Gleich Anfangs war der Leipziger Thomaner, zwanzig Jahre alt, in Freiburg zugleich Regisseur; der Senat der Freiburger Hochschule gestattete ihm sogar auf der Universität Vorträge „über den schönen Vortrag", den der Katalog den Studenten von Grunert ankündigte, während er die künstlerische Interpretation großer Dichtungen auf den Brettern praktisch vollzog. Auch in Tübingen weiß man die wissenschaftliche Gediegenheit Grunerts zu schätzen; er hält dort oft dramatische Vorlesungen und macht damit die Erfahrung, daß solche für die dichterische Gesammtwirkung oft tiefer greifen als zerfahrene, über Hals und Kopf betriebene, dem Unverstand und dem Unvermögen einzelner Nebenkräfte anheimgegebene Bühnenvorstellungen. Die Tübinger Hochschule promovirte ihn auf Grund seiner psychologisch-ästhetischen Abhandlung „über den Macbeth-Charakter" zum Doctor der Philosophie. Am letzten Schillerfeste zu Stuttgart 1858 hielt er die Festrede. (13.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 28. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 10. Juli.

Inhalt.

Charlotte v. Kalb.

— Ein deutsches Blatt, welches die Chronik der Gegenwart liefert, thäte gut, für die täglich anwachsende Litteratur über Schiller und Goethe eine immerwährende Rubrik offen zu halten. Kaum haben wir (in Nr. 25 unseres Blattes) die letzten Beiträge besprochen, als auf diesem Felde abermals neue Erzeugnisse erschienen. Des Engländers Lewes Buch über Goethe hat Emil Palleske, den Dichter zweier Dramen: Cromwell und König Monmouth, angespornt, über „Schillers Leben und Werke" nicht erst die Studien des Auslandes abzuwarten, um eine zusammenfassende Arbeit zu liefern, welche als Biographie und zugleich als Erläuterung der Werke aus den Lebensstoffen des Dichters möglichst erschöpfend ist. Der erste Band (Berlin bei Franz Dunker) liegt uns bereits vor von Palleske's umfassender Arbeit; er reicht bis zu des Dichters Reise nach dem deutschen Norden. Gewissenhafter Fleiß einigt sich hier mit der besondern Befähigung und Beflissenheit, des größten deutschen Dramendichters Schöpfungen in ihrem Entstehen zu beleuchten, in ihrem Werth für die nationale Schaubühne zu würdigen. Eduard Boas wurde durch den Tod verhindert, sein Leben Schillers über die Jugendjahre, über den Stuttgarter Aufenthalt, hinauszuführen; Schwab und Hoffmeister sind vielfach zu berichtigen und zu ergänzen. Grüns Buch über Schiller führt Palleske nicht an; ebenso wenig das Gedenkbuch des Leipziger Schillervereins. Kuno Fischers neue Schrift über Schillers Geistesgang erschien wohl erst nach Abschluß des ersten Bandes. Palleske verspricht vielfach Neues zu liefern; seine Verbindung mit dem Herausgeber einer Jubelausgabe von Schillers Werken, W. v. Maltzahn, setzte ihn, laut Vorwort, in den Stand, aus einem reichen Schatze von zum Theil noch ungedruckten Materialien zu schöpfen. So hat er z. B. eines der interessantesten und wunderbarsten Verhältnisse in Schillers Leben, dessen Bündniß mit Charlotte v. Kalb, umfänglich und mit genauer historischer Treue zu schildern versucht. Wir geben einen Abschnitt aus dieser Schilderung. Was, nach Köpke, neu darin ist, verdankt der Verfasser den persönlichen Mittheilungen eines in Berlin lebenden Fräulein Edda v. Kalb. Bekanntlich lebte die merkwürdige Frau seit 1790 mit ihrem Gatten in Waltershausen, wo Hölderlin durch Schillers Vermittelung Erzieher ihres Sohnes war und den Hyperion schrieb. Jean Paul sprach oft von ihrer großen Seele; sie sollte die Liane im Titan sein. Nach dem Tode ihres Gatten (1804) zerfiel ihr äußeres Glück, und in der Bedrängniß und Noth stieg ihre Erblindung. Sie ließ sich, seit 1820 gänzlich erblindet, in Berlin nieder, um in Hufelands Nähe zu sein. Die Prinzessin Marianne von Preußen gab ihr im Schlosse ein Asyl. Noch 1828 schrieb Rahel mit Entzücken von der blinden Seherin, die ihr inneres Auge rückwärts in ihre große Vergangenheit richtete. Aus diesen Erinnerungen entstanden zwei Büchlein, die ihre Tochter herausgab: „Charlotte" und „Cornelia", jenes eine Monographie ihrer selber bis zum Jahre 1791, dieses eine Art Roman, der ihr eigenes inneres Leben abspiegelt. Sie starb in Berlin den 12. Mai 1843, eine zweiundachtzigjährige Greisin.

„Charlotte Marschalk von Ostheimb wurde am 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld, Kanton Rhön und Werra, geboren. Ein gesicherter Besitz und die patriarchalischen Sitten des Hauses versprachen ihr zu allen Vortheilen, welche Stand und Reichthum in Bezug auf freie und feine Lebensformen gewähren, die Wohlthat einer ungestörten Entfaltung. Aber schon die körperliche Organisation des Kindes war von einer hohen Reizbarkeit. Als der Vater, neben dem sie bei Tische saß, ihr einst liebevoll die Hand aufs Haupt legte, schauerte sie unter der sanften Berührung, und Thränen der Freude glänzten in ihren Augen. Sie lebte viel in der Natur und empfand früh die Poesie duftender Wiesen und klarer Bäche. Sie suchte mit ihrem Bruder Heilkräuter und Blumen, und wenn je ein Kind, so hat sie Erlkönigs Töchter am düstern Ort, ja den König selber mit Kron' und Schweif gesehen. Aber auch für die heiteren Formen des damaligen Lebens hatte sie einen feinen Sinn. Sie freute sich kindlich der prächtigen Jagden, der festlichen Mahle, der Fischereien, auch der feindressirten Windspiele, welche, Briefchen in Kapseln am Halse tragend, schnaufend von Schloß zu Schloß jagten. Ein längerer Aufenthalt in strengkatholischer Umgebung zu

Bamberg nahm ihre Phantasie gefangen. Sie glaubte sich dämonischen Angriffen ausgesetzt und sah im Traum ihren geliebten Vater todt. Dieser Traum ward bald zur erschütternden Wahrheit. Acht Jahre alt, verlor sie auch ihre Mutter und war fortan, selbst von den Geschwistern längere Zeit getrennt, in fremder Pflege, zuerst in Nordheim, dann bei einem Herrn v. Türk in Meiningen. So blieb sie ohne Haus und Heim, den leise nährenden Boden des Frohsinns und leicht sich erschließender Herzenswärme. Bald erschien sie unjugendlich, seltsam, verschlossen und störrig. Wenn solches Verkennen und das Gefühl der Vereinsamung sie in heiße Thränen auflöste, dann tönte ihr das Wort ins Ohr, womit die Eltermutter, wie ihr erzählt war, sie im Leben empfangen hatte, als statt des gehofften Knaben ein Mädchen kam. „Du solltest nicht da sein", hatte die Ahne heftig ausgerufen. „Ich kann sagen," schreibt Charlotte, „als Kind hab' ich ausgeweint."

Ihr Geschick war freilich von seltener Härte. Sie stand oft vor den erhabenen Räthseln des Todes. Sie erblühte wie eine schöne Kirchhofsrose über dem Grabe. Entweder beweinte sie oder sie ahnte einen Verlust. Ihre Pflegerin, Frau v. Türk, starb gleichfalls nach langem Siechthum hin, und die neu Verwaiste lebte nun auf dem Gute ihres Oheims, des Herrn v. Stein auf Nordheim. Dieses tumultvolle Haus konnte, so sehr ihr Onkel ihren selbstbestimmten Charakter schätzte, die zum Ernst und edleren Freuden Neigende nicht aus ihrer Verschlossenheit herausführen. Ihr liebster Trost waren ihre Geschwister und der Verkehr mit den geistvollen Männern der Gegend, mit Reinwald, Pfranger und Anderen, welche alle die Jungfrau wie eine seltene Perle der weiblichen Jugend verehrten. Ihre großen Züge, ihre großen Augen, welche zugleich so schwach sahen, daß sie nie die Sterne geschaut haben, machten sie zu einer eigenartigen Erscheinung. Die Fülle von hellbraunen Haaren, welche ihr Haupt zu tragen hatte, war so gewaltig, daß selbst in späteren Jahren, wenn sie aufgelöst an der hohen Gestalt herabflossen, die Spitzen an der Erde schleiften.

Sie hatte nach der Sitte der Zeit in früher Kindheit französisch sprechen lernen, übrigens war ihre Bildung, wenn man von dem gewöhnlichsten Unterricht und der Zeitlecture, wie Ugolino, Julius von Tarent, Voltaire, Shakspeare absieht, durchaus individuell. Sie las viel und mit Ernst, besonders früh mystische Bekehrungsgeschichten, die Bibel, auch Auszüge aus dem Koran, und wandelte mit Entzücken „unter den Palmen des Paradieses". Zu dieser Lecture stimmt die alttestamentarische Einfalt, die in ihren Schriften neben der kühnsten Phantastik lebt, und wohl auch die Seelenverwandtschaft, die sie zu den Orientalen der Litteratur, zu Herder und Jean Paul empfand. Das Dämonische trat in eigenen und fremden Ahnungen, in der Gestalt von Wahnsinn und Leidenschaft oft in ihren Weg, und ihre Vorstellungskraft war jedem Eindruck dieser Art hingegeben. Als sie von der Hinrichtung eines den Kindern einst lieben Dieners hörte, schrie sie auf und sank in Ohnmacht. In einer Gegend aufgewachsen, die vielfach von katholischem Gebiet umgeben war, erschien der Protestantin das Kloster in poetischem Lichte. Sie empfand, ebenso tolerant als gläubig, in den Symbolen des andern Bekenntnisses dasjenige als ehrwürdig, was den Menschen nach ihrer verschiedenen Anlage zum innern Bedürfniß geworden, doch widerstand sie einem leisen Bekehrungsversuch mit ruhiger Klarheit. Von hohem Interesse waren für sie die Gestalten geheimer Orden. Mitglieder der Maçonnerie, in Aufklärungszwecken reisend, traten ihr persönlich nahe.

Was sie so aus dem Leben und durch die mannichfachste, namentlich auch historische Lecture empfing, zeichnete sie gern in einsamen Stunden auf. Ihre Denkwürdigkeiten, ein Roman Cornelia, ihre noch ungedruckten Schriften, Fragmente aus einem Drama: Der Dämon des Wuchers, und eine Geschichte des americanischen Befreiungskrieges beweisen, daß sie bei einem angebornen Hang zum Idealen zugleich die Welt der Thatsachen oft mit überraschender Deutlichkeit aufzufassen vermochte. Durch geistiges Verstehen, durch persönliche Mittheilung dem Augenblick ewigen Gehalt zu leihen, das war vielleicht ihre höchste Lebensfreude.

So war sie, als Schiller bei seinem Aufenthalt in Bauerbach sie in tiefer Trauer sah. Denn damals hatte sie ihre herrliche Schwester Wilhelmine, welche gegen ihre Neigung verheirathet war, und ihren einzigen Bruder verloren, ihre Schwester Leonore mit dem Präsidenten v. Kalb vor den Altar treten sehen. Im September 1783 kam des Präsidenten Bruder, Heinrich v. Kalb, welcher mit französischen Truppen als Officier des Regiments Royal deux ponts am americanischen Freiheitskampfe Theil genommen hatte, durch den Frieden heimgeführt, zum Besuch. Der Präsident begrüßte ihn mit einer lebhaften, fast heftigen Freudigkeit. Mit dem Tode von Fritz v. Ostheim war der Familienbesitz, der aus den Gütern Waltershausen, Trabelsdorf, Marisfeld, Dankenfeld bestand, unsicher geworden. Es war die Frage entstanden, ob er Allodium oder Mannslehn sei, und diese Frage mußte durch Processe am Reichskammergericht und durch Bestechungen entschieden werden. Der Präsident bedurfte hierzu, wie zur Rettung aus eigenen Zerrüttungen, großer Mittel, und so hatte er eine eheliche Verbindung zwischen seinem Bruder und Charlotte längst als die einzige Auskunft erachtet, um das Allodialgut der Familie ganz selbständig verwalten zu können.

Als er sah, daß sowohl Charlotte wie seine eigenen Verwandten, namentlich der am Hofe Karl Augusts beliebte Weimarische Kammerherr Siegmund v. Seckendorf, seinen Absichten widerstrebten, gerieth er in so heftige Aufregung, sprach über seine aufreibende Thätigkeit, über die Verwirrung der Geschäfte, über die dem Grundbesitz drohenden Gefahren in so schreckender Weise, daß Charlotte, vereinzelt, willenlos, nach so herben Verlusten in dumpfer Resignation, den Verhältnissen endlich nachgab. Galt Heinrich v. Kalb doch allgemein als ein Ehrenmann, hatte er doch den Ruf eines braven Officiers, sprach er doch in den ersten Tagen bedeutsam von seinen Erlebnissen und war er doch nach Schillers Zeugniß ein wahrer, herzlich guter Mensch. Nicht bedenklicher, als jedes andere Ehebündniß, schreibt Charlotte, war das meine, die äußere Existenz nach aller Meinung dadurch gesichert. Daß es, wenn auch wohl ohne gegenseitige Neigung, für sie so ganz ohne Rücksicht auf irdischen Vortheil geschlossen war, erschien ihrem

Gemüth als die Lichtseite desselben. Nach wenigen Wochen wurde das Paar getraut.

Heinrich v. Kalb, dessen Urlaub zu Ende ging, trachtete danach, sich dem Zweibrückenschen Hofe, der ihm wohlwollte, zu einer Stellung zu empfehlen, und reiste in Begleitung seiner jungen Gemahlin, nachdem ein trüber, einsamer Winter unter Lesen französischer Memoiren und der englischen Geschichte von Hume in Baireuth verlebt war, am 5. Mai 1784 von Waltershausen ab. In Frankfurt besuchten sie einen Freund Charlottens, einen Meister vom Stuhl, der sie gastlich aufnahm. Dieser vermißte schon mit Kummer an Charlotten den sichern Freimuth von ehedem, und als er sie in den Garten führte, um ihr seinen Aurikelflor zu zeigen, und in einem Augenblick des Vertrauens ihr seine Bemerkung aussprach, erwiederte sie: „Ich fühle mich heimathlos, vermag nicht, mich Andern zu verständigen; uns lockt die Hoffnung nicht, uns bindet kein Vertrauen.“ Dennoch freute sie sich an „den Blumenreihen im sammtnen Staub, im Schmelz des Lichts, im Weiheduft des Wonnemonds“, und plötzlich überkam sie der Hauch einer Hoffnung, deren Erfüllung nahe war. Das Paar reiste über Darmstadt nach Mannheim und kam dort am 8. Mai spät Abends an. Reinwald und Frau v. Wolzogen hatten Charlotten Einiges an Schiller mitgegeben. Als man es ihm am andern Tage sandte, kam er selbst.

Mit seiner Erscheinung begann für sie ein neues Leben. Noch in der Erinnerung, die sie von jenem Begegnen in ihrer Sibyllensprache aufbewahrt hat, zittert ein Nachhall jener Stunde. „In der Blüthe des Lebens, schreibt sie, bezeichnete er des Wesens reiche Mannichfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth, feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt.“ Es wurde an jenem Abend des 9. Mai Kabale und Liebe gegeben. Nachdem Schiller mit den neuen Bekannten sich einige Stunden unterhalten hatte, fiel es ihm plötzlich schwer aufs Herz, daß mit dem Namen v. Kalb, unter dem er hier so liebe Menschen kennen lernte, auf der Bühne eine so ganz andere Vorstellung verbunden wurde. Er ging eilig ins Schauspielhaus und bat die Spieler, den Namen nicht auszusprechen. Bald kehrte er erleichtert zu dem Paare zurück. „Freudig trat er ein, berichtet Charlotte weiter, Willkommenheit sprach aus seinem Blick.“ Schnell bildete sich ein inniges Verstehen, ein herzliches Vertrauen. Wie die Rede eines Sehers erschienen der Frau seine ohne Wahl und Nachsinnen ausströmenden Worte. „Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt.“ Mußte sie, die jedes Schöne der Erde und jedes Erhabene des Himmels mit dem reizbarsten Gefühl ergriff, die von der Freude tödtlich gelähmt, von einem Gedankenblitz zum jubelnden Aufschrei erregt werden konnte, mußte sie nicht in Schiller, dem Dichter des erhabenen Willens, dessen ganzer Lebensweg Wille und Kraft war, ihr höheres, ihr männliches Selbst erblicken? Sie gab sich durstig dem Lichtstrom hin, der sich hier in ihr verdüstertes Gemüth ergoß.

Schiller führte sie am nächsten Tage in den Antikensaal: „Schauer der Sehnsucht, erzählt Charlotte, bewegten ihn, denn er fühlte wohl: auch ich vermag!“ Der Sang von den Göttern Griechenlands dämmerte in seiner Seele auf. Sie besuchten das Gegenstück zu jener heitern Götterwelt, die Jesuitenkirche, im Volksmund wegen der vielen Bilder das bunte Evangelium genannt, aus dem Zoll der Rheinbrücke erbaut, den die Väter zwanzig Jahre lang erheben durften. Bei dem herrlichsten Maiwetter unternahm man einen Ausflug nach dem nahen Waldheim, wo zwischen den schönsten Bäumen der ganzen Pfalz anmuthige Wohnungen zerstreut lagen. Kraftgefühl und der „Begeisterung Trauer“ erfüllte die Herzen, und „blühend entsproß das Wort, welches die Flamme der Jugend dahinsät“. Am letzten Abend waren sie im Schauspiel. Auch Charlotte fühlte die sittliche Gewalt des Drama's und sprach sich über die Gehaltlosigkeit der französischen Bühnenfabrikate aus. Nach dem Theater waren sie mit Iffland zusammen, welcher mit Herrn v. Kalb bekannt war. Aber was war ihr ein Iffland neben Schiller! „Wir suchten nach Redensarten, erzählt sie, wie leicht begegnet uns da erniedrigende Affectation.“ Charlotte reiste am andern Tage mit ihrem Gemahl nach der Festung Landau, wo die Garnison desselben stand. „Welch ein Tag! — schreibt sie, o Kälte des Nords, trübes Gewölk, vom Sturme getrieben! — Der Lüfte schneidende Schärfe, hab' ich euch nur allein gefühlt? — Schauer der Nacht, — o Dunkelheit! — Bist du nur in Seele und Gemüth? — Die Sonne stieg am hellen Horizont, die Aue erglüht von ihrem Glanz, doch inneres Gewölk zu erhellen vermag sie nicht! Das Leben erblühte, heut ein erstorbenes!“

Schiller, welcher über Sophie Albrecht so begeistert an Reinwald geschrieben, stand vielleicht noch unter der Macht jenes frischen Eindrucks, denn er hatte in einem Briefe an Frau v. Wolzogen über diese neue Freundin nur die ruhigen Worte: „Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht unter die gewöhnlichen Frauenzimmerseelen.“

Ende Juli kam Charlotte, da der Aufenthalt in der Garnisonstadt für die Frau eines Officiers nach französischen Begriffen nicht passend schien, nach Mannheim zurück, um, wie sie mit ihrem Manne verabredet hatte, fortan in der mannichfach anregenden Stadt zu wohnen und hier ihre Entbindung abzuwarten. Ihr Mann besuchte sie wöchentlich einige Mal und brachte auch wohl einen oder den andern seiner Kameraden mit, unter denen der Colonel William Hugo, ein edler und geistvoller Mann, Charlottens Vertrauen gewonnen hatte. In diesen Cirkel, von dessen Ton uns die Aufzeichnungen Charlottens das treueste Bild geben, ward auch Schiller aufgenommen. Dieser, durch seine Arbeiten, durch den Tod von Karoline Beck, durch Christophinens Besuch und eine wachsende Neigung für Margarethe Schwan vielfach erregt, sah gerade damals mit Verlangen der Darstellung des König Lear entgegen, welcher seit Schröders Gastspiel nicht wieder gegeben war. Am 19. August trafen die Officiere in Begleitung von Charlotten in dem überfüllten Hause mit ihm zusammen. Nie hatte der britische Dichter Zuschauer, welche seiner würdiger waren. Man genoß mit Entzücken, was die Schrödersche Bearbeitung darbot, und begeisterte Gespräche, welche Charlotte aufbewahrt hat, ohne freilich immer die sprechende Person anzugeben, füll-

ten die Zwischenacte aus. Als Jemand aus ihrem Kreise Kents Treue zu Cordelia pries, aus Ehrfurcht und Liebe gemischt, sprach der Colonel Hugo: „Solche Weihung ist nicht getrennt, doch verschieden von der Neigung. Das Erhabene in Jedem ist ein Lichtstrahl der Liebe, in einer Höhe erfaßt, wo das Vergängliche kein Recht mehr hat. Läßt du der Menschheit nur, was die Natur bedarf, dann sprießt kein Lorbeer, noch weniger der Oelzweig des höheren Friedens." Vielleicht gehört Charlotten folgendes Wort: „Das Trio der Narrheit verfolgt mich in tausendfachen Vergleichen, ob nicht die Menschheit in diese drei Arten sich theile: Angemaßte Tollheit, um Schutz zu finden mit List bewaffnet; dann die von Irrthum Bedrängten, von solchen Banden Gefesselten, und endlich der Narr par excellence oder die Ironie in der Ueberschauung aller Dinge mit scharfem Gleichsinn, mit den Klingeln des Scherzes, mit der Geißel des Hohnes; nach den Graden des Talentes ist die Kappe erhöht." Und ein Anderer sprach: „Wir sollen Alles denken können; zu dieser Kraft bereitet uns der hohe Dichter. Den Denkenden darf nichts verwundern, noch überraschen, nur so entgeht er dem Wahnsinn, dem eignen Schatten als einem Verräther nachzujagen." Und Schillers Seherrede scheint im folgenden Dithyrambus ausgeströmt zu sein: „O Meister alles Schönen, Bewältiger des Entsetzens, du demüthigest und erhebest; denn aus dem reinen, freien Gemüthe, aus der Phantasie leuchtendem Strom hast du geschöpft. Dieser vermag, Schranken zu brechen und Zwang zu lösen; denn was aus dem Geist geboren, kann der Geist auch nur aufnehmen."

„Wir genossen," schreibt Charlotte, „der Wonne der Wehmuth, der Begeisterung." Vor allem hatte Beil als Kent gefallen. Auch von Ifflands Darstellung war Schiller ergriffen. Als sie alle zu Thränen entzückt unter den sommerlichen Sternenhimmel hinaustraten, brach Schiller, dem Dichter gebend, was des Dichters war, in die begeisterten Worte aus: „Er, der den Lear gedichtet, ist der Einzige, der so die Welt erkannt, empfunden, Gehalt und Möglichkeit der Menschheit offenbart. Des Geistes schaffender, richtender Gedanke ist seiner Werke Inhalt." Colonel Hugo blickte empor, und das Haupt zu Schiller erhoben, sprach er mit bewegter Stimme: „Bist Du ein Geist? Wann bist du gestorben? — Du bist ein sel'ger Geist!" Und wohl waren sie selige Geister, die, das Licht der Schönheit und Liebe in der Brust, durch die laue Sommernacht dahin wandelten.

Charlotte ging in jener Zeit der schwersten Stunde des Weibes entgegen. Am 8. September ward sie von einem Knaben entbunden. Sie nannte ihn Friedrich nach ihrem Bruder und nach Schiller. Schmerzlich hatte sie es zu empfinden, daß ihr Mann schon am zweiten Tag nach der Geburt des Kindes fern war. Denn in der folgenden Nacht hatte sie einen Schreck, der sie an den Rand des Grabes brachte. Indem sie, von der nachlässigen Dienerschaft nicht behütet, dalag, rauschten plötzlich die Vorhänge um ihr Lager; in bloßen Armen und Füßen mit aufgelöstem Haar war ihr entweder eine Nachtwandlerin oder Betrunkene nahe, und riß an Vorhang und Decke. Charlotte wollte sie anreden, aber ihr versagte die Sprache, und in tiefe Ohnmacht versinkend lag sie starr und wie leblos. Man schrie, man lief hin und wieder; auch Schiller erhielt Kunde von der Gefahr, in der die Freundin schwebte, und hatte, während alle Anderen den Kopf verloren, Besonnenheit genug, einen geschickten Arzt zu rufen. Charlotte ward durch die stärksten Mittel wieder ins Bewußtsein zurückgebracht. Als sie, unterrichtet von Schillers Liebesdienst, nach ihrer Genesung den Freund am Arme ihres Gemahls zum ersten Mal wieder eintreten sah, war sie tiefbewegt. Schiller freute sich über das unverhoffte Wohlsein der jugendlichen Gestalt, und Charlottens dankbarem Herzen erschien seine Nähe wie „mildes Licht, das die Dämmerung erhellt."

Schiller fing an, indem er die Freundin oft in ihrer Einsamkeit besuchte, die Räthsel dieser Seele, ihre Selbstbestimmtheit, ihre königliche Würde zu bewundern, ihre tiefsinnigen Worte, in der Schule der Leiden gelernt. Was und wie hatte sie Alles gesehen! und wie erhob sie sich von den Erscheinungen, die sie mit feinster Nachempfindung wiederzugeben vermochte, zu befreiten Ideen und brach dann, wie eine Last von leichten Flügeln schüttelnd, plötzlich in ein Lachen aus nach dem erhabensten Geistesblick, als hätte es, wie Rahel von ihr sagt, etwas Komisches, nur in der eben erblickten Sphäre verweilen oder gar bleiben zu können. Um dem Leser einen Begriff zu geben, wie sie die Dinge auffaßte, will ich einige Bilder aus ihren Memoiren herausgreifen. Sie erzählt von der Rast nach einer großen Jagd: „auf der Wiese weideten die Rosse, der lauschende Gefährte, der treue Hund, war auch dem Herrn gefolgt, die schmeichelnde Flöte, der Waldruf des Horns ertönte." Ein anderes Mal beschreibt sie die Errichtung eines Brunnens auf dem Markte zu Meiningen: „Von der Volksmenge umringt, diese Aufrichtung zu sehen, hatte auch in dem sogenannten rothen Hause, wo wir wohnten, sich die stattlichste Gesellschaft versammelt. Die Erhöhung des Löwen mit Wappen und Stab war gelungen; aus dem Rachen strömte der fließende Strahl. Da nahten, welche zum ersten Mal aus diesem Brunnen schöpften, Knechte mit Eimern, das Vieh zu tränken, Mägdlein mit Wannen, den Salat zu waschen. Es war gegen Abend. Auch der Ziegen große Zahl an diesem Orte kam heran, und die muthigsten sprangen an den Rand des Brunnens. Ein durch frisches Wohlthun bewegtes Bild war hier zu schauen." Weht es Einen nicht homerisch aus diesen Worten an?

Und wenn sie von ihrem Verwandten, dem Deutschherrn v. Stein, oder dem Templer v. Hundt in Meiningen erzählte, jenen edlen Bildern entsagender und aufopfernder Geistesgröße, oder von den Sendboten der Maçonnerie, den Minirern der Aufklärung, dem Prinzen Karl von Hessen, „diesem geheimnißreichen Wesen", wie anziehend für den Dichter, der bereits durch die Bekanntschaft mit dem Fürsten der Illuminaten, dem Freiherrn v. Knigge, dieser Sphäre nahegetreten war, der eben aus eignem Drang eine solche Gestalt im Marquis Posa schuf. Mußte nicht Charlottens Begeisterung für solche Ideale gleichsam mitschaffend auf ihn wirken und ihm selber die hohe Aufgabe beleben, die er sich vorgesetzt hatte, dichtend oder wenn die Zeit es verlangte, selbst handelnd für eine Erneuung und Befreiung der Menschheit sich hinzugeben und dafür den Ruhm der Nachwelt zu ernten?



Hier trat ihm eine Persönlichkeit entgegen, die nicht das, was er geschaffen, schmeichelnd anerkannte, sondern das, was er war, verehrte. Denn über dem Werk den Dichter zu vergessen, was dem Ehrgeiz am wohlsten that, dazu war sie nicht zu bringen. Vielmehr konnte sie bis zur Schroffheit seine Werke abweisen, indem sie in seinem edlen Selbst den ganzen Reichthum seiner Gegenwart und Zukunft, in ihrem Bunde das Glück einer ganzen Welt empfand. Als man sie vor der Vorstellung der Räuber fragte: „Frau Charlotte, Sie auch werden in die Loge kommen und von diesem schaudervollen Talent bewegt sein?" erwiederte sie: „Ich habe es gelesen und manches wiederholt, aber ich vermag nicht, dies Schauspiel dargestellt zu sehen." Einen Beleg ihres unverholenen Urtheils erzählt Streicher, welcher mit ihr zu musiciren pflegte. Streicher hatte viel von den Schönheiten des Don Carlos zu rühmen, und Charlotte bat den Dichter, ihr sein Drama mitzutheilen. Er that es, wie er pflegte, indem er es mit seiner naturalistischen Declamation selbst vorlas. Es verfehlte seine Wirkung auf Charlotten gänzlich. Als sie ihr Urtheil schonend verschweigen wollte, bat sie Schiller so dringend, es auszusprechen, daß sie endlich mit Lachen gestand, das sei das Unvollkommenste, was er geschrieben habe. Dieses Urtheil kam Schiller so unerwartet, daß er mit den heftigen Worten: „Das ist zu arg!" sich augenblicklich entfernte. Charlotte, bekümmert und beängstigt, griff nach dem Manuscript, welches Schiller auf den Tisch geworfen hatte, und kaum hatte sie eine Strecke in diese meisterhaften Verse hineingelesen, als sie zu Schiller sandte und ihm mit ihrem veränderten Urtheil zugleich ihre Bitte mittheilte, er möge doch wieder kommen. Aber der gekränkte Dichter kam erst am folgenden Tage zu der harrenden Frau, die zwar ihr erstes Urtheil willig zurücknahm, aber auch erklärte, daß seine Dichtungen durch die heftige, stürmische Art, wie er sie vorlese, unausbleiblich verlieren müßten.

Auch Charlottens Gemahl war, wenn auch vom stürmischen Kriegsleben gehärtet und von den immer bedenklicher sich anlassenden Vermögensverhältnissen verdüstert, zu geistvoller und anmuthiger Geselligkeit aufgelegt, und lud die Freunde öfter zu kleinen festlichen Mittagsmahlen, bei welchen Schiller nicht fehlen durfte. Charlotte hat uns eines derselben in aller Lebendigkeit wiedergegeben, bei welchem ausgemacht wurde, daß jeder der vier Theilnehmer, Heinrich v. Kalb, Friedrich Schiller, Major Hugo und Charlotte ein Liebesabenteuer erzählen sollten. Ich will dieses Mahl hier anschließen, wiewohl es erst in eine spätere Jahreszeit fällt. Es verräth uns zugleich, daß Schillers „Resignation" schon jetzt geschrieben war, und wir haben Stimmungen genug im Laufe dieses Jahres an unserm Dichter kennen gelernt, in welchen er eine so düstere Lebensansicht, ein so festes Verzichten auf Genuß und Glück aussprechen mochte. Aber das Wort: „ich weiß nichts von Glückseligkeit", galt wenigstens nicht von diesen Stunden.

Ein wolkenlos reiner Himmel lächelte, wie Charlotte erzählt, dem kleinen Fest, es wehte Fried' und Wonne über des Rheines Gauen; „goldner Lichtstrahl segnete den Tag!" Die Wände des Gemachs, in welchem man speiste, waren mit rothem Stoffe bedeckt, im Kamin loderten hell aufwogende spielende Flammen, Wohlgerüche zogen gleich unsichtbaren Schmeichlern durch das Gemach, die Freunde priesen die köstlichen Gaben und den Geschmack der Anordnung, der Dichter lobte den edlen Wein. „Rhein und Bourgogne," rief er aus, „ihr Mächte preiswürdigen Geistes! Geschiedenes wird durch mildes Feuer versöhnt." Man genoß mit Verstand die nach rheinischer Sitte in schmahlem silbernen Trog servirte Neckarforelle, „so rosig mild, silbern glänzend, mit goldigen Flossen, wie kein Strom sie bringt." Charlotte entwickelte, wie immer bei solchen Genüssen, eine Grazie und einen so reizenden Frohsinn, daß Alle davon mitergriffen wurden. Major Hugo erhob fröhlich das Glas: „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder, doch jetzt sei der ewigen Jugend des Dichters der Toast geweiht!" und die Gläser erklangen.

Schiller erwiederte erröthend: „Mein Herz empfängt so freundliche Verheißung; — o wohl ist mir werth das Lob der Genossen!" — „Auch ich wünsche mich dessen zu erfreuen," fiel der Major, der mit Bewilligung der Wirthin eine Gabe zum Mahle darbringen durfte, mit scherzendem Wort ein, „und ich bitte, meine Reisegüter behaglich zu finden." Sogleich stand, noch verhüllt, eine Rebhuhnpastete auf der Tafel, und Champagner ward kredenzt. Der Major rief aus: „Schlürft eilend perlenden Schaum! es erblühe trauliches Kosen zur Feier des Tages!" und er bat, daß Jeder von ihnen ein erdichtetes oder erlebtes Liebesabenteuer mittheile.

Alle sagten ihm zu, Herr v. Kalb begann, dann kam an den Dichter die Reihe. Major Hugo sprach: „Selbstbekenntnisse erwarten wir nicht von Ihnen, denn wie man von den Soldaten zu sagen pflegt: In jedem Städtchen ein ander Mädchen, so auch vom Dichter: in jedem Gedicht eine andere Laura." — „In vino veritas!" erwiederte Schiller; „darum schenkt dem Dichter Glauben! wisset, daß ich Wahrheit rede, — ein Gedenkbuch bezeuget es noch." Und nun erzählte er von seiner Neigung zu Lotte v. Wolzogen (von Frau v. Kalb hier Dora genannt), von seinem Irrthum in Betreff ihrer Gegenliebe, von seiner heimlichen Reise nach Mannheim, und gestand, daß Erfahrung und Schmerz ihn bilden mußten. Manch schönes Wort blitzte aus der Erzählung hervor. Als ihm Hugo sagte, daß die Räuber doch seine eigenste Schöpfung seien, daß sie sein Wesen begründet hätten, erwiederte Schiller: „Wohl alle sind erfahren in Dulden, Leiden, müssen gefesselt sein; wer es auszusprechen vermag, den nennen wir Dichter." Er erzählte, wie er nach Bauerbach gekommen, wie seine Dichterlust neu erwacht, wie er in jener Gegend dichtend und sinnend umhergestreift sei. „In moosigem Grund, auf den Hügeln umher weideten Schafe und Ziegen, und auch ich war ein Hirt; denn Sänger weiden ihre eigen geschaffene Heerde." Dann schilderte er seine Hoffnungen, seine Geständnisse an die Mutter und deren vertrauliche Mittheilung von Lottens Gedenkbuch, und daß er darin Bekenntnisse gelesen, welche ihn mit Verehrung für das offenliegende liebeskranke Gemüth des Mädchens erfüllt hätten.

Als Schiller geendet hatte, zeigte er die Abschrift dieser Bekenntnisse der Frau v. Kalb und las dann vor, noch hinzu-

fügend, daß er nach Mannheim abgereist sei, mit dem Vorsatz, in Bauerbach seine Heimath zu finden.

In reinstem Behagen, das nur durch ein herbes und kaltes Wort Heinrichs v. Kalb gestört, aber sofort von dem sprudelnden Frohsinn des Major Hugo geistreich wiederhergestellt wurde, verflossen die reizenden Stunden. Charlottens Erzählung hatte eine mystische Färbung mit traurigem Ausgang. Der Major gab in seinem Bekenntniß die Geschichte seiner glühenden Liebe zu einer jungen Schönheit, die er heimzuführen hoffte. Als der Abend angebrochen, das Mahl geendet war, überreichte der liebenswürdige Major Gastgeschenke, Südfrüchte in Kästchen, auf welche er Symbole gezeichnet hatte. Auf Schillers Kästchen waren die Zahlen 1—9 zu schauen, von einem Lorbeerkranz umgeben; auf Herrn v. Kalbs Kästchen ein Schuh. Bei der Eroberung von Carlstown, wo er der Erste in die Festung drang, hatte er einen Schuh verloren und einschuhig einem Briten den Degen abgenommen. Auf Charlottens Kästchen sah man ein Buch, Feder und Brief; Schiller meinte lächelnd, ihr sei doch auf Erden nichts lieber, als diese drei. Für sich selbst hatte der Major einen Pfeil und eine Kanone gewählt, mit dem Spruch: Wen Amors Pfeil nicht tödtet, bleibt in Ares Gewalt.

Die Uhr schlug an, es war Mitternacht, man trennte sich. Kein Augenblick sollte dem folgenden Tage geweiht sein.

Wenige Monate später war die Geliebte des Majors todt. Vergebens suchten ihn Schiller und seine Freunde zu trösten. Mit schmerzvoller Begier suchte er den Tod in der Schlacht.

Wenn Schiller mit dem berauschenden Glück solcher Stunden in der Brust wieder in seine Zelle trat, wo ihm aus allen Ecken die Spuren seiner erbärmlichen Lage höhnisch entgegenblickten und ihn erinnerten, daß er die Zeit nützlicher anwenden könne, als in so aristokratischen Genüssen, wenn er an Stuttgart dachte, an seine Schulden, dann verwünschte er wohl oft Zerstreuungen, die nur auf Augenblicke sein Elend vergessen machen, nicht heben konnten."

Eine arabische Diffa (Mahlzeit) zu Ain-Madhy.

Aus den Erinnerungen eines Zuavenofficiers.

Ain-Madhy ist ein Städtchen, welches in den ersten Jahren der politischen und religiösen Geschichte Abd-el-Kaders keine unwichtige Rolle gespielt hat. Noch im Jahre 1852 besaß es einen Marabut, der aus einer sehr alten und vielgerühmten Familie stammte, den alten Tedschini.

Nachdem dieser kleine am Saume der algierischen Sahara gelegene Ort mehrere Belagerungen ausgehalten, hatte er sich durch die Energie der Familie Tedschini seine Unabhängigkeit errungen. Er zahlte keine Abgaben mehr an die Türkei und lebte in Ruhe, bis Abd-el-Kader im Jahre 1838 den heiligen Krieg gegen die Franzosen wieder zu beginnen und Ain-Madhy zu seinem Depotplatze zu machen gedachte. Hier wollte er seine Schätze und seine Smala unterbringen, für den Fall, daß die Franzosen sich seiner im Tell *) angelegten Niederlassungen bemächtigen würden.

Um einigen Vorwand für den Streit zu haben, den er mit dem Scheriff Tedschini anfangen wollte, erklärte Abd-el-Kader: der Häuptling von Ain-Madhy habe sich nicht bei einer Versammlung eingefunden, die er (Abd-el-Kader) zum Zwecke eines heiligen Kriegs gegen die Christen zusammenberufen, und bei der alle anderen muselmännischen Häuptlinge erschienen seien. Er sei deshalb nicht mehr würdig, einer muselmännischen Bevölkerung vorzustehen. Abd-el-Kader zog sofort einige regelmäßige Truppen zusammen, nahm einige Kanonen mit und belagerte die Stadt. Alle benachbarten Stämme schlugen sich auf die Seite des ehrwürdigen, tapfern Scheriffs von Ain-Madhy. Dieser verschloß sich nun mit 350 der besten Schützen der Sahara in der Stadt, ließ alle unnützen Einwohner hinausschaffen und hielt sich acht Monate lang gegen den Emir, der endlich abziehen mußte, vorher aber die Gärten verwüstete, die Quellen verderbte und die größten Grausamkeiten beging. Ein einziger verstümmelter Palmbaum blieb in den Gärten stehen, der von da ab für die Araber der Wüste ein Gegenstand großer Verehrung wurde.

*) Der Tell ist das Getreideland, während die Sahara das Palmenland ist.

Aber der Emir, für den man in Frankreich eine Zeitlang vielleicht zu sehr eingenommen war, und der vor keinem ehrlichen oder unehrlichen Mittel zurückscheute, wenn es sich darum handelte, seine Zwecke zu erreichen, griff nun zu einer schändlichen List, um sich Ain-Madhy's zu bemächtigen. Er bat auf fünf Tage in die Stadt kommen zu dürfen, um dort in der Moschee zu beten, denn er sei durch ein Gelübde gebunden, dies zu thun. Da er als Marabut sich an einen Marabut wandte, rechnete er darauf, keine abschlägige Antwort zu erhalten, und täuschte sich nicht. Der alte, biedere Tedschini gab ihm die Erlaubniß in die Stadt zu kommen, und zog sich selbst nach Laghuat zurück, um jenem mehr Freiheit zu lassen. Aber Abd-el-Kader sah sich nicht sobald in der Stadt, als er, obschon er auf den Koran geschworen hatte, das Uebereinkommen heilig zu halten, als wahrer Räuberhauptmann ohne Treu und Glauben die Mauern Ain-Madhy's niederreißen und die Häuser demoliren ließ. Er verschonte nur die Wohnung des Scheriffs, wo er sich selbst einquartiert hatte.

Diese Handlung, welche allein hinreichen würde, ein schlimmes Licht auf Abd-el-Kaders Charakter zu werfen, brachte alle benachbarten Stämme gegen ihn auf. Als ihn daher die Ereignisse wieder aus der Stadt weg nach Norden riefen, wurden seine Convois von den Männern der Wüste angegriffen und die Bedeckungen ermordet.

Später kehrte Tedschini in die Stadt zurück, baute die Mauern wieder auf und stellte die Häuser her. Er herrschte fortan hier und genoß in der ganzen Wüste den Ruf der Heiligkeit und Tapferkeit. Man behauptet, er habe geschworen,

sich niemals wieder vor einem Sultan zu zeigen, und in der That hatte er sich im Jahr 1838 geweigert Abd-el-Kader zu sehen, und im Jahr 1844, als die französischen Officiere der Colonne des Generals Marey mit Ben Salem nach Laghuat marschirten, ließ er diese zwar bewillkommnen, er selbst aber blieb zurückgezogen.

Wir Zuaven wußten dies; um so größer war daher unser Erstaunen, als wir den Scheriff diesmal an der Spitze seiner Dienerschaft uns entgegenkommen sahen. Es war das erste Mal, daß der ehrwürdige Tedschini mit einem Ungläubigen zusammenkam. Er bat den General Pelissier, sein Haus mit einem Besuche zu beehren und die Diffa dort einzunehmen.

Noch niemals hatte der Fuß eines Christen diese nie eroberte jungfräuliche Stadt betreten. Auch darf man wohl annehmen, daß der Scheriff damals mehr aus Furcht vor der Macht der Franzosen so handelte, als daß er einen aufrichtigen Wunsch empfunden hätte, sich enger mit unserer Colonie zu verbinden.

Tedschini empfing den General Pelissier und die Officiere der Colonne in der Bibliothek seiner Casbah. Bald darauf gab er seine Befehle, und die Diffa ward aufgetragen. Alle nahmen ihre Plätze ein, indem sie sich nach orientalischer Weise um einen großen Teppich niederkauerten, auf welchen die Speisen, die das Mahl bildeten, gesetzt wurden. Ein tunesischer Hausmeister leitete die zahlreiche Dienerschaar, die zur Aufwartung der Gäste befehligt war.

Es giebt nichts Merkwürdigeres als das Schauspiel eines solchen Leckermahls, wie sie unsern Generalen häufig von den arabischen Häuptlingen gegeben werden. Da laufen die Küchenjungen über die Bühne, wie in dem hübschen Vaudeville: Vatel ou le petit-fils d'un grand homme. Nur sind es in dem Vaudeville acht bis zehn, alle in dem prosaischen weißen Wamse und mit der noch prosaischeren Zipfelmütze, und arbeiten auf dem Raume einiger Quadratmeter, während in Africa die Küchenjungen zu Hunderten erscheinen und alle auf einer hölzernen Platte die allerfabelhaftesten Gerichte daherschleppen. Viele haben nackte Füße; Einige tragen als einzige Bekleidung ein wollenes Hemd, das an der Hüfte durch eine Schnur von Kameelhaar zusammengehalten wird; Andere haben alte Burnusse um, die vielleicht einmal weiß gewesen sind. Ihre großen, ausdrucksvollen schwarzen Augen, die hohen, knochigen, magern Leiber, die langen gekrümmten Nasen, die von der brennenden Sonne geschwärzten Glieder, die Ruhe, das Schweigen, das sie beobachten, die Würde, womit sie nacheinander ihren Kuskus, ihren Pillau, ihre Hämmel, ihre Eier und Kuchen vor den Gästen niedersetzen, das Alles verleiht dieser biblischen Ceremonie ein originelles Gepräge, das nicht ohne eigenthümlichen Reiz ist.

Die der französischen Colonne durch den Marabut von Ain-Madhy gegebene Diffa war dadurch von den sonstigen Ceremonien dieser Art verschieden, daß die Dienerschaft durchaus in großer Livree erschien. Mehrere Diener des alten Tedschini gehörten nämlich den ersten Familien an, rechneten es sich aber nichtsdestoweniger zur Ehre, als seine Diener zu figuriren. Sie trugen reiche Costüme. Alles in dem Hause, dem Palaste dieses kleinen Saharafürsten deutete auf die seßhafte Lebensweise des Gebieters. Während sich nämlich bei dem Zeltbewohner Alles in einem provisorischen Zustande befindet, da ein Solcher stets bereit sein muß, seinem Stamme oder Duar zu folgen, Frauen, Kinder, Heerden von einem Ort nach dem andern zu schaffen, trägt bei dem Kabylen oder dem Bewohner der Ksur Alles den Stempel der Stabilität.

Für uns Franzosen wird bei diesen Gastmählern immer die Hauptsache fehlen: der Wein und die Liqueure. Indessen wurden in der letzten Zeit nicht selten solche Diffa's gegeben, wobei die Kaïds den vernünftigen Gedanken hatten, den in der Wüste bereiteten Speisen einige Flaschen guten Bordeaux, Burgunder und Champagner beizugesellen, die sie sich — ich weiß nicht wie, noch zu welchem Zweck — zu verschaffen gewußt hatten, die aber nichtsdestoweniger von ihren Gästen vollständig gewürdigt wurden.

Die Diffa, welche der Scheriff von Ain-Madhy am 17. December 1852 der Colonne des Generals Pelissier auftischte, bestand aus folgenden Gerichten:

1) Aus vortrefflichen frischen Datteln in Menge.

2) Aus Kameelmilch, die in kleinen silbernen Kesselchen servirt wurde. Wenn ein Gast genug aus dem Kessel getrunken hatte, mußte er ihn seinem Nachbar weiter geben, eine gewiß sehr brüderliche, höchst ursprüngliche Sitte, die aber für den, der es nicht gewohnt ist, ihre Unannehmlichkeiten hat. Diese Kameelmilch ist weit fetter als die unserer besten Kühe und wird in der Wüste sehr hoch geschätzt. Im Tell thun die arabischen Häuptlinge sehr geizig damit.

3) Aus einer Menge Ragouts von Huhn mit Reis, die mit einer solchen Menge von Piment und rothem Pfeffer gewürzt waren, daß Einem die Haare zu Berge standen.

4) Aus dem Kuskus, dem unvermeidlichen Gerichte bei allen solchen Mahlzeiten. Der Kuskus ist für französische Magen ein sehr gutes, vortreffliches Ding, wenn er auf französische Weise zubereitet wird, wie dies bei vielen Chefs unserer Armee geschieht; aber wenn er solche Zuthaten von Piment und andern Gewürzen der Art hat, wie es bei dem unseres frommen Scheriffs der Fall war, dann dreht sich Einem das Herz gelinde im Leib herum.

5) Aus einer Partie ganzer am Spieße gebratener Hämmel, mit Nieren, die im Schmalz derselben gekocht waren, ein Gericht, gegen das sich nichts sagen läßt, denn es giebt in der That wenige Braten, die sich damit vergleichen lassen. Das Braten am Spieß verstehen die arabischen Köche wirklich so ausgezeichnet, daß man nicht recht begreift, warum die großen Häuser in Paris nicht ihre chefs de cuisine nach dem Tell und der algierischen Sahara schicken, um dort einigen Unterricht in dieser Kunst zu nehmen.

6) Aus einem Haufen Krapfen und Honigkuchen, für deren Studium die Pariser Küchenkünstler sich aber keineswegs zu einer Reise zu bemühen brauchen.

Dies Alles wurde in reicher Menge aufgetragen und war für den Durst von einem vollkommen frischen Wasser begleitet, das aber leider stark mit Rosen- und Jasminessenz gemischt war. In Ermangelung des Weins, des guten Weins begnügt

sich eine französische Kehle mit frischem Wasser, aber aromatisches Wasser!!

Nach diesem ursprünglichen homerischen Mahle, welches zwei sehr entgegengesetzte Wirkungen auf die Gäste des Scheriffs übte, bei denen wir uns jedoch nicht länger aufhalten wollen, brachte man maurischen Kaffee, zubereitet wie man ihn überall in Algier zubereitet, nämlich höchst geschmackvoll und duftreich. Leider servirte man ihn in Tassen, die eher Fingerhüten oder Nußschalen ähnlich sahen und von dem guten Umfang unserer hübschen englischen oder Sèvres-Porzellantassen weit entfernt waren — ein großer Fehler, den die Araber wohl ablegen dürften.

Zum Schlusse kam die lange Pfeife und tunesischer Tabak.

Piau-lu, der Beschwörer.

Modernes chinesisches Märchen. (Nach dem Americanisch-Englischen.)

1. Der Drachenzahn.

„Kommt heran, ihr Männer und Frauen von Tsching-tau, kommt und hört! Die geringe, unwürdige Person, welche euch durch ihre Gegenwart belästigt, ist der als Piau-lu bekannte elende Beschwörer. Alles was ihr wünscht, kann er euch gewähren. Er besitzt Zaubermittel, um die Zwietracht in euren edlen und berühmten Familien zu schlichten; Mittel, durch welche der Dümmste aus dem niederen Volke zum gelehrten Manne werden und hoch in den Palästen der Büchererfinder wohnen kann. Dazu hat er übernatürliche rothe Pillen, eure feinen und hübschen Krankheiten zu heilen, wie er wunderbare Formeln kennt, um Mörder eines Mitgliedes eurer leuchtenden und tugendhaften Familien zu entdecken und dahin zu bringen, Vergütung zu zahlen oder sich dem gerechten Auge des Bruders der Sonne zu stellen. Sagt nur, was euch fehlt; der arme geringe Beschwörer, der zu euch spricht, kann jeden eurer liebenswürdigen und wohlthuenden Wünsche erfüllen, denn überall kennt man Piau-lu, den Besitzer des berühmten und wunderbaren Drachenzahnes!"

Kurzes Lachen und Gemurmel erhob sich unter der Menge von Müssiggängern, welche das Schaugerüst umgaben, das Piau-lu dem Hause der zweiunddreißig Tugenden gegenüber errichtet hatte. Mandarinen fünfter Classe blickten geringschätzig lächelnd auf Mandarinen vierter Classe, als wollten sie sagen, wir wissen recht gut, was wir von solchen Burschen zu halten haben, indeß die Mandarinen vierter Classe hochmüthig auf die der fünften Classe sahen, als fühlten sie durchaus keine Verpflichtung, ihren Oberen zuzulächeln. Die hauptsächlich aus Kleinhändlern, Barbieren, Porzellanarbeitern und Landvolk zusammengesetzte Menge starrte jedoch mit offenen Mäulern auf den Beschwörer, der ein in mehreren glänzenden Farben schillerndes Gewand trug und auf seinem Gerüste auf und nieder stolzierte.

„Was ist ein Drachenzahn, edler und wohlerzogener Beschwörer?" fragte endlich We-schang-tse, ein vornehm aussehender Mandarin dritter Classe, der mit einem Saphirknopfe und einäugiger Pfauenfeder geschmückt war, „was ist ein Drachenzahn?"

„Ist es möglich," fragte Piau-lu, „daß der weise und berühmte Sohn der Tugend, der Mandarin We-schang-tse, nicht weiß, was ein Drachenzahn ist?" und dabei spitzte der Beschwörer gleichsam die Ohren nach dem Mandarin, wie es ein Hase nach einem kläffenden Hunde thut.

„Natürlich weiß ich das," sprach der Mandarin, etwas beschämt dreinschauend, daß er solche Unwissenheit habe blicken lassen, „man besteht nicht umsonst seine Prüfungen. Ich wünschte vielmehr, daß du es dem unwissenden Volke hier erklären möchtest, was ein Drachenzahn ist. Das war's, was ich verlangte."

„Ich dachte wohl, daß die Seele der Weisheit es wissen würde," sprach nun Piau-lu triumphirend, als glaube er fest an die Kenntnisse des We-schang-tse, „dem edlen Befehle soll gehorcht werden. Ihr Alle wißt," fuhr er fort, rund über das Volk hinwegschauend, „daß es drei große und mächtige Drachen giebt, die das Weltall bewohnen, Lung oder den Drachen der Luft, Li, den Drachen der See und Kiau, den Drachen der Sümpfe. Alle diese Drachen sind klug, stark und schrecklich. Sie haben eine wunderbare Gestalt und können auch jede andere annehmen. Nun wohl, ihr Leute! Vor mehreren Monaten, zur Zeit, als das Getreide in den Aehren stand, betrieb ich das Geschäft eines Barbiers in der kleinen und nicht der Rede werthen Stadt Siho, und als ich eines Morgens, die Kunden zu erwarten, in meinem Laden saß, hörte ich ein lautes Gelärm von Tamtams und ein fürstlicher Palankin hielt vor meiner Thüre. Natürlich eilte ich, den Ankommenden mit dem ehrerbietigsten Ceremoniell zu begrüßen, doch bevor ich noch die Straße erreicht hatte, stieg ein Mandarin, glänzend angethan, aus dem Palankin. Der Knopf seiner Mütze war ein Stein von einer Farbe, die ich nie vorher gesehen, und drei Federn eines unbekannten Vogels hingen hinten von seiner Kopfbedeckung herab. Er hielt die Hand an den Backen und schritt herrschaftlichen Trittes in mein Haus. Es verwirrte mich, daß ich nicht wußte, von welchem Range er sei, und machte mich verlegen, wie ich ihn anreden sollte. Schnell machte er meiner Verlegenheit ein Ende. „Bin ich nicht im Hause Piau-lu's, des Barbiers?" sprach der Fremde mit stolzer Stimme, welche gleich dem Rollen einer Kupfertrommel zwischen Hügeln klang. „Die niedere und armselige Person, von welcher Du sprichst, steht vor Dir," entgegnete ich, mich so tief verbeugend, als ich konnte. „Gut, gut," sagte er, sich selbst in meinen Operationsstuhl niedersetzend, während zwei von seinem Gefolge ihm zufächelten. „Piau-lu, ich habe Zahnweh." „„Wünscht Deine Herrlichkeit,"" frug ich, „„daß ich Deinen edlen und berühmten Schmerz hebe?"" „Du mußt mir den Zahn ausziehen," sprach der Mandarin, „wehe Dir aber, wenn Du einen unrechten triffst!" „„O, zu viel Ehre,"" entgegnete ich, „„aber mein abscheuliches und schlechtgeführtes Instrument soll Deiner Herrlichkeit schönen Zahn mit der größten Schnelligkeit heraus-



bringen."" Ich nahm dann meine Zahnzange und die Opiumflasche und öffnete den Mund des Fremden. Da war es jedoch, als sollte mein niedriggebornes, gemeines Herz mir in die Eingeweide hinabfallen. Auch die Zange wäre mir vor Furcht entfallen, wenn sie nicht mit ihrem Hakenende in meinem weiten Aermel hängen geblieben wäre. Des Mandarinen Mund war innen voller Feuer. Wenn er athmete, rollte eine helle Lohe die Kehle auf und nieder, gleich den Flammen, welche von den gelben Grasebenen zur Jahreszeit der großen Hitze emporsteigen. Sein Gaumen glühte wie rothheißes Kupfer, und seine Zunge glich einer metallenen Schmorpfanne, die vierzig Tage im Salzfeuer gewesen ist. Seine Zähne indessen schreckten mich am meisten. Es waren Schlangenzähne, lang und nach hinten gekrümmt und schienen aus durchsichtigem Krystall gemacht, in dessen Mitte aus Höhlen des Zahnfleisches schmahle Zungen gelben Feuers auf- und niederhüpften. „Nun, saumseliger Barbier," fuhr der Mandarin in schrecklichem Tone auf, während ich blaß und zitternd vor ihm stand, „beeile Dich, oder ich lasse Dich der Länge nach aufschlitzen und an der Sonne braten!" „„O Herr,"" rief ich, durch die Drohung eingeschüchtert, „„ich fürchte, meine fehlerhaften und unhaltbaren Zangen sind nicht fest genug."" — „Sklave!" schrie er mit Donnerstimme, „sogleich vollführe meinen Wunsch, oder Du siehst den Mond nicht wieder aufgehen!" Da ich sah, daß ich auf alle Fälle umgebracht werden würde, konnte ich, sogut es ging, den Versuch wagen. Ich fiel mit meiner Zange über den ersten besten Zahn her, den ich erwischte, schloß sie fest um den krystallenen Hauer und begann nun mit aller Kraft zu ziehen. Der Mandarin brüllte wie ein Ochse von Thibet. Die Flammen rollten in solchen Massen aus der Kehle, daß ich dachte, sie würden meine Augenbrauen versengen. Die Zwei vom Gefolge und vier hereingekommene Palankinträger legten ihre Arme um meinen Leib, um mir ziehen zu helfen, und so zerrten wir drei oder vier Minuten, bis es knallte wie neuntausendneunhundertundneunundneunzig Feuerschwärmer. Wir fielen sämmtlich der Länge nach auf den Boden, aber der Krystallzahn glänzte in den Backen meiner Zange. Vergnügt lächelte der Mandarin, als ich vom Boden aufstand, und rief: „Piau-lu, das war Dein Glück; Du hast meinen Zahnschmerz gehoben. Hättest Du gefehlt, so wärest Du elendiglich umgekommen, denn ich bin der Drache Lung, der die Luft und die himmlischen Räume beherrscht, und bin so mächtig, als ich weise im Zaubern bin. Nimm zur Belohnung den Zahn, den Du mir aus dem Munde gezogen; Du wirst in ihm ein Zaubermittel finden, mit welchem Du Wunder bewirken kannst. Ehre Deine Eltern, beachte die heiligen Ceremonien und lebe in Frieden!" Dies sagend, athmete er eine ganze Wolke von Feuer und Rauch aus seiner Kehle, daß meine armselige, geringfügige Wohnung ganz davon angefüllt ward. Das Feuer blendete und der Rauch betäubte mich; als ich aber mein Gesicht und meinen Athem wiedererhalten, waren der Drache Lung und sein Gefolge, wie die vier Träger verschwunden, ohne daß ich wußte, wie und wohin. So geschah es, zierliches und scharfsinniges Volk von Tsching-tau, daß der geringe und geistlose Mann, welcher vor euch steht, in den Besitz des wunderbaren Drachenzahnes gelangte, mit welchem er Wunder bewirken kann."

Diese Geschichte, welche mit sehr graziösen und dramatischen Gesticulationen und einer Geläufigkeit der Zunge vorgetragen wurde, die fast übernatürlich erschien, verfehlte ihre Wirkung auf die große Menge nicht; ja ein ärmlicher kleiner Schneider, Hang-pau, von welchem man wußte, daß er aller Welt schuldig sei, äußerte den Wunsch, diesen Drachenzahn zu besitzen, um bei seinen Gläubigern damit Wunder zu thun. Nur die Mandarinen mit blauen, krystallweißen und goldgelben Knöpfen lächelten geringschätzig und dachten: Wir gelehrten Männer wissen, was an solchen Geschichten ist. Nur We-schang-tse schien den Wunsch zu hegen, seine Erfahrungen durch Fragen zu erweitern.

„Hochbesuchter Beschwörer," sprach er zu Piau-lu, „Deine Geschichte ist wirklich wunderbar. Von dem Drachen Lung besucht zu werden, muß höchst erfreulich und erquickend sein. Ich zweifle nicht im geringsten an Deiner sonderbaren Erzählung und bin sicher, die vortreffliche Versammlung würde gerne einige Proben von der Zaubermacht Deines Drachenzahnes sehen."

Die Menge gab natürlich ihre Zustimmung zu diesem Ausspruche, drängte sich näher an die Schaubühne, auf welcher Piau-lu stand, und rief fast einstimmig: „Der erhabene Mandarin spricht weise. Wir möchten gern etwas sehen."

Der Beschwörer schien nicht im geringsten verlegen. Seine kleinen schwarzen Augen blitzten wie die Kerne der Wassermelone, als er stolz um sich sah.

„Ist Jemand unter Euch, der irgend ein Wunder sehen will, so sage er, von welcher Art," fragte er mit triumphirender Bewegung der Arme.

„„Ich möchte gern meine Schulden bezahlt sehen,"" flüsterte der kleine Schneider.

„O Hang-pau," rief der Beschwörer, „ich unwürdige Person kann nicht herumgehen, Deine Schulden zu berichtigen. Gehe Du selbst nach Hause, setze Dich in Deine Werkstatt, arbeite fleißig, trinke keinen Reiswein mehr, und Deine Schulden werden bezahlt werden, denn Arbeit ist ein Drachenzahn, der Wunder bei faulen Schneidern bewirkt."

Lautes Lachen der Menge folgte diesem Ausfalle, da es bekannt war, daß Hang-pau sich oft betrank und mehr Zeit auf den Straßen, als in seiner Werkstatt zubrachte.

„Wünscht etwa Jemand von Euch in ein Kameel verwandelt zu sein?" fuhr Piau-lu fort, „sprecht ein Wort, und es soll kein schöneres Thier in Thibet geben."

Niemand bezeigte Lust, die Erfahrung dieser Verwandlung an sich zu machen, wahrscheinlich weil es warmes Wetter war und Kameele schwere Lasten tragen.

„Soll ich vielleicht die ganze ehrenwerthe Versammlung in Geier verwandeln? Oder soll ich etwa den Tungsee in Gestalt einer Wassermelone in die Stadt heraufkommen und dann bersten und Alles überfluthen lassen?"

„„Da müßten wir ja Alle ersaufen!"" schrie Hang-pau, der ebenso feig als unmäßig war.

„Das ist wahr," erwiederte Piau-lu, „aber dann brauchtest

Du die Gläubiger nicht mehr zu fürchten," und er gab dem armen kleinen Schneider einen Stoß mit seinem langen Arme, daß der Unglückliche meinte, er wolle ihn aufreißen und in ein fürchterliches Thier verwandeln.

„Gut denn, da die hohe Gesellschaft nicht Geier oder Kameel sein will, so muß ich schwachgeistige, übelgebildete Person ein Wunder von selbst thun," sprach der Beschwörer, stieg von seinem Gerüste auf die Straße herab und brachte einen kleinen dreibeinigen Stuhl von Bambusrohr mit sich.

Die Menge wich bei seiner Annäherung scheu zurück, und selbst der würdige We-schang-tse schien sich etwas vor dem Beschwörer zu fürchten. Piau-lu setzte den Bambusstuhl fest auf den Boden und stieg dann auf denselben.

„Zierlicher und ebenmäßiger Bambusstuhl," rief er aus, die Arme erhebend und etwas in der Hand sehen lassend, was einem polirten Jaspissteine glich. „Zierlicher und ebenmäßiger Bambusstuhl, der mit Recht verachtete Beschwörer Piau-lu ersucht Dich im Namen des Drachenzahnes, Du wollest sogleich hoch wachsen."

Wirklich begann der Stuhl sogleich in Gegenwart der erstaunten Volksmenge zu wachsen. Die drei Bambusbeine verlängerten sich mit großer Schnelligkeit mehr und mehr, Piau-lu hoch in die Luft erhebend, wobei er sich graziös gegen die mit offenem Mund zusehende Versammlung verbeugte.

„O wie köstlich!" rief er, „die Luft hier oben ist so rein. Ich rieche die Theewinde von Fo-kien und kann die Stelle sehen, wo Himmel und Erde aufhören, parallel zu laufen. Ich höre die Handtrommeln Pekings und lausche auf das Brüllen der Heerden Thibets. Wer möchte nicht einen zierlichen Bambusstuhl haben, der so zu wachsen vermag!"

Bei diesen Worten war Piau-lu zu ungeheurer Höhe aufgestiegen. Die Beine des schlanken Dreifußes, auf welchem er stand, erschienen wie Seidenfäden, so dünn waren sie im Vergleich zu ihrer Höhe geworden. Die Menge begann für den Beschwörer zu zittern.

„„Wird er denn nicht einhalten?" rief ein Mandarin mit goldenem Knopfe, Namens Lin.

„O ja," erscholl Piau-lu's Stimme von der schwindelnden Höhe des Bambusstuhles. „O ja, die häßliche kleine Person wird sogleich einhalten. Zierlicher Stuhl, der arme Beschwörer bittet Dich, im Wachsen innezuhalten, aber er bittet auch, Du wollest dieser verschönerten Versammlung unten, die Dich der Beobachtung werth hält, einige Genugthuung gewähren."

Der Stuhl hörte mit der größten Gefälligkeit auf, seine verdünnten Glieder zu verlängern, in demselben Augenblick erfolgte aber eine Veränderung mit ihm, welche die Menge ebenso in Erstaunen setzte. Die drei Beine begannen sich schnell einander zu nähern, und bevor das Auge ihren Bewegungen folgen konnte, hatten sie sich geheimnißvoll und unerklärlich zu einem Faden gedreht, indem der Stuhl trotzdem ein wunderbares Gleichgewicht hielt. Sogleich begann der einfache Stengel sich sonderbar zu verdicken, und aus der einfachen Bambusschale erwuchsen nach und nach hervorstehende Ringe einer rauhen Rinde. Dabei erhob sich oberhalb ein schwaches raschelndes Geräusch, und als die Versammelten, durch dasselbe aufmerksam gemacht, aufschauten, sahen sie statt des flachen Rohrsitzes, auf welchen Piau-lu gestiegen war, eine krautartig geformte Masse von Grün, welche bald lang gespitzte atlasne Blätter von zarterem Grün und in äußerst zierlichen Formen herausschießen ließ. Aber wo war Piau-lu? Einige glaubten in der gelben Krone der Blätterknospe dieses eigenthümlichen Baumes die Spitze seiner Mütze und seine schwarzen schalkhaften Augen zu bemerken. Es konnte aber Täuschung sein, denn ihre Nachforschung ward durch einen Hagelschauer von fleischigen rothen Früchten unterbrochen, die plötzlich von dem wunderbaren Baume herabzufallen begannen. Natürlich gab es eine Balgerei um dieselben, in welche selbst die Mandarinen es nicht zu gering hielten sich zu mischen, und die hochrothen Früchte, dergleichen man noch nie zu Tsching-tau gesehen hatte, erwiesen sich köstlich süß und angenehm von Geschmack.

„So ist's recht, so ist's recht, vollkommen gebornes und höfliches Volk!" rief eine schrille Stimme, als sie sich alle um die rothen Früchte stritten; „genießt die Früchte, da sie noch frisch sind, und den Thee, während er noch zart ist; denn die Sonne vertrocknet, und die Kälte macht zähe, und die blaueste Pflaume blüht nur für einen Tag!"

Jedermann blickte auf, und siehe da! Piau-lu ging wieder auf seinem Gerüste einher, mit einem großen grünen Fächer sich Kühlung zuwehend. Während die Menge noch über das wunderbare Wiedererscheinen des Beschwörers staunte, vernahm man ein lautes Schreien vom Ende der Straße her, und ein großer, schmächtiger Mann in grobem blauen Rocke kam in größter Eile dahergerannt.

„Wo sind meine Pflaumen, ihr Diebessöhne?" schrie er noch athemlos vor Hast. „Ach! ach! ich bin völlig ruinirt! Mein Weib muß elendiglich aus Mangel an Nahrung umkommen, und die Söhne werden bei meinem Tode nichts als leere Körbe erben! Wo sind meine Pflaumen?"

„„Wer wagt es, sich in solchem Tone an das tugendhafte und wohlgesinnte Volk von Tsching-tau zu wenden?"" fragte der Mandarin Lin mit stolzer Stimme, als ihm der neue Ankömmling gegenüberstand. Da der arme Mann den gelben Knopf erblickte, ward er sogleich sehr demüthig und verbeugte sich mehrmals vor dem Mandarinen.

„O mein Herr," sprach er, „ich bin ein armer und unwürdiger Pflaumenhändler, Namens Liho. Eben saß ich in meiner Verkaufsbude in einer benachbarten Straße und verkaufte grade Früchte an Kunden, als sich plötzlich, als hätten sie Falkenflügel, alle Pflaumen aus den Körben erhoben und durch die Luft über die Giebel der Häuser hinweg nach dieser Richtung flogen. Mich für einen Spielball von Dämonen haltend, rannte ich ihnen nach und hoffte sie zu erhaschen und — — ha! da sind ja meine Pflaumen," unterbrach er seine Rede und machte einen Sprung nach einigen der rothen Früchte, die der Schneider Hang-pau in der Hand hielt, um sie seiner Frau mit nach Hause zu bringen.

„„Dies Deine Pflaumen?"" schrie Hang-pau, seinen Schatz heftig vertheidigend; „„Maulwurf, der Du bist, sahst Du je hochrothe Pflaumen?""

„Dieser Mann ist vom Himmel geschlagen," sprach Piau-lu

ernst dazwischen. „Er ist ein Narr, der seine Pflaumen versteckt und dann glaubt, sie seien fortgeflogen. Schüttle nur Einer derb sein Kleid!"

Ein Porzellanflicker, der sich eben neben dem Fruchthändler befand, ergriff sogleich das lange blaue Kleid desselben und rüttelte es stark, da fielen zur Verwunderung Jedermanns Tausende der schönsten Pflaumen heraus, wie von einem durch Herbstwinde geschüttelten Baume. Im selbigen Augenblicke erhob sich zugleich ein heftiger Windstoß, und eine Staubsäule stieg auf bis zu dem Wipfel des wunderbaren Baumes, der noch die langen seidenen Blätter hoch über den Häuserzinnen bewegte. Eine Zeit lang schien Jeder wie blind und als sich der Staub gelegt, um dem Volke zu erlauben, die Augen wieder zu gebrauchen, war der sonderbare Baum vollständig verschwunden und nur ein kleiner Bambusstuhl übrig geblieben, der vom Sturm die Straße hinabgetrieben wurde. Erstaunt blickte der arme Fruchthändler Liho auf die Pflaumen, in welchen er knietief stand.

Finster wendete sich der Mandarin zu ihm: „„Laß uns nicht wieder solche Narrheiten von Liho hören, sonst wird er zwanzig Stockschläge erhalten.""

„Nimm Deine Pflaumen zusammen, Liho," sprach Piau-lu freundlich, „und denke in glücklichen Tagen darüber nach, daß der, welcher mit offenem Munde dem Verlornen nachrennt, dasselbe nicht immer wiedererlangt."

Und als der Beschwörer von seiner Bühne herabstieg, entging es dem scharfen Auge des kleinen Schneiders Hang-pau nicht, daß Piau-lu ein geheimnißvolles Zeichen mit dem Mandarinen We-schang-tse wechselte.

---

2. Der Schatten der Ente.

Die Nacht war vollständig hereingebrochen, als Piau-lu vor dem Hause We-schang-tse's anlangte. Schon waren die Laternen angezündet, und der Thürhüter schlummerte so fest in seinem Bambusstuhle, daß der Beschwörer durch das Thor eintrat und unter dem Vorhange durchging, ohne ihn zu erwecken. Das innere Gemach war matt von einigen Hornlaternen erleuchtet, die zierlich mit Jagdscenen bemalt waren, aber trotz der Dunkelheit entdeckte das Auge Piau-lu's den Mandarinen, der in der fernsten Ecke des Zimmers auf einem mit blauer und gelber Seide überzogenen Lager saß. Ueber dem Corridor, der zu den Frauengemächern führte, lag tiefer Schatten, doch glaubte der Beschwörer das Auftreten eines kleinen Fußes auf den mit Matten belegten Boden und das Funkeln neugieriger Augen zu bemerken, welche die stille Dunkelheit durchblitzten. Er konnte sich indeß getäuscht haben, denn der Gang öffnete sich nach einem Garten voll der seltensten Blumen, und das Plätschern der Fontaine konnte er für die Tritte eines Füßchens, wie das auf die glänzenden Blätter des Lotus fallende Mondlicht für das Funkeln weiblicher Augen gehalten haben.

„Ist Piau-lu in meiner Wohnung angelangt?" fragte der Mandarin aus der dunklen Ecke, in welcher er lag.

„„Die unedle und zornverdienende Person beugt vor Dir ihr Haupt," antwortete Piau-lu vortretend, indem er den Mandarinen nach den Vorschriften der Gesetze des Buchs der Ceremonien grüßte.

„Ich hoffe, Du hast Deinen Weg hierher in Sicherheit und Geistesfrieden gefunden," sprach We-schang-tse, dem Beschwörer bedeutend, sich auf ein kleines blaues Sopha zu setzen, das in der Nähe stand.

„„Wenn ein so geringes Geschöpf wie Piau-lu durch Befehle des edlen We-schang-tse geehrt wird, muß es Glück haben. Wie könnte es auch anders sein?"" entgegnete Piau-lu, sich nicht auf das bezeichnete kleine Sopha, sondern auf das seidene setzend, auf dem der Mandarin selbst ruhte.

„Piau-lu hat seine Anmeldekarte nicht hereingeschickt, wie es der Ritus vorschreibt," ließ sich hierauf der Mandarin vernehmen, ärgerlich über die impertinente Freiheit, die sich der Beschwörer herausnahm.

„„Der würdige Thürsteher, welcher den Eingang zu We-schang-tse ziert, schlief sehr fest, und Piau-lu wußte, daß der große Mandarin ihn mit Ungeduld erwarte.""

„Ja," sagte We-schang-tse, „ich werde von tausend Dämonen gequält. Teufel schlafen in meinem Haar, und meine Ohren fließen über von diabolischen Einflüsterungen. Ich kann in der Nacht nicht ruhen und finde am Tage kein Vergnügen. Deshalb wünschte ich Dich zu sehen, in der Hoffnung, Du werdest durch Beschwörung des Dämons, der in meinem Magen wohnt, mir Ruhe verschaffen."

„„Ich werde mich bestreben, den ehrwürdigen Teufel, der Deinen Magen bewohnt, durch meine unwürdigen Beschwörungen zu erfreuen,"" erwiederte Piau-lu, „„dann muß ich jedoch vorher in den Garten gehen, Blumen zu pflücken.""

„Geh," sprach der Mandarin, „der Mond scheint hell, und Du wirst manche schöne und seltene Pflanze sehen, wie sie meine Tochter Wu liebt."

„„Das Mondlicht kann nicht glänzender auf die Lilien scheinen, als der Glanz von Deiner Herrlichkeit Tochter,"" sagte der Beschwörer, verbeugte sich tief und begab sich nach dem Garten.

Ach, was war das für ein Garten, in welchen Piau-lu jetzt eintrat! Die ihn umgebenden Mauern waren hoch und aus jenem rosigen Stein gebaut, den die Gebirge der Mandschurei liefern. Diese Mauern, an deren innerer Fläche Zeichnungen von Blumen und Triumphzügen in regelmäßigen Abtheilungen gemeißelt waren, stützten die hohen, reichbeladenen Stämmchen der weißen Magnolia, welche ihre großen schneeigen Kelche in Myriaden über die Flächen der Wand ausbreitete. Tamarisken und Palmen sprangen gleich dunklen Säulen, welche die silberne Luft trugen, von verschiedenen Punkten des Bodens auf, während die zarte Trauerweide ihre feinen Glieder über Fischteiche herabhing, deren Wasser friedlich im Busen des Smaragdrasens zu ruhen schienen. Tausend Wohlgerüche erfüllten die Luft, einer immer angenehmer als der andere. Der blaue Convolvulus, die rothe Ipomea, die üppigen Azaleen, die gefleckten Tigerlilien, der schüchterne und halbverborgene Jasmin, alle dufteten Tag und Nacht hindurch Ströme von Wohlgerüchen aus den unerschöpflichen Quellen ihrer Kelche. Der starke Geruch der Tuberose schwebte langsam durch die Blätter, wie ein reichgefiederter Vogel durch die Sommerluft, durch den eigenen Glanz niedergezogen. Der blaue Lotus schlief in er-

habener Ruhe auf den glatten Wogen der Teiche, und ein geheimer Zauber schien über den ganzen Ort ergossen. Es war, als flüsterten die Blumen ihre Geheimnisse durch die parfumirte Stille, als sei das innerste Herz jeder Blüthe zu dieser mystischen Stunde erschlossen, als schwebe alle Magie und Heimlichkeit der Pflanzen nach außen, als sei der Garten mit Tausenden von Zaubern erfüllt. Inmitten der Lilien und Lotusblumen aber, inmitten der duftenden Rosen und des herabhängenden Convolvulus schwebte eine Blume dahin, schöner als alle.

„Hier bin ich," flüsterte eine leise Stimme, und eine dunkle Gestalt glitt auf Piau-lu zu, als er an der Fontaine stand.

„„Ach,"" sprach der Beschwörer mit zärtlicher Stimme, sehr verschieden von den rauhen Tönen, mit denen er am Tage die Menge angeredet; „„nun ist der Garten erst vollständig. Wu, die Rose vollkommenster Schönheit hat in der Nacht geblüht!""

„Lasse Piau-lu sie Schutz vor der Kühle des Abends unter seinem Mantel finden, und möge er ihre Gesellschaft für eine kleine Weile ertragen, denn sie ist aufgewachsen unter einer einsamen Mauer," lispelte Wu, ihre kleine Hand sanft auf des Beschwörers Arm legend und sich an seine Seite schmiegend, wie sich ein Vogel in die gefallenen, von der Sonne erwärmten Blätter schmiegt.

„„Sie kann hier aber nur kurze Zeit ruhen,"" antwortete Piau-lu, die Tochter des Mandarinen leidenschaftlich ans Herz schließend, „„denn We-schang-tse erwartet ungeduldig Piau-lu's Rückkunft, um eine Beschwörung gegen den Dämon vorzunehmen, der seinen Magen bewohnt.""

„Ach!" seufzte Wu traurig, „warum bewirbst Du Dich nicht um eine andere und ausgezeichnetere Stellung, als die eines Beschwörers ist? Warum strebst Du nicht nach einer Auszeichnung im Palaste der Schriftabfassung und nach einem Titel? Wir hätten dann nicht nöthig, uns im Geheim auf der Straße zu treffen, und Du könntest ohne Scheu meine Hand vom Vater verlangen."

Piau-lu lächelte fast spöttisch. Er schien einen Zoll an Größe zu gewinnen und blickte mit befehlender Miene rings um sich.

„„Der Marmor, aus dem ein Steinbild gemeißelt werden soll, muß im Steinbruche liegen, bis der Arbeiter ihn braucht und sucht; und so ist auch die Stunde meines Schicksals noch nicht gekommen."

„Gut; ich begreife, wir müssen warten," sprach Wu, „mittlerweile, Piau-lu, liebe ich Dich!"

„„Die Stunde wird zeitiger kommen, als Du denkst,"" tröstete Piau-lu, ihre Liebkosungen erwiedernd; „„aber nun geh, der Mandarin wartet.""

Während Wu leise nach ihrem Gemache schlüpfte, ging der Beschwörer schnellen Schrittes durch den Garten, im Vorübergehen die Blüthen mehrerer Blumen abpflückend. Mit besonderem Vergnügen schien er über den in Mondlicht und Thau gebadeten Knospen zu verweilen, ihr Wohlgeruch stieg ihm gleich Weihrauch in die Nasenlöcher, und mit einer gewissen Wollust athmete er in langen Zügen. —

„„Nun möge der Dämon im edlen Magen We-schang-tse's zittern!"" rief er, als er mit Blumen beladen wieder in die Empfangshalle trat. „„Die schlechtbedachte Person wird solche Zauberformeln anwenden, daß sie die Seele des glänzenden und hochgebornen Mandarinen entzücken, aber auch seinen berühmten Verfolger so erschrecken sollen, daß er entfliehen muß.""

Piau-lu riß nun die Blätter der vielen Blumen auseinander und zerpflückte sie zu einem Haufen auf den Boden, daß sie eine bunte Masse bildeten. Das Roth der Rosen, das Blau des Convolvulus, die zarten Tinten der Camelien und das Wachsweiß der Magnolien mischte sich durcheinander gleich den tausend Farbentönen im Schleier der Glückseligkeit. Nachdem er die verworrene Blättermasse in die Form einer kleinen Pyramide zusammengehäuft, wand sich Piau-lu eine Schärpe vom Leibe, warf sie über den Haufen, zog dann das Stück Jaspisstein aus der Tasche und sprach:

„Die Person von entwürdigender Gegenwart wünscht, daß das, was geworden ist, dem hohen Mandarinen sich zeigen möge!"

Als er diese Worte gesprochen, zog er die Schärpe mit einem plötzlichen Ruck hinweg, und siehe, der Blumenhaufen war verschwunden, und an seinem Platze stand eine schöne Mandarinenente, in deren glänzendem Gefieder man die bunten Farben der Blumen wiederfinden konnte. Der Beschwörer nahte sich nun dem Vogel, fing ihn mit der einen Hand während er mit der andern ein scharfes Messer aus dem Gürtel zog, und trennte mit einem Schnitt den Kopf der Ente vom Rumpfe. Zum größten Erstaunen We-schang-tse's verschwanden der Körper und der abgelöste Kopf in dem Augenblicke, als das Messer durch den Hals fuhr, zugleich aber entschlüpfte aus des Beschwörers Hand eine Ente, der ersten in jeder Hinsicht gleichend, und flog durchs Zimmer. Wenn gesagt wird, daß der Vogel dem andern in jeder Hinsicht glich, so ist damit nur Form, Größe und Farbe gemeint. Denn die letztere war keine leibliche Ente. Sie war unfühlbar und durchsichtig, und als sie davon flog, machte sie kein Geräusch mit den Flügeln.

„Dies ist wirklich wunderbar," sprach We-schang-tse, „möge mir es der Zauber wirkende Beschwörer erklären!"

„„Die aus den Blumen gebildete Ente war eine ächte an Körper und Seele, hocherhabener Mandarin,"" entgegnete Piau-lu, „„und als sie unter dem Messer starb, befahl ich ihrer Seele, welche nie getödtet werden kann, in ihre Schattengestalt zu fahren; daher hat der Schatten dieselben Farben und ebensoviel Verstand, wie eine wirkliche Ente.""

„Und zu welchem Zweck hat der sehr weise Piau-lu diesen schönen Entenschatten geschaffen?"

„„Der erlauchte We-schang-tse soll es sogleich erblicken,"" erwiederte der Beschwörer, zog aus seinem weiten Aermel ein Stück Steinsalz und warf es in die fernste Ecke des Zimmers. Kaum war dies geschehen, so ließ sich ein schrecklicher Laut hören, einem Bellen und einem Geheul zugleich ähnlich, welches aus dem dunklen Winkel drang, und gleich darauf trat ein großer grauer Wolf aus dem Zwielicht heraus und fuhr wild mit den Zähnen auf den Schatten der schönen Ente los.

„Wie, ist das nicht ein Wolf aus den Wäldern der Mandschurei?" rief der Mandarin, durch die furchtbare Erscheinung beunruhigt. „Dies scheint kein Schatten, sondern ein lebendes, blutdürstiges Thier."

„„Möge mein Herr beobachten und sich nicht fürchten!““ sprach Piau-lu ruhig.

Der Wolf schien erstaunt und bestürzt, als nach der schönen Ente schnappend seine scharfen Zähne keinen Widerstand fanden, während der Vogel davonflog. Er heulte und schnappte und tobte mit seinen Pfoten nach dem beweglichen Schatten, der stets um ihn herumflatterte, aber alles ohne Erfolg. Ebenso würde sich der Jagdhund vergeblich auf das Spiegelbild eines Hirsches in dem Teiche werfen, aus welchem er trinkt. Der Schatten der schönen Ente schien übrigens einen seltsam tödtlichen Einfluß auf den Wolf auszuüben. Sein Geheul ward schwächer und schwächer, seine rothflammenden Augen schienen Blut zu tropfen, alle Glieder zuckten ihm, und das rauhe Haar seines Felles stand vor Schreck und Schmerz in die Höhe. Der Entenschatten hörte nicht auf, dicht vor seinen Augen herumzuflattern.

„Der Wolf scheint zu sterben," äußerte We-schang-tse.

„„Er wird sterben, sterben gleich einem Hunde,““ rief Piau-lu im Tone wilden Triumphes.

Und wie er prophezeiht, ließ der Wolf ein zwei- oder dreimaliges schwaches Heulen hören, drehte sich rund um sich, als wolle er sich zum Schlafen niederlegen, und fiel dann hin und starb. Der schöne Entenschatten schien strahlend vor Ruhm. Er breitete die glänzenden Schwingen aus, welche zart und transparent wie ein Regenbogen waren, und ließ sich dann auf dem todten Körper des wilden Thieres nieder, majestätisch von dem zottigen Throne herabschauend.

„Und was bedeutet dieses sonderbare Schauspiel, gelehrter und weiser Beschwörer?" fragte der Mandarin mit sorglicher, fast zitternder Stimme.

„„Dies will ich Dir sagen,““ rief Piau-lu, plötzlich seine demüthigende und ceremoniöse Sprache aufgebend und die Hand mit der Miene hoher Macht ausstreckend. „„Die schöne, zierliche und muthige Mandarinenente ist das Sinnbild der Mingdynastie, jenes wahren chinesischen Herrschergeschlechts, das erhaben in diesem Lande thronte, ehe die Eindringlinge sich des Thrones bemächtigten. Der wilde und doch feige Wolf dagegen ist das Symbol der Mandschutataren-Räuber, die unsere Freiheit vernichteten, unsere Häupter schoren und unser Volk knechteten. Nun ist die Zeit gekommen, daß die Ente ihren Glanz und ihren Muth wiedererlangt hat und ausgeht, den Wolf zu tödten. Der Wolf kann sie nicht beißen, denn sie handelt im Schatten und Zwielicht geheimer Verbindung. Du weißt dies übrigens, We-schang-tse, so gut wie ich.““

„Ich habe wirklich von einem Rebellen, Namens Tien-té, gehört, der die Flamme der Empörung in unserem friedlichen Lande angezündet hat und, sich für einen Abkömmling der Mingdynastie ausgebend, unseren weisen und himmlischen Herrscher Hien-fung zu entthronen sucht."

„„Lüge nicht, We-schang-tse, denn ich kenne Deine innersten Gedanken. Chinese, wie Du bist, weiß ich, daß Du den Tataren von ganzer Seele hassest; Du wagst es aber nicht zu gestehen, aus Furcht, den Kopf zu verlieren.““

Der Mandarin war über diese kühne Sprache so erstaunt, daß er nicht zu antworten vermochte.

„„Ich komme,““ fuhr der Beschwörer fort, „„Dir ein Anerbieten zu machen. Verfüge Dich zu der Streitmacht des vom Himmel gesandten Kaisers Tien-té; verbinde Dich mit ihm, das tyrannische Tatarengeschlecht aus dem Reiche der Mitte zu vertreiben. Fliehe mit mir zum kaiserlichen Lager und nimm Deine Tochter Wu, das goldene Herz der Lilie, mit Dir, und ich verspreche Dir den Oberbefehl über ein Dritttheil der kaiserlichen Streitkräfte und die Präsidentschaft des Ceremonienrathes.““

„Und wer bist Du, daß Du von We-schang-tse zu verlangen wagst, er solle Dir seine edelgeborene Tochter anvertrauen?" rief der Mandarin, wüthend vom Lager aufspringend.

„„Ich,““ erwiederte Piau-lu, sein Beschwörergewand auseinanderschlagend, und ein glänzendes Untergewand von gelber Seide zeigend, auf dessen Brust das Wappen des kaiserlichen Drachen gestickt war, „„ich bin Euer Kaiser Tien-té!““

„Ha!" schrie in diesem Augenblicke eine schrille Stimme hinter ihm, „hier ist er, der feine und edle Rebell, auf dessen Kopf unser würdiger Kaiser eine Belohnung von zehntausend Silbertales gesetzt hat, hier ist er! Fangt ihn, gute und edle Mandarinen, fangt ihn! Dann kann ich meine Schulden mit seinem Kopfgelde bezahlen."

Piau-lu drehte sich um und erblickte den kleinen Schneider Hang-vau und hinter diesem eine Reihe Soldaten und eine Anzahl Mandarinen. We-schang-tse schauderte, denn nach diesem Vorgange, der seinen Charakter verdächtigen mußte, wußte er, daß sein Tod gewiß war, wenn er in kaiserliche Hände fiele.

(Schluß in nächster Nummer.)

Zur Chronik.

Ary Scheffer.

— Drei Brüder des Namens Scheffer, Söhne eines holländischen Malers, der 1810 im Haag starb, haben sich in Paris mit Pinsel und Feder vortheilhaft bekannt gemacht. Der älteste, Ary, 1795 im Haag geboren, starb jetzt am 16. Juni in Paris, kurz nach einem Besuche in Claremont, wo er als eifriger Orleanist sich beeilte, der verstorbenen Herzogin Helene den letzten Dienst zu erweisen. Sein Porträt der Gattin Louis Philippe's, der Königin Amalie, war sein letztes Werk. Von seinen Bildnissen rühmt man auch die Porträts Cavaignacs, des Prinzen von Joinville, Duponts de l'Eure, sowie er zur Zeit des Julikönigthums auch Lehrer der königlichen Kinder war, namentlich der früh verstorbenen, als Bildhauerin bekannt gewordenen Prinzessin Marie. Die Säbelherrschaft ging nicht so weit, dem gesinnungsvollen Künstler seine treue Anhänglichkeit an das Haus Orleans zu verübeln. — Seit dem Tode des Vaters in Paris erzogen, beschickte er bereits 1812 den Salon mit einem Werke seines Pinsels: „Abel und Thirza, auf der Schwelle ihrer Hütte betend". Ihm folgten: „Sokrates den Alcibiades vertheidigend", „der Tod des heiligen Ludwig". Im dritten Saale des Staats-



rathes malte er Karl den Großen, wie er die Capitularien der Versammlung der Franken übergiebt. Die griechische Erhebung begeisterte ihn zu zwei Schöpfungen: „die Sulioten“ und „die letzten Vertheidiger Missolunghi's“. Versailles besitzt von ihm „die Schlacht von Tolpiacum“. Mehrere seiner Bilder haben biblischen Inhalt. Ebenso oft malte er romantische Gegenstände aus der Poesie Goethe's und Byrons. Man kennt zwei Darstellungen der Mignon von ihm nach Wilhelm Meisters Lehrjahren; an eine Reihe von acht Scenen aus Faust legte er noch die letzte Hand. Byron gab ihm die Gestalt der Medora aus dem Giaur; sein Gretchen aus dem Faust ist vielfach in Stichen und Steindrücken bekannt geworden. Diese Sympathie für Goethe und Byron gab ihm den Namen des Romantikers unter den französischen Malern. Adolf Stahr in seinem Buche: „Nach fünf Jahren“, Ergänzungen in 2 Bdn. zu seinen Kunststudien in: „Zwei Monate in Paris“, spricht von seinen Porträts und von zwei größeren Compositionen: „Christus, die Mühseligen und Beladenen tröstend“, und: „die Verklärung der Klage“ aus Dante's Ideenkreise; sowie seine Francesca da Rimini mit ihrem Geliebten, welche in der Hölle an Dante und Virgil vorüberschweben, zu seinen Hauptbildern zählt. — Auch der jüngste Bruder Ary Scheffers, Henri, 1799 geboren, ist Romantiker in Farben, und huldigt der Elegie in Scenen der Weltgeschichte; man rühmt seine Charlotte Corday, wie sie von Marats Leiche fortgeführt wird, sowie seine Jeanne d'Arc auf dem Wege zur Hinrichtung. Man kennt von ihm auch eine Hugenottenverfolgung und einen Bibelleser. — Der mittlere Bruder, Arnold Scheffer, 1796 geboren, ist politisch-historischer Schriftsteller. In seinem ersten Werke: „Tableau politique de l'Allemagne“, vom Jahre 1815, suchte er zu zeigen, wie Deutschland und Frankreich durch gemeinschaftliche Interessen zur Vertheidigung europäischer Bildung gegen den Einfluß Rußlands verpflichtet seien. Seine Geschichte Deutschlands unter Heinrich IV. leidet an großer Flüchtigkeit; er nahm sie zurück. Seit der Julirevolution wurde er als Armand Carrels Freund Mitarbeiter und Redacteur des National, zog sich jedoch in Folge seiner zehnmonatlichen Gefängnißstrafe vom Journalismus zurück. Er lebt auf dem Lande bei Paris.

Moritz Rugendas.

— Ein ausgezeichneter, in Deutschland aber wenig gekannter Maler ist jetzt durch seinen Tod um die Blüthe seines beginnenden Ruhmes gekommen, Johann Moritz Rugendas, ein Enkel des Augsburger Schlachtenmalers. Wir sahen vor vier Jahren in seiner Münchener Werkstatt auf der Staffelei sein großes, von König Max für die Gallerie weltgeschichtlicher Scenen bestimmtes und bestelltes Bild: „Columbus nimmt Besitz von America“. Die ganze Leidenschaft und Gluth der tropischen Welt strotzte in leuchtenden Farben uns entgegen. Seine 3000 südamericanischen Blätter in Oel, Bleistift und Aquarell, von der bayerischen Regierung angekauft, dachte Rugendas in Photographien mit Text in 3 Bdn. herauszugeben. Er war zweimal im Süden America's, das eine Mal in Brasilien als 22jähriger Jüngling, als Zeichner und Begleiter des Reisenden Langsdorff; seine „Malerische Reise in Brasilien“ erschien 1827 in Paris. Die Thiermaler und Landschafter Adam und Quaglio waren des Jünglings Lehrer gewesen. Nach einem Aufenthalt in Rom, Neapel und Sicilien ging Rugendas zum zweiten Male nach Südamerica, wo er die Revolutionen unter Santana in Mexico und Texas erlebte, fünfzehn Jahre lang Land und Leute gründlich studierte und in Skizzen wiedergab. Seit mehreren Jahren lebte er in München, um seine Mappen für die Oeffentlichkeit auszubeuten und ein großes, auf 3 Bde. berechnetes Werk mit der Feder zu vollenden. Auf seinen Reisen in den Pampas tödtete ihm einst der Blitz den Esel, den er ritt, unter dem Leibe. Seitdem war Rugendas Nervenschlägen ausgesetzt. Ein solcher traf ihn in letzter Zeit wiederholt, am 29. Mai tödtlich zu Weilheim an der Teck im Hause seines zukünftigen Schwiegervaters, mit dessen Tochter er verlobt war. Als sein Geburtsjahr giebt das Brockhaus'sche Lexikon 1802 an; wir dürfen eher der Angabe eines Münchener Briefstellers in der Wiener Zeitung Glauben schenken, wonach Rugendas 1799 in Augsburg geboren war.

Theodor Panofka.

— Am 20. Juni, 57 Jahre alt, starb in Berlin ein vielfach thätiger Alterthumsforscher, Dr. Theodor Panofka, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, geboren 1801 zu Breslau. Seine Vorträge über Sophokles auf dem Capitol wurden Veranlassung zur Gründung des archäologischen Instituts in Rom; 1824 besuchte er mit Baron Stackelberg Sicilien. In Paris katalogisirte und erklärte er die Kunstschätze des Herzogs von Blacas, den er 1828 nach Neapel begleitete, wo er die Ausgrabungen in Nola leitete. Seit 1834 gehörte er Berlin an. Seine vielfachen monographischen Schriften sind theils italienisch, theils französisch, theils deutsch geschrieben. In den Abhandlungen der Berliner Akademie lieferte er 1836 den Artikel über Zeus und Aegina, 1837 über Argos Panoptes, 1838 über antike Weihgeschenke und ihre Zwecke, 1839 über die Antiken des Berliner Museums, dessen Terracotten er in 80 Kupferblättern erläutern wollte.

Friedrich Kortüm.

— Das Geschlecht der Kortüm, dem auch der Verfasser der Jobsiade angehörte, stammt aus Friesland. Karl Arnold, geb. 1745, gest. 1824, war seiner Geburt nach Rheinländer, war Arzt in seiner Vaterstadt Mühlheim, dann zu Bochum in der Grafschaft Mark; seine Jobsiade verräth westfälischen Charakter, wie denn die heitere und derbe Kraft seines jocosen Epos noch heute in Westfalen mehr als irgendwo sonst zu Hause ist. Der am 4. Juni d. J. in Heidelberg verstorbene Historiker Friedrich Kortüm war in Mecklenburg-Strelitz, im Februar 1789 geboren, als Sohn eines lutherischen Predigers daselbst. Seine ersten Studienjahre in Halle (seit 1806) waren ebenfalls der Theologie gewidmet, bis er in Göttingen durch die Vorträge von Heeren und Planck dem Studium der Geschichte gewonnen ward. Nach seiner Heimath zurückgekehrt, ward er 1811 als Patriot in die politischen Unternehmungen der Zeit verflochten. Im geheimen Einverständniß mit Ernst Moritz Arndt in Greifswalde, wollte er sich dem Zuge Freiwilliger nach England anschließen, um in Spanien zur Fahne des Aufstandes gegen Napoleons Weltherrschaft zu schwören. Auf dem Wege nach Rostock von den Franzosen ergriffen und als Spion behandelt, entkam er mit genauer Noth und flüchtete sich nach der Schweiz, nach Iferten, und war eine Zeitlang Lehrer in der Fellenbergschen Schule zu Hofwyl. 1814 machte er den deutschen Feldzug gegen Frankreich mit, benutzte den Aufenthalt in Paris zu Studien und kehrte dann nach Hofwyl und Aarau zurück, legte jedoch bald sein pädagogisches Lehramt nieder, um in Wien die Bibliothek zu benutzen. Diese Studien bestimmten ihn dauernd für die Geschichte. Nach einer kurzen Anstellung als Professor der Geschichte in Neuwied, war er in Basel und Bern eine Zeitlang in gleicher Eigenschaft, um 1841 dem Rufe nach Heidelberg zu folgen, wo er neben Schlosser



und Häusser in seinem Felde wirkte. Noch in der Schweiz schrieb er (1818) sein erstes Buch: „Friedrich I. mit seinen Freunden und Feinden", in Heidelberg erschien (1821) sein Werk: „Zur Geschichte der hellenischen Staatsverfassung". Dem Ende der zwanziger Jahre gehörte sein dreibändiges Werk an: „Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter und in der neuern Zeit"; 1836 und 37 erschien sein Hauptwerk, die „Geschichte des Mittelalters", in 2 Bdn., zu Anfang der Vierziger seine „Römische Geschichte von der Urzeit Italiens bis zum Untergang des abendländischen Reiches; ebenfalls 1843 seine: „Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens."

Bad Elster.

-ſs. Außer Nauheim und Rehme (Oeynhausen) dürfte in neuester Zeit wohl schwerlich ein Bad so glänzende Fortschritte gemacht haben, als das oben bezeichnete Bad in der Nähe von Plauen und Hof an der sächsisch-böhmischen Grenze. Noch jetzt gar Vielen nicht einmal dem Namen nach bekannt, darf man demselben schon eine bedeutende Zukunft weissagen und seine so schnell erreichte Blüthe bewundern.

Schreiber dieses ist weder Brunnenarzt, noch der Freund eines solchen, auch nicht Hotelbesitzer oder Hauseigenthümer zu Elster, aber kann nicht umhin, der Wahrheit die Ehre gebend, das Lob dieses jungen Bades zu verkünden. Nauheim und Rehme sind fast überschätzt, und wie so manche als Universalbäder, als Rettungsmittel gegen alle Leiden gepriesen, und sie könnten beinahe sagen: „Der Himmel bewahre uns vor unseren Freunden, mit unseren Feinden wollen wir schon fertig werden!" Hoffentlich wird es mit Elster nicht in gleicher Weise gehen. Zunächst scheint die neue Anstalt Hygiea's eine gefährliche Nebenbuhlerin von Franzensbad zu werden, jedenfalls aber jetzt schon wichtig genug, um auch in der Ferne ihren Ruf zu verbreiten und falsche Nachrichten darüber zu beseitigen.

Was zunächst die Lage anbetrifft, so kann Franzensbad in seiner ziemlich prosaischen Gegend mit seinen qualmartigen Nebeln sich in keiner Weise mit dem reizenden weiten, von schönen Höhen umkränzten Thale messen, in welchem Elster liegt.

Durch höchst anmuthige Wiesengründe und Thäler fährt man von dem stattlichen und wohlhabenden Plauen im sächsischen Voigtlande in etwa drei Stunden auf einer guten Chaussee meistens an dem Ufer der schnellfließenden Elster nach Adorf, und von dort in einem kleinen Stündchen nach dem Bade selbst. Der Weg ist in der That reizend und reich an Abwechselungen. Es wechseln herrliche Wiesen, schöne Waldpartien und Felder, auch kommt man vor und hinter dem Städtchen Oelsnitz an manchen hübschen Parkanlagen mit ansehnlichen Gutsgebäuden vorüber. Von Hof ist der Weg minder bequem und angenehm. In Plauen selbst, bis wohin bekanntlich die sächsisch-bayerische Staatseisenbahn geht, findet man namentlich in dem sehr empfehlenswerthen Gasthof zum Deutschen Hause, auch oft im Bahnhof, gutes Fuhrwerk nach Elster. Von Franzensbad über Asch ist dasselbe in etwa fünf Stunden zu erreichen.

Schon in der Ferne zeigen sich eine Menge stattlicher Häuser, und gleich am Eingang überrascht die hübsche Lage geschmackvoller, auf mäßigen Bergabhängen gelegener Gebäude mit kleinen Vorgärten, terrassirten Anlagen und Blumenbosquets. Bald zeigt sich ein alle anderen überragendes, sehr ansehnliches Gebäude, der sogenannte Wettiner Hof, ein Logirhaus für Badegäste, aber zugleich ein Hotel für Durchreisende, für welche immer einige Zimmer reservirt bleiben sollen. Der Wettiner Hof enthält einen großen Speise- und Tanzsaal, welcher allerdings mit den glänzenden Sälen zu Homburg, Wiesbaden und Baden-Baden nicht wetteifern kann, aber geräumig und geschmackvoll ist, ein Lesecabinet, ein Billardzimmer und eine große Anzahl ganz leidlich meublirter Zimmer. Außer diesem Hotel sind noch einige andere, wie der Reichsverweser, der sächsische Hof und der Prinz von Preußen vorzugsweise zu Gasthäusern bestimmt, aber gleichfalls bereit, auch Badegäste dauernd aufzunehmen.

Eigenthümlich war mir beim Table d'hôte im Wettiner Hofe, daß viele Curgäste, namentlich die Damen, während der Tafel wie auf Commando ihre Wassergläser mit Bier gefüllt erhielten, das sie mit großem Behagen zu schlürfen schienen. Hinter dem Wettiner Hof, vor welchem sich leidliche Sitzplätze im Freien befinden, erheben sich bereits Straßen, doch trägt das Bad noch völlig das ländliche Gepräge, denn die Häuser stehen in größeren Zwischenräumen von einander und sind vielfach von Gärten und Blumenanlagen umgeben. Die meisten Häuser sind zwei Stock hoch in edlem, geschmackvollem Styl erbaut und gewähren einen freundlichen Anblick. Sie liegen etwas erhöht und es führen Treppen zu denselben empor, welche jedoch fast überall sehr vernünftiger Weise mit Geländern versehen sind, nicht wie so viele moderne Freitreppen gleichsam nur für Seiltänzer oder doch für Turner eingerichtet.

Mit Recht ist die hübsche Sitte von Karls-, Marien- und Franzensbad hier auch eingeführt, die sämmtlichen Häuser mit besonderen Namen zu versehen. So heißt das eine „der Johannisbrunnen", ein anderes „die Elster-Perle" und eins sogar „Schiller".

Hoch oben auf einer hübschen, nicht zu schwer zu ersteigenden Höhe liegt das sogenannte „Bergschlößchen" in etwas abgesonderter, recht romantischer Lage, von wo man eine überaus anmuthige Ueberſicht des ganzen Thales hat. Die Höhen, welche das Thal umkränzen, mögen wohl 4—500 Fuß erreichen und sind oben meist mit Nadelholz, unten auch mit Birken und anderen Laubbäumen besetzt. Die bei gutem Wetter sehr klare, forellenreiche weiße Elster schlängelt sich in vielfachen Windungen pfeilschnell durch das anmuthige Thal.

Es fehlt nicht an hübschen und freundlichen Anlagen, doch bedauerlicher Weise noch an Schatten, weil die Bäume fast alle noch zu jung sind. Leider hat man meistens Ahornbäume gewählt, welche ziemlich langsam wachsen. Linden und Akazien, auch Fliederbäume, dürften zweckmäßiger gewesen sein.

Das Badehaus und die angrenzenden Colonnaden sind recht stattliche und geschmackvolle Gebäude. Die Läden unter den Colonnaden wetteifern schon jetzt mit denen zu Franzensbad, namentlich die Läden mit Porzellan, Glas und Putzsachen. Besonders ist das Fach geschmackvoller Stickereien stark vertreten, was nicht Wunder nehmen kann, weil das nahe Plauen daran so überaus reich ist. Der Blumenplatz, an welchem sich diese Gebäude befinden, hat eine ansehnliche Größe. In der Mitte der gedachten Colonnade ist eine große Trinkhalle, welche die Marien-, Königs- und Albrechtsquelle einschließt. Die heilkräftige Wirkung dieser Quellen ist schon in früheren Zeiten bekannt gewesen und benutzt, doch sind sie später vielfach vernachlässigt, bis im Jahre 1835 eine Actiengesellschaft sich bemüht hat, die Einrichtungen zu verbessern. Die Professoren Lampadius, Clarus und Karsten haben schon früh die Quellen von Elster als denen zu Franzensbad verwandt erklärt.

Im Jahre 1848 haben die sächsischen Kammern, die Wichtigkeit des jungen Bades erkennend, 90,000 Thlr. zur bessern Einrichtung bewilligt, und im Jahre 1849 hat die sächsische Re-

gierung die ganze Badeanstalt übernommen. Seitdem, sowie seit Begründung eines besondern Verschönerungsvereines durch den wackern Musikalienhändler Hofmeister in Leipzig, ist für die Hebung des Bades ungemein viel geschehen. So haben die voigtländischen Stände allein der Regierung im J. 1852 zur Verschönerung der nächsten Umgebungen von Elster 6000 Thlr. übergeben, und die sächsischen Kammern im Jahre 1855 für Parkanlagen, ein neues Badehaus und andere Verbesserungen 39,000 Thlr. bewilligt.

Die Luft in und um Elster erscheint sehr gesund. Von den höchst lästigen Nebeln bei Franzensbad habe ich nichts bemerkt, ebensowenig von den dort oft unangenehmen Concurrenten auf den Promenaden, den heimkehrenden Ochsen und Kühen. Hat Elster erst mehr Schatten und bewähren seine Quellen ihre Heilkraft, so wird Franzensbad vom nördlichen Deutschland bald keine Besucher mehr haben. Alles dürfte dann dem viel anmuthigeren, von der Natur so reich begünstigten Elster zuströmen, zumal auch wirksame Moorbäder ihm keineswegs fehlen.

Zu den anderen Vorzügen vor Franzensbad gehört der einfache ungezwungene Ton. Es herrscht durchaus kein Luxus und keine Schwelgerei. Man erzählt wohl noch von einzelnen Versuchen großstädtischer Damen, übertriebenen Glanz und steife Etiquette in das anmuthige Thal zu verpflanzen, allein alle diese Versuche haben nicht den gehofften Erfolg gehabt, vielmehr oft dazu gedient, die betreffenden Damen lächerlich zu machen.

Auch an Vergnügungsorten in den Umgebungen von Elster fehlt es nicht. Sehr zweckmäßig sind vorzugsweise gewisse Tage für den Besuch bestimmt. Auch Concert und Tanzvergnügungen kommen vor, wiewohl es zu den letztern, wie in den meisten Bädern, an Tänzern fehlt. Im großen Speisesaal ist durch Fürsorge der Badedirection ein guter Flügel aufgestellt, welcher nicht wenig beiträgt, die Geselligkeit und Unterhaltung zu fördern.

Bendemanns Nausikaa.

— Das lieblichste aller Bilder, eine Schöpfung, zu welcher dem Meister die Grazien selber die Hand geführt, Bendemanns Nausikaa ist endlich vollendet und jetzt in Berlin ausgestellt. Dies „endlich“ sprechen wir mit Freude aus über den Abschluß des Werkes, bei dessen unendlich zarten Pinselstrichen die Hand des Malers so lange zögerte, mit Trauer zugleich, gedenken wir der Hemmnisse, die die Vollendung behinderten. Schon vor Jahren war das Bild entworfen und lange stand es in der Werkstatt als Skizze, da ein wiederholtes nervöses Augenleiden dem Künstler die Arbeit verbot. Je mehr sich Bendemann auf Weniges in seiner Thätigkeit beschränkt sah, desto mehr wollte er in dem einen Bilde vereinigen, was sein Pinsel an Feinheit, Sinnigkeit und Grazie vermag. Und dies ist ihm gelungen; die Perle seiner Malerei liegt vor uns. Nur wenige Tage war es in Dresden auf der Brühlschen Terrasse ausgestellt, um nach Berlin in den Besitz des Königs von Preußen zu gehen, der das Bild schon in der Skizze und von der Idee der Composition erfüllt für sich bestellte und erwarb. Es ist die lieblichste der Idyllen aus den Episoden der Odyssee, die vor uns hier ins Leben tritt. Der göttliche Dulder Odysseus, nachdem er den Gefahren der Kirke, den Reizen und Ränken der Kalypso widerstanden, hat, voll Gram im Gemüthe beim Angedenken an Penelope daheim, und doch nicht ohne Gefühl für fremde neue Schönheit, die dritte Frauengestalt vor sich, die auf der langen Heimfahrt ihm ein Asyl in der Fremde bietet und ihn den Kampf bestehen läßt zwischen alter und neuer Liebe. Poseidon hatte ihm abermals das Schiff zerschmettert, ihn nackt und elend ans Ufer der Insel der Phäaken geschleudert. Nachts hatte er sich im dürren Laub sein Bett gesucht. Da beschlich Athene im Traum den Sinn der Königstochter und trieb sie an, mit den Gefährtinnen früh Morgens zum Meere zu eilen, die Gewänder zu waschen, da doch bald genug der Tag erscheinen könne, wo sie einem Manne Herz und Hand bieten, ihm aber auch den Haushalt frisch und blank zuführen müsse. Sie säumten die Mäuler und fuhren hin, vollzogen das Geschäft, badeten sich selbst und genossen das Mahl an der schäumenden Meerfluth. Dann sich am Ballspiele ergötzend, schlugen sie laut ein Gelächter auf, und der Held im dürren Laub erwachte. Mit Reisern deckt er sich die Blöße und wagt sich scheu hervor; eine Göttin mit ihren Gespielen glaubt er zu sehen. Diese entflohen entsetzt vor der Erscheinung des wilden Mannes; nur sie selbst, Nausikaa, faßte sich Muth, seine Anrede erwiedernd. Schnell wird sie dann einig mit ihm; gebadet und erquickt, wird er mit Gewändern versehen und folgt dem heimwärtsziehenden Wagen, den sie selber lenkt, während die drei Gefährtinnen, noch im Widerspruch der Gefühle ob dem Räthsel des Fremden, ihr folgen, Odysseus selbst aber, wie ein gezähmter Löwe, der sich der Hürde der Lämmer naht, schüchtern und scheu seinen Fuß ihnen nachsetzt. Im Hintergrunde blaut das Meer und duften die Berge, während zur Seite als Ziel des Pfades, den die Maulthiere gut zu kennen und zu begrüßen scheinen, die Burg und Stadt der Phäaken und ihres Herrschers Alkinoos uns entgegenwinkt. — Dies ist der Moment, den der Maler für seine fünf Figuren gewählt. Der Schrecken über den plötzlichen Fund des fremden Mannes am Meeresstrand kämpft noch leise nach in den Gemüthern der Frauen; im Antlitz Nausikaa's liegt schon mehr als bloße Sorge, wie das Ereigniß daheim von den Ihrigen gedeutet werde, dämmert schon jene Empfindung, von welcher der Dichter singt, wenn er sagt: Wohnt erst Mitleid im Gemüthe, wird nicht fern die Liebe sein. Alles in den feinen, mittelgroßen Gestalten ist leise und zart angedeutet, um den Frieden der Idylle und die harmlose Seligkeit einer paradiesischen Kinderwelt nicht zu stören. Auch der zur Seite schweifende Blick des edelschönen Dulders scheint nur schüchtern die Frage hinzuwerfen. Wie komm' ich aus dem neuen Ungemach, ich, der daheim nach der harrenden Gattin sich sehnt? „Artemis gleich an Gestalt“, wie Homer seine lilienarmige Nausikaa nennt, steht Diese, in ihrer hellleuchtenden blonden Siegesgewißheit auf dem Gefährt, scheinbar ganz mit dem Lenken der Mäuler beschäftigt, während die leicht gesenkte Stirn doch schon anderen Gedanken nachhängt. — Man hat bei Bendemann von Raffaelischer Kindlichkeit und Reinheit in Auffassung und Durchführung der Gestalten gesprochen. Wir möchten wenigstens behaupten, daß Homer in seiner naiven Grazie für diese Idylle in der Odyssee seinen ächten Maler gefunden hat. — Wir wünschten, daß das zarte Bild, bevor es in Berlin bleibt, eine Runde durch Deutschland mache, um der Welt den Glauben zu sichern, daß dem Zeitalter Einfalt und Naivität in der Kunst noch in reinster Schönheit möglich ist. Für Dresden wird die Gestalt der Nausikaa gewissermaßen ein dauernder Besitz insofern bleiben, als im Tanzsaale des königlichen Schlosses, welchen Bendemann mit Fresken schmückte, die Gestalt der Thetis (auf dem Hochzeitfeste des Peleus mit der Thetis) ganz und gar mit jener Nausikaa im Oelbilde dieselbe ächt antike blonde Schönheit ist.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 29. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 17. Juli.

Inhalt.

Mozart und Kaiser Joseph.

— Auf des Russen Ulibischeff geistvolles und interessantes Werk über Mozart ist Otto Jahns ebenso gründliche wie umfassende, kritisch erörternde Biographie des großen Meisters gefolgt. Beide Arbeiten hat **Heribert Rau** benutzt, um Mozarts kurzes, aber so inhaltreiches Leben in einem culturgeschichtlichen Roman in Scene zu setzen (6 Bände, Frankfurt bei Meidinger). Band 1 schildert uns Mozart am häuslichen Herd und in der Salzburger Sklaverei, das Wunderkind auf Reisen an der Seite seines Vaters in Wien und Paris, wo am Hofe Ludwigs XV. und der Pompadour eine Menge Zeitgenossen vor uns erscheinen und die bureaux d'esprit mit den Encyklopädisten sich uns öffnen. Band 2 spielt in Italien; der fünfzehnjährige Componist feiert mit seinem Mithridates über die Italiener den ersten großen Sieg. Band 3 führt uns an die Höfe der Kurfürsten von Bayern und der Pfalz; in München schreibt Amadeus seinen Idomeneo. Im 4. Bande treten uns Haydn, Gluck, Salieri, Metastasio entgegen; Mozart liebt und entführt seine Constanze Weber und schreibt der Geliebten die Entführung aus dem Serail. Wien weiß den Maestro nicht zu schätzen; er schreibt in Prag sein Meisterwerk, Don Juan. Der Dichter des Libretto, Abbate da Ponte, ist eine ebenso anziehende Gestalt wie die mysteriöse Signora Mandini. Nach Wien zurückgekehrt, erlebt Mozart endlich die Huldigungen Kaiser Josephs, der die große Epoche der deutschen Musik als Patriot anerkennt. Die Gestalt des Kaisers tritt uns unverhofft auf dem Landgut der Baronin Waldstetten entgegen. Es war das erste Mal, daß der Künstler in dem Brühl ihr Gast war; in ihrem Palais zu Wien hatte er schon früher offenen Zutritt gehabt. Wir geben die Scene, die uns zunächst mit der eigenthümlichen Frau bekannt macht.

„Die Baronin war eine ganz eigenthümliche Frau. Aus einem sehr ansehnlichen alten und reichen Hause stammend, charakterisirte ihre äußere Erscheinung eine gewisse aristokratische Strenge, die durch die Länge der Zeit — sie war hoch in den Sechzigern — nur noch schärfer hervortrat. Und diese Strenge und Härte in Zügen, Haltung und Wesen milderte keineswegs Schönheit. Pockennarben hatten sie schon in der Jugend entstellt und bittere Lebenserfahrungen so viele Runzeln über die Stirne und um den Mund gezogen, daß sie in der That wie eine Ruine in die Gegenwart schaute, aber wie eine stolze, die, trotz aller Stürme, ihre Mauern noch kühn in die Wolken hebt; denn, dem Alter zum Spott, waren Haltung und Gang der Baronin noch immer aufrecht, fest und entschieden. Sie waren eben der Spiegel ihres Charakters, dessen Hauptzug ein kühnes und entschlossenes Wesen war.

Nach dieser äußeren Erscheinung hätte freilich Niemand erwarten sollen, daß sich unter dieser rauhen, für den ersten Augenblick fast abstoßenden Schale ein Herz berge, das reich an den schönsten Tugenden, eine Güte, die unerschöpflich, ein Geist, der für alles Große und Edle ungemein empfänglich war.

So kam es, daß man sie in der Welt für stolz und hochmüthig verschrie, während sie im Stillen Tausenden von Armen und Bedrängten mit einer Liebenswürdigkeit und Delicatesse half, die ihren Gaben geradezu doppelten Werth verliehen. So kam es, daß sich die meisten ihrer Standesgenossen mit einer gewissen Scheu fern von ihr hielten, während die Wenigen, welchen sie den Vorzug eines näheren Umganges einräumte, für sie schwärmten. Nur der Scharfblick Kaiser Josephs d. II. hatte sich nicht blenden lassen. Er hielt viel auf sie; ja man wollte wissen, daß er öfter im Geheimen die Gesellschaft der alten Dame suche und sich sogar in verwickelten Fällen Rath bei ihr hole.

Mozart gegenüber war aber die Baronin Waldstetten geradezu eine liebende Mutter. Sie kannte ihn noch von Kind an, da sie bei seinem ersten Besuche in Wien sich als Ehrendame im Gefolge Maria Theresiens befunden; jetzt war er ihr aufs neue durch Baron van Swieten zugeführt worden. Die schmähliche Behandlung dieses jungen Talentes von Seiten des Fürstbischofs von Salzburg, die seiner Zeit Stadtgespräch geworden war, hatte ihm ihr Herz doppelt erschlossen. Sie war empört über dies Betragen, — wie sie nichts Schlechtes sehen konnte, ohne empört zu sein und mit allen Kräften dagegen zu wirken, — und so zog sie ihn, so zu sagen in einer

heiligen Indignation zu sich heran, ihm Schützerin, ja Mutter zu sein.

Und wie hätte nun wieder das vortreffliche kindliche Herz Mozarts ein so edles Benehmen, eine so treue mütterliche Freundschaft nicht mit aller Wärme erwiedern sollen? Er hatte daher auch vor ihr kein Geheimniß, nicht einmal das seiner Liebe, ja er that in schwierigen Fällen nichts, ohne seine ältere Freundin darum befragt zu haben. Außerdem war er in ihrem Hause in der Hauptstadt wie zu Hause; daß sie ihn aber bis heute noch nicht auf ihr Landgut eingeladen, fiel ihm keineswegs auf, da er ihre Eigenheiten kannte und schonte; und dort pflegte die Baronin nur den Adel zu empfangen. Immerhin war er daher heute erstaunt, als ihn van Swieten nach dem aristokratischen Heiligthume abholte; aber er freute sich dessen zugleich, denn der Tag war herrlich. Erinnerte ihn doch der reine, tiefblaue Himmel an das schöne Italien; prangten doch alle Bäume und Gewächse in jenen vielfachen Tinten des Herbstes, die jeder Landschaft einen erhöhten Reiz geben. Brausten doch die schönen Pferde vor des Barons elegantem Wagen so rasch wie der Wind dahin; und gab dies prächtige Hinrollen in der offenen Equipage, der frischen kräftigen Luft entgegen, nicht ein Gefühl von doppelter Freiheit, der in Gottes Natur und jener von allen Sorgen? Und war Mozarts kindliches Gemüth nicht allen Freuden und Genüssen ebenso offen, wie seine Seele dem Schönen?

Er war jetzt, bei Gott, nicht nur so glücklich wie ein Kind, nein, auch so ausgelassen, und da van Swieten Witz und Scherz liebte, so hielt Mozart auch in keiner Weise zurück. Er erzählte dem Baron lustige Geschichten von Schikaneder und aus seinem eigenen Leben, sprach in drolligen Versen und machte des Teufels Possen, sodaß Swieten vor Lachen seinen Bauch halten mußte. Auch auf dem Landgute angekommen, hielt seine heitere Laune Stand. Er neckte Mütterchen Waldstetten heute zum ersten Male weidlich mit ihrem ländlichen Heiligthume, wo sie ganz sicher Rendez-vous habe und darum eine so exclusive Atmosphäre um dasselbe ziehe. Die gute Frau ging auch in allem Ernste auf diese Behauptung ein, ja sie spielte darauf an, daß sogar heute vielleicht noch eine Verschwörung hier zu Stande komme.

Man scherzte, lachte und Amadeus war während des Mittagessens so liebenswürdig, daß die Blicke seiner Beschützerin mit mütterlichem Wohlbehagen auf ihm ruhten. Da öffnete sich plötzlich die Thüre, und — Kaiser Joseph trat ein.

Der Kaiser war damals ein angehender Vierziger, gesund und voll Feuer. Die hohe Stirne, die kühn geschwungenen Augenbrauen, die gebogene Nase, der kleine feingeschnittene Mund, die großen seelenvollen blauen Augen, — Alles erinnerte an seine Mutter und kündete zugleich den Mann von Geist und Energie. Dennoch lag etwas in diesen schönen edlen Zügen, was von harten Prüfungen sprach, aber eben deswegen auch eine gewisse Milde und Menschenfreundlichkeit über sie verbreitete. Kaiser Joseph II. war seit kurzem durch den Tod seiner Mutter alleiniger Herr und Gebieter über Oesterreich und zweiundzwanzig Millionen Menschen geworden; aber er hatte dabei nichts von seiner edlen Anspruchslosigkeit aufgegeben, und wie er, der große Reformator seiner Staaten, auf den die ganze Welt mit Staunen blickte, jetzt in dem Speisesaal der Baronin Waldstetten unangemeldet in ganz einfachem militärischen Kleide eintrat, hätte Niemand vermuthen sollen, daß dies Oesterreichs und Deutschlands Kaiser sei.

Von den Anwesenden aber war er nicht nur genau gekannt, sondern auch mit Enthusiasmus verehrt; man kann sich daher denken, welch' freudige Ueberraschung sein Erscheinen hervorrief; obgleich die Baronin sicher etwas davon vorher gewußt hatte.

Joseph aber ging ganz unbefangen auf die Dame des Hauses zu und sagte mit freundlichem Lächeln:

„Habe ich Sie einmal überrascht?"

„Ja!" entgegnete die Baronin mit einer tiefen, formellen Verbeugung, aber ebenso freundlichen Mienen, „einer solch' liebenswürdigen Gnade von Seiten Ew. Majestät waren wir freilich hier nicht erwartend."

„Nun," fuhr Joseph fort, „ich wollte mich nur einmal selbst überzeugen, ob die Lästerzungen recht haben und meine gute Waldstetten hier, auf ihrem Tusculum, im Geheimen ihre Anbeter versammelt, und wen erwische ich? Baron Swieten und Maestro Mozart."

„Ach!" sagte die alte Dame seufzend, „meine Anbeter sind das nicht, die Zeiten sind leider vorüber! Aber — da nun doch gebeichtet werden muß, will ich unsere gemeinsame Sündenschuld bekennen. Wir beten hier zusammen eine andere Dame an."

„Ich will nicht hoffen!" rief Joseph lachend, „Sie werden doch keine Sectirer sein?"

„Gewissermaßen doch! Wir haben der göttlichen Musica einen Altar errichtet."

„Nun, die frommen Herren zu Rom dürften darin schon etwas Heidenthum wittern. Ich will Sie aber nicht verrathen, wenn Sie mir alle drei versprechen, auch nichts davon zu sagen, daß ich hier war."

Die Anwesenden versprachen dies; Joseph aber fuhr fort: „Sie werden diese Vorsicht vielleicht Engherzigkeit nennen; aber ich gebrauche sie nicht wegen mir, sondern wegen unserer trefflichen Waldstetten. Die Menschen sind so erbärmlich, daß sie sowie sie auf etwas stoßen, das über ihren Horizont geht, gleich etwas Schlimmes sehen."

„Menschen!" entgegnete die Baronin achselzuckend. „Es ist traurig, daß diese schöne Bezeichnung nur für so Wenige paßt."

„Freilich!" sagte der Kaiser. „Das Leben der Pflanzen geht auf im bloßen Dasein, sein Genuß ist ein rein subjectives dumpfes Behagen. Bei den Thieren tritt Erkenntniß hinzu: doch bleibt diese auf die nächsten Motive beschränkt. Daher finden auch sie im bloßen Dasein ihre volle Befriedigung, und es reicht zu, ihr Leben auszufüllen. Sie können demnach viele Stunden ganz unthätig und natürlich auch ganz gedankenlos zubringen, ohne Unbehagen oder Ungeduld zu empfinden. Gleichen ihnen nicht zahllose Menschen, deren oberste Maxime es ist: mit dem kleinstmöglichen Aufwand von Gedanken auszukommen?! Und das sind am Ende doch noch die unschädlichsten; denn während Pflanzen und Thiere nur ihrer Be-

stimmung leben, kehren die begabteren Menschen meistens gerade das, was sie zu Menschen machen sollte, ihre von Gott erhaltene Vernunft, gegen sich und ihre Bestimmung."

„Glücklicherweise", sagte hier van Swieten, „giebt es aber doch hiervon auch noch Ausnahmen."

„Allerdings!" meinte der Kaiser, „aber", setzte er hastig hinzu, „sie sind selten."

„Dafür", fuhr Swieten fort, „ersetzt eine einzige geniale Erscheinung, wie Ew. Majestät, Hunderttausende der gewöhnlichen Seelen. Der Geniale ist unter den andern Köpfen, was unter den Edelsteinen der Karfunkel: er strahlt eigenes Licht aus, während die andern nur das empfangene reflectiren; oder noch besser gesagt: die großen Geister sind die Leuchtthürme der Menschheit, ohne welche diese sich in das grenzenlose Meer der entsetzlichsten Irrthümer und der Verwilderung verlieren würde."

„Lieber Swieten," rief hier lächelnd der Kaiser, „ich glaube eher, daß die Menschen im Allgemeinen jeden genialen Mann für einen Hasen ansehen, von dem sie wissen, daß er erst nach seinem Tode genießbar ist, auf den man daher, solange er lebt, schießen und schlagen muß. Wer von seinen Mitmenschen und von seinem Zeitalter Dank erleben will, muß mit demselben gleichen Schritt halten. Dabei aber kommt nie etwas Großes zu Stande. Wer dies beabsichtigt, muß daher seine Blicke auf die Nachwelt richten und mit fester Zuversicht für diese schaffen und wirken, wobei es freilich kommen kann, daß ihn die Mitwelt verkennt, und dann gleicht er dem, der genöthigt ist, sein Leben auf einer wüsten Insel zuzubringen, und der daselbst mühsam ein Denkmal errichtet, künftigen Seefahrern zur Kunde seines Schicksals und zu reicher Belehrung."

„Aber", sagte hier Mozart, „er wird alsdann doch eine Belohnung in sich tragen: das Bewußtsein dessen, was er nicht Andern, sondern sich war."

„Freilich!" rief Joseph mit eigenthümlicher, fast schmerzlicher Betonung. „Wer hat wohl mehr gelebt, als der, welcher Augenblicke hatte, deren bloßer Nachklang durch die Jahrhunderte und ihren Lärm vernehmbar bleibt! Sollte auch sein Leben und Wirken in eine Zeit fallen, die ihn nicht erkennt, so bleibt er doch immer er selbst." Und sich schnell zu Mozart wendend, setzte er, ihm auf die Schulter klopfend, hastig hinzu: „Da seid ihr Künstler glücklicher! Behagt euch euer Zeitalter oder eure Umgebung nicht, bleibt es euch immer vergönnt, in stiller Zurückgezogenheit euch selbst und der Kunst zu leben."

„Doch nicht so ganz, Majestät," versetzte hier Mozart, „der Künstler kann wohl für sich im Genusse seiner Kunst schwelgen und dadurch glückliche Stunden haben, immer aber wird ihm eine innere Stimme sagen: du bist nicht um deiner selbst willen da, sondern deine höhere Aufgabe ist es, dein Werk als ein heiliges Depositum und die wahre Frucht deines Daseins zum Eigenthum der Menschheit zu machen, es niederlegend für eine besser urtheilende Nachwelt. Dies wird ihm dann zum Zweck, der allen andern Zwecken vorgeht, und für den er willig selbst die Dornenkrone trägt."

„Welche einst zum Lorbeerkranze ausschlagen soll!" rief Joseph, und seine großen schönen blauen Augen ruhten mit Wohlgefallen auf dem jungen Maestro. „O! ich fühle recht wohl, worin die Triebfedern bestehen, die euch Künstler zum Schaffen treiben. Das eigene Ergötzen ist es freilich nicht allein, denn dieses wird von der großen Anstrengung fast überwogen. Vielmehr ist es ein geheimes geistiges Wehen ganz eigener Art, vermöge dessen der geniale Mensch getrieben wird, sein Schauen und Fühlen in dauernden Werken auszudrücken, ohne sich dabei eines ferneren Motivs bewußt zu sein. Es ist, als ob der göttliche Geist selbst schaffend und gestaltend in ihm auftrete, damit das Licht, welches von ihm ausgeht, wohlthätig einbrechen möge in die Dunkelheit und Dumpfheit des gewöhnlichen Menschenbewußtseins."

„Wie wahr haben Majestät dies erfaßt!" rief hier Mozart staunend. „Das ist es, was den Künstler treibt, ohne Rücksicht auf Belohnung, Beifall oder Theilnahme, ja oft mit Vernachlässigung der Sorge für sein persönliches Wohl, emsig und einsam, mit größter Anstrengung seine Werke zu vollenden, indem er dabei mehr an die Nachwelt, als an die Mitwelt denkt. Er ist und fühlt sich dabei als den Träger des ewigen göttlichen Geistes, der ihn in den Stunden der Weihe erfaßt und mit Sturmesgewalt mit sich fortreißt zu den Höhen menschlichen Seins und göttlicher Schöpferkraft!"

Mozart hielt inne, seine Augen aber blitzten, wie die eines Feldherrn, der, den Plan der Schlacht ordnend, über die Ebene schaut, die noch heute seine Siege sehen soll.

Der Kaiser sah ihn freundlich an, dann sagte er:

„Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht, Mozart. Schon lange wünschte ich Sie einmal so recht ungenirt zu sprechen, und das giebt sich hier nun ganz vortrefflich. Ich liebe, wie Sie wissen, die Musik; aber ich wünschte auch, daß meine Völker sie immer mehr und mehr schätzen lernten. Denn Musik hebt, bildet, veredelt. Ein Volk, dem die Musik ans Herz gewachsen ist, wird nie ganz sinken. Nun haben wir zwar in einzelnen großen Städten Opern, aber so recht volksthümlich ist die Musik bei uns doch nicht. Hier, wie in anderen Dingen, herrscht Italien, und dieser Fremdherrschaft muß ein Ende gemacht werden. Wollen Sie mir in diesem Streben an die Hand gehen?"

„O, mein Kaiser," rief Mozart begeistert, „das ist ja gerade das Ideal meines Lebens!"

„Nun gut!" sagte Joseph, „so treffen unsere Wünsche und Strebungen überein. Aber ehe wir auf Näheres und Weiteres eingehen, müssen wir erst einmal der Sache auf den Zahn fühlen. Wie kommt es, daß die italienische Musik sich eine solche Weltherrschaft errungen hat? — Oder — beantworten Sie mir lieber erst eine andere Frage: „Worin liegt die Ursache, daß die Musik in Italien nicht allein eine allgemein verbreitete und beliebte Kunst, sondern in unseren Tagen eigentlich für die Italiener die Kunst überhaupt ist?"

„Weil sich in allen Ständen", entgegnete Mozart, „die unersättliche Lust darnach geltend macht. Man will und findet sie in der Kirche, im Theater, zu Hause; und weil ein angeborner feiner Sinn für sie allgemein ist. Es hat sich dadurch in Italien nicht allein eine ganz bestimmte musikalische Tradition von nationalem Charakter in der Production wie im Ur-

theil gebildet, sondern auch so zu sagen ein musikalisches Klima, welches ganz besonders geeignet für den Künstler ist."

„Mag sein!" versetzte Joseph. „Dadurch wird es denn auch natürlich dem Künstler leicht, in Italien zu leben. Sieht er sich doch einen bestimmten Weg angewiesen, um die Gunst eines Publicums zu erlangen, das ihn durch Aufmerksamkeit und Verständniß zu immer neuen Anstrengungen anspornt."

„Und", rief Mozart, „für jedes Gelingen durch lebhaften, ja enthusiastischen Beifall belohnt."

„Ich wünschte, in Deutschland wäre es auch so!" sagte der Kaiser jetzt, und ein leichter Schatten flog über seine hohe Stirne. „Indessen Opern und Kirchenmusik fallen doch dort zu viel in einander."

„Das, Majestät, hat seine zwei Seiten!" versetzte Mozart.

„Wie so?"

„Nun, unter der guten Seite verstehe ich, daß sich Opern- und Kirchenmusik dort gegenseitig unterstützen."

„Allerdings!"

„Es gehört, wie Majestät wissen, zum Glanze fürstlicher Höfe und reicher Städte, im Carneval oder bei festlichen Gelegenheiten Opernvorstellungen zu geben. Und dabei wird nicht allein kein Aufwand gescheut, die ausgezeichnetsten Sänger und Sängerinnen zu engagiren, sondern es müssen für jede stagione auch mehrere, gewöhnlich drei, neue Opern geschrieben werden, für welche man nun ebenfalls berühmte und beliebte Componisten zu gewinnen bemüht ist. Das stachelt an, das begeistert, das giebt Trieb! Aber wo ist das in Deutschland der Fall? Ebenso gehört es auch zu der Würde der Kirche, mindestens an den Hauptfesttagen den musikalischen Theil des Cultus mit allem Glanze auszustatten —"

„Wobei freilich die reich dotirten Kirchen und Klöster mit den Theatern rivalisiren können!"

„Was aber ist die Folge dieser Rivalität?" rief hier Mozart immer lebendiger werdend. „Es werden fortwährend eine Menge von bedeutenden Kräften für musikalische Production und Ausführung in Anspruch genommen; es ist reichliche Gelegenheit da, sich zu versuchen und sich auszuzeichnen; jedes Talent kann sich ausbilden mit der Hoffnung, bemerkt und benutzt zu werden."

„Und das ist freilich eine der wesentlichsten Bedingungen für eine lebendige Entwicklung der Kunst!" sagte der Kaiser.

„Und welch' treffliche Anstalten für die musikalische Ausbildung der Jugend hat Italien!" rief Wolfgang Amadeus begeistert. „Venedig allein zählt deren vier, Neapel drei, Bologna drei!"

„Aber", sagte hier Joseph II. lächelnd, „vergessen wir auch die Schattenseiten nicht. Jene gegenseitige Unterstützung der Opern- und Kirchenmusik hat doch auch ihr Schlimmes."

„Allerdings!" versetzte Mozart, „deshalb sprach ich vorhin von zwei Seiten. Daß diese Einigung der musikalischen Kräfte durch den überwiegenden Einfluß, welchen die Oper in Italien gewonnen hat, der Würde und Reinheit der Kirchenmusik schadet, ist nicht zu leugnen. Für die consequente Ausbildung in Allem, was die Handhabung der Form und Technik anlangte, war diese Concentration aller Kräfte ein entschieden günstiger Moment, und der Erfolg um so größer, als die fast instinctive Sicherheit eines nationalen Geschmackes vor Abirrungen und Ausschweifungen schützte, welche den fest bezeichneten Entwicklungsgang nur hemmen und aufhalten konnten. Daß aber auch eine so geartete Kunst durch die in unseren Zeiten einseitige Ausbildung einer nationalen Richtung, zumal einer dem Formellen wesentlich zugewandten, sich am Ende ausleben muß, ist in dieser ihrer Natur begründet."

„Aber ist denn eine Befreiung der Musik aus den ihr in Italien gesteckten Schranken nicht möglich?!" rief hier Joseph II. mit dem ihm eigenen reformatorischen Ungestüm.

„Warum nicht!" sagte Mozart mit flammenden Blicken. „Ist dies, wie ich Majestät vorhin zu bemerken schon die Ehre hatte, doch schon lange mein Wunsch, mein Streben und mein Ziel. Die beengenden Schranken der Nationalität müssen eben abgeschüttelt werden, während man der italienischen Formvollendung deutsche Tiefe und Gehalt giebt."

„Das ist wohl leicht gesagt, aber schwer ausgeführt!" meinte der Kaiser. Mozart schüttelte mit dem Kopfe: „Warum denn?" rief er eifrig und ganz vergessend, daß er mit Oesterreichs Herrscher sprach: und die Ueberzeugung der Möglichkeit glänzte in seinen tiefen Augen. „Man muß sich nur wieder der Natur nähern und das Wahre und Aechte in der Musik zu Tage bringen. Die Oper muß aus den Händen der Sänger und Sängerinnen, die dramatische Charakteristik muß wieder die Oberhand über die Bravour erlangen. Die Unnatur der Castratensängerei und der Paroxysmus für italienische Sängerinnen müssen aufhören; Natur, Leben und Wahrheit müssen die tollen Schnörkeleien ersetzen; musikalische Schönheit, Adel und Würde in den Melodien, in der Harmonie ein Hauptaugenmerk des Componisten sein, und die Symmetrie der einzelnen Theile und ihre Abrundung zum Ganzen eine innere Einheit der Stimmung geben, dann bekommen wir eine deutsche Musik und eine deutsche Oper!"

Mozart glühte vor Erregung. Es war ja die große Idee, die ihn schon lange im Stillen beschäftigt, und so verklärte sich sein Antlitz, während er von ihrer Realisirung sprach. Die Ueberzeugung durchdrang ihn, daß die Musik einer Reformation bedürfe, und er fühlte, daß er dazu geschaffen sei, diese Reformation anzubahnen. Aber der Mann, der neben ihm stand, fühlte dies auch.

„Sprechen Sie weiter!" sagte daher Kaiser Joseph, „ich möchte Sie ganz hören!"

„Nun," versetzte Mozart, der die Wichtigkeit des Augenblickes wohl begriff, „vor allen Dingen also eine Kriegserklärung all' den abscheulichen Mißbräuchen, welche die Eitelkeit der italienischen Sänger und die Nachgiebigkeit der Componisten bei uns eingebürgert hat. Gluck, der große Meister, ist hier ja mit einem herrlichen Beispiele schon vorangegangen. Auch er will nicht den Gang der Handlung zur unpassenden Zeit durch ein Ritornell unterbrechen, nicht einer Passage oder Cadenz den Ausdruck opfern, nicht dem Herkommen zu Liebe den zweiten Theil einer Arie vernachlässigen, wenn die Situation auf denselben allen Nachdruck zu legen gebietet, um nur die unbedeutenderen Worte des ersten Theils viermal zu wiederholen

und die Arie gegen den Sinn des Textes zu schließen. Die Symphonie muß von nun an dem Charakter des Drama's entsprechen und den Zuhörer auf dasselbe vorbereiten. Denn der erste Grundsatz des Componisten muß dahin gehen, der Musik ihren wahren Wirkungskreis zuzuweisen, sodaß sie in jedem Moment der Situation entspricht. Fort dann mit allem überflüssigen Schmuck! Das Colorit diene nur den Umrissen Leben und Ausdruck zu geben. Das höchste Ziel aber sei eine schöne, edle Einfachheit, die alle Künstelei verschmäht, wenn es der Klarheit schadet und nicht aus der Sache selbst mit Nothwendigkeit hervorgeht, ein hoher freier Flug, der mit sicheren Zügen die Gebilde beseelt, der aus der Tiefe eines ächt deutschen Herzens eine reiche Fluth ächt deutscher Melodien schöpft, der Alles, was mit ihm in Berührung kommt, adelt und mit kühnem Flügelschlage emporträgt in die Sphären göttlicher Harmonie!"

Mozart hatte geendet. Sein Antlitz glühte und strahlte, aber auch das des Kaisers, der ihm jetzt freudig mit den Worten die Hand darreichte:

„Mozart! Sie sind mein Mann! So vernehmen Sie denn, daß ich entschlossen bin, jetzt mit meinen Reformplänen in Betreff der Musik so gut Ernst zu machen, als mit meinen politischen. Ich will eine nationale Oper gründen und das Joch der Italiener auch hier brechen! Eingeborne Sänger und Sängerinnen sind bereits berufen. **Sie** sollen ihr Maestro sein und was Tüchtiges aus ihnen schaffen. Aber mehr noch!" setzte er lebhaft hinzu und zog ein Heft aus seiner Tasche, das er Mozart reichte. „Hier habe ich von Bretzner ein recht artiges Stück: Die Entführung aus dem Serail, schreiben lassen; ich denke, Mozart erhebt es zu der ersten ächt deutschen Oper!"

Wer war glücklicher als Wolfgang Amadeus? Was er so sehnlichst gewünscht, hatte sich so plötzlich erfüllt. Er war beauftragt, eine neue Oper zu componiren, — beauftragt von Oesterreichs Kaiser, — und eine Oper für das erste deutsche Nationaltheater!

Es war gut, daß der Kaiser sich jetzt rasch bei der Baronin beurlaubte; denn war Mozarts Laune schon vor dessen Ankunft eine rosenfarbige gewesen, so war sie jetzt ausgelassen. Er machte die tollsten Streiche, auch an dem Claviere; aber die Ungeduld, das Textbuch zu lesen und zu studieren, ließ ihm keine Ruhe.

Swieten mußte einspannen lassen, und als die Baronin den Abfahrenden noch ein Adieu aus ihrem Fenster zuwinkte, sagte sie lächelnd zu sich selbst: „Er ist, bei Gott, noch ein Kind! — aber — ein recht liebenswürdiges!"

Der Karawanenhandel in der Sahara.

Während die Engländer vom Westen und Süden tief in das Innere von Africa eindringen und neue Absatzmärkte für ihre Fabrikate zu entdecken suchen, fangen allmählich auch die Franzosen an, die günstige Gelegenheit, welche ihnen der Besitz von Algerien zur Ausdehnung ihres Handels über die Hinterländer ihrer Colonie giebt, aufmerksamer ins Auge zu fassen, als bisher geschehen ist. Die Frage hat schon seit einigen Jahren die Presse beschäftigt, und jetzt bringt das neueste Heft der von der Regierung begünstigten Revue contemporaine einen ausführlichen und gründlichen Artikel über die Handelsbeziehungen Algeriens mit dem Innern Africa's, der soviel Neues und Interessantes über die Eigenthümlichkeiten des Verkehrs in der Wüste und jenseit derselben mittheilt, daß wir uns veranlaßt sehen, ihn unseren Lesern wenigstens im Auszug mitzutheilen. Wir müssen einen geographisch-ethnographischen Excurs über die Wüste und ihre Bewohner vorausschicken, um einen Begriff von den Hindernissen und Gefahren zu geben, welche der Karawanenhandel zu überwinden hat, und von den Bedingungen, unter welchen er allein bestehen kann.

Bei dem Worte Sahara denken die Meisten an eine kahle dürre, öde Ebene, an ein Sandmeer, dessen Wellen beständig der Sturm, der gefürchtete Samum, peitscht. Diese Vorstellung ist jedoch nicht ganz richtig, oder sie nimmt vielmehr die Ausnahmezustände als Regel an, und erwartet da nur Stürme, wo oft Windstille herrscht, und eine Wüstenei, wo die Hand Gottes häufig eine üppige Vegetation hervorruft. Dem Araber ist Sahara nur Ebene, wie Tell Berg- oder Hochland bedeutet, und er versteht unter der africanischen Sahara den ganzen unermeßlichen Landstrich, der nördlich vom Tell, südlich vom Sudan begrenzt wird. Je nachdem sie zu Zeiten bewohnbar, beständig bewohnt, oder ganz unbewohnbar und unbewohnt ist, heißt sie Rifar, Fiafi, oder Falat. Erstere beginnt, wo das Tell aufhört, an der Wasserscheide, wo die Bäche auf der einen Seite nach Norden, nach dem Meer, ablaufen, auf der andern sich dem Süden zuwenden, wo sie keinen Ausgang finden und in den Ebenen der Sahara große Lachen (choth) bilden, welche die Sonne mehr oder minder schnell austrocknet. Diese Region ist nach der Neigung des Terrains 30—40 Meilen breit. Natürlich genießt sie einige der Vortheile des Tell, da sie an der Wohlthat der befruchtenden Winterregen Theil nimmt. Während dieser Jahreszeit überzieht sich der Boden mit einer dichten grünen Decke, die, aus aromatischen Pflanzen (schikh) und Alfa (Stipa tenacissima) bestehend, diese Zone zum geeignetsten Aufenthalt für Hirten und Heerden macht. Aber nur für den Winter, denn sowie die Sommerhitze eintritt, sowie die Wassergerinne nicht länger von den von Norden kommenden Regen gespeist werden, und die Sonne den Boden wieder ausgetrocknet hat, hört alles Leben auf.

Südlich von dieser Region haben zwar die von dem Meer gesandten Regenschauer noch nicht aufgehört, aber sie sind seltener; die vom Norden herabkommenden Bäche sind, weil der Boden sich nicht stark genug neigt, in Choths stagnirend geworden, ehe sie hier Leben verbreiten konnten. Hier beginnt die eigentliche Wüste, Falat, die unbegrenzte kahle, dürre, unfruchtbare Ebene, deren einzige Vegetation hier und da ein Paar verkümmerte Sträuche sind, und die hier von steinigen

und sonnenverbrannten Klippen, dort von Sanddünen (areugs) durchzogen wird, durch welche die Karawane manchmal 5 bis 6 Tage lang ihren Weg zu suchen hat, und welche wie die Meereswogen mit jedem Windhauch ihren Platz verändern.

Zwischen diesen beiden Zonen, da wo das Leben und da wo der Tod herrscht, ist der Uebergang jedoch nicht plötzlich. Wie das feste Land von Inseln umsäumt ist, hat die Sandwüste des Falat auch ihre Eilande in den Oasen. Häufiger und dichter neben einander gelegen in dem an die erste Zone grenzenden Streifen, verschwinden sie in der zweiten fast vollständig, und erscheinen wieder auf der andern Seite der Wüste, von den Sommerregen der Tropen befruchtet, die Nähe des bewohnten Landstrichs ankündigend. Die Oase ist das Product einer inmitten der Einöde, wo alles Leben aufhört, zufällig vorhandenen Vegetationsursache. Das ist eine Quelle, ein Brunnen, ein Bach, der aus irgend einem Ausnahmegrunde im Sommer nicht austrocknet. Jede Oase besteht aus einer durch Bewässerung fruchtbar gemachten Flur und einem mit einer Mauer umgebenen Flecken oder Dorfe, Ksar. Manchmal liegen mehrere Oasen nebeneinander, und bilden, um bei unserem Bilde zu bleiben, einen Archipel.

Verschieden wie die Regionen der Sahara sind auch die Bewohner derselben. Ihre Nachbarn, die Araber des Tell, sind seit der Befestigung der französischen Herrschaft fast ganz seßhaft geworden, und fühlen schon den Einfluß der benachbarten Städte; der Araber der Sahara aber ist von der Cultur noch nicht beleckt. Der Reisende, der ihn von seinem Gesinde umgeben unter seinem Zelte findet, kann sich wirklich für einen Augenblick in die Zeiten der Patriarchen zurückversetzt glauben, von denen die Bibel erzählt. Sein Reichthum sind die Heerden, welche um sein „härenes Haus“ (bit-asch-schaar) herum weiden; er zieht von Ort zu Ort, um auf neuer Trift sein Zelt aufzurichten, und wenn er zu den Reichen und Vornehmen gehört, so bilden die Falkenbeize und die Hetzjagd auf Hasen, Fantasias und Zusammenkünfte der Stammgenossen seine Unterhaltung. Zu arbeiten braucht er nicht. Seine Heerden geben ihm Speise und Trank; aus ihrem Vließ werden seine Kleider gewoben, und für seinen Ueberfluß an Wolle tauscht er im Tell Getreide ein. Die Sklaven und die Frauen machen die Butter, mahlen das Getreide, satteln das Pferd des Herrn; sie weben die Teppiche, die Säcke, die Burnusse, die Kameeldecken, und bereiten den Gästen das Mahl. Selbst der Arme befindet sich besser als im Tell; er schließt sich einer der reicheren Familien an, bessert die Geschirre aus und sucht sich auf alle Weise nützlich zu machen, wogegen er Schutz und Lebensunterhalt empfängt. Nur Eins fehlt in der Sahara: das Wasser. Der Araber selbst trinkt zwar nur Milch, und selbst seine Pferde werden damit getränkt, aber die Heerden sind auf die wenigen im Winter und Frühjahr vorhandenen Quellen angewiesen, und wenn diese versiegen, muß der ganze Stamm nach dem Tell oder nach den Oasen ziehen.

Das geschieht mit der Regelmäßigkeit der Meeresfluth, nur sind die Abschnitte halbjährlich. Gegen Mitte des Sommers wandern die Bewohner der Sahara, durch die Dürre von ihren Weidegründen vertrieben, nach dem Norden. Sie benutzen diese Reise, um ihre Wolle, die von den Frauen während des Winters gewebten Stoffe, Straußfedern, Datteln u. s. w. auf den Markt zu bringen und dafür Getreide einzutauschen, das er nicht selbst erzeugen kann, aber zu seiner Ernährung bedarf. So erscheint der Araber der Sahara abhängig von dem des Tell, und er könnte von diesem ausgehungert werden, wenn nicht die Interessen beider solidarisch wären, und der Bewohner des Tell die Producte der Wüste nicht ebenso nothwendig zum Handel brauchte, wie der Saharabewohner das Getreide des Tell zu seiner Ernährung.

Aehnliche Beziehungen finden mit den Oasen statt. Die Bewohner derselben sind meistens keine Araber, sondern stammen aus den Küstenstädten, von wo die mehrmals wiederkehrenden Völkerfluthen sie in das Innere vertrieben haben. Aus ihrer ursprünglichen Heimath haben sie ihre seßhaften Gewohnheiten mitgebracht und haben daher nichts Nomadenhaftes an sich. Aber nicht nur in den Sitten und der Lebensweise, sondern auch im Gesichtstypus und der Sprache unterscheiden sie sich von den Nomaden der Sahara, denn während diese arabisch sprechen, redet der Bewohner der Oase den Berberdialekt, der weiter nördlich stark mit arabisch vermischt erscheint. Schon die Natur seiner Industrie fesselt ihn an den Boden. Zwei Umständen vorzüglich verdanken die Ksurs (Plural von Ksar) ihren Reichthum: ihrer Lage auf der Karawanenstraße, die sie zu Handelsniederlagen macht, und der Fruchtbarkeit ihres Bodens, die ihnen die Dattelpalme schenkt, einen Baum, der einer unausgesetzten Pflege bedarf. Im Frühjahr muß der Boden behackt, und der Baum mit einem kleinen Graben zur Aufnahme des Wassers umgeben werden; kommt der männliche Palmenbaum zur Blüthe, so gilt es, die Blüthentrauben zu sammeln, und die einzelnen Blüthen unter die weiblichen Bäume zu vertheilen, um diese zu befruchten; mindestens alle vierzehn Tage muß an den Fuß der Bäume frisches Wasser geleitet werden, und im Herbst ist alsdann die Lese und das Trocknen der Datteln vorzunehmen. Außer der Dattelpalme werden aber auch noch Mais, Reis, Gerste und verschiedene Gemüse gebaut. Granat-, Aprikosen- und Feigenbäume breiten ihre schattigen Zweige aus, und Weinreben laufen in schönen Bogen von Stamm zu Stamm. Neben dieser Ackerbau- und Gärtnerindustrie haben sich dann noch die Gewerbszweige entwickelt, die an Orten, wo Menschen in größerer Anzahl ihren dauernden Wohnsitz aufschlagen, Bedürfniß werden. Im Ksar giebt es Huf- und Waffenschmiede, Tischler und Zimmerleute, welche das Palmenholz zu Balken und Brettern verarbeiten, Gold- und Silberschmiede, welche die Ringe anfertigen, mit denen die Frauen der Sahara ihre Aenkel, Arme und Hals zu schmücken lieben, Färber und Wollkämmer, und endlich Gewürzkrämer, die dem Nomaden die für sein Wanderleben unentbehrlichsten Gegenstände verkaufen.

Der Sahara-Araber betrachtet ungeachtet seines beständigen Verkehrs mit den Oasen die Bewohner derselben mit nicht minderer Verachtung wie die Araber des Tell, ungefähr mit demselben Gefühl, mit welchem der Ritter des Mittelalters auf den fleißigen Städtebürger und Kaufmann herabsah; zum Glück zwingt ihn die Solidarität der Interessen sie zu schonen. Im

Ksar befindet sich die Quelle. In der trockenen Jahreszeit, wenn alle fließenden und stehenden Wasser ringsum ausgetrocknet sind, muß sich der Nomade glücklich schätzen, wenn der Bewohner des Ksars ihm gestattet, seine lechzenden Heerden zu tränken; und außerdem ist der Ksar in Stunden der Gefahr ein Zufluchtsort für den verbündeten Stamm. Eine Horde jener kecken Wüstenräuber, der Tuareks, ist im Anzuge; auf ihren schnellen Marschkameelen können sie über den zu sichern Nomaden herfallen, ihm seine Frauen, seine Heerden, seine Schätze rauben, und dann mit reicher Beute beladen wieder verschwinden; der Stamm bricht daher sofort die Zelte ab, treibt seine Schafe, sein Rindvieh und seine Kameele vor sich her, und nähert sich dem befreundeten Ksar, der ihm Aufnahme gewährt. Außer diesen schätzbaren Diensten leistet der Ksar noch einen letzten: der Saharabewohner speichert dort das Getreide auf, das er für seinen Bedarf im Tell kauft. Der Oasenbewohner könnte dies für sich in Beschlag nehmen, aber — seine Heerden sind ein Pfand in der Hand des Nomaden, der sie während der Regenzeit auf die Weide treibt. So schlingen sich die Interessen dieser beiden Gruppen unauflöslich ineinander, und die eine kann ohne die andere nicht leben. Uebrigens ist der Oasenbewohner von viel sanfterem Charakter als der Nomade. Der häufige Verkehr mit den Fremden hat seine Sitten gemildert, und der Handel hat ihn die Gewohnheit gelehrt, höflich und versöhnlich aufzutreten; die Karawanen können daher stets mit Sicherheit darauf rechnen, in den Oasen freundlich empfangen zu werden.

Jenseit der Wohnungen dieser beiden Menschenclassen breitet sich nun die eigentliche Wüste aus. Auf einer Zone von ungefähr 250 Meilen Breite in dem zwischen dem mittelländischen Meer und dem Aequator gelegenen Theile Africa's verschwindet die Bevölkerung fast ganz, um erst jenseit des Wendekreises wieder zu erscheinen. Die Ursache dieses Phänomens ist, daß es in Folge von physikalischen Gesetzen, welche deutlich zu machen hier zu weitläufig wäre, in Africa zwischen dem 34. und 18. Breitengrad nicht regnet, oder wenigstens so selten, daß ein Regenschauer als ungewöhnliche Ausnahme betrachtet wird.

So entsteht die Heimath der Unfruchtbarkeit und Oede, die eigentliche Wüste, Falat. Es würde ganz unmöglich sein, sie zu durchreisen, und sie würde eine unübersteigliche Schranke zwischen dem bewohnbaren Theil der Sahara und den mittelafricanischen Landstrichen sein, wenn die Natur nicht hier in einigen weit auseinander gelegenen Lachen und Quellen Wasserbehälter angelegt hätte, welche dem Wanderer erlaubten, sich für die Reise des nächsten Tages nothdürftig zu stärken. Im Uebrigen ist die Falat mannichfaltiger in ihrem Aussehen, als das Weideland, Rifar; bald sieht man Felsen von gelblicher Farbe vor sich, deren Schichten von dem Wind dem Auge blosgelegt und von den heißen Strahlen einer Sonne, der nichts widerstehen kann, verbrannt sind; bald sind es ebenfalls Berge, aber aufgethürmt von Sand so fein wie Staub, auf dem das kleinste Insect im Darüberkriechen eine tiefe Spur zurückläßt; manchmal ist es wieder eine gewissermaßen macadamisirte Fläche, glatt wie das ruhende Meer, und wie dieses ringsum unbegrenzt, außer von dem fernen Horizonte. Immer aber ist sein Anblick grausenhaft und erhaben zugleich. Dieses Bild der Unendlichkeit, diese gerade Linie, die immer zurückweicht, je weiter man vorwärts kommt, die Einsamkeit, die nur von dem rauhen Geschrei des Kameels oder von dem eintönigen Gesang seines Führers unterbrochene Stille, dieses sichtbare Chaos vor und um uns, der instinctmäßige Schauer, den man bei dem Gedanken der Leere fühlt, verstärkt durch den Anblick von gebleichten Gebeinen, den Resten von früher Verunglückten, führt den Menschen zum Gedanken an Gott, zum Bewußtsein seiner Kleinheit zurück. Und wer zum ersten Male dieses Schauspiel betrachtet, muß staunen, daß es Menschen giebt, deren Herzen stark genug sind, eine Reise durch diese schreckliche Einöde zu wagen; und dennoch ist es dem Menschen gelungen, die Wüste zu bezwingen, wie er das Meer bezwungen hat.

Eine Anzahl Kaufleute haben den Entschluß gefaßt, nach den fernen mittelafricanischen Königreichen Haussa, Timbuktu, Kaschnah oder Sakkatu Waaren zu bringen, gegen welche sie Producte Sudans einzutauschen gedenken. Sie versammeln sich; die Nachricht verbreitet sich in der Umgegend und lockt andere Reisende herbei. Die Waaren sind angekauft, die Kameele auf die Entbehrungen einer langen Reise vorbereitet, und nur der Zeitpunkt der Abreise bleibt noch zu bestimmen. Stets ist dieser im Winter, denn es bleibt dann die Möglichkeit, während der Reise durch die Wüste durch einen gelegentlichen Regen erfrischt zu werden, und die Gewißheit, am Ufer des Niger Regen zu finden. Wenn aber auch die Karawane nothwendiger Weise einen gemeinsamen Ausgangspunkt hat, so hat deshalb nicht jedes einzelne Mitglied derselben ein Reiseziel. Im Gegentheil verhält sie sich ungefähr ebenso wie ein Eisenbahnzug, der auf jeder neuen Station Reisende abgiebt und aufnimmt, und gelegentlich eine andere Linie kreuzt, wo die Züge ihre Passagiere tauschen. Auch die Karawanen haben in der Wüste ihre Stationen, die großen Oasen Ain Salah, Timimun und Ghat, wo sie mit anderen zusammentreffen, und der Reisende Gelegenheit findet, in anderer Gesellschaft seine Reise nach einer ganz verschiedenen Richtung fortzusetzen. Dies ist keine Sache des Glückes und des Zufalls, sondern da die Karawanen zu ziemlich fest bestimmten Zeiten abgehen, so wissen die Handeltreibenden, zu welcher Zeit sie in einer bestimmten Oase eine oft von der entgegengesetzten Seite kommende Karawane treffen, mit der sie den gewünschten Ort erreichen können. Oft geschieht es, daß in einer Karawane bei ihrer Ankunft am Ziele nicht mehr ein einziger der Reisenden ist, die mit ihr vom Ausgangspunkte abgereist sind. Diese Kenntniß der verschiedenen Karawanenlinien, der Zeit ihres wahrscheinlichen Eintreffens auf den Haupthaltepunkten des Weges, dem sie folgen, bildet die Wissenschaft des Khebirs.

Der Khebir ist der Lootse der Wüste. Er ist ein Mann in der Blüthe der Kraft, der nicht nur den Weg und die Stellen der Brunnen und Quellen kennt, sondern auch Kenntnisse genug in der Heilkunde besitzt, um bei den in der Wüste bei Menschen und Thieren am häufigsten vorkommenden Krankheiten Rath und Hülfe ertheilen zu können. Er kennt die verschiedenen Häuptlinge, durch deren Gebiet die Karawane

zieht, und für die Mitreisenden sind die Familie und der Besitz, den er in der Heimath der Mehrzahl zurückgelassen, eine Art Bürgschaft für ihr Vermögen und ihr Leben. Von dem Augenblick an, wo sich die Karawane in Bewegung setzt, ist der Khebir das politische, militärische und verwaltende Haupt derselben, und in seiner Hand vereinigen sich alle Gewalten. Er bestimmt den Weg, die Halteplätze und die zu ergreifenden Vorsichtsmaßregeln, er leitet das Gefecht, im Fall es zum Kampfe kommt, und er entscheidet, wenn Streit entsteht; auch verhandelt er mit den Häuptlingen der verschiedenen am Wege wohnenden Stämme über den Betrag des Wegzolles, den sie zu erheben gewohnt sind.

Die Kaufleute, welche die Karawanen bilden, besitzen meistens eine Anzahl Kameele, von denen je acht bis zehn unter der Aufsicht eines Kameeltreibers stehen. Er hat ihnen ihre Last auf- und abzuladen, was bei der Hartnäckigkeit dieser Thiere nicht immer leicht ist, und ihn jedenfalls Morgens und Abends mehrere Stunden lang beschäftigt, während die Anderen noch oder schon der Ruhe pflegen. Seine größte Plage beginnt aber unterwegs. Solange die Karawane über die Ebene zieht, geht jedes Kameel nach Belieben seinen Weg, wenn es nur nicht von der geraden Richtung abweicht, und sich zu lange beim Abnagen der an der Straße wachsenden dürftigen Pflanzen aufhält. Hinter jedem Trupp kommen dann die Kameeltreiber, welche die zu langsamen Thiere antreiben und den Trupp beständig umkreisen, damit keines sich verliere. Gilt es eine Schlucht oder einen Paß zu passiren, so muß der Kameeltreiber wieder bei der Hand sein, damit sich die Heerde nicht allzu hastig in den engen Raum stürze, und im Gedränge sich selbst oder die Waaren, welche sie trägt, beschädige. So ist er vom frühen Morgen bis zum Abend immer wach und immer auf den Beinen, läuft drei- oder viermal den Weg, den die Karawane schreitet, und verrichtet fast denselben Dienst wie der Schäferhund bei unseren Heerden. Bei dieser anstrengenden Lebensweise ist seine einzige Nahrung während des Tages ein Paar Hände voll Dattelmehl mit Gersten- oder Weizenmehl gemischt, seine einzige Bedeckung gegen die eisige Kälte der Nächte in der Sahara ein schlechter, oft zerlumpter Burnus, der einzige Schutz seiner Füße gegen den brennenden Sand, die spitzen Steine und die giftige Viper eine schlechte lederne Sandale.

Ist die Karawane sehr groß, so befindet sich auch noch ein Khodscha und eine Anzahl Schuafs bei ihr. Der Khodscha ist der Schreiber, das was der Supercargo auf dem Schiffe ist; er führt die Rechnung, besorgt die Schreibereien, und wacht über eine gleichmäßige Vertheilung der Verluste, welche durch das Zurücklassen von Kameelen mit ihren Waaren und ähnliche bittere Nothwendigkeiten der Wüstenreise entstehen. Die Schuafs sind die Eclaireurs der Karawane. Sie erkunden die Sicherheit des Weges und der Umgebung, suchen im Sande die Spuren anderer Karawanen oder nomadisirender Wüstenräuber auf, welche den Reisenden auflauern.

Nachdem wir die innere Einrichtung der Karawane kennen gelernt haben, wollen wir sie auf ihrer Reise begleiten. Für Denjenigen, der von Algerien oder Marokko nach dem westlichen Sudan reist, theilt sie sich in zwei Theile, wie schon früher gelegentlich angedeutet wurde. Es handelt sich nämlich nicht darum das Reiseziel in einem Zuge zu erreichen, sondern zuvörderst nach einer der Oasen zu gelangen, wo die verschiedenen Karawanen sich kreuzen. Im Westen ist dies die Oase Tuat, im Osten Ghat und Fezzan. Dieser Theil der Reise ist weit weniger beschwerlich und gefährlich als der andere. Die Brunnen und Quellen liegen näher an einander, die Bevölkerung ist verhältnißmäßig weniger wild, räuberische Ueberfälle sind kaum zu fürchten, und höchstens schleicht sich ein einzelner Dieb heran, um ein oder zwei Kameele oder einen Waarenballen zu entwenden. Ein Reisetag vergeht ziemlich wie der andere. Mit Sonnenaufgang beginnt das Laden der Kameele. Dann werden die Zelte von Rindsleder abgebrochen, Schläuche gefüllt, wenn man auf dem nächsten Halteplatz kein Wasser zu finden befürchtet, und dann genießt Jeder eiligst ein Paar Datteln und eine Tasse Kaffee. Auf das vom Khebir gegebene Zeichen setzt sich die Karawane in Bewegung. Der Khebir giebt die einzuschlagende Richtung an, meistens nach einem in einer Entfernung von 8, 10 bis 15 Stunden sichtbaren Berg, den die Karawane rechts oder links lassen muß; manchmal ist es auch blos ein Felsstück, ein Hügel oder sonst ein sichtbarer Gegenstand. Gelangt man aber in das Labyrinth von beweglichen Sanddünen, so setzt sich der Khebir selbst an die Spitze. Große Karawanen zerfallen auf dem Marsche in Abtheilungen von 80 bis 100 Kameelen, deren jede ihren eignen Aufseher und Führer hat, und die in Zwischenräumen von 1000 bis 1200 Fuß einander folgen.

Die Tagereise unterbricht nur ein ganz kurzer Halt gegen Mittag, wo die Kameele nicht abgeladen werden, aber den dürftigen Pflanzenwuchs der nächsten Umgebung abweiden. Die Hauptrast ist Abends bei einer Quelle, einem Brunnen oder einer Lache. Die Kameele werden abgeladen, und die Ballen als Schutzmauer gegen etwaige Angriffe im Kreise um das improvisirte Lager herumgestellt. Die Reicheren schlagen ihre Zelte auf, während die Aermeren und die Diener sich um die Wachtfeuer versammeln. Die Ankunft in einer Oase ist eine angenehme Unterbrechung dieser Einförmigkeit. Die Reisenden finden dort kühlenden Schatten zum Ausruhen unter dichtbelaubten Bäumen, eine bessere Nahrung, Kameel- und Hammelfleisch, Milch in Ueberfluß, neue Lebensmittelvorräthe zum Ersatz der auf der Reise verbrauchten, und vor allen einen freundlichen Empfang, denn den Bewohnern der Oase ist die Karawane nicht weniger willkommen, als dieser der Rastort. Die Häuptlinge und ihre Frauen haben Geschenke zu erwarten, die für erstere in einigen Hemden aus grobem Baumwollenzeug, Pantoffeln, Haiks und ein Paar Pfund Tabak und Pfeffer, für letztere in Rosenöl, Parfümerien und Korallen bestehen, und die Masse der Bewohner hat längst auf die Ankunft des Zuges gewartet, der einer Menge ihrer Bedürfnisse abzuhelfen, und ihnen einen Theil der aufgespeicherten Producte abzunehmen verspricht. Nach einigen Tagen Rast macht sich die Karawane wieder auf den Weg, und von neuem beginnt die Einförmigkeit der Wüstenreise, bis sie einen der früher erwähnten großen Centralpunkte erreicht. Nun tritt eine fast vollständige Um-

wandlung in ihrer Zusammensetzung ein. Jeder läuft herum, um Nachrichten einzuziehen und zu erfahren, ob die Karawane, der er sich anschließen will, angekommen ist, wann sie erwartet wird, oder wann sie abreisen will. Die Zwischenzeit des Wartens benutzt der Kaufmann nicht blos zum Ausruhen für sich und seine Kameele, sondern auch zu einem gewinnreichen Tauschhandel. Er handelt für seine schweren Waaren entweder von den Bewohnern der Oase, oder von den Kaufleuten anderer Karawanen, Gegenstände ein, die leichter fortzuschaffen sind, und von denen er weiß, daß sie an seinem neuen Reiseziel willige Abnehmer finden. Den Waarenballen geht es demnach fast ebenso wie den Reisenden durch die Wüste; sie wechseln so häufig die Besitzer, wie diese die Karawane, ehe sie nach Sudan gelangen.

Sind endlich die erwarteten Karawanen angekommen, und hat jeder der Reisenden sich derjenigen angeschlossen, die ihn an sein Ziel führt, so findet der allgemeine Aufbruch statt. Jetzt beginnt die Reise durch die eigentliche Wüste und mit ihr die Gefahren. Vornehmlich sind es drei: Wassermangel, Wüstenstürme und Räuberangriffe.

Das Wasser ist heilig in der Wüste. Es kommt in drei verschiedenen Gestalten vor: als Lachen (birka), Ansammlungen des Regenwassers an tiefen Stellen, die jedoch leicht austrocknen; als bleibende Brunnen (bir), entstanden aus dem Durchsickern des Regenwassers durch den durchlässigen Obergrund; und endlich, aber am seltensten, als Quellen (aïn). Die Kenntniß dieser Wasserstellen macht den wichtigsten Theil der Wissenschaft des Khebirs aus; sowohl über ihre Lage, wie über den Zeitpunkt, wo die Lachen vertrocknet sind, wird er sich nur selten täuschen, und er richtet den Weg der Karawane darnach ein. Zuweilen aber kommt es doch vor, daß vorzeitige und lange andauernde Hitze alle Berechnungen des Khebirs stört, oder daß die Wüstenbewohner, welche ein Gewerbe daraus machen, die Karawanen, die sie nicht offen anzugreifen wagen, durch Verrath zu verderben, seine Pläne durchkreuzen.

Eine Bande dieser kühnen Räuber hat durch ihre Spione die Zeit des Aufbruchs der Karawane und die Richtung, die sie einschlägt, erfahren. Sie berechnen die Schwierigkeiten des Marsches, bis zu welchem Grad Müdigkeit und Erschöpfung sich der Menschen und Thiere bemächtigt hat, wenn sie bis zu einer gewissen Tiefe in die Wüste eingedrungen sind, und wählen darnach einen Brunnen aus, den die Karawane erst erreichen kann, nachdem sie zwei bis drei Tage des Wassers entbehrt hat. Ueber die Oeffnung dieses Brunnens wird nun eine gegerbte Rindshaut aus Sudan gebreitet, und dann eine dünne Schicht Sand darauf gestreut, um die Wasserstelle der übrigen trocknen Oberfläche der Wüste ganz gleich zu machen. Dann wartet die Bande ruhig in einem Versteck, bis die Karawane vorüberkommt. Wehe, wenn der scharfe Blick des Khebirs sich täuschen läßt, wenn das dürstende Kameel nicht die Nähe der Quelle wittert, welche dem menschlichen Auge verborgen bleibt, wenn die Karawane in der sichern Hoffnung, in dieser Gegend reichliches Wasser zu finden, ihre Vorräthe erschöpft hat. Das geringste Opfer das sie zu bringen haben wird, ist das Schlachten einiger Kameele, um in ihren Magen das Wasser zu finden, nach dem alle Lippen lechzen. Aber eine Anzahl Kameele schlachten, heißt zugleich einen Theil der Waaren opfern, um den Rest zu retten, und diese zurückgelassenen Ballen werden nun die sichere Beute der lauernden Räuber.

Ein schreckliches Loos aber harrt der Karawane, wenn diese Opfer nicht genügen, um sie bis zur nächsten Wasserstelle zu bringen. Wassermangel ist die schlimmste Gefahr die ihr droht, denn er liefert sie wehrlos dem Feind in die Hände, der nur zu gut weiß, daß er nur zu warten braucht, um die Beute in Besitz zu nehmen, die der Tod ihm liefert. Den Räubern Geschenke und Lösegeld zu bieten, nützt gar nichts; in wenig Stunden fällt ja ihnen ohnedies auch das zu, was der Wanderer loskaufen möchte. Sie brauchen blos der sicherem Untergang geweihten Karawane zu folgen, um jeden Augenblick einen mit dem Tode Kämpfenden am Wege niedersinken zu sehen, der mit allen seinen Schätzen ihre Beute wird.

Die Urheber derartiger gefahrloser Angriffe, und ebenso der bewaffneten Raubanfälle sind übrigens sehr selten die Häuptlinge der Wüste. Diese kennen den Werth des Sprichwortes, welches die Henne zu schlachten warnt, die goldene Eier legt, zu gut, um sich nicht mit dem Karawanenzoll (aadet el Kefoul) zu begnügen, einem Lösegeld, dessen Zahlung, Anfangs durch Gewalt erpreßt, jetzt zur Sitte geworden ist. Der gewaltthätige Raub oder die hinterlistige Belauerung ist mehr die Sache der herumstreifenden Banden der Tuareks, welche die Wüste durchschwärmen, um den Karawanen zu begegnen und die Abtheilungen zu überfallen, welche unvorsichtig genug waren, sich von dem Haupttrupp zu trennen. Tuareks nennt man alle Stämme, die zwischen dem Tuat und dem südlichen Rande der Wüste, zwischen dem Meere im Westen und Rhedames im Osten wohnen. Ihr Hauptschlupfwinkel ist der Dschebel Hoggar, und sie werden nicht blos von den Karawanen, sondern auch von den Bewohnern der Oasen gefürchtet. Sie sind mit Säbel und Lanze und einem Schild von Büffel- oder Elephantenhaut bewaffnet, und nur die Häuptlinge führen Schußwaffen. Das Entsetzen, das sie den Arabern einflößen, rührt vorzüglich von ihrer Kampfweise her; sie zielen nicht nach der Brust und dem Kopfe, sondern suchen Menschen und Thiere dadurch kampfunfähig zu machen, daß sie ihnen mit ihren scharfen Säbeln und Messern die Flechsen der Füße durchschneiden. Den Verwundeten berauben sie und lassen ihn dann in der Wüste verschmachten. Zum Glück sind sie meistens zu schwach an Zahl, um einen gewaltsamen Angriff zu unternehmen, und in der Regel lassen sie sich durch einige Geschenke beschwichtigen. Werden aber diese verweigert, so ist von ihnen Alles zu fürchten, namentlich der hinterlistige Streich mit dem Verstecken der Brunnen.

Mehr zu fürchten als der Mensch ist in der Wüste die Natur, und keine Gefahr übertrifft an Größe die des Wüstensturmes, des schrecklichen Guebli, dem so viele Karawanen ihren theilweisen oder vollständigen Untergang zu verdanken haben. Dieser gefürchtete Sturm kann die Karawane in zwei Lagen überraschen: entweder auf felsigem oder gewissermaßen macadamisirtem Terrain, oder mitten in dem Labyrinth beweglicher

Sandberge, welche die Araber areugs (Adern) nennen. In ersterem Falle kommt die Karawane mit einigen leidensvollen Stunden und einigen vielleicht tödtlichen Zufällen, welche die schwächlichsten Reisenden treffen, davon. Doch droht ihr auch noch die Gefahr, daß der heiße Wind die Wasserschläuche austrocknet oder die Brunnen mit Sand verschüttet, wenn die vorangegangenen Reisenden nicht Sorge getragen haben, sie mit Zweigen zuzudecken oder die zu ihr führende Mauer von Steinen wieder aufzubauen. Im zweiten Fall aber kann die Karawane leicht im Sande begraben werden.

Diese merkwürdige Naturerscheinung und ihre Ursachen müssen wir näher ins Auge fassen. Man hat den Wüstensand oft mit dem Meere verglichen, aber wenn dieser Vergleich gelten soll, so muß man sich nicht ein glattes, sondern ein Meer mit unbeweglichen Wellen denken. Jede dieser Wellen erhebt sich unregelmäßig und ist von der anderen durch eine Mulde oder Schlucht getrennt, durch welche der Reisende allein den Weg suchen kann. Im Allgemeinen stellt eine solche Welle einen Kegel dar, dessen Grundfläche drei- oder viermal so groß wie seine Höhe ist. Wenn sie in dem nördlich gelegenen Theile der Sahara selten höher sind als 18 bis 20 Fuß, so nehmen sie in der eigentlichen Wüste (falat) schon die Dimensionen von ansehnlichen Hügeln an. Sie bestehen aus Staub, der fast so fein wie Mehl ist. Ein leichter Wind polirt sie fast so glatt wie Marmor; das kleinste Insect läßt eine bald wieder verschüttete Spur zurück, und die Viper, die hier zu hausen pflegt, zieht eine tiefe Furche in die Fläche. Wird der Wind stärker, so kräuselt sich der Sand wie der vorher glatte Spiegel eines Sees. Wird aber aus dem Winde ein Sturm, so wird jedes Sandstäubchen alsbald in Bewegung gesetzt und von dem Kamm des Hügels, auf dem es ruht, auf den nächsten Hügel gepeitscht, wie der Sturm das Wasserstäubchen von dem Kamme der sich brechenden Welle davonträgt. Auf diese Weise tritt binnen kaum einer Stunde eine allgemeine Umgestaltung in dem Sandlabyrinth ein; die Hügel sind noch alle da, aber die Sandstäubchen, aus denen jeder besteht, sind nicht mehr dieselben. Stellt man sich diesen Proceß deutlich vor, so wird man leicht begreifen, daß eine Karawane, die in einem solchen, manchmal 15 bis 20 Stunden langen Labyrinth von Sandschluchten, wo nur ein Kameel hinter dem andern hergehen und deshab dem Sturme nur einen vereinzelten Widerstand entgegensetzen kann, vom Orkan überrascht wird, geblendet und erstickt von dem Staube, belästigt von den scharfen Kieseln, die vom Sturme getrieben, in das Gesicht fliegen, überwältigt von mannichfacher Pein, im Wüstensande verschüttet werden kann. Unnütz ist der Versuch zu fliehen, denn die Atmosphäre ist von einem solchen Sandnebel erfüllt, daß eine der Nacht nahe kommende Dunkelheit herrscht, und die Karawane sich dadurch außer Stand gesetzt sieht, ein bestimmtes Ziel zu verfolgen. Außerdem fühlt das Kameel, von der drohenden Gefahr eingeschüchtert, nicht einmal mehr die Schläge seines Treibers, sondern legt sich hin, steckt die Nase in den Sand und erwartet ruhig sein Schicksal. Aber selbst wenn die Karawane der Wuth des Sturmes entgeht, ist sie noch nicht außer Gefahr. Der brennendheiße Wind trocknet die Wasserschläuche aus, und das Wasser verschwindet aus den Brunnen und Lachen, auf die man gerechnet hat. Wird sie in diesem Zustande, erschöpft von Durst und Anstrengungen, von einer Horde Tuareks überfallen, so ist sie verloren.

Ueberwindet aber eine Karawane alle diese Gefahren, so kommt sie endlich in einem der Königreiche des Sudan an, und nun beginnt die eigentliche Thätigkeit des Kaufmannes. Mit der Wüste hat auch die Barbarei aufgehört. Das Leben in Städten, die vielfachen Handelsbeziehungen mit den verschiedenen Völkerschaften des nördlichen Africa's, die Niederlassung vieler Kaufleute aus Tunis, Mogador, Tripolis, Fezzan und Gadames haben im Sudan eine Halbcivilisation hervorgebracht, die nicht wenig von dem halbwilden Zustande absticht, in welchem die nomadisirenden Tuareks leben. Eine üppige Vegetation, eine Folge der erfrischenden und befruchtenden Sommerregen, ersetzt die kahle Oede der Wüste. Der Mensch hat sich wieder dem Ackerbau zugewendet: überall in der Umgebung der Ortschaften sieht man Gemüse- und Obstgärten, Felder, auf denen Hirse, Gerste, Weizen, rother Reis, Baumwolle, Krapp und Lein gebaut werden. Zahlreiche Heerden von Kameelen, Rindern, Schafen, Pferden, Eseln und Ziegen bedecken die Weiden. Neben dem Ackerbau blüht auch die Industrie: es giebt Schneider, Tischler und Schmiede, jüdische Goldarbeiter, Gerber, Weber und Färber, Fleischer und Gewürzkrämer. Man befindet sich wieder in der Mitte von Menschen, die kaufen und verkaufen, unter einer Bevölkerung, die halb aus unterworfenen und zum Islam bekehrten Negern, den Kokollanen, und halb aus den Abkömmlingen erobernder Araber aus dem Norden, den Fullanen besteht.

Das Erste, was die ankommende Karawane zu thun hat, ist, sich durch einige geschickt ausgewählte Geschenke für den Fürsten und seine Umgebung einen guten Empfang zu sichern. Ist dies geschehen, so steht es jedem der neuen Ankömmlinge frei, sich seinen Geschäften zu widmen, zu tauschen, zu kaufen und zu verkaufen. Die Waaren werden ausgestellt, und Jeder kann sie besehen. Sie bestehen für gewöhnlich aus Baumwollenwaaren, grobem grünen oder rothen Tuch, seidenen Foulards, Flockseide, Burnussen, Haiks und Scheschias aus Tunis, Benzoe, Gewürznelken, Zimmet, Sandelholz, Moschus, Opium, Zibeth und Ambra, Seife und Kerzen, Kanthariden, Safran, Cochenille, Hacken, Aexten, Hämmern, Sägen, Nägeln, Messern, Scheeren und Nadeln, ordinären Glasperlen, rohen oder zu Perlen verarbeiteten Korallen, Waffen jeder Art, Papier, kleinen Spiegeln, großen und kleinen Geschirren aus Weißblech, Schmucksachen, Arm- und Beinringen aus Gold, Silber oder Büffelhorn — alles currente Artikel im Sudan.

Mit Geld werden diese Sachen nicht bezahlt, auch nur selten mit Goldstaub, da alsdann die Karawane unbeladen zurückkehren müßte, was durchaus nicht im Interesse des Kaufmannes liegt. Dieses gebietet vielmehr Producte als Retouren in Tausch zu nehmen, die sich nach der Rückkehr wieder mit Vortheil verkaufen lassen. Diese Producte sind außer Goldstaub: Straußfedern, Elfenbein, Rhinoceroshörner, Gummi, Soda, Wachs, Weihrauch, Sennesblätter, gegerbte Bock- und Rindsfelle. Hätten aber die Sudanbewohner den Karawanenkaufleuten blos

diese Waaren zum Tausch zu bieten, so würden sie ihre civilisirteren Bedürfnisse nur sehr schwer decken können, denn es wird von diesen Producten lange nicht genug erzeugt. Dafür ist ein anderer und bei den nach dem Norden zurückkehrenden Handelsleuten sehr beliebter Artikel im Innern Africa's in jeder beliebigen Anzahl zu haben, nämlich Negersklaven. Diese werden von den Fullanen regelmäßig durch ordentlich organisirte Streifzüge gegen die Dörfer der heidnischen Neger, durch sogenannte Ghazias, im Innern zusammengetrieben und an die Karawanen vertauscht, welche sie meistens nach Marokko verhandeln.

Sind endlich alle von den Karawanen mitgebrachten Waaren gegen Producte des Sudans vertauscht, so gilt es den Rückweg anzutreten, der unter denselben Schwierigkeiten und Gefahren wie der Hinweg zurückzulegen ist. Die Hinreise hat 4 bis 5 Monate gedauert, die Rückreise nimmt ebensoviel Zeit in Anspruch. Die Rückladung hat die Karawane mit einem Gewinn von 200 bis 300 Procent eingetauscht, und an der Küste angelangt, haben alle diese Artikel ihren Werth verdoppelt oder verdreifacht, ganz abgesehen von den Sklaven, die sogar noch mehr Procente bringen. Man sieht daher, der Gewinn steht im Verhältniß mit den Anstrengungen und Gefahren, denen sich der Kaufmann bei diesem Handel auszusetzen hat.

Nachdem unser Gewährsmann alle Eigenthümlichkeiten des Karawanenhandels auf diese Weise geschildert hat, wirft er die Frage auf, ob die Europäer, und speciell die Franzosen sich direct dabei betheiligen könnten? Diese Frage verneint er. Wollten sich einzelne europäische Kaufleute den Karawanen beigesellen, so würden die muhamedanischen sofort im Stillen ein Bündniß gegen sie schließen und ihnen die Möglichkeit abschneiden, ein gewinnreiches Geschäft zu machen. Karawanen von Europäern aber würden in dem Mißtrauen und dem Uebelwollen der Tuareks und der anderen muhamedanischen Völkerschaften ein unübersteigliches Hinderniß durch die Wüste zu gelangen finden. Bewaffnete Angriffe hätten sie zwar nicht zu fürchten, wohl aber arglistig bereitete Hindernisse, wie Verschüttung und Zerstörung der Brunnen. Aber selbst abgesehen von diesen und anderen Hindernissen, würde der directe Handel mit dem Sudan nicht vortheilhaft für den Europäer sein, da er keine Sklaven als Tauschgegenstand annehmen kann, und gerade die Billigkeit dieser menschlichen Waare in den Königreichen im Innern den Handel nach jenen Gegenden so gewinnreich macht.

Dagegen ließe sich eine indirecte Betheiligung der Europäer an der mittelafricanischen Handelsbewegung recht gut herstellen, und zwar durch Handelscomptoire, die an den Rändern des Tell an passenden Punkten auf der Straße, welche die im Sommer nach dem Norden wandernden Saharabewohner ziehen, errichtet würden. Die Einrichtung dieser Handelscomptoire würde jedoch Zeit erfordern, und bis dahin könnte der europäische Kaufmann noch auf andere Weise an dem aus dem Handel mit dem Süden zu erzielenden Gewinn Theil nehmen. Wir haben schon oben von den großen Oasen gesprochen, welche gewissermaßen die Stapelplätze für den Wüstenhandel bilden. Für die von Tunis und Tripolis kommenden Karawanen ist dies die Oase Ghat, für die von Marokko und Algerien Tuat. Letztere ist von großer Ausdehnung und wäre eigentlich ein Archipel von Oasen zu nennen, welche durch schmahle Sandstrecken von einander getrennt sind. Nach Aussage der Araber zählt sie 350 Dörfer. Von Timimun im Norden bis Ain Salah im Süden sind 5 Tagereisen oder ungefähr 50 Stunden, und da diese beiden Städte nicht am äußersten Ende liegen, so kann man wohl 60 bis 70 Stunden für die Länge annehmen. Die Breite ist geringer, beträgt aber immer noch 20 bis 30 Stunden.

Schon durch die Bedürfnisse seiner eignen Bevölkerung wird daher Tuat ein wichtiger Handelsplatz, noch mehr aber durch seine geographische Lage, weil sich hier alle nach dem Innern abgehenden Karawanen begegnen. Die Bewohner der Oase sehen das auch sehr gut ein, und Alles ist auf den Handel eingerichtet. Jede ihrer Hauptstädte ist gewissermaßen ein immerwährender Meßplatz, ein großer Bazar, wo jede Waare und jede Industrie ihr besonderes Quartier hat. Von dem Handelsinstinct dieser Völkerschaften, von diesen bereits organisirten Märkten kann der Europäer großen Vortheil ziehen. Dorthin schafft er seine Waaren und überläßt den Arabern die Sorge, die für alle Anderen unüberwindlichen Hindernisse der Reise durch die Wüste zu überwinden. Er begnügt sich mit einem geringeren, aber sicheren Gewinn, und anstatt sich Feinde unter den muhamedanischen Handelsleuten zu machen, wird er Bundesgenossen unter ihnen finden.

Von dem äußersten französischen Posten in dem südlichen Theile der Provinz Oran, el Beiodh oder Geryville, bis Timimun sind ungefähr vierzehn Tagereisen, von denen fünf oder sechs durch das Gebiet des den Franzosen befreundeten Scheiks Sy Hamsa gehen, dessen Einfluß sich auch noch weiter, bis in die Oase, erstreckt. Von diesen vierzehn Tagereisen bieten nur drei einige Schwierigkeiten durch die Dünen, welche die Wüste durchziehen, dar. Aber jedes Jahr wandern zahlreiche Karawanen diesen Weg, und seit Sy Hamsa in diesem Theile der Sahara die Ruhe hergestellt hat, sind Angriffe der Nomadenstämme nicht zu fürchten. Auch haben sich sowohl die Bewohner der Wüste wie der Oasen allmählich gewöhnt, Europäer unter sich zu sehen, was vor zehn Jahren noch nicht der Fall war. Dennoch würde es nicht rathsam sein, die Karawane ganz aus Europäern bestehen zu lassen. Sie würde den mißtrauischen Eingebornen zu sehr wie eine als Handelsunternehmung verkleidete militärische Expedition erscheinen und demgemäß empfangen werden, und außerdem können die Europäer die Handelsgeschäfte nicht so billig betreiben, wie durch Vermittelung von Arabern. Die Anwesenheit von zwei oder drei zuverlässigen, mit der Sprache, den Gewohnheiten und Bedürfnissen der Eingebornen vertrauten europäischen Agenten genügt.

Das Verzeichniß der zu importirenden Waaren würde etwa folgendes sein: Eisen und Kupfer in Stangen, Werkzeuge für eine noch in ihrer Entwickelung begriffene Industrie, wie Hämmer, Sägen, Aexte, Hacken, Messer, Scheeren und Nägel, Burnusse von jeder Qualität, Haiks, ordinäre, aber solide Tuche

von lebhaften Farben, Scheschias, starke Baumwollenzeuge, Foulards von Tunis, Seidenzeuge von lebhaften Farben, länglich viereckige Teppiche nach Art der Smyrnaer, venetianische Glasperlen, Papier, Olivenöl, Parfümerien jeder Art, vornehmlich aber Rosen- und Jasmin-Essenz, Sandelholz, Benzoe, Moschus und Ambra; von Gewürzen: Nelken, Zimmet, Zucker und schwarzer Pfeffer; von Droguen: Opium, Cochenille, Safran, Canthariden und Tabak; ferner Stricke von jeder Stärke, Nadeln und Zwirn, goldne und silberne Arm- und Fußbänder, rohe oder zu kleinen Kugeln verarbeitete Korallen. Alle diese Gegenstände finden sichern Absatz mit ansehnlichem Gewinn. Nach den übereinstimmenden Aussagen aller Araber hat eine in Tuat eingetroffene Waare ihren Werth verdreifacht, d. h. das, was 100 Frcs. in den Hafenplätzen kostet, wird in der Oase mit 300 Frcs. bezahlt. Der Gewinn wäre demnach, selbst wenn die Karawane leer zurückkehrt, 200 Frcs.; aber da die Retouren —. Goldstaub, Elfenbein und die anderen bereits als Rückfracht aus Sudan aufgeführten Artikel, natürlich mit Ausnahme der Sklaven, — auch noch bei ihrer Ankunft an der Küste einen Gewinn von 50—60 % abwerfen, so stellt sich das Geschäft folgendermaßen: für die Hinreise ein Gewinn von 200%, für die Rückreise ein Gewinn von 50 % von einem bereits verdreifachten Kapital; zusammen also 350 %, wovon die Spesen abzuziehen sind.

Es handelt sich also vor Allem um die Höhe dieser Spesen. Um diese festzustellen, wollen wir die Kosten einer Karawane von 100 Kameelen berechnen. Die Reise von der Küste nach dem Tuat und umgekehrt besteht aus zwei sehr verschiedenen Theilen. Nimmt man als Ausgangspunkt Gerville an, so sind die Waaren erst von dem Meere nach diesem Ort zu schaffen, und dann von Gerville nach dem Tuat. Die erste Hälfte der Reise kann in jeder Jahreszeit unternommen werden, die zweite nur im Anfange des Winters, wo die Regenzeit in der Sahara Leben verbreitet. Vom Meer bis Gerville sind ungefähr zwölf Tagereisen, und die Fracht läßt sich auf 18—20 Frcs. für die Kameelladung veranschlagen. Ebensoviel ist für den Waarentransport von Gerville nach der Küste zu rechnen, im Ganzen also ungefähr 40 Frcs. für die Hin- und Herreise auf diesem ersten Theile des Weges.

Von Gerville nach Ain Salah in Tuat beträgt die Entfernung 17—18 Tagereisen, und der Miethpreis für ein Kameel für die ganze Campagne, worunter man nicht blos die Hin- und Herreise, sondern auch den Aufenthalt in der Oase selbst versteht, im Ganzen zwei Monate, ist je nach den Umständen und Jahreszeiten 40—50 Frcs. Die Spesen für den Transport einer Kameelladung von 150 Kilogramm oder drei Centnern von der Küste nach Tuat und von Tuat nach der Küste belaufen sich daher im Ganzen auf 120—140 Frcs., und für 100 Kameele auf 14,000 Frcs.

Auf 100 Kameele kommen 12 Kameeltreiber; für 1 Frc. täglich und die Kost, zusammen 1 Frc. 50 Centimes, findet man in der Wüste so viel, als man haben will. Für die Reise sind zu rechnen:

Von der Küste nach Gerville und von Gerville nach der Küste		24 Tage,
von Gerville nach dem Tuat und vom Tuat nach Gerville . . .	2 Monate =	60 „
Zusammen .		84 Tage,
Miethe für einen Kameeltreiber während dieser Zeit		126 Frcs.
Und für 12		1512 „

Dazu kommen noch die Ausgaben für ungefähr 20 Reiter zur Bedeckung der Karawane auf der Wegstrecke zwischen Gerville und dem Tuat, die sich auf 4000 Frcs. belaufen, sodaß sich die Gesammtspesen für die Hin- und Herreise vom Meere nach dem Tuat folgendermaßen herausstellen:

1) Miethe für die Kameele	14,000 Frcs.
2) Kosten des einheimischen Personals an Reitern und Kameeltreibern . .	5512 „
3) Unvorhergesehene Kosten, Geschenke an die Häuptlinge der Dschemans, Gratificationen für das Personal . . .	4000 „
Zusammen .	23,512 Frcs.

Für diese Summe werden von dem Meere nach dem Tuat und zurück, die Kameelladungen zu 150 Kilogramm gerechnet, 15,000 Kilogramm transportirt. Rechnet man den Einkaufspreis der Waare an der Küste im Durchschnitt zu 3 ~~Kilogramm~~ Frcs. das Pfund, was gewiß sehr wenig ist, so würde die Ladung von 100 Kameelen im Hafen 45,000 Frcs. kosten, und in Ain Salah 135,000 Frcs. werth sein. Für diesen Gesammtwerth tauscht man in letzterer Stadt Waaren ein, die an der Küste angelangt, wieder einen Gewinn von 50 % abwerfen, was zusammen für eine Campagne von zwei Monaten einen Nettogewinn von 180,000 Frcs. ausmacht. Bei einem wohlorganisirten Handel ließe sich diese Operation in einem Winter zweimal wiederholen, und so mit einem verhältnißmäßig geringen Kapital ein sehr gewinnreiches Geschäft betreiben.

So glänzende Aussichten eröffnen sich dem Handel Frankreichs durch die Ausdehnung und Befestigung seiner Herrschaft in Algerien. Es fragt sich nur, ob die Franzosen diese schöne Gelegenheit genügend ausbeuten werden. Im vorigen Jahrhundert hätten sie es gewiß gethan. Aber die Energie, welche die Kinder des alten Frankreichs abenteuernd in alle Welttheile führte, welche das Gebiet des Mississippi aufschloß, in Canada eine blühende Colonie gründete, in Ostindien den Engländern den Rang abzulaufen drohte und die weiße Bourbonenflagge auf dem Meere fast dem englischen Georgenkreuz ebenbürtig machte, scheint sich zuletzt auf den Schaffotten der Revolution und den Schlachtfeldern des Kaiserreiches erschöpft zu haben. Wenigstens zeigen weder die jetzigen Colonisirungsversuche, noch die Handelsunternehmungen der Franzosen etwas davon, und das von Oben her als Ersatz für alle Entbehrungen im öffentlichen Leben empfohlene und beförderte Börsenspiel ist gewiß nicht geeignet, die alte Energie wieder zu wecken, oder, wo sie noch vorhanden ist, auf vernünftigere Bahn zu lenken. t.

Piau-lu, der Beschwörer.

Modernes chinesisches Märchen. (Nach dem Americanisch-Englischen.)

(Schluß aus Nr. 28.)

3. Der Ausgang.

„Stattlicher und mäßiger Schneider," redete diesen Piau-lu ruhig an, „warum wünschest Du mich zu verhaften?"

„„Hoho! weil ich eine Belohnung erhalten will, und weil mich verlangt, meine Schulden zu bezahlen,"" sprach Hang-pau boshaft grinsend.

„Eine Belohnung für mich, den armseligen, machtlosen Beschwörer Piau-lu? O zierlicher Zuschneider von Sommerkleidern, Dein wohlerfahrenes Gehirn ist nicht zu Hause."

„„Oho, wir kennen Dich gut genug, mächtiger Beschwörer. Du bist kein Anderer als der widerspenstige Rebell Tien-té, der den Thron zu beanspruchen wagt, den unser weiser und gnadenreicher Hien-fung einnimmt. Wir wollen Dich in Ketten an den Hof von Peking bringen, damit Du verwelken mögest im Lichte der schrecklichen Augen.""

„Du denkst, Du wirst eine Belohnung von zehntausend Silbertales für meinen Kopf bekommen?" fragte Piau-lu.

„„Gewiß!"" erwiederte der Schneider, seine Hände vor Freude reibend; „„gewiß! Seine ungetrennte und einzige Majestät hat es versprochen, und der Bruder der Sonne lügt nie!""

„Höre mir zu, erfinderischer Zunäher glatter Säume, höre mir zu; ich will Dir erzählen, was aus Deinen zehntausend Silbertales werden wird. Es ist ein langer Weg, der in den kaiserlichen Schatz führt, und jeden Schritt weit steht eine offene Hand. Wenn die Summe ausgezahlt wird, ergreift die erste Hand die Hälfte derselben, die zweite Hand wieder die Hälfte des Uebrigbleibenden, die dritte Hand wieder die Hälfte des Restes und so fort, und je tiefer die Geldbeutel gelangen, desto eifriger grapsen die Hände zu, sodaß sie, wenn sie den kleinen Schneider Hang-pau erreichen, der mit den Füßen stampfend sehr fern steht, vollständig leer sind, denn es umgeben tatarische Räuber den Thron, ein tatarischer Usurpator sitzt auf demselben und die große chinesische Nation arbeitet in ihren Reisfeldern, um seine Paläste zu vergolden und seine Serails zu füllen. Und für alles Das erhaltet Ihr weder Recht noch Gnade. Aber ich, der himmlische Kaiser des Reiches der Mitte, will es anders ordnen und den falschen Drachen von dem Throne schleudern; denn es steht geschrieben im Buche der Weissagungen, von welchem mir auf den Flügeln einer gelben Schlange eine Abschrift gebracht wurde, daß die Dynastie von Han nicht ferner herrschen soll, und daß die tatarischen Wölfe elendiglich im Lande der Blumen umkommen sollen!"

„„Das ist Verrätherei gegen das Licht des Weltalls, unsern huldreichsten Kaiser,"" rief der Mandarin Lin, „„für diese Lästerung sollst Du siebenzigmal sieben Pfund kaltes Eisen auf den Nacken gelegt erhalten und dazu die Versicherung, daß man Dir noch extra eine hübsche Anzahl Bambussplitter unter Deine rebellischen Nägel treiben soll.""

„Laßt Eure Ohren nicht länger durch solche schändliche Reden anfüllen," ergänzte Hang-pau. „O ihr braven und glanzvollen Mandarinen, gebt Euren schrecklichen Tigern Befehl, den schamlosen Rebellen zu verhaften, damit wir recht bald nach Peking mit ihm aufbrechen können."

„„Ehe Du die Ketten der Pein um meinen Nacken ziehst, Schneider mit den himmlischen Eingebungen,"" sagte Piau-lu mit ruhiger Spötterei, „„und bevor das schreckliche Gewicht Eurer gerechten Hände auf mich falle, bitte ich Euch mir zum Gefallen nach dieser Ente zu schauen."" Dabei deutete er nach dem Orte, wo noch immer der Schatten der Ente auf dem Körper des Wolfes saß.

„Ei, welch schöner Vogel!" rief Hang-pau, mit glänzenden Augen in die Hände klatschend, „den wollen wir doch näher besehen und fangen."

„„Das ist wahrhaftig eine majestätische Ente,"" ließ sich auch Mandarin Lin vernehmen, indem er ernsthaft seinen Schnauzbart strich, „„ich habe nichts gegen das Fangen.""

„Willst Du warten, berühmter Rebell, bis wir den Vogel gefangen haben?" fragte Hang-pau sehr naiv den Beschwörer, seine Augen nicht von der Ente abwendend, auf welche sie wie durch einen geheimen Zauber gebannt waren.

„„Recht gern will ich mich so lange hier mit We-schang-tse unterhalten,"" entgegnete Piau-lu.

„Nun, so laßt uns unverhofft die Ente überfallen!" sprach der Schneider. „Wunderschön gestaltete Ente, wir bitten Dich, so ruhig als möglich zu bleiben, damit wir Dich mit unseren Händen greifen können."

Nach diesen Worten näherte sich die ganze Versammlung, mit Ausnahme We-schang-tse's und Piau-lu's, wie aus einem Antriebe dem Vogel. Die Mandarinen schritten vorgebeugten Leibes auf den Zehen, indem ihre Augen vor Ungeduld funkelten; Hang-pau kroch auf dem Bauche wie eine Schlange, und die Soldaten warfen Bogen und Schilde bei Seite und krochen auf allen Vieren nach dem schönen Thiere. Die Ente blieb unbeweglich sitzen; ihre farbenwechselnden Flügel erschienen wie gemaltes Glas, und der Hals schimmerte wie das kurze Kleid eines Mandarinen erster Classe. Die Menge athmete kaum, als sie langsam vorwärts rückend, den verführerischen Vogel von allen Seiten umgab.

Hang-pau war der Erste, der einen Griff nach dem Vogel that, war jedoch nicht wenig erstaunt, daß seine Hand nur leere Luft umschloß, während die Ente so ruhig wie ein gemaltes Bild auf dem Wolfe sitzen blieb.

„Elender Schneider," rief Mandarin Lin, „Deine Hand ist ein Sieb mit so weiten Löchern, daß Elephanten durchfallen können. Wie kannst Du die schöne Ente fangen wollen? Sieh mir zu!" Dabei that er einen schnellen und wohlberechneten Griff nach der Ente. Zur Verwunderung seiner Umgebung schien der Vogel aber auch durch seine Finger durchzusickern und flog hinweg bis ans andere Ende des Zimmers.

„„Wenn meine Hand ein Sieb ist,"" spottete nun Hang-pau, „„so ist es klar, daß des edlen Mandarinen Hand keine

Wand von getriebenem Kupfer ist, denn sie läßt Enten mit wunderbarer Leichtigkeit durchfliegen.""

„Das ist ja eine abscheuliche Ente von verbrecherischer Abkunft," rief Lin in schrecklicher Wuth, „ich gelobe aber beim Barte des Drachen, daß ich sie dennoch fangen und an einem Spieße verbrennen will!"

„„Ja, ja,"" rief die Menge, Mandarinen, Soldaten und der Schneider, alle zur Jagd auf die Ente durch eine Macht getrieben, der sie nicht widerstehen konnten; „„ja, ja, wir wollen sie schon fangen diese kleine Ente, wollen sie ihrer Federn berauben und dann am Spieße über außerordentlicher Hitze braten.""

So begann die Jagd. Hierhin und dorthin, von einer Ecke zur andern, an den Wänden, auf dem Altar der Hausgötter, kurz in jedem Theile des Gemaches verfolgten sie den Schatten der schönen Ente. Nie hatte man einen derartigen Vogel gesehen; er schien an zwanzig Orten zugleich zu sein. Einmal versuchte Lin, sich mit dem Körper auf den Vogel zu werfen, in der Hoffnung, ihn dadurch zu zerquetschen, und wollte schon triumphirend ausrufen, daß er nun wirklich die Ente habe, da enttäuschte ihn ein lauter Schrei der Gesellschaft, und er sah beim Umdrehen, wie das Thier stolz über den Boden hin marschirte. Ein andermal erklärte ein Soldat, er habe den Vogel in der Tasche, und die Nächststehenden schickten sich an, den stillen Ort zu durchforschen, als man die Ente ruhig aus dem rechten Aermel des Soldaten herauskommen sah. Hang-pau setzte sich plötzlich auf die Mündung einer großen Porzellanvase und weigerte sich entschlossen, davon wegzugehen, indem er erklärte, er habe die Ente in diese Oeffnung hineinfliegen sehen und werde darauf sitzen bleiben, bis das Thier erstickt sei. Aber noch während er seinen heroischen Entschluß kundthat, sah man seinen Mund sich weit öffnen und zum Schrecken Aller den Vogel herausfliegen. Im Augenblick war die Menge wieder hinter ihm her. Mandarin Hy-le stürzte über Mandarin Ching-tse, und Mandarin Lin fuhr mit seinem Kopfe fast durch Hang-pau's Magen. Die Unglücklichen fingen an zu schwitzen und vor Ermüdung schwach zu werden, und doch wurden sie immer eifriger, je länger die Jagd dauerte. Keiner wollte zurückbleiben. Von Ecke zu Ecke, von einer Seite zur andern, bald in dieser, bald in jener Richtung, wohin auch die Ente fliegen mochte, folgten sie ihr wie gezwungen. Von den Gesichtern strömte der Schweiß und die Glieder drohten ihnen zu brechen. Die Augäpfel traten ihnen zum Kopfe heraus, und sie hatten sämmtlich das Aussehen eines Regierungscouriers, der in elf Tagen fünfhundert Li gereist ist. Sie waren fast todt.

„Die Leute werden bei dieser Jagd noch umkommen, berühmter Zurückforderer des Thrones," sprach We-schang-tse, mit Erstaunen dem tollen Treiben zuschauend.

„„Laß sie umkommen,"" entgegnete der Beschwörer, „„auf solche Weise werden alle Feinde des himmlischen Herrschers Tien-té ihren Tod finden. Noch einmal, We-schang-tse; nimmst Du mein Anerbieten an? Wenn Du hier bleibst, wirst Du in Ketten nach Peking geschickt; gehst Du aber mit mir, so will ich Deine Lenden mit der Schärpe ewiger Glückseligkeit umgürten. Wir bedürfen kluger Leute gleich Dir, unsere Armeen zu führen, und ......""

„Und der berühmte Tien-té liebt des Mandarinen Tochter," vollendete We-schang-tse die Rede. „Licht des Weltalls und Sohn des Himmels, We-schang-tse ist Dein Sklave!"

Piau-lu, um ihn noch bei diesem Namen zu nennen, ließ ein leises Pfeifen hören, und gehorsam dem Rufe glitt Wu's zarte Gestalt vom Gange her zu ihrem Geliebten, mit dem leichten Tritte eines zur Quelle gehenden Rehes.

„Wu," sprach Piau-lu, „der Marmor ist gehauen, und die Stunde ist gekommen!"

„„Mein Vater hat also eingewilligt?"" frug das Mädchen, schüchtern auf den Vater blickend.

„Wenn der Kaiser des Reichs der Mitte sich zum Werben herabläßt, welcher Vater würde dann die Werbung ausschlagen?" rief der Mandarin.

„„Der Kaiser?"" fragte Wu, verwundert die Augen öffnend; „„mein Piau-lu ein Kaiser?""

„So ist's," sprach dieser, sie an die Brust drückend, „ich bin wirklich der Sohn des Drachen, und Du sollst auf einem Throne von Elfenbein und Gold sitzen."

„„Und ich konnte glauben, Du wärest nur ein Beschwörer,"" lispelte Wu, ihren Kopf in seinem gelben Gewande bergend.

„Wie wollen wir aber diesen Ort verlassen?" unterbrach sie We-schang-tse bestürzt. „Die Wache wird uns ergreifen, wenn sie Deine Gegenwart erfährt."

„„In weniger als einer Minute werden wir auf meinem Schlosse in den Gebirgen von Tse-hing sein,"" entgegnete Tien-té, „„denn dem Besitzer des Drachenzahnes sind alle Dinge möglich.""

Und wirklich begann, während er so sprach, der Boden unter ihren Füßen mit wunderbarer Schnelligkeit sich fortzuschieben, indem sie selbst bewegungslos aufrecht standen. Häuser, Mauern, Gärten, Felder, Alles flog mit der Schnelligkeit eines Traumes an ihnen vorbei, bis sie in wenig Secunden sich in dem Gebirgsschlosse Tien-té's befanden, wo sie mit äußerstem Glanze empfangen wurden. Wu ward die Lieblingsgemahlin des abenteuerlichen Kaisers, und We-schang-tse einer seiner berühmtesten Generale.

Den Tag nach obigem Ereignisse traten einige tatarische Soldaten in das Haus We-schang-tse's, um den Mandarinen festzunehmen; sie wurden aber in der Empfangshalle in Schrecken gesetzt, da sie daselbst eine Anzahl Menschen todt auf dem Boden liegen sahen, während in ihrer Mitte eine schöne Ente saß, die kurz nach ihrem Eintreten durch ein Fenster hinausflog und nie wieder gesehen wurde. Die Todten wurden sofort erkannt, und es ging durch die Stadt Tsching-tau die Sage, We-schang-tse habe die Mandarinen und Soldaten vergiftet und sei dann entflohen. Der Schneider Hang-pau, der versteckt unter den Leichnamen lag, war nun auf einmal seinen Gläubigern für immer entwischt.

Noch folgt der Sieg den Bannern Tien-té's, und jedenfalls wird er, noch ehe der Theestrauch mehrmals seine Blätter reifen sieht, auf dem alten Throne seiner Vorfahren sitzen.

Zur Chronik.

Die religiösen Erweckungen in America.

x. Von Weihnachten bis Ostern ergriff eine starke und etwas krampfhafte religiöse Begeisterung die mittleren und östlichen Staaten der nordamericanischen Union; die große Geld- und Handelskrisis hatte den Krämer und Kaufmann mürbe gemacht, die Leute des Soll und Haben fingen eifrig an zu beten und die müßigen Stunden in den Kirchen zu verbringen, durch Bankerotte und Geldverlust war der liebe Gott ihnen einmal wieder ein bischen näher gerückt worden. Man bezeichnet in America derartige Extraversammlungen religiöser Art, bei welchen es auf gemeinschaftliche Gemüthszerknirschung und Bekehrung abgesehen ist, als Revivals, Erweckungen; jede der unzähligen Secten ist eifrig beflissen, recht viel Erweckte und Bekehrte einregistriren und durch die Zeitungen bekannt machen zu können. Sehr vielen „Erweckten" ist außerordentlich daran gelegen, daß ihre Namen in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht werden; sie glauben dadurch das Geld für Ankündigungen ersparen zu können. Es ist übrigens recht gut, daß die Leute sich mit ihren Gewissen abfinden, denn der Tag soll nahe sein, an welchem die Zeit erfüllet wird. So sagen wenigstens die Vorsteher der Second Adventisten, einer Secte, welche den Untergang der Welt für das Jahr 1857 verkündet hatte. Nun steht sie leider noch; da sie aber, dem Glauben jener Leute zufolge, doch einmal untergehen muß, so ist klar, daß ein Fehler in ihrer Rechnung stattgefunden hatte. Diesen haben sie nun verbessert, und das Facit ist jetzt ganz richtig. Die Finanznoth und die religiöse Aufregung, welche schon Vorboten des hereinbrechenden jüngsten Tages sind, haben ihnen auf die sichere Spur geholfen. Auch das große Erdbeben in Italien deutet auf den großen Weltkrach und das jüngste Gericht hin. Wehe dem Sünder, der nicht Buße gethan hat! Der Anbeginn des Weltunterganges kann natürlich nur mit jenem der babylonischen Hetäre stattfinden, wo der leibhaftige Antichrist in Sr. päpstlichen Heiligkeit verkörpert ist, und am 10. April wurde von einem Adventisten verkündet, der nächste Dampfer aus Liverpool bringe ganz bestimmt die Kunde zunächst vom Untergange Roms; auf diesen werde dann im Laufe des Sommers der allgemeine Weltbrand folgen. Inzwischen sind in der ersten Aprilwoche, laut Verzeichniß, nicht weniger als 17,000 reuige Sünder zum Glauben der Baptisten, und mehr als 20,000 zu jenem der Methodisten bekehrt worden. Die Spritzenleute, die Boxer, die Kaufleute, die Studenten, die Komödianten, die verlorenen Kinder, selbst die Inhaber von Spielhöllen, haben Versammlungen gehalten, um sich an einander zu „erwecken" und Buße zu thun; auch die Matrosen sind nicht zurückgeblieben. Nur von den Politikern, Stellenjägern und Taschendieben sind noch keine corporativen Erweckungsversammlungen abgehalten worden, und diesen Leuten hätte doch sicherlich eine recht gründliche Zerknirschung nothgethan. Man hat die Revivals auch in Schauspielhäusern abgehalten, woran viele ein Aergerniß nehmen, und das kirchliche Hauptblatt der Episcopalen (anglikanischen Kirche) erklärt die ganze Aufregung für eine ansteckende Seuche von verdächtigem Charakter, die nur Unheil stifte und wesentlich irreligiös sei. Daß die Abolitionisten sie zu einer Angriffswaffe gegen die südlichen Staaten und die Negersklaverei benützen und auf politische Agitation hinarbeiten würden, ließ sich von vornherein erwarten. Bekanntlich schließen die Freibodenmänner und auch die Abolitionisten, bis auf wenige, den Neger und überhaupt den Farbigen von ihrem geselligen Verkehr aus, ihre vielgepriesene allgemeine Menschenliebe und Gleichheitstheorie steht nur auf dem Papier und ist ein politisches Aufregungsmittel. Kein Neger oder Mulatte darf in einem Omnibus fahren, in welchem Weiße sitzen, er hat auf der Eisenbahn seine eigenen Wagen, er ist auf seine eigenen Schenkhäuser verwiesen, darf in keinem Gesellschaftszimmer der Weißen erscheinen und muß im Theater auf die höchste Gallerie gehen, weil hundert Neger im Parterre oder in den unteren Logen eine Ausdünstung verbreiten würden, deren übler Geruch alle Weißen vertreiben müßte. Deshalb haben die Schwarzen und Farbigen auch ihre eigenen Kirchen und Schulen. Sie zeigen aber eine große Neigung sich, wo es irgend angeht, bei den Weißen einzudrängen, und so gingen sie denn auch zu den Erweckungsversammlungen, obwohl sie wissen konnten, daß man sie fortweisen würde. In welcher Weise das geschah, wird von einem „farbigen Manne" in Horace Greeley's Neuyorker Tribune geschildert; wahrscheinlich hat dieser Biedermann bei der Abfassung geholfen. Der „farbige Mann" geht in eine Kirche, wo eine Erweckung stattfinden soll, setzt sich und liest im Gesangbuche. Er bemerkt, daß drei Männer eifrig mit einander reden, und daß einer derselben eine „farbige Lady", die auch dort saß, höflich hinwegwies. Dann kam er auf den farbigen Gentleman zu, und sprach zu ihm:

Weißer. Bruder, wollen Sie nicht mit mir kommen?

Farbiger. Nein, ich bleibe nur noch kurze Zeit hier und will sitzen bleiben, wenn Sie nichts dagegen haben.

W. Ich muß Sie doch sehr bitten, mit mir zu gehen und weiter oben neben mir Platz zu nehmen.

Der farbige Mann folgte und wurde in das dritte Stockwerk (wahrscheinlich Gallerie) geführt, wo sich bereits die farbige Lady befand. Zu dieser sprach der weiße fromme Mann: „Ich vermuthe, daß Sie eine Schwester in Christo sind," worauf eine bejahende Antwort erfolgte. Dann ging die Unterredung in folgender Art weiter.

W. Welcher Kirche gehören Sie an?

F. Jener des Herrn Garnett.

W. Ah, es freut mich sehr, daß unsere farbigen Freunde so eifrig an der Rettung ihrer unsterblichen Seele arbeiten. — Darauf wandte er sich zu dem farbigen Manne, welchem er mittheilte, daß die Meetings zuweilen sehr interessant seien, setzte der Lady einen Stuhl ans Fenster und fuhr fort: Bruder und Schwester, Ihr werdet nichts Arges darin sehen, daß ich Euch hierher geführt habe, Ihr wißt ja wie es ist.

F. Ja, ich weiß wie es einmal ist.

W. Unten sprach ich mit einigen Brüdern, und wir meinten, Ihr würdet wohl hier heraufkommen. Die farbigen Leute haben hier oben recht hübsche Versammlungen, und wir führen sie stets selber herauf. — Darauf richtete er an beide Farbige salbungsvolle religiöse Worte; die Lady aber sagte ihm:

F. Ich hoffe mit dem „wie es ist" wirds bald ein Ende haben, und in jener Welt wird es wohl einen solchen Unterschied nicht geben.

W. Ja, ich hoffe auch, daß dort ein solcher Unterschied nicht mehr stattfindet.

Die farbige Frau erklärte dann dem farbigen Manne, sie sei zum ersten, aber auch zum letzten Mal in einem Erweckungshause

gewesen; er aber sagte ihr, ein solches Benehmen, wie der weiße Gentleman sich erlaubt, mache einen Bestandtheil der amerikanischen Religion aus.

Gewiß scheint ein solches Verfahren inhuman zu sein; aber jene Ausschließlichkeit hat doch ihre tiefen anthropologischen und physiologischen Ursachen. Es ist nur zu verwundern, daß ein Farbiger, wenn er einigermaßen höhere Bildung erworben, nicht auswandert und ein Land meidet, wo er nur auf Demüthigungen zu rechnen hat.

Die giftigen und explosiven Stoffe.

p. Die zerstörende Wirkung der Elemente, die wir als Vergiftung, Verbrennung, Erstickung ꝛc. kennen, lehrt die Wissenschaft der Chemie in ihre engsten Grenzen einzuschränken. Die Erweiterung der Industrie bringt uns mit immer mehr Stoffen in Berührung, die auf den organischen Körper höchst feindlich einwirken, aber die gleichzeitige Erweiterung der Chemie schafft ebenso zahlreiche Schutzmittel; wir erinnern nur an die in letzter Zeit gemachten Erfindungen, an die Bucherschen Löschpatronen und an die Thouretsche Flüssigkeit, welche die mannichfachsten Stoffe unverbrennlich macht. Mit Entdeckung solcher Schutzmittel hat jedoch die Chemie ihre Aufgabe nach dieser Richtung hin noch nicht ganz erfüllt. Sie muß auch überallhin die Kenntnisse über die nachtheiligen Eigenschaften chemischer Substanzen verbreiten, damit ihnen Jedermann ausweichen und die nöthige Vorsicht entgegensetzen kann. Unter den Stoffen, mit denen wir im häuslichen und gewerblichen Leben verkehren, und von deren fortgesetztem Gebrauch wir uns kaum mehr abwenden können, weil sie unsere tausendfach gesteigerten Bedürfnisse befriedigen, sind nach und nach so viele außerordentlich schädliche zur Aufnahme gekommen, daß es an der Zeit ist, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die schlimmen Folgen eines unachtsamen Gebahrens mit dergleichen Schädlichkeiten zu lenken. Die civilisirte Bevölkerung unserer Erde erleidet durch Gifte und schlimme Gasarten alljährlich einen ungeheuren, kaum zu berechnenden Verlust an Menschenleben, der sich bei besserer Erkenntniß der Gefahr bald vermindern würde. Es läßt sich natürlich nicht einmal annähernd statistisch ermitteln, wie viel Menschen in Europa durch zufällig genossenes Gift umkommen, wie viele in unathembaren Gasen, wie viele bei Explosionen sterben. Wir leben zu schnell und zu flüchtig, um an alle Einzelheiten, die wir fürchten müssen, denken zu können, und uns an mehr zu erinnern, als etwa an die oft besprochenen arsenikhaltigen Tapeten, an die Schädlichkeit der in die Speisen gerathenen Phosphorzündhölzchen, an die Blei- und Zinnoberfarbe der Conditoreiwaaren und Kinderspielsachen, an den durch Verschließen der Ofenklappe entstehenden Kohlendunst, an das Zerspringen überhitzter Dampfkessel. Doch nicht allein der Fabrikant, Künstler und Gewerbtreibende muß sich fortan mit den gefahrbringenden Eigenschaften der zu bearbeitenden Naturstoffe vertraut machen, sondern es ist auch für jeden gebildeten Consumenten von höchstem Interesse, die Natur seiner Bedürfnisse zu kennen, um auf ihre gefahrlose oder gefährdende Benutzung schließen zu können. Wir begrüßen daher mit Freuden ein Werk, das in dieser Beziehung eine umfassende Belehrung geben will: Franz Döbereiner, welcher schon durch seine „Cameralchemie", seine „chemische Lehre über die Nahrungsmittel der Pflanzen", seine „Verbrennungsvorgänge" und „Nahrungsmittellehre" bei den Freunden der Naturwissenschaften in gutem Andenken steht, bearbeitete zuletzt „die Lehre von den giftigen und explosiven Stoffen der unorganischen Natur, welche im gewerblichen und häuslichen Leben vorkommen" (Dessau, 1858). Wir wünschen, daß auch dieses Werk in weitesten Kreisen die verdiente Beachtung finde, und daß der Verfasser in gleicher Weise die ebenso bedeutungsvollen Stoffe der organischen Natur zum nächsten Gegenstand seiner Betrachtungen mache.

Deutsche Litteratur in Rußland.

ε. Der erlauchte zweite Alexander, in der Geschichte Rußlands ein neuer Heilsverkünder, hat beschlossen, sein Volk immer mehr den Segnungen der Bildung zuzuführen und das Licht des Menschenglücks auch den unteren Schichten leuchten zu lassen. Zugleich sind damit der germanischen Cultur in den Ostseeprovinzen Wege und Stege eröffnet, die frühere Regierungen trotzig und argwöhnisch versperrt hielten. — Ein erfreulicher Beweis des Zusammenhaltens und Zusammenwirkens ist das „Litterarische Taschenbuch der Deutschen in Rußland" (Riga, bei N. Kymmel), worin der durch seine Gedichtsammlung „Palmen und Birken" bekannt gewordene Jegór v. Sivers viele theils poetische, theils wissenschaftliche Beiträge seiner Landsleute vereinigt hat. Außer einer großen Anzahl lyrischer Gedichte von verschiedenen Verfassern finden wir darin zwei von Fr. Kreutzwaldt mitgetheilte „esthnische Volksmärchen" und eine sehr lebendig erzählte Dorfgeschichte aus Esthland: „Ado und Ello" von Gerhard Schwager. Neben dem dichterischen Theil enthält das Buch noch eine ganze Reihe meist gut geschriebener Aufsätze, einen kunsttheoretischen von F. J. Wiedemann: „Ueber musikalische Effectmittel und Tonmalerei," zwei naturwissenschaftliche von H. v. Mädler: „Ueber die kleinen Planeten", und von Dr. Tiling: „Ueber die Bewohner des Meeres," ferner einen biographischen von A. v. Sternberg: „Ein Künstler in den deutsch-russischen Ostseeprovinzen", einen ethnographischen von M. G. Cambecq: „Ueber die Hochzeiten der Morduinen und Tschuwaschen", und endlich einen litterar-historischen von C. F. Meyer: „Ueber die beiden ersten Blüthezeiten der deutschen Poesie." Man sieht, wie reichhaltig der Inhalt des Buches ist. Sonderbarer Weise tragen von Allen, die beisteuerten, die bekanntesten Namen einige Männer, die jetzt schon nicht mehr in Rußland sich aufhalten, sondern theils freiwillig, theils als Beamtete ihren Wohnsitz in Deutschland genommen haben. Es möchten hier besonders der in Dresden lebende A. v. Sternberg, ferner der frühere Erzieher des Großfürsten Konstantin, Staatsrath v. Grimm (jetzt abermals zur Leitung des jungen Thronfolgers nach Petersburg berufen), und endlich der russische Gesandte zu Weimar, A. v. Maltitz, zu nennen sein, dessen Drama: „Virginia" das neueste „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" von Gubitz mittheilte.

Zugleich sei hier noch auf zwei andere hierher gehörige Bücher aufmerksam gemacht, auf die „Schneeflocken" (Leipzig, bei Dörffling und Franke), welche sich ebenfalls als „poetisches Jahrbuch aus Rußland" bezeichnen, und auf die „deutschen Dichter in Rußland. Studien zur Litteraturgeschichte von Jegór v. Sivers" (Berlin bei Schröder).

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 30. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 24. Juli.

Inhalt.

Die Marienburg.*)

Je weiter die Eisenbahnen ihre Arme über das große deutsche Land ausstrecken, desto zugänglicher werden die Schönheiten, welche bisher abseits von der großen Heerstraße der Touristen lagen. Fast jeder hat den Kölner Dom oder den Straßburger Münster gesehen, die beiden Meisterstücke kirchlicher Gothik, aber den meisten blieb die Perle der weltlichen Architektur des Mittelalters bisher so gut wie unbekannt. Fern am Strande der Ostsee, weit von den Gegenden gelegen, deren romantische Schönheiten im Sommer und Herbst Tausende von Reisenden herbeilocken, war die Marienburg von Besuchern, außer aus der eigenen Provinz, lange Zeit so gut wie verlassen. Jetzt verspricht dies anders zu werden. Durch die Vollendung der Danzig-Königsberger Bahn, welche über Marienburg führt, ist die alte Ordensburg mit dem deutschen Schienennetz in Verbindung gebracht und von jedem Punkt Mitteldeutschlands aus leicht zu erreichen. Zu rechter Zeit findet sich auch gleich in dem oben genannten Büchlein ein Wegweiser zu den Schönheiten des merkwürdigen Baues ein, der uns alles Wissenswerthe über die Entstehung, die Wiederherstellung und das gegenwärtige Aussehen des Kunstwerks in ansprechender Form mittheilt; möge er dazu beitragen, die Augen der Reisenden auf dieses wunderbare Bauwerk an den Ufern der Nogat zu lenken.

Durch ihren Umfang, ihren Baustyl und ihr Baumaterial zeichnet sich die Marienburg gleichmäßig vor allen andern ähnlichen Bauwerken aus. Sie ist bei weitem umfangreicher als die Heidelberger Ruine, ist mit großer Pracht im schönsten gothischen Baustyle erbaut und nicht aus behauenen Steinen, sondern aus gebrannten, zum Theil verglasten und buntfarbigen Ziegeln aufgeführt, die in ihrer saubern und sorgfältigen Zusammensetzung eine überaus anmuthige glatte Fläche bilden und durch ihre rothbraune Färbung in das Ganze einen warmen und gemüthlichen Ton bringen. Aus demselben Grunde mußte man aber auch ferner im Aeußern jenen überreichen Schmuck von Thürmchen, Spitzen und durchbrochenen Giebeln entbehren, welcher der altdeutschen Bauart sonst eigen ist, und sich auf die einfache Verzierung von Rauten und Zickzacken aus schwarzglasirten Ziegeln auf dem rothen Grunde der Mauern beschränken.

1276 begann der Bau, und erst 1380 war er vollendet, aber nun hatte die Burg auch fast den Umfang einer kleinen Stadt. Die Vorburg, deren äußerste Grenze der jetzt noch stehende Buttermilchsthurm bezeichnet, nahm allein mindestens doppelt so viel Raum ein, als die beiden noch vorhandenen Theile, das hohe und das mittlere Haus. Nur noch Grundmauern und einige andere Trümmer sind von dieser Vorburg übrig, in welcher sich die Wohnungen der Knechte, ein großes Vorrathshaus, das Zeughaus, die Geschützgießerei, Brau- und Backhaus befanden, dagegen stehen das hohe Haus und das mittlere Haus noch aufrecht. Freilich hat die Hand der Zeit schwer auf ihnen gelegen; Ruinen sind sie nicht, aber die Barbarei späterer Jahrhunderte hat schwer an ihnen gesündigt. Gewölbe sind durchbrochen, hohe Säle in Doppelreihen ärmlicher Stübchen verwandelt, die schönsten gothischen Fenster zugemauert und in Magazinluken verwandelt worden. Vorzugsweise gilt dies von dem hohen Haus, doch ist von dem ursprünglichen Schönen immer noch viel vorhanden, und vieles ist durch die Sorge einzelner Patrioten und der Regierung kunst- und geschmackvoll wiederhergestellt.

Als herrlich schildert uns das Büchelchen den Gesammteindruck, den der Beschauer aus den Fenstern des Hotels zum Hochmeister von der Burg und später beim Eintritt in dieselbe empfängt:

„Man übersieht die elegante Nordfaçade der Burg mit einer dreifachen Reihe gothischer Fenster und stolzen Zinnen geschmückt.

An beiden Enden steigen stattliche Giebel auf, erst kürzlich durch die Sorgfalt des Burggrafen v. Schön ausgebaut, mit gothischen Thürmchen, spitzen Bogenblenden und Stukkaturverzierung reich versehen. Davor steht an jeder Seite ein altersgrauer Wartthurm, schweigsam über die vielzinnige Schloß-

*) Die Marienburg. Das Haupthaus der deutschen Ordensritter. Für Besucher derselben beschrieben von Max Rosenheyn. Mit 28 in den Text gedruckten Abbildungen und einem Plane der Burg. Leipzig, bei J. J. Weber. 1858.

grabenmauer hervorlugend. Ueber eine alte Zugbrücke gelangt man in das zum Schloßhofe führende Durchgangsthor, dessen neugebautes Portal ebenfalls mit niedlichen Zinnen und zwei gothischen Spitzthürmen verziert ist. Zwischendurch leuchtet an der feuerfarbenen Schloßwand herab das hochmeisterliche Wappen, ein schwarzes Kreuz mit goldner Einfassung und schwarzem Adler inmitten, auf grauem Schild aus Stein ruhend.

Treten wir durch das gewölbte Thor in den geräumigen Schloßhof ein, und vor uns liegt der Hauptbau der Burg. Unsere Tritte hallen durch das lange Viereck. Stumm schauen die alten Gebäude auf uns nieder. Wir sind allein; nur die Geschichte, die Erinnerung an ferne ruhmvolle Tage, an demuthvolles Entsagen und fürstlichen Glanz spricht uns an und heißt uns aufblicken zu ihren ernsten Zeugen. Wir gewahren zwei nebeneinander in zwei großen, mit einem inneren Schloßhofe versehenen Vierecken gebaute Burgen, die durch einen tiefen trockenen Graben getrennt sind, über den ehemals eine Zugbrücke führte. Jener kolossale Bau vor uns ist das „hohe" oder „obere Schloß", schon von Conrad von Thierberg 1275 als ursprüngliche Burgveste erbaut und nächstdem zu Wohnungen der Ordensritter und zu Gastkammern bestimmt; er enthielt außerdem den großen Kapitelsaal, dessen architektonische Schönheit alte Chroniken nicht genug rühmen können. Den östlichen Theil bildet die von Werner von Orselen erbaute Schloßkirche, unter der die St. Annengruft, als Ruhestätte der Hochmeister von Dietrich v. Altenburg angelegt, sich befindet. Dies „hohe Schloß" ward durch einen Brand 1643 zerstört und später durch Friedrich des Großen Utilitätssystem in ein plumpes Magazin verunstaltet. An die Schloßkirche grenzte in alter Zeit der „Pfaffenthurm", welcher die Wohnung der Pfaffenbrüder enthielt. In polnischer Zeit verwandelten die Jesuiten denselben in ein Jesuitencollegium, der alte Fritz aber in ein geschmackloses Zeughaus.

Der andere, ihm gegenüberstehende Burgtheil bildet das sogenannte „mittlere Schloß" und besteht aus drei langen Flügeln, die ein offenes Quadrat bilden. Neben dem Pfaffenthurm prangte früher eine Kirche, die St. Bartholomäuskirche, an welche die Schloßwohnung der niederen Ordensgebietiger und wohl auch Gastkammern für Fremde sich anschlossen. Dieser ganze Flügel wurde aber bei dem Magazinbau 1803 mit all seinen herrlichen Gewölben eingeschlagen und zu Getreideböden verödet. Der nach Norden zu gelegene mittlere Schloßflügel mit dem Durchgangsthor inmitten enthielt auf der einen Hälfte die Wohnung des Großcomthurs, die sich im oberen Geschosse durch besondere Pracht auszeichnete, auf der andern Hälfte die „Herren-Firmarie", d. h. ein Hospital für kranke und altersschwache Ordensritter, dessen großer Saal mit einem Granitpfeiler in der Mitte von ausnehmender Schönheit gewesen sein soll. Dieser ganze Flügel wurde ebenfalls 1802 devastirt und zu Wohnungen der Magazinbeamten eingerichtet, und konnte später bei der Restauration der Burg nicht mehr hergestellt werden. Der westliche Theil dieses mittleren Schlosses endlich enthielt die eigentliche Wohnung für den Hochmeister, sowie nebenbei den großen Conventremter der Ritter; er machte mithin das fürstliche Schloß aus. Dietrich von Altenburg hat wahrscheinlich den Bau dieses Prachtschlosses begonnen; aber die wahre Vollendung dieses großartigen Baues ist ohne Zweifel in die goldene Zeit Winrichs von Kniprode zu setzen. Schon der äußere Glanz dieses Schloßflügels deutet auf die Hoheit der Person, die in diesen Gemächern ihren Wohnsitz hatte, und das Innere dieser Prachträume entspricht dem Aeußern. Gleich die Ansicht der Ostfaçade, die nach dem Schloßhofe geht, ist von außerordentlicher Schönheit und erinnert an italienische Architektur. Die ganze Wand scheint ein lichtes Fenster. Aus dem durchbrochenen Mauerwerk tragen sechs vortretende schlanke Granitpfeiler, mit chimärischen Reliefsiguren geschmückt, die oberen Mauerbögen, über denen zarte Zinnen als schützende Brustwehr bis über das Dach aufsteigend sich wie eine Mauerkrone gegen den Himmel abkanten. Ueber einer der Eingangspforten erinnert das in Stein gehauene Wappen der fürstlich-reußischen Familie an deren hohen Ahnherrn, Heinrich von Plauen, der hinter diesen Pfeilern und Bogen in „Meisters morgenhellem Gemach" wohl manche Stunde drückender Sorge über die Bedrängnisse seines geliebten Ordenslandes zugebracht haben mochte.

Nicht minder groß und erhebend ist der Anblick, wenn wir von der Grabenbrücke aus, die das Hochschloß mit dem mittleren verbindet, die Südwestseite des hochmeisterlichen Palastes vor uns haben und den ganzen Bau im vollen Bilde von seinen untersten Geschossen vier Stockwerke durch bis hinauf zu den hochragenden Zinnen ins Auge fassen.

Die riesige Kraft des unerschütterlichen Mauerwerks im Fundamente, der Ernst in den Anstalten zur Vertheidigung, die heitere Ansprache der Kunst in dem rings umhergewundenen Kranze der Fenster aus Stukkatur, die Freiheit der schlanken Strebepfeiler dort im Eck des hochmeisterlichen Remters, die Kühnheit der Zinnenbrüstung und der Einklang, in welchem Alles zu einander steht, — wahrlich, es ist ein selten großes Bild, welches sich hier der Betrachtung darbietet. Tief aus dem Boden, von den übermächtigen Kellern, die wie der gebändigte Erdgeist sich unwillig beugend das Ganze tragen, erhebt sich der kühne Bau, Pfeiler auf Pfeiler und Gewölbe über Gewölbe durch vier Geschosse wie ein Münster immer höher, leichter und luftiger, bis in die lichten Sterngewölbe der oberen Prachtgemächer, die das Ganze mehr überschweben als bedecken; — es ist ein eigen großartiges Bild, welches sich hier vor uns aufthut.

Aber den großartigsten Eindruck übt die nach der Nogat zu gelegene Westseite dieses Schloßtheiles aus. Man hat da stolz übereinandergefügt, im finnigsten Einklange der Kunst die vier Stockwerke im vorspringenden Flügel, ein steinernes Zellengewebe, als des Meisters fürstliche Wohnung; oben im höchsten Geschoß der Prachtsaal von Meisters „großem Remter" mit seinen vier lichten Doppelfenstern voll herrlicher Glasmalerei; — letztere sind durch feine vorspringende Granitpfeiler von einander geschieden, und auch unter den mächtigen Eckbrustwehren treten gleiche Pfeiler aus der vollen Masse hervor; sie gleichen, aus der Entfernung gesehen, feinen Marmorstäben. Stuckverzierungen unterhalb der Zinnen hängen wie ein lichter Schleier an den oberen Doppelfenstern herab,

und eine Doppelreihe breiter Fenster ziert die unteren Etagen. Je höher der Bau hinaufsteigt, desto größer die Kühnheit, und je höher das Gestein dort oben zu schweben scheint, desto leichter und gefälliger wird es mit all seiner ungeheuern Masse. In der That, man findet nirgends an einem weltlichen Baue so viel Größe und Würde, so viel Masse und Kraft, vereint mit Leichtigkeit und Freiheit im kühnsten Aufschwung zusammen, als an diesem Mittelschlosse der Marienburg. Links von diesem vorspringenden Flügel des Prachtschlosses schließt sich der „Conventsremter" als gemeinsamer Speise- und Vergnügungssaal der Ordensritter an. Wir gewahren von außen eine stattliche Reihe von acht großen farbigen Fenstern, harmonisch zugespitzt; über ihnen einen Kranz stolzer Zinnen, zur Vertheidigung wie zum Schmuck. Leider ist der Blick noch durch einige kleine davorstehende Häuser verdeckt; aber es ist im Plane sie wegzureißen. Doch zu bedauern wäre, wenn man auch die abbräche, welche rechts vor dem hohen Schlosse stehen und ziemlich weit an der Hügelwand der Nogat hinaufreichen. Es sind kleine Häuser, ein oder zwei Stockwerke hoch, unregelmäßig mit niedrigen und bisweilen schiefen Fenstern, hier auf den Stumpf eines alten Burgthurms aufgesetzt, dort auf Holzpfählen ruhend, zwischen denen die Ruine des alten Brückenthors sich lagert; sie sind wie eine Brücke aus der alten Zeit in die Gegenwart; man sieht, wie das Leben nicht abstirbt, wenn auch Burgen verfallen, sondern wie es überall noch unter Ruinen selbst sich anhängt und fortknüpft.

Noch einen andern großartigen Anblick gewährt uns die Burg von der „Madonnenseite" der Schloßkirche aus gesehen. Gerade vor uns erhebt sich über der inneren Schloßmauer des Burggrabens die freundliche Schloßkirche mit dem Schloßthurme zur Seite, von Dietrich von Altenburg als Verlängerung des „Kapitelsaales" also ausgebaut. Wir erblicken in der Mauernische oben das große Marienbild, aus Stuckmasse, mit eingedrückten farbigen Glaspasten überzogen, welches Bild wohl von allen Denkwürdigkeiten der Burg den verbreitetsten Ruf hatte. Dasselbe war auf eine weite Entfernung berechnet, woher die einzelnen Theile desselben uns nun so übergroß erscheinen*). Unter der Schloßkirche befindet sich die „Annenkapelle" und darunter die „Annengruft" als Ruhestätte der Hochmeister. Wir gewahren noch vor uns den dreifenstrigen „Pfaffenthurm", verbunden mit der Schloßkirche durch die „Pfaffenmauer", und links davon einen Theil des „hohen Schlosses" und davor den Kirchhof der Ordensritter (Parchem), von Bäumen beschattet. Eine Zugbrücke führt vom „hohen" zum „mittleren" Schlosse hinüber, in den Schloßhof. Die Kirche zur Rechten war die „St. Bartholomäuskirche", und im Hintergrunde tritt uns der Prachtbau der Ostfaçade vom hochmeisterlichen Schlosse entgegen. Wir erkennen in dem dreifensterigen lichten Gemache vorn „Meisters Stube", aus welcher derselbe einen freien Durchblick zwischen Pfaffenthurm und Bartholomäuskirche weg nach seinem „wälschen Garten" hin hatte, der an der Ostseite, wo jetzt der Bahnweg nach Elbing geht, die Burg in einem weiten blühenden Halbkreise umgürtete."

*) Die Höhe der Jungfrau beträgt 25', die Größe des sitzenden Christuskindes 6', das Profil des Gesichtes der Jungfrau 3½'.

Berühmt unter den einzelnen Theilen des Baues ist der große Meisters Remter, wo der Ordensmeister die fürstlichen Gäste empfing. „Er bildet ein Quadrat von 45 Fuß Seitenlänge und steigt zu einer Höhe von 30 Fuß hinauf. Die Gewölbe sind in den reinsten Spitzbögen ausgeführt, und ihre Spannung beträgt 22 Fuß. Alle Rippen, 16 Hauptgurten an der Zahl, steigen von dem mittleren Schlußsteine, der als Kopfgesims auf dem mächtigen 13½ Fuß hohen Granitpfeiler ruht, kühn und zierlich empor. Anfangs ragen diese Rippen nicht über die obere Knaufplatte weg, sondern sind von gleich geringem Durchmesser, wie diese; daher das Leichte und Kühne so vieler mit äußerster Genauigkeit und Glätte gearbeiteter Gurte auf ein und demselben kleinen Raume. Langsam gehen sie zuerst auseinander und entfalten sich sehr allmählich, da die bedeutende Höhe des Gewölbes diesen langandauernden Schein der Zierlichkeit gestattet. Alle diese vielfach gegliederten Rippen, sie stehen nun auf dem Pfeiler, oder man betrachte sie in der Gährung begriffen oder an den Wänden auf den Kragsteinen fußend, sind mit der allergrößten Sauberkeit gemacht, so glatt, so rein bearbeitet, daß man sagen möchte, man sähe ein altdeutsches Bild vor sich, wo das Höchste und Herrlichste, wie das geringste Beiwerk mit gleicher Liebe und nie ermüdendem Fleiße gefertigt ist; 16 Hauptrippen scheiden sich leicht dem Blicke ab und schlagen auf 16 kräftig gehaltene Kragsteine an der Wand über, deren gerundete Glieder nach unten zu immer spitzer und enger werden und wie ein großer, mächtiger, sich verjüngender Säulenknauf aus der Mauer hervorstehen. Der Schaft des Pfeilers, der das ganze Gewölbe trägt, besteht aus einem Stück schön polirten rothschwarzen Granits; Fuß- und Kopfgesims sind aus Kalkstein. Vormals schlugen vier Anker von diesem Pfeiler in die Seitenwände ein, damit diese, trotz der zehn großen Fenster in den Wänden, dem Gewölbe widerstreben konnten. Nun steht er schon längst auch ohne diese Anker fest und sicher da.

Der Kamin ist ein kräftiges Stück Arbeit; wie aus Einem Stein gehauen. Und wie er, so sind auch die Wände zwischen den Fenstern, die Fenstergewände und Fensterkreuze, wie die Schenkbank, aus gewaltigen Steinmassen gearbeitet. Auf dieser letztern wurden bei festlichen Mahlen die Speisen und Getränke durch einen Zugang von außen her zugereicht. Früher waren neben dieser Schenkbank an der Wand Wappengemälde mit Inschriften zu sehen, und unter den oberen Fensterreihen und in den Fensterblenden an den dunklen Wänden las man sinnreiche Sprüchlein, vielleicht wie noch jetzt im Schlosse zu Lochstädt zu lesen ist: „Maaß ist zu allen Dingen gut." — Durch den ganzen Saal zeigt sich eine zwiefache Fensterreihe über einander; unten sind die Fenster meistens dreifach, die darüberstehenden durchweg zweifach, alle aber sind durch zwei Kreuze dreifach über einander getheilt; die untere Reihe ist höher als die obere; dennoch hat letztere mehr Schmuck, indem das obere Drittel vom Fenster eine vollständige und eine halbe vierblätterige Rose (oder Kleeblatt) zur Verzierung hat. Eine wahrhaft fürstliche Gabe, wie sie diesem Fürstensaale ziemt, sind die Glasgemälde der Fenster; sie enthalten in den unteren Fensterreihen die Wappen des königlichen Hauses, in den oberen

Darstellungen der wichtigsten Momente aus der Ordensgeschichte. Die Zeichnungen zu dem zweiten Fenster sind von Wach, die übrigen von Kolbe entworfen, sämmtliche Bilder aber in Berlin unter Schinkels Anleitung vom Maler Müller ausgeführt. Zu ihrem Schutze hat man sie von außen mit einem Drahtgeflecht und mit Vorfenstern von hellem Glase versehen.

Im Winter konnte dieser Saal nur wenig, höchstens bei kurzen feierlichen Vorstellungen von Gesandten benutzt werden, da er keinen Heizungsapparat im Fußboden hat und durch den zwar gewaltigen Kamin doch nur mäßig erwärmt werden kann; deshalb auch seine Benennung aus alter Ritterzeit her als „hochmeisterlicher Sommerremter". Seine Wiederherstellung verdankt er, wie schon bemerkt, ausschließlich den Familienmitgliedern des königlichen Hauses. Arg aber war die Verstümmelung zuvor in demselben gewesen. Der schöne Saal war auch hier in zwei Etagen getheilt und zu Stuben für Weber und für den Schulmeister benutzt worden. Die Zerstörung war um so unnachsichtlicher ausgefallen, je spröder und unbequemer seine ritterliche Haltung sich jenem Gebahren erwies. Die sich senkenden Gewölbgurten waren zerhackt, die Fenster halb vermauert, die steinernen Sitzbänke weggebracht worden. Alles mußte neu geschafft und die in das Gewölbe eingeschlagenen Löcher, durch welche die Schornsteine der eingebauten Stuben gezogen waren, wieder vermauert werden, und so erhielt der Saal erst 1819 seine alterthümliche Gestalt zurück."

Uebertroffen wird jedoch der Meistersremter noch von dem großen Conventsremter. Dieser Saal, in seiner uralten Schönheit erhalten, bildet, mit den zartweißen luftigen Gewölben auf drei schlanken Granitpfeilern ruhend, einen Aufenthalt von unbeschreiblich lieblicher Heiterkeit. Da die gewaltige Decke in kelchförmigen Wölbungen dreimal herabschwebt zu den Pfeilern unten und mit diesen ohne merkliche Unterbrechung des Capitäls zusammenwächst, so erscheinen diese schlanken Stützen wie majestätische Palmbäume, die ihre Aeste in schwanker Biegung zum Himmel ausstrecken und sanft zur Erde wieder zurückneigen, oder wie kolossale Lilienkelche, von Meisterhand aus Stein gebildet. Himmel und Erde scheinen in diesem Prachtbau harmonisch vereint. Kühn und verwegen steigen die edlen Spitzbogengewölbe in die Höhe, als wollten sie ins Unendliche sich verlieren, und doch, als könne der Himmel das Irdische nicht verlassen, senken sie sich wieder in den schlanken Steinpfeilern zum Boden nieder, weshalb denn auch v. Eichendorff den weiten, zarten Dom dieses Remters mit dem Himmel einer gedankenvollen Mondnacht vergleicht, wie sie milde segnend den Boden berührt. Es unterliegt keinem Zweifel weiter: in diesem Conventsremter feiert die ganze Kunstrichtung des deutschen Ordens ihren höchsten Triumph, und es dürfte nicht zu viel gesagt sein, wenn man behauptet, die gesammte gothische Baukunst habe unter ihren Tausenden edelster Bildungen kein Gewölbe hervorgebracht, welches an Leichtigkeit der Bildung wie an Eleganz der Formen und an schönem Verhältniß der Stützen zum Gestützten diesem Meisterwerke der Baukunst gleichkäme. Man möchte sagen, alle früheren Gewölbconstructionen seien nur Vorbereitungen zu diesem höchsten Triumphe; alle späteren ein verkünsteltes Hinabsteigen vom Gipfel. „Mir ist in keinem Lande", sagt daher auch der berühmte Kunstkenner, F. v. Quast, „ein anderes Gewölbe vorgekommen, welches diesem gleich drei Fontainen über den zarten Granitstützen emporsteigenden Strahlengewölbe gleichkäme."

Die Länge des Saales beträgt 96 Fuß, die Breite 48 Fuß, die Dicke eines jeden Pfeilerschaftes nur 15 Zoll und seine Höhe 10⅓ Fuß, Alles aus einem Stück rothschwarz gemischten körnigen Granits. Von jedem Pfeiler steigen vierundzwanzig glattgearbeitete Rippen zur edlen Spitzbogendecke empor, alle auf den nicht viel stärker als die Pfeiler selbst gebildeten Capitälen derselben stehend, und leicht und überaus zierlich sich allmählich erhebend. In starken, kräftigen und doch so leichten Massen schwebt das Gewölbe, wie in der Mitte auf die drei Pfeiler, zu den Seitenwänden herab aus der Höhe, wo sich seine Rippen unter zierlichen Rosetten begegnen, und ruht zwischen den Spitzbogenfenstern der beiden Längsseiten des Saales auf vierzehn sauber gearbeiteten Consolen von Kalkstein, auf den beiden schmahlen Seiten aber und in den Ecken zusammen auf acht dergleichen. Die starken, 7 Fuß dicken Mauern bilden nach außen und innen breite Fenstergewände. Vierzehn Fenster auf den beiden Langseiten, acht gegen Abend und sechs gegen Morgen, hoch und mit Spitzbogen überwölbt, Kirchenfenstern entsprechend, doch ohne Zierstein in den Bogenspitzen, erhellen reichlich und schön den heitern Saal, und mit wohlgelungener neuer Glasmalerei prangend, wird das blendende Licht durch den sanften Farbenteppich zwar gemildert, aber wieder erhöht, wenn die Morgen- und Abendsonne das Gewölbe durchstrahlt, und auf dem mit verglasten Ziegelfliesen mosaikartig ausgelegten Fußboden sich die phantastisch bunten Schatten der Malerei lagern. Steinerne Sitzbänke ziehen sich an den Wänden hin, und eine Schenkbank mit einer Einfassung aus Kalkstein verbindet diesen Remter mit der anstoßenden Conventsküche, aus welcher die Speisen hineingereicht wurden. Ueber der großen Eingangsthür erblicken wir Figuren eines alten Gemäldes, meist verwischt und undeutlich, Christus die Maria segnend. Auch zeigt einer der zierlichen Schlußsteine oben in den Gewölbebogen noch eine farbige Ausmalung, die Flucht nach Aegypten, als Wappen des Landmeisters. Zur Abendzeit gaben Lichtkronen, die den Saal schmückten, die erforderliche Beleuchtung. Schon damals schien den aus Süden eingezogenen Rittern die nordische Kälte unbehaglich; auch sollte beim fröhlichen Mahle nicht des Klima's Unfreundlichkeit die heitere Trinklust stören; daher die starke, doppelte Heizung in diesem Remter, eine durch einen mächtigen Kamin, der die Traulichkeit mehrte, und eine unter dem Fußboden durch einen großen Herd, über welchem Feldsteine auf einem Roste geglüht wurden. Durch Löcher in den Kalksteinplatten des Fußbodens, welche durch metallene Deckel geschlossen werden konnten, wurde die Wärme von unten in den Saal geleitet. Auf der rechten Wandseite, die nach dem Schloßhofe zu liegt, stehen die Fenster höher, als auf der andern Seite nach der Nogat zu, wo sie tiefer hinunter reichen und zeigen, daß man aus diesen Fenstern wohl ins offene Werder hinausschauen, durch jene aber nicht gesehen sein wollte. Ein gezierter Eingang führt vom Schloßplatze in den Saal. Eine zweite, kleine Thür war blos für den Hochmeister

bestimmt; sie führte aus Meisters Hinterkammer die lange schmahle Steintreppe hinunter, und durch sie trat der Hochmeister in den Remter ein, wenn er mit den Ordensbrüdern speisen wollte. Daß dieser Saal zu des Lebens Lust und zu geselliger Freude bestimmt war, darauf deuten auch jene drei kühn austretenden Pfeiler hin, welche gleichsam wie zur Lust das leicht hinschwebende Gewölbe tragen. Gleich der erste Pfeiler vorn ist ein gar lustiger Geselle in der Reihe. An seinem Capitäle haben sich aus Stein gemeißelte Spielleute und Tanzende angefaßt und umtanzen es, mit dem Rücken darangelehnt, der Fuß zeigt wunderlich verzerrte Fratzenköpfe mit Narrenkappen und Midasohren. An jenem zweiten Pfeiler windet sich oben üppiges Weinlaub herum, ans Zechen erinnernd, dem die Ritter hier wohl weidlich nachgingen, und am dritten Pfeiler sehen wir der ersten Eltern Sündenfall spaßhaft dargestellt, zunächst Frau Eva mit dem verlockenden Apfel in der Hand, ihn dem gutmüthigen Adam zum Einbeißen hinreichend, daneben den Engel, mit dem Schwerte das Pärchen aus dem Paradiese treibend, und nun Adam gebeugt, im Schweiße seines Angesichts mit einer Hacke an einem gewaltigen Fels arbeitend. Aber auch Eva hat ihr Theil bekommen. Wie ernsthaft sitzt sie da hinter dem Spinnrocken neben der geschaukelten Wiege, worin ein schon größerer Sohn einen neuen kleineren Adam einzulullen sucht.

Daß man das schöne Baudenkmal in so wohlerhaltenem Zustande vor sich sieht, ist lediglich dem Patriotismus, dem Kunstsinn und der Energie des Staatsministers v. Schön zu verdanken. Im vorigen Jahrhundert unter Friedrich II. schlugen Weber in Meisters Remter ihre Stätte auf, der Conventsremter wurde ein Exercierhaus und später eine Reitbahn, die benachbarte Conventsküche in einen Pferdestall verwandelt, ja Minister v. Schrötter hatte 1803 sogar den Befehl zur gänzlichen Abtragung des Schlosses erlassen. Schon waren der Giebel in der nordöstlichen Ecke des Mittelschlosses, sowie die Zinnen, welche sich auf der ganzen äußeren Seite des Schlosses hinzogen, abgebrochen; schon waren auch die Verbände dieses nordwestlichen Flügels gelöst und alle Vorrichtungen getroffen, um denselben ebenfalls niederzureißen, als ganz unerwartet von Berlin aus der Befehl einging, mit der weiteren Zerstörung einzuhalten. Noch im letzten Augenblick wurden Hammer und Brechstange der zerstörenden Hand entrissen; — wenige Stunden später — und eines der schönsten Werke altdeutscher Baukunst wäre für immer vernichtet gewesen. Eiligst wurde noch in der Nacht, als der Befehl eingegangen war, Alles angewendet, um den Giebel wieder zu befestigen, und es gelang rastloser Anstrengung, denselben in seiner alten Herrlichkeit zu erhalten. Ein glücklicher Zufall hatte dies ausgezeichnete Bauwerk vor Vernichtung gerettet. Kurze Zeit vorher hatte nämlich der damalige Finanzrath v. Schön — später Oberpräsident von Preußen und Minister — auf seiner Durchreise nach Berlin die Zerstörung der Marienburg gesehen und in Berlin seine tiefe Entrüstung darüber ausgesprochen, daß ein so herrliches Kunstwerk einem gemeinen, prosaischen Zwecke geopfert würde. Max von Schenkendorf gab bald darauf diesem Gefühle einen öffentlichen Ausdruck, indem er im Berliner Freimüthigen (1802. Nr. 136) mit ernsten Worten die Vernichtung eines so herrlichen Werkes tadelte, das nicht allein für die Geschichte der Baukunst im Mittelalter von unschätzbarem Werthe wäre, sondern dessen Mauern auch an eine der wichtigsten Zeitperioden der vaterländischen Geschichte erinnerten. Da der Aufsatz mit M. v. S. unterzeichnet war und mit Schön's Ansichten ganz übereinstimmte, wurde v. Schön für den Verfasser desselben gehalten. Minister v. Schrötter, der den Abbruch des Marienburger Schlosses angeordnet hatte, sah in diesem Aufsatze einen persönlichen Angriff und fühlte sich durch denselben um so mehr verletzt, als v. Schön mit ihm in einem befreundeten Verhältnisse stand. Dies gab Veranlassung, daß v. Schön den Minister, der keine Ahnung von dem hohen Kunstwerthe dieses Ordenshauses hatte, davon überzeugte, daß es eine Versündigung gegen die Kunst wäre, wenn ein so großartiges Werk der mittelalterlichen Baukunst vernichtet würde, und sofort that v. Schrötter der weiteren Zerstörung Einhalt, ja der König befahl durch eine Cabinetsordre vom April 1804, daß für die Erhaltung des Schlosses alle Sorge getragen werde.

V. Schön, unterstützt von dem Prediger Häbler und dem wackern Baumeister Gersdorf in Marienburg, hat die Wiederherstellung geleitet und soweit zu Ende gebracht, als sie geführt werden konnte. Mit leerer Hand, aber im hochherzigen Vertrauen, daß alles Edle und Große sich selber Bahn schaffe, ging er getrost ans Werk, im Vertrauen auf die Hülfe und Mitwirkung des ganzen Volks, ein Vertrauen, das des Arbeitsgenossen eines v. Stein und des Freundes von Scharnhorst würdig war; er überpfeilerte muthig manche kleine Ungunst und zweifelsüchtige Gleichgültigkeit und hat in dem wiederhergestellten Riesenbau, ohne es zu wissen und zu wollen, sich selbst das unvergänglichste Monument errichtet. So wurde denn seit dem Jahre 1817 frisch Hand an die Arbeit gelegt. Der unermüdliche Häbler suchte aus der Erinnerung noch Lebender und aus alten Urkunden die Masse und die Formen des alten Baues festzustellen; Gersdorf half als Techniker an Ort und Stelle, Professor Voigt in Königsberg trat mit seinen archivarischen Schätzen unterstützend bei, Bürgermeister Hüllmann übernahm das Amt des Treßler, v. Schön stand dem Ganzen vor und verschaffte die Mittel. Und die Marienburg ist ein so erhabenes Baudenkmal, daß sie, was sonst wohl selten der Fall, mit der unendlichen Macht der Kunst nicht von einem Menschen, sondern von einem ganzen Volke, als Inbegriff der Menschheit, es forderte, sie nicht ferner in ihrer Erniedrigung zu lassen, ja sie gebietet dies so unbedingt, daß Jeder seine Gabe gern von selbst darreicht. Und eben dadurch ist die Wiederherstellungsart derselben eine ganz eigenthümliche geworden; sie ging vom Volke aus und ist in jeder Hinsicht volksthümlich geblieben. Herr v. Schön war der Ansicht, jedes Volk müsse wie Alt-England sein heiteres Westminster haben, wo der König Patron und alle Edeln des Volks mit zu Hause seien; nirgends aber könne ein Bau sich hierzu würdiger zeigen, als die Marienburg, da sich alle großen Erinnerungen des Preußenvolks an sie knüpfen, gleichsam als geistiges Ahnenhaus der Preußen, als Horst des schwarzen Adlers. Um aber jeden Preußen darin heimisch zu machen, sollte sich keiner mit bloßen Zahlen abfinden dürfen.

Die gewöhnlichen Subscriptionen, nur zu häufig ein eitles Spiel der Ostentation, wurden vornweg abgelehnt; nur die That sollte gelten. Jeder, dem es Ernst war um die Sache, jede Stadt, Corporation, Familie ꝛc. konnte die Herstellung eines bestimmten Theils des großen Werks, z. B. eines Pfeilers, Fensters, Gewölbes, auf eigene Kosten übernehmen und durfte ihre ehrenhafte Mitwirkung durch Inschriften oder sonstige Embleme an dem Bau selbst für die Nachwelt bekunden. Der König übernahm das Dauernde, Fundamentale; sein Volk aber den weiteren Ausbau und Schmuck. Da haben denn die ganze königliche Familie, der Adel und die Städte, Landgemeinden, Schulen und Universitäten, Richter und Regierungsbehörden des alten Ordenslandes, ein Jeder nach seinen Kräften, bereitwilligst beigesteuert. Unaufgefordert hat Mancher aus weiter Ferne mitgeholfen. Der Name v. Stein findet sich an einem Pfeiler des obern Ganges; die Wappen der Grafen zu Eulenburg, von Egloffstein und von Dohna, sowie der Familien v. Fahrenheit, v. Bardeleben und v. Hülsen neben dem Schinkels und v. Eichendorffs als Glasgemälde in „Meisters Gemach", die kräftigen, gekanteten Zinnen über Meisters Remter sind eine Gabe des eisernen York. Und noch heute gehen unerwartete und reichliche Geschenke ein, so vor Kurzem noch einige Tausend Thaler von Mennoniten zur Aufbauung eines alten achteckigen Wartthurms, und von den Buchhändlern Königsbergs hundert Thaler zur Anschaffung des verloren gegangenen „Meisters Handfaß". So erhob sich denn schnell diese alte Burg als ein wahrhaftes Nationalwerk, wo jeder Preuße selbst mit bauend sich als Glied einer großen Genossenschaft erkannte. Und eben dadurch unterscheidet sich der Ausbau der Marienburg von dem des Kölner Doms. Burggraf v. Schön hatte auf besondere Anfrage vor Jahren ebenfalls den Vorschlag gemacht, den Kölner Dom in eben der Weise als aus dem Volke hervorgegangen auszubauen, wie es bei der Marienburg geschehen; man hatte solches anfänglich auch thun wollen, verwarf aber später den wohlmeinenden Rath des vielerfahrenen Burgherrn.

t.

Die Tiefländer und Ebenen der österreichischen Monarchie.

I.

Die österreichische Monarchie zeichnet sich wie kein anderes europäisches Land durch die Gegensätze seiner Bodengestaltung aus. Obgleich vorwiegend Gebirgsland, denn der von den Alpen, den Karpathen und den zu Oesterreich gehörigen Theilen des deutschen Mittelgebirges überlagerte Raum des Kaiserstaates nimmt eine Fläche von etwa 8720 Geviertmeilen ein, — mehr als zwei Drittel des Ganzen, — so verdienen doch neben diesen Gebirgen, theils wegen ihrer Lage und natürlichen Beschaffenheit, theils wegen der Culturentwickelung, welche sie bedingen, die als schroffer Gegensatz zum Alpenland auftretenden Tiefebenen eine besondere Beachtung; Ebenen, wie sie so flach, so einförmig, so wagerecht, aber zum Theil auch so fruchtbar, fast nirgends in ganz Europa wieder gefunden werden. Sie erinnern, indem sie alle Entwickelungsstufen dieser Bodenform von der üppigsten Fruchtfülle bis zur kahlsten Einförmigkeit darbieten, theils an die reichen Culturflächen des Ganges in Ostindien, theils an die ungeheuern Steppen Mittelasiens, theils an die ausgedehnten Grasfluren des jenseit des atlantischen Meeres gelegenen Festlandes, an die Savannen und Prairien von Nordamerica, an die Llanos und Pampas in Südamerica. Wegen dieser Eigenthümlichkeiten, und wegen ihrer Wichtigkeit für die Culturentwickelung Osteuropa's, wird hoffentlich eine kleine Skizze über dieselben nicht unwillkommen sein.

Bei unserer Betrachtung der wichtigeren Ebenen des österreichischen Staates folgen wir am besten dem die Bodengestalt bedingenden Lauf der Flüsse und beachten dabei im Allgemeinen, daß die einzelnen Ebenen in der Regel als angeschwemmter Boden an beiden Ufern des betreffenden Flusses auftreten. Die Donau bildet auf ihrem Laufe durch den Kaiserstaat vier Becken, welche durch Bergscheiden deutlich von einander getrennt sind und in dem Maße an Ausdehnung gewinnen, je weiter die Donau nach Osten fortgeschritten ist. Dagegen weist der Lauf des Po zwischen den Alpen und Apenninen eine einzige, ununterbrochene große Niederung auf, die mit ihrem größern, nördlichen Theile der österreichischen Monarchie angehört. Diese ohnedies schon fruchtbare, von unzähligen Canälen und Gräben durchschnittene Ebene ist mit einem reichen Flußgeäder übersponnen; außerdem wird die große, unmalerische Einförmigkeit der Ebene nur durch die wie Inseln im Meere aufsteigenden bericischen und euganeïschen Hügel, durch die prachtvollen Wasserspiegel der Lagunen Venedigs und da, wo die Ebene das Gebirge berührt, unterbrochen. Die Flüsse der zu Oesterreich gehörigen deutschen Mittelgebirge, sowie die von den Karpathen nach Norden abfließenden Gewässer können nach den Verhältnissen ihres Falles im Bereiche des österreichischen Kaiserstaates kein bedeutendes Tiefland bilden; indeß hat die March, die aus den Sudeten nach Süden abfließt, in ihrem mittlern Laufe eine Thalfläche, die sowohl rücksichtlich ihrer Ausdehnung als ihrer Fruchtbarkeit von Bedeutung ist.

Betrachten wir zuerst die vier Donaubecken, so ist das erste und an Ausdehnung verhältnißmäßig geringste das Tullner Becken, indeß immer noch ein weiter, von dem Strome zwischen bewaldeten Ufern und Auen in mehreren Armen durchflossener, ebener Thalgrund, der im Norden und Süden durch amphitheatralisch aufsteigende Höhen, im Osten aber bei Kloster-Neuburg von dem Alpenvorsprunge des Wienerwaldes auf der einen, vom Bisamberge, einer Zunge des nordösterreichischen Berglandes, auf der andern Seite enger umschlossen wird. Jenseit dieses Stromthores tritt die Donau in ihr unteres Stufenland, das von Wien bis Orsowa reicht und eine Reihenfolge von Becken zeigt, die je weiter stromabwärts, desto breiter, offener, ausgedehnter werden. Hier wiederholt sich die Erscheinung, welche schon weiter oben für das Durchbruchsthal der Donau zwischen Passau und Wien kenn-

zeichnend ist, nämlich der eigenthümliche Wechsel von Verengungen und Erweiterungen des Thalgrundes, jedoch mit dem Unterschiede, daß die letzteren zu großen, weiten Ebenen ausgedehnt sind, die vorkommenden Verengungen aber die Gestalt schmahler Thalpforten zwischen niedrigen Bergzungen angenommen haben. Ausgedehnter und großartiger, als bei irgend einem der anderen Ströme, welche dem europäischen Gebirgslande ihren Ursprung verdanken, zerfällt das untere Stufenland der Donau in vier Niederungsstufen. Diese stellen sich bei einem höhern Stande der Gewässer als große, durch verhältnißmäßig schmahle Wasserpässe mit einander und mit einem weiten Meeresbusen verbundene Binnenseen dar und erinnern auf solche Weise an die unentwickelte Bildung des St. Lorenzstromsystems in Nordamerica. Diese Form des untern Stufenlandes der Donau trägt wesentlich dazu bei, es in seinen natürlichen Verhältnissen zu bereichern und es theilweise der Eintönigkeit zu entheben, welche als eine gemeinsame Eigenthümlichkeit den untern Lauf aller Ströme kennzeichnet, namentlich aber solcher Ströme, die schon in großer Ferne von ihren Mündungen in die Niederung gelangen.

Aus dem Tullner Becken tritt die Donau durch die Enge zwischen dem Leopolds- und dem Bisamberge in das Wiener Becken oder die sogenannte niederösterreichische Ebene ein, welche das zweite Donaubecken auf österreichischem Gebiet und die erste Thalstufe der untern Donau bildet. Hier nämlich, wo die Donau zum letzten Mal den äußersten Alpenfuß berührt, wo die March ihre trägen Fluthen mit der lebendigeren Welle des Donaustromes vermischt, da schauen, wie Roon schildert, von allen Seiten anmuthige, schön bewaldete, rebenbepflanzte oder beackerte Höhen auf eine kleine Ebene, die in ihrer Mitte von den gewaltigen, zwischen waldigen Wiesenauen vielarmig dahinströmenden Fluthen der Donau getheilt wird, deren einförmiger, wagerechter Boden keine Abwechselung gewährt, die nicht der Anbau geschaffen hätte. Dieser Anbau ist aber vorzugsweise an den Ufern, an den Bergfüßen zu finden, wo auch die Waldungen und Wiesen liegen. Dagegen ist das Innere dieses kleinen Tieflandes im Norden des Stromes ein weites, offenes, kahles Blachfeld, ohne Hügel und Wald, nur von spärlichen Ortschaften belebt, zeitweise von den Fluthen der durch die Donauschwellen aufgestauten March bedeckt, dann theilweise ein weiter, seichter See, zu anderen Zeiten ein trockener, dürrer, nur von Sumpf- und Flugsandstrecken und magern Aeckern unterbrochener Anger, den Anblick einer Steppe gewährend. Es ist das durch Völkerschlachten berühmte Marchfeld. Auf der andern Seite des Stromes, wo zahlreiche schnelle Alpenbäche Kies und Rollkiesel in großer Menge in die mitunter von ihnen überschwemmte Ebene herabgeführt, ist eine weite, der Crau*) ähnliche Fläche von diesem Geröll überdeckt. Es ist das Neustädter Steinfeld, welches sich im Südwesten von Wienerisch-Neustadt in einer Breite von mehreren Meilen ausdehnt und eine Wüste inmitten der anmuthigsten Culturlandschaften bildet. In dieser Ebene, dem Wiener Becken, breitet sich der Strom mächtig aus; es zeigt sich hier seine Theilung in Arme, die auf dem Laufe von Passau her, wo der Strom den österreichischen Boden betritt, bereits durch einzelne bebuschte Inseln und Sandbänke angedeutet wird, zum ersten Mal in größerm Maßstabe. Ein Theil des Wiener Stadtgebietes selbst liegt auf einer Donauinsel, und unterhalb der Stadt umschlingt der Strom eine Gruppe von größeren und kleineren Inseln, die mit Grasboden bedeckt und mit Holz bewachsen sind. Bei der bedeutendsten derselben, der Insel Lobau, oder bei Ebersdorf, ist der Hauptarm des Stromes 560, der zweite Arm 460 und der dritte 135—210 Schritte breit, mithin beträgt die ganze Wasserbreite 1150—1230 Schritte, und die volle Breite des Strombettes mit Einschluß der Inseln fast drei Viertelmeilen. Auf der Insel Lobau fand zwischen den Schlachttagen von Aspern und Wagram das geschlagene Heer Napoleons von 100,000 Mann eine Zufluchtsstätte. Erst später, nahe dem Eintritt in die Durchspülung bei Preßburg vereinigt sich der Strom in einen einzigen gewaltigen Arm, der bei Fischament 570 Schritte breit ist. Dennoch ist das Gefäll der Donau in der niederösterreichischen Ebene nicht unbedeutend; es beträgt von Wien bis zur Marchmündung, auf einer Strecke von sechs Meilen, 36 Fuß. Von Fischament bis gegenüber von Preßburg wird das rechte Ufer der Donau von den waldigen Höhen des Leythagebirges begleitet, denen bei Preßburg die Bergzunge der kleinen Karpathen gegenübertritt, und zwischen beiden strömt der Fluß durch ein geräumiges Thor in die zweite Thalstufe seines Unterlaufes, die kleine (ober-) ungarische Ebene.

Ehe wir jedoch in diese eintreten, verweilen wir noch ein wenig im Wiener Becken, dessen flaches Hügelland im Innern auf eine sehr mannichfaltige Weise zusammengesetzt ist, eine Mannichfaltigkeit, die sich denn auch nicht blos durch die Formen der Oberfläche, sondern selbst durch die Natur des Anbaues ausdrückt, welche freilich nebenbei sehr durch die Nähe der großen Kaiserstadt und ihre Weltstellung bedingt wird. Eine besondere Beachtung verdient jedenfalls die Lage Wiens, durch die sich diese Stadt ganz vorzüglich zur Hauptstadt des großen Donaustaates eignet. Wien liegt, bemerkt B. Cotta, auf einer sehr neuen, aber hinreichend festen Schichtenterrasse, mit seiner Westseite an einen niedern Ausläufer der Alpenkette angelehnt, östlich von der vielarmigen Donau begrenzt, auf der geologischen Scheide zweier mit tertiären und ganz neuen Schichten erfüllten Mulden eines großen Beckens, gerade da, wo diese Scheide von dem mächtigen Stromthal durchbrochen ist. In beiden Mulden breitet sich fruchtbares Hügelland und ebener Thalboden aus, während jener Alpenausläufer reichlich mit Wald bedeckt ist. Diese Lage ist an sich eine so günstige, wie man sie nur selten findet. Die Lage der Hauptstadt zeigt sich aber noch besonders glücklich für den Staat, der von ihr beherrscht wird, und der keineswegs ein gleichartiges Gebiet bildet, vielmehr nach seiner geologischen Natur und nach der Volksthümlichkeit seiner Bewohner sehr vieltheilig ist. Er besteht aus drei großen, von Gebirgen eingerahmten Becken und einem klei-

*) La Crau, ein 12 Geviertmeilen großer Landstrich im französischen Departement der Rhonemündungen bei Arles, der bis zur Tiefe einer Klafter ganz mit glatten, handgroßen Kieseln bedeckt ist, zwischen denen Lavendel, Thymian und andere gewürzhafte Kräuter üppig hervorwachsen; der Rand ist von Reben und Oliven überwuchert. Auf der ganzen Fläche stehen nur 2 Dörfer.

nern; diese Becken sind: Böhmen, Ungarn, das Becken von Mailand und das von Wien, wozu man noch als ein fünftes kleineres das von Gratz nennen könnte. Die einrahmenden Gebirge sind nicht schmahle Ketten, sondern breite, stark bewohnte Bergländer, wahre Gebirgsländer für sich, so die östlichen Alpen, der Böhmerwald mit dem mährischen und schlesischen Gebirge, die ungarischen und siebenbürgischen Karpathen. In dieser Verbindung verschiedener Länder liegt Wien an der Stelle, von welcher die Mehrzahl derselben am leichtesten zugänglich ist. Keine andere ließe sich auffinden, von welcher aus so viele Theile des Kaiserreiches so leicht zugänglich wären, und man hätte darum keine passendere Stelle für die Hauptstadt der österreichischen Monarchie in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung finden können, wenn diese schon vorhanden gewesen wäre, als man den ersten Grundstein zur heutigen Kaiserburg legte. Am Rande einer Ebene gelegen, in welcher das Becken der aus den Sudeten kommenden mährischen March mit dem Thale des Hauptstromes, der Donau, zusammentrifft, und in welcher dieser Hauptstrom soeben aus einem langen Felsen- und Gebirgswege heraus sich auszubreiten und, bis jetzt durch raschen Lauf, durch Wasserwirbel und andere Umstände vielfach verhindert, große Verhältnisse für Schiffbarkeit und Verkehr zu entwickeln anfängt, im Angesichte des letzten hohen Alpengipfels und der westlichen Schlußkette der Karpathen — breitet sich Wien an einer Stelle aus, welche in Folge der Laufesrichtung der beiden Flüsse Donau und March, in Folge der Ausdehnungsverhältnisse des Alpengebirges, sowie der Oberflächengestaltung der Karpathen und Sudeten einen natürlichen Knoten- und Kreuzungspunkt des Völker- und Länderverkehrs bildet. Diese Stelle war gleichsam von der Natur zum Emporkommen eines großen Platzes auserkoren, auch in Bezug auf den Handel. Sie ist nämlich auch ein natürlicher Vereinigungs- und Kreuzungspunkt der großen Straßen von der obern und mittlern Donau und derjenigen, welche durch das Thal der March von der Oder und Weichsel und über den wegsamsten Theil der böhmischen Grenzen, sowie derjenigen, welche aus den fruchtbarsten und bevölkertsten Gegenden Kärnthens und Steiermarks über die östlichen niedrigen Ketten der Alpen kommen. Die letzteren lassen sich hier mit geringeren Schwierigkeiten passiren, als von irgend einem andern weiter nach Westen gelegenen Punkte aus, und von Wien aus ist das Nordende des adriatischen Meeres nicht nur leichter zu erreichen, als auf jeder andern Linie, sondern auch die Donau selbst kommt demselben auf keinem andern Punkte näher, als bei Wien. Dadurch aber wird das Adriameer und insbesondere heutzutage das zu hoher Blüthe emporgewachsene Triest hauptsächlich auf das Donaugebiet hingewiesen; wie es einen großen Theil der Güter, welche der Donau für das Morgenland übergeben werden, aufnimmt und über das Mittelmeer an ihren Bestimmungsort bringt, so empfängt es viele von den morgenländischen Waaren, die für das mittlere und obere Donaubecken bestimmt sind, und befördert sie weiter. Wie jetzt die große Alpeneisenbahn, die Wien-Triester Bahn, das wundervolle Meisterwerk der heutigen Wegebaukunst, diese Strecke durchzieht, so haben auch schon die scharfblickenden alten Römer, indem sie die Hauptmasse der Alpen umgingen, Hauptstraßen zwischen dem adriatischen Meer und der Donau nach dem Wiener Becken angelegt, und auch die Hauptstraßen des Mittelalters von hier dorthin, besonders nach dem venetianischen Meerbusen, liefen in dieser Richtung. So ist es nicht zu verwundern, daß Wien die erste Stadt des größten Donaustaates, die Residenz seiner Herrscher, die vornehmste Fabrik- und Handelsstadt der ganzen Monarchie, des ganzen langen Donaulaufes von den Quellen bis zum schwarzen Meere, der Mittelpunkt des ganzen ausgedehnten Stromgebietes, der Sammelplatz der vielsprachigen Bevölkerung dieses Gebietes, der in Sitten und Moden tonangebende und mit seiner Berühmtheit weit in das Morgenland hineinreichende Herrschersitz für alle mittleren und auch unteren Donauländer wurde. Und der äußere Wirkungskreis dieser Hauptstadt ist durch die gegenwärtigen politischen Grenzen des Kaiserstaates noch nicht erreicht; wenn irgend ein weltgeschichtliches Ereigniß, eine politische Entwickelung den größern Theil von Süddeutschland in denselben Staat einführte, so würde dadurch der natürliche Wirkungskreis seiner Hauptstadt noch nicht als überschritten erscheinen.

Betreten wir nun das dritte Donaubecken im österreichischen Staate, oder die zweite Thalstufe des untern Stromlaufes, nämlich die sogenannte kleine (ober-) ungarische Ebene, die sich jenseit des Donaudurchbruches zwischen dem Leythagebirge und den kleinen Karpathen öffnet. Wir treten in sie ein, wenn wir über die niedrigen, anmuthigen Waldhügel des Leythagebirges und der kleinen Karpathen oder auf ebenem Boden durch die breiten Thalpforten der Donau und der Leytha schreiten. Ihre Ausdehnung übertrifft bei weitem die des Wiener Beckens, sodaß der Blick ihre Grenzen nicht mehr auf einmal zu überschauen vermag; ihr Umfang wird durch eine Linie von Preßburg über Neutra, Gran, Dotis und Güns nach Oedenburg bezeichnet, und sie breitet sich auf einem Flächenraum von ungefähr 300 Geviertmeilen zu beiden Seiten des Donaustromes aus, der sie auf solche Weise durchschneidet, daß die Südseite etwa das Doppelte der Nordseite betragen mag. Sie wird von den steierischen und Leythabergen jenseits und von den Karpathen diesseit der Donau gegen Westen, von den Neutragebirgen gegen Norden, von den Ausläufern der Karpathen (am linken Donauufer) und den Bergen des Bakonyer Waldes (am rechten Donauufer) gegen Osten, und von der Vorstufe der steierischen und kärnthnischen Alpen gegen Süden begrenzt.

Am Ausgange der Preßburger Thalpforte beginnt die Donau sich in mehrere meilenweit von einander entfernte Haupt- und Nebenarme zu spalten, die ein wahres Labyrinth von Inseln und Inselchen, ein binnenländisches Deltaland, umfließen. Hier beginnt sie bei vermindertem Fall die Massen von fruchtbarem Schlamm, von Bergschutt, welche ihre eilenden Wellen bis dahin mit herabgetragen, an den Ufern der gesegneten, von schönen Waldungen, reicher Aeckern und blühenden Gärten bedeckten Strominseln abzulagern, deren Umriß dadurch fast täglich, bei hohem Wasser aber oft so plötzlich verändert wird, daß der Schiffer heute da das Ufer findet, wo er gestern noch sicher ankerte. Dieser merkwürdige, vielgestaltige, wagerechte Boden hat vielleicht von den Anschwemmungen, die ihn täglich

anders formen, seinen Namen erhalten, denn die elf Meilen lange und gegen drei Meilen breite Insel zwischen der Neuhäusler und der großen Donau — dem nördlichen und mittlern Hauptstromarme — wird große Schüttinsel, und eine zweite schmählere, aber sechs Meilen lange Insel zwischen der großen und kleinen Donau — dem südlichen Hauptstromarme — die kleine Schüttinsel genannt. Die Anstalten, welche man auf dieser Strecke gegen die Willkür, die Launenhaftigkeit des Stromes getroffen, die Anlagen zum Schutz gegen seine Verheerungen, zur Sicherheit für die gefährdete Schifffahrt sind noch sehr unvollkommen und ungenügend. Bei der auf der Südostspitze der großen Schüttinsel liegenden, für unüberwindlich geltenden Festung Komorn vereinigen sich die Gewässer der Donau wieder in ein gemeinschaftliches Bett. Hier treten auf der rechten Seite, vom Bakonywalde her, bewaldete, rebenbepflanzte Hügel an die Ufer der Donau, und von der linken Seite schauen aus größerer Ferne Karpathenhöhen auf den Strom, treten näher und näher, spiegeln sich bei Gran in seinen Fluthen, verengen sein Thal bei Wiszegrad zu einem schmahlen Stromthore, aus welchem die Donau zweiarmig hervorgeht, um in die dritte Thalstufe ihres Unterlaufs einzutreten. Bei Preßburg mißt die Breite des Stromes 750, bei Komorn 500 Schritte. Das Gefälle von Preßburg bis Raab beträgt 54, von Komorn bis Wiszegrad 19 Fuß. Der Spiegel der Donau liegt nämlich bei Komorn 369, bei Wiszegrad 350 Fuß über dem des Meeres.

Wie die österreichische Ebene oder das Wiener Becken sich zungenförmig bis in jenen Winkel bei Gloggnitz hineinstreckt, wo die Kalkalpen vom Urgebirge durchbrochen werden, so streckt sich der gesegnete wagerechte Boden der kleinen ungarischen Ebene gegen Norden an der Waag und Neutra busenartig, zungenförmig in die karpathischen Berge hinein, während er sich gegen Süden zwischen Waldbergen und Rebenhügeln versteckt, die der Bakonywald aussendet, die von den Alpen auslaufen und die Thalränder der obern Raab und ihrer Nebenflüsse bezeichnen. Wo der Boden schlammig ist, zeigt er auch die größte Fruchtbarkeit. Der nordöstliche Theil der Ebene besteht aus vollkommen reiner, in manchen Gegenden mehrere Klafter mächtiger Dammerde der besten Gattung, welche bis an den Fuß der Karpathen reicht. Diese Gegend gehört zu den schönsten des Landes und ist so vollkommen eben, daß z. B. die Umgegend von Tyrnau als völlig wagerecht erscheint. Nach drei Seiten hin kann man die mehrere Tagereisen entfernten Gebirge sehen und an ihren in der Luft sich zeichnenden scharfen Umrissen unterscheiden. Der nordwestliche Theil der kleinen ungarischen Ebene bildet auch für den Maler eine der schönsten Gegenden der Erde und gleicht einem anmuthigen Garten, dem nichts als ein sorgfältiger Gärtner fehlt, um den schönsten Fluren beigezählt zu werden. Die Ebene ist nirgends unfruchtbar, sondern lohnt überall den Anbau überreichlich. Die Gegend um Tyrnau in weitem Umkreise liefert in großer Fülle Weizen, der zu dem schwersten des Landes gehört. An solchen Stellen, wo der Boden sich allmählich um einige Fuß senkt, prangt der üppigste Wiesengrund, dessen Pflege aber sehr vernachlässigt ist. Die Gebirge sind nirgends so weit entfernt, daß der Gesichtskreis unbegrenzt wäre, und dabei sind ihre Massen so bedeutend und ihre Umrisse so malerisch gruppirt, daß sie selbst in weiter Ferne dem Auge einen höchst angenehmen Ruhepunkt darbieten. Naht man sich dem Gebirge, so findet man es ebenso fruchtbar wie die Ebene selbst, und der Fels tritt aus der Pflanzendecke nur so weit hervor, als zur Verschönerung des Landes und zur Hervorbringung einer malerischen Wirkung nöthig ist. Der Fuß der Berge bis auf eine Meereshöhe von 1000 bis 1200 Fuß hüllt sich in Reben, die sich in Obstgärten verlieren, während die Gipfel derselben von prachtvollem Hochwald bedeckt sind. Die Ebene reicht tief in die Gebirgsthäler hinein, und hier finden sich Landschaften, an deren Darstellung ein Salvator Rosa sich erschöpfen könnte. Es giebt wenige Gegenden von so bedeutender Ausdehnung, auf die der Name eines Gartens mit mehr Recht angewendet werden könnte. Hier zeigt sich keine Spur von der Einförmigkeit des Marchfeldes, überall vielmehr Anmuth im reizenden Wechsel von Feld und Wald, von Hügel und Ebene, überall gedrängte Ortschaften, Rebenpflanzungen, Obsthaine und fruchtbares Gelände.

Eintöniger, aber gleichfalls mit dem vollen Segen der Fruchtbarkeit reich geschmückt, zeigt sich das von den Armen der Donau vielfach umschlungene Niederungsland der Schüttinseln. Einen ganz andern Charakter zeigt der südwestliche umfangreichere Theil der kleinen ungarischen Ebene. Westlich von dem Niederungslande der Schütt-Inseln setzt der ebenste, wagerechte Boden bis zum Ostfuße des Leythagebirges fort, zum Theil in Gestalt breiter, öder, von Lachen und Tümpeln, von Sumpf und Moor unterbrochener Sand- und Haidestrecken, zum Theil lediglich als unabsehbare Sumpf- und Wasserflächen, die man als die Reste des großen Binnensees betrachten kann, welcher vielleicht einst diese Ebenen bedeckte, bevor die Donau ihr Bett und ihre Ufer gebaut und durch die Wirkung allmählicher Anschwemmung hinlänglich erhöht hatte, um einen Theil des wagerechten Bodens trocken liegen zu lassen, der seinerseits durch die Arbeit der Nebenbäche, durch die Verwesung organischer Körper ꝛc. gleichfalls emporgestiegen sein mag. Wo größere Bäche Schutt und Schlamm hingewälzt haben, sind diese alten Seereste mit einer beweglichen, wallenden Rasendecke überzogen, auf welcher hie und da Sumpfwaldungen Wurzel geschlagen und den schwimmenden Rasen festgelegt haben. Solche Strecken vornehmlich sind es, welche man unter dem Namen Hansag-Morast oder Hansag-Wasen begreift. Zum Theil aber liegen jene alten Seereste offen da, als seichte, mit brakigem, schmutzigem Wasser angefüllte, fischarme Lachen, unter denen der Neusiedlersee durch seine große Ausdehnung von wesentlicher Bedeutung für die landschaftliche Physiognomie ist. Den Raum zwischen dem Neusiedlersee und dem Leythagebirge nimmt durchaus der an Seeproducten überreiche Grobkalk ein, der ein ausgedehntes, durchschnittlich 50 Fuß über den Neusiedlersee sich erhebendes Plateau bildet. Hin und wieder sind Hügel von bedeutender Höhe aufgesetzt, die aus demselben Kalk bestehen. Die sehr fruchtbare Dammerde ist nirgends über $1\frac{1}{2}$ Fuß, meist nur 10 Zoll tief, und die Ufer des Sees sind versumpft. Diese Sümpfe gewinnen jenseit des Sees bei Esterhaz, gegen Osten hin, eine sehr be-

deutende beinahe an die Donau längs der Raab sich hinziehende Ausdehnung, welche der Oberfläche des Seespiegels beinahe gleichkommt. Der übrige Theil der Ebene bis an den Fuß des durchaus vulkanischen, von Nordosten nach Nordwesten sich hinziehenden Bakonyer Waldgebirges besteht aus schwarzer und brauner Dammerde. Doch finden hier viele Abwechselungen von sumpfigen Tiefen und steinigen Bänken statt. Eine solche aus lauter angeschwemmtem rohen Schotter bestehende Bank ist die, welche unter dem Namen Kemenyesch (d. i. steinig) bekannt ist. Sie ist vollkommen eben und liegt wie eine Insel zwischen Tschorna und dem Raabflusse da, etwa 12 Fuß über der sie umgebenden Ebene, die von der Kemenyesch den Namen Kemenyesboden (Kemenyes Allya) führt. Die auf einem Flächenraum von vier Geviertmeilen ausgedehnte Schotterbank ist mit dünner Waldung besetzt, und da der umgebende Boden die Bewohner durch übermäßige Fruchtbarkeit verwöhnt hat, so hat man sie nicht urbar gemacht.

Die unabsehbare Fläche zwischen Raab und Komorn zeigt schon bedeutende Flugsandstrecken, die auch am Fuße des Bakonyer Gebirges, doch nicht in solcher Ausdehnung, vorkommen. Auch diese Ebenen fassen weitläufige Weingärten ein, und die Donauufer zeigen herrliche lachende Landschaften, wie auch die des Bakonyer Gebirges, seiner vulkanischen Bergspitzen wegen, sich in der Entfernung prächtig ausnehmen. Doch verliert man in diesen Ebenen öfters die Grenzen des Horizonts völlig aus dem Gesichte, und mehr steinige oder sandige, wasserarme Gegenden rufen in dem Wanderer jenes Gefühl der Beklommenheit hervor, welches den Bergbewohner in solchen öden Gegenden stets erfüllt. Wo jedoch die Ebene mit jener fruchtbaren Dammerde bedeckt ist, da reiht sich Dorf an Dorf, und Alles ist lebendig. Auch haben die Bewohner zur Verschönerung der Gegend hier weit mehr gethan, als auf der linken Seite der Donau.

S—d.

Neue deutsche Dramen.

Erster Artikel.

— München, dessen Theater in so vielfacher Hinsicht, namentlich auch im Repertoire, hinter den deutschen Bühnen ersten Ranges zurückbleibt, hat sich durch ein eigenthümliches Vorschreiten zu einem selbständigen Centrum in den dramatischen Interessen Deutschlands aufzuschwingen gesucht. Auf das unter Dingelstedts Leitung zu Stande gebrachte Centralgastspiel deutscher Mimen folgte in München ein Centralausschreiben für das beste deutsche Drama. König Max, der begeisterte Patron deutscher Dichtung, wählte sich aus der Tafelrunde seiner Maximiliansritter die Herren v. Schack, Geibel und Sybel zu Preisrichtern im großen dramatischen Lanzenstechen. Nicht weniger als 113 Tragödiendichter erschienen, in geschlossenem Visir und mit Motto auf dem Schilde, in Folge des königlichen Rufes, der 400 Ducaten für den besten dramatischen Kämpen als Preis ankündigte. Eilf von den 113 mußten als nicht turnierfähig abgewiesen werden. Zu den Bedingungen der Turnierzulässigkeit auf diesem turf des Wettlaufes und Wettkampfes gehörte nämlich die Versform. Eilf Trauerspiele in Prosa waren eingesendet, mußten abgewiesen werden und konnten sich mit Lessing, Schiller und Goethe trösten, deren Emilia Galotti, Fiesco, Cabale und Liebe, Egmont und Clavigo ebenfalls in München für turnierunfähig hätten erklärt werden müssen, von Hebbels Maria Magdalene und Otto Ludwigs Erbförster zu geschweigen. Bedenklich schien uns im Ausschreiben auch die Bedingung der Bühnenmäßigkeit. Shakspeare, für sein Theater bühnengerecht, bedarf in seinem luxurirenden Episodenstyl der Hand des Dramaturgen von heute. Würde Shakspeare wie er ist und schrieb, in München, träte er mit geschlossenem Visir in die Kampfbahn, ebenfalls für nicht zulässig erachtet sein? — Unter 102 zur Concurrenz zugelassenen Tragödien wurden von den Münchener Kampfrichtern 19 als einer näheren Inbetrachtnahme für werth erachtet, 9 davon bei abermaliger kritischer Siebung als bedeutendere Schöpfungen bezeichnet, und von diesen 9, über welche die Richter ihr motivirtes Urtheil mit löblicher Gründlichkeit öffentlich darlegten, zwei für die Aufführung auf der Münchener Hofbühne bestimmt. Das eine dieser zwei: „Die Sabinerinnen" errang sich neben dem zweiten: „Die Wittwe des Agis" auch beim Publicum, wie es schien, den Vorsprung in der Gunst; — in der Sprache des turf würde es heißen: die Sabinerinnen schlugen die Wittwe des Agis beim Ziel um Kopf- oder um Nasenlänge. Doch Scherz bei Seite; Paul Heyse's Drama wurde gekrönt, Wilhelm Jordans Tragödie eines öffentlichen Lobes für werth erachtet. Es ist nun Pflicht sämmtlicher deutschen Bühnen, wenigstens den Sabinerinnen die Schranken zu öffnen. Daß jede deutsche Hof- und Stadtbühne ihr besonderes Forum, ihre eigenthümlichen Rücksichten und ihr eigenartig gestimmtes Publicum hat, hebt nicht die Verpflichtung auf, der Entfaltung deutscher dramatischer Dichtung, wird sie von irgend einer Seite mit Eifer gepflegt, hindernd in den Weg zu treten oder durch Lässigkeit jenen Eifer zu paralysiren. Der Fechter von Ravenna, Narciß und Klytämnestra haben auch ohne Preisausschreiben ihren Lauf über die deutschen Bühnen gemacht; in gleicher Weise Essex und die Grille. Die Kritik hat das nicht hindern können, weder durch principiell begründeten Widerspruch, noch durch die blasirte Scheelsucht desperater litterarischer Eckensteher. Das Bedürfniß der Massen ist drängender geworden, und die Holzblöcke, welche der Klatsch der Tageskritik in den Weg legt, dienen nur als Motive zur Besiegung neuer Hindernisse. In deutscher Kritik geht der Hochmuth und Aberwitz der unfruchtbarsten Abstraction ungesucht Hand in Hand mit der Schmähsucht der bettelhaftesten Intrigue. Der heruntergekommenen oder sitzengebliebenen Dramendichter, die allerorts in Deutschland kritisch Ecke stehen und oft für Lohn gedungen Wache halten, giebt's eine Legion. Einen Fechter von Ravenna sollte sich trotzdem eine deutsche Jugend nicht nehmen lassen. Den „zerlumpten modernen Hamlet", wie die Kritik den Narciß gescholten,

ohne damit seine relative Geltung entkräften zu können, wird die Virtuosität der Darsteller gegen den Widerspruch der in kritischen Sackgassen verrannten Abstraction zu halten wissen, während Tempeltey's Klytämnestra in den Annalen des deutschen Kothurngangs jedenfalls als eine schöne Studie dasteht. Essex und die Grille um anderer, zum Theil in den speciellen Bühneninteressen bedingter Eigenschaften willen ihre Existenz behaupten. Auf München und den dortigen Preiswettlauf hat unser Interesse schon umdeswillen mit Neigung hinzublicken, als damit der tragischen Muse neuer Anreiz gegeben wird, im Gegensatz zu Wien, dessen Burgtheater, trotz dem Bemühen, Grillparzer neben Halm ins Leben zu rufen, vorzugsweise dem Lustspiel, namentlich in der Façon und Mache der Franzosen, huldigt. Wir zweifeln ob sich beim Münchener Preisausschreiben Halm, Hebbel und Ludwig betheiligten, zweifeln überhaupt, ob sich zu Wettläufen der Art das tiefer begabte Genie einstellen und einfinden werde. Allein der Münchener Aufruf bekundet uns wenigstens die Zuversicht, der Kothurn des deutschen Drama's habe nicht blos in der Virtuosität der Kunst des Mimen seinen Anlaß und Antrieb, wie in Frankreich es lediglich der Rachel überlassen blieb, die tragische Muse neu in Scene zu führen, während mit Ponsard die schöpferische Kraft der Litteratur hinter diesem neuen Flügelschlag des alten Kothurn zurückblieb.

Man zählte unter den in München zur Bewerbung eingelaufenen Stücken neben den Sabinerinnen von Paul Heyse eine große Reihe solcher auf, welche zu antiken Stoffen zurückgriffen. Unsere kritische Uebersicht, die wir mit obigen Andeutungen eröffnen, wird Rede stehen über Versuche und Studien, die sich auch anderweit im deutschen Drama von heute an den Tag stellen. Tempeltey's Klytämnestra, die von Wien aus ihre Laufbahn sich eröffnete, steht nicht vereinzelt da in ihrer Richtung, großen Gestalten des Alterthums ihr ewiges Anrecht zu sichern. Unser Blatt machte aber schon wiederholt auf den Umstand aufmerksam, wie sich in deutscher Bühnenkunst neben einander der entgegengesetzte Styl anzubauen pflege. Dies gilt wie für die Kunst des Mimen in Deutschland gleich sehr für die dramatische Schöpfung der Litteratur. So sehen wir denn neben dem Kothurn einer antikisirenden Renaissance gleichzeitig das Genre der Prosa gepflegt.

Ueber E. Brachvogels „Narciß", im Druck erschienen (Leipzig bei Costenoble), haben wir seiner Zeit bei Veranlassung einer Leipziger Darstellung unser Urtheil abgegeben. Das Vorwort des Verfassers sucht den Dichter von der Verpflichtung freizusprechen, sich an geschichtlich Gegebenes zu halten. Wie man an historischen Thatsachen sich versündigen könne, hat Tempeltey sogar im Kothurngang seiner Muse bewiesen, dergestalt, daß er zu alten festen Situationen nicht blos neue innere Motive, sondern für seine Motive selbst neue Thatsachen aufsuchte und an Historie wie an Poesie gleich sehr bankerott wurde. Brachvogel rettet sich für die Erfindung der Schlußkatastrophe im Leben Rameau's und der Pompadour sein poetisches Recht; allein es gelingt ihm nicht, die schwächliche Charakterzeichnung seiner Encyklopädisten zu entschuldigen. Wo die Poesie die Historie überflügelt, streichen wir gern die Segel und geben jener die Palme. Wo aber die Willkür der eignen Zuthat hinter den Thatsachen und Gestalten der Geschichte zurückbleibt, ist unser Urtheil unerbittlich; nicht die Willkür, die Schwäche und Ohnmacht finden wir verdammlich.

Ueber Brachvogels „Adalbert von Babamberge", soeben im Druck erschienen, behalten wir uns ein Urtheil vor. W. Genast hat mit „Florian Geyer" (Weimar bei Böhlau) einen gleichen Versuch gemacht, das historische Drama nicht blos auf den Genrestyl, sondern auf den Styl der Chronik zurückzuführen. Für Goethe seiner Zeit lag eine wirkliche Chronik vor, um aus ihr im Götz von Berlichingen eine plastische und dramatische Gestaltung zu schaffen. Soweit die Naivität des Chronikenstyls dies zuläßt, hat Götz dramatische Haltung in einzelnen Scenen und Figuren, während die Structur des Ganzen allen architektonischen Gesetzen des Drama's Hohn spricht. W. Genast bewies schon in seinem „Bernhard von Weimar", wie er die naive Einfalt der historischen Chronik mit dramatischer Wahrheit verwechselt. Ebenso wenig erhebt sich in seinem neuen Drama das Basrelief zur freistehenden plastischen Gruppe.

Wie weit Berthold Auerbachs Versuch, den Naturalismus der Dorfgeschichte zur dramatischen Realität zu steigern, gelungen sein dürfte, ist uns vor der Hand noch fraglich; ein der Sphäre der schwäbischen Bauerwelt angehöriges Schauspiel ging in Stettin über die Bretter. Sollten die größeren deutschen Bühnen nicht die Verpflichtung in sich fühlen, einer dramatischen Arbeit des Dichters der Dorfgeschichten die Schranken zu öffnen? Oder will die Theaterwelt, wie ein mit seinen Selbstzwecken in sich abgeschlossenes Bereich, noch immer deutscher Litteratur gegenüber sich fühlen, sich gebährden, sich construiren und fortpflanzen? — Unsere gesammte Epoche ist eine Epoche des Eklekticismus und Naturalismus, — in der geschichtlichen Entwickelung der Malerei der Epoche der Carracci entsprechend, wo die Kunst ebenfalls im Naturalismus und der Naturwahrheit des Genre ihr letztes Heil suchte, nebenbei aber der große historische Styl in allen Richtungen zum wiederholten Durchbruch Versuche machte, Versuche, die sich mit dem Genre kreuzten, aber auch verbrüderten. In Perioden dieser Art muß jedes Wagniß, wenn es sich mit Geist und Kraft ankündigt, willkommen sein. Freilich hat der so übergroß angewachsene Mechanismus unserer Bühnenwelt die leichte Beweglichkeit des Thespiskarrens eingebüßt, um auf rasch gezimmertem Gerüst mit Versuchen hasardiren zu können.

Mit theilweis ungewöhnlichem Erfolge, wo man ihm Raum gestattete, gelang es Wilhelm Wolfsohn auf socialem, aber wesentlich national russischem Boden, das Genre zu sittlich und allgemein menschlich gesteigerten Conflicten zu erheben, wie sie das Drama fordert. Das Schauspiel: „Nur eine Seele" hat ohnedies in der Situationsmalerei russischer Zustände seinen neuen spannenden Reiz. In „Zar und Bürger" (beide Dramen erschienen im Druck, Dresden bei Kuntze) tritt eine energische Gestalt der Geschichte, Peter der Große, in den Rahmen des Genres; sie wirkt drastisch und frappant, allein nur episodisch, und der Dichter blieb uns im Stück nicht blos die Durchführung des Hauptthema's zwischen Vater und Sohn, Peter und Alexis, sondern auch des großen Ge-

gensatzes zweier Elemente, die der Titel ankündigt, schuldig. Auch der Widerstreit zwischen Form und Inhalt bleibt bei diesem Erstlingswerke des Autors um so fühlbarer, als der Vers gewählt wurde, wo die Situationsschilderung russischer Local- und Partei-Interessen wesentlich Prosa forderte.

Einem ganz andern Irrthum auf dramatischem Felde begegnen wir in Karl Werders „Columbus" (Berlin bei Veit). Das Stück wurde vor Jahren in Berlin mit Seydelmann gespielt, der sich bei seinen Sympathien für philosophischen Calcul und metaphysische Tendenzen darin gefiel, einen räsonnirenden Helden zu spielen, für dessen Pathos in der Declamation ihm alles Material, alle sprachliche Begabung fehlte. Jetzt erschien Werders tiefgedachtes, aber einem dramatischen Irrthum entsprungenes Werk im Druck. Wir können nicht ermessen, was der begeisterte Metaphysiker der Hegelschen Doctrin, dessen poetisches Naturell einige zerstreute lyrische Gedichte sicher bekundeten, an dem „Drama" genannten Opus in der Länge der Zeit neu gestaltete und umschuf, der Grundirrthum der Arbeit blieb vielleicht derselbe. So tief tragisch nämlich Colombs Schicksal, so wenig ist seine Gestalt dramatisch. Das Tragische des Stoffes liegt hier lediglich in dem Gedanken, daß das Genie, beim felsenfesten Glauben an sich selbst und an seine Mission, nur mühsam, nur nebenher und nebensächlicher, gewinnsüchtiger Interessen willen das Vertrauen der Welt erringt, alsbald aber beargwöhnt, der Partei der Schmähsucht preisgegeben, statt mit den goldenen Kronen des Triumphes, mit den eisernen Ketten der Schmach belohnt wird. Die politische Intrigue bemächtigt sich der Errungenschaft des Genies, nutznießt seine Weltentdeckung und hat für den Schöpfer des Gedankens, dem sie nur kläglich zum Ziel verhilft, nichts als Spott und Geringschätzung; — selbst die Treue eines Königswortes hielt nicht Stich. Die Elegie dieses Schicksals können wir tragisch nennen; allein es kann etwas in der Idee tragisch sein, ohne daß es in concreter Beziehung zugleich dramatisch ist. Das Tragische des Columbus liegt im Verhältniß des Genius zur Welt. Tasso und Correggio wurden gleich sehr irrthümlich Helden zu Dramen. Es kann uns elegisch, ja bittersarkastisch, mithin auch tragisch stimmen, die Vertreter des Genius kläglich untergehen zu sehen. Goethe hätte die Dialektik zwischen Tasso und Antonio bis zur tödtlichen Spitze des Gegensatzes steigern können, und doch nur eine dramatische Episode im Stoffe vollendet: Tasso's Untergang in Wahnsinn bliebe noch immer ohne dramatische Gestaltung und Gipfelung. Auch Christoph Columbus leidet mehr sein Schicksal, als er es herausfordert, um mit ihm zu kämpfen. Bis über Monologe bringt er es nicht; höchstens übernimmt er seine eigene Vertheidigung vor König Fernando und zwingt Diesen zu einer Antithese, die aber nur zu einer Scene, nicht zur Durchführung eines großen Gegensatzes führt, bei welchem beide Theile gleich sehr in Action sind und sich die Spitze bieten. Dies aber fordert das Drama. Gegen die Intriguen seiner Feinde vermag Colomb und unternimmt er nichts, obgleich, noch zum Ueberfluß, zwei Brüder ihm zur Seite stehen, an die der Dichter, sehr zweckwidrig und ebenso undramatisch wie untheatralisch, das Pathos seines Stoffes vertheilt und in dieser Vertheilung abschwächt. Wie Colomb im Stücke überlistet und überwältigt wird, liefert nur scheinbar dramatisches Leben; alle diese Action ist nur Begebenheit, nur Situation zur Staffage auf der Bühne und würde zum Operntext ausreichen, — wie denn der Dichter in der That einmal melodramatisch ein Tongemälde zu Hülfe nimmt und der Musik, einer Symphonie, die Schilderung seines Helden im Seesturm überläßt. Der ganze zweite Act, der auf dem Schiffe Santa Maria spielt, giebt Bewegung genug, aber keine dramatische, keine subjectiv aus dem Innern der Individuen zur That heraustretende Action, sondern begebenheitliche Vorgänge im Gewirr kämpfender Massen, wie es die Oper in ihrem Ensemble zum Finale erheischt. Daß Bewegung auf den Brettern nicht das Drama macht, räumt Professor Werder als Aesthetiker sicherlich ein. Das Drama besteht in der Dialektik activer Gegensätze. Die aus dem innern Gedankencontrast aufsteigende Dialektik beschränkt sich aber in Werders Stück auf die Haltung des Colomb zu König und Königin. Das innere Triebwerk eines Drama's kann und darf sich sehr wohl auf wenige Gestalten beschränken, auf diejenigen eben, welche gleichsam an der innern Schraube der Gedankenspannung betheiligt sind. Man hat sogar das Gesetz aufstellen wollen: Für das Lustspiel so viel wie möglich, für die Tragödie so wenig wie möglich Figuren! Die Scenen zwischen Colomb und Königin Isabella sind schlagfertig dramatisch gehalten, und als Isabella, von Werder trefflich ausgestattet, todt ist, — sie stirbt freilich auch nur begebenheitlich und nebenbei —, ist der Gegensatz zwischen Colomb und König Fernando Thema eines Dialogs, der gleich kräftig epigrammatischen Ausdruck gewinnt. Allein diese wirkliche Dramatik in Werders Drama reducirt sich, wie gesagt, auf die wenigen Scenen, während alles Andere, was im Stücke Entwickelung und Fortgang ist, ganz episch neben einander herläuft und aller dramatischen Genesis entbehrt. Auch die Diction theilt dieses Schicksal. Jene wenigen wirklich dramatischen, aber nur episodischen Scenen sammt den Monologen, die den Stoff im subjectiven Pathos der Declamation erledigen, haben Kraft und Haltung; alles Uebrige, namentlich das Ensemble, giebt sich in Jamben, die besser thäten sich in Prosa aufzulösen, um ihren Inhalt weniger nachlässig und salopp zu erledigen. —

Nach Vorführung dieser Dramen, die der Büchermarkt gebracht, treten wir das Amt der weitern Berichterstattung an einen geehrten Mitarbeiter ab, um unseren Lesern die Uebersicht dessen, was die neueste Litteratur im Drama liefert, zu vervollständigen. In Bezug auf Columbus bemerken wir nur noch, daß von Schmid in München, der bereits eine ganze Reihe von Dramen brachte, neuerdings in Leipzig ein Schauspiel dieses Inhalts und Titels über die Bretter ging und sich, ohne daß wir darüber Rechenschaft ablegen können, großen Beifalls zu erfreuen hatte.

Männer der Zeit.

Herzog Karl von Braunschweig.

Dieser Fürst hat zu einer Zeit, wo in Deutschland politische Windstille herrschte, mehr als andere die Augen der Welt auf sich gelenkt, aber nicht durch seine Regententugenden, sondern durch sein Willkürtreiben, und bildet auch noch dadurch eine denkwürdige Ausnahme, daß der deutsche Bund an ihm das vom Volke vollzogene Urtheil der Landesvertreibung bestätigt hat.

Herzog Karl ist ein Sohn des berühmten Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, der in der Waterlooer Vorschlacht von Quatrebras gefallen ist. Am 30. Oct. 1804 geboren, hatte er die Mutter, eine Prinzessin von Baden, bereits 1808 verloren und war nach dem Heldentode seines Vaters völlig verwaist. Nach den Hausgesetzen fiel die Vormundschaft wie die Verwaltung des Landes dem reichsten Agnaten zu, also dem Prinzregenten von England. Die Erziehung des Herzogs und dessen jüngeren Bruders überwachte Graf Münster, ein Ehrenmann in jedem Sinne des Wortes; das Land verwaltete nach dem Tode des Grafen Schulenburg der Geheimerath Schmidt-Phiseldeck, ein Charakter, den die folgenden Ereignisse nicht in das günstigste Licht gestellt haben.

Bei der Erziehung des Herzogs wurden Fehler begangen. Seinen Lehrern fehlte die Charakterstärke und der Tact, welche allein die Mutterliebe und die Vaterstrenge bei der Erziehung eines unbändigen Knaben ersetzen konnten, in dessen Seele bereits böse Keime schlummerten. Sie wurden gezeitigt durch einen frühzeitig in dem jungen Herzog entstehenden Argwohn, daß sein Vormund Hannover, als die jüngere, und doch mächtigere, außerdem durch die Ländervertheilung auf dem Wiener Congreß viel besser bedachte Linie, durch arglistige Mittel auch nach dem Besitz von Braunschweig strebe. Und dasselbe Hannover, das ihm den Länderzuwachs wegnahm, den sein Vater mit seinem Blut bezahlt hatte, unterwarf ihn verhaßten Erziehern und hielt ihn solange als möglich von dem Throne fern, den er ein volles Jahr früher zu besteigen ein Recht zu haben meinte, und übergab ihm endlich die Regierung innerhalb der Schranken einer neuen landständischen Verfassung. Dieses Alles erweckte in Herzog Karl den Argwohn einer Feindschaft Hannovers gegen ihn, der das Schlimmste zuzutrauen sei.

Früher als seine Agnaten gewollt hatten zur Regierung berufen (23. Oct. 1823), setzte der Herzog seinen Stolz darein, durch die That zu beweisen, daß er nur um seines Rechts willen, nicht aus Herrschsucht, nach der höchsten Gewalt gestrebt habe. Drei Jahre lang enthielt er sich jedes Antheils an den Geschäften und ließ seine Räthe schalten, wie sie wollten. Als er dann selbst die Zügel ergriff, ließ er seiner unterdrückten Leidenschaft vollen Lauf. Die Entdeckung, die er machte, daß sein erster Beamter in derselben Zeit, als er ihm gedient, eine Anwartschaft auf eine Anstellung in Hannover in der Tasche gehabt habe, lenkte seine Erbitterung wieder gegen seine Vettern von der jüngeren Linie. Die Schriften, die er gegen sie veröffentlichte, nahmen so entschieden den Charakter von Schmähschriften an, daß der deutsche Bund ernstliche Anstalten traf, dem Scandal ein Ziel zu setzen, und sogar mit sächsischen Executionstruppen drohte. Auch die Nichtanerkennung der landständischen Verfassung, der Hinterlassenschaft seiner Vormünder, regte beim Bunde Verhandlungen an, bei denen dem Herzog sein Nachweis, Hannover sei in seinem Herzogthum weit freisinniger gewesen als bei sich zu Hause, zu nichts half.

Für seine Selbstverwaltung seines Ländchens wurde der Umstand ominös, daß er seinen ersten Rath in einem geheimen Einverständniß mit Hannover gefunden hatte. Sein ohnehin sehr reizbares Mißtrauen sog daraus eine giftige Nahrung. Eine zusammenhängende, quer und kreuz verwandte und verschwägerte Bureaukratie, wie sie in kleinen Ländern vorkommt, war ihm, der weder das Herzogthum noch dessen Verwaltung kannte, etwas Fremdes, und er witterte in jeder Verkettung von Interessen oder Sympathien, auf die er stieß, ein Anzeichen von Verrath. Um dem angeblichen Bunde, der gegen seine Person gerichtet zu sein schien, zu entgehen, griff er seine Räthe aus Kreisen heraus, die außer Berührung mit dem Beamtenganzen standen, und schenkte diesen Inländern trotzdem bei weitem nicht soviel Vertrauen, als anrüchigen Rathgebern aus dem Auslande, die theils freiwillig kamen, theils von ihm berufen wurden. Im Lande mußte es den übelsten Eindruck machen, daß unter diesen Leuten Zwei waren, die sich kurz vorher durch öffentliche Schriften prostituirt hatten, und ein dritter, kein Ausländer, dem vor nicht langer Zeit ein auf den Strang lautendes gerichtliches Urtheil gesprochen worden war. Es ist charakteristisch, daß im Beamtenstande keiner dieser Abenteurer soviel Anstoß erregte, als der ehrenwertheste Vertraute, den der Herzog in seiner ganzen Regierungszeit gefunden hat. Er war rasch vom Schreiber zum Rath gestiegen, und einen ehemaligen Untergebenen plötzlich zum Vorgesetzten zu erhalten, war dem Beamtendünkel das Unerträglichste, was ihm geboten werden konnte.

Die versteckte Opposition, die seine Beamten ihm machten, war ihm willkommen. Er hatte nun einen Vorwand, alle zumal zu placken, zu beschneiden und zu beleidigen. In seinen Mitteln war er erfinderisch und nahm zuweilen einen humoristischen Aufschwung. Einen hohen Geistlichen, den er bei einer heuchlerischen Liebedienerei ertappt hatte, strafte er, indem er ihn zum Mittagsessen einlud und die Einladung vergaß. Jener Würdenträger wartete mit christlicher Geduld in einem Nebenzimmer, wo sich zufällig weder ein Sopha, noch ein Stuhl, noch irgend sonst etwas zum Sitzen Dienliches befand, von drei Uhr Mittags bis drei Uhr Morgens, wurde dann von einem Lakaien aufgefunden und schlich hungrig nach Hause. Einen Rath, der seinen romantischen Vornamen Raoul sowohl in seiner Erscheinung als in seinem Benehmen Lügen strafte, ließ der Herzog in seinem Zimmer voltigiren. So oft Jener eine Ausarbeitung fertig hatte, die mehr langweilig als gediegen war, drehte der Herzog sie zu einem Fidibus, zündete sie an, und Raoul mußte hinüberspringen. So wurde wenigstens allgemein erzählt; doch dürfte gerade diese Aeußerung des herzoglichen Humors zu den nicht beglaubigten gehören.

War ein Benehmen wie dieses ein unwürdiges, so kamen andere Fälle vor, wo der Herzog eine Lust am Peinigen und einen unfürstlichen Geiz verrieth. Wie soll man es nennen, daß er seinem Leibarzt verbot, der Frau eines freisinnigen Edelmanns in gefährlichen Geburtswehen Beistand zu leisten, wie, daß er gebrechliche oder verkrüppelte Officiere an Spielen Theil zu nehmen zwang, die ihr Leben bedrohten, wie, daß er eitlen Schauspielern, die von Paraderollen auf den Tod erschöpft waren, nach dem Fallen des Vorhangs auf der Bühne auflauerte und sie das Stück des Abends von der ersten bis zur letzten Scene noch einmal spielen ließ? Die sogenannten Extraordinarien, von denen der Lebensunterhalt der meisten seiner Beamten großentheils abhing, zog er fast alle ein, ließ viele Stellen Jahre lang unbesetzt und verweigerte eine Menge von Wittwengehalten — Alles, um Schätze für sich aufzuhäufen. In der letzten Zeit begann er zu demselben Behuf Staatseigenthum, Domänen und Gefälle, zu verschleudern.

Die Civilbeamten waren nicht die einzigen, an denen er seinen quälerischen Witz übte. Den Adel und die Officiere nahm er nicht minder zu Zielscheiben. Dem ersten Stande grollte er wegen seiner Unabhängigkeit und seiner Anhänglichkeit an die Verfassung, die Officiere mißhandelte er, weil sie ihm zuviel Geld

kosteten. Als ein Mittelgericht eine Landesverweisung, die er gegen den reichsten seiner Adeligen ausgesprochen hatte, für ungültig erklärte, cassirte er dieses Urtheil eigenmächtig. Officiere auf Wartegeld berief er zum wirklichen Dienst, ohne ihren Sold zu erhöhen, und versetzte den Reiter zum Fußvolk, den Infanteristen zur Reiterei oder zur Artillerie. Vorstellungen halfen dagegen nichts, wohl aber Grobheit. Es half, daß ein alter Officier mit einem der Flüche, die er in spanischen und calabrischen Ställen in reichlicher Menge aufgesammelt hatte, ihm sagte: „Durchlaucht, wenn Sie gegen mich nicht gerecht sind, so ziehe ich in eine Meßbude auf dem Kohlmarkte und schreibe in großen Buchstaben daran: Logis des Rittmeisters E., den sein Herzog verhungern läßt!" Ueberhaupt wäre der Herzog durch einen häufigeren festen und mannhaften Widerstand in Schranken zu halten gewesen; denn wenn er kleinlich, eigensinnig und hartherzig war, so war er auch feig.

Seine Umgebung hatte die Schwäche, die er als Welfe sorgfältig geheim hielt, erspäht und baute darauf einen Plan, den das Revolutionsjahr 1830 wesentlich erleichterte. Es sollte durch Furcht auf den Herzog eingewirkt werden, daß er sein Land räume. Eine Reise des Bedrohten kam seinen Feinden zu Hülfe. Von Paris wie von Brüssel vertrieb ihn die Revolution, und mit den Schreckensbildern von Straßenkämpfen, sterbenden Menschen, krachenden Bomben vor der Seele kam er in Braunschweig an. Drei Wochen später verließ er das Theater nach der Beendigung einer Vorstellung. Seiner sonstigen Gewohnheit zuwider stieg er an diesem Abend nicht zuletzt in den Wagen, zum großen Glück für ihn, zum großen Glück für den guten Ruf seines Ländchens, der sonst durch den scheußlichen Flecken eines Fürstenmordes entstellt worden wäre. An dem besondern Ausgange für den Herzog standen Unbekannte, warfen sich auf den zuletzt Einsteigenden und rissen ihn zu dem nahen Katharinenkirchhof hin. An seiner Stimme erkannten sie, daß es nicht der sei, den sie suchten, ließen ihn frei und stürzten dem Wagen nach, um die Stränge abzuschneiden, erreichten ihn aber erst dicht vor dem Schlosse, wo Hülfe bereit war.

Dieser freche Mordanfall schüchterte den Herzog vollends ein. Die terroristischen Maßregeln, hinter denen er seine Furcht verbergen wollte, riefen die Aufregung erst hervor, der sie begegnen sollten. Es war den guten Bürgern außer dem Spaß, daß sie die Soldaten mit Pulvermassen handthieren sahen, deren explodirende Hälfte genügt haben würde, die Stadt und sie selbst dazu gen Himmel zu sprengen, und daß jeden Abend auf dem Schloßplatz geladene Kanonen standen, die bei dem ersten Zeichen von Aufruhr feuern sollten. Die gegenseitige Furcht und die Neugier führten die Dinge bis hart an den Rand dieses Aufruhrs. Der Herzog hielt seine Soldaten um sich, die Bürger schickten ihm Deputationen, und da der Schloßplatz der Mittelpunkt des öffentlichen Interesses war, da in Folge dessen Menschenmengen vor dem Gitter zusammenströmten und das Militär durch abgeschickte Patrouillen die Ruhe zu erhalten suchte, so konnte in jedem Augenblicke ein Zusammenstoß erfolgen.

Es wird erzählt, daß ein kleiner Zufall den Herzog bestimmt habe, den Rath der falschen Freunde zu befolgen, die ihm sagten, daß er durch eine kurze Entfernung Alles ins alte Geleis zurückbringen werde. Bei einem Gange durch das Schloß, durch den er sich überzeugen wollte, ob nicht in einem der Zimmer ein Mörder verborgen sei, soll beim Ueberschreiten einer Schwelle der anschlagende Säbel der begleitenden Husarenordonnanz geklirrt haben. Da sei der Herzog zusammengefahren und habe sich nicht ausreden lassen, daß ein Bewaffneter versteckt sei, der ihm ans Leben wolle.

Am Abend jenes Tages verließ er durch einen hintern Ausgang sein Schloß. Bei dem ersten Dorfe blickte er zurück und sah einen Feuerschein den Himmel röthen. Seine Begleiter sagten ihm zögernd, was in Braunschweig brenne. Da brachen seine Thränen hervor, denn seine Ahnung sagte ihm, die durch das Dunkel leuchtenden Flammen seines Schlosses seien das Lebewohl auf immer, das ihm sein Land nachschicke.

So unrühmlich die Regierung des Herzogs war, so übertraf er doch durch sein Leben in der Verbannung die Hoffnungen seiner Feinde. Es läßt sich kaum annehmen, daß er durch ein verständiges Einlenken sich nicht unter leidlichen Bedingungen eine Restauration hätte sichern können. Das Beispiel eines gewaltsamen Thronwechsels, eines deutschen Souveräns, den man zum Lande hinausräuchert, war zu bös, um so leicht geduldet werden zu können. Aber der Herzog zwang den deutschen Bund, ihn fallen zu lassen. Er versöhnte sich mit seinen Agnaten nicht, und um Alles zu verderben, machte er Ende November einen Versuch, durch Ausstreuung ultraliberaler Proclamationen und durch einen Einbruch mit einer Bande Benneckensteiner Wilddiebe und ähnlichen Gelichters sein Land wieder zu gewinnen. Noch Jahre später entwarf er den Plan einer Landung an der Wesermündung. General Ramorino hatte den Oberbefehl übernommen, und die Sache war bereits bis zum Ankauf von Uniformstücken gediehen, als die französische Regierung sich einmischte.

Lange hat Herzog Karl dafür gegolten, daß er mit den deutschen Flüchtlingen in Verbindung stehe und ihnen erlauben werde, ihn als Kaiser von Deutschland auszurufen. Das war vor 1848. Nach diesem Jahre hat man seinen Namen mit einer Revolution entgegengesetzten Charakters in Verbindung gebracht. Nach einem langen Aufenthalt in England hat er sich nach Frankreich eingeschifft, aber nicht in einem Dampfer, sondern in einem Luftballon. Er scheint in Paris übrigens die anerkennende Aufnahme, die sein origineller Uebergang über die Meerenge verdiente, nicht gefunden zu haben. Vielleicht entschädigt er sich dafür durch das Piquante, das in seinem Zusammenleben mit dem greisen Jerome, an den sein Vater 1807 sein Land und 1815 sein Leben verlor, jedenfalls liegt. (14.)

Ernst Rietschel.

Der Meister des Goethe-Schillerdenkmals zu Weimar wurde am 15. Dec. 1804 in Pulsnitz, einem Städtchen der sächsischen Lausitz, geboren. Er zeigte schon seit früher Jugend lebhafte Lust zum Zeichnen. Die Verhältnisse seiner Familie schienen zwar den Gedanken an eine künstlerische Laufbahn nicht aufkommen lassen zu wollen, und bereits war der Knabe Ernst Friedrich August zur Erlernung eines Gewerbes bestimmt; doch wurde noch rechtzeitig genug ein Ausweg ermittelt, und Rietschel war in Folge der Bemühungen eines besondern Gönners so glücklich, im Jahre 1820 als Zögling in die Dresdener Kunstakademie eintreten zu können. Sein erstes selbständiges Werk ließ nicht lange auf sich warten, indem die gräflich Einsiedelsche Eisengießerei zu Lauchhammer bei ihm das Modell zu einer 8 Fuß hohen Statue des Neptun bestellte, welche den Marktplatz in Nordhausen zu zieren bestimmt war.

Diese Arbeit verschaffte dem jungen Künstler die Gunst des Ministers Einsiedel, von welchem unterstützt er sich im Jahre 1826 nach Berlin zu Meister Rauch wenden konnte, der dem so viele Begabung verrathenden Schüler alsbald sehr wohlwollte und die Entwickelung seines Talentes auf jede mögliche Weise förderte. 1828 war Rietschel unter Denjenigen, die sich um das akademische Stipendium für eine Reise nach Italien bewarben. Die Aufgabe bestand darin, daß in einem Relief der Abschied der Penelope, d. h. der Moment dargestellt werden sollte, wie Penelope wider Willen des Vaters Ikarios dem abfahrenden Ulysses als Braut nachfolgt. Rietschels Versuch wurde von Allen als preiswürdig anerkannt, aber da derselbe als Ausländer füglich nicht zur Concurrenz gelassen werden konnte, so empfahl ihn der akademische Senat zu Berlin der sächsischen Re-

gierung, und diese bewilligte ihm darauf hin die Auszahlung einer gleichen Summe zum Zwecke seiner künstlerischen Ausbildung in der Fremde. So wandte sich denn Rietschel, nachdem er vorher noch mit Rauch nach München gegangen war und an der Ausschmückung des Giebelfeldes der Glyptothek thätigen Antheil genommen hatte, im Jahre 1830 nach dem Süden ins gelobte Land Italien, wurde jedoch schon im folgenden Jahre nach Berlin in seines Meisters Werkstatt zurückberufen, um ein großes Monument für den 1827 verstorbenen König Friedrich August den Gerechten von Sachsen zu beginnen. Dasselbe wurde freilich erst zwölf Jahre nachher im Dresdener Zwinger enthüllt und das Modell auch in Dresden vollendet, wohin Rietschel 1832 als Professor der Bildhauerei an der Kunstakademie berufen war. Friedrich August, der Gerechte zubenannt, als stricter Anhänger Napoleons bekannt, sitzt in kolossaler Figur auf einem Thronstuhl; das von Semper gefertigte Piedestal umgeben vier allegorische Gestalten, die Personificationen seiner Regententugenden, der Gerechtigkeit, Weisheit, Milde und Frömmigkeit.

Dieser Arbeit, die nicht ohne Anfechtung geblieben ist, folgten in den Jahren 1835 — 38 die Ausschmückung des Giebelfeldes am Augusteum, dem neuen Universitätsgebäude zu Leipzig, und für die Aula desselben sowohl ein Cyklus von zwölf großen Reliefs, die Culturgeschichte des Menschen darstellend, als auch die Marmorbüsten von Mitgliedern der königlichen Familie. Das Giebelfeld zeigt im Hautrelief Allegorien auf die vier Facultäten. 1836 bildete Rietschel auch die in Friedrichstadt-Dresden aufgestellte Büste des Königs Anton von Sachsen, und im Verein mit seinem damaligen Schüler Hähnel begann er 1839 die Arbeiten für das neue Theater zu Dresden. Von ihm sind die an den Eingängen, nicht just sehr glücklich, angebrachten sitzenden Statuen Goethe's, Schillers, Glucks und Mozarts, sowie die Reliefs in den Giebelfeldern, von denen das auf der Museumsseite in einer Allegorie die Macht der Musik versinnlicht, und das auf der Elbseite eine Scene aus den Eumeniden des Aeschylus zur Darstellung bringt. Für Dresden schmückte Rietschel ferner die Façade des neuen Logengebäudes mit drei kolossalen Köpfen von Baumeistern. Die Modelle für das Giebelfeld des Berliner Opernhauses gehören ebenfalls in jene Zeit. Eine im Jahre 1848 vollendete lebensgroße Gruppe, Maria am Leichnam Christi knieend, war vom König von Preußen bestellt; Gypsabgüsse derselben finden sich im neuen Museum zu Dresden und im städtischen Museum zu Leipzig. In den Promenaden der letztgenannten Stadt steht seit 1850 eine 8 Fuß hohe Statue Albrecht Thaers, nach Rietschels Entwurf in Bronze ausgeführt, und in Braunschweig wurde 1853 das von ihm modellirte, gleich hohe Standbild Lessings enthüllt, dessen Gypsabguß das neue Museum zu Dresden nebst andern Arbeiten von seiner und seiner Schüler Hand aufzuweisen hat.

Mit der Lessingstatue hatte Rietschel eine neue Aera seines Schaffens begonnen, insofern er bei seinem Thaer in Leipzig noch den üblichen Nothbehelf der Manteldrapirung festhielt, jetzt aber auch mit dieser Tradition zu brechen und das Costüm der Zeit in Anwendung zu bringen wußte. Das Wagniß gelang aufs beste, sodaß, als König Ludwig von Bayern bei seiner Schenkung des Erzes für das Goethe-Schillerdenkmal die Tracht des Zeitalters als Bedingung stellte, Rauch aber sich nicht bewogen fühlte, für die Dioskuren auf das antike Costüm zu verzichten, in der That kein Würdigerer zu finden war, um als Rauchs Nachfolger die schwere Aufgabe zu lösen. Auch in anderer Hinsicht darf man sagen, daß mit der Statue Lessings eine neue Phase in Rietschels Wirken begann. Aus den Lehrjahren heraus trat er in die Meisterjahre; vom Wesen des befangenen und ängstlichen Scholaren ist in seinen folgenden Werken nun nicht mehr die Rede, und aus den Banden des Handwerksmäßigen, dessen seine früheren Erzeugnisse im guten Sinne mehr oder weniger noch nicht entrathen konnten, erhob er sich zu freiem, ächt künstlerischem Schaffen. Zum zweiten Male erhielt also Rietschel Gelegenheit, die Statuen Goethe's und Schillers zu modelliren, und wer sich von seinen in dem letzten Jahrzehnd gemachten erstaunlichen Fortschritten überzeugen will, vergleiche nur die Standbilder unserer beiden Dichterheroen am Dresdener Theater mit dem Weimarer Jubeldenkmal. In jenen hat der Geist noch nicht völlig über die Materie zu triumphiren vermocht, und die Formen erscheinen noch etwas starr und gezwungen; in diesem ist das Material von der Idee bezwungen, die der todten Masse Leben und Bewegung einhaucht. Die Freude über das gelungene, im deutschen Nationalsinne, und namentlich zu Gunsten Schillers aufgefaßte Dioskurenbild in Weimar war beim Karl-Augustfeste am 2. September 1857 allgemein, wurde in ganz Deutschland nachempfunden und erhielt auch von Seiten der Fürsten in zahlreichen Ordensverleihungen ihren Ausdruck. Es konnte nicht fehlen, daß ihm in Anerkennung der Meisterschaft seines Goethe-Schillerbildes auch die Fertigung des Karl-August-Standbildes vom Großherzog von Weimar übertragen wurde. Außerdem betraute ihn das Comité für Aufstellung eines Lutherdenkmals in Worms mit dessen Modell, und für die Statue Karl Maria v. Webers, die vor dem Dresdener Theater ihren Platz finden soll, wird man gleichfalls einen schon früher gefertigten Entwurf Rietschels benutzen. Es ist also von dem jetzt eben in der Blüthe seines Schaffens stehenden Meister noch viel Schönes und Großes zu erwarten.

Büsten kennen wir von Rietschel in großer Anzahl. Für die Walhalla bildete er die Büsten Luthers und des Kurfürsten August II. von Sachsen; viel in Gypsabgüssen verbreitet sind außerdem die der beiden Sachsenkönige Friedrich August II. und Johann, sowie die seines Meisters Rauch. Ferner giebt es auch einige kleinere, zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Anlässen entstandene Bildwerke Rietschels, z. B. eine 3 Fuß hohe Marmorstatue der Ceres, ein Basrelief, welches den Charon nach Goethe's Gedicht darstellt, eine Statuette der Gerechtigkeit mit dem Buche in Bronze, die Reliefs des Christengels, der vier Tageszeiten, Amoretten auf Panthern ꝛc. Endlich hat auch Rietschel zur Wiederherstellung älterer Werke hülfreiche Hand geleistet. Im Jahre 1839 restaurirte er das gothische Portal der Stiftskirche zu Dresden, 1840 fertigte er die neue Tumba, in der die Gebeine des Markgrafen Diezmann in der Leipziger Paulinerkirche ruhen.

Mythische Darstellungen, Compositionen einer freien Phantasie haben wir von Rietschel nur sehr wenige, und seine Allegorien gehören nicht zu dem Besten, was er leistete. Seine Stärke beruht vielmehr im Porträt, worin er in der That die Alten erreichte, indem er nicht blos bei einer getreuen, im höchsten Grade ähnlichen Wiedergabe der Gesichtszüge stehen blieb, sondern Charakterporträts zu schaffen wußte, d. h. Abbilder nicht nur der körperlichen Hülle, sondern auch der innewohnenden Seele, nicht nur der leibhaftigen, auch der künstlerischen, der dichterischen Persönlichkeit. Sein Lessing ist mit dem hellen, geisterfüllten Blick und den großen, lebensprühenden Augen der ächte Vorkämpfer für Intelligenz und Humanität, während uns die Majestät, die über Goethe's Stirn ausgegossen liegt, ein Abglanz zu sein scheint von der ruhigen Würde und Hoheit seiner Dichtung, die schwärmerisch emporschauenden, durchgeistigten Züge Schillers uns an den idealen Flug und das beschwingte Pathos seiner Poesie gemahnen. Rietschels Schiller bildet jedenfalls den Gipfelpunkt und die Krone dessen, was der Künstler bisher geschaffen hat; für Goethe hat der bürgerliche Rietschel nicht in demselben Maaße warm empfunden; Zeitgenossen von damals behaupten, Goethe habe nie so strafend ernst ausgesehen, selbst wenn er den Ministerrock trug. (22.)



Friedrich Rückert.

Einer der Veteranen deutscher Dichtung und Sprachwissenschaft, — als Verskünstler vielleicht der bedeutendste in Deutschland, im Lehrgedicht neben Goethe, in der Liederdichtung neben Uhland zählend, — erblickte Rückert am 16. Mai 1789 in dem damals noch reichsfreien Städtchen Schweinfurt das Licht der Welt. Einige Jahre darauf siedelte er mit seinem Vater, einem begüterten bayerischen Rentbeamten, nach Oberlauringen über. Die Eindrücke und harmlosen Erlebnisse der ersten Jugendzeit hat er später in seinen „Erinnerungen aus dem Knabenalter eines Dorfamtmannssohnes" geschildert. Der Knabe ging dann auf die lateinische Schule seiner Vaterstadt und begab sich von da nach Jena, um dem Wunsche der Eltern gemäß Jurisprudenz zu studieren. Die Rechtsgelehrsamkeit konnte ihn jedoch nicht fesseln; statt ihrer widmete er Zeit und Fleiß den schönen Künsten und den Sprachwissenschaften. Bereits 1811 habilitirte er sich in Jena als Docent, zog aber kurze Zeit nachher als Gymnasiallehrer nach Hanau, in welcher Stellung er jedoch nicht lange verblieb; er privatisirte dann in Würzburg. Das Jahr 1813 weckte auch Rückerts Muse, das Vaterlandsgefühl machte ihn von neuem zum Dichter; als Freimund Raimar sang er seine „deutschen Lieder", die unter andern auch die vom Freiheitsdrang und dem kriegerischen Geiste jener thatenfrohen Zeit erfüllten „geharnischten Sonette" enthielten. Seine „Jugendlieder" datiren von 1807—15. Nach Klopstock und Herder hat kein Dichter den Genius unserer Muttersprache gleich rein und edel gefeiert, wie ein Priester fast zu seiner Göttin aufgeblickt. Rückert nannte die so vielfach verwälschte und verfälschte deutsche Sprache: die „reine Jungfrau" und die „ewig schöne". Er sang:

> Da ich aus dem Schlaf erwachte,
> Noch nicht wußte, daß ich dachte,
> Gabest du mich selber mir,
> Ließest mich die Welt erbeuten,
> Lehrtest mich die Räthsel deuten
> Und mich spielen selbst in dir.

Bevor er aber mit orientalischer Kunst in ihr spielte, hat er sie auch im Brausen ihrer Eichenwälder erkannt und wiedergegeben:

> Durch der Eichenwälder Bogen
> Bist du brausend hingezogen,
> Bis der letzte Wipfel barst;
> Durch der Fürstenschlösser Prangen
> Bist du klingend hergegangen,
> Und noch bist du, die du warst.

Sie ward aber auch erst durch ihn, was sie geworden; ihren tiefen Reichthum und ihre elastische Fähigkeit, in allen Weisen und Rhythmen der Welt zu reden, hat niemand so wie Rückert erschlossen. Seine „geharnischten Sonette", vom J. 1814, sind ein Wunder der Kraft im zierlich engen Raum dieses südlichen Maßes. Wem zittert nicht noch das Herz im Leibe bei Rückerts Sonett: „Was schmiedst du, Schmied? — Wir schmieden Ketten, Ketten!" Das Gedicht: „die drei Gesellen", deren einer ein Sohn Oesterreichs, der andere ein Sohn Preußens, der dritte „von Deutschland war er nur", — gehört den Urquellen jener deutschen Geistes- und Volkskraft an, aus denen die Erhebung der Nation in den Freiheitsschlachten erwuchs. — Im J. 1816 führte Rückert die Redaction des Morgenblattes in Stuttgart, den nächsten Sommer verlebte er in Rom, die folgenden Jahre abwechselnd im Schooß seiner Familie bald in Nürnberg, Koburg, Neuseß, unfern Koburg, wo er nach seinem Austritt aus dem Universitätsleben seinen heimischen Sitz bewohnt. Seit 1826 hat er in Erlangen die Professur der orientalischen Sprachen und Litteratur bekleidet, bis er 1841 vom vierten Friedrich Wilhelm mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrathes nach Berlin berufen wurde, wo er sich jedoch, weder auf der Hochschule, noch in der Stadt, heimisch fühlen lernte. — Aus seiner kurzen Stuttgarter Epoche datirt von Rückert auch eine „politische Komödie in drei Stücken": „Napoleon", sowie eine neue Gedichtsammlung, der „Kranz der Zeit". In Italien beschäftigte er sich Anfangs mit dem nicht zur Ausführung gekommenen Plane, die Geschichte der Hohenstaufen episch zu behandeln, in der Folge aber vorzugsweise mit dem Studium der italienischen Volksdichter. Von diesem letzteren wandte er sich dann nach seiner Rückkehr in die Heimath weiter zu der orientalischen Litteratur und Sprache, namentlich seit seinem Umgang mit Hammer-Purgstall in Wien. Von der Kaiserstadt ging er nach Koburg, wohin ihn die dortige Bibliothek lockte. Seine ausgebreitete und tiefe Kenntniß der orientalischen Sprachen verschaffte ihm dann die Professur in Erlangen. Zuvor hatte er sich vermählt, sowie seine „östlichen Rosen" — im Anschluß an seine linguistischen Studien — und seinen „Liebesfrühling" gedichtet, welcher, ächt deutsch, die schönsten und duftigsten Blüthen Rückertscher Poesie enthält. Der Erlanger Periode gehören zunächst seine meisterhaften Uebersetzungen an, der Makamen Hariri's unter dem Titel: „die Verwandlungen des Abu Seid" (1826), des chinesischen Liederbuches „Schi-King" (1833) und der indischen Erzählung: „Nal und Damajanti" (1828), sowie die gleich den „östlichen Rosen" ebenfalls an Rückerts wissenschaftliche Bestrebungen sich anlehnenden selbständigen Dichtungen: „Morgenländische Sagen und Geschichten" (1837), „Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande" (1837) und „Brahmanische Erzählungen" (1839). Gesammelt erschienen seine „Gedichte" in 6 Bdn. 1834—38, später, 1846, in einer Auswahl. — Auffällig erschien, daß König Ludwig von Bayern zu dem dichterischen Landsmann sich so wenig hingezogen fühlte, Rückert nicht in München eine Stellung erhielt. Erst der preußische König schätzte den Gelehrten und Dichter in ihm; doch war Rückert nicht mehr jung genug, eine neue Epoche in Berlin zu erleben. Seine in dieser Zeit erschienenen Dramen: „Saul und David, Herodes der Große, Kaiser Heinrich IV., Christofero Colombo", verrathen zu viel orientalische Contemplation, um wirklich Dramen heißen zu können. Auch als Mensch konnte sich der Mann aus dem Frankenlande in dem räsonnirenden Witz Berlins nicht wohl fühlen; sein Spottlied auf die Spree ist bekannt. Dem Dichter ward gestattet, nur die Winterzeit der Berliner Hochschule zu widmen; seit 1848 zog er sich ganz auf sein fränkisches Gut zurück, wo er ungestört die Ruhe des Brahmanen genießt. Seine „Weisheit des Brahmanen", ein ganz in orientalischer Breite contemplativ durchgeführtes Lehrgedicht, anfänglich in 6 Bdn., erschien wiederholt in den vierziger Jahren; in seinem „Leben Jesu" faßte er den Inhalt der Evangelien in einem Lehrgedicht ab. Er verlor sich damit ganz und gar aus der Kernkraft der deutschen epischen Rhythmen und aus der zusammengefaßten Plastik der Antike. Beides aber lebt und athmet in den Gedichten seiner ersten Epoche. Sein „Rostem und Suhrab" wird zu den besten deutschen Epen zählen, und wenn es gilt, nachzuweisen, wie universal die deutsche Sprache in den Formen aller Welt zu denken und zu dichten wußte, wird Rückert im Triumph auf den Schild gehoben werden. Er dichtete Ghaselen, nach dem persischen Dschelaleddin, und Makamen (eine Novellenart mit Doppel- und Tripelreimen), als hätte Hariri's arabischer Humor sie ihn selbst gelehrt. Seine Ritornelle, Sicilianen, Terzinen, Sestinen sind in ihrer Art ebenso bewundernswürdig wie seine griechischen Hendekasyllaben, seine Nibelungenstrophen und seine altdeutschen Volksweisen. Von diesen lebt in Aller Mund sein Lied: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit"; unsere Gesangbücher enthalten einen Schatz von ihm in dem Liede: „Dein König kommt in stiller Größe". Sein „Liebesfrühling" mit Edelstein und Perle wird wohl — eben als sein Edelstein und seine Perle anerkannt bleiben; er dichtete diese Poesien nicht um zu reimen, sondern er reimte hier um zu dichten.

(22.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 31. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 31. Juli.

Inhalt.

Brasilianische Wanderungen.*)

Es ist ein lebendiges Zeugniß für die Strebsamkeit der Prinzen des Hohenzollernschen Hauses, daß binnen wenigen Jahren Wißbegier und Wanderlust zwei derselben in Regionen geführt hat, denen der eigentliche Tourist nicht zu nahen pflegt, sondern die nur der Staatsmann und Militär aus Pflicht und Nothwendigkeit, oder der Naturforscher und Ethnolog seiner Wissenschaft wegen aufsucht. Fürstensöhnen ist es doppelt nöthig, die Rauhheiten und Entbehrungen des Lebens in fernen Landen aufzusuchen, da sie sonst in Zeiten des Friedens zu leicht in dem goldenen Einerlei ihres glattverlaufenden Daseins die Spannkraft des Geistes und Charakters verlieren, welche Ereignisse, die sie auch in der Heimath in ungewöhnliche Lage bringen, leicht von ihnen fordern können. Auch gewinnen ihre Anschauungen im fremden Land und unter fremden Leuten einen weiteren Horizont, und ihr Blick gewöhnt sich mehr an die Verhältnisse des eigentlichen Lebens, als in den abgeschlossenen Kreisen, in welchen sie sich selbst bei der laxesten Etiquette zu Hause bewegen. Eine bessere Verwendung ihrer Muße als zu solchen Wanderungen läßt sich daher kaum denken. Der leider zu früh verstorbene Prinz Waldemar hat 1845 Ostindien in seiner ganzen Ausdehnung bereist, drang in dem Himalaya bis an die thibetanische Grenze vor, lernte die englische Herrschaft am Indus und Ganges in Krieg und Frieden kennen, und nahm ehrenvollen Antheil an dem ersten Feldzug gegen die Sikhs und an dessen blutigen Schlachten. Es war ihm nicht vergönnt, von den gesammelten Kenntnissen und Erfahrungen zum Nutzen seines Vaterlandes praktischen Gebrauch zu machen. Sein älterer Bruder, Prinz Adalbert, war darin glücklicher. Ihn zog es nach den Tropen und ihrer herrlichen Natur. Er sah die prachtvolle Bucht von Rio, die großartigen Urwälder des brasilischen Binnenlandes, den gewaltigen Amazonenstrom, dessen Nebenflüsse größer als die bedeutendsten europäischen Ströme sind, und benutzte die Ueberfahrt auf einer ihm zur Verfügung gestellten sardinischen Fregatte, den Marinedienst kennen zu lernen, wie er auch keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, sich mit den Einrichtungen der Marinen fremder Staaten bekannt zu machen. So sammelte er sich die Kenntnisse ein, welche er in seiner jetzigen Stellung als Admiral der preußischen Flotte verwerthen kann.

Eine Beschreibung der Reise des Prinzen erschien bereits 1847 als Manuscript gedruckt unter dem Titel: „Aus meinem Tagebuch 1842—43, von Adalbert, Prinz von Preußen" als Prachtwerk in Berlin, gelangte aber natürlich nur in wenig Hände. Jetzt bringt uns Kletke nach diesem Tagebuche eine Schilderung der Reise, welche des Interessanten Viel enthält. Die sardinische Fregatte S. Michele brachte den Prinzen, begleitet von den Grafen Oriolla und Bismark von Genua, nachdem unterwegs Malaga, Gibraltar, Cadiz, Madeira und Teneriffa besucht und dessen Pic bestiegen worden war, nach sechswöchentlicher Fahrt nach Rio de Janeiro, wo er an dem kaiserlichen Hofe mit den gebührenden Ehren aufgenommen ward. Die neue Welt machte sich fühl- und sichtbar, so wie der Reisende um sich schaute. In der Stadt aller Glanz eines europäischen Hofes, wo nur die die weißen Prinzessinhändchen küssenden Negerofficiere als ungewohnter Anblick auffielen, französisches Theater, Theegesellschaften, der ganze Apparat europäischer Civilisation, unmittelbar an den Thoren der Neger und der Mischlingsindianer auf dem Felde arbeitend, und der Urwald bis an die letzten Häuser der Stadt herantretend. Sehr bald lockte es auch den Reisenden aus den Straßen Rio's hinaus, und kaum konnte er es erwarten, den Ritt nach den Ufern des Parahyba do Sul anzutreten, der ihn in die jungfräuliche Wildniß des Innern einführen sollte. Er begnügte sich aber nicht damit, die Provinz Rio Janeiro zu besuchen, sondern dehnte seine Wanderungen auch nach dem Amazonenstrom und dem Xingu aus, und besuchte, den Para hinauffahrend, die noch nicht von der Cultur berührten Indianerstämme an dessen Ufern. Wir erlauben uns, aus diesen Fahr-

*) Reise Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Adalbert von Preußen nach Brasilien. Aus dem Tagebuche Seiner Königlichen Hoheit mit höchster Genehmigung auszüglich bearbeitet und herausgegeben von H. Kletke. Berlin, Hasselbergsche Verlagshandlung, 1857.

ten einige Episoden hervorzuheben, deren erste uns, wie in der Tropenwelt nur natürlich ist, in den Urwald führt.

„Früher hatten wir immer auf unsern Ritten gefragt: ob dies oder jenes Urwald sei; nun fragten wir nicht mehr — denn wir wußten es jetzt! — Jener feierliche Schauer, jenes heilige Gefühl sagte es uns, das einen jeden befällt, der zum ersten Mal in einen Urwald eintritt. Anfangs starrten wir hinein in jenes Labyrinth von hohen, schlanken Stämmen, die wie Riesen neben uns aufstiegen, und in das uns umgebende Gewirr von Schlingpflanzen; wir blickten hinauf zu jenem leichten Laubdach, das den Himmel über uns nur wie durch einen Flor erkennen ließ, ohne daß wir uns aber irgend Rechenschaft geben konnten von dem, was wir sahen. Man male sich einen Urwald mit der glühendsten Phantasie zu Hause aus, — man wird dennoch seine kühnsten Erwartungen übertroffen finden, sobald man wirklich den Fuß in einen solchen Wald hineinsetzt. Alles ist hier colossal, — alles scheint der Urwelt anzugehören; wir selbst, mit unsern Rossen und Thieren, kommen uns außer Proportion vor und fühlen, daß wir einer ganz andern Zeit angehören. — Zuerst ist es der ungeheure Maßstab, der uns in Staunen versetzt; bald aber erregt die gänzliche Verschiedenheit der Pflanzenwelt dieser Wälder von der unseres Erdtheils unsere Verwunderung in noch höherem Grade. — Wenn wir in der Heimath einen Strauch, oder hie und da einen Obstbaum in anmuthiger Farbenpracht blühen sehen, so finden wir hier Baum-Colosse in Blüthe, deren Höhe die der unsern um das Doppelte, Dreifache übertrifft, während ihre Blüthen den größten Blumen unserer Gärten an die Seite gestellt werden können, und dazu in solcher Fülle hervorsprossen, daß das ganze Laubdach des Baumes sich oft in ihre Farben zu kleiden scheint, wie wir es schon von den rothen Sapucajas angeführt haben, an denen in dieser Jahreszeit meist jede Spur von Grün verschwindet. Heute waren es vor allem jene Bäume mit prachtvollen großen lila, und jene mit weißen Blüthen, die besonders viel zur Zierde der Wälder beitrugen, indem sie mit den so verschiedenen Nuancen des umgebenden Grüns auf das lebhafteste und anmuthigste contrastirten. Hatte sich der unstät umherschweifende Blick an all' der Farbenpracht sattsam gelabt, so suchte er wieder die tiefen Schatten auf, die sich uns ernst und melancholisch zwischen den Riesenstämmen zur Seite des Weges erschlossen. Da leuchtet plötzlich mitten in dem dunkeln Laube die fußhohe, feuerfarbene Blüthe einer Tillandsie gleich einer Riesen-Ananas oder einer colossalen Erdbeere auf. Dann ziehen uns wieder die reizendsten Orchideen ab, die theils an den kerzengerade aufgeschossenen Stämmen hinanklettern, theils die Zweige wild und malerisch überwuchern, welche selten tiefer als 60 bis 80 Fuß von der Erde ihre Ausbreitung beginnen. Die große Fruchtbarkeit des Bodens, will es scheinen, läßt zu viel Bäume auf einmal neben einander aufschießen, so daß anfangs die Aeste keinen Raum finden, sich auszubreiten, und daher ein Stamm den andern zu überragen strebt, um sich nach oben Luft zu machen. Da, wo kleinere Aeste sich von jenen größern abzweigen, oder da, wo letztere einen Auswuchs haben, pflegen die Tillandsien sich gern einzunisten, und oft colossal, gleich einer mannshohen Aloë, schauen sie von dieser schwindelnden Höhe, sich voll Grazie niederbeugend, auf den Wanderer hinab.

Zwischen all' diesen mannigfachen Pflanzen, die den Aesten zu entsprießen, oder sich auf denselben zu balanciren scheinen, erblicken wir jene Moose, die als Alongeperrücken oder Roßschweife an den Zweigen der colossalen Orchideen- und Tillandsien-Träger herabhängen, oder in Gestalt von langhaarigen Bärten den Riesen der Urwälder das Ansehen ehrwürdiger Greise geben, welche die Last eines Jahrtausends nicht zu beugen vermochte. — Hierzu denke Dir die Tausende von Lianen, die von oben herab dem Boden zustreben, oder in den Lüften hängen, ohne denselben zu erreichen; denke sie Dir meist mehrere Zoll stark, ja häufig so dick, wie ein Mann im Leibe, dabei, gleich den Aesten der Bäume, mit Borke überzogen; — doch vergeblich wirst Du Dich bestreben, Dir alle die unzähligen bizarren, an's Fabelhafte streifenden Verschlingungen auszumalen, in denen sie sich uns zeigen. Oft kommen sie wie gerade Stangen herab, und sind in die Erde gewachsen, so daß man sie bei ihrer Stärke selbst für Bäume halten könnte; oft bilden sie große Schleifen und Ringe von 10 bis 20 Fuß im Durchmesser, oder schlingen sich so um einander, und legen sich dabei so in einander, daß sie mit Ankertauen wirklich zu verwechseln wären. Zuweilen schnüren sie den Baum ordentlich ein, von Distance zu Distance; oft ersticken sie ihn ganz, so daß er alles Laub verliert und seine abgestorbenen Riesenarme gleich ungeheuren weißen Korallenzweigen starr in das frische Grün des Waldes hineinstreckt, gleich wie der Tod oft schauerlich mitten in's blühende Leben hineinragt; oft auch geben sie dem alten Stamme statt des geraubten Schmuckes ein neues Laubdach, daher es zuweilen scheint, als besäße ein und derselbe Baum drei bis vier verschiedene Gattungen von Blättern.

Ueberhaupt ist das Laub unendlich mannigfaltig; doch sind die Blätter meist sehr fein und klein, und das Dach, das sie bilden, nicht von großem Umfange, dabei aber sehr oft pinienartig gewölbt. Nie habe ich Nadelholz in den Urwäldern gefunden; dagegen sieht ihm häufig das Laubholz wegen seiner dunkeln Farbe täuschend ähnlich. Sehr eigenthümlich nahm sich eine Gruppe Imbaibas aus, deren dünne, glatte, weiße Stämme, auf einer Anhöhe zur Seite des Weges wurzelnd, hoch aus dem Dickicht aufschossen, und deren kleine, aus großen ausgezackten Blättern gebildete Dächlein sich malerisch an einander schlossen oder gegenseitig überragten. Nicht weniger zog ein anderer, der Imbaiba in mancher Hinsicht ähnlicher Baum mit silbergrauen an ihrer untern Seite weißen Blättern meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, dem ebenfalls die regelmäßige Weise, wie seine Aeste, gleich Candelaber-Armen, ansetzen und sich nach oben überbiegen, ein so eigenthümliches Ansehn giebt.

Den höchsten Reiz aber im Urwalde gewähren, wenigstens mir, jene leichten, graziösen Palmen, die der leiseste Wind hin und her beugt. Ihre dünnen, schlanken Stämme sind fast mit der Hand zu umspannen, und doch reichen sie bis zur halben Höhe der hohen Laubholzstämme hinauf, und haben

daher oft eine Länge von mehr als 60 bis 70 Fuß. Gleich einer Puschel, auch einem Busche herabhängender Federn nicht unähnlich, wölbt sich hoch oben die aus den äußerst zart gefiederten Wedeln gebildete, ganz kleine Krone, überragt von einer scharfen, hellgrünen Spitze, die dieser reizenden Palme oft das Ansehn einer dünngeschäfteten Lanze, oft auch das eines schwankenden Rohres giebt. Nie habe ich etwas Graziöseres gesehen! Kommen sie einmal vor, so beugen sich stets eine Menge dieser Palmen, ganze Büschel, aus dem Laube hervor, lassen sich von jedem Lüftchen schaukeln, oder schütteln sanft das liebliche Haupt und grüßen voll Huld und Anmuth hernieder. Die Palmen scheinen die Geselligkeit zu lieben; nicht die hochaufschießenden schlanken allein, sondern auch jene mit den Dornen und den großen Kronen, sowie auch noch viele andere hohe Palmen mit stärkeren Stämmen, und die aus dem Boden sprossenden, stammlosen Palmensträucher pflegen sich strichweise im Urwalde zusammenzuhalten. Oft reitet man eine lange Strecke weit, ohne etwas Palmenartiges zu sehen, und dann begleiten einen die Palmen wieder stundenlang.

Anfangs zogen wir stumm unseres Weges, bald aber folgte Ausruf auf Ausruf, denn mit jedem Schritt nahm unser Erstaunen zu, — mit jedem Schritte zeigte sich uns ein neues Bild! — Hier ist Alles wunderbar und ganz anders, wie wir es uns in unserm kalten Norden vorstellen! Wo sieht man wohl das Große und Erhabene mit dem Sonderbaren, das Schöne mit dem Lieblichen zu einem so harmonischen Ganzen vereinigt, als gerade in den tropischen Urwäldern der neuen Welt!

Doch über meine schlanken, biegsamen Palmen hätte ich fast die baumartigen Farnkräuter vergessen, die allein an Grazie mit ihnen wetteifern können. Sie sind wirklich mit kleinen Palmen zu vergleichen, nur erscheint ihr leichtes, elastisches Blätterdach flach und weniger buschig als eine Palmenkrone; dabei lassen sie die Blätter mehr hängen, ohne dieselben, gleich den Palmenwedeln, zu wölben. Gar lieblich sieht es aus, wenn diese enormen, 10 bis 15 Fuß langen und gewiß mehr als fünf Fuß breiten Farnkrautpflanzen von dem leisesten Lüftchen angehaucht, bei ihrer an's Aetherische grenzenden Leichtigkeit, sich auf's graziöseste wiegen, und diese anmuthigen, sanften Schwingungen in's Unendliche fortsetzen.

Mäuschenstill ist es aber im Urwald nicht, wie man sich das wohl so denkt, denn die Vögel und Cicaden verstummen keinen Augenblick. Einige der ersteren, und unter ihnen namentlich ein schöner, großer brauner Vogel fesselte unsere Aufmerksamkeit; auch erkannte Herr Theremin das Geschrei des weißen Ferrador oder Aravonga, den wir jedoch nicht zu sehen bekamen. Nach Affen spähten wir fleißig umher, allein umsonst."

Mitten im Urwald waren aber doch heimathliche Gesichter nicht fern, denn die Reisegesellschaft kam auf Sierra alta, auf dem höchsten Punkte des Passes, vier Legoas von Agoas Compridas, nicht allein zu Menschen, sondern sogar zu ehrlichen Deutschen. Wilhelm Eller aus Darmstadt nahm sie herzlich und freundlich auf und bewirthete sie, so gut er es vermochte. Bei dem reinen Darmstädter Dialekt seiner Jugend konnte man es fast vergessen, daß man sich hier mitten im Urwalde, auf der unwirthbaren Sierra befand. „Es war wahrhaft rührend zu sehen, wie der „Wilhelm" noch an Deutschland, das er doch schon vor achtzehn Jahren verlassen, und an allen alten Erinnerungen hing, und welche Freude er hatte, daß seine „Buben" mitten in den Urwäldern ebenso deutsch und frisch heranwuchsen, als wären sie in der Heimath der Eltern erzogen worden. Er wußte viel von bunten Vögeln zu erzählen, die in manchen Jahreszeiten seine einsame Wohnung besuchten; so führte er unter andern an, daß die Araras sich oft auf die Zweige ganz nahe vor dem Hause niederließen. Auch von einer Onça (einem Tiger), die sein Haus einige Wochen lang umkreist hatte, war er einmal heimgesucht worden. Ein anderer Deutscher, Heinrich Vogler aus Braunschweig, hielt sich beim „Wilhelm" auf; er war Soldat in der hiesigen deutschen Legion gewesen, und schien mit seinem Aufenthalt in Brasilien nicht besonders zufrieden. Die aus Bingen gebürtige Wirthin brachte unseren Reisenden, die bald wieder aufbrachen, das Essen. Aus dem, was die Leute forderten, zeigte sich, daß sie auch hierin ebenso einfach und bieder geblieben waren, als wenn man in Deutschland bei ihnen eingekehrt wäre. — Wie doch die Leute manchmal an Kleinigkeiten hängen; so fragten sie den Prinzen gleich: „ob das ein deutscher Stock sei," und es that ihnen leid, daß er es nicht war, denn sie hatten ihn mit Freude in die Hand genommen.

Einen abenteuerlichen Ritt durch die Nacht machte der Prinz von Bomjardim nach Cantagallo, wo die Arrieiros vorausgegangen waren, und die Reisenden daher des Führers entbehren mußten. Die Dunkelheit trat so plötzlich ein, daß es in wenigen Minuten ganz finster ward; keine Spur vom Wege war mehr zu sehen.

„Der Prinz wußte sich nicht anders zu helfen, als die Maulthiere vorzunehmen, zu deren Orientirungssinn er schon seit lange viel Vertrauen hatte. Graf Bismark setzte sich zuerst an die Spitze, auf seinem grauen, steinalten Thiere, und so ging es getrost in die Nacht hinein. Die Urwälder, oder was sonst die Reiter umgeben mochte, erklangen von alten deutschen Liedern, während die wegweisende Mula, ihrer wichtigen Aufgabe sich bewußt, sicher vorwärts schritt. Einer folgte dicht auf den Andern; Graf Oriolla beschloß den Zug. Die Cicaden schwirrten in ihrer kreischenden Weise, und hie und da gab eine Unke jene melancholischen Klagetöne von sich, die sich gerade wie ein menschliches Stöhnen anhören, während der Paukenfrosch einen Lärm vollführte, als würde Holz gefällt. Keiner sah den Andern; doch glaubte der Prinz zuweilen einen Schimmer von Graf Bismarck's lichtem Ueberrock oder seinem hellgrauen Thiere zu ahnen. So verging eine lange, lange Zeit! Kreuzwege kamen; es wurde berathschlagt; — die Mula entschied! denn die Reisenden wußten ja nichts von den Fußsteigen in diesen fernen Landen! Oft glaubten sie — eine dunkle Ahnung sagte es ihnen — an Abhängen hinzureiten; dann glitten die Thiere wieder im

aufgeweichten Lehmboden, der Körper fiel nach vorn: es ging bergab — das fühlte man wohl, wenn auch die schwarze Nacht jede Spur des Weges den Blicken entzogen hatte. Dann und wann hörten die Reiter wohl einen Schlag; — doch ihr „Prinz Eugenius", oder der „Dessauer" und das „Mantellied", verstummten darum keinen Augenblick! Erst später erfuhren sie dann, wer gestürzt war. Interessant war es, die Pferde die Tiefe des Wassers erproben zu sehen, das hie und da den Weg überschwemmte. Da mit einem Male erblickte man vor sich ein Licht! Der Weg führte lang darauf zu. Das Ohr lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit und hörte gar viel: — die Klagetöne, das Holzfällen, Alles schien auf Menschen zu deuten. Allein, was war es? Ein fliegendes hellleuchtendes Glühwürmchen! — Auf solche Weise ließen sich die Reisenden noch ein paar Mal anführen.

Plötzlich stießen die Thiere auf Stangen, welche den Weg abzusperren schienen, und kletterten mühsam darüber fort; ein Feuer leuchtete entgegen, Stimmen wurden deutlich: — man hielt am Bivouac einer Tropa, auf einer naßkalten Wiese! — Welche Freude! Dieser Weg war der richtige: man befand sich wirklich auf der Straße nach Cantagallo. — „Cantagallo ist noch zwei Legoas von hier," entgegnete auf die Fragen der Reiter das Wesen, welches ihnen das Stacket hinter dem Bivouac öffnete. — Neu erfrischt ging's weiter. Herr Theremin mit seiner Mula löste Graf Bismark von seinem gefährlichen Posten ab. Da begann es zu blitzen, und wie! Einen Moment sah man den Weg sich durch eine Berggegend schlängeln, und dann war plötzlich wieder Alles schwarz! Zuweilen riefen Stimmen vom Ende des Zuges den Vorderen zu, zu halten; es mußte irgend Jemand gefallen sein; einen Augenblick, und Alles schloß wieder auf. Auf einmal gab's eine General-Confusion; man stutzte; — jede Spur des Weges war verloren! Ein Theil der Gesellschaft hielt beim nächsten Blitz oben auf dem Rande eines Hohlweges, der Rest unten, und es vergingen wohl zehn Minuten, bis die Marschordnung wieder hergestellt war. — Bei einer solchen Gelegenheit verlor Graf Oriolla seinen Poncho. — Noch lange ging es so fort, da beleuchtete ein neuer, heller Blitz zwei sich trennende Wege. Man schwankte, wohl wissend, daß der falsche Weg nicht nach Cantagallo, sondern höchstens in einen nassen Bivouac führen würde, denn der Regen goß schon lange in Strömen herab. — Da erschien urplötzlich, als ein wahrer Helfer in der Noth, der Sardinier, der am Tage vorher die Reisenden eine Strecke begleitet, und übernahm die Führung der Colonne. Gleich darauf wurde ein breites Wasser durchritten, dessen Tiefe Herr Theremin das Vergnügen hatte näher zu erforschen, indem er über den Kopf seines Maulthieres herabfiel. Doch damit war's noch nicht genug. Bald nachher ritt man nämlich wieder in einen Hohlweg hinein, wo es denn abermals lange dauerte, bis diejenigen glücklich herunterkamen, die, statt dem Fußsteig zu folgen, auf den Rand hinaufgerathen waren. Zu diesen letzteren gehörte auch Herr Theremin, der einen Augenblick von seinem nassen Thiere abgesprungen war. Kaum aber hatte man ihm zugerufen, „sich in Acht zu nehmen, er stehe oben auf dem Rande," als er, nicht ahnend auf welcher Seite der Abhang sei, getrost einen Schritt vorwärts in die schwarze Nacht hineinthat, und mit einem tüchtigen Gepolter den Anderen vor die Füße rollte. Da gab's denn viel zu lachen, und es dauerte geraume Zeit, ehe der Consul sein treues Thier dazu bewegen konnte, zu ihm herabzusteigen. Kaum war Herr Theremin wieder im Sattel, so ging es auf schlüpfrigen Pfaden weiter, und zwar, wie es schien, an Abhängen hin. Da plötzlich hielt man vor der Thür eines Hauses: es war das Haus von Monsieur Friaux zu Cantagallo. — So hatte denn die Gesellschaft endlich nach halb elf Uhr den Ort ihrer Bestimmung glücklich erreicht, wenngleich, ohne die Fata des Consuls zu rechnen, Graf Oriolla siebenmal mit seinem braunen struppirten Stutzschwanze gestürzt war, und der Diener des Prinzen dreimal mit seinem steifen Schimmel. Nun wurde gut soupirt, und nicht lange, so ruhte Alles in festem Schlafe."

In der Nähe von Cantagallo besuchte der Prinz die große Kaffeeplantage Aldea, um die Eigenthümlichkeiten dieser Cultur kennen zu lernen. Der Kaffee erfordert das beste Land, namentlich die Sonnenseite, und wird in der Regel auf frisch niedergebrannten Urwald gepflanzt; nur in seltenen Ausnahmefällen baut man ihn auf alte, d. h. mindestens zwanzigjährige Capueira, deren Asche dann das einzige Düngungsmittel abgiebt. Er trägt zehn bis fünfzehn Jahre hindurch gute Früchte; dann haut man ihn ab, worauf er aus der Wurzel wiederum ausschlägt und nach zwei Jahren schon wieder reichlichen Gewinn bringt. Auf 1000 bis 1500 Kaffeebäume rechnet man gewöhnlich einen Neger; zu Aldea zählte man deren 170, ohne die Kinder, mit denen 250,000 solcher Bäume bewirthschaftet wurden. Wie einträglich diese Cultur sein muß, ergiebt schon der Umstand, daß bereits die Summe von 110,000 Milreis beinahe abbezahlt war, für welche die drei Herren, der Dr. Troubas, der ehemalige Weinhändler David und der Modewaarenhändler Henry aus Rio diese Fazenda mit etwa 130 Negern vor fünf Jahren von dem aus dem Hannöverschen gebürtigen Herrn Friedrich Fröhlich gekauft hatten.

„Sobald der Kaffee von den Negern gepflückt ist, werden die Bohnen auf dem „Terreiro", einem freien Platze vor dem Hause — einer Art Tenne von geschlagenem Lehm — getrocknet; hierauf bringt man sie in großen Kasten in die durch Wasser getriebene Stampfmühle, und endlich in die Kaffeefege, wo sie zweimal ausgestäubt werden. Dann erst ist der Kaffee so weit vorbereitet, um auf die Tropas verladen und versandt zu werden. Außer diesen Anstalten zeigte man den Gästen noch eine mißglückte Dampf-Trockenanstalt für den Kaffee und einige Einrichtungen, die auf den Unterhalt der Neger abzwecken und von dem Begriff der Fazenda unzertrennlich sind. So sah der Prinz hier unter anderm das erste Engenho, eine Zuckerrohrpresse, zur Bereitung des Branntweins. Eine solche Presse ist sehr einfach eingerichtet, wie überhaupt das ganze Maschinenwesen in diesen Gegenden. Das Zuckerrohr wird nämlich zwischen drei senkrecht stehende Walzen gesteckt, die sich in entgegengesetzter Richtung um-

drehen. Der auf diese Weise aus dem Zuckerrohr gepreßte Branntwein „Agua ardente de Cana", ist von besserer Qualität als die aus dem Abfall beim Zuckersieden, aus Syrop, verfertigte „Caxaça".

Doch ein anderes Haupterforderniß' einer Fazenda, der Schweinestall, zu dem die Fremden sogar zuerst geführt worden waren, darf nicht vergessen werden. Er bestand aus zusammengelegten Baumstämmen, war oben offen und sehr reinlich, was ihm die Herren jedoch zum großen Vorwurfe machten, da diese Viehgattung am besten im Schmutze gedeihe. Das Schweinefett, meinten sie, sei zur Bereitung der Negerspeisen unentbehrlich.

Während sich Prinz Adalbert mit den Damen des Hauses unterhielt, ergriffen seine Gefährten die Gelegenheit, die Negerwohnungen in Augenschein zu nehmen, die sich in einem langen, schmutzigen Gebäude von nur einem Stockwerk befanden, das im Aeußern sehr viel Stallartiges hatte. In dem Lazareth, welches die Herren zuerst sahen, fanden sie die Zimmer, sowie die Wohnzimmer selbst, für beide Geschlechter getrennt. Eine Negerin lag auf einer Binsenmatte mit ihrem „Negrinho" an der Brust, den sie in der vergangenen Nacht geboren hatte. „In ein paar Tagen wird sie wieder arbeiten," bemerkte der Doctor zum Grafen Bismark. In der Männerstube waren vier bis fünf Kranke, lauter zufällig Beschädigte. Dann kam die Waschstube an die Reihe, wo ein jeder Schwarze ein mit einer Nummer versehenes Fach hat. Alle Sonntage wird zu Aldea den Männern eine reine weißleinene Hose und ein Hemd, den Frauen ein Rock und ein Hemd verabreicht. Hierauf durchwanderten die Herren einen langen Corridor, aus dem sie in die Wohnungen der Neger, kleine, vom Rauch geschwärzte Zimmer, eintraten. Alle Abend nämlich nach der Arbeit zünden die Bewohner Feuer in demselben an, um das sie stundenlang, selbst nach der schwersten Tagesarbeit, herumsitzen; dabei plaudern sie und rauchen, sowohl Männer als Weiber, ihren Tabak, der ihnen wöchentlich zugetheilt wird.

Die Arbeit beginnt auf der Fazenda bereits um vier Uhr Morgens, nachdem sämmtliche Sklaven Kaffee mit Zucker genossen haben. Um zehn Uhr nehmen sie ein zweites Frühstück ein, bestehend aus Mandiocamehl und gekochtem Reis oder Mais. Um zwei Uhr wird Mittag gemacht, wobei es „Carne secca" (gedörrtes Fleisch, das meist aus Buenos-Ayres kommt) nebst Reis und Farinha giebt, obgleich in der Gegend von Cantagallo die Neger meist nur Schweinefleisch und Fett als gewöhnliche animalische Nahrung zu erhalten pflegen, da der Transport der Carne secca von Rio hierher zu kostspielig ist. Dann geht die Arbeit wieder bis sieben Uhr Abends fort. Von sieben bis neun Uhr wird Abendbrod gegessen, das wieder aus Reis, Mandioca- oder Maismehl besteht, und von neun Uhr an ist eigentlich Schlafenszeit; doch statt dessen zieht sich die gesellige Abend-Unterhaltung meist bis zwölf, auch ein Uhr in der Nacht hin. — In den Zimmern liegen sie zu sechs bis acht zusammen, jeder hat seine Binsenmatte, und außerdem haben sich die meisten in der Stube noch kleine Hütten aus Baumzweigen und Brettern zusammengezimmert, in denen sie bei weitem lieber liegen, als auf den Esteiras: ein Ueberbleibsel ihres frühern Lebens in der Wildniß, gegen das sich sehr schwer ankämpfen läßt, obgleich es, wie der Doctor ganz richtig bemerkte, ihnen viel zuträglicher wäre, wenn sie nicht in diesen engen Kasten schliefen."

Eine Zuckerplantage sahen die Reisenden erst später auf einer Insel des Parahyba. Auf der Hinfahrt fiel ihnen die Aehnlichkeit dieses Stromes mit der Elbe auf. „Selbst die wenigen, am jenseitigen Ufer oder auf den Inseln wachsenden Palmen versteckten sich fast unter den anderen Bäumen, sodaß sogar der Unterschied der Vegetation gegen die vaterländische, vom Flusse aus gesehen, nur gering erschien. Gegen die Barre zu bedeckt niederes Gestrüpp die Dünen; eine höhere Art Zwergpalmen, hohe ananasähnliche Pflanzen und einzelne Agaven wachsen dazwischen." Doch nun zur Zucker-Fazenda, und zwar zur Beschreibung des Engenho.

„Unter einer leichten Bedachung trieben vier im Kreise herumgehende, an lange Hebel gespannte Ochsen ein einfaches Rad, welches wiederum drei mit Eisen beschlagene, aufrecht neben einander stehende Walzen, wie zu Aldea, in Bewegung setzte Auf einem der Hebel saß ein Negerknabe, der die Thiere vermittelst einer langen Stange lenkte. Zwei andere Schwarze waren beschäftigt, das Zuckerrohr durch die beiden verschieden großen Zwischenräume der Walzen mit der Hand hindurchzuziehen, und zwar zuerst durch den größern, und dann durch den kleinern. Der ausgepreßte Saft wird in den ersten und größten der drei neben einander stehenden Kessel geleitet, in welchem derselbe gekocht und darin mit der sogenannten „Quada" vermischt wird, einer Flüssigkeit, die entweder aus Guararema und Wasser oder Kalkwasser, oder aus Guararema und Kalk besteht. Von diesem ersten und größten Kessel wird die Masse in den zweiten und dann in den dritten Kessel, den kleinsten von allen, vermittelst Cocosschaufeln übergeschöpft, wo man sie wieder umkochen läßt, bis sie immer dicker und dicker wird. Im ersten Kessel hat die Zuckermasse eine schwefelgelbe, im zweiten nimmt sie eine dunkelgelbe, und im dritten eine braune Farbe an. Der überkochende Schaum eines jeden Kessels wird zur Caxaça- oder Branntweinfabrikation verwendet. Vom dritten Kessel kommt der dickflüssige Zucker, der „Meláço", in einen ausgehöhlten Baum, das Kühlfaß, worin er mit einem Holz hin und her geschoben wird. Hierauf füllt man den Meláço in Holz- oder Thontrichter, deren Boden einen Abfluß nach unten hat, der aber anfänglich zugestopft ist. In diesen Gefäßen krystallisirt der Zucker, während über die vollen Trichter eine Lage nassen Thons gestrichen wird, welche, die braune Farbe des Zuckers anziehend, ihn weiß macht. Der Abfluß kommt wieder der Caxaça-Bereitung zu gut, die darin besteht, daß der abgeschöpfte und abgelassene Zuckersaft zuvörderst in Fässer gefüllt wird, in denen er mit der Zeit in Gährung übergeht, und daß man ihn dann in das Kühlfaß bringt. Zu Aldea mischte man den Zuckersaft noch mit Hefe, um die Gährung zu erhöhen. Das ausgepreßte Zuckerrohr endlich wird als Brennmaterial benutzt, während nur das frische zum Viehfutter dient."

Nach Besichtigung des Engenho nahm die Gesellschaft eine



nahe Zuckerrohrpflanzung in Augenschein. Der obere Theil des Rohres dient als Steckling zur Fortpflanzung. Während in gutem Boden das Zuckerrohr wohl fünfzehn Jahre lang in der Erde bleibt, da der Wurzelstock immer neue Schößlinge treibt, und die ausgezogenen Stümpfe nur stellenweise nachgepflanzt zu werden brauchen, muß es dagegen in gewöhnlichem und schlechtem Boden, wie es namentlich auch hier der Fall war, alle Jahr (nach Anderen alle zwei Jahre) neu gepflanzt werden. In einem Jahre gelangt das Zuckerrohr zur vollständigen Reife; das Unkraut wird nur Anfangs ausgejätet, indem später die heranwachsende Canna selbst es erstickt.

Wir schließen mit einer Schlangenjagd auf dem Amazonenstrome. Mit der Jagd auf die zahllosen Wasservögel beschäftigt, welche den Strom bevölkern, gewahrte Prinz Adalbert links vor sich, von der Sonne hell beschienen, auf dem weißen Uferschlamm einen silbernen Knäuel, der alsbald für eine große Schlange erkannt wurde, die sich behaglich sonnte. Ein Schuß des Grafen Oriolla traf sie in den Schwanz, worauf sie aus ihrem schlummerartigen Zustande zu erwachen schien. Fast in demselben Augenblicke strandete auch schon das Boot dicht dabei, und zwar etwas oberhalb, im seichten Wasser, doch so, daß die Schlange durch das Buschwerk den Blicken entzogen wurde. Sofort stürzte sich der größte Theil der Reisegesellschaft und der Mannschaft mit einem Feuereifer, als gälte es mehr als ein bloßes Jagdvergnügen, über Bord, um das Ufer zu erreichen.

Graf Oriolla bekam die Schlange zuerst wieder zu Gesicht, aber schon war das geschmeidige Thier bestrebt vor ihm in hohen Bogensätzen den Wald zu gewinnen. „Schon sah der Graf den Augenblick kommen, wo ihm die Schlange entschlüpfen würde, als sie plötzlich im weichen Schlamme unter einen quer vorliegenden, umgestürzten Baumstamm tauchte. Kaum war das Kopfende der riesigen Schlange unter dem Baume, so führte auch der Graf bereits einen Stoß mit seinem Hirschfänger nach der Mitte ihres Leibes; da dieser Stoß aber ihre feste Haut kaum ritzte, warf er sich rasch mit der ganzen Last seines Körpers auf sie, ihr den spitzigen Stahl wenige Fuß vom Schwanzende in den Rücken stoßend, nachdem sie sich in diesem Augenblicke schon mit drei Vierteln ihres Körpers unter dem Baumstamm hindurchgewunden hatte. Allein es war unmöglich, den riesigen Flüchtling ganz aufzuhalten; derselbe zog im Gegentheil seinen kühnen Verfolger an dem Eisen, das sogar ein Stück in die Erde eingedrungen war, unwiderstehlich mit sich fort und immer näher an den quer vorliegenden Stamm heran. Es war ein Glück für Graf Oriolla, daß die mächtige Schlange keinen Versuch machte, sich über den Stamm zurückzubiegen und ihren Feind zu umwickeln, was bei der Geschmeidigkeit ihres Rückgrates, trotz der Dicke des Baumes, ihr wohl ein Leichtes gewesen wäre. Aber ein größeres Glück war es noch, daß Graf Bismark, der einzige von der ganzen Gesellschaft, der mit einer Flinte bewaffnet war, gerade in diesem bedenklichen Augenblick auf dem Kampfplatz erschien. Der Graf überkletterte den Stamm, stellte sich der bäumenden und zischenden Schlange gerade von vorn entgegen und gab ihr, ganz in der Nähe, mit großer Kaltblütigkeit einen Schuß, sodaß das Gehirn herumspritzte, und sie betäubt, ja fast leblos schien." — Wundervoll soll es gewesen sein, dies ungeheure Thier noch kurz vorher in seinen gewaltigen Kraftanstrengungen zu sehen, wie es sich in Ringeln zusammenrollte, bald links bald rechts den Kopf schleudernd und vergeblich trachtend, sich dem so gut geführten Stahl des Grafen Oriolla zu entziehen. Einen Augenblick nach dem Schusse jedoch, dessen Schrotkörner, auf diese wenigen Schritte dicht zusammenhaltend, wie eine Kugel gewirkt und außer einem Theile des Kopfes den linken Unterkiefer fortgerissen hatten, schien es wieder, trotz des halbzerschellten Schädels, aus seiner Betäubung zu erwachen. Graf Bismark eilte daher an Bord zurück, Herrn Theremins Flinte zu holen, aus der denn auch das Ungethüm die letzte tödtende Kugel empfing. Es war eine Riesenschlange von 16 Fuß 2 Zoll Länge und 1 Fuß 9 Zoll Umfang.

—J.

Neue deutsche Dramen.

Zweiter Artikel.

„Der Prätendent von York" von Alfred Meißner (Leipzig bei Herbig) ist bereits dieses Dichters drittes dramatisches Werk. Er hat den Stoff dazu, nachdem er vorher im „Weib des Urias" einen biblischen, und in „Reginald Armstrong" einen socialen Stoff behandelt hatte, diesmal der Geschichte entlehnt. Prinz Richard ist ein englischer „Demetrius". Er galt seinen Anhängern und sich selber als ächter letzter Plantagenet und kämpfte als rechtmäßiger Prätendent von York gegen Heinrich VII., der ihm ein Usurpator seines Thrones schien. Zu spät entdeckt ihm endlich der Jude Warbek das Geheimniß seiner Abkunft; freilich ist er ein Sproß des verstorbenen Königs Eduard, dessen Züge er trägt, aber ein illegitimer Sproß, die Frucht einer verborgenen Liebe seines Vaters zum schönen Judenmädchen Lea. Dies Bewußtsein des Unrechts, oder besser seines halben Unrechts, welches ihm erst klar wird, als er auf seinem Wege nicht mehr zurückkann, macht ihn zum tragischen Helden. Die Lüge, der er bisher fremd blieb, heftet sich an seine Sohlen und fordert endlich sein Leben als Sühnopfer für sich ein. Er stirbt auf dem Schaffot. Sicherlich ist dieser Stoff zur dramatischen Behandlung geeigneter, als die beiden früher von Meißner erwählten, gegen die auch vom Standpunkte der psychologischen Wahrheit mancherlei einzuwenden war. Die jetzt in Rede stehende Handlung enthält tragische Elemente, und wir haben es darin mit Menschen zu thun, deren Geschick uns Theilnahme, deren Persönlichkeit Interesse erregt. Am meisten gilt beides vom Helden, dessen Charakterzeichnung verständige Anlage, scharfe Linien und einen warmen Farbenton darlegt. Die besten Scenen die-

ser Partie und wohl auch des ganzen Stücks sind die Scenen Richards mit Katharina, sowie mit Warbek, welchen auf der Bühne, wie uns dünkt, ihre Wirkung nicht fehlen kann. Es ist keine Frage, daß Alfred Meißner dramatisches Talent besitzt; er versenkt sich mit Hingebung in größere Stoffe und verräth in seiner Entwicklung für das Theater rühmliche Ausdauer und Energie. Früher war die Sprache des Verfassers nicht frei von reflexiösen und lyrischen Angewöhnungen; jetzt zeichnet sich dieselbe durch edle Einfachheit, schwungvollen Wohllaut und lebendige Kürze sehr vortheilhaft aus. Und so ist endlich auch von Seiten des architektonischen Baues das vorliegende Stück bereits ganz befriedigend. Die Scenen bauen sich naturgemäß nach einander auf, und das Gesetz der Steigerung ist nicht außer Acht gelassen.

All dies Lob in Bezug auf dramatische Architektur können wir dem „Prinzen von Tarent“ von Wilhelm Duncker — nicht zu verwechseln mit Max Duncker, dem von Halle nach Tübingen berufenen Historiker — nicht zutheilen. Der Verfasser hat früher eine Gedichtsammlung „Lieder ohne Weisen“ veröffentlicht, in denen sich ein freundliches Gemüth mit anmuthigen Klängen vernehmen ließ. Für die Tragödie scheint seine Begabung nicht auszureichen, wenigstens nach dieser ersten von ihm abgelegten Probe zu schließen, und wir sind deshalb begierig, ob uns vielleicht sein „Mon de Caus“, den er — gleichzeitig mit Brachvogel — unter der Feder haben soll, vom Gegentheil überzeugen wird. Was das vorliegende Stück (Stettin bei Nagel) anlangt, so hat darin der alte Fürst von Tarent bezüglich der Frauen sehr herbe Erfahrungen gemacht, und seine eigene Gattin war es, die ihn treulos verließ; dadurch ist er zum erbitterten Misogyn geworden, und weil er seinen Sohn Antonio vor allen ähnlichen Unbilden bewahrt wissen will, ließ er ihn in größter Einsamkeit erziehen. Es wurden ihm z. B. nur männliche Umgebungen gestattet, und deswegen glaubte denn der Verfasser die fast lächerliche Voraussetzung machen zu dürfen, daß der eben zum Jüngling heranreifende Prinz von einem andern Geschlechte noch gar nichts Bestimmtes wisse. Aber Ahnungen wenigstens stellen sich doch auch bei ihm schon ein; in seiner Brust beginnt heißes Sehnen zu erwachen nach einem schönen unbekannten und unsagbaren Etwas, und Gedanken dämmern in ihm, die dem Vater und dem Hofmeister viel zu schaffen machen. Endlich tritt ihm mit der jungen Gräfin Rosamunde, die sich in den fürstlichen Park zu schleichen gewußt hat, ein Weib in leibhaftiger holder Gestalt nahe, und nun gelangt der unklare Träumer plötzlich zum hellen Bewußtsein der Liebe und Leidenschaft. Der Vater wird leichter, als man denken sollte, durch die beredte Zunge der Gräfin umgestimmt, und es steht nichts im Wege, um die Geschichte nicht gut auslaufen zu lassen. Der Stoff, arm und schwach wie er ist, liefert keine Gelegenheit zu wirkungsvoller und spannender Charakteristik, und die Situationen, zu denen er Veranlassung giebt, sind des dramatischen Lebens baar. Er würde höchstens für eines der jetzt beliebten lyrisch-epischen Gedichte ein genügender Vorwurf sein, wo seine Unbedeutendheit sich hinter Bilderpracht und Melodienreichthum verstecken könnte, und so sind auch in der That die etwaigen guten Eigenschaften des „Prinzen von Tarent“ lyrischer Art. Durch die Verse geht ein leichter spielender Fluß; auch der Reim giebt sich meist ohne Beschwerde.

Ein neues „Drama“ Robert Gisecke's heißt: „Die beiden Cagliostro“ (Leipzig, bei Brockhaus). Der Verfasser scheint sich besonders dazu gestimmt zu fühlen, den Schwindelgeist in jeder möglichen Form seiner Erscheinung poetisch zu behandeln. Gleich sein erstes noch anonym erschienenes Werk, die „modernen Titanen“, war im Grunde genommen nichts Anderes als eine Satyre auf den politischen Schwindel der vergangenen Jahre; in „Carrière“ trat sodann eine andere Species des Schwindels auf, und welche, besagte schon der Titel; in „Va banque“ endlich versuchte Gisecke zu zeigen, was für ernste, tragische Folgen auch der so leichtfertige, scheinbar so harmlose Geldschwindel nach sich ziehen könne. In dem vorliegenden Stücke nun ist der Vorwurf nicht mehr irgend eine Seite des socialen Lebens der Gegenwart; es erscheint darin ein der Geschichte angehöriger und historisch gewordener Repräsentant des Schwindels, jener unvergleichliche und räthselhafte Graf Cagliostro, mit dem sich bekanntlich auch unsere beiden größten Dichter schon nachhaltend beschäftigt haben, Schiller im „Geisterseher“ und Goethe im „Großkophta“. Auch ein Drama aus neuerer Zeit, von Franz Trautmann, existirt, worin Cagliostro die Hauptrolle spielt. Was Robert Gisecke anlangt, so suchte er, laut Vorwort, „seines Stoffes in der Form des Intriguenstückes Herr zu werden.“ Und in der That, ein Intriguenstück ist es, mit welchem wir es hier zu thun haben, weshalb wir denn auch nicht einsehen, warum es der Verfasser dennoch als „Drama“ bezeichnet hat. Der Titel „Die beiden Cagliostro“ schreibt sich daher, daß ein Mitglied des Rosenkreuzerbundes, Baron von Velsen, der sich dann als verkappter Prinz ausweist, den Grafen kluger Weise durchschaut hat und hinter das sehr ordinäre Geheimniß seiner scheinbaren Allmacht und Allwissenheit gekommen ist. Die Scenen, in welchen die beiden Männer mit den Waffen des Geistes ihre Zweikämpfe bestehen, aus denen bald Der, bald Jener als Sieger hervorgeht, sind gewiß mit vielem Scharfsinn geschrieben, und der Verfasser kann sich zugestehen, daß er erreicht hat, was er dem Vorworte zufolge beabsichtigte, den Grafen nämlich, „dies Monstrum von Lüge und Charlatanerie, das so manche Parallele mit den Thorheiten der Gegenwart bietet, in seinem Glanze zu schildern und in seiner Virtuosität zu enthüllen.“ Und nicht blos die Hauptperson ist gelungen, sondern auch die episodischen Figuren, die Gruppe des deutschen Reichsgrafen, Ehrenfried von Knipphausen, und der ihn Umgebenden, seiner altjüngferlichen Schwester Minette, der Prinzeß-Nichte und der verschiedenen Hofschranzen und Geheimsecretäre, überhaupt die ganze sogenannte „gute Gesellschaft“ des 18. Jahrhunderts ist mit Zierlichkeit und feinem Spotte geschildert, und in der französischen Schauspielerin Adelaide von Montpensier klingen die Vibrationen eines heißblütigen Naturells und begehrlicher Liebessehnsucht einige Male sogar in fast poetisch zu nennender Weise an. Aber so sehr wir unseren Verstand durch die Lectüre des geschickt combinirten und wohlausgeklügelten Stückes angezogen fühlten, so lautet das Endurtheil über dasselbe doch

dahin, daß unser Herz fast ganz leer dabei ausgeht und nirgends in Anspruch genommen wird. Als Intriguenstück erregen „die beiden Cagliostro" in uns durchaus nur die Spannung der Neugier; von ethischem Gehalt, den jedes Drama haben sollte, ist darin nichts zu spüren. Auch genügt das Ende nicht vollkommen, wenngleich wir freilich nicht angeben können, wie es sich bei dem einmal gewählten Stoffe anders gestalten sollte. Der Graf wird zum Schluß als Betrüger entlarvt, aber durch unvermuthet schnelle Flucht entzieht er sich wieder aufs neue der menschlichen Gerechtigkeit, und dem Baron bleibt für sich und alle Uebrigen nur der sehr ungewisse Trost: „Nun denn, so wollen wir seine Streiche laut der Welt verkünden! Damit wird er vernichtet sein!" Der Autor hat dies gethan, aber vergessen, uns menschlich für seinen Helden fühlen zu lassen.

Von S. H. Mosenthal lasen wir „Das gefangene Bild", dramatische Phantasie in drei Aufzügen (Stuttgart, bei Cotta). Hier sendet ein gekrönter Mäcen zwei junge Künstler aus, um das verloren gegangene Gemälde eines berühmten Meisters aufzusuchen. Endlich findet der Eine der beiden Jünglinge das vermißte Kleinod, sein Genosse aber ersieht in einem Mädchen, die sich dann als die Tochter des Künstlers ausweist, gleichsam das lebendige Urbild seiner Schöpfung, und mit deren Hülfe wird dann das Werk den Händen zweier alten, halbverrückten Leute entrissen, die den Genuß der Betrachtung Niemandem, als nur sich gönnen wollten. In der an den König Johann von Sachsen gerichteten Widmung giebt Mosenthal deutlich zu verstehen, daß er unter dem in Rede stehenden Gemälde die im Dresdener Museum befindliche Holbein'sche Madonna gemeint habe; auf geschichtlicher Basis beruht aber die Handlung des Stückes wohl nicht, sondern sie ist des Dichters eigene Erfindung, die durch das Beschauen des Bildes veranlaßt wurde. Ein eigentliches Drama ist das Stück freilich auch nicht, und der Verfasser hat es bezeichnend genug und bescheiden „Phantasie" getauft. Die Hauptsache ist weder ein sittlicher Conflict, noch eine besondere Gemüthsstimmung. Ein lebloser Gegenstand vielmehr spielt die wichtigste Rolle, und das ist ein tief einschneidender dramatischer Mißgriff, der nicht vergessen gemacht wird, auch wenn, wie es scheint, Mosenthal blos die an und für sich ganz anmuthige Idee zu verkörpern strebte, daß die Liebe das Kunstwerk schuf, und durch sie nun auch dasselbe erlöst wird. Uebrigens enthält das Stück viel poetische Empfindung, und wir begegnen im Dialoge mancher hübschen und originellen Einzelheit.

Der Künstlerwelt entnommen ist auch Theodor Goltdammers Schauspiel: „Petrarca und Laura" (Berlin, bei Decker), welches der Verfasser selber als „den Versuch einer Dramatisirung des herrlichen Canzoniere" angesehen haben will, „der dessen Geist und den Dichter selbst, der ihn schuf, lebendig dem Auge darzustellen bezwecke." Die Nothwendigkeit dieses Unternehmens ist uns aber nicht recht klar geworden; wenigstens können wir nicht Hrn. Goltdammer die Befähigung dafür zusprechen, da er zu wenig poetisches Gemüth zu besitzen scheint, um dem italienischen Dichterheros jenen Zauber zu bewahren, der ihn in unserer Vorstellung umgiebt. Das Stück hat eine sehr nüchterne Haltung und keine allzu glatten Verse.

Im höheren Style hält sich Eduard Mohr's „Coligny" (Amsterdam bei Seyffardt). Wenigstens verräth die Sprache dieses Stückes eine nicht seltene Begabung in der festen und geschmackvoll sinnigen Charakteristik der Gestalten. Der Diction fehlt es weder an Schwung in den Versen, noch an Witz und Bildern in der Prosa. Die Kraft und Frische der Charakterzeichnung, die verständige und noble Haltung der Figuren ist äußerst wohlthuend. Dem Admiral Coligny selber, dem Haupt der Hugenotten, dem Opfer der Bartholomäusnacht, fallen die Sympathien des Lesers gleich beim ersten Erscheinen zu, und um ihn schaaren sich in gleich guter Ausführung alle seine Getreuen, der nachmalige Heinrich IV., der ritterliche Condé, der klug bedächtige Vicedom von Chartres, der weise Ramée u. A. Dieser Gruppe gegenüber steht an der Spitze der ihr ergebenen Höflingspartei Katharina von Medicis, mit der der Verfasser, ähnlich wie Goethe mit seinem Alba, einen Reinigungsproceß vorgenommen hat, indem sie nicht, wie in einigen anderen Stücken, als wuthschnaubende Megäre, als mißgeschaffenes Scheusal vor uns hintritt, sondern als Trägerin einer in ihrer Art berechtigten historischen Idee. Zwischen beiden schwankt bis zum Schlusse des Stückes, wo die allzu späte Wendung eintritt, der gute, jedoch schwache, auf sein Recht eifersüchtige und für sein Leben fürchtende König Karl IX., während über dem Getriebe der Parteien der Repräsentant der Kirche, der päpstliche Legat, Cardinal von Alessandrien, seine Stellung behauptet. Wir geben eine Probe aus dem vierten Acte. Katharina hat die Genossen ihrer Partei Mitternachts im Louvre versammelt. Es handelt sich darum, ob Rom gutheißen wird was man bezweckt. Der Cardinal weiß sich und die Kirche reinzuhalten und verräth zugleich mit Klugheit und Würde den hierarchischen Diplomaten, der den Drang der Leidenschaft nicht hemmen darf. Er zieht sich in folgender Weise aus der Schlinge:

Nevers.

Wird Rom auch billigen —?

Cardinal.

Nichts ungeschehen;
Geschehen wird die That vom Zweck gerichtet.
Die Handlung ist als Handlung nichts. Der Zweck
Giebt ihr die Seele. Insofern Parteien
Sich um die Herrschaft streiten, ist der Stich,
Der durch den Rücken geht, verbrecherisch.
Sofern der Staat bedroht ist, gilt der Staat
Mehr als der Mensch; und Vieles ist erlaubt;
Nicht Alles.
Doch wenn die kirchenschänderische Hand
Sich ausstreckt nach dem Allerheiligsten,
Dann müssen — uns're Thränen Alles sein,
Das Ungeheure abzuwehren.

Nevers.

Schwer
Zugänglich dem gewöhnlichen Verständniß
Sind diese Lehren von der doppelten
Natur in Einer und derselben Handlung,
Der ungeweihte Geist durchdringt nicht diese
Mysterien; Ihr Ausspruch reicht uns hin.
Wird Rom genehmigen —?

Cardinal.

Ach, Herzog, hier,
Ich muß es fürchten, ist die Stelle nicht,
Wo Priester ihrem Gotte dienen; hier
Verlangt vielleicht die Noth, was göttlichen
Und menschlichen Geboten widerstrebt.
Der Mensch muß athmen, will er leben; folglich,
Wer mir die Luft verpestet, thut nicht wohl.
Was mich betrifft,
Ich darf nicht mehr zu einem Kreis gehören,
Der and're Waffen als die Liebe braucht,
Sich selbst und dieses Land zu retten.

Keineswegs brechen in Mohrs Drama die furchtbaren Ereignisse der Pariser Bluthochzeit mit so wüstem Lärm in die Scene, wie in der Meyerbeerschen Oper; ihre Schrecken umgeben uns gleichsam nur unsichtbar, und wir athmen sehr langsam die schwühle Gewitterluft ein, die damals Paris umgab. Der Verfasser des Drama's ist äußerst enthaltsam in Vorführung von blutigen Gewaltscenen; er motivirt so bedächtig, dergestalt daß er den Ausbruch der Katastrophe fast zu spät giebt und schließlich die Hauptschläge noch schuldig bleibt. Die Anlage der Charaktere ist sehr besonnen. Das von den verschiedensten Leidenschaften bewegte Gemüth des jungen Königs in den Scenen, wo ihm die Gegner Coligny's mit kluger Ueberredungsgabe denselben verdächtig machen, der gekränkte Mannesstolz und die Trauer Heinrichs von Navarra über seine unerwiederte Leidenschaft für Margarethe von Valois, die treu sorgende und aufopfernde Kindesliebe der Louise Teligny, diese vorbereitenden Affecte und Stimmungen sind im Stücke gleich schön im Ausdruck. Und neben den von einer reichen, warm und voll aus der Seele strömenden Empfindung durchdrungenen Stellen finden sich endlich auch Partien, auf die der Humor seine Streiflichter wirft. Die Nichtigkeit und Erbärmlichkeit der Hofcamarilla ist es, welche der Spott des Dichters trifft, und so gehören denn besonders die zwei Kammerherren zu jenen von Hamlet sogenannten „Diminutiven der Natur", an Rosenkranz und Güldenstern erinnernd. Allein vor lauter schön und sauber entwickelten Nebenscenen kommt es nicht zur Hauptaction. Der große Streit der katholischen und protestantischen Partei ist nicht schlagkräftig durchgeführt, und aus der großen Bartholomäusnacht wird nichts als ein zweimaliges Attentat des Herzogs von Guise gegen Coligny. Der Admiral wird auf dessen Geheiß Anfangs verwundet, und der an beiden Armen Verstümmelte schließlich ebenso meuchlings in seinem Zimmer niedergestoßen. Der König schießt nicht aus dem Fenster auf die Hugenotten, der Cardinal sichert dem Heinrich von Navarra den Schutz zu und heißt endlich Alles gut, das große Mordgewühl in Paris wird unserm Auge vorenthalten, und die Dichtung ist hinter der schweren Wucht der Geschichte allzu sehr zurückgeblieben, die Historie ist, dünkt uns, größer als die Poesie, welche zu zaghaft scheint, die blutige Tragödie ganz zu enthüllen. Möchte Eduard Mohr Stoffe finden, denen seine Muse mehr gewachsen ist.

Eduard Rüffer's „Sophonisbe" (Gotha bei Thienemann) führt uns einen neuerdings auch von Hermann Hersch in Frankfurt und Wien auf die Bretter gebrachten Stoff vor. — Zwischen zwei numidischen Königen, Syphax und Masinissa, die in dem vorliegenden Drama, um demselben noch eine tragischere Färbung zu verleihen, sogar als Brüder erscheinen, sind blutige Feindseligkeiten ausgebrochen, hervorgerufen dadurch, daß sich der Eine zu den Karthagern, der Andere zu den Römern hielt. Syphax wird todt gesagt, und seine Gemahlin Sophonisbe, die die Befreiung von dem ungeliebten Gatten als eine Gunst des Schicksals empfindet, vermählt sich alsbald mit Masinissa, der schon vorher der Abgott ihrer Seele war. Das ist sicher ein Stoff, der, wenn er auch nicht das Menschenherz in seinen tiefsten Tiefen erschüttert, dennoch sehr wohl im Stande sein kann, uns aufzuregen. Man darf also wirklich sagen, was wir in Rüffers Vorworte lesen: „Nicht den Stoff, sondern den Dichter trifft die Schuld, wenn das Publicum kalt bleibt", d. h. der Verfasser wird sich demnach gefallen lassen müssen, seinen eigenen Ausspruch auf sich angewendet zu sehen, insofern er das seinem Stoffe inwohnende beträchtliche Quantum von Tragik durchaus nicht so, wie es möglich gewesen wäre, ausgebeutet hat. Was hätte z. B. aus den Scenen Scipio's mit Syphax und dann mit Masinissa Alles werden können! Aber statt zwei kleine Meisterstücke schlauer und intelligenter Ueberredungskunst, zu welchen hier Gelegenheit gewesen sein würde, haben wir in ihnen nichts als ein interesseloses, matt hinschleichendes Gespräch ohne Feuer und Leben. Auch das Ende ist nicht so, wie es sein sollte, indem es viel zu unvermittelt eintritt. Denn nichts erwartet man weniger, als Sophonisbe so ohne alle Vorbereitung und innere Kämpfe in den Tod gehen zu sehen, obgleich der Grund für diese Selbstvernichtung wohl berechtigt erscheint. Masinissa hat nämlich nur die Wahl, ob er seine königliche Würde verlieren oder das geliebte Weib den Römern überliefern will. Sophonisbe aber mag natürlich ebenso wenig den Triumph des Scipio zieren helfen, als Schuld daran sein, daß dem angebeteten Manne die Krone vom Haupte genommen werde, und so weiß sie denn keinen anderen Ausweg, als freiwilligen Tod, wodurch sie zugleich den Masinissa von der qualvollen Alternative befreit. Wir würden also, wie gesagt, die heroische Aufopferungsfähigkeit solcher Liebe sehr wohl begreifen und bewundern können, wenn dieselbe nicht so ganz unverhofft uns entgegenträte. Im Leben freilich fehlen oft die Uebergänge, das Schicksal des Menschen macht häufig unberechenbare Sprünge; in der Poesie aber, zumal im Drama, soll nichts das Gleichmaß stetiger Bewegung stören, und die Charaktere und Begebenheiten dürfen nicht gleich fertig und plötzlich uns nahen, wir wollen sie in ihrem Werden und auf allen Stadien ihrer Entwickelung belauschen. — Merkwürdig ist auch die Sprache im Rüfferschen Drama, die bald eine große Schönheit und sinnvolle Auswahl der Bilder und Redewendungen zeigt, bald eine ganz gewöhnliche Nüchternheit oder gar eine ungewöhnliche Unbeholfenheit. Eine Probe ihrer stellenweisen Anmuth sei uns vergönnt hier anzuführen. Sophonisbe erhält die Nachricht von der Wiederkehr Masinissa's aus dem Kriege und bricht darüber in folgende Worte aus:

„Laut möcht' ich jubeln ob der frohen Kunde!
Noch heute zieht Numidiens Herrscher ein,
Heut' soll das Ziel der langen Trennung sein,

Noch heute hänge ich an seinem Munde!
Flieg' ihm entgegen, Bote meines Glücks,
Und überbring' ihm diese Rosenknospe,
Soeben erst gepflückt von meiner Hand.
Und sag' ihm, daß, so lang' er fern gewesen,
Ich wie die Rosenknospe mich verschlossen
Vor jeder Freud', die Hoffnung ausgenommen,
Die ich auf seine Rückkehr ängstlich hegte.
Erschien' er aber wieder unter uns,
Wie nach dem nächt'gen Dunkel das verjüngte
Eosumlachte liebe Taggestirn,
Würd' ich beim Strahle seines Sonnenblicks,
Sogleich mein ganzes Sein entfaltend, blüh'n,
Ihn zu erfreu'n, wie dieser Rosenkelch
Noch heute Abend sich erschließen wird.

Gleich zwei Dramen zusammen hat **Rudolph Neumeister** erscheinen lassen (Leipzig bei Gebhard und Reisland), „**Hannibal und Livia**“ und „**Herodes und Mariamne**“. Den letzteren Stoff hat neulich Herr v. Lepel in Berlin maltraitirt. Mit Friedrich Hebbel, der ihn großartig, aber nicht glücklich behandelte, kann Herr Neumeister nicht wetteifern. Schon darin z. B. ist das Drama Hebbels im Vortheil, daß es den Conflict zwischen den Titelpersonen zur Hauptsache macht, das vorliegende Stück dagegen hat die Feindschaft zwischen den Idumäern und Maccabäern, wofür wir uns viel weniger interessiren können, zum Thema. Eine Zerfahrenheit im Ganzen äußert sehr üble Wirkungen; es fehlt alle künstlerische Anordnung, alle Concentration. Dennoch hat der Verfasser, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, die Gabe dramatischer Darstellung, und mehr als eine Stelle, wenn nicht in dem noch recht schülerhaften Stücke „Hannibal und Livia“, so doch in „Herodes und Mariamne“ beweist dies auf sehr erfreuliche Weise. Wir erinnern an die Scenen zwischen den beiden Hauptfiguren, eine andere Stelle aber wollen wir den Lesern zur Probe vorführen. Der König ist von dem Bruder seiner Gattin in seiner Herrscherehre gekränkt worden und brütet über einen gewaltsamen Entschluß. Zu sich selber spricht er:

Und wenn ich nun wie Einer, der das Auge
Auf schmahlem Steg, am steilen Felsenabgrund,
Damit der Schwindel ihn nicht fasse, schließt,
Wenn ihn hinüberträgt das sich're Maulthier,
So, daß er nach bestandenen Gefahren
Der Stelle kaum sich noch erinnern kann,
Wo ihm der Sturz ins Felsengrab gedroht; —
Ja, wenn ich nun — ich gleiche solchem Wand'rer —
Das Auge meines Geistes auch verschlösse,
Und mein Gefühl und meinen Willen nicht
Zur Klarheit kommen ließe, Dämmrungsschein
Durch meine Seele wöbe, dunkle Nacht
Um mein Gedächtniß und um die Erinn'rung —
Und so — ja! ja! Schließ', Auge! schließe dich!
Ich muß! Es gilt — der Bube — oder ich!

Wir nennen noch fünf Dramen, an denen sich das bekannte Wort des Dichters bethätigt: Die Lust, ein Trauerspiel zu schreiben, mag in ihren Autoren groß gewesen sein, aber die Kraft war schwach, sehr schwach. Die Titel, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten mögen, lauten der Reihe nach so: „**Jadwiga, Königin von Polen**“ von **M. Dornheim** (Stuttgart bei Hallberger), „**Pausanias**“ von **Fritz Eichhorn** (Düsseldorf bei Kaulen), „**Karl Martel**“ von **Gotthelf Weiter** (im 1. Bande der „Bühnenspiele“, Lübeck bei Dittmer), „**Einer Lüge Folgen**“ von **M. E. Stern** (Leipzig bei W. Gerhard), und endlich: „**Herz und Haupt**“ von **Karl Schwebemeyer** (Berlin bei Julius Springer). Das letztgenannte Werk, welches 32 Bogen füllt, hat einen politischen Grundgedanken, und der Sinn des Titels wird uns klar aus den Schlußworten:

„Ich seh' die deutschen Völker alle
Zu einem, einem Volk vereint,
Wenn, Deutschland, dir zum alten Herzen
Dereinst ein neues Haupt ersteht!

Aber so wohlmeinend auch die Absicht des Verfassers gewesen sein mag, so ist doch leider nicht zu verschweigen, daß dieselbe sich niemals in würdiger oder poetischer, sondern meistens in geradezu komisch zu nennender Weise offenbart hat.

Es sei uns gestattet, hier noch einige allgemeine Bemerkungen anzuknüpfen, weil wir es bisher unterlassen haben, überall uns davon zu überzeugen, ob denn die in Rede stehenden Stücke sämmtlich ächttragische Stoffe behandeln, und der Hauptheld in jedem ein wahrhaft tragischer Charakter sei. Wir bringen hiermit eine schwerwiegende und von den Kunsttheoretikern noch nicht gehörig in Betracht gezogene, geschweige denn gar schon gelöste Frage ins Gedächtniß, die Frage, welche Art menschlicher Schuld im Gedankenreiche der Poesie für strafwürdig und büßenswerth zu halten sei und welche nicht, oder mit andern Worten: ob das Vergehen gegen die ewig gültige und unumstößliche höhere sittliche Weltordnung nicht ungleich mehr bedeuten wolle und völlig verschieden sei von dem Vergehen nur allein gegen das der Zeit verfallende, immer wechselnde und nimmer stabile staatliche Gesetz? d. h. also: ob nicht blos das Erstere den Menschen zu einer tragischen Person mache, das Letztere, wodurch nicht das uns Allen eingeborene sittliche Bewußtsein, das gute Princip, die Gottheit — sage man, wie man wolle, — sondern nur die mit irrende und strauchelnde, nicht minder verbrecherische Menschheit verletzt wird, aber nicht? Besonders für das historische Drama müßte die Aufrechterhaltung oder Zurückweisung dieses Grundsatzes von Wichtigkeit sein. Denn die Geschichte weist wenig wirklich tragische Helden auf, und ist es denn darum wirklich von jedem historischen Drama zu verlangen, daß sich ein solcher darin finde? Das Drama, wo dies der Fall, mag noch eine tiefere sittliche und künstlerische Bedeutung haben; aber bleibt es nicht immer eine schöne Aufgabe und ein lobenswerthes Werk, große Menschen, nachdem wir von ihnen in Büchern gelesen, zu neuem Scheinleben auf der Bühne zu erwecken? Der Geschichte ist es gleich, wie viel passende Dramenstoffe sie liefert, und die ewige, daher auch ächttragische Gerechtigkeit thut sich oft vor dem irdischen Blicke nur in den Schicksalen von Generationen und Völkern, aber nicht von einzelnen Individuen kund — kann daher das Aristotelische Postulat der „Schuld, Buße und Versöhnung“ dem historischen Drama nicht von Zeit zu Zeit nachgelassen werden, und kann es dann nicht genügen, daß der Dichter uns bedeutende Men-

schen auf der Scene vorführt, für die wir uns interessiren, eben weil sie Menschen waren?

Wir fühlten uns zu diesen Andeutungen, die eine gehaltvolle theoretische Frage freilich wohl nicht erledigen, sie doch aber vielleicht ein klein wenig zu fördern im Stande sind, gedrängt, und wir erachteten sie für nicht unpassend in einem Aufsatze, der über eine ganze Anzahl historischer Dramen zu berichten hatte. Daß dies aber der Fall war, bringt uns nun auch darauf, unserer Verwunderung darüber Ausdruck zu verleihen, daß doch von allen den vielen neuerdings wieder vollendeten Dramen so gar wenige sich mit der Gegenwart beschäftigen. Auch unter den heute besprochenen ist kein einziges, welches von dem Geiste unserer Zeit erfüllt wäre und Menschen der jetzigen Generation auf die Scene brächte. Und doch dürfte ein solches Drama, und vielleicht auch blos ein solches, der regsten und hingebendsten Theilnahme des Publicums gewiß sein, wenn es nur sonst die unentbehrlichsten künstlerischen Anforderungen befriedigte! Wir sind übersättigt davon, immer nur die Gräber sich öffnen und die Todten nochmals zum Lichte heraufbeschworen zu sehen. Wir wollen nicht ewig und immer den Blick rückwärts wenden in weit hinter uns liegende Jahrhunderte, sondern wünschen, daß im Theater unser geistiges Auge endlich auch einmal da weilen könne, wo unser leibliches weilt, auf dem stürmisch bewegten Felde der Gegenwart. Wir wollen Menschen sehen, die leiden, was wir leiden, und sündigen, wie wir sündigen, wir wollen eine Idee triumphiren sehen, die auch uns begeistert, eine Handlung, mit der wir sympathisiren, einen Kampf, dem wir uns anschließen können. Der Dichter lerne den Pulsschlag des heutigen Volkslebens verstehen, und er halte uns selber einen Spiegel vor, in dem wir uns beschauen! Noch ist das Leben nicht so arm und matt, daß es nicht Stoff böte zu poetischer Behandlung. Alltäglich vollziehen sich insgeheim die rührendsten und ergreifendsten Tragödien, und wer ein Auge dafür hätte, wer in Worte zu fassen verstände alle die verborgenen Thränen, Schmerzen und Freuden des Volkes, der könnte eine neue Aera unserer dramatischen Litteratur hervorzaubern.

Schließlich nennen wir noch vier Trauerspiele, die sämmtlich bereits in den dreißiger Jahren entstanden oder begonnen wurden und vor kurzem in zweiter Auflage erschienen sind. Friedrich Wilhelm Rogge's „sämmtliche Werke" (Berlin bei R. Decker) enthalten im 3. und 4. Bande die Dramen: „Kaiser Friedrich Barbarossa", „König Manfred", „Kaiser Heinrich IV." und „Bianca Vanezzi". Das letzte ist eine gar nicht ungeschickte, aber überflüssige Nachahmung von „Romeo und Julie", in der sich sogar die anmuthigen Sylbenstechereien und Wortspiele wiederfinden, hinter welchen sich dort die erwachende Liebe zu verstecken sucht. Auch die drei historischen Stücke verdienen mannichfaches Lob, und besonders zeichnen sie sich durch eine gewisse unbeengte und großartige Auffassung der geschichtlichen Thatsachen, sowie durch gewählte Diction aus. Ihnen voran gehen, gleichfalls in zwei Bänden, die „lyrischen Gedichte", worin zwar nicht durchgängig, aber doch auch nicht zu spärlich ein wirklich poetischer Fond vorhanden ist. Namentlich möchte dies von den Sonetten gelten, in denen meist ein fruchtbarer und anmuthender Gedanke mit der pompösen Hülle des würdevoll dahinschreitenden Rhythmus umgeben ist.

E. Kn.

Aus dem Parcival.

— Unter den Dichtern des schwäbischen Zeitraums gilt Wolfram von Eschenbach für den vorzüglichsten. Den Namen seines Geschlechtes Eschenbach führt jetzt ein Städtchen in der Nähe von Ansbach. Ritter und Sänger, zog er von Hof zu Hof umher nach Gunst, Abenteuer und Minne, just wie die Helden der alten Gesänge und wie sein Parcival selbst; nur daß der Dichter Diesem gleichsam eine tiefere Unruhe des Wanderns giebt, ein höheres religiöses Ziel steckt. Mit dem Heldengedicht Parcival liegt der entschiedene Bruch zwischen äußerem und innerem Leben zu Tage, der das christliche Mittelalter bezeichnet. Nicht Weib und Wein singen die Dichter mehr; schon die Minnesänger suchten mystisch nach Frauengunst, und in der Sehnsucht nach dem heiligen Gral verrieth sich die ganze Transscendenz des mittelalterlichen Christenthums, das mitten unter den Dingen dieser Welt gleichsam nach dem Ding-an-sich sucht, jenen nur Werth verleiht, wenn sie dieses symbolisch andeuten. Weit über Liebe, Wein und Ritterthum hinweg ging die Unruhe der Auserkornen; ein Absolutes, ein Ewiges, Engelreines, Welterlösendes ward das Ziel der Wallfahrt, und während Jerusalem mit dem heiligen Grabe den Einen eine thatsächliche Richtung gab, ersetzten sich Andere dies reale Ziel durch ein ideales, sie suchten die heilige Schale, den Pokal von Cäsarea, in welchem Joseph von Arimathia das Blut des Herrn am Kreuze aus der Seitenwunde des Speers aufgefangen. Wer diesen Gral (sanguis realis, sang réal) fand, seiner Herr und König ward, der hatte den Glanz Gottes, den Wunderquell des Lebens entdeckt. — Den Parcival hatte einer jener Unbezwinglichen erzeugt, vor dessen Sturm kein Herz und keine Rüstung besteht, und den die Thatenlust von Ort zu Ort und in den Tod treibt. Diesen Keim im Sohne will die Mutter im Wachsthum hemmen; sie erzieht ihn in der Einsamkeit, verhüllt ihm die Welt und das Ritterleben. Auf die Vögel soll er lauschen und in ihrem Sange eine höhere, reinere Freude finden. Aber siehe, Art läßt nicht von Art, in seiner Einfalt und Kraft erschießt er die Sänger des Waldes. So muß er denn doch hinaus in die Welt, auf Abenteuer und Kampf, da sein Sinn sich auch in der abgeschiedenen Stille nicht bezwingen läßt. Aber die Mutter hat ihm den Begriff Gottes als eine Unendlichkeit von Glanz gedeutet. So zieht er denn aus, diesen Glanz zu finden, sein Ohr an die heilige Schale zu legen, die das Blut des Herrn umfaßt, und in der man die Zukunft rauschen und

brausen hört. So stürzt er sich denn in ein Gewirr von Abenteuern, die ihn meist um sein Ziel betrügen.

San Marte (Albert Schulz in Naumburg) nennt sich der erste Uebersetzer des Wolframschen Rittergedichts (2 Bände in zweiter verbesserter Auflage, Leipzig bei Brockhaus). Ueber Leben und Dichten Wolframs erschien bereits früher von ihm ein Werk mit Fragmenten von desselben Dichters Titurel und Wilhelm von Orange. 1207 war Eschenbach bekanntlich beim Singekrieg auf der Wartburg; er mit Reinmar sollten Kampfrichter sein und bestimmten dem Walter von der Vogelweide den Preis, bis Klingsor aus Ungarn erschien und neuen Streit begann. Gegen Ende seines Lebens zog sich Wolfram vom Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen zurück; sein Grab soll in der Kirche Unserer Lieben Frauen zu Eschenbach zu suchen sein, obschon dort kein Denkstein, der es bezeichnete, sich findet. — Von San Marte's Uebersetzung geben wir aus Buch XVI. eine Probe. Parcival bescheidet die Ritter von dem Gral. Der Heide Feirefiß von Anjou muß sich aber erst taufen lassen, sonst bleiben seine Augen stumpf und blöde, unfähig, das Heiligthum zu schauen.

Als morgenlicht der Tag erscheint,
Beräth auch Parcival vereint
Sich mit Amfortas, und bescheidet
Den Königssohn von Zassamank,
Der so an Minnequalen leidet,
Zu stillen seines Herzens Drang,
Ingleichen die Templeisen all'
Hin in den Tempel zu dem Gral;
Und Ritter so wie Knappen waren
Versammelt dort in großen Schaaren,
Als selbst der Heide drauf erschien.
Das Taufgefäß war ein Rubin,
Und rund sind Stufen und Altar,
Worauf es stand, von Jaspis gar.
Es hatte Titurel der Held
Den theuern Schmuck so hergestellt.
Zum Bruder sprach nun Parcival:
„Bleibt meine Muhme Deine Wahl,
So mußt Du Deinen Göttern allen
Abschwören ihrethalb: geloben,
Vom Wort des höchsten Gottes droben
Niemalen treulos abzufallen,
Stets seines Widersachers Wuth
Bekämpfend mit bereitem Muth.“ —
„Wodurch die Magd ich kann erringen“,
Spricht Feirefiß, „ich werd's vollbringen,
Und leist' es meiner Treu' gemäß!“
Drauf neigte man das Taufgefäß
Ein wenig nach dem Gral; alsbald
Füllt sich's mit Wasser, nicht zu kalt
Und nicht zu warm; daneben stand
Ein Priestergreis in grauem Gewand,
Der manchem Heidenkind im Leben
Die Christentaufe schon gegeben;
Der sprach zu ihm: „Ihr sollet glauben,
Dem Teufel eure Seel' zu rauben,
An den einigen Gott, den höchsten Hort,
Deß heilige Dreifaltigkeit
Offenbar ist durch alle Zeit.
Gott ist Mensch und seines Vaters Wort,
Und da Gott Vater ist und Sohn,
Und Beide man wie seinen Geist,
Die Drei in Einheit auf dem Thron
Der Himmel, gleicher Weise preist,
Nimmt Euch dies Wasser durch die Kraft
Der Trinität die Heidenschaft.
Das Wasser gab auch dem die Taufe,
Nach dessen Bild Adam gestaltet.
Das Wasser allbelebend waltet
In aller Creatur, sie flieg' oder laufe;
Das Wasser steigt empor mit Kraft
In Pflanz' und Baum als Lebenssaft;
Wasser wäscht manche Seele so rein,
Daß reiner die Engel nicht mögen sein.“
Drauf Feirefiß zum Priester sprach:
„Giebt das mir Hülf' in Ungemach,
So glaub' ich, was Ihr mich gelehrt
Wenn sie nur Liebe mir gewährt,
So leiste gern ich Gottes Gebot.
Hat, Bruder, Deine Muhme Gott,
An den, ja, glaub' ich, und an sie
— Ach, solche Angst noch litt ich nie! —
All meine Götter seien verschworen!
Und Sekundill' hab' auch verloren,
Was irgend ihr an mir gehört,
Und noch sie je von mir begehrt.
Des Gottes Deiner Muhme wegen
Laß geben mir der Taufe Segen!“

Und über ihn gesprochen ward
Der Segensspruch nach Christenart;
Und als er so die Tauf' empfangen,
Das Taufhemd man ihm umgehangen
— Was ihm schon viel zu lange währt —,
Ward auch die Jungfrau ihm beschert,
Des edlen Frimutelles Kind.
Sein Aug' war für den Gral noch blind,
Bis er der Taufe Heil genossen.
Nun strahlte plötzlich lichtumflossen
Vor seinem Angesicht der Gral;
Und nach der Taufe auf einmal
Erschien die Schrift auf seinem Rand:
„Wen der Templeisen Gottes Hand
An fremdes Volk als Herrn entsende,
Damit er diesem Hülfe spende,
Der solle fest es untersagen,
Nach Nam' und Herkunft ihn zu fragen.
Wird man die Frage nicht vermeiden,
Muß er sofort von hinnen scheiden.“
Weil also lange bittre Plagen
Der süße Amfortas mußt' ertragen,
Bis endlich ihm die Frag' erschienen —
Verhaßt ward alles Fragen ihnen.
Wen sich der Gral in Dienst genommen,
Dem darf man nicht mit Fragen kommen.

Männer der Zeit.

Sir Colin Campbell.

Der General Sir Colin Campbell, Oberbefehlshaber der englischen Armee in Ostindien, ist in Glasgow geboren und trat 1808 als Fähndrich in das 9. Infanterieregiment. Er wohnte mit demselben der Expedition nach Portugal und der nach Walcheren bei, focht dann wieder in Spanien und machte den mit der Einschiffung in Corunna unglücklichen, aber für die englischen Waffen ruhmvollen Feldzug in Spanien mit. Für seine Dienste in Vimiera, Corunna, Barossa, Vittoria und San Sebastian, bei dessen Erstürmung er die Spitze der Colonne führte, erhielt er die silberne Medaille. Bei letzterer Gelegenheit und bei dem Uebergang über die Bidassoa ward er schwer verwundet. 1814 und 1815 nahm er an der Expedition nach den Vereinigten Staaten Theil. 1825 Major geworden, verweilte er nun längere Zeit in England, bis 1842 der Krieg mit China ihm Gelegenheit gab, sich auszuzeichnen. Er führte in diesem Feldzug das 98. Regiment und ward in der officiellen Zeitung für seinen Antheil bei dem Angriff auf Tschusan ehrenvoll erwähnt. Während des Feldzuges im Pendschab 1848 und 1849 zeigte er zuerst seine Befähigung für ein selbständiges Commando. Er war mittlerweile Brigadier geworden und schlug als Anführer der Vorhut mit einer Infanteriebrigade, einer Reitereidivision und drei Batterien reitender Artillerie am 22. November 1848 die Sikhs in dem Gefechte bei Ramnogger. Alsdann nahm er mit Auszeichnung an dem Uebergange über den Tschenab (3. December 1848) Theil, wo Sir Jos. Thackwell commandirte, und seines Benehmens ward von diesem mit großem Lobe gedacht. Er führte die 3. Infanteriedivision, welche bei Tschilliawallan den linken Flügel bildete. Lord Gough, der Oberbefehlshaber, schrieb nach dem Siege an den Generalstatthalter: „Brigadier Campbell warf mit der kaltblütigen Ruhe und der militärischen Präcision, die ihn so auszeichnen, Alles vor sich nieder." Bei Tschilliawallan ward er verwundet, aber genas noch zu rechter Zeit, um an der großen Schlacht von Gudscherat theilzunehmen, welche den Feldzug beendigte. Seine ausgezeichneten Leistungen in diesem harten Kampfe, wo die Sikhs und die Afghanen zum ersten Male gegen Englands Macht verbündet eine so schwere Niederlage erlitten, sind in den Depeschen Lord Gough's und in dem Tagesbefehl des Generalstatthalters von Ostindien anerkannt. 1851 und 1852 commandirte Campbell in dem damals sehr unruhigen District von Peschawr. Als Lord Gough von Sir Charles Napier ersetzt worden war, verwendete Letzterer Campbell bei der Erstürmung des Kohatpasses. Das ganze Jahr 1852 führte er einen Scharmützelkrieg mit den Hochländern von Peschawr die er trotz ihrer großen Ueberlegenheit an Zahl stets besiegte. Nach der Beendigung des Feldzuges im Pendschab wurden seine Verdienste mit dem Comthurkreuz des Bathordens belohnt. Als der orientalische Krieg ausbrach, erhielt er den Befehl in der Hochländerbrigade, welche mit der Gardebrigade in der Operationsarmee die Division des Herzogs von Cambridge bildete. Der erste Zusammenstoß mit dem Feinde fand am 20. September an der Alma statt. Die leichte Division war von dem fürchterlichen Kartätschen- und Kleingewehrfeuer, mit welchem die Russen sie begrüßten, so erschüttert, daß sie kaum noch ihren Platz behaupten konnte. Die Garde und die Hochländer wurden zu ihrer Unterstützung vorbeordert, und kaum war der Befehl ertheilt, so stürmten die beiden Truppentheile wie im Wettlauf durch den Kugelhagel hügelaufwärts. „Hochländer!" rief ihnen Sir Colin zu, wie er den Bajonnetangriff befahl, „Ihr müßt mir einen Gefallen thun; benehmt Euch so, daß ich die Königin bitten kann, Euch zu erlauben, die schottische Mütze zu tragen! Thut keinen Schuß, solange Ihr noch mehr als fünf Schritt bis zu den Russen habt!" Die Hochländer thaten, wie er gewünscht, feuerten trotz des ihre Reihen lichtenden Kugelhagels keinen Schuß, bis sie dicht an die russische Colonne heran waren, begrüßten sie dann mit einer Salve und griffen mit dem Bajonnet an. Ihr Angriff war unwiderstehlich, und der Feind ward geworfen.

Nach der Einschließung von Sebastopol erhielt Campbell den Befehl über ein combinirtes Corps, bestehend aus dem 93. (Hochländer-) Regiment, einem combinirten Bataillon von Reconvalescenten, den Marinesoldaten von der Flotte, einigen türkischen Truppen und einer Batterie der dritten Division. Er deckte damit in Balaklava den linken Flügel und den Rücken der englischen Armee. Am 25. October fand der bekannte Angriff statt, wo die Russen die Türken nach kurzem Widerstande aus den vorgeschobenen Redouten hinauswarfen und gegen Kadikoi vorrückten. Campbell mußte sich vorzüglich auf sein Hochländerregiment verlassen. Ein russisches Cavallerieregiment sprengte gegen dasselbe an und glaubte jedenfalls einen leichten Sieg zu erringen, denn noch standen die Hochländer in Linie. Campbell hielt sich jedoch nicht damit auf, erst ein Carré zu bilden, sondern empfing die Russen mit einem so nahen und wirksamen Feuer, daß diese Kehrt machten und den Angriff nicht wiederholten. So blieb der Hauptzweck des Feindes, die Engländer von ihrer Verbindung mit dem Meere abzuschneiden, unerreicht, und Balaklava mit seinen vielen Kriegsvorräthen und den vielen Transportschiffen im Hafen blieb den Verbündeten erhalten.

Nach dem Gefecht bei Balaklava fand kein weiterer Zusammenstoß von Campbells detaschirtem Corps mit den Russen statt, denn ihre Bewegung gegen seine Stellung während der blutigen Schlacht von Inkermann war nur eine Demonstration. Als jedoch am 8. September 1855 beim allgemeinen Sturm auf Sebastopol der Angriff auf den Redan erfolglos geblieben war, erhielt Sir Colin Campbell vom General Simpson den Auftrag, das Werk noch vor Tagesanbruch mit seiner Hochländerdivision zu nehmen. Sofort traf er seine Anstalten. Noch spät Abends machte er die Runde durch die Laufgräben und sprach selbst mit den die Regimenter commandirenden Officieren. Seine Anrede an die Truppen war charakteristisch: „General Simpson hat uns befohlen, heute Nacht das Werk zu nehmen, also haltet Euch bereit; vergeßt nicht, daß ich Euch selbst führen werde." Als jedoch der Angriff stattfinden sollte, fand es sich, daß die Russen das Werk bereits geräumt hatten.

Sir Colin Campbell's Verdienste während des russischen Krieges lohnten die Beförderung zum Generallieutenant und die Großkreuze des Bath-, des Ehrenlegions-, des sardinischen Moritz- und Lazarusordens. Auch ernannte ihn die Stadt London zum Ehrenbürger und die Universität Oxford zum Ehrendoctor. Kurz nach seiner Rückkehr aus der Krim ward Sir Colin zum Generalinspector der Infanterie ernannt und besorgte die Obliegenheiten dieser Charge, bis ihn die Regierung 1857 auf die Nachricht von dem Tode des Generals Anson in Ostindien dorthin als Oberbefehlshaber zur Unterdrückung des Aufstandes sendete. Die Schnelligkeit, mit der er sich auf den Weg machte, zeigte schon, daß unter ihm die dortigen Operationen einen lebhaften Gang annehmen würden. Kaum waren vierundzwanzig Stunden seit seiner Ernennung verflossen, als er sich schon mit seinem gesammten Gepäck auf dem Schiffe befand, welches ihn nach Indien zu bringen bestimmt war. Dort angekommen, war seine erste That der Entsatz der zum zweiten Male eingeschlossenen Garnison von Lacknau.

Zu diesem Zwecke mußte er jedoch erst aus den nur langsam aus England eintreffenden Truppen ein Operationscorps organisiren. Es blieben ihm dazu nur wenig Kräfte übrig, und nur mit 2700 Mann Fußvolk, 700 Reitern und 4 zur Hälfte sehr schweren Batterien konnte er am 9. Nov. von Kawnpor nach der eingeschlossenen Stadt vordringen. Am 16. begann denn der Angriff gegen Lacknau, und am folgenden Tage war nach blutigem

Kampfe der Entsatz der hartbedrängten Garnison bewerkstelligt. Nicht weitere Operationen gegen den Feind, sondern Rettung der vielen in Lacknau eingeschlossen gewesenen Kranken, Verwundeten, Frauen und Kinder war die nächste Sorge. Erst am 6. Dec. waren sie sicher untergebracht. An diesem Tage traf Campbell noch zur rechten Zeit ein, um Kawnpor durch einen raschen Angriff zu retten, das General Windham an die Uebermacht der Gwalior-Rebellen fast verloren hätte. Diese Stadt ward nun der Ausgangspunkt neuer Operationen, denn das Land auf dem rechten Gangesufer mußte erst von den Rebellenhaufen gesäubert werden, um dann, im Rücken nicht weiter bedroht, wieder gegen Lacknau vorgehen zu können. Die nächsten Wochen verliefen daher in beständigen Gefechten, durch welche fliegende Colonnen Rohilkund beruhigten, während die übrigen Colonnen so dirigirt wurden, daß sie Mitte Februar von allen Seiten gegen Lacknau vorrücken konnten. Die englische Armee hatte mittlerweile bedeutende Verstärkungen erhalten, und am 6. März stand Campbell mit 50,000 Mann Fußvolk, 10,000 Reitern, wovon die Hälfte Europäer waren, und 120 Geschützen abermals vor der Hauptstadt von Audh. Er erstürmte sie am 10., 11. und 12. März, doch erreichte er das eigentliche Ziel der künstlichen concentrischen Bewegung: die Rebellen mit einem undurchdringlichen Netz zu umstricken, nicht. Die Mehrzahl der Aufständischen entkam, wenn auch aufgelöst und mit Verlust ihrer Geschütze, und selbst die Reiterei konnte die Schnellfüßigen nicht einholen. Seitdem droht sich der Aufruhr in einen Räuberkrieg aufzulösen, dessen Beendigung die Engländer noch lange in Anspruch nehmen wird.

Unermüdliche geistige und körperliche Thätigkeit — der Fünfzigjährige legte noch neulich in einem Ritt fünfzig englische Meilen zurück — eine verwegene Mißachtung persönlicher Gefahr, die für die Stellung eines Oberbefehlshabers fast zu groß erscheint, angelegentliche Sorgfalt für das körperliche Wohl und die Erhaltung seiner Truppen bei aller Energie in seiner Kriegführung, viel Umsicht in der Entwerfung der Operationspläne, zeichnen Sir Colin aus, der jedenfalls zu den besten Generälen gehört, die gegenwärtig England besitzt. (7.)

Alessandro Gavazzi.

Dieser italienische Agitator und Reformator ist 1809 in Bologna geboren. Sechzehn Jahre alt, trat er als Barnabit in die regulirte Geistlichkeit der katholischen Kirche ein. Er wurde Professor der Rhetorik in Neapel und erläuterte die Theorie dieser Kunst durch seine eigene Beredsamkeit auf den Kanzeln der vornehmsten Städte Italiens. Da er in dieser Stellung das Leben und die Religion unter weniger engherzigen Gesichtspunkten auffaßte, als man für gewöhnlich von katholischen Kanzeln verkündigen hört, errang er sich sehr bald eine große Popularität. Als nach dem Tode Gregors Pius IX. den päpstlichen Thron bestieg, sprach er die von ihm seit lange über die Zustände des Vaterlandes und seiner Kirche gehegten Ansichten mit größerer Freiheit aus, und erklärte sich mit Begeisterung für die liberale Politik, welche der neue Papst zu Anfang seiner Regierung verfolgte.

Zur Zeit als der Aufstand der Mailänder und der Rückzug der Oesterreicher in Rom bekannt wurden, war Gavazzi dort anwesend, und mit einer Stimme forderte ihn das Volk auf, bei dieser großen Veranlassung zu ihm zu sprechen. Er begab sich nach dem Pantheon, und hielt dort unter dem donnernden Beifall von Tausenden zur Ehre der in Mailand gefallenen Patrioten eine glänzende Rede. Er widmete sich von nun an ganz der italienischen Sache und hielt fast jeden Tag wochenlang im Coliseum feurige patriotische Vorträge. Der Papst, scheinbar einverstanden mit diesen Bestrebungen, die ganze Nation zum Krieg gegen die Fremden aufzubieten, übertrug ihm das Amt eines Generalkaplans der Truppen, die damals durch Aushebung von Freiwilligen und Nationalgarden organisirt wurden. 16,000 Mann stark, marschirten die Römer vor Vicenza, begleitet von Gavazzi, den man den Peter den Eremiten dieses Kreuzzuges gegen die Fremden nannte.

Seine Beredsamkeit feuerte das Volk zu den größten Opfern an. Es brachte Kleidungsstücke, Lebensmittel, Pferde und Kriegsmaterial aller Art herbei und gab mit vollen Händen. Auf dem Markusplatze in Venedig hielt er Tag für Tag vor vielen Tausenden Reden und füllte durch seine feurigen Worte den Schatz der wiederhergestellten Republik. Weiber rissen ihre Ohrringe und Armbänder ab, und Fischerfrauen warfen ihre großen silbernen Haarnadeln in die Kriegskasse. Mittlerweile aber hatte in Rom ein Umschlag in der Politik stattgefunden, und der Papst rief die römische Legion zurück. Der Barnabit begab sich nun nach Toscana und hielt in Florenz seine Heerpredigten gegen die Ausländer. Doch auch hier war die nationale Sache bei dem Fürsten als unverträglich mit dem Fortbestehen der Dynastie mißliebig geworden, und Gavazzi mußte sich nach Genua flüchten, von wo er abberufen ward, um die Ruhe in Bologna wiederherzustellen, dessen Bevölkerung im offenen Aufstand gegen die päpstliche Regierung war. Sein Einzug in die Stadt glich einem Triumphzuge, und seine Anwesenheit machte allen Unordnungen ein Ende.

Unterdessen hatte Graf Rossi in Rom das Ministerium übernommen und ertheilte sofort dem in Bologna commandirenden römischen General Zuchi den Auftrag, den Agitator zu verhaften. Der Befehl ward ebenso pünktlich ausgeführt, als er unerwartet gegeben war, und Gavazzi ward unter starker Bedeckung nach Corneto abgeführt, um dort eingekerkert zu werden; doch als er auf der Hinreise Viterbo berührte, stand diese Stadt zu seiner Befreiung auf, und Pius IX., eingeschüchtert von der Lebhaftigkeit der Demonstration, ordnete seine Freilassung an. Nach der Flucht des Papstes und der Errichtung der Republik in Rom ward Gavazzi von neuem zum Generalkaplan der Truppen ernannt und begann sogleich seine Vorbereitungen für den Feldzug. Er organisirte einen Verein vornehmer römischer Damen zur Pflege der Verwundeten und zur Aufsicht der Militärhospitäler während des Krieges. Als während des mit Oudinot abgeschlossenen Waffenstillstandes Garibaldi mit 14,000 Römern gegen den König von Neapel auszog, der mit 20,000 Mann in das römische Gebiet eingedrungen war, machte Gavazzi die Expedition mit und leistete, nachdem er Zeuge der Niederlage der Neapolitaner gewesen, Freund und Feind unter den Sterbenden und Verwundeten geistlichen Beistand. Nach Rom zurückgekehrt, that er sein Möglichstes, um den Muth des Volkes aufrecht zu erhalten, bis die Uebermacht der Franzosen den Sieg davontrug. Nach Beendigung des Kampfes stellte ihm Oudinot ein ehrenvolles Zeugniß und sicheres Geleit aus, worauf er Italien, dem er seine Dienste nicht mehr widmen konnte, verließ, um im Ausland sein Brot zu suchen. Seine Landsleute veranlaßten ihn nach London zu kommen, und dort begann er seine früheren Predigten gegen die Mißbräuche der katholischen Kirche und die päpstliche Herrschaft von neuem und mit größerer Entschiedenheit als früher, und fand nicht blos unter den Italienern, sondern auch unter den Engländern selbst ein zahlreiches und begeistertes Publicum.

Mit gleichem, ja vielleicht noch größerem Erfolge, besuchte er Schottland und die Vereinigten Staaten von America, sowie auch Canada, wo jedoch in Toronto seine Vorträge unruhige Auftritte veranlaßten, deren Hauptheilnehmer der irländische Pöbel dieser Stadt war. 1851 hat Pater Gavazzi in englischer und italienischer Sprache seine Lebensbeschreibung veröffentlicht, und einige Monate später seine Predigten und Vorträge. Von Zeit zu Zeit hält er auch Vorlesungen, in welchen er sich vornehmlich der Vertheidigung des protestantischen Glaubens gegen die Angriffe der Jesuiten widmet. (8.)



Francesco Dominico Guerrazzi.

Die toscanischen Bewegungen von 1848 und 1849 haben eine auffallende Aehnlichkeit mit der Florentinischen Stadtgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts. Es ist, als ob die modernen Wühler die Blätter einer alten Chronik studiert und zur Richtschnur ihres Handelns genommen hätten. Jedenfalls kannten sie die Vergangenheit ihres Vaterlandes und wußten, wie leichten Kaufs in alter Zeit der Sieg der Parteien errungen wurde, und wie häufig eine Faction die andere durch eine bloße Demonstration auf der Piazza de' Signori stürzte. Sie verfuhren in altflorentinischer Weise, als sie ihre Erfolge auf elende Straßendemonstrationen stützten. Sie siegten durch dieses uralte Mittel, aber unversehens wurde es gegen sie selbst, und mit glänzendem Glück, in Anwendung gebracht. Ein Putsch hatte Guerrazzi und seine Genossen auf den Gipfel gehoben, und ein Putsch warf sie in den Abgrund.

Francesco Dominico ist in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren und hat Studien gemacht, die bei einem Sohne der Halbinsel des Apennins und einem Mitgliede des jungen Italiens doppelte Anerkennung verdienen. In der Zeit seiner Jugend galt man noch nicht für einen vollendeten Patrioten, wenn man den französischen Revolutionskatechismus von 1793 inne hatte und die Dolchpraxis durch Anspielungen auf Brutus und Cassius zu rechtfertigen im Stande war. Man mußte etwas gelernt haben, um den Ansprüchen Italiens auf Freiheit und Unabhängigkeit eine tiefere Begründung als durch banale Phrasen zu geben. Guerrazzi wurde sogar gelehrt, und indem er sein Ziel, unter fast allen Italienern das reinste Italienisch zu schreiben, erreichte, machte er sich zugleich mit Goethe, Byron und Chateaubriand bekannt. Dieses Alles waren bloße Nebenstudien, sein eigentliches Feld war die Rechtswissenschaft, und er bebaute es mit einem Eifer, der ihn binnen kurzem zum beschäftigtsten Advocaten Livorno's machte.

Er schätzte das Geld nicht hoch genug, um sich an einer einträglichen Praxis genügen zu lassen, und wurde, um Ruhm zu gewinnen, Schriftsteller. Der Roman stand in hoher Blüthe, und ihm widmete er sich. Was er schrieb, hat auf Kunstwerth keinen Anspruch. Es sind im grellsten Colorit gemalte Schilderungen, in denen das Talent für Exposition und Erzählung, das unzweifelhaft vorhanden ist, erstickt wird durch wortreiche Declamation und durch Einführung von Charakteren und Situationen, die durch ihre Extravaganz an Ritter- und Räuberromane erinnern. Er verfolgt auch gar keine künstlerischen Zwecke mit seinen Romanen, sie sind ihm nur ein Vehikel zur Verbreitung seiner politischen Anschauungen, ein Agitationsmittel.

Indem Guerrazzi die heutige Gesellschaft in brennend rothen und tief schwarzen Farben ausmalt, deutet er an, daß ein Sturm, eine Revolution, reinigend durch sie hinfegen müsse. Die revolutionäre Tendenz springt aus allen seinen Romanen so unverhüllt hervor, daß mehrere derselben in Italien keinen Drucker gefunden haben, obgleich er klug genug war, die Form des historischen Romans beizubehalten. Die Ereignisse gingen ihm zu langsam, und er wollte die Italiener durch die Feuerworte, die er seinen geschichtlichen Helden in den Mund legte, anspornen. Damit dieser Zweck nicht mißverstanden werde, hat Guerrazzi die historische Treue und die locale Färbung gänzlich geopfert. Die Schlacht von Benevent, die Belagerung von Florenz, Isabella Orsini, und so seine anderen Romane, sind moderne Standreden im besten Styl eines demokratischen Circolo. Hin und wieder verschleiert er seine Tendenz gar nicht, wie er denn in einem Romane seinen Lesern zuruft: „Wagt! David siegte mit der Schleuder, und Eure Gegner sind keine Riesen, wenn auch ihr Wahnsinn ein Riese ist. Das Maß Eurer Erniedrigung ist voll, tiefer könnt Ihr nicht sinken, das Leben besteht in Bewegung, also werdet Ihr Euch erheben. Noch einmal wird unser Banner, den Söhnen der Cimbern ein Schrecken, auf den feindlichen Thürmen flattern, Marius' Grab wird sich öffnen und seinen Schatten hervortreten lassen, noch einmal werden wir die Kronen der Tyrannen im Staube auf das Marsfeld schleppen!" Konnte man deutlicher zu dem jungen Italien sprechen?

Es wird behauptet, daß Guerrazzi, ehe er der extremen Partei beitrat, um die Statthalterschaft von Livorno angehalten und nach dem Fehlschlagen seines Wunsches die rothe Feder an seinen Hut gesteckt habe. Livorno, eine Stadt des lebhaftesten Handels und Seeverkehrs, ist in ihren oberen kaufmännischen Schichten ultraconservativ, und tiefer unten desto revolutionärer, besonders in dem Stadttheil, der, weil er von Canälen durchschnitten wird, Kleinvenedig heißt, und wo Tausende von Facchinos, Barcajuelos und Strandtagedieben, von jeher eine weitberüchtigte Plage der Reisenden, sich umtreiben. Dieses Gesindel folgte blindlings einigen exaltirten Köpfen, unter denen drei, Berlinghieri, Ricci und Magurchi, offen hervortraten. Guerrazzi agitirte versteckt, allein die Regierung kannte ihn so gut als Haupt des Ganzen, daß, als im Januar 1848 Unruhen ausbrachen, sie ihn zuerst verhaftete und nach Portoferrajo auf der Insel Elba schaffte. Die Revolution befreite ihn aus diesem Verbannungsort Napoleons.

Als ultraradicaler Abgeordneter Livorno's in der toscanischen zweiten Kammer war Guerrazzi der Hauptschauspieler in dem unwürdigen Drama, dem Massimo d'Azeglio das Urtheil gesprochen hat, man sei bei ihm im Zweifel, ob die Dummheit darin die größere Rolle spiele, oder die Schlechtigkeit. Das erste Ministerium, nach Ridolfi genannt, vereinigte die besten Köpfe, die geachtetsten Persönlichkeiten des Landes, und trat vor einem Straßenauflauf zurück. Dasselbe Ende nahm das Ministerium Capponi's, und nun war Guerrazzi's Zeit gekommen. Er trat mit Montanelli und anderen alten Gefährten gegen Ende des Jahres 1848 an die Spitze. Die Zeit seiner Amtsführung bezeichnen schwer gravirende Ereignisse: die Vertreibung des Großherzogs durch kriegerische Züge, deren einer von Guerrazzi in Person geleitet wurde, die Errichtung einer provisorischen Regierung, zu deren Mitgliedern er gehörte, die Auflösung der Kammern und die Ersetzung derselben durch eine einzige, aus einem octroyirten Wahlgesetz hervorgehende, die Aufhebung der Selbständigkeit Toscana's durch Anschluß an Rom, die Verkündigung des Standrechts gegen die Constitutionellen ꝛc.

Wie der Anfang, so das Ende. Am 11. April 1849 entstand zwischen Freiwilligen aus Livorno und Bürgern aus Florenz ein Streit, bei dem Blut floß. Am nächsten Morgen stürzten einige muthige Anhänger des verjagten Fürsten die Freiheitsbäume um, holten versteckte großherzogliche Wappen hervor und hefteten sie an die öffentlichen Gebäude. Die Republik, die Anarchie waren mit einem Male zu Boden geworfen, und Guerrazzi mußte zu seiner eigenen Sicherheit ins Gefängniß geführt werden, weil die gereizte Masse ihn sonst erschlagen hätte.

Seine Haft war eine lange. Als sein Proceß endlich im Sommer 1852 in öffentlichen Gerichtssitzungen begann, siehe, da führte er den Beweis, daß er gegen die Republikaner ein falsches Spiel gespielt habe, und machte es fast wahrscheinlich, daß er immer für den Großherzog gewesen sei. Er hatte die Republikaner überwachen lassen und ihr Drängen nach Ausrufung der Republik mit großer Schlauheit abparirt. Einmal erwiederte er ihnen, Florenz dürfe nicht eigenmächtig sein, der italienischen constituirenden Versammlung nicht vorgreifen; das sei ja das erste aller republikanischen Dogmen, daß der Einzelne dem Ganzen nicht vorgreifen dürfe. Ein anderes Mal, als er den anstürmenden Massen, die von dem Großmeister Mazzini selbst geführt wurden, auf keine andere Weise mehr auszuweichen vermochte, rief er auf den Platz hinab: „Gut, die Republik soll ausgerufen werden, wenn morgen früh 2000 Bewaffnete dort unten zu ihrer Vertheidigung und zu allen Waffendiensten bereit stehen werden." Natürlich waren am nächsten Tage nicht 20 da, und die Republik wurde nicht ausgerufen.

Die provisorische Regierung — das machte Guerrazzi in seiner Vertheidigung hauptsächlich geltend — habe dem Großherzog Massa und Carrara, die Lunigiana und Garfagnana verschafft. Seine eigene Absicht sei gewesen, den Souverän durch einen allgemeinen Volksbeschluß auf den Thron zurückzurufen, und er könne nicht glauben, daß dem Fürsten ein solcher Beweis von Liebe und Vertrauen widerwärtig gewesen sein würde. Juristisch festgestellt wurde blos seine Achselträgerei, und es war daher eine Handlung der Gnade, daß der Großherzog die fünfzehn Jahre Kerker in Eisen, zu denen Guerrazzi verurtheilt wurde, in lebenslängliche Verbannung verwandelte.

In der Verbannung hat er noch Verschiedenes geschrieben, einen in Corsica spielenden Roman: „Der Marquis von Santa Prassede", einen historischen Roman: „Pietro Carnesecchi", und „Lebensbeschreibungen der berühmtesten italienischen Feldherrn und Staatsmänner." — Er ist ein Mann von hoher Gestalt und ziemlicher Beleibtheit. Sein ganzes Wesen trägt mehr den Stempel irgend eines reichen Gemeindevorstehers, als den eines Politikers. Sein Gesicht ist gebräunt und regelmäßig, die feurigen und tiefliegenden schwarzen Augen sind von dichten schwarzen Brauen beschattet. Er trägt eine Perrücke von ähnlicher Farbe und eine goldene Brille. Was seinen Charakter betrifft, so hat er selbst über sich gesagt: „Ich wäre ein bedeutender Mann, wenn ich etwas weniger vom Affen und etwas mehr vom Adler hätte." (14.)

Friedrich Wilhelm Thiersch.

Dieser weise Nestor unserer Philologen und Schulmänner, der vor kurzem in München unter großer Theilnahme der Gebildeten sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum feierte, ist am 17. Juni 1784 zu Kirchscheidungen bei Freiburg an der Unstrut geboren. Er gehört, wie fast alle unsere Alterthumskenner und philologischen Gelehrten, dem deutschen Norden an. Nachdem er sich in Naumburg und auf der Fürstenschule zu Pforta für die Universität vorbereitet, begann er Theologie und Philologie in Leipzig zu studieren, von wo er sich 1807 nach Göttingen wandte. Im folgenden Jahre habilitirte er sich mit einer lateinischen Abhandlung über Platons Gastmahl an der altberühmten Georgia Augusta und erhielt zugleich eine Lehrerstelle am Gymnasium, ward aber bereits 1809 als Professor an die neuerrichtete hohe Schule nach München berufen, wo er sehr bald ein philologisches Seminar begründete, das 1812 mit der Akademie vereinigt wurde, und die bekannten Acta philologorum Monacensium (3 Bde., 1811—26) herausgab. Mit Friedr. Heinr. Jacobi, der damals auch nach Bayern übersiedelte, war Thiersch Einer der ersten nach München berufenen Norddeutschen, und hatte, auf königlichen Befehl zu wichtigen Aemtern gelangt, als Protestant und deutscher „Ausländer" sehr viel zu leiden von der Mißgunst, mit welcher zu jener Zeit noch die ultramontane Partei nicht minder wie das bigotte Volk die Fremdlinge betrachtete. In Bezug auf Thiersch verstiegen sich die Anfeindungen des Pöbels bis auf heimliche Messerstiche im Dunkeln auf der Gasse. Während der von Christoph von Aretin ausgehenden Streitigkeiten hatte Thiersch besonders durch seine Schrift „über den angenommenen Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland" (München 1810) viel böses Blut erregt. Seitdem sind wohl die Stimmungen friedfertiger geworden; auch haben protestantische Franken, jetzt mit Minister v. d. Pfordten, im Regiment Fuß gefaßt, während nach einander zwei protestantische Königinnen, Therese und Marie, Jene König Ludwigs Gemahlin aus Hildburghausen, Diese die dem Hohenzollernschen Geschlechte angehörige Gemahlin von König Max II., sich die Liebe der Bayern zu erringen wußten. Beide Nachfolger des alten Maximilian Joseph, der Sohn und der Enkel, gewöhnten wie ihr Vorfahr das Volk principiell und fortgesetzt, wenn auch mit Unterbrechungen, wie Dönniges' und Dingelstedts Entlassungen neuerdings bewiesen, an die Berufungen ausgezeichneter Männer Norddeutschlands. Und so ist im Laufe der Zeit die Stimmung gegen Thiersch zu München in ihr Gegentheil umgeschlagen; man erkennt die Verdienste, die er sich um das Land erworben, allgemein dankbar an, und bei seinem Jubiläum beeilten sich alle Classen der Bevölkerung, ihm Zeichen der Hochachtung darzubringen. Daß fürstliche Huldbeweise und akademische Ehren nicht fehlten, versteht sich von selbst.

An dem deutschen Befreiungskampfe von 1813 nahm Thiersch, soweit es die Verhältnisse gestatteten, mit Wort und Schrift regen Antheil; noch regere Sympathien fast weckte in ihm später der Freiheitskampf Griechenlands, und er verfehlte nicht, sich selbst an Ort und Stelle zu begeben und mit allen Kräften dahin zu wirken, daß Griechenland und Deutschland sich immer mehr nähern und in ihren politischen, wie geistigen Interessen zusammenhalten sollten. Das Werk: „De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration" (2 Bde., Leipzig 1833) giebt Aufschluß über seine Bestrebungen. Als ausgezeichneter Philolog hatte sich Thiersch schon vorher durch seine „griechische Grammatik, vorzüglich des Homerischen Dialekts" (Leipzig, 1826) und seine Bearbeitung des Pindar (2 Bde., Leipzig 1820) ausgewiesen. Die Schrift „über die Epochen der bildenden Kunst bei den Griechen" (2. Aufl., München 1829) hat das Verdienst, die für das Studium der Antike im höchsten Grade wichtige Frage nach der Chronologie der hellenischen Künstler und Kunstwerke fast zuerst mit in Anregung gebracht zu haben, wenn auch die von Thiersch gewonnenen Resultate durch die neueren Untersuchungen Welckers, Jahns, Brunns, Overbecks u. A. vielfach erschüttert worden sind. Gleichfalls, wenigstens zum Theil, archäologischen Inhalts sind die im Verein mit Schorn, Gerhard und Klenze herausgegebenen „Reisen in Italien" (Bd. 1, Leipzig 1826); Thiersch selbst war 1822 in Italien gewesen. Einflußreicher aber, als alle seine früheren Werke, wurden die Schriften „über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern" (3 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1826—37) und „über die neusten Angriffe auf die Universitäten" (Stuttg. u. Tüb. 1837), insofern Thiersch 1829 den Auftrag zur Entwerfung eines Schulplanes für die bayerischen Gymnasien erhielt und darin das in jenen Werken verfochtene Princip des Festhaltens an den classischen Studien zur That werden ließ. Und wenn schon die letztgenannten zwei Schriften manche Stimmen gegen sich gehabt hatten, so war der Streit, der sich an das Werk „über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten Deutschlands, in Holland, Frankreich und Belgien" (3 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1838) anschloß, ein noch heftigerer und allgemeinerer. Der Freimuth und die Entschiedenheit des Verfassers konnte natürlich nicht ohne Angriffe von der andern Seite bleiben.

Die Verdienste des alten Thiersch sind dreifacher Art. Zuerst hat er durch seine gelehrten Untersuchungen über die antiken Dichter und Künstler der Alterthumswissenschaft im Ganzen beträchtlichen Vorschub geleistet, sodann hat er zu der geistigen Wiedergeburt Griechenlands sehr viel beigetragen, und drittens sind vor Allem durch seine Bemühungen die Zustände auf den hohen Schulen in Bayern wesentlich verbessert worden, ja er ist es eigentlich, den man den Begründer der philologischen Studien in Bayern nennen kann. Endlich war es auch Thiersch, der bei Gelegenheit des Göttinger Universitätsjubiläums zu den seither regelmäßig abgehaltenen Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner den ersten Anlaß gab und die in den nächsten Jahren zu Mannheim, Gotha, Cassel, Erlangen und Dresden stattgefundenen durch seine anregende Persönlichkeit zu beleben verstand. (22.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 32. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 7. August.

Inhalt.

Gustav Schwab.

Gustav Schwab, dessen „Leben und Wirken" Karl Klüpfel (Leipzig bei Brockhaus) geschildert hat, gehörte nicht zu den Dichtern und Schriftstellern ersten Ranges, und wenn sein Name in der Litteraturgeschichte fortgeführt wird, so geschieht dies nicht, weil er etwa eine hervorragende und eigenthümliche Stellung eingenommen oder neue Bahnen gebrochen hätte, sondern man nennt ihn nur im Gefolge eines bedeutenderen Genius, Uhlands nämlich, und als ein in zweiter Reihe stehendes Mitglied der von diesem begründeten schwäbischen Schule. Doch hat G. Schwab einzelne Lieder gedichtet, die sich im Herzen des Volkes festgesetzt haben und im Munde desselben fortleben, wie der bekannte rührendschöne Abschiedsgesang deutscher Studenten: „Bemooster Bursche zieh' ich aus", u. a. Auch führte sein Leben, obgleich es still und ruhig, ohne merkwürdige und wechselvolle Schicksale dahinfloß, ihn mit berühmten Zeitgenossen zusammen, und deshalb giebt uns seine Biographie mancherlei Aufschlüsse über andere bekannte Persönlichkeiten. Es ist ihm ferner vergönnt gewesen, manchem bedeutend gewordenen Genossen den Weg in die Oeffentlichkeit zu bahnen, und so auch indirect für die Entwickelung unserer Poesie, namentlich der Lyrik, zu wirken. Persönlich machte seine Erscheinung in der Familie wie im geselligen Verkehr den Eindruck eines braven und gutgearteten Mannes, der um dieser Tüchtigkeit willen, wie sein Biograph sich ausdrückt, „ein Mann des öffentlichen Vertrauens wurde, wie es wenige giebt; er ist von Vielen im Vaterlande und über dessen Grenzen hinaus gekannt, aufgesucht und geliebt, und sein Rath und Urtheil in der Nähe und Ferne begehrt worden, und auch wo er nicht thätig in die Bewegung seiner Zeit eingriff, ist es doch von Interesse, zu sehen, wie ein solcher Mann die Dinge aufgefaßt und beurtheilt hat."

Das Bild desselben giebt uns mit Ernst und schlichter Würde der Tübinger Universitätsbibliothekar Karl Klüpfel, der Schwab's älteste Tochter zur Frau hat. — Der äußere Lebensgang Schwab's war, wie gesagt, ziemlich einfach. Er wurde am 19. Juni 1792 zu Stuttgart geboren, als jüngster Sohn des damaligen Geheimen Hofraths Joh. Christoph Schwab, eines an Geist und Charakter ausgezeichneten Mannes, dem der Sohn eine ganz vortreffliche Erziehung zu verdanken hatte. Sein Oheim, mütterlicherseits, war der Bildhauer Dannecker, der Freund Schillers, dessen Züge er durch seine Kunst verewigte. Nachdem Schwab den Cursus auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vollendet hatte, bezog er 1809 die Universität Tübingen und trat als Theolog in das Stift. Der damaligen Studienordnung zufolge hatte er die zwei ersten Jahre der Philologie und Philosophie, und erst die drei folgenden der Theologie zu widmen. Als im Jahre 1811 der Freiherr v. Wangenheim als Curator der Universität in Tübingen seinen Wohnsitz nahm, übertrug ihm derselbe einen Theil des Unterrichts seiner Kinder; und im Sommer 1813 sollte er beim französischen Gesandten in Cassel, dem aus Würtemberg gebürtigen Grafen Reinhard, als Hofmeister eintreten; allein die westphälische Königsherrschaft des Prinzen Hieronymus war plötzlich zu Ende. Im Herbste 1814 verließ Schwab die Universität und brachte den folgenden Winter in ländlicher Abgeschiedenheit als Vicar im Dorfe Bernhausen zu. Im Frühling des nächsten Jahres rüstete er sich zur ersten größeren Reise, die ihn nach Norddeutschland führte. Bald nach seiner Rückkehr in die Heimath nahm er eine Stelle als Repetent im Tübinger Stift an, und von da ging er am Ende des Jahres 1817 als Stadtvicar wieder nach Stuttgart. Schon einen Monat später wurde er Professor am oberen Gymnasium daselbst, ein Amt, das seinen Mann nährte und unserem Schwab die Mittel zur Begründung seines Hausstandes gab. Er verheirathete sich mit Sophie Gmelin, der Tochter eines Professors des Criminalrechts in Tübingen, die ihm bereits während seiner Studentenjahre theuer geworden war. Im Jahre 1827 unternahm er eine Reise nach Paris, woselbst er mit Benjamin Constant, Casimir Delavigne, Cuvier, Cooper, Meyerbeer, A. v. Humboldt, ferner mit einer noch aus der Revolutionszeit übrig gebliebenen Größe, dem alten General Lafayette, sowie mit dem damals am Beginn seiner Wirksamkeit stehenden, kürzlich verstorbenen Maler Moritz Rugendas in Verkehr trat. Die Briefe, welche Schwab

aus der französischen Hauptstadt an seine Frau richtete, sind auszugsweise durch Klüpfel zum ersten Male veröffentlicht; sie bieten auch jetzt noch vieles Interessante. In seiner Wirksamkeit als Gymnasiallehrer zu Stuttgart blieb Schwab neunzehn Jahre hindurch; dann erwachte plötzlich wieder der schon früher von ihm gehegte Gedanke, ein Predigtamt auf dem Lande zu suchen, und als daher im Sommer 1837 die Pfarrei Gomaringen am Fuße der schwäbischen Alp erledigt wurde, bewarb er sich darum und erhielt sie. In die Monate Mai bis Juli 1841 fällt dann seine Reise über Bremen nach Stockholm und Kopenhagen, in welchen beiden Städten er mit Friederike Bremer und Esaias Tegnér, sowie mit Adam Oehlenschläger Bekanntschaft machte. In Gothenburg erhielt er die Nachricht von seiner Ernennung zum Stadtpfarrer und Amtsdecan in Stuttgart; 1844 ward er auch noch als Hülfsarbeiter in den Studienrath berufen, und im folgenden Jahre zum Oberconsistorialrath und Oberstudienrath ernannt. Ehe er jedoch in die erste dieser beiden Thätigkeiten eintrat, machte er noch eine Reise durch Tyrol nach Oberitalien bis Venedig, wo Heinrich Stieglitz für ihn den Cicerone machte, und sodann durch das Salzkammergut und über München zurück, wo ihn Thiersch bei den dortigen Dichtern, Pocci, Kobell u. A. einführte. Dieser Reise folgte 1845 ein Ausflug nach Wien, und 1850 nach der Schweiz. Doch schon am 4. Nov. desselben Jahres starb unser Dichter, ohne vorhergegangenes längeres Krankenlager, plötzlich am Herzschlag; ganz Stuttgart wurde durch die Nachricht von seinem Ableben erschüttert. An seinem Grabe sprach der Hofprediger Grüneisen: „Schwab war, was er hieß; wie der Name seines Geschlechts dem Namen unseres Volksstammes gleichlautet, so war der Mann selbst von oben bis unten ein ächter Sohn des Schwabenlandes, dessen eigenthümliche Gemüths- und Sinnesart wohl in keinem unter uns auf so entschiedene, so vollständige und darum so anheimelnde Weise sich ausgeprägt hat, wie sie es in diesem war. Sein Leben liegt hinter uns, durchsichtig bis auf den Grund. Wie war er gutmüthig und arglos; aufgeräumt und zugleich sinnend; erregbar durch die Eindrücke des Daseins und doch festhaltend an dem Bewährten; eine Seele ohne Falsch. Und in dieses reiche, weiche, reine und fromme Gemüth hatte der Himmel seine schönste Gabe, den Geist der Dichtkunst, niedergelegt."

Schwab hatte schon früh Verse gemacht, besonders als Tübinger Musensohn an Sophie Gmelin, sein „Rothkäppchen" — wie er das Mädchen ihrer rothen Sammetmütze wegen nannte: das hübsche Gedichtchen „Liebe in der Fremde" („Endlich rauscht des Stromes Quelle, die so fremd mir klang, vertraut") und eine ganze Reihe seiner besten Poesien gelten ihr, z. B. die „Morgenbegegnung", der „Liebesmorgen", „Im Tempel", „Irrthum", „Rechtfertigung" u. s. w. Schon 1811 waren die ersten Lieder von ihm durch den Druck bekannt gemacht worden, in dem von Uhland und Kerner vorbereiteten „Poetischen Almanach." Der „deutsche Dichterwald" (1813) wurde der erste gemeinsame Ausdruck der nachmals von den Litterarhistorikern als Dichterbündniß anerkannten schwäbischen Schule. Ueber die einzelnen Mitglieder derselben, sowie über die Entstehung von manchen ihrer Gedichte erfahren wir durch Klüpfel vielfach Neues, wie z. B., daß das bekannte schöne „Theelied" Uhlands auf Anregung der Frau Professorin Schrader in Tübingen entstand, die sich einmal gegen die anwesenden jungen Poeten beklagte, daß immer nur der Wein besungen werde, und niemals der Thee. Des andern Tages wurden ihr vier „Theelieder" vorgelegt, von Uhland, Schwab, Kölle und August Mayer, aber es war kein Zweifel darüber, daß dem Ersteren der Preis gebühre.

Im gemüthlichen Pfarrhause zu Bernhausen, während des Winters 1814—15, dichtete Gustav Schwab seine ersten Romanzen, worunter mehrere, z. B. „die Achalm", „die Schwabenalb" u. s. w., die Liebe zu den heimathlichen Bergen bezeichnend aussprechen. Neue landschaftliche Eindrücke neben vielerlei neuen Bekanntschaften gab ihm dann die Reise nach Norddeutschland, die er mit zwei Freunden antrat. Auf der Bettenburg in Unterfranken, beim Freiherrn v. Truchseß, traf er mit Rückert zusammen, er sah in ihm einen „ernsten, der Wissenschaft tief ergebenen Menschen." Aus Weimar schrieb er 1815: „Goethe's Einfluß offenbart sich fast an allen Honoratiorenhäusern in Weimar, welche sämmtlich schön künstlerisch verziert und gebaut sind. Sehr zierlich und freundlich ist sein eigenes, und als die fröhlichste Vorbedeutung kam uns aus dem Vorzimmer ein allerliebstes blondes, blühendes achtzehnjähriges Zöfchen entgegen. Der Anblick dieses sehr schönen Kindes unterhielt uns, bis wir vorgelassen wurden. Wir gingen nun durch Vorsäle und Zimmer, mit Antiken herrlich ausgeschmückt, und fanden den schönen Greis bereit uns recht nobel und doch freundlich zu empfangen. Ganz schwarz gekleidet, stand er, auch im Alter noch kräftig, nahe an der Schwelle. Anfangs war uns ziemlich feierlich zu Muthe; als er aber sich so gütig nach unserem Reiseplan erkundigte, uns sitzen hieß und sich zu uns setzte, verschwand bald alle Scheu, und ich sah ihm getrost in die dunkelglühenden Augen unter der sparsam weißgelockten Stirn. Neben manchem Gleichgültigen sprach er über das Reisen, über Deutschland und über das Theater manches gewichtige Wort, in so schönen, zierlichen Perioden, daß man „Dichtung und Wahrheit" oder den „Wilhelm Meister" lebendig vor sich zu haben glaubte."

Die Reise ging von Weimar über Leipzig und Dresden weiter nach Berlin, wo natürlich sehr viele neue Beziehungen geknüpft wurden. Er sah Varnhagen, L. Robert, Hitzig, Chamisso, von dem er sich besonders angezogen fühlte, und von dem er oft erzählte, daß er die ersten Schritte zur Reise um die Welt mit ihm gemacht habe, indem er ihn damals bis zum Postwagen begleitete, der ihn von dannen führte. Von Theologen lernte er besonders Schleiermacher, Marheineke, de Wette, Neander kennen, ebenso den Philologen Immanuel Bekker, den Aesthetiker Franz Horn, und die Dichter E. T. A. Hoffmann und Fouqué. Letzteren begleitete er auf sein Rittergut Nennhausen in der Mark, und ein Brief an seine Schwester Lotte läßt uns interessante Blicke in diese Adelsfamilie thun. Schwab sah hier auch „eine wunderschöne Freifrau, die Fouqué zum Muster seiner Bertha im „Zauberring" gedient hatte."

Nach der Rückkehr von dieser Reise entstanden die An-

fänge zu dem Romanzencyklus „aus dem Jugendleben Herzog Christophs von Würtemberg" (1819). Das Andenken desselben war damals neu belebt durch den Verfassungsstreit, bei welchem man sich mit Dank an seine Verdienste um Feststellung der Landesrechte erinnerte. Die Geschichte seiner Jugend erschien Schwab als ein ebenso dankbarer als populärer Stoff. Auch fällt in diese Zeit die neuhochdeutsche Umarbeitung des „Froschmäuseler". Bald darauf folgten die Romanzen von „Robert dem Teufel", sowie eine der frischesten Schöpfungen Schwabs, die Bearbeitung von Johanns von Hildesheim „Legende von den heiligen drei Königen" (1822). Die Veranlassung dazu hatte Goethe, in einem Briefe an Boisserée, gegeben, und das Werk fand auch Gnade vor seinen strengen Blicken. Als Friedrich Creuzer dies hörte, sagte er: „Das danke der Teufel dem Goethe! Er hätte manche selbst nicht besser machen können."

Klüpfel giebt in einem Anhange das vollständige Verzeichniß von Schwabs Arbeiten; wir nennen daraus außer den „Gedichten", einigen lateinischen Abhandlungen, Uebersetzungen aus dem Französischen und vielen Journalaufsätzen nur den „Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luciensteig bis Rheinegg", die „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von Haller bis auf die neueste Zeit" (4. Aufl. 1857, besorgt durch den Rector Klee in Dresden), „die deutschen Volksbücher" (wovon eine neue Ausgabe soeben vorbereitet wird), „die schönsten Sagen des classischen Alterthums", „das malerische und romantische Deutschland", „Schillers Leben", sowie den „Wegweiser durch die Litteratur der Deutschen" (im Verein mit Klüpfel). Als Student schon besorgte er ein „neues allgemeines deutsches Commers- und Liederbuch". Außerdem aber betheiligte er sich später mit Osiander und Tafel an der Herausgabe des bekannten Sammelwerks: „Uebersetzungen griechischer und römischer Prosaiker und Dichter", sowie er denn auch „Wilhelm Müllers vermischte Schriften" und „Wilhelm Hauffs sämmtliche Schriften" nach dem frühen Tode Beider zur Veröffentlichung ordnete, und mit biographischem Vorworte versah.

An Stelle Wilh. Hauffs übernahm er auch im Jahre 1828 vereint mit dem Bruder des Verblichenen die Redaction des „Morgenblattes", nachdem er früher schon eine Zeit lang für Schorn das „Kunstblatt" geleitet hatte. Damals gab das „Morgenblatt" mehr Poesie, als später; es sammelte sich um Schwab nach und nach ein ganz beträchtlicher Kreis jüngerer Dichter, die meist durch ihn in die litterarische Welt eingeführt wurden. Klüpfel nennt, indem er fast von jedem noch Näheres (z. B. Briefe) mittheilt, besonders folgende Namen: Adolph Schöll, Carl Simrock, Wilh. Wackernagel, Georg Rapp, Eduard Mörike, Ludwig Bauer, Friedr. Notter, Anast. Grün, Gust. Pfizer, Nikolaus Lenau, Reinhold Köstlin, Joh. Fallati, Heinr. Kurz, Ludw. Seeger, Ferd. Freiligrath, Niklas Müller. Noch mehr erweiterte sich aber der Kreis der Dichter, der mit Schwab in Verkehr trat, seit er 1832 mit Chamisso die Redaction des „deutschen Musenalmanachs" übernommen hatte, und Beide dieselbe unter einander theilten, sodaß an jenen die süddeutschen, an diesen die norddeutschen Poeten zu Einsendung ihrer Beiträge gewiesen wurden. 1837 jedoch veranlaßte die Wahl von Heinr. Heine's Bild als Titelkupfer den Austritt Schwab's für dieses Jahr. Heine hatte nämlich kurz vorher die schwäbischen Dichter und besonders Uhland in seiner „romantischen Schule" verhöhnt, sodaß es Schwab nicht mit seiner Ehre verträglich fand, unter dessen Fahne zu erscheinen, um so mehr, da ihm die frivole Richtung Heine's ein großes Aergerniß war. Darin mochte er Recht haben, aber soviel wir aus Klüpfels Darstellung zu erkennen vermögen, konnte er es auch in Beurtheilung der ganzen damals neuauftretenden Dichterschule, des „jungen Deutschlands" nämlich, nicht zu gehöriger Parteilosigkeit und Freiheit bringen; er war gegen die Bestrebungen desselben peinlich eingenommen, und sein Biograph selber erscheint uns in den betreffenden Partieen des Buches einseitig und engherzig. Schwab machte seinem Grimm über die neuen poetischen Tendenzen, sowie in wissenschaftlicher Hinsicht über die Hegelianer, und in religiöser über die Rationalisten (Strauß ꝛc.) in vielen Epigrammen Luft, die jedoch ihren Zweck durchaus nicht erfüllen. Ihr Witz ist fade und kraftlos, wie ferner auch die mannichfachen gereimten Ausfälle gegen die Kritik, die in der schwäbischen Schule fast hergebracht erscheinen; man denke nur an Uhlands Refrain: „Damit die Esel und Recensenten für sich doch auch was finden könnten." Klüpfel hat sie uns aus seines Schwiegervaters Nachlaß gewissenhaft mitgetheilt, es ist ihm aber geschehen daß er vier Epigramme, die von Herwegh herrühren: „der neuste Sündenfall", „Franklin", „Uhland" und „ça ira" mit Unrecht Schwab zuschrieb. Im „deutschen Museum" hat er soeben diesen Fehler selber corrigirt.

In politischer Beziehung verhielt sich Gustav Schwab immer ziemlich passiv, aber Klüpfel giebt uns Beweise, daß seine Gesinnung eine patriotische und ehrenwerthe war. Die gewaltige Zeit der Befreiungskriege konnte auch an Tübingen nicht spurlos vorübergehn, wenn schon die damalige Regierung einen Aufschwung, wie er in Norddeutschland stattfand, mit strenger Hand niederhielt, sodaß es trotz der Gährung der Gemüther nicht zu verwundern war, daß keiner der württembergischen Studierenden sich unter die Freiwilligen stellte. — Der Ausbruch der Julirevolution war für Schwab nicht ganz unerwartet; es waren ihm schon in Paris Symptome genug aufgefallen, aus denen sich erkennen ließ, wie wenig die damalige Regierung das Volk für sich hatte. Bald zeigte sich auch in Deutschland als Folge davon eine regere Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, und besonders wurde der Streit gesteigert durch den in Polen ausgebrochenen Aufstand. Schwab theilte, wie er schon früher Philhellene gewesen war, die damals ziemlich allgemeine, aber freilich sehr unpatriotische Begeisterung für die Polen, und als nach dem Falle Warschau's die Stimmung vielfach umschlug, blieb er der Sache der Polen dennoch zugethan. Er nahm an dem Verein für Unterstützung der Flüchtlinge thätigen Antheil und sprach seine Sympathie auch in Gedichten aus. Im Herbste 1831 gewannen durch die Wahlen zur Ständeversammlung die politischen Gegensätze praktische Bedeutung. Uhland und Pfizer, dessen „Briefwechsel zweier Deutschen" kurz vorher, nach Schwabs Geständniß, seine eigenen innersten Ueberzeugungen ausgesprochen hatte, wurden beide gewählt; unser Dichter war in zwei Bezirken vorgeschlagen, die Wahl kam jedoch nicht zu Stande, und so „entging er dem schwierigen Beruf, auf den Bänken einer

verhaßten, angefeindeten und mit Unrecht des Schlimmsten verdächtigen Opposition wirken zu müssen." — Im Jahre 1848 betheiligte sich Schwab an einem vaterländischen Verein, der sich die Aufgabe gestellt hatte, die deutsche Bewegung in constitutionellem Sinne zu leiten. Für Deutschland überwog ihm die Besorgniß, daß, wenn einmal die Leidenschaften entfesselt seien, die Anarchie die Oberhand gewinnen und die Gesittung auf lange Zeit gefährden könnte. Aber er erfaßte die deutschen Hoffnungen mit Freudigkeit, und begrüßte jede Spur von fester nationaler Gestaltung, jedes besonnene Streben nach einer deutschen Verfassung mit Begeisterung. — Sein letztes poetisches Werk war der Prolog zu einem Concerte für die Schleswig-Holsteiner, welchen er noch zwei Tage vor seinem Tode declamirte. E. Kn.

Eine Reise mit dem atlantischen Telegraphentau.

Die Zeitungen haben bereits mit der das Telegramm charakterisirenden lakonischen Kürze die Nachricht gebracht, daß die Legung des atlantischen Telegraphentaues nach drei vergeblichen Versuchen zum zweiten Male mißlungen ist. Was das Telegramm jedoch verschweigt, sind die Beschwerden und Gefahren ohne Gleichen, welche während dieses Versuches eine 33tägige Seereise begleitet haben, und über die wir uns in den Stand gesetzt sehen, unseren Lesern aus den Briefen eines Mitreisenden auf dem Agamemnon einige Mittheilungen zu machen. Der Agamemnon war als eines der schönsten und stärksten neuen Linienschiffe englischer Seits, wie die Dampffregatte Niagara americanischer Seits, ausersehen worden, das Telegraphentau auf den Grund des atlantischen Oceans zu legen. Um für das Tau Platz zu machen, waren alle Geschütze herausgenommen, aber trotzdem waren sowohl Agamemnon wie Niagara so schwer beladen, daß wohl vorauszusehen war, daß sie bei stürmischer Witterung kaum würden See halten können. Aber auf stürmische Witterung war auch gar nicht gerechnet, und die ältesten und erfahrensten Seeleute verlachten den Gedanken, daß die Reise in dieser günstigen Jahreszeit durch etwas Anderes, als höchstens einen vorübergehenden Windstoß gestört werden könnte.

Der Agamemnon trug eine todte Last von 2840 Tons, an und für sich schon eine gefährliche Ueberbürdung, aber gefährlicher noch durch die Art, wie sie gestauet war. Im Raume lag die Hauptmasse des Taues, 1100 englische Meilen Länge, und daher 1100 Tons schwer. Auf dem Orlogdeck ganz vorn lag ein Ring von 800 Tons, während auf dem Oberdeck ebenfalls ganz vorn ein Ring von 236 Tons lag. Diese Lasten bewirkten nicht blos, daß das Schiff vorn sehr tief ging, daß die Deckplanken sich bogen und zollweite Zwischenräume zwischen einander ließen, und daß die Balken zu brechen drohten, sondern brachten auch bei stürmischem Wetter die Gefahr nahe, daß bei dem Rollen des Fahrzeuges die ganze schwere Masse rutschen und die Schiffsseite durchbrechen konnte.

Beim Antritt der Reise am 10. Juni schienen jedoch alle diese Gefahren überängstliche Befürchtungen zu sein, denn das schönste Wetter begünstigte das Unternehmen, und eher hätte man über zu wenig Wind klagen können, da bei dem Mangel an Platz nur die allernothwendigste Quantität Kohlen eingenommen worden war, und daher zur Ersparniß derselben das Schiff so oft, als irgend möglich, blos unter Segeln ging.

Wenige Tage nur dauerte die Freude. Erst trat kaltes Wetter, dann Nebel ein, und bereits den dritten Tag, Sonnabend, verkündete der hohe Seegang, der sich dem Schiffe entgegenwälzte, den bevorstehenden Sturm. Ungestümer wurde das Wetter während des Sonntagsgottesdienstes. Es regnete heftig, und schwere graue Wolken flogen mit unbegreiflicher Schnelligkeit über den Himmel; jedes Tau und jede Want, bis zum äußersten angespannt, summte mit einem lauten, klaren Ton, als ob 10,000 Accordions auf einmal spielten, und dann und wann, wenn das Schiff gegen den Wind anlief, klatschten die großen Segel mit donnerähnlichem Schall, und zerrten mit gewaltigen Rucken, als wollten sie die Masten herausheben. Dennoch rührte sich unter der kleinen Gemeinde Niemand mehr, als nöthig war, um bei dem Schwanken des Schiffes seinen Platz zu behaupten, und nur Capitän Preedy blickte manchmal besorgt durch die Luke hinauf nach den Masten und Segeln, denn der Sturm ward mit jeder Minute heftiger und die Luft dunkler und dicker, und das Heulen und Sausen durch das Tauwerk übertönte jeden anderen Lärm. Unmittelbar nach dem Gottesdienste wurden die Marssegel eingerefft, und bereits um vier Uhr Nachmittags schoß der Agamemnon unter Focksegeln und dicht gerefften Marssegeln durch das wildschäumende Meer.

Während desselben Nachmittags verlor der Agamemnon seine beiden Begleitschiffe, den Valorous und Gorgon, aus dem Gesicht, und nur der Niagara hielt bei ihm aus.

Sonntag Nachts schien das Unwetter seine Höhe erreicht zu haben. Der Ocean glich einer ungeheuern Schneedecke, deren blendendes Weiß, indem es sich in den fast auf dem Meere ruhenden dunkeln Wolken abspiegelte, einen grauenhaften und unnatürlichen Effect hervorbrachte, als hätte der Sturm die gewöhnlichen Naturgesetze auf den Kopf gestellt. Der Niagara, der sich bis jetzt ganz nahe gehalten hatte, fing ebenfalls an, eine sicherere Entfernung aufzusuchen, und mit dem Nachtdunkel war er verschwunden wie die Anderen, und der Agamemnon war nun allein. Das Schiff hatte eine schlimme Nacht. Es zitterte und ächzte unter seiner schweren Last, als ob es in Stücke gehen wollte, und die starken Balken des Oberdeckes, wo das Tau aufgerollt lag, krachten und splitterten mit einem Lärm, der einem Artilleriefeuer aus kleinen Geschützen gleich kam und fast das grauenhafte Tosen des Sturmes übertönte, wie er durch das Tauwerk heulte und die kleinen Sturmsegel von den Raaen zu reißen versuchte. Die Wogen trafen mit dumpfen, schweren Schlägen den Bug des Fahrzeuges, und ganze Wassermassen bahnten sich einen Eingang durch die Klüsgaten und die schlechtverschlossenen Stückpforten, und machten den Bewohnern der Kajüte bald bemerklich, daß die Flur ihres Zimmerchens unter Wasser gesetzt war, und daß das Klappern

und das Zusammenstoßen, das sie hörten, von ihren Habseligkeiten herrührte, die auf eigene Faust eine Wasserfahrt in der Kajüte machten.

So verging die Sonntagsnacht, und so vergingen Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag, und nur das Wiedererscheinen des Niagara brachte einige Abwechselung in diese Einförmigkeit. Sonnabend den 19. Juni schien sich endlich der Sturm zu legen, und man konnte endlich wieder einmal in leidlicher Sicherheit auf dem Deck herumgehen. Aber leider trügte der Schein; Nachmittags fiel das Barometer von neuem, und ein dünner Streif von schwarzem Dunst luvwärts wurde immer breiter und breiter, bis er den ganzen Himmel mit einem schwarzen Schleier überzogen hatte und Allen verkündete, daß das Schlimmste noch zu erwarten war. Des Abends regnete es stark, und dann erhob sich der Wind — nicht heftig oder in Stößen, sondern mit stetig zunehmender Gewalt, als wolle der Sturm seine Sache langsam, aber gut verrichten. Anfangs begnügte er sich, die gewaltigen Wassermassen mit verdoppelter Kraft gegen das Schiff zu wälzen, und die Luft mit dem Schaumregen zu füllen, den er von ihrem weißen Kamme riß. Allmählich ward es jedoch schlimmer, und Capitän Preedy blieb während der ganzen Mittelwache auf dem Deck, denn der Sturm nahm stündlich zu, und der Agamemnon rollte nach jeder Seite 30°, und arbeitete sich immer schwerer durch die Wogen.

Um vier Uhr wurden alle Segel bis auf dicht gereffte Fockmars- und große Marssegel und das gereffte Focksegel eingenommen — eine lange und schwere Arbeit, denn der Wind heulte so, und das Tosen der See war so arg, daß kein Commandowort verstanden werden konnte, und die Leute oben, die sich mit aller Kraft an die Raaen klammerten, wie das Schiff fast bis auf die Wasserfläche herüber und hinüber rollte, sich kaum halten und der schweren, nassen Segel, welche flatterten und klatschten, als ob Leute, Raaen und alles Uebrige über Bord gehen sollte, kaum Herr werden konnten.

Kurz nach zehn Uhr sah man drei oder vier riesengroße Wogen, gleich Hügeln von grünem Wasser mit einer Schaumkrone, die ihre Höhe zu verdoppeln schien, langsam und schwer durch den Nebel näher und näher kommen. Der Agamemnon hob sich langsam mit der ersten und schoß dann rasch hinunter in die tiefe Mulde des Meeres, und lehnte sich dabei so sehr über, daß er fast gekentert wäre. Ein fürchterliches Gekrache durchdröhnte während dieser Zeit das Schiff, denn Alles riß sich los, und Aufruhr und Verwirrung waren einen Augenblick lang fürchterlich; aber dann hob es sich wieder, um sich gleich darauf, aber nur rascher und noch tiefer, auf die andere Seite zu legen. Wieder dasselbe Gekrache und Getöse, und die Officiere in der untern Kajüte, welche die Gefahr des Schiffes erkannten, sprangen auf und öffneten die auf das Hauptverdeck hinausgehende Thür. Was man hier sah, spottet fast der Beschreibung. Unter lautem Geschrei und Bemühungen, sich anzuhalten, ward ein durcheinander krabbelnder Haufen Matrosen, Schiffsjungen und Marinesoldaten, untermischt mit Feuereimern, Tauen, Leitern und Allem, was sich hatte losmachen können, ein Haufen, der durch die rasche Neigung des Schiffes auf die Backbordseite gerutscht war, jetzt wieder quer über das Verdeck in einer Masse nach dem Steuerbord geschleudert. Daneben klammerten sich Gruppen von Matrosen mit aller ihrer Kraft an Balken und Taue, und eine Wassermasse, welche durch Stückpforten und Verdeck hereingebrochen war, wogte herüber und hinüber. Alles das war nur einen Augenblick in den ungewissen Umrissen nächtlichen Dunkels zu sehen, und dann, wie sich das Schiff noch tiefer auf die Seite legte, vernahm man ein noch fürchterlicheres Gekrache: die auf dem Hauptdeck gestauten Kohlen brachen durch, rissen Alles mit sich fort und rutschten mit dem Uebrigen leewärts. In einem Augenblick war Alles von Kohlen und Staub wie von einer schwarzen Wolke umhüllt, aber das Krachen hörte man in allen Richtungen sich fortpflanzen, wie die schweren Kohlenwürfel und Säcke mit Leitern, eisernen Stützen und Kochgeschirren auf den Verdecken herumkollerten, durch die Luken stürzten und durch die Deckfenster in den Maschinenraum fielen. Aber wieder erhob sich der Agamemnon auf einer gewaltigen Welle, noch tiefer legte er sich auf die Backbordseite, und auch die Kohlen der Steuerbordseite des untern Deckes machten sich los und rissen Alles mit sich fort. Die Gefahr war jetzt groß, denn wenn das Schiff noch zwei- oder dreimal in dieser Weise rollte, so brachen die Masten wie Schilf, und die halbe Schiffsmannschaft konnte beschädigt oder getödtet werden. Capitän Preedy gab sofort Befehl das Schiff zu wenden, aber es ward der Mannschaft schwer auf das Deck zu kommen, denn alle Leitern waren zerbrochen. Erst nach einigen Minuten erschien sie, schwarz von Kohlenstaub, und Manche mit Beulen und Wunden im Gesicht, so waren sie unten hin- und hergeworfen worden. Anfangs herrschte einige Verwirrung, denn der Sturm war fürchterlich; die Officiere wurden nicht gehört, und die bergehohen und unregelmäßigen Wogen hoben das große Schiff vorwärts und rückwärts, sodaß sich die Leute keinen Augenblick auf den Füßen halten konnten, und Einige von ihnen in höchst gefährlicher Weise quer über das Deck geschleudert wurden. Schlimmer ward die Sache noch durch das große Boot, das vorn losgebrochen war und nun mit jedem Rollen des Schiffes hinüber und herüber schleuderte und Jeden zu zerschmettern drohte, der sich ihm nahte. Die Gewohnheit der Disciplin gewann jedoch bald die Oberhand, und die Schiffsmannschaft war bald beschäftigt, das Schiff nach Steuerbord zu wenden, während die Lieutenants Robinson und Murrey hinuntergingen, um nach den Verletzten zu sehen, über deren Zahl die übertriebensten Gerüchte durch das Schiff liefen. Leider war sie bedeutend genug. Der Posten vor der großen Kajüte auf dem Hauptdeck hatte nicht Zeit gehabt sich zu retten, und war ganz unter den Kohlen begraben. Es dauerte einige Zeit, ehe man ihn herausbringen konnte, denn einer der zum Stützen der Kohlensäcke verwendeten Balken, der seinen Arm sehr bedeutend beschädigt hatte, lag immer noch quer über dem zerschmetterten Gliede und quetschte es so, daß man ohne Lebensgefahr für den Mann ihn nicht bewegen konnte. Es mußten daher Sägen geholt und der Balken durchgesägt werden, ehe man den armen Menschen freimachen konnte. Ein anderer Marinesoldat auf dem untern Verdeck hatte, um sich festzuhalten, nach etwas

gegriffen, was er für eine Auskehlung in der Verplankung hielt, was aber zu seinem Unglück Nichts war als eine Spalte zwischen den auseinander gähnenden Balken, und da diese sich natürlich wieder schloß, sobald der Agamemnon sich aufrichtete, waren die Finger ganz zermalmt. Einer der Unteringenieure war auf dem untern Verdeck von den Kohlen verschüttet und hatte innerlich schwere Beschädigungen erlitten. Man rechnete aus, daß sich das Schiff fünfmal in rascher Aufeinanderfolge 45° nach jedem Bord auf die Seite gelegt hatte. Die Kochkessel waren nur halb voll Suppe gewesen; diese aber war trotzdem fast ganz verschüttet und hatte einige arme Kerle, die sich auf das Deck geworfen, verbrüht. Dies waren außer einer Verrenkung die hauptsächlichsten Unfälle; doch gab es noch Verletzungen und Quetschungen genug. Wunderbar waren Manche davongekommen. Einer war von dem Hauptdeck, ohne verletzt zu werden, kopfüber in den Raum gestürzt, und mit einem andern Matrosen hatten drei große Oelfässer, jedes groß genug, um ihn so flach wie einen Eierkuchen zusammenzupressen, zehn Minuten lang Haschens gespielt.

Das Wenden des Schiffes brachte nur geringe Erleichterung, und die Gefahr des Schiffbruches trat Jedem nahe genug vor Augen. Niemand konnte in der Nacht ein Auge zuthun. Selbst aus den Hängematten mußten die Schläfer weichen, weil sie bei dem Rollen des Schiffes gegen die Seite desselben geschleudert wurden. Die hölzernen Pritschen in der Kajüte des Hauptverdeckes waren aus den Fugen gegangen, Stühle und Tische waren zerbrochen, Commoden umgeworfen, und eine seichte Brandung brach sich über die Flur der Kajüten und tränkte Koffer und Reisesäcke voll reinen Leinenzeugs mit salziger Fluth. So rasch das Wasser durch die Speigaten ablief, so kam es doch noch schneller zu den Klüsgaten und Stückpforten wieder herein, während die Balken und Knien ächzten und stöhnten, als könnten sie keinen Augenblick länger zusammenhalten. Capitän Preedy verließ während der ganzen Nacht keinen Augenblick die Campagne, obgleich es keine Kleinigkeit war sich dort aufrecht zu halten, selbst wenn man sich mit beiden Händen an den Regelingen festhielt. Der Morgen brachte keine Veränderung. Ganz undeutlich und nur dann und wann durch den vorübertreibenden Wasserstaub, und jetzt oben auf der Spitze eines hohen Wellenberges, dann wieder dahinter verschwunden, wie der Agamemnon in den Trog hinuntersank, erblickte man den Niagara. Aber selbst diese flüchtigen Blicke auf ihn zeigten, daß er schwer stampfte und schlingerte, schwere Sturzseen an Bord bekam und anstrengend genug zu arbeiten hatte, obgleich es ihm leichter wurde als dem Agamemnon, der freilich, gleich schwer beladen, 2000 Tons weniger Raum hatte. Plötzlich zog es dunkler und dicker heran, der Niagara verschwand hinter einer dicken Nebelwolke, und der Agamemnon hatte nur noch für sich selbst zu sorgen, was gerade genug war, denn wäre es drei oder vier Stunden länger in dieser Weise fortgegangen, so hätte es das Schiff schwerlich noch aushalten können. Die Masten wurden immer unsicherer, der Telegraphendraht auf dem Verdeck wurde bei jedem Hinunterschießen des Schiffes zwischen die Wellen unruhiger, und selbst wenn beide aushielten, war es klar, daß das Schiff bei längerer Fortdauer dieses Wetters in Stücken gehen mußte. Auf dem untern Deck stand das Wasser so hoch, daß es das Feuerloch erreichte, sodaß die Heizer kaum ihren Posten behaupten konnten. Das Wetter zeigte keine Aussicht zum Besserwerden, im Gegentheil schienen dicke schwarze Wolken einen immer engeren Kreis um das Fahrzeug schließen zu wollen. Das Telegraphentau über Bord zu werfen — der kürzeste Weg zur Rettung — konnte sich Capitän Preedy nicht entschließen; er beschloß noch einmal auf den andern Schlag zu wenden, ehe er zum letzten Ausfluchtsmittel griff, das Schiff vor dem Sturme treiben zu lassen und sich dadurch von dem Rendezvous-Platze zu entfernen. Kurz nach zehn Uhr Vormittags, am 21., ertheilte Capitän Preedy den Befehl zu dem beschlossenen Manöver. Es war schon schwer genug das Commando zu verstehen, aber fast unmöglich es auszuführen. Das Schiff wendete gerade weit genug, um seine breite Seite den Wellen zu bieten, und blieb eine Zeitlang in dieser Lage. Das Rollen vom vorigen Tage war eine Kleinigkeit gegen das, was man jetzt sah. Von mehr als 200 Mann, die sich auf dem Verdeck befanden, wurden mindestens 150 in einzelnen Haufen von einer Seite nach der andern geworfen, während Andere, die sich an Tauen festhielten, wie in einer Schaukel herüber- und hinüberflogen. Es war wirklich, als ob die letzte Stunde des Schiffes gekommen sei, und es war ein wahres Wunder, daß die Masten nicht brachen. Jedesmal, wo es sich auf die Seite neigte, tauchten die großen Puttingen tief ins Meer. Das untere Verdeck stand unter Wasser, und den Obenstehenden sagte das durch das Gebrüll des Sturmes hörbare fürchterliche Gekrache, daß die Kohlen unten wieder los geworden waren und Alles mit sich fortrissen. Unter solchen Umständen war es unmöglich länger dem Sturme die Spitze zu bieten, und Capitän Preedy entschloß sich, das Schiff vor ihm lenzen zu lassen. Der volle Dampf ward angespannt, und mit Focksegeln und Fockmarssegeln, um das Vordertheil zu heben, schoß der Agamemnon, wie ein feuriges Roß sich bäumend, über die gewaltigen Wogen dahin. Es war gut, daß der Wind soviel Eindruck auf ihn machte, denn sonst hätte sicherlich die Gewalt der Wellen den Stern eingeschlagen. Selbst jetzt noch traf eine Sturzsee die Steuerbordvierung, zerschmetterte die Gallerie und die Kajütenfenster und schickte eine solche Wassermasse in die Kajüte, daß zwei Officiere buchstäblich vom Sopha heruntergespült wurden. Damit schien jedoch der Sturm seine größte Wuth ausgetobt zu haben. Der Barometer fing an zu steigen, und die See ging zwar noch hoch, aber weniger unregelmäßig, und gegen Mittag zeigten sich deutliche Anzeichen einer bessern Zeit. Die große Kajüte wäre an diesem Nachmittag eine würdige Studie für einen Künstler gewesen. Die Fenster halb zugestellt und zerbrochen, das Meerwasser immer noch in den Ecken plätschernd, und Alles, was sich hatte losreißen können, zerstückt und zerbrochen über den Fußboden zerstreut, und mitten in diesem allgemeinen Ruin fünfzehn oder zwanzig Officiere, die sich mit der einen Hand an den Tisch festklammerten, während die andere nicht ohne große Anstrengung ein zähes Mittagsmahl zu zerlegen suchte — für die Meisten der erste Bissen seit vierundzwanzig Stunden.

Den übernächsten Tag, Dienstag, besserte sich das Wetter soweit, daß der Agamemnon wieder wenden und nach dem Rendez-vous steuern konnte. Noch einmal verschlimmerte sich das Wetter, sodaß der Freitag, der 25. Juni, herankam, ehe man sich der bestimmten Stelle näherte, und am Abend desselben Tages lagen sämmtliche vier Schiffe nicht weit von einander. Auch der Niagara hatte sehr gelitten. Er hatte den Klüverbaum verloren, und die Reservespieren und Bojen für das Telegraphentau waren über Bord gewaschen worden.

Nach dem Sturme trat merkwürdigerweise fast vollkommene Windstille und ruhige See ein, was dem Agamemnon sehr gelegen kam; denn während des Unwetters hatten die obersten Lagen des Telegraphentaues sich zu einem formlosen Gewirr verwickelt, an welchem während der ersten vierundzwanzig Stunden alle Mühe verloren zu sein schien, denn manchmal gehörte eine ganze Stunde anstrengendster Arbeit dazu, um eine halbe englische Meile klar zu machen. Trotzdem waren Freitag Nachts 140 Meilen neu aufgerollt, und den Rest fand man zur freudigen Ueberraschung Aller in der besten Ordnung.

Ueber das mißlungene Legen des Taues sind nur wenig Worte zu sagen. Es begann zum ersten Male am 26. Juni bei ruhigem Wetter, allem Anschein nach unter den günstigsten Umständen, aber noch waren nicht drei Meilen von jedem Schiffe in das Meer gesenkt, als das Tau auf dem Niagara brach, wo es sich auf der Rolle verwickelt hatte. Noch denselben Tag splißte man von neuem das Tau und begann den zweiten Versuch. Er ging ohne Störung vor sich, bis Sonntag früh, wo die elektrische Verbindung mit dem Niagara plötzlich unterbrochen ward. Montags kamen die Schiffe wieder zusammen, und nun fand es sich, daß das Tau von beiden Schiffen ruhig und ohne Störung abgelaufen war, und daß der Bruch auf dem Meeresboden aus unbekannten Ursachen stattgefunden haben müsse.

Der dritte Versuch dauerte am längsten, und bereits waren vom Agamemnon 146 Meilen eingesenkt, als das Tau bei ganz glattem, ungehindertem und keineswegs schnellem Ablaufen, bei ganz ruhigem Gange des Schiffes, bei einem Zug von nicht mehr als 2100 Pfund, ohne alle sichtbare Ursache riß. Es war keine fehlerhafte Stelle im Tau schuld, wie sich später herausstellte, denn die Probe, welche man mit dem übriggebliebenen Ende nach der Landung des Agamemnon in England anstellte, bewies, daß es weit mehr als das garantirte Gewicht von 62 Centnern tragen konnte, während es zur Zeit des Zerreißens nur 20 Centner zu tragen hatte.

Nachdem der Agamemnon nach diesem fehlgeschlagenen Versuch der Verabredung gemäß das Rendez-vous aufgesucht hatte, um noch einmal zu beginnen, kehrte er, da er den Genossen nicht vorfand, am 12. Juli nach Queenstown zurück, wo der Niagara bereits vor ihm eingetroffen war. Sonnabend, den 17. gedenken beide Schiffe noch einen, aber den letzten Versuch zur Legung des atlantischen Telegraphentaues zu beginnen.

Die Tiefländer und Ebenen der österreichischen Monarchie.*)

II.

Die große ungarische Ebene.

Von den Tiefländern der österreichischen Monarchie verdient eines besonders hervorgehoben zu werden, die große ungarische Ebene. Heimelte es uns auf unserer bisherigen Wanderung noch europäisch an, so glauben wir uns jetzt auf einmal nach Asien versetzt zu sehen, wenn wir hinter Waizen die große ungarische Tiefebene, das vierte Donaubecken im Bereiche Austria's, betreten.

Sobald man diese Grenzstadt der Ebene verläßt und den Blick nach Südosten wendet, liegt eine unabsehbare Fläche vor dem Wanderer ausgebreitet, meeresgleich durch ihre Einheit, sowie durch ihre scheinbare Schrankenlosigkeit. Jeder Schritt führt uns tiefer hinein in die Unermeßlichkeit, über welcher nur die Fata Morgana oder Luftspiegelung ihre phantastischen Bilder als täuschende Ruhepunkte dem Auge vorgaukelt. Es ist nicht nur die größte Ebene im österreichischen Kaiserstaate, sondern nach Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auch ein treues Bild jener Steppen, welche den westlichen Theil des asiatischen Festlandes kennzeichnen. Von dem Fuße der Karpathen-Vorberge, durch welche die Tatra mit dem siebenbürgischen Hochlande zusammenhängt, kann man eine gerade Linie von mehr als sechszig Meilen nach Süden ziehen, auf welcher der Fuß des Wanderers keinen Berg oder Hügel berührt, und wo der Reisende Tage lang keine andere Grenze des Gesichtskreises findet, als den Himmel, der die ungeheure Fläche rings umgiebt. In der Mitte dieser Ebene fließt von Norden nach Süden, der Donau parallel, die Theiß in zahlreichen Schlangenwindungen schleichend dahin. Von der Donau aus, dem großen Wassersammler des Landes, erhebt sich der Boden sanft gegen die Gebirge, die sowohl den nördlichen als auch den östlichen Grenzwall der Ebene bilden. Deshalb fällt die letztere von Norden nach Süden und von Osten nach Westen ab und nöthigt die Donau, einen dem der Karpathen entgegengesetzten Winkel zu bilden. Diesem Umstand verdankt die Steppe ihre Fruchtbarkeit, denn die zahlreichen Gewässer, welche in den Karpathen entspringen, durchströmen nun trägen Laufes diese Wüstenei, um zur entlegenen Donau zu gelangen, wobei zwar ein Theil ihrer Wassermenge in den Boden rechts und links eindringt und das Land in einen Sumpf verwandelt, andererseits aber auch eine höchst reiche Bewässerung dieser Flächen entsteht, die nun dadurch und durch den Schlamm, welchen die jährlichen großen Ueberschwemmungen absetzen, außerordentlich fruchtbar werden. Diese Versumpfungen nehmen einen bedeutenden Theil von der großen ungarischen Ebene ein, und namentlich sind die Gegenden zwischen der Theiß und dem siebenbürgischen Hochlande von Munkacs bis

*) Vergleiche Nr. 30.

Pancsova mehr oder weniger damit bedeckt. Man rechnet hier 120 Geviertmeilen auf die Versumpfungen, und was hier nicht sumpfig ist, das bedeckt der Flugsand. Zwischen den Dünen und Sümpfen heben sich etwa dreitausend Weidestrecken empor, deren grasreiche Flächen an die Sümpfe grenzen, oft von meilenweiter Ausdehnung sind und Tausende von Rindern, Schafen und Pferden nähren, welche Sommer und Winter auf der Steppe zubringen. Diese weiten Flächen sind nur mit magerm Rasen, mit brauner Haide überkleidet; kein Fluß, kein bedeutender Bach benetzt den durstigen Boden, kein Baum giebt Schatten, und selten verräth ein Getreidefeld die Menschenhand. Solche baumlose und dorflose Weideplätze und Ackertriften bezeichnet man in Ungarn mit dem Namen Pußta, einem Worte, das sich weder aus der magyarischen, noch aus der slavischen oder deutschen Sprache genügend erklären läßt. Man versteht übrigens unter Pußta im Allgemeinen nicht blos eine Haidestrecke, sondern vielmehr eine größere, von Ortschaften entfernte Fläche, die wohl in der Regel zur freien Weide nutzbarer Hausthiere verwendet wird, aber zuweilen auch angebautes Ackerland und große Waldstrecken enthält. So wird z. B. die Pußta Hortabagy in Volksliedern als das ungarische Canaan gepriesen; sie hat nicht weniger als 55,000 Joch Weideland mit etwa 30,000 Rindern außer den Schafen und Pferden. Die Debrecziner Haide ist zehn Meilen lang und zwei Meilen breit.

Man unterscheidet im Ganzen in der niederungarischen Ebene zwei ungeheure Steppen, von denen die eine zwischen der Donau und Theiß, die andere zwischen der Theiß und dem siebenbürgischen Hochlande sich ausbreitet. Ungeachtet des bedeutenden Raumes, welchen die Weideplätze in der großen ungarischen Ebene einnehmen, enthält doch ihr bei weitem größerer Theil, etwa tausend Geviertmeilen, fruchtbares den Anbau reichlich lohnendes Ackerland, auf welchem Weizen, Mais, Melonen, Kürbisse und selbst Wein trefflich gedeihen, und das zwar verhältnißmäßig von wenigen, aber dafür sehr großen Ortschaften angebaut wird. Es macht einen überraschenden Eindruck, sagt Becker, nach tagelanger ermüdender Wanderung in der Haide sich plötzlich von den schönsten Weizen- und Maisfeldern umgeben zu sehen, die in ebenso ungeheurer Ausdehnung, wie jene, das Weichbild der ansässigen Betriebsamkeit bezeichnen. Aber im Herbste, wenn die Felder leer sind, zeigt auch die nächste Umgebung der Ortschaften den Charakter der Steppe, welcher im Allgemeinen dem ganzen breiten Flachlande aufgeprägt ist, und in der schlimmen Jahreszeit wird durch den Mangel an Verbindungswegen der Eindruck trauriger Oede und Einförmigkeit noch gesteigert. In nassen Jahren kommt auch noch die Ueberschwemmung der Steppen hinzu, welche sich nicht selten auf viele Geviertmeilen erstreckt und den ganzen Raum zwischen den Flüssen in der Nähe ihrer Mündungen in unabsehbare Wasserflächen verwandelt. Im Frühling ist die ganze Ebene ein grüner Teppich, den kaum ein Baum beschattet; im Anfange des Sommers zieren ihn zum Theil unermeßliche, aber einförmige Saatenwogen, die der Sichel harren; tritt aber einmal der hohe Sommer ein, und sind die Gräser verdorrt, die Feldfrüchte eingeerntet, dann ist die Oede vollkommen, und die Steppe bietet eine trostlose, dürre Wüste dar. In den Sandstrichen folgt dem schwülen Tag eine kalte Nacht, und im Winter, wo die Kälte sehr groß wird, jagen furchtbare Schneestürme über die Ebene und bringen Menschen und Thieren Verderben. Ein etwas verändertes Bild gewähren die unermeßlichen Sumpfgegenden, welche den ohnehin erschöpften Wanderer mit ihrem Pesthauche schrecken, gegen den allerdings die größte Vorsicht zu beobachten ist. Indeß sind die Sümpfe der Trockenlegung fähig, und die trägen, sich dahin schlängelnden Flüsse, besonders die Theiß, warten nur auf Regulirung, um große Lasten schnell von einem Ort zum andern zu fördern. Ebenso giebt es große Strecken, die mit Birkenwaldungen besetzt sind, deren Anbau, mit dem anderer schnellwachsender Laubhölzer verbunden, sich leicht auf die Flugsandwüsten ausdehnen ließe.

Obgleich zur Zeit die wirthschaftliche Benutzung der ungarischen Pußten eine verhältnißmäßig noch sehr geringe ist, so sind dennoch hier die Kornkammern der österreichischen Monarchie. Kaum der zehnte Theil dieser Flächen in der nächsten Nachbarschaft der Dörfer und Marktflecken wird bebaut, und dennoch liefert dieser kleine Bruchtheil die reichsten Ernten. Die Pußten besitzen alle Abstufungen der Bodenbeschaffenheit von den besten Gründen bis zum losen Sande, — eine Bodenverschiedenheit, die man oft auf einer unbedeutenden Fläche von einigen Jochen sieht, wo mannichfache Strömungen der Fluthen und Durchbrüche gewirkt und diesen auffallenden Gegensatz des besten und schlechtesten Bodens erzeugt haben. Aber auch der fruchtbarste Boden wird zum größten Theil noch immer, wie zu den Zeiten Attila's und der Hunnen, nur als Weideland für die wilden Rinder-, Schaf- und Pferdeheerden benutzt, nur mit dem Unterschiede, daß an die Stelle der wenigen, mit niedern Wällen umkreisten hunnischen Lagerplätze ebenso sparsam kleine und große Dörfer aufgetaucht sind, und die wandelnden Lagerstätten sich in feststehende verwandelt haben. Wenn auch die Bevölkerung sich verdreifachte oder vervierfachte, so würden dennoch Jahrhunderte vergehen, ehe die Steppe mit dem üppigen fruchtbaren Weizenboden in einer Ausdehnung, wie die der Königreiche Bayern und Würtemberg, zu einem Kornlande umgeschaffen wäre.

Bei aller Eintönigkeit der Pußten bietet doch die niederungarische Ebene im Ganzen die größten Mannichfaltigkeiten dar. Die Ränder der Ebene sind schön und anmuthig, denn sie wird von Gebirgsabhängen umkränzt, die zu den lieblichsten der Erde gehören, und die Berge von Tokay sind nicht blos ihrer Gestalt, sondern auch ihrer Reben wegen schön. Auch Siebenbürgens himmelanstrebende Höhen schauen weit in die Tiefebene hinab und verschönern den östlichen Theil derselben weithin. Die Ufer der Donau sind überall schön, und wenn sie auch unterhalb Ofen bis zu den Rebengeländen Fünfkirchens hinab keine Höhen darbieten, so ruht doch das Auge mit Wohlgefallen auf den Triften und Fluren der deutschen Ansiedler, welche diese gesegneten Ländereien bebauen und mit dem lachenden Gewande des Wohlstandes schmücken. Durchwandert man jedoch die Ebene selbst, dann freilich än-

dert sich der Anblick, und das Gefühl der Oede ergreift den Wanderer. Man findet dann den Eindruck begreiflich, unter welchem ein vielgewanderter, geistvoller Schriftsteller die Worte niederschrieb: „Von Wien nach Presburg kommt man in ein anderes Land, jenseit Pesth landeinwärts in einen andern Welttheil." Wer die Hochsteppen Asiens gesehen hat, glaubt sich in manchen niederungarischen Gegenden dahin versetzt, und die seltenen mit brakigem Wasser versehenen Brunnen, die Sümpfe, die kleinen Natronseen, welche den Durst des Wanderers täuschen, vollenden diese Aehnlichkeit; manche Strecken wieder versetzen uns in Africa's Wüsten, die jedes lebende Wesen flieht, andere auf die Llanos und Pampas von Südamerica, welche durch das weiße Hornvieh mit gewaltigen Hörnern und schlankem Wuchse, und durch die im eigentlichen Sinne wilden Hirten hier ihre Nachahmung finden. In den Gegenden von Kecskemet, Debreczin und Zombor gleichen die Czikos sehr den Gauchos, und die Johasen haben große Aehnlichkeit mit den heerdereichen Llaneros.

Zu den interessantesten Erscheinungen in diesen wagerechten Ebenen gehört die Luftspiegelung (Kimmung, Fata Morgana, das Südwasser), die besonders im Sommer ihre phantastischen Spiele über den braunen Flächen treibt und ihnen auch in dieser Beziehung den Charakter der Wüste verleiht. Wenn im Sommer die große Hitze und Dürre fast den ganzen Pflanzenwuchs vernichtet hat, sieht der Reisende plötzlich von allen Seiten Wasser von perlgrauer oder blauer Farbe gegen sich heran fluthen und wogen. Ein Neuling in diesen Niederungsgegenden würde glauben, er sei auf einmal ringsum von der See eingeschlossen, und nicht begreifen, woher so plötzlich in dieser Wüste das viele Wasser komme.

Bei Gott! Es wallt und wogt so hoch und hehr,
Hellleuchtend wie ein klarer Strom, ein Meer.
Er wähnt gelinder schon die schwülen Lüfte,
Wähnt sich erquickt durch kühle Wasserdüfte.

Neckend rückt die Wasserfluth dem Wanderer näher, und flieht, wenn er darauf zukommt.

Ermuthigt strebt er ohne Rast und Ruh'
Dem Bett der Fluthen schnell und schneller zu.
Es wächst die Strecke hinter ihm, doch immer
Weicht vor ihm weit zurück der schwanke Schimmer.

Nur der Umstand, daß die Fluth auch hinter ihm sich schließt, wo er doch erst vor einer Stunde auf trockenem, dürrem Boden wandelte, sowie die Bemerkung, daß die auch hinter ihm nachrückende Fluth zurückweicht, sobald er sich von ihr erreicht glaubt, kann ihn auf den Gedanken bringen, daß die ganze Erscheinung ein Truggebilde sei. Und wirklich ist der Fluthenschimmer nichts Anderes; es ist eine Luftspiegelung, welche den ganzen Sommer hindurch, am stärksten bei Trockenheit, in geringerem Grade aber auch bei Nässe sich erzeugt. Wenn die Theiß mit ihren Nebenflüssen und Bächen ausgetreten ist und das Land auf große Breiten überschwemmt hat, so vermag man oft, von einem Ocean umgeben, nicht zu unterscheiden, welches das wahre und welches das scheinbare, vorgespiegelte Wasser ist, so täuschend ähnlich ist in der Ferne das eine dem andern. Aus diesen blauen oder perlgrauen Fluthen tauchen in wechselnden Bildern Gegenstände aller Art auf, Gebüsche, Dörfer, Städte, Schlösser 2c., und bilden die herrlichsten Gruppen, an denen das Auge staunend haftet. In größerer Nähe schwindet freilich der Zauber. Die Baumgänge und Wälder werden zu einzelnen Bäumen und Sträuchern, oft genug auch nur zu einem Distel- oder Dorngebüsch, die Luftschlösser und Pavillons zu kleinen, elenden Salaschen und Tscharden, die Dörfer und Städte zu Meierhöfen auf der Pußte, und die Thürme zu einzelnen Bäumen, die um dieselben herumstehen.

Ein nicht minder merkwürdiges Phänomen der Pußta sind die Staubwirbel, deren Entstehung wieder ein interessantes Steppenbild giebt. Ohne daß man einen Wechsel des Landschaftsbildes ahnt, sieht man plötzlich in einiger Entfernung eine Menge weißer, schimmernder Säulen zum Himmel emporsteigen und einen wahren Elfentanz halten. Manche sind nach oben, manche nach unten zugespitzt. Alle diese Säulen rücken sich gegenseitig näher und entfernen sich wieder von einander, als ob sie ein neckendes Spiel trieben, bewegen sich aber in derselben Richtung stetig vorwärts. Diese Säulen sind Staubwirbel, die vom Winde über die Pußte getrieben werden, und deren Schnelligkeit oft eine so bedeutende ist, daß sie in einer Viertelstunde mehr als eine deutsche Meile durchlaufen. Nicht selten legen sie, ohne zu zerbersten, mehrere Meilen zurück, ein anderes Mal zerstören sie sich, indem sie einander berühren. Sie erscheinen so zahlreich, daß man zuweilen mehr als fünfzig zugleich am Horizont zählt. Sie bedecken nicht blos Alles mit Staub, sondern werfen auch häufig Wagen um, und wehe dem Wanderer, wenn ihn einer der größeren dieser Staubwirbel erfaßt! Für Pesth, die Hauptstadt des Landes, sind sie eine große Plage, denn sie erzeugen sich in der sandigen Ebene um diese Stadt, wo wenig Bäume oder Gärten vorhanden sind, die ihre Wuth zu brechen vermöchten, und so durchfegen sie die breiten Straßen der Stadt fast ohne Widerstand, und bedecken Straßen und Plätze mit einer dichten Masse wirbelnden Sandes. Die Einwohner bemerken nicht immer das Herannahen der ungeheuren, von einem zischenden Getöse begleiteten Sandwolke frühzeitig genug, um sich vor ihr in die Häuser flüchten zu können; Jeder, der sich auf der Gasse befindet, wird von ihr fast geblendet und erstickt. Aber auch das Schließen der Fenster schützt nur unvollkommen gegen sie, denn der sehr feine Sand durchdringt Alles und überzieht sogar die in Schränken eingeschlossene Wäsche.

Aus dem bereits Gesagten erhellt, daß es auf den ungarischen Pußten nicht an Wohnorten fehlt, weder an Dörfern und Marktflecken, noch an Städten, daß aber die Ortschaften weit von einander liegen, dafür jedoch zum Theil um so größer und bevölkerter sind. Man kann in gewissen Gegenden tagelang reisen, ohne auf ein Dorf oder eine Stadt zu stoßen; an der Landstraße, die von Tokay nach Debreczin führt, folgen die bewohnten Orte in Zwischenräumen von drei bis vier Stunden auf einander. Sämmtliche Dörfer der Pußten, und enthielten sie, wie es wirklich vorkommt, viele tausend Einwohner, sind nach einem höchst

einförmigen Plane gebaut. In den meisten Fällen fassen die sämmtlichen Häuser eine einzige lange und ganz unverhältnißmäßig breite Straße ein. Zuweilen wird diese Hauptstraße rechtwinkelig von einer andern durchkreuzt, welche ebenso lang, außerordentlich breit und gerade ist. Kleinere Straßen sind selten, aber wo sie vorkommen, haben sie gewiß denselben Charakter, wie die beiden großen. Auch die Häuser, oder vielmehr Hütten der Einwohner sind alle nach demselben Plane gebaut. Ein Zaun von Schilf umgiebt das Gehöft, das Haus ist mit demselben Material gedeckt und richtet seine Giebelseite mit den zwei kleinen Fenstern, die von Akazien oder Wallnußbäumen beschattet werden, nach der Straße. Als Häuser, die vor den übrigen sich auszeichnen, sind zu bemerken: die Wohnung des Pfarrers, ein langes, mit Schindeln gedecktes Haus, hinter welchem man den sonderbaren, halbmorgenländischen Thurm emporragen sieht; die Wohnung des Biro's oder Dorfrichters, das Amthaus, das Schulgebäude und das kleine Wirthshaus. Das in der Biharer Gespannschaft gelegene **Debreczin**, die Hauptstadt der ungarischen Pußten und der Mittelpunkt des eigentlichen Magyarenlandes, während des letzten Abschnittes der ungarischen Revolution der Sitz des Reichstags, trägt im Wesentlichen dasselbe Gepräge. Wie die Magyaren überhaupt in ihren Wohnorten nichts Eingeschlossenes und Eingeschränktes lieben, keine Freunde von engen Gassen und Stuben und von Hochsteigen sind, und daher ihre Häuser einstöckig, aber sonst geräumig, und ihre Ortschaften in die Länge und Breite nach einem großen Maßstabe, jedoch mit ordentlichen Häuserreihen bauen, so sind auch in Debreczin die Plätze und Straßen breit, die Häuser fast alle nur ein Stock hoch, jedes mit einem eigenen geräumigen Hofe, viele auch mit Gärten versehen, und überhaupt ist die Stadt offen und sieht, abgesehen von den Kirchen und einigen andern großen Gebäuden, ziemlich einem großen Dorfe ähnlich. Ein Reisender nennt sie geradezu das größte Dorf in Europa, und diese Bezeichnung enthält durchaus keine Uebertreibung, indem Debreczin nicht weniger als 63,000 Einwohner zählt, mehr als irgend eine andere Stadt in Ungarn außer Pesth, mehrere Manufacturen und Fabriken, höhere Erziehungs- und Lehranstalten und eine stattliche Bibliothek von 25,000 Bänden hat, einer der Hauptsitze des Magyarenthums und zugleich die Hauptstadt des ungarischen Protestantismus ist. Die Straßen sind, wegen Seltenheit der Steine, ungepflastert und daher in der trockenen Jahreszeit voll Sand, nach Regenwetter aber voll Koth und Schlamm. Anstatt einen erhöhten Fußweg zu bauen, belegt man die Hauptgassen mit einer Art hölzerner Brücken, nämlich mit einem schmalen Brett, von dem man leicht in die flüssige Kothmasse hinabgleitet. Die Vorstädte sind von der eigentlichen Stadt oft nur durch Reiserwerk getrennt und laufen in die unabsehbare Debrecziner Haide aus, die zum Theil eine Sandwüste, zum Theil gegen Süden fruchtbarer Weideboden ist, auf welchem zahllose Heerden von Ochsen, Schweinen und Schafen weiden; mancher Bürger von Debreczin hat 10,000 Stück Vieh. Auch gedeihen hier Weizen, Hirse, Buchweizen, Tabak und Wassermelonen von vorzüglicher Güte. Die Debrecziner Haide hat, so weit sie unmittelbar zur Stadt gehört, fünfzehn Geviertmeilen Flächenraum, außerdem erstreckt sie sich viel weiter. Merkwürdig sind die vielen Natronseen, welche von den Ungarn **weiße Seen** (Fejer To) genannt werden, weil sie mit einem schneeähnlichen Ueberzuge bedeckt sind. Der Boden ist glimmerhaltiger Quarzsand. Die Soda wittert so stark aus, daß sie oft einen Viertel-, ja einen halben Zoll dick daliegt. Die Menge derselben scheint unerschöpflich zu sein, denn während der acht warmen Monate wird sie alle drei bis vier Tage gesammelt und erneuert sich seit Jahrhunderten immer wieder. Viele Seen trocknen, weil man sie ihrer Entfernung wegen nicht benutzt, ganz ein. Die Ufer in der Gegend weit umher sind mit salzhaltigen Pflanzen der Meeresküste bedeckt. Einige Natronseen gebraucht man zu Bädern.

Den geschilderten Charakter der Pußten-Ortschaften trägt im Wesentlichen auch die Festungsstadt **Szegedin**, welche rechts an der Theiß, wo die Maros einfließt, in Sümpfen liegt und die Hauptstadt der Csongrader Gespannschaft ist. Sie zählt 34,000 Einwohner und wird eingetheilt in die eigentliche Stadt, die Festung, die obere und untere Vorstadt und den Getreidemarkt. Die Stadt selbst, welche sonst auch **Palanka** (Alt-Szegedin) genannt wird, hat deutsche Einwohner und ist 1751 zu einer königlichen Freistadt erhoben worden; sie hat keine Mauern, aber wohlgebaute Häuser, einige schöne Gassen, jedoch ohne Pflaster, daher sie wegen des Morastes mit Pfosten belegt zu werden pflegen. Die Festung liegt nahe an der Theiß und ist mit Mauer und Graben umgeben. Von der Stadtseite kommt man in die Festung über zwei Brücken. Zwischen der Festung und der Stadt befindet sich ein leerer Platz, auf welchem die Viehmärkte gehalten werden. Die obere Vorstadt wird von Ungarn und einigen Deutschen bewohnt. Unweit der Ueberfahrt welche hier mit Plätten geschieht, liegt die nur von Ungarn bewohnte untere Vorstadt. In der daselbst befindlichen Franciskanerkirche soll der König Matthias 1459 einen Landtag gehalten haben, da der Vorhof derselben ganz bequem dreitausend Menschen fassen kann. Bei dieser Gelegenheit schenkte der König seinen mit Perlen besetzten Mantel der Kirche, und derselbe wurde zum Andenken in einen Priesterornat umgeändert. Der Fruchtmarkt oder sogenannte Kukurutz-Varos besteht aus einer Reihe von Häusern, hinter welchen sich die zur Stadt gehörigen Weingärten, und gegen das Spital der große Begräbnißplatz befinden. Zwischen dem Rathhaus, das an der Kecskemeter Straße auf einem freien Platze steht, und der obern Vorstadt ist der gewöhnliche Marktplatz. Alle diese Plätze wurden 1778 mit einem Schanzgraben eingefaßt. Hier zeigen sich die Tagfliegen (Theißblüthen genannt) im August in ungeheurer Menge, und werden als Dünger benutzt. In der Theiß und in den Morästen werden viele Hausen und Schildkröten gefangen, Federwild geschossen und Schilf zu Matten geschnitten. Das Gebiet der Stadt, welche bedeutenden Handel treibt, ist zehn Geviertmeilen groß. Die Stadt Szegedin ist sehr alt (das alte Singidana) und war schon zu Mathias Corvinus' Zeiten eine der berühmtesten Städte im Lande. Im Jahre 1513 hatte der Ort noch keine Mauern, sondern

nur einen Graben und einen Wall. Später ließ Sultan Soliman ein Vorwerk von Ziegelsteinen aufführen und mit der Zeit wuchs Szegedin zu einer Festung heran. König Wladislaw I. schloß hier mit dem türkischen Kaiser einen glorreichen Frieden, wurde aber bei Warna geschlagen und getödtet, als er denselben nach einigen Monaten gebrochen hatte. Nach der Schlacht bei Mohacs kam der Ort in Solimans II. Gewalt, der ihn stärker befestigen ließ. Im Jahre 1552 überfielen die Haiduken diesen damals sehr reichen Handelsort und machten bei dieser Gelegenheit beträchtliche Beute, konnten sich aber der Festung selbst nicht bemeistern. Sie überließen sich in den Häusern allen Arten von Ausschweifungen; in diesem Zustande überfiel sie der Pascha von Ofen, Ali, und richtete ein gräßliches Blutbad an. Da auch auf seiner Seite viele Leute umkamen, so war der Sieg zweifelhaft. Um aber dieses zu bemänteln und glauben zu machen, daß der Vortheil ganz auf seiner Seite sei, ließ er fünftausend todten Körpern ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters die Nasen abschneiden, und solche sammt vierzig Fahnen und einigen Gefangenen zu Constantinopel im Triumphe aufführen.

Sind Debreczin und Szegedin zum Theil auch von Deutschen bewohnt, so vernimmt man dagegen in Kecskemet, mit 42,000 Einwohnern, dem größten Marktflecken Ungarns, keinen heimischen Laut mehr. Ueberall begegnet uns hier der ungarische Bauer in seiner Bunda (Schafpelz). Außerhalb des Marktfleckens sieht man nichts als den Himmel und die öde Fläche. Hie und da erscheinen in der Ferne die Heerden der Roßhirten, die im Winter, wie im Sommer, unter freiem Himmel leben, oder begegnet dem Blicke des Reisenden ein Johase (Juhasz) mit einigen tausend Schafen, die langsam die Flächen durchziehen, um die besten Weideplätze aufzusuchen.

Der Schmuck der Pußten-Ortschaften, seien es nun Dörfer oder Städte, besteht gewöhnlich in Baumgängen, welche die Straßen einfassen, in Ziehbrunnen mit riesiger Stange und in Pferdemühlen. Die Ziehbrunnen trifft man auch mitten in der Einöde, wo sie zum Tränken der Viehheerden unentbehrlich sind. Die Pferdemühlen sind ungemein schwerfällig gebaut; man sieht von außen nur ein wagerechtes Rad, an dem das Pferd angeschirrt ist, und einen bedeckten hölzernen Schuppen, aber das Mühlwerk befindet sich in dem daneben stehenden Hause. Wegen der Wasserlosigkeit eines großen Theils dieser Haiden kann man keine Wassermühlen anwenden, und an Windmühlen ist man nicht gewöhnt.

Die Fahrstraßen in den Pußten sind meist von ungeheurer Breite; so ist z. B. die von Pesth nach Szegedin oft zwei bis drei Meilen breit, wenn man nämlich alle die einzelnen Straßenfäden zu einem und demselben Wege rechnen will. Wenn man ein Dorf verläßt, so sieht man scheinbar fünfzig Straßen vor sich, welche nach ebenso viel Orten zu führen scheinen; das Ganze ist jedoch nur eine einzige Straße, und die Täuschung entsteht dadurch, daß jeder Fuhrmann in der Einöde den besten, d. h. am wenigsten befahrenen Weg aufsucht, sodaß fünfzig und mehr Geleise neben einander herlaufen. Natürlich sind diese Wege meist schlecht, da es nichts als Schlamm und Sand, Thon und Sumpf, aber keinen Stein zum Pflastern giebt. Die Steine sind so selten, daß Kinder, welche das erste Mal aus der Pußte heraus in steiniges Land kommen, mit Steinen wie mit Puppen spielen. Bei feuchtem Wetter kann man daher kaum mit dem Wagen fortkommen, während bei trockenem Wetter das Fahrzeug auf dem harten Boden schnell dahinrollt.

In der Umgegend der Dörfer ist ein Theil des Bodens angebaut, und da die Dörfer in der Regel im besten Boden liegen, so ernten sie viel Kukurutz oder Mais, Weizen, Tabak, Hanf, Flachs und Wein, und nirgends wächst schönerer Mais, als in den fruchtbaren Theilen der Pußten. Das Einsammeln dieser Erzeugnisse beschäftigt die dünne Bevölkerung vom Anfange des Sommers bis zum Ende des Herbstes.

Auch die einzelnen Güter der Pußtenbewohner werden Pußten genannt. In diesem Sinne bedeutet das Wort eine zum Behuf des Ackerbaues und der Viehzucht von den Dörfern entfernte, vorgeschobene Niederlassung von Menschen, was man in einigen Gegenden Deutschlands ein „Vorwerk" nennt; doch ist ein solches nicht im entferntesten mit einer ungarischen Pußte zu vergleichen, die in ihrer Abgeschiedenheit sehr viel Eigenthümliches und Charakteristisches darbietet. Bei der in manchen Gegenden sehr großen, oft mehrere Meilen weiten Entfernung der Dörfer von einander und der Größe ihres Gebiets ist es dem Bauer nicht möglich, mit seinem Pfluge des Morgens sein Dorf zu verlassen, eine ermüdende stundenlange Fahrt nach den weit entlegenen Feldern anzutreten und des Abends wieder an seinen Heerd zurückzukehren, wenn derselbe nicht den größten Verlust an Zeit und Kräften erleiden will. So entstanden, bei mehr und mehr zunehmendem Anbau des Landes, die einzelnen Pußten als vorgeschobene Niederlassungen der Dörfer und Herrschaftsgüter. Da diese Pußten sehr weit entfernt sind von der Kirche und Schule der Dörfer, und ein großer Theil ihrer Bewohner im Winter sie nicht verläßt, so bleibt natürlich die Erziehung dieser Menschen, die im strengsten Sinne des Worts bei und mit dem lieben Vieh aufwachsen, eine sehr dürftige. Glücklicher Weise werden die rohen Sitten dieser Söhne der Wüste durch eine dem magyarischen Volke eigenthümliche Gutmüthigkeit gemildert. Viele Pußten werden sich wohl im Laufe der Zeit in Dörfer verwandeln, wie es schon jetzt in der großen ungarischen Ebene viele Dörfer mit Kirchen und Schulen giebt, die noch vor einem halben Jahrhundert Pußten waren; vor Jahrhunderten mögen die meisten Dörfer den heutigen Pußten geglichen haben, wo man noch heutzutage unterirdische menschliche Wohnungen findet. Nach A. Leist's Schilderung sind die gewöhnlichen, meist reinlichen Häuser der Magyaren auf der Pußte aus gestampfter Erde gebauet und mit Rohr gedeckt, welches letztere in den ungeheuren Sumpfgegenden der Donau und der Theiß in so großer Menge wächst, daß es in jenen holzarmen Gegenden zum Heizen der Stuben und Backöfen dient, während zum Kochen in vielen Gegenden mit Stroh durchmengter getrockneter Mist als Brennstoff gebraucht wird, dessen Rauch den Speisen einen unangenehmen Beigeschmack giebt. In den mei-

sten Pußten herrscht aber nicht bloß Mangel an Waldbäumen, sondern es fehlen auch die gewöhnlichsten Obstbäume, die sonst so häufig eine Zierde der Dörfer sind. Auch bis zum Gemüsebau hat sich die Cultur der Pußtenbewohner noch nicht verstiegen; gegen einzelne Arten von Gemüse haben die Magyaren sogar einen Widerwillen, z. B. gegen Spinat; früher wurden auch die Kartoffeln verächtlich angesehen. Wo es keine oder doch nur wenig Bäume giebt, da fehlt es natürlich auch an Singvögeln, welche das grüne Laub lieben, und nur die Haidelerche fliegt dort jubilirend gegen den mit dem ganzen Gemälde harmonirenden grauen Himmel empor, während hier und dort vereinzelte Aasgeier auf ihrem Funde sitzen, und Tausende von Krähen strichweise die baum- und strauchlose weite Ebene bedecken oder krächzend die Lüfte durchziehen. Beständig hört der Reisende das Kreischen der Raubvögel, sowie das Summen der Insecten. Die Menge großer Falken, welche die Luft durchschneiden, mag ebenfalls mit Ursache sein, daß man andere und namentlich kleine Vögel wenig bemerkt. Befinden sich, wie es in vielen Gegenden der Fall ist, Sümpfe in der Nähe der Pußte, so wird der selten sich hierher verirrende Naturfreund für die Unannehmlichkeit des vieltausendstimmigen Froschgequaks durch die vielen Wasservögel aller Art entschädigt, welche nur selten vom Schießgewehr verfolgt werden. Eine Ausnahme macht in letzterer Beziehung der große Reiher, der sich an den weiten Salzsümpfen aufhält, und dessen Hinterkopffedern in einigen Gegenden einen Schmuck an den hohen runden Filzmützen der Magyaren bilden. Störche wandern an den schilfreichen Sümpfen auf und ab, Staare schreien im Röhricht, Schwalben fliegen behend darüber hin. Nicht selten lagern auf der sonnigen Steppe zahllose Gruppen von Kranichen und Trappen; einige schlagen ihr Gefieder, andere stehen wie gedankenvoll träumend regungslos mit eingezogenem Halse, noch andere wandern Nahrung suchend hin und her, versuchen wohl auch einen kurzen Flug, um dann wieder zu rasten. In sandigen Gegenden ist die ungeöhrte Bergratte heimisch, ein hübsches kleines Thier von der Größe und Farbe des Eichhörnchens; es bewohnt die Pußten in großer Menge, hüpft lustig umher, entfernt sich von seiner Höhle aber nie weiter als einige Ellen und zieht sich bei dem geringsten Geräusch in dieselbe zurück, so daß es beinahe unmöglich ist, sich ihm auf Schußweite zu nähern. Die Schäfer loben das Fleisch dieses Thierchens als wohlschmeckend und gießen, um dasselbe fangen zu können, seine Höhle mit Wasser aus.

Bei unserer Schilderung der Pußte dürfen wir die Steppenschenke nicht vergessen, ein einsames, an der Straße der weiten, unbewohnten Ebene, zwischen den weit von einander gelegenen Dörfern stehendes Einkehr-Wirthshaus, das man in Ungarn Csarda (Tscharda) nennt, welcher Name türkischen Ursprungs sein soll. Schon aus weiter Entfernung schimmert das weiß übertünchte dürftige Lehmhaus mit dem altergrauen Strohdach dem fast nie zu Fuß reisenden Magyaren entgegen, auf dem Dachgiebel hat nicht selten der Storch sein Nest erbaut und überblickt von hier aus, auf einem Fuße stehend, die weite Steppe. Neben dem Hause steht der Brunnen mit dem kühlen Wasser, der mit seinem hochragenden Schwengel weithin sichtbar ist und durch seinen Anblick die Schritte des während der langen Fahrt durstig gewordenen Ungarpferdes verdoppelt. Im Hofe der Csarda sind Stallungen und Schuppen für Pferde und Wagen, aber sie werden im Sommer selten benutzt, denn der Bauer hüllt sich in seine Bunda (Schafpelz), mit welcher er auch in der warmen Jahreszeit versehen ist, und übernachtet mit seinen Pferden neben dem Wagen im Freien. Bisweilen, wenn auch nicht immer, befindet sich hinter der Csarda auch ein Gärtchen, in welchem aber nicht der verhaßte Spinat oder der kaum minder verachtete Kohlrabi u. dgl. Gemüse, sondern Kürbisse, Melonen, Bohnen, Knoblauch, Zwiebeln, Erdbirnen, Mais und Blumen angebaut werden. Im Innern der Csarda herrscht die größte Einfachheit. Bunt bemalte Teller glänzen in der Küche, wo sich zur Seite unter dem Ofenloche der niedere Heerd befindet, während in der Mitte der Küche zur Mahlzeit der Wirth nebst seinem Gesinde nach altmagyarischer Sitte auf der bloßen Erde sitzt und mit hölzernem Löffel die Lieblingsspeisen verzehrt. Die geräumige Gaststube ist ungedielt, der kolossale, mit Stroh geheizte Ofen dient innerlich auch zum Brotbacken und äußerlich in der Schenkstube während des Winters auch als Schlafstelle. An den Wänden hängen Heiligen- und Räuberbilder, und auf langen Bänken sitzen an den Tischen lärmende und erzählende Bauern, Hirten und Räuber mit der kurzen Thonpfeife um die hochhalsigen, meist nur mit rothem und jungem Landwein gefüllten Flaschen. Denn nicht selten finden sich hier jene wilden Pußtensöhne, heimathlose Abenteurer, ein, die von Diebstahl und Raub leben, unstät auf flinken Rossen die Steppen durchstreifen, bis sie endlich dem Gericht in die Hände fallen, und wohl auch eine Csarda, die ihnen zum Schlupfwinkel gedient, auf obrigkeitlichen Befehl niedergerissen wird. In der Steppenschenke machen sich die Räuber und Hirten einmal einen frohen Tag, hier weilen sie einmal unter einem Dache; die Zigeuner, diese geborenen Musikanten, fehlen gleichfalls selten, sie spielen auf zum wilden Tanze, die Sporen klirren, der Wein fließt, tolle Abenteuer und Räubergeschichten werden erzählt, die Romantik des freien, ungebundenen Steppenlebens weckt Begeisterung in den empfänglichen Gemüthern, Volkslieder und Räuberballaden werden gesungen 2c., bis endlich nach wild durchtobter Nacht der Morgen graut, die wüsten Gesellen auf ihre Rosse springen, hinaus in die Steppe jagen und bald am fernen Horizont verschwinden. Nun sitzen auch die Czikos (Roßhirten) auf, rufen sich einen Abschiedsgruß zu und fliegen nach allen Seiten aus einander; der Morgenwind trägt nur noch den raschen, dumpfen Hufschlag ihrer Pferde an unser Ohr.

S—d.

Gedichte von Adolf Schults.

— Ein liebenswürdiger, bescheidener Sänger hatte den Frühling mit seinen Blüthen diesmal nicht abwarten wollen, um ihn, den auch von ihm so oft besungenen, noch einmal in Reimen zu begrüßen. Adolf Schults in Elberfeld starb am zweiten April dieses Jahres mitten in der Blüthe seines Lebens, mitten im Schooß der Seinigen und all der Sorgen, die ihm eine Schaar von sieben Kindern machte. Schults war Kaufmann ohne Geldmann zu sein; er war Comptoirist, im Dienste eines ehrenwerthen Elberfelder Hauses, Herrn Simons Erben. Sein Leben war so einfach wie sein Ideal von Glück. Er wechselte selbst den Comptoirsessel wenig; eine kurze Epoche ausgenommen, wo er jenseit des Oceans sein Glück versuchte, aber enttäuscht, denn er ging mit leeren Händen hin, bald zurückkehrte. Seine Lieder aus Wisconsin machen den einzigen Gegensatz in den Tönen seiner Leier, die anspruchlos und innig vorzugsweise dem Familienkreise seiner nächsten Welt gewidmet war. Vater, Gattin, Kinder und häuslicher Heerd waren ihm die liebsten Gegenstände seiner Lyrik. In seiner offenherzigen Gutmüthigkeit beklagt er die Enge seines Gesichtskreises, bedauerte, daß ihm zur reicheren Erkenntniß der geistigen Welt in seiner Jugendzeit das Studium der Alten entzogen blieb. In drei epischen Dichtungen waren Luther, Servet und Hugo Capet die Helden seiner Muse. „Der Harfner am Heerd" nennt sich sein letzter, kürzlich erschienener lyrischer Cyklus kleiner Bekenntnisse und Ergüsse in Versen (Weimar bei Böhlau). Eine Sammlung seiner „Gedichte" erschien im vorigen Jahre (Iserlohn bei Bädeker) in dritter vermehrter Auflage. Wir entlehnen derselben einige seiner besten Strophen. Die drei ersten gelten dem Andenken seines Vaters, die übrigen Weib und Kindern; für deren Existenz hat bekanntlich die ehrenwerthe Elberfelder Kaufmannschaft gesorgt.

Wenn am Abend von den Deinen
Du vermißtest irgend Einen,
Hattest Du
Nimmer Ruh,
Stand'st am Fenster harrend immerzu.

Still vereint nach alter Weise
Sind die Deinen nun im Kreise,
Härmen sich
Bitterlich —
Vater! hast Du denn verspätet Dich?!

Wenn wir in früher Jugendzeit
Mit Dir zu Felde gingen,
Schrittst Du voran ein Streckchen weit
Und ließest frei uns springen.

Und frisch und fröhlich folgten wir,
Die Söhne, Dir von ferne;
Der Eine dort, der Andre hier
Brach sich ein Blümlein gerne.

Den Dritten lockte Käfergesumm,
Ein Schmetterling den Vierten: —
Du aber sahst Dich sorglich um,
Daß wir uns nicht verirrten.

Nun bist Du heut' uns Kindern doch
Zu weit vorangeschritten!
O Vater! blickst Du rückwärts noch,
Ob keines ausgeglitten?!

Dein Sarg ist aus dem Stamm der Eichen,
Doch Ros' und Lilie prangen drauf;
Den Dreien warst Du zu vergleichen
In Deinem ganzen Lebenslauf.

Du fragtest nicht, ob Sturmwind wüthe,
Du standest wie die Eich' im Hain;
Wie Rosenduft war Dein Gemüthe,
Dein Wandel war wie Lilien rein.

O, möcht' ich Dir, mein Vater, gleichen
In meinem ganzen Lebenslauf!
Dein Sarg ist aus dem Stamm der Eichen,
Und Ros' und Lilie blühen drauf.

Alle irdischen Geschäfte
Mögen nun für heute ruhn;
Des Gesangs geheime Kräfte
Walten mir im Busen nun.

Erdenstaub und Erdensorgen
Nahm hinweg der Abendwind;
Wohl des Brotes noch bis morgen
Hab' ich g'nug für Weib und Kind.

In ihr Kämmerlein sie gingen,
Liegen wohl im Schlummer schon!
Mög' ihr Träumen lind durchklingen
Meiner Harfe leiser Ton!

Sonntag, Sonntag! Horch, der Glocken
Lieblich lockender Ton erschallt!
Wie sie Dich zur Kirche locken,
Locken sie mich zum grünen Wald.

Wie verschieden die Wege scheinen,
Einem Ziel doch streben sie zu;
Denn den Ewigen, Einzig-Einen
Suchen wir Beide, ich und Du.

Gar verschiedene Wege sind es,
Doch sie führen zu Einem Ziel:
Mir erscheint er im Säuseln des Windes,
Dir im wogenden Orgelspiel.

Da wir noch hatten ein großes Haus,
Da war's ein Ziehen, ein Wandern!
Der Eine zog ein, der Andre aus,
Und Keiner ward froh des Andern.

Wir suchten das Glück, wir suchten die Ruh,
Und fanden sie nicht — o Jammer!
Wir schlossen die Thür ihnen selber zu,
Wir scheuchten sie aus der Kammer.

Doch nun unser Hüttlein worden klein,
Nun sitzen wir still beisammen
Und freuen uns traulich im Verein
Der lustigen Heerdesflammen.

Wallen die Wogen auf und ab,
Keine doch geht verloren;
Sank der Vater mir in das Grab,
Ward mir ein Sohn geboren.

Wallen die Wogen auf und ab,
Nimmer und nimmer sie stocken:
Wächst das Moos auf des Vaters Grab,
Wachsen dem Knaben die Locken.

Abends, wenn die Kinder mein
Mit der Mutter beten,
Pfleg' ich an ihr Kämmerlein
Still heranzutreten.

Leise lausch' ich an der Thür
Ihrem Wort von ferne;
Ob sich's gleiche für und für,
Hör' ich doch es gerne.

Und wenn Alles nachgelallt
Mägdelein und Bube,
Wenn das Amen leis' verhallt,
Tret' ich ein zur Stube.

Wenn sie dann so lieb und warm
Gute Nacht mir nicken,
Mit dem weichen Kindesarm
Mich zum Kuß umstricken —

O, dann muß im Kämmerlein
Wohl mein Herz sich regen:
Linde strömt es auf mich ein
Wie ein Abendsegen!

Zur Chronik.

Die Gewehrfabrikation.

p. Die Aufgabe, welche für England aus der Meuterei in Indien erwuchs, das weite Land wiederum zu erobern und die aufständischen Soldaten zu bekämpfen, fordert uns auf, einen Blick auf die bedeutenden Mittel zur Kriegsführung zu werfen, welche England insbesondere in seiner Gewehrindustrie hat. Der Maschineninspector des königlichen Zeughauses zu Woolwich stattete unlängst über die Regierungswerkstatt einen umfassenden Bericht ab, aus dem hervorgeht, daß seit dem Jahre 1842 diese Anstalt einen bedeutenden Aufschwung genommen hat; inzwischen hat sich das Arbeitssystem, namentlich in der Kleingewehrfabrik, höchst erfolgreich entwickelt. Die rationellen Grundsätze der Fabrikation, die sich in anderen Industriezweigen nützlich erwiesen, waren zuerst in der Musketen- und Pistolenfabrikation von den Vereinigten Staaten von Nordamerica in Anwendung gebracht worden. Dort hatte besonders der berühmte Mechaniker Whitney für die Fortschritte der Gewehrfabrikation gesorgt. Im Jahre 1854 beschloß nun auch die englische Regierung nach ähnlichen Grundsätzen die so nothwendige Miniébüchse anfertigen zu lassen (deren Einführung bei der ganzen französischen Armee nun auch von Napoleon beschlossen worden ist); sie setzte ihre Anstalt zu Woolwich in den Stand, ungefähr 1000 Musketen in der Woche zu liefern. Die Anstalt arbeitet mit 150 Pferdekräften und mehr als 1000 Maschinen oder Apparaten zu den verschiedenen Zwecken der Fabrikation. Mehr als 200 dieser Maschinen wurden von America herübergebracht, einige erhielt man aus Belgien, 8—900 wurden in England selbst angefertigt; ein Americaner hat die Oberleitung. Der leitende Grundsatz für diese Fabrik besteht in einer solchen Vertheilung der Arbeiten zu Erzeugung eines jeden Theiles der Musketen, daß auch der unbewanderte Arbeiter seinen Theil genau nach Form und Größe herzustellen vermag, und daß jeder Theil für jedwede Muskete paßt. In der Schmiedeabtheilung werden Gegenstände wie Bajonnete, Theile der Schlösser, Ladestöcke und selbst Läufe durch Prägung, Pressung, Quetschung hergestellt, entweder vermittelst der Schneidemaschine, der Matrize, des americanischen Fallhammers und durch Formwalzen, oder durch sonstige Abwandlung, indem die Formgebung des Theiles nicht sowohl von dem Arbeiter, als von der Maschine abhängt. In dem Maschinensaale, der einen Raum von 40,000 Quadratfuß einnimmt, wo die verschiedenen Theile in die gehörigen Größen geschnitten werden, ist das hauptsächlich angewendete Werkzeug eine Abart des umlaufenden Schneidezeugs, der sogenannten Fräse (milling tool). Um einen Begriff zu geben, wie mannichfach die vorzunehmenden Manipulationen sind, wollen wir nur anführen, daß beispielsweise das Bajonnet von Anfang bis zu Ende 76 Operationen unterliegt, deren jede verschieden von den anderen ist; und nach Beendigung der letzten gleichen sich die erzeugten Bajonnete ebenso wie eine Anzahl gleicher, aus der Münze kommender Geldstücke. Der Flintenschaft ferner ist ein Gegenstand, der wegen der Unregelmäßigkeit seiner Form und der großen Genauigkeit, die er in den Theilen erfordert, wo er das Schloß, den Lauf und die anderen Bestandtheile des Gewehres aufzunehmen hat, augenscheinlich große Schwierigkeiten bei der Anfertigung durch Maschinen darbietet. Doch ist dies zum höchsten Grade der Vollkommenheit gelungen. Bei seiner Anfertigung geht der Schaft durch einige und zwanzig Bearbeitungen hindurch, die alle auf dem Copiergrundsatze beruhen und für die Handarbeit nur das Polieren übrig lassen. — Uebrigens sind die durch das Kriegsdepartement aus America nach England eingeführten Maschinen so eigenthümlich und von den gewöhnlich angefertigten so verschieden, daß sie eine reiche Fundgrube für mechanische Ideen bilden. Die Kugeln werden dort nicht mehr gegossen, sondern mittelst hydraulischer Pressen aus Bleistangen geschnitten und durch einen starken Druck in die erforderliche Gestalt gebracht. Die Maschine liefert in der Minute 500 Stück Kugeln; in gleich großer Menge werden von anderen Maschinen die Papierhülsen für die Patronen, und auf einer Art selbstthätiger Drehbank die kleinen Holzspiegel für dieselben gefertigt. — Gleichzeitig wurde eine Gießerei für Hohl- und Vollkugeln für schweres Geschütz errichtet, in welcher 8 Kugelöfen täglich 4000 Centner Voll- und Hohlkugeln gießen. Die damit verbundenen Bohrmaschinen sind im Stande, binnen 24 Stunden an 10,400 Hohlgeschossen die Brandlöcher auszubohren. Im Jahre 1855 kam eine Anstalt hinzu, in welcher 4 Dampfmaschinen 7 Dampfhämmer treiben, um mit Beihülfe von 40 Arbeitsmaschinen schmiedeeiserne Hohlgeschosse von der Form sehr großer Champagnerflaschen liefern zu können; diese werden von einem Dutzend gleichzeitig wirkender Drehstühle von innen und außen abgedreht. Ferner besorgt die früher durch Zusammenpressen bewirkte, so gefährliche Füllung der Raketen eine selbstthätige Maschine mittelst Dampf und hydraulischer Pressen; um der Gefahr der Explosionen vorzubeugen, liegt dieses Etablissement abgesondert

von den übrigen in Mitte von Sümpfen, die 114 Morgen umfassen, sodaß Niemand nahen kann. Auch wurde die Stellmacherwerkstatt neu umgestaltet und mit 300 arbeitersparenden Maschinen versehen. Die Pulverfabriken endlich waren auf eine sehr geringe Production herabgesunken; man hat dieselbe jetzt so gesteigert, daß jährlich 20,000 Faß Pulver hergestellt werden; auch wirkt zum Körnen des Pulvers eine selbstthätige Maschine, die ein Arbeiter nur in Bewegung versetzt, um sich dann an einen sichern Ort zu begeben; hat die Maschine ihre Arbeit vollendet, so giebt sie selbst durch eine Klingel das Zeichen, daß man das fertige Material entferne. Wie weit die Engländer in Anfertigung von Kanonen vorgeschritten sind, zeigten sie durch die Musterkanone, welche sie vor einiger Zeit dem Kaiser Napoleon als Geschenk nach Paris schickten, und wie schön sich ihre Kriegstechnik entwickelt hat, sahen wir schon an dem Schiffe, welches als schwimmendes Arsenal die Armee nach der Krim begleitete und zur Reparaturwerkstätte eingerichtet worden war; es war ein Schraubendampfschiff von 600 Tonnen Gehalt und mit einer Sägemühle, einer Roth- und Eisengießerei, mit Drehbänken und Schmiedewerkstätten 2c. versehen, welche sämmtlich durch die Bewegungsmaschine des Schiffes in Thätigkeit erhalten wurden. Wir können das Arsenal zu Woolwich nur mit dem im Jahre 1849 begonnenen und 1855 bezogenen Arsenal zu Wien vergleichen. Zu Woolwich sind mehrere Dampfmaschinen zu 150, in Wien im Ganzen 9 Dampfmaschinen zu 122 Pferdekräften thätig, und es sind hier 2000 Menschen fortwährend beschäftigt. Das Wiener Arsenal zeichnet sich vornehmlich durch seine gleichzeitige Einrichtung zur großartigen Kaserne, durch seinen zweckmäßigen Bau in monumentalem Charakter und durch seine künstlerische Ausschmückung aus. Allein in der systematischen Benutzung der Maschinenkraft bleibt das Wiener Arsenal hinter dem englischen zurück. Dennoch mußte England im Anfang des indischen Krieges große Mengen von Gewehren im Auslande, namentlich in Belgien, bestellen.

Ein Viehtreiber als Dictator.

x. Unsere Zeit erlebt eine Menge von Usurpationen, die sich alle mehr oder weniger auf ein angeblich demokratisches Princip stützen, auf die sogenannte breiteste Grundlage, auf den „souveränen Volkswillen." So Faustin Soulouque auf Haiti, Ludwig Napoleon in Frankreich und Raphael Carrera in Guatemala. Der erstere ist schwarz, der zweite weiß, der dritte braun; jene sind Kaiser, der letzte begnügt sich mit der Dictatur ohne Kaisertitel. Weiße Erzbischöfe und Nachkommen spanischer Granden beugen sich im Staube vor dem Indianer, welcher einst Ochsen und Schweine trieb und die Creolen fast so behandelte wie diese. So folgt überall der Anarchie die Willkürherrschaft, welche gewöhnlich eine Zeitlang dauert. Carrera zeichnet sich dadurch unter den Americanern sehr löblich aus, daß er zuweilen Anwandlungen von Großmuth hat. Die Geschichte lehrt, daß der Gewaltherrschaft gegenüber oft Verschwörungen angezettelt werden; das ist seit den Tagen des Harmodios und Aristogeiton geschehen und auch in Guatemala nicht ausgeblieben. Nun erzählt Herr v. Tempsky, ein Deutscher, welcher in Guatemala einige Zeit lebte und soeben seinen Reisebericht in englischer Sprache zu London hat erscheinen lassen, Folgendes. Er kannte zwei Brüder von catalonischer Abstammung, welche sich gegen den braunen Dictator verschworen hatten; Carrera sollte aus dem Wege geräumt werden. Ein Officier war ins Geheimniß gezogen worden und hatte sich anheischig gemacht, den Indianer während einer großen kirchlichen Feierlichkeit in der Kathedrale von Guatemala zu ermorden. Er befand sich schon in der Nähe des „Braunen" und zog den unter seinem Rocke verborgenen Dolch aus der Scheide. Durch irgend einen Zufall glitt der Stahl ihm aus der Hand und fiel auf den Boden. Der Mörder wurde verhaftet, gestand Alles ein und nannte als Hauptverschworene auch die beiden catalonischen Brüder. Diese sagten im Gefängniß nichts aus, nannten keinen Mitschuldigen und wurden zum Tode verurtheilt. Jeder saß in einsamer Haft. Herr v. Tempsky schreibt: „Jedem wurde einzeln mitgetheilt, daß am nächsten Morgen um zehn Uhr die Hinrichtung stattfinden solle. Nach neun Uhr wurde der erste Bruder an dem Gefängniß des andern vorübergeführt, und Schlag zehn Uhr verkündeten Musketenschüsse, daß der ältere Bruder bis zum letzten Augenblicke das Geheimniß bewahrt und dem Tyrannen Trotz geboten habe. Der Jüngere beschloß ein Gleiches zu thun. Als er auf dem Richtplatz ankam, sah er einen frisch aufgeworfenen Leichenhügel, unter welchem, wie er meinte, sein Bruder lag; neben demselben befand sich für ihn selbst eine offene Grube. Carrera selbst war zugegen und drang in ihn, die Mitschuldigen zu nennen, aber der Catalonier schwieg. Man verband ihm die Augen, die Soldaten marschirten auf und das Befehlwort zum Feuern wurde gegeben. Aber die Soldaten schossen nicht; Carrera nahm dem Verurtheilten die Binde ab, schüttelte ihm die Hand und sagte: er verzeihe ihm Alles, weil er sich so brav benommen habe. Mit dem ältern Bruder hatte er genau dasselbe Verfahren beobachtet; beide kamen mit kurzer Verbannung ab." Die „Großmuth" Carrera's hat zwar einen etwas indianischen Anstrich, aber sie zeigt, daß jener braune Mann, der nie eine wissenschaftliche Erziehung hatte, sondern ganz roh aufwuchs, guter Wallungen fähig ist, und das bleibt immerhin anerkennenswerth.

Goethe's Leben, von J. W. Schäfer.

— Das Buch von Lewes hat ohne Zweifel unter anderm das Verdienst, die Deutschen auf ihre eigenen Arbeiten in Bezug auf Goethe's Leben und Schriften von neuem hingewiesen zu haben. Viehoff zuerst sammelte das Material; allein seitdem erschienen Goethe's Briefe an Frau v. Stein, und brachten die wesentlichste Bereicherung zum großen Thema. J. W. Schäfers verdienstvolles Buch erschien 1851, und seitdem haben wir den Herderschen Nachlaß u. A. Vor zwei Jahren wurde es ins Holländische übersetzt. Daß des Engländers Buch den Verfasser angetrieben, seinen Stoff von neuem und allerdings selbständig in die Hände zu nehmen, wird nicht eingestanden. Genug, daß Schäfers Werk in zweiter, durchgearbeiteter Auflage vorliegt (in 2 Bdn. Bremen bei Schünemann). Vornehmlich haben die Abschnitte über Goethe's Aufenthalt in Wetzlar, über den Beginn seiner Weimarischen Periode und die letzten Jahre vor seiner italienischen Reise eine Umarbeitung erfahren. Schäfer's Auffassung von Goethe's Verhältniß zu Frau v. Stein ist durch neuere Darstellungen nicht geändert; er bleibt bei der einseitigen, Hochschätzung dieses hyperidealen Bundes, dessen Werth wir nicht verkennen, dessen Schattenseite aber nicht einzusehen, psychologisch wie ästhetisch eine beschränkte Erkenntniß voraussetzt. Das angeblich reinste Verhältniß, das Goethe zu einem Weibe gehabt, entbehrte der physisch gesunden wie der sittlich berechtigten Basis. Die Verduftung seiner poetischen Stoffe, wie sie sich in den blassen Abstractionen des Tasso und der Natürlichen Tochter offenbarten, war eine ästhetische Verschuldung, die jenem Verhältnisse entsprang, sodaß man auch nicht einmal sagen kann, der Dichter in ihm habe dabei gewonnen, was der Mensch daran eingebüßt.

Hr. Schäfer ignorirt die Auffassung, die wir im Jahrgang 1857 unseres Blattes (in der Reihenfolge der Artikel: „Goethe in der Schule der Frauen") ausführlich darlegten. Wogegen wir durchaus nichts einzuwenden haben. Dagegen rügt er, daß Dr. J. E. Kneschke (Herr Schäfer nennt ihn Knetschke) in seinem Buche: „Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt" eine unserer Angaben in anderer Beziehung „glaublich" gefunden. Diese Angabe betrifft nämlich Herrn Schäfers Vermuthung, daß die Marquise Branconi das Urbild der Gräfin Leonore im Tasso gewesen sei, im Gegensatz zu einer Behauptung Eckardts, welcher Corona Schröter dafür hält. Wir wiederholten die Schäfersche Annahme bei gelegentlicher Aufzählung der vielen Gestalten, die aus Goethe's Leben in dessen Dichtungen übergingen, und versäumten dabei Herrn Schäfer zu citiren, nicht um uns die Autorschaft jener Hypothese zuzuschreiben, sondern lediglich, weil uns die Sache selbst weder von großem Belang, noch von unbezweifelter Gültigkeit schien. Herr Schäfer glaubt es sich aber schuldig zu sein, jene Hypothese als sein Eigenthum zu reclamiren, auch in Bezug auf anderweite Benutzung seiner Angaben in Lewes' Leben Goethe's, damit man übereinstimmende Stellen bei ihm nicht für Entlehnungen aus dem englischen Werke halte. Uns dünkt jedoch, er hätte es sich bei seiner vorzugsweisen Beschäftigung mit dem vorliegenden Thema zur Pflicht machen sollen, sämmtliche Irrthümer des Engländers aufzudecken. Das Wenige, was wir unsererseits, die wir nicht ausschließlich in diesem Gebiete thätig sein können, über einzelne Irrungen und Verwechslungen Weimarischer Persönlichkeiten bei Lewes beibrachten, hat Herr Schäfer zu beachten nicht weiter für gut befunden. Für die Angabe, daß Minna Herzlieb Gegenstand jener Goethe-schen Sonette war, welche Bettina als an sich gerichtet ansehen wollte, ist laut Schäfers eigenem Geständniß Eckermann die Quelle. Von ihm es wissen, heißt noch nicht Herrn Schäfer als Quelle ignoriren. Dagegen ist es uns vollständig unklar, woher der Verfasser die von uns gebrachten Angaben über Ulrike v. Lewezow entnahm, da er unser Blatt nicht citirt, und Guhrauers Aufsatz über Goethe in Karlsbad (im Museum von 1851) sie nicht enthält. Auch die Irrthümer von Lewes über Einsiedel hätte der gelehrte Bremer nach unsern Andeutungen in der Europa berichtigen können.

Das Novellenbuch für Bojanowo.

ε. Jede Feuersbrunst ruft jetzt in deutschen Landen ein Hülfe bietendes Album ins Leben. Auch für das in Schlesien, an der polnischen Grenze gelegene und abgebrannte Bojanowo wollte die vaterländische Poesie hinter den Bemühungen Anderer nicht zurückbleiben. Der Breslauer Buchhändler, Herr Eduard Trewendt, unternahm die Zusammenstellung eines „Novellenalbum für Bojanowo", an dem sich Schlesier von Geburt mit Beiträgen betheiligten. Der poetischen Widmung Rudolph Gottschalls folgt eine historische Novelle von A. E. Brachvogel: „Van Dyks Rettung", welche des berühmten Malers Liebe zur Gräfin Gore zum Gegenstand hat. Das Costüm der Zeit, d. h. der letzten Zeit des fröhlichen Alt-England, „dessen Mund, wie weiland Falstaffs, von Sect und Lachen überquoll", ist im Ganzen ziemlich gut getroffen; sonst aber ist der Ton der Erzählung ein ziemlich nüchterner und nachlässiger, und jene wirkungsvollen Blitze der Ueberraschung, womit „Narciß" das Publicum bestach, sind in dieser kleinen Novelle ebenso wenig zu spüren, wie in des Verfassers größerem, sonst vielfach vortrefflichem Romane „Friedemann Bach". — Darauf erzählt uns Robert Gisecke ungefähr in der Weise Temme's oder des „neuen Pitaval" nach englischen Familienpapieren (Burke's family romance) „die Geschichte eines Spielers, John Macnaghton". — „Treue Liebe macht schön", von C. v. Holtei, dem Senior der schlesischen Poeten, ist eine allerdings ziemlich gleichgültige Erinnerung aus dem Berliner Theaterleben zur Zeit des Grafen Brühl, Ifflands und des Maestro Spontini, enthält aber einzelne ergötzliche Schilderungen und Charakterbilder (z. B. den alten komischen Papa Deveranne). — „Der alte Thurm" von Pulvermacher lehnt sich stofflich an ein tragisches Ereigniß aus der Breslauer Chronik an, während wir im „Basmanogul" von Gustav vom See (Regierungsrath v. Struensee) einer launig erzählten Familienscene beiwohnen. — Der „musikalische Wandersmann" endlich, dessen Lebensbild Aug. Kahlert entwirft, ist der eigentliche Erfinder und erste Meister der Maultrommel, oder — um den poetischeren Ausdruck zu gebrauchen — der Mundharmonika, Franz Koch, Anfangs Buchbindergeselle und preußischer Grenadier, dann aber durch vierzigjährige Kunstreisen in die Kreuz und Quer ein vielgenannter und überall willkommen geheißener Mann, der 1830 in Breslau starb und dort auch begraben liegt.

Spruchsammlungen und Dialektdichtungen.

ε. Ein erst in neuerer Zeit in Aufschwung und Pflege gekommenes Studium, welches auf eine beiderseits heilsame Weise die Gelehrsamkeit mit dem Volksgeiste in fruchtbaren Verkehr bringt, richtet sich auf die Sammlung und kritische Sichtung aller der unzähligen Lieder, Sagen, Märchen, Sprüchwörter und Denkverse, die, wer weiß von wem und aus welcher Zeit herrührend, im Munde der Leute leben und das eigenste Wesen derselben im Bilde getreulich abspiegeln. Die Gebrüder Grimm haben das unvergeßliche Verdienst, zu dieser des deutschen Fleißes so würdigen Arbeit den ersten Anstoß gegeben zu haben. Ihnen aber haben schon viele talentreiche Jünger und Schüler, wie Heinrich Pröhle, Ernst Meier u. A. nachgestrebt, und bereits existirt eine ganz ansehnliche Bibliothek solcher Volkslieder-, Märchen- und Spruchsammlungen. An Firmenichs Verdienst für Sammlung deutscher Mundarten in Sagen und Liedern des Volkes, auch unter den zerstreuten und versprengten Bruchstücken unserer Nationalität, ist wiederholt zu erinnern. Von seinen „Germaniens Völkerstimmen" (Berlin bei Schlesinger) erschien unlängst Lieferung 22, des 3. Bandes fünfte. Noch sind aber aus letzter Zeit einige neue Sammlungen zu nennen, deren Werth wesentlich von localer Bedeutung ist. Es sind die „Basler Kinder- und Volksreime, aus mündlicher Ueberlieferung gesammelt" (Basel bei Schweighauser) und die „Littauischen Märchen, Sprüchwörter, Räthsel und Lieder", gesammelt und übersetzt von August Schleicher (Weimar bei Böhlau). — Verwandt mit den oben charakterisirten Bestrebungen sind die ebenfalls vielfältig erscheinenden Dialektdichtungen, insofern sie auf künstlichem Wege die Weise des Volkes nachzuahmen versuchen. Oft bleibt es da freilich beim Versuche, mitunter jedoch krönt das Unternehmen auch ein gutes Gelingen, und es will uns bedünken, als wäre das namentlich bei zwei Büchern der Fall, deren Titel hier stehen mögen: „Wintermayeli von Theodor Meyer-Merian" (Basel bei Schweighauser) und „Oesterreichische Feldlerchen", Lieder und Gesänge in obderennsischer Mundart von K. A. Kaltenbrunner (Nürnberg bei v. Ebner).

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 33. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 14. August.

Prinz Eugen.*)

Erster Artikel.

Die Worte des Volksliedes: Prinz Eugen der edle Ritter, sind keine bloße poetische Redensart. Sie heben im Gegentheil gerade den Zug heraus, der den savoyischen Fürstensohn vor anderen Größen seiner Zeit auszeichnete, denn er war nicht nur der größte Feldherr, der dem Kaiserstaat sein Schwert gewidmet hat, und einer seiner bedeutendsten und weitblickendsten Staatsmänner, er gab sich auch der Sache, der er diente, mit so warmer Begeisterung für seinen Herrn und sein Land, mit solchem edlen Vergessen seines Selbst und seiner persönlichen Interessen hin, daß der Zuname des „Edlen Ritters" ihm gewiß gebührt. Solche Tugenden, wie sie Eugen zieren, sind immer selten, und wo sie blühen, pflegen sie den zahlreichen und tiefgehenden Wurzeln zu entsprossen, mit denen ein edles und warmes Gemüth sich an den vaterländischen Boden klammert und aus ihm die Kraft saugt, sein Ich zu vergessen und seine Person einer Idee zu opfern. In diesem Falle war Eugen nicht. Im Grunde war er doch ursprünglich nur ein Condottiere, der vaterlands- und heimathslos, mit keinem anderen Besitz als seinem Schwerte nach Oesterreich kam, um dort, wie andere große und kleine Herren, sein Glück zu machen. Gerade Solchen wird es leicht, sich im Kaiserstaat heimisch zu fühlen und dort eine Rolle zu spielen, weil es sich nicht um den Anschluß an eine Nationalität, sondern an eine Dynastie handelt. Sie geben Nichts von ihrer Volksthümlichkeit auf, weil der Staatencomplex, dem sie dienen, selbst keine hat, weil er weder blos deutsch, noch italienisch, noch slavisch oder magyarisch, sondern wesentlich Habsburgisch ist. Der Ankömmling aus der Fremde, der in seiner alten Heimath alle ihn fesselnden Bande gelöst hat und in der neuen ohne Anhang ist, muß sich um so fester an den Herrn und Spender aller Gnaden anschließen, und durch Eifer und Treue im Dienste sich ein neues Vaterland schaffen.

Um so größer das Verdienst, wenn ein solcher Fremdling in seiner an Versuchungen so reichen Stellung so sehr alles eigennützige Streben vergißt, und so rückhaltlos nur dem Besten seines neuen Vaterlandes nachstrebt, wie Eugen es that; um so herrlicher sollte das Denkmal sein, welches man einem solchen Patrioten setzt. Doch hat man damit lange genug in Oesterreich gesäumt. Groß ist die Scheu, mit der man daselbst Forschungen in die einheimische Geschichte betrachtet, zumal wenn sie Zeitabschnitte betreffen, in welchen die Fäden der heute noch gültigen Politik ihren Anknüpfungspunkt finden, und erst seit kurzem beginnt sie zu weichen. Dieser Wendung ist es zu verdanken, daß endlich jetzt, 122 Jahre nach dem Tode des Prinzen, eine Lebensgeschichte desselben erscheint, die aus den reichen und lautern Quellen schöpft, welche in dem Briefwechsel des Prinzen Eugen das kaiserliche Staats- und Kriegsarchiv aufbewahrt. Außer der reichen Ausbeute, die diese Sammlungen gewährten, steuerten auch zu dem Werke die in den Archiven der fürstlichen und gräflichen Familien Traun, Lamberg, Starhemberg, Kaunitz u.A. aufbewahrten Correspondenzen Eugens bei, und die im Archive des auswärtigen Amtes in London aufbewahrten Gesandtschaftsberichte, die zu benutzen dem Verfasser vergönnt war, konnten ihm manche Aufklärung über einzelne dunkle Partien geben. So zuverlässige Materialien sind zu dem Werke verarbeitet, das jetzt in seinem ersten Bande vor uns liegt. Es ist soweit eine würdige Lösung der Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat. Mit der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit in der Sammlung und Sichtung des Materials vereinigen sich Klarheit in der Anordnung und gediegener Ernst in der Darstellung. Mit scharfem Blick sind die verwickelten politischen Verhältnisse jener Zeit gewürdigt und auseinandergesetzt, und die einzelnen Charakterbilder der Staatsmänner und Feldherren, die um und neben Eugen eine Rolle spielen, sind mit Einsicht und Lebendigkeit geschildert. So ist es nicht nur ein würdiges Denkmal des großen Helden, sondern auch ein schöner Beitrag zur Geschichte der denkwürdigen Zeit, wo der schon länger als ein Jahrhundert sich vorbereitende Umschwung der Politik Oesterreichs sich vollzog, wo sich im Westen die Grenze zwischen dem politischen Einfluß Oesterreichs und Frankreichs feststellte, wo die beginnende Ohnmacht der Pforte Oesterreich ein

*) Prinz Eugen von Savoyen, nach den handschriftlichen Quellen der kaiserlichen Archive. Von Alfred Arneth. Erster Band: 1663—1707. Wien 1858.

neues Terrain im Osten freiließ, wo es die letzten Fäden, die es noch an das deutsche Reich fesselten, zu lösen anfing, wo es zwar noch mit den Kräften des Reiches kämpfte und für dasselbe zu kämpfen schien, aber im Grunde die Kräfte des Reiches nur verwendete, um seine Hausinteressen zu vertheidigen und sich neben Deutschland als ein abgeschlossenes Reich zu consolidiren.

Eugen ist der Sohn jener schönen Olympia Mancini, welche als Nichte des damals allmächtigen Ministers Mazarin nach Frankreich kam, des jugendlichen Ludwig XIV. Augen auf sich zog und sogar Hoffnung hatte, an seiner Seite den französischen Thron zu besteigen. Sie zog jedoch das solidere Glück vor, sich mit dem Grafen von Soissons, aus dem Hause Savoyen-Carignan, zu vermählen, blieb noch eine Zeitlang hoch in der Gunst des Königs, verscherzte sie dann durch ihre Herrschsucht und ihre Intriguen, und wurde mit ihrem Gatten vom Hofe verbannt. Fern von dem Geräusche und der Aufregung der großen Welt fehlte ihrem unruhigen Geiste Beschäftigung und Nahrung. Sie legte sich auf Sterndeuterei und Wahrsagen, kam dadurch mit der berüchtigten Voisin in Berührung, und wurde schuldlos in den Proceß derselben verwickelt, als dieselbe wegen Giftmischerei angeklagt war, entfloh aber vor ihrer Verhaftung über die Grenze. Auch dort noch verfolgte sie der Haß des Ministers Louvois, dessen Sohne sie ihre Tochter verweigert hatte, und der Montespan, welche die erste Geliebte Ludwigs XIV. nie ohne ein Gefühl von Eifersucht sehen konnte. Die Gräfin von Soissons sah Frankreich nie wieder.

Ihre Kinder waren unter der Obhut der Großmutter, der Prinzessin von Carignan, zurückgeblieben. Es waren drei Töchter und fünf Söhne, deren jüngster Eugen Franz, geboren zu Paris am 18. October 1663, unter dem Namen Prinz Eugen die Welt mit seinem Ruhme erfüllt hat.

Seine Geburt wies ihn auf den Dienst Frankreichs hin. Von Jugend auf hatte er eine unwiderstehliche Neigung zum Waffenhandwerke gezeigt. Mit rastlosem Eifer hatte er allen Studien obgelegen, welche ihm Kenntnisse im Kriegswesen verschaffen sollten, und am eifrigsten widmete er sich der Mathematik. Das Leben Alexanders des Großen von Curtius war seine Lieblingslecture, Gespräche von Schlachten und Belagerungen hatten den größten Reiz für ihn, und seine Augen erglänzten bei dem Klange kriegerischer Instrumente.

Der lebhaften Neigung des Prinzen stand sein Aeußeres im Wege. Klein und schwächlich, obgleich er durch anhaltende Leibesübungen sich möglichst zu kräftigen suchte, schien er wenig geeignet, die Strapazen des Kriegerlebens zu tragen. Auch sein Gesicht hatte außer den lebhaften geistsprühenden Augen nichts Ansprechendes. Die Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans schildert ihn in einem Briefe an die Raugräfin Luise, wie er damals aussah: „Printz eugene hatt meriten undt verstandt ist aber klein undt heßlich von person hatt die oberleffzen so kurtz daß Er den Mundt nie zu thun kan, man sieht also allezeit zwey große breyte Zähn; die Naß hatt Er Ein wenig aufgeschnupfft undt ziemblich weitte Naßlöcher, aber die augen nicht heßlich undt lebhafft."

Jüngeren Söhnen vornehmer Häuser standen damals nur zwei Berufswege offen: der Kriegsdienst oder die Kirche. Körperliche Mängel schienen den Prinzen Eugen vom ersteren auszuschließen, und schon von frühester Jugend an war er für den geistlichen Stand bestimmt. Am Hofe hieß er Le petit abbé, oder der Abbé von Savoyen, und trug geistliche Tracht. Ludwig XIV. pflegte ihn sogar zu bespötteln, und als die kriegerischen Neigungen endlich durchbrachen, und Le petit abbé eine Anstellung im Heere verlangte, ward sein Gesuch mit verletzendem Hohne zurückgewiesen. Die neue Kränkung frischte das Gefühl der früher erfahrenen, sowie die Erinnerung an die zweimalige Verbannung, welche die Eltern erlitten, und an die Verfolgungen wieder auf, welche die Mutter aus Frankreich vertrieben hatten, und die ihr selbst in der Fremde noch keine Ruhe ließen. Bitterer Groll bemächtigte sich der Seele des Jünglings; er schwur, Frankreich zu verlassen, und nur mit den Waffen in der Hand dahin zurückzukehren. Der Haß, der gegen Ludwig XIV. und Frankreich in Eugens Seele emporkeimte, ist ihm bis zum Tode treu geblieben.

Prinz Eugen begab sich nach Wien, wo bereits ein älterer Bruder von ihm, Ludwig Julius, in kaiserlichen Diensten stand. Er fand dort eine gute Aufnahme, denn es schmeichelte dem Wiener Hof, den Prinzen eines souveränen Hauses der Versailler Sonne, deren Strahlen damals Alles anlockten, untreu werden, und sich der weniger glanzvollen Hofburg zuwenden zu sehen. Doch auch der politische Gewinn war zu berücksichtigen. In dem langen rivalisirenden Kampfe zwischen Frankreich und Oesterreich um die Herrschaft in Italien hatte Savoyen seinen Einfluß, der bei schwankender Schaale häufig den Ausschlag geben konnte, meistens zu Gunsten Frankreichs verwendet, und jetzt zeigte sich eine Aussicht, durch die Gewinnung eines nahen Verwandten des regierenden Herzogs ihn auf österreichische Seite zu ziehen.

Oesterreich stand damals am Vorabende eines Krieges mit den Türken, auf den es sehr mangelhaft vorbereitet war. Der nach der Schlacht von St. Gotthardt abgeschlossene zwanzigjährige Waffenstillstand ging zu Ende, und die Türken brannten vor Begier, die damals erlittene Niederlage zu rächen. Die Umstände begünstigten sie. Das österreichische Heer war schwach an Zahl und schlecht ausgerüstet, die ungarischen Festungen waren verfallen, und Ungarn selbst von Tököly und seinen Anhängern in Gährung und zum Theil in Aufstand versetzt. Mit nur 35,000 Mann konnte sich der Herzog Karl von Lothringen an der Raab, nachdem Ungarn bereits aufgegeben war, dem Feinde entgegenstellen, und innerhalb der Grenzen des Erzherzogthums bei Petronell kam es am 7. Juli 1683 zur Schlacht. Es war Eugen's erste, und er focht an der Seite seines Bruders, den er den Schmerz hatte tödtlich verwundet fallen zu sehen. Der Pfeil eines Tartaren traf bei der Verfolgung sein Pferd, es überschlug sich und verletzte mit dem Sattelknopf den Stürzenden so erheblich an der Brust, daß er besinnungslos auf dem Schlachtfelde liegen blieb. Die wild hin und herjagenden Reiter sprengten über ihn weg und beschädigten ihn vollends so, daß er sechs Tage nach der Schlacht in Wien den Geist aufgab.

Den Rest des ereignißreichen Feldzuges, die Unternehmun-

gen während der Belagerung von Wien, den Entsatz der Hauptstadt und die siegreiche Verfolgung des sich zurückziehenden Feindes machte Eugen an der Seite des Markgrafen Ludwig von Baden mit und wurde zur Belohnung der dabei bewiesenen Tapferkeit und Umsicht, erst 20 Jahr alt, zum Obersten des Dragonerregiments Kuffstein ernannt. Von noch größerem Werthe als die Beförderung war die Schule, die er während des Feldzuges in der Nähe der berühmtesten Feldherren gemacht hatte. Er war Zeuge der „wahrhaft französischen Bravour" Sobieski's, die seltsam mit einer etwas regellosen sarmatischen Kampfweise gepaart war. Er lernte „die bescheidene, durch ihre Einfachheit aber um so mehr imponirende Persönlichkeit des Herzogs von Lothringen kennen, in welchem wieder die ächt deutsche Art der Kriegführung zu ihrer edelsten Ausbildung gelangt zu sein schien; ferner den stürmischen, oft unbesonnenen Muth des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern, und die nicht geringere Tapferkeit, aber weit höhere militärische Begabung des Markgrafen Ludwig von Baden" — einen reichen Kranz von ausgezeichneten Persönlichkeiten, die dem zukünftigen Feldherrn zum Muster dienen konnten.

Eugen schloß sich hauptsächlich an den Markgrafen von Baden an, der frühzeitig die hohen kriegerischen Gaben erkannte, die in Eugen nur geweckt zu werden brauchten, und ihn dem Kaiser Leopold I. mit den Worten empfohlen haben soll: „Dieser junge Savoyarde wird mit der Zeit alle Diejenigen erreichen, welche die Welt jetzt als große Feldherrn betrachtet." In den Feldzügen von 1684, 85 und 86, die mit der Einnahme von Ofen und der fast vollständigen Vertreibung der Türken aus Ungarn endigten, zeigte sich Eugen dieser Empfehlung würdig, und am Schluß des Feldzugs von 1685 ward er bereits zum Generalmajor, 1688, 25 Jahre alt, zum Feldmarschall-Lieutenant erhoben. Im folgenden Jahre that er sich besonders bei der Erstürmung von Belgrad hervor, wo er neben dem Kurfürsten von Bayern die Bresche erstieg, einen Janitscharen niederstieß, welcher ihm den Helm gespalten hatte, aber auch von einer Musketenkugel eine gefährliche Wunde im Knie erhielt, die ihn bis zum Januar 1689 dienstunfähig machte.

Es bereitete sich gerade in diesem Zeitpunkt eine Krisis in der europäischen Politik vor. Die Siege, welche das kaiserliche Heer in Oesterreich und Ungarn erfochten hatten, erweckten den Neid und die Befürchtungen Ludwigs XIV. von Frankreich, der schon das Haus Habsburg in seinem alten, Alles überstrahlenden Glanze dastehen sah. War die Türkei vollständig besiegt, so konnte der alte Wettkampf um die Suprematie in Europa von Oesterreich mit so entschiedenem Uebergewicht geführt werden, daß Frankreich mit einem Schlage und für immer die Früchte verlor, die ihm Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. selbst erworben hatten. Letzterer beschloß daher, durch Erneuerung des Krieges am Rhein eine Diversion zu machen, und die kaiserlichen Heere von weitern Forschritten gegen die Türken abzuhalten. Ein Vorwand dazu fand sich bald. Der Coadjutor von Köln, der Fürst von Fürstenberg, stand, von Frankreich besoldet, im reichsverrätherischen Einvernehmen mit Ludwig XIV. und hoffte durch dessen Einfluß die Kurwürde zu erlangen. Die Wahl spaltete sich zwischen ihm und dem Prinzen Joseph Clemens von Bayern, welchen letzteren der Papst bestätigte. Ludwig beeilte sich aber, seinen Schützling mit den Waffen einzusetzen, und befand sich bald im Besitz von Mainz und des ganzen Erzstifts Köln. So war Leopold zugleich im Osten und Westen von gewaltigen Heeren bedroht. Das Klügste wäre gewesen, sich mit ganzer Macht gegen den gefährlichsten Feind, Frankreich, zu wenden. Die Türken hätten gern Frieden, oder wenigstens Waffenstillstand geschlossen; die Reichsfürsten drangen darauf, alle Kräfte zum Schutz der Rheingrenze zu verwenden, und die angesehensten Generäle, Eugen und der Herzog von Lothringen, unterstützt von einer starken Partei am Hofe, waren derselben Meinung. Der Kaiser aber entschied anders, und die Folge war, daß die nothwendig gewordene Theilung der Heeresmacht weder gegen den einen noch gegen den andern Feind glänzende Erfolge erringen ließ, denn schon damals reichte die Macht Oesterreichs bei weitem nicht aus, zugleich Hüter der Grenzen im Westen und Osten zu sein.

Der Biograph Eugens findet es schwer begreiflich, daß unter solchen Umständen Leopold I. die dringenden Anerbietungen zurückwies, welche ihm die Pforte zum Frieden machte. Wir müssen gestehen, nicht in diese Verwunderung einstimmen zu können. Schon zu jener Zeit war Oesterreich aus Deutschland herausgewachsen, und die Sorge für die ihm unmittelbar unterthanen Länder mußte dem Kaiser natürlich mehr am Herzen liegen, als die für die Reichsländer. Der Verlust von Ungarn traf ihn und die österreichische Hausmacht direct, der am Rhein nur das Reich und die Reichsfürsten, und es dünkt uns eine Ungerechtigkeit gegen Oesterreich zu sein, von ihm zu erwarten, es werde vorzugsweise Interessen vertheidigen, die es erst in zweiter Linie berührten. Dieser seiner Stellung ist Oesterreich erst später sich bewußt geworden, und hat mit Consequenz danach gehandelt. Unter Leopold I. schwankte es noch zwischen den alten Traditionen der Reichspolitik und dem Instinct der Habsburgischen Familienpolitik und kam nur zu halben Entschlüssen, und deshalb trotz des langen und im Ganzen siegreich geführten Krieges so gut wie zu gar keinen Resultaten.

Mit Plünderung und Brand begann Ludwig XIV. den Feldzug am Rhein, dessen gesegnete Auen heute noch Spuren von den Verwüstungen des schrecklichen Jahres 1689 zeigen. Dank der Bereitwilligkeit der Reichsfürsten konnte der Kaiser ihm ein beträchtliches Heer entgegenstellen, das in drei besondere Corps getheilt, unter dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern, dem Herzog von Lothringen, und dem Kurfürsten von Brandenburg, die verheerenden Einfälle der Franzosen zurückwies, und wenigstens Mainz und Bonn ihnen wieder abnahm. Eugen bekleidete in diesem Feldzug eine untergeordnete Stellung, und erst im nächsten ward ihm eine wichtigere zugewiesen. Nach langem Schwanken hatte sich der Herzog von Savoyen entschlossen, dem Bündniß gegen Frankreich beizutreten, und Eugen, zum General der Cavallerie ernannt, erhielt den Oberbefehl über die kaiserliche Streitmacht, die in Piemont operiren sollte. In dem Marschall Catinat fand er dort einen würdigen Gegner, der unermüdliche Thätigkeit mit

jenem kaltblütigen, besonnenen Muthe vereinigte, welcher bedeutende Resultate verbürgt. Wenn er tüchtig als Feldherr war, so zeichnete er sich vielleicht noch mehr als Mensch aus. Grausamkeit und Brutalität waren die Flecken, welche den Charakter der meisten übrigen französischen Generäle der damaligen Zeit besudelten. Catinat dagegen war von persönlicher Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit, einfach in seinem Wesen, adelig in seinen Gesinnungen. Von niederer Herkunft, hatte er viel von dem Neid und der Eifersucht hochgeborener Waffengenossen zu leiden, aber bei allen gehässigen Verfolgungen, im Mißgeschick und im höchsten Glück, wußte er stets denselben Gleichmuth zu bewahren, und den Haß seiner Feinde vergalt er nie mit Rache.

Nicht blos durch einen talentvollen Gegner, auch durch die eigenen Alliirten war Eugen's Stellung schwierig. So kriegslustig der Herzog von Savoyen war, besaß er doch im Ganzen nur geringes Feldherrntalent. Er ließ sich leicht von seiner natürlichen Lebhaftigkeit hinreißen und setzte mit zu großer Waghalsigkeit Alles auf's Spiel. Das gerade Widerspiel von ihm war der General der andern verbündeten Macht, der spanische Gouverneur von Mailand, Fuensalida, ein hochmüthiger und aufbrausender, aber zugleich ängstlicher Mann, dessen Eigensinn und Unentschlossenheit jeder Operation hemmend in den Weg traten. Schon das erste Treffen nach Eugen's Ankunft, bei Staffarda am 18. August, in welches sich der Herzog mit seinen nur aus Rekruten bestehenden Truppen trotz der Bitten Eugens, erst das Eintreffen der österreichischen Regimenter abzuwarten, einließ, fiel unglücklich aus, und nur mit der äußersten Anstrengung gelang es Eugen, mit den Garden und der Gensd'armerie des Herzogs von Savoyen das Heer vor einer vollständigen Niederlage zu retten. Als dann die Verstärkungen endlich eingetroffen waren, ließen sich die Spanier nicht bewegen, nur einen Schritt vorwärts zu thun, und ungehindert konnten die Franzosen den größten Theil von Piemont verwüsten und sich fast ganz Savoyens bemächtigen. So mußte Eugen den ersten Feldzug in Italien in gezwungener Unthätigkeit verbringen, und erst als er durch seine persönliche Anwesenheit in Wien bedeutende Verstärkungen erwirkt hatte, konnte er im folgenden Kriegsjahr 1691 activ auftreten. Aber dennoch erlaubte ihm die Uneinigkeit unter den Verbündeten nicht einmal, den Feind aus Savoyen zu vertreiben, und der Entsatz von Cuneo und die Einnahme von Carmagnola blieben die einzigen erfolgreichen Waffenthaten des Feldzuges. Wir übergehen die nächsten Kriegsjahre, während welcher Eugen, immer noch in Italien unter dem Herzog von Savoyen commandirend, seine geniale Kraft vergeblich zur Geltung zu bringen versuchte. Hatte ihn erst die Trägheit der Spanier gehindert, so brachte später der heimliche Abfall des Herzogs von Savoyen die Operationen ganz zum Stillstand. Mit schlauen Versprechungen hatte Ludwig XIV. den Herzog von Savoyen gewonnen, und während dessen Truppen noch mit den Verbündeten agirten, hatte er bereits die Verpflichtung übernommen, alle entscheidenden Unternehmungen zu verhindern, und am 6. October 1696 krönte er den berechneten Wankelmuth seiner Politik durch den Abschluß eines Neutralitätsvertrags mit Frankreich, in dessen Verfolg die kaiserlichen Truppen nach den Erblanden zurückmarschirten. — Ein dankbareres Feld sollte sich nun Eugen eröffnen. Während in Italien Waffenruhe eingetreten war, und im Reiche und in den Niederlanden der Krieg gegen die Franzosen nur lässig geführt ward, loderte er in Ungarn gegen die Türken in hellen Flammen. Ausgezeichnete Generäle führten dort die kaiserlichen Truppen: der kenntnißreiche und kluge, vielleicht etwas zu ängstliche Caprara, der tapfere Veterani, der kühne Reitersmann Heißler, der wilde Sigbert Heister, harten, ja grausamen Charakters, aber von unbeugsamem Muth und eisernem Willen, unschätzbar am Tage der Schlacht, der unternehmende aber unfügsame Rabutin, der nur eines strengen Leiters bedurfte, endlich Guido Starhemberg, unter den geborenen Oesterreichern unzweifelhaft das erste kriegerische Talent seiner Zeit.

Diese schönen Kräfte standen leider unter schlechter Oberleitung. Die Stellung eines Hülfscorps von 8000 Mann hatte diese dem Kurfürsten von Sachsen, August dem Starken, verschafft, einem Fürsten voll Eitelkeit und Selbstüberhebung, dessen einzige militärische Tugend persönlicher Muth war. Er verstand es weder die Achtung der Generäle, noch die Liebe der Soldaten zu erwerben. Erstere merkten gar bald, wie schlecht es mit seinen Kenntnissen vom Kriege überhaupt, und von der Kriegführung gegen die Türken insbesondere bestellt war, wie taub der Kurfürst gegen den Rath erfahrener Männer, wie leicht zugänglich er dagegen den Einflüsterungen seiner unerfahrenen Günstlinge war. Die Soldaten aber fühlten es wohl, daß der Kurfürst weder Sorgfalt noch Interesse für sie hatte, sie merkten das Schwankende, Unsichere in seinen Maßregeln. Die Ueberzeugung, schlecht geführt zu werden, mußte bald erschlaffend auf den militärischen Geist wirken, und die mannichfachen Unfälle, welche in Folge der in den Anordnungen des Kurfürsten herrschenden Verwirrung einzelne Truppencorps wiederholt trafen, waren nicht geeignet die Stimmung der Armee zu heben. Mangel an Ansehen und Autorität ließ Uneinigkeit und Eifersüchteleien unter den verschiedenen Befehlshabern zur schönsten Blüthe kommen, schlechte Verpflegung der Truppen lockerte die Mannszucht, und sowohl die Führer wie der gemeine Mann hatten alles Vertrauen in den Oberbefehl verloren.

Für diesen Uebelstand mußte Abhülfe geschafft werden. Der Form nach mußte der Kurfürst von Sachsen den Oberbefehl behalten, aber es mußte ihm eine Persönlichkeit beigegeben werden, die Energie genug besaß ihm nöthigenfalls zu imponiren. Markgraf Ludwig von Baden und Graf Starhemberg, der Präsident des Hofkriegsrathes, empfahlen für diesen wichtigen Posten Eugen, und zwar der Präsident mit den vielsagenden Worten, „er wisse Niemand zu nennen, der mehr Verstand, Erfahrung, Fleiß und Eifer zu des Kaisers Dienst, der eine großmüthigere und uneigennützigere Gesinnung, der die Liebe der Soldaten in höherem Grade besitze, als der Prinz." Diese Empfehlungen wirkten, und Eugen wurde nach Ungarn bestimmt, um dem Kurfürsten zur Seite zu stehen; ein günstiges Geschick aber wollte es, daß er den Oberbefehl übernahm, denn August der Starke, zum König von Polen erwählt, beeilte sich, das an Entbehrungen reiche Lagerleben vor dem

Feinde mit der seiner Natur angemesseneren Ueppigkeit des Hoflebens zu vertauschen und seinen neuen Thron zu besteigen.

Die erste Sorge Eugens war, der allgemeinen Verwahrlosung des ohne Sold, Bekleidung und Ernährung gelassenen Heeres abzuhelfen; die zweite, sich für seine neue, höhere Stellung freie Hand zur Ergreifung energischer Maßregeln zu verschaffen, und er sendete zu diesem Zwecke den Grafen Solms nach Wien. Das Eintreffen des Prinzen von Savoyen hob sofort die Stimmung des Heeres. Der Soldat wußte, daß der neue Feldherr ihn nicht darben lassen und zum Siege führen würde, die Führer fühlten bald die ordnend eingreifende und sichere Hand, und die Widerspenstigen fanden, daß ihnen ein fester Wille entgegenstand. Am 26. Juli brach Eugen gegen Peterwardein auf, das die Türken angreifen zu wollen schienen; plötzlich aber machten sie eine Bewegung, die Titel bedrohte und zugleich für den zur Vereinigung mit der Hauptarmee aus Siebenbürgen heranmarschirenden Rabutin fürchten ließ. Doch gelang es dem Prinzen sich sowohl mit diesem, wie mit Vaudemont zu vereinigen. Die Türken machten nun Anstalten wieder über die Theiß zurückzukehren, Eugen aber griff sie an, ehe sie dies thun konnten, und schlug die schöne Schlacht bei Zenta (11. September 1697), die erste wo er selbständig den Oberbefehl führte. Sein Feldherrnblick, seine Energie und seine rasche Entschlossenheit bewährten sich darin auf das glänzendste. Der Großwessir und vier andere Wessire, eine große Anzahl Beglerbegs und Paschas, und 30,000 Türken fanden auf der Wahlstatt und im Fluß ihren Tod, während Eugen nur 300 Todte und 1200 Verwundete hatte. In unaufhaltsamer Flucht eilte der geschlagene Feind, den Sultan selbst an der Spitze, nach Belgrad, und niemals hat er sich von dieser Niederlage wieder erholt, welche mit Einem Schlage das Verhältniß zwischen den Kriegführenden für alle Zukunft umkehrte. Aus dem schwer bedrängten Vertheidiger wurde mit einem Male ein durch nichts gehinderter Angreifer, und der bange Schrecken, den die türkischen Waffen bisher nur zu oft den abendländischen Heeren eingeflößt hatten, war für immer verschwunden. Die Angriffsmacht des türkischen Reiches war auf ewig gebrochen.

Unermeßlich war die Beute der Sieger. Die ganze, drei Millionen enthaltende Kriegscasse fiel ihnen im Lager in die Hände, und unter den zahllosen und kostbaren Kriegstrophäen auch das große Siegel, das der Großwessir als Zeichen seiner Machtvollkommenheit am Halse trägt, und das noch nie in Feindeshand gefallen war, selbst nicht bei Szlankament, wo der Großwessir Mustapha Köprili kämpfend den Tod gefunden.

Die Jahreszeit war schon zu weit vorgerückt, als daß der Prinz sich noch auf weitaussehende Unternehmungen hätte einlassen können, und er begnügte sich, mit einer auserlesenen Schaar von 4000 Reitern und 2500 Mann Fußvolk einen kühnen Streifzug in Feindesland nach Bosnien zu machen, auf dem er bis Serajewo vordrang. Er dauerte vom 6. October bis zum 8. November, und nach dem Wiedereintreffen der Truppen in Esseg war es Zeit sie in die Winterquartiere zu legen, während Eugen selbst nach Wien eilte, wo er von dem Kaiser mit Wohlwollen und Dankbarkeit, von dem Volke mit begeistertem Jubel empfangen ward. Laut schallte sein Ruhm durch Deutschland und ganz Europa, und selbst seine Neider mußten schweigen und konnten höchstens sagen, daß ein Wunder geschehen sein müsse, und der Sieg nur der unbegreiflichen Verblendung der Feinde beizumessen sei. Beiläufig sei es erwähnt, daß die vielverbreitete Sage, Prinz Eugen habe bei seiner Ankunft in Wien Arrest bekommen, weil er die Schlacht von Zenta ohne Autorisation des Hofkriegsraths geliefert, eine reine Fabel ist.

Wenn der Sieg bei Zenta im nächsten Feldzug nicht die gehofften Früchte trug, so war nicht Mangel an Thätigkeit bei Eugen daran Schuld, sondern die chronische Erschöpfung der kaiserlichen Casse, die nicht einmal gestattete den Truppen den Sold auszuzahlen, und sie ohne die erforderlichen Vorräthe an Lebensmitteln und anderen Kriegsbedürfnissen ließ. Selbst Eugens großer Einfluß auf die Soldaten konnte nicht verhindern, daß Meutereien ausbrachen, und der Plan einiger Regimenter, ihre Officiere zu ermorden und zu den Türken überzugehen, wurde nur durch Zufall noch zu rechter Zeit entdeckt, um seine Ausführung zu verhindern. Ein Glück war es, daß die Türken, noch erschüttert von der großen Niederlage des vergangenen Jahres, trotz ihrer Uebermacht, keine große Kampflust zeigten. In Märschen und Gegenmärschen, mehr um Gefechte zu vermeiden als zu liefern, verging das Jahr 1698, und gegen Ende desselben kamen durch die Vermittelung der Seemächte Holland und England Friedensverhandlungen in dem Städtchen Carlowitz, Peterwardein gegenüber, in Gang. Sie führten nach 72tägigen Conferenzen zum Friedensschluß, kraft dessen jeder der kriegführenden Theile in Besitz derjenigen Länder blieb, die er im Augenblick der Eröffnung der Verhandlungen besessen. Die Türken wurden dadurch von Neuhäusel und Gran bis Temeswar und Belgrad zurückgeworfen. Siebenbürgen fiel dem Kaiser ganz, Slavonien fast vollständig zu.

Eugen kehrte schon im Anfang des Winters nach Wien zurück, um nach langer Zeit die erste Friedensrast zu genießen. Die Siege, die er erfochten, trugen nicht blos seinen Ruhm durch die weite Welt, sie fesselten ihn auch enger an die neuerworbene Heimath. Die Bande, die ihn früher an Frankreich knüpften, waren längst gelöst. Seine Mutter lebte in der Verbannung, der älteste seiner noch lebenden Brüder, der Graf von Soissons, hatte, der peinlichen Stellung müde, die ihm der kleinliche Haß Ludwigs XIV. bereitete, den französischen mit dem venetianischen Dienst vertauscht und war durch königlichen Machtspruch mit dem Verlust aller seiner Einkünfte aus Frankreich bestraft worden, weil er gewagt hatte, seinem Verwandten, dem Herzog von Savoyen, in Mailand einen Besuch abzustatten. Die Ungnade, welche die Familie Eugens betroffen, hatte auch Diesem längst alle Hülfsquellen aus Frankreich verstopft. Anfangs lebte er von der großmüthigen Unterstützung seines Vetters, des Herzogs von Savoyen, dann lediglich von seinem Einkommen als österreichischer General und Regimentsinhaber; erst spät konnte er anfangen, seine in Frankreich zurückgelassenen Schulden zu tilgen. Er that dies mit der größten Gewissenhaftigkeit, und die Pfalzgräfin giebt ihm das damals für große Herren seltene Lob: „Auch die, so keine Zettel

noch Handschrift von ihm hatten, hat er bezahlt, die nicht mehr daran dachten.“ Jetzt fehlte es ihm plötzlich weder an Ruhm noch an Reichthümern, und er benutzte letztere, um in Oesterreich festere Wurzeln zu schlagen. Bereits 1690 hatte er sich in Wien in der Himmelpfortgasse ein Haus gebaut, das er, wie seine Geldmittel sich mehrten, reich und geschmackvoll einrichten ließ, und an dessen Stelle er sich später einen neuen Palast erbaute. Gegenwärtig ist in demselben das Finanzministerium untergebracht.

Aber auch die Baulust, welche sich nach der berühmten Belagerung durch die Türken der Wiener bemächtigte, steckte den Prinzen Eugen an. Die Vorstädte und ihre Umgebungen, vor kurzem noch Feld und ödes Haideland, füllten sich mit Häusern und Palästen, und damals baute Graf Mannsfeld sich am Rennwege, Liechtenstein an der Roßau die prachtvollen Edelsitze, die heute noch die Stadt zieren. In Reichthümern konnte der nachgeborene savoyische Prinz einer jüngern Linie mit diesen Magnaten nicht wetteifern, aber er bekam ebenfalls Lust sich einen Sommersitz zu erbauen, und ersetzte durch Geschmack die Pracht und den Reichthum, die nur Geld schaffen konnte. Auf einem der schönsten Punkte in der unmittelbaren Umgebung Wiens, auf einer sanft ansteigenden Anhöhe im Südosten der Stadt mit der Aussicht auf dieselbe und auf das Kahlengebirge mit seinen aus dunkelm Grün hervorragenden Schlössern als Hintergrund, erbaute er von 1693 an das schöne Lustschloß, das heute noch den wohlverdienten Namen Belvedere führt.

Der Kaiser selbst lohnte seine Verdienste während des Türkenkrieges bereits im Jahre 1698 durch die Anweisung bedeutender Besitzungen in Ungarn, die in einem Gütercomplex zu Siklos im Baranyer Comitate, 13 Ortschaften mit einem Jahreseinkommen von 5000 Gulden umfassend, bestand. Dazu kaufte er von der Wittwe des Grafen Heißler die Donauinsel Csepel für 85,000 Gulden, sodaß er im Besitz sehr ansehnlicher Landstrecken in Ungarn war, die freilich in Folge der langen Kriege und einer 1691 herrschenden Pest sich in einem Zustande großer Verwilderung befanden, für deren Cultivirung Eugen aber sofort mit großer Thätigkeit zu sorgen anfing.

Während der bereits weltberühmte, obgleich erst 35jährige Held für immer das Schwert mit der Pflugschar vertauscht zu haben schien, fand ein Todesfall statt, der Europa abermals in einen neuen Krieg stürzte. Karl II. von Spanien starb am 1. November 1700, und setzte, um die weitschichtigen Besitzungen seines Hauses ungetheilt zu erhalten, das unbezweifelte Erbrecht seiner nächsten Verwandten der jüngern oder österreichischen Habsburger Linie bei Seite, indem er den Enkel seines mächtigen Nachbars Ludwigs XIV., den Herzog Philipp von Anjou, zu seinem Erben annahm. Leopold I., sonst so langsam und unentschlossen, wenn es galt das deutsche Reich durch einen Krieg zu schützen, trat diesmal mit einer Entschiedenheit auf, die selbst seine Minister in Erstaunen setzte. Freilich stand die Einbuße einer Erbschaft in Aussicht. Ohne Verbündete begann Oesterreich den Krieg. England und Holland hatten Philipp von Anjou als König von Spanien anerkannt, der Herzog von Savoyen und die übrigen italienischen Fürsten erklärten sich für Frankreich, und selbst der eigene Schwiegersohn des Kaisers, Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern war weder seiner Pflicht und Würde als deutscher Reichsfürst, noch der feierlichen Versprechungen eingedenk, die Ansprüche der österreichischen Habsburger auf die spanische Erbschaft mit allen seinen Kräften aufrecht zu erhalten, und trat auf Ludwigs XIV. Seite. Sein jüngerer Bruder, Kurfürst Clemens von Köln, der zugleich Bischof von Lüttich war, schloß sich dieser Politik an und übergab alle seine Festungen am Rhein und an der Maas den Franzosen. Ebenso wenig Hindernisse, die Erbschaft anzutreten, fand Philipp in den spanischen Ländern selbst. Ueberall, in Madrid selbst, in Brüssel, in Mailand, in Neapel, wurde er ohne Widerstand anerkannt, und bereits im Januar 1701 hatte Graf Tessé die festen Plätze Oberitaliens mit französischen Truppen besetzt.

Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse begann Leopold I. mit Energie seine Vorbereitungen zum Kriege. Die Absendung eines Heeres nach Italien ward unmittelbar nach dem Eintreffen der Kunde von dem Ableben des Königs von Spanien beschlossen und angeordnet, und Eugen zu dessen Oberbefehlshaber ernannt, während Guido Starhemberg die durch den Friedensschluß mit den Türken in Ungarn freigewordenen Truppen, 30,000 Mann, in Südtirol sammelte. Bereits am 20. Mai trat Eugen in Roveredo an die Spitze seines Heeres, und nun begannen Tage der unermüdetsten Thätigkeit. Wieder stand ihm Marschall Catinat gegenüber, der sich durch seine zähe Vertheidigung und geschickte Manöver schon in den ersten italienischen Feldzügen Eugens so schöne Lorbeeren erworben hatte. Die Uneinigkeit von damals herrschte aber nicht mehr im österreichischen Lager, und Eugen gebot allein. Catinat hielt die Chiusa und die feste Stellung am Montebaldo besetzt, als die einzige Straße, auf welcher nach damaligen Ansichten ein Heer aus Tirol vorbrechen konnte. Eugen aber ließ Montebaldo nur durch einige Bataillone beobachten, und führte sein Heer, links zur Seite ausweichend, durch das unwegsame Gebirge über Ala durch das Val Fredda, und über Peri in das Gebiet von Vicenza. Vorher waren Tausende von Soldaten und Landleuten beschäftigt gewesen, die Ziegenpfade wenigstens leidlich für die Infanterie gangbar zu machen. Die Reiterei mußte ihre Pferde am Zügel führen, die Kanonen mit Stricken auf die Höhen gezogen, die Wagen zerlegt und getragen werden. Drei Tage voll der unglaublichsten Anstrengungen nahm der verwegene, aber glücklich durchgeführte Zug in Anspruch, der ganz Europa in Erstaunen setzte, und nach einigen Rasttagen setzte Eugen am 4. Juni ungehindert den Marsch gegen Verona fort.

Nun begann eine Reihe von künstlichen Manövern, durch welche der österreichische Feldherr Catinat vollständig irre führte, sich den Eingang in das Mailändische eröffnete, und mit geringeren Streitkräften, und jeder sicheren Operationsbasis ermangelnd, seinen überlegenen Gegner vor sich hertrieb. Entrüstet über das Mißgeschick seines Generals, entzog ihm Ludwig XIV. den Oberbefehl und übertrug ihn Villeroy, einem gewandten Hofmann und Günstling der Maintenon, im Heere verhaßt wegen seiner Anmaßung und seines Hochmuthes, und mißachtet wegen seines Allen sichtbaren Mangels an militärischer Bega-

bung. Trotzdem erschien er mit großer Siegeszuversicht auf dem Kriegsschauplatz und schien gleich mit einer glänzenden That beginnen zu wollen. Er ging wieder über den Oglio und griff am 1. September die Oesterreicher in ihrer festen Stellung bei Chiari an, ward aber so blutig zurückgewiesen, daß er es von da an für gerathener fand, nur vertheidigungsweise zu verfahren. Leider konnte Eugen mit seiner kaum halb so starken Streitmacht nur mit äußerster Vorsicht operiren, und durfte sich auf eine Hauptunternehmung gar nicht einlassen. Nur durch kecke Streifzüge hielt er den Feind beständig in Athem, blieb selbst aber ganz ruhig in seiner festen Stellung stehen und gab dem Gegner nicht die geringste Blöße zu einem Angriff, bis Mangel an Lebensmitteln die Franzosen zwang, ihr Lager am 9. November zu räumen und über den Oglio zurückzugehen. Jetzt wurde auch Eugen wieder so thätig, als ob er den Feldzug erst beginnen wollte. In wenig Wochen bemächtigte er sich fast des ganzen Herzogthums Mantua und des Gebietes von Modena, und nun regten sich die bisher eingeschüchterten Freunde Oesterreichs unter den italienischen Fürsten wieder.

Mit dem Glück kamen auch Verbündete. Brandenburg, durch die Verleihung der Königswürde, Hannover durch die Kurwürde gewonnen, waren die ersten; dann kamen Dänemark und schließlich auch die Seemächte, England gereizt durch die Anerkennung des Sohnes des vertriebenen Jakob II. als König von England, Holland durch das Einrücken französischer Truppen in den Niederlanden. Der Kaiser hatte alle Aussicht, den neuen Feldzug mit ausreichenden Kräften beginnen zu können.

Während sich nach einer Seite die Aussichten in dieser Weise besserten, befand sich das Heer selbst in keinem guten Zustande. Die unermüdliche Thätigkeit und die Genialität Eugens konnte es zum Siege führen, aber Brot und Kleidung konnte er ihm nicht verschaffen, wenn die geleerten kaiserlichen Cassen ihn in Stich ließen. Selbst das letzte Mittel in solchen Fällen, Requisitionen, war nicht anwendbar, denn das Land, in dem die österreichische Armee ihre Winterquartiere hatte, war bereits zu sehr ausgesogen, und die benachbarten päpstlichen Behörden verboten die Ausfuhr von Getreide. Brief auf Brief, zuletzt einen besondern Abgesandten, den Generalmajor Grafen Guttenstein schickte Eugen mit Klagen und Beschwerden über den Nothstand der Armee nach Wien. Im Proviantwesen herrschte die größte Unordnung; die Reiterei litt Mangel an Pferden, selbst an Pulver und Blei waren die Vorräthe knapp. Die Geldnoth war so groß, daß der Soldat in den ihm zur Erholung bestimmten Winterquartieren mehr Entbehrungen erdulden mußte, als während des Feldzugs.

Trotz aller dieser Drangsale ließ Eugen selbst den Winter, sonst die Zeit der Ruhe, nicht ohne eine glänzende That vorübergehen. Er richtete sein Augenmerk auf Cremona, einen der wichtigsten befestigten Plätze des Feindes und das Hauptquartier des Marschalls Villeroy. Eine Belagerung war während des Winters unthunlich, dagegen konnte trotz der starken Besatzung ein Ueberfall Erfolg haben, da die Oesterreicher bereits seit Monaten heimliche Verbindungen in der Stadt mit dem Priester Cosoli angeknüpft hatten, und die Fahrlässigkeit der Franzosen in der Bewachung der Wälle und Thore groß war. Die Nacht des 31. Januar wurde zu dem kecken Streich auserlesen; ein von den Franzosen unbeachteter Wassercanal, der die Festungswerke durchschnitt, und aus dem man in den Keller Cosoli's gelangen konnte, war der Weg, auf dem die Oesterreicher in die Festung dringen wollten. In dunkler Nacht sammelten sich die zu dem Unternehmen bestimmten Truppen, 2000 Mann Fußvolk und 4 Grenadiercompagnien, 1200 Kürassiere, und eine Abtheilung Husaren, zusammen 4000 Mann. Sie waren gegen Cremona direct bestimmt, während Prinz Commercy mit einem gleich starken Corps über den Po ging, um sich des Brückenkopfes auf dem rechten Ufer des Flusses zu bemächtigen.

Schlechtes Wetter und grundlose Wege hielten den Marsch der Truppen so auf, daß sie erst kurz vor Tagesanbruch den Ort ihrer Bestimmung erreichten. Major Hofmann vom Regiment Gschwind schlich sich, von einem vertrauten Führer geleitet, mit seinen Grenadieren in den langen und schmahlen Canal. Ihm folgte Major Nahary vom Regiment Lothringen, und Oberstlieutenant Kuefstein vom Regiment Hartenstein. Sowie alle drei Abtheilungen unbemerkt in Cosoli's Haus angelangt waren, sollte Hofmann die Wache am Margarethenthor überfallen, das Thor öffnen und mit drei Feuersäulen vom Walle den draußen wartenden Truppen das Zeichen zum Angriff geben. Graf Mercy sollte dann mit 250 auserlesenen Reitern hereinbrechen, durch die Stadt sprengen und sich des Po-Thores bemächtigen, um dem Prinzen Vaudemont den Eingang zu eröffnen. Nahary war gegen die Hauptwache und das Rathhaus bestimmt, und Kuefstein sollte die Wohnung des Vicegouverneurs besetzen.

Der Plan wurde ganz so ausgeführt, wie er entworfen worden. Die wichtigsten Posten befanden sich bald in den Händen der österreichischen Truppen, und Prinz Eugen mit seinen Unterbefehlshabern Commercy und Starhemberg eilte nach dem Stadthaus, um die weiteren Unternehmungen bis zum Alles entscheidenden Eintreffen des Prinzen Vaudemont zu leiten.

Marschall Villeroy war bereits ein Gefangener. Er lag noch im Bett, als einige Schüsse auf der Straße seinem Diener die Anwesenheit von Feinden in der Stadt verriethen. Er eilte zu seinem Herrn ins Schlafzimmer mit dem Schreckensrufe: „Die Deutschen sind da!“ Villeroy kleidete sich rasch an, ließ seine Papiere verbrennen, warf sich auf ein unterdessen vorgeführtes Pferd und sprengte, nur von einem Pagen begleitet, nach der Hauptwache. Plötzlich sah er sich von deutschen Soldaten umringt und vom Pferde gerissen. Sie stritten sich um ihn, und Jeder wollte ihn zum Gefangenen gemacht haben. Ein kaiserlicher Officier in rother Uniform und mit einer Partisane bewaffnet, befreite ihn aus dieser peinlichen Lage. Es war der Irländer Mac Donel, Hauptmann im Regiment Bagni. Villeroy versuchte ihn durch das Versprechen von 10,000 Pistolen und einem Regiment zu bestechen, daß er ihm die Freiheit schenkte, fand aber kein Gehör. Dem herbeieilenden Starhemberg mußte er seinen Degen übergeben, und Eugen ließ den gefangenen Marschall der größeren Sicherheit wegen unter starker Bedeckung nach Ustiano bringen.

Aber nun wurde das Glück den Kaiserlichen untreu. Mercy hatte das Pothor zwar genommen, aber nicht behaupten können. Die Franzosen, obgleich mehrerer ihrer vornehmsten Führer beraubt, sammelten sich rasch unter dem Generallieutenant Revel und vertheidigten sich tapfer. Das irländische Regiment, welches das Pothor wieder genommen hatte, steckte sogleich die Brücke über den Fluß in Brand, und vertheidigte seine Stellung mit der größten Standhaftigkeit. Vergeblich versuchte Mercy es durch einen stürmischen Angriff zu vertreiben; er stürzte und gerieth in Gefangenschaft. Dasselbe Loos traf den tapfern Mac Donel, als er seine Landsleute aufforderte sich zu ergeben und in kaiserliche Dienste zu treten. Oberstlieutenant Baron Freyberg vom Kürassierregiment Taaffe wurde, vom Feinde umringt, aufgefordert sich zu ergeben. „Ist denn heute ein Tag der Gnade?" rief stolz der kaiserliche Officier. „In einer Stunde ist vielleicht keiner von Euch mehr am Leben. Thut, was Eure Pflicht ist!" Und wieder sprengte er gegen die Feinde an: da stürzte er, von mehreren Kugeln durchbohrt, todt auf das Pflaster der Straße.

Der Umstand, daß das Pothor nicht genommen werden konnte, entschied gegen die Kaiserlichen. Die dunkle Nacht und schlechte Wege hatten auch Vaudemonts Marsch aufgehalten, und er traf erst ein, als die Pobrücke verbrannt war. Ein Angriff von dieser Seite war nun ganz unmöglich, und ohne Vaudemonts Beistand keine Aussicht mehr vorhanden, die Uebermacht des Feindes zu überwältigen, zumal da dieser alle Häuser besetzt hatte, und aus diesen auf die ungedeckt auf den Straßen und Plätzen stehenden Oesterreicher ein lebhaftes Feuer unterhielt. Eugen mußte sogar befürchten, von Ustiano abgeschnitten zu werden, wenn Generallieutenant Crequi, der bereits im Anmarsch war, zur rechten Zeit eintraf. Mit schwerem Herzen trat er fünf Uhr Nachmittags den Rückzug an, der in bester Ordnung von Statten ging. 90 Officiere und 400 Soldaten nahm er als Gefangene, 7 Standarten und 500 Pferde als Beute mit.

Obgleich das eigentliche Ziel der kühnen Unternehmung, die Einnahme von Cremona, verfehlt war, und die Franzosen sich sogar rühmten einen Sieg erfochten zu haben, so waren sie doch so eingeschüchtert, daß sie die Ogliolinie aufgaben und sich hinter die Adda zurückzogen. Dadurch erhielt Eugen eine vollkommen freie Verbindung mit den kaiserlichen Erblanden über den Gardasee und Tirol, und konnte seine weiteren Unternehmungen gegen den Feind von einer sicherern Basis aus verfolgen.

t.

Geographische und geschichtliche Verbreitung einiger berauschenden Getränke und Narkotica.

I.

In dem Bestreben, seinen natürlichen Bedürfnissen und Neigungen vollständige Befriedigung zu verschaffen, schreitet der Mensch allmählich von Stufe zu Stufe. Zuerst sorgt er für die unmittelbaren Bedürfnisse seines Leibes, und alle die zahlreichen Formen der Thier- und Pflanzennahrung, welche verschiedene Völker statt der beiden Hauptgrundlagen unserer Kost, Fleisch und Brot, benutzen, zeigen in Hinsicht ihrer chemischen Zusammensetzung eine wunderbare Aehnlichkeit. Genau derselbe Kleber, dasselbe Stärkemehl und Fett dient dem Menschen, nahezu sogar in gleichen Verhältnissen gemischt, in allen Ländern zur Nahrung, sodaß wir, so zu sagen, den allgemeinen Instinct bewundern müssen, durch welchen ihn die Erfahrung unter so mannichfaltigen Bedingungen des Klima's und des natürlichen Pflanzenwuchses geleitet hat, überall die chemische Zusammensetzung seiner Hauptnahrung so gleichmäßig den Bedürfnissen seines Körpers anzupassen.

Nach Befriedigung des dringendsten Nahrungsbedürfnisses geht sein nächstes Streben auf eine Steigerung seines Wohlbehagens und Kraftgefühls, und auf die Verscheuchung von Sorgen und unangenehmen Gedanken. Berauschende Getränke sind das Mittel, welches er zu diesem Zweck geeignet gefunden hat, und merkwürdiger Weise ist es wiederum ein und derselbe Stoff, dem alle Getränke dieser Art ihre Wirksamkeit verdanken. Wilde und civilisirte Völker, nah und fern, der Gegenwart und Vorzeit, — der umherschweifende barbarische Nomade, der Bauer und der verfeinerte Städter, — Alle haben wie durch einen gemeinsamen Instinct die Kunst, gegohrene Getränke zu bereiten, herausgefunden, und die Civilisation ist gänzlich frei von der Schuld, die Menschheit die Kunst gelehrt zu haben, sich die Lust und das Elend des Rausches zu verschaffen. Auch würde man sehr irren in der Voraussetzung, daß nur Bewohner der gemäßigten und kalten Zone das Bedürfniß nach starken Getränken kennen; wo Menschen sind, da ist auch der Genuß des Weins, weinartiger und noch stärkerer Spirituosa bekannt. Die Mittel, welche zu dem Zweck, zur Herbeiführung des Rausches, benutzt werden können, sind so verschieden, und einige liegen so nahe, daß es in der That auffallend wäre, wenn selbst in den frühesten Weltaltern sich nicht Gelegenheit geboten hätte, die Wirkungen berauschender Getränke zu erfahren. Und welches Material auch zu diesem Zwecke benutzt wurde, sei es der Toddy der Palme, der Saft der Aloe oder des Zuckerrohrs, Honig oder Traubenmost, der Saft des Apfels oder der Birne, die Würze von gemalztem Getreide oder die Milch der tartarischen Stute, immer entsteht derselbe Stoff durch die Gährung, der Alkohol, der überall der wichtigste Bestandtheil berauschender Getränke ist.

Endlich führt den Menschen das Verlangen, sein körperliches und geistiges Behagen zu erhöhen und seine Genüsse zu vervielfältigen, auf den Gebrauch narkotischer Stoffe. Von diesen hat jedes Land und jeder Volksstamm seine eigenen, und ein allgemeiner Instinct oder ein allgemeines Bedürfniß scheint das Menschengeschlecht geleitet zu haben, das gleiche Verlangen, wenn nicht in gleicher, doch in einer oder anderer Weise zu

befriedigen. Lange ehe Columbus geboren wurde und Walter Raleigh's Colonisten den Tabak an den Hof Elisabeth's brachten, rollten die Eingeborenen von Mittelamerica Tabaksblätter zusammen, um rauchend ihr Leben dahinzuträumen. Das Kokablatt, welches noch jetzt der Trost und die Erquickung des peruanischen Maulthiertreibers ist, kaueten die indianischen Eingeborenen, deren Blut er ererbt hat, gleich ihm vor undenklichen Zeiten in denselben Gebirgen. Der Gebrauch des Opiums, des Hanfs und der Betelnuß reicht bei den Ostasiaten in die dunkelste Vorzeit hinauf. Ebenso alt ist wahrscheinlich die Benutzung des Pfefferstrauchs bei den Bewohnern der Südseeinseln und des indischen Archipels, und des Stechapfels in den Anden und an den Abhängen des Himalaya.

Während aber bei allen gegohrnen Getränken der berauschende Bestandtheil derselbe und daher auch die Wirkung die gleiche ist, enthält merkwürdiger Weise jedes Narkoticum seinen besondern und eigenthümlich wirksamen Stoff.

Die berauschenden Getränke, deren Verbreitungsbezirk fast die ganze Erde ist, sind der Wein, das Bier, und der Branntwein. Unter diesen nimmt selbstredend die erste Stelle der Wein ein, indem die Erfindung, aus dem Safte der Trauben durch Gährung ein geistiges Getränk zu bereiten, in die dunkeln Anfänge der Geschichte zurückgeht und in den Völkersagen gewöhnlich den Helden zugeschrieben wird, die zur Beförderung der Gesittung am meisten beigetragen haben. Seine Verbreitung vindicirt die Mythe bekanntlich dem ewig jungen, heitern Gotte, dem Sorgenverscheucher Bakchos, der, als er ein Knabe noch von tyrrhenischen Fischern entführt ward, mitten auf dem Meere aus dem Kiel des Fahrzeugs Rankengewächse entsprießen ließ, und, nach Naxos zurückgekehrt, von dort die Länder durchzog, um zur Beglückung des Menschengeschlechts den Weinstock überall zu pflanzen. Schon dieser Mythe zufolge ist die Heimath des Weinstocks im Orient aufzusuchen, in Persien und der Levante, von wo er nach Griechenland und wahrscheinlich dann nach Italien verpflanzt worden ist. Doch läßt sich dieser Gang der Wanderung des Weinstockanbaus nicht mit Gewißheit angeben, indem sich für den Beginn dieser Cultur in der vorgriechischen Zeit anführen läßt, daß der erste und älteste Priester Roms die Erlaubniß und das Beispiel der Traubenlese gab, und ebenso das Weinfest, d. h. das Fest der Faßöffnung, dem Vater Jovis, nicht dem jüngern erst von den Griechen entlehnten Weingott, dem Vater Befreier, gefeiert wird. Die Phokeer, welche Marseille 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung gründeten, brachten den Weinstock nach dem südlichen Frankreich, aber es ist ungewiß, ob er in Burgund schon im Zeitalter der Antonine eingeführt war. Deutschland erhielt den Weinbau von den Römern, doch es ist nicht erweislich, daß Kaiser Probus im dritten Jahrhundert Reben am Rhein und an der Mosel angepflanzt habe; im vierten Jahrhundert aber waren die Ufer der Mosel reich mit Reben bepflanzt, deren Erzeugniß schon damals Dichter priesen. Später erst wurden auch an den Ufern des Rheins Weinberge angelegt, und Karl der Große verpflanzte Reben von Orleans nach Rüdesheim. Ob nun das Vaterland der Weinrebe die Länder zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere sind, wo sie in kräftigem Leben des wilden Zustandes die Königin der Wälder von Imeretien und Mingrelien bildet, oder ob sie in uralter Zeit hierher verpflanzt worden ist, muß man dahingestellt sein lassen. Verfolgt man dieses Vorkommen der Rebe in wildem Zustande aber weiter, so findet man sie im nördlichen Africa, wo sie bei sehr geringer Cultur die schönsten Trauben giebt; im Neapolitanischen, wo eine kleine und süße Beere vorkommt, die einen sehr guten Wein liefert; in Portugal, wo die wilde Rebe jedoch, wegen der sauern Frucht, die sie hervorbringt, nicht beachtet wird. Auch in Frankreich und Deutschland findet man die Rebe wild, oder vielmehr verwildert; ebenso wachsen in Japan, und wahrscheinlich auch in China, mehrere Arten von Vitis wild. Auch in der Neuen Welt ist dies der Fall, wie in Canada, in den Umgebungen des Eriesee's, in Virginien, Ohio, Kentucky u. s. w.

Sind dies die Standorte der Weinrebe in wildem Zustande, so wird sie jetzt in allen Welttheilen angebaut, gedeiht aber am besten in den gemäßigten Ländern innerhalb des 32. und 50. Grades nördlicher Breite, doch in America nicht weiter nördlich als bis zum 40. Grade. In beiden Hemisphären ist der Anbau des Weines im Großen und Ganzen nicht mehr vortheilhaft in Gegenden, die näher als 30 Grade am Aequator liegen, außer in hohen Lagen, oder auf Inseln, z. B. auf Teneriffa, wo die Hitze durch die Seeluft gemildert wird. In der südlichen Halbkugel fällt das Vorgebirge der guten Hoffnung gerade in die dem Anbau der Rebe günstige Breite. Natürlich ist die Cultur des Weinstocks in dem Verbreitungsbezirk der nördlichen Hemisphäre, der einen Streifen von etwa 20 Breitengraden ausmacht, keineswegs ununterbrochen, sondern wegen Mangel an Anbau der Länder, nach den Sitten, der Lebensart und Bildungsstufe der Völker, oder aus andern Ursachen, die wir hier nicht näher berühren wollen, Unterbrechungen unterworfen.

Den jährlichen Ertrag des Weinbaues in den verschiedenen Ländern der Erde kann man selbstredend nicht angeben, wohl aber annäherungsweise für Europa, wo die Hauptbedingungen*) eines erfolgreichen Weinbaues und zur Erzeugung eines trinkbaren Weines noch am besten vertreten sind. Der Ertrag in Europa erreicht im Durchschnitt jährlich 121,410,000 Eimer, und rechnet man den Preis eines Eimers durschnittlich nur zu 10 Thalern,**) so stellt die Weincultur ein Nationalvermögen von mehr als 1214 Millionen Thalern vor, das durch sie jährlich in Bewegung gesetzt wird.

*) Diese Hauptbedingungen sind eine mittlere Jahrestemperatur von wenigstens 8° R., eine größere und nicht zu kurze Dauer der Sommerwärme, welche aber wiederum nicht zu excessiv sein und vorzüglich nicht 16,9 bis 17,6 °R. im Mittel übersteigen darf, eine vorherrschend trockne, klare, die directe Einwirkung der Sonnenstrahlen gestattende Atmosphäre, eine nicht zu übermäßig strenge Winterkälte, welche die Rebe vernichten könnte, und endlich ein trockener Boden.

**) Alle hier vorkommenden Zahlen für Geldsummen sowie für Gewichte sind, wenn es nicht ausdrücklich gesagt wird, auf die in Preußen üblichen Münzen und Gewichte zurückgeführt, während die Flächenmaße deutsche sind.

Wenn das Erzeugniß, das der Mensch der Weinrebe zu entlocken versteht, das gesündeste, nahrhafteste und edelste Getränk ist, so geben auch andere Pflanzen einen weinartigen Trank, der dem Safte von Vitis vinifera nicht nachsteht; wir meinen mehrere Pflanzen aus der großen Familie der Palmen. Der Palmenwein war bereits im höchsten Alterthume bekannt; Herodot sagt, daß der vorzüglichste Handelsartikel in Babylon dieser Wein gewesen sei, der in Fässern verführt wurde. Auch die Aethioper kannten ihn und bedienten sich desselben beim Einbalsamiren ihrer Todten, um die Eingeweide auszuwaschen. Die hauptsächlichsten Species der Palmenfamilie, welche diesen Wein, der frisch getrunken angenehm säuerlich schmeckt, kühlend und erfrischend, und nur leicht berauschend wirken soll, liefern, sind: die auch nach Westindien und nach dem südamericanischen Festlande verpflanzte Oelpalme, Elais guineensis, welche, außer dem Oel, den Bewohnern von Guinea den besten Palmenwein giebt; Phoenix sylvestris an der Küste von Malabar und auf den niedern Plateaux von Indien; die Nipapalme auf den Sundainseln und den Philippinen und Cocos butyracea, die Wein- oder Königspalme Südamerica's, aus der die im rohesten Naturzustande lebenden Bewohner der Urwälder Guiana's weniger einen berauschenden wie einen Kühltrank zu bereiten wissen, der ebenso angenehm schmeckt, als die Orgeade, welche man in Europa macht. Auch aus dem Saft der Früchte der Cocospalme, Cocos nucifera, bereiten die Eingeborenen in mehreren Gegenden Indiens eine Art Wein, den sie Tari nennen, und der angenehmer, als der von den andern Palmen schmeckt und von alten Bäumen sehr berauschend sein soll. Aus demselben gewinnt man auch durch Destillation eine feine, arakähnliche Art Branntwein, der Kalau heißt und den Europäern ungemein gefährlich ist, indem er Dysenterie zur Folge hat. Außerdem darf man den Toddy der Palmyrapalme, Borassus flabelliformis, nicht übergehen, eines Baumes, der über einen Raum von mehr als 1290 Geviertmeilen, d. h. über ein Gebiet verbreitet ist, das ein Viertel des Erdumfangs einnimmt. Dieser Toddy, ein durch seinen Genuß fast ebenso berühmtes, wie durch seinen Mißbrauch berüchtigtes Getränk, wird durch Pressen und Anzapfen der in die Scheide noch eingeschlossenen Blüthenknospen gewonnen.

Uebergehen wir die berauschenden Getränke, die man aus Pfirsichen, besonders in Persien, aus Aepfeln, aus Stachelbeeren, Johannisbeeren u. s. w. zu bereiten weiß, um einige Worte über das Bier und den Branntwein zu sagen, die ebenso wie der aus den Beeren der Weinrebe erzeugte Wein fast universelle Verbreitungsbezirke haben. Ersteres, das man gewöhnlich als Erzeugniß der alten Deutschen ansieht, soll bereits weit über 2000 Jahre bekannt sein. Archilochos, der 700 Jahre, und Aeschylos und Sophokles, die länger als 400 Jahre vor Christo lebten, nennen es Gerstenwein, auch Diodor von Sicilien, um 50 vor unserer Zeitrechnung, sowie Plinius, ungefähr um die Mitte des ersten Jahrhunderts, reden von diesem Getränke. Doch ist es wahrscheinlich, daß das Bier, welches von den Aegyptern zuerst erfunden sein soll, nicht unser heutiges Hopfenbier, sondern vielmehr eine aus gegohrener Gerste bereitete weinsäuerliche Flüssigkeit gewesen ist, die man statt des Weines trank, dessen Cultur wegen der Nilüberschwemmungen und der ebenen Bodengestaltung Aegyptens nicht gelingen konnte. Das wahre Bier scheint erst in der zweiten Periode der germanischen Culturentwickelung, d. h. nach den Zeiten der großen Völkerwanderung, also von der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts ab, aufgekommen zu sein; die slavischen Völker betrachteten dasselbe als eine fremde Erscheinung, die sich mit ihrem aus Honig, Essig und Wasser bereiteten Meth nicht messen konnte. Der Branntwein ist allem Anschein nach eine uralte indische Erfindung, denn der Reisbranntwein*) oder Arak kommt schon zur Zeit Alexanders des Großen (um 325 v. Chr.) in Indien vor, doch erleidet er je nach dem Stoffe, aus dem er bereitet wird, Modificationen, die gewissen Verbreitungsbezirken angewiesen sind. Und aus welchen Cerealien bereitet man jetzt nicht Alkohol enthaltende Getränke und destillirt man jetzt nicht Branntwein: aus Zuckerrohr, aus Mais, aus der Durra**), aus der Maniocwurzel***), aus Weizen, aus Zwetsch-

*) Aus Reis bereiten die Chinesen auf verschiedene Weise und in verschiedenen Gattungen den Samtschu, der bei der chinesischen Tafel die Stelle unseres Weines vertritt und stets kochend aufgetragen wird. Die geschätzteste Sorte, die, welche nur von Leuten vom Stande getrunken wird, kommt aus Wu-si-hyen, in der Provinz Hu-pe, diejenige Sorte aber, die man am meisten trinkt, weil sie gesünder ist, wird in Schau-hing-fu, in der Provinz Tsche-kiang, zubereitet. Außer dem Samtschu trinkt man in China einen starken Branntwein, der von Schöpsenfleisch abgezogen werden und einen unangenehmen Geschmack haben soll. Ferner verfertigt man in der Provinz Schen-si eine Art Wein, der Kau-jon-zin oder Lammswein genannt, und trotz seines unangenehmen Geruchs ganz besonders von den Mandschuren für ein vortreffliches Getränk gehalten wird. In das Bier, welches man ebenfalls aus Reis zu bereiten weiß, wirft man zuweilen auch Samenkörner vom Stechapfel hinein, um seine Wirkung zu verstärken. Es wird so stark gemacht, daß es sich Jahre lang zu halten pflegt, wenn es in geschlossenen Gefäßen, wie es gewöhnlich geschieht, unter der Erde vergraben wird.

**) Aus dem Mehle der Durra (Holcus Sorghum), welche in vielen Beziehungen dem Mais gleicht, ihrem Aeußern nach aber dem Guineakorn sehr ähnlich sieht, bereitet man in den Nilländern die Marisa, ein wenig berauschendes Getränk. Sie ist kaum stärker als Dünnbier, hat den Geschmack von Weizenkleie, ist nahrhaft, befördert die Verdauung und ist ein höchst gesundes Getränk in dem erstickenden Klima dieser Länder. Ein anderes berauschendes Getränk, das hier viel getrunken wird, ist die Ombilbil, die aus Weizen gemacht wird, stärker wie die Marisa ist und einen prickelnden Geschmack hat.

***) Aus der Manioc- oder Cassavewurzel, armdick, fleischig und eine vortreffliche mehlige Substanz enthaltend, weiß der Ureinwohner Brasiliens ein Getränk zu bereiten, das in hohem Grade berauschend ist. Die Wurzel des Strauches, der zur Familie der Euphorbiaceen gehört und auch in großer Menge auf der westlichen Küste von Africa gebauet wird, namentlich in Congo und Guinea, wohin er wahrscheinlich in Folge alter Verbindungen der Neger mit America, oder durch irgend eine andre unbekannte Ueberfiedelungsursache gelangt ist, liefert den Bewohnern Brasiliens, wenigstens des nördlichen, dem Aequator benachbarten Theils dieses Landes, fast die einzige Nahrung. Es giebt von diesem Strauche zwei Arten, eine süße und eine bittere, im spanischen America Juca dulce und Juca amarga genannt.

gen, aus Weinbeeren unter dem Namen Franzbranntwein, Cognac, Armagnac, aus Hirse*), aus Korn, aus der Kartoffel u. s. w.! Hat letztere zu dem ungeheuren Wachsthum der europäischen Bevölkerung gewiß mehr als jede andere Ursache beigetragen, und ist sie auf der einen Seite eine große Wohlthat geworden, so ist sie auf der andern Seite die Quelle unberechenbaren Elends. Man möchte fast den Widerwillen, der sich, wenn auch anderer Ursachen halber, dem Anbau der Kartoffel gegenüber noch lange Zeit nach ihrer Einführung in Europa und nach Anerkenntniß ihrer nährenden Kraft geltend machte, gutheißen, ein Widerwille, der einen englischen Schriftsteller vor noch nicht hundert Jahren sagen ließ: „Die Kartoffeln werden von den Reichen verachtet und nur für Personen geringen Standes als eine passende Kost betrachtet.“ Hoffe man, daß die Mäßigkeitsvereine einen immer mehr günstigen Erfolg haben, und daß sie in America, wo sie sich gerade am schnellsten ausgebreitet haben, den übermäßigen Genuß des Branntweins unterdrücken! Durch die Europäer wurde der verderbliche Gebrauch desselben hier eingeführt, der mächtiger als Waffen und Verfolgung zu der allmählich vorschreitenden Vertilgung der Rothhäute mitwirkt, bei denen dies Gift in Gunst zu bringen freilich wenig Mühe kostete. Ueberall, wo sich irgend eine Gelegenheit zeigt, selbst auf den entferntesten Handelsposten des „far west“, strömen die Indianer, alt und jung, Männer und Weiber, Häuptlinge und Krieger, begierig zusammen, um sich mit diesem schrecklichen „Feuerwasser“ zu vergiften. Die Masse des Branntweins, welche unter sie vertheilt wird, hängt auf den Handelsposten nur von der Quantität und dem Werthe des Pelzwerks ab, welches die Rothhäute zum Verkauf bringen. Selten vertauscht der Indianer ein Pelzwerk direct gegen berauschende Getränke, aber er erwartet tractirt zu werden, und es ist bei diesem Handel zur Gewohnheit geworden, daß er von dem Käufer ein Geschenk in Branntwein im Verhältniß zu dem Werthe seines Pelzwerks erhält. Der Kaufmann, welcher dieser Sitte nicht entspräche, würde sich bald von seinen Concurrenten verdrängt sehen. Ueberall, wo der Weiße mit dem Indianer in Berührung kommt, ist der letztere gewiß, die Mittel zu erhalten, sich durch Trunkenheit zu Grunde zu richten. Auch in den civilisirten Staaten Nordamerica's ist der Branntwein eine der schlimmsten Geißeln, und welchen entsetzlichen Grad muß ein Uebel erreicht haben, dem man nur durch die bedenklichsten Eingriffe in das Verkehrsleben und in die persönliche Freiheit, wie sie das berüchtigte Maine Liquor Law macht, steuern zu können glaubt! In der That übersteigt die Trunksucht der Americaner Alles, was wir auf dem nichtslavischen Theile unseres Festlandes in dieser Beziehung kennen. Dieses Laster ruft Rohheiten hervor, zerrüttet die Familienverhältnisse und macht den Säuferwahnsinn zu einer alltäglichen Erscheinung.

Die Wurzel der ersteren ist durchaus unschädlich, die der letztern aber enthält einen weißen scharfen Saft, welcher ein schnell wirkendes Gift ist, das aber durch mehrmaliges Waschen oder auch durch bloßes Ausdrücken leicht beseitigt wird.

*) Aus der Hirse bereiten die Chinesen ebenfalls eine Art Branntwein.

Auch einer der besten americanischen Dichter, Edgar Poe, hat an dieser schimpflichen Krankheit geendet. Ist nun auch jetzt das Gesetz zurückgenommen, so sieht man, daß sich keineswegs der Genuß des Branntweins steigert, er verliert durch ein anderes mächtiges Hülfsmittel am Boden, und zwar verdrängt ihn das bayerische Bier, das immer mehr und mehr eingeborene Americaner für sich gewinnt. Nicht blos die Sittlichkeit nimmt dadurch zu, auch die Gesundheitsverhältnisse werden allgemein besser, da das Lagerbier besonders in den westlichen Staaten und Territorien, wo das Wasser an vielen Orten Fieber hervorruft, rasch sich einbürgert. Deutsche Geselligkeit war den Nordamericanern bisher fremd, in den Bierhäusern gewöhnen sie sich an dieselbe. So kann das Bier wie die einheimische Presse selbst zugesteht, in den Vereinigten Staaten nach und nach eine wohlthätige sociale Umwälzung hervorrufen. Hoffentlich wird auch die Herrschaft des Bieres in Deutschland eine immer größere werden und die Branntweinschenken, die in den vierziger Jahren laufenden Jahrhunderts in unendlicher Zahl sich in allen Städten und kleinern Orten vermehrt haben, mehr und mehr verschwinden lassen. Besonders ist dies in Hinsicht Norddeutschlands zu wünschen, wo z. B. in Hamburg die Summe, welche jährlich für Branntwein verausgabt wird, sich auf das Dreifache der jährlichen Gesammtkosten der allgemeinen Armenanstalt, auf wenigstens 1,125,000 Mark Courant beläuft, und wo die Sterblichkeit unter dem männlichen Geschlechte viel stärker ist, als unter dem weiblichen, und zwar um so viel stärker als anderwärts im Verhältniß zur Zahl der Geborenen, daß die Einwohnerzahl dieser größten norddeutschen Handelsstadt nur durch Einwanderung von außen einen wirklichen Zuwachs erhält.

Sind den drei geistigen Getränken, Wein, Bier und Branntwein, Verbreitungsbezirke, die keinem Welttheil ausschließlich gehören, eingeräumt, so giebt es andere, die sich nur auf ein Volk oder eine Völkerabtheilung beschränken. So wissen die Indianer des mexicanischen Freistaates aus dem Maguey oder Metl, der in mehreren Varietäten vorkommenden Agave americana, ein Getränk zu bereiten, das bei den Azteken Octli hieß, und das die Spanier Pulque nennen. Wenn es auch einen sehr unangenehmen Geruch hat, wie von faulem Fleische, so ist es nichtsdestoweniger für den Geschmack sehr angenehm, dabei stärkend und höchst nahrhaft. Man gewinnt es, indem man zur Zeit, wo die Agave im Begriff ist zu blühen, die innern Herzblätter derselben herausbricht und dadurch eine napfförmige Höhlung bildet, welche bedeckt wird, und in der sich der Saft in großer Menge sammelt. „Ich habe“, bemerkt A. von Humboldt, „Weiße gesehen, welche, wie die mexicanischen Indianer, gar kein Wasser, kein Bier, keinen Wein tranken, um nur den Saft der Agave zu genießen. Dabei ist der Maguey nicht blos die Rebe der aztekischen Völker, er kann auch die Stelle des asiatischen Hanfs und des Papier-Cypergrases, Cyperus papyrus, der alten Aegypter vertreten.“ Am liebsten trinken die Mexicaner den Pulque, wenn er in die faulende Gährung überzugehen anfängt, in welchem Zustande er dann ungemein berauschend ist. Ein anderes sehr angenehmes Getränk, Tepache genannt, erhält man, wenn man

den Pulque mit der Hälfte seiner Menge Wasser und einer Quantität Rohzucker vermischt und in einem leicht bedeckten Gefäß einige Stunden stehen läßt. Er geräth dann in leichte Gährung und bildet ein dem besten Biere an Farbe, Geschmack und Stärke ähnliches Getränk, das sich aber nicht über zwei Tage hält. Bei dem ungeheuren Verbrauch von Pulque ist der Anbau von Agaven außerordentlich einträglich, wiewohl der Preis des Pulque äußerst niedrig ist, und jede Pflanze nur einmal Saft liefert.

Auf den meisten Südseeinseln wird ein berauschendes Getränk aus einer Wurzel bereitet, die auf den Freundschaftsinseln Kawa, zu Otaheiti und auf den Sandwichsinseln Awa heißt; das Getränk führt denselben Namen. Die Zubereitungsart ist ungemein ekelhaft. Die Kawa ist eine Liane, und der einzige Theil, welchen man benutzt, ist ihre Wurzel; diese wird, nachdem sie ausgegraben ist, von den Personen, die damit beschäftigt sind, in Stücke gebrochen und mit einer Muschelschaale gereinigt. Dann kaut ein Jeder seine Portion und spuckt dieselbe auf ein Pisangblatt, welches vor ihm liegt. Der, welcher das Getränk zu bereiten hat, sammelt alle diese einzelnen Portionen und thut sie in ein großes hölzernes Gefäß, worauf er so viel Wasser hinzufügt, als nöthig ist, um dem Trank das verlangte Maß von Kraft zu geben. Darauf wird das Ganze mit den Händen unter einander gemischt und gepreßt, um den Saft herauszuziehen, welcher dann besonders aufbewahrt wird, um in Gährung überzugehen. Bei Personen, die an den Genuß dieses Getränkes gewöhnt sind, äußert dasselbe keine unmittelbare Wirkung, aber Cook's Begleiter, welche davon versuchten, empfanden eine Betäubung gleich jener, welche das Opium hervorbringt. Der Geschmack dieses Trunks ist so unangenehm, daß selbst die Eingeborenen sich nicht enthalten konnten, das Gesicht zu verziehen und zu schaudern, so oft sie davon zu sich nahmen. Die Wirkung ist schrecklich. Männer, welche Cook bei seinem ersten Besuche auf diesen Inseln in der blühendsten Gesundheit gesehen, fand er bei dem zweiten als bloße Skelette, und als er nach der Ursache der Veränderung fragte, so wurde allgemein zugestanden, daß dieselbe von dem Genuß der Kawa herrühre. Die Haut dieser Leute war rauh, trocken und mit Schuppen bedeckt, die von Zeit zu Zeit abfielen.

Bei mehreren nomadischen Völkern Asiens ist ein vielfach gebrauchtes Getränk der Kumys, in Gährung übergegangene Stutenmilch. Die Zubereitung ist sehr einfach und erfordert nur eine besondere Vorrichtung und Aufsicht. Man gießt frische Stutenmilch in einen am Rauch getrockneten Ledersack (Saba) mit langem Halse, und fügt, je nach Lust und Vermögen, mehr oder weniger Wasser, manchmal ein Drittel, manchmal ein Sechstheil hinzu; man läßt die Mischung durch die Wärme sauer werden, schlägt sie aber gleich von Anfang an mit einem langen Quirl, den man niemals aus der Saba herausnimmt, unaufhörlich. Dadurch wird die saure Gährung aufgehalten und ein Schaum hervorgebracht, folglich Luft in die Flüssigkeit gelassen, welche allmählich zum Theil in die Weingährung übergeht, noch ehe die saure Gährung vollendet ist.*) In den Schlauch gießt man täglich frische Stutenmilch mitten in die Säuerung hinein, und darum wird diese auch sehr bald sauer, umsomehr, als der Kumys im Sommer bereitet wird, gleich vom Frühjahr an, wenn die Stuten gefohlt haben. Uebrigens wird dieses Getränk, je nach dem Wetter, erst im Laufe von 12 bis 24 Stunden fertig. Sein Geschmack ist säuerlich, widrig süß und sticht in der Nase, wie schäumender Wein, der auffallend rohe Geschmack und Geruch, den man besonders nach dem Trinken bemerkt, soll von dem Ledersack herrühren. Man kann unglaubliche Quantitäten des Kumys trinken, ohne eine Belästigung zu verspüren, und ohne Folgen befürchten zu dürfen; die spätere Wirkung zeigt sich in der Regel erst nach einer Woche, und besteht in einer genügenden, gesunden und leichten Ernährung des ganzen Körpers. Man fühlt sich munter, gesund, athmet frei, und das Gesicht erhält eine gesunde Farbe. Die den Winter über abgemagerten knochigen Gesichter der Nomaden ändern sich in den ersten Wochen des Frühjahrs so sehr und werden so feist, daß man sie kaum wiedererkennen würde, und es ist nicht leicht eine Nahrung zu erdenken, welche in dieser Beziehung den Kumys ersetzte und dem langen Fasten und der Erschöpfung des Menschen in den Wintermonaten eine so vollständige Ausgleichung böte. Darum gewährt der Kumys auch einen besondern Vortheil in denjenigen Krankheiten, wo der Körper ohne Belästigung der Verdauungswerkzeuge eine genügende und leichte Nahrung haben muß. Außerdem scheint dieses nützliche Getränk auch vortheilhaft bei allen chronischen Brustleiden und Affectionen der Athmungsorgane überhaupt zu sein, und wenn es auch gerade nicht eine schon ausgebrochene Schwindsucht heilt, so entspricht es doch in solchen Krankheiten dem Bedürfniß einer guten Nahrung, entfernt die plötzliche Abnahme der Kräfte und könnte solche, bei einer bloßen Neigung zur Schwindsucht, wohl auch auf lange Zeit entfernen. Daher ist bei den Kirgisen die Schwindsucht fast ganz unbekannt. Wer aber Kumys trinken will, muß hinsichtlich seiner Lebensweise den Einheimischen folgen. Zur französischen Küche paßt er nicht, bei Pasteten und künstlichen Saucen zeigt er sich widerlich, und man würde ihn nur mit Unlust trinken. Ein in leichtem Salzwasser gekochtes Hammelfleisch und Brot, das ist die rechte Speise; Thee, Kaffee und Wein sind ganz und gar schädlich; viele Bewegung zu Pferde und zu Fuß unbedingt nöthig. Bemerkenswerth ist, daß der Kumys in den Steppen gesünder sein soll, als in den Bergen; darum schlägt er auch bei den Kirgisen besser an, als bei den Baschkiren.

Schließen wir mit diesem heilsamen Getränk, ohne auf die vielen andern bei den verschiedenen Völkern gebräuchlichen, wie den Scherbet der Türken, den Chica, den Misla u. s. w. einzugehen, die Reihe derjenigen, die Alkohol enthalten, um uns im nächsten Artikel zu den andern Berauschungsmitteln zu wenden.

---

*) Hierauf gründet sich die Gewohnheit bei den Nomadenvölkern, beim Eingang in die Kibitka die Handhabe des Quirls zu fassen und einige Schläge damit zu thun, zum Zeichen der Begrüßung. B—s.

Die Bibliothek des britischen Museums.

Das britische Museum ist eine weltberühmte Sammlung, die nirgends ihres Gleichen hat, denn sie umfaßt nicht nur eine der größten Bibliotheken, sondern auch naturhistorische Gegenstände, Alterthümer, Kunstsachen und Gemälde, Gegenstände, aus denen man anderwärts besondere Kabinete gemacht haben würde. Wie viele der größten Anstalten in England, verdankt auch dieses Museum der Munificenz eines Privatmannes seine Entstehung. Sir Hans Sloane, ein in Chelsea wohnender, sehr unterrichteter Arzt und ausgezeichneter Naturforscher, vermachte 1753 seine Sammlungen, denen er sein Leben und sein ganzes Vermögen gewidmet hatte, und die aus Manuscripten und Büchern, alten und neuen Münzen, Siegeln, Kameen, Kunstgegenständen jeder Art, Gemälden, naturhistorischen Zeichnungen, kurz dem buntesten Allerlei, aber lauter ausgewählten Sachen bestand, gegen Zahlung einer Summe von 20,000 Pf. Sterl. an seine Familie, dem Parlamente. Das Vermächtniß ward mit den beiden schon vorhandenen Sammlungen Robert Cottons und des Grafen v. Oxford vereinigt, und diese drei Sammlungen bilden den Kern des britischen Museums. Das Beispiel Sir Hans Sloane's steckte an, und die Vermächtnisse mehrten sich nach und nach so, daß das Montaguehaus, in welchem Anfangs die Sammlungen untergebracht waren, bald zu eng ward, und ein Neubau vorgenommen werden mußte, der 1828 zur Vollendung gedieh. Dieser Neubau ist mit der beständig fortdauernden Vermehrung der Sammlungen durch Anbauten vergrößert worden, und 1846 wurde eine allgemeine Restauration vorgenommen, welcher das Gebäude seine gegenwärtige Gestalt verdankt. Schließlich ist vor kurzem eine neue, in ihrer Einrichtung einzige Lesehalle eröffnet worden, von der wir weiter unten sprechen werden.

Wir würden die Grenzen unseres Raumes weit überschreiten müssen, wenn wir nur einen flüchtigen Blick auf die verschiedenartigen Sammlungen des Museums, unter denen sich unter andern die ganze Reihe der Ninive-Sculpturen und der berühmten Elgin Marbles befindet, werfen wollten, und wir beschränken uns daher lediglich auf die Bibliothek, welche wohl die größte in der Welt sein dürfte. Sie ist im Erdgeschoß des Gebäudes aufgestellt und beansprucht den größten Theil der Räumlichkeit desselben. Zuvörderst besteht sie aus einer Manuscriptensammlung von 50,000 Bänden, und ebenso viel Bänden Urkunden auf Papier und Pergament. Die Manuscripte zerfallen in vier Classen: orientalische, ungefähr 6000 Bände in 21 verschiedenen Sprachen; classische, unter denen sich mehrere Unica befinden; Manuscripte des Mittelalters und der Renaissance in allen Sprachen Europa's, von lateinischen Werken der ersten Jahrhunderte nach Christus bis zu den russischen und angelsächsischen Manuscripten, einer verhältnißmäßig neuen Zeit; eine Sammlung ganz besonders reich an kostbaren illuminirten Manuscripten. Die vierte Abtheilung ist die der historischen Documente aller Zeiten, die, wie schon erwähnt, allein 50,000 Bände zählt.

Die Drucksachen sind in 2 großen Sälen, 23 kleineren Zimmern und einer Anzahl von kreisrunden Gängen in mehreren Stockwerken, welche den neuen Lesesaal umgeben, aufgestellt. Ehe man in diese Locale gelangt, tritt man in einen geräumigen, länglich viereckigen Saal, an dessen Wänden Mahagonischränke mit Glasthüren stehen. Das ist die Grenville-Sammlung, von Mr. Grenville 1846 dem Parlament vermacht, und im folgenden Jahre mit dem Museum vereinigt. Sie besteht aus ungefähr 20,000 Bänden, deren Einband allein — denn Grenville war auch in dieser Specialität ein leidenschaftlicher Bibliomane — 50,000 Pfund gekostet hat. Besonders reich ist die Sammlung an Incunabeln. Den ersten Rang darunter nimmt eine 1454 in Mainz von Gutenberg gedruckte lateinische Bibel auf Pergament ein. Sie stammt aus der Bibliothek des Cardinal Mazarin, und wurde 1825 von Grenville bei der Auction der Mac Carthyschen Bibliothek mit 250 Pf. Sterl. bezahlt; jetzt würde sie den dreifachen Preis erzielen. Zunächst kommen zwei andere Bibeln von Fust und Scheffer von 1462 und 1472, und eine Anzahl Drucke von Caxton, dem ersten englischen Buchdrucker. Das Juwel der französischen Drucke ist die Editio princeps des Heptameron der Königin von Navarra.

Diese Sammlung erinnert an den ehedem so berühmten Roxburgh-Club, gegründet zu einer Zeit, wo in England die Bibliomanie in der schönsten Blüthe stand, und dem auch Grenville als Mitglied angehörte. Anlaß zur Stiftung des Clubs gab die Versteigerung der hinterlassenen Bücher des am 19. März 1804 verstorbenen dritten Herzogs von Roxburgh. Die Auction, die heute noch in den Annalen der Bibliographie berühmt ist, nahm 42 Tage in Anspruch. Die Buchhändler und Bibliophilen von ganz Europa hatten sich dabei eingefunden. Man stritt sich mit einer Leidenschaft, die bis dahin noch ohne Beispiel gewesen war, um den Besitz der seltensten und merkwürdigsten Bücher, und bezahlte fabelhafte Preise. Eine der interessantesten Episoden war der Wettkampf, der sich um den Besitz der Editio princeps des 1471 in Venedig gedruckten Decameron von Boccaccio entspann. Lord Spencer und der Marquis von Blandford machten sich das Buch streitig. Es war bereits berühmt und hatte schon seit langer Zeit seine Geschichte. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts bot es ein Londoner Buchhändler, der es sich nach vielen Mühen verschafft hatte, nach einander zwei hochstehenden Bibliophilen, dem Grafen von Oxford und dem Lord Sunderland, für 100 Guineen an. Die beiden Herren fanden dies aber zu theuer und besannen sich lange auf eine Antwort. Mittlerweile war der erste Herzog von Roxburgh zu dem Buchhändler gekommen, und dieser hatte ihm sein Mißgeschick erzählt. Ohne weiter zu handeln, kaufte der Herzog das Buch und verleibte es seiner Bibliothek ein. Einige Tage darauf lud er die beiden anderen Bibliophilen zu Tische. Natürlich kam das Gespräch im Laufe der Unterhaltung auf Bücher, und auch die berühmte Ausgabe des Boccaccio wurde erwähnt. Die beiden Lords verfehlten nicht, immer noch erwerbungslüstern, von dem Exemplar zu sprechen, das ihnen vor kurzem angeboten worden

war. Darauf fing der alte Herzog an zu lächeln und erbot sich, seinen Gästen dieselbe Ausgabe des Decameron zu zeigen, die er vor kurzem für 100 Guineen gekauft habe. Man kann sich leicht denken, welches Gesicht die beiden gar zu sparsamen Bibliophilen machten.

Das auf diese Weise in die Roxburgh'sche Bibliothek gekommene kostbare Buch erregte natürlich bei der Versteigerung die Sehnsucht aller Liebhaber. Nach einem Angebot von 500 Pf. stieg es sehr bald auf 1000, und von da auf 1200 Pf. Erst jetzt erschienen Lord Spencer und sein jugendlicher Mitbewerber, der Marquis von Blandford, in den Schranken. Um 100 Pf. mit jedem Gebote steigend, hatte der Preis bereits 2200 Pf. erreicht. Der Marquis bot noch 6 Pf., worauf Lord Spencer aufstand und sich gegen seinen Nebenbuhler höflich verneigte, um ihm anzudeuten, daß er Sieger geblieben sei. Der Marquis von Blandford erhob sich nun ebenfalls und beeilte sich, seinem Gegner in dem Bibliophilen-Turnier mit Wärme die Hand zu drücken. Der Marquis gelangte demnach für 2206 Pf. oder ungefähr für 15,000 Thlr. in den Besitz des berühmten Buches.

Mit den Zeiten ändern sich aber auch die Preise selbst so geschätzter Kostbarkeiten, und Lord Spencer sollte noch Revanche haben. 1819 kam derselbe Boccaccio von neuem zur Versteigerung, und da die Bibliomanie etwas aus der Mode gekommen war, erwarb Lord Spencer das Buch für den mäßigen Preis von 918 Pf. Sterl.

Aus dem Saal der Grenville-Bibliothek kommt man in einen zweiten von 300 Fuß Länge, in welchem die aus den verschiedenen königlichen Privatbibliotheken entstandenen Sammlungen aufgestellt sind. Die ältere Sammlung begreift 50,000 Bände in sich, die davon gesonderte Bibliothek Georgs III. 80,000 Bände.

Wir gelangen nun zu einer Reihe von Privatbibliotheken, von welchen die Cotton'sche und die Harley'sche oder Oxford'sche die beiden bedeutendsten sind. Die erstgenannte sticht durch ihren Reichthum an Manuscripten hervor. Robert Cotton, geboren 1570 in Denton, stammte aus einer Familie, welche seit dem 14. Jahrhundert in der Grafschaft Chester blühte. Ein Freund der Geschichte und der englischen Alterthümer, benutzte er die Aufhebung der Klöster zur Vermehrung seiner Bibliothek. Er kaufte eine große Anzahl Chroniken, Cartularien und historische Documente jeder Art, die aus den Klosterbibliotheken stammten und in Privatbesitz übergegangen waren. Für Denjenigen, der die ältere Geschichte Englands studieren will, ist diese Sammlung ein Schatz; sie schließt eine beträchtliche Anzahl angelsächsischer Handschriften von großem Werthe in sich. Diese letztere Sammlung ist der gelehrten Welt unter einem ziemlich seltsamen Namen bekannt: man nennt sie die zwölf Cäsaren. Solange diese Handschriften in Robert Cottons Besitz waren, waren sie in Schränken untergebracht, auf welchen die Büsten der zwölf ersten Kaiser, und die Kleopatra's und Faustina's standen. Daher der eigenthümliche Name.

Die Bibliothek Robert Cottons ist vom Staate gekauft oder, genau genommen, confiscirt worden, und die Zwangsexpropriation beschleunigte den Tod des Besitzers. Robert Cotton hatte sehr wichtige Urkunden in Händen. Einige derselben wurden dem spanischen Gesandten mitgetheilt, und auf diese Weise bekannt. Im großen Zorne ernannte Jacob I. zur Untersuchung dieser Angelegenheit eine Commission, welche die Confiscation der Bibliothek beantragte. Den Freunden Cottons gelang es zwar, für diesmal das Unwetter zu beschwören, aber 1629 brach ein neuer Sturm los. Man beschuldigte Cotton, eine eben erschienene sehr heftige politische Flugschrift verfaßt zu haben. Er war nicht der Autor des Pamphlets, das schon vor fünfzehn Jahren Dudley, Herzog von Northumberland, in Florenz geschrieben hatte; aber die neue Ausgabe war nach einem aus seiner Bibliothek geliehenen Exemplar gedruckt worden. Seine Sammlungen wurden unter Sequester gestellt. Vergebens brachte Cotton die besten Beweise für seine Unschuld bei; vergebens klagte er, daß es ihm ans Leben ginge, wenn man ihm seine Bücher nähme, und daß die ungesetzliche Confiscation seiner Bibliothek bereits den Keim zu einer tödtlichen Krankheit in ihm gezeitigt habe. Er sprach nur zu wahr. Der unglückliche Cotton überlebte das Jahr nicht, sondern starb im Mai 1631, und nach seinem Tode mußte man die Gerechtigkeit seiner Beschwerden anerkennen.

Die Bibliothek wurde jetzt seinem einzigen Sohne, Sir Thomas Cotton, zurückgegeben, blieb aber unter Aufsicht des Staates. Im Jahre 1700 wies ihr ein Parlamentsbeschluß einen Platz in einem besonderen, nach der Familie Cotton benannten Gebäude in Westminster an. Man scheute sich nicht in der Urkunde zu sagen, daß Sir John Cotton in Uebereinstimmung mit dem Wunsche seines Vaters und seines Großvaters, und unter der Bedingung, daß die Bibliothek den Familiennamen beibehielte, sie der Nation zur Benutzung widme. 1707 fügte sich endlich Sir John Cotton darein, wider seinen Willen der Wohlthäter der englischen Nation zu werden, und unterzeichnete gegen Zahlung einer Summe von 4500 Pf. die Urkunde, durch welche er das Haus in Westminster und die Bibliothek verschenkte. Ehe letztere 1753 dem britischen Museum einverleibt ward, wäre sie 1731 fast von einer Feuersbrunst verzehrt worden. Zum Glück konnte fast Alles gerettet werden, und von den ursprünglichen 958 Bänden sind noch 746 vollständige und 68 beschädigte vorhanden.

Die Harley-Bibliothek, die von ihrem Begründer, dem ersten Grafen von Oxford, an seinen Sohn, und von diesem an seine Tochter und einzige Erbin, die Herzogin von Portland, gelangte, hat der Staat 1753 durch Kauf erworben. Er bezahlte der Herzogin 10,000 Pf., ein sehr mäßiger Preis für die in der Sammlung enthaltenen Schätze. Sie besteht aus 7639 Bänden und 14,236 Urkunden.

Wir enthalten uns, die zahlreichen einzelnen Sammlungen von Handschriften und Büchern noch weiter namentlich aufzuführen, und fügen nur noch hinzu, daß die täglich anwachsende Bibliothek 1853 500,000 gedruckte Bände zählte, die aus Geschenken, Vermächtnissen und Erwerbungen herstammten. In zehn Jahren, 1843—1853, betrug der Zuwachs durchschnittlich jährlich 12,000 Bände. Gegenwärtig, 1858, übersteigt die Zahl der gedruckten Bände 540,000.

Die Verwaltung dieses unermeßlichen Bücherschatzes und überhaupt des ganzen britischen Museums, liegt einem Colle-

gium von 48 Curatoren ob, zu denen die höchsten Staatsbeamten, 24 an der Zahl, von Amts wegen gehören. Die andere Hälfte besteht aus 9 Curatoren, welche die Familien Sloane, Cotton, Harley, Townley, Elgin und Knight ernennen, und 15 anderen, welche das Parlament aus seiner Mitte erwählt. Die Specialverwaltung ist einem Oberbibliothekar anvertraut, unter dem für jedes der drei Departements, der Handschriften, der Drucksachen und des Lesesaales, zunächst zwei Conservatoren stehen. Die Bibliothek ist wöchentlich dreimal, der Lesesaal dagegen täglich, mit Ausnahme der Sonntage und hohen Feste, geöffnet, und zwar nach der Kürze oder Länge der Tage 7—9 Stunden.

Der ursprüngliche, zuerst 1759 eröffnete Lesesaal war schon mehrere Male verlegt und erweitert worden, als die täglich wachsende Zahl der Besucher, vornehmlich seit 1850, eine radicale Umgestaltung nothwendig machte. Der gegenwärtige Oberbibliothekar Panizzi kam zuerst auf den glücklichen Gedanken, den mittleren, viereckigen Hof in eine Lesehalle zu verwandeln. Das Parlament genehmigte seinen Plan, und bewilligte zur Ausführung desselben eine Summe von 101,142 Pf., die aber später verdoppelt werden mußte. Fünfzehn Monate dauerte der Bau, der im April 1856 vollendet war.

Die neue Lesehalle ist kreisrund und füllt nicht das ganze Viereck des alten Hofes aus. Ringsum ist ein Zwischenraum von ungefähr 30 Fuß Breite, um dem Gebäude Licht und Luft zu geben, und es im Falle einer Feuersbrunst zu isoliren. Die Kuppel hat eine Höhe von 106 Fuß, und einen Umfang von 140. Der ganze Saal ist nur von Eisen und Ziegeln gebaut und wird von zwanzig 10 Fuß dicken Pfeilern getragen. Die Ausschmückung, goldene Arabesken und Cannelirungen auf blaßblauem Grunde, ist reich und geschmackvoll, und für eine gleichmäßige Temperatur und gute Lüftung ist bestens gesorgt.

Das Innere faßt 300 Leser, von denen jedem ein Raum von 4 Quadratfuß und mehr zu Gebote steht. 35 Tische füllen den Raum: 8 von 34 Fuß Länge mit 16, 9 von 30 Fuß Länge mit 14 Plätzen. 16 sind nur 6 Fuß lang, aber haben auf jeder Seite einen Platz; mit sehr großen Pulten ausgestattet, sind sie für diejenigen bestimmt, welche Werke von sehr großem Format einsehen wollen. 2 Tafeln von 30 Fuß Länge sind den Damen vorbehalten. Sämmtliche Tische sind mit ebenso vielen beweglichen Pulten als Plätzen, und mit dem nöthigen Schreibmaterial versehen. Die hohl von Eisen construirten Beine der Tische können nöthigenfalls als Ventilatoren dienen. Eine Röhre mit heißem Wasser läuft unter dem Tische hin, um die Arbeitenden zu erwärmen, die auf bequemen Mahagonistühlen sitzen, und der Fußboden ist mit Kautschuk oder Guttapercha überzogen, um jedes Geräusch von den Schritten der zahlreichen Besucher zu ersticken.

Jeder, der in der Lesehalle des Museums arbeiten will, muß mit einer Einlaßkarte versehen sein, die übrigens Jeder bekommt, der 18 Jahre und mit einer Empfehlung von Jemandem ausgestattet ist, dessen Name oder gesellschaftliche Stellung genügende Bürgschaft giebt. Da der Zutritt so erleichtert ist, wächst die Zahl der die Bibliothek Benutzenden auch Tag für Tag. 1850—52 besuchten durchschnittlich jedes Jahr 62,000 Lesegäste die Halle; jetzt beträgt die Zahl täglich 150—200.

Zweierlei Bedingungen, die zum Studieren unentbehrlich sind, Schweigen und Schnelligkeit der Bedienung, sichern die vortrefflichen Einrichtungen. Der Ueberzug der Dielen mit Kautschuk läßt nicht das mindeste Geräusch aufkommen, und Frage und Antwort zwischen Lesern und Bibliothekdienern wird mit leisem Flüstern ausgetauscht, ohne daß darunter der Dienst im Mindesten leidet. Derselbe ist musterhaft eingerichtet. Einzig in ihrer Art und von unendlichem Nutzen für den Studierenden ist vornehmlich die Nachschlagebibliothek. Ringsum an der Wand der Lesehalle stehen Bücherregale mit ungefähr 20,000 Bänden, die jeder im Museum Zugelassene benützen kann, ohne sie erst schriftlich zu verlangen. Es sind dies Bibeln in verschiedenen Sprachen, Wörterbücher, Grammatiken, Encyklopädien, Atlanten, geographische und Reisewerke, Sammlungen von alten und neuen Geschichtschreibern, Biographien, Zeitungen und Journale, Denkschriften gelehrter Gesellschaften, die Parlamentsacten, Jahrbücher, Reisehandbücher, mit einem Worte, alle Werke, welche der Studierende beständig bei der Hand zu haben wünschen kann. Sehr streng sachlich geordnet, sind sie um so leichter zugänglich, als ein übersichtliches Tableau dem Suchenden den Platz nachweist, wo jedes Fach zu finden ist.

Neben dieser Nachschlagebibliothek stehen dem Publicum gedruckte Kataloge aller verschiedenen Sammlungen der Bibliothek zu Gebote. 20 Bände von verschiedenen Formaten enthalten Titel und Inhaltangabe der Handschriften, 12 Bände ein gleiches Verzeichniß eines großen Theiles der gedruckten Bücher. Außerdem besitzt das Museum eine Anzahl geschriebener Kataloge oder Repertorien, in welchem oft mehrere Male, aber stets unter einem andern Stichwort alle neu erworbenen Handschriften oder Bücher verzeichnet sind. Dazu gehört erstlich ein Katalog ohne Titel in 82 Foliobänden, in welchem alle gedruckten Bücher eingetragen sind, die sich am Schluß des Jahres 1819 im Museum befanden, mit Nachweisungen über diejenigen, welche von 1819—1849 dazugekommen sind. Daneben läuft ein anderer Katalog ebenfalls ohne Titel her, der jetzt mehr als 300 Foliobände umfaßt, und der beständig fortgeführt wird. Er enthält die Titel aller gedruckten Bücher, die seit 1846 die Bibliothek vermehrt haben. Außerdem sind besondere Repertorien für Landkarten, für die Zeitungen der Hauptstadt und der Provinzen, für Romane und Musikalien vorhanden. Ein allgemeiner Katalog ist in Arbeit.

Beim Eintritt in die Lesehalle hat demnach der Besucher, ohne daß er sich deshalb erst an die Beamten zu wenden braucht, Alles bei der Hand, was ihm bei seinen Studien als Leitfaden dienen kann. Nachdem er in den Katalogen den Titel des gewünschten Werkes gefunden hat, muß er ihn, wenn er eine Handschrift verlangt, auf einen grünen, und verlangt er ein gedrucktes Buch, auf einen weißen Zettel schreiben, auf dessen Rückseite anempfohlen ist: 1) auf jedem Zettel nur ein Werk zu verlangen; 2) den Titel buchstäblich nach dem Katalog abzuschreiben; 3) leserlich zu schreiben, um unnützen Aufenthalt zu vermeiden; 4) vor dem Fortgehen aus dem Saale

das Werk dem Bibliothekar zu übergeben, und sich seinen Zettel wieder aushändigen zu lassen, da jeder Besucher für das verlangte Buch verantwortlich bleibt, solange der Zettel nicht cassirt ist.

Keine Handschrift und kein Buch darf aus der Lesehalle mit fortgenommen werden. Wer Abschrift von einem Manuscripte oder einem gedruckten Buche nehmen will, hat vorher durch Einreichen eines schriftlichen Gesuches bei dem betreffenden Conservator die Ermächtigung der Administratoren des Museums nachzusuchen. Auch zum Copiren oder Calkiren einer Zeichnung oder andern bildlichen Darstellung ist vorherige Erlaubniß erforderlich. Bemerkt ein Leser, daß sein Buch defect ist, so hat er sofort den Bibliothekdiener, der es ihm überbracht hat, davon zu benachrichtigen. Schließlich darf kein Werk unter irgend einem Vorwande außerhalb der Anstalt verliehen werden.

Ist der weiße oder grüne Zettel ausgefüllt, so wird er einem der in der Bibliothek Angestellten übergeben. Diese sitzen um eine große, länglich runde Tafel in der Mitte des Saales. Unter ihnen hat ein Conservator seinen Platz, nicht blos der Aufsicht wegen, sondern auch um alle Fragen der Lesenden zu beantworten, und ihnen Nachweisungen zu ertheilen. Er ist eine lebendige Ergänzung der Nachschlagebibliothek von ausgebreiteten Kenntnissen: ein wahrer Schatz für Alle, welche im Museum arbeiten. Andere Beamte holen die gewünschten Bücher. Obgleich diese oft in verschiedenen Sammlungen zerstreut sind, so bekommt in Folge der Vortrefflichkeit der Kataloge, und vornehmlich der genauen Bekanntschaft der Beamten mit allen Theilen der Bibliothek, der Lesegast doch in sehr kurzer Zeit was er gewünscht hat. Um das Herbeischaffen der Bücher zu beschleunigen, bringen kleine Waggons auf Eisenbahnen die Bände aus den Gallerien, wo sie aufbewahrt werden, nach dem Lesesaal. Stehen sie in einem höheren Stockwerk, so werden sie auf einer sehr einfach eingerichteten Plattform heruntergelassen. Alles dies geschieht schneller, als man es erzählen kann.

Unterdessen sind die nach ihrer Nummer geordneten Zettel in besonderen Fächern niedergelegt worden. Von jedem wird eine Abschrift genommen, aber der von dem Besucher selbst unterzeichnete Zettel wird ihm wieder ausgehändigt, sowie er das betreffende Werk zurückgiebt. Das ist zugleich die einfachste und die sicherste Controle.

Alles, sowohl die ganze Einrichtung des Gebäudes, wie die Organisation der Anstalt, ist darauf berechnet, die Benutzung der Bibliothek zu erleichtern. Die Combination der verschiedenen eben beschriebenen Einrichtungen gestattet, jeden Leser, welcher sich aufzuklären wünscht, ohne Umwege und ohne Unordnung in einem Augenblick zu befriedigen, und das ist jedenfalls das Ziel, das jede gut organisirte Bibliothek im Auge haben muß. Nehmen wir z. B. an, daß ein Besucher sich über eine historische Frage, wir wollen sagen, über das Leben der Maria Stuart, oder über die Geschichte der Stadt Edinburgh, unterrichten will. Das Erste, was er zu thun hat, ist, sich an den Conservator zu wenden, der ihm den betreffenden Band des allgemeinen Katalogs aushändigt, wo er alle ihm nothwendigen Nachweisungen findet. Wünscht er über den Werth der verschiedenen Werke unterrichtet zu sein, so erhält er darüber vollständige Auskunft von dem Conservator, oder in den Büchern der Nachschlagebibliothek. Hat er endlich seine Wahl getroffen, so schreibt er seine Zettel und übergiebt sie einem Bibliothekdiener, der sie sofort dem betreffenden Bibliothekar überbringt. Infolge der vortrefflichen Einrichtung, der Nähe der der Nachschlagebibliothek zur nächsten Vervollständigung dienenden Bibliotheken, welche ringsum um den Lesesaal aufgestellt sind, und der auf Eisenbahnen gehenden Wagen werden die Bücher ohne zu langen Verzug ausgehändigt, und die Länge der Sitzungen gestattet, sie ausgiebig zu benutzen. Mit Recht kann man sagen, daß die Bibliothek des britischen Museums alle Vorbedingungen zu einer fruchtbaren Ausnutzung ihrer Schätze: Vollständigkeit des Bücherschatzes, Ordnung und Schnelligkeit der Bedienung, Bequemlichkeit der Benutzung, und vor Allem das so nöthige Schweigen, in weit höherem Grade vereinigt, als jedes andere ähnliche Institut.

t.

Zur Chronik.

Aus der Edda.

ε. Ein pseudonymer Poet, Etlar Ling, ist auf den Einfall gekommen, eine Anzahl der schönsten und sinnvollsten Lieder aus der Edda, nicht blos, wie es Karl Simrock mit der ganzen Sammlung gethan hat, zu übersetzen, sondern sie auf moderne Weise umzudichten: „Aus der Edda. Deutsche Nachklänge in neuen Liedern" (Nordhausen bei Förstemann). In der „Widmung" lesen wir folgende Worte: „Weil ich sie liebe, die Welt der Väter, weil ich den Odem tiefer Poesie empfinde, der sie durchweht, darum sang ich mir selber diese Lieder. Weil sie aber vielleicht dienen können, den Einen oder den Andern zu den Quellen zu laden, wo die heiligen altgermanischen Sagen entspringen, darum biete ich sie hier öffentlich dar." Wir können nur wünschen, daß die sich hierin aussprechende Hoffnung des Autors auf die Theilnahme des Publicums erfüllt werde. Als Probe theilen wir ein kurzes Gedicht mit, welches eine Sage behandelt, die zweifelsohne allen unseren Lesern bekannt ist.

Das Thränenkrüglein.

Es weint eine Mutter die Augen sich roth:
Ihr einziges Töchterlein, ach, es ist todt!
Wohl pflanzt auf ihr Grab sie Vergißmeinnicht,
Das schauet sie an, doch es tröstet sie nicht.
Da schwebt durch den Garten Frau Hulda schön,
Zu der all' die Seelen der Kindlein gehn.
Hin schwebet der Reigen, so himmlisch und frei,
Ihr Kindlein, ihr Kindlein, es ist nicht dabei.
„Ach, säh' ich Dich einmal in Hulda's Reih'n,
Wie wollt' ich Dich segnen, mein Kindelein!"
Da folgt noch ein schönes Kind dem Zug,
Es kann nicht sehr eilen, es trägt einen Krug.
„Was weinst Du, lieb' Mutter, und machest mir Qual,
Muß sammeln ja doch Deine Thränen all!"
Die Mutter, sie hört's — das schmerzet sie sehr,
Sie weinet hinfort keine Thräne mehr.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 34. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 21. August.

Inhalt.

Prinz Eugen.

Zweiter Artikel.

Ueber das Mißgeschick von Cremona trösteten sich die Pariser Pflastertreter mit einem Epigramm, in welchem sie sich zu dem Verlust eines schlechten Feldherrn gratulirten, und in der Gefangennahme Villeroy's den ersten Schritt für eine bessere Wendung in dem Glück der französischen Waffen sahen. Sie hatten darin so unrecht nicht. An des gefangenen Marschalls Stelle trat der Herzog Vendome, ein Enkel König Heinrichs IV. und ein naher Verwandter Eugens, denn er war ein Sohn des Herzogs von Mercoeur und der Laura Mancini, der ältesten Tante Eugens. Er war ein Mann von bedeutender Begabung, von großer persönlicher Tapferkeit, geschickt, die Absichten seiner Gegner zu ergründen, und gleich bei der Hand, ihre Fehler zu benutzen, fruchtbar in der Erfindung von Auskunftsmitteln, verschlagen in der Vorbereitung seiner Pläne und kühn in ihrer Ausführung, ausdauernd in Widerwärtigkeit und Gefahr. Der Hingebung seines Heeres war er sicher, denn der gemeine Mann, für dessen Bedürfnisse er unermüdlich sorgte, und den er gütig und herablassend behandelte, liebte ihn leidenschaftlich. Schwarze Schatten verunstalteten aber den Charakter des Helden. Vendome, den die Natur mit großen körperlichen Vorzügen ausgestattet hatte, vernachlässigte sich bis zum größten Cynismus, der Mann, der den gemeinen Soldaten mit der größten Leutseligkeit zu gewinnen verstand, war gegen Männer von Rang und Einfluß oft verletzend rauh und so unstät in seinem Wesen, daß der unternehmende und umsichtige Feldherr von heute, morgen der trägste und unvorsichtigste war. Bei allen diesen Mängeln war es aber doch anerkannt, daß der Herzog von Vendome, wenn er es über sich gewann, die Schwächen seines Charakters zu bemeistern, ein Gegner war, den der fähigste Feldherr zu fürchten Ursache hatte.

Auch diesmal reichten die Mittel, mit welchen Eugen die schwere Aufgabe lösen sollte, in Italien wenigstens das Gleichgewicht zwischen den österreichischen und französischen Waffen zu erhalten, bei weitem nicht aus. Während Vendome mit den Spaniern und Piemontesen über 80,000 Mann verfügte, zählte Eugens Heer zu Anfang des Feldzuges nur 28,000 Mann, und alle Vorstellungen und Bitten Eugens um Verstärkungen blieben lange erfolglos. Erst spät trafen Ersatztruppen, aber in mangelhafter Zahl und Ausrüstung, auf dem Kriegsschauplatze ein, und die zur Bezahlung der Truppen so nöthigen Gelder flossen äußerst sparsam. Unter diesen Umständen konnte Eugen nichts thun als die unglücklichen Ereignisse, die fast unvermeidlich waren, soviel als möglich verzögern, und sah sich zu einem Defensivkrieg genöthigt, der seinen Neigungen wenig entsprach, der ihm aber Gelegenheit gab, sein Feldherrngenie auch nach dieser Seite hin glänzend zu bethätigen.

Schon die erste Unternehmung Vendome's, die Blokade von Mantua aufzuheben, sah Eugen sich außer Stande zu verhindern, doch wußte er so geschickt zu manövriren, daß es dem Feinde durchaus nicht gelang, ihn vom Po abzudrängen, ja, er war sogar kühn genug, während Vendome Anstalten traf, ihn von drei Seiten einzuschließen, mit rascher Entschlossenheit über den französischen Heerestheil unter des Herzogs eigener Führung, der immer noch um ein Drittel stärker war, als das kaiserliche Heer, herzufallen und ihm die Schlacht von Luzzara zu liefern.

So rühmlich dieser Sieg für die Oesterreicher war, hätte er bei dem großen Mißverhältniß der beiderseitigen Streitkräfte schwerlich im weitern Verlauf Unfälle verhütet, wenn nicht gerade jetzt bei Vendome die Thätigkeit, mit der er seine Operationen bisher getrieben, in jene Trägheit umgeschlagen wäre, die bei ihm periodisch einzutreten pflegte. Ohne seine große Ueberlegenheit zu benutzen, blieb er den Oesterreichern gegenüber unbeweglich stehen, und nur einzelne Kanonenschüsse wurden zwischen den beiden Lagern gewechselt. Eben jetzt hätte er durch größere Energie bedeutende Erfolge erringen können. Dem kaiserlichen Heere fehlte es wieder an Allem, an Geld zur Bezahlung der Truppen, an Lebensmitteln und Kleidung, Fourage und Munition. Der Mangel an gesunder Nahrung beförderte den nachtheiligen Einfluß der nahen Po-Sümpfe auf

den Gesundheitszustand der Truppen, und eine schlimme Seuche brach im Lager aus. Desertion riß unter den Nothleidenden ein, und in Haufen von 40 bis 50 Mann verließen die Soldaten ihre Fahnen. Daß unter solchen Verhältnissen Eugen einen Streifzug durch das Gebiet von Parma und Piacenza bis nach der Hauptstadt der Lombardei anordnen und glücklich durchführen konnte, ist ein glänzender Beweis für seine Kühnheit und seinen Unternehmungsgeist, die unter den widerwärtigsten Verhältnissen nicht erlahmten. Gegen Ende des Jahres machte Vendome noch einen vergeblichen Versuch, auf das linke Ufer der Secchia zu gelangen, um diesen Landstrich, wo die Oesterreicher ihre Winterquartiere nehmen mußten, zu verheeren. Eugen errieth aber sofort seine Absicht, trat ihr durch eine geschickte und rasche Bewegung in den Weg und nöthigte den französischen Feldherrn, sich mit einem Angriff auf Borgoforte zu begnügen. Alsdann bezogen beide Heere die Winterquartiere auf demselben Terrain, das sie sich während des Sommers streitig gemacht hatten.

Die vom Winter aufgedrungene Pause in den Operationen benutzte Eugen, um nach Wien zu eilen und dort durch seine Anwesenheit und seinen persönlichen Einfluß seinen Vorstellungen Nachdruck zu geben. Er war fest entschlossen, den Oberbefehl niederzulegen, wenn nicht Abhülfe geschafft würde. Es waren nicht selbstsüchtige Sorgen für seinen eigenen Ruhm, die ihn zu diesem entschiedenen Auftreten bestimmten, sondern vielmehr die Ueberzeugung, daß die Existenz des Kaiserstaates auf dem Spiele stände, wenn man sich in Wien nicht zu größerer Energie aufstacheln ließ.

Geldnoth war das Krebsübel, an welchem die Kriegführung litt. Es kam vor, daß keine Couriere abgeschickt werden konnten, weil in den Staatscassen kein Reisegeld für sie vorhanden war. Die Erschöpfung der einzelnen Provinzen durch den Krieg, dem sie theils als Schauplatz gedient, theils ihre besten Arbeitskräfte als Streiter in die Reihen des Heeres geliefert hatten, erklärt diese äußerste Geldnoth nur zum Theil. Eine große Schuld trug die Decentralisation der Verwaltung, da jede Provinz ihre eigene Finanzbehörde hatte, welche den von Wien ausgehenden Befehlen nur widerwillig und oft gar nicht gehorchte, und jeden Beitrag zu den allgemeinen Staatsausgaben solange als möglich verzögerte. Die Erhebung der Steuern war außerdem unzweckmäßig und kostspielig, und der Mangel einer wirksam eingreifenden obersten Finanzbehörde ließ weder in der Vertheilung der Lasten, noch in der Verwendung der Einnahme Ordnung zu. Aus dem ganzen großen Kaiserstaate bezog der Kaiser eine Jahreseinnahme von nicht mehr als 12 Millionen Gulden, eine Summe, die noch weit hinter der zur Bestreitung des Kriegswesens erforderlichen zurückblieb.

Um die zu einer Hebung der Finanzverhältnisse unumgänglich nothwendigen durchgreifenden Reformen vorzunehmen, hätten an der Spitze des österreichischen Staatswesens freilich andere Charaktere stehen sollen, als Leopold I. und seine Umgebungen waren. Leopold war von großer Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit, gleichmüthig im Glück wie im Unglück, fromm und der Kirche ergeben. Mit diesen für einen Privatmann ehrenwerthen Eigenschaften verband er die Tugenden eines Geschäftsmannes: Fleiß und Pünktlichkeit, Schärfe der Auffassung und Klarheit des Urtheils. Seine Menschenkenntniß war nicht gering, und besonders geschickt war er, den verborgenen Schlangengängen nachzugehen, in denen sich damals die Politik bewegte. Aber die Gewohnheit, sich in ein solches Intriguenspiel hineinzudenken, hatte ihn auch mißtrauisch gegen Andere gemacht, und dieses Mißtrauen steigerte die ihm angeborene Unentschlossenheit in dem Maße, daß die Staatsgeschäfte in eine unheilbare Stockung geriethen.

Zum Theil war, wie Arneth nachweist, an dieser Alles ansteckenden Lässigkeit die Einrichtung der obersten Regierungsbehörde Schuld. „Als solche mußte der sogenannte Conferenzrath angesehen werden, in welchem die wichtigsten und geheimsten Geschäfte zur Berathung gebracht und einer Erörterung unterzogen wurden. Nach Beendigung derselben wurde das Ergebniß der Besprechung, meistens von einem Antrage begleitet, mittelst eines Berichtes dem Kaiser vorgelegt, welcher hierauf den eigentlichen Beschluß faßte.

In der Conferenz hatten nur wenige und blos die vornehmsten der kaiserlichen Minister Sitz und Stimme. Von den Präsidenten der einzelnen Verwaltungsbehörden wurde meistens nur derjenige zur Conferenz gezogen, dessen Geschäftskreise der zur Berathung kommende Gegenstand eben angehörte. Die große Verzögerung bei dieser Art die Geschäfte zu behandeln entstand dadurch, daß jeder Gegenstand, welcher vor die Conferenz und durch dieselbe an den Kaiser zur Entscheidung gelangen sollte, vorerst bei den einzelnen Conferenzministern in Umlauf gesetzt wurde. Diese sollten sich aus den betreffenden Papieren erst vollkommen unterrichten, um auf Grund genauer Kenntniß ein wohlerwogenes Urtheil abgeben zu können. Die Idee, welche diesem Vorgange zu Grunde lag, hatte wohl manches Gute, die Art der Ausführung jedoch machte sie oft ungemein schädlich. Bei jedem der einzelnen Minister blieben die betreffenden Schriften doch wenigstens einige Tage liegen. Bis sie nun ihren Umlauf beendet hatten, bis die Berathung vollzogen, der Bericht verfaßt und an den Kaiser gelangt, bis endlich dessen Entschließung erfolgt war, mußten natürlicher Weise wenigstens mehrere Wochen vergehen. Bei der Berathung eines Gesetzentwurfes wäre ein solcher Vorgang am Platze gewesen, bei dem Drängen eines Feldherrn um Uebersendung der unumgänglich nothwendigen Gelder, bei der Bitte eines Gesandten um schnelle Ertheilung einer Instruction war er von den nachtheiligsten Folgen."

Leicht durch die Gaben zu gewinnen, welche großen Herren ihre persönlichen Umgebungen werth machen, war Leopold in der Wahl der Männer, die an der Spitze der Staatsgeschäfte standen, nicht glücklich gewesen. An die Stelle des talentvollen von regem Pflichtgefühl und unermüdlichem Eifer für den Dienst seines Herrn erfüllten Kinsky war nach der Rückkehr von der Gesandtschaft in Spanien Graf Harrach getreten, der sich die Gunst des Monarchen in seiner frühern Stellung als Oberststallmeister hauptsächlich durch sein stilles, einnehmendes Wesen und durch die kluge Angewöhnung, Leopold nie mit Bitten und Anliegen für sich und Andere zu belästigen, gewon-

nen hatte. Anfangs nur Vertrauter in persönlichen Angelegenheiten, wurde er es auch in politischen, und stand nun als Obersthofmeister an der Spitze der Conferenz, wo seine Abneigung gegen anhaltende Arbeit und sein energieloser Charakter den schlaffen Geschäftsgang nicht beschleunigen konnte, und auch nicht geeignet war, dem Kaiser, dessen Unentschlossenheit mit den Jahren zunahm, größeres Selbstvertrauen und mehr Entschiedenheit einzuflößen. Der Präsident des Hofkriegsraths, Graf Mansfeld, hatte sein ganzes Leben am Hofe zugebracht und verstand nichts vom Kriege, dessen oberste Leitung er in der Hand hatte, und fühlte tief seine eigene Unzulänglichkeit. Auch ihn hielt nur die Gunst des Kaisers, dem er durch den Herzog Karl von Lothringen empfohlen worden war.

Das, was wir nach unserer heutigen Ausdrucksweise das Ministerium des Auswärtigen nennen würden, befand sich in der Hand des Hofkanzlers Bucellini, mit welchem die fremden Minister in Wien unmittelbar zu verkehren hatten. Mit langsamer Auffassungsgabe und schwerfälligem Geiste verband er, wie solche Personen häufig, eine große Halsstarrigkeit im Festhalten an seinen Ansichten, welche Gründe nicht zu erschüttern vermochten, während er sich um so leichter von Untergebenen lenken ließ, die ihn zu behandeln verstanden. Doch besaß er eine damals äußerst seltene Tugend, die ihn dem Kaiser werth machte und diese Auszeichnung auch verdiente: Unbestechlichkeit.

An der Spitze der Finanzbehörde, der Hofkammer, nächst dem Hofkriegsrath des für die Kriegführung wichtigsten Verwaltungszweiges, stand Graf Salaburg, in Schlaffheit und bequemem Sichgehenlassen ein vollkommenes Seitenstück zu dem Grafen Mansfeld.

Diese trägen Kräfte in Bewegung zu setzen, sparte Eugen während seiner Anwesenheit in Wien keine Mühe. Unermüdlich war er in der Einreichung von Denkschriften und mündlichen Vorstellungen über den Nothstand des Heeres, über die geeignetsten Mittel der Finanzklemme abzuhelfen, über die Nothwendigkeit einer besseren Einrichtung des Generalcommissariats, das die so sehr vernachlässigte Verpflegung des Heeres zu besorgen hatte. Mit Nachdruck wies er auf die Gefahren hin, welche nicht nur Ruhm und Ehre, sondern selbst das Bestehen des Kaiserstaates bedrohten. Man gab ihm Recht, aber konnte doch zu keinem Entschluß kommen, und gewiß hätte er Wien unverrichteter Sache verlassen müssen, wenn die Ereignisse ihm nicht zu Hülfe gekommen wären.

In Italien konnten die Oesterreicher der Uebermacht der Franzosen nicht mehr die Spitze bieten, und schon rückten diese Letzteren gegen Südtirol vor. In Deutschland warf der Kurfürst von Bayern die Kaiserlichen bis Passau zurück, Marschall Villars überschritt den Rhein und vereinigte sich mit den Bayern, und Beide machten nun Anstalten, sich nach Tirol zu wenden, von wo aus sie im Verein mit Vendome gegen Wien selbst vordringen wollten. Auch Ungarn stand wieder in hellen Flammen seit Rakoczy die Fahne des Aufstandes aufgepflanzt hatte, und schon streiften die Insurgenten bis an die Grenze des Erzherzogthums.

Die drängende Noth brachte den unentschlossenen Kaiser endlich doch dazu, einen Entschluß zu fassen und sich von einigen der ihm durch Gewohnheit liebgewordenen Persönlichkeiten zu trennen. Graf Mansfeld legte die Stelle als Präsident des Hofkriegsraths nieder, und Graf Salaburg wurde durch Gundacker Starhemberg ersetzt, von dem man hoffte, daß ihm die bei der Verwaltung seines eigenen sehr bedeutenden Vermögens bewährte Umsicht und Geschicklichkeit auch bei der Verwaltung der Staatsfinanzen treu bleiben werde.

Das Wichtigste aber war, daß Prinz Eugen selbst die Präsidentschaft im Hofkriegsrath übernahm und als Vicepräsidenten den energischen Feldzeugmeister Graf Heister beigegeben erhielt. Die Nachricht von dieser Ernennung erfüllte die Truppen mit der größten Freude, doch war das Vertrauen, mit dem Eugen in seine neue Stellung eintrat, nicht übermäßig groß, denn die in allen Zweigen der Kriegsverwaltung eingerissene Unordnung und Verwirrung war so arg, daß der Prinz kaum hoffen durfte, den von ihm gehegten Erwartungen zu entsprechen. Noch Monate nach seiner Amtsübernahme wußte er Trostloses von den Finanzzuständen zu berichten, und ein Schreiben an den Feldzeugmeister Guido Starhemberg aus jener Zeit schloß mit den Worten: „Ich kann Sie versichern, daß, wenn ich nicht selbst gegenwärtig wäre und Alles mit Augen sähe, kein Mensch es mich glauben machen könnte. Ja, wenn die ganze Monarchie auf der äußersten Spitze stehen und wirklich zu Grunde gehen sollte, man aber mit nur 50,000 Gulden oder noch weniger in der Eile aushelfen könnte, so müßte man es eben geschehen lassen und vermöchte dem Uebel nicht zu steuern."

Kurz nach dem Eintritte des Prinzen Eugen in seine neue Stellung machte die österreichische Politik einen entscheidenden Schritt vorwärts. Portugal war dem Bündniß gegen Frankreich beigetreten, und der Kaiser hatte sich verpflichtet, seinen zweiten Sohn, Karl, der alsbald zum König von Spanien ausgerufen ward, sofort nach Portugal abgehen zu lassen, und von dort aus Philipp in Spanien selbst zu bekämpfen. Eugens Rathschläge waren es vornehmlich, welche den Kaiser zu diesem wichtigen Entschlusse bestimmten, dessen Folgen für die Coalition sehr wohlthätig waren, da die Verbündeten, als sie von Leopold durch die Absendung seines Sohnes nach Spanien eine neue Bürgschaft erhielten, daß er den Zweck des Bündnisses mit größter Energie zu verfolgen willens sei, nun auch ihrerseits zu den ernstlichsten Anstrengungen sich geneigt zeigten. Auch einen Zuwachs empfing ihre Zahl durch den Uebertritt des Herzogs von Savoyen. Dieser Fürst, eingeklemmt zwischen Oesterreich und Frankreich, war auf eine Schaukelpolitik zwischen den beiden Großmächten angewiesen, wenn er sich zwischen ihnen erhalten wollte. Aber er wollte nicht blos das, sondern er wollte auch Macht und Ansehen seines Hauses erweitern, und zu dieser Rolle war sein Charakter besonders geeignet. Sein Scharfblick ließ ihn rasch erkennen, auf welcher Seite der größere Vortheil und der sicherere Gewinn in Aussicht stand, und sein Gewissen war nicht so bedenklich sich vom Bruche feierlicher Verträge abhalten zu lassen, wo ausdauernde Treue nur Schaden bringen konnte. Das lebhafte Gefühl für den eigenen Vortheil ward noch geschärft durch die Geringschätzung, mit der ihn die französischen Marschälle behandelten,

und durch die anmaßenden Forderungen, welche Ludwig XIV. an ihn stellte. Die Seemächte boten hohe Subsidien, der Kaiser bedeutende Gebietsabtretungen in Italien, und das schlau berechnete Zaudern des Herzogs drängte dem österreichischen Unterhändler, dem Grafen v. Auersperg, noch mehr ab, als er zu bewilligen ermächtigt war. Und doch wäre man zu keinem Abschluß gelangt, wenn nicht Ludwig XIV. in plumpem Uebermuth selbst den Herzog ins feindliche Lager gescheucht hätte. So geheim und vorsichtig die Unterhandlungen mit Oesterreich betrieben wurden, bekam er doch Nachricht davon, und nun ließ er im Lager von Benedetto die savoyischen Truppen entwaffnen, die Officiere verhaften und die Gemeinen unter die französischen Regimenter stecken. Dem Herzog gestattete er nur 24 Stunden Bedenkzeit, sich für oder gegen ihn zu erklären. So aufs Aeußerste getrieben, erklärte Victor Amadeus, während er zum Schein immer noch mit Frankreich unterhandelte, seinen Beitritt zur Coalition gegen die Zusicherung des mantuanischen Theiles von Montferrat, Valenza's und Alessandria's.

Während dieser politischen Verhandlungen ging der Krieg seinen Gang, aber nicht zum Vortheil des Kaisers. Die Vereinigung der Bayern mit Vendome war zwar durch die ungeschulte Tapferkeit der Tiroler verhindert worden, aber nach Bayern zurückgekehrt, schlug der Kurfürst im Verein mit Villars den kaiserlichen Feldmarschall, Grafen Styrum, bei Höchstedt; Landau mußte sich ergeben, Augsburg und Passau wurden besetzt, und der Eingang in die kaiserlichen Erblande stand dem Feinde offen.

Schlimmer noch gestalteten sich die Verhältnisse in Ungarn. Die Festungen waren nicht im Vertheidigungszustande, für die Truppen war weder Geld noch Munition, noch Proviant vorhanden. So erschöpft waren die kaiserlichen Cassen, daß Graf Czernin wie ein Rettungsengel betrachtet ward, als er für die Uebertragung der Oberst-Burggrafenstelle in Böhmen 150,000 Gulden in baarem Gelde zahlte, die sofort zur Kriegführung in Ungarn verwendet wurden.

Um das von Ungarn her drohende Unwetter zu beschwören, ward Eugen selbst nach Preßburg geschickt, um das Obercommando zu übernehmen. Nachdem er dort alle Maßregeln ergriffen, welche die Kärglichkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel erlaubte, eilte er nach Wien zurück, als in Folge der in der Hauptstadt angeknüpften Unterhandlungen ein Stillstand in den Bewegungen der Insurgenten eingetreten war, denn so drohend die Lage der Dinge in Ungarn war, so schwere Leiden der Krieg dort für das Land nach sich zog, so war doch die Gefahr an der westlichen Grenze weit bedeutender. Hier waren nicht regellose Insurgentenschaaren unter unbedeutenden und planlos verfahrenden Führern zu bekämpfen, sondern ein geübtes, mit allen Kriegsbedürfnissen wohlversehenes Heer unter ausgezeichneten Generälen, und hinter dem ehrgeizigen Kurfürsten von Bayern stand die ganze Macht Frankreichs, das den Sturz des Hauses Habsburg mit systematischer Ausdauer verfolgte.

In dem Feldzuge von 1704, welcher das halbe europäische Festland mit Waffenlärm erfüllte, blieben Ungarn und Spanien untergeordnete Kriegsschauplätze, und selbst Italien stand Deutschland und den Niederlanden an Wichtigkeit nach, da dort seit der Vereinigung des Herzogs von Savoyen mit dem Grafen Guido Starhemberg ein weiteres Vordringen der Franzosen gegen die kaiserlichen Erblande kaum zu besorgen war. Dagegen standen in Deutschland und den Niederlanden drei französische Corps bereit, um, unterstützt von Bayern, die Macht des Hauses Habsburg ins Herz zu treffen. Noch waren sie nicht vereinigt, denn der Markgraf Ludwig von Baden, der die Pässe des Schwarzwaldes und das rechte Rheinufer bis zum Main besetzt hielt, hatte eine eiserne Schranke zwischen dem im Elsaß stehenden Marschall Tallard und dem Marschall Marsin, der in Gemeinschaft mit dem Kurfürsten von Bayern operirte, aufgerichtet. Aber seine Streitkräfte genügten nicht zur Durchführung der schwierigen Rolle, die ihm zugewiesen war, und groß war die Gefahr, daß Franzosen und Bayern ihn gleichzeitig in der Front und im Rücken angriffen. Eugen hatte keine Mühe gespart, ihn mit Zusendung von Truppen und Kriegsvorräthen zu verstärken. Er arbeitete, wie er dem Markgrafen schrieb, „Tag und Nacht, um die aller Orten vernachlässigten Rüstungen auf einen andern Fuß zu setzen, vermochte aber nicht in einem Tage zu repariren, was seit Jahren in Unordnung gebracht war."

Es war offenbar, daß zuerst die der Rheinarmee in ihrem Rücken vom Kurfürsten von Bayern drohende Gefahr beseitigt werden mußte, und es mußte rasch gehandelt werden, denn bereits traf Marschall Marsin Anstalten, dieses Heer mit neuen Verstärkungen, mit Rekruten und Remonten zu versehen. Alle Streitkräfte der Verbündeten auf einen Punkt zu vereinigen, ward nun das Ziel von Eugens diplomatischer Thätigkeit. Der die englischen und holländischen Truppen in den Niederlanden befehligende Herzog von Marlborough, in welchem unser Held eine verwandte, für großartige Unternehmungen empfängliche Seele fand, ging bereitwillig auf Eugens Pläne ein und wußte die englische Regierung zu bestimmen, zu ihrer Ausführung die Hand zu bieten. Schwieriger wurde es, die Generalstaaten zu bewegen. Sie wollten nur das eigene Gebiet vertheidigen und machten sogar Miene, ihr am Oberrhein bei dem Markgrafen von Baden stehendes Hülfscorps zurückzuberufen. Mit Mühe überredete sie Marlborough, das Vorrücken ihrer Truppen bis an die Mosel zu genehmigen; von dort glaubte er sie schon weiter bringen zu können.

Noch eine Schwierigkeit war zu überwinden. Eugen war zum Befehlshaber des dritten der für die Operationen in Deutschland bestimmten Heere ernannt, und es handelte sich um die Frage, wer von den beiden Feldherrn, die bereits selbständig Heere commandirt hatten, Ludwig von Baden oder der Prinz von Savoyen, den Oberbefehl auf dem Kriegsschauplatz führen sollte? Mit gewohnter Selbstverleugnung nahm Eugen die untergeordnete Stellung an, und fügte sich auch später dem Verlangen des Markgrafen, als dieser darauf bestand, als Höherer im Range sich das Commando zu wählen, und sich für das in Bayern entschied, wo glänzendere Resultate zu erwarten waren. Eugen erhielt den Befehl über die Truppen am Rhein.

Ehe man noch diese Maßregeln verabredet hatte, und ehe Marlborough mit seinem Heere aus den Niederlanden auf dem

Kriegsschauplatze eingetroffen war, war es Marschall Tallard gelungen, dem Kurfürsten von Bayern die erwarteten Verstärkungen zuzuführen. Während eine Scheinbewegung gegen Donaueschingen die markgräflichen Truppen festhielt, überschritt Tallard mit 24,000 Mann und einem Convoy von 4000 Wagen bei Breisach den Rhein, durchzog, ohne Widerstand zu finden, den Schwarzwald, und vereinigte sich mit dem Kurfürsten und Marsin bei Villingen. Das geschah am 20. Mai, an dessen Abend der Markgraf zu spät in der Gegend eintraf, und auch den Rückmarsch Tallards über den Rhein konnte er nicht hindern.

Am 13. Juni trafen die drei Feldherrn, Eugen, der Markgraf von Baden und Marlborough, in Großheppach zusammen, und besprachen den Feldzugsplan, worauf Eugen nach Rastatt eilte, um dort den Oberbefehl über seine Truppen zu übernehmen. Daß Tallard von neuem über den Rhein ging, um sich mit dem Kurfürsten von Bayern zu vereinigen, konnte der österreichische Feldherr nicht hindern, wohl aber gelang es ihm, Villeroy mit 20,000 Mann Reichstruppen am Rhein festzuhalten, während er selbst mit 15,000 Tallard zur Seite nach der Donau marschirte. Am 31. Juli war er in Höchstedt und hatte in meisterhafter Weise die Doppelaufgabe gelöst, mit einem Armeecorps nach dem Hauptschauplatz des Krieges zu eilen, dadurch die Hülfe möglichst aufzuwiegen, welche der Feind durch Tallards Anmarsch erhielt, und zugleich den zweiten seiner Gegner, den Marschall Villeroy vollständig zu täuschen, und ihn noch einige Zeit wenigstens an sein Verweilen in den Stollhofener Linien glauben zu machen.

In Neuburg begegneten sich die drei Feldherrn abermals und beschlossen zunächst zur Belagerung von Ingolstadt zu schreiten, welche der Markgraf von Baden übernahm. Gleichzeitig beriethen auch der Kurfürst von Bayern und die französischen Marschälle Marsin und Tallard über das zunächst zu Unternehmende, und einigten sich über einen Angriff auf das Armeecorps Eugens, das noch vereinzelt bei Höchstädt an der Donau stand. Eugen ließ sich aber nicht überraschen, wie ein Jahr vorher der Feldmarschall Styrum, sondern zog sich bei der ersten Bewegung des Feindes hinter die Wernitz zurück, um dadurch die Vereinigung mit Marlborough zu erleichtern, der am Abend des 11. August noch eintraf.

Der Kurfürst von Bayern und die beiden französischen Marschälle, welche gemeint hatten, über den vereinzelten Eugen herfallen zu können, entschlossen sich, als sie zu ihrer Ueberraschung erfuhren, daß Marlborough bereits eingetroffen sei, den Angriff in einer Vertheidigungsstellung zu erwarten. Ihr rechter Flügel lehnte sich hinter dem stark besetzten Dorfe Blindheim an die Donau, ihr linker an einen großen Wald, hinter dem Dorfe Eichberg, und der in sumpfigen Ufern fließende Nebelbach deckte die Fronte. Mit 57,000 Mann hielt das französisch-bayerische Heer diese Linie besetzt, mit 52,000 Mann rückten Eugen und Marlborough dagegen an.

Um elf Uhr begann die Schlacht. Aber umsonst waren alle Anstrengungen Marlboroughs, das stark besetzte Blindheim zu nehmen. Doch verlockte er durch seine ungestümen Angriffe Tallard, immer mehr Bataillone dorthin zu ziehen und dadurch seine Mitte bei Oberglauheim und die Verbindung mit dem Marschall Marsin auf dem linken Flügel zu schwächen. Mit raschem Blick erkannte der Engländer die Blöße und warf sich gegen das Centrum des Feindes, wo er schon Terrain jenseit des Nebelbaches gewann, als Marsins Reiterei ihm in die rechte Flanke fiel. Nur das rechtzeitige Eintreffen der von Eugen zur Hülfe gesendeten österreichischen Cürassiere stellte das Gefecht wieder her, das nun lange Zeit mit großen Verlusten auf beiden Seiten unentschieden hin- und herwogte.

Mittlerweile hatte Eugen auf dem rechten Flügel einen schweren Stand. Er hatte von dem verbündeten Heere den kleinern Theil Infanterie, 11 preußische und 7 dänische Bataillone zugewiesen erhalten, und sollte mit diesen die von 25 Bataillonen des Kurfürsten und Marsins besetzte Stellung nehmen. Er begann seine Angriffsbewegung mit Errichtung von Uebergängen über den Bach, und mit Aufführung von 2 Batterien, unter deren Schutz Prinz Leopold von Anhalt-Dessau (der alte Dessauer) mit der preußischen und dänischen Infanterie über den Nebelbach ging. Harte Verluste erhielten diese Truppen von den feindlichen Geschützen, ehe ihre eigenen nachkamen, aber nun stürmten sie gegen die feindlichen Linien, warfen das Fußvolk und nahmen die Batterie weg, die ihre Reihen am meisten gelichtet hatte. Hinter ihnen her rasselten die schweren österreichischen Reiter, die aber, zu hitzig verfolgend, von den Bayern zurückgetrieben wurden, wodurch auch die eroberte Batterie wieder verloren ging. Eugen konnte hier nicht durchdringen, wenn er nicht von Marlborough Verstärkungen erhielt. „In Erwartung derselben durchritt der Prinz die Reihen der Seinigen, die Muthigen belobend und die Zaghaften durch Wort und Beispiel ermahnend. Nicht ohne Verwunderung sah man, wie auf feindlicher Seite der Kurfürst, Eugens Beispiel nachahmend, ein Gleiches that. Aber der Prinz ließ ihm nicht lange Zeit zur Ermuthigung seiner Truppen. Noch bevor die verlangte Verstärkung von Marlborough eingetroffen war, schritt Eugen zum erneuerten, dritten Angriffe. Mit seinem scharfen Blicke ersah er, daß sich allmählich der Vortheil der Schlacht auf Marlboroughs Seite zu neigen begann, und daß Alles darauf ankam, die Entsendung von Verstärkungen nach dem rechten Flügel der Franzosen zu hindern. Prinz Leopold sollte vom Walde her gegen die Flanke des Feindes vordringen und die Reiterei ihn dabei unterstützen. Allein diese wurde durch die wiederholten Angriffe des Kurfürsten dermaßen erschüttert daß sie, statt kräftig zur Erstürmung der feindlichen Stellung mitzuwirken, zum dritten Male wich. Eugen vermochte sie nicht zum Stehen zu bringen. Zureden und Drohungen waren gleich fruchtlos. Zwei der vordersten Flüchtlinge soll der Prinz mit eigener Hand niedergeschossen haben, aber Alles war vergebens. Da wandte Eugen schmerzvoll sich ab von der Reiterei, welche bisher der Gegenstand seines Stolzes, seiner Vorliebe gewesen war. Er überließ seinen Cavallerie-Generälen, dem regierenden Herzoge von Württemberg und dem Prinzen Maximilian von Hannover, die Sorge, die Flüchtigen zu sammeln und wieder zu ordnen. Er selbst eilte zu dem Fußvolke. Er trat an die Spitze desselben und fiel mit Ungestüm den Bayern in die Flanke. Mit kühner Todesverachtung setzte er

sich hierbei der augenscheinlichsten Gefahr aus. Er wäre bald von einem bayerischen Dragoner niedergeschossen worden, wurde jedoch von einem seiner Leute gerettet, der in dem entscheidenden Augenblicke dem feindlichen Reiter den Säbel in den Leib stieß. Eugens herrliches Beispiel sachte den Muth seiner Truppen an. Es gelang ihm, die linke Flanke der Feinde zu umgehen, sie durch den Wald zu treiben und über den Hohlweg bei Lutzingen zu werfen. Von seiner ganzen Reiterei folgten ihm hierbei nur zwei Schwadronen. Durch diesen Umstand war er verhindert, die errungenen Vortheile weiter zu verfolgen, und mußte zufrieden sein, sich in der gewonnenen Position behaupten zu können."

Glücklicherweise hatte sich unterdessen auf dem linken Flügel die Schlacht entschieden zum Vortheil der Verbündeten gewendet. Das in wenig geräumiger Stellung in dichten Massen zusammengedrängte französische Fußvolk litt fürchterlich von dem feindlichen Geschützfeuer und fing an zu wanken. Die ursprünglich den Angreifern überlegene Reiterei hatte in zu frühzeitiger Verwendung ihre Kräfte erschöpft und war kaum mehr kampffähig. Marlborough blieb die zunehmende Ermattung des Gegners nicht verborgen, er zog seine gesammte Reiterei zusammen und warf die gewaltige Masse gegen die gelockerten Linien des Feindes. Die Wirkung war unwiderstehlich. Die Reiterei löste sich in wilder Flucht auf, das Fußvolk ward umzingelt und niedergehauen, und weit über die jenseitige Ebene breiteten sich, Alles vor sich niederwerfend, die Schaaren der verfolgenden Reiter aus, denen die Infanterie auf dem Fuße folgte. Nur Blindheim hielt sich noch, aber die daselbst stehenden Truppen waren von allen übrigen abgeschnitten und mußten sich nach tapferer Gegenwehr ergeben. Auch Marschall Tallard fiel in Gefangenschaft, als ihn seine Kurzsichtigkeit in eine feindliche Reiterabtheilung gerathen ließ, welche er für Franzosen hielt. Den Verbündeten kostete die Schlacht 12,000 Mann Todte und Verwundete, denn der Widerstand war hartnäckig gewesen, und Eugen gestand selbst, daß er keine Schwadron und kein Bataillon habe, welches nicht wenigstens viermal habe angreifen müssen. Die Franzosen hatten 14,000 Mann Todte und Verwundete und mindestens ebenso viele Gefangene verloren. Zahlreich waren die Trophäen der Sieger, 141 Geschütze, viele Fahnen und Standarten, und unter der Beute befanden sich auch 34 Kutschen „mit französischem Frauenzimmer."

Das französisch-bayerische Heer wäre vollständig vernichtet worden, wenn man es energisch verfolgt hätte, aber die damaligen Ansichten von der Kriegführung waren keine große Raschheit der Bewegung gewohnt, und am 19. August, sechs Tage nach der Schlacht, standen die Sieger erst anderthalb Meilen vom Schlachtfelde. Man schonte damals die Truppen mehr als in einer spätern Zeit, und gönnte ihnen nach einem Siege Zeit, die gewonnene Beute zu genießen — eine falsche Menschenfreundlichkeit, welche das Elend des Krieges nur verlängerte.

Trotzdem war der Gewinn der Schlacht von Blindheim oder Höchstädt für den Feldzug entscheidend. Bis über den Rhein wich das geschlagene Heer zurück, Ulm mußte sich ergeben, und die Belagerung von Landau konnte in Angriff genommen werden. Hierbei zeigte sich Eugens Selbstlosigkeit im glänzendsten Lichte. Obgleich schon zu Anfang des Feldzugs bestimmt, die an der Mosel operirende Armee zu befehligen, überließ er doch dieses Commando, das zahlreiche Gelegenheiten zu rühmlichen Thaten in Aussicht stellte, bereitwillig Marlborough, und begnügte sich mit der verdienstlichen, aber weniger glänzenden Rolle, die Belagerung von Landau zu decken. Ehe diese Festung (22. November) noch fiel, übertrug der Kaiser seinem siegreichen Feldherrn das schwierige Amt, die Administration von Bayern zu übernehmen, dessen Kurfürstin den Verbündeten durch Vertrag das Land übergeben hatte. Er bewies in dieser Stellung Ernst und Festigkeit, wo es nöthig war, sonst aber Milde und Zuvorkommenheit, um die vielfach verletzten, theils mißtrauischen, theils erbitterten Gemüther zu gewinnen. Vornehmlich trat er mit Entschiedenheit allen Excessen und Erpressungen der das Land occupirenden österreichischen Truppen entgegen.

Im Winter eilte Eugen wieder nach Wien, wo man seines Raths dringend bedurfte. Sein siegreicher Arm hatte die gefährlichsten Feinde, die Franzosen und Bayern, von den Grenzen des Kaiserstaates zurückgeschlagen, aber zur Lösung dieser einen nothwendigsten Aufgabe hatte das erschöpfte Oesterreich alle seine Kräfte aufbieten müssen, und für die andern untergeordneten Aufgaben war nur wenig übrig geblieben.

In Ungarn schlug der tapfere Heister zwar den Feind, aber er wußte seine Siege nie durch planmäßiges Verfahren zu benutzen, und verdarb, was er auf dem Schlachtfelde gewann, durch seine Grausamkeit und Gewaltthätigkeit, die nur erbitterte, und den Zwiespalt zwischen den Ungarn und dem Hause Habsburg unheilbar zu machen drohte. Immer weiter griff der Aufstand um sich, bis in das Erzherzogthum dehnten die Insurgenten ihre verheerenden Streifzüge aus, selbst in Wien hielt man sich nicht mehr für sicher, und verschanzte die Stadt und bewaffnete die Bürger, und Kaiser Leopold durfte nicht einmal wagen, wie er jedes Jahr gewohnt gewesen, seinen Sommeraufenthalt in Laxenburg zu nehmen. In dieser Bedrängniß suchte Eugen dadurch zu helfen, daß er durch seine Rathschläge mehr Planmäßigkeit in die Kriegsoperationen brachte, Verstärkungen organisirte und absandte, und durch seinen Einfluß bei Marlborough die englischen Diplomaten umzustimmen versuchte, welche bei den in Schemnitz mit den Insurgenten eröffneten Unterhandlungen die vermittelnde Rolle übernommen hatten, und sich der Sache der Ungarn geneigter zeigten, als das Kaiserhaus wünschen konnte.

Noch schwieriger war die Aufgabe, welche Eugen in Bezug auf Italien zu lösen hatte. Hier war die Verwahrlosung der Truppen und das Unzureichende in ihrer Zahl und Ausrüstung größer, als irgendwo anders. In Piemont stand neben dem Herzog von Savoyen der talentvolle und geschickte Starhemberg dem Herzog von Vendome gegenüber. Er leistete mehr, als man unter den obwaltenden Verhältnissen erwarten konnte, konnte aber nicht verhindern, daß ein fester Platz des Landes nach dem andern den Franzosen in die Hände fiel. Das kleine kaiserliche Corps, das in der Lom-

bardei stand, war ganz paralysirt. Schon fing der Herzog von Savoyen wieder an zu wanken, da die während des ganzen vorigen Jahres versprochenen Verstärkungen nie eintrafen, und vielleicht hielt ihn nur die Nachricht von der zu Anfang des Jahres 1705 erfolgten Ernennung des Prinzen Eugen zum Oberbefehlshaber in Italien bei dem Bündniß fest.

Nur ungern übernahm Eugen das Commando auf einem Kriegstheater, wo er fürchten mußte, die eben erworbenen Lorbeern wieder zu verlieren. Alle seine Anstrengungen, selbst seine Drohungen, die Präsidentschaft des Hofkriegsrathes niederzulegen, wenn nicht für reichlichere Truppen gesorgt würde, hatten nur zur Absendung von zwei kaiserlichen Regimentern und der preußischen und pfälzischen Hülfstruppen nach Italien geführt. An Geld zur Kriegführung fehlte es ganz.

Eugen fand bei seiner Ankunft in Roveredo am 23. April das Heer in einer trostlosen Lage. „Viele Regimenter", schrieb er nach Wien, „sind der Art ohne Montur, daß ihre Kleidung zerrissener und abgetragener aussieht, als die von den Straßenbettlern, und so zwar, daß sich die Officiere schämen, sie zu befehligen. Wenn man ein Commando von 100 Mann ausschickt, und dies nicht weiter als eine halbe Stunde geht, so bleibt gewiß die Hälfte davon aus Mattigkeit an der Straße liegen, weil die Leute dergestalt ausgehungert sind, daß sie mehr Schatten als lebenden Menschen ähnlich sehen. Bisher sind sie zwar dadurch noch etwas in Geduld erhalten worden, daß ich bald ankommen, und dem Einen oder dem Andren abzuhelfen im Stande sein werde. Jetzt aber, da ich zwar hier, aber von allen Mitteln entblößt bin, fürchte ich leider, es werde Alles in Verzweiflung gerathen. Und wirklich hat die Desertion schon so überhand genommen, daß nicht nur binnen vier Tagen gegen 200 Mann, sondern vor kurzem sogar in einem Tage 60 Mann zum Feinde übergegangen sind."

„Die Franzosen", äußerte sich damals ein kundiger Beobachter, der englische Gesandte Hill, „besitzen die Städte, die Pässe und die Flüsse. Auf der andern Seite liegt die Ueberlegenheit in dem Genie, der Tapferkeit, der Begabung des Prinzen Eugen." Dieser Ausspruch unterschätzt eigentlich die Schwierigkeiten der Lage Eugens, denn außer dem Vortheil der Stellung hatten die Franzosen in dem Herzog von Vendome einen seinem Gegner fast ebenbürtigen Führer, und die numerische Schwäche und Verwahrlosung der kaiserlichen Armee war ebenfalls mit in Rechnung zu ziehen.

Neben der Reorganisation seines Heeres war Eugens Hauptaufgabe, mit seinem kleinen Heere die Franzosen in der Lombardei so zu beschäftigen, daß sie Verstärkung aus Savoyen an sich zögen. Denn dort waren die Verbündeten in der traurigsten Lage, und es war hohe Zeit, die Belagerung, wenn nicht gar die Einnahme von Turin, dem letzten Haltpunkte des Herzogs von Savoyen, zu verhindern. Dies gelang Eugen durch eine Reihe der geschicktesten Manöver.

Zuerst verschanzte er sich bei Gavardo so fest, daß Vendome trotz seiner großen Uebermacht ihn nicht anzugreifen wagte, und sich begnügte selbst eine feste Stellung einzunehmen, die dem Gegner jedes Eindringen in die lombardische Ebene verwehrte. Sowie er diese für hinlänglich gesichert hielt, kehrte er nach Piemont zurück, um dort den Feldzug zur Entscheidung zu bringen, und übertrug den Befehl in der Lombardei seinem Bruder, dem Großprior. Nun setzte sich auch Eugen wieder in Bewegung und umging auf einem Gebirgswege die französische Stellung, ohne daß sein Gegner die mindeste Ahnung von seinem Abmarsch hatte. Um diesen zu verdecken, war Oberst Zumjungen im Lager mit wenigen Soldaten zurückgeblieben, welche die Wachtfeuer zu unterhalten, und die sich die ganze Nacht hindurch vorschriftsmäßig anrufenden Vorposten zu stellen hatten. Die Zelte waren stehen geblieben, und die Kanonen in den Batterien durch hölzerne ersetzt worden, und selbst die Reveille, von einem zurückgelassenen Musikchor gespielt, schallte bei Sonnenaufgang durch das verlassene Lager. Glücklich erreichte Eugen Brescia, und wendete sich nun gegen den Oglio. Dieser war so angeschwollen, daß Jedermann ein Ueberschreiten desselben für unausführbar hielt. Aber was Andern unmöglich erschien, machte Eugen möglich. Seine Reiterei fand eine Furt, eine auf Kähnen übergehende Grenadierabtheilung und die mit vielem Geschick am linken Ufer aufgestellten Geschütze säuberten das andere Ufer vom Feinde, und unter ihrem Schutze überschritt auch die Infanterie auf einer während der Nacht geschlagenen Brücke den Fluß. Dieser Erfolg bewirkte sofort, daß Vendome aus Piemont wieder herbeieilte, und 9 Bataillone und 10 Schwadronen von dort mit nach der Lombardei nahm, wodurch der Hauptzweck der Bewegungen Eugens, dem Herzog von Savoyen Luft zu machen, wenigstens zum Theil erreicht war.

Schwerer war es freilich gegen den schlauen Vendome Erfolge zu erfechten, als gegen seinen unvorsichtigen Bruder, den Großprior, da Eugen wegen der numerischen Ueberlegenheit der Gegner nicht daran denken konnte, sie zur Schlacht zu zwingen. Alle Versuche, über die Adda zu gehen, scheiterten an den geschickten Bewegungen des französischen Feldherrn, und die Hoffnung, den Großprior bei Cassano in einer mit Nachlässigkeit bezogenen Stellung zu schlagen, vereitelte Vendome's rechtzeitiges Eintreffen, der das durch die verzweifelte Tapferkeit der kaiserlichen Truppen und ihrer Verbündeten, der Preußen, — die hier zum ersten Male mit dem Dessauer Marsch in's Feuer rückten, — schon fast gewonnene Gefecht wieder herstellte, und Eugen zum Rückzug nach Treviglio zwang.

Die blutige Schlacht von Cassano hatte beide Theile so erschöpft, daß in den Operationen ein Stillstand eintrat, den Eugen nur durch einige kecke Streifzüge unterbrach. Später machte er noch einige Versuche gegen Piemont vorzudringen, aber Vendome trat immer noch zur rechten Zeit entgegen, und er mußte sich schließlich begnügen, für den Winter ein festes Lager bei Lonato zu beziehen. Es war gut, daß er durch seine Manöver wenigstens einen Theil der in Piemont operirenden Truppen nach der Lombardei gelockt hatte, denn der Herzog von Savoyen war mit seinem Heere, das nur noch 7,000 Mann stark war, bis auf das Glacis von Turin zurückgedrängt worden, und nur der Ausbruch des Aufstandes in den Cevennen, welcher Ludwig XIV. nöthigte, Truppen dorthin zu ziehen, und die Unfähigkeit und Langsamkeit des Marschalls La Feuillade retteten ihn vor dem Untergange.

Während der von dem Winter gebotenen Pause in den kriegerischen Bewegungen begab sich Eugen nach Wien, wo er Ende Januar 1706 eintraf. Dort waren während des abgelaufenen Jahres große Veränderungen eingetreten. Bereits am 5. Mai 1705 war Kaiser Leopold gestorben, und ihm war Joseph I. gefolgt. Ein Mann, in der Blüthe seiner Kraft, hatte einen von der Hinfälligkeit des Alters nicht unberührten Greis ersetzt. Nur in Einem waren sich die Fürsten gleich, in der Gunst, die sie Eugen zuwendeten, welcher in Leopold einen väterlichen Freund gehabt, und in Joseph einen bewundernden Verehrer hatte. Sonst waren Beide in den meisten Dingen ein Gegensatz. War der Eine still, ernst und fast mönchisch in seiner Haltung gewesen, so zeigte sich der Andre heiter, lebenslustig und prachtliebend, und seine energische Thatkraft stach entschieden ab von der ängstlichen Unentschlossenheit des Vaters. Dafür fehlte Joseph allerdings die ausdauernde Arbeitsamkeit des Vaters, der unermüdliche Fleiß in der Erledigung der Geschäfte, und die Freigebigkeit, die man Leopold nachgerühmt hatte, überstieg bei Joseph so sehr alle Grenzen, daß die Finanzkraft des Staates darunter litt. Großen Einfluß hatten auf den jungen Kaiser seine Mutter, die Kaiserin Eleonore, und seine Gemahlin, Wilhelmine Amalie, eine Prinzessin von Hannover; doch benutzten Beide denselben weniger zur Einwirkung auf die Politik, als zur Versorgung ihrer Verwandten mit hohen und einträglichen Stellungen.

In der Besetzung der obersten Regierungsstellen war bei der Thronbesteigung Josephs eine durchgreifende Veränderung vorgenommen worden. Fürst Salm, der die Erziehung des Kaisers geleitet, war Oberſthofmeister geworden, und hatte seinen ohnehin schon bedeutenden Einfluß dadurch verstärkt, daß er in seiner Nichte, der Prinzessin Amalie, dem Kaiser eine Gemahlin gegeben hatte. Ehrgeizig und gewandt, hatte er sich unter dem nicht allzu arbeitslustigen Fürsten sehr bald der Leitung der Staatsgeschäfte so ausschließlich bemächtigt, daß ihn die Wiener nur den Großvezier nannten. Er war ein Gegner Eugen's, denn er, der zwar deutscher Reichsfürst, aber doch Flamländer von Geburt war, hatte den auch von Arneth verwunderlich gefundenen Einfall gehabt, in einem Staate, der bei seiner Zusammensetzung so sehr auf nicht deutsche Kräfte zu seiner Erhaltung angewiesen ist, eine deutsche Partei zu gründen, welche alle Ausländer und natürlich auch den bedeutendsten derselben mit Leidenschaft verfolgte. Unter diesen Umständen war es für Eugen und noch mehr für Oesterreich ein Glück, daß die Zuneigung des jungen Kaisers für ihn so lebhaft war, daß sie selbst den Einfluß Salm's überwand. Außerdem hatte Eugen noch in dem Grafen Wratislaw, der an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand, und in dem Oberstkämmerer Trautson, einem bevorzugten Jugendfreund des Kaisers, zwei treue Anhänger und warme Fürsprecher.

Von geringerer Bedeutung als die Ebengenannten waren Seiler und Sinzendorf, die sich in die Stelle des Hofkanzlers getheilt hatten, während die Finanzen in dem Hofkammerpräsidenten Starhemberg einen Chef von untadelhafter Rechtlichkeit und unermüdlicher Thätigkeit behalten hatten, dem Niemand die obwaltende Verwirrung in den Finanzverhältnissen zur Last zu legen einfiel, da ihm alle Befugnisse fehlten, reorganisirend einzugreifen.

Der frischere Zug, der seit dem Regierungsantritte des neuen Monarchen in die Geschäfte gekommen war, die lebhafte Zuneigung, die Joseph für Eugen fühlte, und die warme Fürsprache seiner Freunde machten es ihm diesmal leichter, seinen Vorstellungen Gehör zu verschaffen, und Befriedigung seines Drängens um Verstärkungen soweit zu erlangen, als die Verhältnisse es überhaupt gestatteten. Mit bessern Aussichten als bisher, eilte er nach Italien zurück, und eröffnete den Feldzug von 1706, in welchem er das hartbedrängte Turin durch die blutige Schlacht vom 7. Sept. entsetzte. Er selbst führte in derselben an der Spitze der preußischen Hülfstruppen den entscheidenden Schlag. Mit unerschütterlichem Muthe überschritten die Brandenburger im verheerendsten Kugelhagel den Graben, erstiegen die Verschanzungen und setzten sich in denselben fest. Eugen war mitten unter ihnen. Einen Pagen und einen Diener trifft an seiner Seite die tödtende Kugel, ohne daß er es achtet. Plötzlich aber stürzte er nieder und war in dem Gewühl der Kämpfenden verschwunden. Erschrocken stockt die Front der Angreifenden, aber schnell erhebt sich Eugen wieder und ruft den Umstehenden zu, daß er nicht getroffen und nur sein Pferd erschossen niedergestürzt sei.

Nicht nur die Befreiung der Besitzungen des Herzogs von Savoyen vom Feinde, sondern auch die Eroberung der Lombardei war die Folge dieses Sieges, und Ende November war keine Stadt Oberitaliens mehr im Besitz der Franzosen oder ihrer Verbündeten. Zum Lohne ernannte der Kaiser Eugen zum Statthalter in Mailand, zum kaiserlichen Generallieutenant, das heißt Oberbefehlshaber sämmtlicher Armeen des Kaisers, und als Solcher dessen Stellvertreter, und bewirkte auch seine Ernennung zum Reichsfeldmarschall. t.

Geographische und geschichtliche Verbreitung einiger berauschenden Getränke und Narkotica.*)

II.

Welches Berauschungsmittel, abgesehn von der mehr oder weniger narkotischen Kraft, die ihm innewohnt, sondern nur die Größe seines Verbreitungsbezirkes berücksichtigt, von den nicht Alkohol enthaltenden die erste Stelle einnimmt, ist schwer zu entscheiden. Kaffee, Thee, Opium und Tabak werden überall consumirt, in einem Lande in größern, in einem andern in kleinern Quantitäten. Die Wirkung des Kaffee's und Thee's ist seit ihrem Gebrauch bekannt, doch wußte man nicht die Stoffe anzugeben, die diese Wirkung hervorbrachten bis

*) Siehe Nr. 33 der Europa.

im Jahre 1820 Runge in den Kaffeebohnen einen eigenthümlichen, krystallinischen bittern Stoff, den er Coffeïn nannte, fand. Bald darauf gelang es Oudry aus den Theeblättern ebenfalls ein Alkaloid darzustellen, welches von ihm den Namen Theïn erhielt, und Mulder zeigte, daß Coffeïn und Theïn identisch, also ein und derselbe Stoff seien. Aus den Cacaobohnen stellt Woskressensky das Theobromin dar, das mit dem Coffeïn oder Theïn seiner chemischen Zusammensetzung nach homolog ist, d. h. das eine von beiden ist gewissermaßen nur eine Wiederholung des andern. Auch in der Guarana, die in Brasilien und fast im ganzen südlichen America zur Bereitung eines dort ebenso beliebten Getränkes, wie bei uns der Kaffee, dient, im Paraguay-Thee,*) den Blättern einer brasilianischen Stechpalme, Ilex paraguayensis, und in dem Camini, den Blättern der Cassine Gongonha, entdeckte man ähnliche, wie das Coffeïn wirkende Stoffe oder vielmehr die Identität mit demselben, so daß wir also im Kaffee, Thee, in der Guarana, im Paraguay-Thee und im Camini einen und denselben Stoff, und in der Chocolade einen diesem äußerst ähnlichen haben. Vergleicht man nun die Zusammensetzung der Theeblätter und des gerösteten Kaffee's mit einander, so ergiebt sich, daß beide außer dem Coffeïn noch ätherische Oele, stickstoffhaltige, dem Eiweis ähnliche Körper, Gerbsäure und deren Umwandlungsproducte gemein haben. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden liegt nur in der verschiedenen Art, in der die wässerigen Auszüge bereitet werden, daß sich im Thee größere Massen des Alkaloïds und vorzüglich des ätherischen Oels finden, während das letzte im Kaffee durch brenzliche Oele ersetzt ist. Von den eiweißartigen Stoffen des Thee's und Kaffee's geht bei der gewöhnlichen Bereitungsweise der Getränke daraus fast nichts in die letztern über. Die Wirkungen dieser Getränke dürften daher nur von dem Gehalte an Coffeïn, an flüchtigen Oelen und etwa noch an Gerbsäure sich ableiten lassen. Das Coffeïn bewirkt in größern Gaben vermehrte Herzthätigkeit, Zittern, Congestionen zum Gehirn mit den Erscheinungen der Aufregung desselben. Daneben aber verlangsamt es den Stoffwechsel, indem beim Coffeïngenuß der Harn an Harnstoff, Kochsalz und phosphorsauren Salzen ärmer wird. Das brenzliche Oel des gerösteten Kaffee's besitzt die angenehm reizenden Eigenschaften in geringem Grade, verlangsamt aber den Stoffwechsel in weit höherem Maße als das Coffeïn. Hieraus erklärt sich zum Theil der Werth beider Getränke für die civilisirten Nationen, da sie eine Erregung des Nervenlebens zur Folge haben. Für den gemeinen Mann tritt die andere erwähnte Eigenschaft des Coffeïn's und des brenzlichen Oels, die Verlangsamung des Stoffwechsels, als werthvoll ein, da der Kaffee hierdurch bis zu einem gewissen Grad als indirectes Nahrungsmittel wirkt.*) In dieser Beziehung ist der Kaffee wegen des brenzlichen Oeles wirksamer als der Thee. In England, wo selbst die Classe der Arbeiter täglich Fleisch genießt, wird mehr die erregende Wirkung gewünscht, und daher weit mehr Thee, in Deutschland weit mehr Kaffee getrunken.

Bei den erwähnten Wirkungen des Coffeïns kann man wohl nicht zweifeln, daß Kaffee und Thee dem menschlichen Organismus schädlich sind? Abgesehen von dem als Anekdote bekannten Beispiele der schädlichen Wirkung des Kaffee's auf die Gesundheit des französischen Philosophen Fontenelle,**) können diese beiden Getränke den innern Zusammenhang oder Organismus der menschlichen Leibesbeschaffenheit, das naturgemäße System der Muskeln, Nerven und Gefäße, verändern, ohne daß sich ein solcher naturwidriger Zustand durch ein fortwährendes Gefühl von Unwohlsein oder Unbehaglichkeit als einen krankhaften beurkundet. Auf welche Weise man aber ermessen könne, wie tief die dadurch verursachte körperliche Beschaffenheit unter dem reinen, idealen Gesundheitszustande stehe, das ist eine andere Frage. Ein vollkommener Gesundheitszustand ist überhaupt nur eine Idee, welcher sich die verschiedenen Leibesbeschaffenheiten mehr oder minder nähern. Träte der Nachtheil des Kaffee's und Thee's augenblicklich ein, so würde man ihrem Wohlgeschmacke und ihrer angenehmen Wirkung schwerlich die Gesundheit aufopfern, und man würde sie als tägliche Getränke ausschließen. Da sie aber den uneigentlich krankhaften Zustand nur ganz allmählich entwickeln, so gewöhnen sie auch den Menschen daran und stumpfen das Gefühl für die Empfindung der Krankheit ab. Allein das Gefühl der Unbehaglichkeit, und folglich des Krankseins, stellt sich in einem andern Sinne ein, wenn der Mensch plötzlich seine gewohnte Lebensweise unterbricht und sich des Kaffee's oder Thee's mit einem Male gewaltsam zu enthalten sucht; diese Erscheinungen, als mittelbare Nachwirkungen des Genusses dieser beiden Getränke, geben den besten Maßstab an die

---

*) Der sogenannte Paraguaythee besteht aus den Blättern des genannten, dem Apfelbaum an Größe gleichkommenden Baumes, und bildet in Südamerica einen wichtigen Handelsartikel. Er wird auf Maulthieren in Schläuchen versendet, und Peru erhält davon jährlich an 2½ Millionen Pfund zum eigenen Verbrauch. Dieser Thee kommt aber nicht nach Europa, weil er auf der Seereise sehr bald Geruch und Geschmack, mithin seine Wirksamkeit verliert.

*) In der Türkei wird der Kaffee, dem durch das Rösten ein Theil seiner nahrhaften Bestandtheile entzogen wird, sammt dem Satz getrunken, und hier ist er wirklich ernährend, indem so auch die eiweißartigen Stoffe der Kaffeebohne mitgenossen werden. Dasselbe gilt für den Fall, wo man die Theeblätter als Gemüse verzehrt, wie es bei den nomadisirenden Völkern, die einen großen Strich des mittleren Asiens bewohnen, bei den Mongolen und Buräten üblich ist, und wie es nach dem Berichte des Capitäns Basil Hall an den Küsten Südamerica's geschehen soll. Solche Mahlzeiten sind freilich nur sehr einfache und spärliche. In der Neuzeit hat man, um den Kaffeesatz zu verwerthen, der als unnütz in den Haushaltungen fortgegossen wird, ihn zum Gänse- und Kapaunmästen anzuwenden empfohlen.

**) Fontenelle soll bekanntlich, als ihn in hohem Alter und bei gewohnter Lebensweise, fast den ganzen Tag ununterbrochen Kaffee zu trinken, ein Unwohlsein befiel, seinem Arzte gegenüber, der die alleinige Ursache seines Uebels dem Kaffee, als einem schleichenden Gifte, zuschrieb, die witzige Bemerkung gemacht haben: „Ja, der Kaffee muß ein ungemein schleichendes Gift sein, denn ich bin nahe an 100 Jahre alt geworden, ohne daß mich dieses Gift seine verderbliche Wirkung empfinden ließ."

Hand, wie weit der gewohnte und scheinbare Gesundheitszustand unter dem natürlichen stehe.

Der zur Familie der Rubiaceen gehörende und eine eigne Pflanzengruppe bildende Kaffeestrauch, Coffea arabica, ist ursprünglich in Abyssinien und Mittelafrica zu Hause, wo er, wild wachsend, wie ein 8 oder 10jähriger Apfelbaum hoch und dick wird, und wurde zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch den Scheikh Djemal-eddin-Eben-Abu-Alfoggar in Aden eingeführt, von wo aus er sich nach Mekka und Medina verbreitete. Moccha in Jemen war der erste Markt für den Kaffee, und letzterer zog hier viel Käufer unter den Arabern an sich, bei denen er dazu diente, die Betenden während der heiligen Nächte wach zu erhalten. Dieser Gebrauch fand unter den nach Mekka pilgernden Türken bald Anklang, und 1554 sehen wir die ersten Kaffeehäuser in Konstantinopel eröffnet und sogleich von dem Volke so belagert, daß die Moscheen wie verwaist den ganzen Tag leer standen. Die hohe Geistlichkeit bestürmte den Sultan und drohte mit allen Schrecken, welche ihr Amt ihnen zu Gebote stellte. Der Sultan half sich auf die für ihn vortheilhafteste Weise, er legte eine hohe Abgabe auf die Kaffeehäuser, beruhigte dadurch die Mufti's und verschaffte sich eine bedeutende Einnahme. Bald verbreitete sich der Kaffee über das übrige Europa, und nach dem Erscheinen des etwas ungenauen Werkes des deutschen Arztes Leonhard Rauwolf, der der erste Europäer gewesen zu sein scheint, der des Kaffee's erwähnt, machte Prosper Albini, der als Arzt des venetianischen Consuls in Aegypten lebte und in den Jahren 1591 und 1593 ein Werk über die Pflanzen Aegyptens und die Arzneikunde der Bewohner dieses Landes erscheinen ließ, die europäische Welt mit dem Kaffee genauer bekannt. Im Jahre 1652 wurde von dem Griechen Paqua*) das erste Kaffeehaus in London eröffnet, und Garraway's Kaffeehaus war das erste, welches nach dem großen Brande 1666 zahlreiche Kaffeetrinker an sich lockte. Fünf Jahre später, nämlich 1671, errichtete man das erste Kaffeehaus in Frankreich, und zwar in Marseille, obwohl die Bohnen schon zwischen 1640 und 1660 Eingang in diesem Lande gefunden hatten; 1672 entstand das erste Kaffeehaus in Paris, 1680 in Hamburg, 1683 in Wien und 1687 in Nürnberg. Der „Kaffeebaum“ in Leipzig, jenes klassische Haus, welches Zachariä in seinem Renommisten als den „Sitz des Kaffeegottes“ feiert, verdankt sein Entstehen ebenfalls noch dem 17. Jahrhundert. Nachdem nun so der Gebrauch in Europa in großer Verbreitung Fuß gefaßt hatte, ließen sich alle Staaten angelegen sein, den Anbau dieses Products auf die Kolonien auszudehnen. Von der Zeit an sieht man Kaffeepflanzungen in Westindien, Ostindien und Brasilien entstehen, und zwar 1718 in Surinam, 1722 in Cayenne und Martinique, 1732 in Jamaika und 1719 in Vorderindien, aber vor Allem verdankt der Kaffeebaum die große Erweiterung seines Verbreitungsbezirkes, welchen er jetzt einnimmt, den betriebsamen Holländern, die die Insel Java, wohin er 1690 schon gekommen war, zur zweiten Heimath des Kaffeebaums machten.

*) Paqua war der Bediente des nach der Türkei Handel treibenden Kaufmanns Edwards, der ihm einige Säcke voll Kaffeebohnen aus der Levante nach London mitgebracht hatte. Paqua verstand die Zubereitung des Kaffees, und zog nach seines Herren Hause, um das neue Getränk zu sehen und zu kosten, eine Menge Freunde und Bekannte, bis Edwards dieser tägliche Besuch zu lästig wurde, und er dem Griechen die Erlaubniß auswirkte, Kaffee öffentlich schenken zu dürfen. So entstand in London und somit auch im christlichen Europa das erste Kaffeehaus und zwar in St. Michaels Alley, Cornhill, an der Stelle, wo jetzt das Virginia Coffee-House steht.

Wie das erste Kaffeehaus zuerst in einer im Norden Deutschlands gelegenen Stadt errichtet wurde, so griff auch das Kaffeetrinken, als Bedürfniß, in Norddeutschland schneller und mehr um sich als in Süddeutschland. In den norddeutschen Städten war es bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts in weiten Kreisen üblich, und nur auf die Dörfer gelangte der braune Trank erst einige Jahrzehnte später. Nach dem siebenjährigen Kriege, wo überhaupt mit dem steigenden Erwerb und Wohlstande auch der Luxus stieg, ward das Kaffeetrinken mehr und mehr zu einer allgemeinen Sitte. In einem einzigen holsteinischen Dorfe, wo um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch kaum 4 Pfund Kaffee jährlich verbraucht worden waren, gab es 1786 schon zwei Krämer, die allein lothweise den ärmern Einwohnern 200 Pfund im Jahre verkauften. Nach den amtlichen Einfuhrlisten bezogen um diese Zeit die preußischen Lande östlich von der Weser jährlich etwa 3 Millionen Pfund Kaffee, und rechnet man noch einmal so viel als Contrebande, so ergiebt sich ein Quantum von 6 Millionen Pfund. Da die Bevölkerung dieser Provinzen damals etwa 4 Millionen Seelen betrug, so würden, vorausgesetzt, daß der eingeführte Kaffee sämmtlich im Lande verblieb, 1½ Pfund auf den Kopf kommen. Der Kaffeeverbrauch innerhalb der preußischen Monarchie betrug seit der Napoleonischen Continentalsperre und zwar gleich zum Anfang derselben ⅔ Pfund, 1831 2³⁄₁₀, 1842 2½ und 1849 4 Pfund pro Kopf, während im ganzen Zollverein, also auch die bier- und weintrinkenden Länder einbegriffen, wo viel weniger von diesem Artikel verbraucht wird, die Consumtion jetzt pro Kopf auf 2½ Pfund sich beläuft.

Zahlen für die Gesammtproduction und Consumtion des Kaffee's festzustellen, ist nicht ausführbar. Wenn auch z. B. Macculloch die jährliche Ausfuhr der Länder, wo der Kaffee vorzugsweise gebaut wird, und den jährlichen Verbrauch Europa's und America's zu berechnen suchte und zu dem Resultate gelangte, daß die Production der in Rechnung gezogenen Länder sich auf 319 Millionen Pfund und die Consumtion in Europa auf 256 Millionen, und die innerhalb der Vereinigten Staaten von Nordamerica auf 44½ Millionen Pfund, belief, so ist einmal seit Aufstellung dieser Berechnung ein Zeitraum von 20 Jahren verflossen, ein anderes Mal können die Resultate aus nahliegenden Gründen doch nur approximative sein. Production und Consumtion des Kaffee's gehen, wie bei allen Verbrauchsartikeln, Hand in Hand, oder vielmehr das eine folgt aus dem andern; viele Landstriche von so und so viel Morgen auf den Continenten und den verschiedenen Inseln sind seitdem in den Kreis der Cultur des Kaffeestrauchs gezogen, und manchem Individuum und mancher Familie, denen

der Genuß des Kaffee's früher unbekannt war, ist er jetzt Bedürfniß geworden. Hatte 1838 z. B. die Kaffeeausfuhr Java's 39 Millionen, und die Domingo's 43½ Millionen Pfund betragen, so wurden 1856 aus Java beinahe 151 Millionen, und 1842 aus Domingo 86 Millionen Pfund exportirt. Nach genauen Berechnungen Cooks wurden 1832 in Großbritannien 48½ Millionen, und in Holland etwas über 50 Millionen Pfund importirt, zwanzig Jahre später aber betrug die Einfuhr in Großbritannien 51⅓ Millionen und 1851 in den Niederlanden die kolossale Summe von 105½ Millionen Pfund.*) Man kann bei dieser Zunahme der Kaffeeeinfuhr in beide Länder, die für Holland mehr als 100 Procent beträgt seit dem Jahre 1832, die Annahme nicht zu hoch finden, daß 300 Millionen Pfund Kaffee für die Consumtion in Europa heutzutage nicht mehr ausreichend sind.

Wie nun jetzt den türkischen Völkern und denen semitischen Ursprungs, d. h. also den Völkern eines großen Theils des westlichen Asiens der Kaffee unentbehrlich geworden ist, so gewährt der Thee den Völkern des östlichen Asiens ein nicht weniger unentbehrliches Getränk. Von Japan an, durch ganz China, Cochinchina, das ganze Hochasien, die Mongolei, Tartarei, Thibet, Nepal, mit Einschluß von Afghanistan, Turkestan, Bokhara, bis an die Gestade des Aral- und Kaspi-See's trinkt Alles Thee. Und wie unentbehrlich ist er nicht in der übrigen Welt geworden? Ist er nicht das, was China, dessen Monopol er noch vor kurzem gewesen ist, uns wichtig macht? Streitet man auch darüber, ob dieses Land oder Japan die eigentliche Heimath der Theestaude sei, so hat Klaproth nachzuweisen sich bemüht, daß der Gebrauch des Thee's in China während der zweiten Tsin-Dynastie begann, d. h. in den Jahren 265—419 nach Christi Geburt. Aber erst um das Jahr 600 unserer Zeitrechnung wurde der Thee gewöhnlich, als ein Kaiser von der Suy-Dynastie von Kopfschmerzen dadurch befreit wurde, daß er, auf Verordnung eines buddhistischen Priesters, einen Aufguß von Ming- oder Tscha-, d. i. Theeblättern trank. Bei den japanischen Schriftstellern wird er erst im Jahre 810 genannt, daher mag wohl die Wahrheit in der Mitte liegen, d. h. daß die Pflanze sowohl in China als in Japan ihren natürlichen Standort hat. Unleugbar dürfte es aber sein, daß man sich zunächst in China mit ihrer Cultur beschäftigte, und diese muß schon im 8. Jahrhundert sehr ansehnlich gewesen sein, denn die chinesischen Annalisten berichten, daß im Jahre 783, als die Regierung in einer finanziellen Verlegenheit war, der Thee mit 10 Procent besteuert worden sei. Den Griechen und Römern war der Thee völlig unbekannt, und erst arabische Reisende und Schriftsteller beschrieben ihn zuerst. Schah Rokhs Gesandtschaft, die 1419 von Herat nach Peking zog, ward an der Grenze mit Thee bewirthet, und Maffei erwähnt seiner in der Historia Indica, die 1589 zu Leyden erschien. Giovanni Botero, der eine Abhandlung um das Jahr 1590 über die Ursachen der Pracht und Größe der Städte herausgab, nennt zwar den Thee nicht mit Namen, aber nach seiner Beschreibung kann man ihn unmöglich verkennen. „Die Chinesen haben ein Kraut," sagt er, „aus welchem sie einen zarten Saft drücken, den sie statt des Weines trinken; auch bewahrt er ihre Gesundheit und schützt sie gegen alle die Uebel, welche der unmäßige Genuß des Weins unter uns hervorbringt." 1610 brachten die Holländer den ersten Thee nach Europa, doch blieb er noch mehrere Jahre fast unbekannt, was Texeira und Olearius beweisen. „Die Perser", sagt Letzterer in seiner persischen Reisebeschreibung, „tranken ein schwarzes Getränk, das sie aus einem Kraut Cha oder Chia kochten, welches die Usbekischen Tartaren aus China bringen. Es hat länglich spitzige Blätter, etwa einen Zoll lang, sieht, wenn es gedörrt, schwärzlich aus, verwelkt und krümmt sich als Würmer zusammen." Mandelsloh braucht in seiner orientalischen Reisebeschreibung schon das Wort Thee und schreibt diesem Kraut mancherlei Wirkungen bei Krankheiten zu. In England war er kaum um das Jahr 1650 bekannt, zehn Jahre später aber schon allgemeiner, denn eine Parlaments-Acte von 1660 belegte jede Gallone „Kaffee, Chocolade, Sorbet und Thee", die in den öffentlichen Schenken verzehrt wurde, mit einer Steuer von 8 Schillingen. Doch scheint er noch immer zu den Seltenheiten gehört zu haben; im Jahre 1664 kaufte die ostindische Compagnie 2 Pfund 2 Unzen Thee als ein Geschenk für den König von England, und 1667 gab sie den ersten Befehl, Thee einzuführen, indem sie ihren Agenten in Bantam, auf Java, beauftragte, 100 Pfund von der besten Sorte, die er erhalten könnte, nach London zu schicken. Früher als in England lernte man den Thee in Rußland kennen: 1638 brachten Gesandte ihn als Geschenk an den Moskowitischen Czar mit, und, wie Kilberger behauptet, hätte das Pfund 1674 in Rußland nur 30 Kopeken gekostet.

Was die Production des Thee's anbetrifft, so wird die Theestaude bekanntlich jetzt auch in Java*), in Assam rc. angebaut, natürlich in äußerst beschränkter Ausdehnung gegen die ungeheuren Flächen der Theedistricte China's. Aus den drei Häfen Canton, Futscheufu und Schanghai wurden im Jahre 1855 zusammen 82,973,000 Pfund ausgeführt, d. h. verzollt, indem die Contrebande in demselben Jahre zu 81,297,000 Pfund angenommen wird, sodaß sich der Seeexport China's 1855 auf mehr als 164 Millionen Pfund belief, von denen in England 83,559,700 Pfund eingeführt und mit einer Steuer von 37,480,717 Thalern belastet wurden. Rechnet man nun die Ausfuhr über Kiachta zu 10 Millionen, nach Thibet, Indien u. s. w. zu 30 Millionen, und daß in China allein über 400 Millionen Pfund consumirt werden, so ist die Gesammtproduction China's mit 600 Millionen Pfund gewiß nicht allzuhoch angeschlagen.

*) In Großbritannien verbleibt wohl das ganze Quantum des eingeführten Kaffee's bei der hohen Steuer, die auf diesem Artikel ruht, und die sich im Jahre 1856 auf nicht weniger als 586,764 Pf. St. oder 3,971,095 Thlr. belief, während aus Holland von den 1851 eingeführten 105½ Millionen Pfund 83½ Millionen Pfund ausgeführt wurden.

*) Die Theepflanzungen in Java nahmen 1854 ein Areal von 7840 Magdeburger Morgen ein, auf denen 14 Millionen Stauden angepflanzt waren, die für das genannte Jahr einen Ertrag von beinahe 1½ Millionen Pf. lieferten.



Das Verlangen nach narkotischen Genüssen documentirt sich nirgends mehr, als in dem Gebrauche, sich durch Opium zu berauschen, und in dem des Tabaks. Dies Verlangen ist eine so allgemein in der menschlichen Natur wurzelnde Neigung, die offenbar nicht durch rein physischen Zwang oder durch Steuer- und Strafgesetze unterdrückt und ausgerottet werden kann, und gelingt es auch zuweilen, ihre Befriedigung durch solche Mittel zu hemmen oder zu erschweren, so ist dies letztere geringere Resultat niemals ein dauerndes gewesen. Der furchtbare Kampf von Königen und Priestern gegen die Verbreitung des Tabaks in Europa und Westasien ist ebenso fruchtlos gewesen, als in neuerer Zeit ein ähnlicher kaiserlicher Kreuzzug gegen den Gebrauch des Opiums in China.

Bekanntlich wird das Opium aus dem Safte bereitet, den die Kapsel der einjährigen Pflanze der Jussieu'schen Familie der Papaveraceen enthält, welche den Vulgairnamen Gartenmohn und den Systemnamen Papaver somniferum führt. Diese Pflanze hat höchst wahscheinlich in Asien ihre Heimath; dort, auf dem Plateau von Persien oder Iran, sowie auf dem von Kleinasien, wächst sie wild, aber auch im südlichen Europa wird sie im wilden, oder vielmehr wohl im verwilderten Zustande angetroffen. Eine Spielart mit weißen Blättern wird in verschiedenen Gegenden Europa's, ganz besonders in Frankreich, angebaut, des Mohnöls wegen, welches man aus ihrem weißen, in große Kapseln eingeschlossenen Samen zieht. Doch diese Cultur ist ganz unbedeutend gegen die des Orients: Asien hat Landschaften aufzuweisen, die, größer als Deutschland, ihren Nationalreichthum auf den Anbau des Mohns begründen, denn sie bereiten daraus das Opium, das wir Europäer nur als Arznei kennen und selbst als solche nur mit der größten Vorsicht gebrauchen, das aber bei den Völkern des Orients und Südasiens ungefähr in demselben Verhältnisse, wie bei uns der Tabak und die spirituösen Getränke, consumirt wird. Ganzen Nationen ist der Genuß des Opiums zur Leidenschaft geworden, die keinen Rückblick auf die Folgen dieses Genusses gestattet, kein Verbot der Regierungen achtet. Das chinesische Gouvernement hat die Einfuhr des Opiums bei Todesstrafe untersagt, und doch ist China gerade der Hauptabsatzort für die indische Opiumcultur.

Die Einwirkung des Opiums auf die menschliche Constitution hängt, wie die des Alkohols, von der Menge und der Häufigkeit des Gebrauchs ab, aber auch vom Alter, dem Temperament, den Lebensgewohnheiten, und von dem Klima des Landes, das der Raucher bewohnt. Männer von starker Constitution, welche das Opium mäßig gebrauchen, können gleich denen, welche bei uns starke Getränke lieben, gesund bleiben und ein kräftiges Alter erreichen, aber die Zahl dieser Fälle ist im Ganzen genommen klein, denn die Meisten vermehren, wenn die Aufregung durch den Gebrauch einer geringen Menge sich zu vermindern anfängt, unmerklich die Dosis, bis sie, da das Opium zu ihrem Wohlbefinden unerläßlich geworden ist, sich zu schwach fühlen die Gewohnheit zu überwinden, ihre Augen der Zukunft verschließen, ihre bittern Gedanken durch die Opiumpfeife ersticken und köpflings in immer tieferes Elend und endliche Vernichtung sich stürzen. Anfangs raucht Einer sehr selten, vielleicht nicht mehr als zwei oder drei Pfeifen auf einmal, allmählich aber, wenn der falsche Geschmack und die Lust zur Erneuerung des genossenen Vergnügens sich festgesetzt hat, wird die Pfeife ein minder seltener, und im Laufe von einem oder zwei Jahren ein täglicher Gefährte. Die anfänglich gerauchte Menge mag 5 oder 6 Gran betragen, was für drei oder vier Pfeifen hinreicht; bald aber geht man zu 12 Gran über, sechs Abends und sechs Morgens. So kommt man endlich zu 60 bis 120 Gran, was das Gewöhnliche ist; denn obwohl die größere Zahl der Raucher sich mit weniger begnügt, so sind doch auch Fälle bekannt, wo 200 bis 460 Gran täglich geraucht wurden.

Einen lockendern Genuß als das Opium gewährt kann es gar nicht geben. Es berauscht nicht, wie man gewöhnlich glaubt, indem es etwa gleich gegohrenen Getränken für eine kurze Zeit aufregte und dann einen verhältnißmäßig gedrückten Zustand, d. i. Katzenjammer, zurückließe; nach der Behauptung vieler Raucher steigen die Wirkungen nie zur Berauschung, sondern das Opium beruhigt die Empfindungen und gewährt ein Gefühl unaussprechlichen ruhigen Genusses, welcher Stunden lang andauert; die Pfeife wird dann wieder vorgenommen, nicht um der Herabstimmung zu entgehen, welche niemals auf die angenehmen Wirkungen folgt, sondern blos um den Genuß zu erneuern. Die narkotischen Eigenschaften zeigen sich, sobald die Wirkung der andern nachgelassen hat. Der Puls vibrirt, wird voller und stärker, das Gesicht glüht, die Augen funkeln, die Haut erhält eine höhere Temperatur; die Sinnesorgane werden außerordentlich gereizt, das Athmen wird rascher, das Klopfen des Herzens stärker, das ganze Nervensystem gespannter, und eine Empfindung, sehr ähnlich der, welche die angenehmsten inneren Gefühle begleitet, ergießt sich, vereint mit wohlthätiger Wärme, durch den ganzen Körper. Das Erkenntnißvermögen wird lebhafter, die Einbildungskraft reicher an Bildern, und diese Bilder haben einen poetischeren Charakter, die schaffende Phantasie erwacht und ruft erfreuliche Scenen aus dem früheren Leben des Rauchers ins Gedächtniß. Begebenheiten und Umstände, die längst aus seiner Erinnerung entschwunden waren, treten wieder lebendig vor seine Seele; die Zukunft ist voll der heitersten Prospecte, und die schwierigsten Unternehmungen scheinen bereits ausgeführt, mit dem herrlichsten Erfolg gekrönt. Diese Wirkungen halten mehrere Jahre an, in dieser Zeit stellt sich die Gewohnheit fest, die Dosis wird verstärkt, in dem Maße als die Einwirkung auf den Körper nachläßt, und dann erst tritt allmählich eine Reaction ein. Der Genuß, der schon seit einiger Zeit in der Abnahme war, hört jetzt gänzlich auf, das ganze System ist zerrüttet, die Glieder des Körpers verweigern ihren Dienst ohne Hülfe des Opiums, und das unglückliche Opfer findet sich zu spät als Sklave wieder, denn es muß jetzt Opium rauchen, um den schrecklichsten und unbeschreiblichsten Qualen des Körpers und der Seele zu entgehen. Ein solcher Unglückliche meidet die Gesellschaft und wird gleichgültig gegen Alles; er schildert seine Gefühle so, als ob Mäuse ihm an Schultern und Rücken nagten, und Würmer an seinen Waden zehrten; sein Magen na-

türlich ist gänzlich ruinirt; er unterliegt häufig sich wiederholendem Schwindel, einer großen Schlafsucht, Krämpfen und verfällt nur zu leicht auf immer dem Wahnsinn oder dem Tode.

Das Opium ist schon im Alterthume bekannt gewesen; Homer kennt es schon und spricht von dem Mohne, der in Gärten gezogen wird, und Hippokrates wendet es schon als Heilmittel an und zwar in so ausgedehntem Maße, daß ihm sein Zeitgenosse Diagoras darüber einen Vorwurf macht. Dioscorides und Plinius erwähnen seiner ebenfalls, und von dieser Zeit an ist sein Gebrauch ganz gewöhnlich und wird von allen folgenden medicinischen Schriftstellern als Heilmittel empfohlen. Dr. Royle behauptet zwar, daß die von Homer genannte Substanz der Hanf, auf den in dieser Skizze zurückzukommen sich sehr bald Gelegenheit finden wird, gewesen, indem sein Gebrauch sehr alt sei, doch sind die Wirkungen des Opiums und des aus dem Hanf bereiteten Narkoticums zu verschieden in ihren Wirkungen, um verwechselt werden zu können. Das beste und reinste Opium ward in früheren Zeiten in Aegypten, in Kleinasien *) und Persien gewonnen; doch der Mohnsaft Indiens übertrifft in den letzten Jahrzehnten das Product dieser Länder sowohl in Quantität als Qualität, wozu in jener Hinsicht der ungeheure Absatz nach China am meisten beigetragen hat. Die Chinesen, welche, wie alle Orientalen, den Mohnsaft unter dem griechischen Namen Opium kennen, den sie Japien, Amfium oder Anfium aussprechen, beschreiben ihn in ihren naturhistorischen Werken als ein Product der westlichen Länder, Indiens und Persiens. Das Opium scheint erst durch die Araber, welche wenigstens seit dem Beginne des 8. Jahrhunderts einen bedeutenden Handel mit den südlichen Provinzen des Reichs der Mitte betrieben, in dem äußersten Osten Asiens bekannt geworden zu sein, wo man es, wie in Europa, Anfangs blos zu Arzeneien gebrauchte. Aber schon im 15. und 16. Jahrhundert ward es von reichen Schwelgern im südöstlichen, wie in den Ländern des westlichen Asiens als ein Mittel genommen, sich zu berauschen und angenehme Gefühle zu verschaffen. Dem portugiesischen Reisenden Borbosa zufolge, welcher seinen Reisebericht im Jahre 1516 vollendete und China, das er nie betreten, nach den Berichten arabischer und indischer Kaufleute beschrieben hat, nahmen um den Anfang des 16. Jahrhunderts die chinesischen Handelsschiffe von Malakka und anderen Häfen der malayischen Halbinsel unter anderen Gegenständen auch Opium als Rückfracht mit nach Hause. Weder die Portugiesen, welche allein jährlich 800,000 Crusaden Silber nach China brachten, noch die Spanier oder Holländer führten dieses Erzeugniß in China ein. Als aber gegen das Ende des 18. Jahrhunderts der Verbrauch des Thee's in Europa und in allen europäisch civilisirten Ländern, als die Ausfuhr der rohen und verarbeiteten Seide, sowie einiger anderen Erzeugnisse des Mittelreiches sich sehr vermehrt hatten, mußte man nothwendigerweise auf neue Gegenstände der Einfuhr sinnen, um den großen Ausfall zwischen Export und Import zu decken. Die Briten brachten europäisches Zinn und Eisen, Baumwollenzeuge und Tücher nach Canton, und im Jahre 1775 versuchte man es Seitens der anglo-indischen Compagnie zuerst mit einigen hundert Kisten Opium. Vor dem Jahre 1767 betrug die Einfuhr des Opiums von Indien nach China kaum mehr als 200 Kisten; in diesem und den folgenden Jahren wurden bereits vermittelst der Portugiesen in Macao 1000 Kisten nach China gesandt, welche einen bedeutenden Gewinnst abwarfen. Die chinesische Regierung, welche bis jetzt gegen eine geringe Abgabe die Einfuhr dieses Artikels erlaubt hatte, sah ein, welche physischen und pecuniären Nachtheile dies Erzeugniß für die Bewohner des Reiches habe, und ließ ein allgemeines Verbot ergehen sowohl gegen die Einfuhr als den Gebrauch des Opiums. Eine Folge hiervon war, daß der Preis desselben auf das Doppelte stieg, und der Schmuggelhandel mit diesem Stoffe sehr überhand nahm. Die ostindische Compagnie suchte nun, da die Gewinnste so bedeutend waren, sich dieses vortheilhaften Handels zu bemächtigen, und im Jahre 1775 sandte sie, wie gesagt, auf eigene Rechnung einige hundert Kisten mit Opium nach China, die sich bald bis auf viele Tausende vermehrten. Verfolgt man den Import in den letzten vierzig Jahren, so betrug er im Jahre 1816 erst 3210 Kisten, 1830 18,760, 1835 aber bereits 26,018 Kisten in einem Werthe von 17,106,903 Thlrn. Seitdem hat sich aber die Einfuhr des Opiums in China verdreifacht: 1855 wurden 73,655 Kisten eingeführt, die ein Capital von 51,058,873 Thalern repräsentirten.

Ueberraschend wird es gewiß dem Leser sein, hier gleich als Anschluß an den Opium den Salat zu finden. In der That wird aus dem Milchsaft des Salats (Lactuca) in neuerer Zeit ein Stoff gewonnen, das Lactucarium, das in seinen Wirkungen dem Opium nahe kommt. „Wenn man Salat genießt," sagt Johnston in seiner Chemie des Lebens, „so verzehrt man mit den Blättern auch diesen Milchsaft, der das Lactucarium liefert, und viele Leser werden daher bei aufmerksamer Beobachtung finden, daß ein reichlicher Genuß von Salat merklich auf ihren Kopf wirkt. Abends genossen, befördert der Salat den Schlaf; während des Tages übt er einen beruhigenden und besänftigenden Einfluß aus und wirkt der Nervenreizbarkeit entgegen. Dessenungeachtet werden es freilich die meisten Liebhaber des Salats sehr übel nehmen, wenn man ihnen sagt, daß sie denselben hauptsächlich wegen derselben Eigenschaften lieben, welche den Chinesen und Türken ihr Opium so werth machen, daß ihr Appetit auf Salat sich blos dem Grade nach von der krankhaften Opiumgier des eingefleischten Theriaki unterscheidet; kurz, daß sie nur wenig besser als die Opiumesser und Opiumraucher sind."

B—s.

*) Der größte Theil des Opiums, das die türkischen Länder Asiens, sowie die Insel Chios produciren, wird nach Europa exportirt, und Smyrna ist der Hauptausfuhrhafen. Hierher kommt das Opium aus dem Innern Kleinasiens und dem Hinterlande, zehn bis dreißig Tagereisen weit, doch wird das Gewächs von Kaisarieh vorzugsweise geschätzt. Der Opiummarkt dauert in Smyrna vom Juni bis zum December oder Januar, und die jährliche Zufuhr beläuft sich auf etwa 500,000 Pf.

Männer der Zeit.

Karl Albert Graf v. Nesselrode.

Als Geburtstag des berühmten russischen Grafen nennt Herr v. Stramberg (in der III. Abtheilung des Rheinischen Antiquarius) den 14. December 1780, als Geburtsort Lissabon. Sein Vater lebte dort als russischer Gesandter, nachdem er früher französischer Oberst im Regiment Schömberg gewesen war. Er genoß des vollsten Vertrauens der Kaiserin Katharina und wurde von ihr mit Gütern in Liefland beschenkt. Der Sohn erhielt seine Ausbildung in Berlin und wurde dann einem Garderegiment zugetheilt. In der Muße des Garnisonlebens bereitete er sich durch ernste geschichtliche Studien auf die diplomatische Laufbahn vor, zu der er sich berufen fühlte. Kaiser Paul hatte ihn als Adjutanten in seine unmittelbare Umgebung gezogen und schickte ihn in seiner plötzlich auflodernden Leidenschaft für Napoleon nach Paris, um wegen eines Bündnisses zwischen Frankreich und Rußland um den Preis der Ueberlassung der Moldau zu unterhandeln. Der Tod des Czaren machte der kurzen Freundschaft ein Ende, Nesselrode kehrte nach Petersburg zurück, und der neue Czar Alexander ernannte ihn zu seinem Secretär, in welcher Stellung er denselben 1805 nach Oesterreich begleitete, 1807 in Tilsit und 1808 in Erfurt anwesend war. Die Uneinigkeit Preußens und Oesterreichs hatte den französischen Einfluß in Deutschland allmächtig gemacht, und an Rußland sollte nun die Reihe kommen, dem Willen des Alleinherrschers unterworfen zu werden In einer solchen Zeit nimmt die diplomatische Thätigkeit einen anderen Charakter an. Hatte Graf Nesselrode bis dahin nur mit den Höfen zu thun gehabt, so wurde ihm jetzt in Gemeinschaft mit dem Freiherrn v. Stein die Aufgabe gestellt, auf die Völker zu wirken. Dem glühenden, ganz in Haß gegen Napoleon aufgegangenen Stein war die Propaganda, die sein Gehülfe trieb, viel zu matt und saftlos, und in seinem Unmuth nannte er den Grafen „einen kleinen blanken kriechenden Taschenkrebs". Kaiser Alexander dachte von seinem Diener aber anders, und gewöhnlich geschah es auf sein Geheiß, daß Graf Nesselrode Steins ungestüme Worte abschwächte und in sein Feuer Hofwasser goß. Nach der Katastrophe des russischen Winters trat er als der erste Staatsmann seines Landes hervor. Er leitete alle entscheidenden Verhandlungen, sowohl die Breslauer, in denen die näheren Bedingungen des preußisch-russischen Bündnisses festgestellt wurden, als die Reichenbacher über die englischen Subsidien, und die Teplitzer, in denen Oesterreich seinen Beitritt zusagte. Als Napoleons Uebermuth den Congreß von Chaumont nutzlos gemacht hatte, schloß Nesselrode die Quadrupelallianz vom 1. März 1814. In Paris bildete er dann mit Metternich und Talleyrand das diplomatische Triumvirat, das dem besiegten Feinde Gesetze gab.

Auf dem Wiener Congresse waren dem Grafen die auf den deutschen Bund bezüglichen Arbeiten anvertraut. Die Note vom 31. December 1814 über die Einverleibung Sachsens in Preußen und die Theilung Polens hat ihn zum Verfasser. Bei den Congressen von Aachen, Troppau und Verona war er der beständige Begleiter seines Monarchen. Als Capodistrias, der sich mit ihm in das Vertrauen des Kaisers getheilt hatte, wegen seiner Parteinahme für die Griechen beseitigt worden war, verkörperte sich die russische Politik in ihm, wie die österreichische in Metternich. Die beiden großen Diplomaten maßen in den Lemberger Conferenzen ihre Kräfte, und Nesselrode unterlag. Alle seine Künste waren nicht im Stande, Oesterreich von dem Standpunkte, den es zum Schutze des türkischen Reiches eingenommen hatte, einen Zoll breit wegzurücken. Er nahm seine Genugthuung, indem er wenige Jahre später Frankreich und Preußen eng an Rußland heranzog, England durch das „bedauerliche" Ereigniß von Navarin in seine Fäden verwickelte und durch diese Isolirung Oesterreichs den russisch-türkischen Krieg von 1828 und 1829 möglich machte.

Der Thätigkeit, welche Graf Nesselrode in den Jahren von 1830-48 entwickelte, hätten die deutschen Interessen gern entbehrt. Wenn er auf den Congressen von Teplitz, Münchengrätz und Prag die beiden deutschen Großstaaten vor den constitutionellen Ausschreitungen der Mittelstaaten eindringlich warnte, so ermahnte er die letztern, durch einen innigen Anschluß an Rußland sich der Willkür Preußens und Oesterreichs und der künftigen Mediatisirung zu entziehen. Hier wie da betrieb er die Aufnahme Rußlands in den deutschen Bund, wohin es wegen seiner deutschen Ostseeprovinzen gehöre, und wo es das conservative Element bedeutend stärken werde. Als guter Schütze hatte er noch zwei andere Pfeile in seinem Köcher: ein russisch-englisches und ein russisch-französisches Bündniß. Das erstere betrieb er zuerst auf einer Reise, die er 1844 machte, um die Bäder von Brighton zu gebrauchen. Als die englischen Staatsmänner seine Anträge abwiesen, nahm er den zweiten Plan auf. Er nahm seinen Weg nach Paris über Rom, um Pius IX. bedeutende Zugeständnisse für die katholische Kirche Rußlands in Aussicht zu stellen, falls er seine politischen Reformen aufgebe. Das russisch-französische Bündniß scheint dem Abschlusse nahe gewesen sein, als die Februarrevolution die angeknüpften Fäden zerriß.

Die Zeiten der Revolution und der Reaction gaben seiner Feder viel Beschäftigung und nöthigten ihn zu manchen Reisen. Man bemerkte, daß er bei seinen diplomatischen Spaziergängen die Großstaaten vermied, die Cabinete der Mittelstaaten dagegen um so häufiger durch seinen belehrenden Umgang erquickte und selbst das ferne Neapel in den Bereich seiner Wanderungen zog. In Wien fand man in seinen Noten einen bedenklichen stylistischen Rückschritt von dem glatten, verbindlichen Tone der Höflichkeit zu der trockenen und harten Ausdrucksweise des beleidigten Vormunds. Um so glänzender schwang er sich auf, als er den russischen Ueberfall auf die Pforte in eine schonende Ausübung eines nachbarlichen Rechts zu verkehren beauftragt war.

Die große Wendung, die nach der Beendigung des orientalischen Krieges in der russischen Politik eingetreten ist, hat auch der europäischen Wichtigkeit Graf Nesselrode's ein Ende gemacht. Er ist Reichskanzler geblieben, aber Fürst Gortschakoff hat als Minister des Aeußern die wirkliche Leitung der Geschäfte. Unter dem frühern Kaiser galt der Graf für das Haupt der deutschen Partei in Rußland. Mit Unrecht, denn Adelige und Beamte, die keine unabhängige Bewegung machen können und wollen, sind ebenso wenig eine Partei, wie ein Minister, der den leisesten Widerspruch aufgiebt, sobald er ein: Je persiste aus kaiserlichem Munde tönen hört, als ein Parteiführer zu betrachten ist. Er verdankt der kaiserlichen Freigebigkeit unermeßliche Besitzungen im Süden und Westen Rußlands und hat zwei Leidenschaften: seine Musterschäfereien und das Whist. Von kleiner beweglicher Gestalt, ist er ein trockener gesetzter Charakter, der sich in einen undurchdringlichen Ernst hüllt. (14.)

Franz Grillparzer,

österreichischer Dichter, ist zu Wien am 15. Januar 1790 geb., vollendete seine akademischen Studien im Jahre 1811 und trat 1813 in Staatsdienste ein, indem er zuerst „Conceptpraktikant" bei der kaiserlichen Hofkammer wurde. Der Leser mag sich in diesen und ähnlichen specifisch österreichischen Ausdrücken zurechtfinden, so gut es geht. Seit 1819 Privatsecretär bei der Kaiserin, ernannte man ihn 1823 zum „systematisirten Hofconcipisten" und 1832 zum Archivdirector, welche letztere Stelle er jetzt

noch inne hat. Das ist eigentlich Alles, was aus seinem Leben mitzutheilen wäre, da Grillparzer stets ein sehr einfaches, ruhiges, auf sich beschränktes Dasein führte und nicht blos den politischen Angelegenheiten, sondern auch dem eigentlich litterarischen und künstlerischen Verkehr fern blieb. Seine Vaterstadt Wien, dies „Capua der Geister", wie er sie selbst schilt, hat er nur zweimal auf kurze Zeit verlassen, leider aber nicht um Deutschland, sondern 1819 um Italien, und später, um die Türkei, Kleinasien und Griechenland kennenzulernen. Seine Anwesenheit in letzterem Lande fiel gerade mit den Stürmen des Befreiungskampfes zusammen; aber es kam damit keine politische Sympathie über den Dichter Oesterreichs, der unter Metternich Beamter war, mithin kein Philhellene sein durfte, auch wenn er für ein Volk, das sich frei macht, fühlte. Wir kennen vom edlen, tiefsinnigen Grillparzer, der doch so innig für Menschenweh fühlt, kein Griechenlied; der alte Archivar müßte denn in seinem Pulte Verse dieser Art verschlossen halten. Wir tadeln ihn deshalb nicht; die deutsche Muse hat sich zu oft und zu sehr auf Kosten ihrer eignen Nation für fremdes Völkerschicksal begeistert und ihre Kraft vergeudet, selbst Lenau's Polenlieder lassen uns nur beklagen, daß soviel Flammen nicht ins eigene Vaterland schlugen. Es gehört aber zu Grillparzers Charakteristik, das seine Muse weder daheim noch anderswo im Bereich der Völker sich wohl fühlte. In seinem „Ottokar" ist er dem böhmischen Löwen, dem Habsburgischen Rudolph gegenüber, nur sehr verstohlener Weise gerecht geworden. Es gehört zu Grillparzers Wesen eine lyrische Vertiefung in sich selbst, die nirgends sich heimisch weiß und in seiner Person auch als Mensch an Vereinsamung grenzt.

In Deutschland außerhalb Oesterreichs hat Grillparzer nur zur Zeit der spanischen Romantik im Drama Epoche gemacht, mit seiner „Ahnfrau", welche mit lyrischer Gewalt die ganze Krankhaftigkeit dieser Richtung zum Ausdruck brachte und eigenthümlicher, auch als Symptom bedeutsamer war als alle Erzeugnisse der Nachahmung und Nachfolge. Im ganzen nördlichen Deutschland ist Grillparzer zu wenig bekannt und von den meisten Litterarhistorikern, auch von Gervinus, durchaus nicht nach Verdienst gewürdigt; seine späteren dramatischen Werke sind von den meisten Bühnen schon wieder verschwunden oder haben auf denselben gar keinen Eingang gefunden, und nur eigentlich im Hofburgtheater erscheint dann und wann eines seiner Stücke aufs neue, gleichsam um den Wienern Gelegenheit zu geben, sich des in ihrer Mitte lebenden, still verborgenen Altvaters ihrer Poeten zu erinnern. Es war 1817, als allenthalben seine Ahnfrau die Runde über die Bühnen machte und die Hörer lange Zeit hindurch zu begeistern verstand. Sie hielt sich bekanntlich in dem Kreise jener eben damals in der höchsten Gunst stehenden Dramen, welche der „Schuld" und dem „vierundzwanzigsten Februar" auf dem Fuße folgten; ja, noch mehr, sie brachte das Genre der Schicksalstragödien eigentlich zum Abschluß, indem sie das Höchste leistete, was darin zu leisten war, und so alle späteren Versuche darin unnütz machte. Die Erfindung in der Ahnfrau ist unheimlicher, sinnloser und auch undramatischer, als in allen anderen hierher gehörigen Stücken; das Schicksal kettet sich in ihr nicht nur an ein bestimmtes Datum, oder wüthet aus unsichtbarem Versteck blind gegen eine bestimmte Familie, sondern es tritt lebendig vor unsere Augen und erscheint personificirt in einem Gespenste, welches ebenso sehr dem Rationalismus unserer Zeit, als den Gesetzen der Tragödie, die die concreten Erscheinungen des Lebens vergegenwärtigen soll, Hohn spricht. Und dennoch zeigt sich in dem Stücke ein theatralischer Verstand, nach dem wir in den Productionen der Müllner und Werner vergebens suchen. Die Composition ist eine durchweg in sich abgeschlossene und vollendete, und die Sprache vermag uns zu ergreifen, trotzdem sie ganz unnatürliche Situationen verdeutlichen muß. — Von den Nachtunholden der Romantik schweifte Grillparzers Phantasie sogleich über zu den heiteren und lebensvollen Gestalten der griechischen Sage, aber er konnte sie nicht in plastischer Weise zur Erscheinung bringen. Im Gegentheil, er blieb auch auf classischem Boden immer derselbe Romantiker. „Sappho" (1819), die feingebildete Griechin, das sittlich groß denkende und edel entsagende Weib, sowie „Medea" (im „goldnen Vließ", 1822), die Barbarin, welche sich durch verschmähte Liebe zu wilder Raserei und schaudervollem Verbrechen hinreißen läßt — also zwei vom gleichen Affect erfüllte und dennoch contrastirende Charaktere — sie beide mußten in ihrem Innern viel größere Modulationen vor sich gehen lassen, als Goethe z. B. seiner Iphigenia zugemuthet hatte. Die neumodische Sentimentalität, welche dem Hellenenthum nicht einmal dem Namen nach bekannt war, wuchert in diesen Grillparzer'schen Gedichten so üppig, als wären es verweichlichte Menschen aus der Kotzebuezeit Deutschlands. Gleich von vornherein leistete Grillparzer auf alles dramatische Leben Verzicht in seinem dritten, dem classischen Alterthum entlehnten Stücke, welches unter dem Titel „des Meeres und der Liebe Wellen" (1840) die Sage von Hero und Leander scenisch darstellen sollte; er begnügte sich hierin mit den einzelnen lyrischen Effectstellen, die freilich voll hoher Schönheiten sind, wie denn überhaupt stets bei Grillparzer die lyrische Erhebung über allen Tadel erhaben, und nur der das Ganze durchdringende Gedanke, die geistige Auffassung, die Grundempfindung eine verfehlte ist. War die antike Welt für Grillparzer ein fremdartiges Gebiet, so gilt das fast in noch höherem Grade von der deutschen historischen Vorzeit, welche ihm zu den zwei Stücken „König Ottokars Glück und Ende" (1825) und „Ein treuer Diener seines Herrn" (1830) die Stoffe gab. Hier fehlt durchweg jener geschichtliche Sinn, welcher z. B. die gewaltigen, den Thatsachen an Großartigkeit gleichkommenden Königsdramen Shakspeare's schuf. Man hat darauf aufmerksam gemacht, wie das erste der beiden Stücke für den österreichischen Patriotismus ungefähr dieselbe Bedeutung habe, wie Kleists „Prinz von Homburg" für den preußischen. Wir werden auch im „treuen Diener" an Kleist erinnert, über dessen Käthchen Bancbanus noch weit hinausgeht, insofern jene doch wenigstens den Affect der Liebe, die sinnliche Leidenschaft zur Entschuldigung hatte für das Ertragen jeder möglichen Demüthigung und eine Anhänglichkeit, die fast an Hundetreue grenzt. Auch hier treffen wir auf eine romantische Sentimentalität, welche in Grillparzers dramatischem Märchen „der Traum ein Leben" gipfelt. Statt Shakspeare zum Muster zu nehmen, neigte sein Talent zu Calderon; er dichtete das genannte Stück ganz in dessen Manier, als nominelles Gegenstück zum „Leben ein Traum". Von dem der Bühne so nöthigen Realismus ist hier nicht im entferntesten die Rede, und wenn z. B. der „Macbeth" es verdient, die Tragödie des Ehrgeizes genannt zu werden, so wird das Grillparzer'sche Stück als Schattenspiel des Ehrgeizes bezeichnet werden können. Grillparzers Poesie entsprang aus dem von der romantischen Schule ausgebeuteten und zum Extrem fortgeführten Princip von der Poesie als einer Traumwelt im Gegensatz zur Wirklichkeit; aber der enge Horizont eines an den grünen Tisch gefesselten Wiener Beamten unter dem alten Regiment machte diese Richtung zur entschiedenen Caricatur. Wir versprechen uns auch nicht mehr von den verschiedenen Dramen, die Grillparzer noch vollendet haben soll, ohne sie veröffentlichen zu wollen, von einer „Libussa", einem „Hannibal", einem „Rudolph II., — wenn sie wirklich existiren sollten. Ein ächter Dichter ist Grillparzer ohne Zweifel, und er besitzt die Göttergabe poetisch schöner Empfindung und Schilderung. Unter dem ganzen zahlreichen Epigonengeschlecht, das nach Goethe und Schiller Platz ergriff am deutschen Parnaß, ragt er hervor durch sein Talent nicht minder wie durch die Reinheit seines künstlerischen Gefühls, welches ihn stets nur die höchsten Ziele verfolgen und von allem Niedrigen und Gemeinen absehen ließ. Ja, so ernst dachte er von seiner Kunst, daß ihm dies, als er ein einziges Mal eine Komödie zu schreiben begann, zum Nachtheil ausschlug. Seine Muse

hatte durchaus nicht die Gabe, auf den Schwingen des Humors sich über die Schranken von Ort und Zeit zu erheben oder die Welt im Lichte des Witzes zu überblicken, und so hat denn sein sogenanntes Lustspiel „Weh' dem, der lügt!" (1840) auch gar nichts an sich von jener idealisch freien Heiterkeit, welche das ächte Lustspiel erzeugt. Eine gewisse hypochondrische Engherzigkeit und Befangenheit machte sich nicht minder in der Novelle „der arme Spielmann" geltend, welche in dem Taschenbuche des Grafen Mailath, der „Iris" für 1840, gedruckt erschien. In gewisser Hinsicht freilich ist dieselbe ein kleines Meisterwerk, ein Cabinetsstück virtuoser Ausmalung des Einzelnen und im Anfang von soviel Frische und Lebenswahrheit, wie man sie von dem ergrauten Romantiker Oesterreichs gar nicht erwartet hätte. Aber weiter hinein hört dieser glückliche und gesunde Realismus der Schilderung ganz und gar auf, und wir machen die Bekanntschaft eines geistig und körperlich verkümmerten, halb blödsinnigen Alten, für den wir uns durchaus nicht zu erwärmen vermögen. Es ist eine poetische Feier jener Cretinen, die in einzelnen Landschaften Oesterreichs so zahlreich zu finden sind. Grillparzers Styl in dieser Novelle ist meisterhaft. Von seinem dramatischen Styl kann man das nicht sagen, denn seine Lyrik überwältigt zu sehr die dramatische Haltung.

Grillparzers lyrische Gedichte sind der kräftigste Ausdruck seiner innern, überall sonst gezügelten oder krankhaft verirrten und unterdrückten Kraft. Mitunter athmen sie sogar eine epigrammatische Schärfe, die, meisterhaft in der Form, dem Inhalte nach wie heimliche Rache für versagte Freiheit im offnen Flügelschlage klingt. Um so mehr muß man bedauern, daß er trotz mannichfacher Ermunterung sich bis jetzt noch nicht hat entschließen können, seine Gedichte, von denen nur die allerwenigsten in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, gesammelt herauszugeben. Wir erinnerten schon an sein bedeutsames Gedicht auf Wien, das „Capua der Geister"; in den letzten stürmischen Jahren wagte sich auch seine Muse aus der stillen Klause auf den lärmenden Markt der Tagesereignisse, und den Heldengreis Radetzky im Gesange zu feiern. Diesem Helden Oesterreichs gegenüber überfällt ihn das Bewußtsein seiner Schwäche, und auf seine Lippen tritt das Geständniß: „In Deinem Lager ist Oesterreich; wir Anderen sind nur Träumer!" Es ist schlimm, wenn ein bedeutender Sänger seiner Nation dies sagen muß, Angesichts der großen Bedeutsamkeit, die sein Staat haben würde, wäre er so deutsch, wie Kaiser Joseph ihn haben und allzu gewaltsam umschaffen wollte.

(22.)

Ludwig Spohr.

Als Sohn eines Arztes in Braunschweig am 5. April 1784 geboren, nahm der junge Spohr bei dem damals geschätzten Violinisten Maucourt Unterricht im Violinspiel und entwickelte darin schnell Lust sowohl wie Talent für die Musik. Seinem innern Drange nachgebend, widmete er sich bald darauf dem Studium der Tonkunst ganz und gar, und trat nach erlangter Reife als Kammermusikus in die Capelle des Herzogs von Braunschweig. Unterstützt von diesem Letzteren, machte er später mit seinem zweiten Lehrer, dem Violinspieler Eck, eine Reise nach Rußland, woran sich seit 1804 weitere Kunstreisen in Deutschland, Frankreich und Italien anschlossen. Sein Ruf als erster Violinvirtuos seiner Zeit ward dadurch festbegründet, sowie es ihm denn auch damals schon gelang, als Tonsetzer, besonders der Violinconcerte, die er selber spielte, allgemeine Anerkennung zu finden. Im Jahre 1805 wurde er zum herzoglichen Concertmeister in Gotha ernannt, und in dieser Stellung war es, wo er außer verschiedenen Musikstücken für Violine, Clarinette und Harfe auch mehrere schöne Lieder, das Oratorium „das jüngste Gericht", und zwei Opern „Alruna" und „den Zweikampf der Geliebten" componirte. Seit 1813 wirkte er als Capellmeister in Wien und war hier besonders zur Zeit des Congresses der Held des Tages, dessen in großartigem Style angelegte Oper „Faust" — gewiß ein Stoff, den musikalisch behandelt zu haben ein außerordentliches Wagstück genannt werden muß — damals ebenso laute und nachhaltige Begeisterung erweckte, wie die der Zeitstimmung entsprechende Cantate „die Befreiung Deutschlands". Auch sein berühmtes Octett und Nonett, nicht minder mehrere seiner trefflichsten Quartette stammen aus jener Zeit, und man kann sagen, daß sich Spohr damals auf dem Gipfel seines Ruhmes und zugleich in der Blüthe seines Schaffens befand. Im Jahre 1817 siedelte er als Musikdirector nach Frankfurt a. M. über, wo er die nicht sehr beliebte Oper „Zemire und Azor" (1818) schrieb. Das folgende Jahr verlebte er in London; er erwarb sich dort, vornehmlich durch seine zweite große Symphonie, die er für die dortige philharmonische Gesellschaft componirt hatte, eine bedeutende Popularität, die sich bis auf den heutigen Tag frisch erhalten und bei seinen in der Folge sich noch mehrmals wiederholenden Anwesenheiten in England immer erneuert hat. Nach der ersten Rückkehr aus London hielt er sich in Dresden auf, bis er 1822 zum Hofcapellmeister in Cassel ernannt wurde. Hier vollendete er im nächsten Jahre die „Jessonda", welcher später noch vier andere Opern folgten: „der Berggeist" (1825), „Pietro von Abano", „der Alchymist" und „die Kreuzfahrer" (1844). Auch schrieb er in Cassel unter vielen anderen Orchesterstücken seine Doppelquartette, sowie seine Doppelsymphonie; er versuchte damit ein neues Genre der Musik einzuführen, ohne daß er jedoch Nachahmer darin fand. In seinen großen Oratorien: „die letzten Dinge", „des Heilands letzte Stunden" und „der Fall Babylons" bewährte er sich schließlich noch als Meister der Kirchenmusik, und besonders das letztere, im Jahre 1840 für ein großes englisches Musikfest geschrieben, hat jenseit des Canals nicht minder als im Vaterlande, als es neu war, enthusiastische Aufnahme gefunden. — Sein Austritt aus dem hessischen Staatsdienste fand vor einiger Zeit unter Umständen statt, die den hochbejahrten, länger als ein Menschenalter im Dienste der Kunst sowie seines Hofes treu und eifrig befundenen Mann bitter kränken mußten, wogegen ihm ganz vor kurzem beim 50jährigen Jubiläum des Prager Conservatoriums Tribute der Anerkennung und Verehrung gezollt wurden, die die Mitlebenden ihm allein schon als dem derzeitigen Altmeister deutscher Tonkunst schuldig waren. Die Kränkungen, die ihm in Cassel widerfuhren, hätten ihn schon früher veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen, wäre das Herz des alten Meisters — er ist Botaniker aus Liebhaberei — nicht seinen Treibhäusern und Gärten so treu gewesen.

Spohr hat während der langen Dauer seiner Productivität viel Ehre davongetragen und in der Heimath wie in der Fremde großen Ruhm eingeerntet. Indessen hat sich dieser Ruhm doch nicht nachhaltig genug erwiesen, um stärkeren Elementen einer musikalischen Neuzeit gewachsen zu sein. Spohr ist wesentlich elegisch, und so vorherrschend, daß seine Elegie an Süßlichkeit grenzt. Die deutsche Oper nach ihm sucht schärfer zu charakterisiren, ist aber gegen unseren „Schwan von Cassel" melodienarm. Von den Opern Spohrs hat sich nur eine einzige auf der Bühne erhalten, nicht „Faust", wiewohl man die Festpolonaise zu den Lieblingsstücken der deutschen Nation zählen muß, nicht „Zemire und Azor", trotz dem süßen Schmelz der weichen Entzückung, die dem italienischen Bellini die Spitze bietet, sondern allein „Jessonda"; von seinen Liedern sind auch nur noch einige im Munde des Volkes lebendig, vornehmlich das „Bild der Rose" („Rose, wie bist du so reizend mild") u. a. Wir rühmen die Leiter des Prager Säcularfestes, daß sie mit der Aufführung der Jessonda dem Altmeister der deutschen Musik unter den Lebenden die Ehre erwiesen.

(22.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 35. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 28. August.

Inhalt.

Ein „Winterfrühling" in Nizza.

Nächst Neapel und Palermo gehört wohl Nizza zu den angenehmsten Winteraufenthalten in ganz Italien, und ein namhafter Theil jener Fremdenzüge, welche dem kalten unfreundlichen Norden jedesmal beim Eintritt der rauhen Jahreszeit den Rücken kehren, wendet sich nach jener freundlichen und netten Stadt, die sich in den warmen Strahlen der südlichen Sonne und umgeben von einer herrlichen Natur an dem Ufer des schönen Mittelmeeres erhebt.

Am entzückendsten stellt sich Nizza den Blicken des Fremden dar, wenn er sich von Frankreich her der Stadt nähert; unweit der Var-Brücke, welche die Grenze zwischen Frankreich und Italien bildet, biegt der Wagen plötzlich um eine Felsenecke, und das ganze wundervolle Panorama erscheint wie mit einem Zauberschlage vor den Augen des Ankömmlings. Im Hintergrunde thürmen sich die schneebedeckten Gipfel der Meeralpen auf, die von einer niedern, braungrauen und kahlen Gebirgsreihe umgürtet sind, unter welcher sich wieder ein dritter Gebirgszug mit den schönsten Oliven- und Pinienwäldern bis zu dem Meeresufer hinstreckt. In einem Thaleinschnitt, der sich gegen das Meer zu öffnet, liegt die Stadt Nizza in einem Halbkreise, und spiegelt sich mit ihren netten weißen Häuserreihen in den azurfarbigen Wellen des Mittelmeeres. Von den Höhen, die zur Linken liegen, beherrscht die alte Feste Monte-Albano die Stadt und das am entgegengesetzten Bergabhange liegende Hafenstädtchen Villa-Franca. Der nämliche Höhenzug streckt sich dann gegen das Meer hin und bildet ein kleines Vorgebirge, das mit einer weiter rückwärts parallel laufenden Küstenzunge das Hafenbecken von Villa-Franca umschließt. Auf der äußersten Spitze des genannten Küstenstreifs erhebt sich der Leuchtthurm von Villa-Franca, welcher zur Linken als Grenzpunkt des Panorama's von Nizza betrachtet werden kann. Die ganze Thalfläche gleicht einem herrlichen Garten. — Zwischen anmuthig gelegenen Dörfern, Klöstern und Villen breiten Orangen-, Citronen und Olivenwälder ihre Schatten aus. Tropische Dattelpalmen, riesige Cactusgewächse und Aloen besäumen die Straßen und Fußwege. Das ganze Land duftet buchstäblich von den herrlichsten Wohlgerüchen der verschiedenartigsten Pflanzen und Blumen. Myrten-, Rosmarin-, Lavendel-, Jasmin- und Rosengesträuche wachsen hier wild, und aus den Hecken und dem Grasteppich der Wiesen blicken Millionen von Veilchen hervor, mit denen man hier einen einträglichen Handel treibt. Und alle diese Herrlichkeiten der Natur sind in der Mitte des Winters, wenige Tage vor Neujahr zu schauen! — Die Stadt ist durch den Gebirgsfluß Paglione, dessen Bett aber meistentheils trocken liegt, in zwei Theile getrennt, wovon jener am rechten Ufer die neuere Stadt und das eigentliche Fremdenquartier begreift. Ungeheure Häuservierecke von drei bis vier Stockwerken erheben sich an den beiden Ufern des Paglione und bilden die Quais Ponte vecchio, Masséna, Quai du midi, und die Plätze Masséna und Carlo Alberto. Es wäre indessen gewagt, wenn man diese unförmlichen, schmuck- und architekturlosen Häusermassen schön nennen wollte, und man sieht es ihnen beim ersten Blicke an, daß sie der geldgierige Speculationsgeist als bloße Fremdenkasernen erbaute. Geht man vom Quai Masséna der Mündung des Paglione zu, so gelangt man nach dem Place du jardin public, der gegen das nur wenige Schritte entfernte Meer offen liegt und mit seinen Gartenanlagen, die freilich nicht sehr bedeutend sind, einen Lieblingsspaziergang der Fremden bildet. Dieser Platz ist auf der Süd- und Ostseite wieder von einer Reihe der schon beschriebenen Fremdenkasernen eingefaßt, die alle die Aussicht gegen die Stadt oder das Meer haben. Von dem Jardin public kommt man, unmittelbar dem Meere entlang, nach der Promenade „des Anglais". Hier, an der rechten Ecke der östlichen Häuserfronte und auf der Grenzscheide des Jardin public und der Promenade des Anglais möchte ich den Fremden bitten, einen Augenblick zu verweilen und das vor ihm liegende Panorama zu betrachten. Von hier übersieht man den schönsten Theil der Stadt mit dem Pont-neuf und den Quais zu beiden Seiten des Paglione. Weiter rückwärts gegen die eingehende Winkelspitze zu erblickt man das Quartier des Place Victor, den Pont vieux und die Baumreihen auf dem Boulevard gleichen Namens. Im Hintergrunde er-

heben sich Oliven- und Pinienberge mit anmuthigen Schlössern und Villen, während die hinterste Staffage der Montcau oder Montchauve bildet, dessen Gipfel 867 Meter über der Meeresfläche liegt. Zur Rechten ziehen sich die früher beschriebenen Höhen von Villa-Franca mit der Feste Monte-Albano hin, welche oberhalb der beiden Hauptthürme der Stadt mit einer Gebirgseinsattlung beginnen, über die bei einem durch röthliche Felsen kennbaren Abhang die Straße nach Villa-Franca zieht. — Diese ganze wundervolle Scenerie ist dem Meere zugewendet, das mit seinem unbeschreiblich schönen Blau den fernen Horizont besäumt, und mit Millionen Strahlen in der funkelnden Sonne des Südens leuchtet! — Auf dem linken Ufer des Paglione ist vornehmlich die Rue du Pontneuf, Place St. Dominique, Rue du Cours oder kurzweg Corso, und der hübsche Quai du midi zu bemerken, welche ebenfalls zu den gesuchtesten Quartieren der Fremden gehören. Geht man durch die Platanenallee des Corso an den Cafés vorüber, so gelangt man zu einem Arkadenthor und durch dieses in die Rue des Ponchettes, welche unterhalb einer luftigen Terrasse zu einem Felsenplateau am Meere, und von dort zum Hafen „Lympia" führt. Die Felsenecke, um die man biegt, nennt man im nizzardischen Patois „Rauba Capeu", d. h. „Hutraub", weil man hier fast immer von einem verrätherischen Windstoß überfallen wird, der nicht selten die Kopfbedeckung des Unvorsichtigen in das Meer schleudert. Hinter dieser Felsenecke eröffnet sich dem Fremden mit einem Schlage ein neues entzückendes Panorama, das ihm von der Stadtseite völlig verborgen und verschlossen ist. Es ist dies der kleine Hafen von „Lympia", der in einem wunderschönen Bergkessel liegt, dessen Abhänge dichte Olivenwaldungen, kokette Villen und Häusergruppen bedecken. An dem Hafen befindet sich das Zollgebäude und der commercielle Stadttheil, der mit Ausnahme des Oel- und Citronenhandels ziemlich bedeutungslos ist. Ein Paar Uferbatterien und ein kleiner Leuchtthurm vermehren als eine hübsche Zugabe das Malerische des Bildes.

Kehren wir nun wieder über den Pont neuf nach dem rechten Ufer des Paglione zurück, um eine noch allgemeinere Uebersicht dieses Stadttheils zu geben. Ein sehr besuchter Spaziergang ist die Promenade des Anglais, welche sich zur Linken hart am Meere bis zum Pont magnan hinzieht. An der rechte Seite dieser Promenade befinden sich einige hübsche Landhäuser und das schöne und große „Hotel Victoria". Wenn man diese zahlreichen Villen und Landsitze betrachtet, so bemerkt man sogleich, daß die Gartencultur in Nizza nicht besonders vorgeschritten ist, was uns bei der herrlichen Vegetation des Landes doppelt bedauerlich erscheint. Ueberall wuchert Unkraut, die Wege sind nicht gesäubert, und die Anlagen verrathen einen unharmonischen, geschmacklosen Plan. — Wir können von dem Pont magnan, der am äußersten Ende der Promenade liegt, auf der unsern vorüberführenden französischen Hauptstraße und durch die Rue de France nach der Stadt zurückkehren. Man nennt diesen Theil Nizza's auch Faubourg de la Croix de marbre, und zwar von einem Marmorkreuze in der Rue de France, an welches sich eine historische Erinnerung knüpft. An diesem Punkte kamen nämlich Papst Paul III., Kaiser Karl V. und Franz I. König von Frankreich zusammen, um in der Stadt Nizza eine Art Congreß zu halten. Die Veranlassung hierzu war folgende. Die Feindseligkeit, welche zwischen dem Kaiser Karl V. und König Franz I. herrschte, hatte Europa schon zu verschiedenen Malen aufgeregt, und die Annäherung des Herzogs Karl III. von Savoyen an Karl V. bot dem König von Frankreich einen neuen Anlaß zum Kriege. König Franz überfiel plötzlich die Staaten des Herzogs von Savoyen, indem er unter Anderm angab, daß Nizza früher zu Frankreich gehört habe. Der König eroberte in einem Zuge einen großen Theil des Landes, worauf auch Karl V. mit einem Heere hereinbrach, und den Rest der savoyischen Staaten unter dem Vorwande seiner „eigenen Sicherheit" besetzte. Die Lage des Herzogs wurde immer bedenklicher, als endlich der Papst Paul III. Farnese als Vermittler in diesem Streite auftrat. Er brachte einen Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Parteien und eine Zusammenkunft der drei Fürsten in Nizza zu Stande, welches damals der einzige feste Platz war, den der Herzog von Savoyen in seinem Reiche besaß. Die drei Souverains machten sich nun um die Mitte des Jahres 1538 auf den Weg. Franz I. verließ Fontainebleau und kam in Villeneuve über dem Var an, wo er in der Umgebung von Baumettes ein kleines Haus bezog. Karl V. schiffte sich in Barcelona auf der Flotte des Andreas Doria ein, und erschien vor dem Hafen von Villa-Franca, wo er sich aber nicht ausschiffen wollte. Er verblieb vielmehr am Bord der Galeere „Santiago" und verkehrte mit dem Ufer mittelst einer langen hölzernen Brücke. Der Papst Paul III. stieg in dem Kloster zum „heiligen Kreuz" ab, welches damals außerhalb der Stadt und gerade an der Stelle lag, wo sich heute das Marmorkreuz erhebt. Der Papst war indessen mit dieser Wohnung sehr unzufrieden. Er behauptete, daß er in seiner Eigenschaft als „Oberhaupt der Christenheit", und zur „Sicherheit seiner geheiligten Person", die Stadt nur als „Herr und Gebieter" bewohnen könne, und verlangte vom Herzog von Savoyen, man solle ihm, — dem Papste, — das feste Schloß von Nizza einräumen und zur Verfügung stellen. Nach langen Conferenzen und besonders auf das Andringen des Kaisers Karl gestattete endlich der Herzog jenes Verlangen und gab zur Räumung des Schlosses die nöthigen Befehle. Allein die Bürger von Nizza, welche mit den Soldaten im Schlosse Wache hielten, bemerkten bald, daß man mit den Effecten des Papstes auch Waffen einschmuggelte, und befürchteten nicht mit Unrecht eine Falle. Unter dem Feldgeschrei Savoie! Savoie! vive Savoie! erhoben sie sich wie ein Mann, führten den jungen Prinzen Emanuel Philibert im Triumphzug auf das Schloß, zogen die Zugbrücken auf und schwuren, sich eher unter den Trümmern der Feste begraben zu lassen, als sich an einen Fremden zu ergeben. Dieser heldenmüthige Entschluß bewahrte den Bewohnern Nizza's die Unabhängigkeit, und dem Herzog von Savoyen die Stadt und den Staatsschatz, der sich unter der Obhut der Garnison in dem Thurme „Bellanda" befand. Wie es sich später zeigte, hatte man mit der Vertheidigung des Schlosses einen sehr weisen Entschluß gefaßt, denn sowohl Franz I. wie Karl V. und der

Papst hegten gegen den Herzog von Savoyen die verrätherischsten Absichten.

Gerade dem heutigen „Marmorkreuze" gegenüber erhebt sich ein zweites Monument, eine etruskische Säule aus weißem Marmor. Das päpstliche Wappen und die lateinischen Inschriften am Fußgestelle erinnern die Nizzarden an die Durchreise des Papstes Pius VII. im Jahre 1809 und 1814. Das Monument erhebt sich an der Stelle, wo die Bewohner Nizza's aller Classen den aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Papst (1814) erwarteten, um ihn mit stürmischem Jubel zu empfangen. Die Pferde des päpstlichen Wagens wurden ausgespannt, und derselbe von dem Volke nach der Kathedrale St. Reparata gezogen, wo Papst Pius VII. den versammelten Bewohnern der Stadt und der Umgegend den Segen ertheilte. — Der Fremde kann auf zwei verschiedenen Wegen nach dem alten Schlosse gelangen, von welchem wir eben sprachen, er schlägt entweder die Straße über den Corso durch die Rue des Ponchettes gegen die Felsenecke „Rauba Capeu" ein, oder geht das linke Ufer des Paglione bis zu dem Place Victor hinauf, wo die Schloßstraße bei der Infanteriekaserne ihren Anfang nimmt. — Die Gründung des Schlosses und der Stadt Nizza, welche früher größtentheils auf dem felsigen Abhange des Berges lag, reicht bis in die ältesten Römerzeiten hinauf. Im Mittelalter wurde das Schloß durch die Genueser zerstört, später aber von Rumeo de Villeneuve, Gouverneur des aragonischen Königs Raimond Berengar V. wieder aufgebaut. Unter dem Herzog Karl III. von Savoyen (1517) wurde die Feste zu einer Citadelle ersten Ranges umgeschaffen, und ein großer Theil der Häuser, die sich vor den Wällen befanden, niedergerissen. Im Jahre 1560 fügte man noch weitere Befestigungen hinzu, und die Citadelle galt damals als der stärkste Punkt in ganz Italien. Sie widerstand auch wirklich den Angriffen der Türken und Franzosen im Jahr 1643, aber 1691 wurde sie durch die Franzosen unter Marschall Catinat erobert, nachdem die Explosion eines Pulvermagazins eine gräuliche Verwüstung im Innern angerichtet hatte. Im Jahre 1698 wurde das Schloß durch den Marquis Corail wieder hergestellt, aber der Herzog von Berwick nahm es 1706 mit Sturm und zerstörte es vollends. Seit dieser Zeit wurde es nicht wieder aufgebauet, und heute sind nur noch hier und da die Grundmauern erhalten, die man zu Terrassen für Lustwandelnde umgeschaffen hat. Eine schöne Promenade nimmt jetzt die Abhänge und den Gipfel des Berges ein, und dunkle Cypressen-Alleen, Aloen, Zwergpalmen und duftende Blumen erheben sich an der Stelle, wo ehemals wilder Krieg und Kampf gewüthet. Die Aussicht von der obersten Terrasse ist wahrhaft entzückend. Die ganze Stadt Nizza mit ihren Orangengärten und nachbarlichen Villen liegt mit der weiten, tiefblauen Fläche des Meeres vor den Blicken des Beschauers. Im Rücken erheben sich die immergrünen Olivenberge, die grauen sterilen Vorgebirge der Alpen, und endlich diese selbst mit ihren schneebedeckten Häuptern. Rechts an der Meeresküste schwebt das Auge nach Frankreich hinüber und erblickt als äußersten Grenzpunkt unter den blauen Bergen von Estérel die Landzunge von Antibes.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Nizza besuchten wir das interessante Cimiez oder lateinische Cimeneum. Der Weg dahin führt über sanfte Anhöhen oder durch die Einfriedigungen eleganter Villen, die unter dem Schatten von Orangen-, Oleander- und Lorbeerzweigen frisch und anmuthig auf die schöne Landschaft schauen. Nach einer dreiviertelstündigen Wanderung kamen wir auf ein kleines Plateau und durchschritten eine herrliche Olivengruppe, die der herannahende Abend mit einer eigenthümlichen, heiligen Stille umgab. Wir hielten vor dem Gitterthore der Villa „Dianentempel", welches uns die Leute, die im Garten arbeiteten, bereitwillig öffneten. Das Wohnhaus dieser Besitzung ist verlassen und in schlechtem Zustande; auf dem Vorplatze des Hauses wuchert Gras und allerlei Unkraut, und die Fenster sind zum Theil blind oder mit Brettern verschlagen. Zur rechten Seite des Thores ist ein römischer mit Lilien verzierter Säulenschaft aufgestellt, dem vielleicht ein früherer Besitzer und Antiquitäten-Liebhaber diese Stelle anwies. Bei dem gegenwärtigen Eigenthümer des Hauses mag die Neigung für das Alterthum wohl nicht vorherrschen, denn er könnte sonst unmöglich die Reste der römischen Baudenkmäler, die sich auf seinem Grund und Boden befinden, so vernachlässigen. Unmittelbar neben dem Wohnhause erblickt man nämlich bedeutende Ueberbleibsel eines römischen Gebäudes, über dessen einstige Bestimmung die Alterthumsforscher nicht einig sind. Die Einen geben es für einen Apollo-, die Andern für einen Dianentempel aus.

Ganz Cimiez ist eigentlich nur ein großes Grabmal, denn unter diesen duftenden Gärten und niedlichen Baumpflanzungen schläft die alte Römerstadt, die einst 40,000 Einwohner zählte. Ein wehmüthiges Gefühl durchzog meine Brust, als ich die Hügel hinaufschritt, welche das matte Silbergrau der Oliven in ein mystisches Dunkel hüllte. Ich sah im Geiste die einst lebhafte Stadt, den Circus mit seinen kühnen Gladiatoren und geschmückten Zuschauertribunen! — Unwillkürlich fielen mir ein paar Strophen aus Victor Hugo's jüngst erschienenen „Contemplations" ein, worin der Dichter unter Anderm sagt:

„Brillez pour disparaître et montez pour descendre!
Le grain de sable dit dans l'ombre au grain de cendre:
Il faut tout engloutir.
Où donc est Thèbes? dit Babylone pensive.
Thèbe demande: Où donc est Ninive? et Ninive
S'écrie: Où donc est Tyr?

Les races vont au but qu'ici-bas tout révèle;
Quand l'ancienne commence à pâlir, la nouvelle
A déjà le même air;
Dans l éternité, gouffre où se vide la tombe,
L'homme coule sans fin, sombre fleuve qui tombe
Dans une sombre mer."

Heute sind von dem alten Cimeneum nur ein paar malerische Trümmer übrig, bekränzt von dem frischen Grün der südlichen Pflanzen, während aus den Ritzen der Ruinen zarte Veilchenbouquets ihre Düfte durch den Hain senden.

Eine tiefe Kirchhofsstille liegt über diesen schattigen Hügeln gebreitet, die nur zuweilen von den Glocken des nahen Klosters unterbrochen wird. — Es scheint, daß Cimiez einst die Haupt-

stadt der Meeralpen und der Sitz eines Procurators oder römischen Präfecten gewesen, welche Vermuthung durch die Entdeckung zweier Steininschriften auf dem Landgute des Grafen Garin fast zur Gewißheit geworden ist. Die erste dieser Inschriften lautet:

P. Ælio Severino
V. E. P.
Præsidi Optimo
Ord Clemen.
Patrono.

Der zweite Stein enthält die Worte:

Corneliæ Solaninæ
Sanctissim. Aug.
Conjug. Gallieni
Junioris Aug. N. Ordo
Cemenel. Curant.
Aurelio Januario
V. E.

Die Feldarbeiten und verschiedene von Alterthumsfreunden angestellte Nachgrabungen haben in einer Reihe von Jahren eine Unzahl für die Archäologie werthvoller Dinge zu Tage gefördert. Man fand Säulenreste, Grabsteine mit Inschriften, Thonlampen, Aschenurnen mit menschlichen Gebeinen und mit Gold- und Silberschmuck vermischt, herrliche Mosaikstücke, Gold-, Silber- und Bronzestatuetten, eine große Anzahl von Medaillen u. s. w. Die heutigen Bewohner Nizza's, — die für Kunst und Wissenschaft wenig Sinn haben und ihre Stadt nur als eine große Bude betrachten, in welcher sie mit den Strahlen der südlichen Sonne und dem herrlichen Klima einen einträglichen Schacher treiben, — haben sich um ihre archäologischen Reichthümer nie gekümmert, und ließen die Fremden nach Belieben nachgraben und die aufgefundenen Sachen fortführen. Man erzählte mir von einem Reisenden, der allein aus Cimiez und der Umgegend sechs große Kisten mit den verschiedenartigsten römischen Gegenständen gefüllt mitgenommen habe.

An die Errichtung eines Museums denkt hier Niemand; man baut lieber Hôtels und eröffnet Modewaarenmagazine, wo man die schlechtesten Fabrikate für dreifache Preise dem Fremden verkauft. „Das ist weit einträglicher als die Aufstapelung des alten römischen Gerümpels" — meinte ein kluger, handelsbeflissener Nizzarde! —

Unter den römischen Bauresten, welchen man in Cimiez auf jedem Schritte begegnet, nimmt der Circus den ersten Rang ein und verdient mit Recht eine besondere Erwähnung. Das Gebäude besteht aus mehreren noch ganz gut sichtbaren Logenreihen und Gallerien, die durch Arcaden getragen werden. Durch eine der letztern, welche völlig erhalten ist, führt jetzt die Straße nach Cimiez, und die Ruine besitzt von dieser Seite ein eigenthümlich stilles und melancholisches Colorit. Alles ist hier still und einsam, in den Olivenzweigen, die wie Trauerweiden zur Erde hängen, regt sich kein Lüftchen, und im innern Raume des Circus, wo sich einst die Gladiatoren tummelten, wächst jetzt hohes Schilfgras, aus dem der traurige Ruf der Unken tönt. Der Circus hat eine Länge von 65, und eine Breite von 54 Meter, während sein größter Diameter in der Länge 45 und in der Breite 34 Meter beträgt. Aus diesen Maßen hat man berechnet, daß das ganze Gebäude ungefähr 8,000 Zuschauer fassen konnte. Von dem Circus besucht man gewöhnlich das nahegelegene Kloster. Man lasse sich nicht von den abscheulichen Fresken abschrecken, die sich auf den Außenwänden der Kirche befinden und die Leidensgeschichte des Ordens darstellen, zu welchem die Klostermönche gehören. Hier giebt es Galgen, Kreuzigungen und Scheiterhaufen zu Dutzenden, und zwar in einer Farbenausführung, die mehr Lächeln als Schauder erweckt. — Giebt es unter der Fremdengruppe, die das Kloster besuchen will, Damen, so muß ich diesen leider bemerken, daß die Herren Mönche die schönen Töchter Eva's aus dem Bereiche ihrer Mauern verbannt haben, und ihnen hartnäckig den Eintritt verweigern. Nur Herren können den Klostergarten und die Terrasse besuchen, von der man eine prachtvolle Aussicht in das Thal des Paglione nach Nizza und dem Meere zu genießt. Ganz nahe dem Kloster erhebt sich aber ein andres mit Oliven bepflanztes und von römischen Mauerresten unterstütztes Plateau, von wo die Fernsicht fast ebenso schön als von jener Klosterterrasse ist. Da dieser Punkt außer dem Bereiche der Mönche liegt, so hat dort ihr strenges Gesetz gegen die Damen keine Geltung mehr.

Wenn wir in der alten Geschichte Nizza's bis zu dem Ursprunge der Stadt zurückgehen, so scheint es, daß hier die Griechen wie zu Marseille eine Colonie gründeten, welche sich später während langer Kriege mit verschiedenen Völkerschaften — mit Römern, Liguriern, Gothen, Visigothen, Burgundern, Lombarden und Franken — vermischte. Die Herrschaft der Römer hat auch hier — wie überall — sehr nachhaltige Spuren zurückgelassen, und wir treffen dieselben noch heutzutage in dem nizzardischen Patois an, welches von Jedermann sowohl in der Stadt wie auf dem Lande gesprochen wird. Dieses Patois ist ein merkwürdiges Gemisch von französisch, griechisch, spanisch, provençalisch und italienisch, oder besser gesagt lateinisch. Jeder Stadtbewohner spricht übrigens auch das rein französische mit provençalischem Accent, denn diese Sprache, die heutzutage fast von jedem Gebildeten gesprochen wird, dient dem Nizzarden in dem für ihn so wichtigen Fremdenverkehr. Außerdem besitzt das benachbarte Frankreich in dieser italienischen Grenzstadt ziemlich lebhafte Sympathien, die aber mehr mit materiellen Rücksichten als mit politischen Tendenzen zusammenhängen. Den Kaufleuten Nizza's z. B. ist die piemontesische Douane an dem Varflusse ein Dorn im Auge, die Aufhebung des Freihafens im Jahre 1849 vermehrte auch die Unzufriedenheit der Handeltreibenden, und überdies beklagen sich noch die Nizzarden über andere Vernachlässigungen in ihrer Provinz seitens der Regierung in Turin, auf welche wir hier nicht näher eingehen können. Obgleich aber ein Theil der Stadtbewohner sich gerne für Franzosen hält, und alle Journale bis auf eines in französischer Sprache erscheinen, so erkennt doch der unparteiische Fremde bei dem ersten Blick auf die Volkszustände, Sitten und Gewohnheiten, daß er sich in Italien und nicht in Frankreich befindet. Mit dem Landvolke macht sich der Fremde durch das Italienische weit mehr

als durch das Französische verständlich, und Typus, Gewohnheiten und Tracht sind fast völlig italienisch. Unter den Landmädchen, besonders unter jenen, welche die benachbarten Berge bewohnen, trifft man sehr häufig wunderschöne Gesichter und Gestalten. Dabei ist ihre Tracht so malerisch, reizend und kokett, daß man an Sonntagen mit wahrem Vergnügen die langen Mädchenzüge betrachtet, die sich unter scherzhaftem Gekicher und mit verstohlenen Seitenblicken nach den Fremden in irgend eine Kirche begeben. Ihr schönes Costüm verdient in der That eine nähere Beschreibung. Ein schwarzes Sammetband hält am Hinterkopfe ihr rabenschwarzes, glänzendes und mit der größten Sorgfalt geordnetes Haar zusammen, und fällt in zwei Schleifen auf den Rücken herab. Wird die Sonne zu heiß, so bedecken sie sich mit einem flachen Strohhute, der die Form eines umgekehrten Tellers hat und an den Rändern gleichfalls mit schwarzem Sammet eingefaßt ist. Man sieht auf dem Lande an mehreren Orten auch noch eine andere weibliche Kopfbedeckung, welche man Caïren nennt, und die aus einem kleinen Mousselin- oder Gazetuch besteht, das über den Kopf geworfen und unter dem Kinn zusammengeknüpft wird. Hierzu kommt noch ein Kattunkleid von lichter Farbe, dessen Schnitt die schlanke Taille hervortreten läßt, ein gesticktes Spitzentuch, ein goldenes Halskreuz und eine seidene Schürze. Im Sommer darf auch nicht der Fächer fehlen, der in einer beständig koketten Bewegung erhalten wird. Das Landvolk beiderlei Geschlechts besitzt einen leidenschaftlichen Sinn für Vergnügungen aller Art, und bei vielen der letzteren tritt dann der heißblütige, südliche Charakter hervor. Besonders gehören Tanz, Musik, Gesang und Theater zu den beliebtesten Volksbelustigungen, und bei solchen Gelegenheiten kann man am besten die eigenthümlichen und charakteristischen Züge des Volkes herausfinden und beobachten. Die Besitzer der zahlreichen Campagnen und Landhäuser um Nizza geben während des Sommers ihren Pächtern und Bauern sogenannte „bals champêtres“, wozu auch die Eigenthümer und Landleute der benachbarten Campagnen eingeladen werden. Durch meine Bekanntschaft mit mehreren Gutsbesitzern, und besonders durch jene des liebenswürdigen und geistreichen Grafen Somis de Chiavrie, hatte ich wiederholt Gelegenheit diesen ländlichen Tanzunterhaltungen beizuwohnen. Das Landhaus des Grafen liegt bei St. Helena unweit der französischen Straße auf einer Anhöhe, und von dem ersten Stockwerke des Hauses blickt man über Oliven- und Orangenwälder nach Nizza, dem Meere und dem Leuchtthurm von Villa-Franca. Die Gräfin Somis und ihre Schwester, die Baronin Raiberti empfingen uns mit der ungezwungensten Freundlichkeit. Unmittelbar vor dem Hause war ein Vorplatz zum Tanze hergerichtet und mit Blumen, Fahnen und farbigen Ballons ausgeschmückt. Im Hofe bewegte sich schon eine große Anzahl hübscher Landmädchen und Burschen, die mit Ungeduld auf den ersten Geigenton zu warten schienen. Alle waren mit großer Sorgfalt in ihr nettes, malerisches Sonntagscostüm gekleidet, und ein verstohlenes Lächeln der Mädchen war ein offenbarer Beweis, daß ihnen die schmeichelhafte Aufmerksamkeit, welche sie bei den umherstehenden „Städtern“ erweckten, nicht entging. Als die geladenen Gäste aus der Stadt versammelt waren, gab der Hausherr dem ländlichen Orchester, das auf einem Brettergerüste Platz genommen, das Zeichen zum Anfange. Die Landmädchen und Bursche tanzten mit vieler Gewandtheit und feiner Koketterie, die man im Norden vergeblich suchen würde, verschiedene Tänze, wie Polkas, Ecossaise, Walzer, ja selbst Contretänze, und man sah es an den raschen, oft leidenschaftlichen Bewegungen, wie sehr sie dieses Vergnügen liebten. Allmählich mischten sich auch Herren und Damen unter die Tanzenden und bald wirbelten dieselben unter schwarzäugigen Bäuerinnen und erhitzten Burschen in wirrem Reigen durch einander. Hübsche Damen in weißen Gazeroben schwebten wie Elfen zwischen den Olivenzweigen hin, die Nichttanzenden hatten sich hier und da in Gruppen auf das Gras gelagert, und Graf Somis bemühte sich mit seiner Mutter nach allen Seiten der liebenswürdigste Wirth zu sein. Es war schon längst dunkel geworden, und der Vollmond blickte durch die Oliven- und großblätterigen Feigenbäume auf die tanzenden Paare, die sich von ihrem Vergnügen nur schwer trennen konnten. Alle diese Gruppen, und der von den farbigen Ballons und dem Mondlicht seltsam erleuchtete Tanzplatz, bildeten ein eigenthümlich phantastisches und malerisches Bild. Erst gegen Mitternacht rüsteten sich die Landleute zum Aufbruche. Während im Norden bei solchen Volksfesten schwere und starke Getränke, wie Wein, Bier und Branntwein, im Uebermaß genossen werden, tranken hier die Landleute gleich den Damen und Herren nur moussirende Limonade und Mandelmilch, oder zerlegten eine Orange oder eine saftige, dunkelrothe Wassermelone. Ueberhaupt sind die Nizzardischen Landleute wie alle Südländer sehr nüchtern und mäßig, und die Leidenschaft des Trunkes kommt unter ihnen nur höchst selten vor. Bevor sich die Mädchen und Bursche zum Abzuge anschickten, brachten sie noch der Gräfin und dem Grafen ihren herzlichen Dank für das bereitete Vergnügen dar, und zogen unter fröhlichen Gesängen über die Olivenhügel nach Hause. Wir gingen noch nach dem Landhause, wo in den Sälen des ersten Stockwerkes von den Damen und Herren zum Piano weiter getanzt, und Eis und Limonade gereicht wurde.

In den Nebensälen bildeten sich heitere Gruppen, und in dem Cabinete des Grafen zündeten wir uns sans gêne unsere Cigarretten an, deren Rauch sich durch die geöffneten Fenster mit den Düften der herrlichen Sommernacht vermischte. Es war ein schönes, ungezwungenes Fest, das uns Fremde stets an die Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit des Wirthes wie an die herzliche Zuvorkommenheit der piemontesischen Gesellschaft überhaupt erinnern wird. Man trennte sich sehr spät, und Graf Somis war noch so gütig, uns zur Nachhausefahrt seinen Wagen zur Verfügung zu stellen. — Einen eigentlich nationalen Tanz haben wir bei diesen bals champêtres nicht bemerkt, und die landesübliche Farandole wird — wie es scheint, — bei anderen Gelegenheiten, ohne Musik, nur mit Gesangbegleitung getanzt oder vielmehr gesprungen. In Nizza werden die Farandoles gewöhnlich an lauen Sommerabenden in der Rue du Paradis am Ende des Corso, oder am Meeresstrande dem Fischmarkt gegenüber, getanzt. Ein Paar farbige Leuchtballons



erhellen nothdürftig den Platz, auf welchem Mädchen und Bursche paarweise einen weiten Kreis bilden, der sich nach dem Tacte gewisser Lieder in Nizzardischer Mundart zuerst langsam, dann immer rascher und zuletzt mit rasender Schnelligkeit dreht. Das Ganze hat — besonders wenn Tänzer und Tänzerinnen schon warm geworden, — einen etwas wilden, leidenschaftlichen Charakter, der aber nirgends an Rohheit streift. Die braunen erhitzten Gesichter, verstohlene Liebesblicke voll Gluth und Leidenschaft, fliegende Gewänder und Haarflechten treten mit einem ganz eigenthümlichen Reiz aus dem Rahmen dieses phantastischen Nachtgemäldes hervor. Ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben einige Lieder, die man zu diesen Farandoles singt, zu bekommen, aber es wollte mir leider nicht gelingen. Im Druck scheinen dieselben nie erschienen zu sein, denn ich erkundigte mich vergeblich in allen Buchläden und Druckereien, und eine Abschrift, die man mir versprochen, kam mir leider auch nicht zu. Soviel ich sonst abnehmen konnte, sind die Stoffe dieser Lieder alle dem Volksleben entnommen und besitzen einen ächt nationalen Anstrich. Bei vielen derselben kommt sehr häufig eine Wiederholungsstrophe vor, die aber merkwürdigerweise mit dem übrigen Inhalt des Liedes in gar keiner Verbindung steht. Einheimische, mit der Geschichte und den Sitten ihres Landes Vertraute, bemerkten mir, daß diese Lieder, deren Verfasser nie bekannt wurden, allem Anscheine nach sehr alt sein müssen, denn es werden darin oft Gebräuche und Gewohnheiten berührt, welche der heutige Nizzarde nicht mehr kennt.

Wenden wir uns nun zu einem andern in Italien sehr charakteristischen und interessanten Volksvergnügen — zum Theater. Nizza, welches — die Fremden nicht gerechnet — nur 30,000 Einwohner zählt, besitzt drei Theater. Im „Theatre Royal“, dem schönsten und größten, wechselt die italienische und französische Oper mit dem französischen Vaudeville und Schauspiele ab, im „Theatre Tiranty“ giebt gewöhnlich eine italienische Operngesellschaft zweiten und dritten Ranges Vorstellungen, und im „Theatre Segurana“, dem eigentlichen Volkstheater, hat die italienische Komödie und Pantomime ihren Sitz. Die französische Oper und das Schauspiel wird fast niemals von Leuten aus dem Volke besucht, und wenn man diese nach der Ursache des Nichtbesuches fragt, so erhält man die lakonische Antwort: „Ju no la capize pas“ (ich verstehe es nicht), was wieder den Beweis liefert, daß wir uns trotz des Franzosenthums, welches man gerne in der Stadt zur Schau trägt, doch in Italien befinden. Das Theater Segurana besitzt einen geräumigen, circusähnlichen Saal und eine kleine, aber nett hergerichtete Bühne. Wir nahmen in einer der drei Logen Platz, die sich der Bühne gegenüber im ersten Range befinden, denn sonst giebt es hier nur Gallerie- und Parterreplätze. Auf den letzteren ging es schon sehr lebhaft zu. Handlungsdiener und Grisetten, Bursche und Dienstmädchen, Soldaten und Facchini, Bauern und Bäuerinnen wogten und schwatzten in heiteren Gruppen durcheinander, dazwischen drängten sich Jungen mit Flaschen und Gläsern und riefen unaufhörlich: „Limonata, Signori! Limonata!“ Die Männer rauchten gemüthlich ihre Cigarre, deren Dampf nicht besonders lästig wurde, da sich der Schauplatz unter freiem Himmel befindet. In der ersten Gallerie bewegte sich hingegen ein gewählteres Publicum, und man sah sogar mehrere bekannte, aristokratische Familien auf den bescheidenen Holzbänken Platz nehmen. In Italien hält es nämlich die höhere Gesellschaft nicht unter ihrer Würde, an den Vergnügungen des Volkes theilzunehmen, was freilich dort ein ganz anderes wie bei uns ist. Endlich nahm das Stück seinen Anfang. Man gab: „Il Bugiardo“ (der Lügner), wenn ich nicht irre von Goldoni, dessen köstliche Lustspiele von dem italienischen Volke noch immer mit enthusiastischem Beifall aufgenommen werden. Dies war auch hier der Fall, und man sah an dem ganzen Benehmen des Publicums, daß ihm das Theater einer der vornehmsten Genüsse ist.

Diese künstlerische Geschmacksrichtung des Nizzardischen Volkes giebt sich auch noch bei anderen Gelegenheiten und Richtungen auf das unzweideutigste zu erkennen. Während der Norden vornehmlich in mechanischen Arbeiten Ausgezeichnetes leistet, und sich dort in der Volksclasse nur höchst selten der feinere Sinn und Geschmack für das Geistig-Künstlerische regt, liegt hier im Süden gerade der umgekehrte Fall vor. Gegen mechanische Handarbeiten scheint man in Nizza, wie überhaupt in Italien, eine merkliche Abneigung zu hegen, und man betreibt dieselben nur höchst liderlich und unzureichend. Vorzüglich stehen Schlosser- und Tischlerarbeiten auf der niedrigsten Stufe, und es ist eine allgemeine Klage der Fremden, daß selbst in den elegantesten und theuersten Wohnungen die Thüren und Fenster nicht schließen, und die Schubladen der Meubel bei dem Heraus- oder Hineinschieben auf dem halben Wege stecken bleiben. Sobald sich aber der Nizzarde einer Arbeit zuwendet, die nicht allein seine Hand, sondern auch seinen geistigen Sinn, seine künstlerische Erfindungsgabe und Geschmacksrichtung erfordert, so tritt er uns nicht mehr als Arbeiter, sondern als wirklicher Künstler gegenüber. Hauptsächlich bemerken wir die künstlerische Fertigkeit der Einheimischen in zwei Fächern, d. i. an den Marmorsculpturen und an den herrlichen Mosaikarbeiten, die hier aus verschiedenen Holzgattungen, welche sämmtlich der Umgebung von Nizza angehören, zusammengesetzt werden. Die Ateliers für Marmorarbeiten befinden sich größtentheils in der Rue des Ponchettes, Rue Segurana und in der Nähe des Hafens von Lympia. In diesen Werkstätten meißelt man vornehmlich schöne Kamingesimse aus weißem carrarischen Marmor, deren Verzierungen im edelsten Style gehalten sind. Obwohl sonst die Nizzarden, wie alle einheimischen Bewohner von Saisonstädten und Bädern, die Fremden trefflich auszubeuten verstehen, so erscheint doch der Preis, den man für diese höchst geschmackvoll und elegant gemeißelten Kamingesimse fordert, dem Nordländer sehr billig gestellt. Ich habe Kamine gesehen, die wegen der Schönheit ihres Marmors und der künstlerischen Bearbeitung mit dem Meißel in einem königlichen Prunksaal stehen könnten, und der Preis derselben belief sich nur auf 400 bis 600 Frcs.! Die Kaiserin-Mutter von Rußland, welche damals den Winter in Nizza zubrachte, hatte in dem nämlichen Atelier, welches ich besah, 25 Stück Kamingesimse bestellen lassen, welche durch die russische Schraubenfregatte „Wyborg“ nach Petersburg ge-

bracht wurden. — Mit den früher berührten Holzmosaikarbeiten steht jedoch Nizza in ganz Italien einzig da. Dieselben besitzen eine Feinheit und Correctheit in der Anlage und Ausführung, welche den Fremden mit Staunen und gerechter Bewunderung erfüllt.

Die Zeichnung und Verwendung dieser Mosaikarbeiten ist eine sehr vielfältige, und man wählt in ersterer Hinsicht größtentheils Landschafts- und Costümbilder aus der Umgebung Nizza's, Blumenbouquets, Arabesken und Verzierungen antiker und moderner Form, die sich je nach dem Gegenstande richten, welchem sie angepaßt werden sollen. Ist die Wahl der Zeichnung getroffen, so werden die Theile derselben aus gewissen Holzgattungen sehr künstlich geschnitzt und durch eine Farbenbeize mit ihrem natürlichen Colorit versehen. Dann werden die Theile in die betreffenden, vertieft ausgeschnitzten Stellen der Zeichnung eingefügt und mit einem die Farben hervorhebenden Firniß überzogen. Die Gegenstände, welche man auf diese Weise mit Mosaikarbeiten ziert, sind so vielfältig, daß eine genaue Anführung derselben nicht möglich ist. Besonders verfertigt man herrliche Platten zu Luxustischen, Secretäre, Bücher- und Notenpulte, Arbeitskästchen, Portefeuilles, Uhrträger und eine Menge andere niedliche Arbeiten, die zugleich mit der Bildhauerei und Kunstdrechslerei in Verbindung stehen. Die vorzüglichsten Ateliers dieser Art befinden sich in der Rue du Pontneuf, Rue du Cours und Ponchettes, wo der kauflustige Fremde die reichste, geschmackvollste Auswahl an Gegenständen aller Art antreffen wird. Der russische Großfürst Michael hatte in einem dieser Magazine eine Tischplatte für 1000 Frcs. bestellt, welche, eine Ansicht Nizza's darstellend, einem herrlichen, mit aller künstlerischen Vollendung gemalten Oelgemälde glich, und eine meisterhaft gelungene Ausführung dieser Art Mosaik zu nennen war. — Auch in anderen Künsten, wie z. B. in der Malerei und Musik, besitzt Nizza talentvolle Repräsentanten. So schwang sich ein junger Mann aus dem Arbeiterstande, Namens Trachel, zu einem sehr geschickten Freskenmaler empor, und man kann von demselben in der benachbarten Villa Gastaud ein trefflich gelungenes Wandgemälde sehen, das in origineller Auffassung und mit eigenthümlicher Behandlung eine ländliche Scene darstellt. — Im Uebrigen aber bietet der Nizzardische Charakter eine merkwürdige Mischung von Indolenz — wenn es sich nämlich um Thaten handelt, — und von südlicher Lebhaftigkeit im Wortstreite dar. Ein französischer Schriftsteller, Namens Burnel, der ein Buch über Nizza geschrieben, erzählt uns, daß er oftmals dem Streite der Fisch- und Marktweiber als stiller Beobachter beigewohnt habe, welche sich mit allen möglichen Schmähworten förmlich zu verschlingen drohten, ohne daß es dabei zu einem thätlichen Ausbruche kam. Als eine höchst komische Episode wird uns eine Streitscene zwischen zwei Weibern aus der untersten Volksclasse mitgetheilt, welche sich eine Viertelstunde lang mit den erfinderischsten Schimpfworten regalirten. Als aber eines der Beiden seine Stimme versagen und seine Schmähausdrücke erschöpft fühlte, wandte es sich plötzlich zu einer nahen Bildsäule der heiligen Jungfrau, warf sich vor derselben auf die Knie und rief unter wiederholten Bekreuzungen: „Heilige Madonna, strafe mich mit dem Fieber, mit Zahnschmerzen, mit der Kolik, aber ich bitte Dich, peinige dieses Weib mit allen Qualen der Hölle!“ — Auch die bessere Classe der Einwohner liebt wie alle Südländer ein gemüthliches dolce far niente und treibt sich während des Tages gern in den Cafés herum, wo man alle möglichen Geschäfte abzumachen und die Zeit mit Stadtklatsch und Kartenspiel zu vertreiben pflegt. Ueberhaupt hält sich der ächte Südländer mit Vorliebe im Freien oder in lustigen öffentlichen Localen auf, wo er Gesellschaft findet, und kehrt in der Regel nur zweimal des Tages nach seiner Behausung zurück, d. h. zum Essen und zum — Schlafen! — Daher mag es auch kommen, daß er im Gegensatze zu den nordischen Nationen im Allgemeinen wenig auf den Comfort seiner Wohnung hält.

W—r.

Zum Verständniß Dante's.

Das Studium Dante's beschäftigt noch immer unausgesetzt die Gelehrsamkeit Italiens und Deutschlands. L. Picchioni, Docent der romanischen Sprachen an der Universität zu Basel, veröffentlichte (bei Schweighauser daselbst) vor kurzem eine Broschüre: Del Senso Allegorico, Pratico e dei Vaticini della Divina Comedia. Und bei uns in Deutschland sind auf die vor Jahresfrist ungefähr bekannt gewordenen Studien des greisen Historikers Schlosser über Dante neuerdings wieder zwei Werke gefolgt, die denselben Gegenstand haben: „Dante's Leben und Werke, von Hartwig Floto“ (Stuttgart bei Besser), und: „Dante Alighieri. Ein am 22. März d. J. im Wissenschaftlichen Vereine zu Stettin gehaltener Vortrag von Dr. Hermann Grieben“ (Stettin bei Nahmer). Das letztgenannte sehr interessante Schriftchen des auch als Dichter, namentlich des lyrischen Cyklus „Liebfraue“ in dritter Auflage, wohlbekannten „Roderich“ — giebt eine recht gute Anweisung zur richtigen Auffassung des großen Italieners.

Die allgemeine Weltlage, nicht minder wie die Italiens, war zu Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts, also zu jener Zeit, in welche Dante's reifere Lebensperiode fällt, eine höchst ungünstige und trostlose. Der gewaltige Kampf zwischen Kaiser und Papst hatte bereits die heißeste Stunde hinter sich, und der Untergang beider Abstractionen bereitete sich vor. Die Spaltung des Volkes in die beiden Grundparteien der Gibellinen und Welfen war zu einer allgemeinen Gährung verwildert, welche allen Bestand der Dinge in sich auflöste und zerschmolz, Religion und Sittengesetz unterwühlte und aller Autorität, geistlichen wie weltlichen, Hohn sprach. Nur Parteinahme war die Forderung des Tages, und besonders durch die italienischen Städterepubliken tobte ohne Aufhören der wilde Kampf der beiden feindlichen Elemente. Auch in Florenz war dies natürlich der Fall, jenem Staate, der damals auf dem Gipfelpunkte seiner Macht stand und, wie Macchiavell erzählt, im Jahre 1298 nicht weniger als 100,000 streitbare

Männer, 30,000 aus der Stadt und 70,000 aus dem Gebiet, ins Feld zu stellen vermochte. Das 12. Jahrhundert galt den späteren Generationen als das goldene Zeitalter der Republik; zu Anfang des 13. Säculums aber flog der Funke der Zwietracht auch in dies glückliche Gemeinwesen. Der Adel von Florenz spaltete sich in Welfen und Gibellinen, und beide Parteien kämpften dreißig Jahre lang um das Ruder der Regierung. Ja, als dann zwischen Kaiser Friedrich II. und Papst Innocenz IV. die gewaltige Fehde begann, brach in Florenz sogar ein Bürgerkrieg aus. Die Bürgerschaft theilte sich nun auch, wie die Nobili, in die beiden Gegensätze, und 24 Jahre später endlich, 1268, standen die Dinge so, daß nach oft wiederholten blutigen Kämpfen und vielfach wechselndem Kriegsglück die Gibellinen aus der Stadt flohen, um vor dem Sieger von Benevent, Karl von Anjou, sich zu retten, und daß ihre Bedeutung als Partei mit dem Märtyrertode Konradins, des letzten Hohenstaufen, auf immer verloren war. So aber hatte die Zwietracht bereits das Volksleben bis ins Mark vergiftet, daß jetzt in Florenz, nach Vernichtung der gibellinischen Macht, unter den Welfen selber der Streit sich fortsetzte, und ihr ganzes Lager sich in die zwei feindseligen Parteien der Weißen (Bianchi) und Schwarzen (Neri) schied.

Auf diesem schwankenden Boden, der heute stürzte, was er gestern erhoben, in dieser Zeit furchtbarster Erregung, in der Alles Partei ergriff und Nichts mehr feststand vor dem Strudel allgemeiner Verwilderung, erwuchs und entwickelte sich der Genius Dante's nicht nur zum großen Dichter, sondern auch zum großen politischen Charakter.

Am 27. Mai 1265, während die Gibellinen noch in Florenz die herrschende Fraction waren, wurde Dante Alighieri geboren. Seine Eltern betreffend, erzählt uns die Chronik nichts, als daß die Mutter Donna Bella hieß, und der Vater, einer wohlhabenden Patricierfamilie der Welfenpartei angehörig, im Jahr 1260, als die feindliche Partei nach der Schlacht bei Montaperti momentan das Uebergewicht erhielt, nebst vielen seiner Genossen die Stadt verlassen mußte und bereits 10 Jahre danach das Zeitliche segnete. Im Exile also erblickte Dante das Licht der Welt, und man kann in diesem Umstande ein böses Omen sehen für sein künftiges Leben, dessen größere Hälfte ja auch in der Verbannung hingebracht wurde. Als aber der Knabe eine Waise geworden war, nahm sich der Geheimschreiber der Welfischen Regierung, Brunetto Latini, seiner väterlich an und bestimmte den herangewachsenen Jüngling für den Franciscanerorden, in dessen Noviziat Dante auch wirklich eintrat. Jedoch bald schied er wieder aus, studierte nun in Padua und Bologna, vielleicht sogar in Paris, und machte darauf eine Reise durch Frankreich und England, von der er etwa im Jahre 1288 in die Heimath zurückkehrte. Hier trat er in die Zunft der Aerzte und Apotheker ein, focht bei Campaldino 1289 in dem Feldzuge gegen die Gibellinen von Arezzo, und wurde von einigen schlechten Kameraden zu einem so wüsten Leben verführt, daß ihm seine Ausschweifungen schließlich eine schwere Krankheit zuzogen. Doch überstand seine gute Natur den Sturm, und diese Genesung, sowie neben diesem freudigen noch ein trauriges Ereigniß, waren es zusammen, welche ihn von seinen Abwegen endlich auf den Pfad der Tugend und Ehrbarkeit zurückführten.

Bereits am 1. Mai 1274 nämlich geschah es, daß der Florentiner Patricier Folco Portinari in seinem Hause, damaliger Sitte gemäß, ein Frühlingsfest veranstaltete, und hierbei sah Dante des freigebigen Wirthes neunjährige Tochter Beatrice oder kurz Bice zum ersten Male. Im Jahre 1283 traf er wieder mit ihr zusammen, und diese Begegnung war entscheidend. Das holde Mädchen that es seinem Herzen wie mit einem Zauber an, und die Liebe begeisterte ihn zu jenen Sonetten und Canzonen, welche Dante's Ruhm als Troubadour schnell verbreiteten. Wie es der mittelalterliche „Frauen- und Minnedienst“ wollte, so war ihm Beatrice eben nur die Donna, die er im Liede feierte, an deren Besitz er aber niemals denken konnte und dachte. Und deswegen haben wir uns denn auch gar nicht darüber zu verwundern, daß diese „Dame“ sich 1285 mit Messer Simone de' Bardi, und Dante selbst sich 1291, nachdem Beatrice am 9. Juni 1290 gestorben war, mit Donna Gemma aus dem Patriciergeschlechte der Donati verheirathete. Der Tod seiner Jugendgeliebten also war es besonders, welcher unsern Dichter aus dem Rausche des sinnlichen Lebens erlöste und zur philosophischen Contemplation bekehrte. Der eigentliche Wendepunkt seines Schicksals aber trat im Jahre 1300 ein, als der damals 35jährige Mann einstimmig, ohne Losung, aus seiner Zunft zum Prior ernannt, mit ans Ruder der Regierung seiner Vaterstadt kam. Seit 1283 hatte nämlich Florenz eine neue, durch die Parteistreitigkeiten ins Leben gerufene Verfassung, und zwar eine demokratische an Stelle der früheren aristokratischen, d. h. sechs Prioren der Zünfte, mit einem Volksgeneral (capitano del popolo) als Präsidenten, traten an die Spitze des Staates, und bis zum Jahre 1300 hatten die Patricier gegen dies Regiment trotz der eifrigsten Bestrebungen noch nichts ausrichten können. Aber neun Tage nur nach dem Amtsantritte Dante's, im Juni, entstanden neue Streitigkeiten zwischen den Bianchi und Neri, und unser Dichter, durch seine Heirath allerdings mit der Fraction der „Schwarzen“ verschwägert, neigte sich in seinem Sinne doch mehr den „Weißen“ zu. Der Papst Bonifaz, von den Ersteren heimlich um Hülfe angegangen, versprach in der Person Karls von Valois, des Bruders von Philipp dem Schönen, einen Vermittler nach Florenz zu senden, dessen Regierung, als sie hiervon Nachricht erhielt, sogleich eine Deputation nach Rom abfertigte, die dem Papst die wahre Sachlage darstellen sollte. Dante war Einer dieser Deputirten, und er reiste aus seiner Heimath weg, um sie nie wiederzusehen.

Am 3. November 1301 zog Karl von Valois mit 1000 Reitern in Florenz ein und stellte sich alsbald auf Seite der „Schwarzen“. Unser Dichter aber, in welchem man das Haupt der andern Partei erblickt zu haben scheint, wurde in Anklagezustand versetzt. Die „publica fama“, hieß es, bezüchtige den Prior Dante, die Gerechtigkeit für Geld verkauft und öffentliche Gelder unterschlagen zu haben; und obgleich dies Gerücht ein erweislich falsches war, so traf den Unschuldigen doch die Strafe zweijähriger Verbannung. Empört darüber, begab sich Dante von Rom nach Arezzo, um seine dortigen Freunde zu

einem feindlichen Angriff auf Florenz zu bereden. Bis ins Thor bahnte ihnen die Gewalt der Waffen den Weg, dann aber wurden sie von den aus der Stadt herbeieilenden Bürgern in die Flucht geschlagen, und unseres Dichters Verbannung wurde auf Lebenszeit ausgedehnt. Seine Güter confiscirte man, und so irrte nun der Heimathlose von Stadt zu Stadt, gezwungen, durch die Gnade und Barmherzigkeit Fremder sein Dasein zu fristen, und oft genug bitterem Mangel preisgegeben. Im Jahre 1306 hielt er sich in Padua auf; 1307 nahm er Theil an einem erfolglosen Congreß der Bianchi und Neri in Mugello, und hier sagte er sich von seiner Partei, die unterdeß die Oberherrschaft Karls von Valois anerkannt hatte, gänzlich los. Darauf weilte er eine Zeitlang in der gebirgigen Lunigiane zwischen Lucca und Genua bei dem Marchese Malaspina, und im Jahre 1308 räumten ihm die Gebrüder Alboin am Hofe zu Verona ein Asyl ein. Von hier zog er dann in die Gebirgsklöster des Landes, und da war es, wo er die „göttliche Komödie" zu dichten anfing. Seine letzte Freistätte war Ravenna bei dem Welfen Guido V. Novello da Polenta, dem Neffen der im fünften Gesang der „Hölle" so schön gefeierten Francesca von Rimini. Florenz sandte ihm dahin das Anerbieten, heimzukehren und sich nur pro forma einer kurzen Haft zu unterwerfen. Aber Dante sprach stolzen Sinnes: Non est haec via redeundi ad patriam; numquam Florentiam introibo. Im Spätsommer 1321 ging er im Auftrag Guido's nach Venedig, wo er heftig erkrankte, sodaß er schnell nach Ravenna zurückgebracht wurde. Am 14. September starb er, und sein Leichnam ward in der Grabkapelle neben der Franciscanerkirche beigesetzt. Seine Landsleute reclamirten zwar die Ueberreste des großen Todten, aber sein Gastfreund leistete, auf Dante's letzten Willen sich berufend, diesem Verlangen keine Folge. So blieb denn Florenz nichts übrig, als Trauer anzulegen um den Verlust seines edelsten und berühmtesten Bürgers, und das Volk, nicht der Papst, sprach den Dichter heilig.

Aus dem so inhaltsvollen und bewegten Leben Dante's, dem wir jetzt an der Hand eines sehr wohlunterrichteten Führers Schritt für Schritt gefolgt sind, erhellt, wie der Verfasser der vorliegenden Broschüre in der zweiten Hälfte derselben nachzuweisen sucht, am klarsten und ganz unwiderleglich die Tendenz seiner Gedichte, und vornehmlich des berühmtesten von allen, der „göttlichen Komödie". Gegenüber den scholastischen Auslegern, welche das tiefsinnige, vieldeutige Poëm in theosophischem Geiste zu erläutern streben und es als religiöses Mysterium auffassen, steht Dr. Grieben auf Seiten der rationellen Aesthetiker und culturhistorischen Forscher, die von einer moraltheologischen Interpretation absehen und dafür die Festhaltung und Verkörperung eines geschichtlichen Gedankens in dem Gedichte nachzuweisen suchen. Wir gestehen, daß diese Meinung uns wenigstens sehr anmuthet. Die Gründe, die der Verfasser in ziemlich großer Anzahl dafür anführt, hier durchzugehen, fehlt freilich der Raum, und wir empfehlen deswegen dem Leser die Einsicht in das Büchlein selber. Hier werde nur noch Folgendes bemerkt.

Unablässig und immer vergebens hatte Dante sich für Italien nach einem Retter aus der Noth umgesehen. Vom Papste stand nichts mehr zu hoffen, seitdem Frankreich die Stellvertreter Gottes in's Exil nach Avignon entführt hatte; verschiedene Große des Reiches waren von Dante, ohne daß sie seiner Stimme Gehör gegeben, angerufen worden, gegen die allgemeine Verwilderung einzuschreiten, und die beiden Kaiser Rudolph von Habsburg und Albrecht I. ließen Italien außer dem Bereich ihrer Thaten. Auf den Nachfolger, auf Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg stützte nun Dante alle seine Hoffnungen. Wirklich unternahm derselbe wieder eine Römerfahrt, hielt 1310 seinen Einzug in Mailand und wurde 1312 im Lateran zu Rom gekrönt. Unser Dichter sang ihm begeisterte Episteln entgegen, und schon war das nächste Ziel des Kaisers Florenz, „die Viper, über die zu allererst ein furchtbares Gericht gehalten werden müsse." Aber auf die Belagerung der Stadt folgte nicht ihre Einnahme, und als 1313 Heinrich wieder an den Arno vorrücken wollte, starb er in Buon Convento bei Siena, und mit ihm wurde von Dante eine Hoffnung zu Grabe getragen, die ihn eine Zeit lang trotz äußerer Sorge und Noth sehr glücklich gemacht hatte.

Der römische Kaiser schien unserem Dichter ganz unzweifelhaft dazu berufen, Italien aus seinem Jammer zu erlösen und ein neues goldenes Zeitalter über die Welt heraufzuführen. Von dieser Idee durchdrungen ist, wenn wir Griebens Meinung adoptiren, sowohl die „comedia" als das schon früher entstandene „Gastmahl" (il convito). Allegorie eines politischen Gedankens war auch das bereits vor seiner Verbannung vollendete Gedicht „Neues Leben" (la vita nuova); denn wie sich Dante selber dahin geäußert hat, daß die Damen, die er im Gesange gefeiert, gar keine Frauenzimmer, sondern ganz andre Wesen, schließlich wohl nichts Anderes seien, als Personificationen metaphysischer Begriffe, so ist auch in dem letztgenannten Poëm die „Donna gentilissima" Beatrice nicht etwa die Gemahlin des Messer Simone de' Bardi, sondern das „Volksglück", die beatitudo der Stadt unter der neu in Kraft getretenen Priorenverfassung.

Im „Gastmahl" hat man unter der „divina scienza" nach Grieben „die göttliche Wissenschaft des weltlichen Universalregimentes, die alles menschliche Wissen in sich begreifende Lehre vom Römischen Kaiser" zu verstehen, der, wie Dante acht Jahre später in seiner Abhandlung „de monarchia" unumwunden proclamirt, „nicht ein Lehnsträger der Kirche, sondern der Abglanz Gottes selbst ist." Noch ausführlicher aber und in noch poetischerem Geiste predigte er diese Ideen in seiner Trilogie „l'Inferno" „il Purgatorio" „il Paradiso" (die Hölle, das Fegefeuer, das Paradies), jenem wundersamen Gedichte, welches in 100 Gesängen schildert, wie der Dichter am Osterfeste des Jahres 1300 aus einem Walde, wohin ihn der Traumgott geführt hat, unter Begleitung des Virgil eine visionäre Reise antritt durch die drei Reiche des Jenseits. Zunächst steigt er in die Hölle hinab, die im Mittelpunkte der Erde gelegen ist, stellt sich unten auf den Kopf und klimmt zur andern Halbkugel hinauf, besteigt dann den Läuterungsberg und gelangt eine Woche danach in das irdische Paradies;

hier tritt sein bisheriger Führer Virgil ab, und ihn ersetzt Beatrice, mit der er am Ostermontage gen Himmel fährt in das Reich Gottes. — Der dem Gedichte von Dante selber gegebene Gesammttitel lautete einfach „la Commedia“, nicht „divina“, wie gemeinhin angenommen wird; die Handschriften und ersten Drucke wissen nämlich noch nichts von einer „göttlichen“ Komödie, und die Editio princeps (1472) führt den Titel: Commedia di Dante Alighieri delle pene e punizj de' vizj e de' meriti e premj della virtù (Dante's Komödie von den Strafen und Sühnen der Laster und von den Verdiensten und Belohnungen der Tugend); die erste Ausgabe, welche das Epitheton ornans „divina“ trägt, ist die Venetianische von 1555. — Wie Dante dazu gekommen, sein Gedicht „die Komödie“ zu benennen, darüber hat er sich selber also ausgesprochen: „Die Tragödie beginnt großartig und still, und endet furchtbar und schrecklich; die Komödie dagegen fängt rauh an und führt Alles zu einem guten Ende.“

Mit Einem Worte nennt Grieben Dante's Gedicht „das Kaiserlied wider den Papst“ und spricht darauf die Grundidee des Ganzen und seiner drei Theile in folgenden bestimmten Thesen aus:

„Die „Hölle“ ist das Papst- und Welfenthum, der Inbegriff alles dessen, was sich von der ewigen Ordnung der Welt, von Kaiser und Reich losgesagt hat, die blutrothe Rebellion gegen das ewige göttliche Recht des römischen Kaisers, der politische Selbstmord der Völker. Durch diese verruchte Welt giebt es nur Einen sichern Führer: Virgil, den Freund des Cäsar Augustus und Sänger des Aeneas, des Gründers von Rom. Die Kaisermörder aber, Brutus und Cassius, liegen mit Judas Ischarioth in den tiefsten Tiefen der „Hölle“, und der Teufel aller Teufel (Lucifero, rex Inferni) ist — die Hierarchie.

„Das „Fegefeuer“ ist das Gibellinenthum, der Inbegriff alles dessen, was die Monarchie des Kaisers zwar im Princip anerkennt, aber in jämmerlichen Particularinteressen verwildert und unfähig geworden ist, energisch gegen die Mächte der „Hölle“ anzukämpfen, und das ewige Recht des Kaisers wieder herzustellen auf dieser Erde. Auch durch diese miserable Welt ist Virgil noch immer ein sicherer Führer.

„Das „Paradies“ endlich ist der Sammelplatz aller der Geister, welche die Verruchtheit und das Elend der Welt anerkannt und zur großen Arbeit der Errettung sich gerüstet haben. In diesen lichten Räumen, vom Gipfel des Läuterungsberges bis hinauf in's Empyreum, ist Beatrice (donna gentilissima, divina scienza) des Dichters Führerin, denn in ihr hat er das personificirte Staatsrecht des Kaisers von Gottes Gnaden. Es giebt nur Ein Paradies: die Universalmonarchie des römischen Kaisers.

„Die ganze „Komödie“ aber ist nicht nur die Lebensgeschichte des Dichters selbst, sondern auch — und darin liegt eben ihre universale Bedeutung — die Geschichte, das Selbstgericht des ganzen Jahrhunderts, das Schwanenlied des sterbenden Mittelalters, die göttliche Komödie einer ganzen in's Chaos zurücksinkenden Welt.“

Der Mann, welcher ein Gedicht mit solcher Tendenz schrieb, durfte in der That die Grabschrift, die er selbst sich kurz vor seinem Tode in Ravenna verfaßte, mit den Worten beginnen:

Jura Monarchiae Superos, Phlegetonta lacusque
Lustrando cecini, volverunt fata quousque.

(Hölle und Himmel durchwandernd, sang ich, wohin mich das Geschick auch immer führte, die Rechte der Monarchie.)

E. Kn.

Die Legung des atlantischen Telegraphentaues.

Wir ließen in einer frühern Nummer (Nr. 32) einen Augenzeugen über den verunglückten zweiten Versuch, eine telegraphische Verbindung zwischen dem alten und neuen Continent herzustellen, berichten, und freuen uns jetzt, wo das Unternehmen gelungen ist, unseren Lesern auch über diese Reise von demselben Gewährsmann zuverlässige Nachricht geben zu können. Fast wäre die ganze Reise unterblieben, denn die bei dem Unternehmen betheiligte Actiengesellschaft war von dem wiederholten Mißlingen so entmuthigt, daß der Entschluß, auf einer dritten Expedition ihr Glück zu versuchen, nur mit großer Mühe eine Majorität für sich fand. Das Publicum und die Mehrzahl der Mannschaft theilte, wenn nicht gerade die Entmuthigung, so doch den geringen Grad von Hoffnung mit den Actionären, und so kam es, daß am 18. Juli der Agamemnon, dem die übrigen Schiffe bereits vorausgegangen waren, ohne den gewöhnlichen Zuruf versammelter Zuschauer den Hafen verließ, nicht als ob er eine Reise zur Durchführung eines großen Nationalunternehmens antrete, sondern fast verstohlen, als ob er auf einer wenig ehrenvollen Sendung begriffen sei.

War die vorige Reise ungewöhnlich stürmisch gewesen, so hielt diesmal Windstille den Agamemnon auf, und erst am 28. erreichte er das Rendezvous, wo die anderen Schiffe schon mehrere Tage vorher eingetroffen waren. Man verlor keine Zeit, um die beiden Enden des Taues zusammenzuspliffen, und gegen ein Uhr Mittag desselben Tages wurde das Tau von neuem in das Meer gesenkt, diesmal ohne alle Formalitäten und sogar fast ohne Zuschauer, denn die am Bord des Schiffes Befindlichen hatten so oft das Legen der telegraphischen Linie anfangen sehen, daß sie offenbar verzweifelten, jemals Zeugen der glücklichen Beendigung zu sein. Glatt und ohne Stocken lief das Tau bis gegen sechs Uhr Abends ab, da sah man plötzlich einen sehr großen Walfisch mit gewaltiger Schnelligkeit auf das Steuerbordbug zugeschwommen kommen, und zum ersten Male drängte sich den Zuschauern die Möglichkeit auf, daß ein solches Unthier an dem zweiten unerklärbaren Brechen des Taues hätte schuld sein können. Es sah aus, als ob der Walfisch gerade auf das Tau zuschwämme, und Alle auf dem Schiffe fühlten sich nicht wenig erleichtert, als das schwerfällige Thier langsam dicht hinter dem Schiff vorbeiglitt und gerade das Tau noch streifte, wo es sich ins Wasser senkte, jedoch ohne ihm Schaden

zu thun. Kaum war diese Gefahr verschwunden, so zeigte sich eine neue von ganz anderer Art. Kurz nach acht Uhr entdeckte man eine schadhafte Stelle des Taues ungefähr 1½ engl. Meilen von dem Ende, welche eben das Schiff verließ; der dienstthuende Ingenieur verlor keinen Augenblick, die Ausbesserung vorzunehmen, aber die Gefahr lag darin, daß das Schiff unterdessen nicht angehalten und das Ablaufen des Taues nicht verlangsamt werden durfte, denn frühere Erfahrung hatte gelehrt, daß alsdann das Brechen des Taues fast unvermeidlich war. Die Ausbesserung war gerade vollendet, als Professor Thomson berichtete, daß die elektrische Continuität des Drahtes aufgehört habe, daß die Isolirung aber noch vollständig sei. Natürlich suchte man die Ursache der Störung in dem beschädigten Stücke und entschloß sich sofort, es herauszuschneiden und das Tau an dieser Stelle neu zu splissen. Keine Secunde war aber zu verlieren, denn in wenigen Minuten mußte man bis an das abgeschnittene Stück kommen und es blieb nichts anderes übrig, so gefährlich der Ausweg für das Halten des Taues war, als das Schiff zu stoppen und von dem Tau nur soviel abzurollen, als unumgänglich nothwendig war, um das Reißen zu verhindern. Wie die Wellen das Hintertheil des Schiffes hoben, stand Alles voll gespannter Erwartung da. Es schien unmöglich, noch zur rechten Zeit fertig zu werden, und fast sämmtliche Officiere des Schiffes, und wer sonst bei der Expedition betheiligt war, standen auf dem Mitteldeck in Gruppen um das aufgewundene Tau herum, wie es sich, der abgetrennten Stelle immer näher kommend, langsam abrollte, während die Arbeiter unter der Leitung des Oberingenieurs an der Splissung mit einem Eifer arbeiteten, als ob Tod und Leben von ihrem Fleiße abhinge. Aber all ihr Fleiß schien umsonst zu sein, kaum noch hundert Faden Tau waren übrig, und man mußte zu dem verzweifelten Mittel greifen, mit dem Abrollen inne zu halten, und ein Paar Minuten lang wurde das Schiff nur von dem Taue festgehalten. Zum Glück dauerte es nur wenige Minuten, denn die Anspannung stieg beständig über zweitausend Pfund und viel länger konnte es nicht halten, als das Signal gegeben wurde, daß die Splissung vollendet sei und das Tau wieder ablaufen könne. Alles fühlte sich erleichtert, denn man hatte für den Augenblick vergessen, daß die Continuität noch nicht wieder hergestellt sei. Mit ängstlicher Spannung beobachtete man die signalisirenden Magnetnadeln, und schon hatte man die Hoffnung aufgegeben, den Schaden wieder herzustellen, als der Niagara endlich antwortete.

Am 30. Juli bekam der Agamemnon so heftigen Gegenwind, daß er blos vier Knoten mit voll angespanntem Dampfe zurücklegen konnte, und der Verbrauch von Kohlen ward so groß, daß bei längerer Fortdauer des ungünstigen Windes man leicht in den Fall kommen konnte, Masten, Spieren und selbst das Verdeck zu verbrennen, um das Schiff bis nach Valentia zu bringen. Den folgenden Tag wendete sich der Wind zwar nach Südwest, wurde allmählich aber zu einem Sturme, welcher den Agamemnon so herum warf, daß man es kaum für möglich hielt, daß das Tau bis zum Morgen würde halten können. Selbst viele von denen, welche nicht Dienst hatten, blieben die ganze Nacht hindurch wach und erwarteten jeden Augenblick den Kanonenschuß zu hören, der als Signal, daß das Tau gerissen sei, allen Hoffnungen ein Ende machte. Zum Glück zeigte sich das Tau fester als man erwartet hatte. Am Sonntag Mittag hatte man vom Rendezvous an 350 Meilen gelegt und hatte noch eine mehr als genügende Taulänge im Raume, um die irländische Küste zu erreichen. Auch das Wetter war wieder ruhiger, und etwas zuversichtlicher fuhr der Agamemnon seinem Ziele entgegen. Nachmittags am Montag den 2. August kam ein americanischer Schooner in Sicht, den man Anfangs nicht beachtete, der aber plötzlich, als er nur noch eine halbe englische Meile vom Agamemnon entfernt war, seinen Cours änderte und Miene machte, quer über das Tau wegzufahren. Der Valorous dampfte ihm entgegen und gab ihm durch einen Kanonenschuß das Zeichen, beizudrehen, und da der Schooner das Signal nicht beachtete, folgte sehr rasch ein Schuß vom Agamemnon und ein zweiter und dritter vom Valorous. Aber der Americaner behielt seinen Cours bei, und um einen Zusammenstoß zu vermeiden, mußte der Agamemnon das für das Tau nicht weniger gefährliche Manöver einer Wendung machen, die ihn nur wenige Faden von dem Schooner vorbeibrachte. Dieser konnte sich offenbar die Bewegung des Kriegsschiffes gar nicht erklären, denn die ganze Bemannung stand neugierig auf dem Verdeck und in dem Tauwerk; endlich aber mochte diese entdecken, was im Werke war, denn das Schiffsvolk bemannte die Raaen, und die Flagge wurde dreimal mit lautem Hurrah gesenkt. Auf Diejenigen, welche sich auf dem mittlern Verdeck aufhielten, wo sie das Schiff natürlich nicht kommen sehen konnten, wirkte der erste Kanonenschuß wie ein Donnerschlag, denn sie hielten ihn Alle für ein Signal, daß das Tau gerissen sei. Alles sprang vom Mittagstische auf und stürzte nach den Decklucken, aber der zweite Kanonenschuß zerstreute alle Besorgnisse, ehe noch Jemand das Deck erreichte. Noch einmal drohte eine ähnliche Unterbrechung ebenfalls von einem americanischen Schiffe, das sich aber zur rechten Zeit durch wiederholte Kanonenschüsse zum Beidrehen bewegen ließ. Dies war jedoch die letzte Störung, obgleich die hochgehende See immer noch jeden Augenblick das Tau zerreißen konnte. Aber Dienstag Nachmittag um fünf Uhr erreichte man den steilen unterseeischen Berg, welcher das telegraphische Plateau von der irländischen Küste trennt; um zehn Uhr berührte das Tau die 250 Faden tief liegende Hochfläche, und Mittags den 4. war man nur noch 89 engl. Meilen von der Telegraphenstation in Valentia. Am Morgen des folgenden Tages erblickte man die irländische Küste, um sechs Uhr früh gingen der Agamemnon und der Valorous in der Dowlasbucht vor Anker, und um drei Uhr Nachmittags war das Ende des Taues gelandet und die Verbindung zwischen America und Europa hergestellt, denn auch von dem Niagara war das Signal eingetroffen, daß er glücklich das Land erreicht habe. Beide Schiffe hatten fast eine gleiche Taulänge gelegt, der Agamemnon 1020, der Niagara 1030 Meilen, und das ganze Unternehmen hatte, die Ausfahrt mit hinzugerechnet, 21 Tage in Anspruch genommen. t.

Männer der Zeit.

Karl Ferdinand, Graf von Buol Schauenstein,
der gegenwärtige Leiter der auswärtigen Politik des österreichischen Kaiserstaates, entstammt einem graubündner ritterbürtigen Geschlecht, das frühzeitig in dem benachbarten Kaiserstaate Dienste suchte, und vielfache Verwendung fand. Kaiserliche Gunst erhob die Familie 1649 in den Reichsadel, 1690 in den Reichsfreiherrnstand, und 1742 erbte ein Buol von seinem Oheim, dem österreichischen Feldmarschall Grafen Franz Thomas von Schauenstein, Namen und Güter. Der Vater des gegenwärtigen Repräsentanten der Familie, Johann Rudolf, vertrat Oesterreich an verschiedenen kleinen Höfen und beim Reichstag in Regensburg, und war dann von der Gründung des deutschen Bundes bis 1822 Präsidialgesandter beim Bundestag. Er starb 1834 als Staatsminister und Präsident der Hofcommission in Wien. Sein Sohn Karl Ferdinand ist am 17. Mai 1797 geboren, betrat bereits im jugendlichen Alter die diplomatische Laufbahn, stieg, bei verschiedenen Gesandtschaften angestellt, die dienstliche Stufenleiter hinan, und ward 1828 Gesandter in Karlsruhe, bekleidete dann von 1838 an dieselbe Stelle in Stuttgart, und betrat das Terrain der größeren Politik zuerst 1844, wo er als Vertreter Oesterreichs nach Turin ging. Diplomatischen Scharfsinn, Tact und Würde zu bewähren, hatte er dort volle Gelegenheit, als Piemont, von der italienischen Bewegung fortgerissen, sich plötzlich von der lange bestandenen engen Verbindung mit Oesterreich lossagte, und gegen dasselbe die Fahne der italienischen Nationalunabhängigkeit aufpflanzte. Buol verließ Turin erst nach der Kriegserklärung vom 22. März 1848, und erhielt noch Ende desselben Jahres den wichtigen Gesandtschaftsposten in St. Petersburg. Mit Ausnahme der kurzen Unterbrechung durch die resultatlosen Dresdener Conferenzen, wo Buol zweiter österreichischer Bevollmächtigter neben dem Fürsten Schwarzenberg war, verweilte er in dieser Stellung drei Jahre lang in einer für Oesterreich verhängnißvollen Zeit, wo es gewiß nicht leicht war, mit gebührendem Nachdruck einen Staat zu vertreten, welcher zur Bezwingung seiner aufrührerischen Unterthanen fremde Hülfe verlangt hatte. Auch auf Deutschland übte in jener Periode Rußland einen entscheidenden Druck aus, indem es durch Kriegsdrohungen Preußen zwang, von der Unterstützung der schleswigschen Sache abzulassen. Gewiß hat damals Graf Buol in Oesterreichs Namen sein Möglichstes gethan, um Preußen in der Aufrechterhaltung dieser nationalen Sache gegen das Drängen Rußlands zu unterstützen, obgleich von dem Resultat seiner Bemühungen nichts bemerkbar geworden ist.

Der Tact, den Graf Buol in seiner schwierigen Stellung in Petersburg bewiesen hatte, wurde Anlaß ihn an den Hof von St. James zu senden, dessen Verhältniß zum Wiener in Folge der italienischen und ungarischen Ereignisse ein ziemlich frostiges geworden war. Doch konnte er in dieser Stellung nur kurze Zeit verweilen, denn der unerwartete Tod des Fürsten Schwarzenberg rief ihn nach Deutschland zurück, und im April 1852 übernahm er das Ministerium des Auswärtigen und des kaiserlichen Hauses. Die Erbschaft, welche ihm sein Vorgänger hinterlassen hatte, war groß. In Italien hatte der glückliche Ausgang des Krieges gegen Sardinien, in Deutschland das zaghafte Verhalten des Herrn v. Manteuffel Oesterreich das verlorene Uebergewicht wiedergegeben; jenseit der Alpen hielten wieder Weißröcke die Legationen besetzt, diesseits hatten Habsburgs Fahnen an der Ostsee geweht, und es galt nun, den Einfluß, den Fürst Schwarzenberg durch kühnes Zugreifen und schroffes Vordrängen der Stellung Oesterreichs errungen, nicht blos zu behaupten, sondern auch zu erweitern. Doch zeigte es sich bald, daß der Kaiserstaat der Aufgabe, die ihm die übergreifende Genialität des verstorbenen Fürsten gestellt hatte, nicht gewachsen war. Weder die militärischen noch die finanziellen Kräfte genügten der beanspruchten Rolle, in Deutschland, in Italien und im Orient gleichmäßig das entscheidende Wort zu sprechen, und man mußte im Westen eine Blöße geben, wenn man gegen Osten Front machen wollte, und umgekehrt. Einem so scharfblickenden Staatsmann, wie Graf Buol ist, konnte das Mißverhältniß zwischen Ansprüchen und Macht nicht entgehen, und es wurde nun seine Aufgabe, die Forderungen des neugeweckten Ehrgeizes des Kaiserstaates zu befriedigen, ohne Opfer von ihm zu verlangen, die er zu bringen nicht im Stande war. Diese Aufgabe hat er mit ungewöhnlicher Gewandtheit und mit manchmal größerem Erfolg gelöst, als die Ungunst der gegebenen Verhältnisse erwarten ließ.

Die Haltung des österreichischen Cabinets während der auch nach des Fürsten Schwarzenberg Tode fortdauernden Conflicte mit Preußen und während der orientalischen Verwickelung zeichnet den eigenthümlichen Charakter der Politik des Grafen Buol am schärfsten. Der unruhige Trieb, einen ähnlichen Einfluß wie Rußland auf die Türkei zu erlangen, veranlaßte die Einmischung zu Gunsten der Montenegriner und die Sendung des Grafen v. Leiningen nach Konstantinopel. Aber anstatt, wie man gehofft, damit Rußland den Rang abzulaufen, benutzte dieses das gegebene Beispiel zu einem Entschuldigungsgrund für die Sendung des Fürsten Menschikoff, welche beinahe, und noch dazu unter Oesterreichs Mitwirkung, zu definitiver Feststellung eines alleinherrschenden Einflusses Rußlands auf die Pforte geführt hätte. An Lord Stratfords Scharfblick und energischer Einwirkung auf die türkischen Staatsmänner scheiterten die russischen Pläne, und es kam zur Kriegserklärung der Westmächte gegen Rußland.

Oesterreich schwankte lange unsicher, welche Stellung es einnehmen sollte. Es war weit entfernt, die Welt durch die „großartige Undankbarkeit in Erstaunen zu setzen", welche Fürst Schwarzenberg in Aussicht gestellt hatte, um zu beweisen, wie wenig Rußlands Einfluß in Wien gelte, sondern zeigte sich Anfangs geneigt, auf die vom Grafen Orloff in Wien beantragte bewaffnete Neutralität zu Gunsten Rußlands einzugehen. Preußen nahm gerade damals einen kurzen Anlauf zu einer kräftigen Politik, und wies den Grafen Orloff ab, wodurch sich auch das Wiener Cabinet bewogen fand, in seiner Stellung eine Schwenkung zu machen. Der Gewandtheit der österreichischen Unterhändler gelang es, durch Abschluß des Aprilvertrags Oesterreich Preußens militärische Unterstützung im Fall eines Angriffs von Seiten Rußlands zu sichern, und nun stellte es sich den verbündeten Cabinetten als diejenige Macht dar, welcher die militärischen Kräfte Deutschlands zu freier Verfügung zu Gebote ständen. Darin überschätzte jedoch Oesterreich seinen Einfluß in Deutschland bedeutend. Als es, ohne Preußen davon zu unterrichten, mit den Westmächten den Decembervertrag abgeschlossen hatte, weigerte sich das Berliner Cabinet mit Recht, für die ohne sein Mitwissen veränderte Stellung die früher übernommenen Verpflichtungen gelten zu lassen, und selbst der deutsche Bund schloß sich diesmal Preußen an. Alle Bemühungen, ihn in Bewegung zu setzen, blieben umsonst; selbst das Anerbieten, die deutschen Verbündeten an den Früchten eines erfolgreichen Krieges theilnehmen zu lassen, weckte keine Bereitwilligkeit sich zu rüsten. Trotzdem kargte Oesterreich mit Versprechungen gegen die Westmächte nicht, und handelte allem Anschein nach in vollem Einklang mit denselben. In Wirklichkeit aber war seine Theilnahme an der Coalition dem Kriege gegen Rußland keineswegs förderlich. Zwar zwangen seine Drohungen die russischen Truppen die Donaufürstenthümer zu verlassen, also den Angriffskrieg gegen die Pforte

aufzugeben, und ein österreichisches Corps rückte nun dort ein. Doch schien es mehr bestimmt zu sein, einen Schirm zwischen den wirklich kriegführenden Mächten zu bilden, als bei einem Angriff gegen Rußland in erster Linie zu stehen. Allerdings erschienen in Wien französische und englische Militärbevollmächtigte, und ein österreichischer ging nach Paris, um sich über gemeinsame Operationen zu vereinbaren; Oesterreich rüstete mit großem Eifer, befestigte Krakau, und sammelte ein ansehnliches Corps in Siebenbürgen und Galizien. Als aber die Westmächte ihre Streitkräfte ebenfalls gegen die Donau dirigiren wollten, fand das Wiener Cabinet dieses Kriegstheater höchst ungeeignet, verbat sich jedes Vorrücken nach dieser Richtung, und führte den bösen Willen und selbst die Möglichkeit eines feindlichen Schrittes Preußens als Hinderungsgrund einer thätigen Theilnahme am Kriege an.

Noch offener legte es seine Hinneigung zu Rußland auf den Wiener Conferenzen bei den Verhandlungen über die Neutralisirung des schwarzen Meeres an den Tag. Obgleich Mitunterzeichner der vier Punkte, erkannte es doch keine Verpflichtung an, Rußland durch Zwangsmaßregeln zur Annahme derselben zu bewegen, und Gortschakoffs Vermittelungsvorschläge, welche das Uebergewicht Rußlands auf dem schwarzen Meere hinter dem Rücken der intervenirenden Mächte intact zu erhalten versuchten, hatten seine wärmste Empfehlung. Als England und Frankreich dieselben für nicht genügend erklärten, und die Wiener Conferenzen resultatlos auseinandergingen, ward Oesterreich in seinem Eifer für die westliche Allianz allmählich kälter, und die Reduction seines Heeres um 200,000 Mann während des Sommers sagte laut genug, daß es keinen thätigen Antheil am Kriege zu nehmen gesonnen sei.

Erst als nach dem Falle von Sebastopol der Gesandte einer deutschen Mittelmacht einen Separatfrieden zwischen Frankreich und Rußland zu vermitteln suchte, und Oesterreich von dieser gefahrdrohenden Eventualität Nachricht bekam, gerieth seine Diplomatie wieder in Bewegung, und empfahl nochmals die Annahme der fünf Punkte, diesmal ohne Abschwächungsversuch, in Petersburg, wo man sich, militärisch und finanziell erschöpft, jetzt dem Frieden geneigt zeigte und sich entschloß die Pariser Conferenzen zu beschicken.

Nicht Unentschlossenheit und Rathlosigkeit, sondern die Schwierigkeit seiner Lage zwang Oesterreich diese schwankende Politik auf. Als theilnahmloser Zuschauer konnte es sich bei einem Zusammenstoß zwischen Rußland und den Westmächten nicht verhalten, und doch machten es ihm die politischen und finanziellen Zustände des eigenen Reichs fast unmöglich, einen Krieg zu unternehmen, und die in den höchsten Kreisen in Wien vorherrschenden Sympathien ließen einen Krieg gegen Rußland doppelt unangenehm erscheinen. Auf der andern Seite besaß Frankreich in Italien ein handgerechtes Mittel, es Oesterreich sehr schwer fühlen zu lassen, wenn es den politischen Plänen des französischen Kaisers mit Entschiedenheit entgegentreten wollte. So sehen wir es, aus politischen Sympathien und materiellen Gründen abgeneigt, gegen Osten kriegerisch aufzutreten, andernseits von der politischen Nothwendigkeit gehindert, dem Westen mit einem bestimmten Nein zu antworten, in einer Politik der Ausflüchte befangen, welche die Verlegenheiten des heutigen Tages erträgt, weil der morgende eine Lösung bringen kann.

Daß Oesterreich in dieser an Verlegenheiten so ungemein reichen Lage überhaupt politische Resultate erzielte, ist lediglich der Gewandtheit des Grafen Buol zu verdanken. Das Demonstriren kostete dem Kaiserstaate zwar 200 Millionen Gulden und 50,000 Mann, die während des Sommers in Galizien von ansteckenden Krankheiten hingerafft wurden, aber der Friede zwischen Rußland und den Westmächten war wieder hergestellt, ohne daß Oesterreich zum Schwert hatte greifen müssen, und es hielt die Donaufürstenthümer besetzt, die es freilich eher räumen mußte, als es wünschen mochte. Zwar war auf den Pariser Conferenzen seine Stellung keine sehr angenehme; Rußland war Virtuos genug in der Undankbarkeit, um der guten Dienste, die Oesterreich auf den Wiener Conferenzen und vor der Verlegung des Kriegsschauplatzes nach der Krim geleistet, nicht mehr eingedenk zu sein, und das letzte Ultimatum, zu dessen Annahme es die Noth gedrängt, mit feindseligem Groll zu vergelten. Frankreich zeigte sich kalt gegen Oesterreich, und von ihm moralisch unterstützt, durfte Graf Cavour die politischen Nöthen Italiens vor die Congreßmächte bringen, und die Fortdauer der österreichischen Herrschaft auf der Halbinsel nicht undeutlich als die Ursache derselben bezeichnen. Selbst die Oesterreichs Zukunftsplänen so verderbliche Union der Donaufürstenthümer wäre mit allgemeiner Acclamation durchgesetzt worden, wenn nicht England, mißtrauisch über die neue Freundschaft zwischen Frankreich und Rußland, sich auf die andere Seite geschlagen hätte. So stand Oesterreich nach den Pariser Conferenzen isolirt, und nur England näherte sich ihm wieder. Für diese Uebelstände wurde Oesterreich aber durch andere Vortheile entschädigt. Es hatte die Westmächte gegen Preußen als einen unbedingten Anhänger Rußlands mißtrauisch gemacht, hatte es von den Wiener Conferenzen ausgeschlossen, und hatte sich daselbst als der einzige Vertreter Deutschlands gerirt. Nie, selbst nicht nach der Olmützer Katastrophe, stand Preußens Ansehen tiefer in Europa, und in Deutschland vollends war es ganz vor Oesterreich in den Schatten gesunken. Zu greifbaren Erfolgen führte jedoch dieser Aufschwung der Stimmung für Oesterreich nicht. Fürst Schwarzenberg hatte gegen die Pläne Preußens noch sämmtliche deutsche Königreiche in Bewegung gesetzt, für die Pläne des Grafen Buol rührten sich in Deutschland nur die schreibenden Hände der officiösen Journalisten.

Die mächtige Waffe, welche Oesterreich in der Eifersucht der deutschen Mittelstaaten gegen Preußen besitzt, weiß Graf Buol in dem bald laut, bald still verlaufenden, aber fortwährenden Kampfe gegen den nordischen Nebenbuhler mit großer Virtuosität zu gebrauchen. Sah er sich auch getäuscht, als er sie in dem orientalischen Conflict zu Oesterreichs Stütze verwenden wollte so unterstützte sie ihn um so nachdrücklicher, als er den vom Fürsten Schwarzenberg ererbten Plan einer Handelseinigung zwischen dem Zollverein und Oesterreich durchzuführen, und bereits das Terrain zu besetzen versuchte, welches sich Preußen durch jahrelange Bemühungen geschaffen und als Eigenthum zu betrachten gelernt hatte. Selbst die öffentliche Meinung blieb blind gegen die Gefahr, den Zwiespalt zwischen den beiden deutschen Großmächten auch in den Zollverein zu versetzen, ihm dadurch sein Lebensprincip zu entziehen und ihn ebenso entwickelungsunfähig zu machen, wie den deutschen Bund, sie ließ sich vielmehr mit der dem Deutschen eigenthümlichen Vorliebe für in das Vage und Ungeheuerliche gehende politische Gestaltungen für das von Oesterreich angeblich angestrebte, ganz Mitteleuropa umfassende Siebenzig-Millionenreich gewinnen, — denn der Deutsche strebt nie eifriger nach der Weltherrschaft, als wenn er im eignen Hause nicht Ordnung halten kann, — und sprach sich sehr begeistert für Oesterreichs Pläne aus. Diesmal blieb jedoch Preußen fest. Es hatte seine Stellung durch den Septembervertrag mit Hannover verstärkt, stellte den Verbündeten Oesterreichs im Zollverein die Auflösung des letztern in Aussicht, nöthigte dadurch die Oesterreichs Beitritt befürwortenden Staaten davon abzusehen, und gab Oesterreich nur das Versprechen, 1860 neue Verhandlungen über Zollerleichterungen anzuknüpfen. Dieser Vorgang zeigte deutlich, wie selbst die treuesten Verbündeten des Wiener Cabinets ihre Neigungen der Macht der Verhältnisse opfern müssen, so wie der Wettkampf zwischen den beiden Großmächten das Terrain diplomatischer Neckereien verläßt und auf das Gebiet realer Interessen verpflanzt wird, und gab Oesterreich zugleich einen ebenso deutlichen Fingerzeig über die Gren-

zen seines Einflusses, wie die spätere Weigerung der deutschen Staaten, seine orientalische Politik zu unterstützen.

Vielleicht haben die Erfahrungen, welche das Wiener Cabinet bei dieser Gelegenheit machte, dazu beigetragen, mit der frühern Schwarzenbergischen Politik vollständig zu brechen. Man erkannte die Beschränktheit seiner Mittel, und damit die Nothwendigkeit, das Terrain seiner politischen Action einzuschränken. Man schloß das Concordat ab, und schnitt sich dadurch jede Möglichkeit ab, in Deutschland zur Hegemonie zu gelangen, indem man mit diesem Schritte die Unverträglichkeit des österreichischen Staatsprincips mit dem deutschen Geiste deutlicher als je vorher formulirte; man gewann aber damit im eigenen Lande an der durch die Aussicht auf Alleinherrschaft geschmeichelten katholischen Kirche einen Kitt, der die widerstrebenden Nationalitäten zusammenzuhalten versprach, und in Italien einen Bundesgenossen gegen die ehrgeizigen Pläne Sardiniens. Anstatt europäische Cultur nach dem Orient zu tragen, wird man sich wohl wieder mit der, weniger bestechenden, aber reelle Erfolge versprechenden Rolle begnügen, sich Rußlands Einfluß an der Donau nicht über den Kopf wachsen zu lassen, und nur in Deutschland ist die frühere Eintracht zwischen den beiden Großstaaten nicht wiederhergestellt. Hier herrscht das Bestreben vor, die Competenz des Bundestages zu erweitern, um im Bündniß mit den Mittelstaaten durch eine feste Majorität Preußens Einfluß zu beschränken, und das politische Terrain, das man nicht selbst besetzen kann, dem norddeutschen Rivalen so unbequem als möglich zu machen und wenigstens am Bauen zu hindern, wo man nicht selbst bauen kann. In dieser Taktik hat es Graf Buol zu hoher Meisterschaft gebracht.

Der Graf ist seit 1834 mit Karoline, gebornen Prinzessin von Isenburg Birstein vermählt, aus welcher Ehe zwei Töchter entsprossen sind. Von seinen drei Schwestern ist die jüngste, Sophie, mit dem russ. Geheimerath und frühern Gesandten zu Wien, Freiherrn Peter von Mayendorff, vermählt. (8.)

Sir John Bowring.

Der englische Statthalter von Hongkong und Generalbevollmächtigte für China hat sich die Laufbahn zu seinen Ehren selbst geebnet. Am 17. October 1792 in Exeter geboren, erhielt er eine kaufmännische Erziehung, da er dazu bestimmt war, dereinst das Wollgeschäft seines Vaters zu übernehmen. Diese Bildung zum Geschäftsmann und die wirkliche Uebernahme der Handlung haben ihn in den Stand gesetzt, vortreffliche Berichte über die Verkehrs- und Handelsverhältnisse fremder Staaten zu veröffentlichen. Als er 1825 sein Wollgeschäft anderen Händen übergab, war er bereits ein Sprachkenner seltener Art. Durch Privatlehrer und zum Theil durch Reisen hatte er sich mit den verschiedensten Sprachgruppen bekannt gemacht und sprach die skandinavischen Idiome, das Deutsche nebst allen alten und neuen germanischen Mundarten, das Spanische, Französische, Italienische und Portugiesische, das Russische, Serbische, Polnische, Böhmische, Bulgarische, Slowakische und Illyrische, das Esthnische, Lettische, Finnische und Ungarische. Seine Reisen machte er als Kaufmann, Ethnograph, gelehrter Sammler und Dichter. Die schönen Bestrebungen, zu dem ältesten Born aller Dichtung, zu dem Volksliede, hinabzusteigen, erregten früh seine Aufmerksamkeit. Die englische Litteratur besitzt von ihm Uebersetzungen der Volkslieder von dreizehn Völkern. Durch seine Handelsberichte erntete er auf einem andern Felde Ruhm. Der erste, der im Druck erschien, bezieht sich auf die Schweiz, der zweite auf den Zollverein (1840), und es folgten noch andere über Frankreich, Italien, Syrien und Aegypten. Auch war er mehrere Jahre lang Redacteur des von der Bentham'schen Schule, den sogenannten philosophischen Radicalen, gegründeten „Westminster Reviews".

Bowring war bereits mit dem Ministerium in Verbindung und wurde auch von späteren Verwaltungen als Agent verwendet. Seine erste Sendung fand in einem Gefängnisse ihren Ausgangspunkt. Im Herbst von 1822 verhaftete man ihn in Boulogne als angebliches Mitglied einer revolutionären Propaganda. In England will man wissen, daß die französische Polizei deshalb Hand an ihn gelegt habe, um sich in den Besitz gewisser für die spanischen Cortes bestimmten Depeschen zu setzen. Er sah Frankreich wieder, als er im Auftrage der Londoner Bürgerschaft den Parisern zur Vertreibung der Bourbons älterer Linie Glück wünschte.

Mit Bentham bis zu dessen Tode (1832) in vertrautem Umgange, gab er 1835 die national-ökonomischen Schriften seines Freundes heraus. Der Bund der Whigs mit O'Connell, der die Partei stürzte, brachte auch ihn um seinen Sitz im Parlament. Den großen Kampf gegen die Korngesetze half er auf den Bänken des Unterhauses ausfechten. Daß er sich Cobden und der Manchester-Schule anschloß, versteht sich von selbst. Diese parlamentarischen Schlachten und die Erschütterungen des Jahres 1847 ließen ihn gegen seine Gewohnheit lange in der Heimath verweilen. Eine um so längere Wanderung gestattete er sich, als er 1849 seiner alten Reiselust wieder Raum gab. Er besuchte nun China (1849—1852) und unternahm 1855 seine berühmte Gesandtschaftsreise nach Siam, durch die abermals ein ostasiatisches Land dem europäischen Verkehr geöffnet worden ist. Als Statthalter von Hongkong (seit 1853) war er zugleich mit der Wahrnehmung der englischen Interessen in China betraut. Unter seiner Amtsführung begannen die Streitigkeiten, welche soeben eine vereinigte französisch-englische Flotte in den Golf von Petscheli geführt haben. (14.)

Don Juan Prim, Graf v. Reus.

Einem tapfern Officier des Unabhängigkeitskrieges, der bei Ferdinand VII. in Ungnade gefallen war, wurde Prim im Jahre 1814 in einem kleinen Dorfe Cataloniens geboren. Er hatte sich der Rechtswissenschaft gewidmet, verließ aber seine Studien, als Zumalacarregui die Basken zum Kampfe für Don Carlos und ihre Privilegien aufrief, um unter der Fahne der unschuldigen Isabella zu fechten. Er trat als gemeiner Soldat ein und verdiente sich einen Grad nach dem andern auf dem Schlachtfelde. Er war in Märschen und Ueberfällen rastlos, und seine Tapferkeit zeigte sich in solchem Glanze, daß man ihn allgemein den Cid von Catalonien nannte. Als der Tod des gefürchteten España dem Kampfe in Catalonien ein Ende machte, war Prim General. Während des Krieges war das Heer in den Parteihader hineingezogen worden, und Prim hatte sich für die Progressisten entschieden. Mit dem am weitesten links stehenden Bruchtheil derselben verschwor er sich gegen Espartero, der nach dem Thron streben sollte. Die Moderados schlossen sich an, und den gemeinschaftlichen Anstrengungen der beiden Parteien gelang die Vertreibung des Regenten. Prim hatte den Verbündeten große Dienste geleistet und wurde bald darauf ihr Retter. Der Aufstand, den Ametller 1843 in Reus erregte, hatte bereits einen großen Theil von Catalonien überzogen, und es war auch schon die unheilverkündende Erscheinung hervorgetreten, daß die Generale und Statthalter der Provinzen unthätig zusahen, um es mit der aufgestandenen Partei nicht zu verderben. Da eilte Prim nach Barcelona, zwang dem General Acaoz Truppen ab und beendete den Aufstand durch drei Siege. Dies Alles hinderte die Moderados nicht, ihn zugleich mit seiner Partei zur Seite zu schieben. Seine Opposition gegen die einseitige Ausbeutung eines gemeinschaftlichen Sieges war die loyalste, und doch wurde er wegen eines Mordanschlags auf Narvaez verhaftet. War die Anklage die frivolste, die sich denken läßt, so wurde der Proceß mit Vernachlässigung aller für ein eigentliches richterliches Ver-

fahren geltenden Normen geführt. Die Zeugenaussagen wurden verstümmelt zu Protocoll genommen, die Vertheidiger erhielten zur Durchsicht der Acten und zu allen sonstigen Vorbereitungen anderthalb Stunden bewilligt, und das Schlußverfahren war ein tumultuarisches. Man verurtheilte ihn zu sechsjähriger Festungshaft, aber die Königin begnadigte ihn auf die Fürbitte seiner betagten Mutter, und nicht lange, so schlug die Stimmung bei Hofe so zu seinen Gunsten um, daß er mehrfach in wichtigen Stellen verwendet wurde. 1848 war er Generalstatthalter von Portorico und führte mehrere heilsame Reformen aus. In den nächsten Jahren wirkte er, ohne Anstellung im Heere, als Abgeordneter, machte einige Reisen ins Ausland und versuchte sich mit Glück als Schriftsteller. Der ersten Phase des türkisch-russischen Krieges, dem Kampfe an der Donau, wohnte er als Freiwilliger bei, wurde jedoch von seiner Regierung bald abberufen. An den letzten politischen Bestrebungen nahm er nicht den hervorragenden Antheil, den seine Partei von ihm forderte. 1857 wurde er abermals verhaftet — dieses Mal wegen unehrerbietiger Aeußerungen gegen die Regierung — verurtheilt und begnadigt. (15.)

Emil de Girardin.

Im politischen Leben des Tages giebt es eine Hauptregel, deren Nichtbefolgung nicht blos Einzelne, sondern selbst ganze Parteien, unter andern die französischen Legitimisten, um Ansehen und Macht gebracht hat. Sie heißt: halte dich unter allen Umständen im Vordergrunde der Bühne, damit du den Menschen keinen Augenblick aus den Augen kommest. Wer diese Regel beobachtet, der kann, falls er ein Deutscher ist, Ungeschicklichkeiten in Menge begehen, oder, wenn er ein Franzose ist, Schmutzflecken auf sich laden, und er wird dennoch, sollte man ihn zuweilen auch fortstoßen wollen, seinen Platz in der Oeffentlichkeit behaupten. Geachtet oder nicht, er wird beachtet werden. Diese Betrachtungen flößt uns der Mann ein, dessen Leben und Erfolge uns die litterarische Corruption in Frankreich veranschaulichen.

Emil v. Girardin führt seinen Namen nach eigner Wahl. Er will 1802 geboren sein, nicht in Frankreich, sondern irgendwo im Auslande. Seine Mutter war, wie er öffentlich vor Gericht gesagt hat, eine verheirathete Frau und ließ ihn heimlich erziehen, weil sie Grund hatte, die Existenz dieses Sprößlings vor ihrem Mann geheim zu halten, sein Vater soll der Generallieutenant und Hofjägermeister Karls X., Alexander v. Girardin, sein, der übrigens, ebenfalls öffentlich vor Gericht, gegen diese Ehre protestirt hat. Erzogen wurde der Sohn mit Hülfe einer kleinen Summe, die seine Mutter für ihn hinterlegt hatte. Als das Geld verausgabt war, machte er die erste seiner Speculationen. Er zog seinen angeblichen Vater vor Gericht, und wie er berechnet hatte, machte der Scandal, einen der ersten Höflinge eines nicht beliebten Königs doppelt blosgestellt zu sehen, seinen Namen bekannt und verschaffte der kleinen schöngeistigen Zeitschrift, die er herausgab, Abnehmer. Er hatte nun das Glück, die Liebe einer jungen Dichterin zu erwerben, die als Mädchen oft neben Beranger gestellt wurde, und als sie starb, den Ruf mit ins Grab nahm, das reinste Beispiel französischer Weiblichkeit dargestellt zu haben. Delphine Gay wurde seine Gattin und hob ihn in der Gesellschaft, wie sie auf seinen Styl den merklichsten Einfluß übte.

Die Julirevolution öffnete dem talentvollen und geistreichen Manne verschiedene Bahnen. Er wählte die, welche durch Schmutz zum Reichthum führte. Er verpflichtete sich die Regierung, um bei seinen Speculationen eine nachsichtige zuchtpolizeiliche Beurtheilung zu erlangen. Er war es, der den Plan wohlfeiler Zeitungen entwarf, und mit seiner „Presse" das Monopol der großen Tagesblätter brach, indem er das commercielle anstatt des politischen Interesses der Redaction als Princip unterlegte. Nicht der Leitartikel war ihm die Hauptsache, sondern die Chronik der Tagesereignisse, und anstatt die aus Mordgeschichten und Diebstählen zusammengesetzten lithographirten faits de Paris zu geben, wie die anderen Zeitungen, verzeichnete er in seinen Spalten gewissenhaft jede Beförderung in der Armee, in der Marine oder im Staatsdienst, jede neue Entdeckung in allen Zweigen menschlicher Wissenschaft, und machte es sich zum Princip, nichts unberichtet zu lassen, was das Interesse des Publicums für den Tag erregen konnte. Er erfand das Romanfeuilleton, und bot damit dem krankhaften Appetit des Publicums ein neues Reizmittel, er lehrte endlich den Franzosen den Gebrauch der Zeitungsannoncen, und gab Anlaß zu der Gründung der Compagnie Duveyrier, die einen Theil seines Blattes für 100,000 Fcs. jährlich für Annoncen förmlich in Pacht nahm. Der mercantilische Erfolg seiner Speculation war glänzend; bereits nach Ablauf des ersten Jahres hatte die Presse 15,000 Abonnenten, und nach zehn Jahren ihres Bestehens warf sie ein Jahreseinkommen von 200,000 Fcs. ab. Politische Farbe hatte das Blatt gar nicht, und der herausfordernde Angriff auf Armand Carrel, den Redacteur des republicanischen Nationals, der zu dem unglücklichen Duell führte, in welchem einer der reinsten Patrioten Frankreichs von der Hand eines gesinnungslosen Abenteurers fiel, ward weniger durch politischen Parteihaß oder persönlichen Groll, als durch das Bedürfniß erzeugt, durch Scandal Aufsehen zu erregen, und damit die Zeitung zu heben. Doch hatte der Vorfall insofern Einfluß auch auf Girardins politische Stellung, als der unbedingte Bruch mit der Oppositionspartei ihn der Selbsterhaltung wegen ganz auf die ministerielle Seite drängte, von der er bisher gelegentlich abgefallen war, um den Werth seiner Unterstützung fühlbarer zu machen. Er brauchte auch in anderer Weise den Schutz des Ministeriums.

Seine Speculationen brachten ihn nämlich mehrfach in Berührung mit dem Zuchtpolizeigericht, das erste Mal bei der Gründung einer Zeitschrift (Musée de familles) auf Actien, welche 18% Dividende ergaben. Nachdem dieser Ertrag bis 1836 ausgezahlt worden war, hörten die Dividenden ganz auf. Die Actieninhaber untersuchten die Sache, und es ergab sich, daß jene Dividenden nicht von einem Gewinn, der nie stattgefunden hatte, sondern von den eingelegten Capitalien bezahlt worden seien. Einer der Betrogenen konnte seinen Verlust nicht verschmerzen und zog Girardin vor Gericht. Es wurde klar bewiesen, daß er mit einigen Helfershelfern von dem Schaden der übrigen einen großen Gewinn gehabt habe, und daß er, um die Actieninhaber bis zu dem Augenblicke, wo ihr Geld dahin war, in gutem Glauben zu erhalten, einen falschen Rechenschaftsbericht veröffentlicht habe. Dennoch wurde er freigesprochen, indessen mit dem Zusatze, das Gericht halte es für seine Pflicht, eine Handlungsweise wie die seine streng zu tadeln. Seine zweite Speculation war in größerem Maßstabe angelegt. Wieder bildete er eine Actiengesellschaft, dieses Mal zur Ausbeutung der Steinkohlengruben von St. Berain. Man fand den Werth der Gruben mit 3½ Millionen Francs etwas hoch angeschlagen, allein Girardin war in seiner „Presse" in Beweisen für einen weit höheren Werth unerschöpflich, und die Actien wurden bis auf wenige genommen. Mit 100,000 Francs wären die Werke schon zu hoch bezahlt gewesen. Girardin war klug genug gewesen, seine Person hinter zwei Geschäftsmänner zu verstecken. Während seine beiden Mitangeklagten verurtheilt wurden, ging er frei aus. Der Ausspruch des Gerichts, das Unternehmen sei eine moralische Nichtswürdigkeit, traf auch ihn.

Girardin war auch Abgeordneter, indem er das kleine Städtchen Bourganeuf vertrat. Die Regierung verfügte über einen Theil der dortigen Wähler, und viele Stimmen erkaufte Girardin mit Geld. Es verging keine Wahl, ohne daß er an seine Geschäftsweise erinnert und öffentlich beschimpft wurde. Einmal trat ein Rath des Cassationshofes für Frankreich, Voysin de

Gartems, als Gegencandidat auf, „nicht aus politischem Ehrgeiz, sondern weil es eine Schande sein würde, wenn ein Mann wie Girardin die kleinste französische Ortschaft vertreten dürfe." Ein anderes Mal gaben die unabhängigen Wähler, um Girardin einen Maßstab ihrer Würdigung seiner Talente zu liefern, dem ehemaligen Galeerensklaven und Polizeispion Vidocq ihre Stimmen. Einmal stieß die zweite Kammer Girardin aus, jedoch nicht wegen seiner Wahlbestechungen, sondern weil er aus Unbekanntschaft mit seinem Geburtsort seine Eigenschaft als Franzose nicht nachweisen konnte. Im nächsten Jahre kam er wieder und wurde von nun an geduldet.

In der Blüthe der Scandalprocesse ließ sich erwarten, daß auch gegen Girardin eine oder mehrere Anschuldigungen vorkommen würden. Um so größer war das Staunen, als er selbst den Ankläger machte und mit tugendhafter Entrüstung einige Schachergeschäfte und Bestechungen enthüllte. Die Regierung hatte ihn vernachlässigt, und er wollte ihr zeigen, daß er ein gefährlicher Mann sei. Er trieb es so weit, daß man ihn als Verleumder dem Pairsgerichtshof übergab. Der Proceß nahm eine einzige Sitzung (22. Juni 1847) in Anspruch und endete mit einer Freisprechung.

Während der Februartage war Girardin sehr rührig und drängte sich in der allgemeinen Rathlosigkeit in die Tuilerien, und empfing aus Ludwig Philipps Händen die Abdankungsurkunde. Etwa ein Jahr später versammelten sich die Republicaner, jetzt die Herren der Situation, zu einer Todtenfeier an Armand Carrels Grabe. Plötzlich stand Girardin unter ihnen. Mit fließenden Thränen sprach er so schön von dem Todten, von Frankreich, von der Republik, daß Alles ihn umarmte. Als die Komödie ausgespielt war, spitzte er seine Feder zu den schonungslosesten Angriffen auf die Freunde Carrels, und bald darauf ging er im Elysée als Vertrauter aus und ein. Nach dem 2. December nahm er eine oppositionelle Haltung an, mit der er seine persönlichen Interessen wie immer vortrefflich zu verbinden wußte. Eine Zeitlang zog er sich aus der Presse zurück. In diesem Augenblicke schreibt er für den Prinzen Napoleon in der Absicht, ihn als den Vertreter des französischen Liberalismus darzustellen. (16.)

August Böckh.

Der gefeierte Veteran der deutschen Philologie ist am 14. November 1784 zu Karlsruhe, wo sein Vater Rechnungsrath war, geboren. Nach der Vorbildung auf dem Gymnasium dort, bezog er 1803 die Universität Halle, um Theologie, bald aber, durch F. A. Wolfs großes Beispiel bewogen, um Philologie zu studieren. Im Jahre 1806 ging er nach Berlin, wo er Mitglied des pädagogischen Seminars wurde, von wo er sich aber nicht lange danach der inzwischen ausgebrochenen Kriegsunruhen wegen nach Baden zurückwandte. In Heidelberg übernahm er 1807 eine außerordentliche Professur an der Universität, und ungefähr ein Jahr später begann er seine schriftstellerische Wirksamkeit daselbst mit dem Werke: Graecae tragoediae principum, Aeschyli, Sophoclis, Euripidis, num ea quae supersunt et genuina et omnia sint, welches ihm neben seinen Erfolgen als Docent schnell einen solchen Ruf erwarb, daß man ihn 1809 einlud nach Königsberg zu kommen. Er lehnte jedoch ab und ward dafür in Heidelberg ordentlicher Professor. In demselben Jahre schrieb er die Abhandlung „über die Versmaße des Pindar", und im folgenden mehrere Schriften über Plato, z. B. die Ausgabe der „Dialogi IV" Simons des Sokratikers. 1811 berief ihn das preußische Ministerium, aufmerksam gemacht durch den immer mehr wachsenden Ruhm des jungen Gelehrten, als Professor der Beredsamkeit und alten Litteratur nach Berlin, woselbst der 74jährige Greis noch jetzt in ungeschwächter Kraft wirkt, 1830 zum Geheimen Rath ernannt, und mit Orden und Ehren geschmückt. — Als die fünf hervorragendsten Werke Böckh's sind zu nennen: die Ausgabe des „Pindar" (3 Bde. Leipz. 1811—21) mit neuer Anordnung der Pindarischen Versmaße und mit Untersuchungen über die Musik der Griechen; „die Staatshaushaltung der Athener" (2 Bde. Berl. 1817), ein aus den gründlichsten Forschungen hervorgegangenes Meisterwerk, welches den wichtigen Stoff zum ersten Mal wissenschaftlich erörterte und die späteren Studien Wilh. Wachsmuths, Karl Friedr. Herrmanns u. A. eigentlich erst möglich machte; die „Metrologischen Untersuchungen über Gewichte, Münzfüße und Maße des Alterthums in ihrem Zusammenhange" (Berl. 1838); die „Urkunden über das Seewesen des attischen Staates" (ebend. 1840), und endlich das umfassende und in alle Gebiete der Philologie einschlagende „Corpus inscriptionum Graecarum" (von 1824 an), welches er im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgiebt. Höchst beachtenswerth sind aber auch Böckh's kleinere Schriften, wie die „Entwickelung der Lehren des Pythagoräers Philolaus" (Berl. 1819), die Untersuchung „über Manetho und die Hundssternperiode", die Ausgabe der „Antigone" (ebend. 1843) u. a. m. Als Mitglied der Akademie und als Secretär der philosophisch-historischen Classe hat er auch in deren „Denkschriften" verschiedene Abhandlungen veröffentlicht, z. B. 1825 eine „über die kritische Behandlung der Pindarischen Gedichte", und 1835 eine „über Leibnitz und die deutschen Akademien". Ferner ist er an der Herausgabe von Friedrichs des Großen Werken betheiligt, und endlich schrieb er als stehender Programmatist der Berliner Universität, der zweimal jährlich eine Vorrede zum Lectionskatalog zu fertigen hat, eine ganze Reihe kleinerer Aufsätze philologischen Inhalts, sowie er denn auch als Professor der Beredsamkeit, dem es obliegt, die öffentlichen Reden im Namen der Universität zu halten, sehr oft und zwar stets in ausgezeichneter Weise dieser Verpflichtung nachgekommen ist. Noch bevorstehend ist eine Sammlung seiner Reden, von denen wir als besonders merkwürdig und trefflich nur die im Herbst 1850 zur Eröffnung der Philologenversammlung zu Berlin gehaltene hervorheben, in welcher er, wie schon früher in der Vorrede zum „corpus inscriptionum", seine Auffassung der Philologie und des Alterthums klar dargelegt hat.

Böckh wirkt im Sinne seines Lehrers F. A. Wolf und setzt dessen Werk fort, insofern er mehr, als irgend ein anderer der mitlebenden Fachgenossen, die antike Sprachwissenschaft mit der Geschichte zu verknüpfen und die gesammte Philologie als ein Ganzes mit organisch unter einander in Zusammenhang stehenden Theilen darzustellen strebt. Seine Ansichten blieben eine Zeitlang nicht ohne heftige Gegner, und es schied sich damals die Schaar unserer Philologen geradezu in zwei feindliche Heerlager, deren eines eben Böckh, das andere Gottfried Herrmann in Leipzig befehligte. Man darf sagen, daß der Sieg sich endlich auf Jenes Seite geneigt habe. Herrmann in Leipzig hielt fest an der Bedeutung des Begriffs der Philologie als Wortlehre; Böckh in Berlin dehnte die Philologie aus auf den ganzen Inhalt der Alterthumskenntniß; seine Vorlesungen über Demosthenes z. B. lieferten auch eine eingehende und begeisterte Kritik der Politik dieses Staatsredners. Im Streit über einzelne Stellen und deren Erläuterung besiegt wohl Herrmann seinen Gegner; im Ganzen und Großen und in der Auffassung seiner gesammten Wissenschaft überflügelt ihn Böckh bei weitem. Böckhs Ruf erstreckt sich jetzt weit über Deutschland hinaus; fast alle Akademien der Welt haben ihn nach und nach unter ihre Mitglieder aufgenommen. Neben Alexander v. Humboldt glänzt August Böckh in Berlin zugleich als ein freisinniger Mann, der gleich Jenem auch in der Nähe des Thrones seine Gesinnung vertritt und geltend macht. (22.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 36. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 4. September.

Inhalt.

Bilder aus dem Jenaischen Studentenleben.

Erster Artikel.

Die letzten Tage waren Zeugen eines Festes, das selbst in dem universitätenreichen Deutschland zu den seltenen gehört, Zeugen der dreihundertjährigen Stiftungsfeier einer Hochschule, der ersten rein protestantischen, die nach der Reformation gegründet worden, und derjenigen, die in Deutschlands trübster Zeit ein leuchtender Mittelpunkt seines geistigen Lebens blieb, und in der spätern Epoche des nationalen Aufschwungs die erste Rolle spielte. So reicher und schöner Erinnerungen würdig war die Feier, zu der dankbare ehemalige Schüler der Hochschule nicht blos aus allen deutschen Landen, sondern auch aus der Fremde und aus anderen Welttheilen herbeigeeilt waren. Jetzt ist des Festes Freude verrauscht, die Gäste sind heimgezogen, und von dem Jubel ist nur noch die Erinnerung übrig, das Einzige, was selbst das erhebendste Fest hinterläßt. Einen dauernderen Gewinn hat die Litteratur aus dem Feste gezogen, denn unter den zahlreichen Schriften, die es veranlaßt hat, ist wenigstens eine, welche nicht das gewöhnliche Schicksal der Gelegenheitsschriften theilen wird. Es ist dies die „Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart, von Dr. Richard und Dr. Robert Keil" (Leipzig, Brockhaus). Liebe zu dem gewählten Stoffe, Fleiß in der Sammlung und Geschmack in der Auswahl der mannichfaltigen Materialien, übersichtliche Anordnung und geschickte Verarbeitung sind dem Werke nachzurühmen, welches sich zur Aufgabe gestellt hat, eine der wichtigsten Seiten des deutschen Culturlebens darzustellen, eine Seite, die viel weniger bekannt ist, als sie es zu sein verdient. Um so lieber benutzen wir die Gelegenheit, die uns das Werk bietet, um durch seine Hülfe eine Anschauung von dem Leben und Treiben auf deutschen Universitäten in seinen verschiedenen Wandelungen von der Reformation bis jetzt zu gewinnen.

Die Universität Jena verdankt dem Zwiespalte zwischen den beiden Linien des sächsischen Hauses ihre Entstehung. Nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg an der Elbe (den 24. April 1547) verlor Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige von Sachsen nicht nur seine Kurwürde, sondern auch seine Staaten, und nur eine Anzahl thüringischer Städte, Aemter und Schlösser wurden vom Herzog Moritz, dem für seinen Abfall die sächsische Kurwürde zufiel, den Söhnen des Beraubten zugewiesen. Auch das berühmte Wittenberg, diese Hauptstütze des Protestantismus, war in die Hände der Sieger gefallen; allein der beharrliche und unerschrockene Johann Friedrich dachte unablässig darauf, an die Stelle der verlorenen Lehranstalt, einen neuen geistigen Waffenplatz für das gereinigte Evangelium zu schaffen. Die Religionsirrungen ließen jedoch nicht hoffen, daß der Kaiser Karl V. das Privilegium zur Gründung einer Universität ertheilen würde, weshalb sich der gefangene Kurfürst, ohne sein Ziel aus dem Auge zu verlieren, auf Errichtung eines „academischen Gymnasiums", einer höheren Lehranstalt, beschränkte und dazu das Paulinerkloster in dem romantisch gelegenen Jena erwählte. Der allzu ängstliche Melanchthon, welcher wegen der obwaltenden Religionsstreitigkeiten von Wittenberg nach Weimar geflüchtet war und den Kurfürsten um „eine Stelle an einer geringen Schule" in seinen Staaten gebeten hatte, wurde sofort als ordentlicher Professor der Theologie und Philosophie an die junge Anstalt berufen, weigerte sich jedoch, das Amt anzunehmen, da er das Ernestinische Haus unter den jetzigen Verhältnissen für zu unvermögend hielt, um die Mittel für das academische Gymnasium aufzubringen. Dagegen glückte es, den Dr. Victorin Strigel, einen jungen, tüchtigen Theologen aus Luthers und Melanchthons Schule, von Erfurt nach Jena zu berufen, während der berühmte Philolog und von Karl V. als Dichter gekrönte Lehrer der classischen Litteratur zu Wittenberg, Johann Stigel, die Professur der Beredsamkeit und Dichtkunst annahm. Beide Männer kamen alsbald mit einer Anzahl Studenten von Wittenberg und Erfurt in Jena an und eröffneten am 20. März 1548 im dortigen Paulinerkloster ihre Vorlesungen. Die Zahl der Studierenden wuchs mehr und mehr; aber schon in den ersten Zeiten mehrten sich auch die Klagen der Bürger über muthwillige Streiche, Kränkungen und Raufereien von Seiten der Studenten, und nur die Drohung, im Fall ferner andauernder Mißhelligkeiten die Academie an einen anderen Ort zu verlegen, konnte die störrischen Bürger, welche den

tumultuirenden Studenten Wohnungen in ihren Häusern zu geben verweigerten, zur Beseitigung der Differenzen auf einige Zeit bewegen. Als endlich in Folge des am 2. August 1552 zu Passau geschlossenen Vertrags, „jener Grundfeste evangelischer Religionsfreiheit", Johann Friedrich vom Kaiser wieder in seine Staaten eingesetzt worden war, — nur die Kurwürde war dem Herzog Moritz verblieben, — beehrte er auch seine neuerrichtete Academie zu Jena mit seinem Besuche und wurde daselbst mit hohen Ehren und lautem Frohlocken empfangen. Ein Trupp bewehrter Bürger eröffnete den Zug, welcher unter dem Geläute aller Glocken sich vorwärts bewegte; in dem darauffolgenden Wagen des Kurfürsten befand sich Johann Friedrich, ihm zur Seite sein ältester Sohn, Johann Friedrich der Mittlere, und Lukas Cranach, der hochberühmte deutsche Maler, welcher, als fast alle Anhänger den Kurfürsten im Unglück verlassen hatten, an seinem alten Herrn und der protestantischen Lehre treu festhaltend, lieber sich losgerissen hatte von seinem zweiten Vaterlande Sachsen, wo er länger als ein halbes Jahrhundert gelebt, und fast schon ein achtzigjähriger Greis, seinem unglücklichen Fürsten in die harte Gefangenschaft gefolgt war. Vor dem Fürstenkeller, in welchem Johann Friedrich der Großmüthige sein Absteigequartier nahm, hatten sich die Geistlichkeit und die Lehrer mit sämmtlichen Schulkindern aufgestellt, welche letztere nach der Chronik „meistentheils Rautenkränze auf dem Haupte und die Haare zu Felde geschlagen hatten." Eine zahllose Volksmenge empfing den Kurfürsten. Vorzüglich aber lenkten die Professoren der neuen Schule und die Studierenden, welche, unter ihnen auch acht junge Grafen, in langen wohlgeordneten Reihen vor dem Quartier des Kurfürsten sich aufgestellt hatten, dessen Augenmerk auf sich. Mit besonderem Wohlgefallen blickte er auf die zahlreiche Schaar der jugendlich kräftigen Jünger der Wissenschaft, welche ja ihm allein die an diesem Ort ihnen gewährte Stätte verdankten, und lächelnd äußerte er, als sein Wagen durch die Reihen der neuen Academiker hinfuhr, zu Lukas Cranach: „Sieh, das ist Bruder Studium!" Das war ein Wort, das rasch unter den Studenten und Bürgern Eingang fand, binnen kurzem als die von da an ständige Bezeichnung der Studiosen galt und als solche sich auch bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Der glückliche Zuwachs, welchen die Academie seit den ersten Jahren ihres Bestehens erhalten hatte, bestärkte immer mehr den von Johann Friedrich gehegten Wunsch, diese Schule zu einer wirklichen Universität erhoben zu sehen. In dieser Absicht sandte er zu Anfang des Jahres 1554 seinen Sohn Johann Wilhelm in Begleitung einiger Räthe nach Brüssel, um von dem dort verweilenden Kaiser die Ertheilung der academischen Privilegien für die Hochschule zu Jena auszuwirken; allein Karl V., der in Jena einen Hauptstützpunkt gegen den Katholicismus erblickte, antwortete, daß er vor Beilegung der Religionsstreitigkeiten sich über das Gesuch des Kurfürsten nicht erklären könne. Aber Johann Friedrich verzagte nicht und ließ sich durch nichts von seinem Vorhaben abbringen; leider setzte ihm jedoch der Tod, welcher den edlen Fürsten am 3. März 1554 ereilte, mitten in der Ausführung seiner Plane ein Ziel. Seine Söhne ehrten seinen letzten Willen, worin er ihnen aufs angelegentlichste empfohlen, „mit unermüdetem Eifer und ohne Ansehen der dazu erforderlichen Unkosten zu Gottes Ehren und zur Steuer der Wahrheit das Vorhaben ins Werk zu setzen." Bald war es den Bemühungen des von Wien berufenen Professors der Medicin, Dr. Johann Schröter, gelungen, von dem neuen Kaiser, zeitherigen Römischen Könige Ferdinand, ein Privilegium für eine Universität in Jena auszuwirken. So wurde denn in Jena die erste Universität in Deutschland gegründet, welche, während beide Religionsparteien in hartem Kampfe sich noch immer gegenüberstanden, nach der ausdrücklichen Bestimmung der Statuten einzig und allein „zur Erhaltung und Fortpflanzung der evangelisch-lutherischen Lehre und aller guten Zucht und freien Künste" errichtet wurde. Johann Schröter war ihr erster Rector.

Die feierliche Inauguration war auf den 2. Febr. 1558 festgesetzt. Schon Tags vorher kam Herzog Johann Friedrich der Jüngere in Begleitung des Bischofs Nicolaus von Amsdorf in Jena an; bald folgten ihm seine beiden fürstlichen Brüder mit einer großen Anzahl thüringischer Edlen. Die Jenaische Bürgerschaft war ihnen theils zu Fuß, theils zu Pferd, wohlgerüstet mit einem schönen seidenen „fliegenden Fähnlein, auch geduppelten Pfeifern und Trummelschlägern" — gegen einhundert Mann stark — anderthalb Stunden weit bis Großschwabhausen entgegengezogen und schloß sich jetzt dem festlichen Zuge der Herzöge an. Vor dem Johannisthore, am Heinrichsberge, harrte der Ankommenden, zu welchen auch Johann Friedrich der Jüngere von Jena aus sich wieder gesellt hatte, das ganze, dort in glänzendem Zug von mehr als sechshundert Personen versammelte Corpus academicum, dessen größten Theil die Studentenschaft bildete, welche damals schon über fünfhundert zählte. Entblößten Hauptes und den Nächststehenden die Hand bietend, hörten die Herzöge die Empfangsrede des Rectors Johann Schröter an, welche Johann Friedrich der Mittlere beantwortete. Hierauf setzte sich der ganze nun vereinigte Zug in folgender Ordnung nach der Stadt zu in Bewegung: voran zwölf Trompeter und Heerpauker zu Pferde mit weißen Stäben, erstere gar fröhliche Fanfaren blasend; hierauf die zwei Pedelle mit den beiden academischen Sceptern von gediegenem Silber; nach diesen der Rector Schröter, mit dem prächtigen Pallium bekleidet, in seiner Begleitung Graf Philipp von Nassau und die Freiherren Joachim und Philipp von Andlaw, welche zu Jena studierten; hierauf die übrigen academischen Lehrer und die Geistlichen aus der Stadt und vom Lande, mit den zu dem Feste eingetroffenen vornehmen Gästen, je drei in einem Glied gehend; sodann die nicht bewaffneten Bürger mit dem Magistrat und die ganze Studentenschaft. Der Zug der letztern war so groß, daß er, obwohl dreigliederig, doch vom Johannisthor bis auf den Markt reichte. Nach diesem Zug folgten erst die Herzöge in Begleitung des Grafen von Henneberg, mit ihren in Sammt gekleideten und mit goldenen Panzerketten geschmückten Edelknaben und Trabanten; dann die übrigen Grafen und Edelleute mit ihren Reisigen in glänzendem Waffenschmuck, bis endlich die gerüsteten Bürger

der Stadt den langen Conduct schlossen. „Als die Studiosi zum Johannisthor herein waren, blieben sie in ihrer Ordnung bis an den Markt stehen; der fürstliche Zug ging neben ihnen hin und hatten die Fürsten große Freude daran.“

Am nächsten Morgen fand der feierliche Actus der Einweihung in der festlich geschmückten Stadtkirche statt, deren Eingänge von zwanzig geharnischten Bürgern bewacht wurden. Mit dem unter Orgelklang angestimmten Gesang: „Komm, heiliger Geist!“ wurde die Feierlichkeit eröffnet, nach deren Beendigung Johann Friedrich der Mittlere — damals neunundzwanzig Jahre alt — eine kurze lateinische Rede hielt, in welcher er auf die Verdienste seines verstorbenen Vaters um die evangelische Lehre und die Wichtigkeit des Tages hinwies, namentlich auch die Bürgerschaft und den Stadtrath ermahnte, mit der ihnen so heilsamen Academie fürderhin einträchtig zu leben. Nachdem hierauf der fürstliche Rath Dr. Petrus Breme, welcher später Professor der Rechte an der neuen Anstalt wurde, von einem in der Kirche hergerichteten „auf das Schönste mit grüner Seide behängten Pulpete“ herab das kaiserliche Privilegium vorgelesen hatte, nahm der Herzog von neuem das Wort, den Rector und die Academie eindringlich ermahnend, über Privilegien und Statuten zu wachen. In einer längern deutschen Rede sprach dann der Kanzler Brück über denselben Gegenstand und übergab dem Rector das Original des kaiserlichen Privilegiums. Demselben überreichte auch sodann der fürstliche Rath Dr. Stephan Clodius die neuen Statuten der Universität, die er vorlas. Nachdem darauf noch der damalige Bürgermeister M. Andreas Burckhardt in einer zierlichen Rede die Stadt und das Land wegen der neuen Anstalt beglückwünscht und Namens der Stadt die pünktlichste Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Academie angelobt, auch dem Rector Schröter im Namen der Bürgerschaft als Zeichen ihrer Dankbarkeit einen silbernen, stark vergoldeten Credenzbecher überreicht hatte, sprach endlich der Professor Stigel in einer längern lateinischen Rede von der Nothwendigkeit und dem Nutzen hoher Schulen, mit besonderer Beziehung auf die neue Universität und deren Verhältniß zur protestantischen Glaubenslehre, worauf das Te Deum laudamus unter vollständiger Musik und Trompeten- und Paukenschall die Feier schloß.

Nachmittags wurden auf dem Markte, wo eine Rennbahn erbaut und mit Sand überschüttet war, verschiedene Ritterspiele und Turniere abgehalten. Am folgenden Tage setzte man das Turnier mit anderen Ritterspielen als Ballschlagen, Fahnenschwenken, Pikenwerfen u. dgl. fort, wobei am ritterlichsten unter allen die Studenten Christoph v. Dangel und Heinrich v. Ersa sich hielten. Hierauf wurden die Festlichkeiten geschlossen, und die Professoren und Studenten kehrten zu ihren wissenschaftlichen Studien, die Herzöge nach Weimar zurück.

Es war natürlich, daß auch hier wie überall die academische Freiheit bald in eine unerhörte Zügellosigkeit ausartete, wie die academischen Gesetze aus jenen Zeiten uns verkünden. Außer den liberalen Institutionen der Universität wurde dieser Geist der Ungebundenheit in Folge des Zusammenströmens einer großen Menge älterer Studenten von anderen Hochschulen, namentlich Wittenberg, noch mehr befördert. Von geregelten wissenschaftlichen Arbeiten, einem Fleiße der academischen Hörer kann nicht viel die Rede sein. Dasselbe gilt von Sittlichkeit und Zucht. Es ist bekannt, welch ein zügelloses Leben auf den Universitäten der vorreformatorischen Zeit herrschte, wie gewaltthätiges Anfallen von Bürgern, gefährliche Aufstände, nächtliches Umherschweifen, wüste Trinkgelage, Erstürmen und Verbrennen von Häusern, unerlaubte Spiele, das Eindringen bei Hochzeitsfeierlichkeiten und anderen Familienfesten, Hausfriedensbruch, ja selbst Meuchelmord, Straßenraub, Schändung und Entführung von Jungfrauen gewöhnliche Vergehen der Studenten waren. Aber auch im 16. Jahrhundert blieb das Studentenleben, wenn auch die Reformation im Allgemeinen auf Verbesserung der Sittenzustände hinwirkte, noch immer roh und wild, so daß Tödtungen und Verwundungen, Aufstände, Beschädigung von Weinbergen und Gärten, ja sogar Raub und Diebstahl auf den deutschen Universitäten, selbst den protestantischen, noch mit Strafe bedroht werden mußten. Die Verordnung gegen Unzucht, unanständiges Verhalten bei Tänzen (das Verbot des sogenannten „Verdrehens“ und „Abstoßens“ beim Tanz bei Geld- und Gefängnißstrafe 1589), gegen den Umgang mit verdächtigen Frauenspersonen und die Verführung der Bürgertöchter hatten wenig Erfolg, wovon die Kirchenbücher und die noch vorhandenen Listen der zu Jena erfolgten außerehelichen Geburten ein trauriges Zeichen ablegen, wenn auch ein großer Theil der Studentenrohheit der damaligen Rohheit der Zeit angehört, insbesondere aber bei dem Mangel an den feineren Freuden der Geselligkeit der Student darauf angewiesen war, an die derberen Genüsse der Sinnlichkeit sich zu halten. Auch wurden die Sittengesetze ziemlich lax gehandhabt und namentlich Geldstrafen auferlegt, worüber schon im Jahre 1601 die Visitatoren der Academie sehr richtig bemerkten: „Die Disciplin leide, weil man Geldstrafen nehme, wodurch eigentlich die Eltern gestraft würden.“

Zu den Leibesübungen der Studenten jener Tage gehörte vor allen die Fechtkunst, und namentlich übte man sich mit dem Degen, welcher mit einer sogenannten Rencontreklinge versehen, d. h. zum Hauen und Stoßen gleicherweise eingerichtet war. Es war natürlich, daß durch das von den Studenten behauptete Vorrecht des Degentragens die Versuchung, das verletzte Selbstgefühl durch die Gewalt der Waffen zu rächen, sehr nahe gelegt, zugleich aber zu Verwundung anderer Studenten und Nichtacademiker, ja selbst zu Todtschlag und Mord leicht Veranlassung gegeben wurde. Zwar wurden mehrfach Mandate gegen das Degentragen der Studenten (1558, 1559, 1592 und 1612) erlassen, allein sie blieben fruchtlos, da die academische Jugend nach wie vor das Waffentragen als ein ausschließliches Privilegium für sich gegenüber den Bürgern und Handwerkern, denen das gern behauptete Recht zur Tragung einer Wehre gesetzlich ebenfalls untersagt war, in Anspruch nahm. Außerdem übten sich die Studenten noch im Reiten, Rennen, Ringen, Ballschlagen, Fahnenschwingen, Pikenwerfen und Zielschießen.

Eine zweite Unsitte, die sich in Jena eingebürgert hatte, war das in Völlerei ausgeartete Trinkwesen unter den Studenten. Wenn auch bereits die im Jahre 1556 erlassene Po-

lizei-Landesordnung die nachdrückliche Bestrafung wegen des überhandnehmenden „Vollsaufens und Zutrinkens“ anbefahl, so wurde dadurch der unter den Studenten herrschende „Saufteufel“ doch nicht gebannt. Die den academischen Lehrern und ihren Wittwen durch die Statuten von 1558 garantirte Tranksteuerfreiheit führte von dem Einlegen des Biers und Weins zum eigenen Bedarf bald zu dem Einlegen zum Behuf des Verkaufes an fremde, zur Familie oder der sonstigen Hausgenossenschaft gar nicht gehörige Personen; manche Professoren Jena's benutzten die ihnen gewährte Tranksteuerfreiheit in der Weise, daß sie neben ihrer Professur das Gewerbe des Bier- und Weinschenkens übten und eine offene Wirthsstube hielten, wo Studenten sich zum Zechen einzufinden pflegten. Vergebens eiferten die herzoglichen Mandate dagegen; vergebens verordneten die verbesserten Statuten von 1591, der Rector solle darauf sehen, daß weder Professoren noch Andere an ihren Tischen den Studenten Gelegenheit zum Saufen oder andern Ausschweifungen (wohin namentlich das Würfelspiel gerechnet wurde) geben sollten. Neben dem schon vor der Reformation gebräuchlichen „Magister- oder Doctor ausmachen“ beim Trinken, bildeten sich in Jena alsbald bestimmte Trinkmanieren aus und wurden Disputationen zu Ehren des Bacchus abgehalten, „wobei die Zuhörer kleinere Becher, der Opponent einen Humpen, womit er in dreifachem Schluck das jus objectionis darstellte, der Respondent durch dreimaliges Trinken diesen nassen Syllogismus annahm, der Präses das Uebrige austrank.“ Daneben entwickelte sich aber gleichzeitig die den Jenaischen Studenten von Alters her beiwohnende Neigung zu Gesang und Musik.

Studiren bei Tag, hofiren bei Nacht,
Das haben die freien Studenten erdacht —

so hieß es im Anfange des 17. Jahrhunderts von den Jenenser Musensöhnen.

Alle Lieder, welche damals in den Studentenkreisen Jena's gesungen wurden, waren von einem epikuräischen, derbsinnlichen Geiste durchweht. Das Nonplusultra in dieser Richtung der Volkspoesie war der im Anfang des 17. Jahrhunderts dort sehr beliebte „Gesang der Schlemmerzunft“:

Laß uns schlemmen und demmen bis morgen!
Laß uns fröhlich sein ohne Sorgen!
Wer uns nicht borgen will, komme morgen!
Wir haben nur kleine Zeit hier auf Erden;
Drum muß sie uns kurz und lieb doch werden.
Wer einmal stirbt, der liegt und bleibt liegen;
Aus ist es mit Leben und mit Vergnügen.
Wir haben noch von Keinem vernommen:
Er sei von der Hölle zurückgekommen,
Und habe verkündet, wie dort es stünde.
Gut Gesellschaft treiben ist ja nicht Sünde:
Sauf also dich voll und lege dich nieder!
Steh auf und sauf und besaufe dich wieder!

Ueber Tracht und Kleidung der Studenten existiren eine Menge Verordnungen; namentlich eiferten die Mandate über die gebräuchlich gewordenen ungeheuren Pluderhosen, d. h. weite, nach Länge und Quere aufgeschnittene Beinkleider, zu welchen oft über einhundert Ellen Tuch oder Seidenzeug erfordert wurde, sodaß mitunter eine solche Hose einem Studenten die ganze Baarschaft kostete. Die auf den ältern Hochschulen gebräuchlichen Moden wurden natürlich auch nach Jena verpflanzt, und so mag das Bild eines Jenaer Studenten nicht sehr von dem eines Leipziger abweichen, der sich in einem Stammbuch im Jahre 1572 in folgender Gestalt hatte costümiren lassen: auf dem Kopfe ein schwarzsammtenes Baret mit einer rothen Feder, Stutz- und Knebelbart, gefältelte Spitzenkrause, ein ganz eng anliegendes rothes Wams mit ebenso engen, aber durch Puffen verzierten Aermeln; dann eine ungeheure rothe Pluderhose, welche über dem Knie wieder ganz eng zusammengeschnürt war und Bein und Fuß bedeckte, welcher mit schwarzen Lederschuhen bekleidet war; über der rechten Schulter ein purpurrother Mantel und an der linken Hüfte ein langer Stoßdegen mit einem Korbgriff. — Schon die Statuten von 1558 sahen sich veranlaßt zu verordnen, daß die Studenten und alle Glieder der Universität in den Kleidungen aller Ungestalt, „sonderlich der Pluderhosen oder gar kurzer Kleider sich enthalten sollten“; und die sächsische Landesordnung von 1589 verbot das Fertigen und Tragen der „langen zotigen Hosen“, unter Bedrohung der solche fertigenden Schneider mit halbjähriger Entziehung des Handwerkes.

Das wirthschaftliche Leben der damaligen Jenaer Studenten war ziemlich schlecht bestellt, denn alle jene Luxusgegenstände, jene kostbaren Kleidungen und das in so großem Maße gepflegte Trinkwesen führte nothwendig zur Verschwendung der zur Bestreitung der Studienkosten empfangenen Gelder. Es war daher durchaus nichts Seltenes, daß Haus- und Speisewirthe, Krämer und Handwerker um ihre rechtmäßigen Forderungen von Studenten betrogen wurden, die sich ihren Gläubigern durch bösliche Flucht entzogen. Die academischen Gesetze dieser Zeit beschäftigen sich jedoch weniger mit der Frage, wie die Bürger gegen das Schuldenmachen der Studenten zu bewahren seien, als mit der Sorge für den Schutz der letzteren gegen die Uebervortheilungen der ersteren. Erst die Verordnung der vermehrten Statuten von 1569 bestimmt, daß die Studenten ihre Stuben nach einem Inventar antreten und allen erweislichen Schaden ihren Hauswirthen ersetzen, auch überhaupt alle erlaubten Verträge getreulich halten und Niemand hintergehen sollten; ferner wurde verboten, den Studenten ohne Vorwissen und Zustimmung des Rectors und des Professors, welchem sie empfohlen sind, Darlehen vorzustrecken; die Pferdeverleiher sollten den Studenten gar nicht, die Italiener, Keller-, Wein- und Bierwirthe aber, bei Verlust der höheren Summen und außerdem ansehnlicher Geldbuße, nur bis auf fünf Gulden creditiren. Im Allgemeinen konnte der Aufwand eines haushälterisch lebenden Studenten sich in jener Zeit auf mindestens hundert Thaler für das Jahr belaufen. Als das Durchschnittsalter, in welchem die Universität damals bezogen wurde, kann das achtzehnte Jahr angenommen werden, während die Dauer des Aufenthalts auf vier bis sechs Jahre sich erstreckte.

Die Zahl der während des 16. Jahrhunderts zu Jena Studierenden belief sich im Durchschnitt auf etwa achthundert; am stärksten, wohl etwas über tausend, war die Anzahl in

der Zeit von 1566—76, während sie im Jahre 1581 in Folge der auch in Jena herrschenden Seuchen kaum 400 betrug, im letzten Decennium aber, rasch wieder steigend, auf mehr als elfhundert anwuchs.

Gehen wir jetzt zu einer kurzen Schilderung des Verhältnisses über, in dem die damaligen Jenaer Studenten sich unter einander befanden, so gewahren wir zunächst schon um jene Zeit die auch auf andern Universitäten seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts gebräuchlichen Zweikämpfe, obschon die academischen Gesetze dieses Zeitraums weder der förmlichen Provocationen noch der Duelle gedenken, sondern nur im Allgemeinen von Todtschlag und andern Verbrechen reden, deren Strafen an Leib und Leben gehen könnten. Doch ist sicher, daß um jene Zeit bereits häufige Zweikämpfe auf Hieb und Stoß unter den Jenaer Studenten vorgekommen sind. Noch häufiger waren aber die sonstigen Conflicte und Raufereien der Studenten unter einander, die natürliche Folge des behaupteten Vorrechts des Waffentragens. Schlägereien waren unter den Studenten sehr gewöhnlich, arteten oft bei zufälligen Begegnungen auf der Straße sowohl am Tage als des Nachts und bei Zechgelagen in förmliche Einzelkämpfe aus und veranlaßten Verwundungen und Tödtungen; es waren sogar meuchlerische Anfälle und gewaltsame Angriffe gegen einander nicht selten. Auch Verbindungen waren unter den Jenenser Studenten bereits vorhanden. Hier wie auf andern deutschen Universitäten, welche keine Bursen gegründet oder dieselben wieder aufgelöst hatten, waren die ältern Studenten aus einem Lande oder einigen Ländern, das Bedürfniß nach Vereinigung in sich fühlend und von der Erinnerung an die nationalen Verbindungen der früheren Zeiten dazu bestimmt, zu geschlossenen Gesellschaften, welche man „Nationen" oder „National-Collegia" nannte, zusammengetreten. Sie hatten außer besondern Farben und Abzeichen auch ihre eigenen Statuten und Archive, ihre Nationalregister (Matrikel), ihre eigenen selbstgewählten Beamten (einen Senior und zwei Fiscale), auch eigene Bedienten (Famuli), und hielten zu gewissen Zeiten des Jahres, namentlich an den hohen Festen, ihre solennen Zusammenkünfte und Feierlichkeiten (sogenannte Hochschmäuße, Accesßschmäuße u. s. w.) ab. Im Innern dieser Nationen oder vielmehr Landsmannschaften herrschte jedoch nicht jene merkwürdige Gleichheit der Rechte, welche wir an den alten Nationalverbindungen gewahren, sondern vielmehr eine eigenthümliche Rangordnung je nach den studentischen Altersgraden, nach welcher den ältern Studenten auf eine gewisse Zeit, ursprünglich auf ein Jahr, eine unumschränkte Herrschaft über die den jüngern Semestern angehörenden übrigen Mitglieder zustand. Dieses Verhältniß der Aelteren zu den Jüngern hatte mißbräuchlich sich dadurch gebildet, daß die neuankommenden Studenten, welche nach dem bestehenden Gesetze ihre Aufseher haben sollten, in Ermangelung hierzu geeigneter graduirter Personen ältere Commilitonen zu solchen sich erwählten oder auch diese von Universitätswegen zuertheilt erhielten. Da natürlicherweise die neuankommenden Studenten sich meist Landsleuten anschloßen, so war durch die Erwählung eines Aufsehers auch der Eintritt in eine Nation von selbst gegeben. Statt aber den ihnen obliegenden Inspecteur- und Lehrerpflichten nachzukommen, fingen die ältern Studenten gar bald — schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts — an, sich als die unbeschränkten Herren, ihre jüngern Commilitonen aber als ihre Bedienten und Untergebenen zu betrachten, und hiernach die Letztern zu behandeln. Hieraus entwickelte sich der Unterschied zwischen den „Schoristen" d. h. den Herren und Meistern, und den „Pennälen" d. h. den jungen Studenten. Auf allen deutschen Universitäten, auf welchen das Unwesen des Pennalismus geherrscht hat, wurden die Pennäle von den Schoristen mit den verschiedenartigsten Schimpfnamen, als: Quasimodogeniti, Neovisti, Rapschnäbel, Mutterkälber, Innocentes, Bachanten oder Beane, Spulwürmer, Raupen, Feix, Delberger u. s. w. benannt und mußten während ihres Pennaljahres, das hier und da auf ein Jahr 6 Monate 6 Wochen 6 Tage 6 Stunden und 6 Minuten ausgedehnt wurde, die furchtbarsten Mißhandlungen ertragen, wie die gemeinsten und niedrigsten Dienstleistungen für die Schoristen übernehmen. Mehrere Edicte wurden erlassen, allein es war nicht möglich den Pennalismus zu verbannen. Auf öffentlichen Ehrengelagen wurde von den Schoristen aller Respect aus dem Auge gesetzt, man küßte öffentlich die Frauenzimmer, schwärmte auf den Gassen mit Pauken umher und erging sich in häufigen Schlägereien. Als ein Beispiel der damals herrschenden Rohheit mag noch angeführt werden, daß am 25. Februar 1615 Johann Metzger von Kitzingen und die Brüder Christoph Günther und Otto Hoffmann, alle Schoristen zu Jena, den Studenten Christoph Palmann auf dessen Stube so sehr ängstigten, daß er in seiner Noth zum Fenster hinaussprang und bald darauf an den Folgen des Sturzes starb.

Noch tritt uns in dem damaligen Jenaer Studentenleben eine eigenthümliche Eigenschaft der Jenaischen Professoren entgegen, vermöge deren dieselben als Haus- und Tischwirthe erschienen und alsbald zu der Anklage Veranlassung gaben, daß diese Tischherren ihren Commensalen zu übermäßigem Trinken ausdrückliche Gelegenheit gäben und convivia nocturna hielten. Manche Professoren besuchten nicht nur die verbotenen Pennalschmäuse, sondern stellten des Gewinns wegen in ihren eigenen Häusern derartige rohe Festlichkeiten an. Uebereinstimmende Zeitgenossen jener Periode haben darauf hingewiesen, daß viele academische Lehrer, namentlich Theologen, sich nicht gescheut haben, den Studenten in allen ihren Rohheiten und Zügellosigkeiten mit wahrem Behagen nachzueifern.

Die Schuld der größten Ausschweifungen, die in Jena so häufig vorkamen, daß man sich genöthigt sah, einen besondern Amtmann dahin zu setzen, der allen Unordnungen kräftig steuern, die Ruhestörer zur Haft bringen, bei gröbern Excessen im Verhaft behalten, bei geringern Vergehungen dem Rector ausliefern sollte, — die Schuld dieser Ausschweifungen wurde in der Regel auf die damals von vielen Studenten gehaltenen Famuli, die sogenannten „Studentenjungen", geschoben, welche allerdings als die getreuesten Helfer ihren Herren und deren Freunden bei Allem, wo es die Störung der öffentlichen Ruhe galt, zur Seite standen. Der Jenaische Professor Wolfgang Heider (1587—1626) schildert einen Studenten-

jungen jener Zeit — wohl etwas zu emphatisch — als „einen Buben, von dem du mit gutem Grunde der Wahrheit sagen kannst, der Teuffel habe ihn in der Hellen gehecket und nach seinem Ebenbilde erzogen, nämlich einen unstetigen, fluchenden, diebischen, schmähhafftigen, unruhigen Jungen".

Von einem freundschaftlichen Verhältnisse, durch welches den Studenten der Eingang in das Familienleben der Jenaischen Bürger geöffnet worden wäre, konnte unter solchen sich immer wiederholenden Mißverhältnissen und Conflicten nicht wohl die Rede sein. Man dachte damals auch nicht an das Bedürfniß eines gemischten gesellschaftlichen Umgangs, viel weniger wurde dessen Mangel beklagt. Daß jedoch auch in dieser ältern Zeit Bekanntschaft einzelner Studierenden mit den Töchtern der Bürger und Professoren, so streng deren Erziehung auch sonst war, nicht gänzlich fehlte, bezeugt uns eine von dem genannten Professor Heider 1590 gehaltene Rede, in welcher derselbe unter den Vortheilen einer Universitätsstadt auch den anführt, wie prächtig doch die Eltern ihre Töchter an den Mann bringen könnten, „wie denn seit der Errichtung der hiesigen Academie fast keine Provinz in Deutschland sei, wohin nicht Jenenserinnen entweder mitgenommen oder abgeholt und verheirathet worden." Freilich mußten wohl die heirathslustigen Academiker mit ihren schönen Bräuten von Jena sich hinwegwenden, da die Verheirathung während der Studentenjahre schon zu jener Zeit bei Verlust des academischen Bürgerrechts untersagt war. E. B.

Geographische und geschichtliche Verbreitung einiger berauschenden Getränke und Narkotica.

III.

Unter allen narkotischen Pflanzen, deren Genuß sich die Menschheit ergeben hat, nimmt in Hinsicht der Größe seines Verbreitungsbezirkes die erste Stelle der Tabak ein. Sein Gebrauch bei rohen wie gebildeten Völkern, bei Leuten, die tief denken, und die keinen Buchstaben lesen können, bei Männern, welche die Schicksale ganzer Nationen lenken und bestimmen, und bei Menschen, die nur von Stunde zu Stunde leben und denen Alles, was nicht ihre nächste Umgebung betrifft, völlig gleichgültig ist, muß in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Seit 300 Jahren hat sich die Leidenschaft für ihn und seinen Genuß in Pulver- und Rauchform und selbst in ekelhaftem Kauen desselben so vervielfacht, daß gewiß die größere Hälfte der Menschheit sich in seinem Genuß befriedigt fühlt. Und dennoch bewirkt er eigentlich nur zurückstoßende Gefühle für Gesicht, Geruch, Reinlichkeit und vorzüglich Geschmack. Fragt man, woher es aber kommt, daß nicht Knute noch päpstlicher Bann seinem Vordringen wenigstens in dem hochcivilisirten Europa Grenzen setzen konnte, so ist die Antwort leicht. Der Tabak, der durch seine starke Herbe mächtig auf die Nerven wirkt, beschleunigt die Bewegung der Lebensgeister und giebt den Empfindungen mehr Lebhaftigkeit, der Einbildungskraft größere Thätigkeit. Er versetzt durch seinen Dampf die Rothhaut America's schnell aus dem Zustande der Erschlaffung in den der Begeisterung, in einen auf Augenblicke wohlthuenden Wahnsinn. Dem Indianer ist er das Symbol der Eintracht, des Friedens, der Freundschaft; die Ueberreichung der Tabakspfeife ist dem Fremden der Bürge der Gastfreundschaft, selbst der Aufnahme in den geselligen Verband. Mittelst der Tabakspfeife gelobt sich der Krieger wechselseitigen Beistand gegen den Gemeinfeind, mit ihr eröffnet er seine Versammlungen, Krieg und Frieden wird bei ihrem Rauche beschlossen, Jagden und große Reisen begonnen, sie verschönert die Feierlichkeiten, führt den Vorsitz bei seinen Festen, Tänzen und Schmausereien, zu ihr nimmt er seine Zuflucht im Kummer, zu ihr beim einsamen Umherirren in seinen Einöden und menschenlosen Wäldern.

Der europäische Seemann kostete, Anfangs nur aus Gefälligkeit gegen seinen Wirth, aus Nachahmungssucht; aber kaum hatte er die belebende, erhaltende, erweckende, antiskorbutische Kraft des Tabaks wahrgenommen, so bediente er sich desselben bald zu seiner Gesundheit, dann aus Neigung, und endlich wurde er ihm so gut Bedürfniß wie dem Wilden. Das Beispiel verbreitete sich bei Rückkunft des Seemanns in Europa's Häfen und fand schnelle Nachahmung unter dem Volke, das vorzüglich zum Gefühl belebender Wirkung aufgelegt ist. Es ging aber auch ebenso rasch auf die höheren Classen über, denen reichliche Nahrung und sitzende Lebensweise die Säfte verdicken und den Organismus des Körpers sowie die Freiheit der Geistesäußerung durch Verschleimung stören.

Um diese Wirkungen hervorzubringen, vereinigen sich im Tabak drei Stoffe: 1) ein schwindel- und erbrechenerregendes flüchtiges Oel, das freilich nur zu 1/38 Procent, also zu 2 Gran in einem Pfunde enthalten ist, und das dem Tabak das Aroma verleiht; 2) ein flüchtiges, farbloses, flüssiges Alkaloid, das furchtbare Nicotin, von dem ein einziger Tropfen hinreicht, einen Hund zu tödten, dessen Dampf etwas so Angreifendes hat, daß man kaum noch in einem Zimmer athmen kann, in welchem ein einziger Tropfen davon verdampft ist, und das zu 2 bis 8 Procent in den trocknen Blättern enthalten ist, sodaß man mit dem Rauche von noch nicht einem halben Loth Tabak möglicherweise 2 bis 8 Gran eines der feinsten Gifte in den Mund ziehen kann, und 3) ein noch wenig bekanntes brenzliches Oel, das in seinen Wirkungen der Blausäure nahe kommen soll, und von dem die Tabakskauer und Tabaksschnupfer nichts verspüren, indem es sich erst bei der Verbrennung des Tabaks bildet.

Diese drei Bestandtheile, von denen in den verschiedenen Sorten bald mehr bald weniger vorhanden ist, wie z. B. der Havannatabak die geringste Menge Nicotin enthält, lassen nun Pfeife, Cigarre oder Schnupftabaksdose als eine Erquickung und einen allgemeinen Trost allen Ständen in Spanien, Frankreich, England und Deutschland, in Holland, Schweden, Däne-

mark und Rußland erscheinen. Nicht weniger ist der Tabak in America, in den australischen Colonien, in dem größten Theile Africa's verbreitet, doch in den Vereinigten Staaten Nordamerica's wird das Tabakrauchen oft bis zum Exceß getrieben. Nicht ungewöhnlich ist es, Knaben den ganzen Tag mit der Pfeife oder Cigarre im Munde zu sehen, und es gehört eben nicht zu den Seltenheiten, den Tod eines Kindes in den Zeitungen mit dem Zusatz angezeigt zu lesen: — „wahrscheinlich in Folge des übermäßigen Rauchens." Wenden wir uns nach dem Orient, so finden wir den Gebrauch des Rauchens fast universell. In der Türkei hat man die Pfeife immer und immer im Munde, und die feierlichen Conferenzen schließen sich mit einer freundschaftlichen Pfeife. In Ostindien sind es nicht blos alle Stände, sondern auch beide Geschlechter, welche den wohlriechenden Hauch einathmen, und der Unterschied besteht nur in der Gestalt des Instruments, welches man anwendet, und in der Sorte des Krauts. In China herrscht der Gebrauch nicht minder allgemein; zur Kleidung der Chinesinnen, vom 8. oder 9. Jahre an, gehören eine kleine seidene Tabakstasche und eine Pfeife, mit deren Gebrauch viele von ihnen, selbst in diesem zarten Alter, nicht unbekannt sind. Aus dieser allgemein herrschenden Sitte, welche in China seit den frühesten Zeiten einheimisch war, kann man wohl mit Recht schließen, daß in Asien, und besonders in China, die Anwendung des Tabaks zum Rauchen älter sei, als die Entdeckung der Neuen Welt. Unter den Chinesen und unter den mongolischen Völkerschaften, welche mit jenen am meisten im Verkehr stehen, ist der Gebrauch des Tabakrauchens so allgemein, so häufig und ein so unentbehrliches Lebensbedürfniß geworden, der an dem Gürtel befestigte Tabaksbeutel bildet ein so nothwendiges Stück der Kleidung, die Gestalt der Pfeifen, welche die Holländer sich zum Muster genommen zu haben scheinen, ist, wie endlich auch die Bereitung der gelben Blätter, die blos in Stücke gerieben und dann in die Pfeife gestopft werden, so eigenthümlich, daß sie möglicher Weise alles nicht aus America durch europäische Vermittelung entlehnen konnten, um so mehr nicht, als Indien, wo die Sitte des Rauchens nicht ganz so allgemein ist, zwischen Persien*) und China liegt.

Hat gleich die Tabakspflanze, wie es scheint, unter den Tropen ihre Heimath, so hat dennoch die Cultur die Verbreitung derselben weit über die Grenzen der heißen Zone hinausgeführt. Sie gedeiht zwar noch in den Gegenden, wo die mittlere Julitemperatur 14° R. beträgt, und zwar in gleicher Quantität, als unter den Tropen und in den wärmern Klimaten der gemäßigten Zone, doch von ganz verschiedener Qualität, sodaß das Blatt, welches wir auf den meisten unserer norddeutschen Tabaksfelder bauen, zum americanischen, z. B. dem Havanna- oder Varinasblatte, sich verhält, ungefähr wie der ordinärste Landwein von der norddeutschen Polargrenze des Weinstocks zum edelsten Gewächs des Bordelais und Roussillon. So reichen sich Knäller und Krätzer höchst freundlich die Hand.

*) Den Völkern Westasiens will man die Kenntniß des Gebrauchs, Tabak zu rauchen, sogar schon zur Zeit Nimrods zuschreiben, eine Ansicht, die sich darauf stützt, daß auf einem zu Mossul gefundenen assyrischen Cylinder ein König dargestellt ist, der aus einem runden Gefäßchen, in welchem ein Rohr steckt, den Rauch einsaugt. Der Cylinder befindet sich im Britischen Museum zu London.

Die Länder, wo guter Tabak hauptsächlich cultivirt wird, sind in Westindien: Cuba, Portorico, Domingo, Martinique; in Südamerica: Brasilien, Venezuela, namentlich die Umgegend von Varinas; in Nordamerica: Mexico, die Staaten Virginien, Kentucky, Maryland, Tennessee, Missouri; in der Alten Welt: die Türkei, Persien, Ostindien, China, Java und besonders die Philippinen.

Die Westeuropäer lernten den Tabak erst mit der Entdeckung von America kennen, und zwar war es der spanische Mönch Romano Pano, den Columbus auf seiner zweiten Rückreise in Domingo zurückließ, der zuerst, nämlich im Jahre 1496, vom Tabak Nachricht gab. Er beschrieb die Tabakspflanze als ein Wund- und Religionskraut, dessen sich vorzüglich die Priester Domingo's bei ihren Gaukeleien bedienten, und außerdem die zweizackigen Tabakspfeifen, welche durch Hernandez de Toledo späterhin durch Zeichnungen dargestellt wurden. Der Pater Martyr, welcher seine Nachrichten den mündlichen Berichten der aus den neuen Colonien zurückgekehrten Reisenden entnahm, spricht in seinem nach dem Jahre 1522 beendigten Werke ganz umständlich von einem ähnlichen Wund- und berauschenden Kraute in Nicaragua und in Mexico, sagt aber nicht, daß dies die Cahoba, Cahobba, Gioia oder Yoli, wie der Tabak von Domingo's Eingebornen genannt wurde, sei. Hernandez de Oviedo giebt in seiner Historia general de las Indias vom Jahre 1535 eine genaue Beschreibung der Tabakspflanze und fügt hinzu, daß die Indianer des jetzigen Haiti's das Rauchen durch die Nase „Tabaco machen" zu nennen pflegen. Fünfzehn Jahre lang nach dem Erscheinen dieses Werkes scheint die Tabakspflanze in den naturgeschichtlichen Werken nicht weiter genannt und behandelt worden zu sein, aber von 1550 bis 1560 treten vier Schriftsteller auf, und zwar ein Mailändischer Kaufmann, ein französischer Mönch, ein protestantischer Geistlicher und ein spanischer Naturforscher, denen wir sämmtlich über den Tabak Nachrichten zu verdanken haben, die aber nichts wesentlich Neues enthielten. Eine genauere Beschreibung sowohl der Pflanze selbst als von ihrem Gebrauche auf den Antillen, in Guatemala und in Nicaragua enthält das Werk Geronimo Benzono's, der sich von dem Jahre 1541 bis 1555, also vierzehn Jahre nach einander in Mexico aufgehalten hatte, und welcher zuerst die Nachricht giebt, daß bei den Mexicanern der Tabaco aus zusammengerollten Blättern geraucht wurde. Der Pater Andre Thevet befand sich in den Jahren 1555 und 1556 in der Begleitung des berühmten Villegagnon, der in Brasilien eine Colonie anlegen sollte, in diesem Lande, und ließ bald nach seiner Rückkunft seine daselbst gemachten Beobachtungen über Land und Leute drucken. Er brachte zuerst für den Tabak den brasilianischen Namen Petun mit, und beschreibt die Art, wie dies Kraut geraucht würde, ganz ebenso, wie Benzono. 1557 kam Jean de Lery nach Brasilien, wo er als Seelsorger bei

der Hugenottencolonie eine Anstellung erhielt, ließ aber volle zwanzig Jahre später erst seine Histoire d'un voyage fait en la Terre du Brésil drucken; ein Zeitraum, in welchem er sich mit der Flora des Landes und den Sitten der Bewohner desselben genugsam bekannt machen konnte. Nach seinen Angaben nennen die Tupinambaser*) das Kraut der Tabakspflanze Petun; ferner beschreibt er das Rauchen desselben ebenso wie Thevet, macht aber zugleich die Bemerkung, daß weder Thevets Petun, noch die Nicotiana, noch das mexicanische Tabaco, und ebenso wenig die Cahobba Domingo's das wahre wunderthätige brasilianische Petun sei, welches letztere, wegen des kälteren Klima's, in Frankreich, wo der Tabak bereits eingeführt war, gar nicht gezogen werden könne. Der schon oben erwähnte Hernandez de Toledo, der mit einer namhaften pecuniären Unterstützung Seitens Philipps II. die Naturgeschichte Mexico's studieren und beschreiben sollte, ließ gegen 1200 neue, in diesem Lande einheimische Pflanzen zeichnen und schickte diese Zeichnungen seinem Könige zu. Leider wurden sie bei einer entstandenen Feuersbrunst im Escorial ein Raub der Flammen. Doch erschien 1515 aus seinen hinterlassenen Papieren ein Auszug in spanischer Sprache in Mexico selbst, welcher von einem Mitgliede des Ordens Jesu, Namens Nieremberg, zwanzig Jahre später excerpirt, in Rom in lateinischer Sprache gedruckt und mit vielen Zusätzen vermehrt wurde, sodaß sich, ohne das Original genau zu vergleichen, schwer unterscheiden läßt, was dem Hernandez angehört und was interpolirt ist. Als Hauptresultat geht aber hervor, daß das Tabakskraut in der mexicanischen Sprache Yetl oder Pycietl genannt wurde, daß eine andere Species dieser Pflanze Quauhyetl hieß, daß das Rauchen derselben aus hohlen, anderthalb Zoll langen Stücken Rohr geschah, und daß diese Pfeifchen von Rohr, keineswegs das Kraut selbst, Tabacos genannt wurden. An diese Bemerkungen des Hernandez schließen sich die A. von Humboldt's über diesen Gegenstand eng an. „Am Hofe Montezuma's", erzählt der große Aufklärer der Neuen Welt, „bedienten sich die großen Herren des Tabakrauchs als eines narkotischen Mittels, nicht allein zur Sieste nach dem Mittagessen, sondern um des Morgens, gleich nach dem Frühstück, zu schlafen, wie es noch gegenwärtig in mehreren Gegenden des tropischen America Sitte ist. Man rollte die trocknen Blätter des Yetl zu Cigarren und steckte dieselben in Röhren von Silber, Holz oder Röhrigt. Oft mischte man das Harz von Liquidambar styraciflua und andern aromatischen Substanzen unter den Tabak. Mit der einen Hand hielt man die Pfeife, mit der andern hielt man sich die Nasenlöcher zu, um desto leichter den Tabaksrauch verschlucken zu können, während Mehrere sich damit begnügten, den Rauch durch die Nase einzuathmen. Obgleich der Pycietl, Nicotiana rustica, im alten Anahuac viel gebauet wurde, so scheint es doch, daß nur allein die wohlhabenden Leute Tabak rauchten, denn wir sehen jetzt, daß dieser Gebrauch bei den Indiern von reinem Ursprung ganz unbekannt ist, weil sie fast alle von den untern Classen des aztekischen Volkes abstammen."

*) Die Tupinambaser oder die eigentlichen Tupis oder östlichen Guaranis sind hauptsächlich längs der brasilianischen Seeküste von der Katharineninsel bis zur Mündung des Amazonenstromes zerstreut. Sie reden die eigentliche Tupisprache, die gegenwärtig die Lingua geral, allgemeine Sprache, von Brasilien genannt wird und auf grammatische Gesetze zurückgeführt worden ist. Die Tupinambaser zerfallen in sieben einzelne Stämme, in die man noch einzelne Horden und Ueberbleibsel mehrerer Stämme einreihen muß.

Hat nun auch die westeuropäische Welt den Tabak durch Vermittlung der Spanier zuerst von den Americanern kennen gelernt, so steht es doch keineswegs fest, ob er und sein Gebrauch nicht schon vor der Entdeckung America's in Osteuropa bekannt gewesen ist. Daß das Tabakrauchen vor Columbus schon in Asien, und zwar in China und Japan gäng und gebe gewesen, ist bereits erwähnt, daß aber auch der Gebrauch dieses Krautes bei den Bewohnern des dritten Continents der Alten Welt ein uralter ist, erhebt Barth in seinem classischen Werke zur Gewißheit. „Schon früher hatten wir", erzählt er bei der Beschreibung seiner und Overweg's Reise im Mussgu-Lande, „viel Tabaksbau gesehen und waren zur Ueberzeugung gekommen, daß, so sonderbar das bei der allgemein bekannten Thatsache des spätern Gebrauchs dieser Pflanze bei den Arabern auch scheinen mag, er hier einheimisch und nicht erst in neuerer Zeit eingeführt sei. Auch hatten wir bemerkt, daß nicht allein die Männer, sondern selbst Frauen hier zu Lande leidenschaftlich Tabak rauchen. Hier waren wir aber nicht wenig erstaunt, Tabak und Baumwolle in friedlicher Vereinigung auf einem und demselben Stück Feld gebaut zu sehen."

Was nun die Einführung des Tabaks in die verschiedenen Länder Europa's und seinen jetzigen Verbrauch in diesen anbetrifft, so scheint er in Spanien besonders durch Hernandez de Toledo, und zwar seit dem Jahre 1560 bekannt geworden zu sein. Er wurde in den Gärten Anfangs mehr wegen seiner schönen Blüthe als wegen der Heilkräfte, die die Spanier erst später von den Indianern Portorico's kennen lernten, und des Rauchens und Schnupfens wegen gezogen. Jetzt bildet das Tabaksmonopol in Spanien eine Haupteinnahme des Staates, die sich schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf 7,330,933 Rthlr. belief. Die bedeutendsten Cigarrenmanufacturen sind zu Malaga und Sevilla, erstere beschäftigt 600 Personen, Weiber und Kinder, letztere 1000 Männer und 1600 Weiber.

Portugal soll die erste Kenntniß vom Tabak durch einen aus Florida zurückgekehrten Kaufmann erhalten haben. Dies muß wenigstens vor dem Jahre 1558 der Fall gewesen sein, denn um diese Zeit baute man ihn schon in den königlichen Gärten zu Lissabon, und gebrauchte ihn als Arzneimittel. Zu welcher Zeit man aber angefangen hat, sich desselben zum Rauchen in diesem Lande zu bedienen, ist nicht genau auszumitteln.

Frankreich verdankt die erste Kenntniß des Tabaks seinem Gesandten am portugiesischen Hofe, Jean Nicot, der vom Jahre 1558 bis 1561 sich daselbst aufhielt. Er pflanzte, durch den portugiesischen Staatsarchivar auf dieses Kraut aufmerksam gemacht, es in seinem Garten, wo es sich bald ungemein ver-

mehrte. Zwei Kuren, die er damit anstellte, erregten die Aufmerksamkeit des Publicums in Lissabon. Man nannte die Pflanze Ambassadeurkraut, und Alles lief dem französischen Gesandten zu, um sich von ihm Blätter zu erbitten. Ungefähr um das Jahr 1560 sandte Nicot Tabakssamen an seinen König Franz II., sowie an dessen Mutter Catharina von Medicis, und an einige Herren am Hofe, doch hat dies zur schnellen Verbreitung des Tabaks in Frankreich weniger beigetragen, als das Geschenk verschiedener Exemplare der Tabakspflanzen Seitens Nicots an einen Großprior von Frankreich, aus dem Hause Lothringen, der in demselben Jahre nach Lissabon kam und mit Nicot in lebhaftem Verkehr stand. Nach Jean Nicot, durch den der Tabak somit zuerst in Frankreich bekannt wurde, nannte man ihn herbe Nicotiane, oder übersetzte die in Portugal übliche Benennung „Gesandtschaftskraut" in herbe d'Ambassade; der Umstand, daß er durch den erwähnten Großprior in Frankreich vorzüglich angebauet wurde, gab die Veranlassung zu dem Namen „Priorskraut, herbe du Grand Prieur." Andere nannten ihn auch herbe à la Reine oder herbe de Saint Croix, weil ein Cardinal, Prosper von Saint Croix, damals päpstlicher Nuntius in Portugal, ihn in seinem Vaterlande bekannt machte. Höchst wahrscheinlich fing man auch den Tabak bald nach seiner Einführung an zu rauchen, sowie man den Namen Tabak zu seiner Bezeichnung allgemein einführte. Man rauchte ihn an verschiedenen Vergnügungsorten, die Tabagiees genannt wurden, eine Benennung, die auch in die deutsche Sprache bekanntlich übergegangen ist. Angebaut wird der Tabak jetzt nur in der Bretagne, in der Gascogne, in Französisch-Flandern und im Elsaß, ergab aber als Monopol im Jahre 1853 eine Staatseinnahme von 37,022,133 Thalern, eine Summe, die sich 1854 um 1,688,267, 1855 um 3,650,933 und 1856 um 6,560,000 Thaler vermehrte und genugsam beweist, wie der Verbrauch des Tabaks in Frankreich gestiegen sein muß, wenn noch im Jahre 1781 etwa 7,200,000 Thaler die Einnahme waren, die die Regierung aus dem Verkauf des Tabaks bezog. Seit den letzten 45 Jahren wurde dem Staatsschatze aus dem Tabaksmonopol im Ganzen die runde Summe von 775,730,000 Thalern überwiesen.

Was nun die erste Verbreitung des Tabaks in Italien anbetrifft, so scheint diese in das Jahr 1579 oder 1580 zu fallen und von Frankreich ausgegangen zu sein. Nach Cäsalpinus, vormals Professor in Pisa, der im Jahre 1583 ein Werk über den Tabak in Florenz drucken ließ, das aber bereits 1581 im Manuscript beendigt war, wurde die Tabakspflanze zuerst durch den Bischof Nicolaus Tornabona, damals, wie Einige behaupten, Gesandter des Großherzogs von Florenz, nach Andern des Papstes, am französischen Hofe, nach Italien gebracht, indem er die Pflanze an seinen Onkel sandte, der Bischof irgend einer Diöcese in Italien war, und der sie hier anbauete und mit Erfolg als Heilmittel gebrauchte. Dadurch wurde der Tabak unter dem Namen Tornabonakraut in ganz Nordwest-Italien bekannt, wogegen der Name Tabak gar nicht gebraucht wurde. Kam der Tabak durch den Bischof Tornabona nach Florenz, so war derselbe schon früher durch den bereits oben erwähnten Prosper di Santa Croce nach Rom gelangt. Della Valle behauptet zwar, daß Don Virgilio Orsino der Erste gewesen sei, der den Tabak kurz vor dem Jahre 1615 von England aus nach Rom gebracht und das Rauchen desselben dem Cardinal Crescentio gelehrt habe; was immerhin seine Richtigkeit haben kann in Bezug auf den letzten Punkt; die Tabakspflanze aber selbst war den Italienern schon früher bekannt. In Italien, besonders in Rom, mußte der Tabak viele Verfolgungen erleiden. Papst Urban VIII. und Papst Innocens XII. waren seine hauptsächlichsten Verfolger; letzterer that alle diejenigen in den Bann, welche sich erkühnten in der St. Peterskirche zu Rom Tabak zu schnupfen; bis Papst Benedict XIII., selbst ein starker Tabakraucher und Schnupfer, die Aufhebung des Bannfluches über den Tabak verfügte.

In England scheint der Tabak und sein Gebrauch zum Rauchen erst unter Jacob I. bekannt geworden, und Anfangs nur als Arzneimittel von der vornehmen Welt gebraucht worden zu sein. Das Rauchen des Tabaks lernten die Engländer von den Indianern jenes Landstrichs von Nordamerica kennen, den Walther Raleigh dem jungfräulichen Stande seiner Monarchin, der Königin Elisabeth, zu Ehren Virginien nannte, und den er 1585 colonisirte. Hier sahen die Briten zuerst unter den Rothhäuten Tabakspfeifen, aus Thon gemacht, mittelst deren sie die in ihren Waldgründen wachsenden Tabaksblätter als ein Präservativ gegen viele Krankheiten rauchten. Bei der Rückkunft einiger Colonisten nach England wurde das Rauchen so allgemein und so beliebt, daß Jacob I. durch eine königliche Verordnung den Gebrauch des Tabaks dadurch zu beschränken suchte, daß er ihn besteuerte. Die Verordnung datirt vom Jahre 1604, also vierzehn Jahre nach der Einführung des Tabaks in England, und es hieß in derselben: „Der Tabak ist sonst nur allein von den Vornehmen als Arzneimittel gebraucht worden, nun bedienen sich aber eine Anzahl liederlicher Menschen von schlechtem Stande dergestalt seiner, daß die Gesundheit der Unterthanen dadurch verdorben wird, das Geld dafür aus dem Lande geht, auch der sonst fruchtbare Boden durch die Erzielung jenes unnützen Krautes gemißbraucht wird. Aus diesem Grunde soll vom 26. October 1604 ab, um jenem Uebel zu steuern, von jedem Pfund des zu verbrauchenden Tabaks eine Abgabe von 6 Schilling und 10 Stüber (über 2 Thaler preuß.) erhoben werden." Im Jahre 1616 fingen bereits die Engländer an, in ihren Colonien in Virginien Tabak zu bauen, was den Beweis liefert, daß sein Anbau und der Handel mit ihm einträglich gewesen sein muß. Aber auch dieses Unternehmen wurde durch eine königliche Verordnung gehemmt, denn schon 1619 erließ Jacob I. den Befehl, daß keinem Pflanzer gestattet sein solle, jährlich mehr als hundert Pfund Tabak auf seiner Plantage zu bauen. So groß indessen auch die auf den Gebrauch des Tabaks gelegte Abgabe war, und so sehr man den Anbau desselben in Virginien zu beschränken suchte, so wenig war es doch möglich, seinen Gebrauch bei denjenigen zu unterdrücken, die sich einmal daran gewöhnt hatten. Auch konnte der Widerwille, den viele einzelne Engländer gegen den Gebrauch des Tabaks aussprachen, sowie der Eifer, mit welchem

einzelne Schriftsteller jener Zeit, worunter sich der König selbst befand, seinen Gebrauch zu vernichten bemüht waren, ihn durchaus nicht unterdrücken. Einen Beweis der großen Abneigung, die Einige gegen den Gebrauch des Tabaks in jenen Zeiten hegten, finden wir unter andern darin begründet, daß ein Vater seinem Sohn die väterliche Liebe entzog, und ihn enterbte, weil er denselben die Pfeife im Munde rauchend angetroffen, sowie Camden, dem wir eine der ersten gedruckten Nachrichten über den Gebrauch des Tabaks in England verdanken, sich über den starkriechenden Rauch wundert, den Einige aus Wollust, Andere als Arzenei, mit unersättlicher Begierde durch eine irdene Röhre einsaugen und ihn durch die Nasenlöcher wieder von sich geben. Jacob's I. Nachfolger, Karl I., versuchte, doch ohne zum Ziele zu gelangen, verlockt durch die großen Staatsrevenuen, welche für England mit dem Gebrauch des Tabaks bereits verbunden waren, den Tabak zu monopolisiren; der Bürgerkrieg ließ jedoch dies Project nicht zur Ausführung kommen. Man begnügte sich daher damit, der Eingangssteuer noch eine Fabrications- und Verkaufssteuer hinzuzufügen, wodurch der Anbau des Tabaks in England selbst in hohem Grade lucrativ wurde. Die sich mit der Zeit immer mehr und mehr entwickelnde Production drohte demzufolge eine der Hauptstaatseinnahmen, die Eingangssteuer auf Tabak, gänzlich zu vernichten, weshalb Cromwell 1652, trotz des vielfachen Widerstandes, Tabak in England zu cultiviren verbieten mußte, ein Gesetz, das 1783 auf Schottland und 1830 auf Irland ausgedehnt wurde. Die Einnahme, welche Großbritannien heutzutage aus dem Tabak erwächst, besteht daher zum allergrößten Theil in der Eingangssteuer; der Rest entspringt aus der Steuer, die den Verkäufern und Fabrikanten auferlegt ist. Jeder von den 35,000 Verkäufern (tobacco and snuff dealers) leistet eine Abgabe von 35 Thalern, und jeder Fabricant nach der Menge des Tabaks, die er fabrieirt, wobei aber für 20,000 englische Pfund (oder 19396 preuß. Pfund) ebenfalls 35 Thaler gezahlt werden müssen; die Eingangssteuer beträgt etwas mehr als einen Thaler auf ein preuß. Pfund. Natürlich folgert man, daß die Consumtion bei diesen hohen Steuersätzen mit der Zunahme der Bevölkerung nicht im Einklang steht, eine Vermuthung, die auch bestätigt wird, denn 1814 betrug die Einfuhr des Tabaks in Großbritannien 194,532 preuß. Centner (à 110 preuß. Pfund), die eine Importsteuer von 23,867,760 Thalern brachten,*) 1849 aber erst 204,898 Centner und ein Jahr später 205,330 Centner. Wenn diese Zahlen für den Verbrauch des Tabaks in England schon bedeutend sind, und man ihn wohl jetzt, im Jahre 1858, auf Grund der jährlichen Zunahme des Imports innerhalb der hier angeführten Jahre, auf mehr als 30 Millionen Pfund annehmen kann, so repräsentiren sie keineswegs den wirklichen Verbrauch des Tabaks in den vereinigten Königreichen Großbritannien und Irland; die Hälfte des Tabaks, der in England jährlich consumirt wird, wird eingeschmuggelt, ein höchst lucratives Geschäft bei den ungeheuren Steuern, die auf dem Tabak lasten.

*) Die Eingangssteuer sowie die Fabrications- und Verbrauchssteuer des Tabaks machen 8 bis 9 Procent von den jährlichen Staatseinnahmen Englands aus und betragen pro Kopf der Bevölkerung 1 Thlr. 5 Sgr., während z. B. Preußen aus seinem Zoll und Steuer für den Tabak nur eine Einnahme von 2 86/100 Sgr. pro Kopf erhält.

In der Türkei ist, wie schon erwähnt, das Tabakrauchen höchst wahrscheinlich vor Entdeckung America's bereits bekannt gewesen, doch erstreckte sich der Gebrauch nur auf einige Vornehme bis zum Jahre 1610, wo er ganz allgemein wurde. Mohammed IV., Sohn des Sultans Ibrahim, verbot 1655 zu Konstantinopel das Tabakrauchen, und zwar bei Strafe der Enthauptung. Man ist im Zweifel, was ihn zu einem so strengen Verbot veranlaßt hat, denn die Sultane jener Zeit hielten es nicht für nöthig, der Welt zu sagen, warum ihnen dies oder jenes zu thun beliebte; nach Einigen hielt er dies für den leichtesten Weg, seinem Volke zu den Freuden des Paradieses des Propheten zu verhelfen, nach Anderen wollte er den Feuersbrünsten steuern, welche damals fast jeden Tag in Konstantinopel wütheten. Amurath ließ Jeden, den seine Häscher beim Rauchen ertappten, mit dem Rohr durch die Nase und den Tabaksbeutel um den Hals, aufhängen. Man erzählt, er sei einst verkleidet an Bord eines Caiks im Bosporus gekommen; ein Saphi, welcher sich in dem Boote befand, suchte sich ein stilles Plätzchen unter dem Bug auf und begann höchst gemüthlich zu rauchen; der Sultan gesellte sich zu ihm und zündete gleichfalls seine Pfeife an. Alsbald erhob sich der Saphi, gab ihm einen Schlag auf den Rücken und sagte: „Kennst Du nicht des Sultans Befehl?" — Amurath versetzte: „Der Befehl gilt Dir wie mir." — „Nein," rief der Saphi, „ich kämpfte für ihn, ich würde für ihn sterben; er kann mich mit seinem Gesetze nicht gemeint haben; Dir aber rathe ich, seinem Worte zu gehorchen." Einige Tage später ließ der Sultan den Saphi vor sich rufen und gab sich zu erkennen; der Mann fiel ihm zu Füßen und bat um Gnade. Der Sultan verzieh; er erhielt eine einträgliche Stelle, welche ihn aber an die entfernteste Grenze des Reiches versetzte. Außer in Albanien, Bulgarien und Serbien wird jetzt Tabak auch in Macedonien auf dem achten Theil aller urbar gemachten Felder angebaut. 20,000 Familien sind daselbst mit diesem Zweige der landwirthschaftlichen Gewerbe beschäftigt, der eine jährliche Ernte von 100,000 Ballen gewährt. Der in der Türkei gebaute Tabak wird von manchen Liebhabern für den besten in Europa gehalten, obwohl er ungemein stark und scharf ist. Die ausgezeichnetste Sorte ist die macedonische aus der Umgegend von Thessalonich, während der Tabak, den man in Konstantinopel vorzugsweise raucht, aus Samsun und den umliegenden Gegenden und aus Latakia und dem benachbarten Gebirgsdistrict kommt.

Polnische Wirthschaft.

Der zweite Theil, und damit die Vollendung des trefflichen Werkes „Aus vier Jahrhunderten“ (Leipzig, B. Tauchnitz), dessen ersten Band wir bereits in Nr. 50 vorigen Jahres besprochen haben, liegt jetzt vor uns. Auch diesmal hat der Herr Verfasser, der Ministerialrath von Weber, aus den reichen Schätzen des Haupt-Staatsarchivs in Dresden eine werthvolle Ausbeute gewonnen, und der zweite Theil steht seinem Vorgänger an Interessantheit des Inhalts in keiner Weise nach. Wie im vorigen Bande, beziehen sich die Mittheilungen nicht allein auf Sachsen, und wir möchten von den auswärtige Verhältnisse betreffenden Lyttelton's Bericht über den Aufenthalt Napoleons auf dem Northumberland als die interessanteste hervorheben. Verehrern der alten guten Zeiten und eines patriarchalischen Regiments empfehlen wir die Geschichte des Grafen Watzdorff und die Gefangenen auf dem Hohenstein, und als ein Beitrag zur Kenntniß der socialen Zustände in Polen, als es mit Sachsen in Verbindung stand, möge die merkwürdige Geschichte dienen, welche wir aus dem Buche ausgehoben haben, und nachstehend mittheilen.

Drei Meilen von Kalisch liegt das Dorf Boguslawice. Es gehörte ungefähr bis zum J. 1720 24 Edelleuten (Schlachschitzen) gemeinschaftlich. Um diese Zeit kaufte Peter Boguslawski die Antheile von 18 jener gemeinschaftlichen Besitzer an sich und fand sich mit den andern sechs dahin ab, daß jeder von ihnen einige Stücken Feld und 2—3 Bauern für sich erhielt, er selbst aber in den ausschließlichen Besitz des Hauptgutes mit 6 Bauern, Galupner werden sie in den Acten genannt, im Werth von etwa 2500 Thlrn. gelangte. Jene sechs Edelleute bewirthschafteten ihren kleinen Grundbesitz mit ihren Bauern jeder selbst. Unter ihnen waren zwei Brüder Boguslawski's, deren einer zwei Töchter, Petronella und Apollonia, der andere drei Söhne, Urban, Stanislaus und Woyciech hatte. Peter Boguslawski starb um das Jahr 1730 und hinterließ zwei Kinder, einen Sohn, Peter, und eine Tochter, die an den Edelmann Antoni Korzeniewski verheirathet war. Peter erbte das Gut. Er war aber geistesschwach, fast blödsinnig, und sein Schwager benutzte dies, um sich in den Besitz des Gutes zu setzen, dessen Ertrag er bezog, während er den einfältigen Peter als Kuhhirten gebrauchte und überdies sehr schlecht behandelte. Dieses Verhältniß setzte Korzeniewski fort, nachdem im J. 1734 seine Frau gestorben war und ihn zum Erben eingesetzt hatte, ja er behauptete das Eigenthum des Gutes, indem er angebliche Ansprüche seiner Frau daran als deren Erbe geltend machte und sich auf eine Cession seines Schwagers Peter bezog, die er dem Geistesschwachen abgedrungen hatte. Er gerieth hierüber in Differenzen mit den obengenannten drei Brüdern Boguslawski, die nach dem Tode ihres Vaters ebenfalls, auf den Grund einer Cession Peters und eines angeblichen Abkommens mit dessen Vater, Ansprüche auf das Gut erhoben. Korzeniewski wußte sich aber in dem Besitze des Gutes zu erhalten, und es gelang ihm im J. 1735 einen Pachter zu finden, der sich bewegen ließ, das Pachtgeld, an 400 poln. fl. jährlich, auf 6 Jahre vorauszuzahlen. Den Brüdern Boguslawski erschien der Weg der Justiz zu weitläuftig, sie beschlossen auf gut Polnisch sich selbst Recht zu verschaffen.

Mit einigen ihrer Freunde, unter denen der Schlachschitz Paulowski genannt wird, sprengten sie am 15. Juli 1735, gerüstet und von bewaffneten Dienern begleitet, 11 Mann stark, in das Gut, welches Korzeniewski bewohnte. Hier eröffneten sie Diesem, daß sie gekommen seien, um das von ihnen beanspruchte Gut in Besitz zu nehmen, und da Korzeniewski sich nicht geneigt zeigte, ihren Wünschen sofort zu entsprechen, erhielt er Kantschuhiebe und ward, als er sich mit dem Säbel zu vertheidigen versuchte, leicht am Kopfe verwundet. Man stieß ihn vor das Thor, das sich hinter ihm schloß, verabfolgte ihm aber auf sein Bitten ein Pferd, einen Sattel und seinen Säbel und bedeutete ihn, er möge einen Freund schicken, um sein Eigenthum im Gute in Empfang zu nehmen. Rache schnaubend sprengte er davon, zu seinen Brüdern, die in der Nachbarschaft wohnten. Die Brüder Boguslawski beriefen nun durch ein Edelfräulein, Hedwiga Petroska, die sich aber herabließ, auf dem Hofe die Geschäfte einer Viehmagd zu verrichten, die Bauern zusammen und kündigten ihnen die eingetretene Besitzveränderung an. Hierauf ließen sie zur Feier ihres Sieges durch ihre Cousinen, die beiden Fräuleins Petronella und Apollonia, aus Zienice, zwei Meilen von Boguslawice, zwei Tonnen Bier herbeiholen, welches die beiden Fräuleins gefällig auf dem Schiebebock brachten. Die Zeugen, die sich über die Persönlichkeit der Damen aussprechen, sagen, „sie sähen gut genug aus, trügen sich wie Adelige, in leinwandenen Nachtmäntelchen, sähen aber dabei nicht aus, als ob sie viel zum besten gehabt.“ Nach Ankunft des Bieres ward nun mit den Fräuleins, unter Benutzung der im Gute sich findenden Vorräthe, ein frohes Bachanal begonnen, an dem die neuen Herren in freundlicher Herablassung auch der adeligen Viehmagd, Hedwig Petroska, Theil zu nehmen gestatteten. Auch der arme Peter Boguslawski konnte sich wieder einmal satt essen. Da übrigens die Besorgniß nahe lag, Korzeniewski werde die ihm angethane Gewalt nicht gleichgültig hinnehmen, so wurde das Gutsgebäude in Vertheidigungsstand gesetzt. Ein Bote wurde zu Pferde nach Grochow geschickt, um einen Bohrer und Pulver zu holen, die Bauern mußten das Thor verschlagen, und es wurden durch einen herbeigeholten Böttcher Schießlöcher in die Hausthüren und Fensterläden gebohrt, die Fenster aber, welche keine Läden hatten, mit Balken verrammelt, die Pistolen und Carabiner geladen.

Korzeniewski war mittlerweile nach Kalisch gesprengt und hatte unter dem Vorwande, in seinem Schloß von Räubern überfallen worden zu sein, von dem dort stehenden sächsischen Dragonerregimente Leipziger militärische Hülfe in Anspruch genommen. Man gab ihm ein Commando von 20 Dragonern unter Lieutenant von Bommsdorf mit, das sich sogleich an Ort und Stelle begab.

Boguslawice war bis auf etwa 600 Schritt von allen Seiten von Wald umgeben: das Gut, welches wieder erobert werden sollte, lag am entgegengesetzten Ende des Dorfes, nach dem Walde zu. Ein weitläuftiger Hof ward auf der einen Seite von dem Wohnhause, welches blos aus einem Parterre bestand, und Ställen eingeschlossen, während auf den andern Seiten eine mannshohe Vermachung von Stangen ihn umgab. Ein festes, jetzt stark verrammeltes Thor, neben dem noch eine kleine Thür war, führte nach dem Dorfe, während eine weniger verwahrte Pforte den Zugang von der Seite des Waldes öffnete. Außerhalb des Hofes lag das Brauhaus, hinter dem ein Garten mit Bäumen und Büschen war. Bommsdorf, nachdem er diese Notizen über die Localität erlangt, visitirte nun noch im Schutze des Waldes das Gewehr und vertheilte seine Mannschaft so, daß er den Corporal mit 8 Reitern an die Pforte nach dem Walde zu sendete, während er selbst mit 8 Dragonern den Angriff von der Dorfseite übernahm und 4 Mann als Reserve beorderte. Der Corporal, der einen Umweg zu machen hatte, rückte nun im Walde vor, und Bommsdorf wartete nur so lange, bis er glaubte, daß jener seinem Ziele so nahe sei, um gleichzeitig mit ihm den Angriff beginnen zu können. Dann jagte er im schärfsten Galopp aus dem Walde nach dem Dorfe zu. Korzeniewski und sein Schwager Zidanowice, der ihn nach Kalisch begleitet hatte, zogen es vor, die Ehre des Kampfes den Soldaten zu überlassen, und blieben, trotz der Aufforderung Bommsdorfs, als Führer zu dienen, vorsichtig im Walde zurück. Kaum war Bommsdorf mit seinen Leuten aus dem Walde heraus, als eine Frau im Dorfe, welches die Reiter zu passiren hatten, sie erblickte und schnellen Laufes nach dem Gute eilte. Es gelang ihr, vor den Reitern das Thor zu erreichen, durch die daneben befindliche kleine Thüre zu schlüpfen und sie mit einem davorgestemmten Pfahl zu schließen, allein zwei der Reiter waren schon so nahe, daß sie, ehe weitere Sicherungsmittel ergriffen werden konnten, vom Pferde zu springen und die Thür aufzurennen vermochten. Auf das Geschrei der Frau im Hofe stürzte ein Pole aus dem Wohnhause mit einem Säbel und Pistolen bewaffnet hervor und eilte auf die beiden Reiter, die ihr Bajonnet aufpflanzten und im Hofe vorgingen, zu, erhielt aber von dem einen Dragoner, ehe er den Angriff beginnen konnte, einen Stoß, daß er hinstürzte. In diesem Augenblicke sprengte auch Bommsdorf mit den übrigen Dragonern in den Hof, während von der andern Seite rascher Hufschlag das Nahen des Commando's, welches der Corporal führte, verkündete.

Durch den plötzlichen Ueberfall überrascht, hatten die im Wohnhause befindlichen Polen keine Zeit, sich in gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen. Die Pforte nach dem Walde zu ward dem Corporal und seinen Leuten schnell geöffnet, und der Hof war in wenig Minuten mit den Dragonern gefüllt. Der Corporal war ebenfalls unbemerkt bis in die Nähe des Gutes gelangt: aus dem Walde herausgekommen, sah er zwei Polen, die in einem Teich im Hemde badeten oder fischten, beim Anblick der Reiter aber sofort flohen. Der Eine, der erst seine Kleider, die auf einem Zaune hingen, ergriff, ward von einem Dragoner ereilt und nach kurzer Gegenwehr, die er mit seinem Säbel versuchte, gefangen und mit einer Halfter gefesselt: der Andere sprang über einen Zaun und entkam dem ihm nachsetzenden Dragoner, dessen Schuß ihn fehlte, in den Wald. Die Dragoner, die sich nun wieder im Hofe vereinigt hatten, drangen alsbald in das Wohnhaus ein, in dessen Flur die darin befindlichen Polen, durch das Geschrei der Frau aufmerksam gemacht, versammelt waren und sich bewaffnen wollten. Es gelang aber den Dragonern, sich eines Tisches, nahe der Hausthür, zu bemächtigen, auf welchem 3 Flinten und 5 Paar Pistolen, nebst 4 Patrontaschen, und viele Patronen, die mit gehacktem Blei und Kugeln gefüllt waren, sich befanden: die eine Patrontasche war eine solche, wie die sächsischen Dragoner sie führten, und trug noch den Namen des frühern Besitzers, Lehmann. Bommsdorf ließ nun den Polen, welche Miene machten sich zu vertheidigen, die Säbel zogen und mit Pistolen, ohne jedoch zu schießen, anschlugen, eröffnen, „wenn sich einer rühre, lasse er ihn vor den Kopf schießen; wenn sie ehrliche Leute und keine Räuber seien, solle ihnen nichts widerfahren.“ Der eine Pole zog den Hahn einer Pistole auf, ein anderer fiel ihm aber in den Arm und rief: Laß sein, es ist umsonst, worauf der Erstere die Pistole fallen ließ. Die Säbel wollten sie nicht abgeben, und erst nach einem, jedoch unblutigen Handgemenge gelang es, sie ihnen zu entreißen. Es waren aber, einschließlich des außerhalb des Hofes Erwischten, erst 9 Gefangene gemacht worden, während Korzeniewski von 11 Räubern, die ihn überfallen, gesprochen: beim Nachsuchen fand man auch noch ein Individuum in einem schwarzen Rock hinter einem Schranke versteckt. Bommsdorf entsendete, um weiter zu recognosciren, einige Dragoner in den Wald und auf die Wiesen, die zwar einige Berittene im Walde sahen, sie aber nicht zu erreichen vermochten und daher ohne Gefangene, wohl aber mit 30 Pferden zurückkehrten, die sie auf den Wiesen und in dem hinter dem Brauhaus gelegenen Garten angetroffen. Die Gefangenen wurden nun in der einzigen größern Stube des Wohnhauses, ungefesselt, untergebracht: sie mußten sich um den darin befindlichen großen Tisch, in einiger Entfernung von einander auf Bänke setzen: in die Stube stellte Bommsdorf zwei Wachen mit aufgepflanztem Bajonnet.

Außer dem Zimmer, in welchem die Gefangenen sich befanden, bestand das Wohnhaus nur noch in einer Kammer und einem Vorhause mit einem großen Feuerherd. Im Hofe selbst fand Bommsdorf nur einen Knecht, der sich aber bald mit einem entwendeten Dragonermantel davonmachte, die schon oben erwähnte Petroska (die Viehmagd) und einen kleinen Knaben, Korzeniewski's Sohn. Das Aeußere der gefangenen Polen nahm nach der Beschreibung, welche die Zeugen von ihnen liefern, nicht sehr zu ihren Gunsten ein: sie hatten keinen ganzen Stiefel, zerrissene und schmutzige polnische Kleider, und Strohkränze auf den zerlumpten Mützen. Es waren, wie der eine Zeuge sagt, „Kerls wie die Bauhölzer groß, sahen wie die Tartaren und Zigeuner und solch Hottentottenzeug aus, waren in den Gesichtern und an den Hälsen von Schmutz ganz schwartz und voller Ungeziefer.“ Nur der Eine, ein

großer starker Mann (Urban Boguslawski), sah „etwas menschhaftig“ aus, kurz, die ganze Gesellschaft glich allerdings vollständig einer Räuberbande. Inzwischen hatte sich Korzeniewski mit seinem Begleiter Zidanowice vorsichtig dem Kampfplatze genähert, und als sie sich überzeugt, daß die Dragoner den Sieg davongetragen, eilten sie herbei, die Früchte desselben zu genießen. Korzeniewski begann damit, das Individuum im schwarzen Rocke, welches sich hinter einem Schranke verborgen gehabt, gewaltig zu ohrfeigen, und erklärte auf Befragen über den Grund dieser Execution, es sei das sein lieber Schwager (der geistesschwache Peter Boguslawski) und derselbe solches nicht anders gewohnt; er erbat sich aber dessen Loslassung, die denn auch gewährt ward. Sodann ließ er die beiden Fräuleins Petronella und Apollonie herbeiholen und bearbeitete sie in aller Schnelle, ehe Bommsdorf zu Gunsten des schönen Geschlechts einschreiten konnte, mit tüchtigen Kantschuhieben: von der Fortsetzung ward er durch den Lieutenant zwar abgehalten, derselbe behielt aber die Damen (aus welchen Gründen, hat er anzugeben unterlassen) auf dem Hofe zurück, worein sie sich auch ohne Widerstreben fügten, wenigstens wird bei der spätern Beschwerde als solcher nur der Hiebe, nicht der Zurückhaltung gedacht. Ein Edelmann, Ruszinki, der den einen Arm in der Binde trug, kam auch herbei und brachte klagend vor, daß die Gefangenen einige Tage früher in Malanow ihn geplündert und gemißhandelt hätten. Er, Korzeniewski, dessen 2 Brüder, die sich auch einfanden, und Zidanowice, wollten nun mit ihren Säbeln auf die Gefangenen einhauen, was aber die Dragoner verhinderten, doch waren sie nachsichtiger gegen eine Anzahl Kantschuhiebe, welche jene freigebig austheilten und zwar, wie Bommsdorf bei der spätern Untersuchung behauptete — ohne daß die Wache es habe verhindern können. Sie riefen dabei: „So habt ihr es uns auch gemacht, uns mit Füßen getreten, so muß man es euch wieder machen.“ Am übelsten ward Urban Boguslawski mitgespielt, der mehrere Hiebe über das Gesicht erhielt, sodaß ihm ein Auge ganz heraustrat; Korzeniewski erwiederte ihm auf seine Klage, er habe ihn blind geschlagen: „Du sollst hier noch gar das Leben lassen.“ Bommsdorf begann nun vermittelst des Dolmetschers Husch ein vorläufiges Verhör der Gefangenen: er befragte sie, warum sie Korzeniewski überfallen, wer ihnen dies befohlen, ob sie Pässe hätten und von wem sie commandirt würden? Ob der Dolmetscher die Fragen und Antworten richtig übersetzte, konnte Bommsdorf natürlich nicht beurtheilen. Er bemerkte nur, daß die Gefangenen sich gegenseitig ansahen, mit den Achseln zuckten, auf Urban Boguslawski deuteten, den sie als ihren Lieutenant bezeichneten. Husch verdolmetschte die Aussagen der Arrestaten dahin, sie wollten nichts von einem Ueberfall wissen, sie hätten Korzeniewski bloß besuchen wollen, Einer wisse nicht wo der Andere zu Hause sei; sie seien zum Theil aus Litthauen und Rußland. Als nun Korzeniewski nach dem Gelde, welches man ihm abgenommen, forschte, brachte einer der Gefangenen einen Beutel, welchen er bei dem Ueberfall der Dragoner hinter ein Bett geworfen, hervor, worin sich etwa 60 Kaisergulden fanden. Korzeniewski bemächtigte sich desselben sofort, behauptete aber jetzt, es fehlten ihm noch 60 Ducaten und Briefschaften. Die Gefangenen, darnach befragt, leugneten etwas weiter zu besitzen, knieten nieder und bekreuzigten sich wiederholt. Korzeniewski verlangte nun, sie sollten visitirt werden, und da die Dragoner sich scheuten, die schmutzigen Menschen voller Ungeziefer zu berühren, unterzog er sich selbst, minder ekel, diesem Geschäft und förderte noch einen Beutel mit 3 Species-Thalern und einige Briefschaften zu Tage, die er an sich nahm.

Korzeniewski behauptete übrigens, es seien gewiß noch mehrere der Räuber im Walde, warnte, der Lieutenant möge sich in Acht nehmen, daß er in der Nacht nicht überfallen werde; wenn die Arrestaten dabei entkämen, würden sie ihm das Haus anbrennen und ihn ermorden, wie sie ihm schon gedroht hätten.

Die Dragoner hatten inzwischen die Pferde in den Ställen untergebracht und mit den vorhandenen Vorräthen versorgt, und wünschten nun, in Uebereinstimmung mit ihrem Lieutenant, beim herannahenden Abend ihren durch den schnellen Ritt geschärften Appetit zu stillen. Dies hatte aber erhebliche Schwierigkeiten: im Gute fanden sich nur 2 Eier, eine halbe auf Kohlen gebratene Henne, zwei Brode und ein Käse; an Getränken war nur eine Kanne Bier vorhanden, aber von einer Beschaffenheit, daß selbst die Dragoner sie verschmäheten. Korzeniewski entschuldigte sich damit, daß die Räuber Alles aufgezehrt hätten. Der Lieutenant von Bommsdorf ließ nun aus dem Dorfe einige Kannen Branntwein holen, die er unter seine Leute vertheilte, welche ihm dagegen die halbe Henne gern überließen: diese, ein Stück Brod und ein Glas Wasser bildeten sein Souper. Da übrigens der Tag zu weit vorgerückt war, um noch an demselben den Rückmarsch anzutreten, beschloß Bommsdorf in Boguslawice zu übernachten und gab Korzeniewski auf, 2 Wagen für den andern Morgen bereit zu halten, um die Gefangenen zu transportiren. Dieser Mühe Bommsdorf zu überheben, lag aber in der Absicht Korzeniewski's; er nahm Husch bei Seite und sprach leise mit ihm, ward aber von einem Bauer, Sipniewski, der auf den Hof gekommen war, um den Branntwein zu bringen, belauscht. Nach dessen Versicherung hatte Husch bei jenem Gespäche gesagt: „Ich schwöre es Ihnen zu, sobald die Arrestaten nach Kalisch entweder zum General oder Obristen kommen, werden sie loskommen,“ worauf Korzeniewski erwiederte: „Nein, sie müssen absolut todt gemacht werden.“ Husch führte hierauf einen der Gefangenen, Stanislaus Boguslawski, unter einem Vorwande aus dem Zimmer und fragte Korzeniewski, ob er ihn jetzt todtschießen solle, worauf Letzterer antwortete: „Nein, es wird Zeit sein mit dem Tage.“ Urban Boguslawski, dem sein Bruder den bedenklichen Vorgang mittheilte, sprach hierauf mit Korzeniewski, bat ihn seiner zu schonen und gab ihm einiges Geld, welches Korzeniewski aber unter die Dragoner vertheilte, indem er dabei wiederholte, die Gefangenen seien Räuber und Todtschläger. Die andern beiden Boguslawski's sagten zu Korzeniewski, „sie sähen, daß sie in seiner Gewalt wären, er möge einen Geistlichen kommen lassen, damit er ihnen das Sacrament reiche,“ worauf Korzeniewski erwiederte: „Warte nur, Du wirst bald

einen Geistlichen kriegen.“ Inzwischen brach die Nacht herein; der Himmel, am Tage heiter, hatte sich umzogen und es ward stockfinster. An Beleuchtungsmaterial fand sich blos ein einziges Licht, welches in der Stube, in welcher die Gefangenen sich befanden, auf den Tisch gestellt ward, im Kamine des Zimmers glimmten noch einige Kohlen. Das Feuer auf dem Herde des Vorhauses ward unterhalten und beleuchtete dieses. Bommsdorf ließ nun die Gefangenen nochmals befragen, ob nicht noch mehrere von ihrer Bande im Walde seien, und eröffnete ihnen, als sie nach Husch's Angabe dies leugneten, daß, wenn ein Ueberfall erfolge, sie versichert sein könnten, daß keiner von ihnen am Leben bleibe. Die beiden Wachtposten, denen noch eine dritte Schildwache im Vorhause zugesellt ward, erhielten den Befehl, „die Gefangenen, wenn sie sich bei einem die Nacht über entstehenden Lärme rührten, sofort niederzumachen;“ nach einer andern Angabe enthielt die Ordre jenen beschränkenden Zusatz nicht, sondern ging dahin, „die Arrestaten bei über Nacht entstehendem Lärm niederzumachen.“ In der Stube stand ein von Stroh geflochtenes Bett, in welches Korzeniewski sich um 10 Uhr, nachdem seine Brüder sich entfernt, mit seinem Söhnchen legte. Ein anderes Bett stand in dem Vorhause hinter dem Feuerherd, und dieses blieb den beiden Fräuleins Petronella und Apollonia vorbehalten, denen sich auch die schon erwähnte Hedwig Petroska anschloß. Bommsdorf stellte im Hofe an jedes Thor eine Schildwache und legte sich mit den übrigen Dragonern im Hofe auf einige Schütten Stroh. Einige Stunden vergingen in tiefer Ruhe; von 12 Uhr an hatte Husch einen der Posten in der Stube bei den Gefangenen anzutreten: er zog Korzeniewski, den er nicht sofort erwecken konnte, beim Beine vom Bette und sagte ihm, als dieser sich schlaftrunken erhob, „es sei nun Zeit.“ Korzeniewski trat hierauf in das Vorhaus an den Feuerherd, wo sich Zidanowice zu ihm gesellte. Wiederum verging eine halbe Stunde; da plötzlich rief die Schildwache an dem Thore, welches nach dem Walde führte, schnell hintereinander einige Mal: Wer da? es fiel von außen ein Schuß durch den Zaun, so daß die Funken in den Hof flogen; der wachhabende Dragoner feuerte seinen Carabiner ebenfalls ab. Fast in demselben Augenblicke hörte man auch an der andern Seite des Hofes Pferdegetrappel, es knallten auch hier einige Schüsse. Die Dragoner sprangen auf, es entstand in der finstern Nacht ein wüstes Getümmel, Bommsdorf eilte mit einigen seiner Leute an das eine Thor und rief dem Corporal zu, das andere Thor zu decken. Gleichzeitig knallten im Hause Schüsse, entstand darin ein furchtbares Geschrei, man hörte Husch rufen: „Kommt uns zu Hülfe, kommt herein, sie überwältigen uns.“ Einige der Dragoner schossen hierauf ihre Carabiner durch die Fenster in das Zimmer ab, in welchem es, da das Licht verlosch, ganz dunkel war, einige andere drangen mit gefälltem Bajonnet in das Zimmer und stachen Alles nieder, was ihnen in den Weg kam. In Zeit von 10 Minuten, so lange dauerte es, ehe Bommsdorf an das Haus zurückkehrte, nachdem draußen Alles ruhig geblieben und die Reiter, die auf der einen Seite sich gezeigt hatten, ebenso schnell wieder verschwunden waren, — in Zeit von 10 Minuten bedeckten 8 Leichen den blutgetränkten Boden der Stube: nur Urban Boguslawski röchelte noch im schrecklichen Todeskampfe, bis ihn ein Soldat mit dem Bajonnet durchstach, ein anderer ihm mit dem Kolben den Hirnschädel einschlug. Als der Lieutenant in das Haus eintrat, stand Korzeniewski noch am Feuerherd und ließ durch Husch Bommsdorf sagen, „er sei nicht Schuld an dem Tode der Gefangenen, sondern sie selbst seien es, ihre entlaufenen Kameraden möchten den Lärm gemacht haben.“ Petronella war, als der erste Schuß in der Stube gefallen, in dieser, und Husch rief ihr, da sie in einer Ecke auf die Knie fiel, zu, sie möge sich entfernen, worauf sie sich mit den andern beiden Mädchen unter das Bett im Vorhause flüchtete. Das Zimmer war ganz mit Pulverdampf gefüllt, und als man untersuchte, ob vielleicht noch einer oder der andere der Gefangenen am Leben sei, fand sich nur noch ein lebendes Wesen, das Knäblein Korzeniewski's, das in dem von vielen Kugeln durchlöcherten Bett wunderbarer Weise unversehrt geblieben war. Der zärtliche Vater hatte nicht an sein Söhnchen gedacht und zeigte sich sehr verwundert, als er den Kleinen unbeschädigt sah. Husch, der Urheber dieses Blutbades, gab an, „die Gefangenen wären, als draußen die Schüsse gefallen, aufgesprungen und hätten aus dem Zimmer gewollt, er habe daher auf den ersten, der ihm in den Weg gekommen, geschossen; der andere Wachposten hätte nur mit dem Bajonnet die nach der Thür drängenden Polen zurückgehalten und dem Einen einen solchen Stoß gegeben, daß sich das Bajonnet gebogen.“ Wer sonst von den Dragonern an der blutigen That Theil genommen, hatte er bei der Dunkelheit, wie er angab, nicht wahrnehmen können, er sagte, „wer ein Gewehr gehabt, sei hingelaufen, habe in die Stube geschossen, und sei gleich wieder hinausgelaufen, die Polen hätten es mit ihnen bei solchen Ueberfällen auch nicht besser gemacht, es sei gleich geschehn gewesen.“ Bei diesen Angaben beruhigte sich der Lieutenant; Korzeniewski bespritzte die Leichname mit einem Pinsel mit Wasser aus einem Kesselchen (wahrscheinlich mit Weihwasser). Die Dragoner untersuchten die Leichen, nahmen, was ihnen brauchbar erschien, und am Morgen zog das Commando mit den erbeuteten Waffen und Pferden wieder ab. Die besten Pferde, und darunter, wie sich später ergab, mehrere, die den Gefangenen gehört hatten, bezeichnete Korzeniewski als sein Eigenthum, und sie blieben ihm überlassen. Er fand sich auch bald nach der Rückkehr des Commando's in Kalisch ein und bat noch um „ein Recompens, weil er sich als ein guter Freund des Königs gezeigt,“ erhielt auch vom Obersten v. Leipziger noch ein Pferd und ein Paar Pistolen. Bommsdorf erstattete über den Vorgang unter dem 17. Juli einen schriftlichen Rapport, worin er über die Tödtung der Gefangenen nur bemerkte, „sie seien bei entstandenem Lärm aufgesprungen, hätten sich zusammenrottirt und seien von der Wache sogleich niedergemacht worden.“ Eine weitere Erörterung fand nach diesem Rapport nicht statt. Ein Edelmann aus der Nachbarschaft, der zwei Tage nach dem Vorfalle nach Boguslawice kam, fand das Gut verlassen, da Korzeniewski sich aus Furcht vor den Verwandten und Freunden der Ermordeten geflüchtet hatte; die Leichen lagen nackt auf dem Fußboden; er ließ sie

auf einen Wagen legen und in Wiersbi, eine Viertelstunde von Boguslawice, in einem gemeinschaftlichen Grabe bestatten.

Eine später auf die Beschwerde des Starosten J. B. Pstrokonski angestellte Untersuchung über die Ermordung der Boguslawski und ihrer Begleiter ergab ein Gutachten, „daß das Commando ohne Schuld sei, aber Korzeniewski durch bösliche Conspiration den Tod der Gefangenen verursacht habe."

Das war das ganze Resultat; von einer weitern Untersuchung und Bestrafung Korzeniewski's enthalten die Acten nichts.

Zur Chronik.

Das germanische Nationalmuseum in Nürnberg.

ε. Das bereits im Jahre 1853 gegründete und unter Verwaltung des Dr. Freiherrn von und zu Aufseß stehende Germanische Nationalmuseum in Nürnberg kommt seinem Ziele, ein einheitlicher Mittelpunkt zur Belehrung und Ueberschau über deutsch-nationale Litteratur, Kunst, Geschichte und Cultur zu werden, immer näher und hat vor kurzem die erste Periode seines Bestehens beendet, indem es in seine eigene Behausung, das ihm durch königliche Munificenz und städtische Freigebigkeit eingeräumte Karthäuserkloster, übergesiedelt ist. Wenn auch, wie eine uns zugegangene Zuschrift des Vorstandes sich ausdrückt, in seinen ersten Grundlagen, in seinem Organismus von einzelnen Sachkundigen hervorgerufen, gelangte das Museum doch bald wie durch einen Gesammtwillen der deutschen Nation, der sich durch geistige wie durch materielle Hülfe aller Stände germanischer Lande und Stämme kundgab, zu Geltung und glücklichem Bestand, und es kann deshalb wohl als das schönste, ja einzige Nationaleigenthum Deutschlands gelten, an dem jeder Deutsche, abgesehen von seiner provinziellen Heimath, Miteigenthum und Nutzungsrecht hat. Denn durchaus nicht auf einen Verein, sondern auf die freie Mitwirkung aller deutschen Staatsregierungen, Fürsten und Glieder des deutschen Volkes gegründet, besitzt das germanische Museum als eine selbständige, staatlich anerkannte juristische Person ein werthvolles Grundeigenthum mit großartigen, dem Zwecke vollständig entsprechenden Baulichkeiten, die Karthause in den Mauern der Stadt Nürnberg, und darin in schöner, wohlgeordneter Aufstellung verschiedene durch Geschenke, Legate, Ankäufe und Hingabe mit Eigenthumsvorbehalt schon bedeutend angewachsene wissenschaftliche und Kunstsammlungen für die Erläuterung der öffentlichen, kirchlichen und bürgerlichen Zustände deutscher Vorzeit. Nämlich eine deutsch-historische Bibliothek von 25,000 Bänden, ein Archiv von 12,000 Urkunden und Actenbänden, eine Münz- und Medaillensammlung von 4500 Stück, eine Siegel- und Wappensammlung von 9000 Stück, eine Gemälde- und Miniaturensammlung von 1800 Stück, eine Handzeichnungs-, Kupferstich- und Holzschnittsammlung von 3700 Blättern der vorzüglichsten Meister, eine Sammlung historischer Abbildungen von Begebenheiten in Krieg und Frieden, von Monumenten, Gebäuden, Städteansichten und Karten, Bildnissen von Persönlichkeiten ꝛc. von 6200 Blättern, eine Sammlung aller Gattungen von Sculpturen und Schnitzwerken in Original und Abgüssen von 600 Stück, endlich eine Sammlung von Waffen- und Kriegsgeräth, Kirchen- und Hausgeräth von 3000 Stück. Aber der Zweck des Museums ist noch über die Aufstellung eigener Sammlungen hinaus besonders auch darauf gerichtet, über Alles, was von derartigen Dingen in fremdem Besitz sich befindet, einen vollständigen Ueberblick zu gewähren, um dem Suchenden mit speciellster Angabe aller nur möglichen Hülfsmittel an die Hand gehen zu können, und es sind daher zur Herstellung wohlgeordneter Verzeichnisse und Repertorien hierüber, soweit vorläufig die Einnahmen des Museums reichen, tüchtige Fachmänner als Beamte und Arbeiter angestellt, deren Gesammtzahl sich jetzt schon auf 30 Personen beläuft. Bereits zählt das Repertorium der deutsch-historischen Litteratur über 60,000 Nummern, darunter 25,000 für Handschriften. Das Repertorium der Urkunden besteht aus beinahe 130,000 Nummern, das der Kunst- und Alterthumsgegenstände aus 54,000 Nummern, und endlich das Bilderrepertorium aus 14,000 Durchzeichnungen in vollkommen systematischer und alphabetischer Aufstellung. Um hierdurch ein Centralvermittelungspunkt für die deutsche Volks- und Culturgeschichte zu werden, bedarf das Museum allerdings noch großartiger Unterstützung. Aber schon jetzt repräsentirt die ihm zu Gebote stehende jährliche Rente, durch die einmaligen Gaben oder regelmäßig wiederholten Zuschüsse deutscher Monarchen, Fürsten, Städte, Körperschaften und Einzelnen (1560 an der Zahl), ein Capital von fast 300,000 fl., während das Grundvermögen fast 100,000 fl. und der Schätzungswerth der Sammlungen und Vorräthe 150,000 fl. beträgt. Möge nun jeder Deutsche, — sei er auf heimathlichem oder fremdem Boden, — sich berufen fühlen, hier weiter zu fördern und zur Erreichung eines so schönen, ehrenwerthen und patriotischen Zweckes das Seinige beizutragen. Es werden Gaben, auch von dem kleinsten Betrage, angenommen und durch die Agenten des Museums, deren bereits 160 in Function sind, an dasselbe vermittelt. Wir entnehmen dies dem soeben erschienenen vierten Jahresberichte, aus welchem wir auch ersehen, daß das ständige Organ des Museums, der unter Mitwirkung des Gelehrtenausschusses und Anderer vom Dr. Freiherrn von und zu Aufseß, Dr. v. Eye und Dr. Frommann herausgegebene „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" (in der litterarisch-artistischen Anstalt des Museums) seinen vierten Band geschlossen hat und unverändert fortfahren wird, nach der Reihenfolge des Systems des Museums aus allen Gebieten der deutschen Geschichts- und Alterthumswissenschaft Mittheilungen zu machen, sowie in seiner Beilage neben der Chronik des Museums und der Geschichts- und Alterthumsvereine kurze Notizen über einschlägige Dinge zu bringen. Der „Anzeiger" erscheint monatlich in 2—2½ Bogen mit Abbildungen, und kostet jährlich nur 1 Thlr. 16 Sgr. Außer demselben steht auch noch eine zweite Zeitschrift in einem gewissen Zusammenhang mit dem germanischen Nationalmuseum, die „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte", welche von Johannes Müller, Conservator der Alterthumssammlung am Museum, und Johannes Falke, erstem Secretär des Museums, (in Nürnberg bei Bauer und Raspe) herausgegeben wird und sich der Mitwirkung bewährter Kräfte, wie Wilh. Wachsmuth, Karl Biedermann, Karl Seyfart, Johannes Scherr u. A. zu erfreuen hat.



Aus Californien.

„Gold! ein californisches Lebensbild aus dem J. 1849“ ist der Titel eines neuen Werkes von Fr. Gerstäcker. Nach den Schilderungen des americanischen Waldlebens in Arcansas und am Mississippi in den „Regulatoren“ und den „Flußpiraten“ hat Gerstäcker bereits vielfach fortgefahren, einzelne ferne Punkte seiner zweiten großen Weltreise in Schilderungen zu entwickeln, die er Romane nennt, vielleicht um zugleich seiner Phantasie unter diesem Titel genugthun zu können. „Die beiden Sträflinge“ heißt ein australischer Roman, „Tahiti“ ein Roman aus der Südsee. Eine Erzählung für die Jugend schilderte bereits die Goldgräbereien Californiens. Dies fabelhafte und doch sehr triviale Land, wo Gerstäcker seiner Zeit ebenfalls nach Körnern „grabbelte“, aber froh war, wenn er Regenwürmer fand, giebt umfänglich in allen seinen Situationen Stoff zu dem neuen dreibändigen Romane. Gerstäckers frische Naivität und ewig lachender Humor sind unerschöpflich; „natürlich“ ist sein drittes Wort, und sein falscher Luxus mit dem Worte „aber“ macht ihm selbst gar keine Bedenklichkeiten; auch wo er fabelt, lachen wir aus vollem Halse über den Jocus, den hier der Zufall zusammenfügte. Er übertreibt nicht mehr als jeder Märchenerzähler, der über Meer kommt und am Behagen seiner Zuhörer sein eigenes Behagen steigert. Dabei entwaffnet doch seine ehrliche Gutmüthigkeit, die sich hier für selbsterlebtes Elend schadlos hält, jeden ernsthaften Zweifel an der Richtigkeit der Schilderungen. Auch fehlt es nicht am Hintergrunde ächt menschlicher, wehmüthiger Empfindung bei all dem tollen Schwindel, der die Verzweifelten und die Lumpe nach dem neuen Dorado trieb. Die Gestalt der ehrsamen Frau, die ihrem Manne nachreist, um an seinen Goldklumpen Theil zu haben, und ihn todt findet, flößt schon auf dem Schiffe, wo Alles sie mit Ehrfurcht behandelt, große Rührung ein. Ein Engländer flieht mit seiner Frau nach Californien, weil der todtgeglaubte frühere Bräutigam wieder erstanden ist vom Schiffbruch und ihm und seiner Braut nachzustellen droht. Der Verzweifelte sucht aber auch dort sein Heil, und der Mann der Frau wird tiefsinnig über die Tücke dieses Zufalls, ist aber edel genug, dem Nebenbuhler das Leben zu retten. Züge dieser Art sind wirkliche, aus dem Leben gegriffene und ergreifende Dichtungen. Der Trödel des ganzen californischen Lebens ist höchst ergötzlich, der Maler mag Lichter aufgetragen haben, die das Colorit erhöhen, oder eine Copie der Wirklichkeit mit nachträglichem Humor liefern. In Wahrheit denken wir uns die Zustände dort weniger erquicklich, wie es uns auch folgende Geschichte: „Wie man in San Francisco reich wird,“ lehrt.

Einer der ersten Männer in Californien — wenn er durch die letzte Krisis glücklich durchgekommen — ist Dr. Peter Smith, ein Arzt, der sich viele Millionen, streng genommen durch seine Praxis, erworben hat. 1850 schloß er mit der städtischen Behörde von San Francisco einen Contract ab, die Armenpraxis gegen ein von der Stadt zu bezahlendes Honorar von 4 Dollars für die Person und für den Tag zu übernehmen. Seinen Theil des Contractes erfüllte der Doctor mit großer Gewissenhaftigkeit; die Stadt dagegen hatte wenig baares Geld und bezahlte ihn meistens in Promessen, welche drei Procent monatlich Zinsen trugen. 1856 beschloß die Stadt diese Promessen in eine feste Schuld zu convertiren. Damit waren einige Gläubiger — und unter ihnen Dr. Peter Smith — nicht einverstanden, und verklagten die Stadt. Sie gewannen den Proceß, es kam zum Executionsverfahren, und der Doctor legte Beschlag auf die „verschiedenen der Stadtgemeinde gehörigen Werfte, das alte Stadthaus und das städtische Hospital mit den dazu gehörigen Bauplätzen.“ Die Stadt wollte die Execution nicht anerkennen, und machte in den entschiedensten Ausdrücken bekannt, „daß der Verkauf dieser Grundstücke, — auf die in vollkommen rechtsgültiger Form die convertirte Stadtschuld hypotheeirt war, — zur Deckung der Smith'schen Forderung ungesetzlich und ungültig sei.“ Die Folge dieser Bekanntmachung war aber nur, daß die von dem Sheriff mit Beschlag belegten Grundstücke zu rein nominellen Preisen weggingen, weil Niemand sich getraute, auf den möglichen Ausgang dieses Conflictes zwischen dem Gericht und der städtischen Behörde zu speculiren, und fast Niemand glauben wollte, daß das obere Gericht das Urtheil der untern Instanz bestätigen würde. Da die ersten Verkäufe Smiths Forderung lange nicht deckten, erlangte er neue Executionsbefehle, und schließlich war fast das ganze städtische Grundeigenthum, mehrere Millionen an wirklichem Werth, in derselben illusorischen Weise verkauft worden, um eine Forderung von 20,000 Dollars zu befriedigen. Anfangs belachte das Publicum die ganze Sache als einen Spaß, nur als einen kostspieligen für die Käufer, die, glaubte Jedermann, bald außer Besitz gesetzt werden würden. Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten. Dr. P. Smith wußte privatim die Justiz von seinem Recht zu überzeugen, und zu aller Welt Erstaunen erklärte der oberste Gerichtshof den Verkauf der Werfte und anderen städtischen Grundeigenthums, obgleich andere Forderungen als die Smith'sche auf sie hypotheeirt waren, für vollkommen gesetzlich! Die Gemeinde hatte so mit einem Schlage ihren gesammten Grundbesitz verloren, den Bürgern mußten doppelte und dreifache Steuern auferlegt werden, die Käufer aber, welche die Grundstücke zu einem blos nominellen Preis erstanden, unter ihnen in erster Reihe Dr. Peter Smith, realisirten ungeheure Reichthümer, da die damals in Folge der massenhaften Einwanderung außerordentlich gestiegene Baulust ausschweifend hohe Bodenpreise erzeugte.

Bei der Gelegenheit sei es hier erwähnt, daß die erste in San Francisco geborene americanische Bürgerin noch lebt und erst zwanzig Jahre alt ist! Diese Thatsache stellt das rasche Aufblühen der californischen Hauptstadt am deutlichsten vor das Auge. In den dreißiger Jahren standen an dem schönen californischen Gestade, das jetzt von Schiffen aller Nationen belebt ist, ein Paar Hütten, welche die Spanier ein Dorf, Yerba Buena, nannten. Ein Americaner, Namens Leese, ein Handelsmann, ließ sich daselbst 1836 nieder, nachdem er nicht ohne große Schwierigkeiten Erlaubniß erlangt hatte, sich einen Bauplatz zu kaufen und sich ein Haus zu bauen, das am Tage der Unabhängigkeitserklärung, 4. Juli, „gerichtet“ wurde. Kurz darauf heirathete er die Schwester des mexicanischen Generals Vallego, und in dieser Ehe ward am 15. April 1838 Rosalie Leese geboren, die Eva von San Francisco, die erste in Californien geborne americanische Bürgerin. Die spätere Blüthe der Stadt ahnte damals noch Niemand. 1847 hatte der Ort, der noch in demselben Jahre, während des Krieges mit Mexico von den Americanern occupirt, den Namen San Francisco erhielt, erst 450 Einwohner. Im Januar 1848 aber wurde das erste Gold entdeckt, und nun stieg die Bevölkerung mit reißender Schnelligkeit. Ende 1849 betrug sie 20,000, 1853 50,000 Einw., unter denen sich 5000 Deutsche, 5000 Franzosen, 3000 Creolen und 3000 Chinesen befanden. Seitdem ist der Zuwachs langsamer gewesen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 37. 1858.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 11. September.

Inhalt.

Ein Schuh der schönen Friederike.

Ein Skizzenblatt.

Der alte katholische Pfarrer zu N. hatte eine wunderliche Sammlung von allerlei Raritäten. Seine Beichtkinder, die seine Vorliebe für dergleichen Seltsamkeiten kannten, hatten ihm diese Dinge so nach und nach zusammengeschleppt, der Eine schenkte ihm dies, der Andere jenes. Es war mancherlei Sehenswerthes darunter. Besaß der würdige Herr auch keine Sprosse jener Leiter, so der Erzvater Jacob im Traum gesehen, so konnte er doch eine wirkliche Kohle aufweisen von jenem feurigen Ofen, der die bekannten drei Männer beherbergte. Auch ein Schwanzhaar eines der Löwen, deren Bekanntschaft der fromme „Daniel" gemacht, war da, und ein hohler Backzahn des Bileam'schen Esels. Von manchem Kirchenlichte konnte er bewundernswerthe Dinge herzeigen, als z. B. die Zahnbürste des Papstes Sixtus und einen Hemdenknopf des heiligen Bonifaz. Daneben lag aber auch eine schöne braune Haarlocke der unglücklichen Marie von Schottland, und ein Strumpfband der heiligen Elisabeth von Thüringen.

Stundenlang konnte sich der freundliche Alte erlustiren unter diesen Schätzen, indem er hin und wieder ein oder das andere Stücklein in die Hand nahm und betrachtete. Wem er recht gut war, dem zeigte er wohl Sonntags nach Tische seinen Raritätenkasten und erzählte von einem oder dem andern Dinge die dazu gehörige Geschichte. — Inmitten aller dieser Herrlichkeiten stand auch auf einem verblichenen blauseidenen Kissen ein Schuh von schwarzem Leder mit rothem Band eingefaßt. War es der Schuh einer Frau oder der eines heranwachsenden Kindes, — der Fuß mußte in jedem Fall äußerst zierlich gewesen sein, der ihn getragen. Mein Vetter, der junge Caplan, fragte einmal danach, als er bei Sr. Hochwürden zum Besuche war. „Das ist der Schuh der Friederike Brion von Sesenheim", lautete die Antwort. „Ein jüngst verstorbenes Beichtkind, ein närrischer alter Schuhmachermeister, hat ihn mir geschenkt, und die Geschichte dazu mir kurz vor seinem Tode erzählt. Den Schuh dort, seht ihn Euch wohl an, hat nämlich nicht eine gewöhnliche Schusterfaust gemacht, sondern – eine Dichterhand. Ja, ja, glaubt's nur. Einer hat ihn gemacht, dem es jene vielbesungene Friederike so gewaltig angethan, daß er darüber schier in Raserei verfallen.

— Aber es ist auch ein sauberes Füßchen, nicht so?"

„O! die Geschichte!" bat mein Vetter sehr lebhaft und schob den gepolsterten Lehnstuhl an's Fenster. — Der alte Herr lächelte, zündete sich seine Pfeife an und nahm in dem Stuhle Platz. Das Fenster war offen, der Fliederstrauch drängte sich herein mit seinen vollen Blüthentrauben. Das Sonnenlicht tanzte auf dem blank gescheuerten Fußboden — es ließ sich just ebenso schön erzählen als lauschen. Und Sr. Hochwürden erzählte recht behaglich und langsam, als ob Einer mit der Feder neben ihm säße, dem er's dictirte. —

„— Nicht weit von dem hübschen Städtchen Emmendingen, der vormaligen Hauptstadt der Markgrafschaft Hochberg, lag ein stattliches Dorf. Es hatte sich kein übles Plätzchen erwählt, die ganze Gegend glich einem schönen englischen Garten, allwo reicher Wiesengrund, köstliche Obstpflanzungen, reizende Wald- und Buschpartien, malerische Hügel, klares, rasch dahinfließendes Wasser abwechselnd das Auge des Beschauers erfreuen. Man könnte meinen, die Häuser wüßten ganz genau, daß sie an einer schönen anmuthigen Stelle stünden, der sie keine Schande machen dürften, alle sahen so weiß und rein aus, alle hatten rothe wohlerhaltene Dächer und blanke Fenster. Hie und da deckte wohl auch eine üppige Weinranke einen unverbesserlichen Schaden zu, oder ein paar mitleidige Lindenbäume nahmen eine etwas schiefe Hütte, oder eine zerfallene Mauer mitleidig in ihre grünen Arme und warfen ihre Schatten darüber hin. Das ganze Dorf machte einen Eindruck wie ein wohlgenährtes, sauber gehaltenes Schäflein im Klee ruhend. Die hübsche Kirche stand, wie es sich gebührt, ein wenig höher, und sah recht freundlich aus mit dem allezeit weit offenen Thürlein. Auf dem Marktplatz, in dessen Mitte ein kleiner Teich war, auf dem Gänse und Enten lustig herumschwammen, lag das nette Häuslein eines fleißigen und ge-

schickten Schusters, hart an der Straße, die von Emmendingen herführte. Es war schon von weitem kenntlich an dem großen hölzernen Stiefel, so als Wahrzeichen an einem lang vorstehenden Haken in der Luft taumelte. Der Meister, der da wohnte, war so wohl bekannt und gerühmt, daß sogar Leute von Emmendingen nach ihm schickten, um sich Maß nehmen zu lassen von ihm. —

Eben saß er vor seiner Thür und feierte; — denn es war ein Samstag Abend, mitten im Sommer des Jahres 177*. — Der Meister im Schurzfell und schwarzen Käpplein, denn dazumal trugen die Handwerker noch keine Fracks und Handschuhe und schämten sich nicht, wenn man sie für das hielt, was sie eben waren, war eine recht stattliche Gestalt, just wie man sich die Zunftmeister der alten Zeiten denkt und sie auch gemalt sieht. Betrachtete man sein Gesicht, wenn er gerade die Augen niedergeschlagen, so kam Einem gewiß der Gedanke: das ist Einer, der ein schwer arbeitsames Stück Leben hinter sich hat, — schlug er aber die hellblauen Augen auf, so wußte man allsogleich: „der hat gerne gearbeitet und ist zufrieden in seiner Seele." Die Augen waren recht wie ein Feierabend — es giebt solche Augen, — es überkam Einen wie behagliches Ausruhen, schaute man hinein. — Neben ihm saß sein oberster Geselle, Conrad, ein schlanker, bildhübscher Mensch, mit dunkeln Haaren und Augen, die aber so schüchtern und traurig blickten wie die eines gefangenen Reh's. Sonderlich bleich sah er sonst nicht aus, er plauderte auch ganz heiter mit dem Meister, es hing nur etwas über ihm wie ein Schleier, er war nicht von Herzen froh, und das merkt man dem Menschen an, wie man es der Blume anmerkt, die lange im Schatten stand, — wenn sie auch eben blüht. — Seitwärts von Beiden saß auf einer Holzbank unter dem Lindenbaum des Meisters einziges Kind, im Dorfe unter dem Namen „Schön Lieschen" bekannt. Zwei andere junge Dirnen aus dem Dorfe saßen bei ihr und schwatzten halblaut. Sie trugen alle den hübschen bunten Rock jener Gegend, mit dem breiten schwarzen Saum, das knappe dunkle Mieder und die lang herabhängenden Zöpfe mit Bändern durchflochten. Eine frische, halbaufgebrochene Rose war kaum hübscher als das Gesicht des 16jährigen Lieschens, und kein Sonnenstrahl heitrer, als ihre blauen Kinderaugen. Hatte sie Jemand, der ihr zuhörte, so plauderte und lachte sie den ganzen Tag, hatte sie Niemanden, so sang und trällerte sie. Es gab nur einen einzigen Fleck auf der Welt, allwo sie tief ernsthaft zu sein vermochte, und das war ein grüner Hügel mit schwarzem Kreuz: das Grab ihrer Mutter, die sie kaum gekannt. — Das ganze Dorf liebte das junge Mädchen, sie war die begehrteste Tänzerin, aber da war Keine, die ihr das neidete. —

Die helle Kirchenglocke läutete den kommenden Sonntag ein, die Schatten wurden länger, die Düfte der Lindenblüthen und Rosen, deren es viele im Dorfe gab, stärker. Männer und Frauen kamen vor die Thüren und ruhten nach gethaner Arbeit. Frisch gewaschene Kinder sprangen in ihren reinen Hemden, froh der Befreiung, wieder auf die Straße hinaus. Hie und da begrüßte ein Rind, gesättigt von der Weide kommend, seinen gewohnten Stall mit gedämpftem Gebrüll. — Da kam ein einzelner Wanderer die Straße von Emmendingen her. Ein Ranzen hing auf seinen Schultern, er stützte sich auf einen Stab. Seine Kleider waren bestaubt, sein Schritt der eines Ermüdeten. „Mag wohl ein fahrender Maler sein," sagte Conrad leise zum Meister. Doch ehe der antworten konnte, trat der Fremde auf ihn zu, lüftete höflich sein Käpplein und sagte: „Meister, seid Ihr es nicht, der dem Herrn Schlosser zu Emmendingen die Stiefel macht, in denen er so wacker ausschreitet, daß es eine Lust ist?"

„Ja, ich habe für ihn schon über Jahr und Tag gearbeitet," antwortete der Meister lächelnd.

„Nun dann ist auch der Brief da von ihm an Euch, und ich bin nicht fehl gegangen."

Der Meister erhob sich und ging in die Stube, um seine Brille aufzusetzen und das Schreiben zu lesen. Mittlerweile setzte sich der Fremde zu Conrad und redete freundlich mit ihm. Als nach einer langen Zeit, denn das Lesen von „Geschriebenem" war nicht eben die stärkste Seite des Meisters, derselbe wieder kam, sah er etwas verwundert aus, bot aber dem Ankömmling die Hand und sagte: „also Ihr wollt wirklich bei mir das Schuhmacherhandwerk erlernen?"

„Ja, wenn Ihr Geduld haben wollt mit mir!"

„Gern, nur müßt Ihr Euch in mein Hausregiment in allen Stücken fügen."

„Das verspreche ich Euch!"

— Eine Stunde nachher war's, als ob der neue Geselle allezeit dagewesen. Die Andern redeten ruhig fort, und er saß bei ihnen auf der Bank, den Kopf an die Mauer gelehnt, wie Einer der recht ausruht von vielem Wandern.

Schön-Lieschen, die ihm recht freundlich die Hand gereicht zum Willkommen, musterte nun mit den Freundinnen verstohlen sein Gesicht, und die Mädchen gestanden sich heimlich, er sei doch ein gar bildsauberer Bursche, nur der bittertraurige Zug über den Augenbrauen gefiel ihnen nicht. — Der Fremde schien nicht zu ahnen, daß die hübschesten Mädchenaugen des Dorfes ihn musterten. Er genoß sichtlich der süßesten Ruhe. Von der Mauer des Häusleins fielen junge lose Weinranken kühlend auf seine Stirn, und der Lindenblüthenduft und die Bienen sangen zweistimmige Wiegenlieder, begleitet vom leisen Gekicher der schwatzenden Dirnen und dem sanften Klange der Feierabendglocken. —

„Also Reinhold, Reinhold Lenz heißt Ihr?" fragte der Meister, als sie vom einfachen Nachtmahle aufstanden und Conrad die Leuchte nahm, um mit dem neuen Gesellen in die Kammer zu gehen.

Der Fremde nickte.

„Das ist ein hübscher Name," meinte der Alte, „Ihr könnt wohl zufrieden sein, so zu heißen, Ihr tragt so den Frühling mit Euch herum allezeit."

„Ich wollt', es wäre so!" sagte der neue Geselle dumpf und ging hastig zur Thür hinaus. Droben in der Kammer aber warf er sich mit den Kleidern auf sein Lager, und Con-

rad, der nicht schlafen konnte, hörte ihn die ganze Nacht seufzen und schluchzen.

Ein Paar Wochen später hatten sich Alle an den Fremden gewöhnt. Er war fleißig und anstellig. Freilich, wunderlich war und blieb er, — aber da der sonst so strenge Meister sich alle seine Seltsamkeiten schweigend und geduldig gefallen ließ, ja da sie ihm gar nicht aufzufallen schienen, so sagten auch die Andern nichts. Es geschah nämlich sehr oft, daß er plötzlich Pfriemen und Leder wegwarf, den Schemel umstieß und hinausrannte in's Freie. Allda warf er sich an irgend einem einsamen Platze auf's Gras und hielt lange halblaute Reden in die Luft hinaus. Conrad überraschte ihn oftmals so. Oder er stürzte hinauf in die kleine Kammer, wühlte in allerlei Papieren, nahm Dinte und Feder zur Hand und schrieb. — Dann und wann sprang er auf, wildklingende Verse declamirend und heftig mit den Händen dazu fechtend. Zu solchen Stunden wagte Niemand ihn zu stören denn Conrad. Der ging ihm nach, wenn er gar zu lange fortblieb, und brachte ihn auch immer wieder in die Werkstatt zurück. Dieser große stille Mensch mit den sanften Augen schien eine seltsame Gewalt über den Reinhold zu haben. Legte Conrad seinen Arm um die Schultern des Unruhigen, und redete er ihm in seiner schlichten Weise treuherzig zu, so ließ er sich leiten wie ein Kind, stieß wohl einen tiefen Seufzer aus, schlug sich mit der Hand an die Stirn, und ging endlich ohne ein Wort zu sagen mit ihm. Abends, wenn sie beisammen in der Kammer waren, hatte der Conrad große Noth, den Reinhold dazu zu bringen, daß er sich zum Schlafe niederlegte wie andere Menschenkinder. Gewöhnlich setzte er sich auf das schmale Fensterbrett, den Arm um das Fensterkreuz geschlungen, die Beine herabhängend in den kleinen Garten, und sang mit halblauter Stimme allerlei wilde Lieder, die dem lauschenden Conrad einen Schauer nach dem andern durch Mark und Gebeine jagten. Und doch wich er nicht von ihm, es war als zöge ihn eine gewaltige Macht unwiderstehlich hin zu dem seltsamen Menschen, über dessen ganzes Sein und Wesen der alte Meister ein so hartnäckiges Stillschweigen bewahrte, und der doch nimmermehr ein gewöhnlicher Schustergeselle war. Und allerlei Bücher hatte er in einem großen Koffer von Emmendingen geschickt bekommen, und viele Scripturen, daraus las er zuweilen dem Conrad vor. Auf dem einen Manuscript war ein wunderlicher Titel mit der Feder gekritzelt, allerlei schauerliche Thiergestalten und gräßliche Fratzen, und darunter stand: „Die 6 Landplagen, als da sind: Krieg, Hunger, Pest, Feuers- und Wassersnoth und Erdbeben, — Gedicht von Reinhold Lenz.“ Wunderliche Verse waren es, die er daraus zuweilen laut hersagte, dem Conrad lief es kalt dabei über den Rücken. Auch in fremden Sprachen redete er oft lange Zeit vor sich hin, — bis er dann auffuhr und lachend sagte: „Aber das verstehst Du ja nicht, Conrad, das sind Verse, die der größte Dichter der Welt gemacht hat, und die ich gern recht glatt und schön in mein geliebtes Deutsch übertragen möchte. — Weißt Du, wer die Verse gemacht hat? Merke Dir seinen Namen und zieh Dein Käpplein allezeit ab, wenn Du ihn nennen hörst: William Shakespeare hieß er, und war ein Engländer.“ — Und dann schlugen wundervolle deutsche Verse an das Ohr des geduldigen Hörers, der sie zwar nie ganz verstand, beim Hören aber in einen wunderlichen Zustand versetzt wurde, ähnlich dem eines süß Träumenden. Nicht selten sogar fühlte er heiße Thränen über seine Wangen gehn, ohne daß er wußte, weshalb er eigentlich weine. — Bei solcher Gelegenheit war es aber, wo der Reinhold dem Conrad einmal heftig um den Hals fiel und rief: „Du schlichte, treue Seele weißt, wo mir's fehlt und was mich martert, ohne daß Du's sagen kannst. Du bist aber selber krank, wie ich es bin.“ —

Der Conrad dachte lange nach über diese leidenschaftlichen Worte, konnte aber doch nicht mit ihnen fertig werden. „Ich bin wahrhaftig nicht krank,“ war allezeit der Endreim seiner Ueberlegungen. — Und dennoch krankte er, ihm selber unbewußt, an einer Krankheit, die schon Manchem den Tod gebracht: eine tiefe stille Liebe war in sein Herz gezogen zu dem holdseligen Töchterlein seines Meisters. Er ahnte nicht, daß diese Liebe sein ganzes Wesen durchdrang, wie die Wurzeln des Rosenstrauchs das Erdreich worinnen er gepflanzt, und daß sie der Gedanke seiner Tage und der Traum seiner Nächte war. Schön-Lieschen war lieb und zuthulich gegen ihn wie gegen einen Bruder, gegen keinen Burschen im ganzen Dorfe war sie so. Seinen Strauß trug sie beim Tanze, und mit ihm tanzte sie jederzeit den ersten Schleifer. Niemalen hatten sie sich gestritten, während sie doch mit dem Bruder ihrer besten Freundin, dem blonden Müller-Heinrich, der ihr auf Tritt und Schritt neckend nachlief, tagtäglich sich zankte. Wie oft hatte der Conrad sie trösten müssen, wenn sie über die muthwilligen Neckereien des durchtriebenen Burschen, dessen Vater der reichste Mann im Orte, weinte. Er warf ihr nur zuweilen die allzu große Nachsicht gegen den Störenfried vor. Wenn der nämlich dem Schön-Lieschen noch so tolle Streiche gespielt, den Tag über, und er stellte ihr in der folgenden Nacht einen schönen Strauß vor das Kammerfenster, so war sie niemalen dazu zu bringen, die Blumen fortzuwerfen hinaus auf die Straße, daß er's sehen mußte. „Es war mir nur leid um die hübschen Blumen,“ pflegte sie erröthend zu sagen, „sie sollen doch nicht umkommen um des Trotzkopfs willen.“

Vor dem Reinhold fürchtete sich das Mädchen Anfangs nicht wenig, und doch füllte ein unsagbares Mitleid mit ihm ihre ganze Seele. „Denkt an mich,“ sagte sie einmal zu Conrad, „dem da hat Gott ein schwer Kreuz zu tragen gegeben, und er ist just nicht dazu gemacht, es geduldig bis ans Ende zu schleppen. Wer wird bei ihm stehen wenn er zusammenbricht?“

„Der, so ihm das Kreuz auf die Schultern gelegt,“ antwortete der fromme Conrad, „der liebe Gott giebt Keinem mehr, als er tragen kann.“

„Das sagen die Menschen so,“ meinte das Mädchen kopfschüttelnd, „aber der, welcher es zuerst gesagt, hat gewiß keine allzu schwere Last getragen. — Die heilige Jungfrau behüte uns Alle!“

Und sie schlug ein andächtiges Kreuzlein.

Für den Reinhold stellte sie auch immer einen frischen

Strauß in die Werkstube, sie schob ihm unvermerkt den besten Bissen hin des Mittags, sie redete mit ihm so lieblich, sie versuchte es sogar, ihn zum Tanzen zu beschwatzen, sodaß er wirklich einmal mit auf den Tanzplatz unter der Linde ging, um ihr den Gefallen zu thun. Ihre hübschesten Freundinnen führte sie ihm dort zu, die ihn lachend und erröthend zum Tanz aufzogen. Er tanzte auch, aber Schön-Lieschen wurde todtenblaß, als sie ihn tanzen sah, und bat den Conrad hinzugehen und ihm zuzureden, daß er aufhören möchte. Auch die Dirnen weigerten sich ferner mit ihm zu tanzen. „Er nimmt Einem den Athem fort!" sagten sie ängstlich. Der Reinhold hörte auch auf, als Conrad bat, aber er kam zu Schön-Lieschen und fragte barsch: „Warum wollt Ihr daß ich aufhöre, da Ihr mich doch zuvor mit Gewalt zum Tanze getrieben?" „Weil ich nicht gewußt habe, daß es eine Sünde sei, Euch tanzen zu machen!" sagte sie und sah ihn fest an. „Jetzt weiß ich's. Ihr tanzt, — und möchtet Euch lieber in's Grab legen. Der Gedanke kam mir als ich Euch so sah."

„Und Ihr habt Recht," antwortete er leise und weich und verließ augenblicklich den Tanzplatz.

Der Meister ließ den Reinhold, trotz aller Freiheit, die er ihm gewährte, dennoch keinen Augenblick außer Acht, und als die langen Herbst- und Winterabende kamen, da saßen die drei Männer oft in ernsten Gesprächen über Vaterland und Religion um den Tisch in der großen Wohnstube, daß die späte Nachtstunde darüber herankam, und dem Mädchen hinter dem Spinnrocken die Augen zufielen. Wenn sie wohl von ihrem Rädchen aufblinzelte, und den Vater und Conrad da sitzen sah, und den Reinhold dazwischen, da fiel ihr immer das Märchen vom verzauberten Prinzen ein, das ihr die Muhme im Bäckerhause so oft erzählt. Keinen Augenblick hätte sie sich gewundert, wenn der fremde Geselle, dessen zierliche Gestalt so wunderbar abstach gegen die Kraftgestalten der beiden Andern, plötzlich aufgestanden wäre und seinen blauen Kittel abwerfend, ein goldgesticktes Gewand mit blitzendem Königsstern enthüllt hätte. Der Kopf war so fein, so edel, so blaß, eine funkelnde Krone würde just dazu gepaßt haben, meinte Schön-Lieschen. Sie dachte oft allen Ernstes darüber nach, was sie sich wohl wünschen sollte, wenn er sie fragte, — wie die entzauberten Königssöhne das ja allezeit in den Märchen zu thun pflegten. Ach! sie wußte wohl Etwas!! — Einen ordentlichen Stiefel lernte er auch nicht machen, der vermeintliche Prinz, so viel war gewiß, obgleich er sich redlich den ganzen Winter hindurch plagte, und der Conrad meinte lachend, daß er dem Reinhold jeden Freundschaftsdienst zu erweisen bereit sei, nur den einen nicht: ein Paar Stiefel zu tragen, so er gefertigt. Reinhold warf auch bald Stiefelsohlen und Zubehör weg, und lernte Frauenschuhe zuschneiden. Ruhe zur Arbeit hatte er nun einmal nicht, es war ganz unmöglich, daß er ein Stück wirklich zu Ende brachte; Conrad wußte das, nahm ihm immer die angefangenen Schafte aus den Händen und schob ihm neues Leder hin.

Still und friedlich war der Winter hingegangen, der Frühling kam wieder und streute mit vollen Händen das junge Grün und frische Gras aus, von denen ein altes Lied sagt, daß sie, „auf's Herz gelegt", kranke Herzen wieder gesund machen. Wiesen und Wälder zogen neue Kleider an, und die Menschen auch. Frohe Vogelstimmen wurden in den Lüften laut, und frohe Hoffnungen erwachten in den Menschen, und dankbare Freude an der schönen Welt. Reinhold war jetzt weniger als sonst in der Werkstube zu finden, er trieb sich vom Morgen bis zum Abend im Freien herum, und brachte oft, statt eines Straußes erster Frühlingsblumen, eine Menge mit Bleistift vollgekritzelter Blätter mit nach Hause. Nachts wanderte er ruhelos umher und sang und declamirte mehr als je. Dann fiel er wieder dem Conrad zu wiederholten Malen um den Hals, küßte und drückte ihn und rief: „Könnte ich Dir nur zeigen, was mich so sinnlos macht, könnte ich mir die Brust aufreißen, daß Du das zuckende Herz sähest, und die Dornen darin, die es zerstechen — — das Reden davon brächte Wahnsinn."

Er kramte und wühlte in dieser Zeit auch viel in seinen Papieren, verbrannte Vieles und starrte dann stundenlang mit dem Ausdruck tiefster Schwermuth auf die Asche.

Wohl sagt man mit Recht: der Frühling weckt auch Blüthen in der Menschenbrust d. i. frohen neuen Muth zum Weiterwandern, — aber nicht nur Rosen erwachen da, sondern auch Nachtviolen. Wen jemals ein schweres Leid getroffen, der fühlt es wieder im Frühling, wenn Alles rings umher glückselig ist. Jede vernarbte Wunde bricht leicht wieder auf zu dieser Zeit, und heilt sie auch schnell, nur durch eine Handvoll frischer Kräuter und Blumen, so schmerzt sie doch. —

In den ersten Maientagen war es auch, wo der Conrad einmal ein unverbrannt gebliebenes Stück Papier in der Dachkammer fand, worauf er die Handschrift seines Freundes erkannte. War es der abgerissene Anfang eines Briefes, oder ein Stückchen aus einem Tagebuche, — mit einer wunderlichen Empfindung entzifferte der junge Geselle folgende Worte:

Fort Louis.

„Den Sonntag waren wir in Sesenheim. — Wir blieben drei Tage dort. — Es ist als ob ich auf einer bezauberten Insel gewesen wäre; ich war dort ein ganz anderer Mensch, als ich hier bin. — Alles was ich geredet und gethan, habe ich im Traume gethan! — Friederike — —"

Hier war der Inhalt eines Dintenfasses darüber geflossen, die Dinte hatte einen Theil der Schrift überzogen, und ein großer Riß durch das ganze Blatt machte, daß man nur sehr mühsam die obigen Worte noch lesen konnte. Conrad faltete es aber sorglich und steckte es zu sich, — das mußte Schön-Lieschen sehen, er wollte es ihr vorlesen, sie fand gewiß den Schlüssel dazu. Aber er konnte just an jenem Tage ihrer nicht habhaft werden. Sie hatte zu viel zu schaffen, es war ja das alljährliche Frühlingsfest heute, das allezeit im Walde gefeiert wurde. Das junge Volk zog schon um Mittag aus, die Alten folgten später. Die Bursche hatten schon am Abend vorher auf einem freien Platz im Walde Hütten aus frischen Birkenzweigen aufgerichtet. Vor der größten war Raum genug, mit Beihülfe des buckligen Fiedlers, der niemals

fehlen durfte, einen Tanz zu wagen. Abends fuhr man in Kähnen auf dem Flüßchen zurück bis vor das Dorf.

Diesmal war Schön-Lieschen nicht so heiter als gewöhnlich. Conrad meinte, es betrübe sie, daß der Reinhold sich geweigert, mitzugehen, und nach Emmendingen gewandert sei. Er hätte sie gern gefragt, auch gern von dem gefundenen Blatte geredet, das er schon auswendig wußte, und von tausend, tausend anderen Dingen — bestimmt wußte er freilich selbst nicht von was — das Herz war ihm aber so übervoll. — Das Mädchen entschlüpfte ihm jedoch immer, sie war auch nie allein, die lästigen Freundinnen hingen wie Kletten an ihr, und der junge Müllerssohn war neckischer und kecker als je. — Kaum daß Conrad der Stillgeliebten beim Tanze zuflüstern konnte: er sehne sich einmal nach Herzenslust mit ihr zu reden, worauf sie ihn ganz verwundert angeschaut.

Im Kahne, beim Nachhausefahren, war der blonde Heinrich so muthwillig, daß Conrad es ihm ernst verweisen mußte. Er warf die Mädchen mit Blumen und Blättern, schaukelte den Kahn, daß er schwankte und ein allgemeines Kreischen entstand. Auch Schön-Lieschen machte eine heftige Bewegung des Schreckens, der Strauß Conrads fiel ihr von der Brust und tanzte einen Augenblick nachher auf den Wellen. „O mein hübscher Strauß!" rief das Mädchen. — Man hörte einen Sprung ins Wasser — der blonde Heinrich schwamm den Blumen nach. — Der Fluß war an dieser Stelle besonders tief, und der Müllerssohn kein besonderer Schwimmer. — Als er einen Augenblick nachher wirklich in den Wellen verschwand, tönte ein Schrei, und eine Stimme, ach eine so liebe, liebe Mädchenstimme, nannte den Namen des Verschwundenen mit dem Ausdruck herzzerreißenden Schmerzes. — Schön-Lieschen warf sich im Kahn auf ihre Knie. Der Mond schien hell auf ihr todtblasses Gesicht. Aber neben ihr stand Einer, der war noch bleicher als sie selbst — allein Niemand sah das, denn Alle hatten ihre Augen auf die Wasserfläche gerichtet. — Noch ein Moment der Qual — dann tauchte er auf — wie emporgerissen von jenem Rufe — er ruderte heran, den Blumenstrauß in der Hand, er näherte sich dem Kahne. Silberne Tropfen hingen in seinem Haar, die Wangen hatten etwas von ihrer Farbe verloren, die hübschen Lippen und Augen lachten aber. Wenige Minuten nachher war er im Kahn, aus dem sich manche runde Mädchenhand streckte ihm zu helfen. Schön-Lieschen allein regte sich nicht, und nur Einer sah den Blick und das Lächeln, das sie dem Wiederkehrenden schenkte, nur Einer den Blick und das Lächeln, das sie dagegen empfing. — Heinrich saß nachher neben Lieschen und seiner Schwester, ging auch an ihrer Seite bis tief ins Dorf hinein — aber sie scherzten und lachten nicht mit einander wie wohl sonst — — kein Wörtchen wurde laut. — Daß der Blumenstrauß des Conrad vergessen im Kahne liegen geblieben, — wer hatte Zeit daran zu denken, denn Einer?

Es geschieht wohl Manchem, daß er, statt rüstig dahinzuwandern auf seiner Lebensstraße, gleichsam anhält, sich niederwirft unter dem ersten schattigen Baum, und nun liegen bleibt und träumt. — Die Wolken ziehen über seinem Haupte dahin, singende Vögel flattern an ihm vorbei, die Sonnenstrahlen huschen durch die Blätter und berühren seine Stirn — Gestalten aller Art wandeln vorüber und nicken lächelnd, er sieht und hört Alles wie in süßem Halbschlummer — plötzlich fährt ein eisiger Wind daher und weckt ihn. Kälter und kälter weht es, er rafft sich erschreckt auf und will weiter wandern. Aber siehe, die mit ihm auszogen, sind längst weit, weit weg — winterlich ist es worden rings umher, die Straße sieht einsam und verändert aus, — gelbe Blätter wirbeln um seine Füße — Regen und Schnee schlägt in sein Gesicht — wie mühevoll ist nun das Wandern! Und doch muß er fürbaß ziehen wie Alle — Gott helfe ihm weiter!

Der Conrad hatte so geträumt, seitdem er in des Meisters Haus gezogen — er war jetzt wach geworden. Wie ihm zu Muthe war, als er in sein Kämmerlein trat, allwo er den Gefährten in seinen Kleidern auf dem Bette tief schlafend fand, das weiß nur der, dessen Lichtaugen Tag und Nacht auf menschliches Elend niederschauen.

Am nächsten Tage war Sonntag, und da ging der Reinhold schon früh hinab zum Meister und bat ihn, dem Conrad und ihm selbigen Tag zu schenken, sie wollten mit einander einen tüchtigen Weg machen nach St. Landelin. Und als der Meister ihm freundlich gewährend die Hand gereicht, da gingen sie gleich nach dem Frühmahl, das sie in der Werkstube nahmen, auf und davon. Arm in Arm zogen sie durch die wunderschöne frühlingsfrische Gegend, und kehrten ein in mancher hübschen Schenke um einen Labetrunk. Als sie endlich an dem Ziel ihrer Wanderung anlangten, besuchten sie alsogleich jene berühmte Wunderquelle, die just an der Stelle aus dem Boden quoll, allwo man in grauen Zeiten den heiligen Landelin so grausam ermordet. Ein Wallfahrtskirchlein stand gleich dabei. Fromme Beter knieten auf den Stufen des Altars, und frische Kränze lagen zu den Füßen des Heiligen, dessen hölzernes Standbild in der Kapelle angebracht war.— Lange, lange saßen die Beiden an dem kühlen Born in tiefem, leisem Gespräch, dann umarmten sie sich wie zwei Brüder und wanderten langsam wieder heim, und kamen erst bei Morgengrauen ins Dorf zurück. Was sie sich da erzählt, hat der Conrad niemals einem Menschen anvertraut, aber wenn er später von seinem Reinhold redete, sagte er nur: „Wir hatten seit jener Stunde an dem St. Landelin-Brunnen kein Geheimniß mehr vor einander, und ich sah ein, daß das Kreuzlein, so der liebe Gott auf meine Schultern gelegt, ein Kinderspiel sei gegen jenes, das er mit sich herumtrug." Er konnte es deshalb auch ertragen, daß am nächsten Morgen Schön-Lieschen sich mit Lächeln und Erröthen an seinen Hals hing und flüsterte: „Conrad, ich bin meines Heinrich frohe Braut! Ich dachte, Du hättest es längst gewußt, wie gut ich ihm war."

An demselben Abend bat er freilich den Meister um seinen Abschied, er wollte seine Wanderungen antreten nach wackerer Gesellen Art, wollte die schöne weite Welt besehen, und sich vielleicht an irgend einem friedlichen Fleck niederlassen als Meister. Der Reinhold hatte ihm das gerathen, und der Reinhold wußte was ihm am besten. Der Meister ließ ihn zwar ungern ziehen, aber da er ahnen mochte, was den Conrad so plötzlich forttrieb, so sagte er kein Wort dagegen.

In der Woche vor Conrads Scheiden sah man den Reinhold mit seltsamem Eifer in der Werkstube arbeiten. In der Nacht schrieb er viele Briefe, die sein Freund zu seiner Empfehlung mitnehmen sollte auf die Wanderschaft, denn in den meisten Städten, die der junge Gesell zu sehen gedachte, lebten ihm Freunde. Diese Empfehlungsschreiben, die so ganz des Reinholds liebes warmes Herz zeigten, hat keiner jener Freunde, denen sie der Conrad später brachte, ohne Thränen lesen können, und man nahm den armen Schuhmachergesellen überall nicht minder freundlich auf als wäre er ein berühmter Mann gewesen.

An einem wunderschönen Abend war's, als der Conrad aufbrach nach einem harten Abschied. Er konnte gar nicht aus der Werkstube wegkommen und von dem Schemel, worauf er manches Jahr gesessen. Das junge Brautpaar stand schüchtern in der Ecke — — mit Schön-Lieschens Abschiedskuß auf den Lippen taumelte der Conrad endlich hinaus. Der Reinhold ging noch mit ihm bis tief in den Wald hinein, und dort fielen sie sich schluchzend in die Arme und konnten gar nicht von einander lassen. Endlich drückte Reinhold dem Freunde noch ein Päcklein in die Hände. „Das ist für sie, wenn Du nach Sesenheim kommst," flüsterte er. „Und den Brief hier giebst Du ihr auch! Schreibe mir's, ob die Schuhe passen! — Und nun ist's genug, — nun geh!"

Und Conrad wandte sich — sie waren für immer geschieden.

Nur ein wandernder Schuhmachergesell war es, der wenige Monate später den geweihten Boden von Sesenheim betrat. Seine Augen sahen das stille Dorf liegen, die weiße Kirche auf einer mäßigen Höhe rings umflossen von den grünen Wellen des Friedhofes, zu dem einige Stufen führten. Unten im Dorfe stand das Pfarrhaus, gelb getüncht, daneben Stall und Scheune, Bäume dazwischen und dahinter der herbstliche Garten. Dem Conrad war zu Muthe, als wandle jener Freund, der ihm damals im Walde das Päcklein in die Hand gedrückt, an seiner Seite, jener Pfarrerssohn aus Liefland, jener geniale Dichter und Uebersetzer, dem es gefallen, einmal eine Weile Schuhmachergesell zu spielen, und zeige ihm alle Plätzchen, allwo er einst so selig gewesen. Schüchtern trat er in das Pfarrhaus. Kein Laut regte sich. Er meinte immer, aus der dunkeln Thür dort am Ende des Flurs müsse Jemand heraustreten und ihm sagen: „Tretet näher, so Ihr sie noch einmal schauen wollt, bevor wir sie einsargen, — drinnen auf dem Schragen liegt sie bleich und still."

Eine alte Magd kam endlich vom Hofe her und fragte nach seinem Begehr. „Sie sind alle nach Straßburg, nur die Friederike ist da. Will Er mit der reden, so muß er im Garten zuschauen."

Da ging er denn hinein in den stillen Garten. Die Astern blühten, und die gelben Blätter lagen auf den Wegen, die Herbstsonne vergoldete Alles. In der durchsichtig gewordenen Fliederlaube schimmerte ein Frauengewand. Conrad blieb stehen. Gleich darauf trat sie heraus, jene Frau, die geliebt wurde wie Wenige, und verlassen wie Tausende, jene Frau, die man Goethe's Friederike nannte, beneidete und pries, und die doch Nichts war als: ein armes „Röslein auf der Haiden", das „der wilde Knabe brach." Damals, als der Conrad sie sah, trug sie schon nicht mehr jene kleidsame Tracht, die der Goethe beschrieben, jenen weißen Rock und das fest anschließende Leibchen und die schwarze Taffetschürze, auch forschte ihr Stumpfnäschen nicht mehr „frei und keck umher, als ob es keine Sorge gäbe auf der Welt." — In ihrer dunklen Kleidung und leise gebeugten Haltung, an dem Blick ihrer Augen und dem Schmerzenslächeln ihres Mundes konnte wohl Jeder erkennen, daß sie das schwerste Leid der Erde kannte und — trug.

Wie es der junge Geselle angefangen, daß er ihr das Päcklein und den Brief Reinholds wirklich gegeben, was er dazu gesagt und was sie darauf geantwortet, das hat er niemalen ordentlich zu erzählen gewußt. Zur Besinnung brachte ihn der Anblick eines Paars Schuhe von schwarzem Leder mit rothem Band eingefaßt, der Reinhold hatte sie gemacht, das einzige Paar, das er je vollendet. — „Ob sie wohl passen mögen?" fragte da Conrad. „Ordentlich Maß hat der Reinhold doch wohl schwerlich genommen!"

Da lächelte Friederike Brion, wie ein Kind lächelt, das eben bitter geweint. Und sie neigte sich ein wenig, streifte einen ihrer Schuhe von den Füßen und trat in den Schuh, den Reinhold gemacht. Und siehe! Ein klein wenig drückte sie auf, wie jenes Aschenbrödel im Märchen, als es den goldenen Schuh probiert, und der Schuh des ungeschickten Schuhmachergesellen saß so zierlich und knapp wie angegossen.

Drei Tage ist der Conrad in Sesenheim geblieben und hat von Reinhold Lenz erzählen müssen. Als er in Straßburg wieder angekommen, war ihm als habe er geträumt. Da war es denn gut, daß die sanfte Friederike ihm einen jener Schuhe geschenkt zum Andenken an den Reinhold und sich selber. Wie oft er auch später an diese Tage in Sesenheim und an die Zeit denken mochte, wo er neben Reinhold Lenz in der Werkstube gearbeitet, — der kleine lederne Schuh sagte ihm dann immer: „Du hast sie wirklich durchlebt jene Zeit."

Dem Reinhold erging es traurig als der Conrad fort war, mit ihm war sein guter Engel gewichen. Mit seiner Geduld und Ruhe war's aus seit jener Abschiedsstunde im Walde. Von Tage zu Tage wurde er unbändiger.

Als Conrads erster Brief von Straßburg ankam, wurde Schön-Lieschens Hochzeitstag gefeiert. Da geschah etwas gar Wunderliches. Das Brautpaar war schon in der Kirche und stand, den Caplan erwartend, mit Freunden und Bekannten vor dem Altare. Statt des Caplans, der ein alter Mann und recht vergeßlich war, schritt plötzlich ein Anderer im Priesterornat aus der Sakristei. Schön-Lieschen erkannte ihn zuerst — der Schrecken lähmte ihre Zunge. — Es war wahrhaftig der Reinhold Lenz im Chorrock, der ihm weit nachschleppte. Sein Gesicht erschien todtenbleich, aber seine Augen leuchteten wie zwei Sterne über Alle hin. Und mit seltsam ergreifender Stimme begann er zu reden über jenen herrlichen Spruch: 1 Korinth. 13, V. 1 u. 2: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn



ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich Nichts."

Nie hat vielleicht ein Mensch an heiliger Stätte über solchen Text herrlicher geredet als dieser bleiche kranke Mann. Der alte Caplan selbst, der zuerst von Entsetzen wie gelähmt an der Thüre der Sakristei lehnte, richtete sich auf, schlug fromm ein Kreuz und faltete tief bewegt die Hände. Die Frauen und Mädchen zerflossen in Thränen, die Männer standen zerknirscht. Aber als die Rede beendet war, da wankte der Reinhold. Der würdige Caplan aber trat selbst hinzu und geleitete den Erschöpften in den nächsten Beichtstuhl. Dann traute er das junge Paar, und die Leute gingen still aus der Kirche. Den Reinhold hat man aber hinaustragen müssen, der war ohnmächtig geworden.

Obwohl ihm Niemand einen Vorwurf daraus gemacht, daß er in die Sakristei gedrungen und sich des Chorrocks bemächtigt, obgleich der Caplan selber ihn seitdem häufig besuchte, so war es doch jetzt vorbei mit dem Reinhold. Rastlose Unruhe trieb ihn hin und her, dazwischen kamen Anfälle von wirklicher Raserei, bis denn endlich der Meister den Herrn Schlosser in Emmendingen bat, den Armen heimzuholen. Da kam des Reinhold leiblicher Bruder aus Moskau, und nahm ihn mit sich in die Heimath. Daß er allda noch dreizehn volle Jahre gelebt, abwechselnd in Schwermuth und wildester Raserei, und endlich mit Friederikens Namen auf den Lippen selig entschlafen, erzählen uns viele Bücher. Keines aber löst uns das Räthsel seines Jammers. Keines giebt Aufschluß über das eigentliche Verhältniß Friederikens zu ihm, und warum ihre Liebe so unsagbares Leid bringen mußte. Warum er so untergehen mußte, der reiche, warme, herrliche Mensch und Dichter, weiß nur der, „so die Herzen und Nieren prüfet."

Das war die Geschichte von dem kleinen ledernen Schuh, die der hochwürdige Pfarrherr meinem Vetter erzählte.

E. P.

Bilder aus dem Jenaischen Studentenleben.

Zweiter Artikel.

Vom dreißigjährigen Krieg bis zur Neuzeit.

Das tiefe Elend, welches der dreißigjährige Krieg über ganz Deutschland brachte, wirkte auch auf die Universitäten zurück; Ackerbau, Handel und Industrie lagen ebenso sehr wie Kunst und Wissenschaft darnieder. Das ganze Volk versank, angesteckt von dem gewaltthätigen Sinn einer rohen Soldateska, in einen geistigen und sittlichen Verfall, und unter dem Getöse der Waffen verödeten die Pflanzstätten der Wissenschaft; es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn das, was noch von guter Sitte und Ordnung unter den Academikern übrig war, durch die Einwirkung dieser kriegerischen Zustände völlig vernichtet wurde.

Wie konnte bei solchen Verhältnissen von einem Fleiße der Studenten die Rede sein? Viele Lehrer und Studierende Jena's nahmen Kriegsdienste; aber auch die Zurückbleibenden kamen, weil die Hörsäle oft der Lehrer entbehrten, oder zu kriegerischen Zwecken dienen mußten, zum großen Theil auch aus schnell gefaßter Neigung zu dem wilden soldatischen Treiben, nur wenig zum eigentlichen Studieren. Der rohe Hause der Studenten betrachtete es bald als einen Schimpf, Collegien zu besuchen; die Lehrer aber schmachteten zum Theil, da die Besoldungen ausblieben, in der bittersten Armuth und verstanden sich ihres eigenen Vortheils halber mitunter zu unwürdiger Nachsicht. Wie es uns Philander von Sittewald (im sechsten Gesicht des ersten Theils) schildert, so trieben es damals auch die meisten Jenaischen Studenten: „sie hielten's für eine Bärenhäuterey, fleissig sein und für ein Adelich Werck, sich närrisch, fantastisch, eselisch, flögelisch und röckelisch stellen." Im Jahre 1644 wurde in Jena die Klage laut: „es hielten es einige für einen Schimpf, wenn sie die lectiones besuchten und fleißig studierten; durch solches Verhalten würden aber andere abgeschreckt." Wie man sich auch bemühte, nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges wieder Fleiß und wissenschaftliches Streben unter der studierenden Jugend zu wecken, so verfehlten doch noch lange alle Präventivmaßregeln ihren eigentlichen Zweck. Schon 1696 hörte man, nachdem man erst 1685 den Studenten sogar das Singen als „Vaganten" vor den Wirthshäusern hatte verbieten müssen, in Jena wieder die harte Anklage: „die lectiones würden nicht fleißig besucht; mancher sei sogar, der sage, er sei nicht Studierens halber in Jena."

Die damals herrschende Zucht und Sittlichkeit bezeichnet am besten der aus jener Zeit stammende berühmte Spruch:

Wer von Leipzig kommt ohne Waib,
Von Halle mit gesundem Laib,
Und von Jena ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen.

Der Pennalismus stand jetzt in höchster Blüthe; Duelle, gefährliche Verwundungen und Todtschläge waren an der Tagesordnung. Die Söhne der Musen wetteiferten mit den Söhnen des Mars in allen Arten grober Laster und Ausschweifungen, im Saufen und Schreien, im Fluchen und Schmähen, im Tumultuiren, Bestürmen und Einschlagen von Fenstern und Thüren rc. Die ältesten Studenten mißhandelten neuangekommene ebenso sehr, als die grausamen und räuberischen Soldaten die wehrlosen Bürger und Bauern in roher Lust zu mißhandeln pflegten. Namentlich war das Laster der Unzucht in einem ungeheuren Grade von außen nach Jena verpflanzt worden. Schon 1644 bekennt ein Bericht der Academie: „es sei mehr als wahr, was man den Studenten in Jena von Unzucht nachsage;" es werden aus diesem Jahre liederliche Häuser und eine Frauensperson genannt, welche „an dreihundert Burschen verführt habe." Ja es wurde sogar die Klage laut, „daß auch viele vornehme Professoren wären, die mit ihrer Doctrin und Leben Andern ein gutes Exempel geben sollten, deren Töchter aber täglich bei den Studenten auf den Stuben wären und von ihnen beschenkt würden." Auch

Karten- und Würfelspiel ward von den Jenensern mit Leidenschaftlichkeit getrieben.

Leider machte die Auflösung der Ordnung im Allgemeinen während der Kriegszeiten ein kräftiges Einschreiten der Behörden gegen diese Sittenlosigkeit unmöglich; doch suchte man der letztern durch erbauliche Vorträge der Geistlichen der Stadt Jena möglichst zu steuern, zu welchem Behuf die weimarsche Regierung mehrmals (z. B. 1644) Verordnungen an das geistliche Ministerium ergehen ließ. Nach eingetretenem Frieden ergingen scharfe Verordnungen gegen Pennalismus und Nationalismus, gegen Tumulte und Duelle; das Visitationsdecret von 1669 befahl zur Abstellung der überhandnehmenden Unzucht die Abschaffung liederlicher Häuser und die Wegweisung schamloser Dirnen. Uebrigens wurden aber die bestehenden Sittengesetze nur lax gehandhabt. Vielfach wußten die Professoren, welche zugleich Tische hielten, ihre Commensalen in den Gerichten durchzubringen, sodaß die Visitationscommissarien 1679 zu der an sich auffälligen Frage sich veranlaßt sahen: „ob bei den Relegationen nicht etwa in gratia hospitis oder um Geschenkes willen durch die Finger gesehen werde?“ Dazu kam, daß der Carcer als „Lusthäuschen“ betrachtet wurde, in welchem die Studenten gern schmausten und ihr Leid vertranken, und auch jetzt noch statt der Relegation in schweren Fällen Geldbußen verhängt wurden, die meisten Studenten aber durchgingen, ohne zu bezahlen, endlich oft auch durch unzeitige Nachsicht der bei Erhaltung der Universität betheiligten Höfe bei Begnadigungen das Ansehn der academischen Strafgesetze selbst geschwächt wurde.

Die Sitte des Waffentragens wurde durch das kriegerische Leben, welches die Universitäten umgab, nur noch mehr befestigt, obschon wiederholte Mandate dagegen eiferten. Um die Zeit des dreißigjährigen Krieges bildete sich auch in Jena eine eigenthümliche deutsche Stoßfechtkunst aus. Wilhelm Kreußler, welcher das Schwertfechten bei den Marxbrüdern zu Frankfurt a. M., der ältesten privilegirten Fechtergilde in Deutschland, erlernt hatte und 1620 Fechtmeister in Jena geworden war, begründete diese deutsche Fechtkunst, die sich bis in das Jahr 1843 in Jena erhalten hat, und bei welcher der deutsche Degen mit breiter, sowohl zum Hieb als zum Stich geeigneter Klinge geführt, aber nur zum Stoßfechten benutzt wurde. Die schon früher genannten ritterlichen Uebungen, Rennen, Fahnenschwingen, Pikenwerfen, Ballschlagen und Zielschießen wurden nach wie vor von den Studenten mit Liebe gepflegt, dagegen aber auch das Trink- und Zechwesen in möglichster Ausdehnung erhalten. Von Jena aus verbreiteten sich die berühmten unter dem Namen des „Saufcomments“ üblichen Trinkregeln nach den übrigen Universitäten. „Jetzund — sagt Dr. Abel in seinem „wohlerfahrenen Leib-Medicus derer Studenten“ — währet das Sauffen bis in die finstre Nacht, da trinkt man erstlich aus Durst, darnach aus Wollust, dann zur Trunkenheit und endlich bis alle Vernunft gebrochen und man ganz toll worden, ja dem unvernünftigen Vieh gleich.“ Außer dem Stadtbier und dem Rosenbier liebte man vorzüglich Orlamünder, Köstritzer, Neustädter, Naumburger und das berühmte Zerbster Bier; Wohlhabendere labten sich an den fremden Weinen, namentlich Rheinweinen, welche in nicht unbeträchtlichen Quantitäten eingeführt wurden. Leider wurde auch der Branntwein, jenes Anfangs nur als Lebenswasser in den Apotheken verkaufte Getränk, wie in fast allen Ständen des Volks, so auch unter den Studenten immer gebräuchlicher, sodaß sogar im Mai 1658 ein Student zu Jena in Folge übermäßigen Genusses desselben starb.

Zwar wurde durch die academischen Gesetze diesen Ausschweifungen zu steuern versucht, wie namentlich den Studenten das „Vollsaufen“ sowohl durch die neuern Statuten (1653) als durch eine Verordnung von 1694 bei harten Strafen verboten, und hinsichtlich der Kellereien eine sogenannte Polizeistunde — für die Winterzeit neun, für den Sommer zehn Uhr Abends — eingeführt wurde, zu welchen Stunden die Schließung der Zechstuben erfolgen sollte; allein alle diese Mandate halfen nicht viel.

Der dreißigjährige Krieg trug in Bezug auf Kleidung Vieles bei, daß aus der studentischen Tracht alles Geistliche verschwand und an seine Stelle Soldatisches trat. Meyfart schildert uns den damaligen Studenten so: „Mit Degen, Federhut, Stiefeln und Sporen, ledernen Kollern, Schärpen an der linken Schulter oder um den Leib, hinter dem Ohr ein schwarzer gekräuselter Zopf, ein zerschnittenes und wieder geheftetes Wamms und ein kleiner Mantel, welcher die Glieder nicht deckt, die alle redlichen Völker bedeckt haben; in der Hand aber Stäbe und Spitzhämmer.“ So trugen sich aber nur die Schoristen, während die Pennäle die Studententracht nicht tragen, vielmehr während des Pennaljahres in zerrissnen Kleidern und Hosen, „alten schwarzen groben zerlumpten Hemden voller Ungeziefers“, in durchlöcherten Hüten und schmutzigen Pantoffeln, ohne Degen und Stock, einhergehen und statt des Mantels einen alten Lappen am Arm hängen lassen mußten. Auch nach dem dreißigjährigen Kriege und nach Abschaffung des Pennalismus erblicken wir den Jenaischen Studenten noch im breitkrämpigen Hut mit bunter Feder, geschlitztem oder gepufftem Wamms und leichtem Aermelmantel, Lederkoller, weiten Beinkleidern (mitunter von kostbarem Corduanleder) und Stiefeln mit großen Sporen, den Stoßdegen an der Seite. Dabei begleitete ihn die brennende Tabakspfeife und der Stock regelmäßig auf seinen Wegen, selbst in die Vorlesung. Bei der kriegerischen Tracht durfte natürlich auch ein nach spanischer Sitte wohlgepflegter spitzer Bart nicht fehlen, während die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch französische Sitte eingeführte Allongenperrücke noch keinen Eingang finden wollte. Allein schon 1696 wurde aus Jena die Klage vernommen: „Von der Zeit an, als der Pennalismus abgeschafft worden, hätten die mores der Studiosen sehr abgenommen, kein Studiosus erschiene mehr im Mantel; sie gingen gar sehr in Schlafröcken unter den Mänteln in das Collegium. Es wurde sogar behauptet, daß einige ohne Hosen in Schlafröcken zu Tische kämen u. s. w.“

Aus dem Bisherigen kann schon angenommen werden, wie provocirend das öffentliche Auftreten der damaligen Jenenser Studenten sein mußte. Sie liebten die Fastnachtsmummereien, das Maskiren, das nächtliche Umherschweifen, Stand-

chenbringen, Degenwetzen, Schwärmer- und Raketenwerfen, sowie das Schießen in den Weinbergen. Das Maskiren wurde durch die Statuten von 1653 bei Strafe untersagt, und das Fastnachtslaufen 1644 als ein Unfug verboten, „bei welchem die schändlich verkappte, verlarvte, mit abscheulichen Hörnern, Ohren, Schnäbeln, Nasen, Schwänzen und dergleichen anderm heßlichen Habit übel verstellte Rotte, sowohl hier als anderswo große Ueppigkeit von vielen Jahren hero verübt." Hierbei wird bemerkt, in solcher Bekleidung kämen die Studenten sogar vor die Kirchen, lauerten auf die Priester, begleiteten diese mit Höhnen und Spotten, beunruhigten die Leichenbegängnisse und Trauerlieder mit Grunzen und Pfeifen, „Grölzen" und Schreien. Ein Mandat vom Jahre 1661 erwähnt ferner, wie die Pennäle beim Gottesdienst sich an einen bestimmten Ort stellen mußten, mit Nasenstübern und Maulschellen tractirt wurden, übrigens auch anfingen, das Weibsvolk nicht allein auf dem Markte, sondern auch bei hochzeitlichen Ehrenbegängnissen auf das allerverächtlichste und schimpflichste durchzuziehen, mit unflätigen, unzüchtigen Reden und leichtfertigen Geberden zu beschämen, dieselben in der Kirche an ihrer Andacht zu hindern und ihnen im Ausgehen aus dem Gotteshause Beine unterzuschlagen und auf anderem Wege sie aufzuhalten! Das nächtliche Umherschweifen mit Geschrei wurde durch Patente von 1669 und 1694 untersagt, und sollte das erste Mal mit Carcer, im Wiederholungsfalle mit dem Consilium abeundi, nach Befinden auch mit der Strafe der Relegation geahndet werden; ebenso wurde 1669 und 1678 nachdrücklich verboten, bei nächtlicher Weile der Fackeln sich zu bedienen, da die Universitätsverwandten sich mit Laternen begnügen sollten. Durch die zuletztgedachte Verordnung (1678) wurde den Studenten namentlich auch bei harter Strafe verboten, Schwärmer und Raketen zu werfen und „in die Steine zu hauen", d. h. mit dem Degen zu wetzen.

Es erlauben jedoch die diesem Blatte gezogenen räumlichen Grenzen nicht, in diesen Bildern eine ausführliche Geschichte des Jenaischen Studentenlebens zu liefern; wir verweisen vielmehr Die, welche sich für dieselbe interessiren, auf die mehrmals citirte Schrift der Gebrüder Keil, und bemerken hier nur noch, daß es den Behörden nach vieler Mühe und wiederholten nachdrücklichen Verordnungen nach dem dreißigjährigen Kriege gelang, dem Unwesen des Pennalismus möglichst zu steuern. Daß es übrigens auch nach diesen Verordnungen noch immer nicht an muthwilligen Streichen der Jenaischen Studenten fehlte, geht aus einem vom Senat der Universität am 1. September 1660 erlassenen Programme hervor, in welchem geklagt wird, der Frevel der Schoristen und Pennäle habe wieder dermaßen zugenommen, daß man sich nicht gescheut, auf jüngster Naumburger Peter-Paul-Messe „auch denen aus so vielen Ländern und Städten anwesenden Fremden nicht ohne derselben höchsten Verdruß und Abscheu unter die Augen zu kommen, sogar, daß der Academie leichtlich ein unauslöschlicher Schandfleck hätte angeheftet werden dürfen 2c." Die auf der von Jena aus so gern besuchten, damals sehr berühmten Naumburger Messe anwesenden Jenenser Studenten hatten nämlich dort, vorgebend, es sei einer von ihnen gestorben, einen feierlichen Leichenzug veranstaltet, und waren unter großer Begleitung durch die Geistlichkeit und Schule auf den Gottesacker gezogen; bei der üblichen Eröffnung des Sarges an der Gruft war aber statt einer Leiche — ein Häring zum Vorschein gekommen! Auch sollte auf dieser Messe, als eine durchreisende Fürstin eines benachbarten Landes wegen eines großen Schwarmes von Pennälen genöthigt war, mit ihrem Wagen anzuhalten, einer von diesen muthwilligen Studenten den von dieser Dame auf dem Kopf getragenen Hut mit den Worten herumgedreht haben: „Ich gebe einen Dreier und drehe einmal!" Jenes Programm meldet nun, wie exemplarisch die Theilnehmer an diesem Scandal bestraft worden seien.

Das 18. Jahrhundert brachte jedoch eine gewaltige Aenderung in den Studentenverhältnissen Jena's hervor.

„Die Universität Jena, welche ihre Entstehung der Begeisterung eines deutschen Fürsten für die Sache der reinen evangelischen Lehre und die Freiheit des Geistes im edelsten Sinne des Wortes zu danken hatte, und ja nach der ursprünglichen Absicht ihres Stifters vor allem zu der Erhaltung des Protestantismus und dem Fortschritt in jedem Zweige der Wissenschaften beitragen sollte, konnte sich unmöglich der von außen, namentlich von dem nachbarlichen Halle ausgehenden und getragenen mächtigen Ideenbewegung und den durch dieselbe herbeigeführten oder doch angebahnten Reformen in der Behandlung der wissenschaftlichen Disciplinen verschließen. Zwar trat die Einwirkung des namentlich durch Christian Thomasius und Christian Wolf, zum Theil auf dem Grunde der Leibnitz'schen Philosophie, begründeten Systems der sogenannten Aufklärung, und der Einfluß der innerhalb der protestantischen Kirche durch den Spener-Francke'schen Pietismus erregten tiefeingreifenden und weitverbreiteten Bewegung in Jena erst später als auf anderen deutschen Hochschulen ein, kam aber auch in desto größerem Maße, das sittliche Leben aller Volksclassen, besonders auch der Studenten, läuternd, die Methode des Studiums wesentlich verbessernd, zur Geltung. Freilich war ein sehr großer Theil der Studenten, wegen so tief eingewurzelter Gewohnheit des bewußtlosen Hinlebens in althergebrachten, zum Theil rohen Sitten und Gebräuchen, den Fortschritten, welche von den der neuen Richtung mit Eifer ergebenen Lehrern sowohl in sittlicher als in gesellschaftlicher Beziehung angebahnt wurden, sehr abgeneigt; indeß vermochten sie es zuletzt doch nur dahin zu bringen, durch Abschließung von jenen äußeren Einflüssen sich selbst gegen die sich Bahn brechende Lebens-, Denk- und Empfindungsweise zu schützen, welche die Grundlage einer nachhaltigen Umgestaltung des gesammten deutschen Volks- und Geschäftslebens in intellectueller, sittlicher, ästhetischer und gesellschaftlicher Beziehung geworden ist; sie waren höchstens im Stande, durch die Gewalt der Klinge jenes tiefzerrüttete Leben noch auf einige Zeit hinaus festzuhalten, wogegen sich seit Beginn des Jahrhunderts, noch mehr in der zweiten Hälfte desselben aus dem Studentenleben heraus eine starke Opposition gegen die zeitherigen Zustände lebenskräftig bildete, welche, getragen von der in den späteren Zeiten eintretenden politischen Bewegung, zuletzt ihren Ausgangspunkt in dem Kampf gegen das Vorurtheil des Duells und die Ari-

stokratie der Landsmannschaften fand." (Keil, am angef. Orte.) — In den Sittenzuständen der Jenenser des 18. Jahrhunderts machte sich immer noch eine große Lascivität, selbst Obscönität geltend, welche durch die Einwirkung frivoler französischer Anschauungen über die Bestimmung des Weibes in gesellschaftlicher Hinsicht ein Gemisch von Sinnlichkeit und Galanterie mit raffinirtem Cynismus hervorrief. Aus dem Schoristen war jetzt der „Renommist" geworden. Von Loen schildert die Jenaischen Burschen aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts in seinen „Kleinern Schriften" (IV, 373): „Die meisten Studenten tragen große, lange, schwarze Degen, in Form der Spiesen, welche ihnen im Gehen hinten nachschleifen; wenn sie einen ansehen, so scheinen sie einen gleichsam zu fragen, ob sie vom Leder ziehen sollen; Schuhe, Strümpfe und Kleider sind von übler Beschaffenheit, weil ihre Philosophie sich nicht um solche Kleinigkeiten bekümmert." Dagegen beschreibt uns das mehrfach genannte Keil'sche Werk einen in vollem Schmuck gekleideten Jenaischen Studenten aus den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts in folgender Tracht: große gepuderte Allongenperrücke mit langem Zopf, dreieckiger Hut mit goldener oder doch vergoldeter Agraffe, gefältelte Hemdkrause, feines Schnurrbärtchen auf der Oberlippe, breitschößiger rother, goldbesetzter Frack mit vergoldeten Knöpfen, gelbseidenes Wamms, kurze rothe Beinkleider, Gamaschen und Schnallenschuhe, den Stoßdegen mit mächtigem Stichblatt an gesticktem Bandelier an der Seite, Stulphandschuhe; dazu der Stock, ohne welchen der Jenenser ja nicht sein konnte. So kleideten sich gewiß aber meist nur die französischer Mode nacheifernden Stutzer, während der „Bursch von ächtem Schrot und Korn", der ächte Renommist, allen Plunder verachtend und der Mode Trotz bietend, zufrieden war, wenn ihm außer seinem mächtigen dreieckigen Hut, dem unscheinbaren Rock, den bescheidenen Lederhosen, den hirschledernen Stulphandschuhen und bei schweren bespornten Wickelstiefeln nur der klirrende „fürchterliche" Schläger blieb.

Dagegen zeigt uns ein anderes Costümbild aus dem Jahre 1780 einen Jenaischen Studenten mit dreieckigem Hut, weißer Feder darauf, stattlichem Zopf, Lederhosen und großen Kanonenstiefeln, in einfachem, einreihigem Rock (Collet), den Stock in der Hand. In dieser Zeit war die Tracht oft sehr nachlässig, man pflegte am Tage wie Abends im Schlafrocke, der Nachtmütze und brennender Tabakspfeife öffentlich herum, selbst in die Collegien zu gehen.

Mit dem letzten Jahrzehnt des 18. Säculums machte sich der Einfluß bedeutender Lehrer auf das geistige und sittliche Leben der Jenaischen Studenten in einer überraschenden Weise geltend. „Wie der freie Aufschwung, welchen die deutsche Litteratur seit dem Auftreten eines Klopstock, Lessing und Wieland, eines Herder, Goethe und Schiller genommen, in Jena und Weimar unter dem Schutze der Herzogin Anna Amalia und ihres für das frische Aufblühen eines selbständigen Nationalgeistes begeisterten Sohnes Karl August seine Hauptstütze gefunden hatte, — wir lassen hier nochmals das genannte Werk sprechen, — so wurde auch dem seit Kants Erscheinen allgemein erwachten Studium der kritischen Philosophie vorzugsweise von Jena aus, für dessen Hochschule Karl August bedeutende Männer zu gewinnen wußte, Vorschub geleistet. Auch der Sache des französischen Volkes waren beim Ausbruch der Revolution viele der Jenaischen academischen Lehrer, namentlich die jüngeren, geneigt, welche die Ideen von Freiheit und Völkerwohl mit Enthusiasmus begrüßten und der Theilnahme am öffentlichen Leben und der historischen Forschung sich mit Vorliebe zuwendeten; als aber der blutige Gang der Ereignisse in Frankreich alle Hoffnungen, alle politischen Berechnungen täuschte, warfen sie sich mit Entschiedenheit auf das Studium der Philosophie, um in dem freien Gebiet der Speculation sich für die politische Beschränkung zu entschädigen."

Von jenen bedeutenden Männern, welche damals die Lehrstühle Jena's zierten, nennen wir vor allen Friedrich Schiller, welcher 1789 an Eichhorns Stelle in die Professur der Geschichte einrückte, dann Karl Leonhard Reinhold, Griesbach, Döderlein, Schütz, v. Eckardt, Gottlieb Hufeland, Karl Friedrich Walch, Reichardt, Schnaubert, Gruner, Joh. Christian Stark, Loder, den Mathematiker Joh. Heinrich Voigt, den Botaniker Aug. Joh. Georg Karl Batsch, Succow, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, Karl Christian Erhard Schmid und den Chemiker Johann Friedrich August Göttling. Wie wäre es möglich gewesen, daß bei einem Zusammenwirken solcher Lehrer nicht auch den Studierenden eine bessere Einsicht ihrer Bestimmung hätte eingepflanzt werden sollen!

Und greifen wir noch ein Jahrzehnt weiter bis zu den Anfängen dieses Jahrhunderts, so sehen wir eine solche Menge Großgeister der deutschen Nation in Jena vereinigt, wie eine zweite kein Jahrhundert und keine Nation der Welt aufzuweisen vermag: in der Theologie, neben Griesbach, Paulus und Schmid: Gabler, Schott, Baumgarten-Crusius, Danz, de Wette, Augusti, Marezoll; in der Rechtswissenschaft außer Schnaubert, v. Schellwitz, Reichardt, Hufeland auch K. W. Walch, Feuerbach, Thibaut, Seidenstücker, Hübner, Gensler, Schömann und Schweitzer; in der Medicin außer Gruner, Stark und Loder namentlich den Augenarzt Himly, ferner Chr. Wilh. Hufeland, Joh. Friedr. Fuchs, Nees v. Esenbeck, Froriep, Succow, Bernstein, Friedr. Chr. Fuchs und Stark den Jüngern; in den Naturwissenschaften nächst Batsch und Göttling, einen Lenz, Schelver, Oken, Voigt und Döbereiner; in der Philosophie außer Hennings, Ulrich und Reinhold die berühmtesten Denker der Neuzeit: Fichte, Niedhammer, Schelling, Hegel, Krause, Fries, Ast, Ersch, Gruber; in der Geschichte Schiller und Luden; endlich den Philologen Eichstädt und die ästhetisch-philosophischen Kritiker A. W. v. Schlegel und Fr. v. Schlegel, denen sich andere Gelehrte und Dichter, welche in Jena nur zeitweilig sich aufhielten, wie Tieck, Hardenberg (Novalis), Voß und Wilhelm v. Humboldt anreihten, um Jena in jener Zeit zu dem Sammelplatze alles dessen zu machen, was geistig groß war oder werden wollte.

Eine Universität, welche solche Namen aufzuführen vermag, wird, solange man von deutscher Bildung und deutschem Geistesleben spricht, mit Ruhmesehren genannt werden und sich so im Laufe der Zeiten das erhalten, was ihr vor kurzem von treuen Jüngern jenseit des atlantischen Oceans glückwünschend zugerufen wurde: Namen und Ehr' und — ewige Jugend!

Nachdem wir hiermit einen Blick auf die Entwicklung und die Wandlungen des Jenaischen Studentenlebens geworfen, gedenken wir in der nächsten Nummer dieses Blattes eine Beschreibung der Feier des Jubiläums folgen zu lassen, die, hoffen wir, den zahlreichen Besuchern derselben als ein angenehmes Erinnerungsblatt dienen wird. E. B.

Geographische und geschichtliche Verbreitung einiger berauschenden Getränke und Narkotica.

IV. (Schluß.)

In Deutschland scheint der Tabak in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bekannt geworden zu sein. Es war der Doctor Adolf Occo, Stadtphysikus in Augsburg, sowie Verfasser der Pharmacopoea Augustana und einiger numismatischer Werke, der die ersten Tabaksblätter oder vielleicht auch Pflanzen in Deutschland erhielt; woher, ist nicht bekannt, aber wahrscheinlich aus Frankreich. Occo sandte seinen Tabak an Johann Funk, damals Arzt in Memmingen, und dieser schickte denselben, ohne Namen und Beschreibung, an seinen Schwager, den berühmten Gesner in Zürich, welcher die erhaltenen Blätter sehr bald als Tabak erkannte, und deshalb im November 1565 sowohl an Occo und Funk, als auch an den damaligen Professor Aretius in Bern, der aber die Tabakspflanze schon kannte und in seinem Garten anbaute, und an den Doctor Zwingger in Basel schrieb. In diesen verschiedenen Briefen findet sich Alles zusammengestellt, was man damals über den Tabak in Deutschland wußte, und es geht daraus hervor, daß man ihn nur als Arzneimittel betrachtete, und daß sein Gebrauch zum Rauchen noch nicht bekannt war. Diese Kenntniß erlangten die Deutschen vielleicht beim Eindringen der spanischen Kriegsheere in Deutschland unter Karl V., jedoch wahrscheinlich nur theilweise. Soweit nun die Nachrichten darüber reichen, möchte sich die Kenntniß von dem Gebrauche des Tabaks, als Mittel zum Rauchen, in Deutschland in chronologischer Reihenfolge ungefähr folgendermaßen ordnen lassen: 1620 brachten einige Compagnien Engländer den Gebrauch des Tabaks nach Zittau; 1659 war derselbe zu Leißnig im Meißnischen bekannt; in demselben Jahre wurde sein Anbau in dem Amte Wasungen bei Schmalkalden eingeführt; 1676 begann seine Cultur in der Mark Brandenburg, die indessen erst 1681 einigen Erfolg gewährte, und 1697 fing man an in Hessen und in der Pfalz mit Erfolg Tabak zu bauen. Nach Ungarn und Böhmen ist der Tabaksbau von Oesterreich und nach letzterem von Italien gekommen. Aber auch in unserm deutschen Vaterlande fand der Gebrauch des Tabaks seine Widersacher, unter denen sich Kaspar Hoffmann, Prediger zu Quedlinburg, auszeichnete, der schon im Jahre 1684 gegen das Rauchen des Tabaks von der Kanzel donnerte, es ein seelenverderbliches Wesen, ein unmittelbares Werk des Teufels nannte und jedem Tabakraucher, dessen Mund er mit der Hölle, mit dem ewig von brennendem Schwefel und Pech qualmenden Pfuhle verglich, die ewige Seligkeit geradezu absprach. Ihm folgte Tobias Eisler in seinen „Warnungen an die Tabaksbrüder", die 1733 erschienen. Er nennt den Tabak „Unkraut, durch das sich so viele, nicht allein grobe, sündige und unverständige Menschen, sondern auch die Herren Geistlichen vom Satan betrügen lassen, und so zu sagen Tag und Nacht an diesem Dreck saugen oder davon schnupfen, und anstatt des Morgen- und Abendsegens, ihrem Dreckgotte zu Ehren — dem Teufel — ein Opfer anzünden." Selbst der gutmüthige Christian Scriver ereifert sich in seinem Seelenschatz: „In den Schenken und Krügen überfüllet man sich mit diesem und jenem Getränk, und damit man immer mehr saufen könne, macht man den Hals zur Feuermauer, und zündet dem Teufel ein Rauchwerk von Tabak an." Selbst noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts donnerte der große Theolog und Kanzler der Universität Tübingen, Jäger, in seiner Bußpredigt über die Laster seiner Zeit: „Sie saufen, sie fressen, ja sie rauchen sogar Tabak." Auch der weltliche Arm bewaffnete sich; es wurden Strafen festgestellt und vollzogen gegen den, der eine Pfeife Tabak rauchte. So verbot die Landespolizei in Württemberg noch 1651 das „Tabaktrinken", und „es soll als eine unnütze, schädliche und viel Unheil coursirende Gewohnheit bei Jungen und Alten bei namhafter Pön abgeschafft werden." Noch 1723 erließ das Braunschweigische Consistorium ein Decret an die Superintendenten, nach welchem sie die unter ihrer Inspection stehenden Prediger warnen und sie von allem, einem Geistlichen so höchst unanständigen Tabakrauchen in öffentlichen Gelagen abmahnen sollen. Jetzt haben der Tabaksbau und die daran sich knüpfende Fabrikation, wie bekannt, in Deutschland einen ungeheuren Aufschwung genommen, und seit etwa zwölf Jahren hat sich auch der Export nach außereuropäischen Ländern rasch gehoben, sodaß 1853 die Ausfuhr deutscher Cigarren*) nach America und Australien ein Capital von 1 Million Gulden repräsentirte. In Norddeutschland ist der Hauptsitz der Tabakscultur in Preußen, und zwar in Brandenburg, Sachsen, Pommern und in der Rheinprovinz, in Mitteldeutschland die bayerische und badische Pfalz sammt den angrenzenden Hessen und dem Stadtbezirke und einigen benachbarten Gegenden Nürnbergs, wo ein Tabak gezogen wird, der dem maryländischen am nächsten kommt. Im Jahre 1852 bestanden in der Pfalz 43 Fabriken mit 644 Arbeitern, welche über 12,000 Ctr. Rauch- und Schnupftabak und 30 Millionen Cigarren fertigten. Letztere wurden größtentheils exportirt, ebenso auch rohe

*) Die Fabrikation von Cigarren ist verhältnißmäßig neu wie überhaupt ihr Gebrauch, indem die fast ausschließliche und unbestrittene Herrschaft noch im vorigen Jahrhundert in Deutschland die Pfeife als Instrument, sich den Genuß des Rauchens zu verschaffen, behauptete. Zwar hatten schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts französische Truppen die Cigarre nach Deutschland gebracht, allein wirklichen Eingang fand sie erst am Anfang laufenden Jahrhunderts durch das Beispiel der spanischen Soldaten Napoleons.

Tabaksblätter, von denen eine Menge über See gegangen ist. Wer die Lagerhäuser der englischen Docks besucht, findet immer große Massen Pfälzertabaks, welche zum Theil bestimmt sind, nach den Cigarrenfabriken America's, Spaniens ꝛc. spedirt zu werden. Nach Oesterreich gingen 1852 aus der badischen Pfalz 15,000 Ctr. rohe Tabaksblätter, pro Centner zu einem Werthe von 16 Gulden, 1853 aus der Pfalz überhaupt 45,000 Ctr. zu 12 Gulden durchschnittlich. Die Production des Tabaks in Oesterreich, wo er nur in Ungarn mit den ehemaligen Nebenländern, in Siebenbürgen und in der Militärgrenze, dann in Galizien, in Tirol und Vorarlberg und in Venedig angebaut wird, ist dennoch so bedeutend, daß 1846 die Ernte 750,000 Ctr. betrug, wovon 560,000 Ctr. auf Ungarn und 42,000 Ctr. auf Siebenbürgen trafen. Unter der Leitung der k. k. Tabaksdirection, deren Verwaltung Oesterreich 1784 nicht ganz 2½ Millionen Gulden einbrachte, 1840 aber schon das Vierfache, während sich die Bevölkerung der Länder, über die sich das Monopol erstreckte, nicht verdoppelt hatte, arbeiteten 1854 25 Fabriken mit mehr als 28,000 Arbeitern, von denen 21,000 mit der Anfertigung von Cigarren beschäftigt waren. Die Zahl der hergestellten Cigarren belief sich 1853 auf 725½ Millionen Stück, im Gewicht von 56,000 Ctr. und einem Verkaufswerthe von 12½ Millionen Gulden, der producirte Rauchtabak über 45,600 Ctr. im Werthe von fast 18 Millionen Gulden. Wiewohl sich aber die Production seit 1850 beim Rauchtabak um 70 Procent, bei den Cigarren um 123 Procent gehoben, also innerhalb dreier Jahre mehr als verdoppelt hatte, reichte sie dennoch nicht aus, man mußte sich zum Ankauf ukermärkischen Tabaks in ungeheuren Quantitäten entschließen. Die Regierung ließ daher 1856 von dem mit Unrecht so verschrieenen märkischen Tabak 15 bis 18,000 Ctr. aufkaufen und steigerte in Preußen die Preise ganz außerordentlich, sodaß Tabake, die 1855 mit 5½ bis 8 Thlr. pro Ctr. verkauft wurden, in der ersten Hälfte des folgenden Jahres 6 bis 10 Thlr. galten. Im April 1858 beabsichtigte die österreichische Staatsregierung wiederum in der Mark Brandenburg große Einkäufe von Tabak zu machen, dessen Production sich in Preußen seit dem Jahre 1827, wo er auf 39,141 Morgen angebaut wurde, die einen Ertrag von 173,045 Ctrn. lieferten, mehr als verdoppelt hat.

Daß man die Tabakspflanze in der Schweiz schon 1565 in Bern kannte, ist bereits erwähnt, aber auch in diesem Lande scheint der Gebrauch derselben zum Rauchen viel später bekannt geworden zu sein und viel Hindernisse gefunden zu haben. So erregte es 1653 im Kanton Appenzell, als einige Personen, aus einer Gastwirthschaft kommend, es wagten, auf der Straße zu rauchen, ein so großes Aufsehen, daß sie von den Kindern und Erwachsenen verfolgt wurden, und der Rath von Appenzell sich gemüßigt fand, diese Verbrecher vorzuladen, sie zu bestrafen und bei dieser Gelegenheit den Gastwirthen anzubefehlen, alle diejenigen anzuzeigen, die bei ihnen Tabak rauchen würden. Im Kanton Glarus wurde 1670 das Tabakrauchen mit einer Krone Gold bestraft, und Bern erließ schon 1661 eine strenge Verordnung gegen den Tabak und ernannte unter dem Titel Chambre du Tabac ein lange noch bestandenes Collegium zur Aufrechterhaltung dieser Verordnung und zur Bestrafung der Dawiderhandelnden. In demselben Jahre wurde in einer ebenfalls zu Bern erschienenen Polizeiordnung, welche nach den zehn Geboten abgetheilt war, das Rauchen des Tabaks unter die Rubrik gebracht: „Du sollst nicht ehebrechen!" und 1675 wurde ein neues Verbot gegen das Tabakrauchen erlassen, bei Thurm-, Pranger- und Geldstrafe gegen die Uebertreter.

In Holland wurde schon 1615 Tabaksbau in der Gegend von Amersfoort getrieben, wo er jetzt noch wie überhaupt in der ganzen Provinz Utrecht angebaut wird. Die große Sorgfalt, die man auf diese Cultur seit ihrer Einführung verwendet hat, und die rastlosen Bestrebungen und Bemühungen, die größte Rente aus dem in den Niederlanden in hohem Werthe stehenden Grund und Boden zu ziehen, sowie die jetzt in großem Umfange betriebenen Drainirungen, haben den holländischen Tabak in der ganzen Welt gleichgestellt mit vielen geschätzten americanischen Sorten. 1854 waren 335 Tabaks- und 55 Cigarrenfabriken im Betriebe, um den inländischen Tabak, von dem 1851 ungefähr 4 Millionen Pfund, und zwar besonders in den Provinzen Utrecht und Geldern gewonnen wurden, sowie den vornehmlich aus Virginien und Kentucky eingeführten zu verarbeiten.

In Schweden scheint der Tabak unter der Regierung der Königin Christine noch so wenig bekannt gewesen zu sein, daß einige Bauern, welche in einem an der schwedischen Küste gestrandeten holländischen Schiffe einige Rollen Tabak vorfanden, ihn für Taue und Stricke ansahen und glaubten, er wäre zum Anbinden des Viehes bestimmt. Die erste königliche Verordnung, den Tabak betreffend, erschien im Jahre 1641. Der eingeführte und im Süden Schwedens angebaute Tabak, zusammen 2,928,000 Pfund, im Werthe von 817,000 Thlrn., wird in 77 Fabriken verarbeitet, von denen sich die meisten zu Stockholm, Götaborg und Nyköping befinden.

Um welche Zeit der Gebrauch des Tabaks in Rußland bekannt wurde, ist nicht genau anzugeben; unstreitig kam er, wie schon erwähnt, aus Asien dahin. Aber auch hier wurde, jedoch nur aus polizeilichen Gründen, gegen das Rauchen desselben geeifert, weil mehrere Feuersbrünste entstanden waren. Der Großfürst Michael Fedorowitsch in Moskau verbot daher den Gebrauch des Tabaks bei Todesstrafe, und noch im Jahre 1634 war in Rußland das Tabakrauchen bei Verlust der Nase verboten. Gegenwärtig ist die Cultur und der Debit des Tabaks im russischen Kaiserstaate in hohem Grade entwickelt, und sein Anbau bildet einen wichtigen Zweig des Landbaues in Kleinrußland, in den Saratow'schen Colonien, besonders in Katharinenstadt, in der Krim und in einigen transkaukasischen Provinzen, sowie er sich in neuerer Zeit auch in Neurußland, Bessarabien, Stawropol, Woronesch, Charkow, Orel, Rjäsan, Kursk, Kiew, in mehreren westlichen Gouvernements und in Sibirien heimisch zu machen angefangen hat. Bis zum Jahre 1842 wurden die besseren Qualitäten nur versuchsweise angepflanzt, jetzt aber läßt das Landwirthschaftsdepartement jedes Jahr frischen Samen aus den besten Productionsländern,

wie Cuba, Maryland, Virginien, Persien ꝛc. verschreiben und sie unentgeltlich an Diejenigen vertheilen, die sich dem Tabaksbau widmen wollen. Eine gewisse Menge wird auch dem Statthalter von Kaukasien zu demselben Zwecke zugesendet, überdies belehrende Schriften über den Tabaksbau in Umlauf gesetzt. Der Tabak aus der Krim ist schon seit langem in hohem Grade geschätzt, und schon Pallas schreibt im Jahre 1803: „Im Gebirge der Krim wird der Tabak (damals ausschließlich die rundblätterige Art, Nicotiana paniculata) im April, im fetten Gartenlande im Mai gesäet, dann zwischen Wasserfurchen in Reihen verpflanzt; im Herbst nimmt man die Blätter nach und nach ab, trocknet sie im Schatten und vergräbt sie dann unter Heuhaufen, wo sie braungelb und dem türkischen Blättertabak ähnlich werden, fast auch ebenso theuer in den Handel kommen.“ Nach den von der russischen Regierung für das Jahr 1848 eingeholten Daten betrug die gesammte Tabakseinnahme 1,086,051 Pud (345,776 preuß. Centner), von denen auf Tschernigow 1/2, auf Saratow 1/4 und auf Poltawa 1/5 Million fielen. Die Krim lieferte in dem genannten Jahre 15,650 Pud (4982 preuß. Ctr.). *)

*) An die Tabaksproduction Rußlands anknüpfend, müssen wir einige Worte über die dortige, höchst praktische Besteuerung des Tabaks sagen, um dadurch auch ein Auskunftsmittel an die Hand zu geben, ohne Einführung des Monopols, in Deutschland, wo er mit Ausnahme Oesterreichs nur gering besteuert ist, diesen Artikel eine ergiebige Quelle zur Vergrößerung der Staatseinnahmen werden zu lassen. In Rußland ist der Bau des Tabaks von jeder Steuer befreit, dasselbe gilt von der Fabrikation. Für das Recht zum Verkauf des fabricirten Tabaks wird eine mäßige Gewerbesteuer entrichtet. Aller Tabak, der in irgend welcher fertig fabricirten Gestalt zum Verkauf kommt, ist dagegen mit einer Banderole in Kreuzband beklebt. Diese Banderolen werden ebenso wie alle Stempelpapiere, in den Steuerexpeditionen der Städte verkauft. Der Kaufmann besorgt sich im Verhältniß zu seinem Absatz die erforderlichen Banderolen für Packete — kleinster wie größerer Quantität. Es giebt Banderolen für Päckchen von 10 bis 1000 Cigarren, für Viertelpfunde u. dgl. mehr. Die Preise der Banderolen entsprechen dem Werthe der verkauften Fabrikate. Die Controle wird ohne irgend wesentliche Kosten durch die Steuerbeamten effectuirt. Die wesentlichen Bestimmungen bestehen darin, daß in einem Tabaksladen durchaus nichts ohne Banderole zum Verkauf liegt, und daß größere Vorräthe, welche aus den Fabriken kommen und die der Eigenthümer nicht sogleich mit Banderolen versehen will, in den Magazinen unter das Siegel der Steuerbeamten gelegt werden. — Vergleicht man dagegen die weitläuftigen Schwierigkeiten, welche einem Staate bei Einrichtung und Durchführung des Tabaksmonopols erwachsen, so springt der Vortheil der russischen Besteuerung des Tabaks ins Auge. Die Ausnutzung des Tabaksmonopols in einem Staate, wo es eingeführt ist, erfordert kostspielige Anstalten zum Ankauf und zur Fabrikation des Tabaks, Beschränkung des Fabrikats auf wenige Sorten, endlich Beschränkung der Culturbezirke für den Tabak und, was das Nachtheiligste ist, Ausschluß der freien Concurrenz beim Ankauf des einheimischen Tabaks, der z. B. innerhalb des Zollvereins reichlich die Hälfte des Consums beträgt, sowie endlich Ausschluß beim Verkauf und bei der Verwendung unschädlicher Surrogate, wie z. B. der Blätter der Runkelrübe zu Deckblättern billiger Cigarren, eine Aushülfe, die so weit geht, daß von den in der Provinz Sachsen angebauten Runkelrüben jährlich ungefähr 20,000 Centner Blätter zu Deckblättern von Cigarren benutzt werden. Alle diese Aushülfen der Privatindustrie, alle Vortheile, welche Fleiß und freie Concurrenz in dieser bedeutenden Handelsbranche erzeugen, werden durch ein Tabaksmonopol vernichtet, während alle diese Uebel durch das System der Banderolen umgangen werden und dadurch einmal dem Staate eine reiche Einnahme zufließt, und ferner möglich wird, daß die in den Zollvereinsstaaten übliche und höchst drückende Steuer auf Grund und Boden, der mit Tabak bebaut wird, aufgehoben werden kann. Bei dieser Besteuerung, die pro Morgen nach der für die verschiedenen Gegenden gemachten Abschätzung 3 bis 6 Thlr. beträgt, übernimmt der Producent das ganze Risico, und man muß daher diese Steuer als ein wesentliches Hinderniß gegen eine weitere und allgemeinere Ausbreitung des Anbaues von Tabak ansehen. Wird diese Steuer aufgehoben und eine Consumtionssteuer nach angegebener Weise eingeführt, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß der Tabaksbau, namentlich in jenen Gegenden, wo er bis jetzt nur sporadisch betrieben wird und wo sein Anbau daher allgemein bekannt und als gesichert betrachtet werden darf, außerordentlich zunehmen würde. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann man behaupten, daß binnen zehn Jahren nicht mehr 4 Quadratmeilen Landes, die jetzt innerhalb des ganzen Gebiets des Zollvereins der Tabakscultur überwiesen sind, sondern 8 bis 10 Quadratmeilen bebaut werden, und der Werth des im Lande producirten Tabaks von 5 bis 6 Millionen auf 10 bis 12 Millionen Thlr. steigen würde.

Ist die Production des Tabaks, und besonders dessen Consumtion in Europa schon ungeheuer, und ist dies unscheinbare Kraut für Millionen von Menschen eine höchst ergiebige Quelle des Erwerbes geworden, so kann die Production sowie der Verbrauch Europa's keinen Vergleich aushalten mit denen Nordamerica's, *) Cuba's und der centralamericanischen Republiken. Betrug im Jahre 1851 z. B. die Consumtion innerhalb des deutschen Zollvereines auch 2 2/3 Pfund pro Kopf, in Preußen sogar 3 Pfund, so war die der Vereinigten Staaten Nordamerica's 3 1/3 Pfund, und während in den deutschen Zollvereinsstaaten im Jahre 1842 605 Millionen Cigarren fabricirt wurden, rauchen die Bewohner Cuba's jährlich 1825 Millionen oder täglich 5 Millionen. Dies macht 2000 Stück auf jeden Einwohner, was noch eine bescheidene Annahme ist; denn das Rauchen ist, wie in Centralamerica's Republiken, durch alle Stände, Farben, Geschlechter und Altersstufen so verbreitet, daß der Säugling vielleicht als die einzige unbetheiligte Person bezeichnet bleibt. Es giebt Leute auf Cuba, welche täglich 40 Tabaco's rauchen, wie der Havanneser seine Cigarre nennt. Ueberschreiten die Durchschnittszahlen für den jährlichen Verbrauch des Tabaks in einzelnen Ländern Europa's die für den jährlichen Verbrauch innerhalb der Vereinigten Staaten, wie in Dänemark und Belgien, wo auf den Kopf resp. 4 1/2 und 4 3/5 Pfund kommen, so ist die Consumtion im Orient, wo der Tabak gar nicht besteuert wird, jedenfalls noch größer. Crawford schätzt den durchschnittlichen Tabaksverbrauch auf der ganzen Erde auf 4480 Millionen Pfund, was auf den Kopf fast 4 1/2 Pfund beträgt. Rechnet man den mittleren Ertrag eines Morgens auf 500 Pfund, so sind beinahe 9 Millionen Morgen oder 450 deutsche Geviertmeilen reichen Landes zur Erzeugung dieses Productes erforderlich, welches, das Pfund nur

*) In den Vereinigten Staaten betrug 1850 die Tabaksernte 193,725,000 Pfund, 18,824,500 Pfund weniger als im Jahre 1840.

zu 2 Silbergroschen gerechnet, einen Werth von beinahe 300 Millionen Thalern besitzt.

An das Opium und den Tabak schließt sich ein Narkoticum an, das in Persien, Indien und der Türkei, in ganz Africa von der Mittelländischen Meeresküste an bis zum Cap der Guten Hoffnung *) und selbst unter den brasilianischen Indianern verbreitet ist, nämlich der Hadschisch oder Madschon, wie er in Algier genannt wird. Dieses Präparat erhält man aus den Blättern einer Art Hanf **), die man gewöhnlich für Cannabis indica hält, die aber nach der Ansicht des Dr. Guyon unser gewöhnlicher europäischer Hanf ist, wenigstens bemerkt er, daß man in Algier diese Art anwende, wo man sich aber nur der Blätter der weiblichen Pflanze bedient. Die gewöhnlichste Zubereitung in diesem Lande ist eine Art Latwerge, die man dadurch erhält, daß man pulverisirte Hanfblätter mit Honig aufkochen läßt, und diese Mischung, wenn sie die gehörige Consistenz erreicht hat, mit einem aus Zimmt, Muskatnuß, Ingwer und anderen Gewürzen bestehenden Pulver aromatisirt. Die Dosis, die man zu sich nimmt, wechselt nach Geschlecht, Alter und dem Grade der Gewohnheit, dies Reizmittel zu gebrauchen; einige Leute nehmen eine Pille fast so groß wie eine Nuß zu sich. Man genießt den Hadschisch gewöhnlich beim Abendessen und erhöht durch eine Tasse Kaffee seine Wirkungen, die Anfangs noch das volle Selbstbewußtsein gestatten, dann fühlt man sich aber wie von einer reizenden Träumerei fortgerissen, der man sich gern hingiebt. Gehör, Gesicht, Gefühl ꝛc. erlangen eine ungewöhnliche Stärke und können die Quellen mannichfacher Täuschungen werden: die roheste Musik, das einfache Anklingen der Saiten einer Harfe erhöhen die süße Melancholie. Ein neues Leben durchdringt den Körper, die Träume, Gebilde der Imagination, reißen Einen empor, man fühlt, daß man in eine fictive Welt übergeht, man schläft ein, ohne aufzuhören wach zu sein. Taylor, der auf seiner Reise nach Centralafrica in den Jahren 1851 und 1852 Gelegenheit nahm, den Hadschisch zu versuchen, schildert seinen Geschmack aromatisch und etwas prickelig, aber keineswegs unangenehm. Er nahm eine ziemlich große Dosis und wartete eine halbe Stunde, ohne die mindeste Wirkung zu empfinden; darauf wiederholte er die Gabe und trank eine Tasse heißen Thee unmittelbar danach. „Etwa in zehn Minuten fühlte ich," erzählt er weiter, „wie die sanfteste und balsamischste Ruhe über mich kam. Der Divan, auf dem ich saß, wurde weich und elastisch wie die Luft, mein Fleisch wurde von allen festen Bestandtheilen befreit und verwandelte sich in ein marienfadiges Gewebe von den feinsten Nerven, deren jede ein Gefühl erfüllte, das zu unklar und weichlich war, um Vergnügen zu sein, das aber mit nichts so nahe Verwandtschaft hatte. Keine Summe in der Welt hätte mich bewegen können, einen Finger zu rühren. Der geringste Hauch schien genügend, um ein so luftiges Wesen, wie ich geworden, zu zerstören. Ich kam mir vor, wie jene wunderbaren Spathgebilde, welche Jahrhunderte lang in der unbewegten Luft einer Höhle hangen, aber vor dem Athmen des Forschers in Stücke zerfallen." Den Hadschisch in Kaffee oder Thee zu sich zu nehmen oder durch diese Getränke im Magen schnell zersetzen zu lassen, ist nicht überall gebräuchlich; man mischt die Hanfblätter auch mit zwei Drittheilen oder drei Viertheilen Tabak und raucht sie dann. Die Wirkungen sind bei dieser Art von Genuß im Allgemeinen dieselben, obgleich minder stark hervortretend. Auch genügt es, die gepulverten Blätter mit heißem Wasser zu übergießen und diesen Extract, der freilich keinen angenehmen Geschmack hat, zu trinken. Daß der Hanf schädlich für die menschliche Organisation auf die Länge seines Genusses ist, kann man sich ebenso leicht denken, wie daß man eine Menge der unglaublichen Sagen des Orients den durch den Hadschisch erzeugten Hallucinationen zuschreiben muß.

Wie überall Völker, nicht zufrieden mit den einfacheren Reizen, es sich angelegen sein lassen, künstliche zu erfinden, die desto widerlicher in ihrem Gebrauche und ihren Wirkungen sind, je roher oder unglücklicher irgend einer Ursache wegen ein Volk ist, das sieht man bei den Indianern America's, besonders bei denen der peruanischen Andes, die trotz der umgebenden Civilisation ein ungewisses Ahnen eigener, unverbesserlicher Unvollkommenheit im drückendsten Grade erfüllt, und die sich deshalb von solchem melancholischen Mißbehagen durch Aufregung zu befreien suchen. Daraus erklärt sich nicht allein die grenzenlose Neigung zu geistigen Getränken, die kaum ein anderes Erdenvolk mit ihnen in gleichem Maße theilt, sondern auch der Gebrauch des Koka. Sie ist dem Peruaner die Quelle seiner besten Freuden, denn unter ihrer Einwirkung

---

*) So gehen nach Livingstone die Batoka, ein in Südafrica am Zambesi wohnender, erniedrigter, schwarzer und negergleicher Menschenschlag, ihrem Verfalle dadurch entgegen, daß sie sich dem Genuß des Hadschisch ergeben haben. Livingstone gab sich die größte Mühe Sekeletu, den Beherrscher des Barotselandes, unter dessen Oberherrlichkeit die Batokastämme zum Theil stehen, zu einem Verbot des Hanfrauchens zu bewegen, was aber als nicht durchführbar abgelehnt wurde. Die Portugiesen sollen Sklaven, welche dieses Lasters in ihren südafricanischen Colonien überführt werden, wie Verbrecher bestrafen, und gewiß haben sie Recht, wenn dieses Mittel zum Ziele führt.

**) Die im Hanf enthaltene betäubende Absonderung ist so stark, daß ihre nachtheiligen Wirkungen selbst bemerkt werden, wenn er noch in der Erde steht, und wer sich lange Zeit auf einem Felde, auf welchem junger Hanf steht, aufhält oder in der Nähe eines solchen schläft, soll von Kopfweh, Schwindel und einer Art von Rausch befallen werden. Die schädlichsten Folgen entstehen aber aus der, wie z. B. unter den russischen Bauern, weit verbreiteten Gewohnheit, den Hanf, nachdem er gerauft worden ist, in den nächsten Flüssen, Seen und Teichen einzuweichen, um den harzigen Stoff, welcher die nützlichen Fasern umgiebt und verbindet, aufzulösen, was man bekanntlich Rotten oder Rösten nennt, denn dadurch wird das Wasser verdorben, nimmt einen höchst unangenehmen Geschmack und üblen Geruch an. Wenn sich Fische darin befinden, so werden sie zuerst betäubt und sterben endlich, wenn die Gährung allmählich zu vielen Sauerstoff an sich zieht. Aber nicht nur das Wasser nimmt diese schädlichen Eigenschaften an, welche es unbrauchbar für Menschen und Thiere machen, sondern es entstehen auch Ausdünstungen, welche wahrscheinlich ansteckende Krankheiten in der Umgegend erzeugen. Deshalb haben in Frankreich die Behörden, denen die Sanitätspolizei obliegt, fast allgemein das Rotten des Hanfes in der Nähe von Städten und Wohnungen überhaupt und in Flüssen oder fließenden Gewässern, aus denen Menschen oder Thiere trinken, verboten.

weicht der gewohnte Trübsinn von ihm, und seine schlaffe Phantasie stellt ihm dann Bilder auf, deren er sich im gewöhnlichen Zustande nie zu erfreuen hat. Kann sie auch nicht ganz das entsetzliche Gefühl der Ueberreizung hervorbringen, wie das Opium, so versetzt sie doch den an ihr Geschmack Findenden in einen nicht unähnlichen Zustand, der darum doppelt gefährlich ist, weil er, in schwächerem Grade zwar, weit längere Zeit anhält. Der Genuß der Koka muß etwas ungemein Anziehendes haben, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß junge Leute der besseren Familien Peru's, die bei einem zufälligen Besuch der Wälder die Koka aus Langerweile zu gebrauchen anfingen, bald ihr Geschmack abgewannen und von diesem Zeitpunkte an für das civilisirte Leben verloren waren, und wie von einem bösartigen Zauber ergriffen, sich weigerten, nach den Städten und zu den Ihrigen zurückzukehren. Die Koka, Erythroxylon Coca, ist ein Busch von 6 bis 8 Fuß Höhe und gedeiht am besten in dem milden, aber sehr feuchten Klima der Andenregion, welche zwischen 2000 und 5000 Fuß absoluter Höhe eingeschlossen ist, wo das Thermometer nicht leicht unter 12° R. sinkt, und eine größere Regelmäßigkeit aller meteorologischen Erscheinungen stattfindet, als irgendwo sonst in sehr bergigen Gegenden. Die Koka nimmt nächst Tabak, Opium ꝛc. mit die hervorragendste Stelle unter den narkotischen Stoffen ein, da in ihrer Ernte, mit Ausnahme des Korns und vielleicht der Baumwolle, ein größeres Capital steckt als in jedem anderen Culturgewächs, und sie außer den eben genannten das größte Ackerland und die großartigsten Verkehrsmittel in Anspruch nimmt. Angebaut wird sie auf einer Bodenfläche von 56,000 Morgen oder 2½ deutschen Geviertmeilen, die einen jährlichen Ertrag von 30 Millionen Pfund ergeben zum Werthe von 10 Millionen Thalern.

Uebertroffen wird aber der Verbrauch der Koka durch den des Betels, dessen Genusse man in Indien, China und dem östlichen Archipelagus in dem Maße fröhnt, daß man die jährliche Consumtion desselben zu nicht weniger als 500 Millionen Pfund annehmen kann. Bekanntlich wird der Betel aus der Nuß der Betel-Arecapalme, Areca Catechu, die sich wild wachsend auf den Sundainseln und Philippinen vorfindet, mit der Zeit aber Gegenstand ausgedehnter Culturen, namentlich auf Ceylon, an der Küste von Malabar, auf Sumatra, den Philippinen, Carolinen, Marianen und Gesellschaftsinseln geworden ist, und aus den Blättern des Betelpfeffers, Piper belle, zubereitet. Das Blatt dieser Pflanze bildet ein nothwendiges Ingredienz des Betelbissens; daher der Anbau des Betelpfeffers im ganzen tropischen Asien, der aber besonders in der Nähe des Aequators auf schwerem Boden gedeiht.

Einen ähnlichen Gebrauch wie vom Betel machen die Völker Südasiens von dem Kaschu und Gambir. Ersteres ist ein Product der Acacia Catechu, einer zur Familie der Leguminosen gehörenden Mimose, eines Baumes von 20 bis 30 Fuß Höhe, der in großer Anzahl in den Wäldern Indiens wächst, und zwar am zahlreichsten im ganzen Birmareiche, in den Walddistricten des nördlichen Bengalen am Fuß des Himalaya, und ganz besonders auf dem schmahlen Küstenstrich der Provinz Bedschapur, Concan genannt. Den Kaschu gewinnt man dadurch, daß man das Mark der Katetschu-Akazie oder die unreifen Hülsen derselben einige Stunden lang kocht, wodurch man eine Flüssigkeit erhält, die das Ansehen und die Consistenz des Theers hat. Den Gambir-Extract liefert die Nauclea Gambir, eine zur Familie der Rubiaceen gehörende Strauchpflanze, die 5 bis 7 Fuß hoch wird und eine der ausgedehntesten Culturen in den Malayen-Ländern zu beiden Seiten der Malakkastraße bildet. Man kann die jährlich hier gewonnene und ausgeführte Menge des Extractes auf 20 Millionen Pfund annehmen. *)

Interessant wird es dem Leser sein, zu erfahren, daß ein Narkoticum einst auch als Mittel für Priestertrug diente, daß die Sonnenpriester der Anden den Saft des Stechapfels tranken, um sich in jenen Zustand der Verzückung zu versetzen, der als ein unmittelbarer Verkehr mit der Gottheit galt, und daß die Priester des delphischen Apollo sich vielleicht desselben Stechapfels bedienten, um durch ihre Verzückungen ihre intelligenten Stammesgenossen hinter das Licht zu führen.

Zum Schluß mögen noch zwei Narkotica genannt werden, von denen das eine zeigt, zu welchen Widerlichkeiten die Gier nach dergleichen Genüssen den Menschen zu treiben vermag, das andere dagegen an Raffinement Alles überbietet, was man je in dieser Art gekannt hat.

Der Fliegenpilz besitzt die Eigenthümlichkeit, seine berauschende Eigenschaft durch den Urin mitzutheilen, eine Eigenschaft, die unter den Kamtschadalen zu der abscheulichen Sitte, die hier nicht näher angedeutet zu werden braucht, Anlaß gegeben hat, zumal, da sich die berauschende Kraft der Flüssigkeit von einer Person auf die andere übertragen läßt, sodaß also eine ganze Gesellschaft kamtschadalischer Zechbrüder mit einem einzigen Pilz ihr Gelage eine ganze Woche fortsetzen kann.

Das Non plus ultra von Berauschungsmitteln wurde vor einigen Jahren in England erfunden. Es wird nämlich ein durch Oel luftdicht gemachter seidener Schlauch mit einem Gase, dem Protoxyd von Nitrogen, gefüllt und dieses durch eine Röhre in den Mund geführt, sodaß man es bequem ein- und ausathmen kann; hierdurch werden die angenehmsten Empfindungen erregt, die Lebendigkeit aller Vorstellungen wird gesteigert, die Muskelkraft erhöht, unwillkürliches Lachen und die größte Heiterkeit hervorgebracht, ohne daß die gewöhnlichen Folgen der Trunkenheit, Schwäche und Niedergeschlagenheit eintreten. Bei einigen Constitutionen ist indessen die erste Empfindung ein Gefühl, als ob man einer Ohnmacht nahe wäre, und zuweilen gleicht die Wirkung scheinbar ganz einem Anfalle der Apoplexie, der indessen ohne nachtheilige Folgen vorübergeht.

*) Aus dem Haupthafen Rio auf der unter holländischer Oberherrschaft stehenden, 6 Meilen östlich von Singapore liegenden Insel Bintang, 40 Quadratmeilen groß und mit 23,235 Bewohnern, wurden 1854 12½ Millionen Pfund hier gewonnenen Gambirextractes exportirt, und zwar die größere Hälfte nach China, Cochinchina und anderen benachbarten Ländern, die kleinere nach Java. B—s.



Zur Chronik.

Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins in Leipzig.

-d. In der letzten Woche des diesjährigen Augustmonats fand an den genannten drei Tagen in Leipzig, welches dazu auf der vorjähr. Versammlung in Cassel gewählt worden war, die alljährliche Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins statt. Sie gewann gerade hier und in dem gegenwärtigen Jahre dadurch an innerer Bedeutung für den Verein selbst, daß Leipzig die Wiege desselben ist, und der ächt protestantische Mann, der im Jahre 1832 zuerst die Idee des Vereins faßte und wachrief, und der sodann diesem Vereine mit ganzer Seele und in einer segensreichen Wirksamkeit von fast fünfundzwanzig Jahren angehörte, der am 29. Juni 1857 verstorbene Superintendent Dr. Großmann, in Leipzigs Erde ruht; daß hier vor sechzehn Jahren (am 16. September 1842) der Verein die äußere Gestalt erhielt, unter der er sich in lebendiger Gliederung über das ganze protestantische Deutschland verbreitet und seine Zweige bis nach der Schweiz, Belgien, Holland und Schweden ausgedehnt, seinen Segen aber über alle Welttheile mit evangelischer Bevölkerung erstreckt hat und fortwährend ausbreitet, und daß er mit dem gegenwärtigen Jahre in sein zweites Vierteljahrhundert eingetreten ist. Auch gab sich die rechte Würdigung aller dieser Verhältnisse und Rücksichten in den Anordnungen und Vorbereitungen zu der Feier selbst, sowie in der Art und Weise, wie dieselbe von der Stadt Leipzig und von Einzelnen veranstaltet worden war, namentlich jedoch in dem großen Interesse zu erkennen, das sich durch die Zahl der Gäste aus der Nähe und zum Theil aus weiter Ferne (es hatten sich nach und nach 468 Gäste angemeldet, unter denen besonders viele aus Ungarn), nicht minder durch die außerordentliche Theilnahme vieler Tausende an der gottesdienstlichen Feier an einem jeden der drei Festtage, an dem Festzuge nach der Thomaskirche am Mittwoch den 25. August, und an den Verhandlungen der Abgeordneten bethätigte. Waren vorher in dieser Hinsicht manche Besorgnisse in verschiedenen Kreisen laut geworden, so haben sie durch jenes Interesse und durch diese Theilnahme eine genügende Widerlegung gefunden. Denn man darf mit Stolz das wohlthuende Gefühl aussprechen, daß man sich bei dieser Gelegenheit in Leipzig seines evangelischen Bekenntnisses und der Zusammengehörigkeit aller Glieder der evangelischen Kirche in evangelischer Liebe und Glaubenstreue klar und entschieden bewußt worden ist, und man darf es sagen, daß diese Kirche in ihren einzelnen Gliedern und Gemeinden, deren Kirchenwesen geordnet und gesichert ist und welche der Segnungen ihrer Religion in friedlicher Gemeinschaft sich erfreuen dürfen, die eifrige Sorge und thätige Hülfe für alle diejenigen ihrer evangelischen Brüder, welche dies Alles entbehren und sogar in Gefahr stehen, ihrer Kirche verloren zu gehen, als eine heilige Pflicht zu betrachten anfängt. Allerdings waren in dieser Hinsicht die Klagen und Mittheilungen einzelner Abgeordneten und Sendboten in gleich hohem Grade betrübend und entmuthigend, und zwar um so mehr, je klarer sich hierbei die Ueberzeugung herausstellte, wie recht- und schutzlos die evangelische Kirche noch gegenwärtig, in manchen Beziehungen und in manchen Ländern, den proselytenmacherischen Angriffen und Eingriffen der römisch-katholischen Kirche und ihrer Sendlinge gegenüber, dasteht. Die evangelische Kirche ist hierbei auf sich selbst angewiesen, und sie darf nicht müde werden, in evangelischem Glaubensmuthe und mit der Kraft des göttlichen Wortes das Werk der ihr anvertrauten weltgeschichtlichen Mission eifrig und entschieden zu treiben. Dazu kann und muß, neben jenen Klagen und betrübenden Mittheilungen über die kirchliche Noth entfernter evangelischer Glaubensgenossen und über die Gefahren und Schlingen, welche geistliche Unduldsamkeit und unchristliche Verfolgungssucht ihnen legt und bereitet, doch auch der reiche und wunderbare Segen mitwirken, den der Gustav-Adolph-Verein bereits nach 25jähr. Bestehen für einzelne Gemeinden und für die ganze evangelische Kirche gestiftet hat. Beredte Zeugen dieses Segens waren bei jenen Verhandlungen vornehmlich diejenigen Abgeordneten und Sendboten aus der Ferne, die der Versammlung den Dank der von dem Vereine unterstützten Gemeinden darbrachten oder die kirchliche Noth bedrängter Glaubensgenossen schilderten. Ueber die Einzelheiten der Feier jener Tage weitläufig zu berichten, ist hier nicht der Ort. Wir hoffen, daß die aus edler Begeisterung für die Sache des Evangeliums hervorgegangenen, geist- und gehaltreichen, ebenso durch Tiefe der geistigen und religiösen Anschauung vielfach ansprechenden und anregenden, als begeisternden Predigten und Homilien der drei Festprediger: Dr. Mallet aus Bremen, Dr. Tholuck aus Halle und Dr. Brückner aus Leipzig, bald durch den Druck veröffentlicht werden, und sie werden dann bei denen, die sie gehört haben, sowie bei denen, die fern waren, dem lebendigen Interesse an der evangelischen Kirche und dem Bedürfnisse des Herzens, das sie für dieselbe haben, wiederholt entgegenkommen. Ist es auch leider wahr, daß viele Glieder der evangelischen Kirche, in der Nähe und in der Ferne, in einer Stellung zum Gustav-Adolph-Vereine stehen, in welcher sie einen offenbaren Verrath an ihrer Kirche begehen: so ist doch im Uebrigen zu hoffen, daß gerade aus dieser Leipziger Versammlung ein reicher Segen für die evangelische Kirche nach innen und nach außen erwachsen werde, und daß der Verein selbst immer mehr zu einer Macht sich entfalte, die namentlich nach außen hin die fehlende Einheit der evangelischen Kirche zu ersetzen vermag.

Ausstellung litterarischer Seltenheiten in Leipzig.

-d. Bei Gelegenheit der obenerwähnten Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins war auch zu Ehren der fremden Gäste auf der dortigen Stadtbibliothek eine höchst interessante Ausstellung litterarischer Seltenheiten mit großer Liberalität veranstaltet worden, deren Anordnung das verdienstliche Werk theils des kenntnißreichen und wackern Bibliothekars Dr. Robert Naumann, theils des anerkannten Autographensammlers und thätigen Buchhändlers T. O. Weigel war. Aus der reichen Autographensammlung des Letzteren hatte man hier Gelegenheit, eine seltene Auswahl von 375 Autographen zu sehen, die aus dem 16. und 17. Jahrhundert, vorzüglich aus dem Reformationszeitalter, herrühren und den hervorragendsten Regenten, Staatsmännern, Feldherrn, Theologen und sonstigen Gelehrten jener denkwürdigen Epoche angehören. Erklärlicher Weise zogen besonders die Autographen der Reformatoren und der ausgezeichnetsten Männer des 30jährigen Kriegs, welche in jener Auswahl ebenso in seltenen Exemplaren, als der Zahl nach stark vertreten waren, die Aufmerksamkeit der fremden und einheimischen Besucher auf sich. Gleiches Interesse erregten die von Dr. Naumann zusammengestellten Handschriften und Druckwerke der Leipziger Stadtbibliothek, worüber im Einzelnen der von ihm selbst schon vor einigen Jahren herausgegebene „Führer durch die Ausstellung von Handschriften und Druckwerken auf der Stadtbibliothek zu Leipzig" weitere lehrreiche Aufschlüsse darbietet. Außer einigen seltenen Autographen waren hier Handschriften vom 9.—17. Jahrhundert, eine Anzahl von Holztafeldrucken als Vorläufer der Buchdruckerkunst, Incunabeln und Pergamentdrucken ausgestellt. Es verdient unter allen Umständen dankbare Anerkennung, wenn bei besonderen Veranlassungen dergleichen litterarische Seltenheiten, gleichsam als ein Gemeingut Aller, dem Interesse der Gebildeten nähergerückt werden.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 38. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 18. September.

Inhalt.

Drei Tage in Jena.

Victoria Jena! Von den Berghöhen ringsum flattern Fahnen, auf den Wegen in den Thälern fahren Wagen auf Wagen, auf denen geht es lustig her, und das alte Burschenlied: „Stoßt an, Jena soll leben, Hurrah hoch!" hallt im Echo an den Bergwänden und in den Thälern nieder. Ja, es geht lustig her, denn all die bebärteten und glatten Gesichter, die Männer mit bureaukratischen Mienen und die mit geistlichen Halstüchern, sie alle sind alte Burschen und fahren dem trauten Jena entgegen, um an seiner dreihundertjährigen Jubelfeier Theil zu nehmen.

Hört den lauten Jubel, als der Wagen um die letzte Bergecke biegt, und der Hausberg mit seinem Fuchsthurme, an den sich so viele lustige Erinnerungen knüpfen, sichtbar wird. Seht wie die Augen selbst der Männer, deren Haar bereits ergraut ist, freudig und lustig leuchten, seht, wie ihr Herz unter dem alten Burschenbande, das sie über die Brust gehängt haben, so laut und frisch schlägt, wie es seit langen Jahren nicht geschlagen. Das laute „Hoch!" welches dem alten Fuchsthurme gebracht wird, kommt warm und ehrlich aus der Brust. Wer von all den Männern denkt in diesem Augenblicke an Weib und Kind und Sorgen, die er daheim gelassen! Vergessen sind die Actenstöße, hinter denen er so manches Jahr gesessen, hinter denen seine Jugend und Manneskraft dahingeschwunden, vergessen ist der geistliche Ernst nebst Predigt und christlicher Gemeinde — vergessen ist das ganze Philisterthum. „Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt", singen sie laut, und wie ihr Sang an den Bergen wiederhallt, tönt es auch frisch und kräftig in ihrer Brust wieder — ja, „frei ist der Bursch, frei ist der Bursch!"

Mächtige mit Tannengrün umwundene Ehrenpforten empfangen die alten Gesellen von nah und fern, die von den Thürmen herabflatternden Fahnen wehen ihnen einen frischen Gruß entgegen, und mit lautem Jubel werden sie empfangen, sobald der Wagen in die Straßen der Stadt einbiegt. Ja, „Stoßt an, Jena soll leben", tönt es auf's Neue, denn es giebt nur ein Jena, nur in dieser trauten, von Bergen rings umgebenen Stadt, an welcher die Saale wie ein breites silbernes Freiheitsband sich hinzieht, athmet die Brust so frisch und frei.

Kein Haus ist ohne Blumen, Kränze und Guirlanden, fast kein Fenster, aus dem nicht eine Fahne mit den Landesfarben oder den Farben der verschiedenen studentischen Verbindungen weht. Schaut die Straße hinab, Fahne reiht sich an Fahne, seht wie sie so lustig flattern, und dahinter blickt der alte Hausberg hervor, und es ist uns fast, als ob der alte Fuchsthurm auf ihm uns freundlich grüßend entgegenlachte und nickte — oder ist es die Thräne, die sich unwillkürlich in manches Auge drängt, da es die liebe Stadt in solchem Schmucke und solcher Feier erblickt?

„Kutscher, fahr zu!" schallt es von dem Wagen. Er rasselt über die Straße dahin an dem alten Burgkeller vorüber, er biegt ein durch eine kleine und bekannte Gasse — dann hält er still auf dem Markte. Lauter Jubel empfängt ihn, zahlreiche Hände strecken sich den Angekommenen zum Gruße entgegen, aber erst wirft das Auge einen flüchtigen Blick auf dem alten Markt umher, schaut die verhüllte Statue Johann Friedrichs, des Gründers der Universität, die festlich geschmückten Tribünen — dann erst erfassen sie die dargereichten Hände, schütteln sie, springen vom Wagen herab, und die alten Freunde und Bekannten, welche sich so lange Jahre nicht gesehen, halten sich fest umschlungen, Arm in Arm.

Ja, schön ist die Stunde des Wiedersehens! Blickt auf jene beiden alten Burschen mit greisen Haaren, deren zitternde Hände fest in einander ruhen. Der Eine ist von Süden, der Andere von Norden zu der Jubelfeier herbeigekommen. Das alte, vergilbte Burschenband haben sie über die Brust geschlungen, und an diesem Bande haben sie sich erkannt. Seit langen, langen Jahren haben sie nichts von einander gehört, Keiner hat gewußt, ob der Andere noch am Leben war, und hier in Jena auf dem Markte finden sie sich wieder. Schweigend und ergriffen blicken sie einander in die Augen, um in ihnen zu lesen, wie es ihnen in den langen, langen Jahren ergangen, welche Geschicke, welche Freuden und Leiden an ihnen vorübergezogen, dann erst machen sich ihre

Gefühle in Worten Luft, und das alte, vertrauliche „Du" ist das erste Wort, welches sie sogleich wieder eng und brüderlich zusammenführt, mag das Leben, mag Beruf, Stand und Ansicht sie auch noch so weit auseinander geworfen haben.

Wären sie in irgend einer andern Stadt zusammengetroffen, hätten sie sich dort erkannt, mit freundlichem „Sie" würden sie sich begrüßt haben, keine Formel der Höflichkeit würde vergessen sein — hier in Jena fühlen sie sich nur als alte Burschen, hier sind sie wieder was sie einst gewesen, froh und frei.

Ja, das lang entbehrte „Du", welches Einem hier von allen Seiten in das Ohr drang, hatte einen zauberisch vertraulichen Klang und übte eine gewaltige Macht aus; war es Einem doch fast, als ob man mit einem Male in die Jugendzeit und das Vaterhaus zurückversetzt wäre, in welchem dieses kleine Wort seine heiligende unvergeßliche Kraft ausübt.

Der Staub wird abgeschüttelt, und an dem Arme eines Freundes geht es durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt hinaus zum Paradiese, wo die große, mit Tannengrün geschmückte Festhalle steht, die Hunderte und Tausende der Gäste aufnehmen soll. „Zum Paradiese, zum Paradiese!" rufen hundert und hundert Stimmen, denn Alle erinnern sich noch an die sonst so stille, duftig grüne Wiese, welche sich dicht an die Stadt schmiegt und an der andern Seite von der Saale begrenzt ist, die ruhig und blau dahinfließt. Eine alte schattige Lindenallee führt an dem Paradiese dahin, und nach allen Seiten hin ragen die Berge in geringer Entfernung empor wie ein prachtvoller Rahmen um ein liebliches, bewegtes Bild.

Jetzt treten wir ein in das Paradies. Der erste Blick fällt auf die große geräumige Festhalle, auf der zahlreiche Fahnen lustig flattern. Ueber dem Eingange sind auf blauem Grunde mit großen Buchstaben die Worte geschrieben: „Siehe, das ist Bruder Studium", und die lustigen Burschenlieder, welche aus der Halle uns entgegenschallen, bestätigen uns die Wahrheit derselben. Ja, der Bruder Studium sitzt dort bereits an den langen Tafeln, um die Jubelfeier einzusingen und einzutrinken, zumal da ein officielles Einläuten dieses Festes an dem Abende noch folgen sollte.

Dieser Gruß: „Siehe, das ist Bruder Studium" blickt uns freundlich entgegen und ruft uns zu: „Auch Ihr sollt wieder Burschen und Bruder Studium werden, auch Ihr sollt die alten lustigen Lieder wieder mitsingen, und wieder fühlen, wie es einem Burschen zu Muthe ist, der seine Sache auf Nichts gestellt und keine andern Sorgen hat, als die, daß sein Wechsel zulangen möge. Tretet ein, Ihr alten Gesellen und Burschen, und seht zu, ob Ihr, wenn das Lied gesungen wird: „Sind wir vereint zur frohen Stunde" — oder „Brüder zu dem festlichen Gelage" — seht zu, ob Ihr dann ruhig zuhören könnt, oder ob eine längst verklungene und verschwundene Begeisterung Euch erfaßt und treibt, mit einzustimmen in den Gesang, den Ihr so oft gesungen. Ja, tretet nur ein, Ihr alten Burschen, es wird sich schon finden und machen, denn wer je ein freier, lustiger Bursch gewesen, in dessen Herzen lebt ewig ein Anklang an jene Zeit.

Ja, tretet ein in die Festhalle, dort weilt noch mancher Bekannte und mancher Freund, der Eure Hand fest und warm drücken wird. Seht, dort haben alte Häuser mit greisem Haar sich den jungen Burschen derjenigen Verbindung angeschlossen, der sie einst angehört haben. Sie fragen nicht ängstlich, ob dieser Verbindung noch derselbe Geist innewohnt, von dem sie einst beseelt war, sie fragen nicht, ob ihre Ansichten, ihre Ideale, Hoffnungen und Träume dieselben geblieben sind, ob sie das Leben nicht längst vernichtet hat, jetzt sind sie Burschen wie einst, Arm in Arm sitzt der junge Bursch mit farbiger Cerevismütze neben einem Greise, er stößt mit ihm an, zum ersten Male haben sie sich hier gesehen, aber rasch ist die Freundschaft geschlossen, sie sind Brüder, denn in dieser Halle soll nur der Geist des Bruder Studium walten.

Die Sonne wirft ihre letzten scheidenden Strahlen auf die nahen Berggipfel. In dem Paradiese wird es dunkler und dunkler, Lichter erhellen die Festhalle, und Bier und Jubel die Köpfe. Lauter und lauter wird die Begeisterung, die Gläser klirren an einander, Salamander werden auf den Tischen gerieben, verschiedene Lieder erklingen zu gleicher Zeit, da flammt es auf dem Gipfel eines Berges empor, dann auf dem eines zweiten, und in kurzer Zeit sind all die zahlreichen Bergkuppen, welche die Musenstadt umgeben, von Freuden- und Jubelfeuern erhellt. Von dem Paradiese aus sieht man, wie die Flammen mächtig emporlodern und einander grüßend weithin in den dunkeln Abend strahlen. Zahlreiche kleinere Feuer entzünden und lösen sich von dem großen los, und hüpfen und springen wie Kobolde auf den Berggipfeln umher oder laufen in langer Reihe eins hinter dem andern die Berge herab, wie ein langer, glänzender Schweif eines Kometen.

Zwar sind es nur die Jungen aus den nächsten Dörfern, welche mit Pechfackeln die Berge herablaufen, aber aus der Ferne sieht man die prosaische und wilde Dorfjugend nicht, man sieht nur die Feuer glühen und tanzen, das nimmt sich prächtig aus in dem Dunkel des Abends, und als die Glocken der Stadt feierlich ernst dazwischen tönen, und ein schwaches Echo an den Bergen wecken, verstummt auf kurze Zeit der laute Jubel in der Festhalle.

Es ist ein ergreifender Augenblick, dem sich ein Jeder hingiebt, indem er sich losreißt von dem Jubel und über die Bedeutung und die Feier des folgenden Tages nachsinnt. Ja schaut euch um, und Ihr könnt in alten und jungen Augen eine heimliche Thräne erglänzen sehen, in der die Feuer auf dem Berge wie in einem Diamanten sich wiederspiegeln.

Wohl mag es ein feierlich erhebendes Gefühl sein, wenn ein Greis sein Jubelfest feiert, und doch ist dieser Augenblick noch feierlicher. Hunderte und Tausende von Greisen, Männern und Jünglingen sind hierhergeeilt, um die dreihundertjährige Jubelfeier der Alma mater zu feiern, die ihnen allen lieb und theuer wie eine Mutter ist, in der gleichsam die Wiege ihres Geistes gestanden, in der sie die Milch der freien, frischen Denkungsart getrunken. Und diese Alma mater steht noch frisch und jugendkräftig da, sie drückt ihre Söhne noch warm und kräftig an das Herz und hält sie alle mit ihren Armen umschlossen lieb und traut. — Das ist es, das ist es, was so mächtig erfaßt und ergreift, das ist es, was wie

Begeisterung und Rührung zugleich in die Herzen einzieht und sich endlich in einem lauten „Hoch!" auf Jena Luft macht.

Das ist die Vorfeier eines Festes, wie sie wohl selten schöner und mit größerer Einigkeit begangen ist. Sie hat den Herzen die rechte Stimmung verliehen, und wenn am folgenden Morgen sich die Sonne über der festlich geschmückten Stadt erhebt, dann findet sie bereits die schönste Feststimmung vor.

Zwar feiern die verschiedenen Verbindungen noch ihre Commerce, in der Festhalle sitzen noch zahlreiche und lustige Gruppen und leben und trinken sich in die alten Zeiten zurück. Die Fenster der Wirthshäuser bleiben noch lange Zeit erhellt, und der mit bunten Lichtern geschmückte Burgkeller, dies Wahrzeichen von Jena's Burschenschaft aus guten und schlechten Tagen, erglänzt fast die ganze Nacht hindurch mit seinem alten symbolischen Zeichen: „Freiheit, Ehre, Vaterland", aber für alle die, welche sich nach Ruhe sehnen, haben Jena's Bürger mit aufopfernder Freundlichkeit und Gastfreundschaft ein gutes Quartier bereitet — dorthin wanken alle die, welche ermüdet sind und schwer geladen haben.

Die Sonne des ersten Jubeltages hat sich goldig und heiter erhoben. Sie ruft die Gäste schon früh um sechs Uhr auf den Markt, um mit dem Gesange des Liedes: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gott," und des alten Lutherliedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott," das Fest einzuweihen. Nur Wenige erscheinen indeß, denn die Stunde ist zu früh, und der Kopf ist noch schwer von all dem Jubel und Biere der Vorfeier. Auch als um acht Uhr die verschiedenen und zahlreichen Deputationen in dem obern Saale des neuen Bibliothekgebäudes begrüßt werden, haben sich wenige Gäste eingefunden, denn die eine Deputation ist wie die andere, weiße Handschuh, weiße Westen, steife Verbeugungen und steife und endlos lange Reden, wenn ihnen die Zeit zu diesen gelassen wird. Wer eine Deputation gesehen hat, hat für sein ganzes Leben genug, denn sie sind in Jena wie in Berlin, in Wien wie in Bremen, ja in America wie in China. Stets viel Höflichkeit, viele Worte und — viel Langeweile.

Endlich rückt die Zeit heran, wo um neun und ein halb Uhr der Festzug von der neuen Bibliothek durch die Stadt stattfinden soll. Die Burschen, welche die Zugführer der einzelnen Abtheilungen sind, laufen mit Barett und Feder, mit bunter Schärpe umhangen und den blanken Schläger in der Hand geschäftig umher, das Musikcorps ist blasend und pfeifend vorübergezogen, die Büchsenschützen Jena's und all der Städte, welche an der Jubelfeier mit Theil nehmen, sind mit wichtigen Gesichtern und steifen Beinen aufmarschirt, Schulen und Lehrer, Geistlichkeit, städtische Behörden, Zünfte, Innungen und bürgerliche Gesellschaften, die Burschen, Gäste und Ehrengäste, die Deputationen und das Ministerium, sie alle stehen in Bereitschaft und warten mit Ungeduld, daß sich der Zug in Bewegung setzen möge. In Reihe und Glied, vier Mann hoch, stehen sie da, viele von ihnen haben bereits ein, zwei und drei Mal ihre Fahne verlassen und sich auf dem nahen Fürstenkeller Stärkung und Muth zum Ausharren getrunken, aber es kommt kein Leben in das Ganze. Die Vordersten sind unwillig über die Letztern, und die Letztern über die Vordersten, und über alle sind es die zahlreichen Zuschauer, welche sich Kopf an Kopf zu beiden Seiten des Weges drängen.

Da wird der Himmel selbst ungeduldig, den heitersten Sonnenschein hat er bis dahin gratis zum Besten gegeben, es hat nichts geholfen, nun thürmen sich finstre Wolken an ihm auf und rücken näher und näher. Tausend und tausend Augen blicken zu den Wolken auf, und nur die Glücklichen, welche einen Regenschirm besitzen, lächeln sorglos. Ein kleiner Sprühregen bringt neue Verwirrung und zahlreiche Desertionen hervor. Endlich ertönen die Glocken der Stadt, der Zug setzt sich langsam, langsam in Bewegung, und der Himmel giebt seinen Segen — nämlich Regen.

Feierlich ernst hat der Zug begonnen, aber immer schneller werden die Schritte, und unter Paukenschall, mit Regen und im Sturmschritt, geht es endlich in die Kirche hinein. Glücklich der, der von den Tausenden einen Sitz gefunden, denn wohl nie hat Jena's Kirche soviel Häupter umfaßt, wohl noch nie ist der Anfang des Gottesdienstes mit solcher Sehnsucht herbeigewünscht, denn der Zug nimmt kein Ende, und die Stimmung ist sehr wässerig. Als aber endlich der Gesang beginnt: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!" als Tausende von Kehlen kräftig einstimmen, da hebt sich die Stimmung, die Begeisterung zieht ein in die Brust, und als endlich Der, der die Festpredigt hält, auf der Kanzel erscheint, als die kräftige Stimme des Geheimen Kirchenrathes und Professors Schwarz die ersten Worte spricht: „Unser Anfang geschieht und unsre Hülfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat," als er mit freien Worten und freiem Geiste den 15.—19. Vers des achtzigsten Psalms auf die Jubelfeier anwendet, da werden die nassen Stiefel und Röcke vergessen, es weht die alte freie Luft Jena's durch das Gotteshaus hin und reißt Alle in erhebender Begeisterung mit sich fort, Alle — zum wenigsten alle Die, welche aus freiem Antriebe gekommen sind, das Fest mitzufeiern, denen die Worte an der Festhalle: „Siehe, das ist Bruder Studium" frisch und warm in's Herz hinein geleuchtet haben.

Der Festgottesdienst ist zu Ende. „Das war eine Rede, kräftig und frei!" hören wir ringsum sprechen, und das war sie im wahren und guten Sinne des Worts. Kräftig und frei, wie sie wohl kaum in einer andern Stadt gehalten werden wird, denn nur in Jena's Luft kann sie gedeihen.

In langem Festzuge, in der Ordnung wie zuvor, geht es nun aus der Kirche durch die Saalgasse und über den Löbdergraben auf den Markt, zur Enthüllungsfeier des Johann-Friedrichs-Denkmals. Die Sonne blickt wieder freundlich auf Jena herab, und wohl nur darum rückt der Festzug so unendlich langsam vorwärts, um Hüte und Röcke zu trocknen. Doch, Alles nimmt ein Ende, so endlich auch dieser Zug auf den Markt. Der ganze Markt ist mit Menschen erfüllt, Kopf an Kopf. Aus den Fenstern, von den Dächern blicken Neugierige. Auf den Tribünen ist kein Raum mehr, und nur der Großherzog mit seiner Umgebung hat auf der eigens für ihn erbauten Tribüne Raum, sich zu bewegen.

Glücklich Der, dem es gelingt, sich durch die Tausende von

Menschen aus der erdrückenden Hitze durchzuarbeiten, um an einer freien Stelle Luft zu schöpfen. Es entgeht ihm zwar die nimmer enden wollende Rede des Curators und geheimen Staatsraths Dr. Seebeck, aber welches sterbliche Ohr hat in dem Gedränge mehr davon gehört, als ein einzelnes unverständliches Wort? Selbst den Göttern wird sie unverständlich gewesen sein, aber sie und alle Sterblichen können sie für wenige Groschen gedruckt lesen.

Ein lautes, donnerndes „Hoch!" verkündet endlich, daß die Hülle gefallen ist, und da steht der erzene Johann Friedrich, das Schwert in der Rechten, und die Bibel in der Linken an die Brust gedrückt. Er blickt fest und ernst auf die Tausende ringsum, als ob er ihnen zurufen wollte: so müßt Ihr es machen, wenn es noth thut, kräftig darein schlagen, nur nicht wanken!

Das Denkmal wird an den Bürgermeister übergeben, der Schlußvers des Johann-Friedrich-Liedes gesungen, dann zerstreuen sich die Gäste, um in irgend einem Wirthshause Ruhe und Bier zu suchen, denn lange Reden machen durstig, das ist eine alte Erfahrung.

Um zwei ein halb Uhr ist großes Festdiner der eingeladenen Gäste in dem neuen Bibliothekgebäude, an welchem auch der Großherzog von Weimar mit seinem Gefolge Theil nimmt. Doch was kümmert uns das Festdiner mit seinen fünfzehn Gängen, mit seinen Toasten und Reden? Champagner ist nicht für uns gewachsen. Das Couvert kostet vier Thaler, und dafür giebt es hundertundsechszig Kännchen Bier in Lichtenhain, frisch vom Faß. Geht nur mit uns, Lichtenhain liegt traulich an einen Berg geschmiegt, und auf den Bergen lebt man lustig und frei. Ihr sitzet dort nur auf hölzernen Bänken, und ein Hausknecht mit blauer Schürze kredenzt Euch das Bier, aber dort trefft Ihr Bekannte und Freunde, ächte alte Burschen, dort könnt Ihr singen und lustig sein, wie Ihr es einst vor Jahren gewesen. Und die Lichtenhainer heißen Euch mit vollem Herzen willkommen, denn sehet, auch sie haben eine Ehrenpforte aus Baumzweigen erbaut, und aus dem Fenster des Wirthshauses flattert die alte vergilbte Bierfahne. Ha, Ihr lächelt ihr entgegen, weil Ihr sie kennt.

Erst gegen Abend kehren wir zu der Festhalle zurück, denn von 6 bis 8 Uhr ist Concert in derselben, und erst um 8 Uhr beginnt der Fackelzug der Studierenden.

Wir treten wieder in das Paradies, weil wir uns noch im vollen Unschuldszustand befinden, wir werfen unsern ersten Blick auf die Festhalle, wo die Inschrift stand: „Siehe, das ist Bruder Studium", aber die Inschrift ist verschwunden, der Regen hat den Bruder Studium aufgelöst und vernichtet, er ist herabgestürzt. Der Bruder ist gerissen, die sinnige Inschrift liegt an der Erde, und hunderte von Füßen schreiten darüber hinweg, und machen es wie die großen Herren: sie treten dem Bruder Studium auf den Kopf.

Es ist eine Strafe und Rache des Himmels, daß er diese Inschrift vernichtet hat, denn sie wäre jetzt nur noch ein Hohn gewesen. Blickt hinein in die Festhalle: Crinoline neben Crinoline, Schleier und Mantillen starren Euch entgegen. Sie sitzen auf den Bänken, und vor ihnen auf den Tafeln stehen Krüge mit Bier, denn Bruder Studium muß Bier trinken, sie versperren Euch den Weg durch die Festhalle, sie hindern Euch, Eure Freunde und Bekannte aufzufinden.

Endlich habt Ihr dort ein befreundetes Gesicht erblickt. Ihr wollt zu ihm eilen, aber einige Crinolinen drängen sich dazwischen. Ihr sucht nach einem Aus- und Nebenwege, Ihr wollt die Frauen und Jungfrauen ehren und sie nicht zur Seite drängen; aber wo Crinolinen wandeln, bleibt kein Nebenweg mehr übrig. Ihr müßt hindurch, sonst entflieht Euch der Freund. Und habt Ihr Euch endlich durch die stählernen Ringe, auf die Gefahr Eurer Beine hindurchgearbeitet, kümmert Ihr Euch den Kukuk um die erzürnten Blicke, welche Euch folgen, und sucht nun Euren Freund — Ihr sucht ihn vergebens, denn eine Woge von Crinolinen und Reifröcken hat ihn mit sich fortgedrängt.

Vor dem Eingange zu der Festhalle im Paradiese stehen einige Engel und halten Wache. Es sind zwar nur gewöhnliche Philisterkinder mit schlechten Röcken, denen man es nur an einem um den Arm geschlungenen Bande ansieht, daß sie Engel sind, aber ihre Wache ist gut, und sie sind strenger wie St. Petrus am Himmelsthor. Nur die Burschen und Gäste, welche ein Zeichen, das sie sich für fünfzehn Groschen erschwungen haben, im Knopfloch tragen, haben Eintritt in die Festhalle, aber ein Jeder, der fünfzehn Groschen daran wendet, erhält ein solches Zeichen, er wird zum Burschen gestempelt und hat Eintritt in die Festhalle. Nur die Damen gehen frei ein — sie sind geborne „Bruder Studium".

Es geht laut und lustig her in der Festhalle. Lieder und Gläserklirren übertönen selbst noch die Pauken und Trommeten der Musik. Die Jenenser wissen, wieviel Bier ein irdischer Leib zu trinken vermag, und es ist kein Mangel daran zu befürchten, obschon die Damen fleißig mittrinken. Die alten Bekannten finden sich wieder, und so oft man sich umschaut, erblickt man eine rührende Erkennungsscene alter Burschen. Sie eilen mit offenen Armen einander entgegen, begrüßen sich mit einem Kuß, und daran erkennt man daß es Geistliche sind, denn die verstehen sich auf einen collegialischen Kuß.

Erst gegen acht Uhr wird es stiller in der Festhalle. Burschen, Gäste und Damen eilen fort, um dem Fackelzuge beizuwohnen, der, ein Musikcorps voran, durch die Straßen der Stadt und über den Markt zieht. Doch was läßt sich von einem Fackelzuge sagen. Einige Burschen mit Barett, Schärpe und den Schläger in der Hand führen ihn an, die Fackelträger selbst sind im seltsamsten Aufzuge. Einige haben die Röcke umgewandt, um die innere Seite dem Pechqualme preiszugeben, andere haben Röcke und Westen ganz abgelegt, zum Jammer ihrer Waschfrauen, noch andere haben sich in Tücher und Säcke gehüllt. Die Zahl der Fackeln ist eine große, und der Zug ist lang, noch größer ist der Pechqualm, der in kräuselnden Wolken zum Himmel emporsteigt und den Zuschauern aus den Fenstern empfindlich entgegendringt, und am größten ist die Menge der Neugierigen, welche alle Straßen und den ganzen Markt erfüllt.

Die Tribünen sind von der Jenenser Jugend bereits seit mehreren Stunden besetzt, um den richtigen Augenblick nicht

zu verpassen, auf der großherzoglichen Bühne prügeln und stoßen sich die Jungen um den besten Platz und das schöne Vorrecht, den Pechqualm aus der ersten Hand zu genießen — das ist Alles.

In der Festhalle beginnt nach dem Fackelzuge ein Commers sämmtlicher Corpsburschen, doch der ist wie jeder Studentencommers. — Der Burgkeller zieht mit lautem Sang und Klang nach seiner alten Feste, dem Burgkeller, der wie am Abend zuvor festlich erleuchtet ist, um dort noch einige Stunden mit den alten Häusern zu trinken und zu singen, und wir haben uns längst zur Ruhe begeben, da tönt noch von der Straße herauf zu uns Singen, Jubel und Wagengerassel, denn noch fortwährend kommen neue Gäste an, um vielleicht stundenlang in der überfüllten Stadt nach einem Quartier zu suchen, bis auch sie endlich auf einem Sopha, oder selbst auf einem Bunde Streu Ruhe und Schlaf gefunden haben, denn obdachlos lassen die Jenenser Bürger keinen ihrer Gäste.

Die Sonne des zweiten Festmorgens ruft uns früh wach, denn sie strahlet goldig und verheißt einen heitern und warmen Tag. Wohl mögen Viele, welche erst der hereinbrechende Morgen aus dem Paradiese vertrieben hat, noch ruhig und fest schlafen, aber zahlreiche Andere sammeln sich wieder schon, denn von sieben bis acht Uhr ist Musik in der Festhalle und von dort aus wandern sie nach den nahen Bergen oder dem traulichen Ziegen- und Lichtenhain, um die Aussicht und Bier zu genießen, denn beides ist in Jena unzertrennlich.

Zwar findet um neun und ein halb Uhr wieder ein feierlicher Festzug von dem neuen Universitätsgebäude durch mehrere Straßen und über den Markt in die Collegienkirche statt, wo Festmusik ertönt und der Professor eloquentiae eine lange lateinische Festrede hält, aber die Kirche vermag nicht all die Burschen und Gäste zu fassen, das haben die meisten bedacht und haben sich dem Zuge deshalb nicht angeschlossen. Sie verlangen auch nicht nach der Festrede, ihre Stimmung ist bereits festlich genug und wird es in Ziegen- und Lichtenhain noch in einem höhern Grade, und ohnehin sind sie von der Beredsamkeit des Redners hinlänglich überzeugt, sie glauben das Beste davon, ohne die Rede selbst anzuhören — es giebt ja gute und schlechte Reden im Leben genug.

Um zwei Uhr Mittags ist wieder Festdiner für die eingeladenen Gäste im neuen Bibliothekgebäude, ganz wie am Tage zuvor, es werden Toaste ausgebracht und wird viel Champagner getrunken, gemüthlicher aber geht es in den einzelnen Wirthshäusern zu, wo die Bekannten und Freunde sich zusammengefunden haben und die alten längst entschwundenen Zeiten in der Erinnerung wieder auffrischen und ihnen und Jena ein vielfaches Hoch bringen.

Wir haben Zeit, denn erst um fünf Uhr beginnt das Concert in der Festhalle wieder, und ruft Fremde und Einheimische dort zusammen. Wir schreiten durch die Straßen der Stadt, um all die alten Orte wieder aufzusuchen, die uns einst so lieb waren, und die sich in unserer Erinnerung so frisch erhalten haben. Sie sind wenig verändert, wir erkennen sie auch im Festschmucke wieder, denn die Stadt ist die alte und dieselbe geblieben. Aber Eins fällt uns auf, ein schönes Zeichen der Pietät. Die Stadt hat sich und all den großen Männern, welche einst in ihr gelernt und gelehrt haben, dadurch ein dauerndes Denkmal gesetzt, daß sie die Häuser, in denen sie gewohnt, mit Gedenktafeln bezeichnet hat, auf denen ihre Namen und die Jahre, in welchen sie dort geweilt, zu lesen sind.

Passender konnte sie ihre dreihundertjährige Jubelfeier nicht begehen, schöner konnte sie es nicht zeigen, welche Männer in ihr geweilt haben. Jena steht in dieser Beziehung vielleicht einzig unter allen Städten gleichen Ranges da. Nicht blos die ganze Stadt ist ein Denkmal der großen Ideen, die in ihr entstanden, und in ihr eine Wiege und Pflanzstätte gefunden haben, hunderte ihrer Häuser sind durch die Inschriften, welche an ihnen prangen, zu Denkmälern für alle Zeiten geworden.

Es ergreift uns ein erhebendes und wehmüthiges Gefühl, wenn wir aus den Inschriften lesen, daß der Nestor unserer Wissenschaften, Alexander von Humboldt mit seinem längst geschiedenen Bruder Wilhelm hier einst in demselben Hause gewohnt hat, das außer diesen beiden Namen noch die von fünf bis sechs anderen berühmten Männern aufzuweisen hat. Dort an jenem kleinen Hause prangt der Name Schiller's, dort der Hegel's, Fichte's, Schelling's, Oken's und Anderer. Hier wohnte einst Goethe, hier Friedrich II., dort Striegel, der erste Professor der Universität — doch es lassen sich die Namen nicht alle aufzählen und nennen, in den Büchern der Geschichte und Wissenschaften sind sie tief und unvergeßlich eingeschrieben. Aber Jena kann stolz darauf sein, es ist groß dadurch, und es ist als ob der Geist all dieser Männer durch die Stadt hin wehte und sie anhauchte mit Kraft und Jugendfülle. Ja, es giebt nur ein Jena — und es leuchtet hell und klar an dem geistigen Himmelszelt.

Wieder treten wir gegen Abend ein in das Paradies und in die Festhalle. Die sinnige Inschrift über dem Eingange ist nicht wiedererstanden, und es ist gut, daß der Regen sie vernichtet hat, denn der Bruder Studium wird an diesem Tage noch mehr als an dem zuvor von den Damen und unberechtigten Gästen erdrückt und verdrängt. Er muß froh sein, daß der Himmel gnädig ist und ihm gestattet, auf den Bänken und an den Tafeln vor der Festhalle Platz zu nehmen. Denn nicht Wärme, nicht Staub, nicht Gedränge und Spectakel vermag die Damen aus der Festhalle zu vertreiben. Sie fühlen sich unendlich wohl in dieser paradiesischen Luft, ihnen schmeckt das Bier, und sie können sich nicht genug anschauen den Bruder Studium, den jungen und den alten; so gut wird es ihnen in langen Jahren nicht wieder geboten.

Um acht Uhr ist Ball in den akademischen Rosensälen, aber die ächten Burschen reflectiren nicht darauf. Der Großherzog und die Deputationen nehmen daran Theil; dennoch hat es mehr Reiz für den Burschen, den jungen wie den alten, das farbige Burschenband über der Brust zu tragen, unter freiem Himmel an Freundes Seite zu sitzen und die alten lustigen Lieder zu singen, als sich in weiße Weste und weiße Handschuhe zu zwängen, sich steif zu verbeugen und steif zu tanzen.

Der dritte Jubeltag hat endlich begonnen. Wieder ist wie an dem Morgen zuvor früh von sieben bis acht Uhr Concert in der Festhalle, und um neun und ein halb Uhr findet in derselben Ordnung ein Festzug in die Collegienkirche statt, wo die Ehrenpromotionen der vier Facultäten abgehalten werden. Die Kirche ist mit Menschen bis zum Ueberfluß erfüllt, doch die Damen und die durch fünfzehn Neugroschen in Burschen verwandelten Philister fehlen, denn die lateinischen Reden sind ihnen trotz aller Gelehrsamkeit zu langweilig, und ihnen würde selbst ein Cicero wenig Geschmack abzugewinnen vermögen.

Die Damen haben auch nicht Zeit, den Ehrenpromotionen beizuwohnen, sie müssen sich rüsten auf den Nachmittag, wo um vier Uhr Commerce der verschiedenen Verbindungen in dem Paradiese stattfinden, zu denen die Stadt Jena das Bier giebt.

Auch die meisten der Gäste wohnen den Ehrenpromotionen nicht bei, denn sie haben wenig Hoffnung, daß ihnen der Doctorhut aufgesetzt wird, und die Stunden, in denen sie mit ihren Freunden vereint sind, rinnen bald dahin. Wann wird aber die Zeit wiederkehren, wo sie wieder zu so frohen Stunden vereint werden? Der Eine zieht ja gen Norden, der Andere gen Süden, und an viele von ihnen tritt der Tod schon nahe heran. Da gilt es, die frohe Minute zu ergreifen, und nicht eine einzige ungenossen vorüberziehen zu lassen.

Und mit jeder Stunde kommen noch neue Gäste und Freunde an, denn immer und immer noch rollen Wagen mit lustigen alten Burschen in die Thore der Stadt hinein, und der Jubel wird größer und größer.

Früher als die Zeit bestimmt ist, eilen die Gäste in das Paradies und die Festhalle. Dort ist ja das Herz und die Seele der ganzen Jubelfeier, dort finden die Freunde und Bekannten, wenn sie getrennt sind, sich immer und immer wieder zusammen, dort wohnt der ächte freie, sorglose und ungenirte Burschengeist, der dieses Fest vor vielen Tausenden auszeichnet, der unter all den vielen Tausenden begeisterter und aufgeregter Köpfe auch nicht eine Störung, nicht einen Streit aufkommen läßt.

Ein Jeder, der an diesem Tage fünfzehn Groschen erübrigen kann, eilt zur Festhalle und vor Allen die Damen, im größten Putz. Was Jena und seine Umgebung zehn Meilen in der Runde an Jungfrauen und Frauen aufzuweisen hat, die ein gutes Kleid besitzen, die haben sich zeitig in der Festhalle eingefunden und schwärmen unruhig und ungeduldig umher, bis die einzelnen Verbindungen mit Fahnen und Chargirten aufmarschiren, und auf den Bänken und an den Tafeln vor der Festhalle Platz nehmen, um die Commerce zu beginnen.

Die jugendlichen, frischen Burschengesichter scheinen vor Allem große Anziehungskraft zu besitzen, denn auf sie sind vorzugsweise die Blicke der Damen gerichtet. Wenig kümmern sie sich um die Gäste, denn die meisten von diesen haben greise Haare und Weib und Kind daheim.

Endlich beginnt der Commers. Auf der Tribüne vor der Festhalle sind die Verbindungsfahnen aufgepflanzt, und die ersten Chargirten der einzelnen Verbindungen haben auf ihr Platz genommen. Die blanken Schläger pochen auf die Tafeln, und Ad loca! tönt es. Der Großherzog ist erschienen, es wird ihm ein volles Glas gereicht und ein lautes donnerndes „Hoch!“ aus hundert und aber hundert Kehlen gebracht. An den beiden entgegengesetzten Eingängen zur Festhalle liegen mächtige Bierfässer, aus denen unaufhaltsam die Gabe der Stadt Jena fließt. Die Fässer sind von Dürstenden und Ungeduldigen umlagert, und es ist ein Gedränge, als ob dort der Quell des ewigen Lebens flösse. Bald sind die Fässer geleert, neue werden herbeigeschafft, um ebenso schnell wieder geleert zu werden, bis die Burschen selbst die Sache in die Hand nehmen und unter lautem Jubel eine Anzahl Fässer an die ihnen bequem gelegenen Orte rollen.

Da wird von der Tribüne herab das Zeichen gegeben, die Musik fällt ein, und Tausende stimmen Theodor Körners schönes Lied an: „Auf, schwärmt und trinkt, geliebte Brüder! Wir sind uns alle herzlich Freund, sind eines großen Bundes Glieder, im Leben wie im Tod vereint. — Und trotz der Zeiten Sturm und Graus, wir halten treu und redlich aus!“

Selbst die Damen, welche wie ein schöner farbiger Blumenkranz die Burschen umgeben, welche auf Tischen, Stühlen und Bänken stehen, um sich nichts entgehen zu lassen, singen mit, denn die Lieder sind in zahlreichen Exemplaren gedruckt und vertheilt.

Horcht, wie das mächtig klinget und rauschet, denn einige tausend Kehlen singen das Lied. Horcht, wie es an den nahen Bergen widerhallt, seht, wie die Fahnen lustig dazu flattern! Das ist ein Commers, wie er wohl selten stattgefunden!

Und nach kurzer Pause wird das zweite Lied angestimmt: „Stoßt an! Jena soll leben, hurrah hoch! Die Philister sind uns gewogen zumeist, sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt. Frei ist der Bursch! frei ist der Bursch!“ — Ja, frei ist der Bursch, zum wenigsten in Jena und in dieser Stunde! Das fühlt ein jedes Herz, denn kein Burschenherz ist auf der weiten Wiese des Paradieses, in welchem diese Worte nicht ein mächtiges Echo fänden, welches nicht wüßte, was es heißt: Frei ist der Bursch! — Schaut Euch um, und Ihr werdet in manchem, manchem alten Auge eine Thräne erblicken. Ihr werdet sehen, wie die Brust sich hebt und weitet, denn wie ein Freiheitssturm braust dieser Sang dahin.

Und wer kennt all die Erinnerungen, welche dieses Lied und dieser Augenblick in der Brust des Einzelnen erweckt? Seht, dort steht ein Greis, der älteste unter all den alten Burschen, die zur Jubelfeier gekommen. Er hat bereits 1792 in Jena studiert, neben ihm steht sein Sohn, und sein Enkel sitzt dort am Tische unter den Burschen und feiert den Commers mit. Alle drei haben in dieser Stadt studiert. Das sind drei Generationen, welche hier vertreten sind, und schon ein einziges Menschenleben kann so viel liebe und schmerzvolle Erinnerungen umfassen.

Höher und höher steigt die Stimmung, und stets lauter wird der Jubel, das Bier der Stadt Jena übt seine Wirkung. Manche zarte Damenlippen thun einen kräftigen Zug aus dem Glase, das ihnen durch einen Burschen dargereicht wird, sie trinken ihm tüchtig Bescheid. Und der Himmel scheint sich über das lustige Treiben zu freuen, denn er wölbt sich heiter und blau über das Paradies mit den Tausenden von

Erdenkindern, und die Sonne scheint ihnen warm auf die Köpfe. Prorector und Exprorector bekommen ihr Vivat, die Stadt Jena und die Damen ihre „Hochs". Reden werden gehalten, in dieser Stunde gilt nur ein allgemeines Du — es ist ein Tag aus dem goldenen Zeitalter, wo die Professoren neben den Studenten an einem Tische sitzen und Bier trinken, wo die Pedelle aus Langerweile und Gram darüber, daß sie nichts zu thun haben, spazieren gehen, und das Bier kein Geld kostet, sondern wie Wasser aus den Fässern rinnt. Es ist ein goldener, goldiger Tag.

Endlich wird das vierte Lied, der Landesvater, angestimmt.

„Alles schweige!
Jeder neige
Ernsten Tönen nun sein Ohr!"

So ertönt der Sang der Präsides, und Alles schweigt in feierlicher, ernster und wehmüthiger Stimmung, denn der Landesvater vor allem ist es, der die Erinnerung an die schöne entschwundene Jugend und Freiheit zurückruft.

Da fällt ein tausendstimmiger Chor ein und wiederholt die Worte, und es ist als ob selbst der alte Hausberg, der so freundlich in das Paradies hineinblickt, sich grüßend neigte, und das Echo an seinen Wänden tönt wie sein eigener Sang.

Es läßt sich die Stimmung nicht wiedergeben, welche der Landesvater weckt, denn er ist ja gleichsam der Gipfelpunkt des ganzen Burschenlebens. Die Wangen glühen, die Augen blicken gerührt und feurig darein — wenn dieses Lied verhallt, wenn die blanken Schläger wieder ruhen — noch einige Minuten, und die schöne Jubelfeier ist beendet. Der nächste Morgen führt all' die, welche hier zu frohen Stunden vereint waren, wieder aus einander, aus einander vielleicht für die ganze Lebenszeit.

Darum klammern sich auch Alle an dieser Stunde, an dieser Minute fest, darum singen sie so laut und froh den Landesvater mit, darum athmen sie in vollen Zügen die frische, freie Burschenluft ein. Sie verjüngt sie um Jahre, und für Jahre sammeln sie in dieser einzigen Minute Kraft und Muth des Lebens und reichen Stoff für die Erinnerung — das ist ja die ächte Jubelfeier!

Die Festlichkeiten sind mit dem Landesvater beendet. Noch wogt das Paradies von Tausenden von Köpfen, und kein Engel mit dem Schwerte erscheint, um sie hinauszujagen. Wir können nicht scheiden, ohne noch einmal auf dieses frohe und buntbewegte Leben einen Blick zurückzuwerfen, ohne noch einmal diese drei Jubeltage rasch vor unserm Geiste vorüberziehen zu lassen, und der Stadt Jena im Herzen unseren innigsten Dank für ihre Liebe und Gastfreundschaft auszusprechen.

Keiner scheidet unbefriedigt. Schöner konnte die Feier nicht begangen werden, denn durch keinen Unfall, durch keinen Streit ist sie gestört — es war eine frohe und herrliche Jubelfeier. Und wenn manche von Denen, welche zu diesen Tagen in Jena vereint waren, nach Jahren sich wieder treffen werden, dann werden sie noch mit Freuden der drei lustigen Tage in Jena gedenken.

Fr. Fr.

Eine chinesische Stadt an der russischen Grenze.

Laut einer Uebereinkunft, die zwischen den Regierungen von China und von Rußland abgeschlossen worden — erzählt ein französischer Tourist — ist **Kiachta**, eine an der Grenze von Sibirien gelegene Stadt, der einzige Punkt, wo ein Handelsverkehr zwischen den beiden Reichen betrieben werden darf. Dort concentrirt sich der ganze innere Handel des nördlichen Asiens; dort leben die Agenten der reichsten Handlungshäuser von St. Petersburg. Während nun Kiachta der Sitz des russischen Handels ist, haben die Chinesen ein ähnliches Depot zu **Maimatschin**, welche Stadt auf ihrem Gebiete an derselben Grenze liegt, errichtet; beide Städte sind nur durch eine geschlossene Esplanade getrennt.

Auf der russischen Seite sieht man ein europäisches Thor mit einer Wache, und auf der chinesischen Seite erhebt sich ein prächtiger Eingang, mit einer Menge von Inschriften und mythologischen Figuren versehen.

Das Innere von Maimatschin trägt alle Kennzeichen einer chinesischen Stadt an sich.

Die Straßen sind gut angelegt, aber enge, und wenn man sie begeht, so sieht man nichts als weite nackte Mauern, hier und dort durch eine Thür unterbrochen, die stets geschlossen bleibt; denn in China herrscht die Sitte, sich in seiner Wohnung einzuschließen und von außen nichts von dem sehen zu lassen, was in derselben vorgeht. Hinter diesen traurigen Mauern ist es, wo die Privatwohnungen aufgeführt sind; eine jede derselben bildet einen offenen Hof, um den sich die Gemächer zum Gebrauch für die Familien reihen, wie auch die Buden, in welchen Handel getrieben wird. Diese Wohnungen sind im Allgemeinen mit großem Luxus möblirt; man sieht dort lakirte Tische, große Spiegel und Gemälde, und alle Fußböden sind mit hübsch gezeichneten Matten belegt. Das Hauptmöbel jedoch ist der Divan, eine Art großen Sopha's, der seinen Platz in dem Salon hat, und auf den sich die Chinesen ganz in der Weise der Morgenländer, mit untergeschlagenen Beinen setzen. Jedes Privathaus hat ein Blumenbeet, dessen Cultur eine Lieblingsbeschäftigung dieses merkwürdigen Volkes ist. Die auffallendste Eigenthümlichkeit dieser chinesischen Stadt aber ist die gänzliche Abwesenheit von Frauenzimmern, die dort durchaus nicht geduldet werden; wahrscheinlich wegen der Nähe der europäischen Etablissements.

Ein russischer General, der unlängst Kiachta und Maimatschin besuchte, giebt folgende Beschreibung von dem ceremoniellen Besuch, den er bei Tsin-hoe — einem vornehmen Chinesen und Hauptagenten des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten — abgestattet hat. „Es ward verabredet, daß ich die Einladung zum Mittagsmahl bei Tsin-hoe auf den andern Tag annehmen sollte, und in der Zwischenzeit schickte ich einen Adjutanten zu ihm, um ihm die gebräuchlichen Complimente zu machen. Den nächsten Tag begab ich mich, von dem Grenz-Inspector, dem Zolldirector, einigen andern Beamten

und einem Detachement Kosacken begleitet, nach Maimatschin. — Unser Amphitryon empfing uns an der äußern Thür seines Gemachs, und nachdem er uns in englischer Weise die Hand gedrückt hatte, führte er uns in seinen Salon, wo er auf dem Divan Platz nahm. Es wurde uns sofort in porzellanenen Gefäßen, deren Unterschüsseln die Form eines Bootes hatten, Thee präsentirt, und darnach wurden trockene Früchte und Eingemachtes aufgetragen. Nach Beendigung dieser vorläufigen Ceremonie stellten wir gegenseitig unsere Officianten vor.

Die Unterhaltung begann mit Gemeinplätzen über unser Alter, unsere Familienverhältnisse, unsern Rang in der Gesellschaft; darnach ging man in einige Einzelheiten über die Waffen und die Trachten ein, und endlich suchte der neugierige Chinese durch geschickt gestellte Fragen hinter den Zweck meiner Reise zu kommen. Ich ergötzte mich sehr an den Umschweifen, die er für nothwendig hielt, und da ich keinen Grund hatte, meinen Zweck zu verheimlichen, so sagte ich ihm rund heraus, daß, da ich auf Befehl des Kaisers die metallurgischen Etablissements der Provinz Nertschinsk zu bereisen hätte, ich von der Neugier getrieben worden sei, auch diesen interessanten Punct unserer Grenze zu besuchen. Ich weiß nicht, ob er meinen Worten Glauben geschenkt haben mag, doch schien er mindestens damit zufrieden gestellt zu sein, und ich werde sicher die Ehre gehabt haben, in einem Berichte an seine himmlische Majestät zu figuriren. Unsere Unterhaltung geschah unter dem Beistande eines Dolmetschers. Als angezeigt wurde, daß angerichtet sei, gab der Dsargutschey mir die Hand und führte mich so in den Speisesaal. Die Zahl der Gäste belief sich auf fünf, und der Tisch war nicht viel größer, als ein gewöhnlicher Spieltisch. Einem jeden von uns waren zwei porzellanene Schälchen hingesetzt worden, von welchen das eine leer und das andere halb mit Essig angefüllt war. — Wir hatten uns Messer und Gabeln mitgebracht, indem die Chinesen sich nur kleiner Stäbchen bedienen, die sie mit den drei vordern Fingern der rechten Hand ungemein geschickt zu handhaben wissen, sodaß sie selbst flüssige Sachen damit essen können.

Der Tisch war mit Gerichten bedeckt, die in ähnlichen Unterschüsseln aufgetragen wurden, als diejenigen waren, die uns statt der Teller dienten; die Gerichte aber bestanden aus kleinen Stücken Schweine- und Hammelfleisch, aus Geflügel und Wildpret, in Fett geschmort. Man legt sich seine Portionen auf die leeren Schüsseln, die man vor sich stehen hat, und ißt sie, nachdem man sie zuvor in Essig getunkt. Die Schüsseln mit Fleisch, mit Hülsenfrüchten, mit Kohl, mit Gurken und mit Zuckerbackwerk wurden wechselsweise herumgereicht. So wurden uns nach einander 52 Schüsseln präsentirt. Ich kostete von mehreren derselben, Anfangs aus Neugier, und später, weil der Dsargutschey nach den Regeln der chinesischen Artigkeit mir ohne Unterlaß die leckersten Bissen vorlegte. Die Mahlzeit endigte mit acht verschiedenen fetten Suppen, dem Maximum der chinesischen Etikette, derzufolge die Zahl der Schüsseln nach dem Ansehn der Gäste eingetheilt sein muß.

Außer Messer und Gabeln hatten wir auch Brot für uns mitgebracht, indem die Chinesen sich dessen nie bedienen. Während des Essens wurden uns fortwährend kleine Blätter Silberpapier gereicht, um uns den Mund damit abzuwischen. Das Getränk bestand in einer Art von Branntwein aus Reis, von sehr unangenehmem Geschmack. Wasser war nicht vorhanden, und die Gläser glichen denen, in welchen in Frankreich Liqueure präsentirt werden. Die Mahlzeit währte ungefähr eine Stunde, und die sehr lustige und lebendige Unterhaltung betraf die Manieren der chinesischen Damen. Ein Europäer findet sicher wenig Geschmack an einem chinesischen Diner, doch sind ihre Hasche's von Schweinefleisch und ihre Gebäcke nicht übel. Ihr Essen wird sehr sauber bereitet und aufgetragen, ihre Küchen sind sehr gut gehalten, und das Brennmaterial wird in einer sehr sinnreichen Weise benutzt. Schade für die chinesische Küche, daß man nicht spärlicher mit dem Fette umgeht! Auch sind die Speisen allzureichlich mit Knoblauch und andern starken Ingredienzen gewürzt. Das Schweinefleisch ist den Chinesen das liebste. — Nach aufgehobener Tafel kehrten wir in den Saal zurück, wo uns wieder Thee und herrliche Confituren gereicht wurden. Was den Thee betrifft, so bemerke ich noch, daß man ihn in China ganz anders bereitet wie bei uns. Es wird eine große Bowle halb mit schwarzem Pekko angefüllt, welches der geschätzteste Thee ist, mindestens derjenige, von dem man den häufigsten Gebrauch macht; dann wird kochendes Wasser darauf gegossen, und wenn dieses gehörig gezogen hat, wird er ohne Zucker in Tassen gefüllt. Man gewöhnt sich bald daran, ihn so zu trinken, und er hat dann weit mehr Aroma. Der Thee, den wir bei dem Dsargutschey tranken, war übrigens von ganz ausgezeichneter Qualität.

Während wir beim Nachtisch waren, entfernte sich unser Amphitryon, um sich umzukleiden; es ist nämlich in China ein Zeichen der Artigkeit, wenn man seine Toilette nach dem Mittagstische macht. Als der Dsargutschey damit fertig war, kehrte er zu uns zurück. Er hatte ein sehr schönes seidenes Gewand, das in's Braune spielte, angelegt, und ein Unterkleid von gold- und silbergewirktem blauen Atlas. Er zeigte uns mehrere Seltenheiten, Bücher und Waffen und erbot sich, uns zu dem vornehmsten Tempel zu führen, um uns bis zur Stunde des Schauspiels die Zeit zu verkürzen. Dieser Tempel, der den allbekannten chinesischen Pavillons ähnlich sieht, war viereckig, mit einem großen Karnies, das auf Säulen ruhete, die das Gebäude umgeben. Die Säulen selbst sind vergoldet und mit Inschriften bedeckt; auf den Mauerwänden sind mythologische Embleme nebst Sprüchen aus den heiligen Büchern angebracht. Das Innere des Tempels ist in drei Abtheilungen geschieden; die Götzenbilder sind in Nischen aufgestellt, vor ihnen Tische mit brennenden Kerzen, Gefäße mit Wasser, wohlriechende Sachen und Opfergaben, aus Blumen, Korn und andern Dingen bestehend. Draperien und Fahnen, die über den Tischen herabhängen, verbergen die Götzenbilder den Blicken der Zuschauer. Die Wände sind al fresco in schimmernden Farben und in Gold gemalt. Diese Gemälde stellen die vornehmsten Thaten oder die merkwürdigsten Ereignisse aus dem Leben der Gottheiten dar, welchen der Tempel gewidmet ist, und vor allem die Gefechte, aus welchen die angesehenste derselben siegreich hervorgegangen ist.

Wenn man zu den Nischen gelangt ist, in welchen sich die

Götzenbilder befinden, die man beim Eintritt nicht bemerkt hat, so kann man sich bei dem Anblick dieser sonderbaren Gestalten, die ungefähr zwanzig Fuß Höhe haben und deren Züge gräulich sind, eines Schauders, ja eines Schreckens nicht erwehren. Ihr Anzug ist ebenso außerordentlich, als ihr Gesicht, und alle Gegenstände ihrer Umgebung sind mit einem Fleiße und einem Talente ausgehauen und gemalt, welche von Künstlern ersten Grades zeugen.

In dem Tempel, den ich besuchte, standen neun solcher Gottheiten, in drei Gruppen abgetheilt. In der Mitte befand sich der Fo, die Hauptgottheit, umgeben von den Acolythen, die zu ihrem Siege beigetragen. An den Unterseiten des Tempels gewahrte man die Götter des Krieges, der Gerechtigkeit, des Handels und des Ackerbaues, nebst einigen Idolen niedern Ranges. Der Gott Fo war der einzige, der in gelben Atlas, die heilige Farbe der Chinesen, welche nur der Kaiser tragen darf, gekleidet war. Der Tempel zu Maimatschin ist mir als einer der merkwürdigsten Gegenstände, die mir auf meinen Reisen zu Gesicht gekommen sind, erschienen.

Als endlich die Stunde des Schauspiels geschlagen hatte, begaben wir uns dahin und in die Loge des Dsargutschey. Das Theater glich denen, die man bei öffentlichen Lustbarkeiten in den Champs-Elysées aufzurichten pflegt. Es war mit vielem Geschmack in chinesischer Weise decorirt und hatte ein vorspringendes Karnies und war sehr gut gemalt. Oberhalb und auf den Säulen der Vorderbühne waren Inschriften angebracht. Die weiblichen Rollen wurden von jungen Leuten, hübsch von Figur und etwa fünfzehn Jahr alt, ausgeführt. Die Zuschauer saßen im Freien, mit Ausnahme des Dsargutschey und der vornehmsten Kaufleute, die dem Theater gegenüber Logen hatten.

Das Stück, das aufgeführt wurde, war ein Melodrama, und die Zwischenacte füllte eine lärmende Musik aus. Man muß diese Gräuelmusik gehört haben, wenn man sich einen Begriff von den heillosen Mißlauten machen will, die durch ungeheure Waldhörner, durch Flöten von sechs Fuß Länge, begleitet von Pauken und Tamtams und einer Art von Trommeln, die man eine Stunde weit und darüber hören kann, und vollends durch die alles überschreiende Trompete hervorgebracht werden können. Das Sujet des Stückes war der Geschichte von China entlehnt. Ein Kaiser wird durch einen Usurpator vom Throne gestoßen, der das Volk auf seine Seite zieht, indem er vorgiebt, vom Himmel inspirirt zu sein. Der Kaiser stirbt im Gefängniß, und die Kaiserin zieht sich in eine entfernte Provinz zurück, wo sie aber durch ihren Muth und ihre Anstrengungen einen Theil ihrer Unterthanen wieder anfeuert, den Usurpator bekämpft, ihn mit eigener Hand tödtet und ihren Sohn wieder auf den Thron setzt. Alles dieses ist mit Spielen und Gefechten untermischt, die weit lächerlicher sind, als die auf den kleinen Theatern in den Hauptstädten von Europa.

Nach allem, was ich habe in Erfahrung bringen können, sind die Chinesen von Maimatschin, selbst die vom höchsten Range, sehr unwissend in allen Dingen, die sie nicht persönlich angehen, oder stellen sich doch wenigstens so. Sie sehen sich als über alle andern Nationen der Erde erhaben an, oder alle andern Völker sind vielmehr in ihren Augen nur Barbaren, kaum besser als die Hunde. So wußte der Dsargutschey z. B. nicht einmal, daß es eine französische Nation in der Welt gäbe; er kannte in Europa nur die Engländer und die Portugiesen, und meinte, die Russen seien Asiaten. Aber in alledem, was ihre Eigenliebe, oder ihr Interesse betrifft, haben die Chinesen eine Urtheilsfähigkeit und einen Tact, der bei ihnen die Stelle des Unterrichts vertritt. Sie sind es nicht, die man ihrer Vorurtheile wegen anklagen darf, wohl aber ihre eitle und unwissende Regierung, die sie eingeschlossen hält und ihnen jede äußere Gemeinschaft verwehrt. Ich weiß, daß das chinesische Volk es gern sehen würde, wenn man ihm die Welt öffnete; es fühlt, was es dadurch alles gewinnen könnte. Aber nur mit Zittern wagen es einige unter ihnen, sich darüber gegen einen Ausländer zu äußern, weil sie wissen, daß den die furchtbarste Züchtigung treffen würde, der einen solchen Wunsch laut werden ließe; doch ist derselbe sehr allgemein verbreitet." —

H. A.

Wartburg und Giebichenstein.

— Ein uns neuer Dichter aus Schlesien, Robert Urban, hat unter dem Titel: „Sang und Klang in Gedichten" einen ziemlich starken Band seiner lyrischen Ergüsse zusammengestellt (Berlin bei Springer). Seinem Landsmanne und Freunde Karl v. Holtei ist die Sammlung gewidmet. Auf Behandlung der Legendenstoffe aufmerksam, heben wir zwei Balladen hervor, von denen uns die erste in der treuherzig biedern Weise ihres kräftigen Tones besonders gelungen scheint. Das zweite Gedicht schließen wir an um seiner stofflichen Verwandtschaft willen.

Die Wartburg.

Dermalen pflegte Keiner
Des Waidwerks also brav,
Als wie der zweite Ludwig,
Von Thüringen der Graf,
Sohn Ludwigs mit dem Barte,
Der „Springer" sobenannt,
Fürwahr der erste Waidmann
Im ganzen Sachsenland.

Hei, was sich durch die Loibe
Gar wilde Hatz entspann!
Bergauf, bergab wie Sturmwind
Und wiederum bergan,
Und steiler, immer steiler,
Fast trägt der Sporn das Roß,
Und plötzlich hält hochoben
Der Graf mit seinem Troß.

Da that sich tief im Grunde
Weit auf ein reich Gefild,
Darob erstaunt die Herren,
Vergaßen Jagd und Wild.
Wie dieser Platz befunden,
So ward der andern kein,
Genüber kecklich ragte
Die Veste Metilstein.

Da nahm der Graf die Rede
Und sprach: „Wart, Bergle, wart,
Hie will ein Burgle bauen,
Bei meines Vaters Bart!“
Und wie der Graf gelobet
Sothanen starken Eid,
Geschahe auch die Lösung
Und ward ihm nimmer leid.

Ob zwar der Metilsteiner
Zu toben arg begunnt,
Den Grafen schiert es wenig
Und legte festen Grund;
Da hat das Bergle wartet
Noch keine Jahre zween,
So hat davonnen trutzig
In's Land ein Burgle sehn.

Das Burgle hieß die Wartburg,
Just nach des Grafen Wort,
Und ward sein guter Name
Nachmals ein guter Hort,
Denn treu hat es gewartet
Den Wittenberger Mann,
Daß ihm der Teufel selber
Kein Härlein krumm gethan.

Ludwig der Springer.

Bei Halle hebt sich steil und jäh
Und steigt mit einem Male
Hoch, hoch hinauf in Wolkenhöh
Ein Felsen aus der Saale,
Drauf stand die Zwingburg wohlbemannt,
Davon das Sprüchlein ging im Land:
„Wer kommt auf Giebichensteine,
Kommt selten wieder heime!“

Von Thüringen Graf Ludwig dort
In Fesseln lag gefangen,
Das hatte ihm trotz Brief und Wort
Des Kaisers Groll verhangen.
„Herr Kaiser, ach,“ so klagte er,
„Hätt' ich getraut euch nimmermehr,
Ich wäre frei der Bande,
Und euch wär's keine Schande!“

Daheim die schöne Adelheid,
Die rang sich wund die Hände,
„O heil'ge Jungfrau benedeit,
Nun hat die Lust ein Ende!
Gebt mir zurück den Gatten mein,
Herr Kaiser, ach, die schwerste Pein
Trag ich an Seel' und Leibe,
O weh mir armen Weibe!“

Der Kaiser war indeß zum Streit
Gen Wälschland ausgezogen.
Er hatte noch sechs Edelleut'
Zum Wächteramt erwogen,
Die mußten wachen allezeit:
„Und wo das Gräflein mir entfleut“,
— So hatte er gesprochen —
„Sei es an euch gerochen.“

Den Grafen quälte täglich mehr
Die kaiserliche Vehme,
Er dachte hin und dachte her,
Wie er in's Freie käme,
Doch seine Wächter wachten gut,
Zu grimmig war des Kaisers Wuth —
So schlich die Zeit vorüber,
Zwei Jahre und noch drüber.

Da fielen seine Sünden groß
Ihm schwer auf's Herz darnieder.
Er legte in Sanct Ulrichs Schooß
Inbrünst'ge Beichte nieder,
Gelobte Besserung und Reu,
Und so er ihm behülflich sei
Dem Kerker zu entflüchten,
Ein Kirchlein zu errichten.

Der Kaiser war von Rom zurück.
Das hört' der Graf mit Beben
Und harrte jeden Augenblick
Des Spruchs auf Tod und Leben.
Doch ob er noch so brünstig bat,
Sanct Ulrich hatte nicht die Gnad',
Trotz Buße und Versprechen
Die Fesseln zu zerbrechen.

So lag er einst in finstrer Nacht
Und hatte wohl in Thränen
An Weib und Kind daheim gedacht —
Da stillt der Schlaf sein Sehnen,
Ihm kommt ein wunderbarer Traum:
Hoch über eines Abgrunds Raum
Steht er auf schmahler Zinne,
Es schwindeln ihm die Sinne.

Und plötzlich sieht er neben sich
Ein mildes Licht ergossen,
Und bei ihm steht Sanct Ulerich,
Vom Heil'genschein umflossen,
Und rührt ihn segnend mit der Hand
Und spricht: „Wohlan, ich bin gesandt,
Der Noth dich zu entheben,
Ich will dir Flügel geben!“

Und ob ihm schier das Blut gerinnt,
Schon will es ihn bedünken,
Als faßte ihn ein Wirbelwind,
Er fühlt sich stürzen, sinken,
Ihm wird so weh, er fällt und fällt —
Doch endlich trägt ihn wohlbestellt
Sanct Ulrich voll Erbarmen
In Adelheidens Arme. —

Der Graf fährt aus dem Schlaf empor,
„Herr Gott, wie war mir eben?“
Noch klingt's ihm wie Gesang im Ohr:
„Ich will dir Flügel geben!“
Er trocknet von der Stirn den Schweiß
Und sinkt in's Knie und betet heiß:
„Sanct Ulrich, sei gepriesen,
Hast mir den Weg gewiesen!“

Fortan verschmäht er Speis' und Trank,
Die Wächter zu verblenden,
Und thut so matt und thut so krank,
Als müßt' er stündlich enden.
„Und weil mich Gott von hinnen trennt,
So macht' ich gern mein Testament,
Und Beicht' und Buß' desgleichen,
Laßt mir die Oelung reichen.“

Bald kam ein Priester, um nach Pflicht
Dem Sterbenden zu dienen.
Der Graf erzählt ihm das Gesicht,
So ihm im Traum erschienen;
Der fromme Vater staunte baß:
„Und that Sanct Ulrich selber das,
So ist an meinem Segen
Nicht sonderlich gelegen!“

Darauf nach Wunsche und Bescheid
Schrieb statt dem Testamente
Das Pfäfflein an Frau Adelheid
Viel Grüß' und Complimente,
Und daß des Grafen schnellstes Roß,
Der Schwan genannt, nebst reis'gem Troß
Heut über sieben Nächte
Am Saalstrand harren möchte.

So träge schlich, so schwühl und bang
Noch keine Zeit vorüber.
Der krank nur schien, war mehr als krank
An dem Erwartungsfieber.
Er fühlte jeden Herzensschlag —
Doch endlich, endlich kam der Tag,
Und zur bestimmten Stunde
Sah er den Schwan im Grunde.

Und plötzlich seinen Hütern gut
Mit grimmiger Entrüstung
Schlug er die Krücken um den Hut
Und schwang sich auf die Brüstung,
„Nun, heil'ger Ulrich, steh' mir bei!"
Ein rasches Kreuz — „wohlan, es sei!"
Und von dem Fensterrahmen
Hinab in Gottes Namen! — —

Entsetzlich tief, entsetzlich weit,
Ein Sprung, kaum abzusehen,
Es blieb dem Grafen volle Zeit,
Um unterwegs zu flehen:
„Maria, Mutter Gottes du,
O reich auch deine Hand mir zu!"
Und jählings sausten nieder
Ins Fluthengrab die Glieder.

Und rechts und links zerstob, zerbrach
Wie Spreu die Wogenfülle.
Dann glättet es sich allgemach,
Und ringsum Todtenstille.
Nur drunten noch, da grollt es dumpf.
Doch plötzlich, sieh, ein Arm, ein Rumpf,
Ein Schrei, ein Kampf und Ringen,
Und Gott läßt es gelingen!

Und aus den Wellen hebt man ihn
Und trägt ihn ans Gestade,
Und mit den Seinen kniet er hin,
Zu preisen Gottes Gnade.
Und warf noch einen Blick hinan —
Und vorwärts, vorwärts flog der Schwan
Zur schönen Adelheiden
Nach jahrelangem Meiden. —

Und weil er solchen Sprung vollbracht,
Hieß er fortan „der Springer".
Des Dankes aber nahm er Acht,
Wie er gelobt im Zwinger;
Zu Sangerhausen in der Stadt
Ein Kirchlein er gebauet hat,
Noch heut mag, wer in Nöthen,
Dort zu Sanct Ulrich beten.

Aus den poetischen Wanderungen eines Landarztes.

ε. „Asclepias, Bilder aus dem Leben eines Landarztes", nennt Berthold Sigismund ein Büchlein voll Reime (Gotha bei Scheube). Es sind nicht lyrische Gedichte nach der gewöhnlichen Art; von Liebessehnsucht und Schwärmerei, diesem Hauptthema der lyrischen Poeten, ist hier keine Rede; die behandelten Stoffe entziehen sich sogar meist der dichterischen Behandlung, der Verfasser — man kennt von ihm auch ein pädagogisch-hygienisches Büchlein im Fröbelschen Sinne, — entnahm seine Anschauungen meist den Erfahrungen und Erlebnissen auf den Gängen durch die Häuser seiner Kranken, und als Arzt in Thüringen auf dem Lande, unter Dörflern und einsam wohnenden Gebirgsbewohnern, und ein solcher kömmt den Quellen der Natur näher als der Stadtarzt, der mehr die Leiden der Civilisation vor Augen hat. Die Poesie aus der Prosa des Lebens herausgespürt zu haben, kann für einen Beweis dichterischer Begabung gelten, auch wenn Berthold Sigismund hier und da, was er gesehen und empfunden, nur in schwerfälligen Versen wiederzugeben weiß. Er läßt uns Einblicke in die Menschenwelt thun, welche uns neben mancherlei Freudvollem auch viel Leid enthüllen, und mehrfach überwiegt allerdings in den Gedichten die Misère des Lebens, vor der die Musen und Grazien zu fliehen geneigt sind. Andererseits aber geschieht es doch auch, daß die Poesie im Kampfe gegen die Prosa Siegerin bleibt und selbst das Alltägliche und Gewöhnliche mit ihrem Lichte verklärt. Es ist keine glänzende, vom Nimbus geistiger Hoheit umflossene Persönlichkeit, die in diesen „Bildern" vor uns hintritt; der Mann, dessen Innerem diese Gedichte entstammen, ist auch keine sogenannte „schöne Seele". Aber jedenfalls ist es ein guter Mensch, der diese Lieder sang und uns darin aufs neue die alte Platonische Lehre gab, daß das Gute eben immer zugleich das Schöne sei. Deswegen, dächten wir, wäre das Buch es wohl werth, daß wir es freundlich willkommen heißen. Dem Leser aber wollen wir jetzt noch wenigstens eine Gelegenheit geben, sich von der Tüchtigkeit und Harmlosigkeit seines Charakters, und von der Sinnigkeit seiner Lebensanschauung einen Begriff zu bilden, indem wir der Sammlung das folgende Gedicht entheben. In dem warmen, zum Herzen sprechenden Tone, wie dieses, sind die übrigen, welche einen ernsten Inhalt haben, gleichfalls geschrieben. Daneben finden sich auch einige, aus denen uns ein sehr ansprechender und gemüthlicher Humor entgegenweht.

Zwei Proletarier.

Aus der Fluren Dämmerschatten
Tret' ich ins schwarze gewölbte Thor,
Und wandre sacht mit wunden, matten
Füßen die rauhe Gass' empor.

Beendet ist des Tages Runde,
Durchschritten hab' ich Berg und Thal;
Nun labet in der Abendstunde
Mich süß Behagen nicht einmal.
Ich hab' ihn müssen sterben sehen,
Den ich so gern am Leben erhielt;
Ich hofft' ihm schützend beizustehen,
Doch sicher hat der Tod gezielt.

Den leicht die Welt entbehren kann,
Der alte Geizhals wird genesen;
Er starb — des Dorfes bester Mann,
Und ich — ich bin sein Arzt gewesen.

Ich hab' mich gerüstet mit schweren Sorgen,
Und ward geschlagen aus dem Feld;
Und wieder muß ich zum Kampfplatz morgen,
Zu bekämpfen den übermächtigen Held.
Schier ekelt mich an das leere Treiben,
Wie ein langweilig Theatergefecht;
Wem die Roll' es vorschreibt, der muß bleiben,
Und führt' er die Klinge für's beste Recht.

Sieh, wie die Leute gemüthlich ruhn
Vor der Thür nach ihres Tagwerks Thun!
Wie sie nach ihrer Arbeit Plagen
Kosen mit wohlig müdem Behagen!
Dort sitzt mein Jugendgespiel. Voll Kraft
Hat er behauen den funkelnden Stein,
Er hat sich ein eignes Häuslein geschafft,
Seine Herzgeliebte nennet er sein.
Es zappelt auf ihrem Schooß nach dem Ton,
Den der lustige Vater bläst auf dem Blatt,
Des glücklichen Paars goldhaariger Sohn,
Im Jauchzen und Tanzen ein Nimmersatt.

Ich habe mir's sauer werden lassen
Bei der Lampe geisterbleichem Strahl,
Im düstern Stüblein, in dumpfen Classen.
Im grausigen, schaurigen Leichensaal
Hab' ich studiert, wenn draußen die Sonne
Mit goldenen Fäden zog die Menge
Aus der schattig düsteren Straßen Enge
In die grünende, jubelnde Maienwonne.
Den sonnigen Morgen, die sternige Nacht
Hab' ich dienend im Lazarethe verbracht.
Zuschauen mußt' ich an Leidensbetten,
Wo den Dulder die gräßliche Schlange umringt,
Am Ufer stand ich, und konnte nicht retten
Den Armen, den wirbelnd der Strudel verschlingt.
Anhören mußt' ich der Mutter Klagen
Um des lieben Sohnes brechendes Herz.
Gott weiß, was ich lernte in jungen Tagen,
Ich hab' es erkauft mit bitterem Schmerz.

Er lernte vom Vater hauen den Stein,
Und hat er gefugt der Quader Bau,
Da zeigt er's mit Stolz der lächelnden Frau:
Dies ist mein Werk, ich erbaut' es allein!

O könnt' ich, wie er, stolz preisen mein Thun,
Wie er, am Abend zufrieden ruhn!
Ich weiß, am belobten Meisterstück
Vollbrachte das Beste das blinde Glück.
Ihr rühmet die rettende Kunst so viel,
Die umschattete Augen zum Licht ließ genesen;
Und doch ist's ein rollendes Würfelspiel,
Verdienstlos bin ich Gewinner gewesen.
Das Mütterlein legte mir ohne Bangen
Ihr Kleinod in die Arme zum Schutz,
Ich hielt's, wie mein eigenes Kind, umfangen,
Da entriß mir's der Räuber mit höhnischem Trutz.
O grauer Nebel der Wissenschaft,
Von schwachem Flimmern trüb erhellt,
Du machst die Ohnmacht nicht zur Kraft,
Herr bleibt der Tod auf der Erdenwelt! —

Ich schreit' entgegen dem Kämmerlein,
Dem einsamen, ohne süßes Behagen.
Mein wartet nicht freundlichen Lichtes Schein,
Kein heiterer Gruß wird Willkommen mir sagen.
Fast preis' ich mich glücklich, daß ich allein
Mich habe durch's rauhe Leben zu schlagen.
Meines Lebens schmahles, leichtes Boot
Trägt seinen Steuermann nur zur Noth.

Er aber, der formet zum Quader den Stein,
Behaglich sitzt er im eignen Kahn.
Und setzt ihm das Schicksal noch mehr hinein,
Er rudert sie durch auf der schwankenden Bahn.
Flachsköpfige Buben, sie wachsen schnell,
Bald tragen sie ihm das Essen hinaus,
Und spielen im Steinbruch den Maurergesell.
Er lehrt sie des Schlägels und Meißels Gebrauch.
Bald werden sie seiner Arbeit Genossen,
Bald schaffen als rüstige Maurer sie auch,
Und klimmen empor des Handwerks Sprossen.
Er kann sie nach seinem Herzen gewöhnen,
Und lebt noch Menschenalter fort
In seinen Söhnen und ihren Söhnen.
Treu erbet sich fort des Vaters Wort,
Gleich einem alten köstlichen Buch;
Der Enkel lernet vom Vater wieder
Großvaters fröhliche Wanderlieder,
Des Alten kernigen Lieblingsspruch.

Ich werde spurlos von hinnen gehn,
Nichts, was ich schaffe, wird bestehn.
Mein Leben gleicht den Wellenringen,
Die um den Stein im See sich schlingen;
Es verschwimmt die letzte Kräuselspur,
Und spiegelglatt ist der blanke Azur.
Ein Neuer kommt, der mich belacht;
Der neuen Lehrer neues Wissen
Hat alten Glauben eingerissen,
Er geht ans Werk mit erträumter Macht.
Wird dir nicht besser gehn, hab' Acht! —

Die Wendeltreppe, den düstern Saal
Erhellt kein freundlicher Mondesstrahl.
Die Angel knarrt, als beschritt' ich die Schwelle
Zu eines Grabgewölbes Zelle.

Doch das ist nicht Gewölbes Luft!
Süß haucht mich an ein weicher Duft.
Welch holder Gast zog bei mir ein?
Was ist es, das im Fenster glüht?
Nicht ohne Freude soll ich sein,
Die seltene Orchis ist aufgeblüht.

Komm, Lampe, brenne, leuchte geschwind!
Laß mich beschauen das holde Kind!
Köstliche Freude! In Purpurpracht
Der duftige Gast mir entgegenlacht.

Freust du dich, daß es ein Herz auch giebt,
Das nicht strebt nach der nährenden Frucht,
Das des Waldthals ferne schattige Schlucht
Und die wilden Kinder des Waldes liebt?
Dank dir, heilige Mutter Natur,
Daß du dem Herzen, dem wehmuthkranken,
Tröstlich zusprichst holde Gedanken,
Die du im Wald und auf einsamer Flur
Schreibest in dunkler Runen Zeichen!

Deinen Blumen will ich gleichen,
Still mich freu'n in des Lichtes Reichen,
Freudig sein, was ich durch dich bin,
An dir hangen mit Kindersinn,
Klaglos, wie die Blume, verbleichen!

Männer der Zeit.

Abdul Meschid Khan.

Der gegenwärtige Beherrscher aller wahren Gläubigen wurde am 20. April 1823 geboren. Seine Erziehung erhielt er unter und von den Frauen des Serails. Türkische Kronprinzen werden nicht nach und nach in die öffentlichen Geschäfte eingeführt, und sowohl die Schule des Lebens als die Schule der Wissenschaft ist ihnen verschlossen. Das Blut Osmans wirkt in seinen Nachkommen auf so eigene Art fort, daß es alle Regententugenden der alten Sultane auf die fernsten Nachkommen überträgt. Der Sultan wird nicht, er ist fertig. Von den Eunuchen und Weibern entlassen, ist er ein Staatsmann, ein Krieger, eine Leuchte des Glaubens, die ihr Licht über drei Welttheile ausgießt. Sultan Abdul Meschid hatte dieses wunderbare Blut sehr nöthig. Sein Staat war im Kriege mit Mehemed Ali von Aegypten und besaß weder ein Heer noch eine Flotte. Das Heer hatte sich, durch die Schlacht von Nisib aufgelöst, in alle Winde zerstreut, die Flotte war zu den Siegern übergegangen. Man übersah den ganzen Umfang des Unglücks noch nicht, als Sultan Mahmud den Sohn an sein Sterbelager rief (1. Juli 1839), um ihm mit seinen letzten Worten Treue für die Sache der Reform zu empfehlen, aber in den nächsten Tagen schon wurde offenbar, daß Mehemed Ali durch keine Macht der Waffen zu verhindern sei, in der Aja Achmedija sein nächstes Beiramsfest zu feiern. Damals war die Phrase vom kranken Mann berechtigter denn je, und damals erwarb sich die westeuropäische Diplomatie wirklich das Verdienst seiner Rettung.

Die Unterzeichnung des Hattischerifs von Gülhane war eine der ersten Handlungen Abdul Meschids, und er kündigte sich damit als Fortführer des väterlichen Reformwerks an. Er that bei dieser und bei allen anderen Gelegenheiten nur, was ihm vorgeschrieben wurde. Die wirkliche Leitung der Geschäfte hatte bis zu ihrem Tode (2. Mai 1853) seine Mutter, die Walide-Sultan, eine kluge und energische Frau, in der Hand. Sie schuf fast alle osmanischen Größen: Risa Pascha, Mehemed Ali Pascha, Fethi Achmed Pascha und ganz besonders das Schwert der Reform, den Muschir Omer. In ihrem Wittwensitze Beschik Tasch befand sie sich, da die beiden Paläste des Sultans, Tscheraghan und Beglerbey, rechts und links lagen, so recht im Mittelpunkte der Ereignisse. Die Pietät ihres Sohnes verweigerte ihr nie den Gehorsam. Dafür sorgte sie für das, was dem jungen Herrscher sehr am Herzen lag, mit dem hingebendsten Eifer. Kam der Ramasan, der dem Beiramsfeste vorangehende Fastenmonat, so durchzog sie die Stadt und die nächste Umgegend auf Kundschaft, musterte die Schönen, welche ihr zugeführt wurden, und führte die tadelloseste dem Sultan als Gemahlin zu. So war jede Frau ihres Sohnes ihr Geschöpf, und dieser Umstand machte ihren Einfluß auf ihren Sohn unbesiegbar.

Die Walide-Sultan blieb trotz ihrer Energie und ihrer Klugheit eine Frau, und ihre Interessen, selbst ihre Launen standen ihr höher, als die consequente Befolgung des politischen Testaments ihres verstorbenen Gemahls. Gingen die fortwährenden Schwankungen der innern Politik auch nicht aus diesem Umstande hervor, so trug derselbe doch viel zu ihnen bei. Abdul Meschid wurde mit seinen Haremsfreuden, denen seine Gesundheit in der ersten Zeit zu erliegen schien, mit Lustreisen und vor allem mit Bauten beschäftigt. Der Harem vermehrte sich so, daß Nebengebäude nothwendig wurden, und daß die Civilliste, die der Sultan nach europäischem Brauch sich ausgesetzt hatte, vom Weiberhofstaat allein in nicht ganz sechs Monaten verbraucht wurde. Die Civilliste beträgt 75 Millionen Piaster, und in den Schlund des Harems fallen halbjährlich 80 Millionen. Die neuen Paläste des Sultans haben alle illustrirten Zeitungen abgebildet, aber keine hat untersucht, ob die Kosten dieser Prachtbauten mit den Einkünften eines verfallenden Reiches verträglich sind.

Hatte Abdul Meschid bei dem Tode seines Vaters mit Mehemed Ali zu thun gehabt, so sah er sich, kaum daß seine Mutter die Augen geschlossen hatte, in einen Krieg mit Rußland verwickelt. Seine europäischen Rathgeber erlangten von ihm das zweite Staatsgrundgesetz des türkischen Reiches, den Hat Humayum. Betrachtet man dieses berühmte Gesetz vom 21. Febr. 1856 auf dem Papier, und bringt man es mit dem Hattischerif von Gülhane in Verbindung, so muß man die Umgestaltung der Türkei in abendländischem Sinn für vollbracht halten. Die segensreichen Grundsätze, denen die gut regierten Staaten des christlichen Europa's Wohlstand und Bildung, Ordnung und Freiheit verdanken, sind nun in der Türkei alle zur Geltung gelangt. Da fehlt weder ein geregeltes Steuerwesen, noch eine geregelte Verwaltung, weder Rechtsgleichheit noch Glaubensfreiheit, da giebt es Garantien für Leben, Ehre und Eigenthum, die Behörden haben ihre Etats, die hohe Pforte ein Budget, der Befehl vom 24. Februar 1845 hat Provinzialstände geschaffen, der Hat Humayum den obersten Gerichtshof in eine Art von Pairskammer mit Vertretern aller christlichen Genossenschaften umgewandelt, derselbe hat endlich den Gemeinden eine Selbständigkeit eingeräumt, die uns sehnsüchtige Seufzer entlockt. Das ist der Fortschritt auf dem Papier, aber in der Wirklichkeit ist die Türkei noch immer der alte, bis in das innerste Mark hinein faule Staat, der sie war, als Sultan Mahmud die ersten Janitscharenmetzeleien auf dem alten Rennplatze der byzantinischen Kaiser anordnete. Die Reformen werden vielleicht in Konstantinopel und der nächsten Umgegend vollzogen, in den Provinzen beachtet man sie insofern, daß die Classen, welche von den Mißbräuchen Vortheil ziehen, ihren Unmuth über die Zumuthungen des Divans in neuen und schändlichen Mißhandlungen der unglücklichen Rajah austoben lassen. Wir erleben dies eben jetzt in Bosnien, der türkischen Kraina und der Herzegowina.

Scheinbar hat sich die Macht der Türkei unter Abdul Meschid vermehrt. Der junge Sultan mochte nicht wenig Stolz empfinden, als Mehemed Ali, der Todfeind seines Vaters, an den Stufen seines Thrones erschien und seiner reumüthigen Zerknirschung Ausdruck gab. Außer dem Nillande sind auch Tripolis und Tunis zum Gehorsam zurückgekehrt, an der abyssinischen Küste weht die türkische Flagge, der Imâm von Maskat erkennt die türkische Oberhoheit, und in den letzten Tagen sind sogar die Araber von Haleb bis Bagdad unterworfen worden. Das letztere hat Omer Pascha, alles Andere das Ausland gethan. Tunis, Tripolis und Aegypten sprechen in Worten ihren Gehorsam aus, weil sie als Gebietstheile der Türkei unter der europäischen Garantie stehen, der Imam von Maskat ist türkisch, soweit dies seinen Sklavenhandel decken hilft, und die erbärmliche Schebecke, die im Hafen von Massauah Zoll erhebt, übt dort auf englisches Geheiß türkische Hoheitsrechte aus. Entzieht dem baufälligen Gebäude, auf dessen Gipfel der Halbmond seine letzten matten Strahlen wirft, die europäischen Stützen, und Ihr habt einen Trümmerhaufen, unter dem wenige zu einem Neubau taugliche Steine sich finden werden.

Unser alter Luther vollzog eine Reform an Haupt und Gliedern. Das Haupt haben die türkischen Staatskünstler aus dem Spiel gelassen. Es genügt nicht, daß der Sultan auf Spazierfahrten im griechischen Archipel mit Bischöfen verkehrt und auf Diplomatenbällen an der Hand einer europäischen Dame durch eine Quadrille schreitet. Diese Kleinigkeiten entscheiden nicht, solange der Haremsplunder bleibt. Wird dieser orientalische Kehricht hinausgeschafft, dann und nicht früher ist das Haus rein. An dieser Haremswirthschaft hängt Abdul Meschid mit alttürkischer Inbrunst. Das ist sein und des Landes Unglück.

Seine ewigen Geldverlegenheiten durchkreuzen alle seine Pläne, sein Serail ist der Schwamm, der die besten Kräfte des Landes aufsaugt. Im Krimkriege gab er seinen Damen kostspielige Feste, und inzwischen war sein Heer von Allem entblößt und würde ohne die Mildthätigkeit der Verbündeten verhungert sein. Wäre er ein europäischer Herrscher, so würde seine Hintansetzung der wichtigsten Interessen hinter die Anliegen des Hofes das härteste Urtheil verdienen, aber er ist ein Orientale und folgt den Sitten des Landes, der Natur seines Stammes. Er ist im Uebrigen geistig geweckt, wohlwollend und milde, auch von allen Vorgängen in seinem Reich und in Europa gut unterrichtet, wie man sagt. (14.)

Lord Edward Henry Stanley,

von dem jungen Nachwuchs der englischen Staatsmänner der hoffnungsreichste, und jedenfalls bestimmt, in der Politik seines Vaterlandes eine große Rolle zu spielen, ist der älteste Sohn des gegenwärtigen Premier, des Grafen von Derby, und 1826 auf dessen Schloß Knowsley geboren. Seine erste Erziehung empfing er in Rugby, alsdann kam er nach Cambridge, wo er in das Trinitycollege eintrat und hohe akademische Ehren davontrug. Bereits 1848 im Frühjahr bewarb er sich, obgleich erfolglos, um die Stimmen der Wähler in Lancaster, und begann nun sich auf andere Weise für das politische Leben vorzubereiten. Die Stellung seines Vaters als hochgeborner Patricier und Haupt einer mächtigen Oppositionspartei hätte es ihm leicht gemacht, sich ohne besondere Mühe eine politische Stellung zu erwerben, aber er zog es vor, den unbequemeren, doch ruhmvolleren Weg zu betreten, und sich auf ausgedehnten Reisen durch eigene Anschauung politische Erfahrung zu erwerben. Er besuchte zuerst Canada und die Vereinigten Staaten, um die dortigen politischen Zustände zu studieren, und wurde während seiner Abwesenheit nach dem plötzlichen Tode Lord Bentincks, des damaligen Führers der conservativen Partei im Unterhause, für Kings Lynn in das Parlament gewählt. Nach einer Rundreise durch das englische Westindien, ein für den englischen Staatsmann damals besonders wichtiges Terrain, weil die Beschwerden der dortigen Zuckerproducenten über Beeinträchtigung ihrer Interessen durch die Freihandelspolitik des Mutterlandes eine Hauptwaffe der Conservativen gegen die Whigs waren, kehrte Lord Stanley nach England zurück und hielt im Sommer 1850 im Unterhause seine erste Rede über die Zuckercolonien, die ihm hohe Lobsprüche von Lord Palmerston und Mr. Gladstone einbrachte. Er verweilte jedoch nicht im Parlamente, sondern bereiste erst den Orient, und war noch in Ostindien, als er im März 1852 seine Ernennung als Unterstaatssecretär für das Auswärtige im Ministerium Derby empfing. Bei der allgemeinen Wahl wurde er wieder für Lynn gewählt, saß aber alsbald wieder auf der Oppositionsseite, da das Cabinet seines Vaters nach kurzem Bestand abtreten mußte. Anfangs dieses Jahres trat er mit seinem Vater ins Ministerium, erst als Staatssecretär für die Colonien, dann als Präsident des Controlamtes, d. h. Minister für die ostindischen Angelegenheiten, und ist jetzt, seitdem Aufhören des Regierens der ostindischen Compagnie, Staatssecretär für Ostindien. Seiner Stellung und seinen Familienverbindungen nach ein Conservativer, möchte man ihn nach seinen Reden mehr zu den philosophischen Radicalen zählen, und es ist nur ein Zeichen der gegenwärtigen Zersetzung aller alten politischen Parteien in England, daß ein Staatsmann von den Grundsätzen, zu denen sich Lord Stanley bekennt, nicht nur zu den Mitgliedern der conservativen Partei zählt, sondern auch eines der wichtigsten Aemter in einem conservativen Ministerium bekleidet und einer der Führer der Partei im Unterhause ist. Auch galt er in der politischen Welt so wenig als Parteigenosse seines Vaters, daß Lord Palmerston nach Sir W. Molesworths Tode im Jahre 1855 ihm das Ministerium für die Colonie anbot, und daß es einige Verwunderung erregte, als er nach langen Berathungen mit Lord Derby das Anerbieten zurückwies, und bei der Partei verharrte, deren Grundsätze er nicht theilte. Eine gewichtige englische Stimme sagt über die anomale Stellung des jungen Edelmannes und möglicherweise zukünftigen Premiers von England: „Ein Conservativer ist Lord Stanley sicherlich nicht, denn manche seiner Reden würden die Tories alter Schule als Erzketzerei verdammen. Ein Whig ist er ebenso wenig, und für einen Radicalen ist er zu praktisch. Er ist ein umsichtiger, philosophischer Staatsmann, der nicht vergißt, was manche englische Politiker neuerer Zeit vergessen, daß das Parlament nicht der einzige Prüfstein ihrer Tüchtigkeit sein kann, ein Staatsmann, der nicht über den Parteiinteressen die Interessen der Menschheit vergessen wird. Unter dem alten politischen Regime, wo jedes Mitglied des Ministeriums in allen Fragen dem Chef folgen mußte, würde Lord Stanley wahrscheinlich sich gar keinem Ministerium angeschlossen haben, und am allerwenigsten einem conservativen. Aber mit dem alten politischen Regime ist es vorbei; der Despotismus des Premierministers ist nur ein Schatten von ehedem; eigentliche Parteifragen sind viel weniger zahlreich; dem einzelnen Mitglied der Partei ist eine viel größere Freiheit der Bewegung gestattet, und „offene Fragen" sind fast zur Tagesordnung geworden. Daher können Männer von verschiedenen Ansichten über wichtige politische Fragen es doch mit ihrer politischen Consequenz verträglich finden, in e i n e m Cabinet zu sitzen." Diese Ansicht ist allerdings etwas von dem Parteistandpunkt des Sprechenden, eines Tory, gefärbt. Im Grunde haben die Conservativen entdeckt, daß ihre alten Parteigrundsätze unverträglich mit dem dauernden Besitz eines Ministerportefeuille's waren, und haben sich deshalb derselben entledigt, ohne bis jetzt eine vollständige Suite neuer finden zu können. Ihr politisches Gewissen erlaubt ihnen daher auch, nach den Grundsätzen ihrer Gegner zu regieren, und da sie ohnedies auf die Unterstützung der mit den eigenen Führern unzufriedenen Liberalen angewiesen sind, können sie um so weniger etwas gegen das Zusammenwirken mit einem Staatsmann haben, der bedeutendes Talent und große Popularität besitzt, einen conservativen Namen führt und dabei den großen nicht conservativen Vorzug hat, merkwürdig frei von Parteitraditionen zu sein, und ohne Rücksicht auf diese, die Durchführung dessen, was er für wahr und heilsam erkannt hat, mit muthiger Entschlossenheit in die Hand zu nehmen.

Hatte Lord Stanley schon während seiner nicht ministeriellen Laufbahn durch seine eifrige Sorgfalt für das Wohl der arbeitenden Classen, durch die Errichtung von Handwerkerschulen, Volksbibliotheken, und die Förderung des Volksunterrichts gezeigt, daß er gesonnen sei, das ausgetretene Gleis des Toryismus zu verlassen, so hat er auch neuerdings in seiner Stellung als Minister bei der Wahl der Mitglieder für die neu zu errichtende Regierung Ostindiens bewiesen, daß er mit Beiseitesetzen aller Parteitendenzen nur das Interesse des Staates berücksichtigt.

Die Reden Lord Stanley's sind stets inhaltvoll und nehmen immer die Aufmerksamkeit des Hauses in Anspruch; aber in Folge eines natürlichen Fehlers spricht er undeutlich, und die Gabe effectvollen Redens ist ihm daher versagt. (6.)

Lord Henry Brougham.

Der durch seine Vielseitigkeit, Beredsamkeit, lange und ruhmvolle parlamentarische Laufbahn und politische Excentricität ausgezeichnete englische Schriftsteller, Jurist und Staatsmann ist am 19. Sept. 1779 in Edinburgh geboren, nach anderer Angabe auf einem kleinen Gute seines Vaters in der englischen Grafschaft Westmoreland. Seine Mutter, eine Nichte des Geschichtschreibers Robertson, war eine Frau von Talent und liebenswürdigem Charakter und hatte einen großen Einfluß auf seine Erziehung. Seine erste Bildung empfing er auf dem Gymnasium von Edinburgh und machte so rasche Fortschritte, daß er bereits

mit 15 Jahren die Universität beziehen konnte. Sein Lieblingsstudium war hier Mathematik und Physik, und er schickte ein Jahr nach seiner Immatriculation der Royal Society eine Abhandlung „über das Licht" ein, welche diese Körperschaft der Aufnahme in die Philosophical Transactions, das erste wissenschaftliche Blatt Englands, würdigte. Nach einer Reise in Holland und Preußen ließ sich Brougham als Advocat in Edinburgh nieder und gehörte zu dem Kreise von jungen und strebsamen Geistern, die 1802 unter Geoffrey's Redaction das Edinburgh Review gründeten. Das war damals ein politisches Ereigniß, denn die durch die Greuel der französischen Revolution hervorgerufene Reaction der Geister hatte in England den starrsten Toryismus zur Alleinherrschaft gebracht, und das neue Journal bildete den ersten Sammelpunkt für die liberale Opposition. Durch das Talent seiner Redaction und die Kühnheit seiner Angriffe gegen die damals in England herrschenden oligarchischen Tendenzen gelangte es bald zu Berühmtheit und zu großem Einfluß. Von Anfang an gehörte Brougham zu den eifrigsten Mitarbeitern, doch wurde er trotz seiner glänzenden Begabung als Journalist nicht mit in die Redactionsgeheimnisse gezogen, da man seine Indiscretion fürchtete. Als das Review ungefähr fünf Jahre erschienen war, schrieb Brougham an den Verleger um einen Vorschuß von tausend Pfund mit dem Versprechen, ihn rasch durch Artikel abzutragen. Wirklich schrieb er auch, um seine Schuld zu tilgen, mit Ausnahme von zweien, sämmtliche Artikel in einer Nummer des 17. Bandes. Sie behandeln vielerlei Gegenstände, unter andern die Operation des Steinschnittes!

Vor dieser Zeit schon hatte sich Brougham einen Namen als Advocat gemacht, und vor dem Oberhause den Anspruch der Familie Ker auf die herzogliche Pairie Roxburgh vertheidigt, und 1807 verließ er Edinburgh ganz, und siedelte als Advocat nach London über, wo er Mitglied von Lincoln's Inn ward. 1810 plaidirte er abermals in einer wichtigen Frage vor dem Oberhause, indem er als Anwalt einer Anzahl englischer Kaufleute die als Abwehr gegen die von Napoleon verhängte Continentalsperre erlassenen englischen Ordonnanzen über die Gültigkeit einer blos auf dem Papier bestehenden Blokade mit Kraft, aber erfolglos angriff. Der talentvolle Redner zog bald die Aufmerksamkeit der politischen Kreise auf sich, und 1810 gelangte er durch den Einfluß des Grafen Darlington für Camelford in das Unterhaus und schloß sich der Whigopposition an. Seine Thätigkeit wendete er vornehmlich der Emancipation der Negersklaven zu, in welchem damals hoffnungslos erscheinenden Kampfe ihn Wilberforce und Clarkson unterstützten. Bei der nächsten allgemeinen Wahl trat er in Liverpool vergeblich als Candidat gegen Canning auf, gelangte aber 1816 abermals durch den Grafen Darlington für Winchelsea in das Parlament, und bekämpfte mit Energie die gerade in schönster Blüthe stehende Repressivpolitik des Liverpoolministeriums. 1820 bot sich ihm eine neue Gelegenheit dar, sich Ruhm und Popularität zu erwerben. Schon während der Streitigkeiten, welche die Gemahlin des Prinzen von Wales, Prinzessin Karoline von Braunschweig, kurz nach ihrer Vermählung mit ihrem Gatten gehabt hatte, war Brougham ihr Berather gewesen. Jetzt erschien sie nach mehrjähriger Abwesenheit wieder in England, um die Krone zu beanspruchen, auf welche sie als Gattin des neuen Königs ein Recht hatte, und ernannte ihren ehemaligen Rechtsbeistand zu ihrem Attorney General. In dieser Stellung hatte er den Proceß der Königin vor dem Oberhaus zu führen, und that dies mit so glänzendem Talent, daß das Ministerium die Anklage und Scheidebill zurücknehmen mußte. Das Volk hatte die Sache der Königin zu seiner eigenen gemacht, und ihr Vertheidiger wurde nun sein Liebling.

Die parlamentarische Thätigkeit Broughams während dieser ganzen Zeit bis 1829 war ein fortwährendes Ankämpfen gegen politischen und religiösen Druck, und die liberale Opposition sah ihn stets in ihren vordersten Reihen. In dem großen Kampfe, 1829, der mit der Emancipation der Katholiken endigte, spielte er eine bedeutende Rolle, und es vermehrte seine Popularität nur, daß er in dieser Frage das Ministerium Peel und Wellington gegen die torystischen Parteigenossen vertheidigte. Bei der durch den Tod Georgs IV. veranlaßten Neuwahl des Parlaments wurde Brougham von der großen Grafschaft York, deren Wahl immer als das sicherste Zeichen der jeweiligen Richtung der öffentlichen Meinung gilt, in das Parlament geschickt, und nahm im Unterhause seinen Sitz als anerkannter Führer der liberalen Partei ein. In den heftigen Debatten über die Reformbill war seine stürmische Beredsamkeit ganz am Platze, und in einer solchen Rede war es auch, wo er auf Lord Wellingtons unkluge Erklärung gegen jede Reform anspielend, auf Sir Robert Peel wies und ausrief: „Ihn verachten wir nicht; — Sie verachten wir; Sie, seinen gemeinen, niedrigen, speichelleckenden Schmarotzer!" Der sonst so ruhige und nicht aus der Fassung zu bringende Baronet sprang auf und erklärte im verachtungsvollsten, aber leidenschaftlichen Tone, er sei Niemandes Schmarotzer. Die Einmischung des Sprechers verhütete ernstere Folgen dieses Conflicts.

Den Stürmen im Unterhause und der wachsenden Unpopularität konnten die Tories nicht länger Stand halten, und das Ministerium sah sich genöthigt zurückzutreten. Daß Brougham in dem neuen Whigministerium einen Platz einnehmen werde, erwartete natürlich Jedermann; und man wußte daher nicht was es bedeuten sollte, daß er wiederholt erklärte kein Amt annehmen, und ohne Rücksicht darauf, welche Partei am Ruder sein möchte, seine Reformmotion einbringen zu wollen. Die hinter den Coulissen Stehenden kannten allein die Ursache seiner Sprödigkeit: er war mit der ihm angebotenen Stelle im Cabinet nicht zufrieden, und wollte kein anderes als das Lordkanzleramt annehmen. Seine Hartnäckigkeit siegte, und nicht gering war das Erstaunen des Publicums, der Whigs und Tories, den unbeugsamen Volkstribunen, den unermüdlichen Bekämpfer der Aristokratie, als Lord und Kanzler in das Oberhaus treten zu sehen. Dort fürchtete man sich vor ihm wie vor dem Gespenst der Revolution, und Se. Herrlichkeit gab sich keine Mühe, die Furcht seiner neuen Collegen zu beschwichtigen, sondern schien gerade einen Genuß darin zu finden, das Oberhaus durch seinen eigenthümlichen Redestyl in Erstaunen zu setzen. Bei den Debatten über die Reformbill fand er vielfach Gelegenheit, sich gegen historisches Recht in einer Versammlung auszusprechen, von der jedes einzelne Mitglied seinen Platz dem Erbrechte verdankte; und mit ganz besonderer Salbung sagte er ihr ins Gesicht, daß die gesammte Grundaristokratie Englands mit all ihrem Reichthum und ihren Vorrechten „auch nicht ein Härchen gegen die Mittelclasse von England wöge." Diese Erklärung ist der Schlüssel zu Broughams politischer Laufbahn; ihm war es immer mehr um die Hebung der Macht der Mittelclasse als um die des Volkes im engern Sinne zu thun, und der zunehmende Einfluß demokratischer Elemente seit der Reformbill mag seine spätere Umkehr veranlaßt haben.

Während und nach der Durchführung der Reformbill ließ sich Brougham besonders die Verwirklichung einer seiner Lieblingsideen, der Civiljustizreform, angelegen sein, und namentlich hatte die 1830 von ihm durchgesetzte Bill für die Errichtung von Localgerichten eine billigere und bequemere Civilrechtspflege zum Zweck. Später führte er eine Reform der Bankeroktgesetzgebung durch, und hat sich seit seinem ersten Eintritt in das Oberhaus bis auf den heutigen Tag der Reform der Rechtspflege in all ihren Zweigen, und der Vereinfachung der Gesetzgebung mit nicht zu ermüdendem Eifer angenommen. Er ist auch Präsident der Law Amendement Society, und als solcher die Seele der Reformbestrebungen der englischen Juristen.

Von 1830—34 hatte Brougham mit den Whigs den raschen Wandel der Volksgunst zu erfahren, und er insbesondere erwarb

sich ein reichliches Maß Unpopularität durch seine Vertheidigung des neuen Armengesetzes, wo er Malthus' herzlose Theorien mit besonderm Behagen an ihrer Vortrefflichkeit auseinandersetzte, und die Tugenden der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit als Schwächen, welche das Verbrechen der Armuth begünstigen, verurtheilte. Die Repressivpolitik die sich in Irland nothwendig zeigte, und das energische Einschreiten gegen Arbeiterunruhen entzogen vollends den Whigs die Gunst der öffentlichen Meinung, und im November 1834, nach dem Tode des Grafen Spencer, ihres Führers im Unterhause, mußten sie den Conservativen das Ruder überlassen. Diese behaupteten sich jedoch nicht lange im Besitz der Macht, und abermals folgte ein Whigministerium unter Lord Melbourne. In diesem fand jedoch Lord Brougham keinen Platz, und er hat seitdem auch nie wieder einen ministeriellen Posten bekleidet. Der Whigpartei hat er sich mehr und mehr entfremdet, ohne sich den Tories anzuschließen, und er greift Beide mit gleicher Heftigkeit und einer Bitterkeit an, an der gekränkter Ehrgeiz nicht ohne Schuld sein mag. Immer noch glänzt er durch Vielseitigkeit und Redemacht, aber seine Bahn als Politiker ist unberechenbar. Er bestreitet die Civilisationsfähigkeit des Negers, und hat in früheren Jahren energisch wie Keiner sonst für seine Emancipation gekämpft. 1816 sprach er sich für die Schutzzollpolitik aus, später kämpfte er mit Feuer für Aufhebung der Korngesetze, und zeigte sich schließlich als heftiger Gegner des Antikorngesetzvereins, dessen Häupter er vor Gericht zu stellen empfahl. 1823 traf der Donner seiner Beredsamkeit Oesterreich und Rußland, „die ewigen und unversöhnlichen Feinde der Freiheit", und 1850 war er der warme Fürsprecher ihrer Politik, der Ankläger jedes Erhebungsversuches gegen ihre Macht, und sah in dem Czaren den besten Verbündeten für England. Die bestehende Ordnung der Dinge auf dem Festlande findet in ihm einen eifrigen Lobredner, und doch war er 1848 nach den Februartagen der Erste, der nach der Ehre strebte, Bürger der französischen Republik zu werden, ein Plan, der nur nicht zur Ausführung kommen konnte, weil Brougham auch englischer Lord bleiben wollte.

Die litterarische Thätigkeit Broughams ist groß und vielseitig gewesen. Seine besten Leistungen, ausgezeichnet durch allseitige Gelehrsamkeit, Geist und einschneidende Satyre, sind unzweifelhaft seine Beiträge zum Edinburgh Review; glänzend geschrieben ist die 1803 erschienene Abhandlung über die Colonialpolitik der europäischen Mächte, ein schönes Denkmal der frühen politischen Reife des Verfassers. In dem später veröffentlichten Werke: „Leben der Staatsmänner unter Georg III." zeigt sich das Feuer des frühern Volkstribunen als längst erloschen, und der affectirten Würde des Styles entspricht nicht die Vortrefflichkeit des Inhalts. Auch die zwei Bände „Politische Philosophie" (1844) gehören bereits zu den vergessenen Büchern. Die bedeutendsten Reden Broughams sind ebenfalls in mehreren Bänden erschienen; sie werden immer der beste Maßstab für die reiche und glänzende Begabung dieses allzu vielseitigen Staatsmannes sein. Bedeutend sind Broughams Verdienste um die Bildung und geistige Hebung der Massen. Ihm hauptsächlich verdanken die Mechanics' Institutions (Handwerkerbildungsvereine) und die Gesellschaft zu Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, der er seine litterarische Thätigkeit widmete, ihre Existenz.

In der Regel lebt Lord Brougham auf seinem Landgut bei Cannes in Südfrankreich; er hält sich nur während der Parlamentssessionen in England auf. (8.)

Richard Hartmann

ist der Begründer und Besitzer einer sehr ausgedehnten und weit bekannten Maschinenfabrik zu Chemnitz in Sachsen, in welcher anfänglich Maschinen für Streichgarnspinnerei, später alle Arten von Maschinen gebaut wurden, sodaß die Werkstatt jetzt mit mehr als 1500 Arbeitern und Beamten unter ihres Schöpfers Leitung auf der Höhe des Faches steht. Die Erfolge wurden in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von 14 Jahren erreicht durch den Unternehmungsgeist, die Kenntniß und die Geschäftsgewandtheit eines Mannes, der mit sehr geringen Mitteln seine Laufbahn begann und dadurch thatsächlich die Wahrheit bewies, daß es der Tüchtigkeit, unter günstigem Stern, auch jetzt noch gelingt, es zu Etwas zu bringen, während Manche glauben, die Zeiten wären dazu vorbei. Richard Hartmann ist der Sohn eines geachteten Gerbermeisters in der Stadt Barr bei Straßburg. Er wurde 1809 geboren, lernte in seiner Vaterstadt das Zeugschmiedhandwerk und begab sich dann auf die Wanderschaft. Er ging über den Rhein nach Deutschland, wohin es die Elsaßer Arbeiter immer noch zieht, und gelangte endlich nach Chemnitz in die Werkstatt eines der frühesten Maschinenfabrikanten Sachsens, C. G. Haubold. Hier entwickelte sich sein technischer Blick und sein Geschäftssinn in der Uebernahme von Arbeiten im Gedinge (Accord). Bald auch verband er sich mit einem Arbeitsgenossen zu selbständigem Geschäft (1837). Dieses mißlang. Desto mehr Erfolg hatte die kurz darauf stattfindende Verbindung mit dem Kaufmann August Götze. Mit diesem so technisch als geschäftlich gebildeten kräftigen Manne vereint, ging Hartmann mit raschen Schritten vorwärts. Die Erfindung einer ungemein fördernden Maschine in der Spinnerei des Streich- oder Tuchgarns, die sich in kurzer Zeit weit über die Grenzen Deutschlands Bahn brach, war die Glück verheißende Morgenröthe des jungen Geschäftes, in dem mühsam gearbeitet, aber in wenig Jahren auch viel Geld verdient wurde. Im Jahre 1842 trennten sich die Freunde, und jeder ging seinen besondern Weg auf der Laufbahn des Verdienstes. In diese Zeit fiel die kräftigere Entwickelung der deutschen Wollindustrie, hauptsächlich der Tuchmanufactur, die mit Maschinen arbeitet. Hartmann wußte seine Zeit zu benutzen. Er versäumte sie auch nicht, als mit dem riesigen Aufschwunge des Eisenbahnwesens, der Fabrikindustrie und des Kohlenbergbaus überall Betriebs- und Arbeitsmaschinen, Wasser- und Dampfwerke, und insbesondere Locomotiven gebraucht wurden. Mit dem Fortschritt in allen diesen Dingen ging er Hand in Hand, und ein Gebäude setzte sich an das andere auf seinem Werkhofe an, wie Knospe an Knospe an dem Baum zu weiterer Verzweigung! — Seine Werke in Chemnitz sind höchst sehenswerth. Man findet dort die vorzüglichsten Werkzeugsmaschinen, wie sie nicht besser in England und Frankreich sein können. — Ueberall aber in den Fabriken Deutschlands, Rußlands, Dänemarks, Schwedens 2c. wird man den Namen Richard Hartmann auf Arbeitsmaschinen lesen.

Gegenwärtig fördert er mit muthiger Entschlossenheit das Aufsuchen von Steinkohlen in der nächsten Nähe der kohlenbedürftigen großen Fabrikstadt Chemnitz mit fast zweifelloser Gewißheit des Erfolgs, und ist fortwährend thätig in der Herbeischaffung neuer Geschäftsmittel. Mit Ueberzeugung unterschreiben wir die Worte, die neulich bei Gelegenheit des Festes zur Einweihung der hundertsten von ihm gebauten Locomotive geschrieben wurden. „Die Hartmann'schen Leistungen erfreuen sich eines anerkannten Rufes, und er hat rühmlich mit dazu beigetragen, daß jetzt der deutsche Maschinenbau dem von England und Frankreich wetteifernd zur Seite treten kann, und nur Undeutsche vermögen noch ihre Blicke nach auswärts zu wenden und das Heimische zu mißachten."— Die Leistungen Hartmanns sind bei Gelegenheit von Ausstellungen und sonst vielseitig durch die höchsten Ehrenmedaillen ausgezeichnet worden. Er erhielt 1850 das Ritterkreuz des königl. sächs. Verdienstordens, und 1854 das Ritterkreuz des königl. bayerischen Verdienstordens zum heiligen Michael. (25.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 39. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 25. September.

Inhalt.

Die Londoner Theater.

Unsere Leser werden sich noch mit Vergnügen an die geistvollen Schilderungen erinnern, welche vor einigen Monaten ein geschätzter Mitarbeiter (Frhr. v. Wolzogen) in Nr. 8, 19, 24, 25 der Europa von den Pariser Theatern entwarf; als Seitenstück hierzu unternahm es etwa gleichzeitig Theodor Fontane, für die Berliner „Zeit" eine Charakteristik der „Londoner Theater mit Rücksicht auf Shakespeare" zu entwerfen. Der als Lyriker und durch sein Reisewerk „Ein Sommer in London" wohlbekannte Verfasser hat sich hierbei auf einen so interessanten und uns Deutsche so nahe berührenden Standpunkt zu stellen gewußt, daß wir uns nicht versagen können, auf seine ansprechende Arbeit, nachdem sie auch in einem besondern Abdruck erschienen ist, im Folgenden zurückzukommen.

Zu den deutschen Einbildungen über England gehört auch die, daß wir den Shakespeare häufiger und besser spielten, als die Engländer selbst. Was die erstere Hälfte dieser Annahme angeht, so verweist Th. Fontane gleich am Beginn seiner Broschüre auf die Thatsache, daß bis vor kurzem in Shadwell und Whitechapel (östliche Stadttheile Londons) Penny-Theater existirten, auf denen in ununterbrochener Reihenfolge Shakespearesche Stücke seit des Dichters Zeiten gegeben wurden, und daß Mr. Phelps, der treffliche Director des Sadlers-Wells-Theaters, vor einigen Monaten das dreißigste Shakespearesche Stück auf seiner Bühne zur Aufführung brachte. Ob wir den Shakespeare besser spielen, das ist die Frage, welche sich Fontane auf den folgenden Blättern seiner Arbeit vorlegt, und für welche er eine Antwort in dem Beweise findet, daß die Traditionen des englischen Theaters bis zu Shakespeare selbst zurückreichen. An Richard Burbadge, den Zeitgenossen des Dichters, schloß sich als Shakespearedarsteller par excellence Thomas Betterton, und neben ihm glänzte noch Joseph Harris. Als dieser 1710 starb, blühten neben ihm schon wieder neue Kräfte, die sich nach ihm gebildet hatten, vor Allen Barton Booth und Colley Cibber. Auf diesen Letzteren fußte Garrick; von diesem abwärts sind die Stufen aller Welt bekannt. Mrs. Siddons, John Kemble, Charles Kemble, Edmund Kean, Macready und seit den letzten 20 Jahren Charles Kean und Phelps. Das ist die ununterbrochene Reihenfolge der Berühmtheiten auf der englischen Shakespearebühne bis auf den heutigen Tag.

Wir erfahren von Th. Fontane nun zuerst die Namen der bekanntesten Londoner Theater, deren uns der Verf. nicht weniger als achtzehn aufzählt. Es sind: Her Majesty's Theater in Haymarket, welches ausschließlich Opernhaus ist; das Coventgarden-Theater in Bow-Street und das Pavilion-Theater in Whitechapel, welche beide im Winter 1856 niederbrannten und noch nicht wieder aufgebaut sind, sowie die folgenden fünfzehn, auf welchen allen Shakespearesche Stücke gegeben werden oder gegeben werden können: das Drury-Lane-Theater in Great-Russell-Street, das Lyceum in Upper-Wellington-Street, das Haymarket-Theater in Haymarket, das Prinzeß-Theater in Oxford-Street, das Adelphi-Theater in Strand, das Sadlers-Wells-Theater in Islington, das Soho-Theater in Dean-Street, das Marylebone-Theater in Church-Street, Paddington, das St. James-Theater in Kings-Street, St. James — hier fanden 1852 und 53 die deutschen Vorstellungen statt, an welchen Emil Devrient, Ludwig Dessoir, Lina Fuhr und Frau Stolte theilnahmen, — das Surrey-Theater in Blackfriars Road, das Astley-Theater in Bridge-Road, Lambeth, das Victoria-Theater in New-Cut, Lambeth, und endlich das Standard-Theater in Shoreditch.

Diese sämmtlichen Bühnen besuchte Th. Fontane während seiner längern Anwesenheit in der Weltstadt; er ist nämlich litterarisch der preußischen Gesandtschaft in London zugesellt. Sein Streben war, überall Shakespearesche Stücke zu sehen, und er giebt uns die Abweichungen der englischen Inscenirung und Charakterauffassung von unserer deutschen oder vielmehr nur von der der Berliner Künstler an; denn der Verf. kennt, wie er selbst gesteht, die übrigen deutschen Bühnen nicht genau, und außer einigen Seitenblicken auf Emil Devrient und Dawison finden wir immer nur Vergleiche mit Hendrichs, Döring, Dessoir, Lina Fuhr, Auguste Crelinger, Emilie Heusser u. s. w.

Unter allen Shakespeareschen Dramen ist in England „Othello" das populärste; es wird dort überall und häufig

gegeben. Fontane sah es im Surrey- und dann auch im Lyceum-Theater, und die Darsteller der Titelrolle selber boten ihm zu keiner besondern Bemerkung Veranlassung. Was den Jago angeht und alle Jago's, die er dort und anderwärts gefunden, so glaubt er unserem gerade um dieser Partie willen viel geschmähten Döring die Erklärung schuldig zu sein, daß sein Jago unter allen bei weitem der beste ist. Er hat sich doch wenigstens ein bestimmtes Bild von diesem Monstre-Charakter gemacht, und führt es consequent durch; die Engländer aber geben immer nur den trivialen Theaterbösewicht. Der Rodrigo wird in London, wie es scheint, ebenso schlecht gegeben und falsch aufgefaßt, wie bei uns, d. h. er ist eine komische Figur, und der Cavalier geht im Narren völlig unter. Etwas ganz Anderes aber ist's mit der Emilia. In Deutschland gilt dieselbe für eine Nebenrolle, und man übergiebt sie gewöhnlich einer ausdruckslosen passiven Liebhaberin, auf den englischen Bühnen jedoch wird die Partie während des 4. und 5. Actes zur Hauptsache. Eine Miß Marriott z. B. gastirte im Surrey-Theater als Emilia, auch schon ein Beweis, wie hoch man die Rolle stellt. Sie war eine große, starke Dame mit blendendweißem Nacken und einer wohltönenden mächtigen Altstimme. Alles, was sie in den letzten zwei Acten sprach, war wie ein Sturmläuten gegen hereinbrechenden Verrath. Die bloße Wirkung der Stimme war außerordentlich, und es wurde nun erst klar: Emilie ist nicht die zufällige Gesellschafterin Desdemona's, sie ist vielmehr deren Gegenstück, ihre Ergänzung. Einzelne scenische Vorkehrungen waren untadelhaft, und im 5. Act z. B. befand sich neben der Vertiefung der Nische, in der man das Lager Desdemona's sah, und zwar nur durch einen Wandpfeiler davon geschieden, ein hohes breites Balkonfenster, durch das der Vollmond sein helles, ruhiges Licht goß. Dieser Gegensatz zwischen dem Frieden der Natur da draußen und dem wilden Sturm im Gemache kam zu voller Wirkung.

Der „Sommernachtstraum", den Fontane in dem unter Keans Direction stehenden Prinzeß-Theater sah, wird in England natürlich auch mit der Mendelssohn'schen Musik, aber nicht in der bekanntlich etwas zu gewaltsamen Tieck'schen Zusammenziehung zu drei Acten gegeben. In Bezug auf die Liebespaare, die auseinanderzuhalten auch uns immer ziemlich schwer ankam, ist ein glückliches Arrangement getroffen: der chamoisfarbene Lysander gehört zur himmelblauen Hermia, und der himmelblaue Demetrius zur chamoisfarbenen Helena. Was den Puck betrifft, so spielt denselben bei uns, wie man weiß, die Soubrette, und mag ihr auch der Humor nicht fehlen, mag ihre Repräsentation auch graziös zu nennen sein, die eigentliche Natur des täppischen Robin Goodfellow wird durch sie doch verkehrt. Im Prinzeß-Theater erschien derselbe als ein Kind, als blondes, schelmisches Mädchen von etwa 10 Jahren, und das hat gewiß sehr viel für sich. Das Allerschönste an der Aufführung aber war das Arrangement der Elfentänze, welches Fontane, wie folgt, beschrieben hat: „Nach der prachtvollen Begegnung Oberon's und Titania's und dem Aufbruch der letzteren stellt sich Oberon an den Rand des Waldes und beginnt mit seinem goldenen Speer wie mit einem Zauberstabe, Figuren in die Luft zu zeichnen. Alsbald beginnt der Wald zu tanzen, Baumgruppen nähern sich einander, scheinen sich zu begrüßen und ziehen an einander vorüber; was rechts war, wird links, und umgekehrt, und dann und wann bricht Mondlicht durch die lichten Stellen des Waldes. Endlich schweigen die Klänge, und die Tänzer stehen still. Ein Waldrain, eingefaßt von Bäumen, durch die der Zuschauer hindurch sieht, liegt vor unseren Blicken, und auf der mondhellen, beinahe silberweißen Wiesenfläche spielt und tanzt Titania mit dreien ihrer Elfen. Das Licht (wahrscheinlich elektrisch) ist so hell, daß die Tänzerinnen Schatten werfen und nun mit ihren Schattenbildern die neckischsten Spiele aufführen. Endlich ist Titania ermattet, und sie streckt sich auf ihr Blumenbett, der Waldrain wird jetzt dunkel und das Silberlicht fällt nur auf das Lager der Feenkönigin und diese selbst. Der Elfengesang beginnt, während das Gesicht der Schläferin noch leis geröthet ist vom Tanz und die Brust athmet und wogt. Endlich ist Alles regungslos und still, immer blasser werdend, schläft Titania ein und liegt nun da wie ein Silberbild auf ihrem eignen Grabe. Das Ganze gehört zu dem Lieblichsten, was man sich denken kann. Wenn Poesie ist, was poetisch auf uns wirkt, so war das Poesie. Der dritte Act hat eine Scene, die mit der eben beschriebenen allenfalls rivalisiren möchte; aber sie bleibt dahinter zurück. Dies ist der Tanz des Elfengefolges des Oberon, während die beiden Liebespaare im Schlummer liegen. Diese Scene versucht durch Goldglanz zu wirken, wie jene erste durch Silberschimmer. Aber Mond und Silber behalten den Preis. Das Arrangement ist nichtsdestoweniger eigenthümlich. Eine riesige Flechte, fast wie eine Agave mit fleischigen bis zum Boden herabhängenden Blättern, steht in der Mitte der Waldwiese. Plötzlich wächst dieselbe zu einem Baum an, ein hoher Schaft steht inmitten der Bühne, und aus der Krone des Baumes fallen endlos weiße und rothe Rosenketten herab. Jede der Elfen ergreift eine derselben, und nun beginnt ein phantastischer Tanz um den Baum." — Wie Titania und besonders Oberon im Prinzeß-Theater gegeben wurde, ob den letzteren auch dort eine Dame spielte, die trotz des größtmöglichen Aufwandes von Gravität nirgends das männliche Wesen „des ruhigen Regierers der schwebenden Elfenwelt" zur Anschauung zu bringen vermag, darüber lesen wir leider bei Fontane nichts.

Das meiste Lob spendet er dem Sadlers-Wells-Theater, und zunächst theilt er uns Einzelheiten aus einer Hamlet-Aufführung daselbst mit. Den Horatio spielte ein junger Mann, steif und ungelenk, aber er verhalf nichtsdestoweniger der Rolle zu einer Art Triumph. Er besaß nämlich eine so schöne, klangvolle Baßstimme, wie man sie nur selten zu hören bekommt. Ueber der Bühne lag Nacht, im ganzen Hause kein Laut; jeder erwartete von Moment zu Moment die stahlblanke Gestalt des alten Königs vorüberschreiten zu sehen, und durch diese von Geisternähe durchschauerte Nacht klang wie eine Glocke tief, klar und monoton die erzählende Stimme Horatio's. Es war ganz wunderbar schön; dem Zuschauer wurde es heiß und kalt. Was den Polonius anlangt, so stellte der Engländer den närrischen Alten in den Vordergrund, während

wir bekanntlich den weisen Polonius prävaliren lassen. Die Ophelia gab Miß Eburne höchst anständig — conventionelles englisches Ladythum; aber was Alles, namentlich über die fein sinnliche Seite dieses lieblichen Frauencharakters gesagt ist, schien ihr ein Buch mit sieben Siegeln geblieben zu sein. Durch den Hamlet des Directors, Mr. Phelps, wurde Fontane oft an E. Devrient erinnert; aber der Erstere war älter an Jahren, und reifer an Erfahrungen, und trug von der bis zum Wahnsinn sich steigernden Aufgeregtheit des Prinzen keine Spur zur Schau. Der Phelps'sche Hamlet soll wenig von Jugend und Excentricität an sich haben, und die Devrient'sche Auffassung scheint dem Berichterstatter die richtigere. Doch wundert uns dabei, daß der im Berliner Schauspielhause so heimische Fontane über der Leistung des Dresdner Künstlers, an der das eigentlich Unübertreffliche doch nur die zauberisch bestechende äußerliche Grazie ist, die Verdienste L. Dessoirs so gänzlich vergißt, dessen Hamlet mehr, als jedem andern uns bekannten die Passivität eines hingegeben träumerischen Gemüths und die holde Schwermuth eigen ist, welche nach des Dichters Intention einen Grundzug des Charakters bilden muß. — Die Verwechslung der Rappiere im fünften Acte, welche noch dem alten Tieck soviel Kopfzerbrechen verursachte, geschah auf dem Sadlers-Wells-Theater in einer sehr geschickten Weise; Hamlet wird so bedeutend getroffen, daß ihm das Rappier entsinkt, Laërtes hebt es auf. In demselben Augenblicke ermannt sich der Prinz, dringt auf Laërtes, der jetzt mit zwei Rappieren vor ihm steht, ein, und entreißt ihm das eine mit Gewalt. Es ist das vergiftete. Man muß einräumen, daß so die so oft citirte Unwahrscheinlichkeit der Scene völlig fortfällt. — Aehnlich gelungen, wie im „Sommernachtstraum" der Elfenreigen, war endlich das Erscheinen des Geistes im ersten Act. „In dem Moment nämlich, so beschreibt Fontane uns diese Scene, wo Hamlet dem Geiste folgt, und beide zur rechten Seite des Theaters verschwinden, verändert sich die Decoration wie auf Zauberschlag, und der äußerste Rand der Bastei, mit einem hochaufragenden Klippenvorsprung, der einem finstern Felsenthore gleicht, liegt vor uns. Der Geist stellt sich in den Schatten dieses Thores und steht in seiner silberschimmernden Rüstung da, wie ein Lichtstreifen auf dunklem Grunde. Hamlet, aus der Tiefe emporsteigend, erklärt jetzt, nicht weiter folgen zu wollen. Der Geist spricht. Während seiner letzten Worte breitet sich ein graues Dämmerlicht über die Bühne, und nur in dem Felseneingang bleibt es dunkle Nacht. Der Geist steht jetzt wenige Schritte vor demselben, auf einem verschiebbaren Rollbrett, und während seines dreimaligen „Leb' wohl, gedenke mein!" verschwindet er in dem Felsenthor, unhörbar und regungslos wie ein fallender Stern. In demselben Augenblick, wo der letzte Schimmer seiner Rüstung erlischt, wird der erste Streifen der aufgehenden Sonne über den Klippen sichtbar, und vor uns erblicken wir Hamlet und — das Meer; Beide stumm. Man muß der Phelps'schen Bühne zugestehn, daß sie den Geisterapparat auf ganz neue, unvergleichliche Weise zu handhaben weiß." — Auch den „Macbeth" sah Fontane im Sadlers-Wells-Theater, und er bezeichnet ihn als das Lieblingsstück des englischen Volks neben Othello; es ist populärer als Hamlet. Natürlich waren die Hexenscenen darin wieder vortrefflich arrangirt. Die drei Hexen werden nicht, wie bei uns von Frauen, sondern von den Komikern der Bühne repräsentirt *), und ihr erstes Erscheinen ist wirklich nur eine Erscheinung; Alles bleibt in Dunkel und Unbestimmtheit; man hat nichts deutlich erkannt, dunkle Gestalten auf dunklem Hintergrunde, nur ein Paar graue Locken wehen im Winde. Ehe man sich auch nur annähernd orientirt, ist Alles vorbei. Das Ganze ist wie eine Ouverture des Schreckens. Man ahnt, daß etwas Entsetzliches folgen muß. Bei ihrem zweiten Auftreten, wo sie dem Macbeth auf der Haide begegnen, erkennt man sie deutlicher. Die Decoration ist sehr gut: eine kahle, triste Landschaft, wie sie den schottischen Hochlanden eigen, schimmert durch die Dämmerung. Auf einem Erdhügel unter zwei alten Fichten, die die ganze Vegetation der Haide bilden, stehen die Hexen. Der Mißklang ihrer heisern Stimmen ist zu einer Art Melodie gestimmt, und klingt wie das Geschrei alter und junger Raben. Der Zuruf jeder einzelnen: „all hail Macbeth" 2c. ist von höchstem Effect, der sich bis zum Schauerlichen steigert, wenn sie unerwartet die Worte: „that shalt be king hereafter" zusammen sprechen. Nach dem Verschwinden der Hexen wird es hell, alle Nebel sinken, und man übersieht die schottische Landschaft in aller Klarheit. — Als eine Scene ebenfalls von bedeutender Wirkung auf den Zuschauer wird uns das Hereinstürzen Macduffs beschrieben, nachdem er den König ermordet gefunden hat. „Es ist, meint Fontane, kein Theaterentsetzen, kein Theaterlärm, den er macht, es ist ein Lärm, wie Philoktet auf der griechischen Bühne nicht gewaltiger geschrieen haben kann. Das Geschrei ist furchtbar, wie die That. Er rüttelt und schüttelt an dem alten Mauerwerk, reißt am Glockenstrang und ficht mit dem Schwert um sich her, während er unablässig die Schläfer aus ihrer Ruhe schreit. In wenig Augenblicken hat sich die Halle gefüllt, alles blaß und voll Schrecken. Im Vordergrunde, den bleichen Kopf in die entblößten Schultern gezogen, steht regungslos Lady Macbeth (Miß Atkinson), überwältigt von der eignen That, alt geworden in einer einzigen Stunde." Wir sehen, auch die Auffassung dieser Scene ist in England eine traditionelle. Denn wir erinnern uns, sie vor mehreren Jahren von dem in der Begleitung Ira Aldridge's befindlichen, sonst mehr als mittelmäßigen Mr. Stanton in ganz ähnlicher ergreifender Weise dargestellt gesehn zu haben. Und auch den schließlichen Kampf zwischen Macbeth und Macduff beschreibt Fontane gerade so, wie er zwischen den beiden Genannten vollführt wurde. „Wirkliche, sichtbare Klingen-Arbeit" sei es gewesen, lesen wir, und sehen noch heute die Funken vor uns, die beim Zusammenfahren der Schwerter im Dunkel der Scene herumsprühten.

Das Capitel über das Prinzeß-Theater beginnt mit den Worten: „Wir nähern uns nun dem eigentlich Shakespeare-

*) Ganz ähnlich hat man in letzter Zeit angefangen, die Hexe im Goetheschen „Faust" an einigen deutschen Bühnen von einem Manne geben zu lassen, und wir erinnern uns einer sehr geschickten Durchführung der odiösen Partie durch einen Leipziger Komiker.

schen Grund und Boden immer mehr"; das Sadlers-Wells-Theater aber ist, wie unser Gewährsmann uns mittheilt, jetzt die eigentliche Shakespeare-Bühne, der Platz, wo wir ihm am ächtesten begegnen. Sein Director, Mr. Phelps, gilt nach dem Zurücktritt Macready's, für den allervorzüglichsten Shakespeare-Darsteller der Gegenwart, und er hat das Theater, welches er leitet, zum Sammelplatz des intelligenten Theiles des Publicums gemacht. Aber nicht nur von den Gebildeten wird der große Brite immer mit gleicher Bewunderung gesehen; sondern auch in den eigentlichen Volksbühnen steht sein Name auf dem Repertoire, und im Standard-Theater z. B. wohnte Fontane einer Aufführung von „Antonius und Cleopatra" bei, bei welcher er zwischen einem Arbeitsmann von den Werften und einem Grenadier von der schottischen Garde zu sitzen kam. Sehr mit Recht wirft er hier die Frage auf: „Was in aller Welt kümmert solche Leute das Schicksal gerade von Antonius und Cleopatra?" Und im Astley-Theater, welches gleichfalls für die untern Schichten der Gesellschaft berechnet ist, wurde Richard III. mit Reiterkunststückchen verflochten, wobei unser Berichterstatter uns zu bedenken giebt, wie es wirken muß, wenn Richard III. „a horse, a horse!" schreit, — „my kingdom for a horse!" und in demselben Augenblicke auch schon im Sattel eines pechschwarzen Hengstes sitzt, verfolgt von Richmond auf einer Schimmelstute.

Hiermit ist dann freilich die Grenze zwischen Theater und Circus, zwischen Apollotempel und Reiterbude hinweggeräumt und beseitigt! E. Kn.

Unter den Mormonen.

Ein Blick hinter den Vorhang.

Selten und nicht immer zuverlässig sind die Nachrichten, die uns über die merkwürdige Theokratie der Mormonen zukommen. Schon die kluggewählte Abgelegenheit ihrer Wohnsitze hält die Besucher fern, und bloße Neugierige, die nicht Bekenner werden wollen, sind den Heiligen des jüngsten Tages nicht willkommen und gewinnen keinen Einblick. Abtrünnige Brüder dagegen, die plaudern könnten, verschwinden meistens. Nur eine Gelegenheit wie die diesjährige, wo eine americanische Armee in das Mormonenthal eingerückt ist, und dort auch den Nichtmormonen Schutz gewährt, kann dazu beitragen, den Schleier einigermaßen zu lüften, und in der That ist den Truppen auch ein Correspondent auf dem Fuße gefolgt, und theilt nun in dem Weltblatt seine während eines dreiwöchentlichen Aufenthaltes gesammelten Erfahrungen mit. Er schreibt unter anderm:

Ich verließ das Lager der Mormonen von Utah, ehe die Truppen gegen die Stadt vorrückten. Bei der Fahrt durch Echo Cañon — den berühmten Paß — von den Mormonen und anderen so oft als unüberwindlich dargestellt — hatte ich volle Gelegenheit die Vertheidigungswerke zu untersuchen, welche der americanischen Armee das Eindringen in das Thal verwehren sollten. Der Cañon ist ungefähr vier deutsche Meilen lang. Es ist ein stilles Thal von 150—200 Schritt Breite, auf beiden Seiten von steilen, 1000—2000 Fuß hohen Bergen umgeben, reichlich bewässert von schönen Quellen, welche ihren Abfluß durch den Echo Cañon Creek, einen durch das Thal fließenden Gebirgsbach, finden. Die Mormonen haben Sorge getragen, daß man sich diesen Paß als eine große Felsenspalte mit unzugänglichen senkrechten Felsmauern zu beiden Seiten der Straße vorstellte. In Wirklichkeit nimmt er sich aber ganz anders aus. Die Thalhänge sind steil, aber wenigstens alle Viertelstunden findet sich Gelegenheit, durch eine Seitenschlucht die Höhe zu ersteigen. Der obere Thalrand läuft in eine Hochebene aus, von der aus Reiterei oder Artillerie den ganzen Cañon vollkommen beherrschen und ihn zu einer Falle für den Feind machen kann, der unbesonnen genug sein sollte, in demselben eine Vertheidigungsstellung einzunehmen. Militärs, die den mexicanischen Krieg mitgemacht haben, erklären, er sei nicht halb so leicht zu vertheidigen als Cerro di Gordo oder Molino del Rey, und daß eine dreifach überlegene Zahl von Vertheidigern nicht genügen würde, ihn zu behaupten. Die im Cañon vorhandenen Vertheidigungswerke bestätigten vollkommen, was ich von dem gänzlichen Mangel an militärischen Kenntnissen unter den Mormonen gehört hatte. Obgleich ihnen fast ein Jahr Frist gelassen war, um sich zum Widerstand vorzubereiten, so war doch kein einziges Werk vorhanden, welches den mindesten Schutz gegen eine auf den Höhen aufgestellte leichte Batterie hätte gewähren können. Offenbar verließen sie sich hauptsächlich auf ein ganzes System von Gräben und Dämmen, welche quer über den Cañon liefen, und welche bestimmt waren eine Ueberschwemmung des Thales herbeizuführen, und dadurch die feindlichen Truppen am Vorrücken zu hindern. Bei dem größten dieser Erdwerke ist das Thal nur 200 Schritt breit. Auf der Nordseite steigt hier das Gebirge in senkrechten Felswänden empor, welche von rechtwinklig sich abzweigenden Schluchten getheilt werden, und in einzelnen Spitzen über dem Weg hängen. Hier hatte auf jedem Punkte, wo Fuß gefaßt werden konnte, die Mormonenmiliz Brustwehren von zusammengelegten Steinen, ohne allen Mörtel, errichtet, in regelmäßigen Entfernungen mit Schießscharten durchbohrt. So lächerlich schwach waren diese Werke, daß man nur den Zeigefinger jeder Hand in eine der Schießscharten zu stecken brauchte, um mehrere Fuß des Steinwalles umzuwerfen. Der Baumeister dieser „Festung" hat sich jedenfalls von dem Gedanken leiten lassen, daß die Angreifer keinen andern Weg als die alte Straße geradenwegs durch den Cañon einschlagen könnten. Er hat sich gar nicht träumen lassen, daß eine einzige Gebirgshaubitze auf dem Südrande des Thales im Stande wäre, seine Brustwehren mit wenigen Schüssen zusammenzuschießen, oder daß Flankeure, auf jedem Thalhange vorgehend, die Vertheidigungswerke ohne alle Schwierigkeit in den Rücken nehmen und die Vertheidiger in einen dichten Haufen in das Thal hinabscheuchen würden, wo dann Kartätschen oder ein Cavalleriechok das Uebrige thäten. Eine vollständigere und kläglichere Fehlgeburt als diese Vertheidigungswerke läßt sich gar nicht denken; und doch versichern

heute noch die „Generäle" und „Obristen" der Mormonen, daß ihre Scharfschützen den andringenden Feind so rasch decimiren würden, daß er an ein Vorrücken gar nicht denken könne. Von der fanatischen und vermessenen Eitelkeit dieses seltsam verblendeten Volkes kann man sich eben keinen Begriff machen.

Aus Besorgniß, ihr Ansehen unter ihren Anhängern einzubüßen, verbreiten jetzt schon die Häupter der Mormonen die Nachricht, daß die Regierung der Vereinigten Staaten die von ihnen vorgeschriebenen Bedingungen angenommen habe. Dies ist durchaus nicht der Wahrheit gemäß. Allerdings versuchten die Häupter der Secte Anfangs Bedingungen zu stellen, da dies aber umsonst blieb, nahmen sie schließlich die ihnen angebotene Amnestie an, und erklärten sich bereit, sich den Bundesbeamten zu unterwerfen und sie in ihre Functionen eintreten zu lassen.

Als die Armee in Saltlake einrückte, fand sie die Stadt fast verlassen. Auf den Befehl Brighams hatte die gesammte Bevölkerung Haus und Hof verlassen, und war nach den südlichen Niederlassungen gezogen. Kein einziges Weib, mit Ausnahme der Frau des Statthalters Cumming, war in der Stadt zurückgeblieben. Alle übrigen hatten sie räumen müssen, indem die Anführer ganz entschieden erklärt hatten, sie würden keinem Frauenzimmer gestatten dazubleiben, um den Einzug der Armee anzusehen, und sich von den Officieren „verderben und demoralisiren" zu lassen. Die Häuser waren alle verschlossen, die Fensterflügel ausgehoben, und Fenster und Thüren mit Brettern zugenagelt. Kaum ein menschliches Wesen war auf den Straßen zu erblicken, denn in der ganzen Stadt waren nur 2—300 Mann zur Bewachung der zurückgelassenen Habe, und um nöthigenfalls und auf Befehl der Oberen die Brandfackel hineinzuwerfen, geblieben. Ein einziger Restaurant — in dessen Geschäft, wie allgemein bekannt, Brigham selbst einen Antheil hat — durfte zur Aufnahme der Friedenscommissarien und anderer „Heiden" offen behalten; aber selbst diese hatten in den ersten Tagen kein Nachtquartier, sondern mußten vierzehn Tage lang in ihren Ambulancen schlafen, bis sie endlich ein Paar Zimmer, aber ohne alles Möblement, außer einem Tisch und ein Paar Stühlen, bekamen.

Die Mehrzahl der Bewohner von Saltlake City hat ihr Zelt für jetzt in Provo aufgeschlagen, einer Stadt 50 (engl.) Meilen südlich von hier. Vor ungefähr zehn Tagen reiste ich hin, um den Propheten Brigham zu besuchen und mir seine gläubige Heerde anzusehen. Die Masse des Volkes fand ich in Armuth und Noth versunken, und fast nur die Priester und Großwürdenträger der Theokratie bildeten eine Ausnahme. Die Armen, die auf Befehl ihrer Obern ihren heimischen Heerd verlassen hatten, wohnten in Zelten, Ställen, Bretterschuppen, Wagen, Hütten von Weidenruthen oder Stroh, oder in Erdhöhlen, und die Unannehmlichkeiten des Verweilens unter so unvollkommenem Obdach waren in der letzten Zeit noch vermehrt worden durch mehrere ungewöhnlich anhaltende und schwere Regengüsse, die alle ihre Habe gründlich durchnäßt hatten. Natürlich besuchte ich Brigham Young. Er ist ein wohlansehnlicher Mann von 57 Jahren, mittelgroß, etwas zur Corpulenz geneigt, mit sandblondem Haar und einem gemeinen sinnlichen Mund. Er war gut aber einfach gekleidet, etwas feierlich in seinem Benehmen, und offenbar von der Nothwendigkeit durchdrungen, die äußere Würde aufrecht zu erhalten, die sich für einen König und Propheten schickt. Ich würde ihn für klug in weltlichen Angelegenheiten, einen guten Geschäftsmann und guten Menschenkenner, der sie auch zu beherrschen versteht, halten. Doch ist der Grundton seiner Seele offenbar niedrig und gemein. Obgleich klug und schlau, und geschickt in der Verwendung der ihm zu Gebote stehenden geistigen Kräfte ist der Prophet doch keineswegs ein gescheidter oder ein weiser Mann; und in der Debatte mit einem mäßig geschickten Gegner zieht er stets kläglich den Kürzern. Aber dennoch ist seine Macht über das Volk grenzenlos. Sein Wink ist Gesetz, und die unwissende Masse seiner Anhänger blickt zu ihm fast wie zu einem Gott hinauf. Ich hatte das Vergnügen ihn an einem Sabbath predigen zu hören, und die Predigt gab mir die Versicherung, daß ich mich in meiner Abschätzung seiner geistigen Begabung durchaus nicht geirrt hatte. Der Inhalt war gewöhnlich und bunt durcheinandergewürfelt, die Sprache gemein, sein Vortrag aber voll Kraft und populär. Gründe anzuführen ließ er sich nie herbei, sondern stellte seine Behauptungen auf wie Einer, der gewiß ist, blinden Glauben zu finden, und ihn fordert. Ein Proselyt des Mormonismus, der zugleich ein Mensch von Erziehung und Bildung ist, muß sich bitter getäuscht fühlen, wenn er, anstatt den Himmel auf Erden zu finden, in dem Propheten, dem Stellvertreter Gottes, einen Mann von so gemeinem Gepräge findet.

Aber Brigham Young ist ein Muster von Eleganz und feiner Bildung im Vergleich mit Heber C. Kimball, dem zweiten Würdenträger in der Theokratie der Mormonen. Er ist nur wenige Tage älter als Brigham, hochgewachsen, voll, mit kurzem sandblonden Haar und Backenbart, blühender Gesichtsfarbe und kleinen, schlauen Schlangenaugen. Niemand weiß mit Bestimmtheit, wie viel Frauen Brigham hat, Heber aber bekennt sich zu vierzigen, von denen er nur 58 Kinder am Leben hat, da ihm ungefähr ein halbes Dutzend weggestorben sind. Sein Ruf als Gatte und Vater ist schlecht, und man flüstert sich gar viele Geschichten von der Eifersucht und der Härte, ja Grausamkeit zu, mit der er seine Frauen behandelt, von denen einige jünger sind als sein ältestes Kind. Er ist sicherlich der gemeinste Mensch, der mir jemals begegnet ist. Gotteslästerungen strömen nur aus seinem Munde. Er versicherte mir, daß er seine Freunde und nicht seine Feinde liebe, und als ihn einer der anwesenden „Heiden" zurechtwies, erklärte er, daß er nichtsdestoweniger den Geboten der heiligen Schrift folge, und für seine Feinde bete. Dies fand Beifall, als Heber fortfuhr: „Ja, ich bete, daß Gott sie alle in die Hölle schicken und verdammen möge!" Das ist nur ein gelindes Beispiel von der Sprache, die Bruder Heber im gewöhnlichen Leben und auf der Kanzel führt.

Die Bevölkerung der Mormonenthäler ist sehr überschätzt worden. Hier und in Provo befanden sich nach dem Eingeständniß der Häupter drei Viertheile der Gesammtbevölkerung, und 30—35,000 ist die höchste Zahl, auf die man sie schätzen kann. Unter diesen dürften sich schwerlich 5000 Mann finden,

die nur leidliche Soldaten abgeben würden; von einem wirklichen Widerstand gegen die Vereinigte-Staaten-Regierung kann daher gar nicht die Rede sein. Im Ganzen sind die Mormonen sehr arm. Alles was man von der Fruchtbarkeit dieses Thales erzählt hat, ist arg übertrieben. Kaum ein Acker des ganzen Gebietes von Utah ist ohne künstliche Bewässerung zu bebauen. Wo diese kostspielige Einrichtung vorhanden ist, ist der Ertrag sehr gut, wenn nicht Heuschrecken die Frucht auf dem Halme verzehren, was schon wiederholt der Fall gewesen ist. Aber es wird einem Mittellosen schwer fallen, nur sein trockenes Brot zu verdienen, wenn er nicht eine hohe Stellung in der Kirche hat — und in diesem Falle scheint er durch das eine oder das andere Mittel fast ohne Arbeit zu gedeihen und reich zu werden. Die von der Kirche geforderten Zehnten und die zu Staats- und Gemeindezwecken erhobenen Abgaben verschlingen ungefähr ein Fünftel von dem, worüber der Arme zu verfügen hat, entweder in Frohnten zum Tempelbau oder im Ertrag seines Ackers oder seiner Heerden. Könnten nur die europäischen Opfer der Mormonenapostel ahnen, wie weit die Wirklichkeit des „Zions" von den Darstellungen, die man von ihnen gemacht hat, abweicht! Sie würden gewiß nicht den Gefahren der Reise über den Ocean und durch die Wildniß trotzen, um hier eine moralische und physische Wüstenei zu finden.

Während meines Aufenthaltes in Provo hatte ich gute Gelegenheit, die Lage der weiblichen Bevölkerung zu beobachten. Im Ganzen erschienen die Frauen unzufrieden und unglücklich. Wollte man aber genauer unterscheiden, so könnte man vielleicht sagen, daß die Alten, deren Tage der Freude und Hoffnung vorüber sind, glücklich zu sein schienen, daß die von mittlerem Alter ihrer Lage sich mit Bitterkeit bewußt sind und sich unglücklich fühlen, und daß die Jungen gleichgültig und hoffnungslos sind, oder vielmehr alle Gedanken an die Zukunft verbannen, da sie nichts vor sich sehen, als ein Leben als Sklavinnen der Sinnlichkeit, wo sie alle natürlichen Neigungen des Herzens unterdrücken, und die Liebe, die sie einem Gatten schenken würden, mit mehreren Favoritinnen theilen müssen. Die Frauen sind schlecht gekleidet, und manche haben kaum genug, um ihre Blöße zu bedecken. Nicht blos Armuth ist daran Schuld, sondern auch der Umstand, daß seit der Vertreibung der Händler aus dem Thale keine zu weiblicher Bekleidung tauglichen Stoffe zu kaufen waren. Einer meiner Freunde, ein Officier, stieß vor einiger Zeit abseits der Landstraße unversehens auf einen Trupp von zwölf oder mehr Weibern, jungen und alten, die zu Fuß von Provo nach ihrer eigentlichen Heimath zurückkehrten, und jedenfalls diesen Pfad eingeschlagen hatten, um nicht gesehen zu werden. Sie hatten fast gar keine Oberkleider, und hatten sich meistens, um ihre Blöße zu verhüllen, in Decken gewickelt, wie indische Squaws. Beim Anblick eines Fremden stoben sie auseinander und in die Büsche wie gescheuchte Rehe, aus Scham über ihren elenden Aufzug. Das ist kein Phantasiebild, sondern einfache, ungeschminkte Thatsache. Die Männer sind über die Maßen eifersüchtig, wodurch es sehr schwer fällt, mit den Frauen ins Gespräch zu kommen. Es ist mir jedoch gelungen, mit einigen mir Gelegenheit zu kurzem Zwiegespräch zu verschaffen, und selbst in den Paar Minuten fanden sie Zeit, ihren geheimen Abscheu vor dem ganzen System und ihren heißen Wunsch, aus dieser Erniedrigung befreit zu werden, auszusprechen.

Während meines Aufenthaltes habe ich mir viel Mühe gegeben, mir ein richtiges Urtheil über die sittlichen Zustände der Mormonengemeinde zu bilden. Daß die Mormonen gute Eigenschaften haben, springt dem oberflächlichsten Beobachter in die Augen. Sie sind jedenfalls sehr fleißig, und haben in Bauten zu allgemeinen Zwecken fast Unglaubliches geleistet. Der ganze von ihnen occupirte Landstrich ist von Gräben in jeder Richtung durchschnitten, um das Wasser von den Bergen in die Felder zu leiten. In der Saltlake City allein sind Wohnungen für vielleicht 12,000 Personen erbaut worden. Das dazu benutzte Material sind gutgepreßte Luftziegel, natürlich ebenfalls eigenes Fabrikat. Obgleich höchst einfach und roh, haben sie doch unendliche Arbeit erfordert. Die Wohnungen Youngs, Kimballs und mancher Andern sind besser, und von steinernen, 10—12 Fuß hohen, und mehrere Fuß dicken Mauern eingefaßt. Der Tempelplatz ist ein Viereck von 10 Acker, eingeschlossen von einer hohen, gutgebauten Mauer. Inmitten desselben steht das Tabernakel, das 3000 Personen faßt, das Stift (wo die Mysterien des Mormonismus gefeiert werden) und sehr ausgedehnte Werkstätten für die am Tempel bauenden Arbeiter. Der Grundbau des letztern ist von der massivsten und solidesten Art. Er ist noch nicht über die Erde heraus, und kostet schon mehr als eine Million Dollars, welche die Zehntencasse bezahlt hat. Offenbar gehört es zur Politik des schlauen Oberhauptes, seine Leute immer ausreichend zu beschäftigen, und ihnen keine Zeit zum Nachdenken zu lassen, das ihnen die Augen über den ungeheuren Betrug, dessen Opfer sie geworden sind, öffnen könnte. Vor einigen Jahren — ich glaube, es war 1854 — fand eine sehr starke Einwanderung statt; so stark, daß die neuen Ankömmlinge nichts zu thun hatten, und die Gefahr der Hungersnoth und Revolution nahe trat. Was that Brigham Young? Erklärte er Belagerungszustand und befestigte er sein Haus und die Regierungsgebäude? Durchaus nicht. Er entdeckte plötzlich, daß eine Umwallung des sechs englische Quadratmeilen großen Stadtgebiets zum Schutz gegen Raubanfälle der Indianer nothwendig sei. Der Bau wurde sofort angeordnet und angefangen. Ein tiefer Graben wurde ausgehoben, die daraus gewonnene Erde mit Wasser und Stroh durchknetet und zu einer unten sechs Fuß dicken, mit Schießscharten versehenen Mauer aufgethürmt. Ein- oder anderthalb deutsche Meilen dieser Mauer sind vollendet worden; dann stockte die Arbeit, und der Bau verfiel wieder. Er hatte seinen Zweck erreicht, und unthätige Hände und unbeschäftigte Köpfe von Schlimmerem abgehalten.

Die Masse ist auch ehrlich und gewissenhaft, bezahlt ihre Schulden pünktlich, hält in der Familie Morgen- und Abendgottesdienst, lebt ruhig und friedlich unter sich (abgerechnet die Eifersüchteleien in den Hausständen mit mehreren Weibern) und lebt in jeder andern Hinsicht unter gewöhnlichen Verhältnissen als gute Bürger und Nachbarn. Allem äußern Anschein nach herrscht die beste Ordnung; aber es ist offenbar, daß es die Ordnung des Despotismus ist, ein priesterlicher Des-

potismus, vollständiger und unanfechtbarer als der Despotismus in Rußland, weil er die Menschen durch religiöse Vorurtheile und abergläubische Furcht beherrscht. Es giebt unter den Mormonen einige, die wirklich schlecht und jedenfalls die ärgsten und niederträchtigsten Heuchler sind, und die den Mantel der Religion nur benutzen, um unter seinem Schutze nur um so besser alle möglichen schlechten Leidenschaften zu befriedigen. Diese sind es, welche die heimlichen Räubereien und Mordthaten üben, welche die Oberen — es sind unwiderlegliche Beweise dafür da — anordnen, um der „Kirche" zu nützen oder sie zu rächen. Im Geheimen wird die Lehre eingeprägt (so haben mir Männer und Frauen versichert, welche die Kirche aus sittlichem Ekel verlassen haben), daß es tugendhaft ist, einen Heiden aus Rache für den Tod des Propheten Joseph Smith des Eigenthums oder des Lebens zu berauben; ferner, daß es ein Werk der Liebe und christlichen Barmherzigkeit ist, denjenigen, welche gegen die Kirche sich schwer vergangen haben, oder auf dem Wege sind, es durch Abfall oder Enthüllung ihrer Geheimnisse zu thun, das Leben zu nehmen. Das nennt man einen Bruder oder eine Schwester „retten", denn das „Vergießen ihres Blutes auf die Erde" ist eine Sühne für ihre Sünden und rettet sie vor der Verdammniß. Es ist nur schwer zu glauben, daß Brigham Young, Heber C. Kimball, General Wells und andere Häupter der Kirche sich aufrichtig zu diesen und ähnlichen Grundsätzen bekennen. Dazu sind sie jedenfalls zu gescheidt, und stehen zu sehr hinter dem Vorhang, um selbst Opfer der Täuschung zu werden. Aber die Masse meint es ehrlich mit ihrem Glauben. Es sind meistens unwissende, ungebildete und einfältige Leute. Sie sind keine Heuchler, aber Fanatiker der gefährlichsten Art; Fanatiker, die ohne zu murren sich der Schande aussetzen oder zum Tode gehen, wenn ihre geistlichen Oberhäupter es befehlen, und die niemals glauben, daß die Vernichtung eines Menschenlebens Mord, oder gewaltsame Besitznahme fremden Eigenthums Raub ist, wenn es im Interesse der Kirche geschieht. Unter einer gebildeten und intelligenten Bevölkerung könnte ein solcher Zustand der Dinge gar nicht dauern; aber kommen Leute dieser Art hierher, so werden sie bald enttäuscht und fliehen voll Abscheu, wenn sie nicht durch Schmeichelei, Geiz oder eine andere niedrige Leidenschaft — denn gerade Gebildete verfallen am häufigsten in stumpfe Verzweiflung, wenn sie entdecken, daß das „Zion" ihrer innigsten Hoffnungen eine Hölle auf Erden ist — sich zum Bleiben bewegen lassen.

Neigung zum Abfall ist längst unter den Mormonen vorhanden gewesen; aber Furcht vor den „Vernichtungsengeln" zwingt viele sich treu zu stellen, während sie nur auf eine Gelegenheit zur Flucht warten. Ungefähr 300 Familien sind bereits in diesem Jahre seit der Annäherung der Truppen nach dem Missouri aufgebrochen; und noch hunderte ganz in der Nähe gedenken unter dem Schutze der Armee auszuwandern, sowie sie ihre Ernte hereinhaben und dadurch in Besitz von Reisemitteln gekommen sind. Eine längere Anwesenheit der Truppen kann nur den Zersetzungsproceß, der sich seit lange in der Mormonengemeinde vorbereitet, beschleunigen, und Niederlassung außerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten ist das einzige Mittel für Brigham Young, seine Theokratie aufrecht zu erhalten.

t.

Die Tiefländer und Ebenen der österreichischen Monarchie.*)

III.

Die Po-Ebene.

Die große Niederung am Po, welche, von den Alpen und Apenninen in einem länglichen Bogen umschlossen, mit ihrer größern nördlichen Hälfte dem österreichischen Kaiserstaate, nämlich dem lombardisch-venetianischen Königreiche, angehört und hier einen Flächenraum von mehr als 400 Geviertmeilen bedeckt, zeigt ganz andere Erscheinungen, als die ungarische Tiefebene, namentlich in der Ueberfülle ihrer reichen Natur, ihres üppigen Pflanzenlebens.

Das oberitalienische Tiefland ist fast durchaus eben; der steile Fuß der die Ebene umwallenden Gebirge steht auf allen Seiten auf wagerechtem Boden, es ist keineswegs überall eine die beiden Oberflächenformen vermittelnde Uebergangszone von Vorhügeln vorhanden, und selbst da, wo sie sich findet, ist sie nur von geringer Breite. Die Neigung der Ebene wird durch den Lauf der Flüsse angedeutet. Die nördlichen Nebengewässer des Po und die adriatischen Küstenflüsse weisen auf eine allmähliche Bodenabdachung von Norden nach Süden hin, während der Lauf des Hauptstromes eine gleichzeitige Abnahme der Bodenhöhe in der Richtung von Westen nach Osten, nach dem adriatischen Meere zu, anzeigt. Nirgends geschieht die Verminderung der Bodenerhebung, welche von den umgrenzenden Gebirgsrändern gegen den Po, wie gegen das adriatische Meer hin stattfindet, plötzlich; die Neigungen der Ebene sind vielmehr so allmählich, daß man überall einen durchaus wagerechten Boden zu erblicken glaubt. Die tiefsten Strecken liegen unmittelbar an den Ufern des Po, der Etsch und am Küstensaume des Adriameeres, sowie im untern Laufe der Nebenflüsse.

Der wagerechte Boden der Po-Ebene ist nur an einer Stelle auf eine sehr merkliche Weise durch zwei nahe bei einander liegende kleine Hügelgruppen unterbrochen, die euganeïschen und bericischen Hügel, welche, gleich dem Kaiserstuhl bei Freiburg, mit malerisch geformten, kegelförmigen Kuppen inselartig aus dem ebenen Tieflande emporragen und hier um so mehr Erwähnung verdienen, als ihre Gestalt, wie ihre Lage, sie zu merkwürdigen Erscheinungen macht. Ihre Entstehung und Bildung neben dem Alpengebirge läßt sich schwer erklären.

Die euganeïschen Hügel (Monti oder Colli Euganeï) steigen aus dem einförmigen, unermeßlichen Flachlande

*) Siehe Nr. 31 und 32 der Europa.

der untern Po-Ebene oder der venetianischen Tiefebene, wie aus einem Meere, inselartig zwischen Este, Teolo und Battaglia, im Südwesten von Padua, empor. Wegen ihrer Entfernung vom Alpenfuße nennt man sie auch Monti Isolati (abgesonderte Berge). Man sieht sie weit in der Ebene, sowie, von Istrien und Triest kommend, schon weit auf dem adriatischen Meere. Andererseits hat man von ihren Gipfeln eine unermeßliche Aussicht auf die mit Städten und Dörfern bedeckte Ebene ringsum, auf die fernen blauen Alpen und auf das sechs Meilen entfernte adriatische Meer. Die Ausdehnung der Euganeen beträgt von Norden nach Süden beinahe drei, und von Westen nach Osten etwas über zwei Meilen. Ihr höchster Punkt ist der mehr gegen Osten gelegene, über 1700 Fuß hohe Monte Venda. Von ihm ziehen sich drei Hügelketten, durch flache Vertiefungen getrennt, sanft gegen Süden herabsteigend, nach Este, Monselice und Battaglia. Nördlich erheben sich der Monte della Madonna, der dem Monte Venda in der Höhe wenig nachsteht, und die Hügel Albetton, Lavertin, Mont' Ortone und San Daniello als einzelne Kegelberge aus der Ebene, von kleineren, meist ebenso isolirten Anhöhen umgeben. Feuchte, sehr fruchtbare Flächen mit Thon- und Sandboden, oft sumpfig und den Ueberschwemmungen unterworfen, reichen bis dicht an den Fuß der Hügel. Der Bacchiglione und die mit ihm zusammenhängenden Canäle umfließen dieselben von allen Seiten und machen das Inselartige ihrer Lage noch auffallender. Der sanfte untere Abhang dieser Berge besteht von der Dammerde der Ebene an bis ungefähr zum vierten Theil ihrer Höhe aus einem weißen, häufig durch Eisenoxyde gelblichen oder röthlichen Flötzkalk. Darüber erheben sich dann, oft ziemlich steil, einzelne Kegel von Trachyt in rauhen Massen. Mehrere der Bergspitzen sind ganz kahl, andere mit niedrigen Gebüschen von Eichen und Kastanien überwachsen, wie dies beim Monte Venda der Fall ist. Die Abhänge enthalten Wäldchen von ächten Kastanien, selbst von Olivenbäumen, herrliche Weinhügel und Obstgärten, und sind überhaupt sehr bebaut. Auf manchen Bergspitzen sieht man alte Schlösser und Klöster, die bewohnt sind oder in Ruinen liegen; tiefer hinab zahlreiche Dörfer und schöne Villen, darunter die beinahe fünf Jahrhunderte alte von Petrarca zu Arqua oder Arquato, in welcher man noch den Sessel zeigt, worauf der Dichter 1374 starb, sowie über einer Thüre hinter Glas die Mumie seiner Katze. Sein einfacher, auf vier runden Pfeilern ruhender Sarkophag steht vor der Kirchthüre des Marktfleckens Arqua. Von den am Fuße der Hügelgruppe gelagerten freundlichen Städtchen sind besonders Este, Monselice und Battaglia bemerkenswerth. Die Euganeen sind offenbar vulkanischen Ursprungs, wie alle Trachyt- und Basaltgebilde. Dafür sprechen auch die heißen Bäder von Abano (Abbano), welche eine Hitze von 67° Réaumur erreichen, und deren Quellen so stark sprudeln, daß sie kleine Seen bilden, welche zum Abbrühen von Federvieh und Schweinen, sowie zum Waschen der Kleider benutzt werden. Diese Bäder sind weit berühmt und viel besucht, und waren schon den alten Römern bekannt. Im 15. Jahrhundert kamen sie besonders durch Mich. Savonarola in großen Ruf. Sie sind so heiß, daß sie, mit anderm Wasser vermischt, eine halbe italienische Meile von ihrem Ursprung noch eine Temperatur von 30—35° R. besitzen, und werden sowohl zu Wasser- als zu Schwefelschlammbädern benutzt. Man badet gewöhnlich 3 bis 6 Wochen, gebraucht dabei innerlich das Wasser der nahe liegenden Mineralquellen von Monte Ortone, Acqua della Vergine, und geht dann zu dem stärkern Eisensäuerling von Recoaro über. Auch in der Umgegend von Battaglia befinden sich heiße Mineralquellen und berühmte Bäder.

Die zweite Unterbrechung der venetianischen Tiefebene bilden die bericischen Berge (Monti Berici), nordwestlich von den Euganeen und von diesen durch ganz flache Ebenen getrennt. Sie bilden ebenfalls eine ganz isolirte Hügelgruppe, indem sie von den Alpen durch eine vier italienische Meilen breite Ebene geschieden sind, durch welche die Straße von Verona nach Vicenza führt. Sie ziehen sich zwischen Lonigo, Barbarano und Vicenza von Südwesten nach Nordosten, bilden in sich wieder zwei Parallelketten und haben ungefähr dieselbe Ausdehnung, wie die Euganeen, stehen diesen aber an Höhe nach, denn ihr höchster Punkt bei San Giovanni erreicht nur 1324 Fuß über der Meereshöhe. Sie bestehen größtentheils aus Flötzkalk, sind weniger vulkanisch in ihren Umrissen, und nur bei Vicenza zeigen sich hier und da Basaltgänge. Ihre Gipfel sind mehr abgerundet und langgestreckt und ihre Abhänge sanft. Sie sind wegen ihrer trefflichen Früchte berühmt, vorzüglich wegen ihrer Trauben, und der Wein von Vicenza ist in ganz Italien wegen seiner Güte sprüchwörtlich geworden. An den rebenreichen Abhängen fehlt es nicht an Schlössern und schönen Villen. Die Aussicht von den höchsten Punkten ist ungemein reizend. So nahe dem Fuße der Alpen, hat man einerseits den großartigen Anblick der gewaltigen Riesenmauer dieses Gebirges, und überschaut ringsum heitere Landschaften, wo sich Dorf an Dorf, Weiler an Weiler drängt, denn auf jeder Geviertmeile Landes leben mindestens 6000 Menschen. Den glänzendsten Anbau aber zeigen die Striche zwischen den Lagunen von Venedig und Padua, besonders längs der Brenta und am Bacchiglione, eine Landschaft, die mit Palästen und Landsitzen der venetianischen Nobili bedeckt ist, deren Ausstattung sich in hohem Grade durch Reichthum und Kostbarkeit auszeichnet. Das ganze ebene Land umher gleicht einem Garten. Es ist durch zahllose Gräben in lauter kleine Vierecke, Rechtecke, Rauten, Trapeze, Dreiecke ꝛc. getheilt, an deren Rande in regelmäßigen Zwischenräumen Maulbeerbäume gepflanzt sind. An jedem Maulbeerbaum winden sich Weinreben empor, und die Ranken von je zwei Bäumen sind als Gewinde zusammengebunden, sodaß diese Maulbeeralleen mit ihren Weinguirlanden wie Festspaliere aussehen, die ganze Ebene aber, von einem Berge aus überschaut, von einem lichten Laubwalde bedeckt zu sein scheint, unter welchem die Dörfer und sonstigen kleinen Orte verschwinden, deren Dasein nur die thurmartige schlanke Pappel anzeigt; nur größere und mittlere Städte treten deutlich hervor. Erst wenn man die Ebene selbst durchwandert, sieht man, daß die Drei- und Vierecke zwischen den mit Maulbeerbäumen eingefaßten Canälen größtentheils mit Mais, dem Getreide Italiens, zum Theil auch mit Wiesen

bedeckt sind. Zwischen Etsch und Po, in den Gegenden von Este, Vicenza und Padua, finden sich Reisfelder, während man in den Gärten als Obst überall Feigen, Mandeln, Pfirsiche und Aprikosen, dazwischen zuweilen die dunkle Cypresse, den fahlen Oelbaum, die saftige Palme und den dunkelgrünen Lorbeerbaum erblickt. Citronen und Pomeranzen, sowie Granatbäume gedeihen bei nur einiger Pflege im Winter. So erscheint das Gelände überall als ein immerwährender, unbegrenzter Garten voll üppiger Fruchtbarkeit.

Vielleicht nirgends wirken die Flüsse auf die Bodenbeschaffenheit so gewaltig ein und arbeiten, vermöge ihrer Natur, thätiger an der Umbildung, an der Vergrößerung des von ihnen durchströmten Landes, wie im italienischen Niederlande. Alle Apenninen-Gewässer, bemerkt v. Roon, und ebenso die meisten Alpenflüsse stürzen mit reißendem Gefäll in die Ebene herab, welche sie dann zwischen flachen Ufern durchströmen. Der Italiener nennt die größeren Flüsse in ihrem obern Laufe Torrente (Wildbach), später Fiume-Torrente (Bergstrom) und gewöhnlich erst beim Eintritt in die Ebene Fiume. Die Torrenti oder Sturzbäche haben einen sehr abwechselnden Wasserstand. Bald brausen sie mit mächtigen Wasserwogen aus den Bergen herab, überfluthen, wo nicht Dämme ihnen wehren, weit und breit ihre Ufer, bedecken und erhöhen die Landschaft durch dicke Lagen von Bergschutt und Rollkieseln, tragen den leichteren, fetteren Schlamm hinab zu den Küsten, die mit Hülfe dieser Ablagerungen allmählich weiter ins Meer hinausrücken; bald aber rinnen sie als seichte Riesel über breite, flache Kiesbetten, die zum größten Theil trocken liegen. Wo aber Eindeichungen die Ausbreitung und die Willkür der wilden Wasser beschränken, da geschieht es, daß allein die Sohlen und die Ufer der künstlichen Betten durch die wachsende Anhäufung des Flußschuttes allmählich höher und höher, die durch Dämme von dieser Bodenhöhe-Steigerung ausgeschlossenen Ufergegenden aber, wie am untern Po und an der untern Etsch, zuletzt niedriger werden, als die Flußspiegel. Um so verheerender sind dann die Wirkungen, wenn die Hochwasser ihre Fesseln sprengen. Natürlich wird aber durch solche Aufhöhung des Bettes eine Gefällverminderung herbeigeführt, welche der Arbeit der Flüsse bestimmte Grenzen setzt.

Einen andern Charakter erhalten die Bergwasser da, wo sie von weiten, tiefen Seebecken aufgenommen werden, z. B. vom Lago Maggiore, vom Iseo-, Comer- und Gardasee, die man mit Recht als die Läuterbecken der Flüsse bezeichnet hat. Letztere stürzen trübe, mit Schutt und Schlamm geschwängert in die Seebecken hinein, und fließen gereinigt, geklärt und langsamer daraus hervor. Indem die eilenden Alpengewässer mit dem Eintritt in diese Läuterbecken zur Ruhe, zum Stillstande gelangen, entladen sie sich der schwereren Lasten, die sie mit sich führten, werfen Felsblöcke, Rollsteine und Kies auf den Grund des Sees und entführen demselben nur bei Hochwasser den leichteren Sand und Schlamm. Daher findet man in den Betten und den Ufergegenden des Ticino, der Adda, des Oglio und des Mincio nicht jene großen Massen von Geröllе, welche an den Torrenten zum Vorschein kommen.

Der Einfluß aber, welchen alle diese Umstände auf die Natur des Bodens und somit auch auf den landschaftlichen Charakter des italienischen Tieflandes ausgeübt haben, ist der entschiedenste und unverkennbarste. Während nämlich im Bereiche der Torrenten der Boden überall aus Schichten von Rollsteinen, von Kies und Grand (grobem Sand) besteht, die nur von einer dünnen Krume fruchtbarer Dammerde zugedeckt sind, bildet dagegen der Fruchtboden in den Ufergegenden des Po, der untern Etsch, in der Mailänder Ebene 2c. eine dickere Schicht, unter der sich erst in größerer Tiefe Gerölle finden. Die Folge davon ist, daß man dort, neben einem mühseligeren Anbau, nicht selten Steinfelder und magere Weidestrecken, dagegen hier die mannichfaltigsten, gedrängtesten und reichsten Culturen findet.

Eine nähere Betrachtung verdienen noch die Werke der Wasserbaukunst, zu denen die geschilderte Beschaffenheit der oberitalienischen Flüsse Anlaß gegeben hat. Da ihr Flußbett oft höher liegt (bis zu 36 Fuß), als das Land ringsum, so werden ausgedehnte Dammbauten erforderlich, welche eine Dammpolizei, gleich der holländischen oder niederdeutschen, hervorgerufen haben. Um jede mögliche Beschädigung der Dämme zu verhüten, bestehen nämlich Vorschriften, nach welchen auf diesen Dämmen weder Vieh weiden darf, noch Bäume darauf gepflanzt werden dürfen. Es sind eigene, unter Districts-Ingenieuren stehende Aufseher an den Dämmen aufgestellt, und überdies streifen, wenn der Fluß eine bestimmte Höhe erreicht, bei Tag und Nacht reitende Patrouillen herum, um eine etwaige Durchstechung des Dammes durch Uebelwollende zu verhüten. Bei herannahender Gefahr werden die Wachtposten verdoppelt, Alarmkanonen aufgeführt, Sandkörbe, Faschinen u. dergl. in Bereitschaft gehalten und ihnen die nöthigen Zugthiere zu augenblicklicher Weiterbeförderung an die bedrohten Puncte zugewiesen. Sobald der erste Alarmschuß abgefeuert wird, eilt die ganze Bevölkerung herbei und sucht die bedrohte Dammstelle zu verstärken. Bei ungewöhnlichem Hochwasser wirft man auf dem alten Damme kleine, etwa einen Fuß breite und ebenso hohe Erhöhungen (Coronelle) auf, um das Ueberfließen des Wassers zu verhindern. Aber die höchste Anstrengung muß dann aufgeboten werden, wenn, wie nicht selten der Fall, der Damm schon von Maulwürfen durchwühlt und an einer Stelle schon ausgewaschen ist, sodaß das Wasser unter den Füßen der Arbeiter hervorquillt. Dann werden Bäume gefällt und, mit Wasenstücken und Faschinen beschwert, längs dem Damme versenkt; die Müller füllen ihre Säcke mit Erde und versenken sie an den bedrohten Puncten, während man an der Außenseite des Dammes Strohsäcke, Matratzen u. dergl. auf die Stellen wirft, wo sich das Wasser emporgewühlt hat, und sie mit Thüren, Fensterladen, oder was man sonst zur Hand hat, beschwert. Es kommt oft nur darauf an, sich einige Viertelstunden zu halten, bis das Wasser plötzlich sinkt, weil der Damm in einer andern Gegend gebrochen. Dasselbe Ereigniß, welches den Bewohnern des einen Ufers Rettung bringt, droht dann freilich denen des andern Verderben.

Aber die Flüsse dienen nicht bloß zur Schiffahrt, sondern auch zur Bewässerung des Landes, die besonders in der Lombardei mit unerreichter Meisterschaft betrieben wird. Die Er-

höhung der Flußbetten, die in einer Beziehung ein Uebelstand ist, ist so in einer andern zu einer Wohlthat geworden; es wurde dadurch leichter, das Wasser beliebig über das anstoßende Land zu leiten. Man stößt an den Fluß- und Canaldämmen oft alle vierzig Klafter weit auf die kleinen Ausleitungsthore der Wasserleitungen, welche immer steinerne Pfeiler haben und nicht selten prachtvolle Bauten sind. Oefters laufen die neuern großen Canäle über solche alte Wasserleitungen hinüber. Solche Stellen nennt man Ponti Canali. Jetzt dürfen dergleichen Leitungen wohl über, aber nicht unter Canälen hinweggeführt werden. Die Verhältnisse der Gewässer haben auf solche Weise in diesem Wunderlande seit Jahrhunderten durch Kunst und Natur sich so gestaltet, daß nur eine dünne Erdschicht die höchste und üppigste Cultur von ihrem furchtbarsten Feinde trennt, der immer bereit ist, über sie hereinzubrechen und die Früchte menschlicher Anstrengungen zu vernichten.

Das oberitalienische Tiefland zeigt zwar, wenn man es mit dem rheinischen oder germanischen vergleicht, große und bedeutende Abweichungen und Verschiedenheiten, bietet aber auch in manchen Beziehungen ähnliche Erscheinungen dar. Man kann in beiden Tiefebenen drei Zonen unterscheiden, die einen verschiedenen Charakter tragen, nämlich den Gebirgssaum oder das Hügelland, das innere oder mittlere Gebiet oder die vollkommene Ebene und den Küstensaum mit den Marschen, welche Landestheile indeß im italienischen Tieflande unter dem Einflusse des südlichen Himmels und abweichender örtlicher Verhältnisse ein ganz anderes Gepräge erhalten haben, als im rheinischen und norddeutschen Tieflande.

Betrachten wir zunächst den Gebirgssaum des italienischen Tieflandes, oder das in der Nähe der das letztere umschließenden Gebirge liegende Hügelland, so entfaltet es hier in der Nachbarschaft des malerischen, begletscherten Hochgebirges alle Schönheiten der Natur, welche noch gehoben werden von dem Reize der schönsten Seespiegel in Europa. Diese hügeligen Gegenden sind herrlich angebaut und zum Theil dicht bewaldet; in den reizenden Wein- und Fruchtgärten bedeckt zwar nur eine dünne Schicht fruchtbaren Bodens den Bergschutt, aus welchem sie aufgeführt sind, aber der sorgfältigste Terrassen-Anbau gewinnt ihr die edelsten Früchte des Südens in reicher Fülle ab, während im rheinischen Niederlande die hügeligen Gegenden nur theilweise in angebaute Gelände von höherem Werthe verwandelt sind, theilweise aber als waldige, nur mäßig fruchtbare Landstriche daliegen.

Das innere oder mittlere Gebiet oder der wagerechte Boden der vollkommenen Ebene, der im niederrheinischen oder norddeutschen Tieflande entweder durch Wassermangel oder durch übermäßige Befeuchtung als ödes Haideland oder als unwirthbare Moorfläche sich darstellt, und nur in einigen Gegenden die ganze Mannichfaltigkeit einer Culturlandschaft aufweist, zeigt im italienischen Tieflande weit und breit den reichsten und vollsten Segen eines höchst fruchtbaren und mit größter Sorgfalt gepflegten Bodens, der die Einförmigkeit der Erscheinungen durch die reiche Fülle und Mannichfaltigkeit seines Ertrages vergessen macht und auch in Bezug auf landschaftlichen Gesichtsausdruck der Mannichfaltigkeit nicht ermangelt. Die vielfältige Theilung der Grundfläche (bemerkt in dieser Beziehung v. Roon), der landwirthschaftliche Betrieb in unendlich zahlreichen kleinen Gütern, die vorherrschende Vereinzelung (Isolirung) der zierlichen ländlichen Wohnungen, die Anlage unzähliger Wasserleitungen zum Zweck der Schiffahrt und des Bodenanbaues geben der italienischen Ebene eine Mannichfaltigkeit, eine Unüberschaulichkeit, welche mit der Einförmigkeit der öden Moor- und Haidegegenden, die einen großen Theil der germanischen Tiefebene einnehmen, nichts gemein hat. Dazu verleihen die Umpflanzungen der Flüsse, der zahlreichen Bewässerungsgräben und der üppigen Getreidefelder mit edeln Obst- und Maulbeerbäumen, zwischen denen der Weinstock von Baum zu Baum rankt, der Landschaft von fern, von der Höhe eines Thurmes oder Hügels, das Aussehen eines lichten Waldes, obgleich sie noch ärmer an größern Waldungen ist, als die Ebene des germanischen Tieflandes. Einförmiger sind nur die dem Reisbau gewidmeten Gegenden, die in den sanften Senkungen des Bodens außerhalb der Flußmarschen liegen. Sie bilden weite, offene, baumlose, in fahles Grün gekleidete Ebenen, die durch eine unzählige Menge von Canälen und Dämmen in gleichmäßige Vierecke getheilt sind, deren tiefer Boden durch Schleusenspiele bald in unabsehbare morastige Felder, bald in noch immer feuchte Wiesengründe verwandelt wird. Die Reisfelder werden wegen ihrer verpesteten Ausdünstung von Ansiedelungen gemieden, liegen außerhalb der Nachbarschaft größerer Ortschaften und sind nur während der kurzen Erntezeit nicht einsam und öde. Außerdem werden Theile der Ebene, die dem Anschwemmungsbereiche der Flüsse fern oder ihnen durch Dämme entzogen sind, durch den Reichthum künstlicher Bewässerung in Marschland verwandelt, und gerade dieses sind die einträglichsten und bevölkertsten Culturgegenden des ganzen Landes, denn hier gewähren immergrüne, mit kniehohen Kräutern bedeckte und mit Baumpflanzungen eingefaßte Wiesen einen Ertrag, von dessen Reichthum man sich kaum einen Begriff machen kann.

Dagegen sind die eigentlichen Strommarschen, die Küstensäume, welche die dritte Zone des italienischen Tieflandes ausmachen, hier zwar verhältnißmäßig von größerm Umfang, als im niederrheinischen und norddeutschen Tieflande, aber keineswegs, wie in dem letztern, vorzugsweise durch die Cultur begünstigt. Der ländliche Fleiß hat sich in Folge des ergiebigern Bodens der vollkommenen Ebene, und bei der untergeordneten Bedeutung des Seeverkehrs vorzugsweise der Cultur des Binnenlandes zugewendet, und auf dasselbe Ziel wirkten auch die Gefahren der Ueberschwemmungen, sowie der durch die heißere südliche Sonne gemehrten ungesunden Ausdünstungen des feuchten Bodens und örtliche Einflüsse politischer Art hin. Daher sind die tiefsten Strecken unmittelbar an den Ufern des Po und der Etsch verhältnißmäßig nur wenig bevölkerte Wiesenflächen und Sumpfstrecken, für welche die Menschenhand bisher wenig gethan hat. Sie bilden die Heimath einer einfachen, patriarchalischen Cultur, die sich mit der Nutzung dessen begnügt, was die Natur freiwillig bietet, und nur

geringe Theile von ihnen sind hinreichend eingedeicht, entwässert und gleich den niederländischen Poldern und norddeutschen Kögen in fruchtbares Marschland verwandelt. Noch weniger ist in den der Küste des adriatischen Meeres näher gelegenen Gegenden geschehen, wo die Gefahren und Schwierigkeiten wachsen. Hier breitet sich auf einer Küstenlinie von 34 Meilen, von der Mündung des Isonzo im Norden bis zur Mündung des Savio im Süden, ein Saum von Sumpflandschaften aus, der eine halbe bis vier Meilen, in der Regel eine bis zwei Meilen breit ist und sich, wie die Watten der Nordsee, im Schutze vorgelagerter sandiger Inseln und Bänke, zum Theil ohne Zuthun, ja zum Theil gegen den Willen der Anwohner, aus dem Bodensatz der Gewässer gebildet hat. Seit Jahrtausenden dauert hier der Kampf zwischen Meer und Land um diesen amphibischen Boden, und je nachdem dieser Kampf zu Gunsten des Landes zu Ende geführt wurde, zerfällt dieser Boden in eingedeichtes Gartenland oder eigentliche Marschen, in Maremmen oder trockengelegtes, mit dichtem Graswuchs bedecktes Moorland, in Süßwassersümpfe (Paludi oder Valli dolci), welche nur an den trockengelegten Rändern reicher bewachsen, im Innern ungangbar sind und, wie die Maremmen, eine Menge schlammiger Lachen enthalten, und endlich in Salzsümpfe (Valli oder Paludi salsi) und Lagunen, welche nur durch langgestreckte, sandige, aber zum Theil angebaute Inseln (Lidi) vom offnen Meere geschieden und, gleich den Watten der Nordsee, alltäglich von der Meeresfluth bedeckt werden, sodaß sie zur Zeit der Ebbe als ein breiartiger pflanzenloser Schlammboden daliegen. Wo die Arbeit der Flüsse ihren ungestörten Fortgang gehabt hat, da haben sich in diesen Salzsümpfen oder Paludi zahlreiche inselartige, durch Salzlachen umschlossene Erhöhungen gebildet, welche nur die Menschenhand erwarten, um in Maremmen verwandelt zu werden; wo aber, wie an der venetianischen Küste zwischen den künstlichen Mündungen der Brenta und Piave, das Spiel der Anschwemmungen durch Ableitungen der Flüsse unterbrochen worden, da ist die Küste mit großen zusammenhängenden Wasserstrecken, Binnen- oder Strandseen, den bekannten venetianischen Lagunen, umgürtet, deren geringe, aber dichtbebaute und bewohnte inselartige Erhöhungen aus einer frühern Zeit herrühren und, vom Meere wie vom Lande gleich abgeschieden, von jenem wie von diesem nur mittelst schmaler Canäle erreicht werden können.

Die Poebene hat, ungeachtet aller Cultur und aller künstlichen Anlagen, doch immer etwas Einförmiges. Indessen verliert sich dieses gegen die nördlichen Hügel und Gebirge hin immer mehr, und es entwickeln sich dort allmählich große und mannichfaltige Naturschönheiten; namentlich wird der Reiz des landschaftlichen Ausdrucks in hohem Grade dadurch erhöht, daß die frischen Gewässer, welche sich durch die Querthäler der Alpen ergießen, sich zum Theil zu herrlichen Seen erweitern. Ein scharf beobachtender Reisender bemerkt: „Die Natur zeigt am Langen-, Luganer- und Comersee Größe mit Fülle und Anmuth in einem Grade vereinigt, wie vielleicht in keiner andern Gegend Europa's. Steile Bergwände werfen die Sonnenstrahlen zurück, denen die gegen Süden gerichteten Thalöffnungen ungehinderten Eingang verschaffen. Doch wird das hierdurch erzeugte treibhausartige Klima durch die kühlen, von dem nahen Hochgebirge herabziehenden Lüfte gemäßigt. Wein umrankt die blauen Wasserspiegel, und Kastanien beschatten den Fuß der sie umgebenden Berge. Der Lorbeer verräth die Nähe der für das südliche Europa besonders charakteristischen immergrünen Vegetation, und einzelne Pinien und Cypressen sind Verkündigerinnen der eigenthümlichen Baumformen, die erst in Mittel- und Unteritalien erscheinen. Felsen ragen in malerischen Formen über den Baumwuchs empor; Gießbäche stürzen von ihnen herab, und aus dem in Nadelwaldung gekleideten Gebirge im Hintergrunde der tief eingeschnittenen Thäler leuchten hie und da die schneebedeckten Gipfel der hohen Alpen hervor." Die Sommerhitze beginnt in Oberitalien im Mai, ist aber bei weitem nicht so groß, wie im südlichen Italien, obgleich stärker als in Deutschland, dessen Continentalklima sich das oberitalienische Klima nähert. Das Quecksilber fällt im Winter bis unter 8 oder 10 Grad R. Im Januar und Februar bedeckt nicht selten vierzehn Tage lang Schnee die Felder und Eis die Gewässer, Nachtfröste beginnen zuweilen schon im November und dauern bis in den April, und selbst im Sommer wehen hie und da kalte Nordwinde. Die Lagunen von Venedig frieren im Winter manchmal zu. Es giebt darum hier noch keine Pomeranzen- und Citronenhaine, wie im südlicheren Italien, und nur an geschützten Stellen dauern einzelne Bäume dieser Art im Freien aus. Oliven reifen nicht zu so feinem Geschmack, wie schon in Mittelitalien. Dagegen gedeihen die Maulbeerbäume zu großer Stärke, Kastanien, Feigen, Mandeln und Melonen im Ueberfluß; auch Agaven, Opuntien, Oleander, Salbei, Thymian, Rosmarin und andere Gewürzkräuter gedeihen im Freien und durchwürzen die Luft. In den ungesunden, feuchtheißen Sumpfgegenden wird, außer Weizen und Mais, viel Reis gebaut.

St.

Zur Chronik.

M. G. Saphir †.

— Der witzige Satyr-Saphir schien, wie weiland Heine, auf seinem Schmerzenslager zu Baden bei Wien sich noch schließlich humoristischen Beifall klatschen und dem Ende aller Dinge mit Ironie zuschauen zu wollen; am 5. Sept. schloß er, etwa 64 Jahre alt, sein Auge. Möchte nicht blos seine Seele, auch der Geist seines Wesens, das Pritschholz der Narrethei, Ruhe finden! Saphir hätte bei besserer persönlicher Erziehung und bei besserer Schulung der Nation für öffentliche Dinge ein Aristophanes werden können; so ward er blos der witzige Ausrufer vor seiner Tagesklatschbude, der persönliche Kladderadatsch der Wiener, nachdem er auch in Berlin und München seinen Witz hatte Gassen laufen lassen und die Thorheiten der Welt gegeißelt, indem er sich selbst zum Genie des Scandals machte. Er war ein Jongleur der deutschen Sprache; — nehmt Alles zu Allem, Ihr werdet seinesgleichen nimmer sehen. Man hat ihn mit jenen jüdischen Wanderpredigern verglichen, die ihren Vorrath an Witzen von Gemeinde zu Gemeinde tragen und feilbieten. Wir kennen diese Art Possenreißer nicht mit ihrem traurigen Handwerk, aber Wanderpredigten waren Saphirs Spaßartikel, sprach-

liche Wanderungen durch alle Höhlen und Engpässe des deutschen Idioms, dessen Glieder er unter lächerlichem Mummenschanz von dem Lotterbett der schlaffen Gewohnheit aufs Folterbett der Qual legte, um jedes Wort und jede Wendung in ihren letzten Zügen und Zuckungen zu beobachten. Mit Wanderpredigern hatte Saphir auch den Wechsel zwischen den drei großen Hauptstädten Deutschlands gemein. — Den 8. Februar, wir wissen nicht ob 1794 oder 95 zu Laros Vereny, einem Oertchen bei Ofen, geboren als Sohn eines jüdischen Kaufmanns, schien Pesth den jungen Mann zuerst sich dem deutschen Jargon seiner Genossen zuwenden zu sehen; 1821 gab Saphir dort seine „Poetischen Erstlinge.“ Im Judenthum steckt eine Sympathie zur deutschen Gemüthstiefe; es läßt sich in ihr, wie im Talmud, viel aufräumen, viel deuten und viel machen. Daher auch der Hang besonders zu Jean Paul. Auch Saphir machte seine Abcschule im Sprechen, Schreiben und Denken bei Jean Paul, um dessen verlorner und ausgearteter Sohn zu werden. Wien ward der erste Schauplatz, wo Saphir als Tagesschmetterling seine journalistischen Schwingen regte. Als ein Ziegeldecker vom Dach der Hofburg herunterfiel, soll er den Witz gemacht haben: so schnell sei von den Kanzleien der Hofburg noch nie etwas heruntergekommen. Gewiß ist, daß Moritz Gottlieb Saphir 1824 aus Oesterreich verbannt wurde und Wien mit Berlin vertauschte, nachdem man dort auf diese Weise für sein Fortkommen gesorgt. An der Spree hat der Godegisel fünf Jahre sein Wesen getrieben; es gab da viel Staub, und Saphir schien da mit großem Besen kehren zu wollen, obschon seine „Berliner Schnellpost“ sehr oft vom Droschkenpferd armseliger Gaunerei gezogen wurde. Saphir gehört zu jenen Humoristen, die da sagen: Wir machen Witze und immer Witze; unter 100 vielleicht 99 schlechte, allein dann lohnt der eine gute für die übrigen! Jetzt ist das anders in Berlin; am Kladderadatsch machen 100 Mann oft an Einem Witz, arbeitet das gesammte Publicum mit. Gegen den Einen Saphir standen damals — es war die Blüthezeit des Königstädtischen Theaters, wo Henriette Sontag und Angely glänzten — nicht weniger als 13 Bühnendichter in Harnisch, unter ihnen Fouqué, Häring-Alexis, Förster, Gubitz. Auf ihre Gesammt-Broschüre: „Saphir in Berlin“ schrieb er: „Der getödtete und dennoch lebende Saphir.“ Saphir war in Berlin wie Falstaff, der von sich sagen konnte, er sei nicht blos selber witzig, sondern auch Ursache, daß Andere witzig werden. Friedrich Förster, der Hofdemagoge genannt, war witzig genug, zu sagen, der Saphir sei ein Diamant, den nur die Polizei fassen könne. Der Witz schien fast mehr als ein guter Einfall, er schien eine Thatsache zu sein. Der Saphir verlor sich wenigstens, trennte sich von den Kieselsteinen der Mark und ließ (seit 1829) sein vielfach durchgebläutes Licht in München leuchten, wo unter König Ludwig eine neue Sonne aufging. Auch dort folgten sich, wie in Berlin auf die „Schnellpost“ ein „Courier“, zwei Saphir'sche Zeitungen auf dem Fuße, auf einen „Bazar“ ein „Deutscher Horizont“. Zwischen beiden aber liegt Saphirs Verbannung aus Bayern. Hatte er Bayern nicht mit einem y schreiben wollen, oder auf der Maskerade einen mit Regenmantel Bekleideten „Wasser-Dichter“ gescholten, oder Eßlair beleidigt und den Frieden der ganzen chinesischen Selbstvergötterung gestört: genug, ihn traf, wie weiland in Wien, der Bannstrahl, und er floh bestürzt nach Paris ins Exil. Möglich, daß er vor Bestürzung beschloß, einen ganz neuen Adam anzuziehen; Saphir wurde 1832 in Paris protestantischer Christ, soweit das in Paris und bei ihm möglich war. So purificirt, denn der Jude an ihm war Anlaß zu Polizeilichkeiten, trat er abermals, zu Gnaden angenommen, in München auf, um abermals zu journalisiren. Sein größter Effect in München war seine Ernennung zum Intendanzrath. Der Last dieses Titels müde, ging er 1834 nach Wien zurück, wo er humoristisch Pater peccavi gesagt und sein Verbannungsedict rückgängig gemacht hatte. Politisch gefährlich war seine Gesinnungslosigkeit nie. In München verfaßte er noch seine besten Bücher voll witziger Rückerinnerungen an Berlin, seine sehr klugen „Dummen Briefe“. Wo er sich wie in seinen „Litteraturbriefen“ über die Nihilitäten der Coulissen- und Garderobenmiseren erhob, wo er über Börne und Heine moralisiren wollte, schlug er sich selbst ins Gesicht. Mitunter schreckte sein Momus und Komus vor der eignen innern Leere; dann schnitt er wehmüthige Gesichter und flennte plötzlich in hypochondrischen Liebesliedern. Jean Paul ist nie mehr parodirt und trivialisirt. Seit 1837 gab Saphir in Wien seinen „Humoristen“ heraus, und war damit lange Zeit ein Liebling der Wiener, eine Norm des öffentlichen Geistes, seit dem Ernst der Jahre 1848 und 49 nicht mehr bei der Masse des Publicums, wohl aber noch bei der haute finance, die gern lacht beim Verdauungsstündchen. Er verwaltete sein Amt im „Humoristen“ bald wie ein Shakespeare'scher Narr, der die Pritsche zur Geißel zu machen weiß, bald wie ein Pascha, der sich das Publicum oder Einzelne die herhalten müssen tributär macht, bald wie ein Pirat, der andere Journale ehrlos und rechtlos plündert. Der „Humorist“ stahl der „Europa“ unter anderem 4—5 Bogen lange Artikel, ohne Namensquelle anzugeben, und ohne sich von der Wiener Preßgesetzgebung fassen zu lassen. Ueber lustige Schelmereien seines Privatlebens schweigt die Geschichte. Friedrich Hebbel, heißt es, sammelt was nicht ganz sterblich an Saphir ist.

Karlsbader Gedenkbuch.

— Am 12. September und den folgenden Tagen feierte Karlsbad das Fest seines 500jährigen Bestehens als Heilquelle. Ein „Karlsbader Gedenkbuch“, von Elfriede v. Mühlenfels herausgegeben (Dresden, E. am Ende), giebt bereits litterarisch den Ausdruck dieses Festes und bezweckt mit dem Reinertrag für Unbemittelte aus dem Lande Sachsen ein freies Krankenbett zu stiften. Die verwittwete Königin Marie von Sachsen nahm die Widmung an, von erlauchten Personen unterstützten das reichhaltige Album unter andern Herzog Ernst von Koburg-Gotha mit einem Choral, ein Prinz Emil v. Wittgenstein mit seiner Composition des Heine'schen Liedes vom Fichtenbaum und der Palme, die in Dresden lebende Prinzessin Amalie von Schleswig-Holstein-Augustenburg, litterarisch bereits mehrfach bekannt, mit einer Erzählung und einem Märchen vom Sprudel. Karlsbads Oertlichkeiten sind den Freunden der Heilquelle in sechs artigen Steindrücken und vielfach in gebundener wie ungebundener Rede vorgeführt; in Versen namentlich besang die Herausgeberin selbst den Hans-Heiling-Felsen, den Hirschsprung, den Dreikreuzberg und den Kirchhof. Eine Geschichte der Heilquellen lieferte zum Buche Ferdinand Siegmund in Wien. Die Feier Karlsbads in Versen eröffnen lateinische Hexameter aus dem 16. Jahrhundert, welche eine zahlreiche Polyglottenübersetzung erlebten; ein Lobkowitz wird als Verfasser genannt. Von Kaiser Karl IV., welchem Böhmen sein goldenes Zeitalter verdankte, schreibt sich der Name Karlsbad und der Ruf seiner Heilkraft, ob es schon nicht geschichtlich zu erweisen ist, daß Karl, der Mann der goldnen Bulle, als Prinz von seinen in der Schlacht bei Crecy erhaltenen Wunden dort seine Heilung fand. Es versteht sich, daß ein Karlsbader Album nicht ohne Goethe's Betheiligung denkbar ist; es finden sich im Buche nicht weniger als drei von Goethe dort verfaßte Gedichte, das längere, ein ziemlich steifes, kaltes und höfisches, das er 1812 im Namen der Bürgerschaft des Ortes an Kaiser Franz richtete. Schiller war 1791 mit seiner jungen Frau in Karlsbad, wohnte im Hause zum weißen Schwan an der Johannisbrücke und traf mit Goethe und Tiedge dort zusammen. Von Tiedge finden wir im Gedenkbuch eine Rede, die er an die in Karlsbad just versammelten Preußen hielt. Eine große Reihe anderer litterarischen Gaben in deutscher, französischer, englischer, italienischer, portugiesischer und holländischer Sprache hat mehr oder weniger, häufig freilich keine unmittelbare Beziehung zu Karlsbad.

Männer der Zeit.

Fürst Metternich.

Bei großen, weltbefreienden Ereignissen wirksam gewesen, in der entscheidendsten Krisis der gewandte und feste Vertreter der europäischen Sache, und doch selbst damals nicht Mann des Volkes, nicht von Volksgunst getragen, durch lange Jahre ein Hauptlenker der europäischen Politik, während doch sein Einfluß sich in das Dunkel des Cabinets und geheimer Verhandlungen barg, fast ebenso lange ein Gegenstand tiefen Mißtrauens der öffentlichen Meinung und bittern Hasses der aufgeregten Parteien, die zunächst ihm die Schuld von allem, was Unpopuläres geschah, zur Last legten, und doch persönlich Alle, die ihm näher traten, selbst politische Gegner, gefällig ansprechend, von der höchsten Spitze der Macht mit einem Male, durch eine anscheinend unbedeutende Bewegung, ohne daß er Widerstand geleistet, ohne daß irgend Jemand ihn zu halten versucht hätte, gestürzt, flüchtig, im Exil lebend, hier von seinen Feinden bald vergessen, allmählich aber wieder von dem Ansehen umringt, das ihm seine staatsmännische Begabung in seinem eigensten Fache, der äußeren Politik, verdiente, nach den Stürmen ruhig zurückgekehrt, um den Abend des Lebens in glanzvoller Muße zu genießen und zum Theil seine frühere Politik auf ganz anderen Seiten ergriffen, und seine eigene Autorität dafür angezogen zu sehen: bietet Fürst Metternich nicht blos in seinem Leben und Wirken, sondern auch in seiner Stellung zu den Meinungen der Zeit und ihren Wandelungen eine bedeutungsvolle und vielfach bezeichnende Erscheinung.

Er war einem alten rheinischen Geschlechte entstammt, das in zwei Linien die reichsgräfliche Würde erlangt und besonders in den rheinischen Erzstiften einflußreich gewaltet hatte. Sein Vater jedoch, Graf Franz Georg Karl (geb. 9. März 1746, gest. 11. Aug. 1818), betrat die diplomatische Laufbahn im kaiserlichen Dienste, ward zu wichtigen Sendungen gebraucht, war eine Zeitlang dirigirender Minister in den österr. Niederlanden und erhielt 1802 die reichsfürstliche Würde. Diesem wurde, neben zwei anderen Söhnen und einer Tochter, von seiner Gemahlin, einer Freiin v. Kagenegg, am 15. Mai 1773 zu Coblenz, als der älteste Sohn, der jetzige Fürst Clemens Wenceslaus Nepomuk Lothar geboren. Schon 1788 im 16. Jahre bezog er die Universität Straßburg, in einer Zeit also, wo die beginnenden Vorwehen der französischen Revolutionsstürme seine Studien, falls er einen ernsteren Zug zu diesen gehabt, leicht gestört haben dürften. Eine Unterbrechung anderer Art ward durch die Krönung Kaiser Leopolds II. (9. Oct. 1790) zu Frankfurt veranlaßt, bei welcher der junge Graf als Ceremonienmeister des katholischen Theiles der westfälischen Grafenbank fungirte, und damit seinen ersten Versuch in dem Gebiete des Hofceremoniels machte. Von da ging er nicht nach Straßburg zurück, sondern nach Mainz, wo er sich bis 1794 auf die diplomatische Laufbahn vorbereitete. Diese sollte er eigentlich im Haag betreten, was jedoch durch die Siege der Franzosen vereitelt ward, worauf die Metternich, Vater und Sohn, nach Wien gingen, und der letztere sich am 27. Sept. 1795 mit der Gräfin Eleonore Kaunitz, einer Enkelin des großen Staatskanzlers, vermählte, und damit sowohl seine Verbindungen verstärkte, als ansehnlichen Güterbesitz erwarb. Er wohnte darauf den Rastätter Friedensverhandlungen, bei denen sein Vater der erste Bevollmächtigte des Wiener Hofes war, in der bescheidenen Stellung eines Gesandten der westfälischen Grafenbank bei, und erhielt 1801 den österreichischen Gesandtenposten in Dresden, den er jetzt, nach 57 Jahren, von seinem Sohne bekleidet sieht. Von hier, wo er die für ihn bedeutsame Bekanntschaft mit der Herzogin von Sagan gemacht hatte, und wo Adam Müller und Pilat ihm zuerst nahegetreten waren, ging er im Sommer 1803 nach Berlin, um ein beobachtender Zeuge der damaligen mannichfachen Schwankungen der preußischen Politik zu sein, während er auch an der österreichischen tadelte, daß sie die süddeutschen Staaten nicht an sich zu schließen gewußt habe. Der Kaiser von Rußland, der ihn in Potsdam kennengelernt, wünschte ihn für den Botschafterposten in St. Petersburg bestimmt. Als Metternich aber im April 1806 in Wien wieder eintraf, fand er die Ernennung zum Botschafter in Paris, einer bis zur Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin jedenfalls sehr schwierigen und vielfach unangenehmen Stellung, welche die ganze undurchdringliche Ruhe und Formenglätte des jugendlichen Diplomaten erforderte, von der ihn aber der Krieg von 1809 entfernte. Er hatte 1807 in dem Vertrage von Fontainebleau für Oesterreich günstige Zugeständnisse erwirkt, die Scene, die Napoleon ihm, in einem der Ausbrüche seiner Leidenschaftlichkeit, zu denen er sich zuweilen verirrte, im August 1808 in öffentlicher Audienz machte, mit Würde bestanden, aus seinen vertrauten Verständnissen mit Talleyrand, Fouché und anderen französischen Staatsmännern, die die Ueberschreitungen des Kaisers mit Besorgniß betrachteten, manchen Einblick in das innere Getriebe des Kaiserthums gewonnen, in Paris selbst aber den Eindruck hinterlassen, daß er einem Zusammengehen Oesterreichs und Frankreichs wohlgeneigt sei. Nachdem er erst kurz vor der Schlacht bei Wagram die ihm Anfangs verweigerten Pässe erhalten, fand er sich nach dieser Schlacht, erst provisorisch, bald (8. Oct.) definitiv mit dem auswärtigen Ministerium betraut, das vor ihm so mehrfach gewechselt hatte, und von dem wohl damals Niemand, auch er selbst nicht, ahnte, daß er es über 38 Jahre unausgesetzt verwalten würde. Er galt damals für den Vertreter der französischen Partei, war es aber nur insofern, als er unter den damaligen Umständen gerathen fand, sich in Einvernehmen mit Frankreich zu halten und diese Stellung bestmöglich für Oesterreich zu nutzen, während er im übrigen dem letztern immer eine gewisse Selbständigkeit zu wahren bestrebt war, und die Wünsche derer theilte, welche Frankreichs Uebermacht in gebührende Grenzen hätten zurückgeführt sehen mögen. Der Antheil Oesterreichs an dem russischen Kriege war bekanntlich kein solcher, welchem Rußland besonders zu zürnen Ursache hatte. Nach der russischen Katastrophe veranlaßte Oesterreichs anscheinend unentschiedene Haltung sowohl in Oesterreich selbst, als außerhalb desselben, viel ungleiche Urtheile, die sich zum Theil sehr bitter namentlich gegen Metternich richteten. Es geschah ihm Unrecht damit, aber freilich war es damals nur sehr wenigen Eingeweihten bekannt, bis wie weit die Verbündeten schon früh im Jahre 1813 auf Oesterreich rechnen konnten, und wie ihre Schritte mit diesem verabredet waren. Oesterreich mußte sich vor Allem erst auf den Fuß setzen, sein volles Gewicht in die Wagschale zu legen, und bis dahin galt es, alle Gewandtheit aufzubieten, um Frankreich mindestens in Ungewißheit zu erhalten. Auch mag es richtig sein, daß man in Wien nicht gleich von vornherein die vollen Zielpunkte ins Auge faßte, auf welche später der Gang der Ereignisse führte. Oesterreich strebte nach einer vermittelnden, nach beiden Seiten hin mäßigenden Stellung, wollte unter allen Umständen Deutschland dem französischen Joche entreißen, auch sonst auf mehreren Seiten Frankreichs Uebergriffe zurückgedrängt wissen, ging aber nicht auf einen unbedingten Sturz Napoleons aus, und war nur dann entschlossen, gegen Diesen aufzutreten, wenn es nicht gelang, ihn zu den nöthigsten Zugeständnissen zu vermögen. Es war Napoleons Unglück, daß er, durch die neuen Siege bei Lützen und Bautzen verblendet, diese Sachlage nicht verstand, sich, während des für ihn so unheilvollen Waffenstillstandes, auf diplomatische Intriguen verließ, durch die er die Verbündeten zu trennen hoffte, und nicht einsah, wie wohlgemeint und weise die Rathschläge Oesterreichs waren, welche Metternich, noch in persönlicher Unterredung mit Napoleon zu Dresden, mit unverkennbarer Festigkeit, Würde und

Mäßigung vertrat. (Bei jener Unterredung kam die bekannte Hutscene vor.) Als Oesterreich erkannte, daß Napoleon zu keinem ernstlichen Nachgeben zu bringen sei, erklärte es den Krieg und schloß sich offen den Verbündeten an, mit denen Metternich sich schon vorher, in geheimer Zusammenkunft zu Gitschin, für den einen wie für den andern Fall verständigt hatte. Die Wichtigkeit dieses Beitritts ward damals vollständig anerkannt und Oesterreich die erste Stelle in der Allianz, sowie speciell die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten überlassen. Durch den Vertrag von Ried, der am 8. Oct. 1813 mit Bayern abgeschlossen ward, und worin Bayern sein Besitzstand und die Fortdauer seiner Souveränetät verbürgt war, wurde im Voraus gegen die Hoffnungen sowohl derer, welche eine Rückkehr zu dem alten Rechtsstande, als derer entschieden, die ein ganz neues Deutschland aufgebaut wollten. Am letzten Abend der Schlacht bei Leipzig wurde Metternich in den österreichischen Fürstenstand erhoben, während die ältere, reichsfürstliche Würde nur dem Senior des Hauses zugestanden hatte. Er spielte auch weiterhin eine glänzend vortretende Rolle bei alle den folgenden Friedens- und Bündnißverhandlungen, wie namentlich bei dem Congresse zu Wien. Man kann zweifeln, ob er persönlich an dem Gange der Dinge viel hätte ändern können. Die Unzufriedenen zürnten aber vornehmlich ihm, der allerdings in seinem ganzen Wesen das volle Gepräge des Diplomaten trug, einer bei Männern von dem Schlage Steins und Blüchers sehr unbeliebten Menschenclasse. Die folgenden Congresse von Aachen, Troppau, Laibach, Verona, mit den sich an sie knüpfenden Reactionsmaßregeln in Deutschland, Italien, Spanien, waren nicht geeignet, seine schon durch die Pariser und Wiener Verhandlungen begründete Unpopularität zu schmählern. Er hat das damals waltende System nicht erfunden, wie das überhaupt kein Einzelner that, und er hat es vergleichsweise mit Mäßigung vertreten, aber die hervorragende Stellung, die er einnahm, die Ehren und Würden, die auf ihn gehäuft wurden, hat er naturgemäß damit bezahlen müssen, daß der Groll, den das System hervorrief, sich vorzugsweise gegen ihn richtete. Die antigriechische Politik, in welcher Oesterreich mit England voranging, mochte bei Metternich weniger aus dem revolutionären Charakter der griechischen Erhebung, als aus seinem Mißtrauen gegen Rußland fließen, verschlimmerte aber, bei den damaligen Stimmungen, seinen Stand in der öffentlichen Meinung wesentlich. Was er 1827—29 zur Vereitelung russischer Pläne that, verbarg sich in tiefem Dunkel. Während er aber von solcher Unpopularität belastet war, die übrigens nicht seine nach allen Zeugnissen einnehmende, selbst einen Rotteck persönlich gewinnende Individualität, sondern sein Wirken traf, war sein Ansehen in den Cabineten in stetem Steigen, zumal es allmählich von dem Nimbus des Alters, der Gewohnheit und der Erfolge umringt ward. Auch in Oesterreich selbst behauptete er sich an der Spitze, und der Thronwechsel von 1835 schien seine Macht nur zu erhöhen. In Wahrheit aber war es dort und damals, wo sie unterhöhlt ward. Er hat schwerlich an dem innern Regimente Oesterreichs großen und stetigen Antheil genommen, hat auch wohl selbst nicht verkannt, daß dort vieles sehr mißlich war, mag aber von der Ansicht ausgegangen sein, wenn man einmal zu ändern anfange, so wisse Niemand, wie weit man gehen müsse. Solange der Kaiser Franz lebte, war wenigstens Einheit und Nachdruck in der Sache; nachher mag es an Zusammenhalt gefehlt haben und ist Erschlaffung eingetreten. Das System selbst aber ward auch hier vornehmlich Metternich zur Last gelegt, und als es daher durch die Bewegung von 1848 gestürzt ward, war es Metternichs Sturz, was den Anfang der Revolution bezeichnete. Am 13. März 1848 trat er von seiner 1821 übernommenen Stellung als Haus-, Hof- und Staatskanzler zurück, und flüchtete mit seiner Familie über Dresden nach Holland, von wo er nach England ging. Hier fand er eine der Bedeutung seiner langjährigen Wirksamkeit entsprechende Aufnahme, und als die Stürme sich etwas gelegt hatten, wendete er sich im November 1849 nach Brüssel, im Juni 1851 nach dem ihm 1816 verliehenen Johannisberg, wo der König von Preußen ihn mit einem Besuche beehrte, und kam im Herbst wieder nach Wien, wo er mit nicht minderer Auszeichnung empfangen ward. Offenen Antheil an den Geschäften hat er nicht wieder genommen; in der orientalischen Frage ist aber mehrfach auf seine Autorität zurückgegangen worden. Er ist neapolitanischer Herzog von Portella, spanischer Grand erster Classe, und besitzt fast alle großen europäischen Orden. — Von sieben Kindern, die ihm seine erste Gemahlin geboren, leben drei Töchter noch, deren älteste mit Graf Sandor, dem kühnen Reiter, vermählt ist. Am 19. März 1825 zum Witwer geworden, verband er sich am 5. Nov. 1827 anderweit mit der jungen und schönen Marie Antonie Freiin v. Leykam, die zur Gräfin v. Beilstein erhoben ward, aber schon am 12. Jan. 1829, in Folge der Geburt ihres einzigen Sohnes, starb. Der dritten, am 30. Jan 1831 geschlossenen Ehe mit der geistvollen und reizenden Gräfin Melanie Zichy sind eine Tochter, die Gemahlin des Grafen Joseph Zichy, und zwei Söhne entsprossen, auch diese Ehe aber am 3. März 1854 durch den Tod der Fürstin getrennt worden. — Der Gesandte in Dresden, Fürst Richard Metternich (geb. am 7. Jan. 1829), ist das einzige Kind der zweiten Ehe. (2.)

General Williams von Kars.

Der berühmte, oft aber auch angefeindete Vertheidiger von Kars, William F. Williams, ist ein Neuschotte und in der letzten Hälfte des Jahres 1800 zu Annapolis geboren. Er trat in die königliche Artillerie, war mit 25 Jahren bereits Major und wurde dann lange Zeit in diplomatischen Geschäften verwendet. Namentlich ernannte ihn die Regierung zum englischen Mitgliede der Commission, die in Erzerum zusammentrat, um in dem persisch-türkischen Grenzstreit eine Entscheidung zu treffen, welche den Hader endlich schlichte. In diesem schwierigen Geschäft erwarb er sich sowohl den Ruf eines geschickten Unterhändlers, als eine genaue Kenntniß der asiatischen Provinzen der Türkei. Beides empfahl ihn, als der letzte Krieg der Westmächte gegen Rußland ausbrach, zu der Stelle eines englischen Bevollmächtigten beim Heer von Anatolien.

Am 24. Sept. 1854 traf er in Kars ein und fand die türkische Besatzung in halber Auflösung. Sie stellte den Rest des anatolischen Heeres dar, das nach der unglücklichen Schlacht von Kurukdere (5. August) durch Krankheiten und Ausreißereien 10,000 Mann verloren hatte und noch 14,600 Mann stark war. Sold hatten die Truppen seit zwei Jahren nicht gesehen, es fehlte an Aerzten, an Schuhen, der Schießbedarf ging auf die Neige, von den Waffen waren die meisten nicht mehr zu brauchen. Williams bemühte sich in jeder Weise, die Gebrechen zu heilen, die aus dem bösen Willen oder durch die Betrügereien der obern Officiere entstanden. Er verfuhr dabei in einer Weise, welche die höheren türkischen Officiere einigermaßen außer Fassung brachte. Z. B. verlangte er über ein bestimmtes Regiment Revue zu halten, das sich demzufolge aufstellte; er ließ sich darauf die Musterrolle geben, nach der das Regiment 900 Mann haben sollte, zählte die Mannschaften selbst und fand nur 600. Sold und Rationen für 300 Mann waren dem Regimentsobersten in die Tasche gegangen, nachdem der Muschir seinen Theil abgezogen, und auch die noch höheren Behörden in Konstantinopel ihre Procente bekommen hatten. General Williams hatte als Militärcommissar eigentlich kein Recht, hier einzugreifen. Aber er sah ein, daß er die türkische Armee nur retten konnte, wenn er seine Vollmacht überschritt. Er trug auch keinen Augenblick Bedenken, zog die pflichtvergessenen Officiere zur Rechenschaft, hielt ihnen ihre Verbrechen mit der energischsten Sprache vor und sagte ihnen offen, daß er über sie in das Hauptquartier berichten würde. Ferner bestand er auch darauf zu wissen, wieviel Rationen ausgegeben,

wieviel Fourage verbraucht würde. Er besuchte jeden Morgen die Lagerküchen und kostete die für die Truppen bestimmten Speisen. Ebenso regelmäßig besuchte er die Spitäler und sah nach, wie für die Kranken gesorgt würde. Schließlich bei Annäherung des Winters besichtigte er ganz genau jedes zum Quartier für die Truppen bestimmte Haus und suchte die besten und gesündesten Plätze aus. Dieser Energie gegenüber benahmen sich die türkischen Behörden, wie man hätte voraussehen können; sie hörten die Rathschläge des Generals an, erklärten, sich ihnen fügen zu wollen, versuchten aber heimlich ihnen zuwiderzuhandeln. Williams kannte jedoch den türkischen Charakter zu gut, um hier nicht Meister und Sieger zu bleiben.

Der schwerste Theil seiner Arbeit begann, als die Russen unter Murawieff im Juni 1855 gegen Kars vorrückten. Er erkannte auf den ersten Blick worauf es ankam. Er durfte den Feind kein Terrain erobern lassen, für das er bei spätern Friedensverhandlungen ein Aequivalent in politischen Concessionen fordern konnte, und da die türkische Armee nicht im Stande war, dem Gegner im freien Felde die Spitze zu bieten, hinter Mauern aber zur Noth stand, blieb ihm nichts übrig als sich in Kars einzuschließen, um die Russen wenigstens so lange als möglich an der Grenze festzuhalten. Daß er diesen Entschluß faßte, ist um so verdienstlicher als er voraussah, daß er sich und seine Armee höheren politischen Rücksichten aufopferte. Die geringe Zahl seiner Truppen war, wie schon erwähnt, schlecht bewaffnet und ernährt. Reiterei war kaum soviel vorhanden, als zum Vorpostendienst nothwendig war; Proviant war für etwa drei Monate vorräthig, aber Munition für sämmtliche Geschütze, wenn die Russen eine regelmäßige Belagerung versuchten, nur für drei Tage. Der gute Geist der Einwohnerschaft ergänzte einigermaßen die Schwäche der Besatzung, und gestattete die neuen Werke zu vertheidigen, welche der englische Oberst Lake angelegt hatte; aber der Mangel an Proviant und Munition war nicht zu ersetzen. Das wußte Murawieff, und beschränkte sich darauf die Stadt zu berennen, sie trotz der wiederholten Ausfälle der Belagerer immer enger einzuschließen, und der Cholera und dem Hunger die Arbeit zu überlassen, die er schneller mit dem Schwerte und der Kugel hätte verrichten können. Nur einmal, am 29. Sept., versuchte er einen Sturmangriff, wurde aber mit großem Verluste zurückgeschlagen.

Entsatz, obgleich den Tapfern mehrmals versprochen, kam nicht; selbst die in Erzerum stehenden türkischen Truppen rührten sich nicht von der Stelle. Nach dem abgeschlagenen Sturme richtete sich Murawieff für den Winter häuslich ein, baute ein Hüttenlager und ließ Brennstoffe herbeischaffen. Die Lebensmittel wurden selten, am 9. October wurde den Truppen das letzte Fleisch ausgetheilt, und ihre Stimmung verdüsterte sich begreiflicher Weise. Vom 15. October bis zum 25. November 1855 starben 2000 Menschen Hungers. An dem letztgenannten Tage hatte Williams mit Murawieff eine Unterredung, am 27. unterzeichnete er den Uebergabevertrag, am 29. streckte die Besatzung das Gewehr.

Als Kriegsgefangener der Russen wurde General Williams nach Alexandropol und von dort nach Tiflis geführt. Die russischen Behörden behandelten ihn mit der zartesten Rücksicht, und er genoß Anfangs einer festen Gesundheit. In Tiflis verfiel er aber in Folge der Anstrengungen und Entbehrungen von Kars in eine schwere Krankheit, sodaß der Befehl der Regierung, ihn nach Moskau zu schicken, lange nicht vollzogen werden konnte. Der Pariser Friede gab ihm seine Freiheit wieder. Seine Rückreise von Petersburg nach London führte ihn durch Stettin, wo ihm ein Vorgeschmack des schmeichelhaften Empfangs zu Theil wurde, den seine Landsleute ihm bereiteten.

Daß die Russen gegen das von den Verbündeten eingenommene Sebastopol keine eroberte Provinz als Aequivalent aufzuweisen hatten, ist nur General Williams zu verdanken. Mit Einsicht und Aufopferung wählte er seine Rolle, mit Energie und Ausdauer führte er sie durch, und die militärisches Verdienst häufig urtheilslos preisende oder verdammende öffentliche Meinung täuschte sich diesmal nicht in ihrem Beifall. Die Londoner Altstadt schenkte Williams ihr Bürgerrecht, seine neuschottische Heimath schickte einen kostbaren Degen, Calne wählte ihn ins Parlament. Die Regierung erhob General Williams zum Baronet von Kars, ernannte ihn zum Gouverneur von Woolwich und verlieh ihm neben einem Gnadengehalt von 1000 Pf. St. das Comthurkreuz des Bathordens. Vor kurzem ist er als Commandirender nach Canada gegangen. (8.)

John Bright,

der Führer der unabhängigen Liberalen im englischen Unterhause, ist 1811 in Greenbank bei Rochdale geboren, und gegenwärtig Associé der Firma John Brights Gebrüder, Baumwollenspinner in Rochdale. Die Agitation gegen die Korngesetze hat ihn auf die politische Schaubühne gebracht. Er war eins der frühesten Mitglieder des Antikorngesetzvereins, trat aber erst in den Vordergrund, als derselbe seine Thätigkeit nach London ausbreitete, und seine systematischen Rundreisen in den Agriculturdistricten begann. Mr. Brights Reden bei den Versammlungen im Drurylanetheater fanden im ganzen Lande Verbreitung und verschafften ihm im Voraus bereitwilliges Gehör bei den Pächtern in den Provinzen, wo seine aus dem Herzen kommende feurige Beredsamkeit großen Anklang fand. Auch war er sehr thätig bei der Organisirung des Bazars, welchen der Verein zur Unterstützung seiner Agitation 1842 in Manchester, und 1845 im Coventgardentheater in London hielt. Bereits im April 1843 hatte er sich um den Parlamentssitz Durham beworben, fiel aber durch; dafür wurde er im folgenden Juli gewählt, und vertrat nun das conservative Durham bis 1847, wo Manchester ihn zum Vertreter wählte. Dies hat er ununterbrochen bis 1857 vertreten, wo ihm seine Reden und seine Abstimmungen gegen das Ministerium Lord Palmerstons wegen des chinesischen Krieges den Sitz kosteten. Später wieder gewählt, hat er dann am Anfang dieses Jahres wohl das meiste zu dem Sturz des ebengenannten Staatsmannes beigetragen.

Bereits bei seiner Wahl für Durham erklärte Bright, von Parteirücksichten ganz absehen und Reformen unterstützen zu wollen, von welcher Partei sie auch ausgehen würden. Diesen Grundsatz hat er auch consequent befolgt, und in einer Weise weiter ausgebildet, die von großem Einfluß auf die Stellung des Unterhauses im Allgemeinen geworden ist. Das alte politische Princip, welches überhaupt eine parlamentarische Regierung in England erst möglich gemacht hat, wonach das Ministerium als Ausschuß einer Majorität von dieser ein Vertrauensmandat empfängt, und unter der Voraussetzung, daß seine Geschäftsführung im Großen und Ganzen den politischen Tendenzen und Ansichten seiner Partei entspricht, nicht in jedem einzelnen seiner Schritte controlirt wird, war damit durchbrochen. Es hatte vorausgesetzt, daß das einzelne Parteimitglied seine Ansicht dem Ausspruch der Majorität der Genossen unterordnete, und so eine feste Parteibildung, die dem Ministerium eine zuverlässige Stütze gewährte, möglich machte. Behält sich aber jedes Mitglied vor, jeden einzelnen Schritt des Ministeriums nach seiner persönlichen Ansicht zu genehmigen oder zu verurtheilen, so wird das Ministerium von jeder zufällig sich zusammenfindenden Majorität abhängig, die noch dazu wegen ihrer innern politischen Incongruität regierungsunfähig ist, muß, da es auf feste Unterstützung nicht mehr rechnen kann, aus der Hand in den Mund leben, und giebt die Direction der Politik aus der Hand, welche nun der wechselnden Majorität des Unterhauses zufällt. Alsdann würden die Minister ihr Amt bekleiden, ohne selbständige Befugnisse zu haben, und die Führer des Unterhauses besäßen die Macht ohne die Verantwortlichkeit. Diese Annullirung der Macht der Executive durch die Autorität des Unterhauses herbeizuführen, und dem

Unterhause, dessen Autorität alsdann ungetheilt und unbeschränkt wäre, die ausschließliche Leitung der ganzen Politik des Staates zu übertragen, ist das Ziel, welches Bright und seine Parteigenossen verfolgen, und der Anklang, den sie unter einem großen Theil der Liberalen fanden, hat Palmerstons Sturz herbeigeführt, weil er von allen Ministern am wenigsten geneigt war, die Initiative aus der Hand zu geben, und die jetzige Anarchie des Unterhauses, vermittelst welcher eine Minorität ans Staatsruder gekommen ist, aber nicht nach ihren politischen Grundsätzen regiert, sondern nach denen, welche ihre Gegner vorschreiben, möglich gemacht.

Mr. Bright ist einer der besten Redner des Unterhauses. Er hat ein gutes Organ, eine deutliche Aussprache, sein Vortrag hat nichts Manierirtes oder unangenehm Auffälliges, und es zeugt von einer bei einem Quäker nicht zu suchenden Eleganz des Geschmackes, daß er zuweilen Shelley oder Wordsworth citirt. Im Wortkampf ist er ein gefürchteter Gegner, und die Kraft seiner Logik und sein Sarkasmus wirken niederschmetternd. Aber er ist mehr als das: er ist Philosoph und Staatsmann, und kann, wenn sich eine Gelegenheit dazu darbietet, die lauschende Menge seiner Zuhörer durch Tiefe und umfassenden Reichthum der Ideen, Geschlossenheit und Eindringlichkeit der Beweisführung, und seine glücklichen Griffe in der Wahl der treffendsten Beispiele zur Erläuterung in ruhig genießende Bewunderung versetzen. Eine solche Rede hielt er vor kurzem über die indische Reformbill, wo er das Haus in so gespannter Aufmerksamkeit erhielt, daß es sogar das Beifallrufen vergaß. Die Leidenschaften der Menschen zu erregen und dadurch Beifall zu gewinnen, wird dem Redner nicht schwer, aber eine gebildete Zuhörerschaft stundenlang durch eine ruhige und leidenschaftlose Auseinandersetzung zu fesseln, ist eines der größten Meisterstücke der Redekunst. Als Bright sich niedersetzte, standen die Mitglieder massenweise auf und verließen das Haus, um sich wieder in der Vorhalle in Gruppen zu versammeln und über die Rede zu sprechen, die sie eben gehört hatten, und die alle, wenn sie auch mit dem Inhalt nicht einverstanden waren, eine „große" Rede nannten; so bedeutend war der Eindruck, den Bright hervorgebracht hatte.

Den Muth seiner Meinung besitzt Bright in hohem Grade, und wenn man nicht selten mit seinen Ueberzeugungen nicht übereinstimmen kann, muß man doch die stolze Unabhängigkeit des Sinnes ehren, welche Popularität nicht sucht und Unpopularität nicht fürchtet. Gleich nach seinem Eintritt in das Unterhaus sprach er gegen die Bill zur Unterdrückung des Sklavenhandels wegen der ernstlichen Nachtheile, welche durch sie der englische Handel nach der africanischen Küste leiden würde, und während der englische Patriotismus im Kriege gegen Rußland hoch aufloderte, sprach Bright unerschrocken für den Frieden, und war einer der Veranstalter der Quäkerversammlung, die 1854 eine Deputation an Kaiser Nikolaus abordnete, um ihm die Aufrechterhaltung des Friedens als richtige Politik und christliche Pflicht darzustellen. Hier liegt überhaupt der wunde Fleck Brights und seiner Genossen. Losgetrennt von allen politischen Traditionen der Heimath, sind sie so kosmopolitisch geworden, daß sie sich zu Anwälten der mit England in Collision kommenden Nationalitäten berufen glauben, und stets geneigt sind, auf der Seite des Vaterlandes Unrecht zu sehen, zumal wenn es zur Aufrechterhaltung seiner Rechte Krieg anfangen muß. (7.)

Pierre Antoine Berryer,

geboren im Jahre 1790 in Paris, ist ein Sohn des berühmten Advocaten, der in Gemeinschaft mit Dupin den unglücklichen Ney vertheidigte. Der Sohn, der dieselbe Laufbahn wählte, machte unter der Restauration wenig Glück, weil er Royalist war. Die geflissentliche Nichtbeachtung der Parteien, die über die Tagesmeinung geboten, war der Sporn, der ihn vorwärts trieb. 1829 trat er in die zweite Kammer in dem Augenblicke des letzten Kampfes der Opposition mit dem Ministerium Polignac. Er bestritt den weit überlegenen Gegnern den Sieg mit Talent und Beharrlichkeit, sodaß die Uebertragung eines Ministeriums auf ihn beschlossen worden war, als die Juliordonnanzen den Kampf auf die Straße verlegten. Nach der Thronbesteigung Ludwig Philipps that er Alles, seine Parteigenossen vor dem Selbstmorde zu behüten, der in jedem grundsätzlichen Fernbleiben von den öffentlichen Geschäften liegt. Seine staatsrechtlichen Sätze, daß man immer Staatsbürger bleibe, wenn man sich auch nicht als Unterthan der neuen Regierung betrachte, und daß das Princip der Volkssouveränetät das Recht des Einzelnen in sich schließe, seinen Ueberzeugungen treu zu bleiben, wurden für jesuitisch ausgeschrieen. Dagegen war Berryer nicht aufrichtig, als er im engen Anschluß an die äußerste Linke der Legitimisten, welcher der Abbé Genoude die Fahne vortrug, für allgemeine Wahlen, eine wohlfeile Regierung und andere Grundsätze mehr schrieb, die er noch eben bekämpft hatte. Er wollte dazu beitragen, daß Ludwig Philipp unbeliebt würde, und erwartete dies Resultat mit solcher Sicherheit, daß er von jedem Handstreiche abmahnte. Trotzdem landete die Herzogin von Berry in der Vendée, und Berryer hielt es nun für seine Pflicht, der hohen Dame und ihren Freunden Mittel zur Flucht zu verschaffen. Die Verhaftung einiger legitimistischen Führer brachte seine Theilnahme an den Tag, und man stellte ihn vor Gericht. Der Staatsanwalt hatte die Todesstrafe beantragt, aber die Geschworenen sprachen ihn frei.

In der Kammer, welcher er von 1831 an wieder angehörte, ignorirte man ihn lange, obgleich er der gewaltigste aller Redner war. Cormenin, gewiß ein competenter Richter, geht, um einen würdigen Nebenbuhler Berryers zu finden, bis auf Mirabeau zurück. Ludwig Philipps Stern mußte erbleichen, ehe der Glanz bemerkt wurde, den Berryer ausstrahlte. Die Jahre von 1843 bis 1848 waren die Zeit seiner rednerischen Größe. Lamartine's Worte begegneten sich mehr mit Anschauungen des Tages und verbreiteten sich daher weit über die Oberfläche, aber was Berryer sagte, drang tiefer ein. Ebenso bedeutend war die Stellung, welche er außerhalb der Kammer als Mitglied des leitenden Ausschusses der Legitimisten einnahm. Es kam die schreckliche Nacht, in der die Herzogin von Orleans der Kammer den Grafen von Paris zuführte, um für ihn die Krone, für sich die Vormundschaft zu fordern. Ob Berryer nicht heute beklagt, in jener Nacht, durch die Frankreich aus seinen regelmäßigen Bahnen hinausgeschleudert wurde, seine Stimme mit dem wüsten Chor der Barrikadenhelden vereinigt zu haben? Unter der dreimal gespaltenen Ordnungspartei nahm er eine der hervorragendsten Stellen ein. Doch es war ihm einmal beschieden, immer der Vorkämpfer einer verlorenen Sache zu sein, und so scheiterte die Union der Orleanisten und Legitimisten, für die er wirkte, und der 2. December 1851 entschied für die dritte Partei. Berryer trat nun in den Hintergrund, doch hat er seine politische Thätigkeit nicht aufgegeben, sondern sie blos einen diplomatischen Charakter annehmen lassen. Er ist unter den Vertrauten des Grafen Chambord. 1855 wurde ihm die Ehre zu Theil, die er als erster Redner Frankreichs verdiente. Die Akademie ernannte in zu ihrem Mitgliede. 1857 hatte er den Schmerz, daß sein Sohn Arthur in einem schimpflichen Processe auf die Bank der Angeklagten geführt wurde. — Berryer ist etwas klein, hat aber einnehmende und ausdrucksvolle Züge. Dem wunderschönen Klang seiner Stimme hat das Alter geschadet. In der gerichtlichen Beredsamkeit hat er noch heute seines Gleichen nicht. Er ist einer der einflußreichsten Leiter der Legitimisten geblieben. Der Kaiser achtet seine Ueberzeugung und hat ihm, als Berryer in die Akademie gewählt wurde, das persönliche Erscheinen in den Tuilerien erlassen. (16.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 40. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 2. October.

Inhalt.

Die Arbeiter-Associationen seit 1848.

Erster Artikel.

Arme und Reiche hat es seit dem Beginn der menschlichen Gesellschaft gegeben, aber nie war dieser Gegensatz von so großer, weitgreifender Bedeutung, als in diesem Jahrhunderte. Der Arme ist als solcher noch nicht elend oder unglücklich. Er ist der Inhaber der menschlichen Arbeitskraft, und da Alles, was Gegenstand menschlicher Wünsche, menschlicher Bedürfnisse ist, ohne Arbeit nicht hervorgebracht werden kann, so scheint es ganz natürlich, daß dem, der diese Arbeit leistet, auch ein Theil des Products als Lohn dafür zufalle. Und in der That ist dieser Antheil der Arbeiter an dem Gesammtproduct eines Landes bei weitem größer und werthvoller als der, welcher den Capitalisten und Grundbesitzern anheimfällt. Wenn dennoch die Lage Jener dürftiger ist, als Dieser, so liegt dies nur in der bei weitem größern Zahl, unter die sich die Quote der Arbeiter vertheilt. Ihre Zahl ist so überwiegend, daß, wenn man selbst in den reichsten Ländern Europa's den Antheil der Capitalisten und Grundbesitzer diesen ganz vorenthalten und mit unter die Arbeiter vertheilen wollte, der Lohn des einzelnen sich nur unmerklich vermehren würde. In der großen Maschinenfabrik von Borsig in Berlin bezieht der Besitzer allerdings ein reines Einkommen von vielleicht 60,000 Thalern jährlich; seine Arbeiter im Durchschnitte jeder nur 250 Thaler. Da er aber 3000 Arbeiter beschäftigt, so würde, wenn man ihm jene 60,000 Thaler vorenthalten und sie noch unter seine Arbeiter vertheilen wollte, jeder nur 20 Thaler mehr erhalten, also sein Einkommen sich noch nicht um ein Zwölftel verbessern, eine Verbesserung, die er im täglichen Verbrauch kaum bemerken würde. Der einzelne Arbeiter, der nur den großen Abstand seines Zustandes gegen den seines Herrn sieht, macht freilich keine solche Berechnung. Wenn dennoch die so große Classe der Arbeiter diesen Abstand von jeher nach dem Zeugniß der Geschichte, vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, mit Ruhe ertragen hat, so liegt dies in zwei Gründen, die der menschlichen Natur und der menschlichen Gesellschaft mit Nothwendigkeit eingepflanzt, in Wahrheit den alleinigen Schutz für die andern, der Zahl nach so schwachen Classen bilden, ein Schutz, der ohne diese Grundlage vergeblich in den Lehren der Moral und der Religion und in den Strafen der Criminaljustiz gesucht werden möchte. So wie die Arbeit allein, ohne Capital- und Bodenkraft, selbst die einfachsten Bedürfnisse des Arbeiters nicht zu stillen vermag, so vermögen auch die Arbeiter ohne diese Hülfe keinen Kampf gegen die andern Classen zu führen. Nehmen sie aber diese Kräfte des Capitals und Bodens zu Hülfe, so haben sie den Feind, den sie bekämpfen wollen, schon in ihrem eigenen Lager; es kann nicht fehlen, daß er sie über kurz oder lang verläßt oder an ihre Gegner verräth. Dies ist der letzte Grund, weshalb alle Sclavenaufstände in alten Zeiten, alle Bauernkriege im Mittelalter und noch jetzt in Rußland, nach kurzen, vorübergehenden Erfolgen, völlig gescheitert und zusammengebrochen sind. Die Erkenntniß dieses Widerspruchs ist nun freilich nicht Sache des einzelnen Arbeiters. Ihn hat die Natur in anderer Weise entschädigt und beruhigt. Das Glück und die Zufriedenheit des einzelnen Menschen beruht nicht in der Art und der Größe der Mittel zum Genuß, sondern in diesem Genuß selbst, seiner Intensität und Dauer. Durch die Ungleichheit der geistigen und körperlichen Anlagen und Kräfte, mit welchen die Natur den Einzelnen ausstattet, trägt sie allerdings die letzte Schuld an den großen Ungleichheiten in der menschlichen Gesellschaft; die Communisten suchen vergeblich diese Ungleichheitsquelle durch nivellirende Einrichtungen zu bekämpfen. Die Natur selbst hat schon in der einfachsten Weise dies wieder ausgeglichen. Der Fähigkeit zum Genießen hat sie eine bei allen Menschen ziemlich gleiche Schranke gesetzt; darüber hinaus gewähren die reichsten Mittel keinen Genuß mehr; und je mehr der Mensch nicht blos genießt, sondern auch arbeitet, desto intensiver wird ihm jeder Genuß, sei er geistig oder leiblich. Deshalb schmeckt dem Arbeiter seine Brodsuppe so gut, wo nicht besser, als dem Reichen sein Diner; deshalb schläft er so sanft und erquickend auf seiner Strohmatratze, als Jener in seidenen Betten; deshalb erfreut er sich so innig an den Anekdoten seines Kalenders, an der Darstellung einer wan-

dernden Schauspielertruppe als Jener an allen Schätzen alter und moderner Litteratur und Kunst; deshalb wohnt in Diesem Ruhe der Seele und des Gemüths, während bei Jenem Pläne, Sorgen, Unruhe, Furcht und Hoffnung mit ihren Gebilden Tag und Nacht die Seele durchwühlen und jene Harmonie verjagen, die, Ruhe und Kraft in sich bergend, für Alles die Empfänglichkeit bewahrt, und in dieser einfachen Sichselbstgenügsamkeit den höchsten Genuß unbewußt in sich trägt. Auch der Wohlhabende und Reiche kann diese Harmonie und intensive Genußfähigkeit sich bewahren, aber nur nach Kämpfen und Krisen, nur durch Selbstbeherrschung, wobei ihn sein Besitz eher hemmt als ihm hilft. Zuletzt endlich ist es die Macht der Gewohnheit, die dem etwa noch sich verletzt Fühlenden mit ihrer milden ausgleichenden Hand zu Hülfe kommt. Man gewöhnt sich an magere Kost, an die Stille des Klosters, an die Todesgefahren einer Belagerung; der Bergmann mag nur arbeiten in den feuchten unterirdischen Gängen der Erde; der Matrose verlangt nach kurzer Rast wieder nach dem gefahrvollen, schwankenden Leben auf seinem Schiffe. Das Anfangs Schmerzliche stumpft überall sich ab, und wird zuletzt liebgewonnen.

So hat die Natur, wenn sie scheinbar Unrecht übte in der Vertheilung der Mittel zum Genuß, wieder das Recht hergestellt damit, daß die Verschiedenheit dieser Mittel doch nur gleiche Wirkung erreicht. Es bleiben nur die extremen Zustände, welche die Gesetze des Lebens und der Seele zu tief verletzen, oder die Uebergänge aus gewohnten in ungewohnte Zustände, die allein als Sitze des Schmerzes, des Unglücks in der menschlichen Gesellschaft anzusehen sind.

Damit erklärt es sich, wie selbst die größten Abstände in den Zuständen und Genußmitteln von jeher von den davon betroffenen Classen der Gesellschaft mit Ruhe und ohne Neid ertragen worden sind; wie zwischen Gutsbesitzern, Fabrikanten und ihren Arbeitern, zwischen Herrschaft und Gesinde, zwischen Meister und Gesellen, zwischen Officieren und Soldaten, zwischen hohen und niedern Beamten die Bande des Zutrauens, der Achtung, der Anhänglichkeit, ja der aufopferndsten Liebe haben emporsprießen können. Seit Jahrtausenden haben arbeitende und besitzende Classen in diesem friedlichen Verhältniß zu einander gestanden. Der Arbeiter forderte keine Aufhebung des Eigenthums, keine Umänderung der Gesellschaft und ihrer Classen, sondern nur Schutz vor jenen äußersten Zuständen der Noth. Dafür genügte lange Zeit die Wohlthätigkeit der besitzenden Classen, die neben den Gaben einzelner sich in den großartigsten Einrichtungen entwickelte. Wo aber dieses Extrem durch die Härte der Besitzenden in einzelnen Gegenden und Zeiten ein allgemeines wurde, da brachen zwar Aufstände der besitzlosen Classen aus, sie blieben aber vereinzelt und auf den allgemeinen Frieden beider Classen ohne störenden Einfluß, weil Rechtsgefühl und eigner Vortheil die besitzende Classe bald lehrte, diese Härte zu mildern, und damit den Grund der Unruhe zu beseitigen.

Nur in diesem Jahrhundert ist das Verhältniß beider Classen ein anderes geworden. Daß dem so ist, wird wohl von Niemand bezweifelt werden. Schon die am wenigsten erschütterten Verhältnisse des häuslichen Gesindes und der Gehülfen des Handwerkers zeigen, daß Gesinde und Gehülfen dem Hausherrn und seiner Familie nicht mehr so nahe stehen, als ehedem; sie bilden keinen Theil der Familie mehr wie sonst; das Verhältniß ist im höchsten Grad lose, von kurzer Dauer, nur durch das Geldinteresse zusammengehalten, und die Ansprüche dieses Theils der arbeitenden Classen, ihre Selbständigkeit, ihre Opposition gegenüber der Herrschaft steigen von Jahr zu Jahr. Weit entschiedener tritt aber diese Veränderung überall da auf, wo große Massen von Arbeitern in einem Geschäft concentrirt sind; in den Fabriken, den Bergwerken, den großen Transportanstalten, den größeren Landwirthschaften und bei den riesigen Bauten der Neuzeit. Hier herrscht mit geringen Ausnahmen in den Arbeitern ein entschieden feindseliger Geist gegen die Arbeitgeber; sie sehen in ihnen nur die Glücklichen, die auf ihre Unkosten sich bereichern; nur von der Gewalt in Ruhe gehalten, benutzen sie jeden Umstand, der diese Gewalt erschüttert, um höhern Lohn, um kürzere Arbeitszeit zu erzwingen; geheime oder offene Verbindungen, socialistische Lehren, politische Erschütterungen, günstige oder ungünstige Handelsconjuncturen, Alles wird von ihnen benutzt, um den Arbeitgebern mit gesteigerten Forderungen entgegenzutreten und, so viel ihnen möglich, durchzusetzen. Ein großer Theil der Arbeiter ist mit Ansichten erfüllt, welche geradezu gegen die Grundlagen des ganzen erwerblichen und politischen Verbandes der heutigen Gesellschaft gerichtet sind, sie sehen darin nur noch ein großes Unrecht gegen die zahlreichste Classe der Gesellschaft. Sie sind stets bereit, dieses System durch friedliche oder Gewaltmittel über den Haufen zu werfen, oder die Lasten des Staats und der Gemeinde von sich ab auf die Besitzenden zu wälzen. Seit dem Fehlschlagen der politischen Bewegungen des Jahres 1848 hat sich zwar anscheinend das Verhältniß beider Classen beruhigt; aber für den, der den Arbeitern näher steht, ihre Gesinnungen und Reden, die sie unter sich wechseln, kennt, ist es unzweifelhaft, daß diese Ruhe nur eine oberflächliche ist, während der feindselige Geist im Innern fortglimmt. Diese Spannung, dieses Mißtrauen, in dem die beiden großen Classen der Gesellschaft im civilisirten Europa zu einander verharren, ist, anstatt verschwunden zu sein, im Gegentheil ein so reales Moment der neuesten Zeit, daß auf diese Spannung beinahe ausschließlich der Bestand der gegenwärtigen Staatsformen und Verfassungen sich stützt. In Frankreich ruht die Herrschaft Louis Napoleons lediglich auf der Furcht der besitzenden Classen vor den Arbeitern, auf der Furcht vor dem Socialismus. Nur weil sie in seinem System einen festen Schutz dagegen zu finden vermeinen, ertragen sie seine prahlende und verschwenderische, Geist und Sitten ertödtende Despotie. In England würde die Ausdehnung der politischen Rechte auf die arbeitenden Classen und die Reform viel schneller vor sich gehen, wenn nicht die social feindselige Stellung der Arbeiter jede Ausdehnung ihrer politischen Macht für die besitzenden Classen gefährlich erscheinen ließe. Deshalb wird die Reformfrage von allen ans Ruder gelangenden Parteien gleichmäßig bei Seite geschoben oder mit Scheinconcessionen abgefertigt; deshalb das Dringen der dortigen besitzenden Classen

auf Ausdehnung des auswärtigen Handels und Auffindung neuer Märkte; Geld und Blut wird in Strömen dafür geopfert; nur um für die heimischen arbeitenden Classen stets genügende Beschäftigung und somit Ruhe zu sichern. In Belgien würde der Kampf zwischen der katholischen und liberalen Partei, der so oft den Bestand des ganzen Staats in Frage gestellt hat, längst zu Gunsten der Letztern entschieden sein, wenn Erstere nicht in der Unwissenheit und Armuth der großen Massen die Hauptstütze hätte. Ein Viertel der Bevölkerung kann dort ohne Almosen nicht bestehen, und die katholische Kirche mit ihren reichen Mitteln erhält sich damit ihre Gewalt. Aehnliches gilt von Spanien, Piemont und dem übrigen Italien. Von Deutschland ist es bekannt, daß die politischen Bewegungen von 1848 nach größerer Freiheit und Einheit hauptsächlich an den in's Maßlose sich steigernden Ansprüchen und gewaltsamen Ausbrüchen der arbeitenden Classen gescheitert sind, und daß die große Masse der Besitzenden die Restauration privilegirter Classen und einen viel zu weit gehenden Rückschlag nur deshalb anfänglich unterstützt hat und jetzt geduldig erträgt, weil ihnen der Druck von Oben nicht so gefährlich erscheint, als der kaum überwundene Druck von Unten. Man kann mit voller Wahrheit sagen, daß nur die gemeinsame Furcht vor den arbeitenden Classen es ist, welche den Frieden unter den besitzenden Classen selbst, und somit die innere Ruhe in allen civilisirten Staaten Europa's gegenwärtig erhält. In wunderbarer Verkettung ist so die anscheinend gefährlichste Classe der Bevölkerungen zur conservativsten geworden, zur Hauptstütze aller bestehenden Verfassungen, Privilegien, Monopole und Mißbräuche.

Die leitenden Staatsmänner Europa's sind selbst darüber in keiner Täuschung befangen. Sie wissen sehr wohl, daß diese augenblickliche Ruhe nur die Oberfläche geglättet hat, daß der Frieden selbst unter den Besitzenden nur ein erzwungener ist, und daß die wahre Lösung der Schwierigkeiten nicht aus der Furcht hervorgehen kann. Die einsichtigeren dieser Staatsmänner haben deshalb nach dem ersten Siege nicht blos die großen Städte mit Casernen, Festungen und Forts versehen, die Arbeiter entwaffnet, Militär und Polizei verstärkt, sondern haben bald auch gesorgt, den Quellen des Uebels näher zu treten und die Zustände zu bessern, aus denen die Spannung der verschiedenen Classen sich entwickelt hat. Eines der großartigsten Mittel war die Auflösung des gutsherrlichen Verhältnisses. Die Zwangsdienste, die Naturalabgaben, die Zinsen, das unsichere oder unvollständige Besitzrecht der bäuerlichen Wirthe, die polizeiliche Gewalt der Gutsherrn wurde durch ganz Deutschland beseitigt, man gestattete mäßige Ablösungen, und in mehreren Einzelstaaten ergriff man den äußerst klugen Ausweg, die Renten zu capitalisiren und in vom Staate verzinste Obligationen zu verwandeln. Indem die Regierung damit die Renten von den Bauern mit den Staatsabgaben gemeinschaftlich in kleinen und kurzen Terminen einzog und dafür die Zinsen an die Inhaber der Obligationen zahlte, verschwand in wenig Jahren völlig das alte erbitternde Verhältniß zwischen Gutsherrn und Bauer; jener hatte die Obligation verkauft, dieser zahlte nur an den Steuererheber. Damit war eins der gefährlichsten Elemente des Mißvergnügens gründlich beseitigt. Während es 1848 in Preußen geradezu unmöglich war, die ländlichen Einwohner zur Wahl eines Gutsherrn als Abgeordneten zu bestimmen, während dies später nur mit Hülfe alles Regierungseinflusses vereinzelt gelang, ist nach mehrfachen zuverlässigen Nachrichten bei den Wahlen in diesem Jahre zu erwarten, daß die Bauern die Gutsherren überall aus eignem Antriebe zu Wahlmännern wählen werden. Für den Handwerkerstand war die Hülfe schwieriger. In dem Schwanken der Ansichten ließ man sich meist bestimmen, die hart angeklagte Sonderung durch Erhaltung oder Wiedereinführung von Zunftverfassungen zu bekämpfen, und für die Gesellen durch Kranken-, Sterbe- und andere Hülfscassen zu sorgen, zu denen der Staat und die Meister ebenfalls beitragen mußten. Noch schwieriger stellte sich die Beruhigung und Ausgleichung der arbeitenden und besitzenden Classen bei den Fabriken, großen Bauunternehmungen und Bergwerken. Man kam nicht weiter, als daß man auch hier Assecuranzcassen einführte, die dem Arbeiter eine Hülfe in Krankheit, Alter, Verstümmelungsfällen, bei Heiraths- und Todesfällen &c. gewähren sollten. Die Mittel dazu müssen theils die Arbeiter selbst durch Abzüge von ihrem Lohne beschaffen, theils die Arbeitgeber. Nebenbei suchte man im Allgemeinen den Frieden zwischen beiden Classen durch eifrigere Pflege der Religion und des Unterrichts zu begründen; man suchte aber hier weniger zu helfen durch Verbreitung besserer Einsichten über die unabänderlichen Gesetze der Natur und des gewerblichen Lebens, als durch Pflege und Ausbildung eines unbedingten Glaubens und Gehorsams, der sich zur eignen Prüfung nicht für berechtigt hält. Deshalb die vorzugsweise Verbreitung und Einprägung der orthodoxen Glaubenslehren, die, der Sittenlehre ferner stehend, doch durch ihren übernatürlichen Inhalt die beste Schule zur Unterwerfung der selbstprüfenden Vernunft sind. Während so auf der einen Seite der Geist unmittelbar geleitet und geschult wurde, suchte man auch in materieller Hinsicht durch Ausbreitung und Unterstützung des Handels und der Industrie den Arbeitern die Gelegenheit zur Arbeit und einen genügenden Lohn nach Möglichkeit zu sichern; auch versuchte man die Staatslasten, wenn auch unmerklich, von ihnen ab mehr auf die besitzenden Classen zu wälzen. Die Erkenntniß der Größe der Gefahr, die die Besitzenden 1848 erlangten, ist dabei den Regierungen wesentlich zu Hülfe gekommen; es gab wohl nie eine Zeit wie jetzt, wo das Bestreben allgemeiner war, selbst mit großen Opfern die feindselige Spannung zu bekämpfen, die beide Classen getrennt hält.

Dennoch kann der aufmerksame Beobachter unserer gesellschaftlichen Zustände sich nicht verhehlen, daß mit all diesen Maßregeln der Regierungen noch wenig gebessert worden ist; daß Staat und Gesellschaft in Mitteleuropa noch heute wie auf Vulkanen stehen, wo trotz des üppigen Reichthums der Oberfläche im Innern von Zeit zu Zeit dumpfe Donner rollen und verkünden, daß unten noch Elemente wogen und sieden, die nur der Druck von Oben am Ausbruch hemmt.

Weshalb bleiben die dagegen mit Ernst und Energie aufgebotenen Hülfsmittel ohne Erfolg? Weshalb versagen die

Kräfte, welche Jahrtausende diese Classen der Gesellschaft in Ruhe und Einigkeit erhalten haben, in der Gegenwart ihren Dienst? Was sind die letzten Ursachen des eingetretenen Zwiespaltes? Ist die Erfolglosigkeit jener Mittel nur momentan, weil man die Wirkung zu schnell verlangt, oder verfehlen diese Mittel ganz den richtigen Weg?

Es ist längst festgestellt, daß der Zwiespalt begonnen hat mit der Entwickelung der modernen Industrie; mit der Einführung der Maschinen, der Theilung der Arbeit, mit der Anwendung sehr großer Capitale und mit dem reißenden Anwachsen des auswärtigen Handels. Die Folgen dieser gewerblichen Revolution waren die massenhafte Anhäufung der Arbeiter in den Centralpunkten der Fabrikation und des Handels; die Zahl derselben stieg auf das doppelte, vierfache, ja zehnfache; ihr häusliches Leben trennte sich völlig ab von dem ihrer Arbeitgeber; die Arbeitszeit verlängerte sich; Frauen und Kinder im frühen Alter traten als Arbeiter mit ein; die Beschäftigung des Einzelnen wurde immer einfacher, mechanischer und geisttödtender; die Anfangs guten Löhne wurden durch die steigende Concurrenz der Arbeiter herabgedrückt; die Arbeiter verloren alle Mittel zum Schutz gegen Krankheit und Alter; alle Aussicht, je aus ihrer Lage sich herausarbeiten zu können, war verschwunden; das Familienleben ging zu Grunde, und die periodisch wiederkehrenden Handelskrisen mit dem Stillstehen der Fabriken und des Handels stürzten hunderttausende dieser Arbeiter durch das Aufhören des Verdienstes periodisch in namenloses Elend. Indem die Fabrikation sich immer weiter über das Gebiet des Handwerks verbreitete, dehnten sich diese Zustände auch hier immer weiter aus; der kleine Meister konnte nur mit Noth sich erhalten; meist sank er zum bloßen Arbeiter herab. Auch im Landbau entwickelte sich mit der zunehmenden Anwendung der Maschinen und Einführung der Industrie eine ähnliche Richtung; die Arbeiter verwandelten sich auch hier sehr bald in reine mit Geld gelohnte Tagelöhner, die einen Theil des Jahres ohne Arbeit blieben. Das schmerzliche Detail dieser Zustände ist so oft geschildert worden, daß wir unsere Leser damit verschonen können. Diese Zustände nahmen in England ihren Anfang und gingen von da mit dem Fortschritt der gewerblichen Revolution über nach Frankreich, Belgien und ganz Mitteleuropa. Diese Zustände der arbeitenden Classen waren von der Art, daß jene versöhnenden Kräfte der menschlichen Natur ihren Dienst versagen mußten. Die Lebensweise, zu welcher diese Verhältnisse mit all' ihren Consequenzen die Arbeiter und ihre Familien zwangen, streifte so nahe an das Extrem dessen, was die menschliche Natur ertragen kann, daß selbst Gewohnheit hier nicht mehr zu lindern vermochte. Und wo die Zustände in einzelnen Zweigen und Zeiten erträglicher waren, da ließen die Unsicherheit der Lage, die periodischen Unterbrechungen der Arbeit kein stetiges Verhältniß aufkommen. Alle Versuche, diese Lage durch Gewalt, durch gemeinsame Arbeitseinstellung zu ändern, blieben von Seiten der Arbeiter völlig fruchtlos; nirgends sah diese zahlreichste Classe der Arbeiter einen Ausweg; vielfach vereinigte sich die Staatsgewalt mit den Besitzenden zum Kampfe gegen die Forderungen jener. Bei solchen Zuständen, die nunmehr schon durch mehrere Generationen angedauert haben, war es unvermeidlich, daß im Großen und Ganzen die Stellung der Arbeiter eine feindliche, nur der Gewalt nachgebende wurde. Andere wichtige Momente traten unterstützend hinzu. Die drei großen Revolutionen in Frankreich sind nur durch die Hülse der Arbeiter zur Entscheidung gebracht worden. Für diesen Dienst wurden Gegenleistungen gefordert; das erste Mal ließen sich die Arbeiter mit politischen Rechten abfinden; sie machten aber bald die Erfahrung, daß sie damit und mit den sogenannten Menschenrechten für die Verbesserung ihrer socialen Lage den Besitzenden gegenüber so gut wie nichts gewonnen hatten. Deshalb schlug die zweite und noch mehr die dritte Revolution ins Sociale über. Die Arbeiter stellten nun die Forderungen auf höhern Lohn, kürzere Arbeitszeit, Theilnahme am Credit, Beschränkung des Zinsfußes, Herabsetzung der Miethen ꝛc. Die Theorie brachte diese Forderungen ins System. Die in ihrer Abstraction anfänglich von allen Classen angenommene Lehre von der Gleichheit aller Menschen wurde bald concreter gefaßt; von der anfänglich nur aufs Politische bezogenen Gleichheit ging man auch auf die Gleichheit im Erwerb, im Besitz, im Genuß über; St. Simon, Fourrier, Louis Blanc, Cabet entwickelten das Princip zu bestimmtern ins Einzelne gehende Theorien, die theilweise die letzten Basen der bestehenden Ordnung, ja selbst das Privateigenthum der Familie in Frage stellten. Wenn auch die Versuche zur Verwirklichung dieser Pläne fehlschlugen, und diese Systeme als solche ihre Gläubigen in neuester Zeit verloren haben, so blieb doch in diesen großen Abtheilungen der Arbeiter der Zweifel an dem Recht der bestehenden Ordnung; es blieb in ihnen das Gefühl, daß ihre Mißstimmung, ihre feindselige Richtung berechtigt sei, daß das Bestehende nur Tyrannei und Unrecht sei. Das Zusammengedrängtsein dieser Arbeiter in großen Centralpunkten unterstützte die allgemeine Verbreitung dieser veränderten Gesinnung. Dieses Zusammenleben zu vielen Tausenden erhöhte ihr Selbstgefühl und ihre Abschneidung von vermittelnden, versöhnenden Einflüssen. Nachdem einmal dieser Geist und diese Zustände sich bei dem größten Theile der Arbeiter entwickelt und festgesetzt hatten, konnte es nicht fehlen, daß ähnliche Gesinnungen sich bald auch auf die Arbeiter der Classen übertrugen, die in ihrer materiellen Lage keineswegs die gleiche Verschlimmerung erfahren hatten.

So haben sich die Verhältnisse entwickelt, und es wird sich nun leichter ein Urtheil über die bisher angewandten Mittel fällen lassen. Die Lösung des gutsherrlichen Verhältnisses auf dem Lande hat allerdings die Pflichtigen beruhigt; allein diese sind nun selbst zu Besitzenden geworden; neben ihnen ist eine zahlreiche Classe bloßer Tagelöhner entstanden, deren Lage denen der Fabrikarbeiter vielfach ähnelt, und für deren sociale Hebung nichts geschehen ist. Die Erhaltung oder Wiederherstellung des Zunftwesens hat sich für die Handwerker ganz erfolglos gezeigt; ihre Klagen sind in den Ländern des strengsten Innungszwanges genau dieselben wie in den Ländern der Gewerbsfreiheit. Die Errichtung von Hülfscassen, die Gesetze gegen die Fabrikarbeit der Kinder und ähnliches hat manche äußerste Nothstände gemildert, aber man erkennt leicht, daß sie nicht im Stande sind, die Hauptübel der Lage zu heben.

Was bleibt da zu thun? Soll man die Hände ruhig in den Schooß legen, die Sachen gehen lassen, wie sie gehen, und geduldig die Entwickelung abwarten? Die Frage ist zu bedeutend, als daß dies geschehen dürfte. Neben den Regierungen sind fortwährend einzelne Männer und Vereine in allen Ländern thätig, die Frage fort und fort zu studiren und kräftigere Hülfen als die bisherigen aufzufinden. Die Theorien haben sich nach zwei Grundprincipien getrennt; „die eine", sagt der berühmte National-Oeconom J. St. Mill, „kann als die Theorie der Abhängigkeit und des Schutzes, die andere als die Theorie der Selbständigkeit bezeichnet werden." Der ersteren zufolge soll das Loos der Armen und Arbeiter für sie, nicht durch sie regulirt werden. Die Besitzenden sollen gleichsam Elternstelle bei ihnen vertreten. „Aber", sagt Mill, „von den Arbeiterclassen des westlichen Europa's wenigstens kann als gewiß behauptet werden, daß sie einem patriarchalischen Regierungssystem sich nicht wieder unterwerfen werden. Die Wohlfahrt des Arbeiterstandes muß hinführo auf einer andern Basis begründet werden; sie sind dem Gängelbande entwachsen; jetzt ist es die Tugend der Selbständigkeit, die für sie Noth thut. Die Aussicht für die Zukunft hängt von dem Grade ab, in wie weit sie zu vernünftigen Wesen gebildet werden können. Größere Intelligenz wird zunächst zu größerem Vorbedacht in Hinsicht der Volksvermehrung führen." „Dennoch", fährt Mill fort, „kann ich, wenn auch die Vertheilung der Producte dadurch sich mehr zu ihrem Vortheile ändern sollte, es doch nicht für wahrscheinlich halten, daß die Arbeiter auf die Dauer sich damit zufrieden geben werden, stets nur für Arbeitslohn sich abzumühen. Im Solde und für den Gewinn eines Andern zu arbeiten, ohne weiteres Interesse an dem Ergebniß der Arbeit, wobei der Preis der Arbeit nur durch feindselige Concurrenz bestimmt wird, das ist selbst dann, wenn der Arbeitslohn hoch ist, kein befriedigender Zustand für Menschen von gehobener Intelligenz, welche aufgehört haben, sich als von Natur niedriger stehend anzusehen, als die, denen sie dienen. Als gemiethete Arbeiter anfangen, dann nach Verlauf einiger Jahre auf eigne Rechnung arbeiten, um schließlich Andere zu beschäftigen, das ist das normale Verhältniß der Arbeiter in neuen Ländern. Die zu lösende Aufgabe besteht darin, die Wirksamkeit und Ersparungen der modernen Production sich zu bewahren, ohne wie jetzt die Producenten in zwei Parteien mit feindlichen Interessen zu theilen. Der Socialismus ist von jetzt an unwiderruflich eines der lebenden Elemente der europäischen Staatsangelegenheiten geworden. Die durch ihn angeregten Fragen werden wahrlich nicht dadurch zur Ruhe gebracht werden, daß man ihnen einfach alles Gehör versagt, sondern nur dadurch, daß man mehr und mehr die Endzwecke, auf die er es abgesehen hat, zur Verwirklichung bringt, ohne seine Mittel zurückzuweisen, so weit sie mit Vortheil benutzt werden können." — J. St. Mill gilt als einer der größten jetzt lebenden Lehrer und Kenner der Volkswirthschaft, er ist ein entschiedener Anhänger der Principien der bestehenden Ordnung; um so mehr haben wir geglaubt, hier seine Worte anführen zu müssen, die zeigen, welche tief eingreifende Mittel und Umwandlungen im heutigen Verkehrsleben dieser große Mann für nothwendig hält. Die Richtung, von der allein die wahre Hülfe kommen kann, ist von ihm in dem Obigen klar angedeutet; sie ist von vielen andern praktischen Männern ebenfalls erkannt und nicht minder von dem Instinct der Arbeiter selbst gefühlt worden. Es ist das große Princip der Association. Die beiden Factoren und Schöpfer aller Güter, Arbeit und Capital müssen sich nicht, wie bisher, blos zur Production mechanisch vereinen, sondern auch ihre Interessen, die sich jetzt feindselig gegenüberstehen, müssen versöhnt und vereint werden. Dies ist nur möglich dadurch, daß beide Stände selbst in einander aufgehen, die Arbeiter müssen zugleich Capitalisten werden, und die Capitalisten müssen zugleich Arbeiter werden. Ein solcher Satz ist indeß in dieser Abstraction noch völlig werthlos. Alles hängt von seiner Entwickelung ab. Die ärgsten Communisten, die weder Familie noch Eigenthum zulassen wollen, haben auch nichts als diesen Satz gewollt. Die Utopien von St. Simon, Owen, Fourrier verfolgen nur denselben Zweck; dennoch sind alle Versuche, die Systeme dieser Männer zu verwirklichen, völlig fehlgeschlagen. Es kommt also darauf an, dieses Princip ohne Aufhebung der Grundlagen des heutigen Verkehrs zu verwirklichen, einen Weg zu finden, auf dem die Annäherung zu diesem Princip nicht zugleich als Kampf gegen die bestehende Verkehrsordnung auftritt, sondern dieser Ordnung die letzte Festigkeit verleiht. Die Association des Capitals allein hat schon lange bestanden. Dahin gehören die mannichfachen Formen der Handelsgesellschaften, vor allen die Actiengesellschaften. So Großes diese Verbindungen des Capitals zu leisten vermochten, so blieben sie doch ohne Versöhnung der dem Capital feindlichen Interessen des Arbeiters. Durch die große Ausdehnung der Actienvereine in dem letzten Jahrzehnt hat deshalb auch die in der Gesellschaft herrschende Spannung ihrer Classen nicht gehoben werden können. Es kam darauf an, dem Arbeiter das Capital zuzuführen, und so seine Interessen mit denen des Capitals zu versöhnen. Der einfachste Weg dazu war, daß die Arbeiter selbst zusammentraten. Viele von diesen haben selbst einen kleinen Besitz, theils in kleinen Geldsummen, die sie erspart oder ererbt haben, theils in dem Handwerkszeuge oder Rohstoffen, die sie zu ihrem Geschäft bedürfen. Diese Mittel sind viel zu klein, um einzeln etwas leisten zu können; so wie aber eine größere Zahl von Theilnehmern dergleichen zusammenlegt, ergiebt sich bald ein Betrag, mit dem der Anfang eines größern Betriebes gemacht werden kann. Wo solche kleine schon vorhandene Capitale fehlen, kann statt dessen auch der Weg von wöchentlichen Beiträgen aus dem Lohne gewählt werden; auch hier führt die Zahl der Interessenten bald zu einer Summe, mit der begonnen werden kann. Ist der Anfang einmal gemacht, und wird die Sache mit Fleiß und Geschick betrieben, so mehrt sich bald das Capital und es entsteht ein Geschäft, in welchem die Theilnehmer zugleich Arbeiter und Inhaber der Fonds sind, in welchem ihnen der Gewinn aus dem Betrieb sowohl wie der Arbeitslohn zufällt und unter sie zur Vertheilung kommt. Diese Form der Association hat sich seit 1849 zunächst in England und Frankreich entwickelt.

So begannen in Manchester um 1850 zwölf Callicoweber,

indem sie außer ihren Werkzeugen und Stoffen nur 7 Pfund 6 Schillinge, also ungefähr 50 Thaler Baarschaft hatten. Nach vierjährigem Betrieb ihres gemeinsamen Geschäfts hatten sie vielleicht 30 Webstühle und für 14000 Thl. jährl. Umsatz. Die Schneider-Association in Liverpool wurde von 66 Arbeitern mit 320 Thaler Kapital 1851 begründet. Sie hatte im ersten Jahre nur für 1400 Thlr. Umsatz; im ersten Halbjahre 1854 aber bereits für 6000 Thaler, wovon ziemlich die Hälfte als Arbeitslohn ausgezahlt wurde. Sie hob sich täglich, sodaß sie auch einen Unterstützungsfond für kranke Mitglieder, ein Lesezimmer, eine Bildungsanstalt für Anfänger und eine gute Werkstätte anlegen konnte. Im Jahre 1856 machte sie bereits für 13500 Thaler Geschäfte; sie zählte schon 500 Mitglieder und umfaßte den dritten Theil des Schneidergewerks in Liverpool. Aehnliche günstige Resultate haben zwei Associationen der Maschinenbauer in London, eine Association der Korkschneider daselbst und mehrere andere erreicht. In Frankreich hatte sich im Jahre 1848 eine große Zahl ähnlicher Associationen gebildet; die politische Reaction seit dem Juni 1848 und in der spätern Kaiserzeit legte ihnen jedoch große Hindernisse in den Weg, weil man politische Verbindungen in ihnen fürchtete. Dennoch erhielten sich eine Anzahl, und 1854 bestanden in Paris 31 Associationen dieser Art, welche sämmtlich gute Geschäfte machten. Die Association der Pianofortebauer wurde 1849 von 14 Arbeitern mit 239 Franken, oder 70 Thaler Capital gegründet. 1852 theilte sie sich in zwei Associationen, nachdem die Zahl der Mitglieder schon 1850 auf 35 und die Activa auf 40,000 Thaler gestiegen waren, wovon nur 1200 Thl. Schulden abgingen und das Uebrige das Guthaben der Mitglieder bildete. Im Ganzen bestanden in England im Sommer 1854 nachweislich 35 dergleichen Associationen. Anfang 1857 schon 50, und seitdem ist ihre Zahl erheblich gestiegen; Schneider, Schuhmacher, Hutmacher, Baugewerke, Eisenarbeiter, Brauer, Schlächter, Maschinenbauer u. s. w. hatten sich in dieser Weise vereinigt. In Deutschland hat diese Form der Association noch wenig Eingang gefunden. Dagegen haben sich hier andere Formen entwickelt, die zwar nicht in so umfassender Weise eine vollständige Production sich zum Ziele stellen, die aber, indem sie bestimmtere Zwecke verfolgen, dennoch nicht minder wohlthätige und großartige Folgen erreicht haben, und die eben durch diese Bestärkung auf einer um so festeren Basis ruhen, und weniger den Gefahren jener Vereine in England und Frankreich unterworfen sein werden. Was in Deutschland praktisches und dauerhaftes der Art sich gebildet hat, das ist beinahe ausschließlich der Einsicht und der Ausdauer eines Mannes zu verdanken, der seit 1849 seine ganze Thätigkeit dieser Aufgabe gewidmet hat. Der preußische Kreisgerichtsassessor Schulze wurde 1848 von seiner Vaterstadt Delitzsch bei Leipzig als Abgeordneter zur National-Versammlung nach Berlin gewählt. Von dieser Versammlung wurde zur Erwägung der Noth der Handwerker und Arbeiter und ihrer Abhülfe eine eigene Fachcommission niedergesetzt und Schulze zum Vorsitzenden derselben erwählt. Dies gab ihm den ersten Anstoß, tiefer in diese Verhältnisse einzudringen. Der Arbeitercongreß welcher im Sommer 1848 in Berlin zusammentrat, bestärkte ihn in dieser Richtung, und als er 1849 aus dem Staatsdienst austrat, kehrte er nach Delitzsch zurück, und von da ab machte er die Förderung des Associationswesens in Deutschland zu seiner Lebensaufgabe, sodaß noch gegenwärtig die dort und in den Nachbarstädten von ihm gegründeten Associationen als Muster gelten und ihre Anregung weithin über das gemeinsame Vaterland verbreiten. Schulze hat in drei Schriften seine Erfahrungen und Ansichten niedergelegt; 1853 erschien sein „Associationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter", 1855 seine Broschüre: „Vorschußvereine als Volksbanken", 1858 sein neuestes Buch: „Die arbeitenden Klassen und das Associationswesen in Deutschland".

Die Grundprincipien, von denen er ausgeht, sind: 1) daß die arbeitenden Classen sich selbst helfen müssen; 2) daß dieses geschehen müsse auf der Grundlage der jetzt bestehenden Ordnung und mit Achtung der bestehenden Gesetze.

Er weist gleich sehr alle Unterstützungen von Seiten des Staats, wie von Seiten der Besitzenden zurück, und er verwirft alle Pläne, die irgend das Privateigenthum, die Freiheit des Verkehrs und das Bestehen der Familien beseitigen oder beschränken wollen.

Er verwirft ferner jeden allzusehr in's Große und Umfassende gehenden Anfang; überall hat er mit Localvereinen begonnen und diese überall beschränkt auf bestimmte, klar vorgezeichnete Zwecke. In die Organisation und Wirksamkeit dieser Vereine einen nähern Einblick zu gewinnen, wird der Vorwurf eines zweiten Artikels sein.

Aus dem Friesenlande.

Die Sagen von Ländern, die reich und blühend vom Meere verschlungen worden, sind zahlreich genug. Sie beginnen mit der alten Atlantis, dem glückseligen Eiland, das die Alten westwärts von Europa in das damals noch unbefahrene Meer versetzten, und von dem man nicht weiß, ob die Sage davon nur eine Vorahnung von dem später entdeckten Welttheil jenseit des Oceans, oder halbverklungene Tradition von Schiffernachrichten über die westlichen Inseln, oder Kunde von einem früher wirklich vorhandenen, in den Wogen versunkenen Lande ist. Ebenso wenig ist der Kern von Wahrheit zu entdecken, den die Sagen von Wineta und Arkona, den versunkenen Ostseestädten, verbergen. Sage und Geschichte verweben sich dagegen innig in den Erzählungen von dem Friesenlande, das sich einst vom Texel bis an die Küste von Schleswig erstreckte, und von dem Helgoland und die nordfriesischen Inseln nördlich von der Elbe die spärlichen Reste sind. Die ersten großen Zertrümmerungen dieser Landstrecke fallen zwar auch noch in die vorhistorische Zeit, und die Nachrichten über die frühere Ausdehnung derselben gehören zum Theil der Sage an; aber über spätere Katastrophen liegen zuverlässige Berichte vor, und selbst Sagen-

haftes wird von der geologischen Beschaffenheit der Ueberreste bestätigt und fast bis zum Range historischer Wahrheit erhoben.

Doch nicht nur die Trümmer eines halbversunkenen Landstrichs ziehen unsere Aufmerksamkeit nach den Küsten der Nordsee, sondern auch die Reste eines ehedem großen, mit allmählichem Verschwinden bedrohten deutschen Volksstammes, der Nordfriesen, eines Volksstammes, der seine Tüchtigkeit durch mannhaftes Kämpfen mit Menschen und Wogen bewährt, dessen Besonderheit aber in der ausgleichenden Fluth der vorwärtsdringenden Civilisation unterzugehen bestimmt ist, wie sein heimathliches Land nach und nach den anstürmenden Wogen des Meeres zur Beute wird.

Zwei Bücher liegen vor uns, die sich mit der Geschichte und Beschreibung des Landes zwischen der Elbe und der Lister Tiefe beschäftigen; eine „Chronik der friesischen Uthlande", von C. P. Hansen in Keitum auf Sylt (Altona, Lange, 1856), und „Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Eine Skizze des Landes und seiner Bewohner", von G. Weigelt (Hamburg, O. Meißner, 1858). Ersteres ist eine fleißig und sorgfältig zusammengestellte Sammlung von Thatsachen, einfach und schmucklos niedergeschrieben, auch hier und da durchflochten mit guten Ueberblicken, die zur bessern Orientirung in der Masse der Einzelheiten dienen, eine äußerst schätzbare Sammlung von Material für Jeden, der Land und Volk nördlich der Eider näher kennen lernen will. Das zweite Schriftchen ist zunächst für die Badegäste in Wyk auf Föhr bestimmt, und faßt in ansprechender Form die Resultate eigner Erfahrungen und der Forschungen Anderer zusammen, um den Besucher der nordfriesischen Inseln in die seltsame Welt, die ihn umgiebt, einzuführen. Nicht die mindest interessante Beigabe zu dem letztgenannten Buche ist die Karte der nordfriesischen Uthlande, auf der sowohl der jetzige wie der frühere Umfang des Landes angegeben ist, letzterer nach einer Karte von Johannes Meyer in Dankwerths Landesbeschreibung der zwei Herzogthümer Schleswig und Holstein von 1652. Damals lebten die Traditionen über das früher Vorhandene noch im Volke, man wußte noch die Lage der weggespülten Dörfer und Kirchen anzugeben, auch mancher urkundliche Nachweis mag noch vorhanden gewesen sein, und nach alle diesem ist von Johannes Meyer, „dem bestallten königlichen Mathematicus", die Karte entworfen, welche den Umfang Nordfrieslands im Jahre 1200 darstellt, und deren Richtigkeit von der Kritik nur im Einzelnen, nicht im Großen und Ganzen angefochten worden ist.

Ein Blick auf die Karte läßt uns sogleich den Unterschied zwischen Sonst und Jetzt erkennen. Helgoland, das gegenwärtig so kleine Eiland, war damals noch eine stattliche Insel, nicht viel kleiner als jetzt Föhr. Nordwestlich davon ist das allerdings sagenhafte Süderstrand mit 7 Kirchdörfern eingezeichnet, von dem keine Spur mehr sichtbar ist, und alsdann zieht sich von Eiderstedt, das damals noch nicht eingedeicht war, bis zur Lister Tiefe im Norden ein Inselland hin, durch breite Sümpfe und Gewässer, zum Theil durch Meeresarme, vom Festlande geschieden. Vor Sylt westwärts lag noch ein breites Vorland, und eine von der Südspitze dieser Insel nach der Elbmündung gezogene Linie kann die Westgrenze der ganzen Inselgruppe bezeichnen. Diese Uth- oder Außenlande waren vielfältig durch mehr oder minder breite Gewässer, durch Wehlen, Flethe und Auen, die bisweilen zu Seen sich erweiterten, und auch Leinen, Schloten, und wenn sie mit dem Meere in Verbindung standen, Pieyen, Ströme, Galen, Tiefen hießen, getrennt. Die größte der Inseln war Nordstrand, deren südliche Küste in einer Höhe mit Husum lag, und deren nördlicher Rand nur durch einen schmahlen Canal von Föhr getrennt war. Föhr und Amrum scheinen damals nur eine Insel ausgemacht zu haben, und waren von der Insel Sylt nur durch eine schmahle Tiefe und einige Seen geschieden. Der Umfang der ganzen Gruppe mag 1250 noch 50 deutsche Quadratmeilen betragen haben; 1600 waren es nur noch 20, halb Insel-, halb Marschland, und 1850 nur noch 5 Quadratmeilen Inselland, und 11 Meilen festes (umdeichtes) Land.

Im Einzelnen betrachtet, bestehen diese 5 Quadratmeilen Inselland — die friesischen Uthlande, im Gegensatz zu dem festländischen Friesenlande Eiderstedt, Husum, Hoyer, — aus den Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand, von denen Föhr, die größte, einen Flächenraum von 1½ Quadratmeile hat. Sie zählt in 16 Dörfern 6000 Einwohner. Sylt, die nördlichste und längste, hat bei 5 Meilen Länge nur eine Breite von 1⅛ bis 1½ Meile. Es befinden sich auf ihr 15 Dörfer mit 3000 Einwohnern. Amrum hat nur 3 Dörfer mit 800 Seelen. Diese drei Inseln unterscheiden sich von den übrigen dadurch, daß sie zum Theil ganz, zum Theil wenigstens größtentheils von Natur höher liegen als das Meer und keines künstlichen Schutzes gegen dasselbe bedürfen. Pellworm und Nordstrand dagegen, jede ungefähr 1 Quadratmeile groß, sind nur durch Deiche gegen die Wogen geschützt, und ihre 2000 Einwohner wohnen in einzeln gelegenen Werften, auf deren eigenthümliche Bauart wir später zurückkommen. Amphibischer Natur, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, sind die 15 Halligen, die manchmal von dem Meer überspült werden, da keine Dämme der andrängenden Fluth Schranken setzen.

Landschaftliche Reize im gewöhnlichen Sinne bieten diese Inseln dem Auge nicht. Der Boden, im Innern wenig fruchtbares Geestland, nach dem Strande zu angeschwemmtes, fettes Marschland, hat wenig Abwechselung; kaum daß die Dünenreihen einige Wellenlinien in die Conturen bringen. Obstbäume, von den heftigen Winden halb verkrüppelt, und auf Föhr einige Ulmen und Ypern, mit deren Anpflanzung man im vorigen Jahrhundert begonnen hat, sind der einzige Baumwuchs. In seinem Schooße nesteln die Wohnungen; nach friesischer Art Wohnzimmer und Wirthschaftsräume unter einem Dach, jetzt stattlicher gebaut als ehedem, da eine bessere Deichordnung größere Gewähr für eine längere Dauer giebt, und diese auch größere Ausgaben für ihre Herstellung rechtfertigt. Außenseite und Inneres ist ausnehmend sauber; blankgescheuertes Kupfer- und Messinggeschirr schmückt die Küche, und die Wände der Zimmer sind mit kleinen glasirten Kacheln ausgelegt. Hinter dem Haus liegt der Grasgarten mit seinen Obstbäumen, dem Meere zu senkt sich der Acker auf den fetten

Marschboden und die fette Weide für Rinder und Schafe. Selbst die Kirchen, obgleich von hohem Alter, haben nichts Ausgezeichnetes. Nur das ewig wechselnde Meer umgiebt das einförmige Land mit immer neuen Reizen.

Das Interessanteste ist immer der Mensch dieser Inseln in seinem nie ruhenden Kampf gegen die Wuth der Elemente. Plinius nennt die Inselfriesen eine misera gens, ein bejammernswürdiges Geschlecht, das auf von Menschenhänden aufgeworfenen Hügeln wohne, und wenn zweimal in vierundzwanzig Stunden alles Land umher überschwemmt wird, Schiffenden gleiche, Schiffbrüchigen aber, wenn die Wasser sich wieder verlaufen haben. Die Bewohner der nicht durch Deiche geschützten Halligen erinnern noch an diese Beschreibung des römischen Schriftstellers, denn wenn sie auch nicht täglich diese amphibienhafte Existenz führen, geschieht es doch oft genug, daß der „blanke Hans“ an das Fenster klopft, d. h. daß die Meereswogen bis an ihre Fenster hinaufspritzen, und dann wissen sie wirklich kaum, ob ihre Wohnstätte dem Meere oder dem Lande angehört. Diese Halligen sind überhaupt das Anziehendste für den wißbegierigen Reisenden. Während der Fluth ragen sie nur wenige Fuß über die Meeresfläche vor, und unterhalb der grünen Rasendecke ist nur noch eine scharfabfallende Schicht dunklen moorigen Marschlandes sichtbar, sodaß diese grünen Eilande mit ihrer schwärzlichen Unterlage auf dem Wasser zu schwimmen scheinen. Die Wohnungen sind auf den unwillkommenen Besuch des Meeres eingerichtet. Sie stehen auf künstlichen Erdhügeln, Werfte oder Wurten genannt, und nicht nur steinerne Mauern tragen den obern Theil, sondern innerhalb derselben auch noch starke Pfähle, welche in die Erde eingerammt sind. Steigt nun die Fluth über die Werfte, so zertrümmert wohl die Gewalt der Wogen die steinernen Mauern, aber noch halten die Pfähle, welche den Boden stützen, auf den sich die Menschen mit ihren Habseligkeiten und dem Vieh geflüchtet haben. Steigt auch die Fluth nicht immer zu so bedrohlicher Höhe, so überschwemmt sie doch manchmal die ganze Insel, daß im Herbst oft die einzelnen Werfte wie Eilande im Meere liegen, das salzige Seewasser in die Cisternen, die das sorgsam gesammelte Trinkwasser enthalten, oder in die Fädings, die dem Vieh zur Tränke dienen, läuft, und Mensch und Thier Durst leiden muß, bis Trinkwasser von den größeren Inseln oder vom Festlande herüberkommt. Auch dem Pflanzenwuchs schaden diese periodischen Ueberschwemmungen. Sie gestatten nicht, auf dem von Natur so fruchtbaren Boden Getreide zu bauen, und selbst das Gras wird oft durch Steine und Muscheln, welche das Meer darauf ablagert, verdorben, oder wenn es schon gemäht worden, weggeschwemmt. Gemüse oder Kartoffeln zur Genüge zu bauen erlaubt der Mangel an Platz auf den Wurten nicht, doch bleibt noch Raum zu einigen Beeten für Kohl, der recht gut gedeiht, und hier und da zu einem kleinen Blumengarten. Bäume kommen nur selten fort; höchstens schmiegt sich ein verkrüppelter Hollunderstrauch an das Haus. Aber so einfach und fast ärmlich die Umgebung ist, hat doch selbst diese baum- und kornlose Gegend ohne Weg, aber nicht ohne Steg, ihre eigenthümlichen, wenn auch bescheidenen Reize. „Dicht an einander gedrängt liegen auf den Wurthügeln die Wohnungen, zwischen denen und deren Gärtchen nur ganz schmahle Fußsteige gelassen sind. Lagert man sich am Abhang eines solchen grasbewachsenen Hügels, so hat man, zumal im Sonnenschein, einen Anblick einziger Art. Rund umher ist der saftige Wiesenteppich ausgebreitet, mit seinen schmahlen, unregelmäßig gewundenen Meeresbuchten; aus dem Grün erheben sich in malerischer Unordnung die Wurten wie kleine Burgen, dazwischen weidende Kühe, und das Ganze eingefaßt von dem blanken Rahmen des Meeres. Indem man über die Wiesen hin von einem Hügel zum andern wandert, verschiebt sich in den mannichfaltigsten Lagen das Verhältniß der emporragenden Werften und giebt ein immer wechselndes Bild.“ Der Eindruck des Behaglichen steigt, wenn man in das Innere der Wohnungen tritt. Hier ist keine Spur von Aermlichkeit oder Vernachlässigung zu erblicken, und man findet nichts von der misera gens des Römers. Da die heimathliche Hallig den Bewohner nicht genügend ernähren kann, so wandert der männliche Theil aus und schweift als Seefahrer auf nahen und fernen Meeren herum. Der Drang sich zu bilden, der den Norddeutschen auszeichnet, hat sich auch bei diesen Friesen geltend gemacht; sie wissen den ihnen gewährten Schulunterricht trefflich zu benutzen, sind häufig gute praktische Mathematiker und besitzen mehr theoretische Kenntnisse in ihrem Fache, als die Schiffer der anderen seefahrenden Nationen. Dieser Vorzug, vereinigt mit ihrer Kühnheit, ihrer Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit, macht sie zu gesuchten Matrosen, und viele von ihnen arbeiten sich zu Capitänen oder wenigstens Steuermännern auf fremden Schiffen empor. Wohlhabend und welterfahren kehren sie dann in die Heimath zurück, und man findet daher bei den Bewohnern der Halligen und der friesischen Inseln überhaupt nicht die linkische Verlegenheit, die den die Berührung mit Gebildeten scheuenden Dorfbewohnern des Festlandes meistens eigen ist. Ihr Benehmen ist sicher, freundlich und bescheiden, ihr Urtheil klar und durch die Bekanntschaft mit Land und Leuten jederlei Art geschärft, und ein gewisser Ernst steht ihnen wohl an. Der Geistliche steht in hohem Ansehen, denn der Friese ist, wie jeder Seemann, der sein Leben in beständiger Todesgefahr verbringt, fromm, ohne im mindesten kopfhängerisch zu sein, denn der Verstand herrscht bei ihm immer vor.

Gastlich ist stets der Empfang im Hause, denn der Halligbewohner, der zu Hause fern von dem Treiben der Welt lebt, sieht Fremde gern bei sich. Backwerk, gutes Brot, Butter und Käse wird sogleich auf den mit dem saubersten Leinen gedeckten Tisch aufgetragen, und das Wasser brodelt in dem blanken messingenen Kessel, ein wärmendes Getränk verheißend. Und wie hell, freundlich und behaglich ist Alles ringsum! Durch die klaren Fensterscheiben blickt munter die Sonne herein. Die Wände sind mit sogenannten Kacheln ausgesetzt, d. h. mit gebrannten und glasirten Thon- oder Steingutplatten, entweder mit Arabesken oder mit Scenen aus der biblischen Geschichte bemalt, wie man das häufig an alten Oefen findet; Kupferstiche und Lithographien, manchmal mit Geschmack gewählt, zieren die Wände, und eine kleine Bibliothek, in welcher die Bibel nicht fehlen darf, sowie ein Glasschrank mit Porzellan



und Silbergeschirr vollendet die Ausschmückung des Zimmers. Alles macht den Eindruck der Wohlhäbigkeit und guter Wirthschaft.

Schade, daß dieses trauliche Leben im Vergehen ist. Denn von Jahr zu Jahr werden die Halligen kleiner, der Wohnungen werden weniger, die Menschen wandern nach den Inseln oder dem Festlande aus. Einige früher bewohnte sind bereits ganz verlassen, auf mehreren anderen wohnt nur noch eine einzige Familie; Nordmarsch, das 1825 noch über 80 Häuser zählte, hat nur noch 30. Nach einer Volkszählung von 1769 lebten auf sämmtlichen Halligen 2000 Menschen, jetzt sind es nur noch 700. Wer nach jahrelanger Abwesenheit hier in die Heimath zurückkehrt, findet nicht etwa neue Häuser und Straßen wo früher Feld war, wie bei uns, sondern das Meer ist den Wohnungen näher gerückt, hat vielleicht gar den Grund unter dem Vaterhause weggespült; die Kirche hat abgebrochen und an einer neuen Stelle wieder aufgebaut werden müssen, und selbst die Todten mußten ausziehen, denn das neidische Meer gönnte ihnen die Ruhe nicht. Eines Fahrweges Breite ungefähr nagt das Meer jährlich rund um jedes dieser Eilande ab; außerdem aber macht das Meer bedenkliche Vorbereitungen, um sich bei einer außergewöhnlichen Sturmfluth seiner Beute auf einmal zu bemächtigen. „An geeigneten Stellen der Halligen", erzählt Weigelt, „etwa wo sich eine kleine Einbiegung befindet, lockert die anspülende Fluth ein größeres Stück des Bodens, und der Ebbestrom entführt dasselbe; langsam, aber sicher gräbt nun das Meer landeinwärts, langt in den seltsamsten Schlangenwindungen ins Land hinein, bildet abschüssige tiefe Canäle, wo man ihrer nicht bedarf, und theilt, um ihrer besser habhaft werden zu können, die Beute in viele kleine Portionen. Dies macht für einen Fremden die Wanderung von einem Hause zum andern ohne Führer sehr beschwerlich; man muß kreuz und quer entweder diese sogenannten Schloten umgehen, oder dieselben auf Balken, die an der einen Seite mit einem schwankenden Geländer versehen sind, überschreiten. Inzwischen benutzen die Halligleute die größeren derselben als Einfahrten und Höfe." So bleibt es, bis einmal eine ungewöhnlich hohe und gewaltige Sturmfluth kommt und das unterwühlte Land vollends in den Schooß des Meeres reißt.

Die letzte dieser großen Fluthen war die von 1634, wo Nordstrand so gut wie unterging, denn was jetzt so heißt, ist nur ein kümmerlicher Rest der alten schönen Insel. Mitte des 16. Jahrhunderts schreibt der gelehrte Heinrich Rantzau von ihr: „Nordstrand enthält 36,350 Demath (à 180 Quadratruthen), nebst 3200 Demath Außendeichsland, ferner 22 Kirchspiele und 10 sehr gute Rheden. In der Mitte ist ein höher gelegener Landstrich, Moor genannt. Die Einwohner sind gegen Fremde außerordentlich gastfrei, sonst sind ihnen die Untugenden unserer Zeit keineswegs fremd." Johannes Petrejus, um dieselbe Zeit Prediger zu Odenbull auf Nordstrand, giebt die Länge der Insel auf 3½ Meile an, die Volkszahl auf reichlich 8000 Menschen, darunter drei adlige Familien. Die Insel war äußerst fruchtbar, und der schwarze Marschboden erzeugte ohne Dünger Weizen, Gerste, Hafer, Bohnen und Erbsen; das minder gute Moor Roggen und Hafer. Die fetten Weiden ernährten große Heerden von Rindern und Pferden, Schafen, Schweinen und Geflügel, und den Ueberfluß der Producte holte das Ausland ab, dessen Schiffe im Herbst manchmal alle Schleußen und Sielen füllten.

Noch am 10. October 1634, schreibt Hansen, lag das grüne, von Fett und Fruchtbarkeit erfüllte Tiefland inmitten der finster grollenden See, die Freude, die Kraft, der Stolz und Mittelpunkt der Uthlande, nicht ahnend dessen, was ihm bevorstand, nach hundert trüben Erfahrungen noch immer fest bauend auf den Schutz seiner erst vor kurzem wieder errichteten Deiche. Ringsum lag ein Kranz von Halligen und Hallighütten, die wie seltsam gestaltete und gruppirte Felsen aus der Wasser- und Wattenwüste hervorragten; weiterhin, jenseit derselben, glänzte ein Schaumgürtel der sich an den äußeren Sandbänken und Inseln brechenden Wellen. Im Westen und Süden zogen finstere Wolkenmassen am Himmel herauf, obgleich der Wind noch ruhte. Es war die Todtenstille, die oft dem Sturm vorangeht. Im fernen Westen blitzte es, und als es Abend wurde, die finstere lange Nacht heranschlich, da flüchtete ahnungsvoll der Schiffer wie die Seemöve ans Ufer, die vorsichtige Krähe aber aufs Festland. Die Nacht verging; der Morgen des 11. October kam, der letzte, welchen das altberühmte Nordstrand erlebte. Blutroth stieg die Sonne in Südost hinter Eiderstedt herauf, beschaute noch einmal das schöne fruchtbare Eiland mit seinem goldnen Ring, mit seinen grünen Wiesen und weidenden Viehheerden, mit seinen gesegneten Aeckern, seinen Kirchen und Mühlen, seinen stillen Dörfern und zerstreuten Bauerhöfen, seiner emsigen, tüchtigen, Gott und sich selbst vertrauenden Bevölkerung; dann verbarg sie sich wie weinend hinter die dichten Wolken, die für den Tag ihr die Herrschaft stahlen. Noch einmal läuteten die Kirchenglocken die gläubigen Christen zum Gottesdienst in die Kirche — denn es war eben Sonntag. Noch einmal schaarten sich die Schlachtopfer betend in den heimathlichen Gotteshäusern, stimmten noch einmal ein Loblied dem Herrn an, während der Donner schon über ihren Häusern rollte und der Regen sich in Strömen ergoß. Noch einmal sammelten sich die Familien um ihren Eigenthumsheerd und um den vollen Tisch in Frieden, nicht ahnend, daß es das letzte Mal sei. Da brach gegen 9 Uhr Abends aus Südwest der unglückliche Sturm los, der Tausende vernichten, und anderen Tausenden Alles, nur nicht das arme nackte Leben rauben sollte. Fürchterlich brauste der wie ein wüthendes Ungethüm durch die Luft fahrende Orkan; mit Donnergetöse rollten die Wogen gegen das Eiland, stürmten gegen die Deiche, brachen dieselben und stürzten nun wie Raubthiere gegen die friedlichen Wohnungen; Balken stöhnten und ächzten, Mauern wankten und stürzten, pfeifend und schwirrend flogen die Dächer vom Sturm getragen dahin, und in den zusammenstürzenden Häusern zündete die Heerdflamme Feuersbrünste an, die mit ihrer Lohe zum schwarzen Himmel emporzüngelten. Fürchterlich heulte die Sturmglocke, angstvoll brüllten die sterbenden Thiere, und Jammergeschrei und Schmerzensgestöhn ertrinkender Menschen erfüllte die Luft.

In einer Stunde war alles vorbei. Nordstrand war nicht mehr. Mehr als 6200 Menschen und 50,000 Stück Vieh



hatte das Meer verschlungen; an 44 Stellen waren die Deiche durchbrochen; 30 Mühlen und mehr als 1300 Häuser lagen zertrümmert da, und nur die festeren Kirchthürme und Kirchen ragten über das Chaos von Trümmern und Leichen empor. Das ganze Land war in unzählige Halligen zerrissen, von welchen in der Folge nur die östlichste und die westlichste, nämlich das jetzige Nordstrand und Pellworm, wieder bedeicht worden, die großen Mittelstücke aber, bis auf die Hallig Nordstrandischmoor und einige andere Landbrocken, nach und nach gänzlich im Meer verschwunden sind.

Viele andere Sturmfluthen waren der von 1634, welche sozusagen die letzte Hand an die jetzige Gestaltung der friesischen Uthlande legte, vorangegangen, denn wahrscheinlich hat das Meer Jahrtausende gebraucht, um den Landstrich, der sich von der Insel Sylt — wo noch die rothe Kliff als vereinzeltes Denkmal des dem Meere zugekehrten Felsenrandes dasteht — über Helgoland nach dem jetzigen Ostfriesland erstreckte, zu zertrümmern. Vorgeschichtlich ist die große cimbrische Fluth, mehr als 100 Jahre vor Christi Geburt, vielleicht eine Folge von dem Durchbruche des englischen Canals durch die hereindringenden Wassermassen des atlantischen Oceans, und vermuthete Ursache des bekannten Auszugs der Cimbern, der Rom mit Untergang bedrohte. Unserer Zeit näher gerückt ist dann die Fluth des Jahres 516 nach Christi Geburt, die viel verheerender als die cimbrische war, und von da an wiederholen sich diese schrecklichen Naturereignisse fast periodisch, vornehmlich nach langwierigen Fehden, wo die Verwirrung der Zeiten die Sorge für die Festigkeit der Deiche hatte vergessen lassen. In besonders schlimmem Andenken stehen die Ueberschwemmungen der Jahre 1357, 1362, 1436, 1532, 1570, von denen die beiden ersten, weil so viele Menschen dabei umkamen, die großen Manntränke genannt wurden. Nach der Fluth von 1634 sind die Fluth zu Weihnachten 1717, die in der Neujahrsnacht 1720—21, wo auf der Hallig Gröde die Fluth die Särge aus ihren Gräbern riß, diese die Wände des Pastorhauses zertrümmerten und in die Stuben geschwommen kamen, und endlich die Fluth im Februar 1825 noch hervorzuheben. Aber obgleich sie ebenfalls Deiche überspült und zerrissen, und Häuser und Menschen weggeschwemmt haben, so haben sie doch die Gestaltung des Landes nur im Kleinen verändert. Im Ganzen zählt man seit Anfang des 11. Jahrhunderts ungefähr 150 Ueberschwemmungen, sodaß auf jedes sechste Jahr eine kommt. Wenn sie in dem letzten Jahrhundert abgenommen haben, so ist dies dem bessern und sorgfältigern Deichbau zu verdanken.

Die Fluthen fallen in der Regel in die Zeit des Vorherrschens der Südwestwinde im Herbst und Winter, da dieser Wind die Wassermasse, welche durch die Vereinigung der beiden durch den englischen Canal und zwischen Schottland und Norwegen hereinkommenden Fluthwellen entsteht, mit verdoppelter Gewalt gegen das nur nothdürftig geschützte Land schleudert. Die Ueberlieferung des Volkes bringt sie in Verbindung mit einigen Heiligentagen, die in jene Zeit fallen. „Von allen Heiligen“, erzählt Weigelt, „hat St. Gallus, der im 6. Jahrhundert als Apostel von Irland nach Deutschland reiste, und den Rest seines Lebens tausend in einer Wüstenei zubrachte, für Nordfriesland die traurigste Bedeutung erlangt. Denn sieben große Fluthen fielen auf den ihm geweihten Tag und erhielten nach ihm den Namen; der 16. October wurde daher in Friesland als ein Erinnerungstag großen Unglücks gefeiert. Die heilige Walpurgis, aus deren Leib das berühmte wunderthätige Oel träufelte, das nie verdarb, war unseren Gegenden nicht gnädig, und auch Cäcilia, die Patronin der Musik, hat sich in der großen Cäcilienfluth des Jahres 1412 ein trauriges Andenken gestiftet. Nicht wenig Fluthen zeichnen den Epiphanientag aus, denselben Tag, an welchem man in Rußland aus den Städten aufs Wasser pilgert, ins Eis der Newa und anderer Flüsse Löcher schlägt, um die Kinder dort zu taufen; in Friesland wurde der Schrecken des Tages noch dadurch vermehrt, daß Sturm und Fluthen Eisschollen gegen die Deiche und die Wohnungen der Menschen schleuderten. Aber auch die Heiligen insgesammt haben ihre schützende Macht auf die Ostküste der Nordsee nicht ausgedehnt; der ihnen geweihte Tag, der 1. November, ist hier in mehr als einem Jahre ein Unheilstag gewesen; vor allen aber der des Jahres 1570, in Veranlassung dessen das Sprüchwort aufkam:

„Allerhilligen Dag
Freßland wohl beklagen mag.“

Das von den Fluthen verschlungene Land bildet die Watten, die in einem breiten Gürtel die schleswigsche und holsteinische Küste entlang und von der Elbe bis an die Nordspitze Hollands sich hinziehen. Sie werden alle 24 Stunden zweimal sichtbar, kurze Zeit vor und nach dem niedrigsten Wasserstande. Merkwürdig ist diese Verwandlung von Meer und Land anzusehen. Der Ebbestrom fließt langsam meerwärts, allmählich wird an einzelnen Stellen der Grund des Meeres sichtbar, immer größer werden die wasserentblößten grauen Stellen, und bald ist nur noch eine feuchte Sandfläche übrig, in der feine Rillen das Spiel zeigen, das die Wellen kaum noch auf ihr getrieben haben. Mit ihnen sind die Fische weggezogen, nur hier und da zappelt einer saumselig auf dem feuchten Sand; ihres belebenden Elementes beraubt liegen die Muscheln geschlossen; die zahllosen Seeeicheln, die sich auf diesen und den Steinen angebaut haben, halten ihre zarten Füße eingezogen; die Seesterne und Seeigel liegen bewegungslos; wie gallertartige Klumpen hängen die halb durchsichtigen Seerosen schlaff und formlos an den Steinen herab; auf dem Sand hin lagern sich die grünen und röthlich gelben Algen, und zeigen, vom Wasser nicht emporgehoben und ausgebreitet, ihre schönen Formen nicht mehr. Alles, die Muschel wie der Schiffer, schmachtet nach der Wiederkehr der Fluth; nur die Wasservögel lassen sich in Schwärmen nieder, den günstigen Moment benutzend, um sich ihr Futter zu suchen, das bis dahin die Wellen bewahrt halten; ihnen hat die Ebbe einen reichen Tisch aufgedeckt. Aber schon füllen sich die tieferen Canäle mit dem wiederkommenden Fluthwasser; in der Ferne gewahrt man schon einen schimmernden Streifen mit lichtem Schaum eingefaßt; er kommt näher und näher, sich in tausend einzelne Arme theilend, und bald überdeckt wieder eine spiegelglatte Wasserfläche die Strecke, wo man eben noch trocknen

Fußes wandeln konnte. Lange anhaltender Ostwind deckt selten gesehene Spuren des früher untergegangenen Landes auf, Fundamente alter Göttertempel und christlicher Kirchen, Leichensteine und Ueberreste weggespülter Dörfer, meistens aber erblickt man blos den Meeresboden, der zwischen festem Sand und fettem weichen Boden wechselt. Darunter liegt eine tiefe Schicht von versunkenen Wäldern, deren niedergebrochene Stämme, zu Torf geworden, sich alle nach Südosten kehren.

Die Muscheln und Seethiere, welche die unterseeischen Gras- und Tangwiesen bergen, die Austernbänke, die Seehunde und Seevögel, welche die Watten zur Ebbezeit bevölkern, der Bernstein und allerlei Strand- und Treibgüter, welche blosgelegt werden, geben zu mannichfachem Erwerb Anlaß, dem sich die Wattenschiffer und Schlickläufer, die Fischer und Robbenschläger widmen. Die Wattenschiffer auf ihren wegen des seichten Wassers kiellosen Fahrzeugen sind sehr abgehärtete Menschen, die mit vielen Beschwerden und Gefahren zu kämpfen haben. Diese entstehen meistens durch Stürme und widrige Winde und Strömungen, durch Nebel und Eis. Aber selbst unter gewöhnlichen Umständen ist die Fahrt, wenn auch nicht mit Lebensgefahr, doch mit Gefahr von großem, verdienstraubendem Zeitverlust verbunden, dessen Vermeidung genaue Kenntniß aller Tiefen und Untiefen, namentlich der Krümmungen und Strömungen der Wasserstraßen, der Fluth und der Ebbe dieses Wasserlabyrinths verlangt. Bei hoher Fluth ist es zwar fast in jeder Richtung von dem nicht tief gehenden Ever und Prahm zu befahren, und Tonnen und Baken, oder lange Baumreiser, die tief in den Sand gesteckt, über die Fluth hervorragen und von den Wellen hin- und hergeschaukelt werden, bezeichnen die tieferen Canäle. Aber wehe, wenn der Schiffer sich über die Zeitdauer der Ebbe getäuscht hat, oder ein unerwartet eintretender Ostwind einen niedrigern Wasserstand als gewöhnlich herbeiführt. Wo er gemeint hat, mit vollen Segeln hindurchzufahren, muß er durch die seicht und enggewordenen Wattströme sein Schiff mit großer Mühe hindurchschieben, und zuletzt doch noch auf einer Untiefe sitzen bleiben. So verwandeln sich stundenlange Fahrten in tagelange, und ein Glück ist es noch, wenn der Schiffer Lebensmittel genug mitgenommen hat. Aber auch plötzliche Stürme, doppelt verderblich in den seichten Gewässern, drohen dem gebrechlichen Fahrzeug, und wie groß diese Gefahr ist, geht aus dem Umstande hervor, daß z. B. in vier Jahren allein 78 Sylter unfern ihrer Heimathsinsel auf dem Meere und den Watten bei solchen Gelegenheiten ertrunken sind. Aber eine solche Lebensweise erzeugt auch ein abgehärtetes, ausdauerndes und waghalsiges Geschlecht, vertraut mit jeder Gefahr und Laune des Meeres.

In Folge der großen Fluth von 1634 trat allmählich eine große Veränderung in der Lebensweise der Inselfriesen ein. Bis dahin hatten sie immer noch in mannichfacher Gemeinschaft mit den Festlandsfriesen gestanden, und ein großer Theil von ihnen hatte sich gleich diesen dem Ackerbau und der Viehzucht gewidmet. Seitdem aber die große fruchtbare Insel Nordstrand untergegangen, war der Zusammenhang mit den ehemaligen Nachbarn zerrissen, und des anbaufähigen Landes war so wenig geworden, daß, während die Festlandsfriesen wie bisher reiche Marschbauern blieben, die Inselfriesen sich, weil Ackerbau und Viehzucht sie nicht mehr nähren konnten, vorwiegend dem Meere zuwendeten, und in Wallfisch- und Robbenfang auf holländischen und hamburgischen Schiffen in dem nördlichen Eismeer, und die Helgoländer und zum Theil die Sylter beim Häringsfang in der Nordsee einen Erwerb suchten. Es war das nur eine Wiederaufnahme der alten Lieblingsbeschäftigung in einer andern civilisirteren Form, denn die früheste Nachricht von den Inselfriesen zeigt sie uns als kühne Seeräuber in Gemeinschaft mit den in ganz Europa gefürchteten Normannen, und hauptsächlich die Ostküste Englands hatte von ihnen zu leiden. Selbst der Seezug der Angeln und Sachsen nach England, der zu dauernder Germanisirung dieses Landes führte, ging von einem friesischen Hafen — dem längst untergegangenen Wedingstadt auf Sylt — oder von Husum aus, und Insel- und Festlandsfriesen waren zahlreich in dem Gefolge der beiden Häuptlinge Hengist und Horsa. Die Einführung des Christenthums zu Anfang des 11. Jahrhunderts machte wenigstens diesen massenhaften Räubereien ein Ende, und die Friesen, die nun ihr Land durch Deiche gegen die Wuth der Nordsee schützen lernten, fingen an, sich friedlichen Gewerben zu widmen. Sie blieben aber immer noch ein trotziges, keinen Zwang duldendes Geschlecht, in ewiger Fehde mit ihren Nachbarn, den Dithmarsen, und vor allen mit den Dänen. Einer der dänischen Könige, Abel, blieb sogar im Kampfe gegen sie. Er wollte Steuern von den Friesen erheben, stieß aber auf Widerstand, und beschloß nun die Ungehorsamen zu züchtigen. Mit einem zahlreichen Heere landete er bei Eiderstedt und verschanzte sich bei Oldensworth, nachdem er die ganze Umgegend mit Plünderung und Brand hatte verheeren lassen. Unterdessen flammten Feuerzeichen über das ganze friesische Festland hin, und Boten eilten zu den Inselfriesen, um auch diese aufzubieten. Am 28. Juni versammelten sich die Kampfbegierigen auf der alten Dingstätte, den Buermannswai, und beschlossen, den König in der folgenden Nacht zu überfallen, und schwuren in Uebereinstimmung mit ihrem alten Wahlspruch „Leewer duud us Slaaw!“ im Kampf zu siegen oder zu sterben. Von den Plänen der Friesen durch einen Verräther benachrichtigt, hatten jedoch die Dänen ihr Lager abgebrochen und den Rückzug angetreten, der aber an der Eider ein unwillkommenes Ende fand, denn es war gerade Ebbe, und die Schiffe saßen fest. Mittlerweile hatten die Friesen die Fliehenden eingeholt, und ein fürchterliches Gemetzel entstand, in dem der größere Theil des dänischen Heeres seinen Untergang fand, während ein Rest erst ostwärts, dann nordwärts die Flucht fortsetzte, ohne daß ihm der Feind eher Ruhe ließ, als bis er ganz aufgerieben war. Selbst der König Abel entkam nicht den Händen der ergrimmten Friesen. Als er im Begriff war, sich auf dem Milderdamm nach der Geest bei Husum zu retten, trat ein tapferer Friese, ein Rademacher aus Pellworm, Namens Wessel Hummer, ihm entgegen und spaltete ihm mit seiner Streitaxt den Kopf. Dies geschah am 19. Juni 1252.

Nach dieser Schlacht hätten die Friesen ihre Freiheit behaupten können, wenn sie sich nicht durch innere Uneinigkeit



selbst geschwächt hätten. So fanden die Dänen immer wieder Gelegenheit, Amtleute, sogenannte Staller, in das Land zu schicken, um Steuern zu erheben. Selten aber behaupteten diese ihre Stellung lange, sondern wurden immer wieder sehr bald von den Friesen mit Gewalt verjagt oder erschlagen. Ueberhaupt war das Verhältniß zwischen Friesland und Dänemark immer ein sehr lockeres. In den langen Kriegen zwischen den schleswigschen Grafen und den dänischen Königen standen sie stets auf Seiten der ersteren, selbst viel später, im 17. und 18. Jahrhundert, und bis in die neueste Zeit entzogen sich die jungen Inselfriesen regelmäßig dem von ihnen geforderten dänischen Seedienst, nicht aus Abneigung gegen den Seedienst überhaupt, denn sie gingen meistens nach Holland und traten dort auf Kriegsschiffen als Matrosen ein. Auch wurde die friesische Sprache nicht von der dänischen, sondern von der plattdeutschen verdrängt, und die 1542 erlassene Kirchenordnung für Schleswig und Holstein, die natürlich auch für Friesland galt, ist plattdeutsch verfaßt, und der Unterricht wurde seitdem in dieser Sprache ertheilt.

Mit der Zeit wurde der Freiheitskampf der Friesen mehr ein passiver. In eben dem Grade aber, wie ihr Kampf für ihre Freiheit und ihr Recht schwächer wurde, nahm ihr Kampf gegen die Stürme, die Wellen und die Ungethüme des Meeres zu. Hier zeigten sie ihre Energie, ihren unerschütterlichen Muth, ihre zähe Ausdauer bis in die späteste Zeit. Hier kämpften sie namentlich als Deicherbauer, Seefahrer und Wallfischjäger mit Muth und Geschick. Einzelne erlebten dabei merkwürdige Schicksale, so Niß Ipsen, ein Hausknecht auf dem Hofe Bombüll in der Wiedingharde. Die Schweden unter Stenbock hielten damals gerade die friesische Marsch besetzt, und ein Officier, der in Bombüll einquartiert war, stellte Nißen's Braut, der schönen Grete, die mit ihm auf dem Hofe diente, mit unehrenhaften Zumuthungen nach. Da seine Verführerkünste nicht anschlugen, drang er eines Nachts in die Kammer des Mädchens, ihr Gewalt anzuthun. Niß aber eilte zur rechten Zeit herbei und stach den Frechen nieder. Um sein Leben zu retten, floh er zuerst nach Hamburg, dann nach Amsterdam, wo er mit Noth den Schlingen der sogenannten Seelenverkäufer entging und schließlich auf einem Handelsschiffe Dienst nahm. Mit diesem machte er mehrere Reisen nach Ostindien, erwarb sich schnell Kenntnisse vom Seewesen und Achtung bei seinen Vorgesetzten, ward Schiffscapitän und trat als Capitän-Lieutenant in die Dienste der Generalstaaten. In verschiedenen Seegefechten fand er Gelegenheit, seine Tapferkeit zu zeigen, erschlug mit eigner Hand den berüchtigten Seeräuber Morgan, und schwang sich endlich bis zum Admiral empor, wo er sich nach seiner Heimath Niß de Bombell nannte. Nun dachte er auch wieder an sein Gretchen und schrieb ihr folgenden Brief:

„As du nog van de Gesynning bist, t'welk du weirst, do ik mit dy daglick op Bombell dende; so kam to my na der Haag un war myn frow. Ick bin tegenwordig Hollandische Admiral.

An myn Greethje."

Nis de Bombell,
vormalen Nis Ipsen, dyn getruwe Brydigam."

Auch Gretchen hatte ihren Niß nicht vergessen; sie folgte dem Rufe ihres alten Geliebten und heirathete ihn.

Wunderbarer noch sind die Erlebnisse Hark Olufs. Er hatte das Unglück als Jüngling mit drei andern Amrumern auf einem von der Elbe kommenden Schiffe am 10. März 1724 in der Nähe der Scillyinseln in die Gefangenschaft türkischer Seeräuber zu fallen. Er wurde nach Algier gebracht und dort für ungefähr 1000 Mark Lübisch als Sclave verkauft. Nachdem er mehrmals den Herrn gewechselt, kaufte ihn der Bey von Constantine, Assin, für 450 spanische Piaster. Diesem diente er dritthalb Jahr als gemeiner Lakai, und erwarb sich während dieser Zeit so sehr das Zutrauen und die Gunst des alten Herrn, daß er das Amt eines Gasnadi oder Oberschatzmeisters erhielt, das er vier Jahre bekleidete. Als solcher hatte er, obgleich er immer noch Sclave blieb, ein Gehalt von 1700 spanischen Piastern, dazu einiges Land, einige Kameele und Schafe. Zwei Schreiber und 20 Bediente gehorchten seinen Befehlen. Außerdem gab ihm der Bey den Befehl über 500 Reiter, mit denen er bald Gelegenheit fand, sich in einem Kriegszug gegen einen benachbarten africanischen Fürsten, dem Bo-öfs-ase von Thesis, mehrfach auszuzeichnen. Dies führte zu weiterer Beförderung, und Hark Olufs wurde Befehlshaber sämmtlicher Reiterei des Bey's, hatte aber als solcher das Mißgeschick, in einem Gefecht, das für die Truppen des Bey's, die in einen Hinterhalt geriethen, unglücklich ausfiel, in Gefangenschaft zu fallen. Anfangs sehr hart behandelt, gewann er sich doch bald auch hier Zutrauen und Gunst. Ein Scheik nahm ihn mit auf die Jagd; diese Gelegenheit benutzte aber Hark Olufs, um ein schnelles Pferd zu besteigen und auf demselben zu entfliehen. Seine Flucht wurde entdeckt, die Verfolger saßen ihm auf den Fersen, und ihre Kugeln umsausten ihn. Dennoch gelang es ihm, unverletzt nach zwei Tagen das Lager des Bey's zu erreichen. In einem spätern Kriege gegen den Bey von Tunis ward Hark auf einem Kundschaftsritte abermals gefangen. Seine Gewandtheit wußte jedoch auch jetzt die Verhältnisse günstig für sich zu gestalten. Er gab sich bei dem Bey von Tunis für einen Deserteur aus, heuchelte großen Eifer für den neuen Herrn, und erhielt wirklich 100 Mann zu einer geheimen Expedition gegen die Truppen des Bey's von Constantine anvertraut; aber anstatt diese anzugreifen, ging er zu ihnen über und erschien wieder vor seinem alten Herrn, diesem dadurch ein neues Pfand seiner Treue gebend. Selbst während seiner kurzen Gefangenschaft hatte er nicht vergessen für ihn zu wirken. Er hatte sorgfältig die Stärke und die Schwäche des tunesischen Heeres ausgekundschaftet, und zeigte nun dem Bey, wie er den Feind durch einen raschen Angriff vernichten könnte. Die Ausführung des Planes ward ihm selbst anvertraut, er führte die 40000 Mann des Bey's von Constantine gegen die Tunesen, und schlug sie vollständig in einer blutigen Schlacht, während welcher er noch Gelegenheit fand, seinem Herrn das Leben zu retten. In einer spätern Zeit begleitete Hark Olufs seinen Herrn auf einer Wallfahrt nach Mekka, in Gesellschaft einer Karawane von 6000 Mann, und wurde alsdann als Gesandter an den König von Marokko abgeschickt, bei dem er die Aufträge seines Herrn zu

dessen voller Zufriedenheit ausführte. Trotz seiner Vertrauensstellung und seines langen Aufenthaltes unter Mohamedanern war Hark Olufs Christ geblieben, und sehnte sich nach seinem Vaterlande zurück. Er bat den Bey um seinen Abschied, erhielt ihn und reiste hochangesehen und mit Geld und Gut reich ausgestattet nach Algier und von dort nach Marseille, um über Lyon, Paris und Hamburg seiner Heimath zuzueilen. Im Frühjahr 1736 kam er in Amrum an, verheirathete sich im folgenden Jahre, und starb, eine Wittwe mit vier Kindern hinterlassend, nach einem glücklichen, friedlichen Leben am 13. October 1754. Er war nicht der einzige seiner Landsleute, der sich vom algierischen Sklaven zu Rang und Reichthum emporgeschwungen, aber nicht alle kehrten wie er in die Heimath zurück. Tam Tamen von Sylt starb als Beglerbeg einer africanischen Provinz, und Jens Bathen nahm, zum Mohamedismus übergetreten, eine angesehene Stellung in Algier selbst ein.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts mögen wohl die Inselfriesen den Höhepunkt des Wohlstandes erreicht haben. Die nun beginnenden Kriegszeiten brachten denselben aber schwere Stöße bei. Ihre Schiffahrt litt durch den Krieg der Engländer mit den Franzosen, durch die Kapereien derselben und durch das Nichtrespectiren der neutralen Flagge von beiden Seiten; schlimmer aber wurde es noch, als im Jahre 1807 der dänisch-englische Krieg ausbrach und sieben Jahre dauerte. Viele Inselfriesen geriethen in englische Gefangenschaft, nachdem sie durch Wegnahme ihres Schiffes Hab und Gut verloren, andere wurden zur Bemannung dänischer Kanonenboote ausgehoben, und eine große Anzahl wurde 1808 Napoleon als Matrosen für die in Vlissingen und Antwerpen stationirende französisch-holländische Flotte abgetreten, wo sie zwar keine ernstlichen Gefechte zu bestehen hatten, aber von Krankheiten decimirt wurden. Der Handel lag während dieser Zeit wegen der Continentalsperre ganz darnieder, nur der Schmuggel und demzufolge der beständige Kampf mit den französischen Douaniers stand in schönster Blüthe. Man fing an sich einzuschränken; „die Perrücken, die feinen tuchenen, oft sammtnen oder seidenen Röcke und andere Kleider der früheren Capitäne, selbst die kostbare Nationaltracht der Sylterinnen wurden jetzt abgeschafft; man begann sich in eigen gemachte wollene oder halbwollene Zeuge zu kleiden." Wenigstens entstand dadurch ein Industriezweig, der den Frauen im Winter Beschäftigung gab, und auch Viehzucht und Ackerbau wurde wegen des Ueberflusses an unbeschäftigten Männern eifriger betrieben. Nach dem Frieden 1814 erholte sich die fast zu Grunde gerichtete Schiffahrt der Friesen nur sehr langsam wieder, und wird schwerlich wieder zur alten Blüthe kommen. Die Föhringer und Amrumer wendeten sich wieder vorzugsweise der Grönlandsfahrt und dem Robbenfange zu. Die Sylter widmeten sich der Handelsfahrt, hauptsächlich nach Südamerica und Westindien von Hamburg und Altona aus, andere suchten und fanden ein Unterkommen auf niederländischen Schiffen. 1820 waren 36 Föhringer, 1840 30 Sylter Schiffscapitäne, für eine so kleine Bevölkerung gewiß eine sehr ansehnliche Zahl. Der Tod zehntet aber fürchterlich unter der seefahrenden Bevölkerung. Viele ertrinken oder kommen im Eise um; andere werden in den überseeischen Ländern vom gelben Fieber oder anderen Seuchen weggerafft, und jährlich nimmt die Zahl der Einwohner ab, da von den Ueberlebenden viele im Auslande bleiben, und wenn sie zu Wohlstand gekommen sind, Frauen und Kinder nachkommen lassen. Um nur eine Zahl anzuführen, gab es 1792 noch mehr als 1000 Seefahrer auf der Insel Föhr, 1820 nur noch 500.

Mittlerweile geht zwischen Land und Meer ein ewiger Proceß des Zerstörens und Wiederaufbauens vor sich, wobei aber die Uthlande immer mehr an Umfang abnehmen. Fast noch mehr durch die Ebbe als die Fluth werden die äußeren Watten, die Reste des versunkenen Landes, beständig bewegt und zerrissen, und in bloße Sandbänke und Sandriffe verwandelt. Die fortgespülten Schlicktheile setzt dann der Fluthstrom an den innern Watten und dem Festlandsufer ab, die besser geschützt sind, und bereitet hier die Bildung neuen Landes vor. Noch 1825 richtete eine Sturmfluth vornehmlich unter den Halligen solche Verwüstungen an, daß die Zahl der Bewohner von 937 sich auf 627 minderte, und Norderoogh gar nicht wieder bewohnt wurde. Auch von Sylt und Föhr wurden große Stücke Land abgerissen. Und was das Wasser verschont, macht der Sand zur Wüste, vorzüglich auf Sylt, wo die Dünen immer weiter nach Osten vorrücken, und ihretwegen mußte Ende vorigen Jahrhunderts das Dorf Rantum verlegt werden, um nicht ganz vom Sande begraben zu werden. So nimmt mit dem fruchtbaren Boden die Gelegenheit zur Ernährung in der Heimath täglich ab, und jedes Jahr verweist neue Schaaren auf das gefahrvolle Meer und raubt sie durch Tod oder ewige Entfernung der Heimath. Ein untergehendes Volk — ein untergehendes Land! t.

Catull's Gedichte in neuer Verdeutschung.

ε. Theodor Stromberg in Poppelsdorf bei Bonn, ein Schüler Friedrich Gottlieb Welckers, hat (bei Brockhaus in Leipzig) eine Uebersetzung von „Catulls Gedichten" herausgegeben, und sie seinem greisen Lehrer gewidmet. Er ist nicht der erste Uebersetzer, den der römische Dichter bei uns in Deutschland gefunden hat; schon im Jahre 1829 erschien in Frankfurt a. M. der „Catullus übersetzt von Conrad Schwenk," und 1855 gab Theodor Heyse in Berlin „Catull's Buch der Lieder in deutscher Nachbildung" heraus; jedoch weiß Stromberg in seiner „Vorrede" verschiedene Gründe dafür anzuführen, weshalb diese beiden frühern Uebersetzungen nicht völlig genügen und sich mit der seinigen nicht messen könnten. Von Heyse führt er zum Beleg seiner Meinung folgende Stelle an:

„Cinäde Thallus, weicher als Seidenhasenhaar,
Als Eiderdaunengänseflaum und mattes Ohrläppchen,"—

die in der vorliegenden Uebersetzung also lautet:

„Cinäde Thallus, wie Kaninchenpelz,
Wie Gänseflaum und Ohrenläppchen weich,“— —

Das klingt auf jeden Fall viel besser, und man wird überhaupt zugestehn dürfen, daß sich Stromberg's Uebersetzung sehr gut liest. Auch wollen wir darüber nicht mit ihm rechten, daß er nur bei den in Hexametern oder Distichen verfaßten Gedichten Catulls das ursprüngliche Versmaß beibehalten, für alle übrigen aber die freie gereimte Form gewählt hat, und zwar, weil nach seiner Ansicht keine andern Gedichte in der ganzen lateinischen Poesie so für die Anwendung des Reimes geschaffen seien, wie die des Catull. „Denn abgesehn davon, daß die meisten antiken Versmaße, namentlich die Choliamben, selbst bei der meisterhaftesten Nachbildung für uns immer etwas Fremdartiges, ja Ungenießbares behalten, so sind in Catulls Gedichten so viele modern klingende Töne angeschlagen, daß wir an mehr als einer Selle an die Sänger unsers Jahrhunderts, besonders an Heine erinnert werden. Wie viel aber des Zaubers der Heineschen Muse dem Reime zufällt, fühlt Jeder, der Verständiß für seine Lieder hat.“

Der Vergleich mit Heine scheint uns zwar nicht ganz treffend, aber es erhellt aus dieser Stelle, daß Stromberg gleichfalls zu jenen Freunden der modernen Nachbildung antiker Poesieen gehört, die wir besonders unter den Uebersetzern der altgriechischen Tragödien, jedoch fast nicht seltner auch unter denen der römischen Lyriker antreffen. Des verstorbenen Justizrath Günthers meisterhafte Umformung des Horaz z. B. ist allgemein bekannt, und wie wir keinen Grund sehen, weshalb wir uns zu den Gegnern dieses neumodischen Princips in der Uebersetzung schlagen sollten, so haben wir auch gegen Stromberg's Verfahren nichts einzuwenden, so lange er in seiner Modernisirung der Catull'schen Gedichte Maß hält, d. h. dieselbe auf die Form beschränkt. Aber er geht noch weiter; wir lesen darin so ganz neugebildete oder specifisch deutsche Worte, wie, „Erzhalunke“ „Concept“, „Royalpapier“, „Knirps“ u. s. w., Redensarten, wie „an den Kragen gehen“, ja einmal sogar den Ausruf: „Ach herrje!“ Paßt dergleichen in's römische Original?

Was den poetischen Werth Catull's anlangt, so sind wir nicht Herrn Stromberg's Ansicht, welcher Niebuhrs Meinung, Catull sei der größte Dichter, den Rom habe, vollständig theilt. Wir wollen Properz, Tibull, Juvenal, ja sogar Virgil und Ovid hier ganz außer Acht lassen, aber dem Horaz vermag Catull unserer Ansicht nach noch lange nicht die Palme zu entreißen, und die Satyren des Ersteren übertreffen an Bedeutsamkeit der Auffassung und an Gewalt des Spottes die des Letzteren ebenso sehr, wie Dieser in seinen erotischen Gedichten durch Lieblichkeit des Inhalts und Zartsinn in der Ausführung von Jenem überragt wird.

Um eine Probe von der jedenfalls fleißigen und einsichtsvollen Uebersetzung zu geben, stellen wir die in Anakreontischem Style gedichteten, ziemlich unschuldigen Liedchen „an Lesbia“ hier zusammen.

An Lesbia.

I.

Laß uns leben, laß uns lieben!
Alter Grämler Munkeleien
Sollen keinen Deut uns kümmern;
Sonnen sinken und erneuen
Sich vielleicht; doch sinkt die letzte,
Ew'ge Nacht harrt dann uns Zweien.
Tausend Küsse gieb, dann hundert,
Andre tausend, andre hundert,
Nochmals tausend, nochmals hundert,
Dann laß Alle uns verwirren,
Daß von uns es keiner wisse,
Noch ein Böser uns den Reichthum
Unsrer Küsse neiden müsse.

II.

Fragst du, Liebchen, wie viel Küsse
Ich bedarf zum Vollgenügen?
So viel als da Körner Sandes
Auf Cyrene's Steppen liegen,
Vom Orakel des besonnten
Zeus zu Battus' heil'gem Grab;
So viel Sternlein nachtstill blinken
Auf verstohl'ne Lieb' herab:
So viel Küsse dir entküssen
Ist genug Catull dem tollen,
Die nicht Laurer zählen oder
Bösen Munds beschreien sollen.

III.

Der scheint mir einem Gotte gleich,
Ja, glücklicher ist noch der Mann,
Der dir genüber für und für
Dich sehen und dir lauschen kann.

Du Lächelsüße, all mein Sinnen
Ist mir geraubt, sobald ich dir,
O Lesbia, ins Auge schaue,
Dann stirbt das Wort im Munde mir.

Die Zunge starrt und niederrinnet
Mir Feuergluth durch Mark und Bein,
Dumpf klingt es mir in beiden Ohren
Und Nacht hüllt mir die Augen ein.

Catull, dem Müßiggang entsage,
Der üppig nur und stolz dich macht!
Hat er doch Könige und Städte,
Die einst geblüht, zum Fall gebracht.

IV.

Sagtest mir einst, du kennest alleinzig deinen Catull nur,
Lesbia, und für mich wollest du Jupiter nicht;
Damals liebte ich dich, nicht blos wie ein Jeder die Seine,
Nein, wie ein Vaterherz Kinder und Eidame liebt.
Jetzo erkannt' ich dich aber, und glüht auch wilder das Herz mir,
Bist du doch minder mir werth jetzo, und leichter verschmerzt.
Wie es nur kommt? du fragst — Weil den Liebenden solcherlei Unrecht
Heißer zu lieben spornt, weniger achten ihn lehrt.

V.

Nicht ein einziges Weib kann größerer Liebe sich rühmen,
Lesbia, als von mir Liebe erfahren du hast.
Nimmer im Herzensbund ward solch eine Treue gefunden,
Wie du von meiner Seit' immer erfahren sie hast.
Doch jetzt kam mein Herze dahin durch deine Verschuldung,
So durch stetige Treu' hat es sich selber entzweit:
Daß ich dir jetzo nicht mehr kann gut sein, wärst Du die Beste,
Noch entsagen der Lieb', ob du auch Alles begingst.

VI.

Mancher nennt Quintia schön, ich finde sie blendend und schlank nur,
Grade gewachsen, und dies geb' ich im Einzelnen zu;
Schönheits f ü l l e nur nicht, denn es fehlt ihr jegliche Anmuth,
Auch nicht ein Körnchen Salz birgt der gewaltige Leib.
Schön ist Lesbia nur, die zu höchster Formenvollendung
Aller Grazien Zier hat sich zu eigen gemacht.

VII.

Lesbia schmäht mich in einem fort, hat mich immer im Munde,
Sterben möcht' ich darauf, daß sie mich immer noch liebt.
Wie ich es weiß? Ei nun, ich schmähe sie ebenso öfters,
Und doch möcht' ich darauf sterben, ich liebe sie noch.

Zur Chronik.

Der atlantische Telegraph.

s. Das unerwartete Stocken des kaum hergestellten telegraphischen Verkehrs zwischen Europa und America fällt als ein plötzlicher Mißton in die allgemeine Freude über das Gelingen des Unternehmens. Man vermuthet hin und her über die Ursache; man sucht sie in einer Beschädigung des allzuschwachen Uferendes auf der englischen Seite, in einem Undichtwerden des unterseeischen Taues und in anderen Zufällen, für die Heilung vorhanden ist. Daneben hat sich aber auch eine Stimme erhoben, welche in der Beschaffenheit, welche das Kabel zur Erfüllung seines Zweckes nothwendigerweise haben muß, die Grundursache des Uebels findet, und die Störung als eine unvermeidliche Folge der großen Länge des Taues darstellt. Demnach wäre sie ein Radicalfehler, der dem definitiven Gelingen des Unternehmens fast unüberwindliche, nur durch unverhältnißmäßigen Kostenaufwand wegzuräumende Hindernisse in den Weg legte. Die Stimme gehört einer anerkannten Autorität an, dem berühmten Physiker und Mitglied des Instituts Babinet in Paris. Er richtet an das Journal des Débats folgendes Schreiben:

„Die Leser des Journal des Débats können aus der Nummer vom 17. vorigen Monats ersehen, daß ich einer der Ersten war, welche die glücklich vollbrachte Legung des atlantischen Telegraphentaues als ein Wunder anerkannten. Die Sache war um so verdienstlicher, als ich im Gespräch mit einem der ausgezeichnetsten Telegraphenkundigen Frankreichs erst vor wenig Tagen zu der von diesem getheilten Ueberzeugung gekommen war, daß es fast unmöglich sei, einen derartigen Leiter in befriedigende Thätigkeit zu versetzen. Der elektrische Strom bringt nämlich, wenn er einen Draht, und namentlich einen mit anderen Drähten umwickelten, durchläuft, eine mächtige elektrische Ladung hervor, wäelche sich verlierend Signale giebt, die mit der Depesche nicht das mindeste zu thun haben. Es giebt dagegen kein anderes Mittel, als geduldig zu warten, bis Alles wieder ruhig geworden ist, was beträchtliche Zeit erfordert. Aehnliches geschieht in einem Saal mit sehr starkem Widerhall, wo man nach jedem Wort eine Pause machen muß. Im Kleinen zeigte sich dieselbe Störung schon bei dem über den Canal gelegten Telegraphentau; aber die Schwäche der Rückströme gestattete es, durch die Anwendung von nicht zu empfindlichen Apparaten um den Uebelstand herumzukommen. Der algierische Telegraph ward in seiner Wirksamkeit schon in höherm Grade durch diese Erscheinung gestört. Was den atlantischen Telegraphen betrifft, auf den die Engländer und Americaner mit Recht stolz sind, so weiß man, daß die Botschaft der Königin an den Präsidenten der Union 20 volle Stunden wirkliche Arbeit während eines dreißigstündigen Dienstes bei dem Apparat erfordert hat. Man gedenkt ein zweites Kabeltau auf dieselbe Weise zu legen. Klüger wäre es gewesen, gleich ein Dutzend anfertigen zu lassen. Bei den erlangten Resultaten begreift man nicht die Kühnheit der Selbstüberhebung, welche die Uebermittelung von 100 Worten in 20 Stunden als etwas Außerordentliches preist."

Mittlerweile läßt sich die Begeisterung dies- und jenseit des atlantischen Oceans von unliebsamer Kritik nicht stören, und feiert hüben und drüben Feste zur Verherrlichung der Vereinigung der beiden Continente. Bei einem derselben, in Killarney in Irland, war einer der Directoren der atlantischen Telegraphencompagnie, Mr. Brett, anwesend und gab einige interessante Einzelheiten über die Geschichte des Unternehmens zum Besten. Bereits 1845 ließ er sich mit seinem Bruder ein vorläufiges Patent für einen unterseeischen Telegraphen von Valentia an der irländischen Küste und Neufundland ausfertigen. Man fand die Idee ungeheuer, da es dazumal noch keine unterseeischen Telegraphen gab, und Viele hielten das Ganze für eine Chimäre. Jedenfalls erkannte Brett, daß für die Ausführung seines Planes noch nicht die Zeit gekommen sei. Er legte daher Sir Robert Peel, dem damaligen Premier, den viel bescheideneren Plan vor, ein Kabel von England nach Frankreich durch den Canal zu legen. Der Minister verwies ihn an die Admiralität, diese wollte aber von Bretts Projecten nichts wissen. Nun begab sich Brett nach Frankreich und legte seine Entwürfe dem Könige Ludwig Philipp vor. Dieser zeigte sich eher geneigt ihm Gehör zu schenken, und bewilligte ihm endlich unter gewissen Beschränkungen die nachgesuchte Unterstützung. In Geld bestand sie keineswegs, und Actionäre fanden sich auch nicht, — denn wer hätte wohl damals sein Geld an einen so närrischen Plan gewendet? — und so mußte Brett Alles aus seinem eignen Beutel bestreiten. Endlich war das Unternehmen bis zum ersten Versuch der Ausführung gediehen. „Nie," erzählte Brett, „nie mein ganzes Leben lang werde ich den Tag vergessen, wo der kleine Dampfer mit dem Kabel von Dover nach Calais abfuhr. Zitternd folgte ich vom Ufer aus allen seinen Bewegungen, bis er meinen Blicken entschwand, und unaussprechlich war meine Freude, als ich endlich von Calais aus das erste telegraphische Signal erhielt. Mein Bureau befand sich in einem Holzverschlag, wie man ihn für Pferde in einem Schiffe zurechtmacht. In diesem empfing ich die erste Depesche, die auch zugleich die letzte war, indem das Kabel hart am jenseitigen Ufer entzweiriß." Aber die Möglichkeit der Legung war bewiesen, ein Jahr später war der Telegraph zwischen England und Frankreich in vollem Gange. Als diese Anlage gelungen war, fingen die Zweifel an, ob es möglich sei, das Kabel in größere Meerestiefen zu versenken. Brett schwebte nämlich unablässig die künftige Verbindung mit America und Ostindien vor. Erst beschloß er einen Versuch mit Africa zu machen und wendete sich zu diesem Zwecke an den Kaiser von Frankreich, der Anfangs zögerte auf den Plan einzugehen, da die englische Regierung den Bittsteller nicht unterstützte. Sehr viel Anklang fand dagegen der Plan beim sardinischen Ministerium, und durch dessen kräftige Befürwortung in Paris entschloß man sich dort, auf die Sache einzugehen. So kam nach dem ersten Mißlingen (das Kabel war 12 engl Meilen zu kurz) die Verbindung mit Africa zu Stande, und nach Vollendung derselben ging man sogleich an die Ausführung des transatlantischen Telegraphen, der mit dem Beistand der Herren Field und Morse und der beiderseitigen Regierungen durch eigens zu diesem Zwecke ausgerüstete Schiffe nun ebenfalls hergestellt ist, — ob auf die Dauer, müssen die nächsten Tage zeigen.



Das Capitolium in Washington.

x. Die Nordamericaner sind bekanntlich sehr praktische Leute, aber in Betreff der Kunst weit zurückgeblieben. Ueberhaupt ist das Schöne, Harmonische und Gefällige nicht ihre Sache, und in allem, was Bildnerei und Musik betrifft, leisten sie nichts. Ihr bester Maler, Leutze, ist ein Deutscher; ein Paar Bildhauer, von welchen sie viel Aufhebens machen, sind höchstens reproducirende Talente. Es mag richtig sein, daß ein solches Volk andere Dinge nöthiger hat als die Aesthetik zu pflegen, aber weshalb gedeiht die Musik unter der deutschen Bevölkerung, selbst in jenen Schichten, welche die Wiesensteppe umbrechen oder den Urwald ausroden? Der „Americaner" hat für dergleichen keine natürliche Anlage und leistet wenig oder gar nichts in den Künsten, obwohl er in Europa soviel als möglich zur beliebigen Auswahl vorfindet. Wie wenig der Geschmack bei ihm ausgebildet ist, zeigt sich wieder bei der Ausschmückung des Capitols in Washington. Dieses Gebäude kostet schon manche Million; jetzt sind die Leute darüber aus, die verschiedenen Berathungszimmer malerisch verzieren zu lassen. Geld war in Menge bewilligt, und man hätte sicherlich tüchtige Künstler dafür haben können. Der Congreß bekümmerte sich aber nicht weiter um die Sachen, sondern gab einem Ingenieur den Auftrag, das Erforderliche zu besorgen. Dieser würdige Mann, der sich auf Maschinenwesen, Steinhauen und Zimmerbalken trefflich versteht, ließ sich nun mit dem ersten besten italienischen „Maler", den er eben fand, in Unterhandlungen ein und verabredete mit ihm die Ausschmückung. Die Nordamericaner klagen darüber, daß man ihre einheimischen Künstler zurückgewiesen habe; ob sie ihre Sache besser gemacht hätten, als der italienische Pittore, welchen sie in ihrem Aerger als einen Coulissen- und Theatermaler bezeichnen, möge dahin gestellt bleiben. Der Sohn der apenninischen Halbinsel ging rüstig ans Werk, er brachte etwa ein Schock „Künstler" zusammen und fing an darauf loszupinseln. Zunächst machte er sich an den Saal, in welchem der Ausschuß für das Seewesen seine Berathungen hält. Hier waren die Vorwürfe und künstlerischen Stoffe eigentlich ganz von selbst gegeben; der Maler mußte den Gegenstand lebendig, geschichtlich und national auffassen, er konnte die Fortschritte im Schiffbau in malerischen Gruppirungen anschaulich machen, wenn er vom Nachen des Indianers an, von den Karavellen des Columbus, von der unvermeidlichen „Maiblume", in welcher die Pilgerväter kamen, bis zu den Riesendampfern und Clippern unserer Tage herab, Darstellungen entwarf und einige Seegefechte malte, in welchen die Americaner sich ausgezeichnet haben. So ließ sich die Kunst mit der Nation und Gegenwart vermitteln. Aber der Ingenieur und sein Italiener wollten um jeden Preis classisch sein, und holten sich ihre Motive aus Pompeji. Alles was von mythologischem Roccoco aufzutreiben war, mußte angebracht werden, als da sind: Poseidon der Erderschütterer, Doris und ihre Töchter, Nymphen, Najaden und Seeungeheuer aller Art. Wenn ein Berichterstatter sagt, diese mythologischen Fresken sähen den Pinseleien, wie man sie auf Fensterrouleaux finde, ganz täuschend ähnlich, so übertreibt er wohl; aber was sollen Aeolus, Amphitrite und Venus in allen Gestalten, Nereus und die Tritonen in einem solchen Saale? Wenn Kaiser Titus und die Pompejaner dergleichen Verzierungen anbrachten, so hatten sie bei ihnen einen Sinn, sie waren aus den Anschauungen jener Zeit herausgegriffen, aber was sollen sie in einem Capitolium der Yankees? Diese mythologischen Schildereien haben schon über zehntausend Dollars gekostet und sind noch lange nicht fertig. In dem Ausschußzimmer für die Kriegsangelegenheiten hat derselbe Italiener die Schlachten von Bunkershill und Lexington gemalt, aber weder die Trachten von 1776 getroffen noch den Charakter der Landschaft; Ton, Farbengebung und Motive der letztern sind jene der römischen Campagna. Dasselbe ist der Fall mit dem Zimmer des Ausschusses für den Ackerbau, in welchem der unvermeidliche Cincinnatus auf seiner „Farm" hinter dem Pfluge weggeholt wird; als Nebenstück zu dem alten Römer ist der alte Yankee Putnam angebracht, der auf seiner Farm in Connecticut die Nachricht von der Schlacht bei Lexington vernimmt, als er eben auf dem Felde beschäftigt ist. Also Cincinnatus und Putnam! Unser Berichterstatter sagt: „Es ist eine Schmach, daß man uns ganz abgeschmackte Ungeheuerlichkeiten für Kunstwerke ausgiebt, und unser Capitolium auf Jahrhunderte zu einem Gegenstande des Gelächters für gebildete Menschen macht."

Alte Bergmannslieder.

ε. Bei der steten und folgereichen Aufmerksamkeit, die gegenwärtig der Sammlung und Erforschung des Volksliedes gewidmet wird, erscheint es natürlich, daß unsere Gelehrten auch die bergmännischen Volkslieder, die alterthümlichen sogenannten „Bergreien" oder „Bergreyhen" in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen haben. Bereits früher stellte Karl Friedrich Mosch im 2. Bande seiner „Geschichte des Bergbaus in Deutschland" (1829) eine Anzahl meist alter bergmännischer Lieder und Sprüche zusammen, und Alles, was er bot, sowie noch einiges Andere, was auf mündlichem Wege in den sächsischen Bergstädtchen Johanngeorgenstadt und Schneeberg gesammelt wurde, vereinigte 1840 der Freiberger Conrector Moritz Döring in seinen „sächsischen Bergreyhen", wovon mehrere Hefte erschienen sind. Außerhalb Sachsens zu sammeln lag nicht in der Absicht des Herausgebers. Eine Nachlese nun zu den Sammlungen von Mosch und Döring bietet uns seinen eigenen Worten nach Dr. Reinhold Köhler in Weimar unter dem Titel: „Alte Bergmannslieder" (ebend. bei Böhlau), indem er eine Anzahl Lieder, die er von Ilmenauer Bergleuten singen hörte oder bei ihnen in geschriebenen Liederbüchern vorfand, zum ersten Male dem Drucke übergab, sowie eine andere Anzahl aus sehr selten gewordenen und nur noch schwer zugänglichen älteren Sammelwerken aufs neue auszog. Und dabei hat seine Arbeit auch das Gute, daß sie Quellenangabe und kritische Noten, welche beide bei Mosch und Döring fehlen, nicht vermissen läßt. Es ist in ihr viel wissenschaftlicher Sinn, und man darf sie deshalb dem Gelehrten ebenso wie dem größeren gebildeten Publicum empfehlen, welches die Aeußerungen des Volksgeistes, wo immer sie sich finden lassen, mit Theilnahme begleitet.

Westslawischer Märchenschatz. Ein Charakterbild der Böhmen, Mähren und Slowaken in ihren Märchen, Sagen, Geschichten, Volksgesängen und Sprüchwörtern. Herausgegeben von Joseph Wenzig. 21 Bgn. 8. Mit Melodieen. (Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig. Preis 1 Thlr.)

Die Böhmen, Mähren und Slowaken gehören, wenn auch in ihrer Geschichte geschieden, einem und demselben, dem czechoslawischen Sprachstamme an und bilden einen sieben Millionen starken Theil der Bevölkerung des österreichischen Kaiserstaates. Es soll dies Buch ein Charakterbild dieser Stämme abgeben und dazu dienen, einen Blick in das innere und äußere Leben der Czechoslawen zu erschließen. Wenn die Sammlung auch dem wissenschaftlichen Forscher in mancher Beziehung brauchbaren Stoff bieten wird, so ist es doch nicht die Absicht gewesen, eine gelehrte Arbeit zu liefern, sondern dem gebildeten Publicum einen ästhetischen, dabei aber zugleich lehrreichen Genuß zu verschaffen. Die Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Märchen, Sagen und Geschichten, die zweite Lieder, Balladen, Romanzen, Legenden und Sprüchwörter umfaßt. Mehreren der Volkslieder sind die Melodieen beigegeben.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 41. # Europa. **1858.**

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 9. October.

Inhalt.

Der ursprüngliche Text des Don Juan.

Die größte Tondichtung Deutschlands und der gesammten Welt hat auf unsern Bühnen die größten Verunstaltungen des Textes erlebt; selbst bei den Versuchen, die Recitative wieder herzustellen und die Trivialitäten der possenhaften Sprachprosa zu entfernen, blieben wesentliche Gesangstücke Mozarts fort; unter andern die Arie der Elvira: Ah fuggi (von Mozart: nel Stilo di Händel überschrieben). Dr. W. Viol, Arzt in Breslau, hat, Enthusiast und Freund der Musik, uns eine neue Uebertragung des Textes aus dem Italienischen geliefert, welche er den Bühnen darbietet und in Druck gab (Breslau bei Leuckart). Wir entheben der Vorrede die Gesichtspunkte, die ihn bei Wiederherstellung des großen musikalischen Drama's leiteten. Schon Gottfried Weber klagte 1829 (in der Cäcilia) über die Auslassung der vier sogenannten Einlegestücke, von denen einzelne bei Theaterdarstellungen selten, alle zusammen aber nie gehört werden. Er schrieb:

„In der That ist das Auslassen und gänzliche Ignoriren dieser Stücke ordentlich durch allgemeine Annahme sanctionirt, sowohl in den Clavierauszügen als auch bei den Aufführungen auf unsern Bühnen, so daß man schier gar nicht mehr anders weiß, als daß diese Stücke gar nicht dazu gehören. Aber fragen möchten wir denn doch einmal, auf welchem guten Grunde diese nun einmal bestehende allgemeine Annahme denn wohl beruhen soll? Betrachten wir diese sogenannten Einlegestücke zuerst einmal an sich selber und in ihren Beziehungen auf das Stück selbst und fragen dann, in wiefern sie als Einlegestücke im gemeinüblichen Sinne des Wortes als überzählige Zuthat betrachtet werden können? Wir wollen sie aufzählen:

I. Don Juan hat im ersten Acte die unglückliche Elvira auf offener Straße stehen und hohnlachend seinen Bedienten ihr zur Gesellschaft zurückgelassen, welcher sie vollends durch Vorzeigung und Aufzählung des Liebschaftenverzeichnisses seines Junkers verhöhnt. Sie steht und hört es schweigend an und geht (so ist es wenigstens bei unsern Theatervorstellungen gemeinüblich) schweigend ab. Das ist nun in der That denn doch ein etwas gar zu matter und wirklich unvortheilhafter Abgang für die unglückliche Personnage, deren ganzem Charakter ja solch stilles Dulden auch gar nicht ähnlich sieht. Dieser offenbare Fehler des Operndichters mochte denn wohl demnächst bald fühlbar geworden sein, und Mozart gab der Elvira statt jenes stummen Abganges hier eine Scene und Arie. Angehört hat sie die Schilderung der zahllosen Treubrüche des geliebten Verräthers entrüstet, doch mit schweigender Indignation hat sie es vernommen; jetzt aber steht sie sich allein, und die Gefühle ihres Herzens brechen nun in die Worte aus: Recit.: „In quai eccessi, o Numi! in quai misfatti orribili, tremendi è avvolto il sciagurato! Ah! no! non puote tardar l'ira del cielo“ etc. Arie: (Es-dur 4/4) „Mi tradì quell' alma ingrata“ — „In welches Elend, o Himmel! in welche schreckliche martervolle Qualen stürzt mich der freche Sünder! Nein! nein! des Schicksals Rache kann nicht länger zögern“ — „Mich betrog der Undankbare“ —) und mit diesem Bekenntniß auch jetzt noch unbesiegbarer Liebe zum Treulosen verläßt sie die Scene. Das ist das erste sogenannte Einlegestück, nach welchem sodann das leichtfertige Chörchen (G-dur 6/8) der in Lustigkeit losgelassenen Dorfmädchen und Jungen in doppelt angenehmerem Contraste eintritt, als wenn es, wie sonst, unmittelbar nach Leporello's muthwilliger Arie (D-dur) folgt.

II. Don Juan faßt die hübsche Braut aufs Korn und möchte sich wohl der Gegenwart des Bräutigams entledigen. Leporello, auf einen wohlverstandenen Wink seines Herrn, nimmt den Bauerntölpel in Beschlag und promovirt ihn, vom Blinken der Klinge des Junkers unterstützt, nolens volens ins Haus hinein. Er geht, scheltend, aber ohne ein Wort zu singen, was in der Oper eigentlich soviel heißt, wie ohne ein Wort zu sagen. — Ist es hier nicht weit angemessener, daß er vor solchem Abgehn Etwas in Tönen sage? — Das hat nun Mozart auch gethan, er hat dem armen, von seiner Braut verscheuchten Jungen eine der Situation gar herrlich entsprechende halbkomische Arie (F-dur Allegro) gegeben, in welcher er, auf dem Sprunge, sich aus dem Staube zu machen, sowohl seine Zerline als ihren neuen Galan erst noch

mit dem natürlichsten dépit amoureux apostrophirt: „Ho capito! Signor! si! etc. Briconaccia! Malandrina!“ — „Hab's verstanden, gnäd'ger Herr!“ Ha! du falsche, glatte Schlange! ꝛc.“ — Das ist das zweite sogenannte Einlegestück, dessen gemeinübliches Wegbleiben übrigens auch darum insbesondere noch mehr zu bedauern ist, weil nach dieser Zankscene das folgende zärtliche Duettino des Junkers mit der Braut sich unfehlbar vortheilhafter herausheben muß, als wenn es unmittelbar auf das fröhliche Hochzeitschörchen folgt.

III. Das dritte Stück ist eine anmuthige Tenor-Arie des Ottavio (Andante G-dur 2/4), warm und treu, wenngleich ohne excentrische Gluth, ganz wie der biedere, aber überall blos secundäre, blos passiv mit empfindende, zur That nur durch seine Anna angetrieben werdende Ottavio selber und wie er selbst ganz dazu gemacht, als Contrast zwischen der vorhergehenden leidenschaftlichen Arie der ihn zur Rache antreibenden thatkräftigen Anna und dem darauffolgenden Champagnerliede des überkräftigen Don Juan zu stehen. Wenn irgend Jemand noch zweifeln sollte, ob der Dichter und der Componist etwas Anderes aus der Personnage des Ottavio hatte machen wollen, als einen Amanten der eben beschriebenen secundären Gattung, so würde sich jeder Zweifel lösen müssen durch diese die Intention authentisch interpretirende Arie: „Dalla sua pace la mia dipende, quel che lei incresce, morte mi da, s'ella sospira, sospir' anch' io“ — „von ihrem Frieden hängt der meine ab, was sie bekümmert, giebt mir den Tod, wenn sie seufzet, seufz' auch ich“ — ꝛc.) und so erscheint denn auch diese Nummer als zur Vollendung des Gemäldes integrirend.“

Hierzu bemerkt Dr. Viol: Wenn auch der Ottavio dem Don Juan gegenüber allerdings eine mehr passive Rolle spielt, so verdient er doch nicht jene stiefmütterliche Behandlung, die ihm von den Tenoristen in der Regel zu Theil wird, weil sie den Charakter nicht zu würdigen verstehn. Sie betrachten den Ottavio völlig als eine Nebenrolle, als einen „verlornen Posten.“ (Vergl. den Aufsatz: Ottavio kein verlorner Posten! in Nr. 34 der allgemeinen Theater-Chronik, Leipzig den 20. März 1858.) „Es ist,“ sagt der Verfasser darin, „eine alte Erbsünde der gesammten Tenoristenzunft, diesen Ottavio trotz aller Verehrung für Mozart's Don Juan als eine undankbare Rolle, als einen „verlorenen Posten“ zu betrachten. Ich bin vollkommen damit einverstanden, wenn ich den Ottavio so nehme, wie er in der Praxis genommen wird; etwas Anderes wird es sein, wenn ich ihn erfasse, wie der Dichter und der Componist ihn will, und in diesem Falle halte ich ihn nicht allein für eine dankbare Rolle, sondern für einen Charakter, der, mit Sorgfalt und Liebe erfaßt und dargestellt, kaum seines Gleichen hat im ganzen Repertoir eines Tenoristen. Zwei Momente sind es, auf die ich Gewicht lege, es sind dies die beiden Arien des Ottavio — G-dur: Ein Band der Freundschaft (vulgo: Buchbinder-Arie, wegen der schlechten Declamation, indem so die kurze Sylbe ein auf den Niederstrich fällt) — und B-dur (sogenannte Thränen-Arie).“ — Der Verfasser entwickelt hierauf seine Ansicht, daß die erste Arie vor dem Quartett eingelegt werden müsse, die wir aber nicht zu theilen vermögen. Sie gehört ganz richtig auf jenen Platz, den ihr Weber, nach Mozarts eigner Angabe, oben angewiesen. Nach Donna Anna's Erzählung jenes frevelhaften Ereignisses und der leidenschaftlichen Aufforderung zur Rache an dem Verräther, den sie nun in der Person Don Juan's bestimmt erkannt und als Mörder ihres Vaters Don Ottavio bezeichnet hat, drückt dieser in einem kurzen recitativo parlante seinen noch nicht ganz gehobenen Zweifel aus: „Ist's wohl möglich, daß ein Cavalier (wie Don Juan, den er bisher für einen ehrenwerthen Charakter gehalten,) ein so schwarzes Verbrechen begehen kann?“ — Anna könnte sich doch wohl irren; er will daher, nach ruhiger Ueberlegung, zuvor die Wahrheit untersuchen, ehe er Rache nimmt. Und nun schüttet er in jener Arie (Dalla sua pace) die Empfindung seines Herzens aus, das, eng verbunden mit der Geliebten, alle Freuden, Sorgen und Leiden mit ihr theilt. Nach Hrn. Viols Ansicht eine ganz natürliche, folgerichtige Sache!

Was den Charakter des Ottavio anbelangt, so schildert ihn H. G. Hotho (Vorstudien für Leben und Kunst), nachdem er den Charakter der Donna Anna vortrefflich entwickelt, ganz richtig folgendermaßen: „Nun, bildete ich mir ein, sei einer solchen Anna gegenüber auch der Ottavio leichter zu erklären. Von jeher hatte ich eine Art Vorliebe für diese treue, wackre Seele gehegt und mich oft genug über das Lächeln ereifert, mit dem man ihn gewöhnlich als zärtlich wohl anerkennt, aber als schwach halb verächtlich behandelt. So verachtungswerth war er mir nicht. Denn er erschien mir in Gesinnung stets lobenswerth, voll Gemüth, von redlichem Willen, selbst tapfer, wenn es die Ehre erheischen würde, obschon kein Held. Freilich ist er nicht leidenschaftlichen Temperamentes, denn Anna erst fordert ihn zur Rache auf, und glaubt ihn auch später noch antreiben zu müssen; doch auch der Trägheit ist er nicht zu beschuldigen, sondern eine überlegende Ruhe zeichnet ihn aus. Die Gabe, in Allem ein sicheres Maß zu halten, die ihm die Natur verliehen, hat er von früh an auszubilden für Pflicht gehalten. Der Geliebten widmet er die zarteste Sorge, und muß dennoch immer mit vollem Schmerze empfinden, daß er für sie nicht, wie er es wünschen muß, Alles in Allem, Gatte, Schutz, Vater und Rathgeber sein könne. Daß sie an Geist, Hoheit und Kraft ihn überrage, ist er sich einzugestehen bescheiden genug, aber er darf stolz darauf sein, daß ihm Keiner an inniger Zärtlichkeit, unverbrüchlicher Treue und an Eifer, ihr, der sein Leben geweiht ist, das Leben zu verschönern, gleichkommen oder ihn übertreffen werde. Er vereint Alles in sich, was nur irgend ein tugendhaftes Weib bei der Wahl eines Gatten verlangen kann, der ihr im gleichen Laufe der Tage und Jahre ein dauerndes Glück zu sichern gelobt hat. Nur die außerordentlichen Gefahren abzuwenden, den unabweisbaren Geschicken eines stürmischen Lebens durch schnellen Entschluß und verwegenen Muth zu begegnen, möchte ihm die Kraft fehlen, und ein schweres Unglück, wenn es einbricht, würde er mehr durch die gleichmäßige Ruhe einer sorgsamen Freundschaft langsam lindern, als den Schmerz selber durch die bei Leiden und Verlust erst vollständig sich

erschließenden Tiefen des Geistes zu einer neuen Quelle des Glücks verwandeln können. — Deshalb steht er der begabteren Geliebten willig nach, und wenn er auch oft bei dem Verfolgungs- und Rachegeschäft, das er in Gesellschaft der schönen Begleiterinnen zu betreiben hat, als Vorkämpfer hervortritt, so geschieht es fast mehr des männlich ritterlichen Anstandes, als seines vordringenden Muthes wegen. Hauptsächlich aber geht ihm ab, womit Don Juan so reichhaltig ausgestattet ist: hinreißende Liebenswürdigkeit, Lebensgluth, Keckheit, die sich in bunten Abenteuern gefällt, heitere Sorglosigkeit und innere Poesie, welche, da sie in der Prosa der gewöhnlichen Tage und Stunden sich nicht genügen kann, jede Situation, jeden Zufall schöpferisch ergreift und gestaltet, und, sollte die Welt bestehender Gesetze und sittlicher Forderungen auch darüber zu Grunde gehen, dennoch alle ihre Bedürfnisse befriedigen muß. Er würde nur für das kämpfen, was Don Juan weit von sich fortwirft. So gewinnt er zwar an sittlichem Werth so viel, als Don Juan absichtlich verliert, aber er kann weder der Geist, noch das Fleisch und Blut sein, das diesen wilden Abenteurer zu bestrafen ächten Beruf hat." —

IV. „Endlich: Leporello will nach dem Sextett des zweiten Actes sich mit kurzem Abschied aus dem Staube machen; er hat aber (das ist der Inhalt des vierten Einlegestückes) das Unglück, durch Zerline's List festgehalten (oder vielleicht wieder eingefangen) und so tüchtig geknebelt zu werden, daß an kein Entlaufen mehr zu denken ist. Hier entwickelt sich denn ein über die Maßen lebendiges interessantes Duett zwischen dem Gefangenen und seiner schönen Hüterin, welche er durch Fuchsschwänzereien aller Art zu erweichen und zu bewegen sucht, ihn wieder entwischen zu lassen, statt wessen aber die wuthentflammte Schöne („son una tigre irata") ihm die Bande nur immer fester zuschnürt; eine Scene, welche durch die frische Lebendigkeit der herrlichen Musik, zumal wenn sie durch geschicktes Spiel unterstützt wird, schon an sich selber nicht anders als von der vortrefflichsten Wirkung sein kann, außerdem aber auch namentlich durch ihren Contrast gegen die darauf folgende Kirchhofsscene die Wirkung dieser letztern noch erhöht. — Es verdient insbesondere von dieser Scene bemerkt zu werden, daß Mozart sie durch ein recitativo parlante einleitet, in welchem er eben die Figur



fortführt, mit welcher kurz vorher Leporello sich zu skizzen im Begriff gewesen, sodaß Mozart also diese Scene recht eigentlich innig und als Fortsetzung der vorhergehenden an dieselbe integrirend angeknüpft hat."

Dieses sind die sogenannten vier Einlegestücke. Und wir fragen nun: sind diese in den Gang des Stückes so eingreifenden, dem Geiste des Ganzen entsprechenden und zum Theil sogar durch die Situation als nothwendig befundenen Tonstücke, sind sie als Einlegestücke im gemeinüblichen Sinne des Wortes zu achten? etwa wie eine Arie von Rossini, welche ein Sänger in eine Oper von Weber einlegt, um sich darin produciren zu können? — Wer hat uns das Recht, wer die Verwegenheit verliehen, solche vom Componisten selbst in seine Oper eingefügten herrlichen Musikstücke auf unsern Bühnen fast nie singen zu lassen, und ebenso auch sie in unsern meisten Clavierauszügen zu unterdrücken? Es erscheint aber insbesondere auch darum um so fugloser, sie als solche zu behandeln, wenn man die urkundliche Geschichte ihrer Entstehung betrachtet.

Hierzu giebt uns Mozarts eigenhändiger Katalog den Stoff. Wir finden in demselben, als Nr. 67, unterm 28. October 1787 die Oper: Don Juan eingetragen als aus 24 Stücken bestehend, — und dann unterm 24., 28. und 30. April des folgenden Jahres als Nr. 79, 80 und 81 des Katalogs die erwähnte Arie Ottavio's, das Duett der Zerline mit Leporello und die Scene der Elvira.

Hier also für's erste der Beweis, daß diese drei Stücke keineswegs als einzelne Einlegestücke componirt worden sind, sondern daß Mozart, kurz nachdem er die aus 24 Stücken bestehende Oper eingeschrieben hatte, — diese drei Stücke auf einmal und unmittelbar nach einander, innerhalb sechs Tagen und also nach einem zusammenhängend gedachten Plane seinem Werke einfügte, demnach keineswegs einzeln als leidige Einlagen, um etwa der Prätention heute dieser, morgen jener Sängerin genug zu thun. —

Fragen wir aber ebenso nach der Entstehungsgeschichte der Abgangs-Arie des Masetto, so finden wir, sagt Dr. Viol, diese im Kataloge gar nicht eigens angeführt und hierin also den Beweis, daß dieses Stück sogar schon unter den ursprünglichen 24 begriffen sein muß, womit die Zählung derselben auch ganz gut übereinstimmt.

Und noch einmal fragen wir nun, auch nach diesem Allen: wie ist es zu verantworten, daß in so vielen unserer Clavierauszüge alle diese Stücke geradezu ausgelassen sind, als ob sie gar nicht existirten, und daß unsere Theater-Directionen sie bei den Aufführungen so häufig, ja beinahe gewöhnlich geradezu auslassen, sodaß ein großer Theil des Publicums wohl gar nicht einmal weiß, daß sie existiren (grade wie man es großentheils gar nicht weiß, daß bei den Aufführungen des Don Juan vom letzten Finale gemeinüblich ein ganzes langes Allegro, ein großes ausgeführtes Larghetto und ein langes Presto Finale weggestrichen wird)?

Das also ist die Ehrfurcht gegen Mozart, welche unser Zeitalter so unausgesetzt in weit aufgesperrtem Munde trägt, indeß man, dicht neben dem Schwalle specieus klingender Wortmacherei in der Wirklichkeit ganze, seinem eigenhändigen Kataloge zufolge, unbezweifelt ächte Tonstücke, welche er nach überdachtem Plane zu integrirenden Theilen seines höchsten dramatischen Werkes, seines Don Juan, gemacht hatte, ihm willkürlich frevelnd wegstreicht, und sich vermißt, darüber abzusprechen, es sei besser, sie wegzulassen — wegzulassen nicht blos auf der Bühne, sondern selbst auch in gedruckten Ausgaben!

Und nun endlich, nach einem Zeitraum von dreißig Jahren, seit jener Aufsatz Webers veröffentlicht wurde: wie lange noch soll denn dieser Frevel ungestraft ausgeübt werden an einem der höchsten dramatisch-musikalischen Werke, welche die deutsche Nation besitzt? — Ist denn alle Kritik ausgestorben im deut-

schen Vaterlande, die diesem Unwesen Grenzen zu setzen vermöchte? — Giebt es keinen deutschen Capellmeister, keinen Theaterdirector, der es für Ehrensache, für die höchste Pflicht der Dankbarkeit halten sollte, den Don Juan in seiner Integrität, d. h. im Sinne Mozarts auf die Bühne zu bringen — eine Oper, die in ewig jugendlicher Kraft, noch dazu für die etwa darauf verwandte Mühe nach wie vor reichliche Ernte gewährt? —

Hier und da hat man wohl versucht, die recitativi secchi wieder anzuwenden, um dadurch mehr Einheit in das Werk zu bringen, meist ist man aber davon zurückgekommen, weil man eben nicht viel dadurch erreicht, wenn nicht der Bau der Oper in seiner vollen Symmetrie hergestellt wird, und außerdem, weil das recitativo parlante der schwerfälligen Zunge unserer deutschen Sänger nicht sonderlich ansteht. Man hört daher in der Regel wieder jenen läppischen Dialog, ja die verbindenden Recitative werden hier und da ganz weggelassen, sodaß man schier oft gar nicht begreift, warum es einem oder dem anderen Sänger plötzlich einfällt, an die Lampen zu treten und seine aus allem Zusammenhange gerissene Arie abzusingen.

Was den deutschen Text zum Don Juan betrifft, so kann man wohl nicht leicht etwas finden, das an Trivialität und Jämmerlichkeit ihm an die Seite zu setzen wäre. Oft ganz und gar widersinnig, mit dem musikalischen Ausdruck durchaus nicht im Einklange stehend, ist dieser Text (in so viel verschiedenen Ausgaben man ihn nachsehen will) lediglich dafür geschaffen, den erhabenen Ernst der Oper in den Staub zu treten, den feinen Humor zur niedrigsten Posse herabzuziehen. Es ist zwar an der Tagesordnung, daß man selbst von Musikverständigen (?) den Ausspruch vernimmt, der Text sei Nebensache! Er wird es denn auch allerdings leider häufig genug durch die schlechte, undeutliche Aussprache unserer Sänger; auch ließe uns dies völlig gleichgültig, sobald es sich um modernes italienisches Operngeklingel handelt; — aber bei Mozart verhält sich denn doch Gott sei Dank die Sache ganz und gar anders.

Der nunmehr leider dahingeschiedene treffliche Franz Kugler äußert sich über diesen Gegenstand ebenfalls in seinem Aufsatze: Bemerkungen über Don Juan und Figaro (Argo, belletristisches Jahrbuch für 1854) ganz wahr und treffend:

„Die Leute von der Bühne sagen, ihre Kunst sei eine Art von Frescomalerei, die in die Ferne wirken, sich der feineren Schattirungen, der zarteren Einzelzüge enthalten müsse. Mich dünkt, es ist der Bühnenschlendrian, der aus ihnen spricht. Die großen dramatischen Dichter und Componisten aller Zeiten hätten sich, wäre jene Behauptung wahr, viel Mühe ersparen können. Auch erklärt es sich nur aus der Herrschaft dieses Schlendrians, daß Mozarts genialste Opern, Don Juan und Figaro, durch die Behandlung, welche ihren Texten zu Theil geworden, auf unsrer Bühne fort und fort in arg entstellter Weise vorgeführt werden. — Man ist freilich gewöhnt, die Texte der Opern überhaupt für wenig mehr als Nichts zu achten, und handelte es sich eben nur um diese beiden Texte an sich, so möchten sie, trotz ihrer Classicität, nach wie vor übers Knie gebrochen werden. Aber Mozart hat diese Texte componirt, Mozart hat sie Sylbe für Sylbe in sich aufgenommen, Sylbe für Sylbe zu seinem Eigenthum gemacht und in innigster, unzerstörbarster Verbindung mit ihren Worten seine Musik geschaffen. Mich dünkt, wir haben diese Texte, indem wir sie durch Uebertragung des Italienischen in's Deutsche uns aneignen, so zu behandeln, daß wir vor Mozarts Geist nicht zu erröthen brauchen.

Für den meisterlichen Bau und Gehalt beider Dramen bedarf es keines Nachweises. Sie würden ohne das, durch die Musik allein, keineswegs die unverlöschlichen Sterne der Bühne sein; sie würden etwa wie Cosi fan tutte nur ein und ein andermal, um uns doch auch diesen musikalischen Genuß nicht entbehren zu lassen, über die Bühne wandeln. Der treffliche Bau des Figaro war durch Beaumarchais' Komödie, welcher der Dichter des Textes einfach folgte, vorgezeichnet. Der Text des Don Juan ist ungleich mehr des Dichters (des Abbate da Ponte) eignes Verdienst, wenn der dramatischen Gestaltung des Sujets auch in älteren Werken bereits vorgearbeitet war und wenn auch zugegeben werden muß, daß der zweite Act nicht völlig ganz mit der Energie gebaut ist, wie der erste, daß namentlich die hier vorhandenen Hauptarien des Octavio und der Donna Anna des starken dramatischen Motivs entbehren, und daß der (von unsrer Bühne gewöhnlich ganz weggelassene) Schluß in der dramatischen Wirkung matt ist.

Aber das Verdienst beider Texte beruht keineswegs in dem Bau der Dramen allein, der auch bei der rohen Uebertragung hervortreten muß. Es macht sich ebenso in der ganz vortrefflich angelegten Charakteristik der verschiedenen Personen, ebenso in dem melodischen Klang der Verse, in aller Einzelcharakteristik geltend, handle es sich um tief Inniges und entschieden Leidenschaftliches, um den Ausdruck spielender Naivität, um die Feinheiten des Humors, um barocke Derbheit. Und Alles dies ist die Grundlage der Mozartschen Musik; der feinsten Einzelwendung schmiegt er sich an, mit der Gewalt seiner Töne zum vollen Leben ausbildend, was der Dichter angedeutet hatte. Und eben darin, daß er dies thut, daß er nicht, wie die modernen italienischen Opern-Componisten allgemeine Wohlklänge, allgemeine und darum nur flaue Schönheitsideale giebt, daß er durchweg auf das bestimmteste charakterisirt, besteht zum sehr wesentlichen Theil seine unvergleichliche künstlerische Größe.

Es ist also in Klang, Inhalt und Wendung die genaueste Berücksichtigung des Textes erforderlich, soll der musikalische Theil im Don Juan und Figaro zu seinem Rechte kommen. Unsere Uebersetzungen des Textes nähern sich aber im besten Fall dem Inhalt und Charakter des Originals nur von fern, nur in unbestimmter Weise, geben allzuhäufig auch Fremdes, Unpassendes, Rohes. Die Musik erscheint dadurch allzuhäufig als ein Ding ebenfalls von schwankendem Charakter und wird gar nicht selten vom Sänger anders gefaßt, als es in der Absicht des großen Meisters lag.

Man wird freilich von Seiten des Bühnenschlendrians (und vielleicht auch von Seiten des dilettantischen) doch wiederum fragen, was ein so peinigendes Eingehen in das Detail des Textes solle, man verstehe bei der Ausführung das Meiste ja

doch nicht. Ich frage darauf, wozu Mozart (gleich anderen großen Meistern) die Instrumentation, die auch schnell wie die Luft vorüberrauscht, mit so künstlerischer Feinheit ausgeführt hat. Das Wort wird jedenfalls noch besser zu verstehen sein, als diese Fülle durch einander webender Gleichklänge. Und wenn Eure Sänger und Sängerinnen das Wort des Gesanges nicht aussprechen können, so mögen sie es vor allen Dingen lernen! Das ist doch die einfachste Logik, daß erst das Wort selbst kommt, und dann sein künstlerischer Klang; — ich weiß freilich, daß es in der singenden Welt viele Leute giebt, die dies nicht wissen oder nicht wissen wollen.

Am übelsten ist in beiden Opern durch die mangelhaften Uebersetzungen der Humor weggekommen. Im Leidenschaftlichen, im Pathetischen, herrscht das Gefühl vor; hier kann die Gewalt des musikalischen Klanges das mangelhafte Wort leichter mit sich fortreißen. Im Humor spielt der Verstand seine entscheidende Rolle mit, dessen Träger eben das Wort ist. Es wäre überflüssig nachzuweisen, welchen wesentlichen Theil an dem ganzen Gehalt beider Opern der Humor hat. Es existiren aber gar keine anderen dramatisch-musikalischen Werke, in denen die Musik in so feinem Spiele, mit so klingender Ironie die Worte handhabt. Leporello in Don Juan ist eine Figur, wie die Bühnenwelt keine andere kennt; er ist die zweite Seite des Helden des Stückes, der ohne ihn nur ein Bruchstück wäre; die in allen Sätteln gerechte, in allen Lagen bewährte Ironie Leporello's giebt dem excentrischen Wesen seines Herrn und Meisters erst die nothwendige Folie, ohne sie läge dies ganze wüste Treiben unserem menschlichen Interesse fast allzufern. Einer gehört unbedingt zum Andern. Und was haben unsere gangbaren Uebersetzungen aus diesem Leporello gemacht! — einen rohen, dummen, plumpen Tölpel, von dem man es so wenig begreifen kann, wie ihn ein Don Juan um sich duldet, als daß Mozart ihm eine solche Fülle melodischen Klanges in den Mund zu legen vermochte."

Kugler gab zwei Proben seiner Uebersetzung, die Register-Arie und das Ständchen, die Viol mit geringen Abänderungen in seinem Text benutzt hat. „Es ist kaum zu glauben, wie viel ein gebildetes Publicum zu Gunsten der Gallerie bei den Aufführungen des Don Juan geduldig in den Kauf nehmen muß! Daß uns z. B. die meisten Darsteller des Leporello einen Hanswurst darbieten, daran sind wir nun schon ganz und gar gewöhnt worden; daß aber dieser Hanswurst nicht einmal bei der erschütternden Kirchhofscene, sowie bei der Erscheinung des Comthurs im letzten Finale seine Narrenjacke auszieht, ist empörend. So hören wir unter Anderem auf einer größeren Bühne (nomina sunt odiosa) als stehenden Witz (?), daß Leporello, von Don Juan aufgefordert, die Inschrift auf dem Monument des Comthurs zu lesen, ausruft: Die Katze erwartet hier den Marder! — Kaum glaublich, aber wahr! — Schon durch die triviale Uebersetzung der Ansprache des bebenden, vor dem Frevel zurückschreckenden Leporello an die Statue des Comthur:

„O statua gentilissima
Del gran Commendatore"

durch die jämmerlichen Leberreime:

„Herr Gouverneur zu Pferde,
Ich werfe mich zur Erde"

wird dem Darsteller Veranlassung gegeben, die von Mozart so unübertrefflich gezeichnete Schauerscene ins Possenhafte zu ziehen und somit jede Illusion von Grund aus zu zerstören."

Unwillig über eine solche Entwürdigung des erhabenen Werkes, wurde der Gedanke in Viol rege, an die Umarbeitung und Veredlung des Textes zu gehen; doch die mühselige und bei dem eingefleischten Bühnenschlendrian am Ende auch undankbare Arbeit schreckte ihn lange zurück. Kuglers Aufsatz feuerte ihn endlich von neuem dazu an, und nachdem er den Anfang gemacht, vertiefte er sich so sehr in die unnachahmlichen Schönheiten des Werkes (wozu wegen bedrängter ärztlicher Berufsgeschäfte die Einsamkeit der Nacht benutzt werden mußte), daß die Arbeit allmählich sich dem Ende näherte, ehe er es vermuthete.

So liegen denn nunmehr sämmtliche 27 Stücke des Don Juan in der Ordnung und Reihenfolge vor uns, die ihnen Mozart selbst gegeben. Nur der Schluß der Oper bereitet noch Schwierigkeiten. Wenn es uns einerseits leid thut, auch nur einen Tact von Mozart, geschweige denn ganz ausgeführte, prächtige Musikstücke des letzten Finale zu streichen, so läßt sich doch andererseits in keiner Weise die Nothwendigkeit verkennen, für die Bühne jenen Schluß zu beseitigen, der nach dem tragischen Effecte, welchen Don Juans Ende herbeiführt, durch sein handlungsloses Thun und triviale Erzählungsweise des Vorgefallenen ohne jede Wirkung bleibt. Gewöhnlich wird denn auch auf unseren Bühnen die Oper damit geschlossen, daß Don Juan unter einem brillanten Feuerregen von rothen Männern mit scheußlichen Flachsperrücken nach langweiligem Hin- und Herzerren endlich glücklich in den rothglühenden Höllenrachen transportirt wird. Abgesehen von dem albernen Schauspiel, an dem sich nur die Gallerie ergötzen kann, wird durch den dabei obwaltenden Lärm auf der Bühne, sowie im Hause durch das widerwärtige frühzeitige Erheben der Zuhörer von ihren Plätzen, der Mark und Bein erschütternden Musik Mozarts rücksichtslos der Garaus gemacht und die sühnende Beruhigung des Gemüthes, wie sie Dichter und Componist im letzten Sextett beabsichtigen, geht verloren.

Man hat nun verschiedene Vorschläge und Versuche gemacht, der Oper einen würdigen Schluß zu geben. So soll Hector Berlioz den Gedanken gehabt haben, auf die gewaltig bewegte Scene, welche das Ende des Helden darstellt, ein Stück aus Mozarts Requiem folgen zu lassen; die Scene habe sich in eine Kirche verwandelt, in welcher man den Katafalk des Don Juan stehen gesehen, die brausenden Zorneswogen des dies irae seien erschollen und hätten so das Stück auf eine wahrhaft majestätische Weise zu Ende geführt. Kugler bemerkt hierzu sehr richtig: „Der Gedanke hat etwas überraschend Imponirendes; die ergreifende musikalische Pracht, die er zum Ausklingen der Oper in Anspruch genommen, mußte in der That von großer Wirkung sein. Bei näherer Betrachtung will er mir indeß doch nicht ganz stichhaltig erscheinen. Schon in seinem Grundmotive nicht. Eine kirchliche Todtenfeier für Don Juan, für den der Hölle bereits Verfallenen, — die hier doch immer, abgesehen von dem näheren Inhalte des Gesanges, das Gegebene ist,



scheint nicht sonderlich am Platz. Dann ist das dies irae an eigentlichem Inhalt und an künstlerischer Aufführung doch nur eine Wiederholung dessen, was die vorangegangene Scene im engern dramatischen Rahmen schon angedeutet hatte, giebt grade dies Musikstück für sich allein genommen, auch nicht das, was wir hier vorzugsweise bedürfen — den künstlerischen Ruhegesang.

„Von einer solchen Auffassung ausgehend, habe ich geglaubt, der Berliozschen Idee, die mir an sich in der Herbeiführung des Schlusses durch ein Stück des Mozartschen Requiems so durchaus glücklich erschien — eine andere Wendung geben zu dürfen. Die Darstellung einer Leichenfeier war die naturgemäße Veranlassung zur Ausführung eines derartigen Musikstückes; nur darf es keine Feier für Don Juan sein; wohl aber scheint es mir völlig passend und im Einklange mit dem ganzen Inhalt des Stückes, eine kirchliche Gedächtnißfeier für den Comthur vorauszusetzen. Aber diese Schlußscene (so völlig kurz ich mir sie in der Ausführung denke) darf zugleich nicht ohne genügend vorbereitende Motivirung eintreten. Auch dies indeß läßt sich mit sehr mäßiger Abänderung in dem Vorangehenden leicht bewerkstelligen, ganz besonders dadurch, daß die Decoration dieser Schlußscene dem Zuschauer schon vorher gegenübergeführt und dabei zugleich Gelegenheit genommen wird, die wenigen Worte, die zur vorbereitenden Exposition nöthig sind, auszusprechen. Hierzu wähle ich die Scene, in welcher das Steinbild des Comthurs zum Gastmahl eingeladen wird. Statt jenes Locals im Freien, in welchem das Reiterstandbild steht, nehme ich für diese Scene das Innere einer Kapelle an, in welche der Mondenschimmer hineinfällt. (Dies stimmt auch durchaus mit dem überein, was die älteren Dramen, denen der Dichter des Don Juan gefolgt ist, bei der entsprechenden Scene voraussetzen — sowohl mit Tirso de Morlina, dessen Drama uns durch Dohrns vortreffliche Uebersetzung bekannt geworden ist, als mit Molière's festin de pierre.) Hierher, wie in ein gewohntes Asyl, kann sich Don Juan und kann sich hernach Leporello ebenso gut flüchten, als in jenen offenen, von einer doch nicht gar hohen Mauer umgebenen Raum. Hier steht das Denkmal des Comthurs, freilich nicht als Reiterfigur, sondern als einfache Statue zu Fuß, was der Gallerie wiederum vielleicht weniger zusagen, was aber schon an sich gescheidter sein wird, indem eine Reiterfigur aus Stein (statt etwa aus Bronze) in technischem Belange ein bedeutend mißliches Ding ist, was zugleich künstlerisch noch reiner wirken dürfte und was eben in diesem künstlerischen Bezuge doppelt wünschenswerth ist, um die Gestalt schon hier völlig in derselben Haltung zu zeigen, wie sie hernach in das Gastmahl des Don Juan eintritt. In der Kapelle sind die Vorbereitungen zu der bevorstehenden Feier bereits zu erkennen, und Don Juan kündigt die letztere, dies bemerkend, mit ein Paar spöttelnden Worten an. Es wird gut sein, wenn auch Donna Anna in der folgenden Scene, in den Worten des einleitenden Recitativs als Grund für ihr ablehnendes Verhalten gegen das eilig drängende Werben Ottavio's ganz kurz anführt, daß die kirchliche Trauerfeier für den Vater ja noch nicht einmal abgehalten sei. Dann kommt das Finale mit seiner rauschenden Lust, mit seinem dämonischen Entsetzen. Die Bühne hat hier durchaus keine Tiefe; es darf, dem Inhalte entsprechend, durchaus kein Saal, sondern nur ein mäßig großes behagliches Gemach sein. Mit dem Verschwinden des steinernen Gastes brechen die Dämonen herein, — Gestalten, in denen das Entsetzenvolle, der grausen Schönheit antiker Furien ähnlich, geadelt und künstlerisch anschaubar erscheint. Es wird finster, Flammen zucken hier und dort empor, Wolkenflöre senken sich über Alles, was die Localität bezeichnet, nieder. Wenige schmetternde Accorde leiten am Schluß der Scene nach B-dur hinüber. Die Wolkenflöre theilen und heben sich, wie in eine Vision sieht man in jene Kapelle hinein, in welcher das Bild des Comthurs steht, und durch deren gemalte Fenster, mehr und mehr emporleuchtend, der junge Morgen hereinbricht. Alles ist zu der heiligen Feier versammelt, vor den Uebrigen Donna Anna und Ottavio (dem ich hier seine Anwesenheit so wenig erlassen kann, wie in der letzten großen Arie Anna's, bei welcher ihn unsere Bühne gewöhnlich, undramatischer Weise, durch einen von ihm geschriebenen Brief ersetzt). Alles bleibt aber durchaus im Hintergrund der Bühne, vielleicht sogar durch einen durchsichtigen Flor von dem Vorraume geschieden. Ein eben dort befindliches Orchester übernimmt die Begleitung, und Anna intonirt, in kirchlicher Heiligung die Ruhe nach dem Untergang des Feindes findend, das fromme: „Lux perpetua luceat ei, Domine, cum sanctis tuis in aeternum, quia pius es (aus Nr. 12 des Requiem). Der ferne Chor führt das kleine Stück weiter fort und schließt demselben, als eigentlichen kurzen Schlußgesang, nicht sowohl der Worte als der musikalischen Behandlung wegen, welche zum einfachen Abschluß des Ganzen so vorzugsweise geeignet ist, das — „Osanna in excelsis" (aus Nr. 10 des Requiem) an. Während des Osanna fällt ganz langsam der Vorhang.

„Ich denke mir diese Schlußscene nicht sowohl dramatisch gehalten, als vielmehr nur wie ein Bild erscheinend, nur wie symbolisch wirkend; daher diese beiden kurzen Musikstücke, deren Ausführung nur wenige Minuten erfordert, die aber völlig hinreichen, den versöhnenden Gegensatz gegen das Vorige hereinzuführen, in der kurzen, durch Donna Anna gesungenen Intonation doch bestimmt, die geweihte Sphäre zu bezeichnen, in welche ihr Gemüth sich erhoben. Daher die kirchlich feierliche Ausstattung, die sich durch das hereinbrechende Licht glanzvoll entwickelt und bei der prächtigen Wiederaufnahme des: et lux perpetua luceat ei, am Schluß des ersten Stückes, durch die volle Gluth der Morgensonne, welche hier durch die farbigen Bilder der Fenster hereinstrahlt, zur erhabensten Wirkung steigert. Aber die einfache Andeutung ist Alles was hier noch gegeben werden darf, und so senkt sich der Vorhang schon bei dem kurzen Schlußgesange des Osanna wieder über das Bild herab."

So Kugler. Im Allgemeinen seinem Ideengange folgend, stimmen wir ganz damit überein, daß, wenn nicht das Werk wie bisher mit der tragischen Katastrophe, dem Untergange Don Juans abschließen soll — einzig und allein eine Leichenfeier für den Comthur als Gegensatz in kurzen Zügen das Ende bilden kann. Außerdem, daß hierdurch in dem Gefühle des Zuhörers auf eine von dem Dichter und Componisten beabsichtigte, versöhnende Beruhigung hingewirkt wird, erreichen wir noch den gar nicht unwichtigen Vortheil, daß die gegen das Ende ge-

wöhnlich zu früh abbrechende Geduld des größeren Publicums durch die Aussicht auf ein plastisches Schlußtableau in Spannung erhalten und so die fatale Störung der musikalisch gewaltigen Untergangsscene des Don Juan vermieden wird. Sobald sich daher die Bühne in die aus der dreizehnten Scene des zweiten Actes bekannte Grabkapelle verwandelt hat, in welcher umstrahlt von der hereinbrechenden Morgensonne Donna Anna, Elvira, Ottavio, Masetto, Zerlina, Dienerschaft und Landvolk bereits zur Todtenfeier versammelt sind, halten wir es für angemessen, nicht das von Kugler vorgeschlagene: „Lux perpetua luceat ei“ aus dem Requiem ertönen zu lassen, sondern, bei weitem näher liegend, das wirkliche Presto-finale (D-dur C) des Don Juan mit passendem Texte:

„Höllenqual des Sünders Lohn!
Tugend wohnt an Gottes Thron!“

zu benutzen; wodurch wir zugleich wenigstens einen Theil des eigentlichen Finale retten und nur die beiden vorhergehenden Musikstücke, die höchst prosaische Erzählung des Vorgefallenen durch Leporello (Allegro assai 3/4) und das Duett der Anna mit dem aufs neue drängenden und immer wieder vertrösteten Ottavio (Larghetto C) verlieren, deren Wirkung nach der gewaltigen Furienscene ohnehin matt ist. Das in strengem Style geschriebene Presto-finale (D-dur C) an sich kann füglich recht gut den Schluß einer Todtenmesse für den Comthur bilden und intonirt von Donna Anna und Elvira, den beiden am tiefsten Gekränkten, als Triumphgesang des Guten über das Böse, tröstend und versöhnend wirken. Noch dazu fügt sich das Stück in gleicher Tonart, wie von selbst, an die Dämonenscene an. Die zum Sextett gehörige Stimme Leporello's muß dann natürlich durch einen Choristen ersetzt werden.

So wäre denn nunmehr der Bau des Ganzen in der Weise zusammengefügt, wie Mozart ihn selbst geordnet hat, und es erleidet keinen Zweifel, daß das nunmehr abgerundete und vollendete Werk eine erhöhte Wirkung hervorbringen muß. Der neue Uebersetzer hat auf die Sangbarkeit des Textes (zumal in den Arien) ein besonderes Augenmerk gerichtet. Er hielt es sogar für rathsam, bei den Arien den Anfang oder manche Wendung, die durch jahrelangen Gebrauch in dem Ohre sich gewissermaßen eingebürgert hat, möglichst beizubehalten, sofern sie nicht mit dem Sinne des Originals, folglich auch mit der Musik im Widerspruch stand. Der Dialog ist nach den Recitativi secchi des Originals (mit geringen Licenzen) gearbeitet, kann also zu diesen benutzt oder einfach gesprochen werden; im letzteren Falle bleibt nur zu wünschen übrig, daß unsere Sänger die nöthige Sorgfalt auf verständige und wirksame Declamation verwenden mögen.

Die Arbeiter-Associationen seit 1848.

Zweiter Artikel.

In Folge der Eigenthümlichkeit Deutschlands, das in der Fabrication im Großen noch nicht so vorgeschritten ist wie England und das westliche Frankreich, das vielmehr noch einen weit zahlreichern Handwerkstand besitzt, dem vorzugsweise geholfen werden muß, hat Schulze seine Thätigkeit zunächst diesem Stande zugewendet und immer bei den zunächst hervortretenden Uebelständen begonnen.

So lastet auf dem Handwerker der kleinen Städte zunächst das Uebel, daß er sein Rohmaterial nicht billig und gut erlangen kann. Dies ist nur möglich, wenn der Ankauf unmittelbar von dem Fabricanten und mit baaren Mitteln oder kaufmännischem Credit geschehen kann. Dazu hat der Handwerker kleiner Städte weder die Zeit noch die Mittel; er kann nicht auf die entfernte Messe reisen, er hat auch nicht so viel Capital oder Credit, um dort seine Einkäufe für längere Zeit machen zu können; die Kosten der Reise stehen mit der Kleinheit seines Geschäfts in keinem Verhältniß. Er muß deshalb seine Rohstoffe mit 40—50 Procent Aufschlag gegen den Engrospreis von den Zwischenhändlern kaufen und erhält noch dazu schlechte Waare. Diese Uebel treffen Schneider, Schuhmacher, Tischler, Weber, Schmiede, Buchbinder und viele andere. Dieser Umstand allein macht selbst dem fleißigsten und geschicktesten, aber kleinen Handwerker die Concurrenz mit dem fabrikmäßigen Betriebe großer Meister unmöglich.

Diesem Uebel trat Schulze zuerst durch Associationen zur Beschaffung des Rohmaterials entgegen. Die erste Association dieser Art ward unter seiner Leitung Ende 1849 von 56 Schuhmachermeistern in Delitzsch gegründet. Jetzt zählt sie schon 80 Mitglieder und setzte im Jahre 1855—1856 für 8000 Thaler Leder an die Mitglieder ab; in dem folgenden Jahre betrug der Umsatz 11,068 Thaler. Die Verwaltung wird geführt 1) von einem Vorstand, bestehend aus einem Obmann und zwei Beisitzern, welche den Einkauf und die Bestimmung der Verkaufspreise übernehmen, den ganzen Geschäftsgang beaufsichtigen und die Versammlungen anberaumen und leiten; 2) von einem Lagerhalter, der die Waarenvorräthe verwahrt, berechnet, verkauft und Buch führt; 3) von einem Cassirer, der die Gelder übernimmt, die Controlle führt und die Protocolle abfaßt. Die letztern Beamten haben Caution bestellt und werden durch Procente besoldet. Zur Deckung der Zinsen der aufgenommenen Darlehne und der Geschäftsunkosten wird das Leder mit 6—7 Procent Aufschlag über den Einkaufspreis verkauft. Dadurch bleibt für die Mitglieder noch ein erheblicher Handlungsprofit, der jetzt 396 Thaler als Reservefonds und 421 Thaler Guthaben der Mitglieder beträgt. Zur Beschaffung des Ankaufscapitals haben die Mitglieder 1849 unter solidarischer Haft ein Darlehn von 3000 Thalern zu 4 1/2 und 5 Procent aufgenommen, das mit der Zeit durch die Gewinne abbezahlt werden soll. Der Vortheil dieser Association war bald so merklich, daß nach wenigen Jahren die Schuhmacher der umliegenden Städte Schulzen erklärten, sie seien nicht im Stande mit den Delitzscher Schuhmachern auf den Märkten zu concurriren, worauf in diesen Orten ähnliche Associationen unter seiner Leitung zusammentraten. An

einem einzigen Paar Sohlen beträgt der Vortheil 2½ Ngr. Jetzt mögen nach der Schätzung von Schulze ohngefähr 30 dergleichen Associationen nach diesem Muster unter den Schuhmachern vorhanden sein, mit ungefähr 1500 Mitgliedern, und ungefähr 20 ähnliche Verbände haben sich unter andern Handwerkern gebildet.

Diese Verbindungen sind ohne alle Beiträge oder eigenes Capital gegründet worden. Dadurch, daß eine größere Zahl solcher, meist völlig armer Meister sich solidarisch zur Rückzahlung verpflichtete, ward es ihnen überall möglich, die zu dem Betriebe der Association nöthigen Capitalien durch billige Darlehne zu erlangen. Zum Einkauf z. B. des Leders werden zwei Meister zu jeder Messe gewählt, die die Einkäufe besorgen. Haben sie sich bewährt, so werden sie das nächste Mal wieder gewählt; doch lieben es diese Gesellschaften, bei diesem wichtigen Geschäft neben einem erfahrenen, schon bewährten Mitgliede auch ein neues, zur Erhaltung eines regen Eifers auszuwählen. Die Mitglieder erhalten durch diese Verbindungen die ihnen nöthigen Rohstoffe zu den Engrospreisen, und sammeln außerdem noch jeder ein kleines Capital. Die außerordentlichen Vortheile solcher Associationen sind klar, und die Gefahren sind durch die leichte gegenseitige Beaufsichtigung völlig beseitigt. Noch haben diese Verbindungen keine Verluste durch Untreue, Betrug oder schlechte Schuldner gehabt.

Aehnliche Associationen haben sich unter Schulze's Leitung gebildet zum gemeinschaftlichen Verkauf der Waaren auf Messen und Märkten. Es ist bekannt, welche große Kosten das Reisen und Umherziehen auf Messen und Märkten dem einzelnen Handwerker verursacht; sie stehen mit seinem kleinen Geschäft meist in so großem Mißverhältniß, daß Fälle vorkommen, wo der Erlös aus den verkauften Waaren nicht einmal die Reisekosten deckt. Es liegt auf der Hand, daß dieser Verkauf so gut wie der Einkauf der Rohstoffe durch einen Einzigen für Alle besorgt werden kann Jeder Meister bestimmt die Preise, zu denen er seine Waaren verkaufen will, der Verkäufer erhält gewisse Procente für seine Mühe; nebenbei erreichen sie dadurch die Vortheile eines großen Lagers mit reicherer Auswahl und festen Preisen. Die Delitzscher Schuhbude auf der Leipziger Messe ist schon weit und breit bekannt und macht die besten Geschäfte. Auch diese Associationen haben in dem nördlichen Deutschland schon größere Verbreitung erlangt.

Nach und nach beabsichtigt Schulze zu wirklichen Productionsassociationen, wie in England und Frankreich, überzugehen. Indeß verfährt er dabei wie bisher höchst vorsichtig. Zunächst und sobald der Reservefonds und das Guthaben der Mitglieder noch höher gebracht sein werden, soll die Verbindung für ihre Rechnung bei den Mitgliedern Bestellungen machen, die bestellten Waaren aus der gemeinsamen Casse bezahlen und sie dann für Rechnung der Gesammtheit verkaufen. Eine dem ähnliche Verbindung hat sich bereits in Gotha unter den Schneidern gebildet.

Neben der billigen Beziehung der Rohstoffe und der Erleichterung im Verkauf der fertigen Waare besteht für den Handwerker noch ein sehr dringendes Bedürfniß nach persönlichem Credit in Fällen der Noth. Es kommt bei diesen Handwerkern oft vor, daß sie ihre Waaren nicht so schnell absetzen können, als sie erwarteten, oder sie erhalten plötzlich eine große Bestellung, welche größere Vorauslagen verlangt. Daneben können Unglücksfälle in der Familie einen ähnlichen Bedarf veranlassen. Wer diesen Leuten näher steht, weiß, wie oft der Bestand des ganzen Geschäfts und das Wohl der Familie davon abhängt, daß der Meister leicht und schnell den dazu nöthigen Credit findet. Sicherheit können sie nicht stellen; in unsern jetzigen Verhältnissen sind daher diese Leute gänzlich creditlos; gegen ihr Wort und selbst gegen Wechsel bekommen sie nur unter großen Schwierigkeiten oder gar nicht Geld, meist fallen sie Wucherern in die Hände, denen sie 100 und mehr Procente zahlen müssen, und aus deren Händen sie sich im glücklichsten Falle nur nach Jahren und mit unsäglichen Opfern wieder losmachen können. Deshalb war eine der dringendsten Petitionen dieser Leute 1848 die Errichtung von Volksbanken. Wie diese zweckmäßig einzurichten wären, darüber fehlte es dabei ganz an vernünftigen Vorschlägen; man ging auch hier gleich ins Maßlose und Haltlose; die Volksbanken von Louis Blanc und Proudhon zeigten sich als völlig verfehlte Projecte. Man war schon einig, daß dergleichen unmöglich sei.

Da nahm auch hier Schulze die Sache in die Hand, begann auch hier mit dem Einfachsten und fügte es auch hier geschickt der bestehenden Ordnung an. Die Vorschußvereine, wie die von ihm zu diesem Zweck gebildeten Associationen genannt werden, haben seit den wenigen Jahren ihres Bestehens, seit 1850, eine Ausbreitung und einen Aufschwung genommen, wie dies in Deutschland fast ohne Beispiel ist. Auch hier geschieht Alles durch eigne Kraft, mit Ausschluß aller Wohlthätigkeit, aller Beihülfe des Staats oder der Wohlhabenden. Eine Anzahl Handwerker oder Personen, die irgend ein Erwerbsgeschäft im Kleinen treiben, treten in einer Stadt zusammen, nehmen gegen solidarische Haft ein Darlehn, zunächst von einigen hundert Thalern auf, zahlen daneben kleine monatliche Beiträge, und aus diesem Fonds werden an die Mitglieder kleine Darlehne zu dem angegebenen Zwecke gegeben. m einll solches Darlehn zu erlangen, wird nur moralische und geschäftliche Tüchtigkeit des Darleihers erfordert und die Stellung eines Bürgen aus den übrigen Mitgliedern. Die Darlehne werden mit 8 bis 10 Procent verzinst, und da die von der Gesellschaft aufgenommenen Darlehne zu 4 bis 5 Procent erlangt sind, so bildet sich dadurch ein Ueberschuß, ein Gewinn, der in der Form einer Dividende den Mitgliedern nach Verhältniß ihrer Einlagen zugutekommt. Mit Hülfe dieser Einlagen beträgt diese jährliche Dividende fast nie unter 10 Procent. Sie wird den Mitgliedern meist so lange gutgeschrieben, bis sie im Vereine mit den Einlagen eine größere Summe in Form einer Actie bildet. So gehört der Association in Delitzsch schon jetzt die Hälfte des Betriebsfonds eigenthümlich, und die Hälfte des zuerst aufgenommenen Darlehns ist zurückgezahlt. Die Höhe der Dividenden übt einen außerordentlichen Reiz, die Beiträge zu verstärken, um das Guthaben höher zu bringen, und selbst die Aermsten tragen jeden mühsam abgedarbten Gro-

schen in die Casse, indem sie damit zum ersten Male der Wohlthat eines kleinen Besitzes froh werden, den sie durch die hohen Dividenden Tag für Tag wachsen sehen. Jedem Mitgliede, das einigermaßen tüchtig ist, wird es leicht, die zur Erlangung des Darlehns nöthige Bürgschaft zu bekommen. „Da der Dienst," sagt Schulze in seiner letzten Schrift, „den sich die Mitglieder als Bürgen leisten, ein gegenseitiger ist, indem der Bürge bald selbst wieder in die Lage kommt, des Bürgen zu bedürfen, so hat sich das richtige Verhältniß in dieser Beziehung bald von selbst unter den Mitgliedern regulirt, und wo sich kein Bürge finden will, ist dies stets das sichere Zeichen, daß der Vorschußsuchende kein Vertrauen verdient. Für welche Schande es aber unter den betheiligten Classen gehalten wird, einen Bürgen in Schaden zu bringen, davon enthalten die Bücher der Gesellschaften bemerkenswerthe Beispiele." Verluste sind bei diesen Vereinen von irgend einem Belange noch nicht vorgekommen.

Dergleichen Associationen, deren segensreiche Wirksamkeit sich nicht blos auf die materielle Lage ihrer Mitglieder, sondern ebenso sehr auf die Hebung ihrer Gesinnung und ihres Charakters erstreckt, haben sich bereits gebildet 31 in Preußen, 13 in Hannover, 7 im Königreich Sachsen und eine große Zahl in den mittel- und süddeutschen Staaten; selbst zu Coni in Piemont ist eine nach Delitzscher Muster gebildet. Sie vermehren sich in zunehmender Geschwindigkeit. Von 1850 bis 1854 hatten sich erst 6 gebildet, 1855 kamen hinzu 2, 1856 11, 1857 über 30, und in diesem Jahre wird die Zahl der zuwachsenden 100 erreichen. Die Summe der Darlehne, welche an Vereinsmitglieder 1857 bewilligt worden sind, beträgt bei dem Verein in Delitzsch 30,958 Thaler. Bei andern steigt sie bis 80 und 90 tausend Thaler; die Reingewinne betrugen 1857 bei den einzelnen Vereinen 300 bis 600 Thaler. Ueberall wird ihr Zweck in überraschender Weise erreicht, und Schulze ist jetzt überzeugt, daß diese Volksbanken binnen kurzem als finanzielle Macht den Banken des Großverkehrs zur Seite stehn und es keine Stadt in Deutschland geben werde, die nicht ein solches Institut aufzuweisen hätte.

Neben diesen wichtigsten Associationen haben sich unter Schulze's Leitung auch noch sogenannte Consumvereine gebildet, welche die Anschaffung wichtiger Lebensbedürfnisse im Ganzen und Großen und deren Ablaß in kleinern Quantitäten an die Mitglieder zum Engrospreise bezwecken. England besitzt solche Vereine schon im großen Maßstabe. In Deutschland haben sich ähnliche Vereine schon früher gebildet, namentlich gehören dahin die Liedke'schen Spaarvereine in Berlin; sie unterscheiden sich aber dadurch wesentlich von den Vereinen Schulze's, daß sie nicht selbständig, aus eigner Kraft bestehen, sondern wesentlich auf Spenden und wohlthätige Beiträge Dritter gegründet sind. Eine rein auf sich beruhende Association dieser Art gründete Schulze 1852 in Delitzsch, die 1855 80 Mitglieder zählte, und 1855 für 1710 Thaler, 1856 für 2501 Thaler Waaren, größtentheils Mehl, Brennöl und Schmelzbutter aus ihrem Lager absetzte. Außerdem wurden auf gemeinschaftliche Rechnung Rinder und Schweine gekauft, geschlachtet und dadurch den Mitgliedern billiges und gutes Fleisch verschafft. Das Betriebscapital, mit dem dieser Verein operirte, betrug 90 Thaler, die vom Verein gegen 5 Procent darlehnsweise aufgenommen worden sind; 80 Thaler Einlagen der Mitglieder zu 1 Thaler, 42 Thaler gutgeschriebener Dividende aus frühern Jahren, 65 Thaler Reingewinn aus dem Jahre 1856, in Summa 277 Thaler, die aber zehn- bis zwölfmal im Jahre umgesetzt werden. Der Consumverein in Leipzig hatte 1856 einen Umsatz von 9600 Thalern. Diese Vereine dienen auch wesentlich zur Bekämpfung der jetzt ins Unglaubliche getriebenen Verfälschung der Waaren. Je mehr diese Vereine sich ausdehnen und mit guter ächter Waare ihre Mitglieder versorgen, je mehr wird der Kaufmann genöthigt, gleich gute Waare zu liefern, um sich seine Kunden zu erhalten.

Zur eigenen Production ist erst die Association in Erfurt übergegangen, und mit dem glücklichsten Resultate. Sie begann mit der Lieferung von Heizmaterial und hat seit Anfang dieses Jahres zwei Bäckereien errichtet, im ersten Jahre für 30,055 Thaler Waaren an Mitglieder und Andere verkauft, ein Umsatz, der sich im zweiten Jahre verdoppeln wird. Sie fing ihre Geschäfte mit einem von den Mitgliedern eingelegten Capitale von 2040 Thalern an. Außer einem Reservefonds von 200 Thalern brachte das Geschäft im ersten Jahre einen Reingewinn von 870 Thalern oder von 25⅔ Procent der Einlagen.

Dies ist der gegenwärtige Zustand der Arbeiterassociationen in Deutschland. Man sieht, alles ist noch im Beginnen und Werden, aber diese Anfänge und die schon jetzt gesammelten Erfahrungen und erzielten Resultate sind der Art, daß sie zu den großartigsten Hoffnungen berechtigen. Wenn auch in Deutschland diese Genossenschaften sich mehr auf den kleinen Handwerker, und nicht auf die Arbeiter aller Gattungen ausgedehnt haben, so liegt doch in den mannichfachen und biegsamen Formen dieser Genossenschaften nichts, was deren Anwendung, wenn auch mit Modificationen, auf Fabrik- und andere Arbeiter verhinderte. England hat dafür schon den Beweis geliefert. Schulze hat mit Recht seine Thätigkeit zunächst dem kleinen Handwerker zugewendet, weil bei diesen Leuten die Hülfe am dringendsten war, wenn sie nicht bald zu reinen Arbeitern im Dienste Anderer herabsinken sollten. Die Erhaltung dieses kleinen Mittelstandes ist aber für Deutschland und alle Classen von hoher Bedeutung.

Noch läßt sich nicht mit Sicherheit übersehen, ob in diesen Formen und Genossenschaften allein das genügende Lösungsmittel der feindseligen Spannung gefunden ist, die bisher die besitzenden und arbeitenden Classen mißtrauisch aus einander gehalten hat; aber so viel haben die bis jetzt erreichten Resultate bewiesen, daß diese Genossenschaften eine der bedeutendsten Stellen in den Mitteln für diese Versöhnung einnehmen werden.

Man kann vielleicht zweifeln, ob der Geist und der Eifer, welcher neue Verbindungen der Menschen im Anfange allemal beseelt, auf die Dauer aushalten wird, ob mit dem Nachlassen dieses Eifers, dieser bereiten Selbstopferung für das Interesse der Genossenschaft, mit dem Abtreten der Männer, deren Einsicht und Ausdauer diese Formen geschaffen hat, diese Genos-

senschaften ihre Existenz und ihren ursprünglichen Geist sich werden bewahren können. In jeder Form von Vergesellschaftung sind eigenthümliche Schwierigkeiten enthalten. Die Führung der Geschäfte liegt allemal in den Händen von Beamten, die nicht von demselben Interesse beseelt sind, wie der einzelne Unternehmer, dem jeder Vortheil allein zufällt, der jeden Schaden allein zu tragen hat. Die Erfahrungen der letzten Jahre bei den eigentlichen Actiengesellschaften haben gezeigt, welchen Verschwendungen, Mißbräuchen, Dienstvernachlässigungen und Untreuen diese Gesellschaften ausgesetzt sind. Diese Zweifel können allerdings noch nicht absolut als unbegründet zurückgewiesen werden, aber die Eigenthümlichkeit dieser Arbeiterassociationen berechtigt mit hoher Wahrscheinlichkeit zu der Annahme, daß sie diesen Gefahren weniger als andere Vereine ausgesetzt sein werden. Ihr treibendes Princip bleibt das eigne Interesse der Mitglieder; Wohlthaten, Unterstützungen, Opfer verlangen diese Verbindungen weder von ihren Mitgliedern noch von Dritten; sie sind von so kleinem Umfange, auf den Bezirk einer Stadt, meist sogar auf Gewerbgenossen eines Handwerks beschränkt, daß eine gegenseitige Controlle der Mitglieder und ihrer Beamten leicht ausführbar bleibt. Schon bestehen mehrere dieser Vereine 9 Jahre, ohne daß in dem Gedeihen derselben eine Abnahme eingetreten wäre.

Wenn diese Vereine sich bewähren, so wird ihre Wirksamkeit für die Gestaltung der Zukunft der civilisirten Staaten Europa's von der höchsten Bedeutung sein; sie wird weit über die unmittelbaren Mitglieder hinaus, alle Classen der Gesellschaft umfassen. Neben dem materiellen Wohlbefinden der ärmern Classen wirken sie nicht minder erhebend auf den intellectuellen und moralischen Zustand dieser Classen. Das Bewußtsein, durch eigne Kraft sich gehoben zu haben, stärkt das Vertrauen und Selbstgefühl; der Charakter nimmt jene edle Selbstgewißheit an, die gleich weit von Kriecherei und falscher Ueberhebung entfernt bleibt. Es bildet sich unter den Mitgliedern ein Ehrgefühl der edelsten Art; ihre Genossen zu achten, ihnen zu helfen und gemeinsam mit ihnen durch das Leben zu gehen, wird zu einem alle ihre Handlungen durchdringenden Princip; selbst die Freuden und Vergnügungen werden in diesen Genossenschaften gemeinsam. In den ältesten Vereinen dieser Art werden alljährlich mannichfache Feste gemeinsam begangen; gemeinsam erfreut man sich der Genüsse des Lebens, nachdem man gemeinsam die Noth desselben überwunden hat. Bewähren sich diese Verbindungen, schreiten sie in ihrer Ausbreitung so schnell fort wie in den letzten Jahren, so werden sie bald ganz Deutschland, England und Frankreich mit den Nebenländern umfassen. Damit wird sich die feindliche Spannung, welche in diesen schönen Ländern die Besitzenden von den arbeitenden Classen noch ängstlich getrennt hält, verlieren; die Arbeiter haben dann keinen Grund mehr, das bestehende System und das Capital zu hassen und anzugreifen, nachdem sie durch kluge Benutzung dieses Systems selbst zu Capitalisten im Kleinen geworden sind. Die Kluft zwischen beiden Classen ist dann ausgefüllt. Erst mit diesem Zeitpunkt kann dann die wahre sichere Entwickelung zu politischer Freiheit und Gleichheit in diesen Ländern eintreten. Die große Mehrheit der Bevölkerung verlangt schon jetzt dringend nach diesem Fortschritt; bei allen bisherigen Versuchen sind trotz ungeheurer Anstrengungen und Opfer nur geringfügige Resultate erlangt worden; die von Alters her privilegirten Classen haben selbst dies Wenige bald wieder zu beschränken vermocht; lediglich und allein weil jene große Mehrheit der Nation in zwei feindliche Lager getrennt ist, was jede Bewegung und Neuerung hemmt, weil die Gefahren, die den Besitzenden von den Arbeitern drohen, größer erscheinen, als der ärgste Druck der privilegirten Classen. Sowie der Friede zwischen diesen zwei großen Classen sich herstellt, werden die größten und tiefschneidendsten Umgestaltungen in Verfassung und Verwaltung dieser Länder sich mit Leichtigkeit vollziehen; es wird dazu keiner Revolutionen mehr bedürfen; die Gegner, deren Macht nur auf dem Mißtrauen unter diesen Classen beruht, werden mit dem Verschwinden dieses Elements so machtlos werden, daß alles das mit Ruhe und im Frieden sich gestalten wird, was die Völker seit siebenzig Jahren durch Ströme von Blut und unermeßliche Opfer an Gut nicht haben erreichen können.

v. Kirchmann.

Burg Karlstein in Böhmen.

„Wie die Sage den ersten Hüter des heiligen Gral, den frommen Titurel, in Floris-Salvage, einer unwegsamen Waldgegend der Salva Terra, einen Berg finden läßt, auf dem er eine Burg, Montsalvage, erbaute, so erkor auch Karl IV. einen Marmorfels an dem gebirgigen Ufer der Mies, unterhalb der von ihm begünstigten Stadt Beraun, die er „Verona mea“ zu nennen liebte, zum Standorte einer herrlichen Burg, welche die Heiligthümer und Kleinodien des Königreiches Böhmen einschließen, eines so erhabenen Zweckes würdig mit allem Aufwande der Kunst ausgestattet werden und den Namen ihres Gründers der Nachwelt bewahren sollte.“

So beginnt eine „monographische Skizze“ von Ferdinand B. Mikowec über „die königliche Burg Karlstein in Böhmen“ (Wien und Olmütz bei Hölzel), aus welcher wir Allen, die Böhmen bereisen wollen oder bereits den Karlstein aus eigener Anschauung kennen, in kurzem einige geschichtliche Notizen mittheilen wollen. Den Grundstein zu seiner böhmischen Kronburg ließ Karl IV. bald nach Antritt seiner Regierung am 10. Juni 1348 durch den ersten Prager Erzbischof Ernst von Pardubic legen. Derselbe weihte dann auch, am 27. März 1354, das durch Matthias aus Arras, den ersten Baumeister des Prager Doms, vollendete Gebäude feierlich ein. Zur inneren Verzierung der Burg waren vom Kaiser die besten Künstler seines Reiches verwendet worden, von denen jedoch nur noch die Namen des Thomas Mutina sowie des Theodorich von Prag auf die Gegenwart sich vererbt haben. Daß auch Meister Nikolaus Wurmser aus Straßburg bei der Ausmalung des Karlsteins thätig gewesen sei, ist nicht für gewiß anzunehmen, sondern nur wahrscheinlich. Der Mittelpunkt des prachtvollen Regentensitzes und die wichtigste unter den königlichen Kapellen daselbst war die Kapelle des heiligen Kreuzes, deren reicher Schmuck in den Tagen Karls IV. von einer unbeschreiblichen Wirkung gewesen sein muß. Ihret-

wegen auch wurde die neue Burg von ihrem Erbauer so heilig gehalten, daß keine Zechgelage, keine Spiele und Tänze in derselben stattfinden, ja daß in der Hauptburg sogar kein Weib übernachten durfte, von welchem Gebote nicht einmal die Kaiserin eine Ausnahme machen sollte. Karls Nachfolger, Wenzel IV., liebte den Karlstein nicht in gleichem Maße; er verweilte nie längere Zeit da, weil er von seinem schwelgerischen Leben sich nicht trennen konnte, und doch aus Pietät für seinen Vater demselben nicht auf dessen geheiligtem Lieblingssitze fröhnen mochte. Als Wenzel starb, waren noch alle Kleinodien, die sein Vorfahr auf dem Karlstein aufgehäuft hatte, dort beisammen; der nun zur Regierung kommende Sigmund aber nahm eine Menge von Kostbarkeiten von da weg, um sie entweder in Nürnberg zu verpfänden oder seine Miethlinge damit zu bezahlen. Doch verblieben der Burg noch immer die großen Landeskleinode, und derentwegen hatte sie bald darauf eine Belagerung von Seiten der Hussiten auszuhalten. Später nahmen die böhmischen Stände den Karlstein unter ihre besondere Obhut, während auf ihm nach wie vor ein sogenannter Burggraf Wohnung hatte und mit einer militärischen Besatzung dort oben einen Wachtposten unterhielt. Als die Religionsstreitigkeiten begannen, an die sich dann der 30jährige Krieg anschloß, war gerade der den Utraquisten wohlgeneigte Graf Heinrich Matthias Thurn Burggraf zu Karlstein; seine Verdrängung von dieser Würde bildete einen der Hauptvorwürfe, den die mißvergnügten Stände am 23. Mai 1618 dem Herrn v. Martinic machten, ehe sie ihn mit Wilhelm Slawata und dem Secretär Fabricius Platter aus dem Fenster der k. Statthaltereistube in den tiefen Wallgraben des Prager Schlosses stürzten. Dem Herrn v. Martinic war nämlich die Burggrafenwürde vom Kaiser Matthias an Stelle Thurns verliehen worden, und er erhielt sie auch später von Ferdinand II. wieder, nachdem gleich nach der Schlacht am weißen Berge von Karl v. Lichtenstein die englischen Hülfsvölker, welche Friedrich von der Pfalz als Besatzung auf den Karlstein gelegt hatte, daraus vertrieben worden waren. Schon 1625 aber ließ Kaiser Ferdinand die Burggrafenwürde eingehen und die Krone sammt den übrigen Reichsinsignien auf das Prager Schloß in die Wenzelskapelle bringen, während der Karlstein selbst anfänglich zum Leibgeding und Tafelgut der jeweiligen Königin von Böhmen erhoben, jedoch bereits ein Jahr später für ein Darlehen von 50,000 fl. an Johann Kawka von Rican verpfändet wurde. In diesem provisorischen Zustande verblieb die Burg beinahe hundert Jahre lang, denn erst 1705 erfolgte nach vielerlei Streitigkeiten mit den Erben des Genannten ihre Einlösung aus der Chatulle der verw. Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia. Wieder 50 Jahre nachher, 1755, schenkte Maria Theresia die Nutznießung der Herrschaft Karlstein dem von ihr begründeten Damenstifte auf dem Prager Schlosse, und um dieselbe Zeit ungefähr begannen, vornehmlich auf Lessings mittelbare Veranlassung durch die Herausgabe des Theophilus presbyter, die Untersuchungen, welche an den noch auf dem Karlstein befindlichen Kunstschätzen der Prof. Ehemant aus Prag und der Historienmaler Joh. Quirin Jahn unter der Gönnerschaft des Fürsten Kaunitz anstellen durften. Diese beiden Männer waren es auch, die als die Meister der Gemälde auf der Burg eben jenen obengenannten Thomas de Mutina (Modena) und Theodorich (Dietrich) von Prag ausfindig machten. Der gleichfalls von Ehemant bereits als sehr bedenklich geschilderte Bauzustand der Burg ward aber trotz des Aufsehens, welches seine und seines Genossen Entdeckungen auf künstlerischem Gebiete machten, damals doch noch nicht gebessert, sondern erst 50 Jahre später gab der Graf Franz Anton Kolowrat-Libsteinsky den Impuls zu der dringend nöthigen Restauration. Er veranlaßte den Kaiser Franz I. und seine Tochter Marie Louise von Frankreich die Burg am 12. Juni 1812 zu besuchen, und der Befehl, fortan für die Erhaltung des Karlsteins zu sorgen, war die natürliche Folge dieses Besuches. In den Jahren 1815 und 1818 wurden die nothwendigsten Ausbesserungen vorgenommen, und zu einer noch durchgreifendern Erneuerung bot 1834 und 1838 die Krönung Ferdinand des Ersten Anlaß. Se. Maj. verordnete, daß die Burg Karlstein für alle Zeiten wie jedes andere öffentliche Gebäude behandelt werden solle, und sicherte so deren Existenz dauernd für die Zukunft. Noch ist zu bemerken, daß am 12. Juni 1848 ihre Grundsteinlegung feierlich begangen wurde, und im Jahre 1854 das 500jährige Einweihungsjubiläum stattfand.

In der Skizze von Mikowec folgt auf diesen historischen Theil noch eine sehr genaue und lebendige Beschreibung der Burg im Aeußern wie im Innern, und besonders interessante Bemerkungen finden wir im Verlaufe derselben über die Bilder Theodorichs, auf die sich dem Verf. zufolge „mit der fruchtlos bestrittene, factische Bestand einer eigenen böhmischen Malerschule gründet, welche sich jedoch an die byzantinische anlehnt.“ In Bezug auf diese, die noch durchaus nicht genug bekannt und gewürdigt worden ist, schrieb der Berliner Kunstkritiker G. F. Waagen 1846 in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ Folgendes: „Der Charakter der böhmischen Malerschule des 14. Jahrhunderts ist eine Modification einer idealistischen und sehr stylmäßigen Richtung, welche, obwohl in Cöln zuerst beobachtet, von der Mitte des 14. Jahrhunderts ab zu gleicher Zeit in ganz Deutschland, den Niederlanden und Frankreich herrschte. Für Theodorich von Prag, dessen Bilder in der Königscapelle des Karlsteins sicher beglaubigt sind, besteht diese Modification vornehmlich bei den Männern in dem Streben nach Grandiosität und Würde, welches mit einer gewissen Schwerfälligkeit und zu großer Ausladung der Formen, besonders der Nasen mit breiten Rücken, verbunden ist, in weitgeöffneten Augen, in einem sehr feinen, grauen Ton der Schatten und Halbtöne und einer sehr zarten Verschmelzung der flüssigen Farben. In den Werken anderer böhmischer Maler der Zeit ist, zumal in den etwas geschlitzten Augen, bestimmt ein Einfluß des trefflichen italienischen Malers Thomas von Modena, den Karl IV. nach Böhmen berief, zu erkennen.“ Mikowec hat aber in seiner fleißigen Schrift die Urtheile auch noch anderer Kunstkenner über die Gemälde auf dem Karlstein gesammelt, von denen schließlich das folgende von Friedr. Schlegel hier stehen möge, welches derselbe 1812 im deutschen Museum aussprach, und worin zugleich eine Beschreibung der Bilder gegeben ist: „Für das Auge am anziehendsten und für die Kunstgeschichte unstreitig am wichtigsten sind die Heiligenköpfe von Theodorich; es sind deren etwa 120, alle meistens in einem Format, Brustbilder etwas über Lebensgröße, was mir auffiel, da die meisten von den altchristlichen Heiligengemälden im griechischen Styl, die ich wohl sonst in Cöln, den Niederlanden oder zu Paris gesehen, vielmehr etwas kleiner als die natürliche Größe waren. Theodorichs Bilder sind sämmtlich auf geblumtem Goldgrunde, die Gewänder theils einfarbig, meistens blau und roth, theils mit goldenen Blumen und Sternen besäet. Als ein Bildniß von besonders hoher Schönheit bemerkte ich das der heiligen Ludmilla. Es ist gerade ausschauend, der Hals mit einem Tuche umwunden, die Hände zum Beten emporgehalten. Der heil. Sigismund könnte als Beispiel eines schönen alten Kopfes gelten, wie St. Vitus eines jugendlichen. Ferner Johannes der Evangelist; Jacobus, der aber sehr gelitten hat, unter den Aposteln; ein heil. Einsiedler am Guckfenster, wo auch der heil. Hieronymus befindlich, mit einem Pilgerstab in der Hand. Alle diese, auch die heil. Elisabeth und Barbara, fielen mir auf, als vorzüglich schön.“ K—e.

Männer der Zeit.

Die Gebrüder Grimm.

Die Schöpfer und Begründer einer neuen Epoche in der deutschen Sprachwissenschaft sind hessische Landeskinder, aus Hanau gebürtig. Der ältere, Jakob Ludwig, geboren am 4. Januar 1785, gelangte erst auf einem Umwege zur Philologie; seine Laufbahn war anfänglich die diplomatische. Vom Lyceum zu Cassel ging er 1802 nach Marburg, um die Rechte zu studieren, und begleitete 1805 seinen Lehrer Savigny als Gehülfe bei dessen litterarischen Arbeiten nach Paris. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich wurde er 1806 Kriegssecretär in Cassel. Schon in Paris fand er Muße für sein Lieblingsstudium der Litteratur und der mittelalterlichen Dichtung. Als das Königreich Westfalen unter Jérome gegründet wurde, erhielt J. Grimm auf Joh. v. Müllers Verwendung 1808 die Inspection über die Bibliothek auf Wilhelmshöhe und später auch noch eine Stelle als Staatsrathsauditor. Bei der Rückkehr des Kurfürsten begleitete er die hessische Gesandtschaft als Secretär zuerst ins Hauptquartier der Verbündeten, sowie dann nach Paris und zum Wiener Congreß, wo er bis Juni 1815 verweilte. Im folgenden Monate reiste er ein drittes Mal in die französische Hauptstadt, und zwar jetzt in doppeltem Auftrage, indem er außer der Besorgung verschiedener speciell hessischer Angelegenheiten auch noch für die preußische Regierung nach wichtigen Manuscripten Nachfrage halten sollte. Als er diese beiden Aufträge zur Zufriedenheit erfüllt hatte, verwirklichte er endlich seinen längst gehegten Plan, die staatsmännische Laufbahn aufzugeben, und nahm im Jahre 1816 die zweite Bibliothekarstelle in Cassel an, welche ihm neben den eigentlichen Amtsgeschäften doch auch noch genügende Freiheit gewährte, sodaß er nun allmählich anfing, die Resultate seiner sprachlichen Forschungen der Oeffentlichkeit zu übergeben. Im Jahre 1830 folgte J. Grimm einem Rufe als Professor nach Göttingen — man sagt, hauptsächlich deswegen, weil er die Zurücksetzung, die er erfuhr, als nach dem Tode des ersten hessischen Bibliothekars, Völkel mit Namen, ihm der Geschichtschreiber Rommel vorgezogen wurde, allzu schmerzlich empfunden habe. An der Georgia-Augusta hielt er mit größtem Beifall Vorlesungen über deutsche Sprache, Rechtsalterthümer und Geschichte der Litteratur, bis das Jahr 1837 anbrach und das Königreich Hannover von dem Streite um das Staatsgrundgesetz in ernster Weise bewegt wurde. Da gehörte J. Grimm zu jenen sieben edlen und freimüthigen Männern, die gegen die Schritte der Regierung Protest erhoben und deshalb insgesammt ihrer Professuren entsetzt wurden. J. Grimm schien sogar noch bedeutender als Andere gravirt, und es traf ihn nebst Dahlmann und Gervinus die Landesverweisung. Wir erinnern hierbei an die von ihm selbst verfaßte Broschüre „über meine Entlassung" (Basel 1838). Er ging nach Cassel zurück und lebte hier in stiller Zurückgezogenheit, bis er 1841 vom vierten Friedrich Wilhelm nach Berlin berufen wurde, und er die freilich schon lange nicht mehr benutzte Erlaubniß erhielt, als Mitglied der Akademie Vorlesungen an der Universität zu halten. Den Germanistenversammlungen zu Frankfurt und Lübeck präsidirte er zweimal, 1846 und 1847, und im folgenden Jahre wurde er, mehr wohl seines berühmten Namens wegen, als weil er an der Bewegung thatsächlichen Antheil genommen hätte, zum Parlamente entsandt, wo er ein geachtetes, wenngleich nicht viel redendes Mitglied der Gothaer Partei wurde, mit welcher er auch 1849 eben nach Gotha sich begab, um dort getrennt von den Andersdenkenden weiter zu tagen.

Durch seine bis jetzt noch unvollendete „deutsche Grammatik" (von 1819 an), die bei ihm nicht mehr als bloße trockene Schematisirung erscheint, sondern in welche er, um mit einem neuern Schriftsteller zu sprechen, „ein historisches Leben mit allem Flusse freudiger Entwickelung zauberte", hat J. Grimm unzweifelhaft zu dem Bau unserer nationalen Philologie einen neuen Grund gelegt. Er ist es ferner gewesen, der später in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" unserem sprachlichen Bildungsgang mit durchdringendem Gelehrtenblick und glänzendem Scharfsinn immer weiter nachgeforscht und damit zugleich in verschiedene andere seitab gelegene oder bisher verborgene Wege und Stege unseres Nationallebens Licht und Ordnung zu bringen suchte. Wir erinnern nur an seine „deutschen Rechtsalterthümer", an die „deutsche Mythologie", die „deutschen Weisthümer" und endlich an die „deutschen Kinder- und Hausmärchen", die er mit seinem Bruder Wilhelm sammelte und herausgab. Viele Einzeluntersuchungen J. Grimms enthalten M. Haupts „Zeitschrift für deutsches Alterthum" und die Denkschriften der Berliner Akademie, aus welch letzteren vorzüglich die, auch besonders abgedruckte, Abhandlung „über den Ursprung der Sprache" allgemein bekannt wurde. In der Vorrede zu Merkels „lex Salica" besprach J. Grimm die Malbergsche Glosse; außerdem existiren von ihm viele Ausgaben älterer Sprachdenkmale, so die „Silva de romances viejos", eine althochdeutsche Interlinearversion lateinischer Kirchenhymnen, die angelsächsischen Dichtungen „Andreas und Elene", die „lateinischen Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts", sowie die „Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer und aus seiner, sowie der nächstfolgenden Zeit". Im „Reinhart Fuchs" edirte J. Grimm nebeneinander den mittelhochdeutschen Reinhart, den niederländischen Reinaert und andere deutsche und lateinische Gedichte der mittelalterlichen Thierfabel, über deren Entwickelung und Eigenthümlichkeit uns die Einleitung zur Ausgabe höchst interessante Aufschlüsse giebt.

Jakobs jüngerer Bruder, Wilhelm Karl Grimm, am 24. Februar 1786 geboren, machte ganz denselben Bildungsgang wie dieser; er besuchte in Gemeinschaft mit dem nur um ein Jahr älteren Bruder das Lyceum zu Cassel und folgte demselben 1804, um sich gleichfalls der Jurisprudenz zuzuwenden, nach Marburg. Er hatte in seinen jungen Jahren eine langwierige und gefahrdrohende Krankheit zu überstehen, von der er erst seit 1809 langsam genas. Auch über die Studentenzeit hinaus blieb er stets in seines Bruders nächster Nähe, und wie er Anfangs, 1814, an derselben Bibliothek zu Cassel, wo dieser zweiter Bibliothekar war, die Secretärstelle erhielt, so ging er auch 1830 mit ihm nicht nur nach Göttingen an die Universität, sondern er gehörte gleichfalls zu den sieben ihres Amtes Entsetzten und erhielt 1841 zugleich mit Jakob den Ruf nach Berlin, nachdem er bis zum October 1838 allerdings noch in Göttingen hatte bleiben dürfen.

Wilhelm ist der getreue Genosse Jakobs auch auf wissenschaftlichem Gebiete. Als Früchte seiner Studien im Bereiche deutscher Sprachforschung und mittelalterlicher Poesie sind zuvörderst seine vielen Ausgaben älterer Dichterwerke zu nennen: die Ausgabe des „Grave Ruodolf", des „Hildebrandliedes", des „Freidank", des „Rosengartens", des „Rolandsliedes", der „Veronica" Wernhers vom Niederrhein, der „Goldnen Schmiede", des „Sylvester" von Conrad v. Würzburg, des „Athis und Prophilias", und endlich der „altdeutschen Gespräche". Schon früher gab Wilhelm Grimm eine Uebersetzung „altdänischer Heldenlieder" heraus, sowie eine Untersuchung „über deutsche Runen" und eine Anthologie „die deutsche Heldensage" nebst Einleitung über deren Ursprung und Weiterentwickelung. Die „exhortatio ad plebem christianam" enthält auch eine Abhandlung über die „Glossae Cassellanae", die zu den ältesten Denkmalen deutscher Sprache gehören, und eine andere „über die Bedeutung der deutschen Fingernamen." Ferner schrieb W. Grimm noch zwei Aufsätze „über die Sage vom Ursprung der Christusbilder" und „über Freidank". Vielleicht noch wichtiger als diese seine Einzelwerke wurden die in Gemeinschaft mit seinem Bruder unternommenen Arbeiten, außer den „altdeut-

schen Wäldern", den „deutschen Sagen", den „Irischen Elfenmärchen", besonders die deutschen „Kinder- und Hausmärchen" und das im Jahre 1852 begonnene „deutsche Wörterbuch", jenes Riesenwerk, welches den gesammten neuhochdeutschen Sprachschatz, soweit er in den Litteraturerzeugnissen aus der Zeit von Luther an bis hinunter auf Goethe enthalten ist, niederlegen und erläutern will. Was Arbeitskraft und Sammelfleiß betrifft, so ist dies Werk ein staunenswerthes und ruhmwürdiges; was die Principien und die Art und Weise der Commentation betrifft: — sub judice lis est. Unzweifelhaft und allgemein sicher ist das Verdienst der Gebrüder in Sammlung und Sichtung der deutschen Sagen und Märchen. Bei den „Kinder- und Hausmärchen" galt es nämlich, eine scharfe und auf den gründlichsten Forschungen basirte Kritik an unseren Nationalmärchen auszuüben, alle die fremdartigen Ingredienzien, die die Romantiker bei ihrer Beschäftigung mit denselben in sie hineingebracht hatten, aufs strengste auszuscheiden und sie in ihrer alten originalen Form herzustellen. Man kann sagen, daß die deutschen Märchen in ihrer Eigenthümlichkeit erst seitdem dem Volke bekannt wurden, und dies war nicht wenig erstaunt über den ungeahnten Schatz ächter und ursprünglicher Poesie, welchen hier dichterische Feinsinnigkeit, glücklicher Instinct und ein pietätsvolles Gemüth aus der Vergessenheit gehoben hatten.

Ein dritter, minder bekannt gewordener Bruder ist Ludwig Emil Grimm, 1790 zu Hanau geboren, seit 1832 Professor an der Malerakademie zu Cassel. Der Sohn Wilhelms ist der talentvolle Dichter Hermann Grimm in Berlin, der sich in Versen und Prosa schon vielfach dem Publicum angekündigt hat. Jakob ist unverheirathet geblieben, und wenn der kleine Theaterscherz: „Einer muß heirathen" die solidarische Gemeinsamkeit der beiden trefflichen Männer persiffliren wollte, — ein Scherz, den hier und da bei der Aufführung die deutschen Studenten übelgenommen zu haben scheinen, — so ist allen Ernstes in Sachen deutscher Wissenschaft und Politik, in Ueberzeugungstreue und Arbeitsamkeit die zusammengehörige gegenseitige Ergänzung und Gemeinsamkeit beider Brüder Jakob und Wilhelm als ein seltenes und ruhmwürdiges Beispiel hervorzuheben. (26)

Friedrich Freiherr v. Blittersdorf.

In der unmittelbar vor die letzte Revolution fallenden Zeit besaß Baden eine Wichtigkeit, welche der Größe des Landes nicht entfernt angemessen war. In der zweiten Kammer war sowohl die liberale als die radicale Opposition durch glänzende Namen vertreten, und jede Rede, welche dort gehalten wurde, fand gewiß vom Rhein bis zur Memel ein Echo. Durch seinen Widerstand gegen das, was man in seinen Kreisen als ein revolutionäres Rütteln an den bestehenden Verhältnissen bezeichnete, wurde der Freiherr v. Blittersdorf ebenso bekannt, wie die Welcker und Itzstein der Kammer. Eine der heftigsten der Streitigkeiten, welche die Regierung mit der Opposition hatte, fällt in die Zeit seiner Verwaltung.

Der Freiherr wurde am 10. Februar 1792 zu Mahlberg im Breisgau geboren. Als Adeliger und Sohn eines Landvogts erhielt er eine Stelle in dem Pageninstitut zu Karlsruhe, besuchte später das dortige Lyceum und machte sich in Heidelberg und Freiburg mit der Rechtswissenschaft, der Philosophie und Geschichte und den neueren Sprachen bekannt. Mit ihm zugleich befand sich der nachherige Großherzog Leopold in Heidelberg, und es knüpfte sich eine folgenreiche Verbindung an. 1812 in den Staatsdienst eingetreten, ging er im nächsten Jahre zum diplomatischen Fach über, begleitete in den Freiheitskriegen das Hauptquartier der Verbündeten als badischer Bevollmächtigter, arbeitete eine Zeitlang im großherzoglichen Cabinet, wurde dann zum Geschäftsträger am russischen Hofe und 1821 zum Bundestagsgesandten ernannt. In Frankfurt verheirathete er sich mit einer reichen jungen Dame und blieb in seiner Stellung vierzehn Jahre. 1835 trat er an die Stelle im Ministerium, die durch das Ausscheiden des Freiherrn v. Türkheim erledigt wurde. Die Ernennung eines Mannes, der von den Landesverhältnissen schlecht, von den diplomatischen Plänen hinsichtlich der deutschen Verfassungsangelegenheiten dagegen um so besser unterrichtet war, machte den ungünstigsten Eindruck. Ein gewisser Instinct ließ die Opposition die geheimen Anweisungen errathen, welche der Freiherr in der That hatte. Sie wurde von ihm durch Urlaubsverweigerungen bei Wahlen freisinniger Staatsdiener, durch Versetzungen mißliebiger Beamten und andere Maßregeln mehr etwas in die Enge getrieben und machte daher den neuen Minister zum Sündenbock der Regierung. Er wurde schließlich so verhaßt, daß seine Amtsgenossen ihn der öffentlichen Meinung opferten. In der Zeit seiner Amtsführung ist ihm, wenn wir einem von ihm herausgegebenen Schriftchen glauben dürfen, Unrecht geschehen. Wie er, mit anderen Angaben in Uebereinstimmung, die Verhältnisse darstellt, hatte er nach zwei Seiten hin abzuwehren und nicht blos dem Andrängen der Opposition, sondern auch diplomatischen Zumuthungen Widerstand zu leisten. Von 1843 bis 1848 war er bald beim Bundestage, bald beim belgischen Hofe beglaubigt. Nach dem Revolutionsjahre hat er als Publicist eine große Thätigkeit entwickelt und sich nach vielen Richtungen hin versucht, um Anhang und Einfluß zu gewinnen. Gegenwärtig ist er einer der fleißigsten Mitarbeiter der Postamtszeitung, des Hauptorgans der großdeutschen Partei, wo seine Feder mit gleicher Bitterkeit und Schärfe die constitutionellen Principien und den Einfluß Preußens bekämpft. Ein 1857 auftauchendes Gerücht, daß er als Obersthofmeister zu dem höchsten Hofamte des Großherzogthums Baden ernannt worden sei, hat sich nicht bestätigt. (10.)

Friedrich Karl v. Savigny.

Von allen jetzt lebenden Juristen Deutschlands einer der ältesten, wurde dieser Hauptführer der historischen Schule der Rechtsgelehrten 1779 zu Frankfurt a. M. geboren, studierte nach beendeter Schulbildung in Marburg, erwarb sich hier 1800 die Doctorwürde nebst der venia legendi und docirte nun an der Universität, Anfangs ohne bestimmte Anstellung, dann aber als außerordentlicher Professor, vier Jahre lang, während welcher er auch sein berühmtes und in vielen Auflagen verbreitetes Werk: „das Recht des Besitzes" vollendete. Dann ging er auf Reisen und hielt sich eine beträchtliche Weile in verschiedenen Theilen Deutschlands und Frankreichs auf, um noch unbekannte oder wenig benutzte Quellen des römischen Rechts aufzusuchen. Im Jahre 1808 nahm er seinen Aufenthalt als Professor in Landshut, von wo er 1810 bei Errichtung der Berliner Universität als einer der ersten ihrer Lehrer in die preußische Hauptstadt berufen wurde. Dem Staate Preußen gehörte er forthin unausgesetzt an und gelangte in demselben zu hohen Ehren. Er wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1816 Geheimer Justizrath, 1817 Mitglied des Staatsrathes, 1819 auch des für die rheinischen Provinzen errichteten Revisionshofes, und endlich 1842 Justizminister, bis er in Folge der Ereignisse von 1848 sein Amt freiwillig niederlegte und ins Privatleben übertrat. Die in jenem Jahre so plötzlich eintretende Umgestaltung der öffentlichen Dinge ließ den Fall Savigny's als eine Nothwendigkeit erscheinen, da er ganz und gar jene vormärzliche Politik verfolgte, die den Regierungsmaximen und Anschauungen einer überwundenen Geschichtsepoche noch immer nicht entsagen konnte und jede, auch noch so leise oder berechtigte Aeußerung des Geistes einer neuen Zeit als furchtbares Symptom einer sich vorbereitenden Revolution verfolgen zu müssen glaubte. — Als Docent fand Savigny außerordentlichen Anklang durch seine Vorlesungen über Institutionen und Pandekten, verbunden mit Geschichte des römischen Rechts, worin er als eine Autorität ersten Grades dasteht; eine eigenthümliche Stellung nahm er aber,

wie schon gesagt, als einer der Chorführer jener historischen Juristenschule ein, welche er eigentlich so benannte, und die er einer angeblich unhistorischen gegenüberstellte. Seine Ansichten hiervon hat er zumeist niedergelegt in dem Werke: „Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft", wodurch Savigny gegen Thibaut und dessen Anhang zu polemisiren suchte, als diese gelehrte Partei bei Gelegenheit der staatlichen Neugestaltung Deutschlands dem Bedürfnisse nach neuen Gesetzbüchern Ausdruck verlieh. „Unsere Zeit ist nicht berufen zum Gesetzgeben": dies war der leitende Gedanke jener damals viel Aufsehen machenden Streitschrift, und es passirte damit dem ernst und consequent denkenden Savigny, daß er sonderbarer Weise mit seiner Meinung dem witzigsten aller Diplomaten, Gentz, ziemlich nahe kam, welcher etwas ganz Aehnliches geäußert hat. Savigny's Gegensatz zu der philosophischen Richtung der Jurisprudenz in Berlin, namentlich zu Eduard Gans, dem Juristen unter den Schülern Hegels, war ebenso entschieden; doch hielt sich Savigny viel zu vornehm, um den Handschuh aufzunehmen und den Streit durchzufechten. Seine Ernennung zum Justizminister und Vorstand der Gesetzgebungscommission, während er seiner Zeit und also auch sich selbst den Beruf zur Gesetzgebung absprach, war eine eigenthümliche Ironie des Schicksals. Das Jahr 1848 mit seinen Stürmen, und der Beginn eines constitutionellen Preußens bewies, daß das Zeitalter allerdings genöthigt, mithin auch berufen war, sich neue Gesetze zu geben. — Frei von einer bestimmten Tendenz sind die höchst werthvollen, ächt historischen Untersuchungen, die theils in Savigny's „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" aufgenommen wurden, theils Anlaß gaben zu vielen einzelnen Aufsätzen in den Abhandlungen der Berliner Akademie und in der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft", die Savigny im Verein mit Eichhorn und Rudorff seit 1815 herausgab. Später entstand daraus eine Sammlung unter dem Titel: „Vermischte Schriften". Jedoch vorher erschien noch ein zweites Hauptwerk, das „System des heutigen römischen Rechts" mit einer Fortsetzung „das Obligationenrecht". — Vermählt ist Savigny mit einer Schwester von Clemens Brentano und Bettina v. Arnim; einer seiner Söhne ist preußischer Diplomat. (22.)

Richard La Nicca.

Ein enges Alpenthal Graubündtens, Safien genannt, sah den Mann entstehen, der wie kein Anderer dazu beigetragen hat, die Hemmungen und Hindernisse zu besiegen, welche die schweizerische Alpenwelt dem großen Verkehr wie dem geschäftigen Kleinleben entgegenstellt. Durch das Hochgebirge Straßen gebrochen und Schienen gelegt, Alpenpässe geebnet, tobende Bergströme unter das Joch von Brücken gebeugt, den Seen korntragenden Boden abgerungen und die schleichenden Fieber aus ihrer Umgebung verscheucht zu haben — das ist die Summe der Resultate eines Lebens, das fast immer nur dem Vaterlande und der Wissenschaft gewidmet war.

Richard La Nicca wurde im August 1794 geboren. Sein Vater war protestantischer Pfarrer und hegte den Wunsch, daß der Sohn sich für denselben Beruf vorbereite, allein dieser wurde auf der Cantonsschule zu Chur der Theologie untreu und machte die Mathematik zu seiner Lieblingswissenschaft. Als die Schweiz dem allgemeinen europäischen Bunde gegen Napoleon beitrat, eilte er zu den Fahnen. Er nahm in einem Freiwilligenbataillon Dienste, von dem Graubündten hoffte, daß es ihm das Veltlin zurückverschaffen werde. In dem kurzen Feldzuge war dem jungen Manne das Kriegshandwerk so lieb geworden, daß er nach dem Frieden in ein für Savoyen geworbenes Schweizerregiment eintrat. Die Auflösung desselben im April 1816 nahm ihm seine Compagnie und gab ihm zugleich die Freiheit wieder. Er benutzte sie dazu, in Tübingen seine Studien fortzusetzen, und nahm dabei so wenig Rücksicht auf seine Gesundheit, daß er in der milden lombardischen Luft Heilung suchen mußte. Die Regierung von Graubündten rief ihn zurück, weil der berühmte Paccobelli ihn bei dem Bau der Straße über den Bernhardin zum Gehülfen forderte. Die praktischen Kenntnisse, die er in einer solchen Schule sich erwarb, verwerthete er bei den Straßenbauten, welche er selbständig für St. Gallen, Appenzell und Zürich ausführte. Die Schollbergstraße, in Felsen eingesprengt und über Sümpfe gelegt, lenkte die Aufmerksamkeit des Auslandes auf ihn und brachte ihm einen Ruf nach Gotha ein, wo er indessen nur so lange blieb, bis er die Aufgabe, die ihm zunächst gestellt worden war, von Oberdorf bis Schwarzwald eine Straße zu bauen, erledigt hatte. Im Jahre 1831 wurde er wieder Soldat, weil er einen allgemeinen Krieg für unvermeidlich hielt. Die Tagsatzung beauftragte ihn mit der Anlage von Festungswerken am Luziensteige und belohnte ihn für seine meisterhafte Arbeit mit dem Range eines Oberstlieutenants. Der Eintritt in den eidgenössischen Generalstab war damit verbunden, und seine Ernennung zu dieser Stelle war einer der höchst seltenen Fälle, in denen mit Stimmeneinheit ein Beschluß gefaßt wurde.

Als Oberingenieur des Cantons Graubründten begann La Nicca Werke der schwierigsten Art. Ueber seine Tüchtigkeit in seinem Fach herrschte kein Zweifel mehr, jetzt entfaltete sich auch seine geniale Kühnheit. Vor ihm hatte Niemand gewagt, Brücken von 74 Fuß Spannungsweite in einem einzigen Bogen und in einer Höhe von 100 Fuß über einen Fluß zu werfen und den innern Theil der Wölbung aus Bruchsteinen zu bilden. Seine Rheinbrücke in der Via Mala löst dieses Problem und gewährt völlige Sicherheit. Seine hölzerne Brücke über das sogenannte Versamtobel in der Nähe des Vorderrheins ist mit ihrer Bogenweite von 200 Fuß das am kühnsten gespannte Bogenhängwerk, das diese Constructionsart vielleicht hervorgerufen hat. Nicht minder genial sind seine Tunnels und Felsengallerien, Brücken und Paßübergange am Julier und Maloja, am Splügen und Bernardin. Unter seinen Flußbauten sind insbesondere zwei verdienstlich, die Rheincorrection im Domletscher Thal und die Correction der Jurawässer. Die erste hat argen Verwüstungen durch Hochgewässer und Felsgeröll ein Ziel gesteckt, die zweite durch eine bedeutende Senkung der Seen von Neuenburg, Biel und Murten, und durch Regelung der Flüsse Broye, Zihl und Aare 66,000 Juchert ungesunden Sumpflandes in fruchtbaren Boden verwandelt.

Seit die Entscheidung der Schweiz für die Eisenbahnen gefallen ist, hat sich dem genialen Straßenbauer ein neues Feld eröffnet. Wollten wir Alles anführen, was er in dieser Beziehung gethan hat, so müßten wir eine Geschichte des schweizerischen Eisenbahnwesens schreiben. Die interessanteste und schwierigste aller Eisenbahnen seines Vaterlandes, die Lukmanierbahn, ist seiner besondern Fürsorge übergeben. Sowohl die Möglichkeit, Steigungen von 39,9 bis 49,9 Fuß auf 100 zu überwinden, als der projectirte Tunnel von 1½ deutschen Meilen Länge und die neue Bohrmaschine des Ingenieurs Maus haben so lange stehende Artikel der Zeitungen gebildet, daß wir darüber hinweggehen. Vor wenigen Wochen meldeten schweizer Blätter, daß La Nicca bei seinen unausgesetzten Wanderungen im Hochgebirge eine Linie entdeckt habe, auf der die Steigung nirgends mehr als 4 : 100 betrage. (14.)

Karl Franz Emil Schafhäutl,

Doctor der Philosophie und Medicin, Akademiker, Conservator der geognostischen Sammlungen des Staats, Professor der Geognosie, der Bergbau- und Hüttenkunde und Oberbibliothekar an der K. Ludwig-Maximilian-Universität zu München, wurde am 16. Februar 1803 zu Ingolstadt an der Donau geboren, wo sein Vater Regimentsarzt war. Schon früh entstand seine Neigung zu den Naturwissenschaften und bildete sich sein feiner Sinn für Musik aus. Er studierte ohne besondere Neigung Medicin, mit desto größerer Liebe warf er sich aber in seinen Freistunden auf die Verfertigung mathematischer und physikalischer Instru-

mente. Von einem Uhrmacher in seiner Vaterstadt, den er in der Mathematik unterrichtete, erlernte er als Gegenleistung den Gebrauch von Werkzeugen und verfertigte sich dann selbst eine astronomische Uhr, ein vierfüßiges Spiegelteleskop, und endlich mit unsäglicher Mühe ein achromatisches zweizölliges Doppelobjectiv, wozu er sich das Flintglas selbst schmolz. Als Scriptor an der Universität zu München trieb der lernbegierige Jüngling mineralogische Chemie und zugleich Untersuchungen über den Bau der musikalischen Instrumente. Es erschienen von ihm einige akustische Abhandlungen unter dem Namen Pellisov und gleichzeitig die Ergebnisse seiner Forschungen über Eisen und Stahl. Diese Doppelrichtung kennzeichnete sein ganzes wissenschaftliches Leben und seine praktischen schöpferischen Leistungen. Er verband sich mit dem berühmten Flötenvirtuosen, Hofmusikus Th. Böhm in München, Erfinder einer vorzüglichen Flötenbauart, und reiste mit ihm 1833 nach England, studierte in Sheffield die Stahlfabrikation und das Puddlingsverfahren des Eisens. Wir sagen es mit Stolz, daß der deutsche Gelehrte es war, der den englischen Hüttenleuten lehrte, das englische Steinkohleneisen so zuzubereiten, daß es zu gutem Cement- und Gußstahl zu gebrauchen ist. Dieser wurde nämlich früher nur aus dem besten schwedischen Dannemoraeisen gefertigt. Schafhäutl und Böhm nahmen auf jenes Verfahren ein englisches Patent. Letzterer führte dasselbe in Deutschland, und namentlich den verbesserten Puddlingsproceß in Bayern ein, von dessen Regierung beide dafür eine Leibrente auf zwanzig Jahre erhielten. In England erweiterte Schafhäutl seine Kenntnisse in der Geologie, arbeitete an mehreren wissenschaftlichen Journalen und wurde vom königl. Institut der Civilingenieure, dessen Mitglied er war, für seine Abhandlung „über die Ursachen des Springens der Dampfkessel" mit der silbernen Telfordmedaille ausgezeichnet. In England baute er auch sein früher schon entworfenes Photometer, unbestritten eines der besten, die man besitzt. Behufs der Einführung des neuen Puddlingsprocesses durchreiste er Frankreich, Spanien und Portugal, und kehrte nach einer Abwesenheit von acht Jahren wieder nach München zurück. Bereichert mit einem Schatze von Erfahrungen in den Naturwissenschaften und ihrer Anwendung auf die Künste, nicht minder fortgebildet in der Theorie der Musik und ihrer Instrumente, verbreitete er überall sein Wissen durch Schrift und Wort. Ein großes Verdienst erwarb er sich auch durch Einrichtung des geognostischen Cabinets an der königl. Akademie in München, das er im Verlaufe von sieben Jahren bis auf 15,000 Exemplare brachte. Sein König ernannte ihn für diese Verdienste zum Ritter des Verdienstordens vom heil. Michael. Im Jahre 1844 entdeckte er an Ort und Stelle, daß die pompejanischen Wandmalereien keine enkaustischen, sondern wirkliche Kalkmalereien sind, und der etwa vorkommende harzige Ueberzug erst später aufgetragen wurde, um die Gemälde dauerhafter zu machen. Im Jahre 1848 erfand er seinen aräometrischen Heber, ein Aräometer, das in Flüssigkeiten von verschiedenem spez. Gewicht gesenkt, stets eine bestimmte Menge von 1000 Gran heraushebt. Aus 1849 stammen seine „Geognostischen Untersuchungen des südbayerischen Alpengebirges", und in demselben Jahre wurde er zum Bibliothekar der Universitätsbibliothek ernannt, die nach der Göttinger die größte in Deutschland ist, in welcher Stellung er die stattfindende Verwirrung in eine musterhafte Ordnung umschuf. Ueberdies wurde er fortwährend in Commissionen für naturwissenschaftliche und technisch industrielle Belange beschäftigt, und wir gedenken hier nur seiner klar beurtheilenden Thätigkeit auf den Gewerbausstellungen in Mainz, London und München, gelegentlich letzterer er als Jurymitglied den classischen Bericht über die Musikinstrumente (12 Bogen) schrieb, der mehrere geschichtliche Irrthümer berichtigt und überhaupt als Maß zur Beurtheilung jener Instrumente von ganz besonderer Wichtigkeit ist. Eine seiner letzten Erfindungen ist sein Phonometer, ein Maß für Schall und Ton, das erste das je gebaut worden ist, beschrieben in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften. Vom Kaiser der Franzosen erhielt er das Ritterkreuz der Ehrenlegion, — wie man geschrieben hat, wegen seiner Verdienste um die allgemeine deutsche Industrieausstellung in München. Soll dafür die Belohnung aus Paris kommen? Den deutschen Mann, den tiefsinnigen Gelehrten, den schöpferischen Erfinder und gewandten Künstler, den fleißigen Arbeiter und Schriftsteller schmückt besser die Anerkennung seines Vaterlandes, die ihm im vollsten Sinne des Wortes geworden ist. (25.)

Dr. Ludwig Gall.

Heinrich Ludwig Lambert Gall wurde am 28. Dec. 1791 zu Aldenhoven bei Jülich geboren. Schon in seiner Jugend beurkundete sich sein beharrlicher Geist, sein Fleiß und seine Entschlossenheit. Die Nacht seiner Geburt war voll Schrecken, seine Mutter, sonst sehr gesund, zitterte seitdem an den Händen. So auch ihr Sohn, und zwar sehr stark, der trotzdem durch unermüdlichen Fleiß eine sehr schöne Hand schreiben lernte und von Jugend auf sein Brot schreibend verdienen mußte, zuerst als Schreiber bei Advocaten und an Gerichtshöfen, dann in der Presse als Verbreiter nützlicher Kenntnisse und Ermunterer zu verdienstlichen Unternehmungen. Er bezog in seinem 14. Jahre die Secondärschule in Aachen, arbeitete später bei einem Advocaten Rittmann in Lüttich, dann in Cöln beim Vater von Jacob Venedey. Als Untergerichtsschreiber (commis greffier) wurde er dann in Cleve, damals unter französischer Herrschaft, angestellt, und von da nach Düsseldorf versetzt. Nach der Schlacht von Leipzig genöthigt Düsseldorf zu verlassen, nahm er wider Willen die Stelle eines ersten Commis in der Generalstabscanzlei des Herzogs von Tarent, Macdonald, in Cleve an. Er wußte sich nach Einrücken der Alliirten wegen seiner deutschen Gesinnung vollkommen zu rechtfertigen, wurde als Secretär angestellt und bei mehreren schwierigen Anlässen als Regierungscommissär beschäftigt. Im Saardepartement hatte er z. B. eine Zeitlang 43 Bataillone Bürgermiliz zu organisiren und zu inspiciren, wirkte bei der Entschüttung der Porta nigra zu Trier mit und vermittelte durch seine umsichtigen Maßregeln die bessere Verproviantirung der Truppen und die von Trier im Hungerjahre 1817. Er erntete jedoch wenig Dank und wenig Geld dafür, weil er ein ehrlicher Mann ist. Etwas mißmuthig wanderte er 1819 nach America aus, enttäuscht kehrte er 1820 heim und beschrieb seine Erlebnisse in seinem sehr lehrreichen Buche: „Meine Auswanderung und meine Heimkehr". Bald fand er in Preußen (1823) wieder Anstellung als Kreissecretär in Trier. Während seines bewegten Lebens hat Gall zu lesen, zu sehen und Schlußfolgerungen daraus zu ziehen gelernt. Vorzüglich wendete er sich der Technik zu, und hier haben Anlage und Talent, fleißige und ernste Selbstforschung die Jahre innungsmäßiger Schule zum Ueberfluß bei ihm ersetzt. Mit vielem Wissen verbindet sich bei ihm ein erfindender Geist, durch den er bekannt geworden, ja sich großes Verdienst und viel Ruhm erworben hat. Die Erfindungen Galls sind hauptsächlich technisch-chemischer Natur. Mit seinen Erfindungen verbanden sich von jeher Vorschläge in Druckschriften zu allerlei nützlichem Vornehmen. Gall hat den ersten Anstoß zur Verbesserung der Spiritusbrennerei in Deutschland gegeben. Er stellte 1830 seine Dampfbrennapparate beim berühmten Nathusius in Althaldensleben mit großem Erfolge auf, und später auch in den östlichen Provinzen Preußens, in Galizien, Bukowina und in Ungarn. Von 1836 bis 1849 wirkte Gall in Ungarn in der Richtung der Verbreitung nützlicher Kenntnisse hauptsächlich im Umkreise der landwirthschaftlich technischen Gewerbe, zunächst durch Begründung einer Versuchs- und Lehranstalt mit Werkstätten zum Bau von Destillirgefäßen auf dem Gute des Barons Ghillany zu Szerednyi (Oberungarn). Doch da von anderer Seite gewisse Versprechungen nicht erfüllt werden konnten, so übernahm Gall die Oberleitung der bedeutenden Gewerbsan-

stalten des Barons Eötvös, Tavernicus von Ungarn, nämlich 10 Brennereien, 3 Bierbrauereien, 1 Stärkezuckerfabrik, viele Mühlen 2c. unweit Pesth. Nicht zu leugnen ist, daß Gall in Ungarn im Interesse höherer technischer Ausbildung sehr nützlich gewirkt hat, wenn auch seine Vorschläge nicht überall gleich einen fruchtbaren Boden fanden. Schon im Jahre 1828 hatte Gall den Versuch gemacht, die überschüssige Säure im Traubenmoste durch Wasser zu verdünnen und den dazu erforderlichen Weingeist durch Zusatz von Zucker zu erzielen, mit anderen Worten, dem zu sauren Weinmoste Zuckerwasser zuzusetzen, aber erst nach seiner Rückkehr aus Ungarn begann er im Jahre 1850 zu Trier, in einer Reihe von Schriften und in seinem Blatte „das Neueste und Nützlichste", seine Lehre von der Weinverbesserung durch Zusatz von Zuckerwasser vor der Gährung zu verbreiten. Sein Verdienst ist — Methode in die Sache gebracht zu haben, die schon längst von umsichtigen Weinerzeugern geübt wurde. Er gab das Maß und die feste Regel, und zwar in die Hand des kleinen Winzers, dem er dadurch zu nützen hoffte. Er hatte Recht in Allem, er machte schlechten Most mit Zuckerwasser zu sehr lieblichem Wein und verkaufte ihn wohlfeiler als den schlechten. In Folge davon entstanden in kurzer Zeit 15 Fabriken, welche Traubenzucker fabricirten, behufs der Weinverbesserung, die man das „Gallisiren" nannte. Aber Gall hatte Unrecht vor manchem Eigensüchtigen und Befangenen. Seine Wirksamkeit trug ihm die Feindschaft Derjenigen ein, in deren Interesse es nicht lag, den Wein als ein durch Zucker und Wasserzusatz zu verbesserndes Getränk betrachtet zu wissen, und namentlich nicht wünschten, daß das Verfahren dazu so allgemein bekannt werde. Durch die Schuld jener Feindschaft hat Gall mehrfache Verfolgungen zu bestehen gehabt, die sogar bis zur Verhaftung wegen ungebührlicher Vertheidigungsmittel gegen Angriffe gediehen sind. Er läßt sich aber in angeborner Zähigkeit und Festigkeit unbeugsamen Muths nicht irre machen, sondern predigt jetzt in seinem „Telegraphen" und in seinen „Praktischen Mittheilungen" zu Trier an der Mosel die Kunst der Weinveredlung und zugleich Verwohlfeilerung. Außerdem empfiehlt er Einführung besserer Verfahrungsweisen in manchen anderen nützlichen Dingen, oft ohne gleich sichtbaren Erfolg, wie die Obstkrautfabrikation, die Einführung der schlesischen Zuckerrübe, das Wasserglas 2c. (25.)

David Livingstone,

der berühmte africanische Reisende, ist 1817 in dem Dorfe Blantyre in Schottland geboren. Sein Vater war daselbst Theeverkäufer, nachher Diakonus an einer Independentenkirche in Hamilton, wo er erst 1856 gestorben ist.

David wurde schon als zehnjähriger Knabe in die Fabrik geschickt, um als Andreher bei der Weberei etwas zu erwerben, denn im väterlichen Hause ging es knapp her. Mit einem Theile seines ersten Wochenlohnes kaufte er sich eine lateinische Grammatik, und lernte diese Sprache in einer Abendschule, in welcher von acht bis zehn Uhr Unterricht ertheilt wurde. Oft legte er auch sein Buch auf die Spinnmaschine, sodaß er jede Minute freie Zeit benutzen könnte, und ließ sich durch das Geräusch und Klappern der Maschinen nicht stören. Nachher machte er bis Mitternacht seine Aufgaben, und oftmals blieb er bis zu einer so späten Stunde über den Büchern, daß die Mutter ihm dieselben wegnahm, denn Morgens um sechs Uhr mußte er wieder in die Fabrik und, abgesehen von der zum Essen vergönnten Zeit, bis Abends acht Uhr thätig sein. Als der Fabrikknabe sechszehn Jahre alt war, kannte er Horaz und Virgil sehr gut. Der Schulmeister war freundlich und nahm von ihm nur geringes Schulgeld. Nachdem der Knabe im Latein Fortschritte gemacht hatte, las er mit Eifer wissenschaftliche Werke und mit besonderer Vorliebe Reisebeschreibungen, während er Romane gar nicht in die Hand nahm; der Vater hätte ihn freilich lieber ausschließlich mit Erbauungsschriften beschäftigt gesehen. Nach einiger Zeit beschloß der junge Mann, sein ganzes Leben der Abhülfe des Elendes unter seinen Nebenmenschen zu widmen und wo möglich als Missionär nach China zu gehen. Zu diesem Behufe fing er an, Arzneikunde zu studieren und in seinen wenigen Mußestunden zu botanisiren. Nebenher verlor er sich auch in astrologische Träumereien, verfiel aber bald auf das viel ersprießlichere Studium der Geognosie, als er in einem Kalksteinbruche viele Muscheln im Gestein gefunden hatte.

Im neunzehnten Jahre wurde Livingstone Baumwollenspinner und besuchte in den Abendstunden Vorträge über griechische Sprache und über Arzneiwissenschaft in Glasgow, auch hörte er theologische Vorlesungen. Unterstützung erhielt er von keiner Seite her, die Ersparnisse, welche er während der Sommermonate in der Fabrik gesammelt hatte, mußten ausreichen, ihn im Winter zu ernähren. Ein Bekannter machte ihn auf die Londoner Missionsgesellschaft aufmerksam, welche den Heiden nicht die kirchliche Auffassung der einen oder anderen Secte, sondern lediglich das Evangelium predigen lassen will. Mit dieser trat der junge Baumwollenspinner in Verbindung. Von nun an konnte er sich ausschließlich dem Studium widmen, bestand einige Zeit nachher eine Prüfung, wurde Licentiat der Medicin und der Wundarzneikunst, und wollte sich eben zur Reise nach China einschiffen, als der sogenannte Opiumkrieg ausbrach. Damit scheiterte dieser Plan, und Livingstone ging 1840 nicht nach dem Reiche der Blume der Mitte, sondern nach Südafrica, wo er sechszehn Jahre lang als Arzt, Reisender und Missionär eine reiche und ersprießliche Thätigkeit entfaltet hat. Er war der erste Europäer, dem es gelang, den ganzen Continent in der Breite zu durchwandern: er hat den Ngamisee entdeckt und war so glücklich, von seinem Missionsorte Kolobeng im Betschuanalande aus bis zum portugiesischen Hafen St. Paolo de Loanda an der Westküste zu gelangen. Von dort ging er wieder ins Land der Makololo zurück, um eine Reise nach Osten anzutreten, die nicht minder von Erfolg gekrönt war. Es war ihm vergönnt, am Zambesi und auf demselben nach Osten reisend, das westliche Gestade des indischen Oceans zu erreichen und somit ein großes Problem zu lösen. Dieser schottische Missionär ist ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann; sein Drang, in das Innere von Africa Gesittung zu bringen und den Heidenvölkern das Christenthum zu predigen, hat etwas ungemein Rührendes, und die Beharrlichkeit, mit welcher er diesem Ziele nachstrebt, flößt hohe Achtung ein. Seine Aufopferung kennt keine Schranken, er steht den Betschuana wie den Negern gegenüber wie ein wohlwollender Vater da; er theilt mit ihnen alle Entbehrungen, sucht ihnen nützlich zu sein wo er kann, und genießt deshalb auch ihr volles Vertrauen. Er benutzt seinen Einfluß, um Kriege zu verhüten, und wenn er einen Theil seiner Zeit verwendet, um sie zu bekehren, so ist er doch auch nie müde, ihnen in praktischen Dingen mit gutem Beispiel voranzugehen. Er unterrichtet sie in Handwerken und im Ackerbau, steht ihnen hülfreich mit Rath und That zur Seite, und ist ebenso uneigennützig wie muthig. Unerschrocken trotzt er den wilden Völkern und, was viel mehr ist, dem mörderischen Klima Innerafrica's und der Küsten. Daneben hat er eine großartige Hingebung für die Wissenschaft, welcher er so große Dienste geleistet hat. 1857 kehrte Livingstone nach England zurück, und widmete sich der Herausgabe seines Reisewerkes, dessen Verleger, der mit ihm zufällig auf dem Dampfschiffe bekannt gewordene Murray, ihm für die erste Auflage 2000 Pf. zahlte. Nach dessen Vollendung traf er Anstalten zu einer neuen Reise nach dem Innern Africa's. Seine neuesten Berichte aus dem Monat Mai über die neue Expedition auf dem Zambesiflusse lauten günstig. (27.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 42. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 16. October.

Inhalt.

Ueber das Verhältniß der naturwissenschaftlichen Forschung zum religiösen Glauben.

Vortrag in der 34. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Carlsruhe.

Die Naturwissenschaften sind in unserer Zeit eine Macht geworden. Neu in's Leben tretende Mächte aber finden stets ihre Gegner. So auch die Naturwissenschaften. Stillstand, wo nicht Umkehr, möchten Einige ihnen gebieten; die Consequenzen ihrer Wahrheiten werden als gefahrdrohend geschildert. Es ist nicht meine Absicht, auf eine Abwehr der gegen die Naturforschung in diesem Sinne gerichteten Angriffe einzugehen. Wozu das auch in diesem Kreise?! Gefährlicher als unsre Feinde sind uns bisweilen unsre Freunde geworden. Es klang bedenklich, und es hat Viele beunruhigt, als ein ausgezeichneter Forscher die Erklärung gab, daß er sein wissenschaftliches und sein religiöses Leben getrennt halte, und beide unabhängig von einander ablaufen lasse.

Steht es denn wirklich so, daß das religiöse und gemüthliche Bedürfniß des Menschen eine solche traurige Trennung fordert? Verkündigt denn nicht die Schöpfung ihren Schöpfer und ist denn nicht gerade das Verständniß des Geistes in der Natur, welcher aus ihren ewigen Gesetzen spricht, das Ziel der Naturforschung? Und die Verfolgung dieses Zieles sollte unvereinbar sein mit einem innern Leben im Sinne ächter Religion? Wir würden der Frage auszuweichen suchen müssen, wenn der so anspruchsvoll auftretende Materialismus einer modernen Schule wirklich die nothwendige Consequenz der Naturforschung wäre. Er versichert, daß dem so sei, obwohl, mit sehr wenigen Ausnahmen, die ausgezeichnetsten Forscher, die Männer der Wissenschaft namentlich, welche zugleich Forscher und schöpferische Denker sind, in den Reihen seiner Gegner stehen. Er versichert es, obwohl seine Lehren, in einer von ihrer heutigen nur wenig verschiedenen Gestalt, lange vor der Entwickelung unserer heutigen Naturwissenschaft aufgestellt worden sind.

Unter diesen Umständen erscheint es als eine würdige, dem Zwecke unserer Versammlung nahe liegende Aufgabe, uns die Frage zur Prüfung vorzulegen: ob wirklich ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen Wissen und Glauben bestehe, und somit der Sieg des einen der Tod des andern sei? ob wirklich jene dem Menschen eingeborne Sehnsucht, welche ihn hindrängt nach einem Höheren über der Natur, hindrängt nach der Quelle des Lebens, nur eine Täuschung? ob wirklich das gläubige Bewußtsein, welches uns erhebt und aufrecht erhält im Schwanken alles Irdischen, mit der fortschreitenden Erkenntniß der Natur unvereinbar? ob wirklich die heiligsten Güter des Herzens vor dem Lichte der Wissenschaft nicht mehr sind, als ein kindlicher Wahn?

Hören wir die Stimmführer des Materialismus, so sind diese Fragen zweifellos entschieden. Aber die Geschichte der Wissenschaften lehrt, daß diejenigen ihrer Entwickelungsrichtungen nicht die glücklichsten waren, in denen man meinen konnte, mit den höchsten Aufgaben der Wissenschaft fertig zu sein. Man glaubte die Principien erfaßt und festgestellt zu haben, aber die vermeinten Principien waren nur — Worte, und während die Lösung der höchsten Fragen auf der Hand zu liegen schien, rückte sie, wie durch einen bösen Zauber, hinaus in unabsehbare Ferne!

Auch heute wieder versichert man uns: „mit Leichtigkeit" sei die Entstehung der gesammten organischen Natur aus dem Wirken physikalischer und chemischer Kräfte zu erklären. Eines Schöpfers ewiger Weisheit bedarf es dabei nicht. Naturnothwendigkeit ist Alles.

In der That, auch der Verstand hat seine Schwärmereien, und indem er einen Aberglauben zu vernichten sucht, kann er in den Fall kommen, einen neuen selbst zu schaffen; indem er Gespenster verscheucht, kann es ihm begegnen, daß er ein leeres Wort als lebendige schaffende Kraft verehrt!

Schroff stehen die Gegensätze einander gegenüber, und unsere Zeit wird nicht bestimmt sein, sie auszugleichen. Glücklich genug, wenn sie Beiträge liefert zur Erhellung der Grenzgebiete, in welchen und um welche gestritten wird. Hoffen wir dabei, daß der Streit um die höchsten Fragen, welche die Menschheit berühren, niemals den Boden der Wissenschaft verlasse, niemals in einer andern Weise geführt werde, als in einer der Würde des Gegenstandes angemessenen.

Indem ich es versuchen will, einige Gedanken über das Verhältniß der naturwissenschaftlichen Forschung gegenüber den letzten und höchsten Dingen auszusprechen, gegenüber den Fragen über Sein und Werden, Schöpfung, Seele, Gott, gegenüber den Fragen der Religion, werde ich kein Argument benutzen, das einem andern Gebiete als dem der strengen Wissenschaft selbst angehört. Schwerlich wird es mir dabei gelingen, Neues zu sagen, aber besser als nach Neuem zu suchen ist es oft, das Bekannte in solchem Zusammenhange vor die Seele zu führen, daß es in seiner vollen Bedeutung zum Bewußtsein komme.

„Das Wahre war schon längst gefunden —
— — — — — — — — — — —
Das alte Wahre, faß es an!"

Von ebenso hohem, oft von höherem Werthe für die Wissenschaft als die Entdeckung einer neuen Thatsache, oder irgend ein positives Ergebniß der Forschung, kann die Aufdeckung eines Irrthums, ja schon die Nachweisung einer Unklarheit in unserm Wissen sein, welche die Forschung aufhielt, deren Wegräumung ihr neue Bahnen eröffnet. Nichts bezeichnet mehr den ächten Mann der Wissenschaft als das Streben nach klarer Einsicht in die Gründe, auf welchen unser Wissen beruht.

Wenn der Forscher eine Methode der Untersuchung gefunden hat, so prüft er zunächst ihre Anwendbarkeit und sucht, wo er sie anwendbar findet, die Grenzen ihrer Schärfe zu bestimmen. Nur indem er diese genau kennt, wird die Methode ein sicheres Hebzeug in seiner Hand, mit dem er neue Schätze des Wissens zu Tage fördern kann. Ganz ebenso muß die gesammte Wissenschaft verfahren; auch sie muß ihre Grenzen suchen, sich bewußt zu werden suchen über das, was sie entscheiden kann, was nicht. Diese Grenzen mögen der Erweiterung fähig sein, ja sie sind es gewiß. Die Chemie hat heute andere Grenzen als sie vor hundert Jahren hatte, und die Chemie eines künftigen Jahrhunderts wird ohne Zweifel in Gebiete eingedrungen sein, die heute außerhalb unseres Gesichtskreises liegen. Aber eine Grenze kann und darf die Naturwissenschaft ihrem Wesen nach doch nicht überschreiten — ich meine die Grenze, über welche hinaus keine sinnliche Erfahrung und kein auf sinnliche Erfahrung gegründeter Schluß möglich ist.

Was wir sehen, fühlen, kurz was wir sinnlich wahrnehmen, das ist. Das Vertrauen auf das Zeugniß unserer Sinne, der Glaube an die Wirklichkeit dessen, was wir sinnlich wahrnehmen, bildet den festen Boden der Naturforschung. Es ist ein Glaube! Wir haben keinen andern Grund für ihn als die Uebereinstimmung Vieler, die ihn mit uns theilen, mit uns gleiche sinnliche Erfahrungen machen. Es hat bekanntlich nicht an Denkern gefehlt, welche dieses Fundament der Naturwissenschaft zu erschüttern suchten durch die Betrachtung, daß wir nicht die Dinge an sich sinnlich wahrnehmen, sondern nur ihre Wirkung auf uns. In dieser Betrachtung liegt eine unabweisbare Wahrheit; wir können in der That unseren sinnlichen Erfahrungen nur in soweit Realität zugestehen, als sie einen bestimmten Reflex in uns hervorbringen. Ich will durch ein Beispiel mich deutlich zu machen suchen. Die Welt der Töne und die Welt der Farben, sie sind in einem gewissen Sinne nichts Wirkliches, sie leben als solche nur in unserer Seele. An sich sind Schall und Licht nur Wellenbewegungen, Schwingungen der Luft, des Aethers. Fehlte uns das Gehörorgan, und wäre dagegen unser Auge so eingerichtet, daß es die Schwingungen der Luft, welche den Ton in unserem Ohre erzeugen, zu sehen vermöchte, so würden wir uns von einem stummen, aber fortwährend von schwingenden Bewegungen durchzitterten Luftmeer umgeben sehen. Durch das Ohr werden der Menschenseele diese Wellenbewegungen zu Tönen; des Aethers wunderbar schnelle Schwingungen kommen uns durch das Auge als Licht und Farbenschönheit zum Bewußtsein! Unser Ohr hört, unser Auge sieht, indem es von Schwingungen verschiedener Art getroffen wird. Wie nahe liegt da der Gedanke, daß Naturwirkungen und Kräfte existiren können, von denen wir keine Ahnung haben, weil uns die Sinne für sie fehlen. Wäre die uns umgebende Luft ein vollkommener Leiter der Elektricität, so würden wir die Elektricität wahrscheinlich gar nicht kennen, denn wir haben kein Organ für ihre Wahrnehmung in den Leitern, wenn diese nicht isolirt sind.

Was wir sehen, fühlen, kurz was wir sinnlich wahrnehmen, das ist — so müssen wir glauben! Soll aber, was wir nicht sehen, nicht fühlen, kurz nicht sinnlich wahrnehmen, darum auch nicht sein? Die Frage bedarf der Antwort nicht!

Wenn die Naturwissenschaft gewisse mechanische und chemische Kräfte kennt, d. h. wenn sie im Stande ist eine Anzahl von Naturerscheinungen durch die Annahme gewisser einfacher wirkender Ursachen zu erklären (denn Kraft ist ja eben nur die an sich unbekannte Ursache einer Erscheinung), so hat sie die volle Berechtigung zu versuchen, wie weit dieselben Ursachen hinreichen mögen, die Erscheinungen im lebendigen Organismus (welchen schon das Gefühl der Vorfahren dem Mechanismus und Chemismus der unbelebten Welt gegenüberstellte) zu erklären. Es ist die erste Regel der Naturforschung, nicht mehr Ursachen zur Erklärung der Erscheinungen anzunehmen, als dazu nöthig sind. Wenn — um nur ein Beispiel anzuführen — der Verdauungsproceß sich als ein chemischer Vorgang erklären läßt, so bedarf es nicht der Annahme, daß er eine von der Lebenskraft hervorgebrachte eigenthümliche Wirkung sei. Aber ebenso nothwendig fordert die naturwissenschaftliche Methode die Annahme, daß Wirkungen, welche sich aus einer Ursache offenbar nicht erklären lassen, durch andere hervorgebracht sein müssen. Zögernd nur soll die Wissenschaft neue Kräfte annehmen. Sie soll zweifeln, so lange sie dazu Grund findet, denn der Zweifel ist der Wahrheit treuester Freund, und er bricht uns die Bahn zu ihr. Aber der Zweifel kann das Wissen nicht ersetzen, und grundloser Zweifel führt nicht zum Wissen. Wenn nun das Wesen des Lebens, wenn insbesondere die Thätigkeit der denkenden Seele sich aus mechanischen und chemischen Gesetzen gewiß nicht erklären läßt, so ist die Annahme, daß hier die Wirkung anderer Kräfte vorliege, nach allgemeinen wissenschaftlichen Grundsätzen nicht nur zulässig, sondern geradezu geboten. Daß im lebendigen Organismus mechanische und chemische Vorgänge Hand in

Hand gehen mit den Lebenswirkungen, daß mechanische und chemische Ursachen auf die Aeußerungen der Lebens- und Geistesthätigkeit den mächtigsten Einfluß üben, wer wird das leugnen? Wenn aber daraus der Schluß gezogen werden soll, daß Leben und Seele auch nur mechanische und chemische Ursachen haben können, so wird dies nur mit Hülfe der Logik gelingen, welche schließt: ich kenne nur mechanische und chemische Wirkungen, folglich giebt es keine andern! Eine umsichtige, sich nicht überhebende Würdigung unserer naturwissenschaftlichen Erkenntniß wird im Gegentheile zu dem Schlusse kommen, daß unser Gesichtskreis in Bezug auf Erkennung und Erklärung der Naturwirkungen ein eng begrenzter ist, und daß außer den uns bekannten Kräften noch andere, beziehentlich höhere, existiren können, ja, insofern es sich um Lebens- und Seelenthätigkeit handelt, wirklich existiren!

Ich gehe zu einer andern Betrachtung über. Wir haben keine Kenntniß von der Entstehung oder von der Vernichtung eines Stoffes. Alles Werden, alles Vergehen ist nur Veränderung der Form. Die Materie ist, so weit unsre Erfahrung reicht, unzerstörbar und unerzeugbar. Es ist dies das Fundament der ganzen Chemie. Das Gewicht der Producte eines chemischen Processes ist stets gleich der Summe der Gewichte der in den Proceß eingehenden Stoffe. Wenn der Diamant, im Sauerstoffgase verbrennend, unserem Auge verschwindet, während sich das ihn umgebende Gasvolumen nicht vergrößert, so wissen wir doch, daß das Material des Diamants nicht vernichtet, daß nur seine Form zerstört wird, daß sich der Kohlenstoff, aus welchem er bestand, in chemischer Verbindung mit dem Sauerstoffgase als Kohlensäure wiederfindet, deren Volumen dem des Sauerstoffgases, aus welchem sie entstanden ist, gleich, deren Gewicht aber um das Gewicht jenes Kohlenstoffes größer ist.

Die Erfahrung, auf welche alle Naturwissenschaft gegründet ist, kennt kein Entstehen aus Nichts und kein Vergehen zu Nichts. Ist aber darum ein solches Entstehen und Vergehen unmöglich, d. h. widerspricht die Annahme desselben der Vernunft, den Denkgesetzen? Gewiß nicht! Es ist wahr, wir haben keine Vorstellung von dem Nichts, das vor der Schöpfung sein mußte; wir begreifen es nicht! Ist denn aber nur das möglich, was wir uns vorzustellen, was wir zu begreifen vermögen? Die Endlichkeit und Beschränktheit unseres Geistes, welcher Alles nur in Raum und Zeit zu denken vermag, ziehen sie nicht selbst da unserm Fassungsvermögen eine Grenze, wo das Zeugniß unserer Sinne, verbunden mit den einfachsten Betrachtungen, uns sagt, daß keine Grenze sei?! Wir blicken in den Sternenhimmel, und in dem Maße als wir tiefer mit dem bewaffneten Auge in seine Herrlichkeit dringen, entdecken wir immer neue und neue Welten. Es ist kein Ende, es kann kein Ende dieser Fülle sein, und dennoch haben wir keine Vorstellung von der Unendlichkeit des Raumes; wir fassen sie so wenig als die Unendlichkeit der Zeit, wir begreifen das raum- und zeitlose Sein so wenig als den Mangel alles Seins!

Die Frage nach dem Ursprunge des Materiellen, die Frage der eigentlichen Schöpfung, wird dem Menschengeiste niemals sich erschließen. Sie ist kein Gegenstand der Wissenschaft. Die Materie ist für uns ein Gegebenes. Es lehrt aber die Wissenschaft, in Uebereinstimmung mit der religiösen Ueberlieferung, daß die Welt, so wie sie heute ist, nicht von jeher bestanden hat. Nun kennt die Naturwissenschaft keine Kräfte außerhalb des Stoffes; wir erschließen ja die Kräfte nur aus ihren Wirkungen im Materiellen, denn diese allein sind Gegenstand unserer Erfahrung. Dem Materialismus genügt dies, das Dogma auszusprechen: „Keine Kraft ohne Stoff, der Stoff war von Ewigkeit, die Kräfte in und mit ihm."

Sehen wir zu, wie dieser ewige Stoff mit den ihm inhärirenden Kräften die Weltschöpfung aus sich selbst vollbringen konnte?!

Hier drängt sich zuerst die Frage auf: Was hat die von Ewigkeit bestehende Materie zuerst in die Bewegung gesetzt, deren Folge ihre heutige Gestaltung war? Was machte die in ihr ruhende Kraft zuerst thätig? Oder, war diese Kraft nie ruhend, war sie immer thätig, was ertheilte ihr auf einmal die Bewegung, vermöge deren aus dem Stoffe die Welten entstanden?

Und dann eine zweite Frage! In ihrer äußern Form wie in ihrem Innern trägt die Erde die Zeugnisse für ihre Entstehungsweise, für die Geschichte ihrer spätern Umwandlungen. Die Bedingungen, unter welchen sie sich — jenen Zeugnissen zufolge — zuerst befand, waren von der Art, daß sie das Leben und die Existenz von Lebenskeimen ausschlossen. Nur mechanische und chemische Kräfte herrschten auf der aus feurigflüssigem Zustande erstarrenden Erde. Wie erwachte nun später auf ihr das Leben der Thier- und Pflanzenwelt — zuletzt das Menschenleben?

Der Materialismus spricht von einer „Urzeugung", von einem in den Dingen selbst liegenden Zusammenwirken natürlicher Kräfte und Stoffe, welches die organische Welt geschaffen; er läßt durch eine generatio aequivoca die Erde sich beleben und findet es ganz in der Ordnung, daß aus Muschelthieren, unter geeigneten Umständen, im Laufe von vielen Jahrtausenden endlich Menschen geworden sind. — Alles durch Naturnothwendigkeit! Wenn aber selbst der in dergleichen Anschauungen Befangenste gestehen muß, daß sich beim Betrachten der uns umgebenden Natur der geistige Eindruck einer unmittelbaren schaffenden Ursache nicht immer abweisen lasse, so sagt man, es sei der Grund für dieses Gefühl eben nur darin zu suchen, daß wir die endlichen Wirkungen einer während vieler Millionen von Jahren thätigen Action natürlicher Kräfte in einem Gesammtbilde vereinigt sehen, und uns so nicht wohl vorstellen mögen, daß die Natur das Alles aus sich selbst hervorgebracht habe.

Der Annahme so wunderbarer Wirkungen der Jahre läßt sich freilich der einfache Satz entgegenstellen, daß, wenn mechanische und chemische Kräfte überhaupt nicht fähig sind Leben zu erzeugen, sie gewiß auch in Millionen von Jahren

dazu nicht fähig sein können, denn 0 millionenmal genommen giebt immer nur 0.

Die Antwort auf die Frage: wie denn wohl im Laufe der Millionen von Jahren, durch das Zusammenwirken von physischen und chemischen Kräften, das Leben entstanden sei oder nur entstanden sein könne, bleibt uns der Materialismus schuldig! Es ist aber ein unwissenschaftliches Verfahren, durch das allgemeine Behaupten eines ursächlichen Zusammenhanges den Nachweis der Art desselben zu ersetzen. Nur die schon angeführte Schlußfolge, in welche man sich festgesetzt hat, kann dieses Verfahren erklären, kann erklären, wie man lieber eine Absurdität annehmen, als sich entschliessen will, da, wo das uns Erkennbare nicht ausreicht zur Erklärung, sich zu einer Ursache zu erheben, welche über dem liegt, was der Mensch zu erkennen vermag.

Die Wissenschaft hat keine Antwort auf die vorhin gestellten Fragen; sie berühren eine Grenze, welche menschliche Forschung nimmer überschreiten wird. Hier endet die Wissenschaft, hier beginnt die Religion, sie allein hat eine Antwort auf jene Fragen, indem sie uns den Glauben lehrt an Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden!

Und nun noch einen Blick auf das höchste Naturwesen, auf den Menschen, der, mitten im Reiche der Wunder, welche ihn umgeben, sich selbst das wunderbarste Räthsel ist und bleiben muß, wenn nicht des Räthsels Lösung außer ihm und über ihm zu finden ist. Der Mensch ist Naturwesen, und selbst die höchste seiner Kraftäußerungen, seine Seelenthätigkeit, ist an den Stoff in ihm und an dessen Umwandlungen gebunden. Aber ist es darum der Stoff, welcher in ihm denkt? Ist es der Stoff, aus welchem die in der Menschheit lebenden sittlichen Ideen hervorgegangen sind? Man hat leugnen wollen, daß diese sittlichen Ideen dem Menschen eingeboren, man hat sie als ein Erzeugniß der Cultur in nicht minder unklarer Weise ansehen wollen, wie das organische Leben als ein Resultat physischer und chemischer Actionen. Man bezieht sich darauf, daß einigen der rohesten Völker, daß unvollkommen organisirten Individuen, etwa ohne Unterricht aufgewachsenen Taubstummen, die sittlichen Ideen fehlen, als ob der wahre Mensch da zu suchen sei, wo auf der Staffel der lebendigen Wesen der Mensch an das Thier grenzt. Zugegeben mag werden, daß die Annahme eingeborner Ideen dem einzelnen Menschen nicht statthaft sei. Gewiß aber hat auch kein einzelner Mensch sie erfunden; sie leben, als ein gemeinsamer Besitz, in der gesammten Menschheit; ihr als einem Ganzen sind sie in wunderbarer Weise eingeboren, überall mächtig wirksam in den Culturvölkern aller Zeiten. Die Cultur schafft nicht, sie entwickelt nur vorhandene Keime! So nimmt der Einzelne in dem Maße an den sittlichen Ideen Theil, als er zum Menschen unter Menschen, unter sittlich entwickelten Menschen, herangebildet wird. Zu diesen Ideen gehört die Gottesidee. Indem sie von einem der kühnsten Stimmführer des Materialismus als ein menschlicher Irrthum, die Vorstellung von Gott und göttlichem Wesen als ein Anthropomorphismus hingestellt wird, weiß doch derselbe Philosoph den Ursprung dieses Anthropomorphismus nur in dem Abhängigkeitsgefühl zu suchen, das, wie er selbst gesteht, der menschlichen Natur innewohnt. So schlägt die Macht der lebendigen Wahrheit die Verstandesspiele nieder, denn eben dieses Abhängigkeitsgefühl, es ist ja das Gefühl des Verbandes der Menschennatur mit einem über ihr Liegenden; es ist das Zeugniß, daß über der menschlichen eine höhere geistige Kraft ist, der wir in Demuth uns zu beugen haben; es ist die Quelle aller Religion!

Weit entfernt, daß dieser Gedanke, der höchste des Menschengeistes, das Gebiet der Forschung beschränken sollte, zeigt er ihr nur das würdigste Ziel. Der Geist des Menschen hat das Recht, hat die Aufgabe, nach seiner Quelle mit seinen Fragen hinzudringen. Nur darf dem Muthe, welcher dabei uns beseelen muß, die klare Würdigung des Maßes der uns verliehenen Kraft, die Anerkennung der Grenzen nicht fehlen, welche unserm Geiste und seinen Forschungsweisen gesteckt sind. Wo menschliche Erkenntniß ihre Grenzen findet, wo die dunkle Kluft sich öffnet, an die wir so oft bei unsern Forschungen gelangen, da ist noch nicht das Ende, da darf der Glaube muthig seine Schwingen ausbreiten und uns in die Gebiete tragen, welche dem Wissen unzugänglich sind. Wohl dürfen wir beim Blicke in die Zukunft hoffen, näher und näher der Wahrheit zu kommen, deren Erforschung wir unser Leben weihen, aber kein Sterblicher wird je die volle Wahrheit schauen, die Wahrheit, in welcher Wissen und Glauben eins sind! Für uns sind sie getrennt, doch nicht nothwendig feindlich; die Forschung kann nimmer ein Hinderniß sein, daß Wissen und Glauben versöhnt in Herz und Haupt beisammen wohnen, wenn nur der Glaube kein blindes Fürwahrhalten, wenn nur das Wissen kein übermüthiges Meinen ist!

Die Wissenschaft, welche im siegreichen Voranschreiten stets eingedenk bleibt ihrer Grenzen, sie ist in Wahrheit — was sie der Dichter nennt — des Menschen allerhöchste Kraft!

O. L. Erdmann.

Eugen von Savoyen.*)

Unerwartet schnell ist dem ersten Band von Arneths Prinzen Eugen bereits der zweite nachgefolgt, und hat damit ein willkommenes Pfand für die rasche Vollendung des vortrefflichen Werkes gegeben. Wir begleiten diesmal den gefeierten Feldherrn in die Feldzüge von 1708 bis 1713, und dann wieder nach kurzer Friedensruhe in den Türkenkrieg, den Eugen durch die siegreichen Schlachten von Peterwardein und Belgrad einem raschen Ende entgegenführt. Trotz dieser und der glänzenden Waffenthaten in den Niederlanden waltet diesmal das diplomatische und politische Element über das kriegerische vor. Der Sturz der Whigs in England und der Tod

*) Siehe Nr 33 u. 34 der Europa.

Josephs I. verändern fast mit einem Schlage die ganze politische Lage, alte Bundesgenossen trennen sich, und Oesterreich sieht sich zum Frieden gezwungen, ohne die Zwecke erreicht zu haben, denen es so blutige Opfer gebracht hat. Der große Feldherr verwandelt sich nun in den Staatsmann und Diplomaten, in dessen Händen alle Fäden der österreichischen Politik zusammenlaufen, und der auch hier entscheidend in dem Mittelpunct der Ereignisse steht, soweit dieselben von Oesterreich beherrscht werden. Bei einer so großen Coalition, wo jeder Theilnehmer neben dem allgemeinen Ziel auch noch seine Sonderzwecke verfolgte, konnte das natürlich nur in einem gewissen Umfang der Fall sein. Dies hat jedoch Herr Arneth nicht immer im Auge behalten, und es erscheint dadurch manches in einer schiefen Perspective und in unwahren Verhältnissen. Er macht gewissermaßen Oesterreich zu der Sonne, um die sich alle andern europäischen Staaten als Trabanten pflichtschuldigst zu drehen verbunden sind. Dieser Gedanke, — eine Erbschaft von den hochmüthigen Spaniern, — spukte damals allerdings in den Köpfen vieler österreichischen Staatsmänner; aber weil er dazu führte, das Gewicht, welches Oesterreich in die politische Wagschale werfen konnte, viel zu hoch anzuschlagen, hatte er Mißgriffe, arge Rechnungsfehler und schließlich große Verluste im Gefolge, wie die von Arneth so meisterhaft erzählte Geschichte des Rastatter Friedens sattsam zeigt. Ein Geschichtschreiber von heute aber macht sich eines Anachronismus schuldig, wenn er diese spanische Ide: von der Weltmonarchie Karls V. mit dem modernen Begriff deutscher Nationalität zu identificiren sucht, und die wohlbegründete Abneigung Gut und Blut zu opfern, um dem Hause Habsburg Neapel oder Spanien zu erhalten, als ein Vergehen gegen die deutsche Nation erscheinen läßt. Diese Begriffe muß man um so sorgfältiger auseinanderhalten, als sie gern zum Ausgangspuncte für Bestrebungen benutzt werden, die Deutschland keineswegs heilsam sind.

Eine andere kleine Schwäche des Werkes ist das Bestreben, das von österreichischer Seite Beschlossene, Vorgeschlagene oder in Ausführung Gebrachte immer als das absolut Weiseste und Zweckmäßigste darzustellen, während die andere Seite sich beständig durch eigennützige Beweggründe von dem gemeinsamen Ziele abwendig machen läßt. Aber auch Eugen war trotz seiner glänzenden Begabung dem Irrthum zugänglich, und wäre dies nicht gewesen, so mußte er den Befehlen seines Hofes nachkommen, dessen Politik nicht immer die erleuchtetste war, sondern ebenso wie die der andern Cabinete oft genug kurzsichtig nach dem griff, was für den nächsten Tag Nutzen versprach. Der Feldzug von 1707, der noch im letzten Abschnitt des ersten Bandes abgehandelt ist, giebt davon ein deutliches Beispiel. Die Franzosen waren vom italienischen Boden vertrieben, und es entstand die Frage, was nun zu thun sei. Die Seemächte empfahlen eine Expedition nach Toulon, Oesterreich wollte sich gegen Neapel wenden. Schwerlich kann darüber Streit entstehen, welcher von diesen beiden Plänen den Vorzug verdiente. Die Einnahme von Toulon, dem einzigen französischen Kriegshafen am Mittelmeer, schnitt Frankreich die Verbindung mit Neapel und Spanien zur See ab, und machte nach dem ersten dieser Länder Truppensendungen unmöglich, nach dem andern beschwerlich und kostspielig. Neapel fiel alsdann den Oesterreichern wie eine reife Frucht in die Hände, und der Kampf in Spanien, der doch erst günstig entschieden sein mußte, ehe das Haus Habsburg seine Erbschaft in Sicherheit genießen konnte, wurde zum Wenigsten sehr erleichtert. Zudem war Ludwig XIV. und Frankreich der Hauptfeind der Coalition, und nicht Neapel und Spanien, und ein vernichtender Schlag gegen die französische Marine war eine sehr erhebliche Schwächung der Widerstandskraft dieses Hauptgegners, also ein Schritt mehr zur Herbeiführung eines der Coalition günstigen Friedens, während ohne den Besitz von Toulon der Besitz von Neapel bei jedem Wechsel des Kriegsglückes in Ober- oder Mittelitalien von neuem in Frage gestellt wurde. Arneth sieht aber in dem Dringen der Seemächte auf die Expedition nach Toulon nur das eigensüchtige Bestreben Englands, sich durch Vernichtung der französischen Marine eines Nebenbuhlers auf dem Meere zu entledigen. Möglich daß dies England zunächst im Auge hatte, auch Oesterreich verfolgte mit seiner Expedition nach Neapel einen eigensüchtigen Zweck, es wollte von der spanischen Erbschaft soviel als möglich in Besitz nehmen, und, im Fall ihm Spanien entginge, sich wenigstens der italienischen Besitzungen versichern. Aber dann war zwischen den beiden Unternehmungen der Unterschied, daß die eine den Eigeninteressen Englands und dem allgemeinen Kriegszweck, die andere blos den Eigeninteressen Oesterreichs förderlich war. Arneth sagt: Lag es nicht näher, da die Gewinnung der spanischen Monarchie für König Karl den ausgesprochenen Endzweck des ganzen Krieges bildete, eines dieser Länder nach dem andern zu erobern und Philipps Herrschaft zu entreißen, als dem Kampfe ein dem ursprünglichen Motive des Krieges fremdes Ziel, die Zerstörung der französischen Seemacht, zu geben? Allerdings, wenn Oesterreich im Stande gewesen wäre, den Kampf um die spanische Erbschaft ohne den Beistand Anderer auszufechten! — Da ihm aber Verbündete ein unumgängliches Bedürfniß waren, mußte es auch diesen etwas zu Gefallen thun, selbst wenn dadurch für den allgemeinen Kriegszweck viel weniger erreicht wurde, als durch die Expedition nach Toulon. Die entgegengesetzten Erwägungen behielten aber in Wien die Oberhand, und Eugen suchte beide Parteien zu vermitteln und gab sich zu einer halben Maßregel her, die viele Menschenopfer forderte und nichts erreichte. Um den Wünschen des Kaiserhofes zu genügen, ließ er 10,000 Mann nach Neapel marschieren, und das nach der Provence abgehende Heer blieb nun so schwach, daß es, vor Toulon angekommen, nicht einmal die gewonnenen Posten mit genügenden Truppen besetzen konnte, um sie vor einem plötzlichen Anfall der Feinde sicher zu stellen, daß es sich überall als unzureichend herausstellte, und daß das Unternehmen ein schmähliches Ende nahm. Bei Arneth nimmt sich das ganz anders aus. Es ist keine Rede davon, daß die Engländer ebenfalls ein Recht hatten, auf die Beachtung ihrer Interessen zu dringen, wenn sie dem allgemeinen Interesse nicht widersprachen; aus reiner Vernichtungswuth wollen sie nach Toulon, und das Wiener Cabinet läßt ihnen schließlich wie eigensinnigen Kindern den

Willen, hütet sich aber in weiser Fürsorge allzuviel Truppen in der unbesonnenen Expedition zu engagiren, deren unausbleibliches Fehlschlagen Prinz Eugen vom ersten Tage voraussieht. Derartige unwillkürliche Verirrungen der Auffassung sind kleine Mängel des Buchs, die seinem Werth nur geringen Abbruch thun, da der urtheilsfähige Leser sie während der Lecture selbst berichtigen kann.

Der Feldzug von 1707 war für die Verbündeten nicht glücklich verlaufen. Die Einnahme von Susa und die Besetzung von Neapel konnte für die Schlappe vor Toulon nicht entschädigen. Am Rheine hatte der Markgraf von Baireuth aus den Stollhofner Linien weichen müssen, in Ungarn und Siebenbürgen hatten die Insurgenten so die Oberhand gewonnen, daß es kaum gelang, sie von den Grenzen des Erzherzogthums fern zu halten, in den Niederlanden hatte selbst Marlboroughs glänzendes Talent wenig gegen Vendome ausrichten können. Am schlimmsten aber stand es in Spanien, wo König Karl nach der unglücklichen Schlacht von Almanza auf einen kleinen Winkel Cataloniens beschränkt blieb. In seiner Noth wendete er sich nach Wien und bat um die Entsendung Eugens mit einem ansehnlichen Truppencorps nach Spanien, und sein Gesuch ward von den beiden mächtigsten Verbündeten, England und Holland, mit großem Nachdruck unterstützt. Dort wieder das Uebergewicht zu gewinnen, war für die Zwecke der Coalition von hoher Wichtigkeit, und England hatte einen großartigen Plan im Sinne, durch Ueberschiffung Marlboroughs nach Spanien und dessen Vereinigung mit Eugen den Kampf zu rascher Entscheidung zu bringen. Der Stand der Parteien am Hofe wirkte aber mächtiger in Wien, als die Rücksichten auf die Interessen der großen Allianz. Man fürchtete, daß nach Eugens Entfernung der Fürst Salm, der Führer der deutschen Partei, ganz die Oberhand erhalten werde, und sein Gegner, der Graf Wratislaw, verwendete daher seinen ganzen großen Einfluß auf den Kaiser, um die Sendung nach Spanien zu hintertreiben. Er machte die von den ungarischen Insurgenten, von den Türken, ja von dem Schwedenkönig und möglicherweise sogar von dem Czar Peter den kaiserlichen Erbländern drohenden Gefahren geltend, und wußte nachdrücklich auf des Kaisers wachsende Abneigung gegen Fürst Salm, der sich durch sein herrisches Wesen lästig machte, und nach Eugens Entfernung die Alleinherrschaft am Hofe behaupten würde, zu wirken, um den Kaiser gegen die Wünsche der Verbündeten zu stimmen. Auch Eugen scheint nicht gewünscht zu haben, nach Spanien zu gehen, wo der schlechte Zustand der daselbst befindlichen Truppen und die geringe Wahrscheinlichkeit, Verstärkungen aus den Erbstaaten zu erlangen, ihn leicht gegen den mit einem frischen Heere erscheinenden Marlborough in eine untergeordnete Stellung herabdrücken konnte, und wo, wenn er allein dort blieb, keine großen Resultate zu erzielen waren. Zum großen Mißvergnügen der Seemächte ging schließlich Guido Starhemberg, ein sehr tüchtiger, aber selten glücklicher Feldherr, nach Spanien, und Eugen wurde nach den Niederlanden bestimmt.

Eugen eilte Anfang April nach dem Haag, um mit Marlborough und dem Großpensionär Heinsius den Feldzugsplan für 1708 zu besprechen, der die Befreiung der spanischen Niederlande von den Franzosen zum Endziel hatte. Außerdem hatte er noch einen diplomatischen Auftrag. Er sollte die Absendung eines englischen Corps nach Spanien zum Zusammenwirken mit Starhemberg vermitteln, sollte die Ansichten der Verbündeten über eine Expedition gegen Sicilien sondiren, den allzu großen Eifer, den die Seemächte für den Oesterreich mit seinen Ansprüchen lästig werdenden Herzog von Savoyen an den Tag legten, abkühlen, und endlich die mächtigern Reichsstände zu schleuniger Truppenstellung und Einzahlung der Kriegsgelder antreiben, denn bei der fast schon aufs Aeußerste gediehenen Erschöpfung Oesterreichs konnte es der Hülfe von Alliirten immer weniger entrathen. Man sieht, die Aufgabe war nicht leicht, aber es gelang Eugens Gewandtheit und Autorität, sie auch in ihrem schwierigsten Theile, dem Geschmeidigmachen der Reichsstände, zu lösen. Dennoch war es bei der großen Geldnoth des Kaiserhofes Eugen erst gegen Ende Juni möglich, sein Heer vollständig zu vereinigen, und erst am 6. Juli traf er, seinem Heere vorauseilend, in Brüssel ein. Gent und Brügge waren bereits verloren, und die von Eugen herbeigeführte Verstärkung kam gerade zur rechten Zeit, um den Fortschritten des Feindes ein Ziel zu setzen. Bei der Uebermacht desselben war es ein Glück für die Verbündeten, daß in dem französischen Lager keine allzu große Einigkeit herrschte. Vendome führte die französischen Schaaren, aber auch der Herzog von Bourgogne, der Enkel Ludwigs XIV., befand sich im Lager, um sich in diesem Feldzuge seine ersten Lorbeeren zu verdienen. Die beiden Persönlichkeiten paßten schlecht zusammen, und es entstand bald ein stiller Hader zwischen ihnen, der hemmend auf Entschlüsse und Unternehmungen wirkte.

Die großen Nachtheile eines solchen Verhältnisses zeigten sich bereits in der Schlacht von Oudenarde, der ersten gemeinsamen Unternehmung Eugens und Marlboroughs in diesem Feldzuge, am 11. Juli 1708. Angesichts des Feindes mußten die Verbündeten die Schelde überschreiten, denn die Truppenmassen der Franzosen waren schon an Ort und Stelle, während die kaiserliche und englische Reiterei noch immer, und das Fußvolk noch nicht einmal im Uebergang begriffen war. Ein rascher Entschluß hätte die Dinge vielleicht noch zu Gunsten der Franzosen geändert. Vendome verlangte von dem Herzog von Bourgogne, mit dem linken Flügel, den er befehligte, einen nachdrücklichen Angriff gegen die Reiterei des rechten Flügels der Verbündeten auszuführen. Aber der Prinz zog es vor, dem Rathe Anderer zu folgen, die eine Angriffsbewegung für zu gefährlich hielten, und fing an sich in seiner Stellung zu verschanzen. Unterdeß ging die feindliche Reiterei mit verhängtem Zügel, die Infanterie aber so schnell sie laufen konnte, über die Brücke, und schritt, drüben angekommen, kaum geordnet, selbst zum Angriff. Die Schlacht endigte mit der vollständigen Niederlage der Franzosen und machte ihrem bisherigen Uebergewicht in den Niederlanden ein Ende. Der Kriegsschauplatz wurde nun sogar nach dem französischen Flandern verlegt, und die berühmte Belagerung von Lille Angesichts eines viel stärkern feindlichen Heeres begann. Marschall Bouff-

lers befehligte in der Veste, und bei dem Heere erschien Marschall Berwick, der Neffe Marlboroughs, — dem König Jakob II. geboren von des Herzogs Schwester, Arabella Churchill, — um wo möglich den Entsatz des Bollwerks des nördlichen Frankreichs zu bewerkstelligen. Aber die Stellung, die Eugen und Marlborough zur Deckung der Belagerung eingenommen hatten, war so gut gewählt und so fest, daß Berwick doch vorzog, den Angriff zu unterlassen. Es möchte traurig sein, schrieb er dem französischen Kriegsminister, Lille zu verlieren, aber noch schmerzlicher wäre es für Frankreich, die einzige Armee einzubüßen, welche nach der Wegnahme Lille's den Feind aufhalten könnte. Noch einmal näherte sich die französische Armee zum Entsatz, aber wagte auch diesmal keine Schlacht, und am 20. September hatten die Belagerer solche Fortschritte gemacht, daß sie zum Stürmen schreiten konnten. Um sieben Uhr Morgens gab der Prinz, der sich selbst in die Laufgräben begeben hatte, das Zeichen zum Angriff. Gedeckt von dem Feuer sämmtlicher Batterien rückten die Stürmenden gegen die Bresche vor. Hier aber warteten ihrer besonnenen Muthes die Vertheidiger. Zweimal trieb ihr wohlgezieltes Kreuzfeuer die bereits in die Bresche Eingedrungenen mit schwerem Verlust zurück, und der Angriff stockte eine Weile. Das vermochte Eugen nicht ruhig zu ertragen. Er sah was auf dem Spiele stand, und wie er es schon so oft gethan, so setzte er auch jetzt wieder sein Leben ein, um den Kampfpreis zu erringen. Mit jugendlichem Ungestüm zog er seinen Degen, mischte sich unter die Stürmenden und führte sie zu erneutem Angriff. Seine Truppen, begeistert durch den Anblick eines Feldherrn, der wie ein gemeiner Soldat in die vordersten Reihen der Streiter sich stellte, drangen unwiderstehlich vor. Furchtbar war der Kampf, der sich entspann, schrecklich das Gemetzel, welches er verursachte. Eugen gab Allen das glänzendste Beispiel persönlicher Tapferkeit. Da traf plötzlich eine Kugel das Haupt des Prinzen, und er stürzte zu Boden. Aber schon nach wenigen Secunden erhob er sich wieder, und als er den durchdringenden Schreckensruf der Seinigen hörte, fragte er mit größter Ruhe: „Was soll dieser Lärm bedeuten? Seht ihr denn nicht, daß es nichts ist?“ Es kostete große Ueberredung, um den Prinzen, nachdem er sich völlig von seiner Betäubung erholt hatte, zu vermögen nach seinem Quartier zurückzukehren, aber die Sorge für seine Wunde erheischte dies. Glücklicherweise wurde sie nicht für gefährlich befunden, indem die Kugel, welche über dem linken Auge die Hirnschale getroffen, in schräger Richtung gekommen und an dem Knochen abgeglitten war. Der Hut des Prinzen, welchen ihm die Kugel vom Kopf gerissen, hatte die Kraft derselben noch mehr gemindert.

Kurze Zeit vorher war Eugen einer Lebensgefahr anderer Art entgangen. Unter verschiedenen Briefen, welche der Prinz eines Tages erhielt, befand sich einer, in welchem sich bei seiner Eröffnung durch Eugen nichts befand, als ein Stück Papier, das mit einem fetten klebrigen Stoffe getränkt war. Ohne einen Augenblick seine Miene zu verändern oder seinen Gleichmuth zu verlieren, warf Eugen das Papier von sich. Er zweifelte nicht daran, daß es vergiftet sei, und ließ auf das Andrängen seiner Umgebung nähere Untersuchungen anstellen. Man heftete das Papier einem Hunde an das Halsband, und dieser starb binnen vierundzwanzig Stunden, obgleich man ihm ein starkes Gegengift eingegeben hatte. Auf den Prinzen scheint das Ereigniß keinen besondern Eindruck gemacht zu haben, denn er äußerte weiter nichts, als daß er nicht glaube, irgend Jemand in der Welt zu einer so ärgerlichen That Anlaß gegeben zu haben. In Wien begnügte man sich damit nicht. Da der Brief mit der holländischen Post gekommen war, erhielt der kaiserliche Resident im Haag Auftrag, weitere Nachforschungen anzustellen. Ob sie einen Erfolg gehabt haben, ist nicht bekannt geworden.

Der Sturm vom 20. September hatte trotz eines Verlustes von fast 2000 Mann nur zum Theil Erfolg, und bei der sehr tapfern Vertheidigung des Marschalls Boufflers zog sich die Belagerung noch vier Wochen länger, bis zum 21. October hin, wo Prinz Eugen, in Vorbereitung des Hauptsturmes, ein furchtbares Feuer gegen die Stadt eröffnen ließ. Nun verlangte der Marschall zu capituliren und zog sich in die Citadelle zurück, die sich noch bis zum 7. December hielt. Der Fall von Gent und Brügge schloß dann den Feldzug günstig für die Verbündeten. Sie hatten ihn nicht unter den besten Auspicien begonnen. Von seinem Anfang bis zu seinem Ende hatten sie einen überlegenen Feind zu bekämpfen gehabt. Sie mußten bemerkt Arneth, eine Armee angreifen, die eine sehr feste Stellung bezogen hatte, und eine der stärksten Festungen, vertheidigt von einem der besten französischen Generale, belagern. Sie mußten sich, eine Menge von Hindernissen überwindend, ihre Verbindungen wieder eröffnen, welche durch die Terrainverhältnisse sowohl als die Anstrengungen eines mächtigen Feindes gesperrt waren. Sie begannen alsdann noch schließlich mitten im Winter die Einschließung von zwei Plätzen, deren Besatzungen vereinigt einem starken Heere gleichkamen, und nahmen dem Feinde auch diese Positionen ab. Alles dies wurde erreicht gegen zwei der ausgezeichnetsten französischen Feldherren, gegen Vendome und Berwick.

Das Uebergewicht, welches die Waffen der Verbündeten, wenigstens wo Eugen und Marlborough auf dem Kriegsschauplatz auftraten, seit dem Beginne des spanischen Erbfolgekriegs unwandelbar behaupteten, brachte endlich auch seine Wirkung auf Ludwig XIV. hervor. Er versuchte erst mit den Generalstaaten allein sich zu verständigen, als es ihm aber nicht gelang, diese von der gemeinsamen Sache abtrünnig zu machen, bequemte er sich zu Unterhandlungen mit den Verbündeten, die im Haag stattfanden, und bei denen Eugen selbst den Kaiser von Oesterreich und das Reich vertrat. Der Friede scheiterte bekanntlich an der an Ludwig gestellten Forderung, seine Bedingungen gegen seinen Sohn Philipp selbst mit Waffengewalt durchzusetzen, im Falle derselbe nicht seine Einwilligung geben sollte; die Unterhandlungen hatten sich aber bis in den Juni 1709 hingezogen, sodaß der Feldzug erst sehr spät beginnen konnte. Frankreich bot für denselben seine letzten Kräfte auf. Es machte ungeheure Anstrengungen, um ein Heer von 80,000 Mann auf die Beine zu bringen, und dasselbe mit dem ausreichenden Kriegsmaterial zu versehen. Es war das letzte, das Ludwig XIV. ins Feld stellen konnte. Auch hinsichtlich der

Persönlichkeiten, die er an seine Spitze stellen konnte, blieb ihm keine große Wahl übrig. Die Feldherrngenialität Eugens und Marlboroughs hatte die französischen militärischen Berühmtheiten tüchtig abgenutzt, und keine war vorhanden, die nicht von ihrem Lorbeerkranz einige ansehnliche Reiser verloren hatte. Nur auf zwei seiner Feldherren vertraute der französische König noch einigermaßen, auf den Herzog v. Berwick und auf Villars. Aber der erstere hatte seinen Erwartungen im vorigen Feldzuge nicht ganz entsprochen, und die Wahl fiel daher auf Villars, der noch niemals an der Spitze eines Heeres gestanden hatte. Ungleich einigen anderen französischen Heerführern hatte sich Villars blos durch seine ausgezeichneten militärischen Verdienste zu seiner hohen Stellung emporgeschwungen, denn weder hohe Geburt noch Connexionen am Hofe unterstützten ihn. In Wien war er sehr bekannt, da er mehreren Feldzügen gegen die Türken als Freiwilliger beigewohnt hatte und dann Gesandter in Wien gewesen war, wo er geheime Verbindungen mit dem Fürsten Rakoczy angeknüpft und versucht hatte, ihn zum Aufstande gegen den Kaiser zu bewegen. Sein Charakter war ein seltsames Gemisch von lächerlichen Schwächen und ruhmwürdigen Eigenschaften. Seine glänzende Tapferkeit, die rastlose Thätigkeit, die er an der Spitze eines Heeres entwickelte, die Kühnheit, mit welcher er zu der Ausführung eines beschlossenen Unternehmens vorschritt, machte ihn zu einem tüchtigen, ja ausgezeichneten Feldherrn und erweckte die Bewunderung von Freund und Feind. Zu diesen Heldeneigenschaften paßte aber schlecht die Eitelkeit und die Prahlsucht, die bei ihm alles Maß überstiegen, und wahrhaft räuberischer Eigennutz war ein noch schlimmerer Flecken auf seinem Charakter.

Villars bezog zur Deckung der französischen Grenze eine feste Stellung bei Douay und erwartete hier einen Angriff. Unterdessen täuschte ihn Eugen durch Scheinbewegungen so, daß er einen Theil der Besatzung aus Tournay zog, um sich noch weiter zu verstärken, und nun erschien Eugen plötzlich vor dieser Festung und begann ihre Belagerung, die Villars nicht zu stören wagte. Tournay ergab sich am 30. Juli, die Citadelle am 31. August, und nun wendeten sich die Verbündeten gegen Mons. Um nicht auch diesen Platz, die Hauptstadt des Hennegaus, zu verlieren, entschloß sich der französische Feldherr, in dessen Lager mittlerweile Marschall Boufflers als Rathgeber und Stellvertreter eingetroffen war, zum Angriff. Südlich von Mons, zwischen Quaregny und Quéry, die Straße nach Valenciennes und Maubeuge deckend, erwarteten ihn die Verbündeten, zogen aber, als die Absichten des Feindes klarer wurden, ihr Heer in eine engere Stellung zwischen Sars und dem Wald von Lagnière zusammen. Anfangs machte Villars Miene sie hier anzugreifen, aber schließlich verschanzte er sich doch wieder den Verbündeten gegenüber, das Dorf Malplaquet zu seinem Hauptquartier erwählend. Dichtes Gehölz, der ebengenannte Wald von Lagnière rechts, und der Wald von Taisnière links, deckte seine beiden Flügel, und der Zugang zur Front führte über mehrere, durch Schluchten und Bäche von einander getrennte Lichtungen. Verhaue und Erdwerke vermehrten die bereits von der Natur geschaffenen Hindernisse und ließen einen Angriff als ein Wagniß erscheinen. Dennoch entschlossen sich Eugen und Marlborough dazu, nachdem sie am 9. September eine Recognoscirung vorgenommen hatten, und beeilten sich nun, die noch in Quaregny zurückgebliebenen Truppen Eugens herbeizuziehen. Gegen das Centrum sollte nur demonstrirt werden, der Hauptangriff dagegen auf den beiden Flügeln stattfinden, wo Eugen rechts, Marlborough links befehligte. General Withers sollte mit 19 Bataillonen sich von Tournay kommend gleich auf La Folie wenden, um von dort aus den Feind in die linke Flanke und den Rücken zu nehmen. Am frühesten Morgen des 11. Septembers standen alle Truppentheile in den ihnen angewiesenen Stellungen, des Befehls zum Vorrücken gewärtig. Ein dichter Nebel bedeckte das Schlachtfeld, und erst gegen sieben Uhr zerriß einigermaßen der Schleier. Eine Salve der großen Batterie gab das Zeichen zum Angriff. Der rechte Flügel unter Eugen rückte zuerst vor. Schulenburg mit 40 Bataillonen drang trotz des sumpfigen und von Bächen durchschnittenen Terrains und des aus nächster Nähe eröffneten feindlichen Feuers in den Wald von Sars, ward zurückgeworfen, ging von neuem vor und trieb schließlich den Feind aus dem Gehölz, der sich nun hinter dem Wald von Taisnière aufstellte. Abermals ordnete Eugen seine Bataillone zum Angriff. Noch war der südliche Theil des Waldes in den Händen der Franzosen, und mit Erbitterung und heldenmüthigster Tapferkeit ward von beiden Seiten um dessen Besitz gekämpft. Eugen selbst wurde, obgleich nicht gefährlich, durch einen Streifschuß am Hinterkopf verwundet. Er achtete es nicht, sondern fortwährend hielt er hoch zu Roß, und mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit seine Befehle ertheilend, mitten unter den Kämpfenden. Als seine Umgebung in ihn drang, sich wenigstens verbinden zu lassen, erwiederte er mit fatalistischem Gleichmuth: „Wenn ich bestimmt bin hier zu sterben, was soll der Verband mir nützen? Wenn aber nicht, so ist es Abends Zeit genug dazu," und wieder mischte er sich in das Gewühl der Streitenden.

Der entscheidende Augenblick nahte; es schien Eugen nur noch eines energischen Stoßes gegen den Feind zu bedürfen. Mit allen seinen Truppen brach er aus dem Wald hervor und stürmte gegen die französische Linie. Doch auch Villars hatte den Gang des Gefechtes mit scharfem Auge verfolgt und warf den Anstürmenden 30 noch frische Bataillone entgegen, vor denen die Kaiserlichen in den Wald zurückweichen mußten. Dadurch hatte er jedoch die Mitte mehr als rathsam geschwächt, und die Verbindung mit dem rechten Flügel war so gut wie aufgehoben. Ehe er diesem Uebelstand abhelfen konnte, traf ihn eine Kugel ins Knie, und ohnmächtig wurde er aus dem Gefecht getragen. Eugen erspähte die Blöße und benutzte sie sofort. Er ordnete einen allgemeinen Angriff auf den nun in der Luft stehenden linken Flügel der Franzosen an, und drängte ihn nach hartnäckigem Kampf vollständig aus seiner Stellung.

Auf dem linken Flügel war der Kampf noch nicht entschieden. Zwei Angriffe unter General Lottum mit 22 englischen und preußischen Bataillonen, und unter dem Prinzen von Oranien mit 30 holländischen und deutschen Bataillonen waren bereits an dem überlegenen Geschützfeuer des Feindes gescheitert, als Marlborough 15 Bataillone unter Lord Orkney ge-

gen die französischen Verschanzungen bei Bléron vorgehen ließ. Ihnen folgte General Bülow mit 77 Schwadronen englischer, holländischer, preußischer und hannöverscher Reiterei, der wieder als Reserve 90 Schwadronen unter dem Prinzen von Württemberg dienten, die vom rechten Flügel herübergezogen waren. Lord Orkney erstürmte mit seinen Bataillonen schon im ersten Anlaufe die vorderste Linie, und beschoß von hier aus mit einer schnell herbeigezogenen Batterie die auf der Hochebene von Malplaquet aufgestellte französische Reiterei. Der Prinz von Auvergne folgte ihm mit 30 holländischen Schwadronen, und es entspann sich nun ein Reitergefecht, welches sich fast zu Gunsten der Franzosen gewendet hätte, als Marschall Boufflers seine gesammte Cavallerie in einer Colonne den Verbündeten entgegenwarf. Die gewaltige Masse durchbrach die Reihen, trieb sie gegen die Verschanzungen zurück, und drohte Alles, was ihr gegenüberstand, zu vernichten, als der Prinz von Württemberg mit seinen 90 Schwadronen im donnernden Galopp auf dem Kampfplatz erschien. Der Boden erzitterte unter den Hufen der Pferde, und die französische Cavallerie vermochte nicht dem furchtbaren Anfall der gewaltigen Reitermasse zu widerstehen. Sie wich zurück und war nicht mehr im Stande, das Treffen wiederherzustellen. Noch aber stand der äußerste linke Flügel, wo die Holländer unter dem Prinzen von Oranien den hartnäckigsten Widerstand gefunden und mit außerordentlichem Verluste gekämpft hatten. Mit ihrer letzten Kraft erneuerten jetzt die tapfern Holländer den Angriff, und sahen nun endlich den Feind aus den Verschanzungen von Malplaquet weichen. Um drei Uhr Nachmittags trat Marschall Boufflers den Rückzug an, aber in einer Haltung, welche den Verbündeten keine Hoffnung ließ, durch die Verfolgung die Resultate des Sieges zu vergrößern.

Die Verluste waren furchtbar, und ungewöhnlich viel Generäle und Stabsofficiere waren todt und schwer verwundet. Am meisten hatten die Holländer gelitten. Wo ihre Gardebataillone gestanden hatten, lagen etwa 1200 furchtbar verstümmelte Leichen, meist ihrer Kleider beraubt, wie in Reih' und Glied vor den französischen Verschanzungen Die Körper derjenigen, welche die vordersten gewesen waren, schienen regelmäßig hingelegt zu sein, den Oberleib auf die feindliche Brustwehr gestützt. Hinter ihnen war der Graben so dicht mit Leichen angefüllt, daß kein Zollbreit Erde sichtbar wurde. Selbst im feindlichen Lager fand die Tapferkeit der Verbündeten volle Anerkennung. Ein höherer französischer Officier schrieb bald nach der Schlacht: „Wer vermöchte dem raschen Siegeslaufe dieser beiden Helden Einhalt zu thun, wenn es ein Heer nicht im Stande ist, welches 100,000 Mann der besten Truppen zählt, das zwischen zwei Wäldern stark verschanzt ist und endlich seine Pflicht thut, wie es braven Männern geziemt. Wird man da nicht meiner Ueberzeugung beistimmen, daß sie alle Helden des Alterthums weit übertreffen?"

Malplaquet war die letzte große Schlacht, welche Eugen mit Marlborough gemeinschaftlich schlug, der letzte von den großen Siegen, mit welchen dieses Feldherrnpaar das Uebergewicht Frankreichs auf dem Continente vernichtete. Zwar fiel Mons noch den Verbündeten in die Hände, und im nächsten Feldzug (1710) verschaffte die Einnahme von Douay einen Stützpunkt zu einem Einfall in Frankreich. Aber bereits war die große Coalition im Zerbröckeln begriffen. Die Herrschaft der Whigs in England, seit langem von ihren Gegnern bei der Königin Anna unterwühlt, wurde immer unsicherer, und die der französischen Politik günstig gesinnten Tories gewannen mit jedem Tage mehr die Oberhand. Die Generalstaaten waren des Krieges müde, der ihre Finanzen zerrüttete und ihren Handel beeinträchtigte, ohne ihnen bei weiterer Fortsetzung mehr Resultate zu versprechen, als Ludwig XIV. jetzt schon zu gewähren bereit war. Die Reichsstände endlich fühlten auch kein besonderes Interesse, Menschen und Geld für die habsburgischen Hausinteressen und die Eroberung des spanischen Erbes zu opfern, während am Rheine nicht einmal ein Versuch gemacht wurde, die abhanden gekommenen Reichsländer wenigstens als Pfand für den Frieden in Besitz zu nehmen. Nur Oesterreich selbst, dessen Erblande völlig erschöpft waren, das Ungarn kaum gegen die Insurgenten behaupten konnte, und dessen Streitkräfte an soviel verschiedenen Orten in Anspruch genommen waren, daß es auf allen Kriegsschauplätzen mehr oder weniger von der Unterstützung seiner Verbündeten abhing, dachte nicht an den Frieden, solange König Philipp nur den geringsten Theil der spanischen Monarchie beanspruchte. Wenn Oesterreich bei so mangelhaften Mitteln, den Krieg auf eigene Faust fortzuführen, seine Ansprüche so hoch anspannte, so hätte man meinen sollen, daß es auch kräftig die Forderungen unterstützte, welche die verbündeten Staaten in ihrem besondern Interesse stellten; dies war aber so wenig der Fall, daß es, schon damals bedacht, das katholische Interesse nicht zu beeinträchtigen, nicht einmal England die protestantische Succession garantiren wollte, obgleich die Gefahr, durch eine katholische Dynastie in Abhängigkeit von Frankreich zu gerathen, England erst in Opposition zu diesem Staat gebracht und zum Bündniß mit Oesterreich veranlaßt hatte. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß die Friedensanerbietungen, welche Ludwig XIV. schon seit dem Jahre 1705 wiederholt unter der Hand den Generalstaaten machen ließ, dort mit der Zeit immer mehr Anklang fanden, und im Frühjahr 1709 kam es zu wirklichen Unterhandlungen im Haag, wo Frankreich England die Anerkennung der protestantischen Succession, Holland die von ihm gewünschte Barrière, dem Reiche Straßburg, Oesterreich endlich die ganze spanische Monarchie mit Ausnahme von Neapel und Sicilien zugestand, die König Ludwig für seinen Sohn Philipp beanspruchte. An dieser letztern Bedingung, die Oesterreich durchaus nicht eingehen wollte, scheiterte das Friedenswerk. Ganz ebenso verliefen die Sachen ein Jahr später bei den Verhandlungen in Gertruidenburg, wo König Philipp nur noch Sardinien und Sicilien für sich verlangte. Die österreichischen Staatsmänner scheinen immer noch in dem Wahne geschwebt zu haben, daß halb Europa blos aus Ehrfurcht für das Haus Habsburg zu den Waffen gegriffen habe, und selbst der so scharf blickende Eugen konnte sich über die wahre politische Lage so täuschen, daß er über den Abbruch der Friedensverhandlungen in Gertruidenburg frohlockte, obgleich der alles entscheidende Umschwung in England schon im Gange war.

Mußte die nackte Selbstsucht, mit der Oesterreich blos für sich zu gewinnen strebte, ihm seine Verbündeten mehr und mehr entfremden, so gestaltete der plötzliche Tod Josephs I., der am 17. April 1711 an den Blattern starb, das Verhältniß noch viel ungünstiger. Hatte man ein zu großes Uebergewicht Frankreichs gefürchtet, wenn die Krone Spaniens auf das Haupt eines französischen Prinzen gesetzt würde, so war jetzt die Gefahr vor einem Uebergewicht des Hauses Habsburg viel größer, wo König Karl die Aussicht hatte, Spanien und Oesterreich in einer Hand zu vereinigen, und dazu noch die deutsche Kaiserkrone zu erlangen. Englischer Seits erklärte Lord Peterborough am Wiener Hofe unumwunden, „keiner der Verbündeten werde es zugeben können, daß König Karl mit der Kaiserkrone und dem Besitz der deutschen Erbländer des Hauses Oesterreichs denjenigen der ganzen spanischen Monarchie vereinige. Die ungeheure Ausdehnung dieser Länder würde es unmöglich machen, sie gut zu regieren. Weil man aber Spanien und Indien nicht in den Händen des Hauses Bourbon lassen könne, so wäre kein besserer Ausweg zu finden, als eine der Erzherzoginnen mit dem ältesten Sohne des Herzogs von Savoyen zu vermählen und diesem Spanien und Indien, dem Hause Oesterreich aber Mailand, Neapel und Sicilien zuzuwenden." Das englische Cabinet handelte auch ganz nach den von Lord Peterborough ausgesprochenen Ansichten, obgleich noch nicht offen. Die Whigs waren bereits nicht mehr am Ruder; auf die Entlassung Lord Sunderlands war als eine Antwort auf eine unüberlegte Verwendung Oesterreichs für die herrschende Partei die Entlassung des Lord-Schatzmeisters Godolphin gefolgt, und in Harley und St. John ein reines Toryministerium ans Ruder gelangt. Alsbald kamen geheime Verhandlungen zwischen England und Frankreich in Gang, und eine Verständigung kam um so leichter zu Stande, als der Feind Frankreich das gewährte, was der Verbündete Oesterreich verweigerte: die Anerkennung der protestantischen Succession. Diese Bedingung und die Anerkennung des Grundsatzes, daß die Kronen von Frankreich und Spanien niemals auf demselben Haupte vereinigt werden sollten, bildete die Grundlage der Präliminarien, welche die Königin Anna zu unterzeichnen bereits Willens war. Die Anerkennung Philipps als König von Spanien war damit stillschweigend ausgesprochen, und der Abfall von der Allianz mit Oesterreich vollzogen.

Der Vertreter Oesterreichs am Hofe von St. James war damals Graf Gallas, der seine unter den obwaltenden Verhältnissen ohnedies schwierige Stellung noch dadurch verschlimmerte, daß er mehr, als es dem Vertreter einer auswärtigen Macht geziemt, an dem englischen Parteileben Antheil nahm und sich entschieden auf die Seite der Whigs stellte. Auch nach ihrem Sturz zeigte er sich als ihr standhafter Freund, und die Depeschen, welche er jetzt nach Hause schickte, waren mit so großer Rücksichtslosigkeit gegen den Hof von St. James, gegen die Person der Königin selbst, und gegen die neuen Minister abgefaßt, daß, wenn sie bekannt wurden, diejenigen, von denen sie handelten, dadurch aufs tiefste verletzt werden mußten. Von der Leibesbeschaffenheit der Königin schrieb er in einer Weise, welche eine Frau niemals verzeiht. Von den Ministern aber sprach er mit Geringschätzung und Verachtung und schilderte sie als tückische und arglistige Menschen, die jeder Schlechtigkeit fähig wären. Ein bestochener Secretär brachte Abschriften mehrerer dieser Depeschen in die Hände der englischen Minister, welche die Königin bewogen, den Befehl zu ertheilen, den Grafen Gallas nicht mehr bei Hofe zuzulassen. Begleitet jedoch war dieser Schritt von der Versicherung fortdauernder freundschaftlicher Gesinnung gegen den Kaiserhof, und der Bereitwilligkeit zur Annahme jedweder Mittheilung durch denjenigen, welchen der Kaiser dazu bestimmen würde. Die wirkliche Gesinnung der Königin Anna gegen Oesterreich konnte damit nicht verhehlt werden, und um dem drohenden Bruche vorzubeugen, beeilte sich Karl, keinen Geringeren als den Prinzen Eugen selbst nach England zu schicken.

Ehe Eugen noch London erreichte, hatte das englische Cabinet auch die Generalstaaten für seine Ansichten gewonnen, und schon war Utrecht als Congreßort, und der 12. Januar 1712 als der Tag bestimmt, wo die Friedensverhandlungen beginnen sollten. Kaum gelang es Eugen während seiner Anwesenheit im Haag, es durch Einwirkung auf die holländischen Bevollmächtigten durchzusetzen, daß während der Verhandlungen wenigstens keine Waffenruhe eintrat. Weit ungünstiger fand er das Terrain in England. Hof und Ministerium sahen ihn nicht einmal gern kommen, und suchten ihn sogar durch die Vorspiegelung, bei der in England durch alle Stände herrschenden Sehnsucht nach dem Frieden könnte der Pöbel ihn schlecht empfangen, vielleicht gar insultiren, von der Reise abzuhalten. Eugen reiste aber doch, und sah sich vom Volke ganz anders empfangen, als man ihm vorgeredet hatte, denn schon bei der Nachricht von seiner Ankunft hatte sich eine ungeheure Menschenmenge versammelt, um den berühmten Kriegshelden zu sehen, und die Begeisterung des Volkes äußerte sich auch später so lebhaft daß sie dem Prinzen fast lästig wurde. Anders war der Empfang bei dem Ministerium. Die Tories hatten mittlerweile ihren Sieg dadurch vollständig gemacht, daß Marlborough, der Feldherr der Coalition, der Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt, aller seiner Aemter enthoben worden war und in dem Herzoge von Ormond, einem Anhänger des Hauses Stuart, einen Nachfolger erhalten hatte. Kein Whig besaß nun mehr eine Stelle von Einfluß, und St. John und Harley, ersterer als Staatssecretär, letzterer als Großschatzmeister, herrschten unumschränkt. St. John, bekannter unter seinem spätern Titel Lord Bolingbroke, war früher ein Anhänger Lord Marlboroughs gewesen, hatte sich aber, als sich die Aussichten für die Stuarts wieder günstiger gestalteten, auf die Seite der Tories geschlagen, und unermüdlich an dem Sturz seines frühern Gönners gearbeitet. Obschon erst dreiunddreißig Jahre alt, erfüllte doch der Ruhm seiner außerordentlichen Talente schon die Welt. Er war ein Mann von den glänzendsten Gaben, der größte Redner, den England vielleicht je gehabt hat, von tiefem Wissen, von großem Reichthum der Gedanken, unermüdlicher Thätigkeit, großer Energie und brennendem Ehrgeiz. Aber es fehlte ihm jeder sittliche Halt. Er war ein Gottesleugner und Religionsspötter, und setzte seinen Stolz darein, in rohester Ausschweifung jeder Art alle

Anderen zu überbieten, und nichts reizte mehr seinen Ehrgeiz, als ein moderner Alcibiades zu heißen, ein Mann der sinnlichen Lust zugleich wie ein Mann des ernsten Geschäftes. Er rechnete es sich zum Ruhme an, mitten in einer wüsten Orgie zur Feder zu greifen, und in meisterhafter Weise eine Depesche zu schreiben, von der vielleicht die Geschicke seines Vaterlandes abhingen. Genial aber charakterlos, keiner Partei treu, nicht einmal seinem Vaterlande, mußte er das Ministerportefeuille niederlegen, um mit der Anklage des Hochverraths belastet ins Ausland zu fliehen, war als Minister des Prätendenten selbst dessen Anhängern verdächtig, machte wieder seinen Frieden mit der englischen Regierung und starb zurückgezogen von aller Politik. Von ganz anderem Gepräge war Harley, Graf von Oxford, „in nichts groß als in der niedrigen Kunst, durch jedes, auch das verwerflichste Mittel Anhänger um sich zu sammeln und unter seinen Gegnern Zwietracht zu säen. Durch Intriguen an die Spitze der Gewalt angekommen, bewies er der Welt bald, daß der schlaue Parteiführer nur ein kläglicher Minister war. Fast komisch waren die Mittel, zu welchen er seine Zuflucht nahm, um seine Hülflosigkeit zu verdecken. Eins der häufigst gebrauchten war, in so verworrener Weise zu sprechen, daß Niemand den Sinn seiner Rede zu entziffern vermochte. Im Verkehr mit Eugen kam ihm noch zu statten, was jeder andere als ein Hinderniß beklagt haben würde, daß er schlecht französisch sprach und hinterher immer behauptete, er habe sich anders ausdrücken wollen, als er es wirklich gethan hatte."

Mit solchen Leuten hatte Eugen zu verhandeln, denn die Königin empfing ihn kalt, fast ungnädig, und verwies ihn an die Minister, und es läßt sich unschwer erklären, wie bei der vorherrschenden politischen Stimmung solchen Persönlichkeiten gegenüber nichts zu erreichen war. Eugen kam bald zu der Ueberzeugung, daß die Minister bereits mit Frankreich über den Frieden einig seien; alle seine Bemühungen, sie zu neuen Anstrengungen behufs der Eroberung Spaniens für den Kaiser zu bewegen, blieben umsonst, und auf seine vielen Denkschriften erhielt er als letzte Antwort eine Aufforderung, man möge von den bisherigen Versuchen ablassen, die Königin zu Leistungen zu bewegen, zu welchen weder ihr Wille, noch ihre Kräfte mehr ausreichten. Nun konnte sich Eugen nur noch zur Abreise fertig machen, die auch sehr bald erfolgte.

Er eilte auf den Kriegsschauplatz, wo, da während der Unterhandlungen in Utrecht die Waffen nicht ruhten, er durch neue Siege der Politik eine günstigere Wendung für seinen Kaiser zu geben hoffte. Die Generalstaaten schenkten seinen Plänen geneigtes Gehör, ebenso der Herzog von Ormond, der neue Befehlshaber der britischen Truppen. Als er aber wirklich zum Angriff vorschreiten wollte, erklärte der letztere, daß er an einer offensiven Bewegung theilzunehmen nicht ermächtigt sei. Die Franzosen wußten sogar schon vier Tage früher, daß den englischen Truppen die Fortsetzung der Feindseligkeiten gegen das französische Heer untersagt sei. So war das Kriegsbündniß zwischen England und Oesterreich thatsächlich gelöst, und Eugen war auf seine eigenen Kräfte und die der Generalstaaten angewiesen. Doch erklärten sich auch schließlich, als der Abfall Englands von der allgemeinen Sache offenkundig wurde, die im britischen Solde stehenden preußischen, sächsischen, hessischen, hannöverschen und dänischen Truppen bereit, unter Eugens Befehlen zu dienen, und ihre Regierungen billigten diesen Schritt. So konnte er denn noch Quesnoy den Franzosen abnehmen, ehe die beiden Heere, die solange neben einander ruhmvoll gefochten, das englische und das kaiserliche, sich am 17. Juli für immer von einander trennten. Dennoch war dem Kriege seine Kraft genommen, zumal seitdem die Truppen der Generalstaaten unter Albemarle bei Denain geschlagen worden waren, und immer entschiedener neigte sich die Republik Holland dem Frieden zu. Gleiches war mit den deutschen Verbündeten der Fall, die mit Recht müde wurden, mit dem Blute ihrer Unterthanen eine größere Hausmacht einem Herrscher zu erobern, der für sich selbst keine Truppen und für seine Verbündeten kein Geld hatte. So wurde am 11. April 1713 zwischen England und Frankreich der Friede in Utrecht geschlossen, dem Preußen, Holland, Savoyen und Portugal beitraten. Nur vom Reiche unterstützt, setzte Oesterreich den Krieg noch mit einem Feldzug fort, in welchem es Landau und Freiburg verlor, und schloß dann nach langen Verhandlungen am 7. März 1714 den Frieden von Rastatt, welcher dem letzten Verbündeten des Kaisers, dem Reiche, Landau kostete, dem Kaiser von der spanischen Erbschaft aber wenigstens die ehemaligen spanischen Niederlande, Mailand und Neapel, dann Sardinien und die Häfen und Plätze an der toskanischen Küste verschaffte.

Der zweite Band der Lebensgeschichte des Prinzen Eugen schließt noch nicht mit diesem wichtigen Wendepunkte der österreichischen Geschichte, sondern behandelt noch vier weitere Jahre, in welche der siegreiche Feldzug gegen die Türken und die Eroberung Belgrads fällt. Uns gebricht es jedoch an Platz, Herrn Arneth noch weiter zu begleiten, und wir schließen daher mit einigen Worten über den Standpunkt, aus dem der Verfasser die damaligen Weltbegebenheiten auffaßt. Er weicht sehr wesentlich von dem bisher üblichen ab, namentlich in der Partie, welche den spanischen Erbfolgekrieg behandelt, wo die Neigung vorherrscht, überall Treubruch gegen Oesterreich und beziehentlich Verrath am deutschen Vaterlande zu sehen, so wie einer der Verbündeten des Kaiserhauses Miene macht, das Schwert in die Scheide zu stecken, bevor Spanien wieder vollständig im habsburgischen Besitz ist. Aber selbst bei nochmaligem Durchlesen der Acten, wie sie Herr Arneth selbst beibringt, können wir zu keiner anderen als der früher allgemein recipirten Meinung kommen, daß Oesterreich sich in seiner Politik nicht minder selbstsüchtig zeigte, als seine Verbündeten, und daß es falsch rechnete, wenn es durch die Großmuth derselben zu erlangen hoffte, was es durch eigene Kraft nicht erobern konnte. Nicht aus Liebe für das Haus Habsburg, sondern aus Furcht vor der Uebermacht Frankreichs wollten England, die Generalstaaten, Savoyen und die verschiedenen mitkämpfenden deutschen Reichsstände die spanische Erbschaft nicht an Ludwigs XIV. Enkel fallen lassen, und wenn, um dies zu verhindern, halb Europa zu den Waffen griff, so war es für Oesterreich nicht blos eine Pflicht der Dankbarkeit, sondern auch ein Gebot der Politik, etwas für die besonderen Inter-

essen, welche jeden einzelnen der Verbündeten in den Kampf führten, zu thun. Dies war aber keineswegs der Fall. England wollte Oesterreich nicht einmal die protestantische Succession, eine Lebensfrage für diesen Staat, garantiren, und so wenig treu war es diesem seinem stärksten Verbündeten, daß bereits 1710 sehnsüchtige Stimmen, und keine geringere als die des Prinzen Eugen, nach einem Bündniß mit Frankreich „zum Schutz und zur Förderung des protestantischen Glaubensbekenntnisses", wenn es nur seine Eroberungspolitik fallen lassen wollte, laut wurden. Bei einer solchen Denkungsart kann man auch von der andern Seite keine unverbrüchliche Treue erwarten, so wie die Interessen auseinander zu gehen anfangen. Auch die Saumseligkeit der Reichsstände in der Hülfsleistung ist, wenn nicht zu entschuldigen, so doch zu erklären. Ihnen war es nächster und natürlichster Zweck, daß dem Reiche die abhanden gekommenen Provinzen wieder zugebracht würden. Aber während des ganzen langen Krieges geschah von Oesterreich, das die unbestrittene Oberleitung der Operationen hatte, kein einziger Schritt, um die verlorenen Provinzen bis zum Frieden vorläufig in Pfand zu nehmen. Deutsche Truppen kämpften in Italien und den Niederlanden, Preußen sollten sogar nach Spanien gezogen werden, um dort wie früher in Ungarn die Besitzungen des Hauses Habsburg zu vergrößern, aber am Rhein, auf dessen anderem Ufer die entfremdeten Provinzen lagen, standen die kaiserlichen Truppen Gewehr in Arm. Einmal allerdings warf sich die ganze Armee der Coalition nach dem Reichslande — als die Grenzen des Erzherzogthums Oesterreich vom Feinde bedroht waren! Wenn aber das Oberhaupt des Reichs, der Kaiser mit seiner gewaltigen Hausmacht, nicht mehr Eifer für die Aufrechterhaltung der Integrität des Reichsgebiets zeigte, wo sollte er dann herkommen bei den geld- und menschenarmen Staaten, die seine Glieder waren? t.

Bilder aus Griechenland.

Die Insel Patmos.

Wenn man von Süden der Insel Patmos sich nähert, sieht man schon von Weitem über den Häusern der hochgelegenen Stadt das weitberühmte Kloster, das nach seiner Lage und seiner Bauart ganz einer Akropolis (Felsenburg) gleicht. Um dasselbe herum, zum Schutz gegen Ueberfälle der Seeräuber, hat sich die Stadt selbst gelagert. Dem Boden sieht man eine besondere Cultur nicht an; eine solche hat der angestrengteste Fleiß der Bewohner nur in einigen Thälern hervorzubringen vermocht, und nur wenige Gärten und Weinpflanzungen, spärliche Getreidefelder und hin und wieder umherstehende Oelbäume unterbrechen die Oede der vulcanisch gebildeten Insel. Steht man nun auf dem platten Dache des Klosters, also auf dem höchsten Puncte der Insel, so hat man nach allen Seiten hin einen weiten Horizont, einen herrlichen, reichen Anblick vor sich. Ueberall liegen die Inseln des Archipels verstreut, darunter im Norden Samos und Nikaria, im Westen Naxos, und man übersieht die Küsten von Kleinasien. Am nächsten liegen zwei kahle schwarze Felsen, an die die Volksphantasie einer spätern Zeit seltsame, aber sinnige Sagen aus fernen Jahrhunderten knüpft. Der eine Fels, den das Volk die versteinerte Jungfrau nennt, soll durch eine Verwandlung entstanden sein, welche der Fluch der Mutter über eine ungehorsame Tochter herbeiführte, die gegen das Verbot der Mutter an einem Festtage hinabgegangen war zum Meere, um da einen Fisch zu fangen; der andere Fels soll ein Erinnerungszeichen an den Dämon (Teufel) sein, dem das Volk der Insel, ehe der Evangelist Johannes dieselbe betrat, göttliche Verehrung bezeigte, weil er mancherlei Wunder verrichtet und selbst Todte erweckt habe. Nun habe er vor dem Apostel selbst ein solches Wunder thun wollen, dieser aber habe ihn in ein Todtes verwandelt und zu dieser schwarzen Felsenmasse versteinert. An Johannes und an dessen Exil auf der Insel erinnert hier so manche Sage, die an einzelne Puncte der Insel sich knüpft; diese sind geheiligt durch die Erinnerungen an Johannes. Ihm gehört gleichsam die Insel, sie ist sein Heiligthum; von ihm und von seiner Wunderthätigkeit haben sich unter den Einwohnern viele Legenden erhalten, und Patmos selbst ist die Insel der Offenbarung, wo der Seher war „im Geiste an dem Tage des Herrn." Die dortige Schule und das Kloster führt den Namen des Johannes, und man zeigt noch die Grotte, wo er während seiner Verbannung nach Patmos gewohnt und das Buch der Offenbarung verfaßt haben soll, und die darnach die Grotte der Apokalypse heißt. Sie ist in eine Kirche verbaut, aber der obere Theil ist vom untern losgerissen, und die Volkssage berichtet, daß der Fels in dem nämlichen Augenblicke zersprungen sei, wo Johannes die göttliche Offenbarung empfangen habe. Gegenwärtig erfreuet sich Patmos, das noch zur Türkei gehört, des politischen Vorzugs vor den benachbarten griechischen Inseln, daß es keinen türkischen Gouverneur bei sich sieht und nur von Griechen bewohnt wird, die sich durch eine aus ihrer Mitte erwählte Obrigkeit regieren. Zu den Eigenthümlichkeiten des Lebens und der Sitten auf der Insel Patmos gehört es, daß man dort so viele vereinsamte Frauen antrifft. Zum Theil erliegen die Männer frühzeitig den Gefahren des Seelebens; allein es hat auch noch einen andern Grund. Die Mädchen und Frauen von Patmos haben nämlich eine solche Anhänglichkeit an ihre Insel, daß sie sich häufig verheirathen, ohne dem Gatten in die Fremde zu folgen. Dies kann um so leichter geschehen, da die Töchter regelmäßig anstatt der Söhne den elterlichen Haushalt erben, wie ähnliche Vorrechte der Töchter zum Nachtheile der Söhne auch anderswo unter den Griechen nach Gewohnheit und Recht stattfinden. Manche Ehemänner in Patmos haben auswärts eine Anstellung und machen jährlich nur einen oder einige Besuche bei ihren Familien in Patmos. Dabei herrscht jedoch in denselben die strengste Zucht und Ehrbarkeit und zugleich eine zärtliche Innigkeit. Nach dem Tode des Gatten einen zweiten zu heirathen, ist auch in Patmos und unter den Patmiern ganz gegen Sitte und Gewohnheit; die Wittwe trauert um den Verstorbenen bis an ihren Tod. So ist dort auch die Trauer um die Eltern auf drei Jahre ausgedehnt, und nur um eines freudigen Familienereignisses willen, wie z. B. einer Verheirathung, kann diese Zeit abgekürzt werden. Die Tracht der Frauen auf Patmos hat auch manches Besondere, und namentlich haben Reisende vor zehn und zwanzig Jahren von ihrem Kopfputze bemerkt, daß die Haube, welche die Frauen von Patmos trugen, wie eine Grenadiermütze aussah, das Gewicht einer solchen und die Gestalt eines Hornes hatte, auch zum Theil mit Haaren durchflochten war. Indeß ist die Sitte der Frauen auf Patmos, einen cylinderähnlichen, mit Silberfäden gestickten Kopfaufsatz zu tragen, der aus einem mit farbigen Tüchern gebildeten Gerüste bestand, in der neuesten Zeit fast ganz abgekommen,

und nur die älteren Frauen haben sie noch beibehalten. Die Töchter der vornehmern Familien pflegen sich in silberbesetzte Stoffe zu kleiden und mit Armbändern und reich verziertem Halsgeschmeide zu schmücken. Ihr Haar binden sie natürlich in Flechten und in Locken, die sie entweder in der Gestalt einer Pyramide tragen, oder als Kranz um den Kopf legen, und bisweilen durchziehen sie auch dieselben in einer äußerst geschmackvollen Weise mit seidenen Schnüren. Die Frauen und Mädchen auf Patmos sind nach der Schilderung eines der neuesten Reisenden im Allgemeinen hübsch zu nennen, und sie gewinnen dadurch nur, daß sie seit einiger Zeit angefangen haben, ihrer alten Landestracht die smyrniotische Kleidung vorzuziehen. Bei den jüngeren Frauen fällt die Frische ihrer Gesichtsfarbe angenehm auf, und der Ausdruck ihrer Physiognomien hat etwas ungemein Sanftes. Allerdings haben sie nicht die zarten Umrisse, die der Fremde an den griechischen Frauen Smyrna's bewundert; dagegen athmen ihre Gesichtszüge eine natürliche Bescheidenheit und ein züchtiges, zurückhaltendes Wesen, das wahrhaft entzückt. Auch rühmen Reisende die musterhafte Reinlichkeit und Ordnung in den Häusern der Patmier.

Die Insel Patmos mit allen jenen durch die Erinnerung an Johannes geheiligten Oertlichkeiten ist noch immer für Viele, sowohl für Katholiken als für orientalische Christen, das Ziel begeisterter Wallfahrten. Andere, die kein religiöses Interesse hinführt, kommen besonders, um die Klosterbibliothek zu durchsuchen und nach Bücherschätzen und Handschriften zu forschen. Von dem Hafen La Scala auf Patmos, der einer der besten und sichersten im Archipelagus ist, führt eine Art Chaussee nach den Höhen des Berges des heil. Johannes. Auf der Mitte des Abhanges auf einem Felsenvorsprunge und oberhalb der Grotte der Apokalypse, liegen die Gebäude der hellenischen Schule. Diese Schule war bereits zu Anfange des 18. Jahrhunderts vom Kloster selbst aus gegründet worden, und sie genoß damals längere Zeit hindurch in der ganzen Türkei den Ruf einer ausgezeichneten Unterrichtsanstalt. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zählte sie über zweihundert Schüler, die von den benachbarten Inseln, sowie von dem griechischen Festlande und selbst aus den Donaufürstenthümern waren. Vorzüglich ward dort die altgriechische Sprache mit großer Ausführlichkeit und Genauigkeit gelehrt, und gerade in dieser Hinsicht versorgte die Schule in Patmos andere griechische Unterrichtsanstalten mit Lehrern. In neuester Zeit hat jene Schule von ihrem frühern Ansehn viel verloren, und sie zählte vor einigen Jahren kaum noch vierzig Schüler, die die Anfangsgründe des Altgriechischen, sowie etwas Geographie und Geschichte lernten. Das Kloster des heil. Johannes scheint auf der Stelle zu liegen, wo im Alterthume ein Tempel der Artemis stand. Es ward im elften Jahrhundert vom heil. Christodulos gegründet, dessen Leichnam dort noch aufbewahrt wird. In weitläufigen Gebäuden enthält dasselbe, außer der ansehnlichen, mit alten jonischen und mit byzantinischen Säulen geschmückten Klosterkirche und einer kleinen Kapelle, mehrere Höfe mit den Wohnungen der Mönche, Betsälen u. s. w., auch zwei Bibliotheksäle, in denen seit einiger Zeit die im Kloster aufbewahrten Handschriften und gedruckten Bücher in einer gewissen Ordnung aufgestellt sind. Die Gesammtzahl der Handschriften beläuft sich auf mehr als zweihundert, und darunter sind manche von bedeutendem Alter, nämlich aus der Zeit des elften bis zum vierzehnten Jahrhunderte, zwei sogar tragen die Schriftzüge des neunten Jahrhunderts an sich, und sie sind für die Litteratur der Kirchenväter von nicht geringer Wichtigkeit.

Die Zahl der Bewohner der Insel beträgt gegen 4 bis 5000, und darunter sind 3 bis 400 Seeleute; im Jahre 1841 besaßen sie, außer den kleineren Fahrzeugen, zwölf Briggs und Goeletten. Die Stadt Patmos liegt um das Kloster herum und ward zunächst durch Flüchtlinge aus Constantinopel und Creta im fünfzehnten und siebenzehnten Jahrhundert gegründet, die vor den Türken geflohen waren und sich nach Patmos gewendet hatten. Die Straßen der Stadt sind enge und krumm und schlecht gepflastert; aber im Ganzen herrscht in Patmos mehr Wohlstand und Bildung, als auf den umherliegenden Inseln, was theils mit dem Kloster und seiner Schule zusammenhängt, theils eine Folge des Handels ist, den die Insel schon früher trieb. Die jährlichen Einkünfte der Insel belaufen sich ungefähr auf 600,000 Piaster. Ein Theil ihrer Einnahme wird durch die Ausfuhr von Ziegeln und irdenen Kochgeschirren gewonnen, die die Patmier aus einer auf der Insel vorhandenen röthlichen Thonart in vorzüglicher Güte verfertigen, und welche nach Smyrna, Rhodos und Alexandrien in großer Menge versendet werden; auch besteht ein Erwerbszweig der Einwohner in der Verfertigung baumwollener Strümpfe und Mützen, womit die dortigen Frauen aller Stände sich beschäftigen, und welche besonders durch Feinheit und Festigkeit sich auszeichnen. Ein Hauptgewerbe der Schiffe von Patmos besteht in der Zufuhr von Getreide aus den Häfen des schwarzen Meeres, das dann wieder zum Theil in andere Gegenden ausgeführt und dort verkauft wird.

In frühern Jahrhunderten war Patmos reich an großen schattigen Waldungen, allein schon seit langer Zeit ist die Insel derselben beraubt, und ein französischer Reisender, welcher im Jahre 1853 dort war, erklärt, daß ein Baum daselbst eine Art Seltenheit sei. Derselbe hat sich die Mühe genommen und sogar die Bäume gezählt, aber er hat nur etwa dreißig Maulbeerbäume, zwanzig hier und dort zerstreut wachsende Cypressen, sieben bis acht Johannisbrodbäume, drei schöne Korkeichen, zwei oder drei Fichten, mehrere Orangen- und Citronen- und einige dünne Oelbäume zusammengebracht. Alles Uebrige war nur niedriges Strauchwerk, das im Sommer nicht den geringsten Schatten zu gewähren vermochte. Dieses Verschwinden der Wälder hat auch auf der Insel Patmos fast durchgehends das Austrocknen der Bäche und der Gebirgswässer zur Folge gehabt. Die felsigen Küsten der Insel sind gleichwohl an vielen Puncten zugänglich, und sie gewähren den Fahrzeugen einen natürlichen Schutz gegen die Stürme. In jener Beschaffenheit der Küsten liegt auch der Grund, warum die Insel so häufig von Seeräubern heimgesucht worden ist, und eben deshalb hielten es die Einwohner zu ihrer Sicherheit für nöthig, in die Nähe des Klosters sich zurückzuziehen. Erst vor wenigen Jahren haben es hundert und vierzig Familien gewagt, nach La Scala herabzukommen und in der Nähe des Hafens sich anzusiedeln. Diese Hafenstadt bildet mit der um das Kloster angebauten eigentlichen Hauptstadt Patmos die beiden einzigen bewohnten Ortschaften der Insel. Außerdem gewähren die Wanderungen über die Höhen und durch die Thäler derselben manchen Genuß. Allerwärts findet man kleine Kirchen und Kapellen, welche durch die fromme Sage besondre Bedeutung gewinnen; die Gärten und Weinpflanzungen oben bei der Stadt, noch mehr aber in den Schluchten des Gebirges, entschädigen in gewisser Hinsicht für den Mangel an schattigen Bäumen, und die Aussichten nach allen Seiten über das Meer und seine Inselgruppen erfüllen den Fremden mit freudiger Bewunderung, und wohl mag man in diesen Gefühlen gerade hier mit besonderer Innigkeit der Worte der Offenbarung (Cap. 4. V. 11.) sich erinnern: „Ja, Herr, du bist würdig zu nehmen Preis und Ehre und Kraft; denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen haben sie das Wesen und sind geschaffen."

Männer der Zeit.

Christoph Schlosser.

Der Altmeister unter den deutschen Geschichtschreibern von heute ist von Geburt ein Mann der Nordseeküste. Am 17. Nov. 1776 zu Jever an der äußersten Spitze von Oldenburg, zwei Stunden von der Nordsee, geboren, wuchs Schlosser als das jüngste Kind unter zwölf Geschwistern und der jüngste von zehn Brüdern in wenig erfreulichen häuslichen Verhältnissen auf. Sein Vater, ein Advocat, starb bald, und den Knaben Friedrich Christoph nahm eine auf dem Lande lebende ältere Verwandte zu sich. Sein früh erwachter Wissensdrang nährte sich damals in der Bibliothek des Dorfschulmeisters, namentlich an Reisebeschreibungen und geographischen Werken. Mehrere Jahre darauf war der junge Mann Gymnasiast in seiner Vaterstadt, und 1793 ging er auf die Universität nach Göttingen, um sich der Theologie zu widmen. Doch mit gleicher Liebe umfaßte er auch Geschichte, Physik und Mathematik, die schöne Litteratur der Spanier, Italiener und Engländer, und für Philosophie machte ihn sein Freund Köppen empfänglich. In neue und ihm bis dahin noch gar nicht vertraute Verhältnisse trat der an ein zurückgezogenes und knappes Leben gewöhnte junge Gelehrte als Hofmeister bei den Kindern des Grafen Bentinck in Varel; doch blieb ihm auch im engsten Verkehr mit dieser edlen Familie noch immer Zeit, die verschiedenen philosophischen Systeme, vornehmlich die von Plato und Kant, weiter zu durchforschen. 1798 übernahm er das Vicariat für einen Landpastor; als er aber nach sechs Monaten noch keine feste Stelle erhielt, entschloß er sich wieder Hauslehrer zu werden und lebte nun als solcher zuerst in Othmarschen bei Altona und seit 1800 in Frankfurt a. M. Um diese Zeit begann er sich specieller mit Aristoteles zu beschäftigen und debutirte mit seinen zwei ersten auf kirchengeschichtlichem Gebiete sich haltenden Schriften „Abälard und Dulcin" (1807) und das „Leben Beza's und des Peter Martyr Vermili" (1809). 1808 erhielt Schlosser einen Ruf als Conrector an die Schule zu Jever, eine Stelle, die er bereits im folgenden Jahre niederlegte, weil sie ihm nicht die gehörige Muße zu seinen historischen Studien ließ, welche von nun an bei ihm immer mehr in den Vordergrund traten. So ging er denn nach Frankfurt zurück, wo er nur einige Lehrstunden am Gymnasium übernahm und seine „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs" vollendete (1812). Wohl hauptsächlich eine Anerkennung der Verdienste dieses Werkes sollte es sein, als ihm der Fürst-Primas, damaliger Großherzog von Frankfurt, eine Professur an dem neuerrichteten Lyceum übertrug; als dieses aber schon 1814 einging, wurde er einstweilen mit der Stelle des Stadtbibliothekars entschädigt, bis er 1817 einer Berufung als Professor der Geschichte nach Heidelberg folgte, wo er im Greisenalter noch thätig ist. 1822 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Paris; 1824 erhielt er den Titel eines Hofraths; später wurde er zum Geheimenrath ernannt.

Von seinen Schriften nennen wir außer den schon erwähnten noch die „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung" (9 Bde. 1817—24), sowie die berühmte „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (2 Bde. 1823, bis jetzt in 4 Auflagen erschienen), ferner die „Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur" (3 Bde. 1826—34), und endlich die Schrift „Zur Beurtheilung Napoleons und seiner neuesten Tadler und Lobredner" (1832—35). Thätigen Antheil nahm Schlosser auch an den Heidelberger Jahrbüchern; mit Bercht gab er das „Archiv für Geschichte und Litteratur" heraus (5 Bde. 1830—35). Und noch vor einigen Jahren fühlte sich der beinahe 80jährige Veteran geistig frisch und rüstig genug, um mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit von dem Gebiete der allgemeinen Historie aufs Bereich der italienischen Poesie überzuschweifen; 1856 nämlich erschienen seine „Studien über Dante."

War aber die Mehrzahl dieser Werke offenbar von einem Gelehrten für die Gelehrten geschrieben, so schuf Schlosser doch auch ein Nationalwerk, welches für alle Classen der Gesellschaft berechnet ist, seine körnige, kraft- und markvolle „Weltgeschichte für das deutsche Volk", die ihren Namen mit Recht trägt und wirklich Eingang gefunden hat in Schule und Haus unserer Nation. Vierzehn Bände sind von derselben in den Jahren 1844 bis 1853 erschienen, und ihre früheren Theile wurden zwar nur aus Schlossers Schriften von G. L. Kriegk, die spätern Theile aber von ihm selber ausgearbeitet.

Man darf Schlosser nachrühmen, daß er ein so wissenschaftlich durchgebildeter und vielfältig belesener Historiker ist als irgend Einer, ob er schon in seinen Schriften nicht zuerst und vor allem darauf ausgeht, von seiner Gelehrsamkeit, seiner gediegenen Quellenforschung &c. den Beweis zu führen. Augenscheinlich lag es mehr in seiner Absicht, auf das deutsche Volk im Großen und Ganzen zu wirken, es in seinen Begriffen und Kenntnissen von der Geschichte zu fördern und seinen Werken selber eine volksthümliche Macht zu geben, sowohl durch den von gelehrten Phrasen und künstlichen Redefiguren freien, allgemein verständlichen Styl, als auch durch die in ihnen niedergelegte Gesinnung. Er war einer der Ersten von den jüngeren Historikern, die ein derartiges Streben offenbarten, und ist jetzt wohl schon der Aelteste unter denen, die die liberale Schule der Geschichtschreibung bilden. Selbst Raumer, Welcker, Dahlmann sind alle noch jung gegen Schlosser. Der Liberalismus seiner Ansichten ist es eben auch, der seine Werke dem Verständnisse und dem Gefühle des Volkes nahebringt, aber nicht minder die rationelle, oder wenn dies zu vornehm klingt, die schlichte, einfach vernünftige Denkweise, die sich in seinen Schriften mit der ungeschminkten Ehrlichkeit des Mannes aus dem Volke, oft mit der Kernkraft weiland Luthers an den Tag stellt. Schlossers Begriffe von Gut und Schlecht in der Moral und in der Weltgeschichte sind unbeugsam, denn er ist kein Diplomat in der Historiographie; in seiner ächt deutschen Ueberzeugungstreue und Unbestechlichkeit ist etwas vom altsassischen Bauern, dessen Wahrheitsliebe oft hartnäckig und halsstarrig, aber in ihrer Rücksichtslosigkeit allezeit hochehrenwerth bleibt. Doch wenn sein gesunder Menschenverstand hier und da nicht ausreichte zur Beurtheilung der die Welt bewegenden Ideen sowohl, wie der historischen Thatsachen, wenn er gegenüber Manchem, was unberechenbar und unerklärlich scheint in der göttlichen Lenkung irdischer Geschicke, oder gegenüber den Finessen der Cabinetspolitik gewaltsam und mit beschränktem Geiste verfuhr, wenn mit andern Worten seine Aussprüche und Entscheidungen über manche großartige, nur nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe zu messende Erscheinung engherzig sich auswiesen, so erkannten darin Diejenigen, die sich über das schlechthin gültige Sittenbewußtsein zu stellen verstehen, allerdings einen Mangel Schlossers, die Masse der Leser aber befreundete sich mit ihm deswegen nur um so inniger, weil die Menschen, wie sie sind, zu Dem sich erst recht hingezogen fühlen, der mit ihnen Vorzüge wie Fehler theilt. (26.)

Friedrich Christoph Dahlmann.

Geboren in einer aus Schweden stammenden Familie zu Wismar im Mecklenburgischen am 14. Mai 1785, studierte Dahlmann seit 1802 in Kopenhagen, seit 1804 in Halle, vorzüglich die Alterthumswissenschaften. Er wollte Philolog werden, habilitirte sich demgemäß nach beendeter akademischer Laufbahn in der erstgenannten Stadt mit einer Schrift „primordia et successus veteris comoediae Atheniensium", und hielt an der dortigen Universität Vorlesungen in lateinischer Sprache über Aristophanes. Auf den politischen Kampfplatz trat er erst, als er 1813 außerordentlicher Professor der Geschichte in Kiel und 1815 Secretär der „fortwährenden Deputation der schles-

wig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaften" geworden war. In dieser Stellung berührte ihn natürlich der eben damals ausbrechende Streit zwischen den Resten der alten Stände und der Regierung sehr nahe, und es lag ihm ob, die Ansprüche der ersteren bei dem deutschen Bundestage als dem Forum, vor dem die Mißhelligkeit entschieden werden sollte, durch politische Flugschriften zu vertreten. Die letzte Entscheidung fiel jedoch zu Gunsten der Regierung aus, und es ward, mit Rücksicht auf Dahlmanns allzu kühn befundene Sprache in seinen Controversen, das Gesetz gegeben, daß fortan alle beim Bundestage einzureichenden Denkschriften vorher einer Censur unterliegen sollten. Eine weitere Folge von seiner Betheiligung an diesen Vorgängen war für Dahlmann, daß er der Philologie nunmehr Valet sagte und sich dem Studium des Staatsrechts und der Staatengeschichte zuwendete. Als Früchte seines Fleißes auf diesem neuen Gebiete gelehrter Thätigkeit sind zunächst zu nennen die „Vita Ansgarii" (Erzbischofs von Bremen und Apostels der Deutschen im Norden) für die von Pertz herausgegebenen Monumenta Germaniae historica, die „Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichte" (2 Bde. 1822—23), sowie die „Chronik der Dithmarsen" (2 Bde. 1827). Da er aber durch seine oppositionelle Haltung in den ständischen Angelegenheiten bei der Regierung eine mißliebige Person geworden war und man auf seinen Wunsch nach einer ordentlichen Professur nicht einging, so nahm er 1829 einen Ruf als Professor der Staatswissenschaften nach Göttingen an, und schrieb hier zunächst seine „Quellenkunde der deutschen Geschichte" (1830). Abermals thätig im Bereiche des politischen Lebens zeigte er sich, als die Nachwehen von den Stürmen der Pariser Julirevolution auch in Deutschland bemerkbar wurden; da machte ihm sein höchst besonnenes und männlich festes, zwischen beiden Extremen gerade die Mitte einhaltendes Verfahren während der Göttinger Unruhen nicht nur zu einem Manne des öffentlichen Vertrauens, sondern zu gleicher Zeit auch zu einem Manne, dem seine Regierung Vertrauen schenkte. Auf den Landtagen von 1831—33 spielte er eine sehr bedeutsame Rolle, und nachdem noch seine Bemühungen um Einführung des neuen Staatsgrundgesetzes erfolgreich gewesen waren, durfte man ihn während der Jahre 1833—37 für eine der wichtigsten Persönlichkeiten im Königreich Hannover halten. Mittlerweile, 1835, erschien seine in der publicistischen Litteratur noch heute hervorragende „Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt." Es nahte aber das Jahr 1837, und in Hannover trat mit dem Tode Wilhelms IV. von England ein Regierungswechsel ein. König Ernst August setzte das neue Grundgesetz außer Gültigkeit und verlangte von sämmtlichen Staatsbeamten das Zurückgehen auf die alte Verfassung von 1819, sowie die Leistung eines neuformulirten Diensteides. Dahlmann vertheidigte voller Beharrlichkeit sein Werk und legte mit sechs Gesinnungsgenossen und Collegen, den Professoren Gervinus, J. und W. Grimm, Albrecht, Ewald und Weber, einen von ihm selber abgefaßten Protest ein gegen die Schritte der Regierung. Es ist bekannt, daß die letztere auf die Vorstellungen der muthigen „Göttinger Sieben" keine andere Antwort hatte, als eine auf Absetzung und theilweise Verbannung lautende, und so verließ denn Dahlmann als Exilirter den Schauplatz seiner bisherigen ehrenvollen Wirksamkeit, begab sich zunächst nach Leipzig und wandte sich von da nach Jena, wo er 1840—41 für die Heeren-Ukertsche Sammlung die „Geschichte Dänemarks" schrieb, ein Werk, welches seine früheren historischen Versuche weit übertraf und ihn in die Reihe der Geschichtschreiber ersten Ranges versetzte. An die Vorfälle in Göttingen anknüpfend, ließ er auch eine Broschüre: „Zur Verständigung" erscheinen, und außerdem veröffentlichte er anonym Stüve's „Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes für das Königreich Hannover." Eine Zeitlang war Dahlmann nun also einfacher Privatmann; 1842 aber zog der neue Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. ihn, wie so manche andere verkannte und verleumdete Größen, z. B. den alten Arndt, die beiden Grimms, wieder in die Oeffentlichkeit, und Dahlmann ward Professor der Geschichte an der Universität zu Bonn. In dieser Stellung vollendete er rasch hinter einander die zwei populär gehaltenen Werke „Geschichte der englischen Revolution" und „Geschichte der französischen Revolution" (1845), sowie er es denn auch hauptsächlich war, welcher in den folgenden Jahren die Germanistenversammlungen in Frankfurt und Lübeck zu Stande brachte.

Das Jahr 1848 konnte an Dahlmann nicht ohne Einfluß vorübergehen, es mußte ihn in die Mitte der Bewegung führen. Der Staat Preußen ernannte ihn zu seinem „Vertrauensmann", als im März von allen deutschen Regierungen solche „Vertrauensmänner" dem Bundestage zur Seite gestellt wurden, und ihm überließ man es vorzugsweise, den Verfassungsentwurf der Siebzehner auszuarbeiten. Für das Frankfurter Parlament aber wählten ihn — ein sicherlich einzig dastehender Fall — nicht weniger als 15 verschiedene Bezirke in Baden, Hannover, Preußen und Holstein zu ihrem Abgeordneten. Freilich darf man sagen, daß Dahlmann als Schriftsteller bedeutender war denn als Redner, die gelehrte Feder mehr in seiner Gewalt hatte, als das politische Wort des Augenblicks, aber dennoch spielte er eine große Rolle in der Paulskirche, wo er zu dem sich um Heinrich v. Gagern schaarenden rechten Centrum, zugleich mit Welcker, Arndt, Jahn, Gervinus, R. Mohl, Sylvester Jordan, J. Grimm u. A., gehörte, sowie er dann auch einer der Führer der kleindeutschen Partei und beharrlicher Verfechter ihrer Bestrebungen war. Er betheiligte sich fast an allen wichtigen politischen Fragen; daß am 25. September 1848 der Malmöer Waffenstillstand von der Nationalversammlung verworfen wurde und das Reichsministerium in Folge dessen zurücktrat, war strenggenommen sein Werk allein. Beinahe hätte ihn sein theilweise allerdings in den Verhältnissen begründetes Unvermögen, den Folgen, die der von ihm herbeigeführte Beschluß der Versammlung hatte, gerecht zu werden und die Bildung eines neuen Ministeriums zu Stande zu bringen, bei seinen eignen Parteigenossen in Mißcredit gebracht. In den Verfassungsausschuß wurde er zugleich mit Welcker, Lichnowsky, Bassermann, Waitz, Blum, Droysen, Mittermaier, Mohl und Anderen gewählt, und die Idee eines der Krone Preußen zuzuweisenden deutschen Erbkaiserthums verfochten hauptsächlich er und Gagern. Selbstverständlich gehörte er dann mit dem Präsidenten Simson, dem alten Arndt, Biedermann u. A. der Deputation an, welche dem König Friedrich Wilhelm IV. am 3. April 1849 die Kaiserwürde anbot; als aber, nachdem im folgenden Monat der Reichsverfassung von preußischer Seite die Anerkennung definitiv verweigert worden war, die radicale Partei sie zur Durchführung republikanischer Zwecke benutzen wollte, verfehlte Dahlmann nicht mit seiner ganzen Partei am 20. Mai die Austrittserklärung aus der Nationalversammlung zu unterzeichnen und sich im Juni gemeinschaftlich mit Gagern an die Spitze eines Nachparlamentes in Gotha zu stellen, wo für den Verfassungsentwurf des Dreikönigsbündnisses, sowie für das Zustandekommen eines Reichstages gewirkt werden sollte. Auch war er schließlich bei diesem Reichstag, der, wie man weiß, in Erfurt abgehalten und von v. Radowitz eröffnet wurde, noch persönlich gegenwärtig; seitdem aber die auf demselben ins Leben gerufene deutsche Union, an deren Spitze Preußen trat, mit dem von Oesterreich wieder zusammenberufenen Bundestag collidirte, seitdem die Träume von deutscher Einheit unter dem Waffengeklirr eines drohenden Krieges zwischen den eifersüchtigen Großmächten ein trauriges Ende nahmen, und die ganze große Erhebung der Nation endlich mit geheimen Ministerialconferenzen im Sande verlief, hat sich Dahlmann aus dem politischen Leben zurückgezogen und lebt in Bonn, von dem öffentlichen Treiben sich möglichst fern haltend.

Was Dahlmann als Geschichtschreiber anlangt, so ist er zwar

nicht in dem Grade populär wie Schlosser in seinen Hauptwerken, und schon sein Styl hat nicht soviel Volksthümliches und allgemein Faßliches, sondern etwas Exclusives und Künstliches. Doch soll damit keineswegs gesagt sein, daß er etwa nur für die Historiker von Fach geschrieben habe; er wandte sich vielmehr mit seinen Schriften an jeden Gebildeten; doch verfolgte er dabei zugleich eine speciellere Tendenz, insofern er nicht nur das Interesse desselben an der Geschichte, sondern ebenso auch seine Theilnahme an der Politik als theoretischer Wissenschaft erhöhen wollte, welch' letztere aber natürlich niemals so allgemein werden kann, wie das erstere. Doch diese Tendenz bildete zweifelsohne bei Dahlmann die Hauptsache; auf politische Beweisführungen, auf das Geltendmachen staatsrechtlicher Ideen kam es ihm auch in seinen geschichtlichen Untersuchungen vor Allem an, und er hat in seinen beiden für das größere gebildete Publicum bestimmten Geschichtswerken mehr für die Verbreitung constitutioneller Grundsätze in den höheren Schichten gewirkt, als hundert politische Abhandlungen hätten thun können. Freilich liefert er dabei zugleich den Beweis, daß die Objectivität der Geschichtschreibung darunter leidet, wenn man sich auf einen einseitigen politischen Parteistandpunkt stellt; — denn das ist gewiß, auch in seinen Darstellungen der englischen und französischen Revolution blieb Dahlmann immer sehr erkennbar der constitutionelle Doctrinär, welcher er in seinem Leben und parlamentarischen Wirken war, und er hat sich von politischen Sympathien und Antipathien auch bei seiner historischen Thätigkeit beherrschen lassen.

Fragen wir nach dem Charakter des Menschen Dahlmann, so erscheint dieser jedenfalls der höchsten Ehre werth. Er gehört mit Heinr. v. Gagern zu den makellosesten politischen Charakteren in der ganzen jüngsten Geschichte Deutschlands. Selbst die Gegner seiner Partei müssen ihm zugestehen, daß er, wie immer sich die Zeiten gestaltet und gewandelt haben, seinen Ueberzeugungen stets treu geblieben ist und mit männlicher Festigkeit und muthigem Sinne sie auch unter ungünstigen Verhältnissen verfochten hat; er hat auch, wo seine Erwartungen arg getäuscht worden waren, das Vertrauen zu seiner Sache nicht verloren und ist nach jeder Niederlage wieder mit neuen Siegeshoffnungen und mit neuen geistigen Waffen in den Reihen der Kämpfer erschienen. (26.)

Georg von Viebahn.

Dr. jur. v. Viebahn, königl. preuß. Geheimer Ober-Finanzrath in Berlin, ist ein Mann, der sich in amtlichen Stellungen seit langer Zeit auszeichnete durch die große Theilnahme, die er den Bestrebungen des Kunst- und Gewerbefleißes im Vaterlande geschenkt hat und noch schenkt, wie er solches bei den vielen industriellen Wettkämpfen, wo es galt, die Ansprüche wetteifernder Gewerbsgenossen mit sicherm Tact zu prüfen, beurkundet hat. — Er war Staatscommissar und Vorsitzender der Central-Commission für die erste größere deutsche Gewerbeausstellung des Jahres 1844 in Berlin, welche einen wichtigen Abschnitt in der deutschen Industriegeschichte bildet. Auf der Weltausstellung in London entfaltete sich seine Thätigkeit als Vorstand der vaterländischen Berichterstattungscommission über die Ergebnisse jener Ausstellung. In München war er als Vorstand des Prüfungsausschusses zweiter Gruppe für die Ausstellung thätig. Zu Paris stand er an der Spitze der Ausstellungsangelegenheiten für Preußen, Hannover, die thüringischen, anhaltinischen und lippeschen Staaten und führte sie zu einem sehr gedeihlichen Ende. — In Folge seiner verdienstlichen Thätigkeit im Interesse der deutschen Industrie zur Zeit der Pariser Ausstellung wurde er vom König von Hannover durch das Commandeurkreuz des Guelphenordens ausgezeichnet. Bei gleicher Gelegenheit erhielt er das Officierkreuz der Ehrenlegion und den Adlerorden zweiter Classe mit Eichenlaub. Früher erhielt er vom König von Bayern den Michaelsorden, und vom König von Württemberg den Orden der württemberger Krone bei Gelegenheit der Münchener Ausstellung.

Georg von Viebahn wurde am 10. October 1802 zu Soest in Westfalen geboren. Sein Vater bekleidete die Stellung eines Stadtrichters, seine Mutter war eine Urenkelin des berühmten Theologen Ph. Jac. Spener. Er studierte in Heidelberg und Berlin Rechts- und Cameralwissenschaft, trat 1823 als Auscultator beim Land- und Stadtgericht in Soest ein, mußte aber, wegen Theilnahme an akademischen Verbindungen zur Untersuchung gezogen, wieder aus dieser amtlichen Stellung ausscheiden, und benutzte die unfreiwillige Muße zur theoretischen Fortbildung. 1826 erwarb er sich in Jena die Würde eines Doctors beider Rechte, und wurde, nachdem die Untersuchung mit einem freisprechenden Erkenntniß geendigt hatte, 1827 bei dem königl. Hofgerichte zu Arnsberg Referendar. Die juristische Laufbahn fesselte ihn jedoch nicht lange, und er wendete sich bereits im folgenden Jahre dem Verwaltungsfache zu, indem er sich als Regierungsreferendar nach Minden versetzen ließ. Als Assessor kam er dann 1830 nach Posen, wo er unter dem tüchtigen Oberpräsidenten Flottwell im Domänen- und Gewerbepolizeifach arbeitete.

Gründlicher konnte Viebahn die Verhältnisse, welche später der Hauptgegenstand seiner rühmlichen Wirksamkeit wurden, kennen lernen, als er 1832 als Rath nach Düsseldorf ging, wo er neben seiner amtlichen Thätigkeit in der Abtheilung für Steuern, Gemeindewege und Deichwesen seine Aufmerksamkeit namentlich der reich entwickelten Industrie, sowie der Geschichte und Statistik jener Gegend zuwendete, und als Frucht seiner Studien 1836 die mit vielem Beifall aufgenommene Statistik und Topographie des Regierungsbezirks Düsseldorf herausgab. Auch persönliche Beziehungen zu den Düsseldorfer Künstlern knüpften sich damals an, welche seine Wahl zum Vorstand des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen veranlaßten.

1837 als Hülfsarbeiter in das Finanzministerium nach Berlin berufen, wurde Viebahn unter Leitung des verstorbenen hochverdienten Beuth in die Geheimnisse der Gewerbscuratel eingeführt, kam aber bereits 1838 als Oberregierungsrath und Director der Finanzabtheilung bei der Regierung wieder nach Arnsberg, wodurch er Gelegenheit fand, auch die Industrie dieses gewerbreichen Districtes gründlich kennen zu lernen.

1841 wurde Viebahn zum Geheimen Finanzrath und vortragenden Rath bei der Abtheilung für Handel, Gewerbe und Bauwesen im Finanzministerium zu Berlin ernannt. — In dieser Stellung fand er reiche Gelegenheit, seine Anschauungen und Kenntnisse der verschiedenen Zweige der Gewerbsthätigkeit zu erweitern, und sich von einer gewissen bureaukratischen Ueberhebung, die häufig den Leitern der Gewerbsangelegenheiten im Staate anklebt, frei zu halten. In dieser Stellung war es auch, daß er 1843 die Angelegenheiten der gemäß des Beschlusses der deutschen Zollvereinsstaaten eingeleiteten allgemeinen deutschen Gewerbausstellung zur Bearbeitung übertragen erhielt, und damit in die Wirksamkeit hinübergelenkt wurde, in der er für die deutsche Industrie besonders thätig gewesen ist.

Die sehr umfängliche Berufsthätigkeit Viebahns in seiner amtlichen Stellung hielt ihn nicht ab, sich auch noch anderen gemeinnützigen Bestrebungen zu widmen. Er war eine Reihe von Jahren Vorstand des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Classen, ist jetzt noch Vorsitzender des Vereins der Kunstfreunde für die preußischen Staaten, Präsident der Flachsbaugesellschaft und Vicepräsident des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen. — In den Jahren 1849 und 1850 vertrat Viebahn den Wahlbezirk Bielefeld in den preußischen Kammern im Hause der Abgeordneten, und beim Parlamente zu Erfurt im Volkshause. (25.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 43. Europa. 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 23. October.

Inhalt.

Ein Besuch bei Napoleon auf dem Northumberland.

Unter den vielen interessanten Mittheilungen, welche der bereits vor einiger Zeit von uns besprochene zweite Band des verdienstvollen und anregenden Werkes: „Aus vier Jahrhunderten", von Dr. v. Weber, bringt, befindet sich ein Bericht über den Besuch des englischen Parlamentsmitgliedes Lyttelton auf dem Bellerophon, als derselbe mit dem gefangenen Napoleon an Bord zuerst in England landete. Er stammt aus den Papieren des ehemaligen sächsischen Gesandten in London, Hrn. v. Just, und es ist Hrn. v. Weber trotz aller angewendeten Bemühungen nicht gelungen zu ermitteln, ob dieser Bericht bereits früher veröffentlicht worden. Nur so viel hat er erfahren, daß ein ähnlicher Bericht Lytteltons allerdings gedruckt worden, aber nur in 52 Exemplaren zur Vertheilung an persönliche Freunde des Verfassers. So selten ist derselbe aber, daß Hr. v. Weber keinen derselben erlangen, und ihn daher auch nicht mit seiner Version vergleichen konnte. Sollten beide aber gleichlautend sein, so ist jedenfalls der wiederholte Abdruck eines so seltenen Schriftstückes vollkommen zu rechtfertigen, zumal da es reich an kleinen, aber neuen und bezeichnenden Zügen ist. Aus demselben Grunde geben wir es heute mit einigen unwesentlichen Abkürzungen.

„Napoleon kam ungefähr um 1 Uhr am Nachmittag des 7. August 1815 an Bord des Northumberland, der bei Torbay vor Anker lag. Ein glücklicher Zufall hatte mich, als Freund des Admiral Sir George Cockburn, auf das Schiff geführt, und ich genoß die Freiheit, den Platz einnehmen zu können, der mir die beste Aussicht gewährte. Ich wählte ihn mir auf dem Hinterdeck, sodaß ich über die Brüstung des Steuerbords hinweg die rechte Seite des Schiffs übersehen konnte, welcher Bonaparte sich in einem Boote des Tonnant, begleitet von Lord Keith, näherte. Nach der Stellung, die er eingenommen, konnte ich sein Profil genau sehen: es schien mir den gewöhnlichen Portraits sehr ähnlich, nur daß seine Wange mir breiter vorkam. Er saß schweigend zur Linken Lord Keiths im Stern des Bootes; meine Aufmerksamkeit war zu sehr auf ihn allein gerichtet, als daß ich beachtet hätte, wer von seinen Officieren bei ihm war. Bertrand muß sich aber unter ihnen befunden haben, da er der erste war, welcher den Northumberland bestieg, und sich mit abgezogenem Hute, steif wie eine Schildwache, auf der rechten Seite des Schiffsganges aufstellte, die Ankunft seines Herrn verkündend. Bonaparte folgte ihm sehr schnell; den Hut einen Augenblick lüftend, sagte er mit offener, lächelnder Miene zu Sir G. Cockburn, der ihm entgegentrat, um ihn zu empfangen: „Monsieur, je suis à vos ordres." Die Schildwache auf dem Schiffsgange präsentirte das Gewehr in dem Augenblicke, als Bonaparte das Schiff betrat. Ohne auf dem Schiffsgange zu verweilen, ging er vorwärts nach dem Quarterdeck, indem er den Wunsch aussprach, mit dem Capitän des Schiffes, Roß, bekannt gemacht zu werden, ein Wunsch, der sofort erfüllt ward. Die Schiffssoldaten, welche an der Backbordseite des Deckes aufgestellt waren, präsentirten das Gewehr, als er vorwärts schritt. Da Capitän Roß nicht ein Wort französisch verstand, so begnügten sich beide mit einem stummen Gruße, und Bonaparte ging weiter nach dem Hinterdeck, wo Sir George Bingham (vom 53. Regiment, welches nach St. Helena ging), Lord Lowther, der ehrenwerthe Edmund Byng und ein Artillerieofficier, dessen Name mir nicht bekannt ist, standen. Diese Herren wurden ihm von Sir G. Cockburn einer nach dem andern vorgestellt. Er fragte Sir G. Bingham, zu welchem Regiment er gehöre, und wo er gedient habe. An Lord Lowther und Mr. Byng richtete er einige unerhebliche Fragen, z. B. aus welcher Gegend sie kämen, ob sie an's Land gehen wollten u. s. w. Zu dem Artillerieofficier sagte er: „Je sors moi-même de ce corps là." In der Stellung, welche ich eingenommen hatte, ward ich weder von Napoleon noch vom Admiral, der mich daher auch nicht vorstellte, wahrgenommen, doch stand ich Napoleon jetzt ganz nahe. Während dieser ganzen Zeit behielt er dieselbe freundliche Miene, oder richtiger gesagt, graciöse Haltung bei, indem er sich zu denen, mit welchen er sprach, hinneigte und unausgesetzt lächelte. Er behielt den Hut in der Hand, und ich bemerkte, daß sein Scheitel beinahe ganz kahl und sein Haar von rothbrauner Farbe, lang, rauh, und wenn das Wort gestattet ist, zerzaust (dishevelled) war. Der Ausdruck seines Gesichts schien mir mehr schlau und listig, als edel und ehrfurchterweckend. Im Blicke seiner Augen lag etwas Wildes, ich vermuthete, daß ihr ursprünglich durchdringendes Feuer durch die Zeit und

Sorge geschwächt worden, seine Gesichtsfarbe war nicht nur bleich, sondern krankhaft. Dies ist alles, was mir beim ersten Anblick Bonapartes auffiel. Nachdem er einige Minuten sich auf dem Quarterdeck, wie ich erzählte, unterhalten, begab er sich in die Hintercajüte, begleitet von Lord Keith und Sir George Cockburn, gefolgt von einigen seiner Officiere, und ich verlor ihn auf etwa 1½ Stunden aus den Augen. Lord Keith und Sir George Cockburn verweilten blos einige Minuten bei ihm, und ich erfuhr nur, Bonaparte habe den Wunsch ausgesprochen, daß ihm die Officiere des Schiffes vorgestellt werden möchten, was etwas später geschah. Bonapartes Begleitung bestand in dem General Bertrand, dessen Gemahlin, dem Grafen und der Gräfin von Montholon, dem Grafen Las Cases und dem General Gourgaud, welche ihm nach St. Helena folgen sollten: sie waren gleichzeitig mit ihrem Herrn auf dem Northumberland angekommen, und meine Aufmerksamkeit richtete sich, sobald Napoleon verschwunden war, auf sie. Bertrand, der einzige ausgezeichnete Mann unter den vier Begleitern des gestürzten Kaisers, berühmt in ganz Europa durch die Ausdauer seiner Anhänglichkeit an Napoleon, war der Hauptgegenstand meiner Neugierde. Meine Erwartungen wurden sehr getäuscht. Weder sein Blick noch sein Benehmen schienen mir auf etwas Großes oder Außerordentliches hinzuweisen, mit einem Worte, ich würde ihn gar nicht bemerkt haben, wenn ich nicht seine seltsame Geschichte gekannt hätte. Montholon, Las Cases und Gourgaud sind gar keiner Beschreibung werth. Ich glaube in der That, es wäre kaum möglich gewesen, die Scene mit theilnahmloseren und uninteressanteren Personen zu füllen. Bertrand allein schien etwas aufgeregt, und sah oft stolz und zornig um sich. Den Andern ging jeder Ausdruck ab, selbst der des geringsten tragischen Elements, der des Kummers. Sie saßen alle schreibend um einen Tisch in der Vordercajüte, wo sich bald Lallemand nebst einigen andern Officieren zu ihnen gesellte, welche von Napoleon Abschied nehmen wollten, und denen gestattet war, so lange zu bleiben, als ihnen beliebte. Savary hatte sich von Bonaparte bereits auf dem Bellerophon getrennt, sodaß ich ihn nicht sah. Unter den Erschienenen bedürfen nur Wenige einer besonderen Beschreibung. Lallemand war von finsterm, strengem, bedeutendem Ausdruck, eine edle Persönlichkeit, wie mir däuchte. Es befanden sich auch zwei polnische Officiere darunter, der eine schon bejahrt, der andere in der Blüthe der Jugend, deren Ansehn und Benehmen höchst ergreifend war. Der ältere, ein ehrwürdiger Greis, von riesenhafter Größe, war eine der auffallendsten und malerischsten Gestalten, die ich je sah. Man konnte diesen edlen Veteranen mit seinem Heldenblick, dem traurigen aber ruhigen Ernst seines Antlitzes, in der eigenthümlichen polnischen Tracht, die unwillkürlich an das traurige Schicksal seines schwer verletzten Vaterlandes erinnerte, nicht ohne tiefe Bewegung, ohne Ehrfurcht ansehen, ihn, der seinem selbstgewählten Herrscher auch ins tiefste Unglück folgte, für ihn ein zweites Exil nicht scheute.

Der Anblick seines Begleiters, der entweder noch tiefer ergriffen war, oder seine Gefühle weniger zu beherrschen verstand, war wahrhaft erschütternd. Weder seine Figur noch sein Gesicht hatten an sich etwas Bemerkenswerthes. Der Gram aber, die Seelenangst, die er darüber zeigte, daß er sich von Bonaparte trennen solle, überstieg alle Qualen, von denen ich je Zeuge war: es war nicht möglich, der Rührung zu widerstehen. Beide gingen Lord Keith um die Erlaubniß an, mit nach St. Helena gehn zu dürfen, der Greis in ernster aber männlicher, bestimmter Weise, der Jüngere wiederholte mit strömenden Thränen seine Bitte immer und immer wieder, längst nachdem der Andere hoffnungslos davon abgestanden; flehend sagte er: „Si je renonce à mon grade," er erbot sich, als Diener zu folgen, da die Zahl der Officiere, deren Mitnahme Bonaparte gestattet worden, schon erfüllt war. Als er sich überzeugt, daß alle seine Bitten vergeblich seien, schien er in einen Zustand, der dem Wahnsinn nahe war, zu versinken: Thränen überflutheten seine Augen, krampfhaft drückte er seine polnische Mütze mit der einen Hand zusammen, während er mit der andern unausgesetzt seine Augenbrauen rieb; mit sich selbst sprechend ging er von einer Stückpforte zur andern mit einem solchen Ausdrucke wilder Verzweiflung, daß ich fürchtete, er werde sich über Bord stürzen. Sein Name war Pintowski (Piontowski), oder ein ähnlicher, nicht Poniatowski. Zu meiner großen Freude hörte ich später, daß unsere Regierung ihm als Lohn seiner treuen Anhänglichkeit die Erlaubniß ertheilt habe, mit Sir Hudson Lowe nach St. Helena zu gehen. Was die Damen Mad. Bertrand und Montholon anlangt, so gab es wohl schwerlich je zwei Personen, so unähnlich von Ansehn und Benehmen. Madame Bertrand, die sich auf dem Bellerophon sehr ungestüm benommen hatte, schien mehr erschöpft als beruhigt; ihr Ansehn verrieth große Aufregung und Ungeduld. Sie ist von langer hagerer Gestalt mit einer Adlernase, der Lady Dillon sehr ähnlich, mit der sie, soviel ich weiß, sehr nahe verwandt ist. Madame Montholon zeigte dagegen die stille Resignation, die ihrem Geschlecht so wohl ansteht, und man konnte nicht umhin, Mitgefühl mit den Leiden zu hegen, die sie so ergeben trug. Sie ist eine hübsche Frau von sanftem und klugem Ausdruck. Die Uebrigen aus dem Gefolge Bonapartes, welche auf den Northumberland kamen, um von ihm Abschied zu nehmen, waren meistens sehr junge Ordonnanzofficiere in bunten Uniformen, welche großen Kummer nicht einmal heuchelten, und, wie ich vermuthe, auch nur wenig Grund zu persönlicher Anhänglichkeit an ihren Beherrscher gehabt hatten. Den Wundarzt, welcher sich geweigert hatte, ihn zu begleiten, habe ich nicht gesehen; er erschien nicht, als die Andern das Boot bestiegen, um das Schiff zu verlassen, und man vermuthete, daß er sich heimlich entfernt habe, um eine Zusammenkunft zu vermeiden, die ihm sehr peinlich hätte sein müssen. Aus Rücksichten des Zartgefühls war Niemand von uns bei der Abschiedsscene zugegen, und ich hörte nie das Geringste darüber. Eine halbe Stunde nach Beendigung derselben — ein Zeitraum, binnen dem Bonaparte sich wieder hatte hinreichend sammeln können, wenn er ergriffen gewesen — ward ich in die Cajüte, in der er sich befand, eingeführt, und hatte die erste Unterredung mit ihm. Ich muß der nähern Umstände bei meiner Vorstellung gedenken. Es ist allbekannt, daß Bonaparte vom Capitän

Maitland als Kaiser empfangen ward; er räumte ihm seine eigne Cajüte ein, wo der Exkaiser von keinem unaufgeforderten Besucher belästigt ward. Am Bord des Northumberland stellte man sich auf einen andern Fuß zu ihm, und obwohl er eine kleine Cajüte für sich erhielt, blieb die große, gewöhnlich die Hintercajüte genannt, welche er auf dem Bellerophon allein innegehabt, dem Admiral und seinen Freunden mit vorbehalten.

In der letztern Eigenschaft hatte ich das Recht, dort zugelassen zu werden, und Sir George Cockburn beschloß, Bonaparte diesen Umstand dadurch bemerklich zu machen, daß er mich nebst Lord Lowther und Sir George Bingham mit in die Cajüte nahm, als er seine Officiere einführte, und uns dort ohne weitere Förmlichkeit und Erläuterung bei sich behielt; beiläufig bemerke ich, daß Lord Lowther zuerst nicht zugegen war, sondern erst einige Minuten später eintrat. Die Vorstellung der Officiere machte einen lächerlichen Eindruck; es waren deren acht, von denen keiner ein Wort französisch sprechen konnte; sie stellten sich auf der einen Seite der Cajüte auf, sahen und lächelten etwa eine Minute lang Bonaparte an, der sie seinerseits ebenfalls ansah und anlächelte, verbeugten sich auf eine ächt seemännische Art, und defilirten sodann an ihm vorbei, oder auf gut englisch — sie machten, daß sie fortkamen. Nachdem Cockburn Bingham und mich eingeladen, Platz zu nehmen, verließ er uns vis à vis von Bonaparte, der mich nie vorher gesehn, und nicht wußte, was er aus einem Manne in einem braunen Rocke machen solle, der ebenso gut der Bediente des Admirals sein konnte. In etwas hohem Tone und mich streng anblickend fragte er: Qui êtes-vous?

Ich. Mr. le Général, je m'appelle Lyttelton, je suis parent et ami de l'amiral.

B. Êtes-vous du bord?

Ich. Non, je ne suis pas marin.

B. Vous êtes donc ici par curiosité?

Ich. Oui, Mr. le Général; je ne connais aucun objet plus digne d'exciter la curiosité, que celui qui m'a amené ici.

B. De quel Comté venez-vous?

Ich. Du Comté de Worcester.

B. Où est-il? Est-il loin d'ici?

Ich. Oui, Mr. le Général, au centre du royaume. Hier fügte ich, wenn ich mich recht erinnere, bei: Nous espérons ne pas vous gêner, Mr. le Général, eine Aeußerung, welche er nicht beachtete. Nun entstand eine kurze Pause, während der uns Bonaparte eine bittern Blick zuwarf und einige Zeichen von Unbehaglichkeit über unsere Gegenwart merken ließ. Dann redete er Sir G. Bingham an und that einige unbedeutende Fragen an ihn, wie stark die Compagnien in seinem Regiment seien, wie viele Jahre er in Spanien gedient habe? Als ihm Bingham mit Schwierigkeit in schlechtem Französisch antwortete, wendete er sich wieder zu mir, fragte, ob der Wind günstig sei, und schloß einige andere unerhebliche Fragen an, die sich auf die Ankerlage des Schiffes bezogen, auf die ich ziemlich ausführliche Antworten gab. Während dem trat Lord Lowther ein, und Bonaparte richtete sogleich seine gewöhnliche Frage an ihn: Où sont vos terres? Als hierauf Lowther, schlechtes Französisch stotternd, geantwortet, richtete er die Unterhaltung sogleich wieder an mich. Er that viele Fragen über unsere Jagden, insbesondere die Fuchsjagden, ob wir alle unsere Hunde auf einmal losließen, oder ob wir Relais hätten: über alles dieses gab ich ihm ausführliche Auskunft. Hierauf sagte er: Vous parlez très-bien le Français.

Ich. Je me suis un peu exercé à parler le français, ayant beaucoup voyagé.

B. Avez-vous voyagé en France?

Ich. Très-peu, Monsieur le Général, vous savez que pendant maintes années, il n'était pas permis à un Anglais de traverser la France; nous y étions de contre bande.

Ich fügte hier noch einige Worte bei, die der Erwähnung nicht bedürfen, da sie keine Fortsetzung des Gesprächs herbeiführten, denn es entstand eine zweite Pause, kurz vor welcher Bertrand eintrat. Er stellte sich hinter Bonaparte etwas auf die eine Seite, gerade wie der Lord vom Dienst hinter dem König steht, und sah uns du haut en bas an mit bedeutsamen, entschieden hochmüthigen Blicken, die in's Englische übersetzt, offenbar sagten, was habt ihr denn hier zu suchen? Bertrand entfernte sich bald wieder, und Bonaparte drehte sich um und sah einige Minuten lang mit dem Fernglas durch das Fenster. Bingham fühlte sich außerordentlich unbehaglich und flüsterte mir, mich beim Rockärmel zupfend zu: Um Gotteswillen reden Sie etwas zu ihm, wäre es auch nur über einen Hund oder eine Katze. Ich versprach ihm, daß ich es thun wolle, und als Bonaparte sich wieder umwendete, fragte ich ihn, ob er sich Lord Ebringtons erinnere, eines Verwandten des Lord Grenville. Er bejahete es, und sagte, er sei un brave homme. Ich erwähnte dann Vernon: er zauderte und sagte catholique? Ich antwortete: Sir, Sie denken an Silvertop. Er bejahte es und lachte, ohne eine weitere Bemerkung zu machen. Ueber Douglas, den ich zuletzt ihm nannte, sagte er, offenbar im Ernst, er sei ein tüchtiger Mann. Er fragte dann, ob der Name Douglas nicht ein großer Name sei? Ich bestätigte dies und erzählte ihm kurz, wer die Familienhäupter der Douglas seien. Er fragte hierauf, ob es der von mir genannte Douglas sei, den er gesehen? Wir antworteten ihm (Lord Lowther nahm auch Theil an der Unterhaltung), er sei im Irrthum, auch habe weder Mr. J. Douglas noch ein Anderer dieses Namens eine Rolle im Hause der Gemeinen gespielt. (Mr. Heber erzählte mir später, daß Bonaparte kürzlich die englischen Zeitungen gelesen, und ihm wahrscheinlich die Rede des Mr. Douglas aufgestoßen, in welcher er die Vernichtung der französischen Flotte empfohlen.) Bei dieser Gelegenheit bemerkte ihm Lord Lowther, daß ich Parlamentsmitglied sei, worauf er zu wissen wünschte, ob ich der Opposition angehöre.

Nachdem er darüber Auskunft erhalten, erkundigte er sich nach dem Oppositionsmitglied Whitbread, der sich vor kurzem selbst entleibt hatte, nach seinem Nachfolger als Führer der Opposition, nach den besten Rednern im Parlamente, und

fragte dann nach einer Pause, ob wir verheirathet seien, was jeder nach seinen Verhältnissen beantwortete. Er machte keine Bemerkungen über die Auskunft, die er erhielt, in der That zu unserer Verwunderung; ich war genöthigt, einige schlechte Scherze über Lowthers Junggesellenstand zu machen, um nur das Gespräch nicht ganz fallen zu lassen.

Nachdem die Unterhaltung etwa eine halbe Stunde gedauert, fühlte ich Bedenken, länger in der Cajüte zu bleiben; waren wir hineingeführt worden, um das Recht, darin zu sein, geltend zu machen, so schien diese Absicht nunmehr genügend erreicht. Es würde unwürdig gewesen sein, länger zu verweilen, als es jener Zweck erheischte, da unsere Gegenwart offenbar den entthronten Kaiser in Verlegenheit setzte. Ich verließ daher die Cajüte und begab mich zu dem Admiral, dem ich die Gründe, die mich bestimmten, mich zurückzuziehen, mittheilte; er war mit mir einverstanden. Ich ging daher in die Cajüte zurück und flüsterte Lord Lowther und Bingham zu, was ich dem Admiral eröffnet hatte. Hierauf machte ich mit den Worten: „Monsieur le Général, j'ai l'honneur de vous saluer," eine tiefe Verbeugung. Er erwiederte meinen Gruß mit einer leichten Neigung und ich verließ ihn. Meine Begleiter aber, die wahrscheinlich das, was ich ihnen gesagt, mißverstanden hatten, blieben sitzen. Nach etwa fünf Minuten kehrte ich auf Wunsch des Admirals nochmals in die Cajüte zurück und führte Beide hinweg. Lord Lowther erzählte mir, daß während meiner Abwesenheit Bonaparte wie ärgerlich nach dem Bande in Sir G. Binghams Knopfloch gefaßt und gefragt habe, was es bedeute? Bingham antwortete, er habe es für seine Dienste in Spanien erhalten. Auf Bonapartes Frage: Est-ce pour Salamanque? antwortete Sir George, es vertrete vier Medaillen für vier Hauptschlachten (wenn ich mich recht erinnere, Talavera, Vittoria, an den Pyrenäen und Toulouse). Bonaparte ersuchte ihn nicht, sie aufzuzählen, sondern sagte nur: Sie haben da eine Menge Schlachten gefochten, oder einige ähnliche Worte.

Ich glaubte, Alles sei nun vorüber, da wir an's Land gehen wollten, sobald die Depeschen fertig wären, welche Lord Lowther mitnehmen sollte. So genossen wir denn einige kalte Speisen in der Vordercajüte, als, eben wie wir bei Tafel saßen, die Thüre sich öffnete, und Bonaparte, von Bertrand gefolgt, erschien. Wie er mich ihm gegenüber erblickte, lächelte er und sagte: Allez-vous à terre? Oui, war die Antwort, nous mangeons un morceau avant de partir. Er ging vorbei auf das Deck. Wir beeilten unsern Imbiß, und in wenigen Minuten folgte Lowther ihm. Ich lugte durch das Fenster und sah Bonaparte auf und abwandeln; er blickte nach dem Takelwerk, blieb stehen und neigte sich freundlich, um mit den Damen Bertrand und Montholon zu sprechen, die auf Stühlen unter dem Bollwerk saßen. Als ich auf das Verdeck kam, ging ich nach dem Mittelmast, und indem ich mich umkehrte, sah ich Bonaparte nahe am Hinterdeck stehend mit Lord Lowther sprechen, der sein Haupt entblößt hatte. Kurz darauf kamen sie näher, und Lord Lowther setzte langsam und zögernd seinen Hut auf. Als Bonaparte an mich herankam, redete er mich an, veranlaßte mich mit ihm umzukehren, und indem er etwa drei oder vier Ellen vom Hinterdeck stehen blieb, begann er folgendes Gespräch:

B. (sich die Brüstung betrachtend, der es hin und wieder am Anstrich gebrach). Ce vaisseau paraît avoir été équipé à la hâte.

Ich. Monsieur le Général, il est vrai, qu'il en est ainsi, mais en revanche c'est un de nos meilleurs vaisseaux, il est surtout très-bon voilier.

B. On aurait pu envoyer d'autres vaisseaux qui sont en meilleur état, il y avait à Plymouth le „Chatham" p. e. ou bien le „Tonnant."

Ich antwortete hierauf, daß ich den Zustand jener Schiffe nicht genau kenne, daß sie vielleicht ganz geeignet seien, um vor Plymouth zu liegen oder im Canal zu kreuzen, aber nicht bereit zum Dienste in fernen Meeren. Sein Auge fiel auf einen Officier auf dem Hinterdeck, den er noch nicht gesehen, und er fragte Bingham plötzlich, woher jener sei. Bingham antwortete, von der leichten Infanteriedivision seines Regiments. Ich fragte ihn hierauf, ob die französische Flotte auch Seesoldaten habe, was er bejahte, und brachte dann das Gespräch auf die Einrichtungen zu seiner Bequemlichkeit auf dem Northumberland, indem ich bemerkte, ich hoffe, sie würden ihm genügen, daß sie besser gewesen sein würden, wenn das Schiff nicht so schnell ausgerüstet worden wäre, und daß ich überzeugt sei, der Admiral und seine Officiere würden sich beeifern, alles zu thun, was sie im Stande seien, ihm die Reise angenehm zu machen. Er nahm davon Gelegenheit, in Klagen über unsere Regierung auszubrechen, daß sie ihn überhaupt in Haft halte.

Er sagte: Vous avez souillé le pavillon et l'honneur national, en m'emprisonnant comme vous le faites.

Ich. On n'a violé aucun engagement avec vous, et l'intérêt de la nation demande, que vous soyez mis hors d'état de rentrer en France. Vous n'êtes sujet à aucun degré de contrainte, qui ne soit nécessaire à l'accomplissement de cet objet.

B. Peut-être donc, ce que vous faites est prudent, mais ce n'est pas généreux.

Ich. De particulier à particulier, la générosité est de saison; mais, Mr. le Général, l'intérêt national doit déterminer la conduite de nos ministres, qui sont comptables à la nation, et la nation exige d'eux de vous mettre en lieu sûr.

B. Vous agissez (oder vous raisonnez) comme une petite puissance aristocratique et non comme un grand état libre. Je suis venu m'asseoir sur votre sol *(sic!)*, je voulais vivre en simple citoyen anglais.

Ich erwiederte ihm, daß alle Nachrichten aus Frankreich es bestätigten, wie mächtig seine Partei noch sei, daß die Sachen leicht die Wendung nehmen könnten, daß er wieder auf den Thron berufen werde. Er antwortete: Non, ma carrière est terminée. Ich erinnerte ihn, daß er dieselben Worte vor einem Jahre in Elba gebraucht habe. Er rief hierauf mit großer Lebhaftigkeit: J'étais souverain alors, j'avais le droit de faire la guerre. Le Roi de France

n'a pas observé ses promesses: frohlockend, lachend und bezeichnend mit dem Haupte nickend, fügte er hinzu: J'ai fait la guerre au Roi de France avec Six Cents hommes. Wir konnten uns nicht helfen, wir mußten alle lachen; die Art, wie er dies sagte, war ebenso dramatisch wie seine Rede spitz! Wenn ich sage: wir, so meine ich außer mir selbst Lord Lowther und Bingham. Mr. C. Byng hatte sich thörichter Weise kurz nachdem Bonaparte auf dem Northumberland angekommen, auf den Tonnant begeben. In der Hoffnung, etwas von ihm über Italien zu hören, sagte ich, daß Viele in England sich bei seiner Erscheinung in Frankreich gewundert, daß er nicht in Oberitalien gelandet sei. Er antwortete: J'ai été assez bien reçu en France, n'est ce pas? und ging dann über zu einer Beschreibung seiner Aufnahme, wie er vorgerückt sei ohne Wache, und wie vier Millionen Landleute auf seinen Ruf aufgestanden sein würden. Ich bemerkte, ich zweifle nicht an seiner Popularität in Frankreich, doch erscheine es mir wunderbar, wenn ihn die Conscription nicht bei dem Landvolke unbeliebt gemacht haben sollte.

B. Ce sont vos préjugés: la France n'est pas épuisée.

Ich. La loi de la conscription était pourtant très-rigoureuse. Vous preniez jusqu'à l'unique fils.

B. Ah non. Ce sont vos préjugés. Des chimères!

Er wiederholte nun seine Beschwerden gegen die englische Regierung und sagte, wenn er nicht eine ganz andere Behandlung erwartet hätte, würde er sich uns nicht ergeben haben: es hätten ihm noch viele Hülfsmittel zu Gebote gestanden, er habe sich dem Kaiser von Oesterreich oder dem Kaiser von Rußland ergeben können. Ich erwiederte: Pour l'Autriche passe, mais pour le projet de vous rendre à l'Empereur Alexandre, vous me permettrez d'en douter. Ich wußte, daß er Tags zuvor, als Lord Keith ihm erzählte, daß er beinahe den Russen ausgeliefert worden wäre, mit Achselzucken gesagt hatte: Dieu m'en garde! Er vertrat seine Aeußerung auch nur schwach und sagte nur, wenn ich mich recht erinnere, daß der Kaiser Alexander Frankreich und die Franzosen liebe, oder ähnliche Worte. Er fügte noch bei, daß er sich zu der Armee an der Loire hätte begeben können, und daß er jetzt dort an der Spitze von 100,000 Mann stehen würde. Auf meine Bemerkung, daß die Preußen oder der Herzog von Wellington ihn aufgefangen haben würden, entgegnete er, daß die Garnison von Rochefort ihm ergeben sei, und daß sie sich erboten, ja mit Thränen gebeten habe, ihn als Bedeckung nach Bordeaux begleiten zu dürfen, wo er viele Truppen gefunden haben würde, und von wo aus er leicht seine Absicht hätte erreichen können. Ich bezweifelte dies nicht, sondern sagte nur, es würde dies ein gewagter Schritt gewesen sein, da nach Allem die Alliirten doch die Uebermacht gehabt haben würden. Er gab dies zu, führte aber an, daß zuletzt „il y aurait eu de quoi capituler," eine Ansicht, die zu bestreiten ich nicht geneigt war. Er nahm nun seine Klagen über uns und seine Festhaltung wieder auf, indem er sagte, sie werde die Aufregung in Frankreich vermehren und uns in den Augen von ganz Europa entwürdigen. Ich wiederholte nun die Gründe, die ich schon vorher zur Rechtfertigung unseres Verfahrens angeführt hatte, und dies veranlaßte ihn zuletzt, nachdem er seinen Wunsch, in der Zurückgezogenheit wie seine Brüder zu leben, nochmals ausgesprochen, zu der Aeußerung: Vous ne connaissez pas mon caractère, vous auriez dû vous fier à ma parole d'honneur.

Ich. Oserais-je vous dire la vérité nette?

B. Parlez.

Ich. Il faut donc que je vous dise, que depuis le moment de l'invasion de l'Espagne, il n'y a pas de particulier en Angleterre, qui ne se soit défié de vous et de vos engagements, même les plus solennels.

B. J'ai été appelé en Espagne pour venir à l'aide de Charles IV. contre son fils.

Ich. Mais non, à ce que je crois, pour placer le Roi Joseph sur le trône.

B. J'avais mon grand système politique; il était nécessaire d'établir un contrepoids à votre énorme puissance sur mer, et d'ailleurs ce n'est que ce qu'ont fait les Bourbons.

Ich. Mais il faut avouer, Mr. le Général, que la France, telle qu'elle était sous votre gouvernement, était plus formidable qu'elle ne l'était pendant les dernières années du règne de Louis XIV. D'ailleurs elle était agrandie.

B. L'Angleterre de son côté était devenue bien plus puissante: hier bezog er sich auf unsere Colonien und besonders unsere ostindischen Eroberungen.

Ich. Beaucoup de gens éclairés sont d'avis, que l'Angleterre perd plutôt qu'elle ne gagne à la possession de cet empire démesuré et lointain.

B. Je voulais rajeunir l'Espagne, faire beaucoup de ce que les Cortes ont tenté de faire depuis.

Ich führte ihn nun auf die Hauptfrage zurück und erinnerte ihn an das Wesen des Vertrags, durch welchen er den Besitz von Spanien erlangt habe: er gab mir darauf keine Antwort, sondern nahm, diesen Gegenstand verlassend, einen andern Grund gegen seine Gefangennehmung auf und sagte zuletzt: Eh bien je me suis trompé, replacez moi à Rochefort. Wann er während des Gesprächs äußerte: „Je voulais (oder je pensais) préparer au Pce Régent l'époque la plus glorieuse de son règne" weiß ich nicht mehr; der Worte selbst erinnere ich mich ganz bestimmt. In derselben Ungewißheit bin ich über den Moment, wann er die Aeußerung that: Si vous n'aviez d'autre dessein que d'agir selon les règles de la prudence (oder etwas Aehnliches), pourquoi donc ne pas me tuer? C'eût été le plus sûr. Einmal unterbrach er mich, als ich sagen wollte, unser Verfahren sei durch eine nothwendige Politik geregelt. Wie ich die Worte „une politique" ausgesprochen, fügte er bei, „étroite". Die Zwischenräume unserer Debatte füllte er mit Wiederholung der Versicherung aus, daß das englische Gou-

vernement und das Volk sich selbst schände. Ausdrücke wie diese: Non, vous avez flétri le pavillon, ce n'est pas en user noblement avec moi. La postérité vous jugera, waren so zu sagen der Refrain seines Liedes.

Es sind noch eine Menge merkwürdiger Umstände unserer Unterhaltung, die ich einzeln niederlegen muß, wie sie in meiner Erinnerung auftauchen; ich würde kaum im Stande sein, sie in ihrer Reihenfolge wiederzugeben, und der Versuch würde nicht der Mühe lohnen, da nichts dadurch gewonnen wäre. So fragte ich ihn nach seiner Meinung über Mr. Fox. Er sagte: J'ai connu Mr. Fox, je l'ai vu aux Tuileries, il n'avait pas vos préjugés.

Ich. Mr. Fox, Mr. le Général, était zélé citoyen de sa patrie, de plus citoyen du monde.

B. Il était sincère, il voulait la paix sincèrement, et moi je la voulais aussi, sa mort empêcha que la paix ne fût faite. Les autres n'étaient pas sincères.

Er äußerte ferner plötzlich, nachdem er des Kaisers Alexander gedacht: „Also man hat in England keine große Meinung von diesem Kaiser Alexander?" (oder etwas diesem Nahekommendes). Ich erwiederte, dies sei richtig, er sei in der That „doucereux," habe einigen eitlen Frauen geschmeichelt und sie gewonnen, aber die Engländer im Allgemeinen stellten ihn nicht hoch; ich für meinen Theil könne nicht einsehen, wie man einen Fürsten bewundern möge, der, trotz seiner gerühmten Hochherzigkeit, sich auf eine so unwürdige Weise in den Besitz von Finnland und Polen gesetzt habe. Seiner Antwort erinnere ich mich nicht mehr bestimmt. Kurz darauf fragte er mich, ob ich in Petersburg gewesen sei und wann? Meine Antwort war, im letzten Winter. Ob ich in Moskau gewesen? Als er hörte, daß dies nicht der Fall sei, machte er eine Pause, und sagte dann mit sehr bemerkbarer Schroffheit und Heftigkeit: Au reste, ce n'est pas moi, qui ai brûlé Moscou. Ich erwiederte, ich hätte nie geglaubt, daß er die Thorheit begangen habe, seine eigenen Winterquartiere niederzubrennen. Ich kam dann wieder auf Petersburg zurück und erzählte ihm, daß dort Viele sich sehr günstig über ihn geäußert hätten, günstiger, als ein Engländer wünschen müsse. Er antwortete: Eh pourquoi me haïraient-ils? Je leur ai fait la guerre, voilà tout. Ich erwiederte, daß der Krieg, wie mir scheine, von ihm doch ohne wirkliche Herausforderung begonnen worden, worauf er sagte: Je voulais rétablir la Pologne. Ohne hierauf weiter einzugehen, nahm ich Gelegenheit ihm zu erzählen, welche Anhänglichkeit an ihn die beiden Polen gezeigt hätten. Er bemühte sich nicht, viel Theilnahme auszusprechen, und sagte nur: C'est une brave nation. Ich bemerkte, ich hätte sehr viel Gutes vom Fürsten Poniatowski gehört. Bonaparte nannte ihn einen Mann von ritterlichem Wesen und fügte bei: Celui-là, c'était le vrai Roi de Pologne. Als der Graf O. erwähnt ward, nannte er ihn einen Verräther, worauf ich bemerkte: Vous voulez dire porteur de deux épaules? Er verstand zuerst diesen Ausdruck nicht, erläuterte aber seine eigenen Worte, indem er beifügte: C'est à dire du parti Russe, c'est ce que nous appelons traître, nous autres Polonais.

Lowther theilte ihm mit, daß ich eine Rede über Sachsen gehalten habe. Ich bestätigte dies und bemerkte, ich wolle ihm über diesen Gegenstand meine Ansicht nicht bergen: die Anhänglichkeit der Sachsen an ihren König sei mir aus eigner Wahrnehmung bekannt, und sie würden nach meiner Ueberzeugung von den Alliirten mit Grausamkeit behandelt, zumal wenn meine Meinung, daß die Schlacht bei Leipzig durch die sächsischen Truppen entschieden worden, begründet sei. Er trat dem bei und erzählte, daß plötzlich 25000 Mann und 60 bis 80 Kanonen *) sich gegen ihn gewendet hätten; dies sei im Augenblick nicht verderblich gewesen, allein Tags darauf seien dadurch alle seine Pläne gestört und er zum Rückzug genöthigt worden. Ich erinnere mich nicht, ob Bonaparte noch etwas Weiteres über Sachsen sagte, allein bald darauf bemerkte er, es sei mit Bayern und den Staaten am Rhein zu Ende, l'Autriche et la Prusse écrasent tout. Ich erwiederte, das könne wohl sein, aber unser Interesse verlange die Vergrößerung dieser Staaten und die Beseitigung anderer, weil Frankreich leichter Einfluß auf diese kleinen Staaten gewinnen könne, als in Wien oder Berlin. Er gestand bereitwillig zu, daß wir den Einfluß Frankreichs niederzuhalten hätten, und wiederholte mehrmals im Laufe der Unterhaltung, es sei unsere Sache, die Macht Frankreichs zu verringern.

Ueber die Flottille in Boulogne bemerkte er, es sei blos ein Blendwerk gewesen; er habe die Absicht gehabt, die Landung in England mit seinen großen Schiffen, den Escadren von Brest und Ferrol, zu versuchen. Ich weiß nicht mehr wann er sagte: Je ne dis pas que l'idée d'amener la perte de l'Angleterre ne m'ait pas passé par la tête. Eh! pendant vingt années de guerre! (wobei er den Kopf schüttelte.) Sogleich aber sich verbessernd, als habe er sich selbstvergessen zu offen ausgesprochen, fügte er bei: C'est à dire, votre perte non, mais votre abaissement, je voulais vous forcer à être justes ou du moins, moins injustes. Er vertheidigte sein Continentalsystem damit, daß es durch unsere Geheimenrathsverordnungen provocirt worden sei. Als ich ihn daran erinnerte, daß die Decrete von Berlin und Mailand früher ergangen, erwiederte er: Aber Lord Grey's Blokade der Elbe und Weser waren diesen vorhergegangen! Ich wollte ihm hierauf antworten, er gab aber der Discussion eine andere Wendung, indem er bemerkte, es sei demungeachtet lediglich unsere Schuld, daß wir den Frieden nicht geschlossen, als Lord Lauderdale in Paris gewesen: dies sei vor der Schlacht bei Jena gewesen, deren Folgen die Decrete von Berlin und Mailand nothwendig hätten sein müssen; hätten wir damals Frieden geschlossen, so würde kein Krieg mit Preußen entstanden sein u. s. w. Ich fragte ihn, was er von dem russischen Admiral Tschitschakoff denke? Er erwiederte, daß er ein tüchtiger Mann sei. Auf meine Bemerkung, daß er an der Beresina keine genügende Macht besessen, um ihn aufzuhalten, indem er nur 24000 Mann und darunter 8000 M. Reiterei, welche nutzlos gewesen, unter sich gehabt, begann er eine technische Entwickelung seiner Operation, der ich nicht zu folgen

*) Es waren nur 3000 Mann mit 19 Geschützen, also viel zu schwach, um etwas zur Entscheidung beitragen zu können.

vermochte; um ihn zu verhindern, auf diesem Wege weiter zu gehen, nahm ich Gelegenheit einzuschalten, daß Kutusow unbezweifelt an jenen Punkt ein ungenügendes Corps gesendet habe, da Tschitschakoff durch Schwarzenbergs Armee allein würde haben übermannt werden können, wenn nicht Schwarzenberg, aus Gründen, die ihm am besten bekannt sein würden, es für geeigneter erachtet, sich eines Angriffs zu enthalten. Er antwortete, bezeichnend mit dem Kopfe schüttelnd und lächelnd: „Ils s'entendaient déjà."

Schon zu Anfang unserer Unterredung sagte ich, ich hoffte, er sei durch die, vielen seiner Officiere ertheilte Erlaubniß, ihn nach St. Helena zu begleiten, befriedigt, er erwiederte mit Achselzucken: drei oder vier von ihnen! St. Helena nannte er „une île de fer, d'où il ne serait pas possible de s'évader" und klagte über das ungesunde Klima. Ich stellte die Ungesundheit des Klima's in Abrede und versicherte, ich wisse das Gegentheil, nicht nur aus Büchern, sondern aus dem Munde Mehrerer, die dort gewesen.

Schließlich kamen wir auf die Chemie zu sprechen, ein Gegenstand, auf welchen wir durch seine Behauptungen geführt wurden, daß in Frankreich nicht nur der Stand der Landwirthschaft ein blühender sei (was ich zugab), sondern auch der der Fabriken (was ich unter Bezugnahme auf Lyon in Abrede stellte, ohne von ihm ein Zugeständniß zu erlangen), daß ferner, obwohl der Handel unzweifelhaft gelitten, doch die innern Hülfsmittel genügten, daß chemische Entdeckungen Vieles ersetzt hätten, was der auswärtige Handel zu liefern pflege, wie z. B. der Rübenzucker den indischen ersetze. Bonaparte bemerkte dabei, daß der Rübenzucker sehr gut sei, und daß das Pfund desselben zu 15 Pence verkauft werde, also viel billiger als der fremde, auf den er eine hohe Abgabe gelegt habe, welche in Friedenszeiten ein einträgliches Einkommen abwerfen werde, da die Reichen den ächten Zucker vorziehen würden; zugleich werde die heimische Industrie dadurch gefördert werden. Er sprach sehr eifrig über den Gegenstand, bemerkte, man bereite Indigo aus „pastel", und es bestehe ein altes Gesetz Heinrichs IV., welches die Einführung des Indigo verbiete; er habe es wieder eingeführt, oder die Absicht gehegt, es wieder einzuführen. In England, sagte er, sei wohl viel chemische Wissenschaft zu finden, „à la tête, à l'institut," aber sie sei nicht so im Volke verbreitet und nicht von so praktischem Nutzen als in Frankreich. Er gedachte Sir Humphry Davy's, sprach aber keine Meinung über ihn aus.

Während unserer ganzen Unterhaltung blieb er auf derselben Stelle nahe am Hinterdeck und mit dem Gesicht nach demselben gewendet, stehen; es war demnach augenscheinlich, daß er die Unterredung fortzusetzen wünschte; denn es waren noch viele Personen auf dem Verdeck, unter andern einige von seinem Gefolge, an die er sich hätte wenden können, wenn er es vorgezogen hätte. Er verließ uns zuletzt ganz unerwartet. Nach dem Himmel blickend, sagte er plötzlich: Il me semble qu'il fait un peu frais. Hierauf ging er auf den Fußspitzen mit kleinen Schritten und leisem Achselzucken direct in die Cajüte. Wir sahen uns an und vermochten kaum unser Lachen zu unterdrücken.

Während dieses langen und wechselnden Gesprächs, das nicht weniger als beinahe zwei Stunden dauerte, bewahrte Bonaparte dieselbe Gemüthsruhe, er zeigte sich nie unpassend oder aufgeregt. Seine Ausdrücke waren oft stark, aber er sprach ruhig, und nicht mit sehr erhobener Stimme; seine Haltung blieb gesetzt, er gesticulirte viel weniger als sonst Franzosen oder Italiener zu thun pflegen. Mit einem Worte, es war nichts in seinem Betragen, was auf Leidenschaft oder Niedergeschlagenheit gedeutet hätte; er schien vollkommen gefaßt und sprach ebenso unbefangen über Geringfügigkeiten, wie über wichtige politische Fragen, welche mit seiner Geschichte und seiner gegenwärtigen Lage unmittelbar zusammenhingen. Das Merkwürdigste in seiner Sprachweise ist die Kürze seiner Urtheile, welche oft sehr viel Schärfe und Kraft haben. Im Allgemeinen würde ich ihn eher für einen gewandten Redner als einen gründlichen Beweisführer, eher für einen geschickten Sophisten als einen guten Logiker halten. Seine Sophismen sind in der That nicht geistreich oder tief genug, um einen Mann von einigem Urtheil irre zu führen; sie haben aber etwas Populäres, und ihnen mag seine Partei manchen Scheingrund und manche Beschönigung seiner Handlungen entlehnt haben. Wenn endlich ich die Gefühle Anderer nach meinen eigenen beurtheilen darf, so hat Bonaparte den einen großen Fehler, nicht das Vertrauen seiner Zuhörer zu gewinnen, weil sie im Zweifel bleiben über seine eigne Ueberzeugung. Mir schien er niemals aufrichtig zu sein. Selbst als er über das gegenwärtige Verfahren unsrer Regierung sich heftig aussprach, schien er mir kaum im vollen Ernst zu sprechen und wirklich von der Wahrheit dessen, was er sagte, durchdrungen zu sein. Er focht immer nur zum Schein, er kämpfte nicht im Ernst. Es war aber ein angenehmes Schauspiel, und ich glaube es ist unmöglich, seine Ruhe, seine Geschicklichkeit und Originalität und die außerordentliche Selbstbeherrschung, welche er mit einem geistreichen und liebenswürdigen Wesen verbindet, nicht zu bewundern. Er war, wie ich wohl schon genügend angedeutet habe, auf keine Weise rauh oder unhöflich; aber auf der andern Seite beobachtete er auch wenig Förmlichkeit, und ich bemerkte, daß er nicht ein einziges Mal mich Monsieur, oder Lord Lowther Mylord nannte, er gab uns überhaupt gar keine conventionelle Bezeichnung."

Aus dem deutschen Handwerkerleben.*)

Das „Jagen" der Zünfte.

Ein Mißbrauch irgend einer Art, der bei einer Sache vorkommt, kann allerdings noch nicht geradezu ihr zum Vorwurf gereichen, sondern muß für sich beurtheilt werden; aber er verdächtigt sie um so mehr, je näher er ihr liegt, und zeugt unbedingt gegen sie, sobald er mit Nothwendigkeit aus ihr hervorgeht. Ein Gesetz, dem nur gehässige Mittel Achtung

*) Vergl. Nr. 24—26 der Europa 1857.

und Gehorsam verschaffen können, ist in Wahrheit an und für sich unvernünftig und dem Geiste der Zeit durchaus nicht angemessen. Daher liefert das sogenannte „Jagen" der Handwerker nach Pfuschern (Bönhasen), einen nicht unbedeutenden Beitrag zu der Ueberzeugung, daß die deutschen Zunfteinrichtungen in vielen Beziehungen mangelhaft sind und einer zeitgemäßen Umgestaltung bedürfen.

Was nun zuerst die sogenannten Pfuscher oder Bönhasen betrifft, so möchte es zur richtigen Orientirung nöthig sein, zu bemerken, daß sie keineswegs bei allen Aemtern vorkommen, sondern nur bei einigen, namentlich bei den Tischlern, Maurern, Schneidern und Schustern; bei den anderen Zünften kommen sie höchst selten zur Anzeige, und es ist daher anzunehmen, daß sie in ihnen gar nicht oder nur selten vorkommen, oder daß sie mit einer gewissen Liberalität geduldet werden. Desto mehr Klagen aber werden über die genannten Zünfte laut. Für die Entstehung der „Bönhasen" läßt sich nicht ein einzelner bestimmter Grund angeben, der Veranlassungen sind mehrere, und es ist gewiß, daß wenigstens nicht immer die Noth oder die Armuth der Beweggrund ist. So z. B. bilden die Tischler in allen deutschen Städten, wo der Zunftzwang noch in seinem Flor, ein geschlossenes Amt, d. h. ist die gesetzliche Zahl der Meister vorhanden, so kann kein Geselle, er sei wohlhabend oder arm, das Meisterrecht erlangen. Nun aber wünscht doch fast jeder Geselle sich zu verheirathen. Er giebt daher die Tischlerei auf und wird Gehülfe bei einem Spiegelmacher oder Instrumentenmacher. Kommt er nun später auf irgend eine Art außer Brot, so ist nichts natürlicher, als daß er sich durch das Handwerk zu nähren sucht, das er erlernte, und zwar, wenn ihm verwehrt wird, das öffentlich zu thun, heimlich — und so ist der „Bönhase" fertig. — Bei den Maurern kommt besonders das in Betracht, daß die Handlanger nicht die Erlaubniß, wohl aber häufig die Geschicklichkeit besitzen, Vieles oder Alles zu arbeiten, was eigentlich den Gesellen zukommt. Da sie nun, wenn sie Gesellenarbeit machen, höhern Tagelohn bekommen und auch, wenn sie die Arbeit selber übernehmen, kein Meistergeld abzugeben brauchen, so liegt in der That die Versuchung zur heimlichen Arbeit sehr nahe, und man darf sich nicht so sehr wundern, wenn sie ihr oft nicht widerstehen. — Bei den Schneidern sind es namentlich die weiblichen Bönhasen, die Näherinnen und „Schneidermamsellen", welche in die Gerechtsame des löblichen Amtes eingreifen. Daß diese keineswegs immer durch die Noth oder Armuth hervorgerufen werden, sondern viel häufiger darum dies Gewerbe ergreifen, um bequemer und reichlicher zu leben, hier und dort auch wohl, um eine gewisse Standeserhöhung und Freiheit zu erlangen, ist ausgemacht; auf der andern Seite aber sind diese Mädchen in vielen Häusern sehr nützliche und selbst nothwendige Personen. Außer den genannten giebt es ohne Zweifel noch eine Menge specieller Verhältnisse, die das Bönhasenwesen befördern, die sich aber weder aufzählen noch rubriciren lassen.

Wenn nun Jemand in die Privilegien einer Zunft eingreift, so kümmern sich die Handwerker natürlich nicht darum, welche Veranlassung er dazu gehabt haben möge, sondern sie brauchen ihr „Recht" gegen ihn und — jagen. Wer nun die Sache von einem andern, aber freilich nicht zünftigen Standpunkte aus ansieht, dem wird sich unzweifelhaft die Bemerkung aufdrängen, daß die Zünftler durch die Erlaubniß, „jagen" zu dürfen, auf eine ganz ungewöhnliche und nirgends als im „Handwerksrecht" vorkommende Art bevorzugt sind, denn in allen anderen Fällen, wenn sich Jemand von einem Andern in seinen Rechten beeinträchtigt glaubt, muß er den ordentlichen Rechtsweg einschlagen; wir meinen: er muß klagbar werden. Der Kläger muß dann den Beweis führen, und das mit Recht, denn die Gesetzgebung geht davon aus, daß Jeder so lange für unschuldig gehalten werden muß, bis bewiesen ist, daß er ein Vergehen oder Verbrechen begangen habe; das Gesetz ist daher der natürliche Anwalt des Beklagten, nicht des Klägers. Am wenigsten aber darf das Gesetz Jemanden deshalb in seinen Rechten kränken, weil er ein Beklagter ist, und die englische Gesetzgebung erlaubt nicht einmal, daß ihm die Freiheit entzogen werde, während er sich in gerichtlicher Untersuchung befindet, oder beschränkt die Detentionshaft, wo sie nicht vermieden werden kann, auf sehr kurze Zeit. Gegen diese angedeuteten Grundsätze aber, die nicht nur juristisch, sondern auch vernunftgemäß sind, steht der Gebrauch der Handwerks-Jagden in directem Widerspruche: ein Verdächtiger wird behandelt, als ob er schon überführt wäre; sich zu vertheidigen wird ihm gar nicht einmal gestattet. Es dringt ihm gleich Jemand ins Haus, der freilich seine Sache führt, aber nicht für, sondern gegen ihn. Das Zunftwesen geht also von einem ganz andern Standpunkte aus; von welchem, ist schwer, wenn nicht unmöglich zu enträthseln. Steht denn ein Handwerker so hoch über allen anderen Ständen, daß man ihm ein so ungewöhnliches Verfahren gestattet? Oder hat man sich die Justizpflege bequem machen wollen und deshalb dem Kläger zugestanden, die Beweismittel auf die kürzeste Art herbeizuschaffen? Das Letztere ist das Wahrscheinlichere, aber ist es erlaubt? Dann könnte man ja ebenso gut in anderen Fällen zu ähnlichen Mitteln greifen; wir meinen, man könnte überall kurzweg Eide schwören lassen, Briefe öffnen, die Tortur wieder einführen und was dgl. mehr. Darf das Gericht, um Recht zu verwalten, selber ein Unrecht begehen?

Man wendet uns vielleicht ein, das „Jagen" sei das einzige genügende Mittel, die Handwerker in ihren Vorrechten zu schützen. Das einzige kann es aber unmöglich genannt werden, denn der ordentliche Rechtsgang steht den Zünften so gut wie jedem Andern offen, der Jemanden zu belangen hat. Und dieser Weg wird in allen anderen Fällen, in denen der Staat doch auch die Einzelnen in ihren Rechten zu schützen hat, für ausreichend gehalten. Warum sollte er es denn nicht auch in diesem Falle sein? Denn daß das „Jagen" kein genügender Weg sei, die sogenannte Pfuscherei zu vertilgen, oder auch nur zu verdrängen, dürfte die Erfahrung längst schon bestätigt haben. Ueber die „Bönhasen" wird nun schon seit zwei Jahrhunderten in Deutschland geklagt; gegen sie wird „gejagt", aber sind sie — vertilgt? Sie existiren noch jetzt, viel-

leicht gar noch in größerer Anzahl, und werden existiren, so lange nicht **andere** Einrichtungen getroffen werden.

Gesetze, selbst Strafen können nie hinreichen, einen Mißbrauch, der in der Natur der Dinge begründet liegt, aufzuheben. Furcht vor Strafe macht wohl den Uebertreter des Gesetzes vorsichtiger und schlauer, flößt ihm aber weder Achtung vor dem Gesetze noch Gehorsam gegen dasselbe ein. Dafür geben uns die strengsten Zollgesetze und andere die gültigsten Belege: alle Zollgesetze haben das Schmuggeln nicht beseitigt; alle Jagd- und Forstgesetze haben die Jagd- und Forstfrevel nicht aufgehoben — im Gegentheil, es hat sich überall bewährt, daß immer dort die wenigsten Verbrechen vorkamen, wo die Gesetze selbst liberal gehandhabt wurden. Dann hat man auch eigentlich erst ein volles Recht streng zu strafen. Aber die jetzigen Handwerker-Jagden werden die Pfuscherei nie aufheben, vielleicht hier und dort beschränken. Das einzige und beste Mittel gegen sie möchten nach unserer Ansicht liberalere Zunfteinrichtungen sein. Und überdies, wie beschwerlich wird oft den Handwerksmeistern dieses „Jagen"; wie unangenehm muß es für sie sein, da es eine gehässige Einrichtung ist!

Nach diesen und manchen anderen Gründen können wir nicht anders als das „Jagen" für eine ungerechte und unzulängliche Maßregel halten, zumal wenn die Durchsuchung in Bürgerhäusern geschieht. Leider weiß mancher Norddeutsche von derartigen Haussuchungen ein Liedchen zu singen. Wir wollen nur ein Stückchen erzählen. In einer norddeutschen Stadt wurde zu einem Bürger ein auswärtiger Knabe geschickt, der das Gymnasium besuchen sollte; unter anderen Gegenständen wurde ihm auch eine schon benutzte Bettstelle mitgegeben. Eines schönen Morgens erscheinen in dem Hause des Bürgers einige Tischlermeister und verlangen die Bettstelle zu sehen. Der Hausherr ist nicht daheim, und die Hausfrau bedeutet die Amtsmeister, daß alle ihre Bettstellen in der Stadt gemacht seien. Aber die „Jäger" kehren sich nicht daran, sondern wollen sich überzeugen. Die Bürgersfrau wird demnach gezwungen, die Amtsmeister in jedes Zimmer des Hauses zu führen, damit sie selber nachsehen können. Nachdem sie alle Zimmer durchwandert und nichts Verdächtiges gefunden, empfehlen sie sich und gehen. Ist das erlaubt? Darf der freie Bürger eines freien Staates solche Eingriffe in seinem eigenen Hause dulden? — „Eines Mannes Haus ist seine Burg!" sagt der Engländer, und innerhalb derselben braucht er keine Gewalt zu dulden; daher beschränkte auch die englische und ebenso die französische Gesetzgebung die Haussuchungen auf sehr wenige Fälle, namentlich auf den des sogenannten délit flagrant. Die deutsche Gesetzgebung ist leider weniger genau darin, aber Haussuchungen der Art möchten doch sonst nirgends vorkommen, oder wenn dies, so müssen sie doch überall von Untersuchungs- (also Gerichts-) Behörden angeordnet werden, und nur in wenigen Fällen hat die Polizei das Recht, sie anzuordnen. Selbst die Zollgesetze in Deutschland, von denen man eben nicht Gelindigkeit erwartet, statuiren keine Haussuchungen, um nach gekauften Gegenständen, die etwa geschmuggelt wären, zu suchen. Erst dann haben die Beamten das Recht, die Behörden zu einer Haussuchung zu requiriren, wenn sie gesehen haben, daß ein Schmuggler sich in ein Haus flüchtete, um dort Schutz zu suchen. Es sind also doch immer die Behörden, welche eine Haussuchung vornehmen; bei dem „Jagen" aber sind es die Zünfte, welche sie verfügen und ausführen. Also nicht den Dienern des Gesetzes öffnen wir unser Haus, sondern unseren Mitbürgern, die vor dem Gesetze keinen Vorzug vor uns haben sollten. Und überhaupt, wie unendlich viel ist den Zünften schon dadurch eingeräumt, daß sie ihr Recht blos auf einen von ihnen persönlich gehegten Verdacht hin fordern können! Wie wenig gehört dazu, einen Verdacht dringend genug zu machen!

Wenn ein Staat das Hereinbringen gewisser Dinge in die Stadt zum Besten der Handwerker verbietet, so muß er auch selber dafür sorgen, daß sein Gebot nicht übertreten werde, sonst nimmt er mit der einen Hand, was er mit der andern giebt. Er strafe nach aller Strenge der bestehenden Gesetze, aber der Hausfrieden des freien Bürgers darf nicht länger der Willkür der Zünfte preisgegeben werden, und die Freiheit eines freien Bürgers besteht vor allem darin, daß er ein freier Herr in seinem eigenen Hause ist!

Das Schließen der Zünfte.

In mehr als einer Beziehung tragen wir Norddeutsche die Sünden unserer Väter; starres Festhalten am einmal Gewonnenen und Bestehenden charakterisirt gleichsam alle Bestrebungen der Hansen von der Blüthezeit der Hansa an. Als ungünstige Verhältnisse die Macht der Hanseaten untergruben, verschwendeten diese ihre besten Kräfte in erfolgloser Vertheidigung dessen, was nicht mehr zu erhalten war, anstatt unter willigem Aufgeben früherer Vortheile die nun sich gestaltenden Verhältnisse zu benutzen. Hamburg sowohl wie Lübeck, denen die eigene Geschichte seit lange eine alle Thätigkeit lähmende Buhlerin war, scheinen in neuester Zeit ihre bisherigen Irrthümer einzusehen, zu vergessen, daß sie einst wagen konnten, die Verhältnisse beherrschen zu wollen, und zu begreifen, daß jetzt nichts übrig bleibt, als die Verhältnisse zu benutzen. Es ist freilich noch viel Schutt in beiden Städten aus dem Thore zu schaffen — aber lassen wir das. Wir reden von dem Schließen der Handwerkszünfte.

Der Mensch setzt willig seine Jugendkraft daran und läßt sich in dieser Zeit einen verhältnißmäßig geringen Lohn für seine Dienste gefallen, wenn er nur die sichere Aussicht dadurch erwirbt, nach erlangter vollständiger Reife des männlichen Alters einen eigenen Heerd ohne allzugroße Nahrungssorgen unterhalten zu können und im Alter, bei sinkenden Kräften, nicht darben zu müssen. Eine solche Aussicht hält die Zunftverfassung allerdings demjenigen vor, der sich dem Handwerke widmet, indem sie ihm nach überstandenen Lehrlings- und Gesellenjahren das Meisterrecht zusichert. Aber dies Meisterrecht gewährt nur dann einer Familie das anständige Auskommen, wenn das Handwerk in solchem Umfange betrieben wird, daß der Meister Gehülfen unterhalten und durch deren Theil-

nahme an seinen Arbeiten sein Geschäft lohnend machen kann. Damit das möglich werde, müssen jedoch weit mehr junge Leute bei zünftigen Handwerkern in die Lehre treten und eine Reihe von Jahren in dürftig belohnten Diensten verleben, als die Zunftverfassung nachmals anständig die Meister versorgen kann. Durchschnittlich muß der Lehrling fünf bis sechs Jahre dienen, und man könnte nicht über Unbill klagen, wenn er nach später zurückgelegten sieben Gesellenjahren auch das Meisterrecht anspräche. Die gänzliche Unmöglichkeit aber, Allen, welche treulich als Gehülfen gedient haben, ein mit wahrscheinlicher Aussicht auf anständigen Erwerb verbundenes Meisterrecht zu verleihen, war längst einleuchtend, und es wurde daher ernstlich an Einschränkung der Befugniß, Lehrlinge anzunehmen, gedacht; aber die Hülfe eines Lehrlings ist auch für arme, schwach beschäftigte Meister so bequem und die Gewerke werden so häufig in Anspruch genommen, arme Knaben als Lehrlinge anzunehmen, daß die Gewerbsgesetzgebung nur das gleichzeitige Halten von mehr als einem Lehrlinge den Meistern zu verbieten wagte. Selbst dies Verbot besteht nicht allgemein, mehrentheils ist erlaubt, schon während des letzten Lehrjahres des Lehrlings einen neuen neben demselben anzunehmen. Wenn aber ein Meister auch wirklich nur einen Lehrling gleichzeitig unterhält, so werden doch von seinem dreißigsten bis zu seinem sechszigsten Lebensjahre nur sechs bis sieben auslernen können, von denen aber nur einer ihn dereinst als Meister ersetzen kann. Rechnet man ferner, daß während eines Zeitraumes von dreißig Jahren die Bevölkerung ungefähr von 50 auf 100 wächst, so wird man wenigstens fünf von jenen sieben keine Aussicht auf anständigen Erwerb als Meister eröffnen können.

Den Handwerkern aber im Allgemeinen zuzumuthen, sich über das dreißigste Jahr hinaus noch den Genuß des häuslichen Lebens zu verschieben, ist nicht nur in sittlicher Hinsicht unbillig, sondern auch in gewerblicher und staatswirthschaftlicher sehr bedenklich. Menschen, die bis weit in das reife Mannesalter hinein das unstäte Leben eines wandernden Gesellen geführt haben, finden nur zu leicht die Lebensweise des ordentlichen Handwerksmeisters wegen ihrer Einförmigkeit unerträglich, und die sehr natürliche Folge sehr verspäteter Ehen ist das Hinterlassen von Kindern in noch unversorgtem jugendlichen Alter, wo sie vielleicht noch mehr als in der eigentlichen Kindheit der Unterstützung durch das väterliche Ansehen bedürfen. So verwickelt sich die Zunftverfassung in offenbare Widersprüche, indem eine anständige Stellung der Meister voraussetzt, daß ungefähr dreimal mehr Gehülfen als Meister vorhanden sein sollten, während doch den Gehülfen die verheißene Belohnung durch ein mit Aussicht auf anständigen Erwerb zu gewährendes Meisterrecht nur dann wirklich ertheilt werden könnte, wenn etwa die Zahl der Gehülfen halb so groß als die Zahl der Meister wäre. In diesem selten klar genug erkannten Verhältnisse liegt die Unhaltbarkeit der bestehenden Zunftverfassungen und der eigentliche Grund der seit Jahrhunderten fortdauernden Beschwerden über unverbesserliche Mißbräuche der zünftigen Handwerker. In früheren Zeiten entzogen sich nun die Gewerke dem Andrange zur Verleihung des Meisterrechtes durch das sogenannte „Schließen des Gewerkes“, und die städtischen Obrigkeiten waren um so bereitwilliger dieses zu gestatten, als darin ein sicheres Mittel zu liegen schien, der Stadt wohlhabende Bürger zu erhalten, und ebenso wenig scheuten die Gewerke bedeutende Summen, um Privilegien, durch welche die Zahl der Meister bestimmt wurde, von dem Landesherrn zu kaufen. Dadurch aber entstand selbstverständlich ein Ueberfluß von Gesellen, der sich mit jedem Jahre mehrte. Freilich fanden diese Gesellen wohl Arbeit, so lange sie unverheirathet und wanderlustig blieben, aber in den späteren Lebensjahren geriethen sie doch in große Verlegenheit. Als Meister konnten sich unter den bestehenden Verhältnissen nur wenige niederlassen, und doch wurden die Besseren des unstäten Gesellenlebens müde, während die Schlechteren erst darin verwilderten. Jene heiratheten; bekamen aber nun keine Arbeit mehr bei den Meistern, wurden auf den Herbergen unter den Gesellen nicht mehr gelitten und konnten auch überdies von dem geringen Lohne keine Familie ernähren; sie suchten daher ihr Gewerbe heimlich und für eigene Rechnung auszubeuten. Dieser, nach der Zunftverfassung unerlaubte Gewerbbetrieb wurde gar bald den zünftigen Meistern um so gefährlicher, je mehr solcher Mitarbeiter sich bemühen mußten, durch gute und wohlfeile Arbeit sich Kundschaft zu verschaffen. Sie boten daher Alles auf, diesen sogenannten Pfuschern das Handwerk zu legen, und erlaubten sich oft selbst eigenmächtige Gewaltthätigkeiten gegen dieselben. Die älteren Gewerbegesetze sprechen sich sehr strenge gegen den Unfug aus, den die Gewerke durch Selbsthülfe gegen Unbefugte ausübten; aber freilich, der reichliche und bequeme Erwerb der zünftigen Meister wurde durch die Thätigkeit der „Bönhasen“ auch zu sehr gefährdet. Das Uebel aber wurde nicht beseitigt! Und wie sollte es auch? Waren doch die Mittel höchst unzweckmäßig und verfehlt! Ist es der wohlverstandene Zweck der Gesetzgebung, an die Stelle der unhaltbar gewordenen Zunftverfassung Einrichtungen zu setzen, welche nicht wie jene sich in ihrer natürlichen Entwickelung selbst zerstören, und die wirklich die guten Absichten erfüllen, welche die Zunftverfassung mehrentheils vergeblich auszuführen trachtete, weil ihre nützlichsten Anstalten unter der Last gehäufter Mißbräuche erlagen, so wird vor allem das Gesellenwesen eine wesentlich veränderte Gestalt erhalten müssen. Der wahrhaft tüchtigen und geschickten Gesellen sind keineswegs zu viel vorhanden; das Bestreben der Meister, einander gute Arbeiter abspänstig zu machen, kann zum Beweise der unzureichenden Anzahl guter Gesellen dienen. Die Anordnungen, welche die Zahl der Handwerksgesellen zu vermindern trachten, können der Gewerbsamkeit nicht aufhelfen, es kommt vielmehr nur darauf an, demjenigen Theile der Gesellen, welcher sich mit der Hoffnung, einen anständigen Unterhalt durch Arbeit für eigene Rechnung zu finden, als Meister niederlassen kann, eine solche Stellung anzuweisen, wobei die Führung eines Hausstandes ohne drückende Nahrungssorgen möglich bleibt. Ein verheiratheter Geselle befindet sich bei gleicher Geschicklichkeit, Thätigkeit und Sittlichkeit offenbar besser, als ein Meister, der zu wenig sichere Arbeit hat, um auch nur einen Gehülfen annehmen zu können.

Früher fanden viele Meister es vortheilhaft, den Gesellen Kost und Logis in ihrer Wohnung zu geben, wo der Geselle unverheirathet sein mußte; jetzt ist diese Art, Gesellen zu unterhalten, in allen größeren Städten fast gänzlich verschwunden: der Geselle besorgt sich selbst Kost und Logis, und erhält dafür verhältnißmäßig höheren Lohn. Die Stadtgemeinden befürchten nun zwar, daß ihnen aus solchen Gesellenheirathen Ortsarme zur Verpflegung erwachsen, aber sie müssen ja die gleiche Gefahr für Handwerksmeister übernehmen, deren geringer Erwerb nicht die Annahme von Gehülfen gestattet. Solche Meister nähren sich in ihren besten Jahren kaum nothdürftig und verkümmern mehrentheils früh unter dem Druck der Nahrungssorgen; und dennoch haben sie dabei als Meister größere Ansprüche auf Versorgung durch die städtischen Armenanstalten als die verheiratheten Gesellen. Kann das noch länger Geltung haben? Aber die Meister scheuen nun einmal die verheiratheten Gesellen! Warum? Weil diese heimliche Concurrenten der Zunftmeister werden. Und doch muß es in Norddeutschland dahin kommen, daß der Geselle berechtigt ist in seinem Heimathlande ein selbständiges Geschäft zu gründen — mit einem Worte, die geschlossenen Aemter müssen fallen! Wie gar anders sieht es in Ländern aus, wo es keine wirklichen Zünfte mehr giebt, und wo das Meisterrecht nicht von Zunftmeistern, sondern von den Regierungen als eine ohne Schwierigkeit zu erlangende Concession ertheilt wird. Möge daher der Grundsatz, „daß jeder die Früchte seiner Arbeit selbst genießen möge," auch in Norddeutschland bald Anerkennung finden; Publicum und Staat stehen sich besser dabei!

Die Gesellenverbindungen.

Wenn auch frei von aller politischen Tendenz, so sind dennoch die Gesellenverbindungen nicht nur dem Gemeinwohle gefährlich, sondern auch als das erste Hinderniß einer zeitgemäßen Ausbildung des Handwerkerstandes anzusehen. Diese Verbindungen oder Verbrüderungen traten zuerst bei der Erbauung des Straßburger Münsters im 10. Jahrhundert unter dem Namen „Baugesellschaften" öffentlich hervor. Der Ort ihrer Versammlungen hieß die „Bauhütte" und der Platz, worauf diese stand, der „Mauerhof". In dieser Hütte wurden alle streitigen Gegenstände besprochen, entschieden und die gefällten Urtheile durch sogenannte „Hüttenbriefe" verkündet. Lehrlinge, Gesellen und Meister wurden mit geheimnißvollen Ceremonien in den „Bund" aufgenommen, und die Verbündeten erkannten sich an besonderen Zeichen und Worten, an Gruß, Werkzeug und Handgehenke. Arme und kranke Brüder wurden unterstützt ꝛc.

Fast zwei Jahrhunderte wirkte diese „Hütte" nach innen und außen mit wohlthätiger Kraft; dann aber wurde ihr Streben nach Herrschaft dreister, ihre Stimme anmaßender und ihr Handeln von Tage zu Tage unumschränkter, so daß ihre Verbindungen einen gefährlichen Charakter anzunehmen schienen, und ebenso bald mußten Kaiser und Reich darauf Bedacht nehmen, diesem Unwesen durch gesetzliche Vorschriften ein Ziel zu setzen. Aber trotz dem entstanden etwa 1530 die sogenannten Nebenhütten oder Nebenladen. In ihnen galten Gesetze und Gehorsam nicht mehr; in ihrer beispiellosen Willkür verbreiteten sie sich bald über ganz Deutschland. Die Gerichtsbarkeit, welche die Hauptladen über Meister und Städte willkürlich sich angeeignet hatten, maßten nunmehr die Gesellen sich über die Meister an. Es wurden nun „Städte ausgeschlossen", „Meister geschimpft" und in „Verruf" erklärt; überall aber Gilden und Meister von diesen Gesellengerichten gebrandschatzt. Durch ganz Deutschland behauptete diese Vehme ihren Einfluß; ja, sie hatte selbst die Obrigkeiten in Furcht gesetzt, und vergebens bekämpften Kaiser und Reich diese heimlichen Verbindungen. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts haben sie sich bis auf den heutigen Tag mehr oder minder in ihrer ursprünglichen Gestalt zu erhalten gewußt.

„Das Gesellengericht, welches in der Regel jeden Sonnabend in der Herberge bei verschlossenen Thüren, die noch überdies stark bewacht waren, seine Sitzungen hält" — wird uns erzählt — „besteht aus dem Wortführer, dem Deputirten und dem Schreiber. Haben die Verbündeten hier Störungen zu befürchten, so ziehen sie hinaus in den Wald, oder wie sie es nennen, auf „grüne Haide", umstellen einen Kreis mit Gesellen, decken ein Tuch über einen Baumstamm oder über einen in die Erde geschlagenen Pfahl, und das „Gericht" ist fix und fertig. Drei nach einander folgende Schläge auf den „Altar der Gerechtigkeit" zeigen an, daß das Gericht beginnt. Der Wortführer nimmt nach der üblichen Formel das Wort, liest die eingegangenen Correspondenzen vor, dictirt Strafen, zieht die Strafgelder ein, hört und schlichtet Klagen über Verletzungen der Zunftgebräuche ꝛc. Das Gericht entscheidet ferner alle streitigen Fragen, giebt in der Regel seinem Ausspruche mit der Faust den gehörigen Nachdruck; schließt Frieden und Verträge und giebt den Ausschlag, ob ein Geselle „aufgetrieben", oder ein Meister oder eine ganze Stadt „geschimpft" oder in „Verruf" erklärt, und ob überhaupt ein „Aufstand" erhoben werden soll. Ist Alles, was geschehen sollte, vollbracht, so ruft der Bruder Wortführer die übrigen Gesellen dreimal auf, damit sie das, was sie vorzubringen haben, berichten, worauf die Versammlung mit einem Aufrufe, strenge Verschwiegenheit über alles Vergangene zu beobachten, geschlossen wird.

Ein Meister wird in „Verruf" erklärt, wenn er durch ein wahres oder eingebildetes, ihm angedichtetes Vergehen gegen die Zunftgesetze der Gesellen gefehlt hat. Kein Geselle darf, bei bedeutender Strafe, eher wieder bei einem Meister, der „gescholten" ist, arbeiten, bis dieser sich mit dem Gesellengerichte abgefunden und die ihm dictirte Strafe — die mitunter zu 500 Mark (200 Thlr. Pr.) gesteigert wurde — erlegt hat. Will der Meister sich dieser Strafe nicht unterwerfen, oder ruft er gar die obrigkeitliche Hülfe an, dann erregen die Gesellen einen „Aufstand", d. h. sie gehen sofort aus der Arbeit und verlassen insgesammt die Stadt. Der Ort ist aber durch solchen Aufstand „ausgeschlossen", d. h. für unredlich erklärt, und über die Meister der Bannfluch, oder wie sie es nennen, der „Verruf" ausgesprochen; sie werden für unehrbar erklärt und kein Geselle darf, bei schwerer Geld- und Leibesstrafe, in

einer für „unredlich" erklärten Stadt arbeiten. Der Verruf wird erst dann wieder aufgehoben, wenn sich die Gilde dem Gesellengerichte gefügt und die auferlegte Strafe bezahlt hat."

Daß die Aemter und einzelnen Meister zu einer solchen entehrenden Buße nur im Interesse des Publicums, wo sie es thaten, sich verstehen konnten, bedarf kaum der Erwähnung; denn eben das bauende Publicum ist es, das durch den Austritt sämmtlicher Arbeiter am meisten leidet. Die Städte Bremen, Hamburg, Lübeck, Altona, Kiel, Schwerin ꝛc. haben die Nachtheile solchen Unfugs mehr als einmal sehr tief empfunden. Eine Stadt kann durch den geringfügigsten Umstand in den Zustand der Verrufserklärung gerathen. So sollte Bremen deshalb „ausgeschlossen" und das dasige Gewerk in Verruf erklärt werden, weil die dortigen Meister nach Artikel 7 des Reichsschlusses von 1731 darauf bestanden, daß jeder Geselle seinen Austritt aus der Arbeit acht Tage vorher anzeigen müsse, und diejenigen Gesellen, welche solches unterlassen hatten, acht Tage nacharbeiten ließen. Das Gesellengericht verurtheilte dafür die Meister zur Erlegung einer Strafe von 80 Thlrn. Die Meister wollten sich dem aber nicht fügen. Inzwischen wurde die Sache ruchbar, und die Bremer Polizei belegte die sämmtlichen, auf der Herberge aufbewahrten Papiere mit Beschlag; dasselbe geschah in Hannover, Schwerin und Lübeck. Das Resultat dieser Untersuchungen ist durch das Erkenntniß des Hannöverschen Magistrats, 1840 am 17. November, zur öffentlichen Kenntniß gelangt.

Der Geselle aber wird von dem Gesellengerichte in „Verruf" erklärt oder „gescholten", wenn er die Handwerksgebräuche oder das Handwerksceremoniel verletzt hat und die ihm zuerkannte Buße zu leisten verweigert. Ruft der Geselle die obrigkeitliche Hülfe an, so wird er „aufgetrieben", d. h. man verfolgt ihn so lange durch Briefe nach allen Orten, bis er sich mit dem Gesellengerichte abgefunden; sein Name bleibt so lange an eine schwarze Tafel geschlagen. So lange der Verruf besteht, arbeitet kein Geselle neben ihm, um nicht für „unredlich" erkannt zu werden. Das Handwerksceremoniel hat der zureisende Geselle verletzt, wenn er sein Felleisen trägt, wie es vernünftigerweise getragen werden muß; wenn er einen Frack trägt; wenn er seine Stiefeln ohne Erlaubniß eines in Arbeit stehenden Gesellen auszieht; wenn er seinen Gruß nicht richtig bestellt ꝛc. „Imgleichen halten sie — sagt der §. IX. des Reichsgesetzes — auch auf ihre Handwerksgrüße, läppische Redensarten und andere dergleichen ungereimte Dinge so scharf, daß derjenige, welcher etwa in Ablegung oder in Erzählung derselben nur ein Wort oder Jota fehlen läßt, sich alsbald einer gewissen Geldstrafe untergeben, weiter wandern, oder wohl öfters einen fernen Weg zurücklaufen und von dem Orte, wo er hergekommen, den Gruß anders holen muß."

Ein in Arbeit stehender Geselle kann die Handwerksgebräuche verletzen, wenn er z. B. ein fleißiger Arbeiter ist; wenn er eines begangenen Vergehens halber ein gutes Wort gönnt; wenn er mit Unzünftigen zusammen eine Lehranstalt besucht; wenn er seine Kundschaft sichtbar über die Straße trägt; wenn er die Versammlungen des Gesellengerichts verräth; wenn er in dem Gesellengerichte den Kannendeckel klappern läßt ꝛc.

„Damit nun — bestimmt der §. II. obigen Gesetzes — bei solchen handwerksschädlichen Mißbräuchen auch das bishero fast gemein und zur Gewohnheit wordene Auftreiben der Gesellen, wie auch derselben unvernünftiges Aufstehen und Austreten inskünftige gänzlich hinwegfalle und hierdurch die Wurzel alles bei den Handwerkern eingerissenen Unwesens aus dem Grunde gehoben werde — so ist das „Schimpfen und Schmähen", das „Aufstehen" und „Austreten" nach Befinden mit Gefängniß, Zuchthaus oder Festungsbau und Galeerenstrafe zu belegen."

Die Nichtanwendung dieser gedrohten Strafen in den geeigneten Fällen ist ohne Zweifel die Ursache gewesen, daß die „wider alle Vernunft laufende und zur Gewohnheit wordene schädliche Mißbräuche" sich bis auf unsere Zeit ohne die geringste Aenderung erhalten haben. Zwischen dem Jahre 1530 und dem Jahre 1857 liegen 327 Jahre — aber ist es nur irgendwie anders geworden? Während die Obrigkeiten in Hannover, Lübeck, Bremen, Schwerin und Altona den Gesellenverbindungen thätig entgegenzuwirken bemüht sind, gehen die Correspondenzen zwischen den Gesellen ihren gewohnten Gang; es wird in der Herberge oder „auf grüner Haide" Gericht gehalten; es werden, ohne Rücksicht auf die Folgen, Meister und Städte ausgeschlossen ꝛc.

Es scheint unglaublich, daß in Hamburg an einem einzigen Gesellengerichtstage oft mehr als 500 Mark an Strafgeldern in die Casse und dann nach und nach oder auf einmal, in gebranntes Wasser verwandelt, durch die Kehle fließen. Der moralische Nachtheil dieser Gesellenverbrüderungen liegt auf flacher Hand; nicht minder ihr schädlicher Einfluß auf eine wünschenswerthe zeitgemäße Ausbildung des Handwerkerstandes, als deren fast einziges und größtes Hinderniß diese Verbindungen sich darstellen.

Wer zweifeln sollte, daß das Treiben der Verbündeten wirklich von der Art sei, wie wir es hier in nur schwachen Umrissen darzustellen versucht haben, dem brauchen wir nur die Bremer Gesellen redend vorzuführen, wie sie in ihrer Correspondenz mit Hannover, Schwerin, Lübeck ꝛc. unter Anderm sagen: „Auch schickten sie (die Meister) uns einen Zettel von 1731, worauf der Artikel stand, das jeder Geselle acht Tage vorher auffagen sollte; wir haben sie den Zettel aber wieder hingeschickt und ausgesagt, das wir den Artikel gar nicht achten, denn eine jede Gesellschaft wird doch auch wohl einsehen, das, wenn der Artikel auch wirklich da geschrieben stände, wir ihn doch gar nicht annehmen können, sonst wären wir ja akkurath als wie ein Knecht."

Ob sich wohl ein Bürger, weil er die Gesetze befolgt, für einen „Knecht" hält? Sonderlich wäre eine solche Logik jedenfalls!

H. A.

Männer der Zeit.

Friedrich Wilhelm IV.

In einem Augenblick, wo sich eine bedeutungsvolle Regentenlaufbahn in Folge eines Unglücks, das die Theilnahme jedes fühlenden Menschen in Anspruch nimmt, zu schließen scheint, und wo gespannte Erwartungen auf die nächsten, dadurch hervorzurufenden Wendungen gerichtet sind, mag es an der Zeit sein, einen Rückblick auf das Leben und Wirken eines Fürsten zu werfen, der, noch bevor ihn der Engel des Todes abgerufen, vom politischen Schauplatze zurücktritt, weil eine düstere Wolke sich über seinen reichbegabten Geist gesenkt hat.

Friedrich Wilhelm IV. wurde dem damaligen Kronprinzen, nachherigen Könige Friedrich Wilhelm III., von seiner unvergeßlichen Gemahlin Luise von Mecklenburg-Strelitz am 15. Oct. 1795 als das zweite Kind und der erste Sohn geboren. (Es ging ihm eine Schwester voraus, die am Tage ihrer Geburt wieder verschied.) Zwei Jahre nach seiner Geburt bestieg sein Vater den Thron. Ward ihm auch seine geist- und gemüthvolle Mutter früh durch den Tod entrissen (1810), so geschah dies doch nicht so früh, daß sie nicht noch wesentlichen Antheil an der Bildung seines Geistes und Herzens hätte nehmen sollen, und auch in den schweren Prüfungsjahren von 1806—1812 war er doch schon gereift genug, um auch aus dieser Schule erziehende Eindrücke zu gewinnen. Doch auch die systematische Erziehung des jungen Thronerben ward mit hoher Sorgfalt geleitet. Unter der unmittelbaren Obhut eines gewissenhaften Vaters und einer hochsinnigen Mutter geschah alles, den wißbegierigen Geist des reichbegabten Prinzen mit vielseitiger, edler und gediegener Bildung auszustatten. Seine Vorbildung zu den höheren Studien wurde durch J. F. G. Delbrück und den nachherigen Minister Ancillon geleitet. Scharnhorst und Knesebeck weihten ihn in das militärische Gebiet ein. Savigny, Niebuhr, Ritter, Lancizolle übernahmen später seine Bildung in Rechts- und Staatswissenschaft, während der rege Sinn des Prinzen für die plastischen Künste vornehmlich durch Schinkel und Rauch seine höhere Ausbildung erhielt. Es bezeichnet den Charakter des Prinzen, daß er seinen Lehrern andauernd ein besonders dankbares Wohlwollen und eine innige Anhänglichkeit bewahrt hat. Das Jahr 1813 rief auch ihn von diesen friedlichen Beschäftigungen ab zu den Heeren. Er zog mit in Leipzig ein, wohnte 1814 den wichtigsten Gefechten in Frankreich bei, war bei dem Einzuge in Paris, begleitete seinen Vater nach England und Wien und eilte auch 1815 zur Armee, an deren letzten Operationen er Theil nahm. Er hat in diesen Feldzügen persönlichen Muth und reges Interesse für die spannenden Ereignisse und das bewegte Kriegerleben bewiesen, keineswegs aber eine Vorliebe für das militärische Element sich dabei angeeignet. In den folgenden Jahren bis zu seiner Thronbesteigung, während deren er eine Reise nach Italien unternahm, nachdem er sich (29. Nov. 1823) mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern zu einer durch gegenseitige Achtung und Liebe beglückten, aber kinderlos gebliebenen Ehe verbunden hatte, beschäftigte er sich vorzugsweise mit wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, lebte still und zurückgezogen in einem gewählten Kreise geistvoller Männer, unter denen vor allen Alexander v. Humboldt sein Freund und Führer war, und übte keinerlei activen Einfluß auf die Politik. Doch war er an die Spitze der zur Vorbereitung der ständischen Verfassung gebildeten Commission gestellt, aus deren Arbeiten seit 1823 die Provinzialständeverfassungen hervorgingen. Auch bereiste er wiederholt die Provinzen, bei welchen Gelegenheiten die gewinnende Liebenswürdigkeit seiner persönlichen Erscheinung, sein geistreiches Wesen, das Tactvolle seines Benehmens und seine jederzeit fertige Redegabe den günstigsten Eindruck machten und wenigstens bei denen, die ihm näher traten, manches Vorurtheil zerstreuten, das sich zu verbreiten begonnen hatte. Denn wie einestheils in jener Zeit zahllose Anekdoten, Einfälle, Witzworte umhergetragen wurden, manche davon wahr und viele erfunden, die von dem geistreichen Wesen und dem fertigen Witze des Prinzen zeugten, so wurden andererseits über seine politischen Ansichten und Sympathien Meinungen verbreitet, welche geeignet waren, wenigstens die liberalen Kreise besorgt zu machen. Man glaubte, er schwärme für die Richtungen des Mittelalters, huldige überhaupt einer politischen Romantik, werde vor allem den Adel und dessen Neubelebung begünstigen und sei obendrein einer mystisch-orthodoxen kirchlichen Richtung ergeben. Es war Wahres in dieser Meinung, wenn auch übertriebene und entstellte, einseitige Wahrheit. Der Prinz war dem Rationalismus feind, soweit er ihm als ein flacher und geistloser entgegentrat, im politischen wie im kirchlichen Gebiete, im demokratischen wie im bureaukratischen Gewande. Er war den conservativen, ja auch reactionären Tendenzen zugethan, soweit er sie in ihren besten Seiten auffaßte, manche Institute und Tendenzen wohl ebenso idealisirend, wie der Liberalismus die seinen. Keineswegs aber war er ein Gegner würdiger Freiheit und eines edlen Staatslebens, vielmehr allem mit Wärme zugewendet, wovon er hoffen konnte, daß es zur Hebung des Volkes und der Menschheit beitragen möge. Auf religiösem Gebiete war er weder engherzig bigott, noch unduldsam, wohl aber auf positiv kirchlichem Grunde von warmem religiösen Gefühle belebt. Ohne Frage ein Mann von hoher Bildung und reichem Geiste, war er voll der edelsten Intentionen; aber mehr eine poetische als eine praktische Natur, hat er manches angestrebt, wofür er in der Zeit keine Mittel fand, oder doch nicht zu finden wußte, und nicht jene Festigkeit des Willens entfaltet, die ihm vielleicht schwerere Kämpfe bereiten, doch aber es ihm ersparen konnte, thun zu müssen, was wider seine innerste Natur ging.

Gewiß ist jedenfalls, daß es seit seinem Regierungsantritte, der am 7. Juni 1840 erfolgte, fast überall wesentlich anders kam, als man, nicht blos nach den vorgefaßten Meinungen über den neuen König, sondern auch nach seinen offnen Erklärungen erwarten konnte. Bekannt ist, welchen mächtigen, in seiner unklaren Weise einem Rausche vergleichbaren Eindruck das rednerische Auftreten des Königs bei dem großen Huldigungsacte zu Berlin machte, und wie er damals, wohl gegen die eigne Absicht, Hoffnungen wieder aufregte, die durch die ablehnenden Erklärungen, die er (9. Sept.) dem preußischen Landtage auf dessen Bitte um eine reichsständische Verfassung gegeben, niedergeschlagen waren. Die gewaltigen Worte des Königs, die den edelsten Tendenzen der Zeit Befriedigung verhießen, dies aber nicht in der Form und Sprache der Zeit thaten, legte sich eben Jeder in seinem Sinne aus. Dazu kamen vorher und in der nächsten Zeit mancherlei versöhnende und hoffnunggebende Schritte. Der General v. Boyen wurde schon am 6. Juli in den Staatsrath berufen und trat am 22. Nov. wieder in Activität, nachdem er einst, eben der Verfassungsfrage halber, mit Wilhelm v. Humboldt ausgeschieden war. Der Oberpräsident v. Schön wurde (10. Sept.) Staatsminister. Professor Arndt wurde (21. Juli) rehabilitirt, Jahn (27. Oct.) der polizeilichen Aufsicht enthoben, eine allgemeine Amnestie für politische Vergehen gewährt (10. August). Der Erzbischof von Posen kehrte in seine Diöcese zurück, und die Cölner Angelegenheit wurde in vermittelnder Weise geschlichtet. Die Gebrüder Grimm wurden nach Berlin berufen. Die Censur wurde wesentlich gemildert. Im weiteren Verlaufe aber fand doch keine der sich entgegenstehenden Tendenzen Befriedigung. Der Liberalismus war mit mancherlei Maßregeln und hervortretenden oder vermutheten Intentionen unzufrieden, und auch das ihm zu Gunsten Gewährte genügte ihm nicht; der König kam mit seinen Absichten nicht zum Ziele. Neben jenen Berufungen volksbeliebter Männer erfolgten auch der herrschen-

den Meinung mißfällige; Versuche, die zu Kräftigung des Adels, oder zu Erschwerung der Ehescheidungen gemacht wurden, fanden heftigen Widerspruch. Die Presse bediente sich ihrer precären Freiheit in einer Weise, welche bald einen Rückschlag hervorrief, der nach der kurzen Erleichterung um so empfindlicher auffiel und doch wenig fruchtete. In seiner warmen Liebe zu Kunst und Wissenschaft berief der König bedeutende litterarische und artistische Größen in seine Nähe; Tieck und Rückert, Schelling, Stahl und Huber, Mendelssohn-Bartholdy und Cornelius. Indeß waren dies meist nicht populäre Namen, stimmten zum Theil zu der Richtung, die man argwöhnte und haßte; theils gefiel die Mehrzahl jener Männer in Berlin weder sich noch Andern, und einzelne suchten bald wieder ein anderes Asyl auf. Zwar gab der König auch dem Sänger des Rheinliedes, Becker, und dann dem Dichter Freiligrath eine Pension; aber wie Becker nach jenem nur durch die Zeitstimmung gehobenen Liede nichts jener Auszeichnung Würdiges leistete, so erlebte der König an Freiligrath, daß Dieser ihm später die Pension zurückstellte. Manches, was in bester Absicht begonnen ward, fand keinen Anklang, kein Verständniß, wohl auch mißgünstige Auslegung. So der Antheil, den der König an der Gründung eines evangelischen Bisthums zu Jerusalem nahm (1841). So die Stiftung des für werkthätiges Christenthum berechneten Schwanenordens (1843), welche gänzlich spurlos vorüberging und, nicht ohne Geräusch angekündigt, nicht die mindeste Folge erhielt.

Am sichtbarsten war es jedoch die kirchliche Richtung, welche gegen die neue Regierung benutzt ward. Der Gedanke des „christlichen Staates", den der König vorangestellt, ward mit Erbitterung angefeindet, und während der König nur eine Neugestaltung des religiösen Lebens auf dem Boden der Kirchlichkeit beabsichtigt haben mochte, witterte man Verfinsterungspläne jeglicher Art und fürchtete den Triumph einer ultrakirchlichen Partei und neue Wöllneriaden. Die deutsch-katholischen und die lichtfreundlichen Bewegungen, letztere eine Reaction des Nationalismus gegen die ihn bedrohenden Gefahren, riefen Gegenmaßregeln hervor, welche zu neuer Bestärkung jener Besorgnisse gereichten. Zu einer beruhigenden Widerlegung hätte die evangelische Generalsynode dienen können, welche 1846 zu Berlin abgehalten ward, und in der sich viel Geist und schöne Gesinnungen darlegten. Aber auch sie ging spurlos vorüber und war vergessen, sowie sie geschlossen war. Auch sonst kamen mancherlei Dinge vor, welche, wie die Ausweisung Welckers und v. Itzsteins aus Berlin und Preußen (1845), die Verbote der Rheinischen Zeitung und der Leipziger Allgemeinen Zeitung (1843), sowie später noch mehrerer kleineren Blätter, die Entlassung Hoffmanns v. Fallersleben (1842) u. a., verstimmten. In den Ministerien fanden häufige Wechsel statt, und für einzelne Rücktritte suchte man den Grund in der Annahme, daß der König, bei all seiner persönlichen Liebenswürdigkeit, doch in der Weise des geschäftlichen Verkehres sich wesentlich von seinem Vater unterscheide. Er that viel für Kunst und Landesverschönerung, wendete auch sonst gemeinnützigen Zwecken mit freigebiger Hand beträchtliche Summen zu. Aber auch das ward zur Erhebung von Besorgnissen über den Stand der Finanzen benutzt, die, wie so oft, mehr Wirkung thaten, als der spätere Nachweis ihrer Grundlosigkeit. — Auch gegen außen traten wesentliche Veränderungen ein. Friedrich Wilhelm III. hatte seinem Sohne das treue Festhalten an dem Bunde mit Oesterreich und Rußland als letzte Mahnung ans Herz gelegt, und während seiner Regierung hatte Einigkeit zwischen Preußen und Oesterreich bestanden, weil gegenseitiges Zutrauen bestand und keine Eifersucht sich regte. Seit 1840 wurde das Verhältniß nach beiden Seiten hin kälter, und zwischen den deutschen Mächten trat wenigstens ein Mangel an herzlichem Zusammenwirken, ein größeres Isoliren hervor, dessen nächste Folge die Passivität des Bundestages war. Allerdings gereicht es dabei dem König zum Ruhme, daß er wohl erkannte, was an den specifisch deutschen Bestrebungen Berechtigtes war, wie denn auch sonst im preußischen Cabinete gefühlt werden mochte, daß die preußische Bewegung von den kleineren Staaten aus stets neue Nahrung erhielt. Es ist aber erst, wie es zu spät war, bekannt worden, was der König schon 1847 für Deutschland beabsichtigt hatte. Immerhin hatten auch diese Tendenzen des Königs, die er im Allgemeinen wiederholt zu erkennen gab, der Bewegung Nahrung gegeben, ohne sie zu befriedigen. — In der Verfassungssache endlich kam es vor allem doch ganz anders, als es im Anfang geschienen. Der König hatte sich mit Entschiedenheit gegen das in der Zeitmeinung herrschende System erklärt, hatte es gethan, nicht aus absolutistischen Gelüsten, sondern aus doctrinärer Ueberzeugung. Gleichwohl mochte ihm und seinen Rathgebern das Verlangen danach so mächtig erscheinen, daß man, ohne äußere Nothwendigkeit, wiederholte Versuche machte, es, ohne das Princip anzuerkennen und in anderer Form als die Zeit wollte, zu befriedigen. So bei Bildung und Berufung der vereinigten ständischen Ausschüsse (1842). So bei den überraschenden Verordnungen vom 3. Februar 1847, welche den vereinigten Landtag hervorriefen. Alle diese Versuche schlugen fehl, indem sie der Bewegung nur eine neue Stimme und einen frischen Anhalt gaben, ohne sie zu befriedigen. Ebenso genügte die 1847 gewährte Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Strafprocesse der damaligen Zeitstimmung nicht, weil die Jury versagt blieb. — Noch haben wir aus dieser ersten Periode der Regierung des Königs der schlesischen Arbeiterunruhen von 1844, des polnischen Aufstandsversuches von 1846, der Theuerungstumulte von demselben Jahre zu gedenken. Das am 26. Juli 1844 gegen den König verübte Attentat des Tschech war, wie das spätere des Sefeloge (22. Mai 1850), ein vereinzelter verbrecherischer Ausfluß individueller Stimmungen.

Noch hatte die Regierung wenigstens formell ihren Standpunkt so ziemlich behauptet; die Bewegung schien äußerlich abgeschwächt und ermattet, und die vereinigten Ausschüsse beriethen eben über die Paragraphen nichtpolitischer Gesetzentwürfe, als die Februarrevolution von 1848 ausbrach. Der König handelte zunächst in dem Gedanken, des eignen Landes sicher zu sein und durch sein mächtiges Kriegsheer auch die kleineren deutschen Staaten, deren Regierungen er zu festem Widerstand mahnte, gegen die Revolution schützen zu können. Doch wurden einzelne, den damaligen Ansprüchen nicht genügende Concessionen gemacht, welche am 18. März, in Folge einer rheinischen Deputation, bis auf ein den Wünschen der gemäßigteren Liberalen entsprechendes Maß gesteigert wurden. Gerade da aber erfolgte ein Aufstand zu Berlin, das sich mit Barricaden bedeckte. Denn die Radicalen wollten ihr Ziel nicht gewährt, sondern errungen, sie wollten die Regierung besiegt haben. Die Truppen wurden gegen den Aufstand geschickt, bekämpften ihn mannhaft, und der Sieg der Regierung schien gesichert, als der König, unter heute noch nicht hinlänglich aufgeklärten Umständen, die Truppen zurückrief und dem Aufstande den Sieg überließ, indem er das Volk zunächst durch ein Eingehen in alle damals aufgetauchte Ideen zu beruhigen bestrebt war. Doch wahrte er noch in dem Augenblicke jenes bekannten Umrittes am 21. März sein Gewissen gegen jeden Gedanken eines Antastens fremder Rechte. Wir gehen rasch über die Monate hin, während deren, unter mehrfach wechselnden Ministerien, die Nationalversammlung zu Berlin tagte und Gesetze zu dictiren versuchte. Ihre eignen Ausschreitungen und Gebrechen weckten die monarchisch-conservativen Gesinnungen und Kräfte in dem preußischen Volke dergestalt, daß im November 1848 die Herstellung der königlichen Autorität rasch und leicht gelang, und die maßgebende Entscheidung von neuem in die Hand der Regierung gebracht war. Die nächsten Jahre bezeichneten Schritte, durch welche der König und seine Minister beweisen zu wollen schienen, daß sie von früheren Zugeständnissen oder Hoffnungen soviel als ihnen irgend möglich erschien erfüllen wollten. Der

König lehnte zwar (2. April 1849) seine Wahl zum deutschen Kaiser ab; aber das preußische Unionsproject vom 26. Mai enthielt doch, in anderer Form und mit der unvermeidlichsten Beschränkung, dasselbe, und diesem Gedanken ist äußerlich erst entsagt worden, als es bis an den Rand eines deutschen Bruderkrieges gekommen war (Nov. 1850). — Weiter hatte man am 5. December 1848 eine Verfassung octroyirt, diese aber möglichst im Sinne der Bewegung jenes Jahres gestaltet, worauf sie bis zum 31. Januar 1850 mehrfach revidirt und ihrer radicalsten Bestimmungen entäußert worden ist. Erst dann beschwor sie der König, jedoch nicht ohne anzudeuten, daß er noch weitere Revisionen hoffe und voraussetze. Es war das ziemlich die letzte Gelegenheit, wo er, was er bis 1848 so vielfach gethan, öffentlich mit seinen persönlichen Ansichten im Politischen hervortrat. Sonst hielt er sich von da an mehr zurück und ließ die constitutionelle Ministerregierung walten. — Die Wogen der inneren Bewegung hatten sich gelegt, und die äußere Politik war es jetzt, was Europa erschütterte oder doch beschäftigte. Wieweit die in den letzten Jahren von Preußen befolgte Politik in dem Könige oder in seinem Ministerium ihren Grund gehabt, bleibt uns unbekannt. Preußen genoß innere Ruhe und äußeren Frieden; die Kammern gestalteten sich immer günstiger für die Regierung, und der König konnte sich in Ruhe seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen, vor allem seinen Bauten hingeben. Doch war er öfters zu Reisen veranlaßt, um sich mit gekrönten Häuptern zu vernehmen, erstattete Besuche zu erwiedern und dergl. Auf einer derartigen Reise nach Wien im Spätsommer 1857 mochte er sich zu sehr angestrengt haben. Schon auf der Rückreise überfiel ihn ein Unwohlsein, das sich, nachdem es wieder gehoben schien, sodaß der König bereits eine neue Reise nach Schlesien antreten wollte, am 6. October wiederholte und einen Zustand hervorrief, in Folge dessen der König am 23. October 1857 seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, die einstweilige Stellvertretung in der Regierung übertrug. Dieser Auftrag hat seitdem mehrfach wiederholt werden müssen, und da auch ein längerer Sommeraufenthalt des Königs in Tegernsee (1858) die erwünschte Besserung nicht gebracht hat, so erfolgte am 7. Oct. 1858 ein königlicher Erlaß, durch welchen der Prinz von Preußen für die Zeit, bis der König selbst wieder im Stande sein wird, sein königliches Amt zu erfüllen, als Regent mit königlicher Macht bekleidet wird.

(2.)

Leopold I. König der Belgier.

Nicht blos die Stimme einer Presse, welche tendenziöser Berechnungen beargwöhnt werden kann, auch das Zeugniß der unbefangensten, unbetheiligtsten, vielleicht nur mit Widerstreben der Macht der gewonnenen Eindrücke weichenden Beobachter bestätigt es, daß König Leopold die ungetheilte, begeisterte Anhänglichkeit des belgischen Volkes genießt, daß selbst extreme Liberale mit Achtung, selbst bigotte Katholiken ohne Mißtrauen, daß alle Patrioten und die Gesammtmasse des Volks mit Stolz und Vertrauen auf ihn blicken. Dabei ist es bekannt, daß er, ohne die nöthigen Rücksichten auf die Wünsche des Volks und die hergebrachten Aufmerksamkeiten der königlichen Repräsentation zu vernachläßigen, doch keineswegs durch allerlei kleine Künste um die Gunst des Volks wirbt, vielmehr in seinem persönlichen Wesen etwas Zurückhaltendes hat, ja seit längeren Jahren nicht ohne einen Zug von ernster Schwermuth ist. Auch gilt das belgische Land und Volk nicht für ein leicht zu regierendes, und die Lage Belgiens bietet nach Innen und Außen gar manche schwierige Verwickelungen dar, während seine Verfassung bis 1848 für die, neben der norwegischen, der königlichen Gewalt am wenigsten günstige gehalten ward.

Leopold Georg Christian Friedrich, König der Belgier, ward dem Herzog Franz von Sachsen-Coburg-Saalfeld am 16. Dec. 1790 von dessen zweiter Gemahlin, der Prinzessin Auguste von Reuß-Ebersdorf, in einer kinderreichen Ehe geboren. Er war noch nicht 16 Jahre alt, als er seinen Vater, in einem Augenblicke, wo das Geschick seines Hauses durch den Sieg der Franzosen bei Jena auf dem Spiele stand, durch den Tod verlor (9. Dec. 1806). Wie jedoch die damalige Gefahr hauptsächlich durch die Verwendung des Kurfürsten von Sachsen vorüberging, so war auch in den früherhin ziemlich mißlichen allgemeinen Verhältnissen des Hauses schon ein Jahrzehend vorher eine auch für die Zukunft folgenreiche Wendung zum Bessern eingetreten. Ein günstiger Zufall hatte in der Mitte der neunziger Jahre einen russischen Agenten, der sich an deutschen Höfen nach einer Gemahlin für den Großfürsten Konstantin umsehen sollte, ursprünglich aber nicht nach Coburg gewiesen war, auf der Durchreise daselbst durch Unwohlsein aufgehalten werden, in dem herbeigerufenen Arzte einen alten Bekannten aus Rußland, der sich reich geworden in seine Vaterstadt Coburg zurückgezogen, erkennen und von ihm auf die schönen und heirathsfähigen Prinzessinnen aufmerksam gemacht werden lassen, die sich am Coburger Hofe befanden. Er blieb da, ließ sich vorstellen, sendete die Porträts der Damen nach St. Petersburg, und es erfolgte eine Einladung dahin, aus welcher die Vermählung der dritten Prinzessin mit dem Großfürsten hervorging (26. Febr. 1796). Die Ehe ward keine glückliche und ist 1820 auch rechtlich getrennt worden, hatte aber doch die Folge, zunächst die zerrütteten pecuniären Verhältnisse zu bessern und vor allem einflußreiche Verbindungen zu eröffnen, die für die Zukunft der heranwachsenden Geschwister nur vortheilhaft werden konnten.

In der That wurde Prinz Leopold zeitig russischer General, als welcher er den Kaiser Alexander zu dem Congreß in Erfurt begleitete. Zwar ward er durch die Gebote Napoleons genöthigt, 1810 diese Stellung aufzugeben, worauf er seinem Bruder, dem Herzog, in den Regierungsgeschäften beistand, u. A. 1811 zu München einen Grenzvertrag mit Bayern zu Stande brachte, und im übrigen durch wissenschaftliche Studien und Reisen für seine weitere Ausbildung bemüht war. Nach dem eingetretenen Umschwung der Dinge aber eilte er, schon im Februar 1813, nach Polen, und folgte nun dem russischen Heere durch die Schlachten dieses und des folgenden Jahres, bis zu dem Einzuge in Paris, begleitete darauf die Monarchen nach England und erschien im Februar 1815 auch auf dem Wiener Congresse, bis Napoleons Rückkehr ihn abermals zur Armee rief, mit der er zum zweiten Male in Paris einrückte. War es nun bei jenem Besuche in England, oder bei einer Courierreise, die er zu Ueberbringung von Depeschen dahin gemacht haben soll, oder bei beiden Gelegenheiten gewesen, er war der damaligen britischen Thronerbin, der Prinzessin Auguste Charlotte, der einzigen Tochter des Prinz-Regenten, nachherigen Königs Georg IV., nicht blos bekannt worden, sondern hatte auch einen solchen Eindruck auf ihr Herz gemacht, daß sie selbst nur diesen Prinzen zum Gemahl begehrte und ihren Willen durchsetzte. Es war dabei eine eigne Fügung, daß er schon damals dem Prinzen von Oranien entgegenstand, welchem die Hand der Prinzessin eigentlich zugedacht gewesen war, gegen den sie aber entschiedenen Widerwillen erklärt hatte, und der in einer viel späteren Zeit abermals Leopold als seinen glücklichen Gegner erkennen sollte. Prinz Leopold, durch einen Courier, der ihn in Berlin traf, nach England zurückberufen, wurde durch eine Parlamentsacte vom 27. März 1816 in England naturalisirt, bekam ein Jahreseinkommen von 50,000 Pf., den Titel Herzog von Kendal und damit die britische Peerswürde, den Rang unmittelbar nach den Prinzen des königlichen Hauses, die Bestallung als Feldmarschall und als Mitglied des Geheimeraths. So glänzend ausgestattet, ward er am 2. Mai 1816 mit der genannten Prinzessin zu einer Ehe vermählt, deren kurze Dauer um so mehr beklagt ward, als sie durch die zärtliche Liebe der Gatten und den Einklang ihres Wesens zu einer sehr beglückten geworden war. Die Prinzessin starb am 5. Nov. 1817, nach-

dem sie schon 1816 eine zu frühe Entbindung gehabt und jetzt wieder einen todten Prinzen geboren hatte. Der tiefe Schmerz des Witwers befestigte die Sympathien, die sein tactvolles Benehmen ihm im englischen Volke, das einen so hohen Werth auf das Familienleben legt und die Geschiedene mit ihm betrauerte, erworben hatte. Er verbrachte nun längere Jahre in stiller Zurückgezogenheit, bald in London, bald auf dem Landsitze Claremont, den er mit der Verlorenen getheilt hatte und der ein Geschenk des Parlaments war, fortwährend eine Haltung beobachtend, die ihm allseitige Achtung sicherte, und von seinem reichen Einkommen den verständigsten und wohlwollendsten Gebrauch machend.

Erst gegen das Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts wurde er von neuem auf die politische Bühne gezogen, auf der er fortan eine wichtige Rolle spielen sollte. Als für die Griechen ein Souverän aus einer europäischen Dynastie gesucht ward, fiel die Wahl zunächst auf Leopold, als auf einen Prinzen, der gleichmäßig mit den beiden hauptsächlichsten Gegnern, mit Rußland und mit England, in Beziehungen stand, und dessen sonstige Verhältnisse Niemand zu Argwohn Anlaß gaben. Am 3. Febr. 1830 wurde ihm diese Würde von England, Frankreich und Rußland angetragen, und am 11. Februar nahm er sie, jedoch unter einem Vorbehalte an, der es ihm möglich machte, am 11. Mai den Antrag schließlich und zwar aus Gründen abzulehnen, die seiner politischen Einsicht hohe Ehre machten und durch die Folgezeit nur zu sehr bestätigt worden sind, weil nämlich die Grenzen des neuen Staates in einer Weise bestimmt worden, bei der sich wohl voraussehen ließ, daß ihm weder innere Befriedigung, noch äußeres Gedeihen, so leicht und bald zu versprechen sei. Indem der Prinz in dieser Weise eine Krone zurückwies, mochte er nicht ahnen, daß dies nicht für immer geschehen sei, und daß ihm in wenig über Jahresfrist ein zweiter Thron angeboten werden würde. Die Julirevolution brach aus, hatte die Losreißung Belgiens von Batavien zur Folge, sah dasselbe unter das Patronat Englands und Frankreichs gestellt, das auch die Zustimmung der anderen Großmächte erwirkte, und nachdem die von dem belgischen Congresse zuerst erfolgte Wahl des Herzogs von Nemours durch Ludwig Philipp abgelehnt worden, wurde die zweite, am 4. Juni 1831, auf Leopold gelenkt. Die ihm angetragene Würde nahm er auch diesmal zuerst nur bedingungsweise an (26. Juni), erhielt die gewünschten Zusicherungen, erklärte (12. Juli) seine schließliche Zustimmung, beschwor die neue Constitution und ward 21. Juli zu Brüssel inaugurirt. Er verzichtete dabei, für die Dauer seines neuen Verhältnisses, auf sein englisches Jahrgehalt, und überließ dem britischen Staatsschatz nur die Fortzahlung der ausgesetzten Pensionen und die Unterhaltung des Landsitzes zu Claremont.

Wohl war es ein mißlicher Anfang der neuen Regierung, daß unmittelbar nach ihrem Eintritt, im August 1831, ein holländisches Heer in Belgien eindrang und die belgischen Truppen in zwei Schlachten, bei deren einer der neue König persönlich die Vertheidigung leitete, gänzlich schlug und versprengte. Gleichwohl hat dieser Vorgang dem neuen König nur zum Nutzen gereicht. Er selbst hatte auch bei diesem Anlasse seine Pflicht mit Würde gethan, richtige Dispositionen getroffen und persönlichen Muth gezeigt. Die Schuld des Mißlingens lag so unverkennbar an den belgischen Truppen, denen es noch an Organisation, Uebung und Disciplin gebrach, daß dies selbst damals von niemand bezweifelt ward, und diese Erkenntniß dämpfte den ziemlich hochgestiegenen Uebermuth der Belgier wesentlich, und stimmte ihre Ansprüche herab, sodaß sie bereiter wurden, sich in die unumgänglichen Bedingungen ihrer Aufnahme in die europäische Staatenfamilie zu fügen. Zugleich machte ihnen die bereite Hülfe, die ihnen von Frankreich und England ward, die Bedeutung des neuen Königs für ihre Wohlfahrt und Sicherheit fühlbarer. Nachdem nun dieser Sturm vorüber war, vermählte der König sich (9. Aug. 1832) mit einer Tochter des Königs Ludwig Philipp, der Prinzessin Louise, und ward auch in dem neubegründeten Familienleben dem Volke ein würdiges Vorbild. Leider ward die glückliche Ehe am 11. October 1850 durch einen schmerzlich beklagten Tod getrennt, sowie sie gleich in ihrem Beginne der baldige Tod des erstgeborenen Sohnes getrübt hatte (16. Mai 1834). Doch in dem Kronprinzen Leopold, Herzog von Brabant (geb 9. April 1835), dem Prinzen Philipp, Grafen von Flandern (geb. 24. März 1837), und der Prinzessin Marie Charlotte (geb. 7. Juni 1840) wuchsen schöne Ebenbilder der Eltern zur Freude des Volkes auf. Der Herzog von Brabant, der bereits die Popularität seines Vaters theilt, hat sich (22. Aug. 1853) mit der Erzherzogin Marie von Oesterreich vermählt, und wie diese Verbindung in Belgien, wo man noch immer mit Freude an die Glanzzeiten Albrechts und Isabella's und an die Volksbeliebtheit zurückdenkt, die dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen und der Erzherzogin Christine selbst in revolutionären Bewegungen treublieb, von Anfang an populär war, so hat sich die Erzherzogin durch die treue Erfüllung ihrer Mutterpflichten und ihre Leutseligkeit die ungetheilte Liebe des Volks erworben. Auch die Prinzessin Charlotte ist, seit dem 27. Juli 1857, einem österreichischen Prinzen, dem Erzherzog Ferdinand Maximilian, vermählt.

Ein näheres Eingehen auf die Regentenwirksamkeit des Königs würde eine Recapitulirung der gesammten Geschichte Belgiens seit 1831 erfordern. Wir müssen uns daher mit einer allgemeinen Charakterisirung derselben umsomehr begnügen, als er vollen Gebrauch von der Freiheit oder Verpflichtung des dortigen constitutionellen Systemes gemacht hat, für den gewöhnlichen Gang der Dinge sich im Hintergrund zu halten, und die Minister vortreten zu lassen. Daß seine hohe staatsmännische Einsicht auch auf die Minister Einfluß geübt hat, wird schon dadurch wahrscheinlich, daß zuletzt alle die wechselnden, aus dem Schooße getrennter Parteien hervorgegangenen Ministerien in gemäßigter, und vielfach in übereinstimmender Weise verfahren sind. Der König hielt sich im vollsten Sinne über den Parteien, und folgte genau den Winken des constitutionellen Systemes. Wo aber dieses selbst ihn zum Einschreiten aufforderte, da wußte er stets das Mittel zu wählen, das unter den jedesmaligen Umständen das geeignetste war. Bei den denkwürdigen Vorgängen von 1851 aber ging er gewissermaßen über das System hinaus, dies jedoch in einer Weise, die ihm die ganze Dankbarkeit des Volks sicherte. Ministerium und die Majorität der Kammern waren für eine Maßregel, die der Mehrheit der gebildeten Stände verhaßt war, und es erfolgten an vielen Orten des Landes unruhige Bewegungen. Der König hätte diese ohne weiteres niederschlagen und in dem von den constitutionellen Formen sanctionirten System beharren können. Die Mißstimmung würde aber dann fortgedauert und sich mit auf ihn erstreckt haben, und selbst wenn später neue Wahlen eine Aenderung des Systems bewirkt hätten, so würde nicht ihm dafür der Dank zu Theil worden sein. Er wurde es, als der König die Kammern vertagte und die Minister vermochte, das Project fallen zu lassen. Sowohl durch seine geschickte und gewissenhafte Behandlung der Verfassung, wie durch seine sonstige Beachtung der Momente, von denen die Ruhe der Belgier wesentlich abhängt: ihres Glaubens, ihres freien Gemeindelebens und ihrer nationalen Gewohnheiten und Erinnerungen, hat er sich dem belgischen Volke theuer gemacht, sich und seine Dynastie, die demselben als ein Pfand seiner Unabhängigkeit gilt. Auch das Privatleben des Königs bietet keinerlei Angriffen Stoff; sein Hof ist einfach und sein Einkommen wird auf die würdigste und wohlthätigste Weise verwendet. (2.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 44. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 30. October.

Inhalt.

Carlyle's Friedrich der Zweite.

Als vor einigen Jahren Macaulays Versuch über Friedrich den Großen dem größern Publicum in Deutschland durch eine Uebersetzung bekannt wurde, las man ihn allgemein mit einem Gefühl, das aus Entrüstung und Verwundrung zusammengesetzt war. Die Entrüstung galt der Verleumdungssucht, die alle Flecken auf dem Charakter des großen Preußenkönigs doppelt und dreifach groß und schwarz darstellte, und von den vielen glänzenden Eigenschaften nur eine einzige, das Feldherrntalent übrig ließ, sodaß der Staatengründer Friedrich nur als ein niedriggesinnter und gewissenloser gekrönter Räuber erschien. Verwundern aber mußte man sich, daß Englands erster Geschichtschreiber sich nicht besser in Zuständen und Zeiten zurecht finden konnte, die den jetzigen doch nicht so fern liegen. Der Parteistandpunkt Macaulays erklärt Vieles, und in der That zeichnet der Parteigenosse Lord Brougham Friedrich ganz ebenso. Beide schrieben als Whigs, und sind als solche principiell Gegner jeder Kriegspolitik, und speciell derjenigen, die sich an den Kämpfen des Continents betheiligt, und der König, der zweimal — einmal gegen, einmal für sich — England veranlaßt hat, sich in die Händel mit Maria Theresia einzumischen, steht bei ihnen nicht in gutem Geruch. Der jetzt erschienene Anfang der Carlyle'schen Geschichte Friedrichs giebt dagegen viel mehr Aussicht, daß dem Helden Gerechtigkeit geschehen werde. Wir theilen hier das einleitende Kapitel mit, das den Leser über die Auffassung Carlyles vollständig aufklären wird, und ihm zugleich eine Probe seiner eigenthümlichen Darstellung giebt. Es ist der bei Decker in Berlin erschienenen Uebersetzung von J. Neuberg entnommen, die ihre äußerst schwierige Aufgabe, den stark colorirten Styl Carlyle's entsprechend in's Deutsche zu übertragen, sehr gut löst.

„Vor etwa achtzig Jahren pflegte man auf den Terrassen von Sanssouci gewöhnlich am Nachmittag einen alten Mann eine kurze Weile umherspazieren zu sehen, oder man mochte ihn zu einer früheren Stunde auch wohl sonstwo treffen, zu Pferde oder zu Wagen, in rascher Geschäftsweise auf der Landstraße oder in den lichten Gehölzen und den Alleen jener verflochtenen amphibischen Umgegend von Potsdam; einen höchst anziehenden magern kleinen alten Mann von behender, wenn auch ein wenig gebückter Gestalt, dessen Name unter Fremden König Friedrich der Zweite oder Friedrich der Große von Preußen war, und daheim unter dem Volke, das ihn innig liebte und verehrte, Vater Fritz — ein Ausdruck von Vertraulichkeit, welche in diesem Falle mit nichten Geringschätzung erzeugt hatte. Er ist jeder Zoll ein König, wenn auch ohne Königsschmuck; zeigt sich in einer spartanischen Schlichtheit der Tracht: keine Krone außer einem alten dreieckigen Militärhut, — gewöhnlich einem alten, oder zu absoluter Weichheit getrampelten und gekneteten, wenn neu; — kein Scepter außer einem gleich Agamemnons, ein im Walde geschnittener Spazierstock, der zugleich zum Reitstock dient (womit er seinen Gaul „zwischen die Ohren haut", wird gemeldet); — und zum Königsmantel ein gewöhnlicher Soldatenrock, blau mit rothen Aufschlägen, welcher Rock wahrscheinlich alt und sicher vorn reichlich mit Spaniol gepudert ist; übriger Anzug matt, unauffallend in Farbe oder Schnitt, endigend in hohen, über die Knie gehenden Militärstiefeln, die gebürstet (und hoffentlich mit einem verstohlenen Tropfen Oel weich gehalten) aber nicht geschwärzt oder gewichst werden dürfen: der Rußtopf ist auf's strengste verboten.

Der Mann ist ebenso wenig von göttlicher Physiognomie als imponirend in Wuchs oder Costüm: festgeschlossener Mund mit dünnen Lippen, hervorstehende Kinnlade und Nase, zurücktretende Stirn, durchaus nicht von olympischer Höhe; jedoch ist der Kopf lang und ein Paar superlative graue Augen stecken darin. Nicht was man einen schönen Mann nennt, und allem Anschein nach auch nicht was man einen glücklichen nennt. Im Gegentheil trägt das Gesicht Spuren von vielen Leiden, wie man es nennt, von vieler in dieser Welt vollbrachten schweren Arbeit, und scheint ihm auch sonst nichts zu gewärtigen, als daß ihm deren noch mehr bevorstehe. Ruhiger Stoicismus, wohl empfänglich für die Freuden, die es giebt, aber keiner gewärtig die der Rede werth, viel unbewußter und ein wenig bewußter Stolz, gemildert durch einen Zug heiterer, spottlustiger Laune, sind geschrieben auf dem alten Gesicht, das sein Kinn lebhaft vorstreckt, trotz des ein wenig gebückten Nackens; Schnupfnase etwas in die Höhe geworfen

unter dem alten dreieckigen Hut, — wie ein schnüffelnder alter Löwe auf der Lauer; — und solch ein Paar Augen, wie sonst kein Mensch noch Löwe noch Luchs in jenem Jahrhundert sie getragen, nach allem Zeugniß, das wir besitzen. „Diese Augen", sagt Mirabeau, „welche auf Geheiß seiner großen Seele Bezauberung oder Schrecken einflößten (portaient au gré de sa grande âme la séduction ou la terreur)!" Allervortrefflichste mächtige glanzvolle Augen, schnell-strahlend wie die Sterne, fest und unverwandt wie die Sonne, grau sagten wir, hinlänglich groß, nicht glotzig; ihr gewöhnlicher Ausdruck: Wachsamkeit und durchdringender Verstand, Schnellheit auf Tiefe ruhend, welches eine vortreffliche Combination ist und uns die Idee giebt von einem flammenden äußeren Glanze, der aus einem großen inneren Lichte und Feuermeer im Menschen entspringt. Die Stimme, wenn er mit dir redet, entspricht dieser Physiognomie: hell, melodisch und sonor; alle Töne sind darin, von dem Tone freimüthiger Erkundigung, anmuthiger Geselligkeit, leicht fließender (meist etwas stacheliger) Neckerei, bis hinauf zum entschiedenen Worte des Befehls, hinauf zum vernichtenden Worte des Verweises und der Verdammung: eine Stimme „die hellste und im Gespräch angenehmste, so ich je gehört," meldet der witzige Doctor Moore. „Er spricht sehr viel," fährt der Doctor fort, „jedoch wer ihn hört, bedauert, daß er nicht noch viel mehr spricht. Seine Bemerkungen sind allezeit lebhaft, sehr oft treffend, und wenige Menschen besitzen das Talent der Repartie in einer größeren Vollkommenheit."

Gerade vor nunmehr siebenzig Jahren kam sein Sprechen und sein Wirken zu Ende in dieser zeitlichen Welt, und er verschwand aus aller Augen nach andern Welten und ließ den Menschen viel zu fragen, was, wie meine Leser und ich nur zu sehr fühlen mögen, noch keineswegs genügend beantwortet. Was freilich sein Reden betrifft, wennschon es den ihm eben beigemessenen Werth hätte und noch darüber, und wennschon Massen davon in Prosa und Vers mit aller Muße von ihm selber zu Papier gebracht, fortwährend gedruckt und lesbar erhalten werden; so ist, was er gesprochen, nun ziemlich in's Leere verschwunden und geht, außer als Bericht oder Urkunde von Dem, was er gethan, die Menschheit kaum mehr etwas an. Aber die Dinge, die er gethan, waren äußerst merkwürdig und können von der Menschheit nicht vergessen werden. In der That tragen sie noch zur heutigen Stunde solche Frucht, daß alle Zeitungen nothgedrungen sind, Kunde davon zu nehmen, mitunter bis zu einem unangenehmen Grade. Redacteure mit vager Unklarheit veranschlagen diesen Mann als den „Schöpfer der preußischen Monarchie", die seitdem so bedeutend in der Welt geworden, und so beschwerlich für die Redacteursgehirne hier zu Lande und anderswo. Er war allerdings der Erste, der auf öffentliche Weise ihre Schöpfung anmeldete, der aller Welt kund und zu wissen that, daß sie leibhaftig zur Welt gekommen sei, dastehe auf ihren eigenen Füßen und, Dank dem Anstoß, den sie von ihm und Anderen erhalten, wohl noch einen langen Weg gehen werde, welches sie demgemäß auch wirklich gethan und auch noch ferner thun dürfe in einem Grade, wovon sich der britische Redacteur in unserer Zeit wenig träumen läßt, dessen Prophezeiungen über Preußen und Einsicht in preußische Dinge, vergangene, gegenwärtige oder zukünftige, wahrlich noch wenig sagen wollen im Verhältniß zu dem Lärm, den er damit macht! Umsomehr Schade für ihn — und auch für mich mit meinem gegenwärtigen Unternehmen.

Diese Gestalt, die wir mit dem Auge des Geistes in jener Potsdamer Gegend gesehen, sichtbar zum letzten Mal vor siebenzig Jahren, ist es, von dem wir nun zur Stillung aufrichtiger menschlicher Neugierde zu handeln haben. Wir müssen versuchen, uns irgend eine historische Auffassung von diesem Mann und König zu verschaffen, irgend eine Antwort zu finden auf die Fragen: „Was war er denn? Woher, wieso? Und was hat er vollbracht und gelitten in der Welt?" — eine Antwort der Art, daß sie sich der aufrichtigen Menschheit als zulässig bewähren möge, besonders aber daß sie der Thatsache (die dunkel zwar, aber wirklich und unabänderlich dasteht) entspreche, und so der einstmaligen Zulässigkeit gewiß sei.

Ein Unternehmen, welches sich, je länger man es betrachtet, um so schwieriger — nicht zu sagen unbesiegbar erweist! In welcher Hinsicht es wohl gut wäre, wenn es sich bequem thun ließe, mit dem Leser über einen oder zwei Punkte zu einem vorläufigen Verständniß zu gelangen. Hier, auf losen Blättern fliegend, sind gewisse gelegentliche Aeußerungen, von verschiedenen Daten: diese, da das Thema schwierig ist, will ich blos überschreiben und einschalten, anstatt einer förmlichen Abhandlung, die allzu leicht in eine Wehklage oder in sonst etwas Unangenehmes umschlagen könnte.

1. Friedrich damals und Friedrich jetzt.

Es war dies ein Mann, der unendliche Aufmerksamkeit unter seinen Zeitgenossen erregt, den Zeugen erstaunlicher Thaten, die er in der Welt ausgeführt, sehr bedenklicher Ansichten und Handlungsweisen, die er gegen die Welt und ihre Kritik zu behaupten gewußt. Wie das ein ursprünglicher Mensch allezeit zu thun hat, wieviel mehr erst ein ursprünglicher Herrscher über Menschen. In der That hatte es die Welt sich sauer werden lassen, ihn unterzukriegen, wie sie bewußter oder unbewußter Weise immer mit seines Gleichen thut, und hatte es nach den allerbewußtesten Anstrengungen und, zu einer Zeit, dem krampfhaften Zusammennehmen aller ihrer Kräfte durch sieben Jahre, müssen bleiben lassen. Fürsten und Gewalten, kaiserliche, königliche, czarische, päpstliche, Feinde unzählbar wie der Sand am Meere, waren gegen ihn aufgestanden; nur ein Hülfsgenosse übrig unter den Potentaten der Welt (und dieser Eine nur so lange die Hülfe erwidert wurde); und er führte ihnen sämmtlich einen solchen Tanz auf, daß die Menschheit und sie erstaunt waren.

Kein Wunder, daß er von ihnen der Aufmerksamkeit werth gehalten worden. Jeder ursprüngliche Mensch von einer Größe ist derselben werth; — ja auf die Länge, wer oder was sonst wäre das? Aber nun, wieviel mehr erst, wenn unser ursprünglicher Mensch ein König über Menschen war; dessen Bewegungen polarisch waren und von Tag zu Tag die der Welt mit sich führten. Der Simson Agonistes, — und wäre sein Leben wie Samuel Johnston's in schmutzigen Dachstuben verlau-

sen und das Ergebniß desselben nur einige Bischen beschriebenen Papiers, — der Agonistes und die Art und Weise seines Benehmens in der Philistermühle; das ist immer ein Schauspiel von wahrhaft epischer und tragischer Natur. Umsomehr wenn unser Simson, königlich oder nicht, noch nicht geblendet oder an's Rad gejocht ist, vielmehr noch wenn er seine Feinde überwältigt nicht durch selbstmörderisches Verfahren, sondern zuletzt, sein wunderwirkendes Kampfszeug schwingend, ausmarschirt und ihre Mühle und sie zerrütteten Zustandes hinter sich läßt, was dieser König Friedrich in aller Wirklichkeit gethan.

Denn er hinterließ die Welt, man darf sagen, gänzlich bankerott, in bodenlose Abgründe der Zerstörung gefallen; er selber noch im zahlungsfähigen Stande und mit festem Boden unter sich, ihn und das Seinige zu tragen. Als er starb, 1786, dröhnte das gewaltige, seitdem französische Revolution genannte Phänomen bereits vernehmbar in den Tiefen der Welt, ringsum von meteorisch elektrischem Wetterleuchten am Horizont verkündet. Seltsam genug, einer von Friedrichs letzten Besuchern war Gabriel Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau. Diese Zwei sahen sich zweimal, auf eine halbe Stunde jedesmal. Der letzte der alten Götter und der erste der neuern Titanen; — ehe Pelion auf Ossa sprang und die faule Erde, endlich Feuer fangend, ihre verderbten mephitischen Elemente in vulcanischem Donner aufgehen ließ. Auch dies ist eine der Eigenthümlichkeiten Friedrichs, daß er bisher der letzte der Könige ist; daß er die französische Revolution einführt und eine Epoche der Weltgeschichte abschließt, das Königs-Handwerk auf immer endigend, glauben Manche, die in tiefer Finsterniß befangen sind über Königthum und über ihn.

Die französische Revolution hat ungefähr ein halbes Jahrhundert lang Friedrich, man kann sagen, gänzlich überschwemmt, aus dem Gedächtniß der Menschen getilgt; und nun, da er wieder zu Tage kommt, erscheint er entstellt unter seltsamen Schlamm-Inkrustirungen, und die Augen der Menschheit blicken von einem sonderbar veränderten, was wir nennen müssen, schiefen und verkehrten Gesichtspunkt aus auf ihn. Das ist eine der Schwierigkeiten in der Behandlung seiner Geschichte, — besonders wenn es sich so trifft, daß man an Beides, die französische Revolution und ihn glaubt; das will sagen an Beides: daß das echte Königthum ewig unentbehrlich ist, und die Zerstörung des Scheinkönigthums (ein fürchterliches Geschäft) gelegentlich.

Beim Ausbruch jener gewaltigen Explosion und Selbsttödtung seines Jahrhunderts sank Friedrich in relative Dunkelheit, verfinstert inmitten jenes allgemeinen Erdbebens, dessen Staub allein schon die ganze Luft verdüsterte und den Tag in schreckliche Mitternacht kehrte. Schwarze Mitternacht, nur von der Helle lodernder Feuersbrünste unterbrochen, — in welcher für unsere erschrockene Einbildung nicht Menschen, französische oder andere, zu sehen waren, sondern grausige Omen und Gestalten rächender Götter, zürnend einherschreitend. Man muß zugeben, die Figur Napoleons war titanisch, namentlich für das Geschlecht, das ihn schaute und schauernd erwartete von ihm verschlungen zu werden. Ueberhaupt war in jener französischen Revolution Alles in einem gewaltigen Maßstabe; wenn nicht größer als irgend Etwas in der menschlichen Erfahrung, mindestens grandioser. Dabei ward Alles in Bülletins verkündigt, die an die Viergroschengallerie gerichtet waren; und es befanden sich Kerle auf den Brettern mit Säbeln so breit, Backenbärten so dicht, Kehlen von solcher Stärke, und mit solchen Massen von Menschen und Schießpulver zu ihrer Disposition, wie bis dahin nie erhört worden. Wie sie brüllten, einherschritten und polterten, Jupiters Donner zum Erstaunen nachmachend! Schreckhafte Bramarbas-Gestalten, mit entsetzlichen Backenbärten, endlosen Pulvervorräthen, nicht ohne hinlängliche Ferocität und sogar mit einem gewissen Heroismus, Bühnenheroismus, in ihrem Wesen, im Vergleich mit denen es der Viergroschengallerie und dem erschütterten Theater überhaupt dünkte, als hätte es nie zuvor Generäle und Machthaber gegeben, als wäre Friedrich, Gustav Adolph, Cromwell, Wilhelm der Eroberer fortan nicht mehr der Rede werth.

Dies Alles hat sich jedoch binnen einem halben Jahrhundert beträchtlich geändert. Wie die Bramarbas-Ausstaffirung nach und nach hinweggerissen wird, sieht man die natürliche Größe besser; aus dem Bülletinstyl in den Styl der Thatsache und Geschichte übersetzt, sind Wunder, sogar für die Viergroschengallerie nicht ganz so wunderbar. Es zeigt sich allmählich wieder, daß große Menschen vor der Aera der Bülletins und Agamemnons gelebt haben. Austerlitz und Wagram verschossen mehr Pulver, — Pulver wahrscheinlich im Verhältniß von zehn zu eins oder hundert zu eins, — brachten aber alle beide dem Feinde nicht das Zehntel von der Niederlage bei, wie jene von Roßbach, bewerkstelligt durch strategische Kunst, menschliche Genialität und Herzhaftigkeit und die Einbuße von 478 Mann. Ebenso Leuthen; die Schlacht von Leuthen (wie wenige englische Leser auch davon gehört haben) darf sich ganz gut sehen lassen neben jedem Napoleonischen oder sonstigen Siege. Denn die feindliche Uebermacht war wenig unter drei gegen eins, die Güte der Truppen war nicht sehr ungleich, und nur der General war von vollendeter Ueberlegenheit und die Niederlage eine Vernichtung. Napoleon freilich, vermöge eines unerhörten Aufwandes von Menschen und Schießpulver, überzog ganz Europa auf eine Weile; aber niemals vertheidigte Napoleon, vermöge wirthschaftlicher Handhabung und weisen Verwendens seiner Leute und seines Pulvers, ein kleines Preußen gegen das gesammte Europa, Jahr aus Jahr ein, sieben Jahre lang, bis Europa es satt war und das Unternehmen aufgab, als ein unausführbares. Ist erst einmal die Bramarbas-Ausstaffirung ganz und gar hinweggerissen und die Viergroschengallerie gänzlich beschwichtigt, so wird es sich herausstellen, daß es große Könige vor Napoleon gegeben, — und auch eine Kriegskunst, begründet auf Wahrhaftigkeit und menschlichem Muth und Einsicht, nicht auf bramarbassischer Rodomontade, grandiosem Rinaldinismus, Revolutionsschwindel und maßlosem Aufwand von Menschen und Schießpulver. „Es kann einer mit sehr großem Pinsel malen, ohne deshalb ein großer Maler zu sein," sagt ein satyrischer Freund! Dies giebt sich immer mehr kund, indem der

Staubwirbelwind und gewaltige Lärm der vergangenen Generation sich nachgerade wieder legt.

2. Das Achtzehnte Jahrhundert.

Eine der großen Schwierigkeiten in einer Geschichte Friedrichs ist fortwährend eben diese: Daß er in einem Jahrhundert lebte, welches keine Geschichte hat und wenig oder gar keine haben kann, ein Jahrhundert, so reich an angehäuften Falschthümern, — indem der traurige Reichthum, ihm durch Erbschaft zugewachsen, immer Zinseszins tragend und immer mehr zunehmend durch neue Erwerbungen auf den Grund eines so unermeßlichen stehenden Capitals, — reich in dieser schlimmen Art wie kein Jahrhundert zuvor gewesen! das nicht einmal das Bewußtsein mehr hatte, daß es falsch sei, so falsch war es geworden, und war so versunken in falschem Wesen und gesättigt damit bis auf die Knochen, daß — überhaupt das Maß des Dinges voll war und eine französische Revolution ihm ein Ende machen mußte. Viel Wahrhaftigkeit in einem solchen Element zu bewahren, war, besonders für einen König, ohne Zweifel doppelt merkwürdig. Wie aber nun den Mann aus seinem Jahrhundert herauswinden? Wie den Mann, der eine sehenswürdige Realität war, zeigen und doch sein Jahrhundert als eine Hypokrisie, die da würdig ist, verborgen und vergessen zu werden, möglichst auf sich beruhen lassen?

Das Achtzehnte Jahrhundert aufzuerwecken, oder mehr als nothwendig die armseligen und gemeinen Persönlichkeiten und Verhandlungen einer so zu uns stehenden Epoche zur Schau zu stellen, kann meine Absicht nicht sein bei dieser Gelegenheit. Das Achtzehnte Jahrhundert gestaltet sich mir bekanntlich mit nichten als ein liebliches, das in Erinnerung gehalten oder unnöthiger Weise besprochen zu werden braucht. Für mich hat das Achtzehnte Jahrhundert nichts Großes in sich, außer jenem großen allgemeinen Selbstmord, französische Revolution genannt, wodurch es sein übriges höchst nichtswürdiges Dasein mit wenigstens Einer würdigen Handlung vollendete, — indem es sein uraltes Haus und sich selber in Brand steckte und in Flammen und vulcanischen Ausbrüchen aufging, auf eine wahrhaft merkwürdige und bedeutsame Art. Ein sehr passendes Ende, wie ich mit Dank fühle, für solch ein Jahrhundert. Ein verschwenderisches, betrügerisch-bankerottes Jahrhundert, endlich völlig insolvent geworden, ohne wirkliches G e l d der Leistung in der Tasche, und die Läden sich weigernd Hypokrisien und Scheindinge an Zahlung zu nehmen: — was konnte das arme Jahrhundert thun, als eingestehen: „Wohlan, es ist an dem. Ich bin ein Schwindlerjahrhundert und bin es seit lange gewesen, habe den Kniff dazu von meinem Vater und Großvater gelernt, verstehe kaum ein anderes Geschäft als mit falschen Wechseln, und dachte thörichter Weise, es würde dies ewig dauern und immer noch der günstiger gestellten Minorität wenigstens Braten und Mehlspeise bringen. Und siehe da, es hat ein Ende, und ich bin ein entlarvter Schwindler und habe nicht einmal zu essen. Was bleibt mir übrig, als daß ich mir eine Kugel vor den Kopf schieße und wenigstens Eine wahre Handlung verrichte?" — welches das arme Jahrhundert auch that; ihm sei Dank dafür unter den Umständen.

Denn es bedurfte einmal wieder einer göttlichen Offenbarung an die erstarrten frivolen Menschenkinder, wenn sie nicht völlig in den Affenzustand versinken sollten. Und in jener Windsbraut des Universums — die Lichter verlöscht und die zerrissenen Trümmer der Erde und Hölle zum Empyrium hinan geschmettert; schwarze Windsbraut, die sogar Affen ernst und die mehrsten von ihnen verrückt machte, — war, für Menschen, eine Stimme vernehmbar, eine Stimme einmal wieder aus dem Innersten der Dinge, gleichsam sagend: „Das Lügen ist nicht erlaubt in diesem Universum. Der Lohn des Lügens, seht Ihr, ist der Tod. Lügen bedeutet Verdammniß in diesem Universum, und Beelzebub, wenn auch noch so herausgeschmückt mit Krone und Infulen, ist n i c h t Gott!" Dies war eine, in Wahrheit als des Ewigen zu nennende Offenbarung in unserm armen Achtzehnten Jahrhundert, und hat von da an die Beschaffenheit des besagten Jahrhunderts für den Historiker bedeutend geändert.

Wodurch, kurzum, jenes Jahrhundert völlig confiscirt, bankerott geworden, dem Gant überlassen ist; und Trödler sortiren gegenwärtig, in verworrener betrübender Weise, was davon noch werthhabend oder verkäuflich ist. Und es liegt im Grunde zusammengehäuft in unserer Vorstellung als eine unheilvolle schiffbrüchige Nichtigkeit, bei der zu verweilen nicht ersprießlich ist, eine Art dämmernder chaotischer Hintergrund, worauf die Gestalten, die einiges Wahrhaftige in sich hatten, — eine kleine und mit der zunehmenden Strenge unserer Forderungen immer kleiner werdende Genossenschaft, — für uns abgebildet stehen. — „Und dennoch ist es nicht das Jahrhundert unserer eigenen Großväter?" ruft der Leser. Ja doch, Leser; allerdings. Es ist der Boden, dem wir selbst entsprungen, auf dem wir unmittelbar nun fußen, und worin wir, Nahrung suchend, zuerst Wurzel schlagen müssen: — und leider in großen Bezirken der practischen Welt florirt es (was wir besonders unter e s verstehen) noch fortwährend rings um uns her! Es ganz zu vergessen ist noch nicht möglich und wäre auch nicht ersprießlich. Was damit machen und mit seinen vergessenen Narretheien und „Geschichten", die nur des Vergessens würdig? — Wohlan: so viel desselben als von Natur aus f e s t h a f t e t; was desselben nicht abgelöst werden kann von unserem Helden und seinem Wirken: ungefähr so viel und nicht mehr! Sei das unser Uebereinkommen in Betreff desselben!"

3. Englische Voreingenommenheiten.

Nach einigen Auslassungen über unfruchtbare Bemühungen der Dryasduste, d. h. der gelehrten Pedanten unter den Geschichtschreibern, fährt Carlyle fort: „In Preußen hat man schon lange mit einem gewissen hartnäckigen obschon planlosen Fleiß nach den äußeren Einzelheiten von Friedrichs Lebensgeschichte gegraben, wiewohl, was das Organisiren derselben, Ordnen oder auch nur Mitzettelversehen derselben anbelangt, geschweige was die mindeste Auslegung oder menschliche Schilderung des Mannes und seiner Angelegenheiten betrifft, —

danach braucht man sich in Preußen nicht zu erkundigen. In Frankreich, in England ist es noch schlimmer; da herrscht eine ungeheure Unwissenheit sogar über die äußeren Thatsachen und Erscheinungen von Friedrichs Leben, und anstatt der preußischen Nichtauslegung findet man bei diesen leeren Umständen eine große Bereitheit zum Auslegen, wodurch Urtheile und vorgefaßte Meinungen unter uns gang und gäbe sind, besonders über Friedrichs Charakter, die auf großer Unwissenheit beruhen.

Für Engländer sind die Quellen der Kenntniß oder Ueberzeugung über Friedrich, nach meiner Beobachtung, hauptsächlich diese zwei: Erstens, was seinen öffentlichen Charakter betrifft, ist es eine allerwichtige Thatsache, nicht für ihn, aber für England in Betreff seiner gewesen, daß Georg II., als er es für gut befand sich über Hals und Kopf in die deutsche Politik zu stürzen und Maria Theresiens Partei im österreichischen Erbfolgekrieg von 1740—48 zu ergreifen, damit anfangen mußte, sein Parlament und die Zeitungen, die im tiefsten Dunkel über den Gegenstand, zu versichern, daß Friedrich ein Räuber und Bösewicht sei, weil er die andere Partei ergriffen. Welche Versicherung, auf was für Grund fußend, werden wir später einsehen, Georgs Parlament und Zeitungen munter und unbehelligt annahmen. Und sie haben sie immerwährend seitdem zurückgeschallt und reverberirt, sie und die Uebrigen von uns, aufs Aeußerste, bis auf den heutigen Tag, als völlig abgemachte Thatsache und vorläufiges Attribut in Friedrichs Charakter. Räuber und Bösewicht zu gutem Anfang; das war ein ausgemachter Punkt.

Als nachher Georg und Friedrich Verbündete geworden und die großartigen Kampfführungen des siebenjährigen Kriegs stattfanden, kamen Georgs Parlament und Zeitungen über einen zweiten Punkt in Betreff Friedrichs überein: „Einer der größten Soldaten die je gelebt.“ Dies zweite Attribut räumt der britische Schriftsteller seitdem völlig ein: aber er fügt noch immer die Eigenschaft des Räubers in lockerer Weise hinzu; — und stellt sich einen königlichen Dick Turpin*) vor, von der Art, wie er in Revue-Aufsätzen und in Abhandlungen über den Fortschritt des Menschengeschlechts gangbar ist, und überschreibt es Friedrich; sehr begierig, neues Geplauder der lügenhaften Anekdoten, falscher Kritiken, hungriger Memoiren zu sammeln, die ihn in jener unmöglichen Idee befestigen sollen. Hätte sich bei einigem Ueberblick dies als der Charakter Friedrichs herausgestellt, so giebt es Einen britischen Schriftsteller, dessen Neugierde über ihn ziemlich bald abgestorben wäre; und ebensowenig hätte ihn ein noch so großes unweises Verlangen, dies Gefühl in weniger ernstgemütheten Mitgeschöpfen zu befriedigen, bei Leben erhalten können in jenen gräßlichen historischen Acheronen und stygischen Sümpfen, wo er so lange zu graben und zu fischen gehabt hat, fern vom Licht der Oberwelt! — Ich ersuche alle Leser, sich jene leidige Spreu gänzlich aus dem Sinn zu blasen und nichts über den Gegenstand zu glauben, außer wo ihnen der Beweis vorliegt.

Die zweite englische Quelle hat Bezug auf den Privatcharakter. Friedrichs Biographie oder Privatcharakter haben die Engländer wie die Franzosen vornehmlich aus einer schändlichen Schmähschrift von Voltaire geschöpft, die benannt zu werden pflegte Vie Privée du Roi de Prusse: welche Schmähschrift ohne Zweifel von Voltaire in einer Art von Wuth verfaßt worden ist; die er aber nicht herauszugeben beabsichtigt hatte, ja verbrannt und vernichtet zu haben sich nachher einbildete; von der keine Zeile, welche nicht anderweitig bewiesen werden kann, zu Glauben berechtigt ist, und wovon große Theile als wilde Uebertreibungen und Verdrehungen, oder sogar geradezu als Lügen nachgewiesen werden können, — niedergeschrieben in einer der Raserei des John Dennis*) analogen Stimmung. Dies dient als die Biographie oder der Privatcharakter Friedrichs, indem es ihn aller Verbrechen, natürlicher und unnatürlicher, bezichtigt — und in der That, wenn combinirt mit anderweitig bekannten Thatsachen und schon wenn für sich genau betrachtet, ein durch und durch unstichhaltiges, unglaubbares und unmögliches Bild darbietet, etwa wie dasjenige eines flammenden Teufelskopfes, mit Phosphor auf die finstere Wand des Stockhauses hingemalt, von einem Künstler der (nicht ganz ohne Grund) über Nacht darin eingesperrt war.

Der arme Voltaire schrieb jene Vie Privée in einem der Raserei des John Dennis wenig nachgebenden Zustande, — wie veranlaßt, werden wir seiner Zeit sehen. Und dies ist die Urkunde, welche englische Leser am sicherlichsten gelesen und soweit wie möglich zu glauben versucht haben. Unser Rath ist: zum Fenster hinaus damit, wer da Friedrich von Preußen kennen möchte; behalte es aber noch eine Weile, wer da François Arouet de Voltaire kennen lernen möchte und eine gewisse zahlreiche unglückselige Classe Sterblicher, zu deren Wortführer in der Welt Voltaire mitunter herabsinken kann! — Ach, geh' wohin du willst, besonders in diesen unehrerbietigen Zeitaltern, so ist der große Todte sicherlich unter unendlichem Koth liegend anzutreffen, endlose Verleumdungen und Dummheiten über ihn zusammengehäuft. Denn die Classe von der wir reden, die Classe der „im untern Geschoß Saturnalien haltenden Lakaienseelen“, ist zahlreich, ist unzählbar und kann einen „stimmreichen Lakaien“, der bei einer solchen Gelegenheit ihren Zwecken dienen will, gut bezahlen!

Friedrich ist mit nichten der vollkommenen Halbgötter Einer, und es läßt sich manches mit gutem Grund gegen ihn sagen. Bis an's Ende ein bedenklicher Heros, mit Vielem in ihm was man gern hinweg-, und Vieles ermangelnd, das man hinzuwünschen möchte. Aber da ist ein Zug, der frühe in der Untersuchung hervortritt, nämlich, daß er in seiner Art eine Realität ist; daß er stets meint, was er spricht; auch seine Handlungen auf was er für die Wahrheit erkennt, begründet und mit einem Wort gar nichts vom Hypokriten oder Scheinmenschen an sich hat; wovon meine Leser zugeben werden, daß es ein äußerst seltenes Phänomen ist.

*) Ein berüchtigter englischer Straßenräuber.

*) „The Frenzy of John Dennis“ ist der Titel einer satyrischen Schrift von Pope gegen seinen Zeitgenossen und feindlichen Kritiker dieses Namens. Die „Raserei“ endigt damit, daß der unglückliche Kritiker den Inhalt eines unsaubern Gefäßes an den Kopf empfängt.

Wir bemerken, daß dieser Mensch gar weit entfernt war, zu versuchen, nach Schwindlerart mit den Thatsachen um ihn zu verfahren, daß er besagte Thatsachen ehrlich erkannt hat, wo sie immer zu Tage traten, und auch sehr begierig gewesen ist, ihr Dasein zu ergründen, wo sie noch verborgen oder zweifelhaft waren. Denn er hat wohl gewußt, in einem ganz ungewöhnlichen Grade und mit einem Verdienst das um so höher, als es ein unbewußtes ist, wie völlig unerbittlich die Natur der Thatsachen ist, ob anerkannt oder nicht, ob ergründet oder nicht, wie vergeblich alle List der Diplomatie, Feinheit und Sophisterei, um einen Sterblichen der nicht auf der Dinge Wahrheit fußet, auf die Länge vom Sinken zu retten, vom Sinken zu den Kothgöttern hinab, mit all seinen Diplomatien, Besitzthümern, Ausführungen, und ein namenloses Object zu werden, tief verborgen in den Pfuhlen des Universums. Dies hoffe ich darzuthun, dies welches ich seit lange schon für mich selber mit Freuden in der Physiognomie Friedrichs und seines Lebens wahrgenommen habe, welches in der That die erste eigentliche Sanction und die ganze Zeit über meine Anregung und Aufmunterung, sein Leben und ihn zu erforschen, gewesen ist. Wie dieser Mann, der noch dazu amtlich ein König, sich im 18. Jahrhundert benahm, und bewerkstelligte, nicht ein Lügner und Charlatan zu sein, wie sein Jahrhundert es war, verdient ein wenig von Menschen und Königen gesehen zu werden und dürfte schweigend didaktische Bedeutung in sich haben.

Wer es ehrlich mit seinem Dasein hielt, der hat stets Bedeutung für uns, sei er König oder Bauer. Wer damit blos figurirte und grimassirte, einerlei, wie viel und mit was für Geräusch und Trompetenstoß er in der Welt gekocht und verzehrt habe, kann nicht lange Bedeutung haben. Manche Menschen kochen wirklich ungeheuer (nennen wir es kochen, was ein Mensch nur aus Gehorsam für seinen Hunger, nur für seine Begierden und Leidenschaften thut), — ganze Continente und Bevölkerungen bratend in den Flammen des Krieges oder anderer Zwietracht; — Zeuge der vorerwähnte Napoleon. Denn der Menschenappetit in diesem Betracht ist grenzenlos, in Wahrheit unendlich, und der Kleinste von uns könnte das ganze Sonnensystem auffessen, wäre uns die Gelegenheit dazu verliehen, und dann weinen, wie Alexander von Macedonien, weil wir nicht mehr Sonnensysteme zu kochen und aufzuessen hätten. Nicht der Umfang der Kocherei des Menschen ist es, was mich viel an ihn fesseln kann, sondern nur der Mensch selber und was er an Stärke hatte, um mit den Kothelementen zu ringen, und was er an Sieg gewann zu seinem Frommen und meinem."

Bilder aus Griechenland.

Von Piräos nach Smyrna.

Der 25. März, das Fest Mariä Verkündigung, der *Εὐαγγελισμός* der griechischen Kirche und zugleich als Erinnerungstag an den 25. März 1821, an welchem der Aufstand im Peloponnes ausbrach, seit längerer Zeit ein Nationalfest bei den Griechen des Königreichs, war nahe bevorstehend. Ich beschloß, diesen Tag auf besondere Weise zu feiern, indem ich einen längst gefaßten Vorsatz ausführte, und eine Fahrt durch den inselbesäeten Archipel nach Smyrna unternahm. Die Sonne war bereits untergegangen, als wir im Hafen von Piräos die Anker lichteten. Unser Dampfschiff, ein kleines Fahrzeug mit großklingendem Namen (es hieß Panhellenion), hatte zwar Anfangs den Wind gegen sich, um aus dem Hafen zu kommen, aber es wußte tapfer gegen die Gewalt des Meeres zu kämpfen, und bald, nachdem wir eine Wendung nach Südost gemacht hatten, und glücklich bei den Löwen und dem Phaleron und dem Vorgebirge Kolias vorüber waren, flogen wir um so schneller über die Wogen. Das Schiff führte viele andächtige Wallfahrer mit sich, die nach der Insel Tinos wollten, um dort den 25. März zu begehen, der gerade hier mit besonderer Auszeichnung und vorzüglich festlich gefeiert wird. Ich benutzte den Umstand, daß das Schiff bei Tinos anlegte, und stieg auch mit den Wallfahrern an's Land. Es befindet sich nämlich auf jener Insel eine berühmte Wallfahrtskirche der Panagia oder Evangelistria (notre Dame de la bonne annonciation). Sie liegt nicht weit von der Stadt Tinos in freundlicher Lage und bildet mit ihren geräumigen Nebengebäuden und Höfen ein bizarres, aber ansehnliches und malerisches Ganze. Im Jahre 1824 träumte einer Nonne, daß auf dieser Stelle ein Bild der Mutter Gottes vergraben sei; es ward nachgegraben, und, wie begreiflich, man fand das Bild. Dies ist ein in Griechenland, wie an andern Orten, oft geübtes Wunderwerk, wenn die Priester irgendwo eine Kirche oder ein Kloster zu haben wünschen, und daher heißen in Griechenland viele Klöster und Kirchen *ἡ φανερωμένη* (die Erschienene oder Geoffenbarte). In Tinos hatte das Unternehmen erstaunliche, und wahrhaft wunderbare Erfolge. Tausende von frommen Pilgern, die meisten von den Inseln und von dem Küstenlande Kleinasiens, strömten fortan jährlich herbei, namentlich am 15. (27.) August, dem Hauptfeste der heiligen Jungfrau, und von dem Ertrage ihrer Spenden und Geschenke wurde noch während des Freiheitskrieges die große Kirche und später ein geräumiges Seitengebäude erbaut, welches Wohnungen für die Geistlichen und für die kranken Pilger, eine Schule und ein Hospital enthält; und alle diese Anstalten werden aus den Einkünften der Evangelistria unterhalten, wie sie auch nach und nach erweitert worden sind, ohne daß dies der Regierung oder der Gemeinde das Geringste kostete oder gekostet hätte. Die Kirche ist fast ganz aus Marmor; ihre weißlichen Säulen, sowie die Platten des Fußbodens sind aus den Brüchen der Insel selbst, die im Nordosten sich befinden; dagegen hat man zu den Stufen der großen, wahrhaft prächtigen Treppe die Ruinen von Delos verwendet. Im Innern der Kirche ist Gold und Silber an Heiligenbildern, Weihgeschenken u. s. w. reichlich, aber ohne Geschmack angebracht. Mehrere dieser

Weihgeschenke sind aus Rußland hierher gestiftet. Das wunderthätige Bild und sein Fundort werden in einer schwach erleuchteten Krypta unter der Hauptkirche gezeigt. Uebrigens wird es nach einer hier gefundenen christlichen Inschrift, welche über einer Hinterthür der Kirche eingemauert worden, nicht unwahrscheinlich, daß an der nämlichen Stelle schon früher eine Kapelle des heiligen Isidoros gestanden habe. Die Zahl der Gläubigen, die zum Festtage der Panagia (15. August) nach Tinos wallfahrten, steigt häufig bis über 6000; aber das Nämliche ist nun auch zum 25. März alljährlich der Fall, seitdem an diesem Tage das Nationalfest der Wiedergeburt Griechenlands gefeiert wird. In diesem Jahre mochten wohl gegen 10,000 Pilger zum wunderthätigen Bilde der Panagia gewallfahrtet sein. Die Gastfreundschaft der Tinier wußte so viel als möglich für das Unterkommen der Tausende zu sorgen. Für mich war es von besonderem Interesse, die verschiedensten Physiognomien und die mannichfaltigsten Trachten aus den einzelnen Landestheilen Griechenlands neben einander zu sehen und zu beobachten, und ebenso die verschiedensten Sprach- und Redeweisen zu hören, die sämmtlichen Dialekte Griechenlands, zugleich auch den neuen Mischlingsdialekt der modernen Athener, den sie zu den vier andern, dem attischen, äolischen, dorischen und jonischen, ausgebildet haben. In gleicher Weise hatte ich vielfach Gelegenheit, die liebeglühenden Blicke der Frauen von Tinos, und den weichen Glanz der Augen der Jungfrauen Joniens zu bewundern.

Ein heiterer, wolkenloser Himmel begünstigte unsere weitere Fahrt. Schnell kamen wir mit glücklichem Winde in die Nähe der Insel Chios, an einigen Vorgebirgen derselben vorüber, und befanden uns bald gegenüber ihrer Hauptstadt, dem vormals so reizenden Chios, und den von Wohlstand und Geschmack zeugenden, nun aber verlassenen und einsamen oder in Trümmern liegenden Landsitzen in der Nähe. Der Anblick war ein sehr düsterer und trauriger, und der Schmerz der Gegenwart ward noch vermehrt durch die Stille, die in der Stadt herrschte. Es war gerade Sonntag. Die Bewohner waren alle zur Kirche gegangen, Niemand war auf den Straßen zu sehen, und eine tiefe, durch keinen Laut und kein Geräusch unterbrochene Ruhe lag über der Stadt. Nur die Wipfel der Bäume bewegten sich im Hauche eines leisen Windes, und die Wogen des Meeres brachen sich am Ufer. Und es schien mir da, als sei jene Zeit des Mords und der Gefangenschaft zurückgekehrt, wie sie im Sommer 1822 das unglückliche Chios erlebte; es schien mir, als künde das Rauschen der Bäume die Seufzer der in die Sclaverei geschleppten Jungfrauen und die Klagen der Mütter, und das Gestöhne der Meereswellen sei die Trauer über den dahingemordeten Erzbischof. Und wie die Wogen des brausenden Meeres mit tiefem Wiederhall auf die Küsten der Insel sich stürzten, meinte ich, es werfe zürnend jene Zweitausend aus, die damals bald nach jener Katastrophe von Chios in einem Augenblicke die rächende Hand des Kanaris mit seinem höllischen Feuer in Leichen verwandelt hatte, und die in die Luft geflogen und in's Meer gestürzt waren!

Es war keine lange Fahrt, welche uns in den Hafen von Smyrna brachte. Die Stadt selbst, die sich in der Bucht des Meeres amphitheatralisch um den Hafen hinzieht, ist nicht schön; aber ihre Lage ist schön und gesund. Den Strahl der südlichen Sonne des heißen Joniens kühlen die Berge, welche die Stadt von verschiedenen Seiten umgeben, und die Wogen des Meeres, die sie von der andern Seite bespülen. Der Aufenthalt in Smyrna hat ungemein viel Anziehendes. Sein Reichthum an den trefflichsten Früchten der Gärten, Felder und Wälder ist schwer zu schildern, und auch die Nähe und Ferne kennt namentlich den Reichthum der Feigen und Trauben von Smyrna. Vornehmlich hat sich jedoch in ihr und in dem Schooße der einzelnen Gemeinden, aus denen die Bevölkerung besteht, ein reges öffentliches Leben entwickelt, das durch die Bezeugungen seiner selbst, nämlich durch die mancherlei Anstalten und Bauwerke, in denen und durch welche dieses Leben nach Außen sich kund giebt, die Aufmerksamkeit eines jeden Fremden in nicht geringem Grade auf sich zieht.

Dies war auch bei mir der Fall. Da ist eine Mahlmühle, von der es jedoch damals hieß, daß sie geschlossen werden sollte, weil es an den nöthigen Mitteln zu ihrer Unterhaltung und an der erforderlichen Theilnahme fehlte. Es war ein weitläufiges Gebäude, wo gegen zwanzig Dampfmaschinen beschäftigt waren, das Getreide zu reinigen, zu sieben und zu mahlen. Die Anstalt war durch Actien begründet worden und sie schien mir ausreichend, nicht nur die 150,000 Einwohner Smyrna's, sondern auch Andere außer der Stadt mit Brot zu versorgen. Hätte man eine solche Anstalt in Griechenland, etwa in Syra, welches die meisten griechischen Getreideschiffe zu berühren pflegen, so möchte ich wohl meinen, daß es für die Getreidehändler außerordentlich gewinnbringend sein würde, statt des Getreides das Mehl nach Europa zu schaffen.

Neben dieser industriellen Anstalt bemerkte ich eine andere ähnliche, nämlich eine Papierfabrik; allein, wie ich hörte, hatte auch diese aus ähnlichen Gründen, wie bei der erwähnten Mahlmühle, ihre Thätigkeit bereits vor kurzem eingestellt.

Von den öffentlichen Krankenhäusern, die Smyrna besitzt, ist das griechische, nicht blos unter den dortigen, sondern vielleicht im ganzen Morgenlande das merkwürdigste. Es führt den Namen des griechischen Krankenhauses, weil die dortigen Genossen eines und desselben kirchlichen Glaubens einzelne Gemeinden für sich ausmachen, und es daher eine griechische, eine armenische, eine Franken-, Juden- und muselmännische Gemeinde giebt, deren jede ihre Kirchen, Schulen u. s. w., und überhaupt eine besondere Verwaltung ihrer öffentlichen Angelegenheiten hat.

Der Wirkungskreis des griechischen Krankenhauses, ist ein größerer und weiterer, als der Name selbst erwarten läßt. Es nimmt nicht nur Kranke auf, sondern es beherbergt auch alte und bedürftige Personen, und es werden daselbst ebenso wohl Geisteskranke gepflegt, als auch gefallene Frauenspersonen in ihm Aufnahme finden, die man auf den rechten Weg der Ehre und Tugend zurückzuführen sich angelegen sein läßt. Die Säle der Anstalt sind groß, luftig und äußerst rein; in

einem jeden stehen dreißig bis fünfzig Betten. Die Aufsicht und Pflege ist, wie mir gesagt ward, eine höchst sorgsame, und von dem Geiste reiner Menschenliebe eingegeben und gefördert; die Pforten des Hauses stehen unentgeltlich einem Jeden offen, welches kirchlichen Glaubens er auch sei. Dies verkündet schon jenes evangelische Wort, das über dem Eingange Jedem entgegentritt:

Klopfet an, so wird euch aufgethan!

und noch deutlicher ergiebt sich dies aus einer zweiten Inschrift, die ich unter dem dort aufgestellten Bilde des Heilandes las, der mit ausgebreiteten Armen allen Kranken und Schwachen ohne Unterschied zuruft, vertrauensvoll herbeizukommen.

Noch eine andere, besonders lobenswerthe und anerkennungswürdige Einrichtung lernte ich in der griechischen Gemeinde Smyrna's kennen. Sie besteht darin, daß eine jede der fünf oder sechs Kirchen dieser Gemeinde auch eine Schule des wechselseitigen Unterrichts für Knaben oder für Mädchen unterhält. Der Gedanke, der dieser Einrichtung zum Grunde liegt, ist erhaben und göttlich. Diese Verbindung des Unterrichts mit der Religion, diese Annäherung des Lehrstuhls, wo menschliche Wissenschaft gelehrt wird, zur Kanzel, von der das Wort Gottes den Menschen gepredigt wird, — zeigen sie nicht auf das deutlichste, daß die menschliche Wissenschaft mit dem Worte Gottes übereinstimmen muß, und daß der Christ nicht völlig und vollkommen ist, der die wissenschaftliche Bildung vernachlässigt? daß dagegen die Tröstungen der Religion und des christlichen Glaubens um so kräftiger und mächtiger sind, je mehr der gebildete Geist und das veredelte Herz sie richtig aufzufassen und nach Gebühr zu würdigen im Stande ist?

Auch zu dem griechischen Krankenhause in Smyrna gehört eine Schule, die die Gemeinde neben den andern Schulen unterhält, und die von Kindern beiderlei Geschlechts zahlreich besucht wird. Dies ist auch mit der dortigen sogenannten evangelischen Schule der Fall, die neben der Metropolitankirche gelegen ist, und die sich in einem schönen und weitläufigen Gebäude befindet. Allein die dort gewonnenen Früchte sind nicht bedeutend, wie mir gesagt ward; denn leider geschieht es auch in Smyrna, wie in andern Städten des nicht freien Griechenlands, daß die Erziehungs- und Unterrichtsanstalten als politische Kampfplätze angesehen werden, wo die einzelnen Parteien mit einander streiten und um gewisse Vorzüge kämpfen.

Auch die Schulen der Armenier liefern den Beweis, daß sie die Nothwendigkeit einer sorgfältigen Erziehung empfinden. Allerdings kann ich weder die Art des Unterrichts, noch die Auswahl der Gegenstände desselben besonders loben, und nach dem eigenen Geständnisse eines der dort angestellten Lehrer, mit dem ich mich längere Zeit unterhielt, kommt Alles dabei nur auf die Elemente des Unterrichts hinaus; allein es werden auch dort Sprachen, wie die armenische, griechische, französische und türkische, sowie die Anfangsgründe des Rechnens und der Geographie gelehrt. In der armenischen Knabenschule sah ich eine ziemlich reich ausgestattete Bibliothek. Der Lehrer, der bereitwillig meine Fragen beantwortete, zeigte mir armenische Bücher, von deren Existenz ich keine Vorstellung hatte; sie waren theils in Venedig, theils in Wien und in Paris, theils anderswo gedruckt. Auch sah ich daselbst armenische Zeitschriften, die in Constantinopel und Smyrna gedruckt waren, und eine periodisch erscheinende Zeitschrift mit Illustrationen, wie die pariser Illustrirte Zeitung, welche ebenfalls in der Hauptstadt Frankreichs gedruckt war. Alle diese Zeitschriften zeichnen sich schon durch einen, die blühende Phantasie dieser Bewohner Asiens verrathenden Titel, wie: der Stern, die Sonne, u. dergl. aus.

In der armenischen Mädchenschule lernen alle Schülerinnen ohne Ausnahme auch Französisch, und wenn dann in einigen Jahren ein Pariser Smyrna besuchen wird, wird er keines Dolmetschers mehr bedürfen, um seine Gefühle für die Armenierinnen jener Stadt auszusprechen, dafern überhaupt die brennenden Augen derselben einen Dolmetscher nöthig machen sollten.

Wie sehr ich mich jedoch in meinem Innern über diesen allgemeinen Sinn und Trieb zum Besseren freute, so litten doch meine Füße bei den Wanderungen durch die mit Schmutz überschütteten Straßen Smyrna's, die in der That an die Ställe jenes Königs von Elis erinnern, in nicht geringem Grade. Dazu kam nun auch noch, daß fortwährend ganze Karavanen von Kameelen meinen Weg versperrten oder mich aufhielten, die, mit Stricken zusammengebunden, langsamen Schrittes und mit hochgetragenem Kopfe in langen Zügen der Schelle eines Esels folgten.

Aber ich ließ mich durch diese kleinen Leiden nicht weiter verstimmen; ich machte zum bösen Spiel gute Miene und half mir dagegen, wie es eben ging. Ich fand sogar in gewisser Hinsicht Gefallen daran; denn wenn auch Griechenland noch nicht in Europa aufgegangen und das Stück Morgenland in ihm noch nicht im Abendlande geworden ist, so ist es doch eine Art Vorstadt davon, gleichsam die Vorrede dazu, und nach meinen Gefühlen ist die asiatische Regellosigkeit, die sich in Smyrna zur europäischen Sitte und Cultur gesellt, nicht ganz ohne Anmuth, wie ja schon ein alter Hellene den Ausspruch that, daß, wenn Ungleichartiges neben einander liegt, dies einen gewissen Reiz hat und nicht gerade mißfällt.

Das Tibur der Metropole Joniens, das berühmte Burnabat in der Nähe von Smyrna, durfte ich zum Schluß auch nicht ungesehn lassen. Es verdient den Ruf, den es genießt. Alles vereinigt sich, um dasselbe auszuzeichnen. Die hohe Lage des Orts, der weite Horizont, die bunte und reiche Umgebung mit ihren grünen, blühenden und süßduftenden Bäumen, Gebüschen und anderen Gewächsen, — die milde Luft, das kühlende Wasser eines Baches, dessen Gemurmel mit dem Rauschen der Wipfel der Bäume harmonirt, Alles dies umgiebt Dich und liegt vor Deinen Füßen. Hier haben die reichen Smyrnäer ihre prächtigen Sommerwohnungen mit baum- und blumenreichen Gärten, wo sie die schöne Jahreszeit zubringen; aber der Ort hat auch eine Mädchenschule und eine große, ansehnliche Kirche, die eher für eine Stadt, als

für ein Dorf zu passen scheint. Unter den Feigen und Orangen Burnabats, unter denen ich wandelte, in seinen felsigen Grotten, die ich besuchte, erinnerte ich mich gern daran, daß Homer, der Sänger aller Sänger, der unter diesem Himmel Joniens gelebt und der dort seine Heimath hatte, gerade hier am liebsten verweilt haben soll, und die malerische Lieblichkeit des Orts und seiner reizenden Umgebungen scheint zu bestätigen, was die Sage erzählt.

Unter den Einflüssen und Eindrücken dieser ehrwürdigen Erinnerungen, die sich wenigstens hier an die unvergängliche Schönheit der Natur knüpften, vergaß ich auf Augenblicke, daß ich nicht die Luft des freien Griechenlands athmete; aber jene Erinnerungen, welche mich weiter durch die Gebiete der Jahrtausende der Weltgeschichte geleiteten, die die alternde Gegenwart von jener frühen Jugend der Menschheit scheiden, trösteten mich, indem sie mich erhoben. Ich gedachte daran, daß in Smyrna eine der frühesten christlichen Gemeinden lebte, die in der Zahl jener sieben der Johanneischen Offenbarung nicht ein Wort des Fluchs, sondern die liebliche Verheißung der Krone des ewigen Lebens empfing. Meine Erinnerungen kleideten sich in das rosige Gewand der Hoffnungen, und als wir den Hafen von Smyrna verließen, schwebten mir die schönen Worte des deutschen Sängers vor, deren tiefe Wahrheit man nur hier in den innersten Tiefen des Gemüths empfindet:

Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Nachdem wir die stürmische Fahrt durch die Meerenge von Chios, die bekanntlich wie ein Sack voll Stürme ist, glücklich zurückgelegt hatten, flogen wir schnell an Tinos, Syra und Thermia vorüber, und liefen wohlbehalten in Piräos wieder ein. —d.

Populär-wissenschaftliche Arbeiten über Kindheit und Leben des Menschen.

Neben der neulich von uns besprochenen „Kallipädie“ von Schreber liegen auf unserm Büchertische schon wieder einige neue Werke, welche dem Erziehungswesen und der Pflege der Jugend, diesmal aber insbesondere der des frühesten Alters gewidmet sind. Es thut Noth über diesen Punkt gute Bücher für das Volk zu erhalten, denn wenn auch schon manche glückliche Versuche auf dem Gebiete der populären Pädiatrik gemacht wurden, so ist doch noch Manches zu sagen übrig und auch eine wiederholte Erinnerung an fast Vergessenes wird hier nimmer schaden. Man kann es mit Zahlen belegen, wie bedeutend der Einfluß der mütterlichen Sorgfalt auf die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre ist; in Belgien stirbt nach Quetelet schon ein Zehntel der Neugeborenen im ersten Monat, in Berlin aber, wo man durchschnittlich weit weniger Sorgfalt dem Kinde widmet, sterben in derselben Zeit 25 Procent. Während von den in ganz Preußen geborenen Kindern $1/6$ vor beendetem ersten Lebensjahre stirbt, gehen während dieser Lebensperiode in Berlin 34 Procent zu Grunde. Eine besonders hohe Sterblichkeitsziffer haben diejenigen Kinder, welche die Brust der Mutter nicht erhalten, sondern aufgefüttert werden; denn von zehn solcher künstlich ernährten Kinder überleben das erste Lebensjahr nur zwei, ja in manchen Ländern bleibt nur eins übrig. Solche Thatsachen muß man den Müttern wiederholt vorhalten, und sie beispielsweise auf den günstigen Erfolg hinweisen, den die mütterliche Liebe bei den Jüdinnen erzielt, denn nach einer jüngst angestellten Berechnung in Ungarn sterben im ersten Lebensjahre vom Tausend nur 44 Juden, aber 123 Deutsche, 167 Ungarn und 146 Croaten; so spricht sich nicht der Einfluß des Racenunterschieds, sondern der einer zweckmäßigen Pflege aus. Doch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß sich im Allgemeinen und auch in Berlin gegen frühere Jahre die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre vermindert hat; die ewigen Lobredner der „guten alten Zeit“, welche über eine allgemeine Abnahme der verständigen und liebevollen Behandlung der Kinder klagen, müssen dieser Erscheinung gegenüber verstummen.

Hat sich nun wohl im Laufe der Zeit die häusliche Pflege allmählich verbessert, was wir als günstiges Zeichen hervorheben, so ist doch noch Manches zu thun und zu ändern übrig. Die jungen Frauen treten gewöhnlich ganz unbekannt mit dem Geiste der Kindererziehung in die Ehe; der aufmerksame Gatte legt daher nach einiger Zeit schüchtern in das Boudoir einen Rathgeber, vielleicht Ammon's vielgelesene „Mutterpflichten“. Aehnliche Zwecke der Aufklärung wie Ammon's Buch verfolgt Leopold Besser's Werkchen: „Den deutschen Müttern und Vätern ein Buch über das Werden und Wachsen ihrer Kinder, als Schlüssel zu deren gesünderer Erziehung“ (Frankfurt 1858). Nur die beklagenswerthe Unkenntniß der Mütter mit ihrem schweren Beruf ist der Grund jenes großen Uebels, daß die Mutter, welche ein Kind unter ihrem Herzen trägt, erst aus diesen Büchern erfahren muß, mehr als jeder Dritte aller Geborenen gehe schon vor Vollendung seines fünften Lebensjahres zu Grunde; und es komme nur auf ihre eigene Thätigkeit an, ob sich ihr Kind unter diesem dritten Theile befinden werde. Diese Thätigkeit muß sich auf die rechte Einsicht und das bessere Wissen über Natur und Wesen unserer Kinderwelt stützen. Da aber die Erkenntniß nicht verspätet werden darf, so will Besser keinen Rathgeber für die Wochenstube, sondern ein Buch geben, das von dem weiblichen Geschlecht gelesen wird, sobald dasselbe nur reif genug ist, um über seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft nachzudenken. Er hebt mit einem Kapitel über die „Zeugung“ an, und es fragt sich, wie weit man das auf dem Gebiete des Geschlechtslebens ruhende Dunkel zum Frommen des werdenden

Geschlechts zerstreuen soll. Mit manchen Anderen hält Besser das Verschweigen des Fortpflanzungsvorgangs für eine schädliche Geheimthuerei und geht, unbeirrt durch die allgemein herrschenden Vorstellungen von Decenz, an die naturgeschichtliche und physiologische Darstellung jenes Vorgangs. Sollte die deutsche Gründlichkeit, die nicht blos ab ovo anfängt, sondern bis auf die Entwickelung der Spermatozoiden zurückgeht, am Platze sein? Die jetzt herrschende Gefühls- und Anschauungsweise stemmt sich gewaltig auf ihr conventionelles Recht. „Tradition und Sitte ist im Volke stärker als das Gesetz," — vielleicht auch stärker als der von Besser gewagte Aufklärungsversuch bei der Voraussetzung eines idealbildungsfähigen Schülerinnen-Kreises? Wir erfahren übrigens aus dem Buche, daß Besser im Begriff steht, ein Experiment mit der Kinderwelt anzustellen, das an die nun seit zwei Jahrzehnten stattgefundene Einrichtung von Säuglings-Bewahranstalten, die sogenannten Krippen, erinnert. Von Paris und Wien aus haben sich diese Anstalten fast über alle großen Städte verbreitet, nur in Berlin scheinen sie keinen recht günstigen Boden gewonnen zu haben. Auch Besser bekämpft dieselben mit oft gehörten Gründen; wir selbst möchten sie einfach als zweckmäßige Institute für die Noth bezeichnen, denn die ideale Forderung: „jede Arbeitsfrau behalte ihr Kind während des Tages im Hause!" läßt sich eben nicht durchweg erfüllen. Besser verwirft nun die Krippen, welche die Arbeitsfrauen in Stand setzen, wenigstens des Nachts ihre mütterliche Nähe dem Kinde zu widmen, will aber in Berlin ein „Pensionat für Neugeborne und Säuglinge" gründen, durch welches er den Leuten der Handarbeit und der zahlreichen Klasse des niedern Mittelstandes für 5 Thaler monatlich die häusliche Pflege ihrer Kinder ganz und gar abzunehmen sich erbietet. Wir geben zu, daß eine geregelte Pflege in einem Säuglingspensionat große Vorzüge vor einer unvollkommenen häuslichen Abwartung hat, verkennen auch die Nachtheile der jetzigen Unterbringung der Kinder bei mehr oder weniger beaufsichtigten „Zieh- und Pflegeeltern" sowie in Findelhäusern durchaus nicht, müssen aber auch anführen, daß manche dieser Nachtheile gleichfalls bei der projectirten Säuglingspension in Frage kommen. Die Erfahrungen in den Findelhäusern Frankreichs, Italiens, Oesterreichs und Rußlands sprechen nicht für längere gemeinschaftliche Aufbewahrung der Kinder in Ziehhäusern, sondern für möglichst baldiges Unterbringen derselben bei Ammen und in Familien auf dem Lande; und deshalb haben es die deutschen Regierungen unterlassen, auf den Vorschlag von Löffler einzugehen, welchen derselbe in seinem 1838 herausgegebenen Schriftchen: „die Pflege der Kinder im ersten Lebensjahre und das Ziehhaus als Bedürfniß des Staats" nicht ohne genaue Begründung machte. Bei Errichtung und Leitung ähnlicher Institute hat jedoch in manchen Punkten der Privatmann einen viel schwereren Stand, als der Staat.

Auf eine andere, schon Vielen bekannte, jetzt in dritter Auflage erschienene Schrift über das gleiche Thema: „L. W. Mauthner, Ritter von Mauthstein, Kinderdiätetik" (Wien 1857) gehen wir nicht näher ein, sondern führen nur an, daß sie von ihrem vielerfahrenen, leider im April dieses Jahres verstorbenen Verfasser, dem Gründer des ersten Kinderspitals in Wien, manche zeitgemäße Veränderung erhalten, aber noch immer ihre intensive Wiener Localfarbe beibehalten hat. Sie giebt eine praktische Belehrung über alle Fragen, die das Wohl des Kindes betreffen. Eine zweite Auflage erlebte ferner Oscar Heyfelder's: „die Kindheit des Menschen. Ein Beitrag zur Anthropologie und Psychologie" (Erlangen 1858); es ist dies eines der besten Bücher, welche das Wissen im Volke über körperliche und geistige Erziehung zu vermehren im Stande sind. Sein Verfasser, ein Arzt in München, hält gleich Besser die erworbene Einsicht, jetzt, wo die Menschen sich vom Urzustand immer mehr entfernt haben, für das einzige Mittel, einem Volke Gesundheit, naturgemäße Sitten und Einrichtungen zurückzugeben, und namentlich dürfe die Heilwissenschaft, wie er sagt, nicht vor der Allgemeinheit ihrer Aufgabe zurückbeben, das ganze Leben in allen seinen Phasen der Kritik zu unterziehen, in alle Schlupfwinkel der menschlichen Gesellschaft ihr Licht leuchten zu lassen, allen Sitten und Gebräuchen, Einrichtungen und Gesetzen die medicinische Seite abzugewinnen, — die Heilwissenschaft müsse zur „Socialmedicin" werden. Einer der wichtigsten Theile derselben ist ohne Frage die Pflege der Kinder, deren Grundsätze Heyfelder als praktische Consequenzen aus der Anthropologie und Psychologie herleitet. Er trifft hierbei den Ton des populären Vortrags außerordentlich glücklich, und versteht es vortrefflich, die Sünden der modernen Erziehung an den erkannten Gesetzen der Natur nachzuweisen. Während Besser und Mauthner hauptsächlich das früheste Kindesalter, und vorzugsweise die körperliche Pflege desselben berücksichtigen, verbreitet sich Heyfelder, wie Schreber in der Kallipädie, über die gesammte kindliche Periode und widmet einen nicht geringen Theil seines Werkchens der psychischen Entwickelung des Kindes.

Aber um das Wesentliche der Jugendzeit vollständig würdigen zu können, muß man auch wissen, wozu sich das Kind entwickeln soll, und welche Differenz zwischen seinem jetzigen und dem später zu erlangenden Zustande liegt. Nur eine allgemeine populäre Physiologie des Menschen giebt hierzu den Schlüssel in die Hand, wie sie jetzt der schon früher auf dem Gebiete der Diätetik thätige Frankfurter Arzt J. Wallach verfaßte. Sein Werk „das Leben des Menschen in seinen körperlichen Beziehungen für Gebildete dargestellt", (Frankfurt a/M. 1857) macht uns mit dem Bau unseres Körpers und mit den Naturvorgängen bekannt, von welchen seine Thätigkeit abhängt. Es darf sich den mit großem Beifall aufgenommenen „physiologischen Vorträgen" Beneke's würdig an die Seite stellen, und da es weit mehr als dieselben auch auf die krankhaften Störungen der organischen Processe Rücksicht nimmt, um die Bedingungen darzulegen, unter welchen wir diätetisch die erkrankten Thätigkeiten in ihre ursprünglichen Bahnen zurückzulenken vermögen, so hat es vollen Anspruch auf die weiteste Verbreitung. Durch solche Arbeiten setzt man der Charlatanerie einen festen Damm entgegen, für dessen Aufrichtung die ganze moderne physiologische Schule in ihren aufklärenden Bestrebungen besorgt ist.

P.

Männer der Zeit.

Karl Christian Josias Freiherr v. Bunsen.

An Bunsens Namen knüpft sich der als höchst wichtiges „Zeichen der Zeit“ tief eingreifende große Kampf zwischen Gewissenszwang und religiöser Freiheit, zwischen knechtisch überliefertem Buchstabenglauben und ächt evangelischer, ächt christlicher Aufklärung und Bildung. Bunsen vertritt die religiöse Freiheit innerhalb der Kirche Christi, er ist zugleich ein Bürge dafür, daß der Partei der christlichen Aufklärung der Sieg über ihre Gegner zu Theil werden wird. — Geboren am 25. Aug. 1791 zu Corbach im Fürstenthum Waldeck, studierte Karl Christian Josias Bunsen seit 1808 zu Marburg und von 1809—13 in Göttingen unter Heynes Anleitung Philologie. Am Gymnasium zu Göttingen war er bereits 1811 Collaborator geworden, aber auf die Dauer hielt es sein hochstrebender Geist nicht aus in dem engen Wirkungskreise, welchen die kleine Stadt ihm darbot; er sehnte sich hinaus, um ferne Länder und Meere zu sehen und fremde Nationen kennenzulernen. Bunsen ging zunächst, um in seinen sprachlichen Kenntnissen, die eben erst durch fleißige, mit Lachmann gepflogene altdeutsche Studien einen bedeutsamen Zuwachs erhalten hatten, sich zu vervollkommnen, nach Holland und dann nach Kopenhagen, wo Finn Magnussen sein Lehrer im Isländischen wurde. Nach seiner Rückkehr, 1815, hatte er das Glück, in Berlin mit Niebuhr bekannt zu werden, dessen kurz vorher ihm zugänglich gewordene Werke — gerade damals hatte nämlich Bunsen auch begonnen, sich mit historischen Studien specieller zu beschäftigen — den tiefsten Eindruck auf ihn machten, und dessen Umgang späterhin auf seine geistige Entwickelung sowohl wie auf seine gesellschaftliche Stellung nachhaltig und bestimmend einwirken sollte. Im Frühjahr 1816 begab sich Bunsen nach Paris, wo er unter Sylvestre de Sacy die persische und arabische Sprache erlernte, und schon hatte er sich dadurch, daß er einen jungen reichen Americaner auf der von diesem beabsichtigten großen Reise durch Europa begleiten zu wollen sich entschloß, die lockende Aussicht eröffnet, das Land der Brahminen, Indien, mit Augen zu schauen; aber derselbe traf zum Stelldichein in Florenz nicht ein, und so wandte sich denn Bunsen allein von da nach Rom. In der ewigen Stadt war es, wo sich sein Loos bald genug auf doppelte Art entschied. Es gelang ihm, mit dem Herzen und der Hand einer reichen englischen Erbin, der Tochter des verstorbenen R. Waddington Esq., sich die Mittel zu einer freien, glänzenden Häuslichkeit zu erwerben, sowie Familienverbindungen anzuknüpfen, die sich ihm bei seinem nachmaligen Aufenthalte im Heimathlande seiner Gemahlin von höchstem Nutzen erwiesen; und sodann ward ihm auch durch Niebuhr, der inzwischen preußischer Gesandter in Rom geworden, und mit dem Bunsen seit der Erneuerung ihrer Bekanntschaft durch Brandis in immer näheren Verkehr getreten war, die von ihm freudig benutzte Gelegenheit geboten, in preußische Staatsdienste zu treten, worin er später zu so hohen Ehren gelangte und worin zu verbleiben ihn Friedrich Wilhelm III. einst persönlich ermunterte, nachdem er die Tüchtigkeit seiner Gesinnung durch gegenseitige Unterredungen über die Agenden- und Gesangbuchsangelegenheit kennen und ehren gelernt hatte. Im Jahre 1818 bereits wurde Bunsen Attaché und 1827 endlich, als Niebuhr sich ins Privatleben zurückgezogen hatte, preußischer Ministerresident am päpstlichen Stuhle. Welches Vertrauen seine Regierung sowohl, wie die übrigen Staaten, schon damals zu ihm hegten, das beweist der Umstand, daß er in den ersten dreißiger Jahren von der europäischen Conferenz mit Ordnung der Angelegenheiten des Kirchenstaats betraut wurde, deswegen das „Memorandum del Maggio“ veröffentlichte, ferner den Auftrag erhielt, die Unterhandlungen über gemischte Ehen zu führen, und 1832 auch wirklich das nachmals so berühmt gewordene Breve erwirkte. Als das eigentliche Ziel aller seiner amtlichen wie privaten Bestrebungen in Rom kann die Geltendmachung des deutschen und protestantischen Elementes im katholischen Rom genannt werden, und in diesem Sinne war auch die Einrichtung getroffen, die gleich aus der ersten Zeit nach seiner Ernennung zum Ministerresidenten datirt. Da nämlich die schon erwähnte Agendenangelegenheit in Preußen nicht den von ihm gegebenen Vorschlägen gemäß entschieden wurde, so entschloß sich Bunsen im Verein mit Richard Rothe, dem damaligen Gesandtschaftsprediger, in der preußischen Gesandtschaftskapelle zu Rom eine neue Liturgie einzuführen, worüber er 1828 an Friedrich Wilhelm III. Bericht erstatrete. Letzterer ordnete an, daß diese Liturgie gedruckt werde unter dem Titel: „Die Liturgie, wie sie als Nachtrag zur Kirchenagende des Jahres 1822 zum Gebrauche für die königlich preußische evangelische Gesandtschaftskapelle zu Rom bewilligt worden ist — 1828 —“ und ließ sich auch sogar herbei, eigenhändig eine Vorrede zu der Broschüre zu schreiben. In den Buchhandel gekommen ist dieselbe zwar niemals, aber ihr Inhalt gelangte der Hauptsache nach in dem 1846 anonym im rauhen Hause bei Hamburg erschienenen „Allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuche“ zum Wiederabdruck. — Doch nicht blos auf kirchlichem Gebiete, sondern auch auf rein wissenschaftlichem erwies sich Bunsens Einfluß während seiner amtlichen Stellung in Rom als heilsame und fördernde Macht, indem er z. B. der Alterthumskunde daselbst eine neue Stätte bereiten half oder mit anderen Worten sich unablässig thätig zeigte bei der Begründung des vom damaligen Kronprinzen, jetzigen Könige von Preußen angeregten archäologischen Instituts durch den später in Berlin wirksamen Prof. Eduard Gerhard. Auch war es Bunsen, durch dessen Vermittelung Lepsius von der preußischen Regierung die Mittel zu seiner Epoche machenden Reise nach Aegypten erhielt, sowie er denn endlich auch, als fortdauerndes Zeugniß seiner christlich milden Gesinnung und ächten Menschenliebe, im Jahre 1835 auf dem Tarpejischen Felsen ein protestantisches Hospital gründete. Man durfte es wohl als einen herben Verlust für alle Deutschen zu Rom ansehen, als Bunsen 1838 auf Abberufung von seinem mit so viel Intelligenz und Tact verwalteten Posten drang, weil er in demselben zu verharren nicht mehr mit seiner Würde verträglich hielt, seitdem die Bemühungen, die damals durch die Cölner Wirren und die Verhaftung des Bischofs Droste-Vischering hervorgerufenen Streitigkeiten zwischen seiner Regierung und dem päpstlichen Stuhle gütlich beizulegen, von der letzteren Seite zurückgewiesen worden waren. Von Rom aus ging Bunsen zunächst nach München, wo er die unter Lepsius begonnenen Studien über die Hieroglyphen und über Aegypten fortzusetzen gedachte. Doch kurze Zeit nur konnte er sich seiner gelehrten Muße erfreuen, denn sein König wünschte, daß ein solcher Kopf nicht lange feiere, und bekleidete ihn schnell mit einem neuen Amte, mit dem Gesandtschaftsposten bei der Eidgenossenschaft zu Bern. Als aber schon ein Jahr danach Friedrich Wilhelm III. das Zeitliche segnete und sein Sohn, der durch freundschaftliche Beziehungen zu Bunsen von jeher ihn und sich geehrt hat, den Thron bestieg, da glaubte dieser, in rechter Würdigung der Talente Bunsens, in ihm den Mann gefunden zu haben, der seine Lieblingsidee, den Gedanken an die Gründung eines preußisch-englischen Episcopats in Jerusalem, am ehesten und besten verwirklichen könnte. Bunsen ward daher mit einer außerordentlichen Gesandtschaft an den Hof von St. James betraut, und ging bereits im Jahre 1841 dahin ab. Von welch glücklichem Erfolg seine Mission begleitet war, ist bekannt, und in Anerkennung für die schnelle Ausführung seines Planes erwählte ihn Friedrich Wilhelm IV. bald darauf zum preußischen Gesandten in London. Doch hatte die Stiftung des Bisthums in Jerusalem ihn zugleich in den Verdacht gebracht, er strebe auch in der deutschen protestantischen Kirche nach Ein-

führung anglicanischer Formen. Um solche falsche Gerüchte zu entkräften, gab er seinen Ansichten über Kirchenverfassung in einem Werke Ausdruck, welches, mit Beifügung des das Episcopat betreffenden Briefwechsels zwischen Bunsen und Gladstone, im Jahre 1845 unter dem Titel erschien: „Die Verfassung der Kirche der Zukunft. Praktische Erläuterungen zu dem Briefwechsel über die deutsche Kirche, das Episcopat und Jerusalem." Hierin erklärte Bunsen sich entschieden gegen Einführung des Bisthums in die evangelische Kirche Deutschlands im Geiste der englischen, und sprach es offen aus, wie „die Kirche der Zukunft nicht alte Formen, nicht fremde Weisen, nicht ausgelebte Titel brauche, aber ebenso wenig todtes und kraftloses Schulgeschwätz, sondern sittliche Kraft und Thätigkeit, volksthümliches Leben aus dem eigensten Herzen, ursprüngliches und ewig junges und neubelebendes." — In politischer Hinsicht mag Bunsen allerdings mehr von dem Wunsche, englische Institutionen möchten sich in Deutschland Bahn brechen, beseelt gewesen sein. Er hatte während seines Aufenthaltes in London Respect bekommen vor den großartigen und freisinnigen englischen Staatsformen, und als er daher im Jahre 1844 vom Könige von Preußen in der Verfassungsfrage um Darlegung seiner Ansicht angegangen wurde, fertigte er den Entwurf zu einer der englischen möglichst treu nachgebildeten preußischen Verfassung und suchte die Vortheile einer allgemeinen ständischen Versammlung mit deliberativen Rechten in zwei Häusern, einem Herren- und einem Volkshause, nachzuweisen. In der holsteinischen Sache erwies sich Bunsen ebenfalls besonders thätig, und überreichte bereits am 8. April 1848 dem Lord Palmerston sein „Memoir on the constitutional rights of the Dutchies of Schleswig and Holstein". 1849 war er bei den Verhandlungen über diese Angelegenheit der preußische Bevollmächtigte, und ins folgende Jahr fällt sein Protest gegen das Londoner Protocoll, welches gleich von vornherein zu verhindern er sich vergebens bemüht hatte. — Für Angehörige deutscher Länder war er stets treuer Berather und hülfreicher Gönner, und sein gastfreundliches Haus bildete stets einen offenen Mittelpunkt für ihren geselligen Verkehr. Auch ein Werk der Barmherzigkeit, das deutsche Hospital zu Dalston bei London, schuf Bunsen in England, sowie er ein gleiches in Rom bereits gestiftet hatte.

Sehr lebhaft war seine Thätigkeit kurz vor Beginn und im Anfang des Kriegs der Westmächte gegen Rußland. Er sprach sich mit großer Wärme für eine Betheiligung Preußens an dem Kriege im Bündniß mit England aus, wies auch in einer ausführlichen Denkschrift auf die Vortheile hin, welche Preußen für sich in Deutschland durch eine solche Betheiligung erzielen könnte, zog sich aber dadurch den Haß der die nächste Umgebung des Königs bildenden russischen Partei zu, welche seine Abberufung bewirkte. Sie geschah in der schonenden Form, daß er selbst (1853) den Wunsch aussprach, sein Amt niederlegen und sich aus der Oeffentlichkeit zurückziehen zu dürfen, um fortan ungestört den Wissenschaften leben zu können. Die Genehmigung wurde natürlich ertheilt, jedoch mit lebhaftem Bedauern von höchster Stelle, und so verließ denn Bunsen das engl. Land und siedelte nach Heidelberg über, wo er sich jetzt noch aufhält. Wenn gleich er seiner amtlichen Stellung überall den Vorrang gönnte vor privaten Beschäftigungen, so blieb ihm bei seinem fast beispiellosen Fleiße und der unermüdlichen Regsamkeit seines Geistes doch auch Zeit genug, seinen Ruhm als Gelehrter immer noch zu vergrößern. Eine Frucht der archäologischen Studien, zu welchen ihn der Aufenthalt in Rom angeregt hatte, wäre schon früher zu erwähnen gewesen, nämlich seine Theilnahme an dem von Cotta ins Leben gerufenen Sammelwerke: „die Beschreibung von Rom" (1830—43), und Beweise von fortgesetzten fleißigen Forschungen im Gebiete der Alterthumswissenschaft gab er dann durch das historisch-philosophische, leider nicht vollendete Werk „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte", sowie durch die Schrift „die Basiliken des christlichen Roms, nach ihrem Zusammenhang mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst" (1843). Den eigentlichen Mittelpunkt seiner Bestrebungen aber bildeten auch in späterer Zeit die biblischen, kirchengeschichtlichen und liturgischen Studien, die er allmählich, wenn seine universelle Begabung ihn auch nach und nach auf die verschiedensten Gebiete menschlichen Wissens führte, zu seinem Lebenszweck erhoben hat. Noch in Bern gab er ein offenes Sendschreiben „Elisabeth Fry an die christlichen Frauen und Jungfrauen Deutschlands", sowie eine Monographie „die heilige Leidensgeschichte und die stille Woche" heraus (1841), und in die Londoner Periode gehören außer der schon erwähnten „Verfassung der Kirche der Zukunft" noch folgende drei zugleich englisch und deutsch erschienene treffliche Werke: „Ignatius von Antiochien und seine Zeit", „die drei echten und vier unechten Briefe des Ignatius von Antiochien" (1847) und „Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit" (2 Bde. 1852 f.). Besonders das letztere Werk, welches sich zur Aufgabe gesetzt hat, den Bischof zu Pontus, Hippolytus, als Verfasser des kurz vorher in Oxford unter dem Titel: „des Origenes Philosophumena oder Widerlegung aller Häresien" veröffentlichten Werkes nachzuweisen, bietet ein großartiges, plastisch vollendetes Bild eines „Mannes und Zeitalters, welche die beginnende Entwickelung des Christenthums in sich darstellen und daher ein neues Licht über die Zukunft dieser Entwickelung verbreiten, die die Entwickelung des Menschengeschlechts ist."

Doch wenn Bunsen bis dahin immer nur „Gemälde der alten Kirche" gab „in Erziehung, Taufe und Gottesdienst, in Regierung und gesellschaftlichen Beziehungen", wenn seine schriftstellerische Thätigkeit immer nur der Geschichte, der Erforschung der Vergangenheit angehört hatte, so begab er sich endlich auch noch auf das Feld der Gegenwart und schrieb seine „Zeichen der Zeit" (1855) — ein Werk, welches, wie schon vorher „Hippolytus und seine Zeit" zum Theil aus Briefen an den englischen Archidiakonus Julius Hare bestand, gleichfalls in Epistelform, in 10 Briefe an Ernst Moritz Arndt über den christlichen Vereinsgeist und die kirchliche Richtung der Gegenwart zusammengefaßt ist. Des Mainzer Bischofs v. Ketteler Hirtenbrief zur elfhundertjährigen Erinnerungsfeier des Märtyrertodes Winfrieds des Apostels, sowie eine von Julius Stahl im evangelischen Verein zu Berlin gehaltene Rede „über die christliche Toleranz" (d. h. über das Christenthum als Religion der Intoleranz) sind die hervorstechenden „Zeichen der Zeit", welche Bunsen einer höchst energischen und eindringlichen, doch zugleich auch sehr maßvollen und ächt wissenschaftlichen Kritik unterwirft. Das Resultat aller seiner Untersuchungen und Betrachtungen spricht Bunsen schließlich in den von edlem Zorn erfüllten Worten aus: „Wer für Gewissensdruck und Knechtung des Geistes arbeitet — ja wer nicht mit aller Treue und Kraft die Freiheit des Gewissens und Geistes im Glauben fördert, der arbeitet für den Jesuitismus, und soviel an ihm ist, für seiner eignen Gemeinde und Heimath Untergang und Verderben. Ist er aber Protestant, so ist er doppelten Abscheus oder Mitleidens werth." Dieses Bunsensche Werk erregte ein Aufsehen, wie so leicht kein zweites in jüngster Zeit; es rief bei den Gesinnungsgenossen des Verfassers ebenso viel Freude und Bewunderung hervor, wie bei den Gegnern heftige Erbitterung und bot von Seiten der letzteren Veranlassung zu unzähligen offenen oder versteckten Angriffen, auf die als Gegengewicht Bunsens Erhebung in den erblichen Freiherrnstand, — wirklicher Geheimer Rath und Ritter hoher Orden war er bereits seit lange, — sowie seine Aufnahme in das Herrenhaus folgte. Gegenwärtig ist er mit einer „neuen Theodicee" unter dem Titel „Gott in der Geschichte", sowie mit seinem Nationalwerk, das längst schon vorbereitet, in den nächsten Jahren vollendet werden soll: „Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde" beschäftigt. Auch diese beiden Arbeiten, wovon die er-

stere, ohne wie die „Zeichen der Zeit", direct polemisch zu sein, dennoch über Bunsens Gegner einen neuen Triumph erkämpfen, und die letztere zugleich die factischen Unrichtigkeiten und Irrthümer in Luthers Uebersetzung vermeiden, und sprachlich sich in moderneren Formen halten wird, begrüßen wir mit Freude, wenngleich eine gewisse Partei von vornherein den Stab darüber gebrochen und ein hochgestellter preußischer Geistlicher, wenn wir nicht irren, sogar von der Kanzel herunter, besonders vor der zweitgenannten gewarnt hat, „weil dadurch die Bibel zum Menschenwerke gemacht werde." (26.)

Graf von Schwerin-Putzar.

Die Schwerine sind eines der erlauchtesten unter den Geschlechtern, welche dem preußischen Staate den Mangel an einem eigentlichen hohen Adel, an einer Aristokratie im englischen und österreichischen Sinne ersetzen. Sie sind nicht als große Grundherren, sondern als Beamte und insbesondere als Kriegshelden zu Ansehn und Ruhm gelangt. In der preußischen Kriegsgeschichte strahlt ihr Name im hellsten Glanz, und selbst das Volkslied feiert den alten Schwerin, „der bei Prag ist geblieben todt." Kartätschen streckten ihn nieder, als er sein wankendes Regiment zu neuem Angriff führte, und die Fahne, die er in der Hand hielt, wurde sein Leichentuch. Dieser tapfere Feldmarschall war der Bruder von dem Urgroßvater unseres Schwerin. Der Vater, Graf Heinrich Karl Ludwig, lebte in der Uebergangszeit, die das kriegerische Preußen Friedrich des Großen mit dem wissenschaftlich strebenden Preußen Friedrich Wilhelms III. verbindet. Er war der Freund von Solger, Arndt und Schleiermacher. Diesem wackern und gebildeten Vater wurde Graf Maximilian Kurt Karl Heinrich Anton von Schwerin am 20. December 1804 zu Boldekow bei Anklam geboren. Auf sein jugendliches Gemüth wirkten sowohl die finstern Eindrücke der Unglückszeit nach 1806, als der Jubel der großen Erhebung von 1813 ein. Die Jahre von 1814—1817 verlebte er in Berlin, blieb dann noch eine Zeit lang im väterlichen Hause und vollendete seine Gymnasialstudien zu Friedland in Mecklenburg. Die Hochschulen, die er besuchte, waren die von Heidelberg und Berlin. Auf der letztern trat er in den Kreis, dessen Mittelpunkt Schleiermacher war, und verlobte sich mit dessen Tochter Hildegard. Seine juristische Laufbahn brach er nach den beiden untersten Stufen des Auscultators und Referendarius ab. Nachdem er seine Geliebte heimgeführt hatte, übernahm er die Verwaltung einiger väterlichen Güter, wurde zum Landrath des Anklamer Kreises und 1839, nach dem Tode seines Vaters, zum Director des vorpommerschen Landschaftsdepartements gewählt. Das Vertrauen seiner Standesgenossen führte ihn auch in den pommerschen Provinziallandtag und machte ihn zum Vorsitzenden des landwirthschaftlichen Vereins zu Anklam und der Gesellschaft für Pferdezucht. So machte er eine in jeder Beziehung praktische Vorschule für eine künftige politische Wirksamkeit durch.

Außerhalb seines engern Kreises wurde er durch seine Thätigkeit für den Gustav-Adolf-Verein zuerst bekannt. Er half bei der Ausarbeitung der Statuten für Preußen, übernahm den Vorsitz in dem Zweigverein für Anklam, trat auch in den Vorstand des Leipziger Centralvereins und bewährte sich als ein so kenntnißreicher und warmer Freund der protestantischen Kirche, daß der König ihn 1846 in die Generalsynode berief. Er fand sich dort mit Auerswald zusammen und bekämpfte gleich ihm die bekannte einseitige und orthodoxe Richtung, die schon damals verrieth, daß sie in nicht ferner Zeit bei dem Standpunkte ankommen werde, wo der Glaube in ein starres Festhalten am geschriebenen Buchstaben und der Eifer in Ketzerriecherei und Verfolgungssucht umschlägt. Eine rechtlich bindende Verpflichtung der Geistlichen auf die symbolischen Bücher verwarf er, weil das Christenthum eine lebendige Kraft und auch eine Lehre sei, und denen, welche alles Gewicht auf das Pfarramt legten, entgegnete er, die Idee der Kirche sei die, daß der Geist in der Gemeinde wohne.

Die Generalsynode war einer der Versuche des Königs, den rechten Ausdruck für den Inhalt der Zeit allein, mit dem Beirath einiger wackeren Männer, zu finden. So, wie dieser Versuch gemacht wurde, mußte er fehlschlagen, und Graf Schwerin täuschte sich darüber nicht. Wenn er volle Veröffentlichung aller Verhandlungen der Synode forderte, so geschah es deshalb, weil er alle Mitglieder der protestantischen Kirche Preußens in den Besitz der Acten einer vorbereitenden Versammlung gesetzt zu sehen wünschte. Denn nur als vorbereitend faßte er die Generalsynode auf, die Entscheidung konnte er einzig und allein einer organischen Vertretung der Kirche zusprechen. Wäre die Presbyterialverfassung, für die er mit Wärme sprach, ins Leben getreten, so hätte sich eine solche organische Vertretung leicht finden lassen.

In dem auf die Synode folgenden Jahre wurde der Versuch gemacht, auf dem politischen Gebiet zu einem Abschluß zu gelangen. Graf Schwerin trat in den Vereinigten Landtag, um die Berathung sobald als möglich auf die Verfassungsfrage zu lenken. Was der König bot, genügte ihm nicht, weil die Hauptsache, eine redliche Theilung der gesetzgebenden Gewalt zwischen der Krone und den beiden Häusern des Landtags, fehlte. Wenige Monate später, und die allgemeine Anerkennung, die seinem männlichen und gemäßigten Auftreten zu Theil wurde, war vollständig vergessen. In Frankfurt am Main und in Berlin waren neue Größen am Werke, die ihn verhöhnten, wenn er warnte, daß jedes Nichtbeachten des geschichtlichen Zusammenhangs mit der Vergangenheit sich bitter rächen werde. Etwa ein Vierteljahr lang, unmittelbar nach den Märztagen, war er preußischer Cultusminister, und nahm darauf seinen Sitz in der Paulskirche ein. Von da an war er ein Mitglied jedes preußischen Landtags, und es war ihm so beschieden, alle politischen Phasen Preußens von 1847—1858 mithandelnd durchzulaufen und heute der Revolution, morgen der Reaction die Stirn zu bieten. Das Unverdienteste, was ihm auf dieser Laufbahn begegnete, war der offene Brief, den der Landrath seines Kreises bei den letzten Wahlen erließ, um die Wähler aufmerksam zu machen, welche politische Sünde sie begehen würden, wenn sie dem Grafen Schwerin ihre Stimme gäben.

Graf Schwerin hat in politischen, wie in religiösen Dingen seine fest ausgeprägte Meinung, aber zu einer Partei gehört er nicht. Er spricht und stimmt für jede Maßregel, die er für gut hält, ohne zu fragen, ob die Regierung sie trifft, oder die Opposition sie empfiehlt. Er ist ein preußischer Patriot, kein Nachahmer englischer Sitten. Die altgermanischen Grundlagen des Staatslebens, das Schöffengericht der Geschworenen, die Selbstverwaltung der Gemeinde, haben in ihm einen unerschütterlichen Verfechter. Der todte Mechanismus der Bureaukratie ist ihm nicht blos deshalb verhaßt, weil er nach französischem Vorbild ausgebildet worden ist, sondern mehr noch, weil er der natürlichen Entwickelung der Volkskräfte schadet. Er ist ein Edelmann, der auf die Vergangenheit seines Hauses stolz sein darf; aber er will von keinem Standesvorrecht wissen, das Andere in ihrem guten Recht beeinträchtigt. Als Redner hält er weder mühsam ausgearbeitete, noch glänzende Vorträge. Er macht oft von der Waffe der Ironie Gebrauch und spricht gern prophetische Warnungen aus. Seine Rede bewegt sich in der Regel in scharfen, abgebrochenen Sätzen und ist entschieden, ohne schroff, bewegt, ohne pathetisch zu sein. Er drückt sich immer schlicht und einfach aus, und so ist auch sein Aeußeres, wie sein ganzes Wesen. Seine Unparteilichkeit macht ihn wie keinen Andern zum Präsidenten eines Landtags geeignet. 1856 ist ihm diese Stelle, seit 1849 zum ersten Male, von der Leidenschaftlichkeit politischer Gegner versagt worden. (5.)

Zur Chronik.

Drei Todesfälle.

— In Nr. 11 unseres Blattes setzten wir unter den Männern der Zeit Karl August Varnhagen von Ense ein biographisches Denkmal. Am 10. Oct. traf den 73jährigen Greis in Berlin beim Schachspiel mit seiner Nichte ein tödlicher Lungenschlag. In Begleitung dieser Tochter seiner in Hamburg verstorbenen Schwester, Ludmilla Assing, hatte er noch im letzten Sommer mit dem ganzen Gefühl seiner besten Kräfte einen längern Aufenthalt in Weimar gemacht. Er ruht neben Rahel auf dem Dreifaltigkeitskirchhof, obschon er Katholik war. Seine Wohnung in der Maurerstraße, in älterer Zeit ein Tummelplatz geistvoller Männer und Frauen hohen Ranges und junger strebender Philosophen und Schriftsteller, war auch noch in den letzten Jahren für einen engern Kreis, zu dem General Pfuhl und Frln. Solmar gehörten, ein traulicher Versammlungsort. Zu den Papieren des Verstorbenen, deren Herausgabe er selbst erst nach dem Ableben der betreffenden Persönlichkeiten bestimmte, gehört eine Schilderung des Fürsten Metternich, die nun als posthumes Werk erscheinen kann.

Der in der Zeit der burschenschaftlichen Freiheitsbestrebungen vielgenannte Dr. W. Wesselhöft, 1794 in Chemnitz geboren, starb in Boston am 1. Sept. Er gehörte zu den deutschen Jünglingen, die in Jena die erste Milch allgemein deutscher Freiheit tranken. Dorthin war sein Vater als Buchdrucker übergesiedelt. Der Theolog de Wette und dessen Brief an Sands Mutter nach der Ermordung Kotzebue's waren für Wesselhöfts Richtung epochemachend, obschon die Medicin in Jena und Würzburg sein Fachstudium blieb. In Berlin wurde er in die Demagogenuntersuchungen, die dem Jahre 1819 folgten, verwickelt. Er floh nach der Schweiz und erhielt in Basel eine Professur, mußte jedoch, da der Arm der mächtigen Verfolger so weit reichte, sein Amt niederlegen und nach Nordamerica auswandern. Dort lebte er als praktischer Arzt; er galt für einen eifrigen Vertreter der Homöopathie. Auf dem Boden der Politik war er ein starker Allöopath geblieben.

Wilhelm Gerhard, ein Mann Leipzigs, der vor einigen Jahren dort sein Bürgerjubiläum feierte, von Geburt ein Weimaraner (geb. 1780), starb den 2. Oct. auf einer Heimreise aus der Schweiz plötzlich in Heidelberg. Er war Kaufmann gewesen und als solcher nach der Pleißestadt übergesiedelt, wo er eine Zeitlang ein Manufacturwaarengeschäft führte und herzoglich Sachsen-Meiningischer Consul und Legationsrath wurde, seit längerer Zeit im Besitz des ehedem Reichenbachschen, dann nach ihm genannten Gartens, zu dessen Verschönerung und Werthhaltung der Denkmäler Poniatowsky's er viel beitrug. Auf Grund und Boden seines Besitzes, den er sehr sorgsam zu verwerthen wußte, steht das Leipziger Sommertheater; sein Wohnhaus war geschmackvoll mit Kunstsachen geschmückt, wie er selbst auch in vielen Künsten dilettirte und im Kleinen sich fast eine Goethesche Universalität anzueignen bestrebt war. In der Sauberkeit lyrischer Versvollendung ist er dem Styl des großen Meisters nahegekommen, nicht im Inhalt der Empfindung und Gedanken, wohl aber in der Form des Liedes, wie denn seine Reproductionen serbischer Volkslieder und der Gedichte des Schotten Robert Burns meisterlich zu nennen sind. Seine Gedichte erschienen (Leipzig 1826—28) in 4 Bdn. In der Zeit seiner Blüthe entwickelte er auch vielfach seine ungewöhnliche Begabung zu dichterischen Festspielen, in denen er selbst gern als Mime mitwirkte. Gerhard war auch der Erste, der die indische Sakontala deutsch wiederzugeben versuchte (1819). Eine lyrische Apotheose Napoleons war wohl sein letztes Product, da die Uebertragung der serbischen Lieder, von denen die Europa in früherer Zeit einige gebracht hat, unseres Wissens nicht vollständig im Buchhandel erschienen ist. Von Byron übersetzte er die „Braut von Abydos", von Knowles „das Weib." „Anakreon und Sappho" ist der Titel seiner ersten Dichtung, auch eine „Sophronia" figurirt unter seinen Schriften. In Prosa schrieb er (1823) einen Spaziergang über die Alpen, und in Folge der Zollvereinsbestrebungen (1831) einen „Blick auf einige Steuerverhältnisse im Königreich Sachsen".

Neuigkeiten auf der Dresdener und der Berliner Bühne.

— Wir gedenken nachträglich — nicht ohne Trauer — des letzten heitern Theaterabends am Linckeschen Bade zu Dresden. Am 24. Sept. wurde dieser kleine bescheidene Tempel Thaliens, der seit 1775 bestand, für immer geschlossen. Komus und Jocus haben dort 83 Sommer hindurch ihr Spiel gehabt, dem der anspruchlose Raum in seiner harmlosen Traulichkeit zu Wirkungen verhalf, die der witzigen und der gemüthlichen dramatischen Kleinigkeit im Umfang eines Opernhauses versagt bleiben. Die große Posse mit Zauberspectakel hat sich längst in unseren größeren Häusern eingebürgert; aber Thaliens kleine Lieblingskinder, der dramatische Scherz, der Humor des Genres, werden sich verwaist finden, nimmt man ihnen die kleinen Dimensionen der Räumlichkeit. Auch das einfache bürgerliche Schauspiel erlahmt an den großen Häusern, läßt sich dort nur durch Glanzeffecte des Virtuosenthums halten. Um so mehr thut jetzt in Dresden für das Schauspiel eine kleinere Bühne noth; die Litteratur des Lustspiels wie die Schauspielkunst des Conversationstons machen für Dresden diese Forderung zu einer dringenden; das ältere Gebäude der Gemäldegallerie auf dem Altmarkt würde dazu die passende Räumlichkeit liefern. Der Ernst dieses Gedankens schien sich für Viele am letzten Theaterabend des Linckeschen Bades in die Heiterkeit der Stimmung zu mischen. Es war ein Festabend; die bedeutendsten Spitzen des Personals, Dawison, Frau Bayer-Bürck und Fräulein Berg, wirkten vereint mit, um drei kleine Neuigkeiten zur Erscheinung zu bringen. Dawison gab den „Copisten", den in Berlin Döring ebenfalls mit der ganzen Rührung spielt, die an die Wirkungen des armen Poeten erinnert. In dem gleichfalls dem Französischen entlehnten, von A. v. Winterfeld jedoch aus Paris nach Baden verlegten Lustspiel: „Wenn Frauen weinen" entfaltet Dawison eine Bonvivantfigur, während Frau Bayer-Bürck mit der ganzen Grazie des vornehmen und welterfahrenen Salons die Theorie entwickelt, wie Frauen wirksam weinen müssen. Wilhelmi's kleines Lustspiel: „Durchs Fernrohr" bringt mit bekannten Figuren, unter denen Frln. Berg mit der ihr eignen Energie der Treuherzigkeit und altmütterlichen Fürsorge die Försterin Sabine giebt, eine artige Satyre auf die Crinolinensucht der Zeitmode.

Der October wurde im großen Hause mit Gustav v. Meyerns Schauspiel: „Heinrich von Schwerin" eröffnet. Dies Drama giebt auf dem historischen Boden des alten feindlichen Grenzconflicts zwischen Deutschland und Dänemark einen geharnischten Ausdruck patriotischer Stimmung mit handgreiflichen Parallelen und Beziehungen auf Zustände der Gegenwart. Das Stück als solches ist ein trauriger Nothbehelf für versagte politische Nationalgröße und Gesammtkraft. Die Energie des Patriotismus gefällt sich hier in Prahlereien, die für ein tieferes Bewußtsein um so niederschlagender wirken als hier die gerühmte deutsche Treue zu derselben tückischen, heimlichen Gewaltthat greift, die sie am Feinde rügt, und die sie, plump durchgeführt, für gerechtfertigt und für tapfere Ehrlichkeit ausgiebt. Graf Heinrich von Schwerin, Gast im dänischen Königshause, wo er seine deutschen Besitzesrechte geltend machen will, ergeht sich bei einem Trinkgelage in groben Schmähreden und bemächtigt sich bei nächtlicher Weile

faustrechtlich seines königlichen Gastgebers in einer Weise, die im Drama so gut wie in der Wirklichkeit unmöglich sein würde, wenn nicht wie in alten Ritterstücken der Jubel der Menge secundirte und in diesem Faustrechtsgriff einen Triumph hoher Rittertugend feierte. Im Palaste König Waldemars des Siegers geht es bei Gustav v. Meyern wie im Wirthshause her, und die Intriguanten im Stücke gehen mit todeswürdigen verbrecherischen Absichten so offen zu Werke, als gäbe ihnen die plumpe Dummheit das Recht, der Heimlichkeit dazu gar nicht zu bedürfen. Die Naivität in den Zumuthungen des Stückes steigert sich bis zu einer Ungenirtheit, die nur im Ungeschick der ganzen Composition des Stoffes ihresgleichen hat. Das eigentliche Thema des Stückes, daß Heinrich von Schwerins Gattin den König zu gewinnen und ohne vom Pfade des tugendhaften deutschen Weibes zu weichen, ihn zu reizen und zu regieren weiß, wird vom Dichter im Verlauf bald fallen gelassen, und der Patriotismus der Prahlerei gefällt sich ungeschminkt, ohne Zügel und ohne Faden zur Fortführung des Stoffes, in einer Gewaltsamkeit, die auf dichterischem Boden als Lächerlichkeit scheitern würde, stände ihr nicht im Publicum die politische Sympathie zur Seite. — Neben Hrn. Dawison, der hier den declamatorischen Heroismus der patriotischen Phrase zu handhaben hat, und neben Frau Bayer-Bürck als Gräfin von Schwerin gedenken wir Hrn. Bürde's, der als König Waldemar in seiner Durchführung einer peinlichen Figur entschiedene höhere Befähigung zum Charakterfach bekundet.

Am 8. Oct. wohnten wir in Berlin der ersten Aufführung des neuen Trauerspiels: „Mondecaus“ von A. E. Brachvogel bei. Der Verfasser des Narciß hat die Schlagkraft der piquanten Anekdote ins Gebiet des tragischen Drama's hinübergespielt. Daß das Genre mit seinen Einfällen und überraschenden Wendungen auf dem Boden der Tragödie nicht den hohen Styl des Kothurns innehalten oder erreichen kann, ist begreiflich und leicht genug nachweisbar. Aber die Anekdote, psychologisch ausgeführt, kann zu Gemüthsconflicten führen, die nicht blos theatralisch, sondern dramatisch wirksam sind und der Situationsmalerei eine neue Fülle von charakteristisch gefärbten Gestalten eröffnen. Dem alten Jambenstyl der Tragödie möchten wir fast die Schlagkraft der Anekdote wünschen, — der Muse Brachvogels aber das Portament des alten Kothurnschritts, der sich nicht blos in pointirten Momenten gefällt und erschöpft. Auch Mondecaus hat eine Anekdote zur Basis. Daß Richelieu den ersten Erfinder der Maschinerie der Dampfkraft als tollen Schwärmer ins Bicêtre schickt, ist ein tragisches Epigramm auf die Schicksale des Genies. Daß der Cardinal später, als ein Mann Englands das entwendete Geheimniß zum Nutzen seiner Nation ausbeutet, nach dem Bicêtre eilt, um den verkannten Genius ans Licht der Ehre und Anerkennung zu ziehen, aber den Märtyrer der großen Erfindung in Tollheit verfallen findet, der Medicus den mächtigen Staatsmann aber ermahnt, im Narrenhause Weisheit zu lernen, ist ein Conflict von Situationen, wie sie in ihrer schmerzlichen Bitterkeit die Muse der modernen Tragödie nicht ergreifender erfinden kann. Allein das Drama fordert mehr als blos Pointen, Momente und Situationen; es fordert einen moralischen Kampf. Salomon von Caus verfällt mit seinen Grübeleien dem Elend; er kann nicht bürgerlich werkeln und ist zu sehr Patriot, um einem Lord das Geheimniß seiner Erfindung für eine Summe zu verkaufen, die ihn und sein Weib sicherstellen könnte vor Hunger und Ungemach. Hier schon raffinirt Brachvogel seinen Stoff auf gefährliche Spitzen hin, wo nach dem Sprüchworte „allzu scharf schartig macht.“ Sein Held, in der Geschichte ein deutscher Elsässer, kann im Drama nur aus Patriotismus sich weigern, seine Erfindung dem Cardinal und Frankreich zu entziehen; es ist also bloße Phrase der gefallsüchtigen Effecthascherei, wenn er zugleich von „seinem Heidelberg“, „seinem Deutschland“ spricht. Der sittliche Conflict mit seinem Weibe, das er liebt, und von dem er, weil sie seine Wissenschaft schmäht, sich dennoch trennt, — ein gesteigerter und trefflicher Schlußact, — mußte das Thema des Drama's bleiben, mußte als Faden festgehalten werden, sollte aus theatralischen und dramatischen Momenten eine Tragödie im großen Styl werden. Auch Act 2 hat noch eine vortreffliche Schlagkraft zum Schlusse, während im Fortgang alle moralische und dramatische Dialektik an der elegischen Misère der passiven Situation des Helden im Irrenhause untergeht, sein Weib ohne weitern Erfolg hinter den Coulissen verendet und der allzu eilig herbeigeführte Zustand des Märtyrers im Bicêtre doch nicht ausreichend genug ist, um fünf Acte zu füllen. Nicht blos Richelieu, auch der Dichter vergißt seinen Helden im Narrenhaus; Mondecaus hat den ganzen vierten Act Zeit, wirklich wahnsinnig zu werden, und Brachvogel wie der Cardinal beschäftigen sich mit der mühsam herbeigezogenen Verschwörung des Cinqmars, die füglich ein Drama für sich zu sein nöthig hätte und uns als Episode doch unklar bleibt. — Hr. Dessoir giebt den Mondecaus mit dem ihm eignen, für Darstellung hypochondrischer Gestalten sehr wirksamen umflorten Organ und zugleich mit dem ergreifenden poetischen Schwung einer nervösen Gereiztheit. Hr. Döring spielt den Gascogner Bradamant, den humoristischen Intriguanten und Vermittler im Stück, Hr. Kaiser gediegen und kräftig, aber etwas trocken, den Richelieu.

„Das Testament des großen Kurfürsten“, von Gustav zu Putlitz, sahen wir in Berlin bei der achten Vorstellung. Wir sehen ab vom Patriotismus des Stücks. Er kommt den beiden ersten sehr schwachen Acten zu gut; es wäre aber schlimm, sollte er, wie bei Heinrich von Schwerin, das ganze Stück decken. Die beiden ersten Acte entbehren allzu sehr dessen, womit Brachvogel umgekehrt seine Arbeiten überwürzt und überfüllt, sodaß er, wie bei seinem Adalbert von Babamberge, zu schnell seine Kraft vergeudet, zu jäh seine Conflicte gipfelt. Die drei letzten Acte des Schauspiels von Putlitz sind, nicht blos patriotisch, sondern auch poetisch und dramatisch so interessant, daß sie an Liebenswürdigkeit ihresgleichen suchen. Ein an der Größe und am Ruhm seines Vaters zaghaft und vertrauenslos gegen sich selbst gewordener junger Fürst rafft sich, als die Noth ihn schüttelt, königlich auf und überbietet an Edelmuth und Pflichttreue die Widersacherin, die Stiefmutter, die im Argwohn gegen seine Befähigung zum Herrscher ein in schwacher Stunde dem großen Gatten abgewonnenes Testament handhabt, das zu Gunsten ihrer leiblichen Söhne in Kraft treten kann. Hier ist es nicht die Schlagkraft heißer und hitziger Momente, sondern die Wärme der festgehaltenen Spannung, die uns dramatisch belebt, menschlich anspricht und psychologisch fesselt. — Hr. Liedtke giebt den Kurfürsten Friedrich mit dem elegischen Schwung seiner dichterischen Noblesse; Hr. Döring wie aus der Pistole geschossen das frische Bild des märkischen Feldmarschalls Derffling; Frau Crelinger die unheimliche Stiefmutter, die sich jedoch, dünkt uns, gegen die Meinung des Dichters vergreift, wenn sie den Argwohn und den Glauben an die Wirksamkeit ihrer angeblichen Gifttinctur selbst allzu stark unterstützt.

Nees v. Esenbeck und die Leopoldina-Carolina.

— In dem am 16. März 1858 zu Breslau verstorbenen Nees v. Esenbeck hat die älteste deutsche Akademie ihren letzten Präsidenten verloren, in Professor Kieser zu Jena einen neuen Vorsitzenden gewonnen. Die Leopoldina-Carolina ist nicht blos in Deutschland, sie ist überhaupt diesseit der Alpen die älteste Akademie. Die britische Akademie der Wissenschaften wurde erst 1662 gestiftet, nachdem sie zuvor in Oxford seit 1645 unter Cromwell und zwar von einem Deutschen Dr. Haack nur heimlich bestanden und den Namen Occulta geführt hatte. Die Pariser Akademie der Wissenschaften besteht seit 1666, die Berliner wurde erst im 18., die Wiener im 19. Jahrhundert gestiftet. Es war alsbald nach dem Westfälischen Frieden, als am 1. Jan. 1652

in der damaligen freien Reichsstadt Schweinfurt in Franken, dem Geburtsorte Friedrich Rückerts, vier Aerzte, Namens Bausch, Fehr, Metzger und Wohlfarth, in Anregung des Erstgenannten, zu einem gelehrten Verein zusammentraten, welcher sich, der Beförderung der Heilkunde, namentlich der Heilmittellehre, gewidmet, den Namen einer Academia naturae curiosorum beilegte. An die Spitze des Vereins trat ein Präsident mit zwei Adjuncten, aus denen je der Nachfolger im Vorsitz gewählt wurde. In Nachahmung der italienischen Vorbilder drückte die Schweinfurter Akademie ihre Aufgabe in einem Mythus aus; die Mitglieder erhielten die Namen der Argonauten, auch später (wie bei den Illuminaten) gab der Präsident jedem Mitgliede einen akademischen, antiken Namen; der verstorbene Nees von Esenbeck, seit 1817 Präsident, hieß Aristoteles. Ohne Treibhauspflanze eines Hofes zu sein, entwickelte sich die kleine gelehrte Akademie in Franken langsam und bescheiden, sie konnte erst nach zwanzig Jahren ihres Bestehens an regelmäßige Herausgabe ihrer Gesellschaftsarbeiten, ihrer Ephemeriden, denken. Dr. Sachs von Löwenheim in Breslau erwarb sich Verdienste um Beförderung dieser Lebensthätigkeit des fränkischen Gelehrtenvereins; er empfahl denselben auch dem Kaiser Leopold I., welcher ihn am 3. August 1677 unter dem Titel: Sacri Romani imperii Academia naturae curiosorum bestätigte und mit besonderen Vorrechten auszeichnete. Der Präsident und derjenige Adjunct, welcher Director der jährlich erscheinenden Ephemeriden war, erhielten den Titel kaiserlicher Leibärzte, den Reichsadel, die Würde der Pfalzgrafen, sowohl des Palastes vom Lateran als des kaiserlichen Hofes, ferner die Berechtigung, adelige Wappen zu ertheilen, Magister, Baccalaureen, Licentiaten und Doctoren der Philosophie, der Medicin und beider Rechte, auch poetas laureatos zu creiren; selbst Adoptionen konnten sie bestätigen und uneheliche Kinder legitimiren. Kaiser Karl VII. bestätigte 1742 diese Privilegien, und seitdem hieß die Akademie: Leopoldina-Carolina. Die Zahl der Adjuncten vermehrte sich inzwischen bis auf 12 und 16. Der Sitz der Akademie blieb jedesmal der Wohnort des Präsidenten. Diesem stand ausschließlich die Verwaltung des kleinen Vermögens zu, das aus freiwilligen Geschenken und Beisteuern der Mitglieder erwuchs. Beim Empfang des Diplomes wurden gewöhnlich 1 oder 2 Ducaten erlegt; ein Dr. Gensel zu Oedenburg in Ungarn schenkte ein Legat von 6000 fl., ein Dr. Cothenius in Berlin machte eine Dotation von 1000 Thlrn., welche der verstorbene Nees auf 1200 erhöhte. Dazu kamen vielfache Bereicherungen der Bibliothek. Während an den beinahe 300 deutschen Höfen des heiligen römischen Reiches das Franzosenthum grassirte, hat die kleine Leopoldina-Carolina deutsche Wissenschaft gepflegt. Seit 1670 gab sie ihre Denkschriften heraus. Auch ein Geschichtschreiber fehlte ihr nicht; von A. E. Büchner erschien (Halle, 1755. 4.): Academiae Nat. Curios. Historia. Von 1791 bis 1817 erschienen die Ephemeriden nicht mehr; jedes Heft hatte auch die Nekrologe der Mitglieder gebracht. Erst der Präsident Dr. v. Wendt, Prof. in Erlangen, im Verein mit dem damaligen Adjuncten Nees, nahmen 1818 die litterarischen Acten wieder auf für den Druck. An die Stelle des Reiches war der deutsche Bund getreten. Preußen und Bayern erkannten die Akademie als autonome Körperschaft an; der König von Preußen sagte ihr für die Dauer ihrer Existenz in seinen Staaten den Schutz und eine Geldunterstützung zur Herausgabe ihrer Denkschriften zu; auch ward ihr im Handbuche für den preußischen Hof und Staat ein Platz angewiesen, der ihr jedoch seit 1853 genommen wurde. Seit 1820 erschienen wieder regelmäßig die Ephemeriden unter dem Titel: „Verhandlungen der Naturforscher". Dr. Kiesers, des damaligen Directors, Bemühungen, der Akademie vom gesammten deutschen Bunde die Anerkennung zu verschaffen, mißlangen 1843. Nees v. Esenbecks Amtsentsetzung wegen seiner Betheiligung an der Arbeiterverbrüderung in Breslau stellte die ganze Existenz der Akademie in Frage. Preußen stellte die in Leipzig ihrer politischen Betheiligung wegen abgesetzten Professoren Moritz Haupt und Otto Jahn wieder als akademische Lehrer an und ließ den hochbetagten vielverdienten Nees fast betteln, sich mühsam vom Verkauf seiner Bibliothek, seiner Herbarien und botanischen Sammlungen die letzten Jahre seines Lebens fristen. — Christian Gottfried Nees v. Esenbeck war 1776 im Odenwalde geboren, erhielt in Darmstadt seine erste, in Jena zur Zeit Fichte's und Schellings seine akademische Bildung. 1817 ward er Professor in Erlangen, 1818 in Bonn, wo er sich um die Errichtung des botanischen Gartens verdient machte. Seit 1830 erwarb er sich in Breslau dasselbe Verdienst. Sein Handbuch der Botanik erschien 1820 und 21 in 2 Bdn. Seine geistvolle philosophische Behandlung der Botanik wirkte epochemachend und erwarb ihm unter den bedeutenden Naturforschern eine bleibende Stellung. Sein „System der speculativen Philosophie", von welchem jedoch nur Bd. 1, die Naturphilosophie, (1841) erschien, verräth die unter Schelling in Jena verlebte akademische Jugendzeit. — Die Leopoldinisch-Carolinische Akademie hat jetzt seit Erwählung des Prof. Kieser zum Präsidenten in Jena ihren Sitz. Der österreichische Unterrichtsminister gab ihr am 7. Sept. 1852 die Zusicherung, daß Oesterreich die bisher geleistete Unterstützung erforderlichen Falles leisten würde, gleichviel in welchem deutschen Lande die Akademie ihren Sitz haben werde. Die Anzahl der jetztlebenden Mitglieder beläuft sich auf 400. Es thäte freilich noth, daß neues Leben in die alten Acten der Akademie käme. Was Hannover zur Zeit der Göttinger Sieben aufgab, beschützten mehrere andere deutsche Staaten; was Sachsen in Folge der politischen Wirren aufgab, beschützte Preußen; was Preußen aufgiebt, beschützt nun Oesterreich! Die allgemein deutsche wissenschaftliche Gültigkeit hat das Institut nun von neuem aus sich selbst zu beweisen.

Eine theologische Streitschrift.

ε. Der Consistorialrath und Professor Wilhelm Böhmer in Breslau, ein gelehrter und vorurtheilsfreier evangelischer Theolog, früher schon besonders durch seine Schrift über „das System des christlichen Lebens" bekannt, schrieb in neuerer Zeit ein Buch über „die Lehrunterschiede der protestantischen und katholischen Kirche", welches aus der Mitte der letzteren von einem Ungenannten in einer Broschüre unter dem Titel „Katholisches" so harte Anfechtungen erfahren mußte, daß die königliche Staatsanwaltschaft das Pamphlet — denn nichts Anderes war es — mit Beschlag belegte und dem Angegriffenen anheimgab, ob er den anonymen Verfasser seiner beleidigenden Aeußerungen wegen gerichtlich belangen wolle. Davon sah Derselbe ab; er beschloß indeß, die zahlreichen Einwürfe gegen sein Buch, die in der Broschüre auftauchten, in einer Sonderschrift als ungegründet darzustellen, welche vor kurzem unter dem vollständigen Titel erschienen ist: „Der unerleuchtete Eifer für die katholische Kirche, welcher in der gegen den Consistorialrath Böhmer gerichteten und von der königlichen Staatsanwaltschaft mit Beschlag belegten Schrift: „Katholisches" sich ausprägt. Nachweis und Würdigung von Wilhelm Böhmer, Dr." (Breslau bei Graß, Barth u. Comp.) Wir nennen dieselbe hier als einen schönen Beweis dafür, daß ächt protestantische Gesinnung und ausgeprägtes Lutherthum sich gar wohl vereinigen lassen mit dem über alle confessionellen Bedenken erhabenen Geiste der Toleranz und jener freien Weltanschauung, welche jede Religion in ihrer historischen Berechtigung begreift.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 45. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 6. November.

Inhalt.

Aus Mexicanischen Gefängnissen.

Unter diesem Titel veröffentlicht der Redacteur dieses Blattes Bruchstücke aus dem Tagebuche eines deutschen Ehrenmannes, der sich in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts in die mexicanischen revolutionären Bewegungen verwickelt sah, für die Bergmannskutte die Uniform eintauschte, auf dem Schlachtfelde und dem Richtplatze dem Tod in's Auge schaute, durch ein günstiges Geschick aber doch am Leben blieb, noch einmal zum Schwert griff, um den Freistaat Texas gründen zu helfen, und nach glücklich bestandenem Kriege an einem bösartigen Fieber starb, als er eben in Begriff stand, den Lohn seiner Mühen und Strebungen einzuernten.

Eduard Harkort, ein jüngerer von zwei westfälischen Brüdern, welche in Leipzig und Berlin als Männer des Handels und der Politik eine ehrenvolle Thätigkeit ausüben, begab sich, nachdem er in Freiberg seine bergmännischen Studien vollendet, im Dienst einer englischen Compagnie nach Mexico, um dort einem Hüttenwerk im Staate Oaxaca vorzustehen. Nach einer mehrjährigen erfolgreichen Thätigkeit gerieth er in Mißhelligkeit mit einem neuangekommenen Commissar der Compagnie, legte seine Stelle nieder und beschloß sich ganz wissenschaftlichen und geographischen Arbeiten zu widmen, namentlich um für die Regierung eine Specialkarte des Staates Oaxaca zu entwerfen. In dieser Beschäftigung unterbrach ihn die am 3. Januar 1832 ausbrechende Revolution des Generals Santana, und da ohnedies die Regierung von Oaxaca ihren Contract nicht hielt, und ihren Kartographen weder bezahlen wollte noch konnte, sah sich Dieser veranlaßt, sich zu Santana zu begeben, den er von früher her kannte, dessen jugendlicher Unternehmungsgeist, einnehmende Persönlichkeit und großmüthiger Charakter ihn sehr angezogen hatte, und der damals noch nicht als der Intriguant bekannt war, als der er sich später zeigte, sondern der großen Mehrzahl seiner Landsleute als der würdigste Vertreter und Vorkämpfer der liberalen Partei erschien.

Da Oaxaca noch zu der bestehenden Regierung hielt, und auch die ganze Gegend bis in die Nähe von Veracruz von Regierungstruppen besetzt war, mußte Harkort unter dem Vorwande von Vermessungsgeschäften die Stadt verlassen und auch auf der Reise sich mit größter Vorsicht benehmen. Doch erreichte er ohne weitere Fährlichkeiten die Vorposten von Santana's Armee, mit der wir bei dieser Gelegenheit die erste Bekanntschaft machen.

„Eine etwas hervorspringende und erhabene Ecke des waldigen Grundes war einige Schritte breit von seinem Gesträuch befreit worden. Hier stand der Vorposten, etwa 10 Mann stark, welcher mich angerufen; er konnte den Weg ungefähr 100 Schritt weit bestreichen, ohne gesehen zu werden, und unverfolgt durch die Gebüsche sich zurückziehen. Wer die waldigen Umgebungen von Veracruz kennt, die undurchdringlichen Gestrüppe, durchflochten von stachlichtem Cactus, allen Arten Schlingpflanzen und Dornen, der überzeugt sich bald, daß es nur dem Eingebornen möglich ist, die kaum erkennbaren Pfade hier aufzufinden und zu verfolgen. — Der Posten bestand aus ungefähr 80 Mann; es war ein höchst buntes und abenteuerliches Gemisch von Negern, Mulatten und braunen Indianern. Es ist fast unmöglich die Verschiedenheit ihres Anzuges zu beschreiben. Mehrere waren in bloßem Hemde, in kurzen geschlitzten weißen Beinkleidern, die Hemdärmel aufgestreift und den Hals bloß, die nackten Füße mit Sandalen versehen. Andere hatten leichte Liteska's umgeworfen oder blaue tuchene Kittel, noch Andere trugen Jacken mit rothen Kragen, wahrscheinlich die abgesetzten Röcke von Soldatenuniformen; ich bemerkte sogar ein Paar in schwarzen Fracks. Einige, welche die Corporale und Unterofficiere zu sein schienen, trugen abgedankte Reithosen, mit vielen Knöpfen nach der landesüblichen Mode besetzt und unterhalb des Knie's offen gelassen, damit der weiße Pantalon darunter zum Vorschein komme. Große Hüte aller Art beschatteten ihre wilden, mit Schnurrbärten gezierten Gesichter. Den Leib umgiebt eine Binde oder ein Gürtel, an dessen ledernem Riemen ihre Machetes (Plantagenmesser) ohne Scheiden, nicht selten mit silbernen Knöpfen beschlagen, herabhangen. Im Gürtel steckt ferner noch das große unentbehrliche Messer (Cuchillo), bei Einigen sogar Husarenpistolen. Diese höchst bunte Gruppe führte Musketen mit Bajonneten, die einzige Waffe, welche dem Gan-

zen einen etwas militärischen Charakter verlieh; sonst hätte man sie für eine Räuberbande halten müssen. Die Patrontasche hing bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauch, abwechselnd auch auf beiden Seiten, wie es gerade der Zufall mit sich brachte. Der Commandant zeichnete sich nur durch eine rothe Binde, Stiefel und Säbel aus. So war dieser Vorposten beschaffen; die Leute, mit Ausnahme Derjenigen, die Schildwacht standen, lagerten oder kauerten in verschiedenen kleinen Gruppen vor der Rohrhütte auf dem Boden, kochten an den Wachtfeuern ihre Frijoles, wärmten die Tortilla's, tranken, rauchten Cigarren und spielten Karten, während einige alte Weiber mit ihren Töchtern, oberhalb nackt, eifrig beschäftigt waren, auf Reibsteinen Mais zu zerquetschen, oder das Lieblingsgetränk einzuschenken."

General Santana empfing den neuen Ankömmling äußerst freundlich, übertrug ihm das Commando der Vorpostenlinie gegen das feindliche Lager in Santa Fé, und nahm ihn als Adjutanten mit, als er, nach dem erfolgten Rückzug des Feindes, Calderon abzuschneiden versuchte. Dies führte zur Schlacht von Tolome, die unglücklich für Santana ausfiel und Harkort in Gefangenschaft brachte. Lassen wir ihn hier selbst erzählen:

— „Um 4 Uhr früh, am 2. März, kam Santana selber mit der Cavallerie und gleich dahinter die Infanterie. Er gab mir die Ordre, die Vorposten zurückzusenden und ihn als Adjutant einstweilen zu begleiten; zugleich brachte mir Lerche (der Bediente) seinen Schimmel, Mantel und etwas Wäsche. Nach einem geschwinden Marsche waren wir bald in Santa Fé, wo wir frühstückten. Der Feind hatte wirklich sein Lager aufgehoben und war im Rückzuge nach Jalapa begriffen. Nach einem Paar Stunden Ruhe brachen wir wieder auf und erreichten Nachmittags den kleinen Ort von einigen zerstreuten Häusern, Manantiales genannt. Unsere Division lagerte sich hier regelmäßig im Angesicht des Feindes, den wir in kurzer Entfernung beschäftigt sahen, auf einer Anhöhe Kanonen aufzupflanzen. Als es dunkel geworden war, erfuhren wir erst die Absicht des Generals, den Feind zu umgehen und den befestigten Paß Puente nacional wegzunehmen. Der Artillerielieutenant Postilla wurde vorausgeschickt mit der Aufforderung zur Uebergabe. Um 8 Uhr wurde Rückzug geblasen und geschlagen um den Feind zu täuschen; dann brachen wir in der größten Stille und Ordnung auf und zogen links durch Gründe, Hohlwege und Buschwege mehrere Leguas unsern kundigen Führern nach, bis auf eine große unebene Haide, wo wir in Lagerordnung Halt machten. Dieser heimliche Zug hatte etwas romantisch Schauerliches: Niemand durfte rauchen, es wurde nur geflüstert; Hundegebell und Hahngeschrei tönte von fern herüber aus einsam zerstreueten Hütten; hier und da das Gekrächze von aufgescheuchten Vögeln; die herumschwärmenden Leuchtkäfer, die gänzliche Dunkelheit, welche kaum den Vordermann zu erkennen erlaubte, — Alles dieses regte das Gemüth auf, und das Herz klopfte heimlich vor Erwartung. Um die Mitternachtsstunde war's, als wir ermüdet von unserm beschwerlichen Marsche in langen Reihen auf dem steinigen Boden lagerten. Bald schlief Alles ein, nur der General, ein Paar Officiere und ich blieben noch munter, leise mit einander flüsternd. Endlich legte sich Santana ebenfalls nieder, ich schob ihm meinen zusammengerollten Mantel unter den Kopf (was er dankbar bemerkte) und stützte den meinigen wie Jacob auf einen harten Feldstein, die müden Glieder auf die Haide niederstreckend. Die Nacht war etwas kühl und sternhell; nicht ein Laut wurde gehört. Es schien, als ob selbst die Pferde diesen heimlichen Zug nicht durch Schnauben oder Wiehern verrathen wollten. Voll von Gedanken über das Abenteuerliche der seitherigen Tage schlummerte ich endlich ein, ohne eine Himmelsleiter zu finden, wie gedachter Erzvater. — Es war gegen drei Uhr des Morgens, als ich von einem Adjutanten des Generals geweckt wurde und die Ordre erhielt, den Park aufbrechen zu lassen. Ich lief die langen Reihen der Infanterie hindurch und fand nur mit Mühe in der Dunkelheit die Maulthiere und deren Treiber, die sich sofort zum Aufladen anschicken mußten. Langsam kehrte ich zurück und durchschritt die noch schlummernden Bataillone, von denen heute Viele auf ewig entschlafen sollten. Ich dachte lebhaft an Edward Waverley, als er am Vorabende jener Hochlandsschlacht mit seinem Freunde das Lager durchschritt. Um 4 Uhr kam Ordre zum allgemeinen Aufbruch; die Officiere wurden zuerst geweckt, die dann ihre Leute ermunterten. Um 5 Uhr war Alles zum Marsche fertig, der General ließ mich rufen, einen Frühtrunk mit ihm zu nehmen, dann zogen wir still weiter über die Haide, deren Ossianische Geisternebel und nebelige Geister durch die Strahlen der aufgehenden Sonne bald verscheucht wurden. Santana versprach mir jetzt das Commando der zu erobernden Artillerie; wir hatten zu meinem Mißvergnügen selbst keine Geschütze mit, die wir freilich auf diesem Zuge nicht hätten fortbringen können. Gegen 8 Uhr kamen wir hinter den unbedeutenden Ort Tolome, der aus einigen elenden Hütten bestehend, heute so berüchtigt werden sollte. Wir befanden uns nahe bei der Brücke, dem einzigen Passe auf der großen Straße von Veracruz nach Jalapa, zwischen dem Feinde und Puente nacional, hatten also Calderon den Rückmarsch nach Jalapa abgeschnitten. In dem Gebüsch bei der Brücke wurde in der Eile ein Versteck gehauen, wobei der General selbst die Baumzweige mit heranschleppte. In diesem Verhau wurden die Jäger postirt mit der Ordre, beim etwaigen Angriff den Feind die Brücke passiren zu lassen und dann in seinen Rücken zu feuern. Zwei Infanteriecolonnen wurden hinter die Hütten aufgestellt, um den Feind nach seinem Uebergange mit gefälltem Bajonnete anzugreifen. Die Cavallerie und Reserve erhielten ihren Platz hinter einem terrassenartig sich erhebenden Hügel und in den sanften Schluchten. In dieser Position harrten wir der Dinge, die da kommen sollten.

Ich saß gerade mit Santana und mehreren Adjutanten unter dem Corridor einer Rohrhütte, wo wir uns unterhielten. Der General hatte einen Korb voll Apfelsinen gekauft, die er vertheilte; ich war gerade im Begriff in eine frisch geschälte herzhaft zu beißen, als plötzlich ein lebhaftes Gewehrfeuer uns aufstörte. Der Feind suchte nämlich, von der Anhöhe herabsteigend, das Trinkwasser zu gewinnen, da seine Truppen gro-

Männer der Zeit.

Friedrich v. Raumer.

Der Geschichtschreiber der Hohenstaufen gehört einem ursprünglich aus Süddeutschland stammenden adeligen Geschlechte an, welches sich nach dem dreißigjährigen Kriege im Anhaltischen niederließ und zunächst dort, später aber im Königreich Preußen zu Aemtern und Ehren gelangte. Friedrich Ludwig Georg wurde als der älteste Sohn eines um die Oekonomie verdienten Kammerdirectors am 14. Mai 1781 in Wörlitz bei Dessau geboren, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin und studierte später in Halle und Göttingen Jura und Cameralia. Im Jahre 1801 trat er in preußische Staatsdienste, ward Referendar und dann Assessor bei der Kurmärkischen Kammer; 1806—8 stand er einem Departement der Domänen zu Wusterhausen vor und erhielt im folgenden Jahre sein Patent als königlicher Rath bei der Regierung zu Potsdam; 1810 schon wurde er in die Abtheilung für Verwaltung der Staatsschulden im Ministerium befördert, und bald darauf fand er seinen Platz im Bureau des Kanzlers v. Hardenberg. An Beförderung fehlte es dem jungen Diplomaten nicht, wie auch späterhin er und seine Familie — seine Vettern sind der jetzige preußische Cultusminister und der Staatsrath im Hausministerium — sich der Gunst der preußischen Könige zu rühmen vermochten. Aber Friedrich war nicht Willens, die Laufbahn des Diplomaten weiter zu verfolgen; sein Wunsch nach einem akademischen Lehrstuhle ward 1811 erfüllt, er erhielt eine Professur an der Breslauer Universität. 1815 besuchte er Venedig, und an diesen Ausflug schloß sich in den zwei folgenden Jahren eine größere, mit königlicher Unterstützung unternommene Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr erhielt er einen Ruf als Professor der Staatswissenschaften und Geschichte nach Berlin; zugleich wurde er Mitglied des dortigen Obercensurcollegiums, aus welchem er jedoch 1831 freiwillig ausschied, — ein Schritt, der ihm ebenso übelgenommen wurde, als sein Aufsatz über „Polens Untergang" im historischen Taschenbuch für 1830, in welchem er die russenfreundliche Politik Preußens scharf tadelte. Noch größeres Mißfallen erregte in den höchsten Kreisen die Rede, die Raumer 1847 in der Akademie zu Ehren Friedrichs des Großen hielt, und worin er dem Ausspruche des Philosophen von Sanssouci: „In meinen Staaten soll Jeder nach seiner Façon selig werden können," Dauer und praktische Anwendung bis in die Gegenwart hinein wünschte. Das Aufsehen, welches die offenherzige Sprache darin und die vielen Seitenhiebe und anzüglichen Blicke auf die Tagesereignisse verursachten, zwang ihn zwar, seine Stelle als Secretär und Mitglied der Akademie niederzulegen; sein trotz adeliger Herkunft und amtlichen Rücksichten kundgegebener Freimuth machte ihn aber auch allgemein geachtet, und er wurde sogar zu einem Manne des Liberalismus; man wählte ihn zum Stadtverordneten in Berlin, später auch zum Deputirten der Nationalversammlung in Frankfurt. Seinen Platz in der Paulskirche nahm er neben den übrigen Mitgliedern der liberalen Schule der Geschichtschreibung im rechten Centrum, und von der Centralgewalt wurde er als Gesandter nach Paris geschickt, um damit die Anerkennung der französischen Republik auszusprechen; doch gelang es ihm hier nicht, bei General Cavaignac gerade eine sehr vortheilhafte Stellung einzunehmen. Später ward er auch Mitglied des preußischen Herrenhauses, und 1853 bewilligte ihm die Regierung auf sein Verlangen die Stelle eines Professor emeritus. — Friedrich v. Raumer besitzt nicht das Talent der Rede und des öffentlichen Vortrags, auch seine akademischen Vorlesungen waren lose und locker im Material, ohne Eloquenz und Schwung. Er schreibt mehr und lieber als er sprach; und wenn er auf dem Katheder sich oft sehr gehen ließ, war seine Federführung selbst in Briefen an Freunde, die freilich sofort für die Oeffentlichkeit bestimmt zu sein schienen, trotz aller profanen Derbheit der Ansichten und Wendungen ästhetisch gutgefügt. Seine Freundschaft mit Tieck und Männern der Litteratur gab ihm für die Federführung einen schöngeistigen Schliff. Die parteiische Verkennung der kirchlichen Gegner seiner Helden erhielt freilich eine liberale Färbung und gewann ihm viel Beifall. — Wir glauben von den zahlreichen Schriften des überaus fleißigen Autors ein vollständiges Verzeichniß geben zu können. Sein Erstlingswerk: „Sechs Dialoge über Krieg und Handel" (1806) gab noch Joh. v. Müller ohne Nennung des Verfassers heraus; ihm folgten zunächst „Das britische Besteuerungssystem" (1810), „Die Reden des Aeschines und Demosthenes über die Krone" (1811), „CCI emendationes ad tabulas genealogicas Arabum et Turcarum" (1813), das „Handbuch merkwürdiger Stellen aus den lateinischen Geschichtschreibern des Mittelalters" (1813), die „Herbstreise nach Venedig" (2 B., 1816), die „Vorlesungen über alte Geschichte" (2 B., 1821), sowie endlich „Die Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" (6 B., 1823—25, jetzt in 3. Aufl. im Druck), welch letztere Raumers Ruf eigentlich begründet hat. Der Stoff dazu war im höchsten Grade glücklich gewählt, und in der That lag der Hauptgrund zu der großen Verbreitung, die das Werk fand, nicht sowohl in seinem allerdings unbezweifelten Werthe, sondern darin, daß sein Inhalt die Sympathien der Zeit für sich hatte. Die romantische Schule hatte damals den Sinn des Volks dem deutschen Mittelalter zugewandt, und an das romantische Interesse, welches in der Geschichte des Mittelalters einem Jeden die tragischen Heldengestalten der Hohenstaufen einflößen, wußte Raumer sehr geschickt anzuknüpfen. 1826 veröffentlichte er in Gemeinschaft mit L. Tieck Solgers Nachlaß, und außerdem ließ er in diesem und den folgenden Jahren Schriften „über die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik" und „über die preußische Städteordnung" erscheinen (1828), wovon die erstere zwar mit Dahlmanns „Politik" keinen Vergleich aushalten kann, aber das Verdienst voraus hat, früher geschrieben zu sein, in einer Zeit, wo der reactionäre Geist noch vollständig die Oberhand hatte über die freien Regungen, und wo noch viel mehr Muth dazu gehörte, sich zu liberalen Ideen zu bekennen. Eine in wissenschaftlichen Zwecken unternommene Reise nach Frankreich (1830) gab Veranlassung zu den „Briefen aus Paris und Frankreich" (2 Bde., 1831), sowie zu den „Briefen aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts" (2 Bde., 1831), worauf er sein andres Hauptwerk, die „Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts" (8 Bde., 1832—50) begann. Aber auch von seinen zahlreichen späteren Reisen (er besuchte noch im Sommer 1858 Konstantinopel, Smyrna, Athen u. Corfu) brachte er stets interessante Erlebnisse und Erfahrungen und geistvolle Anschauungen mit nach Hause, die er der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten mochte. So entstanden die sämmtlich sich durch Reichthum und Unbefangenheit der Beobachtungen und durch Frische der Darstellung auszeichnenden Schriften, „England 1835" (2 Bde., 1836, mit einem Nachtrag „England 1841"), „Beiträge zur neuen Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive" (5 Bde., 1836—39), „Italien, Beiträge zur Kenntniß dieses Landes" (2 Bde., 1840), „Die vereinigten Staaten von Nordamerica" (2 Bde., 1845 — vielleicht das Allerbeste von Raumers touristischen Werken), sowie endlich die neuen „Briefe aus Frankfurt und Paris" (2 Bde., 1849). Ferner sind noch seine „antiquarischen Briefe" (1837) und seine „vermischten Schriften" (1852 u. ff. — eine Sammlung kleinerer Aufsätze, Reden u. s. w.) zu nennen, sowie er denn

endlich auch seit 1830 mit Unterstützung von Barthold, Waitz, Biedermann und A. das „Historische Taschenbuch“ herausgiebt. Seit mehreren Jahren hält Raumer auch noch im Winter geschichtliche Vorlesungen vor einem zahlreichen Kreise von Damen, und nach anderer Richtung hin thätig zeigte er sich durch die Stiftung des wissenschaftlichen Vereins in Berlin und durch Begründung von fünf Volksbibliotheken, welche den besten Fortgang haben.

Wie das historische Taschenbuch aus dem löblichen Streben hervorging, , die Geschichtswissenschaft aus den specifisch gelehrten Cirkeln in volksthümliche Kreise überzuführen, so schrieb Raumer, damit übereinstimmend, auch seine eigenen Werke für ein größeres Publicum und stellte sich damit nicht auf den exclusiven Standpunkt des Forschers. Vielleicht auch konnte er sich nicht auf denselben stellen, denn, wenn auch seine Kenntnisse keine eigentlichen fühlbaren Lücken aufzuweisen haben, so hat er doch schwerlich so gründliche Studien gemacht, wie z. B. Schlosser, dem er sonst durch sein Streben, sich einen weiteren Leserkreis zu verschaffen, sowie durch die liberale Färbung seiner Schriften nahe kommt. Besonders gilt Letzteres von seiner „Geschichte Europa's“, die durch ihre freisinnige Haltung in entschiedenem und für Raumer sehr ehrenvollem Gegensatz zu einem etwa gleichzeitigen Werke steht, zu Heinr. Leo's „Lehrbuch der Universalgeschichte“ nämlich, in der die reactionäre Auffassung der Dinge fast bis zur Paradoxie gesteigert erscheint. — Aber sonst giebt es wesentliche Unterschiede zwischen Schlosser und Raumer. Allerdings ist bei letzterem gleichfalls das, was man gesunden Menschenverstand nennt, die Richtschnur des Denkens, indessen haben wir doch hier eine andere Species, eine Abart davon vor uns. Schlosser erscheint manchmal als „dunkler Ehrenmann“, der sich über die seinem Sinne nicht zusagenden Ereignisse und Persönlichkeiten in ziemlich schroffer Weise ausläßt; Raumer aber macht das weitere Gewissen und die von Gesinnungslosigkeit nicht allzuweit abliegende Toleranz, welche in der sogenannten guten Gesellschaft herrschend ist, auch in seinen objectiven geschichtlichen Urtheilen geltend, die weniger ernst, aber auch weniger kühn und entschieden sind, als seine subjectiven politischen Ueberzeugungen, und er versucht mit einer oft zu großen Bonhomie sich Alles und Jedes zu erklären und zu Allem und Jedem eine leidliche Position einzunehmen. In der Diplomatie spielt das Princip des juste milieu von Alters her eine sehr bedeutende Rolle; Raumer ist in der Geschichtsauffassung und Geschichtschreibung als wohlmeinender Vermittler der Extreme der Vertreter des Justemilieu.

(26.)

Jean Baptiste Adolphe Charras,

ehem. franz. Obristlieutenant, eines der tüchtigsten Häupter der republicanischen Partei, dem deutschen Publicum wohl noch bekannter durch seine kriegsgeschichtlichen Schriften von antinapoleonischer Tendenz, ist am 7. Januar 1810 zu Pfalzburg in Lothringen geboren. Sein Vater war in der Revolutionszeit ein glühender Republicaner und blieb es unter dem Kaiserreich, rückte aber trotzdem während desselben bis zum Divisionsgeneral herauf, als welcher er bei Leipzig in Gefangenschaft gerieth, und die Gemahlin theilte diese Gesinnung, obgleich sie von altem provenzalischen Adel war. Der Republicanismus stak daher Charras im Geblüt, als er 1828 in die polytechnische Schule kam, die er wenige Monate vor der Julirevolution wieder verlassen mußte, weil er bei einem öffentlichen Banket einen Toast auf Lafayette ausgebracht und die Marseillaise gesungen hatte. In den Julitagen sehen wir ihn dann als Anführer einer Sturmcolonne gegen die von den Schweizersoldaten besetzte Caserne de Babylone, und nach errungenem Siege trat Charras in die Artillerie- und Ingenieurschule in Metz ein. Er kam aber auch mit dem neuen System in Conflict. Er verweigerte den von der Regierung verlangten Austritt aus einem politischen Vereine, der „Nationalassociation gegen die Rückkehr der Bourbonen,“ und war (mit Cavaignac) schon des Dienstes entlassen, als der glückliche Ausgang des Feldzugs in Belgien für solche Vergehen Amnestie brachte. Charras trat nun als Lieutenant in das erste Artillerieregiment, machte die Bekanntschaft Armand Carrels und wurde Mitarbeiter am National, wo seine geistvollen und scharfen Artikel allgemeines Aufsehn erregten. Die Vorgesetzten sahen dem nicht mit wohlwollendem Auge zu, und als Charras auch mündlich in seiner Umgebung republicanische Propaganda zu machen suchte, wurde er, der mittlerweile Hauptmann geworden, unerwartet nach Algier versetzt.

Hier eröffnete sich ihm ein neues Feld der Thätigkeit. Nach der politischen Tendenz fragte man hier nicht, wohl aber nach militärischer Tüchtigkeit, und diese zeigte Charras in seiner neuen Stellung als Commandant der Artillerie in Scherschell in so hohem Grade, daß er sich das volle Vertrauen Lamoricière's erwarb, und einer der Chefs der vier arabischen Büreaus, und zwar des in Mascara, ward. Von hier aus unternahm er am 22. Juni 1843 einen Ueberfall auf Abdelkaders Lager, vernichtete die Bataillone des Emirs, zerstreute seine Reiterei, machte 200 Gefangene und brachte eine Fahne als Siegestrophäe zurück. Marschall Bugeaud belobte ihn für diesen gelungenen Handstreich in seinem Armeebericht an den Kriegsminister mit den Worten: „Der Artilleriecapitän Charras hat an der Spitze von 600 französischen und arabischen Reitern am 22. Juni viel Energie und Einsicht gezeigt. Ich empfehle ihn Ihrem Wohlwollen. Er ist zu einer Carrière bestimmt.“ Auch unter General Tempoure zeichnete er sich in mehreren Gefechten aus, und ward auch von Diesem mit Wärme empfohlen. Aber immer fand der Minister in der allzu großen Jugend des Capitäns ein Hinderniß für seine Beförderung, und erst als Bugeaud nach Paris schrieb: „Wenn man mir noch einmal die Jugend des Capitäns Charras entgegenhält, so antworte ich, daß der arabische Renner nicht gerade so marschiren muß wie ein Ochs,“ erfolgte 1844 die Ernennung zum Bataillonschef im ersten Regiment der Fremdenlegion, in welcher Stellung Charras ganz selbständig mit fliegenden Colonnen von 2000 bis 2500 Mann von allen Waffengattungen operirte. Zwei Jahre später, 1846, erhielt er dann das erste Bataillon leichter africanischer Infanterie, die sogenannte Zephyrs, aus lauter Sträflingen bestehend, und legte mit seinen Mannschaften die befestigte Colonie des Sig zwischen Oran und Mascara an, wie er schon früher in Daya ein Fort mit Magazin, Hospital und Caserne erbaut hatte, und ward dem neuen Generalgouverneur, dem Herzog von Aumale, von Lamoricière mit den Worten vorgestellt: „Ein Jacobiner, der Sohn eines Jacobiners, und vorzüglicher Officier!“ Dennoch erhielt Charras die erste erledigte Oberstlieutenantstelle zugesichert, und hätte sie erhalten, wenn nicht die Februarrevolution ausgebrochen wäre.

Charras war gerade auf einer Urlaubsreise begriffen, und traf am 2. März in Paris ein. Seine Partei war zur Herrschaft gelangt, und unter Arago wurde Charras, als Oberstlieutenant am 7. April Unterstaatssecretär im Kriegsministerium, thatsächlich eigentlich der Chef. Als solcher decretirte er die Entlassung einer großen Anzahl hoher Officiere und Generäle, die in Verdacht standen, der neuen Ordnung der Dinge nicht aufrichtig ergeben zu sein, trat aber auch allen Versuchen der Clubs, die Disciplin der Armee zu lockern, sehr entschieden entgegen, und zeigte bei der Mobilisirung der Armee und der Aufstellung des Observationscorps an der italienischen Grenze nicht gewöhnliches Organisationstalent und eine Thätigkeit sonder Gleichen. Als nach dem Zusammentritt der Nationalversammlung die provisorische Regierung zurück, und eine Executivcommission an ihre Stelle trat, übernahm Charras provisorisch bis zur Ankunft des General Cavaignac das Portefeuille des Krieges, um dann wieder in seine Stelle zurückzutreten und Generalstabschef Cavaignacs zu werden. In dieser Stellung hatte er großen Antheil an

ßen Durst litten. Der die Jäger commandirende Officier verletzte die empfangene Ordre und begrüßte die Herankommenden mit einem trefflichen Gewehrfeuer, das auf der Stelle ebenso lebhaft erwiedert wurde; der blaue Dampf stieg herrlich aus dem grünen Gebüsch in die Höhe. Nach einem viertelstündigen Kampfe zog sich die Abtheilung der Infanterie des Gouvernements wieder zurück, langsam die Anhöhe hinauf; aber wir waren verrathen, ehe der Feind die Brücken passirte. Von beiden Seiten floß bedeutend Blut in diesem Vorspiele. Dies geschah gegen 9 Uhr, und nach einer halben Stunde ungefähr war Ruhe. Vamos a ver, sagte der General zu mir, erfreut über diesen ersten kleinen glücklichen Erfolg, lo que haran! (Wir wollen sehen, was sie anfangen werden.) Plötzlich rollte der Donner einiger schweren Kanonen, die der Feind indeß gegen uns aufgeführt hatte. Ich befand mich gerade mit dem General bei der Brücke, als die erste Granate herüberfuhr und dicht neben uns aufschlug; dann regnete es vier Stunden lang Granaten, Paßkugeln und Kartätschen. Wir zogen uns langsam zurück bis zur gedachten Terrasse, wo wir uns wieder setzten; denn da wir keine Geschütze hatten, so konnten wir nichts thun, als den Uebergang des Feindes abwarten, und dann über ihn herfallen. Uebrigens hatte Santana auch Nachricht von der Geneigtheit einiger feindlichen Bataillone, zu uns überzugehen; er wollte sich mithin wahrscheinlich so lange wie möglich blos vertheidigungsweise verhalten, um den Erfolg abzusehen und nicht unnütz Blut zu vergießen. Vier Stunden lang blieben wir also in unserer Stellung, ohne uns zu bewegen, dem feindlichen Geschützfeuer ausgesetzt. Mit großer Kaltblütigkeit, sogar unter Scherzen und Lachen sahen wir die Granaten in unsere Colonnen einschlagen und zerspringen, viele schlugen jedoch in die Gebüsche. Dicht neben der Terrasse, wo wir saßen, weidete ruhig ein fetter Ochse, unbekümmert um die Streitigkeiten der Menschen und ihre Revolutionen; diesen warf eine zwölfpfündige Kugel nieder, und er wälzte sich jetzt mehrere Stunden lang in seinem Blute. Die Kartätschen thaten viel Schaden, besonders den unten aufgestellten Colonnen, welche die leichten Rohrhütten wenig schützten; rasselnd fuhren die Kugeln hindurch. Die Gefährtin eines Soldaten saß ruhig neben uns und verzehrte ihre Apfelsinen ebenso unerschrocken wie wir und lachte mit uns, wenn zuweilen Granaten dicht über uns durch die Gebüsche fuhren und uns mit Zweigen und Laubwerk überschütteten. Wir ließen die Lorbeerblätter auf uns niederregnen und Calderon sein Pulver verschießen. Jetzt kam auch Postilla zurück und brachte die Nachricht, daß Puente nacional bereit sei zu capituliren, wenn Santana mit seiner Division vorrücke; aber wir waren engagirt und konnten jetzt unmöglich unsere Stellung aufgeben. In diesem Augenblicke bemerkten wir auch eine aus Reiterei und Fußtruppen zusammengesetzte feindliche Colonne, welche seitwärts durch die Gebüsche und Gründe uns umgangen hatte und in unseren Rücken kam. Santana sandte gleich seine sämmtliche Cavallerie gegen sie, um sie zusammenzuhauen. Wir sahen auch, wie unsere wenigen Linientruppen tapfer hineinritten; aber unsere Kosaken nahmen gleich Reißaus und zogen die Uebrigen mit in die Flucht. Alles jagte die Anhöhen hinunter in der Richtung nach Antigua, und in wenigen Augenblicken sahen wir nichts mehr von unserer ganzen Reiterei. Während dieser Cavallerieaffaire war eine unserer unten aufgestellten Angriffscolonnen mit gefälltem Bajonnet im Sturmschritt über die Brücke gedrungen, um das hier aufgestellte feindliche Geschütz wegzunehmen. Schon bis auf 40 Schritt hinangekommen, riß eine Ladung Kartätschen den tapfern Commandeur Major Andonaegni nieder und mit ihm den größten Theil der Colonne; der Rest mußte sich ohne Anführer schleunig zurückziehen unter beständigem Kartätschenregen. Die Jäger des Verstecks hatten sich während des vorherigen Kanonenfeuers schon nach der Terrasse zurückgezogen, die Grenadiercolonne hatte also keine Unterstützung an der Brücke; jetzt wurde auch eine feindliche Abtheilung links erblickt, die ausflankirte. Bald wurde der Angriff und das Gefecht allgemein, alle unsre Nachhut kam in's Feuer. Ich muß gestehen, daß sich die Unsrigen gegen den an Anzahl dreimal überlegenen Feind tapfer schlugen; sie mußten sich aber nach und nach zurückziehen bis zur gedachten Terrasse, wo der letzte und heftigste Kampf das Treffen entschied, welches damit endete, daß wir von allen Seiten umzingelt und überwältigt, in die schrecklichste Verwirrung geriethen und gänzlich zerstreut und auseinandergesprengt wurden. Wer nicht niedergeschossen oder erstochen war, suchte sich so gut wie möglich zu retten. Bildung von Vierecken gegen die einhauende Reiterei erlaubte das Terrain nicht, und hierin sind diese Soldaten auch wenig oder gar nicht geübt. Nun begann auch die Stunde meines Unglücks zu schlagen. Ich war bisher immer auf der Terrasse beim General Santana geblieben, der mir die Ordre gegeben hatte, mich nicht von ihm zu trennen, und die Soldaten beständig zum Gefecht ermunternd, hatte ich manchen Zurückweichenden wieder vorgeschoben. Von den europäischen Officieren war ich der einzige, der beim General ausgehalten hatte; meinen Lerche sah ich nicht mehr. Santana hielt sich den Kopf mit beiden Händen und lief seinem Pferde zu. Ich eilte zu meinem Schimmel, um ihm zu folgen, aber dieser, an einen Baumstamm gebunden, war entweder durch einen schon erhaltenen Schuß oder durch den wilden Lärm scheu und wüthend geworden, sodaß er hinten und vorn ausschlug und mich nicht aufsteigen lassen wollte. Er riß den Zügel entzwei und rannte wie im Sturmwind von dannen. Mechanisch lief ich ihm nach, hoffend, daß er sich irgend im Gebüsch verfangen sollte. In dieser Bemühung dachte ich weiter nicht an das Getümmel um mich her und an die Richtung, die ich nehmen sollte, um mich zu retten, und gerieth unglücklicher Weise auf der ersten Anhöhe in eine mörderische Scene. Es war nämlich die früher gedachte Reiterei, welche in unsern Rücken kam, auf diesem Hügel angelangt und hieb und stach die Flüchtigen hier nieder, selbst diejenigen, welche schon die Gewehre weggeworfen und sich ergeben hatten. Hier war es auch, wo Oberst Landero auf diese Weise seinen Tod fand. Ich stand einige Augenblicke still, um dies gräßliche Mordschauspiel zu beobachten, zog dann meinen Säbel, die einzige Waffe, die mir geblieben, um mich nicht ohne Gegenwehr niederstechen zu lassen, sondern ritterlich zu

sterben. Gleich kamen drei Dragoner vom 10. Regiment auf mich eingesprengt, mit denen ich mich länger als zehn Minuten lang herumschlug, wobei mir meine in Freiberg durch Sprange vom königlich sächsischen Regiment Maximilian erworbene Fechtergeschicklichkeit gute Dienste leistete. Wüthend darüber, ihre Hiebe und Stiche beständig parirt zu sehen, zog endlich einer von ihnen ein Pistol, welches er auf meine Brust richtete, um mir das Garaus zu machen. Schnell suchte ich ihm diese Waffe aus der Hand zu schlagen, und in demselben Augenblicke als er losdrückte, fuhr meine Klinge an seine Faust, wodurch der Schuß allerdings von meiner Brust abgewandt wurde, mir aber in den ausgestreckten rechten Arm fuhr. Erlahmt sank plötzlich die Hand mit dem Säbel herunter, und ich stand waffenlos da. Zwar parirte ich noch mehrere Lanzenstiche mit der linken Hand, erhielt aber bald einen Säbelhieb in den Hals, sodaß ich zu Boden stürzte. Die Dragoner und andere Nachfolgende ritten dann über mich weg, mehrere schossen und stachen noch nach mir, ohne mich freilich zu treffen, jedoch quetschten mich die Pferde bedeutend; wobei es ein wahres Glück war, daß die Pferde der Reiterei in diesem Lande selten beschlagen sind. Ich blieb für todt liegen. Die letzte Granate fiel einige Schritt vor mir nieder und zersprang, ohne mir andern Schaden zuzufügen, als daß ein wahrscheinlich von der Erde abgepralltes Stück auf meine Brust fiel und das goldne Medaillon mit den Haarlocken meiner Tochter Henriette zerschlug.

Obgleich meine Wunden noch heftig schmerzten und der Säbelhieb mich ganz betäubt hatte, blieb mir doch noch soviel Besinnung und Geistesgegenwart, nicht die geringste Bewegung zu machen, sondern mich todt zu stellen, um nicht vielleicht die Aufmerksamkeit des Feindes wieder auf mich zu ziehen. So blieb ich wohl eine halbe Stunde liegen, bis mehrere Soldaten herankamen, um die Todten auszuplündern. Sie fanden mich noch lebend und wollten mir schon das Garaus machen, als einer von ihnen mich zufällig fragte, ob ich Geld bei mir hätte. Ich hatte drei Dublonen in der Westentasche, die ich sie anwies herauszunehmen. Hierüber wurden die ehrlichen Zöglinge des Mars so vergnügt, daß sie mir das Leben schenkten, mir freilich alles Uebrige abnahmen, Dolman, Hut, Weste, Schärpe und Säbelscheide. Hierauf führten sie mich eine Strecke weiter, banden mich mit einem andern gefangenen Officier zusammen und schleppten uns nach dem großen Hügel, wo die übrigen Gefangenen sich befanden. Hier wollte mich ein Dragonerofficier noch niederstechen, weil er mich, wahrscheinlich an den blauen Augen, für einen Ausländer erkannte. Er überhäufte mich mit Drohungen und Schimpfreden, die ich in Geduld anhören mußte.

So stand ich, zerschossen, zerstochen, zerhauen, zerquetscht, nackt und gebunden auf der nämlichen Terrasse, wo ich vor wenigen Stunden noch neben meinem General voll Muth und fröhlich dem Gefechte zugesehn. Ich überblickte die Hütten, den Weg, die Brücke und die grünen Gebüsche; — Alles kam mir fremd und unbekannt vor, und ich konnte durchaus nicht begreifen, was vorgefallen und wie ich hierher gekommen. Ich erkannte jetzt unter den Mitgefangenen einige Gefährten von trauriger Gestalt, die mir wehmüthig zunickten und dann ihre Augen zum Himmel richteten. Dies kam mir jedoch mehr wie ein Traum vor. Der Freudendonner der Kanonen unserer Sieger, der Wirbel der Trommeln, die Fanfaren der Trompeten, das Victoriarufen, meine Schmerzen, der große Blutverlust verwirrten dann dergestalt meine Sinne, daß von dem weiter Vorgefallenen mir noch jetzt nichts in der Erinnerung auftaucht. Nacht umfing meine Augen.

In dem kleinen Raume einer Hütte, unter Verwundeten und Sterbenden, auf nacktem, nassem Boden liegend, den Kopf auf einen Sack voll Mais gestützt, im Blute schwimmend, fand ich endlich mein Bewußtsein wieder.

Nach und nach kehrte mein Gedächtniß zurück, und ich konnte mir die Begebenheiten langsam vergegenwärtigen. Ich erkannte die Hütte für die nämliche, in welcher ich des Morgens vergnügt mit meinem General gefrühstückt hatte. Sie war gefüllt von Verwundeten und Gefangenen. Glücklicherweise bemerkte ich darunter einen jungen Arzt, der aber so taub war, daß er meine Bitte um Untersuchung meiner Wunden überhörte, bis es endlich am Abend mir durch Vermittlung eines mir bekannten Gefangenen gelang, seiner habhaft zu werden und mich ihm verständlich zu machen. Jetzt wurde ich vom Blute etwas gereinigt, und es fand sich, daß die Kugel unterhalb des rechten Handgelenkes in den Arm gefahren war, immer dicht an dem Knochen weg bis in den Oberarm, wo sie nahe dem Ellenbogen stecken geblieben. Auf meinen Entschluß zu sofortiger Operation wurde gleich die Anstalt dazu gemacht. Einige Officiere leuchteten, andere hielten mich auf dem Erdboden fest, und der Physikus machte mit einem stumpfen Messer, weil er sein chirurgisches Besteck verloren hatte, einen großen Kreuzschnitt. Die Kugel steckte sehr fest am Knochen, sodaß es ziemlich lange dauerte, eh' mit Hülfe einer Drahtzange die blaue Bohne herausgebracht wurde. Nicht einen einzigen Schmerzenslaut ließ ich hören, zur Verwunderung meiner Gefährten. Bei Untersuchung der andern Wunden fand sich, daß die starke seidene Stickerei am Kragen meines englischen Dolmans den Säbelhieb gebrochen, und nur eine starke Contusion die Folge desselben war. Ich hatte, immer dahinfühlend, weil der Hals mich sehr schmerzte, sodaß ich den Kopf nicht drehen konnte, mit der Hand viel Blut hingewischt; deshalb hielt man Anfangs die Sache für gefährlich. Die Lanzenstiche waren nur Streifungen, da ich sie geschickt parirt hatte, jedoch war ein Finger mir halb durchgeschnitten. Mein Hemd war ganz durchlöchert von Stichen. Es wurde auseinander geschnitten, um zum Verbande zu dienen, nachdem die Wunden sämmtlich mit Essig und Wasser gewaschen worden; dann zog ich mich wieder in meinen Winkel auf den Maissack zurück, legte mich still nieder, ohne Bedeckung und weitere Pflege, und beobachtete, was um mich herum vorging, das Klagegestöhn der übrigen Verwundeten und die traurigen Gespräche der Gefangenen anhörend. Ich erfuhr, daß man unsern General für todt hielt, ihn sogar in einer Schlucht liegen sah. Man hatte vor einigen Augenblicken seinen Mantel und Hut und meinen Dolman zum Verkauf ausgeboten; Santana's Tod war mir nur zu wahrschein-

lich. Wir weinten alle um Den, den wir vor einigen Stunden noch voll Geist und Muth unter uns gesehen. Sein Schicksal hatte ihn erreicht, „ihn todt und kalt unter den Hufschlag der Pferde geworfen.“ Nichts schien jetzt gewisser und natürlicher, als daß Calderon nach diesem Siege gleich nach Veracruz eilen und es ohne Widerstand in Besitz nehmen würde. Dann war es mit der Revolution vorbei, wir waren Rebellen, und welches Schicksal wartete unser?

Unter diesen Gedanken, ohne Speis' und Trank, ohne Bedeckung gegen den die leichte Rohrhütte durchziehenden Wind, brachten wir die Nacht zu. Das Gewinsel, Stöhnen und Klagen mehrerer Schwerverwundeten, das Geschrei der unsere Hütten umgebenden Schildwachen, das Gerassel der Geschütze und Wagen, die herangebracht wurden, der Schmerz meiner Wunden, der Gedanke an die Zukunft, ließen mich nicht viel schlafen, obgleich ich meine ganze Philosophie zusammensuchte, um mir Ruhe zu erzwingen. Ich muß ein kleines Wundfieber gehabt haben, denn wenn ich die Augenlider schloß, um den Schlaf zu versuchen, so störten mich die wunderlichsten Bilder. Besonders erinnere ich mich noch einer eigenthümlichen Phantasie. Ich meinte nämlich immer mich in Gesellschaft von einigen Magistratspersonen von Wermelskirchen und Hückeswagen (Dörfer des märkischen Sauerlandes in Westfalen) zu befinden, an welche ich, seit ich die vaterländischen Fluren verließ, nie wieder gedacht hatte. Diese Herren saßen mit mir an einem Tische voll alter Documente und Handschriften, aus denen sie mir den Ursprung und die Geschichte dieser beiden Orte zu beweisen suchten. Ihre langweiligen Vorlesungen verursachten mir die heftigsten Kopfschmerzen; ich wollte immer aufstehen und die Unterhaltung abbrechen, aber die Herren ließen es durchaus nicht zu. Diese Phantasie wurde mir unerträglich, und ich verscheuchte sie durch Oeffnung der Augen, aber sobald ich, ermüdet, sie schloß, saßen die Herren Bürgermeister und Gemeinderäthe von Wermelskirchen und Hückeswagen wieder da, vor ihren Acten und großen Tintenfässern und vor dem preußischen Adler über der Thüre. Zuweilen guckten dann bekannte Gesichter durch die Wand, die mich anlachten und mir winkten, den weisen Magistrat sitzen zu lassen: Maler Frey aus Danzig, der selige Professor Stark aus Bremen, Obergeometer Eichelberg, welcher sich trauriger Weise den Hals abstürzte, mein Freund Halle aus Hagen mit der Violine in der Hand, Artilleriehauptmann Streit, der fleißige Kartenzeichner, u. A. Um mich von diesen seltsamen Bildern zu befreien, zwang ich mich mit Gewalt wach zu bleiben, so sehr mir der Schlaf willkommen gewesen wäre. Ein junger Capitän mit krausen schwarzen Haaren, dessen Kopf mit dem meinigen auf dem Maissacke ruhete, starb an seinen Wunden in dieser Nacht, sodaß, als der Tag anbrach und diese Unglücksscene beleuchtete, ich ihn an meiner Seite todt und kalt erblickte. —

Eh' ich nun die Beschreibung des mir ewig denkwürdigen dritten März verlasse, will ich noch Einiges über das letzte Gefecht bemerken. Der Verlust desselben war nicht in dem Mangel an Tapferkeit zu suchen; denn selbst die Feinde haben uns in ihrem öffentlichen Berichte hierin volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; nur die Kosaken waren ausgenommen von diesem Lobe. Unser Unfall lag in folgenden Umständen. Erstens war der Feind an Zahl dreimal stärker als wir; er hatte 2500 Mann lauter reguläre Truppen. Er führte Artillerie, deren wir entbehrten. Unser General wartete den Angriff ab, statt anzugreifen; der Feind durfte nicht Zeit erhalten, uns zu umgehen und viele unserer Leute durch das lange Kanonenfeuer einzuschüchtern; viertens gaben die Jäger aus ihrem Versteck zu früh Feuer. Freunde und Feinde trugen größtentheils die nämliche Kleidung, sodaß wir irrthümlicher Weise mehrmals glaubten, auf unsere eigenen Leute zu schießen. Sechstens befanden sich bei unserer Reiterei 300 Mann theils übergegangene Gefangene von der Wegnahme der Conducta, theils sonstige Ueberläufer. Siebentens wurde unsere Position von der vom Feinde besetzten Anhöhe dominirt; was man freilich Santana zur Last legen könnte, da man solche Stellungen nicht wählen soll. Man muß aber erwähnen, daß er wohl nicht die Absicht hatte, sich ernstlich zu schlagen, sondern blos mehreren Bataillonen des Feindes, von denen wir glaubten, sie seien uns günstig gesinnt, Gelegenheit zum Uebergange zu geben. Wäre Postilla ein Paar Stunden früher zurückgekommen, so marschirten wir wahrscheinlich gleich nach Puente nacional, das wir in Besitz nahmen und dadurch den Feind gänzlich von Jalapa abschnitten und ihn in große Verlegenheit setzten. Hier hätten wir auch einige Kanonen vorgefunden, die Sache hätte eine ganz andere Wendung genommen, und wir zogen vielleicht als Sieger in die Hauptstadt ein. — Doch zurück zu meiner Geschichte.

Am Tage nach der Schlacht (wenn man eine Affaire zwischen ungefähr 3000 Mann, welche in Europa kaum ein Vorpostengefecht sein würde, Schlacht nennen darf), am 4. März Nachmittags, wurden sämmtliche Officiere, 32 an der Zahl, und 4 Freiwillige, in Abtheilungen von 4 Mann durch eine Escorte von 25 Mann Reiterei auf der Straße nach Jalapa abgeführt. Mehrere Schwerverwundete blieben zurück, unter ihnen ich. Mein Arm war in der Nacht so aufgeschwollen, daß man heute die Kugel nicht mehr hätte herausbringen können. Da ich ohnehin fast nackt war, so wollte ich meine Wunde der brennenden Sonne nicht aussetzen und hielt mich deshalb beim Abmarsch klüglicherweise zu den Zurückbleibenden, denn ich glaubte, wir würden mit nach Veracruz genommen werden; dann wäre ich bei meinen Freunden wohl aufgehoben gewesen. Als die übrigen Gefangenen abmarschirt waren, lag ich ziemlich vergnügt über meinen preußischen Pfiff in meinem Winkel, ungefähr eine Stunde lang. Plötzlich stürmte General Calderon herein und schrie: „Wo ist der gefangene Fremde?“ Ich erhob mich und gab mich als solchen zu erkennen. Ohne Weiteres gab er den Befehl, den Schelm (picaro estrangero) sofort todtzuschießen. Man führte mich wirklich gleich hinaus; ich sah in den Blicken wilde Freude über diese Execution und dachte an Fridolins Gang nach dem Eisenhammer:

> Deß freut sich das entmenschte Paar
> Voll roher Henkerslust,
> Denn fühllos wie das Eisen war
> Das Herz in ihrer Brust.

Ich zuckte die Achseln, sagte nicht ein einziges Wort, nahm meine ganze Philosophie zusammen und ergab mich in mein Schicksal, mit Salomo zu mir selber sprechend: Alles ist eitel! Es war ja kein Anschein vorhanden, daß ich meinen Arm behalten würde, und was soll man ohne Arm in der Welt? Schon ordnete man eine Compagnie, aus der man Diejenigen ernennen wollte, welche die Gefälligkeit haben sollten, mir einige Unzen Blei in den Leib zu jagen, als Calderon den Befehl gab, mich wieder vor ihn zu führen.

Er fragte nach meinem Namen, und wo ich herkäme. Ich antwortete ganz gelassen, und er brach auf eine pöbelhafte Weise in die Worte aus: „Was wollen Sie in unserm Lande, Schelm? Warum mischen Sie sich in unsere politischen Angelegenheiten? Führt diesen Schelm hinaus und macht ihn todt!“ Ich wurde wirklich zum zweiten Male hinausgeführt, als draußen ein Corporal mich beim Arm nahm und — mich laufen ließ. Ich fragte: wohin? — „Sie werden es schon sehen!“ Mit dieser lakonischen Antwort trieb er mich in der Sonnenhitze vor sich her. Ohne Rock und Weste, ohne Hut, lief ich was ich konnte, um nur dem Flegel Calderon aus den Augen zu kommen, obgleich ich selbst noch nicht errathen konnte, was man mit mir vorhabe, und vermuthete, meine Execution sollte weiter rückwärts an einem andern Orte geschehen, nicht in Gegenwart der übrigen Verwundeten.“ —

Wie durch ein Wunder entkam Harkort dem unvermeidlich erscheinenden Tode, mußte aber vier Monate in der Gefangenschaft schmachten, Anfangs im Hospital, um von seinen Wunden geheilt zu werden, dann in der Festung Perote, und schließlich in Puebla, von wo er eine halsbrecherische Flucht wagte, und nach mühseligster Wanderung durch Gebirgswildnisse wieder den General Santana in Orizaba erreichte. Als Ingenieurofficier machte er nun den ganzen Feldzug mit und zog am 3. Januar 1833, zum Oberstlieutenant befördert, an der Seite seines Generals in Mexico ein.

Leider gewann das Land damit keine Ruhe. Santana erfüllte die schönen Hoffnungen nicht, die man an ihn geknüpft hatte, näherte sich immer mehr der absolutistischen Partei und sprengte schließlich den Congreß. Die Opposition gegen ihn sammelte sich in dem Staate Texas, und auch Harkort begab sich dorthin, focht als Oberst gegen seinen ehemaligen Feldherrn, der besiegt und gefangen ward. An allen diesen Ereignissen nahm unser deutscher Landsmann erheblichen Antheil und wurde so Mitgründer des neuen Staates, ohne dessen Unabhängigkeitserklärung und friedliche und gedeihliche Entwickelung als Mitglied der americanischen Union noch zu erleben. Er erntete nicht diese schönen Früchte seiner Anstrengungen, sondern starb bereits am 11. August 1834, seinen Erben eine Strecke Landes hinterlassend, die ihm der Staat in Anerkennung seiner Dienste geschenkt hat.

Graubündten.

Durch die Eröffnung der Eisenbahn von Rorschach nach Chur wurde uns ein Theil der Schweiz näher gerückt, der in seinen Gebirgsstöcken, die zum Theil den höchsten Alpenzügen angehören, mit seinen Gletschern, Bergströmen, Arvenwäldern, die großartigsten Ansichten gewährt, und in seinen Bewohnern — Deutsche, Romanen und Italiener — dem Sprachforscher ein reiches Feld zur Ausbeutung darbietet. Zwischen hohe Berge geklemmt, aus welchen die Plessur hervorschäumt, hat der Hauptort Chur, trotz der umgebenden Rebenhalden und der Obstgärten im Thale, ganz den Charakter einer Gebirgsstadt, und mehr Aehnlichkeit mit den oberitalischen Städtchen, als denen der deutschen Schweiz. Gepflasterte Gassen und Gäßchen ziehen sich zwischen hohen Häusern hin, welche nach wälscher Sitte mit Loggien eingefaßte Hofräume umschließen, und nach außen vielfach in Erkern vorspringen. Die Erdgeschosse der größern Behausungen dienen als Waarenniederlage, in jeder derselben findet sich ein Speditionsgeschäft, das nächst der Alpenwirthschaft und dem Feldbau von den meisten Bürgern getrieben wird, ihr Beruf sei, welcher er auch wolle. Um das alte Rath- und Kaufhaus, mit seinen gewölbten Hallen, drängt sich ein geschäftiges, lautes Gewirre von Packern, Lastträgern, Kaufherrn und Fuhrleuten, während in der obern Stadt, um die bischöfliche Residenz, welche an die Römerthürme Spinoïl und Marsoïl angebaut ist, tiefes Schweigen herrscht, das nur manchmal durch das Geklingel eines Saumrosses, das mit seinem Führer von der Alp herabsteigt, und schwer beladen, die Erzeugnisse der Mayensässe zu Markt liefert, unterbrochen wird.

Das bischöfliche Schloß bildet mit den Domherrnhöfen einen weitläufigen Gebäudecomplex, in dessen Umfang auch die Kathedrale steht, ein uraltes Gotteshaus, das auf römischen Unterlagen schon im 8. Jahrhundert erbauet sein soll. Von der zerstörten Vorhalle sind nur vier verwitterte Steinbilder übrig geblieben, aber der Rundbogen über dem Eingang mit seinen reichen Verzierungen und Ungethümen ist wohl erhalten, nur leider übertüncht, wie auch das Innere der Kirche, in welche man mehrere Stufen abwärts steigt.

Ein wohlunterrichteter Sacristan macht den Führer, und zeigt die Schätze in seinem Gewahrsam, davon er mehrere aus Staub und Moder an's Licht gezogen hat. Es sind Reliquienkasten aus Elfenbein und Holz geschnitzt, und in Metall getrieben; Kreuzpartikel, Kelche, Patenen 2c. in reicher Vergoldung, Fragmente von Bischofsstäben, Meßgewänder mit den kunstreichsten Stickereien und Figuren in erhabener Arbeit, eines darunter mit eingewebten Sprüchen aus dem Koran, das aus der Zeit stammen soll, als die Saracenen in das Alpengebirge eingedrungen, sich in Wallis festgesetzt hatten; auch einzelne Pergamentblätter, frühester christlicher Cultur angehörig, finden sich in diesem Kirchenschatze, welcher so ziemlich eine Periode von dreizehn Jahrhunderten umfassen mag.

Die zahlreichen Altäre der Kirche, deren Mittelschiff durch Spitzbogen mit den Seitenschiffen verbunden ist, während sonst durchgängig der Rundbogen vorwaltet, tragen herrlichen Schmuck an Bildwerk und Metallarbeiten. Der Hochaltar in dem obern Chor der Domherrn, zu dem ein breiter Aufgang emporführt, hat schönes Schnitzwerk mit ursprünglicher Bemalung, und auch der mit Stoff bekleidete Altartisch in antiken Formen aus Stein gehauen, ist wohl erhalten. Die offene Krypta unter dem Hauptaltare, ein flaches Gewölbe von einer reich geknauften mächtigen Säule gestützt, dient den Capuzinern als Chor.

Ein prächtig gemeißeltes Sacramentshäuschen, Altarbilder aus der altdeutschen Schule, reichgeschnitztes Chorgestühle aus dem fünfzehnten Jahrhundert, alte Bischofsgräber in Marmor und Granit, wie auch da und dort eingemauerte Fragmente von römischer Arbeit bilden einen würdigen Schmuck dieser Kathedrale, aus welcher in früher dunkler Zeit sich der Segen christlicher Gesittung über die Wildniß ausgegossen hat.

Castellähnlich erhebt sich der Bischofssitz über die Stadt, dem hohen Galanda gegenüber, an dessen Fuß der Rhein hinströmt, dessen Lauf zwischen Burgtrümmern und blühenden Ortschaften das Auge weithin verfolgen kann. Der Bau mag in seinen obern Stockwerken großentheils dem sechzehnten Jahrhundert angehören, während die Wölbungen des Erdgeschosses weit älter sind und Reste eines Todtentanzes aufweisen. In den obern Gängen sieht man Brustbilder der Bischöfe, darunter höchst ausdrucksvolle kriegerische Gesichter, wie sie nur der ecclesia militans zu eigen sind; erst mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts weichen Lippen und Knebelbärte allmählich den friedlichen Lockenperrücken und dem höfisch glatten Kinn. Den Zugang zur Stadt bilden zwei weite Thorbogen, unter deren einem sich die Trinkstube der Domherrn befindet, und wodurch dieses Stück Mittelalter gleichsam von dem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschlossen wird, deren fortschreitende industrielle Gewalten sich in den schrillen Lauten der Dampfpfeife selbst an dieser Stätte der Beschaulichkeit ankündigen.

Obgleich Chur längst germanisirt ist und dem Verkehr mit der deutschen Schweiz nahe liegt, wird doch allgemein Romanisch verstanden und gesprochen, wie auch Italienisch, worauf Spediteure und Fuhrleute aus alter Zeit durch ihren Verkehr mit den wälschen Landen angewiesen sind. Auch in die Lebensweise hat sich manches von dorther eingebürgert, unter andern der häufige Besuch der Kaffeehäuser und Schenken, deren es mehr als hundert in der Stadt geben soll, die ein seltsames Gemisch von städtischem Treiben und ländlichem Betrieb darbietet. Auch Feste und Vergnügungen erhalten durch diese Verhältnisse großen und heilsamen Wechsel. Den winterlichen Tanzgesellschaften und Schlittenfahrten folgen, wenn der Schnee schmilzt und die Alpenweiden bezogen werden, fröhliche Auszüge auf die nächstgelegenen Meyensässe, wo die Sennhütten oft so eingerichtet sind, daß mit geringen Bedürfnissen sich einige Zeit dort verweilen läßt. Der Herbst bringt den Obstsegen und den Herz erfreuenden „Wimmlet“, wie hier die Weinlese genannt wird, dabei den häufigen Durchzug der Fremden, welche gleich den Wandervögeln dem Süden zueilen oder von dort heimkehren. Dabei sind die Leute einfachen Sinnes und anspruchslos, obgleich viele derselben aus uralten Geschlechtern stammen, welche im Cantone zerstreut, auf Schlössern und Herrensitzen hausen, aus denen manche Berühmtheiten in Feld- und Hoflagern hervorgegangen sind. Wer gedächte nicht der Salis, Buol, Latour, der Planta, Tscharner, und noch vieler Andern, die in der Heimath und im Auslande sich verdient gemacht haben? Als Stapelplatz des Verkehrs zwischen Süddeutschland und der Lombardei hatte Chur von jeher, lange vor der Eröffnung der Kunststraßen über den Splügen und Bernhardin, mercantilische Bedeutung, obgleich der zweifelhafte Segen der Fabrikation dieser Gegend bisher fern geblieben ist. Erst in neuerer Zeit sind die Blei- und Eisengruben in Davos und Vorderrheinthal wieder aufgenommen worden, wovon erstere ehedem im Besitz der vielbegüterten Familie Vertemati in Pluers waren, deren Haus allein den unheilvollen Bergsturz überdauert hat.

Den großartigen Straßenanlagen über besagte Pässe, von 1817—26 vollendet, folgte die Eröffnung des Maloja- und Julierpasses, während die nur für leichtes Fuhrwerk gangbaren Alpensteige über den Bernina, Albula ꝛc. vielfach verbessert wurden.

Wie im Westen der Schweiz Wallis nur durch das Rhonethal ebenen Fußes betreten werden kann, so ist auch Graubündten nur vom Rheine her zugänglich, und hängt mit seinen italienischen Dependenzien, dem Misoxer- und Bregagliathale und Poschiavo, nur durch Hochpässe zusammen, deren niedrigster, der Maloja, mehr als 5000 Fuß Meereshöhe hat. Auch im Innern des Cantons sind die Thäler durch hohe Bergübergänge geschieden, was den Bewohnern ein eigenthümliches Gepräge giebt, deren ursprünglicher Typus sich aus Mangel an Verkehr reiner erhält, als wo Grund und Boden die Vermischung begünstigt. Noch jetzt zeichnet sich der deutsche Stamm, vielfach durch die wallisischen Einwandrer vertreten, durch lichtere Haar- und Hautfarbe vor dem finster blickenden schlauen Romanen aus, der vorzugsweise Alpenwirthschaft und Krämerei treibt und das Contingent der Kaffeesieder und Zuckerbäcker für halb Europa stellt, während der germanische Nachkomme sonstigen Gewerben obliegt und seiner Arbeitsamkeit wegen geschätzt ist. Gleichwie die verschiedenen Nationalitäten durcheinander gewürfelt sind, ist es auch mit den Glaubensbekenntnissen der Fall, die übrigens durch erstere nicht bedingt werden; giebt es doch in dem wälschen Poschiavo und Bregaglia reformirte Gemeinden, die einzigen in dem Lande jenseit der Alpen! In manchen Dörfern und Flecken des Cantons, vor allem in Chur, wohnen Katholiken und Reformirte, Romanen und Deutsche friedlich beisammen, sodaß abwechselnd je einen Sonntag deutsch, den andern romanisch gepredigt wird. Für die Schulen solcher Art sind die Lehrbücher in beiden Sprachen abgefaßt; dennoch steht zu befürchten, daß mit dem erleichterten Verkehr nach außen die romanischen Dialekte sich immer mehr verlieren werden, wie dies schon vor Jahrhunderten im tyrolischen Oberinnthale und im Vintschgau der Fall war. In den übrigen Cantonen der Schweiz haben sich nur Sprachinseln derselben erhalten, in den

Ormondsthälern, in dem Patois des untern Wallis und des ehemaligen Bisthums Basel, während in den Waldenserbezirken in Piemont, durch die ganze Provence bis nach Catalonien die alte Sprache beibehalten wurde, welche von den julischen Alpen bis in die Pyrenäen den Gebirgsvölkern eigen war.

Manche Völkerkundige suchten den Steinbau mit romanischem Wesen verbunden, als Norm aufzustellen; dem widerspricht aber die Erfahrung, daß in Graubündten höher gelegene Thalgründe, welche ausschließlich von Romanen bewohnt sind, wie das obere Engadin, das Hochgericht Dissentis im Vorderrheinthale, meist Holzbauten aufweisen, wo sie durch örtliche Verhältnisse, Klima und Wälderreichthum bedingt werden. Dieselbe Bemerkung drängt sich auch in Wallis auf, wo im Zehnten Gombs in der obersten Stufe des Rhonethals sämmtliche Wohnhäuser und Heuschuppen aus Balkengefüge bestehen, während von Mörl an der Steinbau hervortritt. Die Steinbauten mit ihrer flachen Bedachung ließen sich vielleicht eher wälschem Einflusse zuschreiben, der an den Eingängen zu den bedeutenderen Gebirgspässen sichtbar vorwaltet, wo die Leute sich vielfach durch den Handelsverkehr bereicherten und fremde Sitte in ihre heimischen Thäler verpflanzten; auch war das Baumaterial leicht zur Hand und bot größere Sicherheit gegen Lauinenstürze und Wildwasser, wodurch tiefere Thalgründe wegen der entholzten steilen Bergwände nur allzuoft bedroht werden. Im untern Engadin haben deshalb die castellartigen Behausungen häufig noch Bastionen und Vorsprünge gegen Schneedruck und Wassersgefahr.

Das Engadin oder besser Engadein, die Wiege des alten Oenus, und das ausgedehnteste Hochthal der ganzen Schweiz, bildet unstreitig den anziehendsten Theil von Graubündten.

Zwei Gebirgszüge, welche von dem Gotthardt, diesem Knotenpunkte der Alpen, auslaufen, halten es in ihrem Schooße und senden der tiefen Thalfurche aus unzähligen Gletschern und Schneefeldern ihren Wasserreichthum zu. Die Hauptquelle des Inns, dem Mürettogletscher entstürzend, badet sich in einer Reihe tiefblauer Seen, welche wie dunkle Himmelsaugen aus dem saftigen Grün der Matten aufblicken. An der Sonnenseite des Thalgehänges erheben sich zahlreiche Dörfer und Flecken zwischen finstern Arvenwäldern; der tausendfältige Schmuck einer reichen Pflanzenwelt umkleidet den Fuß der Berge, welche in Felsthürmen und Zacken kühn über die Schneeregion hinausstarren, über deren Joche gangbare Steige über Firne und Gletschereis nach Nord und Süd hinüberführen, durch Schluchten, wo der einsame Bär sein Lager sucht, wo Adler und Geier horsten, während die schlanke Gemse in flüchtigen Rudeln über Felsklippen jagt oder auf grünen Oasen zwischen wildem Gestein ihre Atzung findet. Ein reines Himmelsblau wölbt sich über diesen Fluren, deren Luft durch die Nähe des Südens gemildert die Brust des Wanderers hebt, dessen Auge mit Entzücken um die herrlichen Bergformen schweift, welche als Grenzscheide der Völker, den Weg nach Italien bezeichnen!

Neue deutsche Romane.

I.

Das litterarische Ereigniß dieser Woche war die Ausgabe des ersten Bandes von dem wieder auf neun Bücher berechneten neuen Gutzkow'schen Romane: „Der Zauberer von Rom" (Leipzig bei Brockhaus). Abermals auf dem Boden der germanischen Welt spielend, verheißt das neue umfassende Weltbild, das der Erzähler von unserer Gegenwart entfalten will, mehr die religiösen Conflicte der Zeit ins Auge zu fassen, während die „Ritter vom Geist" mehr die politischen Zustände einer hinter uns liegenden Bewegung erörterten. Der erste Band schließt mit dem Uebertritt der Heldin zum römischen Dienst; somit drängt Alles von Anfang an aus dem deutschen Norden nach dem Süden. Der Roman beginnt im Jahre 1832 und wird, voraussichtlich, einen sehr häufigen Wechsel in der Localität herbeiführen, insofern bereits im vorliegenden 1. Bande ein solcher mehrfach stattfindet. Anfangs nämlich sind wir in einem hessischen Dorfe und sodann in der Hauptstadt Cassel, von da werden wir auf die „rothe Erde" Westfalens versetzt; später treffen wir die Personen, mit denen uns die Erzählung bekannt gemacht hat, im äußersten Norden Deutschlands, in Hamburg und Kiel wieder, bis wir endlich in ihrer Begleitung dahin zurückkehren, von wo wir ausgingen, nach Cassel. In der Folge soll sich das Terrain noch mehr ausweiten, der Schauplatz vornehmlich auch nach Wien und Italien verlegt werden. — Ueber die Tendenz des Romans erlaubt dieser erste Band noch kein Urtheil zu fällen, und die Andeutungen der Vorrede sind wenig geeignet, uns darüber aufzuklären. Nebenbei weckt sie in uns die Furcht, daß die weitbauschige Fülle ihrer Verheißungen in demselben Mißverhältniß zu dem schließlich wirklich Dargebrachten stehen werde, wie dies bei derjenigen der Fall war, mit welcher der Dichter in den „Rittern vom Geiste" debütirt hat; doch wollen wir recht gern unser Urtheil darüber bis auf Weiteres suspendiren, und werden es gewiß mit Freuden offenbaren, wenn unsere Furcht sich später als ungegründet herausstellen sollte. — Die Handlung scheint sehr planmäßig angelegt und ebenso weitverzweigt als spannend zu werden; nur wird sie es, wie schon der erste Band darthut, gleichfalls nicht an jenen grausigen Ereignissen und geheimen Verbrechen fehlen lassen, die in den „Rittern vom Geiste" fast zu oft die Luft trübten und das Athmen beschwerten. In des geistvollen Verfassers Weltauffassung mischt sich stets bei aller Feinheit und Schärfe ein Ton der Erbitterung und Hypochondrie, der ihn bei allem Wahrheitsdrang zum scheelsüchtigen Pessimismus drängt. Wir hoffen, es in der Folge mit keinem blos criminalistischen Roman zu thun zu haben. Daß die Hauptperson der Erzählung noch mehr in den Vordergrund trete, steht zu erwarten; vielleicht wird dann auch

die ganze Zeichnung bestimmter und gediegener. In Doctor Heinrich Klingsohr erscheint wieder einer jener „modernen Titanen", jener „Zerrissenen" und „gemischten" oder „gebrochenen" Charaktere, für die Gutzkow noch aus seiner jungdeutschen Zeit her eine unüberwindliche Vorliebe hat; aber bis jetzt macht dieser Phantast, an dem wir wohl die auch vom Verfasser erwähnte „Ueberschwenglichkeit", doch noch nicht die „Bedeutsamkeit" und den „Beruf zum Edlen" wahrnehmen, auf uns durchaus nicht den beabsichtigten Eindruck. Viel mehr angezogen fühlen wir uns von der Lucinde Schwarz, mit deren Charakterentwickelung von frühester Kindheit an bis ins zwanzigste Jahr sich eben dieser erste Band, der nach des Dichters Ausspruch nur ein „Vorspiel" sein soll, vorwiegend beschäftigt. Diese weibliche Gestalt ist von Anfang an die Heldin des Ganzen, wenigstens die Trägerin des Stoffes, an deren Schicksalen sich der intriguenvolle Faden des großen Weltbildes unserer Zeit abspinnen soll. In ihrer Zeichnung hat sich der Dichter eine höchst eigenthümliche psychologische Aufgabe gestellt; — und wir trauen seiner Seelenkunde zu, daß er sie löst. Lucindens Heldenthum ist nämlich, wie es der Roman gestattet, passiver Art; sie handelt nicht, sie läßt mit sich handeln, ja es wird stets mit ihr und über sie verhandelt. Sie hat den eigenthümlichsten Reiz der Anziehungskraft für ihre Umgebung und ist selbst eine Natur, die nichts fesselt, die für nichts empfindet. Sie geht aus einer Verbrecherhand in die andere, und von früh auf an den grellsten, schreckhaftesten Einblick in die Verworfenheit der Menschen gewöhnt, läßt sie, hülfsbedürftig und elend, alle Unthaten und geheimen Gebrechen, deren Zeuge sie wird, an ihrer jungen Mädchenseele objectiv und mit marmorner Ruhe vorübergleiten, indem sie ihr besseres Selbst verschließt, und dieses bessere Selbst in ihr gar nicht zur vollen Blüthe kommen zu können scheint. Sie hat etwas Unberührtes, behauptet mitten in der Welt der Verworrenheiten und Ausartungen eine geistige Jungfräulichkeit, die sich nirgends hingiebt und doch alle Schattirungen des Bösen an sich vorübergleiten läßt, ohne gleichsam Uebung im Guten und Edlen zu erlangen. Somit ist sie fähig, das Aeußerste in Glanz und Elend zu erleben, und doch ihren eigentlichen Inhalt nicht zu erschöpfen. Sie hat das Magnetische einer Mignon und ist doch ohne romantische Phantasie, erlebt Alles um sich her, ohne ergriffen zu werden, höchst ruhig und verständig kühl und gelassen. Je mehr der nüchterne Verstand sich bis zum Dämonischen in ihr schärft, desto unentwickelter bleibt ihr Gefühlsleben. Nur Eines erschien uns an der sonst feinen und sinnvollen Zeichnung bedenklich; der Verfasser setzt seine Heldin einige Male in allzu gewagte Situationen. Schon daß er ihr, einem erst 16jährigen, wenngleich frühreifen Mädchen die ihrem Alter wenig zustehende Rolle ertheilt, einem jungen Mann das Geheimniß seiner illegitimen Geburt enthüllen zu müssen, erregt in uns Mißtrauen. Für Viele abstoßend wirkt vielleicht die Scene des wilden Champagnergelages mit Klingsohr, welche mit der Trunkenheit Beider, mit ihrer freilich nur angedeuteten Verführung und mit der Schilderung der schweren Träume endigt, die den Schlaf der Berauschten beunruhigen. Dadurch kommen in das Bild der sonst so interessanten und sogar anmuthigen Abenteurerin Flecke, die wieder weggewaschen werden müssen. In künstlerischer Hinsicht ist die Darstellung der Scene höchst bedeutend. — Der Styl des Romans ist reich an witzigen und schlagenden Pointen, stellenweise sehr gefeilt, durchgängig charakteristisch.

Ludwig Rellstabs „Drei Jahre von Dreißigen" (Leipzig bei Brockhaus) liegen nun vollständig vor uns. Die Erzählung wendet sich seit des Kaisers Matthias Tode mit dem dritten Halbband aus Oesterreich und Böhmen nach Heidelberg an den Hof des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, welchem vom Kanzler Budowa die Aufforderung der böhmischen Großen, den Königsthron des Landes zu besteigen, überbracht wird. Von da begeben wir uns nach Amberg zum Herzog Christian von Anhalt, und erleben in dessen liebenswürdigem Familienkreis einen friedlichen Abend, welcher dann zu dem bunten Treiben im Lager des Grafen Mansfeld und zu den grauenvollen Scenen der mörderischen Schlacht bei Groß-Lasken, der wir als Zuschauer beiwohnen, in schneidenden Contrast gesetzt wird. Der vierte Halbband bringt den Leser zuerst nach Wien selbst ins Cabinet des spätern Kaisers Ferdinand II., wo wir den Moment der Rettung desselben aus der Gewalt des wilden Volkshaufens unter Thonradel durch St. Hilaires tapfere Schaaren erleben, und sodann vor die Thore der Kaiserstadt ins Lager des Grafen Thurn, der dem bereits begonnenen Bombardement plötzlich Einhalt thun muß, als er von Prag aus die Weisung erhält, schnell zur Hülfe der dortigen Heeresmassen heranzurücken. Den fünften Halbband füllen vornehmlich zwei wichtige und folgenreiche Begebenheiten: die Wahl Ferdinands II. zum deutschen Kaiser, sowie die Annahme der böhmischen Königskrone durch den Kurfürsten von der Pfalz, dessen Krönung uns dann am Beginn des sechsten Halbbandes beschrieben wird. Von da versetzt uns der Erzähler zum zweiten Male in das unterdessen wieder aufgerichtete Lager des Grafen Thurn vor Wien; wir erfahren, wie die Gewalt der Umstände abermals die Aufhebung desselben fordert, ehe noch die Stadt in die Hände der Protestanten übergegangen ist. Zuletzt gerathen wir noch unter einen wilden Haufen von Bilderstürmern, die in der nächsten Nähe des Königs sogar ihr Haupt zu erheben wagen. Den Mittelpunkt der Ereignisse im siebenten Halbband bildet die zwar mit großer Lebendigkeit, aber allzu ausführlich beschriebene Schlacht am Weißen Berge. Im achten ziehen wir wieder in Prag ein, diesmal zugleich mit dem siegreichen Heere der Kaiserlichen, an dessen Spitze sich der Herzog Max von Bayern, sowie Tilly, Wallenstein, Pappenheim und Tiefenbach befinden. Der unglückliche König Friedrich hat kurz vorher als Flüchtling die Stadt verlassen, und der Verfasser erzählt uns freilich wieder allzu weitschweifig im neunten und zehnten Halbbande, mit wie barbarischem Uebermuth und unmenschlicher Grausamkeit gegen die Unterdrückten verfahren wird. Das Schwert des Henkers scheint nie zur Ruhe kommen zu sollen, und durch Ströme von Blut müssen wir uns den Weg bahnen zu dem Ende, das uns aber in den Worten: „Schaudervoll das Vergangene — schaudervoller das Kommende!" nur eine im höchsten Grade unerfreuliche Perspective zu eröffnen vermag. Unser schon abgegebenes Urtheil bestätigt

sich. Auch die neu hinzugekommenen Theile des Werkes muß die Rüge treffen, daß zuviel historisches Material aufgehäuft ist. Wir sprechen hierbei nicht von den äußerst belebten und glanzvollen Bildern der Kaiserwahl in Frankfurt und der Königskrönung in Prag, oder von ähnlichen nur einmal eintretenden, sehr interessanten Ereignissen. Aber weitläufige Unterredungen der kaiserlichen Würdenträger und der böhmischen Räthe, ganz genau mitgetheilte Schlachtenpläne und bis ins Detail ausgemalte Kampfscenen: — dies Alles findet sich in Mitten der Erzählung und gegen das Ende hin ebenso oft, wie zu Anfang, wozu im Verlaufe des Romans noch viel häufigere Exclamationen über das Traurige oder Schreckliche mancher Begebenheiten, sowie pathetische Anticipationen der Zukunft gekommen sind, die nichts Anderes bewirken, als ein immer öfteres Aufhalten und langsames Dahinschleppen der Handlung. Der eigentlich romanhaften Bestandtheile, die am Beginn nur sehr spärlich verstreut waren, giebt es zwar weiterhin mehr, indessen in ihnen fällt eine gewisse Gleichartigkeit des Inhaltes gerade nicht angenehm auf. Fast alle der vom Verfasser erfundenen Figuren gerathen nämlich nach und nach in arge Fährlichkeiten, aus denen sie aber allemal noch rechtzeitig durch ein bereitgehaltenes Wunder der Vorsehung, durch einen plötzlich hervortretenden Deus ex machina befreit werden. Das ists, was wir an dem neuen Romane auszusetzen haben; doch hindert es uns nicht, im Ganzen geurtheilt Rellstab von neuem als einen ganz vortrefflichen Erzähler zu bezeichnen, der, wie wir schon früher sagten, „es versteht, die Natur mit den Menschen in sinnvolle Verbindung zu bringen, und einzelne Züge an den geschilderten Charakteren in plötzlicher Schönheit zum Vorschein kommen zu lassen." Die gleichmäßige Tüchtigkeit seiner Charakteristik zeigt sich in den verschiedenen, scharf hervortretenden Gegensätzen, z. B. dem schlauen und den bekannten Ausspruch von dem die Mittel heiligenden Zwecke getreulich befolgenden Jesuiten Pater Lamormain einerseits, sowie dem derben, offenherzigen und rückhaltslosen Grafen Mansfeld andererseits. Die historisch berühmt gewordenen Persönlichkeiten heben sich in ausdrucksvoller Zeichnung von dem Hintergrunde ab, und so ziemlich von jedem Stande und aus jeder Schicht des Volkes giebt es einen charakteristischen Repräsentanten, wie denn z. B. Kaspar Schwarz ein gewiß ganz lebenswahres Bild des Landsknechtslebens im 30jährigen Kriege darbietet. Alles in Allem genommen darf man zweifelsohne sich der Hoffnung hingeben, daß der Roman, wenngleich er vor der Kritik nicht durchaus makellos dasteht und die höchsten künstlerischen Anforderungen nicht zu erfüllen vermag, dennoch ein ebenso großes und dankbares Lesepublicum finden werde, wie Rellstabs „1812" seiner Zeit es fand, wozu denn bereits in der noch vor Vollendung des Werkes nöthig gewordenen zweiten Auflage ein vielverheißender Anfang gemacht worden ist.

„Mirabeau", nachdem er vorher schon für Lewitz und Pipitz Gegenstand von gelehrten Monographien gewesen war, hat nun auch den Stoff zu einem vierbändigen Romane von Theodor Mundt (Berlin bei Janke) dargeboten. Wir begreifen in der That, wie dieser wunderbar begabte und geartete Mann, dieser Heros im Boudoir und in der Volksversammlung, der zuerst der ritterliche Held unzähliger verwegener oder rührender Liebesaventuren, sodann aber auch der tragische Held einer gewaltigen Revolution war, ein Mann, der sich stets zum Liebling der leidenschaftlich bewegten Masse des Volkes zu machen wußte und auch bei rastlos fortgesetzten und im höchsten Grade anstrengenden geistigen Arbeiten niemals in seiner Frische und Elasticität nachließ, sich in Allem, was er that, als einen ebenso vielseitigen, geistvollen und schnell producirenden Schriftsteller, wie als äußerst sprachgewandten, immer schlagfertigen Redner bekundete, die verschlagensten und scharfsinnigsten Operationen anzugeben verstand, wodurch Frankreich sich aus seinen pecuniären Wirrnissen befreien sollte, und selber doch niemals Geld besaß, sondern in steten drängenden Verlegenheiten war, — der endlich aus einem glühenden Freiheitsapostel und angebeteten Volksfreund zu einem Anhänger und begeisterten Vertheidiger der Monarchie wurde, blos weil er den zauberhaften Reizen Marie Antoinettens nicht zu widerstehen vermochte: — wir begreifen, wie Mirabeau immer von neuem unsere Dichter und Gelehrten andauernd beschäftigen kann. An seine Person, indem wir die wechselvollen und bunten Schicksale seines Lebens an uns vorübergehen lassen, reiht sich zugleich noch eine ganze glänzende Gallerie interessanter Menschen. Ludwig XVI., die Königin, und alle Prinzen und Prinzessinnen, Lafayette, Madame Helvétius, der Dichter Chamfort, der Chemiker Cabanis, Benjamin Franklin, Etienne Montgolfier, Diderot und die Encyclopädisten, William Pitt, Cagliostro, Friedrich der Große, Prinz Heinrich von Preußen, Talleyrand, Siéyes, Robespierre, Marat, Camille Desmoulins: — wir finden kaum ein Ende mit Aufzählen all der bedeutsamen Namen, deren Träger uns in dem von den umfassendsten historischen Studien Zeugniß gebenden Romane Theodor Mundts vorgeführt sind. Und zwar ist die Beschreibung der geschichtlichen, durch Bilder bekannt gewordenen Persönlichkeiten, sowie die Schilderung ihrer nicht minder bekannten Charaktere überall eine recht gelungene. So übt z. B. die sanfte Majestät des herzensguten und mildgesinnten Königs, wie nicht minder die prächtige, zauberisch berückende Erscheinung der stolzen Habsburgerin Marie Antoinette eine nachhaltige Wirkung auf den Leser aus, und neben der titanenhaften, machtvollen Männlichkeit Mirabeau's steht, wie das Liebliche neben dem Erhabenen, die rührend schöne Gestalt der Frau v. Néhra, die wir im Verlaufe des Romans nur sehr ungern mehr in den Hintergrund treten sehen. Denn wenn gleich es geschehen sein mag, daß der niemals ruhig genießende, unaufhaltsam weiterstrebende Mirabeau auch das Gefühl für sie überwand und endlich gleichgültig gegen sie wurde, so hat doch der Verfasser es vorher verstanden, unsere Theilnahme für dies reizende Bild treu aufopfernder Frauenliebe so rege zu machen, daß wir nicht wünschen können, es unseren Blicken vor der Zeit entzogen zu sehen. Ist dies ein Fehler des Romans, so sind wir dagegen mit Aufzählung seiner Vorzüge noch nicht fertig. Mehrere höchst interessante Episoden aus der damaligen Geschichte, z. B. die historisch berühmten Unterredungen Mirabeau's mit dem alten Fritz sowie mit Marie Antoinette, werden uns mit

seltener Lebendigkeit geschildert, und endlich ist auch die Stimmung der ganzen Zeit sehr klar vergegenwärtigt. Das ancien régime in seinem verblassenden Glanze und seiner alles Maß übersteigenden Frivolität, und der gährende Drang eines anbrechenden neuen Zeitalters, beide Gegensätze stehen in lichten Bildern vor uns. Kurz, Mundts Roman enthält eine ganze Reihenfolge glänzender Scenen, bietet aber kein Ganzes, wie das so oft dem historischen Roman widerfährt und den der Geschichte nachbildenden Poeten, im Gegensatz zu den frei gestaltenden, schöpferischen Dichtern. Wir sehen in Mundts Arbeit zwar die Absicht, eine abgeschlossene Composition zu geben; aber seine Figuren kommen und gehen, ohne sich an ein bestimmtes künstlerisches Gesetz zu binden, und wenn wir gerade anfangen warm für sie zu werden, verschwinden sie und erscheinen nicht wieder. Sie sind Fragmente eines Ganzen wie das ganze Thema des Buches.

Während Th. Mundt, wie es heißt, jetzt Robespierre zum Gegenstand einer neuen historisch romantischen Schilderung macht, ist Luise Mühlbach im Wetteifer mit ihm noch ergiebiger thätig auf dem Gebiet des Memoirenromans. Sie scheint zum Staunen und zugleich unter dem lebhaften Beifall des großen Publicums fast die neue Entdeckung gemacht zu haben, wie sich durch fleißige, dreiste und frische Compilation die Memoiren gewisser Zeiten, die uns noch nahe liegen, zu romantischen Erzählungen ausbeuten lassen. Der Fortschritt gegen die historisch romantische Erzählungsmanier älterer Zeit besteht darin, daß L. Mühlbach nicht wie weiland Tromlitz und van der Velde schwächlich und kränklich sentimental erfindet und damit die Historie verfälscht; sie läßt vielmehr den Realismus der Geschichte mit Citaten auf die Memoirenüberlieferungen walten. Von L. Mühlbach erschienen in letzter Zeit nicht weniger als folgende sieben umfangreiche Romane: „Johann Gotzkowsky oder Friedrich der Große und sein Kaufmann“ in 3 Bänden, „Heinrich VIII. und sein Hof“ in 3 Bänden, „Friedrich der Große und sein Hof“ in 3 Bänden, „Friedrich der Große und seine Freunde“ in 4 Bänden, „Friedrich der Große und seine Geschwister“ in 6 Bänden, „Kaiser Joseph und sein Hof“ in 12 Bänden, und endlich „Napoleon in Deutschland“, welch letzteres Werk in seiner noch bevorstehenden Vollendung sogar an die 16 Bände umfassen dürfte. Mit Rücksicht auf diese fast beispiellose Fruchtbarkeit könnte man Frau Mühlbach wohl als die Charlotte Birch-Pfeiffer des Romans bezeichnen, mit welcher Dame sie in der That auch sonst noch manche Aehnlichkeit besitzt. Ihr Styl ist nicht so geist- und pointenreich wie Th. Mundts, allein um so natürlicher und populärer, wenn auch die Stoffe sehr ungleich gehalten und behandelt werden. Was aus dem Vorfund gemacht werden kann, wird gemacht; wo aber nichts gemacht werden kann, da läßt die Verfasserin das Material wie ihren Styl gern fallen. Vielleicht befreien uns jedoch die Bücher der Frau Mühlbach von den Franzosen, welche die historischen Stoffe so allseitig für Romane ausbeuteten und das deutsch Nationale darin corrumpirten. Ihr „Napoleon in Deutschland“ (Berlin bei Janke) liegt noch nicht vollständig vor; wir wollen deshalb nur erwähnen, daß uns in den ersten Bänden die Unterredung zwischen dem jungen General Bonaparte einerseits und dem Grafen Cobenzl und Marquis de Gallo als österreichischen Abgesandten andererseits — jene Unterredung nämlich, welche zu Udine stattfand und dem Frieden von Campo Formio voranging — mit viel Geschick und in charakteristischer Weise in Scene gesetzt schien.

Auf ganz ähnliche Weise wie diese beiden Werke, nicht zu einer festen Composition zusammengefaßt, sondern mehr in Episoden auseinandergehend erscheint ein Roman, welchen zuerst die „Berliner Revue“ mittheilte, und der nun auch in einem besondern Abdruck (ebend. bei Heinicke) zu haben ist: „Drei Jahre“ von Georg Hesekiel (in 3 Bänden). Er schließt sich dem Mühlbachschen in stofflicher Hinsicht an, indem der große Eroberer, der dort seinen Triumphzug durch Deutschland begann, hier zwar auch noch „in Deutschland“ verweilt, jedoch bereits die Tage zählt, wo sein Stern für immer zu erbleichen anfing. Im Gegensatz zu L. Mühlbach ist in Hesekiels Schilderung nicht blos ein nationaldeutscher, sondern specifisch preußischer Patriotismus im Sinne der Kreuzzeitungspartei bezeichnend. Zu parteilos getreuer Charakteristik eines ganzen Zeitalters kann ein in solcher Sonderstellung befangener Dichter nicht gelangen, und er ist oft in höchst animosen Ausbrüchen ein sehr ungerechter Beurtheiler und Verächter fremder Größe. Napoleon z. B. könnte sich über die Behandlung, die ihm von Seiten Hesekiels widerfährt, bitter beklagen. An einzelnen höchst treffenden und trefflichen Schilderungen fehlt es diesen „Drei Jahren“ nicht; wir erinnern hierbei vor allem an die famose Unterredung zwischen Napoleon und Metternich im Marcolinischen Palais zu Dresden, oder an die glänzende Gesellschaft im Salon der Fürstin Bagration zur Zeit des Wiener Congresses. Gelungen ist es dem Verfasser auch, nicht nur das laute, mit dem Schwerte dreinschlagende, sondern ebenso das stille, im Geheimen Wunder der Barmherzigkeit und Menschenliebe verrichtende Heldenthum jener Tage zu zeichnen, welch letzteres sich besonders in den Frauen, so hier in der Präsidentin Lohmeier und ihrer edlen Tochter Waldemare, bethätigt. Zweierlei aber ist an Hesekiels Roman ausschließlich und als Seltenheit zu rühmen. Erstens die dem Bilde der Hauptperson, des Uhlanenlieutenants Philipp, beigemischte fein ironische Färbung, worin sogar etwas von jener künstlerischen Freiheit und Objectivität zu Tage tritt, die sich über die Gegenstände und Figuren zu stellen, d. h. die selbst an den Lieblingsgestalten des Dichters ihre kleinen Schwächen und Lächerlichkeiten herauszufinden und dieselben mit dem milden Scheine gutmüthigen Humors zu beleuchten versteht. Dann der zierliche Rococostyl in der Zeichnung des alten guten Corbin, sowie des schönen Schwesterpaares Septimanie und Honorine, obschon der spätere Wandel und Verlauf dieser anmuthigen Mädchen uns unangenehm beleidigt. Unsere Dichter lieben es immer noch, ihre anmuthigsten Schöpfungen durch eigene Zuthaten nachträglich zu verunglimpfen.

Zu der Kategorie der Memoirenromane gehört zum Theil auch: „Ein getheiltes Herz oder Karl Theodor und seine Zeit“ von Franz Carion (3 Bde.; Leipzig bei Brockhaus). Der Verfasser (vielleicht weiblichen Geschlechts) ist jedenfalls ein Oesterreicher; dies bekundeten seine Schilde-

rungen im Roman von der Maria Theresia und ihrer Zeit, den wir voriges Jahr ausführlich besprachen; der Ton in der Behandlung des Schauplatzes und der Figuren war volksthümlich. Auch am Münchener Hofe zur Zeit Karl Theodors, der sein neu geerbtes Land nach Kaiser Josephs Plan mit einem belgisch-burgundischen Königreiche vertauschen sollte und wollte, wußte sich der Verfasser in den Situationen der österreichischen und der preußischen Partei sehr heimisch zu machen, und da es von Zeit zu Zeit zweckmäßig zu sein scheint, Bayern, das sich jetzt wieder mit einem y schreibt, daran zu mahnen, daß es mitunter Preußens bedurfte, um sich selbständig zu erhalten, so heißen wir auch die neue historisch romantische Erzählung Carions willkommen, obschon der weitschweifige, höchst unbeholfen langsatzige Periodenbau im Styl des Buches fast abschreckend wirkt. Der Roman im Romane bietet nicht viel Neues. Ein junger Cavalier, der als angeblicher Maler im Hochgebirge am See eine Midei gewinnt und sie heirathet, wird am Hofe auf Befehl des Kurfürsten mit einem Fräulein getraut. Sein „getheiltes Herz" macht ihn zu einer Art Clavigo, während es im Roman auch nicht an einem Carlos fehlt, der die Gewissensbisse des doppelzüngigen Helden beschwichtigt. Die Doppelehe löst sich, indem Midei verzichtet und für todt gilt. Später aber kommen beide Frauen des Helden mit ihren Sprößlingen doch zusammen, und die Gräfin verzichtet, legt auf ihrem Sterbebett sogar die Hände des der Anciennität nach rechtmäßigeren Paares zusammen. Midei und der Graf können sich indeß doch nicht wieder in die alte „Harmlosigkeit" finden; die Sprößlinge kommen beiderseits um.

Im Gefolge dieser soeben besprochenen Werke nennen wir ein Buch von Karl Seifart, dem Verfasser der „Hildesheimer Sagen" und des „Altdeutschen Studentenspiegels": „Lust, Leiden, Lieben und Leben aus Vorzeit und Gegenwart" (Stuttgart bei Krabbe), eine Sammlung kleinerer Erzählungen, etwa in der bekannten Franz Trautmannschen Manier, sowie von Heinrich Schwerdt, dem früheren Redacteur des „Feierabends": „Aus alter Zeit. Zwei Wartburggeschichten" und „Aus neuer Zeit. Zwei Handwerkergeschichten" (Leipzig bei Schlicke). In jenen, die einzeln sich „die heilige Elisabeth" und „Martin Luther" betiteln, ist der Ton der alten Chroniken treu getroffen, während diese, „die Wanderschaft im Morgenlande" und „Handwerk hat einen güldnen Boden" benannt, beachtenswerthe Gaben für Volksschriftenvereine darbieten.

Für ein ganz anderes Publicum ist ein Roman berechnet, der uns auf das vor einer Reihe von Jahren sehr fleißig bebaute, jetzt aber ziemlich vernachlässigte Gebiet des politischen Tendenzromans überführt. Mit den „Deutschen Träumen" (3 Bde., Braunschweig bei Vieweg) wagte sich der liebenswürdige Verfasser der „Drei Sommer in Tyrol" und der Schilderungen „Aus dem Etschlande", Ludwig Steub, zum ersten Male aufs Feld der freigestaltenden Erzählung, und zwar geschah dies mit einem überlegenen Talente und einer Macht des Geistes, die zum Theil bedeutende Wirkungen zu äußern im Stande ist. Aber der Gesammteindruck des Werkes wird durch die Unklarheit seiner Tendenz beeinträchtigt. Die gewissenlosen, schurkischen Minister und großen Herren, die Vollstrecker des vormärzlichen Polizeistaates, haben die Sympathien des Dichters nicht für sich: soviel scheint gewiß; jedoch in welchem Verhältnisse er sich zu den unklaren Schwärmern von deutscher Freiheit befindet, welche die Idee eines heiligen römischen Reiches deutscher Nation wieder aufwärmen möchten, das ist weniger leicht abzusehen. Viele Einzelheiten in ihrer Charakterzeichnung, daß sie z. B. nur allemal bei vollem Humpen und wenn der Wein ihnen schon zu Kopfe gestiegen ist, ihre Ideen zu äußern wagen, scheinen auf eine vom Verfasser beabsichtigte Satyre hinzudeuten, und wir fänden in der That dieselbe gegenüber solchen unfertigen und schwächlichen Politikern auch ganz in der Ordnung; indessen an anderen Stellen des Romans tritt soviel ernste Empfindung und warme Theilnahme für sie zu Tage, daß man den Gedanken an eine Verspottung derselben weit wegwirft. Diese doppeldeutige Haltung des Ganzen ist es zumeist, woraus sich die unbefriedigte Stimmung des Lesers am Schlusse erklärt; aber es giebt auch noch genug Anderes, woran sich herber Tadel für den Verfasser knüpfen läßt. Eine seltene Dichterbegabung ist ihm zwar nicht abzusprechen. Wie gewaltig und siegreich ist manchmal sein Spott und sein Zorn über allerlei Schlechtigkeiten und Verkehrtheiten dieser Welt! Wie gemüthvoll weiß er viele kleine Züge des inneren Lebens auszumalen, und wie poetisch weiß er überhaupt zu schildern! Ein Beispiel nur möge dies klar machen. Auf einem Spaziergange knüpft sich ein Verhältniß zwischen dem Helden des Romans, dem Auscultanten Jörg von Bolzen, und Schwanhilden, der jungen bildschönen, in klösterlicher Einsamkeit erzogenen Frau des schon bejahrten Hofgerichtsrathes Hasplinger. „Die Maiensonne lachte so golden auf sie herunter und die Lenzluft wehte so lieblich! Die Freude an den grünen Triften und den offenen Wässern, die Hoffnung auf lange, schöne Sommertage, ein süßes Träumen von junger, glücklicher Liebe — der Klosterschülerin ward es so eigen in der Brust! Sie fühlte sich wie getragen und schwebend über den frischen Kräutern, und während sie die jungen Blumen niedertrat, sproßten andere auf in ihrem Herzen. Bald sagte sie, dies sei der schönste Tag, seitdem sie wieder in der Welt. Jörg verstand auch, warum, und blickte ihr so gut und freundlich in die Augen, daß sie anfing, ebenso gut und freundlich in die seinigen zu schauen. Je weiter sie kamen, desto milder schienen ihr seine Reden, und wenn ihr im Anfang fast gewesen, als lache ein heimlicher Schalk aus seinen Worten, so war's ihr jetzt, als sähe sie mittendurch ein Engelein winken. Gleichwohl war sie etwas schüchtern und hing still an seinem Munde, bis er sie anlächelte und ihr das Zeichen gab, zu sprechen. Dann aber sprach sie und suchte alle Blüthen zusammen in dem Hausgärtchen ihres Herzens und verehrte sie ihm so demüthig, als sollten sie von ihm erst den Geruch und den Duft erhalten, den sie doch schon so überschwenglich besaßen." Man wird zugestehen müssen, daß diese Schilderung eine äußerst zarte und poesievolle ist. Aber doch bietet gerade das betreffende zärtliche Verhältniß in der Folge sehr viel Veranlassung zu Rügen. Schon daß es sich plötzlich im Sande verliert, daß es zu keinem Conflict zwischen den Betheiligten

kommt, daß Herr Jörg die Reize der jungen Frau plötzlich mit nüchternem Auge schaut, als er merkt, daß sie nicht deutsch genug empfindet, daß sie eine durchaus französische Erziehung genossen und unsere Nationalhelden Karl den Großen und Friedrich den Rothbart nur unter den wälschen Namen Charlemagne und Frédéric Barberousse kennt — schon das, sagen wir, ist, wenngleich nicht ohne Humor empfunden, doch als ein Fehler in der Anlage des Romans zu betrachten. Denn wozu, so fragt man, soll die Verschlingung von Fäden, wenn sie späterhin mit einem Hiebe gewaltsam gelöst wird? Aber es kommt hierbei auch noch Anderes in Betracht. Von der politischen Nichtsnutzigkeit der mit Ausnahme des liederlichen Jägers Kunz allerdings sehr tugendhaften Freiheitsschwärmer, sowie von der moralischen Nichtsnutzigkeit der reactionären Partei haben wir schon oben gesprochen. Doch war es mit diesen Schlechtigkeiten dem Verfasser nicht genug, und er glaubte uns die Vorführung noch anderer schuldig zu sein. Er stellte also zwischen die beiden Extreme zwei Mittelglieder, die ebensowenig taugen, als jene, die im Ganzen sehr uninteressante Masse der feigen und gesinnungslosen Philister nämlich, in der es zu keiner einzigen fertigen Gestalt kommt, wenn schon einzelne von ihnen mitgetheilte Züge sehr frappant sind und die meisten derselben sich in dem Bürgermeister Bonaventura Dazelhuber vereinigen — sodann aber auch die sämmtlichen Frauen des Romans, welche im Wettkampf um den Preis der Schlechtigkeit einerseits und der unpraktischen Schwärmerei andererseits die Männer noch weit hinter sich lassen. Was in aller Welt fällt dem braven und biedern L. Steub ein, uns nur lauter unsittliche oder unverständige Menschen in seinem Roman vorzuführen? Unter den letzteren rangirt zuvörderst auch die alte verrückte Schmiedin, eine ganz unwahrscheinliche Gestalt, die, mag sich auch der Verfasser noch so viel von ihr versprochen haben, dennoch eher von sich abstößt, als sie uns anzuziehen vermag. Was aber den sittlichen Werth der vornehmen Damen anlangt, die uns der Dichter zeichnet, so steht es mit der Moralität einer Jeden auf's Allerschlechteste; junge fremde Männer sans façon zu umarmen und sich von ihnen küssen zu lassen, das ist bei ihnen hergebracht; von lüsternen Greisen lassen sie sich schmähliche Zweideutigkeiten sagen, ohne sich darüber im Geringsten zu empören, und Schwanhilde, die doch auch als verheirathete Frau ein unerlaubtes Liebesverhältniß anspinnt, scheint von allen noch die leidlich Beste zu sein. Denn freilich konnte ihrer frischen Jugendlichkeit und ihrem elastischen Naturell ein zwar herzensguter, aber über seinen Büchern vollständig verknöcherter und versimpelter alter Mann, wie Hasplinger, nicht genügen, der übrigens, als er endlich hinter das Geheimniß seiner Frau kommt, sich nur auf eine höchst klägliche und unmännliche Weise zu benehmen weiß. Wir erwähnen das, um zu zeigen, wie in L. Steubs Roman nicht nur die meisten Menschen von Ursprung an und in der Wurzel nichts taugen, sondern wie auch die ursprünglich ehrenhaften und tüchtigen Personen schließlich noch einen argen Flecken bekommen. Als Hasplinger nämlich Schwanhilden in den Armen Jörgs überrascht, da spricht er kein Wort des Zornes oder der beleidigten Liebe, sondern ruhig läßt er sie beide von dannen ziehen und sagt dann zu sich allein: „Sieh da, es will der junge Mensch wohl ignoriren, daß diese Person verheirathet ist? Der Vorsatz scheint schon im ersten Stadium vereitelt worden zu sein. Immerhin aber ist der Thatbestand nicht ganz klar, und man könnte dem äußern Anschein nach selbst einigen Verdacht auf meine Frau werfen. Wie dem auch sei, ich glaube nicht, daß es meine Pflicht ist, der Sache Folgen zu geben. Ich werde sie als einen jener kleinen Unfälle betrachten, wie sie die Menschen oft betreffen und doch den Gesetzen nicht erreichbar sind." Wir führen diesen Satz wörtlich hier an, weil er einen bedauerlichen Beweis dafür liefert, wie die Dichter der jüngsten Zeit doch noch gar nicht recht fest sind in den Begriffen von dem, was ästhetisch und wohlanständig ist, und wie unsre Poeten es sich so oft sonderbarer Weise angelegen sein lassen, die Menschen immer noch schlechter und dümmer zu machen, als sie in Wirklichkeit sind! — Benehmen sich aber die vornehmen Damen in L. Steubs Roman ungefähr wie Grisetten, so wünschten wir dagegen die Bürgermädchen, Gitta Schönleisten, Walburg u. a. wirklich etwas grisettenhaft leichtfertiger und der Liebe geneigter, nur um sie von dem Gebiete der Politik und der vaterländischen Interessen fortzubringen, auf dem sie sich mit ihren inhaltsleeren Träumereien noch abgeschmackter gebährden, als die neben ihnen stehenden jungen Männer. Unser Urtheil über den Roman als Ganzes zusammenfassend, betrachten wir denselben als eine sehr energische und durch den Ernst eines empörten Gemüthes, wie durch den Spott eines souveränen Geistes gleich schwer in's Gewicht fallende Protestation des sittlichen Bewußtseins und des Freiheitstriebes eines deutschen Dichters gegen die von den Regierungen der vormärzlichen Zeit ausgeübte Bedrückung des Volkes, — eine Protestation, die freilich die ursprünglich ihr innewohnende Macht und Bedeutung zum großen Theile eingebüßt hat, zwar nicht sowohl deswegen, weil sie sehr post festum erscheint, nachdem die ehemals herrschenden verwerflichen Staatensysteme von den Stürmen im Jahre 1848 wohl so ziemlich hinweggefegt worden sind; auch nicht sowohl deswegen, weil sie sich hier und da zu Uebertreibungen und Unwahrheiten in der Darstellung verleiten läßt, sondern einzig und allein deswegen, weil der Dichter den vielen Schattenbildern, die zu zeichnen der gewählte Stoff verlangte, kein einziges Lichtbild entgegenzusetzen wußte, weil unter den vielen Figuren, die vor uns erscheinen, keine ist, an der wir herzliche Freude haben können, da sie alle entweder unsern politischen, oder sittlichen, oder ästhetischen Begriffen zuwiderstreiten, mit andern Worten, weil die Männer als Schufte oder als Simpel, die Weiber als buhlerische Coquetten und pflichtvergessene Ehefrauen, die Jünglinge und Jungfrauen aber als überschwengliche Phantasten und Närrinnen erscheinen.

E—l.

Zur Chronik.

Das Münchener Jubiläum.

ε. München, kaum erst geleert von den vielen Gästen, welche die allgemeine deutsche Gemäldeausstellung herbeigezogen hatte, sah in den Schlußtagen des Septembers abermals in seinen Mauern Schaaren von Fremden, welche das 700jährige Jubiläum der Begründung der Stadt mitzufeiern kamen.

Die Vorfeier des Festes bestand in einem am Vormittage des 25. Septembers abgehaltenen Concert der Mitglieder der musikalischen Akademie im großen Odeonsaal. Dieser folgte am 26. September ein feierlicher Gottesdienst in den Kirchen aller Confessionen, in der katholischen, protestantischen, griechischen, sowie in der Synagoge, und von der St. Michaelishofkirche, wo die gesammte königl. Familie anwesend gewesen war, setzte sich nach beendetem Hochamt eine Procession, ähnlich der am Frohnleichnamsfeste, in Bewegung, die vorerst den Weg zur Mariensäule einschlug, an welcher der Erzbischof ein kurzes Gebet verrichtete, und die sich dann zu der Baustelle auf der Praterinsel begab, woselbst die Grundsteinlegung der neuen Isarbrücke in der Maximilianstraße vorgenommen werden sollte. Der König selbst vollzog dieselbe unter Zeugenschaft des Ministers v. d. Pfordten, während von sämmtlichen Gesangvereinen Münchens ein von Prof. Dr. Friedrich Beck (dem Dichter des „Telephos") verfaßtes und von Urban componirtes Festlied gesungen ward. — Am Abend desselben Tages war Festvorstellung im königlichen Hoftheater, deren Beginn die Franz Lachnersche Volkshymne und deren Beschluß ein Gelegenheitsstück von Hermann Schmid, dem Dichter des „Columbus", machte. Es hieß „Fürst und Stadt", spielte in der Zeit des Kurfürsten Ferdinand Maria und hatte zum Gegenstand seiner Handlung die Ablehnung der deutschen Krone durch diesen Fürsten.

Der eigentliche Haupttag, in den der Glanzpunkt des ganzen Festes fiel, war aber der 27. September, der Tag des großartigen Festzuges, der, wie das Programm besagte, „den Zuschauern ein umfassendes, lebendiges und wahres Culturbild Münchens von seinem ersten geschichtlichen Auftreten bis zur Gegenwart vorführen sollte", und der in zwei Abtheilungen zerfiel, in den „historischen Festzug, oder die Darstellung der wichtigsten Momente Münchens vom 13. bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts", und in den „Festzug des 19. Jahrhunderts, der, die Regierungsepochen der Könige Max I., Ludwig I. und Max II. umfassend, ein Bild des gewerblichen Lebens, der künstlerischen und wissenschaftlichen Thätigkeit Münchens in der Gegenwart darstellte." Dieser Zug, welcher einen Aufwand von 70,000 fl. beanspruchte, von 3000 Menschen und 500 Pferden gebildet ward und eine mehrstündige Ausdehnung gewann, war ein durch historische Treue und künstlerische Anordnung so ausgezeichneter, an schönen Gruppen und charakteristischen Gestalten so reicher, und durch die bunte Mannichfaltigkeit der Costüme, Fahnen und Embleme so glänzend in die Augen fallender, daß es nach den Versicherungen Weitgereister seines Gleichen in der That noch nicht gegeben haben soll. Heinrich der Löwe als Gründer und Erbauer der Stadt, Otto von Wittelsbach als Stammvater der jetzigen Dynastie, Herzog Ludwig der Strenge, Ludwig der Bayer, Herzog Ernst, die verschiedenen Albrechte und Wilhelme, die Kurfürsten Maximilian I., Ferdinand Maria, Max Joseph III. — sie alle erschienen mit möglichster Porträtähnlichkeit nach einander im Zuge, und umgeben von glänzendem Gefolge, ihrer ganzen Hofhaltung und ihren Generalen und Feldhauptleuten, von denen wir nur den alten Seyfried Schweppermann und die Helden des dreißigjährigen Krieges, Tilly, Pappenheim u. A. erwähnen. Sämmtliche Urkunden und Privilegien der Stadt waren aus ihrer Ruhe im Archiv für die Stunden des Aufzugs ans Tageslicht und an die Luft gebracht, die Modelle aller hervorragenden Gebäude und Denkmale Münchens wurden von Werkleuten, gehörig vertheilt, vorübergetragen, und neben den prächtigen Gestalten der Herzöge und Ritter sah man ebenso auch die schlichteren Figuren von Bürgern und Bauern aus den verflossenen Jahrhunderten. Soviel vom „historischen" Theile des Festzuges; was den zweiten Theil, den des 19. Jahrhunderts anlangt, so befanden sich darin vorerst die Standbilder der drei Könige Max I., Ludwig I. und Max II., wie sie theils bereits in München stehen, theils später dort aufgestellt werden sollen, angethan natürlich mit festlichem Schmuck und umgeben von Blumen tragenden Mädchen und Fahnen schwenkenden Jünglingen. Die Mitte, den Kern des Ganzen, bildeten sodann die 54 Zünfte Münchens mit ihren Meistern, Gesellen und Lehrlingen, sowie mit ihren verzierten Handwerksinsignien, Innungszeichen und Werkzeugen; den Schluß aber machten die allegorischen Figuren der Kunst und Wissenschaft, des Handels und der Industrie, geleitet von sämmtlichen Gesangvereinen Münchens, den dortigen Künstlern, der Schützengilde und dem Jubiläumsverein, dessen Sprecher bei der Begrüßung des Königs in der Residenz Regierungsrath Fentsch war. Die während dem gesungene Huldigungshymne hatte den Dichter von „Verstrickt und gelöst", Dr. Felix Dahn, zum Verfasser und Herrn v. Perfall zum Componisten. — Am Abend endlich, und damit schloß dies unvergeßliche Fest, fand im Odeon großer Costümball statt, wo alle die Tausende von Theilnehmern am Zuge, losgelöst von der Fessel chronologischer Ordnung und der Regel planmäßigen, gemessenen Dahinschreitens, in ungezwungener Heiterkeit sich bunt durch einander tummelten. Es soll sehr ergötzlich gewesen sein, die „Monichia", deren symbolische Figur, was wir beinahe zu erwähnen vergaßen, den ganzen Zug eröffnet hatte, Abends Française tanzen, und Heinrich den Löwen mit einer Kellnerin von heutzutage, oder Ludwig den Strengen mit einem Fräulein im Crinolinrock herumwalzen zu sehen.

Joh. Trenkwaldts Bild: „Tetzels Ablaßpredigt."

M.H. Ein trefflicher Kupferstich des in Dresden lebenden talentvollen L. Friedrich vergegenwärtigt uns aufs lebendigste das auf der Dresdener Ausstellung von 1856 ausgestellte Original „Tetzel Ablaß predigend", von Joh. Trenkwaldt in Wien. Der Carton fand damals lebhafte und begeisterte Theilnahme. Der gewählte Moment ist wohl einer der fruchtbarsten und anregendsten für die historische Malerei, und die Behandlung gleichweit entfernt vom naturalistischen Genre, wie von einseitig formeller Stylisirung. Sie vereinigt in überraschender Vollendung die schärfste, naturtreueste Individualisirung der Gestalten mit dem großen und schönen Styl der altdeutschen Schule. Es athmet darin ein frisches, markig dramatisches Leben, und ein bewundernswürdiger Reichthum der Phantasie in Erfindung lebendigster Gestalten und Gruppen.

Wir sind im Freien, in einer schönen, blühenden Frühlingslandschaft. Unter einer mächtigen Linde predigt Tetzel auf einer improvisirten Kanzel, den Ablaßkasten zur Hand, vor dem in reichen, trefflich von einander abstechenden Gruppen versammelten Volke. Nächst ihm steht ein junges, schönes Weib, mit dem Säugling an der Brust, glaubensvoll, mit zweifelloser Ueberzeugung ihm zuhörend. Ein alt Mütterchen wankt, auf dem Stabe gestützt, heran, ein krankes Kind im Arm, Hülfe und Heil vom Ablaß begehrend. Unter der Kanzel rechts sitzen behäbige Mönche, Ablaßzettel schreibend und vertheilend. Eine Menge reich contrastirender Figuren drängt sich an den Tisch; ein kräftiger Landsknecht erzählt, lebhaft erregt, Ablaß begehrend, den Mönchen sein Leben; zwei schalkhafte Dirnen, reizende Figuren voll Leben und Natur, belauschen, übermüthig lächelnd, die Gruppen. Neben ihnen ein stämmiger Bauer, den seine hinter ihm stehende keifende Ehehälfte mit handgreiflicher Gebährde von unnützen

der Unterdrückung des Juniaufstandes, wollte aber, als Cavaignac die Dictatur übernahm, durchaus aus dem Ministerium scheiden, und blieb blos auf dringendes Bitten Cavaignacs und Lamoricières, des neuen Kriegsministers, denn die von den Umständen gebotene Dictatur erschien dem starren Republikaner als eine Reactionsmaßregel. Auch in der Nationalversammlung, wo er als Abgeordneter für das Departement Puy de Dome saß, sprach er gegen alle außergewöhnlichen Maßregeln gegen die revolutionäre Partei, wie gegen die Deportation der Insurgenten ohne Urtheilsspruch, und stimmte sogar gegen die Erlaubniß, Louis Blanc und Caussidière, offenkundige Führer des Aufstandes, gerichtlich zu verfolgen. Eine Episode in Charras' politischer Laufbahn war sein Eingehen auf das ihm von der provisorischen Regierung der Republik von Rom und Toskana gemachte Anerbieten, sich der Organisation ihrer vereinigten Armeen zu unterziehen. Er entschloß sich dazu, als er von der französischen Regierung die Zusicherung erlangt hatte, daß er dadurch weder seine militärischen, noch seine bürgerlichen und politischen Rechte in Frankreich verlieren werde, war auch schon in vollster Thätigkeit, Soldaten zu werben und Cadres zu organisiren, als die Regierung unerwartet Kehrt machte und eine Armee nach Rom schickte, wie es sich schließlich zeigte, zu Bekämpfung der Republik.

Besonders lebhaft war Charras' Opposition nach der Wahl Ludwig Bonapartes zum Präsidenten geworden, wo er seine Entlassung als Unterstaatssecretär genommen hatte, und er war mit unter der Minorität der legislativen Versammlung, welche den Präsidenten der Republik und die Minister wegen der Beschießung von Rom in Anklagestand zu setzen beantragte. Unermüdlich bekämpfte er jeden Schritt vorwärts zum Kaiserthum, verlangte energisch, daß die Armee der Nationalversammlung zur Verfügung gestellt werde, und befürwortete mit Wärme jede Maßregel gegen die immer sichtbarer werdende Reaction. Daher gehörte er auch zu den Militärchefs, die am Morgen des 2. December verhaftet und nach Ham gebracht wurden, um von dort in die Verbannung zu wandern. Oberst Charras transportirten französische Gensdarmen nach Belgien, und am 23. Januar 1852 folgte ihm das Decret, welches ihn aus den Armeelisten strich. Selbst in Belgien fand er noch keine Ruhe; er mußte nach anderthalbjährigem Aufenthalt auch von dort weichen, und begab sich nach dem Haag, wohin der Einfluß der französischen Polizei nicht reicht.

Der Aufenthalt in Brüssel gab Charras Gelegenheit, die Geschichte des Feldzugs von 1815 an Ort und Stelle zu studieren, und der leidenschaftliche Gegensatz, in dem er zu der Politik Ludwig Napoleons stand, mag viel dazu beigetragen haben, in ihm national-französische Vorurtheile zu überwinden, und ihm zu lehren mit klarerem Auge den Dingen auf den Grund zu sehen, als sonst seinen Landsleuten eigenist. Er entdeckte, daß die bisher in Frankreich verbreiteten Darstellungen dieses wichtigen Geschichtsabschnittes ganz verfälscht waren, und die von Napoleon selbst ausgegangene nicht am wenigsten, vertiefte sich in das Studium der deutschen und englischen Quellen über den Feldzug, und schrieb dann seine „Histoire de la Campagne de 1815", die erste in französischer Sprache, die den Gang der Ereignisse der Wahrheit gemäß, ohne parteiische Vorliebe für diese oder jene Seite darstellt, ein Gefühl für die Berechtigung der nationalen Leidenschaften, die Europa gegen Napoleon bewaffneten, wie es bis dahin bei einem Franzosen unerhört war, mitbringt, und eine scharfe, oft vernichtende Kritik an den nicht selten absichtlichen Verfälschungen übt, welche diesen Theil der Kriegsgeschichte in Frankreich wenigstens bisher entstellt haben. Gegenwärtig ist er auch mit einer Geschichte des Feldzugs von 1813 beschäftigt.

Charras hat sich im Herbst 1858 mit der Tochter des Fabrikbesitzers Kestner, der Enkelin der durch Goethe's Werther berühmt gewordenen Charlotte Buff, vermählt. (7.)

August Reichensperger

wurde im Jahre 1808 zu Coblenz geboren, wo sein Vater als Generalsecretär des französischen Rhein- und Moseldepartements lebte. In Cöln und Bonn besuchte er die Gymnasien, und seine rechtswissenschaftlichen Studien machte er in Bonn, Berlin und Heidelberg. In den Staatsdienst eingetreten, arbeitete er sich vom Referendar nach und nach zum Appellationsrath auf. Er war lange mißliebig, theils als eifriger Katholik, theils als Verfasser einer Schrift, welche die rheinischen Rechtsinstitutionen gegen die Angriffe ihrer altpreußischen Gegner in Schutz nahm. Unter dem jetzigen Könige wurde er gerechter beurtheilt, und nun betrat er auch die politische Arena als Abgeordneter in Frankfurt, Erfurt und Berlin. Die Stellung, die er hier wie dort einnahm, war die der specifisch katholischen Partei. Sie ist im Grunde die einfachste, die man sich denken kann. Das Wohl der Kirche ist das höchste Ziel. Was diesem Wohl schädlich sein könnte, wie etwa ein protestantischer deutscher Kaiser, oder eine Union von hauptsächlich protestantischen Staaten, das wird bekämpft; was der Kirche genehm ist, das erhält Fürsprache. Die Stellung erfordert in einem vorwiegend akatholischen Staate aber doch Klugheit, diplomatischen Tact, ein scharfes Durchdringen der augenblicklich gegebenen Verhältnisse, ein genaues Abwiegen dessen, was die Zukunft bringen dürfte, und alle diese Eigenschaften hat Reichensperger als Begründer der katholischen Fraction in der preußischen zweiten Kammer in hohem Grade bewährt. Die Partei, deren Führer er ist, schaarte sich zusammen, um etwaige Angriffe auf ihre Kirche abzuwehren, und erreichte eine solche Bedeutung, daß sie in mehreren wichtigen Fragen den Ausschlag gab. Sie hat bei den letzten Wahlen keinen Boden verloren, und Reichensperger ist nach wie vor ihr Vorkämpfer. Seine Thätigkeit in den katholischen Vereinen und deren Generalversammlungen ist ebenfalls nicht gering anzuschlagen. In der letzten dieser Versammlungen, die im September 1858 zu Cöln abgehalten wurde, führte er den Vorsitz.

Für Reichensperger ist der Katholicismus die Religion der Kunst und der Künstler. Der Protestantismus ist an dem Humanismus emporgerankt, aber Griechenland und Rom sind todt, und das Beste, was sie bieten können, ist kein Born, aus dem sich neues Leben schöpfen ließe. Die christlich-germanische Kunst, deren Repräsentantin die katholische Kirche ist, wurzelt im heimischen Boden und schöpft aus ihm immer wieder frische Kräfte. Sie wird Blüthen und Früchte zeitigen, so lange es in Deutschland eine katholische Kirche giebt. Mag diese Ansicht nun falsch oder richtig sein, jedenfalls mußte ein so begabter und lebhafter Mann wie Reichensperger sie mit Nothwendigkeit in sich aufnehmen. Geboren in Coblenz, wo Görres die höchste geistige Autorität war, und erzogen in Cöln, wo die Boisserée ihre unvergleichlichen Sammlungen von Bodenräumen und aus Rumpelkammern zusammentrugen, hörte und sah er nichts als die Wiedererstehung des urdeutschen Genius. Wo so viele Funken wirbelten, da mußte ein empfängliches Gemüth wohl entzündet werden. Reichensperger ist ein fleißiger Apostel der christlich-germanischen Kunst geworden. Alle seine Schriften mit Ausnahme der oben erwähnten über die rheinischen Rechtsinstitutionen sind ihr gewidmet. Die erste derselben, die den Titel: „Einige Worte über den Dombau zu Cöln" hat, ergab das Resultat, daß die Vereine behufs Unterstützung des Baues, zu denen er aufforderte, in einer für ihn selbst überraschenden Ausdehnung ins Leben traten. Seine „Fingerzeige auf dem Gebiete der christlichen Kunst" geben den Geistlichen Anweisung, wie sie die ihrer Obhut übergebenen Kunstschätze vor dem Verderben bewahren können. Seine besten Gedanken enthält sein Werk: „Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart." Seine kleineren Aufsätze hat er in den „Vermischten Schriften über christliche Kunst" zusammengestellt. Ein Theil derselben war ursprünglich französisch geschrieben, weil es ihm namentlich

daran liegt, seinen Ansichten in dem westlichen Nachbarlande, wo andere Kunstrichtungen sich vordrängen, Geltung zu verschaffen. Man würde irren, wenn man glaubte, daß er seine Studien blos im Zimmer gemacht habe. Er hat alle die Länder besucht, welche Baudenkmäler in seinem Lieblingsstyl besitzen, und insbesondere England nach allen Richtungen durchstreift.

(14.)

Claus Groth.

Die Ditmarsen, deren Wohnsitze südlich von der Untereider liegen, sind ein höchst interessanter Volksstamm. Sie haben die altdeutsche Gemeindeverfassung bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts standhaft behauptet, und noch heute lebt in ihnen der Geist der Unabhängigkeit, der ihren Ahnen in den Vertilgungsschlachten von der Söderhamme und vom Dusentdüvelswarf gegen die Uebermacht der dänischen Könige und des holsteinischen Adels zum Siege verhalf. Claus Groth ist ein Angehöriger dieses Volksstammes, und in dem Dorfe Heide, das durch das Märtyrerthum des ersten protestantischen Geistlichen eine traurige Berühmtheit erlangt hat, im J. 1819 geboren. Sein Vater lebte als Windmüller in ziemlich beschränkten Verhältnissen, und der Sohn mußte bei allen ländlichen und gewerblichen Arbeiten helfen. 14 Jahre alt fand er bei dem Kirchspielsvoigt ein Unterkommen als Schreiber. Die ausgewählte Bibliothek seines Vorgesetzten machte ihn mit der deutschen Litteratur bekannt, und das Lesen erweckte in ihm das Bewußtsein, daß er selbst ein Dichter sei. Von diesem Augenblicke an wurde ihm seine Lage unerträglich. Er sah ein, daß er noch viel lernen müsse, wenn er das Ziel, das er sich gesteckt hatte, und das kein höheres als die Stelle eines Schullehrers war, erreichen wolle. Man nahm ihn in das Schullehrerseminar zu Tondern auf, wo er drei Jahre blieb und die neuern Sprachen, das Lateinische und etwas Griechisch erlernte. Von der Stelle eines Mädchenlehrers in Tondern, die man ihm gab, trat er 1847 freiwillig zurück, um die Lücken seines Wissens, die er sehr wohl fühlte, durch Selbststudium auszufüllen. Da befiel ihn eine hartnäckige Krankheit, von der er nach neun Jahren noch nicht ganz wieder hergestellt war. Er verlebte diese traurige Zeit theils auf der Insel Femarn, theils in Bonn bei Freunden, denen er durch seine Dichtungen lieb geworden war. In Bonn wurde er zum Ehrendoctor ernannt; in Kiel hat er sich Michaelis 58 als Docent habilitirt.

Das erste seiner Werke war „Quickborn". Anfangs kaum beachtet, ist dieses schöne Buch jetzt durch mehrere Auflagen, deren vierte Otto Speckter illustrirt hat, und durch verschiedene Uebersetzungen ins Volk eingedrungen. Weit rascher hat seine zweite Arbeit „Vertelln" (Erzählungen) sich eingebürgert. Beide sind plattdeutsch, oder richtiger gesagt, sassisch geschrieben und beschäftigen sich mit dem Volksleben der kleinen Heimath des Dichters. Diese Beschränkung auf das Nächstliegende und Vertrauteste hat Claus Groth eine Vertiefung in das innerste Leben seiner Landsleute ermöglicht. Er zeigt sie uns von allen Seiten, auch mit dem großen historischen Hintergrunde, von dem ihr einfaches Dasein sich abhebt, und er zeigt uns zugleich den landschaftlichen Rahmen, der ihr Dorfleben einfaßt, die fette Marsch mit dem grünen Grasmeer, die Geest, die der Volksaberglaube mit Geistern bevölkert, das Moor, das unter dem Tritt des Wanderers zittert. So voll aus dem Herzen sind die Lieder des Quickborn gesungen, so einfach und wahr erklingen sie, und so glücklich schmiegt sich das Wort an den Gedanken an, daß die meisten classisch genannt werden müssen. „Vertelln" sind nicht unsere ersten Dorfgeschichten — ob nicht die besten, ist eine andere Frage.

Das doctrinäre Wesen steckt als selbsterkorener Marterpfahl tief im deutschen Fleische. Sein neustes Werk zeigt auch Claus Groth darin verstrickt. Statt aus dem lebendigen Born seiner Poesie neue Lieder hervorquellen zu lassen, kramt er in dem dürren Laube theoretischer Postulate. Er will das Plattdeutsche als Schriftsprache an die Stelle des Hochdeutschen setzen. Das ist eine Unmöglichkeit. Das Plattdeutsche ist von der Reformation getödtet worden. Die Prediger und die Schullehrer haben es überall verdrängt, wohin sie die allgemeine deutsche Bildung getragen haben. Was kommt darauf an, daß es noch heute im deutschen Nordwesten die Familiensprache großer Handelsstädte ist, wenn es nachweisbar an den Grenzen des Hochdeutschen in jedem Jahr den Boden zu Geviertmeilen verliert, und wenn der Bauer, der sich zum Landwirth erhebt, der Sprache, deren Töne an seiner Wiege erklangen, sich schämt? Das Plattdeutsche hat eine Mission, nämlich die, dem Hochdeutschen von seinem Reichthum an Wörtern und Wendungen, die der Schriftsprache fehlen, abzugeben. Für diese Mission ist Claus Groth als ächter Dichter wie geschaffen, und ihr mag er seine schönen Kräfte weihen.

(14.)

Capitän Sir James Clark Roß,

der kühne Durchforscher des Nord- und Südpolarmeers und Entdecker des nördlichen und südlichen magnetischen Poles, ist der dritte Sohn von Georg Roß auf Ballcaroch in Galloway und Neffe des verstorbenen Sir John Roß, der in der Geschichte der polarischen Entdeckungsreisen ebenfalls eine wichtige Rolle gespielt hat. Sir James ist im Jahre 1800 in Finsbury Square geboren. Er trat 1812 in die Marine und diente zuerst auf der von seinem Onkel befehligten Briseïs, folgte ihm auch später (1818) auf seiner ersten Expedition zum Aufsuchen der nordwestlichen Durchfahrt. In den Jahren 1819 bis 1825 begleitete er Sir Edward Parry auf drei verschiedenen Reisen in die Polargegenden, und 1827 machte er in Gesellschaft desselben Capitäns den Versuch, von der nördlichen Küste Spitzbergens den Nordpol durch eine Schlittenfahrt über das Eis zu erreichen. Bei seiner Rückkehr nach England 1827 erhielt er das Commandeurpatent. In den Jahren 1829 bis 1833 war er dann abermals Reisegefährte seines Onkels auf einer Polarreise als zweiter Befehlshaber, übernahm die Fächer der Astronomie, der Naturgeschichte und der Vermessung, und war so glücklich, die wahre Lage des nördlichen magnetischen Pols zu entdecken und auf demselben die englische Flagge aufzupflanzen. 1834 zum Fregattencapitän ernannt, befand er sich im folgenden Jahre abermals im Polarmeere, um einigen vermißten Walfischfahrern Unterstützung zu bringen, die in der Baffinsbay im Eise festsaßen. Bis 1838 war er bei der von der Admiralität angeordneten magnetischen Vermessung von Großbritannien und Irland beschäftigt. 1839 endlich übernahm er den Oberbefehl über die Entdeckungsexpedition nach dem südlichen Polarmeere, durch welche unsere geographischen, physikalischen und naturgeschichtlichen Kenntnisse so wesentliche Bereicherungen erhalten haben. Mit seinen beiden Schiffen Erebus und Terror machte er in vier Jahren drei Versuche, nach dem Südpol vorzudringen. Er entdeckte einen großen Continent, rings von einer Eisschranke von 150 Fuß Höhe umgeben und blieb nur noch 160 englische Meilen von dem magnetischen Südpol entfernt, von dem ihn eben diese Eisschranke als unübersteigliches Hinderniß trennte. Auch sah er einen thätigen Vulkan von 12,400 Fuß Höhe mitten im ewigen Schnee. Die werthvollen Resultate dieser Reise für die Wissenschaften der Botanik, Zoologie, Geologie, der Witterungskunde und des Erdmagnetismus wurden 1847 mit der Reisebeschreibung veröffentlicht, welche letztere auch in einer deutschen Bearbeitung in demselben Jahre erschien. Die Expedition war bereits im Jahre 1843 zurückgekehrt und hatte in vier, an Gefahren und Abenteuern reichen Jahren, nur drei Mann durch Unglücksfälle und einen durch Krankheit verloren. 1844 ward Capitän Roß zum Ritter erhoben, und 1848 segelte er nach der Baffinsbucht ab, um die seit drei Jahren vermißten Schiffe Sir John Franklin's aufzusuchen; er mußte aber zurückkehren, ohne die mindeste Spur von dem Verschwundenen entdeckt zu haben. Die Universität Oxford hat Sir James Roß zum Ehrendoctor ernannt, und die geographische Gesellschaft hat ihn 1841 mit der goldenen Medaille ihres Stifters geschmückt.

(6.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Ausgaben zurückhalten will; eine alte Frau, mit dem Reisebündel auf dem Rücken, hat große Eile, Ablaß zu begehren, ihre Enkelin an der Hand, ein liebliches, unschuldig heiteres Mädchen, das sie fragend und verwundert anschaut. Bauern und Handwerker schließen die reiche, wohlgeordnete Gruppe. Im Vordergrunde läßt ein zerlumpter, kaltblütiger Stelzfuß sich den erhaltenen Ablaßzettel vorlesen, mit sichtlichem Behagen; neben ihm preßt ein schwärmerischer Jüngling den Zettel mit innigster Gemüthsbewegung an den Mund, tiefergriffen dem Himmel dankend für den wiedergewonnenen Seelenfrieden. Ein alter Sünder, eine stattliche, meisterhaft ausgeführte Bürgerfigur, liest Wort für Wort den Zettel; der Buchstabe gilt ihm über Alles, er hat den Frieden mit dem Himmel Schwarz auf Weiß und hält ihn schmunzelnd fest. Dann ein reizendes Paar, ein schönes Mädchen mit ihrem Geliebten, angstvoll fragend: Ist unsere Schuld uns vergeben? Ein Schubkärrner, der die Münze, die er wagen will, schlau bedächtig in der Hand wägt; fortsprengende Rittersleute, die frisch und frei dem Treiben der Welt zuschauen, — jede Figur mit anderen Gefühlen, und doch alle mehr oder weniger tief bewegt von dem einen großen Gedanken der Sündenvergebung. Hier ein Zimmermann mit seiner Frau, noch halb unentschlossen, doch tiefergriffen von der Feuerrede Tetzels, dort reizende unschuldige Kindergruppen, frei von Sünde und Gewissensangst, denen das Getümmel und die feurigen Gesten des Redners so wohl gefallen, mit heiterem Auge hinausschauend in die schöne Frühlingswelt. Ritter sprengen heran, Wagen voll neugieriger, aufmerksamer Wallfahrer drängen heran aus der Ferne. Das Wirthshaus ist in der Nähe, Zelte sind aufgeschlagen; da wird gejubelt, gezecht und getanzt. Unmuthig und tief im Innersten bewegt von dem Schauspiel, mit dem sprechendsten Ausdruck mitleidigen Hohnes sich abwendend, wandelt rechts ein Gelehrter mit seinem Schüler, zwei ächt protestantische Gestalten. — Hierbei fällt uns ein, daß das Bild in einer bewegten Zeit entstand, wo auch die Kunst eine starke „Frage an das Schicksal" frei hatte, in Oesterreich die hemmenden confessionellen Schranken aufheben durfte. Der talentvolle Trenkwaldt ist ein Schüler und Genosse Rubens in Prag; der Gedanke des Bildes entstand in der Nachwirkung der Jahre 1848 und flg. Und doch keine Spur von einseitiger oder aufregender Tendenz; es ist nur der Reflex eines großen und weltbewegenden Augenblicks auf die Gemüther des Volkes, den der Maler aufs lebendigste und schönste mit ächt deutscher Gemüthsinnigkeit und mit der Naivität eines Dürer uns darstellt. Nirgends Modellfiguren, und moderne akademische Studienköpfe, nirgends gesuchte theatralische Stellungen und Effecte, nach denen unsere Geschichtsmaler nur zu oft sich verirren, überall schön frisch erfundene, und doch lebendig wirkliche, innerlich bewegte und bedeutende Gestalten. Die innigste Freude und Sorgfalt in der Behandlung des Details stört nie den großen und mächtigen Gesammtausdruck, der das Ganze verklärt und durchwärmt. Alles spricht für sich selbst, und bedarf keines gelehrten Commentars; was nur dem ächten und vollendeten Kunstwerk gelingt. — Sollte der Maler das Bild nach dem schönen Carton auszuführen behindert sein, so thut ein Hinweis auf den Stich doppelt noth.

Die Rumänen in Leipzig.

-d. Ein eigenthümliches Ereigniß auf dem Gebiete der griechisch-orientalischen Kirche hat kürzlich in Leipzig die Gemüther, freilich nur die der Eingeweihten, auf eigenthümliche Weise beschäftigt. Es ist nämlich im Schooße der dort seit längerer Zeit bestehenden griechisch-orthodoxen Gemeinde ein unfreiwilliges Schisma eingetreten, das zwar an und für sich ohne weitere tiefere Bedeutung ist, aber in Ansehung der Entscheidung, welche das Schisma selbst hervorgerufen hat, gar Manches zu denken und zu bedenken giebt. Die gedachte Gemeinde hatte sich in früherer Zeit thatsächlich nur durch den Zusammentritt der die Leipziger Messen besuchenden, sogenannten griechischen Kaufleute gebildet, die jedoch der Mehrzahl nach aus der Moldau und Walachei waren, und die, ohne daß namentlich vor dem Jahre 1821 auf die nationale Abstammung der Mitglieder irgend Etwas ankommen konnte, unter einander und gegenseitig nur als Glieder der griechisch-orthodoxen Kirche sich betrachteten. Sie waren und hießen griechische Christen, wie man diese Kirche selbst, im Gegensatze zur abendländischen römischen, die griechische Kirche nennt und von griechischen Gemeinden redet, obgleich die Kirche officiell diesen Namen nicht führt, sondern nur: „morgenländisch-orthodoxe Kirche" heißt. In neuester Zeit hatten sich nun aber in der kleinen griechischen Gemeinde in Leipzig gewisse nationale Elemente geregt und geltend gemacht, und in Folge dessen ist von Seite der dortigen Nationalgriechen, die ihren Centralpunkt und ihren festen Kern im Königreiche Griechenland suchen und finden, und die ihn auch dort nur haben, das Verlangen ausgesprochen worden, daß die bisherige griechische Gemeinde in Leipzig mit Allem, was sie hat und besitzt, das Eigenthum der Nationalgriechen sei und sein müsse, obgleich diese letzteren von jeher stets die Minderzahl gewesen sind. Das Verlangen mußte in der Gemeinde selbst entschiedenen Widerspruch finden, da es in ihr und in Betreff ihrer Gesammtangelegenheiten durchaus nur auf den kirchlichen Charakter der letzteren ankommen konnte; allein durch die schließliche Entscheidung der königl. sächsischen Regierung ist jenes Verlangen für gerechtfertigt anerkannt worden, und seit einigen Monaten ist das Schisma der Nationalgriechen und der Rumänen in Leipzig ein fait accompli durch die rechtliche Entscheidung der Regierung. Die Letzteren haben sich von den Ersteren getrennt, und eine jede Gemeinde besteht nunmehr für sich! Die ganze Sache liefert einen Beweis dafür, welche geheime Macht in den nationalen Elementen verborgen ist, sodaß selbst diejenigen ihrem Einflusse willenlos folgen, die grundsätzlich ihn eher bekämpfen als anerkennen sollten, und durch diese Erwägung gewinnt der vorliegende Fall ein Interesse, das er an und für sich nicht hat, und ein größeres Gewicht als der Vorfall zu haben scheint.

Telephos, eine Tragödie von Friedrich Beck.

ε. Dem alten würdigen Thiersch in München hat sein vor kurzem stattgehabtes fünfzigjähriges Doctorjubiläum nicht blos Ordensschmuck und Ehrendiplome, sondern auch die Widmung mehrerer gelehrten Schriften eingebracht, die von Freunden und früheren Schülern des verehrten Greises eigens zur Feier des 18. Juni verfaßt wurden. Auch ein Drama „Telephos von Friedrich Beck" erschien (in München bei Wolf und Sohn) zu eben diesem Zwecke, und zwar stellte sich der Autor darin die einem Philologen besonders interessante Aufgabe, die gleichnamige verlorengegangene Tragödie des Euripides nach der Skizze, die Hartung von ihr entworfen hat, zu reconstruiren. Es muß im griechischen Alterthum die Telephossage sehr berühmt gewesen sein; dem Parrhasios gab sie Stoff zu einem Bilde, und auch auf etruskischen Aschenkisten finden wir sie mehrfach dargestellt; dramatisch aber behandelten sie schon vor Euripides sowohl Aeschylus als Sophokles, und Aristoteles rechnete den Stoff zu jenen, die zu den schönsten Tragödien Anlaß gegeben hätten. Daß der Verfasser der Poetik auch das verlorengegangene Euripideische Stück diesen schönsten Tragödien beigezählt haben würde, ist mit weniger Bestimmtheit zu behaupten, als daß eben dieses in Bezug auf Becks Drama wohl kaum der Fall gewesen sein dürfte. Letzteres ist eine akademische Studie, der man den dilettantischen Ursprung deutlich genug ansieht. Von einem classisch gebildeten Autor herrührend, besitzt sie allerdings auch eine gebildete Sprache und Schilderungen, die genau im Tone der griechischen Tragödie gehalten sind, wogegen uns die zwar in antikem Metrum gedichteten Chöre nicht überall die geziemende Einfachheit und Schlichtheit in Styl und Ausdruck bewahrt zu haben

scheinen. Der Stoff aber — die Heilung des von Achill verwundeten Mysierfürsten Telephos und seine Aufnahme unter die hellenischen Bundesgenossen — dünkt uns besonders vom modernen Standpunkte aus ungemein arm und schwach; es giebt im Alterthum genug andere, denen mehr tragisches Interesse innewohnt. Abgesehen von dieser Unzulänglichkeit des Inhaltes bleibt immerhin das Geschick bemerkenswerth, mit dem Beck, wie gesagt, wenn nicht in den Chören, so doch im Dialog sich der Ausdrucksweise des altgriechischen Poeten anbequemt hat. Freilich machen richtig geschulte Verse noch nicht ein Gedicht.

Rückblicke auf den Donatischen Kometen.

ε. Die großartige Lichterscheinung, welche in der letzten Zeit fast allabendlich die staunenden Blicke von Alt und Jung dem gestirnten Himmel zuwandte, fing bereits seit dem 9. Oct. an, sich wieder von der Erde zu entfernen und ist nun ganz verschwunden. — Es mag wohl auch unter der Menschheit von heute noch Thoren gegeben haben, denen dies himmlische Licht Bangen und Grausen verursachte, die darin den untrüglichen Vorboten von nahendem Krieg, Pestilenz und Hungersnoth zu sehen meinten, und die, wie weiland der Bruder Capuziner in „Wallensteins Lager", es für eine „Zuchtruthe" hielten, die unser Herrgott „drohend zum Himmelsfenster herausgesteckt" habe. Doch hoffen wir, daß die Zahl dieser Abergläubischen nur noch eine sehr kleine gewesen ist. Um so größer aber wird wohl die Zahl der Wißbegierigen sein, die nach Aufklärung über das Wesen der seltenen Himmelserscheinung trachteten, und die es deshalb nicht ungern sehen, wenn wir jetzt noch in einem Rückblick die Notizen zusammenstellen, welche verschiedene Astronomen in der letzten Zeit über den Donatischen Kometen veröffentlicht haben.

Es war am 2. Juni d. J. als der seiner Entdeckung halber nun bereits vom Großherzog von Toskana in seiner amtlichen Stellung beförderte und mit einem Orden geschmückte Dr. Donati in Florenz am dunklen Nachthimmel, und zwar gerade im Kopfe des großen Löwen, einen bisher noch ganz unbekannten Stern, der sich alsbald als Komet auswies, zum ersten Male beobachtete. Der sogleich angestellten Berechnung zufolge war dieser neue Himmelskörper damals 52 Millionen Meilen von der Erde und 43 Millionen Meilen von der Sonne entfernt. Er wurde aber des trüben Wetters und der hellen Dämmerung wegen im darauffolgenden Monat Juli zwar gar nicht fichtbar, erschien jedoch wieder am 7. August und näherte sich nun mit immer größerer Geschwindigkeit sowohl der Sonne wie der Erde, indem er der ersteren (am 30. September) bis auf 11 9/10, und der zweiten (am 11. October) bis auf 11 1/10 Millionen Meilen nahe kam. Bei der Bewegung um die Sonne legte er in dieser Zeit täglich etwa 680,000 Meilen, in jeder Minute 472, und in jeder Secunde etwa 8 Meilen zurück; wie sehr sich aber die Schnelligkeit seines Laufes überhaupt steigerte, geht daraus hervor, daß er im Juni noch während eines Tages kaum einige Minuten zurücklegte, vom 1. bis 11. October jedoch einen Weg von nahezu 40 Graden. Er hatte polarisirtes Licht, und dasselbe glich Anfangs nur etwa dem eines Sternes zehnter oder elfter Größe, am 28. August erschien er bereits als Stern fünfter oder sechster Größe, am 2. September besaß er die Helligkeit eines Sternes vierter Größe, am 6. desselben Monats sah er aus wie ein Stern dritter Größe, am 15. September kam er den Sternen zweiter Größe gleich, und im October endlich zeigte er sich als Stern erster Größe. Sein Schweif, der am Beginn der Erscheinung noch sehr klein war und nur erst schwach leuchtete, erstreckte sich in seiner äußersten Entwickelung auf 20 Grade und hatte eine Länge von mehr als 5 Millionen Meilen; der Kern war ziemlich klein und hatte ein stereotypes Ansehen, schien aber zuletzt an Intensität verloren zu haben, indem er aller scharfen Begrenzung entbehrte und sich im Allgemeinen in unbestimmte Umrisse auflöste, je stärkere Vergrößerungen man anwandte. Da der Schweif von der Sonne immer möglichst abgewendet war und der Komet sich immer schneller nach Osten bewegte, so nahm ersterer von Tag zu Tage mehr eine auf dem Horizonte senkrechte Stellung an. Am 5. October Abends war er noch nach dem Zenith gerichtet und von da ab neigte er sich ebenso gegen Süden, wie er bisher gegen Norden geneigt war. Auffallend war die scharfe Begrenzung und das hellere Licht der äußeren Umrisse des Gestirnes auf der Ostseite, also dort, wo es dem Himmelsraume, den es zu durchlaufen hatte, begegnete, im Vergleiche mit den völlig verschiedenen Contouren der Westseite, als spräche sich darin ein Widerstand aus, den das Gestirn zu überwinden hätte, und der die Lichtmaterie auf einer Seite zusammendrängte, auf der anderen gleichsam zurückleiten ließe. Eine ähnliche Deutung ließ die Krümmung des Schweifes nach Norden zu. Noch eine andere merkwürdige Beobachtung aber, die man bisher nur erst an dem Kometen von 1744, sowie an dem Halleyschen von 1835 gemacht hatte, war die, daß am Kerne des Donatischen Kometen, auf der dem Schweife entgegengesetzten Seite, eine Art Ausstrahlung in der Nebelhülle sichtbar zu sein schien. Die ganze Umlaufszeit, während welcher er sich, wie überhaupt die Kometen pflegen, in langgestreckter Ellipse um die Sonne bewegte, von der sie wohl auch, wie die Planeten, ihr Licht erhalten, ist auf beiläufig 2000 Jahre berechnet worden, und nach 1000 Jahren ungefähr wird er wieder 6800 Millionen Meilen von der Sonne entfernt sein. Der Planet, dem er auf seinem jetzt beobachteten Laufe am allernächsten kam, d. h. dem er (am 17. October) bis auf 1 3/4 Millionen Meilen sich näherte, war die Venus.

Die Räuber im Kirchenstaate.

x. Im glücklichen Kirchenstaate Seiner päpstlichen Heiligkeit zu Rom, wo Geistliche den Juden die Kinder rauben, leben mehr Räuber, Mörder und Banditen, als im ganzen übrigen Europa zusammengenommen. Wie entsetzlich die Dinge unter dem Krummstabe sind, ergiebt sich aus einer Bittschrift, welche von mehr als tausend achtbaren Leuten von Bologna unterzeichnet worden ist. Sie sagen dem Cardinallegaten, daß die Zustände geradezu unerträglich geworden seien, und sie müßten die Regierung dringend ersuchen endlich doch wenigstens einigermaßen dafür zu sorgen, daß Personen und Eigenthum nicht noch länger den unzähligen Banditen preisgegeben blieben: die Landbewohner müßten sich jetzt, wo die öffentliche Gewalt gar keinen Schutz gewähre, mit schwerem Gelde von den Banditen freikaufen; dieses Geschäft sei aber für letztere so vortheilhaft, daß die Zahl der Räuber nur immer mehr anwachse. Was daraus noch werden solle? Wir möchten fragen, was die vielen Tausende von Geistlichen im Kirchenstaate für die Moralität und Bildung der Massen gethan haben, und wozu sie nütze sind, wenn das ganze Land eine große Räuberhöhle ist. Die Oesterreicher erschießen jeden Banditen, den sie in den Legationen auf frischer That ertappen, und sie thun daran recht. Aber die edlen Italiener nehmen davon einen Vorwand her, gegen die wilde Grausamkeit der Deutschen zu declamiren! Der Cardinallegat von Bologna hat den jüdischen Knaben Mortara durch päpstliche Karabiniere seinen Verwandten rauben lassen; er hätte besser gethan, Banditen zu verfolgen. Uebrigens ist nun auch nachgewiesen worden, daß im Jahre 1840 die Polizei Seiner Heiligkeit in Rom selbst, auf Antrieb von Mönchen, in das Haus eines französischen Ehepaares jüdischen Bekenntnisses, der Familie Cremieux, drang, und ein kleines Mädchen rauben wollte, welches ohne Vorwissen der Eltern in Fiumicino getauft worden war. Damals aber trat die französische Gesandtschaft solchem Unfug entgegen.

Hierzu eine Beilage.

№ 46. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 13. November.

Inhalt.

Geschichtliches über Handelskrisen.

Erster Artikel.

Die großen Erschütterungen, welche unser Verkehrsleben von Zeit zu Zeit heimsuchen, haben für den Laien den Charakter des Unerwarteten und Plötzlichen. Dem Kundigen sind sie naturgemäße Ausgänge älterer Verwicklungen, Strafgerichte für begangene Irrthümer und Sünden. Viel Verwüstung und noch weit mehr Schrecken ist in ihrem Gefolge, und dennoch sind sie ebenso wohlthätig, wie die reinigenden Gewitter für das Luftmeer sind, auf dessen Grunde wir leben. Sie machen reine Wirthschaft, räumen das Schadhafte weg, tödten das Kranke und geben den Dingen, die der Unverstand verrückt hat, ihre eigenthümliche Stellung und Bedeutung zurück. Daß sie mit der Zeit häufiger geworden sind, ist kein Symptom zunehmender Zerrüttung. Die innigere Verkettung des Handels zwischen Welttheil und Welttheil in Verbindung mit dem rascheren Uebergange aus der Natural- in die Capitalwirthschaft ist die Ursache. Der Wilde, der von Hand zu Hand tauscht, kann in kein fremdes Unglück verwickelt werden, der moderne Handel, dessen Soll und Haben die ganze bewohnte Welt umfaßt, empfindet jeden Schlag, der irgendwo auf das Verkehrsleben niederschmettert. Werden die Krisen häufiger, so verlieren sie dagegen an Furchtbarkeit. Sie bohren nicht mehr in das Mark der Länder hinein; sie erschüttern, aber nicht wie früher auf Jahrzehnte. Man betrachte die Krisis von 1857, und man hat kaum ein schwaches Abbild der französischen und englischen Krisen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Die Menschen haben mehr gelernt, die blinde Leidenschaft des Erwerbens herrscht weniger vor; Erfahrungssätze, die wir durch das eben jetzt erschienene treffliche Buch von Wirth: „Geschichte der Handelskrisen" bestätigt finden.

Die Auffindung der Wasserwege nach America und Ostindien hatte dem Handel die Ausdehnung gegeben, ohne die große Krisen nicht eintreten können. Die erste von allen ging aber nicht aus der Revolution hervor, die dadurch entstand, sondern knüpfte sich an einen Handel, der seiner Natur nach in winzigen Verhältnissen hätte bleiben müssen. 1554 hatte Busbeck die Tulpe nach dem Abendlande gebracht, und die Blume war in Holland beliebt geworden. So lange von Spanien Gefahr drohte, blieb der Tulpenhandel in seinen Schranken; aber 1634 entwickelte er sich zur Manie. Alles kaufte Tulpen, nicht blos die Kaufleute, sondern auch die Adeligen und Gelehrten, ja selbst die untern Stände bis auf Torfträger, Schornsteinfeger, Knechte, Dienstmädchen und Trödelweiber abwärts. Für manche Zwiebel wurde viel mehr bezahlt, als ihr Gewicht an Gold betrug. 200 As der Tulpenart Semper Augustus kosteten 5500 Gulden, während dasselbe Gewicht in Gold nicht viel mehr als 15 Gulden werth gewesen wäre. Das Waisenhaus von Alkmar löste aus der Versteigerung von hundertundzwanzig Tulpenzwiebeln 90,000 Gulden. Eine andere Tulpenart hatte einen Marktwerth von zwölf Ackern Landes, Bauerngüter wurden für ein Paar Zwiebeln hingegeben, die der Käufer vielleicht nie gesehen hatte. Der Umsatz, den eine einzige Stadt in einigen Jahren in Tulpenzwiebeln machte, wurde zu zehn Millionen Gulden geschätzt. Bestimmte Wirthshäuser waren die Sammelorte der Liebhaber, und es ging dort zu, wie auf unsern modernen Börsen. Die Käufe waren in der Regel Lieferungsgeschäfte, und der Theil, der sich verrechnet hatte, zahlte dem andern die Differenz heraus. Um an diesem Handel Theil zu nehmen, veräußerten die nüchternsten Menschen ihre Häuser und Ländereien zu Schleuderpreisen. Im Anfange gewann Jedermann, sodaß die Holländer bereits das Mittel gefunden zu haben glaubten, alles Gold der Welt auf ihre Tulpenmärkte am Zuydersee zu locken. Nach drei Jahren wurden sie unsanft aus ihrem Traum geweckt. 1637 wollte plötzlich Niemand mehr Tulpen kaufen, der Artikel war gänzlich entwerthet, und Verluste über Verluste bestraften den Schwindel. Es vergingen Jahre, ehe die Wunden vernarbten, die dem Wohlstand des Landes geschlagen worden waren. Die Holländer merkten sich die Lehre wenigstens. Die Tulpenkrisis, die erste, deren die Geschichte erwähnt, war für Holland zugleich die letzte.

Fast ein Jahrhundert später wurden England und Frankreich gleichzeitig von einer wahnsinnigen Speculationswuth ergriffen.

In Frankreich war es der Mißbrauch, den die Geldgier der Vornehmen mit dem Law'schen System trieb, was das Verderben zu einem allgemeinen machte. Law nahm, als er, mit dem Fluch der Nation beladen, Frankreich verließ, nur 800 Louisd'or mit sich, aber er hinterließ ein Deficit von mehr als 2500 Millionen Livres. Mit der Liquidation beschäftigten sich zuerst 800, später 1500 Commis ein halbes Jahr lang, und schließlich erhielten die Gläubiger durchschnittlich 1 Procent ihres Guthabens.

Nach dem Muster von Law's Mississippigesellschaft errichtete man in England die Südseegesellschaft. Jene Gesellschaft erhielt die doppelte Aufgabe, die Schulden des Staats im Betrage von etwa 31½ Millionen Pf. Sterl. zu übernehmen, d. h. Actien für sie zu geben, und ausschließlich Handel mit den Häfen des spanischen America's zu treiben. Die spanischen Silberflotten und die unermeßliche Beute der Bukkaniere hatten eine so fabelhafte Erwartung von den Reichthümern erweckt, die im Süden der neuen Welt den Boden buchstäblich bedecken sollten, daß kein Mensch nachrechnete, wie viel der sehr beschränkte Handelsverkehr mit den Colonien, wie der Assientovertrag ihn regelte, an Gewinn abzuwerfen im Stande sei. Man drängte sich zu den Zeichnungen, und der Londoner Börsengang sah dieselben Scenen, wie die Rue Quincampoix in Paris. Die Actien, die im Anfange auf 77½ Pfund standen, stiegen auf 1050 Pfund. An einem so ungeheuren Gewinne wollte natürlich Jeder theilnehmen. Da man nicht Südseeactien genug haben konnte, so wurden andere Unternehmungen angekündigt, und alle, alle fanden begeisterte Verehrer. Während der Verkehr stockte, die Arbeit aufhörte, war der Börsengang von Morgen bis Abend vollgepfropft von Leuten, die unter Schreien und Zanken um Papiere feilschten. Wurde an einem Ende des Ganges ein Geschäft um eine namhafte Summe abgeschlossen, so stiegen auf die Nachricht davon die Preise am anderen Ende um 10%. „Die Herren", erzählt ein Zeitgenosse, „gingen in die Wein- und Kaffeehäuser, um sich mit ihren Mäklern zu besprechen, und die Damen fanden sich zu demselben Zwecke in den Läden der Putzmacherinnen und Galanteriehändler ein. Als die Verblendung ihren Höhepunkt erreicht hatte, brauchte ein unverschämter Betrüger blos auf einige Stunden ein Zimmer in irgend einem Kaffeehause oder einem andern Hause in der Nähe des Börsenganges zu miethen und Zeichnungen auf irgend etwas zu eröffnen, was den Handel, die Industrie oder irgend eine angebliche Erfindung betraf, die er entweder in seinem eigenen Gehirn frisch ausgebrütet, oder von andern Projectenmachern gestohlen hatte. War die Sache Tags zuvor in den Zeitungen genügend angekündigt, so konnte er in wenigen Stunden Unterzeichner zu einer oder mehreren Millionen der erdichteten Fonds finden."

Während des Jahres 1720 tauchten 202 solcher Projecte auf, die von den Vernünftigen schon in der Zeit des Schwindels als Seifenblasen (bubbles) bezeichnet wurden. Es waren darunter die verrücktesten Pläne, z. B. eine Gesellschaft für Errichtung von Drehkreuzen auf den für Fußgänger vorbehaltenen Wegen, eine andere für die Verbreitung einer „Schießmaschine, die Schutzwehr genannt," eine dritte, das Salzwasser süß zu machen. Ein Unternehmer forderte zum Handel nach den „Goldinseln" auf, wieder ein anderer wollte mit Wallnußbäumen aus Virginien handeln, ja es fand sich ein Projectenmacher, der zur Benutzung des Perpetuum mobile einlud, aber nicht angab, wie es zu erfinden sei. Da wissenschaftliche Kritiken, durch die namentlich das Oberhaus sich auszeichnete, nichts halfen, versuchte man es mit der Waffe der Satyre. Ein Blatt eröffnete Unterzeichnungen für eine Erfindung, „Sägespäne zu schmelzen, um daraus gute Bretter, ohne Ritzen und Spalten, zu gießen." In diesem Falle merkte das Publicum, daß es verhöhnt wurde, als aber an einem andern Orte Theilhaber an einer Gesellschaft mit einem Capital von 2 Millionen Pf. St., deren Zweck noch nicht angegeben werden könne, gesucht wurden, strömten die Unterzeichner herbei, und der angebliche Unternehmer erhielt so Gelegenheit, öffentlich bekannt machen zu dürfen, er habe blos sehen wollen, wie viele Narren sich an einem Tage fangen ließen.

Den Verblendeten die Augen zu öffnen, war den Leitern der Südseegesellschaft selbst vorbehalten. Durch die große Anzahl concurrirender Gesellschaften beunruhigt, erwirkten sie beim Parlament ein Gesetz gegen die Seifenblasen. Dadurch wurde die Fieberhitze nicht blos abgekühlt, sondern schlug in ihr Gegentheil um, die Vernunft trat in ihr altes Recht ein und untersuchte sofort, auf welchen Grundlagen die Südseegesellschaft ihrerseits ruhe. Mit Entsetzen wurde man gewahr, daß der ganze Bau in der Luft stehe, und der Rückschlag trat mit unwiderstehlicher Gewalt ein. Um Johanni (1720) hatten die Actien noch auf 850 gestanden, im September waren sie bereits bis 175 herunter. Nun kamen die Verluste, die Zahlungseinstellung, der Untergang von vielen Hunderten von Privaten. Man fürchtete sogar für die Bank von England, und die Folgen der Katastrophe blieben lange fühlbar.

Der geschichtliche Gang unserer Besprechung führt uns zunächst zu den beiden Hamburger Handelskrisen von 1763 und 1799. Wir besitzen über sie gründliche und gewissenhafte Untersuchungen des alten braven Büsch. Hamburg hatte im siebenjährigen Kriege viel gewonnen. Nicht blos der Seehandel, auch der Waarenzug im Innern wurde nicht gestört, die Ernten waren gut, der Handel mit Korn, Zucker und Holz nahm einen bedeutenden Aufschwung, den Geld- und Wechselgeschäften brachten die englischen Subsidien und mittelbar die Contributionen, die Friedrich II. in Sachsen ausschrieb, Nutzen. Das Capital hielt mit der gesteigerten Waarenbewegung nicht gleichen Schritt, sodaß der Credit aushelfen mußte und eine verwegene Wechselreiterei entstand. Der Hubertsburger Friede wurde zum Wendepunkte. Die allgemeine Einziehung der schlechten Münzen nahm dem Verkehr einen großen Theil seiner Umlaufsmittel und machte das Aushülfsmittel der Wechsel unentbehrlicher denn je. Die Hamburger würden für die einlaufenden Wechsel Deckung gehabt haben, wenn die Bankverwaltung nicht gerade diesen Zeitpunkt gewählt hätte, der zu großen Anhäufung von Edelmetallen abzuhelfen und zu diesem Behufe die ihr überschickten Barren zurückzuweisen. Die Hamburger Kaufleute schickten nun ihr Metall nach Amsterdam und erhielten dafür holländische Wechsel. Da machte

das Amsterdamer Haus Neufville Brüder einen ungeheuren Bankerott und verwickelte viele Kaufleute des Platzes in seinen Sturz. Fast alle Wechsel kamen mit Protest nach Hamburg zurück und hatten die Insolvenz-Erklärung von 95 Handlungen zur Folge. Der Schrecken war indessen größer als das wirkliche Uebel. Die Bilanz ergab, daß Hamburg etwa das verlor, was während des Krieges gewonnen worden war.

Die folgenden Jahre waren für den Handel ungünstig. Der Versailler Friede brachte bessere Conjuncturen, und die ersten Kriege der französischen Republik versetzten Hamburg in die vortheilhafteste Lage. Die See wurde ausschließliches Eigenthum der Engländer, und diese benutzten Hamburg als ihr großes Waarenlager für das europäische Festland. Die Speculation übersprang die alten Schranken, überbürdete den westindischen Markt mit europäischen Artikeln und holte tropische Producte in vielen Schiffsladungen. Als die Hamburger Waarenlager bereits übervoll waren, traf — es war im Frühjahr 1799 — eine brasilische Flotte in Portugal ein. Die Hamburger berechneten, daß sie Zucker und Kaffee vom Tajo um 15% billiger beziehen könnten, als über England, und kauften, was zu bekommen war. In derselben Zeit verstopften sich mehrere der frühern Absatzwege, und insbesondere ging die Rheinstraße für Hamburg verloren; wozu noch kam, daß die Käufer im deutschen Binnenlande in Folge der neuen Kriege sich einzuschränken anfingen und Kaffee- und Zuckersurrogate, Cichorien und Honig, benutzten, wodurch der Bedarf um Vieles geringer wurde. Da das Capital abermals nicht in demselben Verhältnisse wie der Waarenumsatz sich vermehrt hatte, so war die Wechselreiterei in Aufnahme gekommen, und zwar viel stärker als 1763. Die lagernden Waarenmassen waren zur Zeit unverkäuflich, die Wechsel liefen ein, und es fehlte an Deckung. Um sich die ganze Calamität einer solchen Lage zu vergegenwärtigen, muß man sich erinnern, daß für die Bezahlung eines Wechsels außer dem Bezogenen alle die Zwischenpersonen (Indossanten) haften, in deren Besitz das Papier einmal gewesen ist. Durch dieses solidarische Haften entstehen die panischen Schrecken der Handelskrisen hauptsächlich. Der Kaufmann, der in gewöhnlichen Zeiten nur für die auf ihn selbst gezogenen Wechsel zu sorgen hat, geräth in Unruhe, wenn er von vielen Wechselprotesten hört, und vermag den Umfang seiner Verbindlichkeiten nicht mehr zu überblicken, da er nicht weiß, ob er nicht oft für einen Vordermann einzutreten haben wird. Hat man sich gar, wie es 1799 geschah, gegenseitig mit Giro's ausgeholfen und „Pferde" aufgestellt, d. h. Strohmänner ohne Capital, auf die man zieht und die man vor der Verfallzeit der Wechsel mit Zahlmitteln versieht, so ist Grund genug vorhanden, bei einer einbrechenden Krisis zu beben. Zu der Schwere der Geldklemme, die der Discontosatz von 14% ausdrückt, gesellte sich ein Unglücksfall. Um ihren Hamburger Geschäftsfreunden zu helfen, hatten die Londoner die Fregatte Lutien mit einer Million Pf. St. in Silber abgehen lassen. Das Schiff gelangte in die Nähe der holländischen Küste, um dort von den Wellen begraben zu werden. So war dem Hamburger Handel die letzte Stütze unter den Armen weggeschlagen worden. Im Ganzen brachen in dieser Krisis 136 Handelshäuser zusammen, deren Gesammtschulden den Betrag von 39,902,000 Mark Banko erreichten. Zwei Häuser waren über eine, eines über zwei, eines über drei Millionen Mark Banko schuldig.

Die Kriege gegen Napoleon waren vorüber, und der englischen Industrie öffnete sich dadurch ein weites und, wie man glaubte, unerschöpfliches Feld. Die Rechnung trog indessen. Das europäische Festland hatte seinerseits Fortschritte im Fabrikwesen gemacht, sodaß die englischen Artikel nicht so lebhaft begehrt wurden, als man vermuthet hatte. Wo sie gesucht wurden, da war man meistens außer Stande, sie zu bezahlen. Die Cassen hatte der Krieg geleert; und die Producte, die der Continent zu bieten hatte, das deutsche Korn und den deutschen Spiritus, die französischen Weine, wies England durch hohe Zölle zurück. So kam es, daß England in den Jahren, die ihm eine Entschädigung für seine Kriegsopfer bieten sollten, von einer Krisis heimgesucht wurde, die übrigens, so weit der Kaufmanns- und Fabrikantenstand in Frage kam, einen latenten Charakter hatte, in der Noth der schaarenweise entlassenen Arbeiter dagegen offen zu Tage trat. Die sociale Zerrüttung, welche die Verarmung im Gefolge hatte, war das traurigste der damaligen Uebel. Sie sollte wenige Jahre später viel schlimmer eintreten.

Das Land hatte sich erholt, man hatte gute Ernten gehabt, lebhafte Geschäfte gemacht, als Canning die Unabhängigkeit der südamericanischen Freistaaten anerkannte. Der englische Unternehmungsgeist schnellte wie eine Springfeder empor. Es unterlag keinem Zweifel, daß die spanische Wirthschaft die natürlichen Reichthümer jener Länder vernachlässigt habe, daß die ungeheuren Gebiete, welche die Cordilleren wie ein riesiges Rückgrat durchziehen, sowohl edle Metalle, Edelsteine und Perlen, als die kostbaren tropischen Producte, die schönste Cochenille, den feinsten Cacao, Zucker und Kaffee in ungemessenen Mengen, Vanille, Chinarinde und noch vieles Andere zu liefern im Stande seien. Was ihnen bisher gemangelt hatte, Intelligenz, Capital und Maschinen, ließ sich ihnen von England aus geben. Mit diesen Betrachtungen war man bald fertig und schritt zum Werke. Die südamericanischen Regierungen erhielten von der Londoner Börse Anleihen, die bis auf zwei alle im Jahre 1824 gemacht wurden und über 23 Millionen Pfund Sterling stiegen. Es bildeten sich Bergwerksgesellschaften zur Ausbeutung der Gold- und Silberschätze in Mexico, Chili, Columbien und den La Plata-Staaten. Die Fabriken arbeiteten für Südamerica, als ob jeder Gaucho und jeder Indianer die Consumtionskräfte eines englischen Lords besäße. Voll Vertrauen auf die neue Zeit, deren Zeichen am Himmel leuchteten, schüttete das englische Füllhorn seinen Geldsegen über die Reiche des Continents aus, und bedachte Griechenland, Neapel, Dänemark, Spanien, Portugal, Frankreich, Preußen, Oesterreich und Rußland mit Anleihen. Die englischen Banken sahen nicht so bald die Lücke, die das Ausströmen der Edelmetalle in den Verkehrsmitteln entstehen ließ, als sie dieselbe mit Papier ausfüllten. Die Banknoten der Provinzialbanken vermehrten sich im Jahre 1824 von vier auf elf Millionen Pfund. Damit das Inland nicht über

stiefmütterliche Behandlung zu klagen habe, traten 114 Gesellschaften mit einem Capital von 101⁷⁄₁₀ Millionen Pfund für meistens einheimische Zwecke zusammen.

Die Unternehmungswuth erstreckte sich über alle Stände, und die Damen waren in der Regel am eifrigsten. „Hunderte," sagt Miß Martineau, „die bisher mit ihrem bescheidenen Einkommen zufrieden gewesen waren und Gott gedankt hatten, daß das Schicksal sie zwischen Armuth und Reichthum gestellt habe, beobachteten jetzt die Lage ihrer Nachbarn mit Neid und fühlten sich beleidigt, wenn man ihnen keine Antheile an neuen Gesellschaften anbot, oder waren unglücklich, daß sie nicht Geld genug besäßen, um sich zu einer Reihe von Einzahlungen zu verpflichten. Einzelne, welche ihren gewöhnlichen Gang fortgingen und an der Tollheit der Zeit nicht Theil nahmen, mußten Vorwürfe wegen ihrer Ungerechtigkeit gegen ihre Familien anhören. Man tadelte sie, daß sie nach den Schätzen, die allenthalben ausgeschüttet waren, die Hand nicht ausstrecken wollten."

Man speculirte häufig ganz widersinnig. Rio de Janeiro empfing binnen wenigen Wochen von Manchester mehr Waaren, als in zwanzig Jahren verbraucht werden konnten. Birmingham versandte nach tropischen Gegenden **Bettwärmer**, Sheffield **Schlittschuhe**, und die Erde-essenden Ottomaken des Orinoco sollten geschliffene Gläser und Porzellangeschirre kaufen. Ein kluger Kopf, der von den ungeheuren Rinderheerden der Pampas gehört hatte, gründete eine Gesellschaft für Butterbereitung und spedirte eine Anzahl schottischer Milchmädchen nach dem La Plata. Die armen Dirnen hatten mit den wilden Kühen am Silberstrome ihre liebe Noth, und als sie endlich gebuttert hatten, gab es keine Käufer. Die Gauchos gaben dem Oel den Vorzug, und die Butter verdarb.

Die einunddreißig Tage vom 2. December 1824 bis zum 2. Januar 1825 waren die hoffnungsreichste Zeit. Die Londoner Börse notirte an dem letztgenannten Tage folgende Curse:

	Einzahlung.	Stand der Prämien.
Anglo-Mexican	10 Pf. St.	150.
United-Mexican	10 „ „	155.
Real del Monte	70 „ „	1350.
Columbian	10 „ „	82.
Buenos Ayres	10 „ „	45.

Um einen solchen Stand der Papiere zu erhalten, hätten von diesen Bergwerksunternehmungen bedeutende Zinsen und Gewinne eingehen müssen. Diese blieben aber aus, und mit einem Male fiel der Nation die Binde von den Augen. Man sah jetzt die unwegsamen Wildnisse Südamerica's, die den Transport der Maschinen, von denen Alles abhing, nach den Bergwerken unmöglich machten, man sah die Ueberbürdung des Handels mit unverkäuflichen Waaren, die Ueberschwemmung des Geldmarktes mit schlechtem Papier, die faulen Grundlagen der meisten Gesellschaften. Jeder suchte das Geld, das er gewagt hatte, zurückzuziehen, und dieser allgemeine Andrang zum Realisiren beschleunigte und verschlimmerte die Katastrophe. Die Curse der Papiere taumelten zu unerhörten Tiefen herunter, die aufgespeicherten Waaren fanden zu Schleuderpreisen keinen Absatz, die Actien der Unternehmungen waren im Handumdrehen werthlos. Wochenlang hörte und las man von nichts, als von Zahlungseinstellungen von Banken und großen Häusern. Namentlich wirkte das Zusammenbrechen der beiden großen Bankiers, Sir Peter Pol und Williams und Comp., betäubend. Die solidesten Geschäftsleute wurden in ihren Sturz verwickelt, 70 Provinzialbanken schlossen ihre Contore.

Miß Martineau schildert sehr anschaulich, wie sich die Noth in die kleinsten Orte fortpflanzte. „In einer Landstadt", erzählt sie, „sah es eines Tages ganz anders wie gewöhnlich aus. Die Landleute verließen ihre Verkaufsstellen und versammelten sich gruppenweise, während einige hastig ihre Waaren einpackten, ihre Pferde aus dem Stalle zogen und nach Hause eilten, als ob sie bei längerem Verbleiben beraubt zu werden fürchteten. Hier ging ein Mann mit düsterm Gesicht und drückte eine Banknote mit der Hand fest zusammen; dort rang eine Frau die Hände und weinte. Mitten im Getöse des Orts hörte man ein wahres Wehklagen vieler Stimmen. Die Bank des Bezirks hatte ihre Zahlungen eingestellt."

Die Krisis war im December, 1825 am heftigsten. Sie wurde überwunden, weniger durch die Maßregeln der Regierung und des Parlaments, als durch ein allgemeines Aufraffen der Nation. Alle Stände und Volksclassen fühlten sich mitschuldig, und so thaten alle, was in ihren Kräften stand, daß die Wunde sich schließe. Böse Nachwehen vermochten auch die vereinigten Kräfte der Nation nicht abzuwehren.

Die Geschäftswelt hatte sich nach einigen Jahren von dem Schlage erholt. Im Jahre 1836 war die erhaltene Lehre vergessen und ein neues Speculationsfieber ausgebrochen. Mit diesem verbanden sich nun americanische Schwindeleien, deren Grundlage ursprünglich ein Kampf zwischen politischen Parteien war.

Schon die französischen Officiere, die an Washington's und Steuben's Seite kämpften, machten die Wahrnehmung, daß in dem republicanischen America eine Aristokratie bestehe. Wenn sie nach dem Grunde forschten, weshalb gewissen Persönlichkeiten mit auffallender Ehrfurcht begegnet werde, so hörten sie, daß es nicht Verdienste um den Staat oder die Gesellschaft, nicht hervorragende Eigenschaften des Geistes oder des Herzens, sondern Reichthum an Geld und Ländereien waren. Sie schlossen daraus, daß dereinst eine Aristokratie des Geldes entstehen werde, die der jungen Freiheit Nordamerica's Gefahren bereiten werde. Die Vorhersagung hat sich erfüllt, aber die Uebermacht des Geldes ist durch die Krisis von 1837—1841 vorläufig beseitigt worden.

Nach einem ältern Gebrauch legte die Regierung die Gelder, deren sie augenblicklich nicht bedurfte, in der Bank der Vereinigten Staaten nieder. Jene Bank gab Banknoten in solchem Betrage aus, daß das Gold, das gesetzliche Umlaufsmittel, im Werthe sank und ausgeführt wurde. Um so mehr steigerte die Bank ihre Notenemission, bis sie thatsächlich ein Ersatz für das Münzamt der Regierung wurde. Sie verband damit Geschäfte der gewagtesten Art. Unter anderm lieh sie Speculanten ohne alle Sicherheit Geld, d. h. Banknoten, zum Ankauf von Ländereien, deren Umfang hunderte von Geviert-

meilen betrug. Die Speculanten bezahlten der Regierung die Ländereien in Banknoten, und da diese sofort als Depositen an die Bank zurückgingen, um von neuem zu demselben Spiel an andere Speculanten abgegeben zu werden, so gerieth die Bank der Regierung gegenüber tief in Schulden, für die sie weiter nichts zu bieten hatte, als gebuchte Forderungen an ihre meistens insolventen Schuldner. Außerdem bewilligte sie mit maßloser Freigebigkeit Credite an Kaufleute, unterstützte jedes Wetten und Wagen und ermunterte zu industriellen Unternehmungen, deren Ertrag ein so problematischer war, daß man sah, es kam den Gründern nur darauf an, Papiere zu schaffen, die mit Vortheil verkäuflich seien. Welche ungemeine Uebertreibung in allen Geschäftszweigen einriß, und wie maßlos die Bank der Vereinigten Staaten und die übrigen von ihr abhängigen Institute derselben Art ihren Papierumlauf vermehrten, können wir nicht übersichtlicher zeigen, als in den folgenden drei Zeilen, die den Vermögensstand der nordamericanischen Banken vom 1. Januar 1834 und von demselben Tage des Jahres 1836 nachweisen:

		1834.	1836.
Capital	Dollars	200,000,000	251,000,000.
Anlehen und Discontirung	„	324,000,000	457,000,000.
Banknoten-Umlauf	„	95,000,000	140,000,000.

Director der Staatsbank war in jener Zeit Nicolaus Biddle, ein Charakter von ächt americanischer, mit Gewissenlosigkeit gepaarter Energie, ein Kopf, in dem riesige Pläne gährten. Zählt er auch zu den Leuten, die ihr Ziel fast erreichen, und die nicht einzusehen im Stande sind, daß das Wenige, was ihnen am Gelingen fehlt, eben auf der Unmöglichkeit beruht, die ihr ganzes System fehlerhaft macht, so bleibt er doch eine der interessantesten Erscheinungen der neuesten Zeit. Er nährte den Papierschwindel, um das gesammte Volk von einer Geldaristokratie, „Bancokratie" nach americanischer Redeweise, abhängig zu machen, deren Gipfel die von ihm geleitete Bank sei. Von dieser empfingen die übrigen Banken Gesetze, alle Banken zusammen hatten die Geschäftswelt in der Hand, und mithin war Biddle der große Regulator des Verkehrs. Dies war nicht Alles; auch das Wohl des Volkes sollte mit dem Wohl der Bank innig verknüpft werden. Darum schaffte Biddle das baare Geld nach Europa, darum ließ er Banknoten bis zum Betrage eines Dollars abwärts millionenweise ausgeben. Es war im Interesse Aller, das Papier, dieses fast einzige Zahlungsmittel, nicht entwerthen zu lassen und demnach die Operationen der Bank, der einzigen Garantie des Papiergeldes, zu unterstützen.

Zum Glück für die Union hatte Biddle den Präsidenten Jackson, einen Charakter von ebenso entschiedenem Gepräge, gegen sich. Nicht genug, daß der alte Hickory — die Scharfschützen von Kentucky verglichen Jackson wegen seiner unüberwindlichen Zähigkeit mit dem americanischen Wallnußbaume, daher der Name — die politische Tendenz von Biddle's Manövern durchschaute, er verstand auch genug vom Geldwesen, um zu sehen, daß die Bank sich durch ihren Schwindel bankerott gemacht habe. Er erklärte, die Staatsdepositen zurückziehen und das Bankprivilegium nicht erneuern zu wollen, und setzte beide Beschlüsse gegen Biddle und dessen zahllose Verbündete durch, jedoch nicht ohne einen langen, siebenjährigen Kampf. Im Frühjahr 1836 hörte die Vereinigte-Staatenbank auf, Staatsbank zu sein. Sie feierte sofort als Bank von Pennsylvanien ihre Auferstehung und wickelte weder ihre Geschäfte ab, noch zahlte sie der Regierung deren Depositen, im Ganzen 16 Millionen Dollars, zurück.

Biddle dachte nicht entfernt daran, sich für überwunden zu halten. Während Jackson's Nachfolger im Amt, van Buren, eine Reihe von Maßregeln ausführte, die ganz geeignet waren, dem unnatürlichen Einfluß der Banken ein Ziel zu setzen und das Metallgeld zur Basis der Umlaufsmittel zu machen, begann der Bankdirector ein großes Spiel. Die Krisis, welche die Schritte der Regierung zum Ausbruch gebracht hatten, und in Folge deren alle nordamericanischen Banken zur Einstellung ihrer Zahlungen genöthigt worden waren, kam ihm erwünscht. Er kündigte nun an, daß er „den Credit seiner Bank so lange an die Stelle des Privatcredits setzen würde, bis das öffentliche Vertrauen zu den Privaten Zeit gefunden habe, wieder aufzuleben," und meldete nach Europa, daß man gegen Wechsel nordamericanischer Kaufleute Bankscheine, in London, Paris und Amsterdam zahlbar, erhalten könne. Seine Bank war insolvent, und doch dachte er daran, den Credit beider Hemisphären auszubeuten, indem er die umfassendsten Speculationen vornehme und eine durch die andere decke.

Er verfuhr auf folgende Weise. Zunächst monopolisirte er den Baumwollenhandel dadurch, daß er den Pflanzern, die durch niedrige Preise litten, bedeutende Vorschüsse machte, aber unter der Bedingung, daß sie ihre Vorräthe an die Bankagenten in London und Havre schickten. Die Pflanzer bezahlte er mit Banknoten und mit den von ihm erfundenen Postnoten, d. h. Papieren, zwölf Monate nach Dato zahlbar. Die Baumwolle verkaufte er in Europa gegen baar. Nordamerica ist der einzige Baumwollenmarkt der Welt, der ernstlich in Betracht kommen kann; Biddle verfügte über die americanischen Vorräthe, und das Geschäft rentirte daher. Die Handelswelt faßte ein solches Vertrauen zu seinem Geschick, daß er Wechsel und Postnoten in kaum glaublichen Mengen auf dem europäischen Markte absetzte. In London discontirte man seine Papiere mit 2½, höchstens 3 % Disconto, während der allgemeine Satz 5—6 % war. Sowie er diesen Erfolg sah, zog er die südlichen Banken, die ihm Concurrenz zu machen drohten, durch den Ankauf ihrer Actien an sich heran, brachte die einzelnen Staaten durch Credite im Belauf von 53 Millionen Dollars in Abhängigkeit und machte sich durch den massenhaften Ankauf von nordamericanischen Canal- und Eisenbahnactien und industriellen Effecten, die er in Europa zu versilbern verstand, zum allseitig begehrten Vermittler zwischen der alten und neuen Welt. Das war der Zeitpunkt, in dem er fast am Ziele seines Strebens stand. In demselben Augenblick gerieth sein thurmhohes Gebäude in's Schwanken.

Um die Preise zu halten, hatte Biddle ungeheure Baumwollenvorräthe — 150,000 Ballen — auf Lager genommen.

Die letzte Ernte war unbefriedigend ausgefallen, und er rechnete mithin auf steigende Preise. Diese fielen aber, theils weil die Fabricanten sich einschränkten, theils weil die zurückgehaltenen Vorräthe durch die günstige Conjunctur aus allen Winkeln hervorgelockt wurden. Die Bedenken, welche die Ausdehnung des Biddle'schen Baumwollengeschäfts längst im Stillen hervorgerufen hatte, wurden nun laut, die gedrückte Lage des Londoner Geldmarktes kam hinzu, und als es gar ruchbar ward, daß Hottinger in Paris und Hope in Amsterdam Wechsel der Bank von Philadelphia protestirt hätten, da war kein Halten mehr. Mit den krampfhaften Anstrengungen Biddle's, das Verderben abzuwehren, haben wir es hier nicht zu thun. Genug, er unterlag, und was mit ihm zu thun gehabt hatte, das stürzte ihm nach. 1839 stellten 961 Banken der Vereinigten Staaten ihre Zahlungen ein, und bis 1843 wurden 33,739 Fallimente mit einer Schuldenmasse von 44$^{9}/_{10}$ Millionen Dollars concursmäßig behandelt. Wie sehr das Land darunter litt, kann man sich denken, doch hatten die Nordamericaner von der Krisis auch einen Vortheil: die Reform ihrer Bankgesetzgebung. St.

Neue deutsche Romane.

II.

Nicht auf dem Gebiete politischer Streitfragen, sondern auf neutralem künstlerischem Gebiete bewegt sich ein neuer dreibändiger Roman von Adalbert Stifter: „Nachsommer“ betitelt (Pesth bei Heckenast). Derselbe schildert uns ein Jugendleben von der Kindheit an bis zur männlichen Reife, und gewiß wäre es interessant und erfreulich zu sehen, wie ein begabter und strebsamer Jüngling unter der Leitung eines im höchsten Grade trefflichen und einsichtsvollen Vaters und an der Hand eines überaus weisen älteren Freundes seinen Bildungskreis mehr und mehr erweitert, wie er immer weiterstrebend stets neue Felder des Wissens sich erschließt, und wie er den Weg vom Nützlichen aufwärts zum Schönen mit fester Beharrlichkeit und klugem Sinne bis ans Ende verfolgt. Jedoch nur allzubald ermüden wir auf dieser Wanderung, da wir auf jeder der unzähligen Zwischenstationen seines Entwicklungsganges Halt machen und bei jeder Disciplin den ganzen Cursus vom Anfang an durchmachen müssen. Dies Retardiren ist in einem Romane, bei dem die Handlung und ihr zwar nicht übereiltes, aber doch stetiges Vorschreiten immer die Hauptsache bleiben muß, sehr vom Uebel. Ja, und wenn es nur die vielen gelehrten und oft ungemein sinnigen Bemerkungen und Gespräche über Wetterkunde, Rosencultur, Pflege der Singvögel, Schreinerarbeit und mittelalterliche Baukunst, antike Statuen und Gemmen, Marmorschleiferei, Gemäldesammlungen und Kunstbetrachtung allein wären, die die ohnehin spärliche Handlung auf Schritt und Tritt hemmten und zurückhielten! Es sind auch ganz uninteressante und unwesentliche Dinge, die wir anhören müssen. Wie kann es uns z. B. nur wichtig sein, zu erfahren, ob die Frau eines Hauses, wo der Held der Erzählung wohnte, „in sehr kurzen Zwischenräumen immer erneuerte schneeweiße Fenstervorhänge gab,“ ob ein gewisser Kaufmann erst zwei und dann vier Handlungsdiener hatte, ob ein Korb, worin Geschenke für die Dienstleute sich befanden, mit grauem Papier umhüllt war, ob beim Begehen der Marmorböden eines Hauses Filzschuhe angezogen werden mußten u. s. w. u. s. w. Das Alles hat nicht den geringsten Einfluß auf die Handlung, und was mit zwei Worten gesagt werden konnte, wird uns mit vieren und mehr erzählt. Man hat unwillkürlich das Gefühl, als wenn Stifter sich selbst gern reden hörte, als wenn er seiner Person eine zu große Wichtigkeit beilegte und als wenn er, verwöhnt durch die Schmeicheleien einer allzu nachgiebigen Kritik, den Glauben besäße, daß Alles, was er sagte, dem Leser angenehm und interessant sein müsse. Er geht darin so weit, daß man das Buch oft genug als zu langweilig und weitschweifig bei Seite werfen will, aber da kommt wieder einmal eine Stelle, die, selber geist- und gemüthvoll, auch unsern Geist beschäftigt oder zu unserem Gemüthe spricht; es kommt z. B. eine mit feinem Sinne ausgestattete Naturscene, eine sinnige Reflexion oder ein geistreiches Räsonnement, kurz — man findet seine Theilnahme plötzlich auf's neue gewachsen und liest mit frischer Lust weiter. Die allzu große Rücksichtnahme des Verfassers auf Aeußerlichkeiten übt ihren Einfluß auch auf die Menschen, die er vor uns erscheinen läßt, und welche zwar Menschen von Distinction und von so edler, nobler Gesinnung sind, wie seine eigene es sein muß, die sich aber zugleich auch wie Pedanten benehmen und ohne daß sie es sich selbst gestehen wollen, auf die äußere Form mehr achten, als auf die innere Stimme und den Ruf des Herzens. In derjenigen Partie des Romans, die leicht die schönste hätte werden können, ist Stifter eben deswegen hinter unseren Erwartungen sowie hinter seinem Talente zurückgeblieben. Schon in der Mitte der Erzählung nämlich „breitet sich in dem Geiste ihres Helden die Frage aus, ob nun ein solches Vorgehen, ob die Kunst, die Dichtung, die Wissenschaft das Leben umschreibe und vollende, oder ob es noch ein Ferneres gäbe, das es umschließe und es mit weit größerem Glücke erfülle.“ Die Antwort auf diese Frage bleibt endlich nicht aus, und natürlich muß es die Liebe sein, welche das Leben des jungen Heinrich Drendorf „mit weit größerem Glücke erfüllt,“ als Kunst, Dichtung und Wissenschaft dies vorher vermocht hatten. Die Scene nun, in welcher derselbe, sowie die reizende Natalie Tarona ihre Gefühle sich gegenseitig entdecken, ist allerdings mit einer ruhigen Innigkeit und gleichmäßigen Wärme geschrieben. Auch hat Stifter schon vorher es sehr schön verstanden, die erwachende Leidenschaft der Beiden von ihrem allerersten Keimen an zu verfolgen und darzustellen, wie die Natur der liebenden Seele so viel anders

und noch viel zauberischer erscheint, als früher. Er wußte ferner es höchst geschickt anzufangen, daß die Zwei von entlegenen und mannichfachen Gesprächen doch endlich ohne Zwang und Mühe den Weg finden, auf dem sie sich mit der Entdeckung der beiderseitigen Empfindungen entgegenkommen. Aber das Alles reicht für den Leser nicht aus. Denn, wenn es nie und nirgends zu einem höheren Aufschwung kommt, wenn niemals die Flamme der Leidenschaft über den Köpfen zusammenschlägt, da wird man schließlich ungeduldig und fühlt sich von dieser kühlen Zurückhaltung ernüchtert. Einmal muß doch der Mensch schwärmen, und wann soll er das anders thun, als in der Jugend, in der Zeit der ersten Liebe? Was die beiden jungen Leute, die da eben ihre Herzen vor einander öffnen und voller Entzücken in einem jeden derselben tiefe Zuneigung für den Anderen gewahr werden, sich gegenseitig sagen, das klingt zwar recht schön und ist einem poetischen Gemüthe entsprungen; aber wenn nicht gegen das, was sie sagen, so ist doch gegen die Art, wie sie es sagen, viel einzuwenden. Denn in einem Momente, wo jeder Mensch im Grunde der Seele bewegt wird und diese Bewegung auch in seinem äußern Thun, durch lebendigere Geberdensprache z. B. zu verrathen pflegt, da bleiben Heinrich und Natalie steif und behutsam nebeneinander sitzen, und ein förmlicher Händedruck, ein ceremonieller Kuß ist Alles, wodurch sie ihren Bund für die Ewigkeit besiegeln mögen. Sie stehen im Frühling ihres Lebens, aber für ihre Empfindung scheint schon der „Nachsommer" herangekommen zu sein. Und dann — wie geht es weiter? Sie trennen sich am Abend mit dem Versprechen des Mädchens, der Mutter ihr Herz offenbaren zu wollen. Man sollte nun denken, am nächsten Morgen könnte der Liebende kaum die Zeit erwarten, bis ihm Botschaft gebracht würde, was die verehrte Frau zu der Verbindung meine. Jedoch, wie die Beiden sich endlich wieder treffen, da reden sie erst in der bekannten umständlichen Art von einer Menge höchst gleichgültiger Dinge, und nur ganz zuletzt noch macht Natalie die trockne Meldung, „daß die Mutter nichts einzuwenden habe." Wir glauben nicht mit Unrecht auf solche Einzelheiten Gewicht zu legen, denn gerade darin zeigt sich die Befähigung des Dichters, einen Charakter ganz und voll durchzuempfinden und das Leben im Bilde so darzustellen, wie es wirklich ist. Stifter besitzt diese Befähigung freilich; aber er wird unwahr, nicht weil er etwa in den Herzen der Menschen nicht richtig zu lesen verstünde, sondern vielmehr durch das bis zum Uebermaß gesteigerte Bestreben, seine Figuren im Lichte sittlicher Reinheit und geistiger Noblesse erscheinen zu lassen. In einer anderen Partie des Romans hat er davon sich freizuhalten gewußt. Denn wie werden in der Folge Heinrich und Natalie von Gustav und Mathilden beschämt, deren Jugenderinnerungen dem jungen Drendorf von seinem älteren Freunde mitgetheilt werden! Die Darstellung der Liebe dieser Beiden mit dem schwungvollen Pathos ihrer Empfindung und mit dem Fluge ihrer Sehnsucht ist außerordentlich schön und von ungemeiner Zartheit. Sie gab auch der Erzählung den Namen, insofern Gustav und Mathilde durch äußere Umstände getrennt werden, noch ehe die Blüthe ihrer Liebe im Sommer des Lebens zur Frucht reifen konnte, und insofern sie, später sich wiederfindend, nur noch Gelegenheit erhalten, gemeinschaftlich einen ruhigen und mäßigen Nachsommer ihrer Gefühle zu verbringen. Darin liegt freilich wieder ein Mangel; denn die unbefriedigende Lösung einer so innigen geistigen Gemeinschaft widerstrebt unserem natürlichen Gefühle, und der Dichter hatte, um dasselbe zu versöhnen, schlechterdings die Pflicht, die beiden so harmonisch empfindenden Menschen zu unauflöslichem Bunde zu vereinigen. Doch gleichviel, in dem, was vorangeht, hat sich doch der alte Stifter wieder merken lassen, der Dichter der „Studien," der ohne Zweifel zu den Talenten höheren Ranges gehört, und der, besonders wenn er sich von der garrula senectus, die seinen Jahren doch noch ziemlich fern bleiben sollte, künftig wieder freier zu erhalten vermag, als es ihm diesmal gelungen, auch fernerhin Bedeutsames und Schönes leisten wird.

In einem vierbändigen Romane, den er, über die noch sehr geringe Verbreitung des Schopenhauerschen Systems sich täuschend, „Sansara" nannte (Leipzig bei Herbig), stellte sich Alfred Meißner, wie er selbst im Vorworte berichtet, „die Aufgabe, einen Lebensgang zu malen, der der Lebensgang so Vieler ist, einen Weg aus dem Gewühl in die Einsamkeit, aus dem Lärm in den Frieden, aus der verzehrenden Welt des Genusses in die Abkehr und Resignation." Verhältnisse nöthigten vor einigen Jahren den Dichter, die Veröffentlichung des ganzen Romans damals noch zu verzögern und den Eingang, gewissermaßen nur den Prolog, einzeln herauszugeben. So trat der erste Theil als „Freiherr von Hostiwin" ans Licht, und ihm folgte nun vor kurzem erst die Fortsetzung als „Sansara." Einen modernen Don Juan wollte Alfred Meißner uns also vor die Augen führen. Aber er sagte sich dabei nicht, daß dies ein in doppelter Hinsicht mißliches und verunglücktes Unternehmen sei. Denn Don Juan ist eine Abstraction, und nur, wenn die Gestalt in poetischer Verklärung erscheint, wie bei Byron, oder umgeben von einer bezaubernden Musik, wie in der Mozartschen Oper, mögen wir uns mit derselben näher befassen, wogegen sie in einem weit ausgesponnenen Romane und in prosaischer Darstellung uns sehr leicht unerträglich werden kann. Fortwährend Liebesabenteuer erzählen zu hören, ermüdet. Noch schlimmer aber wird die Sache, wenn sich Sentimentalität mit ins Spiel mischt und Don Juan, statt unbekümmert und ohne Reue von einer Blume zur andern zu flattern, erst ein Mädchen treulos verläßt und dann doch voll Wehmuth an sie zurückdenkt und über sein verlorenes Glück sich in weinerlichen Tiraden ergeht. Es kann nicht leicht etwas Abgeschmackteres und Sinnloseres geben als einen Don Juan, der Buße thut, in Sack und Asche einhergeht und doch immer noch der alte Don Juan ist. Solch ein wunderlicher Heiliger ist nun der Freiherr v. Hostiwin. Alfred Meißner nennt ihn erst „einen Verführer von Profession, der Alles für seinen Genuß geschaffen ansieht und das arme Geschöpf, das er seinen Begierden geopfert, nach rascher Sättigung mit derselben Gleichgültigkeit fortschafft, wie man ein Glas bei Seite stellt, nachdem man getrunken." Als er aber dann wirklich einmal eine Geliebte verlassen hat, da denkt er doch: „Ach, wo ist Cilly? Da, nachdem er sie verloren, fühlt er

wieder, wie sehr er sie geliebt! Sie war fort, verschwunden — ach, entsetzlich! er hatte nicht einmal den Trost zu wissen, wo sie sei und wie es ihr gehe! Warum die tolle Hast von ihr hinweg, an ihr vorbei zu Anderen — bei ihr war es gut gewesen. Was wollte er denn noch bei Anderen, da sie ihn liebte? War Hoffnung da, daß er in der ganzen Welt ein schöneres Herz finde?" — So wie an der Hauptperson, ist aber auch an einigen Nebenfiguren des Romans Mancherlei auszusetzen. Das Ende z. B., welches die Anfangs so lieblichen Mädchengestalten Eugenie und Beatrix finden, war durchaus nicht nothwendig und ist sehr häßlich. Von dem Umschlag in der Seele Antonina's, die nach dem Tode ihres ersten Mannes jede fernere Liebe abgeschworen hat und dann doch plötzlich den Freiherrn zu ihrem zweiten Gemahl macht, wird uns nicht das Geringste offenbar. Die kleine hübsche Marietta Bonora tritt im Verlaufe der Erzählung allzusehr in den Hintergrund. In der Tyrolerin Gertrud und im Mohren Ismael erscheinen die Nationalitäten nicht richtig gewahrt, und was dergleichen mehr ist. Genug, daß neben allen diesen Ausstellungen gar wohl die Anerkennung bestehen kann, daß die Handlung, wenn gleich zuviel seichte und schönrednerische Reflexion mit unterläuft, vorzüglich vom dritten Bande an der Spannung nicht entbehrt, und daß viele Theile derselben sehr geschickt und besonders gemüthlich ansprechend ausgearbeitet worden sind. Alfred Meißner ist jedenfalls ein geistreicher Mann; er hat sehr viel gesehen und erlebt, und beides weiß er uns hier mit beredter Zunge und mit gebildetem Geiste zu erzählen. Sein Styl ist freilich in diesem Romane nicht durchgängig zu loben; er leidet oft an Schwulst und Uebertreibung, was umsomehr bei A. Meißner auffällt, der in seinen Dramen sich doch einer so einfachen und maßvollen Sprache mächtig gezeigt hat. An einer Stelle der „Sansara" heißt es z. B.: „So viel es ging, ließ er Beatrix nicht aus den Augen, und wenn er hart an ihr vorüberstreifte und die hyperbolischen Glücksausbrüche vernahm, welche Hostiwin überfluthend an sie richtete, knitterten ihn die Worte wie ein Blatt Papier zusammen." Oder ein andermal: „Hostiwin stand, Beatrix am Arme, draußen auf dem Balcon in der sternenlosen Nacht und lief mit entzügelter Phantasie Sturm gegen das wohlbefestigte Herz des Mädchens. Er bewarf die Punkte, die ihm, wiewohl nicht für lange, Feuer gefangen zu haben schienen, mit einer Ueberfülle von Raketen, um den Brand der stolzen Burg noch in dieser Nacht zu erleben." Es zeigt sich in dieser Sprache ein Materialismus, der durchaus geschmacklos ist. Noch ärger treibt's aber eine dritte Stelle, wo des Freiherrn Diener, Ismael, ein junger Nubier, sich ins Schlafgemach der Geliebten seines Herrn wagt. „Seine Kopfadern schlugen hörbar und schienen an die Mauern zu prasseln, eine Gewitterschwüle der Begierden erlöschte beinahe seinen Athem, die Zähne rieben sich an einander. Plötzlich sprang er vom Boden auf, schwang sich dann im Wirbel der Sinne, als wände er sich an dem Mondstrahl empor, wie geistesabwesend durch das Fenster, erreichte den Balcon, kletterte hinan und gelangte so, kaum ohne daß er's wußte, in Cäciliens Gemach." Eine solche Darstellung kann weder schön noch natürlich genannt werden; man muß sie als roh und geschmacklos bezeichnen. An anderen Stellen des Romans freilich ist Alfred Meißners Styl untadelhaft, und hier und da sogar voll hoher Schönheit.

Während das Talent des Genannten vielleicht seiner Vervollkommnung näher kommt, zeigt sich dagegen ein nicht minder reiches Talent seit geraumer Zeit bereits in arger Verwilderung; wir meinen den bevorzugten Liebling des großen Lesepublicums, Hackländer, welcher mit seinem beweglichen Geiste und seiner glänzenden Laune von Haus aus befähigt war, ein deutscher Dickens zu werden. Seine früheren trefflichen Leistungen auf dem Gebiete des humoristischen Romans sind allbekannt; was er aber jetzt schreibt, ist fast Alles, im höchsten Grade unwahrscheinlich erfunden und in der Ausführung nach der komischen, wie nach der rührenden Seite hin bis zum Abgeschmackten übertrieben. Von dem Helden seines neusten, noch unvollendeten Romans „Der neue Don Quixote" (Stuttgart bei Krabbe) gilt der Schillersche Spruch: „Wie er räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt u. s. w." Die Physiognomie mag ähnlich sein dem spanischen Originale, aber von der wunderbaren, siegesfrohen und weltverachtenden Ironie, die um des Cervantes Ritter von der traurigen Gestalt einen Verklärungsschimmer der Poesie webt, ist in dem Copisten Larioz keine Spur zu finden.

Da weiß Hackländers Freund, Edmund Höfer, der mit ihm die „Hausblätter" herausgiebt, viel besser Maß zu halten und mit künstlerischem Sinne zu produciren. Ein neuer Beweis dafür sind die 6 Erzählungen, die er unter dem Titel „Bewegtes Leben" (Stuttgart bei Krabbe) vereinigte, und welche einzeln sich, wie folgt, benennen: „Vom wilden Haus", „Was man vordem erleben konnte", „Onkel Stephan", „Aus einer Familie", „Die hellen Fenster", „Der wilde Heide." Ein bei Höfer sehr bestimmt hervortretender Mangel sind die allemal zu rasch eintretenden und matten Schlüsse seiner Erzählungen. Doch ist da, wo es gilt, eine gewisse landschaftliche oder seelische, besonders schwermüthige Stimmung zu veranschaulichen, sein Talent ein ungemein großes. Wenn der Pinsel des Dichters sich in düstere Farben tauchen kann, wenn er leidenschaftliche Scenen, mit andern Worten „bewegtes Leben" zu schildern vermag, da erschafft er oft hinreißend Schönes, und die Versöhnung des alten Tischlers mit seiner Tochter Rosalie in der Novelle „Aus einer Familie", das Wiedersehn des „wilden Heiden" und seines Kindes Stephanie, die ängstliche Scene, wo der eifersüchtige „Onkel Stephan" bei seinem verrätherischen Freund Eugen in der Stube ist und mit ihm ungefähr wie die Katze mit der Maus spielt, — das Alles und noch vieles Andere setzen wir dem Ergreifendsten an die Seite, was die jüngste Litteratur hervorgebracht hat.

Paul Heyse hat seinen früher erschienenen „Novellen" vor kurzem „Neue Novellen" (Stuttgart und München bei Cotta) folgen lassen. Die landschaftliche und monumentale

Pracht und Hoheit Italiens, welches diesen Dichter mit seiner Natur und Geschichte, mit seiner Poesie und Kunst fast zu allen seinen vorigen Schöpfungen begeisterte, bildet den Hintergrund auch für die „neuen Novellen“, die in derselben Manier wie die früheren, d. h. also etwa in der Stifterschen Studienmanier gehalten sind. Bedeutende Handlung treffen wir darin nicht an, aber Sauberkeit und minutiöse Feinheit der Charakteristik, sowie künstlerische Durchbildung des Styls in hohem Grade. Classische Simplicität der Sprache und eine so discret und ästhetisch bemessene Schilderung der Leidenschaften, wie sie den Alten eigen war: — dies beides ist es, wonach P. Heyse vornehmlich, und zwar mit Erfolg strebt. Seine Novellen, von antikem Geiste angeregt, sind vor allem kunstvoll, — dies Wort wird sie am treffendsten charakterisiren, — wenn auch eben die Kunst darin die Natur unterdrückt, Reflexion sich vor die Inspiration drängt und die kluge Berechnung, der gewählte Geschmack eines gebildeten Mannes sich bemerkbarer macht, als die unmittelbare Begeisterung und der Schaffensdrang eines ursprünglichen Genius. — Als die beste der „neuen Novellen“, welche sich „das Mädchen von Treppi“, „der Kreisrichter“, „Erkenne dich selbst“ und „Helene Morten“ betiteln, möchten wir gleich die erste bezeichnen, deren Heldin, ein ganz ähnlicher Charakter, wie die wohlbekannte und vielbewunderte „Rabbiata“, von Heyse auch mit derselben künstlerischen Feinheit und dem gleichen poetischen Geiste geschildert worden ist, wie jene.

Auch Theodor Mügge brachte eine Neuigkeit, d. h. er vereinigte vier sehr gut geschriebene und lesbare Novellen zu einer Sammlung unter dem Titel: „Leben und Lieben in Norwegen“ (2 Bände, Frankfurt am Main bei Meidinger). Seit den glücklichen Erfolgen seiner „Afraja“ hat sich dieser fleißige und erfindungsreiche Autor das schöne Land im Norden, wie es scheint, zum ausschließlichen Schauplatz seiner Erzählungen erkoren, und zwar ist er in demselben so bekannt und heimisch, daß sowohl seine landschaftlichen Schilderungen auf Naturtreue, als seine Charakterzeichnungen auf Lebenswahrheit Anspruch machen können. Die Männer und Mädchen, deren „Leben und Lieben“ uns Theodor Mügge in mannichfach bewegten, farbenfrischen Bildern vorführt, sind ächte Kinder jener großartigen, wilden Gebirgsnatur, die Norwegen eigen ist, und sie zeigen alle in ihren Reden und Handlungen so viel trotziges Selbstgefühl, so viel unbeugsame Festigkeit des Willens, daß sie uns an die Berge ihrer Heimath erinnern, die auch unbesteiglich und unnahbar in die Wolken hineinragen. Diese markige Kraft und eiserne Härte ihres Charakters macht einen sehr guten Eindruck gegenüber den weichlichen und verschwommenen Figuren vieler unserer Modedichter. Den Vorzug von den vier Novellen geben wir der an geschichtliche Ereignisse anknüpfenden zweiten unter dem Titel: „Henrik Dartley“, sowie der letzten „Signa die Seterin“, die bereits früher in Westermanns „Monatsheften“ abgedruckt war. Der Reiz des national Eigenthümlichen in ihnen ist in hohem Grade gelungen.

Wenn wir es in unserer Uebersicht bisher fast ohne Ausnahme mit entschiedenen und auserwählten Talenten zu thun hatten, so zeigt sich ein sehr merklicher Abstand von diesen dichterischen Potenzen in Theophil Pißling's Roman „Il n'y a personne.“ Das ist eine sonderbare Geschichte, die sich in Paris zugetragen haben soll. Auf dem Père Lachaise nämlich steht, wie der Verfasser uns mit dem Anschein von Wahrhaftigkeit erzählt, ein geheimnißvoller Grabstein mit der räthselhaften Inschrift „Il n'y a personne.“ Diese Worte waren der Wahl- und Leibspruch eines jungen reichen Sonderlings, von dem man erst allgemein dachte, er habe, weil er sich von einer Geliebten verschmäht glaubte, den Tod in den Wellen der Seine gesucht, weshalb denn auch seine trauernde Braut ihm jenes Denkmal widmete, der aber nach einigen Jahren plötzlich wieder unter den Lebenden erscheint, als geistig Neugeborener, von dem unterdeß der Segen der Arbeit den Fluch der Blasirtheit hinweggenommen hat. — Das Talent, welches sich in dieser Erzählung offenbart, ist kein hervorragendes. Das Gleiche ist ferner der Fall mit den folgenden zwei Frauenromanen: „Heimische und Fremde. Ein Gemälde aus der Schweiz von Luise Otto“ (3 Bde., Leipzig bei H. Hübner), sowie „Allan Orville von Agathe Rutenberg“ (3 Bde., ebendaselbst). Die erste dieser beiden Damen wurde als radicale Schriftstellerin in den Bewegungsjahren viel genannt, und ist jetzt, soviel wir wissen, Gattin des Novellendichters und sächsischen Maigefangenen Peters (Elfried von Taura), eines Hauptbetheiligten bei der jetzt neu auftauchenden „junggermanischen Poetenschule“. Neben der schon seit zwei Decennien thätigen L. Otto haben wir dagegen an Agathe Rutenberg ein erst sechzehnjähriges Fräulein, die übrigens trotz dieses jugendlichen Alters früher schon eine Erzählung unter dem Titel „Rosa“ vollendet hat. Was würde zu einer so frühzeitigen Romanschreiberin der alte Wessenberg gesagt haben, der einst das Verlangen aussprach, „es möchten nur Diejenigen Romane lesen, welche über das Alter, in dem man welche spielen könne, bereits hinaus seien!“

Schließlich sind noch zwei Bücher zu erwähnen. „Des Maroniten Braut“ von Bianca Adelma Kittl (Leipzig bei H. Hübner) ist ein sehr überflüssiges buntes Gemisch von Bildern und Scenen aus dem Oriente; „die Rettung der Bajadere“ endlich, eine Novelle von Ferd. Maria Malven, erschien schon vor mehreren Jahren in in der inzwischen eingegangenen „Wiener Zeitschrift“, und der Verleger derselben hat sie nachträglich noch mit einem besondern Abdruck bedacht, blos deswegen, weil sich darin eine Hindeutung auf eine über kurz oder lang bevorstehende, und nun ja auch wirklich eingetretene Empörung in Britisch-Indien vorfindet.

E—l.

Männer der Zeit.

Nasir Eddin, Schah von Persien.

Ueber Persien herrscht die Dynastie der Kadscharen. Sie ist keine einheimische, sondern türkischen Ursprungs und stammt von einer Horde, die unter Oguz Khan, dem Enkel Dschingis Khans, nach Persien einwanderte und in der Nähe von Kaswin und Eriwan angesiedelt wurde. Eines Ueberflusses an hervorragenden oder auch nur tüchtigen Persönlichkeiten darf sich dieses Herrschergeschlecht nicht rühmen. Selbst der berühmte Abbas Mirza, der Großvater des jetzigen Schahs, hat die Erwartungen, die er rege machte, nicht entfernt erfüllt. Er begann als Reformator und endete als Trinker, Geizhals und Doppelzüngler. „Alles war bei ihm ein bloßes Aufflackern," urtheilte Baron Korf über ihn: „Alles fing gut an, aber es fehlte ihm an Wärme, das Begonnene gut fortzusetzen, es fehlte die Kraft, um eine lange Probe zu bestehen." Sein Sohn Mohamed Mirza, der vorige Schah, dehnte durch seine Freßlust seinen Körper zu einem ungeheuren Umfange aus und nährte auf diese Weise die Gicht, die ihn in seinen letzten Jahren unablässig folterte. Sein Tod erfolgte am 6. September 1848, und die Krone übertrug sich auf seinen Erstgeborenen, Nasir Eddin Mirza.

Der jetzt regierende Schah soll am 20. November 1829 das Licht der Welt erblickt haben. Europäische Rathgeber hatten seinem Vater die kluge Politik empfohlen, gleich bei seinem Regierungsantritt diesen Sohn zu seinem Nachfolger zu erklären, und die in Persien üblichen Kriege um die Thronfolge wurden dadurch glücklich vermieden. Das Land war in einem Zustande, der selbst in Persien als schauderhaft anerkannt wurde. Die Anweisungen auf die Provinzen, in denen die Zahlungsmittel des Schah's bestehen, hatten 90 Procent ihres Nennwerthes verloren, das Heer war seit drei und zum Theil seit fünf Jahren ohne Sold und die Verwaltung der Provinzen gelähmt. Nasir Eddin ergriff einige gute Maßregeln, der Verwirrung zu steuern. Am wohlthätigsten wurde der Sturz des bisherigen Günstlings Hadschi Mirza Agassi empfunden. Dieser Mann, ein alter Mollah und ein wunderlicher Kauz, hatte die Gewohnheit gehabt, aus dem, was von den Einkünften des Reiches nach Bestreitung der Haremskosten übrig blieb, zwei Theile zu machen und den einen Theil für sich zu nehmen, den andern Theil an Günstlinge und an seine Kanonenbohrerei zu verschwenden. Da der Schah seine vollen Tomankisten erbte, so konnten die dringendsten Bedürfnisse des Staats befriedigt werden.

Was der junge Schah genau kannte, war das Heer. Er hatte alle Grade vom gemeinen Soldaten an durchlaufen und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß ohne europäische Lehrmeister nichts zu machen sei. 1851 berief er österreichische Officiere (Gumoens, Zatti, Karacsai, Krziz und Nemiro), unter deren Leitung seine Soldaten wesentliche Fortschritte machten. Sie richteten eine Lehranstalt für junge Officiere ein, die der Schah unter seinen Schutz nahm und reich mit Mitteln versah. Ihr Wirken erstreckte sich indessen kaum über die Artillerie hinaus, wo die Perser ihnen keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen wagten, da der Schah an dieser Waffe einen lebhaften Antheil nimmt. Bei dem Fußvolk und der Reiterei haben weder sie, noch ihre italienischen und französischen Nachfolger eine Organisation nach europäischen Begriffen zu erzielen vermocht. Man hat keine taktische Gliederung in Brigaden und Divisionen; in jedem Regiment gilt ein anderes Reglement, das der Oberst aus freiem Ermessen gewählt hat, es giebt keine Genietruppen, keine Gesundheits- und Verpflegungsanstalten, endlich keinen Generalstab, obgleich der Schah die Bildung eines solchen mehrmals angeordnet hat. Von der Reiterei haben blos einige Schwadronen auf europäische Art eingeübt werden können, bei den übrigen war Mühe und Arbeit verloren. Die Reiterei wird von den Scheikhs und Khans der Stämme befehligt, beim Fußvolk sieht man Obersten von 12—14 Jahren, denen der Vater die Stelle gekauft hat, und die übrigen Officiere sind Diener, Pfeifenstopfer, Zeltschläger vornehmer Herren. Von einer Zucht, was wir darunter verstehen, ist keine Rede. Die Bequemlichkeitsliebe der Perser läßt sie lästige Befehle ihrer Obern leicht vergessen. Schildwachen verlassen ihren Posten, um mit ihren Waffengefährten zu essen und zu plaudern. Als der österreichische Hauptmann Gumoens einst eine starke Ordnungswidrigkeit rügte, entschuldigte sich der Soldat mit den naiven Worten: „Herr, es ist so warm!" Die Verpflegung auf dem Marsche wird in der Regel unterschlagen, oder auch gar nicht geliefert. Der Zug eines persischen Heeres gleicht daher einem Raubzuge, da die Soldaten, um nicht zu verhungern, die am Wege liegenden Dörfer rein ausplündern. Die Bevölkerung ergreift die Flucht, wenn die rothen und blauen Jacken einer Colonne in der Ferne sichtbar werden. Außerdem ist der Marsch ein sehr schwerfälliger, weil jedes Bataillon von 1000 Mann 500 Esel bei sich führt.

Die äußeren Verwickelungen, in die Nasir Eddin gerieth, wurden durch innere Wirren herbeigeführt. Es existirt in Persien eine Secte, die im Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts entstand. Ihr Gründer ist ein Mollah Sadib, der in der Nähe von Schiras lebte; ihre Mitglieder heißen Babis. Das Wurzelwort Bab ist unseren Orientalisten nicht recht erklärlich. Nach einigen bedeutet es Vater, sodaß Sadib als der Vater aller Gläubigen aufgefaßt wird; nach anderen bezieht es sich auf die Lehre, die der Bab, d. h. die Pforte zum Himmel ist. Die Babis sind fanatische Anhänger des Alten und fordern die Gläubigen auf, sich aus Druck und Schmach zu erheben und ein selbständiges Reich der Gotteskinder zu gründen. Die Dynastie der Kadscharen begünstigt die verhaßten Fremden und muß verjagt werden! Diese Lehren ertheilt das „himmlische Buch", in dessen Besitz Sadib ist, und verheißt den Gläubigen, wenn sie zu einer Erhebung Muth finden, alle Schätze der Erde. Die Babis hatten bereits unter Mohamed Schah unter den niederen Volksclassen viel Anhang gefunden, sodaß eine Synode der gelehrtesten Männer des Reiches ihre Lehren geprüft hatte. Sadib wurde als Betrüger zum Tode verurtheilt, erhielt aber unter der Bedingung, daß er sich ins Dunkel zurückziehe, Begnadigung. Er erfüllte jene Bedingung, trat aber bald nach Nasir Eddins Thronbesteigung wieder hervor und predigte unter dem Zulauf von Tausenden, daß jetzt die Zeit, alle Menschen unter einer Fahne und unter einem Glauben zu sammeln, gekommen sei. In Masenderan und Asterabad entzündeten seine Verheißungen einen Aufstand, der einen gefährlichen Charakter annahm. Die Regierungstruppen bewältigten die aufgeregten Banden nicht sogleich, es wurden Schlachten geliefert, von beiden Seiten Gräuelthaten begangen und die fruchtbarsten Gegenden in Oeden verwandelt. Sadib fiel in einem Gefecht, oder wurde gefangen und erschossen. Einer seiner Anhänger, Mohamed Ali, trat in seine Stelle und bereitete der Regierung weit ernstere Verlegenheiten, indem er sich in der Nähe von Teheran neun Monate lang behauptete und die Verbindungen abschnitt. Als er erlegen war, hielt man die Babis für vernichtet; allein dem war nicht so.

Im August 1852 verließ Nasir Eddin Teheran mit seinem gewöhnlichen Gefolge, um in der Umgegend zu jagen. Da stürzte ein Unbekannter auf ihn zu und rief, daß er eine Bittschrift zu überreichen habe. Man wollte ihn zurückhalten, aber er war schneller als das Gefolge, gelangte bis dicht an den Monarchen und feuerte eine Pistole auf ihn ab. In demselben Augenblicke waren ein zweiter und dritter Babi zur Stelle und feuerten ebenfalls. Eine ihrer Kugeln traf, jedoch in ungefährlicher Weise. Einer der Verbrecher wurde von den Kawassen in Stücke zerhauen, die beiden anderen warf man ins Gefängniß und folterte

sie auf die entsetzlichste Weise, ohne ein anderes Geständniß von ihnen zu erlangen, als daß sie Babis seien. Man wüthete nun gegen die ganze Secte mit einer Grausamkeit, welche die österreichischen Officiere bewog, Persien zu verlassen. Die Erzählung der kaum glaublichen Martern, denen man die Unglücklichen unterwarf, wollen wir uns und unseren Lesern ersparen.

Das Märtyrerthum wirkt immer für die Sache, um deren willen es auferlegt wird. Zum dritten Male erhoben sich die Babis, und jetzt in einem Gebiet, das für Persien eine große Bedeutung hat. Khorassan hat in der persischen Geschichte mehrmals die Rolle eines Lagers gespielt, in dem feindliche Streitkräfte zum Stoß gegen das Hauptland ausholen. Es gebietet über die Verbindung mit Indien und steht mit den Steppen von Turkestan in Verbindung. Die dortigen Perser halten sich für die reinsten, und hassen die türkischen Kadscharen gründlich. Sie nahmen Partei für die Babis, verjagten ihre Beamten, besetzten die heilige Stadt Mesched und boten den Afghanen in Herat ein Bündniß an. Hier ist der Punkt, wo die innere und die äußere Politik Persiens sich berühren. Indem Nasir Eddin gegen Khorassan rüstete, gab er dem Heere eine solche Stärke, daß bei dieser Gelegenheit auch Herat erobert werden konnte. Darüber erwachte die Eifersucht der Engländer, und es entwickelten sich die Folgen, die wir in Kürze darlegen werden.

Sonderbarer Weise erwarteten die Engländer bei dem türkisch-russischen Streite in Nasir Eddin einen Bundesgenossen zu finden. War ihnen die Erinnerung an ihr Benehmen gegen Persien nicht völlig entschwunden, so mußten sie wissen, daß der Herrscher eines Staates, dem sie weder die zugesagte Entschädigung für die an Rußland abgetretenen Provinzen verschafft, noch die vertragsmäßige Hülfe geleistet hatten, sich weit eher auf die entgegengesetzte Seite stellen werde. In der That verbündete sich Nasir Eddin mit Rußland, und wenn er auch die Türkei nicht angriff, so machte er doch durch seinen Angriff auf Herat eine Diversion. Der Zustand seines Heeres verzögerte diese Diversion allerdings so lange, bis sie unwirksam wurde, aber die feindliche Absicht lag offen da, und England antwortete mit einer Kriegserklärung. Wie kläglich der Feldzug für die Perser endete, ist bekannt.

Innere und äußere Kriege haben Persien unter Nasir Eddins Regierung nicht so sehr geschwächt, wie die Wiederaufnahme des verderblichen Systems, die Provinzen durch königliche Prinzen verwalten zu lassen. Mitglieder der königlichen Familie sind so gut wie straflos und erlauben sich die schändlichsten Erpressungen. Des Landes, über das der Pflug geht, wird mit jedem Jahre weniger, weil die Einwohner, durch unerschwingliche Steuern aus ihren festen Sitzen vertrieben, sich den Ilat oder wandernden Stämmen anschließen. Frühere Schahs hielten wenigstens darauf, die einzigen Blutsauger ihres Volkes zu sein, und schützten dasselbe gegen unprivilegirte Räuber, aber Nasir Eddin hat nicht einmal dazu die Kraft. Die Einbrüche der Turkmanen werden häufiger und nehmen einen größeren Maßstab an. Noch jüngst berichteten die Zeitungen von einem Raubzuge gegen die Landschaften, denen die Königsstraße etwas Bewegung und Wohlstand verschafft, der in seinen verderblichen Wirkungen einem Kriege glich. Turan hat wieder das Uebergewicht über Iran.

(14.)

Lord John Russell,

der berühmte engl. Staatsmann und ehemalige Premierminister, ein jüngerer Sohn des sechsten Herzogs von Bedford, ist am 18. August 1792 in London geboren. Schon in seinem 21. Jahre, als er eben erst die Universität Edinburgh verlassen, trat er als Mitglied für Tavistock, einen Wahlflecken, über den sein Vater verfügte, ins Parlament. Bereits damals fing er an, sich mit der Litteratur zu beschäftigen, indem er das Leben seines Ahnherrn, des politischen Märtyrers Lord Russell, ein Trauerspiel Don Carlos und einen Versuch über die englische Verfassung herausgab, Werke, die jetzt halb oder ganz vergessen sind. Eine solidere Grundlage für seinen Ruhm legte er im Unterhaus, wo er im Jahre 1819 die ersten Schritte zur Herbeiführung einer Reform des Parlaments that. 1821 errang er dann seinen ersten parlamentarischen Sieg und setzte es durch, daß dem „verfaulten Burgflecken“ Grampound das Wahlrecht genommen ward. 1822 brachte er eine neue Reformmaßregel ein und versuchte, den Widerstand der Besitzer des „verfaulten Burgfleckens“ durch die Aussicht auf eine Entschädigung zu beseitigen, und obgleich auch dies mißlang, ließ er sich doch nicht entmuthigen, 1826, nachdem er in den drei dazwischenliegenden Jahren in anderer Weise unausgesetzt parlamentarisch thätig gewesen war, die Frage parlamentarischer Reform von neuem in Anregung zu bringen. Diesmal gelangte seine Bill, welche das Wahlrecht von kleinen Wahlflecken auf volkreiche Fabrikstädte zu übertragen beabsichtigte, wenigstens zur zweiten Lesung.

Während des Bestehens des Ministeriums Canning, dem mehrere Whigs ihre Unterstützung zugewandt hatten, hielt es jedoch Russell für angemessener, seine Reformanträge zu unterlassen, da er durch dieselben für sein Princip nichts zu gewinnen hoffen konnte, wohl aber das Ministerium, das sonst eine liberale Politik verfolgte, geschwächt haben würde. Erst im Jahre 1830 nahm er den Kampf für die Reform wieder auf, nachdem er 1828 die die Katholikenemancipation vorbereitende Abschaffung der Testacte durchgesetzt hatte, und verlangte Genehmigung zur Einbringung einer Bill, welche den großen Fabrikstädten Leeds, Manchester und Birmingham das Recht, im Parlament vertreten zu werden, verleihen sollte. Noch trug er den Sieg nicht davon; aber es bereitete sich schon eine große Umwälzung vor. Die Herrschaft des Ministeriums Canning, das, obgleich ursprünglich aus dem Schooße der Tory-Partei hervorgegangen, eine im Ganzen liberale Politik folgte, hatte die früher so festen Parteiverhältnisse gelockert, und Cannings plötzlicher Tod zerrüttete sie ganz, während das schroffe und hartnäckige Widerstreben des Herzogs von Wellington und Sir R. Peels gegen jede Reformmaßregel manche sonst conservative Staatsmänner, welche aber die Zeichen der Zeit mit scharfsichtigerem und besorgtem Auge beobachteten, in die Reihen der Opposition drängte, an deren Spitze jetzt Lord Grey stand. Die Julirevolution kam dazwischen, und der Druck der immer weiter um sich greifenden Gährung machte den Rücktritt des Herzogs und seines Amtsgenossen unvermeidlich. Er erfolgte im November 1830, und Lord Grey übernahm die Bildung des neuen Cabinets. Lord Brougham nahm seinen Sitz auf dem Wollsacke, Lord Althorp wurde Kanzler der Schatzkammer und Führer des Unterhauses, und Lord John, obgleich nicht Mitglied des Cabinets, ward wenigstens Generalzahlmeister. Die Politik des neuen Whigministeriums sprach sich mit den drei Worten aus: Friede, Sparsamkeit und Reform, und es ging mit Kraft an die Durchführung seines Programms. Im März 1831 legte endlich Lord John dem Unterhause den im Ministerium genehmigten Plan zu einer durchgreifenden Parlamentsreform vor und brachte die Bill bis zur zweiten Lesung. Hier setzte aber die Opposition den Antrag durch, daß die Zahl der Parlamentsmitglieder nicht über die bisherige hinaus vermehrt werden dürfe, und die Minister appellirten an das Land, indem sie das Parlament auflösten.

Die Wahlen brachten den Whigs eine entschiedene Majorität, und als Lord John dem neuen Unterhause abermals eine Reformbill vorlegte, gelang es ihm, sie, obgleich nicht ohne vielen Widerspruch, durchzubringen. Das Oberhaus verwarf jedoch die Bill, welche die Minister darauf umzugestalten und zu verbessern versprachen, und als das Parlament wieder zusammentrat, fand die neue Bill fast ohne Debatte die Genehmigung des Hauses der Gemeinen. Weniger geschmeidig zeigten sich die Peers; sie verwarfen die Bill abermals, und Lord Grey's Ministerium trat ab.

Diese Krisis hatte eine so große Aufregung im ganzen Lande zur Folge, daß der Herzog von Wellington, der das neue Mini-

sterium bilden sollte, selbst den Rath ertheilte, seine politischen Gegner wieder an das Staatsruder zu rufen, und durch seine einflußreiche Stimme das Oberhaus bewog, die Reformbill Gesetz werden zu lassen.

Es ist hier nicht der Ort, alle die zahlreichen und tiefeingreifenden Reformen aufzuzählen, welche das Ministerium Grey mit Hülfe des reformirten Unterhauses durchsetzte; es genüge hier nur, die Abschaffung der Sklaverei in den englischen Colonien, die Verbesserungen der englischen Armengesetze, die Ordnung der materiellen Verhältnisse der englischen Kirchen Irlands zu nennen. 1834 schwächte jedoch der Austritt Lord Stanley's, des jetzigen Grafen von Derby, wegen der beabsichtigten weiteren Einschränkung der protestantischen Staatskirche Englands, das Cabinet Lord Grey's, und eine Meinungsdifferenz des Premiers mit Lord Althorp über die irländische Zwangsbill führte zum Rücktritt beider Staatsmänner. Lord Melbourne übernahm nun auf kurze Zeit die Premierschaft, sah sich aber im December von Sir R. Peel verdrängt. Im Unterhause waren die Whigs jedoch noch zu stark; auch die Auflösung des Parlaments und die neuen Wahlen brachten keine günstigere Gruppirung der Parteien zu Wege, und bereits im April 1835 war Lord Melbourne von neuem erster Lord des Schatzes. Er übertrug Lord John das Ministerium des Innern und die wichtige Stellung des Führers im Unterhause, als welcher er die tiefeingreifende Reform der städtischen Verfassungen durchsetzte. 1839 vertauschte Lord Russell das Departement des Innern mit dem der Colonien und behielt dieses Amt bis 1841, wo bei den neuen Wahlen die neuorganisirte conservative Partei das Uebergewicht erhielt und Sir R. Peel das Ministerium übernahm.

Die nächsten Jahre führte Lord Russell, jetzt für die City in London gewählt, die Whigpartei im Unterhause mit einer Mäßigung und Würde, die seinem Charakter wie seiner bisherigen Laufbahn entsprach. Er hatte einen schweren Stand, denn das Uebergewicht der Zahl war auf der Seite der Gegner, und eine solche Trias von parlamentarischen Rednern wie Peel, Stanley und Graham ließ keine Opposition aufkommen. Aber Lord John wartete seine Zeit ab; und im Herbst 1845, als die von der Manchesterschule betriebene Agitation gegen die Korngesetze in der schönsten Blüthe stand, und der Widerstand gegen die Aufhebung der Kornzölle die Stellung des conservativen Cabinets immer wankender machte, veröffentlichte er seinen berühmten Edinburghbrief, in welchem er sich für die gänzliche Aufhebung der Kornzölle aussprach. Obgleich er bereits Versuche machte, entsprechende Persönlichkeiten zu Mitgliedern eines Ministeriums zu gewinnen, blieb doch dieses Bestreben erfolglos, da er die rivalisirenden Ansprüche seiner Parteigenossen nicht mit einander versöhnen konnte. Als aber Sir R. Peel mit patriotischer Selbstaufopferung gegen den Willen seiner bisherigen Parteigenossen die Abschaffung der Kornzölle durchsetzte, damit aber die eigene Partei auseinander sprengte und dem Ingrimm der großen Grundaristokratie zum Opfer fiel, gerieth bei der vollständigen Auflösung der Torypartei der Auftrag, ein Cabinet zu bilden, dem Führer der Whigs in die Hände. Das neue Ministerium war von Haus aus schwach, und Lord Russell zeigte nicht die Fähigkeit, ihm mehr Festigkeit zu verleihen. Es ward ein Ministerium unerfüllter Versprechungen, von vielen Reden und wenig Thaten, und als die Frage der Zuckerzölle gelöst, und das Princip der Handelsfreiheit durch die Aufhebung der Schifffahrtsgesetze vollständig durchgeführt war, schien es, als ob die Whigs alle Fähigkeit, weiter etwas zu thun, verloren hätten.

Die weiter fortgeschrittenen Liberalen, bisher die kräftigste Stütze des Ministeriums, fingen an zu murren, und Lord John Russell fühlte, daß es hohe Zeit sei, etwas für seine Popularität zu thun. Gerade in dieser Zeit hatte der Papst das protestantische Selbstgefühl Englands dadurch aufgeregt, daß er das Land in Bisthümer getheilt und für diese Bisthümer auch Bischöfe ernannt hatte. Die Entrüstung über diesen Uebergriff war groß. Der alte Argwohn gegen die Katholiken regte sich wieder, und die öffentliche Meinung fing an zu bereuen, ihre Emancipation durchgesetzt zu haben. In einem Brief an den Bischof von Durham sprach sich auch Lord Russell sehr entschieden gegen die päpstlichen Uebergriffe aus, aber zugleich über den Katholocismus in einer Weise, die mit dem von ihm und seiner Partei vertheidigten Princip der Glaubensfreiheit wenig verträglich war. Fast noch schlimmer für ihn war es, daß er sich durch diesen Brief moralisch verpflichtete, dem Parlamente Gesetzvorschläge zu machen, die er kaum hoffen durfte, bei seiner Partei zur Annahme zu bringen. In der That mußte er sehr bald nach der Eröffnung des Parlaments fühlen, daß er zwar vorübergehend an Popularität gewonnen, an Festigkeit der Stellung aber erheblich eingebüßt hatte. Die Radicalen und die freisinnigen Whigs waren gegen die von ihm vorgeschlagene Abwehr der päpstlichen Uebergriffe, weil sie das Princip der Gewissensfreiheit verletzte; die extremen Tories waren ebenfalls dagegen, weil sie ihrer Ansicht nach nicht weit genug ging. Das Ministerium sah sich daher auf die Unterstützung seines unmittelbaren Anhangs und seiner Gegner, der Masse der conservativen Partei, angewiesen und nahm, von dem Gefühl seiner Schwäche überwältigt, nach einer Niederlage ohne alle principielle Bedeutung am 24. Februar seine Entlassung, um nach einem Interregnum von 6 Tagen am 3. März wieder ins Amt zu treten, da es den Conservativen nicht gelungen war, ein Cabinet zu bilden. Zugleich aber wurden die der liberalen Partei anstößigen Klauseln der Bill gegen die päpstlichen Uebergriffe von dem Ministerium zurückgezogen. Dieses principlose und schwächliche Verfahren verminderte das Ansehen Russell's im Parlamente sehr. Doch verlief die Session ohne weitere Gefährdung des Ministeriums, und erst während der Winterferien kam eine Krisis in seinem Schooße zum Ausbruch, als Lord Russell den Minister des Auswärtigen, Lord Palmerston, entließ, weil er den Staatsstreich Ludwig Napoleon's gebilligt hatte, ohne seinen Collegen, und vornehmlich seinem Chef, vorher davon Mittheilung zu machen. Die Rache ließ nicht lange auf sich warten, und Lord Russell mußte die Kränkung erleben, sich durch den Staatsmann, den er so zu sagen fortgejagt hatte, gestürzt zu sehen. Vor der Hand kam ein Ministerium Derby an's Ruder, und Lord Russell versuchte, sich an die Spitze der Opposition zu stellen. Dies gelang ihm aber nicht, denn im Kampfe gegen die schutzzöllnerischen Bestrebungen des Ministeriums standen die Peeliten in erster Reihe, und nach dem Sturze Lord Derby's kam ein Coalitionsministerium zu Stande, in welchem Russell unter seinem alten Gegner Aberdeen das Auswärtige übernahm. Dies Portefeuille ward jedoch bald darauf Clarendon übertragen, und Russell wurde erst nach einiger Zeit, während welcher er das Unterhaus geführt und im Cabinet gesessen hatte, ohne ein Amt zu bekleiden, Conseilpräsident. Als solcher brachte er in der Session von 1854 die seit 2 Jahren verheißene Reformbill ein, die er jedoch mit thränenvollen Augen zurücknahm, als er sah, daß es vergebliche Mühe sei, die Annahme einer Maßregel der innern Politik zu einer Zeit zu betreiben, wo die öffentliche Meinung ausschließlich mit dem großen Krieg gegen Rußland beschäftigt war. Von dieser Zeit fühlte Lord John sich im Ministerium nicht mehr heimisch, und als 1855 dem Coalitionsministerium ein Angriff wegen der Kriegführung drohte, ließ er seine Collegen im Stich, um bei einem voraussichtlichen Schiffbruch des Cabinets wenigstens für seine Sicherheit zu sorgen. Der übereilte Schritt brachte ihm keinen Nutzen. Nicht Lord Russell, sondern Lord Palmerston bildete das neue Cabinet, und Ersterer mußte mit dem Secretariat für die Colonien unter demselben Staatsmann vorlieb nehmen, dem er noch vor wenigen Jahren den Abschied gegeben hatte. Später ging er als Bevollmächtigter auf die Wiener Conferenzen, entsprach aber dort den von ihm gehegten Erwartungen so wenig, daß

ihm ein Tadelsvotum von Seiten des Unterhauses drohte, das er nicht abzuwarten vorzog. Er trat aus dem Ministerium aus und nahm, und nimmt eigentlich jetzt noch — selbst nach dem Sturze Lord Palmerston's — eine Stellung im Unterhause ein, die seinen Talenten und seinen unleugbar großen Verdiensten keineswegs entspricht; denn der berühmte Führer der liberalen Partei in dem großen Kampf um die Reformbill steht nur noch in zweiter Reihe. Allerdings ist jetzt Aussicht zu einer Aenderung vorhanden, denn seitdem Lord Palmerston durch sein Verhalten nach dem Januar-Attentat sich das Mißtrauen der liberalen Partei zugezogen hat, hat Lord John Russell wieder Aussicht als der beste Vorkämpfer für die Sache der Freiheit, als der rechtmäßige Erbe der Politik Fox' und Grey's, und als Vertreter derselben großen Principien betrachtet zu werden, für welche Hampden auf dem Schlachtfeld und ein Russell und Sydney auf dem Schaffot geblutet haben. Außer den oben schon erwähnten Schriften hat Lord John die Tagebücher und Denkwürdigkeiten Thomas Moore's und die von Fox, sowie eine Geschichte Europa's seit dem Utrechter Frieden herausgegeben. (6.)

Sir James Brooke,

Radscha von Sarawak und Gouverneur von Labuan, ist im Jahre 1803 geboren. Sein Vater war ein Beamter im Dienste der ostindischen Compagnie und verschaffte dem Sohne schon frühzeitig durch seine Verbindungen eine Cadettenstelle in Indien. Die kriegerische Laufbahn des Jünglings begann sofort, denn der Feldzug gegen die Birmanen war bereits im Gange, und der junge Brooke erhielt schon im Anfang desselben eine Schußwunde in die Brust. Dies nöthigte ihn Urlaub nach England zu nehmen; sowie er aber wieder hergestellt war, machte er Anstalten nach Ostindien zurückzukehren. Er hatte jedoch das Unglück, bei der Insel Wight Schiffbruch zu leiden, und mußte nach London zurück, um auf eine neue Schiffsgelegenheit zu warten. In Folge dieses unerwarteten Verzugs kam er in Ostindien erst nach Ablauf seines Urlaubs an, und nach den Dienstbestimmungen galt er strenggenommen nun für ausgetreten aus der Armee. Verwendung konnte dem abhelfen; aber Brooke hatte keine Lust, sich den langweiligen Formalitäten zu unterwerfen, welche zur Wiedererlangung seiner Stelle nothwendig waren, reichte 1830 seinen Abschied ein und schiffte sich in Calcutta nach China ein. Während dieser Reise wurde seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Inseln des indischen Archipels gelenkt. Er überzeugte sich bald, daß Borneo und die östlichen Inseln ein günstiges Feld für seinen unternehmungslustigen Geist waren. Die Malayen, seit so langer Zeit ein Schrecken der europäischen Kauffahrer, mit den Segnungen der Civilisation bekannt zu machen, die Seeräuberei zu unterdrücken und die Sklaverei abzuschaffen, ward von jetzt an Brooke's menschenfreundliches Bestreben, dem er die ganze Energie seines thatkräftigen Charakters widmete. Viele Hindernisse stellten sich der Ausführung seines Planes entgegen, aber er überwand sie alle mit lobenswerther Ausdauer, konnte jedoch erst 1838 von England, wohin er mittlerweile wieder zurückgekehrt war, abreisen, um sich von neuem nach Indien zu begeben. Mit einer königlichen Jacht, die er gekauft hatte, und einer Bemannung von 20 Mann, begann er das fast Don Quixotisch erscheinende Unternehmen, dem Seeräuberwesen im indischen Archipel, das seit Jahrhunderten allen Anstrengungen der Portugiesen, Holländer und Engländer getrotzt hatte, ein Ende zu machen.

Anfangs 1839 traf er in Singapore ein und segelte von dort nach Sarawak. Den Fürsten dieses Landes, Muda Hassim, fand er im Kampfe mit seinen rebellischen Unterthanen und in einer sehr verzweifelten Lage. Brooke bot seine Hülfe an und wurde dafür von dem Radscha zu seinem Nachfolger ernannt, denn Dieser wollte als erster Minister des Sultan's nach Borneo gehen. Der Beistand des Engländers Brooke war sehr wirksam. Die Aufrührer hatten den obern Lauf des Flusses besetzt und versperrten den Zugang in's Innere. Nachdem Brooke für die in Gefangenschaft Gerathenden im Voraus Verzeihung ausgewirkt hatte, stellte er sich mit seiner kleinen Schaar an die Spitze der Armee des Radscha's, führte sie gegen die Aufständischen und schlug diese so vollständig, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergaben. Muda und sein Oberlehnsherr der Sultan hielten ihr Wort, und Mr. Brooke war Radscha von Sarawak. Sein neues Gebiet bestand fast aus lauter Morästen und ward von den eingeborenen Daiaks nur unvollkommen angebaut, da sie der Langenweile der Landwirthschaft die aufregendere Beschäftigung mit der Menschenjagd vorzuziehen pflegten, und es als eine ganz besondere Heldenthat betrachteten, den Kopf eines Bewohners des ersten besten Nachbardorfes als Trophäe mit nach Hause zu bringen. Brooke sah auf der Stelle, daß von einem Fortschritt nicht die Rede sein könnte, so lange der Mord nicht blos als ein angenehmer Zeitvertreib, sondern selbst gewissermaßen als religiöse Pflicht betrachtet wird. Er erklärte die Menschenjagd für ein todeswürdiges Verbrechen. Doch kostete es Mühe und war auch ziemlich oft von Gefahr begleitet, die Daiaks von ihren blutdürstigen Gewohnheiten zu heilen. Gleichzeitig führte er gegen eine andere Plage des Landes Krieg — gegen Seeraub — und verfuhr dabei mit solcher Kraft und Entschiedenheit, daß die zahlreiche, am Missionswesen theilnehmende Classe in England, die nicht ohne politischen Einfluß ist, und meistens mehr Herz für die Leiden der Antipoden als für die der nächsten Umgebung hat, den tapfern Kämpfer gegen Mörder und Seeräuber des unnützen und muthwilligen Blutvergießens anklagte. Der Umstand, daß die englische Regierung ein Kopfgeld für die getödteten Piraten bezahlte, daß die Mannschaft eines Kriegsschiffs nach der Anzahl der Seeräuber, die im Kampfe geblieben waren, eine geringere oder größere Summe ausgezahlt erhielt, gab ihrer Anklage, daß die Behörde den Krieg gegen die Seeräuber blutiger als nöthig mache, allerdings einigen Grund, konnte aber Brooke nicht treffen.

Die Regierung schaffte übrigens diesen Brauch ab, ohne damit das Geschrei gegen Brooke zum Schweigen zu bringen, denn diese frommen Leute wollten durchaus den Radscha als einen grausamen und habgierigen Abenteurer brandmarken. Zum Glück für Brooke und seine segensreiche Wirksamkeit für die Civilisirung der Malayen war dies nur die Ansicht einer Minderheit, und als der Radscha einige Zeit nach seiner Einsetzung eine Reise nach dem Vaterlande machte, ward er dort mit großer Wärme empfangen. Die Königin schmückte ihn mit dem Bathorden, die Regierung erkannte ihn als Radscha von Sarawak an, gab einem Kriegsschiff Befehl, sich bereit zu halten, ihn nach seiner neuen Niederlassung zurückzubringen, ertheilte ihm den Titel eines Statthalters von Labuan mit einem Jahrgehalt von 1500 Pfd. Sterl. und 500 Pfd. extra als Consul; denn sie hoffte durch die Thätigkeit Brooke's einen neuen Mittelpunkt für den englischen Handel in Hinterindien entstehen zu sehen. Aus dem ehemaligen Cadetten der ostindischen Compagnie war ein Staatengründer geworden, der Fürst eines halbwilden Volks, das er der Civilisation entgegenzuführen suchte. Er verfaßte ein Gesetzbuch, erklärte sich für Freiheit des Handels und der Straßen, hielt die Unverletzlichkeit des Eigenthums aufrecht, führte einen festen Münzfuß und ein geregeltes Abgabensystem ein. Das in seinem Gebiete gefundene Spiesglanzerz behielt er sich als besonderes Eigenthum vor und trieb damit ein gewinnreiches Geschäft.

Halbwilde, die blos vor der materiellen Kraft Respect haben, sind nicht mit so gelinden Mitteln wie civilisirte Gemeinwesen zu regieren. Das ist selbstverständlich, aber die Missionspartei in England begriff es doch nicht, und weil Radscha Brooke seine blutdürstigen Seeräubernachbarn nicht mit freundlichen Worten, sondern mit dem scharfen Schwerte von ihren bösen Gewohnheiten abzubringen suchte, fing das Geschrei gegen ihn von neuem an. Namentlich die Quäker und die friedensselige Man-

chesterpartei waren es, die ihn immer wieder vor dem Parlament anklagten. Nicht blos das von ihm angerichtete „Blutbad unter den unschuldigen Inselbewohnern" kam im Parlament zur Sprache, sondern es wurde auch gefragt, ob Sir James Brooke zu gleicher Zeit Statthalter einer englischen Colonie, Compagnon eines Handelshauses in dieser Colonie und Radscha unter der Regierung eines orientalischen halbwilden Fürsten sein könne. Das damalige Ministerium stand auf schwachen Füßen; das Geschrei gegen Brooke ging von einer Section seiner eigenen Anhänger aus, und da längerer Widerstand leicht die Reihen der eigentlichen Opposition verstärken konnte, opferte Lord Aberdeen lieber den Radscha. Sarawak hörte auf unter die englischen Colonien gezählt zu werden; jeder officielle Schutz wurde ihm entzogen, selbst die englischen Kriegsschiffe durften nicht mehr den Hafen besuchen, und Sir James Brooke blieb von da an auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Er hat sich dadurch nicht entmuthigen lassen, obgleich er seine Operationen gegen die Seeräuber etwas eingeschränkt hat. Wie sehr sich seine Herrschaft bei seinen Unterthanen befestigt hat, zeigt das Benehmen der Daiaks bei einem Aufstand, den im Februar 1857 die vielen in Sarawak angesiedelten Chinesen wegen der strengen Maßregeln versuchten, welche Brooke gegen Opiumschmuggel ergriffen hatte. Obgleich er auf einige Tage vor ihrer Uebermacht sich aus der Stadt Kutschin, seinem Regierungssitze, zurückziehen mußte, konnte er doch bald verstärkt zurückkehren und sie vertreiben, und die Daiaks selbst trugen das Meiste dazu bei, sie auf ihrem Rückzuge und nach einer zweiten Affaire am 10. März fast vollständig zu vernichten.

Gegenwärtig befindet sich Radscha Brooke in England, um womöglich die Regierung zu bewegen, ihre ehemalige, die Colonie beschützende Politik wieder aufzunehmen, und findet bei seinen Bestrebungen viel Unterstützung in der öffentlichen Meinung.

(10.)

Bayard Taylor,

der Reisende und Schriftsteller, von allen Touristen, d. h. Reisenden, die nicht zu wissenschaftlichen Zwecken, sondern um Unterhaltungsstoff zu sammeln, fremde Länder besuchen, derjenige, der seinen Fahrten die weiteste Ausdehnung gegeben hat, ist der Sohn eines pennsylvanischen Farmers, der selbst ein Abkömmling der ersten Einwanderer war. Geboren am 11. Januar 1825 im Dorfe Kenneth Square, empfing er die auf dem Lande übliche Erziehung und kam als 17jähriger Jüngling als Lehrling in eine Buchdruckerei nach Westchester. Seine Mußestunden verwendete er auf das Erlernen des Lateinischen und Französischen und auf Versemachen, und einige seiner Gedichte fanden Aufnahme in dem Newyork Mirror und in Grahams Magazin. Der Beifall, den sie gewannen, veranlaßte ihn, sie 1844 in einem Bändchen unter dem Titel „Ximene" zu sammeln und herauszugeben, dadurch litterarisch bekannt zu werden, und sich auf diese Weise feste Beschäftigung bei einigen der angesehensten Zeitungen und die Mittel zu verschaffen, eine Reise nach Europa anzutreten. Der Plan gelang. Zwei Zeitungen, die Philadelphia United States Gazette und Saturday Evening Post, gaben Taylor auf aus Europa zu schreibende Reisebriefe einen Vorschuß von 100 Dollars, die nebst 40 Dollars Honorar für einige in Grahams Magazin abgedruckte Gedichte, vor der Hand sein ganzes Reisegeld ausmachten. Trotzdem unternahm er die Fahrt nach Europa und durchstreifte, durch weitere Geldsendungen unterstützt, im Laufe von zwei Jahren England, Schottland, Deutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich, wobei er nicht mehr als 500 Dollars verausgabte. Wie der anspruchslose Fußreisende dies angefangen, erzählt er selbst in seinem 1846 nach seiner Rückkehr veröffentlichten Reisebericht, den er „Views afoot" betitelte.

Zunächst gab Taylor nun eine Zeitung in Phönixville in Pennsylvanien heraus, ließ sie jedoch nach einem Jahre wieder eingehen, da kein pecuniärer Erfolg mit dem Unternehmen zu erzielen war, und beschloß seine litterarische Laufbahn in Newyork fortzusetzen. Hier schrieb er Anfangs für die Literary World, ward im Februar 1848 ständiger Mitarbeiter an der Tribune, und gab kurz darauf ein Bändchen Gedichte, Rhymes of Travel, heraus. Das nächste Jahr sah ihn als Miteigenthümer und Mitredacteur des Blattes, dem er seitdem treugeblieben ist. Doch lockten ihn in der Zwischenzeit neue Reisen von der Heimath weg. 1849 besuchte er Californien und kehrte 1850 über Mexico zurück, wo er die mittlerweile in der Tribune erschienenen Reisebriefe durchgesehen und erweitert unter dem Titel: El Dorado, or Adventures in the Path of Empire veröffentlichte. Im Sommer 1851 trat er eine längere Reise nach dem Orient an.

Auf dieser neuen Reise begab er sich zuvörderst über England, den Rhein, Wien und Triest nach Aegypten, und erreichte frühzeitig im November Cairo. Das Innere von Africa war sein nächstes Ziel, und nachdem er durch Aegypten, Nubien, Aethiopien und Sudan das Königreich der Schillukneger am weißen Nil erreicht hatte, kehrte er, nach einer Reise von 800 deutschen Meilen im Innern Africa's, im April 1852 nach Cairo zurück. Von hier begab er sich nach Palästina und Syrien, gelangte nordwärts bis Antiochien und Aleppo, und wanderte über Tarsus, durch die Tauruspässe über Konieh und den bithynischen Olymp nach Konstantinopel, wo er gegen Mitte Juli eintraf. Nach einmonatlichem Aufenthalt segelte er nach Malta und Sicilien, und erreichte den Fuß des Aetna gerade zur rechten Zeit, um Zeuge des Ausbruchs von 1852 zu sein. Von Sicilien begab er sich durch Italien, Tyrol, Deutschland nach England, das er im October wieder verließ, um sich einen Monat im südlichen Spanien aufzuhalten, und dann die Ueberlandreise nach Bombay anzutreten. 49 Tage — vom 4. Januar bis zum 23. Februar 1853 — nahm seine Reise durch das Innere Indiens bis Calcutta in Anspruch, wo er sich nach Hongkong einschiffte und unterwegs Pinang und Singapore besuchte. Kurz nach seiner Ankunft in China ward er der dortigen americanischen Gesandtschaft attachirt, und begleitete den americanischen Minister, Oberst Marshall, nach Schangai, wo er zwei Monate verweilte. Mit der Expedition des Commodore Perry segelte er dann am 17. Mai nach Japan ab, landete unterwegs an den Lutschu- und Bonininseln, und warf am 8. Juli in der Bucht von Dscheddo Anker. Die Expedition, der Taylor beigegeben war, blieb hier neun Tage, um das Schreiben des Präsidenten mit gebührenden Feierlichkeiten zu überreichen, und ging dann wieder nach Lutschu und China unter Segel. Taylor verweilte nun noch einen Monat in Macao und Canton, und schiffte sich am 9. Sept. nach Newyork ein, wo er am 20. Dec. 1853 nach einer Abwesenheit von 2 Jahren und 4 Monaten, und nachdem er mehr als 10,000 deutsche Meilen gereist war, ans Land stieg. Seine, die Reise beschreibenden Briefe erschienen während dieser ganzen Zeit fortwährend in der Tribune und bilden gesammelt eine Reihe von Bänden unter verschiedenen Titeln. 1856 besuchte er Schweden, Norwegen und Lappland, weil ein Winteraufenthalt im hohen Norden für ihn großen Reiz hatte; er schildert denselben in seinem Buche Northern travel in sehr lebendiger Weise. Gleich nachher zog es ihn wieder nach dem sonnigen Süden; er durchstreifte 1857 Griechenland und den Archipelagus. Im Frühjahr 1858 finden wir ihn in Polen und Rußland, und während des Sommers in Gotha, das er als eine zweite Heimath betrachtet. Dort hat er sich mit einer Tochter des rühmlich bekannten Astronomen, Hofrath Hansen, vermählt, und ist Anfang Octobers auf drei Jahre nach Neuyork zurückgekehrt. Bayard Taylor hat sich in die deutsche Wissenschaft völlig eingelebt, schreibt und redet unsere Sprache ganz vortrefflich und gebietet über einen reichen Schatz von Kenntnissen. Was ihn ganz besonders auszeichnet ist seine rasche feine Beobachtungsgabe; als gewandter Mann findet er sich schnell in allen Verhältnissen zurecht. Seine ganze Darstellung ist höchst anziehend und klar, sein Styl lebhaft und sein Geschmack durchaus geläutert.

(8.)

Zur Chronik.

Meran und Umgegend.

ε. Auf Meran in Tyrol, den Herbstaufenthalt des kranken Preußenkönigs, sind jetzt die Blicke Derer, welche menschlichen Antheil an dem Schicksal eines bedeutenden und glänzenden Geistes nehmen, mit besonderem Interesse gerichtet. Vielleicht dürfte es an der Zeit sein, durch einige Angaben über den Ort und seine Umgebung unseren Lesern ein Bild von demselben zu geben.

Meran mit seinen 220 Häusern und 2400 Einwohnern macht auf den ersten Anblick durchaus keinen besondern Eindruck und bietet an und für sich wenig Bemerkenswerthes. Am Fuße des weinreichen Küchelberges gelegen, erhebt es sich 1187′ über dem Meere, und 567′ unter Innsbruck und 90′ über Botzen. Man würde es sich schwer erkären können, wie ein Ort von fast 1200′ Meereshöhe, unter 46° nördl. Br., mitten in der Hochgebirgsnatur der Alpen, kaum zwei Stunden von den Gletschern und Schneefeldern der Oetzthaler Fernergruppe entfernt, sich eines so milden Klima's zu erfreuen hätte, wenn nicht die besonderen Umstände seiner Lage uns darüber belehrten. Der lang hin sich erstreckende Küchelberg nämlich verhindert auf der einen Seite das Andringen der Gletscherwinde, das tiefe und weitgeöffnete Etschthal andererseits verwehrt den warmen Südwinden nicht den Zugang. — In der ältesten Zeit war Meran unter den Grafen von Tyrol und den Landesfürsten aus dem Hause Görz Residenz der Herrscher. Doch als die Hofhaltung nach Innsbruck verlegt wurde, sank Meran bis zur Unbedeutendheit und hat erst neuerdings wieder als Kurort etwas von sich reden machen. Die Stadt selbst bietet, wie gesagt, wenig Beachtenswerthes und ist nur in einem Theile, Steinach genannt, freundlich und gesund gelegen. Fast damit zusammenhängend aber erhebt sich auf einem Bergabhange das weithin zerstreute Obermais, das mit seinen an die früheren fürstlichen Zeiten erinnernden zahlreichen Edelsitzen aus üppigen Weingärten emporsteigt und durch die amphitheatralische Lage seiner Schlösser und Häuser einen überraschenden Anblick gewährt. Hier liegt auch die Wohnung der preußischen Majestäten, nämlich der Rottenstein oder das Priamischloß, mit dem Sitz der schweizerischen Herren dieses Namens. Es ist dies Schloß neuerdings von dem ehemaligen preußischen Artilleriehauptmann Apel gekauft, sowie erheblich vergrößert und verschönert worden, sodaß es nun an die 60 prächtig geschmückte Zimmer enthält. Meran selbst ist zwanzig Minuten davon entfernt und man hat darauf die herrlichste Aussicht, wie denn auch der Weg dahin reich an Reizen der Natur ist. Ueberhaupt dürfte kaum ein zweiter Punkt im ganzen Alpengebiete zu finden sein, der eine so reiche Mannichfaltigkeit von nahen und fernen Ausflügen darböte, als gerade Meran. Wir nennen z. B. nur Schloß und Gemeinde Scheuna, dem Grafen von Meran gehörig und von Erzherzog Johann fürstlich ausgestattet; ferner die Innsburg, wo Margaretha Maultasch geboren ward, Dorf und Schloß Tyrol in einer Höhe von 2116′, ursprünglich eine Bauernfeste, bis 1363 Residenz der Landesfürsten, und jetzt der berühmteste Punkt der ganzen Gegend mit der entzückendsten Aussicht, sowie endlich am Fuße des Berges Gratsch die schöne Häusergruppe in sonniger Lage und voll üppiger Fruchtbarkeit, die im Munde des Volkes der Rosengarten des Königs Laurin genannt wird. — Nähere Angaben über das Klima in Meran sind, daß der Winter drei Wochen später und das Frühjahr vier Wochen eher beginnt als bei uns, daß die Kälte selten den Gefrierpunkt übersteigt und der Schnee alsbald, nachdem er gefallen ist, wieder schmilzt. Besonders angenehm ist aber dort der Herbst, welcher italienische Milde und Heiterkeit in sich vereinigt.

Neue olympische Spiele.

x. In dem heutigen Griechenland, dessen Einwohner zumeist aus Slawen, Walachen und Albanesen bestehen, ist eigentlich sehr wenig Hellenisches anzutreffen. Man hat dort aber die Eitelkeit, alte griechische Sachen und Namen wieder hervorzusuchen, und so sollen denn auch, laut einem Erlasse der Königin, die olympischen Spiele aus fast zweitausendjährigem Schlafe erweckt werden. Man will sie künftig in Athen abhalten, in dem alten Stadium, welches noch ziemlich gut erhalten ist und nur ausgeräumt und ausgebessert zu werden braucht. Diese neuen olympischen Spiele wird man allemal nach Ablauf von vier Jahren an den drei ersten Sonntagen im October anstellen und im Jahre 1859 den Anfang machen. Die modernen Hellenen werden sich erfreuen an Wettrennen, Ringen, Diskuswerfen und andern athletischen Uebungen; dazu kommt dann Gesang und Musik und Tanz; auch werden Ausstellungen von Blumen, Früchten und Vieh nicht fehlen, und sobald einmal im neuen Hellas irgend ein Gewerbfleiß einheimisch werden sollte, wird man auch dessen Erzeugnisse zur öffentlichen Schau bringen. Später findet sich wohl auch ein Pindaros, welcher die Sieger im Wettkampf besingt. Der Gedanke zu allen diesen neuen Herrlichkeiten rührt von einem Mann in Jassy her, welcher den leider keineswegs hellenischen Namen Evangelos Zappas führt. Er hat von seiner Moldau aus der griechischen Regierung vierhundert Actien der griechischen Dampfschifffahrtsgesellschaft und, was gar nicht zu verachten ist, noch dreitausend vollwichtige holländische Dukaten zur Verfügung gestellt. Die olympisch-athenäischen Preise für die Sieger werden übrigens ganz moderner Art sein, indem sie in goldenen und silbernen Denkmünzen und silbernen Kranzgewinden bestehen. Die Münzen enthalten auf der einen Seite das Bildniß des Königs, auf der andern den unsterblichen Namen des Gründers Zappas, sammt der Nummer der Olympiade. Ob die althellenische Olympiadenreihe fortgeführt wird, oder die Zappasolympiade als Numero Eins den Anfang macht, ist noch nicht ausgemacht, wohl aber, daß die Sieger das Recht haben sollen, die Medaillen an einem blauweißen gewässerten Seidenband im Knopfloche zu tragen. Das ist in der That sublim, und es würde sich empfehlen, die Träger der Zappasolympiadenmedaille gleich im Holzschnitt über den gedruckten Oden abzubilden. Der Dichter kann dann einen beliebigen modernen Gräken, etwa einen Pappadopulos, auch als Nebenbuhler und ebenbürtigen Mann König Hiero's oder irgend eines andern von Pindar besungenen altolympischen Siegers hinstellen. Das Lächerliche liegt dem Erhabenen sehr nahe.

Photoglyphischer Druck.

x. Der sogenannte photoglyphische Druck, als dessen Erfinder ein Herr Fox Talbot angegeben wird, macht in London Aufsehen. Derselbe überträgt ganz gewöhnliche Papierphotographien auf Stahl-, Kupfer- oder Zinkplatten, und druckt davon nach Belieben mit gewöhnlicher Druckerschwärze ab. Die auf solche Weise erzeugten Platten sollen schon an sich, als Photographien, vortrefflich ausfallen und auch die feinsten Einzelheiten so bewundernswürdig genau wiedergeben, daß auch eine mikroskopische Prüfung nichts zu wünschen übrig läßt. Die Mängel und Unvollkommenheiten, welche bisher noch den Versuchen dieser Art anhafteten, sollen nicht mehr vorhanden, und namentlich die halben Licht- und Schattentöne ganz bewundernswürdig sein. Eine andere interessante Erfindung ist jene des Herrn Paul Gauci, welcher Kreidezeichnungen gleich vom Papier auf den Stein überträgt und von diesem jede beliebige Menge von Abdrücken liefert.

Eine Eisenbahn durch das englische Nordamerica.

x. Seit zwölf Jahren sind die Vereinigten Staaten mit dem Projecte beschäftigt, eine geeignete Richtung für die große Bahn ausfindig zu machen, welche das Ufer des Mississippi mit den Gestaden des großen Weltmeeres verbinden soll. Sie haben den weiten Westen nach allen Richtungen hin durchforschen lassen und sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Bodenbeschaffenheit dem Baue keine allzu großen Schwierigkeiten entgegenstelle. Die Nothwendigkeit eines solchen Eisenweges wird allseitig anerkannt, allein man hat sich bis jetzt über die einzuschlagende Richtung nicht einigen können, weil die Eifersucht der südlichen, mittleren und nördlichen Staaten einander entgegenarbeitet. Auch ist man noch im Zweifel, welche Art und Weise der Ausführung die zweckmäßigste sei und in welcher Weise die Genehmigung ertheilt werden solle, ob die Bundesregierung die etwaigen Unternehmer zu unterstützen habe, und was dergleichen mehr ist. Nun haben aber die Goldentdeckungen in British Columbia unter den Bewohnern der nördlichen Staaten, namentlich Minnesota's, und vor allen auch in der englischen Provinz Canada eine große Bewegung hervorgerufen. Der nächste Weg nach dem neuen Dorado am Fraserstrome führt im Norden des 49. Breitengrades, welcher die Grenze gegen die Union bildet, durch die Prairien am Flusse Saskatschewan, der auf einer Strecke von zweihundert deutschen Meilen für Dampfer schiffbar ist. In jenen Gegenden fände der Bau einer Eisenbahn auf weiten Strecken nicht das geringste Hinderniß. Die englische Regierung hat mehr als hundert Ingenieure, Pioniere und dergleichen Arbeiter nach dem Fraser abgeschickt, und ihnen eine ganze Schiffsladung von Maschinen, Werkzeugen und Geräthschaften aller Art mitgegeben; sie sollen Wege bahnen und Brücken schlagen, überhaupt Alles thun, um das Reisen in jenen Gegenden zu erleichtern. Das Land zwischen dem 49. und 55. Breitengrade wird der Hudsonsbaygesellschaft entzogen und für Ansiedler eröffnet, deren Niederlassungen von Canada bis Columbia reichen sollen. Zugleich wird eine Eisenbahn quer durch America in Aussicht gestellt, und nun wird man in den Vereinigten Staaten besorgt, daß England seinem Gebiete die großen Vortheile zuwenden könne, welche ein so großartiger Schienenweg nothwendig im Gefolge haben muß. Eine möglichst rasche Verbindung mit den Gestadeländern des nördlichen Stillen Weltmeeres wird in Rücksicht auf die dortigen Verhältnisse mehr und mehr zu einer Lebensfrage. Californien, Oregon und British Columbia erhalten eine immer größere Bedeutung. Ihnen gegenüber liegt das neu eröffnete Japan, liegt ferner China, welches eben jetzt weitere Zugeständnisse hat machen müssen. Die Russen haben das ganze Amurland sich angeeignet und dadurch Sibirien von der See her zugängig machen können; Peking liegt so gut wie im Bereiche der Kanonen Rußlands, das einen Telegraphen bis an die Amurmündung zu legen gedenkt, wo es die Festung Nikolajewsk gebaut hat. Diesen will es unterseeisch nach seinen Besitzungen an der americanischen Westküste hinüberführen. Victoria auf der englischen Vancouver-Insel wird nothwendig ein Platz von Bedeutung. Man sieht also, welche große Umwandelungen bevorstehen, und wie wichtig eine Eisenbahn zwischen dem Osten und Westen werden muß; nur fragt sich, wer zuerst Hand anlegt. Inzwischen hat die Wissenschaft von dieser ganzen Bewegung nicht geringen Gewinn, indem jene Gegenden im Norden des 49. Breitengrades näher erforscht werden. Von St. Paul, der Hauptstadt von Minnesota, sind Reisende, welche nach dem Fraser gingen, an den nördlichen Red River, welcher in den Winnipeg-See fällt, gegangen, und haben denselben auf einer Strecke von mehreren hundert englischen Meilen für Dampfer fahrbar gefunden. Von der Stadt Pembina aus sind sie dann nach Nordwesten hin am nördlichen Arme des Saskatschewan aufwärts bis zu dem Passe gezogen, welcher in den Felsengebirgen zwischen den Riesenbergen Brown und Hooker liegt. Von dort ab bietet der Weg abwärts nach dem britischen Columbia keine Schwierigkeiten mehr. Es giebt aber auch einen noch geradern Weg, der vom Fort Garry an der Mündung des Assiniboinflusses (in den Red River) an diesem aufwärts nach Westen am südlichen Arme des Saskatschewan hinführt, und über eine theilweise bewaldete, grasreiche Hochebene zieht. Der bewährte Reisende und Gouverneur der Hudsonsbaycompagnie Sir George Simpson und der bekannte Dr. Rae, welcher früher bemüht war Franklin aufzusuchen, durchwandern eben jetzt jene Gegenden; die englische Regierung organisirt dort eine Provinz, Saskatschewan, und läßt in den fruchtbarsten Gegenden Ländereien vermessen, welche an Ansiedler überlassen werden. Von solchen sind im Laufe des Sommers schon mehrere tausende ins Land gekommen. So wirkt der neue Goldfund höchst anregend und giebt den Antrieb, daß menschenleere Einöden in Stätten umgewandelt werden, wo sich ein frisches Culturleben entfaltet.

Kinder als Luftschiffer.

ε. Die Neuyorker Abendzeitung vom 24. September d. J. erzählt folgenden merkwürdigen Vorfall. Ein junger Mann, Namens Wilson, hatte mit dem Ballon des Aëronauten Brooks von der schönen Ebene bei Centralia aus (im Staate Illinois) eine Luftfahrt unternommen, und war in einer Entfernung von circa 18 Meilen bei der Farm eines Hrn. Harvey wieder heruntergekommen. Nachdem er den Enterhaken in die Erde eingelassen, erlaubte Hr. Harvey seinen Kindern, einem Mädchen von 8 und einem Knaben von 4 Jahren, zu ihrem Vergnügen in dem leeren Korbschiffchen Platz zu nehmen und mit demselben so weit in die Höhe zu steigen, als das Seil nachgeben würde. Indessen der Enterhaken entschlüpfte der Hand des Vaters, und der Ballon mit seinem theuern Inhalte, sich wieder in die Luft erhebend, war bald nicht mehr zu sehen. So schnell als möglich wurde nun die ganze Nachbarschaft aufgeboten, um auf den Ballon und die Kinder Obacht zu haben. Doch was geschieht am nächsten Morgen? In der Nähe von Neu-Carthago, 43 engl. Meilen weit von der Wohnung des Hrn. Harvey, bemerkt bei Tagesanbruch ein Farmer den Ballon, wie er zwar noch in der Luft schwebt, aber an einem Baum im Hofe mit dem Enterhaken festgehalten ist. Er zieht ihn nun sogleich hernieder und findet das jüngste Kind eingeschlafen auf dem Boden des Korbes liegend, sein Schwesterchen jedoch zärtlich besorgt für ihren kleinen Bruder wachend. Beide waren die Nacht über durch verschiedne Luftströmungen hin und hergetrieben worden, und erst kurze Zeit, bevor Hülfe erschien, zum Stillstand gekommen. Das Mädchen erzählte, sie habe, als der Ballon in die Höhe stieg, ihrem Vater kläglich zugeschrien, er solle sie herausnehmen, und sagte, sie wären über eine Stadt hingeflogen, wo sie viel Volk beisammen gesehen, welches sie gleichfalls mit Leibeskraft angerufen hätte. Der Ort war Centralia gewesen und die Einwohner hatten zwar den Ballon über sich bemerkt, aber nicht geahnt, daß sich darin zwei Personen in so gefährlicher Lage befänden. Der kleine Bruder klagte endlich über Kälte, und das beherzte Mädchen deckte ihn mit ihrer Schürze zu und brachte ihn so zum Schlafen. Wie sie jedoch einmal die Seile des Schiffchens mit den Händen berührte, geschah es zufällig, daß sie an einem besonders stark zog und das Ventil öffnete, und das bewirkte das Sinken des Ballons; obgleich sie aber die Ursache der veränderten Bewegung und den Zusammenhang des Ganzen nicht begriff, war sie doch ganz zufrieden damit, daß sie so lange an dem Strick ziehen konnte, bis sie merkte, wie sie der Erde nahe komme. Die jugendlichen Luftschiffer blieben in dem Ballon über 13 volle Stunden.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 47. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 20. November.

Inhalt.

Die Verschwörung des Obersten Aaron Burr.

I.

Auch die Vereinigten Staaten von Nordamerica haben unter ihren Bürgern einen Catilina aufzuweisen, einen Mann, den politische und militärische Begabung und große Verdienste um das Vaterland zu Bedeutung und hohem Rang emporbrachten, den aber ungezügelter Ehrgeiz und regelloser Lebenswandel zu Plänen verleitete, welche die Zerstückelung der kaum gegründeten Union und die Gründung eines selbständigen Reichs am Mississippi zum Ziele hatten, und der dann nach vielen Abenteuern in Elend und Armuth starb. Es war der Oberst und Vicepräsident der Vereinigten Staaten Aaron Burr; eine interessante Erscheinung, die näher gekannt zu werden verdient. Dazu genügt jedoch nicht die Geschichte der Verschwörung zu erzählen, sondern wir müssen dem Manne selbst folgen, wie er aufgewachsen, sich in dem Revolutionskriege emporgeschwungen und im Frieden durch politischen Scharfblick, gewandtes Intriguiren und gewaltsames Auftreten, je nach Gelegenheit, zwischen den beiden damals herrschenden Parteien sich geltend gemacht hat, um der jetzt herrschenden gewissenlosen und ländergierigen Demokratie in seinen meisten Zügen als Vorbild zu dienen. Ein in Neuyork 1858 in fünfter Auflage erschienenes, übrigens nichts weniger als unparteiisches Werk, „The Life and Times of Aaron Burr," möge dabei unser Leitfaden sein.

Aaron Burr's Vorfahren waren deutsche Einwanderer, sein Vater ein angesehener Geistlicher, seine Mutter die Tochter eines glänzenden Lichtes der protestantischen Kirche, dessen Ruhm selbst bis Europa drang. Aaron wurde am 6. Febr. 1756 in Newark in Newjersey geboren, verlor schon in seinem ersten Lebensjahre Vater und Mutter und wurde von seinem Onkel, einem strengen Puritaner, erzogen. Eine Anekdote aus seiner Gymnasialzeit zeigt schon den willensstarken Charakter, als der er sich in spätern Lebensjahren erwies, wenn das Ziel lockend genug für seinen Ehrgeiz erschien. In der ländlichen Einsamkeit, in der er aufgewachsen, war sein Unterricht vernachlässigt worden, und es wurde ihm nach seiner Aufnahme in's Gymnasium schwer, mit den Uebrigen Schritt zu halten, obgleich ihn sei Ehrgeiz trieb, es den Besten zuvorzuthun. Mit Ausdauer und Eifer vertiefte er sich in seine Studien, fand aber, daß er des Nachmittags nicht so gut als des Vormittags lernte. Da er dies dem zu starken Essen zuschrieb, beschränkte er seine Mahlzeiten auf das Nothwendigste und sah sich nun in Stand gesetzt, 16 und selbst 18 Stunden täglich zu studieren. Zwar war das heroische Mittel seiner Gesundheit nicht förderlich, und seine Verwandten fürchteten sogar, daß er an einer abzehrenden Krankheit leide; aber als der Tag der öffentlichen Prüfung kam, fand er, daß er seinen Classengenossen soweit voraus war, daß der Beweggrund so außerordentlicher Anstrengungen weggefallen war. Er wurde nun ebenso faul, als er früher fleißig gewesen war.

Burr's Jugend fiel in die Zeit, wo die Siege Friedrich des Großen die ganze Welt mit seinem Ruhm erfüllten; die Erzählungen von den Heldenthaten des Vorkämpfers des Protestantismus drangen selbst in die abgelegenen englischen Colonien und entzündeten dort in vielen Herzen einen militärischen Enthusiasmus, der auch Aaron Burr ansteckte und ihm die Neigung für den Soldatenstand einpflanzte, die bald für sein Leben entscheidend werden sollte. Auch in einer andern Richtung wirkte die Lectüre auf seinen Charakter ein. Er wurde mit den englischen und französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts bekannt, und sein furchtloser, jedem Autoritätsglauben abholder Geist fand weit mehr Geschmack an ihren Lehren als an dem düstern und strengen Puritanismus seiner Väter. Chesterfield ward sein Ideal, und „Herzlos des Genusses, furchtlos sich der Gefahr zu freuen," sein Wahlspruch. Leichte Galanterien unterbrachen seine Studien, denen er übrigens mit großem Eifer und einem durch natürlichen Scharfsinn und leichte Auffassungsgabe erleichterten Erfolg oblag. Er verließ 1774 das Colleg zu einer Zeit, wo der immer drohender werdende Conflict der Colonien mit England alle Gemüther mit Spannung erfüllte, und hatte angefangen die Rechte zu studieren, als die Kunde von dem ersten Zusammenstoß der Americaner mit den Engländern bei Lexington

durch das Land flog. Alles griff zu den Waffen, und auch Aaron Burr, der sich längst an dem Kampfe der Meinungen mit Lebhaftigkeit betheiligt hatte, eilte mit seinem Freunde Ogden in das Lager der Truppen oder vielmehr Milizen, welche sich bei Boston versammelt hatten. Sie kamen im Juli 1775 daselbst an, als eben Washington den Oberbefehl übernommen hatte.

Aaron Burr war nur 19 Jahre alt, fast knabenhaft in seiner äußern Erscheinung, aber trotz allem Anschein der Schwächlichkeit nachhaltiger Anstrengung fähig, gehoben von dem Gefühl, als Soldat etwas leisten zu können, und erfüllt von Ehrgeiz und Eifer für die Sache, welcher der Kampf galt. Was er im Lager sah, mußte freilich seine sanguinischen Erwartungen herabstimmen. 17,000 Mann Truppen waren eine große Zahl, aber es waren schlecht bewaffnete und halbbekleidete Milizen ohne Disciplin und Organisation, befehligt von Officieren, die entweder den Dienst nicht verstanden oder sich scheuten, seine strengen Vorschriften zur Anwendung zu bringen. Alle Bewegungen stockten, denn es war nicht einmal genug Pulver vorhanden, um noch ein Gefecht, wie das bei Bunkershill, zu liefern. Krankheiten griffen um sich, weil es an einer Lagerpolizei fehlte, welche über die Beobachtung der Vorschriften, die zur Erhaltung der Gesundheit unter zahlreich versammelten Menschenmassen unentbehrlich sind, hätte wachen können. Burr war in der Hoffnung gekommen, gleich an activen Kriegsoperationen Theil nehmen zu können, und fand sich in ein Lager versetzt, in dem alles kriegerische Leben zu stocken schien. Unzufrieden und hoffnungslos verbrachte er einen Monat in dieser Unthätigkeit, bis ihm Aerger und Verdruß eine Krankheit zuzogen. Vom Fieber geschüttelt warf er sich eines Tages auf seinem Bett herum, als er im Nebenzimmer seinen Freund Ogden mit einigen Andern von der Expedition reden hörte, die unter Oberst Arnold zum Angriff auf Quebeck aufbrechen sollte. Burr's Entschluß war sofort gefaßt, und er bestand trotz seiner Krankheit und trotz der Vorstellungen seiner Freunde darauf, den Zug mitzumachen. Die Energie seines Willens wirkte sogar auf seine Gesundheit, das Fieber legte sich, und in wenig Tagen marschirte Burr mit dem Tornister auf dem Rücken und in Begleitung von vier oder fünf Freiwilligen, die er auf eigne Kosten ausgerüstet hatte, zu Fuß nach dem sieben deutsche Meilen von Boston entfernten Newburyport, dem Sammelplatz der Expedition.

Am 20. September schiffte sich das 1100 Mann starke Corps in elf großen Transportfahrzeugen ein. An der Mündung des Kennebec fand es 200 leichte Boote vor, in denen es den Fluß hinauf fuhr, und in wenig Tagen hatte die kleine Armee die letzten Vorposten der Civilisation hinter sich gelassen und suchte sich ihren Weg durch eine Wildniß, die damals fast für undurchdringlich gelten konnte. Es war ein wunderbarer Marsch, den vielleicht nur an das Leben im Urwald von Jugend auf gewöhnte Americaner vollbringen konnten. Zweiunddreißig Tage lang sahen sie nicht die Spur eines menschlichen Wesens. Nicht ein- oder zweimal, sondern dreißigmal und mehr mußten die Boote mit ihrer vollständigen Ladung von Munition, Proviant und Kranken auf den Schultern, um Stromschnellen und Wasserfälle zu umgehen, über steile Höhen und breite Sümpfe getragen werden, bis nach Anstrengungen, welche den zehnten Theil der Truppen zu Grunde richteten und ein anderes Zehntel zur Desertion trieben, die Boote den Dead River erreichten, wo ein plötzliches Steigen des Wassers viele von den Fahrzeugen scheitern machte und die Hälfte der Lebensmittel verdarb. Alle Schrecken der Hungersnoth drohten nun der treuen Schaar. Nach wenigen Tagen schon mußten sie sich von Hunden und Schlangen nähren und endlich sahen sie sich auf das Leder ihrer Schuhe und Patrontaschen beschränkt. Nach 50 Tagen endlich und nach einem Marsch von 600 englischen Meilen durch eine unwirthbare Wildniß erblickte Arnold mit der Hälfte seiner Truppen die Höhen von Quebeck.

Der junge Student der Rechte, der vom Siechbette aufgestanden war, um sich diesen Anstrengungen und Entbehrungen auszusetzen, trug sie wie der Abgehärtetste der ganzen Schaar. Während der ersten Tage des Marsches durch die Wildniß, in der schönsten Zeit des indianischen Sommers marschirte Aaron Burr mit einigen Cameraden lustig durch den Wald, mit den Booten beständig Schritt haltend. Ehe die Regenzeit eintrat und die Lebensmittel knapp wurden, hatte er dann seine frühern Kräfte wiedergewonnen, und in der prüfungsvollen Periode, die nun begann, war ihm die auf dem Gymnasium erlernte Gewohnheit, gelegentlich mit sehr wenig Nahrung vorlieb zu nehmen, von großem Nutzen. Seine Kühnheit und Anstelligkeit erregte unter den Truppen allgemeine Bewunderung, und da er ein guter Steuermann war, wurde ihm oft die Führung des vordersten Bootes auf der häufig über gefährliche Stromschnellen gehenden Fahrt überwiesen. Nicht immer jedoch konnte seine Geschicklichkeit und Wachsamkeit den drohenden Gefahren vorbeugen. An einem bitterkalten Tage schoß sein Kahn über eine ganze Reihenfolge von Stromschnellen im Dead River hinab, als die am Ufer Zurückgebliebenen sich ihm durch heftige Zeichen und Geberden verständlich zu machen suchten. Aber weder er, noch seine Bootsmannschaft konnte errathen, was sie meinten. Nach wenigen Minuten schoß die Stromschnelle mit stärkerer Neigung thalwärts, und das Boot ward einen zwanzig Fuß hohen Wasserfall hinabgerissen. Ein Mann ertrank dabei, das halbe Gepäck ging verloren, und Burr selbst konnte nur mit Mühe das Ufer erreichen.

Kaum vor Quebeck angekommen, erhielt Burr den schwierigen Auftrag, ohne Begleitung 120 englische Meilen weit durch feindliches Land dem in Montreal stehenden americanischen General Montgomery eine Botschaft von Arnold zu überbringen. Er löste diese Aufgabe mit ungewöhnlicher Gewandtheit. Da er wußte, daß die französische Bevölkerung sich nie ganz mit der englischen Herrschaft versöhnt hatte, und daß besonders die katholische Geistlichkeit sie verabscheute, verkleidete er sich als Priester, ging geradezu in ein Kloster in der Nähe des Lagers und ersuchte den Vorsteher um ein Zwiegespräch unter vier Augen. Zum Glück konnte Burr soviel französisch, daß er im Stande war, das Lateinische auf französische Weise auszusprechen, und so wurde es ihm nicht schwer,

sich mit dem ehrwürdigen Priester zu verständigen, der ihn freundlich empfing. Wenige Minuten genügten dem jungen Diplomaten, sich zu vergewissern, daß er den rechten Mann gefunden habe; er gab sich daher offenherzig zu erkennen und bat die Geistlichkeit um Unterstützung zur Fortsetzung seiner Reise. Voll Erstaunen sah der Priester den Jüngling an. Er hielt ihn für einen unreifen Knaben und sagte ihm, es sei für einen Menschen von so zartem Alter unmöglich, eine so lange und gefahrvolle Reise zu unternehmen. Da er jedoch fand, daß der Jüngling unerschütterlich auf seinem Entschluß beharrte, und daß er mehr von einem Mann war, als sein Aeußeres errathen ließ, verschaffte er ihm einen zuverlässigen Führer und einen Wagen. Von einem geistlichen Hause zum andern ging nun die Fahrt in solcher Sicherheit, daß sie im Vergleich mit dem eben überstandenen Zug durch die Wildniß eine wahre Luxusreise war. Nur einmal kam eine Unterbrechung vor. In Three-Rivers fand der Führer die Bevölkerung in großer Aufregung über Gerüchte von Arnolds Annäherung und die Behörden auf der Hut, um jeden Verkehr zwischen den beiden americanischen Generalen abzuschneiden. Der Führer weigerte sich die Reise fortzusetzen, denn er wußte, daß sein Hals gefährdet war, und drang in Burr, still zu liegen, bis die Aufregung sich etwas beschwichtigt habe. Burr befolgte den Rath und hielt sich drei Tage lang in dem Kloster in Three-Rivers versteckt. Alsdann setzte er seine Reise fort und erreichte Montreal ohne weitere Störung oder Gefahr. Er entledigte sich seines Auftrages bei Montgomery und ward von Diesem zu seinem Adjutanten ernannt.

Als solcher machte er in der Sylvesternacht des Jahres 1775 den verunglückten Ueberfall auf Quebeck mit, in welchem Montgomery an der Spitze der Sturmcolonne von einer Kartätschenkugel getroffen fiel. Burr befand sich an seiner Seite und versuchte die über den Tod des geliebten Generals bestürzten Truppen zur Fortsetzung des Angriffs zu ermuthigen. Da dies nicht gelang, war er wenigstens bemüht, die Leiche des Gebliebenen nicht in Feindes Hand fallen zu lassen. Montgomery war ein fast riesenmäßig gewachsener Mann gewesen, aber trotzdem lud ihn der kleine Burr auf seine Schultern und trug ihn, während die Andern in Verwirrung flohen, durch knietiefen Schnee den Abhang hinunter, den Feind dicht hinter sich. Erst als dieser so nahe gekommen war, daß der treue Adjutant kaum noch hoffen durfte, der Gefangenschaft zu entgehen, entledigte er sich seiner Last und eilte den Cameraden nach.

An Montgomery's Stelle übernahm General Arnold den Oberbefehl vor Quebeck. Mit Diesem vertrug sich jedoch Burr nicht; er verließ deshalb das Heer, wozu er als Freiwilliger vollkommen berechtigt war. Er begab sich nach Albany, und so sehr hatte sein Benehmen in Canada bereits die Aufmerksamkeit der Führer im Revolutionskriege auf ihn gelenkt, daß Washington den jungen Officier, der bereits Major war, in seine Umgebung zog. Doch auch hier befand sich Burr nicht wohl. Bei den vielen politischen Geschäften, welche dem General neben seinen militärischen oblagen, waren seine Adjutanten oft Tage lang an den Schreibtisch gefesselt und vergaßen fast über dem immerwährenden Dienst mit der Feder, daß sie Männer des Schwerts waren. Das war gar nicht nach Burr's Sinn, welcher nach neuen Thaten und nach neuem Ruhm dürstend, zu dem Oberbefehlshaber geeilt war. Auch sonst stimmten die Beiden nicht gut zusammen. Für die Eigenschaften, welche Washington zum einzig möglichen Führer in dem schwierigen Kampfe gegen England machten, für den aufopfernden Patriotismus, den Mangel an jedem Ehrgeiz, den feinen Tact in der Versöhnung widerstrebender Interessen, die Vorsicht und Ausdauer in seiner Kriegführung hatte Burr wenig Sinn. Im Gegentheil faßte er während seines kurzen Aufenthalts Vorurtheile gegen Washington, die sich im spätern Verlauf seines Lebens, verstärkt durch politische Gegensätze, allmählich in entschiedene Abneigung verwandelten. Er hielt Georg Washington für einen schlechten General und einen wohlmeinenden schwachen Mann. Er sagte, er verstände nichts von der Theorie des Kriegs und könnte daher einem nach Auszeichnung dürstenden jungen Officier nichts lehren. Der General scheine die Schmeichelei ebenso sehr zu lieben, als er gegen Tadel empfindlich sei, und wie Burr meinte, könnte er keinen Mann unabhängigen Sinnes in seiner Nähe dulden, sondern erwartete in jedem Officier einen Anbeter zu finden. Andererseits scheint auch auf Washington gleich von vorn herein Burr einen unangenehmen Eindruck gemacht zu haben, möglicherweise durch des jungen Officiers vorlautes und rechthaberisches Wesen. Auch wird als Ursache ihrer Abneigung eine Liebesaffaire Burr's angegeben, ein Motiv, das Dieser jedoch leugnet.

Unter diesen Umständen verweilte Burr nicht lange in dem Hauptquartier des Oberbefehlshabers, sondern suchte und erhielt eine Stelle als Adjutant bei dem General Putnam, unter dem er sich mehrfach auszeichnete, namentlich bei dem Rückzuge von Neuyork, wo er durch seine militärische Umsicht und Geistesgegenwart eine Brigade, die sich verirrt hatte, vor unvermeidlicher Gefangenschaft rettete.

Inmitten militärischen Treibens fand er noch Zeit, einer jungen Dame Miß Moncrieff, der Tochter eines englischen in America ansässigen Majors, die bei dem Ausbruch der Revolution im väterlichen Hause zurückgeblieben war, und jetzt gewissermaßen als Geißel in General Putnam's Familie Aufnahme gefunden hatte, den Hof zu machen und sie zu verführen. Seine Lehren trugen bei der jungen Dame Frucht; sie machte später als Mrs. Coghlan unter den Londoner Roués zahlreiche Eroberungen und wurde die Maitresse mehrerer englischen Großen.

Endlich geschah das, was Burr sich längst gewünscht hatte: er erhielt als Oberstlieutenant das unabhängige Commando über ein Regiment. Er widmete sich seinen neuen Pflichten sofort mit einem Eifer, der überraschende Erfolge erzielte. Das Regiment war in einem Zustande, der Lachen hätte erregen können, wenn die Sache nicht zu ernsthaft und der Feind nicht zu nahe gewesen wäre. Die Mannschaften, ungefähr 260 an der Zahl, hatten guten Willen, kannten aber den Dienst fast gar nicht; und unter den Officieren war eine ungewöhnliche Anzahl junger Herren aus der Stadt, Muttersöhnchen aus reichen Familien, die von militärischen

Kenntnissen auch nicht den leisesten Schatten besaßen. Der durchgreifende Charakter Burr's paßte trefflich zur Ordnung solcher Verhältnisse. Er zog die Zügel der Disciplin, welche sein Vorgänger hatte erschlaffen lassen, mit straffer Hand an. Strenge Einübungen und Inspectionen traten an die Stelle der frühern, die wenig mehr als Form gewesen waren. Von den Officieren schickte er, nachdem er sich der Zustimmung seines Generals versichert, die untauglichen ohne Weiteres nach Hause und zwang die übrigen durch das Gewicht seiner Persönlichkeit, ihre Pflichten mit größerem Eifer als bisher zu erfüllen.

Zwei Monate unausgesetzter Anstrengungen stellten in dem Regimente eine leidliche Disciplin her und brachten seinen Effectivbestand auf mehr als 300 Mann. Burr war bald der Abgott seiner Leute, denn er verstand sie zu führen. Er verlangte den unbedingtesten und augenblicklichen Gehorsam, befahl aber auch nur, was recht und nothwendig war, und lobte gern und mit Wärme, was zu loben war. So lange er an der Spitze des Regiments stand, kam der Stock nie zur Anwendung, obgleich damals die Prügelstrafe in der Armee noch heimisch war. Die Natur hatte ihn zum Befehlen geschaffen. Seine Leute fühlten sofort heraus, daß er ein guter Führer war; sie folgten ihm gern und trugen mit Freuden alle Anstrengungen, die er stets mit ihnen theilte. Nach einem oder zwei Feldzügen war Burr's Regiment eins der bestdisciplinirten der Armee. Von den vielen Handstreichen, welche der Oberst mit ihm ausführte, soll nur einer hier erzählt werden. Im September, als er noch mit dem Einexerciren seines Regiments beschäftigt war, traf die Kunde ein, daß die Engländer 2000 Mann stark einen Ausfall aus Neuyork gemacht hatten und Schrecken über die ganze Orangegrafschaft verbreiteten, wo sie die Heerden wegtrieben, alle Vorräthe mitnahmen und vernichteten was sie nicht fortschleppen konnten. Burr befahl auf der Stelle Allarm zu schlagen, ließ einen kleinen Trupp zur Bewachung des Lagers zurück und marschirte dem Feind entgegen. In Paramus, wo er Abends ankam, fand er einen Haufen Milizen aus der Grafschaft, die sich auf den ersten Lärm hier versammelt hatten, aber mit ihrem ungeschulten Eifer nur die Verwirrung ärger machten. Burr übernahm bei seiner Ankunft den Oberbefehl über die ganze bunte Schaar; und obgleich sein Aussehn nur das eines unbärtigen Jünglings war, gehorchten ihm doch alle willig, da er allein zu wissen schien, was er that. Für sein eignes Regiment suchte er eine feste Stellung aus, der Miliz wies er ein Lager an und ergriff die gewöhnlichen Maßregeln zum Schutz gegen einen nächtlichen Ueberfall. Dann wählte er 17 seiner besten Leute aus und setzte sich bald nach Einbruch der Nacht in Marsch, um den Feind zu recognosciren. Gegen zehn Uhr Abend erfuhr er, daß der vorderste der feindlichen Posten nur noch eine englische Meile von ihm entfernt sei. Seine Leute, die bereits mehr als 30 englische Meilen marschirt hatten, waren im höchsten Grade ermüdet. Er führte sie in ein nahes Wäldchen und befahl ihnen, sich dort zu lagern und sich ganz still zu verhalten, bis er wiederkäme. In wenig Minuten schlief Alles, und Oberst Burr ging nun allein vor, um den Feind zu erkunden. Vorsichtig und geräuschlos wie ein Indianer schlich er sich an den Posten heran und entdeckte ihn endlich um ein Feuer versammelt und von zwei Schildwachen bewacht. Er kam ihm nahe genug, um das Feldgeschrei zu hören; dann machte er einen weiten Umweg und vergewisserte sich, daß der Posten bis über Hörbereich von dem Haupttrupp vorgeschoben war. Die Nacht verstrich über dieser Erkundigung, und der Morgen war schon nahe, als Burr zu seinen Leuten zurückkehrte. Er weckte sie in aller Stille, sagte ihnen in wenigen bestimmten Worten, daß er die feindlichen Vorposten angreifen werde, befahl, ihm in einer gewissen Entfernung zu folgen, und verbot bei Todesstrafe ein Wort zu sprechen.

Der kleine Trupp bewegte sich rasch vorwärts. So genau hatte sich der Oberst die Oertlichkeit gemerkt und die Stellung der Schildwachen berechnet, daß er seine Leute zwischen den beiden, nichts ahnenden Posten hindurchführte, als sie gerade am weitesten von einander entfernt waren. Nur noch zehn Schritt von dem Piquet entfernt, ward Burr, der seinen Leuten etwas voraus war, von einer Schildwache angerufen, die er sofort niederschoß und nun den Befehl zum Angriff gab. Mit gefälltem Bajonnet stürzten sich seine Leute auf den aus dem Schlafe auftaumelnden Feind, der gefangen war, ehe er noch ganz erwachte. Ein Officier, zwei Unterofficiere und 27 Gemeine geriethen in Gefangenschaft. Nur ein Mann außer der Schildwache hatte Widerstand geleistet, und er wurde überwältigt, nachdem er zwei Bajonnetstiche empfangen hatte. Er versuchte mit seinen Cameraden fortzugehen, sank aber halb ohnmächtig vom Blutverlust zu Boden. Burr sprach ihm tröstend zu, aber der sterbende Veteran erwiederte: „Ach, alle Aerzte in America können mir nicht helfen, denn ich bin ein todter Mann; aber Kummer macht es mir, zu denken, daß ich meinem König zwanzig Jahre treu gedient habe und zuletzt mit einer unabgeschossenen Muskete in der Hand sterben muß.“

Der Handstreich, so unbedeutend er an sich war, machte unter den damaligen Verhältnissen einen großen moralischen Eindruck. Die Americaner hatten einen solchen Respect vor den englischen regulären Truppen, daß die Nachricht, ein Trupp Milizen habe einen Posten aufgehoben, den frühern panischen Schrecken in begeistertes Vertrauen verwandelte und jeden Waffenfähigen ermuthigte, zur Flinte zu greifen. Wie fliegendes Feuer lief die Kunde durch das ganze Land, und vor Sonnenuntergang sah Oberst Burr sich an der Spitze einer ansehnlichen Macht von allen Seiten herbeigeeilter Milizen, vor der sich der Feind mit Zurücklassung eines großen Theils des geraubten Viehes in Eile zurückzog.

Während des leidensvollen Winterlagers in Valley Forge Ende 1777 und Anfang 1778 erhielt Oberst Burr den Befehl über einen wichtigen Posten übertragen, welcher von der in der Armee um sich greifenden Demoralisation angesteckt, sich von jedem nächtlichen Geräusch beunruhigen ließ und durch wiederholte grundlose Allarmirung das Lager in beständiger Unruhe erhielt. Da dieser Uebelstand von Unordnungen im Dienste herrührte, bekam Oberst Burr den Auftrag, die Disciplin wieder

herzustellen. Er war wie gewöhnlich allgegenwärtig, visitirte die entferntesten Schildwachen gerade in dem Augenblick, wo er am wenigsten erwartet und wo seine Anwesenheit am wenigsten angenehm war. Er forderte strenge Erfüllung aller militärischen Pflichten, und seinem Auge blieb kein Vergehen verborgen. Den Milizen, die sich im Winterquartier angewöhnt hatten, in vollkommenster Unthätigkeit zu leben, ganz nach Belieben das Lager zu verlassen und wiederzukommen, und Alle die etwas besaßen, was den Soldaten die Langeweile des Winters vertreiben könnte, als Tories zu betrachten, die zu berauben Patriotismus wäre, war Oberst Burr's Verfahren unerträglich. Die Besseren erkannten zwar, daß diese ungewohnte Strenge nothwendig sei; aber die Mehrzahl murrte und kam schließlich zu dem Entschluß, sich um jeden Preis ihres Anführers zu entledigen. Burr erfuhr ihre Absicht und die zur Ausführung des Planes festgesetzte Stunde. An dem bestimmten Abend ließ er von vertrauter Hand, ehe er den Befehl zum Antreten gab, die Kugeln aus den geladenen Musketen ziehen, und versah sich mit einem wohlgeschärften Säbel. Es war ein heller Mondscheinabend, und als er an der Front hinging, faßte er die Rädelsführer scharf ins Auge, um auf die erste Angriffsbewegung bereit zu sein. Endlich trat ein Mann aus dem Gliede, schlug auf den Obersten an und rief aus: „Jetzt ist es Zeit, Cameraden!" Ohne einen Augenblick aus der Fassung zu kommen, zog Burr den Säbel und traf den Arm des Meuterers über dem Ellbogen. Der Schlag zersplitterte den Knochen, und das Glied hing kraftlos herunter. „Eingetreten!" commandirte der Oberst ruhig. Der Mann gehorchte. Kein anderer regte sich, und nach ein Paar Minuten ließ Burr die Mannschaften abtreten. Der Verwundete wurde zu Bett gebracht und büßte den Arm ein; von der Meuterei war nicht weiter die Rede. Solange Oberst Burr den Posten befehligte, schlief die Armee ruhig in ihrem Winterlager. Nicht eine einzige grundlose Allarmirung kam vor.

Im nächsten Feldzug befehligte Oberst Burr eine Brigade in der Schlacht von Monmouth, und übernahm 1779 im Januar den Befehl über die wichtigen Linien von Westchester mit dem Auftrag, unerlaubten Verkehr mit dem Feinde zu verhindern, feinen Spionen Zutritt in das Oberland zu verwehren und den Plünderungen und Verwüstungen ein Ende zu machen, mit welchen americanische und englische Streifparteien, diese angeblich um Whigs, jene um Tories zu bestrafen, den District heimsuchten. Er fing gleich den ersten Tag damit an, einer Streifpartei seiner Leute die heimgebrachte Beute wegzunehmen und sie den ursprünglichen Eigenthümern zustellen zu lassen. Vor Einbruch der Nacht hatte er jeden Posten besucht und seinen Entschluß angekündigt, allen friedlich gesinnten Einwohnern, Whigs oder Tories ohne Unterschied, Schutz zu gewähren und alle Marodeure mit der äußersten Strenge des Kriegsgesetzes zu bestrafen. Jeden Officier, der dem geringsten Eigenthumsvergehen durch die Finger sähe, würde er auf der Stelle als Arrestant unter Bedeckung nach dem Hauptquartier schicken. Er legte ein Verzeichniß sämmtlicher Einwohner des Districtes an und theilte sie in Classen, Tories, Whigs, furchtsame Whigs, Spione, Pferdediebe u. A., und gab jedem ein geheimes Zeichen neben seinem Namen. Er entwarf auch eine Karte, auf welcher er, wie er die Gegend besser kennen lernte, alle Straßen, Sümpfe, Buchten, Wälder, Verstecke und Schleichpfade einzeichnete, welche Unzufriedene benutzen könnten, um sich der Verfolgung oder Beobachtung zu entziehen. Er organisirte die zuverlässigen jungen Leute der Nachbarschaft zu einer freiwilligen Reiterschaar und stellte ein so vollständiges und wirksames System von Vedetten, Patrouillen und Signalen her, daß im ganzen Lande auch nicht das Geringste vorfallen konnte, ohne sofort nach dem Hauptquartier gemeldet zu werden. Auch gegen das Einschleichen von Spionen ergriff er die nothwendigen Maßregeln.

Wie streng Burr es mit der Aufrechterhaltung seiner Vorschriften meinte, zeigte er bald durch ein Beispiel.

Wenige Tage, nachdem er den Befehl übernommen, plünderte eine Streifpartei das Haus eines Farmers, Namens Gedny, und mißhandelte die Familie. Am nächsten Morgen kam ein Sohn Gedny's, mit Verletzung der Vorschrift, daß Niemand aus dem Unterland, ohne sich bei dem Posten zu melden, in das Hauptquartier dürfe, auf Schleichwegen zu Oberst Burr und brachte seine Klage vor. Das Erste was Burr that war, den jungen Mann wegen unerlaubten Ueberschreitens der Postenlinie in Arrest zu schicken; dann widmete er sich mit seinem ganzen Eifer der Entdeckung der Marodeure. Er ritt nach dem geplünderten Hause, wo er erfuhr, daß die Streifpartei, die sich verkleidet hatte, nicht erkannt worden war. Durch welche Mittel er die Schuldigen entdeckte, ist nicht bekannt; aber ehe vierundzwanzig Stunden verstrichen waren, war jeder einzelne derselben verhaftet und ein großer Theil des gestohlenen Gutes wiedererlangt. Ein Blick in sein Verzeichniß lehrte Oberst Burr, daß Gedny ein Tory sei; aber er war niemals feindselig gegen die Patrioten aufgetreten, und Burr hatte versprochen, daß alle Tories, die sich so verhalten hatten, beschützt werden sollten. Er ließ daher die Diebe mit ihrer Beute beladen vor seinen Truppen in eine Reihe treten und sie dann unter Bedeckung einer Compagnie Soldaten nach Gedny's Hause bringen.

Dort mußten sie erstlich das gestohlene Gut zurückgeben, dann alles Verlorne und Beschädigte baar bezahlen, drittens Gedny für erlittenen Schrecken und Zeitverlust mit Geld entschädigen; viertens ließ er jeden Schuldigen an einen Baum binden und ihm zehn Hiebe geben, und schließlich mußte jeder den Pächter um Verzeihung bitten und eine bessere Aufführung für die Zukunft versprechen. Alles dies geschah in der größten Ruhe und Ordnung, und die Wirkung war wunderbar. Kein zweites Haus ward geplündert, solange Oberst Burr in den Westchester Linien befehligte.

Bei aller Strenge gewann sich Burr die Zuneigung seiner Truppen. Er war ihnen sogar ein Gegenstand der Bewunderung wegen seiner Wachsamkeit und Abhärtung. Seine Kost war höchst einfach und mäßig; er schlief so leicht wie ein Hase und nur äußerst kurze Zeit. Ganz angekleidet, ohne nur die Stiefeln auszuziehen, warf er sich auf eine Büffelhaut, schlief ein oder zwei Stunden und sprang dann vollkommen ausgeruht auf, rief zwei oder drei seiner freiwilligen Reiter

herbei, stieg zu Pferde und ritt von dannen, um nach der Reihe jeden Posten seines Commando's zu visitiren und mit Tagesanbruch zurückzukehren, um vielleicht noch ein Stündchen zu schlafen. Während dieses ganzen Winters ritt er jede Nacht zwischen Mitternacht und Morgengrauen seine 16—20 engl. Meilen, wobei er beständig die Reihenfolge seiner Visitationen wechselte, sodaß er zu jeder Zeit auf allen Punkten erwartet ward. So hatte er überall sein Auge und hielt seine Leute in beständiger Wachsamkeit.

Bei allem Diensteifer verlor er jedoch nicht die Sorge für die Gesundheit und das allgemeine Wohlbefinden seiner Truppen aus den Augen. Ihre Bekleidung, Ernährung, ihre Quartiere und ihre Krankenpflege waren der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, und er ordnete sogar Spiele an zur Unterhaltung der Leute, wenn sie keinen Dienst hatten.

Während der Oberst in einem fortwährenden kleinen Kriege mit den Marodeuren und den englischen Vorposten lag, auch einmal durch einen kühnen Ueberfall, ohne einen einzigen Mann zu verlieren, ein von den Engländern erbautes Blockhaus eroberte und die gesammte Besatzung gefangen nahm, fand er sogar noch Zeit, sich eine Gattin zu gewinnen. Schon während er in der Orange-Grafschaft commandirte, hatte er in Paramus die junge und schöne Wittwe eines englischen Obersten, Mrs. Prevost, kennen gelernt. Seine Besuche in dem Hause waren immer häufiger geworden, bis er auf seinen neuen Posten versetzt ward, wo nicht blos der eine Stunde breite, von Kanonenbooten des Feindes bewachte Hudson ihn von der Wohnung der Dame trennte, sondern auch noch ein drei oder vier deutsche Meilen breiter Landstrich, der, zwischen Engländern und Americanern im streitigen Besitz, fortwährend von Streifparteien unsicher gemacht wurde. Dennoch fand Burr Mittel, Mrs. Prevost zu besuchen. Bei diesen Gelegenheiten schickte er sechs seiner zuverlässigsten Leute früh am Abend nach einer bestimmten Stelle am Hudson, wo im Schatten des hohen Ufers ein geräumiges Boot, wohlversehen mit Decken und Büffelhäuten, vor Anker lag.

Einige Stunden früher als gewöhnlich verließ Burr auf einem kleinen raschen Pferde sein Hauptquartier und ritt im scharfen Galopp nach dem Hudson, unterwegs Schildwachen und Posten visitirend. Sein ausgedehntes Kundschaftssystem hatte ihn sicher gemacht, daß bis Tagesanbruch nichts seine Anwesenheit Erforderndes geschehen werde. Trotzdem aber traf er Vorkehrungen für jede unvorhergesehen eintretende Gefahr. Um 9 Uhr Abends hörten seine getreuen Reiter am Boote den Hufschlag eines Pferdes, und einen Augenblick darauf stand ihr Führer, den Zügel in der Hand, mitten unter ihnen. Sofort und ohne ein Wort zu sprechen, lockerten die Leute den Sattelgurt des Pferdes, banden es vorsichtig mit Stricken, hoben es in das Boot und legten es auf das vorher bereitete Lager. Burr stieg ein; die Leute legten sich kräftig an die umwickelten Ruder, und in einer halben Stunde landete das Boot am jenseitigen Ufer. Mit demselben Schweigen und derselben Schnelligkeit wie vorhin ward das Pferd aus dem Boote gehoben, entfesselt und frei hingestellt. Nachdem es ein Paar Minuten abgerieben und herumgeführt worden, hatte es seine ganze frühere Beweglichkeit wiedergewonnen. Das Boot ward an's Ufer gezogen, die Männer legten sich in dasselbe hinein um zu schlafen, während Burr sich in den Sattel schwang und nach dem Hause seiner Geliebten sprengte. Vor Mitternacht war er dort, und nun begannen für ihn ein Paar selige Stunden, die nur zu rasch verliefen. Um zwei Uhr saß er wieder zu Pferde, und um vier Uhr hatte er den Fluß erreicht, wo die Getreuen seiner warteten. Abermals ward das Roß gebunden und in das Boot gelassen, und wieder durchfurchte das Fahrzeug die Wellen. Jenseits angekommen, stieg Oberst Burr wieder zu Pferde und ritt nach dem sieben englische Meilen entfernten Lager, unterwegs, ganz wie gewöhnlich, die Posten visitirend, sodaß nicht der leiseste Verdacht entstand, in welch eigenthümlicher Weise er die Nacht verbracht hatte. Kurz vor Tagesanbruch übergab er, als ob nichts Ungewöhnliches geschehen wäre, seinem Diener das Pferd und warf sich auf's Lager um zu ruhen. Nur die zwei oder drei Personen, denen das Geheimniß anvertraut werden mußte, nicht einmal die Leute, die ihn über den Fluß ruderten, kannten das Ziel seiner nächtlichen Ausflüge.

Selbst der eisernen Natur Burr's wurden diese Anstrengungen zu viel. Anfälle von Gicht und Rheumatismus, die an Heftigkeit und Dauer zunahmen, machten ihn dienstuntüchtig, und am 10. März 1779 mußte er Washington um seinen Abschied bitten, den er mit der schmeichelhaftesten Anerkennung seiner geleisteten Dienste erhielt. Damit schloß, nach vierjähriger Dienstzeit, seine militärische Laufbahn, und es begann seine politische. Er brachte dazu die rücksichtslose Energie in der Verfolgung seines Zieles mit, die, nur auf den Zweck, nicht auf das Mittel sehend, eine unentbehrliche Eigenschaft des Militärs ist, der nur den Sieg im Auge haben darf. Im bürgerlichen Leben ist aber nicht der Erfolg die Hauptsache, denn nach den Mitteln, mit welchen man ihn errungen hat, wird man beurtheilt. t.

Aus Franzensbad.

— Von den kleinen Thorheiten der Gegenwart sind zwei im Abnehmen, die Crinolinomanie und die Balneomanie. Für das Abnehmen der ersteren Verirrung sprechen sogar Theatergesetze; hohe Intendanzen lassen sich herab, den Künstlerinnen anzurathen, sich im Umfang der Reifen zu mäßigen. Das Uebel hatte allerdings seinen Höhepunkt erreicht; die gefeierte Marie Seebach war als Shakspeare's Julia auf dem Ball der Capulets höchst crinolinös erschienen. Für die Abnahme der Badewuth, d. h. der fanatischen Mode in Bäder zu reisen, spricht die Thatsache der geschmählerten Curlisten. Es ist also Zeit, auch dieses Uebels Höhepunkt litterarisch zu schildern, denn ein späteres Geschlecht wird dies nicht mehr vermögen. Ein artiges Büchlein: „Aus Franzensbad," in sechs Episteln „von keinem Propheten," schildert uns ironisch und ergötzlich die Hoch- und

Springfluth der vornehmen Thorheit, in einem Bade, statt Gesundheit zu holen, den ganzen Comfort der Modecultur pfauenschweifartig zu entfalten. Es sind Briefe einer Dame aus Wien. Sie fühlt daheim das Bedürfniß nach Abwechslung, und der Arzt räth zu Franzensbad. „Nach Franzensbad! Gott! Ein Ort ohne Gegend!" — Bitte, sagt der Arzt, die Gegend ist eben, aber Gegend ist da. Und wenn sie nicht romantisch ist, so ist sie doch wohlhabend. Und Abwechslung? — In der That, es fehlt der Dame schon auf dem Wege über Karlsbad bei der k. k. Post nicht an Abwechslungen. Sie schreibt empört über die geographische Lüge, den Weg von Wien über Dresden nach Franzensbad für länger zu erklären, beklagt sich bitter lachend über die Illusion, die kürzeste Strecke mit österreichischer Post für wirklich kurz zu erachten. „Reden Sie mir nicht mehr von Civilisation," schreibt sie, „solange noch eine Anstalt besteht, die sich österreichische Post nennt, behaupten Sie mir nicht mehr in's Gesicht, daß die Folter aufgehoben sei in unserem Heimathlande! Sie besteht, besteht in des Wortes verwegenster Bedeutung auf der Heerstraße zwischen Prag und Franzensbad, und die k. k. Postbeamten sind ihre Vollstrecker, und die Eil- und Malle-Wagen sind ihre Werkzeuge!"

Franzensbad selbst hat der Abwechslungen manche, als da sind drei Gassen und ein Park, der theils aus einer kleinen Wüste, theils aus „einer schönen Natur" besteht. Die elegante Parkhälfte sieht etwas saharamäßig aus. Doch lassen wir die boshafte Schilderung des guten Ortes mit zweifelhafter Gegend dahingestellt sein; geben wir lieber den Flor der Damenwelt aus allen Ecken und Enden der Welt, dem wir in Franzensbads Park begegnen. Der vierte Brief der witzigen Wienerin lautet wie folgt:

„Die Franzensbader Luft scheint mehr als jede andere etwas Zersetzendes für die Gesellschaft zu besitzen, sie zerlegt dieselbe in scharf abgesonderte Gruppen, die sich der entschiedensten Exclusivität befleißigen. Es ist wahrhaft ergötzlich zu sehen, wie alle diese Menschen, welche ein gemeinsamer Zweck auf demselben kleinen Fleckchen Erde versammelt hat, neben einander hergehen — theilnahmlos, unfreundlich, ja feindselig, sich mustern und bekritteln, allein immer und überall wieder zusammenkommen, sich aufsuchend, um einander den Rang abzulaufen. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß Franzensbad zum größten Theil von Frauen besucht wird. Sie selbst aber spielen nicht die Hauptrolle, diese übernimmt ihre Garderobe. Das eleganteste Négligé zieht des Morgens am Brunnen die meisten Blicke auf sich, das geschmackvollste Kleid trägt Nachmittags den Sieg davon; was darin steckt — ob ein wattirtes Gerippe oder ein formloser Koloß, — ist ziemlich gleichgültig, hier führen ja die Damen den Vorsitz im Gerichte über die Schönheit. Sie mögen Jede von uns fragen, wie viel Kleider, Mantillen und Hüte jede Andere nach Franzensbad mitgebracht, und überzeugt sein, so reine und exacte Wahrheit zu erfahren, daß Sie's nur gleich mathematisch construiren können. Die Curliste wird eifrig und täglich studiert, wir kennen den Namen, die Heimath, den Stand eines jeden Badegastes, seine Wohnung, die Zahl seiner mitgebrachten Diener, wir schließen auf seinen Reichthum oder seine Großmuth aus der Summe, die er zu den gemeinnützigen Sammlungen beigetragen, wir erforschen, weshalb er gekommen, wie lange er bleibt: gehört er aber zu einer anderen Coterie als der unseren, so wird er als ausgestoßener Paria behandelt und — suchend geflohen. Diese zusammengewürfelte Gesellschaft ohne Geselligkeit, die sich so nahe und so ferne steht, kommt mir vor wie ein Harlekinsgewand, wo Stoffe aller Gattungen, Farben aller Schattirungen ohne Wahl und Harmonie, dicht neben einander stehen zu einem selben Ganzen gehörend und doch strenge gesondert. Leben Sie drei Wochen in Franzensbad, und Sie lassen für alle Ewigkeit die Hoffnung auf ein einiges Deutschland fahren, und gelänge es Ihnen jemals, die Männer für diesen großen Gedanken zu begeistern, bei den Frauen wird es Ihnen nie gelingen. Niemals wird sich eine Wienerin Arm in Arm mit einer Sächsin sehen lassen, die einen und denselben Regenmantel an kühlen wie an warmen Tagen trägt, nie eine Berlinerin Freundschaft schließen mit einer Pragerin, die ihr guten Appetit zu einem „Glose Salzquelle" wünscht. Preußin, Sächsin, Eingeborene von Bayern, freie Frankfurterin &c. &c. sie alle sehen die Oesterreicherin, und diese wieder sie alle, über die Achsel an. Hier ließen sich Daten zu culturhistorischen Studien sammeln, Doctor — der bied're Meister Riehl könnte Einen darum beneiden! Das liegt alles so ausgestreut vor Ihnen, wie die Manna in der Wüste, Sie brauchen nur die Hand darnach auszustrecken. Welches Bild aus dieser Gallerie soll ich zuerst vor Ihnen aufrollen? Da ich eben eines aus dem alten Testament gewählt, so bleiben wir bei'm alten Testamente! Davon haben wir die Hülle und Fülle. Die Moses, Aaron's, Jakob's, Rachel's und Sarah's, die wimmeln in Franzensbad, sie kamen von der Donau und der Elbe, und vom alten Rhein. Da sehen Sie den modernen Juden, mit breitem Backenbarte, der ihm wie „Flügelchen" vom Gesichte steht, den reichen Mann, der gemacht hat glänzende Geschäftche und nun kommt mit Kindern und Kindeskindern zum „Vergnigen" in das Bad. „Zwölf Personen und ein einziges Gesicht!" — denk ich mir, so oft ich diese Abraham's mit ihrer zahlreichen Nachkommenschaft daher ziehen sehe. Hie und da schleicht „demithig und wehmithig" ein kleines Jüdchen an ihnen vorbei, sein Angesicht verklärt sich, wenn er diese Fürsten seines Stammes erblickt, und er spricht zu seiner treuen Gattin: „So grausam reich kenne wer och amol werden, Rebeckche! —" Indessen aber trägt er noch den fetten langen Kaftan und den ungeschorenen Bart, drängt sich zum Brunnen und trinkt verstohlen aus fremden Bechern. Jetzt kommen Seidenkleider daher gerauscht, die Aermel tragen ungeheure Bouquets. „Die Hände, wollen Sie sagen?" — Giebt es noch Hände? Man sieht sie vor lauter Aermel nicht. Ihre Antipoden, die Füße, sind entschieden abgeschafft worden. Wehe der Dame, bei welcher die Füße sichtbar werden! Es ist um ihren Ruf als elegante Frau geschehen. Wir wollen keinen Einblick thun in die Maschinerie, mittelst welcher sich ihre holde Person fortbewegt; wir wollen nichts sehen als ein langes, schleppendes Gewand, und wir sehen auch nichts anderes; um sechs Uhr früh, in Regen und Koth, werden Schleppen getragen. Den Seidenkleidern folgen weiße Piqué Négligés mit

langen Joppen und kleinen schwarzen Stürmern, diesen leichtlebige Batiste; voll anmuthiger Würde schreitet solider Mohair vorbei. Bescheiden drückt sich eine kleine, kränkliche Gestalt, in ärmlicher Kleidung, vor aller dieser Pracht zur Seite; über dem engen Perkal-Kleide trägt sie, gewiß nicht aus Wahl, sondern aus Mangel an Wahl, den schweren Mantel, der ihr auch im Winter Dienste leisten muß, aus dem tiefen, altmodischen Hut blickt ein sorgenvolles, leidendes Gesicht. Das ist eine Patientin des Badehospitals, eine Fremde, Weitgereiste, die unentgeltlich hier behandelt wird. Das Badehospital öffnet ja seine gastlichen Räume für Alle, welche der großen, weitverzweigten Nation angehören, die da heißet: die Leidenden und Armen. Dieselbe gebeugte, kümmerliche Gestalt, die jetzt so krank aussehend an uns vorüberschleicht, wird vielleicht in wenigen Wochen die menschenfreundliche Anstalt neu gestärkt an Leib und Seele verlassen, deren Gründer und ihren hochverehrten Director segnend. Geschwätzige Polinnen, schlanke Russinnen schweben vorüber, selten allein, fast immer in Herrengesellschaft; in ihren Ländern, wo die Cultur noch nicht so raffinirt wie bei uns, kommt es wirklich vor, daß die Herren nicht allein die Gesellschaft von Schauspielerinnen und Tänzerinnen, sondern auch jene von Damen aufsuchen. Das Alles sind aber nur Arabesken, Verzierungen des Badelebens, seiner mächtigsten Säulen habe ich noch nicht erwähnt; es giebt deren zwei: der Adel und die Geldaristokratie. Der zweiten soll zuerst Erwähnung geschehen, wäre es nur, um über das Unerfreulichste am schnellsten wegzukommen. Die Geldaristokratie besitzt gar nichts, was ihre Erscheinung erträglich machen und milde gegen ihre Schwächen stimmen könnte, nicht die Grazie, womit der Adel seine Sünden begeht, nicht den genialen Schwung, mit dem das Talent seine Ueberschwänglichkeiten treibt und seinem Uebermuthe die Zügel schießen läßt. Hier vermissen wir Kopf und Herz, Bildung und Gemüth; es ist eben nichts als ein gewöhnliches Gesicht, das mit einstudiertem höhnischen Lächeln aus einem pariser Hute herausschaut, eine plumpe, zurückgebeugte Gestalt, die ihren indischen Shawl schlecht trägt, ohne Ahnung davon zu besitzen, daß nichts von wahrer Eleganz entfernter sei als der Luxus der Gemeinen. Die Entrüstung, welche ihr hoffärtiges Auftreten erregt, nimmt uns das ruhige Urtheil und macht vielleicht ungerecht. Wir verdammen diese armen Reichen, statt über sie zu lachen. Zu sehr mahnen ihre hohlen, hochgetragenen Köpfe an die leeren Halme, die das Feld überragen, indessen die gefüllten, „schwer von Segen" sich tief — und doch wie würdevoller! — beugen vor dem Herrn, der diesen Segen spendete. „Mammon hat einen schlechten Geschmack," denke ich mir, und nachdem ich seine Lieblinge eine Weile betrachtet, wende ich mich nachsichtiger gestimmt zu der zweiten, ebenso traurigen, aber minder widerlichen Erscheinung des hiesigen Lebens: unserer österreichischen Aristokratie im Bade. Eine traurige Erscheinung gewiß, diese Kinder eines herabgekommenen Geschlechts, der Schatten dessen, was es gewesen, die Parodie dessen, was es sein könnte. Leider ist es wahr, ihm haben die Geldmenschen den Hochmuth abgelernt. Ehemals — als es noch eine wahre Aristokratie gab, galt ihr der Hochmuth für ein plebejisches Laster, der Patricier war hochgemuth und stolz, er war's im Bewußtsein seiner eigenen Tüchtigkeit und jener der Ahnen, von denen er abstammte, der Ahnen, die ihm ihren Ruhm nicht blos als Geschenk vererbt, das er genießen, sondern als Forderung, die er erfüllen sollte, indem er ihn fortsetzte. Das wußte er, und dieser Aufgabe fühlte er sich gewachsen, und darauf war er stolz. Der jetzige Adel besitzt diesen edlen Fehler nicht mehr, er hat ihn abgelegt mit den Würden, den Machtvollkommenheiten, den Bannern seiner Väter, und wie er von den Würden nur die Titel, von den Machtvollkommenheiten nur werthlos gewordene Pergamente, von den Bannern nur das gemalte Schild behalten, so blieb ihm von seinem einstigen Stolze nur dessen Zerrbild — der Hochmuth — übrig. Was unsere Aristokratie noch ist, sieht man an ihren Frauen und Töchtern ebenso gut wie an den Söhnen, die bestimmt sind, ihre alten Namen zu tragen. Fürwahr es sind beklagenswerthe Schlüsse von diesen ihren Repräsentanten auf eine der edelsten Institutionen der Welt zu ziehen. In Allem und Jedem hat sie das Wesen aufgegeben für den Schein, zufrieden, noch das zu heißen, was sie nicht mehr zu sein versteht. Aus diesem Sichidentificiren mit seinem Namen ist eine Geringachtung der eigenen Persönlichkeit hervorgegangen, die an das Klägliche grenzt. — Was brauchen sie zu sein, die scheinen und heißen? Nicht sie selbst wollen sich ja Geltung erringen, die äußeren Verhältnisse sollen sie ihnen geben. Daher diese ängstliche Wahl ihres Umgangs, dieses Sichherandrängen an noch Vornehmere, dieses verletzende Geringschätzen von Allen, die minder hochgestellt als sie. Den Schwächeren zu beleidigen und dem Stärkeren zu schmeicheln, wurde einstens für verächtlich gehalten. Dieses Vorurtheils haben wir uns längst begeben, unsere Nächstenliebe läßt Alles zu, unsere subtilen Begriffe von Ehre gestatten jedes kleine Mittel, welches helfen kann das zu erringen, was wir das Höchste, Wünschenswertheste nennen: Eine Stellung in der „Welt"; diese aber läßt sich nur erreichen durch die größte, ausgesuchteste élégance — Es ist ausgesprochen, das Zauberwort, vor dem sich die exclusivsten vornehmen Kreise erschließen wie die Knospe vor dem Frühlingshauch, das Zauberwort, welches Eingang in ihre Heiligthümer, Zutritt zu ihren Mysterien verschafft. Fragen Sie: Ja was ist denn eigentlich élégance? — so wird man Ihnen antworten, dieses wunderliche und geheimnißvolle Wesen ließe sich nicht beschreiben und nicht definiren, seine complicirte Natur hätte unzählige Eigenschaften, deren Begriff ein relativer sei. Zu jenen, welche die Wiener-Damen-élégance besitzen muß, gehören: tadellose Toilette, ein Auftreten so sicher, daß es nur aus jener grenzenlosen Ignoranz in Bezug auf fremdes Verdienst entspringen kann, die von diesen großen Kindern mit in das Grab genommen wird, und das völlige Aufgeben jener mädchenhaften und reizenden Befangenheit, ohne welche unsere altväterischen Dichter keine deutsche Frau und Jungfrau beschreiben, ohne deren Ausdruck unsere alten Meister keine Madonna malen mochten. Zu ihnen gehören ferner: Unhöflichkeit gegen Alle, welche nicht zu der eigenen Coterie zählen, und wäre man ihnen verpflichtet, und wäre man ihnen verwandt, — ein Sarkasmus, der sich am leichtesten von der Seichtesten erlernen läßt,

und (aber schon in seltnern Fällen): die Fertigkeit, dieselben Albernheiten in verschiedenen Sprachen zu sagen. Sie tadeln die Härte dieses Urtheils? Sie fragen, mit welchem Rechte ich so spreche, Doctor? Mit dem Rechte der Wahrheit, das Jeder, der sie redlich suchte und getreulich erkannte, aussprechen darf und soll, wenn er auch noch so gut weiß, daß seine Stimme gleich sein wird der Stimme in der Wüste; mit dem Rechte einer Frau, welche die Fehler ihrer Standesgenossinnen einsieht und beklagt, die in ihnen den Funken wecken möchte, der, einstens zu so hoher Flamme aufgelodert, jetzt unter der Asche der Gewöhnlichkeit zu verglimmen droht, den Funken ächten, edlen Stolzes, das herrliche Gefühl des eigenen Werthes — freilich ein Gefühl, welches erst errungen werden muß, das nicht angeboren sein kann, nur erworben, denn es ist nichts Gegebenes, es ist ein Resultat, keine zufällige Fügung wie die Geburt, sondern das schöne, glorreiche Zeichen, welches das Bewußtsein der eigenen Leistungsfähigkeit, die Ueberwindung vieler Kämpfe, auf die Stirne des Strebenden geschrieben. Gelitten muß der Mensch haben und gedacht, den es erfüllt mit seinem wunderbaren Segen. Wo aber hätten die Töchter unserer Aristokratie Gelegenheit gehabt, zu denken und zu leiden? Flüchtig wie ihre Gefühle, seicht wie ihre Urtheile, sind ihre Neigungen und ihre Gespräche. Nie hat sich ihnen der Ernst des Lebens aufgethan, nie haben sie mit Begeisterung vor einer Wahrheit, einer Schönheit gestanden; lehrte sie doch ihre Mutter schon, der Ernst sei nur verkleidete Langeweile, Begeisterung eine lächerliche Schwärmerei. Sie sind fast alle gut, kein Bettler geht abgewiesen von ihrer Thüre, aber diese Gutherzigkeit erstreckt sich nicht so weit, einer armen Bekannten, die minder elegant als sie, verlassen in einem Winkel des Salons steht, eine hülfreiche Hand zu bieten. Wie ein Herrscher auf usurpirtem Throne fürchten sie nichts so sehr, als was ihrem Ansehen Schaden bringen könnte. Wo ist das ächt aristokratische Gefühl hingekommen, das da sprach: „Der mit mir umgeht, wird durch mich emporgehoben, meine Freundschaft adelt den Geringsten. Die Hütte, welche ein ächter Aristokrat betritt, wird zum Palaste, und fiele es ihm ein, auf einem Bauernkarren spazieren zu fahren, so würde der Karren zum Staatswagen." Mag auch in dieser Auffassung ein Irrthum liegen, er scheint mir würdiger und erlaubter als diejenigen, in denen wir befangen sind, und er würde leichter verziehen werden. Man hielte ihn dem Aristokraten zu Gute, von dem alle Anderen so gründlich wissen wie er selbst, ihm stehe Keiner — kaum sein Herrscher nach, dessen alter und edler Stammbaum nicht älter und edler ist, als der seine; der ein Freund und Beschützer und Kenner der Kunst, ein Förderer und Bewunderer der Wissenschaft, eine Stütze des vaterländischen Gewerbes, ein Vertreter der Rechte der Armen ist und eine Säule des Thrones, der das Blut von hundert stolzen Ahnen in seinen Adern wallen und fließen fühlt und, würdig dieser edlen Reihe, ein Blatt ansprechen darf in der Geschichte seines Landes. Das ist aber vorbei, vorbei! — Der mächtige aristokratische Leue, der noch vor wenig Jahrhunderten so kräftig seine Tatzen gebrauchte, ist in ein kriechendes Katzengeschlecht degenerirt, das die Füße der Mächtigen leckt und die Schwachen kratzt, anstatt daß es früher die Streitigkeiten der Könige schlichtete, die Unterdrückten beschützte, die Standarten des Rechtes führte und Herr und Fürst war auf seinem Gebiet.

Doctor, commandiren Sie: Halt! Ich ereifere mich, und noch dazu unnöthig, wie Clärchen, als sie die Bürger ihrer Vaterstadt zur Befreiung Egmont's aufzustacheln suchte. „Laßt Eure Kinder nicht dereinst Euch fragen: Wo sind die Zeiten hin, die Ihr verspracht? —" Die Väter, die ich meine, haben ihren Kindern keine große Zukunft versprochen, — und käme sie, so wüßten diese nicht, was damit anfangen; Brakenburg mag also kommen und Cläre nach Hause führen. Wir aber wollen, wenn es Ihnen gefällig, eine kleine Promenade durch den Park unternehmen. Finden wir doch heute die ganze Franzensbader Welt dort versammelt, es fehlt nicht ein Element des bunten, lebendigen Ganzen; alle sind sie da, vom langbärtigen Jüdchen bis zum stattlichen Abraham, von der schlichten Beamtenfrau bis zur hochgeborenen Fürstin. Wir finden sie wieder, die Ritterguts- und Fabrikbesitzer, die Kaufleute mit und ohne Frauen, die Wirthschaftsinspectorinnen, die Meierhofpächtersgattinnen, die Oekonomiebesitzerstöchter, Banquiers, Rentiers und Privatiers, die Baroninnen, Gräfinnen und Fürstinnen. Wenn Du zur fleur des bois gehören willst, liebe Leserin, so setze Dich an einen Tisch und stehe nicht wieder auf, als um Deine Heimreise anzutreten, es ist nicht ganz comme il faut im Parke auf und ab zu spazieren. Sei Publicum, zeige Dich nicht gehend dem erstaunten Volke, sondern entfalte Deine Volants ruhig auf Deinem gemietheten Sessel und betrachte mit würdevoller Apathie Deine nahe und ferne Umgebung, die Massen, welche Dich umwogen! Sieh, jetzt wandelt an Dir vorbei ein hoher russischer Militär mit seiner Familie. Du hast seinen Namen oft in den Zeitungen gelesen, er hat in der Krim unverwelkliche Lorbeern gesammelt. Wenn man seine athletische Gestalt betrachtet, sein gebräuntes Angesicht mit den markirten Zügen, fragt man sich, ob er gekommen sei, noch mehr von der Gesundheit zu holen, von welcher er zu strotzen scheint, oder ob seine Badereise nur eine Concession für die zarte, alternde Gattin und die zahlreichen Töchter, die einander an Gestalt und Gesicht so gleich, daß höchstens ein Mutterauge sie unterscheiden kann. Sie bilden in der hiesigen Welt eine kleine Republik, nie sah man sie ein Wort an ihre Landsleute verlieren, nie hat sich ihnen Jemand aus einer anderen Coterie angeschlossen — welche Ehre brächte es auch, mit Leuten in Verkehr zu treten, die Morgens am Brunnen und Abends im Parke mit seltener Unerschrockenheit in der gleichen Toilette erscheinen? Diesen Bewohnern einer kühleren Zone folgen im lebhaften Gespräche vier oder fünf Damen aus der Kategorie, welche sich treffend nur mit dem Namen die „Gnädigen" bezeichnen läßt. Balzac sagt; En province il n'y a qu'une femme, et cette pauvre femme est la femme de province, je vous le jure, il n'y en a pas deux. Ebenso giebt es nur eine einzige Gnädige auf der ganzen Welt, — sie recrutirt ihre Reihen aus den Kaufmanns-, höheren Officiers- und Beamtengattinnen. Ihre Hauptkennzeichen sind: gutmüthige Selbstgefälligkeit und bis zum Fanatismus getriebene Ehrfurcht vor dem Vermen ode r

dem Rang ihres Gemahls. Dieser Gemahl bildet, an- oder abwesend, den Mittelpunkt ihrer Gespräche; sie ist sehr höflich, wenn sie es auch nicht mit Grazie zu sein versteht, nie aber wird ihre Höflichkeit sie dazu verleiten, auch nur eine Secunde lang die eigene Würde hintanzusetzen. Sie ist höflich aus Ueberzeugung, sie ist höflich, weil sie es sich selber schuldig zu sein glaubt, sie ist höflich, weil sie eine Frau von Bildung ist und von Welt; eine Frau, deren Mann „eine Stellung hat." Die Gnädige ist ihrer Gemüthsbeschaffenheit nach herablassend gegen Geringere und Untergebene, solange diese durch Worte, Blicke und Geberden jene tiefe Ehrfurcht an den Tag legen, welche sie, vermöge der „Stellung ihres Mannes", zu fordern berechtigt ist. Wird diese Ehrfurcht jedoch ein einziges kleines Mal außer Acht gelassen, so verwandelt sich die Gnädige alsbald in eine Ungnädige. Sie wird einen noch so unschuldigen Scherz nie verzeihen, ein flüchtiger Gruß kann Dir ihre Feindschaft zuziehen, ein unerwiederter Besuch ihre Verachtung: Vergiß nach dem Befinden des Herrn Gemahls zu fragen, und sie giebt Dich auf. Die Gnädige ist in ihrer Toilette stets ein Muster von Nettigkeit, niemals ein Muster von gutem Geschmack. Bei feierlichen Gelegenheiten besteht dieselbe immer aus einem Assortiment sogenannter „Garderobestücke," die in den Augen ihrer Besitzerinnen nicht altern können. Das ist nun heute auch der Fall mit dem Anzuge unserer Gnädigen, die eben im Begriffe sind, sich feierlichst um einen Kaffeetisch zu versammeln. Da stürmt eine lärmende Schaar von lauten, wilden Knaben daher, sie verfolgen den Räuberhauptmann, der vor ihnen flieht in der Gestalt eines kleinen Russen in rother Blouse mit geschlitzten Aermeln, weiten Pluderhosen und hohen Stiefeln, ein Pelzmützchen auf dem hübschen, kecken Kopfe, mit einer stolzen Pfauenfeder geziert. Der Räuberhauptmann stürzt, in höchster Gefahr, gefangen genommen zu werden, an den Gnädigen vorüber, den Stuhl umwerfend, auf welchem die Vornehmste unter ihnen eben im Begriffe ist, sich nach langem Depreciren ganz breit und behaglich niederzulassen, sie schwankt, sie würde fallen, wenn der rasch dargebotene Arm einer bereitwilligen Freundin ihr nicht geholfen hätte, die aufrechte Stellung wieder zu erlangen, welche der Mensch hier auf Erden einmal bestimmt ist einzunehmen. Die Gnädigen sind aber durch die Gefahr, in welcher ihre Gnädigste geschwebt, um alles Vergnügen gebracht, das sie sich von dem heutigen Abend versprochen. „Diese Jugend," jammern sie, „keine Education, keine Devotion, keine Soumission, keine Veneration!" Am Ende des Parks ward eine lange Tafel sorgfältig gedeckt, sie beugt sich unter der Last von cur- und nicht curmäßigen Gerichten, Kuchen, Obstgattungen aller Art, ungeheuern Aufsätzen und Blumenbouquets, galonirte Diener fliegen hin und her, würdevoll wie ein Minister überwacht sie der Kammerdiener, Besitzer einer untadelhaften, weißen Cravatte. Welcher große Herr versammelt hier einige auserwählte Gäste? — Bewegung im Gesichte des Kammerdieners — „Die Herrschaften kommen! . . ." Und was für Herrschaften! In langem Zuge schreiten sie einher, Du erinnerst Dich, liebe Leserin, unwillkürlich an den Zug der Israeliten durch die Wüste, und er ist es auch in verkleinertem Maßstabe. Das erwählte Volk wandert nach dem kleinen Kanaan, welches ihm vielverheißend am Ende des Parkes entgegenwinkt. Da giebt es schwarze Augen und Löckle und große Münder und eppes Rares an herrlichem Putz. Es wird Platz genommen, kleine, mit Bändern und Spitzen überladene Kinder drängen sich heran, ein Estherchen macht sich besonders bemerkbar, seine zärtliche Mutter hebt liebevoll das Kind, welches ungestüm darnach verlangt, auf ihren Schooß. Da trifft sie vom anderen Ende der Tafel der strafende Blick des Altvaters. „Was denkst De Micheline? Das gute Kleid?! —" Und erschrocken setzt Micheline das Kind wieder auf die Erde, welches alsogleich den Beweis liefert, daß sich erheben kann noch jetzt großes Wehgeschrei in Israel. Neben diesen „Herrschaften", nur etwas weniger im Vordergrund, bemerkst Du eine kleine Gesellschaft aus drei Personen, einem Herrn und zwei Damen bestehend, seine Gemahlin und Tochter. Sie sind in Trauer und höchst einfach gekleidet. Der bezaubernde Ausdruck wahren Wohlwollens verklärt die Züge der edlen Frau, sowie das Angesicht ihrer jugendlichen Tochter, der ernste Blick des Vaters ruht freundlich auf den beiden Söhnen, die sich zu den anderen Knaben gesellten und ihre Spiele theilen. Ich habe manches Wort des Tadels über die Einfachheit gehört, welche die Erscheinung dieser beiden erlauchten Frauen auszeichnet, von Leuten, die nicht wissen, daß Einfachheit der Grundton alles Hohen und Schönen auf Erden ist. Betrachte sie aufmerksam, liebe Leserin, es sind wirkliche große Herrschaften, denen der Wille Vieler unterthan sein muß, von denen sich aber die Herzen Aller freudig regieren lassen. Nicht weit von ihnen, in der Nähe von Schwanthaler's Standbilde Kaiser Franz des Ersten, umgeben von schönen Damen, die stolz darauf scheinen, seine Aufmerksamkeit errungen zu haben, steht ein Herr von imposanter Haltung und edler Physiognomie. So liebe ich's mir Goethe vorzustellen, in den Tagen, in welchen er ein zwanzigjähriges Herz bezauberte und dem Sieger von Marengo das Gefühl der Ehrerbietung einflößte. Das ist auch ein Aristokrat, aber keiner von Denen, welche die Gattung, einer von Jenen, welche die schönen, seltenen Ausnahmen bilden, einer von Jenen, welchen ihr Name kein Pfühl war, darauf sie ruhen, sondern eine Stufe, von der sie weiterstreben konnten, einer von Jenen, die gearbeitet haben, gerungen und gewirkt, einer von Jenen, die ein Blatt ansprechen dürfen und es auch erhalten in der Geschichte ihres Landes.

Ich hätte Ihnen noch hundert Dinge zu erzählen von meinen heute im Park gemachten Erfahrungen, aber mein Brief könnte zu lang werden, und in Folge dessen . . . aber ich mag das garstige Ding gar nicht nennen, welches aus zu langen Briefen entsteht."



Zur Chronik.

Die russischen Eisenbahnen.

x. Die Zeitungen haben vor einiger Zeit darauf hingewiesen, daß beim Eisenbahnbau in Rußland nicht Alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Das wird sich auch so verhalten. Interessant ist, was der vortreffliche americanische Reisende Bayard Taylor, der im verflossenen Sommer einige Zeit in Rußland verweilte, über die Bahn zwischen Moskau und Petersburg schreibt. Er fuhr an einem heitern Julitage aus der alten Hauptstadt der Czaren ab. Die Schienen laufen in gerader Richtung nach Nordwesten und über die Waldaï-Hügel. Von den Russen wird die Bahn, wie sie einmal ist und bei der Art und Weise, in welcher ihr Betrieb stattfindet, nur als eine Art von Luxusartikel angesehen. Kaiser Nikolaus, der so vieles nur vom beschränkt soldatischen Standpunkt auffaßte, kümmerte sich nicht um die Interessen des bürgerlichen Verkehrs oder die Entwickelung der Hülfsquellen in seinem Lande; ihm lag daran, seine uniformirten Unterthanen rasch von einem Punkte nach dem andern schaffen zu können. Es wäre im Ganzen gleich gewesen, ob dieselben zwischen beiden Hauptstädten vier oder acht Stunden länger unterwegs gewesen wären; man hätte also die Schienen so legen können, daß auf die größeren Städte Rücksicht genommen wäre, aber darum kümmerte sich jener Mann nicht; er wollte die Bahn schnurgerade haben, und ließ sie unnöthigerweise durch Einöden und Sümpfe führen, wo Pfähle zu hunderttausenden eingerammt werden mußten. Der Bau selbst ist vortrefflich; in vieler Beziehung ist man aber mit überflüssiger Verschwendung zu Werke gegangen und hat unnütz Geld vergeudet. Zwischen beiden Endpunkten liegen dreiunddreißig Halteplätze; die Bahnhöfe sind Paläste, aber einer gleicht dem andern auf das Haar; auch hier wollte jener Czar Kasernenhaftigkeit durchführen. Die Brücken sind fest und dauerhaft, Alles erscheint großartig und der Betrieb ist regelmäßig und gut. „Allein diese Bahn von nicht viel über vierhundert englischen Meilen Länge, die über ebenes Gelände führt, wenig Böschungen, Durchstiche und Brücken erforderte (ausgenommen auf der Strecke zwischen Moskau und Twer, also etwa ein Viertel der Gesammtlänge) hat nicht weniger als 120 Millionen Rubel oder 90 Millionen Dollars gekostet, d. h. etwa 225,000 Dollars für die englische Meile!! Diese Summe erscheint ganz ungeheuer, wenn man bedenkt, wie ungemein niedrig die Arbeitslöhne in Rußland stehen." Die Americaner haben dabei ihren Schnitt gemacht. Der absolute Selbstherrscher, welcher den monarchischen Verfassungsstaat haßte, und lieber der transatlantischen demokratischen Republik manche Lobrede hielt, übertrug den Bau den klugen Yankees, damit ja keine Deutschen oder Engländer, also constitutionelle Menschen, daran betheiligt wären, und noch jetzt leitet Herr Winans, der americanische Erbauer, den Betrieb mit americanischen Ingenieuren und anderen Beamten. Sein Landsmann Taylor kann sich nicht genug wundern über den Contract, welchen Kaiser Nikolaus mit jenem Yankee abschloß. „Dieser Vertrag war ursprünglich auf zehn Jahre abgeschlossen; jetzt läuft er noch drei Jahre, und dann kann Herr Winans von dem Ersparten gemächlich leben, denn er macht für sich einen jährlichen Profit von einer Million Rubel. Von der äußerst liberalen Beschaffenheit des Contracts kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man die Thatsache erwägt, daß Herrn Winans für jedes Rad pro Werst drei Kopeken Silber vergütet werden, etwa 3½ Rubel pro Meile. Das bringt für jeden gewöhnlichen Zug zwischen Moskau und St. Petersburg täglich ungefähr 700 Dollars, etwa 1100 deutsche Thaler." Also jährlich nahe an 400,000 Thlr. Ausgabe für Wagenschmiere! Dabei darf man sich freilich nicht wundern, daß im Jahre 1857 die Ausgaben mit den Einnahmen sich so ziemlich gleich stellten. Auch wird beim Betriebe keine Rücksicht auf die Interessen der zwischen den Endpunkten liegenden Ortschaften genommen; es giebt nur durchgehende Züge und zwar nur einen einzigen von jedem Endpunkte. In dieser Beziehung will, wie man hört, Kaiser Alexander eine durchgreifende Verbesserung vornehmen, die allerdings sehr nothwendig erscheint.

Ein Bild Bernardino Luini's in Meiningen.

ε. Bilder von Luini, Leonardo da Vinci's Schüler, finden sich in der Lombardei in bedeutender Anzahl, desto seltener aber sind dieselben in Deutschland, noch seltener in England und Frankreich. In Oesterreich besitzt zunächst die k. k. Gemäldegallerie zu Wien von ihm eine Herodias mit dem Haupte des Johannes. Die Gallerie Czernin enthält eine Madonna mit dem Kinde und mehrere andere Luini's, die Gallerie Esterhazy ein anmuthiges Bild mit der heil. Jungfrau und dem Kinde, der heiligen Barbara und Katharina. In der Münchener Pinakothek findet sich von Werken Luini's eine heilige Katharina, eine Madonna mit dem Kinde an der Brust, und eine zweite Madonna, das Kind im Schooße, neben ihr den kleinen Johannes, der dem Kinde eine Blume darreicht. Die Leuchtenbergische Gallerie (früher in München, jetzt in Petersburg) hat einen Hieronymus, und eine Madonna sammt Kind mit der Nelke.

Diese alle sind Oelgemälde; von den in ganz besonderem Werthe stehenden Frescobildern Luini's war dagegen noch kein einziges nach Deutschland übergeführt worden, bis es vor kurzem dem Erbprinzen Georg von Sachsen-Meiningen gelang, einen solchen Kunstschatz für die Residenz seines Vaters käuflich zu erwerben. Es ist dies nämlich ein Frescobild, welches sich im Hotel Reichmann zu Mailand befand, wo es, auf eine kolossale Steinplatte gemalt, in eine Mauer im Hofe eingefügt war. Es wurde glücklich von dem Stein abgenommen, auf Leinwand gebracht, und machte so ohne Unfälle seine weite Reise aus dem Süden her zu uns. Dem „deutschen Kunstblatt" zufolge stellt es die heilige Jungfrau dar, vor einer durch einen abgebrochenen Mauerbogen gebildeten Nische über einem Podium sitzend; sie blickt innig liebevoll auf das nackte Kind, das sie mit beiden Händen hält, während der heil. Knabe mit seinen Händchen den Kopf eines vor ihm knieenden Lammes faßt. Der Mutter gegenüber sitzt, theilnahmvoll ihr zugewendet, die heil. Elisabeth und hält mit der rechten Hand den heil. Johannes, der seinen Blick dem Beschauer zukehrt, den rechten Arm ausstreckt, und mit dem Zeigefinger auf Christus deutet, die linke Hand aber auf den Rücken des zwischen ihm und Christus befindlichen Lammes legt.

Das Gemälde ist, wie der Berichterstatter des „Kunstblattes" sich ausdrückt, ein heiliges Idyll und athmet den Geist seines Meisters, den Lanzi in seiner „Geschichte der Malerei in Italien" so rühmend anerkennt, indem er das Süße, Liebliche und Gefühlvolle in den Werken Luini's hervorhebt und ihm einen Styl zuschreibt, „an welchem Alles natürlich, nichts gesucht erscheint, der beim ersten Anblick gewinnt, zu Betrachtung der Einzeltheile einladet, und von dem man sich ungern losreißt." In Dresden und Berlin ist Luini nicht vertreten.

Männer der Zeit.

Freiherr v. Bruck,

gegenwärtig österreichischer Finanzminister, ist einer der wenigen Staatsmänner, welche, von den Wogen des Jahres 1848 emporgehoben, geschickt genug zu steuern gewußt haben, um sich auf der erreichten Höhe zu erhalten. Nicht dem Glück oder tadelnswerther Geschmeidigkeit verdankt er sein Emporsteigen, sondern lediglich seinen Talenten und der Energie seines Charakters, und blos eigene Kraft hat den bescheidenen Handlungsdiener zum finanziellen Reformator des großen Kaiserstaates gemacht. Karl Ludwig Bruck entstammt einer einfachen Bürgerfamilie, der er am 8. October 1798 in dem Herzogthume Berg am Rhein geboren ward. Nach zurückgelegten Schuljahren führte ihn die Begeisterung der Zeit in den Militärstand, und er machte in preußischen Diensten die Feldzüge von 1814 und 1815 mit. Der Frieden führte ihn dann nach Deutschland zurück, wo er bei dem in Bonn garnisonirenden Ulahnenregiment stand. Das Soldatenleben im Frieden konnte jedoch seinem lebhaften Geist nicht genügen, er nahm den Abschied und beschloß in die Dienste der ostindischen Compagnie zu treten. Zu diesem Zwecke reiste er nach London, fand jedoch keine Stelle für sich offen und gedachte nun, sich an dem damals entbrennenden Unabhängigkeitskampfe der Griechen gegen die Türken zu betheiligen. Als er auf der Reise zu seinem Ziele im Jahre 1821 in Triest ankam, fand er an dem preußischen Consul Brandenburg einen wohlwollenden Gönner, der ihn vor der Bedenklichkeit seines Vorhabens warnte, indem er ihn mit verschiedenen, mit getäuschten Hoffnungen aus Griechenland zurückkehrenden Philhellenen bekannt machte. Anstatt griechischer Freiheitskämpfer zu werden, nahm Bruck eine angebotene Stelle in dem Comptoir seines Gönners an und machte sich bald durch den Eifer und die Umsicht, die er im Geschäft zeigte, und durch die natürlichen Anlagen, die er dazu mitbrachte, bemerkbar. Einer der angesehensten Bürger Triests, Herr v. Reyer, lernte ihn kennen und verschaffte ihm eine Stelle in der Assecuranzkammer, zu deren Secretär er allmählich aufrückte. In dieser neuen Stellung verheirathete sich Bruck mit Marie Buschek, der Tochter eines reichen Kaufmanns in Triest, und widmete von nun an seine ganze Thätigkeit der neuerworbenen Heimath.

Die Versicherungsgesellschaft, deren Secretär Bruck war, fallirte, und die Abwickelung ihrer Geschäfte ward ihm übertragen. Die Gewandtheit, die er dabei an den Tag legte, steigerte das Vertrauen, das er bereits in den kaufmännischen Kreisen Triests genoß, so sehr, daß es ihm nicht schwer ward, die Handelswelt für einen Plan zur Verschmelzung aller Triester Versicherungsinstitute zu einer einzigen Anstalt zu gewinnen, den er 1830 vorlegte. Nach vielen Hindernissen, die ihm ein bequemer Schlendrian und feindliche Privatinteressen in den Weg legten, brachte Bruck 1833 seinen Plan glücklich in Ausführung, und der Triester, später der österreichische Lloyd, eine Versicherungsgesellschaft, die auf allen Handelsplätzen Agenten hatte und die Correspondenzen derselben in eigens dazu eingerichteten Lesesälen ihren Mitgliedern zur Einsicht vorlegte, trat ins Leben. Bei diesem ersten Siege blieb der rege Geist Brucks nicht stehen. So günstig Triests Lage für den Handel mit dem Orient und Italien war, so dürftig war bisher die Entwickelung desselben geblieben. Nur zwei Dampfschiffe, die einer englischen Gesellschaft gehörten, unterhielten die Verbindung mit Venedig, und viel schlimmer sah es mit den Verbindungen Triests mit den anderen Häfen Italiens, Griechenlands, Aegyptens und der Levante aus. Kamen doch die Nachrichten aus Alexandrien damals fast regelmäßig über Marseille oder gar über London! Um diesem Mangel abzuhelfen, faßte Bruck den Plan zur Gründung einer Dampfschiffahrtsgesellschaft, welche regelmäßig zwischen Triest und allen wichtigen Hafenplätzen des adriatischen Meeres und der östlichen Hälfte des mittelländischen fahren sollte. Die Triester schüttelten über den weitaussehenden Entwurf die Köpfe, und erst als die gewichtige Stimme des Baron Rothschild sich für das Unternehmen erklärte, kam es als zweite Abtheilung des Lloyd unter dem Vorsitz des Herrn v. Reyer und sechs beigeordneter Directoren, von denen Bruck einer war, zu Stande. Es hat außerordentlich zur Entwickelung der Handelsbedeutung Triests beigetragen, indem es den österreichischen Natur- und Industrieproducten zahlreiche Märkte, namentlich in der Levante, eröffnet und die österreichische Flagge auf dem Mittelmeere eigentlich erst heimisch gemacht hat.

Gegenwärtig arbeitet der Lloyd mit einem Capital von 21 ½ Millionen Gulden und 1 Million Prioritäten, und hat 68 Dampfschiffe, ohne die Schlepper, in Fahrt. Wenn sein Budget immer noch ein Deficit zeigt und er neuerdings erst wieder vom Staate zu der früher schon gegebenen einen noch 1¾ Million als Zuschuß verlangt, wenn der Handel Triests mit dem Orient nicht einen so raschen Aufschwung nimmt, als man bei der Gründung der Anstalt hoffte, sondern in der Schnelligkeit seiner Entwickelung gegen Marseille in wachsender Progression zurückbleibt, so sind daran Verhältnisse schuld, welchen Brucks belebende Thätigkeit, wenn er noch Lloyddirector wäre, zum Theil gewiß abhelfen würde, über die er aber jetzt keine Macht mehr hat.

Von Kaiser Ferdinand I. mit dem Leopoldskreuz geschmückt und zum Ritter erhoben, von dem Grafen Stadion, dem Gouverneur der Küstenlande, vielfach zu Rathe gezogen und dadurch Mitveranlasser vieler wohlthätigen Reformen und Schöpfungen, setzte Herr v. Bruck seine segensreiche Thätigkeit fort, bis die Ereignisse von 1848 ihn auf einen neuen Schauplatz beriefen. Das Vertrauen seiner Mitbürger erwählte ihn zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament; aber ehe er dort zu einer eingreifenden Wirksamkeit kommen konnte, ernannte ihn im August die kaiserliche Regierung zu ihrem Bevollmächtigten bei dem Reichsverweser, Erzherzog Johann. Auch in dieser Stellung verweilte er nicht lange, sondern wurde nach Unterdrückung des Wiener Octoberaufstandes nach Wien zurückberufen, um unter der Präsidentschaft des Fürsten Felix Schwarzenberg und auf die Empfehlung des Grafen Stadion, der selbst Minister des Innern ward, am 21. November 1848 das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten zu übernehmen.

Bevor noch Herr v. Bruck sich mit der Organisation seines Ministeriums beschäftigen konnte, erhielt er von seinem Kaiser den Auftrag, mit dem bei Novara besiegten Sardinien einen Frieden zu unterhandeln. Er kam am 6. August 1849 zum Abschluß und verschaffte Oesterreich zugleich den Vortheil eines Handels- und Schiffahrtsvertrags mit Sardinien und der Wiedererneuerung der Convention vom 4. December 1834 zur Unterdrückung des Schleichhandels auf dem Lago Maggiore, über den Ticino und über den Po. Während Herr v. Bruck in dieser Weise das von Oesterreich erlangte politische und militärische Uebergewicht zur Sicherung von belangreichen Handelsvortheilen zu benutzen wußte, schloß er zugleich eine Postconvention mit Parma und Modena ab und bahnte den Anschluß beider Staaten an den österreichisch-italienischen Zollverein an.

Als Herr v. Bruck seine diplomatische Thätigkeit, für die er sich mit dem Orden der eisernen Krone und dem Freiherrntitel belohnt sah, beendigt hatte, kehrte er nach Wien zurück und nahm nun die Organisation seines Ministeriums von neuem in die Hand. Der Kaiser ertheilte den ihm zu diesem Zweck vorgelegten Plänen am 8. October 1849 seine Genehmigung und das Ministerium begann nun in vier Sectionen für Handel und Industrie, für Bauten, für Straßen und Wege und für administrative Statistik seine Wirksamkeit.

Schon in Triest war Freiherr v. Bruck der Wichtigkeit der

Presse für jede öffentliche Thätigkeit sich bewußt geworden und hatte dies durch die Begründung der Zeitung „Triester Lloyd" zu erkennen gegeben. Auch jetzt war einer seiner ersten Schritte, für sein Ministerium ein Organ, die „Austria", zu schaffen, nicht blos bestimmt, das Publicum über Handels- und Industrie-Interessen aufzuklären und gesündere nationalökonomische Anschauungen als die bisher herrschenden zu verbreiten, sondern auch den Intentionen des Ministers moralische Unterstützung und lauten Beifall zu verschaffen, der dann widerhallend durch einen bestimmten Kreis der deutschen Preßorgane lief.

Steigerung der Productionskraft Oesterreichs in allen Zweigen seiner Industrie durch Aufhebung der inneren Verkehrsschranken, Verbesserung und Vermehrung der Communicationsmittel und Entfesselung der Capitals- und Arbeitskräfte war das Programm, das Freiherr v. Bruck bei der Uebernahme des Ministeriums zu dem seinigen machte und das er mit Entschiedenheit und Einsicht, so weit es die eigenthümlichen Verhältnisse seines Staates erlaubten, durchgeführt hat. Der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes wendete er seine ganze Aufmerksamkeit zu. Im April 1851 hatte es bereits eine Erweiterung von 51 Meilen erfahren. Die Verbindung mit dem Norden über Sachsen war hergestellt, die ungarische Centralbahn bis Pesth vollendet, die den Semmering mit riesenhaften Bauten überschreitende Südbahn nach Triest in der Ausführung begriffen. Neben den Eisenbahnen wurden namentlich in Ungarn neue Steinstraßen angelegt, die Theiß, die Donau und die Moldau regulirt, um zugleich die Schiffahrt zu erleichtern und große Bodenstrecken culturfähig zu machen, die Häfen von Triest und Venedig erweitert und in ersterer Stadt eine Central-Seebehörde errichtet. Das Postwesen erhielt die Verbesserungen und Erweiterungen, mit denen bereits die anderen deutschen Staaten vorangegangen waren. Markenfrankirung, Postanweisungen und fliegende Posten wurden eingeführt, die Postämter vermehrt, der Posttarif herabgesetzt und Conventionen mit benachbarten Staaten abgeschlossen, von denen die mit Sachsen und Bayern vereinbarte den deutsch-österreichischen Postverein anbahnte. Eine gleiche Aufmerksamkeit wendete Freiherr v. Bruck dem Telegraphenwesen zu.

Noch wichtiger waren die Reformen, die er im Zollwesen durchführte. Die zwei großen Maßregeln, die er in dieser Hinsicht ergriff, sind für die Finanzen und die Handelspolitik Oesterreichs epochemachend gewesen. Am 1. October 1850 ward die Zollinie zwischen Ungarn und Deutschösterreich aufgehoben und dadurch nicht allein eine lästige Schranke des Verkehrs beseitigt, sondern dem Staate auch zur Befriedigung seiner immer wachsenden Bedürfnisse ein neues, noch ganz unausgebautes Besteuerungsareal zur Verfügung gestellt. Dieser ersteren Reform folgte eine zweite, die Aufhebung des bisher gültigen Prohibitivsystems und die Einführung eines neuen, auf das Schutzzollprincip gegründeten Tarifs, der vorher von einer durch fähige Mitglieder des Handels- und Gewerbstandes verstärkten Regierungscommission berathen worden war, in welcher der Minister selbst den Vorsitz führte. Auch begannen damals schon die Bemühungen Oesterreichs, den preußisch-deutschen Zollverein in einen österreichisch-deutschen zu verwandeln.

Was Herrn v. Bruck bewog, mitten in dieser vielseitigen Thätigkeit seine Entlassung einzureichen, ist uns unbekannt geblieben. Am 25. Mai 1851 zog er sich ins Privatleben zurück und übernahm nach kurzer Zeit von neuem die Direction des Lloyd. Der Fürst Schwarzenberg hatte mittlerweile die Idee der deutsch-österreichischen Zollvereinigung als politische Waffe in die Hand genommen und damit Preußen aus seiner Stellung an der Spitze des Zollvereins zu verdrängen versucht. Preußen dagegen hatte sich durch den Beitritt Hannovers verstärkt und drohte den Zollverein aufzulösen, wenn die für Oesterreichs Eintritt agitirenden Mitglieder desselben das Ziel ihres Strebens nicht aufgaben. In diesem Kampf um die handelspolitische Suprematie in Deutschland kam der Handelsvertrag ins Gedränge, welchen Oesterreich, im Fall des Fehlschlagens seiner anderen Bestrebungen, wenigstens mit dem Zollverein abzuschließen wünschte, und auf den einzugehen Preußen auch vollkommen bereit war, sowie sein Gegner alle politischen Nebengedanken fallen ließ. Erst als dafür Oesterreich durch das Verlegen der Verhandlungen aus dem Cabinet des auswärtigen Ministeriums in die Hand eines besondern Agenten Bürgschaft gab, zeigte sich Aussicht, daß die Verhandlungen zu einem gedeihlichen Ende führen würden. Dieser Agent war Herr v. Bruck, und seiner Gewandtheit gelang es, nachdem er alle Ansprüche, Preußen auch nur für die Zukunft zu einer Handels-Einigung zu verpflichten, fallen gelassen hatte, am 29. Februar 1853 den Handels-Vertrag abzuschließen, von dem man sich übrigens auf beiden Seiten weit mehr versprochen, als er erfüllt hat. Für das Zustandebringen des Februarvertrags schmückte der Kaiser Herrn v. Bruck mit dem Großkreuz des Leopoldordens, und es schien nun, als ob der ehemalige Handelsminister sich ganz der diplomatischen Laufbahn widmen wollte, denn er ward bereits im Juni 1853 als Internuntius nach Konstantinopel geschickt und bekleidete dieses schwierige Amt zwei Jahre lang in einer sehr kritischen Zeit. Seine Aufgabe war erstlich, die früheren freundschaftlichen Beziehungen Oesterreichs zu der Pforte wiederherzustellen, welche die Sendung des Grafen Leiningen gestört hatte, und dann den Einfluß Oesterreichs gegen den Rußlands, Frankreichs und Englands aufrecht zu erhalten. Das war gewiß nicht leicht, da diese drei Mächte ihrem Willen durch bewaffnete Demonstration Nachdruck gaben, während Oesterreich sich mit einer neutralen Stellung begnügte. Um so mehr spricht es für Herrn v. Bruck, daß er, wie sich die Verwickelungen immer mehr steigerten, von den fremden Gesandten derjenige war, den die Pforte immer häufiger zur vertrauten Berathung zog. Seine Bemühungen galten immer der Aufrechterhaltung des Friedens. Er rieth von der Kriegserklärung gegen Rußland ab, empfahl die Annahme der Wiener Note und versuchte die Einfahrt der englischen Flotte in die Dardanellen zu verhindern. Sein größter diplomatischer Erfolg war der Abschluß der Juniconvention von 1854, welche Oesterreich eine gebietende militärische Stellung an der Donau und am Pruth verschaffte, ohne ihm eine andere Verpflichtung aufzuerlegen, als sie gegen kaum zu erwartende Angriffe zu vertheidigen.

Der Rücktritt des Herrn v. Baumgärtner vom Finanzministerium im Frühjahr 1855 rief Bruck wieder von seiner diplomatischen Thätigkeit und nach Wien an die Spitze des erledigten Ministeriums. Die Finanzen eines Staates zu regeln, dessen Budget in ruhigen Zeiten jährlich ein Deficit von mindestens 50 Millionen Gulden aufweist, ist an sich schon keine leichte Aufgabe. Sie wurde aber Herrn v. Bruck noch durch besondere Verhältnisse erschwert. Andere Finanzminister haben eine entscheidende Stimme bei allen Maßregeln, welche die Gelder des Staats in Anspruch nehmen; der österreichische aber mußte sein Departement den Forderungen der höheren Politik unterordnen, die sich nicht um die Herbeischaffung der Mittel bekümmerte, wenn durch kostspielige Demonstrationen auch nur ein diplomatischer Erfolg zu erzielen war. Auch die Departements, wo Sparsamkeit am nöthigsten und rathsamsten gewesen wäre, waren seinem Einfluß ganz entzogen. Die Einnahmen des Staats durch Erhöhung der directen Steuern noch höher hinaufzuschrauben, war nicht möglich, da die auferlegte Last ohnehin schon fast unerträglich war; sie durch eine durchgreifende Reform der indirecten Steuern in der systematischen Weise, wie Peel und seine Nachfolger in England gethan, zu vermehren, verwehrten die mächtigen Interessen, die sich schon durch die Aufhebung des Prohibitivsystems verletzt fühlten, und die Canäle genug fanden, durch welche sie ihren Vorstellungen gegen weitere Tarifherabsetzung erfolgreich Gehör verschafften. Die letzte große Nationalanleihe

hatte jedenfalls die Cassen, wenn auch nicht den Patriotismus des Landes erschöpft, und das Ausland zeigte wenig Lust, einem Staate Geld vorzuschießen, der die Kräfte seines ersten Banquiers, der Nationalbank, so übermäßig in Anspruch genommen hatte, daß er längst außer Stande war, seinen Verbindlichkeiten nachzukommen, und seine Papiere, die Banknoten, 28 und mehr Procent unter dem Nennwerth standen.

Am 10. März 1855 trat Herr v. Bruck sein schwieriges Amt an. Vor Allem galt es das Verhältniß des Staates zur Bank zu regeln, um die Valuta auf ihren naturgemäßen Stand zurückzuführen und den Credit des Staates wieder herzustellen. Der Muth und die Entschlossenheit, mit welchem der neue Finanzminister sich in das, obgleich mit großen Opfern verbundene Unvermeidliche fügte, sind nicht genug zu loben. Er versuchte nicht erst Palliativmittel, welche die Genesung hinausschieben, wenn nicht gar erschweren, sondern schnitt gleich ins Fleisch. Der Staat war der Bank nach Abrechnung der früher fundirten Schuld noch 155 Millionen schuldig, welche nun liquid zu machen waren. Herr v. Bruck verpfändete der Bank für diesen Betrag Staatsdomänen mit dem Recht, Hypotheken darauf aufzunehmen oder sie ganz zu veräußern. Durch diese Veräußerung und die der Bank ertheilte Erlaubniß, ihr Capital um 35 Millionen zu erhöhen, war sie, da sie für die neuen Actien Banknoten nur zum Curs anzunehmen brauchte, in Stand gesetzt, ihren Silbervorrath in angemessener Weise zu vermehren und damit Vorsorge für die spätere Wiederaufnahme der Baarzahlung und Herstellung der Valuta zu treffen. Die Begründung eines Hypothekeninstituts als Nebenzweig der Bank erweiterte ihre Wirksamkeit, und übte zugleich einen wohlthätigen Einfluß auf die Ausbeutung des Immobiliarvermögens aus.

Von mehr zweifelhaftem Werthe war die Gründung der Creditanstalt für Handel und Gewerbe, bekannter unter dem Namen ihres französischen Vorbildes, Crédit mobilier. Wenn dadurch auch die Alleinherrschaft der Wiener Hautefinance auf der dortigen Börse gebrochen und viele ausländische Capitalien bewogen wurden, sich nach Oesterreich zu wenden, so kamen diese letzten doch kaum der Industrie zu Gute, wie man bei Gründung der Bank beabsichtigt hatte. Denn gewerbliche Unternehmungen bringen viel zu langsamen Gewinn, als daß sie für die Operationen eines derartigen Instituts ein dankbarer Gegenstand sein könnten. Seine Kraft wendete sich daher vorwiegend der Börse zu und rief dort ein Speculationsfieber hervor, welches zuletzt auch die kleinen Capitalien von den geringeren, aber sichereren Gewinn versprechenden Anlagen weg und in den sterilen Wirbel der Börse zog, sodaß es dem Industriellen und dem Grundbesitzer fast unmöglich ward, mit fremdem Capital seiner fruchtbringenden Thätigkeit eine breitere Grundlage zu geben. Selbst dem Anstoß, den die Creditanstalt zur Ausbreitung des österreichischen Eisenbahnnetzes gab, mußte in seinen Wirkungen schließlich die Regierung selbst wieder Schranken setzen.

Doch hatten diese heroischen Curen wenigstens den Erfolg, den Silbercurs allmählich dem Pari näher zu bringen und eine andere wichtige Reform zu erleichtern, mit welcher Herr v. Bruck schon längere Zeit umgegangen war. Es war dies der Uebergang zu dem 30 Thaler- oder 45 Gulden-Fuß durch den am 24. Januar 1857 unterzeichneten Münzvertrag. Auch die in demselben stipulirte Wiederaufnahme der Baarzahlungen der Bank hat, wenn auch nicht ganz in dem vereinbarten Umfange und zu den vereinbarten Terminen, doch wenigstens theilweise begonnen.

Die Bemühungen, das Deficit zu vermindern, werden fortgesetzt. Was am meisten dazu beitragen könnte, eine Verminderung des übermäßig zahlreichen und kostspieligen Heeres, haben Herrn v. Brucks Vorstellungen endlich auch zu Stande gebracht. Ein Schritt in derselben Richtung ist die ganz neuerdings geschehene, freilich mit 30 Procent Verlust verknüpfte Veräußerung der Südeisenbahn, der noch andere Staatseisenbahnen folgen sollen, und der Muth, mit dem sich Herr v. Bruck zu diesem großen Opfer entschlossen hat, verdient um so mehr geehrt zu werden, als er damit seine frühere Lieblingsidee, das Eisenbahnwesen ganz in die Hand des Staats zu bringen, aufgiebt und durch die That eingesteht, daß die Hast, mit der er als Handelsminister die Anlage der Schienenstraßen betrieben, für die Kräfte des Staats zu groß gewesen ist.

Ein Schooßkind Brucks ist die Idee einer vollkommenen Zolleinigung zwischen Oesterreich und Deutschland. Er hat sie nicht erfunden, sondern von dem ehemaligen Reichsministerium geerbt, dessen Handelsminister, Arnold Duckwitz von Bremen, den Plan dazu ausarbeitete, unter der Voraussetzung, daß eine neue politische Organisation die beiden Zollkörper geeinigt neben einander stellen würde. Diese Voraussetzung hat sich nicht erfüllt, und wenn trotzdem Herr v. Bruck immer noch mit der Ausführung des alten Planes umgeht, so mag dies für Oesterreich sehr nützlich sein; Deutschland hat aber jedenfalls keine Ursache, der Institution des Bundestages auch auf dem handelspolitischen Gebiete ein Nachbild zu geben.

Bei Manchen gilt Herr v. Bruck für einen Freihändler. Dies ist er aber durchaus nicht, sondern ein Anhänger Lists in der verwegensten Bedeutung des Worts. Die Verderblichkeit der Schutzzölle für die eigene Industrie ist ihm durchaus noch nicht klar geworden, und nicht Freiheit des Verkehrs und damit Anstachelung der heimischen Industrie ist der Grundgedanke seines Ideals, des mitteleuropäischen Handelsreiches, sondern ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die englische und französische Industrie, und Ausschluß jeder fremden Concurrenz von einem großen, aber künstlich geschaffenen Markte. Damit soll seinem großen Verdienst als praktischer Staatsmann nicht das Mindeste genommen werden, und wenn seine Pläne sich manchmal mehr durch äußeren Glanz als durch innere Solidität auszeichnen, so muß man bedenken, daß sie dann, gleich den Vorschwebungen des Fürsten Felix Schwarzenberg, weniger bestimmt sind ausgeführt zu werden, als die öffentliche Meinung von störenden Plänen abzuziehen, die weniger verlockend aussehen, aber ausführbarer sind.

(7.)

Richard Wagner.

Eine der interessantesten künstlerischen Persönlichkeiten der Gegenwart ist Wilhelm Richard Wagner, geboren den 22. Mai 1813 in Leipzig, um so anziehender für die Zeitgenossen, als er Dasjenige, was er erstrebt und erreicht hat, im Wesentlichen seiner eignen Kraft verdankt. Wagner hatte das Mißgeschick, im zarten Alter schon seinen Vater durch den Tod zu verlieren. Dieser Verlust wurde zwar einigermaßen durch die abermalige Verheirathung von Wagners Mutter mit dem Maler und Schauspieler Geyer ersetzt, sodaß ihm wenigstens ein Stiefvater zu Theil ward; allein auch Dieser starb schon nach Verlauf von einigen Jahren. So entbehrte denn Wagner bis zu dem Zeitpunkte, wo die Welt die Erziehung des Menschen zu übernehmen pflegt, mehr oder weniger einer männlichen Beaufsichtigung und Leitung seines Thuns und Lassens.

Wagners künstlerischer Trieb machte sich nicht sehr frühzeitig mit jener Entschiedenheit geltend, welche keinen Zweifel über die Wahl des Berufs aufkommen läßt. Dagegen zeigte sich bald jene Vielseitigkeit des Talents, durch die später dieses Künstlers Anschauungen und Bestrebungen in der Sphäre seines Schaffens wesentlich beeinflußt und charakterisirt wurden. Sein Stiefvater bestimmte ihn der Malerei, alsdann trat eine Neigung zur Dichtkunst hervor, und bald darauf gewann wiederum der Entschluß, Musiker werden zu wollen, die Oberhand. So zeigt sich zwar in Wagners Jugend ein künstlerischer Drang, aber doch nur ein allgemeiner, der die Entscheidung für eine bestimmte Kunst als Lebenszweck erschwerte und als Grundursache für das von Wagner später ausgesprochene Princip des Zusammenfassens

der einzelnen Künste im „Kunstwerk der Zukunft“ zu betrachten ist. Hierzu kam noch die ausgesprochene Apathie Wagners gegen die trockenen Studien der künstlerischen Technik, welche ihn in seinen Neigungen zu dieser oder jener „Sonderkunst“ nicht beharren ließ, und vielmehr ein mannichfaches unvermitteltes Ueberspringen von Einem zum Andern begünstigte.

Wie wenig ernstlich übrigens Wagner in seinen Jugendjahren daran dachte, sich ganz der Kunst zu widmen, geht daraus hervor, daß er während seines Besuches der Kreuzschule in Dresden, wohin seine Familie sich inzwischen von Leipzig aus gewandt hatte, ein wissenschaftliches Fachstudium zu ergreifen gedachte. Nur nebenher gab er sich abwechselnd dichterischen und musikalischen Versuchen hin. Ein Paar Jahre später führte ihn sein Schicksal nach Leipzig zurück, wo er behufs Vollendung seiner Gymnasialbildung die Nikolaischule besuchte. Hier fing sein künstlerischer Trieb an, sich stärker zu entwickeln. Wagner vollendete ein in Dresden bereits entworfenes und begonnenes Trauerspiel, und setzte eine Musik dazu, ohne jedoch im Besitze irgend welcher theoretischen Kenntnisse zu sein. Auch componirte er demnächst selbständige Stücke für Orchester, während ihm die zeitweilige Anleitung und Unterweisung eines Musikers von Fach zu Theil wurde. Diese Arbeiten nahmen ihn so sehr in Anspruch, daß sein Schulfleiß darunter litt. Dennoch beendigte er trotzdem den Gymnasialcursus mit dem achtzehnten Jahre, und nachdem er die Schule verlassen, besuchte er eine Zeitlang philosophische Collegia auf der Universität Leipzig.

Die künstlerischen Bestrebungen Wagners waren inzwischen ins Stocken gerathen. Doch wurden sie plötzlich wieder aufgenommen, und zwar in besonderer Beziehung auf die Musik. Wagner mochte an dem Mangel einer sichern, bewußten Grundlage erlahmt sein, und einsehen, daß ihm ein geregeltes Studium von Nöthen sei. Er entschloß sich deshalb bei dem, zu jener Zeit in Leipzig an der Thomasschule wirkenden Cantor Weinlig theoretischen Unterricht zu nehmen. Denselben genoß er eine verhältnißmäßig kurze Zeit hindurch. Jetzt folgten verschiedene Compositionen, von denen besonders eine Symphonie namhaft zu machen ist, welche sogar eine Aufführung in den Leipziger Gewandhausconcerten erlebte. Von hier ab zeigte Wagner indessen fast ausschließlich den Trieb zu dramatisch musikalischer Gestaltung; er componirte zunächst nur noch Opern mit Ausnahme einer „Faustouverture“. Von diesen Opern, die jedoch alle unbekannt geblieben sind, werden genannt: „die Hochzeit“, „die Feen“ und „das Liebesverbot“. Der Componist hatte sich zu ihnen sämmtlich die Texte selber gemacht.

Im einundzwanzigsten Jahre trat Wagner in die musikalisch praktische Wirksamkeit ein, und zwar wurde er sogleich Musikdirector am Magdeburgischen Theater. Hier verblieb er in seiner Stellung von 1834—36. Nach Ablauf dieser Zeit ging er in gleicher Eigenschaft an die Königsberger Bühne, und sodann als Musikdirector nach Riga. Dort nun schritt Wagner 1838 zur Ausführung derjenigen Oper, die später von mannichfacher Bedeutung für die äußere und innere Gestaltung seines Lebens werden sollte, und zu der er schon im Jahre vorher den Plan gefaßt hatte: „Cola Rienzi, der letzte der Tribunen“. Inmitten dieser Schöpfung kam ihm der Entschluß, nach Paris zu gehen, welchen er auch im Sommer 1839 wirklich ausführte. Ohne im Besitze ausreichender Subsistenzmittel zu sein, wurde der andauernde Aufenthalt in dieser Weltstadt für Wagner eine Quelle materieller Sorgen und Entbehrungen. Sein reger, elastischer Geist leistete jedoch der ihn heimsuchenden Prosa des Lebens kräftigen Widerstand, sodaß er nicht allein den Rienzi vollendete, sondern auch außerdem noch das Buch und die vollständige Musik zum „fliegenden Holländer“ componirte, zu welchem ihm auf der Seereise nach Paris über London Anregung geworden war. Diese zuletzt entstandene Oper wurde durch Vermittelung Meyerbeers, der Wagner überhaupt während seines Pariser Aufenthaltes mannichfache Beweise eines thatsächlichen Wohlwollens gegeben hatte, von der Berliner Hofbühne zur Aufführung angenommen. Fast gleichzeitig erfolgte die Annahme des „Rienzi“ an dem Dresdener Hoftheater. Diese Ereignisse veranlaßten Wagner zur Rückkehr nach Deutschland, die im Frühjahr 1842 erfolgte. Er wandte sich zunächst nach Dresden und wohnte dort der ersten, im folgenden Jahre bewerkstelligten Aufführung des Rienzi bei, welche Oper ihm das ehrenvolle Amt eines königl. sächs. Hofkapellmeisters eintrug. Der Erfolg des Rienzi gab Veranlassung, sehr bald auch den „fliegenden Holländer“ aufzuführen. Während des Dresdener Aufenthaltes entstand außer einer Cantate, „das Liebesmahl der Apostel“, die Oper: „Tannhäuser“ und der Entwurf zu „Lohengrin“. Der Tannhäuser ging bald nach seiner Entstehung im Jahre 1845 über die Dresdener Hofbühne, wogegen der Lohengrin, in Zürich beendigt, im Laufe des Jahres 1850, und zwar auf dem Weimarischen Hoftheater seine erste Darstellung erlebte. Seit dieser Zeit erst fing das Interesse für Wagners Bühnenschöpfungen an, sich zu verallgemeinern, indem namentlich der Tannhäuser eine erfolgreiche Runde über die mehrsten deutschen Theater machte, während die Aufführung Wagnerscher Opern bis dahin fast ausschließlich auf Dresden beschränkt geblieben war.

Wagner verblieb in seiner Stellung als königlich sächsischer Kapellmeister bis Anfang 1849; in Folge seiner Betheiligung an dem Dresdener Maiaufstande sah er sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Er ging zunächst nach Paris und von da nach Zürich, wo er sein dauerndes Domicil nahm. Hier war Wagner sehr thätig. Er schrieb dort „die Kunst und die Revolution“, „das Kunstwerk der Zukunft“, „Oper und Drama“, sowie den sogenannten „Niebelungenring“, dessen drei Theile „die Walküre“, „der junge Siegfried“ und „Siegfrieds Tod“ benannt sind. Von dieser Trilogie, zu welcher noch ein Vorspiel gehört, sodaß die vollständige Aufführung vier auf einander folgende Abende beanspruchen würde, soll der erste Theil bereits in Musik gesetzt sein. Außerdem wird noch die Composition eines in Zürich entstandenen musikalischen Drama's „Tristan und Isolde“ genannt. Wagners Aufenthalt in Zürich währte mit zwei Unterbrechungen, während welcher er in Paris und London war, bis zur Mitte des Jahres 1858. Seit dieser Zeit lebt er in Venedig. —

Wagner hat, soweit sein Leben sich bis jetzt überschauen läßt, einen geistig höchst eigenthümlichen Entwickelungsgang genommen, der gewissermaßen mit seinem äußerlich bewegten, schicksalsreichen Dasein harmonirt. Ohne eigentliche, strenge Fachstudien in der Jugend gemacht zu haben, und dazu erfüllt von einer ausgesprochenen Abneigung gegen die so unabweislichen Forderungen einer künstlerisch technischen Durchbildung, bemächtigte er sich in innerm Drange und mit großer Energie der dramatischen Composition und stellte in ihrem Bereiche Leistungen hin, welche ganz geeignet waren, ungewöhnliches Aufsehen zu erregen. Die Grundtendenz, nach welcher Wagner schafft, ist im Hinblick auf seine social politischen Glaubensbekenntnisse oft als eine demokratische bezeichnet worden. Doch widersprechen dem sowohl seine Schriften, als auch seine Kunstproductionen in vieler Hinsicht. Zwar eine demokratische Ader, hinsichtlich seines revolutionären Ankämpfens gegen das Bestehende und im Entwickelungsgang seit Jahrhunderten Errungene in der Kunst, hat Wagners Naturell; dabei huldigt er aber in seinen künstlerischen Bestrebungen zugleich einem Idealismus, welcher, die entgegengesetztesten, widerstrebendsten Anforderungen in sich vereinigend, nur für exclusive Geister genießbar ist. Die einzige Ausnahme hiervon macht der Rienzi. Von dem spiritualistischen und poetischen Colorit, welches im Tannhäuser und Lohengrin sich geltend macht, sind im Rienzi nur sehr schwache Spuren bemerkbar. Neben einem rohen Materialismus tritt ein zersetzendes, auflösendes Element überwiegend hervor, das, allerdings im Text begründet, ein demokra-

tisch revolutionäres genannt werden könnte. Hinsichtlich der stofflichen Behandlungsweise im Rienzi zeigt sich Wagner noch sehr unfrei. Er gerirt sich in diesem Werke als ein banaler Bekenner der zur Entstehungszeit desselben durch Meyerbeer repräsentirten großen französischen Oper. Allerdings ist der Einfluß des Letzteren auf den Autor des Rienzi ganz unverkennbar, und öfters sogar handgreiflich. Nur fehlt das geschmackvoll speculative Raffinement und der feinere geistige Schliff Meyerbeers. Wenige Tonsätze ausgenommen, ist Alles auf einen rohen Masseneffect berechnet; das Chor der Blechinstrumente führt den Reigen und schärft auf unangenehme Weise das hohle Pathos, welches fast durchgängig vorwaltet. So wenig nun diese Oper in ihrer völligen Styllosigkeit ein Kunstwerk genannt werden kann, so war sie doch wichtig für Wagners Entwickelungsgang. Er entledigte sich durch sie in jugendlich muthigem Drange eines rein materialistischen Elementes, in welchem er befangen war, und ging in Folge davon zu einer mehr spiritualistischen Richtung über, in welcher ihm ein edlerer Meister, Karl Maria v. Weber, als Vorbild leuchtete.

Diesen Uebergang vermittelt schon die folgende Oper „der fliegende Holländer." Zur vollständigsten und reichsten Entfaltung kommt seine neu angestrebte Richtung erst im Tannhäuser. Ein mehr innerlicher, charakteristischer Ausdruck tritt an die Stelle einer gewaltsamen, wilden, forcirten, oft geradezu unschönen Empfindung, und die poetisch romantische Färbung, von der das Ganze erfüllt, erwärmt und belebt ist, die Macht des Toncolorits und des rhetorischen Pathos, worin der Schwerpunkt der Wagnerschen Production liegt, wirkt fesselnd und stark erregend auf die Phantasie. In formeller Hinsicht läßt der Tannhäuser zwar schon sehr entschieden und deutlich Wagners spätere, durchaus freie, und nur dem Texte Rechnung tragende musikalische Gestaltungsweise erkennen, aber in einzelnen Fällen besteht noch immer ein gewisser Zusammenhang mit dem Herkömmlichen. Dieser Zusammenhang hört im Lohengrin gänzlich auf. Wagner schafft hier durchaus nach eigenen Maximen, die mit dem, was man „musikalische Composition" nennt, nichts mehr gemein haben. Dieser Standpunkt muß begreiflicherweise seiner Naturanlage, welche mehr poetisch vielseitig, als rein musikalisch schöpferisch ist, sowie seiner Abneigung gegen alle musikalisch formelle Gebundenheit am meisten conveniren. Er glaubt überdies selbst, mit dem Lohengrin das Ideal des, von ihm intendirten „Zukunftsdrama's", wenn schon nicht vollständig erreicht, so doch in seinen wesentlichen Eigenschaften hingestellt zu haben, und desavouirt deshalb seine früheren Schöpfungen. Wirklich stimmt auch von allen seinen bis jetzt veröffentlichten Werken Lohengrin am meisten mit den, in Wagners Schriften ausgesprochenen Ansichten vom „Kunstwerk der Zukunft" überein, nach welchen eine völlige Verschmelzung aller Künste zum „musikalischen Drama" stattfinden soll. Ob damit der wahre Weg einer maßgebenden Fortentwickelung der Oper eingeschlagen ist, muß die „Zukunft" lehren. So viel steht fest, daß Wagner eine entschieden begeistigte, poetisch begabte und energisch strebende Natur ist. Nichtsdestoweniger kann man sich des Bedenkens nicht erwehren, daß er mit dem Lohengrin auf einen Abweg gerathen sei, in dessen weiterer Verfolgung er jenen Irrthum zu sühnen haben dürfte, welchen er ehedem, in einseitiger Ueberschätzung seiner selbst, den größten musikalischen Meistern mit keckem Uebermuthe vorgeworfen hat.

(40.)

Adolf Glaßbrenner.

Geboren am 27. März 1810 in Berlin, gehörte Glaßbrenner einer zahlreichen Familie an, deren Haupt, seines Stammes ein Württemberger, nur die nothwendigsten Mittel zu ihrer Ernährung besaß. Verse machte der Knabe schon in der Elementarschule und auf dem Gymnasium, das er einige Jahre besuchte, um sich zum Studium der Theologie vorzubereiten; die Armuth seiner Eltern bewog ihn jedoch, sich dem Kaufmannsstande zu widmen, für den er freilich ebenso wenig Fähigkeit als Lust zeigte. Selbst im Comptoir, mitten unter seinen prosaischen Berufsgeschäften fühlte sich Glaßbrenner zu Versen gedrängt, die durch Berliner Blätter von damals zur Oeffentlichkeit gelangt sind; seine freien Abende aber, selbst seine Nächte wurden von ihm zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung benutzt. Schließlich ging er ganz zur Schriftstellerei über und redigirte, erst zweiundzwanzig Jahre alt, bereits ein Journal „Don Quixote", das nach zweijährigem Bestehen unterdrückt wurde, das aber während seines Erscheinens im Publicum viel Glück machte, zumeist wohl nur deshalb, weil der alte Dichter Langbein, ein Gönner Glaßbrenners, viele beißende politische Ausfälle des jungen Journalisten ausnahmsweise die Censur passiren ließ. In ganz Deutschland bekannt machten Glaßbrenner erst die 33 Hefte von „Berlin, wie es ist und — trinkt", sowie die 14 Hefte des „Bunten Berlin", die häufige Auflagen erlebten, ebensowohl nachgedruckt, als besonders auch aller Orten nachgeahmt wurden, und die außerdem Veranlassung zu einem siebenmonatlichen Aufenthalte des Verfassers in Wien wurden, wohin er sich, um das dortige Volksleben gleichfalls kennen zu lernen, 1835 begeben hatte. Die Frucht dieser Reise waren die „Bilder und Träume aus Wien", die jedoch ihrer politischen Tendenz wegen fast in allen deutschen Staaten verboten wurden. — 1840 vermählte sich Glaßbrenner mit der renommirten Schauspielerin Adele Peroni, die damals am Hoftheater zu Neustrelitz engagirt war, weshalb auch Glaßbrenner von Berlin dorthin übersiedelte. Hier fand er auch Sammlung zu einigen größeren Arbeiten, von denen vornehmlich seine Anfangs (1843) anonym erschienenen „Verbotenen Lieder" (jetzt unter dem Titel „Gedichte" zum dritten Mal aufgelegt), sowie sein komisches Epos „Neuer Reineke Fuchs" (1845) zu nennen sein dürften. Die Ereignisse von 1848 waren Veranlassung, daß beide Gatten nach achtjährigem Verweilen Neustrelitz verließen und nach Hamburg zogen, woselbst sie bis zum Frühjahr 1858 lebten und wo Glaßbrenner hinter einander mehrere Zeitschriften, z. B. den „Ernst Heiter" und den „Phosphor" redigirte. Neuerdings ist er mit seiner Frau in seine Heimath wieder zurückgekehrt und hat hier die Leitung der „Illustrirten Montagszeitung" Berlins übernommen.

Noch zu nennende Schriften von ihm sind: „Berliner Volksleben" (3 Bde.), „die jüngste Walpurgisnacht" (Gedicht), „April" (Gedicht), „komischer Volkskalender" (11 Jahrgänge), „Kaspar, der Mensch" (Komödie), „Xenien der Gegenwart" (im Verein mit Daniel Sanders), verschiedene Kinderbücher, sowie das bereits in 3. Auflage erschienene komische Epos „die verkehrte Welt".

Der Name Glaßbrenner oder, wie er sich in komischer Umwandlung desselben öfters auch genannt hat, Brennglas, findet sich noch in keiner deutschen Litteraturgeschichte, und doch darf man ihm eine gewisse Bedeutung für dieselbe nicht absprechen, wenn auch der ästhetische Werth seiner Schriften nicht groß ist. Er hat nämlich den sogenannten Berliner Witz in der Litteratur zuerst eingebürgert, der durch seine ätzende Schärfe ganz besonders geeignet ist, bei dem deutschen Philister in politisch matten Zeiten Glück zu machen. Dieses Glück hat er auch gemacht, und Glaßbrenners Erfolge haben unzählige Nachahmer geweckt, welche bereits eine Schule bilden, die von bedeutendem, obgleich keineswegs immer heilsamem Einfluß auf weite Kreise des deutschen Volkes ist. Kossak, Kalisch, Dohm, Löwenstein und alle Gelehrten des Kladderadatsch stammen, so originell sie sich auch weiter fortgebildet haben, in directer Linie von Glaßbrenner ab, und der Eckensteher Nante ist der Urtypus der Müller, Schulze, Zwickauer u. s. w., die jetzt allerorten unentbehrliche Sonntagsgäste geworden sind.

(22.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 48. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 27. November.

Inhalt.

Geschichtliches über Handelskrisen.

Zweiter (letzter) Artikel.

Die lange nordamericanische Krisis wirkte auf Europa, am stärksten auf England, zurück. Die Unabhängigkeitserklärung der ungetreuen Colonien hat blos das staatliche Band zerrissen, der Verkehr zwischen beiden Ländern hat sich nicht blos erhalten, sondern ist viel stärker geworden. So bedeutend waren die Verluste, die Biddle's Schwindeleien dem englischen Handel aufbürdeten, daß man auf Mittel sann, wie einem neuen Unglück vorgebeugt werden könne. Sir Robert Peel glaubte eine Lösung des Problems gefunden zu haben, und brachte 1844 seine berühmte Bankacte ins Parlament. Seine Erfahrung zeigte ihm ein Wechselverhältniß zwischen der Speculationswuth und der Notenausgabe der Banken. Warf sich der Kaufmann köpflings in Geschäfte, so arbeiteten die Banknotenpressen des Landes Tag und Nacht, aber sie ruhten, so oft eine stille Zeit war. Wie es schien, mußte die Speculation Maß und Ziel halten, wenn man die Notenausgabe beschränkte. Um nicht zu weit zu gehen und dem Lande seinen wirklichen Bedarf an papiernen Umlaufsmitteln zu entziehen, ermittelte Sir Robert Peel, wieviel davon der Verkehr brauche, und fand für England, ohne Schottland und Irland, die Summe von 22 Millionen Pf. St. Sein Gesetz bestimmte nun, daß die englischen Banken bis zu jenem Betrage Banknoten ohne Deckung in Baarem ausgeben dürften, daß sie aber bei jeder Ueberschreitung der erlaubten Summe soviel Goldbarren im Keller haben müßten, als die Mehrausgabe ausmache. Dieselben Grundsätze wurden auf die schottischen und irischen Banken angewendet, und der Höchstbelauf der ungedeckten Zettelausgabe in Großbritannien auf 31,375,015 Pf. St. festgestellt. Die Bevölkerung nahm das Gesetz mit großem Beifall auf, einige bedeutende Autoritäten, wie Mill, Tooke, Fullarton, äußerten Bedenken, und diese Männer haben Recht behalten. Die Tollheiten der Speculation haben sich nicht vermindert, es sind neue Katastrophen eingetreten, und bei diesen hat sich die Nothwendigkeit gezeigt, Peels Bankacte zu suspendiren, damit die Vermehrung der Banknoten die Geldklemme vermindere.

In dem Jahre der Bankacte selbst wurde der Grund zu einem neuen Verderben gelegt. Der Eisenbahnbau im Großen begann, ermuntert durch die Einnahmen, welche die ersten Linien machten. In der Frühjahrssitzung des Parlaments wurden Eisenbahnen von 800 englischen Meilen Länge genehmigt, deren Herstellungskosten auf 190 Millionen rheinischer Gulden veranschlagt wurden. Die Speculanten prahlten, das sei blos ein kleiner Anfang, und wirklich tauchten im Sommer und Herbst so viele neue Pläne auf, daß das Parlament, dessen Thätigkeit doch nicht allein in der Ertheilung von Genehmigungen bestehen konnte, in Verlegenheit gerieth und bekannt machte, daß blos die Unternehmungen berücksichtigt werden sollten, die bis zum 30. November um Mitternacht eingereicht würden. Man hatte den Termin geflissentlich so kurz genommen, weil man berechnete, daß die meisten Unternehmer die dem Parlament vorzulegenden Risse und Anschläge nicht fertig machen könnten. Die Speculation wußte indessen Rath. Die Zeichner des Landes wurden in Beschlag genommen und von Belgien 400 Lithographen verschrieben. Man bewältigte die Arbeit auf diese Weise, und am 30. November war das Anmeldezimmer des Handelsamtes vollgepfropft von Menschen. Als die Thür mit dem Schlage der Mitternachtsglocke geschlossen werden sollte, drängten sich noch mehrere Spätkommende hinein oder warfen wenigstens ihre Papiere ins Zimmer. Einer, dem auf kein Pochen geöffnet wurde, erzählte den lachenden Zuschauern draußen seine Unglücksgeschichte. Er war zur rechten Zeit in London eingetroffen, aber am Bahnhof hatte ihn ein bestochener Kutscher abgefangen, um ihn in den Straßen von London solange umherzufahren, bis Mitternacht vorüber war.

In den drei Jahren von 1845—1847 genehmigte das Parlament Eisenbahnen von 2500 Millionen Gulden Baukosten. Und nicht allein auf die Eisenbahnen hatte sich die Speculation geworfen, auch andere Unternehmungen nahmen den Geldmarkt in Anspruch, und eine französische Eisenbahnanleihe verschlang 300 Millionen Franken. Woher sollte das

Geld kommen? Zu allem Unglück vernichtete die Kartoffelfäule 1845 und 1846 die unentbehrlichen Knollen fast ganz, und im Weizen hatte man zwei Mißernten nach einander. In den acht Monaten vor und nach der Ernte von 1846 bezog England vom Auslande für 400 Millionen Gulden Getreide, das meistens mit baarem Gelde bezahlt werden mußte. Rechnet man zu diesen Ausgaben die Baukosten der Eisenbahnen — 437 Millionen Gulden im Jahre 1846, 309 Millionen im ersten Halbjahr von 1847 — so erhält man die ungeheure Zahl von 1146 Millionen Gulden. Mindestens für diese Summe, denn die übrigen Speculationen brauchten ebenfalls Geld, war der Credit angespannt worden. Der Leichtsinn rächte sich, als der günstige Stand der Saaten im Mai 1847 die Getreidepreise um mehr als die Hälfte sinken ließ. Den günstigen Ernteaussichten gegenüber verfing kein Mittel der Hausse. Die Zahlungseinstellung eines unbemittelten Getreidehändlers legte Bresche in das künstliche Gebäude. Das Unheil griff wie eine verzehrende Feuersbrunst um sich. Von Ende Juli bis zum Schlusse des Jahres 1847 stellten 400 Handelshäuser mit einer Schuldenmasse von 250 Millionen Gulden ihre Zahlungen ein. Im folgenden Winter war eine Million Pf. St. an Armensteuern mehr als gewöhnlich aufzubringen. Dies giebt uns einen Begriff, welche Masse kleiner Subsistenzmittel die Krisis aufgezehrt hatte.

Die zunächst folgenden Jahre waren für das europäische Festland im höchsten Grade ungünstig. Kaum daß die Doppelernte von 1847 der Theurung ein Ende gemacht hatte, so brach in Frankreich eine Revolution aus, die einem elektrischen Funken gleich von Land zu Land sprang und den überall aufgehäuften Zündstoff in helle Flammen setzte. Die Geschäfte stockten und hörten zum Theil ganz auf, Jedermann schränkte sich nach Möglichkeit ein, das baare Geld verschwand im buchstäblichen Sinn in die Erde, die Papiere waren entwerthet. Das Unterliegen der Revolution in Italien und Deutschland brachte vorläufig keine Besserung. Man hatte eine doppelte Gefahr vor Augen, einmal einen Krieg zwischen Oesterreich und Preußen, bei dem die übrigen Großstaaten keinenfalls die müßigen Zuschauer gespielt haben würden, dann, wenn dieses entsetzlichste aller Ereignisse nicht eintrat, einen zweiten und schlimmeren Ausbruch der revolutionären Leidenschaften in Frankreich. Erst der Staatsstreich des 2. Decembers 1851 verscheuchte die drohenden Wolken, die rings den Horizont umlagerten. Wäre der Unternehmungsgeist jetzt vom Boden aufgestanden, um ernst und gemessen an sein Werk zu gehen, so hätte die Welt sich Glück wünschen können, aber er stand nicht auf, er sprang auf — und sprang in die Luft.

Die französische Regierung bemühte sich nach Kräften, die vorherrschende Tendenz zu unterstützen. Um die glänzenden Verheißungen ihrer Journalisten von der Aera der Cäsaren wahr zu machen, veranlaßte oder förderte sie verschiedene Unternehmungen, welche die Bestimmung hatten, den Wohlstand zu heben. Sie gab den Maßstab an, nach dem gearbeitet werden solle, indem sie die Vollendung des Eisenbahnnetzes in kürzester Frist befahl und der Hauptstadt durch riesige Neubauten eine andere Gestalt gab. Ihre politischen Pläne, den theoretischen Socialismus durch ein Ganzes praktischer Maßregeln zu Gunsten der unteren Classen brachzulegen, den Arbeitern Jahr aus Jahr ein lohnende Beschäftigung zu geben und die Börse zu beherrschen, kümmern uns hier nicht. Wir haben es mit der Handelsseite der Napoleonischen Ideen zu thun. Ihr Glanzpunkt und zugleich ihre Schwäche ist die Creditbank, deren Statuten im November 1852 ausgegeben wurden. Nachdem der Plan in der vertrautesten Umgebung des Prinz-Präsidenten lange erörtert worden war, empfahl Persigny in einem öffentlichen Bericht die Ausführung desselben, „weil der Geist des Handels zur Hervorbringung der Früchte, deren Keim er in sich trage, vor allem der Anstachelung bedürfe, und da in Frankreich bisher die Speculation in den engsten Schranken gehalten worden sei, so werde es höchst angemessen sein, der Bank von Frankreich zur Seite eine Anstalt zu errichten, welche, aus einem ganz verschiedenen Ideenkreise entsprungen, auf dem Gebiete des Handels und der Industrie den Geist der Initiative verträte."

Der Geschäftskreis, den die Creditbank sich anwies, umfaßte so ziemlich Alles, die Ausgabe von Noten und das Discontiren von Wechseln allein ausgenommen. Als ihren Hauptberuf stellten die Statuten das Reportgeschäft hin. Man versteht darunter einen bei Käufen auf Lieferung und als Darlehnsform sehr häufig vorkommenden Vertrag. Brauche ich Geld und will meine Actien weder verkaufen, weil sie schlecht stehen, noch verpfänden, weil man mir eine zu geringe Summe für sie geben wird, so verkaufe ich sie unter der Bedingung, daß der Abnehmer sie mir an einem bestimmten Tage zurück verkaufe. Sein Vortheil ist der höhere Curs, den ich ihm zu bezahlen habe. In dieser Form ist der Report ein Leihgeschäft. Bei Käufen auf Lieferung kommt er dann vor, wenn der Käufer ein Papier, dessen Curs unter dem bedungenen Lieferungspreise steht, nicht baar bezahlen und auch des niedrigen Curses wegen nicht verkaufen will. Er giebt das Papier nun in Kost, d. h. er verzinst es dem Verkäufer oder einem Dritten, damit es ihm bis zur nächsten Regulirung, wo er auf ein Steigen hofft, vorbehalten bleibe. In dieser Form ist das Reportgeschäft eine Erleichterung des Börsenspiels, und die Creditbank wird dadurch, daß sie diese Unterstützung zu ihrer Hauptaufgabe machte, hinlänglich charakterisirt. Sie gestand dadurch ein, daß sie besonders durch das Börsenspiel Geld verdienen wolle. Was sie sonst that, fällt meistens unter den Begriff der Agiotage. Sie gründete Gesellschaften und Unternehmungen, nicht um die im Programm verheißenen Arbeiten auszuführen, sondern um die Actien mit so und so viel Procent Gewinn zu verkaufen. Mit ihren Plänen ging sie über die Grenzen Frankreichs hinaus und gab in dieser wie in jeder andern Beziehung das schlechteste Beispiel. Der Handelsstand ließ sich gern spornen; die Speculation schoß üppig ins Kraut.

Wir guten Deutschen sind von je andächtige Bewunderer dessen gewesen, was in Frankreich Närrisches oder Schlechtes geschieht, und mußten folglich auch unsere Creditbanken haben. Die Darmstädter Bank für Handel und Industrie war die erste. Sie trat mit einem Capital von 25 Millionen Gulden

ins Leben und verband mit sich eine Zettelbank von 20 Millionen Gulden Capital. Für 45 Millionen Gulden in einer Stadt wie Darmstadt, deren jährlicher Wechselumsatz 400,000 Gulden nicht überschreitet, Beschäftigung zu finden, konnten die Gründer unmöglich erwarten. Sie verstanden sich auf die Agiotage; diese sollte die Hauptquelle ihrer Einnahmen sein und war es auch in der ersten Zeit. Die Curse wurden künstlich in die Höhe getrieben, sodaß an den Actien ein Agio von 100, 150 und 170 Gulden verdient wurde.

Der russische Krieg setzte der Speculation einen Dämpfer auf, ohne den unbändigen Trieb nach schnell erworbenem Reichthum zu heilen. Eine Menge Unternehmungen nahmen ihren Fortgang, weil der Handel durch den Kampf um Silistria und um Sebastopol nicht gestört wurde, mit anderen wartete man bis zum Abschluß des Friedens. Nun entstanden in Wien, Leipzig, Meiningen, Coburg und Dessau Creditbanken, und die Zahl der Zettelbanken vermehrte sich weit über das Bedürfniß hinaus. Preußen, dessen Regierung den Höchstbetrag der Noten seiner Privatbanken auf 7 Millionen Thaler (nicht ganz 13 Sgr. auf den Kopf der Bevölkerung) festgesetzt hat, wurde zum Markte des Papiergeldes der neuen Banken ausersehen. Es schob dieser Speculation durch das unbedingte Verbot der fremden Banknoten einen Riegel vor, und Bayern ergriff dieselbe Vorsichtsmaßregel, während Sachsen blos die Banknoten ausschloß, für die im Lande keine Auswechslungscasse errichtet würde.

Inzwischen waren Actiengesellschaften aller Art pilzartig aus dem Boden geschossen. Der höchsten Gunst erfreuten sich die Unternehmungen, die sich mit dem Bau von Eisenbahnen oder mit der Ausbeutung der Bodenschätze beschäftigen wollten. Wirth, dessen gediegene, klare, für Jedermann verständlich und anziehend geschriebene Arbeit zunächst Veranlassung zu diesem Artikel gab, hat berechnet, daß in dem einen Jahre 1856 in Preußen Gesellschaften mit einem Capital von 150 Millionen Thalern concessionirt, und in Oesterreich beim Eisenbahnbau 100 Millionen ausgegeben worden seien. Man spürte das Zuviel an dem Steigen des Disconto's und der Lebensmittel- und Waarenpreise, an dem Mangel an Arbeitern, endlich an momentanen Stockungen, die einer Krisis ebenso vorangehen, wie einzelne Windstöße einem Sturm. Jene Erscheinungen deuteten auf einen Geldmangel, der allgemein zugegeben, dessen Quelle aber anderswo gesucht wurde, als in der Fesselung des Capitals an die neuen Institute. Das Ausströmen des Silbers nach Vorder- und Hinterasien sollte die Schuld tragen. Dieses Ausströmen fand allerdings statt, und zwar von 1851 bis 1857 in dem sehr erheblichen Betrage von 727 Millionen rheinischer Gulden. Hält man aber dagegen, daß unser Goldvorrath in derselben Periode um 2500, unser Silbervorrath um 1200 Millionen Gulden vermehrt wurde, so gelangt man zu dem Schlusse, daß eine Zunahme der edlen Metalle um 2673 Millionen Gulden nicht der Grund von Geldverlegenheiten sein kann. Man wollte sich davon nicht überzeugen und verrannte sich so tief in den hartnäckigen Wahn von der Einwirkung der Silberausfuhr nach Asien, daß man die Regierungen um Präventivmaßregeln anging.

Die englische Handelsthätigkeit machte von dem Wundermittel der Creditbanken keinen Gebrauch und gerieth doch in die Ueberspeculation. Das einzige Jahr 1856 vermehrte die Ausfuhren um 10 Millionen Pf. St., während die Einfuhr der Hauptartikel, Baumwolle, Wolle, Zucker und Thee, ebenfalls erheblich zunahm. Ungleich höher stieg die Fluth des nordamericanischen Verkehrs. Man mochte ihn von irgend welcher Seite betrachten, überall stieß man auf Symptome von Wohlstand, die Staunen oder Neid erregen konnten. Man hatte den unversieglichen Goldstrom Californiens, man hatte Eisenbahnlinien von 24,000 englischen Meilen Länge, man hatte eine dreifache Vermehrung der landwirthschaftlichen und industriellen Production binnen fünfzehn Jahren, man hatte eine Vermehrung der Einfuhren und Ausfuhren um 33 % in einem Jahre, eine Verminderung der Staatsschuld um 25 % ebenfalls in einem Jahre, man hatte Banken, deren Baarfonds um eine unbedeutende Kleinigkeit hinter dem Notenumlaufe zurückblieb, kurz man war über die Maßen glücklich und nicht wenig zukunftssicher.

Bei näherer Betrachtung gewahrte man, daß der angebliche Glanz nichts als ein Firniß sei, unter dem der Wurm im Holze arbeite. Die Banken besaßen allerdings mehr Geld, als sie zur Einlösung des Banknotenbetrags, der in Krisen eingelöst sein will, brauchten, aber zur Heimzahlung der bei ihnen hinterlegten Gelder reichten ihre Mittel bei weitem nicht aus. In den Banken von Neuyork, Philadelphia, Boston, Baltimore und New Orleans lagen 1855 mehr als 130 Millionen Dollars Depositengelder, die das eigentliche Betriebscapital bildeten. Bei den ersten Donnerschlägen eines Gewitters wurden alle diese Gelder gewiß zurückgezogen, und dann waren die genannten Banken, die nur 29⁹/₁₀ Millionen Baarfonds hatten, sämmtlich bankerott. Daß die Masse der von ihnen discontirten Wechsel (204 Millionen Dollars) ihre Verlegenheit vermehren werde, war um so sicherer, als sie mit demselben Leichtsinn, der im ganzen Geschäftsleben vorherrschend geworden war, Credite gegeben hatten. In dieser Leichtfertigkeit steckte die eigentliche Gefahr. Man hatte Eisenbahnen, Bergwerke, Fabriken unternommen und den riesigsten Dimensionen den Vorzug gegeben, Alles im Vertrauen auf die californischen Goldströme und auf die Getreidemengen, die das kornarme Europa momentan brauchte. Der Einfuhrhandel hatte sich durch den eingerissenen Luxus *) verführen lassen,

*) Die americanischen Zeitungen haben nach der Krisis die Einfuhr der Luxuswaaren für Männer und Frauen vom Jahre 1855 aus den Zolllisten ermittelt. Daraus ergiebt sich das folgende Resultat:

Artikel für Frauen.

Seidenwaaren	28,699,681	Dollars.
Stickereien	4,443,175	„
Spitzen	1,129,754	„
Shawls	2,246,351	„
Strohhüte	2,246,928	„
Handschuhe	1,559,322	„
Juwelen	503,633	„
Zusammen	40,828,844	Dollars.

das Bedürfniß um das Doppelte zu überschätzen. Dabei war eine allgemeine Unsolidität eingerissen, die sich unter anderm in dem schnellen Reichwerden der Directoren von Gesellschaften äußerte. Eine Neuyorker Zeitung, der Herald, sagte über den americanischen Geist, aber erst im Mai 1858: „Reich zu werden, ohne zu arbeiten, das ist jetzt das große Ziel der Masse. Schöne Häuser, schöne Equipagen, schöne Kleider, das sind die Triebfedern des socialen Lebens. Für Millionen Waaren umzusetzen und Papiere zu kaufen, Patente und Eisenbahnen auszubeuten, das ist das Hauptgeschäft von Hunderttausenden. Das Handwerk ruht deshalb ganz in den Händen der Einwanderer; Jungamerica befaßt sich mit tollen, oft nur zu gesetzwidrigen Dingen. Unsere Gesetze sind Spinngewebe; Geld macht Alles, besticht den Richter, wirbt selbst die Polizei als Helfershelfer. Unterschleife und Fälschungen, selbst in Staatsämtern, sind an der Tagesordnung."

Die Früchte, die an solchen Bäumen wachsen, hingen reif am Zweige, als nach einigen Fallimenten im August 1857 gewisse Nachlässigkeiten und Betrügereien von Verwaltungen westlicher Bahnen bekannt wurden. In demselben Monat brach die Ohio Life and Trust Company. Obgleich ihre Ueberschuldung nicht mehr als 20,000 Dollars betrug, war ihr Sturz doch entscheidend. Das Mißtrauen erwachte allgemein, die Banken zogen ihre Außenstände ein und beschränkten ihre Credite; die Kaufleute, die bisher mit ihren Vorräthen angehalten hatten, um die Preise in die Höhe zu schrauben, wollten alle zugleich verkaufen. Beide Theile schadeten sich durch ihre kopflose Handlungsweise, am meisten die Banken. Das reißend schnelle Fallen der Waarenpreise, das die Kaufleute verschuldeten, hatte nicht die bösen Folgen, wie das Zurückfordern der Depositen, zu dem die Banken durch ihre Aengstlichkeit Veranlassung gaben. Bis zum 30. September waren 214 von ihnen theils zu Grunde gerichtet, theils zur zeitweiligen Einstellung der Baarzahlungen gezwungen.

Die Neuyorker Banken hielten sich tapfer, bis am 13. October auch ihr Tag kam. Es fand ein Anlauf gegen sie statt, ein „Run", bei dem es sich um die Zurücknahme der Depositen handelte. Die kleineren Banken jenseits der Wallstraße, deren Verkehr auf die Krämer und Handwerker beschränkt ist, wurden zuerst heimgesucht. Um zehn Uhr Morgens öffneten sie ihre Thüren, und um zwölf Uhr hatten sie bereits fallirt. In der Umgegend der großen Banken in der Wallstraße war es um diese Zeit noch so ruhig, wie an gewöhnlichen Tagen. „Ich war einige Minuten vorher durch die Börse gegangen," erzählt der Correspondent der Times, „ohne ein Zeichen außerordentlicher Bewegung zu sehen. Als ich das Fenster öffnete, erblickte ich einen Haufen von einigen tausend Männern in der Straße aufmarschirt — eine lange Linie von Wechselinhabern und Depositaren, die sich in Reihen aufgepflanzt hatten. Von allen Richtungen strömten jetzt Leute in die Wallstraße. Die Marmortreppen des Zollhauses, das classische Portal der Banken, die schönen Räume rings um die Börse, die häßlichen Eingänge derselben, Alles bedeckte sich sogleich rasch mit neugierigen Zuschauern. Die Schreibepulte der Contore waren verlassen und die Fenster mit Köpfen vollgepfropft." Von der einen Bank ging es zur andern, rasch wie ein Wirbelwind durch die Straßen fegt, am Abend waren 18 Banken gefallen, am nächsten Tage leistete von allen 50 noch eine einzige Zahlungen. Die Handelshäuser, die in der Speculation zu weit gegangen waren, entgingen ihrem Schicksal ebenfalls nicht. 5123 Firmen fallirten mit einem Passivcapital von 197 Millionen Dollars, 14 große Eisenbahngesellschaften mit einer Schuldenlast von 189 Millionen. Die Ausfuhrartikel wichen um 25—33 %, die Einfuhrartikel um 25 % im Preise.

Die europäische Handelswelt blieb Angesichts dieser Katastrophe guten Muths. Von Hamburg gingen sogar Baarsendungen nach America, um die dortigen deutschen Importgeschäfte zu stützen, und englische Speculanten benutzten den niedrigen Stand der transatlantischen Effecten zu Ankäufen von solchem Belang, daß die Londoner Bank ihren Disconto von 5½ auf 6 % erhöhte. Man fühlte sich durch die americanischen Bankerotte nicht unmittelbar berührt, und die Handelsberichte sprachen Hoffnungen über den endlichen Verlauf der Krisis aus. Am 11. October brachte die Persia beunruhigendere Nachrichten, die ein Hineinziehen englischer Häuser in die nordamericanischen Verluste befürchten ließen. Schon gingen die Preise herab, anfänglich um 10—15, dann um 20 - 35 %. Das war natürlich, da die Verbindungen mit Ostindien und China durch Krieg und Revolution sehr gelitten hatten, und nun noch eine ausdauernde Flauheit des nordamericanischen Marktes in Aussicht stand. Mit dem Ariel trafen neue americanische Hiobsposten ein, ohne daß eine augenblickliche Rückwirkung sich äußerte. Indessen begann eine dumpfe Stille zu herrschen, auf die ein unvermutheter und schwerer Schlag folgte: die Liverpooler Stadtbank stellte ihre Zahlungen ein. Das Falliment mehrerer Häuser, das auf dieses Ereigniß folgte, war nicht so von Belang, als der Bruch von zwei schottischen Banken, der Western Bank und der Stadtbank von Glasgow. Die schottischen Banken galten bisher für Musteranstalten, und die Vorsicht ihrer Leiter, wie dasjenige ihrer Gesetze, welches jeden Actieninhaber mit seinem ganzen Vermögen haftbar macht, für Garantien der solidesten Art. Leichtsinnige Creditbegebung an Kaufleute, die ihre Unternehmen in's Maßlose ausdehnten, hatte jene beiden Institute zu Grunde gerichtet. War die schottische Bedächtigkeit auf unsichern Boden verlockt worden, wie mochte man da in England gewirthschaftet haben! In der That wurden die Anzeichen drohend. Der Baarvorrath der englischen Bank verminderte sich auf 6⅔, der Reservefonds auf 1½ Millionen

---

Artikel für Männer:

Spirituosen	3,963,725 Dollars.
Weine aller Art . . .	4,272,205 „
Tabak und Cigarren .	5,582,557 „
Zusammen	13,818,487 Dollars.

Unter den Artikeln für Damen fehlen die nicht besteuerten, wie künstliche Blumen, Wohlgerüche, französische Schuhe, Pelzwerk u. a. m., wie alle von reisenden Damen persönlich eingeführten.

Pfund. Jeder Tag brachte eine Reihe neuer Zahlungseinstellungen, selbst Häuser, deren feste Haltung in der Krisis von 1847 Bewunderung erregt hatte, wurden dieses Mal zu Boden geworfen. Die Gesammtsumme der Passiva aller Falliten wird auf 600 Millionen Gulden geschätzt. Man erfuhr jetzt, daß die Ueberspeculation der Hebel der Steigerung in der Ausfuhr und Einfuhr gewesen, und daß viele Schwindeleien mit untergelaufen seien. Das Bankerottgericht hatte an viele Kaufleute scharfe Rügen zu ertheilen, an einige, weil sie nach dem Eintritt des materiellen Concurses Jahre lang fortgehandelt, an andere, weil sie Verbindlichkeiten über das Zehnfache, das Zwanzigfache ihres Capitals hinaus übernommen hatten.

Unter den fallirenden Häusern befanden sich mehrere, die mit Deutschland und dem scandinavischen Norden ausgedehnte Geschäfte machten. Es würde unrichtig sein, wenn man die Fortpflanzung der Krisis auf den Continent ihrem Sturz zuschreiben wollte. Auch dort war die Lage eine ungesunde, und die Schuld daran trug dasselbe Uebernehmen in Speculationen, das wir bei Nordamerica und England als den Keim des Uebels kennen gelernt haben. Dies gilt zumal von Hamburg. Die altehrwürdige Handelsstadt ist gewiß der größte Handelsplatz und vielleicht auch der größte Wechselplatz des europäischen Festlandes. Sie ist der Mittelpunkt des nordischen Handels, auf den der größte Theil der Wechsel aus dem nördlichen Deutschland, Scandinavien und den russischen Ostseeprovinzen gezogen wird. In ihren Waarenlagern begegnen sich die englischen und americanischen Artikel, die auf dem ausgedehnten Hamburger Verkehrsgebiet umgesetzt werden sollen, mit den deutschen, für die englischen und überseeischen Märkte bestimmten Fabricaten. Ein so wichtiger und bevorzugter Platz wie Hamburg wird besonders versucht sein, die natürlichen Vortheile seiner Handelslage zu sehr auszubeuten. Dies war eben jetzt geschehen. Durch den anscheinend blühenden Zustand des englischen und nordamericanischen Marktes getäuscht, hatten die Hamburger großartige Sendungen gemacht und empfangen, und dafür Wechsel ausgestellt, welche sie, wenn ein plötzliches Mißtrauen das ohnehin für diese Geschäftsausdehnung nicht ausreichende Capital verscheuchte, einzulösen nicht im Stande waren. Sowohl die Aufstapelung von Waaren als die Anspannung des Credits hatte in Hamburg eine schwindelnde Höhe erreicht. Waaren und Contanten zusammengerechnet, repräsentirte die Handelsbewegung Hamburgs im Jahre 1855 einen Werth von 1035 Millionen Mark Banco gegen 764 Millionen des Jahres 1852, und stieg 1856 auf 1268 Millionen, oder in einem Jahre um 233 Millionen Mark Banco. Wie wäre es möglich gewesen, daß die Consumtionsfähigkeit, der Absatz mit einer solchen Zunahme hätte Schritt halten können!

Bis zum Augenblicke der Krisis hatte man mit schwedischen und englischen Häusern Wechselreiterei getrieben. Dieses Spiel mußte, als die Londoner Geschäfte zusammenbrachen, aufhören. Bald darauf sanken die Waarenpreise um durchschnittlich 30 %, und eins der ersten schwedischen Häuser fiel. Das Capital verschwand, die Wechsel in den Portefeuilles fanden zu keinem Discontosatz Abnehmer, die aufgehäuften Waaren wurden unverkäuflich. Man war in der peinlichsten Verlegenheit, und jetzt hörte man noch, daß für 340 Millionen Mark Banco Wechsel auf Hamburg liefen. Die Besorgniß wurde zum panischen Schrecken, denn nirgends sah man Hülfe. Die ersten Häuser, die fallirten, rissen andere mit sich zu Boden, und man zählte bald 150 Bankerotte. Viele derselben waren Folgen der Zahlungseinstellungen schwedischer und dänischer Geschäftsfreunde in Christiania, Stockholm und Kopenhagen. In Dänemark sollen über 200 Häuser, davon 77 in Kopenhagen, fallirt haben, und die schwedische Katastrophe muß mindestens ebenso schwer gewesen sein. Was Hamburg in den beiden Schreckensmonaten des Novembers und Decembers 1857 verloren hat, wird auf 200 Millionen Mark Banco veranschlagt. Die Nachwehen sind noch heute nicht überwunden.

Die Krisis von 1857 ist die ausgedehnteste von allen. Sie suchte nicht blos Nordamerica, England, Deutschland und Scandinavien heim, sondern verbreitete sich über die südamericanische Ost- und Westküste, über Westindien und die Sunda-Inseln. Frankreich wurde von einem acuten Ausbruche verschont, weil die Bank, von der Regierung dazu angewiesen, öffentliche und geheime Hülfe leistete, dagegen nahm die Krankheit dort einen schleichenden, lähmenden Charakter an, der vielleicht dasselbe, vielleicht mehr Unheil gestiftet hat, als die heftigern Erscheinungen anderer Länder.

Nachdem wir die schwersten Heimsuchungen des Handels geschildert haben, wollen wir der Frage, ob Krisen zu verhüten sind, wenigstens nicht ganz aus dem Wege gehen, obgleich wir sie für müssig halten. So lange die Menschen bleiben, wie sie sind, übermüthig im Glück, verzagt im Unglück, so lange ein erfolgreiches Wagen den Beifall der Welt findet und zur Nacheiferung spornt, so lange wird es auch Krisen geben. Sie sind häufiger und auf der andern Seite milder geworden. Die kürzeren Perioden, in denen sie eintreten, erklären sich durch die Ausdehnung des Handels über die ganze Welt, ihr minder heftiger Charakter durch die vorgeschrittene Bildung. So ganz in die Luft gebaute Speculationen, wie die Mississippi- und die Südseegesellschaft, sind nicht mehr möglich.

Sehr viel wäre gewonnen, wenn der Kaufmann die Zeichen, die eine Krisis anmelden, beachten lernte. Wirth, dem wir in diesem Punkte vollständig beipflichten, nennt die folgenden: Große Unternehmungsluft und Kühnheit der Speculation; eine epidemisch um sich greifende Sucht, schnell reich zu werden; auffallende Leichtgläubigkeit des Publicums, die sich in dem schnellen Eingehen auf neue Unternehmungen verräth; rasches Steigen des Luxus; überhandnehmende Spielsucht; außergewöhnlich rasches Steigen der Preise der Lebensmittel, der Luxusartikel, der Rohstoffe, der liegenden Güter und der Grundstücke in den Städten; starke Nachfrage nach Arbeitern; Sinken der Curse der Börseneffecten; außerordentlich rasches und bedeutendes Steigen des Zinsfußes oder Discontosatzes.

Wie wir uns die Sache denken, werden viele Einzelne von diesen zusammentreffenden Zeichen Warnungen annehmen, während bei der großen Menge die Leidenschaft des Gewinns die Stimme der Vernunft übertäuben wird. St.

Die Verschwörung des Obersten Aaron Burr.

II.

Aaron Burr hatte das Schwert für immer in die Scheide gesteckt und beschloß nun die juristische Laufbahn zu betreten, auf der er bereits vor dem Kriege die ersten Schritte gethan hatte. Vorher jedoch mußte er seine Gesundheit wieder herstellen, und es vergingen 1½ Jahre, ehe er seine Studien mit Ernst beginnen konnte. Er widmete sich seinem neuen Fach mit charakteristischer Energie, aber auch in charakteristischer Richtung, denn er studierte nicht, um ein gründlicher Kenner des Rechts, sondern um ein gewandter Advocat zu werden. Zwölf Monate hielt er dazu für genügend, um so mehr, da gerade nach Ablauf dieser Zeit im Staate Neuyork ein Gesetz ergangen war, welches alle der Torypartei angehörige Advocaten von der Praxis im offenen Gerichtshofe ausschloß. Die angesehensten Sachwalter wurden damit beseitigt, und es war für einen Anfänger von Talent und Ehrgeiz reichlicher Platz vorhanden, sich geltend zu machen. Nur ein Umstand hielt Burr von der Benutzung der günstigen Gelegenheit ab: der Praxis der Gerichtshöfe nach war der Nachweis eines dreijährigen Studiums Vorbedingung zur Aufnahme eines Candidaten in die Advocatenrolle, und Aaron Burr konnte kaum ein Jahr nachweisen. Einen Anwalt, der vor dem Gerichtshofe den Antrag gestellt hätte, von dieser Bedingung in seinem Falle abzusehen, konnte er nicht finden, und es blieb ihm nichts übrig, als selbst seine Sache zu führen. Er erschien persönlich vor dem Gerichtshofe, stellte den Antrag auf seine Zulassung und führte für sich an, daß er seine Studien vor der Revolution begonnen und längst Anspruch auf die Advocatur gehabt haben würde, wenn er es nicht vorgezogen hätte, seinem Vaterlande durch das Schwert Dienste zu leisten. „Keine gesetzliche Vorschrift", bemerkte er, „könnte beabsichtigen, einen Mann zu benachtheiligen, dessen einziges Unglück sei, dem Vaterlande seine Zeit, seine Gesundheit und sein Vermögen geopfert zu haben." Der Gerichtshof erklärte sich geneigt, von der die Studienzeit feststellenden Vorschrift abzusehen, unter der Bedingung, daß der Candidat sich einer mündlichen Prüfung seiner Befähigung unterwerfe. Diese bestand Burr mit Glanz und erhielt nun im Januar 1782 das Recht, als Sachwalter zu prakticiren.

Kurz darauf vermählte er sich mit Mrs. Prevost und zog nach Neuyork. Obgleich die politische Bewegung hoch ging, nahm er doch keinen Antheil daran, sondern ging ganz in seinem Berufe auf. Er erwarb sich bald eine ausgedehnte Praxis, denn der Client konnte sich keinen bessern Advocaten wünschen. Er brachte ein gutes Theil soldatisches Temperament zur Praxis mit und führte einen Proceß ungefähr nach denselben Grundsätzen, nach denen ein militärischer Befehlshaber eine Festung belagert. Jedes Mittel, welches ihn zum Siege führte, war ihm gut, wenn es nur zu den vom Herkommen erlaubten gehörte. Nur die Forderungen des Gesetzes bestrebte er sich zu befriedigen; um die des Rechts- und Billigkeitsgefühls kümmerte er sich nicht. „Recht ist, was kühn behauptet und plausibel vertheidigt wird," war seine Maxime. Mit der rücksichtslosen Energie in der Verfolgung seiner Ziele, welche solche Grundsätze einflößten, verband Aaron Burr brennenden Ehrgeiz, durchdringenden Verstand, große Beweglichkeit des Geistes, Kenntniß des Menschenherzens, vorzüglich in seinen niedern Motiven, ungewöhnlichen Tact, die Menschen zu behandeln, und denjenigen weltmännischen Schliff, der in einer in wahrhaft republicanischer Einfachheit aufgewachsenen Gesellschaft, wie damals die americanische war, zugleich gewinnt und imponirt. Den Frauen wußte er mit Tact zu schmeicheln und war bei ihnen ein fast allgemeiner Liebling.

Am meisten Glück aber machte er bei Jünglingen und bei einfachen und arglosen ältlichen Herren. Sie gewann die Herzlichkeit und Geradheit, unter welcher Argwöhnischen Unaufrichtigkeit zu lauern schien, und namentlich den Jünglingen imponirte ein Mann, welcher einer der tapfersten und fähigsten Militäre des Revolutionskriegs, der geschickteste Advocat und der vollendetste Gentleman zu gleicher Zeit war. Sein Haus war der Mittelpunkt eines Kreises, in welchem die Grazien der französischen Gesellschaft heimisch waren, und der auch seine geistige Nahrung aus Frankreich herüberholte. Nicht die solidere englische Kost, sondern Voltaire, Rousseau und die Encyclopädisten, und von Engländern nur, was einen ähnlichen Ton anschlug, wie Gibbon, Godwin und einige andere, waren die Lieblingslectüre Burr's und der Seinen.

Trotz einer glänzenden und sehr einträglichen Praxis gerieth Aaron Burr in Geldverlegenheit. Er führte ein großes Haus, wußte überhaupt nicht mit Geld zu wirthschaften und scheint auch in Güterspeculationen, denen er sich fast mit Leidenschaft hingab, nicht unbedeutend verloren zu haben. Um so mehr Grund hatte er, sich nach einer einträglichen politischen Stellung umzusehen. Zwar war er schon seit 1784 Mitglied der Legislatur des Staates Neuyork, aber hatte an Berathungen nur gelegentlich Theil genommen. Drei politische Parteien theilten den Staat. Zuerst die Tories, die unterlegene Partei, die früheren Anhänger der englischen Krone, von denen einige immer noch auf eine Wiederherstellung der königlichen Herrschaft hofften, andere sich in die Republik fügten und in ihr das politische und sociale Uebergewicht wieder zu erlangen trachteten, das ihnen altbegründeter Besitz und Reichthum in der Colonie verliehen hatten. Die Whigs dagegen, die den Sieg der Republik herbeigeführt hatten, wollten auch nach der Beendigung des Kampfes ihre politischen Gegner als Feinde behandelt wissen und ungetheilt die Früchte des Sieges genießen. Zwischen diesen beiden stand eine Mittelpartei, welche jetzt, wo der Bürgerkrieg aufgehört hatte, die von ihm gerissenen Wunden baldigst zu heilen bemüht war und sich deshalb geneigt zeigte, den Tories einige Concessionen zu machen und Alle, die sich rückhaltlos in die neue Ordnung der Dinge fügten, zu gleichen politischen Rechten mit den Whigs zuzulassen. Natürlich waren die Whigs die damals populäre Partei, und Oberst Burr gehörte zur entschiedensten Fraction derselben.

Neben den politischen Tendenzen warben drei Gruppen

von Persönlichkeiten im Staate Neuyork um politische Macht. Dies waren die Clintons und ihr Anhang, deren Oberhaupt der unbestrittene Führer der Whigs und als Gouverneur des Staates im factischen Besitz der Macht war; ferner General Schuyler, angesehen durch Reichthum und seine Leistungen im Kriege, von Bedeutung hauptsächlich aber durch seinen Schwiegersohn Alexander Hamilton, den Vertrauten und die rechte Hand Washington's in Krieg und Frieden, einen der edelsten Patrioten und scharfblickendsten Staatsmänner, welche die Vereinigten Staaten gehab t haben. Um sie schaarte sich die gemäßigte Partei, welche zugleich mißtrauisch gegen die entfesselte Gewalt des Volkes war, weshalb sie eine starke centralisirende Bundesregierung wünschte, während die Gegenpartei die Centralregierung zu schwächen und den Schwerpunkt der Macht mehr in die einzelnen, leichter durch die Volksmasse zu beherrschenden Staaten zu legen trachtete Diese nannte man damals Whigs, und jetzt heißen sie Demokraten. Jene haben in späterer Zeit den Namen ihrer Gegner angenommen, wurden damals aber noch Föderalisten genannt. Die dritte Gruppe waren die Livingstones, die mehr ihrem persönlichen Gewicht ihren Einfluß verdankten. Sie waren eine mehr als wohlhabende und zahlreiche Familie, die seit länger als hundert Jahren im Staate angesessen war, viele ihrer Mitglieder in hohen Staatsämtern hatte und durch weit verzweigte Familienverbindungen nachhaltigen Einfluß besaß. Sie hatten sich während der Revolution vielfach um die gute Sache verdient gemacht, und Robert Livingstone war einer der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung gewesen, huldigten aber keiner extremen Richtung und hatten daher oft zwischen den Parteien die Entscheidung in der Hand.

Dies waren die Verhältnisse und die Persönlichkeiten, unter denen Oberst Burr zu Anfang 1788 eine Rolle zu spielen hatte.

Er betrat den politischen Schauplatz aber nicht als Verbündeter einer der drei herrschenden Familien, sondern als eine unabhängige Macht, die von ihren Zwistigkeiten Vortheil zog und den Einfluß von zweien benutzte, um die dritte gefährlichere zu besiegen. Er hatte eine eigne Partei, die bei ihm die Stelle der Familienverbindungen vertrat. Allmählich zog er einige junge Roués in seinen Kreis, die von der herrschenden Macht nichts zu hoffen hatten, ebenso ehrgeizig waren wie er und denen er seine eigene Entschlossenheit und Energie einzuflößen wußte. Die glänzende Begabung ihres Hauptes, der ihnen als Militär, als Jurist und als Weltmann gleich vollendet erschien, den sie für geeignet hielten, in jeder Umgebung zu glänzen und jedes Unternehmen mit Erfolg durchzuführen, erfüllte sie mit Begeisterung. Sie waren Anfangs nicht sehr zahlreich, waren aber tüchtige und zuverlässige Werkzeuge in der Hand ihres gewandten Führers. Burr's Myrmidonen, so wurden sie von den Gegnern genannt, waren eine rein persönliche Partei, deren Ziel nur Ruhm und Sieg war. Sie wuchs rasch zu einer vierten Partei im Staate heran, die selbst nach dem Abtreten ihrers Führers vom politischen Schauplatz eine einflußreiche Section der großen republicanischen Partei bildete.

Nachdem im Sommer 1787 die Unionsverfassung gegen den Widerstand der Whigs angenommen worden war, entstand ein den Föderalisten günstiger Umschlag in der öffentlichen Meinung, der ihnen ein sehr entschiedenes Uebergewicht in der Stadt Neuyork gab. Sie versuchten daher ihre Gegner aus dem Besitz der obersten Gewalt zu vertreiben und stellten bei der 1789 erfolgenden Neuwahl dem bisherigen Gouverneur Clinton einen Mitbewerber gegenüber. Burr stimmte mit den Föderalisten, ward aber, als Clinton dennoch gewählt ward, von dem neuen Gouverneur zum Generalanwalt ernannt. Einmal zu einer einflußreichen Stellung im Staate gelangt, griff er mit größerm Nachdruck in die Politik ein, und bald begann nun der Kampf, der für sein Leben entscheidend werden sollte. Die hohe Stellung Hamiltons, der nur noch von Washington überragt wurde, hatte manchen Neid erregt, und namentlich haßten die Livingstones, die in dem jungen Lande sich eine alte Familie nennen durften, den Emporkömmling, der in wenigen Jahren vom Commis zum ersten Minister sich aufgeschwungen hatte, während ihr eigenes Haupt politisch fast ohne Verwendung blieb. Die finanziellen Maßregeln, die Hamilton nach dem Frieden ergriff, waren ersprießlich für die Union, verletzten aber viele Privatinteressen und machten ihm zahlreiche Feinde. Auch gegen seine politischen Grundsätze ging der Zug der Zeit. Die Lust an demokratischer Ungebundenheit trug immer ungeduldiger die Fesseln, welche ihr die streng föderalistischen Grundsätze Derer, welche die Revolution zum Siege geführt hatten, auferlegten. Alle diese Oppositionselemente wußte Burr im Verlauf mehrerer Jahre mit großem Geschick zu einer mächtigen Opposition zu organisiren, bis er schließlich an ihre Spitze trat, und die innere Politik der Vereinigten Staaten sich in einen persönlichen Kampf zwischen Aaron Burr und Hamilton auflöste. Politische Principien hatten auf Burr's Seite sehr wenig Antheil an diesem Gegensatz. Selbst als der Kampf am heißesten entbrannt war, bei der Präsidentenwahl im Jahre 1800, wo die demokratische Fluth bereits so hoch gestiegen war, daß die Föderalisten gar keinen Candidaten aufzustellen wagten, wollte das Gros der Partei lieber für Burr als für Jefferson stimmen, weil man in Letzterem den principiellen Demokraten fürchtete, auf die politische Consequenz des Ersteren aber so wenig gab, daß man sich mit der Hoffnung schmeichelte, ihn für die Partei zu gewinnen, sowie er das Ziel seines Ehrgeizes, den Präsidentenstuhl, erreicht hätte. Nur Hamilton war dagegen, denn er durchschaute seinen Mann vollkommen. Er erkannte, wie gefährlich der maßlose, von keinen politischen oder sittlichen Grundsätzen in Schranken gehaltene Ehrgeiz Burr's der jungen Republik werden konnte, zumal da seine mit jedem Tag bedrängter werdenden Geldverhältnisse ihn anstachelten, Alles zu wagen.

Es würde uns zu weit führen, hier den langen Kampf zwischen den beiden Gegnern zu erzählen, in welchem Burr Anfangs siegte, denn er ward neben Jefferson Vicepräsident, zuletzt aber doch unterlag, da er weder seine Wiederwahl durchsetzen, noch die Stelle als Gouverneur des Staates Neuyork erlangen konnte. Auch die Demokraten hatten alle Ur-

sache gefunden, ihm zu mißtrauen, denn er suchte die Eifersucht der nördlichen Staaten gegen die damals herrschenden südlichen auszubeuten, um sich eine persönliche Partei zu verschaffen, die ihm seine ehrgeizigen Pläne trotz des Widerspruchs der Demokraten und der Föderalisten durchsetzen half. Es mißlang, und Burr trat in's Privatleben zurück, „bankerott an Vermögen und Charakter."

In dem langen Kampfe war Hamilton stets einer der Hauptgegner Burr's geblieben, und der Gegensatz zwischen Beiden steigerte sich allmählich zu leidenschaftlicher Höhe. Ein Privatbrief Hamiltons, der ohne sein Zuthun in einer Zeitung abgedruckt worden war und sich tadelnd über Burr's politischen und Privatcharakter aussprach, führte zuletzt zu einer Herausforderung, die Hamilton um so weniger zurückweisen konnte, da Burr als tödtlich sicherer Schütze bekannt war. Die beiden Gegner traten sich am 11. Juli 1804 in frühester Morgenstunde unweit Neuyork gegenüber, und die erste Kugel traf Hamilton tödtlich. Die Trauer über den Tod des Mannes, in welchem die ganze Union einen zweiten Washington verehrte, war allgemein und tief, und dem Schmerz entsprechend war der Abscheu und die Entrüstung, mit welcher die öffentliche Stimme den Namen Burr's aussprach. Die Coroners' Jury theilte das allgemeine Gefühl und gab gegen Aaron Burr ein Verdict auf Mord ab. Er mußte flüchtig werden, verbarg sich eine Zeit lang in dem Staat Georgien und fand endlich Zuflucht bei seiner Tochter, die in Virginien verheirathet war. Die gerichtliche Verfolgung unterblieb zwar schließlich, und Burr konnte sich wieder in Washington zeigen, aber er war ein zu Grunde gerichteter Mann. Während seiner Abwesenheit im Süden war seine Besitzung bei Neuyork wegen Schulden versteigert worden, und der Ertrag hatte nur einen kleinen Theil seiner Verbindlichkeiten gedeckt. Ein Einkommen hatte er nicht, seitdem er nicht mehr Vicepräsident war; seine advocatorische Praxis hatte er schon seit langer Zeit mit der Politik vertauscht, und neue Clienten zu erwerben, durfte er bei der gegenwärtigen Stimmung des Publicums nicht hoffen.

Er mußte einen neuen Schauplatz aufsuchen und glaubte ihn im Westen zu finden. Ob er bereits mit bestimmten Plänen hinging, oder ob er den Gedanken daran erst während seiner Rundreise in Louisiana faßte, läßt sich nicht feststellen, aber soviel ist gewiß, daß es für einen politischen Intriguanten, und gerade für einen Mann, wie Aaron Burr, der eben erst das berühmte Haupt der Föderalisten aus der Welt befördert hätte, kein günstigeres Terrain geben konnte. Man war im Westen der Union keineswegs hold, und am allerwenigsten der auf Stärkung der Centralregierung bedachten Partei Hamiltons. Man war unzufrieden, daß die Staatsmänner des Ostens alle wichtigen Aemter monopolisirten, und die rasch aufblühenden Staaten am Ohio und Mississippi so gut wie gar keine Stimme in den Angelegenheiten der Union hatten. Bereits 1796 gab es im Westen eine Partei, welche eine Trennung der westlichen Staaten von der Union begünstigte. An ihrer Spitze stand General Wilkinson, Oberbefehlshaber der Armee und seit kurzem Gouverneur von Louisiana, ein flotter Lebemann und tüchtiger Militär, aber keineswegs ein zuverlässiger Charakter. Er hatte große Lust, wie er selbst prahlte, der Washington des Westens zu werden, und ward in seinen Plänen von der spanischen Regierung begünstigt, die es gern sehen mußte, wenn die aufstrebende Union sich spaltete und schwächte. Burr war ein alter Kriegscamerad des Generals, war beständig mit ihm in Briefwechsel geblieben und suchte ihn jetzt wieder auf. Er traf mit ihm unterwegs zusammen, hatte eine lange Unterredung mit ihm, erhielt Empfehlungsbriefe nach Neuorleans und reiste weiter. Auf einer Insel im Ohio lernte er Blennerhassett kennen, einen excentrischen Irländer, der in den Aufstand seiner Landsleute im Jahre 1799 verwickelt gewesen war und sich über den atlantischen Ocean geflüchtet hatte. Er hatte 40,000 Dollars, fast sein ganzes Vermögen, verwendet, um das einsame Eiland im Ohio in einen Park umzuwandeln und sich eine prachtvoll ausgestattete, aber geschmacklose Villa zu erbauen, und sehnte sich jetzt mit dem abenteuerlustigen Sinn des Irländers nach neuer Aufregung. Er spielte später eine Hauptrolle in Burr's Unternehmung.

Je weiter der Reisende nach Westen vorrückte, desto mehr schwand der Abscheu, mit dem sein Name im Osten genannt ward, und machte Gefühlen entgegengesetzter Natur Platz. In den Hauptstädten des Westens wurde er gerade wegen seiner That als der große Antiföderalist gefeiert, und in Neuorleans war sein Empfang glänzend. Hier war er dem reichsten Kaufmann der Stadt, Daniel Clark, gleichzeitig Commandant eines zur Vertheidigung der Stadt bestimmten freiwilligen Corps von Americanern und Creolen, von General Wilkinson empfohlen, als Jemand, „der ihm Mittheilungen machen werde, die sich keinem Briefe anvertrauen ließen." Zunächst bezogen sich diese Mittheilungen auf Mexico. Seit langer Zeit waren den Bewohnern der Vereinigten Staaten, namentlich an den westlichen Grenzen, Pläne zur Eroberung der schlechtregierten spanisch-americanischen Provinzen nichts Neues, und schon während des Revolutionskrieges war der später bekannt gewordene General Miranda viel im americanischen Lager gewesen und hatte die jungen americanischen Officiere für seine damals schon aufkeimenden Pläne zu gewinnen versucht. Auch Burr hatte ihn oft gehört und wendete jetzt seine Augen nach derselben Richtung. Es fiel ihm jedoch nicht ein, Mexico republicanisiren zu wollen. Er beabsichtigte lediglich den Spaniern Mexico abzunehmen, in dem schönen Lande eine starke, freisinnige und aufgeklärte Regierung zu errichten, sich an die Spitze dieser Regierung zu stellen, und wenn das Glück ihm günstig war, die Spanier ganz von dem Festlande zu vertreiben.

War dies erreicht, so war es Sache der Staaten westlich von den Alleghanis, als unabhängige Mächte sich zu entscheiden, ob sie in der Union bleiben oder sich dem neuen Reiche anschließen wollten. Diese Ausdehnung nahmen Burr's Pläne jedoch erst allmählich an, und auch die Vorbereitungen zur Expedition gegen Mexico blieben mehrmals liegen, da sich Burr einigemal Aussichten eröffneten, von der Centralregierung einen einträglichen Posten zu erhalten. Da es aber immer bei Versprechungen blieb, ging er 1806 ernstlich an die Ausführung.

Der Zeitpunkt derselben hing sehr von der Wendung ab, welche die politischen Verhältnisse an der südwestlichen Grenze nahmen. Wenn ein Krieg mit Spanien ausbrach, so war nichts leichter als eine Expedition gegen Mexico zu organisiren. Tausende von unternehmungslustigen Männern wären zu dem Banner eines geliebten Führers geeilt, und daß das mexicanische Volk unzufrieden war, war längst bekannt.

Von Seiten der Geistlichkeit konnte man auf ein passives Verhalten rechnen, wenn ihr Unverletzlichkeit der Besitzungen, der Kirchen und Klöster verbürgt ward. Von verschiedenen Befehlshabern der spanischen Miliz hatte Burr das Versprechen erlangt, zu ihm zu stoßen, sowie er mit einem respectablen Truppencorps auf spanischem Gebiet erschien. Aber nur wenn ein Krieg ausbrach, gestalteten sich die Verhältnisse so günstig, und der Krieg konnte lange auf sich warten lassen oder gar nicht ausbrechen. Nöthigenfalls war er also auf eigne Faust zu beginnen.

Um für beide Eventualitäten Vorsorge zu treffen, hatte Burr im Plane, im Südwesten jenseits des Mississippi am Ufer des Washita, eines Nebenflusses des Red River, eine Landstrecke zu erwerben. Dort sollten die Mitglieder der Expedition ihren Sammelplatz haben und im schlimmsten Falle eine Zuflucht finden. Nöthigenfalls konnte der Führer auch hier eine militärische Stellung befestigen und vertheidigen. Wurde die Ausführung des Planes aufgegeben, so gedachte er auf dem erworbenen Lande eine Colonie von reichen, gebildeten und talentvollen Leuten zu gründen, welche ihre Capitalien in der productivsten Weise des Südwestens anlegen und die glänzendste Gesellschaft auf dem americanischen Continent bilden würden.

Im Juli 1806 war dieser Kauf abgeschlossen. Er umfaßte 400,000 Acker, für die Burr 40,000 Dollars, und zwar 1/8 baar bezahlte. Der Schwiegersohn Burr's, Alston, war es, der den größten Theil des Geldes vorschoß und auch für die übrigen zur Vorbereitung der Expedition nöthigen Mittel, ungefähr 40,000 Dollars, sorgte. Die vornehmsten Genossen waren: Burr's Tochter Theodosia, die Gattin Alstons, schön, geistvoll, ehrgeizig, ihrem Vater mit Begeisterung ergeben, die Königin der Gesellschaft überall wo sie hinkam, und dadurch um so besser geeignet, junge, unternehmende Leute zu gewinnen. Ihr Gatte war nicht weniger eifrig für das Unternehmen als sie, und ihm schloß sich eine Anzahl von jungen Ehrgeizigen aus Neuyork an, die in Aaron Burr's Blüthezeit schon zu seinem vertrauten Kreise gehört hatten. Der deutsche Arzt Dr. Erich Bollmann, bereits bekannt durch seinen Versuch, Lafayette aus dem Gefängnisse zu befreien, Oberst Dupiester, General Jackson, ein Todfeind der Spanier, General Adair von Kentucky gehörten zu den Eingeweihten. Blennerhassett war ganz bezaubert von dem Unternehmen, das ihn und seine Kinder ohne mühevolle Anstrengung zu bereichern versprach. Auf seiner Insel sollte der erste Sammelplatz sein, und Aaron Burr gedachte sie für die nächste Zeit zu seinem Hauptquartier zu machen. Wahrscheinlich waren im Ganzen 500 Personen in Burr's Pläne eingeweiht und hatten sich auf irgend eine Weise verpflichtet, ihn zu unterstützen und sich ihm anzuschließen, und 4 bis 5000 Andere hatte er noch aufgezeichnet, von denen er mit Bestimmtheit erwartete, daß sie zu ihm eilen würden, sowie er auf spanischem Grund und Boden festen Fuß gefaßt hatte.

Während der ersten Hälfte des Jahres 1806 hielt sich Burr in Philadelphia auf, lebte aber viel zurückgezogener als früher; er suchte die Gesellschaft von Leuten auf, welche Ursache hatten, mit der Regierung unzufrieden zu sein, wie Commodore Truxton, der aus dem Verzeichniß der Marineofficiere gestrichen worden war, und General Eton, der seit langer Zeit schon mit der Regierung wegen einer von dieser verweigerten Geldentschädigung in Streit lag. Gegen Diese und Andere äußerte er sich in der verächtlichsten Weise über die Regierung; er sagte, früher oder später müsse es zu einer Abtrennung der westlichen Staaten kommen. Er enthüllte ihnen seine eigenen Pläne und drang in sie, sich ihm anzuschließen. Er hatte auch wiederholte Conferenzen mit dem englischen Gesandten in Washington, der seiner Regierung Mittheilungen über das beabsichtigte Unternehmen machte und dem Obersten die Mitwirkung eines englischen Geschwaders in Aussicht stellte. Der katholische Bischof von Neuorleans ward ebenfalls in's Vertrauen gezogen, und erklärte sich zur Förderung des Unternehmens bereit. Er empfahl drei Jesuiten als Agenten und zog auch die Vorsteherin des Ursulinerinnenklosters in das Geheimniß, um durch diesen Orden in Mexico zu wirken. Denn immer noch ward Mexico als das eigentliche Ziel des Unternehmens genannt, und nur gelegentlich, und wie um seine Leute zu prüfen, deutete Burr auf den Verrath der Union hin, den er eigentlich im Schilde führte. Seinen Vertrautesten, wie dem General Eton, theilte er ganz unverholen seinen Plan mit, das Gebiet westlich der Alleghanis zu revolutioniren, dort ein unabhängiges Reich zu errichten, dessen Hauptstadt Neuorleans und dessen Oberhaupt er selbst war, auf dem Mississippi eine bewaffnete Expedition auszurüsten und damit Mexico zu erobern.

Eine Unvorsichtigkeit Burr's setzte die Regierung zuerst von seinen Plänen in Kenntniß. Nachdem er Ende Juli einen seiner Vertrauten an General Wilkinson, den er ganz zu sich herübergezogen zu haben glaubte, abgeschickt hatte, reiste er in der ersten Woche des August selbst nach dem Westen ab und besuchte unterwegs verschiedene Persönlichkeiten, die er zu gewinnen hoffte. Unter Andern kam er zu dem Obersten Morgan, einem verdienten alten Veteran, auf seiner Farm Cannonbury am Ohio, und äußerte sich sowohl gegen Diesen, wie gegen seine beiden Söhne auf die verdächtigste Weise. Er sagte, die Union könnte nicht lange dauern, und eine Trennung derselben müßte in den nächsten 4 oder 5 Jahren stattfinden. Er getraue sich mit 200 Mann den Congreß sammt dem Präsidenten in den Potomac zu jagen, und mit 500 Mann sich Neuyorks zu bemächtigen. Er erkundigte sich auch sehr genau nach der Beschaffenheit und Stärke der Miliz und nach dem Charakter der Offieiere. Schon stand er im Begriff, Morgan weitere Eröffnungen zu machen, als Dieser, argwöhnisch geworden durch verschiedene sondirende Fragen Burr's, ferneren Vertraulichkeiten durch eine sehr entschiedene Erklärung

über die Strafbarkeit jedes auf die Trennung der Union abzielenden Unternehmens ein Ende machte. Burr schwieg und reiste kurz darauf weiter; Morgan aber schrieb sofort an den Präsidenten Jefferson, und Dieser sandte sogleich einen Beamten Namens Graham ab, um Burr nachzureisen und ihn zu beobachten.

Bei den damaligen schlechten Verkehrsanstalten vergingen darüber jedoch zwei Monate, und es blieb demnach genug Zeit übrig, die Expedition auszurüsten. Dies geschah auch mit großer Thätigkeit. Die Blennerhassett-Insel und Marietta waren abwechselnd das Hauptquartier. Fünfzehn große Flußboote, jedes im Stande, 500 Mann zu fassen, wurden in Marietta gebaut. Ansehnliche Quantitäten Mehl und Salzfleisch wurden eingekauft und auf der Insel Oefen errichtet, um Mais zu trocknen. Das Verzeichniß der angeworbenen Mannschaften wuchs täglich. Sie wurden für einen Zweck angeworben, der ihnen später bekannt gemacht werden sollte, mußten sich aber vollständig ausgerüstet und bewaffnet stellen. Als theilweise Belohnung für ihren Dienst waren einem jeden hundert Acker Land am Washita zugesagt. Auch Blennerhassett war in seiner Weise thätig. Um die Gemüther auf zukünftige Möglichkeiten vorzubereiten, schrieb er eine Reihe von Artikeln für eine dortige Zeitung, welche die Vortheile einer Trennung der westlichen Staaten von den östlichen hervorhoben. Auf der Insel selbst herrschte das regste Leben, denn sie war bestimmt, das erste Proviant- und Waffendepot zu werden.

Aaron Burr war überall, bald in Marietta, bald in Chillicote oder Cincinnati. Er bereiste ganz Kentucky und Tennessee, gewann überall Anhänger, machte Bekanntschaft mit einflußreichen Männern und sah sich aller Orten als großen Mann empfangen. Sechs andere Boote wurden am Cumberland gebaut und zur Bezahlung für dieselben 5000 Dollars bei General Jackson niedergelegt.

So umfangreiche Rüstungen mußten allmählich Aufsehn erregen, und am 3. November stellte vor dem Gericht in Frankfort Mr. Davies den Antrag, Oberst Burr vorzuladen, um sich gegen die Anklage zu rechtfertigen, daß er in einem den Gesetzen der Vereinigten Staaten zuwiderlaufenden und gegen eine mit den Vereinigten Staaten befreundete Macht gerichteten Unternehmen begriffen sei. Burr erschien selbst und vertheidigte sich mit einem Geschick, welches die öffentliche Meinung ganz für ihn einnahm, und als nach langen Verhandlungen, die sich wegen der Abwesenheit des Hauptzeugen bis in den December hineinzogen, die große Jury die Anklage zurückwies, feierte ein glänzender Ball die Freisprechung Burr's.

Burr eilte nach Nashville und betrieb mit größerem Eifer als zuvor seine Zurüstungen. Blennerhassett und die auf der Insel versammelte Partei sollten auf den fünfzehn in Marietta erbauten Booten den Ohio, Burr selbst und die in Tennessee Angeworbenen den Cumberland hinabfahren. Nach der Vereinigung der beiden Parteien an der Mündung dieses Flusses beabsichtigte Burr den Oberbefehl zu übernehmen und sich mit der Flottille nach Neuorleans zu wenden. Alles schien auf dem besten Wege des Gelingens, als schon alle Maßregeln zur vollständigen Vereitelung des Unternehmens getroffen waren.

Es geht aus dem uns Vorliegenden nicht mit Klarheit hervor, ob General Wilkinson, auf dessen Mitwirkung Burr mit Sicherheit rechnete, vollständig in seine Pläne eingeweiht war; ob Burr's sanguinischer Charakter sich in ihm täuschte, oder ob er eine Doppelrolle spielte und Anfangs bereitwillig auf ein Unternehmen einging, vor dessen Größe und Verantwortlichkeit er dann, als es ausgeführt werden sollte, zurückschrak und nun die Gelegenheit benutzte, um als Retter des Vaterlandes aufzutreten. Kurz, Burr vertraute ihm ganz und hatte Swartwout mit wichtigen Briefen in Chiffern an ihn abgeschickt. Sie enthüllten vollständig seinen Plan, auf eigne Faust und mit Wilkinsons Hülfe den Krieg gegen Spanien zu beginnen. „Ich Aaron Burr", schreibt er, „habe die nöthigen Gelder erlangt und das Unternehmen jetzt in Gang gebracht; Abtheilungen von verschiedenen Punkten und unter verschiedenen Vorwänden treffen am 1. November am Ohio zusammen — alle innern und äußern Verhältnisse sind günstig; der Schutz Englands ist gesichert. T. geht nach Jamaica, um mit dem Admiral dieser Station Verabredung zu treffen, es sammelt sich im Mississippi — England — Marine der Vereinigten Staaten sind bereit zu uns zu stoßen, und meine Freunde und Anhänger haben ihre letzten Befehle erhalten; es wird ein Heer auserlesener Geister sein. Wilkinson soll nur unter Burr stehen, Wilkinson den Rang und die Beförderung seiner Officiere bestimmen. Burr reist den 1. August nach dem Westen ab um nie wiederzukehren; seine Tochter begleitet ihn, der Gatte folgt im October mit einem Corps tüchtiger Bursche.

„Senden Sie einen verständigen und vertrauten Freund, mit dem sich Burr in Einvernehmen setzen kann; er soll sofort mit weitern interessanten Einzelheiten zurückkehren. Schicken Sie ein Verzeichniß aller Wilkinson bekannten Personen westlich des Gebirgs, die von Nutzen sein können, mit Andeutungen über ihren Charakter. Schicken Sie mir durch Ihren Boten vier oder fünf Patente Ihrer Officiere, die Sie unter einem beliebigen Vorwand borgen können; sie werden mit Gewissenhaftigkeit zurückgestellt. Bereits sind den Lieferanten Aufträge ertheilt, für sechs Monate Lebensmittel an von Wilkinson zu bestimmende Orte zu schaffen. Das Unternehmen ist auf dem so lange gewünschten Punkte angekommen. Burr verbürgt den Erfolg mit seinem Leben und seiner Ehre, mit der Ehre und dem Vermögen von hunderten der besten Männer des Landes.

„Burr's Operationsplan ist, am 15. September mit den ersten 500 oder 1000 Mann in leichten Booten, die jetzt zu diesem Zweck gebaut werden, von den Fällen aufzubrechen, um zwischen dem 5. und 15. December Natchez zu erreichen, dort mit Wilkinson zusammenzutreffen und zu bestimmen, ob es rathsamer ist Baton-Rouge zu nehmen oder daran vorbeizufahren. Nach Empfang Dieses schicken Sie Antwort. Trassiren Sie auf Burr wegen aller Auslagen u. s. w. Die Bewohner des Landes, das unser Ziel ist, sind bereit, uns aufzunehmen. Die Emissäre von dort versichern, daß, wenn

wir sie in ihrer Religion schützen und sie keiner fremden Macht unterthan machen wollen, in drei Wochen Alles in Ordnung sein wird. Die Götter laden uns zu Ruhm und Glück; es kommt nur darauf an, daß wir uns des Glückes würdig zeigen."

Wie gesagt, Wilkinson schrak vor der Wirklichkeit des Verraths zurück, dem er vielleicht Gehör geschenkt hatte, als er noch bloßer Entwurf war. Er hielt Swartwout noch einige Tage im Lager zurück und schickte einen geheimen Boten nach Washington an den Präsidenten mit den Depeschen, welche Alles enthüllten. Dieselben erreichten Jefferson am 25. Novbr., und am 27. erließ er eine Proclamation, welche zwar keine Namen nannte, aber vor den in den westlichen Staaten in der Ausführung begriffenen ungesetzlichen Unternehmungen warnte und alle Civil- und Militärbehörden aufforderte, die Anstifter derselben zur Bestrafung zu bringen. Die Proclamation versetzte in den westlichen Staaten Alles in die größte Aufregung.

Freiwillige strömten nach Neuorleans zur Vertheidigung der Stadt. General Wilkinson eilte mit seinen Truppen von dem Sabinefluß herbei, um dem befürchteten Angriff zu begegnen. Befestigungen wurden in größter Eile angelegt, das Kriegsgesetz verkündet und Verhaftungen vorgenommen. Unterdessen war auch Graham im Westen eingetroffen, hatte sich in Blennerhassett's Vertrauen eingeschlichen, und nachdem er Alles entdeckt hatte, sich mit Hülfe der Milizen von Ohio des Depots auf der Insel und der Boote bemächtigt.

Während dies Alles geschah, befand sich Burr in Nashville.

Auf die Nachricht, daß der Statthalter von Tennessee Vorbereitungen treffe, die Boote mit Beschlag zu belegen und die Mannschaften zu verhaften, ging er am 22. December mit zwei Booten und einigen wenigen Bewaffneten unter Segel.

Auf dem Sammelplatz an der Mündung des Cumberland fanden sich im Ganzen 13 Boote und ungefähr 60 Mann zusammen. Der Oberst hielt eine kurze Rede an seine Leute, des Inhalts, daß er beabsichtigt habe, ihnen hier seine Absichten und seinen Operationsplan auseinander zu setzen, daß ihn aber die Begebenheiten der letzten Tage veranlaßten, dies auf eine günstigere Gelegenheit aufzuschieben. Er werde vorwärts gehen, da er immer noch fest auf das Gelingen seines Unternehmens hoffe. Er kam jedoch nur bis Bayou Pierre, wo die dort versammelten Milizen die kleine Flottille nöthigten, am Ufer anzulegen, und der inzwischen eingetroffene Gouverneur Aaron Burr aufforderte, sich binnen 15 Minuten ohne Bedingungen zu ergeben. Widerstand zu leisten, war bei der offenbaren Uebermacht nicht möglich. Die ganze Gesellschaft streckte die Waffen; und Burr wurde nach dem nahen Washington gebracht, wo er gegen Bürgschaft von 10,000 Dollars, die ein Paar Bürger für ihn leisteten, frei gelassen ward. Während der Nacht entfloh er aber und war einige Monate verschwunden. Am folgenden Tage ward ein auf einem Pferde Burr's sitzender Negerknabe festgenommen, bei dem man folgenden an C. T. und D. F. (Comfort Taylor und David Floyd, zwei Führer der Expedition,) gerichteten Zettel fand: „Wenn Ihr noch beisammen seid, bleibt so; ich werde morgen wieder zu Euch kommen. Unterdessen haltet alle Eure Waffen in vollkommenster Ordnung. Fragt den Ueberbringer nicht, theilt ihm aber Alles mit, was mir zu wissen wünschenswerth sein könnte. Er weiß nicht, daß dies von mir ist, und ebenso wenig, wo ich bin." In Folge dieser Entdeckung wurden Burr's Leute streng bewacht und bis auf Weiteres als Gefangene behandelt. Er selbst ließ sich in der Nachbarschaft nicht weiter blicken. Durch eine unwegsame Wildniß suchte er den Hafen Pensacola zu erreichen, wo ein englisches Kriegsschiff lag, auf dem er eine Zuflucht zu finden hoffte.

So zerplatzte wie eine Seifenblase die verwegene Unternehmung, die bei der Schwäche der Executivgewalt in diesen entlegenen Gegenden und bei der zweifelhaften Stimmung der Bewohner derselben nur noch etwas mehr von Zufall und Glück begünstigt zu werden brauchte, um zu gelingen. Die Union war einer großen Gefahr entgangen; — was wurde nun aber aus den Schuldigen, wird der Leser fragen?

Sie gingen straflos aus, selbst Aaron Burr, der nach zweimonatlichem Herumirren in dem Staate Alabama erkannt und verhaftet wurde. Am 22. Mai 1807 trat in Richmond, der Hauptstadt von Virginien, die große Jury zusammen, welche nach langen Verhandlungen Aaron Burr, Blennerhassett und noch fünf andere der Haupttheilnehmer wegen Hochverrath und schwerer Vergehen in Anklagestand versetzte. Am 3. August begann dann die Verhandlung vor den Geschworenen, die am 29. August mit einer Freisprechung des Hauptangeklagten wegen unzureichender Beweise endigte. Das auch in den Vereinigten Staaten gültige englische Gesetz umgiebt nämlich, durch frühere bittere Erfahrungen belehrt, den des höchsten Staatsverbrechens Angeklagten mit einer solchen Schutzmauer von Rechtsformeln, daß die Ueberführung äußerst schwer ist, und Burr war zu sehr Advocat, um sich in dieser Hinsicht eine Blöße zu geben.

Es war ihm keine offenkundige Handlung des Hochverraths nachzuweisen, und bevor dies nicht gelang, war nach dem Gerichtsbrauch der Beweis hochverrätherischer Absichten gar nicht zuläßig. So ward Burr frei gelassen, mußte sich aber, von seinen Gläubigern verfolgt, nach Europa flüchten, wo er Jahre lang in England, Schweden, Deutschland und Frankreich ein abenteuerndes Leben führte, zuweilen in die tiefste Noth versank, aber wiederholt auf seinen alten Plan zurückkam und sich namentlich bemühte, ihn der französischen Regierung zur Ausführung zu empfehlen. Er fand jedoch nirgends Anklang und kehrte endlich 1812 nach der Heimath zurück, wo er Anfangs unter einem angenommenen Namen lebte, mit seinen Gläubigern ein vorläufiges Abkommen traf und wieder als Advocat zu prakticiren anfing. Gemieden von der Mehrzahl seiner Landsleute, bedrückt von einer Schuldenlast, die abzuwälzen fast hoffnungslos erschien, verwickelt in eine Unzahl Processe, deren Gewinn ihn reich machen sollte, die aber nur seine Einnahmen verschlangen, erreichte Burr ein hohes Alter und starb endlich am 16. September 1836 arm und fast vergessen.

Zur Chronik.

Steinla und Pönitz, Amalie Schoppe und Ida Pfeiffer.

ε. Moritz Müller, einer der besten Kupferstecher unserer Zeit, wurde im Jahre 1791 zu Steinla am Harz als Sohn eines unbemittelten Predigers geboren und nahm später, um sich von Gleichnamigen zu unterscheiden, von diesem seinem Heimathsorte den Namen Müller-Steinla, oder kurzweg Steinla, an. Dresden war die Stadt, in der kunstliebende Männer von Einfluß und Rang den strebsamen Jüngling wohlwollend unterstützten und ihm die Möglichkeit darboten, seine Begabung weiter auszubilden, und schon hatte er hier mehrere Proben seines Talentes abgelegt, als es ihn ins gelobte Land der Künstler, nach Italien, trieb, und so der Wunsch seines Herzens erfüllt ward, auch den Unterricht der berühmten Meister Giuseppe Longhi in Mailand und Raffael Morghen in Florenz zu genießen. Die im Süden verbrachten Jahre gehörten zu den schönsten seines Lebens, und er schloß während derselben Verbindungen mit Landsleuten, die für die ganze Folge Bestand hatten. Wir nennen hier Männer, wie Schadow, Zahn, v. Rumohr, Leopold Ranke, die alle seit ihrer Bekanntschaft in Florenz Steinla's Freunde blieben. Nach seinem Aufenthalte in Rom und Neapel kehrte er nach Dresden zurück und wurde Professor an der dortigen Kunstakademie. Seit der Zeit (1831) blieb er ohne Unterbrechung in Deutschland, abgerechnet eine zweite kürzere Reise nach Florenz und einen mit Passavant, dem Biographen Raffaels, unternommenen Ausflug nach Spanien. Am 21. September endigte ein sanfter Tod ein schweres Leiden, von dem der Zeit seines Lebens kerngesunde Mann im letzten Jahre heimgesucht war. Wie anregend und fördernd sein Beispiel als Lehrer gewirkt, das bleibt im zahlreichen Kreise seiner Schüler unvergessen. Mit wie meisterhaftem Geschick er den Grabstichel zu handhaben wußte, und von welch reiner künstlerischer Begeisterung und welch lebendigem Sinn für das classisch Schöne er stets beseelt war, das beweisen seine Kupferstiche, von denen wir die bekanntesten aufführen. Es sind der Zinsgroschen nach dem Tizianischen Bilde in Dresden, die Pietà nach Fra Bartolommeo im Palast Pitti, ein kleines Porträt Benvenuto Cellini's nach Vasari's Fresco in den Uffizien, die Madonna di St. Stefano nach Fra Bartolommeo im Dom zu Lucca, der bethlehemitische Kindermord nach der Raffaelschen Zeichnung in Dresden, die Töchter Palma's des Aelteren, die Madonna Holbeins, die Sixtina Raffaels, alle in der Dresdener Gallerie, sowie auch die Madonna del Pesce in Mailand.

Ein zweiter Todesfall betraf ebenfalls Sachsen. Karl Eduard Pönitz war am 24. Januar 1795 zu Döbeln geboren. Seinen Vater, einen kursächsischen Beamten, verlor der Knabe schon im zweiten Jahre, und die Erziehung des früh Verwaisten leitete das Freimaurerinstitut zu Dresden. Beim Ausbruch der Befreiungskriege entsagte er dem Kaufmannsstande, zu dem er bestimmt gewesen war, und trat als Freiwilliger in ein sächsisches Husarenregiment, welches 1813—15 an den Kämpfen im Vaterlande, sowie in Belgien und Frankreich thätigen Antheil nahm. Aus letzterem Lande kehrte dasselbe erst 1818 zurück, und Pönitz hatte damals schon alle Unterofficiergrade durchgemacht. Officier zu werden schien aber nach geschlossenem Frieden auch für den unermüdlich an seiner Ausbildung arbeitenden und von seinen Chefs hochgeschätzten jungen Mann unmöglich, und er trat deshalb aus dem activen Dienst, um eine Fechtmeisterstelle an der damaligen „adeligen" Cadettenschule in Dresden anzunehmen, wofür er seine Befähigung durch ein Schriftchen über „die Fechtkunst auf den Stoß" (1821) dargethan hatte. Schon im folgenden Jahre wurde er Hülfslehrer für Taktik und Kriegsgeschichte, 1825 erhielt er das Patent als Unter-, 1832 das als Oberlieutenant, 1835 das als dienstleistender Officier bei der neubegründeten „Militärbildungsanstalt". Bereits hatte er sich durch viele Aufsätze in der „Allgemeinen Zeitung" und der „Vierteljahrsschrift", sowie durch zahlreiche Artikel im „Militärconversationslexikon" auch im Auslande einen geachteten Namen erworben, während die größeren Werke, die er in den folgenden Jahren erscheinen ließ, es immer glänzender herausstellten, daß Pönitz einer der größten strategischen Schriftsteller unserer Zeit war. 1838 veröffentlichte er seine „Taktik für Infanterie und Cavallerie", 1840 seine „praktische Anleitung zur Recognoscirung und Beschreibung des Terrains", 1842 die Broschüre über „die Eisenbahnen und ihre Benutzung als militärische Operationslinien", 1841—45 endlich die berühmten „Militärischen Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde" (3 Bde.). Seine Chiffre war Pz. Im Jahre 1842 war Pönitz auch zum Hauptmannsrang befördert worden, 1846 aber schied er für immer aus der Armee und ward beim Oberpostamte in Leipzig zum Oberpostrath und wirklichen Directionsmitglied ernannt, eine Stelle, der er bis zu seiner auf eigenes Ansuchen erfolgten Pensionirung (1856) mit Ehren vorstand. 1857 erschien noch sein letztes Werk „die kriegerischen und friedlichen Träumereien über Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges"; am 27. Sept d. J. jedoch endigte er sein thatenreiches Leben auf dem Lande im Dorfe Hosterwitz bei Pillnitz, wohin er sich nach mehr als vierzigjährigem Staatsdienst zurückgezogen hatte. Es schmückten den verehrten Greis die Orden vieler Staaten, unter andern die württembergische Krone, mit deren Tragung bekanntlich der persönliche Adel verbunden ist, ein Vorrecht, von dem Pönitz jedoch in seinem einfach biedern Sinne keinen Gebrauch machte. Wiederholte Berufungen in den Generalstab größerer ausländischer Armeen, auch den ihm durch Radowitz angebotenen Posten eines Vorstandes der Berliner Kriegsschule, schlug er aus, weil er von seiner Heimath sich nicht trennen mochte.

— Amalie Schoppe, früher in Romanen und Jugendschriften sehr fruchtbar, starb den 25. Sept. in ihrem 67. Lebensjahre zu Sheneктady im Staate Neuyork, wo sie auf der Besitzung ihres früher höchst romantischen und abenteuerlichen Sohnes lebte. Sie war 1791 auf der Insel Fehmarn an der holsteinischen Küste, als Tochter eines Arztes Namens Weise, geboren, erhielt auch später seltsamer Weise von einem Stiefvater medicinischen Unterricht, namentlich in der ars obstetricia (Hebammenkunst), bis sie die Gattin des in Hamburg lebenden Juristen Dr. Schoppe wurde. Ihre Schriftstellerei war, wie so oft, das Ergebniß einer unglücklichen Ehe, ohne daß man sagen konnte, daß das vermißte Glück in ihren Schriften zu finden war. Ihrer leidenschaftlichen Natur fehlte, trotz ihrer Befreundung mit Rosa Maria und dem Hause Assing in Hamburg, Zucht und Erziehung, obschon sie mit ihrem Gatten eine Zeitlang selbst eine Erziehungsanstalt leitete. Auch über den „Bürgerlichen Haushalt" gab sie (1844) ein Buch heraus, ohne ihr Thema vielleicht je praktisch kennengelernt zu haben. Ihre lyrischen Gedichte erschienen zerstreut in Almanachen und im Morgenblatt, ihre Erzählungen in 3 Bdn. gesammelt. Für das Beste, was sie litterarisch brachte, hält man ihre „Erinnerungen aus meinem Leben" (2 Bde. 1838).

Frau Ida Pfeiffer, die in ihren fünfziger Jahren dem Zeitlebens gehegten Drang nach fernen Zonen nachgab, kehrte krank von Madagascar über Hamburg zurück, um in ihrer Heimathsstadt Wien am 28. Oct. zu enden. Sie war 1790 dort geboren, mithin 52 Jahre alt, als sie 1842 ihre erste große Reise nach Aegypten und Palästina machte. Drei Jahre später ging sie über Kopenhagen nach Island, bestieg den Hekla und kehrte über Scandinavien nach Deutschland zurück. Ihre dritte Reise (1846) war eine Weltfahrt, erstreckte sich bis in das Innere Brasiliens, bis zum Westen Südamerica's, bis zum chinesischen Küstenlande und Hindostan. Ueber Afghanistan, Persien und Kleinasien kehrte sie nach dreijähriger Abwesenheit (1849) nach Triest zurück. Ihre vierte Reise ging ebenfalls, aber in um-

gekehrter Richtung, um die Welt, über das Cap der guten Hoffnung nach den Sunda-Inseln, Borneo und Sumatra. Nach anderthalbjährigem Aufenthalt in jenem Archipel, in Neuholland und der australischen Inselwelt ging sie über den Isthmus von Panama nach Nordamerica, und kehrte nach dreijähriger Abwesenheit 1854 über Hamburg zurück. Ihre fünfte Reise hatte für die 66jährige unermüdliche Frau Madagascar zum Ziele; der Reiz, sich das geheimnißvolle, noch fast ganz unbekannte Innere dieser Insel aufzuschließen, war für sie unwiderstehlich. Anfangs günstig aufgenommen, wurde sie von der Königin Ranawolo bald genug für eine Spionin gehalten. Aufs heftigste verfolgt, mehrere Monate lang in sumpfigen Wüsteneien als Gefangene herumgeschleppt und endlich entlassen, brachte sie mit dem Malariafieber den Todeskeim nach der Heimath mit zurück. Die Heldenmüthigkeit ihres tapfern Sinnes schützt Frau Ida Pfeiffer vor dem Spott, der kecke Blaustrümpfe trifft. Sie hatte als Gattin und Mutter ihre Lebenspflichten erledigt, als sie dem Drange ihres Innern folgte. Nüchtern und von gesunder Urtheilskraft, gehörte sie nicht zu den nervösen Schwärmerinnen ihres Geschlechts. Sie hat Seestürme, die Gluth der Tropen, die Kälte der Polarzone, Hunger und Todesgefahr gleich muthig bestanden, um ihrem Wissensdurst zu genügen. Schade, daß ihr bei ihren simplen Tagebüchern kein wissenschaftlich gebildeter Mann zur Seite stand. Sie schrieb nicht unbescheiden viel, unseres Wissens nur vier Bücher: „Reise einer Wienerin ins gelobte Land", „Reise nach Island und Scandinavien", „Eine Frauenfahrt um die Welt" und „Meine zweite Reise um die Welt". Ihre Schriften sind wahrhaft, ihre Erzählung schlicht und einfach.

Gutzkows Zauberer von Rom. 2. Bd.

— Der zweite Band von Gutzkows umfassendem Weltgemälde unseres Zeitalters setzt uns in Staunen über die ebenso weitgreifende wie eingehende Kenntniß der deutschen katholischen Welt, — eine Kenntniß, die wir dem Autor nicht zugetraut, eine Kenntniß von mittelalterlichen Zuständen, die im abstracten Gedanken, keineswegs aber in der Wirklichkeit, ebenso wenig in der Gemüthswelt Deutschlands überwunden sind. Diese Satyre auf die römische Priesterherrschaft ist weder kalt, noch ungerecht und einseitig; sie verräth auch die Sympathien, die dem Arzt mit dem kranken Object eigen sein müssen, will er es heilen oder auch nur seine Erscheinungen erklären. Die deutsche katholische Welt wird diese Schilderungen lesen müssen und nicht — verbieten können. Gutzkow schildert die geheimen Verschwörungen des Katholicismus am Rhein wider das Preußenthum des dritten Friedrich Wilhelm, wider den abstracten Rationalismus des Polizeistaates, der sich sogar zutraute, den sieben Millionen seiner Angehörigen neue kirchliche Festtage decretiren zu können, während er im Streit des Glaubens gegen die Philosophie in Bonn und in der Sache der gemischten Ehen auf Seiten ächter Bildung und Humanität Partei nahm. Wir erleben die ganzen Wirren dieses Kampfes, der mit der Gefangennehmung des Cölner Erzbischofs ein blos äußerliches Ende nahm. Die Conventikel der Klerikalen mit dem Fanatismus ihrer Beredsamkeit sind in bedeutsamen Scenen geschildert. Zugleich überblicken wir die Parteiung im Lager der Priester Roms, die wohlwollend begütigende Wessenbergsche Richtung, in einem alten vornehm behäglichen Prälaten vertreten, und die fanatisch dürre Tendenz der neuen Eiferer, welche den Jesuitismus zu Hülfe rufen. Die passiv zuschauende Heldin des Romans steht bereits im Focus eines doppelten Brennpunktes; sie fürchtet die Anziehungskraft, die Heinrich Klingsohr über sie übt, der, wie sie Convertit, den ganzen glühenden Eifer des Franciscaners für seine neue Ueberzeugung ins Gefecht bringt, während sie ihr bisher marmorkaltes Herz dem ruhig milden Bonaventura gegenüber zu verlieren Gefahr läuft. — In all diesen bewegten Scenen ist auch die Sprache Gutzkows bedeutsam, scharf und doch schwungvoll; in anderen Partien des Romans haben wir eine Ausartung des Styls zu rügen, die dem müßigen Geschlepp hundertfach angehäufter Beziehungen von Menschen ihre Entstehung verdankt, die schattenhaft in dem weitbauschigen Stoffe herumschlendern, ohne Gestalt zu gewinnen, und weder mit ihren weitläufigen Verwandtschaftsgraden, noch mit ihren vagen Sym- und Antipathien für und wider einander unser Interesse in Anspruch nehmen. Für den Realismus des Kleinlebens im Genre fehlt es Gutzkow bei der Hetzjagd seiner leidenschaftlichen Malerei an der Ruhe des Behagens und am Glück jener Empfindung, die sich gern ins Einzelne versenkt und mit Liebe daran verweilt. Die Dorfgeschichte unserer Zeit hat den Optimismus ihres Behagens bereits bis zur äußersten Grenze, bis zur Coquetterie mit dem Detail, getrieben. Gutzkow umgekehrt schildert am liebsten, fast vorherrschend, mit der Geißel heißer Satyre die Verkümmerungen ursprünglich heiliger Güter; sein Pinsel macht fast Jagd auf die Genesis des Bösen. — Sollen wir am Styl des Buches einen einzelnen Zug aufdecken, der uns Ausartung scheint, so ist es, um einfach grammatikalisch zu sprechen, der gehäufte Gebrauch eines doppelten Plusquamperfects; z. B. ein ehemals weiß „angestrichen gewesener" Tisch, — Dinge, die ein Jeder schon gern „errathen gehabt" hätte. Der Erzähler hat bei jedem neuen Punkte soviel aus der Vergangenheit zu recapituliren, soviel Vergangenes, wenn er zurückgreifen muß, in eine noch entlegnere Zeit zu verlegen, soviel Verschwundenes im Stoffe wieder wie aus tiefem Brunnen herauszuholen, daß dieses doppelte Plusquamperfectum ihm zum Nothbehelf, fast zur üblen Angewöhnung wird. Auch seine sonstigen Participialconstructionen deuten auf einen nicht immer correcten oder schönen Nothbehelf bei der unbeholfenen Zeitwortstructur unserer Sprache. Weiland Johannes Müller und König Ludwig glaubten damit Tacitisch zu sein. Bei Gutzkow entspringt dieser Usus aus der Nöthigung, möglichst viel Beziehungen im müßig aufgehäuften Stoff straff zusammenzufassen.

Der Fürst von Monaco.

x. Dieser Potentat ist ein Souverän so gut wie der König von Preußen oder Belgien, obwohl seine Besitzungen einen Flächeninhalt von nur 50,000 Magdeburger Morgen haben. Ein Reisender meint, wohlbeleibte Fremde sollten sich hüten, das Fürstenthum zu betreten, denn wenn sie dort erscheinen, laufen sie auch schon Gefahr, daß ihnen die Zöllner von Monaco die eine Rocktasche und jene von Piemont die andere untersuchen. Aber Fürst Karls des Dritten Unterthanen fühlen sich glücklich. Sie unterliegen keiner Conscription, zahlen geringe Steuern, und Eingangsabgaben werden nur von Luxussachen erhoben. Einer seiner Vorfahren fand es angemessen sein Münzregal derart auszuüben, daß er Piemont und Frankreich mit schlechten Sous überschwemmte, worauf dann in beiden Ländern diese fürstliche Münze verboten wurde. Die Armee ist nicht so stark wie weiland jene des Fürsten von Oettingen, von welchem der Ritter von Lang eine so classische Schilderung entworfen hat. Sie besteht aus einer sieben Mann starken Polizeimannschaft und fünf Karabinieren, also ein volles Dutzend. Eine Seemacht fehlt, seitdem das Individuum, aus welchem sie bestand, nicht mehr Lootse ist, sondern nun in Nizza Kohl und Knoblauch verkauft. Fürst Karl hat zwei Nachbarn, die See und den König von Sardinien; dieser letztere ist, den Verträgen von 1815 gemäß, sein Protector. Im Sturmjahre 1848 rebellirten die Bewohner der Ortschaften Menton und Roquebrunne und erklärten sich für unabhängig vom Fürsten, der sich vergeblich an das Turiner Cabinet um Hülfe wandte. Jene rebellischen Bauern waren aber schlau und wollten auch vom Könige Karl Albert so wenig etwas wissen wie von Victor Emanuel, denn diese würden Abgaben verlangt haben. So sind sie bis heute unabhängig geblieben. Die Stadt Monaco hat eine herrliche Lage auf einem Felsen am Meere und wird von den Badegästen, welche in dem nahen Nizza verweilen, häufig besucht.

Männer der Zeit.

Fürst Karl Anton von Hohenzollern Sigmaringen, der Nachfolger des Herrn von Manteuffel als preußischer Ministerpräsident, ist der politischen Welt noch wenig bekannt. Geboren am 7. September 1811 ist er durch seine Mutter, Antoinette Marie, eine Nichte des Königs Murat von Neapel, nahe mit den Napoleoniden verwandt. Sein Vater, wie er Karl Anton geheißen, beherrschte seit 1831 sein Ländchen mit patriarchalischer Milde, und zugleich als gewissenhafter Regent und sparsamer Haushalter; an seinem kleinen Hofe erschienen häufig als Gäste aus dem nahen Arenenberg die geistvolle Königin Hortense und ihr Sohn, damals noch ein stiller, ernster junger Mann, jetzt Kaiser der Franzosen. In Folge der Märzereignisse legte er am 27. August 1848 die Regierung nieder und übergab sie dem Sohne, welcher darauf vermittelst Staatsvertrages vom 7. December 1849 der Souveränität zu Gunsten der Krone Preußens entsagte und damit Zeugniß ablegte, daß er für seinen Theil die Unverträglichkeit des Fortbestehens kleiner Dynastien und nur ein Scheinleben führender Sonderstaaten mit der gegenwärtigen Weltlage und den gerechten Ansprüchen des deutschen Volkes klar erkannte, und aufopferungsfähig genug war, nach seiner Ueberzeugung zu handeln.

Von der Souveränität blieb ihm nichts übrig als das Prädicat Hoheit mit den Prärogativen eines nachgebornen Prinzen des königl. preußischen Hauses, das er durch königl. Cabinetsordre vom 20. März 1850 erhielt. Die Standhaftigkeit, mit der er die Werbung des Prinzen Napoleon um die Hand seiner Tochter zurückwies, und der Eifer, mit dem er ihre Verbindung mit dem verfassungstreuen König von Portugal betrieb, deuten im Allgemeinen seine politische Richtung an. Directe politische Verwendung von Seiten des Berliner Cabinets hat er erst gefunden, als er im Verlauf der Verhandlungen Preußens wegen seiner Stellung zu den Westmächten während des orientalischen Conflictes mit versöhnlichen Aufträgen nach Paris ging. Näherstehende rühmen den Fürsten wegen seiner hohen Einsicht in politischen Dingen, wegen seiner umfassenden Kenntniß der Staatsverhältnisse, wegen seines gesunden Urtheils über die Bedürfnisse der Regierungen und Völker, wegen seines Freisinnes und seines lebhaften Patriotismus, endlich wegen der Stellung, welche er als Katholik zu den confessionellen Fragen einnimmt, und die sowohl seiner Religiosität als auch seinem Verständnisse des Jahrhunderts alle Ehre macht. Besonders wird noch die deutschnationale Gesinnung des Fürsten hervorgehoben, und daß er dem Prinz-Regenten als politischer Gesinnungsgenosse ebenso nahe steht, wie als vertrauter Freund. Ueber die Stellung, die er als Minister einnehmen wird, sagt eine kundige Feder: „Der Fürst von Hohenzollern gehört äußerlich keiner specifischen Partei an; das wäre aber vielleicht eher ein Gewinn für die Sachlage. Wie die katholische Bevölkerung Preußens in seiner Berufung eine Garantie erblicken würde, daß von confessionalistischer Mißregierung keine Rede sei, daß ihre wohlerworbenen religiösen Rechte gesichert sind, und wie doch die Protestanten in Preußen in dem Fürsten keinen Gegner, vielmehr einen warmen Freund religiöser Freiheit erblicken können, so würden auch in politischer Beziehung die liberalen Elemente bald gewahr werden, welche Hochachtung der Mann, den Englands Staatsmänner wie dessen Königin zu schätzen wissen, vor der bürgerlichen Freiheit hat, während die Conservativen in seiner Wahl keinen Anlaß zu Befürchtungen finden können. Namentlich für die auswärtigen Verhältnisse wäre das Ministerium des Fürsten von Hohenzollern epochemachend. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Preußen unter Manteuffel von der Diplomatie des Auslandes behandelt zu werden gewohnt ist, wäre ein solcher Staatskanzler nicht fähig zu ertragen. Der Fürst von Hohenzollern würde sich nicht wegwerfen. Die Beziehungen zum Auslande würden sich durch des Fürsten Geschäftsleitung auf das freundlichste gestalten. Die ältere Linie Hohenzollern kann in Wien nicht verdächtig sein; die Königin Victoria hat die Heirath der Königin von Portugal gewünscht und gefördert; Napoleon III. ist dem Fürsten verwandt, der indessen gerade diesem hohen Verwandten bewiesen hat, daß er willenskräftig sei. In der orientalischen Frage hat der Fürst eine Thätigkeit, die den Westmächten günstig war, entwickelt und keine Hinneigung zu Rußland gezeigt; aber principielle Anfeindung war nicht vorhanden, die jetzt etwa Schwierigkeiten bereiten könnte." Bisher commandirte der Fürst, der ein eifriger Militär ist, als preußischer Generallieutenant die 14. Infanteriedivision in Düsseldorf. Vermählt ist er seit dem 21. Oct. 1834 mit Josephine Friederike Luise, der Tochter des verstorbenen Großherzogs Ludwig von Baden, die ihm vier Söhne und zwei Töchter geboren hat. (6.)

Rudolf v. Auerswald.

Die Herren v. Auerswald, ein in der neuesten Zeit oft genannter Name, sind ein Zweig eines alten Meißnischen, in seiner ursprünglichen Heimath aber seit 1719 erloschenen Adelsgeschlechtes, der sich früh nach Ostpreußen übergesiedelt hat. Aus ihm stammte Hans Jakob v. Auerswald (geb. 25. Juli 1757, gest. 3. April 1833), der erst die militärische Laufbahn einschlug, daneben aber auch die Universität Königsberg besuchte, 1783 seinen Abschied aus dem Heere nahm, sich in der landschaftlichen Wirksamkeit rühmlichst bekannt machte, in die höhere Civilverwaltung überging, hier bis zum Regierungspräsidenten, Landhofmeister des Königreichs Preußen und Curator der Universität Königsberg aufstieg und erst 1824 in das Privatleben zurücktrat. Er genoß das besondere Vertrauen Friedrich Wilhelms III., und in den Jahren, wo der preußische Hof in Königsberg verweilte, knüpfte sich zwischen der königlichen Familie und dem Auerswaldschen Hause ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß, das sich auch auf das jüngere Geschlecht verpflanzte, da die königlichen Prinzen und die Auerswaldschen Söhne sich im Alter nahestanden. In der That sind die Söhne des Landhofmeisters, deren ihm seine Gemahlin, eine Gräfin v. Dohna, drei geboren hatte, die sich sämmtlich in der neuern Geschichte bemerklich gemacht haben, Jugendgefährten Friedrich Wilhelms IV. und seiner Brüder gewesen und haben ihren Unterricht, wie ihre Spiele getheilt, woraus denn ein Verhältniß gegenseitiger Anhänglichkeit, Achtung und Freundschaft, namentlich dem gegenwärtigen König und dem Prinzen von Preußen gegenüber, hervorging. Dies um so mehr, als die Auerswald dieses Verhältniß keineswegs benutzten, um in Hof und Staat nach der schimmernden Laufbahn fürstlicher Günstlinge zu streben, vielmehr eine selbständige unabhängige Wirksamkeit bescheidenen Verdienstes vorzogen, und nur durch die Ereignisse selbst wiederholt in den Vorgrund des politischen Lebens gedrängt worden sind. Der älteste jener drei Brüder, Hans Adolf Erdmann (geb. 19. Oct. 1792), widmete sich mit Vorliebe den alten Sprachen und der Mathematik, von welchen Studien er nicht durch eignen Drang zum Kriegsdienste, wohl aber durch die mächtige Stimme des Jahres 1813, die an keinem waffentüchtigen preußischen Jüngling ungehört vorüberging, zu dem Heere abberufen ward. Hier bewährte er aber so entschiedenen militärischen Beruf, daß er bei dieser Laufbahn beharrte, in der er allmählich zum Generalmajor aufrückte. Das ihm 1848 angebotene Kriegsministerium lehnte er ab, da schon sein jüngster Bruder Minister sei und es scheinen könne, als wollte seine Familie die obersten Staatsämter in Beschlag nehmen. In drei Wahlkreisen für die Nationalversammlung zu Frankfurt gewählt, folgte er diesem Rufe, fand aber in Frankfurt, wo er sich nur in Militärangelegenheiten bemerklich gemacht hat, das bekannte traurige Ende, indem er am 18. Sept.

1848, neben Lichnowsky, dem grausamen Fanatismus aufständischer Massen zum unschuldigen Opfer fiel. — Sein jüngster Bruder, Alfred (geb. 16. Dec. 1797), hatte zwar auch die Studien verlassen, um dem Kriege von 1815 als Freiwilliger beizuwohnen, kehrte aber dann nach Königsberg zurück, wo er ein Mitstifter der Burschenschaft wurde, und trat 1819 in den Staatsdienst ein, den er jedoch 1824, als Regierungsrath, verließ, um sich dem Berufe des Landwirths zu widmen. Auch er that sich in dem landschaftlichen Wirkungskreise hervor, ward 1830 Landrath, war Mitglied der Provinzialstände, der evangelischen Generalsynode, des Vereinigten Landtags, und ward 1847 Director der Generallandschaft von Ostpreußen. 1848 trat er als Minister des Innern in das von Camphausen gebildete Ministerium ein, dessen Sinne und Hoffnungen nun freilich der Gang, den die Bewegung nahm, in keiner Weise entsprach, und das im Juni einem andern Ministerium, an dessen Spitze sein Bruder stand, und dem dasselbe Schicksal bestimmt war, Platz machte. Er hat sich darauf als Gegner der demokratischen Majorität erwiesen, gegen die er auch noch in der Session von 1849 stimmte. In den spätern Kammern gehörte er dagegen der constitutionellen Opposition an.

Der mittlere unter den drei Brüdern war der jetzt abermals in den Vorgrund des preußischen Staatswesens getretene Rudolf v. Auerswald. Geboren am 1. Sept. 1795, hatte er 1811 die Universität Königsberg bezogen, muß aber damals Neigung zum Militärdienst gehabt haben, da er 1812 unter die schwarzen Husaren ging und den Feldzug gegen Rußland mitmachte, der doch in seinem Zwecke keinen Freiwilligen anlocken konnte. Mit größerer Freudigkeit mag er 1813, wo er Officier ward, mit demselben Regimente gegen Frankreich gezogen sein. Er wurde 1816 zum 6. Uhlanenregiment versetzt, später Brigadeadjutant zu Münster und 1820 Rittmeister, trat aber, schon seit 31. Juli 1817 mit der Gräfin Friederike Sophie Adelheid v. Dohna vermählt, in demselben Jahre aus dem Heere zurück, um sich der Verwaltung übernommener ostpreußischer Güter zu widmen. Auch für ihn wurde die landschaftliche Wirksamkeit, wie die Stellung des großen Grundherrn, die Schule des höheren Civilstaatsdienstes. Er wurde Landrath und Generallandschaftsrath von Ostpreußen und erhielt 1831 durch einen commissarischen Auftrag Gelegenheit, bei Uebernahme des aus Polen übertretenden Gielgud'schen Corps, auch in größeren politischen Verwickelungen Umsicht und Geistesgegenwart zu zeigen. Dann vertauschte er seine landräthliche Stellung mit der ihm durch Gemeindewahl übertragenen eines Oberbürgermeisters von Königsberg, woneben er seit 1837 den preußischen Provinziallandtagen als Abgeordneter und Stellvertreter des Landtagsmarschalls beiwohnte.

Der Regierungsantritt seines königlichen Freundes führte für ihn zunächst wohl Collisionen herbei, in denen er doch mannhaft seiner Ueberzeugung folgte und dabei das Vertrauen des Königs bewahrte, auch wo er dessen Ansichten entgegenwirkte. Die Auerswald gehörten sämmtlich jener ständischen Partei an, die in Ostpreußen am lebendigsten auf altpreußischen Erinnerungen und historischem Grunde beruhte, und zunächst wohl aristokratischen Ursprungs, doch auch mit der kritischen Richtung des dortigen Volksstammes in einen Bund trat, welcher alle in dem Verlangen nach einer repräsentativen Gesammtverfassung vereinigte, bei deren Erstrebung man zunächst auf dem königlichen Versprechen von 1815 fußte. Wie sein Bruder den hierauf bezüglichen Antrag des Huldigungslandtages von 1840 stellte, so übte auch Rudolf wesentlichen Einfluß auf den entsprechenden Beschluß des Landtags, der ihn dann 1842 zu den nach Berlin berufenen vereinigten ständischen Ausschüssen wählte. Wieviel Antheil die Auerswald, durch ihre constitutionelle Gesinnung und deren geheimen Einfluß, denn doch daran gehabt, daß der König, ohne im Principe von seinen Ueberzeugungen abzugehen, thatsächlich den constitutionellen Strebungen mehr und mehr nachgab, muß dahingestellt bleiben. Rudolf Auerswald war 1842 zum Regierungspräsidenten in Trier ernannt worden, in welcher Stellung er sich durch Tüchtigkeit und Humanität große Beliebtheit erwarb, wie das den Auerswald überall gelungen ist, der ständischen Wirksamkeit aber fernblieb. Die Märzrevolution hatte zunächst seine Beförderung zum Oberpräsidium der Provinz Preußen zur Folge, für welche seine Ernennung ein freudig begrüßtes Zugeständniß war. Am 25. Juni 1848 aber trat er, als Vorsitzender ohne Portefeuille, nur einstweilig mit dem der auswärtigen Angelegenheiten betraut, in das von Hansemann gebildete Cabinet, sowie, von Frankfurt a. d. O. gewählt, als Abgeordneter in die Nationalversammlung ein. Auch dieses Ministerium konnte sich in die Stellung, welche die damalige Nationalversammlung jedem Ministerium auflegte, nicht fügen, überhaupt in den damaligen Zuständen nicht fortbestehen und doch auch diese nicht ändern, ohne mit seinen Principien zu brechen. Den Grund zum Rücktritt gab zuletzt der Stein'sche Antrag auf einen politischen Erlaß an das Heer, und dieser Rücktritt selbst erfolgte am 9. Sept. In der Versammlung stimmte Auerswald mit der rechten Seite und verließ mit dieser das Haus, nachdem die Versammlung vertagt worden.

Er übernahm nun das Oberpräsidium zu Königsberg abermals, trat 1849 in die erste Kammer und war in diesem, wie in dem folgenden Jahre, Präsident derselben, sowie er auch in dem Erfurter Staatenhause den Vorsitz führte. Am 2. Aug. 1850 wieder, und damals als Oberpräsident, in die Rheinprovinz versetzt, die ihm, und der er so werth geworden war, hat er doch schon am 10. Juli 1851 dem wesentlich anders gefärbten Herrn v. Kleist-Reetzow weichen müssen und seitdem ohne amtliche Stellung gelebt, bis er am 6. Nov. 1858 durch den Prinz-Regenten von Preußen zum Staatsminister und Mitglied des Staatsministeriums ohne Portefeuille ernannt wurde. Es ist ihm dabei die Stellvertretung des Vorsitzenden, des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, sowie die specielle Leitung des Schatzes, des Archives und der Centralpreßstelle übertragen worden, und man glaubt, daß er, wenn erst die Befestigung des neuen Systems gelungen, an die Spitze des Ministeriums zu treten bestimmt sei.

(2.)

Freiherr Alexander von Schleinitz,

königl. preuß. Minister des Auswärtigen, entstammt der jüngsten oder braunschweig'schen Linie seines alten Geschlechtes und ist im Jahre 1807 geboren. Sein Vater, der Freiherr Wilhelm Karl Ferdinand von Schleinitz, herzogl. braunschweig'scher Geheimerath und Präsident des Ober-Appellationsgerichts und Consistoriums in Braunschweig, verschied am 12. Februar 1837. Sein ältester Bruder Karl Heinrich von Schleinitz starb als braunschweig'scher Staatsminister am 3. November 1856 und hinterließ den Ruf eines liberalen und deutschgesinnten Staatsmannes. Er genoß schon vor dem März 1848 das Vertrauen des Landes und erhielt sich dasselbe auch nach dem März. Der zweite Bruder Julius ist gegenwärtig Chef-Präsident der Regierung zu Bromberg und steht persönlich dem Prinz-Regenten sehr nahe. In seinem Hause in Berlin fanden in der Nacht des 19. März der Prinz und die Prinzessin von Preußen eine Zuflucht; Schleinitz begleitete dann das Paar nach Spandau, während seine Wohnung von den nachsuchenden Massen ernstlich bedroht ward. Später bearbeitete er eine Zeitlang die Posener Angelegenheit in dem Ministerium Alfred von Auerswald. Alexander ist in seinen Anfängen mehrfach zu politischen Sendungen verwendet worden, so einmal nach London. Später war er vortragender Rath in der politischen Abtheilung des auswärtigen Ministeriums. Im Jahre 1848 trat er an die Stelle Heinrichs von Arnim als auswärtiger Minister in das Ministerium Camphausen, gab diese Stellung aber schon nach wenigen Tagen wieder auf. Hierauf vertrat er Preußen am hannö-

verschen Hofe und erhielt 1849 den schwierigen Auftrag, wegen eines Waffenstillstandes und vorläufiger Friedensbedingungen mit Dänemark zu verhandeln. Die materiellen Interessen Preußens hatten durch die Blokade der Ostseehäfen schwer gelitten, England, Frankreich und Rußland drangen mit Entschiedenheit auf eine Beilegung des Zwistes; in Deutschland tobte die Revolution, und im Hintergrunde drohte schon wegen des deutschen Verfassungswerkes der Zwiespalt mit Oesterreich. Preußen bedurfte der freien Verfügung über alle seine militärischen Hülfsmittel, und es war ihm sicher zu verzeihen, daß es einen Krieg zu beendigen strebte, in dem es wegen des Mangels einer Flotte niemals einen entscheidenden, den Feind zur Nachgiebigkeit nöthigenden Sieg erringen konnte. Der von Herrn von Schleinitz unterhandelte Waffenstillstand stellte die Nichtincorporirung Schleswigs unter Gewährung einer besondern Verfassung als Basis auf, ein Resultat, das den hochgespannten, den Zwang der Thatsachen hochmüthig übersehenden Ansprüchen der öffentlichen Meinung Deutschlands durchaus nicht genügte und der preußischen Regierung große Unpopularität zuzog, das aber, zumal mit Hinblick auf später Geschehenes, im Grunde befriedigend genug war. Nach dem Abschluß dieser Verhandlungen brachte der Einfluß des Herrn von Radowitz, und wie man sagt, auch der Wunsch des gegenwärtigen Regenten, Herrn von Schleinitz an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, die er vom 29. Juli 1849 bis zum 26. September 1850 leitete. Die Entschiedenheit, mit der er die auf das Dreikönigsbündniß sich stützende Unionspolitik gegen Oesterreich und Bayern vertrat, giebt eine Bürgschaft dafür, daß er auch gegenwärtig von der preußischen Politik die fremden Einflüsse fern zu halten wissen wird, welche sie in den letzten Jahren mehrfach verfälscht haben. Auch etwaige Versuche Oesterreichs, seinen Einfluß in Deutschland auf Kosten Preußens zu vermehren und in die natürliche Machtsphäre des letztern hinüberzugreifen, dürften in ihm einen standhaften Gegner finden. Als Herr von Radowitz die Nothwendigkeit einsah, die volle Verantwortlichkeit für die Politik zu übernehmen, die sein persönlicher Einfluß auf den König zur Herrschaft gebracht hatte, ging das Portefeuille des Auswärtigen aus den Händen des Herrn von Schleinitz in die seinigen über, und Schleinitz trat als wirklicher Geheimerath zurück. Seitdem hat er, von Staatsgeschäften entfernt, in Coblenz im nahen Verkehr mit dem prinzlichen Hofe gelebt, bis ihn der Regent neuerdings zu sich berief. (6.)

Moritz August v. Bethmann-Hollweg.

Nicht blos äußerlich in seltener Weise begünstigt, sondern auch durch Geist, Kenntnisse und Gesinnung frühzeitig vorragend, hat der neue preußische Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten schon seit langer Zeit eine glänzende Stellung eingenommen. Immerhin aber bleibt es, nach seinen ganzen Richtungen, wie sie bis vor wenigen Jahren hervorgetreten, ein neues Zeichen der wundersamen Verwickelungen unserer Zeiten, daß er in Opposition mit der Verwaltung eines Königs kommen sollte, dessen ganzem Wesen er auf das innigste verwandt schien, oder auch daß unter diesem König ein Verwaltungssystem sich behaupten konnte, dem ein Bethmann-Hollweg entgegenzuwirken sich gedrungen fühlte.

Geboren zu Frankfurt a. M. am 10. April 1795, ein Sohn Johann Jakob Bethmann-Hollwegs, der eigentlich Hollweg hieß, sich aber mit einer Schwester des Banquiers Simon Moritz Bethmann, Susanna Elisabeth, vermählte, Associé des großen Frankfurter Bankhauses wurde und Namen und Wappen der Bethmann annahm, wuchs er im Schooße des gediegensten Reichthums auf, glücklicher noch dadurch, daß die Eltern die glänzenden Gaben, die er früh entfaltete, sowohl durch alle die Bildungsmittel, die ihr Reichthum vereinigen konnte, zu pflegen wußten, als auch durch Verstattung der freiesten Berufswahl ehrten. Vorzüglichen Antheil an seiner Ausbildung hatte der berühmte Karl Ritter, der seit 1798 in dem Bethmann-Hollweg'schen Hause als Erzieher wirkte, ihn auch für das damals unter Matthiä, Grotefend und Schlosser blühende Frankfurter Gymnasium vorbereitete und bei den Studien auf demselben überwachte und ihn 1811 und 1813 nach der Schweiz und nach Italien geleitete. Aus Italien zurückgekehrt, bezog er, damals noch unter der Führung Ritter's, 1813 die Universität Göttingen, wo er ein eifriger Schüler Hugo's, wie seit 1815 zu Berlin Savigny's, wurde. Diese Männer, die den strebenden, wißbegierigen und sittlich reinen Jüngling überaus liebgewannen, weihten ihn in die von ihnen begründete historische Rechtsschule ein, deren Stütze und Förderer er selbst zu werden bestimmt war. Denn seine wissenschaftliche Befähigung und Richtung war derartig, daß auch unter minder günstigeren äußeren Verhältnissen die akademische Laufbahn als sein nächster Beruf erschienen sein würde. Nachdem er im Sommer 1817 Göschen zu dessen Untersuchung der Handschrift des Gajus, die den historischen Forschungen der Romanisten einen so mächtigen Anstoß geben sollte, begleitet hatte und dann zum Behuf seiner Doctorpromotion, die im folgenden Jahre stattfand, nach Göttingen zurückgekehrt war, habilitirte er sich, von Savigny dazu aufgemuntert, 1819 zu Berlin, wo er 1820 außerordentlicher, 1823 ordentlicher Professor des Rechts wurde und 1827—28 das Rectorat bekleidete. Persönliche Verhältnisse und die Sehnsucht nach den schönen Rheinlanden bestimmten ihn 1829, seine Berliner Professur mit einer zu Bonn zu vertauschen. Hier wirkte er bis 1842 als akademischer Lehrer, legte aber dann, seit 1840 dem preußischen Adelsstande beigesellt, die Professur nieder und übernahm als Geheimer Oberregierungsrath das Curatorium der Universität, deren Mitglied er gewesen war. Auch dieses gab er 1845, wo er zum Mitglied des Staatsrathes ernannt wurde, auf. 1846 wohnte er der evangelischen Generalsynode bei, wie er denn an kirchlichen Angelegenheiten immer den wärmsten Antheil nahm, seinerseits einer kirchlich-frommen, jedoch nicht intoleranten und exclusiven Richtung angehörte, und bis in die neueste Zeit sein Interesse dafür als Mitglied und Vorsitzender kirchlicher Zusammenkünfte, vor allem der evangelischen Allianz, bethätigt hat. 1849 wurde er in die erste, 1852 in die zweite preußische Kammer gewählt, wo eine besondere Fraction ihren Namen von ihm führte, und die in ihrem Organ, dem Preußischen Wochenblatt, folgendes Programm aufstellte und vertheidigt hat: „Anerkennung der Verfassung als rechtlicher Basis des Staates, und der allgemeinen Landesvertretung als des Organs, das durch entscheidende Mitwirkung zu der Gesetzgebung und zur Ordnung des Staatshaushaltes die Regierung in Einheit mit dem Lande erhalten und kräftigen, nicht aber eine parlamentarische Regierung aus sich erzeugen soll. Selbstregierung der Gemeinden, Kreise und Provinzen unter einer Verfassung, welche die Unterschiede von Stadt und Land, von großem und kleinem Grundbesitz, wo und insoweit sie reale Bedeutung haben, zur Entwickelung gelangen läßt, jedes unnatürliche Uebergewicht einer Classe der Unterthanen aber vermeidet. Parität in den Religionsbekenntnissen mit Selbstverwaltung der katholischen und der protestantischen Kirche. Im Bunde, nach dem Scheitern anderer Versuche, hat Preußen auf der Grundlage der für jetzt restaurirten Bundesverfassung von 1815 durch den Schutz jedes gefährdeten Rechtes und durch Förderung der gemeinsamen Interessen den ihm gebührenden Einfluß zu behaupten. Allianzen darf es nicht nach traditionellen oder abstracten Prinzipien, sondern lediglich nach dem Maßstabe seiner Weltstellung und seiner wechselnden Interessen abschließen. Ueberall muß es seine Bestimmung sein, das Recht, formelles und materielles, fremdes wie eignes, selbst zu achten und gegen Andere zu vertreten."

Fortsetzung in der Beilage.

Bethmann selbst trat in dieser Session als Hauptgegner der auswärtigen Politik des Ministeriums Manteuffel entgegen, wurde aber bei den abermaligen Wahlen, auf welche Herr von Westphalen mit dem ganzen Gewicht seines Einflusses drückte, übergangen, brachte ein Jahr in Italien zu und kehrte dann in seine geliebten Rheinlande zurück, wo er ausgedehnten Grundbesitz hat, um in Freiheit sich seiner Neigung für Kunst und Alterthum hinzugeben, doch auch nicht ohne Antheil an kirchlichen und politischen Strebungen. Von da ist er am 6. Nov. d. J. abberufen worden, um in das neue preußische Ministerium zu treten. — Auch als Schriftsteller hat er sich neben einigen früheren auf den Civilproceß bezüglichen Werken hauptsächlich durch die Schriften: „Gerichtsverfassung und Proceß des sinkenden römischen Reichs" (Bonn, 1827) und „Ursprung der lombardischen Städtefreiheit" (Bonn, 1846) den Gelehrten wohlbekannte Verdienste erworben. Auch war er seit 1832 Mitherausgeber des Rheinischen Museums. Seine künstlerisch-antiquarische Richtung hat auch ein schönes bleibendes Denkmal hervorgerufen, indem er das 1832 für etwas über 20,000 Thaler erkaufte Bergschloß Rheineck, dessen Gebiet er durch viele neue Ankäufe wesentlich erweiterte, und das 1845 die Eigenschaft eines Rittergutes bekam, durch Johann Claudius de Lassaulx auf das schönste und sinnigste restauriren und die prächtige Schloßkapelle durch Steinla mit herrlichen Fresken verzieren ließ. Auch sonst macht er von seinem großen Vermögen den wohlthätigsten Gebrauch und unterstützt namentlich das bedürftige Talent in der großmüthigsten und zartesten Weise.

Es kann befremdend erscheinen, daß ein Mann, der, wie aus obiger Skizze hervorgeht, in so vielfachen Beziehungen dem Sinne Friedrich Wilhelms IV. verwandt, der aus der historischen Rechtsschule hervorgegangen und keineswegs ohne Sympathien für die Romantik des Mittelalters war, doch in den letzten Jahren in Opposition zu dem herrschenden Regierungssystem treten, und noch mehr, daß jetzt die Ernennung eines Mannes seiner kirchlichen Richtung zum Minister der geistlichen Angelegenheiten auch von sehr entgegengesetzten Richtungen mit Freude begrüßt werden konnte. Indeß, noch abgesehen von persönlichen Einflüssen, die vielleicht nicht ohne Einwirkung darauf gewesen sind, daß er an der Spitze einer gemäßigten Opposition gegen das Ministerium Manteuffel stand und zu den Protectoren des Preußischen Wochenblattes gehörte, ist auch sonst der starre Bureaukratismus mit seinen Polizeimitteln und die geistlose Orthodoxie des Buchstabenglaubens mit ihrem unduldsamen Pharisäismus, seinem Sinne so wenig entsprechend gewesen wie dem des Königs, hat die Romantik des kunstsinnigen Rheinländers mit dem märkischen Junkerthum und dessen sehr realen Strebezielen nichts gemein gehabt, und werden Geist und Milde jederzeit als Grundzüge seines Wesens sich geltend machen. (2.)

Eduard von Bonin.

Der jetzige preußische Kriegsminister ist der Sprosse eines Geschlechtes in Pommern, aus dem berühmte Staatsmänner und Generale hervorgegangen sind. Sein Vater, der als Generallieutenant starb, war in den Feldzügen am Rhein von 1792—1795 Generaladjutant des Generals Blücher, und diese Stellung hatte die Folge, daß sein Sohn Eduard, der ihm am 7. März 1793 zu Stolpe in Hinterpommern geboren worden war, 1806 kurz vor dem Ausbruche des unglücklichsten Krieges, den Preußen jemals zu führen gehabt hat, in eines der unter dem wackern Haudegen stehenden Regimenter aufgenommen wurde. Es war das Regiment des Herzogs von Braunschweig-Oels, und der dreizehnjährige Bonin wurde mit ihm in die Katastrophe von Lübeck verwickelt. Das Burgthor, dessen Vertheidigung der Herzog leitete, war das erste, das von den Franzosen erstürmt wurde. Einem französischen Officiere fiel im Gewühl ein Knabe in Uniform auf, der, obgleich verwundet, seinen Degen nicht abgeben wollte. „Mein armes, kleines Kind, ich werde dich retten!" Mit diesen Worten drängte er die französischen Voltigeurs zurück, und Bonin war der Gefahr entrissen.

Da er fühlte, welche Anforderungen ein zu Boden geworfener Staat an die geistigen Kräfte seiner Officiere stellen müsse, schied er, sobald seine Wunden vernarbt waren, vorläufig aus dem Dienste aus, um auf dem Gymnasium zu Prenzlau sich Kenntnisse zu erwerben. 1809 trat er als Fähnrich eines Garderegiments in die Armee zurück und hatte nun den Grund zu der vielseitigen Bildung gelegt, die ihn auszeichnet. Sein Wunsch, als österreichischer Officier in dem Feldzuge jenes Jahres mitzukämpfen, wurde ihm nicht erfüllt. Weil er auf die Erfüllung desselben sicher rechnete, hatte er einen Antrag seines ehemaligen Regimentschefs, dem in Nachod neugebildeten Truppenkörper, den berühmten Schwarzen beizutreten, abgelehnt. So kam es, daß erst die Freiheitskriege ihn wieder zu einer kriegerischen Thätigkeit beriefen. In mehreren Schlachten, besonders bei Lützen und in dem entscheidenden Kampfe um den Montmartre, focht er als Adjutant der Gardebrigade mit solcher Auszeichnung, daß er in die kleine Zahl der Ritter des eisernen Kreuzes erster Classe aufgenommen wurde. In der folgenden Friedenszeit war das Aufrücken zu den höhern Graden natürlich ein langsames. Zwölf Jahre lang war v. Bonin Hauptmann, eilf Jahre Major, und nicht früher als 1848 drang er zu dem Range eines Brigadegenerals vor. Den Ruf eines der besten Officiere hatte er sich theils durch seine Thätigkeit für eine neue Bewaffnung des Heeres, theils als Militärschriftsteller durch eine meisterhafte Schrift: „Grundzüge für das zerstreute Gefecht" erworben. Die darin aufgestellten Regeln sind nicht blos in Preußen, sondern auch in fremden Staaten angenommen worden.

Nach dem Abschluß des Malmöer Waffenstillstandes wurde v. Bonin von der Centralgewalt an die Spitze der schleswig-holsteinischen Armee gestellt. Er verließ jenen undankbaren Posten, in dem für den Sieg der Herzogthümer eine Entscheidung zu geben ihm unmöglich war, mit dem Zeugniß des ganzen Landes und aller Kriegskenner, daß er in der Organisation des Heeres fast Unglaubliches geleistet, worin er in der tüchtigsten Weise von seinem ausgezeichneten Stabschef Delius unterstützt wurde, und bei der Anordnung der Operationen, wie bei der Leitung der Gefechte einen guten Feldherrnblick bewährt habe. Nur vor Fridericia — vielleicht in Folge allzu großen Vertrauens auf die stete Gefechtbereitschaft seiner Truppen und ungerechtfertigter Mißachtung des Gegners — war ihm das Glück ungünstig, während der Sieg bei Kolding ein schönes Reis in seinem Lorbeerkranz bleibt. Seine Leutseligkeit und sein Gerechtigkeitsgefühl ist selbst von dem Feinde anerkannt worden. 1851 wurde er zum Befehlshaber der Bundestruppen ernannt, die man bei Frankfurt a. M. zusammenzog, zu Anfang des Jahres 1852 übernahm er das preußische Kriegsministerium. Seine Thätigkeit in demselben war sehr belangreich. Die beweglichen taktischen Formen, wie sie z. B. die französische leichte Infanterie sich zu eigen gemacht, und die er auch in der schleswig-holsteinischen Armee eingeführt, brachte er auch in der preußischen zur Anerkennung. Er betrieb eine innigere Verschmelzung der Landwehr mit der Linie durch Errichtung der gemischten Linien- und Landwehrbrigaden, gab der Landwehrreiterei eine andere Organisation, die sie kriegstüchtiger machte, und setzte die verbesserte Bewaffnung der Infanterie durch. Sein Rücktritt wurde als ein großes politisches Ereigniß betrachtet, und nicht mit Unrecht, denn er erfolgte 1854 in der kritischen Zeit, die Preußen zur Entscheidung darüber berief, ob es im Schlepptau der russischen Politik bleiben, oder im Verein mit Oesterreich eine neutrale selbständige Stellung einnehmen wollte, und ergab sich aus dem soldatischen Freimuth, mit dem v. Bonin in der Creditcommission der zweiten Kammer erklärt hatte, daß eine Parteinahme für Rußland außerhalb der Grenzen der Möglichkeit

liege, oder, wie er sich energisch ausdrückte, daß dies eine vatermörderische Politik für Preußen sei. Jene Aeußerung brachte das zum Ausdruck, was der überwiegende Theil der wahrhaft loyalen ächt vaterlandsgesinnten Preußen im Sinn und Herzen trug. So warm und kräftig äußerte sich die Theilnahme für den scheidenden Minister, daß man seine Entlassung, in so ungnädiger Stimmung sie auch beschlossen sein mochte, in der ehrendsten Weise ausführte, den General zum Befehlshaber der zwölften Division machte und seiner Familie, bis er in Neiße seine Einrichtungen getroffen habe, eines der königlichen Lustschlösser in der Nähe von Berlin zum Wohnsitz anwies. 1856 feierte er in der Bundesfestung Mainz, deren Gouverneur er war, sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Zuletzt, unmittelbar vor seiner Ernennung zum Kriegsminister, war er Befehlshaber des siebenten Armeecorps in Münster.

General v. Bonin erfreut sich seit Jahren der Achtung des Prinz-Regenten von Preußen. Er ist ganz ein Mann nach dessen Geiste, da ihn jener umfassende Diensteifer beseelt, welcher die Hebung der Armee und ihre Durchbildung in allen Zweigen als Lebensaufgabe betrachtet. (16.)

Freiherr Erasmus Robert v. Patow,

der Finanzminister des gegenwärtigen preußischen Cabinets, gehört zu den Staatsmännern, welche im Sinne der Stein'schen Reformen fortgearbeitet und die guten Seiten der altpreußischen bureaukratischen Praxis mit der neuen Theorie des constitutionellen Systems zu versöhnen versucht haben. Er ist am 10. September 1804 auf Mallenchen, dem Gute seines Vaters, der preußischer Kammerherr war, in der Niederlausitz geboren und empfing seine erste Bildung theils durch Privatunterricht, wo er den eben abgetretenen Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel zum Studiengenossen hatte, theils auf den Gymnasien in Lübben und Luckau. Zu Ostern 1823 bezog er die Universität Berlin, studierte darauf einige Semester in Leipzig und Heidelberg und wurde nach Beendigung seiner Studien am 27. December 1826 als Auscultator bei dem Stadtgericht zu Frankfurt a/O. angestellt. Nach Ablegung des cameralistischen Examens ging er jedoch zur Verwaltung über, trat 1829 als Referendarius in die Regierung von Potsdam und wurde, da er hier vielfach seine Tüchtigkeit bewies, in dem nächsten Jahre vom Minister des Innern von Schuckmann als Hülfsarbeiter in die Abtheilung des Ministeriums für Handel, Gewerbe und Bauwesen beordert. Ein Nebengewinn für Patow war in dieser Stellung die Bekanntschaft, die er in Berlin mit Maaßen, Beuth, Kühne und anderen bedeutenden Staatsmännern machte, in deren Umgange sich in ihm die politischen und volkswirthschaftlichen Grundsätze ausbildeten, denen er seitdem treu geblieben ist. Nachdem er 1832 Regierungsassessor geworden und mittlerweile wieder in der Potsdamer Regierung hauptsächlich mit Gemeinheitstheilungen beschäftigt gewesen war, berief ihn der Finanzminister Maaßen abermals nach Berlin, um den damals mit den Verhandlungen über die Bildung des Zollvereins beauftragten Oberfinanzrath Kühne zu unterstützen. Zwei Jahre verbrachte er in dieser seiner Ausbildung sehr förderlichen Stellung, übernahm dann 1835 das schwierige Grundsteuerdepartement und stieg allmählich zum Geheimen Finanzrath und 1837 zum vortragenden Rath bei der Staatsbuchhalterei empor, wo ihm unter dem Staatsminister Grafen von Lottum die Bearbeitung aller an das Cabinet gelangenden Cassen-, Etats-, Steuer-, Handels-, Schifffahrts-, Zollvereins- und Bausachen oblag. Die Ernennung zum Geheimen Oberfinanzrath und zum Mitglied des Staatsraths im Januar 1840 lohnte seine ersprießliche Thätigkeit in diesen Fächern. Noch selbständiger ward seine Stellung, als er 1845 als wirklicher Geheimer Legationsrath und Director in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten trat. Man fühlte in Berlin damals das Bedürfniß, von der schutzzöllnerischen Richtung, in die sich der Zollverein seit dem Beitritt der süddeutschen Staaten immer entschiedener eingelassen hatte, wieder abzulenken und allmählich zu den freieren Grundsätzen, die Preußen 1818 aufgestellt und bei der Gründung des Zollvereins zur Geltung gebracht hatte, zurückzukehren. Herr von Patow arbeitete in diesem Sinne eine Denkschrift aus, die vom Ministerium genehmigt und als Grundlage für die von Preußen im Zollverein zu befolgende Politik angenommen ward. Dadurch führte sie zu den Beschlüssen, welche die Zollconferenz von 1846 unter Patows Vorsitz faßte, und welche die im Schooße derselben sich bekämpfenden freihändlerischen und schutzzöllnerischen Tendenzen wenigstens vorläufig zu einem Waffenstillstand brachten.

Auch einer Frage internationaler Handelspolitik widmete Patow damals seine Thätigkeit. England, an der Navigationsacte festhaltend, belastete die deutsche Rhederei immer noch mit Abgaben, von denen die englischen Schiffe in deutschen Seehäfen frei waren. Nur Retorsionsmaßregeln konnten England belehren, daß es an der Zeit sei, eine veraltete Politik aufzugeben, und Preußen ergriff sie. Patows Einfluß brachte es dahin, daß das preußische Ministerium der englischen Regierung erklärte, die englischen Schiffe würden in Zukunft in preußischen Häfen dieselben Abgaben bezahlen müssen, welche die preußischen Schiffe in den englischen Häfen bezahlten, wenn keine Aenderung der Navigationsacte vorgenommen würde. Preußen begnügte sich jedoch nicht mit dieser Demonstration; was ihm schon mit dem Zollverein gelungen, wollte es auf einem neuen Terrain versuchen und durch Zustandebringung eines deutschen Schifffahrts- und Handelsbundes England zur Nachgiebigkeit zwingen. Zu diesem Zwecke wurde Herr von Patow mit einer diplomatischen Sendung nach Hannover, Oldenburg, Bremen und Hamburg geschickt, um diese Nordseestaaten zum Beitritt zu gewinnen. Er unterhandelte mit großem Erfolg, und nur Hamburg zögerte noch mit der Zustimmung zu einem Plane, der die deutschen Seestaaten als geschlossene Phalanx England gegenübergestellt hätte, als die Ereignisse von 1848 dazwischentraten und die ganze Angelegenheit in den Hintergrund drängten. Die vollständige Aufhebung der englischen Schifffahrtsgesetze machte dann später das Wiederaufnehmen der Sache überflüssig.

Große Verdienste erwarb sich Patow für das Zustandekommen der allgemeinen deutschen Wechselordnung, die er zuerst im preußischen Ministerium in Anregung brachte, und die er alsdann als Vorsitzender der in Leipzig vom October bis December 1847 versammelten Wechselrechts-Conferenz in die Praxis einführte.

Neben der amtlichen Thätigkeit Patows lief eine parlamentarische her, die er im Jahre 1833 als Mitglied des Communallandtages der Niederlausitz begann. Auch an den Provinziallandtagen, den Berathungen des zum ersten Male versammelten Ausschusses und des zweiten Vereinigten Landtages nahm er Theil. In allen seinen Stellungen und zu allen Zeiten war er standhafter Anhänger und beredter Vertheidiger der Stein'schen Ideen und Gesetze, denen Preußen nach dem Sturz von 1806 seine Wiedergeburt verdankt, die aber in der vormärzlichen Zeit in den dreißiger und vierziger Jahren in den regierenden Kreisen auf wachsenden Widerstand stießen.

Die Erschütterung des Jahres 1848 führte Herrn von Patow am 14. April 1848 in das Camphausen'sche Ministerium, in welchem er das Departement für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten übernahm. War er früher von der unbedingten Nothwendigkeit einer Repräsentativverfassung für Preußen nicht überzeugt gewesen und gehörte er mehr der altpreußischen freisinnigen Beamtenschule an, die ohne Mitwirkung einer Volksvertretung den Staat im liberalen Sinne zu regieren trachtete, so schloß er sich jetzt doch aufrichtig der neuen Ordnung der Dinge an und ist seitdem ein treuer Freund der Verfassung geblieben. Mit der im Sommer 1848 hochaufsfluthenden Demo-

kratie in Preußen konnte er natürlich nicht gehen, schied sogar am 25. Juni ganz aus dem Ministerium, wurde am 24. Juli Oberpräsident von Brandenburg und lieh in dieser Stellung dem Ministerium Brandenburg mit Entschiedenheit seine Unterstützung. Auch in der im Februar 1849 neu zusammentretenden zweiten Kammer zeigte er sich als ein zu allen Zeiten schlagfertiger Kämpfer gegen die demokratische Linke, ohne deshalb ein unbedingter Anhänger des in unsicherm Schwanken zwischen neuer Verfassungsmäßigkeit und altgewohntem Absolutismus sich bewegenden Ministeriums zu sein. Diese Conflicte mehrten sich, als er nach der Auflösung der zweiten Kammer im Juli wieder gewählt worden war; und als ihm bei dem Dombaufeste in Brandenburg der König seine Unzufriedenheit mit den Worten zu erkennen gab: er müsse von seinen Dienern erwarten, daß sie nicht gegen seine Minister stimmten, zog er es vor, um seine Entlassung aus dem Staatsdienste zu bitten, die er am 14. December erhielt. Von da an widmete er sich ganz der parlamentarischen Thätigkeit. Nachdem er in Erfurt als Mitglied des Staatenhauses gewesen und sich der preußischen Unionspolitik angeschlossen hatte, trat er in dem Berliner Abgeordnetenhause seit dem Abschluß der Olmützer Convention in allgemein politischen Fragen ganz auf die Seite der Opposition. Als Gegner der feudalistischen Partei zeigte er sich vornehmlich durch seine Anträge auf Aufhebung der Grundsteuerfreiheit der Rittergüter und bekämpfte auch ihre national-ökonomischen und politischen Grundsätze fortwährend bei der Berathung der Finanzgesetze, der Vorlagen über Gemeindeordnungen und Organisation der ländlichen Polizeiverwaltung. Gegenwärtig Finanzminister geworden, hofft man, daß er durch seinen Einfluß die schutzzöllnerischen Tendenzen und die willkürliche bureaukratische Praxis seines ehemaligen Gegners und gegenwärtigen Collegen von der Heydt in Schranken halten werde. (6.)

August v. d. Heydt,

der preußische Handelsminister, ist am 15. Februar 1801 zu Elberfeld geboren, besuchte die Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt und machte dann zu seiner weitern Ausbildung Reisen, durch die er mit den Handelsverhältnissen Deutschlands, Frankreichs und Englands genau bekannt wurde. Nach seiner Rückkehr wurde er Geschäftstheilhaber des väterlichen Banquierhauses v. d. Heydt, Kersten und Söhne, dessen Angelegenheiten er gemeinschaftlich mit seinen Brüdern Daniel und Karl führte. Den Interessen seiner Vaterstadt widmete er als Mitglied der städtischen Centralschulbehörde und seit 1833 auch im Stadtrath eine lebendige Theilnahme. In das Handelsgericht, zu dessen Bezirk die Kreise Elberfeld, Lennep und Solingen gehören, und das die höhere Instanz für fünf Fabrikgerichte bildet, wurde er 1831 als Richter berufen und führte in ihm seit 1840 den Vorsitz. 1839 wurde er zum Landtagsabgeordneten gewählt und wohnte den Landtagen von 1841, 1843 und 1845 bei und erlangte dort ein solches Ansehen, daß man ihn in keinem der Ausschüsse für Handel, Finanzen, Justiz und Verfassungssachen entbehren mochte und ihn jedesmal in den ständischen Ausschuß der Rheinprovinz berief. In Folge dessen nahm er 1842 an den Arbeiten der ständischen Ausschüsse Theil und befand sich drei Jahre später unter den Sachverständigen, denen der Präsident des Staatsraths den Entwurf einer neuen Wechselordnung und den Plan einer allgemeineren Einführung von Handelsgerichten vorlegte. An den Leipziger Berathungen über deutsches Wechselrecht sich zu betheiligen, hinderte ihn eine Erkrankung.

Alles, was er an Kenntniß der Gesetze und Einrichtungen, an Geschicklichkeit in Behandlung praktischer Fragen und an Gewandtheit in öffentlichen Reden und Gegenreden gewonnen hatte, entfaltete sich auf dem Vereinigten Landtage. Er befürwortete jährliche Einberufung der Stände, Erweiterung des Petitionsrechtes, Wegfall der Zweidrittelmehrheit, erklärte sich gegen das mittelalterliche Erbstück, das den barbarischen Namen der itio in partes führt, und gesellte sich so zu Denen, welche eine Umwandlung der ständischen Verfassung in eine constitutionelle forderten.

Die nächste Zeit, die den geschichtlichen Zusammenhang mit der Vergangenheit abbrechen und aus dem modernsten Zeitbewußtsein heraus eine Musterverfassung construiren wollte, verletzte seine innerste Ueberzeugung. Er nahm deshalb die Mandate für die Versammlungen von Frankfurt und Berlin, die ihm angeboten wurden, nicht an. Nicht minder lehnte er den Eintritt in das Ministerium Pfuel ab, da er die vermittelnde Tendenz desselben als unhaltbar erkannte. Die Uebernahme einer Stelle im Ministerium Manteuffel, zu der er sich einen Tag vor der Auflösung der nach Brandenburg verlegten Nationalversammlung entschloß, sollte nach seinem Sinne blos der Gefahr des Augenblicks gelten, und er bat daher, sobald die Ordnung zurückgekehrt war, um seine Entlassung, die ihm indessen in den gnädigsten Ausdrücken verweigert wurde, worauf er blieb, um den Geschäften, bei denen man ihn nicht entbehren zu können erklärte, seine volle Kraft zu weihen.

Als einem Fachminister ist v. d. Heydt wohl nicht die volle Mitverantwortlichkeit für die Politik des Ministeriums Manteuffel beizumessen, aber er hat ihren Einflüssen zuweilen mehr als billig nachgegeben. In seiner Praxis griff er nicht selten ebenso willkürlich durch wie sein College, Herr v. Westphalen, und in Zollvereinssachen hat er keine Politik von einem festen und consequenten Gang einzuhalten gewußt.

An die Spitze des von ihm erreichten Guten stellen wir den Vertrag mit dem Steuerverein und die Verhandlungen mit Oesterreich, die zu dem Abschluß des Handelsvertrags führten. Folgte v. d. Heydt hier blos älteren Traditionen der preußischen Politik oder einem unabweisbaren Gebot der Zeit, so war er dagegen der eigentliche Urheber der ersten Verträge, aus denen der deutsch-österreichische Telegraphenverein hervorgegangen ist, und leitete die Verhandlungen über den deutsch-österreichischen Postverein persönlich. In dem preußischen Postgebiet hatte er die Herabsetzung des höchsten Portosatzes um die Hälfte, die Einrichtung fahrender Postbureaux auf den Eisenbahnen und die Decentralisirung der Verwaltung durch die Gewährung besonderer Oberpostdirectionen für jede Provinz vorangehen lassen. Den Ostseehandel bedachte er durch die Einrichtung regelmäßiger Fahrten zwischen Stettin und Petersburg, Stettin, Stralsund und Ystadt, Stettin und Stockholm, Stettin und Kopenhagen. In den ersten acht Jahren seiner Amtsthätigkeit vermehrten sich die dem Betrieb übergebenen Eisenbahnen um 237 Meilen. Zu einem nicht kleinen Theil ist diese Vermehrung dem Minister zu verdanken, denn wie er den Ausbau der Staatseisenbahnen, insbesondere der für die östlichsten Provinzen bestimmten, mit Energie betrieb, so ermunterte er die Privatgesellschaften durch die Uebernahme von Zinsgarantien Seitens des Staats. Die scharfe Controle über die Privatbahnen, die er eintreten ließ, hat man als eine Wohlthat für das Publicum ansehen wollen. Die Gesellschaften opponirten ihm und riefen sogar, jedoch erfolglos, die Gerichte an, als er sie zur Einrichtung von Nachtzügen zwang und gleichsam bestrafte. Jetzt ist der Dienst ein musterhafter, und das Verderben von Waaren kann seit dem Bau von ausreichenden Schuppen, der nicht überall ein freiwilliger war, nicht mehr vorkommen. Handelte er soweit im Interesse des großen Publicums, das allerdings des Schutzes gegen mächtige Actiengesellschaften bedarf, die, factisch im Besitz eines Monopols auf wichtigen Verkehrsstraßen, sich leicht zu rein egoistischer Ausbeutung desselben verleiten lassen, so ließ er sich auch bei anderen Gelegenheiten von seinem organisatorischen Eifer oft zu weit fortreißen und kann nicht von dem Vorwurf freigesprochen werden, nicht selten durch einen Geist der Bevormundung und der sich bis in die innersten Details der einzelnen Gesellschaften aufdringenden

Aufsicht deren Selbstbestimmung zu sehr beschränkt zu haben und damit der gedeihlichen Entwickelung des Associationswesens hemmend in den Weg getreten zu sein. Die Besteuerung der Eisenbahnen läßt sich von zwei Seiten betrachten. Wir unsererseits halten die Maßregel für gerecht. Dagegen ist es vom finanzpolitischen und nationalökonomischen Standpunkt entschieden zu verurtheilen, wenn er einen großen Theil des Ertrags dieser Steuer zu einem Fonds ansammelt, bestimmt die Regierung allmählich zur Inhaberin sämmtlicher Eisenbahnlinien im Staate zu machen.

Die übrigen Verkehrsmittel mußten mit den großen Beförderungsanstalten Schritt halten. Das Princip des Ministers, den Landestheilen, die nicht unmittelbar an einer Eisenbahn liegen, durch vortreffliche Chausseen einen Antheil an der Beschleunigung des Verkehrs zu verschaffen, ist das einzig richtige. Die zweckentsprechendere Eintheilung der Provinzen in Baukreise erleichterte die Reformen im Bauwesen. Beamte bereisten das Ausland, damit die neuesten technischen Fortschritte eingeführt werden könnten, aber auch der künstlerische Theil wurde nicht vernachlässigt, wie unter anderm aus der Herausgabe des schönen Werkes über die Sophienkirche in Konstantinopel auf Staatskosten hervorgeht.

Einer der leidenden Gewerbszweige, die Leinenindustrie, hob sich unter v. d. Heydt auf eine erfreuliche Weise. Die Errichtung von Webeschulen und von Anstalten für Musterzeichner, den Ankauf von Apparaten, Mustern und Maschinen für die Privatindustrie nennen wir als einige der Unterstützungen, welche der Minister gewährte. In den ärmsten schlesischen Bezirken bemühte er sich die Noth durch Einführung neuer Erwerbszweige zu lindern. Der Hebung des gesammten Gewerbwesens dient die Neugestaltung der Gewerbeschulen in den drei Stufen der gewöhnlichen Gewerbeschulen, der Provinzialgewerbeschulen und des Gewerbeinstituts in Berlin.

Eine unzeitige und Denen, welche sie beanspruchten, keineswegs ersprießliche Nachgiebigkeit erblicken wir in der Gewerbeordnung von 1849. Für unsern Handwerkerstand giebt es kein Heil als die Erkenntniß, daß der Zunftzwang, nach dem er verlangt, unmöglich ist, es sei denn, die Gesellschaft kehre zu der Verkehrsstufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts zurück. Am wenigsten sind halbe Maßregeln am Platze, wie jene Gewerbeordnung von 1849, welche dem Handwerkerstande mit Zugeständnissen schmeichelt, um sie durch eine Erweiterung der bureaukratischen Befugnisse in Sachen des Handwerks illusorisch zu machen. Das mit jener Ordnung zugleich erlassene Gesetz über Gewerberäthe ist ein beschriebenes Blatt Papier geblieben. Die Gewerberäthe sind entweder nicht zu Stande gekommen, oder ihre Mitglieder haben um ihre Entlassung gebeten.

Von einem ehemaligen Banquier hatte man nichts sicherer erwartet, als einen Bruch mit der Handelspolitik, die dem Staat ein Monopol im Bankwesen beilegt, und gerade in diesem Punkte täuschte man sich am meisten. 1851 zum Director der königlichen Bank ernannt, ergriff v. d. Heydt die Doppelmaßregel, die preußischen Cassenanweisungen bis zu einem gewissen Betrage einzuziehen und die Bank zu einer beliebigen Ausgabe von Noten, die aber durch baares Geld oder discontirte Wechsel gedeckt sein müßten, ermächtigen zu lassen. Wenn es ihm für den Fall eines Kriegs bedenklich erschien, viel Papiergeld umlaufen zu lassen, so ist schwer einzusehen, wie ihm ein großer Banknotenumlauf nicht dieselben Bedenken einflößte, denn die hauptsächliche Deckung mußte ja doch in Wechseln bestehen, die dem Publicum gewiß kein größeres Vertrauen einflößten. Sein wirkliches Motiv kann kaum ein anderes gewesen sein, als die Erhaltung des Bankmonopols unter irgend einem Vorwande. Die Sparsamkeit, mit der er von der Befugniß zur Concessionirung von Privatbanken Gebrauch machte, bestärkt uns in dieser Ansicht. Die Banken, die er erlaubte, behandelte er mit wenig Rücksicht, wie er z. B. der Magdeburger eine stärkere Ausgabe von Zehnthalernoten versagte und den königlichen Cassen befahl, ihre Noten zurückzuweisen. Die Folge seiner Grundsätze war die Gründung verschiedener Banken längs den Grenzen des preußischen Staats, denen er dann mit bureaukratischen Gewaltmitteln entgegentrat. (14.)

Minister Flottwell.

Eduard Heinrich Flottwell, der das für das politische Leben wichtigste Departement in dem neuen preußischen Ministerium verwaltet, das des Innern, gehört ganz dem preußischen Beamtenstande der alten Schule an. Geboren am 22. Juli 1786 zu Insterburg, bildete er sich auf der Universität Königsberg, wo der Geist der kritischen Philosophie noch in voller Stärke waltete, für die juristisch-administrative Laufbahn, deren erstes Stadium er im Februar 1805 als Auscultator bei dem Oberlandsgericht seines Geburtsortes betrat. Innerer und äußerer Beruf bestimmte ihn für den höhern Staatsdienst. Er unterzog sich mit Erfolg den dafür geordneten Prüfungen, kam 1808 als Assessor in das Oberlandesgericht zu Königsberg, 1812 als Regierungsrath nach Gumbinnen, und rückte nun ziemlich rasch zu den höhern Verwaltungsstellen auf. 1816 zum Geheimen Regierungsrath ernannt, wurde er Mitglied der Regierung zu Danzig und zugleich Rath bei dem Oberpräsidium, welches damals in den Händen v. Schön's war, der den hellen Blick, den festen Charakter und die mächtige Arbeitskraft Flottwell's wohl zu schätzen wußte. Schon 1825 wurde er Regierungspräsident zu Marienwerder, und fünf Jahre später bewies es das besondere Vertrauen, das man seiner Umsicht und Thatkraft schenkte, daß er in der schwierigsten Zeit, als eben die Revolution in Warschau ausgebrochen war, das Oberpräsidium der Provinz Posen erhielt, in welcher Stellung er bis 1841 verblieb, und darin sowohl die Folgen jener polnischen Ereignisse, als die erste Choleranoth und noch am Schlusse die durch die Cölner Wirren auch nach Posen verpflanzten katholischen Händel durchzumachen hatte. Er entsprach dabei ebenso den Intentionen der Regierung, wie den Wünschen des deutsch-protestantischen Theiles der Bevölkerung, ohne dem polnisch-katholischen Theile Anlaß zu gerechten Beschwerden zu geben. Ungerechte Angriffe hatte er allerdings, wenigstens bei dem letztgenannten Anlasse, zu erleiden, und polnisch-katholische Federn schilderten ihn als einen prägnanten Vertreter der preußischen Bureaukratie und des protestantischen Rationalismus. Als er darauf, nachdem er 1840 zum wirklichen Geheimen Rath ernannt worden, 1841 aus den Provinzen, in denen er bis dahin unausgesetzt gewirkt, hinweg nach Magdeburg zur Verwaltung der Provinz Sachsen versetzt ward, betrachtete man dies allgemein als ein Zugeständniß für die Polen, und einmüthig und laut war die Trauer der Deutschen in Posen über den Verlust dieses ihres festen und landeskundigen Vertreters. Daß er übrigens das Vertrauen des Königs bewahrt hatte, bewies seine im Mai 1844 erfolgte Ernennung zum Staatsminister für das Finanzwesen. Es ist nicht sicher bekannt, welche Gründe ihn schon zwei Jahre später zum Rücktritt von dieser Stellung bewogen haben; es scheinen wenigstens keine Meinungsdifferenzen mit den Collegen gewesen zu sein. Er übernahm nun das Oberpräsidium von Westphalen. 1848 in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, stimmte er mit der äußersten Rechten. An den Sitzungen der Berliner ersten Kammer nahm er nur in der Session von 1849 Theil und widmete sich dann ganz der Verwaltung, indem er erst provisorisch das Oberpräsidium von Preußen, dann seit 1850 das von Brandenburg führte. Als am Vorabend der Regentschaft der Minister v. Westphalen seine Entlassung gegeben hatte, wurde Flottwell interimistisch mit dem Ministerium des Innern betraut, das ihm dann am 6. Nov. schließlich übertragen ward. Bewiesen hat er bereits, daß er das Regierungssystem nicht durch kleinliche Polizeimittel zu stützen geneigt ist. (2.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 49. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 4. December.

Inhalt

Burtons Streifzüge an der Ostküste von Africa.

Das große Werk der Entdeckung hat in Africa einen rüstigen Fortgang, und fast in jedem neuen Monat erhalten wir neue Kunde. Aber ein Blick auf die Karte zeigt, wie viel auch jetzt noch unerforscht geblieben ist. Vom Südabfall der abessinischen Gebirge über den Erdgleicher hinaus bis an die Mündung des Sambesi (Zambeze) kennen wir zwar die Küstenlinie in ihren Umrissen, aber noch lange nicht genau in allen ihren Einzelheiten, und das innere Land vom zehnten Grade nördlicher Breite bis zum zehnten Grade südlicher Breite ist noch terra incognita. Von der Missionsstation Mombas an der Zanguebarküste haben wir durch unsere Landsleute, Krapff, Isenberg, Ehrhardt und Rebmann Berichte über die hohen Berge Kenia und Kilimandscharo erhalten; sie sagen auch, daß von diesen Alpenstöcken nach Westen hin ein großer See, der Ukerewe liege; aber noch hat kein Europäer ihn gesehn.

Aber das geheimnißvolle Dunkel, der Schleier, welcher immer noch über einer so ausgedehnten Region liegt, hat für den wißbegierigen Forscher einen ganz außerordentlichen Reiz, und Capitän Burton konnte demselben nicht widerstehen. Er ist derselbe Reisende, welcher die Kaaba zu Mekka, und Medina, die Stadt des Propheten, besucht und in äußerst anziehender Weise beschrieben hat. Er war auch der erste und ist bis jetzt der einzige Europäer, dem es gelang, bis zu der seltsamen Stadt Härrär vorzudringen. Nicht leicht ist ein Mensch von der Natur besser zu einem Reisenden in tropischen Gegenden angelegt gewesen; er hat eine eiserne Gesundheit, welche Jahre lang dem heißen Klima widerstand, einen ungemein lebendigen Geist, große Gewandtheit, scharfen Blick und gebietet über reiche Sprachkenntnisse. Keine Aufgabe erscheint ihm zu schwierig. Deshalb wählte die englisch-ostindische Regierung in ihm den rechten Mann, als es sich darum handelte, eine Erforschungsreise von der Stadt Berbera am Meerbusen von Aden nach Südwesten zu veranstalten. Sie sollte im Innern über den Aequator hinausgehen, und dann nach Südosten hin wandern und womöglich bei Sansibar (Zanzibar) die Küste wieder erreichen. Dieser Plan scheiterte an mancherlei Hindernissen, aber Burton ruhete nicht und nahm gemeinschaftlich mit seinem alten Reisegefährten Capitän Speke denselben in gewisser Beziehung wieder auf. Er wollte von Sansibar aus in's Innere vordringen, nähere Kunde über die großen Binnenseen einziehen und dieselben, wenn irgend möglich, selbst besuchen. Aber das Klima machte sein Anrecht geltend; Burton ist zweimal am Fieber erkrankt und lag, den letzten Nachrichten zufolge, mit geschwächter Gesundheit an der Küste, während Speke mehr als fünfzig deutsche Meilen weit in's Innere vorgedrungen ist. Ohne Zweifel werden seine Berichte viel Neues bringen. Vorläufig besitzen wir von Burton eine Schilderung seiner Fahrten und Streifzüge an der Ostküste, die er mit der ihm eigenthümlichen Lebendigkeit und Frische darstellt. Jene Region leidet, staatlich betrachtet, an derselben Zerklüftung, welche wir überall im schwarzen Africa finden; die dunkelfarbigen Menschen sind unfähig, wohlgeordnete und dauerhafte Staaten zu bilden; nur Araber, welche aus dem Lande Oman stammen, haben dort an der Ostküste ihre Herrschaft begründet, welche sie zum Theil durch Söldner aus Beludschistan aufrecht erhalten. Aber die Macht derselben und ihres Trägers, des sogenannten Imams von Maskat, reicht nicht in's Innere. Den Mittelpunkt derselben bildet die Insel Sansibar, und von dieser aus trat Burton seine Fahrten an.

Am 2. December 1856 hatte er Bombay in Indien verlassen, sechszehn Tage später erblickte er vor den africanischen Gestaden die Smaragdinsel Pemba, nördlich von Sansibar, und ankerte vor dem Korallenriff Tumbatu. Am Gestadelande wohnen die Machadins, Neger, welche neben einigen angenommenen Formen des Mohammedanismus viel heidnische Bräuche bewahren. Sie holen sich Offenbarungen aus einer düstern Höhle und halten Leichenreden von ganz plumper Art an die Verstorbenen: „Gestern habe ich Tabak von Dir gefordert, aber Du hast ihn mir verweigert; weshalb hast Du ihn mir nicht gegeben? Nützt er Dir nun etwas, hä?" Eine Frau trat an die Leiche eines Mannes und rief: „Du wolltest mein Geliebter sein, hast es versprochen, aber nicht gehalten, denn da liegst Du nun! Das ist mir ein schöner Geliebter, der sich von Würmern fressen läßt!"

Wer sich Sansibar nähert, wird von einer angenehm duftenden Atmosphäre überrascht; er verspürt den Geruch von Gewürznelken. Aber diese Luft ist mit Fiebern schwanger. Die Insel selbst gewährt einen prächtigen Anblick mit ihren hohen Bergen und palmenbedeckten Gestaden; selbst im hohen Sommer ist Alles frisch und grün wie auf der Küste von Malabar. Nachdem man durch die fahrbare Oeffnung eines Korallenriffes hindurchgesegelt ist, gewahrt man die Wohnung des Herrschers, ein großes Serail, das einigermaßen an ein gothisches Schloß erinnert und von üppigem Baumwuchs umgeben ist. Aber ganz nahe liegt eine pesthauchende Lagune, die schon manchem europäischen Seemanne das Leben geraubt hat.

Der Herrscher von Maskat, welchem man in unsern Büchern gewöhnlich den religiösen Titel eines Imam beilegt, wird richtiger mit dem arabischen Worte Ssassid bezeichnet, das Fürst oder Herrscher bedeutet. Als Burton in Sansibar anlangte, war der alte Herr eben gestorben, und seine beiden Söhne lagen mit einander im Streit. Ein Theil der Besitzungen befindet sich an der Küste von Ostarabien, wo die Hauptstadt Maskat liegt, und an oder vor den Gestaden Persiens. Dieses Land hatte der ältere, Ssassid Sawasei, sich angeeignet, während der jüngere, Ssassid Medschid, in Sansibar blieb und als eine Art von Vicekönig die africanischen Unterthanen beherrschte.

Sansibar hat erst seit etwa fünfzehn Jahren eine größere Bedeutung gewonnen. Noch 1842 waren nur fünf Magazine vorhanden; seitdem hob sich aber der Handel, die Araber wurden baulustig, und jetzt zählt die Stadt mehr als dreitausend Häuser, welche kaum ausreichen, der Volksmenge Obdach zu geben; während der Marktzeit beträgt dieselbe oft mehr als fünfzigtausend Köpfe. Die Luft ist ungesund, weil man nicht daran gedacht hat, die Moräste in der Umgegend trocken zu legen; es würde nur geringe Mühe kosten, Sansibar in einen gesunden Platz umzuwandeln, aber die Araber lassen sich eher vom Fieber heimsuchen, als daß sie Gräben zögen und Dämme aufwürfen. Die Straßen sind eng und winkelig, mit Ausnahme jener, wo Europäer wohnen. Diese haben Gossen angelegt und dem Wasser einen Abzug verschafft; deshalb ist es dort vergleichsweise gesund, aber in den Stadttheilen der Schwarzen herrscht ein entsetzlicher Schmutz. Die Araber verriegeln und verrammeln mit Ketten ihre Häuser, und selbst die kleinsten Fensteröffnungen sind vergittert. Nach der Mitte der Stadt hin, unweit vom Meere, steht die Burg, welche einem Angriffe der Europäer keinen Widerstand leisten könnte; unter den Kanonen befinden sich einige, welche Schah Abbas 1623 bei der Eroberung von Ormus den Portugiesen abgenommen hat. Die Besatzung wird durch Lohntruppen aus Beludschistan gebildet, welche ihrerseits bewaffnete Sklaven halten. Es würde der Bemannung einer europäischen Schaluppe ein Leichtes sein, dieses Fort zu nehmen; ist es doch sogar schon von einem einzigen americanischen Matrosen genommen worden! Diese Theerjacke war betrunken und wollte einen andern Matrosen befreien, der während einer Schlägerei verhaftet worden war. Er stürzte mit gezogenem Messer auf die Wache los, warf die Neger zur Linken und zur Rechten und stürmte auf den Wall. Dann kamen die Beludschen herbei, wagten aber nicht, ihn anzugreifen. Sie halfen sich indessen in sinnreicher Weise, indem sie den Yankee mit langen Stricken umwickelten und fest zusammenschnürten, bis er umfiel.

In dieser Burg befindet sich auch das Gefängniß, in welchem man eine Menge von Ketten, Halseisen und andern dergleichen Werkzeugen sieht. Es ist ein fürchterlicher Aufenthalt; ein europäischer Mensch würde keine Nacht darin aushalten können, sondern am Morgen todt gefunden werden, aber die dort eingesperrten Neger singen und schwatzen ganz gemüthlich. Unweit von der Burg liegt das Zollhaus, welches zugleich eine Art von arabischer Börse bildet. Dort werden unter einfachen Schuppendächern Millionen umgesetzt, und die vorhandene Waarenmenge ist oft sehr beträchtlich. Vor dem Palaste erhebt sich ein Flaggenstock, von welchem die Fahne des Ssassid wehet. An diesem Pfahle werden schwere Verbrecher hingerichtet, und zwar in landesüblicher Weise. Man umwickelt sie von den Fußknöcheln aufwärts mit einem Stricke und schnürt ihnen am Ende die Kehle zu; so wird die Seele langsam aus dem Leibe herausgequetscht.

Der Hafen bietet namentlich zur Zeit des Nordost-Mussons einen sehr belebten und bunten Anblick dar, denn manchmal liegen sechszig bis achtzig Schiffe vor Anker. Der Fremde blickt mit Interesse auf die Mtepe, ein Fahrzeug, das ganz jenem gleicht, welches vor fast dritthalbtausend Jahren in Hanno's Umschiffung des rothen Meeres beschrieben wurde. Sein Bau ist kurz und plump, an dem niedrigen Maste befindet sich ein großes Mattensegel, der Schnabel gleicht einem Schwanenhalse, ist zinnoberroth bemalt, und in seiner Mitte hat er, gleich der chinesischen Dschonke, ein großes weißes Auge. Außerdem hängen überall Talismane herum. Neben einem solchen altafricanischen Fahrzeuge liegt eine arabische Bedin, welche eben von Maskat kam und Reisende brachte, die einen solchen Schnellsegler gern benutzen und in der Kajüte ein Unterkommen finden. Aus Malabar sind indische Schiffe eingetroffen, nämlich Baghlas und Gandschas. Zwischen dem Gewimmel solcher Fahrzeuge ankern dann auch große europäische Dreimaster, welche Kopal, Elfenbein, Kaurimuscheln und Häute laden. Ein Theil der Kriegsflotte des Imams liegt in der Nähe; offenbar ist sie nicht im besten Zustande, denn die Bemannung wird von ausgehungerten diebischen Sklaven gebildet. Die Schiffe sind schon auf der Außenseite entsetzlich schmutzig, aber das Innere ist noch ärger und wimmelt von Ratten und anderm Ungeziefer. Ein einziger Schraubendampfer ist mehr werth und wirksamer, als diese ganze Flotte. Aber wie könnte man dergleichen einem Araber begreiflich machen?

Der verstorbene Herrscher von Sansibar war so unterrichtet, wie nur jemals ein arabischer Fürst gewesen, aber die Engländer, welchen er als Bundesgenosse willkommen war, haben ihn überschätzt. Sie schenkten ihm eine Dampfmaschine, welche er niemals benutzte, sondern verrosten ließ. Seine Umgebung bestand aus nichtsnutzigen Leuten, denen er folgte. Er war eifriger Mohammedaner, glaubte aber nebenbei an die

africanischen Fetische und war fest überzeugt, daß arabische Zauberer Verwandlungen bewerkstelligen könnten. Oberst Hamerton, der englische Consul, erkrankte einst am Fieber. Sogleich ließ der Ssassid mit silbernem Nagel ein Stück Papier an die Thür heften, auf welches ein heiliger Scheich einen Talisman geschrieben hatte, der allen bösen Geistern den Eingang in das Consulat verwehrte. Dieser Herrscher litt auch nicht, daß man ihn porträtirte. Sein Lieblingsausspruch lautete: „Man kann einen Geistlichen, ein Weib und ein Pferd nicht eher für gut erklären, als bis sie gestorben sind, denn vor ihrem Tode weiß man nicht, ob sie etwas taugten." Diesem Manne hatte die Gesellschaft der nordischen Alterthumsforscher ein Diplom zugeschickt, aber das neue Ehrenmitglied wollte das Papier nicht annehmen, weil er einen Verein verabscheute, welcher Gräber öffnen und Leichen herausnehmen läßt. Man schlug ihm vor, eine Zählung seiner Unterthanen zu veranlassen, aber er weigerte sich, weil dadurch Allah beleidigt werde. Die alten Juden dachten bekanntlich ebenso. Er war sehr mißvergnügt, als man einen Pegel aufstellte, um daran die Höhe der Fluth und die Ebbe zu beobachten; denn Allah habe dem Ocean befohlen, zu steigen und zu fallen, und mehr brauche ein Mensch nicht zu wissen. Von europäischen Verhältnissen begriff er so wenig, daß er steif und fest glaubte, König Ludwig Philipp habe alle Schätze Frankreichs mit in die Verbannung genommen und die ganze Kriegsflotte obendrein. Einen Staat, in welchem der Herrscher nicht das Recht habe, nach Belieben die Bastonade zu ertheilen, konnte er gar nicht begreifen.

Die Araber sahen die Ankunft Burton's und Speke's sehr ungern. Die Missionäre waren zum großen Mißvergnügen der Eingeborenen in's Innere, bis nach Fuga vorgedrungen, und nun kamen zwei Engländer. Was konnten sie beabsichtigen? Gewiß nichts Gutes, und die europäischen, indischen und americanischen Kaufleute sparten keine Verdächtigungen Diese wurden aber dadurch abgeschnitten, daß Consul Hamerton den Häuptlingen mit einem feierlichen Schwur bekräftigte, die beiden Reisenden hätten mit den Missionären durchaus nichts zu schaffen. Ein alter, sehr einflußreicher Häuptling, Bahary Mziry, d. h. Milchocean, gab Beiden Empfehlungsbriefe, und so beschlossen sie einige wichtige Punkte an der Küste zu besuchen.

Bis zum Jahre 1840 waren nur sehr selten europäische Kriegsschiffe in die ostafricanischen Häfen gekommen, und die Engländer standen dort nicht in Ansehn. Der Sklavenhandel hatte eine große Ausdehnung gewonnen, und die Araber hatten den schwarzen Eingeborenen gesagt, es gäbe nichts Verächtlicheres auf der Welt, als einen weißen Mann. Deswegen waren die wenigen damals in Sansibar wohnenden Europäer oft in einer unangenehmen Lage; die Sawahilis drangen in ihre Wohnungen, benahmen sich unverschämt und verlangten Branntwein. Dann aber schickte England den Obersten Hamerton als Consul mit einem Kriegsschiffe; der Imam wurde bewogen, einen Vertrag zu schließen, mit Großbritannien ein Bündniß einzugehen, und seitdem haben die Dinge eine völlig andere Gestalt gewonnen.

Am 5. Januar 1857 gingen Burton und Speke an Bord eines arabischen Bedin, um der Küste entlang zu fahren. Der Nakoda, das heißt Schiffsführer, hieß Hamed und gehörte zu den Suri, Arabern, welche ihre Abstammung auf die Syrer zurückführen und im ganzen Morgenlande als habsüchtig, treulos, unverschämt und plump bekannt sind. Das bewahrheitete sich auch an diesem Nakoda, welchem der arabische Begleiter der Reisenden, Said-ben-Selim-el-Hamki, große Geringschätzung zeigte. Dieser Mann war sehr klein und schmächtig, etwa vierzig Jahre alt und hatte gelbe Haut, eine lange, wie ein Schnabel gekrümmte Nase und weit vorstehende Augen. Seine Zähne waren vom Betelkauen roth, und sein Barthaar zeigte nichts weniger als Fülle. Aber er konnte sich einer edlen Abkunft rühmen, und sein Vater hatte die Stelle eines Gouverneurs von Kilwah bekleidet. Said-ben-Selim war leutselig gegen Jedermann und ließ nicht einmal seine Diener peitschen. Aber nie erschien er ohne Dolch im Gürtel und einen großen Säbel an der Seite. Er fürchtete sich sehr vor Leoparden, hatte drei Frauen, aber keine Nachkommen. Ihm galt Hamed für ein Teufelskind, und er äußerte den Wunsch, Satan möge dem Nakoda am Sterbebette erscheinen und ihm sagen: Freund meiner Seele, Du bist mir in meiner Hölle willkommen! Burton, welchem derselbe Nakoda Anlaß zum Mißvergnügen gab, versetzte ihm ein Paar derbe Maulschellen. Dann endlich lichtete das Schiff den Anker und steuerte durch ein grünes Labyrinth nach der Insel Pemba. Dort hat im Jahre 1698 der seiner Zeit berüchtigte Freibeuter Capitän Kidd die vielen Juwelen, Goldsachen und andern Kostbarkeiten versteckt, welche er auf seinen Raubzügen erbeutet hatte. Nicht selten fanden die Eingeborenen Gefäße, die mit knopfartigen Goldklümpchen angefüllt waren; denn die Flibustier schmolzen das geraubte Gold ein, machten Knöpfe daraus und trugen diese an ihren Kleidern. So kommt es, daß noch jetzt auf Madagascar und an Punkten der Küste, welche einst von den Freibeutern besucht wurden, europäische Seeleute überfallen werden. Man schneidet ihnen die Knöpfe ab, weil man glaubt, daß diese von Gold seien.

Am 16. Januar wurde Mombas erreicht. Die Leute am Strande riefen: „Bringt Ihr Neuigkeiten mit?" Rabenschwarze Nymphen plätscherten in den Wellen, und begrüßten die Ankömmlinge mit unfeinen Scherzen, während die in Adamitischer Naturtracht am Ufer umherspringende Negerjugend verwundert ausrief: Mzungu, Mzungu! das heißt: ein weißer Mann.

Die Eingeborenen an dieser unwirthbaren Küste haben seit den ältesten Zeiten Gewalt oder List angewandt, um europäischen Reisenden das Vordringen in's innere Land zu verwehren. Die Araber und Sawahilis boten Alles auf, um sich ihr Handelsmonopol zu sichern, und schon Vasco da Gama hatte sich über die Treulosigkeit eines arabischen Lootsen zu beklagen. Später boten die an der Küste ansässigen Banianen (indische Kaufleute) Alles auf, um die Bewohner gegen die weißen Männer aufzureizen. Auf ihren Antrieb überfielen die Somalis an der Küste von Berbera 1826 die englische Brigg Mary Ann und ermordeten die Bemannung; und 1844 stand der Zollpächter von Sansibar, auch ein Baniane, an der Spitze

eines Geheimbundes, welcher sich verschworen hatte, allen Europäern die größten Hindernisse in den Weg zu legen. Deshalb konnte Consul Hamerton nicht einmal eine Barke bekommen; Niemand wollte ihm eine solche miethen oder verkaufen, und der Imam mußte aushelfen.

Schon im Jahre 1330 wird von arabischen Geschichtschreibern Mombas als eine wichtige Stadt geschildert, in welcher fromme betriebsame Leute wohnen. Zwei Jahrhunderte später preiset Camoens die prächtigen Gärten, majestätischen Thürme, tapfern Reiter und die schönen Weiber, welche in seidenen Gewändern prangten. Der Hafen war von vielen Schiffen belebt. Der portugiesische Dichter rühmt den weißen, ehrwürdigen Bart des Königs, der freilich den Plan geschmiedet hatte, sich der Fremdlinge zu entledigen. Er gedachte ihnen mit List beizukommen und sandte ihnen Proben von Pfeffer, Gewürznelken und anderen Landeserzeugnissen auf die Schiffe; er versprach auch Wachs, Getreide, Ambra, Elfenbein und Gold zu liefern. Das Admiralschiff wurde dann beim Einlaufen in den Hafen vom Lootsen so gesteuert, daß es auf eine Korallenklippe rannte. Flugs sprang der arabische Pilot in's Meer, von allen Seiten ruderten Barken mit bewaffneten Mauren herbei, um über die Portugiesen herzufallen. Diesen gelang es indessen mit genauer Noth das Weite zu gewinnen, und später erfuhr Gama alle Einzelheiten der Verschwörung von mohammedanischen Gefangenen, welche er dadurch zum Geständniß brachte, daß er ihnen siedendes Schinkenfett auf den Leib träufelte. Dieser vielgepriesene Christenheld war im Grunde ein ganz roher und erzgemeiner Barbar. Zur größeren Ehre seiner Religion ließ er als Schmuck und Zier gewöhnlich einige Mohammedaner am Mastbaum oder an den Segelstangen aufhängen und dort baumeln. Der nicht minder gerühmte Held Albuquerque, auch ein „Christ", machte sich dasselbe Vergnügen sehr oft, und wenn seine christlichen Soldaten heidnische oder mohammedanische Frauen beraubten, dann schnitten sie diesen Arme und Beine ab, um sich der goldenen Ringe zu bemächtigen; denn was schadete das? Die Beraubten und Verstümmelten waren ja „Ungläubige". Man begreift, daß die Orientalen keine Neigung verspürten, sich zur Religion solcher Wütheriche zu bekennen.

Im Jahre 1505 eroberten diese edlen Christen Mombas und waren dann im Besitz aller wichtigen Häfen an der Ostküste von Africa. Oertlichen Ueberlieferungen zufolge sollen sie weit in's Innere vorgedrungen sein, und es ist auch wahrscheinlich, daß sie sich nicht damit begnügt haben, ganz still an der Küste zu sitzen. Die Sawahilis erzählen, daß im Norden des Flusses Pangani auf dem Hügel Kischnira ein Fort in Trümmern liege, ferner sollen in der Landschaft Schagga noch Ueberbleibsel einer steinernen Mauer vorhanden sein, die Zinnen habe; dort sähe man auch das Bild einer langhaarigen Frau, welche ein Kind im Arme halte, also eine sogenannte Mutter Gottes. Schagga heißt das Gebirgsland westlich von Mombas, wo sich der Kilimandscharo erhebt, der mit ewigem Schnee bedeckt sein soll. In jenem Gebirge wohnen die Wanikas, und diese haben noch Bilder, welche ihrer Aussage nach aus dem Abendlande stammen.

Mombas wurde 1698 vom edlen Araberstamme der Masrim, welchen sich die Sawahilis an der Küste unterwarfen, mit Sturm genommen. Sie ermordeten alle Christen, und das Andenken an diesen Sieg lebt noch jetzt in Gesängen. Die Masrim blieben seitdem unabhängig, und sandten alljährlich ein Geschenk an den Herrscher von Oman in Arabien. Als Dieser sie zu eigentlichen Unterthanen machen wollte, zogen sie 1823 die britische Flagge auf und stellten sich unter englischen Schutz. Von 1835 bis 1837 führten sie blutige Kriege mit Sfassid Said von Sansibar. Dieser lockte durch einen Eid, welchen er auf den Koran schwur, den Häuptling der Masrim, nebst sechsundzwanzig seiner Verwandten an Bord seines Schiffes, das dann sogleich nach Ormus unter Segel ging. Die Gefangenen sind nie in ihre Heimath zurückgeschickt worden. Seitdem herrscht der Sfassid in Mombas. Es bleibt zu bedauern, daß die Engländer sich diese Stadt nicht angeeignet haben, weil in diesem Falle längst das Innere des Landes bekannt geworden wäre. Die Koralleninsel, auf welcher die Ortschaft steht, liegt dem festen Lande ganz nahe, und der schmahle Canal bildet den Hafen. Das Klima ist heißer als in Sansibar, aber weniger ungesund. Die Volksmenge mag achttausend Köpfe betragen; dazu kommen noch dreihundert Beludschen, welche das Fort bewachen. Burton schildert die Mombaser als hochmüthig, unverschämt und fanatisch; er mußte gegen sie einigemal sein Schwert ziehen. Nur der Gouverneur, ein edler Araber aus Oman, war ein rechtschaffener Mensch.

Burton und Speke statteten dem deutschen Missionär Rebmann einen Besuch ab. Sie bestiegen früh Morgens ein Schiff, betraten gegen Mittag das feste Land und gingen bis zu den Rabaïhügeln, von welchen das Haus der Missionäre noch etwa zwei Stunden entfernt liegt. Für Africa kann dasselbe als ein Meisterbau gelten. Rebmann und Ehrhardt begannen denselben 1850 und waren nach zwei Jahren damit zu Stande gekommen. Am Abend wehete eine erfrischende kühle Luft. Leider fehlt es an einem Brunnen, und die rothe Ameise bildet eine entsetzliche Plage. Bei Nacht kann man sich derselben wohl erwehren, wenn man die Bettpfosten in Wasser stellt, aber bei Tage ist man ihren Martern preisgegeben, denn sie kriecht an den Kleidern hinauf und in Nase und Ohren.

Rebmann war seit neun Jahren unter den Africanern jener Gegend, welche er in drei große Stämme sondert. 1. Reine Nomaden sind die Somalis, die Gallas und die Masaï sammt noch andern Völkern in den nördlichen Gegenden, alle wild, kriegerisch und ein Schrecken ihrer Nachbarn. 2. Andere Stämme, wie die Wakambas, sind Halbnomaden, ohne feste Wohnsitze; sie lassen das Feld durch ihre Frauen bestellen und ziehen gelegentlich auf Raub und Plünderung aus. 3. Ackerbautreibende Stämme trifft man auf der ganzen Strecke zwischen dem Meer und den großen Seen, z. B. Wanikas. Sie sind zanksüchtig und diebisch, aber gegen Fremde nicht feindselig. Rebmann hält sie für Mischlinge von Negern und Asiaten. Ihre Leibesgestalt ist untadelhaft, aber ihre Gesichtszüge sind abschreckend häßlich. Manche junge

Frauen können sich mit der mediceischen Venus messen, aber nur bis an den Hals, Alles weiter oben ist abscheulich. Die Wanikas sind ein tief stehender Menschenschlag, dem Trunk ergeben, träge, sorglos, feig und liederlich. Die Mohammedaner haben sich mit der Bekehrung solcher Menschen nicht abgeben mögen, und die christlichen Missionäre können bei ihnen nichts ausrichten. Aber diese Leute haben große Familienanhänglichkeit und verkaufen ihre Kinder nur bei Hungersnoth, die freilich nicht einträte, wenn sie nur einigermaßen fleißig wären. Burton wollte eine Strecke weit in's Innere vordringen, aber das Land war zu dürr, Lebensmittel fehlten, und Führer waren nicht zu bekommen, weil keiner aus Furcht vor den Räubern mitgehen wollte. Seit Jahren hatte Niemand bis an's Gebirge vordringen können. Aber dergleichen ist nun einmal in jenen Theilen Africa's etwas ganz Gewöhnliches; man ist nie sicher, gleichviel auf welchem Wege. Nur allein der Handel eröffnet sich da oder dort eine Straße, und so konnte Dr. Krapff, allerdings nur mit Lebensgefahr, die Provinz Kikuyu besuchen, wo die Ukambanis wohnen. Dieser Bezirk, durch welchen man künftig einmal in's Innere vordringen wird, liegt von Mombas aus vierzehn Tagereisen nach Nordwesten hin, allein die Geographen mögen sich nicht etwa Täuschungen hingeben; denn man kann vielleicht eines schönen Tages hören, daß die Reisenden von Arabern aus Mombas aufgehoben und als Sklaven verkauft, oder gar von den wilden Gallas ermordet worden seien.

Im Hinterlande von Mombas spielen jetzt die schwarzen Masaï eine hervorragende Rolle. Sie haben westlich, jenseits der Schaggaregion, einen gesunden Landstrich inne, sind Nomaden, besitzen aber keine Pferde, sondern Kameele und Rindviehheerden, und sind weit und breit ein Schrecken für die Umwohner, weil sie das Leben Anderer für Nichts achten und erbarmungslos plündern. Sie behaupten, ihr Gott habe ihnen ein Anrecht auf alle Heerden in der Welt gegeben, aber sie greifen ihren Feind nie bei Nacht an, was doch sonst Brauch bei den africanischen Stämmen ist. Die Missionäre sind schon durch sie in große Bedrängniß gekommen. Am 22. Januar 1857 loderten plötzlich weit umher Feuer von den Bergen, und am andern Morgen fand man in den Thälern die Leichen vieler ermordeten Menschen. Das Missionshaus blieb verschont, aber die Masaï drangen bis in die Nähe des Meeres und schlugen dort eine Abtheilung Araber und Sawahilis auf das Haupt.

Die Küstenbewohner erzählen allerlei Wunderdinge über den gewaltigen Berg Kilimandscharo. Am Abhange dieses äthiopischen Olymps hat, sagen sie, Schiddah eine eherne Stadt gebauet und den Gipfel mit einer silbernen Kuppel gekrönt, welche in tausend Farben wiederstrahlt. Dort versammeln sich die Dschamis, blutgierige, grausame Geister, welche keinem Menschen den Zugang gestatten. Denn je näher ein Reisender kommt, um so weiter weicht der Berg zurück, und um so mehr steigt der Gipfel himmelan. Dabei dringt dem Wanderer das Blut aus der Nase und seine Fingerspitzen krümmen sich; auch kann er nicht mehr athmen. Diese Sage deutet darauf hin, daß der Kilimandscharo eine beträchtliche Höhe habe.

Bei Tanga wird je den fünften Tag ein Markt abgehalten, auf welchem viele Wilde aus dem Innern erscheinen. Um dieselben in aller Muße beobachten zu können, legte Burton arabische Kleider an und setzte einen Turban auf. Merkwürdig erscheint, daß die Anwohner dieser Küstenstrecke nicht einmal einen Kahn, geschweige denn Schiffe besitzen, und auch gar nicht schwimmen können. Sie gehen stets bewaffnet und vertauschen ihre Landeserzeugnisse gegen Baumwollenzeuge, Glasperlen, eiserne Geschirre, getrocknete Fische, Gewürze, Nadeln, Draht und dergleichen mehr. Zänkereien sind nicht selten und enden mit Dolchstichen oder Keulenschlägen. Der Wasenga, das heißt ein weißer Reisender, wird überall in jener Gegend als eine Art von Zauberer betrachtet, der Alles wisse. Der nicht unwichtige Ort Pangany liegt an der Mündung des gleichnamigen Flusses, etwa halbwegs zwischen Tanga und Sansibar. Dort wurden die Reisenden mit allerlei Ehrenbezeigungen empfangen; der Elfenbeinhandel ist nicht unbeträchtlich und in den Händen von etwa zwanzig indischen Kaufleuten, aber alle Eingebornen sind unverschämte Bettler, selbst der Fürst bettelt. Er erkennt die Oberhoheit des Herrschers von Maskat an.

Burton hatte große Lust, von Pangany aus einen Ausflug bis an den Kilimandscharo zu unternehmen, also durch Schagga und das Land Masaï zu reisen. Es trafen aber so viele ungünstige Umstände zusammen, daß er auf seinen Plan verzichten mußte. Seine Reise in's Innere werden wir später erzählen.

—e.

Luther und Vergerius.

Zur Charakteristik Luthers und des sechszehnten Jahrhunderts.

Im sechszehnten Jahrhundert lebte in Italien ein gelehrter Theolog, Petrus Paulus Vergerius, merkwürdig durch seine persönlichen Schicksale und durch die Stellung, welche er während der ersten Hälfte seines Lebens in der römisch katholischen Kirche und im Verhältnisse zur päpstlichen Regierung einnahm, dann aber auch insofern, als er unter den Männern, welche berufen waren, die verbesserte Kirchenlehre zu verkündigen und zu verbreiten, eine der ehrenvollsten Stellen einnimmt, und zu Denen gehört, von welchen das, was die Reformatoren gepflanzt hatten, gehegt und gepflegt wurde. Vergerius ward nämlich in der zweiten Hälfte seines Lebens der eifrigste Vorkämpfer des Evangeliums, und er war nicht so schwach, die erkannte Wahrheit zu widerrufen. Im Jahre 1530 ward er von Clemens VII. als päpstlicher Nuntius für den Reichstag zu Augsburg abgeordnet, und der gewandte Italiener entwickelte bei dieser Gelegenheit eine so erfolgreiche diplomatische Thätigkeit, daß ihm von dem Nachfolger Clemens' VII., Paul III., sogar eine zweite Mission nach Deutschland anver-

traut wurde. Der officielle Zweck dieser Sendung ging dahin, auf das Zustandekommen eines Concils in Mantua zu wirken, auf welchem Luther persönlich erscheinen solle; insgeheim aber war er bedeutet worden, den Zusammentritt eines jeden Concils geradezu zu hintertreiben und unmöglich zu machen, und er entledigte sich auch dieses Auftrages mit großer Gewandtheit. Er traf auf seiner damaligen Rundreise durch Deutschland auf dem Schlosse zu Wittenberg mit Luther zusammen, und hatte dabei eine Unterredung mit dem Letztern, die für Beide bezeichnend und in hohem Grade charakteristisch ist. Wir folgen bei der diesfallsigen Mittheilung dem neuesten Biographen des Vergerius, dem Pfarrer Sixt in Nürnberg, in dessen Monographie über ihn.

An dem zu dem Colloquium festgesetzten Tage ließ Luther in der Frühe seinen Barbier rufen. Von Diesem befragt, warum er schon so früh sich wolle barbieren lassen, antwortete Luther: „Ich soll zu des heiligsten Vaters, des Papstes, Botschaft kommen; so muß ich mich lassen schmücken, daß ich jung scheine; so wird der Legat denken: ei der Teufel, ist der Luther noch so jung und hat so viel Unglück angerichtet, was wird er denn noch thun?" Nachdem der Barbier sein Geschäft beendet hatte, legte Luther seine besten Kleider an, und als Jener darob sich verwunderte, meinte Luther: „Sie sollen sich ärgern, darum thue ich es. Sie haben uns mehr denn genug geärgert: man muß mit den Schlangen und Füchsen also handeln und umgehen." Und als dann der Barbier fortfuhr und sagte: „Nun, Herr Doctor, gehet hin in Gottes Frieden und der Herr sei mit Euch, daß Ihr sie bekehret," entgegnete Luther: „Das will ich nicht thun, aber das kann geschehen, daß ich ihnen ein gut Capitel lesen werde und lasse sie fahren."

Die Unterredung ward nun von Vergerius damit eröffnet, daß er Luther der ausgezeichnetsten Hochachtung des Papstes und der Cardinäle versicherte. Se. Heiligkeit tadle entschieden die Härte, die Cajetan gegen ihn, Luther, gezeigt habe; das schroffe Verfahren Leo's habe dem ganzen römischen Hofe mißfallen. Luther möge nur nach Mantua kommen und sich selbst von dem gegen ihn herrschenden Wohlwollen persönlich überzeugen. Er werde sich dadurch dem Papste, der ein äußerst freigebiger Herr sei und gegen verdiente Männer sich erkenntlich zu zeigen wisse, auf das höchste verpflichten. Schließlich wies er Luther auf das Beispiel des Aeneas Sylvius hin, der mit allen Anstrengungen es nicht weiter als bis zum Canonicus von Trient habe bringen können, so lange er seinen eigenen Meinungen gefolgt sei; aber er sei Bischof, Cardinal und endlich sogar Papst geworden, sowie er sich geändert habe. Ebenso erinnerte Vergerius an Bessarion von Nicäa, der sich von einem bloßen trapezuntischen Mönche bis zum Cardinal emporgearbeitet habe und zu solchem Ansehn gekommen sei, daß wenig gefehlt hätte, auch er wäre noch Papst geworden.

Luther blieb seinem Vorsatze treu, „ein Capitel lesen zu wollen;" seine Antwort war entschieden deutsch. Was man von ihm am römischen Hofe denke, erklärte er, daran liege ihm blutwenig; er fürchte den Haß des Papstes nicht, und seine Gunst begehre er nicht. Er sehe nicht ein, welche Gemeinschaft die Sache des Papstthums mit der Sache Gottes habe; zwischen Beiden sei ein ebenso gewaltiger Unterschied, wie zwischen Finsterniß und Licht. Daß der Nuntius nichts von Theologie verstehe, könne man aus den Gründen entnehmen, die er vorgebracht habe. Die Beispiele des Aeneas Sylvius und Bessarions machten auf ihn keinen Eindruck; er achte die eiteln Ehren der Finsterniß für gar nichts; wenn er sich selbst erhöhen wolle, so könne er mit Recht entgegnen, was Erasmus artig gesagt habe, daß „der arme, niedrige Luther durch seine Lehre Viele reich und groß mache."

Luther ward immer lebendiger. „Es ist nicht Euer Ernst," sagte er geradezu, indem er auf Mantua zu sprechen kam, „daß Ihr ein Concilium halten wollt; es ist nur Euer Spott, und wenn Ihr gleich ein Concilium hieltet, so würdet Ihr doch von Nichts handeln, denn von Kappen, Platten, Essen, Trinken und dergleichen anderm Narrenwerk und um unnützer und unnöthiger Dinge halben, da wir vorhin wohl wissen und deß gewiß sind, daß es nichts ist. Aber von Glauben und Rechtfertigkeit, auch andern nützen und wichtigen Sachen, wie die Gläubigen möchten im einträchtigen Geist und Glauben stehen, da gedenket Ihr nicht eines zu handeln; denn es wäre nicht für Euch. Wir sind durch den heiligen Geist der Dinge aller gewiß, und bedürfen gar keines Conciliums, sondern andere arme Leute, so durch Eure Tyrannei unterdrückt werden; denn Ihr wisset nicht, was Ihr glaubet. Nun wohlan, habt Ihr Lust dazu, so machet eines; ich will, ob Gott will, kommen, und wenn ich wüßte, daß Ihr mich verbrennen solltet!" — Auf die Frage des Vergerius: „Wo, in welcher Stadt wollet Ihr das Concilium haben?" erwiderte Luther: „Wo es Euch gefällt, es sei zu Mantua, Padua oder Florenz, wo Ihr wollet." Vergerius fuhr fort: „Wollet Ihr auch gen Bononien?" Luther warf die Gegenfrage dazwischen: „Weß ist Bononien?" Und als der Nuntius zur Antwort gab: „Des Papstes," rief Luther aus: „Allmächtiger Gott! Hat der Papst auch diese Stadt an sich gerissen? Ja, ich will dahin kommen." Auf die Bemerkung des Nuntius: „Der Papst würde sich auch nicht weigern, hierher zu Euch gen Wittenberg zu kommen," entgegnete Luther: „Nun wohlan, so komme er hierher, wir wollen ihn gerne sehen." Als Vergerius weiter fragte: „Wie wollet Ihr ihn sehen? mit einem Kriegsheer oder ohne Heer?" antwortete Luther: „Wie es ihm geliebet, wir wollen beides gewarten." — Als der Nuntius schon auf dem Pferde saß und wegreiten wollte, rief er Luther noch einmal zu: „Sehet zu, daß Ihr auf ein Concilium gefaßt seid!" und Luthers letztes Wort war: „Ja, Herr! ich will kommen mit diesem meinem Hals." —

Nach dieser zweiten Mission nach Deutschland führte Vergerius spätere Verhandlungen für den Papst so gut, daß er zum Lohne erst das Bisthum von Modrusch, dann das von Capo d'Istria erhielt. Er ward auch wiederholt zu Missionen nach Frankreich und zu dem Wormser Colloquium gebraucht. Mit dieser letzten Sendung trat jedoch eine Wendung bei ihm und in ihm ein. Er hielt eine Rede in Worms, welche einige freisinnige Stellen enthielt, weshalb er von seinen zahlreichen Neidern und Feinden bei der römischen Curie denun-

cirt ward. Bei seiner Rückkehr sah er sich im Vatican zum ersten Male frostig empfangen. Er begreift gar bald den Zusammenhang, und der Diplomat der römischen Curie beschließt ohne Weiteres, zu seiner Rechtfertigung gegen die deutschen Apostaten zu schreiben. Er vertieft sich deshalb in die Schriften der Lutheraner, und dies hatte die Folgen, daß Vergerius durch dieses Studium für die neue Lehre gewonnen ward. Uebrigens stand er hierbei nicht allein da; es fehlte in Italien nicht an protestantischen Regungen; es gab dort sogar eine Richtung, die sich mit großem Eifer und großer Entschiedenheit den reformatorischen Ideen zuneigte. Die Curie schritt ohne Schonung gegen die Vertreter dieser Richtung ein: Vergerius selbst ward vor die Inquisition gestellt, aber er entfloh, und der Bannstrahl der Excommunicationssentenz begleitete ihn, erst nach der Schweiz, dann nach Deutschland, wo er sich später nach Württemberg wandte und, vom Herzog Christoph zum herzoglichen Rathe ernannt, nach Tübingen übersiedelte. Er griff unablässig das Papstthum an, in Controverspredigten, wie in einzelnen Streitschriften; er sah es als seinen Beruf an, es nicht zu Athem kommen zu lassen, und da die Enthüllungen, die er, durch seine diplomatische Vergangenheit in die Mysterien der römischen Curie so tief eingeweiht, geben konnte und gab, der antirömischen Richtung des Zeitalters entgegenkamen, so wurden seine Schriften mit Begierde gelesen. Er war ein Mann von glänzendem Talent und vielseitiger Bildung, eine feurige Natur, und besonders war ihm die Gabe des energischen Worts in hohem Grade verliehen, und für die Satyre besaß er ein unvergleichliches Talent. Kühner als Vergerius hat nur Luther mit Rom gesprochen, ironischer Niemand. Wahrhaft tödtlich war die Waffe seines Witzes: er war von unwiderstehlicher Wirkung. In der muntersten Laune reichte er der Hierarchie die bittersten und stärksten Arzneien: eine der schlimmsten und schärfsten, in die Eingeweide tief einfressenden, ist das „Gutachten dreier Bischöfe in Bologna an Papst Julius III. über die beste Art und Weise, die römische Kirche zu befestigen," vom Jahr 1553.

Er selbst war der Erste, gegen den er öffentlich in seinen Schriften auftrat. Mit Leid gedenkt er da seiner Vergangenheit, und kein Ausdruck ist ihm stark genug für das, was er gewesen. So schreibt er einmal: „Ich bezeuge bei Gott, daß ich dazumal ein rechter Phariseer und Gleisner war, dann ich hette sonst nit können zu Rhom sein, und hett nit mögen sehen das ich teglich sahe, so mir daz liecht der warheit also wer offenbart gewesen, wie ichs dann jez durch die gnad gotts verstehe." Und gegen seine vormaligen Diöcesanen erklärte er: „Ich will mein gleißnerey, Abgötterei und Irrthum, die ich die 16 jahr, weil ich den Bischofhut und das malzeichen des Antichristen bey euch getragen, geübt und getriben hab, wil also dies mein schuld willig und frey vor euch und allen bekennen, wie ich die vor Gott meinem Herrn bekannt hab."

Noch schwerer ist aber die Anklage, die ihm die Erinnerung an die Priester, welche er geweiht, und an die Messen, welche er celebrirt hat, gegen sich selbst abnöthigt, und wobei er „des lügenhafften Teufels Spiegelfechten und Teuscherey" offen verwirft; da wir jedoch gegenwärtig nicht mehr im 16., sondern im 19. Jahrhundert leben, welches das Zeitalter der Aufklärung ist, und diese ungeschminkt die Wahrheit nicht liebt, so scheint es besser zu sein, solcher Erinnerungen und Anklagen hier nicht weiter zu gedenken. —d.

Zwei neue Gedichte auf Erzherzog Johann.

— Der greise Prinz des Habsburgischen Kaiserhauses, — der sechste Sohn Leopolds II. und einer spanischen Prinzessin, 1782 geboren, — ist in der deutschen Litteratur auch in gebundener Sprache schon oft ein Gegenstand der Feier gewesen; auch der Unbill und des Tadels. Auerbachs Annahme eines verdächtigen Ränkespiels, das der Erzherzog im Tirolerkriege bei der Bewaffnung des Landvolks getrieben, ist wohl ziemlich vollständig entkräftet durch das Zeugniß welches Hormayr, ein bekanntlich sonst dem österreichischen Kaiserhause feindlich gesinnter Mann, dem damals jungen Erzherzog stellte. In Auerbachs „Andreas Hofer" spielt Erzherzog Johann blos den Mann des Volks, um es zu Zwecken des Kaiserhauses hinterrücks zu benutzen. Schien Johann im Tirolerkriege zu jung, um die Sache Hofers zur seinigen zu machen, so war er wohl zu alt, um in den Sturmjahren 1848 und 49 die Sache Deutschlands im allgemein deutschen Interesse zu handhaben. Den Reichsverweser Johann und seine riesige Aufgabe hat wohl Johannes Minckwitz in einer seiner Oden am entsprechendsten und besten besungen.

Zwei neue Lyriker, die unlängst ihre Verse sammelten, haben ebenfalls den Erzherzog besungen, nicht jedoch in seiner Stellung als Soldat oder Politiker, sondern in seiner Sphäre als Landwirth und am häuslichen Heerde.

Karl Gottfried Ritter v. Leitner brachte (Hannover bei Lohse) eine zweite, sehr vermehrte Auflage seiner lyrischen Schöpfungen; die erste war, laut Angabe des Verlegers, ganz und gar in der österreichischen Heimath des Dichters vergriffen.

An
Johann, Erzherzog von Oesterreich,
beim Jubelfeste der von ihm gegründeten Landwirthschaftsgesellschaft in Steiermark.

Die Garben sanken, Traubenbeeren schwollen,
Erhab'ner! schon ein viertelhundert Mal,
Seit an den Landwirth einst Dein Ruf erschollen
Zum schönen Bündniß über Berg und Thal.
D'rum laß uns jubelvoll Dich heut' umringen,
Der Du mit uns gelebt, mit uns gestrebt;
Es ist des Dankes Zoll, den wir Dir bringen,
Der Liebe Drang, der uns're Herzen hebt.

Wenn üpp'ger nun die Saat erfüllt die Speicher,
Am Baume Frucht gedeiht von fein'rer Art;
Wenn's duft'ger von der Kelter braust und reicher,
Manch neu Geräth nun Zeit und Mühe spart;

Wenn mächt'ger Rinder Zucht und stolzer Pferde
Nicht mehr wie sonst den Blick des Kenners scheut;
So denkt mit Segen Dein am stillen Heerde
Manch' wack'rer Mann, der seines Glücks sich freut.

Und kargt der Fleiß ein Scherflein sich vom Munde,
Du schufst ihm längst den sichern Sammelort,
Mit Dank noch zehrt der Greis von seinem Pfunde,
Und läßt den Waisen froh den kleinen Hort.
Ja, sänk' in Asche selbst sein Dach zusammen,
Du warbst ihm längst der Rettungsschaar Verein,
Bald steigt sein Haus verschönt aus Qualm und Flammen,
Und durch Gebet für Dich weiht neu er's ein.

Dein Wort erregte und gesellte Kräfte,
Noch kaum geahnt, zu Werk- und Kunstbetrieb,
Und mancher Arm griff rüstig zum Geschäfte,
Der sonst, vereinzelt, zag und thatlos blieb.
Doch würdig ragt, zum Denkmal Dir, vor Allen
Der Wissenschaft geweihtes Heiligthum,
Von Deinen Opferschätzen reich die Hallen,
Weithin verklärt durch Deines Namens Ruhm.

Dir werth, Erhab'ner, ist, was uns auch theuer,
Des Volkes Sitte, Wort und Heldensag',
Und Deinem Winke lüftet sich der Schleier,
Der dicht auf grauer Vorzeit Malen lag.
Du liebst das Land, die hehren Bergesgreise,
Die üpp'gen Höh'n, von Reben überwallt,
Und horchst bewegt des Volkslied's schlichter Weise,
Die sanft auf abendrothem See verhallt.

Dich, Herr! erfreut des Eisenhammers Tosen,
Sein munt'res Funkenspiel, sein Flutbgebraus;
Und traulich bautest unter Alpenrosen
Du selbst Dir auf ein friedlich Hirtenhaus.
D'rum sieh die Freudenfeuer, Flamm' an Flamme,
Von aller Berge Gipfeln loh'n empor,
Der Du, — ein schönes Erb' in Habsburgs Stamme! —
Die Lieb' empfängst auch, die Du gabst zuvor.

Hab' Ruhm und Dank für all' Dein edles Walten!
Gott sei mit Dir, Du Hoher! auch fortan,
Mit Dir und Ihr, der es war vorbehalten,
Mit stillem Glück zu schmücken Deine Bahn.
Er sende seinen Engel, der Dir hüte
Das holde Söhnlein, daß es froh gedeih'
An Körperkraft, am Geist und am Gemüthe,
Und, wie nun Deine Lust, Dein Stolz einst sei.

Du aber, Erzherzog! Dem mit Vertrauen
Wir stets gefolgt, leit' uns auch fürderzu,
Ist gleich noch fern der Siegeskranz zu schauen,
Wir folgen muthig, ziehst voran nur Du,
In Deinem gold'nen Banner schwingt zum Fluge
Ein Aar sich auf mit stolzer Zuversicht,
Wir folgen jubelnd seinem Fittigzuge;
Er geht nach oben, und sein Ziel ist Licht.

Zwei Schwestern, **Katharina Diez** und **Elisabeth Grube**, geb. **Diez**, stellten gemeinschaftlich ein Büchlein Lyrik zusammen (Stuttgart bei Scheitlin). Wir entnehmen den artigen Reimen ebenfalls das Gedicht auf

Erzherzog Johann.

Ihr Maidli, hört! ihr Buben, kommt
In hellem Hauf herbei!
Vernehmt ein gutes deutsches Lied
In alter Melodei.

Ich sing' es wie der Vogel singt,
Wie Bergeswind so frei,
Auf! spielt in euren Herzen nach;
Mit Flöten und Schalmei!

Der Kaiserssohn, das ist mein Held,
Der Erzherzog Johann,
Für den die Lieb' in feiner List
Den schönsten Trug ersann.

Der kam in schwühler Erntezeit
Zur kleinen Poststation,
Wohl gab es Schnitter überall
Doch keinen Postillon.

Und zu dem Postverwalter trat
Sein junges Töchterlein:
„Ich bitt', herzlieber Vater, sehr,
Laß mich sein Fuhrmann sein!“

Der Vater kleidet schnell das Kind
In ein Gewand vom Sohn —
Und vor dem Herzog stand bereit
Ein flinker Postillon.

Hei! wie gelenkt von zarter Hand
Die Rosse muthig zieh'n!
Hei! wie die Räder sausend dreh'n,
Die Steine Funken sprüh'n! —

Und fröhlich schaut der Herzog aus,
Kommt bald an Ort und Stell'
Und reicht die kaiserliche Hand
Dem blühenden Gesell.

Dem glänzt das liebe Angesicht
So hell wie Morgenroth —
Dem Herzog wurde wohl und weh
Als er die Hand ihm bot. —

Und als der Herzog wiederkehrt,
Stand vor der Thür die Maid —
Es war der flinke Postillon
Im feinen Mädchenkleid!

„Gott grüß dich, wunderschönes Kind!“
Spricht rasch der Kaisersohn,
„Komm, geh mit mir, für deine Gunst
Schenk' ich dir einen Thron.“

„„Schenkt mir das Herz,““ entgegnet sie,
„„Behaltet Euren Thron:
So bleib' ich Euch in Lust und Leid
Ein treuer Postillon.““

Und jubelnd drückt das holde Kind
Der Herzog an die Brust,
Und führt nach Wien, zur Kaisersburg
Hin seines Lebens Lust.

D'rauf zieht er mit dem süßen Weib
In's liebe Land Tyrol,
In Salzburg und in Steiermark
Wird's erst den Beiden wohl.

Und freudig klingt das Liebeslied
Vom edlen Kaisersohn
Durch Stadt und Land, und Jedermann
Wünscht Heil dem Postillon!

Freut sich der hochgemuthen Frau,
Gönnt ihr die Fürstenkron' —
Lieb' ist das schönste Diadem,
Ein Herz der höchste Thron! —

Zur Chronik.

Ein Wettrennen in der Luft.

x. Die Nordamericaner haben eine große Freude an Allem was kolossal ist und lieben die Uebertreibung. Ihr Streben geht darauf hin, das alte Europa wo möglich zu überflügeln und uns sagen zu können: Seht, das habt ihr doch noch nicht gehabt, wir haben euch wieder einmal etwas Neues gezeigt.

Vor sechszig oder siebenzig Jahren schwärmte Europa für die Luftballons, „Aëronauten" waren vielbewunderte Leute, Blanchard erwarb einen Weltruf, und die staunende Menge folgte mit gespanntem Blick den kühnen Männern, welche durch Wolken segelten. Späterhin wurde das Publicum gegen die Sache gleichgültig, und den Unternehmern brachte sie nichts ein. Sie kam allmählich in Abgang; die Luftschiffer sind selten geworden, und alle Versuche, dem Ballon eine praktische Bedeutung für den Verkehr zu geben, scheiterten einer nach dem andern. Auch Leinbergers angebliche Erfindung, den Ball in der Luft so sicher wie ein Schiff im Wasser steuern zu können, hat sich nicht bewährt.

Wir kümmern uns also nicht mehr viel um den Luftballon, aber desto mehr thun es die Nordamericaner; diese sind wie versessen auf die ihnen neue Schaustellung. Aber sie begnügen sich nicht mit dem Einfachen, der Ball soll nicht blos in die Höhe steigen und dann dem Blicke entschwinden, sondern sie verlangen größere Aufregung; und an Leuten, welche ihnen eine solche verschaffen, fehlt es nicht.

Seit einiger Zeit verweilt der bekannte Luftschiffer Godard aus Frankreich in den westlichen Theilen der Vereinigten Staaten und findet viele Bewunderer. Ein Gleiches ist der Fall mit einem Deutschen, Professor Steiner in Ohio. Diese Männer machten einander die Palme streitig und kamen überein, die beiderseitigen Ansprüche zur Entscheidung zu bringen. Sie wollten ein Wettrennen mit Luftbällen veranstalten, und das americanische Publicum hatte dann sein Urtheil zu fällen.

So geschah es auch. Für den großen Tag war der 18. October dieses Jahres anberaumt, die Zeitungen hatten seit Wochen das große Ereigniß weitläufig erörtert, und alle Leute vom Ohio bis zum Eriesee waren in gespannter Erwartung der Dinge die da kommen sollten.

Den Punkt der Abfahrt bildete die große Stadt Cincinnati, auch Porkopolis oder Schweinestadt oder auch Königin des Westens genannt. Auf einem freien Platz in der Nähe, dem sogenannten City Lot, war Alles vorbereitet, und vom frühen Morgen an hatten sich mehr als fünfzigtausend Menschen dort zusammengefunden. Um zehn Uhr begann die Füllung der Bälle, deren nicht weniger als drei am Platze waren. Denn es hatte sich auch ein Herr Bellmann eingefunden, welcher mit einem kleinen Luftschiffe, dem Niagara, den beiden großen Fahrzeugen als Courier vorausfegeln wollte. Um vier Uhr Nachmittags schwenkte er das americanische Sternenbanner, und stieg unter dem Jubel der versammelten Menge hoch in die Lüfte. Inzwischen hatte Professor Steiner, unter ängstlicher Erwartung seiner Landsleute und als „Candidat von Jung-America", seinen Ball gefüllt und war bereit mit dem „Stolz des Westens" emporzusteigen. Dieser Pride of the West war aus fünfhundert Yards feiner irländischer Leinwand verfertigt und sah transparent aus. Seine Gestalt glich jener eines Eies, er konnte bis tausend Pfund Ballast tragen, und zur Füllung waren dreißigtausend Cubikfuß Gas erforderlich gewesen. Die Gondel bestand in einem vier Fuß hohen Korbe, der mit rothem Sammet und Goldspitzen geziert war, und Lebensmittel, Trinkwasser und eine Flasche Wein enthielt. Monsieur Godard hatte seinen Ball mit 36,860 Cubikfuß Gas gefüllt und Leviathan getauft. Als seinen Begleiter nahm er einen Herrn Wilhelm Höl mit.

Zehn Minuten nach Vier sprang Steiner in die Gondel und rief seinem Nebenbuhler zu, daß die Sache anfangen könne, und elf Minuten später gab der Bürgermeister der Stadt das Zeichen. Die Seile wurden losgebunden; Steiner fuhr einige Secunden vor Godard ab, und unter dem Zurufe der versammelten Menge stiegen der Leviathan und der Stolz des Westens rasch in die Lüfte. Godard winkte seinen Freunden in der Unterwelt Lebewohl mit seiner Mütze, und dann folgten Alle mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gang beider Bälle, welche stolz dicht neben einander segelten. Etwa drei Viertelstunden lang blieben sie in Sicht; Steiner war etwas voraus, der Niagara aber längst verschwunden. Beide warfen über den Ortschaften, über welche sie hinschwebten, gedruckte Zettel aus; sie enthielten die Bitte, daß man sofort das Vorbeisegeln der Bälle telegraphisch nach Cincinnati melden möge. Anfangs betrug die Schnelligkeit, mit welcher die Luftschiffe fortgetrieben wurden, etwa fünfundzwanzig englische Meilen in der Stunde. Als beide in einer Höhe von sechstausend Fuß sich näherten, rief Steiner seinem Nebenbuhler einen Gruß zu und bemerkte: „Ist die Gegend und der weite Umblick, den wir haben, nicht ganz herrlich?" Der Franzose antwortete: „Ganz prächtig!" und stellte dann in dieser luftigen Höhe dem Professor den Herrn Höl vor. „Ich bin sehr erfreut, Sie hier oben begrüßen zu können," war die Erwiederung des Professors. Godard fragte: „Wäre es nicht wohlgethan, freundschaftlich ein Glas zu leeren?" Das ließ sich der Deutsche von dem Franzosen nicht zweimal sagen. Jeder entstöpselte die Flasche, und Godard rief: „Ich trinke auf das Gedeihen der großen Republik!" Es geschah in ächt americanischem Wein, nämlich in Catawba. Steiner trank „auf das Wohl des Monsieur Godard, des berühmten Luftschiffers aus Frankreich!" und Godard wieder: „Auf Professor Steiner, den größten Aëronauten America's!" Beide kehrten die Gläser um und machten die Nagelprobe, worauf dann Herr Höl trank: „Auf unsere Schätze und Frauen!" Steiner entgegnete: „Dreimal Lebehoch für sie! Hurrah!"

So lautete das Zwiegespräch, und alle drei Segler der Lüfte waren guter Dinge. Aber gleich nachher drohete große Gefahr, denn Steiner's Luftschiff wurde vom Winde so nahe an Godard's Ballon getrieben, daß des Letzteren Gondel das erstere streifte und mit den Händen abgewehrt werden mußte. Der Franzose warf rasch Ballast aus und flog wie ein Blitz in die Höhe. Ein weiteres Luftgespräch kam dann nicht mehr vor, und Jeder, man kann wohl sagen, flog seinen eigenen Weg. Steiner kam rasch bis in eine Höhe von neuntausend Fuß, während Godard sich bis zu sechshundert Fuß herabsenkte und zwar mit einer Schnelligkeit, daß die Erdenmenschen vor bangem Entsetzen laut aufschrieen. Steiner bekam inzwischen Appetit, öffnete seinen Speisekorb und hielt ganz gemächlich eine Mahlzeit, während sein Ball mit einer Schnelligkeit von fünfzig englischen Meilen in der Stunde vorwärts trieb. Fünf Minuten nach sechs Uhr schwebte er in zehntausend Fuß Höhe über die Stadt Dayton hin und warf dort Zettel über Bord, welche aber vom Winde einige Meilen weit weggetrieben wurden; von Godard sah er nichts mehr. Gegen halb zehn Uhr ergriff ihn eine so starke Müdigkeit, daß er sich des Schlafes nicht erwehren konnte; dabei war die Kälte äußerst empfindlich. Der Professor sang Studentenlieder, machte sich allerlei zu schaffen und wollte so den Schlummer abwehren; auch band er sich einen Bindfaden von dreitausend Fuß Länge um den rechten Arm, sodaß er seiner Meinung nach erwachen mußte, falls dieser irgendwo den Boden

berühre. Nachher warf er noch Ballast aus, stieg bis elftausend Fuß in die Höhe und verfiel dann in einen festen Schlaf. Aber gegen zehn Uhr hörte er einen Krach und fand zu nicht geringem Entsetzen, daß seine Gondel mitten im Wald an einen Baum gerannt war; dabei stürzte sie nahezu um, sein Speisekorb fiel hinaus, die Flasche kugelte über Bord, und fast wäre es dem kühnen Luftschiffer ebenso gegangen. Aber im Nu stieg der Ball, angeblich bis zu zwölftausend Fuß, ging wieder bis auf achttausend hinab, und segelte in dieser Höhe mit großer Schnelligkeit weiter. Dann aber bemerkte Steiner, daß er sich in der Nähe des Erie-See's befand. Er überlegte einen Augenblick, ob er über denselben hinwegschiffen sollte, um an der canadischen Seite sich niederzulassen, nach sorgfältiger Erwägung aber fand er es doch für besser, am Südufer zu bleiben, und ließ seinen Anker fallen, der erst einige hundert Schritte weit am Boden hinschleifte, bald aber etwa eine halbe Stunde von der Stadt Sandusky entfernt festhielt. So war nun Steiner gelandet, in einem Maisfelde, ließ das Gas ausströmen, bereitete sich ein Lager von Maisstengeln, hüllte sich in eine Decke und schlief ganz vortrefflich. Als er gegen Morgen erwachte, sah er eine Farm in der Nähe, klopfte die Leute heraus, und diese brachten ihn nebst dem Luftball nach Sandusky, von wo aus er mit dem nächsten Bahnzuge nach Cincinnati zurückkehrte. Seit dem vorigen Abend sechs Uhr hatte er von Godard nichts mehr gesehn oder gehört. Dieser war mit dem Leviathan etwa zwanzig Meilen von Sandusky zur Erde gegangen, zwanzig Minuten nach zehn Uhr; Steiner war zehn Minuten länger in den Lüften gewesen und hatte in sechs Stunden und zehn Minuten etwa zweihundertunddreißig englische Meilen zurückgelegt. Er wurde zum Sieger ausgerufen, und „Jung-America“ ist darüber in einen ungeheuren Jubel ausgebrochen. Zu Buffalo am Erie-See hat man die Ballons ganz deutlich gesehn. Bellmann war mit seinem Niagara nur etwa fünfzehn Meilen weit gefahren und hatte sich bei Glendale niedergelassen.

Diese drei Luftreisen sind demnach glücklich ausgefallen, während kurz vorher ein anderer Aëronaut, Namens Thurston, im Staate Michigan aufstieg, und bis heute vermißt wird. Zuletzt hat man ihn in einer Höhe von etwa fünfzehn- bis sechszehntausend Fuß gesehen; seitdem ist er spurlos verschwunden.

J. Löwenthals Geschichte von Triest.

ſt. Bei der fühlbaren Lücke, welche der Abgang einer österreichischen Handelsgeschichte in der bezüglichen Litteratur bildet, kann J. Löwenthals bis jetzt in zwei Bänden erschienene Geschichte der Stadt Triest (Triest, Litterarisch-artistische Abtheilung des österreichischen Lloyd 1857 und 1859), deren erster Band, von der ältesten Zeit bis 1780 reichend, dem Erzherzog Ferdinand Maximilian Joseph, der zweite bis zum Jahre 1820 fortgeführte dem Fürsten Metternich gewidmet ist, nur mit doppeltem Interesse und freudig begrüßt werden. Der zur Durchführung eines solchen Werkes völlig befähigte, ebenso kenntnißreiche als forscherfleißige Verfasser berührt schon in der Vorrede den Abgang einer Geschichte von Triest in deutscher Sprache, welcher um so fühlbarer sein mußte, da Triest, oder vielmehr die Bucht der Adria, in welcher es liegt, bis in die sagenhafte Zeit des Argonautenzuges zurück eine große Rolle durch seine geographische Bedeutung spielte und schon zu Strabo's Zeiten dort Ansiedelungen vorgekommen sein mögen. In der Römerzeit eine bedeutende Colonie, unter den Kaisern vielfach der Beachtung werth gefunden, wurde Triest in mittelalterlicher Zeit wesentlich durch Venedig verdunkelt. Freiwillig der österreichischen Oberherrschaft sich unterwerfend, im Geiste der italienischen Municipien sich bürgerlicher Freiheiten eifersüchtig erfreuend, war Venedig doch lange Zeit der störende Schatten, welcher auf Triest lag. Mit dem Emporkommen der österreichischen Monarchie und dem fast gleichzeitigen Versinken der Macht der Venetianischen Signoria, insbesondere seit Kaiser Leopolds I. Tagen, begann Triest unter fortwährender Beachtung von Seiten seiner Beherrscher eine größere Rolle zu spielen. Die Lage Triests in einer verhältnißmäßig zurückgeschobenen Ecke des adriatischen Meeres und der Zug des Welthandels seit der Entdeckung von America und dem Falle von Byzanz wirkte äußerlich allerdings zurück, und erst das Aufblühen der nationalökonomischen Theorien und einer wissenschaftlich geleiteten Bewegung des Handels gab Triest eine erhöhte Bedeutung. Es trat dies wesentlich in der Epoche des sicher nicht hinlänglich gewürdigten Karl VI. hervor, welcher (Leopolds I. Beispiel nachahmend, dem Triest die Ehre eines kaiserlichen Besuches dankte) der Seestadt, nicht ohne Einwirkung des staatsmännisch scharf blickenden Prinzen Eugen, große Aufmerksamkeit widmete. Durch die Berührung mit den Seemächten zu einem helleren politischen Blicke gelangt, verfocht der Kaiser, Venedig gegenüber, das Princip der Freiheit der Meere. In einem in Laxenburg am 27. Mai 1719 erlassenen Patente, welches die Gründung der orientalischen Compagnie in Wien aussprach, wurde bemerkt, daß zur Hebung des Verkehrs durch Regulirung der Zölle, Herstellung der Straßen, Förderung der Schiffahrt, den Entwurf eines Wechselrechtes die nöthige Fürsorge getroffen sei. Ein Patent vom 18. März 1719 erklärte Triest und Fiume zu Freihäfen. Ein Handelsvertrag mit der Pforte, die Barbareskenstaaten eingeschlossen, war völlig auf die Principien des Freihandels gegründet. Die Kaiserin Maria Theresia schritt zwar nicht mit der gleichen Energie vorwärts, vernachlässigte aber das Princip des kaiserlichen Vaters nicht. Eine Verordnung vom 25. Sept. 1777 sprach die Gegenseitigkeit des Verkehrs zwischen Oesterreich und den Niederlanden aus, wenn derselbe über Triest und Fiume geleitet würde. Der Handel mit dem Osten wurde schwunghaft betrieben, Sendungen umfassender Art in Rohmaterial gingen nach America, selbst nach Ostindien ab. Für den indischen Handel wirkte insbesondere der geniale Bolts, der von der Kaiserin Maria Theresia am 5. Juni 1775 die Erlaubniß erhielt, in Indien die für seinen Zweck nöthigen Factoreien zu gründen. Engländer, Franzosen und Portugiesen traten handelseifersüchtig dem Unternehmen entgegen. Kaiser Joseph II. griff mit gewohnter Energie auch in diese Verhältnisse ein; insbesondere war dies seit dem Antritte der Selbstregierung (1780) der Fall. Neue Verträge mit der Pforte, Fez, Marokko im Jahre 1783, dann mit Rußland 1785, gaben Triest einen Aufschwung seltener Art. Wie der gelehrte Verfasser selbst bemerkt, war die Industrie von Triest damals größer und umfassender als jetzt. Namen, wie jene der Reyher und Schlick Strahlendorf tauchten auf. Damals bildete sich Fiume auch als Getreidemarkt heraus. Triest unterhielt lebhafte Verbindungen mit Dänemark, England, Frankreich, Genua, Malta, Modena, Neapel, Holland, Bayern, Portugal, Preußen, Ragusa, Rom, Rußland, Sardinien, Schweden, Toscana, der Türkei und Venedig. Bei dem Bruche Rußlands mit der Pforte 1788 ging der ganze Verkehr des schwarzen Meeres auf Triest über, welches sich zum Mittelpunkte des Levante- und südrussischen Handels heranbildete. Kaufleute aus Nischnei-Nowgorod siedelten sich an und trieben einen bedeutenden Handel mit Perlen und anderen morgenländischen Erzeugnissen, der Ausbruch der französischen Revolution, die großen Kriege, die Continentalsperre und die daraus hervorgehende Umbildung des europäischen Staatensystems, der Untergang der meisten Handels- und Kriegsflotten, die Emancipation der Colonien, der steigende Wachsthum der Vereinigten Staaten, welche für eine Hemisphäre mit England die Erbschaft des Handels des 18. Jahrhunderts antraten, drückten Triest tief. Es mußte mit dem Abschlusse des Friedens erst



wieder von Anfang an beginnen, fand jedoch im Fürsten Metternich einen ebenso mächtigen als einsichtsvollen Beschützer, dessen Fürsorge es seine neue Blüthe verdankte. Die Aufmerksamkeit des großen Staatsmannes war wesentlich auf die Herstellung des Suezer Canals gerichtet; übrigens wurde Triest aber in dieser Epoche vielfach mit großen Institutionen beglückt und kräftig gestützt und gehoben.

Ein besonderes Interesse verleiht es dem vorliegenden Werke, daß der Verfasser auch viele Triest berührende Partien aus älterer und neuerer Geschichte sehr zweckmäßig eingeflochten hat. So im ersten Bande Episoden aus der Geschichte des Patriarchates von Aquileja, den Einfällen der Uskoken, dem sogenannten Kriege von Gradiska, dem Lebenslauf des Papstes Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini); im zweiten die höchst interessanten Details der französischen Occupation und Zwischenregierung, wobei die Pläne Kaiser Napoleons I. und des Gouverneurs von Triest, Marschall Marmont, besonders hervorzuheben sind. Die Entstehungsgeschichte einzelner Institutionen, wie der Handels- und nautischen Akademie, des Armeninstitutes, der Bibliothek, des österreichischen Lloyd, des Gabinetto di Minerva, sind ebenso trefflich und ausführlich belehrend geschildert, wie andererseits über viele historisch merkwürdige Persönlichkeiten aus Anlaß ihrer Besuche in, oder ihrer Verbindungen zu Triest einzelne noch nicht bekannte Züge mitgetheilt werden. Mit dem Abschlusse des auf drei Bände berechneten Werkes wird der Verfasser die österreichische Geschichtschreibung wesentlich bereichert haben. Der zweite Band wurde der philologisch-historischen Section der k. Akademie der Wissenschaften mitgetheilt und die Widmung desselben von dem greisen Fürsten Metternich in anerkennendster Weise beantwortet. Ebenso zeichnete Erzherzog Johann das Werk durch ein überaus ehrendes Schreiben aus. Auch die wissenschaftlichen Kreise Deutschlands dürften eine nähere Vertrautheit mit diesem Geschichtswerke nur lohnend und die Empfehlung desselben gerechtfertigt finden.

Aerztliche Blicke in das Schulwesen.

p. Niemand wird die großen Fortschritte leugnen, welche während der letzten Jahrzehnte im Schulwesen gemacht worden sind; allein es sind immer noch bedeutende Uebelstände vorhanden, die um so größer erscheinen und um so greller hervortreten, je schärfere Lichtblicke die Neuzeit auf die altgewohnten Bräuche der pädagogischen Institute wirft. Den hygienischen Anforderungen wurde nur in beschränktem Maße Rechnung getragen. Schon vor einem Menschenalter wies ein Arzt, Medicinalrath Lorinser, energisch auf die Frevel hin, die an unseren Kindern in den Schulen, wenn auch ganz unwissentlich, begangen wurden. Inzwischen scheinen die gerügten Uebel sich fast vergrößert zu haben, oder neue hinzugekommen zu sein; denn Schreber in Leipzig, der bekannte Orthopäd, sagt: Es sei eine von sehr vielen Aerzten jetzt beobachtete Thatsache, daß die Zahl derjenigen Familien in fortwährendem Steigen begriffen ist, in welchen die Kinder bis zur Schule blühend sich entwickeln, von da ab aber, also gerade, wo sie in eine an sich kräftigere Periode eintreten, vielfach siechen, kränkeln und diesem oder jenem Fehler der Körperbildung verfallen. Diese Worte finden wir in Schrebers neuester Schrift: „Ein ärztlicher Blick in das Schulwesen, in der Absicht zu heilen und nicht zu verletzen" (mit Abbildungen, Leipzig 1858). Da das Leben immer höher gesteigerte Ansprüche an das Wissen und Können macht, so sucht man in pädagogischen Kreisen schon seit Jahrzehnten die Mittel zu vermehren, durch welche die psychische Entwickelung des Kindes gefördert wird; die Lehrmethoden wurden auch in der That einfacher und sicherer. Allein darüber vergaß man zum Theil, in welcher Wechselbeziehung der physische Organismus mit den intellectuellen Fähigkeiten und Kräften steht, denn noch immer müssen wir diejenigen Schulen als besondere Ausnahmen betrachten, welche z. B. die Gymnastik in den Cyklus ihrer pädagogischen Mittel aufnahmen. Die Berücksichtigung solcher Körperübungen ist aber nur ein Theil der Aufgabe, denn die Fehler, welche man hinsichtlich der Lage und Bauart des Schulhauses, der Lüftung und Heizung der Schulräume, der Dauer der Unterrichtsstunden, der Körperhaltung beim Sitzen der Kinder, der Pflege der Sehkraft 2c. noch heute begeht, fallen schwer ins Gewicht. Die Rechte nun, welche der Körper hat, werden von Schreber den Schulmännern sehr eindringlich vorgehalten; in dem genannten Werke bespricht er mit großer Sachkenntniß alles dasjenige, was vom physiologischen und ärztlich-psychologischen Standpunkte aus als dringendes Zeitbedürfniß erscheint. Daß ein solches Zeitbedürfniß wirklich vorhanden ist, wird recht wohl von den Schulmännern selbst anerkannt. Wie hätte sonst der Schuldirector in Brünn, J. Hauschild, auf den Gedanken kommen können, das Buch zu verfassen: Die leibliche Pflege der Kinder zu Hause und in der Schule. Hauschild erzählt in diesem Buche, daß ein Anatom ihm unter dem Ausrufe: „Habt Erbarmen mit den Kindern, ihr Schulmänner!" gezeigt habe, wieviel weicher das Gehirn des Kindes als das des Erwachsenen sei. Wollen wir auch nicht so grobe physikalische Merkmale zur Beurtheilung einer feinern und zarteren Organisirung des Hirn- und Seelenlebens benutzen, so dürfen wir doch unser Ohr den warnenden Stimmen tüchtiger Irrenärzte nicht verschließen, die die Wirkung einer verkehrten Richtung im Erziehungswesen der Schulen immer deutlicher an den Kindern wahrgenommen haben. Im Jahre 1856 veröffentlichte der französische Arzt Paulmier eine Abhandlung über die Manie bei Kindern; diese jugendlichen Kranken zeigen Anfangs große Geschwätzigkeit und Unruhe, welche bald einer unbeweglichen Haltung Platz macht; das Gesicht nimmt den Ausdruck des Nachdenkens und Erstaunens an, und die weit offenen Augen starren vor sich hin. Das sind traurige Ergebnisse einer übermäßigen Anstrengung des Geistes in der Jugend, deren schädliche Wirkung wohl auch erst im Alter zu Tage tritt. Zwar kommen Geisteskrankheiten bei Kindern verhältnißmäßig selten vor, weil hier die Geistesthätigkeiten im Allgemeinen noch nicht entwickelt und die Gefühlseindrücke flüchtig sind; John Thurnam wies unter 21,300 Fällen von Irrsinn nur acht Fälle bei Kindern unter zehn Jahren nach. Allein daß nächst der erblichen Anlage die fehlerhafte Erziehung die häufigste Ursache der Geistesstörungen der Kinder ist, hob im vorigen Jahre Brierre de Boismont mit Recht hervor, ja der Irrenarzt Güntz in Leipzig stellt als besondere Form jetzt den „Wahnsinn der Schulkinder" auf.

Das Radetzky-Denkmal.

Kunstvereine pflegen ihre Kräfte für gewöhnlich nur der Ausschmückung der Zimmer ihrer Mitglieder mit guten oder mittelmäßigen Gemälden zu widmen, und nur wenige, wie z. B. der Leipziger, verwenden wenigstens einen Theil ihrer Einkünfte zu öffentlichen Zwecken. Einen höhern Flug hat der böhmische Kunstverein genommen, indem er ein Fünftel seiner Actienerträgnisse dem Zwecke weihte, sein Wirken auch in der höchsten Richtung der Kunst, der statuarischen, durch Begründung von öffentlichen Kunstwerken zu bethätigen. Dem Geschäftsleiter des Vereins, dem Grafen Franz von Thun-Hohenstein, gebührt das Verdienst, die Thätigkeit des Vereins in diese Richtung gelenkt zu haben, und der gegenwärtige Director der Akademie der bildenden Künste, Ruben in Wien, wies sie sofort auf den würdigsten Gegenstand hin: auf ein Denkmal für Radetzky, dessen Siege dem Kaiserstaate seine schönsten Provinzen retteten. Freilich reichten zu so großartigem Unternehmen die Kräfte des Vereins nicht aus, aber alle Stände lieferten gern Beiträge, selbst

das Ausland steuerte 25,000 Gulden bei, und auch Sardinien huldigte unfreiwillig seinem Besieger, indem die österreichische Regierung zu dem Denkmal hundert Centner Erz in Gestalt der im italienischen Feldzug eroberten Kanonen lieferte. So entstand das Denkmal, das am 13. November in Prag enthüllt ward. Es steht auf dem Ringplatz auf der Kleinseite und zeigt Radetzky, Oesterreichs Banner in der Hand, zum Siege voranschreitend, auf einem Heerschilde, getragen von acht Soldaten als Vertretern der verschiedenen Waffengattungen der siegreichen Armee: Grenadier, Linieninfanterist, Jäger, Kürassier, leichter Reiter, Uhlan, Husar und Artillerist. Die Grundidee dazu hat Professor Ruben angegeben, das Modell zur Feldherrnstatue ist von Emanuel Max, das zu der Soldatengruppe von Joseph Max, der Erzguß wurde von dem verstorbenen Daniel Burgschmied von Nürnberg begonnen und von seinem Nachfolger Lenz vollendet. Beiläufig müssen wir gestehen, daß uns der Gedanke des Denkmals weder neu noch sehr angemessen erscheint. Schon der vor mehr als einem Jahrzehend erschienene Napoleon von Laurent zeigt auf dem Titelbild die Reiterstatue des Imperators, getragen auf einem Schilde, welchen Krieger seines Heeres stützen, und für den durch sein siegreiches Schwert zur Herrschaft über Frankreich gelangten Kaiser ist der Gedanke auch viel zutreffender, als für den nur in treuester Hingebung für sein Kaiserhaus streitenden Radetzky, denn bekanntlich pflegten blos römische Cäsaren von ihren Prätorianern oder fränkische Herzöge von ihrem Heergefolge auf den Schild gehoben zu werden, um sich dann mit der Krone zu schmücken.

Der Enthüllung wohnten der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich, mehrere Erzherzöge, die gesammte Generalität und unter ihr die gefeierten Namen Windischgrätz, Wratislaw, Heß, Wimpffen u. s. w. die Minister und eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Würdenträger bei. Graf Erwein Nostitz, der Vorsteher des Kunstvereins, hielt die Weiherede, Graf Franz Thun verlas die Widmungsurkunde, durch welche der Kunstverein das Standbild der Stadt Prag zum ewigen Eigenthum übergiebt. Unter Gewehrsalven der aufgestellten Truppen und Kanonendonner von den nächsten Basteien sank dann die Hülle.

Woldemar von Löwenstern.

* Ueber ein Menschenalter später, nachdem Graf Schlabernsdorf in Paris den Tribut alles Irdischen bezahlt hatte, lebte in Petersburg ein anderer geistreicher Sonderling, der General v. Löwenstern, der russischen Hauptstadt unter dem Namen des Eremiten von der Moika bekannt. Wie der preußische Graf wurde er in seiner Einsiedelei von Generalen, Diplomaten, Künstlern und Gelehrten aufgesucht, die wegen seiner fesselnden Unterhaltung und seiner genauen Kenntniß der Menschen und Dinge kamen. Zu Anfang dieses Jahres hat auch ihn der Tod abgerufen, und erst jetzt erfahren wir von ihm durch seine Denkwürdigkeiten, die Fr. von Smitt, der russische Geschichtschreiber des polnischen Aufstandes, herausgegeben hat. Leider umfassen sie nur den Zeitraum von 1790–1815; eine Histoire intime der späteren Epoche, in der wir ein ganz anderes Werk besitzen würden, als in dem gleichnamigen Buche von Schnitzler, hat Löwenstern nicht hinterlassen. In seinen Aufzeichnungen erscheint der General als eine Husarennatur, der ein heiterer Lebensgenuß, gewürzt durch Abenteuer aller Art, für einen der ersten Daseinszwecke galt. Von den nobeln Passionen cultivirte er das Spiel so leidenschaftlich, daß er sich die höchste Ungnade des Kaisers Alexander zuzog, und auf einige Zeit in dem Birkengrün seines väterlichen Guts am Ostseestrande zu verschwinden für gut hielt. Seine Feldzüge brachten ihn mit Korsakow, Suwarow, Barclay de Tolly und Kutusow in nähere Verbindung. Einem heroischen Halbwilden, der in der grausigen Geschichte des Jahres 1812 vom Flammenmeer Moskau's umgeben dasteht, begegnen wir in den Denkwürdigkeiten in der Eigenschaft eines heitern, aber wegen seines scharfen Witzes gefürchteten Tischgenossen. Löwenstern begegnete Rostoptschin in Moskau kurz vor der Schlacht von Borodino und hörte ihn mit Karamsin über geschichtliche Wahrheit sprechen. Der erlauchte Mordbrenner wollte von einer solchen Wahrheit überhaupt nichts wissen und nannte die ganze Geschichte eine verabredete Fabel. „Als einer meiner Vorfahren," erzählte er, „ein tatarischer Khan, die aufgeschriebene Geschichte seines Lebens „Tausend und eine Wahrheit" nannte, schlug ihm sein Spaßmacher eine richtigere Benennung vor: „Tausend und eine Lüge". Er erhielt dafür „Tausend und einen Streiche auf die Fußsohlen" und konnte sich diese Wahrheit merken." Bernadotte charakterisirte Rostoptschin so: „Wenn man dem König von Neapel seine schöne Kleidung abnimmt und ihm eine schäbige Infanterie-Uniform anzieht, dazu statt des freien, kecken Sinnes eines Husaren die lauernde Zähigkeit eines Douaniers zutheilt, so hat man den Kronprinzen von Schweden." Im Feldzuge von 1813 erhielt Löwenstern als Befehlshaber einer fliegenden Reiterschaar von Bernadotte einen Auftrag, dessen Ausführung, wenn sie gelungen wäre, ihn unsterblich gemacht hätte. Er sollte Napoleon gefangen nehmen. So gut das Reiterstückchen angelegt war, litt es an dem Rechnungsfehler, daß man Napoleon suchte, wo er gar nicht war. Für Bernadotte's Politik ist der Anschlag charakteristisch. Er strebte nach dem französischen Throne und schonte darum, nicht zum Vortheil des alten schwedischen Kriegsruhmes, das französische Heer. Gelang es, Napoleon aufzufangen, so war dieser Thron erledigt, und Bernadotte würde in diesem Falle allerdings Aussichten gehabt haben.

Die Leibeigenen in Rußland.

ε. Kaiser Alexander II. hat gleich nach seiner Thronbesteigung eine Reform in die Hand genommen, welche, glücklich durchgeführt, für Rußland der folgenreichste Fortschritt ist, den es seit Peter dem Großen gemacht hat, und der es endlich in die Reihe der Culturstaaten einführt: die Aufhebung der Leibeigenschaft. Aber die Durchführung ist schwer, weil vielfache und verwickelte Interessen davon berührt werden und die Reform nichts Geringeres als eine sociale Umwälzung ist. Das zeigt schon ein Blick auf die in die Frage einschlagenden Zahlen.

Es giebt in ganz Rußland, abgerechnet die 700,000 Kosaken, die zwar auch im Unterthänigkeitsverbande zur Krone stehen und zum Kriegsdienste verpflichtet, sonst aber persönlich frei sind, jetzt noch circa 22 Millionen (männliche) unfreie Bauern, welche in die drei Kategorien der Kronbauern, Apanagebauern und Privatbauern zerfallen. Was die ersten anlangt, so ist im eigentlichen (Groß- und Klein-) Rußland nahezu die Hälfte des bebauten Bodens mit den darauf lebenden Bauern Eigenthum der Krone, theils weil sie den vom Herrscher nicht an Corporationen oder Private verliehenen Rest des gesammten Staatseigenthums bildet, theils weil sie dem unter Katharina II. eingezogenen Kirchengut angehört. Man zählt im Ganzen circa 500,000 Kronbauern, die in 7400 Dorfgemeinden vereinigt sind. Ihr Loos ist ein sehr erträgliches, und zur Hebung ihrer materiellen und geistigen Cultur sind bereits so zahlreiche Maßregeln von Seiten des Staates ergriffen worden, daß für sie die Fesseln der Leibeigenschaft schon fast als gelöst gelten können. Der russische Statistiker zählt sie schon seit langer Zeit nicht mehr den Leibeigenen zu, denen sie auch wirklich fast nur der Theorie nach angehören, da ihnen zugesichert ist, daß sie auf keine Weise an Private überlassen werden sollen.

Etwa 800,000 männliche Individuen bilden die Classe der Apanagebauern. Als nämlich Kaiser Paul am 5. April 1797

die Dotation der Großfürsten und Großfürstinnen des kaiserlichen Hauses feststellte, bestimmte er hierzu auch Krongüter sammt den auf denselben eingeschriebenen Bauern. Diese Apanagebauern sind also eigentlich Privatbauern, als deren Eigenthümerin die kaiserliche Familie erscheint, und sie haben nur insofern von dem verbesserten Loose der Kronbauern Gewinn gezogen, als sie auch unter der Verwaltung eines Ministeriums, jenes des kaiserlichen Hauses, stehen und nicht der Willkür verschiedener Herren anheimfallen.

Etwas über 11 Millionen männliche Individuen sind dagegen wirklich Leibeigene einzelner Adeligen, und sie sind es eigentlich, deren Loos bei den gegenwärtig schwebenden Verhandlungen zwischen den Regierungen und den widerspenstigen Großen des Reichs zunächst in Frage steht. Es vertheilen sich diese 11 Millionen auf die einzelnen Theile Rußlands ungefähr so, daß sich in Großrußland 5,230,059 finden, in Ostrußland 1,352,062, in Kleinrußland 1,342,291, in Südrußland 472,540 und in Westrußland 2,192,326, das macht zusammen die Totalsumme von 10,714,691 Leibeigenen. In den Ostseeprovinzen leben nur freie Bauern. — Was die Grundbesitzer anlangt, so gab es im Jahre 1858: 49,708 mit 1—20 (durchschnittlich 15) Leibeigenen, 36,024 mit 21—100 (durchschn. 91), 19,806 mit 101—1000 (durchschn. 394), 2468 mit 1001—2000 (durchschn. 1309), sowie 1447 mit mehr als 2000 (durchschn. 4538). Grundbesitzer mit über 2000 Leibeigenen giebt es freilich nur wenige, doch existiren welche und dürften sogar einige zu finden sein, deren Besitzthum sich auf 150,000 unfreie Bauern beläuft.

Endlich ist auch nicht zu übersehen, daß dazu noch 500,000 Leibeigene zu rechnen sind, welche nicht als Bauern, sondern als sogenannte Hofleute (Dienstleute) ihrer Herren leben, und daß es trotz aller gegentheiligen Verfügungen auch noch etwa 30,000 wirkliche Sklaven giebt, d. h. Leibeigene, deren Besitz nicht an bestimmte Orte geknüpft ist.

Eine Verspottung der Yankees.

x. Es begegnet dem „Giganten Yankee Jonathan", welchen Anastasius Grün einmal nicht mit Unrecht als den „rüstig himmelanstürmenden" bezeichnet, keineswegs selten, daß er sich lächerlich macht. Im gewöhnlichen Verlaufe der Dinge ist er dürr und nüchtern, auf Geld und Gewinn erpicht, berechnet den Dollar, läßt sich von einem beliebigen Dampfkessel in die Luft sprengen und faßt den Nutzen ins Auge. Sobald er aber aus seinem Alltagsleben heraustritt und sich zur Begeisterung emporschraubt, wird er nicht selten zu einer komischen Erscheinung, und als er erfuhr, daß der atlantische Telegraph wirklich gelegt worden sei und elektrische Nachrichten aus Europa ankämen, schlug er förmlich ein Rad vom Erie-See bis nach Texas. Bruder Jonathan ist ein entsetzlich ruhmrediger Mensch, in seinen nationalen Angelegenheiten ein aufgeblasener Renommist, der sich nicht darum bekümmert, daß Eigenlob sehr übel riecht. So will er jetzt den Ruhm der Telegraphie und der Legung des atlantischen Telegraphen sich ganz allein aneignen; er hat Alles gemacht, die Deutschen, Engländer und Franzosen sind nichts. Daß wir Europäer zu Ehren jenes unterseeischen Drahtes nicht auch allerlei zum Theil großartige, zum Theil kindisch-lächerliche Schaugepränge veranstaltet haben wie die Neuyorker, wird uns vom Bruder Jonathan sehr übel genommen; insbesondere wird in der Presse den Engländern gesagt, sie seien „gleichgültige Klotzköpfe". Mit den Ausdrücken nimmt es der überseeische Angelsachse nicht eben genau, und in London hat man ihm seine Grobheit nicht gerade verargt. Aber Mister Punch versäumte die Gelegenheit nicht, den ruhmredigen Vetter in America zu verhöhnen, und er hat es in einer ganz vortrefflichen Weise gethan. Nur allein Der, welcher die Eigenheiten der englisch-americanischen Sprache und den breiten Schwulst der Reden jener Yankees kennt, wird in vollem Umfange alle feinen Anspielungen und den geistreichen Hohn würdigen, womit Punch den Bruder Jonathan förmlich überschüttet. Er läßt zur Ehre des atlantischen Kabels die Gouverneure der einzelnen Staaten telegraphische Begrüßungsadressen nach Neuyork schicken. So läßt er z. B. den Gouverneur von Connecticut schreiben: „Ich grüße Sie. Die That ist gethan. Ein neuer Herzensstrang, welcher bei der Weltenschöpfung vergessen wurde, ist nun der Welt einverleibt worden, und fortan werden seine Pulse Tact halten mit dem Fluge der Schwingen unseres allmächtigen und unauslöschlichen Adlers. Möge das Blut der Freiheit strömen entlang dieser Riesenader, aber mit der Vollgewalt des Niagarakataraktes, und möge er vor sich hinwegfegen die verfaulende Wachsleinwandleichenhülle veralteter Träumereien!" Der Gouverneur von Massachusetts schreibt an jenen von Neuyork: „Die goldene Harfe der Civilisation und des Fortschrittes bedurfte einer eisernen Saite, damit sie ernstere Harmonien ertönen lassen kann, und diese Saite hat Cyrus W. Field ihr einverleibt. Möge sie tönen in Ruhm und Kraft bis ans Ende der Tage und noch fünfundzwanzig Minuten länger!" Der Gouverneur von Tennessee: „O Du edler, dreimal edler Mann! Edler als Canut, der französische Tyrann, hat Cyrus der Große der See befohlen, seinem Geheiß folgsam zu sein, und der Ocean hat gehorcht und ist gefolgt. Xerxes, dieser hochmüthige Römer, ließ zum Zeichen seiner Herrschaft Ketten in den Archipelagus werfen, aber Cyrus W. Field hat eine Kette in die Wüste der Meeresgewässer geschleudert, nicht zu Gunsten der Herrschergewalt, sondern für die Freiheit. O edler Mann, lasset uns eins trinken („let us liquor")!" Der Gouverneur von Missouri: „Wenn das Herz einem Wunderwerke gegenüber seine Gefühle ausdrücken will, dann sind die Worte nur schwach, aber die Seele stürmt sich aus im Gesang, und wir singen euch an, Brüder, in Klängen unseres einheimischen, unnachahmlichen Landes:

London is very big,
America is bigger;
Do no let us care a fig
Which cuts the better figure.
Send the current to and fro,
The bottle round the table,
Nothing in creation, no
Licks the atlantic cable."

Der Gouverneur von Arkansas: „Gegrüßt seist du, Columbia, glückliches Land! Jetzt bist du fest vereint mit Englands Sand. Gehen wir beide mit einander mit Herz und Hand; der Ocean ist zurückgewiesen auf seine Korallenfelsen und Sandbänke. Schaut hin, wie das Kabel taucht und auf den Grund fällt! Trinken wir eins auf unsere Gesundheit und eins auf Cyrus W. Field." Der Gouverneur von Ohio: „Wenn England auch nichts zu unserm großen americanischen Seetriumphe beigetragen hat, so gab uns doch der Name der kleinen Nußschale, welche als Dienerin unserm Riesenschiffe folgen durfte, wenigstens einen Gedanken. Der Name Agamemnon ist eine Corruption von Memnon, jenes alten hebräischen Kriegers, dessen Standsäule auf den Ebenen Thessaliens einen Klang von sich gab, wenn sie von der Morgensonne beschienen wurde. Wenn von nun an die Sonne aufklärender Erleuchtung von America hinübertagt in die abendländische Finsterniß, dann mögen die unaussprechlichen Sklaven des Feudalismus zum ersten Male den musikalischen Sang der Freiheit anstimmen." Der Gouverneur von Nebraska: „Wir grüßen Euch! Gebt dem alten England Stricke genug, und es wird sich selbst hängen, aber nicht in Verzweiflung. Nein, die alte abgestandene Insel wird sich an das Schürzenband des kräftigen jungen America heften,

und von uns Unterstützung und Hülfe erwarten. Soll England vergeblich auf uns blicken, Brüder?" Der Gouverneur von Neu Hampshire:

Yankee Doodle used to ride
On a little pony,
Now he talks to the other side
In twenty minutes on'y.

Den Gruß des Gouverneurs von Delaware müssen wir gleichfalls in americanischem Englisch mittheilen: „The b'hoys must have their amusements, and so we have tied England to a long string, and we'll fly her like an almighty great kite. When we're tired of the sport and want to be quit of it, we calculate we'll just wind her in, and hang her up on one of the monster trees of our unfathomable forests. Guess we've utilised the tarnation old caution at last; yes, sirree." Dem Gouverneur von Kanzas wird noch größerer Unsinn in den Mund gelegt; jetzt erst sei die Welt wirklich geschaffen worden, jetzt erst könne das alte Europa seine Hoffnungen und Befürchtungen dem majestätischen America zuflüstern und von demselben Lehren der Weisheit und Größe erhalten. Durch die entsetzlichen Abgründe des brüllenden Oceans fliegen nun die Lehren der Freiheit, und Fields Draht berührt, gleich dem Speere des Uranus, die niedergekauerte Kröte am Ohre der Eva; der böse Feind, welcher sich mit dem ganzen schwefeligen Schimpf seiner Schande emporhebt, wird wie eine Wanze an die krystallene Waffe Columbia's geheftet. — Der Gouverneur von Pennsylvanien ruft Amen und spricht im Kauderwälsch der Quäker. Diese Wespenstiche des Punch werden jedenfalls in America treffen, wo man ohnehin, bei aller Renommisterei, sehr empfindlich ist.

Der Abd-el-Kader des Senegals.

*Die neuesten amtlichen Berichte von der französischen Senegalcolonie haben eine etwas rosenrothe Färbung. Wir kennen das. In Allem, was die Größe und den Ruhm des heutigen Frankreichs angeht, verräth sich doch das Walten einer specifisch-französischen Vorsehung, und die Nackenschläge, von denen auch die tüchtigsten Bestrebungen anderer Sterblichen betroffen werden, bleiben der kaiserlichen Tricolore erspart. Was gedeiht und wächst, das dehnt sich, und so werden am Senegal die französischen Grenzpfähle mit jedem Jahre weiter gesteckt. Am linken Ufer wohnen schwarze Volksstämme, das rechte haben Mauren inne, die aber die Schranke des Flusses nicht achten und alles jenseits liegende Land, das ihrem Speer erreichbar ist, als ihr Eigenthum betrachten. Diese Mauren haben sich jetzt dem Machtgebot des Statthalters Faidherbe gefügt, ihre Sklavenjagden aufgegeben, allen Abgaben bis auf einen mäßigen Ausfuhrzoll vom Gummi entsagt; die französische Souveränetät über Wallo und alle Staaten der Dhiolofs anerkannt. Das französische Gebiet hat sich über Dimar am mittleren Senegal, mittelbar, in der Form einer Schutzherrschaft, über den republicanischen Bundesstaat von Bambuk ausgedehnt, Verträge mit einheimischen Häuptlingen haben der Colonie die um die Forts Bakel und Senoudebou liegenden Ländereien, Straßen zum untern Flusse und das Recht, den Goldsand des Faleme zu sammeln, verschafft.

Der hinkende Bote kommt nach. In der prächtigen Senegalfrucht sitzt ein Wurm und höhlt sie aus. Der Prophet El Hadsch Omar spielt in Futa den Meister, und unglücklicher Weise hat dieses Gebiet eine solche geographische Lage, daß es die Verbindung zwischen der Mündung und dem obern Flußlauf abschneidet. Seit vier Jahren führt der Hadschi gegen die Franzosen den heiligen Krieg und thut ihnen den möglichsten Abbruch. Trotz aller Schönfärberei verschweigen die amtlichen Berichte nicht, daß die jetzigen Streitkräfte der Colonie gegen den maurischen Propheten und seine fanatischen Anhänger nicht ausreichen. Frankreich verfügt am Senegal über 1000 Mann regelmäßiger Truppen und einige Haufen schwarzer Freiwilliger, denen es weniger an Muth als an Kriegszucht fehlt. Alle diese Truppen haben das ganze Jahr mit den Feinden zu thun; eine Reserve, auf die sie sich im Nothfall stützen könnten, ist nicht vorhanden.

Die Chinesen in Australien.

x. Sie sind aus vielen Gründen höchst unwillkommene Gäste, und die weißen Ansiedler treffen ernstliche Vorkehrungen sich ihrer zu entledigen; am liebsten möchten sie die Einwanderung dieser gelben Menschen aus dem Blumenreiche der Mitte völlig verhindern. Darüber erheben die frommen Menschenfreunde in London großes Geschrei, aber die Australier haben einen ganz richtigen Instinct. Unter ihnen treiben sich schon jetzt mindestens fünfzigtausend Chinesen umher, also etwa ebenso viele wie in Californien, wo man auch die „Himmlischen ausräuchern" möchte. Alle sind erwachsene Personen männlichen Geschlechtes, denn den Frauen ist die Auswanderung aus China nicht gestattet. Sie kommen ohne Geld und denken nicht daran, sich im Lande dauernd niederzulassen, sondern wollen rasch so viel als möglich erwerben und dann wieder in ihre Heimath zurückkehren. Fast alle gehören den rohesten Classen ihrer Landsleute an, und ihre brutalen Laster sind so sprüchwörtlich wie ihr Fleiß. Ein Bericht über Australien sagt: „Zweimalhunderttausend Verbrecher aus England wären eine bei weitem nicht so schlimme Plage wie diese fünfzigtausend Chinesen, denn jene brächten doch Frauen und Mädchen mit, und ihre Kinder würden, wie das Beispiel zeigt, rechtliche Leute, fleißige Ansiedler und Menschen mit weißer Haut. Die Chinesen mögen immerhin nach den Ländern des indischen Archipelagus, Siam, Cochinchina u. s. w. auswandern; dort sind sie völlig an ihrem Platze, erhalten mit leichter Mühe Frauen, bleiben dauernd im Lande, und ihre Kinder thun dasselbe. In heißen Ländern, wo der Europäer des Klima's wegen keine Feldarbeiten verrichten kann, und wo man keine Negersklaven hat, sind die Chinesen unentbehrlich geworden, allein in Australien erscheinen sie durchaus überflüssig, und wir bedürfen ihrer gar nicht." Ueber kurz oder lang wird man sie wohl von dort vertreiben. Der Kaiser in Peking nimmt übrigens von seinen ausgewanderten Unterthanen gar keine Notiz, denn wer China verläßt, geht ihn nichts mehr an. Vor länger als hundert Jahren rebellirten die Chinesen in Batavia; die Holländer metzelten binnen achtundvierzig Stunden nicht weniger als zehntausend Zopfträger nieder. Als Seine Majestät in Peking davon Kunde erhielten, geruhten Allerhöchst Sie zu äußern: „Wer die Gräber seiner Vorfahren verläßt, trägt selbst alle Schuld von dem Unglücke, das über ihn kommt." Die Chinesen bleiben allen anderen Völkern gegenüber ungesellig und bilden ein fremdartiges Element, das man ungern sieht.

Druckberichtigung.

Im Vorwort der vom Redacteur der Europa herausgegebenen Schrift: „Aus Mejicanischen Gefängnissen" ist Seite XI zu lesen: Kriegsminister Barnaba Bee, statt: Barrabas.



Festgeschenke.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Carl B. Lorck's Hausbibliothek.

Preis für den Band 1 Thlr.; für den Doppelband 1⅓ Thlr. Für eleganten Einband 10 Ngr.

Jedes Werk ist einzeln zu haben.

Inhalt der bis jetzt erschienenen 65 Bände.

(Die mit * bezeichneten Bände sind Doppelbände.)

1. **Geschichte Friedrich's des Großen.** Von Franz Kugler. Mit dem Portrait Friedrich's nach Schadow.
2. **Geschichte von Belgien.** Von Hendrik Conscience. Mit Stahlstich: Egmont's Tod nach de Hoy.
3. **Geschichte des Kaisers Napoleon.** Nach P. M. Laurent. Mit dem Portrait Napoleon's nach Delaroche.
4. **Geschichte Kaiser Joseph's II.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait Joseph's.
5. **Erzherzog Karl von Oesterreich.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait des Erzherzogs Karl.
6. **Nelson und die Seekriege von** 1793—1813. Von J. de la Gravière. Mit dem Portrait Nelson's nach Abbot.
7. **Geschichte Peter's des Großen.** Von Eduard Pelz (Treumund Welp). Mit dem Portrait Peter's nach Le Roy.
8. **Johann Huß und das Concil zu Costnitz.** Von E. de Bonnechose. Mit dem Portrait Johann Huß'.
9. **Geschichte der französischen Revolution.** 1789—1813. Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Mirabeau's nach Raffet.
10. **Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten.** Nach E. Williards. Mit dem Portrait Washington's nach Longhi.
11. **Geschichte Dänemarks bis auf die neueste Zeit.** Von F. A. Allen. M. d. Portr. Christian's IV. Nach K. v. Mandern.
12. **Geschichte der Februar-Revolution.** Nach A. de Lamartine. Mit dem Portrait Lamartine's.
13. **Geschichte Kaiser Maximilian's I.** Von Karl Haltaus. Mit dem Portrait Maximilian's nach Albrecht Dürer.
14. **Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karl's I** Von F. Guizot. Mit dem Portrait Karl's I.
15. **Der falsche Demetrius.** Von Prosper Mérimée. Eine Episode aus der Geschichte Rußlands.
16. **Das Leben Mohamed's.** Von Washington Irving. Mit dem Portrait Mohamed's.
17. **Geschichte Karl's des Großen.** Von Joh. Friedr. Schröder. Mit dem Portr. Karl's d. Gr. nach Albrecht Dürer.
18. **Geschichte Norwegens.** Von Andr. Faye. Mit dem Portrait Peter Tordenskjold's nach Denner.
19. **Der Hansabund.** Von Dr. Gustav Gallois. Mit dem Portrait Jürgen Wullenweber's von Milde.
20. **Geschichte Spaniens.** Nach Ascargorta. Mit dem Portrait Philipp's II. nach van der Werff.
21. **Geschichte der Königin Maria Stuart.** Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Maria's nach Zucchari.
22. **Geschichte Gustav Adolph's.** Nach Andr. Fryxell. Mit dem Portrait Gustav Adolph's nach Ant. van Dyk.
23. **Geschichte Frankreichs** von den ältesten Zeiten bis zum Ausbruche der Revolution. Nach E. de Bonnechose. Mit dem Portrait Richelieu's nach Phil. Champagne.
24. **Geschichte des Herzogs von Marlborough und des spanischen Erbfolgekrieges.** Von Archibald Alison. Mit dem Portrait Marlborough's nach Kneller.
25. **Geschichte Peter's des Grausamen von Castilien.** Von Prosper Mérimée. M. d. Portr. Peter's n. A. Carnicero.
26. **Geschichte Franz Sforza's und der italienischen Condottieri.** Von Dr. Friedr. Steger. M. d. Portr. Franz Sforza's.
27. **Geschichte des osmanischen Reiches** von der Eroberung Konstantinopels bis zum Tode Mahmud's II. Von Baptistin Poujoulat. Uebersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von Jul. Seybt. Mit dem Portrait des Sultan Abdul Medschid nach Dussault.
28. **Geschichte des Kaisers Nikolaus I.** und der Entwickelung Rußlands seit dem Wiener Congreß. Vom Grafen de Beaumont-Vassy. Mit dem Portrait des Kaisers Nikolaus, gest. v. Weger.
29. **Geschichte Kaiser Karl's V.** Von Ludwig Storch. Mit dem Portrait Karl's nach Tizian.
30. **Geschichte der alten und mittleren Zeit** (bis 1500). In biographischer Form bearb. von Dr. Adolf Geisler.
31. **Geschichte der neueren Zeit** (bis 1815). In biographischer Form bearbeitet von Dr. Adolf Geisler.
32. **Geschichte der neuesten Zeit** (von 1815—1854). Von Dr. A. Geisler.
33. **Geschichte der Kalifen.** Vom Tode Mohamed's bis zum Einfall in Spanien. Von Washington Irving.
34. **Geschichte Oliver Cromwell's und der englischen Republik.** Von F. Guizot. Mit dem Portrait Cromwell's.
35. **Das Türkische Reich in historisch-statistischen Schilderungen.** Von Molbech, Chesney und Michelsen.
36. **Eine Weltumsegelung** mit der schwedischen Kriegsfregatte „Eugenie" 1851—1853. Von N. J. Andersson. Deutsch von Professor Dr. Kannegießer.
37. **Reise-Erinnerungen aus Sibirien** von Prof. Christoph Hansteen. Deutsch von Dr. H. Sebald.
38. **Die Krim und Odessa.** Reise-Erinnerungen von Prof. Dr. Karl Koch.
39. **Süd-Rußland und die Donauländer.** In Schilderungen v. L. Oliphant, Shirley Brooks, Patrik O'Brien und W. Smyth.
*40. **Der Geist in der Natur.** Von H. C. Oersted. Deutsch von Dr. K. L. Kannegießer. Mit d. Portr. des Verfassers.
41. **Naturschilderungen** von Joakim Frederik Schouw. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von H. Zeise. Mit Biographie und Portrait des Verfassers. 2te Aufl.
42. **Geschichte des Russischen Reiches** von der ältesten Zeit bis zum Tode Kaiser Nikolaus I. von J. H. Schnitzler. Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.
*43. **Attila und seine Nachfolger.** Von Amedée Thierry. Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.
44. **Die Kaukasischen Länder und Armenien.** In Schilderungen von A. Curzon, K. Koch, F. Macintosh, O. Spencer und R. Wilbraham. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Koch.
45. **Die afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil.** Nach dem Französischen des Grafen d'Escayrac de Lauture.
46. **Wanderungen durch die Mongolei** nach Thibet zur Hauptstadt des Tale Lama von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree.
47. **Wanderungen durch das chinesische Reich** von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree.
48. **Chemische Bilder aus dem Alltagsleben.** Nach dem Englischen des James F. W. Johnston.
49. **Die Witterungslehre** auf ihrem neuesten Standpunkte dargestellt zur Belehrung und Unterhaltung für alle Stände von Dr. G. A. Jahn.
50. **Katechismus der Naturlehre** von Dr. E. C. Brewer. Nach der 8. Aufl. des englischen Originals und der 2. Aufl. der vom Verfasser besorgten französischen Ausgabe.
51. **Aus dem Feldlager in der Krim.** Briefe des Times-correspondenten W. Russell. Deutsch bearbeitet von Jul. Seybt.
52. **Geschichte Italiens.** Von der ersten franz. Revolution bis zum Jahre 1850. Aus dem Englischen des R. H. Wrightson. Deutsch von Jul. Seybt. Mit d. Portr. des Papstes Pius IX.
53. **Geschichte Richard Cromwell's und der Wiederherstellung des Königthums in England.** Von Fr. Guizot. Deutsch von Jul. Seybt. Mit dem Portrait General Monk's.

54. **Central-Amerika,** insbesondere die Staaten Honduras, San Salvador und die Moskitoküste. Nach Squier. Deutsch herausgegeben von Karl Andree.
55. **Buenos-Ayres und die Argentinischen Staaten.** Nach den neuesten Quellen. Herausgeg. von Karl Andree.
56. **Wanderungen durch Australien** von Oberstlieutenant Godfroy Charles Mundy. Deutsch bearbeitet v. Friedr. Gerstäcker.
57. **Mungo Park's** Reisen in Africa von der Westküste zum Niger. Neu bearbeitet von Dr. Fr. Steger.
*58. **Geschichte von Indien** von Thomas Keightley. Uebersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt v. J. Seybt.
59. **Reisen im Nordpolmeere** von E. Elisha Kent Kane. Deutsch von J. Seybt.
60. **Wanderungen durch Texas** und im mexikanischen Grenzlande. Aus dem Englischen des F. L. Olmsted.
61. **Westslawischer Märchenschatz.** Deutsch bearbeitet von Jos. Wenzig.
*62. **Die Ostsee und ihre Küsten.** Von Anton v. Etzel.
63. **Geschichte Karl des Zwölften.** Nach Andr. Fryxell. Deutsch v. A. v. Etzel. Mit d. Portr. Karl's nach Chodowiecki.
*64. **Südafrika und Madagascar.** Geschildert durch die neuesten Entdeckungsreisenden. Herausg. v. Karl Andree.
*65. **Drei Reisen um die Welt.** Von James Cook. Neu bearbeitet von Friedr. Steger.

Besonders als Festgeschenke empfohlen.

Statuetten und Basreliefs nach Thorwaldsen

in Biscuit (unglasirtem Porzellan) ausgeführt,

modellirt nach den Originalen in Thorwaldsen's Museum von Künstlern der Akademie zu Kopenhagen unter der Leitung der Professoren Bissen, Christensen, Hetsch und Jensen.

Diese kleinen Kunstwerke haben überall, wo sie bekannt wurden, sich des Beifalls aller Kunstsinnigen zu erfreuen gehabt. Der marmorähnliche Biscuit (unglasirtes Porzellan) läßt sich wie jedes Porzellan abwaschen. Die Figuren leiden demnach durch die Zeit durchaus nicht.

I. Figuren.

	Thlr.	Ngr.
Christus. Stehende Figur. 15 Zoll hoch	10	15
Johannes der Täufer, predigend. Stehende Figur. 15 Zoll hoch	10	15
Der Apostel Johannes. 14 Zoll hoch	10	15
— — **Petrus.** 14 Zoll hoch	10	15
— — **Paulus.** 14 Zoll hoch	10	15
— — **Mathäus.** 14 Zoll hoch	10	15
Der Taufengel. Knieende Figur. 9 Zoll breit, 9½ Zoll hoch	10	—
Thorwaldsen (an die Hoffnung gelehnt). 15 Zoll hoch	10	15
Lord Byron. Sitzende Figur. 14 Zoll hoch	10	—
Die drei Grazien mit Amor. Stehende Gruppe. 14 Z. hoch, 10 Z. breit	30	—
Venus. 13 Zoll hoch	10	—
Adonis. 13½ Zoll hoch	10	—
Psyche. Stehende Figur. 13½ Zoll hoch	8	15
Hebe. Stehende Figur. 13½ Zoll hoch	8	15
Der siegreiche Amor. Stehende Figur. 13 Zoll hoch	10	—
Apollo. Stehende Figur. 14 Zoll hoch	10	—
Jason mit dem goldenen Vließ. Stehende Figur. 14½ Zoll hoch	10	15
Vulkan. Stehende Figur. 14 Zoll hoch	10	15
Ganymedes mit dem Adler, Gruppe. 10 Zoll breit, 9 Zoll hoch	12	—
— — — — (klein) 6 Zoll breit, 5 Zoll hoch	4	—
Der Hirtenknabe mit dem Hunde. Sitzende Figur. 11½ Zoll hoch	10	15
— — — — — (klein) 7 Zoll hoch	4	—
Mercur als Argustödter. Sitzende Figur. 11½ Zoll hoch	10	—
Amor und Bacchus, Trauben stampfend. 8 Zoll hoch, 6 Zoll breit	8	—
Die Tänzerin. Stehende Figur. 11½ Zoll hoch	8	—
Amor der Bogenschütze. Stehende Figur. 7 Zoll hoch	4	—
Amor mit dem Pfeile. Erste Größe. 7½ Zoll hoch, 6 Zoll breit	4	—
— — — — Zweite „ . 5 Zoll hoch	2	—
— — — — Dritte „ . 3½ Zoll hoch	1	—
Amor mit der Lyra. Erste Größe. 6 Zoll hoch, 6 Zoll breit	4	—
— — — — Zweite „ . 4½ Zoll hoch, 5 Zoll breit	2	15
— — — — Dritte „ . 4 Zoll hoch, 4½ Zoll breit	1	20
Amor als Löwenbezwinger. 5¼ Zoll hoch, 5 Zoll breit	3	—
Amor auf dem Schwane. 4½ Zoll hoch, 4½ Zoll breit	2	20
Amor stehend mit dem Bogen. 5 Zoll hoch	1	—
Apollo Musagetes, — Stehende Figuren, 16 Z. h. Pendants.	11	—
Minerva, — Stehende Figuren, 16 Z. h. Pendants.	11	—
Walkyre. Stehende Figur. 13 Zoll hoch	10	—
Oersted (Büste). 10 Zoll hoch	5	6
Thorwaldsen (Büste). 10 Zoll hoch	5	6
Napoleon (Büste). 10 Zoll hoch	5	6

II. Basreliefs.

1) Viereckige.

	Thlr.	Ngr.
Tanz der Musen auf dem Helikon. 10½ Zoll lang, 5 Zoll hoch	2	20
Die Alter der Liebe. 13 Zoll lang, 5 Zoll hoch	2	24
Taufe Christi. 5 Zoll breit, 6¼ Zoll hoch	1	10
Singende Genien, Spielende Genien. Pendants, 5½ Zoll lang, 4½ Zoll hoch	1	24
Amor und Bacchus, Faun und Bacchantin. Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1	20
Amor und Psyche, Amor und Anakreon. Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1	20
Amor und Hymen, Amor und Ganymedes. Pendants, 6 Zoll lang, 4 Zoll hoch	1	20
Amor und Knaben Früchte pflückend, Amor und Knabe Trauben pressend. Pendants, 4½ Z. h. 6 Z. br.	2	—
Amor mit dem Hunde, Amor, Netze strickend. Pendants, 4 Zoll hoch, 5¼ Zoll breit	1	20
Amor, den Löwen zähmend, 4 Zoll hoch, 5¼ Zoll breit	—	25
Amor mit der Rose vor Jupiter und Juno, Amor, gebunden bei den Grazien. Pendants, 4½ Zoll hoch 7½ Zoll breit	2	10

2) Runde.

	Thlr.	Ngr.
Weihnachtsfreude im Himmel. 6¼ Zoll Durchmesser	1	6
Christus segnet die Kinder, Maria mit dem Kinde. Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	—
Drei schwebende Engel. 6 Zoll Durchmesser	1	—
Der Genius des Jahres. 6 Zoll Durchmesser	1	—
Der Tag, Die Nacht. Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	—
Frühjahr, Sommer, Herbst, Winter. Vier Pendants, 6 Zoll Durchmesser	4	—
Die Hirtin mit dem Amorinenneste. 6 Zoll Durchmesser	1	—
Amor und Erato. 6 Zoll Durchmesser	1	—
Genien der Jagd, — des Ackerbaues, — des Handels. Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	15
— der Musik, — der Dichtkunst, Die komische Muse. Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	15
Die Poesie und Harmonie, Thalia und Melpomene. Pendants, 6 Zoll Durchmesser	2	—
Kraft, Weisheit, Gerechtigkeit, Gesundheit. Vier Pendants, 6 Zoll Durchmesser	3	15
Genius der Malerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst, Dichtkunst. Vier Pendants, 6 Z. Durchm.	3	15

Johannes in der Wüste predigend, Gruppe aus 12 Figuren (mit Console in Gyps von 42 Zoll Länge) 110 Thlr.

☞ Dem Betrage von auswärtigen Bestellungen beliebe man **1½ Ngr. pro Thaler,** als Entschädigung für sorgfältige Emballage in Kistchen, beizufügen.

Leipzig, Carl B. Lorck.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 50. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 11. December.

Inhalt.

Zu Maulthier nach Spanien.

Von Woldemar Seyffarth.

Ein Werk von einem so liebenswürdigen Erzähler, wie Herr Woldemar Seyffarth ist, wird man immer gern in die Hand nehmen. Wir glauben daher auch, daß es unsern Lesern lieb sein wird, zu erfahren, daß demnächst bei L. Wiedemann ein neues Werk: Reisefrüchte aus 1857 und 1858, von ihm erscheinen wird, von dem wir uns in den Stand gesetzt sehen, nachstehend ein Bruchstück mitzutheilen. Der Vielgewanderte führt uns diesmal zwar blos aus dem südwestlichen Deutschland im raschen Fluge über Paris nach den Pyrenäenbädern, und läßt uns schließlich einen flüchtigen Blick nach Spanien hinüberwerfen, aber wir erfahren vielerlei auf der kurzen Reise. Ein Zwiegespräch über den schwäbischen Volkscharakter dient gewissermaßen als Introduction, und zeigt uns den Verfasser als scharfen Beurtheiler der verborgenen Eigenthümlichkeiten deutscher Volksstämme, dann wohnen wir der Ankunft der beiden Kaiser von Frankreich und Rußland in Stuttgart bei, und sind Zeugen der äußerlichen Zurüstungen zu dieser Zusammenkunft, die man berufen glaubte, in den Geschicken der Welt eine entscheidende Wendung herbeizuführen, und gleiten rasch nach Paris, um fast unverweilt nach Clermont-Ferrand versetzt zu werden, der Hauptstadt der Auvergne. Hier beginnen die Wanderungen durch die französischen Provinzen, die uns auf unbekannteres Terrain führen, als wenn wir in dem allzu oft beschriebenen Paris hätten bleiben müssen. Zunächst begeben wir uns über Bordeaux nach Biarritz, das erst durch kaiserlichen Besuch zur Blüthe gelangte Bad, dann nach Bayonne, von trauriger Berühmtheit durch den Vertrag, welchen der erste Napoleon hier der spanischen Königsfamilie abdrang, und nach Pau, auf dessen altem Schlosse Heinrich IV. geboren wurde. Von dort ist nur ein Sprung nach St. Jean Pied de Port, der letzten französischen Stadt auf dieser Straße, und wenig mehr als eine Tagereise über die Pyrenäen nach Spanien. Auf der ganzen Wanderung werden wir trefflich unterhalten, und namentlich verdienen die novellenartigen Episoden, in welche der Verfasser Erlebtes und Gehörtes auf anmuthige Weise einzukleiden weiß, rühmend hervorgehoben zu werden. Ein hübsches Beispiel davon giebt der letzte Abschnitt: Zu Maulthier nach Spanien. In der ebengenannten letzten französischen Stadt angekommen, lockte ihn der Anblick der himmelanstrebenden Pyrenäen zu einem Ausflug nach dem Nachbarlande. Der Hufschmied, bei dem er ein Maulthier miethen wollte, stellte hohe Forderungen, weil vor Kurzem ein junger Franzose auf dem Wege von Räubern angefallen, und da er sich zur Wehr gesetzt, ermordet worden war; und der Reisende war schon halb Willens, von seinem Plane abzustehen, nicht aus Furcht vor den Räubern, deren Gefährlichkeit sichtbar übertrieben wurde, sondern aus Unlust, sich übertheuern zu lassen. Nach dem Gasthofe zurückkehrend, wo sein Wagen ausgespannt, fühlte er sich jedoch von dem ehrlichen Gesicht und dem zuvorkommenden Wesen des Wirths und der Wirthin so eingenommen, daß er auf den Gedanken kam, diese wegen seiner Reise zu Rathe zu ziehen. Sie empfahlen ihm auch wirklich einen baskischen Maulthiertreiber, der sich erbot, ihn mit drei Maulthieren über die Grenze bis auf den halben Weg nach Pamplona zu bringen, und ihn dort zur Weiterreise einem gleichfalls gut empfohlenen Kameraden zu übergeben. Der Vorschlag war annehmbar, der Preis billig, und der nächste Tag ward zur Reise bestimmt. Wir lassen ihn nun mit seinen eigenen Worten weiter erzählen.

— Der Juni begann mit einem prächtigen Morgen. Schlag fünf führte mein pünktlicher Führer seine drei Mäuler vor, drei muntere Thiere mit feinen Köpfen, klugen Augen, niedlichen Hufen und braunem, glänzendem Felle, anscheinend eitel auf die blanken und bunten Zierathen ihrer Zäume und Decken, welche die hölzernen Gestelle für die abzuholenden Weinschläuche verhüllten. Ueber das Gestell des mir bestimmten waren die Decken zu einem weichen Polster so sitzrecht zusammengelegt, daß, nachdem ich es bestiegen und die Füße auf

dem breiten, die Brust des Thiers umschließenden Riemen ruhen ließ, mein Platz einem gemächlichen Fauteuil glich — ohne Arme und Lehne. Mit der Bequemlichkeit auf seinem Maulthiere hatte der Führer es minder genau genommen, vielleicht weil er, wie ich später sah, einen großen Theil des Weges zu Fuß zurücklegte. Das dritte, an das seinige gebundene Thier trug mein schmächtiges Gepäck, und so lenksam waren unsere Mäuler, daß ein an die linke Seite der Trense befestigter Strick vollkommen genügte, sie anzuhalten oder nach rechts und links zu wenden. Die hierzu unnöthige Länge des Strickes vertrat durch das Knotenende die Stelle der Peitsche. Sobald ich es aber zwei oder drei Mal gebraucht, ersparte mein Thier mir die Mühe. Wenn es den Knoten sich heben sah, schüttelte es den Kopf und verdoppelte den Schritt. Mit einer Tasse Kaffee als Frühstück verließ ich das gastliche und billige Wirthshaus. Nicht lange, so lag das Städtchen hinter uns. Eine glatte Fahrstraße durchschnitt ein enges Thal, zur Rechten ein über Felsstücke schäumender Bach, zur Linken waldige Höhen, deren Schatten schon zu dieser frühen Stunde willkommen war. In langen Zügen schlürfte ich die reine, mit Wohlgerüchen gewürzte Bergluft und betrachtete die wechselnden Morgenbeschäftigungen ihrer kleinen und großen, ihrer jungen und alten Bewohner, bis der Führer mich mahnte, den Gang meines Thieres zu beeilen. — „Der Tag wird heiß werden," setzte er hinzu, „und der ebene Weg bald aufhören. Besser wir benutzen ihn." Mit beschleunigtem Gange ritten wir bald an einem Dutzend Häuser diesseit des Baches vorüber, deren Nettigkeit gegen das baufällige Wesen der jenseitigen ebenso vortheilhaft abstach wie die Reinlichkeit der Bewohner gegen den Schmutz der dortigen. — „Es scheint," scherzte ich zu meinem Begleiter, „die Menschen da drüben fürchten das Wasser mehr als die hier hüben." — „Sie meinen, diese hier sind reinlicher," lächelte der Führer, „das erklärt sich; hier ist Frankreich, drüben ist Spanien. Der Bach macht die Grenze. Ehe Sie heute Abend sich schlafen legen, werden Sie genauer wissen, daß Sie nicht länger in Frankreich, sondern in Spanien sind!" — Bald darauf hatten unsere Mäuler die zwölf Kilometer bis zu der Brücke beendet, über welche wir in Spanien einritten, eine Länge von wenigen Schritten, die Manches veränderte.

Nahe an der Brücke hatte das französische Zollhaus gestanden, ein einfaches, sauberes Gebäude, und drei oder vier gut gekleidete Zolldiener waren zugegen gewesen. Auf der andern Seite der Brücke stand das spanische Zollhaus mit einem Wappen dreimal größer als der französische Adler. Aber Regen und Zeit hatten den Abputz von den Mauern gelöst; zwei Fensterladen, der Angeln ledig, hingen schief; in einem Fenster fehlten Scheiben, in einem andern war derselbe Mangel durch Papier ersetzt, — Alles eine Art Zeugniß staatlicher Liederlichkeit, und kein Zolldiener ließ sich blicken. Ungenirt zogen wir unsern Weg. Er verwandelte sich aus der platten Fahrstraße in einen, wie man ihn stundenlang zur Fortschaffung der Erzeugnisse und zum Herbeiführen der Bedürfnisse der Anwohner in einem civilisirten Lande unmöglich glauben sollte. Jetzt mit Steinen und Felsstücken besäet, daß es Mühe gekostet haben würde, ein leeres Plätzchen von der Größe eines silbernen Fünffrankenthalers zu finden, wurde er plötzlich zum Moraste, in welchen die Thiere knöchel- und knietief einsanken. Von Fuhrwerk konnte hier keine Rede sein. Auch giebt es keins. Esel und Mäuler, selten Pferde, trugen Alles und Jedes, das Kleinste wie das Größte, das Schwerste wie das Leichteste, den Baumstamm wie das Reisbündel, das Wasserfaß wie die Salatstaude, während die Treiber, meist Knaben oder Mädchen, baarfuß und in Lumpen darauf hockten. Immer stieg oder senkte sich der Weg, schräg oder steil, breit oder schmahl, und der Schatten der waldigen Höhen, der in Frankreich wohl gethan, war verschwunden. Nur einzelne Bäume hingen ihre Aeste und Zweige über, daß es wieder Aufmerksamkeit erforderte, ihnen auszuweichen. Die Sonne glühte, als wolle sie fühlen lassen, daß nicht das Blut allein in Spanien heißer sei als in Frankreich, und verspottete meinen gegen sie aufgespannten Regenschirm, daß ihr Spott und die Gluth seiner Scham mich durch den Handschuh brannte.

Dennoch hatte der Viceconsul in Oléron wahr gesprochen. Es wird seit Jahren an einer Straße gebaut, welche als Zielpunkt Pamplona mit St. Jean Pied de Port verbinden soll, und, wird noch viele Jahre in der zeitherigen Langsamkeit fortgebaut, so steht nach anderweit vielen Jahren eine Beendigung zu erwarten. Dann ist es mit dem Erwerbe der Maulthiertreiber vorbei. Wenn indeß mein Führer hoffte, den seinigen auf seinen ungeborenen Enkel zu vererben, und zu Gunsten seiner Hoffnung von den Strecken, welche bisweilen wie Oasen in der Wüste sichtbar wurden, die Zeitdauer ihres Baues erwähnte, konnte ich seine Hoffnung keine grundlose nennen. Diese Strecken zusammen dürften bereits eine lange Linie bilden. Doch ist sie eine sehr kurze im Verhältniß zu denen, die noch ausgebrochen und geebnet werden müssen, und vor deren größeren Schwierigkeiten man zurückgeschreckt zu sein scheint. Den jetzt Reisenden aber und dem Verkehre überhaupt gewährt sie nur wenig Nutzen, nicht blos weil ihr Ausmünden in unfahrbare Wege kein anderes Transportmittel als den Rücken von Eseln, Mäulern und Pferden zuläßt, sondern auch, weil deren Treiber die, obwohl jähen und holperigen Pfade wegen der durch sie verringerten Entfernungen der oft in weiten Bogen die Höhen umkreisenden Straße vorziehen. Daher kam es, daß unsere armen Thiere, statt bei jedem Schritte in den Sumpf zu sinken, auf Geröll zu treten und über Steinblöcke klettern zu müssen, selten die Annehmlichkeit genossen, mühelos fortschreiten zu können. Denn sollte es richtig sein, was ich gehört oder gelesen, daß das Maulthier lieber rauhe als glatte Wege gehe, so war mindestens das meinige zu gebildet und zu verständig, um dieser Meinung zu sein. Sorgsam vermied es, sich selbst überlassen, die unebenen und wählte die ebenen, und gewissenhaft folgten die Gefährten seinem Beispiele.

That die Seltenheit eines im Vergleich ungehinderten Ganges mir für meinen Braunen leid, so empfand ich doch die Folgen für meine Person zu sehr, um nicht ein großes Stück meines Bedauerns für mich zu behalten. Ich saß allerdings gemächlich und, solange wir in der französischen Ebene waren,

bequemer als auf einem englischen Sattel und einem stolpernden Pferde. Mit unserer Ankunft in Spanien jedoch erfuhr meine Gemächlichkeit einen beträchtlichen Abzug und hörte gänzlich auf, als der gleichmäßige Gang meines Thieres aufhörte, das Berghinan und das Berghinab, Moräste, Steinlager und Felskanten anfingen. Ob das Thier emporklomm oder niederstieg, einen kurzen oder langen Schritt that, links tief und rechts hoch oder vorn hoch und hinten tief trat, oder diese Bewegungen umgekehrt geschahen, immer saß ich wie auf einem Schaukelpferde, nur daß das Schaukeln nicht allein vor- und rückwärts, auch seitwärts ging. Meine Aufmerksamkeit mußte nach verschiedenen Richtungen wachen. Vor Allem galt es im Gleichgewicht zu bleiben und deshalb im Voraus die Beschaffenheit des Weges zu erkennen. Das unterlag dem eigenthümlichen Uebelstande, daß der Kopf meines Thieres dem meinigen voran um die Ecken bog, es dann seinen Geh-Entschluß schneller faßte und ausführte, als ich meine Haltung darnach bemessen konnte, und solche scharfe Ecken und Biegungen sich häufig wiederholten. Sobald ich daher einer ansichtig wurde, mußte ich mich für jeden Fall vorbereiten, und da vermißte ich den Sattel. Die Schenkel vor mir und die Beine am Halse des Thieres hinab, fehlte die Möglichkeit des Schließens und Festsitzens. Bildlich saß ich auf der Schärfe eines Schermessers. Ein plötzlicher Schritt des Thieres tief rechts mußte mich nach der rechten, einer tief links mich nach der linken Seite, einer hoch nach vorn mich nach hinten über, einer hoch nach hinten mich vornüber werfen. Mein einziger Haltpunkt war eine Wölbung des Gestells über dem Kamme des Thieres. Sie vertrat den berühmten Sattelknopf, diese Zuflucht, Hülfe und Rettung schlechter Reiter. Abgerechnet aber, daß ich ihrer mich nicht bedienen konnte, wenn das Thier emporstieg, wo sein die Wölbung ausfüllender Hals mir die Finger zu zerquetschen drohte, verbrauchte sie stets eine ganze Hand. Die andere hatte dann die Aufgabe zugleich den Zügelstrick und den Schirm zu halten, — ein Doppelgeschäft, welches auf glattem Wege nicht ohne Unbequemlichkeit, bei eintretenden Schwankungen schwer zu vereinigen und nur durch Fallenlassen des Schirms oder Zügels zu theilen war, — eine Wahl, die bedacht sein wollte. Der an der Trense befestigte Strick war wieder zu erlangen, der fallen gelassene Schirm unter zehn Malen kaum einmal; so nahe lief der Weg meist an jähem Bergabhange hin. Und je heißer sein Griff mich durch den Handschuh brannte, desto unentbehrlicher erwies er sich. Jeder Zweifel daran mußte verstummen, seit einem kritischen Momente, wo meine linke Hand die erwähnte Wölbung umklammerte, der Hemdärmel — des Rocks hatte ich mich längst entledigt — sich ein Stück vom Handschuhe zurückgezogen, und in diesem nackten, vom Schirme unbeschützten Stückchen plötzlich ein glühender Schmerz aufzuckte. Eine Minute hatte zum Sonnenstiche genügt. Den Zügel hingegen fahren zu lassen, konnte dessen Wiedererlangung für immer unnöthig machen. Nahten wir einem Abgrunde, so drängte mein Brauner stets nach dem gefährlichen äußersten Rande, und säumte ich auch nicht ihn eines Bessern zu belehren, so hörte ich doch mehrere Male, ehe ich meinen Zweck erreicht, den Zuruf des Führers: „Rechts — links gelenkt, mein Herr!“

Gern wäre ich, die Mühsal meines Sitzes mir zu erleichtern, gleich dem Führer bisweilen zu Fuß gegangen. Das war jedoch unausführbar. Wie er, den Zügel in der Hand, vor dem Thiere herzuschreiten, erforderte undurchdringliche Fußbekleidung und Kniekehlen wenigstens einigermaßen so gelenksam und stählern wie die Knöchel und Hufe der Mäuler, die nur mit solchen Eigenschaften in solchen Wegen fünfzehn und zwanzig Jahre auszuhalten vermögen. Beides fehlte mir. Ihm dagegen mein Thier überlassend, die Möglichkeit eines — nach schwäbischem Ausdrucke — „bequemen Wandels“ zu suchen, hinderte der Charakter des Gebirgs, meist abschüssig auf der einen und Fels auf der andern Seite. Vergaß ich dennoch öfters alle Mühsal, die Sonnengluth und den Sonnenstich, den Zügelstrick und den Schirm, die Leitung des Thieres und den gähnenden Abgrund, so möge damit das Großartige der dortigen Natur und der Reichthum ihrer Wechsel, mögen damit Ueberraschungen angedeutet sein, die nicht Raum lassen an sich zu denken, Reize, in denen unser Menschsein sich verliert. Freilich waren es nur Berge, die sich vor mir aufthürmten, Thäler, die sie durchschnitten, kahle Felsmassen, die gen Himmel strebten, oder saftige, blumendurchwirkte Matten, die den schroffen Abhang überkleideten, hochstämmige Fichten und Kiefern mit schwarzgrünen Nadeln, weißstämmige Buchen und Birken mit hellgrünem Laube, hundertjährige Kastanienbäume und tausendjährige Eichen, tiefe Stille oder das Rauschen eines Waldbachs, dürre Oede oder Wasserfälle, deren aufspritzender Schaum sie in Regenbogenfarben überwölbte, steile Abgründe oder Flächen mit von Cyklopenkräften durch einander gewürfelten Felsblöcken. Wie aber Eins nach dem Andern erschien und verschwand, ehe das Auge es erwarten oder bewältigen konnte, wie Spannung der Ruhe folgte und ein gewaltiger Naturruf aus dem In-sich-versunken-sein weckte, — das war das Räthselwort des alle Mühsal Vergessens, des in der Außenwelt sich Verlierens.

Nachdem wir auf spanischer Erde, richtiger auf spanischen Steinen und in spanischem Wasser, vorbei an elenden, verzettelten Wohnungen eine lange Strecke geritten sein mochten, sagte der Führer, während er seinen Thieren gestattete, in einem krystallreinen Bache ihren Durst zu löschen, daß wir für die nächsten zwei Stunden zu keinem Hause und zu keiner Hütte, nur an einige Ställe für die Rinder zur Winterszeit, und inzwischen zu dem Orte kommen würden, wo der letzte Reisende ermordet worden sei. Er selbst war seitdem nicht hier gewesen, hatte sich aber den Unglücksplatz beschreiben lassen und meinte ihn so gewiß zu erkennen, wie er jeden Baum und jeden Stein kenne, so gewiß, als stände schon jetzt das Kreuz dort, welches zum Behuf des Betens für das Seelenheil des ohne Beichte und Absolution Gestorbenen bald errichtet werden würde. Meine Gedanken, Anfangs mit dem Vorfalle beschäftigt, hatten sich davon abgewendet, als der steigende, mehr und mehr sich verengende Pfad, rechts von einer Felswand, links von einer tiefen Schlucht begrenzt, durch welche der erwähnte Grenzbach floß, meine Aufmerksamkeit fesselte, theils,

indem ich mein Thier möglichst an den Felsen zu drängen suchte, theils, weil der Weg auf einen Abgrund auszulaufen schien, und theils, weil das Dunkel der Schlucht mich mit Klapperschlangenaugen anzog. Etwa zehn oder zwölf Schritte vom Ausgangspunkte des Weges, wo er schmahl sich um den Fels krümmte, stutzte mein Thier, blieb stehen und warf den Kopf in die Höhe. Gleichzeitig hörte ich über mir ein Knistern wie vom Zerbrechen kleiner Zweige oder vom Niedertreten starren Genistes. In demselben Moment rief der Führer: — „Halten Sie!" und nach oben: — „Wer dort?"

Ich erinnere mich und finde es sehr begreiflich, daß trotz der Hitze ein Frösteln mich überrieselte; denn war hier auch nicht der Ort des Raubmordes, so gab es keinen dazu geeignetern. Ich drehte den Kopf nach dem Führer, welcher eine Strecke hinter mir einen freiern Blick über die Felswand hatte. Er schaute fest in der Richtung, aus welcher ich das Geräusch vernommen. Da auf sein: Wer dort? keine Antwort erfolgte, fragte ich, wen er angerufen und weshalb ich halten solle; zu mir herangeritten erwiederte er: — „An jener Ecke ist der Fremde erschossen worden, und ich glaubte Jemand oben im Gebüsche zu sehen." — „Und ich habe es knistern hören", berichtete ich, „wie wenn" — Da wurde deutlich über unseren Köpfen ein Ast oder sonst ein Stück Holz zerbrochen, und eine Stimme redete. — „Holla!" schrie mein Hintermann, „was giebt es dort oben?" Lautes Gelächter war die Antwort. Darauf beugte sich ein schwarzer, struppiger Kopf vor, und verstand ich auch nichts von der zwischen dem Besitzer und meinem Begleiter gewechselten Rede, so errieth ich doch, daß Beide sich kannten und der Andere mindestens jetzt keine raubmörderischen Gelüste hegte. Nach beendetem Zwiegespräch erfuhr ich, daß der Struppige und sein Genosse, der uns ebenfalls sein braunes Gesicht zeigte, über das donnernde Holla! gelacht und daran wären, aus einem gefällten Baume das Kreuz für das Seelenheil des Ermordeten zu zimmern.

Selbst diese erfreuliche Lösung konnte den Schauder nicht unterdrücken, welcher auf der Stelle des Mordes mich durchdrang. Vielleicht gesund und wohlgemuth, nichts Uebles ahnend, Auge und Sinn offen für die ihn umgebende Natur, war vor wenigen Tagen der junge Mann um die Felskante gebogen. Drei Männer hatten ihm den Weg gesperrt, eine wilde Stimme Geld und Uhr gefordert. Mag sein, unklug, aber ritterlich hatte er ein Terzerol aus der Brusttasche gezogen, dafür in der nächsten Secunde den Todesschuß empfangen. Dann hatten die Männer ihn vom Maulthier geworfen, einer ihm den Schädel zerschlagen, nach Geld und Uhr gegriffen, genommen, was er Werthvolles gefunden, und während die Anderen dem Führer Schweigen geboten und das Gepäck des Ermordeten losgeschnitten, ihn über den Rand des Abgrundes gestoßen. Noch bezeichneten Blutspuren und zerknicktes Gesträuch seinen Sturz in die Tiefe, wo er unsichtbar lag, ein modernder Leichnam, und wahrscheinlich liegen wird bis zur Verwesung des letzten Gebeins.....

Auf dem stundenlangen Ritte, welcher uns kein Haus und keine Hütte, nur aus rohen Stämmen zusammengefügte Ställe für die im höhern Gebirge weidenden Rinder erblicken ließ, begegnete uns kein menschliches Wesen. Die ins flache Spanierland ziehenden Treiber hatten wir überholt; für die zurückkommenden war der Tag zu früh; Feldbau giebt es nicht, und der Holzschlag beschränkt sich auf den Bedarf der Umwohner. So gehörte alles Leben uns und unseren Thieren, den Vögeln, die häufiger durch die Lüfte flogen als aus den Bäumen sangen, den summenden Käfern und den grünen Eidechsen, die dünn und geschmeidig vorüberschlüpften und im Gestein verschwanden, anscheinend die zahlreichsten Vertreter der Thierwelt. Endlich erschienen die Dächer von San Carlos, einem spanischen Grenzdorfe am Quell des in seinem Lauf nach St. Jean Pied de Port Spanien von Frankreich scheidenden Baches, die Dächer desselben Dorfes, welches der Viceconsul in Oléron für meinen Eintritt in Spanien bestimmt hatte, und welches mit sechszehn oder zwanzig Häusern weit und tief links ab in einem engen, rings umschlossenen Thale stand, dieses Thal das Ende der Schlucht, an deren oberm Saume wir bald auf-, bald abwärts geritten waren. Ohne daß der Weg besser wurde, hob er sich über breite Flächen nach der Spitze des Gebirges, und daß er dadurch einige Erholung gewährte von der bis jetzt geforderten Achtsamkeit, war bei dem mir fühlbar werdenden Kraftaufwande und in der sengenden Sonnengluth nicht unerwünscht. Auch die Aeußerung des Führers, daß wir um die Mittagsstunde ein Wirthshaus erreichen und daselbst essen würden, konnte nach meiner bescheidenen Tasse Kaffee und fast siebenstündigem Reiten nicht unangenehm sein. Ich bezweifle jedoch, daß es all dessen bedurfte, eine Anwandlung des Neides zu verhüten, als wir uns einem Gebäude näherten und der Führer mir sagte, daß es von einem Manne bewohnt werde, welcher die öffentliche Sicherheit zu überwachen, vom Regen oder sonst zerstörte Wege einigermaßen herzurichten, Bedrängten Hülfe zu leisten und bei Schnee oder Unwetter Obdach zu geben habe, und dafür von der Gemeinde San Carlos sein Brotkorn und von jedem beladen vorüberkommenden Maulthiertreiber vier oder fünf Sous erhalte. — „Und der Mann," fragte ich verwundert, „thut so viel für so Weniges, dauert überhaupt hier aus, wo er im Sommer verbrennt und im Winter muthmaßlich erfriert?" — „Und ist glücklich und zufrieden," versicherte der Gefragte. „Dort steht er in der Thüre. Es ist Schade, daß Sie nicht mit ihm reden können. Er ist Baske und spricht nur baskisch. Immer hat er ein lustiges Wort auf der Zunge." — Sobald wir auf Sprachweite herangeritten — der Weg führte gerade auf das Gebäude — rief der Mann mit von Heiterkeit strahlenden Augen uns ein Dutzend Worte zu, die mein Begleiter erst herzlich belachte, dann wohl in angemessener Weise erwiederte, da der Mann gutmüthig mit dem Finger drohte. Unweit von ihm waren zwei Frauen mit Wäsche beschäftigt, seine Frau und seine Tochter, die, nicht weniger Bilder des Frohsinns, sich sofort ins Gespräch mischten und es geläufig fortsetzten, während der Mann sich entfernte. Als er nach einigen Minuten zurückkehrte, trug er eine lange Flinte über der Schulter und hatte zwei Pistolen und ein Messer im Gürtel. —„Der Herr Aufseher," erklärte der Führer, „will Ihnen bis Roncevalles das Geleit geben. Er

thut es ohne Entgeld, läßt sich aber ein Paar Sous in die Hand drücken." — „Besorgt er Gefahr," fragte ich, „da er bis an die Zähne bewaffnet ist?" — „Das wohl nicht," meinte der Führer; „er geht nie anders aus. Weil er scharf schießt, kann auf ihn scharf geschossen werden!"

Die Spitze des Gebirges, anscheinend von der Wohnung des Aufsehers schnell erreichbar, wich nach der Sitte der Gebirgsspitzen vor uns zurück. Unsere armen Thiere mußten tausende von Schritten machen sie zu bewältigen, und oben angelangt war meine Erwartung, daß ein weiter Blick sich über das Land öffnen werde, ein getäuschtes Hoffen. Zwar standen wir auf dem höchsten Punkte der Umgegend, und der Blick senkte sich lehnab, doch nur, um wieder zu steigen und wieder sich zu senken, und das Auge konnte nicht über die Hügelkette hinaus, die staffelförmig sich entgegenstellte. Was aber erkennbar vor uns lag, zeigte weniger jenen Charakter der Oede und jenen gänzlichen Mangel der Bodencultur, die wir hinter uns gelassen. Wenn auch in einzelnen Strecken, zwischen denen trockene Sandflächen sich breiteten, kahle Felsen emporragten und Gestrüppe und Haidekraut wucherten, so gab es doch Weinreben, Wiesen, Gärten und Felder, Obstbäume und Gartenpflanzungen und eine Reihe Gebäude, die inmitten eines Dutzend zerstreuter Häuser, ungefähr eine halbe Stunde von uns, sich am Berge hinzogen. Es waren die Gebäude eines Klosters im Dorfe Roncevalles, welchem eine aus Stein errichtete Einsiedelei als Vorhut oder Wächter gedient haben mochte, denn jetzt war sie unbewohnt und, weil der Eingang keine Thür hatte, vielleicht nichts daran zurückgeblieben als die Glocke in dem kleinen Thurme, welche der fromme Mann in Stunden der Gefahr geläutet. So erzählte mein Begleiter und setzte hinzu, daß seit dem Verkaufe vieler geistlichen Güter zu Gunsten der Staatscasse die Mönche von Roncevalles in steter Besorgniß für ihre Einkünfte lebten, daß es deshalb in den Klostermauern stiller und heiliger zugehe als früher, und selbst die Zahl der Brüder sich von vierzig auf zwölf vermindert habe. Der Weg lief durch eine gewölbte Vorhalle des Klosters nach dem anstoßenden Wirthshause. In jener wohlthuenden Kühle war das Zollbureau, und drei oder vier Zolldiener saßen davor. Ich hatte mich so steif geritten, daß ich der Aufforderung des Treibers abzusteigen ziemlich unbeholfen nachkam, und sei es dies oder Anderes, was mich den Zollbeamten unverdächtig erscheinen ließ: ohne sich zu erheben erklärten sie mich und mein Gepäck für passirlich. Auch nach meinem Passe wurde nicht gefragt. Das schild- und namenlose Gasthaus im Dörfchen Roncevalles oder Roncevaux war ein langes Gebäude mit Erdgeschoß für Thiere und Wirthschaftlichkeiten und einem Stockwerke für Menschen und deren Bedürfnisse. Ein breiter Gang schied letzteres in zwei Hälften und mündete an dem einen Ende in einen geräumigen, einst weiß getünchten, mit hölzernen Bänken und Tafeln meublirten Saal. Längs des Ganges befand sich eine große, schwarz geräucherte Küche und eine Reihe Zimmerthüren, deren einige, weit geöffnet, Betten und Geräthe sehen ließen, welche die Gaststuben bezeichneten. Daraus zu schließen, mußte hier, wenn auch mein Führer und ich für jetzt die einzigen Gäste waren, zu Zeiten viel Verkehr sein. Die übrige Einrichtung glich der einer deutschen Dorfschenke, ohne daß im Punkte der Reinlichkeit ein Unterschied sichtbar war. Bei meinem Zustande halber Erschöpfung hatte das Innere der Küche mich im Vorübergehen nicht tröstlich angeschaut. Weder meine Geschmacks- noch meine Geruchsnerven theilen die Vorliebe der Homerischen Helden für Zwiebeln und Knoblauch, und beide Pflanzenarten, welche einem Achilles und Ajax, einem Ulysses und Nestor süß geduftet und gemundet, lagen in Haufen umher. Dann sahen die Kochgeschirre nichts weniger als blank aus, und in dieser Hinsicht ähnelte ihnen eine bejahrte Frau, welche die Zurüstungen zum Essen besorgte. Auch hierdurch mäßig angeheimelt, erreichte ich den Saal, den ich zum Speisen bestimmt glaubte, und ruhte ausgestreckt auf einer Bank, bis mein Führer mich zum Diner in ein Zimmer der Küche gegenüber abholte. Zwei Couverts, für ihn und mich, bestanden in zwei weißen, von Fliegen besudelten Tellern, zwei ungeputzten Messern, zwei schwärzlichen, bleiernen Gabeln und zwei blechernen Löffeln. Das grobe Tischtuch hatte nicht spurlos Dienst gethan, das gläserne Salzfaß mit gelbem, grobkörnigem Salze war von Staub gerieft, und nur die zwei Weingläser durften sich eines Anspruchs auf Schmutzlosigkeit rühmen. Jetzt trat die Kellnerin ein, eine Frau von mittleren Jahren. Ueber ihrem dunkelfarbigen Kleide trug sie eine Schürze von ursprünglich weißem Zeuge, welche, da gestern erst Montag gewesen, unmöglich am Sonntage frisch angelegt sein konnte. Unter ihrem linken Arm hielt sie ein rundes Laib Brot, in ihrer rechten Hand eine riesige Flasche rothen Wein. Mit ihrer Schürze stäubte sie erst die Flasche, dann das Brot ab und zeigte dabei die Hände, welche die Wasserscheu zu haben schienen. Dennoch verlangte ich durch meinen Genossen Wasser. Die Frau brachte es eiskalt und krystallen in einer blinkenden Caraffe. Sehnsüchtig nach einem Labetrunke war ich im Begriffe es mit Wein zu mischen, als die entkorkte Flasche einen Duft aushauchte, welcher dem frühern Behälter, einem mit Fett eingeriebenen ledernen Schlauche angehörte. Der Wein war für mich ungenießbar, und der Maulthiertreiber räumte ein, daß man an ihn gewöhnt sein müsse, um ihn trinken zu können. Wiederum erschien die Kellnerin und setzte einen unbedeckten Suppennapf vor uns. Entweder in oder auf dem Wege aus der Küche hatte ein Dutzend naschhafte Fliegen ihren Tod darin gefunden. Die Frau bemerkte es und wollte mit den Fingern die Leichen herausfischen, als es mir gelang sie daran zu hindern; was der Führer ihr zur Erklärung sagte, daß in meinem Lande gesottene Fliegen ein Lieblingsgericht seien, erfüllte sie mit kopfschüttelnder Bewunderung. Trotz der Fliegen und eines starken Zwiebelgeruchs schöpfte ich einige Löffel auf meinen Teller, fand aber die aus Brot, Kraut und Rüben gekochte Suppe für meinen Gaumen zu scharf gepfeffert. Eine Schüssel Forellen und zwei Fleischgerichte folgten, alle drei so voll Knoblauch und mit übel riechendem Oele getränkt, daß ich mit dem schmackhaften Brote meinen Hunger stillte, mit dem köstlichen Wasser meinen Durst löschte. Eine Ausgleichung war eine

Tasse guter Kaffee und reiner Cognac. Solches war mein erstes Mittagsmahl im Lande Spanien.

Erfrischt, aber nicht eigentlich gestärkt, schwang ich mich nach kaum einstündiger Rast auf mein heißes Packkissen unter der Bemerkung des Führers, daß wir bis zur Nachtherberge nicht anhalten würden und dahin sieben Wegstunden hätten. Die Atmosphäre war zum Gluthmeer geworden. Kein Lufthauch bewegte es, und außer dem Schatten meines Regenschirmes gab es keinen. Soweit das Klostergebiet reichte, war der Weg eine Art Fahrstraße, dann nahm er wieder seine steinige und holperige Natur an, lief selten gerade aus und wechselte noch öfter als Vormittags zwischen steil bergauf und jäh bergab. Der Mangel an Abgründen und sonst gefährlichen Stellen minderte zwar die Sorge des Aufmerkens und die Mühe der Handhabung des Zügels; doch machte dagegen ein tödtlicher Kampf mit Stechfliegen, Bremsen und allerhand leichtgeflügelten und blutdürstigen Insecten sich nothwendig. In Schwärmen fielen sie auf mich und mein Thier, stachen mich im Gesichte und durch die Hemdärmel, wenn ich mein geplagtes Thier erlöste, und reizten dieses, wenn ich mich von ihnen befreite, zu Bewegungen des Kopfes und der Füße, welche mein Gleichgewicht störten und mich zwangen, mein Thier und mich ihren Stichen preiszugeben. Brachte dies die körperliche Anstrengung auf das volle Maß der frühern, so fehlte die geistige Anregung, als der Blick sich in der finstern Schlucht verlor, an der Felswand emporklomm, den rauschenden Bach suchte oder auf dem grünen Schmelz der Matten ausruhte. Ritten wir nicht in kahlen Hohlwegen, welche das Auge ermüdeten und deren Krümmungen das Träumen verboten, so ging es über weite oder schmahle Flächen in der langweiligen Einförmigkeit von Steingeröll, kurzem Grase und Haidekraut. Selten tauchten in der Ferne die Dächer einer Meierei oder zerstreute Häuser auf; selten klangen die Glocken weidender Rinder oder sprangen erschrockene Ziegen vorüber, um stehen zu bleiben, uns anzugaffen und sich muthmaßlich zu wundern, was sie erschreckt habe. Treiber, die auf ihren eng beladenen, zu zehn und zwanzig an einander gekoppelten Mäulern Felle und Wein nach Frankreich führten, waren fast die einzigen Menschen, die uns begegneten; außer ihnen etwa ein Hirtenknabe oder ein Hirtenmädchen. Abgerechnet daß die Bevölkerung dünn ist, hatte sie vor der Sonnengluth sich geflüchtet und verschlief wohl die brennenden Stunden; denn als wir gegen vier Uhr in ein Dorf kamen, war die Gasse menschenleer und waren die Hausthüren und Fensterladen so fest geschlossen, daß mein Begleiter nur nach wiederholten Versuchen für sich und mich einen Trunk Wasser erhalten konnte, unsere einzige Labung bis zur achten Abendstunde.

Ehe diese schlug, hatte sich meiner eine so vollständige Erschöpfung bemächtigt, daß ich blos zwei Gedanken dachte — Trinken und Ruhe. Darüber hinaus galt die Zukunft mir gleich. Auch meinen Begleiter mißhandelte die Hitze. Er behauptete, daß sie nicht für die Jahreszeit allein eine ungewöhnliche sei, hing schlaff auf seinem Thiere, bestieg es wieder, wenn er einige Dutzend Schritte gegangen, und wurde mürrisch und mundfaul. Nachdem er mir halbe Antworten gegeben, ersparte er sich selbst diese, so daß die letzte Möglichkeit eines Aufrüttelns meines innern Menschen abstarb. Deshalb wehte es mich wie frischer Lebensodem an, als wir um die versprochene Zeit der Nachtruhe uns einem Dorfe näherten, welches hübsche Häuser zeigte, und ich beim Einrücken offene Thüren, offene Fenster, und die Einwohner vor den Häusern stehen, sitzen und plaudern sah. Ich war so gewiß, daß dies der Ort unseres Nachtlagers sei, und mein Thier die Herberge finden werde, daß ich meinen Hintermann mit keiner Frage beehren wollte, dem Thiere die Zügel ließ und weniger die Menschen als die Häuser betrachtete, um das zu erkennen, in welchem wir rasten würden. Mein Halbroß ging stät fort; kein Haus hatte ein Schild oder eine Aufschrift; noch etliche Minuten, und wir waren am Ende des Dorfes. Da fragte ich den Führer, ob wir nicht hier blieben? Ein einfaches Nein und ein bestätigendes Kopfschütteln belehrten mich. Mit dem stummen Ingrimme einer an der Schwelle der Erfüllung getäuschten Gewißheit bog ich aus dem Dorfe in ein weit gestrecktes Thal, das zur Rechten und Linken Felder, Wiesen und Bäume, nirgends ein Gebäude hatte. Dabei war der von Hecken eingeschlossene Weg ein stinkender Morast mit hervorragenden Steinen, und indem mein Thier bald hoch auf diese, bald tief in jenen trat, erschöpften seine Schaukelbewegungen das letzte Restchen meiner Widerstandskraft. Plötzlich brach die Hecke der rechten Seite ab; ein abschüssiger Pfad lief in den Weg; mein Thier nahm ihn; er führte zu einem in einer Ausbeugung des Thales an den Berg gelehnten, nach dem Wege hin durch Bäume verdeckten Hause, welches hier bis zum Dache eine steinerne Mauer ohne Thür und Fenster bot, seine Fronte da hatte, wo der Pfad an der Mauer vorüber sich dem Wege zuwendete, und jene durch ein gewölbtes Thor und fünf oder sechs Fenster bezeichnete. Mein Brauner drehte um die Ecke der Steinwand, und trug mich, trotz meines Zügelns, durch das Thor in den Stall, welcher das Erdgeschoß ausmachte, sein Licht vom Thore her empfing, zehn oder zwölf Mäuler enthielt, und für noch ebenso viele Raum haben mochte. Hätte ich dem Ortssinne meines Braunen mißtrauen, und im Geringsten zweifeln können, am Ziele der Tagereise zu sein, so würde die Nachfolge meines Begleiters und seiner Thiere mich vom Gegentheile überzeugt haben, und ein Scherz, mit welchem er mich begrüßte, konnte zur Hälfte einiger Reue wegen seines mürrischen Wesens, zur andern Hälfte dem frohen Gefühle seiner Erlösung von des Tages Beschwerden angehören. Mühsam hob ich den Schenkel über den Hals meines Reitthieres, glitt an ihm herab und bedurfte eines Halts, meine versteiften Glieder gelenk, die einknickenden Kniekehlen fest, mich gehfähig zu machen. Während dessen erfuhr ich, daß das Thor der Eingang in's Haus, eine hölzerne Treppe im Innern des Stalles die Brücke zum Stockwerke sei, und wie ich auf baskisch sagen müsse, daß ich eine Stube haben wolle. Dieser Sprachunterricht hatte zu meinem Glücke eine Ohrenzeugin gehabt, welche am Treppenabsatze stand und meinen baskischen Wunsch: „Nahi nuke guela bat,“ gewiß nur errieth, weil sie den Sprachunterricht gehört hatte. Dennoch fragte sie mich etwas, und als ich mit Kopfschütteln antwortete, hob sie die rechte ge-

schlossene Hand, sah mich an und streckte erst den Zeigefinger, dann, als ich schwieg, auch den Mittelfinger aus. Vermuthend, daß sie wissen wollte, ob ich allein sei, wagte ich das spanische: „Estoi solo“. Sie nickte, erwiederte: „Bakkaric naiz,“ — für: ich bin allein — und öffnete nach wenigen Schritten eine Stubenthür.

Die Stube, zu welcher sie die Thür geöffnet, war ein großes, weiß getünchtes Viereck mit niedriger Decke, schwärzlichrothem, vielfach ausgetretenem steinernen Estrich, schmahlem, eisenvergittertem, von innen durch einen Laden verschließbarem Fenster ohne Glas, zwei Vorhangsbetten, jedes in einer Nische, und vier hölzernen Stühlen. Vergebens forschte ich in dem düstern Raume nach Tisch und Waschgefäß. Die zwei Betten und die vier Stühle machten das gesammte Ameublement. Meine Führerin war in der Thür stehen geblieben. Ich bat sie auf spanisch um Trink- und Waschwasser und Handtuch. Ein wie Chocolat klingendes Wort in dem, was sie auf baskisch entgegnete, ließ mich glauben, daß sie statt des Trinkwassers Chocolade vorschlage. Reizbar in meinem Durste wiederholte ich heftig: „Agua, agua!“ Im Nu war sie verschwunden und kam schnell zurück, in der Linken ein zinnernes, bis zum Rande gefülltes Waschbecken, auf dem Arme ein Handtuch, in der Rechten ein Glas Wasser. Als ich nach diesem griff, fiel vom Gange vor der Thüre der Wiederschein eines Sonnenstrahls auf ihr Gesicht. Nie wohl habe ich in einem Gesicht von achtzehn Frühlingen eine vollendeter ausgeprägte Schönheit gefunden, vereint, ich kann nicht sagen mit blühender Jugendfrische und jungfräulicher Schüchternheit, aber mit einem Ausdrucke des Frohsinns oder Muthwillens um den kleinen schwellenden Mund und in den dunkel leuchtenden, von langen Wimpern beschatteten Augen. Rasch stellte sie das Waschgefäß auf einen Stuhl, hing das Handtuch über die Lehne und entfernte sich mit einem fast schelmischen: „Adio, Bia garre!“

Die zwei letzteren Worte waren mir treu genug im Gedächtnisse geblieben, um meinen Reisegefährten, als er mein Gepäck brachte, nach deren Bedeutung fragen zu können. Er verdolmetschte sie durch: „Wir sind zwei.“ — „Hat das im Baskischen einen Nebensinn?“ fragte ich weiter. — „Daß ich nicht wüßte,“ meinte der Franzose. — „So begreife ich nicht,“ fuhr ich fort, „was sie damit hat sagen wollen. Und wer ist sie denn?“ — „Wir nennen sie die kleine Hexe,“ lächelte der Andere, obschon sie mit ihren achtzehn Jahren nicht klein ist. Sonst heißt sie Isabelle, ist die Tochter vom Hause und hilft nebst ihrer jüngern Schwester der Mutter in der Wirthschaft. Der Vater starb, es mögen zwei Jahre sein.“ — „Und welchen Namen hat das Gasthaus?“ wollte ich wissen. — „Eigentlich keinen,“ erklärte der Maulthiertreiber; „der Verstorbene, welcher das Haus gebauet, hat ihm keinen Namen gegeben, unter uns heißt es das Rendez-vous.“

Nachdem der Mann mich verlassen, empfand ich bald die wohlthätige Wirkung des innerlich und äußerlich verwendeten Wassers, des Wäschewechselns und der Zimmerkühle. Innerlich und äußerlich fiel die Erschlaffung stückweise von mir ab. Während ich dann auf dem Bette den Ruf zum Essen erwartete, klopfte es an die Thür. Auf mein spanisches „Herein!“ erschien das schöne Mädchen. Sie brachte mir auf blankem Teller eine kleine Tasse Chocolade und geröstetes Brot. Wie gütig auch die Aufmerksamkeit war, lehnte ich doch ab, bis „die kleine Hexe“ sprechend und gesticulirend mir verständlich machte, daß das getrunkene Wasser mir schaden könne, wenn ich nicht die Chocolade und das Brot genösse. Das leuchtete mir ein. Ich trank und aß, erfuhr aber später, daß, was ich eine Aufmerksamkeit des schönen Mädchens geglaubt, eine meines Maulthiertreibers gewesen war. Eine ähnliche bewies er mir durch die Meldung, daß das zubereitete Essen nicht nach meinem Geschmacke sein werde, ich jedoch frische Eier und ein ohne Zwiebeln gebratenes Huhn haben könne, auch sei der Wein trinkbar, ohne daß man sich vorher daran gewöhnen müsse. Welche Aussicht auf Luxus und Schwelgerei!

Ich vermuthe, sie hatte Theil an dem, was mich auf die Füße stellte, sobald ich vor meiner Thüre gehen und Teller klappern hörte. Die Oekonomie des Stockwerks glich der im Wirthshause von Roncevalles, insofern ein Gang es ebenfalls in zwei Hälften schied, die Küche in der einen sich befand und Zimmer die übrigen Räume füllten. Nur waren der letzteren wenigere und alle Verhältnisse kleiner. Meiner Stube gegenüber lag, was der Speisesaal heißen konnte, ein Gemach mit hölzerner Tafel und hölzernen Bänken. Daneben war die Küche. Das schöne Mädchen rüstete die Tafel, welche eine darüber hängende Lampe mäßig erleuchtete. Auf dem weißen Tischtuche standen zu jeder Seite fünf Teller, ein elfter quervor. Soweit war Isabelle bei meinem Eintreten. Jetzt legte sie vor jeden Teller eine Gabel und einen Löffel aus Buchsbaum — eine Holzart, welche in den Pyrenäen Waldungen bildet, zu hohen, starken Stämmen aufwächst und mannichfach verarbeitet wird. Isabelle gab mir zu verstehen, die Gabel und der Löffel seien das Eßgeschirr, und als ich, die Messer vermissend, die Pantomime des Schneidens machte, zog sie ein Einschlagmesser aus der Tasche, öffnete es, legte es neben einen Teller, schlug es wieder zusammen steckte es ein und hatte damit gesagt, was sie nicht unterließ mit Worten zu begleiten, daß jeder Gast sich seines Taschenmessers zu bedienen habe. Neugierig, ob man mir ansinnen werde, weiche Eier mit dem breiten Holzlöffel zu essen, fragte ich, welches mein Platz sein solle. Isabelle wies auf den Platz quervor, sprang fort, kam mit einer Serviette zurück, faltete sie auf meinen Teller und deutete an, daß ich allein eine Serviette erhalte. Die Sorge für das Messer überließ sie mir, wollte jedoch nicht dulden, daß ich den Ehrenplatz an meinen Begleiter abträte. Ich setzte indeß meinen Willen wider sie und auch wider ihn durch, da er sich weigerte, den Platz anzunehmen. Einer nach dem Andern kam die Gesellschaft aus dem Stalle herauf. Mein Gefährte genoß offenbar einer gewissen Geltung, deren er sich vollkommen bewußt zu sein schien, und die Achtung, die er mir bewies, trug mir die Beachtung seiner Kameraden ein. Nachdem Derjenige, vor welchem eine kolossale Weinflasche stand, ihm zuerst hatte einschenken wollen, und er mein Glas ergriffen, um es vor dem seinigen füllen zu lassen, konnte ich versichert sein, daß mein Glas nicht leer blieb, und

sobald er erklärt, daß er mein Nachtessen bestellt, hörte jede Einladung auf, an dem gemeinschaftlichen mich zu betheiligen. Dagegen rührte keiner die Suppe und die drei folgenden Schüsseln an, ehe er davon genommen, und als die zweite mir so appetitlich aussah, daß ich sie zu kosten wünschte, wurde sie mir vor Allen gereicht. Isabellens Schwester, auch ein hübsches, nur minder lebhaftes Mädchen, besorgte die Zehn. Isabelle brachte mir die Eier mit kleinem, gelbmetallenem Löffel, brachte mir das Huhn und wechselte meine Teller, — eine Operation, welche die drei Franzosen — zwei außer meinem Nachbar — stets beanspruchten, die sieben Basken duldeten, wenn sie geschah, und wenn sie nicht geschah, nicht forderten. Unter Letzteren war der, mit welchem ich morgen nach Pamplona reiten sollte, ein junger, kräftiger, lachlustiger Mann, dessen Heiterkeit es mich doppelt bereuen ließ, nicht mit ihm sprechen zu können. Als mein Nachbar ihm gesagt, daß ich mit ihm auf glückliche Reise und gute Kameradschaft anstoßen wolle, erwiederte er durch dasselbe Organ, daß er mein Freund sei und ich mich auf ihn verlassen könne, aber um sechs Uhr zur Abreise bereit sein müsse, was ich beim Klange unserer Gläser versprach.

Mußte ich auch der Unterhaltung meist schweigend zuhören, so unterhielt mich doch das lebhafte Mienen- und Geberdenspiel der Basken, dem das französische Blut es nicht gleich that. Jede Muskel zuckte, und oft sprangen Blitze aus den Augen. Dennoch bezeugte die allgemeine Stimmung, daß man scherzte und lachen wollte. Dabei wurde der kolossalen Weinflasche fleißig gedacht. Ich weiß nicht, wie viele Mal sie leer fortging und voll zurückkam. Ebenso widerfuhr dem Nachtische sein Recht. Berge von Käse, Mandeln, Rosinen und Feigen wurden abgeräumt, bis mein Nachbar mich fragte, ob ich nicht das Bedürfniß fühle, vom heutigen Ritte mich für den morgenden auszuruhen? Ich konnte das nicht unbedingt bejahen, so stärkend oder spannend hatte mein lucullisches Mahl, der Wein und das Neue solcher Gesellschaft gewirkt, schloß aber diese Antwort damit, daß es demungeachtet das Klügste sein werde. Darauf rief der Gefällige Isabellen, die von der Thüre aus mit ihren glänzenden Augen die um den Tisch Gereihten überschaute, sagte ihr einige Worte und verdolmetschte, was sie lang und eifrig entgegnete, kurz dahin, daß die Mutter mir keine Oellampe geben wolle und, weil kein Licht im Hause sei, in's Dorf nach einem geschickt habe, der Bote schnell zurück sein werde, und ich mich deshalb ein wenig gedulden möge. Je unnöthiger die Bemühung war, desto weniger durfte ich sie ohne Anerkennung lassen. Ich winkte also dem schönen Mädchen meine Einwilligung zu. Bald klang ein schwerer Fußtritt auf der Treppe. Isabelle eilte fort und kehrte zurück, einen blechernen, etwas verrosteten Leuchter in der Hand, im Leuchter ein hohes gelbes Unschlittlicht, welches trotz oder wegen seines dicken Dochtes minder hell brannte als stark roch. Ich wollte den Leuchter nehmen, Isabelle ihn behalten. Ich gab nach und sie schritt mir voran, nachdem ich mit den Tischgenossen den Wunsch einer guten Nacht getauscht und wir uns die Hände geschüttelt hatten.

In mein Zimmer getreten beleuchtete Isabelle einen Bindfaden, welchen ich an die Thürklinke befestigt hatte, um den Mangel eines Schlosses und die Abwesenheit eines Riegels zu ersetzen, da auch der Hebel der innern Klinke von außen nicht abzuziehen, sondern ein eingefügtes Stück Eisen war, welches, wenn niedergedrückt, die innere Klinke, ebenfalls ein Stück Eisen, emporhob, worauf diese in eine Haspe eingreifen und die Thür so lange sperren konnte, als es Niemand beliebte, sie von außen durch Niederdruck des Hebels zu öffnen. Das sollte mein Faden verhindern, indem er um die zwei Eisen und die Haspe geschlungen die Thüre anband, und diesen Zweck zu errathen war so leicht, daß die Aufgabe für ein Mädchen, und besonders für ein Mädchen wie Isabelle, unmöglich schwer sein konnte. Dennoch glaubte ich in ihren Augen zu lesen, was vermuthlich der Sinn ihrer Worte war, die Frage: wozu der Bindfaden hier? Warum sollte ich die harmlose Neugier des schönen Mädchens nicht befriedigen? — In Ermangelung andern Mittels als thatsächlicher Erklärung schlang ich den an der Klinke hängenden Faden um die Haspe und knüpfte ihn zu einer lockern Schleife.

Das Mädchen schien davon nicht überrascht, schien diese Verwendung des Bindfadens erwartet und nur um der Gewißheit willen gefragt zu haben. Wenigstens war dies für mich der Ausdruck des selbstgefälligen Lächelns, mit welchem sie mich die Schleife vollenden ließ. Dann zog sie dieselbe hastig auf, knüpfte den Faden von der Klinke, wickelte ihn um einen Finger und bewegte die Hand in einer Weise, welche nur bedeuten konnte: daraus wird nichts, die Thür darf nicht zugebunden werden. Ehe ich Zeit gehabt hatte, spanische Worte zum Widerspruche zu sammeln, war sie von der Thüre an dem Bette, dessen Vorhänge ich früher zurückgeschlagen, und das seitdem mit weißem, wenn auch grobem Leinenzeuge versehen worden war. Sie stellte den Leuchter auf einen herangerückten Stuhl, wies mit dem Zeigefinger erst auf mich, dann auf das Bett, womit gesagt sein mußte, daß dies mein Bett sei, ging an das andere mit geschlossenen Vorhängen, wies erst auf einen davor stehenden Stuhl, in welchem ich einen der vier erkannte, die ich mit Sachen belegt, und der jetzt leer war, wies dann auf das Bett, dann auf sich, und wollte damit unstreitig gesagt haben, daß dieser Stuhl und dieses Bett für sie seien.

War es denkbar, daß dieses schöne baskische Mädchen solches hatte sagen wollen, solches meinen konnte? Und wenn nicht, was wollte sie durch die Zeichen sagen, die kleine baskische Hexe? Kein spanisches Wort kam mir zu Hülfe, und hätte ich baskisch sprechen können wie ein Baske, ich glaube, ich hätte auch kein baskisches Wort finden können, so maßlos und zungefesselnd war mein Erstaunen. Isabelle blieb ganz unbefangen, wickelte den sich abrollenden Faden fester um den Finger, sagte freundlich den Kopf wiegend: „Fgui-u lo“ — „schlafen Sie wohl“, wie ich später lernte — und ließ die Thür hinter sich offen.

Ich mochte eine Stunde oder eine halbe schlaflos geruht haben, als sie zurückkam, die Klinke leise in die Haspe drückte, ihr Lämpchen an die Lehne des Stuhls vor dem ihr zugetheilten Bette hing und ohne die geringste Rücksicht, ob ich schlafe oder wache, anwesend oder nicht, lebend oder todt sei,

ihre wenigen Kleidungsstücke eins nach dem andern, bis zum letzten, sorgsam auf den Stuhl legte. Dann löste sie die dunkeln, schimmernden Flechten, schüttelte das lang niederwallende Haar, faßte es zusammen und schmiegte es in ein blauseidenes Netz, das sie unter das Kinn knüpfte. So beugte sie die Knie, stützte die gefalteten Hände auf den Stuhl, hob die Augen und bewegte stumm die Lippen. Matt vom Lämpchen erhellt, war das schöne Mädchen das lieblichste Bild einer betenden Madonna. Als ihre Lippen schwiegen, schlug sie dreimal das Kreuz, richtete sich auf, theilte die Bettvorhänge und schlüpfte aus ihrer letzten Hülle unter die Decke. Das Lämpchen brannte ruhig fort. — Bei meinem Erwachen sah ich die Thür weit geöffnet und hörte aus der Küche Isabellens silberreine Stimme. Sie sang ein weiches baskisches Lied. Ehe ich das Maulthier zum Ritte nach Pamplona bestieg, hatte sie mir eine kleine Tasse Chokolade, köstlich wie die gestrige, und geröstetes Brot gebracht, ich sie mit: „Egun on, Andrea," — „guten Morgen, meine Dame" — begrüßt, sie: „Egun on, Yauna," — „guten Morgen, mein Herr" — geantwortet und Freude im Auge gehabt, weil ich den Gruß in baskischer Sprache geboten. Solches war mein erster Abend und meine erste Nacht im Lande Spanien, im Lande der Liebe, des Hasses und der Romantik, großer, reicher Erinnerungen und einer kleinen, armen Gegenwart.

Beethoven und seine vier Ouverturen zu Leonore-Fidelio.

— Ueber Beethovens Symphonien und Sonaten haben die Exegeten schon vielfach sich versucht; Beethovens dramatische Tondichtungen, Fidelio und die Ouverturen zu Egmont und zu Coriolan, erleben jetzt ihre ästhetische Würdigung in einem Büchlein von C. E. R. Alberti (Stettin, Müller'sche Buchhandlung). Der Verfasser gab schon früher zwei Vorträge, eine Parallele zwischen Raffael und Mozart, zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Mozarts, und eine Schrift über R. Wagner und dessen Stellung in der Geschichte der Musik.

Die Kenntnißnahme der Subjectivität des Künstlers thut auch hier sehr noth bei Würdigung seiner Schöpfungen. Machen wir wenigstens auf die Personen aufmerksam, die zu Beethovens Lebenskreise gehörten, obschon noch viel fehlt, uns dieselben zu kennzeichnen. In Bonn war es die Familie seines Freundes Breuning, in deren Schooße dem Jüngling zuerst die geistige Welt erschlossen wurde. Er zählte 22 Jahre, als er (1792) nach Wien ging; dort erst bestimmte sich seine musikalische Eigenthümlichkeit. Dort erst begann er seine tiefern contrapunktischen Studien bei Haydn und dann bei Schenk und Albrechtsberger; erst drei Jahre später erschienen seine drei Trios (op. 1.). Das Haus des frühern Leibarztes der Kaiserin Maria Theresia, van Swieten, machte ihm Wien zu seiner zweiten Heimath. Von Bach bis Palestrina erschloß sich ihm die ganze Reihenfolge der großen Vorgänger; er übte sich nicht blos an ihnen, er rang mit ihnen, wie der Erzvater mit dem Engel im alten Testamente, um sie zu besiegen und seine eigene freie Natur über sie hinwegzuheben. Es war die Atmosphäre der französischen Revolutionszeit, die ihn als Musiker geistig formte, und mit ihrem ersten großen, weltweiten Idealismus zur Heranbildung einer neuen Epoche der Menschheit seinen musikalischen Charakter bestimmte. Man weiß, daß Beethoven dem General und Consul Bonaparte zujubelte, ihm ein Werk widmete, aber diese Widmung vernichtete, sobald Napoleon Kaiser war. Für ihn als Mensch einflußreich war in Wien vor Allen der Fürst Karl Lichnowski. Dieser Mäcen im edelsten Sinne des Worts sicherte des Künstlers Unabhängigkeit durch ein Jahrgehalt von 600 Gulden; seine Gattin ward des Titanen, der schon mit der Welt zu zerfallen drohte, mütterliche Freundin. Dieser Zeit gehören an: die ersten 18 Pianofortesonaten, die erste, van Swieten gewidmete Symphonie, die ersten sechs Quartette, die ersten Trios und das Sextett. Mit dem letzten Satze der zweiten Symphonie ist die Lossagung von allen diesen, ihn eine längere Zeit beglückenden Verhältnissen gegeben. Er hat das Hotel des Fürsten Lichnowski, in dem er gewohnt, verlassen, um frei und Niemandem verpflichtet zu sein. Diesen Geist des Trotzes athmet jenes Finale, und es beginnt nunmehr für ihn ein neues Leben in der Freiheit, von dem er hofft, daß es ihn ganz beglücken solle. Weil er aber Idealist ist, im äußern Leben ein Fremdling, der dieses Leben selbst nicht versteht und darum in seiner Eigenthümlichkeit nicht verstanden wird; weil er im Leben selbst Alles anders will als es ist, so beginnt von da an die Verstimmung, die im Laufe der Zeit immer tiefer in ihm wurzelt. Kam nun dazu, daß ihn das bürgerliche Leben selbst mit den Verwickelungen, die ihm seine Brüder in dem selbstsüchtigen Streben, ihn ganz zu beherrschen, bereiteten, mehr und mehr umstrickte, so befremdet uns nicht die immer mehr hervortretende Verfinsterung seines Innern.

Zu den Frauen Wiens, die Beethovens geistige Atmosphäre bildeten, gehörten Gräfin Marie Erdödy, Gräfin Therese von Brunswick, Schwester des Grafen Franz von Brunswick, dessen Gattin Sidonie eine vortreffliche Clavierspielerin und seine begeisterte Freundin war. Der Gräfin Erdödy sind die beiden herrlichen Trios op. 70. gewidmet. Ueber das Verhältniß Beider weiß man nur, daß diese kunstsinnige Dame ihrem Lehrer und Freunde in dem Park eines ihrer Schlösser in Ungarn einen schönen Tempel erbaute, dessen Eingang mit einer bezeichnenden Inschrift geziert war, die in sinniger Weise ihre Huldigung dem großen Künstler aussprach.

Vor Allen tritt aber eine Julia Guiccardi hervor, für welche Beethoven die Cis-moll-Sonate op. 27. Nr. 2., die Mondscheinsonate genannt, geschrieben hat. Diese Gestalt greift am tiefsten in des Künstlers Seele ein; er stand ihr am nächsten, obschon er, Stoiker als Philosoph, Platoniker in der Liebe war. Aus dem Sommer des Jahres 1806 sind folgende aus einem ungarischen Bade, welches er wegen seines Ohrenübels besuchen mußte, in den Tagen des 6. und 7. Juli an seine Giulietta gerichteten drei Briefe, welche den

Schmerz darüber aussprechen, daß er nicht mit ihr leben könne, wenngleich er noch nicht ganz die Hoffnung aufgiebt, den einzigen Zweck seines Lebens, Vereinigung mit ihr, zu erreichen. Wir geben sie nach Schindler wortgetreu:

Am 6. Juli Morgens.

Mein Engel, mein Alles, mein Ich! — Nur einige Worte heute, und zwar mit Bleistift (mit Deinem). Erst bis morgen ist meine Wohnung sicher bestimmt. Welcher nichtswürdige Zeitvertreib und d. g. (dergleichen). — Warum dieser tiefe Gram, wo die Nothwendigkeit spricht! Kann unsere Liebe anders bestehen, als durch Aufopferungen, durch nicht Alles verlangen? Kannst Du es ändern, daß Du nicht ganz mein, ich nicht ganz Dein bin? Ach Gott, blicke in die schöne Natur und beruhige Dein Gemüth über das Müssende. — Die Liebe fordert Alles, und ganz mit Recht, so ist es mir mit Dir und Dir mit mir; — nur vergißt Du so leicht, daß ich für mich und für Dich leben muß. Wären wir ganz vereinigt, Du würdest dieses schmerzlich ebenso wenig wie ich empfinden. — Meine Reise war schrecklich. Ich kam erst Morgens 4 Uhr gestern hier an, da es an Pferden mangelte. Auf der letzten Station warnte man mich, bei Nacht zu fahren, machte mich einen Wald fürchten, aber das reizte mich nur, und ich hatte Unrecht; der Wagen mußte bei dem schrecklichen Wege brechen, grundlos, bloßer Landweg. — Fürst Esterhazy hatte auf dem andern Wege hieher dasselbe Schicksal mit acht Pferden, was ich mit vier. — Jedoch hatte ich zum Theil wieder Vergnügen, wie immer, wenn ich was glücklich überstehe. — Nun geschwind zum Innern vom Aeußern. Wir werden uns wohl bald sehen. Auch heute kann ich Dir meine Bemerkungen nicht mittheilen, welche ich während dieser einigen Tage über mein Leben machte. Wären unsere Herzen immer dicht aneinander, ich machte wohl keine dergleichen. Die Brust ist voll, Dir viel zu sagen. Ach — es giebt Momente, wo ich finde, daß die Sprache noch gar nichts ist! — Erheitere Dich — bleibe mein treuer, einziger Schatz, mein Alles, wie ich Dir; das Uebrige müssen die Götter schicken, was für uns sein muß und soll. Dein treuer

Ludwig.

Montag Abends am 6. Juli.

Du leidest, Du mein theuerstes Wesen! — Eben jetzt nehme ich wahr, daß die Briefe in aller Frühe aufgegeben werden müssen. Du leidest! Ach, wo ich bin, bist auch Du mit mir; mit mir und Dir werde ich machen, daß ich mit Dir leben kann. Welches Leben!!! so!!! ohne Dich. — Verfolgt von der Güte der Menschen hie und da, die ich meine ebenso wenig verdienen zu wollen, als sie wirklich zu verdienen, — Demuth des Menschen gegen den Menschen — sie schmerzt mich — und wenn ich mich im Zusammenhange des Universums betrachte, was bin ich, und was ist der, den man den Größten nennt? und doch ist wieder hierin das Göttliche im Menschen.... Wie Du mich auch liebst, stärker liebe ich Dich doch, — doch nie verberge Dich vor mir. Gute Nacht! — Als Badender muß ich schlafen gehen. Ach Gott! so nahe! so weit! Ist es nicht ein wahres Himmelsgebäude unsere Liebe, aber auch so fest, wie die Veste des Himmels!

Guten Morgen am 7. Juli.

Schon im Bette drängen sich die Ideen zu Dir, meine unsterbliche Geliebte, hie und da freudig, dann wieder traurig, vom Schicksal abwartend, ob es uns erhört. — Leben kann ich entweder nur ganz mit Dir, oder gar nicht; ja ich habe beschlossen, so lange in der Ferne herum zu irren, bis ich in Deine Arme fliegen, mich ganz heimathlich bei Dir nennen, meine Seele von Dir umgeben in's Reich der Geister schicken kann. — Ja leider muß es sein! — Du wirst Dich fassen, um so mehr, da Du meine Treue gegen Dich kennst; nie eine andere kann mein Herz besitzen, nie! nie! — O Gott, warum sich entfernen müssen, was man so liebt? und doch ist mein Leben so wie jetzt, ein kümmerliches Leben. — Deine Liebe macht mich zum Glücklichsten und zum Unglücklichsten zugleich. In meinen Jahren jetzt bedürfte ich einiger Einförmigkeit, Gleichheit im Leben; kann die bei unserm Verhältnisse bestehen? — Sei ruhig, nur durch ruhiges Beschauen unseres Daseins können wir unsern Zweck, zusammen zu leben, erreichen. — Welche Sehnsucht mit Thränen nach Dir, mein Leben, mein Alles! Lebe wohl! — O liebe mich fort und verkenne nie das treueste Herz Deines geliebten

Ludwig.

Schreiber Dieses gedenkt der Zeit, wo in Leipzigs Gewandhause unter Mendelssohns Leitung die vier Ouverturen zu Leonore-Fidelio hinter einander aufgeführt wurden. Wir geben über diese Werke Herrn Alberti's Erläuterungen.

Die erste, ursprünglich zur Leonore geschriebene Ouverture Beethoven's in C ist diejenige, welche, nachdem Beethoven selbst sie nach den Proben beim Fürsten Lichnowski, als nicht bedeutend genug, zurückgelegt und selbst nie herausgegeben, von dem Verleger Tob. Haslinger unmittelbar nach des Componisten Tode mit der Opuszahl 138 herausgegeben worden ist, während sie in der Reihenfolge die Opuszahl der Leonore und des Fidelio, nämlich 72, hätte erhalten müssen. Sie ist nicht, wie Haslinger angiebt, 1806 geschrieben, sondern jedenfalls 1805, da schon im Herbste 1805 die Aufführung der Leonore stattfand, vor welcher diese Ouverture geschrieben und zurückgelegt, sowie durch die andere große Ouverture in C ersetzt wurde. Die Ouverture beginnt mit einem Andante con moto ¾, das allerdings, abgesehen von seinem etwas unbestimmten Charakter, in seiner breiten Entfaltung, ohne daß ihm irgend ein dramatisches Gepräge, oder auch nur irgend eine erkennbare Beziehung auf die Oper eigen wäre, mehr für eine Introduction zu einem ersten Symphoniesatz, als zu einer dramatisch gehaltenen Opern-Ouverture sich eignet. Nachdem zwei Motive in C, das eine in der Dur-, das andere in der Molltonart, in derselben ohne eigentliche Verarbeitung nach einander aufgetreten, leitet der immer weiter in Terzen aufsteigende Dominantaccord in das Allegro con brio über, und nach ziemlich lang ausgedehnter Cadenz beginnt das Hauptthema. Es ist frisch und in seinem Grundcharakter heiter; für eine Concertouverture sehr geeignet, ebenso wie das zweite Thema in G; an der Spitze dieser Oper enthalten beide nichts, was ihnen Anspruch auf diese Stelle gäbe; dazu reicht auch nicht, nachdem der Componist vom zweiten Thema, welches in G ge-

schlossen, durch die Secunde As, und den darauf folgenden Dominantaccord von Es, in diese Tonart modulirt, das nunmehr im Adagio ma non troppo (Es-dur 3/4) auftretende Thema der Arie des Florestan im zweiten Act: „In des Lebens Frühlingstagen" aus, so schön es an sich und so fein die Art ist, wie der Componist es, wenigstens in seinem Anfange, in verschiedenen Tonarten (F-dur und G-dur) wiederkehren läßt, bis daß er durch die frühere ausgedehnte Cadenz wieder in das tempo primo und in das erste Hauptthema übergeht, welches nun in einer nicht von dem Herkömmlichen abweichenden Weise behandelt, einem kräftigen Schlusse zueilt. Das ist es auch offenbar, was den Componisten von vornherein zu dieser Ouverture kein besonderes Vertrauen fassen ließ; er fühlte es, daß wenn dieser Mittelsatz in Es-dur einen tiefen Eindruck machen solle, so könne das nur dadurch geschehen, daß er in einen organischen Zusammenhang mit dem Ganzen der Handlung gebracht, und dadurch in der Ouverture selbst diese Handlung in charakteristischen Zügen an dem Zuhörer vorübergeführt würde, wozu es ganz anderer Hauptthemen und einer ganz andern Anlage des Ganzen bedürfe. Er ließ sich daher nicht auf Verbesserungen im Einzelnen ein, sondern legte die Ouverture selbst bei Seite, um sie durch eine andere von vorn herein dramatisch gehaltene Ouverture zu ersetzen. Wir stellen diese erste Ouverture zur Leonore der zu dem Ballet: „Die Geschöpfe des Prometheus," welche bedeutend früher geschrieben wurde, zur Seite. Beide sind treffliche Concert-Ouverturen, von großer Frische und vielem Feuer; sie werden als Musikstücke für sich betrachtet entschieden Eindruck machen, aber einen eigentlich dramatischen Charakter hat die zur Leonore so wenig als die zum Prometheus, ungeachtet der Componist den Ansatz dazu bei der ersten durch die Benutzung jenes Thema's aus der Oper nimmt. Damit soll indeß keineswegs gesagt sein, daß der dramatische Charakter einer Opern-Ouverture ausschließlich durch eine derartige Verwendung von Motiven aus der Oper bedingt sei, wie wir sie seit Beethoven in den Programm-Ouverturen von Weber, Marschner u. A. haben, sondern daß es vielmehr auf den Geist des Tonstücks selbst, sowie auf seinen ganzen innern Organismus in dieser Beziehung ankomme, wofür außer einzelnen Ouverturen von Gluck, Mozart und Cherubini, besonders Spohr's Ouverture zum Faust, und Beethoven's Ouverture zu Coriolan und zu Egmont das schlagendste Zeugniß geben.

Nachdem die erste Ouverture von Beethoven zurückgelegt war, trat er für die erste Inscenirung der Oper mit der zweiten großen Ouverture in C Nr. 2 und 3 hervor, die ebenfalls bei Tob. Haslinger mit Nr. 2 erschienen und irrthümlich als im Jahre 1806 geschrieben bezeichnet ist, während auch sie dem Jahre 1805, in welchem die Oper im Spätherbst auf die Bühne gebracht wurde, angehört. Sie ist unfehlbar die großartigste und genialste von allen, und wenn auch damals nur die feineren Musikkenner diese des großen Meisters durchaus würdige Schöpfung ganz zu würdigen vermochten, wenn die Vorwürfe über zu große Ausdehnung derselben und die Schwierigkeiten, die die Partien der Blase-Instrumente in der Ausführung darboten, dem Componisten auch mancherlei Verdruß bereiteten, ja sogar ihn bestimmten, auch sie noch einmal umzuarbeiten, und zwar zu derjenigen, welche bei Breitkopf und Härtel unter Nr. 2 erschienen ist; ja, wenn Beethoven sogar bei der Umarbeitung der Leonore zum Fidelio eine vierte, die bekannteste von allen, in E, schrieb, so hat dennoch jene große Ouverture in C in ihrer großartigen Anlage, in ihrer genialen Tiefe und in ihrem ächten dramatischen Charakter im Laufe der Zeit die allgemeinste Anerkennung des allmählich an den Werken des Componisten zum Verständniß derselben herangereiften Publicums sich erworben und wird mit Recht im Zwischenact, als die Katastrophe vorbereitend, mit der ergreifendsten Wirkung gegeben. Sie beginnt (Adagio 3/4) mit wenigen einleitenden Tacten in C, die sehr bald durch eine Modulation nach H-moll und den Nonenaccord auf G nach As-dur hinüber führen, wo nun sogleich das Thema der Arie des Florestan: „In des Lebens Frühlingstagen" auftritt und uns ein Bild der glücklichen Zeit vorführt, in welcher Florestan und Leonore der Liebe Seligkeit empfanden. Jedoch es erscheint dieses Glück nicht ganz ungetrübt; Stürme umdüstern ihren heitern Lebenshimmel, indeß zunächst nur vorübergehend; und in dem innigen, festen Sichaneinanderanschließen finden sie Trost und Frieden; so schließt die Introduction in einem Pianissimo auf dem Dominantaccord von C, gleichsam die Innigkeit ihrer Liebe aussprechend, aber zugleich das Allegro in C vorbereitend, welches sogleich den nahenden, gewissermaßen heranschleichenden Feind ihres Glückes und das Verderben, das er in seiner Siegesgewißheit über sie bringen will, ankündigt. Es beginnt das Thema in der Tiefe pianissimo, steigt dann in immer höheren Lagen crescendo auf, bis es durch mehrere Tonarten sich durcharbeitend im Fortissimo auf H-dur verweilt und dadurch dem zweiten Thema in E-dur Bahn bricht. Dieses malt mit unnachahmlichem Zauber, im Gegensatz zu jenem, die selige Ruhe, die das Bewußtsein der Unschuld verleiht, obschon diese bald vor der Gewißheit, daß ein Kampf hier unvermeidlich, zurücktreten muß; daher als nun in den rollenden, dem Sturmesbrausen gleichenden Figuren der Bässe der Angriff des Feindes zur schmerzlichen Gewißheit wird, da sind es die wehmüthigen Laute der Klage, die ihn unausgesetzt unterbrechen und in ihrer Weiche es nur zu deutlich aussprechen, wie ein Unterliegen unvermeidlich sei, wenn nicht unerwartet der unterdrückten Unschuld Hülfe gebracht wird. Meisterhaft malt nun der Componist die Anstrengungen der Gefährdeten in den immer höher aufsteigenden gebrochenen Accorden, bis diese plötzlich abbrechen, und nun eine aufsteigende Tonleiter von C-moll unisono in allen Stimmen den Uebergang zu dem B bahnt, auf welchem dann im Maestoso von wahrhaft wunderbarer Wirkung (es ist, als ob die gepreßte Seele von einer Centnerlast befreit würde!) das Trompetensignal beginnt, das die Nähe des Retters ankündigt. In den einfachsten, im Pianissimo aufsteigenden Accorden sehen wir nun den umnachteten Himmel der Liebenden sich lichten und damit die Ahnung, daß ihrer Prüfung ein Ziel gesetzt sei, einem milden Balsam gleich in ihre verwundeten Seelen sich träufeln. Und als nun dasselbe Signal noch einmal ertönt, (von dem



Componisten psychologisch so wahr aufgefaßt!) da lösen Ahnung und Hoffnung sich in das innigste Gebet auf. Dieselbe einfache Accordfolge, die vorher von B-dur nach F modulirte, tritt hier in Ges-dur auf; aber die Modulation wird nicht vollzogen; das Gebet giebt Kraft zum letzten Kampfe, der durch das Wiedereintreten des ersten Hauptthema's als unerläßlich bezeichnet wird. Nun stellt sich diesem noch einmal die letzten Kräfte aufbietenden Feinde die Seligkeit der wieder vereinten Gatten in dem zweiten Thema in derjenigen innern Sicherheit entgegen, die die Gewißheit des Sieges verleiht; es tritt daher noch einmal, nachdem der Kampf schon verstummt ist, auf und leitet in den Jubel über, dessen Ausdruck das Presto ist, das mit dem ersten Hauptthema das Motiv aus dem Schlußchor sehr glücklich verwebt: „Wer ein treues Weib gefunden, stimm' in unsern Jubel ein," indem auf solche Weise der Componist auch hier wie in der Oper die treue, aufopfernde Liebe der Gattin als diejenige feiert, die in den schwersten Kämpfen den Sieg davonträgt.

Was nun die dritte Leonoren-Ouverture (C-dur, bei Breitkopf und Härtel als Nr. 2, nämlich der beiden großen, bezeichnet) anlangt, so wollen wir über dieselbe, da sie nur Wenigen bekannt sein dürfte, nur folgende Bemerkungen machen.

Auch diese Ouverture ist wesentlich dramatisch angelegt, sie hat aber in dem Bestreben, ein gedrängteres Musikstück zu liefern, wesentliche Aenderungen erlitten, die indeß nicht dazu geeignet sind, sie auf gleiche Stufe der Vollendung mit jener zu stellen. Das Motiv in der Introduction sowohl, als beide Hauptthemen des Allegro's sind dieselben; aber schon der Uebergang aus der Introduction in das Allegro erscheint bei der früheren viel charakteristischer; dann ist in dieser der Kampf bei weitem dramatischer gehalten dadurch, daß jener rollenden Baßfigur gegenüber der unnachahmliche Klagelaut der Bedrängten gestellt ist, während in der umgearbeiteten dieser Kampf mehr einseitig, in unaufhörlichem Stürmen und Drängen vorgeführt wird, ohne daß ihn jene rührende Klage unterbricht; insbesondere aber steht diese umgearbeitete Ouverture entschieden jener darin nach, daß das Trompetensignal in Es auftretend, statt in B bei jener, lange nicht den Effect hervorbringt und nicht durch jene wunderbaren Ahnungs- und Hoffnungsklänge, sondern durch ein kurzes Wiederauftreten des Hauptthema's, wenigstens in seinem Anfange, unterbrochen wird. Statt dessen nimmt der Componist nach der Wiederholung des Signals das Thema aus der Introduction auf und bahnt sich sofort den Weg zum Presto, welches ohne die in der andern angebrachten unausgesetzt rollenden Läufe sofort auftritt und in ziemlich gleicher Weise mit dem Thema des Schlußchors verbunden, rasch dem Ende zueilt. Wir können die Wiederaufnahme des Thema's aus der Florestan-Arie an dieser Stelle nicht für gerechtfertigt erachten, denn entweder soll es, nachdem die Rettung gebracht ist, die Erinnerung an die einstige Zeit des Glückes wecken, oder die Hoffnung auf eine Wiederkehr desselben beleben; für beides aber dürfte in dem Verlaufe der hier musikalisch dargestellten Handlung, der sogar auf solche Weise ganz unterbrochen wird, kein geeigneter Ort sein.

Die Ouverture zum Fidelio in E 4/4 wurde von dem Componisten geschrieben, als er das ursprünglich aus dem Französischen in's Deutsche übertragene Textbuch der Leonore, welches an einigen Längen litt, durch Treitschke hatte umarbeiten lassen. Sie ist erst 1815 erschienen, wenngleich früher, jedenfalls vor dem Jahre 1814 geschrieben, als welches Haslinger in seiner Ausgabe angiebt. Als Tonstück gehört diese Ouverture zu dem Besten, was Beethoven geschrieben; sie beginnt mit einer Introduction, in der die entschiedenen, im Allegro rasch auftretenden, das spätere Hauptthema schon im Voraus andeutenden Accorde der Streich-Instrumente in der Grundtonart mit den zartesten Accorden der Blase-Instrumente im Adagio in der anziehendsten Weise wiederholt abwechseln, bis daß jene vom Pianissimo aus der Tiefe in C bis zum obern H aufsteigenden und bis zum Fortissimo anschwellenden Sextolen von wunderbarer Wirkung in die zartesten Triolenfiguren sich auflösen und den Uebergang zum Hauptthema bahnen. Von hier eilt die ganze Ouverture rasch, man möchte sagen hinreißend, dahin; zwei Hauptthemen, die noch besonders durch die meisterhafte Behandlung der Blase-Instrumente an Reiz gewinnen, werden in der üblichen Weise behandelt; nur das erscheint abweichend, daß das erste Thema bei der Wiederkehr in der Tonart der Obermediante (G), das zweite in der der Subdominante (A) auftritt. Nachdem dann der Componist, wie im ersten Theile, nach H hin modulirt, läßt er hier die beiden gegensätzlichen Themen der Introduction noch einmal auftreten, indem er abwechselnd unter und über die Accorde der Blase-Instrumente dieselben Accorde in Sextolen gebrochen legt; dann folgt ein Presto, welches, den Anfang des ersten Thema's aufnehmend und unaufhaltsam fortstürmend, dem im höchsten Grade effectvollen Schlusse zueilt.

Eine Programm-Ouverture wie die große in C, Nr. 2, ist diese nicht; wir vermögen in ihr nicht den Verlauf einer Handlung angedeutet zu finden, wie er in jener so klar und unzweideutig vorlag. Aber dramatisch ist darum diese Ouverture dennoch, und charakteristisch in nicht geringem Grade. Schon die Introduction bietet uns den Gegensatz zwischen Pizarro und Leonore in den beiden gegensätzlichen Themen, wenn auch nur in Andeutungen, dar; wir sehen seinem Trotze gegenüber Leonorens Klage und ihren Schmerz der Liebe, die sich mehr und mehr zur Hoffnung in den aufsteigenden und anschwellenden Sextolen steigert. Das Allegro führt uns nun den Kampf Beider vor; wir sehen Leonore im ersten Thema vom Entschlusse bis zur kühnen That fortschreiten, während Pizarro im zweiten Thema Anfangs vorsichtig und schleichend auftritt, bis er immer kühner wird und seines Feindes sich zu bemächtigen droht, der mit ihm am Schlusse dieses zweiten Thema's, wenngleich dem Unterliegen nahe, ringt; dieselbe Idee führt der zweite Theil in der Wiederholung in anderen Tonarten durch, und nachdem, da der Kampf den Höhenpunkt erreicht, noch einmal jener Gegensatz aus der Introduction unvermittelt vorübergeführt wird, bringt uns das unausgesetzt gesteigerte und zuletzt ab- und aufstürmende Presto das Ende des Kampfes und den Sieg, der ihn begleitet.

Zur Chronik.

Der Raffaelsaal in Sanssouci.

ε. Der preußische König Friedrich Wilhelm IV. hatte auch noch während der Krankheit, von der er jetzt unter südlichem Himmel Heilung sucht, eine rechte Freude daran, in Momenten der Ruhe und Sammlung Pläne auszuarbeiten zur fortgesetzten Verschönerung seiner geliebten Sommerresidenz Sanssouci, über die er sich nach dem Antritt der Regentschaft freie Verfügung gesichert hat. So waren denn bis auf die jüngste Zeit hin Lenné und Stüler eifrig beschäftigt, auf vorher brachgelegenen Landstrecken anmuthige Gartenanlagen ins Leben zu rufen, oder trauliche Ruhepunkte mit Fernsichten ins Havelland zu schaffen, oder auch verschiedene umfangreiche Neubauten zu vollenden, unter denen der sogenannte „Raffaelsaal" das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen dürfte.

Es bildet derselbe den Mittelbau der neuen Orangerie in Sanssouci, welche von Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1851 nach seiner eigenen Idee begonnen und unter Mitwirkung des Geh. Oberbauraths Stüler von dem Hofbauinspector Hesse ausgeführt ward. Das erwähnte Centrum ist in seiner äußern Form eine Nachahmung der dem Arno zugewandten Façade des von Giorgio Vasari gebauten Porticus der Uffizien zu Florenz, und unter verschiedenen Räumlichkeiten zu ebener Erde, die ebensowohl zur Wohnung für den König, wie zur Beherbergung von Gästen dienen, befindet sich darin auch ein Saal, der eine Länge von 63, eine Breite von 38¼ und eine Höhe von 40 Fuß hat. Im Innern enthüllen sich dem Auge des Beschauers wahre Wunder von Glanz und Pracht. So ist die Decke von Stuck im reichsten Style der Renaissancezeit gehalten und trägt auf weißem Grunde schwere vergoldete Verzierungen; die Wände haben einen Ueberzug von rothem Seidendamast, der denselben in seiner werthvollen Einfachheit ein ungemein volles Aussehen verleiht; die Flügel der Thüren sind innen von Palisander, äußerlich von kunstreich geschnitztem Eichenholz, und die Pfosten, an denen sich seidene Draperien befinden, von Seravezzamarmor, während der Fußboden mit seinen schöngeformten Fließen aus weißem carrarischen und grünem, weißgeädertem griechischen Marmor besteht. — Ebenso kostbar wie die Verzierung, ist auch der Inhalt des Saales, welcher bestimmt war, in seinen Mauern ein im höchsten Grade originelles, jeden Kunstfreund entzückendes Monument jenes goldenen Zeitalters der italienischen Malerei zu bergen, in welchem Raffael Sanzio seine unsterblichen Meisterwerke schuf. Es galt, die letzteren sämmtlich in gelungenen Copien von der Hand Schlesingers, W. Ternite's, W. Hensels, W. Wachs, Steubens, des älteren Begas, Bury's, der Luise Seidler u. A. zu einer Sammlung zu vereinigen, welche schon der Vater des jetzigen Königs begann, die zu vollenden aber erst den Bemühungen Friedrich Wilhelms IV. vergönnt war. — Die gegenwärtige Anordnung des Saales ist folgende. Tritt man zur Thüre ein, so hat man die Kreuztragung, nach ihrem früheren Aufenthaltsort Lo Spasimo di Sicilia geheißen, sich zunächst gegenüber; an sie schließt sich links der Erzengel Michael aus dem Louvre, rechts die Madonna von Fuligno aus dem Vatican. Daneben erblicken wir die Disputa und die Schule von Athen aus der Stanza della Segnatura, ebenfalls im Vatican, während die Porträts der Giovanna d'Aragona Colonna aus dem Louvre und des Papstes Leo X. mit zwei Cardinälen aus dem Palast Pitti den Raum dieser ersten Wand bis an ihr Ende ausfüllen. Die Mitte der Ostwand bildet die Transfiguration, welche umgeben wird von der Madonna di Loreto, der Madonna Königs Franz I., dem Attila aus Rom und der Constantinschlacht aus den vaticanischen Stanzen. Auf der andern Langseite befindet sich die große Eingangsthüre, zu deren Linken die Madonna auf dem Thron mit Heiligen aus dem Schloß von Neapel, die Madonna dell' Impannata aus dem Palast Pitti, das Sposalizio der Mailänder Brera, die heilige Familie, sowie die Madonna mit dem Kinde in der Badewanne aus Dresden (von Giulio Romano) aufgehängt sind. Darunter sehen wir noch fünf kleine Bilder, die Vision des Ezechiel aus dem Palast Pitti, zwei heilige Familien und die beiden Mönchsköpfe, die manche Kunstkenner auch für Perugino's halten mögen. Auf der rechten Hälfte der Wand fand zunächst die Sixtina aus Dresden ihren Platz, sowie links die Madonna del Pesce aus Madrid, rechts die heilige Cäcilie der Bologneser Pinakothek, und weiter unten die drei Madonnen della Seggiola, di Casa Tempi und di Casa Colonna aus dem Palast Pitti, aus der Münchner Pinakothek und aus dem Berliner Museum. Daneben erblickt man auch noch den Violinspieler des Palastes Sciarra in Rom und die Fornarina der Florentiner Tribüne. Die westliche Wand endlich schmücken die Sibyllen aus der Kirche La Pace, die Messe von Bolsena aus dem Vatican, die Grablegung der Gallerie Borghese, und außerdem fünf Madonnenbilder, die von Orleans, die des Duca di Terranova, die mit dem Schleier aus Paris, die aus dem Hause Alba in Petersburg, sowie zum Schluß die Madonna del Granduca aus dem Palast Pitti. Einige noch vorhandene Gemälde bringt man vielleicht in einem Nebensaale unter.

Neue Denkmäler in Deutschland.

ε. Mag auch oft ein Denkmal in Stein oder Erz nur ein dürftiger Ersatz für die der Größe und dem Verdienst im Leben versagte Anerkennung sein, so möchten wir doch die Sitte, geistige Größen in solcher Weise zu ehren, als eine löbliche und auf die Hebung des Volksbewußtseins berechnete preisen. Auf das lange Verzeichniß der in den beiden letzten Jahren in Deutschland theils errichteten, theils projectirten Denkmäler sind wir daher eher geneigt, mit Befriedigung zurückzublicken. Was die vollendeten betrifft, so schenkte im Jahre 1857 König Ludwig von Bayern der Stadt Augsburg das Denkmal Fuggers, und die Bürger von Arnstadt setzten ein solches voller Pietät der verstorbenen Herzogin Caroline von Schwarzburg-Rudolstadt. In Jena steht seit Jahr und Tag das Monument des großen Naturforschers Oken, und Weimar sieht seit den Septemberfesten die Standbilder der Geistesheroen Wieland, Goethe und Schiller in seinen Mauern. Aus dem Juni 1858 datirt die Enthüllung des Denkmals für die Kurfürstin Henriette Luise in Oranienburg, dem sie als geborene Prinzessin von Oranien den Namen gab, und im August, bei Gelegenheit des Jubiläums der Universität, ward das Monument des Stifters, Kurfürst Johann Friedrich des Großmüthigen, im freundlichen Jena aufgerichtet. In Calcar schaut das Standbild des berühmten Reitergenerals Seidlitz auf seine Geburtsstadt herab, und das Andenken an Herzog Leopold Friedrich Franz, den Schöpfer des Parkes zu Wörlitz, feiert im nahen Dessau ein Denkmal — beides auch erst seit kurzer Zeit. Der 13. November endlich war der Tag, an welchem in Prag das Radetzkydenkmal, von dem wir in einem eignen Artikel berichteten, feierlich enthüllt wurde. — Was die noch in Aussicht stehenden Denkmale anlangt, so ist zu dem des Herzogs Karl August bereits in Weimar der Grund gelegt worden. Wie Prag es gethan, so gedenkt ferner auch Wien dem Jubelgreis der kaiserlichen Armee ein Standbild zu weihen, und nicht minder werden die Helden des österreichischen Heeres, Erzherzog Karl, Prinz Eugen und Laudon mit Denkmalen in der Hauptstadt bedacht. Preußen setzt auf Staatskosten dem Reichsfreiherrn v. Stein, welchem übrigens auch in seiner Heimath Nassau ein Denkmal gesetzt werden wird, ein solches in Berlin, woselbst auch die Monumente für den Grafen Brandenburg, sowie für Schinkel, Beuth, Thaer und Felix Mendelssohn (letzteres privatim) errichtet werden sollen. Ein Monu-

ment Luthers wird an der Stätte des Reichstags, der seine kühnen Worte hörte, in Worms aufgestellt werden, während sein bescheidener Freund Melanchthon in Wittenberg ein Denkmal neben ihm erhält. Die Städte Hainichen und Colmar wollen die dort geborenen Fabeldichter Gellert und Pfeffel durch Standbilder ehren, und in Reutlingen und Anspach sollen die Monumente Lists und Platens aufgestellt werden. Königsberg wird dem Philosophen der reinen Vernunft, Freiburg dem alten Turnvater Jahn, Dresden dem Componisten des „Freischütz" vor dem Theater, wo er einst ruhmvoll als Capellmeister wirkte, ein Denkmal setzen, und in Dresden sucht man auch Platz für das Monument, welches das sächsische Volk seinem Könige Friedrich August II. weihen will. Endlich geht der König Ludwig von Bayern mit dem Plane um, dem Dichter Wolfram v. Eschenbach an dem Orte seiner Geburt, Eschenbach in Mittelfranken, ein Standbild zu errichten, dessen künstlerische Ausführung insofern mehr Schwierigkeiten darbot als die aller anderen von uns erwähnten Denkmäler, weil kein Porträt des berühmten Dichters vorhanden war und also ein ideales Werk geschaffen werden mußte. Der durch seinen Tannhäuserschild rasch bekannt gewordene Münchener Bildhauer Knoll hat diese Aufgabe in schönster Weise gelöst. Das beinahe vollendete Thonmodell zeigt uns einen edelschönen Mann in der Blüthe der Jahre, den Kopf mit lorbeergekröntem Helm bedeckt. Die Linke hält das Schwert, die Rechte die Harfe. Die Gewandung ist einfach der lange Leibrock, auf beiden Seiten geschlitzt. Mit sinnendem Auge schaut er hinaus, gleichwie mit seiner großartigen Dichtung beschäftigt. Ein langer weiter Mantel deckt den Rücken. Die Motivirung der Gewänder ist einfach und edel, und das ganze Standbild zeigt eine harmonische Ruhe, die dem Charakter des Dichters vollkommen entspricht, der, obgleich stets an den Höfen herumreisend, doch in sich selbst immer gesammelt gewesen, er, von dem Wirnt v. Gravenberg sang im „Wigalois":

„ . . . . Herr Wolfram,
Ein weiser Mann von Eschenbach,
Sein Haupt ist tiefer Weisheit Dach,
Layen Mund nie besser sprach.

Der Kaufmann von Venedig — Lust- oder Schauspiel?

— Das Thaliatheater in Hamburg, in seinem Repertoire auf Lustspiele beschränkt, führte Shakspeare's Kaufmann als Lustspiel auf. Das Stadttheater wurde klagbar deshalb. Heinrich Marr berief sich auf eine Anzahl litterarischer Männer als Autoritäten und holte deren Gutachten ein. Noch bevor diese einliefen, hatte das Gericht dahin entschieden, das Stück des britischen Dichters sei, nach unserem Brauche, als Schauspiel zu erachten, gehöre mithin dem Repertoire des Stadttheaters zu Hamburg. — Shakspeare seiner Zeit kannte die Kategorie „Schauspiel" nicht; play heißt bei ihm nur Stück, und er benannte seine Stücke tragedies, histories und comedies. Aber einige der letzten sind als tragedy-comedies bezeichnet, und da der Kaufmann von Venedig bei Lebzeiten des Dichters gedruckt ist, so wäre entscheidend, ob dieses Stück von ihm selbst als Tragikomödie betitelt wurde. Dr. Nicolaus Delius brachte bis jetzt in seiner trefflichen Ausgabe (Elberfeld bei Friederichs) mit Abschluß von Bd. 4 die Tragödien und diejenigen Chronikstücke aus der englischen Geschichte, die Shakspeare selbst als histories bezeichnete; Bd. 5, 6 und 7 werden sämmtliche Komödien geben und beim Kaufmann jene Untersuchung vielleicht aufnehmen. Unter den von Hrn. Marr aufgerufenen Sachverständigen hat sich Gervinus (mehr Historiker als Aesthetiker) schwankend und unbestimmt ausgelassen; in seinem Artikel über das betreffende Drama führt er blos Ulrici's Aeußerung an, der dasselbe „Intriguenlustspiel" benennt. Andere Schiedsmänner haben sich nach dem Usus von heute für Schauspiel erklärt, da namentlich die Gestalt Shylocks in der Darstellung unserer Virtuosen bis an die Grenze der Tragödie hindrängt, während Act 5, von Manchen für überflüssig erklärt, wenn Shylock Hauptsache ist, doch in der That das Lustspielelement des Stückes wieder aufnimmt, Shakspeare überhaupt die Grenze zwischen Tragischem und Komischem keineswegs festhält, seine Tragödien selbst mit Komus und Jocus würzt, und ebenso gut seine Komödien mit Ernst versetzt, ohne deren Gattung damit aufzuheben. Gegen Hrn. Marr aber sprach ein vor Gericht aufgewiesener Theaterzettel aus Weimar, wonach Marr selbst als Director dort das Stück als Schauspiel aufgeführt hat.

Philippine Welser von Oskar v. Redwitz.

ε. Oskar von Redwitz als Verfasser eines neuen Drama's tritt fast wie ein Revenant in die litterarische Welt, denn der Dichter der Amaranth gehörte nahezu schon dem Schattenreich der Vergessenen an. Sein Erstlingsgedicht ging mit der Strömung der Zeit, und die kirchliche Reaction, erfreut, einen salon- und boudoirfähigen Dichter gefunden zu haben, der ihre Tendenzen in gewinnender Form und mit lyrischer und rhetorischer Wärme vertrat, verhalf ihm durch ihre Lobpreisungen zu zahlreichen, aber rasch verwelkenden Lorbeerkränzen. Schon seine nächsten Productionen, das „christliche" Drama „Sigelind" und die historische Tragödie „Thomas Morus" fanden weniger in dem Beifall des Publicums, als ersteres in des Berliner Merckels geistvoller Parodie, letztere in der witzigen „gereimten Recension" eines Anonymus einen Widerhall. Redwitzens kurze Wirksamkeit als Docent der Geschichte an der Wiener Universität war seinem Ruhme nicht förderlicher. Er zog sich eilig auf seinen heimathlichen Landsitz zurück, in dessen Einsamkeit ein neues Werk von ihm gereift ist, „Philippine Welser", das vor wenigen Tagen in München zur Aufführung kam. Berichte von dort bezeichnen es als einen wirklichen beträchtlichen Fortschritt des Dichters, sowohl in technischer wie in ideeller Hinsicht, und rühmen eine fest in sich gefügte Anlage und kurz bemessene Exposition, eine stetige Steigerung der Effecte und anhaltende Spannung, eine lebensvolle, mächtige Diction und sichere, gedrungene Charakterzeichnung als wesentliche Vorzüge der Tragödie. Auch soll sie, mehrere „fromme Gemeinplätze" abgerechnet, jener neumodischen Weltanschauung ganz fernbleiben, welche sich in der „Amaranth" und „Sigelind" auf so störende Weise in den Vordergrund drängte. Demnach scheint der rasche Umschlag in der Begeisterung des Publicums, anstatt entmuthigend, aufmunternd und abklärend auf den Dichter gewirkt zu haben, und wir können einer solchen Strebsamkeit nur den besten Erfolg wünschen.

Honorare für Sänger.

ε. Wie sehr die Musik unter den Musen das Schooßkind des Zeitalters ist, ergiebt sich unter anderm auch an den Honoraren der Sänger und Sängerinnen. Wir sind im Stande, einige hierauf bezügliche Zahlen mitzutheilen, die lebhaftes Erstaunen hervorrufen müssen. Die Malibran erhielt für eine Vorstellung im Drury-Lane 3750 Frcs., sowie die Grisi für eine Soirée in Neuyork 10,000 und für eine in London gar 60,000 Frcs. Lablache sang an zwei Abenden für 3500 Frcs. und bekam für eine Lection, die er der Königin Victoria gab, 1000 Frcs. Paganini ließ sich jede Unterrichtsstunde sogar mit 2000 Frs. bezahlen. Die Taglioni verdiente bei einem ihrer Benefize in Petersburg nicht weniger als 204,100 Frcs., und Thalberg kam aus America mit 300,000 Dollars zurück. Jenny Lind erübrigte sich ein Vermögen, mit dem sie vielleicht ein Herzogthum in ihrem Vaterlande Schweden aufkaufen könnte. Die Alboni und Mario singen niemals unter 2000 Frcs. für den Abend, und Tamberlik erhält jedes Mal 2500 Frcs., wenn er sein berühmtes Cis ertönen läßt.

Männer der Zeit.

Graf Paul Kisselew,

gegenwärtig russischer Gesandter in Paris, hat, ehe er die diplomatische Laufbahn betrat, in seinem Vaterlande als Militär und Staatsmann eine einflußreiche Stelle eingenommen. Geboren im Jahre 1788 in Moskau, aus einer der ältesten russischen Familien, trat er, wie dies bei vornehmen Russen üblich, bereits in seinem achtzehnten Jahre als Cornet in die Chevaliergarde, und machte dann mit seinem Regiment den Feldzug von 1807 in Preußen mit. 1812 und 13 fand er nach einander Verwendung als Adjutant der Generäle Bagration und Miloradowitsch, kam 1814 als Flügeladjutant in die unmittelbare Nähe des Kaisers Alexander, begleitete Diesen auf den Wiener Congreß und fand hier, sowie später 1815 in Paris, vielfach Gelegenheit, einen Blick in das innere Getriebe der Diplomatie zu gewinnen, wie er auch schon während des vorangegangenen kurzen Feldzugs zu verschiedenen diplomatischen Sendungen verwendet worden war, deren glücklicher Erfolg ihm die Zufriedenheit seines Herrn erwarb. Zeuge davon war seine Beförderung, denn bereits 1817 war er Generalmajor und trat 1819 an die Spitze des Generalstabs der zweiten Armee. In dieser Stellung befand er sich noch, als 1828 der Krieg gegen die Türkei entbrannte. Sein unmittelbarer Vorgesetzter, Feldmarschall Fürst Wittgenstein, leitete im ersten Feldzuge die Operationen, allerdings nur so selbständig, als dies bei der Anwesenheit des Kaisers mit einem zahlreichen militärischen Hofstaat im Hauptquartier möglich war, und der Generalstabschef hatte nicht immer den Einfluß auf die Operationen, der seiner Stellung gebührte. Dennoch zeichnete er sich bei der Belagerung von Brailow, dem Uebergang über die Donau und der Blokade von Schumla vielfach aus, ward zum Generallieutenant befördert und erhielt vom Kaiser einen mit Diamanten besetzten Ehrendegen. Nach der Eroberung von Varna trat Wittgenstein jedoch vom Oberbefehl zurück, und Kisselew übernahm das Commando über das vierte Reservecavalleriecorps, mit dem er im Feldzug 1829 theils in der kleinen Wallachei, theils auf dem rechten Donau-Ufer operirte und den Pascha von Skutari bei Wrazza schlug.

Nach dem Frieden von Adrianopel erhielt Kisselew den Befehl über die laut des Friedensvertrages in den Donaufürstenthümern zurückbleibenden russischen Truppen und gleichzeitig die Civilverwaltung dieser durch den Krieg verarmten und zerrütteten Provinzen übertragen.

Er war sehr thätig für die materielle Hebung des Landes, zeigte sich aber auch zugleich als geschicktes Werkzeug der russischen Politik, indem er durch das organische Statut, das er durch eine unter seinem Vorsitz verhandelnde Commission ausarbeiten ließ, die vertragsmäßige Souveränität des Sultans bei Seite zu schieben und die Einverleibung in das russische Reich vorzubereiten versuchte. Er that dies so wirksam, daß seit jener Zeit die Donaufürstenthümer als halbrussische Provinzen gelten konnten, und seine Verdienste fanden, als die russische Verwaltung aufhörte und Kisselew im Mai 1834 Jassy verließ, um nach St. Petersburg zurückzukehren, eine entsprechende Belohnung in seiner Beförderung zum General der Infanterie.

Das bedeutende organisatorische Talent, welches Kisselew als Administrator der Donauprovinzen an den Tag gelegt hatte, bewog den Kaiser, ihn 1838 an die Spitze des neuerrichteten Domänenministeriums zu stellen. Dadurch kam eine Bevölkerung von 18 Millionen Seelen, die über einen Ländercomplex von 17,000 Quadratmeilen vertheilt waren, unter seine unmittelbare Verwaltung; eine Bevölkerung, die aus der Leibeigenschaft in das freie Gemeindeleben hinübergeführt werden sollte, und die auch zu dem kleinsten Fortschritt den Anstoß von oben erwartete. Hier hatte Kisselews administrative Thätigkeit volle Freiheit zu ihrer Entfaltung, denn Alles war neu zu schaffen. Wir geben nur einige Zahlen, um zu zeigen, was er vorfand, und was er bei seinem Abtreten zurückließ. Anstatt der vierzig Volksschulen mit 1300 Schülern, die 1838 unter den 18 Millionen Kronbauern für den Volksunterricht sorgten, gab es 1855: 2934 Schulen mit fast 170,000 Zöglingen. Für die Gesundheitspflege wurde durch die Anstellung von Aerzten, und da es an diesen fehlte, durch Herbeiziehung der Geistlichkeit gesorgt, die bereits im Seminarium Unterricht in der Heilkunde erhielt. Von der Sorge für die Armen sprachen 400 neuerrichtete Armenhäuser, und 1600 Unterstützungs- und Sparcassen halfen Landbau und Industrie beleben. Eine Vermessung der eine Fläche von 23,530 Quadratmeilen bedeckenden Kronwälder ward begonnen und mit der Einführung einer rationellen Forstwirthschaft der Anfang gemacht. Musterwirthschaften, Ackerbauschulen und Zeitschriften verbreiteten theoretische und praktische Kenntnisse in der Landwirthschaft und weckten den schlummernden Unternehmungsgeist, der auf jährlichen Ausstellungen belohnt wurde. Die Erfolge ließen nicht lange auf sich warten. Die Getreideaussaat stieg in fünfzehn Jahren auf das Doppelte, die Kartoffelaussaat auf mehr als das Zehnfache. Die Ausfuhr von Hanf steigerte sich von 17 auf 25 Millionen Rubel, der Preis des Tabaks wegen seiner bessern Qualität von 1 auf 10 Rubel. Auch die Schafwollproduction nahm in Qualität und Quantität zu, und 400 Runkelrübenzuckerfabriken vertraten einen in Rußland bisher noch unbekannten Industriezweig.

Von diesem segensreichen Wirken ward Kisselew im August 1856 abberufen und ihm am 12. Nov. der wichtigere Posten eines russischen Botschafters bei Ludwig Napoleon übertragen. In dieser Stellung war er vornehmlich bei der Beilegung des Neuenburger Handels vermittelnd thätig, wußte mit großer Geschicklichkeit die beiden Westmächte in der Frage der Union der Donaufürstenthümer von einander zu trennen, wohnte später im September 1857 der Zusammenkunft in Stuttgart bei und ist dann seit seiner Rückkehr nach Paris mit vielem Erfolg bemüht gewesen, bei den Verhandlungen und Beschlüssen über die Regelung der Donauschiffahrt eine compacte Majorität gegen Oesterreich zu organisiren, um dieses nicht das angestrebte und Rußland mißgönnte Ziel, sich in den Donaufürstenthümern festzusetzen, erreichen zu lassen. (6.)

Fürst Michael Gortschakow,

Statthalter von Polen und Oberbefehlshaber der activen Armee, gehört einer altrussischen Großfürstenfamilie an, die jedoch allmählich herunterkam und erst wieder durch eine Heirath mit der Schwester des berühmten Suworow zu Bedeutung gelangte. Seitdem hat sie unter ihren Reihen mehrere ausgezeichnete Generäle gezählt, und die zwei Brüder Michael und Alexander haben, der eine als Feldherr, der andere als Dipomat, eine hervorragende Rolle in dem letzten Conflict zwischen Rußland und den Westmächten gespielt. Michael ward 1795 dem Fürsten Alexander, einem der besten Generäle Suworows, als zweiter Sohn in Moskau geboren, focht als Artillerieofficier bereits bei Borodino und machte den Krieg gegen die Türkei in den Jahren 1828 und 1829 im Stabe des Generals Krassowski mit. Unter dem im letzten Kriege vor Silistria gefallenen General Schilder leitete er einen Theil der Belagerungsarbeiten vor dieser Festung, focht später glücklich bei Eski Stambul und kehrte nach dem Frieden als Generaladjutant nach Petersburg zurück.

Der polnische Aufstand gab ihm neue Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Er war Stabschef des Generals Pahlen, führte bei Wawre ein Jägerregiment persönlich gegen den Feind, befehligte dann bei Grochow, bei Ostrolenka und bei dem Sturm auf War-

schau in ausgezeichneter Weise die Artillerie, und ward nach der Unterdrückung des Aufstandes als Generallieutenant Chef des Generalstabes der activen Armee.

Erst 1849 erschien er wieder auf dem Schlachtfelde, als der Czar dem Kaiser von Oesterreich Hülfe zur Bekämpfung des ungarischen Aufstandes sandte, doch spielte er in Ungarn keine hervorragende Rolle. 1852 ward er als Vertreter der russischen Armee zu dem Begräbniß des Herzogs von Wellington nach London gesandt und dort mit großer Auszeichnung empfangen. Kurz darauf begann der orientalische Krieg, in dessen erstem Stadium Gortschakow mit einem russischen Corps von 60,000 Mann die Donaufürstenthümer besetzte, aber keineswegs den Unternehmungsgeist an den Tag legte, den seine Verehrer von ihm erwarteten. Er blieb unthätig an der Donau stehen und ließ sich sogar von den verachteten Türken unter Omer Pascha einige Schlappen beibringen, die zwar an sich nicht bedeutend waren, aber dem Ruhm der russischen Waffen keineswegs zur Ehre gereichten. Endlich ging er im März 1854 über die Donau, aber auch nun dauerte es wieder zwei Monate, ehe es zur Belagerung von Silistria kam. Hier Lorbeern zu sammeln ward Gortschakow ebenfalls nicht vergönnt. Sei es, daß Rücksichten der Politik störend in die Kriegführung eingriffen, oder Einmischung von höchster Stelle aus sein selbständiges Handeln hemmte, oder sei es, daß eigene Unentschlossenheit und Mangel an Initiative Schuld daran waren, jedenfalls wurden die Operationen vor Silistria mit einer Mattigkeit betrieben, welche dem Feldherrn Gortschakow auch von unparteiischer Seite schweren Tadel zuzog. Dagegen mußte wieder allgemein anerkannt werden, daß er bei Aufhebung der Belagerung und bei der Ausführung des Rückzugs über die Donau, am 24. Juni, große Umsicht und Geschicklichkeit an den Tag gelegt hatte. Nachdem auf Oesterreichs Andringen die russische Armee die Donaufürstenthümer geräumt hatte, blieb Gortschakow mit ihr am Pruth stehen und konnte, da Oesterreich keine Anstalten machte, ernstlich an dem Kriege Theil zu nehmen, ansehnliche Verstärkungen nach der Krim schicken, welche Mentschikow erlaubten, die Schlacht von Inkerman zu schlagen.

Kurz vor seinem Tode ernannte Kaiser Nikolaus Gortschakow zum Oberbefehlshaber in der Krim. Unter ihm leitete General Osten-Sacken die Vertheidigung von Sebastopol, während die Generäle Read und Liprandi die auf der Nordseite der Festung auf dem Mackenzieplateau verschanzte Armee befehligten. Auch hier wieder zeigte Gortschakow ungemeine Zähigkeit und Standhaftigkeit in der Vertheidigung, aber keinen Unternehmungsgeist und keine Neigung, durch offensive Operationen die Fortschritte des Feindes zu hemmen, oder ihn gar zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Erst auf unmittelbaren Befehl von Petersburg, wie behauptet wird, unternahm er am 16. August den Angriff auf die rechte Flanke der Belagerungsarmee an der Tschernaja, der gänzlich verunglückte und als Vorspiel zum Fall der Festung diente.

Das mörderische Feuer, welches die Verbündeten vom 17. August an auf Sebastopol unterhielten, überzeugte Gortschakow, daß er, da kein Entsatz von Rußland aus zu erwarten war, sich nicht lange mehr werde halten können. Er traf daher, während er die Vertheidigung mit unverminderter Standhaftigkeit fortsetzte und den Angreifern Schritt für Schritt das Terrain streitig machte, mit aller Umsicht und Besonnenheit seine Anstalten zur Räumung der Festung. Den 8. September erfolgte der Sturm und die Einnahme des Malakowthurmes durch die Verbündeten. Aber nur auf den äußeren Umfassungsmauern konnten sich Diese festsetzen, denn sowie Gortschakow erkannt hatte, daß die Stunde der definitiven Räumung gekommen sei, ließ er die Gebäude der Südseite in Brand stecken, sprengte die Werke am Hafen in die Luft und ging, nachdem er diese Flammenschranke zwischen sich und dem Feinde gezogen, mit seiner ganzen Armee in bester Ordnung und Ruhe über die schon früher geschlagene Brücke auf die Nordseite. Dieser meisterhafte Rückzug und die imponirende Haltung, die Gortschakow nach dem Falle von Sebastopol den Demonstrationen Pelissiers gegenüber einnahm, haben ihm wohlverdientes Lob erworben.

Nach dem Krimkriege begab sich Gortschakow als Statthalter von Polen nach Warschau, wo er gegenwärtig noch verweilt und sich durch Rechtlichkeit, soldatische Offenheit und strenges Auftreten gegen die tiefgewurzelte Corruption sehr beliebt gemacht hat. (6.)

Drouyn de Lhuys,

französischer Staatsmann, ist im Jahre 1802 in Melun im Departement Seine und Marne geboren. Sein Vater, ein reicher Generalpächter, ließ ihn das Collegium Ludwigs des Großen beziehen, wo er sich durch seine Talente und seinen Fleiß auszeichnete, und einen Preis in der Rhetorik gewann. Mit Eifer widmete er sich darauf politischen und diplomatischen Studien und wurde von der Julireregierung zum Gesandtschaftssecretär ernannt. Auch in dieser von den meisten nur in socialen Zerstreuungen verlebten Stellung wendete er viel mehr Zeit den Geschäften als dem Vergnügen zu, und gewann eine gründliche Einsicht in die politischen Beziehungen seines Vaterlandes zu den übrigen Staaten der Welt. Als vollkommen geschulter Diplomat übernahm er dann, als 1841 Desaugier das Directorium der handelspolitischen Verhandlungen im Ministerium des Auswärtigen niedergelegt hatte, diese Stelle, und ward im folgenden Jahre für sein heimisches Departement in die Deputirtenkammer gewählt. Trotz seiner amtlichen Stellung stimmte er in der Pritchardfrage — jener Zänkerei über die Entschädigung eines auf Otaheiti französischerseits verletzten englischen Missionärs, die fast zu einem Kriege mit England geführt hätte, — mit der kriegerisch gesinnten Opposition gegen das Ministerium, und ward deshalb von Guizot seiner Stelle enthoben. Von den liberalen Blättern wegen der bewiesenen Unabhängigkeit hoch gepriesen, saß er von nun an bis zu der Februarrevolution im linken Centrum und zeigte sich als einen der entschiedensten Gegner seines ehemaligen Chefs. Auch an der direct zur Februarrevolution führenden Reformbanketbewegung nahm er lebhaften Antheil.

Nach der Proclamirung der Republik wurde Drouyn de Lhuys mit mehr als 41,000 Stimmen in die constituirende Versammlung gewählt, erhielt später einen Platz in dem Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten und überreichte am 24. März 1848 im Auftrag der Versammlung der Executivcommission einen Bericht, welcher brüderliche Eintracht mit Deutschland, Wiederherstellung der Unabhängigkeit Polens und die Befreiung Italiens als die Ziele der französischen Politik anempfahl. Bei der Erwählung des Prinzen Ludwig Bonaparte zum Präsidenten der Republik im December 1848 übernahm Drouyn de Lhuys im Ministerium Odilon Barrot das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und sollte das Gleichgewicht zwischen den propagandistischen Bestrebungen der Majorität der Republikaner, und dem Friedensbedürfniß, das aus der Lage Frankreichs gebieterisch hervorging, erhalten. Er schloß sich dabei immer näher an die Person des Präsidenten an und entwarf unter seiner Leitung die geheimen Instructionen für den General Oudinot, den die constituirende Versammlung zur Aufrechterhaltung der Republik nach Rom abgeschickt glaubte, der aber in der That zur Wiedereinsetzung des Papstes nach Italien ging, denn Ludwig Napoleon suchte Stützen für seine noch im Verborgenen gehaltenen Zukunftspläne in dem Klerus, und wollte sich dessen Dank durch die Wiederaufrichtung der päpstlichen Herrschaft verdienen. Der Tadel der constituirenden Versammlung traf das Ministerium für diese Politik, doch war dies Votum nicht die Ursache seines Sturzes, sondern die Schwäche, die ihm seit dem Rücktritt des energischen Ministers des Innern, Léon Faucher, innewohnte.

Vor der neugewählten gesetzgebenden Versammlung erschien auch ein neues Ministerium, dessen Präsidium Dufaure übernahm, und in dem Tocqueville an Drouyn de Lhuys' Stelle dem Ministerium des Auswärtigen vorstand. Einige Zeit lang als Abgeordneter thätig, sah sich der Exminister sehr bald von dem Präsidenten zu dem Gesandtschaftsposten in London berufen, wo ihm die schwierige Rolle zufiel, in der Pacificoangelegenheit zwischen England und Griechenland Frankreichs Vermittelung annehmbar zu machen. Lord Palmerston wollte aber nichts von Vermittelung wissen, sondern nur gute Dienste annehmen; nicht die Berechtigung der englischen Beschwerdepunkte in Frage ziehen, sondern sich nur bewegen lassen, Frankreichs Unterstützung anzunehmen, um Abhülfe seiner Beschwerden durch versöhnliche anstatt durch strenge Maßregeln zu erlangen. Dabei blieb es auch, obgleich das Petersburger Cabinet Frankreichs Andringen mit Nachdruck unterstützte, und man kam überein, daß in diesen Schranken dem französischen Gesandten in Athen, Gros, die Rolle, die streitenden Interessen mit einander auszusöhnen, übertragen werden solle, und daß der englische Gesandte und der englische Admiral erst wieder zu Zwangsmaßregeln schreiten sollten, wenn Gros erkläre, daß seine officiöse Intervention ohne Folge geblieben sei. Während aber Drouyn de Lhuys in London über das Maß der von Griechenland zu machenden Concessionen verhandelte und zu einem Abschluß gekommen war, hatte der englische Gesandte in Athen, da dort die französische Vermittelung mißlungen war, wieder zu Zwangsmaßregeln gegriffen und Griechenland zum Nachgeben genöthigt. Es entspann sich nun zwischen den beiden Cabineten ein nicht ohne Bitterkeit geführter Streit über die Frage, welche von den beiden Conventionen, die in London oder die in Athen abgeschlossene, gelten sollte, ein Streit, der zur Abberufung Drouyn de Lhuys' von seinem Posten (16. Mai 1850) führte. Die Spannung dauerte jedoch nicht lange, denn am 20. Juni, während der Parlamentsferien, erklärte sich Lord Palmerston bereit, den Londoner Vertrag anzuerkennen, worauf der französische Gesandte nach London zurückkehrte.

In Frankreich näherten sich mittlerweile die Dinge einer Krisis. Die parlamentarischen Notabilitäten rangen mit dem Präsidenten um die Herrschaft, und die Kluft zwischen beiden Parteien ward immer breiter. Es galt vor allem, der legislativen Versammlung die Verfügung über die in Paris versammelten Militärkräfte, deren Obercommando sich in der Hand des den Parlamentariern ganz ergebenen General Changarnier befand, zu entziehen, aber die Mehrheit im Cabinet des Präsidenten wagte nicht dieser Maßregel ihre Zustimmung zu geben. Ludwig Napoleon entließ daher sein bisheriges Ministerium, und bildete mit einigen Mitgliedern des alten am 9. Januar ein neues, in welchem Drouyn de Lhuys abermals das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. Dieses Cabinet erließ bereits am folgenden Tage ein Decret, welches das vereinigte Commando über die Nationalgarde der Seine und die Truppen der ersten Militärdivision aufhob und die Legislative wehrlos machte. Ein Mißtrauensvotum machte zwar dem Ministerium vom 9. Januar schon am 24. Januar ein Ende, aber der Zweck seines Daseins war erreicht, und Drouyn de Lhuys hatte sich um Ludwig Napoleon wohl verdient gemacht.

Der Dank blieb nicht aus. Nachdem der Staatsstreich vom 2. December die Herrschaft in Frankreich ungetheilt in Ludwig Napoleons Hände gebracht, ernannte Dieser Drouyn de Lhuys zum Vicepräsidenten des Senats, und wenige Monate darauf an Turgots Stelle abermals zum Minister des Auswärtigen. Als solcher leitete er französischerseits die diplomatischen Verhandlungen, die zum Bruch mit Rußland und zur Allianz mit England führten, und die bestimmte, klare und würdige Fassung seiner damals in großer Anzahl veröffentlichten Depeschen brachte ihm vielfaches Lob ein. Seine Betheiligung bei diesen wichtigen diplomatischen Ereignissen auseinandersetzen, hieße eine Geschichte des orientalischen Conflicts schreiben; es genüge daher hier hinzuzufügen, daß Drouyn de Lhuys als besonderer Abgesandter Frankreichs neben dem Grafen Bourqueney auf den Wiener Conferenzen erschien, denen er von ihrer Eröffnung am 15. März bis zu ihrem fruchtlosen Auseinandergehen im Juni beiwohnte. Hier ließ er sich gegen Ende der Verhandlungen, ebenso wie Lord John Russell, von dem österreichischen Minister für den Rußland begünstigenden Plan, ein Gleichgewichtssystem auf dem schwarzen Meere einzuführen, und demselben den Bestand der russischen Marine vor Ausbruch des Kriegs zu Grunde zu legen, soweit gewinnen, daß er denselben dem Kaiser zur Annahme empfahl, obgleich er dasselbe Princip noch wenige Tage vorher entschieden bekämpft hatte. Die Empfehlung fruchtete jedoch in Paris ebenso wenig wie in London, und beide Minister sahen sich nach ihrer Heimkehr genöthigt, in Folge dieses Schrittes ihr Portefeuille niederzulegen. Drouyn de Lhuys ist seitdem wieder Vicepräsident des Senats, genießt aber immer noch in hohem Grade das Vertrauen des Kaisers. (8.)

Lord Aberdeen.

George Hamilton Gordon, vierter Earl von Aberdeen, welche Würde, wie die gleichfalls von ihm geführten Titel eines Viscount Formantine, Lord Haddo, Methlic, Tarves und Kellie, der schottischen Peerschaft angehören, während er im britischen Oberhause als Viscount Gordon von Aberdeen sitzt, wurde seinem Vater George Lord Haddo am 28. Januar 1784 von dessen Gattin Charlotte Baird geboren. Er verlor seinen Vater schon im achten, seine Mutter im zwölften Lebensjahre, erhielt aber durch seinen Großvater, George Earl von Aberdeen, dem er 1801 in seinen Würden succedirte, eine sorgfältige Erziehung, welche ihn sowohl für die staatsmännische Laufbahn, die ihm bevorstand, vorbereitete, als ihm in einem regen wissenschaftlichen Sinne eine wohlthätige Mitgift verlieh. In das praktische Leben trat er jedoch verhältnißmäßig später ein, als dies sonst bei äußerlich begünstigten Männern in England zu geschehen pflegt. Nach Vollendung seiner akademischen Studien machte er die gewöhnliche große Tour und hielt sich dabei besonders lange in dem damals noch wenig besuchten Griechenland auf, das ihn so hoch interessirte, daß er bald nach seiner Heimkehr im Jahre 1804 eine Athenian Society zu London gründete, deren Mitglied niemand werden konnte, der nicht in Griechenland gewesen war. Dies war die erste Veranlassung, bei der er sich öffentlich bemerklich machte. Bald darauf (28. Juli 1805) vermählte er sich mit Katharine Elisabeth, der ältesten Tochter des ersten Marquis von Abercorn, die jedoch, nach einer kurzen, kinderlosen Ehe, am 29. Februar 1812 starb, worauf er ihr (8. Juli 1815) in Harriet Douglas eine Nachfolgerin gab, die ihm, vor ihrem am 26. August 1833 erfolgten Tode, vier Söhne und eine Tochter gebar. Kurz vor dieser zweiten Vermählung war er in das öffentliche Leben eingetreten, indem er 1813 nach Wien gesendet wurde, um den Beitritt Oesterreichs zu der Coalition gegen Napoleon zu vermitteln, der freilich wohl auch ohne ihn zu Stande gekommen wäre, über dessen Bedingungen, soweit sie England berührten, er aber am 3. October zu Teplitz einen Vertrag unterzeichnete. Für seine hierbei erworbenen Verdienste wurde er (1. Juni 1814) durch die Erhebung zum Peer des vereinigten Königreichs — schottischer Peer war er längst — sowie durch die Ernennung zum außerordentlichen Botschafter in Wien belohnt, in welcher letzteren Stellung er namentlich die Verständnisse mit Murat einleitete, die Dieser 1815 zu seinem Unheil plötzlich abbrach. In demselben Jahre verlor Aberdeen einen Bruder bei Waterloo und kehrte bald nach England zurück, wo er bis 1828 sich nur im Oberhause durch entschiedene Vertheidigung des Torystandpunktes in der auswärtigen Politik bemerklich machte. Bei Bildung des Ministeriums Wellington trat er als Staatssecretär für das Aeußere in dasselbe ein und schloß

sich dabei wesentlich der Politik des Fürsten Metternich an, mit dem er schon 1813 sich gut verstanden hatte. Hatte er dabei mehrfach, namentlich in der griechischen und portugiesischen Frage, den Sympathien des Liberalismus entgegenzutreten, so war doch wenigstens in ersterer Beziehung der Gegensatz gegen Rußland das eigentlich treibende Motiv, das denn mit dem englischen und dem allgemein europäischen Interesse wohl in Einklang stand. Nachdem er 1830 mit seinen Collegen den Whigministern Platz gemacht, blieb er im Oberhause der toryistische Kritiker der äußeren Politik der Whigs, wobei er jedoch ohne Schroffheit, mit gemessenem Anstand und Discretion verfuhr, sowie der permanente Candidat der Tories für das auswärtige Departement. Zwar führte er in der kurzen Toryepisode von 1834—35 nicht dieses Portefeuille, sondern das der Colonien; aber in dem zweiten Ministerium Peel, von 1841—46, verwaltete er wieder das auswärtige Amt und verfuhr dabei, dem allgemeinen Geiste des Ministeriums gemäß, in einer noch wesentlich gemilderten, vermittelnden Weise. So war es nicht zu befremdend, daß er (28. December 1852) an die Spitze jenes Coalitionscabinets gestellt ward, das, neben Tories und Peeliten, auch die Whigführer Russell und Lansdowne, den Radicalen Molesworth und Aberdeens langjährigen Specialgegner Palmerston enthielt. Aberdeen war übrigens hier, der englischen Ministerialverfassung gemäß, Erster Lord des Schatzes und überließ das Auswärtige dem Earl von Clarendon. Obwohl nun seine damalige Verwaltung keine schroffe Opposition hervorrief, so fand man doch, bei Ausbruch der russisch-türkischen Verwickelung, daß Aberdeens Name wenigstens keine Bürgschaft für die energische antirussische Action biete, welche die öffentliche Meinung damals begehrte, und so trat er im Februar 1855 zurück und machte dem Ministerium Palmerston Platz. Mit den neuen, unter des Grafen Derby Banner sich schaarenden Conservativen steht er in keiner politischen Verbindung, sondern hat die Anerbietungen, mit ihnen in ein Coalitionsministerium zu treten, bis jetzt, wie alle sogenannten Peeliten außer neuerdings Gladstone, standhaft zurückgewiesen. Seine Sympathien in der auswärtigen Politik sollten ihn eigentlich nach dieser Seite ziehen, denn wie er im Anfang seiner Laufbahn die Rechte Don Miguels und Don Carlos' vertheidigte und die Schlacht von Navarin verdammte, so würde er auch jetzt noch lieber mit den deutschen Mächten und mit Rußland als mit Frankreich gehen, und selbst der Kriegszustand mit Rußland hielt ihn nicht ab, seinen persönlichen Sympathien für den Czaren Ausdruck zu geben. Blos sein hohes Alter mag ihn abgehalten haben, sich wieder den Conservativen anzuschließen. Persönlich ist er bei allen Parteien, die überhaupt einen Mann seiner Sphäre und Art zu achten vermögen, geachtet, und den fremden Regierungen ist er, auch abgesehen von den Principien, wegen seiner Mäßigung und seiner gefälligen Formen immer ein erwünschter Minister der britischen Krone gewesen. (2.)

John Arthur Roebuck,

ein radicales Parlamentsmitglied und politischer Schriftsteller, ist der Enkel eines angesehenen Birminghamer Arztes und in Madras 1801 geboren. Noch als Knabe vertauschte er den Aufenthalt in Ostindien mit dem in Canada und verließ diese Colonie 1824, um in England die Rechte zu studieren. 1832 nahm ihn die Advocatencorporation des Innern Tempels als Mitglied auf, und bei der ersten Wahl nach der Reformbill schickten ihn die Wähler von Bath in's Unterhaus. Der Ruf, den er sich in dieser Stellung als Anhänger einer entschiedenen Reform erwarb, führte 1835 zu seiner Ernennung zum Agenten des Versammlungshauses von Untercanada, als welcher er diese Colonie in der Streitigkeit zu vertreten hatte, welche dieselbe mit der Regierung des Mutterlandes hatte. Bald nach dieser Ernennung begann Roebuck die Veröffentlichung einer Reihe von politischen „Flugschriften für das Volk", und da er in diesen Heften die Gesammtheit der Redacteure, Unter-Redacteure, Berichterstatter und Mitarbeiter der politischen Presse und vornehmlich die der Morning Chronicle mit Heftigkeit angriff, ward er in eine Ehrensache verwickelt und bekam von Mr. Black, dem Herausgeber des ebengenannten Blattes, eine Herausforderung, die zu einem ohne Schaden ablaufenden Zweikampf führte. — Die Schärfe und Bitterkeit des Temperaments, die Roebuck eigen sind, haben ihn im Unterhause nicht den Einfluß gewinnen lassen, dessen sich manche Leute von geringerer Begabung erfreuen, aber beim Volk ist er ein großer Liebling und bei öffentlichen Versammlungen ein stets mit Beifall gehörter Redner. 1837 kostete ihm die Offenheit, mit der er sich gegen die Whigs ausgesprochen hatte, die er als abtrünnig von der Sache des Fortschritts betrachtete, seinen Sitz im Parlamente. Er wurde 1841 von neuem gewählt, fiel aber 1847 bei der allgemeinen Wahl durch. Nachträglich ernannte ihn jedoch die Stadt Sheffield zu ihrem Vertreter, der er auch bei den allgemeinen Wahlen von 1852 und 57 geblieben ist. Einschneidend und schonungslos als Redner ist Roebuck besonders glücklich in seinen parlamentarischen Wettkämpfen mit Disraeli gewesen, der in ihm stets einen gleich schlagfertigen Gegner fand. Obgleich den radicalen Reformern zugezählt und sich zu ihren Grundsätzen bekennend, geht er doch nicht blindlings mit ihnen, sondern nimmt eine unabhängige Stellung ein und hat schon mehr als einmal dem Whigministerium seine nicht gering zu achtende Unterstützung geliehen. So sprach er in der berühmten Pacificodebatte 1851 mit Nachdruck für Lord Palmerston und ist überhaupt länger ein Vertheidiger der Politik des edlen Lords geblieben als seine Gesinnungsgenossen. Bei der letzten Krisis ist jedoch auch er von ihm abgefallen.

Als die Presse durch die Schilderung des Nothstandes, in welchem sich die englische Armee vor Sebastopol befand, die Aufregung gegen die saumselige Geschäftsführung des Ministeriums auf's Aeußerste gesteigert hatte, stellte Roebuck im Januar 1855 im Unterhause einen Antrag auf einen zur Untersuchung der Kriegführung niederzusetzenden Ausschuß und stürzte damit das Ministerium Aberdeen, welches die Annahme dieses Antrags als ein Tadelsvotum betrachten mußte. In dem darauf von Lord Palmerston gebildeten Cabinet erhielt jedoch Roebuck keine Stelle, fungirte aber als Vorsitzender des von ihm beantragten Untersuchungsausschusses, der Sebastopolcomitee, die zu interessanten Enthüllungen über vielfache Mißbräuche und Uebelstände in der Organisation und der Verwaltung der englischen Armee führte, aber in so fern keine unmittelbaren praktischen Folgen hatte, als es nicht gelang, die Schuld bestimmten Persönlichkeiten beizumessen, da sie sich mehr als Folge eines seit lange herrschenden eingerosteten Systems herausstellte. Mittelbar führte sie jedoch zu großen Umgestaltungen im Heerwesen. Die tiefen Einblicke, welche durch Hülfe des Sebastopolausschusses und der damit in Verbindung stehenden Agitation das Publicum in die Mißstände der englischen Verwaltung gewonnen hatte, veranlaßten die Bildung des Vereins für Verwaltungsreform, welcher sich zum Zweck setzte, den entdeckten Mängeln durch Druck von unten abzuhelfen. Mr. Roebuck ward zum Vorsitzenden dieses Vereins gewählt, doch verlief die Bewegung bald im Sande.

Vor einigen Jahren veröffentlichte Roebuck eine „Geschichte der Whigpartei", die mit großer Wahrheitsliebe und vielem Talent geschrieben ist und als ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß der inneren Entwickelung der englischen politischen Parteien betrachtet werden muß. (7.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 51. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 18. December.

Inhalt

Friedrich Gentz.

— Der im vorigen Jahre erschienene Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller hat das Interesse an diesen Romantikern der deutschen Politik, an diesen sophistischen „Philosophen der Gegensätze" mehr noch, wie es scheint, neu angeregt als gesättigt und erledigt. Wir charakterisirten die beiden denkwürdigen Gestalten in Nr. 24 des vorigen Jahrgangs unserer Zeitschrift. Ein fleißiger Compilator, der in deutscher und französischer Litteratur der Neuzeit mannichfach bewanderte Schmidt-Weißenfels, hat jetzt eine umfassende „Biographie" geliefert. (Prag bei Kober, in zwei Bänden mit zwei trefflichen Stahlstichen von Gentz, nach Originalbildern aus den Jahren 1786 und 1824.) Das Werk von Gustav Schlesier über Gentz ist zu schwerfällig, um Vielen zugänglich zu sein. Was aber vielleicht noch willkommener wäre als eine umfassende Erörterung seiner Entwickelung, das ist ein kurzgefaßter Wiederabdruck seiner Maximen und seiner kleinern Schriften. Vor dem Widerspruch der Maximen würde man heilsam erschrecken, an der Form der Darlegung aber einen Meister der Feder bewundern. Diese diplomatische Romantik der Politik hat sich in den gröbsten Gegensätzen gewälzt, aber beide Mal im widersprechendsten Stoff mit einer Grazie, deren Anstand und Haltung wie Genialität aussah. Daher die Bewunderung Derer, welchen der Anstand eine Gottheit ist. Gentz schwärmte Anfangs für die große französische Revolution, um sie dann, seitdem er Burke's Reflexionen übersetzt, erläutert und fortgesetzt, Zeit seines Lebens zu verfolgen. Er hatte aus seiner Königsberger Studienzeit genug Kantianismus beibehalten, um auch im Metternich'schen Dienste Protestant zu bleiben, und doch hielt er den Katholicismus für die allein glückliche und „politisch" seligmachende Religion der christlichen Völker. Vielleicht hätte er den Mohamedanismus um der Haremsfreuden willen noch vorgezogen, wenn das der Anstand erlaubt hätte. Gentz haßte Goethe persönlich, um der Ruhe und Ataraxie willen, die mit seiner kometenartigen Unruhe und jähen Hast contrastirte; Goethe's Dichtungen haßte er um der Versöhnung zwischen hellenischem und germanischem Geiste willen, der darin harmonisch waltet. Er liebte hohen idealen Geistesschwung; aber eine süße Courtoisie mit Fanny Elsler war ihm doch noch lieber, und würzte schließlich das Lebensmahl des großen Schlemmers. Er ist Metternichs rechte Hand bei Abfassung der Noten, und empört sich doch oft gegen die Zauderpolitik des Ministers, ohne zu wissen, daß Zaudern nur die letzte Consequenz im System Laisser aller ist. Er ist gegen die Erhebung des jungen Griechenlands, und fühlt doch heimlich für Polens Aufstand mit, obschon er schließlich sagt: Thatsachen haben den Vorrang gegen Meinungen. Er ist orthodox in der Politik und bricht doch über Heine's Gedichte in Enthusiasmus aus. Er schrieb bei der Thronbesteigung des dritten Friedrich Wilhelm, wie ein Marquis Posa, eine Schrift: Geben Sie Gedanken- und Preßfreiheit, denn das sichert uns vor gewaltsamen Revolutionen! und hat doch Zeitlebens im Dienste Oesterreichs sich und Andere, selbst seinen Freund Adam Müller im „Beobachter," censiren müssen. Geld hat er immer gebraucht: dies war in seiner Logik die Consequenz die ihn nie verließ; es war ihm nur gleich, ob es von England oder, als Preußen nicht genug Aussicht gab, von Oesterreich kam. Bestechen ließ er sich nicht, aber ungeheuer bezahlen, sagte Varnhagen. Nach der Julirevolution konnte er noch für das Repräsentativsystem fühlen, um damit die Philosophie der Gegensätze in sich selbst abzuschließen.

Wir heben aus der Zusammenstellung von Schmidt-Weißenfels die Beleuchtung einiger Momente seines Lebens, seiner Verhältnisse und seiner Maximen hervor. Einen idealen Zug aus der Goethe'schen Wertherzeit verräth seine Beziehung zu Elisabeth Graun, nachmals Gattin Stägemanns. Wir lesen im Buche:

„Zurückgezogen im Kreise ihrer Kinder, ihrer Familie und einiger engeren Freunde des Hauses, spann Elisabeth unaufhörlich an ihrem Traum und machte sich ihr Leben noch bitterer, indem sie nur dessen grelle Seiten in's Auge faßte. Ein damaliges Verhältniß mit einem jungen Manne, Le Noble, genügte ihr nur halb und wurde auch nach einiger Zeit ohne großen Schmerz aufgegeben. Durch Le Noble aber kam Gentz in den Kreis, dem Elisabeth vorstand, und in ihm fand sie

mindestens einen jener gleichgesinnten Freunde, mit dem sie schwärmen und philosophiren, über die Nichtigkeit der Welt und über das Unglück ihrer Ehe reden konnte. Gentz ward vollständig ihr Vertrauter, und die Freundschaft Beider glich in der That dem Ideal einer romantischen Harmonie der Seelen, die alles Entzücken der Liebe einschlürft und doch nicht Liebe ist und sein will. Dem goldenen Bilde der Phantasie suchten alle diese Charaktere sich auf jede Weise zu nähern; aber in der Heftigkeit, mit der sie ihren Weg gingen, verschmähten sie es, eine demuthsvolle Strenge, ein züchtiges Versagen aufzugeben. Sie waren zu klein, mit der Prosa des Lebens sich abzufinden, zu groß, für die poetisch-erdachte Welt ein profanes Opfer ihrer Würde zu bringen.

Gentz verstand sich sehr wohl in dies platonische Leben zu finden. Er war bei allem Kantianismus mit der Milch der Romantik auferzogen, und dieselbe entsprach, da sie alle Dinge mit magischen Reizen zu drapiren verstand, entschieden seinem Naturell. Sie gestattete das von ihm getriebene Verliebtsein in die Dinge, das plötzliche Erfassen einer Sache mit übervoller Leidenschaft, bis diese, gesättigt, sich abkühlte und ihre Gluth einem andern Gegenstande zuführte. Für ihn war es wohl von hohem Reize, sein Herz auszuschütten und wiederum die interessanten Geheimnisse eines poetisch fühlenden, edlen, aber verirrten Frauenherzens zu theilen. Und so war denn Gentz zu gleicher Zeit der Vertraute Elisabeth's und der Freund ihres Geliebten, ja selbst der Freund ihres Mannes. Man fand sich bald in der Le Noble'schen Familie, bald bei der Mutter Elisabeth's, bald mit ihren Schwestern oder ihrem Bruder, bald in trautem tête à tête zusammen. Drei, vier Stunden lang in einsamen Unterredungen „berauschten" sich diese beiden Seelen an der Freundschaft. Gentz machte seine Morgenbesuche bei Elisabeth und streifte mit ihr durch einsame Alleen, wenn die Dämmerung alle Dinge in ein magisches Verhüllen legte. Er besuchte die Bälle, welche im Graunschen Hause gegeben wurden, und da keimte und wuchs ihre Freundschaft; sie fanden in allen Lustbarkeiten nur Stoff zu ihren einsamen Unterhaltungen, lasen sich die schwärmerischen und ästhetisirenden Briefe vor, die sie sich am Morgen geschrieben, und konnten dann oft „vor Thränen der Rührung und der heiligsten Empfindsamkeit nicht reden."

Der Reiz dieses idyllischen Verhältnisses, welches für Gentz Anlaß zu den mannichfachsten Genüssen, bald lebensfrohen, bald die Geheimnisse der Herzenswelt in ästhetischen Duft auflösenden, wurde, ward noch dadurch erhöht, daß er in der Schwinckschen Familie, der Elisabeth durch ihre Geburt angehörte, ihre Cousine Bernhardine kennen lernte und sich in allem Ernste in dieselbe verliebte. Elisabeth zu sehen, war jetzt ein doppelter Genuß; hier eine Freundin, die er trösten konnte, und die ihn die Geheimnisse eines Frauenbusens kennen lehrte; dort eine Geliebte, die ewig die Fluth seiner leidenschaftlichen Gefühle erhöhte. Der Reiz dieses Liebesverhältnisses ward noch dadurch gehoben, daß der Regierungsrath Graun gegen dasselbe eiferte; aber da war die Mutter, die er gewonnen hatte, Elisabeth, die für sein Glück sorgte, endlich Bernhardine selbst, die dem feurigen Jüngling halb entgegenkam — und endlich war die Qual der Ungewißheit zu Ende, er wußte sich als Geliebter Bernhardinens."

Im Jahre 1792, als die preußischen Truppen in Frankreich einrückten, übersetzte Gentz bekanntlich Burke's Werk: „Betrachtungen über die französische Revolution," in 2 Theilen, welche 1797 eine neue Auflage erlebten. Burke's Text gehörte dem Jahre 1790 an; seitdem hatte sich Frankreich anders gestaltet, und Gentz machte Folgerungen und Nachträge in zahlreichen Anmerkungen. Er nimmt Burke und damit sich selbst gegen den Vorwurf der Inconsequenz und des Renegatenthums in Schutz. Er schrieb:

„Es ist eine sonderbare Zumuthung, daß ein vernünftiger Mann ein Ding lieben oder hassen soll, blos, weil es einen gewissen Namen führt, mit dem er einst Liebe oder Haß verbunden hat. Französische Freiheit ist gerade so wenig britische Freiheit, als die französische Monarchie die britische war. Wenn auch unter dem ewigen Wechsel der Begebenheiten die Grundsätze in uns nie wanken, so muß sich doch die Anwendung unaufhörlich ändern.... Gesetzt indessen, in Burke wäre eine Veränderung vorgegangen, die man immer nur sehr uneigentlich Inconsequenz nennen würde — seit wann ist denn eine solche Veränderung ein Schandfleck im Leben eines Staatsmannes oder eines Gelehrten geworden? Allerdings würde ein ewiges Schwanken zwischen entgegengesetzten Meinungen, und eine kindische Leichtigkeit, Principien aufzunehmen und abzuschaffen, wie der Wind der äußern Begebenheiten bläst, einen denkenden und besonders einen bejahrten Mann nicht zieren. Aber daß die Reihe menschlicher Gedanken vom Anfange bis zum Ende unserer Existenz Ein Ganzes und Eine Harmonie sein, daß das System unserer Jugend das System unseres hohen Alters bleiben, und daß der gebrechliche Mensch das, was er einmal für wahr gehalten hat, ohne allen Ansprüchen auf Achtung zu entsagen, nicht mehr verwerfen oder limitiren soll — das ist eine Theorie, gegen welche Billigkeit und Klugheit mit vereinigter Macht protestiren müssen."

In den angehängten Abhandlungen hat er gewissermaßen den Gegenstand, den Burke mehr historisch behandelte, philosophisch vorgetragen, und in welcher Weise er damals noch die Kantische Philosophie zu Hülfe nahm, erhellt deutlich aus der Präcision der Begriffe vom Rechte, die fast identisch mit den Sätzen ist, welche Kant in seinem Werke über die Urtheilskraft aufstellte. Frankreich, für Burke ein Heerd satanischer Ideen, war für Gentz ein krankes, vom Fanatismus der Eitelkeit bethörtes Land, dem seine Schmerzen wohlgefielen und dessen Glück dasjenige eines Wahnsinnigen sei, der die Geißel des Kerkermeisters nicht fühle, weil er sich für den König der Könige halte. In den besondern Abhandlungen zeigt sich auch die erste Kraft der Dialektik, welche Gentz zu Gebote stand. Er macht sich erst über den wirklichen Bestand einer Sache vollkommen klar und stellt das Factum hin; dann löst er die möglichen Folgen ab, vertheilt sie in eine Alternative und folgt jedem einzelnen Theile derselben in allen Nebennüancen, bis er endlich das Resultat gefunden hat und den Werth desselben prüft. Dieses Auflösen des Objects in seine

Bestandtheile, sagt Schmidt-Weißenfels, und die Wiederzusammensetzung derselben bildet vorzüglich den ausnehmenden Reiz der Gentzischen Dialektik.

Die erste der fünf angehängten Abhandlungen erklärt den Begriff der politischen Freiheit und das Verhältniß derselben zur Regierung. Indem Gentz von vornherein den Ausdruck „politische Freiheit" einer Analyse unterwirft, kommt er zu dem Resultat, daß wenig politische Irrthümer tiefere Wurzeln geschlagen, als die „träumerische Eintheilung" der Staaten in freie und nicht freie. Er deducirt danach, daß in einem gewissen Sinne des Worts jeder Staat, in einem andern kein einziger frei sei, da politische Freiheit schlechterdings Maß, Verhältnisse und Proportionen, Tradition und Sitten in sich schließe. Ein gewisser Grad von Freiheit finde sich in jeder Staatsverfassung; der höchste Grad in keiner. — Von besonderem Interesse ist ein Aufsatz über die Moralität der Staatsrevolutionen, da hier Gentz gewissermaßen die früher geschriebene Deduction des Naturrechts erweitert und begrenzt, erläutert und auch berichtigt. Er giebt keine seiner Ideen vom Jahre 1790 auf; aber er setzt diese Ideen auf einen gesunden Boden, ordnet sie mit einer durch Erfahrung gebildeten Strenge und zieht, um zu zeigen, wie er immer noch derselbe geblieben, aber dabei erfahrener geworden sei, eine Parallele zwischen dem Rechte der americanischen und dem der französischen Revolution. Die americanische Revolution habe ein Recht gehabt, weil die ganze Nation einmüthig und ohne den geringsten innern Widerspruch dafür stimmte; die französische habe kein Recht, weil sie nach einem gewissen Erfolg nur noch ein Theil der Nation begehrte und ausführte, also ein gewaltsamer Bruch des gesellschaftlichen Contracts, eine unmoralische Handlung, stattfand. Dieser Aufsatz, sagt Schmidt, ist in jeder Beziehung einer der besten von Gentz, und durchaus in Betracht zu ziehen, wenn man den scheinbaren Umschwung seiner Ansichten, der nur ein ganz natürlicher Uebergang zu einer wirklich festen politischen Gesinnung war, verstehen will.

Der ganze Haß gegen die französische Revolution macht sich aber in den beiden Aufsätzen über die Declaration der Rechte und über die Nationalerziehung in Frankreich geltend. Die Kritik der Menschenrechte, in allen Details wahr und logisch, leidet doch an dem Fehler der Leidenschaftlichkeit, und hier zeigt sich zum ersten Male, wie Gentz nicht immer die Sache von dem Princip zu trennen verstand und ein oft sehr gutes Princip verwarf, weil er die darauf gebaute Thatsache verwerflich fand. So kommt Gentz, nachdem er jeden einzelnen Artikel der berühmten Tafel der Menschenrechte kritisirt hat, zu dem Ergebniß, daß sie nach den Regeln der Logik nur ein buntes Gemisch ungleichartiger Partikeln sei, worin sich allgemeine Grundsätze, Staatsmaximen, willkürliche Anordnungen, Definitionen, Sentenzen und specielle Vorschriften aufs seltsamste durch einander gestreut und oft in einander verflochten finden; daß sie nur ein Werk aufgebrachter Leidenschaften sei, die, mit der Maske der Menschen- und Vaterlandsliebe und aller Bürgertugenden geziert, in dem allgemeinen Getümmel ihre glänzende Rolle spielten, und daß sie endlich, trotz ihrer Heiligkeit, die Constitution in jedem Punkt übertreten und oftmals in's Angesicht geschlagen habe. — Die Kritik des Planes einer damals angeordneten „Nationalerziehung" in Frankreich ist ebenso leidenschaftlich, und es ist ein sehr schwaches Argument, auf welches Gentz seine Behauptungen stützt, wenn er die einzige Art von öffentlicher Erziehung in der Religion sieht und die an und für sich banalen Glückseligkeitstheorien damit bekämpft, daß er ihnen den Mangel der Religiosität vorhält.

Glänzender dagegen ist der Versuch einer Widerlegung der Apologie von Makintosh, dem talentvollsten aller Gegner Burke's und einem der edelsten und beredtesten Historiker Englands. Einem solchen Feinde gegenüber weiß Gentz alle seine Vorzüge wie glänzenden Eigenschaften geltend zu machen und eine Polemik zu führen, die bei aller Logik und Schärfe dem Gegner hohe Achtung abgewinnen muß. In der That ist Gentz, wiewohl er in Makintosh auf's energischste den Bewunderer der französischen Revolution bekämpfte, später mit ihm in die freundschaftlichsten Beziehungen gekommen, ohne daß die Grundsätze Beider diesem intimen Verhältniß entgegentraten. Makintosh ward überdies, weil er Engländer war, mit der Kaiserkrönung des genialen Sohnes der Revolution entschiedener Gegner Frankreichs, und die Beziehungen zwischen ihm und Gentz fanden damit ein nicht geringes politisches Motiv. — Von allen Schriften, sowohl die für als gegen Burke erschienen sind, und Gentz beurtheilt deren achtzig, giebt er nur der des Makintosh den Preis, obgleich sie Burke feindlich war. Das angehängte kritische Verzeichniß der bibliotheca Burkia schließt die Uebersetzung Burke's von Gentz, zugleich das erste größere Werk, welches die Fülle seines publicistischen Talentes bekannt machte und seinen Namen mit dem des berühmten Engländers eng und ehrenvoll verbunden durch die Welt trug. —

Das Sendschreiben von Gentz an Friedrich Wilhelm III. am Tage seiner Thronbesteigung verlangte, daß der Krieg abgewendet werde, dies sei „der Gipfel aller diplomatischen Weisheit"; daß Preußen aber dazu gerüstet sei, denn es besitze eine herrliche, ruhmvolle Armee; daß es seine natürlichen Allianzen aufrecht erhalte und eine offene, ehrliche Politik verfolge; daß die Verwaltung der Justiz gerecht bleibe, die der Staatseinkünfte sparsam und doch freigebig; daß neue Auflagen des Bürgers vermieden, Gewerbefreiheit gestattet und der Presse eine größere Freiheit gegeben werden möge. Mehr, aber auch weniger könne Niemand verlangen, wolle er kein Feind des Vaterlandes sein.

Was Gentz hiermit forderte, war nur gerecht, doch traf er die eigentliche Lebensfrage des Staates nicht. Auch er rühmte die preußische Armee als die „trefflichste und geehrteste", deren „innere Vollkommenheit keine Hauptveränderung erheische", auch er sagte, mit dem Kriege sei nie ein positiver Vortheil verbunden, und rühmte die aufgeklärte Staatskunst, welche den Gedanken, mit Krieg etwas zu gewinnen, in das Reich der Träume verwiesen hatte; während es doch in der That gerade in dieser Hinsicht damals keine verwundbarere Stelle als die Armee und die Neutralitätspolitik Preußens gab. Daß Gentz jedoch mit einer gewissen Berechtigung Preßfreiheit forderte, wird Jedem klar, der von dem Treiben Kenntniß

hat, welches damals die theologische Censur begünstigte. Der Wöllner'sche und Bischoffswerder'sche Schweif geistloser Handwerker der Orthodoxie, welcher seine Macht in Chicanen und erbärmlichen Kleinigkeiten suchte, konnte einem Mann wie Gentz nie Respect einflößen, und er hatte Recht, als er sagte, daß dies System „dem Interesse der Regierung nachtheiliger sei, als es je, in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann".... „Darum sei Preßfreiheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung!" schrieb er dem Könige. „Für gesetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter solcher Thaten anziehen, müsse Jeder verantwortlich, strenge verantwortlich sein; aber die bloße Meinung finde keinen andern Widersacher, als die entgegengesetzte, und wenn sie irrig ist, die Wahrheit. Nie kann dies System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem solchen geschadet. Wo es verderblich wurde, da war die Zerstörung schon vorangegangen, und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor."

Dies Sendschreiben, welches im Druck erschien, machte natürlich das größte Aufsehn; die meisten Zeitungen druckten es ab, und der Name von Gentz wurde damit zum ersten Male auch von dem eigentlichen Volke gehört. Freilich fehlte es auch nicht an Folgen durch einen so kühnen Schritt. Wenn auch der König selbst den Brief nicht übel aufnahm, so empfand er doch von der Zeit an eine gewisse Antipathie gegen Gentz, die seinem vor aller Energie und entschiedenem Fordern sich scheuenden Charakter entsprang. Eine alte, intriguirende Hofpartei nährte diesen Widerwillen gegen Gentz überdies reichlich, und es war kein Zweifel darüber, daß an ein eigentliches Fortkommen des kühnen Schriftstellers im preußischen Staatsdienste nicht mehr zu denken war. Daß Goethe zu Schiller darüber von einer „liberalen Zudringlichkeit" sprach, „einem neuen Könige eine unbedingte Preßfreiheit abzutrutzen," kann weiter nicht auffallen, da Goethe damals nur allzusehr Hofmann war und solche Forderungen höchstens in einem Gedicht oder in Xenien statthaft gefunden hätte.

Ueber Goethe und Gentz finden wir folgendes: Auch Goethe kam nach Teplitz, und Gentz verkehrte viel mit dem Dichterfürsten, der an die Erhebung seiner Nation so wenig glaubte, daß er Arndt noch im letzten Augenblicke der deutschen Schmach verächtlich zurief: „Schüttelt nur an euren Ketten, den Mächtigen bezwingt ihr doch nicht!" Eine für die Leiden des Vaterlandes so wenig empfängliche Natur flößte auch jetzt Gentz keine Sympathien ein. „Von Goethe", schrieb er an Rahel aus Teplitz, „muß ich behaupten, daß zwei Menschen in ihm stecken. Eine Art von Mephistopheles, und das nicht einmal ein pikanter, — dann das allmächtige Dichtergenie. Sonst war er mir als Mensch zuwider; diesen Sommer hab' ich ihn ertragen gelernt; jedoch blos — es schmerzt mich mit diesem Geständniß herauszugehen — blos, weil ich inne ward, daß ich ihn zu hoch nahm, indem ich ihn mit Widerwillen betrachtet. Er ist auch eigentlich mit Niemandem recht aufrichtig gern, als mit Marianne Eybenberg!" (Marianne Eybenberg, für die auch Gentz lebhaft schwärmte, war die ehemalige, heimlich angetraute Gattin eines Fürsten Reuß.)

Ueber Differenzen und Harmonie zwischen Metternich und Gentz lesen wir eine Schilderung des Momentes, wo Oesterreich noch zwischen Napoleon und Rußland schwankte, bis der Staatskanzler im Palast Marcolini zu Dresden die berühmte Scene mit dem Hute hatte. „Oesterreichs Freundschaft stand damals in hohem Preise; aber Napoleon war zu wenig gewohnt, zu schmeicheln und zu bitten, er wollte Alles ertrotzen. Er zeigte offen seinen Groll darüber, daß er es sich entschlüpfen sah, und daß aus dem Verbündeten von 1812 sich erst ein Vermittler, dann sogar ein bewaffneter Schiedsrichter entpuppte. Metternich's Politik war, um jeden Preis den Frieden herbeizuführen und durch die Vermittlerrolle die größtmöglichen Vortheile für Oesterreich zu erzielen; wär der Krieg auch für den Kaiserstaat geboten, so wollte man sich doch nur im letzten Augenblick dazu entschließen und dann als Verbündeter der wahrscheinlich siegenden Partei. Gentz verstand zuerst diese seine Politik des Grafen Metternich nicht. Er war mit allen Banden der Freundschaft, der Vertrautheit und Hochachtung an den Minister gebunden, aber doch noch nicht so sehr in ihm aufgegangen, wie dies später der Fall war. Auch er scheute sich vor dem Kriege; aber da er die Unabwendbarkeit desselben erkannte, so versuchte er sein Möglichstes, den Schwebezustand, in dem Metternich sechs Monate lang Oesterreich zu halten wußte, durch einen minder unzweideutigen zu ersetzen. Seine Verbindungen mit London und Berlin wurden ununterbrochen zu dem Zwecke fortgeführt, Oesterreich zum Kriege zu drängen. Sein Einfluß auf Metternich versuchte hauptsächlich den Grafen zu bewegen, die letzte Verbindung mit Napoleon zu lösen. Aber vorläufig erreichte er es nur, daß Metternich sich auf ernstlichere Unterhandlungen mit den Verbündeten einließ. Schon im Anfange des Monats Februar war Wessenberg mit Instructionen nach England geschickt worden. Daß derselbe in Hamburg von der französischen Polizei mehrere Tage zurückgehalten wurde, gab den ersten Anlaß für Metternich, sich über Napoleon zu beschweren. Auch war es Gentzens vornehmliches Verdienst, daß sein Freund, Graf Stadion, der entschiedenste Gegner Napoleons, jetzt wieder auf die Bühne trat und als Unterhändler nach der Schlacht von Großgörschen ins Hauptquartier der Alliirten gesandt wurde. Narbonne, der französische Gesandte in Wien, schrieb darüber spottend und mißtrauisch: „Ich wohne einem Schauspiel bei, von dem vier Acte abgespielt sind; Stadion wird im russischen Hauptquartier den fünften aufführen."

Obgleich Gentz also redlich Theil daran nahm, der deutschen Sache zu nützen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er es mehr aus alter Neigung, denn aus regem Eifer that. Metternich's politische Sicherheit, die Napoleon mit seinen eigenen Künsten schlug, imponirte ihm überdies, und er selbst war, nach seinen eigenen Aeußerungen, zu alt und zu blasirt geworden, um noch auf eigene Hand wie früher zu agitiren. Als Metternich an dem Punkt angelangt war, wo es keinen Zweifel mehr gab, daß er über kurz oder lang das Bündniß mit Preußen und Rußland abschließen werde, begab sich Gentz noch der letzten Energie, um von nun lediglich in



Metternich und durch ihn zu leben. Es übte einen ungemeinen Reiz auf ihn aus, daß die diplomatischen Spiele mit einer so cavalièren Leichtigkeit geleitet wurden, und dabei den Vergnügungen und den Frauen Tribut gebracht werden konnte. In den Ketten der Welt gefangen, innerlich schon längst gebrochen und mit einer großen Weltverachtung erfüllt, strebte Gentz nicht mehr danach, die Ereignisse mit hervorrufen zu helfen; sondern er ließ sie kommen, um sie dann mehr mit talentvollem Mechanismus, als mit der „Verliebtheit" von früher zu behandeln. „Ich weiß," schrieb er an den Grafen von W......, „daß jetzt der Zeitpunkt da ist, wo Nichts schlechter werden kann, und habe das unbegrenzteste Vertrauen zum Grafen Metternich. Schlagen sich die Verbündeten noch einmal, so sind wir mit unserer streitfertigen Armee Napoleon an den Fersen. Es ist dies mein sehnlichster Wunsch, das Streben von acht Jahren; aber es ist sonderbar, daß ich selbst zu faul bin, noch etwas Selbständiges dazu beizutragen."

Ueber das schon oft geschilderte zärtliche Verhältniß zur Tänzerin schreibt Schmidt: „Mit der wiederkehrenden Gesundheit und Lebenslust warf er sich auch von neuem in die Welt und in das gesellschaftliche Leben, dem er seit den letzten Jahren vollständig entsagt hatte. Das Vergnügen, mit dem man ihn, einen geistreichen und liebenswürdigen Greis, empfing, bewies ihm, daß er sich in diesem Kreise noch sehr gut zu behaupten vermöge. Sein steigender Widerwille gegen die öffentlichen Geschäfte, ob er gleich keinen Augenblick aufhörte, sie gewissenhaft zu betreiben; seine zunehmende Scheu vor den sonst geliebten einsamen Studien, die ihm, nachdem er das Gebäude, das er für felsenfest gehalten, in sich zerfallen sah, nur finstere Resultate boten, trugen das Ihrige zu der veränderten Lebensweise bei.

Im Winter 1829 machte der Zufall ihn mit der Tänzerin Fanny Elsler bekannt, die damals neunzehn Jahre alt und in Wien wegen ihrer jungfräulichen Schönheit und Grazie Gegenstand allgemeiner Bewunderung war. Gentz empfand plötzlich die längstversiegte Glückseligkeit der Liebe wieder und trug für die Tänzerin eine Leidenschaft in der Brust, die, nach näherer Bekanntschaft mit ihr und bei seinem Lebensfrohsinn, von ihm vorsätzlich genährt und gepflegt wurde. Das anfängliche Geheimniß dieses Verhältnisses erhöhte dessen Reiz, und in den vertrauten Briefen an Rahel, die Einzige, der er sein Herz ausschüttete, gestand er offen, wie sehr die Schönheit, die Anmuth und Liebenswürdigkeit des Mädchens ihn zauberisch berührt hatten, wie sehr „dieser Umgang das Gegengewicht mannichfaltiger Sorgen, denen er sonst unfehlbar unterlegen hätte, das Erhaltungsprincip seiner Gemüthsheiterkeit, seiner Gesundheit und seines Lebens geworden war." Die außerordentliche Leidenschaft des liebenwürdigen Greises blieb auf Fanny nicht ohne den größten Eindruck; Gentz machte überdies nie den thörichten Anspruch, von ihr Gegenliebe im engeren Sinne des Wortes zu erhalten; es war ihm genug, ihr ein zwischen Freundschaft, Dankbarkeit und Liebe schwebendes Gefühl einzuflößen, und auch hierbei verleugnete sich sein Glück nicht. Die kindliche Anhänglichkeit der Tänzerin für einen Mann, der sie mit väterlicher Sorgfalt erzog und keine Opfer scheute, ihr Freuden zu machen; der sein höchstes Glück darin fand, sie selbst in einzelnen Gegenständen zu unterrichten, hielt jene bittere Enttäuschung von ihm fern, die sonst die Folge von dergleichen Verbindungen zu sein pflegt. Sie, ein noch unverdorbenes Mädchen, war seine Geliebte und sein Kind, bei der er unter den unerschöpflichsten Gesprächen die Mußestunden verlebte, und von der auf einige Wochen sich zu trennen der größte Schmerz war, den er empfinden konnte."

Washingtons Generalinspector, Baron Steuben.

Die Zahl der Biographien und Denkwürdigkeiten deutscher Männer, die in der neueren Geschichte eine hervorragende Rolle gespielt haben, mehrt sich mit jedem Vierteljahre. Anfangs feierten sie vornehmlich Persönlichkeiten aus den deutschen Befreiungskriegen, jetzt beginnen sie bereits weiter um sich und weiter zurückzugreifen. Neben Stein, York, Gneisenau und Andere treten nun die Kurländer Siewers und Löwenstein, die Rußland in Krieg und Frieden unter Katharina und Alexander I. mit Auszeichnung dienten, und mit dem Briefwechsel Ferdinands von Braunschweig führt uns v. d. Knesebeck in den siebenjährigen Krieg zurück. Aber auch auf einem entlegeneren Felde haben Deutsche Ruhm geerntet: in den Vereinigten Staaten, und dies ist ein Gebiet, dessen Ausbeutung eben jetzt erst beginnt. Vor anderthalb Jahren erschienen von Elking „Denkwürdigkeiten des hessischen Generals Riedesel" (Leipzig, O. Wigand), der auf der Seite der Engländer focht und seinen tapfern Degen, nachdem er vergebens den englischen General Bourgoyne vor den Folgen seiner Unbesonnenheit gewarnt, bei Saratoga dem Feinde übergeben mußte. Heller strahlt der Ruhm zweier deutschen Kämpfer auf americanischer Seite, des Generals von Kalb, der voll Heldenmuth, den Rückzug gegen den übermächtigen Feind deckend, bei Camden fiel, und des Freiherrn von Steuben, dessen Organisationstalent die americanische Armee eigentlich erst in's Dasein rief. Friedrich Kapp, ein in Neuyork lebender Landsmann, hat ihn sich jetzt zum Gegenstand eines bei Dunker u. Humblot in Berlin erschienenen Werkes: Leben des americanischen Generals Friedrich Wilhelm von Steuben, gewählt und in seinem auf sorgfältig gesammelte und durchforschte handschriftliche Quellen und mündliche Mittheilungen gebauten, äußerst ruhig und unparteiisch gehaltenen Buche ein schönes Porträt eines Mannes entworfen, der unter den Begründern der americanischen Unabhängigkeit eine der ersten Stellen einnimmt, dessen Dienste in America trotzdem fast vergessen sind, auf dessen Tüchtigkeit wir Deutschen aber heute noch stolz sein können. Steuben stammte aus einer altpreußischen, seit mehreren Generationen dem Militärstande angehörigen Familie, und war am 15. November 1730 in Magdeburg geboren. Schon in seinem siebenzehnten



Jahre folgte er der Fahne Friedrichs des Großen, focht in der Schlacht bei Prag an der Seite des Feldmarschalls Schwerin, zeichnete sich bei Roßbach und als Officier im Mayer'schen Freicorps aus, machte als Generaladjutant des Generals Hülsen die blutige Schlacht von Kunersdorf mit und commandirte am Ende des Krieges das Regiment Salmuth. Vermeintliche Zurücksetzung im Avancement veranlaßte ihn den Abschied zu nehmen, worauf er 1764 auf die Empfehlung des Prinzen Heinrich von Preußen, der ihn sehr hoch schätzte, Hofmarschall des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen ward. Das müßige Treiben an einem kleinen Hofe konnte seinen der praktischen Thätigkeit bedürftigen Geist nicht befriedigen, und er suchte wieder militärische Anstellung. Ehe er etwas Passendes fand, trat er eine Reise nach England an, um dortige Freunde, die Grafen Spencer und Warwick, zu besuchen, ward aber bei seiner Durchreise durch Paris durch den damaligen französischen Minister, den Grafen St. Germain, veranlaßt, 1779 den Americanern seine Dienste anzubieten. Er legte dabei so große Uneigennützigkeit an den Tag, daß er, obgleich er in Europa eine einträgliche Stellung und eine behagliche Existenz aufgab, bei seiner Ankunft in America doch nichts verlangte als die Erlaubniß, sich der Armee als Freiwilliger anschließen zu dürfen, ohne auf Rang und Gehalt Anspruch zu machen. Er wurde mit offenen Armen empfangen und erhielt die Stelle eines Generalinspecteurs, um der der Auflösung nahen Revolutionsarmee eine festere Organisation nach seinen in Europa gesammelten Erfahrungen zu geben. Das war eine schwere Aufgabe, denn das Nothwendigste und Erste, was man bei einem für seine Unabhängigkeit fechtenden Volke hätte erwarten sollen: Begeisterung und Eifer für den Dienst im Heere, war nicht vorhanden. Ueberhaupt sticht die Schlaffheit und Selbstsucht, welche die Masse der americanischen Bevölkerung während des Unabhängigkeitskrieges zeigte, sehr unvortheilhaft gegen den Enthusiasmus und die Opferlust ab, welche europäische Völker unter ähnlichen Verhältnissen bis in die neueste Zeit an den Tag gelegt haben. Nicht blos aus Kapps Buche, sondern auch aus Irvings Leben Washingtons geht auf das klarste hervor, daß selbst Washingtons edler Patriotismus und hohe Begabung ohne die noch gerade zur rechten Zeit von Frankreich eintreffende Unterstützung, und ohne die England in Europa sehr ernstlich bedrohenden politischen Verwickelungen den Krieg nicht glücklich hätte zu Ende führen können, so kampfesmüde und so abgeneigt, die unumgänglich nothwendigen Opfer zu bringen, waren schon die Americaner. Selbst zu Anfang des Krieges war unter den Milizen wenig mehr als die Lust vorhanden, sich gelegentlich einmal mit dem Feinde herumzuraufen und dann wieder — natürlich mit der vom geldarmen Staate gelieferten Ausrüstung die nun meistens unrettbar verloren ging, — nach Hause zu laufen, sehr selten aber die Neigung, für eine große Sache die unentbehrlichen Fesseln der Disciplin, die Mühseligkeiten und Anstrengungen eines ganzen Feldzugs zu tragen. Als Cornwallis in Virginien einfiel, kamen von 500 Rekruten der Continentalarmee nur 5, und doch galt es, den eigenen Heerd zu schützen, während die Tories, die Anhänger der Engländer, in drei Tagen 7 Compagnien Freiwillige zusammenbrachten. Dazu kam noch ein schamloser Egoismus, der zuweilen zu offenbarem Landesverrath wurde. Lieber ließ sich die Bevölkerung die Pferde von den Engländern wegnehmen, als daß sie dieselben der Regierung auf Credit verkauft hätte, und die eigenen Truppen ließ sie hungern, um dafür dem Feinde die erforderlichen Lebensmittel gegen baares Geld zu überlassen. Die Armee war, wie schon bemerkt, der Auflösung nahe. Ihren durch Noth jeder Art gelichteten Reihen fehlte es an aller Disciplin und der nothdürftigsten taktischen Ausbildung; die Officiere hatten entweder nicht den guten Willen, oder nicht die Kenntnisse, die für ihren Stand nothwendig waren, und auch die höhern tüchtigen Führer hatten keine Gelegenheit gehabt, über die schwierige Kunst, ein Heer zu organisiren, sich praktische Erfahrungen zu sammeln. Diese Lücke füllte Steuben aus, der dem americanischen Heere ein bis vor kurzem noch gültiges Exercierreglement gab, sich durch persönlich ertheilten Unterricht Officiere zur Einführung desselben heranbildete, die ungleichen Truppenhaufen in feste Bataillone, Regimenter und Brigaden formirte, das Rekrutirungs- und Verpflegungswesen organisirte, durch Errichtung der Generalinspection und der Brigadeinspectionen dem Heere ein einheitliches Gepräge gab, mit einem Worte, aus den americanischen Truppen das machte, was sie noch nicht waren, eine Armee. Dabei hatte er, wie Kapp auch im Einzelnen nachweist, sich jeden Fußbreit Terrain erst zu erobern und Jahre lang mit Mißtrauen und Anfeindungen zu kämpfen, ehe er sich Bahn zu brechen vermochte. Washington selbst, obwohl er die Bedeutung von Steubens Reformen sofort erkannte, stellte ihn persönlich Anfangs auf dieselbe Stufe mit den vielen Abenteurern, die damals das Land überschwemmten und den Congreß mit Gesuchen um Anstellung bestürmten. Seine Kameraden legten ihm seine ersten Versuche zur Disciplinirung der Truppen und Einrichtung der Inspection als ein ehrgeiziges Streben nach Macht aus, dem auf's ernstlichste entgegengewirkt werden müßte. Erst allmählich gelang es ihm, die Vorurtheile zu überwinden und sich die seinen Verdiensten gebührende Stellung zu sichern. Seine Dienstthätigkeit war von Anfang bis zu Ende ein Act persönlicher Entsagung, und einzig das Gefühl erfüllter Pflicht, die Aussicht auf den täglich gewisser werdenden Erfolg, sowie vielleicht die Ueberzeugung, daß seine Verdienste schwerlich ersetzt werden könnten, konnten ihn zur Freudigkeit des Schaffens begeistern. Als Organisator hat er der Armee unermeßliche Dienste geleistet, als Commandirenden ließ ihn die Eifersucht der americanischen Generale zu keiner seinen Fähigkeiten angemessenen Stellung gelangen. Officiere und Truppen lernten ihn bald lieben und achten, obgleich er ihnen wegen Unkenntniß der englischen Sprache Anfangs nicht nahe treten konnte. Sein hitziger, durchgreifender Charakter erregte manchmal Anstoß, gewann ihm aber auch wieder bei seiner Geradheit und seiner Gutmüthigkeit die Herzen. Fiel bei den häufigen Inspectionen eine Bewegung oder ein Manöver nicht nach seinem Sinne aus, so begann er erst deutsch, dann französisch und zuletzt in beiden Sprachen zu fluchen. Hatte er sich in ausländischen Flüchen erschöpft, so pflegte er seinem Adjutanten zuzurufen: „Mein lieber Walker", oder, „mein lieber Duponceau, kommen

Sie her und fluchen Sie englisch für mich, diese Kerle wollen nicht thun, was ich ihnen befehle.“ Ein gemüthliches Lächeln ging dann durch die Reihen, und Alles gab sich Mühe, um die Bewegung so gut als möglich auszuführen. Unerbittlich streng war Steuben gegen Unterschleife der Lieferanten und Versuche, den Staat bei der Rekrutirung zu hintergehen. Einen ihn in dieser Hinsicht ganz charakterisirenden Vorfall entnehmen wir Kapp, der einem Augenzeugen nacherzählt. Mit der größten Mühe waren in Chesterfield in Virginien soviel Mann zusammengebracht, um ein Regiment zu bilden. Das Corps ward paradirt und stand im Begriff abzumarschiren, als ein anständig aussehender Reiter in Begleitung seines Bedienten, wie es schien, heransprengte, sich selbst vorstellte und dem Baron Meldung machte, daß er ihm einen Rekruten gebracht hätte. „Ich bin Ihnen von ganzem Herzen verbunden, mein Herr,“ erwiederte Steuben. „Sie sind gerade zur rechten Stunde angekommen! Wo ist denn Ihr Mann, Herr Oberst?“ Der Reiter war nämlich Oberst der Milizen, und antwortete jetzt: „Hier ist er,“ indem er seinem Jungen, einem bloßen Knaben, abzusitzen befahl. In den Zügen des Barons ging eine Veränderung vor, die einen nahen Sturm prophezeite. Ein Sergeant erhielt Befehl, den Burschen zu messen, man zog ihm die Schuhe aus und entdeckte in ihnen eine Vorkehrung, die des Knaben Länge erhöhte. Der Baron klopfte mit einer vor Wuth zitternden Hand dem Knaben auf die Schulter und fragte, wie alt er sei. Es stellte sich heraus, daß er noch sehr jung, fast noch ein Kind war. „Herr,“ sagte er zum Vater, „Sie müssen mich für einen Hallunken gehalten haben!“ „O nein, Baron, das habe ich nicht gethan.“ „Dann halte ich Sie für einen Hallunken, für einen elenden Hallunken, da Sie auf diese Weise Ihr Vaterland betrügen wollen. — Nehmen Sie ihm die Sporen ab, — stellen Sie ihn in Reih' und Glied, — und machen Sie dem General Greene von mir die Meldung, Oberst Goskins, daß ich ihm einen Mann geschickt habe, der besser im Stande ist, seinem Lande zu dienen, als ein Knabe, den er auf so gemeine Weise als seinen Stellvertreter unterschieben wollte! — Geh, mein Junge, bring die Sporen und das Pferd des Obersten an seine Frau zurück, und sage ihr, daß ihr Mann für die Freiheit des Vaterlands kämpfen gegangen ist, wie es die Pflicht jedes braven Mannes erheischt. — In Zügen rechts schwenkt, marsch!“ Oberst Goskins fürchtete die Folgen und ließ den Mann unterwegs entwischen. Dieser beschwerte sich auch bei den Civilbehörden, aber Jefferson und andere Mitglieder der Regierung, welche den edlen Eifer des Barons anerkannten, legten die Sache bei. — Zuletzt leitete Steuben die Belagerung von Yorktown, dessen Uebergabe den Krieg entschied, und hatte gerade das Commando in den Laufgräben, als Lord Cornwallis die ersten Capitulationsanträge machte. Aus der Zeit dieser Belagerung möge noch eine humoristische Anekdote zur Vervollständigung des Charakterbildes hier stehen. Steuben stand einmal mit dem General Wayne in dem Laufgraben, als in der unmittelbaren Nähe der Beiden eine feindliche Bombe niederfiel. Steuben warf sich zur Erde, und Wayne fiel in der Eile auf ihn. Der Baron wandte den Kopf und sah, daß sein Brigadier auf ihm lag. „Ich wußte“ — sagte er lächelnd — „schon lange, General, daß Sie ein tapferer Officier sind, aber ich wußte bisher noch nicht, daß Sie Ihrer Pflicht in jedem Punkte so gewissenhaft nachkommen: Sie decken den Rückzug Ihres Generals in bestmöglicher Weise.“

Bis zum Frieden 1784 diente Steuben den Vereinigten Staaten in hochverantwortlichen Stellungen mit einem Eifer, einer einsichtsvollen Thätigkeit und einer Uneigennützigkeit, die sich immer gleich blieben. Während des Krieges hatte die allgemeine Geldnoth die saumselige Auszahlung des ihm ausgesetzten Gehalts entschuldigt, nach der Auflösung der Armee fiel dieser Entschuldigungsgrund jedoch weg. Trotzdem feilschte der Congreß mit jämmerlicher Knauserigkeit sechs Jahre mit ihm, ehe er das ihm Versprochene ausgezahlt erhielt, obgleich er während dieser Zeit in die drückendste Noth gerieth. Endlich wurde auch diese Angelegenheit geordnet, und Steuben zog sich auf die ihm vom Staate Neuyork geschenkte Besitzung zurück. Eine ihm früher vom Staate Neujersey gemachte Schenkung hatte er dem ursprünglichen Besitzer zurückgegeben, weil er vernahm daß Dieser in die tiefste Armuth versunken war. Vier Jahre lebte er hier noch in ländlicher Stille, mit der Landwirthschaft und gelegentlich mit Politik sich beschäftigend, und starb leicht und rasch am 28. November 1794 am Schlagfluß. Seine von ihm selbst gewählte Grabstätte hat einer Chaussee Platz machen müssen, und der Sarg stand eine Zeit lang Wind und Wetter ausgesetzt, bis des Verstorbenen Adjutant Walker ihm im nahen Urwald eine neue Grabstelle aussuchte und sie mit einem Denkmal schmückte, das aber jetzt ganz zerfallen ist. Kapp hat die Stätte besucht und war kaum im Stande sie zu finden. Von den Umwohnern bekam er lange Zeit keine Auskunft, bis endlich ein Knabe ihm die Gegend zeigte. Dichtes, undurchdringliches Gestrüpp machte das Denkmal fast unzugänglich, und von den Nachbarn wußte Niemand, wem es geweiht war. Namenlos ruht Steuben in seinem Grabe, wie auf nordischer Haide ein germanischer Häuptling unter seinen Hünensteinen. Die nordamericanische Republik ist in dieser Hinsicht nicht dankbarer gegen ihn gewesen, als gegen andere ihrer Begründer. Des großen Washington Haus, Mount Vernon, ist verödet und verfallen, von Nathaniel Greene, dem größten General America's nach Washington, ist nicht einmal die Grabstätte bekannt, und das Denkmal, welches die Stelle bezeichnete, wo Alexander Hamilton von Aaron Burr's tödtlicher Kugel getroffen ward, haben die Nachbarn zu Bausteinen verwendet! Von Republiken darf man eben kein langes Gedächtniß für geleistete Dienste erwarten. Jetzt treffen die Deutschen in America Anstalten, ihrem berühmten Landsmann ein würdiges Denkmal zu errichten.

———

Zur Chronik.

Admiral Lyons †.

s. Am 24. November starb auf Schloß Arundel der englische Admiral Lord Lyons, den seine Landsleute mit Nelson zu vergleichen liebten. Schon in seinem Aeußern hatte er viel Aehnliches mit dem Sieger von Abukir und Trafalgar; aber es wird ihm auch dieselbe Begeisterung für seinen Stand, derselbe Pflichteifer und dieselbe Kunst, sich die Liebe von Untergebenen und Genossen zu erwerben und Alle, die mit ihm in Berührung kamen, mit unerschütterlichem Siegesvertrauen zu erfüllen, nachgerühmt, und wenn er nicht den unfehlbaren Feldherrnblick in der Schlacht zeigte, der Nelson auszeichnete, so wird dies nicht dem Mangel an Begabung, sondern dem an Gelegenheit zugeschrieben.

Lyons trat noch als Kind in den Marinedienst, denn am 21. Nov. 1790 in White Hayes bei Burton in Hampshire geboren, war er, noch nicht ganz elf Jahre alt, 1801 schon Freiwilliger auf der Jacht Royal Charlotte und sah den ersten Kriegsdienst unter Admiral Duckworth, als Dieser, um die Pforte zur Allianz gegen Frankreich zu nöthigen, durch die Dardanellen segelte und sich vor Konstantinopel legte. Nach Ostindien versetzt, war er 1810 bei der Erstürmung des Forts Belgica der Erste auf der Mauer, und sah sich dafür mit der Ernennung zum Adjutanten des Admirals Drury belohnt. Ganz auf eigene Verantwortlichkeit erstürmte er in dieser Stellung mit 35 Mann das Fort Marrac, das von 54 Geschützen, 180 Soldaten und 2 Bootsmannschaften vertheidigt ward. Leider konnte solche Kühnheit nicht häufig Beschäftigung finden, denn seit der Vernichtung der französisch-spanischen Flotte bei Trafalgar hatte England eigentlich keinen Gegner mehr auf dem Meere, und seine Marine war fast ausschließlich mit der Blokade der feindlichen Häfen beschäftigt. Nach dem Frieden widmete sich Lyons der diplomatischen Laufbahn, vertrat England in Athen von 1835—49, in der Schweiz von 1849—1851, und ging im November 1853 nach Stockholm, um während des Conflictes mit Rußland dort die englischen Interessen zu wahren. Beim Ausbruch des Krieges wurde er dann zum Zweitcommandirenden der Mittelmeerflotte ernannt und leistete als solcher die wichtigsten Dienste. Er war es, der die weitschichtigen Vorbereitungen zum Transport der Armee nach der Krim in die Hand nahm und am Tage der ersten Beschießung von Sebastopol sich dem Fort Konstantin so nahe legte, daß er nur noch 8 Zoll Wasser unter dem Kiel hatte. Dann, als es sich zeigte, daß die Flotte bei der Beschießung nicht mit Nutzen verwendet werden konnte, organisirte er die Marinebrigade, die bei der Belagerung so wichtige Dienste leistete, und war viel öfter hülfeleistend und rathgebend in den Laufgräben als auf den Schiffen zu finden. Daß Sebastopol überhaupt eingenommen worden ist, hat man vielleicht ihm allein zu verdanken. Er hatte sich von Haus aus, aber ohne Erfolg gegen die Nothwendigkeit der Anlegung und Besetzung der weit vorgeschobenen Schanzen ausgesprochen, die in der Schlacht bei Balaklava verloren gingen, da sie durch ihre Lage zu sehr ausgesetzt, und zur Vertheidigung des Hafens überflüssig waren. Deshalb theilte er auch nicht die Besorgnisse, welche den Generalstab nach der Schlacht beherrschten und veranlaßten, den Befehl zur Räumung von Balaklava, natürlich mit Zurücklassung der meisten Geschütze, zu ertheilen. Als er Kunde davon bekam, sistirte er ihn auf eigene Verantwortung und suchte Lord Raglan auf, der den Entschluß in Folge des von den Ingenieuren ausgesprochenen einstimmigen Urtheils, daß die Armee sich nach dem Verlust der Schanzen auf dem Plateau concentriren müsse, gefaßt hatte. Lord Lyons wies nach, daß die Bucht von Kamiesch für beide Flotten unzureichend, und für die Operationen der Belagerung eine zu schmahle Basis sei, ferner, daß auf das Aufgeben von Balaklava eine Aufhebung der Belagerung und Räumung der Krim folgen müsse, und ein verlustvoller Rückzug nur zu leicht folgen könne. Lord Raglan überlegte längere Zeit und sagte endlich: „Gut, Sie haben früher Recht gehabt, und diesmal will ich Ihrem Rathe folgen!“ Balaklava wurde nicht geräumt und blieb die Operationsbasis der Engländer, und Lyons sah noch das siegreiche Ende des Kampfes, nach welchem ihm die Königin die Pairswürde verlieh. Während des Feldzugs verlor er noch seinen zweiten Sohn, Capitän Mowbray Lyons, der ungewöhnliche Befähigung gezeigt hatte und an einer während der Kertschexpedition erhaltenen Wunde in Skutari starb. Lord Lyons' letztes öffentliches Auftreten war in Cherbourg, wohin er seine Königin als Vertreter der englischen Kriegsmarine begleitet hatte.

R. D. Owen †.

Richard Dale Owen, der Vater der englischen Socialisten, ist am 17. November d. J. in seinem Geburtsorte Newtown in hohem Alter gestorben, nachdem er noch kurz vorher in rüstiger Gesundheit dem sociologischen Congreß in Liverpool beigewohnt hatte. Von seiner früheren Jugend ist wenig bekannt, als daß er sich geistig sehr strebsam zeigte und eine gewisse Unabhängigkeit in Haltung und Ideen an den Tag legte. Seine Stellung als Industrieller, als Eigenthümer und Geschäftsführer der New Lanark Twist Company, machte ihn frühzeitig mit den Nothständen der arbeitenden Classen bekannt und lenkte seine Aufmerksamkeit auf deren Abhülfe. Erst später jedoch, 1810, in seinem 39. Jahre, trat er mit seinen Plänen vor das große Publicum, indem er von diesem Jahre an bis 1815 seine „Essays on the formation of Character“ veröffentlichte, welche ihn mit vielen bedeutenden Männern Englands, die wie er, wenn auch auf anderem Wege, für die Hebung der untern Volksclassen wirkten, bekannt machten. Besser als andere Socialisten wußte er seine Theorien praktisch anzuwenden, und seine Kinderbewahranstalten und Arbeitercolonien zogen sogar die Beachtung gekrönter Häupter auf sich, nachdem er durch Lord Castlereaghs Vermittelung den auf dem Congreß in Aachen versammelten Monarchen seine Gedanken über sociale Reform in einer Denkschrift vorgelegt hatte. Der damalige Großfürst Nikolaus, der spätere Kaiser, besuchte ihn in Lanark, floß vom Lobe seiner Organisationen über und forderte ihn auf, mit zwei Millionen Engländern nach Rußland zu kommen und dieselben in solche Gemeinden, wie die von ihm in Lanark begründete, zu organisiren. Auch Fürst Metternich war ein großer Bewunderer von ihm, während im Volke selbst seine Gedankenuniformirungspläne bedeutend weniger Anklang fanden. In den letzten Jahrzehnten ist er seinen Zeitgenossen sehr aus den Augen gekommen. Seine geistigen Kräfte hatten sehr abgenommen, und die modernsten und absurdesten Formen des Aberglaubens, Tischrücken und Geisterklopfen, hatten an ihm einen eifrigen Verehrer.

Johanna Kinkel †.

— Am 15. November stand in London plötzlich und gewaltsam das Zeitlebens heftig bewegte Herz einer edlen deutschen Frau still, die, nachdem sie dem Gatten Alles daheim geopfert, treu das bittere Brot des Verbannten mit ihm theilte, und auch dann nicht von ihm abgefallen war, als er sich vor Jahren, getrennt von ihr, wie es hieß, in Nordamerica eine neue Heimath suchen wollte. Seit den letzten Jahren lebten Gottfried und Johanna Kinkel wieder sorgenfrei in London, äußerlich wie innerlich in ihren Lebenstiefen erschüttert, aber ohne Noth, und bis auf ein gewisses Maß befriedigt; seine Vorlesungen verschafften ihm hohe Achtung und ein, wie es scheint, ausreichendes Einkommen. Der Ertrag ihrer litterarischen Arbeiten kam hinzu; 1849 waren (bei Cotta) Beider gemeinschaftliche „Erzählungen“ erschienen, seine Gedichte und sein „Otto der Schütz“ erlebten wiederholt Auflagen; Johanna Kinkel's Compositionen sind bis zu

Opus 24, soviel wir wissen, hinaufgerückt. Die phantasie- und geistvolle Frau starb plötzlich an einer Herzerweiterung, indem sie bei einem Andrang des Blutes, nach freier Luft begierig den Fensterflügel öffnend, sich zuweit hinauslehnend in den Hofraum stürzte. Anfangs hieß es, der Spruch der Coroners hätte auf „augenblicklichen Wahnsinn" gelautet; gleich darauf nahm der Correspondent der Nationalzeitung (Leo Bucher, ehedem preußischer Assessor) die Meldung zurück und kündigte an, sie sei laut Urtheil der Untersuchungsbehörde „zufällig" umgekommen. Gottfried Kinkel sprach an ihrem Grabe, erschüttert, aber gefaßt, mit Hinblick auf die Hoffnung der Verewigten, die deutsche Heimath noch wiederzusehen. Wir sind außer Stande, den Novembernebel des verdächtigen englischen Monats zu enthüllen.

Nach Kinkels eigner Angabe hat Frau Johanna ihr achtundvierzigstes Lebensjahr erreicht, war also etwa 1810 geboren. Ihr Vater war Gymnasialprofessor in Bonn. Das einzige Kind begüterter Eltern, ward sie zärtlich gepflegt, vielleicht in Culturbedürfnissen, auch in Bedürfnissen ihres Herzens verwöhnt. Johanna Mockel wurde, noch sehr jung, die Gattin des Musikalienhändlers Mathieux, verließ aber den Gatten schon nach wenigen Tagen. Gottfried Kinkel war Privatdocent der evangelischen Theologie zu Bonn, als sie ihn kennen lernte. Katholisch ihrerseits, konnte ihre erste Ehe nur nach ihrem Uebertritt gelöst werden. Der Umgang mit der katholischen, noch ungeschiedenen Frau hatte zunächst seinen Austritt aus der theologischen Facultät zur Folge; er wurde Professor der philosophischen Facultät, hielt nicht mehr Predigten, sondern las Litteratur- und Kunstgeschichte. Auf jene Herzenswirren der begabten und aufgeregten Frau folgten die politischen Stürme. Ihre Phantasie hatte den lebhaftesten Theil an dem bacchantischen Aufschwung des Gatten, sie sah in ihm ein Opfer der edelsten Regungen und des tückischen Schicksals. Sie sah in ihm „den edelsten Dichter im Palikarengewand für die Freiheit in den Tod gehen," nannte (im Briefe an eine Freundin aus dem Jahre 1849) die „Spuhle", zu der er im Zuchthause verdammt war, die Schicksalsspindel, als Strafe nicht blos für Aufruhr mit den Waffen in der Hand in Baden, sondern als Rache für den langjährigen Kampf des religiösen Freiheitsgedankens, den Kinkel schon auf dem Katheder in Bonn, wie sie sagte, begonnen. Sie fand auch die Art, wie er sein Loos im Kerker trug, großartig und großmüthig. „Er beklagt", schrieb sie, „bei der Spuhle minder sein Loos als die furchtbare Thatsache, daß Millionen Menschen nie glücklicher seien, als er in den Tagen seines tiefsten Unglücks;" so mancher Arme fühle den höhern Beruf in sich und müsse dennoch am Webestuhle verkümmern. Sie meldete mit heimlicher Freude, der Zuchthausdirector sei ein gutmüthiger Mann, Kinkel brauche Sonntags nicht mehr zu — scheuern.

Ihr plötzlicher Tod mahne das deutsche Publicum an die kleinen Perlen ihrer dichterischen Arbeit. In den mit Gottfried Kinkel herausgegebenen „Erzählungen" sind von Johanna: „Lebenslauf eines Johannisfünkchens," „Der Musikant, eine rheinische Bürgergeschichte," „Aus dem Tagebuche eines Componisten", „Ein Reiseabenteuer" und „Musikalische Orthodoxie." Unter ihren Compositionen ist die Vogelcantate populär geworden.

Wird der Suezcanal gebaut werden?

s. Die Zeichnungslisten für den Suezcanal sind eröffnet, in Paris haben der Prinz Napoleon und der Erzbischof sich an die Spitze der Theilnehmer gestellt, um dem Unternehmen gewissermaßen die staatliche und die kirchliche Weihe zu geben, und man sollte meinen, daß es im besten Gange wäre. Aber gerade jetzt werden die zweifelnden Stimmen immer lauter, und die Schwierigkeiten, die dem Gelingen entgegenstehen, treten mit jedem Tage klarer hervor. Selbst angenommen, daß der Canal überhaupt ausführbar ist, was bei den immer noch streitigen Niveauverhältnissen seiner beiden Endpunkte noch keinesfalls ausgemacht erscheint, und daß sich nicht allzu kostspielige Mittel finden lassen, ihn gegen die Versandung durch die Wüstenwinde zu schützen, fehlt noch eine große Hauptsache, die Genehmigung des Vicekönigs, zum Bau, denn die halbofficielle ägyptische Zeitung erklärt, der Behauptung des Herrn v. Lesseps schnurstracks entgegen, daß diese Genehmigung noch gar nicht ertheilt sei. Dann mehren sich auch die Einwendungen gegen die Rentabilität des Unternehmens, da die von Herrn v. Lesseps gemachten Veranschläge als viel zu sanguinisch erscheinen und in ihren Zahlenangaben den bisher in jenen Meeresstrichen von allen Seefahrern gemachten Erfahrungen widersprechen. Sie sind auf die Annahme gebaut, daß wegen der zu hoffenden bedeutenden Abkürzung der Reisedauer alle nach Ostindien und Australien segelnden Schiffe in Zukunft durch den Suezcanal anstatt um das Cap der guten Hoffnung fahren werden. Nun ist zwar auf der Karte gemessen der Weg durch das mittelländische und das rothe Meer bei weitem der kürzere; ganz anders steht es aber in der seemännischen Praxis. Denn wegen der im rothen Meere abwechselnd Monate lang ununterbrochen wehenden Nord- und Südostwinde, gegen die zu lawiren die Schmalheit und Gefährlichkeit des Fahrwassers nicht erlaubt, ist die Schiffahrt durch dasselbe äußerst langwierig und für gewisse Zeiten sogar unmöglich. Im Mittelmeere sind wieder die den größten Theil des Jahres herrschenden nördlichen und östlichen Winde für die Hinfahrt nach Alexandrien sehr störend. So kommt es denn, daß Schiffe von England nach Alexandrien in der Regel 65 Tage, und zurück wenigstens 45 Tage brauchen, und daß unter den günstigsten Umständen die Reise von Mokka nach Suez 34—35 Tage in Anspruch nimmt. Dazu kommt nun noch die Fahrt durch den Canal mit 8 Tagen, so haben wir schon 102 Tage Fahrt bis an den Ausgang des rothen Meeres. Schiffe dagegen brauchen zur Fahrt um das Cap nach dem indischen Ocean, da sie hier den nöthigen Raum haben, um die ihnen günstigen Winde und Strömungen aufzusuchen, bis zum Cap 50, und von dort nach Bombay höchstens 30 Tage, zusammen also 80, während man durch den Suezcanal mit 100 Tagen erst in Aden ist und in gerader Linie noch über 100 deutsche Meilen nach Bombay hat. Herr v. Lesseps nimmt für die Fahrt um das Cap nach Ostindien allerdings 110, 120, ja 130 Tage an, aber es widersprechen ihm darin alle nautischen Autoritäten; ebenso willkürlich nimmt er für die Fahrt durch den Suezcanal (von England bis Ostindien) nur 60 Tage an. Segelschiffe werden demnach schwerlich auf diesem Wege nach Ostindien fahren, und was die Dampfer betrifft, so sind die für die schweren Güter, welche vorzugsweise auf dieser Route verfrachtet werden, viel zu theuer. Danach würde von dem Gesammtverkehr zwischen Ostindien und Australien einerseits, und Europa und America andererseits nur ein sehr bescheidener Theil dem Suezcanal zu Gute kommen, und mit den 3 Millionen Tonnen, die Herr v. Lesseps für ihn in Anspruch nimmt, um eine Rentabilität herauszurechnen, steht es sehr problematisch. Denn nach den zuverlässigsten Mittheilungen aus dem Jahre 1853 und der höchsten Annahme des seitherigen Zuwachses beträgt der Gesammtverkehr um das Cap überhaupt nur 3 Millionen Tonnen, und daß der alte ostindische Seeweg zum Vortheil des Suezcanals veröden wird, steht keinesfalls in Aussicht. Dies sind nur einige wenige von den Zahlen, welche Unternehmungslustige bedenklich gemacht haben, und wenn die Zeichnungen allerwärts so wenig Anklang finden, als in England und Deutschland, so wird Herr v. Lesseps im besten Fall das zu den Vorarbeiten nöthige Capital zusammenbringen, sicherlich aber nicht das zum Ausbau erforderliche.

Das Palais des Prinzen Friedrich Wilhelm in Berlin.

c. Am 21. November, dem Tage, an welchem in Berlin Prinzeß Victoria ihr achtzehntes Lebensjahr zurücklegte, fand zugleich die Einweihungsfeier des mit Portal und neuem Stockwerk glänzend erweiterten Palais statt, das zur Winterresidenz des jungen

Paares bestimmt wurde, und in welchem, wie es nicht mit Unrecht als die „Wiege von Königen" bezeichnet worden ist, auch die Wiege des fürstlichen Kindes stehen wird, welches Prinzessin Victoria dem hoffenden Lande zu schenken in Erwartung lebt. Das Haus hat seit seiner Entstehung im 17. Jahrhundert eine reiche Geschichte hinter sich. Erbaut wurde es in seiner ursprünglichen Gestalt von einem Kammerdiener des großen Kurfürsten, Namens Matthias Martitz, aus dessen Besitz es in die Hände zweier Grafen von Dohna überging. Als dieselben als tapfere Theilnehmer an dem Türkenkriege 1686 vor Ofen auf dem Felde der Ehre gefallen waren, ward es Eigenthum der preußischen Krone und ist dies seitdem unverändert geblieben. Man nannte es zunächst „das königliche Generalfeldmarschallshaus" oder „das Gouvernementshaus", solange es zur Amtswohnung von Feldmarschällen und Gouverneuren der Residenz, z. B. der Grafen Schömburg, Flemming, Barfuß und Wartensleben, benutzt ward. Im Jahre 1732 jedoch wurde es zum Palais des damaligen Kronprinzen, nachherigen Friedrich des Großen, bestimmt, und mit einem Kostenaufwand von über 25000 Thalern ganz und gar umgebaut, sodaß es erst nach Jahresfrist, am Tage des feierlichen Einzuges des Kronprinzen mit seiner jungen Gemahlin Sophie Dorothea, d. h. am 27. Juni 1733, von Diesem bezogen werden konnte. Der alte Fritz überließ bei Antritt der Regierung das Schloß seinem nächstältesten Bruder August Wilhelm, dem ersten „Prinzen von Preußen", und demselben ward hier am 25. September 1744 der langersehnte Thronfolger, nachmaliger König Friedrich Wilhelm II., geboren. Als der Vater des Letzteren am 12. Juni 1758 gestorben war, blieb das Palais der Wittwensitz seiner ihn überlebenden Gemahlin, bis auch Diese am 13. Januar 1780 mit Tode abging, und nun ihr Sohn in die von ihr bewohnten Räume übersiedelte. Doch nachdem derselbe im Jahre 1786 den Thron bestiegen hatte, trat er das Palais wiederum an den Kronprinzen, nachherigen König Friedrich Wilhelm III. ab. Sechszig Jahre hindurch, seit den Zeiten des alten Fritz, war dasselbe unverändert geblieben, nun aber erfuhr es verschiedene Erneuerungen, damit es würdig werde, auch der Gemahlin des dermaligen Besitzers, der unvergeßlichen Louise von Meklenburg, als Aufenthalt zu dienen. Gleich an ihrem Hochzeitsfeste, am Weihnachtstage 1793, zogen die hohen Neuvermählten nach gehaltenem Kirchgange in die verjüngten Räume, welche sie selbst nach dem Thronwechsel nicht verlassen mochten, sondern in denen sie bis an's Ende ihrer Tage getreulich ausharrten. Hier wurde denn auch am 15. October 1795 der jetzige König, und zwei Jahre darauf, am 22. März 1797, der Prinzregent geboren. Seit 1840 stand das Palais leer, und nur einmal im Jahre, am Sterbetage des hochseligen Königs, versammelten sich seine Kinder und Enkel zur Erinnerung an den werthen Todten in den im alten Zustande belassenen Gemächern. Doch als zu Anfang d. J. der junge Prinz Friedrich Wilhelm sich mit der Tochter der Königin Victoria vermählt hatte, ward ihm das Palais von seinem Oheim überlassen, und es begann unter der Leitung des Hofbauraths, Prof. Strack, die durchgreifende Restauration desselben, welche jetzt vollendet ist. Durch eine in der Hauscapelle abgehaltene Predigt des Oberhofpredigers Dr. Strauß, welcher die sämmtlichen zur Zeit in Berlin anwesenden Mitglieder der königlichen Familie beiwohnten, ward es zur Wohnung des hohen Paares geweiht, in dessen Zimmern sodann ein Festdiner eingenommen wurde. Jetzt beherbergt es auch einen Gast in seinen Mauern, den jungen Prinzen v. Wales.

Auerbachs Volkskalender und Heimath.

— Berthold Auerbachs Volkskalender für 1859 führt uns zum Theil wieder in des Autors Heimath, nach Marbach, an Schillers Wiege. Der Titel der kleinen gemüthlichen Skizze: „Friedrich der Große von Schwaben" ist zwar eine unnütze Schönthuerei, die mit Preußen und Schwaben zugleich liebäugelt; weder der preußische Friedrich noch Schiller haben einander zur gegenseitigen Folie nöthig; aber die Momente des Muttergefühls der Frau Hauptmann Schiller sind mit rührender Innigkeit gegeben. Die Erzählung: „Der Bierbrauer von Culmbach" führt uns wieder ein Stück Handwerkerleben mehr vor; wir werden uns nun bald litterarisch in fast allen Zweigen des Gewerks — mit der Phantasie — zurechtfinden können, nachdem Otto Ludwig in seinem „Zwischen Himmel und Erde" uns auch die Dachdeckersphäre erschlossen hat. Das dritte Stück des Kalenders: „Huzel und Pochel" ist ein prächtiges Stück Teniers, im Genre barocker Komik, das der Niederländerei der Dorfgeschichte außerordentlich glückt. „Der Baum vor meinem Fenster", ein Stück Naturkalender", heißt im Kalender der vierte Beitrag. Auerbach hat eine Esche vor seinem Fenster in Dresden jahrelang beobachtet und über den Wechsel in ihren Erscheinungen zum Frühling und Herbst Buch geführt. Die sinnigen Betrachtungen, die er hier gesammelt, finden solchen Anklang, daß man in Dresden bei der Frage: Hauen wir die Ostraallee um? diesen Baum-Kalender Auerbachs citirt, um zu beweisen was ein Baum werth ist. Und in der That, der Werth seines alten Wuchses liegt in dieser Reihe trefflicher Betrachtungen zu Tage, Betrachtungen, die über die Natur zum Gebiet des Geistes abschweifen und wieder natürlich bei seinem Objecte münden. Diese kleine Sammlung von Gedanken aus Auerbachs Studierzimmer ist uns doppelt interessant, einmal weil sie seine mikroskopische Weise der Lebensanschauung, und zweitens, weil sie uns die Art seines Schaffens verräth; diese Art seines Schaffens ist Mosaik.

ε. Die Illustrirte Zeitung brachte unlängst nach Zeichnungen, deren eine Julius Hübners Namen trägt, die Oertlichkeiten der Schwarzwälder Dorfgeschichten. Wir heben davon das Statistische heraus. Nordstetten, zur Gerichtsbarkeit der Oberamtsstadt Horb gehörig, liegt nur wenige Stunden von Hechingen auf einer Hochebene zwischen dem obern Neckarthal und den nördlichen Abfällen der schwäbischen Alp. Es ist ein katholisches Pfarrdorf mit ungefähr 2000 Einwohnern, worunter über 300 Juden sich befinden, die hier eine Synagoge, eine Schule und einen Kirchhof haben. Früher ein Theil der Grafschaft Hohenberg, fiel es im Jahre 1806 ans Königreich Württemberg. Unter den Häusern des Dorfes erwähnen wir das Wirthshaus „zum Schäpfle", die neben der „Leimgrube" befindliche „Ziegelhütte", wo das „Kätherle" wohnte und sich die „Geschichte mit der Kriegspfeife" ereignete, ferner das jetzt freilich fast ganz veränderte Haus des „Schloßbauern", wo das „Befele" seine Heimath hatte, und endlich das Häuschen der „alten Maurita", in deren Bild der Dichter Züge aus seiner Mutter Leben und Charakter herübernahm. Als Copien der Wirklichkeit schuf Auerbach auch die Gestalten des „Tolpatsch", eines unbeholfenen jungen Mannes, welcher den Beinamen des „Jungen" an sich trug, ferner des Bösewichts „Schlunkel", der in „Florian und Crescenz" vorkommt, des „Soges" in derselben Erzählung, des „Tonele", eines Mädchens, die als bejahrte Frau jetzt noch lebt und in ihrer Jugend wirklich einmal von ihrem Liebhaber „in die Wange gebissen" wurde, die aber nur nicht „Tonele" hieß, sowie auch der „Monika", jener weiblichen Hauptfigur in „Brosi und Moni", worin der Dichter das Bild glücklicher Beschränktheit und sauberer Anmuth vorzuführen verstand. Auch die ganze Erzählung von „Florian und Crescenz" beruht auf wahren Thatsachen. Die Wohnung des alten „Schneiderle", wo der Geometer das Liebesverhältniß mit Crescenz unterhielt, steht jetzt noch, und „Florian" Soyer hat wirklich gelebt. Sein Tod erfolgte im Zuchthause. Auch die Stelle, wo die „Primiz" gehalten wurde, zeigt man vor dem Dorfe im Freien; sonst aber gehört die Erfindung in „Ivo der Hairle" ganz dem Dichter an, ebenso wie die im „Lauterbacher" mit Ausnahme des „jüdischen Lehrers", welcher in Person noch gegenwärtig in Nordstetten angestellt ist und zu Auerbachs intimen Freunden gehört.

Männer der Zeit.

Leopold Ranke,

der berühmte Geschichtschreiber der Fürsten und Völker des 16. und 17. Jahrhunderts, ist am 21. December 1795 in dem Städtchen Wiehe in Thüringen geboren. Ursprünglich Philosoph, beschäftigte er sich doch bereits als Oberlehrer am Gymnasium in Frankfurt a. d. O. mit geschichtlichen Studien und zog durch seine 1824 veröffentlichte „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften von 1494—1534" und die bedeutsame Schrift „Zur Kritik der neuern Geschichtschreiber" die Aufmerksamkeit des Ministeriums auf sich, das ihn als Professor der Geschichte nach Berlin berief, wo er seitdem durch methodische Erziehung der Studierenden und durch geistvolle und anregende Vorträge den segensreichsten Einfluß ausgeübt hat. Bald nachdem er in diese Stellung eingetreten, sendete ihn die preußische Regierung nach Wien, Venedig und Rom, um in den dortigen Archiven nach historischem Material zu suchen. Hier wurde er der Entdecker der venetianischen Gesandtschaftsberichte, die durch ihre auf die vertrautesten Einzelheiten und Beweggründe eingehende Ausführlichkeit und ihren auf der Unmittelbarkeit der Anschauung beruhenden Farbenreichthum ihn in den Stand setzten, die Charaktere und Zustände vergangener Zeiten der Gegenwart in frischester Lebendigkeit vor Augen zu stellen. Die Resultate seiner Forschungen legte Ranke zuvörderst in dem bereits oben genannten Werke: „Die Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert" (1827) nieder, das wohl als seine vorzüglichste Leistung zu betrachten ist. Diesem folgte 1829 „die serbische Revolution", 1831 die Geschichte der „Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1688", 1834 die „Vorlesungen über die Geschichte der italienischen Poesie", endlich in den Jahren 1834—36 die „römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert, sowie 1839—47 die „deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", für die ihm ebenfalls eine Menge höchst werthvoller, noch nie benutzter Quellen zu Gebote stand. Im Jahre 1841 ernannte ihn der König zum Historiographen des preußischen Staates, und als solcher unterzog er sich der Aufgabe, eine Geschichte Preußens zu schreiben. So entstanden die „neun Bücher preußischer Geschichte" (1847—48), in denen sich die Vorzüge seiner Methode weniger hervorstechend zeigen als in seinen anderen Werken. Seine Stellung als amtlicher Geschichtschreiber scheint nachtheilig auf die Unbefangenheit seiner Auffassung und die Frische seiner Darstellung gewirkt zu haben, und er hat anderwärts aus vergilbten Urkunden und Depeschen lebensvollere Bilder heraufbeschworen, als hier aus dem viel frischeren Material, das noch in der Tradition der Gegenwart lebt. Dagegen steht er wieder ganz auf seiner alten Höhe in seiner „französischen Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert", von der vor kurzem der zweite Band erschienen ist. Dieser französischen Geschichte soll sich später eine englische derselben Zeit anschließen.

Auch als Journalist war Ranke thätig durch die Gründung der „Historisch-politischen Zeitschrift" (1832—36), welche den damals üblichen aus Frankreich herüberverpflanzten Liberalismus durch ein auf gründliche Einsicht in die geschichtlichen Vorbedingungen des Staatslebens gebautes Programm bekämpfen sollte, sich aber der herrschenden Zeitströmung gegenüber nicht behaupten konnte.

Als Geschichtschreiber nimmt Ranke unzweifelhaft den ersten Platz in Deutschland ein. Zuvörderst zeichnet ihn die gründliche, in Form und Methode an Niebuhr erinnernde Kritik aus, vor der nichts Falsches und Unerwiesenes bestehen kann, und der Fleiß und Scharfsinn, womit er vergessene Quellen und Urkunden aufzustöbern und das von ihnen gebotene Material zu sichten weiß. Hat er bei der Gewinnung des Stoffes bereits so werthvolle Eigenschaften an den Tag gelegt, so wird er zum Künstler bei der Ordnung und Gestaltung desselben. Sein Sinn für die concreten Erscheinungen des Lebens, sein zugleich scharfer und tiefer psychologischer Blick, sein feingebildeter ästhetischer Sinn geben seinen Darstellungen eine plastische Form der Vollendung, die wir bei keinem andern deutschen Historiker finden. Keiner weiß wie er eine historische Persönlichkeit bis in die geheimsten Motive ihres Thuns zu zergliedern und sie fein und graziös als lebensvolles Porträt vor Augen zu stellen. Keiner vermag so wie er nachzuweisen, wie die verschiedensten, in kaum sichtbarer Verbindung stehenden Ursachen alle zu einem großen Ereignisse hindrängen. Mit gleicher Virtuosität deckt er die verborgensten Fäden diplomatischer Intrigue, wie die nicht minder im Dunklen sich entwickelnden Keime großer Veränderungen auf dem Gebiete der Kunst, Litteratur und Religion auf, und meisterhaft weiß er die ein ganzes Zeitalter erfüllenden Personen und die es bewegenden divergirenden Interessen zu einem großartigen Tableau zusammenzustellen, das gleich vollendet in Zeichnung, Gruppirung und Colorit ist. Aber ein ethisches Interesse nimmt der Künstler nicht an seinem Gemälde. Er schildert und entwickelt Personen und Begebenheiten objectiv; er richtet nie, und weder vor Entrüstung noch Begeisterung zittert die Hand, die mit tiefem Verständniß und freiem Zuge Helden und Verbrecher, den jähen Untergang und das herrliche Emporblühen von Staaten malt. Nur ästhetisch interessiren ihn seine Charaktere; sie gelten ihm nach ihrer künstlerischen Bedeutung, nach der Vollkommenheit, mit der sie die ihnen zugefallene Rolle auf der Weltbühne spielen, nicht nach ihrem sittlichen Werthe. Fast scheint es, als hätte der deutsche Geschichtsforscher in der Gesellschaft der venetianischen Diplomaten auch deren Grundsätze angenommen, welche nach dem Mittel nicht fragten, wenn nur der Zweck erreicht ward; es ist aber nur die bis auf das Aeußerste getriebene Objectivität, die das Gesetz der Erscheinungen in ihnen selbst aufsucht und nachweist. Diese Kälte ist der einzige, aber nicht unbedeutende Makel in Ranke's historischen Werken, die uns tiefer als die andern Einsicht in das allmähliche Werden politischer Ereignisse und Zustände verschaffen, uns aber nicht mit der Begeisterung erfüllen, durch welche die Verehrung für das Große und Gute im Menschen geweckt, und die heilige Flamme der Vaterlandsliebe entzündet wird. In das Volk kann Ranke nie dringen, dazu ist er zu marmorglatt und marmorkalt in der Form, zu exclusiv-ästhetisch in der Auffassung, und zudem giebt er nur neuerforschtes, und setzt früher festgestelltes als bekannt voraus. (8.)

Heinrich v. Sybel,

einer der bedeutendsten Historiker der Gegenwart, wurde 1817 in Düsseldorf geboren. Sein Vater war der als rüstiger Wortführer der liberalen Partei in der parlamentarischen Geschichte Preußens bekannte, im Jahre 1857 verstorbene Geheime Regierungsrath v. Sybel. Auf dem Gymnasium in Düsseldorf vorbereitet, bezog Sybel, siebzehn Jahre alt, die Universität Berlin, hörte Böckh, Ritter, Rössell (jetzt in Marburg), den Chemiker Mitscherlich und Andere, vor Allen aber Leopold Ranke, dessen Vorträge ihn so nachhaltig anzogen, daß er in kurzem zu dem Entschlusse kam, sich ausschließlich dem Studium der Geschichte zu widmen. In Ranke's historischer Gesellschaft, in die er um diese Zeit eintrat, und aus der damals bereits Waitz, Giesebrecht, Dönniges, Adolf Schmidt, Köpke u. A. hervorgegangen waren, wurden damals die Geschichtschreiber der Kreuzzüge kritisch untersucht. Sybel warf sich mit voller Jugendkraft auf diesen ebenso anziehenden und ausgiebigen, wie schwer zu bewältigenden Stoff und konnte, 1838 in Berlin mit einer Abhandlung „de Jordanis vita et scriptis" zum Doctor der Philosophie promovirt, bereits 1841 mit einer „Geschichte des ersten Kreuzzugs" hervortreten, die nicht nur durch geistvolle Darstellung, sondern

vor Allem auch durch die große kritische Schärfe, mit welcher er die Niebuhr-Ranke'sche Methode an dem historischen Material des 11. und 12. Jahrhunderts handhabte, allgemeine Anerkennung fand. Spätere Abhandlungen über „den zweiten Kreuzzug" und „das Königreich Jerusalem" in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, über „die Sagen der Kreuzzüge" in Roß' und Schwetschke's deutscher Monatsschrift (1850), und ebenso die 1855 in München gehaltenen vier Vorlesungen über die Kreuzzüge haben jene Untersuchungen weitergeführt und ihrem Verfasser mit Recht den Ruhm des ersten lebenden Kenners der Kreuzzüge eingetragen. — Seit 1839 Docent und seit 1842 außerordentlicher Professor der Geschichte in Bonn, hatte Herr v. Sybel bereits zu der Anerkennung, die er als Gelehrter fand, den Beifall der akademischen Jugend eingeerntet, als er durch ein mit Prof. Gildemeister gemeinschaftlich verfaßtes Schriftchen „der heilige Rock in Trier und die anderen ungenähten Röcke Christi" (1844) rasch in den weitesten Kreisen bekannt wurde. Der Kurfürst von Hessen, als bitterer Feind alles Ultramontanismus, durch diese Schrift, welche die Ansprüche, die seit den Zeiten des Mittelalters einzelne Kirchen auf den Besitz des ächten Rockes Christi machten, ironisch abwog, doppelt befriedigt, befahl seine Berufung zum ordentlichen Professor in Marburg, die er jedoch wenige Wochen später zu unterzeichnen sich sträubte, weil ihm die deutschkatholische Opposition, zu der er Sybels Schrift zu rechnen schien, eine politische Färbung zu haben däuchte. Doch bestieg Sybel den Lehrstuhl in Marburg, und wenn die kleine Universität seine akademische Wirksamkeit natürlich sehr beschränken mußte, so gewann er andererseits in Wissenschaft und Leben Muße und Gelegenheit genug, sein Talent zu zeigen. Sein Buch über „die Entstehung des deutschen Königthums" (1845), dessen Begriff er wesentlich unter römischen Einflüssen entstanden oder doch modificirt wissen wollte, ward die Veranlassung eines heftigen, in Schmidts Zeitschrift ausgefochtenen Streites mit Waitz, der jene römischen Einflüsse soweit möglich bestritt, ja Sybels Ansicht mit ziemlich unverblümten Worten Mangel an Patriotismus vorwarf; — die späteren Untersuchungen haben in den meisten Punkten jene bestätigt. An den Germanistenversammlungen nahm Sybel ebenfalls lebhaften Antheil. Doch wendete er bereits der neueren und neuesten Geschichte seine vornehmste Aufmerksamkeit zu, namentlich beutete er auf einer Reise nach Frankreich die Pariser Archive aus. Als vorläufiges Specimen seiner Studien über das letzte Jahrhundert veröffentlichte er zwei Aufsätze über „Burke und die französische Revolution" und „Burke und Irland", beide von dem ernsten liberal-conservativen Geiste getragen, der fortan Sybels politische Laufbahn charakterisirt hat. Zwar erlangte er im Jahre 1848 keinen Sitz im Frankfurter Parlamente, wohl aber ward er bald der bedeutendste Redner in der kurhessischen Kammer, auch sandte ihn die Universität zum Universitätscongreß nach Jena, und im Jahre 1849 finden wir ihn als Präsidenten der Versammlung der deutschen Vereine in Frankfurt a. M., die der immer mehr unterliegenden liberal-conservativen Mitte eine neue kräftige moralische Stütze bieten sollte. Von der kurhessischen Kammer 1850 nach Erfurt ins Staatenhaus gewählt, (um mit v. Rochau zu reden) der einzige „Wildfang" in dieser besternten Versammlung, ward er, obwohl der jüngste aller Abgeordneten, doch zum Berichterstatter in der Verfassungsfrage auserkoren, erklärte sich in einer sehr eindringlichen Rede für die Annahme des Verfassungsentwurfes vom 26. Mai 1849, und legte in mächtigen Worten den preußischen Staatsmännern an das Herz, wie es Preußens Mission sei, das deutsche Reich wieder zu erwecken, die glorreichste Mission, die seit dem Untergange des römischen Reichs einer Macht geworden sei. Mit dem vollständigen Scheitern der deutschen Pläne, und vollends als über Kurhessen das Gewitter sich entlud, zog sich Sybel vollständig auf seinen Lehrstuhl zurück, um fortan einzig in der Wissenschaft die Grundsätze zur Anerkennung zu bringen, für die er im öffentlichen Leben mit so vielen der Besten vergeblich gestritten. Seine Arbeiten über die Revolutionszeit nahm er von neuem auf, und verschiedene größere Reisen in und außer Deutschland brachten die reichste Ausbeute. Im Jahre 1853 erschien endlich der erste Band der „Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795" (Düsseldorf bei Buddeus, bis jetzt bis zu Bd. 3, Abth. 1 erschienen), anerkannt das weitaus bedeutendste Werk, das die Litteratur — wir meinen nicht nur die deutsche — über die Revolutionszeit hat. Der Standpunkt des Verfassers ist der weltgeschichtliche: die drei großen Ereignisse jener Tage, die französische Revolution, die Auflösung des deutschen Reichs und der Untergang Polens, werden als der sich überall vollziehende Sturz des Feudalstaats, der dem modernen Militärstaat Platz macht, aufgefaßt. Personen und Verhältnisse, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, erscheinen in neuer Beleuchtung. Bei der nirgendwo so vollständigen Benutzung des gesammten bekannten und vieles bis dahin unbekannten Materials, wie z. B. die Correspondenzen des französischen Kriegsministeriums, des Herzogs von Braunschweig und sehr viele Privatcorrespondenzen dem Verfasser zu Gebote standen, war an sich das Bedeutendste zu erwarten: die Meisterhand des Verfassers hat aber mit der Ordnung und Reinlichkeit der Gruppirung eine Feinheit der Zeichnung zu vereinen gewußt, wie man sie bis dahin einzig bei Ranke zu finden gewohnt war. Ranke's Beispiel hat, wie deutlich zu ersehen ist, Sybel überall vorgeschwebt, an jenem Meister hat er sich ja emporgearbeitet, und Keiner wird sagen, daß einer von des Meisters vielen Schülern dem Meister gleichkäme, auch Sybel nicht, obwohl ihm von allen am ähnlichsten: was aber Sybel und mit ihm viele der Jüngern vor dem Meister voraushaben, Dank der Aenderung in unseren öffentlichen Verhältnissen, das ist die Größe des sittlichen Urtheils, das nicht mehr vor der technischen Erwägung in den Hintergrund tritt. Klar hat dieses Sybel selbst ausgesprochen, in einer Rede, die er am 18. August 1856 in der Aula der Universität Marburg über „den gegenwärtigen Stand der deutschen Geschichtschreibung", hielt, wie der große Umschwung, den man an der Geschichtschreibung seit 1848 wahrnehme, vor Allem in der veränderten Stellung des Autors zum öffentlichen Leben liege, wie der liberal-conservative Geist, wie er etwa in einer Verbindung der gemäßigten Whigs und freigesinnten Tories zu finden sei, gleichmäßig in allen neueren überhaupt in Betracht kommenden Geschichtswerken wehe, wie sich zum ersten Mal ein großer historischer Styl den verschiedensten Persönlichkeiten gemeinsam zeige.

Wenn diese Rede als ein Programm der neuesten deutschen Geschichtschreibung gelten konnte, so hatte der Redner bald Gelegenheit, seine Anschauungen in großartigster Weise geltend zu machen. Nachdem König Max II. von Bayern seinen langgehegten Wunsch, die Meister deutscher Geschichtschreibung von Berlin nach München zu ziehen, nicht hatte in Erfüllung gehen sehen, ward Sybel 1856 als ordentlicher Professor der Geschichte nach München berufen, kurz darauf in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und mit dem Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst geschmückt. Trotz aller Anfeindungen Seitens der ultramontanen Partei stieg er in der königlichen Gunst täglich höher. Die königliche Municifcenz stellte ihm und seinen Vorschlägen für Förderung der historischen Wissenschaft die reichsten Mittel zu Gebote. Sybel sah sich bald an der Spitze eines in gleicher Weise nie dagewesenen Wirkungskreises. Außer seiner Thätigkeit in der Akademie und seinen Vorlesungen an der Universität, die er unter bedeutendem Zulauf hält, und denen auch Beamtete, Officiere, Gelehrte und Künstler beiwohnten, außer seinen Vorträgen in dem Cyklus von Vorlesungen, die jeden Winter die vornehmsten Kreise von München versammeln, und zahllosen Nebengeschäften durch Begutachtung aller möglichen die Wissenschaft angehenden Fragen, — wurden eine

Menge der wichtigsten Aufgaben von seinem Könige in seine Hand gelegt. Zunächst die Gründung einer historischen Schule, für die er bereits junge Leute geworben hat, denen öffentliche Unterstützungen zu Theil werden; sodann die Begründung einer historischen Zeitschrift, als Organ der gesammten historischen Wissenschaft, welche unter seiner Redaction von Neujahr 1859 ab erscheinen wird. Auch ward ihm die Aufforderung, eine Geschichte Bayerns im letzten Jahrhundert zu schreiben, wofür ihm alle Archive und sonstigen Materialien zu Gebote gestellt wurden. Sodann ordnete der König, einen der Germanistenversammlung von 1846 von Ranke vorgelegten Plan wieder aufnehmend, die Herausgabe der Acten der deutschen Reichstage an, die gleichfalls Sybel übertragen wurde. Endlich ward er zum Vorsitzenden der historischen Commission ernannt, welcher vom Könige die Aufgabe gestellt wurde, allgemeine, die historische Wissenschaft fördernde Unternehmungen zu leiten, und zu deren Mitgliedern Ranke, Pertz, Böhmer, Stälin, Chmel, Kopp, Waitz, Hegel, v. Rudhart, v. Spruner, Wegele, Häusser und Droysen berufen wurden, die in den ersten Octobertagen 1858 das erste Mal zusammenkamen. (29.)

Eduard Bendemann.

Die Düsseldorfer Malerakademie hat das Schicksal gehabt, ihre hervorragendsten und berühmtesten Talente anders wohin entführt zu sehen. Wie in jüngster Zeit Schirmer und Scheuern in Karlsruhe eine neue Stätte ihres Wirkens fanden, wie ihnen Lessing im Laufe dieses Sommers ebendahin folgte und wie Graf Kalkwuth nach Weimar übergesiedelt ist, so kam schon vor zwanzig Jahren der Dresdener Kunstakademie die Berufung Bendemanns und Julius Hübners, sowie dem Städelschen Institute in Frankfurt die Jakob Beckers zu Gute; von den älteren Düsseldorfern und Schülern Wilhelm Schadows sind eigentlich nur Hildebrandt und Karl Sohn der Stadt am Rhein treu geblieben.

Eduard Bendemann wurde als der Sohn eines bemittelten Banquiers am 3. December 1811 zu Berlin geboren. Seine Erziehung ging darauf hinaus, ihn für wissenschaftliche Studien vorzubereiten; wie in der Musik Felix Mendelssohn, mit dem er in seiner Natur und Richtung viel Verwandtschaft zeigt, trat auch Bendemann mit classischer Gelehrtenbildung in das Bereich seiner Kunst. Schon im Jünglingsalter entschied sich jedoch sein Hang zur Malerei, und er begab sich nach Düsseldorf in das Atelier des nicht lange erst dahin berufenen Wilhelm Schadow, welcher ihm für die ganze Folge seiner künstlerischen Ausbildung ein treu theilnehmender Lehrer geblieben ist, in dessen geistvoller Gesellschaft er 1829—30 Italien bereiste und zu dem er endlich auch in verwandtschaftliche Verhältnisse trat, indem er sich 1838 mit seiner Schwester, der jüngsten Tochter des Berliner Directors und Bildhauers Schadow, vermählte. Bald nachdem sich Bendemann für den Beruf eines Malers entschieden, bewies er bereits auf glänzende Weise, wie richtig er seine natürliche Befähigung erkannt habe. Gleich sein erstes größeres Gemälde „Boas und Ruth" und noch mehr „die trauernden Juden" — nach den Worten des Psalms: „An den Wassern von Babylon saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten" — erwarben ihrem Meister wie im Fluge einen Ruf, der durch die „Zwei Mädchen am Brunnen" (aus dem Besitz des rheinländisch-westfälischen Kunstvereins in Privathände übergegangen), sowie besonders durch seinen „Jeremias auf den Trümmern Jerusalems" noch bedeutend erhöht und fest begründet wurde. Letzteres Bild, welches den Namen seines Schöpfers auch in Paris mit Ehren bekannt machte, ist jetzt Eigenthum des Königs von Preußen, während die „trauernden Juden" sich im städtischen Museum zu Cöln befinden. In eben der Weise, wie die „Mädchen am Brunnen", eigentliche Genrebilder, waren ferner „die Ernte", „die Tochter des serbischen Fürsten" (nach einem von Herder übersetzten serbischen Gedichte), sowie „der Hirt und die Hirtin" nach „des Hirten Winterlied" von Uhland (in der Raczinsky'schen Sammlung zu Berlin). Das letztgedachte Bild, mit dem Texte:

„Wir seh'n in die weiten Lande
Und werden doch nicht geseh'n!"

gehört in seinen Vervielfältigungen durch Stich und Steindruck zu den elegischen Lieblingsbildern der deutschen Nation. Das stille, keiner Worte bedürfende Glück eines jugendlichen Paares über die gegenseitige ungestörte Nähe und über die endlos im Sonnenlicht ausgebreitete Landschaft, im verklärten Lächeln Beider sich wiederspiegelnd, geht auch auf die Seele des Beschauers über und erweckt jene Befriedigung und Beseligung, welche als der eigentliche Triumph der Kunst in ihren Wirkungen zu bezeichnen ist.

Mit diesem Werke schließt gleichsam die erste Periode von Bendemanns künstlerischer Thätigkeit ab, in die auch noch eine Zeichnung für Schadows Album, „das Liebespaar aus dem Hohenliede," sowie mehrere Porträts gehören. Es war Bendemanns Düsseldorfer Periode, während der er sich als Schüler Wilh. Schadows schon durch die Wahl der Stoffe, fast sämmtlich mit biblischen Elementen, bekundete. Auch zwischen Schadow und seinem ältesten Schüler, Jul. Hübner, begann später eine Lösung, insofern der Erstere bei seinen religiösen Stoffen den katholischen, der Letztere den protestantischen Standpunkt einnahm und eine selbständige Haltung behauptete. Bei Bendemann aber blieb in Folge der Sympathien und Traditionen seiner Familienabstammung ein alttestamentlicher Grundzug in der Wahl und in der Empfindung seiner Bilder. Mit seinem Schwager Hübner, der ihm nach Dresden gefolgt war, wo Beide seit 1838 als Professoren der Akademie wirksam sind, arbeitete er übrigens auch Manches gemeinsam, den Entwurf zu dem allzu spärlich in Sandstein ausgeführten Denkmal Seb. Bachs vor der Leipziger Thomasschule, kleine Illustrationen zu den Nibelungen und anderweitige Beiträge zu Bildwerken in G. Wigands Unternehmungen. — In der Frescomalerei hatte sich Bendemann schon früher mit einer symbolischen Darstellung „Die Künste am Brunnen der Poesie" versucht, welche das Haus seiner Eltern in Berlin schmückte; und im Frankfurter Römer malte er das vom Baron Rothschild gestiftete Bild Kaiser Lothars, womit der Künstler sich freilich keiner historisch bedeutsamen Aufgabe zu erfreuen hatte, da dieser Zwischenkaiser zwischen den Franken und Hohenstaufen keine hervorragende Größe ist. Wie bedeutsam aber Bendemann in der Freske sich entfalten könne, beweisen wohl erst die Werke seiner zweiten Periode, die Wandgemälde im königlichen Schlosse zu Dresden. Angefangen wurden diese Verzierungen des Thron- und Ballsaales, die dort al fresco und hier in Wasserglasmalerei (Stereochromie) ausgeführt sind, und welche sich später vielleicht auch noch auf das in Mitten liegende sogenannte Thurmzimmer erstrecken werden, bereits in dem genannten Jahre 1838; vollendet aber sind sie erst vierzehn Jahre später, 1854, indem die Ausführung durch ein hartnäckiges und immer von neuem ausbrechendes Augenübel des Meisters verzögert wurde. Was die Gegenstände der Wandgemälde anlangt, so sind für den Thronsaal die ernsten Beschäftigungen des Lebens aus der Geschichte des Mittelalters, und für den Ballsaal die heiteren Gegenstände der Sage in ihrer schönsten Entfaltung bei den Griechen gewählt worden. Außerdem ist in jenem der Raum, in welchem der Thron seinen Platz hat, von einer Reihenfolge von Gesetzgebern und Königen aus den ältesten Zeiten bis ins Mittelalter umgeben, während der Fries verschiedene Allegorien enthält, auf die vier Lebensalter, die vier Cardinaltugenden, auf die Wissenschaften, Gewerbe, Handel ꝛc. Im Ballsaal aber sind auch noch die sieben Künste dargestellt, und den Fries erfüllen, im Gegensatz zu dem im Thronsaale, die heiteren Anschauungen der griechischen Sage und Abbilder des heiteren Lebens der alten Griechen von der Geburt bis zum Tode. Der liebliche Fries des Thronsaales erschien vor mehreren Jahren zu Leipzig im Stich. Die Darstellungen im Ballsaal werden von H. Bürkner radirt, die Gesetzgeber des Thronsaales von E. Goldfriedrich gestochen.

Wir sehen in Eduard Bendemann dieselbe nervöse Feinheit und Sinnigkeit, wie sie auf dem Gebiete der Musik in Felix Mendelssohns Tönen Ausdruck gewann; in Beiden zugleich dieselbe Sicherheit des Styls bei getreuem Festhalten an alter Gediegenheit, dieselben Sympathien für alttestamentliche Stoffe im Licht neutestamentlicher Verklärung, dieselbe kindlich schöne Grazie, die vor allem Unmaß und Uebermaß zurückschreckt. Etwas mehr Fülle des robusten Lebens ließe sich im Styl Beider wünschen. Das schon erwähnte nervöse Augenleiden nöthigte Bendemann zum Maßhalten in seiner Thätigkeit, und sein feingepflegter Schönheitssinn, eine fast Raffaelische Grazie und Reinheit sicherte zugleich jeden seiner Pinselstriche vor dem Ueberschreiten und Uebernehmen seiner Kraft und Kunstmittel. In zarter Enthaltsamkeit und Selbstbehütung steht Bendemann vielleicht unerreicht da unter den Malern der Jetztzeit. Er versteht es, in einer Zeit, die bald symbolisch, bald religiös fanatisch, bald in theatralischer Effecthascherei dem Unmaß in der Kunst zuneigt, im Gebiet der Malerei das Element der Idylle bedeutsam festzuhalten. Dies beweist sein feinstes Meisterstück, sein Oelbild „Nausikaa" (im Besitze des Königs von Preußen). (30.)

Theodor Döring.

Der Liebling des feineren Komus und Jocus in Berlin, Theodor Döring, wird in den Annalen des Berliner Theaters als der Nachfolger Seydelmanns bezeichnet, wie Dieser historisch der Nachfolger Ludwig Devrients war. Mit Seydelmann hat Döring sonst nichts gemein; er kann eher als dessen Gegensatz im Styl der Darstellung angeführt werden. Bei Jenem Alles Ergebniß wissenschaftlicher Studien; bei Döring Alles instinctiver und genialer Griff. Dies theilt er mit Ludwig Devrient. Wo aber Devrient zur Bewunderung, Seydelmann zum Staunen hinriß, da stimmt Döring zu jener unwiderstehlichen Heiterkeit, die nicht sowohl in Homerisches Gelächter ausbricht, sondern jenes Behagen erzeugt, das der ächte Humor verbreitet. An Frische der Mimik sucht Dörings Spiel Seinesgleichen. Er gehört damit ganz wesentlich zum Berliner Leben, das in seiner kecken Munterkeit sich über alle Stoffe hinwegsetzt und sie mit Aristophanischem Gelüst verspottet. Döring spielt oft eine Rolle, als wenn er mit ihr spielte und ihren Inhalt ironisch persifflirte. Das Behagen, das er im Publicum verbreitet, hat ihn dergestalt zum Liebling der Berliner gemacht, daß die Aufgaben, die er sich früher für den Kothurn der Tragödie stellte, ziemlich in den Hintergrund gedrängt wurden. Er ist neu und original in jeder Rolle und stellt jede mit den ersten Strichen fertig hin. Von der Schnellkraft seiner Charakterzeichnung in der Mimik weiß man staunenswerthe Beispiele. Man hat ihn beim plötzlichen Erkranken eines Mitspielers mitten in der Vorstellung aus dem Publicum hergeholt und eine ihm ganz fremde Rolle (die des alten Capulet in Romeo und Julia) ihm übergeben, die er, den Text nach dem Souffleur entnommen, mimisch meisterhaft, sogar im Styl seines Genossen zu Ende führte. In der Auffassung der Rollen konnte er mitunter wechseln, als wenn es gälte ein übermüthig geniales Kunststück zu liefern. So war er früher in Stande, im Lear bald die eine, bald die andere Seite vorwiegen zu lassen, wie bekanntlich Ludwig Devrient und Anschütz, die beiden Normaldarsteller des Lear, zwei verschiedene Seiten in dieser Gestalt ausgeprägt haben. Eine neue kecke Färbung des Mephistopheles, den Cavalier in der Maske, konnte Döring, sagt man, an demselben Abend plötzlich fallen lassen, um dem alten Satan in der Rolle, wie ihn Seydelmann gab, zum gewohnten Recht zu verhelfen. Die Säulen seiner Komik, sein Falstaff, sein Vansen im Egmont, sein Adam im Zerbrochenen Krug, sein Wirth in Minna von Barnhelm, sein Geiziger u. a. stehen classisch fest, ebenso seine Banquiers Müller, seine Commissionsräthe, seine Piepenbrinks und ein halbes Hundert ironisch joviale Figuren aus der modernen Welt. Seine Proteuskraft ist unerschöpflich, noch täglich neu und fast von improvisirter Frische, obschon Döring, 1803 geboren, bereits 55 Jahre zählt. — Der Zufall, die Gottheit der Komödie, ließ ihn in Warschau das Licht der Sonne zuerst erblicken; Viele wollten sogar in seinem Gesichtsschnitt mit der Devrientnase polnische Heftigkeit und Erregtheit sehen. Beide Eltern aber waren deutsch, der Vater bekleidete in dem damals preußischen Großherzogthum Warschau die Stelle eines königlichen Salzinspectors. Der Friede von Tilsit machte ihn mit Hunderten von Deutschen brotlos; der Knabe Theodor fand erst bei einem Landpastor in der Uckermark, dann in Prenzlau, endlich im Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin ein Unterkommen. Der „kleine Roscius" hieß er schon als Schüler, obschon er nur Prügel erntete, wenn er Genossen und Lehrer mimisch persifflirte; selbst als Kind von vier Jahren soll er die Gesichtszüge eines alten Hausarztes dergestalt nachgeschnitten haben, daß die Mutter entsetzt das Kind vom Schooße gleiten ließ. Das Berliner Thaliatheater sah, wie so oft, auch bei ihm die ersten Dilettantenversuche, während er, ohne Mittel zum Studieren, Kaufmann geworden war und mit der Elle hinter dem Ladentisch in Berlin servirte. Er bekam davon eine geläufigere Zunge, als hätte er hinter Büchern gesessen und die Welt aus ihnen, statt aus dem Leben studiert. Der „arme Poet", sein Debut, als er sich einer reisenden Truppe in Westpreußen anschloß, fiel jedoch tragikomisch aus; die Angst überkam ihn dergestalt, daß das Stück unter allgemeinem Gelächter nicht zu Ende gespielt werden konnte. Dies nicht unverdiente Gelächter verdiente er sich nun bald mit Bewußtsein und nicht gegen Wissen und Wollen. Hunger und Elend beim Thespiskarren schienen ihn auch mehr anzuspannen als abzuschrecken. Er mußte Anfangs Allerlei spielen, auch sentimentale Rollen, die er vielleicht nur bei leerem Magen richtig declamatorisch vortrug. Das romantische Elend herumziehender Banden hat Döring vollauf kennen gelernt, vielleicht um desto richtiger die Komik der entsetzlichen Misère charakterisiren zu können und die kindliche Innigkeit herzlicher Gefühle hinter der entstellten Maske des Unglücks zu zeichnen. Als Prinz in Körners Rosamunde lief er einmal im Hermelin spornstreichs über die Gasse weg, um sich an der Kartoffelschüssel zu betheiligen, zu der ihn das Mitleid seiner Wirthin eingeladen hatte Von Bromberg nach Breslau wanderte er eines Tages bei grimmiger Decemberkälte in Frack und Nankingunaussprechlichen, mit sechs Dreiern in der Tasche, um sich ein Engagement zu erbetteln. — In Breslau fand er die erste gut organisirte Truppe und machte dort seine erste Schule bei Stawinsky durch, der als Regisseur später auch in Berlin sein Genosse wurde. Nach einem Aufenthalt in Mainz unter der Direction August Haake's, wo er schon den unsterblichen Banquier Müller gab und damit ein sehr sterbliches Bauernfeld'sches Stück seit 20 Jahren 300 Mal über Wasser hielt, machte Döring in Hamburg unter dem alten Magdeburger Schmidt, dem Gefährten Schröders, seine letzte Schule. Unter Friedrich Ludwig Schmidt begann er den Nathan und Shakespear'sche Gestalten wie Lear und Richard III. zu spielen. Nach Seydelmann's Abgang war er in Stuttgart, nach dessen Tode in Berlin dessen Nachfolger, nachdem er inzwischen Stuttgart mit Hannover vertauscht hatte, und hier erst in Folge eines persönlichen dringenden Wunsches von Seiten des Königs Friedrich Wilhelm IV. seiner lebenslänglichen Verpflichtung enthoben war. Der poetisch romantische Fürst hat wenig Sympathien für das Theater gehabt; Döring aber hat doch zu unwiderstehlich auf ihn gewirkt, und im Gebiet des Komus und des humoristischen Charakterspiels ist Döring seitdem im Berliner Leben neben den groben Zügen des Kladderadatsch ein feineres Bedürfniß und Aequivalent geblieben. — Theodor Döring ist, nach der Trennung seiner Ehe mit der frühern Schauspielerin der Königstadt, der jetzt in Nordamerica lebenden Auguste Sutorius, zum zweiten Male, mit einer liebenswürdigen Schwäbin, verheirathet. (13.)

Neuigkeiten von Carl B. Lorck in Leipzig.

Im Laufe des Jahres 1858 erschienen folgende Verlags- und Commissionsartikel:

Allen, C. F., Geschichte der dän. Sprache im Herzogth. Schleswig. Mit 4 Sprachkarten. 2 Bde. 77 Bog. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Andree, Karl, Südafrika und Madagascar. Geschildert durch die neuesten Entdeckungsreisenden. Mit Karte. 8. geh. 1 1/3 Thlr.

Arenz, Karl, Die Entdeckungsreisen in Nord- und Mittelafrika von Richardson, Overweg, Barth und Vogel. Mit einer Karte. kl. 8. 10 Ngr.

Atlas de l'Archéologie du Nord représentant des échantillons de l'Age de Bronze et de l'Age de Fer. Publié par la Société Royale des Antiquaires du Nord. Avec 22 Planches. Imp. Fol. carton. 10 Thlr.

Atlas von Dänemark, im Felde durch Oculair-Croquis aufgenommen vom Topogr. L. Bloth. Herausgeg. von Ad. Bull. Bll. 1—4. Seeland u. Fyhnen. Illum. 8 Thlr. 24 Ngr.

Aus Franzensbad. Sechs Episteln von keinem Propheten. 10 Bog. 16. eleg. geh. 20 Ngr.

Burke, C. B., Aus den Annalen der englischen Aristokratie. Deutsch bearbeitet von J. Seybt. kl. 8. geh. 10 Ngr.

Cook, James, Drei Reisen um die Welt. Neu herausg. v. Steger. 2 Thle. in 1 Bd. 39 Bog. 8. geh. 1 1/3 Thlr. geb. 1 2/3 Thlr.

Etzel, Anton von, Die Ostsee und ihre Küsten. 8. geh. 1 1/3 Thlr.

Fryxell, Andreas, Geschichte Gustav Adolph's. Mit d. Portr. dess. 2. unveränd. Ausg. 20 Bog. 8. geh. 1 Thlr. geb. 1 1/3 Thlr.

Fryxell, Andreas, Geschichte Karl des Zwölften. Deutsch bearbeitet von Anton v. Etzel. Mit dem Portrait des Königs. 30 Bog. 8. geh. 1 Thlr. geb. 1 1/3 Thlr.

Hof- und Staatskalender, Kgl. Dänischer, Staatshandbuch d. dän. Monarchie für das Jahr 1858. 55 Bogen 4. 2 Thlr. 12 Ngr.

Holstein und Lauenburg in Bildern, Complet in 10 Heften mit 30 Abbild. in Tondruck. Quer-Folio. Subscr.-Preis 27 Ngr. pr. Heft. od. compl. 9 Thlr.

Das Werk bildet eine Fortsetzung von „Königreich Dänemark in Bildern" compl. in 25 Heften. 22 Thlr. 15 Ngr.

Irving, Washington, Das Leben George Washington's. Herausgegeben von Prof. Dr. F. Bülau. 4 Bände 102 Bog. 8. geh. 4 Thlr. geb. 5 1/3 Thlr.

Kane, F. Elisha Kent, Zwei Nordpolarreisen zur Aufsuchung Sir John Franklins. Deutsch von J. Seybt. 19 Bog. 8. mit 2 Karten geh. 1 Thlr. geb. 1 1/3 Thlr.

Keightley, Thomas, Geschichte von Indien. Uebersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von J. Seybt. 2 Thle. in 1 Bd. Zweite Ausgabe. 42 Bog. 8. geh. 1 1/3 Thlr. geb. 1 2/3 Thlr.

Kühne, Dr. F. Gustav. Aus mejicanischen Gefängnissen. Bruchstück aus Eduard Harkorts hinterlassenen Papieren. herausg. v. F. G. Kühne. 8 Bogen 8. geh. 16 Ngr.

Lexicon poëticum antiquae linguae septentrionalis, conscrips. Sveinb. Egilsson. Ed. Societatis Regia Antiquarior. septentr. Fasc. I—III. Preis pr. complet (5 Hefte) 10 Thlr.

Männer der Zeit. Biographisches Lexicon der Gegenwart. Heft 1—3. Vollständig in etwa 20 monatlichen Heften von 4—5 Bog. 4. Preis pro Heft 10 Ngr.

Marbach, Oswald, Hippolyt, Tragödie. eleg. geh. Preis 20 Ngr.

Marbach, Oswald, Medeia, Tragödie. eleg. geh. Preis 20 Ngr.

Mehwald, Friedrich, Nach Norwegen. kl. 8. geh. 10 Ngr.

Müller, L., Die Münzen des Thracischen Königs Lysimachus. 6 Bog. 4. m. 9 Kupfertaff. 3 Thlr.

Von demselben Verfasser erschien früher:
Numismatique d'Alexandre le Grand, Suivie d'un Appendice cont. les Monnaies de Philippe II et III. Accompagnée de Planches et tables in-quarto (401 S.) gr. 8. m. 29 Taff. 7 Thlr.

Puggaard, C., Description géologique de la Peninsule de Sorrento dans le Royaume de Naples contenant de Nouvelles observations sur les Dolomies, (49 S.) m. 1 color. Karte. 24 Ngr.

Olmsted, F. L., Wanderungen durch Texas im mexikan. Grenzlande. Aus dem Englischen. 19 Bog. 8. geh. 1 Thlr. geb. 1 1/3 Thlr.

Oersted, H. Ch., Der Geist in der Natur. Deutsch von Prof. Dr. K. L. Kannegießer, mit dem Portrait des Verfassers und dessen Biographie von P. L. Möller. 4. Aufl. vollständig in 1 Bd. 41 Bg. 8. geh. 1 1/3 Thlr. geb. 1 2/3 Thlr.

Prescott, W. H., Das Klosterleben Karls V. Aus dem Englischen (Amerikanischen) von J. Seybt. kl. 8. geh. 10 Ngr.

Ruutz Rees, L. E., Selbsterlebtes während der Belagerung von Lucknow. Mit dem Plane der Stadt nebst der Residenz und dem Portrait des General Sir Henry Lawrence. 19 Bog. 8. geh. 1 1/3 Thlr. geb. 1 2/3 Thlr.

Sivers, Jegór von, Literarisches Taschenbuch der Deutschen in Rußland. 20 Bog. gr. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 10 Ngr. eleg. geb. 2 Thlr. 24 Ngr.

Smiles, Samuel, Das Leben Georg Stephensons. Deutsch bearbeitet von L. Thiele. kl. 8. geh. 10 Ngr.

Smith, Casp. Guil., De locis quibusdam Grammaticae linguarum Balticarum et Slavonicarum, scripsit —. Partic. I. u. II. De elementis inprimis vocalibus. (130 u. 83 S.) 8. 1857. 1 Thlr. 3 Ngr.

Sophocles Tragödien, übersetzt und erklärt von O. Marbach. 7 Bändchen. Preis des Bandes Text mit Erklärung 24 Ngr.

Hiervon erschienen bis jetzt:
I. König Oedipus, Text und Erklärung. 24 Ngr.
II. Oedipus in Kolonos, Text. 12 Ngr.
III. Antigone, Text und Erklärung. 24 Ngr.
IV. Trachinerinnen, Text. 12 Ngr.
V. Ajas, Text. 12 Ngr.
VI. Elektra, Text. 12 Ngr.
VII. Philoktetes, Text und Erklärung. 24 Ngr.

Taylor, Bayard, Eine Winterreise durch Lappland. Deutsch von Fr. Goßmann. kl. 8. geh. 10 Ngr.

Thiele, Ludwig, Bilder aus den Alpen. Erinnerungen eines Malers. kl. 8. geh. 10 Ngr.

Thiele, Ludwig, Im Elbthal von Meißen bis Leitmeritz. kl. 8. geh. 10 Ngr.

Thierry, Amedée, Attila und seine Nachfolger. Deutsch von Dr. Eduard Burckhardt. 2 Theile in 1 Band. 2te Ausgabe. 32 Bog. 8. geh. 1 1/3 Thlr. geb. 1 2/3 Thlr.

Thiers, Adolf, Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs. Aus dem Franz. von Dr. E. Burckhardt. IV. Band. Preis Band I. kostet 5 Thlr. 10 Ngr. — Bd. II. 4 Thlr. 8 Ngr. — Bd. III. 4 Thlr. 28 Ngr.

Thomsen, C., Griechisches Elementarbuch für Anfänger. (102 S.) kl. 8. 12 Ngr.

Thorwaldsens Arbeiten und Lebensverhältnisse im Zeitraume 1828—1844. von J. M. Thiele. Bearb. von F. C. Hillerup. 34 Hefte od. 2 Bde. compl. (116 S. Text m. 205 Kpfrtff.) Imp.-4. Subscr.-Preis 15 Thlr. 9 Ngr.

Wenzig, Joseph, Westslavischer Märchenschatz. Ein Charakterbild der Böhmen, Mähren und Slowaken. Deutsch bearbeitet. 20 Bog. 8. mit Musikbeilagen. geh. 1 Thlr. geb. 1 1/3 Thlr.

Wolff, M., Die Philonische Philosophie in ihren Hauptmomenten dargestellt. 2. vermehrte und theilweise umgearb. Ausg. 4 Bogen. 18 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

№ 52. **Europa.** 1858.

Chronik der gebildeten Welt.

Leipzig, 25. December.

Inhalt.

Rodger's Expedition im großen Ocean.

Mit Commodore Perry's japanischer Fahrt, die von so großen Folgen begleitet sein sollte, war eine zweite Expedition combinirt, die, so wenig sie sich an handelspolitischer Wichtigkeit mit jener ersten vergleichen kann, zu den interessantesten Reisen der neuesten Zeit gehört. Der Maler Wilhelm Heine hat sie nach den Aufzeichnungen der Officiere in seiner bekannten ansprechenden Weise beschrieben, und wie sein Buch in der eleganten Ausstattung des Verlegers Costenoble, mit Abbildungen (von denen wir unseren Lesern eine Probe geben) und Karten bereichert, vor uns liegt, ist es eine ungewöhnliche, innerlich und äußerlich schöne Erscheinung des deutschen Büchermarktes. Für uns ist das vorzügliche Werk eine willkommene Gelegenheit, unsere Leser zu einigen der unbekannteren Inseln und Küsten jenes unermeßlichen Meeres zu führen, das durch die jüngsten Ereignisse recht eigentlich in den Gesichtskreis aller nicht ganz Theilnahmlosen hineingerückt worden ist. Wir können an dem ostindischen Aufstande und dem chinesischen Kriege, an Japan und Cochinchina vorbeigehen und werden immerhin Punkte der lebendigsten Berührung mit der europäischen Gegenwart genug finden. War doch eine der Aufgaben des nordamericanischen Geschwaders die, nach Oertlichkeiten, „denen durch den Fortschritt der Civilisation und der industriellen Künste ein Impuls gegeben werden könne," fleißige Ausschau zu halten.

Die Insel Formosa scheint die Blicke der kundigen Quartiermacher der Cultur am stärksten auf sich gezogen zu haben. Zu ihr sind sie mit steigendem Wohlgefallen mehrmals zurückgekehrt. Ihre Lage vor der chinesischen Küste und an einer Straße, welche zwei Meere mit einander verbindet, ist eine prächtige. Man fand dort Alles, was zu einer Niederlassung gebraucht wird, einen tiefen, geräumigen und sichern Hafen, der sich zwei englische Meilen bis zum Städtchen Kelung hinzieht, Trinkwasser, Fleisch, Früchte und Gemüse in Fülle, und vor allen Dingen reiche Kohlenlager, die zum Theil nur ein Paar hundert Ellen vom Ufer entfernt sind. Kaum hatte sich der erste Höflichkeitsaustausch mit den Mandarinen erledigt, so wurden die Americaner um eine militärische Hülfsleistung gegen die halbnackten Malayen, die den gebirgigen Theil der Insel inne haben, angegangen. Wie viel Einladendes für fremde Eroberer muß nicht ein Reich haben, das aus seiner Einwohnermasse, die nach hunderten von Millionen Köpfen zählt, und aus seiner Jahrtausende alten Ordnung nicht einmal so viel Kraft schöpft, um eine Handvoll Barbaren in's Meer werfen zu können! Auf Formosa enthüllte sich noch ein zweiter Zug des Volkscharakters. Diese Inselchinesen, die jedes Dorf mit Mauern und Thürmen umgeben und ihre Feldarbeiten schwer bewaffnet verrichten, um bei dem Anblick eines nackten Armes, der das Gesträuch auseinanderbiegt, hinter ihre Schanzwerke zurückzulaufen, sind um so tapferer gegen wehrlose Unglückliche. Als während des ersten englisch-chinesischen Kriegs zwei ostindische Schiffe an der Küste strandeten, schaffte man die Mannschaft, 190 Lascaren und Kulis, ans Land und enthauptete Alle bis auf den Letzten.

Die südlichen Küsten von China, die in unserer Vorstellung gewöhnlich den Charakter einer Fläche annehmen, die durch eine auf den Unterhalt einer überfließenden Bevölkerungsmenge Bedacht nehmende Cultur jedes poetischen Hauchs entkleidet worden ist, sind in der That pittoresk. Eine lange Kette hoher Gebirge, an deren Fuß das Meer unmittelbar brandet, faßt sie wie mit einem ehernen Gürtel ein, und auch die vorliegenden Inseln ragen kühn und schroff aus den Wellen. Dieser Gebirgspanzer zieht sich von Macao bis Ningpo, und erst dort beginnt mit dem Alluvialboden, den der majestätische Yang tse Kiang angesetzt hat, das Flachland. Die vielen zerstreut umherliegenden Flecken und Dörfer, die sich hinter prachtvollen Baumgruppen verstecken, sind sein einziger Schmuck. Das Meer dieser Küste ist den Schiffern als sehr gefährlich und heimtückisch bekannt. Der Golf von Petschili ist insbesondere wegen seines verrätherischen Charakters sprüchwörtlich. Eben ist noch Alles Stille und Frieden gewesen, nicht ein Luftzug hat die spiegelglatte Oberfläche des schlafenden Golfes gekräuselt, und im nächsten Augenblicke treiben kurze Wellen, schwarz wie Tinte, rasch heran, die Sonne verbirgt sich hinter zusammengeballten Wolkenmassen, die von

einem Nordsturm gepeitscht, als Nebel auf das Meer herabgedrückt werden und die Lage des Schiffers zwischen den hochaufbäumenden Wasserbergen doppelt schlimm machen. In solchen Meeren Zufluchtsorte zu erlangen und die Bewohner der Küsten, sei es auch mit Langkanonen und Bombenmörsern, gastfreundlicher zu machen, ist eine Pflicht der Selbsterhaltung. Weiter gegen Osten, in dem Meere zwischen China und Japan, ist das Gebiet der Cyklone, der charakteristischen Stürme der Bonin-Inseln. Sie sind plötzlich da, durch nichts vorher verkündet, als durch kurze Windstöße, deren Botschaft Jeder, der sie einmal erlebt hat, an einem eigenthümlichen Gestöhn erkennt. So fürchterlich ist ihre Gewalt, daß die seetüchtigsten Schiffe auf offenem Meere von ihnen in den Abgrund geschleudert werden. In eingeschlossenen Buchten stürzen sie gleich Windlawinen von den Berggipfeln nieder, und vier Anker genügen nicht immer, ein Schiff an seiner Stelle zu halten.

Eines der nordamericanischen Schiffe erwehrte sich in der Lloyd-Bucht der Peelsinsel eines solchen Cyklons mit Mühe. Die Expedition fand auf diesem Bonin-Eilande einen frisch keimenden Staat, über dessen zehn oder zwölf Hütten das Sternenbanner der Union weht. Sehr viele Inseln des großen Oceans sind im factischen Besitz von entlassenen oder entlaufenen Matrosen der Walfischfänger, und gehören die modernen Robinsons zum germanischen Stamme, so geben sie sich gewiß, sobald sie die Zahl von dreien erreicht haben, eine Regierung und eine Verfassung. Sollte auch, wie im Lloyd-Hafen, die Nothwendigkeit entstehen, daß der Statthalter für einlaufende Schiffe Lebensmittel besorge und seine beiden Minister Lootsendienste verrichten, genug es existirt eine staatliche Ordnung, und Gesetze der allereinfachsten Art regeln die vorkommenden Rechtsgeschäfte. Der junge Staat der Peelsinsel begreift eine Ebene von kaum einer Viertelstunde Breite, die an stufenförmig aufsteigende Berge angrenzt. Unten hat die Regierung mit ihrer Handvoll weißer Unterthanen ihren Sitz aufgeschlagen, oben im Gebirge sind Kanakas von den Sandwichs, Tahitier und andere zugewanderte Wilde als vorgeschobene Posten zerstreut. Oben wie unten sind geologische Beweise für die Theorie aufgehäuft, welche die Südseeinseln aus einem Zusammenwirken vulcanischer Kräfte mit der Arbeit der Corallenthierchen entstehen läßt. Basalte, Schlacken und Laven haben sich über und zwischen Corallenformationen geschoben, die auf Trappstein ruhen. Nach diesen Anzeichen zu schließen, bauten die Madreporen auf Felsen, die bis dicht an den Wasserspiegel reichten, und eine neue Erhebung, die auf kurze Zeit einen thätigen Vulcan entstehen ließ, brachte sie und ihr Trappfundament, das zum Theil bis zu den Gipfeln der Berge emporgedrängt wurde, an den Tag. Der Pflanzenwuchs, der sich auf dem neugewonnenen Fleckchen Erde angesiedelt hat, ist ziemlich alten Ursprungs. Er besteht vorwiegend aus Palmen mit verschiedenartigem Unterholz, das zu undurchdringlichen Dickichten zusammengefilzt ist. Baumfarn mit Blättern von zehn Fuß Länge spielen eine Hauptrolle, ein Liebesapfelbaum trägt schmackhafte Früchte von der Größe einer Kirsche, ein Gesträuch mit dunklen und glänzenden Blättern strömt einen wunderbar balsamischen Wohlgeruch aus und wurde deshalb von den Japanern für Sandelholz gehalten. Die Thierwelt hat sich mit ihrer Besitzergreifung mehr Zeit genommen. Ihre Repräsentanten sind einige Vögelarten, Tauben so groß wie Fasanen, Finken, Krähen, Strandläufer und Falken, eine kleine Eidechse, Iguana's, Landkrabben, von denen in den trockenen Wasserrinnen, die von den Gebirgen niederlaufen, der ganze Boden lebt, und vorzügliche Schildkröten. Die übrigen Thiere der Boningruppe sind sämmtlich Nachkommen verwilderter Vierfüßer der europäischen Hausthiere. Die Ziegen leben gesellig in Heerden von Hunderten, das Schwein behauptet auch in dieser üppigen Pflanzenwelt, deren Ueberfluß an Nahrungsstoffen seinen Egoismus nicht rechtfertigt, seine Vorliebe für Absonderung.

Die Americaner ermittelten auf Hillsborough, einer der südlichsten Bonin-Inseln, einen Hafen, der zu einer Kohlenstation geeignet ist, und segelten dann nach den näher an Japan liegenden kleinen Inselgruppen, um sie zu vermessen. Man wies sie überall fort, aber sie nahmen nirgends von der Abneigung der Bevölkerung, mit ihnen zu verkehren, Notiz, weil sie wußten, daß die Beamten es nicht bis zum Aeußersten treiben würden. Auf manchem der versteckteren Eilande mochten sie die ersten Fremden sein, die den Boden betraten, und während die Männer sie anstaunten, ergriffen die Frauen die Flucht. Näher an der Küste von Nipon zeigte sich der kegelförmige, ganz mit Schnee bedeckte Gipfel des großen Vulcans Fusi-yama über den Wolken, von denen er kaum zu unterscheiden war. Es ist ein herrlicher Berg, dessen südlicher Fuß in den Wellen des Meeres badet, während sein nördlicher Abhang weit in's Innere des Landes fortläuft. Besonders dann ist er unbeschreiblich schön, wenn sein unterer Theil, dessen tief gesättigtes Blau einen wundervollen Effect macht, durch eine Wolkenschicht von dem im Abendroth glühenden Schneegipfel getrennt wird. Sein Anblick erinnerte die Americaner, daß sie in Japan bei diplomatischen Verhandlungen erwartet würden. Unsere Abbildung zeigt die Südseite des Vulcans.

Auf Kiusiu, welches die japanischen Jahrbücher die größte und älteste der acht Inseln, aus denen die Welt bestehe, nennen, machte man mit den Ainos Bekanntschaft. Das Volk ist ein räthselhaftes, und was Siebold jüngst über die Wanderungen desselben erzählt hat, macht uns in unserem Urtheil fast noch unsicherer, da zu den älteren Hypothesen neue gefügt werden. Unser deutscher Forscher läßt die Ainos in vorgeschichtlicher Zeit aus dem innern Asien kommen, am Amur hinabgehen und sich über die vor dem Festlande liegenden Inseln verbreiten. Im Nordosten, meint er, hätten nachrückende Kamtschadalen, im Norden und Nordwesten Koriäken und Tungusen, im Süden die ersten japanischen Erbkaiser ihr weiteres Vordringen gehemmt. Jetzt sind sie ein Inselvolk, verträglich, still, gutmüthig und bescheiden. „Wären sie Hirten und besäßen sie Heerden," sagte Laperouse von ihnen, „so würde ich mir von den Sitten und Gebräuchen der Patriarchen keine andere Vorstellung machen können." Unsere Nordamericaner beschreiben sie als dunkelbraun, fast schwarz, aber mit merkwürdig regelmäßigen Zügen, so daß sie dem kaukasischen Typus näher als irgend ein anderer asiatischer Volksstamm kommen. Der Name der langhaarigen Menschen, den sie bei ihren Nachbarn

tragen, rechtfertigt sich durch ihr struppiges Haupt- und Barthaar. Sonderbar ist ihre Art, zu grüßen und Abschied zu nehmen. Sie heben die Fingerspitzen bis an die Augen, halten die Blicke auf die Erde gerichtet und sprechen mit halblauter Stimme eine lange Rede, wobei sie den Bart von oben nach unten streicheln. Diese letzte Operation wird so lange fortgesetzt, als die Rede dauert, und erst am Ende derselben richten sie den Blick auf Den, welchen sie so begrüßen. Sollte Dieser augenblicklich nach einer anderen Richtung hinsehen, so wird das Verfahren wiederholt, bis im rechten Moment die Blicke sich begegnen. Der Jahreszeit angemessen, in die der Besuch der Americaner fiel, trugen die Ainos ihre Sommerkleider. In der Regel bestanden dieselben aus einem weiten Gewande, das aus der innern Rinde eines Baumes gemacht wird, bis ans Knie reicht und um die Hüften mit einem Gürtel von demselben Stoff befestigt wird. Im Sommer leben sie in Strohhütten, im Winter in Erdhöhlen, wo sie entweder auf der Erde, oder auf Gras oder japanischen Matten sitzen. Eine geschriebene Sprache haben sie nicht, und deshalb sind ihre Gesetze blos überlieferte. Auch Tempel oder Priester hat man auf keiner der Inseln, die von ihnen bewohnt werden, wahrgenommen. So weit die japanische Herrschaft reicht, werden sie gezwungen, für einen gesetzlich bestimmten Tagelohn zu arbeiten. Das strenge japanische Verbot, von Ainos Dienste ohne Bezahlung zu fordern, läßt auf einen früheren, schlimmeren Zustand von Leibeigenschaft schließen. Leider haben diese gutmüthigen Menschen, in deren Sprache Schimpfwörter gänzlich fehlen, keinen Begriff von Reinlichkeit. Sie waschen sich nie, und schickte ihnen die gütige Natur nicht gelegentlich einen Regenguß, oder machten sie sich nicht zuweilen beim Fischen naß, so käme ihre Haut niemals mit Wasser in Berührung. Unter diesen Umständen begreifen wir sehr wohl, daß die Frauen der Ainos, die in der Nähe der Wohnungen bleiben, allen Reisenden häßlicher als die Männer erschienen sind. Weder die russische, noch die japanische Regierung trägt für sie Sorge, und sie verkümmern. Was will es heißen, daß im Norden christliche Ainos leben, wenn der griechische Priester seine Gemeinde nicht öfter als einmal im Jahre besucht, und während der ganzen übrigen Zeit russische Jäger und Matrosen die Lehrmeister, das heißt die Verderber dieser Christen sind!

Ueber die Volkszahl der Insel Yesso (Matsmai) machen die Americaner eine gute Bemerkung. In den Werken über Japan wird die Insel meistens als von Menschen wimmelnd dargestellt. Die so schrieben, ließen sich durch die ununterbrochene Kette von Dörfern täuschen, die sich an der Küste hinzieht. Es ist trotzdem fast gewiß — Golowin sagt es mit ausdrücklichen Worten — daß die Insel im Innern unbewohnt ist. Die Küste bietet der Bevölkerung Alles, was sie braucht, und sie drängt sich daher dort zusammen. Der Reichthum des Meeres an Fischen, namentlich an Lachsen, ist ein ungeheurer, und die Japaner, die das beste Wildpret verschmähen, essen so ziemlich Alles, was aus dem Meere kommt: Muscheln, Mollusken, sogar Seetang, von dem es übrigens Arten giebt, die auch für einen europäischen Gaumen schmackhaft sind. „Nach Allem,“ sagen die Americaner, „was wir selbst von der Lebensweise dieser Leute gesehen haben, muß die Seeküste für dieselben der einzige anziehende Theil der Insel sein. Wir zweifeln, ob, mit Ausnahme der süßen Kartoffel, von je drei Japanern zwei jemals etwas Anderes essen, als was aus der See gewonnen wird.“

Ueber das Meer von Ochotsk hätten wir gern mehr gehört, als unser Werk bringt. Diese gefährlichen Gewässer, auf denen Tage und Wochen lang dichte Nebel lagern, sind die großen Jagdgründe der nordamericanischen Walfischfänger. In der einsamsten Bucht zeigt sich plötzlich ein Schiffskoloß, dessen Bestimmung der Thrangeruch weithin verräth, umgeben von anderen Kolossen, den Körpern getödteter Walfische. Fast alle Capitäne dieser Schiffe treiben ihr Gewerbe mit einer Sorglosigkeit, die den berühmten französischen Leichtsinn weit überbietet. Wurden sie von dem Kriegsschiffe nach den Längen und Breiten gefragt, so zeigte es sich gewöhnlich, daß sie vielleicht seit einem Monat nicht nach ihrem Chronometer gesehen hatten. Da ist es nicht zu verwundern, weshalb so viele Walfischfahrer verloren gehen, und man muß im Gegentheil staunen, daß überhaupt noch welche ungefährdet in die heimathlichen Häfen zurückgelangen.

Bei den Sondirungen entdeckte man eine Eigenthümlichkeit des Meeres von Ochotsk, die unseres Wissens sonst nirgends vorkommt. In anderen Breiten rechnet man mit Sicherheit darauf, daß die Bodenbildung der Küste unter dem Meere sich fortsetze. Wo ein Vorgebirge steil aufsteigt, eine Bergkette die Küste entlang zieht, da weiß der Schiffer, daß er sein Senkblei tief herablassen muß, während er flache Ufer fürchtet, weil sie auf Untiefen deuten. Am nördlichen Rand des Meeres von Ochotsk macht es dagegen keinen Unterschied, ob die Küste kaum über den Wasserspiegel hervortritt, oder ob sie die kühnsten Felsbildungen zeigt. Hier wie dort ist der Meeresboden eine sanftgeneigte Fläche, und unmittelbar vor den höchsten Spitzen wie vor der niedrigsten Küste trifft der Anker bereits in zehn bis zwölf Faden auf den Boden.

Wo die Küste von Kamtschatka gebirgig ist, stechen ihre fast senkrechten, aus nackten, schwarzen Felsenmassen bestehenden Landspitzen gegen die grünen Abhänge der Hügel und gegen die mit Schnee gefüllten Schluchten seltsam ab. Der allgemeine Charakter der Landschaft ist in der Regel so, daß gewaltige, düstere Vorsprünge aus einem flachen und schmahlen Küstenrande hervortreten, dessen weißer Sand hier und da von dunklen Bergströmen, die der Schnee der Schluchten nährt, durchbrochen wird, daß ein anschwellendes, mit üppigem Grün geschmücktes Hügelland die Mitte einnimmt, und prächtig blaue Berge mit abgestumpften Kegeln, die auf eine frühere vulcanische Thätigkeit deuten, im Hintergrunde das Bild abschließen. Aus den Felsenspalten der Gebirge steigen bei dem Nahen von Menschen Wolken schwarzer Cormorans mit kreischendem Geschrei auf, und nordwestliche Papagaien, Wasservögel mit rothen Füßen und bunten Federn, erheben sich mit schwerem Flügelschlage. Beide Arten stellen den Lachsen nach, die in dem kalten Schneewasser der Bergströme lustig emporschnellen, während der Bär, der in einsamer Majestät zum Ufer

trabt, große Krabben sucht und das Fleisch aus den harten Schaalen geschickt herauskratzt. Betreten Menschen das düster schöne Ufer, so wird ihnen der Sinn für die Naturreize, wie unsere Reisenden sagen, durch unzählige Mosquitos, blutdürstiger als die unter den Tropen, ausgestochen.

In diesen hohen asiatischen Breiten kommt der Brennstoff vor, dessen Mangel dem europäischen Rußland in seinem Vorwärtsstreben wie ein Bleigewicht an den Füßen hängt. Unter 61° 15′ nördlicher Breite und 161° 31′ östlicher Länge fanden die Americaner vier Steinkohlenlager von ziemlicher Ausdehnung. Die Stelle ist leicht zugänglich, und man erkennt sie an einem sehr steilen Vorgebirge von vierhundert Fuß Höhe, das auf einer eigenthümlichen Formation von Feldspath, schieferigem Eisenerz und einem Sandstein von verschiedener Härte aufsteht. Fragmente dieses Gesteins sind längs dem ganzen Ufer zerstreut, theils in Form von regelmäßigen Kugeln von der Größe einer Orange, theils in großen unförmlichen Felstrümmern. Einige jener Kugeln waren so weich, daß man sie mit dem Fuße wie Töpferthon breit drücken konnte, während andere so hart wie Granit waren. Wenn man die letzteren heftig gegen die Felsen schleuderte, so sprangen sie mit der Elasticität eines Billardballs zurück oder zerschellten in ein Dutzend Stücke. In letzterem Falle waren sie mit Versteinerungen von Muscheln und Austern gefüllt, oder enthielten Abdrücke von Farnkräutern und Gräsern, die an der Küste von Kamtschatka nicht mehr vorkommen. Eine andere sonderbare Erscheinung waren einige Lager fetten Thonbodens. Ging man am Ufer hin, so setzte man zuweilen den Fuß auf etwas, das wie die Oberfläche eines Lagers von dunkelgrauem Granit oder Sandstein aussah, aber statt festen Boden zu finden, versank man bis ans Knie. An einigen Stellen quoll diese eigenthümliche Substanz aus der Seite des Berges wie Fett hervor und füllte die Vertiefungen. Die kleinen Theile, die das Wasser auflöste und mit sich führte, machten dasselbe zum Trinken wie zum Baden untauglich.

Die Küsten und Inseln der höchsten Breiten werden blos im Sommer bewohnt. Im Winter zieht sich die Bevölkerung mit den Fischvorräthen, die sie an den Küsten gesammelt hat, zu ihren mehr geschützten Wohnungen im Innern zurück. Der Reichthum an Fischen, besonders an Lachsen, ist in den Buchten und Flüssen ein wirklich außerordentlicher. Man fischt, indem man die Lachse mit der Fluth durch die Strommündungen eindringen läßt und ihnen durch Netze, die über die ganze Breite des Wassers reichen und durch schwere Steine bis zum Grunde eingesenkt werden, den Rückweg abschneidet. Männer mit Knitteln waten ins Wasser und erschlagen die Fische, die in dichten Massen das Wasser zu Schaum peitschen, Frauen und Kinder nehmen die Beute in Empfang und richten sie zum Räuchern zu. Es ist zu verwundern, daß noch kein speculativer Schiffer auf diesen Fischreichthum der sibirischen Küste und ihrer Inseln ein Geschäft begründet hat. Mit leichter Mühe und geringen Kosten ließe sich ein ganzes Schiff mit geräucherten Lachsen füllen, die in Californien, Mexico, Südamerica und China einen guten Markt finden würden. Die Jakuten kennen kein Geld und vertauschen ihre Vorräthe gegen bunte Seide, Taschentücher, Flanell, alte Kleider, Tabak, Syrup und Branntwein. Für zwei Päckchen Tabak und ein seidenes Tuch läßt sich eine Kuh erhandeln, und vier Tonnen Lachse sind für Waaren zu bekommen, deren Geldwerth nicht mehr als einige Dollars beträgt. Bis jetzt ist es blos der Walfischfang, der hier betrieben wird. Zuweilen werden die Schiffer vom Frost überrascht und müssen dann an den unwirthlichen Gestaden überwintern. Ein Schiff, dem es so erging, wurde oft von Bären besucht, bis diese merkten, daß stets auf sie gefeuert wurde, worauf sie sich fern hielten. Man sah sie weit auf dem Eise des Meeres vorgehen, allein bei dem ersten Thauwetter schienen sie zu wissen, daß der Spaziergang nicht länger sicher sei, und zogen sich auf das feste Ufer zurück.

Fast am Ende ihrer Reise entgingen die Americaner kaum dem Scheitern. Eines Nachts verließen sie ihren Ankerplatz unter dem Schutz einer vorspringenden Landspitze. Rechts zog die zackige, mit Schnee bedeckte Küste Sibiriens, zur Linken tauchten mehrere Inseln aus der ruhigen Oberfläche des Meerbusens von Ochotsk, und vor dem Schiffe lag ein Gegenstand, der ein Felsen zu sein schien. Mit einem Male schien sich der letztere vom Boden zu erheben und rasch auf die Americaner zuzukommen. Sie vermutheten eine Luftspiegelung, die an der sibirischen Küste ein häufiges Vorkommniß ist, gewahrten indessen bald, daß sie in eine Strömung von rasender Schnelligkeit hineingerissen worden seien. Der Strom führte sie so rasch fort, daß Bäume, Felsen, dunkle Höhlen und Schneefelder an ihnen vorüberflogen, als säßen sie in einem Dampfwagen. Vor ihnen lagen drei Felsen mit Höhlen, in die das Wasser hinabstürzte. Die größte der Höhlen, die das ganze Schiff aufzunehmen vermochte, lag gerade vor den Americanern, und gegen diese wurden sie langsam getrieben, da ihre mit aller Kraft arbeitende Maschine nicht stark genug war, um der Strömung Widerstand zu leisten. „Rückwärts, langsam rückwärts zogen uns die Wogen," erzählt Lieutenant Habersham. „Das alte Schiff, als wäre es sich des Schicksals bewußt, das ihm bevorstand, zitterte in allen seinen Theilen, als die übermäßig angespannten Kessel die Schraube siebenzigmal in der Minute im Kreise wirbelten, und dennoch bewegten wir uns langsam rückwärts in den Rachen des lauernden Todes. Es war entsetzlich, einen Klumpen Seegras oder ein Stück Treibholz an uns vorbeijagen und in den dunklen Schlund, wer weiß wie tief, hinabstürzen zu sehen. Selbst die Walfische, die während der letzten Tage ihre gewaltigen Seiten gegen unsern Kiel gerieben hatten, tauchten zum letzten Male unter und verschwanden, indem sie den hülflosen Menschen seiner wirbelnden Schraube und der Gewißheit einsamen Todes überließen. Von den zahllosen Flügen von Enten und Gänsen, die bisher das Meer rings um uns bedeckt hatten, war auch nicht eine einzige zwischen uns und der sich nähernden Gefahr sichtbar. Tausende von ihnen trieben an uns vorüber, allein von ihrem natürlichen Instinct belehrt, vermieden sie gleich den Walfischen die Gefahren dieser bodenlosen Tiefe, indem sie in angemessener Entfernung blieben. Selbst die verlorenen, müden Landvögel, die viele Tage lang Zuflucht

und Nahrung auf unserem Verdeck gesucht hatten, verließen uns und suchten Schutz auf den zackigen Felsen über der verhängnißvollen Höhle, von wo sie dem hereinbrechenden Verderben in Sicherheit zuschauen konnten. Millionen von Schwalben und Fledermäusen flatterten aus ihren Nestern, erschreckt von den unbekannten Tönen und der unvermutheten Nähe des Menschen, und umkreisten unser Verdeck und Tauwerk, indem sie ihr mißtönendes Geschrei in das Gebrüll der Wasser mischten." Die Americaner waren der Höhle so nahe, daß ein starker Arm einen Stein in den Schlund hätte werfen können, als sich ihnen im letzten Augenblicke ein Ausweg zeigte. Neben der Höhle gab es kein Riff, wie sie aus einer Reihe schäumender Strudel geschlossen hatten, sondern offenes Fahrwasser. Mit entsetzlicher Schnelligkeit schossen sie an den zackigen Felsen vorbei, ließen die brausende Fluth hinter sich und hatten wieder den offenen Ocean vor sich. Die Rückfahrt nach San Francisco war von keiner Gefahr mehr begleitet.

Die Expedition war eine erfolgreiche, aber für das Geschwader unglückliche. Eines der Schiffe wurde in der Straße von Formosa oder an den Bonins von einem Cyklon unter die Wellen geschleudert, ein zweites mußte als untauglich bei Canton zurückgelassen, und ein drittes und viertes in San Francisco abgetakelt werden, so daß nur die Vincennes allein nach Neuyork zurückkehrte. Der eine der beiden Commodores, Ringgold, verließ die Flotille wegen Krankheit, einer der Lieutenants starb; auch mehrere Matrosen außer denen, die mit der Porpoise zu Grunde gingen, verloren ihr Leben.

Wir gestehen offen, bei unserem Bericht der österreichischen Novara oft mit einer bitteren Empfindung gedacht zu haben. Es ist gut und löblich, eine Fregatte auszusenden und ihr tüchtige Naturforscher mitzugeben, aber wir meinen, daß man einer solchen Expedition auch ein politisches Ziel stecken sollte. Wenn die Americaner der Ansicht sind, daß der große Ocean für sie diesen und jenen Ansiedelungspunkt haben wird, so läßt sich wohl auch für einen deutschen Flaggenstock irgend ein Fleckchen Erde finden. Als die transatlantischen Küsten besiedelt wurden, gingen wir leer aus und sanken von unserer ehemaligen Machtstellung tief herab. Wollen wir jetzt wieder müßige Zuschauer der großen Dinge sein, die sich im stillen Meere vorbereiten und zum Theil schon im vollen Zuge sind? —

—r.

Karoline von Günderode.

Wie der alte würdige Buchhändler Karl Jügel in Frankfurt a. M., der Verfasser des „Puppenhauses", seine interessanten Familienerinnerungen vor kurzem dem Publicum mittheilte, hat auch sein Mannheimer College, **Friedrich Götz**, eine werthvolle Sammlung von Gedenkblättern, Bildnissen und Autographen aus der goldenen Zeit unserer Litteratur der Lesewelt zugänglich gemacht, unter dem Titel: „Geliebte Schatten."

Von den Porträts, die sich darin zusammengestellt finden, erwähnen wir hier nur das jener Stiftsdame Karoline v. Günderode, von welcher Bettina in ihren Briefen an die Frau Rath so viel Wundersames erzählte. Die später (im Jahre 1840) erschienene Correspondenz mit der Günderode selber lassen wir jetzt ebenso sehr außer Betracht, als die Streitfrage, ob in demselben, gleichwie in dem „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" (1833), den wir den neuesten Enthüllungen zufolge wohl wirklich als unächt bezeichnen müssen, ebenfalls eine Täuschung vorliegt. Wir sprechen hier von der Günderode, weil uns ihre Erscheinung neulich ein sehr zierliches Büchlein wieder lebendig vor die Seele geführt hat: „**Gesammelte Dichtungen von Karoline v. Günderode**, zum ersten Male vollständig herausgegeben durch Friedrich Götz" (Mannheim, in der gleichnamigen Verlagshandlung). Beigefügt sind zwei Abbildungen: das Grabdenkmal der Dichterin zu Winkel am Rhein, und als Titelvignette ihr eignes Porträt, das bereits einen Bestandtheil der „Geliebten Schatten" bildete, und welches allerdings der feinen Beobachtungsgabe und finnvollen Schilderung Bettina's viel Ehre macht. Denn in der That kann man von diesem zugleich klug und träumerisch blickenden Gesicht, von dieser durchaus nicht üppigen, ja fast ätherisch zu nennenden Gestalt die Worte gebrauchen, mit denen das „Kind" ihre Jugendfreundin uns beschrieben hat: „Sanft und weich in allen Zügen, wie eine Blondine, braunes Haar, aber blaue Augen, die waren gedeckt mit langen Augenwimpern; wenn sie lachte, so war es nicht laut, es war vielmehr ein sanftes, gedämpftes Girren, in dem sich Lust und Heiterkeit sehr vernehmlich aussprach; sie ging nicht, sie wandelte, wenn man mich recht verstehen will; ihr Kleid war ein Gewand, was sie in schmeichelnden Falten umgab, das kam von ihren weichen Bewegungen her; ihr Wuchs war hoch, ihre Gestalt war zu fließend, als daß man es mit dem Worte „schlank" ausdrücken könnte."

Karoline v. Günderode war am 11. Februar 1780 zu Karlsruhe geboren, als älteste Tochter des 1786 verstorbenen markgräflich badischen Kammerherrn und Hofraths, Freiherrn Hektor Wilhelm v. Günderode, genannt von Kellner, und der Freiin Luise, gebornen v. Günderode. Seit dem Todesjahre ihres auch als Schriftsteller bekannt gewordenen Vaters verlebte sie mit ihrer Mutter und fünf Geschwistern zu Hanau die erste Jugendzeit. Achtzehn Jahre alt, wurde sie in das evangelische Capitel von Kronstatt und Hynsberg zu Frankfurt a. M. als Stiftsdame aufgenommen und trat hier mit der um vier Jahre jüngern Bettina, mit deren Bruder Clemens Brentano und dem Schwager Savigny in intimen Umgang. Ihre Studien, welche sich außer auf die Dichtkunst, auch auf englische und französische Litteratur, sowie auf Philosophie und Geschichte ausdehnten, wurden von ihren Freunden, den beiden Heidelberger Professoren Karl Daub und Friedrich Creuzer geleitet, welcher Letztere, der erst vor einigen Monaten gestorbene Verfasser der „Symbolik", der Gegenstand einer leidenschaftlichen, geheimgehaltenen Liebe von Seiten der Günderode gewesen

sein soll, einer Liebe, deren Hoffnungslosigkeit die arme Karoline endlich sogar, wie es heißt, dazu verführte, ihrem Leben durch einen Dolchstoß am Ufer des Rheins ein Ende zu machen. Man sagt, Creuzer habe sich ihretwegen von seiner Frau scheiden lassen wollen, es sei ihm dann aber aus Dankbarkeit wieder leidgeworden, da die Gemahlin ihn während einer Krankheit treu und sorgsam gepflegt hatte. Von dem Tode der Günderode wird Folgendes erzählt. Im Sommer 1806 begab sie sich auf das Landhaus des Herrn Joseph Mertens zu Winkel im Rheingau, und hier vollbrachte sie am 26. Juli die unselige That, worüber Bettina in einem Briefe an Goethe's Mutter Näheres mittheilt: „Da wir in Geisenheim ankamen, wo wir übernachteten, lag ich im Fenster und sah in's mondbespiegelte Wasser, meine Schwägerin Toni saß am Fenster; die Magd, die den Tisch deckte, sagte: Gestern hat sich auch eine junge schöne Dame, die schon sechs Wochen hier sich aufhielt, bei Winkel umgebracht; sie ging am Rhein spazieren ganz lang, dann lief sie nach Hause und holte ein Handtuch, am andern Morgen fand man sie unter Weidenbüschen; sie hatte das Handtuch voll Steine gesammelt und sich um den Hals gebunden, wahrscheinlich, weil sie sich in den Rhein versenken wollte, aber da sie sich in's Herz stach, fiel sie rückwärts, und so fand sie ein Bauer am Rhein liegen, unter den Weiden an einem Orte, wo es am tiefsten ist. Er riß ihr den Dolch aus dem Herzen und schleuderte ihn voll Abscheu weit in den Rhein, die Schiffer sahen ihn fliegen, — da kamen sie herbei, und trugen sie in die Stadt." Es ist niemals entdeckt worden, und wird wohl, besonders da nun die Lippen des nächst Betheiligten sich für immer geschlossen haben, auch in Zukunft nicht mehr nachzuweisen sein, ob wirklich allein das Gefühl der Hoffnungslosigkeit die 26jährige Jungfrau aus friedevollen und angenehmen Umgebungen in den Tod getrieben, und ein sanftes, schüchternes Wesen, welches, wie Bettina sagt, „viel zu willenlos war, um in der Gesellschaft sich bemerkbar zu machen," und, dem eigenen Geständnisse zufolge, „sich immer fürchtete, im Stifte das Tischgebet laut genug herzusagen," zu dem trotzig entschlossenen, wilden Beginnen des Selbstmordes ermuthigt hat. Vielleicht auch war es jener unbegreifliche und geheimnißvolle Drang nach dem Jenseits, welchem geniale Gemüther mitunter verfallen, wenn sie nicht zugleich einen frischen Sinn für's Leben und empfängliche Organe für die heitere Natur, oder wenigstens den kecken Muth besitzen, die Unbilden dieser Erde zu ertragen und das Recht der eigenen Individualität zu wahren; — vielleicht war es auch, sagen wir, jene „Sehnsucht nach einer Rückkehr zur Quelle des Lebens," von der uns die Günderode selber in ihrem „apokalyptischen Fragmente" erzählt, oder mit andern Worten: jenes „Ringen nach einer transscendentalen Lebensäußerung, jene Lust zur Auflösung in's All einer großen Seligkeit, die nur der Tod bereitet." (Siehe: Kühne's Porträts und Silhouetten, Bd. I., 1843.) Die Worte, welche Bettina gewiß nicht ohne innere Berechtigung der Günderode in den Mund legt: „Recht viel lernen, recht viel fassen mit dem Geist, und dann früh sterben; ich mag es nicht erleben, daß mich die Jugend verläßt!" — diese Worte, meinen wir, sind vielleicht im Stande, am ehesten Aufschluß zu geben und das Dunkel zu erhellen, welches die grausige That umzieht. Auch in den Dichtungen der Günderode finden sich ganz ähnliche Gedanken; doch gelangt freilich ebenso die Idee, daß verschmähte Liebe den Tod suchen müsse, um zur Ruhe zu gelangen, zu einem poetischen Ausdruck.

Noch bei Lebzeiten Karolinens erschienen von ihr unter dem Schriftstellernamen Tian „Gedichte und Phantasien" (Frankfurt 1804), sowie „Poetische Fragmente" (Frankfurt 1806), und in den von Daub und Creuzer herausgegebenen „Studien" (1. Bd., Heidelberg 1805) befinden sich die beiden Dramen „Udohla" und „Magie und Schicksal". Die von Götz besorgte vollständige Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen: „lyrische Gedichte und Phantasien" und „dramatische Dichtungen", von denen die erstere außer einer Anzahl kleinerer Poesien folgende Stücke umfaßt: drei orientalische Mährchen: „Timur", „Musa" und „die Erscheinung", ein philosophisches Gespräch zwischen Lehrer und Schüler: „die Manna", ein mythisches Dramolet: „Immortalita", eine dramatische Scene in Ossianischem Style: „Mora", und endlich das schon erwähnte „apokalyptische Fragment". Die dramatischen Dichtungen betiteln sich: „Hildgund", „Udohla" (in 2 Acten), „Magie und Schicksal" (in 3 Acten) und „Mahomed, der Prophet von Mekka" (in 5 Zeiträumen). Das erste dieser vier Stücke hat seinen Schauplatz in Italien zur Zeit Attila's; die Trägerin der Titelrolle ist eine zweite Judith, die sich dem Tyrannen hingiebt, um ihn dann im Rausche der Liebe zu ermorden. In „Udohla" werden wir nach Indien geführt; die Handlung erinnert insofern an Lessings Nathan, als darin auch ein Liebespaar schließlich durch geschwisterliche Bande verbunden erscheint; „Magie und Schicksal" spielt im alten Griechenland und setzt den antiken Fatalismus freilich auf sehr romantische Weise in Scene. „Mahomed" endlich giebt eine dialogisirte Geschichte der Entstehung und ersten Ausbreitung des neuen Glaubens und ist besonders noch deswegen merkwürdig, weil die Dichterin darin ebenso, wie Schiller in der Braut von Messina, versuchte, den Chor wieder einzuführen, der hier in „ägyptischer Sklavenkleidung" erscheint.

Poetisches Talent kann man der Günderode bis zu einem gewissen Grade nicht absprechen, aber freilich kommt es bei ihr nicht zu ausgeprägten Charaktertypen und zu fest umgrenzten Gestalten; die Zeichnung bleibt vielmehr immer in unbestimmten, verschwommenen Physiognomien und in schwachen, undeutlichen Umrissen stecken. Besonders fühlbar ist natürlich dieser gänzliche Mangel an fester Form bei ihren phantastischen Dramen. Was den Geist ihrer Dichtung anlangt, so wird man, mag auch der Contrast zwischen der herausfordernden, übermüthigen Bettina und der still in sich versenkten, zaghaften Günderode ursprünglich noch so groß gewesen sein, und mag auch das Freundschaftsbündniß Beider keinen inneren Bestand gehabt haben, dennoch sagen können, daß er im Grunde einer und derselbe ist mit dem in den Briefen des „Kindes"; nur freilich tritt er hier noch mit viel mehr Prahlerei und Gefallsucht vor uns hin und wirkt ergötzlich, während wir dort einen düstern Eindruck empfangen. Aber eigentlich ist doch bei Beiden dasselbe Schwärmen im Reiche der Ideen, welches

von keinem Vernunftgesetz geregelt wird, dasselbe Brüten über Reflexionen, die sich auf dem haltlosen Grunde willkürlicher Gedankensprünge aufbauen, dasselbe Jagen nach Stimmungen bemerkbar, von denen keine einzige richtig durchempfunden wird, sondern von denen eine jede sich gefallen lassen muß, alsbald wieder mit einer andern widersprechenden verschmolzen zu werden. Einige Male können wir sogar auch bei der Günderode Spuren jener verrückten „Schwebereligion" verfolgen, nach welcher der Tanz z. B. für Bettina „der Schlüssel ihrer Ahnung von der andern Welt war", und zu welcher also das ausgelassene wilde „Kind" auch die stille, furchtsame Freundin dann und wann verlocken konnte. Im Ganzen erregt das Lebensschicksal, wie die Dichtung der Günderode unsere innige Theilnahme, und wie sie uns das traurige Schauspiel einer begabten, ängstlich ringenden Seele darbieten, die aus der feindlichen Gewalt des Zweifels und aus einer Nacht voll böser Träume sich nicht zu Klarheit und Frieden durcharbeiten kann, so geben sie uns damit zugleich eine ernste, wohl zu beachtende Lehre. Sie zeigen uns, welchen Irrthümern sich auch ein ursprünglich gesund und schön empfindendes Herz hinzugeben vermag, wenn es nicht durch den Verstand geregelt wird, und in welche Abgründe des Denkens auch dieser Verstand gerathen muß, wenn ihm der Regulator des Gewissens fehlt.

E. K—e.

Ein neues Märchenbuch.

— Zwei Männer, jeder auf für den andern fernliegenden Gebieten im Felde der Sagen und Legenden forschend, der norwegische Naturforscher P. Chr. Asbjörnsen und Hofrath J. G. Th. Gräße, haben unter dem Titel: „Nord und Süd, ein Märchenstrauß" eine kleine Sammlung bisher litterarisch noch ganz unbekannter Märchen herausgegeben (Dresden bei Meinhold, mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Emil Sachse). Was Herr Asbjörnsen, der einige Jahre in Tharand seine forstwissenschaftlichen Studien machte, schon früher aus dem Schatze seiner heimischen Märchensammlungen norwegisch gab, ist nur zum Theil (von Bresemann, Berlin 1847 in 2 Bänden) verdeutscht. Er giebt in obgedachtem Bändchen uns ganz Neues und wird, falls das Büchlein Beifall findet, im Verein mit seinem Freunde darin fortfahren, während Dieser das Norwegische übersetzt und seinerseits aus orientalischen Märchen seine Beiträge liefert. Für jetzt hat Herr Gräße nur eine Erzählung ans dem Morgenlande gebracht, neben einer Reihe uns im Deutschen unbekannter Volkssagen. Aus Herrn Asbjörnsens „Juletræt for 1850—1853" brachte die Europa im vorigen Jahrgange (1857 Nr. 3) die Geschichte der „kleinen Leute auf der Sandfläche." Wir finden im Buche auch Samojedisches, Lappländisches und Finnisches.

Wir machen jedoch besonders auf das von Herrn Gräße erzählte ägyptische Märchen „der Zauberring" aufmerksam, das die Geschichte eines wahnsinnigen Buckligen im Irrenhause zu Kairo enthält. „In der Hauptstadt von Aegypten, Kairo, steht noch heute, nicht weit von der prächtigen Moschee Hassans in dem Quartier, welches den Namen Beyen el Quasseyn (d. h. zwischen den beiden Schlössern) führt, ein ungeheures Gebäude, welches man Moristan nennt, und das ums Jahr 1294 von dem Kalifen Mohamed Ebn Qualaun erbaut ward. Einst besuchten Reisende dieses freilich in neuerer Zeit nur noch schwache Spuren seiner früheren Herrlichkeit verrathende Bauwerk, um sich seine Bewohner — es sind nämlich wirkliche und eingebildete Verrückte — zu betrachten, und da fiel ihnen besonders ein kleiner Buckliger auf, der ihnen ebenso vernünftig zu sein schien, als sie selbst. Sie knüpften mit ihm ein Gespräch an und befragten ihn um seine Schicksale. Er antwortete ihnen, daß er nur durch eine furchtbare Kette wunderbarer Begebenheiten, die seinen Geist dermaßen aufgeregt hätten, daß er in gewissen Zwischenräumen Anfälle von Geistesabwesenheit habe, in dieses Haus verschlagen worden sei und dasselbe auch nunmehr nicht wieder zu verlassen gedenke, da es ihm trotz der unheimlichen Gesellschaft, die ihn hier umgebe, gewissermaßen als ein sicherer Zufluchtsort vor den Stürmen des Lebens erschienen sei. Er fragte sie, ob sie Zeit und Lust hätten, seine Abenteuer anzuhören, und als sie es bejaheten, fing er folgende Geschichte an, die an die Märchen in „Tausend und Einer Nacht" erinnert. — Alles Unglück, das mir begegnet ist, erzählt er, ist dadurch entstanden, daß das Schicksal sich bestrebt hat, jeden meiner Wünsche zu befriedigen und mir Alles zu bewilligen, was zu erreichen selbst meinen kühnsten Erwartungen unmöglich erschienen war. Man sagt, unser höchstes Glück bestehe darin, Alles zu bekommen, was man sich wünsche. Nun wohl, je glücklicher ich war, desto unglücklicher ward ich, und wenn ich mich mit Recht über das Schicksal beklagen darf, so ist es darum, daß dasselbe mir niemals auch nur das kleinste Ungemach in den Weg gelegt hat, welches jenen unaufhaltsamen Strom von Glücksgaben, von welchem ich so zu sagen fortgerissen ward, auch nur eine kleine Weile aufgehalten hätte." Der Bucklige erzählt jetzt seine Erlebnisse im väterlichen Hause. Er war der Sohn eines Fellah (Bauern), den der Trieb, geheime Schätze aufzusuchen, erfüllte. Die Schatzgräberei des Alten war erfolglos; der Zufall spielt dem Sohn einen Zauberring in die Hand, der dem Träger die Fähigkeit verschafft, alle seine Wünsche sofort, wie er sie ausspricht, erfüllt zu sehen. Beim Baden griff der Knabe den Ring aus dem Schlamme heraus, und ein Greis, der Priester Makarius in einem der christlichen Klöster der Wüste von Behr Belamah (Thal des wasserlosen Flusses), deutet ihm die geheimnißvolle Inschrift des Ringes: „Murad wünscht 2c.", worauf sogleich die Erfüllung des Wunsches erfolgt. Der Genuß der höchsten Glücksgüter wird ihm damit zu Theil, aber die Summe alles Glücks ist schließlich Elend und Unheil; die Ueberfülle dessen, was er sich wünscht, macht ihn unglücklich. Er wünscht sich König zu sein, und er schmeckt das glänzende Elend seiner hohen Stellung; er wünscht sich die Freuden des Harems und erliegt beinahe der

Scheelsucht schwarzer Eunuchen, die schon den Dolch heimlich auf ihn zücken. Mitten in der Feuersbrunst ruft er nach Wasser, und sein im Uebermaß erfüllter Wunsch stürzt ihn weit in den Ocean oder in die Tiefe eines Brunnens; er schreit nach Luft, und die geistigen Riesenarme, die ihn durch die Welt schleudern, heben ihn auf die Spitze der höchsten Pyramide. So wird ihm die Spitze jeder Glücksart stets zum Unheil; hin und her geschleudert, wird er krumm und lahm, und verliert bei all dem jähen Wechsel des Geschicks schließlich auch noch sein Bischen Verstand, um den Rest seines Lebens im Irrenhause zu Kairo zuzubringen und niemals wieder die verderbenbringende Eigenschaft des Zauberrings zu prüfen; selbst wie er sich seiner entledigt und ihn wegwirft, bereitet ihm der Zauberring des Glücks nach den Tod. Der weise Priester Makarius sagt: Nicht in der Erfüllung unserer Wünsche, sondern in der Kraft, ihnen zu widerstehen, beruht des Menschen Glück.

Das sinnreiche Märchen schließt mit der Erzählung des Besuchers: „Die Erzählung Murads des Buckligen hatte uns ein immer steigendes Interesse eingeflößt, und die wunderlichen Begebenheiten, die er bei seiner Reise über den Ocean des menschlichen Lebens erfahren, hatten unsere Bewunderung mit vollem Rechte erregt. Gleichwohl standen wir an, seine Abenteuer für wahr zu halten, und da er uns am Ende seiner Erzählung selbst gestanden hatte, daß er verrückt gewesen und noch jetzt mit einem von Zeit zu Zeit eintretenden Wahnsinn behaftet sei, so nahmen wir fast als gewiß an, daß alle die Umstände, von denen er versicherte, daß sie ihm begegnet wären, lediglich die phantastischen Gesichte seines kranken Gehirnes seien, welche seine Narrheit ihm als wirkliche Begebenheiten vorspiegelte. Was aber auf der andern Seite die Wahrheit der übernatürlichen Thatsachen, die er uns erzählt hatte, zu bestätigen schien, das war das unbestreitbare und Jedem sichtbare Vorhandensein der Spuren, welche jedes seiner Abenteuer an seinem Körper zurückgelassen hatte. Er zeigte uns auch den Talisman, den jeder von uns aufmerksam untersuchte, ohne jedoch an ihm etwas Außerordentliches bemerken zu können. Gleichwohl beeilten wir uns, ihm denselben zurückzugeben, da wir heimlich vor Furcht zitterten, es möchte der mit diesem Zauberamulet zusammenhängende Geist, während wir den geheimnißvollen Ring in der Hand hielten, uns für seine neuen Sklaven ansehen. Allein in demselben Augenblick, wo Murad diesen Ring wieder an seinen Finger steckte, hörten wir plötzlich ein fürchterliches Getöse, wie wenn sich ein Gießbach über schroffe Klippen herabstürzt, und augenblicklich umringte uns eine wüthende Menschenmenge. Das ganze Gebäude des Moristan war in mehrere von einander getrennte Flügel getheilt: wir befanden uns in demjenigen, wo die friedlichen Narren, deren Wahnsinn gefahrlos war und sich nur zu gewissen Zeiten zeigte, wohnten. Diejenigen aber, deren Raserei fast ununterbrochen fortdauerte, und deren beinahe beständig bis zu einem hohen Grade von Aufregung gesteigerter Wahnsinn schädliche Handlungen befürchten ließ, waren in einem besondern Theile des Hauses eingeschlossen, der trotz seiner Nähe eigentlich gar keine Verbindung mit dem erstgedachten hatte. Ich weiß nicht, wie diese Unglücklichen unbemerkt durch irgend ein Pförtchen aus dem Orte, wo sie eingekerkert waren, hatten herauskommen können; allein sie waren, ohne daß wir es bemerkt hatten, in den Hof gelangt, der für die ruhigen Narren bestimmt war. Sie hatten von dem Versteck aus, in dem sie sich verborgen hielten, einen Theil der wunderbaren Erzählungen Murads vernommen und auf diese Weise die allmächtige Kraft des Talismans, die Wünsche seines Besitzers in Erfüllung gehen zu lassen, kennen gelernt; sobald sie also den Ring wieder an dem Finger seines Herrn sahen, stürzten sie in wilder Verwirrung hervor, um ihn diesem zu nehmen und sich seiner zu bemächtigen. Lange Zeit vertheidigte Murad sein verhängnißvolles Eigenthum; die in Tollwuth versetzten Wahnsinnigen drängten sich in Masse um ihn herum und hingen sich wie ein Bienenschwarm, der seinen Flug auf dem blüthentragenden Aste eines Wohlgeruch verbreitenden Baumes anhält, an jedes seiner Glieder. Endlich aber, als Murad sah, daß man im Begriff war, ihm seinen Ring zu entreißen, vereinigte er noch einmal alle seine Kräfte und schleppte sich bis zu der großen Cisterne, die in einem Winkel des Hofes das für den Hausbedarf nöthige Wasser enthielt. Am Rande derselben angelangt, streckte er mit einer schnellen und unvorhergesehenen Bewegung, welche die Habsucht seine Verfolger nicht hatte wahrnehmen lassen, seinen Arm aus und warf den Ring in das Wasser, womit die Cisterne angefüllt war. Alle Wahnsinnigen stürzten sich in einem Anfall von Tollheit in demselben Augenblick hinab, und ihr regellos erfolgter Sturz warf sie in diesem unterirdische Gewölbe wie Kraut und Rüben über- und untereinander. Ohne Zweifel hätten sie hier einen sichern Tod und die radicale Heilung ihres Wahnsinns gefunden, hätte nicht unser lautes und wiederholtes Geschrei und der Lärm, den ihr plötzliches Hereinstürzen in den Hof verursacht hatte, schnelle Hülfe herbeigezogen. Man zog sie halb ertrunken wieder heraus, allein durch ein sonderbares Geschick hatte keiner sein Leben eingebüßt. Ein einziger und zwar der unschuldige Urheber der ganzen Katastrophe war dabei umgekommen, der unglückliche Murad. Sie hatten ihn durch ihren Anprall, als sie dem Ringe nachsprangen, mit hinab in die Tiefe gerissen, und ohne Zweifel war er entweder durch den gewaltsamen Nachsturz seiner Leidensgefährten erschlagen worden, oder durch das Gewicht ihrer Körper oder durch seinen langen Aufenthalt unter dem Wasser erstickt, denn man hatte ihm von Allen zuletzt erst Hülfe leisten können. Man zog ihn mit gänzlich gebrochenen und zerknickten Gliedern, blutig, ohne Puls, ohne Bewegung und Besinnung in dem leblosen Zustande eines Leichnams heraus, und alle Versuche, seine entflohenen Lebensgeister wieder zurückzurufen, blieben ohne Erfolg. So mußte jener höllische Ring, der die Ursache aller seiner Leiden gewesen war, auch da noch, wo Murad gänzlich vor seiner Tücke gesichert zu sein glaubte, seinen Untergang herbeiführen. Wir verließen in tiefem Nachdenken über das geheimnißvolle Walten des Schicksals den unheimlichen Ort, und da wir den Wächtern desselben natürlich, um nicht etwa ihre Habsucht zu reizen, Murads Mittheilung verschwiegen, so liegt jener dämonische Ring wohl für ewige Zeiten in der Tiefe der Cisterne begraben."

Männer der Zeit.

Julius Hübner.

Rudolph Julius Benno Hübner, eines der ältesten und bedeutendsten Mitglieder der Düsseldorfer Malerschule, wurde am 27. Jan. 1806 zu Oels in Schlesien geboren. Er hatte das Unglück, seine Eltern schon frühzeitig zu verlieren. Dem Plane seines Vormundes, ihn für die Theologie zu bestimmen, durchaus abgeneigt, wußte er sich noch zu rechter Zeit, besonders durch das günstige Zeugniß des tüchtigen Malers Siegert, Professors der Malerei an der Universität zu Breslau, diesem Ansinnen zu entziehen und trat mit der Erlaubniß seines Pflegevaters in die Werkstätte desselben, von welcher er 1822 nach Berlin zur Kunstakademie überging. Im zweiten Jahre seiner Anwesenheit in Berlin gestattete ihm der 1819 von Rom zurückgekehrte Wilhelm Schadow den Besuch seines Ateliers, und in der Schule dieses Künstlers, dessen erster und ältester Schüler zu sein er immer wie eine Auszeichnung genossen hat, entwickelte sich rasch die treffliche Eigenthümlichkeit Hübners; er wurde nach und nach, wie sein Meister, nicht blos ein bedeutender Maler, sondern zugleich ein ebenso bedeutender Lehrer in seiner Kunst. Hübners erstes größeres Bild „Boas und Ruth" erregte 1826 auf der Berliner Ausstellung allgemeine Aufmerksamkeit, und wurde vom König Friedrich Wilhelm III. angekauft. Bald darauf trat der wichtigste Wendepunkt in dem Leben des jugendlichen Künstlers ein, die Uebersiedelung Schadows nach Düsseldorf und die Entstehung der Düsseldorfer Schule, welche zunächst durch die dem Meister von Berlin aus nachfolgenden Schüler gebildet wurde, durch Hildebrandt, Sohn, Lessing, Bendemann und Hübner. Von seinem neuen Aufenthaltsorte aus sandte der Letzte noch im Jahre 1828 nach Berlin „den Fischer" (nach Goethe's Gedicht), sowie die berühmte Scene aus Ariost: „Roland, der die Prinzessin Isabella von Galizien aus der Räuberhöhle befreit." Diese beiden Bilder waren es neben Sohns „Rinaldo und Armida", welche zuerst die junge, romantisch aufstrebende und durch die Gemeinsamkeit ihres Wirkens nicht minder wie durch die einzelnen Talente Großes verheißende Schule bekannt machten und in ihrer Eigenthümlichkeit charakterisirten. Eine neue Entwickelungsperiode unseres Künstlers begann mit der im Jahre 1829 angetretenen Reise nach Italien und einem beinahe zweijährigen Aufenthalte dort, und zwar zum größten Theile in Rom. Vornehmlich der Winter 1830—31 wurde durch die gleichzeitige Anwesenheit der hervorragendsten Mitglieder der Düsseldorfer Schule, den Meister Schadow mit seiner Familie an der Spitze, zu einem der reichsten an unauslöschlichen Erinnerungen für den Künstler. Sohn, Hildebrandt, Bendemann, mit dessen Schwester sich Hübner vermählte, ferner die Bildhauer Rauch und Rietschel, die in Rom schon eingebürgerten Thorwaldsen und Overbeck, der Componist Mendelssohn u. A. m. bildeten eine selten wieder so glänzend vereinigte Künstlergemeinde in der alten Weltstadt. In Italien selbst noch malte Hübner „den Abschied der Ruth von der Naemi", und in Berlin, wohin er zunächst aus dem Süden zurückkehrte, den „Simson, der die Säulen des Tempels einreißt." Beide Bilder sind im Besitz des jetzigen Königs von Preußen. Auch Porträts und eine kleine „heilige Familie" für Dr. Lucanus fallen in jene Zeit. Seit 1834 wieder in Düsseldorf heimisch, schuf Hübner als die erste Frucht der Rückkehr in die alten, geliebten Umgebungen ein großes Altarbild für die neue Kirche zu Meseritz, den „verklärten Christus mit den vier Evangelisten". Dann folgte auf Bestellung des Städelschen Instituts in Frankfurt a. M. das große Gemälde „Hiob und seine Freunde", welches jetzt im Bibliothekzimmer daselbst aufgestellt ist. Nachdem er ferner noch für verschiedene Kirchen in Düsseldorf, in Halle 2c. Altarblätter und für den Consul Wagner in Berlin ein „Christkind auf Wolken schwebend" gemalt hatte, nahm der Künstler vom Herbst 1839 seinen Aufenthalt in Dresden, woselbst ein Jahr vorher schon Bendemann seine Professur an der Kunstakademie angetreten hatte, eine Stelle, die ihm dann 1841 ebenfalls zu Theil wurde. Eines seiner ersten Werke in Dresden war der Vorhang zum neuen Theater, den er im Verein mit Ludwig Richter, Oehme, u. A. in kürzester Frist vollenden mußte. Spätere in Dresden vollendete Arbeiten Hübners sind: die „Melusine" für den Grafen Raczinsky (1844), „Felicitas mit den schlafenden Kindern" aus Tiecks Octavian für die öffentliche Sammlung in Breslau (1842), Cartons zu den Fenstern der Kapelle auf des Königs, jetzt der Königin Weinberg in Wachwitz, in Glasmalerei ausgeführt von Scheinert, „Kaiser Friedrich III.", lebensgroße ganze Figur für den Frankfurter Römer (1843), Altarbilder für die Stadtkirche in Meißen und für Dommitzsch bei Torgau, „das goldene Zeitalter", eine anmuthige Gruppe von fünf Hirtenknaben in heiterer Landschaft (1848), angekauft für die mit dem neuen Dresdener Museum vereinigte Lindenaustiftung; „Hanna bringt den kleinen Samuel zum Hohenpriester Eli" (1850), noch im Besitz des Künstlers befindlich, vielleicht sein vorzüglichstes Werk; „der Engel des Herrn zeigt dem Johannes die große Babylon auf dem siebenköpfigen Drachen" (1852), Eigenthum des Kaisers von Rußland; „Kaiser Karl V. in St. Just" (1855), sowie endlich „Friedrich des Großen letzte Tage in Sanssouci" (1857), beide noch im Besitz des Künstlers. Diesen größeren Arbeiten schließen sich zahlreiche kleinere Compositionen an, z. B. „Reiters Abschied und Reiters Tod" (1853), Eigenthum eines Herrn John Souchay in Manchester, viele Bildnisse und Familiengruppen, und vor Allem eine Reihenfolge von Cartons zu Glasfenstern in den Kirchen von Krakau, Oschatz, Glasgow 2c. Von den Zeichnungen des Künstlers nennen wir nur das Albumblatt für König Ludwig, eine zur Erde gebeugte „Germania" mit herabgefallener Krone (1850), ein kleines, aber bedeutsames Werk, das Product tiefer Mißstimmung über die mannichfachen Täuschungen und Demüthigungen, welche eine unheilvolle Zeit der Reaction über Deutschland gebracht hatte.

Wir besitzen in Julius Hübner einen der fruchtbarsten Künstler, die es geben kann; die Zahl seiner Bilder ist eine erstaunlich große. Was ihre Stoffe anlangt, so überwiegen darin die biblischen, und es zeigt sich, daß Hübner gleich bei Beginn seiner Thätigkeit sich mit Eifer jener religiösen Richtung in der Kunst anschloß, welche Schadow, dessen Lieblingsschüler er war und dem er in geistiger Hinsicht vielleicht näher stand als irgend ein anderer Düsseldorfer, eingeschlagen hatte. Indeß es ist doch immerhin ein bedeutsamer Unterschied zwischen Beiden, denn Hübner blieb in seinen biblischen Gemälden stets vom protestantischen Geiste erfüllt, während Schadow zu katholisiren anfing. Dann vermied der Schüler auch die Allegorie, welche sein Lehrer so emsig anbaute; Hübner neigte sich vielmehr dem historisch-kirchlichen Genre zu. Endlich aber behandelte Hübner auch nicht so ausschließlich, wie Jener, biblische oder überhaupt religiöse Stoffe, sondern lieferte nicht minder Darstellungen aus romantischen Dichterwerken, und in seinem „goldnen Zeitalter" zeigte er trotz seiner Romantik antike Sympathien. In seinen Kinder- und Geniengestalten hat Hübner seine Meisterwerke geliefert; dahin gehören sein Christus als Kind (Eigenthum des Consul Wagner in Berlin) und sein schon erwähnter Knabe Samuel, in welchem die ganze Gluth und Größe eines Prophetenangesichts kindlich schlummert.

Auch litterarisch hat sich der vielseitige Mann bethätigt, und sich als Künstler in der Sprache bewährt. Als die Schätze der Dresdener Gemäldegallerie aus dem früheren unvortheilhaften Local hinübergeschafft worden waren in die freundlich geschmückten hellen Räume des neuen Museums, da galt es, einen Katalog nach der neuen Aufstellung zu fertigen, und Julius Hübner ward

dazu auserlesen als der intelligenteste Künstler der Stadt. Hübners trefflicher Katalog liefert eine höchst willkommene Geschichte der Dresdener Schätze. Sein „Bilderbrevier" giebt in Sonnetten eine begeisterte Exegese der Hauptgemälde der Gallerie. (30.)

Friedrich Wilhelm v. Schadow.

Die Düsseldorfer Malerschule ging in ihren Anfängen aus derselben Geistesrichtung hervor, welche in der Poesie durch die romantische Dichterperiode bezeichnet wird. Die Principien der Classiker waren überwunden, die antike Welt mit ihren plastischen Göttergestalten und ihrem heitern Menschengeschlecht trat zurück, und wieder herauf zog das deutsche Mittelalter mit seinen wunderbaren Sagen und mit dem dämmerigen Scheine, der über seinen Gestalten webt. Eine lyrische, in träumerischer Sehnsucht sich verlierende Stimmung, die auf religiösem Gebiet eine Sehnsucht zum Romanismus erweckte, hatte sich der Gesellschaft bemächtigt, und sie gelangte in der Malerei der Düsseldorfer zu künstlerischem Ausdruck. Die jüngsten Düsseldorfer, H. Ritter, Leutze, ein jüngerer Hübner u. A. haben sich dem Genre einer thatsächlichen Gegenwart zugewendet; unter den älteren Düsseldorfern hat Lessing, der bedeutendste unter allen, in der Historie einen kräftigern Aufschwung gewonnen, während sich Bendemann und Julius Hübner in Dresden plastisch klarer herausbildeten. Bei alle dem bleibt Romantik der Grundzug der Düsseldorfer Schule.

Der Begründer dieser rheinischen Kunstschule, Friedrich Wilhelm Schadow oder, wie er nach seiner 1843 erfolgten Erhebung in den preußischen Adelsstand mit seinem vollständigen Namen heißt, Friedrich Wilhelm von Schadow-Godenhaus, wurde geboren zu Berlin am 6. September 1789, als zweiter Sohn des alten berühmten Bildhauers Gottfried Schadow. Er bildete sich, ebenso wie sein Vater, der von Wien aus, wohin er mit seiner Geliebten geflohen war, 21 Jahr alt, nach der ewigen Stadt sich begeben hatte, in Rom, und zwar neben Cornelius, Veit und Overbeck zum Künstler aus. Auch trat er hier bereits zur katholischen Kirche über. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde er Professor an der dortigen Kunstakademie und wußte durch seinen ungemein fesselnden und anregenden Umgang bald eine große Anzahl von Schülern um sich zu versammeln, die ihm, als er 1826 dazu ausersehen wurde, den nach München berufenen Cornelius als Director der Düsseldorfer Malerakademie zu ersetzen, insgesammt getreulich an den Rhein nachfolgten. So entstand die Düsseldorfer Schule, und alle ihre älteren Mitglieder, J. Hübner, Lessing, Sohn, Hildebrandt, Bendemann, ferner Schirmer, Scheuren, Schrödter, Reinick, Stilke, Rethel u. A. haben im Wesentlichen den musterhaften Unterricht Schadows genossen, dessen Principien wir in einem Aufsatze des Kunstblattes von 1828, betitelt: „Meine Gedanken über eine folgerichtige Entwickelung des Malers," ausgesprochen finden. Es unterliegt in der That keinem Zweifel, daß Schadow als Leiter und Bildner junger Talente noch viel Größeres und Heilsameres geleistet hat, denn als ausübender Künstler. Von seinen Werken nennen wir zuvörderst die, welche er noch in Rom gemeinschaftlich mit Overbeck und Veit schuf: „die Traumdeutung des Joseph" und „die Trauer Jacobs, der seine Kleider zerreißt, als er den vermeintlichen Tod seines Sohnes vernimmt." Aus der Berliner Zeit stammen sodann: eine „Anbetung der drei Könige" für die Garnisonkirche zu Potsdam, ein Altarblatt für die Kirche zu Schulpforta, sowie eine große Anzahl von Porträts; in Düsseldorf endlich entstanden: die Bilder der „Charitas" und „Mignon", „die vier Evangelisten" (in der Werderschen Kirche zu Berlin — vielleicht seine vortrefflichste Schöpfung), „Christus am Oelberge", „Christus mit den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus", „Maria mit dem Leichnam des Herrn am Kreuzesstamm", „Christus an der Säule", die „Pietas" und „Vanitas", die „heilige Hedwig", die „Himmelskönigin" (für die Paulskirche in Aachen), die „klugen und thörichten Jungfrauen" (im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M.), „der Brunnen des Lebens" (im Besitz des Königs von Preußen), sowie endlich zu diesen zweien noch eine dritte allegorische Darstellung: „Himmel, Fegefeuer und Hölle" nach Dante, welch letzte Arbeit aber durch jenes gefährliche Augenleiden des Künstlers sehr verzögert wurde, in Folge dessen er eine Zeitlang sogar erblindet war, bis eine glückliche Operation ihn wieder gesunden ließ.

Wie Schadow in seinen religiösen Ueberzeugungen sich früh schon dem Katholicismus zuwandte, so gerieth er in seiner Malerei sehr bald auf den Weg oder besser auf den Irrweg der Symbolik, und mögen auch seinen Allegorien viele tiefsinnige und schöne Gedanken zu Grunde liegen: man vermißt doch schmerzlich an ihnen jene Realität, welche ein Kennzeichen der gesunden Empfindungsweise auch in der Kunst ist. Interessant ist in dieser Hinsicht die geistige Verwandtschaft Schadows mit seinem Jugendgenossen Overbeck, der freilich in der Folge das mittelalterliche Princip in der Kunst zu noch größerer Einseitigkeit ausbildete, während die zwei Andern aus dem Bunde der vier ursprünglich von gleichen Tendenzen Ausgegangenen, Peter v. Cornelius und Schnorr v. Carolsfeld, sich später einer ganz und gar divergirenden Richtung zuwandten. Uebrigens hat auf die Schöpfungen der Mehrzahl seiner Schüler Schadow mit seiner kirchlichen oder biblischen Kunstübung eine Zeitlang sehr entscheidend eingewirkt, und es ist hierin erst eine Aenderung eingetreten, als er im Laufe der Zeit in seinem Glauben immer befangener wurde und so weit ging, keine andere als eine religiöse, oder vielmehr katholische Kunst anerkennen zu wollen. Da entfremdeten sich ihm mehrere seiner liebsten und treuesten Schüler, und der Riß wurde noch größer, seitdem er z. B. einen Besuch in Lessings Atelier nicht mehr für statthaft fand, weil Dieser eben damals seine Hußbilder concipirt hatte. Schadow stand fortan mit seinen Bestrebungen ziemlich einsam in Düsseldorf; denn theils waren seine Schüler in andere Wirkungskreise getreten, theils eröffneten sie sich neue Gebiete und Stoffe. Doch mag die Richtung, in die sich Schadow immer mehr verrannte, krankhaft zu nennen, und mag er als Maler von mehreren seiner Schüler in der Folge übertroffen worden sein, er bleibt sicherlich unvergessen als Gründer einer neuen Kunstschule, die in der Entwickelung der deutschen Kunst ihre Eigenthümlichkeit behauptet. — Auch als Schriftsteller hat sich Schadow bekannt gemacht. Außer dem Aufsatz im „Kunstblatt" erschien von ihm 1843 eine Vorlesung „über den Einfluß des Christenthums auf die bildende Kunst", die Schadow ein Jahr vorher auf dem wissenschaftlichen Congreß zu Straßburg in französischer Sprache gehalten hatte. Während seiner Blindheit soll er „Memorabilien" dictirt haben; wie wichtig dieselben für die rechte Einsicht in die Kunstgeschichte sein würden, geht schon aus der 1854 erschienenen Novelle: „Der moderne Vasari. Erinnerungen aus dem Künstlerleben" hervor. Die novellistische Einkleidung erscheint darin freilich als Nebensache, aber desto interessanter, wenn auch nicht überall treffend, sind die Charakteristiken der Künstler, die vor und mit Schadow die deutsche Kunst in ihrer Entwickelung gefördert haben, vor allem die Charakteristik des früher ihm eng verbundenen Cornelius, mit dem er sich in der jüngsten Zeit leider in einen sehr unerquicklichen Principienstreit verwickelte. (30.)

Heinrich Leo,

der Historiker der mittelalterlichen Tendenz und Schule, wurde am 19. März 1799 zu Rudolstadt geboren; er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und ging Michaelis 1816 nach Breslau, um dort Mediciner zu werden. Auf der Reise schloß er in Berlin Freundschaft mit dem nachmaligen „Turnvater" Jahn und ward von demselben für seine originellen Ideen gewonnen. Seitdem behagte ihm nicht mehr die Aussicht, als Arzt thätig zu sein; er wollte Schulmann werden, die

Schäden der Menschheit nicht blos curiren, sondern auch über die Heilart dociren. Später hat er denn doch symbolisch Recepte geschrieben und z. B. mit unvergleichlichem Hallischen Löwentrotz einen universalen Krieg Aller gegen Alle als das letzte und einzige Heilmittel gegen Revolutionen ordonnirt. Der Stand der Schulmänner war in Leo's Jugend der eigentliche Vertreter der neuen freisinnigen Tendenzen. Bereits im Sommer 1817 verließ Leo Breslau und studierte in Jena weiter, besonders alte Litteratur. Seine Bekanntschaften mit Turnern und Burschenschaftern erweiterten sich immer mehr; vorzugsweise intim ward sein Verkehr mit Wolfgang Menzel und Karl Follenius. Ostern 1819 begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien für einige Zeit nach Göttingen; sein Doctorexamen aber machte er wieder in Jena, worauf er sich in Erlangen habilitirte. Plötzlich — man kennt die innern Motive nicht, — trat bei ihm das Bestreben hervor, seine Bekanntschaften mit den Deutschthümlern aufzugeben und sich selbst als Feind der demagogischen Partei zu entwickeln. 1821 siedelte er nach Berlin über, und hier nahm sein mit äußerster Empfänglichkeit begabter Geist eine ganz neue und ungewohnte Speise in sich auf. Das Studium der Hegelschen Philosophie trieb ihn zu metaphysischen und hyperphysischen Betrachtungen über die Geschichte. In Berlin hielt und schrieb er seine Vorlesungen über den theokratischen Staat der Juden. Später sagte er sich von dem Systeme Hegel's ebenso los wie von den Demagogen, und bekämpfte die Anhänger desselben mit derselben Leidenschaft, mit welcher er eine Zeitlang für sie gefochten. Mit Unterstützung der verwittweten Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt war Leo in Italien gewesen und hatte mit dieser Reise zu seinen Forschungen des italischen Mittelalters den Grund gelegt. Er schrieb seinen „Entwurf der Verfassung der lombardischen Städte" (1824), in deren Vorrede die Grundzüge seiner nach mittelalterlicher Form sich zurücksehnenden politischen Anschauung bereits niedergelegt sind. Einem Rufe nach Dorpat hatte er keine Folge geleistet, er ward in Berlin außerordentlicher Professor und Collaborator der königlichen Bibliothek. Doch war es erst der Universität an der Saale vorbehalten, Leo's ganze Eigenthümlichkeit und Sonderlingsgestaltung in vollem Flor zu entwickeln. Er schied von Berlin im Jahre 1827 plötzlich und ergriff mit Freuden die sich ihm bald darauf darbietende Gelegenheit, als Professor nach Halle zu gehen, wo er schon zwei Jahre nachher eine ordentliche Professur erhielt. Von seinen Werken sind zuvor noch die bereits kurz erwähnten „Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staats" (1828) zu nennen, die er später selber perhorrescirt hat. Mit seinem „Handbuch der Geschichte des Mittelalters", welches 1830 erschien, machte Leo dem ihn von nun an immer mehr beherrschenden Geiste des religiösen Obscurantismus und der dem Wesen nach verwandten politischen Reaction bereits sehr bedenkliche Zugeständnisse. Viel Rühmlicheres dagegen ist von seiner „Geschichte der italienischen Staaten" (5 Bände, 1829 — 30) und den „Zwölf Büchern niederländischer Geschichte" (2 Bände, 1832—35) zu sagen, welche beiden Werke er für die Heeren-Ukertsche Sammlung abfaßte. Hierin ist von einer eigensinnig festgehaltenen parteiischen Sonderstellung am wenigsten die Rede. Eigentlich polemisch aber verfuhr er zuerst in den „Studien und Skizzen zur Naturgeschichte des Staats" (1833), einem Buche, das sehr entschieden dieselbe Färbung trägt, wie seine Aufsätze für das „Berliner politische Wochenblatt", die „Evangelische Kirchenzeitung" und das „Halle'sche Volksblatt", wie seine Streitschrift „Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten" (1836), sein „Sendschreiben an J. Görres" (1838), seine „Polemik gegen die Hegelingen", (1838 — d. h. gegen A. Ruge und dessen Jahrbücher), sowie endlich seine „Signatura temporis" (1849). Doch hat er außer diesen Arbeiten von geringerem Umfange, und außer mehreren durchaus lobenswerthen sprachlichen Untersuchungen, z. B. seinen „altsächsischen und angelsächsischen Sprachproben" (1838), dem „Beowulf" (1839), den „rectitudines singularum personarum" (1841), der „Malbergischen Glosse" (1842—45) und den „Ferienschriften" (1847—52) auch noch ein größeres historisches Werk vollendet: das „Lehrbuch der Universalgeschichte" (6 Bände, 1835—44), dem er einen „Leitfaden für den Unterricht in der Universalgeschichte" (4 Bände, 1838—40) beigab. In diesem Werke sind die letzten Consequenzen seiner nicht blos antirevolutionären, sondern auch antirationalistischen Richtung gezogen, und die in jenen obenerwähnten Schriften zerstreuten Ideen im Zusammenhange entfaltet.

Heinrich Leo hat sich stets in Extremen herumgeworfen; von den Burschenschaftern zu den Parteigenossen der Kreuzzeitung, vom „Alten im Barte" zu Herrn v. Gerlach, von dem Katheder Hegels zur Dominicanerkanzel Hengstenbergs. Nicht ungestraft geschah solch jäher Wechsel; die vulcanartige Entwickelung des Umsturzes, die er nach seinen Grundsätzen verwirft, ging in die leidenschaftlich jähe und heftige Ausdrucksweise seiner Ansichten und seiner Schriften über. Daher auch seine fortwährende Unruhe und Aufregung, und die höchst verbitterte Stimmung gegen seine Gegner.

In Leo war und ist jedenfalls die Anlage zu etwas Ungewöhnlichem. Sein Talent für die Geschichtsauffassung muß ein seltenes genannt werden, seine historischen Schilderungen haben unter den Zeitgenossen nur in Ranke einen Nebenbuhler; auch in seiner „Universalgeschichte" stoßen wir noch auf Episoden von höchstem Werthe, und seine Darstellung der Volkserhebung von 1813 z. B. ist eine sehr schöne Reminiscenz an seine eigene, vom guten Geiste erfüllte Jugend; sowie er jetzt aber im Ganzen genommen ist, bietet er nur einen neuen Beweis dafür, wie eine im Grunde geniale Begabung, die geeignet wäre, die schwierigsten Probleme der Wissenschaft zu lösen und die dunkeln Bahnen des Weltgeistes aufzuhellen, — weil sich der frühere Ernst ihrer Ueberzeugung zum Fanatismus der Leidenschaft erhitzt, — sich in ihren eigenen Netzen unentwirrbar verstricken und auf einen Abweg gerathen kann, von dem keine Rückkehr möglich ist. — Auch ist es bezeichnend genug für Leo, wie für das Princip, dem er huldigt, daß dasselbe ihm nicht einmal soviel Achtung einflößen konnte, um es mit Würde und Anstand zu verfechten. Seine Polemik ist frivol und maßlos im socialen Sinne, burschikos und geschmacklos im ästhetischen; die Skandalsucht dominirt bei ihm, und die Sprache in seinen Streitlibellen ist die vulgärste, die es geben kann. Freilich muß man ebendeswegen mehr über ihn lachen, als sich über ihn erzürnen. Leo ist das enfant terrible der Reaction. Er verstand es nun einmal nicht, auch bei seinen Gegnern sich so in Respect zu erhalten, wie es z. B. Julius Stahl gelang, obschon auch Dieser dem Berliner Kladderadatsch verfiel. Stahl's Mahnung zur „Umkehr der Wissenschaft," so vermessen sie ist, hat immer noch ein gewisses Pathos, das zum Ernst stimmt; Leo's Phrasen von dem „scrophulösen Gesindel, welches einem ehrlichen Menschen die Lebensluft einengt", sowie von der „Canaille des materiellen Interesses, die ein frischer, fröhlicher Krieg von der Erde vertilgen" sollte, sind, abgesehen vom Frevel der darin liegt, zugleich possenhaft, mithin eine Medicin gegen sich selber. (22.)

Graf Karl Forbes Montalembert,

französischer Staatsmann und Redner, bekannt als Vertheidiger des Katholicismus und durch die Conflicte, in welche er neuerdings wiederholt mit der französischen Regierung gerathen, ist der Sohn eines seit 1819 zum französischen Pair erhobenen Diplomaten, der längere Zeit Gesandter unter Karl X. in Stockholm war. Er gehörte einer altadeligen Familie an, von welcher ein Mitglied unter den Theilnehmern an dem Kreuzzuge Ludwig des Heiligen 1249 genannt wird, und vermählte sich mit einer

schottischen Dame aus dem Hause Forbes. Aus dieser Ehe entsproß der jetzige Träger des Namens, der im März oder im April 1810 geboren ward und seine Jugend in England und Schweden verlebte. Nach der Restauration vollendete er seine Studien in Paris und kam als neunzehnjähriger Jüngling in Berührung mit Guizot, dessen Aufmerksamkeit er durch ein Schriftchen über die politischen und socialen Zustände Schwedens auf sich gezogen hatte.

Montalembert schloß sich frühzeitig der Schule an, deren Begründer und Apostel Lamennais war und die, zur Bekämpfung des staatlichen Bureaukratismus neuer Waffen bedürftig, es für möglich hielt, die Grundsätze der römischen Kirche mit denen politischer Freiheit zu versöhnen. Er wurde Mitbegründer und Mitherausgeber des Avenir, des Organs dieser Partei, und zeichnete sich frühzeitig durch die Schärfe und Beredsamkeit seiner Polemik aus. Darauf begann er eine Art Kreuzzug gegen die Universität und ihre glaubenslose Wissenschaft und verband sich, auf die Charte gestützt, welche volle Freiheit des öffentlichen Unterrichts garantirte, mit de Coux und Abbé Lacordaire zur Gründung einer École libre. Er übersah dabei den Umstand, daß den Franzosen zwar theoretisch alle möglichen Rechte zugesichert sind, daß polizeilliche Verordnungen aber im Einzelnen zurücknehmen, was die Verfassung im Ganzen verheißen hat. Die Polizei schloß seine Schule, und als er die Sache vor die Pairskammer brachte, deren Mitglied er seit dem vor kurzem erfolgten Tod seines Vaters geworden war, trat er zwar mit großem Glanz zum ersten Mal als Redner auf und vertheidigte die Freiheit des Unterrichts mit seltener Beredsamkeit, wurde aber doch zu einer Geldstrafe von 1000 Francs verurtheilt, denn die Charte stellte blos als Princip auf: Lehre und Unterricht sind frei; der Gebrauch dieser Freiheit war aber an die Erlaubniß der Polizei gebunden, die Montalembert einzuholen versäumt hatte. Seine Rede erregte übrigens außerordentliches Aufsehen und war der Beginn seiner öffentlichen Laufbahn, obgleich er seinen Sitz in der Pairskammer erst etwas später, 1840, einnehmen konnte, da er noch nicht vierzig Jahre alt war. Mittlerweile gewann er sich litterarische Auszeichnung als Vertheidiger des Katholicismus und schrieb 1839 ein Leben Elisabeths von Ungarn, eine Abhandlung über mittelalterliche Kunst und „Leben und Zeiten des heiligen Anselm, Erzbischofs von Canterbury".

Die schwankende Gesundheit seiner Gattin, einer Tochter des belgischen Ministers, des Grafen Merode, mit der er seit 1843 verheirathet war, veranlaßte ihn, für einige Zeit Madeira zu seinem Wohnsitz zu wählen. Von dort aus richtete er ein berühmt gewordenes Sendschreiben an die Camden Society in Cambridge, deren Ehrenmitglied er geworden, in welchem er das Bestreben dieser Gesellschaft bekämpfte, den Protestantismus und die reformirte Kirche Englands mit der Kirche des Mittelalters und des festländischen Europa's zu identificiren. Um dieselbe Zeit schrieb er auch: „Du Devoir des Catholiques dans la question de la liberté de l'enseignement", welche Schrift das Signal zu einem heftigen Kampfe der französischen Ultramontanen gegen die Beaufsichtigung und Beeinflussung der Kirche durch den Staat gab.

Seitdem Montalembert in den letzten Jahren Ludwig Philipps wieder nach Frankreich zurückgekehrt war, betheiligte er sich lebhaft an den Sitzungen der Pairskammer, in der er immer die katholische Kirche, und gelegentlich, wo diese in der Minorität und nicht herrschend war, auch die Freiheit vertheidigte. So bekämpfte er Rußland und dessen absolutistische Bestrebungen, weil die katholische Kirche Polens von dem Czaren bedrängt wurde, sprach für das constitutionelle Belgien, weil dort unter dem Schutz der Verfassung die klerikale Partei zur Herrschaft zu gelangen Aussicht hatte, und nahm sich mit Eifer und Ungestüm des schweizerischen Sonderbundes an, zu dessen Unterstützung er auch in Paris ein Comité für religiöse Freiheit gründete. Seine Theilnahme für die Sache des Katholicismus in Irland legte er durch die Leichenfeierlichkeit an den Tag, die er am 10. Februar 1848 in der Kirche Notredame für O'Connell anordnete.

Nach der Februarrevolution war Montalembert einer der ersten von den parlamentarischen Größen, die sich für die Republik erklärten. Für das Departement Doubs, wo er begütert ist, in die Nationalversammlung, und später auch in die Legislative gewählt, schloß er sich dem Club der Straße Poitiers an, und stand mit Thiers, Falloux, Berryer, Molé und Andern an der Spitze der Conservativen, welche standhaft und mit Erfolg in den meisten Tagesfragen gegen die Socialisten Front machten. Einen hervorragenden Antheil nahm er an den Debatten, welche zu der Expedition gegen die römische Republik führten, und mehrere seiner Reden, hauptsächlich diejenige vom 19. October 1849 über die Bedingungen, unter welchen die päpstliche Autorität in Rom wieder hergestellt werden müßte, fanden wegen ihrer rhetorischen Meisterschaft rauschenden Beifall in einer Versammlung, die seinen Ansichten sonst nicht hold war.

Dem Staatsstreich vom 2. December fügte sich Montalembert nicht blos als einer politischen Nothwendigkeit, sondern pries ihn als rettende That. Er sollte jedoch bald sehen, daß die Allmacht, welche das Regierungsoberhaupt gewonnen, nicht blos als Waffe gegen die Umsturzpartei zu dienen bestimmt war, und als das die Confiscation der Orleans'schen Güter aussprechende Decret erschien, schrieb er der neuen Gewalt seinen Absagebrief. Von den Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers war er von da an der Einzige, welcher gegen die allmähliche Unterdrückung aller öffentlichen Freiheiten seine warnende Stimme erhob. 1854 hatte er an den in einen fanatischen Anbeter des Kaiserthums verwandelten Präsidenten der ehemaligen Nationalversammlung, an Dupin, einen Privatbrief geschrieben, der sich in ziemlich derben Ausdrücken über den Charakter der neuen Herrschaft äußerte, und dieser Brief war ohne sein Wissen zuerst in einem belgischen, und dann in einem französischen Journale abgedruckt worden. Dadurch sah sich die Regierung veranlaßt, bei dem gesetzgebenden Körper um Ermächtigung einzukommen, den Grafen Montalembert wegen Beleidigung des Kaisers gerichtlich belangen zu dürfen. Die Genehmigung erfolgte, trotz Montalemberts beredter Vertheidigung. Allein der Gerichtshof fand in dem Anklageartikel keinen Grund zur Verurtheilung und sprach ihn frei. Bei der letzten Abgeordnetenwahl erlitt M. eine Niederlage; doch hat ihn seitdem die französische Akademie, deren Mitglied er seit 1850 ist, zum Director gewählt. Als solcher ist er Vorsitzender der jährlichen Versammlung des Instituts und hielt in der letzten in dieser Eigenschaft eine Rede über den Verfall des geistigen und sittlichen Lebens Frankreichs unter der gegenwärtigen Regierung.

Da Montalembert von der falschen Annahme einer Unanfechtbarkeit der Autorität einer so rein menschlichen Institution, wie die katholische Kirche ist, ausgeht, und mehr aus Gefühl als durch logischen Proceß ein Verehrer der Freiheit geworden ist, so darf man eine vollständige Consequenz in seinen Ansichten nicht erwarten. Die herben Erfahrungen der letzten Jahre seiner politischen Laufbahn haben sie jedoch mehrfach geläutert, wovon schon das 1856 erschienene Buch De l'Avenir de l'Angleterre Zeugniß ablegt. Als beredter Fürsprecher für Institutionen nach englischem Muster und als entrüsteter und bitterer Ankläger der Zustände seines Vaterlandes ist er neuerdings in einem im Contemporain erschienenen Artikel: „Eine Debatte über Ostindien im ostindischen Unterhause", aufgetreten. Die französische Regierung hat ihn deshalb vor Gericht gestellt, und der Graf ist zu sechs Monaten Gefängniß und 3000 Francs Geldbuße verurtheilt. Der Kaiser hat ihm die Strafe erlassen, Montalembert aber die Annahme der Gnade verweigert, wie auch die einer Subscription, die man zur Deckung der ihm auferlegten Geldbuße in England eröffnet hatte. (6.)

Zur Chronik.

Die Uebergriffe und Anmaßungen der französischen Geistlichkeit.

x. Bekanntlich hat der Klerus einen ungeheuren Magen; das neunapoleonische Regiment hat Alles gethan, um denselben vollzustopfen, aber der liebe Klerus ist nur immer gieriger und heißhungriger geworden. Jetzt sagen selbst die Pariser Blätter mit dürren Worten: „Die Regierung kann in Begünstigung der Geistlichkeit nicht mehr weiter gehen; sie hat Alles gegeben was sie zu geben hatte, aber der Klerus ist noch lange nicht zufrieden gestellt.“ Das ist richtig. Napoleon der Dritte speculirte falsch als er glaubte, in der Geistlichkeit sich eine Stütze schaffen zu können. Wie stehen die Dinge jetzt? Das höchst besonnene Journal des Débats erhebt Klagen über das planmäßige Bestreben der Geistlichkeit, die ohnehin höchst unwissende und rohe Landbevölkerung durch crassen Aberglauben noch mehr zu verdummen: sie läßt Holzfiguren, welche Heilige vorstellen, Wunder verrichten, z. B. in Lourdes und La Salette; sie geht dabei noch plumper zu Werke als einst die Mönche im Mittelalter. Vom Napoleonismus, der von sich behauptet, daß er auf der Revolution von 89 stehe, will sie eigentlich gar nichts wissen; sie ist vielmehr im Grunde legitimistisch, und möchte die älteren Bourbons auf den Thron heben, von welchen sie Wiederherstellung der geistlichen Privilegien erwartet. Napoleon III. giebt sich Mühe, sie durch höchst übertriebene Concessionen zu gewinnen: er meint sie werde ihm gewogen sein, wenn er am Grabe des Jesuitenstifters Loyola betet, oder Kapellen baut und aller Orten Messen hört. Nun ist er mit seinem Kriegsplan zu Ende; die Geistlichkeit fängt aber erst an zu operiren. Er wagt, obwohl er im Besitze von Rom ist, keinen Schritt zu Gunsten der Gerechtigkeit in der Mortara-Angelegenheit, um sich die Fanatiker nicht auf den Hals zu ziehen. La Presse sagt das ganz deutlich und weist die Unverträglichkeit zwischen dem Napoleonismus und den Ansprüchen der Geistlichkeit nach. Jener will sich auf der Basis der Revolution behaupten; diese verlangt das Grundeigenthum zurück, welches der Klerus vor 1789 besaß, nämlich ein volles Drittel des Flächeninhalts von Frankreich, und dieses obendrein ganz steuerfrei. „Die Geistlichkeit“, sagt das genannte Blatt, „trachtet wieder nach Grundbesitz; das Univers erklärt, sie sei von der Nation beraubt worden; Enteignung zu Zwecken des allgemeinen Nutzens wird für gleichbedeutend mit Ketzerei erklärt. Sie wühlt seit den Tagen der Restauration unablässig; das Sacrilegiengesetz und später die verhängnißvollen Juliordonnanzen waren ihr Werk. Sie wollte Zwang. Unter Ludwig Philipp kehrte sie eine andere Politik heraus und proclamirte Freiheit. Im Namen der Freiheit wollte sie sich des gesammten Unterrichts bemächtigen, und als der kluge Ludwig Philipp nicht „Pfaffenknecht“ werden wollte, wühlte sie gegen ihn, und Veuillot, der durch Fanatismus berüchtigte Herausgeber des Univers, erklärte die tolle und frevelhafte Februarrebellion für — ein Decret, welches Gott selber erlassen habe! Nun wurde der Klerus republikanisch und sprach den Segen über die Freiheitsbäume. Nach dem 2. December wurde dann die Geistlichkeit arg gehätschelt; man hielt sie für ein Werkzeug, welches vermittelst der Religion die aufgeregten Gemüther werde besänftigen können. Sie wurde mit Ehrenbezeigungen und Auszeichnungen überschüttet, die höchsten Personen bewiesen ihr Deferenz, Cardinäle wurden herbeigezogen, um in Staatsangelegenheiten mitzureden; die Mönchs- und Nonnenorden wurden begünstigt, die Geistlichkeit erhielt große Geldzuschüsse und Gnadengeschenke, nichts wurde gespart um sie in gute Stimmung zu versetzen. Aber die Geistlichkeit ist trotz alledem nicht zufrieden, und sie wird nicht eher zufrieden sein, als bis wieder eine Staatskirche eingeführt sein wird, bis sie wieder Grundvermögen besitzt, bis die Civilstandsregister in die Hände der Kirche überantwortet werden und bis der gesammte Unterricht in ihre Hände gegeben wird. Sie will das Jahr 1789 mit allen Folgen desselben auslöschen.“ So sagt ein, wohlgemerkt, Napoleonisches Blatt, und es hat Recht. Man sieht aber, daß die Politik eine falsche ist, welche den katholischen Klerus als ein Werkzeug benutzen zu können glaubt. Ein solcher Irrthum ist noch immer verhängnißvoll gewesen. Jetzt ist bereits den französischen Blättern verboten, gegen die Ausschreitungen und Anmaßungen des Klerus auch nur ein Wort zu schreiben! Weiter kann der arge Preßzwang nicht gehen.

Zwei Bilder von de Keyser.

— Zum Besten des Weberdenkmals in Dresden waren daselbst zwei neue Bilder von de Keyser ausgestellt. Der Künstler, Director der Antwerpener Kunstakademie, war dem Sohne des großen Tondichters dazu um so willfähriger, als das eine der Bilder dem Todten gilt, Karl Maria von Weber in seinem angeblich letzten Augenblicke darstellt, wie er, die Rechte auf den Tasten des Klaviers, die letzten Tongedanken zum Oberon noch festzuhalten strebt, während sein brechendes Auge über die trübe Nachtlampe hinweg schon einen durchs Fenster hereindringenden Morgenstrahl begrüßt. Die Symbolik der zwiefachen Beleuchtung, mit ihrem Gegensatz zwischen irdisch erlöschendem Licht und ewiger Lebenshelle, ist ohne gesuchten oder grellen Effect, ist sogar äußerst discret benutzt. Das sterbende Antlitz des Meisters ist edel, zart und schön; die hereinbrechende Verklärung hat die Macht jener intensiven Durchsichtigkeit im Colorit, worin die Belgier noch heute Meister sind. Gewandung und äußerliche Zuthat, in der saubern, fast verführerischen Eleganz jener Schule gehalten, stört nicht die Weihe des Moments, wo wir uns der Auflösung eines edlen Menschen nahen. Das Bild, innig gedacht und liebenswürdig durchgeführt, wie es ist, würde auch bedeutend sein, wenn es zugleich Porträtähnlichkeit gäbe. Wir freuen uns der Apotheose, die hier einem deutschen Genius wird; allein wir staunen, daß die als Naturalismus so vielfach gerühmte Virtuosität des Belgiers in Erfassung der Wirklichkeit just hier, wo es einem Manne galt, den noch Viele unter uns als Zeitgenossen kannten, von jeder Porträtirung absah. De Keyser hat den todten Meister der Töne, den er feierte, entweder nicht gekannt, nie gesehen, oder aus bloßer Erinnerung sein Antlitz gemalt. Wir könnten uns auch eine Apotheose Schillers ähnlich denken, wie er, den Monolog der Marfa auf dem Pulte vor sich, vom Bett sich aufrichtend mit sterbendem Antlitz das neue Morgenlicht begrüßt, das ihm die irdische Nacht beendet und die Ewigkeit erschließt. Die Situation würde für Schiller um vieles richtiger sein; trotzdem würden wir wesentlich Porträtähnlichkeit fordern. Bei dieser Apotheose Webers haben wir doppelt zu bedauern, daß sie der Historie zuwider ist; Karl Maria v. Weber starb in London nach der letzten Aufführung seines Oberon ruhig und ohne Agonie im Bett. — Diese Versäumniß in Wahrnehmung des real und historisch Gegebenen nimmt uns zumal bei einem Belgier Wunder. Macht die Malerei dort eine Seitenschwenkung zum angeblich Idealen? — Es würde nicht das rechte Ideale sein, das in der Nichtbeachtung des Realen bestände. Nicaise de Keyser, um weniges jünger als seine beiden großen Nebenbuhler, hat seinen ersten Ruhm so gut wie Diese in Bildern erlangt, welche Nationalstoffe feiern und zugleich dem Sinne der Niederländer für Ausprägung des Naturwahren im Detail huldigen. Oder es müßte denn sein, daß schon die großen nationalen Schlachtbilder de Keysers, die wir nicht kennen, (Darstellung der Schlachten zu Woringen am Rhein 1288, der berühmten Sporenschlacht zu Courtray 1302, und der zu Nieuport, 1600) weniger im Detail als in der Gruppirung der Massen

seine Stärke bekundeten. An seinen Porträts rühmt man eine fast verlockende und verführerische Eleganz. Die Macht und Kraft, wie de Biefve in seinem Compromiß des niederländischen Adels und Gallait in seiner Abdankung Karls V. und seiner Schützengilde vor den Leichnamen Egmonts und Horns, hat de Keyser wohl nicht aufzuweisen.

Auch sein zweites in Dresden ausgestelltes Bild: „Der blinde Milton dictirt seinen zwei Töchtern das verlorene Paradies" ist fast zu sauber, nett und von jener weichen Schönheit, welche den stärksten Effect vermeidet und scheut. Diese beiden Töchter sind so reizend, daß sie auch jeden Salon von heute zieren könnten, und der liebliche Greis, der im Bilde ein sanftes Kindermärchen zu erzählen scheint, ist doch wohl nicht der im Sturm der politischen Wirren bei Seite geschleuderte, vielgeprüfte, vielverkannte Dichter des verlorenen Paradieses, der diesen aller Welt abgewendeten Sang erst in der Einsamkeit und in Sorgen und Noth über seine Lippen brachte. Wenn für die Kunst die Epoche des Realismus angebrochen ist, so muß sie die Wirklichkeit nicht im Detail des Nebensächlichen und Aeußerlichen, sondern in der Kraft und Schärfe der geistigen Wahrheit suchen.

Osann †.

ε. Die philologische Wissenschaft hat in dem am 30. Nov. verstorbenen Friedrich Gotthelf Osann eine ihrer auserwählten Zierden verloren. Derselbe war ein Sohn Weimars und dort in der classischen Zeit, am 22. August 1794 geboren. Unter Eichstedt in Jena begann er 1823 seine akademischen Studien, die er ein Jahr danach zu Berlin in der anregenden Nähe Wolfs und Böckhs fortsetzte. Von Dresden aus, wohin er der Kunstsammlungen wegen gegangen war, unternahm er 1817 eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Italien, Frankreich und England, auf der er zwei Jahre zubrachte. Nach der Rückkehr hielt er zunächst als Docent in Berlin Vorlesungen, ging dann als außerordentlicher Professor nach Jena und endlich 1825 als ordentlicher Professor der alten Litteratur nach Gießen, wo er durch seine gelehrten Vorträge aus den verschiedensten Gebieten der classischen Philologie, sowie durch seine Leitung des Seminars bis zum Tode eine sehr ehrenvolle Wirksamkeit an den Tag legte. Als in der historischen Schule Wolfs und Böckhs gebildet, zeigte er sich ebenso wohl in seinen Collegien, als in seinen zahlreichen Schriften, unter denen die Untersuchungen über alterthümliche Inschriften, die „Beiträge zur Geschichte der griechischen und römischen Litteratur" (1835—39) und die erläuternden Abhandlungen im 2. Theile der deutschen Ausgabe von Stuarts und Revetts „Antiquilies of Athens" (1851) wohl die hervorragendste Stellung einnehmen. Seine Editionen betrafen zumeist unbekanntere Autoren. Auch eine große Anzahl von Programmen fertigte er gemäß seiner Stellung an der Gießener Universität.

v. Andrian †.

ε. Am 25. November raffte der Tod einen Mann hinweg, der in seinen letzten Lebensjahren zwar nicht mehr in die Oeffentlichkeit hinaustrat, der aber früher im Bereiche der Politik eine sehr hervorragende Stellung einnahm, den Freiherrn Victor v. Andrian-Werburg. Geboren am 17. Sept. 1813 im Görzischen, wo seine aus Tirol stammende Familie seit dem 13. Jahrhundert begütert ist, studierte er zu Wien Jurisprudenz und Staatswissenschaften und trat im Jahre 1834 bei dem österreichischen Gubernium in Venedig eine unbesoldete Stellung an. Von da wurde er später nach Mailand versetzt, und hier schrieb er 1841 den 1. Theil seines Werkes: „Oesterreich und seine Zukunft", welches binnen kurzem 3 Auflagen erlebte und seiner freisinnigen Haltung wegen ungewöhnliches Aufsehen machte. Andrian zeigte sich darin, was in vormärzlicher Zeit unter den Beamten der Metternich'schen Verwaltung eine seltene Erscheinung war, als ein Mann, der sich selbst unter dem Drucke engherziger Regierungsmaximen liberale Anschauungen und den Muth seiner Ueberzeugung bewahrt hatte, sowie er denn auch später zu Denen gehörte, deren Eifer es gelang, die große Bewegung von 1848 auch für Oesterreich fruchtbar zu machen und den neuen Ideen der Nationalvertretung dort gleichfalls Eingang zu verschaffen. — 1844 war Andrian als Secretär in die Wiener Hofkanzlei gekommen; zwei Jahre später gab er dies Amt auf und veröffentlichte 1847 den Schluß des obenerwähnten Werkes. Sein Antheil an dem parlamentarischen Leben der folgenden Zeit wurde ein sehr lebhafter. Zu dem Vorparlamente sandten ihn freilich die niederösterreichischen Stände zu spät, doch war er auch als Abwesender in den Fünfzigerausschuß gewählt worden, und in der Nationalversammlung, für welche er unter mehreren Wahlen die der Wiener Neustadt angenommen hatte, wurde er Vicepräsident und Mitglied der Verfassungscommission. Die Stelle eines Bundestagsgesandten lehnte er ab, wogegen er, nachdem er auch noch an die Spitze der Deputation gestellt worden war, die dem Erzherzog Johann die Reichsverweserschaft anbieten sollte, im September 1848 als Reichsgesandter nach London ging, um dort in der österreichisch-italienischen und schleswig-holsteinischen Angelegenheit thätig zu sein. Als in der Nationalversammlung die Frage wegen der Stellung Oesterreichs zu Deutschland verhandelt wurde, kehrte er auf speciellen Wunsch des Reichsverwesers eine Zeitlang nach Frankfurt zurück und stimmte, wie man es erwarten konnte, gegen den Gagern'schen Antrag. Die Beweggründe dieser Politik waren achtungswerth, auch dem, dessen Ansichten sie nicht entsprach. Bald darauf nahm der Minister Schmerling seine Entlassung, und nun wollte auch Andrian von seinem Amte abtreten. Indessen bewogen ihn die Zureden Gagerns, der verschiedene halberledigte Geschäfte in London von ihm zu Ende geführt sehen wollte, nochmals dahin zurückzugehen, bis im Januar des folgenden Jahres seine Mission vollständig erfüllt war. Er betheiligte sich nun aufs neue an den Verhandlungen des Parlamentes, nahm aber darin eine ziemlich isolirte Stellung ein, da die Angehörigen des einst von ihm präsidirten österreichischen Clubs in der Sokratesloge damals schon meistens Frankfurt verlassen hatten. Anfang März gab endlich auch er sein Mandat auf und lebte von da an wieder in Wien. 1850 schrieb er hier ein zweites, durch geistvolle Untersuchungen und Klarheit der Anschauungen ausgezeichnetes Werk: „Centralisation und Decentralisation". Thatsächlich blieb er aber der Politik fortan fremd und förderte statt dessen commercielle Unternehmungen.

Die biblische Ruth als tragische Heldin.

ε. Bei Gelegenheit der diesjährigen Münchener Preisbewerbung fiel es allgemein auf, daß die bei weitem größere Hälfte der zur Concurrenz eingesandten Dramen antike Stoffe behandelte, und in der That erscheint die Vorliebe unserer Dichter für letztere um so unbegreiflicher, je mehr sich aller Orten die Abneigung und Gleichgültigkeit des Publicums gegen sie merken läßt. Einige dramatische Schriftsteller vergaßen zwar nicht die bösen Erfahrungen, die sie früher in dieser Hinsicht gemacht haben, und Tempeltey z. B. will in seinem zweiten, der Vollendung entgegengehenden Drama die von Raupach zum Theil mißhandelten Hohenstaufen wieder vors Lampenlicht führen. Er benennt sein Stück bedeutsam genug „Hie Welf, hie Waiblingen" und scheint damit höhere Nationalfragen aufzurufen als Putlitz im Testament des großen Kurfürsten und Hersch in Anna Lise, der Geliebten und Frau des alten Dessauer. Noch immer bleiben die Versuche unserer Dramatiker, aus der eigenen deutschen Vergangenheit zu schöpfen, nur vereinzelte, und einen so kühnen Griff in die vaterländische Historie, wie Shakespeare, der ganze Jahrhunderte der englischen Geschichte vor den Blicken der Zuschauer vorübergehen ließ, wagte bei uns noch Niemand.

Der Muth der heutigen Franzosen, „ins volle Menschenleben hineinzugreifen“ und Zustände der Gegenwart darzustellen, scheint uns ganz und gar abzugehen. Auch die Zahl der biblischen deutschen Dramen aus den letzten Jahrzehnten ist eine erstaunlich große. So schrieben ein Drama „König Saul“ nicht weniger als vier: Rückert, Gutzkow, Karl Beck und zuletzt der Berliner Kette, während „Herodes“ schon dreimal zum Gegenstand von Stücken gemacht worden ist, nämlich durch Hebbel, B. v. Lepel und Neumeister. Kains Brudermord stellte Hedrich dar, und die Sage von Simson W. Gärtner. „Moses in Aegypten“ betitelt sich ein Trauerspiel Ad. Glasers und „Judas Ischarioth“ wurde vor mehreren Jahren von Elise Schmidt, sowie „Nimrod“ noch ganz neuerdings von Kinkel zum tragischen Helden gemacht. Die hohen Gestalten der „Makkabäer“ führte O. Ludwig auf die Bühne, „die Hasmonäer“ brachte Leopold Stein; Alfred Meißner aber und der Gerichtsrath Werther schreckten sogar vor so delicaten Stoffen, wie „das Weib des Urias“ und „Susanna und Daniel“ nicht zurück. Einen „David“ endlich gab Hutterus, und eben jetzt ist durch Ernst Ritter, hinter welchem Namen sich bekanntlich Frau von Binzer in Wien birgt, das reizende Idyll von der ährenlesenden „Ruth“ dramatisirt worden. Früher schrieb die genannte Dame ein sehr schwächliches litterarhistorisches Schauspiel „die Neuberin“, das aus Wien nicht herauskam. Auch der „Ruth“ wird dies schwerlich gelingen. Die köstliche Naivität alttestamentlicher Poesie liegt dem Drama so fern wie die Dorfgeschichte. Ruth hat in der Wiener Hofburg trotz der höchst sinnvollen und mit Feinheit in Scene gesetzten Darstellung nicht angesprochen.

Illustrirte Musik.

t. Musikfreunden wird eine im Verlage von Gumprecht in Leipzig erscheinende „Illustrirte Ausgabe erlesener musikalischer Meisterwerke“ (Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven) gewiß recht willkommen sein. Ihre Aufgabe ist: „eine durch Wort und Bild illustrirte schöne und doch zugleich wohlfeile Ausgabe der Werke jener sechs classischen Meister, jedoch nicht sämmtliche Werke oder ganze Opern ꝛc., sondern nur Gleichartiges und Ebenbürtiges in sorgsamer Auswahl zu Gruppen vereinigt, deren jede ein selbständiges Ganze von mäßigem Umfang bildet.“ — Der 1. Bd. „Classisches Sopran-Album“, 6 Hefte à 1/2 Thlr., enthält 31 sehr verständig ausgewählte Soprangesänge mit Begleitung, ferner die Biographien und musikalische Charakteristiken, sowie Bemerkungen über den Vortrag der einzelnen Stücke. Diese letzteren werden, fürchten wir, auf Opposition von Seite der Gesanglehrer stoßen, denn über alle kleinen Nuancen des Vortrags dürften schwerlich die Ansichten übereinstimmen, von Dilettantinnen werden sie dagegen wohl um so dankbarer aufgenommen werden, ihnen auch von Nutzen sein, denn sie sind augenscheinlich von einem Manne geschrieben, welcher nicht blos in allen Einzelheiten der Gesangstechnik vollkommen zu Hause ist, sondern auch — wenngleich er hin und wieder das Gebiet des Phantastischen und der Caprice zu streifen scheint — eine feine und tiefe Empfindung für das Wahre und Schöne der Kunst verräth, und bei seinem Gegenstande mit voller Liebe ist. Der biographische Theil, wie es scheint von anderer Hand herrührend, beschränkt sich auf die Hauptdaten und gewinnt dadurch Raum für die musikalischen Charakteristiken der sechs Meister, welche mit Geist und Geschmack behandelt sind. — Den fremden Originaltexten sind meist neue Uebersetzungen beigefügt, welche die in der That kläglichen Uebelstände der alten möglichst vermeiden und besonders dem Gesange mehr entgegenkommen, so daß z. B. die Sängerin nicht genöthigt ist, entweder die Melodie auf Kosten des Textes zu mißhandeln, oder umgekehrt. — Der 2. Bd. „Classisches Pianoforte-Album“, 6 Hefte à 1/3 Thlr., vereinigt 13 gefällige und nicht schwer ausführbare Klavierstücke, die passend scheinen, für bedeutendere Werke jener sechs Meister vorzubereiten. — Jedem Album wird ein künstlerisch ausgeführtes Porträt-Tableau in Stahlstich beigegeben. Drei Lieferungen beider Albums sind erschienen, die übrigen drei sollen noch vor Weihnachten folgen. Schließlich mag erwähnt sein, daß auch die Eleganz der äußeren Ausstattung die Albums ganz besonders als Festgeschenke empfiehlt.

Goethe's Faust in französischer Bearbeitung.

ε. Es ist nichts Seltenes, daß englische und französische Faiseurs die Stücke unserer Classiker durch eine Bühnenbearbeitung verunglimpfen und dabei die wunderbarsten dichterischen Schönheiten schonungslos zu Nichte machen. Von Pierre Lebrun, der Schillers „Maria Stuart“ für die Rachel einrichtete, wollen wir noch nicht einmal sprechen, denn er hielt doch wenigstens einiges Maß in der gewaltthätigen Verkehrung sinnvoller Intentionen; aber wir kennen z. B. auch eine Verballhornisirung von „Cabale und Liebe“, die ein Herr Bravard unter dem Namen „Luise Miller“ für das Theater der Porte St. Martin zu Stande brachte; wir kennen ferner ein Vaudeville, in dem Mignon, diese reizende Schöpfung der Phantasie, zu einer prosaischen Grisette geworden ist, und wir haben endlich ganz neuerdings erst erfahren, wie ein Herr d'Ennery dem Goethe'schen Faust mitgespielt hat. Die Porte St. Martin ist wieder der Schauplatz solches ästhetischen Gräuels, und es ist erstaunlich, auf welche Art und Weise der Franzose unsern deutschen Dichterheros „ergänzen“ zu müssen geglaubt hat. Mephisto z. B. hat eine Schwester, Olympia mit Namen, und in Diese verliebt sich Faust in Neapel, wohin er durch Zauberei gelangt. Gretchen ist über den neuen Reiz bald vergessen, doch auch Valentin lebt noch und macht gleichfalls der Olympia den Hof. Diese läßt in beider Anwesenheit ein Bouquet fallen, und will, daß Derjenige es ihr zurückbringen möge, der sie am meisten liebt. Es kommt nun natürlich zur Herausforderung zwischen den zwei Gegnern; aber ehe das Duell vor sich geht, erfahren sie gegenseitig, wer sie sind. Da Valentin hört, daß Faust nicht nur sein Landsmann, sondern sogar ein Weimaraner ist, wie er selbst, neigt sich sein Sinn alsbald der Versöhnung zu. Mit den Worten: „Du liebst Olympien; wenn ich Dir diesen Strauß gebe, wirst Du ihr sagen, ich sei feige?“ läßt er den Degen sinken. Doch Faust entgegnet: „Nein, ich will ihr sagen, Du seist besser als ich!“ und fällt, von solcher Großmuth besiegt, seinem Nebenbuhler in die Arme. Außerdem erscheint auch noch neben Mephisto eine Teufelin Sulfurine. Was die Aufführung anlangt, so kann man sich von derselben ungefähr einen Begriff machen, wenn man die folgenden Worte des „Constitutionnel“ lies't: „Man hat einen Schrei der Ueberraschung ausgestoßen bei dem Anblick nubischer Sklavinnen, die mit seltener Kühnheit und reizender Originalität gekleidet oder vielmehr entkleidet waren.“

Das Leben des Meeres.

— „Es ist unentschieden,“ sagt Alexander v. Humboldt, „wo größere Lebensfülle vorhanden sei: ob auf dem Festlande, oder in dem unergründeten Meere“. Während der Deutsche sein Binnenleben jetzt wieder mehr als im vorigen Jahrhundert erweitert, ruht auch nicht die deutsche Forschung, um wenigstens wissenschaftlich vom Meer Besitz zu ergreifen. „Das Leben des Meeres“ nennt Dr. Georg Hartwig sein Werk, das (Frankfurt bei Meidinger) in seiner vierten vermehrten und verbesserten Auflage durch zahlreiche treffliche Illustrationen eine Prachtausgabe erlebte. Seit zwölf Jahren Badearzt an der Nordsee, in Ostende, steht Hartwig mit seinem großen Gegenstand gleichsam auf vertrautem Fuße, um dessen Erscheinungen und Mysterien zu verstehen. Wärme der Darstellung belebt den streng wissenschaftlichen Inhalt seiner Forschungen. Die erste Abtheilung erörtert die Phänomene des Oceans, seine Bewegungen, außer Ebbe und Fluth auch die gesetzmäßigen Strömungen, besonders den für Europa so wichtigen Golfstrom. Abth. 2 schildert die Bewohner

des Meeres. Einzelne Partien der Darstellung erheben sich hier zu förmlichen Erzählungen, z. B. die Abschnitte über den Vogelfang auf St. Kilda, die Bildung des Guanos auf den Chincha-Inseln, die Perlenfischerei an der Küste von Ceylon, die Korallenriffe der Südsee, den nächtlichen Schildkrötenfang auf der Insel Ascension. Auf die geographische Verbreitung der Seethiere und -pflanzen folgt die Geschichte des Oceans in allen Epochen. Die Geschichte der Entdeckungen schließt sich daran von den Zeiten der Phönicier bis auf die letzten Forschungen im Arktischen Meere. Dias, Gama, Magellan, Cook bis auf Hudson, La Peyrouse und Franklin sind die Helden des Oceans; auch die weniger bekannten ersten normannischen Entdecker Nordamerica's werden uns vorgeführt. Die vierte Auflage ist vielfach bereichert, namentlich mit Schilderungen vom Haushalt der Singvögel, vom Kampf der Schildkröten und wilden Hunde, vom Einsammeln der eßbaren Vogelnester an der felsigen Südküste von Java, von Cooks wunderbarer Rettung, als sein Schiff von spitzigen Korallen durchbohrt wurde, von der Entdeckung der untergegangenen Fahrzeuge des unglücklichen La Peyrouse auf dem Meeresgrunde bei Vanikoro ꝛc.

Verantwortlicher Redacteur Dr. F. Gustav Kühne. — Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.



